4° Per. 5 h

(12

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Zwölfter Jahrgang.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1839.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Aubenus Syges.
N. 213. 214. 215. 216.
et
206 – 207.

Digitized by Google

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniss.

Jahrgang 1839.

A.

Abbadie, beabsichtigte Reise der HH. – nach Abyssinien. 64: sieh auch Chronik der Reisen.

Abdel-Kader und die Kuluglis: 1284; das Lager –'s: 1368.

Abenteuer, ein – in Ava: 359. Die – eines Banianen: 725, 730, 733, 739, 742; – in Sardinien: 973, 978; ein –: in Malaga: 1373, 1377.

Abyssinien, Instructionen zu einer Reise nach –: 228, s. auch Chr. der Reisen. Missionärnachrichten aus –: 687. Neue französische Reisen nach –: 1200. Nachrichten über –: Bemerkungen über Katte's Reise 1273; Aufzählung der neuern Reisen nach –: 1278, 1282. Ereignisse in den Jahren: 1836 – 1838. 1285, 1290, 1294, 1299, 1302. Abermalige Reise des Hrn. Combes nach –: 1280.

Aden, Schilderung von –: 469, 475. Lage der Engländer in –: 1140.

Adlerjagd, die –: 488.

Aegypten, weibliche Erziehung in –: 480; über die alte Geschichte –'s 657; über das jetzige und frühere Niveau: 777. Erleichterung des Looses der Fellahs: 1235. Urtheil eines Engländers über Mehemed Ali's innere Verwaltung: 1237. Unterricht in –: 1280.

Aerzte, indische –: bei den Arabern im zehnten Jahrhundert: 484.

Afghanistan, der Feldzug der Engländer gegen –: Einleitung 981. Rüstung, Unterwerfung der Amirs von Sind; Marsch gegen Candahar: 986, 990, 994, 998, 1002. S. auch Cabul.

Afrika; über die Verbindung zu Lande zwischen Angola und Mozambique: 213, 219, 222, 225, 230. S. auch Aphorismen. Fahrt an der Zahnküste hinab: 441, 446, 450. Eintheilung der Nationen –'s: 533. Besitzungen der Portugiesen auf der Ostküste 1) Nach Jose Accursio das Neves: 727, 731. Von den dortigen Minen und andern Naturproducten: 735. Ueber den Handel und die Banianen zu Mozambique: 743, 748. 2) Nach Sebast. X. Botelho: 779, 783, 787. Inhambane: 791, 795. Sofala: 799, 804, 808, 811. Geographisches: 831, 835, District von Senna und Tete: 839, 843. Das Goldland der Maraven, Monomotapa: 847. Mozambique: 875, 879, 883, 887. Die Inseln des Cap Delgado: 895. Fort und Dorf St. George d'Elmina mit ihren Umgebungen an der Goldküste von Afrika. Erster Art.: 889, 894, 898, 902, 905. Zweiter Art.: 1001, 1006, 1010, 1014, 1018. Dritter Art.: 1369, 1374, 1378, 1382, 1386, 1389. Expedition der Holländer an der Küste von Guinea gegen den Häuptling von Hanta im J. 1838. Erste Abtheilung: 1219, 1223, 1227, 1231, 1238, 1259. Zweite Abtheilung: 1261, 1267, 1271, 1276, 1279, 1283, 1287, 1291, 1296.

Agamemnons Grab: 1431, 1436.

Alaschka, etwas über die Halbinsel –: 1161.

Albanien und die Albaneser: 1069, 1074, 1078, 1082, 1086, 1090.

Algier, eine Scene aus den Umgebungen von –: 397. Ernennung einer wissenschaftlichen Commission nach –: 1004. Menschenverlust der Franzosen seit dem Jahre 1830, 1340.

Amburgh, Biographie des Thierbändigers van –: 1017, 1022, 1025, 1030; sein Engagement nach Petersburg: 1048. Man glaubt, er werde sich von dem erhaltenen Biß einer Löwin nicht erholen: 1340.

Amerika, über die weiße Bevölkerung des südlichen –: 5. Indianersprachen im nördlichen –: 11. Ueber die Bewohner der nordwestlichen Ufer –'s: 1448.

Anni, die Ruinen von –: 617.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde: das neue Guaranireich: 149. Engländer und Franzosen in Canada: 225. Verbindung zwischen Angola und Mozambique: 241. Folgen der brittischen Herrschaft in Indien: 249. Das Indusdelta: 457; die französisch-afrikanischen Truppen: 495. Die Indianer in Guatimala 709.

Apparat, neuer –: bei Beinbrüchen; 1020.

Arabien, über einige Stämme –s. (Nach Fresnel): 1381.

Armenien; Erinnerungen aus –: 1) Aufenthalt in Eriwan: 949, 955. 2) Reise nach Kulpa im März 1834. 965, 970; s. auch Chronik der Reisen.

Arsenik, über die Entdeckung von – im menschlichen Körper: 212.

Artesischer Brunnen, der – im Fort von Calcutta: 84. Der –: in der Vorstadt Grenelle zu Paris: 128, 560, 752, 1176. Anwendung eines – als Wasserkraft: 760.

Aschenregen im Meere: 1319.

Assam, Kohlenlager in –: 76; Kautschukbäume in –: 152; Lesebuch der –esischen Sprache: 520.

Assumpcion, Annäherung an –: S. Paraguay.

Digitized by Google

Astrolabe, Nachricht von der Reise der –: 1368.
Athen, Schulen in –: 408.
Athos, der Berg – und seine Bewohner: 353.
Atlantis, die Reste der –: oder geologische Bemerkungen über die Azoren: 155, 160, 161.
Aurora, die – Inseln: 780.
Australien, Meineide in Sydney: 80. Deutsche Mission in –: 87. Gesellschaft zum Handel nach – in Bengalen: 92. Die Wilden in der Adelaidecolonie: 143. Maaßregeln in – gegen die Branntweinpest: 388. Rückblick auf die Geschichte Australiens. 1) Geographisches: 513, 518, 522. 2) die Verbrechercolonien: 537, 542, 546, 550, 555, 558. 3) Allgemeine Colonisirung: 589, 594, 598. Ausdehnung der geselligen Pflanzen: 580. Neuester Zustand von Neusüdwales: 653, 657. Zustand von Vandiemensland: 681. Dürre in Neusüdwales: 708. Nachrichten von Australia Felix: 728. Deßgl. von Port Philipp: ibid. Lage der Stadt Adelaide: 755. Niederlassung der Engländer in Port Essington: 1343. Dürre in Neusüdwales: 1416. Ueber den Alexandrina-See: 1421. Zoologische Sammlungen in Australien: ibid. Dahinschwinden der Eingebornen auf der Flinders-Insel: ibid.

B.

Backsteine, Fabrication von – n vermittelst Maschinen: 560.
Bändigung, über die – wilder Thiere: 1432.
Bajaderen, die –: 412, 415.
Bananenpapier: 1208.
Baschkiren, das Land und Volk der –: 53.
Bassia butyracea: 420.
Batavia, Wanderungen in – im J. 1838. 309, 314, 318.
Baum, Masse versteinerter Bäume in Morea: 296.
Bayonne, s. Skizzen aus den Pyrenäen.
Bemerkungen, aphoristische – aus den Verhandlungen der brittischen Association: Mathematik und Physik: 1053, 1061, 1067. Chemie und Mineralogie: 1072. Statistik: 1073. Botanik und Zoologie: 1080. Geologie: 1084. Mechanik: 1092. Weitere vermischte –: 1146, 1166, 1171.
Bengalen, Skizzen aus –: Serampur: 1199, 1203.
Bengasi, ein Besuch in –: 1385, 1390, 1391.
Berbice, Zunahme des Zuckerertrags in –: 520.
Besenbindermädchen, die hessischen –: in England: 693.
Bezoarsteine, hoher Preis der – in Afrika: 1348.
Binnentransport, ein neues System von –: 1257.
Birma, die geheimen Depeschen der – nischen Gesandtschaft in Indien: 191, 195, 199.
Blas el Guerillero: 141, 146, 150, 154, 158.
Blinde, Journal für – in Sicilien: 648 –: in England: 916.
Blitz, merkwürdige Wirkung eines – es: 848.
Blühen, Mittel gegen das zu frühe – der Bäume: 403.
Blumen, künstliche – aus Federn in England: 356.
Boa, die europäische –: 599; eine – in den Alpen: 964; eine große – im zoologischen Garten von Surrey: 1120.
Boden, über den gefrornen – in hohen nördlichen Breiten: 137.
Boers, die ausgewanderten: 289, 635. Friede der – mit den Zulas: 968. Lage der –: 1232. S. auch Cap.
Bombay, Literatur in –: 785. Die Bazare zu –: 1409, 1414.
Born, beabsichtigtes Denkmal für den Troubadour de –: 1052.
Borneo, Bemerkungen über einige Staaten der Insel –: 1) Simpang: 283. 2) Mattan: 285. 3) Succadana: 292.
Botta, Nachricht von dem Naturforscher –: 648.
Botterie, podophile –: 612.
Brasilien, Menge der in – gewonnenen Diamanten: s. d. Menge des seit 1600 gewonnenen Goldes: 117, 122. Theebau: 164. Sklaveneinfuhr: 212. Literatur; Maximen des Marquis des Marica: 853, 858.
Brennstoff, neuer –: 271.
Brianza, eine Fernsicht in der –: 1089.
Briefbeförderung, die – auf der Eisenbahn: 328.
Brunehaut, Ursprung der sogenannten Chaussée de –: 35.
Brunnen, gefrorner –: 867.
Buenos-Ayres, die Nord- und Südwestwinde in –: 745. Die Blokade von –: 1193.

C.

Cabul, Charakter des Königs von –: 381, 385. Die Einnahme von –: 1325.
Cadiz, die Straße von – nach dem Festlande: 27.
Caguang, über den –: 604.
Caillé, Lebensbeschreibung von –: 115. Monument für René –: 1156.
Californien, Heurathen unter den Indianern von –: 252.
Canarien, Bemerkungen über die –: (Nach Berthelot): 763, 768, 771.
Cap, fortdauernde Auswanderung von Boers: 99. Nachrichten vom –: 152. Eröffnung der Feindseligkeiten gegen sie zu Port Natal: 289. Zunahme des Weinbaues: 776. Herrschende Pferdeseuche: 844.
Capri, Schilderung von –: 481, 486.
Caravanenstraße, die – von Cairo nach Mecca in der Wüste: 1075.
Carminata, die – Inseln: 231, 236.
Carneval, der römische – im J. 1839: 313, 319.
Carolina, Höhe der Berge in –: 356.
Carolinen, Ruinen einer alten Stadt auf den –: 356.
Carthago, die Ruinen von –: 1207.
Casteinau, projectirte Reise des Grafen –: 424, 618.
Cedernberge, Ausflug in die – in der Capcolonie: 17.
Cedernbrüche, die – am Ontariosee: 1375.
Cerographie: 1004.
Ceylon, Verkauf der Zimmtgärten auf – von Seite der Regierung: 136. Kaffeeversendungen 540. Ueber die Fortschritte der Insel –: 891, 896.
Chapala, der See –: 963.
Charkow und die Ukraine: 1337, 1342, 1346, 1349, 1354, 1358, 1361, 1366, 1370.
China, Verwaltung in –: 1) Die kaiserliche Familie: 75. 2) Ministerium und Geheimer Rath: 85. 3) Examen: 221. 4) Verkauf literarischer Diplome: 233. Finanzen: 365. Censoren und Geschichtschreiber: 389. Auszug aus dem ungedruckten Brief eines katholischen Missionärs in –: 417. Marine: 840. Der Fall eines ersten Ministers: 1009. Des Marine-Budget: 1107. Ueber den Gebrauch des Opiums: 1125. Prophezeyung vom Sturze der jetzigen Dynastie: 1276. Ein Gastmahl zu Maimatschin: 1329, 1334. Ueber die chinesischen Gefäße in den ägyptischen Gräbern und das Porcellan: 1440, 1444, 1447.
Cholera, die – in Yarkend: 88; – in Delhi: 264.
Chosrew, eine Mahlzeit bei dem Seraskier –: 501.
Chronik der Reisen, Reise von Astrachan über Kisljär nach Baku im Anfang des Jahres 1835. Von Sadlozky. 3, 7, 11, 15, 19, 23, 27. Wanderungen in Dalmatien. 1) Von der ungarischen Gränze bis Sebenico: 83, 88, 91, 95, 99, 108. 2) Spalato und die umliegenden Inseln: 167, 172, 175, 179, 183, 187. 3) Reise von Spalato nach Ragusa: 503, 508, 512, 515, 519, 523, 527, 531. Reise in Kurdistan: 139. Rawlinson in Persien: 203, 472. Pentland in Peru: 208. Frasers Tatarenreise nach Teheran. 1) Reise nach Konstantinopel: 239, 244, 247. 2) Reise von Konstantinopel nach Erzerum: 259, 263, 268, 271, 275, 279. 3) Reise von Erzerum nach Teheran: 295, 299, 304, 307, 311, 315, 320. Todd Holroyd in Sennaar und Kordofan: 527. Reisen in der Bretagne: 1) Das Departement Finisterre: 331, 335, 339, 343, 348. 2) Die Bay und Küste von Douarnenez: 383, 388, 391, 396, 399, 403. 3) Die Landspitze Raz und die Insel Sein: 655, 660, 664, 667, 671, 675. 4) Penmarch; Quimper: 975, 980, 983, 987, 991, 995, 999. Die Südküste von Arabien: 363, 368. Abbadie in Abyssinien: 379. Pentlands Reisen in Peru und Bolivia: 427. Ch. Fellowes in Kleinasien: 472. Der Golf von

Digitized by Google

Kos: 539. Reise von Cordova nach Mendoza: 552. Arktische Landerpedition der HH. Dease und Simpson: 596, 599, 605. Reise von Konstantinopel nach Angora: 648. Besteigung des Nevado de Toluca: 679, 684. Bemerkungen über die Quelle des Flusses Wakulla in Florida: 687. Besuch der Höhle von Caripe: 695, 699, 705. Baron Korfs Reise nach Persien: 707, 712. Besuch der Berge von Sindschar in Mesopotamien: 787. Reise russischer Künstler auf der Wolga: 836. Boré in Persien: 863. Skinners Reise in Vorderindien: 919, 923, 927, 932, 935, 940. Expedition der Corvette Heroine: 943, 948, 951, 956. Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle. Erste Abtheilung: 1007, 1011, 1015, 1019. Zweite Abtheilung: 1047, 1051, 1056, 1059, 1063, 1067. Salerno und Pästum: 1023, 1027, 1032, 1036, 1039, 1043. Baptistin Poujoulats Reisen in Kleinasien: 1095, 1099, 1103, 1107. Oberst Todds Reisen in Indien: 1143, 1147, 1151, 1155. Montgomery's Reisen in Guatimala: 1247, 1251, 1255, 1260. Charles Texier in Kleinasien: 1300, 1304. Die Expedition der Recherche: 1308. Vigne's Reisen in Centralasien: 1324. Boré in Armenien: 1327, 1332. Entdeckungen im antarktischen Ocean: 1356. Dr. Roß's Reise nach den Ruinen von Alhadhr in Mesopotamien: 1372, 1376. Eine Tour durch Ungarn: 1379, 1384, 1388, 1392, 1395, 1400, 1404, 1407.
Cioccio, Tod des corsischen Banditen –: 518.
Circumpolarkarte, eine südliche –: 472.
Claqueurs, das Gewerbe der –: 748.
Cochinchina, Christenverfolgung in –: 220, 1288, 1460.
Columbien, über Witterungsverhältnisse in –: 1355. Die europäischen Thiere in –: 1419. Ueber die Spaltung unter den Bewohnern: 1425.
Cordoba, die Kathedrale von –: 811.
Corea, etwas über –: 843. Einwohner von –: 914.
Corsica, über – als Aufenthaltsort für Kranke: 1035.
Cuba, Bruchstücke über –: 741, 746, 750, 754, 757, 761, 766, 770, 775, 778, 782. Prophezeihung vom Untergang der Insel: 888.
Cunningham, Tod des Reisenden und Botanikers Allan –: 1460.
Cycladen: Statistisches über die –: Syra: 1157. Ghiura: 1162. Andros: 1169. Tinos: 1181.

D.

Daguerre, photogenische Zeichnung von – und Talbot: 211.
Dahlien, merkwürdiger - Flor im Garten des Luxembourg in Paris: 1204.
Dallu, der Scheikh –: 2.
Dampfboot, eisernes: 212, 960; die – im Mittelmeer: 352. Todesfälle auf den – en in den Vereinigten Staaten im J. 1838. 484. Das –: die brittische Königin: 757. Todesfälle auf den – in England: 784. Bemerkungen über die Dampfbootunfälle in England: 72. 1288. Segelschiffahrt der – e: 1452. Das –, der Präsident: ibid.
Dampffahrt auf gewöhnlichen Straßen: 1228.
Dampfmaschine, ungeheure – zu Carlisle in Cornwallis: 725.
Dampfschifffahrt, über die wissenschaftlichen Fortschritte der –: 208; die – im nächsten Seekriege: 562; die – nach Indien: 1061. Anwendung des Dampfs bei Linienschiffen: 1196. Dampfschiffe vermittelst einer Schraube statt der Räder getrieben: 1208.
Davidson, der Reisende –: 1311.
Denksteine, die – der litthauischen Göttinnen: 1113.
Deschapelles, der König der Schachspieler: 495.
Deserteur, der – und der Trommler: 483, 487.
Diamanten, Ausbeute an – in Brasilien: 89. Structur der – 417.
Dschains, die – in Cutsch: 11.
Dünen, Firirung der – in Frankreich: 437.
Dussumier, der Reisende –: 984.

E.

Eiche, ungeheure –: 1156. Masse des zum Bau eines Linienschiffs erforderlichen – Holzes: 916.
Eis, Bemerkungen über die Bildung des –es in den Polarmeeren: 1441.
Eisen, Bewahrung des – vor Rost: 696. Zustand und Aussichten des – Handels in England: 780.
Eisenbahn, die Venedig-Mailänder –: 607, 611, 616. Ueber – en in den Städten: 696. Neben Canälen angelegt: 1228.
Elektromagnetische Maschine: 927. Schifffahrt vermittelst – r Kraft: 1192.
Elephant, Transport von – en: 300.
Elfenbeinsubstanz, Erfindung einer –: 1156.
Elmina, Fort und Dorf St. George d' – mit ihren Umgebungen an der Goldküste von Afrika; s. Afrika.
England, besondere Einrichtung der wallisischen Regimenter: 21. Wellingtons Statue: 264; alte Verbindung zwischen Irland und Island: 303. Das Bleibergwerk von Leithhill: 308. Die Einnahmen der frommen Gesellschaften, 332. Avancement in der Armee: 336. Vermehrung und Veränderung der Reisen: 392. Auswanderung von Arbeitern aus –: 420. Starker Cigarrenraucher: 512. Studium der gothischen Baukunst: 568. Folgen der Dampfschifffahrt: 576. Degeneration der Race: 657. Ankauf für die Nationalgalerie: 808. Englische Sitten: der reiche Hagestolz; die Lehrburschen Londons; der elegante Bettler: 825. Carricaturen H. B – 's: 828. Baumwollenbäume in – gezogen 876. Die Naturforscherversammlung zu Birmingham: 1033, 1135. Die Abgeschlossenheit des Engländers: 1037. Auszug aus dem Sittenbuche – s: die Tataren; die Empfehlungsbriefe: 1085. Die Lieblingsspeisen der Engländer: 1121. Sprengung des Wraks des Royal George: 1141. Subscription zu einer Nationalbelohnung des Sir Rowland Hill. 1216. Gemäldeeinfuhr: 1388.
Entführung, die – (Eine ungarische Criminalgeschichte): 463, 467.
Erdmagnetismus, Forschungen über den –: 135.
Eriwan, Mittheilung über –. Von Nefediew: 461, 466.
Essington, Niederlassung der Engländer in Port –: s. Australien.
Esthland, statistische Angaben über –: 512.
Euphraterpedition, das Neueste über die brittische –: 76, 79.
Eustatius, die Insel –: 1141.
Expedition, Bemerkungen über die neueste französische – nach dem Norden Europa's: 651, 657.

F.

Fahrt, die – nach Konstantinopel: 49, 54, 58, 61, 65, 70.
Farör, die – (Nach Marmier): 1339, 1343, 1347, 1351, 1356, 1359, 1364.
Felsenhöhlen, die – im Vivarais: 1212, 1215.
Findelkinder und Findelhäuser in Frankreich; s. Frankreich.
Finnland, über die Gränzen der Getreidearten in –: 41. Etwas über die Schädel der –: 775. Die Zeitungsliteratur – 's: 1357, 1365.
Fisch, ein vieräugiger, –: 307; giftige – e 840.
Fluth, außerordentliche –: 1168.
Fluthbeobachtungen, vollständigere – in Frankreich angestellt: 1076.
Frankreich, Abtheilung des Landes in Bezug auf den Regen: 44. Volksthümliches aus der Umgegend von Mantes: 77, 82. Große Anzahl Wölfe in der Vendée: 120. Einsteher im Heere: 216. Bevölkerung: 236. Anbau der süßen Patate: 251. Vergleichende Criminalstatistik in England: 256. Ankunft von Arabern aus Constantine: 272. Hanf- und Flachsbau: 508. Findelkinder und Findelhäuser: 325. Selbstmorde: 356. Degeneration der Race: 373. Zunahme des Tabakverbrauchs: 496. Statue Latour d'Auvergne's: 504. Criminalstatistik: 559, 563, 567, 571, 576, 579, 584. Die Racenverschiedenheit: 729, 734, 738. Nachrichten von französischen Reisenden: 795. Neueste landwirthschaftliche Bestrebungen: 837, 842. Münzkosten: 852. Glasmalerei: ibid. Die Departementalpresse: 857, 862, 866, 870, 874, 878. Erprobung von Fouriers System: 976, 1179. Statistische Angaben: 976. Trockenheit im südlichen –: ibid. Buchhandel und Literatur: 977, 982. Unfälle französischer Schiffe

Digitized by Google

an der Nordwestküste: 1036. Das Linienschiff Friedland: 1040. Hoher Preis des Champagners: ibid. Vandalismus in Frankreich: 1076. Landschildkröten im Jardin des Plantes: ibid. Vertheilung von Kunstdenkmälern an die Departements ibid. Sammlung von Ansichten aus der Türkei ibid. Die mineralogische Galerie im Jardin des Plantes: 1080. Schrecken vor thierischen Mißgeburten: 1116. Die Literatur und Kunst in den Departements: 1117, 1122, 1126, 1130, 1134, 1138, 1141, 1145, 1150. Aushebungen in Frankreich seit dem Anfang der Revolution: 1148. Straßen im Depart. de la Sarthe: ibid. Mad. G. Sand soll Trappistin werden: 1216. Vorgeschlagenes Denkmal für Jacquard ibid.

Frauen, Stellung der – im Orient: 421. Wiederauffinden der alten Königsstatuen: 1404.

Friedhof, der – von Bologna: 1081, 1087.

Fruchtbarkeit, späte –: 514. Ungewöhnliche – von Schafen: 548.

G.

Galeerensklaven als barmherzige Schwestern: 404. Die Unschuld eines –: 581, 586, 590.

Gallizien, Reiseskizzen aus –: 1331, 1335.

Gangwerk neues – in der Uhr: 100.

Gartenmöbel, eiserne –: 608.

Gas, merkwürdiges Ausströmen von –: 783.

Geburt, eine ungewöhnliche –: 744.

Gesellschaft, Sitzungen der geographischen – in London: 696, 861.

Gespensterschiff, das – (Aus Marryats Erzählung): 471, 475.

Getreide, das riesenhafte – von St. Helena: 175.

Gewitter, über die – in den Polaregionen: 1161.

Giftthal, das – in Java: 1065.

Giraffe, Wurf einer – in Europa: 776; nähere Angaben über das Junge: 780.

Glasscott, der Reisende –: 1255.

Gletscher, über die Bewegungen der –: 1004.

Gottesgerichtskampf, ein – in Kaukasien: 7.

Granitstraße, künstliche –: 603.

Griechenland, Briefe aus –: I. 129, 134, 138, 142. II. 165, 170, 174. III. 205, 210. IV. 253, 258, 262. V. 401, 407. VI. 421, 427, 430. VII. 433, 438, 442. VIII. 445.

Guernesey, Temperatur von – s. Jersey.

Guiana, Ausflug in die Wüste von – und Besuch bei der weißen Königin: 409, 414, 419, 422. Die Emancipation im englischen –: 1177.

H.

Haare, merkwürdiges Ausfallen der –: 676.

Hagel, ungeheurer – in Südamerika: 732.

Halliday, Briefe des Dr. – über das Harem Mehemed Ali's und das Wirken der Damengesellschaft für Beförderung des Unterrichts in den Ländern des Orients: 899, 904, 907, 911.

Hanf, Ersatz für den –: 532.

Hardwar, der Markt zu –: 979.

Harem, das – des Pascha von Widdin: 337, 342, 346, 349.

Helsingfors, die Seebäder und künstlichen Mineralwasser zu –: 749.

Himalaya, Scenen aus dem –: 1311, 1315, 1320.

Hinduwallfahrtsorte: 1) Okamandel: 704, 706, 709. 2) Omercuntuk: 959, 963, 968, 972.

Höhlen, warme – bei Montels: 72; – im Departement Ardèche: 448.

Holzpflastern, das – in London: 711.

Holzschnipfeln, das – der Nordamerikaner: 913.

Hornvieh, das wilde – im Park von Chillingham: 641.

Hunde, kostspielige: 1216.

Hundemörder, der –: 508.

Hundswuth, angebliche Auffindung eines Mittels gegen die –: 1028.

J.

Jagdausflüge im fernen Westen Amerika's. Erster Ausflug: 1115, 1119, 1123, 1127, 1131, 1136, 1139.

Jakutsk, Fluß und Quellen bei –: 600.

Jassy, weibliche literarische Gesellschaft zu –: 511.

Java, Lage von –: 91. Bemerkungen über den Zustand der Medicin auf der Insel –: 1) Javanische Medicin: 181, 186. 2) Chinesische Medicin: 190. 3) Die Medicin bei den Europäern: 193, 198. Die Colonialpolitik Hollands auf –: 1101, 1106, 1111, 1113, 1118.

Ibsambol, der Felsentempel zu –: 63.

Jersey, Temperatur der Insel: 545.

Ilmorma, die Sprache –: 391, 477.

Indien, englisches: der Thee aus –: 23. Bemerkungen über die Zoologie: 32. Ueber die Kuliausfuhr: 84. Mäßigkeitsgesellschaften unter den englischen Regimentern ibid. Mißlingen des Planes der englischen Gesandtschaft in Bhutan nach Tibet vorzudringen ibid. Arzneipflanzen in –: 92. Die neuern Kriege der Engländer: 1) Belagerung von Bhurtpur: 93. 2) Krieg gegen den Radscha von Curg und Aufstand in Canara: 101, 106. 3) Krieg gegen die Gonds oder Koands: 113, 117, 121. 4) Krieg gegen die Bhils: 297. Räubereien: 95. Verheerungen der Hungersnoth: 99. Dampfschifffahrt nach –: 147. Schulen in Bengalen und Lahor: 151. Aufhören der Dürre: 152. Cochenille in –: ibid. Uneinigkeit zwischen Hindus und Mohammedanern: 156. Färbepflanzen im Himalaya ibid. Ueberschwemmungen: 160. Die arabischen Schriftsteller über Indien: 153. Sitten in –: die lebendigen Todten: I. 257. II. 269. III. 281. IV. 293. V. 305. Heurathsgeschichten: 629, 633, 639, 645, 645. Beispiel von der Gewalt eines Sturms: 264. Ansicht des Landes um Dschaggernath ibid Cholera zu Delhi ibid. Die angloindische Regierung und die einheimischen Fürsten. Einleitung: 317. Audh.: 321. Meisur: 326. Heiderabad: 329. Die Mahrattenstaaten: 334, 338. Die Staaten Centralindiens: 345, 350, 354. Allgemeine Bemerkungen: 357. Abschaffung der Körperstrafe bei den angloindischen Truppen: 384. Die indische Presse: ibid. Verbot der Kuli-Ausfuhr: 496. Schilderung von Firozpur ibid. Die medicinisch-physische Gesellschaft in Bombay: 498. Herabkommen des Mahrattenadels: 520. Endliche Abschaffung der persischen Sprache ibid. Deutsche Mission in Mangalor: 620. Amerikanische Mission in Madura ibid. Hindus in europäischer Weise zu Aerzten gebildet: 632. Krönung des Kaisers von Delhi: ibid. Der Schatz zu Heiderabad: ibid. Neue Zeitschrift: Magazine of the Indus: 640. Große Wärme am Ende des vorigen Jahrs in Calcutta: ibid. Erbauung von Dampfbooten für den Indus: ibid. Die Aufregung unter den Bhils: ibid. Monatschrift in mahrattischer Sprache: ibid. Apologen und Volkserzählungen: 689. Gesellschaft der Landbesitzer in Bengalen: 717. Anekdote aus der Belagerung von Bhurtpur: 796. Unruhen im Dekkan: 840. Wölfe bei Agra: 1236. Thee in den Nilgherries: 1244. Hinduballade: 1295. Schulen im westlichen –: 1428. — niederländisches. Zustand von –: 253, 540. Nachricht über das –: 585. Ueber den Gesundheitszustand in einigen Colonien des indischen Archipels: 393. Die Maaßregeln der holländischen Regierung gegen die fremden Missionäre: 671. S. auch Java.

Insectenpflanze, die –: 1443.

Jodin, die Anwendung von – gegen den Aussatz: 92.

Johnson, Cap. – der Schmuggler: 415.

Iran, geschichtliche Rückblicke: 793, 798, 802, 806, 810. Neuere Verhältnisse; Khorasan: 817, 822, 826, 830, 835. S. auch Persien.

Island, Klima von –: 575.

Italica, das alte – in Spanien: 1231; s. auch Sevilla.

Italien, über die Versorgung – s mit Salz: 588. Skizzen aus –: Opern- und Schauspielhäuser: 801. Schilderung von San Marino: 925, 931. Streifereien durch die Volsker-, Aequer- und Hernikergebirge im Mai 1859: 1029, 1034, 1038, 1042, 1046, 1049. Racenunterschiede in –: 1345, 1351.

Juden, eine – hochzeit in Smyrna: 1077.

K.

Känguru, die Thiere auf der – Insel: 765.

Kahn, alter –: 700.

Kalmücken, die – an der Wolga: 917, 922, 926, 929, 934, 939.

Kanonen, Pairhans'sche –: 276.

Kaolin, Analysirung des –: 288.

Digitized by Google

Kara-Hissar, die Stadt –: 615.
Karte, die – zu Deafe's und Simpsons Reisen: 611.
Kiew, die Stadt –: 48. Die Kirche der Katakomben zu –: 65. S. auch Rußland.
Kinkimanu, der Vogel –: 227.
Korf, Erinnerungen einer Reise nach Persien von Baron –: 1) Jekaterinogrod; Reise nach Wladikaukas; 957. 2) Der Weg von Wladikaukas nach Tiflis: 985. Tiflis: 1021, 1026. Reise von Tiflis nach Tebris: 1035, 1050, 1053, 1058, 1062, 1065, 1071. Tebris: 1149, 1154, 1159, 1162. Handel daselbst: 1165. Umgebungen: 1170. Feth Ali Schahs Tod; Anekdoten von ihm: 1174, 1178, 1182, 1186, 1190. Abreise aus Tebris; Zug des neuen Schah nach Teheran; Aufenthalt in dieser Stadt: 1245, 1249, 1254, 1257, 1262. Krönung des Schah; fortdauernder Aufenthalt in der Hauptstadt: 1265, 1270, 1274. Rückreise nach Tebris; Fall des Kaimakam; Abreise aus Persien: 1309, 1314, 1318, 1322.
Kraken, etwas über den –: 1407.
Kraut, Anbau des chinesischen – s in Frankreich: 40.
Krim, die Südküste der – Einleitung: 485, 491. Balaklawa: 493. Das Baidarthal: 497, 503. Alupka: 506. Jalta: 509. Reise von Jalta nach Aluschta: 521, 526, 530, 534.
Krötenregen, –: 704.
Kubetschi, die Völkerschaft der –: 59, 64.
Küchengärten, die – um Paris: 1260.
Kuli, über die Ausfuhr von – s nach Mauritius: 224, 260.
Kurdistan, Zug durch –: 1) Gebirge; Schilderung des Volks; kurdische Gränze: 753, 759. 2) Kurdische Dörfer; gastliche Aufnahme; Zug übers Gebirge: 769, 774.

L.

Lander, John – s Tod: 1364.
Lebensversicherung, neue Art: 1228.
Lebeuc, Achille –: 751, 756, 760.
Lefebre, Nachricht von dem Reisenden –: 952.
Lettern, merkwürdige neue –: 387.
Leyer, alte –: 741.
Lima, das Klima von –: 525. Die Sklaverei in –: 601. Bemerkungen über die Bevölkerung von –: 715, 719, 723.
Lionelli, Antonio –, der Scrivano zu Neapel: 489.
Literatur, die orientalische – in Paris: 369, 813, 1197.
Litthauen, die Denksteine der Göttinnen in –: 1113. Die Litthauer in Ostpreußen. 1) Vermuthungen über die Abstammung des Volkes: 1217. 2) Die Eigenthümlichkeiten der Sprache: 1221. 3) Ueber die Dainos oder Volkslieder: 1225, 1230, 1234, 1238. 4) Volkssagen: 1242. 5) Häusliche Feste der Litthauer: 1253, 1258. 6) Sorge des Litthauers für seinen Magen: 1261. 7) Litthauisches Nationalcostume: 1281. 8) Ueber religiöse und geistliche Ausbildung des Litthauers: 1293, 1298. 9) Charakter und Körperbildung des Litthauers: 1317, 1323.
London, Besoldung des Lord Mayor von –: 124. Gasbeleuchtung: 348. Die Lage der Handlungsdiener: 455, 460. Ungeheure Zahl der in – angekommenen Briefe: 884. Umfang der Gasbeleuchtung: 1120. Etwas über die Theater in –: 1185. Zahl der gelehrten Gesellschaften: 1361. Ueber das Begräbnißwesen in –: 1377.
Luft, Dünne der – in Himalaya: 263.
Lufterscheinung, merkwürdige – zu Kargopol und Kostroma: 1155.
Luristan und seine Bewohner: 1397, 1403.

M.

Macedonien, die Ruinen eines serbischen Castells in –: 885.
Madagascar, die Ureinwohner von –: 989.
Madura, Ausflug von Surabaya nach –: 713, 717, 721. Nähere Angaben über das Königreich –: 726.
Madras, die asiatische Gesellschaft zu –: 1145.
Mähen, Maschine zum –: 996.
Männermoden, 573.
Mäuse, die – als Fabrikarbeiter: 904.
Mahmud, Charakterschilderung des Sultans –: 851, 856; sein Hofstaat, sonst und jetzt: 859, 861, 867, 871.
Mais, der sechsmonatliche –: 192.
Makrelen, Fang der – zu Fécamp: 884.
Maler, das Atelier eines chinesischen – s: 491.
Malta, Nachrichten über –: 368, 371, 375, 380.
Manuscript, ein – als Fideicommiß: 880.
Marrpat, Bruchstücke aus – s Diary: 993, 1097.
Marseille, die Vorzeit – 's: 809, 814, 818.
Maschine, elektromagnetische –: 439; – zur Backstein- und Ziegelfabrication: 1196.
Maulbeerbäume, Sendung von – n nach den Vereinigten Staaten: 544.
Medhurst, der protestantische Missionär – und sein Wirken unter den Chinesen: 901, 906, 910, 915.
Meerkröte, Fang einer –: 541.
Meermensch, Beobachtung eines – en: 560.
Melonengärten, die – der Tataren und Kleinrussen: 1453, 1459.
Melusine, Herkunft der Fee –: 925.
Menschengeschlecht, Varietät des – in Indochina: 692.
Merimée, der Alterthumsforscher – in Corsica: 1220.
Meßinstrument, merkwürdiges: 1000.
Meteorsteine, Fall von – n: 456, 1352.
Mexico, Ausflug an die Ufer der Südsee im Frühjahr 1829. Erste Abtheilung: 361, 366, 370, 374, 378. Zweite Abtheilung: 609, 614, 618, 622, 625, 630, 634, 638, 642, 646. Dritte Abtheilung; Rückkehr nach Oajaca: 673, 678, 681, 685, 689. Die Leichenfeierlichkeiten und Tänze der Indianer: 429, 431, 437.
Milah, die Ruinen von –: 551.
Minerali, die – im Anzascathale: 15.
Mispel, Pfropfung von Birnenreisern auf – Bäume: 668.
Missisippi, die wilden Thiere im Thale des –: 235.
Mittelmeer, Krankheiten der englischen Truppen im –: 856.
Mönchsorden, die – in Entsch: 25.
Montenegro, der Senat von –: 535.
Moorcroft, Entdeckung von Papieren der HH. – und Trebeck: 136.
Mord, der vereitelte – (Eine russische Criminalgeschichte) 1184, 1187, 1191, 1196.
Moskau, Bevölkerung von –: 404. Schilderung: 1) Plan der Stadt; Straßen; Bauart: 605, 610. 2) Der Kreml: 649, 651, 659, 663, 665, 670, 675. 3) Die Marktplätze: 685, 691, 695, 698, 702, 705, 710, 714. Die Kirchen in –. Einleitung: 1189. 1) Uspenski Sabor: 1194. 2) Archangelski Sabor: 1198, 1202. 3) Blagoweschtschenski Sabor: 1206. 4) Die Kirche des Patriarchenhauses: 1210. 5) Iwan Weliki: 1214. 6) Pakrowski Sabor: 1221, 1226. 7) Die Capelle der iberischen Mutter Gottes: 1241. 8) Die Kirche des Heilandes am Ufer: 1249. Die Moschee – s: 1277.
Museum, das brittische –: 549, 553.

N.

Name, ein fast unaussprechlicher –: 512.
Napoleon, Grundlegung zur Säule – s: 556.
Narwal, ein im Holze eines Schiffes abgebrochenes – horn: 544.
Neapel, Einwohnerzahl des Königreichs: 144.
Neger, Unruhen der – auf Guadeloupe: 128. Einfuhr von – n in Brasilien: 212. Aufhören der Negerjagden in Sennaar: 248. Die – in Jamaica: 624, 626, 1 33. Zahl der weggenommenen Sklavenschiffe: 1112.
Nepal, der Tod des Premierministers von: 1366.
Neugrenada, die Provinzen von – am Orinoco: 465, 470, 477.
Neuseeland, Christen in –: 224. Allgemeine Bemerkungen –: 261, 266, 270, 274. Ueber die Ansiedlung der Europäer in –: 792. Katholische Mission in: 844. Entdeckung eines Flusses in der südlichen Insel: 1368.
Neusüdwales, Verbrechen unter den Truppen in –: 224. S. Australien.
Nil, über Beschiffung des weißen – s mit einem Dampfboot: 523. Weitere Angabe über die Erforschung desselben: 780.
Nockerlfest, das – in Verona: 405, 410.
Norden, Bemerkung über die Wirkungen der langen Tage und Nächte im –: 179.
Nordlicht, ein merkwürdiges –: 395. Ge-

Digitized by Google

räusch bei den – ern: 592. Höhe eines – s: 876.
Norfolk, die Insel –: 561.
Norwegen, zur Kunde – 's: Einleitung; physikalische Verhältnisse: 565. Einwohner; Staatsverfassung: 569. Armee; Finanzen: 574. Nahrungszweige; Landbau; Viehzucht; Bergwerke: 577; Fischfang: 582. Kunst- und Gewerbfleiß: 585. Handel und Schifffahrt: 592. Die Finnmarken: 592. Ueber den Tauschhandel zu Wardehuus: 1435, 1433.
Notizen, antiquarische –. Druidische Denkmäler in der Nähe von Cherbourg: 43. Alterthümer aus den verschiedensten Zeiten bei dem Dorfe Espaly (Haute Loire): 48. Abbildungen celtischer Alterthümer in England: 52. Inschriften im südlichen Arabien: 55. Merkwürdiges ägyptisches Steingrab: 104. Vermehrung des französischen Münzcabinets: 108. Medaille von Vercingetorix ibid. Zeitbestimmung in der ägyptischen Geschichte: 131. Gallorömische Vase: 164. Alterthümer im nördlichen Amerika: 184. Antiquitätenfund in England: 220. Celtische Alterthümer: 292. Das Schloß Bractin: 316. Merkwürdige gallische Münzen: 328, 1332. Druidische Denkmäler in der Nähe von Langres: 408. Auffindung von Alterthümern in Frankreich: 492. Ueber die Bemalung der architektonischen Denkmäler der Griechen: 608. Altes Grab bei Arras: 656. Alt-ägyptische Manuscripte: 663. Alte Hindumünzen in Ceylon: 708. Kleinasiatische Alterthümer: 732. Studium der byzantinischen Kunst in Frankreich: 767. Celtisch-griechische Münzen: 928. Ungeheure römische Vase: 1072. Münzenfund bei Tunis und Algier: 1096. Wichtiger Münzenfund in Holland: 1103. Gallische Münzen: 1132. Alterthümer von Weliki Luki: 1148. Münzen auf dem großen St. Bernhard: 1203. Denksäule von Cyrus: 1228. Nordafrikanische Münzen: 1287. Alterthümer in Kiew: 1320. Ruinen in Nordafrika: 1348. Alcuins Münzsammlung: 1380. Unterirdische Gänge in Artois: 1392. Fund von Alterthümern in der Wallachei: 1415. Das Schloß von Rubens: 1432. Geschenke an die Gesellschaft der Alterthumsforscher in der Picardie: 1448.
— geologische –. Auffindung von Kinnbackenknochen eines Dinotheriums: 4. Bemerkung über Scandinavien: 39. Erdbeben in Leicestershire: 60; – im westlichen Frankreich: 68, 312. Warme Quellen bei Maculla in Arabien: 71. Unterseeischer Vulcan: 152. Erdbeben in Chili: 140. Naturerscheinung bei den Sandwichinseln: 165. Rhinocerosgerippe im Pariser Bassin: 200. Fossile Affenknochen: 212. Ursachen der Erdbeben: 247. Die Lava beim letzten Ausbruch des Vesuv: 252. Wechselnde Thätigkeit des Vesuv und Aetna: 268. Erdbeben auf Martinique: 284. Merkwürdige Phänomene dabei: 304, 347. Erdbeben auf den Scilly-Inseln: 284. Erdbeben in Lissabon: 288. Kohlen am Marmora-Meer ibid. Erdbeben in Guiana: 316. Veränderung am Meeresufer und im Bette der untern Seine: 320. Erdbeben in Savoyen: 352, 404, 676. Fund von Mammuthknochen im Gouvernement Grodno: 360. Wirkung des Erdbebens von Martinique auf Guadeloupe: 404. Die Parallelriffe von Glen Roy: 441. Das Cheirotherium von Stourton: 459. Erdbeben in Schottland: 460, 1252, 1293; – in Grenoble: 500. Fossile Thiergeschlechter in Brasilien: 540. Kälteres Klima früherer Zeit in Frankreich: 580. Unterseeischer Vulcan in der Nähe der Linie: 667. Erscheinung einer neuen Insel in der Südsee: 688, 703. Fossile Haifischzähne: 704. Alte Thiergeschlechter in Südamerika: 719. Alte vulcanische Erscheinung in den Cordilleren: 753. Erdbeben in England: 740, 761. Vulcanischer Ausbruch bei Baku: 747. Erdbeben in Frankreich: 764. Unterirdischer Wald: 795. Mastodon giganteum: 828. Mammuthknochen in der Nordsee: 832. Vulcanische Ausbrüche in Mittelamerika: 880. Der große Vulcan auf der Insel Havaii: 900. Vulcanischer Regen: 971. Mammuthzähne bei der Stadt Schtschigrow aufgefunden: 1020. Erdbeben auf Martinique, in England und in Sicilien: 1100. Erdbeben in Jakutsk: 1188. Ueberschwemmungen und Erdbeben in China: 1267. Geognosie von Rußland: 1316. Fossile Ochsenhörner am Gariep: 1568. Ueber die Entstehung der Kohlenlager in England: 1372. Neue Untersuchung über das Steigen des Bodens in Schweden und Finnland: ibid. Saurierknochen in Frankreich aufgefunden: 1452.
— literarische –. Reise nach Aegypten zur Vervollständigung der koptischen Bibelübersetzungen: 19. Wörterbücher einiger australischen Sprachen: 32. Die Sammlung des Baron von Joursanvault: 60. Afrikanisch-arabische Actenstücke: 164. Literarische Nachrichten aus Indien: 169. Malayische Manuscripte: 192. Die Assisen von Jerusalem: 195. Uebersetzung chinesischer Abhandlungen: 268. Einige Bemerkungen über die russische Literatur: 321. Lycische Inschriften: 336. Französische Literatur des Mittelalters: 372. Beabsichtigte Polyglottenbibel: 420. Hundert russische Literatoren: 424. Thiers Fortsetzung der Geschichte der französischen Revolution: 476. Altfranzösische Bibelübersetzungen: 531. Altägyptische Caricatur: 564. Aufblühen der südslavischen Literatur: 585. Die Bibel in Südseesprachen: 680. Historia Britannorum versificata: 764. Raschid eddins geschichtliche Werke: 776. Madisons Papiere: 800. Volksgesänge in Rußland: 808. Die Correspondenz der ehemaligen französischen Ligue mit Spanien: 1060. Preis für die beste französische Geschichte: 1072. Hoverlant, der Geschichtschreiber von Tournai: 1151. Ducange's Glossarium neu aufgelegt: 1188. Literatur des amerikanischen Westens: 1241. Etwas über die Seraibibliothek: 1248. Merkwürdiges Manuscript in Toulouse; ibid. Geschichtliche Sammlung des Professor Solowiew: 1328. Russische Forschungen in dem Königsberger und Lübecker Archiv: ibid. Russische Chroniken: ibid. Kalevala finnischer Liederkreis: 1336. Grandes chroniques de la France: 1340.

O.

Obelisk, der – von Luxor zu Paris: 1438.
Operationen, chirurgische – der Indianer in Canada: 604.
Opium, Unterbrechung des Opiumhandels in China: 941. Unterdrückung des – in Siam: 1032. Zur Geschichte des – s und des Opiumhandels: 1411, 1416, 1420, 1423.
Orbigny, Karte d' – 's vom Titicaca-See: 564.
Orient, Aphorismen über den –: Ibrahim Pascha: 865. Die osmanischen Sultane: 873. Die Engländer als asiatische Macht: 885. Rußland als asiatische Macht: 893. Die Krisis der Türkei: 933. Die Stellung Frankreichs: 961.
Orkan, ein – auf dem Simplon: 244.
Osseten, Bericht über die – im Kaukasus: 431, 435, 439, 443, 447, 451.
Otuquis, das Land der – 805.

P.

Pali, die Pest von –: 455.
Papier, aus Maisstroh verfertigt: 552; ungeheurer – Bogen: 784.
Paraguay, Eintritt in –: 61. Die Ameisen und ihre Pyramiden: 161. Annäherung zu Assumcion: 173. Ländliches Fest in –: 223, 227.
Paris, Mehlversorgung von –: 120. Statistisches: 128, 838. Zahl der Aerzte: 144. Consumtion: 171. Versorgung mit filtrirtem Wasser: 184. Zahl der Failliten: 232. Bau für die Ausstellung: 236. Brodpolizei: 296. Zahl der Gasthöfe: 304. Carneval, Leihhaus und Sparcassen: 360. Gemäldeausstellung: ibid. Abnahme der Octroigebühren: 404. Kunstbericht: der Feensee an der großen Oper: 423. Zurückgewiesene Gegenstände bei der Kunstausstellung: 492. Zahl der Fuhrwerke: 500. Projectirte Ausschmückung des Vendomeplatzes: 808. Vertheilung von filtrirtem Wasser: 856. Aufgefundenes Grab eines Tempelritters: 892. Zahl der in die Schule gehenden Kinder: 932. Zahl der Apotheker: 936. Frequenz der Eisenbahn nach St. Germain: 972. Die Bronzethüren an der Madelainekirche: 1076. Spitäler und Hospitien: 1116. Angaben über das Leihhaus: 1204. Spitzbubenbevölkerung: 1396. Neue Theaterstücke: 1412. Steigende Zahl der Processe: 1428.
Pasco, Schilderung von Serro de –: 119, 123.

Digitized by Google

Peganum Harmala, Bereitung einer Farbe aus –: 284.
Pendschab, Einkünfte des –'s: 1416.
Persien, der jetzige Schah von –: 644. Wirkungen der Bewässerung in –: 653. Die Truppen: 991. Siehe auch Iran, Wilbraham und Kors.
Peru, der französische und englische Handel in –: 1049. Der Pfarrer in den Cordilleren: 1129.
Pest, Vorstellung der slavischen Völker von der –: 652. Die – zu Pali. S. Pali.
Petersburg, Bevölkerung von –: 236.
Pferde mit Striemen: 872.
Pierre, – die Inseln St. – und Miquelon: 661.
Plastik, angebliche Anwendung von Daguerre's Erfindung auf die –: 343.
Pollet, die Seeleute von –: 849, 854.
Polygonum tinctorium: 240.
Popplomento, merkwürdiges Sprachgemisch: 60.
Porto, theures –: 452.
Portugal, Beschreibung der den Portugiesen gehörigen Inseln Solor und Timor: 31, 35, 40. Das portugiesische Ministerium und die portugiesischen Besitzungen in Afrika: 51, 55. Statistische Bruchstücke und Nachrichten über die portugiesischen auswärtigen Besitzungen: 67, 71. Die große Wasserleitung in Lissabon: 529, 534, 538.
Posada, Scene in einer spanischen –: 185.
Poussin, neuentdecktes Gemälde von –: 1168.
Provence, das Tempe der –: I. 821. II. 829. III. 845. Ueber die heutige –: I. 881. II. 905. III. 921. IV. 929. V. 945.
Purana, das Padma –: 553.
Purpurfärbung, über die – der alten Phönicier: 692.
Pyrenäen, Skizzen aus den –: Bayonne: 13, 18, 21, 26, 30, 34. Le Boucau; St. Esprit: 37. Biarritz; die Straßen von Spanien: 109, 113. Cambo; das Innere des Baskenlandes: 197, 202, 206. Maransin; Mont de Marsan: 238, 243, 246, 249. Bigorre; der Adour und das westliche pyrenäische Becken: 273, 278, 282, 285, 289, 294, 298, 301.

Q.

Quecksilberminen, Entdeckung von – in Toscana: 879.
Quelle, über die warmen – n in der Krim, 1316.

R.

Radgewehr, das –: 580.
Randschit-Singh, Bemerkungen über die Folgen von –'s Tod: 1109.
Raphael, Herstellung von –'s Fresken: 988. Ankauf einer Sammlung seiner Arabesken: ibid.
Raupen, Mittel zur Vernichtung der –: 204.
Regen, ein merkwürdiger –: 517; über den – in Aegypten: 552.
Regenbogen, ein seltener –: 464.
Regenschirm, ein riesenhafter –: 1156.
Reiter, die gespenstigen – (Eine Legende aus dem amerikanischen Westen) 127, 132, 135, 139, 143, 147.
Riesendamm, der – in Irland: 627.
Ringfund, merkwürdiger –: 280.
Rosen, der Missionär –: 124.
Rückblicke auf das Jahr 1839: 1405, 1410, 1413, 1418, 1425, 1426, 1429, 1434, 1437, 1442, 1446, 1449, 1454, 1457.
Runkelrüben, Weinbereitung aus –: 1128.
Rupographie, neue Art von Münzabbildung: 216.
Russen, die – in Gallizien und Ungarn: 436.
Rußland, Tuchfabrik im Gouvernement Tambow: 9. Reiseskizzen aus – und Polen: 1) Serpuchow: 125. 2) Tula: 128, 130. 3) Dedilow: 135. 4) Bogorodizk: 145. 5) Die schöne Metsch: 157. 6) Die russischen Steppen; die kurischen Schluchten: 161. 7) Poltawa: 166. 8) Pirátin, Jägotin: 174. 9) Kiew: 177, 182. 10) Weg von Kiew nach Krzemieniec: 189. 11) Der Berg von Potschajew: 194. 12) Die Bevölkerung von Wolhynien und Podolien: a) Juden: 201. b) Die Polen: 209, 211. c) Die Griechisch-Unirten: 217. 13) Ueberschreiten der russisch-polnischen Gränze; Lemberg: 226. 14) Przemysl; Tornau: 229; 15) Krakau: 234. Das Werk eines englischen Touristen über –: 252. Alterthümliche Befestigungen: 1) Gouv. Nowgorod: 265. 2) Gouv. Pskow: 277. 3) Gouv. Moskau: 301, 306. 4) Gouv. Tula: 310. 5) Gouv. Kasan: 341. 6) Gouv. Smolensk: 557. 7) Gouv. Rjäsan: 569. Eisenbahnfrequenz: 272. Denkmünze: 408. Der korenische Jahrmarkt: 413. Uebersicht des Unterrichtswesens in den letzten fünf Jahren: 619, 623, 628, 631, 635, 640. Ueber die russische Cursivschrift: 716. Aberglauben in Kleinrußland: 911. Ertrag der uralischen Bergwerke in den J. 1831–35: 995; – in der ersten Hälfte des Jahrs 1839; 1180. Weinbau im Süden: 997. Der Markt von Nishnei Nowgorod: 1292. Flüchtige Reise durch Kleinrußland: 1417, 1422.

S.

Sahara, Pferde aus der –: 1348.
Salles, Nachricht von dem Orientalisten –: 892.
Salzgehalt, über den – der verschiedenen Meere: 1512.
Sandpater, Lord –: 543, 547.
Sandwichinseln, merkwürdige Naturerscheinung an den – s. geolog. Notizen.
Savannabrand, der – auf Trinidad: 57.
Sardinien, Reise des Grafen von Marmora in –: 1437.
Sarg, der – eines Tempelritters: 916.
Schiffe, Mittel, um – emporzuheben: 1568.
Schiffbrüchige, Fortschritte der Rettungskunst von – n: 568.
Schildkröte, lebendige – von der größten Art: 848.
Schlösser, neue Art –: 548.
Schlosser, der – von Philadelphia: 1160, 1163, 1167.
Schnelligkeit, vermehrte – der Locomotiven vermittelst großer Räder: 976.
Schweden, Reise in – im J. 1838. Die neuen Ansiedelungen in Lappland: 781, 786, 790.
Schwur, der – des Pascha: 815, 819, 824.
Scylla, die – und die Charybdis im Canal von Messina: 377, 382, 387, 390, 394, 398, 402.
Seeschlange, etwas über die große –: 1399.
Seetiger, der – 1456.
Seewasser, Apparat zur Trinkbarmachung des –s: 818; – als Heilmittel: 944.
Seine, niederer Stand der –: 1020.
Senegal, der Handel von –: 515.
Serbien, Bemerkungen über –: 1, 6, 10, 13.
Sevilla und ein Ausflug nach dem alten Italica: 1393, 1398, 1401.
Seychellen, die –: 12.
Sibirien, wissenschaftliche Reise nach –: 312. Briefe über –: I. 505, 510. II. 597, 602. III. 677, 683. Neue Gold- und Silbergruben in –: 1024.
Sicilien, im Herbst 1838. 1) Palermo und seine Umgebungen: 33, 38, 41, 47, 50. 2) Abreise ins Innere; Alcamo; Segeste; Castelvetrano; Selinunt: 69, 75, 78. 3) Sciacca; Girgenti; Syracus: 81, 86, 90, 94, 98, 102. 4) Die Ostküste; Catania; Taormina; Messina: 105, 110.
Signalinstrument, neuerfundenes – für Dampfboote: 1088.
Skelett, ungeheures menschliches –: 76.
Sklaven, die – auf der Insel Mauritius: 29. Fortsetzung des – Handels: 613.
Sleepy-Hollow, das schläfrige Thal. (Eine Skizze nach Washington-Irving): 1321, 1326, 1330, 1334.
Solor, die Insel – s. Portugal.
Sommer, der indianische –: 355.
Sonderling, ein englischer –: 1339.
Spanien, das Hahnschießen: 123. Kirchenmusik: 476. Eine Nacht aus meinem Leben. Madrid: 1837. 1) Der Prado; die königliche Familie: 937, 942. 2) Das Gespräch; ein junger spanischer Dichter: 946, 950. 3) Bodenverhältnisse; das Thal des Manzanares; Badezelte; Tänze: 955. 4) Die Begegnung am Stadtthore; das Bad: 958. 5) Die Gefahr: 962, 966. 6) Nächtliches Schwärmen; Luisa: 969.
Spiegel, künstlicher –: 275.
Sprachröhren von Kautschuk: 180.
Stahlbereitung, schnelle –: 556.
Steinbrüche, die – im Seinedepartement: 568.
Steppen, über die – von Orenburg, Simbirsk und Saratow: 1436.

Sternschnuppen, neuere Beobachtungen über –: 737. Starker Fall von –: 1000.
Strömung, die – im atlantischen Meere: 1128.
Stürme, Bestätigung von Reids Theorie der –: 287.
Stuhl, der – Karls I von England: 1412.
Sumatra, Bemerkungen über die Westküste von –: 1) Atschem; Laster der Malayen; Religion; Costume; Waffen: 1201. 2) Krieg; Seeräuberei; Ermordung des Cap. Wilkind; Po Mohammed; Krankheiten: 1209. 3) Erzeugnisse; Ackerbau; Pfefferpflanzungen; Pulo-Nyas-Sklaven; Handel: 1229.
Sumbhulpur, die Diamantminen von –: 499.
Südpol, Expedition nach dem –: 1096.
Südsee, Entdeckung einer neuen Insel in der –: 881.
Sydney, eine Scene in –: 681.
Syrien, botanische Bemerkung über –: 1131.

T.

Tabak, über den – in England: 1031.
Tacazze, der – im Semengebirge: 612.
Talma, Statue – s im Théâtre français: 200.
Taubenpost, verunglückte – in Frankreich: 44. Rascher Flug der –: 936.
Taubheit, Mittel gegen die –: 1140. S. auch Dr. Turnbull.
Tempelritter, die neuen –: 464.
Texas, der Vertrag zwischen Frankreich und –: 1137.
Tertre, Ch. – 's projectirte neue Reise: 540.
Thags, neue Art von –: 487. Die Meyrunnah –: 967.
Thea, Identität der – und Camellia: 88.
Tibet, Reise nach –: 952.
Tiger, ein schwarzer –: 872. Jagd eines – s in Indien: 1172, 1175, 1179.
Timor, die Insel –: s. Portugal. Christliche Bevölkerung auf –: 1344.
Tino, über die Insel –: 1451, 1455.
Tippo Sahebs Sohn: 1175.
Titicaca, d'Orbigny's Karte vom – See: 435; s. auch d'Orbigny.
Tödtlichkeit, die – von Chocolade, Kaffee und Thee: 1208.
Toukin, Christenverfolgung in –: 852.
Torf, comprimirter –: 939.
Tornado, regenloser –: 84. Ueber die Wirkungen eines: 1421.
Toulon, muselmännische Bevölkerung in –: 712.
Trappisten, die – zu Meilleraie bei Nantes: 797.
Trient, das Klima von –: 567.
Triest, Betrachtungen über –: I. 1093. II. 1094. III. 1098. IV. 1102. V. 1105. VI. 1110. VII. 1111.
Tripoli, Stand der Dinge in –: 43.
Triumph, ein trauriger –: 128.
Trollhättan, der – Canal; die Goldinsel und Karls XII erste Liebe: 449, 454, 458, 462, 465.
Tscheremissen, die –: s. Wotjäken.
Türkei, hohe Schulen in der –: 204. Das häusliche Leben in –: 473, 479; s. auch Sultan Mahmud. Ueber die Reformen in der –: Marine: 909, 914. Justiz: 918. S. auch Orient.
Tunnel, der – unter der Themse: 332. Angebliches Project eines – s durch die Graubündner Alpen: 1011.
Turkestan, Nachrichten über –: 1320.
Turnbull, die Leistungen des Dr. –: 1304.
Turnier, das – in Schottland: 852, 884. Nähere Nachrichten: I. 1025. II. 1057. III. 1042.

U.

Ueberdruck von Kupferplatten en relief: 216.
Ungarn, die Thermen bei Ofen: 215, 250. Landeserzeugnisse und Handel: 255. Bruchstücke zur Statistik. Allgemeine Bemerkungen: 841, 846; die Schäfereien: 1269; Wein und Tabak: 1297; die Städte und das Postwesen: 1305. Das Reisen in Ungarn: 877, 882, 886, 890.
Uvularia perfoliata, als Mittel gegen Giftwunden: 552.

V.

Valeria indica: 375.
Valentin, über die Feier des St. – tages: 1383.
Vampyr, lebendiger – nach London gebracht: 884.
Vattemare, Bemühungen des Hrn. –: 504.
Venezuela, Bevölkerung von –: 97.
Vereinigte Staaten, Feindseligkeiten gegen die Abolitionisten: 192. Bemerkung über die westlichen Staaten: 220. Zukunft der schwarzen Bevölkerung: 364. Betriebsamkeit: 669 Die Abolitionistenpartei: 789. Die Körperstrafen im Militär: 868. Die Sklavenfrage: 869. Das Heerwesen: 897. Unnationalität der Amerikaner: 983. Die Bewohner von Sault St. Marie: 1019. Die Anlehen der Nordamerikaner in Europa: 1041. Abneigung der Amerikaner gegen Bäume: 1304.
Verstandesverwirrung, Alter der –: 456
Vespucci, eine Nachkömmlingin Amerigo –'s: 128.
Vesuv, der neueste Ausbruch des –: 207, 214, 215.
Vigne, der Reisende –: 1260.

W.

Wälder, Preisschrift über das Umhauen der –: 404.
Währwölfe, Glauben an die – in Polen: 1515.
Wagen, neuer –: 372.
Wales, Sagen von ehemaligen Thieren in –: 976.
Wallfischfang, der Spermaceti –: 517. Ueber den – in der Davisstraße: 1401.
Waragong-Gebirge, oder die australischen Alpen: 136.
Wasser, Reinigung des – s in Aegypten: 248. Anziehung von – durch das Silber: 172. Ueber das Maaß der Verdampfung: 291.
Wasserkrugpflanze, die –: 184.
Wasserleitung, die große – in Lissabon, s. Portugal.
Wein, Transport von – ohne Fässer: 68.
Weltgegenden, die – bei den Völkern des großen Oceans: 237, 241.
Wespen, ungeheures – nest: 296.
Westindien, Abrichtung der schwarzen Truppen auf Barbados: 112. Benehmen der Pflanzer auf Jamaica: 116.
Wilbrahams Reisen in Persien und im Kaukasus im J. 1837. 1) Der persische Hof: 1005. Teheran; persische Finanzen; Verarmung: 1013. Bevölkerung; das Heer: 1205, 1211. Türkische Gastfreundschaft; Ruinen von Anni: 1213. Zustand von Kars; Pilger; der Khan von Bitlis; ein kurdischer Räuberfürst: 1233. Wan; Schulz's Tod: 1289.
Windhose, die –: 648.
Witterungsverhältnisse, über die – in Columbia: 1353.
Wolferts Roost, eine Skizze nach Wash. Irving: 833.
Wolkenbildung, über die – am Pilatusberg bei Lyon: 583.
Wotjäken, die – und die Tscheremissen: 341.
Wurali, das –: Gift: 697.
Wurfgeschoß, neues –: 816, 828.

X.

Xanthus, das alte – in Kleinasien: 704.
Xeres, Bemerkungen über die Einwohner von –: 67.

Z.

Zauberbrücke, die –: 133.
Zaubermüller, der –: 1301, 1306.
Zend, die Stellung des – auf den persepolitanischen Inschriften: 633.
Zimmereinrichtung, die – der Türken: 45.
Zobel, der –: 107, 112.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Zwölfter Jahrgang.

1839.

Januar.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1839.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrganges ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nro erscheinen, 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorläufige Anzeige der neuen Auflage von

Mozins großem Wörterbuch

der

deutschen und französischen Sprache

in Lieferungen.

Wir zeigen hiemit an, daß der Druck einer dritten vermehrten und verbesserten Auflage begonnen hat von dem

Neuen vollständigen Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache, nach den neuesten und besten Quellen über Sprache, Künste und Wissenschaften, enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigern, eine Auswahl erläuternder Beispiele, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuches, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen 2c. von Abbé Mozin. Mit Beiträgen von Guizot, Biber und Hölder.

Aufs neue durchgesehen und vermehrt durch Peschier. 4 Bände. Lexikonformat in Lieferungen.

Diesem Wörterbuch, dessen Werth in Deutschland und Frankreich längst anerkannt ist, dürfte wohl keines an Reichhaltigkeit, sachgemäßer Einrichtung und Wohlfeilheit an die Seite gestellt werden können, wir unterlassen daher jede Anpreisung und bemerken nur, daß wir über die Zeit der Erscheinung, Preis, Schrift, Format und Eintheilung in Lieferungen eine besondere Anzeige in diesen Blättern machen werden. — Stuttgart und Tübingen, im Januar 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Deutsches Nationalwerk für alle Stände.

In der Unterzeichneten ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Deutschen

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

von

Wolfgang Menzel.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage

in

Einem Bande in zwei Abtheilungen,

mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Verfassers in Stahl, und einem Register.

Da der Name des Verfassers als Schriftsteller längst, wie neuerdings als freisinniger und muthvoller Volksvertreter ruhmvollst bekannt ist, und auch schon die früheren Auflagen dieses Werkes mit so großem Beifall aufgenommen wurden, so glauben wir nur andeuten zu dürfen, daß derselbe auf die dritte Auflage nochmals die sorgfältigste Mühe verwandt hat, um eine Arbeit, der er mit ganz besonderer Liebe obgelegen, möglichst zu vervollkommnen. Dieses Geschichtswerk enthält nicht nur die politische Geschichte Deutschlands, fortgesetzt bis auf die jüngsten Tage sondern sie geht auch mehr, als es bisher bei irgend einer populären Geschichte der Deutschen der Fall war, in die Specialgeschichten der einzelnen Provinzen und in die Geschichte der Sitten, der Kunst und Wissenschaft ein, und bringt im verhältnißmäßig engsten Raum die größte Fülle und Mannichfaltigkeit zur klarsten Uebersicht. Insbesondere bei dieser neuen Auflage ist der Verfasser dem Wunsche vieler Leser entgegengekommen, die schönsten und bedeutungsvollsten Einzelnheiten noch genauer auszumalen und dadurch, ohne je den Totalblick über das Ganze zu verlieren, doch jede besondere Zeit und Oertlichkeit aufs lebendigste zu vergegenwärtigen. Durch diese zahlreichen Verbesserungen und Zusätze erscheint das Werk jetzt nahezu um ein Viertel seines frühern Inhalts vermehrt.

Für Belehrung wie für Unterhaltung gleich gründlich und anziehend behandelt und von der wärmsten Vaterlandsliebe dictirt, ist dieß ein recht eigentlich dem deutschen Volke zugeeignetes Nationalwerk, das in keinem Hause fehlen sollte.

Um unsrerseits zur möglichsten Verbreitung dieses Werkes beizutragen, und es auch dem weniger Bemittelten käuflich zu machen, haben wir ungeachtet seiner bedeutenden Erweiterung und der Zugabe eines seinen Werth gar sehr erhöhenden Registers wie des Portraits des Verfassers dennoch nur den frühern Preis von 3 fl. 45 kr. oder 2 Rthlr. auch für diese Ausgabe festgestellt.

Lieder eines Buchdruckers, von demselben gedichtet, gesetzt und gedruckt.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder

von

Niclas Müller.

Eingeleitet von

Professor Gustav Schwab.

8. broch. Velinpapier 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

Das Publicum erhält hier die Lieder eines jungen Dichters, der, von der Natur ausgestattet und erzogen, ihr auch die Kunst verdankt, die sich in seinen seelenvollen und eigenthümlichen Poesien überraschend offenbart. Er hat erst mit dem zehnten Jahr eine Dorfschule besucht und mit dem vierzehnten sie verlassen, um ein Gewerbe zu erlernen und zu treiben. Nie hat er Latein, noch durch Unterricht sonst etwas über das Gewöhnlichste hinaus gelernt. Der Frömmigkeit strenger Eltern, dem eigenen Gemüthe, sparsamer Bekanntschaft mit guten Büchern und dem deutschen Wanderleben verdankt er seine ganze Bildung, deren Früchte er in dieser Liedersammlung veröffentlicht. Sie ist sein dreifaches Eigenthum, das Product seiner Kunst und seines Gewerbes; er hat diese Lieder gedichtet, gesetzt und gedruckt. Unsere Officin hat sich beeifert, diesen Gedichten eine besonders schöne Ausstattung zu geben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Serbien (mit einer Karte) Nr. 1—4. — Scheik Dadu. Nr. 1. — Ueber die weiße Bevölkerung von Südamerika. Nr. 2. — Tuchfabrik im Gouvernement Tambow. Nr. 3. — Die Dschains in Cutsch. ibid. — Skizzen aus den Pyrenäen: Bayonne. Nr. 4—9; le Boucau; St. Esprit. Nr. 10; Biarritz; die Straße nach Spanien. Nr. 28. 29. — Ausflug in die Cedernberge in der Cap-Colonie. Nr. 5. — Die koptischen Bibelüberſetzungen. ibid. — Walliſiſche Regimenter in England. Nr. 6. — Die Mönchsorden in Cutsch. Nr. 7. — Die Straße von Cadix nach dem feſten Lande. ibid. — Die Sklaven auf der Inſel Mauritius. Nr. 8. — Kurze Beſchreibung der den Portugieſen gehörigen Inſeln Timor und Solor. Nr. 8—10. — Sicilien im Herbſt 1838: 1) Palermo. Nr. 9—13; 2) Abreiſe ins Innere, Alcamo, Segeſte, Caſtel Vetrano, Selinunt. Nr. 18—20; 3) Sciacca, Girgenti, Syrakus. Nr. 21—26; 4) die Oſtküſte, Catania, Taormina, Meſſina. Nr. 27. 28. — Urſprung der ſogenannten Chauſſee de Brunehaut. Nr. 9. — Ueber die Gränzen der Getreidarten in Finnland. Nr. 11. — Stand der Dinge in Tripoli. ibid. — Druidiſche Denkmäler in der Nähe von Cherbourg. ibid. — Zimmereinrichtung der Türken. Nr. 12. — Fahrt von Odeſſa nach Konſtantinopel. Nr. 15—18. — Das portugieſiſche Miniſterium und die portugieſiſchen Beſitzungen in Afrika. Nr. 13. 14. — Das Land und Volk der Baſchkiren. Nr. 14. — Ein Savannenbrand auf Trinidad. Nr. 15. — Die Bibliothek der Kubetſchi. Nr. 15. 16. — Einritt in Paraguay. Nr. 16. — Der Felſentempel zu Ibſambol. ibid. — Die Katakombenkirche in Kiew. Nr. 17. — Heres. ibid. — Statiſtiſche Bruchſtücke und Nachrichten über die portugieſiſchen auswärtigen Beſitzungen. Nr. 17. 18. — Chineſiſche Verwaltung: 1) die kaiſerliche Familie. Nr. 19; 2) das Miniſterium und der geheime Rath. Nr. 22. — Das Neueſte über die brittiſche Euphrat-Expedition. Nr. 19. 20. — Volksthümliches aus der Umgegend von Mantes. Nr. 20. 21. — Diamanten in Braſilien. Nr. 23. — Lage von Java. ibid. — Die neueſten Kriege der Engländer in Indien: 1) die Belagerung von Bhurtpur. Nr. 24; 2) der Krieg gegen den Rabſcha von Surg. Nr. 26. 27; 3) der Krieg gegen die Kands oder Gonds. Nr. 29—31. — Bevölkerung von Venezuela. Nr. 25. — Fortdauernde Auswanderung der Boers auf dem Cap. ibid. — Der Zobel. Nr. 27. 28. — René Caillé. Nr. 29. — Goldausbeute in Braſilien vom Jahre 1620—1821. Nr. 30. 31. — Cero de Pasco. Nr. 30. 31.

Chronik der Reiſen.

Reiſe von Aſtrachan über Kiſljaer nach Baku im Anfang des Jahrs 1835. Von Gablonſk. Nr. 1—3. — Wanderungen in Dalmatien: 1) Von der ungariſchen Gränze bis Sebenico. Nr. 21—25.

Kleinere Mittheilungen.

Auffindung eines Kinnbackens von einem Dinotherium. Nr. 1. — Ein Gottesgerichtskampf in Kaukaſien. Nr. 2. — Indianerſprachen in Nordamerika. Nr. 3. — Die Seyſchellen. ibid. — Die Mineralien im Anzasca-Thale. Nr. 4. — Indiſcher Thee. Nr. 6. — Wörterbücher einiger auſtraliſchen Sprachen. Nr. 8. — Etwas über die Zoologie Indiens. ibid. — Geologiſche Bemerkung über Scandinavien. Nr. 10. — Anbau des chineſiſchen Krauts in Frankreich. ibid. — Ueber den Regen in Frankreich. Nr. 11. — Verunglückte Taubenpoſt. ibid. — Die Stadt Kiew. Nr. 12. — Alterthümer in Frankreich. ibid. — Abbildung celtiſcher Alterthümer in England. Nr. 13. — Inſchriften im ſüdlichen Arabien. Nr. 14. — Die Sammlung des Barons v. Joursanvault. Nr. 15. — Peppiomente. ibid. — Erdbeben in Leiceſterſhire. ibid. — Beabſichtigte Reiſe der HH. d'Abbadie nach Abyſſinien. Nr. 16. — Transport von Wein ohne Fäſſer. Nr. 17. — Erdbeben im weſtlichen Frankreich. ibid. — Warme Quellen bei Maculla in Arabien. Nr. 18. — Warme Höhlen zu Montels. ibid. — Ueber Dampfbootunfälle in England. ibid. — Kohlenlager in Aſſam. Nr. 19. — Ungeheures menſchliches Skelett in Indien aufgefunden. ibid. — Meineide in Sidney. Nr. 20. — Ueber die Ausfuhr von Kulis aus Indien. Nr. 21. — Regenloſer Tornado. ibid. — Mäßigkeitsgeſellſchaften unter den engliſchen Truppen in Indien. ibid. — Mißlingen des Plans der engliſchen Geſandtſchaft in Bhutan, nach Tibet vorzudringen. ibid. — Artéſiſcher Brunnen im Fort von Calcutta. ibid. — Deutſche Miſſionen in Auſtralien. Nr. 22. — Identität von Thea und Camellia. ibid. — Cholera in Jarkend. ibid. — Auſtraliſche Geſellſchaft in Bengalen. Nr. 25. — Anwendung von Jodin gegen den Ausſatz. ibid. — Arzneipflanze in Indien. ibid. — Kecke Räubereien ebendaſelbſt. Nr. 24. — Verheerungen der Hungersnoth ebendaſelbſt. Nr. 25. — Neues Gangwerk in den Uhren. ibid. — Merkwürdiges ägyptiſches Steingrab. Nr. 26. — Vermehrung des k. franz. Münzcabinets. Nr. 27. — Medaille von Vereingetorix. ibid. — Unterſeeiſcher Vulkan. Nr. 28. — Abrichtung der ſchwarzen Truppen auf Barbados. ibid. — Benehmen der Pflanzer auf Jamaika. Nr. 29. — Das Hyänabſchießen in Südſpanien. Nr. 30. — Mehlverſorgung in Paris. ibid. — Wölfe in der Vendée. ibid. — Der Miſſionär Roſen. Nr. 34.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem resp. Verlag erſcheinenden Schriften, ſofern dieſe in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands“ gehören: als Ueberſetzungen neuer poetiſcher, philoſophiſcher und religiöſer Werke aus fremden Sprachen in dieſen Blättern angezeigt und beurtheilt wünſchen, werden gebeten, die Einſendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. G. Pfizer in Stuttgart zu machen.

Nr. 1.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Januar 1839.

Serbien.

(Mit einer Karte.)

Es gibt wohl kaum ein Land, dessen Bewohner so entsetzlichen Wechseln unterworfen gewesen wären, als das zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere. Nachdem es im fünften Jahrhundert durch deutsche Völker geplündert und verheert, im sechsten Jahrhundert durch Avaren, Hunnen und Slaven fast ausgeworden worden, begannen im siebenten, nachdem die Ueberreste der deutschen Stämme theils freiwillig westwärts abgezogen, theils vollends vernichtet worden waren, die ersten Ansiedlungen der Slaven, und die Bulgaren, Serbier und Chrobaten setzten sich hauptsächlich im Westen und Süden der Donau fes. Die Bewohner von Serbien, Bosnien, Herzegowine waren von ziemlich Einem Stamme, Illyrien muß der Sprache nch gleichfalls dazu gerechnet werden, die Chrobaten waren nwe verwandt, bedeutend ferner schon standen die Bulgaren, inkß von ihren Stammgenossen im Norden wurden diese mit den östlichen weit näher als mit den westlichen verwandten Slavenstämme theils durch die Rumuni, oder walachischen Völker, heils durch Avaren, später durch die Madscharen getrennt, und wo sie im Westen nach der obern Donau und nach Mähren hin den westlichen Slaven hätten die Hand bieten können, drängten sich bald Deutsche dazwischen, und hinderten den Zsammenhang. Aus dieser Isolirung entsprangen die meisten ihrer nachherigen Schicksale, und das bis in die heutige Zeit frtdauernde Sinken der slavischen Macht und Nationalität ir Süden und Westen der Donau läßt sich nur hieraus erklärn. Günstiger hätte sich ihr Geschick gestalten mögen, hätte nicht das uralte Volk der Albanesen den bedeutendsten Thei des westlichen Uferstrichs behauptet. Es wäre verlorne Mhe, in die Kämpfe jener slavischen Völker mit dem oströmischen Reich, mit den Avaren und Madscharen, mit Albanesen und italienischen Staaten Zusammenhang bringen zu wollen— genug, manchmal gelang es einem kräftigen Fürsten, die zerstreuten Stamme von dem Golf von Salonichi bis über die Dnau hinaus, und vom adriatischen bis zum schwarzen Meere nter seiner Herrschaft zu vereinigen, aber griechische List und Geld wußte die getheilten Interessen so zu benutzen, daß die Vereinigten wieder auseinander fielen, sobald die zwingende Kraft, der Eine Mann, seinen Tod gefunden.

Durch die Verwirrung hindurch läßt sich jedoch ein gewisser Faden verfolgen. Bis zum Jahre 1000 nach Chr. waren Bulgaren die Hauptfeinde der griechischen Kaiser, die serbischen Fürsten dagegen häufig mit den letztern verbunden: so lange die Bulgaren siegreich waren, übten sie auch über Serbien so viel Gewalt aus, daß sie die den Griechen günstigen Fürsten mit Anwendung von mehr oder weniger Gewalt vom Throne stürzten. Als aber im Jahre 1018 das Reich der Bulgaren durch die Griechen zertrümmert wurde, fing die Wichtigkeit der serbischen Fürsten zu steigen an, und nun wurden diese die Feinde der griechischen Kaiser. Dieß ist die Heldenperiode des serbischen Volks, aus dessen Schooße sich nun gleich im folgenden Jahrhundert die Familie der Nemanjas zur königlichen Würde emporschwang, und sich zwei Jahrhunderte lang auf dem Thron behauptete. Während dieser Zeit drohten die morschen Reste des griechischen Kaiserthums mehr als einmal unter den Streichen der Serben zu erliegen, und wiederholt wurden die Türken, die um eben diese Zeit in Kleinasien ihre Herrschaft begründeten, von den Griechen zur Hülfe herbeigerufen, um gegen die serbischen Krale (Krol, Korol, König), welche mehreremale schon den Kaisertitel angenommen, den Namen der griechischen Herrschaft zu schützen. Die Türken, wohl wissend, mit wem sie es zu thun, ließen oft die griechische Macht oder vielmehr Unmacht, im Rücken stehen, und wandten sich gegen die Serben, die mit Albaniern, Bosniern, Walachen, Polen und Ungarn im Bunde dem anstürmenden Feinde die Stirn boten, aber in der berühmten Schlacht auf dem Amselfelde (1389) erlagen.

Von diesem Zeitpunkte an bis zum Jahre 1559, also noch 70 Jahre lang, fristete Serbien ein klägliches Daseyn, bald als anerkannter Vasallenstaat der Türken, bald in unmächtigen Versuchen das türkische Joch abzuwerfen, sich abmühend. In dem genannten Jahre aber brach die Rache für diese Bestrebungen fürchterlich herein. Mohammed II überschwemmte das Land, eine Menge der angesehensten Familien wurde völlig

ausgerottet, andere flüchteten ſich nach Ungarn, und das Land wurde nun in eine türkiſche Provinz verwandelt, nachdem man 200,000 Menſchen in die Gefangenſchaft geſchleppt. Nicht unerwähnt darf hier bleiben, daß, wie im griechiſchen Reiche, die Fürſten der lateiniſchen Kirche ſich anſchließen wollten, um mit dem Papſte und den chriſtlichen Fürſten des Abendlandes in ein näheres Bündniß zu treten, daß aber die Bojaren des Landes ſich widerſetzten, und es lieber mit den Türken als dem Papſte hielten. So auch durch innern Hader zerriſſen, ſank Alles unter der fremden Macht, manche Familien aber nahmen freiwillig oder gezwungen den Islam an: doch war dieß in Bosnien in einem viel größeren Umfange der Fall. Als Beleg, wie die Serben in jener Zeit zerſtreut und zerhalten wurden, mag folgende, freilich auf den jetzigen Zuſtand ſich gründende Angabe dienen, die jedoch von der frühern nur in der Zahl, ſonſt aber nicht weſentlich abweichen mag. Man rechnet jetzt noch ungefähr fünf Millionen Menſchen ſerbiſcher Zunge: davon ſind etwa drei Millionen griechiſcher Religion, nämlich eine Million im eigentlichen Serbien, eine Million in Ungarn und an der öſterreichiſchen Militärgränze und eine Million in Bosnien, Herzegowina, Montenegro und Dalmatien; von den übrigen zwei Millionen ſind zwei Drittheile Moslems in Bosnien und ein Drittheil katholiſcher Confeſſion in Slavonien, Dalmatien, Croatien und Bosnien. Nur die erſten drei Millionen führen den Namen Serben oder Serblier.

(Fortſetzung folgt.)

Scheikh Dallu, der Pindarer.

(Aſiatic. Journal, Dec. 1838.)

Einer der berühmteſten Freibeuter Indiens in neuerer Zeit war Scheikh Dallu. Er hatte einſt am Hofe des Nizam von Heiderabad einen hohen Poſten eingenommen, aber durch eine ſchreiende Ungerechtigkeit verjagt, war er zu den Pindarris geflohen. Als dieſe vor der engliſchen Macht erlagen, und die andern Anführer die ausgeſprochene Amneſtie benützt hatten, blieb er ausgeſchloſſen, ſey es daß er dieſelbe verſchmähte, oder daß ihn die fortdauernde Feindſchaft des Nizam verfolgte. Er zog ſich in das Land der Bhils, plünderte allenthalben, und wenn er nur in der Nähe einer Stadt ſich feſtſetzte, ſo beeilte man ſich, ihm eine Contribution zu bezahlen, während er oft Tänzerinnen aus der Stadt kommen ließ und ſich gemächlich auf jede Weiſe beluſtigte. Bei aller Grauſamkeit, die er übte, ſelbſt gegen ſeine eigenen Leute, wenn ſie verwundet ihm nicht folgen konnten, fehlte es ihm doch, wenn das Gerücht wahr ſpricht, nicht an einigen edlern Eigenſchaften. Er hatte in ſeiner Jugend um die Hand eines vornehmen Mädchens geworben, die Sache hatte ſich aber zerſchlagen, und jenes Mädchen war die Frau eines Kriegshäuptlings geworden, der ſich in den unruhigen Zeiten der Auflöſung des Mahrattenreichs ein Fürſtenthum erwarb, und beim allgemeinen Frieden durch die Engländer garantirt erhielt. Als er ſtarb, führte ſeine Wittwe im Namen ihres unmündigen Sohnes die Regentſchaft, doch gab es Leute genug, welche dieſen aus dem Wege räumen wollten, und ſo wurde ſie auf einer kleinen Reiſe hinterliſtig dem vorher benachrichtigten Scheikh Dallu in die Hände geliefert. Schon begann der Kampf mit deſſen Leuten, als die edle Wittwe aus ihrem Palankin herbeieilte und Scheikh Dallu beſchwor, ſie zu ſchützen. Er that alsbald dem Kampfe Einhalt, ließ, obgleich ihm eine reiche Beute entging, ſie ungekränkt ziehen, und geleitete ſie noch bis zu einer der nächſten engliſchen Stationen. Kein Wunder, daß unter ſolchen Umſtänden das ganze Land von wahren und falſchen Erzählungen erfüllt war, die Dallu's Thaten ſchilderten.

Bald nach dem oben erwähnten Abenteuer zog ſich Scheikh Dallu nach einem kleinen Fort in Kandiſch zurück, und legte dort ſeine Reichthümer nieder. Er ſchonte Leben und Eigenthum der benachbarten Dorfbewohner, für die ſein Aufenthalt eher ein Vortheil war, da er und ſeine Anhänger hier ihr Geld ausgaben. Indeß, obwohl auf eine Zeit lang ziemlich ſicher, lebte Scheikh Dallu doch in ewiger Furcht vor dem Verrath ſeiner Gefährten: auf dem Marſch theilte er nie ihre Beiwacht, ſondern entfernte ſich nach einſamen Stellen, nahm ſeine Zuflucht zu einem hohlen Baum oder grub ſich eine Höhlung in den Dſchungeln aus, wo er mit Geſtrüpp bedeckt verborgen lag. Seine Leute jedoch betrachteten ihn mit einem abergläubiſchen Schrecken, und verſicherten nicht nur, daß irgend eine ſchützende Macht ihn bei Nacht unſicher mache, ſondern glaubten auch, er ſey feſt gegen Schuß und Hieb, denn obwohl oft genug im Kampfe, wo Kugeln flogen und Säbel ſchwirrten, war er doch noch bis jetzt immer unverwundet geblieben. Sein Pferd trug zu ſeinem Ruhm nicht wenig bei, denn man hielt es für kein gewöhnliches Thier, Niemand als Dallu ſelbſt ſollte es je beſtiegen haben, und er ſogar ſtets einige Beſchwörungsformeln zu murmeln genöthigt geweſen ſeyn, wenn ein anderer es ſatteln ſollte. Solcher Teufelsſpuk ſchien die faſt abelhaften Thaten Dallu's allein genügend zu erklären: jedoch in ſeinem ſeit 30 Jahren fortgeſetzten Kriegs- und Wanderleben hatte er jeden Winkel des Landes aufs genaueſte kennen gelernt, und wußte der Verfolgung zu entgehen, wo alle Flucht unmöglich ſchien.

Scheikh Dallu kam einſt auf den Gedanken, die Heimath ſeiner Jugend wieder zu beſuchen, und da ſein Schatz gerade ziemlich leer war, ſo entſchloß er ſich, ihn wo möglich aus dem Schatze derjenigen zu füllen, welche die glücklichen Beſitzer alles deſſen geworden, was er verloren. Die Aufgabe war nicht leicht, denn der Palaſt lag in geringer Entfernung von der großen Straße zwiſchen Punah und Heiderabad. Auf beutenden Umwegen, durch Schluchten und unbeſuchte Päſſe gelangte er in die Nähe desſelben und erreichte eine Hügelkette, von der aus man das Schloß, den Garten und einen anſtoßenden See überſah. Welche Gefühle mochten in dem Räuber aufdämmern, als er, deſſen Namen gebrandmarkt, deſſen Hand mit Blut befleckt und auf deſſen Kopf ein Preis geſetzt war, die Heimath ſeiner Kindheit erblickte! aber es war keine Zeit, ſolchen Empfindungen Raum zu geben, und ſchnell ward der Angriffsplan entworfen, der nur allzu gut gelang. Faſt ſämmtliche Einwohner wurden ermordet, die unvermuthet überfallenen Wachen

niedergehauen, das Schloß ausgeplündert, und mit Tagesanbruch hatten die Räuber schon mit Beute beladen ihr Lager wieder erreicht; vorsichtig vermieden sie nun die belebtern Straßen, und in unglaublich kurzer Zeit waren sie in ihrer fast unzugänglichen Feste in Kandish wieder angelangt.

Diese That machte Scheikh Dallu's Namen noch furchtbarer als zuvor, und erzeugte den ernstlichen Wunsch, sich seiner zu versichern. So sehr war der allgemeine Unwille rege, daß die Wiederholung einer so umfassenden Unternehmung, wie die oben genannte, allzu gefährlich schien. Dallu's beste Anhänger fielen ab, theils aus Mangel an Beschäftigung, theils wegen seines veränderten Benehmens, das, stets streng, seit jener That allzu launenhaft und unerträglich tyrannisch geworden war. Noch immer konnte er Bhils anwerben, so viel er wollte, aber die Umstände verboten ihm, sich ihrer Dienste in größerem Umfang zu bedienen. Kandish war ruhiger geworden: eine europäische Besatzung stand im Lande, und ein thätiger, englischer Officier verrichtete das Amt eines Steuereinnehmers und eines Polizeibeamten zu gleicher Zeit. Durch die unablässigen Bemühungen dieses Mannes wurde die bisher stets in Aufregung gewesene Provinz allmählich ruhiger, viele der unruhigen Köpfe wurden in den Militär- und Polizeidienst aufgenommen, andere zum Anbau des Bodens vermocht, während die Widerspänstigen die Macht des Gesetzes fühlten, denn Abtheilungen von Soldaten und berittner Polizei durchzogen das Land, und die Gefängnisse füllten sich. Scheikh Dallu's aus Lehm erbaute Veste, so schwer zugenglich sie auch war, wurde bei diesem Stande der Dinge unhaltbar: er mußte sie verlassen und in wildern Einöden seine Zuflucht suchen. Nur hie und da zeigte er sich noch; wenn es aber geschah, so war er so schrecklich wie je. Seine Freigebigkeit oder der Schrecken seines Namens hatten ihm bisher die Treue der Dorfbewohner in seiner Nähe gesichert, aber er erfuhr, daß der Kutwal (Polizeibeamte) einer benachbarten Stadt, der bisher sein Freund gewesen war, sich seiner zu bemächtigen suche. Er ließ ihn unter anderm Namen zu einer Zusammenkunft laden, und als derselbe sich arglos einstellte, hieb er ihn plötzlich nieder. Indeß zeigte sich Scheikh Dallu auch jetzt noch manchmal seiner frühern, bessern Zeit würdig, und bestand mehr als Ein Gefecht Mann gegen Mann mit Glück und ausgezeichnetem Muthe.

Aber mit jedem Tage war er weniger im Stande, es mit der gegen ihn ausgesendeten Macht aufzunehmen: er konnte sein gewöhnliches Gefolge nicht mehr unterhalten, in steter Furcht vor Verrath eilte er unaufhörlich von einem Ort zum andern, da er nirgends mehr als einige Tage zu bleiben wagte, und in dem unglücklichen Ende vieler seiner Gefährten das Schicksal, das seiner selbst wartete, voraus sah. Große Preise waren auf seinen Kopf gesetzt, und auch die Engländer hatten dieß gethan, viele gefürchtete Räuber waren schon durch ihre eigenen Raubgenossen umgekommen, welche von den Behörden der einheimischen Fursten alsbald den versprochenen Lohn bekamen, aber die Engländer waren nicht so bereitwillig. Einer von Dallu's Gefährten war durch einen Verräther gefallen, der das blutige Haupt zu dem oben erwähnten englischen Officier trug, und den Mordlohn forderte. Entsetzt über den Anblick erklärte dieser letztere, daß Helfer und Helfershelfers von Raubern keinen Anspruch auf Belohnung hätten, und er den Fall seiner Regierung anheimstellen müsse. Der Kerl, der den Lohn forderte, war ein wild aussehender Mensch, dem der gemeine Räuber und Mörder auf die Stirne geschrieben war; jeden Tag erneute er seine Forderung, verband sich mit einigen andern Spitzbuben, die täglich dem Officier auflauerten, und wahrscheinlich wäre ein Anschlag auf das Leben desselben zur Ausführung gekommen, wenn nicht von Bombay Befehl eingelaufen wäre, das Geld zu bezahlen. Die Schwierigkeit, welche solchergestalt die Belohnung des Verraths fand, und die unzweideutige Gesinnung der englischen Behörden über diesen Punkt thaten diesen Handlungen des Verraths ziemlich Einhalt, um so mehr, als durch nicht immer leichte Beweise die Identität der Köpfe hergestellt werden mußte. Diesem Umstande dankte wahrscheinlich auch Dallu seine Rettung; die englische Regierung ließ, als mehrere Versuche mit gewaffneter Hand geschehen waren, um die Gefangenen aus den Lehmforts zu befreien, Gefängnisse aus Stein aufführen, und so blieben die ärgsten Räuber eingesperrt: Dallu immer einsamer, entmuthigt und flüchtig, führte ein unstätes Leben, stets gefährdet durch die von den einheimischen Fürsten auf seinen Kopf gesetzten Preise, aber das Glück blieb ihm treu bis ans Ende, und er starb in Frieden.

Chronik der Reisen.

Reise von Astrachan über Kisljär nach Baku im Anfange des Jahres 1836. Von Sablotzky.

(Russisches Journal des Ministeriums des Innern. Julius 1838.)

Am 19 December 1835 (31 December n. St.) um 1 Uhr Nachmittags verließ ich Astrachan mit meinem Reisegefährten dem Lieutenant vom Berg-Ingenieurcorps Ph. Ein unfreiwilliges Gefühl des Kummers bei der Trennung von einem Freunde, die Neuheit meiner Lage, die Beschwerlichkeit eines weiten Weges durch öde und nicht ganz gefahrlose Gegenden, alles dieß machte einen niederschlagenden Eindruck auf mich, und die Einsamkeit des Weges in den fast unbewohnten Steppen konnte meinen Gedanken nicht so schnell eine andere Richtung geben.

Die Kalmücken der Steppe.

Von Astrachan nach Kisljär rechnet man 574 Werste; der Weg führt durch Steppen, die selbst im Sommer von allem Grün entblößt sind, und bei unserer Abreise ganz mit Schnee bedeckt waren; links tauchten von Zeit zu Zeit zugefrorene, mit trockenem Schilfe bedeckte Meeresarme auf, und manchmal trafen wir auf Sandhügel, welche der Wind vom Schnee entblößt hatte. Aber auch diese traurigen Ebenen sind im Sommer durch nomadische Niederlassungen der Kalmücken, namentlich der Ulusse Erketen und Jandyk, belebt, welche im Winter an dem Busen des kaspischen Meeres in der Nähe des Weges nach Kisljär herumziehen, und durch ihr kriegerisches Hirtenleben und ihre Geschichte dem Beobachter so viel Merkwürdiges darbieten. Sie gehören zur großen mongolischen Familie, und zogen gleichsam instinctartig von dem Fuße des Altai nach Westen, kamen aber nicht zu dem

blutigen Fest ihrer ältern Brüder; sie setzten über den Ural und die Wolga, aber der Don, an dessen Ufer sich ein neuer kriegerischer Stamm, die Kosaken, erhoben hatte, blieb ihnen versperrt. Da erinnerten sie sich der vaterländischen fetten Ufer des Irtysch und Ili, und dachten daran, in ihr Vaterland zurückzukehren: 33,000 Familien, welche auf dem linken Ufer der Wolga umherzogen, wandten sich am 5 Januar 1777 gegen Osten. Die ersten Tage dieses Zuges waren Festtage; aber mit dem ersten Schritt über den Ural verschwand der Zauber: die Kirgisen umkreisten sie von allen Seiten, und die Kalmücken mußten das ganze Jahr hindurch den Weg mit den Waffen öffnen, ihre Familien vor der Gefangenschaft, ihre Heerden vor dem Raube schützen. Nachdem sie unglaubliche Beschwerden ausgestanden und unendliche Noth erduldet, näherten sie sich endlich den erwünschten Gränzen der alten Heimath; aber hier traf sie ein neues Unglück. Die Chinesen hinderten sie am Eintritt in ihr ehemaliges Vaterland, und die Kalmücken konnten nur mit dem Verlust ihrer Unabhängigkeit und der Veränderung ihrer ganzen Lebensweise in dasselbe eindringen, denn sie mußten sich jetzt unter der Aufsicht chinesischer Beamten mit dem Ackerbau beschäftigen. Die Kalmücken, welche auf der Bergseite der Wolga umherzogen, konnten diesen Strom, da er in jenem Jahre nicht zufror, nicht überschreiten, und blieben in Rußland in ihrer frühern Lage, trotz zahlreicher Bemühungen der Regierung, ihre innern Einrichtungen zu ändern. Was steht diesem Volk in der Zukunft bevor? Die Kalmücken geben sich wohl nicht mit der Untersuchung dieser Frage ab; aber es scheint, sie fühlen, daß sie, einmal durch das Schicksal in die Mitte eines geordneten Reichs versetzt, ihr räuberisches, ja sogar ihr Hirtenleben nicht fortsetzen können.

Da ich vier Monate mich in Astrachan aufgehalten, hatte ich auf meinen einsamen Spaziergängen außerhalb der Stadt oft die Kibitken der Kalmücken besucht, und stets eine fröhliche, uneigennützige Gastfreundschaft gefunden. Hier hat das Sprüchwort: je reicher desto lustiger, seine ganze Wahrheit beibehalten. Ihr Benehmen gegen den Gast ist sogar lästig für den, der nicht an die Bewirthung mit Tabak, Ziegelthee und ihren nicht sonderlich reinlichen Speisen gewöhnt ist. Eine Weigerung von Seite des Gastes gilt für eine Kränkung der Hausfrau. Nicht weniger Aufmerksamkeit verdient ihre Uneigennützigkeit untereinander.

Ein gemeinsamer Charakterzug aller Kalmücken ist Faulheit und Müßiggang, namentlich bei den Männern, denn die Weiber sind arbeitsam, besorgen alle häuslichen Geschäfte, während die Obliegenheiten der Männer sich auf das Tränken des Viehes und für einige wenige auf das Hüten der Heerden beschränken; die übrigen, namentlich die Wohlhabenden, welche über 40 Jahre alt sind, bleiben völlig unthätig, rauchen Tabak, und schlendern in den benachbarten Kibitken umher, in der Hoffnung, irgend etwas Machan (Fleisch) oder Arki (Branntwein) zu finden; ihr Hauptgenuß aber besteht in der Gefräßigkeit. Doch sind ihnen auch andere höhere Genüsse, wie Musik und Dichtkunst, nicht ganz fremd. Ihre musikalischen Instrumente, die Balaleika und Jatga (ein Instrument nach Art der Gußli*) mit sieben kupfernen Saiten), können freilich nur monotone und nicht sehr regelmäßige Klänge hervorbringen, aber das Ohr der Kalmücken findet auch darin Harmonie. Meist spielen die Weiber, die Männer aber lieben den Gesang. Die Gesänge bilden vorzugsweise die Poesie der Kalmücken. Sie rühmen darin die Thaten ihrer Helden, schildern die Natur und drücken die Gefühle der Liebe aus. Die Worte derselben werden nicht schriftlich abgefaßt, ja sie gehen nur selten von Mund zu Munde, jeder verfaßt sie selbst in Augenblicken der Eingebung oder improvisirt bei einem sich darbietenden Gegenstande. Freilich finden sich bei solchen Improvisationen nicht gerade tiefe Gedanken, noch weniger Kunst, aber eine gewisse Stärke des Gefühls kann man ihnen nicht absprechen. Ihre Melodien sind im Allgemeinen, die zum Tanz ausgenommen, gezogen und ausnehmend monoton: es ist etwas Unbestimmtes, das weder Freude noch Kummer ausdrückt, sondern einen gewissen Mittelzustand, eine Art Hindämmern. Obwohl ich indeß die Sprache nicht verstand, horchte ich doch gern diesen so zu sagen primitiven Klängen, diesem Echo von Gefühlen, Sitten und Begriffen, welche bei gebildeten Nationen bereits verschwanden sind, und nicht wieder erstehen werden.

Es gibt noch zwei Arten von Poesie bei den Kalmücken: ihre Mährchen und ihre Mythologie. Die Mährchen pflanzen sich mündlich fort, ihr Inhalt bleibt stets derselbe, aber die Form der Erzählung hängt ohne Zweifel sehr von den Talenten des Erzählers ab. Darum glänzt bald ein und dasselbe Gedicht mit aller Ueppigkeit einer orientalischen Phantasie, bald scheint es ein trockenes und zusammenhangendes Geschwätz. Die Thaten ihrer Helden, meistens ins Wunderbare gemalt, bilden den Inhalt der Erzählung. Religiöse oder mythische Sagen haben gleichfalls einen heroischen Charakter, und gleichen dem Wesen nach ähnlichen poetischen Erzeugnissen anderer Nationen. Ueberall leuchtet eine tragische Ansicht des Schicksals der Welt und eine Erinnerung an eine untergegangene heroische Menschheit durch. Die ersten Menschen, welche nach den religiösen Begriffen der Kalmücken (die ohne Zweifel aus dem fernen Osten, aus Tibet, entnommen sind) von dem glänzenden Geiste das Daseyn erhalten hatten, waren mit allen Gaben höherer geistiger Wesen ausgerüstet, von einem Glanzschimmer umgeben, hatten Flügel, waren von riesenhaftem Wuchse, bedurften keiner Nahrung, lebten 80 Jahre und wurden dann wieder geboren vermittelst der Seelenwanderung. Aber dieser selige Zustand wurde verscherzt durch die Unenthaltsamkeit Eines Menschen, welcher ein irdisches Erzeugniß, Schime genannt, aß und auch andere dazu verführte. Dann erfolgte eine große Katastrophe: Dunkelheit umhüllte die Menschen, und nur einige unter Tausenden, welche ihre Heiligkeit bewahrt hatten, stiegen zum Himmel auf und wurden Burchane. Auf der Erde herrschte Mangel und Sünde, aber die Burchane, welche die Tugend auf Erden geschwächt sahen, entschlossen sich dieselbe zu besuchen, und durch Verkündigung der Lehre des Lama aufs neue den Samen der Wahrheit auszustreuen. Schon sind einige Burchane auf die Erde gekommen, aber nichtsdestoweniger dauert die Verminderung der Lebenslänge und Körpergröße fort, und dem menschlichen Geschlechte steht ein tragisches Ende bevor: Noth und Mangel werden fast alle Menschen vernichten, hierauf die Erde durch Feuer und Wasser gereinigt werden, und dann aufs neue ein Zeitalter des Glücks beginnen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Gußli ist ein fast wie ein Clavier gestaltetes Instrument, dessen Saiten wie die der Harfe mit der Hand gerissen werden.

Auffindung von Fossilien. Ein Hr. Bourjot, Professor am Collegium Bourbon, theilte kürzlich einer gelehrten Gesellschaft in Paris die Nachricht mit, daß man zu Chevilly, vier Lieues von Orleans, eine ganze Kinnlade von einem Dinotherium mit noch einigen darin befindlichen Zähnen entdeckt habe. (Echo du Monde Savant vom 19 December.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte von Serbien.)

ölker.

[redacted]

l waren Leute
ter Erziehung.
Umgebung, ſo
i und Officiere
nd auf feinere
os-Ayres nicht
iche Claſſe ſind
f hohe Geburt
ten ungezwun-
ußern Anſtand
ute längſt zum
a ſchon vor der
mpen Wagen,
ber ihren Hän-
alten Marquis
gniß auch dieſe
g hat es dieſer
Haupt, bei den
dagegen beſitzen
ildungskraft iſt
drücken ſie ſich

für den Advo-
rer väterlichen
und Peru, wo
: Vaſallenbevöl-
delstitel damit
ndbeſitz für ein
urden als eine
und Paraguay
a, die man der
s von einigen
einige Lehmhüt-
12 bis 15,000
Beſitzer dieſer
erreichten vor
ſellſchaft, theils
r ein beſchränk-

blutigen Fest ih
Wolga, aber de
Stamm, die Ko
innerten sie sich
und dachten dara
welche auf dem l
5 Januar 1777
Festtage; aber n
Zauber: die Kir
mücken mußten
öffnen, ihre Fam
Raube schützen.
und unendliche No
Gränzen der alten
Chinesen hinderte
die Kalmücken fo
der Veränderung i
sie mußten sich je
Ackerbau beschäfti
Wolga umherzog
nicht zufror, nich
frühern Lage, trot
Einrichtungen zu
vor? Die Kalmi
Frage ab; aber
Schicksal in die M
ja sogar ihr Hirt

Da ich vier
meinen einsamen
der Kalmücken be
freundschaft gefun
lustiger, seine gan
Gast ist sogar läf
Ziegelthee und iß
Eine Weigerung
Hausfrau. Nicht
keit untereinander

Ein gemeinf
Müßiggang, nan
arbeitsam, besorg
heiten der Männ
wenige auf das H
die Wohlhabenden
thätig, rauchen 1
umher, in der H
(Branntwein) zu
keit. Doch sind
Dichtkunst, nicht
Balalaika und Ja
kupfernen Saiten)
mäßige Klänge he
darin Harmonie.

*) Gußli ist ein
wie die der Ha

Nr. 2.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Januar 1839.

Ueber die weiße Bevölkerung Südamerika's.

(Aus Robertsons Lettres on Paraguay.)

Die erste Frage wäre natürlich: wer sind die Ureinwohner des Landes? Zu Montevideo, zu Rio Janeiro sieht man keine, und frägt man danach, so hört man von einigen Wanderstämmen in den Pampas und einigen zerstreuten Horden in den Wäldern Brasiliens; aber in den jetzt volkreichen Districten des portugiesischen Südamerika's, so wie auf der ganzen Ostseite des Platastusses, sind die armen Indianer nahezu ausgerottet. In Brasilien haben portugiesische Soldaten und Abenteurer ihnen ihr Geburtsrecht entrissen. Diese brachten einige Frauen aus Europa mit, und führten später eine weit größere Zahl aus Afrika ein. Die Masse der Bevölkerung, welche sich für weiß ausgibt, stammt von ursprünglichen portugiesischen Ansiedlern und von afrikanischen oder indianischen Frauen; das afrikanische Blut ist im Laufe der Jahrhunderte etwas verdünnt worden, so daß wer nicht wolliges Haar hat, so dunkel auch sonst seine Hautfarbe seyn mag, sich seines edlen Blutes (sangre noble) rühmt. Helles Haar und eine röthliche Gesichtsfarbe gelten für unzweifelhafte Zeichen des Adels. Nach diesen Europäern kommen die weißen Creolen, dann die aus gemischtem europäischem und indianischem oder afrikanischem Blute, hierauf ein zweifelhaftes Geschlecht, das sehr unsichere Ansprüche auf eine europäische Vaterschaft macht, endlich der Negercreole, und zuletzt von allen der arme Sambo aus Congo selbst. Die Feindseligkeit zwischen dem gebornen Europäer und dem Creolen ist so bitter, daß häufig ein europäischer Vater seinen eigenen in Amerika gebornen Sohn in die Knechtschaft hinabzustoßen bemüht ist, ja die Europäer scheinen von jeher mit der instinctartigen Befürchtung gehandelt zu haben, daß ihre eigenen Söhne eines Tags sich gegen sie erheben würden.

Die Bevölkerung von Rio ist so verschieden in ihrer Farbe, als sie in ihren Ansichten gespalten ist. Von etwa 100,000 Einwohnern sind wenigstens 50,000 Neger, 20,000 Mulatten, die ein, zwei bis drei Grade vom Schwarzen entfernt sind; europäische Creolen etwa 20,000, und Fremde nebst den eingewanderten Portugiesen machen die noch übrigen 10,000 aus. Die alten Auswanderer aus Spanien und Portugal waren Leute von niederem Stande und wenig oder gar keiner Erziehung. Nur die Vicekönige, ihr Stab und unmittelbare Umgebung, so wie die Richter, die höhern Verwaltungsbeamten und Officiere der Marine konnten auf etwas mehr Bildung und auf feinere Sitten Anspruch machen. Eine andere in Buenos-Ayres nicht vorhandene, aber in Chili und Peru sehr zahlreiche Classe sind die Nachkommen der frühesten Ansiedler, die auf hohe Geburt Anspruch machten. Allein die langen Gewohnheiten ungezwungenen Lebens, die Nachlässigkeit in allem, was äußern Anstand betrifft, zeigen deutlich, daß diese alten Edelleute längst zum Range der Plebejer herabgesunken sind, und wenn schon vor der Revolution die vergoldeten Räder an ihren plumpen Wagen, nebst den roh ausgehauenen Wappenschildern über ihren Häusern die einzigen Spuren der Herkunft dieser alten Marquis und Grafen waren, so hat das erwähnte Ereigniß auch diese größtentheils verwischt. An erworbener Bildung hat es dieser Classe, wie den spanischen Südamerikanern überhaupt, bei den schlechten Unterrichtsanstalten, von jeher gefehlt, dagegen besitzen sie viel natürliches Talent, eine lebendige Einbildungskraft ist fast allgemein, und in ihrer schönen Sprache drücken sie sich ungemein fließend, ja beredt aus.

Die Jugend, die nicht für die Kirche und für den Advocatenstand erzogen ward, wurde Verwalter ihrer väterlichen Landgüter, Kaufleute oder Krämer. In Chili und Peru, wo die Landgüter groß sind, und eine Sklaven- oder Vasallenbevölkerung haben, die sie pachtet, wo oft auch ein Adelstitel damit verbunden war, galt vor der Revolution der Landbesitz für ein beneidenswerthes Privilegium, und Kaufleute wurden als eine niedrigere Kaste betrachtet. In Buenos-Ayres und Paraguay war dieß anders. Die einzigen Landbesitzungen, die man der Beachtung werth hielt, waren die Estancias von einigen Quadratleguas Ausdehnung; hier fanden sich einige Lehmhütten für die Hirten der Heerden, welche leicht 12 bis 15,000 Stück Hornvieh betragen mochten. Aber die Besitzer dieser Estancias, obgleich Leute von solidem Vermögen, erreichten vor der Revolution keine wichtige Stellung in der Gesellschaft, theils weil der geringe Werth ihrer Heerden ihnen nur ein beschränk-

tes Einkommen gab, theils weil ihre rohe, von aller Bildung entblößte Lebensart sie von den stolzen Altspaniern und ihren eigenen besser unterrichteten Landsleuten fern hielt, obwohl sie einen großen Theil des Jahres im eigenen Hause in der Stadt lebten. Seit der Revolution hebt sich diese Classe mehr und mehr zu dem Einflusse, den ein sehr gestiegener und noch immer steigender Werth des Grundeigenthums natürlich verleiht.

Eine achtungswerthe und für ihre Stellung einsichtsvolle Classe von Landbevölkerung bilden die Chacareros. Ein suerte de chacara, Landantheil, etwa eine Legua und drüber groß, die ihnen durch eine ursprüngliche Kronbewilligung zugetheilt wurde, ist ihr Besitzthum, das sich stets in der Nähe einer Stadt befindet. Sie leben ohne Unterschied auf ihren Chacaras, was bei den Estancieros nicht immer der Fall ist, und bilden eine, wenn auch nicht sehr industriöse oder gebildete, doch höchst nützliche Classe. Ihr Verkehr mit der Stadt gibt ihnen eine Verstandesschärfe, welche den kleinen Estancieros gewöhnlich fehlt. Der Chacarero ist meist tapfer, offen und gastfrei; seine Frau und Töchter lieben den Putz, und er selbst nebst seinem Pferde ist an einem Dia de Fiesta reich aufgeputzt. Nichts ist malerischer, als ihn auf seinem Pferde seine gleichfalls berittene und mit allen Regenbogenfarben glänzende Familie nach der nächsten Capelle begleiten zu sehen, um dort die Messe zu hören.

Die hier aufgezählten Classen, nebst den Kaufleuten, Krämern, Handwerkern und einer großen Menge von Creolen-Negern und Mulatten, welche die arbeitende und dienende Bevölkerung bilden, machen die Masse der Bewohner des spanischen Südamerika aus.

Serbien.

(Fortsetzung.)

Wie es unmittelbar nach der Eroberung in Serbien stand, läßt sich eher denken, als mit einiger Sicherheit angeben: eine wilde Soldateska hauste darin so ziemlich nach Gefallen. Indeß mußte wohl nach und nach ein geordneter Zustand eintreten, der jedoch freilich fürs erste die Unterdrückung zur Regel machte. Abgesehen von einer Steuer an Menschen, da jährlich eine gewisse Anzahl Knaben an die aus Christenkindern recrutirten Janitscharen eine Zeit lang abgegeben werden mußte, und Getreidelieferungen an den Pascha von Belgrad, wurde das ganze Land an die türkischen Soldaten, Spahi, vertheilt; (die Serbier nannten sie mit einer ihnen eigenthümlichen Endung Spaija). Diese Spaija mußten die Kopfsteuer (slawisch Glawniza, türkisch Kharatsch) und den Zehnten erheben, und an den Pascha abliefern, wobei, da die Art der Einsammlung so wie das Verhältniß der Spaija zum Pascha nicht gehörig festgesetzt war, die Spaija freilich sich nicht schlecht stehen mochten. Ob diese Einrichtung ursprünglich aus einer fast allgemeinen Besetzung des Landes und Einquartierung der Truppen hervorging, oder ob die Spaija anfänglich nur zur Eintreibung der Steuern ausgesendet wurden, läßt sich wohl nicht mehr ermitteln, doch ist das Letztere wahrscheinlich, indem auch in Serbien, wie in allen eroberten Provinzen, einzelne Dörfer als kaiserliche Domainen (Mukada oder Jeminluk) zurück behalten wurden. Mit der Zeit wurde das Verhältniß zwischen den herrschenden Türken und den Unterworfenen wohl dadurch besser, daß zu Spaija's allmählich moslemitisch gewordene Bey's aus Bosnien und der Herzegowina genommen wurden, die also geborne Serbier waren, gleiche Sprache mit dem Volke redeten, und nur nach türkischem Gesetz durch ihre Religion dem herrschenden Volke zugezählt wurden. Diese Einrichtung und die daraus hervorgehende Erleichterung hatten die Serbier wohl einigen ihrer Landsleute zu danken, die Moslems wurden und zu den höchsten Würden des Reichs, selbst zu der eines Großwessiers, emporstiegen. Wenn ein Spaija in ein Dorf kam, um die Kopfsteuer und den Zehnten zu erheben, so mußte er auf Kosten des Dorfes unterhalten werden; mancher Spaija mochte daher wohl fast das ganze Jahr im Dorfe bleiben, wo er jedenfalls die höchste Gewalt ausübte; aber wenn die Regierung in Constantinopel oder der Pascha gnädig gestimmt war, so wurde dieß als ein Mißbrauch abgestellt. Die regelmäßigen Steuern waren sehr mäßig, und wurden es dadurch noch mehr, daß man sich über den Zehnten gewöhnlich abfand. Wäre die Einrichtung der Spaija's geblieben und allmählich verbessert worden, so wäre wohl nie eine serbische Revolution ausgebrochen.

Einzelne Dörfer waren viel ungünstiger gestellt, aus welcher Veranlassung, ist nicht mehr zu ermitteln. Ihr Vorstand hieß Tschibuktschija, und sollte den Neunten einsammeln. Der Name ist seltsam genug: Tschibuktschi heißt ein Pfeifenträger, und da dieß ein Hofamt, sowohl in Constantinopel als bei jedem Pascha ist, so waren dieß wohl Verleihungen an einzelne Günstlinge, um so mehr, als die Bewohner eines Dorfes für den Tschibuktschi auch arbeiten mußten, anfangs bloß Sonntags, später auch an andern Tagen. Die Last eines solchen Dorfes war um so schwerer, als der Tschibuktschi gar häufig sich ein Haus in demselben baute, und es nicht mehr verließ, so daß er zu einem wahren Frohnvoigt für seinen eigenen Beutel wurde. Dieß betraf indeß anfangs nur einige Dörfer und die Mehrzahl des Volks war von diesem Drucke frei.

Ein viel ernsteres Uebel war die Rechtsverwaltung. In jedem Districtshauptort saß ein Kadi, und ihm zur Seite ein Musellim oder Polizeiverwalter: der Kadi richtete nach dem Koran und war meist ein geborner Türke, der Musellim aber, der an manchen Orten auch den slavischen Namen Woiwode führte, war gewöhnlich ein zum Moslem gewordener Serbe. Da keiner von beiden eine Besoldung hatte, so lebten sie von Geldstrafen und Bestechungen. Zu welchen schreienden Mißbräuchen dieß führen mußte, läßt sich ohne Mühe errathen. Geldstrafen bildeten auch das Haupteinkommen des Pascha: fiel ein Mord vor, so wurde nicht dem Mörder nachgeforscht, sondern das Dorf oder auch mehrere Dörfer, in deren Nähe er vorfiel, mußte 1000 Piaster Strafe zahlen. Für eine außereheliche Geburt

mußte gleichfalls gezahlt werden,*) und dem Wohlhabenden, bei dem man Geld vermuthete, konnte jeden Augenblick eine Geldſtrafe auferlegt werden, indem man ihn beſchuldigte, er habe Uebels gegen einen Türken ausgeſagt.

Wie ſo den türkiſchen Behörden ein breiter Weg zu Erpreſſungen offen ſtand, ſo fehlte es auch an andern Bedrückungen nicht. Der chriſtliche Serbe unterſchied ſich ſchon durch ſeine Kleidung von dem Moslem, durfte, wenn er einem Türken begegnete, nicht zu Pferde ſitzen bleiben, keinen Säbel tragen, mußte, wenn er in die Stadt kam oder einem Türken begegnete, Flinte und Meſſer abliegen und die Piſtolen mit einem Mantel bedecken, ja ein Türke konnte einen Serben ohne weiters von der Straße wegnehmen, Knechtsdienſte in ſeinem Hauſe verrichten laſſen, und wenn er ihn bei dieſer Gelegenheit prügelte, galt vor Gericht keine Klage. Die natürliche Folge war, daß die Serben ſich nicht in Städten und Feſtungen aufhielten, eben ſo wenig in der Nähe von Heerſtraßen, die Türken dagegen mieden klüglich einſame Landpartien, weil ſie gar häufig erſchlagen wurden, und wenn kein Leichnam aufgefunden wurde, niemand darnach fragte, wenn ſich aber ein Leichnam fand, mit Bezahlung des Blutgelds Alles abgemacht war.

Die Art der türkiſchen Herrſchaft und Gerechtigkeitspflege machten indeß manchem ein ruhiges Leben ſo gut wie unmöglich, ſie flüchteten ſich in die Wälder, und wurden Haiduken, d. h. Räuber. Vielleicht bedeutet Haiduk wie das polniſche Haydamak, einen Waldläufer, diejenigen, die ſich in die Wälder flüchteten, und lange waren die Haiduken aus den vornehmſten ſerbiſchen Familien, traten häufig in venetianiſche Dienſte, und vertheidigten die Beſitzungen der Venetianer in Dalmatien gegen die Türken. Natürlicherweiſe aber ſanken die Haiduken, wenn auch ihre Feindſeligkeiten hauptſächlich gegen die Türken gerichtet waren, oft genug zu gemeinen Räubern herab, gegen die das Volk in Maſſe aufgeboten wurde; in jedem Gebiete eines Knesen oder einheimiſchen Diſtrictsvorſtehers gab es früher einige Panduren, oder öffentliche Sicherheitswächter, die meiſt mit Türken verbunden gegen die Haiduken auszogen, und viele dieſer letztern, die des unruhigen Lebens müde wurden, kamen bei dem Paſcha um Pardon ein, wurden Panduren, und machten nun auf ihre ehemaligen Genoſſen Jagd. Immer war aber die Exiſtenz der Haiduken ein fortwährendes Zeugniß gegen die Willkürherrſchaft der Türken.

(Fortſetzung folgt.)

*) Wahrſcheinlich weil der Charatſch nur von Verehelichten erhoben wurde.

Ein Gottesgerichtskampf in Kaukaſien.

Nachrichten aus Tiflis vom 5 November zufolge fand ein Kampf, deſſen Umſtände an die Tage des Ritterthums erinnern, kürzlich in einer Provinz Kaukaſiens ſtatt. Der junge kabardiſche Fürſt Scheuchedeli hatte die Tochter des Bey von Bolyraki geraubt, und behielt ſie bei ſich, ohne ſie heurathen zu wollen. Der Vater des jungen Mannes, der ſich wegen dieſes ſeiner Familie, einer der älteſten und glänzendſten in dieſer Gegend, angethanen Schimpfes rächen wollte, befahl ſeinem älteſten Sohne Mezik, den Räuber zum Kampfe herauszufordern. Dieſer nahm die Aufforderung an, und am 28 October vorigen Jahres ſah man genau um Mittag die beiden Gegner in der Ebene von Arſtana, zwiſchen Derbend und Bainaki, zu Pferde, jeder in Begleitung von zwölf Nukirs (Schildknappen), ebenfalls zu Pferd, mit den Bannern ihrer Herren, ankommen; alle waren in vollſtändiger Bewaffnung mit Panzerhemd, Panzer, Armſchienen, Panzerhandſchuhen und dem Helme mit Federbuſch; an der Seite den Handegen und die Lanze in der Fauſt.

Auf den Bannern des Fürſten befand ſich ein goldener Falke auf grünem Feld; auf denen des jungen Bey war ein rothes Feld mit einem ſchwarzen Bären mit drei ſilbernen Sternen darüber. Vier von beiden Parteien zu Kampfrichtern erwählte Greiſe ſaßen auf einer Eſtrade, und verkündigten dem Fürſten und dem Bey, ſie hätten entſchieden, daß derjenige von beiden; der aus dem Sattel gehoben und deſſen Gefolge beſiegt oder in die Flucht gejagt würde, ſich dem Geſetze des Siegers zu unterwerfen habe. Der Kampf begann von beiden Seiten mit gleicher Zuverſicht, und wurde bald hartnäckig; es wurde Mann gegen Mann gekämpft, bereits waren vierzehn Schildknappen zu Boden geſtreckt, als Mezik, obgleich aus drei Wunden blutend, durch einen eben ſo kühnen als gewandten und plötzlichen Angriff den Fürſten Scheuchedeli aus dem Sattel zu werfen wußte. Der Sieger verlangte von dem Beſiegten weiter nichts, als daß dieſer ſeine Schweſter ohne Verzug heurathe, was folgenden Tages am 27 October ſtattfand. — Der ruſſiſche Gouverneur mißbilligte den Vorfall, als er ihn erfuhr, gar ſehr, da aber Niemand umgekommen war, ſo ließ er die Sache auf ſich beruhen.

Chronik der Reiſen.

Reiſe von Aſtrachan über Kisljär nach Baku im Anfange des Jahres 1836.

Kisljär.

(Fortſetzung.)

Am 25 December (4 Januar) um 1 Uhr Mittags kamen wir nach Kisljär. Als wir in der Ferne die Kirchthürme und einige hie und da zerſtreute, wenn auch von Blättern entblößte Maulbeerbäume ſahen, waren wir nicht wenig erfreut. Ermüdet von der langweiligen und zum Theil unſichern Reiſe in den Steppen, erfreuten wir uns ſchon zum voraus in dem Gedanken an Ruhe, und die Gaſtfreundſchaft, die man uns in Kisljär erzeigte, wird darum ſtets angenehme Erinnerungen in uns erwecken. Die Lage der Stadt hinſichtlich der Geſundheit und Reinlichkeit iſt ſehr ſchlecht, weil die Gegend nieder und ſumpfig iſt. Sie liegt im Delta des Terek zwiſchen zwei Armen, dem eigentlichen Terek und der Borozda, acht Werſte unterhalb ihrem Theilungspunkt. Eine Werſt unterhalb der Stadt theilt ſich der Terek neuerdings in zwei Arme, den alten und den neuen Terek; die Borozda theilt ſich in die Prorwa und den Budrowy Erik. Der Terek iſt, wie alle andern Bergſtröme, ungemein reißend, führt Steine und Sand von den Bergen mit herab, und ſetzt dieſe an verſchiedenen Stellen, je mehr er ſich ſeiner Mündung nähert, ab; dadurch erhöht ſich das Bette ſeiner Rinnſale fortwährend, das Waſſer tritt beim geringſten

Anschwellen leicht über seine Ufer und überschwemmt die Umgegend. Um dieß zu verhindern, werden die Ufer an einigen Stellen mit Faschinen festgemacht.

Kisljär, das einen bedeutenden Handel mit Branntwein, Wein und Fischen treibt, muß seine Waaren auf der Landzunge zwischen den Flußarmen fortschaffen, da der Terek keineswegs bis an die Stadt schiffbar ist, was leicht hergestellt werden könnte. Wäre dieß in Stand gesetzt, so könnte Kisljär auch sein Bauholz, das jetzt mit großen Kosten auf der Achse herbeigeschafft werden muß, zur See und auf dem Terek beziehen. Und nicht nur Kisljär selbst, sondern das ganze kaukasische Land würde gewinnen, indem man Proviant zu Wasser herbeischaffen könnte. Vor 70 Jahren, als der Terek noch nicht in so viele Arme getheilt war, war die Wassermasse so bedeutend und der Lauf so reißend, daß Erde und Sand nicht Zeit hatten, sich zu setzen, sondern durch den reißenden Lauf ins Meer fortgerissen wurden. Hierauf theilte sich der Terek in zwei Arme, den alten und den neuen Terek, setzte dann seinen Lauf gegen das Meer fort, und spaltete sich endlich noch in einige kleinere Arme, in denen das Wasser jetzt nur einen Fuß tief ist. Um diese Zeit bestand sieben Werste oberhalb der Stadt ein Canal, der in das linke Ufer eingeschnitten war, zur Bewässerung der Gärten und Felder auf der Nordseite der Stadt; durch natürliche Fortwirkung oder durch künstliche Veranlassung, welche die Folgen nicht berechnete, mehrte sich das Wasser in diesem Canale mit jedem Tage, denn die Besitzer der obengenannten Gärten und Felder fanden ihren Vortheil darin, und die übrigen Einwohner kümmerten sich nicht darum; endlich wurde der Canal zum Flusse Borosda. Natürlich aber verminderte sich das Wasser im Terek um eben so viel, als in die Borosda floß, der rasche Lauf des Terek ward gemindert, er versandete, und sein Bette erhöhte sich immer mehr.

Im Jahre 1823 trat ein neues Ereigniß ein, welches die Gefahr der Stadt noch vergrößerte: auf dem linken Ufer der Borosda grub sich das Wasser ein neues Rinnsal, und bildete einen Fluß, die Prorwa, welche nördlich von der Borosda strömt, und bei Tscherny Rynok (schwarzer Markt) in das kaspische Meer fällt. Dieß minderte die Wassermasse im Terek noch mehr, und sein Bette füllte sich allmählich mit Sand und Schlamm: alles Wasser wandte sich gegen die Borosda, von dieser in die Prorwa, und da es nicht auf hinreichende Hindernisse stieß, ergoß es sich in die Felder, drang selbst 25 Werste tiefer hinab in die Kosakenstanizas und die Dörfer der Gutsbesitzer, umgab Kisljär mit Sümpfen, und minderte den Fischfang im Terek bedeutend.

Im Jahre 1834 wurde von der Localbehörde der Wegeverbindungen das Project ausgearbeitet, die Ufer des Terek, der Borosda und Prorwa in den Umgebungen von Kisljär zu befestigen: das Project wurde auch im Jahre 1835 von der Regierung bestätigt und 100,000 Rubel dazu angewiesen. Die Arbeiten wurden im October, November und December fortgeführt unter Major Grauert; die am Terek, da, wo die Borosda abfließt, errichtete Wasserwehr hat gleich in den ersten Monaten den gewünschten Erfolg gezeigt: sie blieb durch den heftigen Anstoß des Eisganges unversehrt, und das Wasser fließt nun wieder vorzugsweise in den Terek. Das Bett dieses letztern vertieft sich durch die größere Schnelligkeit der Strömung merklich von selbst, und so ist Hoffnung vorhanden, daß einer der Hauptnachtheile der Lage von Kisljär bald abgewendet seyn wird.

Kisljär erstreckt sich längs dem Terek von Westen gegen Osten, und besteht aus einer Festung, der dazu gehörigen Slobode und der eigentlich sogenannten Stadt. Die Festung hat einen Erdwall und einen mit Schilf überwachsenen Wassergraben. Kirchen zählt man drei steinerne und vier hölzerne, Häuser über 2000, von denen jedoch der größere Theil aus Lehm (turluk) aufgeführt ist; steinerne Gebäude sind nur sieben vorhanden, die alle der Krone gehören. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 9000, worunter über 1000 Kaufleute.

Die Hauptquelle des Reichthums von Kisljär besteht im Gartenbau; den Weinbau begann man schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts, und Strecken, die jetzt unzugänglich, mit Salzlaken, Sümpfen und Schilf bedeckt sind, waren früher mit Reben angepflanzt. Man fühlte bald alle Vortheile dieses wichtigen Zweiges des Ackerbaues, und die Regierung, welche demselben alle Aufmunterung hatte zu Theil werden lassen, feuerte die Thätigkeit der Einwohner, namentlich der Asiaten, an. In Kisljär ist der Boden im Allgemeinen thonig, mit einer bald großen, bald kleinen Beimischung von Sand, und hie und da von Salz. Die hier gepflanzten Weinreben gedeihen vortrefflich, nur mit dem Unterschiede, daß, wo wenig Salz ist, der ursprüngliche Anbau mühsamer ist und häufiger Wässerung bedarf. Es gibt Gärten, wo man sechs- und mehrmal des Jahres wässern muß, indem sonst die Weinreben unfehlbar zu Grunde gehen. An Stellen, wo des Salzes zu viel ist, schlagen die Reben gar nicht an, so daß einzelne schon angelegte Gärten durch das Einströmen von Salzwasser zu Grunde gerichtet wurden. Im Sande wächst bei dem reichlichen Wasser die Rebe gut, und trägt stets Früchte; ohne Wasser lohnt die Rebe, obwohl sie tüchtig heranwächst, die darauf verwandte Mühe nicht. Indeß ist zu bemerken, daß die Rebe in Kisljär auf dem festen, und namentlich auf dem Thonboden, ziemlich viel Früchte hervorbringt, der Wein doch schwach ist und sich nicht hält. Auf salzigem Boden ist der Wein süßer und stärker. Der Kishmish (vitis apyrena) gibt den besten Wein auf sandigem Boden. Im Allgemeinen ist der gewonnene Wein von geringer Güte, aber man macht Branntwein daraus, und gewann in günstigen Jahren 50 bis 100 Procent. Seit dem Jahre 1820 ist aber dieser wichtige Industriezweig in Verfall: im kisljär'schen Kreise gewann man in bessern Jahren 1,200,000 Wedros Wein, die, in Branntwein umgewandelt, nach dem Jahrmarkt von Nishegorod gingen. Indeß ist der Preis des Weins ungemein niedrig: ein Wedro Trinkwein kostet 80 bis 120, der beste 160 Kopeken, der Wedro Branntwein 4 bis 5 Rubel. Früher wurde der Wein von Kisljär nach Moskau verkauft, jetzt wird er gar nicht mehr dahin geführt, wegen der größern Zufuhr von Weinen aus der Moldau und dem Archipel. Indeß ist diese Wohlfeilheit mehr eine Folge der schlechten Bearbeitung, als der Oertlichkeit, denn Wein aus einer Musterwirthschaft der Krone wurde willig der rothe zu 6, der weiße zu 12 Rubel gekauft.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 1** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.** Zweiter Artikel. — **Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.** Erster Artikel.

Zu den Blättern dieses Auslandes beigegebenen Literaturblatte, von welchem wöchentlich 1–2 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 3.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Januar 1839.

Eine Tuchfabrik im Gouvernement Tambow.

(Revue britannique. October 1838.)

Wir hatten schon mehrmals Gelegenheit, unsere Leser auf die Fortschritte des Manufacturbetriebs in Rußland aufmerksam zu machen, und liefern hier abermals genauere Angaben über eine der bedeutendsten Tuchfabriken, die sich im Mittelpunkte Rußlands befindet.

Dieses Etablissement, das im Dorfe Bondari, am linken Ufer des großen Lamoviz, im Gouvernement Tambow besteht, wurde von Peter dem Großen gegründet; während einer langen Reihe von Jahren erfreute sich jedoch dasselbe keiner merklich günstigen Fortschritte. Im Jahre 1811 zählte man daselbst nicht mehr als 40 Webstühle, so daß sich das jährliche Erzeugniß bloß auf 30,000 Arschinen Tuch belief. Zu dieser Zeit jedoch gewann die Fabrik von Bondari durch die Ankunft vieler fremden Fabricanten, welche daselbst sich niederließen, plötzlich einen neuen Aufschwung. Im Jahre 1814 wurden daselbst schon 350,000 Arschinen Tuch erzeugt, und obgleich diese Fabrik in den Jahren 1823 und 1824 durch Feuersbrunst zweimal von Grund aus zerstört, und im Jahre 1836 ein Theil der Gebäude, der Maschinen und Materialien, im Werthe von 300,000 Rubel, aufs neue ein Raub der Flammen wurde, so befindet sich diese Anstalt dennoch heutzutage in einem blühenderen Zustande, als jemals. Sie besteht außer den vielen Wohnungen der Arbeiter aus 15 großen steinernen und 7 hölzernen Gebäuden, von denen jedes 56 bis 70 Sashenen (russische Klafter) lang und 6 bis 7 Sashenen breit ist. Alle diese Gebäude haben 2 oder 3 Stockwerke, und sind mit Eisenblech gedeckt; es stehen darin unter anderen 45 Maschinen zum Kartätschen der Wolle, 478 Spinnmaschinen, 72 Walkmühlen und 552 Webstühle, worunter sich 4 durch die Einfachheit ihrer Construction auszeichnen. Mit Ausnahme der Webstühle werden alle Maschinen theils durch Wasserkraft, theils durch zwei Dampfmaschinen von 40 und 22 Pferdekraft getrieben; 2000 Männer und 1150 Weiber, worunter 800 Mädchen unter 15 Jahren, finden in dieser Fabrik Arbeit.

Die jährlich verbrauchten Rohstoffe und Materialien belaufen sich auf 50,000 Pud Wolle, auf 2350 Pud Blauholz, auf 600 Pud gelbes Sandelholz, 200 Pud Krapp, 350 Pud Waid, 1080 Pud Vitriol, 200 Pud Alaun, 200 Pud Vitriolöl, 1800 Pud Seife und 3500 Pud Hanföl. Außerdem verbraucht man daselbst zum Färben jährlich gegen 6000 Pud Färberscharte, eine Pflanze, die in den Steppen im Gouvernement Saratow und im Lande der donischen Kosaken wild wächst;*) diese Pflanze bedarf gar keiner Zubereitung und kann das gelbe Sandelholz vortheilhaft ersetzen. Die Kosten zur Unterhaltung dieser Fabrik, mit Einschluß des Gehaltes der Arbeiter, des Preises der Rohstoffe, der Unterhaltung der Maschinen und Gebäude betragen jährlich eine Gesammtsumme von 1,500,000 Rubel, während dieselbe jährlich 440,000 Arschinen blaues Tuch für die Armee, im Schätzungswerthe von 1,250,000 Rubel liefert. Diese bemerkenswerthe Ausdehnung ist übrigens noch im Zunehmen, denn der Berechnung nach wird diese Fabrik in kurzem jährlich 800,000 Arschinen Tuch zu liefern im Stande seyn.

Serbien.

(Fortsetzung.)

Die Unterdrückung und die Wiedererhebung der Serben folgt ganz genau dem Gang des türkischen Reichs. So lange dieses siegend vorwärts dringt, ist kein Gedanke an eine Erhebung, und bis gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts ist Serbien nichts als eines der vielen von den Türken unterjochten Länder. Die Siege des großen Eugens scheinen zuerst die Hoffnung erweckt zu haben, einst das Joch abzuwerfen, um so mehr, als in Ungarn zahlreiche serbische Colonien hausten, welche gewiß die Verbindung mit ihren Brüdern nicht ganz abgebrochen hatten. Sobald Serbien das Gränzland der Türkei gegen eine christliche Macht wurde, mußten die Hoffnungen der Unterdrückten steigen, und zwar um so mehr, als in demselben Maaße, wie die Kraft des türkischen Reichs nach außen sank,

*) Wahrscheinlich das pegamum harmala. A. d. R.

auch die im Innern erschlaffte, und die Paschas sich bald mehr bald weniger wie unabhängige Fürsten benahmen. Wenn aber schon die Nähe Oesterreichs auf die Stimmung der Serben wirkte, so mußte das allmählige Herandringen der glaubensverwandten Russen einen noch viel größern Eindruck machen, und dieselbe Politik, welche seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts die in Ungarn angesiedelten Serben nach den öden Steppen Neurußlands lockte, machte sich bald auch im eigentlichen Serbien fühlbar.

Die Folgen hievon traten bald zu Tage: in dem Kriege, welcher den Friedensschlüssen von Sistowa (1791) und Jassy (1792) voranging, hatten die Serben ihre Gesinnungen, namentlich für Rußland, nicht verhehlt, und die erbitterten Janitscharen drangen deßhalb während desselben in das Land ein, behandelten es wie ein neu erobertes, die Spaijas wurden meist verdrängt, und die Janitscharen betrugen sich in den Dörfern als Tschibuktschijas, ja vielfach entriß man den Serben die Ländereien ganz um einen willkürlich festgesetzten Spottpreis. Der Streit, der sich jetzt unter den Türken selbst erhob, indem die Spaijas und die Janitscharen, die als Tschibuktschijas verfuhren, feindselig gegen einander auftraten, ist nicht aus den Augen zu lassen, denn er ist für die Geschichte des Aufstandes entscheidend.

Der Pascha von Belgrad, Hadschi Mustapha, der die schlimmen Folgen des Benehmens der Janitscharen fürchten mochte, verjagte diese aus Belgrad, d. h. er machte den Erpressungen, die sie als Tschibuktschijas im Lande ausgeübt hatten, ein Ende. Hadschi Mustapha mochte von der Partei seyn, welche der Janitscharenherrschaft in der Türkei überhaupt ein Ende machen wollte, während sein nächster Nachbar, der berüchtigte Pascha von Widdin, Paßwan Oglu, sich für die Janitscharen erklärt hatte, und der Pforte, bei welcher die Janitscharenfeinde damals die Oberhand besaßen, offen Trotz bot. Paßwan Oglu griff den Pascha von Belgrad mit gewaffneter Hand an, und dieser bewaffnete in der Noth die Serben. So mußte die Pforte selbst in ihrem Verfall den unterworfenen Völkern wieder die Waffen in die Hand geben, die sie im Verlauf der Zeit nur gegen die Pforte selbst richten konnten.

Der Kampf zwischen beiden Paschen dauerte mit Unentschiedenheit mehrere Jahre fort; allein die Pforteregierung, zu schwach, den übermüthigen Paßwan Oglu abzusetzen, mußte ihn in seinem Paschalik bestätigen, und zugleich auch den Janitscharen Verzeihung angedeihen lassen, was so viel hieß, als daß allen ihren vergangenen und künftigen Unordnungen Straflosigkeit zugesichert sey. Nicht nur ward jetzt von den zügellosen Rotten der Beschützer der Serben, Hadschi Mustapha, ermordet, sondern diese selbst erfuhren jetzt die ganze Wuth der Janitscharen, die sich für die erlittene Verjagung schadlos halten wollten. Klagen in Konstantinopel halfen nichts, da die Pforte keine Macht besaß, die Janitscharen zu zügeln, und da diese, ihrer neueroberten Besitzung noch immer nicht ganz sicher, so lange sie diejenigen Serben zu fürchten hatten, welche in den letzten Zeiten die Waffen gegen sie und Paßwan Oglu ergriffen hatten, eine allgemeine Niedermetzlung der ihnen gefährlich scheinenden Personen im Schilde führten, so brach endlich der Aufstand aus, an dessen Spitze der bekannte Czerny Georg sich stellte. Die Zerrüttung im türkischen Reiche war damals so groß, daß die Pforte, weil sie an den Serben einen Bundesgenossen gegen die Janitscharen hatte, ihren Aufstand für rechtmäßig erklären mußte.

Diese Lage der Dinge zeigt die damalige innere Schwäche des türkischen Reichs aufs deutlichste, und wirft auch, gelegentlich bemerkt, ein helles Licht auf die Gründe, weßhalb zu jener Zeit schon die Vernichtung der Janitscharen beabsichtigt wurde. Eben so wenig darf man sich bei diesem Stande der Dinge über die Einmischung fremder Mächte wundern. Als die Serben mit den von ihrer Regierung nicht unterstützten Janitscharen ohne große Mühe fertig geworden, verlangte der Pascha von Belgrad, sie sollten jetzt die Waffen wieder abgeben und das alte Verhältniß zu den Spaijas wieder herstellen; sie aber hatten die Waffen nicht der Pforte zu lieb gegen die Janitscharen ergriffen, sondern um dieser plünderungssüchtigen Horden sich zu entledigen, und verlangten darum jetzt Sicherheit: ihre damaligen Forderungen sind, so wie man auf das oben bemerkte zurückblickt, nicht unmäßig, und daß sie auch von jetzt an den Spaijas den Eintritt verwehren wollten, leicht begreiflich. Die allgemeine Einführung der Tschibuktschis hatte zuerst den Anlaß zum Aufstand gegeben, und darum sollte kein Türke mehr ins Land kommen dürfen, damit dieß System nicht erneuert werde: dagegen erklärten sie sich zu einem Tribute bereit. Das stamm- und religionsverwandte Rußland, hofften sie, werde ihre Forderung unterstützen, und darum schickten sie eine Gesandtschaft nach Petersburg, die aber, da Rußland nicht offen die Hand im Spiele haben wollte, kein Gehör fand.

Was jedoch die Gesandtschaft nicht ausrichtete, that in noch weit größerem Umfang der im Jahre 1806 ausbrechende russisch-türkische Krieg, der die Bestrebungen der Serben um so wirksamer unterstützte, als sie kurz zuvor in einer großen Schlacht (August 1806) die Türken völlig geschlagen hatten. Die Frage, ob die Serben ihre Forderungen: Selbstverwaltung, Selbsterhebung der Steuern, Beschränkung der Türken auf die Festungen und das Recht Waffen zu tragen, durchsetzen würden, konnte unter so bewandten Umständen nur noch eine Frage der Zeit seyn. Russische Truppen handelten jetzt gemeinsam mit den Serben, und so kam es im Jahre 1808, und noch einmal im J. 1810 zu Waffenstillständen, wobei mit Serbien wie mit einer fremden Macht unterhandelt werden mußte.

Der Hauptkampf der Serben war in diesem Kriege stets mehr gegen Westen gerichtet, weil ihnen daran liegen mußte, die christliche Bevölkerung Bosniens auf ihre Seite zu bringen, und durch Ausdehnung des Kampfes und Nationalisirung desselben durch die Stammverwandtschaft der slavischen Bevölkerungen ihm eine stets breitere Basis zu geben. Dieß gelang aber nicht, wohl hauptsächlich darum, weil ein zu großer Theil der Bosnier moslemitisch war, und seine dadurch erlangte höhere gesellschaftliche Stellung, so wie im Fall Serbien unterlag, die ihm fast nothwendig zufallende Herrschaft über dieß Volk nicht aufgeben wollte. Indeß gewannen damals, von den

Russen unterstützt, die Serben wenigstens so viel, daß die Drina von beiden Theilen nicht überschritten werden, d. h. der Westabhang des unter verschiedenen Namen (Jawor, Mutsani, Okruglitza, Slatibor u. s. w.)' gegen Norden streichenden westlichen Gränzgebirgs gleichfalls zu Serbien gehören sollte. Die Unabhängigkeit Serbiens war gesichert, wenn auch noch mancher Sturm drohte.

(Schluß folgt.)

Die Dschains in Cutsch.

(Aus: Cutch or Random Skatches of Western India.)

In Cutsch befinden sich mehrere Secten, die man gewiß mit Recht als Reste von Buddhisten ansehen kann. Es sind die Dschains, die Kanphattis und Kapvias, die sich alle namentlich durch die Furcht vor der Vernichtung thierischen Lebens auszeichnen, und sich auch auffallend freundlicher und milder gegen die Thiere benehmen, als die übrigen Hindus. Die Dschains sind ziemlich häufig in Cutsch, und sie haben Tempel zu Andschar und Mandavi. Ihr Anzug ist ein einfaches weißes Gewand, das in vollen Falten von der Schulter auf die Füße hinabhängt; ihr Kopf ist unbedeckt und glatt geschoren; ihr Gang ist auffallend langsam und ihre Augen auf den Boden geheftet, in anscheinend tiefer Betrachtung; in der einen Hand führen sie an einem Stock einen Federbüschel, in der andern einen kleinen Sack oder irdenen Topf. Das Auffallendste in ihrem Aeußern ist ein kleines Stück Gas, das sie über den Mund legen, um, wie sie glauben, die Möglichkeit zu verhindern, ein Insect mit einzuathmen. Leben, wenn auch unabsichtlich, zu zerstören, gilt bei den Dschains für eine unerläßliche Sünde, und damit sie sich derselben nicht unwissend schuldig machen, nehmen sie nach Sonnenuntergang keine Nahrung zu sich, gebrauchen nur filtrirtes Wasser, und fegen den Boden vor ihren Fußstapfen, um kein kleines Insect zu zertreten.

Die Dschains sind keine Polytheisten, und verehren die Hindugötter nicht, haben aber mit den Braminen, so sehr sie diese auch hassen, doch manche Gewohnheiten gemein. Die Dschains verbrennen ihre Todten, verehren ihre Gurus oder geistlichen Lehrer ungemein, und glauben, daß ein einsames Leben voll Entbehrungen einen Frommen zur Aufnahme in das höchste Wesen berechtige. Sie schreiben ihrem einigen Gotte Weisheit, Macht und Einigkeit bei, behaupten aber, daß die Regierung der Welt von ihm unabhängig, die Materie ewig, und die Harmonie der sichtbaren Welt nur von ewig dauernden natürlichen und organischen Gesetzen abhänge.

Die schönsten Dschain-Tempel im westlichen Indien sind auf dem Berge Abu, in der Provinz Marwar, andere, wiewohl minder schöne, in Katteiwar und Guzerat.

Indianersprache in Nordamerika.

(Aus dem Echo du Monde Savant vom 22 December.)

Der Graf v. Castelnau, der sich in diesem Augenblick mit Forschungen in den mittlern Theilen von Nordamerika beschäftigt, übersandte kürzlich der königlichen Bibliothek einige Werke, die geeignet sind, Licht über die Sprachen der Aboriginer dieses Festlandes zu verbreiten. Diese Werke sind: 1) Eine Grammatik der Sprache der Tschipways, zu Cazenobia gedruckt und von Sahgahjewagah-Bahweh, einem der Häuptlinge dieses an den Ufern des obern Sees wohnenden Stammes, verfaßt (composée). Die Tschipway-Sprache ist die Grundsprache aller Dialekte der nördlichen Stämme; es ist eine Art Hofsprache, die in den Rathsversammlungen der Häuptlinge der verschiedenen Nationen gebraucht wird, und der erste Versuch, den man machte, sie grammatikalischen Formen zu unterwerfen. 2) Ein tscherokesisch-englisches Journal, das zu New-Echata erscheint und den Titel Gwy Lanoa (tscherokesischer Phönix) führt. Die Nation dieses Namens, aus mehr als 20,000 Seelen bestehend, wohnte vor wenigen Monaten noch auf den hohen Bergen des mittäglichen Theils der Alleghanies, in den Staaten Nordcarolina, Alabama und Georgien. Sie hatte einen bedeutenden Grad von Civilisation erreicht, theilweise die Tracht der Weißen angenommen, besaß Schulen und Priester, und druckte endlich ein Journal, als die unglückliche Entdeckung von Minen in dieser Gegend die Habgier der Weißen reizte, von welchen sie gerade jetzt genöthigt werden, das Land ihrer Vorväter zu verlassen und in die öden Gegenden westlich des Mississippi überzusiedeln, wo sie wahrscheinlich wieder in ihre ehemalige Barbarei versinken werden. 3) Ein Wörterbuch der Sprache der Seminolen Florida's; diese Nation, berühmt durch ihre Tapferkeit und ihren kriegerischen Geist, hält seit mehrern Jahren alle Streitkräfte der Vereinigten Staaten im Schach. Diese Indianer sind ein Zweig der mächtigen Verbündung der Creels oder Muscogis. 4) Ein Evangelium in der Sprache der Tscherokesen, von Hrn. Clarck, Missionär zu Duckcreek (Entenfluß) an der grünen Bai, übersetzt. Diese Nation, die ehemals der Schrecken der Weißen sowohl, als der eingebornen Nationen war, schickte ihre Kriegerhorden von den Ufern des St. Lorenz bis nach Südcarolina und an die Ufer des Mississippi; der noch vorhandene Rest dieser Völkerschaft ward seit einigen Jahren von dem Niagara-Falle nach den Einöden von Wisconsin übersiedelt; sie machte reißende Fortschritte in der Civilisation, und nicht ohne Rührung kann man den, aus dem Staate New-York mitgebrachten kleinen Sack Getreide sehen, den die Meisten gewissenhaft in ihren Häusern aufbewahren, und den sie als eine Reliquie des Landes zeigen, in welchem die Gebeine ihrer Väter ruhen.

Chronik der Reisen.

Reise von Astrachan über Kisljär nach Baku im Anfange des Jahres 1936.

Kisljär. Reise nach Derbent.

(Fortsetzung.)

In Kisljär und der Umgegend befaßt man sich auch mit der Seidenzucht; indeß werden nur etwa dritthalbtausend Pfund gewonnen, und mit 10 Rubel das Pfund bezahlt. Sie geht nach Moskau, Nishe-

gorod, Astrachan und Nachitschewan. Die Seidenzucht hier ist aber noch vieler Vervollkommnung fähig.

Mit Obstzucht gibt man sich wenig ab, dagegen wird Reis, Krapp und Sumach (rhus cotinus) gebaut, auch Capern auf den Steppen gesammelt. Früher baute man auch Kunshut (Sesam), jetzt aber gibt man sich nicht mehr damit ab. Später suchte man auch Baumwolle anzupflanzen, der Versuch scheint aber nicht glücklich ausgefallen zu seyn. Eben so versuchte man es im Jahre 1835 mit Zuckerrohr, wozu man die Setzlinge aus Lenkoran hatte kommen lassen; die Pflanze schlug auch trotz eines kalten Frühlings gut an; das Gelingen scheint indeß zweifelhaft, da in noch südlichern und wärmern Gegenden Europa's ähnliche Versuche nicht gelangen. Einige Einwohner beschäftigen sich auch mit dem Fischfange, Handwerksthätigkeit und Fabrikindustrie aber sind ziemlich null, und genügen nicht einmal für die Bedürfnisse der Einwohner: diese wollen nämlich nur Handel treiben und fremde Waaren umsetzen, und dieser Handel ist auch nach Astrachan, Nishegorod, Jekaterinoslaw, Charkow, Kursk, den beiden Hauptstädten, so wie mit den Bergvölkern gar nicht unbedeutend. Im Jahre 1834 nahm der letztere nicht unbedeutend ab, was zum Theil dem Aufstande der Bergstämme zuzuschreiben war.

Kisljär war lange Zeit das Entrepot für die Waaren zum Handel mit Persien und den kaukasischen Völkern; obgleich in spätererer Zeit die Vortheile für Kisljär sich verminderten, da der Handel den Landweg über Stanropol einschlug, so behauptet es doch noch einen ehrenvollen Platz unter den Handelsstädten am kaspischen Meer, und wird auch allmählich wieder bedeutender. Die geographische Lage am Eingang eines gegen das kaspische Meer geneigten Thales, am Ufer eines Flusses, der mit Ausnahme des Kur allein am ganzen westlichen Ufer des kaspischen Meeres wenigstens an der Mündung schiffbar gemacht werden kann, die Nähe und Bequemlichkeit der Landverbindung mit dem ganzen östlichen Theile der kaukasischen Provinz, mit der kumykischen Steppe, dem nördlichen Daghestan, und selbst mit einem großen Theile des Tschetschenzenlandes, der Mangel eines nähern Ortes zum Absatze der Erzeugnisse der genannten Länder, diese natürlichen Vortheile versprechen der Stadt eine große Blüthe, namentlich wenn der Terek vertieft, eine Quai erbaut und die räuberischen Bergstämme zu friedlichern Geschäften, zu Ackerbau und Industrie, sich gewendet und die Lust zu Einfällen verloren haben werden.

Da wir von dem Commandanten von Kisljär erfuhren, daß sich Gelegenheit darbiete, mit einem Infanterie-Convoi, das kürzlich aus Temir-Chan-Schura angekommen, von Kisljär über den Terek zu gehen, mietheten wir von einem Armenier bis zur Veste Kasijurt für 48 Rubel drei mit Einem Pferde bespannte Arben, und zogen am 7 Januar 11 Uhr Morgens bei hellem und ziemlich warmem Wetter auf dem Eise über den Terek. Unser Convoi bestand aus achtzehn Soldaten des apscheronischen Regiments.

Kisljär bietet von dieser Seite einen bessern Anblick dar, als wenn man von Astrachan her kommt; in einer Entfernung von 7 bis 8 Werften ist die Stadt ganz verdeckt. Im Winter ist die Straße zwischen Kisljär und Tarki, welche durch die kumykische Steppe sich hinzieht, monoton und ziemlich langweilig. Bis Kasijurt trifft man noch hie und da Bäume und Gesträuche, Schilf und Sümpfe, wenn aber der Sulak überschritten ist, sieht man auch davon nichts mehr, bis Tarki länft eine kahle, nirgends angebaute Ebene, und rechts erstreckt sich der schneebedeckte, in die Wolken sich verlierende Kaukasus gegen Westen, der nur hie und da von tiefen Schluchten durchrissen sich zeigt.

Bis Tarki begegnete uns auch nicht Ein Mensch, denn wer hier eine Reise machen muß, wartet stets Gelegenheit*) in Kisljär oder in Tarki ab; die, welche nicht unter Convoi reisen, bezahlen oft ihre Verwegenheit mit dem Leben. Im November 1834 machten sich sechs Perser, welche von Astrachan längs dem Ufer nach Derbend reisten, von Kisljär aus ohne Convoi auf den Weg, am zweiten Tage wurden sie drei Werste von der Mohammeds-Brücke von einigen Bergbewohnern überfallen, ihnen ihre Waaren entrissen, vier von ihnen ermordet und zwei schwer verwundet. Wir fanden die beiden Letztern noch im Lazarethe zu Kisljär. Auf dem ganzen westlichen Ufer des kaspischen Meeres ist die Strecke zwischen dem Terek, Sulak und Tarki am gefährlichsten; von da nach Derbend und Kuba kommen die Einfälle der Bergstämme seltener vor, und von Kuba bis Baku ist der Weg vollkommen sicher. Darum gibt man auch stets den Reisenden zwischen Kisljär und Tarki eine starke Bedeckung, von Tarki bis Derbend und Kuba nur einen oder zwei Tschepuren (Führer), aber auch diese sind nicht immer zu haben: so hatten wir von Tarki bis Kuba nur auf zwei Stationen Führer, auf den übrigen reisten wir ohne alle Begleitung.

Zwischen Kisljär und der Redoute an der Mohammeds-Brücke sind auf erhöhten Punkten zwei oder drei Piquets vertheilt, die in Schilfhütten hausen; bei diesen sind Erhöhungen (wyschka) und auf diesen lange Stangen aufgerichtet, an denen oben Reisbündel oder Theerfäßchen befestigt sind. Die hiesigen Wachen werden von Linienkosaken unterhalten. Im Fall einer Alarmirung werden auf der nächsten Erhöhung Reisigbündel angezündet, und dieses Signal, das sich rasch von Piquet zu Piquet fortpflanzt, bringt die Nachricht von der Erscheinung der Räuber bis nach Kisljär. Eben solche Piquete sind zwischen der Mohammeds-Brücke und der Veste Kasijurt am Sulak aufgestellt

(Fortsetzung folgt.)

Die Segschellen.

Capitän Barrow hat diese Inseln im Jahre 1837 neuerdings besucht. Es sind ihrer etwa dreißig, unter 5° S. B. und etwa 600 (englische) Meilen N. N. O. von Madagascar gelegen; fünfzehn derselben sind durch ihre Größe und Producte einigermaßen bedeutend. Mahé, die größte, ist 16 Meilen lang, fast 4 breit und von einer Granitkette durchzogen, deren höchste Gipfel freilich nicht über 400 Fuß hoch sind. Die Insel ist wohl bewässert und hat gutes Schiffsbauholz, das Klima ist gesund und übersteigt selten 34° F. (23° R.). Orkane sind unbekannt, der meiste Regen fällt zwischen October und Januar. Fische und Tauben gibt es in Menge, Ochsen- und Schweinefleisch nicht sehr viel, Gemüse ist selten, aber Pisang und Pinienäpfel sind in Menge vorhanden. Während 1836 besuchten zwei und zwanzig Schiffe die Insel, worunter acht Wallfischfänger. Die Bevölkerung betrug im Jahre 1837 5000 Menschen mit Einschluß von 3800 Negerlehrlingen. Das merkwürdigste Erzeugniß dieser Insel ist die Coco de Mar, die Doppelfrucht des Kokosnußbaumes, so genannt von den Portugiesen, weil man sie nur in den Maldiven, Laccadiven u. s. w. am Meeresufer findet; dieser Baum ist eigentlich nur auf zwei Segschellen und sonst nirgends zu Hause.

*) Okkasia, wie die Russen hier sagen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 4.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Januar 1839.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bayonne.

Pau ist die aristokratische, Bayonne die demokratische Stadt des Departements; dort das Grundeigenthum, der weite Raum, die Herrschaftshäuser, wie man sie in Oesterreich nennt, die elegante Gesellschaft, welche auf dem kleinen Spaziergange der Place royale vorherrscht, die Stille, welche nur durch die Ankunft der Landleute einmal in der Woche unterbrochen wird, wenig Industrie, gegen deren Mangel die Gegenwart einiger Modeartikel, welche vermuthlich das Bedürfniß dieser Aristokratie en negligée herbeigezogen hat, sonderbar absticht, — hier der Handel, die Schifffahrt, das tägliche Gewimmel der Arbeiter, das Gemisch der Volksclassen in den Straßen und Alleen, und zwar von beiden Nationen, der beschränkte Platz, den sich die Häuser in engen Streifen streitig machen, die Kaufläden der Straße Pont-mayor, andrerseits die Leichtigkeit der täglichen Versorgung en Detail, dann die dichte Bevölkerung der Umgegend, welche innerhalb der Mauern nicht mehr Platz findet, oder wenigstens außerhalb derselben eine Erholung sucht, die Bourgeoisie, welche hier die Stelle des Adels einnimmt, und eben darum selbst wieder adelige Vorurtheile hat; mit einem Wort, in Pau die Ruhe, welche oft langweilig und traurig wird, in Bayonne die Bewegung, welche zuweilen belästigt, aber immer den Geist bei Leben erhält; die Geschichte Bayonne's selbst kann dieß erklären, und da sie weit interessanter ist, als die von Pau, so will ich mich auch länger dabei aufhalten.

Lapurdum war schon im 3ten Jahrhundert eine Festung, eine Handelsstadt, welche die harzigen Producte, der Papyrus, die pyrenäischen Bergwerke bereicherten, Sitz des Tribuns der Novempopulanie und im 4ten Jahrhundert eines Bischofs. Die Einfälle der Gothen, der Franken, der Gasconier, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert einander ablösten, die Nachbarschaft der Saracenen konnten die Bewegung des Handels nicht unterbrechen; die Lapurdaner bezahlten sogar schon Zoll vom Wallfischfang, und ihre meisten Möbel waren von Fischbein; selbst die Gegenwart der rauhen Normanner lieferte einen neuen Artikel: denn Sanct Leon, der ihnen predigte, und, als sie ihm den Kopf abschlugen, mit demselben unter dem Arme davon lief, hatte einer Quelle an der Nive wunderthätige Wirkungen gegen Augenübel und Krankheiten schwangerer Weiber mitgetheilt, und dieses Wasser wurde noch vor hundert Jahren bis nach Amerika verkauft; die Herzoge von Gascognien, welche gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts die Normänner vertrieben, begünstigten die Stadt mit Privilegien und Gerechtsamen, und schon 1070 fing die Bevölkerung an, sich außerhalb der Mauern zu verbreiten; nach dem vergeblichen Anfalle des Königs von Aragonien, Alfons des Schlachtenlieferers, gab Wilhelm, Herzog von Guianne, der Stadt eine neue Einfassung auf beiden Ufern der Nive, und in den Urkunden wurde von nun an das römische Lapurdum*) von dem baskischen Bayona, boia ona, gute Bai, verdrängt.

(Fortsetzung folgt.)

Serbien.

(Schluß.)

Die Türken fühlten, daß wenn sie in diesem Landstrich Frieden haben wollten, der Einfluß der Russen vernichtet, und diese entfernt werden müßten; darum bot man Czerny Georg, der immer noch, wiewohl nicht ohne mannichfache Anfechtung anderer Häuptlinge den ganzen Aufstand leitete, nicht nur ziemlich günstige Bedingungen für das Land, sondern auch die Hospodarwürde für ihn selbst an, wenn er sich nur von Rußland trennen wolle. Czerny Georg, obgleich er früher selbst auf Rußland eifersüchtig gewesen war, und während des Kriegs nur mit Widerwillen die enge Verbindung mit den Russen und die Leitung der Angelegenheiten in ihren Händen gesehen hatte, versäumte die Zeit, denn Rußland, im Jahre 1812 von Westen her bedrängt, mußte Serbien im Bucharester Frieden so gut wie aufgeben. Zwar wurde dem Lande volle Amnestie, Selbstverwaltung und eine mäßige, feste Steuerzahlung ausgewirkt, aber den Türken sollten die Festungen ausgeliefert

*) Lapurd ist doch selbst ein celtisches Wort, und sagt ungefähr so viel als Brigand oder Seeräuber.

werden, und den Serben wurde das einzige Mittel zur Sicherung dieser Bedingungen, das Recht Waffen zu tragen, nicht zugestanden. Kein Wunder, daß der Kampf von neuem ausbrach, und die Türken, nun durch keine Furcht vor Rußland gehemmt, wie gereizte Tiger in das Land eindrangen, es ohne große Mühe eroberten und ihrer Wuth freien Lauf ließen. Georg und seine Unterhäuptlinge flohen, und nur Milosch Obrenowitsch behauptete das Feld.

Milosch hatte sich in den Kämpfen unter Czerny Georg durch seine Tapferkeit ausgezeichnet, und war zum Woiwoden (Anführer) an der westlichen Gränze ernannt worden, kein gleichgültiger Umstand, da er es hier gewöhnlich mit moslemitischen Bosniern zu thun hatte, die ihn darum auch bitter haßten. Er gerieth frühzeitig mit Czerny Georg in Unfrieden, und man that alles Mögliche, um ihn zu bewegen, ganz vom Schauplatz abzutreten oder um ihn gar zu verderben. Ueber die Gründe dieser Streitigkeiten sind wir nur unvollkommen unterrichtet, aus mehrern Umständen geht jedoch hervor, daß sich im Laufe des Freiheitskampfs, der nun schon mit mehrern Unterbrechungen seit fast zwanzig Jahren gedauert, allmählich das Volk selbst erhoben hatte, und Leuten zu vertrauen anfing, die auch im bürgerlichen Leben seine Achtung und Zuneigung sich erworben hatten, während vorher der Kampf hauptsächlich von und mit Haiduken, also ziemlich ränbermäßig geführt worden war, wobei das serbische Volk manchmal von seinen Freunden und Beschützern so viel zu leiden hatte, als von seinen Feinden. Die Stellung, welche sich Milosch solchergestalt unter der Volksmasse erworben hatte, ermunterte ihn, auch den Kampf fortzusetzen, als Czerny Georg und eine Menge anderer Anführer sich aus dem Staube gemacht hatten, vielleicht weil sie aus dem oben angeführten Grund mannichfach unpopulär geworden waren.

Uneinigkeit unter den Türken hatte jetzt abermals auf das Loos der Serben einen bedeutenden Einfluß. Der Großwessir wollte die Serben versöhnen, und unterhandelte mit Milosch, der sich ihm *) endlich ergeben hatte, und von dem Großwessir augenscheinlich zum Oberknees oder Hospodar, wenn nicht des ganzen Landes, doch eines bedeutenden Districts ausersehen war. Allein die moslemitischen Bosnier, die zur Besiegung der Serben das Meiste beigetragen, waren die stärkern, und als der Großwessir Belgrad verließ, blieb Suleiman, Pascha von Skoplja in Herzegowina, als Befehlshaber in Belgrad zurück, und jetzt begannen die Unterdrückungen aufs neue, die bald einzelne Aufstände herbeiführten. Milosch trug zur Unterdrückung derselben das Seinige bei, allein die barbarischen Strafen, die gegen die zum Theil ganz unschuldig gefangenen Serben verhängt wurden — über 300 wurden hingerichtet, darunter mehr als 30 gespießt — die Grausamkeiten und Erpressungen, die jetzt wieder an die Tagesordnung kamen, und endlich der sichtliche Plan, alle angesehenen Serben, und Milosch mit ihnen, aus dem Wege zu räumen, fachten den Aufstand aufs neue an, zu dem nun Milosch selbst am Palmsonntag des Jahres 1815 anfrief.

*) Oder vielmehr seinem Delipascha (wörtlich Oberster der Leibwache).

Das Volk stimmte freudig bei, als aber die Türken heran zogen, sank den des Kampfes ungewohnten Landleuten das Herz, und Milosch sah sich bald fast verlassen. Die Türken drangen vor, Milosch, der unterdessen einige hundert Mann vom Gebirge an sich gezogen, umging sie, eilte gegen Belgrad, von wo eine zweite Abtheilung Türken, lauter Spahja, ausgezogen waren, schlug diese gänzlich, und machte so die Gränze gegen die Donau hin, frei, worauf eine Menge ehemaliger, auf das österreichische Gebiet geflüchteter Serben Gelegenheit erhielt, zu ihnen zu stoßen. Czerny Georg war nach Bessarabien zu den Russen gegangen, wie es scheint, weil er nicht glaubte, daß Serbien sich aus eigener Kraft ohne fremde Hülfe der Türken und Bosnier erwehren könne; die andern Anführer aber erkannten, wenn auch widerstrebend,*) Milosch als Heerführer an, und mit diesen kriegskundigen Leuten wußte er bald das Kriegsglück auf seine Seite zu lenken.

Die Einzelnheiten des Kampfes können uns hier gleichgültig seyn; genug, der Ausgang war ein mündliches Uebereinkommen mit der Pforte, daß künftig kein Türke mehr die Abgaben erheben, sondern daß dieß durch serbische Knesen (Districtsvorsteher) geschehen solle: eben so wurde jedem Musellim ein serbischer Knes beigegeben, ohne den derselbe keine richterliche Handlung vornehmen sollte; drittens bildeten 12 Knesen in Belgrad eine Art Obergericht unter dem Pascha.**) Das Recht Waffen zu tragen, wurde vorerst nicht berührt, und spätere Ansinnen deßhalb abgewiesen, da man den Türken natürlicherweise nie trauen konnte. Der Gang des Kampfes bot indeß einige beachtenswerthe Umstände: fürs erste gab sich der Haß des Volkes gegen die Haiduken mehrfach kund, und doch wäre ohne diese der Kampf schwerlich so glücklich für die Serben ausgegangen. Milosch war demnach der wahre Mittelsmann zwischen dem Volk und den Haiduken, und herrschte eben dadurch über beide. Die aus dem Slavischen übersetzte neueste Lebensbeschreibung Miloschs von Professor Possart gibt darüber einige wahrhaft naive Aufschlüsse. Der zweite wichtige Umstand ist die fortdauernde Getheiltheit der Interessen zwischen den Bosniern und der Pforte: die vornehmen Bosnier wollten einzeln über die Serben herrschen, der Pforte aber war es um Ruhe zu thun, Rußland richtete Anfragen über die serbische Angelegenheit an sie, und deßwegen ließen sich mehrere türkische Paschas geradezu vernehmen, wenn Milosch sich nur von der Verbindung mit fremden Fürsten fern halte, werde ihn der Sultan gewiß als Oberhaupt des serbischen Volks bestätigen. Milosch handelte auch in diesem Sinne, und benahm sich mit weiser Mäßigung nicht nur gegen einige gefangene Paschas, die er höchst ehrenvoll entließ, sondern gegen die türkischen Ge-

*) Eine serbische Erzählung des Aufstandes theilt einen äußerst naiven Vorschlag zur Errichtung einer oligarchischen Republik mit, an der vier angesehene Männer das Ruder führen sollten. Milosch aber wich aus und sagte, er wolle nicht den Bratspieß drehen, wenn der Hase noch frei im Felde herumlaufe.

**) Dieß dauerte nicht lange, die Nationalkanzlei in Belgrad wurde bald aufgehoben, und in Kragujewatz vom Fürsten, der jetzt auch das Recht Todesurtheile zu unterzeichnen hat, neu ernannt.

fangenen überhaupt. Miloſch ſcheint ſeine Stellung vortrefflich erkannt und benützt zu haben: die Pforte hatte den Vertrag nicht anerkannt, aber auch nichts dagegen gethan, als jedoch im J. 1820 ruſſiſche und türkiſche Commiſſarien zuſammentraten, um einige Punkte des Bucharester Friedens authentiſch zu erklären, benützte Miloſch dieſen Umſtand, da die Pforte eine Einmiſchung der Ruſſen in die ſerbiſchen Angelegenheiten vermeiden wollte, und erwirkte einen Ferman, der ihn zum Oberknes ernannte, den Tribut feſtſetzte, und die Muſſelimämter, die in den Städten an der ungariſchen Gränze ausgenommen, ganz abſchaffte. Doch geſchah dieß nicht ganz ohne Beihülfe der Ruſſen, und wurde erſt im J. 1826 im Vertrage von Akkerman vollſtändig abgemacht, kein geringer Fehler von Seite der Pforte, weil nun das Volk fortwährend Rußland als ſeinen natürlichen Beſchützer anſah. Jetzt war Serbien thatſächlich und rechtlich ein erbliches Fürſtenthum unter der Oberhoheit der Pforte. Freilich blieb das Verhältniß feindlich, und Miloſch ging trotz vieler Einladungen nie nach Belgrad, wo er wahrſcheinlich den Kopf gelaſſen hätte, denn die dortigen Spaijas waren, wie natürlich, ſeine bittern Feinde, und der Paſcha, wie die Pforte ſelbſt, hätten es gern geſehen, wenn Miloſch durch ſie ſeinen Tod gefunden hätte.

Es iſt in der That zu verwundern, daß Miloſch bei der entſchiedenen Feindſeligkeit der Türken, den zahlreichen Verbindungen, welche die Spaijas und andere Grundherren noch immer in Serbien haben mußten, bei den rauberiſchen Gewohnheiten der Haiducken und dem natürlichen Neide ſo vieler Einzelnen, einen Ihresgleichen als Fürſt über ſich erhoben zu ſehen, nicht nur den Frieden aufrecht erhielt, ſeine Macht behauptete, jeden Aufſtand, deren mehrere ausbrachen, mit Leichtigkeit unterdrückte, ſondern ſein Volk auch in ſo weit beherrſchte, daß er die natürliche Vorneigung desſelben zu den Ruſſen während der Zeit des ruſſiſch-türkiſchen Krieges zügelte. Auch mit der Geiſtlichkeit hatte er einigen Kampf, da ein Metropolit, mit Hinblick auf die Würde des Wladika in Montenegro, ſich gar zu gerne weltliche Gewalt angemaßt hatte. Trotz aller dieſer Schwierigkeiten und trotz des Mißbrauchs, den einige von ihm ernannte Knesen von ihrer neuerlangten Gewalt machten, blieb er ſtets im unbeſchränkten Beſitze der Gewalt, ja er ſoll entſchieden die Abſicht gehabt haben, ſeinem Volke eine Art Conſtitution zu geben, die jedoch, wie die Verhältniſſe einmal ſtehen, nur zu einer Oligarchie und vielleicht zu Geſetzloſigkeit führen kann, jedenfalls aber dem Fürſten hinſichtlich der politiſchen Verhältniſſe des Landes, die zwiſchen der Pforte und Rußland ſo häklich ſich geſtalten, die Freiheit der Handlung beſchränken, und die leicht aufzuregende Volksmaſſe zu Schiedsrichtern in einer Lage machen muß, wo nicht dieſe oder jene Vorneigung, ſondern nur beſonnene Klugheit entſcheiden ſollte. Welches Schickſal wird noch dem jungen Staate, ja den ſlaviſchen Süddonauländern überhaupt bevorſtehen? Die drohende Auflöſung des türkiſchen Reichs muß über dasſelbe entſcheiden, wie vor vier Jahrhunderten die des griechiſchen.

Die Minerali im Anzasca-Thale.

Das Anzasca-Thal auf dem Wege vom Lago Maggiore nach der Weſtgränze der Schweiz iſt von zwei ganz verſchiedenen Menſchenclaſſen bewohnt: den angeſeſſenen Landleuten und den Minerali oder Goldſuchern. Das Gewerbe dieſer letztern wird von den erſtern für verächtlich gehalten, und die Lebensweiſe dieſer letztern erklärt, ja rechtfertigt beinahe dieſes Vorurtheil: ſie ſind ſtreitſüchtig, träg und dem Trunk ergeben, indeß eine kräftige, kühne und namentlich ausgezeichnet ſchöne Menſchenclaſſe. Sie verſchwenden raſch, was ſie ohne Mühe gewinnen, verſchlafen manchmal den Tag, um ihren Hunger zu beſchwichtigen, und wenn ihnen am andern Tage das Glück günſtig iſt, ſo theilen ſie das Gold mit vollen Händen aus. Behandelt ſie das Glück oder die Liebe allzu ſtreng, ſo verlaſſen ſie den Kanton, und der verſpätete Reiſende trifft ſie dann wohl Nachts auf der großen Straße. (Voleur vom 10 December.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe von Aſtrachan über Kis'jär nach Baku im Anfange des Jahres 1836.

Kisljär. Reiſe nach Derbend.

(Fortſetzung.)

Die einbrechende Finſterniß, die Kälte, das Unwetter und die Hoffnung auf ein warmes und ruhiges Nachtlager beſchleunigten unſern Marſch, ſo daß die letzten zwei oder drei Werſte, die durch den Froſt leidenden Soldaten und wir, mehr liefen als gingen. Um 9 Uhr Abends erreichten wir endlich die ſo ſehr erſehnte Mohammeds-Brücke. Dieſe Redoute liegt 25 oder 28 Werſte von Kisljär. Am Ufer des kleinen Flüßchens Aſſai ſtand nach der Ausſage der Einwohner von Kisljär noch vor einigen Jahrzehnten ein großes von nogaiſchen Tataren bewohntes Dorf, aber häufige Einfälle und Räubereien der Bergbewohner und endlich ein heftiger Brand, der das ganze Dorf verheerte, nöthigten die Einwohner auf das linke Ufer des Terek überzuſiedeln. Auf dem verödeten Flecke ließ ſich ein Tatar, Namens Mohammed, mit ſeiner Familie nieder und baute über das Flüßchen Aſſai eine kleine Brücke, woher der Ort ſeinen heutigen Namen erhalten hat. Als General Yermolow die kaukaſiſche Provinz verwaltete, wurde zugleich mit der Feſtung Kaſſjurt am Fluſſe Sulak auch die hieſige Redoute erbaut, die aus einem unregelmäßigen Viereck mit einem kleinen Wall und Graben beſteht; innerhalb des Walls befand ſich eine in die Erde ausgegrabene und mit Schilf bedeckte Caſerne, in welcher die hier Wache haltenden Linienkoſaken ſich aufhielten, und einige für die Pferde und das Heu errichtete Schuppen; um die Redoute her ſind noch drei oder vier tatariſche Erdhütten, die gleichfalls mit Schilf gedeckt ſind. Dieſes iſt der einzige Zufluchtsort für einen Reiſenden, den hier die Nacht übereilt. In den Erdhütten übernachteten Soldaten und reiſende Kaufleute, welche vor uns mit einer Occaſſion aus Tarki angelangt waren, wir mußten deßhalb in der rauchigen und kalten Caſerne die Nacht zubringen. Nachdem wir uns am Feuer erwärmt und Thee getrunken hatten, legten wir uns unter den Koſaken auf die Erde zum Schlafen nieder. Die Müdigkeit ließ uns alle Unbequemlichkeit vergeſſen, und wir ſchliefen einen wahren Todesſchlaf.

Am andern Morgen, den 8 Januar, mußten wir uns früh auf-

machen, um bei guter Zeit über den Sulak zu ſetzen und Kaſſjurt zu erreichen, wohin wir auch Abends um 6 Uhr gelangten. Wir bemühten uns für die Weiterreiſe ein Fuhrwerk aufzufinden, und miethten für 35 Rubel von den Soldaten der dortigen Garniſon zwei Schlitten bis Tarki. Am Morgen des 9 Januar wollten wir nach Aſen aufbrechen, aber die Kälte, das Unwetter, der bevorſtehende Weg von 50 Werſten nöthigten uns hier einen Raſttag zu machen. Die kleine Veſte Kaſſjurt, die aus einem Erdwall und Graben beſteht, liegt auf dem rechten höhern Ufer des Sulak, ein Werſt unterhalb einem tatariſchen Dorfe deſſelben Namens. Innerhalb deſſelben ſind das Haus des Commandanten, die Caſernen und das Magazin, alle von Holz. Einige hundert Schritte von der Veſte näher am Fluſſe liegt eine kleine von den verheuratheten Soldaten bewohnte Vorſtadt. Höher hinauf am Sulak liegt das Dorf Temirowa und weiterhin Andrejewskaia, die beide früher von teriſchen Koſaken, jetzt aber von Tataren bewohnt ſind.

Der Sulak oder Koiſu (Schafwaſſer) entſpringt in einem der nächſten nördlichen Ausläufe des Kaukaſus, fließt anfangs gegen Nordweſten, dann gegen Norden, und endlich gegen Oſten; 25 Werſte vom Meere theilt er ſich in zwei Arme, den Agrachan oder Koiſu, und den ſüdlichen Arm oder eigentlichen Sulak. Der ganze Lauf deſſelben iſt nur 150 Werſte, aber ſeine Breite bei Kaſſjurt 60 Klafter, die Ufer ſind meiſt ſteil und gegen 6 Klafter hoch; ſein Lauf iſt raſch, an vielen Stellen gefriert er nie zu, und im Allgemeinen iſt er weit tiefer als der Terek, wie wir ihn bei Kisljär ſahen. Von dem Punkte ſeiner Theilung in mehrere Arme an nehmen ſeine Tiefe und die Raſchheit ſeines Laufes ab. Wir überſchritten ihn auf dem Eis; im Sommer aber ſetzt man auf einer Fähre über. Die Thäler an den Ufern des Sulak ſind im Sommer mit ſchöner Weide, an manchen Stellen aber auch mit Eichen, Rüſtern, Fruchtbäumen und Niederholz bedeckt.

Im Sulak fängt man dieſelben Fiſche, wie im Terek, und nicht in geringerer Menge. Zwiſchen den Armen des Koiſu, dem Agrachan und Sulak erſtreckt ſich gegen Oſten ein ſchmaler Landſtrich, das agrachaniſche Vorgebirge genannt, in einer Länge von 25 und in einer Breite von 5 bis 12 Werſten. In der Nähe deſſelben finden ſich einige kleine Inſeln, von denen die Utſch und Tſchetſchen die bedeutendſten ſind. Dieſe Inſeln ſind nieder, ſandig und an vielen Stellen mit Schilf bewachſen. An der Inſel Tſchetſchen landen gewöhnlich die aſtrachaniſchen Fiſcher, weil ſie hier vor den Bergvölkern ſicher ſind. Zwiſchen der Nordſeite des agrachaniſchen Vorgebirgs und dem feſten Land iſt der Meerbuſen dieſes Namens, wo im Jahre 1722, als Peter der Große gegen Perſien zog, die ruſſiſchen Truppen landeten. Auf dem rechten Ufer des Agrachan, in geringer Entfernung von ſeiner Trennung vom Sulak, gründete Peter der Große im Jahre 1718 die Feſtung des heiligen Kreuzes, die im Jahre 1736 nach dem Friedensſchluſſe mit Schah Nadir zu Gandſcha verlaſſen und die Garniſon in die am Terek neu errichtete Veſte Kisljär verlegt wurde. Man ſoll noch an der Stelle der alten Feſtung einige Erdbefeſtigungen ſehen, die jedoch ſchon ſehr durch die Zeit gelitten haben.

Die Nacht vom 10 auf den 11 übernachteten wir in der Veſte Aſen oder Oſen. Dieß iſt eine kleine Erdbefeſtigung auf dem linken Ufer des Flüßchens Oſen, 50 Werſte von Kaſſjurt und 15 von Tarki und Temir-Khan-Schura. Es werden darin die Fouragevorräthe des aſchcheroniſchen Regiments aufbewahrt, deſſen Stab in Temir-Khan-Schura liegt. Das Flüßchen Oſen, Aſen oder Tarkali-Aſen kommt ſchon aus den leſghiſchen Gebirgen und fließt gerade oſtwärts ins kaſpiſche Meer. Das Convoi, das uns von Kisljär bis Aſen begleitet hatte, ging von da nach Temir-Khan-Schura, und wir erhielten hier ein neues Convoi von fünf Soldaten nach Tarki, wo wir am 11 um 2 Uhr Nachmittags anlangten, und uns in der Soldatenſlobodka einquartierten.

Wir wollten uns ſogleich zum Commandanten der Veſte Burnaja begeben, und mußten von der Slobodka aus noch zwei Werſte weit bergan ſteigen bis zu dem Städtchen Tarki, und dann zum mindeſten noch eben ſo weit auf den ſchroffen und ſchlüpferigen Straßen von Tarki bis zur Veſte, die auf dem Gipfel der Anhöhe liegt. Allein der Verſuch war umſonſt, alle Augenblicke fielen wir nieder, mußten endlich umkehren, begannen am folgenden Tage mit Steigeiſen verſehen das Unternehmen von neuem, und kamen endlich nach vierſtündiger mühſeliger Arbeit hinauf. Burnaja liegt auf dem Gipfel eines Felſens, der ſich ſchroff hundert Klafter hoch gegen Tarki hinabſenkt; der Umkreis beträgt nicht über 450 Klafter; gegen Weſten, Süden und Norden iſt die Feſtung durch eine Mauer, gegen Norden aber durch den perpendiculären Steilfelſen geſchützt. Man zeigte uns hier das Grab Kaſi Mullahs, der in den Jahren 1831 und 1832 auf der ganzen öſtlichen Abdachung des Kaukaſus ein ſo blutiges Drama durchgeſpielt hatte. Nachdem wir die wohlverſehene Veſte beſichtigt, auch dem Schamchal von Tarki, der jedoch gerade krank lag, einen Beſuch abgeſtattet, ſtiegen wir wieder mit großer Mühe und Noth in das Städtchen Tarki herab. Die ruſſiſche Soldatenſlobodka liegt noch tiefer, in einiger Entfernung: im Sommer hat man hier eine ſchöne Ausſicht auf Tarki, das amphitheatraliſch am Berge hin liegt, mit ſeinen zahlreichen Maulbeerbaumgärten und geraden Pappeln; jetzt aber war Alles einförmig und öde: die prächtige Natur war ihres Schmuckes entkleidet, und die Höhen der Berge bereits mit Schnee bedeckt.

Am folgenden Morgen brachen wir auf zwei für uns in Bereitſchaft geſetzten Arben in Begleitung von zwei Tſcheparen auf. Kaum hatten wir aber einige Werſte zurückgelegt, ſo hieben dieſe Begleiter auf ihre Pferde hinein, entfernten ſich von uns in verſchiedenen Richtungen, und ließen uns den gefährlichen Weg allein fortſetzen. Hier führt der Weg anfangs im Angeſichte des Meeres fort, dieſes entfernt ſich aber immer weiter gegen Oſten und verſchwindet endlich ganz aus den Augen. Vor Abend noch ſetzten wir über das Flüßchen Manas, das zwiſchen ziemlich ſteilen Ufern raſch dahin ſtrömt. Um 12 Uhr Nachts kamen wir in dem Dorfe Buinaki an, das von Tarki 40 Werſte entfernt iſt. Alles war in einen Todesſchlaf begraben, und wir hatten die größte Mühe den Jus-baſchi (Zehntmann, Schulze) aufzufinden, der uns zum Nachtlager eine kalte, feuchte Erdhütte anwies.

Am andern Tage Morgens früh ſetzten wir unſern Weg noch weiter fort; in einiger Entfernung links ſieht man einen mohammedaniſchen Begräbnißplatz. Sein im Verhältniß zur Bevölkerung unmäßig großer Umfang veranlaßte uns einen der Wegweiſer um die Urſache zu fragen, und dieſer erwiederte, daß von allen hier Begrabenen höchſtens der fünfte Theil eines natürlichen Todes geſtorben ſey, bei weitem der größere Theil ſey durch die ruſſiſchen Bajonnette oder im Streit untereinander umgekommen. — Von Buinaki nach Derbend, auf einer Strecke von 84 Werſten, finden ſich drei Stationen. Der Weg iſt langweilig und einförmig, bald näher, bald ferner vom Meere, und führt zwiſchen Hügeln hin. Am 16 Januar kamen wir nach Derbend.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 5.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

5 Januar 1839.

Die Cederberge in der Capcolonie.

(Aus Capitän Alexander Entdeckungsreiſe ins Innere von Afrika.)

Ich war nicht lange in dem Dorfe Clanwilliam, als ich einen Ausflug an die ſchönen Cederberge machte. Dieſes von Nordoſt nach Südweſt ſtreichende Gebirge beſteht in ſeinen obern Theilen aus einem aſchfarbigen, quarzhaltigen Sandſtein, während die untern Theile eine Menge Mineralien und Foſſilien, namentlich Muſcheln und Fiſche enthalten, ferner ſchwarzen, rothen und geſtreiften Jaſpis, Hornblende, Kalkkryſtalle, in Thonſchiefer eingeſprengte Granaten, dunkeln und kryſtalliſirten Quarz, ſchöne Agate, und Eiſenerze von verſchiedener Art und in ſolcher Menge, daß alles Waſſer, das aus den Cederbergen hervorkommt, mehr oder minder eiſenhaltig iſt. Die Thäler ſind reich an verfaulten Pflanzenſtoffen, die eine ſchöne, dunkelfarbige Dammerde bilden, welche ausnehmend fruchtbar iſt. Die Haupterzeugniſſe dieſer fruchtbaren Striche beſtehen in Korn, Tabak und Obſt; auch wird eine geringe Menge Wein hier gewonnen. Die Cederberge ſind, wenn auch keine der größten, doch gewiß die für den Geologen intereſſanteſte Bergkette in Südafrika. Die Höhe einiger der höchſten Gipfel wurden von Baron von Wurmb gemeſſen (der vor einigen Jahren dieſen Theil der Colonie beſuchte, um Miſſionsniederlaſſungen für die rheiniſche Geſellſchaft zu bilden) und ſind folgende: der Rondeberg 2990 Fuß, Groenberg 4800, und Sneeuwberg 5000.

Namentlich intereſſirten mich die Cedern, welche früher und zum Theil noch jetzt die höhern Thäler und Schluchten dieſer Berge zieren. Leider verſchwinden dieſe edeln Bäume mehr und mehr unter der zerſtörenden Hand des Menſchen. Die holländiſchen Boers, die Hottentotten und Baſtarde, welche in den Bergen wohnen, brennen das Gras nieder, um die Weide zu verbeſſern. Manche ſchöne alte Bäume werden ſo geopfert und Hunderte von jungen. Nichts geſchieht, um dieſe Bäume zu ſchützen, und am Cap, wo das Holz theuer bezahlt werden würde, iſt das Daſeyn derſelben faſt unbekannt. Es mag einen Begriff von der Größe einiger dieſer Bäume geben, daß im Jahre 1836 ein Baum umgehauen wurde, der 36 Fuß im Umkreis hatte, und aus deſſen rieſenhaften Armen 1000 Fuß Bretter geſägt wurden.

Ich machte zwei Ausflüge nach den Cederbergen; den erſten in Geſellſchaft mit einem Hrn. Ryneveld. Wir ritten durch Thäler von den groteskeſten Felsformen, die nackt daſtanden, nachdem ihre weichern Unterlagen längſt weggewaſchen waren. Einige bildeten einen großen Bogen, andere hingen über den Boden in einem ſcharfen Winkel herein, einige wiegten ſich auf einem einzigen Punkte, und wieder andere bildeten ein offenes Klip- oder Steinhaus. Eine enge Schlucht heißt der „Smits-Winkel," wegen des lauten Getöſes, das die Felſen beim Durchwandern von ſich geben. Dieſe ungeheuren Maſſen von altem Sandſtein waren mit Eiſenoxyd gefleckt; Gras und ſtaudenartige Pflanzen drängten ſich zwiſchen den Felſen hervor, und hie und da ſchloſſen breite grüne Blätter die Purpurblumen des Zuckerbuſches (protea mellifera) ein. Leoparden hauſen in den Gebirgen, ſo wie Antilopen verſchiedener Art, wilde Schweine und Affen; Rebhühner und Faſanen gibt es in Menge und in den Frühlingsmonaten Auguſt, September und October eine für dieſes Land bedeutende Mannichfaltigkeit von Inſecten.

In einem Thale dieſer Gebirge hat eine Miſſionsſtation, Wupperthal genannt, ihren Sitz aufgeſchlagen, da das Klima ſelbſt in den heißeſten Monaten daſelbſt ſehr angenehm iſt. Der Boden iſt gut, Holz und Waſſer findet ſich in Menge; die kleine Hottentottengemeinde unter Hrn. Lepold iſt mit Gartenbau, Zimmerarbeit und Schuhmacherei beſchäftigt, und befindet ſich durch Fleiß in ſehr günſtigen Umſtänden.

Mein zweiter Ausflug in die Cederberge geſchah mit einem Landvermeſſer, Hrn. Wonzel, dem ich ſpäter Oliven- und Grasſamen zuſchickte, um mit dem erſten in dem weſtlichen Diſtricte der Colonie einen Verſuch zu machen, und mit dem zweiten die Wieſen zu verbeſſern. Wir ſtellten unſere Pferde in einem Bauernhofe ein, und ſtiegen die Berge hinauf, um einige Buſchmannshöhlen zu unterſuchen, die ſich 300 bis 400 Fuß über der Ebene befanden. Während wir zwiſchen den Felſen hinaufkletterten, ſahen wir in einem Loche kleine langohrige Fledermäuſe, ſo wie eine gelbe Schlange und die Spuren von Daſſies oder Felſenkaninchen, während ein Adler oder

Falke, die auf dieſe Thiere Jagd machen, majeſtätiſch über das Thal hinſchwebte. Die Buſchmannshöhlen beſtanden aus überhängenden Felſen, waren 30 oder 40 Fuß am Eingang breit, und erſtreckten ſich nicht über 20 bis 30 Fuß vom Eingang an in den Berg hinein: das Dach war ſchwarz von Rauch. Dieſe Höhlen verdienen Beachtung wegen der darin befindlichen Zeichnungen. In einer derſelben ſah ich eine Heerde Schafe mit ihren Lämmern, deren Umriſſe außerordentlich genau waren, in rothem Ocker abgebildet, und höher oben in einer andern Höhle den Kampf von Buſchmännern mit Speer, Lanzen und Pfeilen. Dieſe Spuren eines rohen Volks, das ſchon längſt aus dieſer Gegend verſchwunden iſt, ſind ſehr intereſſant.

Bayonne.

(Fortſetzung.)

Unter der engliſchen Herrſchaft (ſeit 1153) vermehrte Bayonne ſeine Freiheiten und ſeinen Wohlſtand. Von dem König Johann erhielt es ſeine Municipalität, le maire et cent pairs, ſeit 1290 wurden die Straßen alignirt und die Häuſer von Holz und mit Strohdächern abgeſchafft. Bayonne hatte damals nicht nur den Reichthum, ſondern auch den Uebermuth des Reichthums. Schon 1224 hatte es 30 Galeeren, jede mit 25 Mann bemannt, 400 Kriegsleute und Geld zur Unterſtützung von Rochelle gegen Ludwig VIII geſendet; aber dieſe Stadt unterhandelte lieber mit dem König. Seit 1291 führte Bayonne einen heftigen Krieg, durch Handelseiferſucht angefacht, mit der Normandie, welcher ſich ſogar auf beide Kronen, Frankreich und England verbreitete; während zwei Jahren, 1293 bis 1295, wurde es von den Franzoſen beſetzt. Einen noch heftigeren Kampf hatte es in ſeinem eigenen Lande, weil es den Gasconiern die bisherige Freiheit, ſich ohne Steuer zu verſorgen, nehmen wollte; der Maire Pas de Pupane*) ließ das Andenken ſeiner Grauſamkeit zurück; endlich entſchied der König von Frankreich zu Gunſten der Land- und Edelleute. Die Kriege zwiſchen England und Frankreich hatten Bayonne kaum berührt, aber ſeit 1368 riefen einige unzufriedene Edelleute von Guienne Karl V herbei; dieß war das Zeichen des Sieges der Ariſtokratie und des Verfalls von Bayonne. Zu den Uebeln des Krieges geſellte ſich die ſchwarze Peſt. Im Jahre 1461 nahmen Dunois und der Graf von Foix das Schloß von Guiche**) und 15 andere Vormauern von Bayonne; die Vorſtadt St. Leon wurde geſtürmt und verbrannt; am 19 Auguſt capitulirte der Gouverneur Beaumont; Dunois und der Graf von Foix, welche über St. Leon und St. Eſprit einrückten, vereinigten ſich bei den Stufen der Kathedralkirche.

Der König von Frankreich nahm den Einwohnern das Recht, den Maire vorzuſchlagen, und verringerte die Zahl der Municipalitätsglieder, welche nachher noch vermindert wurden. Die Mairie, oder wie es jetzt hieß, das Gouvernement von Bayonne, ſank ſo herab, daß es 1595 der Preis einer weiblichen Gefälligkeit wurde; der gerühmte Heinrich IV machte es nebſt der Hälfte der herkömmlichen Steuern in dem Hauſe Grammont erblich, um die Gunſt der Gräfin Corvſandre zu erkaufen. Richelieu, der den mächtigen Adel nicht liebte, zwang den damaligen Erben, ſeinem Rechte zu Gunſten eines ſeiner Secretäre zu entſagen, und dieſer verkaufte es an die Stadt um 24,000 Franken. Einer der großen Herren Frankreichs hatte alſo geruht, einen ſeiner Secretäre zu der erſten Magiſtratsſtelle einer reichen Handelsſtadt herzuleihen! Die Natur ſelbſt ſchien dem Glücke Bayonne's untreu zu werden: die Mündung des Adour verſandete ſich (um die Mitte oder gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts), der Fluß wendete ſich 6 Seemeilen weiter nordwärts, die Fiſcherörter von Vieux Boucau und Cap-breton gewannen an Wichtigkeit alles, was Bayonne verlor, ſeitdem nur noch Fahrzeuge von 25—30 Tonnen dahin gelangen konnten; die Einwohner von Cap-breton wollten ſogar den Canal, der Bayonne übrig geblieben, zuſtechen; 4000 Bayonneſer widerſetzten ſich jedoch mit Gewalt der Waffen; Ludwig XII befahl den Einwohnern von Cap-breton die Ladungsſteuern in Bayonne zu bezahlen, und den Einwohnern von Bayonne den Schaden, welchen ſie jenen zugefügt hatten, zu erſetzen; endlich 1579 unternahm Ludwig von Foix, der Baumeiſter des Escurials und des Thurmes von Cordouan, die Arbeiten zur Wiederherſtellung des alten Flußbettes. Die Wallfiſche zogen ſich aus dem gasconiſchen Meerbuſen in den hohen Norden zurück, die Concurrenz der Engländer und Holländer, welche ſonſt die Dienſte der baskiſchen Piloten mit ſchwerem Golde erkauften, wurde immer gefährlicher, die Ausrüſtungen zu Anfang des 16ten Jahrhunderts immer unbedeutender; ein Zufall warf indeſſen einen bayonneſiſchen Seefahrer nach Spitzbergen, und ließ ihn dort eine neue, noch unangetaſtete Quelle des Fiſchfangs entdecken.

Neue Scenen eröffneten ſich, welche in den engern Verhältniſſen der europäiſchen Völker ihren Grund hatten. Bayonne wurde ein diplomatiſcher und militäriſcher Schauplatz, und erhielt häufige Beſuche hoher Perſonen. Ludwig XI beſuchte Bayonne, und wurde im Schloſſe Urtubie Mittler zwiſchen den Königen von Aragonien und Caſtilien. Das mächtig gewordene Spanien ſuchte Bayonne in ſeine Gewalt zu bekommen, die Flotte Karls V fiel jedoch (1521) vergebens die Palliſaden in beiden Flüſſen drei Tage hintereinander an. Die Gefangenſchaft und Loskaufung Franz I gab zu neuen Durchzügen und curioſen Verhandlungen Anlaß, worüber man die archives curieuses de l'histoire de France nachſehen kann. Katharina von Medicis verlängerte ihre pittoreske Spazierreiſe mit ihrem Sohne Karl IX bis Bayonne, um ſich mit ihrer Tochter Eliſabeth, Gemahlin Philipps II, welche unter der Aufſicht des Herzogs von Alba kam, zu beſprechen, und in ihren Unterredungen mit dieſem letzteren keimte vielleicht, inmitten des Geräuſches von Luſt, Tanz und Geſang, die Idee der Mordnacht von Saint Barthelemy. Für Bayonne hatte ſie keine Schrecken, denn der Vicomte d'Orthe antwortete dem Hofe, er wiſſe in Bayonne keine Henkersknechte zu finden; die Proteſtanten

*) Die Epiſode, welche hierauf Bezug hat, iſt vor kurzem in einem Feuilleton des Journal du Commerce behandelt worden.

**) Vier Meilen von Bayonne.

waren in geringer Anzahl, und die Stadt beſchäftigte ſich mehr mit ihrem Handel, als mit dem religiöſen Fanatismus. Daß ſie damals noch ihren Wohlſtand nicht verloren hatte, beweiſt die See-Expedition, welche 1627 auslief, um die von den Engländern blokirte Inſel Rhé zu verproviantiren, welches ſie auch mit vieler Entſchloſſenheit ausführte. Die Spanier ließen nicht ab, ihre Verſuche gegen Bayonne, meiſtens durch Verrätherei, zu wiederholen; dieſe Stadt war es aber auch, wo der Pyrenäenfrieden 1660 bekannt gemacht wurde. Ueber die Ceremonien in der Faſaneninſel in der Bidaſſoa und die Vermählung Ludwigs XIV und Marien Thereſiens in Saint Jean de Luz kann man in den Memoires de Mademoiſelle de Montpenſier Nachrichten finden.

Der 1674 wieder erneuerte Krieg mit Spanien flößte Ludwig XIV den Gedanken ein, Bayonne zu einer Vormauer von Frankreich zu machen. Es wurde nach der neueren Methode befeſtigt, neue Baſteien, Caſernen, die Citadelle nach dem Plane Vaubans erbaut, die Stadt völlig dem Militärgouvernement unterworfen, der Bürgerſchaft der Aufzug in Waffen am Fronleichnamsfeſte, welcher in ältern Zeiten eine Gelegenheit zu Meuterei gegeben, der Maibaum und das Scheibenſchießen unterſagt. Seit 1650 war das Verpachtungsſyſtem im Finanzweſen eingeführt worden; 1684 warf ſich der Fluß eine Seemeile ſüdlich von ſeiner Mündung in die ſogenannte Chambre d'amour, und mehr als 40 Jahre wurde dem Uebel nur durch halbe und beinaheunnütze Maaßregeln entgegen gearbeitet; Bayonne lebte von den Reſten ſeines Wohlſtandes, es erhielt den Beſuch Philipps V 1701, der Wittwe Karls II 1706, welche ihre Penſion von 40,000 Ducaten bis 1738 dort verzehrte, ohne das von ihr gebaute Schloß Marrac zu bewohnen, und der Mademoiſelle Montpenſier, Braut des Prinzen von Aſturien; die erſten Marinealleen wurden angelegt, und Mr. Hureaux, Viceſeneſchal von Bayonne, konnte im J. 1718 nachfolgendes Gemälde entwerfen.

Neunhundert Häuſer in der Stadt und 300 in ihrem Weichbilde enthielten eine Bevölkerung von 16,000 Seelen. Die Häuſer ſind gewöhnlich von zwei Stockwerken aus Kleiberlehm (torchis) zwiſchen roth bemalten und in geraden oder ſchiefen Winkeln gekreuzten Pfählen, welches der Stadt ein ſonderbares und buntes Anſehen gibt. Als eine Stadt, in welcher die Erneuerung und die Handelsthätigkeit vorherrſcht, hat ſie beinahe nichts von dem ſtarken Gepräge des Mittelalters, kein Denkmal eines hohen Alterthums beibehalten. . . . . Die Einkünfte der Stadt betragen 70,000 Livres; die herkömmlichen Rechte zwiſchen dem Könige und der Familie Grammont getheilt 120,000 Livres, die übrigen Steuern, welche der König zieht, 257,000 Livres. Der Bürgerſchaft fehlt es weder an Geiſt noch an Geſchmack, wie man es auch an ihren Landhäuſern ſieht; die jungen Leute reiſen und beſuchen die großen Handelsplätze; der Verkehr iſt redlich, und die Bezahlung ohne Chikane; im Hausweſen herrſcht Ordnung und Reinlichkeit (?) Die Männer kleiden ſich mit Sorgfalt und die Frauenzimmer gehen zuweilen bis zum Luxus, doch ohne Verſchwendung von Gold und Silber; ſie ſcheuen den Aufwand nicht, wenn es die Gelegenheit, beſonders die Aufnahme der Fremden (?) erfordert; die Militärperſonen haben wenig Zugang in den Häuſern. — Dieß Gemälde könnte noch heute gelten, wenn unſere Ideen über die Bequemlichkeiten des Lebens, und das Anſehen der Städte noch dieſelben waren.

(Fortſetzung folgt.)

Koptiſche Bibelüberſetzung.

(Litterary Gazette v. 18 Dec.)

Ein engliſcher Geiſtlicher, Namens Henry Tattam, iſt ſchon lange damit beſchäftigt, eine koptiſche Bibel herauszugeben, und begibt ſich jetzt, wie es ſcheint in Auftrag mehrerer Geiſtlichen, nach Aegypten, um alle zugänglichen Manuſcripte in den Klöſtern jenes Landes, und nachher in Italien zu unterſuchen und zu vergleichen. Er reiste am 1 Oct. von Marſeille ab, und ſollte am 13 Nov. Cairo verlaſſen, um nach Oberägypten zu gehen, wo viele koptiſche Manuſcripte in uralten Klöſtern aufbewahrt ſeyn ſollen. Bereits in Cairo hat er den Jeſaias, Jeremias und die Klagelieder in koptiſcher Sprache aufgefunden, und zweifelsohne werden die Schätze der oberen Provinzen ſeine Mühe reichlich belohnen. Die Regierung hat 300 Pfund dazu beigetragen, und durch Subſcription, zu welcher namentlich auch Bibel- und Miſſionsgeſellſchaften aufgefordert ſind, hofft man ohne große Schwierigkeit die Fonds zur Reiſe zuſammenzubringen.

Chronik der Reiſen.

Reiſe von Aſtrachan über Kisljär nach Baku im Anfange des Jahres 1836.

D e r b e n d. K u b a.

(Fortſetzung.)

Derbend wurde von den Ruſſen zum erſtenmal im Jahre 1722 unter Peter dem Großen erobert, unter der Kaiſerin Anna wurde es an Perſien abgetreten, aber im Jahre 1796 von Graf Subow wieder erobert, und wurde im Jahre 1806 definitiv mit Rußland vereinigt. Der kaukaſiſche Bergrücken ſpaltet ſich in der Nähe des kaſpiſchen Meeres in drei Zweige: am Ende des nördlichen liegt Tarki, der ſüdliche endigt mit dem Berge Beſchbarmak in der Provinz Kuba, und der ſchmale Durchgang zwiſchen dem Meer und dem Ende des mittlern Zweiges wird durch Derbend geſchloſſen. Die Figur dieſer Stadt iſt ein unregelmäßiges Viereck: ſie iſt gegen Norden, Weſten und Süden mit einer Mauer umgeben, und auf der Oſtſeite ſtößt ſie ans kaſpiſche Meer. Die Länge der nördlichen und ſüdlichen Mauer von der Stadt bis ans Meer beträgt nahezu drei Werſte, die weſtliche iſt nicht über 180 Klafter lang; die Enden der nördlichen und ſüdlichen Mauer gegen Oſten ſind 520 Klafter von einander entfernt. Dieſe Mauern ſind trotz ihres hohen Alters und der vielen ausgeſtandenen Belagerungen noch faſt ganz unverletzt; ihre Höhe beträgt 5 bis 6 Klafter und ihre Dicke 10 Fuß. Gegen Weſten von der Feſtungsmauer läuft über Berge und Thäler jene berühmte Mauer, die, wenn man den Eingebornen und den orientaliſchen Schriftſtellern Glauben beimeſſen darf, ſich bis

aus ſchwarze Meer erſtreckt. Hier wirft man unwillkürlich die Frage auf: welchem Volk iſt dieſer Bau zuzuſchreiben? Ohne auf die Löſung dieſer in vielen Beziehungen wichtigen Frage einzugehen, kann man doch annehmen, daß auf dem Südabhange des Kaukaſus niemals ein friedliches Volk lebte, das nur aus Friedensliebe und in dem Wunſche, ſich gegen die barbariſchen Völker zu ſchützen, welche zur Zeit der großen Bewegung im Mittelalter hier herum ſchwärmten, ſich an ein ſo großes Unternehmen machte; nur eine deſpotiſche Herrſchaft konnte zur Ausführung deſſelben förderlich ſeyn. Wenn man nun ein uraltes Vorhandenſeyn von ähnlichen Völkern wie die jetzigen, die Krieg und Raub für den Zweck des Lebens halten, zugeben muß, ſo iſt es ſchwer zu erklären, was ſie zur Errichtung eines ſolchen nur zur Vertheidigung nöthigen Baues veranlaſſen konnte.

Die Stadt Derbend zerfällt in drei Theile, die von einander durch Mauern getrennt ſind: der weſtliche und höchſte Theil, Narym Kale genannt, bildet die Citadelle, und iſt jetzt von dem Commandanten und der Localregierung bewohnt, der mittlere bildet die eigentliche Stadt, und der öſtliche, Duboſſary genannt, iſt faſt ein leerer Raum, der früher von Weingärten eingenommen war, in der letzten Zeit aber haben ſich hier Armenier und Juden in einer kleinen Vorſtadt angeſiedelt. Die ganze Stadt iſt von einem ziemlich tiefen Graben umgeben.

Derbend iſt im Allgemeinen eine der beſten Städte, die uns am öſtlichen Ufer des Kaukaſus vorgekommen, trotz ihrer unregelmäßigen Anlage und ihren engen Straßen. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 10,000, die der Häuſer 1800; alle ſind aus Muſchelkalk aufgeführt und haben flache Dächer. In der Stadt iſt eine griechiſch-ruſſiſche und eine armeniſche Kirche, eine jüdiſche Synagoge und ſiebzehn Moſcheen, von denen ſich eine, die ſehr alt ſeyn ſoll, durch ihre Größe auszeichnet.

Wir blieben zwei Tage in Derbend, und beſuchten in dieſer Zeit die Citadelle; bei der Rückkehr ſahen wir am Thore einige Leute aus dem Gebirge, die vor der Schildwache ihre Waffen ablegten. Dieß waren Leszhier, die ſich bei dem Commandanten über etwas beklagen wollten. Die Unbändigkeit und Rachſucht dieſes Volkes ſind die Urſachen dieſer Vorſicht, denn die Beiſpiele waren nicht ſelten, daß die, welche der Urtheilsſpruch ſchuldig fand, oder über irgend etwas unzufrieden waren, alsbald den Dolch ihrem Gegner in den Leib ſtießen.

Am 18 Januar ſetzten wir unſern Weg fort, und kamen Abends in das Dorf Derbend Kulary, 25 Werſte von Derbend, von wo wir am folgenden Morgen unſern Weg weiter fortſetzten. Von dieſer Station aus begleiteten uns zwei Tſchevaren, die uns als Führer beim Uebergange über den Samur dienen ſollten, den wir um 1 Uhr Mittags erreichten. Der Samur ſtrömt aus den kaukaſiſchen Bergen beinahe gerade gegen Oſten eine Strecke von 80 Werſten weit, und bildet die nördliche Gränze der Provinz Kuba. Zur Zeit der Hitze, oder wenn im Gebirge von der Mitte Mais bis Julius ſtarke Regen fallen, ſtrömt das Waſſer mit ſolcher Raſchheit, daß es große Steine und Bäume mit fortreißt. Der Samur theilt ſich in mehrere Arme, von denen um dieſe Zeit jeder einen großen Fluß bildet. Beim ſtärkſten Anſchwellen iſt die Verbindung über den Fluß ganz abgeſchnitten. Muß man durchaus hinüber, ſo wählen die Waghalſigſten den frühen Morgen oder den ſpäten Abend, weil um dieſe Zeit weniger Waſſer von den Bergen herabkommt. Die Gefahr des Ueberſetzens wird noch durch die Unebenheit des Bettes vermehrt, das der reißende Lauf des Waſſers aushöhlt. Im Winter iſt der Uebergang minder gefährlich, doch bei der kleinſten Unvorſichtigkeit kann nichtsdeſtoweniger der Wagen umgeworfen werden, was auch mir paſſirte.

Um 9 Uhr Abends kamen wir nach dem Dorfe kubaniſch Kulary, und ſetzten am andern Morgen unſere Reiſe nach dem 25 Werſte entfernten Kuba fort. Der Weg führt größtentheils über Berge und jungen Holzanflug, und war wegen des humusreichen Bodens ungemein kothig. Auf dieſer Station ſahen wir zum erſtenmal ſeit Tarki wieder Schnee, der hier faſt überall drei Zoll tief und darüber lag; der Grund liegt wahrſcheinlich darin, daß der Weg ſich ſchon etwas in die Berge erhoben hatte und 40 Werſte vom Meeresufer entfernt war. Hier ſetzten wir über ein größeres Bergwaſſer, den Kuſſartſchai, und kamen durch zwei Dörfer, Achbil und Mirſa-Mahmed-Kent. Um 10 Uhr Abends ſetzten wir über die Kubinka. Unſere ermüdeten Büffel konnten die Arben nur mit der größten Anſtrengung das ſteile, gefrorene, rechte Ufer hinaufziehen. Gegen Mitternacht kamen wir nach Kuba.

Kuba, von den Eingebornen Kudial-Kale genannt, iſt der Hauptort der Provinz gleichen Namens, und wurde im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts unter Nadir Schah von dem Gouverneur von Kuba, Huſſein Ali Khan, gegründet. Seit jener Zeit trat es an die Stelle der Feſtung Chudala, die noch im ſechzehnten Jahrhundert von Lezghi-Achmed gegründet wurde, und zwar die Reſidenzſtadt der Regenten von Kuba und Derbend. Der Sohn Huſſein Ali's, Teth Ali Khan, befeſtigte Kuba von drei Seiten mit einem Graben und einer noch jetzt vorhandenen Backſteinmauer. Seit dem Jahre 1806, wo die Würde der Khane aufgehoben und die Provinz völlig mit Rußland vereinigt wurde, ward Kuba die Reſidenz des ruſſiſchen Kriegsbefehlshabers, der dieſe Provinz verwaltete, und bald darauf der Sitz des Oberbefehlshabers in den daghеſtaniſchen Provinzen überhaupt. Kuba liegt faſt in der Mitte des Landes, 45 bis 50 Werſte vom Meer, auf dem rechten Ufer der Kubinka oder des Kudial-Tſchai. Der nördliche Theil der Stadt ſtößt an eine tief eingeſchnittene Schlucht, die von den benachbarten Bergen gebildet wird und worin die Kubinka fließt; der übrige Theil der Stadt liegt in der Ebene, welche gegen Oſten und Weſten zwei bis drei Werſte entfernt von unbedeutenden Bergen eingeſchloſſen wird; gegen Südweſten von Kuba ſtellen ſich die mit ewigem Schnee bedeckten Berggipfel Kasbag Salwatdag und Schachdag in einer Entfernung von 40 bis 50 Werſten dar und ſcheinen unbewegliche Wolken zu ſeyn. Die Menge der umliegenden Gärten und Wälder zeugen von dem Reichthum und der Ueppigkeit des hieſigen Bodens, und können einen Begriff von der maleriſchen Lage Kuba's geben. Das Innere der Stadt aber gleicht einem großen, unordentlichen Dorfe; man rechnet etwa 650 Häuſer und 8000 Einwohner; die Häuſer, alle von Holz, ſind ſchmal und ſchlecht gebaut; die Straßen mit Ausnahme von zweien, ausnehmend eng, und den größten Theil des Jahres kothig. Kirchen gibt es zwei, eine griechiſch-ruſſiſche und eine armeniſche, und außerdem drei Moſcheen. Buden zählt man 150, aber die Hälfte davon iſt von gewöhnlichen Handwerkern beſetzt, und ſie dienen auch nach orientaliſcher Sitte zugleich als Wohnung. Die Kaufmannſchaft beſteht aus Perſern und Armeniern, von denen die letztern hauptſächlich mit ruſſiſchen Waaren handeln, die zur See aus Aſtrachan über Baku kommen, denn in Kuba iſt wenig Unternehmungsgeiſt und keine großen Capitalien.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 6.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Januar 1839.

Wallisische Regimenter in England.

Wir haben im December vorigen Jahres (Nr. 351) etwas über Provincialgeist unter den englischen Truppen mitgetheilt. Die Aufforderungen jenes Officiers, der eine Sonderung wallisischer, englischer und irischer Truppen verlangte, scheinen nicht ganz unbeachtet geblieben zu seyn, und er entwickelt nun seinen Wunsch näher, da die „Abneigung der Kymraig gegen andere Stämme, und ihr tiefgewurzelter Stolz" eine Vermischung mit Sassenach oder Irländern ganz unräthlich machten. „Einem englischen Officier," sagt der Verfasser, „mag der Kymraig als ein finsteres, hochmüthiges und widerwärtiges Thier erscheinen, aber unter Anführern von seinem eigenem Blute, die mit seiner geistigen Organisation sympathisiren, wird er standhaft, treu und ergeben seyn, wo ein Ire sich empören und ein Sachse die Waffen wegwerfen würde. Ich brauche kaum zu bemerken, wie gut die wallisischen Regimenter sich stets im Frieden benommen haben, und der einzige Fehler, den man im Felde gegen sie anführt, ist der, daß wenn sie einmal aufgeregt sind, sie weder Pardon geben, noch nehmen." Er schlagt nun vor, die jetzigen 4 wallisischen Regimenter auf 2 Bataillone zu vermehren — bekanntlich haben die englischen Regimenter gewöhnlich nur Ein Bataillon — und allen jetzt in der Armee dienenden Leuten von kymrischer Abkunft zu gestatten, daß sie sich in diese heimathlichen Corps aufnehmen lassen. Zu dem Ende soll das ganze Land jenseits des Severn einen besondern Recrutirungsdistrict ausmachen, der ganz unter Officieren von kymrischer Abkunft stünde. Eben so soll die Miliz des Fürstenthums in 8 Bataillone getheilt werden, und jedes Bataillon einen wallisischen Caplan und als Zahlmeister einen wallisischen Barden erhalten. Damit nicht zufrieden, will er ihnen auch noch die Nationaluniform, den Plaid, und den Dudelsack als Musik geben.

Ein solcher Vorschlag würde in Frankreich geradezu als Hochverrath aufgenommen, in England aber ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß er angenommen wird. Geht die Sache indeß so fort, so wird bald die englische Armee einen buntscheckigen Anblick darbieten, und die hochmüthige Nichtachtung, in die das celtische Element des Landes gesunken ist, muß aufhören, wenn man nicht den celtischen Führern solcher Truppen nach und nach eine gefährliche Macht in die Hände geben will. Walter Scotts Bemerkung, daß der Clangeist in Schottland nur schlummere, und man ja nichts thun solle, das ihn wieder zur Thätigkeit erwecken könne, möchte eine wohl zu beherzigende Warnung enthalten. Acht wallisische Bataillone machen den zwölften Theil des englischen Heeres aus; dazu kommen 3 oder 4 hochländische Bataillone, von denen die Mehrzahl auch durchaus kein Englisch versteht, und den Sassenach, wenn nicht geradezu haßt, doch immer als Stammfremden und Bevorzugten mit scheelem Auge ansieht.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bayonne.

(Fortsetzung.)

Die oben erwähnten Umstände, besonders aber das Pachtsystem, welches die Plackereien der Beamten (gens de rapine, sagt eine alte Denkschrift) und den Schleichhandel herbeiführte, untergruben indessen den Wohlstand Bayonne's immer mehr. In einer Vorstellung von 1738 verlangte die Handelskammer die Wiederherstellung der Municipalfreiheiten, und späterhin, 1762, die Versetzung der Zollinie auf das Nordufer des Adour: der Verfall der Stadt in dieser letztern Epoche war auffallend. Aller Küstenhandel, aller Verkehr mit der Bretagne und Portugal, so wie der Tabakhandel hatte aufgehört, alle übrigen Artikel litten unter diesem eisernen Joche. Der Intendant Etigny wollte im Jahre 1757 eine Wollspinnerei stiften, und fand keinen Absatz. Die Bevölkerung war (1762) auf 9452 Personen herabgekommen, welche 26 Livres Steuern auf den Kopf bezahlten. Von 940 Häusern waren 120 zum Verkauf ausgeboten, und 250 ohne Miethleute. Von 27 Millionen war der Verkehr auf 9 oder 10 gefallen. Statt 15 Schiffen gingen nur noch 3 nach den Colonien und so verhältnißmäßig die übrigen Zweige der Schifffahrt. Vierhundert Gerber, Lederarbeiter u. s. w. und eine große Zahl Schmiede waren nach Spanien ausgewandert. Die baskischen Seeleute nahmen fremde Dienste an. Bilbao und San Sebastian, zu Freihäfen erklärt,

zogen den Handel an sich. Das letztere vergrößerte sich mit einer neuen Vorstadt. Endlich im Jahre 1784 wurde das Verbotsystem abgeschafft, und Bayonne zum freien Handel mit Amerika autorisirt. Nie hat man schnellere Wirkung von der Veränderung eines Systems gesehen. Von 1½ Millionen stieg der auswärtige Handel plötzlich auf 10 Mill., ohne den Durchzug zu rechnen, die Schifffahrt von 300 fremden und 600 französischen Ein- und Ausgängen auf 500 fremde und 800 französische, der Werth der eingeführten Piaster von 2 auf 30 Millionen Livres. In 6 Jahren hatten die Bevölkerung und die Preise um ein Drittel zugenommen.

Während der Revolution war Bayonne, lange Zeit ruhig, ein Sammelplatz von Priestern und Aristokraten geworden, welche mit den Spaniern conspirirten; dieß veranlaßte, daß die Einwohner von Sarre, Ascan und Viviatau in Masse ins Innere versetzt wurden. Für eine Handelsstadt mußte das Decret zur Ausliefeeung von Gold und Silber gegen Assignaten empfindlich seyn; aber so groß war die Macht des fürchterlichen Ausschusses von Paris, daß 2 Millionen schon übergeben waren, als die Convention das Decret widerrief. Das Bisthum war nach Pau verlegt worden, von wo es durch das Concordat von 1801 wieder zurückgeführt wurde.

Man kennt die militärischen und politischen Ereignisse, welche zur Zeit Napoleons von Bayonne aus so sehr auf das Schicksal der pyrenäischen Halbinsel wirkten. Die Gegenwart Napoleons im Jahre 1808 liefert noch einen andern Pinselstrich zu dem Charaktergemälde dieses Mannes, dem die Elemente so wenig als die Menschen unüberwindlich schienen. Er hatte persönlich in einem Boote die Sandbank der Mündung des Adour sondirt; um die Stärke ihres Widerstandes zu berechnen, befahl er der Fregatte le Comète von 48 Kanonen, welche sich in Passages befand, mit Zurücklassung ihrer Artillerie den Eingang zu forciren. Man hielt dieß für unmöglich, aber die Fregatte durchschnitt mit einem heftigen Anstoß den Sand; freilich war es nicht mehr möglich, sie hinauszubringen, und sie mußte späterhin zerlegt werden. Napoleon schenkte der Municipalität mehrere auf 1,300,000 Franken geschätzte Terrains unter der Bedingung, neue Banten und Anstalten zu unternehmen, welche, so wie andere projectirte Verbesserungen, größtentheils unausgeführt blieben, und erst jetzt wieder vorgenommen worden sind."

Die zweideutige Belagerung von 1814, von M. Morel, ehemaligem Redacteur der „Sentinelle des Pyrenées," in seinem Werke über Bayonne beschrieben, ist durch den Auszug in der „Nouvelle Minerve" dem Publicum bekannt; aber nach diesen tragischen Ereignissen kommt das komische Nachstück, das Ansehen von Eroberern und Protectoren, welches sich die Spanier im Jahre 1815 geben wollten. Ferdinand ließ 1815 zwei Armeen unter Castaños und Odonell (Grafen von Labisbal) über die Gränze rücken; Castaños besetzte Perpignan und Odonell stellte seine Armee von 18,000 Mann bis unter den Mauern von Bayonne in Schlachtordnung. Spanien wollte sich durch die Besetzung dieser Plätze ein größeres Gewicht in den Verhandlungen von Wien, wo die Schadloshaltungen debattirt wurden, geben; von der andern Seite war ihre Gegenwart eines der Elemente, worauf die Ultra's bei ihrer vorhabenden Reaction gegen die Charte Ludwigs XVIII rechneten. Ihre Creaturen herrschten in Bayonne, das ohne alle Vorbereitung zu einer Vertheidigung war, und als die Nationalgarde, durch das Einrücken der Spanier in St. Jean de Luz beunruhigt, freiwillig die Waffen ergriff und den Maire zur Thätigkeit aufforderte, antwortete dieser: es seyen bloß von den Bösgesinnten ausgesprengte Gerüchte; der Gouverneur Chauvigny arretirte sogar den Artilleriecobersten Velpeau, welcher einige Vertheidigungsmaßregeln angeordnet hatte. Aber das Volk zwang beide, den Ton zu ändern, und Ludwig XVIII hintertrieb die Plane der Ultras. Odonell fand die Thore verschlossen; ein Seesoldat verband dem spanischen General, der in Odonells Namen eine Unterredung mit Chauvigny verlangte, die Augen; die spanische Armee defilirte nach Ustariz, und vom 3 bis 6 Sept. zog Odonell, der seine Bewegung am 15 August begonnen, wieder über die Gränze, nachdem ch Castaños Perpignan verlassen. Aber so wie er bei seiner Ankunft verkündigt hatte, er käme, um die Domainen Sr. Majestät gegen die Versuche einer Faction, die von dem Geiste des Usurpators (Napoleon) belebt sey, in Schutz zu nehmen, so konnte er nicht umhin, bei seinem Abschiede zu bemerken, daß Ludwig XVIII vielleicht bereuen würde, den Schutz von 80,000 Spaniern verschmäht zu haben.

In den neuesten Zeiten ist Bayonne nicht nur ein Observatorium, eine Niederlage, eine Bank, und ein politischer Brennpunkt von vier oder fünf Parteien, und drei oder vier Regierungen, die in der spanischen Revolution betheiligt sind, sondern auch der Sitz einer zahlreichen und buntfarbigen Emigration, in welcher man über 1000 Eigenthümer und Kaufleute, gegen 3000 Dienstleute, Handwerker, Taglöhner u. s. w. und einige hundert Militärpersonen, Beamte, Geistliche und sonstige liberale und unliberale Professionen zählt. In einer so kleinen Stadt, wie Bayonne, kann man sich vorstellen, was diese plötzliche Vermehrung der Bevölkerung für eine Erhöhung in den Miethpreisen hervorgebracht haben muß; *) die Lebensmittel, welche sonst hier sehr wohlfeil waren, sind ebenfalls doch nicht in demselben Verhältniß gestiegen, vielleicht darum, weil die Ausfuhr derselben in die carlistischen Provinzen Schwierigkeiten unterliegt. Der bessere Theil der Emigranten muß nicht nur den Einwohnen diese Art von Schadloshaltung bezahlen, sondern wird auch ein Opfer seiner eigenen mauvaise queue, für welche, besonders was das weibliche Geschlecht betrifft, der fremde Boden ein wahrer Jubelsaal geworden ist.

Bayonne ist von Süden nach Norden längs der Nive hin gebaut; auf dem rechten Ufer dieses Flusses streckt das kleine Bayonne (petite Bayonne), seine spitzige Redoute, wie das Vordertheil eines großen Schiffes in den Winkel hinein, wo die Nive und der Adour, der von Osten her kömmt, ihre Wasser vereinigen, dort ist ein kleines Kriegsfahrzeug und 10

*) Ein meublirtes Appartement von 2 oder 3 kleinen Zimmern und einer Küche kostet 40, 50, 60 Fr., monatlich ohne Leinenzeug für Bett und Tisch.

oder 12 Schiffe vor Anker, die man jedoch so wie die Fortsetzung der nun schon vermischten Gewässer nur hinter einem Gitter betrachten kann, längs welchem überdieß die Communication unterbrochen ist. Das Gitter längs dem Adour, die neuen Bauten eines Rath-, Zoll-, Börsen- und Schauspielhauses, gegenüber die Casematten und das Thor, welches zu den Marineallcen führt; endlich auf der vierten Seite ein Haus, dessen Grundlagen jetzt ausgegraben werden, bilden den Platz, mittelst welchem das große Bayonne (grande Bayonne, am linken Ufer des Nive) an den Adour stößt, und hinter welchem sich noch die mit Bäumen besetzte Straße, welche man Place d'armes nennt, verlängert. In dieser sind die Diligencen, die Gasthöfe, das spanische Consulat, das Fort und Caserne Chateauvieux, die Subpräfectur, die Post, die Polizei, der Generalstab, und weiterhin steigt man bis zur Kathedralkirche hinauf. Auf der andern Seite der neuen Bauten, welche die Communication am Ufer unterbrechen, ist an der Nive der Platz Grammont, jetzt de la liberté, welcher mit seinen Kaffehäusern zum Spazieren und Erfrischungsplatz dient: vor sich hat man die Redoute, welche den Zusammenstoß der beiden Flüsse verbirgt, und die Brücke Pont Mayou, welche nach dem kleinen Bayonne, und wenn man durch das jenseitige Thor geht, nach der Schiffsbrücke von Saint Esprit, wenn man aber in das Innere des großen Bayonne eindringen will, in die kurze, aber elegante Straße Pont Mayou, der Repräsentantin der modernen Zeit führt. Fängt es an zu regnen, so flüchtet man sich von der Ecke des Platzes in die Schwiebbögen der Straße Pont-neuf, welche dann das Palais-royal von Paris vorstellen — aber das ist eine Gotteslästerung! gerade so, wie man die Cinq-Cantons, wo die beiden genannten Straßen einmünden, und wo die Kaufleute und Politiker zusammen kommen, mit dem Börsenplatze von Paris vergleichen wollte. Hier macht die Straße Salies einen Strich durch das große Bayonne, zwischen dem Großhandel am Flusse und der Kathedrale auf der Höhe; mit einer Ecke in der Marktpost an der rue Poissonnerie, mit der andern in den öffentlichen Etablissements der place d'armes, sie selbst von den alten ehrwürdigen Bürgerfamilien Bayonne's bewohnt, welche weder ihr Haus noch ihr Gewölbe neu decoriren lassen, aber auch keine Zimmer vermiethen und — sonst wenigstens — nicht Stücke von 28 Ellen statt 36 verkauften — dieß ist die Straße St. Denis von Paris, immer in dem nämlichen Verhältnisse versteht sich. Von der Kathedralkirche führt die Rue Mayou zu dem Thore von Spanien, welches nicht umsonst diesen Namen trägt, und auch das einzige ist, das alle Nächte zugesperrt wird. Dieser auf der Höhe und ihrem Abhange bis zur Rue Salies rund um die Kathedralkirche gelegene Theil der Stadt ist das ursprüngliche Bayonne, welches sich von den übrigen Quartieren heutzutage wenig unterscheidet. Das kleine Bayonne hängt mit dem großen durch die Brücken von Pont Mayou und Panecau zusammen, und endigt sich ostwärts mit der Anhöhe des Chateauneuf, gegenüber von der letzteren Brücke. Am Fuße der Anhöhe liegt rechts das Arsenal, ein schönes, neues Gebäude, links der mit Bäumen besetzte Place de Lisse, die öffentliche Erziehungsanstalt Ecole chrétienne, die unscheinbare Kirche St. André, das Militärspital und die Hauptstraße Bourg neuf, welche gegen die Brücke Pont mayou herabläuft. Diese letztere Straße ist so zu sagen das Quartier Marais von Paris, der übrige Theil kann mit dem Pariserquartier, das zwischen dem Hotel de Ville und der Vorstadt St. Antoine liegt, verglichen werden. Ich weiß nicht, wie sich mir diese Erinnerungen an Paris eingeschlichen haben, ich hätte besser gethan, Lyon zum Vergleichungspunkte zu nehmen: der Zusammenstoß zweier pittoresker Flüsse, das im Ganzen altväterische, schmutzige, durch wenig helle Punkte verfröhlichte Massive, das Aussehen der Menge, welche an den Quais und in den Straßen circulirt, alles dieß in äußerst verkleinertem Maaßstab. Die Quais an beiden Ufern des Nive sind mit Schwiebbogengängen bekleidet, und man trifft solche in mehrern Straßen, besonders des kleinen Bayonne an, aber sie sind niedrig, unzierlich, mit Verkaufsposten oder gar mit Werkstätten überladen. (Fortsetzung folgt.)

Indischer Thee.

Dieser so oft schon erwähnte Gegenstand dringt sich immer wiederum auf, und es ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Plan, den Thee in Indien zu erzeugen, und so der Einfuhr aus China allmählich entbehren zu können, doch mit der Zeit gelingen wird. In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft am 15 December wurde eine Probe Suchong-Thee aus Indien vorgelegt, und Prof. Wilson, der Director der Gesellschaft, erklärte, er habe ihn versucht, und nicht nur gut, sondern zu gut für den englischen Geschmack befunden, da man in England nur lange aufbewahrten Thee gewohnt sey; dieser sey zu neu, würde aber, wenn man ihn eine Zeitlang aufbewahre, von dem besten chinesischen Thee nicht zu unterscheiden seyn. Er erwähnte, daß nach Moorcrofts Angabe in den Gebirgen um Bissahir ein Thee wachse und ein bedeutender Handel mit diesem Artikel nach Klein-Tibet getrieben werde, wo man viel davon trinke, obgleich die Qualität nicht sehr gut sey. Hr. Royle, der bekannte Botaniker Indiens, entgegnete, was Moorcroft, Heber und Andere Thee nennten, sey kein eigentlicher Thee, doch sey es ganz wahr, daß ein Aufguß davon von den Nepalesen getrunken werde; übrigens würden in allen Theilen des Himalaya Pflanzen gefunden, die denen China's entsprächen, und man könne wohl daraus den Schluß ziehen, daß auch Thee daselbst gezogen werden könne.

Chronik der Reisen.

Reise von Astrachan über Kisljär nach Baku im Anfange des Jahres 1830.

B a k u.

(Fortsetzung.)

Da wir den Weg nach Baku zu Pferde zurücklegen wollten, schickten wir unsere Leute und mehrere Effecten zwei Tage zuvor auf Arben voraus und ritten am 24 Januar selbst dahin ab. Die Paßstraße führt über die Posten Sitlär und Dewitscha nach dem Berge Beschbarmak, wo der Posten Chadyr-Sinde ist; weiterhin geht sie am Meeresufer fort über die Posten Kalisi und Sumgait; man rechnet den ganzen Weg zu 150 Werften. Dieser Weg ist, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Berge und etlicher Sandstrecken, eben und gut zu befahren.

Die Posten von Kalisk und Sumgait leiden unter einem großen Nachtheile, da es ihnen auf eine bedeutende Strecke an süßem Wasser und Holz fehlt, so daß die dort befindlichen Kosaken nur ein schlechtes salziges Wasser haben, und um das fehlende Holz zu ersetzen, auf den Steppen getrocknete Pflanzenstängel oder Holzstücke und andere Pflanzenüberreste, die das Meer ans Ufer geworfen hat, sammeln.

Wer im transkaukasischen Lande reist und Daghestan bis zum Beschbarmak durchzogen hat, tritt auf einmal aus einer reichen und üppigen Natur in eine leichenhafte über. Der Beschbarmak scheidet diese beiden Extreme: gegen Norden breiten sich überall Wälder, Buschwerk, Maulbeerbaum- und Fruchtgärten aus, und der Boden zeigt allenthalben eine üppige Vegetation; gegen Süden von Beschbarmak ist der Boden kahl, unfruchtbar und steinig, nirgends trifft man einen Baum, ein Gebüsch oder einen Bach, fast die ganz einförmige, lebloſe Fläche besteht aus Steinboden, nur hie und da von kleinen Thon- und Sandstrichen unterbrochen. Von dem Beschbarmak an theilen sich die kaukasischen Berge in einige mindere Ausläufer, die gegen Südosten streichen und die apscheronische Halbinsel bilden, welche 35 Werste ins Meer hinausreicht. Der höchste Punkt dieser Berge erhebt sich nicht über 150 oder 180 Klafter. Diese Berge bestehen, wie die übrigen Ausläufer des Kaukasus am kaspischen Meer, aus Muschelkalk, der nur an einigen Stellen (in der Nähe des Meeres in der Provinz Baku) von einem lockern Sandstein durchsetzt ist. Ohne Zweifel geht diese Bildung bis in die späteren Zeiten herauf, denn einige von den Muscheln, woraus diese Berge bestehen, trifft man noch jetzt im kaspischen Meere. Die apscheronische Halbinsel ist fast ganz wasserlos, nur das Flüßchen Sumgait fließt durch den nördlichen Theil der Provinz Baku, aber auch dieses trocknet Jahr um Jahr mehr ein, so daß jetzt nur noch im Frühjahr zur Zeit der Regen im Kaukasus einige Wochen lang sich Wasser darin befindet.

Die Stadt Baku, welche auf dem Südostabhang einer Anhöhe liegt, besteht aus der Festung und der Vorstadt, welche von Tataren, Armeniern und zum Theil von russischen Soldaten bewohnt ist. Die Veste hat etwa 600 Klafter im Umfang, und ist von einer doppelten steinernen Mauer und einem mit Stein verkleideten Graben umgeben. Die Häuser, deren Zahl sich auf 1400 beläuft, sind alle von Stein, ihr Aeußeres aber ist nicht schön. Die Straßen sind unregelmäßig und eng; außer einer griechisch-russischen und armenischen Kirche zählt man 27 Moscheen, aber im größten Theile davon wird kein Gottesdienst gehalten.

Von den bedeutendern Gebäuden ist zu erwähnen der im nordwestlichen Theile der Stadt auf einem Berge gelegene Palast des Schah und ein ungeheurer cylindrischer Thurm an der Seemauer gegen das nordöstliche Ende der Stadt. Dieser Thurm, der 19½ Klafter in der Höhe und 6 im Durchmesser hat, führt den Namen des Mädchenthurms. Die Sage schreibt die Erbauung desselben einem persischen Khan zu, der ihn für seine Tochter einrichtete; als der Thurm fertig war, stürzte sie sich, um der Verfolgung ihres Vaters zu entgehen, von der Höhe herab ins Meer. Der Palast des Schah, ein halbzerstörtes, aber immer noch prächtiges Gebäude, wurde der Sage zufolge im Jahre 1491 von Schah Ibrahim Ghalil Ullah Pharuch Esar Ogli, einem Urenkel Behram Gurs, aus dem Geschlechte Nuschirwans, gebaut. Dieser Palast nahm in der Façade gegen Westen 30 Klafter ein, und bestand früher aus drei Etagen: die untere, die völlig dunkel ist und wahrscheinlich zu Pferdeställen und Kellern diente, hat eine Menge kleiner Abtheilungen mit Bogengewölben; in den zwei obern theilweise zerstörten Etagen kann man mit dem auf der linken Seite angebauten Flügel noch jetzt 40 Zimmer zählen, die zum Theil ziemlich groß sind. Auf der rechten Seite des Palastes und beinahe in einer Reihe mit demselben befindet sich ein sechseckiger außen mit Säulen versehener Bau, der wahrscheinlich die Bäder enthielt, denn man bemerkt noch Spuren der ehemals darin befindlichen Bassins; Einige behaupten, dieß sey der Diwan oder Gerichtshof des Schah gewesen. Dieses Gebäude ist vom Palast durch einen besondern Hof getrennt, dessen drei Seiten innen eine Galerie mit Säulen bilden. Um den ganzen Palast her lief eine zweite große Mauer, deren Richtung sich nicht mehr bestimmen läßt, denn an die Trümmer derselben sind neue Häuser der Stadtbewohner angebaut. Die ganze Arbeit ist ausnehmend rein, regelmäßig, namentlich in Bezug auf das Aufeinanderfügen der Steine und die Genauigkeit der Ecken. Die Bildhauerarbeiten an den Steinen vor den Eingängen ist bewundernswerth, denn man sollte nicht glauben, daß man auf einem ziemlich weichen Grunde so feine und so tiefe Linien aushauen könne. Der Palast von Baku trägt den Stempel der besten orientalischen Baukunst; in Transkaukasien findet sich kein ähnliches Gebäude mehr, und wahrscheinlich konnte derselbe in seiner blühenden Zeit es mit den prächtigsten Bauten von Ispahan und Schiras aufnehmen. Dem Palast gegenüber jenseits der Straße sind noch hinter einer steinernen Mauer zwei Moscheen mit Minarets erhalten, welche gleichfalls zu demselben gehörten und auch von demselben Fürsten erbaut wurden, wie eine arabische Inschrift über dem Eingange besagt; ebendaselbst finden sich auch kufische Inschriften. In diesen Moscheen werden jetzt die Vorräthe der Artilleriegarnison von Baku aufbewahrt.

Die Einwohnerzahl der Stadt wird auf 8000 Seelen angegeben. Die Tradition der Eingebornen schreibt die Erbauung derselben dem Iskender, d. h. Alexander dem Großen, zu. Dieses ist nun freilich ein Mährchen, jedenfalls aber ist die Stadt zum mindesten 800 Jahre alt, denn nach dem Zeugnisse Masudis war dieselbe im Jahre 972 nach Christo unter dem Namen Nesata bekannt.

Die Russen nahmen sie zum erstenmal im Jahre 1723, im Jahre 1735 wurde sie wieder an Persien abgetreten. Im Jahre 1796 unterwarf sich der Regent von Baku, Hussein Kuli Khan, ohne Widerstand den russischen Truppen unter Graf Subow. Im Jahre 1806 wurde der Oberbefehlshaber in Georgien, Fürst Lizianow, unter den Mauern von Baku meuchlings ermordet, worauf Hussein Kuli Khan aus der Provinz floh, und diese noch in demselben Jahre vom General Bulgakow unterworfen wurde.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 2 u. 3** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gedichte von Campbell. — Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.** (Forts.) **— Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.** (Schluß.) **— Miscellen.**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Bläter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 7.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Januar 1839.

Die Mönchsorden in Cutsch.

(Aus: Cutch or Random Sketches of Western India.)

Gleich den Dschains (s. Nr. 3 v. d. J.) scheinen auch die Mönchsorden in Cutsch Reste des Buddhismus, denn da die Braminen die Ehelosigkeit als ein Verbrechen ansehen, so kann es bei ihnen keine Mönchsorden geben, wohl aber sind sie in allen buddhistischen Ländern gewöhnlich. Die Mönchsorden in Cutsch zeichnen sich durch ihre Toleranz und das Wohlwollen aus, das sie gegen jeden ohne Unterschied des Glaubens üben. Der wichtigste Orden sind die Kanphata's von Dinodar; dieß ist ein hoher, konisch geformter Berg, an dessen Fuße sich die Kanphata's in einer Reihe von bequemen Wohnungen aufhalten. Der Vorstand gilt für einen der Vornehmen des Landes, wird von dem Rao selbst auf den Guardi (Ehrenstuhl) gesetzt, und bei dieser Gelegenheit mit einem Ehrenkleid beschenkt. Die Brüderschaft besteht aus etwa 12 Mitgliedern (Yogi), meist junge Leute, die aber wegen des unmäßigen Gebrauchs von Opium sämmtlich viel älter aussehen. Die Wohnungen umfassen Tempel, Wohnhäuser und die Gräber früherer Vorstände; sie sind mit einer Mauer und Thürmen mit Schießscharten umgeben, — wohl eine nöthige Vorsicht in unruhigen Zeiten, um die friedlichen Bewohner gegen die Anfälle einiger benachbarten räuberischen Stämme zu schützen. Zudem kann man sich der Niederlassung nur durch dichte, mit Unterholz und dem dornigen Milchbusch durchwachsene Dschungeln nähern.

Die Grundsätze dieser Kanphata-Yogis sind, die Bedürftigen und Hülflosen aller Kasten und Secten ohne Rücksicht auf die Zeit ihres Aufenthaltes oder die Größe und Zahl ihrer Bedürfnisse zu nähren und zu schützen. Die Mittel hierzu liefert ihnen der Ertrag von etwa 20 Dörfern, welche das Eigenthum der Anstalt sind, theils durch alte Vergabung, theils durch Ankauf, und obwohl in Zeiten großen Mangels ihre Freigebigkeit sehr in Anspruch genommen wird, so erlaubt ihr Einkommen doch eine sehr reichliche Vertheilung, und die Kornvorräthe von Dinodar sind noch nie ganz ausgegangen. In einem ihrer Häuser sind 4 ungeheure kupferne Kessel, in denen unaufhörlich Reis kocht, und gegenüber liegt ein großes Zimmer, in welchem die Gäste sitzen, um ihr Lieblingsgericht zu verzehren.

Die Kanphata's legen das Gelübde der Ehelosigkeit ab, und nehmen willig jeden als Bruder auf, der sich diesem Gelübde unterwirft; denn ihrer Meinung nach vertragen sich häusliche Sorgen nicht mit den Gesinnungen von allgemeinem Wohlwollen, das nur dem Dienste der leidenden Menschheit gewidmet seyn soll. Der Name des gegenwärtigen Vorstandes ist Tornath, von der Kaste der Rabarri's oder Hirten; er ist erst 30 Jahre alt, aber sein Gesicht trägt den Ausdruck von Niedergeschlagenheit und vorzeitigem Alter. Seine Kleidung besteht aus dem gewöhnlichen Angrika (Leibrock) von weißem Linnen, einem rothen, nachlässig über die Schulter geworfenen Caschemirshawl und einem Turban von reicher blauer Seide. Sein Schmuck ist kostbar, aber von der rohen Arbeit der Handwerker von Cutsch. Diese Yogis heißen Kanphata,*) von einem eigenthümlichen Ohrring, aus Rhinoceroshorn, Achat oder Glas, der durch seine ungeheure Größe die Knorpel des Ohrs schmerzlich verdreht. Die eben beschriebene reiche Kleidung trägt nur der Vorstand, die Brüder tragen das einfache backsteinfarbige Tuch, das bei den Fakirs in Indien gewöhnlich ist. Die isolirte Lage dieser interessanten und liebenswerthen Brüderschaft ist um so mehr ein Gegenstand des Erstaunens und mannichfacher Vermuthungen, da die Geschichte ihres Ursprungs in Dunkel gehüllt ist.

In Verbindung mit Dinodar steht die Secte der Kapriás zu Mharr, einem kleinen Dorfe in nordwestlicher Richtung von Bhudsch. Die Secte soll 1800 Jahre alt seyn, aber ihr Ursprung ist in Dunkel gehüllt. Die Zahl der Brüderschaft beträgt etwa 120, und sie stehen unter einem Radscha, der viele Vorrechte genießt, unter Anderm auch das, selbst bei einem Besuche des Rao von Cutsch seinen Sitz zu behalten.**) Eine eigenthümliche Sitte bei ihnen ist auch, daß ihr Radschah, wenn

*) Von Kan, das Ohr, und p'hata, schlitzen.

**) Der Rao besucht die Kapria's Einmal jedes Jahr in Gemäßheit eines Gelübdes seiner Mutter, als er an den Pocken darnieder lag. Gelübde dieser Art sind in Cutsch sehr gewöhnlich.

er das Dorf verlaſſen hat, erſt nach Sonnenuntergang zurückkehren kann. Gleich den Kanphatas, leben ſie ehelos, aber der Radſchah kann einen Sohn adoptiren, der ihm auf dem Guardi folgt. Jeder Hindu kann eintreten, und die Aufnahmeform iſt ganz einfach: er legt das Gelübde ab, trinkt Kuſumba (flüſſig gemachtes Opium), und nimmt an dem bei der Gelegenheit gegebenen Feſte Theil. Sie haben fünf Dörfer, deren Einkünfte gleichfalls zu milden Zwecken beſtimmt ſind. Vornehmen Beſuchen bieten ſie Opium, und ſorgen für die Bedürfniſſe der Thiere ſo gut, wie für die der Menſchen. Die Kapvias begraben alle ihre Todten, der Radſcha aber wird auf einem Holzſtoß verbrannt, worauf ſie ihn 12 Tage betrauern; nach dieſer Zeit empfangen ſie ſeinen Nachfolger mit Feſten und Luſtbarkeiten.

In der Mitte ihres Dorfes liegt ein der Parwati, Wiſchnus Gattin, geweihter Tempel, der ein unförmliches Bild enthält, das ein beſonderer Gegenſtand ihrer Verehrung iſt. Es iſt ein ungeheurer Block von ſchwarzem Stein, 6 Fuß hoch und eben ſo breit von ganz roher Form: am Fuße ſind zwei große Auswüchſe und der obere Theil gleicht einigermaßen einem Schöpſenfuß; der Block ſoll plötzlich aus dem Boden hervorgekommen ſeyn, an einer Stelle, wo die Göttin im Einzelkampf einen Rieſen erſchlug. Er hat weder eine Skulptur, noch eine Inſchrift, und iſt mit dem rothen Ocker überſchmiert, mit welchem oder mit Kreide die Hindus ihre ſchönſten, ſo wie die häßlichſten Ueberbleibſel des Alterthums bedecken. Das Volk gibt dem Stein ein fabelhaftes Alter.

Die Kapvias ſind eine dicke, lächelnde, gutmüthige Menſchenclaſſe, arbeitsſcheu und luſtig, aber ihre Nahrung iſt ziemlich ſpärlich und von der einfachſten Art.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bayonne.

(Fortſetzung.)

Was das Klima betrifft, ſo mag auch einige Aehnlichkeit ſtatt finden, beide Städte haben etwas von dem ſüdlichen Himmel an ſich, aber dieſe Zeichen dauern länger und wiederholen ſich öfter als in Lyon. Bayonne iſt auch nicht ſo kalt im Winter, indeſſen wenn die Saone und die Rhone oft Lyon mit ihren Dämpfen bedecken, ſo hat Bayonne auch ſeine finſtern Wolken, welche oft wie eine ſchwarze Geiſternacht heulend vom Ocean heranſtürmen, und das Sonnenlicht auslöſchend, in fürchterlichem Platzregen durch die Straßen rauſchen, oder mit ſchwerem Gewicht wie ein feuchtes Leichentuch ſich langſam zur Erde herabſenken. Man will ſogar behaupten, daß die häufigen und ſtarken Abwechslungen der Temperatur auf das Aeußere des Menſchen einen nachtheiligen Einfluß ausüben; gewiß iſt, daß ich nirgends eine ſolche Menge verwitterter und verſchrobener Geſichter geſehen habe; wer mag indeſſen berechnen, wie viel davon auf den urſprünglichen Typus der Racen, auf die Beſchäftigung und Lebensweiſe dieſer großentheils nomadiſchen Bevölkerung gerechnet werden müſſe.

Welchem Typus Bayonne angehöre? eine große Miſchung muß hier ſtattgefunden haben, und noch ſtatt finden, aber das baskiſche Gepräge wie der baskiſche Jargon herrſcht unſtreitig vor, und ich muß es nur geſtehen, ich bin kein großer Liebhaber weder von dem einen noch von dem andern. Wenn mich Morel und Chaho hörten; Morel, der die bayoneſiſchen Griſetten unvergeßlich findet: Chaho, der die baskiſchen Mädchen den Andaluſierinnen vorzieht und die Caſtillaner Cagothen nennt. Es iſt wahr, daß ich weder Navarra noch Biscaya beſucht habe, und daß die Mundart, die man hier vernimmt, vermuthlich von der kosmogoniſchen, poetiſchen, philoſophiſchen ꝛc. Eskuaraſprache verſchieden iſt, doch glaube ich, daß der reelle Unterſchied in beiden Fällen nicht ſo weit geht, um eine andere Urform darzuſtellen. Nun aber finde ich in dieſem langen Geſicht mit der Habichtsnaſe und den hochliegenden und wenig abgeſonderten Augen, in dieſen unheimlichen Blicken, in dieſer ſchlanken und muskulöſen, aber oft grotesken, und zwar nicht in der That, aber dem Scheine nach, ſteifen Körperbildung, in dieſer Abweſenheit reizender, abgerundeter Formen, mit einem Worte, in einem gewiſſen Etwas, das allein den Eindruck erklären kann, einen Reſt der alten kantabriſchen Rauhheit, ich möchte faſt ſagen Bösartigkeit, dem der hölzerne Klang ihrer Ausſprache keineswegs widerſpricht — ich ziehe der Vergleichung wegen andaluſiſche Weichheit der feinen Bearneſer und Bearneſerinnen, welche ſie auch ihrem Patois mitzutheilen wiſſen, vor. Unſtreitig findet man in Bayonne, wenn man auch nur die Kaufläden beſucht, angenehme Perſonen, aber was die Maſſe betrifft, ſo hat ſie mir immer den oben erwähnten Eindruck gemacht, der, wenn man bloß die untern Volksclaſſen betrachten will, bis zur Scheu und zum Ausweichen gehen kann. Uebrigens findet man unter den Weibern hier, wie in Pau, obgleich in Pau abgeſondert und hier gemiſcht, die drei oder vier Stufen, welche der Hut, die Haube, das bloße Haar und das Tuch um den Kopf bezeichnet, d. h. die Ariſtokratie (Beamte eingeſchloſſen), die Bourgeoiſie, die Griſetten und die dienende oder gemeine Claſſe. Die alten Bürger von Bayonne haben eine Art von Ahnenſtolz, der nicht Jedermann das Annähern geſtattet; die Damen liegen hier, wie überall, mit den lebensvollen Griſetten im Krieg, aber hier müſſen ſie ſich mehr als irgendwo anders in Acht nehmen, denn außer der natürlichen Streitbarkeit der hieſigen Griſetten gibt dieſen die überwiegende Menge der populären Claſſen auf den öffentlichen Spaziergängen, und ein gewiſſer Esprit de Corps, der unter ihnen herrſcht, ein beſonderes Bewußtſeyn ihrer Stärke. Eine andere Gattung, die man in dieſer Stadt ſieht, iſt die der Fiſchermädchen, welche alle Morgen von Boucau und von der Küſte hereinkommen, um ihre Waare auszuſchreien; die Diſſonanzen, welche dieſe erfunden haben, kann nur derjenige für möglich halten, der ſie gehört hat. Hier kann man den Gebirgs- und den Küſtenbewohner, den Hirten und den Fiſcher neben einander ſtellen, und an der Seite des baskiſchen Gepräges noch die Beiträge erkennen, welche Bearn und das Haidendepartement liefert; die Muſter aus dieſem letztern unterſcheiden ſich durch eine gewiſſe viereckige Kopfbildung, und

einen Ausdruck von Unbedeutenheit und Geistlosigkeit, wofür man durch keine andern Vorzüge entschädigt wird.

Bayonne hat keine merkwürdigen öffentlichen Gebäude als die Kathedralkirche. Man fing sie im Jahre 1143 an zu bauen, und ihre drei Schiffe mit den hohen und engen Ogiven, das vorspringende Portal, das Dach mit seinen vielen Bögen bieten, so viel ich verstehe, eine gewisse Reinheit des Styles, die man nicht überall antrifft, dar, aber die Kirche hat nach meiner Ansicht einen Hauptfehler; über dem Schiffe stehet zu beiden Seiten eine verhältnißmäßig niedrige Galerie und dann unmittelbar das Dach, so daß dieses Gebäude von innen und von außen einem Menschen gleich sieht, auf dessen hohen und schlanken Körper man den Hals und Kopf eines kleinen dicken Männchens gesetzt hätte; auch die Kuppel hat wenig Grazie und sieht wie ein Festungsthurm aus. Der Klosterhof ist aber schön, freilich ist seine Mitte bloß mit Gras ausgefüllt, und seine treflos, welche als Fenster figuriren, größtentheils beschädigt. Aber wozu braucht Bayonne andere Monumente, ist es nicht auf seine Festungswerke stolz, welche seit der Vertreibung der Engländer im Jahre 1451 nicht besudelt worden sind — nunquam polluta — wie das Stadtwappen *) sagt? Und diese Festungswerke selbst haben das Ansehen einer Decoration, so sehr sie durch die Pflanzungen, die Naturscenen und die Gebäude außer den Mauern maskirt sind, wenn man aus einer gewissen Entfernung auf sie hinschaut. Ich habe wenige Städte gesehen (und auch hierin hat Bayonne Aehnlichkeit mit Lyon), welche so schöne Ausgänge und so abwechselnde Gesichtspunkte darbieten. Das pittoreske Genre ist indessen heutzutage so abgenützt, daß mir meine Leser vielleicht mehr für positive Anzeigen, als für unbestimmte Schilderungen, die dem Reisenden keinen Leitfaden geben können, Dank wissen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Straße von Cadiz nach dem festen Lande.

(Aus Frank Standish's: the Shores of the Mediterranean.)

Gegen die Lage der Stadt Cadiz läßt sich trotz ihrer Schönheit Manches einwenden. Stände es auf der Isla, und das einst berühmte Caraccas oder spanische Arsenal an der Stelle der jetzigen Stadt, so hätte das erstere eine bessere Lage, und die letztere den Vortheil einer Landcommunication gehabt, die ihr jetzt fehlt. Man ist in die Stadt gewissermaßen eingesperrt, wie auf einem Schiff, und muß über einen schmalen Landstreif zwei Leguas weit bis zur Isla gehen, ehe man das eigentliche feste Land betritt. Die berühmte Straße nach der Isla kostete eine Million Pesos, zum mindesten verschwand so viel in den Handen der Unternehmer. Vor nicht sehr langer Zeit war es ein gewöhnlicher Weg durch den Sand, der jedoch den unaufhörlichen Einbrüchen des Meeres ausgesetzt war. Die Regierung befahl eine Chaussee anzulegen, und ließ Grundmauern aufführen, die durch querlaufende Bögen verstärkt wurden, und hierauf ruht nun die jetzige schöne Straße, die der Ocean auf beiden Seiten bespült. Als eine Probe des Unterschleifs, der bei öffentlichen Arbeiten in Spanien statt findet, kann der Umstand dienen, daß die Zölle und Abgaben, die jetzt erhoben werden, um die 14 Leguas lange Straße von Cadiz bis zur Venta del Cuervo jenseits Xerez, wovon die obige Straße einen Theil ausmacht, zu unterhalten, 40,000 Pesos jährlich betragen, wovon etwa 4000 auf die Straße verwendet werden, der Rest aber in die Taschen der Commissäre und Aufseher fällt. Die alte Straße von Cadiz nach dem festen Land, sey sie nun phönizisch, oder römisch oder maurisch gewesen, war mehr rechts und steht jetzt unter Wasser.

*) Ein von zwei stehenden und einem Lorbeerbaum auf ihrem Kopfe tragenden Löwen bewachtes Thor.

Chronik der Reisen.

Reise von Astrachan über Kisljär nach Baku im Anfange des Jahres 1836.

Ewiges Feuer. Communicationen.

(Schluß.)

Am 31 Januar um 8 Uhr Nachmittags gingen wir, um eine der größten Merkwürdigkeiten der apscheronischen Halbinsel, nämlich das ewige Feuer, zu sehen, das sich 12 Werste nordwärts von Baku in der Nähe des Dorfes Bulchana findet; die Stätte selbst, wo das Feuer brennt, heißt Ateschgah (Feuerort). Dieses ist ein viereckiges aus Muschelkalk aufgeführtes und den orientalischen Karawanserais gleichendes Gebäude. Als wir durch das auf der Nordseite befindliche Thor hineingetreten waren, befanden wir uns auf einmal in einem ziemlich geräumigen Hof, in dessen Mitte sich ein Götzentempel erhebt, der so ziemlich einer Capelle gleicht. Auf den vier Ecken des Daches sieht man Röhren, aus denen große Feuerflammen herausschlagen. Im Kreis umher an der innern Seite der Mauer befinden sich die Zellen der Feueranbeter; diese sind ziemlich klein, und man sieht gar kein Geräthe darin außer elenden Teppichen: in jeder Zelle befindet sich eine steinerne Erhöhung nach Art eines Altars, aus dem einige kleine Röhren hervorstehen, woraus brennendes Gas strömt. Neben dem Altar liegen in einigen Zellen kleine kupferne Götzenbilder, Muscheln, Steinchen und andere Gegenstände der Verehrung der Feueranbeter. Wir trafen den Oberpriester nicht an, da er nach Salian gegangen war, und konnten deßhalb keinen allgemeinen Gottesdienst sehen; indeß betet jeder Hindu in seiner Zelle, bläst vor dem Anfange des Gebetes in eine Muschel und fängt hierauf an seine Gebete laut zu lesen. Im Innern des Klosters befindet sich eine Grube von zwei Arschinen Tiefe, über dieser ist ein steinernes Gewölbe angebracht. Wenn ein Hindu stirbt, wird sein Körper auf dieses Gewölbe gelegt, mit zerlassener Butter eingerieben und hierauf das aus der Grube aufsteigende Gas angezündet. Wenn die Leiche verbrannt ist, wird die Asche gesammelt und in die Luft gestreut.

Wir fanden hier eilf Feueranbeter, von denen der größte Theil 50 bis 60 Jahre alt war, nur zwei oder drei waren Leute von 30 Jahren. Sie heurathen nicht und können auch nicht heurathen, denn Einsamkeit ist eine der Hauptregeln ihrer Lebensweise, so daß sie nicht

einmal gemeinſchaftlich eſſen. Doch erreicht die Langweile auch ſie, und ſie kommen nicht ſelten zuſammen, um miteinander eine beſondere Art Schach zu ſpielen. Sie gehen alle faſt völlig nackt oder hüllen ſich nur in eine Decke.

Das ewige Feuer von Baku entſteht durch die Entzündung von Waſſerſtoffgas, welches wahrſcheinlich mit Kohlenſtoff gemiſcht iſt, denn weder in den Zellen, noch bei dem Hervorbringen aus dem Boden hört man das dem reinen Waſſerſtoff eigene Geräuſch. Es entzündet ſich nie von ſelbſt, brennt mit einer bleich gelben Flamme und erzeugt eine ſtarke Hitze, deren ſich an vielen Orten auf der apſcheroniſchen Halbinſel die Einwohner zum Kalkbrennen bedienen. Man könnte auf eben dieſe Weiſe einen Leuchtthurm errichten, denn auch jetzt ſieht man Nachts auf weite Entfernung die Flamme des ewigen Feuers, wovon das Kloſter erhellt wird, das um dieſe Zeit einem Zauberſchloſſe gleicht. Es iſt ſchwer ſich die Entſtehung dieſes Gaſes zu erklären: hier ſpielen ohne Zweifel unterirdiſches Feuer, Waſſer und vielleicht Naphtha eine große Rolle; aber auf welche Weiſe? In das Laboratorium der Natur läßt ſich nicht ſo leicht eindringen, wie in das eines Chemikers; es iſt zu bemerken, daß ein ähnliches brennendes Gas noch nirgends als am weſtlichen Ufer des kaſpiſchen Meeres entdeckt wurde. Darum betrachten die feueranbetenden Hindus dieſe Stelle als die heiligſte der Erde. Die Zeit, wann dieſes Feuer bekannt wurde, läßt ſich ſchwer beſtimmen, wahrſcheinlich aber war ſie ſchon in einem ſehr hohen Alterthum bekannt, als die Feueranbetung der Magier im Oſten viel mehr verbreitet war. Aus den alten Schriftſtellern läßt ſich nichts hierüber entnehmen, nur aus den Worten des Arabers Maſudi kann man ſchließen, daß das ewige Feuer ſchon vor 900 Jahren brannte, und vielleicht an derſelben Stelle, wo ſich jetzt das Ateſchgah befindet.

Der ganze öſtliche Theil Transkaukaſiens, vom Sulak angefangen bis zum Beſchbarmak, und namentlich die Provinz Kuba, gehören durch die Beſchaffenheit ihres Bodens und die Mannichfaltigkeit ihrer Erzeugniſſe zu den reichſten Provinzen. Mächtige Wälder von Buchen, Eichen, Hainbuchen, Ahornbäumen, Eſchen u. ſ. w. bedecken die Abhänge der Berge; auch die Thäler am Meere ſind nicht vom Wald entblößt, gehören jedoch größtentheils dem Acker- und Gartenbau an. Die Bewohner der bergigen Gegenden bauen hauptſächlich Weizen und Gerſte, in den niedern Strichen wird Reis gebaut; reichliche Ernten belohnen die Arbeit des Landmannes, und nichtsdeſtoweniger geben viele ihre Ländereien an andere zur Bearbeitung gegen den zehnten Theil der Ernte. Mit dem Weinbau beſchäftigen ſich ſehr wenige, bei weitem mehr mit dem Gartenbau, ſo daß die Provinz Kuba mit ihren Früchten Baku, Schirwan und andere Orte verſieht, und für dieſe Erzeugniſſe über 150,000 Rubel erhält. Maulbeerbaumgärten werden faſt nur in der Nähe des Meeres angelegt: die Menge der gewonnenen Seide beträgt gegen 900 Pud jährlich, ſie iſt aber von geringerer Qualität als die ſchirwaniſche. Unter den Nutzpflanzen wird in der Provinz Kuba Baumwolle gebaut, jedoch nur für den Hausbedarf, und Krapp, wovon man jährlich 1000 Pud gewinnt; übrigens bildet der Anbau dieſer Pflanze jetzt auch eine Hauptbeſchäftigung der Derbender, und man trifft Krapp-Pflanzungen bis auf 5 oder 6 Werſte von der Stadt. Der Anbau des Krapps hat ſich jetzt auch ſchon in die umliegenden Dörfer, ſelbſt zu den Tabaſſeranen verbreitet. In den letzten Jahren betrug die Maſſe des in der Provinz Derbend gewonnenen Krapps gegen 40,000 Pud. Der Hauptabſatz geht nach Aſtrachan, von wo die Waare nach Kaſan, Niſchnei-Nowgorod und Moskau verſendet wird. Die Derbender bauen auch Mohn und bereiten daraus Schirjak, eine Art Opium, das von den Aſiaten begierig aufgekauft wird.

Das wichtigſte Erzeugniß der apſcheroniſchen Halbinſel iſt jedoch ohne Widerſpruch der Safran, mit deſſen Gewinnung ſich die ganze Provinz beſchäftigt, mit Ausnahme von fünf oder ſechs Dörfern auf der ſüdöſtlichen Seite, welche überhaupt unfruchtbarer als die weſtliche iſt. Die Maſſe des jährlich in der Provinz Baku gewonnenen Safrans beträgt im Durchſchnitt etwa 1000 Pud, was eine Summe von 400,000 Rubeln ausmacht.

Weingärten bedecken das ganze Ufer des Meeres vom apſcheroniſchen Vorgebirge bis zum Flüßchen Bjelaja auf einer Strecke von 50 Werſten. Der Boden iſt hier reiner Sand, aber ſalzig, woher auch die Traube einen ſalzigen Geſchmack erhält, der auch dem Wein verbleibt. Wein wird freilich nur von wenigen Ruſſen und Armeniern bereitet, denn die Moslems machen nur Roſinen und geben ſich mit der Verbeſſerung ihrer Reben keine ſonderliche Mühe; denn ſind dieſe einmal in den Sand gepflanzt, ſo gibt man ſich nicht mehr weiter damit ab.

Als das Centrum der Communicationen des von uns beſuchten Landes muß man Baku anſehen: von hier gehen drei Hauptſtraßen, eine nordwärts nach Kuba, Derbend und Kisljär, die zweite ſüdweſtlich nach Alt-Schamacha und Liſit, und die dritte endlich ſüdwärts nach Salian und Lenkoran. Der Landweg von Kisljär her über Derbend und Kuba nach Baku führt in der Ebene am Meere fort, und iſt das ganze Jahr hindurch für Wagen fahrbar, aber ein großes Hinderniß iſt die bedeutende Menge von Flüſſen, über die aus Mangel an Brücken der Uebergang manchmal faſt unmöglich iſt. Was die Verbindung über die See betrifft, ſo hat nur die Stadt Baku den Vortheil derſelben in vollem Maaße, denn das ganze Ufer von der Mündung des Terek bis zur öſtlichen Spitze des apſcheroniſchen Vorgebirges bietet auch nicht Einen bequemen Landungsplatz dar. Schiffe landen nur bei Derbend und Niſabad, Kuba gegenüber; der letztere Landungsplatz iſt ein offener Ort, der von keiner Seite her gegen die Winde geſchützt iſt; das Ufer iſt nieder, das Meer ſeicht und der Grund weich. Im 16ten und 17ten Jahrhundert wurde hier ein bedeutender Handel zwiſchen den aus Aſtrachan kommenden Ruſſen, den Perſern, Dagheſtanern und Georgiern getrieben. Damals war dieſe Gegend bevölkert und gut angebaut, aber die im 18ten Jahrhundert ausbrechenden Unruhen vernichteten die beginnende Induſtrie, und brachten auch der Schifffahrt von Niſabad einen Schlag bei. Der Hafen von Baku iſt meiſt nur 2½ bis 3½ ſelten 6 Klafter tief, und die Schiffe müſſen 80 Klafter vom Ufer vor Anker liegen, zudem hat er die große Unbequemlichkeit, daß die Nordwinde im Herbſt und Winter ſehr heftig ſind, und nicht ſelten die Schiffe von den Ankern reißen. Bei allem dem iſt der Hafen von Baku noch, mit Ausnahme des Golfes von Aſtrabad, der beſte im kaſpiſchen Meere.

Berichtigungen.

In Nr. 1 S. 2. Sp. 1 ſteht im Titel der Pindarer ſt. Pindarri; in Nr. 5 S. 11 Sp. 2 Z. 5 v. u. ſteht Kisiljar ſt. Kisljär; Nr. 8 S. 12 ſteht im Titel Segſchellen ſt. Seyſchellen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 8.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Januar 1839.

Die Sklaven der Insel Mauritius. *)

Die Sklavenbevölkerung auf der Insel Mauritius bestand am 1 Jan. 1830 aus 67,619 Individuen, und zwar kamen 43 männliche Sklaven auf 27 weibliche. Sie zerfallen in vier streng unterschiedene Classen.

Die erste Classe ist die der Schwarzen oder Mulatten, die in der Insel geboren sind und mit dem Namen Creolen bezeichnet werden. Sie bildet ein Drittel der ganzen Sklavenbevölkerung. Die Individuen dieser Classe erkennt man leicht an den Gesichtszügen, die ein Gemisch derjenigen Racen sind, denen sie ihren Ursprung verdanken. Auch tragen sie eine bestimmte Kleidung.

Die zweite und am wenigsten zahlreiche Classe ist die der Indier, worunter die wenigen, allmählich in die Insel eingeführten Malaien mitbegriffen sind. Sie bildet nur ein Siebenzehntel der gesammten Sklavenbevölkerung, und besteht aus Individuen der verschiedenen Nationen Hindustans, die mit den Namen Telingas, Malabaren und Bengalis bezeichnet werden. Diese Classe ist merkwürdig sowohl wegen der Sanftheit ihrer Sitten und ihrer Reinlichkeit, als wegen ihres Haares und ihrer Gesichtszüge, die denen der Europäer gleichen, von denen sie sich nur durch die Farbe der Haut unterscheiden, die von dem einfachen Schwärzlichbraun bis ins tiefste Schwarz variirt. Die Individuen dieser Classe werden vorzugsweise zu Domestiken gebraucht. Der zu dieser Classe gehörige Malaie unterscheidet sich sowohl durch seine Gesichtszüge, als durch seine Sitten von dem Indier, mit dem er nichts als das lange Haar gemein hat. Er erträgt das Joch der Sklaverei nur mit Widerwillen, aber er nimmt sich nicht das Leben, sondern sucht zu entwischen. Er ist brav, pünktlich und intelligent, und wird ein sehr brauchbarer Diener, wenn er seinen Herrn lieb gewinnt.

Die dritte Classe bildet fast ein Fünftel aller Sklaven und besteht aus verschiedenen auf Madagaskar einheimischen Racen, die in der Farbe, dem Haar, den Gesichtszügen und dem Körperbau eine große Verschiedenheit darbieten, dagegen aber hinsichtlich der Sitten, Neigungen und der Intelligenz große Aehnlichkeit zeigen. In letzterer Beziehung zeichnen sich besonders die Ovas oder Ambolambes aus. Der Malgasche liebt den Landbau nicht, dagegen wird er ein tüchtiger Zimmermann, Tischler oder Schmied. Von allen Schwarzen ist er der beste Hirte, dagegen eignet er sich nicht zum Domestiken, wohl aber die Frauen dieser Classe, die arbeitsamer und gelehriger sind, als die Männer.

Die vierte Classe, etwa zwei Fünftel der ganzen Sklavenbevölkerung, umfaßt die verschiedenen afrikanischen Völkerschaften, wie die Macoas, Mondjavoas, Senas, Mouffenas, Yambanes, Mouquindos, Maravis, Mocondes, Niamoëses, die man sämmtlich mit dem Collectivnamen „Mozambiquer" bezeichnet. Die Männer und Frauen dieser Classe haben alle Kennzeichen der ächten Negerrace: dicke Lippen, platte Nasen, fettige Haut und wolliges Haar. Sie sind im Allgemeinen stärker, arbeitsamer und gelehriger, aber weniger intelligent, als die vorigen. Sie haben eine Art von Abneigung gegen alle Kleidung, die ihnen lästig zu seyn scheint.

Gebrauch und Gesetz haben die Ration des Sklaven auf zwei Pfund Mais oder anderthalb Pfund Reis täglich festgesetzt. Fehlt es an beiden, so erhält er eine entsprechende Menge Manioc. Die Batate, welche die Neger sehr lieben, so wie Bohnen und Boëmen, eine Art Erbsen, werden ihnen nie, oder im Falle der Noth nur in kleinen Quantitäten gegeben, da der Mais, Reis und Manioc gesündere und substantiellere Nahrungsmittel bilden. Auf allen Pflanzungen haben übrigens die Sklaven die Erlaubniß, sich mannichfachere und reichlichere Nahrungsmittel zu verschaffen. Außerdem, daß die an der Küste und an den Flüssen wohnenden das Recht haben, zu fischen, oder daß ihnen gestattet wird, Vögel und Tanrecks (Centetes ecaudatus Ill.) zu fangen, überlassen ihre Herren gewöhnlich einem Jeden ein Stück Land, auf dem er sich Hülsenfrüchte, Tabak, oder was ihm sonst beliebt, bauen kann.

Ein ziemlich allgemeiner Gebrauch auf Mauritius ist, daß jeder Sklave am Neujahrstage einen neuen Anzug erhält, der

*) Aus einem noch nicht erschienenen Werke: Statistique de l'île Maurice et de ses dépendances, par M. le Baron d'Unionville, Archiviste colonial de l'île Maurice.

für die Männer in einem Hemde und Beinkleidern, und zuweilen einer Weste von blauer Leinwand, für die Frauen in einem Hemde, einem Rock und einem Tuche besteht. Diejenigen Herren, welche für ihre Sklaven Sorge tragen, geben ihnen einmal jährlich eine Weste oder eine Art Mantel von grobem Tuche, um sich gegen die Kälte zu schützen. Bemerkenswerth ist, daß namentlich die Mozambiquer die ihnen gegebenen Kleidungsstücke nicht aufbewahren. Wenn sie dieselben nicht ihrer Geliebten schenken oder gegen eine Arrackflasche austauschen, so verändern sie die Form derselben, und machen sich eine Art Gürtel, Languti, daraus, da jede andere Kleidung ihnen lästig ist. Haben sie ihr Haar so geflochten oder geschnitten, wie es in ihrer Heimath gebräuchlich, ist die Haut glänzend und das Gesicht gehörig bemalt, und sind sie mit dem Languti umgürtet, so ist ihr Putz vollendet. Besitzen sie außerdem noch einen eisernen Kessel, ein Messer, eine Kalebasse, einen Makoasack, um ihn bei Regenwetter umzuhängen, einen Beutel, der an dem Gürtel befestigt wird und zur Aufbewahrung der Pfeife und des Tabaks dient, so hat der Mozambiquer Alles, was er an Kleidungsstücken und Hausgeräth bedarf. Alles, was man ihm außerdem gibt, hat nur insofern Werth für ihn, als er Arrack dafür eintauschen kann.

Was hier von dem Mozambiquer gesagt worden ist, gilt im Allgemeinen auch von dem Malgaschen. Die Frauen dieser beiden Classen gewöhnen sich sehr bald an den Gebrauch der Röcke und Hemden. Viele Mozambiquer Frauen begnügen sich jedoch mit einem Rock, den sie bei der Arbeit aufschürzen. Alle bedecken sich gern den Kopf mit einem blauen oder rothen Tuche.

Die Indier und Creolen sind dagegen sehr sorgfältig in ihrem Anzuge. Die blaue Leinwand genügt ihnen nur an Arbeitstagen; ihr Sonntagsputz besteht dagegen in weißen Hemden, farbigen Zeugen und Tüchern. Die Männer dieser beiden Classen, welche einen Anzug von Tuch besitzen, in welchem Zustande derselbe übrigens auch seyn mag, und die den Kopf mit einem alten Castorhut bedecken können, sind eben so zufrieden, wie die indische oder creolische Negerin, die, mit einem weißen Hemde, einem Kaneşu und einer indischen Jacke bekleidet, Kopf und Hals mit Tüchern bedecken kann. Die Individuen beider Kasten gehen mit den Kleidungsstücken, die sie von ihren Herren erhalten, oder die sie sich durch Arbeit erwerben, sehr sorgfältig um.

Alle Sklaven gehen übrigens barfuß, da der Gebrauch der Schuhe ein Vorrecht der freien Leute ist.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bayonne.

(Fortsetzung.)

Bayonne und die Allées marines sind zwei unzertrennliche Begriffe, und selbst wenn man ganz andere Beschreibungen liest wie die Morels von 1836, so sollte man glauben, daß man nur in diese Alleen zu gehen braucht, um stufenweise ganz Bayonne Revue passiren und an allen politischen, mercantilen, ja selbst an den privatissime in das Leben einschlagenden Verhandlungen Theil nehmen zu können. Was ich sagen kann, das ist, daß heutzutage, außer einigen Spaziergängern, die an den Festtagen vom Glacis sich dahin verlieren, und einigen philosophischen Cigarrenrauchern, die Allee von Adour nur transitweise von einigen Personen betreten wird. Die Geschäfte, die Zusammenkünfte haben sich anders wohin gezogen, oder ganz aufgehört, aber was man dieser Allee nicht nehmen kann, das ist die frische Seeluft, der breite Fluß, das Spiel des Sonnenlichts in den hundert Abwechselungen, welche wie Theaterdecoration an seinem Ufer hingestellt sind, die Citadelle, die herrschend über ihr hereinschaut, die Düne vom Blanc Pignon mit ihren Fichtenwäldern und ihrer weißen Signalstange, das Nachdenken über die Ereignisse, deren Zeuge der Fluß gewesen, und die Veränderungen, die er selbst erlitten hat. Nur Schade, daß dieser bequeme, beschattete Weg bald aufhört, die kaum entworfene und oft unterbrochene Chaussée zieht sich mühsam bis zum Fuße einer Düne, wo sich der Fluß nordwärts wendet, und man muß des Terrains kundig seyn, um hinter der großen Düne vom Place Pignon durch den Fichtenwald den Weg nach der Chambre d'amour an der Küste zu suchen oder die Düne zu übersteigen, um jenseits das Lazareth und die Einfassung zu gewinnen, welche sich noch 1300 Metres lang bis an die Sandbank erstreckt. Hier ist ein Werk, welches bessern Zeiten vorbehalten bleibt.

Ich habe hier bloß von der neuesten, seit 1814 gepflanzten Allee gesprochen, man nennt aber allées marines auch die ältern Anlagen gerade vor dem Thor, dem Place d'armes zwischen dem Landungsplatze, dem kleinen Schiffsdock und den unangenehm zu sehenden Chais oder Schoppen; im weitesten Sinne begreift man darunter auch den Rondpoint und die Alleen Paulmy (1756 dem Minister Paulmy zu Ehren so genannt), welche sich links bis an das Glacis und das spanische Thor verlängern.

Wendet man sich nach der andern Seite gegen den Park hin, so braucht man so zu sagen nur einige Schritte zu machen, um eine rothe Ziegelmauer zu entdecken, welche unter den dunkeln Schatten des gewaltigen Parks ganz der Idee einer Ruine, aber einer modernen Ruine entspricht. Kaum ist ein Viertel-Jahrhundert seit dem Brand von Mareac verflossen, und schon wirken diese Reste auf unsere Einbildungskraft mit dem historischen Gewichte, welches macht, daß wir eine Ruine der Hohenstaufen oder der Stuarts mit Scheu und Ehrfurcht betrachten. Wo ist die Stiege, an deren Fuß Josephine ihren Schwiegerbruder als König von Spanien empfing. Man glaube übrigens nicht, daß das Schloß von Mareac ein Palast war, ich habe nur sieben Fensterplätze auf der Hauptfaçade gezählt; auch hatte das Schloß und das Landgut St. Michael Napoleon, der es bei seiner Ankunft in Bayonne 1808 kaufte, nur 80,000 Fr. gekostet. Heutzutage gehört es der Artilleriedirection von Bayonne; die Gegenwart der Soldaten, wodurch es auch jetzt noch belebt wird, hat aber auch den Brand von 1813 verursacht, man hat mich versichert, er sey ganz zufällig gewesen, und habe bloß wegen der Menge von Strohsäcken (das Schloß

diente damals zur Caserne) so heftig um sich gegriffen. Rund um Marrac sind viele andere Häuser und Gärten; wenn man aus der Art von Defilé, das ihre Mauern bilden, heraus ist, so gewinnt man eine Ansicht des innern Landes, welches mit seinen nackten, unfruchtbaren, grauen Hügeln gegen das lebhafte Grün, an welches man bisher gewohnt war, einen neuen, nicht angenehmen Abstich macht. Welcher Unterschied bei dem mit Häusern, Bäumen und Wiesen ausgefüllten Raum, welcher auf der andern Seite von Marrac das Plateau und den Abhang bis an das Ufer der Nive ausfüllt!

Die Nive ist in der Nähe von Bayonne einer der freundlichsten Flüsse. Jener Hügel, mit einem schönen Hause und Gebüschen besetzt, der, von der Brücke Pannecau aus betrachtet, die Krümmung des Flusses verbirgt und gleichsam den Eingang von Bayonne zu schließen scheint, ladet unverzüglich zu einer Entdeckungsreise ein. Ein niedriges Thor führt in ein lachendes Thal, welches die Festungswerke mit ihren dichten Wasen, die Wunderquelle St. Leons, das Plateau mit seinen Häusern und Alleen verschönern; aber ich wendete mich an das Ufer und verfolgte es auf einem schmalen Pfade eine Stunde lang bis an die Hügel, welche gegenüber von Villefranque den Fluß abzuschneiden scheinen, und wo das Malerische der Gegend aufhört, um späterhin bei Ustariz einen wildern romantischen Charakter anzunehmen. Anfangs von einer herrlichen Allee beschattet, dann von einer neidischen Mauer beschränkt, setzt man endlich unter einer stets abwechselnden Einsicht in das westliche Thal, bei der Glocke vorbei, wo man zur Ueberfahrt in das gegenüberliegende Bad läutet, und am Rande der Landgärten deren Umzäunung dem Spaziergänger immer einen Durchgang läßt, den Weg fort; bald ist es eine ländliche Wohnung mit ihrem Garten, bald ein zierlicheres Haus, vor welchem in einer Laube die Bewohner der Nachmittagsfrische genießen, bald ein festungsähnliches Gebäude auf einer Anhöhe oder ein verfallener Telegraph, bald eine Gärberei, wo man sich durch phantastische, beinahe finstere Pfade durchwindet, bald eine Quelle, die von dem schon erscheinenden Felsen tropft, bald eine lange Allee, die von einem prächtigen Landsitze herkommend, am Ufer mit einem Pavillon endigt, fast alle diese Etablissements mit einem Landungsplatze am Flusse, der nur ein Drittel von der Breite des Adour hat; gegenüber die schönsten Gruppen von Häusern, Badern, Fabriken, Gärten und endlich auf dem schon weitern, aber kahlern Horizont von Hügeln das Oertchen Villefranque, zuletzt ein großes Feld, das man eilig überschreitet, um im Schatten an dem nächstfolgenden Hügel hingeworfen, der Reise für diesmal ein Ende zu machen und sich zur Rückkehr zu stärken. Man hat sich unterdessen schon selbst versprochen, das jenseitige Ufer zu besuchen, und wer möchte sich nicht gern in diesen engen, vielfaltigen Pfaden verlieren, welche zu den verschiedenen Niederlassungen, oder zur Drachenquelle von Lissague — heutzutage treiben die Wäscherinnen ganz ruhig dort ihr Gewerb — oder an das Ufer der Nive oder auf die Anhöhen führen, welche eine so herrliche Ansicht von Bayonne gewahren.

(Schluß folgt.)

Kurze Beschreibung der den Portugiesen gehörigen Inseln Timor und Solor in Asien.

Unter den Reliquien des großen asiatischen Handels der Portugiesen sind noch eine der wichtigsten, wegen des Ueberflusses an Erzeugnissen, zugleich aber auch gegenwärtig die unnützeste wegen ihrer Vernachlässigung, die Inseln Timor und Solor mit ihren Umgebungen. In dem 8° und 11° S. B. gelegen, in der Nachbarschaft der Molukken, bringen sie Alles hervor, was auf diesen und dem ganzen indischen Archipelagus wächst. Die Insel Timor hat eine Richtung von Nordost nach Südwest mit einer Ausdehnung von 60 Legoas und 18 Legoas Breite, und besitzt verschiedene Häfen, unter denen die Bai von Baliló der berühmteste und vorzüglichste, geschützt vor Ostwinden, und große Flotten können in ihm vor Anker gehen. Die Insel ist in zwei Provinzen getheilt, die Provinzen Servias und Vellos, welche durch einen großen Gebirgszug von einander getrennt sind, der seine Richtung beinahe von Norden nach Süden hat. Die Jahreszeiten hier, welche sich in diesem ganzen südlichen Orient nur auf zwei reduciren, auf nasse und trockne Jahreszeit, sind auf dieser Insel zu gleicher Zeit anzutreffen, denn wenn es auf der Südseite regnet und wintert, ist es auf der Nordseite trocken und Sommer. Auf dem südlichen Theile der Insel erscheint zweimal im Jahre die Regenzeit, die weit gemäßigter als die einmalige auf der Nordseite ist, weßhalb denn auch jener Theil der Insel weit fruchtbarer, gesünder und angenehmer ist. Vor der Ankunft der Regenschauer (invernadas) hört man ein starkes Getöse des Meeres von der Seite, wo Regen und Sturm herkommen; alle Schiffe, die dann in der Nachbarschaft der Insel sind, müssen nun eilen sich in der Bai von Baliló in Sicherheit zu bringen und die Gegenküste zu gewinnen, sonst sind sie verloren. — Die Insel ist außerordentlich fruchtbar, und bringt alle möglichen Getreidearten und Gemüse in großem Ueberflusse hervor. Der Weinstock trägt hier zweimal des Jahres, und die südlichen Baumfrüchte, besonders Orangen, Limonen, Cydren u. s. w., sind von außerordentlicher Güte. Kokos, Bananen, Mangos, Ananasse und andere für Nordeuropa exotische Früchte gedeihen ohne Cultur, sie wachsen hier wild. Unter den Producten der Insel, die noch heutzutage in dem so herabgekommenen Lande den ersten Rang verdienen, sind das weiße, rothe und gelbe Sandelholz, und das Wachs, welches die Bewohner in den Wäldern sammeln. — Gold und Tambaane (natürliches Tombal, fast goldgelb, welches einer nähern Untersuchung seiner Bestandtheile bedürfte), so wie gediegen Kupfer, welches die Gebirgsbäche führen, und von den Timorianern zu gewissen Zeiten des Jahres gesammelt wird, lassen wohl nicht bezweifeln, daß die Gebirge metallreich sind, und daß sie leicht zu bearbeiten seyn würden (dieses muß man noch dahin gestellt seyn lassen; Schreiber dieses hat aber Stücke von Faustgröße jenes Tombaks gesehen, so wie man sie gefunden). An einigen Orten findet man eine Art Gold in Blättchen, die ganz schwarz sind und mit gleichen Theilen Silber geschmolzen die Goldfarbe annehmen mit der gesetzmäßigen Reinheit. (Dieses mag wohl ein Irrthum seyn, oder die gesetzmäßige Reinheit des Goldes ist dort nicht weit her.) Auch Eisensteine, Schwefel und Salpeter hat man dort gefunden. — Der hier wachsende Zimmt steht zwar an Güte dem von Ceylon nach, allein er ist weit besser als der von Malabar, und würde vielleicht noch besser seyn, wenn man den Baum gehörig cultivirte. — Vor kurzem entdeckte man auch auf der Insel Gewürznelken mit einem ganz eigenen

Geruch, welche die Holländer dem Zimmt vorziehen. Baumwolle gehört auch zu den natürlichen Erzeugnissen der Insel, und kommt jetzt häufiger in den Wäldern der südlichen Abtheilung der Insel vor; man verfertigt davon Bettdecken und andere gewebte Zeuge mit seidenem Einschlage verschiedener Farben und von ganz besonderem Geschmack. Tabak kommt dort auch in Ueberfluß und von der besten Qualität vor. Eine andere Pflanze, eine Art von feinem Niaça, wächst dort ebenfalls, aus welchen die stärksten Ankertaue, die eine besondere Elasticität besitzen, verfertigt werden. — In einigen Baien der Insel findet man die ausgesuchtesten Perlen in den verschiedenartigsten Perlenmuscheln; auch werden hier viele Fische und andere Seethiere gefangen und getrocknet, die alsdann von den Chinesen für gute Preise als Leckerbissen gekauft werden. In einiger Entfernung vom Meere hat die Insel einen See, aus dem man eine Menge Salz gewinnt, welches sich stets auf dem Grunde desselben absetzt, mit der Eigenthümlichkeit, daß man nie eine Verminderung desselben verspürt. Dieser kleine See ist nur 5 Palmen tief, und nur in der Mitte desselben hat man noch keinen Grund gefunden. Wenn es stark regnet und süßes Wasser in diesen See strömt, so entsteht eine augenblickliche Gährung oder ein Aufbrausen, und dann ist eine außerordentlich erhöhte Temperatur des Wassers davon die Folge, so daß man alsdann nur das Salz mit Hülfe von Schaufeln gewinnen kann. — In dem Districte von Samerro Grande (den man hier Königreich, reino, nennt) entspringt eine Naphthaquelle, welches die Timorianer Thonöl nennen, dessen sie sich zum Brennen bedienen, so wie auch zu manchem medicinischen Gebrauche. — Aus den Wäldern wird viel Rosen- und Schwarzholz gewonnen, welches großen Absatz nach China hat, so wie auch vieles Bauholz. Bewundernswerth in diesen Wäldern sind die Menge von Büffeln, wilden Schafen, Schweinen und besonders Pferden, welche die Timorianer mit Schlingen fangen, zähmen und dann die unübersteiglichsten Berge mit der größten Sicherheit mit ihnen überklettern, ohne beschlagen zu werden.

Die Insel Solor, auch Oende oder Flores genannt, hat eine Richtung von Osten nach Westen, mit einer Erstreckung von 75 Legoas Länge und 12 Breite. Sie ist 25 Legoas entfernt von Timor. Zunächst der Insel liegen die Inseln Solor Velho (wo die Portugiesen sonst ein großes Fort und eine Ortschaft besaßen), Aborna und Oende Menor, welche auch ihr Fort und guten Hafenplatz hatte. Auf den zwei äußersten Ostspitzen von Neu-Solor existiren zwei Vulcane, welche unaufhörlich Feuer und Rauch speien. Der südliche führt den Namen Labatore und der nördliche Larantuca, beide sind bewohnt und sind bis zur Mitte ihrer großen Höhe sehr fruchtbar. Außer dem Sandelholze bringen diese Inseln Alles hervor, wie auf Timor, erzeugen aber weit mehr Baumwolle, Zimmt, Perlen u. s. w.; außerdem findet man auch hier die so berühmten indianischen Vogelnester, Schildkröten, Hirsche, von denen die Sehnen benutzt werden u. s. w., welches Alles großen Abgang nach China findet. Die Farben ihrer Zeuge sind weit lebhafter und feiner, als die aus Timor, und der Zimmt von Solor wird dreimal theurer bezahlt als der von Malabar. — Die Temperatur dieser Inseln ist feucht und warm, so wie gewöhnlich in den Tropenländern; zuweilen sind sie kleinen Erdbeben unterworfen. Hie und da findet man Gegenden, die außerordentlich ungesund sind, und andere in der Nachbarschaft, die das gesundeste Klima haben. Die Inseln werden von vielen Flüssen durchströmt, und allenthalben findet man Quellen des schönsten, reinsten Wassers. Auf den Inseln Timor und Adonara gibts auch heiße Quellen neben denen von kalten. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß diese Inseln durch die Vermehrung ihrer Erzeugnisse und dem damit zu treibenden Commerz nach dem Festlande von China u. s. w. zu einer großen Opulenz erhoben werden könnten, wenn die Indolenz der Bewohner nicht so groß wäre; Faulheit und alle die damit verbundenen Laster sind bei ihnen zu Hause. Die Weiber beinahe allein verrichten alle häuslichen, so wie die Feldarbeiten, kaum daß die Männer sich dazu bequemen, die Thiere anzutreiben, welche die Aecker zertreten, worin dann jene den Samen streuen.

(Fortsetzung folgt.)

Papuanische Vocabularien.

Dr. Lhotsky sammelte 1835 während seiner Reise nach den Monern-Dünen, ungefähr 200 Meilen südsüdwestlich von Sidney, einen ebenen Landstrich von ungefähr 50 (englischen) Meilen Breite, der zwischen dem östlichen Fluß der sogenannten australischen Alpen (dem Barnagong-Gebirge der Eingebornen) und der See liegt, ein Wörterverzeichniß von ungefähr 180 Wörtern. Die Worte Schnee und Eis, welche in diesem Verzeichnisse vorkommen, zeigen die Oertlichkeit an, welcher die Stämme zum Theil angehören — eine Localität, die vielleicht in keinem andern Theil Australiens bestehen mag: viele dieser Worte sind von denen verschieden, welche Hr. Threlkeld mit vieler Mühe zusammentrug und in seiner trefflichen australischen Grammatik bekannt machte. Weit interessanter ist das Verzeichniß von Worten aus Vandiemensland von demselben Dr. Lhotsky, da man glaubt, von diesem Dialekt, der von den Eingebornen dieser Insel gesprochen wird, seyen nur noch gegen 400 Worte übrig, und diese Bewohner sterben so schnell dahin, daß, wenn nicht Schritte gethan werden, diesen Dialekt zu sichern, wir in kurzer Zeit keine Hoffnung haben werden, ein Wortverzeichniß von ihm zu behalten. Labillardiere sammelte ungefähr 72 Worte in der Meerenge von Entrecasteaux. Auf Baudins Reise 1803, glaubt man, wurden von Péron gegen 172 Worte zusammengebracht, wahrscheinlich in Maria Island of Tasman, doch wurden diese, so viel bekannt ist, nie gedruckt: eine Abschrift erhielt von ihnen Hr. Robert Brown von Mrs. Paterson in Sidney während Flinders Reise. In D'Urville's Bericht der „Reise des Astrolabe" von 1826 wird ein Verzeichniß von 100 Worten gegeben, die von einer Frau, einer Eingebornen von Port Dalrymple in König George Sund, durch Hrn. Gaimard gesammelt wurden. Das war alles, was wir vor dem Vocabular des Dr. Lhotsky besaßen. Dieser erhielt es von Hrn. M'Gravy, der sich 20 Jahre in Vandiemensland aufgehalten hatte, und den Eingebornen sehr zugethan war, und der wegen seiner Kenntniß der Sprache und Sitten derselben im sogenannten Schwarzen-Krieg bei einer besondern Sendung gebraucht wurde. (Athenäum v. 15 Dec.)

Zoologie von Indien. In der Londoner zoologischen Gesellschaft am 27 November wurde eine Reihe von Säugethieren vorgelegt, die ein Dr. M'Clelland in Indien gesammelt hatte. Es finden sich darin unter Anderem vier neue Arten von Eichhörnchen. Obrist Sykes las ein Memoire über die Süßwasser-Fische des Deccan, also aus einer Höhe von 1500 bis 2000 Fuß über dem Meere: von 46 Arten waren 42 noch unbekannt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 9.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

9 Januar 1839.

Sicilien im Herbſt 1838.

(Von Franz, Freiherrn Gaudy.)

1. Palermo.

Das Dampfſchiff „der Neptun" verließ den Golf von Neapel und rauſchte an den wunderſamen, gewaltigen Felſen von Capri vorüber. Die Erinnerung an die ſchönen Tage, welche ich auf der reizenden Inſel im Kreiſe der Freunde und im Schooße der liebenswürdigen, allen Künſtlern wohlbekannten Familie Pagano verlebte, erwachte mit erneuter Lebendigkeit. Häuslichkeit, Behaglichkeit, uneigennütziges Wohlwollen, dieſe in Italien ſo ſeltenen Eigenſchaften, hatte ich in jenem Hauſe vereinigt gefunden; außerhalb desſelben den ſchönſten, reinſten italiſchen Himmel, den ewigen Zauber des Meeres, die eigenthümlichſte, grandioſeſte Natur. Wer Capri nie beſuchte, wer nicht längere Zeit auf dieſem zauberiſchen Eilande verweilte, für ihn hat die lieblichſte Blüthe im Kranz italiſcher Schönheiten niemals geduftet. — Das finſtere Thor der magiſchen blauen Grotte tauchte aus der Ferne zwiſchen den Klippen auf. Im Abendroth glühend erhob ſich der Felſen von Anacapri mit den Trümmern der Burg Barbaroſſa's und ſeiner einzelnen Warten, und aus den Nebeln ſchimmerte zur Rechten der blaue Gipfel des Epomeo.

Wir hatten ſtarken Scirroccowind, den ungünſtigſten für unſere ſüdliche Fahrt. Die See ging hoch, das Bugſpriet tauchte bei jedem neuen Stoß in den Fluthen unter, Sturzwellen brachen ſich gegen das Vordertheil, und ſtürmten in den Schiffsraum. Nur wenige Reiſende blieben von dem läſtigen Tribut, welchen der Meergott mit Ungeſtüm einforderte, verſchont. Auch dießmal war ich, wie auf meinen frühern Seereiſen, einer der beglückten Eximirten, und durfte mich dem ungetrübten Genuß des herrlichſten Sonnenuntergangs hingeben. Ein dunkler Violettſtreifen ſchied am Horizont das ſchimmernde Meer von der gluthrothen Scheibe; wie erſtarrte Blitze zuckten fein zerriſſene Wölkchen über den Himmel. Da ſenkte ſich die flammende Kugel in die Wellen, ſchien zerfließen zu wollen, neigte ſich tiefer und tiefer, ragte wie eine Flammeninſel aus den Wogen, und ſank. Der Wind erhob ſich mit verdoppelter Gewalt. Ein verſchlagener Landvogel flatterte todtmatt um den Maſt, ward wiederum vom Sturm entführt und verſchwand in den Schatten, um in den Wellen ſein Grab zu finden. Der letzte Schimmer des Tages erloſch, um dem Zauber einer italieniſchen Sternennacht zu weichen. Das Meer ſchien mit dem Himmel an Glanz wetteifern zu wollen, und glänzte im feenhaften phosphoriſchen Schimmer. Ein Lichtſtreif quirlte in langer Furche dem Schiffe nach; jede Welle zerſtiebte in Millionen Funken, und wo der Kiel die See aufwühlte, glitten leuchtende Polypen wie kleine Goldſcheiben pfeilſchnell vorüber, ſchlugen in raſcher Wendung um, und durchglühten die ganze Woge.

Der Scirocco wüthete den folgenden Tag mit demſelben Ungeſtüm; er verlängerte unſere Fahrt um 6 Stunden, und erſt gegen Mittag ſtiegen die Berge Sicilens mit ihren phantaſtiſchen Contouren aus dem Meere, zuerſt Capo-Gallo und Monte Pellegrino mit jener weitbin ſichtbaren, einer Krone gleichenden Capelle der heiligen Roſalia, dann Capo di Zefurano, unterhalb Bagaria. Spät erſt wurden die Thürme des in der Bucht liegenden Palermo ſichtbar.

Das Meer iſt nicht der günſtigſte Standpunkt, von welchem aus die Hauptſtadt Palermo's zuerſt geſehen werden will. Die Mehrzahl ihrer Thürme und Kuppeln zeichnet ſich weder durch Größe, noch durch Geſchmack aus; ſie verlieren ſich auf der rieſigen Folie der Berge, welche die Stadt umſchließen. Der Hafen iſt ärmlich gegen den anderer Seeſtädte Italiens, und hält nur wenige Schiffe von roher Bauart. Die ganze Vorſtadt iſt kleinlich. Man vermißt das lebendige Gewühl des Neapolitaner Molo, das Gequacke Pulcinello's, die einförmige Stimme der Vorleſer des Taſſo, das Ausrufen der dort in überreicher Fülle zur Schau geſtellten köſtlichen Land- und Meerfrüchte, an den Marinari die maleriſche rothe oder braune Kappe, welche hier, wie durch ganz Sicilien, durch eine fatal nüchterne, weiße Zipfelmütze verdrängt worden iſt. Die platten Dächer haben aufgehört, und die häßlichen, traurigen Hohlziegel des nördlichen Italiens ſind wieder allgemein. Die Straßen der Stadt, welche man zuerſt durchwandert, ſind eng-

winkelicht, finſter, der erſte Eindruck, welchen ſie ausüben, kein günſtiger. Einen deſto verſchiedenern, vortheilhafteren erwecken die beiden ſchönen Hauptſtraßen der Stadt, der Corſo und Strada Macqueda, welche ſich im rechten Winkel durchſchneiden; ſie werden eben ſo wie die weitlauftigen Plätze der Stadt zum größten Theil von öffentlichen Gebäuden, Kirchen oder den Paläſten ſicilianiſcher Großen gebildet. Alle tragen ſie das Gepräge der letzten beiden Jahrhunderte zur Schau, eine ſchwerfällige, geiſtloſe Prunkſucht. Wunderlich geſchnörkelte und gebogene Eiſenbalcone hängen an jedem Fenſter, und werden von plumpen, in abgeſchmackte Formen ausgemeißelten Conſolen getragen; widerwärtige Karyatiden, gewundene Säulen und ähnliche Auswüchſe des Zopfſtyls verunzieren die Façaden, und deſſen ungeachtet trägt das Ganze einen durch ſeine Maſſe imponirenden Charakter, welchen Neapels Straßen entbehren. Man erkennt Palermo ſogleich als den Centralpunkt einer, wenigſtens in früheren Zeiten, reichen und mächtigen Ariſtokratie, als den Sitz und ehemaligen Zufluchtsort der Monarchen, als die Reſidenz der fremden Herrſcher, welche Sicilien wechſelsweiſe unterdrückten, der ſpaniſchen Vicekönige, der Normannenfürſten, wie der arabiſchen Emire. Königsbilder reihen ſich längs der Marina und thronen auf einzelnen Plätzen, Fontänen ſprudeln an den Straßenecken, Marmortafeln verkünden die Namen ihrer Stifter — aber die Inſchriften ſind ſchwülſtig, die Springquelle ſchnörkelhaft ausſchweifend verziert, die Statuen in haßlich verdrehten Stellungen. Die Ornamente ſcheinen die wildüppige Vegetation der Inſel nachäffen zu wollen, der ſchlechte Geſchmack Sicilien zu ſeiner Reſidenz erkoren zu haben.

Alles Schöne und Große der früheren Jahrhunderte iſt auf freventliche Art zerſtört oder geſchändet worden. Die herrliche Kirche San Giovanni Eremita, jenes Bauwerk der Araber aus dem 12ten Jahrhundert, hat von ihrer früheren Moskeenpracht nur noch die Kuppeln gerettet — das Innere iſt nüchtern weiß übertüncht, die Ornamente ſind zertrümmert. Der normanniſche Dom, Palermo's impoſanteſtes Heiligthum, bewahrte ſeine leichten, graziöſen Thürme, die zierlich geſchwungenen Zinnen, ſeine edle Façade und die in den Stein gemeißelten Zierrathen der Außenwände — das Auge wird aber nur allzufrüh durch die modernen Kuppeln, die plumpen Heiligenbilder und die blitzweißen Pfeiler des Innern entzaubert. Die Loggien der Kirche S. Maria delle catene ſind überaus ſchön, aber wehe dem Forſcher, der ſich durch ſie verleiten läßt, die Schwelle zu überſchreiten. Wohin der Blick ſich wendet, tritt ihm die Barbarei des 17ten und 18ten Jahrhunderts verletzend entgegen. Kaum daß die von Goldmoſaik ſtrahlende, herrliche Capella palatina mit ihren ſchönen alten Steingemälden den Verheerungen entgangen iſt, und uns ahnen läßt, wie doch ſich die Kunſt emporgeſchwungen hatte, nur um deſto tiefer zu fallen.

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bayonne.

(Schluß.)

Wenn man das Plateau zwiſchen der Nive und dem Adour gewinnt, ſo kann man wählen, den Weg gerade nach St. Pierre d'Irube fortzuſetzen, oder ſeitwärts gegen einen der beiden Flüſſe auszubeugen. Nicht nur für den Krieger, ſondern auch für den Maler iſt die im Jahre 1814 angelegte, jetzt verlaſſene und mit Raſen bedeckte Redoute von Mouſſeroles merkwürdig. Bayonne, das an dem ſpaniſchen Thor ſich nur mit der engſten Seite ſeines Vierecks, obgleich mit der Kathedralkirche an der Spitze zeigt, erſcheint hier in ſeiner völligen Entwicklung wie ein Amphitheater, während um den Fuß der Anhöhe, wo die Redoute iſt, die aus der Stadt hervorkommende Nive ſich wie um ein Vorgebirg zwiſchen dichten Gebüſchen, die oft eine leichte, enge Tillole mit einer luſtigen Geſellſchaft oder den ſchwerfälligeren Chaland mit einer Ladung von Kohlen, Holz und dergleichen verbergen, herumſchlängelt und links die Niederpyrenäen ihre ausgezackten Kämme erheben. Weiter ausgedehnt, aber durch die Entfernung verkleinert und mit Verſchwindung einiger angenehmen Details ſtellt ſich dieſes Panorama dem Zuſchauer dar, welcher es von den Anhöhen von Mouguère, eine halbe Stunde weiter als Saint Pierre de Irube, betrachtet. Dieſer letztere Ort iſt das Ziel vieler Spaziergänger und der Vereinigungsplatz faſt aller Einwohner von Bayonne, welche als Zuſchauer oder Theilnehmer das 4tägige Patronalfeſt dort feiern. Für mich war der Weg intereſſanter als das Feſt, die Alleen, in deren Schatten man die Anhöhe von Mouſſeroles hinanſteigt, die lange Zeile von Wirthshäuſern und Landſitzen, vielleicht die ſchönſten von Bayonne, zwiſchen welchen viele Pfade und zuweilen unabſehbare Alleen in das Thal der Nive leiten, links eine Ausſicht auf eine vom Adour gebildete Bai, die Kirche von St. Pierre d'Irube, welche mit einigen Häuſern die erſte Abtheilung des Dorfes bildet, dann die letzte Gruppe desſelben, welche, aus faſt nichts als Schenken beſtehend, gegen das offene breite Feld zu ſich mit einem freien Platze endigt, wo die Hauptſcenen des Feſtes, die baskiſche Ronde, der Polichinell, die Menagerie, das Kegelſpiel die gewohnte Unterhaltung gewähren. Nur das letzte nahm einigermaßen meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch, weil es von dem unſrigen verſchieden iſt, es wird nicht geſchoben, ſondern geworfen, entweder mit einem Stück Holz wie in Pau, oder wie hier, mit einer hölzernen, mit einem Loche verſehenen Kugel; dieſes Loch dient dazu, um einen oder zwei Finger hineinzuſtecken, weil die Kugel zu groß iſt, als daß man ſie bequem umfaſſen könnte; die Kegel ſind neun, wie bei uns, oder ſechs in zwei Linien oder drei hinter einander geſtellt; dieß Spiel gibt zu mehrern Paris der Zuſchauer Anlaß, entweder für jeden oder für einen dreimal wiederholten Wurf. Von dem Ballſpiel, dem die ſpaniſchen Basken ſo ergeben ſind, habe ich hier nicht Gelegenheit gehabt, Muſter zu ſehen.

Nun bleibt mir nur übrig, auch noch ein Wort von dem öſtlichen Rande dieſes Vergnügens längs dem Adour

hin zu ſagen. Es iſt Schade, daß der Vereinigungspunkt beider Flüſſe ein militäriſcher und nicht ein dem Publicum gewidmeter Standpunkt iſt: von hier aus könnte man den ganzen Bogen des Adour von der Düne des Blanc Pignon bis zur Stiege, welche auf die Anhöhe von St. Pierre d'Irube hinaufführt, überſehen, während man jetzt zu zwei verſchiedenen Thoren hinausgehen muß, um die beiden Hälften des Bogens, ober- und unterhalb des Reduits, ſtückweiſe zu beſuchen. Das linke Ufer des Adour, oberhalb des Reduits iſt eine ganz eigene Welt, wo ſich der Matroſe, der Zimmermann, der Faßdauber, der Soldat, der Weinſchenke, der Magazinwächter und der Landbauer auf das ſonderbarſte vermiſchen. Die Häuſer, Schoppen, Weinniederlagen und ſonſtige Anſtalten, welche dieſen Profeſſionen entſpringen, reihen ſich in ununterbrochener Folge, gegenüber hat man die Citadelle, die Landhäuſer, die Magazine, bald auf Anhöhen, bald dicht am Ufer, und am Ende dieſer Linie den Umbug des Fluſſes, in deſſen Ecke ein Gebäude mit ſeinen Zubehörungen der Wanderung ein natürliches Ziel zu ſtecken ſcheint. Man ſucht noch einen Augenblick von der neuen nördlichen Richtung des Fluſſes ſo viel man kann zu erfaſſen, und ſteigt dann über den Raſen oder auf einer Stiege, die kaum kenntlich in denſelben gehauen iſt, auf die Anhöhe herauf, von welcher man durch die Allee von Mouſſerolles wieder in die Stadt zurückkehrt. Wie man dieſe Spaziergänge an den Ufern der beiden Flüſſe durch die Luſtfahrten in ihrem Bette ſelbſt und durch die Beſuchung von einer oder zwei Inſeln abwechſeln kann, überlaſſe ich dem Leſer; ich muß ihn jetzt auf das nördliche Ufer des Adour begleiten.

Urſprung der ſogenannten Chauſſée de Brunehaut.

Die alten Heerſtraßen, welche von Bavai nach Famars, Soleſmes und andern Orten führen, und welche von den Geſchichtſchreibern der Königin Brunhild zugeſchrieben werden, ſollen nach der Meinung des Hrn. v. Fortia vielmehr ein Werk der Oberdruide Brunehild ſeyn. Er ſtützt dieſe Meinung auf folgende Gründe.

Jacob v. Guyſe erzählt, daß, als Julius Cäſar das Schloß Famars belagerte und die Stadt zerſtörte, er nicht wußte, daß ein unterirdiſcher Weg von Belgis (Bavai) nach dieſem Schloſſe führte, und konnte nicht begreifen, wie ein ſo beſchränkter Raum, wie dieſes Schloß, eine ſo bedeutende Beſatzung zu halten vermöchte. Als das Schloß ſich ergeben mußte, ſtipulirte man, daß die Römer es nicht betreten ſollten, um den geheimen Ausgang verborgen zu halten. Als die Stadt Belgis ſelbſt genommen war, entkamen diejenigen, welche im Schloſſe waren, durch den unterirdiſchen Gang. Verwundert darüber, entdeckten die Römer endlich den Weg, wagten aber nicht, ihn zu betreten, da ſie nicht wußten, wohin er führe. Dieſe Thatſachen, die wörtlich aus Jacob v. Guyſe überſetzt ſind, finden ſich nicht in den Commentaren des Julius Cäſar, und müſſen alſo augenſcheinlich aus den alten Geſchichten des Landes genommen ſeyn. Ihre Wahrheit wird durch das Auffinden des unterirdiſchen Weges beſtätigt nach folgendem Auszug des Echo de la Frontière, der ſich im Moniteur vom 8 April 1838 befindet: „Die Geſellſchaft der Ausgrabungen in Bavai und Famars hat eben in dem Weichbild von Valenciennes einen unterirdiſchen Weg entdeckt, der von Famars ausgeht und, wie man glaubt, nach Bavai führt; er iſt von feſter Bauart; auf fünfunddreißig bis vierzig noch feſten Stufen ſteigt man hinab; der Eingang iſt 5' breit."

Hr. v. Fortia glaubt, dieſes Denkmal der Baukunſt gehöre dem alten theokratiſchen Reiche der Druiden an. Die Oberdruiden bewohnten das Schloß Belgis und begaben ſich durch den unterirdiſchen Weg in den Tempel des Mars, wo ſie ihre Orakel gaben und dem verſammelten Volke ihre Befehle ertheilten. Eben ſo ließ Cordelia, Tochter des Königs Lear, in der Stadt Leiceſter in England unter dem Fluſſe Sture einen unterirdiſchen Weg graben dem Janus Bifrons geweiht. Und in Pompeji zeigt man noch die Stufen der geheimen Treppe, durch welche ein Prieſter ſich in die Statue der Iſis begab, um dieſe Göttin reden zu laſſen.

Die Angaben des Hrn. v. Fortia würden von großer Wichtigkeit ſeyn, wenn ſie auf beſſern Beweisgründen beruhten. In demſelben Echo de la Frontière jedoch vom 6 Nov. zeigt Hr. Auguſte Dubois, daß Bava oder Belgis, dieſe angebliche Hauptſtadt der Nerwier, erſt nach Auguſt genannt wird. Auch würde ſie gewiß Cäſar erwähnt haben, da er nicht leicht einen bedeutenden Gegenſtand in ſeinen Commentaren übergeht. Famars ſelbſt aber bildete ſich erſt in einiger Entfernung von Bavai, als dieſe Stadt zerſtört worden. (Panum Martis.)

Uebrigens hat Hr. Dubois in einem beſondern Schreiben einen Irrthum berichtigt, der ſich in jenen Bericht des Echo eingeſchlichen hat, indem der Moniteur ausdrücklich die Bauart des unterirdiſchen Weges eine römiſche nennt. Vor dieſem einzigen Worte fällt die ganze Behauptung des Hrn. v. Fortia über Belgis und ſeine vorrömiſche Periode zuſammen. Zugleich hat ſich auch der Director der Ausgrabungen in Bavai und Famars, Hr. Hottelart in Valenciennes, dahin ausgeſprochen, daß die Mündung des unterirdiſchen Ganges, von dem das Echo de la Frontière vom 11 März 1838 geſprochen, ſich in la Briquette, einem Dörfchen bei Valenciennes, befindet, in der Beſitzung einer Frau Verdavainne. Aus Mangel an Luft und Licht hat man nur wenige Metres tief eindringen können, doch geht er von la Briquette nach Famars zu, und nicht von Famars nach Bavai, wie das Echo es irrthümlich annimmt. Hiermit fällt die Meinung des Hrn. v. Fortia, wenn auch nicht ſeine Gewährsmänner, Jacob v. Guyſe ꝛc., dem vierzehnten Jahrhundert angehörten. (Echo du Monde Savant. Dechr.)

Kurze Beſchreibung der den Portugieſen gehörigen Inſeln Timor und Solor in Aſien.

(Fortſetzung.)

Die Männer ſind robuſt, zwar zum Kriege geneigt, allein doch ungemein furchtſam. Sehr oft thun ſie acht bis vierzehn Tage nichts Anderes vom Morgen bis in die Nacht, als eſſen und trinken: dagegen können ſie wieder eben ſo lange Zeit den Hunger ertragen, und genießen oder kauen alsdann nichts als die Blätter des Betel und einige Nüſſe der Areca (?). Sie ſind ganz und gar ohne Bildung; von den Portugieſen lernten ſie ſogar zuerſt Feuer anzünden: das Holz zu ſägen und daſſelbe mit einem Bohrer zu durchbohren, iſt ihnen noch unbekannt, und um ein Brett zu Stande zu bringen, wird die übrige Dicke des Baumes abgehauen, allein ſie verſtehen das Geheimniß, aus dem

schechtesten Eisen den feinsten Stahl zu bereiten. *) Den größten Dienst, den man ihnen erweisen kann, ist, wenn man sie betrunken macht; bloß ihre Herrscher kleiden sich an den vier großen Festtagen des Jahres auf portugiesische Art, oder wenn sie dem Gouverneur einen Besuch machen, oder diesen in ihrem Ort empfangen. Sie sind sehr geneigt sich einander zu vergiften, indem die Inseln so viele giftige Pflanzen hervorbringen, allein sie bringen auch wieder die vorzüglichsten Gegengifte hervor, die alsdann von der größten Wirksamkeit sind. — Ein Eigenthumsrecht herrscht nicht auf diesen Inseln in Hinsicht der Früchte, welche wild wachsen; wer sie sammelt, dem gehören sie; nur die Productionen der Felder gehören denen, die sie gebaut haben.

Zur Zeit des unglücklichen Krieges der Portugiesen in Indien mit den Holländern suchten diese uns alle unsere Besitzungen zu entreißen, so wie den Handel im indischen Archipelagus, um sich an unsern Platz zu stellen, und da wir in jener Zeit Herren aller dieser Inseln waren, griffen sie auch diese an, allein die Portugiesen, welche aus andern Besitzungen sich nach Timor und Solor gezogen, so wie die Eingebornen, welche sich als Vasallen unseres Königs bekannten und mit Eifer unserer Religion anhingen, leisteten tapfern Widerstand, so daß die Holländer wenige Fortschritte in ihren Eroberungen machten; allein der Mangel an Hülfe und Unterstützung, so wie die wiederholten Angriffe, waren doch endlich die Ursache, daß wir die große befestigte Hauptstadt von Solor, Labayona, so wie Cupao, die Hauptstadt, an der Bai von Balibao gelegen, verloren.

Kurze Zeit nachher wurde der Friede zwischen beiden Nationen geschlossen, in welchem durch besondere Bedingungen die Holländer die Herrschaft der Portugiesen über diese Inseln anerkannten, dagegen aber die Holländer im Besitz von Cupao und Labayona blieben, mit der Stipulirung, beide Städte nicht zu befestigen, noch militärisch zu besetzen, und jährlich zwei Schaluppen für die portugiesischen Gouverneure in Bereitschaft zu halten, die eine, um die Einnahmen der Inseln wegzubringen, die andere aber zur Bewachung der Küste gegen die Feindseligkeiten der Macassares, welche die Inseln oft anzugreifen pflegten. Heutzutage aber werden die Schaluppen in Gemeinschaft mit andern zum Handel der Holländer an den Küsten verwendet, der fast ganz in ihren Händen ist; auch suchen sie ihre Herrschaft besonders über Timor immer mehr zu erweitern, so daß sie außer einigen andern kleinen Etablissements schon im Jahre 1756 ein Fort in Batogade errichteten, und ungeachtet daß sie dieses nachher wieder schleifen mußten, unterhalten sie doch daselbst eine Factorei, und treiben einen beträchtlichen Handel.

Seit jener Zeit verlegten die Portugiesen die Hauptstadt von Solor nach Larantuca und die von Timor nach Lifao, und in dieser residirt nicht nur der Gouverneur und Generalcapitän der Inseln, sondern auch, seitdem Malacca verloren ging, der Bischof dieser Stadt. Der feste Platz Lifao liegt in der Provinz Serviao, sehr vortheilhaft in jedem Betracht; er ist nur mit einfachen Palisaden, einem kleinen Graben und einer Mauer von trocknen Steinen umgeben, besitzt nur weniges Geschütz und das meiste selbst außer Stand zu dienen. Dieser Ort wird fast einzig von den Abgaben erhalten, die meistens in Nahrungsmitteln bestehen, welche die Timorianer durch ihre Regulos (Herrscher) entrichten (die aber jetzt nicht mehr zum zehnten Theil entrichtet werden), so wie von den wenigen Einnahmen in den Zollhäusern von den aus- und eingehenden Waaren; die Besatzung besteht aus Detachements Eingebornen, welche die Regulos abwechselnd geben mußten. Diese Soldaten mußten sowohl ihre Waffen als ihre Nahrungsmittel selbst stellen.

Die Timorianer üben die christliche Religion mit der größten Verehrung und Eifer aus, obwohl untermengt mit mancher Superstition. Es waren die Missionen der Dominicaner, welche dieses Volk bekehrten und gewissermaßen civilisirten, so daß sie sich auch freiwillig als Vasallen der portugiesischen Krone bekannten; zu jener Zeit wurden auf der Insel Timor mehr denn 50 Kirchen gebaut und über 30 auf den andern Inseln.

Die Provinz Serviao wird abwechselnd von den Familien Ornaes und Costa regiert, wo dann der Chef der Familie, welche am Ruder ist, den Rang eines Generallieutenants hat, und der der andern eines Capitao Mor. Die Regulos der Provinz Bellos, deren es eine große Anzahl gibt, haben Obristenpatente. Vor alten Zeiten bedienten sich die Truppen hier nur der portugiesischen Fahnen in ihren Kriegen, nicht nur unter sich, sondern auch gegen die Holländer; gegenwärtig aber bedienen sich manche, sowohl auf Timor als auf Solor, der holländischen Fahne oder Flagge.

In der Provinz Serviao bedienen sich der portugiesischen Flagge das Reich Oecusem, wo der Generallieutenant seinen Sitz hat, die Flecken Lifao, Naimutte, Futuguritte, Batagude, Feitara, Covar, Joanillo, Colleca und Cutubaba. Der holländischen Flagge bedienen sich Amanabao, Amarrassa, Cnsente und Encafe; Tutiuo wurde von den Holländern zerstört und hat keine Bewohner mehr. (Die einzelnen Orte mit ihren Umgebungen nennt man alle Königreiche, denn jeder hat seinen Regulo oder König.)

In der Provinz Dos Bellos haben folgende Reiche die portugiesische Flagge, Lamoquina, Mahere, Balibo, Sonire, Leneao, Bibao, Liquissa, Lauqueiros, Tatuboro, Rosabelle, Atosabe, Motael, Gerovatte, Cromera, Suay, Copionasse, Allas, Ramisao, Humaclara, Cloco, Bibissasso, Tirimonta, Titiluro, Bebitum, Luca, Corice, Locututa, Dallore, Biqueque, Samoro, Dotte Dilly, Manatuto, Acfoy, Lacore, Monbesse, Laleya, Beimasse, Fatora, Sarao, Hera, e Mattarufa. Bloß Mohara hat holländische Flagge. (Es ist insofern diese Angabe von einiger Wichtigkeit, weil man vermittelst der Flaggen erkennt, ob die Bewohner für die Portugiesen oder für die Holländer sind.) Außer dem befestigten Platze von Dilly haben die Portugiesen noch Befestigungen in Manatuto, Batugade, Motorrafa und Lautem.

(Schluß folgt.)

*) Von den Portugiesen sollen sie erst den Gebrauch des Feuers erlernt, und doch haben sie die Geschicklichkeit das Eisen in Stahl zu verwandeln, eine Geschicklichkeit, welche nicht einmal die Portugiesen haben; dieß scheint etwas widersprechend. Anm. d. Eins.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 4** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Triumph der Schönheit.** Nach Robert Southey. — **Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.** (Fortsetzung.)

Im Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 6 fl., halbjährlich 12 fl. und ganzjährlich 24 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 10.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Januar 1839.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Le Boucau. St. Esprit.

Von dem nördlichen Ufer übersieht man das Ganze dieses Gemäldes, in welchem der Bogen des Adour als erste Linie, hinter derselben Bayonne als vorherrschender Punkt und die Kette der drei Berge als obligater Hintergrund steht. Aber der höchste Standpunkt ist auch hier mit einer Festung besetzt, welche dem Vorwitzigen den Zugang versperrt. Nehmen wir also mit der Allee vorlieb, die am Fuß der Citadelle und an den Eingängen schöner Landsitze vorbei und gegen die Mündung des Flusses leitet. Zum Unglück hört auch diese Allee wie am jenseitigen Ufer nur zu früh auf, und wir müssen durch den Sand waten, in dessen Mitte bloß einige schöne Convolvulus das Auge erfreuen. Desto angenehmer wird uns das Ausruhen im Boucau, einem Orte von etwa 100 Häusern, worunter einige ganz artige sind. Man kann hier den Wein vom Boucau trinken, und die Flasche allenfalls mit 5 Fr. bezahlen, man kann wohlberufene Gänseschenkel essen, man kann auf einen Fichtenbaum steigen, der eigens dazu bestimmt ist, die Aussicht bis ans Meer zu verschaffen, die man sonst auf irgend einer Düne jenseits des Ortes suchen muß; man kann hier sein letztes Mahl einnehmen, um sich dann noch drei Viertelstunden weiter an die Mündung und an Bord des Fahrzeuges bringen zu lassen, welches mit der frühesten Morgenbrise, mit dem ablaufenden Wasser die Sandbank überwinden wird. Ich weiß nicht, warum ich mich im Boucau an die Spaziergänge der Gaditaner außer dem Landthore nach den Ventorrillos erinnert habe, wo man die Almejas (eine kleine Seemuschel) zubereitet und Manganilla verkauft; das Boucau schien mir völlig einladend zu einer solchen Unterhaltung, und ich stellte mir schon die Chaussée bis hieher fortgesetzt und das Hin- und Herziehen der Kaleschen, der Reiter zu Esel und zu Pferd und der Fußgänger vor; es kommt auch wohl noch dahin, aber für jetzt haben die Bayonneser nicht ihre puerta de tierra, ihr gaditanisches Landthor in dem Quartier am andern Ufer, von dem ich vorhin eine Beschreibung gegeben? Vielleicht hatte ich lieber an den Puerto Santa Maria bei Cadiz denken sollen, der hat auch seine bewegliche Sandbank und seine beweglichen Dünen mit Weinreben, deren Frucht freilich nicht so hoch geschätzt wird, als die der Reben vom Boucau. Vielleicht kommt doch endlich einmal die schon so lange projectirte Anlage eines Landungsplatzes außerhalb der Sandbank zu Stande, und dann wird sich der Weg vom Puerto Santa Maria bis zum Schloß Santa Catalina auch in einen Spaziergang verwandeln, wie es jetzt nur Einmal im Jahre am Katharinentage ist; aber eine Allee von Bäumen, das getraue ich mir für Spanien selbst im Traume nicht zu versprechen. Hier in Bayonne sieht man wenig Engländer; es genirt sie in einer Festung zu leben, wenn sich indessen zufällig irgend einer dieser Insulaner in der frohen Gesellschaft befindet, die nach dem Boucau wandert, und ihn der Spleen überfällt, so wollen wir ihn rechts landeinwärts senden, damit er das verborgene Thal suche, welches den Namen des englischen Kirchhofs führt. Dort kann er auf einem mit Farrenkräutern bekleideten Abhang, rund um einen herrlichen, aber von einer Kanonenkugel beschädigten Kirschbaum die Namen der Braven lesen,*) welche von den Schüssen der Citadelle hier getödtet und begraben wurden, und wenn er ihnen ein patriotisches Andenken geweiht, so mag er sich durch das Schauspiel aufheitern, welches ihm eine enge nordwestliche Aussicht wie eine Zauberlaterne darbietet, die Häuser des Boucau zwischen den Gebüschen, die dunkeln Flecken, welche die Pignadas auf den weißen Dünen des linken Ufers bilden, das Lazareth mit seinen rothen Dächern, in der Ferne das Meer wie ein glänzender Streifen, der Phare von Biarritz, den die Optik in die Mitte des Dorfes Anglet versetzt. Ich hoffe, daß ihn auf dem Wege nach dem Boucau die kleinen, oft mit einem Kreuz und oft mit einem Gebüsch besetzten Erdhügel, welche die Gräber eben so vieler Soldaten sind, nicht wieder in seine finstere Laune versetzen werden.

*) Sechzehn Jahre lang waren diese Gräber bloß mit einer gemeinen Steintafel bedacht. Im J. 1830 wurde in dem zweiten Garderegiment (Coldstream) eine Subscription eröffnet; Mr. Harvey, ehemaliger Capitän dieses Regiments, damals Consul in Bayonne, kaufte den Grund, umschloß ihn mit einer Mauer, pflanzte einige Bäume, und errichtete eine Art von Monument mit dem Namen der Officiere und dem Factum des Ereignisses.

Kehren wir jetzt wieder nach St. Esprit zurück, dieser Vorstadt von Bayonne, von 5000 Personen bewohnt, von welchen alle Tage ein Viertel über die Schiffbrücke geht, um seinen täglichen Unterhalt zu suchen. St. Esprit hat, was Bayonne fehlt, einen großen ebenen, viereckigen Platz, mit einer Quelle, deren Wasser sehr geschätzt wird. Der Platz ist gegen die Brücke zu offen; wir wollen nichts, weder von der Schiffszimmerei und dem Arsenal, noch von der unbedeutenden Kirche, noch von der mit Grün umgebenen Citadelle sagen; dieß Alles liegt links; von den Endwinkeln des Platzes strecken sich zwei Straßen aus, welche, die eine auf die Chaussée von Bordeaux, die andere auf die Chaussée von Toulouse führen, und wie zwei Polypenarme das alte, Grausen erregende St. Esprit, vielleicht die ehemalige Judencolonie, umfassen. Doch nein, die alten Schriften sagen, daß St. Esprit nur ein unregelmäßiger Haufen hölzerner Häuser war, als die aus Portugal vertriebenen Juden in Biarritz, St. Jean de Luz, Boucauvieux, Peynehorad und St. Esprit ankamen, und letztere zum Hauptsitz ihrer Colonie machten. Juden und Christen wohnen in diesem Ueberbleibsel alter Barbarei, das man, wie so manche andere Dinge, nicht in dem civilisirten Frankreich anzutreffen glauben würde. Dort sind auf die ungleichen Stufen eines Hügels, die man auf steinigen Abhängen oder wenig bequemeren Stiegen hinanklimmt, aber ohne alle Ordnung, mehr als hundert Wohnungen hingeworfen, von denen einige den Namen von Häusern verdienen und auch einen Hof oder Garten haben, die meisten aber halbverfaulte Hütten sind, die mehr der Höhle eines Wilden als dem Aufenthalte eines Arbeiters gleichsehen, weder Licht noch Luft dringen in diesen Knäuel ein, und der enge Raum, der die Häuser trennt, ist mit nichts als Koth und Unflath ausgefüllt — wie sollen die Gestalten aussehen, die in diesem Labyrinthe wie Gnomen in den Bergschluchten herumirren. Die Juden hatten bis auf die neuesten Zeiten nicht das Recht, sich in Bayonne zu etabliren; ihr Hauptsitz ist immer St. Esprit, wo sie zwei Synagogen haben. Die Colonie ist aber seit 300 Jahren stationär geblieben und hat vielmehr abgenommen: zu Anfang des 16ten Jahrhunderts, bald nach ihrer Einwanderung, zahlte man 1100 Juden in St. Esprit, im J. 1812 1170 Individuen, im J. 1835 1146, wovon 184 in Bayonne; die Heurathen zwischen beiden Religionsgemeinden sind noch immer selten. Die Juden von St. Esprit sorgen sehr für ihre Armen, von der Geburt bis zum Tod, die Begräbnisse der Reichen und der Armen sind dort auf dem Fuße einer vollkommenen Gleichheit.*)

*) Wer sollte glauben, daß diese geächtete Race doch unter sich selbst noch den Spaltungen des Stolzes Raum gibt? Doch ist es so. Die portugiesischen Juden halten sich für den Adel ihres Geschlechts, und sehen die deutschen Juden, von welchen sie sagen, daß sie ihre Religion verkaufen, über die Achsel an; ein deutscher Jude war mit einem Mädchen versprochen, als man seine Abkunft erfuhr und die ganze Heurath rückgängig machte; es kostete dem armen Teufel eine zweimonatliche Krankheit. Die Hauptsynagoge von St. Esprit ist sehr elegant und wird jetzt eben mit Nebengebäuden und einem Garten versehen. Vor kurzem wurde ein Jude zum Maire von St. Esprit erwählt: alle christlichen Municipalitätsglieder gaben ihre Demission, dieß ist das Anfangestück zu dem jüdischen Stolz.

Am Rande eines kleinen, freundlichen, mit Häusern und Gärten gespickten, gegen den Adour zu geöffneten Thales, steigt man auf die Straße von Toulouse hinauf; ihre Fortsetzung auf der Seite von Toulouse bietet nichts Besonderes dar, man wendet sich also links, und gelangt, von prächtigen Landhäusern und dem Gottesacker begleitet, an ihren Zusammenlauf mit der Straße von Bordeaux (la carrefour), wo ein elegantes Lusthaus zur Ruhe einladet. Neugierig zu untersuchen, wie das Land gegen Bordeaux hin aussieht, nimmt man diese Richtung, man gewinnt eine Aussicht auf das Meer und die Nähe des Telegraphen läßt schon vermuthen, daß hier der vortheilhafteste Standpunkt ist; in der That, etwas weiter hin senkt sich die Straße abwärts, und das Land selbst, welches man von der letzten Hügelterrasse, rechts von der Straße entdeckt, hat die Physiognomie eines Haidelandes; man kehrt also wieder nach St. Esprit zurück, immer diese ununterbrochene Reihe schöner Alleen und Landhäuser bewundernd, welche mehr eine ganze Stadt, wie Barcelona oder Bordeaux, als das kleine, unscheinbare Bayonne anzukündigen scheinen.

Sicilie im Herbst 1838.

1. Palermo.

(Fortsetzung.)

An eigentlichen Kunstwerken ist Palermo arm. Außer den herrlichen Bronze-Widdern in dem Krönungssaale des königlichen Schlosses enthält es kein altes Bildwerk von Bedeutung. Das Nationalmuseum mit den unter den Ruinen von Selinunt gefundenen Torsi kann kaum auf seinen Namen Anspruch machen. Die Porphyrgrabmäler der Hohenstaufen im Dom, die Osterkerze in der Capella palatina, sogar der künstliche Weihkessel in der Chiesa madre von Gaggini können wohl nur mehr auf kunstgeschichtlichen, als auf ästhetischen Werth Ansprüche machen. Die meisten Schätze hat noch die Malerei aufzuweisen, und nicht wenig Bilder von Werth haben sich trotz der gewissenlosen Raubereien, deren sich die Spanier während ihrer Herrschaft schuldig machten, in den Kirchen und Sammlungen erhalten. Ihre Charakterisirung würde die Gränzen dieser Reiseskizze überschreiten, und ich behalte mir vor, an einem andern Orte darauf zurückzukommen. Ich erlaube mir nur auf jenes herrliche Pfingstbild, die betende Madonne von den Aposteln umgeben, welches in der Sacristei des Dominicanerklosters hängt, aufmerksam zu machen. Der Name des Künstlers ist verloren gegangen: ich wurde versucht, dieses Meisterwerk dem Domenico Ghirlandajo zuzuschreiben. In der Kirche desselben Klosters, und zwar in der Capelle del Rosario, ist ein überaus schönes, ächt raphaeleskes Bild von Vincenzo Romano, genannt Anemolo, von 1510. Die Madonna steht auf dem Halbmond, das Jesuskind reicht dem heiligen Dominicus den Rosenkranz, die heilige Oliva steht ihm zur Seite, beiden gegenüber S. Vincenz und Santa Christiana; die Begrüßung eines Kaisers und Papstes nimmt den Hintergrund ein. Rings um das Gemälde reihen sich 14 kleine Täfelchen, welche die

Geſchichte des Heilandes von ſeiner Geburt an bis zur Paſſion enthalten. In der Lünette iſt die Dreieinigkeit abgebildet, auf der ſpäter übermalten Predella ein Cardinalcollegium. Das Gemälde iſt vollkommen erhalten bis auf die Ex-voto der Korallenſchnüre, Ohrringe und des Silbermonds, welche es entſtellen. Die Bilder desſelben Meiſters in der Kirche S. Petrus Martyr, wie in der Seitencapelle von S. Giovanni, welche von Florentinern geſtiftet, und ganz mit Gemälden Anemolo's decorirt iſt, ſind von minderem Werthe (die Begrüßung der h. Anna iſt das bedeutendſte), und nähern ſich der verwaſchenen Manier Fra Bartolomeo's. Der an Bedeutſamkeit nächſte Künſtler, von deſſen Hand die meiſten Palermitaner Kirchen Gemälde aufzuweiſen haben, iſt Monrealeſe; die ſchönſten enthält die unter buntſcheckigem Marmorgetäfel erſtickende Kirche S. Giuſeppe. Eine angebliche Madonna von Raphael in der Chieſa dell' Oratorio iſt zwar nicht von ihm, aber doch eine gute Schülerarbeit. Die Jungfrau mit den Schutzpatronen Palermo's, von Vandyk, in dem Oratorio del Roſario, verläugnet dagegen ihren Ruf. Die übrigen zahlloſen Bilder und Zerrbilder, welche die Kirchen bevölkern, ſtammen aus der Zeit der Manieriſten und des tiefſten Verfalls, in welchem ſich die Kunſt bis auf die neuere, ja neueſte Zeit befand. Nur ein junger, noch jetzt lebender Maler, Sebaſtian lo Forte, welcher die wunderthätige Heilung eines Kranken durch den ſ. Sebaſtian Valfré für die Kirche dell' Oratorio malte, verdient einer ehrenvollen Erwähnung.

Unter den Umgebungen Palermo's verlockt der wunderbare Monte-Pellegrino, der uns mit ſeinem kahlen Felshaupt und narbenvollen Phyſiognomie allüberall verfolgt, den Fremdling am erſten zu einem Beſuch. Goethe's Beſchreibung mir in Gedanken vergegenwärtigend, unternahm ich die Erſteigung der auf Bogen mit vierzehnmaliger Wendung ſicher und bequem hinaufführenden Straße. Sie leitet bis zu dem 4 italieniſche Miglien von der Stadt entfernten Kloſter durch die fürchterlichſte Steinwüſte; kein Baum, kein Strauch ſproßt zwiſchen den rieſigen, ſcharf zugeſpitzten Felsblöcken, mit denen der Berg wie mit Stacheln bedeckt iſt, und nur die Safranblume ringt ſich ſchüchtern mit ihrer blauen Glocke aus den Spalten ans Licht. Auf einer der Bergſpitzen zur Linken, auf der ein Kreuz ſteht, öffnet ſich eine anmuthige Ausſicht auf das von röthlichen Bergen eingeſchloſſene Thal, welches nach dem Meere zu ausläuft. Das königliche, im chineſiſchen Geſchmack erbaute Luſtſchloß la Favorita liegt in deſſen Mitte; weiter nach der Stadt zu die Villa des Fürſten Butera und das aus den Orangenhainen ragende maleriſche alte Saracenenſchloß Ziſſa, und auf den fernen Bergen die Trümmer des Caſtells von Monreale.

Einige hundert Schritte von jenem Kreuz und zur Hälfte in den Fels gebaut, zeigt ſich das berühmte Kloſter der heiligen Roſalia. Aus der von zwei gewundenen abſcheulichen Säulen getragenen Vorhalle tritt man in den mit kleinen Kieſeln geyflaſterten Vorhof, deſſen Wände theils vom Kloſter, theils von dem mit Venushaar und andern Schlingpflanzen behängten Felſen gebildet werden, und aus dieſem in die Grotte, in welche ſich die Heilige flüchtete, und wo ſie den Märtyrertod erlitt. Das Gewölbe der ſpäterhin erweiterten Höhle iſt Tropfſtein. Das fortwährend von ihnen herniederſickernde Waſſer fließt durch grün angeſtrichene Röhren ab. Die Mehrzahl derſelben, welche zu Goethe's Zeiten den Cactus glücklich nachbildeten, haben jedoch ihre Farbe verloren, und ſind auch wohl durch ſehr materielles weißes Blech ergänzt worden. Die Chorſtühle reihen ſich zur Rechten und Linken; die Meſſe wird aber der Feuchtigkeit und Kälte halber den Winter über in dem anſtoßenden Kloſter geleſen. Aus einer jetzt an der Wölbung befindlichen Oeffnung, deren hinterer Eingang vor der Umwandlung der Grotte von unten zugänglich war, und in dem Raum, wo die Heilige ſich aufgehalten haben ſoll, ſchaut ihr holzgeſchnitztes, übermaltes, ziemlich kleinliches Bild hernieder, und unterhalb des Altars, deſſen Baldachin von 4 Säulen von Pavonezzato getragen wird, an demſelben Orte, wo ſie, der Sage nach, den Märtyrertod erlitt, ruht hinter Gittern das ſchöne Marmorbild, welches Goethe ſo reizend beſchreibt. Er ſagt nicht zu viel von ihm. Die Heilige iſt von einem wunderbaren Liebreiz. Sie ſtützt das Haupt auf den rechten Arm, während der linke einen goldenen Stab umfaßt. Auf ihrer Stirn ruht ein Kranz von goldenen, mit Edelſteinen durchwirkten Roſen, zu ihren Füßen ein Todtenkopf und das Gebetbuch; hinter ihr ſteht ein Engel mit goldenem Lilienſtengel. Die Lippen ſind halb geöffnet, ſie gleicht einer Schlummernden; die ungewiſſe Beleuchtung der Lampe, ſogar das Gewand von Goldblech, welches ſie umgibt, und nur Kopf und Arme frei läßt, vermehrt die Täuſchung. Gregori Tedeſchi heißt der Künſtler, welcher das treffliche Bildwerk ſchuf. Wenn Etwas im Stande iſt, die Illuſion zu zerſtören, ſo iſt es der Putz und Flitterſtaat, welcher die ſchlafende Heilige zu erſticken drohr. Jeder Finger iſt mit einer vierfachen Garnitur von Ringen beſteckt; Ohrringe, Korallen- und Perlenſchnüre ſchaukeln an einer um den rechten Arm der Heiligen geſchlungenen Spange. Sogar von der Ordensmanie unſeres Jahrhunderts iſt die Schöne nicht frei geblieben, denn auf ihrem Buſen wiegen ſich die Kreuze des Ferdinands- und Johanniter-Malteſer-Ordens; das letztere vielleicht ihrer königlich-ſtiftsmäßigen Geburt halber. Ein beſonderes Schränkchen verſchließt die übrigen, nicht anzubringenden Bijouterien; die meiſten derſelben erntete ſie während der vorjährigen Cholera.

(Fortſetzung folgt.)

Geologiſche Bemerkung über Skandinavien.

Hr. Eug. Robert, der die Expedition nach Spitzbergen begleitete, bemerkt es als etwas beſonders Auffallendes, daß ein ſo ungeheures Land, wie Skandinavien, das 15 Breitengrade einnehme und ſo gebirgiger Natur ſey, nicht die kleinſte Warmwaſſerquelle enthalte, und ſtatt aller Mineralquellen nur eiſenhaltige habe. Letzteres begreift ſich leicht in einem Lande, das ſo eiſenreich iſt, daß der Sand faſt aller Flüſſe, und ſelbſt an einigen Orten die vegetabiliſche Erde, magnetiſch iſt. Seit Menſchengedenken hat man kein Erdbeben verſpürt, und

nirgends deutet ein wahrer Basalt auf die Nähe vulcanischer Feuer hin. (Nouv. Ann. des Voy. October 1838.)

Kurze Beschreibung der den Portugiesen gehörigen Inseln Timor und Solor in Asien.

(Schluß.)

Auf der Insel Solor bedienen sich der portugiesischen Flagge die Reiche von Larantura und Sica. Die größte Bestrafung, welche gewöhnlich die portugiesischen Gouverneure über die Regulos verfügen, ist die, daß sie ihnen keine Missionäre zukommen lassen, die ihnen fast unentbehrlich, und es ist ausgemacht, daß die Missionäre sie nicht nur im Religionsglauben bestärken, sondern daß diese auch zur Obedienz des Volks gegen die portugiesische Herrschaft beitragen. (Wenn man dieses einsieht, so ist es ja höchst thöricht, durch Vorenthaltung von Missionären die Regulos zu bestrafen!)

Geraume Zeitlang hatte man eine directe Communication zwischen Goa und Timor, allein die Ausgaben einer solchen Expedition waren immer groß, und dann wirkten auch die Vorstellungen aus Macao, so wie eine übelverstandene Oekonomie unter dem Gouvernement des Dom Joao le Saldanha de Gama, daß in der Folge diese directe Verbindung für Rechnung des Gouvernements von Macao unterhalten wurde, und Goa blieb ein bloßes Entrepot; die Decadenz, in welche die Inseln durch den Krieg mit den Holländern gerathen, nahm nun reißend zu, so daß der Zustand jetzt der allererbärmlichste ist. — Von dieser Zeit an geht jährlich nur einmal ein Schiff von Macao nach Timor, und zwar über Batavia, und nimmt als Handelsgegenstände mit: Patacas und Ducaten (holländische), Canipa (?), grobe Tücher, Eisenwaaren und Quincaillerien. Nach dritthalb monatlichem Aufenthalt kehrt das Schiff zurück mit Sandelholz, Wachs, Zimmt, Schildkrot, Gold, Tombak u. s. w., Solor berührend, was nun aber auch seit 8 Jahren nicht geschehen. Der Gouverneur Antonio José Telles, der steten Krieg mit der andern Herrscherfamilie Costa führte, verlegte unüberlegterweise die Residenz und das Etablissement von Lifao nach Dilly in der Provinz Dos Bellos, einem sehr ungesund gelegenen Orte mit schlechtem Wasser und Mangel an Lebensmitteln, bloß deßhalb, weil er einen bessern Ankerplatz hat. Diese Veränderung hat in der neuesten Zeit zum gänzlichen Ruin dieser so reichen Colonie beigetragen.

Die Gouverneure hatten von jeher keinen andern Zweck, als daß aller Handel im Innern der Inseln nur in ihren Händen blieb, auf alle mögliche Art hinderten sie es, daß sich auf diesen Inseln wohlhabende Leute niederließen, und von Goa aus kommen auch wegen der Schwierigkeiten der Passage keine andern Leute dahin, als nur verwiesene Verbrecher, und diesen selbst werden dort Staatsstellen zu Theil (der jetzige Ouvidor und Generalprovidor der Krone und Finanzen ist ein Subject, das hier in Lissabon des großen Diebstahls des Hauses der Misericordia überwiesen wurde). Der Mangel an rechtlichen Menschen auf diesen Inseln ist auch der Hauptgrund, warum gute und rechtliche Gouverneure und Beamten alsbald durch Gift aus dem Wege geschafft werden. Die Vervielfältigung der Laster und die Verbrechen unter diesen Menschen trägt am meisten dazu bei, daß die Einwohner nach und nach ihre Anhänglichkeit an die Portugiesen verlieren.

Die Decadenz der Inseln hat in den letzten Jahren noch weit mehr dadurch zugenommen, weil Niemand mehr Officierstellen dahin annehmen will, nicht nur wegen der schwierigen und kostbaren Ueberfahrt von Goa dahin, sondern weil man auch, wenn sie nach Goa zurückkehren, ihre Dienstjahre auf den Inseln nicht in Anschlag bringt.

Die kleine Anzahl Geistlichen, welche gegenwärtig auf den Inseln lebt (auf Timor sind nur noch acht, und man bittet schon lange vergebens um Vermehrung der Geistlichen), trägt ebenfalls dazu bei, daß der Handel sich immer mehr vermindert, denn die Timorianer, welche nur Tauschhandel treiben, bringen ihre Handelsartikel nicht nach entfernten Orten, wenn dort keine Geistlichen sind, durch die sie sich nur anziehen lassen, sondern sie bringen dieselben an holländische und macassarische Schiffe, die ihnen zunächst an der Küste kreuzen. Der Mangel portugiesischer Schiffe in den geeigneten Jahreszeiten ist auch der Hauptgrund, daß die Holländer so wie die Macassares sich dieses zu Nutze machen. Kommt nun noch hinzu, daß die Timorenser schon nicht wie früher die Abgaben entrichten, und die Einnahmen der Zollhäuser auch nichts mehr rendiren, so kann man auch schon aus Mangel an Mitteln die Officiere nicht mehr bezahlen, die daher in der größten Armuth leben und überhaupt den Truppen keinen Respect mehr einflößen.

Ungeachtet aller dieser Uebel und besonders seitdem von der Küste von Malabar nicht so viel Sandal mehr nach China geführt wird, hat die Ausfuhr aus Timor zugenommen. Das letzte Schiff, welches von Macao nach Timor kam, hat auf seiner Rückfracht gegen 80 Procent gewonnen.

Die Insel Solor mit ihrem kleinen Flecken Larantuca ist beinahe ganz verlassen aus Mangel an Portugiesen und Missionerien, und zwar seit der Zeit, daß man die Fahrzeuge der Missionäre, womit sie von einer Insel zu andern fuhren, unter Sequester gelegt, und seitdem breiten sich auch die Holländer mit ihrem Handel immer weiter aus.

Aller dieser Umstände wegen kann man wohl voraussehen, daß diese reichen Besitzungen für die Krone Portugals auf dem Punkte stehen, verloren zu gehen, so wie auch die katholische Religion alsdann auch auf diesen Inseln verloren gehen wird. — Es sind gar keine großen Aufopferungen nöthig, um Timor für Portugal wieder in Aufnahme zu bringen. Man müßte nur den Holländern und Macassern den Handel legen durch Herbeischaffung portugiesischer Schiffe mit Waaren. Nur einige Schaluppen würden hinreichend seyn, diesen Zweck zu erreichen. — Auch würde der Zweck noch schneller erreicht werden, wenn man die Hauptstadt von Timor wieder nach Lifao verlegte oder nach einem andern gesunderen Orte mit Ueberfluß an Lebensmitteln; wenn man mit mehr Ernst sich den Besitz von Solor sicherte; wenn man mehr Geistliche und Missionäre in diese Besitzungen brächte, um die Regulos wieder in der Treue gegen die Portugiesen zu befestigen, die jetzt schwankend sind; und zu guter Letzt, wenn man die Eingebornen durch Einführung größerer Bedürfnisse zur eignen Arbeit anspornte.

Bau des chinesischen Krautes. Ein Hr. Bossin, der sich eifrig mit dem Bau des chinesischen Krautes (Pe-tsaie, s. Nr. 185 v. vor. J.) beschäftigt hat, legte im verflossenen Monat August der Gartenbaugesellschaft in Paris sehr wohl gediehene Pflanzen vor, die Ende Julius 1837 gesäet worden waren; sie wurden am 15 August wieder in den Boden eingesetzt, und sollen eine äußerst reichliche und üppige Vegetation zeigen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 11.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

11 Januar 1839.

Ueber die Gränzen der Getreidearten in Finnland.*)

Finnland iſt im Süden ein hohes, von Seen durchzogenes Hügelland, im Norden eine gewellte Fläche, deren Waſſer zum Theil dem bottniſchen Meerbuſen zufließt, zum Theil ohne Abzug bleibt und zahlreiche, ſchwer zugängliche Moräſte bildet. Das Land iſt überall dicht mit Birken und Nadelhölzern bedeckt, zwiſchen denen die bewohnten Stellen zerſtreut liegen. Größere angebaute Striche ſind ſelten; doch ſind noch im Norden die Umgebungen von Uleaborg gegen Kuopio hin, auf eine Strecke von 100 Werſt, und nach Tornea zu einige Meilen weit, gut angebaut. Die ganze Weſtküſte, bis Björneborg hinab, iſt dagegen faſt ununterbrochene Waldung, nur hie und da, beſonders in der Nähe der Städte, ſind die bebauten Stellen zahlreicher.

Die gewöhnliche Getreideart iſt im Süden der Roggen, im Norden überall die Gerſte. Der Hafer verſchwindet an der Gränze von Uleaborgs-Län, Weizen iſt ſelbſt im Süden nur an einigen Stellen wahrzunehmen.

Die Gerſte reicht bis zum höchſten Norden, wo der Roggen nicht mehr fortkommt. Um Tornea, am linken Ufer des gleichnamigen Fluſſes, liegen ausgebreitete Gerſtenfelder. Auch weiter den Fluß hinauf bis zum Polarkreiſe ziehen die Bauern allgemein Kartoffeln und Gerſte, und dieſe Früchte ſollen noch tief in die arktiſchen Gegenden hineinreichen.

Der Roggen wird bis Kemi regelmäßig gebaut; um Tornea verſchwindet derſelbe. Zugleich deutet der ſtrauchartige Wuchs, den das Nadelholz zwiſchen Kemi und Tornea ſtrichweiſe zeigt, darauf hin, daß hier auch in anderer Beziehung eine Granze für die Vegetation liegt.

Man gewinnt in den dortigen Gegenden von der Gerſte im Durchſchnitt das fünfte, vom Roggen das achte Korn; doch ſind Mißernten nichts Ungewöhnliches. Die Ausſaat geſchieht im Laufe des Mai (n. St.), ſobald das Land trocken iſt. Die Ernte tritt Ende Julius oder Anfang Auguſt ein. Da die Sonne während des Sommers nur kurze Zeit unter dem Horizont verſchwindet und der Unterſchied der Temperatur von Tag und Nacht nur wenige Grad beträgt, ſo geht die Vegetation ungemein ſchnell vor ſich; man hat den Fall erlebt, daß um Tornea innerhalb ſieben Wochen geſäet und geerntet wurde.

Hafer iſt in Uleaborgs-Län nirgends zu ſehen: in Waſa-Län wird er bald etwas Gewöhnliches. Hr. Beſſer fand denſelben, von N. nach S. gehend, zuerſt vier ſchwediſche Meilen vor Gamle Karleby, auf dem halben Wege zwiſchen den Städten Uleaborg und Waſa. Die Gerſte iſt auch dort noch die gemeine Getreideart; erſt gegen Waſa wird der Roggen häufiger.

Im Süden bildet der Kumo eine deutliche Gränze. Die Fläche längs dem linken Flußufer iſt gut angebaut. Das gemeine Getreide iſt Roggen. Auch Hafer und Flachs waren hier, beſonders um Lautakyla, wo der Kumo ein Knie macht, in Menge zu ſehen, wogegen die Gerſte auffallend zurücktrat. Unter dieſen Umſtänden war der Gedanke natürlich, daß die Gränze des Weizens nicht fern ſeyn könne, und in der That fand H. B. hinter Lautakyla, an der Straße nach Tammersfors, einige Weizenfelder; allein dieß waren auch die einzigen. Später ſah jedoch derſelbe Beobachter zwiſchen Tammersfors und Tawaſtehuus noch ein kleines Weizenfeld: auch am Kymmene ſoll unter der nämlichen Breite Weizen vorkommen. Doch ſind dieß vereinzelte Fälle, die nur beweiſen, daß der Weizen in dieſem Theile von Finnland wirklich fortkommt.

Der Weizen gedeiht alſo in Finnland unter Lat. 61°; der Hafer erreicht an der Küſte den 64°, der Roggen beinahe den 66° der Breite, und die Gerſte ſoll noch einen Grad über den Polarkreis hinausgehen.

*) Aus den Mittheilungen Hrn. Beſſers in der Petersburger Zeitung.

Sicilien im Herbſt 1838.

1. Palermo.

(Fortſetzung.)

Etwa tauſend Schritte von dem Kloſter, auf einem in das Meer ſpringenden Felſen, ruht die Capelle der heiligen Roſalia, ein von viereckigen Pfeilern getragenes luftiges Gebäude, mit einem Altar. Auf dem Dache ſteht die Bildſäule der Heiligen,

Ihr von grauem Gewand verhüllter Körper ist von Sandstein, das mit einem Kranze von Rosen geschmückte Haupt, die segnenden und das Kreuz haltenden Hände von weißem Marmor. Die Arbeit ist roh und ohne alles Verdienst; die halbzerfallene Capelle gleicht kaum einem Heiligthum, und dennoch sind nur wenige Wallfahrtsörter besuchter, und auch wenige nur dürften selbst für den Andersglaubenden lohnender seyn. Die Aussicht von diesem Punkt aus auf das Meer mit seinen sanft hingleitenden Segeln, auf die schroff herabstürzenden Felsen zu beiden Seiten, auf die sonderbaren Bergkuppen von Bagaria in der Ferne ist unvergleichlich, selbst der Blick auf die im Rücken liegende Klippenwüste dürfte in Italien vergeblich seinesgleichen suchen.

Auf der östlichen Seite Palermo's liegt vor der Porta di Termini das nicht minder berühmte Kloster Santa Maria di Gesu am Fuß der Berge. Der Weg zu ihm führt an den riesigen Trümmern einer alten Wasserleitung vorüber, wie diese vordem aus allen Richtungen an dem Gebirge herab der Stadt zueilten. Jetzt stehen nur noch die von Schlingpflanzen umwebten Pfeiler in den Olivengärten, oder in der öden Ebene, auf welcher jene kolossalen braunen Stiere mit ihren gewaltigen, auseinanderstehenden Hörnern weiden, und ihre halbwilden Huter, die braune Capuze über den Kopf gezogen, und die Füße mit Ziegenfellen umwunden, sich auf ihre Gewehre lehnen und dem Fremden mit finstern Blicken nachstarren.

Die Umgebungen Palermo's spiegeln den Charakter der sicilianischen Landschaften am treusten ab; nirgends werden sich jene wunderbaren Farbentöne, welche die Verzweiflung des Malers sind, in grellerer Steigerung und auf engeren Räumen neben einander wiederfinden; nirgends sind die Berge schroffer, kahler, wunderlicher, nirgends wechselt ihre rothgelbe Farbe schneller mit der veilchenblauen, nirgends ist der Contrastzzwischen der Goldfarbe des Sandsteins und der Sapphirblaue des Himmels, oder zwischen dem fahlen von der Sonne ausgedörrten Boden und dem Meere schneidender. Große Strecken, welche mit Oelbäumen bepflanzt sind, andere, welche die Aloë als Zaun umspannt, in denen die indianische Feige theils beetweise gezogen wird, theils schrankenlos üppig durch einander wuchert, traurige Cypressen, welche das Campo santo oder einzelne Capellen umgeben, die kühne, 1140 erbaute Normannenbrücke bei Amiraglio, lachende Veranden, verödete Vignen, tiefe, von Bergströmen zerrissene Schluchten, deren Wände die reichste Vegetation verschwenderisch bekleidet, fesseln den Blick auf jedem Schritt. Keine Gegend ist reicher an malerischen Einzelnheiten, als die um S. Maria di Gesu. Die Trümmer des unweit des Meeres gelegenen Saracenenschlosses (Castello di mare dolce), die der arabischen Bäder, dicht bei dem Kloster, in welchem, der Sage nach, die sicilianische Vesper vorbereitet wurde, das graciöse, leider zertrümmerte Marmorcrucifix auf dem Kreuzweg, das Kreuz mit der Madonna vor dem Kloster, die Aussicht auf Palermo mit seinen glänzenden Kuppeln, auf dem kolossalen Monte Pellegrino, der Kreuzgang des Klosters selber mit seiner schönen Palme, die vollen traubenschweren Veranden, der phantastische Garten mit seinen naiven Steinbildern und prachtvollen Wasserpflanzen, unter denen der Springquell in das Becken rauscht, werden wieder und immer wieder den Künstler begeistern, das Auge jedes Wanderers entzücken.

Die beiden Denkmäler moresker Baukunst, welche sich am vollständigsten erhalten haben, sind die Schlösser Cuba und Ziffa. Das erstere, auf dem Wege nach Monreale gelegen, diente lange Zeit zur Caserne, steht aber wieder leer. Es überragt die kleineren Häuser der Landstraße mit den originellen Fensterbogen und der arabischen Inschrift, welche sich längs des Simses hinzieht. Das phantastische, ächt maurische Zellengewebe der Wölbung in der untern Halle findet sich in dem, dem Prinzen Sciarra zugehörigen, und noch jetzt von ihm bewohnten Schlosse Ziffa über einem Springbrunnen wieder. Arabische Schriftzüge auf dem Simse der Vorhalle deuten den Ursprung der Quelle an. Die Goldmosaiken und Säulen der innern Halle stammen aus normännischer Zeit. Von diesem Schlosse, welches seines Albahora genannten Fischteiches und seiner Zaubergarten halber schon von den arabischen Schriftstellern gepriesen wird, führt ein unterirdischer Gang nach der Stadt. Die Palermitaner suchen der Sache einen eigenen mysteriösen Anstrich zu geben, und lassen errathen, daß die Regierung die Kenntniß von diesem Auswege möglichst geheim zu halten wünsche — weßhalb, habe ich nie ermitteln können. Das ganze Schloß steht überhaupt bei dem Volk in schlechtem Ruf, und mehr als Einmal wurde mir von Vorübergehenden die Versicherung gegeben, daß der Böse frank und frei in jener zierlichen Springquellgrotte sein Wesen treibe. Er hat in Wahrheit keinen so üblen Geschmack; für den Sommer wüßte ich keinen anmuthigern, kühlern Aufenthalt. Die Aussicht von der mit Zinnen gekrönten Terrasse auf dem Schlosse ist die schönste, die man sich denken kann. Die nahe Stadt, umgeben von einem Gürtel von Orangengärten, aus denen Palmen sich auf das anmuthigste emporschwingen, das Meer, die dunkelnden Berge mit ihren fadelhaften Spitzen und Zacken, rückwärts die tiefe Schlucht, in welcher Dörfer und Vignen und Klöster aus dem grünen Laubgewebe hervorlauschen, die Stadt Monreale mit ihren Kirchen, Alles rundet sich zum herrlichsten Panorama, wie ich es in Sicilien nirgends schöner fand.

Unter den Sehenswürdigkeiten in der Nähe Palermo's, welche dem Reisenden sowohl an lebenden als gedruckten Wegreisen auf das dringendste anempfohlen werden, nimmt Bagaria eine der ersten Stellen ein. Es ist dieß ein 9 Miglien von der Hauptstadt entfernter Marktflecken, um welchen sich die Villen des hohen sicilianischen Adels, und unter ihnen jene famose des Prinzen Pallagonia reihen — in den Augen der Palermitaner die Quintessenz irdischer Herrlichkeit und Größe. In Gesellschaft eines jener Enthusiasten trat ich die Wallfahrt an. Brydone's und Goethe's Schilderungen hatten meine Neugier rege gemacht. Ich war auf eine tüchtige Portion Geschmacklosigkeit und Absurdität gefaßt, schmeichelte mir aber doch auf irgend einen kecken Callot-Hoffmann'schen Humor, auf ergötzliche Hypergenialität zu stoßen, und hoffte vor Allem, daß die Natur auch hier, wie fast überall, die Rolle einer liebevollen

Vermittlerin übernehmen, und die etwanigen fatalen Eindrücke spurlos verlöschen werde. Der Weg führt an der Marine mit ihrer Reihe verunglückter Königsstatuen vorüber, aber gern übersieht man diese Zerrbilder zu Gunsten des ewig schönen, göttlich blauen Meeres und der Berggipfel, welche sich an dem Horizont gruppiren. Oliven- und Weingärten schließen sich an eine ärmliche Vorstadt; sie sind von riesigen Aloë-, Cactus- und Schilfstauden eingefaßt; alte normännische Castelle mit Thürmen und Zinnen sind über die Ebene verstreut, und zerfallen in Trümmer, oder dienen einer ärmlichen Hütte zum Stützpunkt. Ueber eine malerische vom Waldstrome gerissene Schlucht spannt sich eine kühne Brücke; die einzelnen Felsblöcke schwingen sich in den seltsamsten Formen in die Luft; der Himmel ist wolkenleer, durchsichtig; das Meer lauscht aus den Buchten und durch das Grün der Oliven; die ganze Landschaft ist mit südlicher Farbengluth gesättigt. So ist denn die ganze Reise eine erfreuliche, und die Entzauberung beginnt erst am Ziele, aber auch um desto vollständiger.

Mir fehlen die Worte, um die abscheuliche Geschmacklosigkeit, mit welcher die Casini erbaut sind, zu schildern. Man muß diese traurigen Beweise, wie weit die Vernunft erkranken könne, gesehen haben, um an ihre Möglichkeit zu glauben, und man schwankt, ob der Anordnung des Ganzen oder der Ausführung des Einzelnen die Palme des Aberwitzes gebühre. Da stehen sie die monströsen, von einem gelben, porösen, halb verwitterten Sandstein erbauten Giganten, immer einer heilloser als der andere, theils in ihrer widerlichen Nacktheit, theils mit einem noch verletzenderen Weiß übertüncht, einsam von langen, trostlosen Mauern umgeben. Kein Baum, kein Gesträuch, welches ihre Häßlichkeit verschleiern könnte, wagt sich in ihre Nähe. Die Sonne prallt sengend von dem kahlen, gelben Gemäuer ab. Das geblendete Auge weiß nicht mehr, wohin es sich flüchten soll. Eine wahre Hundstagtollheit herrscht in diesen entsetzlichen Gebäuden — und unter diesen Bleidächern dörren, nennen die sicilianischen Granden die Villeggiatur genießen!

(Fortsetzung folgt.)

Stand der Dinge zu Tripoli.

Den neuesten Nachrichten aus Tripoli in französischen und englischen Blättern zufolge ist dort zwischen dem türkischen Pascha in der Stadt und den Arabern des Landes ein Frieden geschlossen worden. Der zwischen England und der Pforte verabredete Plan, die Familie Caramanli zu stürzen, hat, wie alles, was gegenwärtig in Nordafrika geschieht, die Folge gehabt, der arabischen Nationalität und Macht Vorschub zu thun. So wie die bisherige Regierung in Algier gestürzt war, hoben sich dort die Araber; die Türken wollen ihre Macht in Nordafrika wieder befestigen, versetzen der ohnehin bedrängten Familie Caramanli den Todesstoß, rufen aber damit auch nur wieder die Arabermacht ins Leben. Der abgezogene türkische Gouverneur, Hassan Pascha, suchte nur auf jede mögliche Weise Geld zusammenzuscharren, was die türkischen Truppen zum Aufstand brachte, und die Araber erbitterte; der neue Gouverneur, Asker Ali Pascha, scheint sich klüger zu benehmen, und hat mit den umwohnenden Araberhäuptlingen, welche sich sämmtlich an den Bey der Oase von Fezzan anzuschließen scheinen, einen Frieden abgeschlossen. Ob jedoch derselbe dauert, ist sehr ungewiß: es soll nämlich in jenen Gegenden die dießjährige Ernte schlecht gewesen seyn, und die des künftigen Jahres nicht viel versprechen, so daß die Bewohner des innern Landes sich an die Hauptstadt wenden müssen, da sie nur durch diese sich mit Getreide von außen her versorgen können.

Druidische Denkmäler in der Nähe von Cherbourg.

Dieses Land, das einst von dichten Waldungen bedeckt, von dürren Haideſtrecken durchschnitten und von Felsenriffen umgeben war, wo sich das Meer schäumend brach, scheint vorzüglich von den Druiden geliebt worden zu seyn, die daselbst zahlreiche Denkmale ihres Cultus hinterlassen haben. Hier nur ein kurzes Verzeichniß der Haupttempel in der Umgegend von Cherbourg.

Die Monumente sind von verschiedener Form und scheinen zu verschiedenem Gebrauche gedient zu haben.

Einige stehen mitten in einem Gehölz oder auf dem Gipfel eines Berges, in der Form eines unbehauenen Steines oder Tisches, fast stets von Sandstein, horizontal auf den Boden gelegt, und zuweilen sehr weit von den Felsen, denen es entnommen ist. In der Umgegend von Cherbourg gibt es zwei Denkmäler dieser Art, das eine bei Briqueber auf der Anhöhe Grosses-Roches, das andere in der Gemeine Carneville. Andere, und zwar die bedeutendsten, stehen zuweilen an einem Flüßchen am Abhang eines Hügels und bilden eine Säule von unbehauenem Steine; sie sehen weiß aus trotz der Schlingpflanzen, die sie bedecken. In der Nähe dieser Steine ist Alles geheimnißvoll; die nahe Quelle heißt die Quelle der Feen, und diese kleinen nächtlichen Wesen waschen, wie die Sage spricht, zuweilen ihre Wäsche daselbst. Oft hat man sie des Nachts um diese Steine herum lachen und springen hören, beim geringsten Geräusch verbergen sie sich aber unter die nahen Felsen- und Steinklüfte. Anderswo stehen diese Säulen auf einem Abhang am Meere. Wer es gewagt hat, während der Christmetten in der Weihnachtsnacht ihnen nahe zu kommen, hat gesehen, daß sie sich gedreht haben, hat entsetzliches Schreien im Gehölz oder in den Felsenriffen gehört und im Dunkeln glühende Augen leuchten sehen.

Diese Steine sind in der Nähe von Cherbourg sehr zahlreich. Man nennt sie gewöhnlich pierres butées, pierres levées oder tournantes (drehende, aufgerichtete Steine). Die Gelehrten geben ihnen den Namen Menhirs oder Peulvans.

Unter den Denkmälern dieser Art nennt man besonders die beiden Menhirs von Tourthéville-Hague, im Thale Néret, 9′ hoch und nicht weit auseinanderstehend; die des Pieux auf dem Abhang einer Felsenbucht, bei Négreville, bei la Douve und Carneville. Der letztere ist 12′ hoch und steht auf einem rechtwinkeligen Dreieck. Er befindet sich auf der Höhe eines Hügels, in einem Haufen zerbrochener Granitblöcke. Auch nennt man den von Gosqueville, der an der Grundfläche gerundet ist und in eine konische Spitze ausgeht, vielleicht ein Werk der Menschen; die beiden Menhirs von St. Pierre-Eglise, von denen der eine, der bedeutendste im Departement, der lange Stein (longue

pierre) genannt, unten dreieckig, 12½ Fuß hoch und 4′ dick bei 3′ 9″ Breite iſt; er hat ſich ein wenig geneigt. Der zweite iſt weniger groß, ſteht aber auch an einem Bache, ¼ Stunde nördlich vom Flecken. Dieſe drei Steine bilden, wie man im Lande ſagt, die Ehe der drei Prinzeſſinnen (le mariage des trois princesses). Hier, wie in Montaigu la Briſette, einer andern Gemeine des Val du Saire, wo ſich ähnliche Steine finden, hat man oft nach Schätzen gegraben, die ſich dort finden ſollen.

Noch gibt es zu Bouillon, Quinéville, Maupertuis, Mesnil-au-Val Menhirs. Ehedem fand ſich ein Schlangenſtein (pierre au serpent) zu Flamenville, zerſtört 1825, eine pierre buttée bei dem Maierhofe dieſes Namens, bei Tourleville auf der Straße nach Valagnes, zwei bei Fermanville, einer bei Breuville und viele andere auf den Küſten, die bei den Hafenbauten in Cherbourg verbraucht worden ſind.

Andere Denkmale, die auch im Druiden-Cultus eine große Rolle geſpielt zu haben ſcheinen, ſind die Steine, bekannt unter dem Namen Logans oder wankende Steine.

Gewöhnlich iſt hier ein Stein auf einen andern ſo gelegt, daß er im Gleichgewichte ſteht, aber nur Einen Stützpunkt hat und leicht in Bewegung geſetzt werden kann. Zuweilen ſind dieſe zitternden Felſen ungeheuer groß. Sie haben die Aufmerkſamkeit aller derjenigen auf ſich gezogen, die ſich mit Alterthümern oder Naturmerkwürdigkeiten beſchäftigt haben. Man glaubt, es ſeyen Prüfſteine der Frauen geweſen, deren Tugend verdächtig war. Dieſe Denkmale, ſehr häufig in Bretagne, ſind im Departement de la Manche ziemlich ſelten. Das einzige, das ſich dort findet, liegt bei Lithaire, Arrondiſſement von Coutances. Es ſteht auf der Spitze eines Felſen auf dem Gipfel eines maleriſchen Gebirgs.

Auf der Höhe der großen nackten Klippen, oder auf dem Gipfel eines Gebirgs findet man oft auch drei Steine, unbearbeitet wie die ſie umgebende Natur, feſtgemacht auf dem Boden, auf welchem ein viel größerer ruht, von unregelmäßiger Form. Dieſe Monumente ſind 10 bis 12′ hoch und im Land unter dem Namen der dreifüßigen Felſen oder der ſtehenden Steine bekannt (roches à trois pieds, pierres levées). Die Gelehrten nennen ſie Dolmen. Dergleichen Steine hat man bei Martinveſt am Huec, beim Hofe l'Oraille und bei Flamenville gefunden.

Bei Vauville und auf den ſchönen Frankreich entriſſenen Inſeln nicht weit von der alten Priorei St. Hermel findet man ein Monument fünfter Gattung, das die Gelehrten galéries couvertes genannt haben. Das von Vauville heißt bei den Bewohnern roches oder pierres pouquelées (angebetete Felſen). Mehrere andere galéries couvertes gibt es in Cotentine. Sie ſcheinen alle aus einer doppelten Steinreihe beſtanden zu haben, faſt immer von körnigtem Quarz, ſelten von Granit, weit hergebracht und bedeckt mit Felſen derſelben Art. Die innere Breite iſt 5 bis 4′, die Höhe wechſelt von 2 bis 4′ und ihre Länge von 35 bis 60′. Man findet ſie faſt immer auf den Höhen. Die Einwohner ſagen, ſie ſeyen von Feen herbeigebracht, die hier ihre Wohnungen hatten und immer noch ihre Schätze verbergen. Sonſt verrichtete man hier ſein Gebet.

Drei Monumente dieſer Art finden ſich zu Briquebec, ſämmtlich in gerader Linie auf der Anhöhe Grosses-Roches in dem Gemeindewald.

Faſt alle dieſe Denkmale ſind theils durch den Haß der erſten Chriſten gegen heidniſche Werke, theils durch ſpätere anderweite Verwendung und Nachgrabungen verſtümmelt.

Auf der Haide des Prieur findet man noch ein Werk ſeltſamer Art; nämlich eine große rechtwinkelige Umfriedung, aus Gräben beſtehend und Steinen, welche mit Erde bedeckt ſind und ſich faſt 1 Metre über den Boden erheben, ſie iſt 28 Metres lang und 17 breit. Im Innern findet ſich gegen Süden eine andere Umzäunung von elliptiſcher Form, eben ſo wie die größere gefertigt. Noch andere Bauarten finden ſich, die man ſelbſt ſehen muß, um ſich eine gehörige Idee zu machen. Dieſes Monument iſt entdeckt und beſchrieben worden von Hrn. Ragande, der darin eine Temène (temène) oder heiligen Platz aus der druidiſchen Zeit zu erkennen glaubte.

Noch ſieht man auf dieſer Haide zwei Tumuli oder länglichte Erdhaufen, in der Geſtalt eines halben Cylinders oder Prisma; deren viele auf den unbewohnten Höhen der Berghalden des Departements gefunden werden. Bei Nachgrabungen hat man Waffen und Münzen darin gefunden, und hält ſie daher, und mit Recht, für Gräber.

Ein anderes Denkmal, das auf andere Art bemerkenswerth iſt als die bisher beſprochenen, findet ſich im Kirchſpiel von Kerkville oder Querqueville (kerk, Kirche, oder quercuum villa), nämlich die kleine Kirche St. Germain, die auf dem Kirchhof, auf einer Anhöhe, neben der Pfarrkirche ſteht. Ihre Urform war ein Kleeblatt, 24′ von Nord nach Süd und 34 von Oſt nach Weſt, in 3 Kuppeln ausgehend, von denen die eine, die mittelſte, eine kreisrunde Oeffnung von 3′ im Durchmeſſer hatte. Auch befand ſich eine Eingangsthüre und in jeder Kuppel nach Oſten zu eine Oeffnung. Die Maurerarbeit war ein Zickzack, eine Bauart, die im Departement ſich nur bei der Kirche St. Croix in St. Lô wiederfindet; die Höhe beträgt vom Boden aus 11′ und ändert ſich nicht bei den drei Kuppeln; die Fenſter waren Bogenfenſter.

Seit ihrer erſten Gründung iſt ſie ſehr verändert worden; das Kleeblatt iſt durch Hinzufügung eines kleinen 16′ langen Schiffes in ein Kreuz mit ſtumpfen Ecken verwandelt, auf einer der 3 Kuppeln ſteht ein 20′ hoher Thurm, und die 3 Eingänge gegen Oſten ſind durch 4 Spitzbogenfenſter gegen Nord und Süd erſetzt worden. Bei dieſen neuen Bauten liegen die Steine horizontal. Wahrſcheinlich hat zur Zeit dieſer Erneuerung der Tempel den Namen St. Germain erhalten. (Echo du Monde Savant. Décembre.)

Vermiſchte Nachrichten.

Regen in Frankreich. Hinſichtlich der Regen zerfällt Frankreich in den Norden und Süden. Im erſtern gibt es Frühlings- und Herbſtregen, im zweiten Sommerregen. Die Scheidungslinie iſt natürlich ſehr gekrümmt, und richtet ſich hauptſächlich nach den Gebirgen und den verſchiedenen Erhebungen des Bodens überhaupt. Die Linie läuft nicht ſehr entfernt von Paris vorüber, was das dortige launenhafte Klima erklärt. (Annales des Voyages. October 1838.)

Taubenpoſt. Man wollte auch dießmal bei der Eröffnung der Kammern in Paris ſich der Taubenpoſt bedienen, um die Nachricht davon möglichſt ſchnell nach Brüſſel zu bringen, aber ſie kamen nicht an ihrem Beſtimmungsort an, denn Abends ließen ſie ſich im Hofe der Mairie von Valenciennes nieder, wo ſie ſich ermattet fangen ließen. Man fand bei ihnen die Thronrede mit einem kleinen Band unter den Flügeln angebunden. (Voleur vom 25 December 1838.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 12.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Januar 1839.

Zimmereinrichtung der Türken. *)

Wir bauen unsere Häuser mit Rücksicht nicht auf das Innere, sondern auf die Außenseite. Die Ansicht des Aeußern, nicht die Bequemlichkeit der Zimmer, nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. In den Einzelnheiten und Verzierungen der Steine, wovon wir unsere Häuser bauen, folgen wir ganz genau den Regeln der Baukunst, aber bis zum heutigen Tage haben wir durchaus keine festen Regeln oder Grundsätze über die Erbauung des Theiles, den wir selbst bewohnen, noch haben wir einen Begriff von dem Daseyn solcher Regeln in irgend einem andern Lande oder in irgend einem frühern Zeitalter. Die Folge davon ist, daß unsere Zimmer von allen Gestalten sind und keinen festen Charakter haben. Sie haben keine bestimmten Theile. Da ist ein Durcheinander von Thüren und Fenstern, und nach keinem dieser Dinge kann man sich richten, um zu sagen, wo das Oberende, das Unterende und die Seiten eines Zimmers sind. Eben so unbestimmt ist der Platz für die Sitze, so daß in Bezug auf Theile, Charakter, Verhältniß, Zugänglichkeit, Licht und Einrichtung unsere Zimmer durch keine verständlichen Grundsätze geregelt sind, und sich deßhalb für die geselligen Zwecke eines Volkes nicht passen können, bei dem die Gesetze keine breiten Scheidelinien gezogen haben, und das darum in der Stellung der gesellschaftlichen Abstufungen die natürliche Ungleichheit der Menschen beibehält. Die Formen der Etiquette, in ihrer unendlichen Verschiedenheit, werden zum Ausdruck der öffentlichen Meinung in Bestimmung des Ranges und der Stellung. So ist denn ein orientalisches Zimmer nicht ein gegen das Wetter zugenagelter Kasten, der nur durch den Werth der zum Bau oder zur Zierrath verwendeten Materialien in ein Gemach verwandelt ist, sondern es ist ein durch feste und unwandelbare Grundsätze geregelter Bau.

In der Türkei ist das Zimmer der Grund aller Baukunst; es ist die Einheit, das Haus besteht aus mehrern dieser Einheiten. Niemand kümmert sich um die äußere Form eines Gebäudes. Niemand achtet auf seine Verhältnisse, sein gefälliges Ansehen, seinen äußern Eindruck. Baumeister und Bauherr denken einzig und allein auf die Zimmer, und man duldet keine Abweichung von den einmal festgesetzten Grundsätzen. Geld und Raum werden beide aufgeopfert, um jedem Zimmer seine bestimmte Gestalt, Licht und freien Zutritt zu geben, ohne daß man nöthig hätte, über einen Gang oder durch ein anderes Zimmer zu gehen, um dahin zu kommen. Jedes Zimmer besteht aus einem Quadrat, dem ein Viereck angehängt ist, so daß ein längliches Viereck entsteht. Es darf kein Durchgang, keine Zwischenöffnung seyn, sondern das Zimmer muß an drei Seiten ununterbrochen seyn. Die Thür oder die Thüren dürfen nur an einer Seite seyn, das ist dann der „Untertheil." Die gewöhnliche Zahl der Fenster am Obertheil ist vier, dicht nebeneinander. Es können auch Fenster an den Seiten seyn, aber dann sind sie dicht an den Fenstern des Obertheils und müssen symmetrisch stehen, eines an jeder Seite. In einem vollständigen Zimmer müssen zwölf Fenster seyn, vier an jeder der drei Seiten des Quadrates; da aber diese Bedingung nicht überall erfüllt werden kann, so heißt in jedem Hause das so gebaute Zimmer „der Kiosk," indem Kiosks oder alleinstehende Zimmer immer so eingerichtet sind.

Unterhalb des Quadrates ist ein länglicher Raum, in der Regel eine Stufe tiefer, zuweilen in großen Zimmern durch ein Geländer abgeschieden, zuweilen durch Säulen. Dieß ist der den Dienern angewiesene Platz, die in einer türkischen Haushaltung beständig aufwarten *) und sich regelmäßig einander ablösen.**) Der Untertheil des Zimmers ist mit Holz getafelt: dort sind Credenztische, zur Verwahrung des Geräths; offene Räume gleich Taubenschlägen zu Gefäßen mit Wasser,

*) Aus Urquharts Reisetagebuch.

*) Leute der allerniedrigsten Classe treten oft in das Zimmer des türkischen Vornehmen. Aelteste, Greise, Handelsleute u. s. w. werden immer eingeladen, sich zu setzen, was diese Gestalt des Zimmers ohne Verletzung der Achtung und der Etiquette zuläßt. Auch diejenigen, die zum Sitzen nicht gebeten werden, kommen und stehen unterhalb des Geländers; so wird jede Classe in der Türkei mit der andern bekannt, und der Einfall, daß verschiedene Rangstufen oder Classen der Gesellschaft sich einander hassen könnten, kommt Niemand in den Kopf.

**) Dort läßt man die Schuhe oder Pantoffeln.

Sorbet oder Blumen; marmorne Kummen und Becken zum Springbrunnen; gemalte Landschaften dienen als Hintergrund. In diesen Behältnissen sind die Thüren. An den Seiten, in den Winkeln oder im Mittelpunkte dieses untern Theiles und über den Thüren hängen Vorhänge, welche die Diener in die Höhe halten, wenn Jemand eintritt.

Diese Form des Zimmers gibt den türkischen Häusern und Kiosks ein so unregelmäßiges und doch malerisches Ansehen. Die Zimmer sind vorgestreckt und die Außenlinie tief eingeschnitten, um das jedem einzelnen Zimmer nöthige Licht zu erhalten. Demgemäß ist in der Mitte ein großer Raum freigelassen, der zu allen Gemächern führt; diese Mittelhalle — „Divan Khaneh" — verleiht einem orientalischen Hause ein sehr würdiges Ansehen.

Der Quadrattheil des Zimmers ist an den drei Seiten mit einem breiten Sopha besetzt, auf dem rund umher Kissen an der Mauer lehnen, bis zur Fensterbank hinauf, so daß, wenn man sich darauf stützt, man rings umher die Aussicht hat. Durch diese Zusammenstellung der Sitze und Fenster hat man immer den Rücken gegen das Licht und das Gesicht gegen die Thür. Der Zusammenhang der Fenster, ohne dazwischen befindliche Mauer oder sonstigen Gegenstand gibt eine völlig freie Aussicht auf die Außenwelt, und wer so sitzt, fühlt sich, obgleich in einem Zimmer, beständig in Gegenwart der Natur dort außen. Das Licht fällt auch in einer einzigen Masse und von oben, so daß es dem Künstler angenehme malerische Effecte hervorbringt. Die Fenster sind selten höher als 6 Fuß. Ueber denselben läuft eine Corniche rund um das ganze Zimmer, von der die Gardinen herabhängen. Noch höher, bis zum Getafel, ist die Wand mit Blumen, Früchten und Waffen in Arabesken bemalt. Hier befindet sich eine zweite Reihe Fenster mit doppelten Scheiben von mattem Glase. Vor diesen obern Fenstern sind keine Vorhänge, wie vor den untern; unten kann das Licht, falls es nöthig oder wünschenswerth, verhüllt werden, aber von oben läßt man es einfallen, gemildert und gedämpft durch das matte Glas. Die Zimmerdecke ist schön gemalt und verziert. Sie ist in zwei Theile gesondert. Der über dem Quadrat, dem Triclinium, befindliche Theil ist ebenfalls viereckt und zuweilen gewölbt; der andere, über dem länglichen Theile des Zimmers nach der Thür hin ist in der Regel niedriger und flach.

Der Sopha, der rund um die drei Seiten des Quadrates lauft, ist etwa 14 Zoll hoch. Eine breite Frange oder Gehänge von gefaltetem Tuche hängen auf den Fußboden. Der Sopha ist vorne ein klein wenig höher als hinten und etwa 4 Fuß breit. Die Winkel sind die Ehrenplätze, aber man kommt nicht auf den Einfall, zwei Personen dadurch gleich zu stellen, daß man die eine in einen Winkel, die andere in den andern setzt. Die rechte Ecke ist der vornehmste Platz, dann der Sopha längs des Oberendes und im Allgemeinen die Nahe bei der rechten Ecke. Aber auch hier zeigt sich, daß der Morgenländer den Menschen mehr achtet, als die Umstände, indem sich der gegenseitige Vorrang der Plätze im ganzen Zimmer verandert, sollte etwa zufallig die Person hochsten Ranges einen andern Platz einnehmen. Diese Combinationen sind verwickelt, aber gleichförmig.

Somit ist das Zimmer altgriechisch. Das einzige Türkische ist ein dünnes viereckiges Kissen (Schilteh), das auf dem Fußboden liegt, in dem vom Divan gebildeten Winkel und das Schaffell des Turkomanenzeltes vorstellt. Es ist bei weitem der bequemste Platz, und darauf setzen sich nicht selten die Großen, wenn kein Staatsbesuch da ist, und dann sitzen ihre Gäste rund umher auf dem Fußboden, eine Gruppe ihrer nomadischen Vorfahren darstellend.

In der, während der letzten paar Jahre vorgegangenen Veränderung der Gebräuche ist nichts schädlicher und mehr zu beklagen gewesen, als die Geschmacksverschlechterung und der Verlust an Behaglichkeit im Style ihrer Zimmer. Der Versuch, etwas nachzuahmen, was sie nicht verstanden, hat eine im Gebrauche unpassende und in der Wirkung lacherliche Verwirrung hervorgebracht. Der hohe schmale Sopha, den man jetzt an einem Zimmerende hingestellt sieht, gleicht einer langen Kiste mit einer gepolsterten Decke, und die Sessel umher sind weder orientalisch noch europäisch; die Thüren sind mit Calicovorhängen geziert, die auf beiden Seiten aufgenommen und auf lackirte Bronze aufgeschürzt sind, so daß ein Fremder glauben sollte, er sehe ringsumher die Enden von Himmelbetten. Daß der Sultan sich, Europa nachahmend, Paläste mit geraden und regelmäßigen Linien bauen ließ, hat die Gestalt der Zimmer aufgeopfert, die nicht allein so zierlich, zweckmäßig und classisch, sondern auch mit ihren Gewohnheiten, und deßhalb mit Grundsätzen und Pflichten so innig verknüpft war.

In den modernen Gebäuden sind die Wände mit einer Farbe bemalt und die Decke mit einer andern; Styl und Geschmack, Behaglichkeit und Originalität sind aus ihren Gebäuden eben so vollstandig verschwunden, als aus ihrem Anzuge. Allein diese Verirrungen der Gegenwart müssen wir beiseite setzen, bis wir uns einen klaren Begriff von dem ursprünglichen Typus gemacht haben; dann erst sind wir im Stande, den Werth des Bestehenden und die Wirkung der Neuerungen zu beurtheilen.

Diese Gestalt der Zimmer, die glückliche Wahl der Lage, das strenge Gleichmaaß im Baue, das gänzliche Fehlen kleinlicher Zierrathen, die unsern Zimmern das Ansehen von Waarenläden geben, muß die Wohnstätte eines Volkes von nüchternem Sinne und würdigem Anstande gewesen seyn, während die reichlichen Mittel, Gäste aufzunehmen, auf gastfreundlichen Charakter und geselligen Geist deuten. Die unabweichliche Form des Zimmers läßt keine Ungewißheit über die verhaltnißmäßige Stellung, die jeder Einzelne einzunehmen befugt ist, während die Nothwendigkeit dieser Einrichtung an und für sich die Wirkung eines freiern Verkehrs zwischen den verschiedenen Ständen ist, als mit unsern Sitten und Zimmern vertraglich seyn würde. Der Platz in einem Zimmer wird daher eine ernste und wichtige Frage. Als ich Orientalen zuerst in unsere Zimmer eingeführt sah und die Verwirrung bemerkte, worein sie dadurch geriethen, fiel ich zuerst darauf, welche Wirkung die Gestalt ihrer

Zimmer auf ihr Benehmen mache und in welchem Zusammenhange beides stehe.

Diese Bauart hat, auch abgesehen von ihrem Vorzuge in Bezug auf Helligkeit und die Leichtigkeit der Annäherung, den Vorzug, Sparsamkeit (im Hausgeräthe, wenn nicht im Bauen) mit Eleganz, und Einfachheit mit Würde zu verbinden. Sie ist charakteristisch für die Ordnung, Sauberkeit und Anständigkeit ihrer häuslichen Gewohnheiten.

Sicilien im Herbst 1838.

1. Palermo.

(Fortsetzung.)

Ich eilte nach der Villa Pallagonia — der Accent ruht auf der vorletzten Sylbe — um so schnell als möglich zu sehen und entfliehen zu können. Eine schöne, dichte Allee von Cypressen empfängt den Wanderer. Ihre tröstenden Schatten hören aber nur allzufrüh bei einem kolossalen Steinthor ohne Flügel, welches vier gräuliche, von Blattern zerfressene Mamelucken oder Panduren tragen, wieder auf. Nun beginnt jene, schon von Goethe erwähnte Straße zwischen niedrigen Mauern. Ihre Bildsäulen sind glücklicherweise zur größten Hälfte von der Zeit zerstört worden, und nur hier und da grinst eine häßliche Fratze aus dem Stein hervor. Jene Allee führt geradewegs nach dem Schlosse, einem kleinen, runden Gebäude mit zwei anstoßenden Flügeln. Auf dem Hofe stehen zwei Brunnen in länglich viereckiger Gestalt, auf deren Balustrade plumpe Schäfer, Könige und Flußgötter, oder ähnliche Fratzen neben einander schlafen. Das von Goethe erwähnte Wappen des Hauses Pallagonia, ein Satyr, welcher einem Weibe mit einem Pferdekopf den Spiegel vorhält, habe ich nirgends finden können — das über dem Eingang gemeißelte bildete ganz gewöhnlichen heraldischen Trödel ab. Zu beiden Seiten ziehen sich niedrige Gebäude im Halbcirkel um die Villa, welche theils zu Gesindewohnungen, theils zu Ställen dienen, und ihre Simse sind noch jetzt mit den Ueberbleibseln jener aberwitzigen nur allzuoft genannten Statuen geziert. Bettler auf Krücken, Zwerge, Buckelige, Flöte blasende Affen, zwei-, dreifach verschlungene Drachen, Männer mit Pferdeschweifen, die Harfe spielend, alle ohne den blassesten Humor, verwittert, kaum kenntlich — mit Einem Wort ekelhaft. Das Innere der Villa zeigt zuerst einen runden Vorsaal mit drei Thüren. Ueber der linken steht der sublime Vers: Cangio l'antica interior struttura al gusto di modern' architettura. Sie führt in eine Reihe niedriger Zimmer, dürftig meublirt, wie die eines Chaussee-Einnehmers. Nur in einem derselben sind die lebensgroßen Bilder der fürstlichen Ahnherren und Ahnfrauen auf der Wand gemalt, alle mit Perruquen und Reifröcken. Der mittlere Eingang führt auf einem Bande die Inschrift: Salvadore Gravina primo di questo nome principe di Pallagonia fratello de su Francesco Ferdinando fondatore di quesi singolari ornamenti. Man tritt in einen geräumigen Gartensalon, dessen Decke mit kleinen blindgewordenen Spiegeln und einst vergoldeten Schnörkeln bedeckt ist, und an den Wänden eine Legion spannenlanger, buntbemalter Figürchen von Kraftmehl, Schäfer, Türken, Matrosen, und was nun dergleichen Kindereien mehr sind, steht. Der dritte Eingang endlich führt das Motto: Specciate in quei cristalli, nell' istessa magnificenza singolar contempla, di fralezza mortel l'imago spessa. Diese absonderliche Magnificenz besteht aus einem ziemlich großen Saal, dessen Decke abermals mit völlig schwarz gewordenen Spiegeln, die Wände mit marmorirtem Glase getäfelt, und von oben bis unten mit Marmorbüsten der fürstlichen Race gefüllt sind. Aber mit welchen! Gesichter, Perruquen und Steifkragen von weißem Marmor, Gewänder und Barette von schwarzem oder farbigem — die nichtswürdigste Steinmetzarbeit. Der Custode weist zwei mit ächtem Sammt überzogene Sopha als Seltenheit. Das Nebenzimmer zeigt auf kümmerlichsten Papiertapeten die Bilder der Weisen Griechenlands, und unter ihnen Mohammed II. Der trübeste Wahnsinn ist von jammervoller Armseligkeit verdrängt worden.

Erlöst aus dem Pallagonesken Fegfeuer gedachte ich mich an der gerühmten Aussicht vom Belvedere der Villa Valguernera aus zu erholen — da aber die Excellenza just die Villeggiatura genoß, so war der Eintritt jeglichem Fremden untersagt, und so wandte ich mich denn nach dem Casino des Principe Butera, dem dritten Wunder Bagaria's, zu. Die Gebäude entsprechen vollkommen den bereits durchwanderten; der Garten seufzt unter tausend kleinen Sandstein-Pyramidchen und Väschen, ist dagegen weislich von Schatten gebenden Bäumen frei gehalten worden, und nur die Pfefferstaude wiegt an schwankem Zweige ihre dünnen Blätter im Sonnenbrand. Die wahre Curiosität erwartete mich am Ende des Gartens — die Einsiedelei. In einem halben Duzend enger Kämmerchen waren eben so viel betende, schreibende, lesende Wachsfiguren von Mönchen und Nonnen aufgestellt; ein ausgestopfter, von Motten zerfressener Hund bewachte die Pforte, der Pförtner zog die Glocke, und was nun dergleichen Jämmerlichkeiten mehr waren. Man wird mir den Vorwurf machen, daß ich mich zu lange bei ihnen aufgehalten habe, und ich würde gern die ganze alberne Mystification mit Stillschweigen übergangen haben, wenn ich nicht die Hoffnung hegte, daß meine wahre Schilderung einem oder den andern meiner Nachfolger vor jener schmählichen Vergeudung eines halben Tages bewahren werde. — Unser Fuhrmann, welcher sich nicht träumen ließ, daß wir Bagaria's Wunderwelt so englisch durchrennen würden, hatte sich unsichtbar gemacht. Die Unreinlichkeit der Kaffeehäuser scheuchte sogar mich, der ich mit den italienischen Schattenseiten so ziemlich vertraut zu seyn wähnte, wieder ins Freie. Ein Feiertag hielt die bettelhafte Einwohnerschaft des Fleckens auf den Beinen. Ein Meer von weißen Zipfelmützen wogte in der einzigen Gasse auf und nieder, und fluthete nach wenigen Secunden auf die Ankömmlinge zu, um sie mit dummfrecher Neugier zu umdrängen, anzustarren, auszufragen. Mein Palermitaner Begleiter, wenig erbaut über mein unverhohlen ausgesprochenes Mißbehagen in jenen Tollhäusern, weihte alsbald mit südlicher Schwatzhaftigkeit die Umstehenden zu Vertrauten

seines patriotischen Grams ein, und ein dumpfes Murren der Unzufriedenheit mit dem Verächter durchlief die Reihen. Mir blieb nichts übrig, um die Grollenden zu beschwichtigen, als ihnen in einer zierlichen Rede zu erläutern, wie ich Bagaria für einzig in seiner Art halte, und mein etwaniges Mißfallen lediglich dem seligen Goethe, der mich in April geschickt, gelte. Ob diese Entschuldigung für gültig angenommen wurde, kann ich nicht sagen. Mich erlöste die glückliche Intervention meines Wagens aus den Reihen der verletzten Patrioten, und ich konnte mich rühmen, wenigstens einen frohen Augenblick in Bagaria genossen zu haben, den, an welchem ich die Deichsel Palermo zugewandt sah.

(Schluß folgt.)

Die Stadt Kiew.

(Aus Stephens: Incidents of Travel etc.)

Die ehrwürdige Stadt Kiew oder Kiow steht auf einer großen Höhe, auf dem Kamm eines Amphitheaters von Bergen, die sich schroff inmitten einer ungeheuren Ebene erheben, und wie durch eine seltsame Laune der Natur aufgeworfen sind. Der Styl der Architektur ist wunderbar berechnet, dieser eigenthümlichen Lage Effect zu verleihen, und nach einer trübseligen Reise über die wilden Ebenen der Ukraine stellt sie sich dem Reisenden plötzlich mit all dem Schimmer und dem pomphaften Glanz einer asiatischen Stadt dar. Viele Jahrhunderte hindurch galt sie für das Jerusalem des Nordens, die heilige Stadt der Russen, und lange, ehe man sie erreicht, stellen sich die zahlreichen Kirchen und Klöster dar, welche den Gipfel krönen oder an den Seiten hängen, und mit ihren vierfachen Domen und Thürmen, mit ihren ächt vergoldeten Ketten und Kreuzen in der Sonne schimmern. Die Kirchen und Klöster haben einen großen Dom mit einem Thurm und einem Kreuz darauf in der Mitte, und mehrere kleinere Dome, gleichfalls mit Thürmen und Kreuzen rund umher; diese sind miteinander verbunden durch hängende Ketten, welche so gut vergoldet sind, daß sie nie den Glanz verlieren.

Die Stadt besteht aus drei verschiedenen Theilen: der alten mit ihrer polnischen Befestigung und dem Palaste des Kaisers; der von Peter dem Großen gebauten Veste Peschtschersk mit Gräben und hohen Wällen, und einem Arsenal, das 80 bis 100,000 Gewehre fassen kann; endlich aus dem Podolsk oder Handelstheile, am Fuße des Berges nach dem Dnjepr hin. Dieser Theil hat 30,000 Einwohner außer einer starken Garnison, die zum Theil aus Kosaken besteht, und ein ziemlich gutes Hôtel. Durch seine Lage vom Verkehr mit Fremden ziemlich abgeschlossen, ist Kiew noch eine ganz russische Stadt, die ihren asiatischen Baustyl rein bewahrt hat, und der alte an den Sitten und Gewohnheiten seiner Väter hängende Russe setzt seinen Stolz darauf, als auf einen Ort, den die Hand der Neuerung noch nicht erreicht hat: unter andern Reliquien der alten Zeit steht hier auch der lange Bart noch in so hohem Ansehen, wie zur Zeit Peters des Großen. Da die Stadt gegen 40 Stunden von der geraden Straße zwischen Moskau und dem schwarzen Meer abliegt, so wird sie von Fremden sehr wenig besucht.

Alterthümer in Frankreich. Das Dorf Espaly, im Departement Haut Loire, das rund um einen ziemlich hohen Felsen liegt, liefert Alterthümer aus der vorrömischen und römischen Zeit, so wie aus dem Mittelalter; aus den beiden letzten Epochen fast nur Münzen, aber aus der ersten Aushöhlungen im Felsen, Waffen und Werkzeuge von Stein und von den mannichfachsten Formen. (Echo du Monde Savant. December.)

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

BESCHREIBUNG DER STADT ROM

von

E. PLATNER, C. BUNSEN, E. GERHARD, W. RÖSTELL und L. URLICHS.

Dritter Band:

die sieben Hügel, der Pincio, das Marsfeld und Trastevere.

Zweite Abtheilung:

die Foren, der Esquilin, Viminal, Quirinal und Pincius nebst ihren Umgebungen,

oder

der Beschreibung achtes und neuntes Buch, nebst Ergänzung des dritten und fünften.

Mit 3 Lithographien.

gr. 8. Preis 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 12 Gr.

Der erste Abschnitt enthält die vollständige Herstellung des römischen Forums in dessen verschiedenen bisher wenig oder gar nicht beachteten Epochen. Es ist erstrebt worden, das Bild des wiedergefundenen Forums als einen Theil der Geschichte des römischen Volks und Staates, dessen Mittelpunkt und Spiegel es war, möglichst anschaulich und abgerundet darzustellen. In der zweiten Abtheilung ist das Forum des römischen Volkes mit den gleichnamigen Prachtbauten Julius Cäsars, Augusts, Domitians, Nerva's und Trajans als Eine große, in Hinsicht ihres Umfanges wie ihrer Herrlichkeit weder vorher noch nachher erreichte Anlage zur Anschauung gebracht. Den Rest dieser Abtheilung nimmt das achte und neunte Buch der Beschreibung ein. In beiden befinden sich einige kostbare Reliquien Niebuhrs.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 13.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

13 Januar 1839.

Die Fahrt nach Konſtantinopel.

(Aus dem Tagebuche eines Schweizers. 1831.)

Der letzte Tag Septembers war auch der letzte meines Aufenthaltes in Rußland, — zugleich auch einer meiner vergnügteſten in dieſem düſtern Lande, und mit wahrem Jubel rief ich ihm das „proschtschai“ (Lebewohl) zu, als ich die Schwelle der Quarantäne in Odeſſa überſchritten hatte, und nun in demſelben Augenblicke das gewichtige Thor hinter mir zugeſchlagen wurde und der Riegel zuraſſelte, um mir den Rücktritt zu verwehren; — denn jetzt war ich ſchon compromittirt, d. h. ich gehörte ſchon in den Bezirk des Lazareths, und hätte nur nach einer langwierigen Purgationsfriſt wieder in die Stadt gelaſſen werden können. Jetzt hörte ich auch ſchon, um den plötzlichen Uebertritt in eine neue Welt lebhafter zu fühlen, eine neue Sprache, gänzlich verſchieden von derjenigen, an der ich bisher ſo manches Jahr hindurch gewöhnt geweſen: es war mein Schiffscapitän, ein Illyrier,*) der mich auf italieniſch willkommen hieß, und ſein „ben venuto“ mit einem derben Händedruck und einer heitern, offenen Miene begleitete, die mich gleich für den Mann einnahm, dem ich nun mein Leben auf dem trüglichen Elemente anvertrauen ſollte. Ich hatte ihn noch nicht zu Geſicht bekommen, weil ein Kaufmann, an den ich empfohlen war, den Handel in meinem Namen mit ihm abgeſchloſſen; nun war er hingekommen, um mich mit meinen Effecten in Empfang zu nehmen und an Bord ſeines Schiffes zu bringen.

Nachdem ich daſelbſt die nöthigſten Einrichtungen getroffen, ſtellte mir Capitän Vincenzo Zaffron — ſo hieß mein neuer Wirth — frei, die wenigen noch übrigen Stunden zu benutzen, um mich auf dem Quarantäneufer zu ergehen. So beſchränkt auch dieſer Spaziergang war, ſo gewährte er doch immer einen freiern Spielraum, als das Verdeck der Brigantine; ich ſtieg alſo noch einmal ans Land. — Wie ich dem Meeresſtrand entlang gehe, ſinnend über den Erfolg meines neuen Reiſeunternehmens, ſpült eine Welle einen Körper auf den Sand, zieht ſich ſchnell zurück, und läßt die Bürde liegen. Ich trete näher; es war ein todter Polyp, ein gallertartiger, weißgrauer Klumpen, ungefähr anderthalb Fuß im Durchmeſſer, noch unförmlicher dadurch, daß ihm Kopf und Füße fehlten.*) Von Organen war da keine Spur zu finden, und doch hatte dieſer Körper geathmet und gelebt, hatte alſo ſeinen Platz behauptet auf der thieriſchen Stufenleiter, ſo gut wie ich. Dieſe Vorſtellung erregte in dem erſten Augenblick einiges Grauſen in mir: kann nicht morgen ſchon, dachte ich, dieſelbe Welle mich in demſelben Zuſtand ans Land tragen, und was wird dann meine Hülle voraus haben vor dieſer da zu meinen Füßen? Doch, das Leben, das den Leichnam beſeelte, kann nicht zu Nichts werden, ſonſt iſt keine Stufenleiter gedenkbar, und doch zeigt uns die Natur dieſelbe zu deutlich im Sichtbaren, wie im Unſichtbaren, als daß wir daran zweifeln könnten; dieſe Natur iſt unendlich, ſomit auch ihre Stufenfolge, und damit das Leben der ſie bildenden Weſen.

Auch dieſesmal erheiterte mich dieſer Gedanke, wie er es ſchon öfters gethan hatte; dazu half noch ein gutes Glas Cyperwein, das ich einige Schritte weiter im Quarantäne-Kaffeehaus fand, nebſt Unterhaltung mit lebendigen Geſchöpfen, mit Menſchen von verſchiedenen Ländern, theils Seeleuten, theils Paſſagieren, die hier nie fehlen, um durch Billardſpiel und die gewöhnlichen Genüſſe, welche ſolche Anſtalten gewähren, beſonders aber durch Tabakrauchen und Mittheilung, die Zeit zu verkürzen, die ſie außer Verbindung mit der übrigen, ſo nahe gelegenen und doch ſo ſtreng geſchiedenen Welt zubringen müſſen.

*) Die öſterreichiſchen Seeleute gehören beinahe ausſchließlich dieſem beträchtlichen ſlawiſchen Volksſtamme an, und ſprechen außer ihrer ſlawiſch-illyriſchen Mutterſprache ein Italieniſch, das mit dem Venetianiſchen dialektiſche Aehnlichkeit hat.

*) In dieſem Zuſtande findet man gewöhnlich den geſtrandeten Polyp, nachdem ihm die übrigen Glieder von den größern Fiſchen, namentlich von den in jenen Gewäſſern ſehr häufigen Delphinen, weggefreſſen worden, die dann den verſchmähten Rumpf ſeinem Schickſale überlaſſen. In dieſem Zuſtande wird dieſes in der Levante ſeiner acht Füße wegen Oghdhopodhi genannte Seethier für ungenießbar angeſehen, vollſtändig und lebendig gefangen aber als Leckerbiſſen und leicht aufzubewahrende Faſtenſpeiſe theuer verkauft.

Noch beſuchte ich den Vorhof des Lazareths, wo mich aber die Wache nicht lange verweilen ließ, kaufte in dem Contumazmagazin etwas Proviant ein, und begab mich, da der Tag ſich zu neigen anfing, auf den Rückweg. Auf das mir vorher mitgetheilte Loſungswort „woda Navigazion“ *) holte mich die Schaluppe ab, und brachte mich zum letztenmal von ruſſiſchem Boden an Bord.

Mit dem neuen Monate fing den folgenden Tag auch ein ſchöner Morgen und ein fröhliches geſchäftiges Leben an. An unſer Fahrzeug ſtießen noch andere in großer Zahl, meiſtens illyriſche und griechiſche — letztere unter ruſſiſcher Flagge. Neugierig beſchauten ſich gegenſeitig die benachbarten Paſſagiere, die ſich meiſtens noch nicht geſehen hatten und nicht mehr erblicken ſollten; mit feierlichem Tone begrüßte unſer Capitän die in der Nähe herumliegenden Collegen und ging dann ans Land, um einige noch mangelnde Schriften zu holen; während ſeiner Abweſenheit wurden unter luſtigem Matroſengeſang die Anker gelichtet, und bei ſeiner Rückkunft, gegen 10 Uhr, die Segel geſpannt. Ein friſcher Nordoſtwind ſchwellte ſie an, und brachte uns in einigen Stunden ſo weit, daß wir nichts mehr als Himmel und Waſſer ſahen.

Obſchon dieſes erſt meine zweite Seereiſe war, ſo empfand ich doch nichts Unbehagliches bei dieſer Erſcheinung, denn ich hatte ja das ſo eben verſchwundene Land gern verlaſſen, und freute mich dagegen, bald ein anderes, noch nie geſehenes, ſchöneres zu erblicken, und zwar um ſo eher, je mehr ich mich von dem erſtern entfernte. Mit gutem Appetite ließ ich mich daher von dem Capitän in die Cajüte rufen, zu dem unterdeſſen gerüſteten Mittagsmahle, das dießmal noch nicht aus Schiffskoſt, ſondern aus friſchem Proviant beſtand: eine Fleiſchſuppe, ein Stück Ochſenfleiſch und ein Gericht Kohl, dazu friſches Brod und rother Wein von Gallipoli, der, obſchon nicht zu den edleren griechiſchen Weinen gehörend, trinkbar war; dann kam ein guter Kaffee. Für friſches Obſt hatte ich geſorgt, indem ich von dem Bazar in Odeſſa einen Karren voll der großen ſüßen Waſſermelonen mitbrachte, die von der Krimm dorthin geführt und äußerſt wohlfeil verkauft werden.

(Fortſetzung folgt.)

Sicilien im Herbſt 1838.

1. Palermo.

(Schluß.)

Die edelſte Sühne für den gegen Sinn und Gefühl begangenen Frevel bietet das Kloſter zu Monreale. Die Felſen zur Rechten ſind bis oben mit indianiſchen Feigen bewachſen, die Einfaſſung der ſich dreimal windenden Straße mit der ſchönſten Aloe. Ein fruchtbares Thal voll Oliveti zieht ſich zur Linken von Palermo unterhalb Monreale zwiſchen den Bergen hinauf. Der Rückblick auf die Stadt und das Meer gewinnt mit jeder Wendung des Weges, und je höher er an den Bergen hinauf führt. Die Kloſterkirche von Monreale iſt ohne Widerrede die ſchönſte von Sicilien und in ihrer Art unübertroffen. Was die Capella palatina im Kleinen, iſt ſie im größten Maaßſtabe. San Marco in Venedig dürfte ihr den Vorrang in Rückſicht auf ſeine Kuppeln und ſchöne morgenländiſche Bauart ſtreitig machen; in Bezug auf Reichthum ſteht ihr Monreale gleich, und übertrifft jene Kirche an edler Einfachheit und Reinheit des Styls bei weitem. Das Auge fühlt ſich von der Goldgluth, welche das Heiligthum durchleuchtet, geblendet; nur ſpät erſt wird es fähig, die wunderbaren Schönheiten des Einzelnen zu ſondern. Das Hauptſchiff ruht auf 16 antiken Säulen, deren Capitale zum Theil ohne Geſchmack verwandt, aber faſt alle von ausgezeichneter Schönheit ſind, obwohl ſie aus ſpäterer Zeit ſtammen. Der Dachſtuhl wird von 13 Querbalken getragen, alle reich mit Gold und roth, blau und weißen Ornamenten geziert. Die abſchüſſigen Dächer der Seitenſchiffe ſind mit gleichfarbigen, höchſt geſchmackvollen Roſetten ausgeſchmückt. Die Goldmoſaik des innern Schiffs zerfällt in zwei horizontale Haupt- und zehn vertikale Unterabtheilungen. Jede ſtellt eine Scene aus dem alten Teſtament mit beigefügter lateiniſcher Inſchrift dar. Die Zeichnungen ſind oft von ausgezeichneter Schönheit. Ich erwähne beiſpielsweiſe nur der erſten auf der rechten Seite, wo Gott den Waſſern Leben einhaucht, und der Geiſt der Fluthen, ein ächt antiker Greiſenkopf, aus den Wellen emporſteigt. Ueber dem Haupteingang zerfallen die Gemälde in drei Reihen. Der übrige Raum der Wand bis auf den Fußboden herab iſt mit grauem Marmor und rothen Porphyrſtreifen getafelt. Aus dem Bogen, welcher das Chor ſondert, ſchweben zwei höchſt anmuthige Engel. Die Hauptkuppel des Chors enthält das koloſſale, leider ſchlecht übermalte Bruſtbild des Heilands, die beiden Seitencapellen die der h. Paulus und Petrus. Die Seitenſchiffe ſind nur mit einer Reihe Moſaiken decorirt; ſie ſtellen aber, ſo wie in den Gewölben der Kreuzcapellen, Scenen aus dem neuen Teſtament und Legenden dar. Der Fußboden des Chors beſteht aus Opus alexandrinum, und eben ſo ſind die Pfeiler und der Biſchofſitz gleichfalls von der ſeltenſten muſiviſchen Arbeit. Eben ſo intereſſant iſt der Kreuzgang des anſtoßenden Kloſters. Die vier Ecken ruhen auf vier zuſammengeſtellten Säulchen, zwiſchen welchen 25 Doppelſäulen auf jeder Seite die Bogen tragen. Jede hat eine von der andern abweichende Cannelirung, welche vordem mit Goldmoſaik gefüllt waren. Schon die Capitale legen einen vollgültigen Beweis von der überreichen Phantaſie des Baumeiſters ab; ein jedes iſt verſchieden. Phantaſtiſche, ſtets anmuthige Geſtalten verſchlingen ſich in bunter Abwechſelung zum Knauf; hier iſt es ein Opferfaß, welches das Capital bildet, dort der Kampf zweier Ritter, hier ein Adler mit ſeltſam geſpreizten Schwingen, dort Genien, welche aus Lotosblättern hervorſchlüpfen. Und gleich dem Reichthum der Erfindung erregt die zierliche, leider nur allzu oft verſtümmelte Arbeit Bewunderung.

Ich erlaube mir, ehe ich von Palermo und deſſen Bewohnern ſcheide, über letztere einige Bemerkungen einzuſchalten. Die Verſchiedenheit des Palermitaners und Neapolitaners, welche

*) „Navigazion“ war der Name dieſes Kauffahrteiſchiffes.

gleich beim Eintritt in Siciliens Hauptſtadt auffallend entgegentritt, bekundet ſich bei längerer Anweſenheit immer deutlicher. Die ſtets wiederkehrende Pulzinellfratze des Neapolitaners, ſeine affenartige Beweglichkeit, rohe Sinnlichkeit und größtentheils gutmüthige, für Scherz empfängliche Laune machen dem düſtern, verſchloſſenen Weſen des Sicilianers Platz. Die Geſichtsbildung des letztern iſt edler, obwohl nicht ohne häßliche, hämiſche Züge; in ſeinem dunkeln, beweglichen Auge lodert unaufhörlich eine unheimliche Gluth, es iſt ein Vulcan, der des Ausbruchs harrt. Das laute, lärmende Weſen, jene offenkundigen Huldigungen, welche Pulzinell ſeinem Abgott, dem Magen, unaufhörlich darbringt, iſt dem Sicilianer fremd; er iſt nüchtern und kennt in ſeiner Armuth jene ſinnlichen, verfeinerten Genüſſe nicht, oder er verſchmäht ſie und der Reiſende empfindet dieſe Vernachläſſigung ſchmerzlich genug, denn nirgends lebt es ſich ſchlechter als in Sicilien. Er iſt vielleicht eben ſo gierig auf ſchnellen, mühloſen Erwerb, aber er trägt jene widrige Habſucht weniger zur Schau als der Neapolitaner. Tage ſind vergangen, während denen ich nicht einmal angebettelt wurde. Die Schnupftücher ſind vor geſchickten Handgriffen ſicher, und dürfen in Palermo wieder in der Taſche, ſtatt wie jenſeits des Meeres in der Huthöhlung, getragen werden. Der Sicilianer beträgt und raubt — aber er ſtiehlt nicht. Der Einfluß der Geiſtlichkeit iſt unbeſchränkt. Ihr oft zügelloſes Leben, und all die ärgerlichen Geſchichten, welche offenkundig von ihnen erzählt werden, vermögen ihre Macht nicht zu erſchüttern. Der Palermitaner iſt abergläubiſch, und fanatiſch für ſeinen Glauben eingenommen. Jederzeit ſucht er den Himmel in ſein Intereſſe zu ziehen; faſt jedes Haus trägt die Inſchrift: Viva la divina providenzia! mit welcher die darauf folgende spaccio di tabacchi oder vino di padrone komiſch genug contraſtirt. Nirgends finden ſich mehr Klöſter in einer Stadt gehäuft, als in Palermo. Außer den zahlloſen Kirchen und Capellen mahnen die langen, bauchigen, bis oben vergitterten Balcone, welche faſt ein Drittheil des Corſo einnehmen, daran. Es ſind dieß die Schaufenſter der Nonnen, deren Zellen oft nur einen Theil des Gebäudes einnehmen, während die untern Stockwerke zu weltlichem (oft ſehr weltlichem) Zweck verwandt werden. Oft führen unterirdiſche Gänge aus entlegenen Klöſtern zu den Balconen des Corſo; ſelten werden ſie von Neugierigen leer. Der Adel gleicht dem der übrigen Provinzen Italiens, und lebt theils durch Geiz, theils durch den Verfall ſeiner Vermögensumſtände bewogen, in der Zurückgezogenheit. Die Paläſte bieten überall denſelben ſchneidenden Contraſt der Größe, der Pracht mit Verfall und Schmutz. Elende Bretterverſchläge theilen die herrlichſten Säle; die Lambris ſind geſchwärzt und geborſten, die Meubel wurmſtichig, veraltet, die Vorgemacher der Schauplatz der lumpenhafteſten Valetaille. Sogar auf dem Corſo findet man quer über die Straße von Balcon zu Balcon Leinen geſpannt, auf welchen ſich die Leibwäſche des Marcheſe den Vorübergehenden zur Muſterung darbietet. Im Allgemeinen zeichnet ſich die vornehmere Claſſe durch Artigkeit und die ſeltenſte Zuvorkommenheit gegen Fremde aus. Der Charakter als Foreſtiere iſt ihm der wirkſamſte Empfehlungsbrief. Es genügt an einer flüchtigen, im Kaffeehaus angeknüpften Bekanntſchaft, um an dem Palermitaner einen allzeit willigen Begleiter und Führer zu finden, um von ihm in ſeinen Cirkeln eingeführt und in kürzeſter Friſt bekannt zu werden. Geſchäftsloſigkeit, Neugier und Geſchwätzigkeit mögen vielleicht die Haupttriebfedern jenes Entgegenkommens ſeyn. Nirgends wird wenigſtens der Fremde mit mehr und oft läſtigen Fragen überhäuft, nirgends ſchneller in die Geheimniſſe ſeines neuen Gaſtfreundes eingeweiht. Rückſichtslos erwählt er ihn gleich in den erſten Stunden der Bekanntſchaft, um ihn zum Vertrauten ſeiner Unzufriedenheit mit allen beſtehenden Einrichtungen zu machen, namentlich um den Stolz auf ſeine eigene Nationalität und das eingewurzelte Mißtrauen, den Groll, welchen er gegen die Neapolitaner hegt, auszuſprechen. Beide Völker überhäufen einander mit Schmähungen, und beſchuldigen ſich wechſelſeitig der Falſchheit, des Hanges zum Betruge, und leider, ohne ſich allzu großes Unrecht zuzufügen.

Das portugieſiſche Miniſterium und die portugieſiſchen Colonien in Afrika.

Der Marineminiſter Sa da Bandeira, deſſen ganzes Beſtreben jetzt dahin geht, die afrikaniſchen Colonien in Aufnahme zu bringen, Colonien, durch die allein Portugal den Verluſt Braſiliens verſchmerzen und wieder zu einem wichtigen Handelsſtaate werden könnte, ſucht nun erſt alles Mögliche hervor, dieſe beſonders für die Geſundheit ſo verrufenen Länder in einen beſſern Credit zu bringen, vorzüglich in der Abſicht, Auswanderer, die jetzt zu Tauſenden aus Portugal, und hauptſächlich den azoriſchen Inſeln, nach Braſilien ziehen, zu bewegen, ihr Augenmerk auf das in jeder andern Hinſicht ſo fruchtbare Angola zu wenden, wo alle Naturproducte in derſelben Fülle erzeugt werden können, wie in Braſilien, und wo, ohne eigene Sklaven zu beſitzen, es dennoch nicht an Händen zur Arbeit fehlen ſoll, und zwar für einen ſolchen Spottpreis, wie nirgends anders in der Welt. Alle Nachrichten, die nun zum Vortheile der afrikaniſchen Beſitzungen, beſonders aber Angola's, ſprechen, wodurch Menſchen lüſtern werden können, ihr Heil daſelbſt zu verſuchen und ſich überzuſiedeln, läßt Sa da Bandeira veröffentlichen. Kann nur einmal das allgemeine große Vorurtheil gegen dieſes Land (wohin nur Verbrecher geſchickt wurden, die meiſtens aus Mangel an regelmäßiger Lebensart und guter Behandlung umkamen) in Hinſicht des ungeſunden Klima's beſeitigt werden, ſo würde man bald gewonnen Spiel haben, allein die Erfahrungen ſprechen nur gar zu häufig dafür, daß der Widerwille gegen eine Ueberſiedelung dahin nicht bloßes Vorurtheil iſt, denn ungemein viele Menſchen werden im erſten Jahre ihres dortigen Aufenthalts vom Tode heimgeſucht, und beſonders junge Leute vor ihrem dreißigſten Jahre. Ueberſtehen ſie dann auch glücklich alle klimatiſchen Anfälle und kehren in einigen Jahren nach Europa zurück, ſo wird nachher dennoch manches Jahr vergehen, bevor ſie wieder zu einer geſunden Geſichtsfarbe gelangen, denn ſie ſehen meiſtens aus wie aus dem Grabe erſtanden. Durch die zunehmende Cultur und Bevölkerung civiliſirter Menſchen kann natürlicherweiſe ungemein viel zur Verbeſſerung des Klima's einer Gegend beigetragen werden, wovon man hunderte von Beiſpielen in Braſilien

hat, wo es Gegenden gab und zum Theil noch gibt, die eben so ungesund wie die von Angola sind, wo die Menschen in manchen Jahren wie vergiftete Fliegen dahinsterben, wo auch die Lebendigen eine wahre Todtenfarbe haben, z. B. in den Urwäldern und den Ufern des Rio Doce und den Steppenländern des Rio de S. Francisco. So wie aber daselbst die Landcultur sich ausbreitete, die Bevölkerung zunahm, minderten sich die klimatischen Krankheiten. Dieselben Resultate muß man auch in Angola erwarten. — Vor einiger Zeit ließ der Minister abermals etwas über den Zustand dieses ausgedehnten afrikanischen Landstrichs drucken, den Auszug eines Briefes, den er aus Rio de Janeiro erhalten, und der manches enthält, was dem Gouvernement die Augen öffnen soll, manches, was interessant für die Länderkunde ist. — Ich gebe daher, ungeachtet des Abgerissenen und Unvollkommenen des Aufsatzes, denselben, so wie er abgedruckt ist, in Uebersetzung. — Auszug eines Briefes aus Rio Janeiro vom 28 Januar 1830. „Die Flüsse Quanza, Bengo und Dande (die sich ins Meer ergießen) sind zwar keine Hauptströme, allein in kleinen Fahrzeugen dennoch auf große Erstreckungen schiffbar, wenn das Gouvernement dieselben nur von den vielen hineingestürzten Bäumen und Aesten, welche die Flußfahrt hindern und gefährlich machen, wollte reinigen lassen, um dieser Schifffahrt damit den ersten Impuls zu geben. Durchaus nöthig wäre es auch, daß das Gouvernement für Eröffnung von Straßen aus der Hauptstadt nach den Presidiums (Außerwachten) Sorge trüge, die nur sehr wenig kosten würden, denn das ganze Terrain von Angola nach den Presidiums ist eben; es bedürfte weiter nichts, als Fällung von Wald und Gebüsche, so wie einiger Auffüllungen in Sumpfgegenden, um einen mit Karren transitabeln Weg zu haben. An Arbeitern fehlt es hier nicht, man hat sie beinahe umsonst; für eine Bouteille Branntwein oder ¾ Ellen gedrucktes baumwollenes Zeug und dabei eine magere Kost hat man Arbeiter für eine ganze Woche. Wenn der Taglohn nicht so äußerst wohlfeil wäre, wie würde es denn möglich seyn, mit einigem Gewinn aus dem Innern des Landes und oft 150 Legoas weit (20 einen Grad) Wachs und Elfenbein auf den Köpfen der Neger im Taglohn herbeischleppen zu lassen? Wenn das Gouvernement nur ein Drittel seiner reinen Revenuen des Landes Angola zu solchen Zwecken der Verbesserungen der innern Communication jährlich verwenden wollte, so würden sich die Einnahmen der Provinz gewiß in kurzem verdoppeln. Unsere Presidien im Innern (befestigte Plätze als Außerwachten) sind ruinirt und bedürfen der Ausbesserung und der Besatzungen, um die wilden Stämme in Respect zu erhalten, und wenn nun das Gouvernement überdieß darauf bedacht wäre, einige Colonisten in jedes Presidium zu ziehen, von denen die Neger den Ackerbau erlernten, so würde in kurzem die Ausfuhr von Colonialproducten beträchtlich werden, denn die einen Colonisten würden auch die andern herbeiziehen, die Auswanderungen nach Brasilien, wo ohnedem der Portugiese mit scheelen Augen jetzt betrachtet wird, würden ein Ende nehmen. Es gehört aber ferner dazu, daß das Gouvernement den Colonisten die Erlangung von Länderbesitzthum erleichtert und besonders das lästige Salzmonopol aufhebt. Die Einfuhr an europäischen Fabricaten nach Angola, mit Einschluß von 18 bis 20,000 Pipen Branntwein, schätzt man jährlich auf 8000 Contos (15 Mill. Thaler), und der größte Theil dieser Producte kommt aus England, der Branntwein aus Brasilien. — Was würde Portugal nicht dabei gewinnen können, wenn diese Fabricate, die meistens aus groben Stoffen bestehen, im Lande verfertigt und direct aus Portugal in jenes Land geführt würden, da indirect alle diese europäischen Fabricate aus Brasilien dahin gebracht werden. (Der Verfasser des Briefes läßt ganz außer Acht, daß diese Fabricate aus Brasilien dahin gehen, um dafür Sklaven zu erhandeln, und daß alsbald die Consumtion sich um ein Beträchtliches vermindern wird, sobald alle Ausfuhr von Sklaven aus den portugiesischen Colonien gehindert wird.) — Der Grund und Boden des Districts von Benguella ist der geeignetste für den Ackerbau, dort weiden Millionen Stück Rindvieh (gewiß große Uebertreibung, da man bis jetzt noch nichts davon vernommen). Man zählt unter denselben sechs verschiedene Species oder Abarten: drei einheimische (wahrscheinlich rechnet man darunter die Antilopen), die europäische Race, und zwei Racen, die durch die Vermischung der europäischen mit der einheimischen entstanden. (Dieses wäre wohl eine Neuigkeit für die Naturgeschichte, wenn sich europäisches Rindvieh mit Antilopen paaren sollte.) Der Handel mit Häuten und getrocknetem Fleische könnte so wichtig werden, wie der von Buenos-Ayres, Monte Video und Rio Grande in Brasilien. Allein auch dieses kann nicht stattfinden, da wo es an der gehörigen Protection des Gouvernements fehlt, und es hängt hiebei Alles von der Wahl eines guten Gouverneurs ab, der mehr für das Beste des Landes, als für sein eigenes besorgt ist. — In Hinsicht der Menge Branntwein, die dort consumirt wird, sagt man, daß der portugiesische zu theuer sey, um Abgang zu finden, allein man müsse bedenken, daß der portugiesische 25 Grad Stärke habe, der brasilianische nur 18 Grad, und daß die Kaufleute in Angola auch diesen noch um 2 Grad schlechter machten durch die Taufe mit Wasser, weil die Neger nur schwachen Branntwein liebten, der nicht über 16 Grad Stärke hätte; man brauche also nur den portugiesischen starken Branntwein mit der Hälfte Wasser zu versetzen, so würde man ihn auch um wohlfeilere Preise liefern können. (Der Verfasser beweist hiemit sehr schwache Handelskenntnisse, und es ist zu bewundern, wie das Gouvernement solche Aeußerungen nicht gestrichen hat, so wie den weitern Unsinn, daß man die Auswanderung nach Brasilien, die im vergangenen Jahre 12,000 Köpfe betragen, gänzlich verbieten solle.)

(Schluß folgt.)

Celtische Alterthümer in England. Kürzlich wurden in dem brittischen Museum Originalzeichnungen von drei merkwürdigen celtischen Alterthümern niedergelegt, von den (angefangenen, aber wie es scheint nicht vollendeten) Bauten zu Stonehenge nicht weit von Salisbury, von dem ungeheuren Cromleach (Grabdenkmal) zu Plas Newydd in Anglesea, und dem nicht minder merkwürdigen Tolmaen (franz. Dolmen, Altar) zu Constantin in Cornwall.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 5 u. 6** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.** Zweiter Artikel. — **Der Triumph der Schönheit.** (Schluß.) — **Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.** (Fortsetzung.)

Zu den Abonnements dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, das wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes [illegible]

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 14.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Januar 1839.

Das Land und Volk der Baschkiren. *)

Das Land der Baschkiren läßt nichts von der Natur zu wünschen übrig; die sogenannte Linie hingegen, d. h. die östliche Gränzlinie, bildet einen merkwürdigen Contrast mit dem Innern des Gouvernements. Von Swerinogolowsk bis Gurjew findet man nichts als öde, flache Steppe. Das Uralgebirge, welches in der Richtung des Meridians von dem Eismeer zum kaspischen hinläuft, bildet im Orenburgischen mehrere seitwärts ablaufende Gebirgsverzweigungen, wendet sich dann unter dem Namen obschtschij Sürt nach Westen, und schickt nur bei Orsk einen Gebirgsast über den Ural. Der Fuß des Uralgebirges läuft übrigens in eine öde, flache Gegend aus. Die höchsten Berge sind 4000 Fuß über der Meeresfläche, oder 4300 über dem kaspischen Binnenmeere erhaben. Das Klima in der Baschkirei ist schön und gesund, der Sommer kurz, der Winter etwas streng und anhaltend. An der Linie gibt die unendliche Wüste dem Klima einen widrigen Charakter. Der Sommer ist unglaublich heiß, der Winter strenger als der petersburgische: nicht selten sehen wir das Thermometer wochenlang sich nicht über — 20 bis 25° R. erheben, und dazwischen häufig unter 30° herabsinken. Sobald es über 20° steht, fehlt selten die eigentliche Landesplage, der heftige Wirbelwind, Buran. Er kostet jährlich vielen Menschen das Leben. Der glühende Sommer verwandelt diesen Wind in einen wahren Scirocco; man kann sich dann vor Staub und Hitze nicht lassen. Im Innern des Landes, im Gebirge, kennt man diese Plage nicht. Der Frühling währt kaum 14 Tage, desto länger aber der schöne, trockene kühle Herbst.

Als Czar Iwan der Schreckliche im J. 1552 das Königreich Kasan bezwang, unterwarfen sich die theils unter kasanischer, theils unter sibirischer und nogaischer Herrschaft stehenden Baschkiren von selbst, und auf ihre eigene Bitte wurde im J. 1574 die Festung Ufa am Flusse gleichen Namens gebaut, und diente oft den bedrängten Baschkiren als Zufluchtsort. Indeß war das gute Vernehmen der Baschkiren mit den Russen nicht von Dauer, und es erfolgten in den Jahren 1676, 1708 und 1731 blutige Aufstände, die zum Theil mehrere Jahre hindurch dauerten; in dem letztgenannten allein kamen über 30,000 Männer um, 8382 Weiber und Kinder wurden nach damaliger Sitte an die siegreichen Truppen vertheilt und 696 Dörfer zerstört.

Rütschkau gibt für das Jahr 1754 die Anzahl männlicher Seelen der Baschkiren auf 106,176 an; doch ist zu jener Zeit keine genaue Zählung veranstaltet worden; gegenwärtig befinden sich in den 12 Baschkirenkantonen:

	Officiere.	Unterofficiere.	Gemeine.	Zusammen.	
Dienende	2578	1586	68,657	72,821	183,390
Verabschiedete	1199	100	22,841	24,140	
Minderjährige	—	—	—	84,134	
Geistlichen Standes	—	—	—	2295	

Also im Ganzen 183,390 männliche Seelen. Die eigene fünf Kantons ausmachenden Metscheren, ferner die zwei reguläre Regimenter bildenden Teptiären, und alle übrigen Bewohner Orenburgs sind nicht in der Zählung mitbegriffen, eben so wenig die nach dem Saratowschen gewanderten Baschkiren, welche den uralschen Kosaken einverleibt worden.

Die Baschkiren entrichten keine Steuer oder Abgabe, besorgen die Post und Liniencordons, und müssen einem jeden Aufgebot zum auswärtigen Dienst folgen. Dienstfähig heißt der Baschkir vom 17ten bis zum 45sten Lebensjahre. Die Reihe, den innern Dienst ein halbes Jahr lang zu verrichten, trifft ihn alle 6 bis 7 Jahre; auswärtiger hängt von Krieg und Frieden und andern Umständen ab.*) Die Baschkiren der entlegenen Kantone, obschon die permschen nur Etappendienst verrichten, und nicht auf die Linie ziehen, haben eine Reise von 500 Werst und mehr bis zur Linie, wo sie vom 16 Mai bis zum 16 November theils bivouakiren, theils in Erdhütten wohnen. Während dieser Zeit erhält jeder einen Rubel B. monatlich. Es ist eine auf Oertlichkeit beruhende Eigenthümlichkeit, daß die strenge Gränzwache nur im Sommer nothwendig ist, im Winter ist man vor den ausgemergelten Kirgisen sicher. Dieses ist so gewiß, daß die ganze Linie vom halben

*) Aus einer Mittheilung P. Dahls in den Annalen von Berghaus.

*) Mehrere Baschkirenregimenter haben an dem Zuge Rußlands gegen Napoleon Theil genommen; doch sind sie wohl nicht im Stande, regulären Truppen die Spitze zu bieten.

November bis zum halben Mai mit dem Abzuge der Baſchkiren ſo gut wie unbedeckt bleibt. Man thut dieſem kräftigen, zu Allem tüchtigen Volk durch die üble Meinung, die man von ihm hegt, häufig Unrecht, und man muß einen Sommer im Freien mit ihnen zugebracht haben, um ſie zu kennen. Sie ſtehen aber, trotz allen Bemühungen einer großherzigen Regierung unter ſehr bedeutendem Druck der niedern Beamten. Pferdedieberei iſt wohl das ärgſte und häufigſte Laſter. Der gewöhnliche Eid auf den Koran gilt bei ihnen weit weniger als bei andern Mohammedanern, deſto mehr aber der auf dem Grabe der Eltern geleiſtete, Gumus genannt. Die Baſchkiren ſind gute Reiter, mittelmäßige Krieger; die vom 6ten bis 9ten Kanton, als an der Linie gelegen, ſind bei weitem die beſten; unverſöhnliche Feinde ihrer Nachbarn, der Kaiſaken, denen ſie auch an Muth und Kraft überlegen ſind. Ihr Bogengeſchütz iſt nicht ſo vollkommen, wie dieſe Waffe bei den kaukaſiſchen Völkern zu ſeyn pflegt, doch hier weit und breit das berühmteſte. Seit ſie nicht mehr Räuberei in den Steppen treiben dürfen hat die Anzahl der guten Schützen und Streiter ſehr abgenommen; 40 Schritt iſt jedoch ein mittlerer, ſicherer Bogenſchuß. Im Kampfe zieht der Baſchkir den über der Schulter auf dem Rücken hängenden Köcher ſich vor die Bruſt, nimmt gewöhnlich zwei Pfeile quer zwiſchen die Zähne, legt zwei auf den Bogen, die er mit Windesſchnelle einen nach dem andern abſchießt, druckt ſich beim Angriff hart aus Pferd, ſtürzt mit mörderiſchem Geſchrei, mit entblößten Armen und Bruſt auf ſeinen Feind blindlings los, und ſtößt, nachdem er vier Pfeile vorangeſchickt hat, mit der eingelegten Lanze zu. Die Baſchkirenpferde haben einigen Ruf; ſie ſind klein, aber ſtark und dauerhaft, werden aber von den Kaiſakenpferden häufig, von den Kalmückenpferden faſt immer übertroffen. Die Baſchkiren leben von Viehzucht, einige treiben auch Ackerbau. Sie bringen den Winter in Dörfern zu, und bewohnen reine Holzſtuben; im Sommer ſteht das ganze Dorf leer; groß und klein iſt mit dem lieben Vieh auf dem Felde, und zieht mit Filzkibitken umher. Alles erholt und erquickt ſich nun an dem friſchen Kumis, *) und lebt recht wieder auf. Dieſes Getränk und der Krut, ſteinhart getrockneter Käſe, machen ihre vorzüglichſte Nahrung aus. Eine Proviſion Krut nimmt der Baſchkir, wenn er in den Dienſt zieht, mit, kaut ihn, und trinkt ihn, in Waſſer aufgelöst, und lebt davon oft eine lange Zeit ohne Brod. Einige treiben bedeutende Jagd; Wild iſt in unbeſchreiblicher Menge vorhanden. Der Falke wird häufig benutzt.

Ihre meiſten Gebräuche ſind tatariſch, ihre Weibertracht ausgenommen, die offenbar von finniſchen Völkern herſtammt, nicht von tatariſchen oder mongoliſchen. Ihr Obergeiſtlicher reſidirt in Ufa. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Baſchkiren keine eigenen Anführer mehr haben. Schon ſeit beinahe 100 Jahren ſind die Baſchkiren völlig gehorſam und unterwürfig. Man reiſet durch das ganze Land ſo ſicher, wie auf der großen, moskowiſchen Chauſſée. Sie ſind ergeben, gefällig und dienſtfertig.

*) Kumis iſt in einem Schlauch gegohrene und geſchlagene Pferdemilch, ein angenehmes, pikant ſäuerliches, erheiterndes, wenig berauſchendes Getränk.

Die Fahrt nach Konſtantinopel.

(Fortſetzung.)

Mit ſchwachem Winde ſegelten wir noch einige Tage, und kamen ſo endlich bei der Schlangeninſel, nicht weit von den Mündungen der Donau, vorbei, als Windſtille eintrat, und uns gleichſam auf Einen Punkt feſtbannte. Außer einzelnen Delphinenheerden, die ſich um unſer Schiff herumwälzten, bekamen wir, ſo lange unſer Stillſtand dauerte, nichts Neues zu ſehen, mußten uns alſo geduldig auf unſer inneres Schiffsleben beſchränken, und von dieſem einige Worte zu ſprechen, mag hier wohl nicht am unrechten Orte ſeyn.

Das Leben des Seefahrers kam mir immer vor wie ein gedrängter Auszug aus dem Menſchenleben überhaupt, nur daß auf der See die Scenen raſcher auf einander folgen, da hier Zeit und Raum beſchränkt ſind. Wir finden hier ungefähr die Hauptclaſſen der Geſellſchaft: die befehlende, geſetzgebende, vollziehende, nämlich Capitan, Steuermann und Bootsmann; ferner die gehorchende und arbeitende, als Matroſen und Schiffsjungen, und endlich die nichtsthuende Claſſe: nämlich die Paſſagiere. So wie wir im gewöhnlichen Leben bald Noth, bald Glück haben, ſo wechſeln hier Gegenwind und Windſtille, Sturm und ſchönes Wetter, nur mit dem Unterſchiede, daß unter letzterem Capitan und Paſſagiere guten Wind, die Matroſen aber Windſtille verſtehen, weil ſie dann ihren Lohn ohne Arbeit verdienen und ſich in die Maſſe der vornehmen Müßiggänger verſetzt ſehen. Jedoch ganz müßig ließ ſie dann der Souverän doch nicht: den Tag über beſchäftigte er die Mannſchaft abtheilungsweiſe *) bald mit Putzen und Waſchen, bald mit Segelflicken, bald mit Seilſpinnen, und Abends wurde Gottesdienſt gehalten, wohl eine Stunde lang. Der Capitan verrichtete dabei das Amt eines Prieſters, und gewiß ſo würdevoll, als ich es je von einem ordinirten Geiſtlichen verrichten ſah: ein Theil der Gebete wurde von ihm auf Lateiniſch vorgeſagt, und von der Mannſchaft laut nachgeſprochen, der andere auf Italieniſch; dann wurde das Ave Maria und der Angelus geſungen. Selten, ſogar in den empfänglichen Jugendjahren, hatte mich ein Gottesdienſt dermaßen ergriffen, wie dieſer zwiſchen Himmel und Waſſer, im Angeſichte der unter die Fluthen ſinkenden Sonne; noch höre ich das „Mater amabilis, advocata navigantium, — Ora pro nobis“ auf eine eigene rührende Art aus dem Munde des Alten tönen; noch ſehe ich ihn daſtehn mit ſeinem ehrwürdigen grauen Haupte, mit dem Antlitz, das Sturm und Sonne 70 Jahre lang gebräunt, aber kräftig erhalten hatten; noch höre ich dieſen Geſang wiederholen von den Matroſen, die demüthig vor

*) Der ſeekundige Leſer wird es mir nicht verargen, daß ich zuweilen in Umſtändlichkeiten und Erklärungen eintrete, die für ihn überflüſſig ſind, nicht aber für den, der ſolche Erfahrungen noch nicht gemacht hat. So muß ich hier bemerken, daß ein Kauffahrteiſchiff in der Regel mit ſechzehn Matroſen bemannt iſt, die ſich wachenweiſe von vier zu vier Stunden ablöſen, ſo daß bei gutem Wetter in der Nacht nicht mehr als vier auf dem Verdecke zu wachen brauchen, während die andern unter dem Verdeck ausruhen, was auch gewöhnlich unter Tags der Fall iſt.

den Kanonen knieend, das Haupt darauf niederſenkten, als ob die Harmonie ihrer ſanften Töne nicht durch den wilden Ausdruck der ſlawoniſchen Geſichter geſtört werden ſollte.

Meine Tagesordnung war gewöhnlich folgende: um ſechs Uhr weckte mich der Tag; ich ſtand auf, — was mit keinen weitern Umſtänden verbunden war, da ich in den Kleidern ſchlief, einige in der Cajüte aufgeſchichtete Säcke zum Lager, meinen Mantel zur Decke hatte, — nahm einen Schluck Branntwein *) und ging munter und geſtärkt auf das Verdeck, um mich nach dem Wetter umzuſehen (auf der See von bedeutenderem Intereſſe als auf dem feſten Lande), und bei einer Pfeife Tabak friſche Luft einzuſchlürfen; denn drunten war ſie wegen des engen überfüllten Raumes immer etwas verdorben. Um ſieben Uhr wurde ſchwarzer Kaffee (von Milch konnte da keine Rede ſeyn) mit einem Stück Zwieback **) genommen; zwiſchen neun und zehn Uhr Sardellen und Holländerkäſe, mit einem Glas Wein; um zwölf Uhr das Mittagsmahl; um vier Uhr etwas Wein und Brod, und um ſieben Uhr ein frugales Nachtmahl, das bei dem Capitän ſogar nur in einer Schale Thee mit eingetauchtem Zwieback beſtand. Bald darauf legte ich mich ſchlafen, oder beſchäftigte mich noch mit Leſen, was auch bei gutem Wetter den größten Theil des Tages ausfüllte, — meiſtens übte ich mich in der türkiſchen und neugriechiſchen Sprache, um in der neuen Welt, die auf mich wartete, gleich ſo gut als möglich ins Leben treten zu können. Eine bequeme Einrichtung zum Studiren, die ich bei wenig andern Nationen fand, war die Beleuchtung der Cajüte durch eine Lampe, welche die ganze Nacht hindurch vor dem Bilde der Gebenedeiten brannte.

Auch war ich mit dem Schiffe überhaupt zufrieden; denn obgleich als Brigantine zu der kleinern Claſſe gehörend, bot es hinreichenden Raum dar, um auf dem Verdecke zu luſtwandeln; es war erſt vor drei Jahren auf einer Inſel des adriatiſchen Meeres gebaut worden, alſo noch neu, ſtark und waſſerdicht, was dem Reiſenden, beſonders bei ſchlechtem Wetter, nicht geringen Troſt gewährt. Zudem wurde auch die ſorgfältigſte Reinlichkeit an Bord beobachtet, was mit zu der guten Mannszucht gehört, und dieſe wußte Capitän Vincenzo muſterhaft aufrecht zu halten; ja er ging ſo weit in der Disciplin, daß ſogar der Lieutenant (der erſte Befehlshaber nach dem Capitän, bei den Oeſterreichern Secondo oder Scrivano, bei den Franzoſen Lieutenant oder Second genannt) nie in die Cajüte kommen durfte, als wenn er darin in Dienſtſachen zu arbeiten hatte. Mit dem Capitän ſpeiſten nur die Paſſagiere an derſelben Tafel; wurde nach dem Mittageſſen der Kaffee gebracht, ſo wurden der Secondo und der Bootsmann dazu gerufen, durften ihn aber nur jenſeits der Schwelle ſtehend trinken. So ſtreng und genau der alte Vincenzo war, ſo war er doch, außer etwas Kargheit, die aber dem Seemann zur See verzeihlich iſt, ein ſeelenguter, ehrlicher Mann, auch etwas gebildeter, als viele andere ſeines Schlages, denn er hatte ſich zu ſeinen zwei eigenen Sprachen noch einige franzöſiſche Phraſen zugeeignet, die er dann gern hin und wieder anbrachte. Beſonders wiederholte er oft mit Wohlgefallen die Worte: „Mon Dieu de France, protége l'Italie.“ Dieß geſchah, wenn er bei guter Laune war, und dann rief er mich dazu auf mit dem Namen „Adolph,“ den er aus dem zu ſchwer klingenden Rudolph gebildet hatte. War er aber etwas verſtimmt, ſo hörte man ihn nur „Mon di, mon di“ ſeufzen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Auf allen meinen Seereiſen machte ich mir dieß zur Regel, und befand mich wohl dabei. Ich finde, daß die feuchte und zehrende Seeluft den mäßigen Genuß geiſtiger Getränke, beſonders in der Frühe, nicht nur unſchädlich, ſondern wohlthätig macht. Eine Ausnahme fand ich jedoch unter dem glühenden Tropenhimmel.

**) Auf dem feſten Lande verſteht man unter Zwieback gewöhnlich ein trockenes Backwerk, das ſehr leicht zu beißen iſt, und beſonders den Damen zum Thee gar wohl behagt. Des Seemanns Koſt iſt aber nicht ſo lecker: hier iſt von einem ſteinhart gebackenen Brode die Rede, das oft Jahre alt wird, gewöhnlich in Form einer kleinen Scheibe, die man am Ellenbogen oder auf dem Knie zerſchlägt, um ſie anbeißen zu können, wozu dann erſt noch gute geſunde Zähne erfordert werden; ſonſt müſſen die Brocken in Waſſer oder dergleichen aufgeweicht werden.

Inſchriften im ſüdlichen Arabien.

Wir haben in frühern Jahrgängen ſchon der von Lieut. Wellſtead im ſüdlichen Arabien erwähnten gedacht, namentlich der zu Nakab el Hadſchar. Weit umfangreicher iſt eine zweite zu Haſſan Ghorab, deren er in ſeinem bekannten Reiſewerke (II. 421) gleichfalls erwähnt. Beide ſind, wiewohl in der Art etwas verſchieden, augenſcheinlich die Schriftzüge Einer Sprache, und ſtehen, wenn wir eine Vermuthung darüber ausdrücken dürfen, zur ſpätern äthiopiſchen Schrift in demſelben Verhältniſſe, wie ungefähr die kufiſche Schrift zur neuern arabiſchen, weßwegen auch Lieut. Wellſtead in einer Mittheilung an die geographiſche Geſellſchaft bemerkte, es werde dadurch der lange Streit unter den europäiſchen Gelehrten entſchieden über die Zeit, wann, und die Art, wie die Abyſſinier zur Schrift kamen. In einer neuern Mittheilung an die aſiatiſche Geſellſchaft gibt nun Lieut. Wellſtead nachſtehende Thatſachen als ein Reſultat ſeiner weitern Forſchungen an: 1) Die in ſeinem Werke gegebenen Inſchriften ſind die letzte himjaritiſche Schrift, die ſchon Hiob und den Arabern viele Jahrhunderte vor Mohammed bekannt war. 2) Die Sprache jener Schrift, welche demnach älter ſey, als die ägyptiſchen Hieroglyphen, wird noch in Arabien geſprochen, weßhalb er eine Probe davon vorlegte. 3) Inſchriften in demſelben Charakter ſeyen ſeitdem in Aſien, Afrika und Amerika gefunden worden. Der dritte Punkt wäre namentlich merkwürdig, den zweiten aber möchten wir entſchieden in Zweifel ziehen.

Das portugieſiſche Miniſterium und die portugieſiſchen Colonien in Afrika.

(Schluß.)

„Nur energiſche Mittel muß das Gouvernement gebrauchen (fährt er fort), um Angola in Aufnahme zu bringen, denn das Land iſt äußerſt fruchtbar, der Kaffee iſt weit vorzüglicher, als der von Braſilien, das Zuckerrohr erreicht hier eine Höhe und Stärke, wie es nie in Braſilien erlangt; das kleinſte hier iſt größer, als das ſtärkſte in Braſilien, ſo daß man von dieſem Rohr, welches hier einheimiſch iſt, Stecklinge nach Braſilien hat kommen laſſen, und mit großem Nutzen. Auch die Tabakspflanze iſt daſelbſt von vorzüglicher Qualität, ſo daß man von

einer kleinen Quantität, die man im vergangenen Jahre nach Rio de Janeiro in Blättern brachte, die Arroba (32 Pfund) mit 24,000 Reis bezahlte (?!), um zu Umschlagblättern der Cigarren zu dienen, wozu sie besonders geeignet; Baumwolle ist auch von besserer Qualität, als die von Pernambuco, und es gibt davon vier besondere Abarten, weiße, gelbe, carmoisinrothe und himmelblaue. — Im Allgemeinen zählt man bis jetzt in Angola zwei und zwanzig Artikel für Ausfuhr, wenn sich Jemand die Mühe geben wollte, sich damit zu beschäftigen. Ein vorzüglicher Ausfuhrartikel würde der Schwefel von Benguella seyn, welcher in großen Quantitäten als reiner Schwefel in Gypsbrüchen aus Gängen vorkommt. Nahe bei der Hauptstadt, dem Orte Cocuaco und den Umgebungen von Neu-Benguella kommen Salzminen von guter Qualität vor, so wie bei Dambe die nie versiegende Quelle von Petroleum, die aus einer großen Kluft hervordringt, und vielfältig als Theer benutzt wird."

Vielseitige Bemerkungen könnten noch über die Bekanntmachung dieses Aufsatzes durch das Gouvernement gemacht werden, und wie armselig die Kenntnisse über jenes Land selbst bei dem Gouvernement sind, um nichts Besseres und Reelleres darüber bekannt werden zu lassen, und besonders in Hinsicht gegründeter Hoffnungen, wie es möglich werden kann, den Sklavenhandel gänzlich aufzuheben und zu vernichten, und dennoch die Colonie in einen blühenden Zustand zu versetzen. Wer dieses Räthsel gehörig zu lösen verstände, verdiente ein ausgezeichnetes Prämium; leider scheint dieses aber zu den Unmöglichkeiten zu gehören, und ist wohl eben eine solche Chimäre, als Brasilien zu einem blühenden und fortschreitenden Staat umzuschaffen, wenn man ihm mit Einemmal die Zufuhr neuer Sklaven ganz abschneiden wollte; Brasilien würde binnen einem Jahrzehnt ganz und gar an den Bettelstab kommen, und nichts mehr von Colonialproducten ausführen können aus Mangel arbeitender Hände. Brasilien würde bei einer solchen Maaßregel, keine Sklaven mehr einzuführen, ganz und gar zu Grunde gehen, und eben denselben Einfluß würde es auf die portugiesischen Besitzungen in Afrika haben, auf Angola und Mozambique, wenn von da keine Sklaven mehr ausgeführt werden dürften. Dieser Untergang würde jedoch anderer Art seyn; hier würde eine gewaltsame Erschütterung dem portugiesischen Gouvernement in Afrika ein Ende machen, Brasilien aber würde am Siechthum sterben. Die Maaßregel der Vernichtung des Sklavenhandels darf also nur mit der größten Vorsicht ergriffen werden; nicht mit Einem Schlag, wie die Engländer wollen, darf man ihn vernichten, nur nach und nach, und binnen nicht weniger Zeit als 15 Jahren. Von den Gouvernements muß bestimmt und dann auch streng darauf gehalten werden, um wie viel sich jährlich die Aus- und Einfuhr der Sklaven vermindern soll, bis sie endlich Null ist, und die Leute sich so nach und nach daran gewöhnt haben, keine Sklaven mehr auf den Markt zu bringen, und von der andern Seite keine mehr kaufen zu können. Beleuchten wir hier nur noch mit wenigen Worten die Gefahr für die afrikanischen Besitzungen, wenn man mit Einemmal die Ausfuhr von Sklaven hinderte: es ist bekannt genug, daß Portugal seine afrikanischen Besitzungen nicht vierzehn Tage gegen die Macht der Negerstämme halten könnte, wenn es diesen einfallen sollte, die Portugiesen von dort zu verjagen. Portugal hat keine Mittel, um dort eine Macht aufzustellen, die vermögend wäre, den Negern Respect einzuflößen, und wenn diese bis jetzt die Portugiesen respectirten und ihnen nichts in den Weg legten, so geschah dieses gewiß nicht aus Unterwürfigkeit und Furcht vor portugiesischen Waffen, sondern einzig und allein aus alter Gewohnheit und Convenienz; sie bedürfen der portugiesischen Niederlassungen, um von ihnen die zum Bedürfnisse gewordenen europäischen Fabricate zu erhandeln. Daß sie das portugiesische Gouvernement nicht fürchten, zeigen hinlänglich ihre Unterhandlungen mit demselben, die jedesmal mit der den Negerstämmen so eigenen Arroganz geführt werden, die nur in dem Gefühle der materiellen Superiorität Raum hat. Der König von Congo und andere schwarze Potentaten benachbarter Staaten erkennen auch den Portugiesen kein Besitzthum des innern Landes an, sie nennen daher den Gouverneur von Angola auch nicht anders als den Küstengouverneur, und um den Portugiesen zuweilen auch ein Pröbchen zu geben, wie sie ihnen an Macht überlegen sind, und wie es nur von ihnen abhängt, sie zu dulden oder nicht, erscheint dann und wann eine bewaffnete Schaar von 5 bis 4000 Mann in der Hauptstadt Loanda zu einem freundnachbarlichen Besuche, die dann, nachdem sie gehörig bewirthet wurden und herkömmliche Geschenke erhielten, wieder ganz friedfertig von dannen ziehen. Wie nun, wenn diese mit zehnfacher Stärke erschienen, was ein Leichtes wäre, und die Portugiesen ihnen in ganz Angola keine tausend Mann entgegenzusetzen hätten, dann müßten sie unfehlbar das Feld räumen, und es würde um die Besitzungen geschehen seyn, sobald man dem Sklavenhandel ein schnelles Ende machen wollte; Sklaven ist der Hauptausfuhrartikel der Negerstämme, gegen welche sie alle ihre Bedürfnisse europäischer Fabricate umtauschen; sie bedürfen der Tücher zur Kleidung, sie bedürfen des Pulvers und der Waffen; ohne Branntwein können sie gar nicht mehr leben, das wenige Elfenbein, Wachs und Copalgummi, welches sie zu Markte bringen, würde lange nicht zureichen, um dafür die Bedürfnisse für Millionen Köpfe einzutauschen, es würde die größte Verlegenheit unter die mächtigen Negerstämme bringen, einmal weil sie nicht wüßten, was sie mit ihren Gefangenen anfangen, und zweitens woher sie nur ihre Bedürfnisse nehmen sollten. Sie würden von den Portugiesen mit Gewalt zu erhalten suchen, was sie nun nicht mehr durch Handel und Güte erlangen könnten, und die Folge von Allem würde die gänzliche Zerstörung portugiesischer Besitzungen und ihrer Vertreibung aus dem Lande seyn. Die afrikanischen Negervölker sind von Haus aus faul und träge, sie sind keine ackerbautreibenden Nationen, pflanzen nur so viel, als die höchste Noth erfordert, und meistens damit beschäftigen sich auch nur die Weiber; industriös sind sie gar nicht, die Männer sitzen fast stets müßig und erzählen sich Geschichtchen, tanzen aber für ihr Leben gern, und besonders wenn sie Branntwein haben. Jagd und Fischerei werden bei ihnen nur so nebenher und zum Zeitvertreibe getrieben. — Das portugiesische Gouvernement hat von diesen Besitzungen kein anderes Einkommen, als was die Zölle der eingeführten Waaren, so wie die von ausgeführten Sklaven einbringen, und davon werden auch alle Ausgaben der Colonie bestritten, und der Ueberschuß, der nur gering ist, geht nach Portugal. — Sollte nun der Sklavenhandel gänzlich aufhören, so würden auch die Zölle aufhören. Auch von dieser Seite betrachtet, müssen die Colonien zu Grunde gehen, da Portugal weder Truppen noch Beamten dort mehr bezahlen könnte. Wenn nun auch das Gouvernement Maaßregeln gegen die Ausfuhr der Sklaven trifft, so ist dieses nur scheinbar, es kann ihm unmöglich Ernst darum seyn, oder man müßte denn an dem gesunden Menschenverstande der Minister zweifeln.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.)

№ 1.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim. von 1782 — 1785.

8. broch. Preis 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr. 6 gr.

Der Verfasser dieser Schrift ist der vor einigen Jahren in Wien gestorbene Klavierlehrer Streicher, ein Jugendfreund Schiller's, der ihn auf seiner Flucht von Stuttgart begleitete, alle Leiden, die ihm dieser Schritt Anfangs zuzog, theilte, mit enthusiastischer Hingebung theilte, und dem völlig mittellosen Dichter sogar die zu seiner eigenen Ausstattung als Musiker bestimmten Summen zum Opfer brachte. Das Buch ist ein sehr werthvoller Beitrag zur Biographie Schiller's; es enthält eine Menge interessanter Details aus der Epoche, wo sich sein äußeres Schicksal entschied, und kleiner, ihn charakterisirenden Züge, welche nur die Liebe und der Enthusiasmus eines Freundes behalten konnte, dem die Zeit, „welche er mit dem jugendlichen Schwärmer verlebt, durch die nachmalige Größe des Mannes zur merkwürdigsten seines Lebens" geworden war. — Die Herausgeber, die Kinder des verstorbenen Verfassers, haben das Honorar dem Denkmal Schillers gewidmet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Neues Werk in Ernst Kleins Comptoir in Leipzig:

Das kalte Wasser.

Wo ist es anzuwenden, wo nicht? Geschichte der Wasserheilkunde, diätetische Benutzung des kalten Wassers, Darstellung der wichtigsten Krankheits-Formen nach ihren charakteristischen Erscheinungen nebst ihrer zweckdienlichsten Behandlung. Als zweckmäßiges Hülfs- und Hausbuch für alle Stände nach den besten und neuesten Quellen und nach eigner mehrjähriger Erfahrung von Dr. K. A. Koch, prakt. Arzte. Nebst systemat. Inhaltsverzeichniß und alphab. Register. 20 B. gr. 8. br. 1 Thlr. 8 Gr.

Hiermit überliefern wir dem Publicum die Frucht jahrelangen Studiums, sorgfältigem Sonderns und eigner Beobachtung. Belehrt wird der Laie über die Symptome der Krankheiten und darüber, wo ein nichtskostendes und doch so köstliches Mittel zu finden, das oft allein die Gesundheit wiederherstellt, noch mehr aber sie erhält.

Für Staatsbeamte und Lesecirkel.

Eben ist bei Hinrichs in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neue Jahrbücher der Geschichte und Politik.

Begründet von Pölitz. In Verbindung mit mehrern (65) gelehrten Männern herausgegeben von Professor Fr. Bülau. 1839. Januar. gr. 8. Der Jahrgang 6 Rthlr.

„Ein Vorwort" von Fr. Bülau eröffnet sehr lesenswerth den 14ten Jahrgang dieser gehaltvollen Zeitschrift, dem interessante Aufsätze: Ueber Gemarkungsrecht vom geh. Rath Rettig; Erinnerungen an G. B. Niebuhr von C. Münch; die Repräsentativ-Verfassungen nach Ansichten des Fürsten Solms-Lich vom Präsidenten v. Weber; Recensionen über die Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes ber. v. Dahlmann; Preußens Jugendbildung; Allgem. Zeitschriftfolgen. — Die Fortsetzung erscheint so regelmäßig wie bisher.

AVERTISSEMENT.

Auch für das Jahr 1839 erscheint in meinem Verlage die

Mitternachtzeitung

für gebildete Leser, 14ter Jahrgang,

redigirt von

Dr. E. Brinckmeier.

Die immer steigende Theilnahme, welche diese anerkannt gediegene Zeitschrift findet, setzen die Redaction in Stand, den Inhalt immer gehaltvoller, umfassender und der Tendenz des Blattes passender zu machen. Die geachtetsten litterarischen Kräfte Deutschlands stehen der Redaction zur Seite, alle bedeutendern Zeitschriften haben sich stets höchst ehrenvoll über die Mitternachtszeitung ausgesprochen, und stimmen darin überein, daß sie zu den Zeitschriften ersten Ranges gehört, und eine der gehaltvollsten und gediegensten ist. Der Rubrik der Erzählungen wird eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Die leitenden Litteraturartikel des Herrn Redacteurs haben sich Achtung und Ruf erworben, die kleinern Artikel und die zahlreichen Notizen erörtern mit Geist und Kraft alle wichtigen litterarischen und socialen Fragen, und sind so treffend und originell, daß sie eine besondere Zierde dieser Zeitschrift sind. — Das Format behält seine Octavform bei, wird jedoch, trotz der dadurch bedeutend erhöhten Kosten, auf größerem Papier, wie bisher, gedruckt werden, so daß das Innere wie das Aeußere des Blattes dasselbe zu einer der werthvollsten Erscheinungen machen wird.

Der Jahrgang von 208 Nummern kostet 8 Thlr. oder 14 fl. rhein., wofür man wöchentlich 4 Nummern erhält. Jedes Quartal bildet einen für sich bestehenden Band in gr. 8. mit Titel, Register und saurem Umschlag. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen an, durch welche man auch Probenummern gratis haben kann.

Gleichfalls erscheint vom Januar 1839 an in meinem Verlage:

Brunonia,

Monatsschrift für Kunst, Wissenschaft, Industrie und sociales Leben im Herzogthume Braunschweig.

Monatlich 1 Heft zu dem Preise von 12 gGr. für das Quartal. — Obwohl zunächst für das Herzogthum Braunschweig bestimmt, werden die darin besprochenen Gegenstände doch ein so allgemeines Interesse haben, daß auch das übrige Deutschland ihnen seine Aufmerksamkeit schenken dürfte. Ein Aufsatz: „Ueber Reform und Tendenz der höhern Schul- und Bildungs-Anstalten Braunschweigs" wird den Anfang machen, und greift geradezu in eine der wichtigsten jetzt schwebenden Fragen ein. — Das Format ist ganz dem der Mitternachtzeitung gleich. Bestellungen übernehmen alle Buchhandlungen und Postämter.

Braunschweig, im December 1838.

Ch. Hornemeyer.

Digitized by Google

So eben erschienen in **Ernst Kleins** Comptoir in **Leipzig**:

Der Astrolog.

Historischer Roman aus dem 16ten Jahrhundert.

Von **J. Seidlitz.**

1ster Band. 1 Rthlr. 3 gr.

Pumphut.

Romantische Darstellung aus dem vorigen Jahrhundert.

Von **E. Zehmen.**

21 gr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Guter Rath

beim

An- und Verkauf

von

Landgütern

von **J. G. Elsner.**

8. in Umschlag broschirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Mißgriffe bei Kauf und Verkauf von Gütern haben nur allzu oft schon großes Unheil gestiftet und den Grund zum Untergang ganzer Familien gelegt. Wie man solchen am sichersten entgehe, dazu gibt das hier angezeigte Werkchen Anleitung. Völlig aus dem Leben entlehnt und klar und erschöpfend ist der Gegenstand gegeben. Sonach kann es wohl mit vollem Recht eine werthvolle und dankenswerthe Gabe des verdienten Verfassers genannt werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der **litterar.-artist. Anstalt** in **München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Katholisches Andachtsbuch

für

Gebildete des weiblichen Geschlechts,

die im Geist und in der Wahrheit beten.

Von

J. P. Trach.

Vierte Auflage. 8. Mit einem schönen Stahlstiche. 1 fl.

Katholisches Andachtsbuch

für

Gebildete des männlichen Geschlechts,

die im Geist und in der Wahrheit beten.

Von **J. P. Trach.**

Dritte Auflage. 8. 1 fl.

Diese beiden Gebetbücher, welche sich jetzt bereits in mehreren Auflagen in den Händen des Publicums befinden, haben die Billigung würdiger Männer gefunden, und verdienen, wie sie das denn schon geworden, in die Reihe religiöser Hausbücher aufgenommen zu werden.

Dieselben sind von der Verlagshandlung auch gebunden in schwarzen Saffian mit Goldschnitt zu beziehen.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wien wie es ist.

Eine Sammlung von Original-Volksscenen, Anekdoten, Bonmots, Räthseln etc.

von

Mikroskop.

Ein Seitenstück von „Berlin wie es ist und trinkt."

1stes Heft. Mit einem illum. Kupfer. 8 gr.
2tes Heft. Mit einem illum. Kupfer. 8 gr.
3tes Heft. Mit einem illum. Kupfer. 8 gr.

Leipzig. **E. Scheld & Comp.**

Die Freunde der englischen Litteratur

erlaubt sich der Unterzeichnete auf das so eben von ihm ausgegebene Verzeichniß englischer Journale etc. für das Jahr 1839 aufmerksam zu machen, welches in allen Buchhandlungen Deutschlands **gratis** zu haben ist; die gestellten Preise sind die in England **geltenden** und würden Sortimentsbuchhandlungen eine billige Provision zu berechnen haben.

Leipzig, December 1838.

J. A. G. Weigel, Buchhändler.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Religion Jesu Christi

in Betrachtungen über die sonntäglichen Evangelien im Laufe des christlichen Kirchenjahres mit Nutzanwendungen

dargestellt von

Max. Joseph Herz,

geistlichem Rath, erzbischöflichem Dekan und Residenz-Stadtpfarrer in Sigmaringen.

Gr. 8. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Das christliche Kirchenjahr ist die erhabenste und zweckmäßigste Einrichtung in der Welt. Keine Idee ist so schön und passend durchgeführt. In seinen Festzeiten und in den auf die Sonntage gewählten Perikopen und Andachten erscheinet Alles, was Gott den Menschen seit der Schöpfung war, ist und seyn wird, was er ihnen an Wahrheit und Gnade in seinem Sohne gegeben, und durch seinen heiligen Geist zuwendet. Das Kirchenjahr predigt die Religion, aber im Verlaufe desselben wird sie auch gelebt, Glaube, Liebe und Hoffnung werden geweckt, genährt, geübt und dargestellt. Es ist für Religionslehrer und Erzieher, so wie für Hörer und Leitungsbedürftige der Faden, wornach die christliche Vollkommenheit gepflegt, erbaut und vollführt werden soll. Prediger und Katecheten sollen im Geiste der Kirche lehren, und das Volk soll das kirchliche Leben inne werden und mitleben. Bisher war kein Religionshandbuch in der Art erschienen, daß es der Idee des Kirchenjahres angeschlossen, und am Leitfaden derselben das christliche Leben in vollständiger Ordnung und deutlichem Zusammenhange durchgeführt hätte. Der Hr. Verfasser hat diesem Bedürfnisse abgeholfen. Predigern und Hörern des göttlichen Wortes, welche eifrig im Verbinden und Anhören, muthvoll im Bekennen und Verbreiten, treu im Bewahren und Befolgen, und beharrlich im Sammeln der Früchte desselben, einzig Gottes heiligen Willen, die Heiligung des Menschengeschlechtes, den Lohn des Glaubens, der Seelen Seligkeit, aus Liebe zu Christus, dem Hirten und Aufseher der Seelen, zu bezwecken suchen und fördern, ist dieses Werk geweiht. Wofür der Hr. Verfasser in seinen vielfach sehr beifällig recensirten und allgemein verbreiteten, ja theilweise in andere Sprachen übersetzten Pastoralschriften, besonders in seiner Anleitung zum apostolischen Predigtamte, in dem Geistlichen als Lehrer und als Vorbild seiner Gemeinde; dann in dem Geistlichen in den verschiedenen Functionen seines Amtes, endlich in der Anleitung zum seelsoralichen Privatunterrichte belehrt und angeleitet hat, das hat er nun Lehrern, Priestern, Liturgen, Hörern und Befolgern des Wortes — die Religion Jesu Christi, die Offenbarung aller Wahrheit, die Verheißung aller Gnade, die Vereinigung mit Gott und Brüdern in Liebe, in der Erklärung und Nutzanwendung der sonntäglichen Perikopen planmäßig, tief umfassend, erschöpflich, faßlich und lebendig gegeben.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Die Geschichte der Seele.

Von

Dr. **G. H. v. Schubert.**

Dritte Auflage.

Nebst acht lithographirten Tafeln.

Gr. 8. Velinpapier. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 8 gr.

Die Verlagshandlung, um ihrerseits dieses herrliche Werk zu fördern, hat für diese verbesserte, auf schönes Maschinen-Velinpapier gedruckte Ausgabe, den Preis beibehalten, der für die früheren auf gewöhnlichem Druckpapier gedruckten Ausgaben angesetzt worden ist.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1838. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Digitized by Google

Forstbibliothek

für Forstmänner, Landwirthe, Guts- und Waldbesitzer.

In der Unterzeichneten sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Hartig, G. L.,

Lehrbuch für Förster und die es werden wollen.

3 Bände, mit 1 Kupferstich, 7te vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Inhalt: 1) Welcher die Vorbereitungs- und Hülfswissenschaften enthält. 2) Welcher von der Holzzucht und dem Forstschutze handelt. Nebst 1 illum. Kupferstich u. 7 Tabellen. 3) Welcher von der Forst-Taxation u. Forst-Benutzung handelt. Mit 5 Tabellen.

Von demselben Verfasser:

Anleitung zur Forst- und Waidmannssprache,

oder Erklärung der älteren und neueren Kunstwörter beim Forst- und Jagdwesen.

2te stark vermehrte Auflage. Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr.

Forst- und Jagd-Archiv.

1—5ter Jahrgang. gr. 8. Preis 9 Rthlr. 16 gr. oder 16 fl. 30 kr.

Fortsetzung: 6ter Band. 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl.

7ter „ 2 „ 6 gr. „ 3 fl. 36 kr.

Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen.

2 Bände. Mit 4 Kupferstichen und 2 Tabellen. 5te verbesserte und vermehrte Aufl. 5 Rthlr. oder 9 fl.

Inhalt: 1) Welcher die Jagdkunstsprache und die Naturgeschichte der Jagdthiere enthält. Mit 1 Kupferstich und 2 Tabellen. 2) Welcher die Wildzucht, den Wildschutz, die Wildjagd und die Wildbenutzung enthält. Mit 3 Kupferstichen.

Versuche über die Dauer der Hölzer.

Mit 1 Steintafel. 12 gr. oder 48 kr.

Forstliches und forstnaturwissenschaftliches

Conversations-Lexikon,

in zweiter revidirter Auflage, mit dem Bildniß des Verfassers.

gr. 8. brosch. Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Dieses forstliche und forstnaturwissenschaftliche Conversations-Lexikon ist dazu bestimmt, den Forstleuten, Waldbesitzern und allen Geschäftsmännern, die mit dem Forstwesen in einige Berührung kommen, und die sich viele Forstbücher nicht anschaffen können oder wollen, oder die keine Zeit haben, sie zu lesen, eine Schrift in die Hand zu geben, worin sie über jeden Gegenstand des Forstwesens und der dazu gehörigen Naturwissenschaften genügende Belehrung finden können. Zum bequemen Nachschlagen ist die alphabetische Ordnung gewählt, und das Inhaltsverzeichniß unter verschiedene Hauptrubriken gebracht worden, wodurch das Aufsuchen und Nachschlagen noch mehr erleichtert ist. — Um aber die Hauptrubriken oder die Hauptabtheilungen nicht zu sehr zu vervielfältigen, sind nur folgende gemacht worden:

1) Atmosphärologie. 2) Bodenkunde. 3) Botanik. 4) Chemie und Physik. 5) Entomologie. 6) Besondere Naturgeschichte der Holzpflanzen. 7) Holzzucht und Waldbau. 8) Forstschutz und Forstpolizei. 9) Forstbenutzung und Forsttechnologie. 10) Forsttaxation und Betriebseinrichtung. 11) Forstdirection und 12) Insgemein.

Je nachdem ein Gegenstand von mehr oder weniger Wichtigkeit ist, ist er weitläufiger oder kürzer abgehandelt. Doch wird man auch bei den kurz abgefertigten Artikeln die nöthigste Belehrung finden. Wo aber eine Sache, wegen der engen Gränzen dieses Buches, nicht vollständig genug abgehandelt werden konnte, da haben wir Schriften angezeigt, in welchen man genügende Belehrung finden kann. Nur dadurch ist es gelungen, dem Buche einen mäßigen Umfang zu geben, und dessen Ankauf für Jeden nach Möglichkeit zu erleichtern. — Von der Reichhaltigkeit dieses Lexikons wird man überzeugt werden, wenn man sich die Mühe geben will, das Inhaltsverzeichniß zu lesen. Dadurch wird man auch auf manche Gegenstände aufmerksam werden, die man sonst in diesem Buche vielleicht nicht gesucht haben würde.

Stuttgart und Tübingen, im December 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

MILITAR-KARTE von Deutschland

in 25 Blättern,

auf dem topographischen Bureau des k. bayer. Generalstabes entworfen von **Anton Klein.**

Blätter Nr. 7 und 8. Hannover, mit Theilen von Preußen, Großherzogthum Hessen, Sachsen-Gotha, Sachsen-Weimar rc.

Preis eines jeden Blattes 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

Stuttgart und Tübingen, Junius 1838. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen über das Gebet des Herrn.

8. broch. Preis 45 kr. oder 12 gr.

Die Absicht des Verfassers war, die Einwirkung der Glaubensformen auf das äußere Leben, die Verhältnisse der Regierungsformen zur Menschheit, und die Stellung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu einander in versöhnendem Sinne zu besprechen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Deutsche Vierteljahrs Schrift, V. Heft.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

5tes Heft. Januar — März 1839.

Gr. 8. in Umschlag broschirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Inhalt: Das deutsche Journalwesen, von **W. M.** — Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten, von **F. J. G.** — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien, von **F. K.** — Ueber die Hornvieh von Bogota, von **A. v. Humboldt.** — Trostworte für Kleingläubige, von **H. E.** — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland, von **Depping.** — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Ueber die Lesevereine in Deutschland, von **E. S.** — Ueber den Grund, das Wesen und die Gränzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft, von **Dr. Schellwitz.** — Die Holznoth. — Kleine Notizen.

Inhalt des ersten Heftes: Was wir bezwecken. — Ueber alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerika's. — Die Steinkohlen-Gebilde, in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung. — Der Pauperismus. — Die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaften. — Die litterarischen Zustände Belgiens. — Heine's Schriften und Tendenz. — Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage. — Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung. — Ueber den Somnambulismus. — Aphorismen über Kriegskunst. — Ueber Diplomatie.

Inhalt des zweiten Heftes: Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens. — Wohnlichkeit und Lebensgenuß in Deutschland. — Die Cholera. — Die Romane. — Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der französischen Staats- und Rechtsgeschichte. — Die Menschenracen. — Die Gesangbuchsreform. — Ueber die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines. — Uebersicht der Leistungen der Konstantinopolitanischen Presse in den letzten sieben Jahren.

Inhalt des dritten Heftes: Die Leistungen einiger Pariser Vereine in Hinsicht auf das allgemeine Wohl. — Die jetzige Stellung des Adels, besonders des deutschen. — Der bergmännische District zwischen Birmingham und Wolverhampton, mit besonderer Bezugnahme auf die Gewinnung des Eisens. — Ueber die Neger-Sklaverei in den Vereinigten Staaten und in Texas. — Welche Früchte hat bisher die deutsche gewerbwissenschaftliche Litteratur getragen? — Ueber die Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdharzes zu Fußpfaden, Fahrbahnen und architektonischen Zwecken in Frankreich. — Die Sprachlehr-Methoden Hamiltons und Jacotots. — Ueber die Versammlung der deutschen Landwirthe. — Die Vorsorge und Versorgungs-Anstalten der Mittelstände. — Ueber den Mißbrauch geistiger Getränke. — Die zweckmäßigste Pflege der schönen Kunste in Deutschland. — Duldsamkeit. — Kurze Notizen.

Inhalt des vierten Heftes: Ueber die Schwankungen der Goldproduction mit Rücksicht auf staatswirthschaftliche Probleme von **A. v. Humboldt.** — Die Litteratur, ihr Zusammenhang mit dem Leben und ihr Einfluß darauf von **G. P.** — Die Stellung Kants zur Philosophie vor ihm und nach ihm. — Das englisch-amerikanische Bankwesen in seinen commerciellen, politischen, staatswirthschaftlichen und moralischen Beziehungen. — Ueber die preußische Municipal-Verfassung. — Der Arzt und die Euthanasie. — Die Findelhäuser und die Waisenhäuser von **R. Mohl.** — Die Statistik der Cultur im Geist und nach den Forderungen des neuesten Völkerlebens. — Aphorismen über Kriegskunst von **Prokesch v. Osten.** — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, im December 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

SUBSCRIPTION

auf

Johannes v. Müllers

Weltgeschichte

in Einem Bande,

mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich.

Das anerkannt ausgezeichnetste Geschichtswerk deutscher Zunge, Johannes v. Müllers vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, besonders der europäischen Menschheit, soll neu gedruckt werden. Im Begriffe, dasselbe in die Presse zu geben, glauben wir darauf aufmerksam machen zu müssen, daß diese Ausgabe, welche die beliebte Einrichtung der Ausgaben in Einem Bande erhalten soll, bedeutend wohlfeiler seyn wird, als die bisherigen. Wir hoffen dadurch diesem vortrefflichen Werke noch größere Verbreitung zu gewinnen, wie es diese in so hohem Grade verdient.

Aus diesem Grunde eröffnen wir auch den Weg der Subscription, der bis Ostern 1839 offen bleibt, bis zu welchem Zeitpunkt das Werk fertig seyn wird, nach welcher Zeit aber ein erhöhter Ladenpreis eintreten soll.

Der Subscriptions-Preis ist 4 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr. 16 gr.,

nicht 5 fl. 24 kr., wie er irrthümlich in mehreren Anzeigen bekannt gemacht worden ist.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Reden und Vorträge

über

Gegenstände aus dem Gebiete der

Naturforschung

von

Karl Fr. Ph. v. Martius.

8. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: Reden zu Linne's Gedächtniß. — Ueber den philosophischen Gedanken in Linne's Werken. — Aus Linne's Rede vor dem Könige von Schweden. — Die Stufenalter des Menschenlebens. — Vom magischen Einflusse der Natur auf den Menschen. — Die Leiden und Freuden des Naturforschers. — Linne'sche Lieder und Litanei. — Vier Vorträge über die Metamorphose der Pflanzen. — Die Seele der Pflanzen. — Die Unsterblichkeit der Pflanze. — Die Anforderung der Zeit an den Naturforscher.

Der Hr. Verfasser behandelt hier mehrere Gegenstände von hohem allgemeinem Interesse. Seiner Darstellung liegt überall eine begeisternde Ansicht von der Natur zum Grunde, und er sucht die Beziehungen zwischen der physischen und moralischen Welt hervorzuheben.

Der Erlös des Werkchens ist für die Unterstützung von Waisen an der Cholera Verstorbener bestimmt.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Nr. 15.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Januar 1839.

Ein Savannah-Brand auf Trinidad.

(Aus den Memoiren eines Creolen.)

Da ich nach einer ziemlich langen, in Berufsgeschäften verlebten Zeit gern einmal wieder nach der Hauptstadt wollte, um zu hören, wie es mit dem Kriege auf dem benachbarten Continent stände, so machte ich mich zu Pferde auf, und beschloß, verschiedene Bekannte, die in der Richtung wohnten, zugleich zu besuchen. Zuerst ging ich über den Pechsee und durch die Wälder nach Oropouche, von wo mich ein Führer in den verhältnißmäßig stark bevölkerten District Naparima*) brachte, wo ich bei einem Bekannten schlief und den nächsten Mittag nach Chaguanas kam. Dieser Bezirk ist durch eine Savannah von fast 4 Quadratmeilen im Umfang von der Hauptstadt getrennt. Da bis jetzt noch keine Abzugsgräben gemacht sind, so ist dieser höchst fruchtbare Strich sumpfig und acht oder neun Monate des Jahres durch den Fluß Carony**) überschwemmt. Von hier aus konnte ich weder ein Boot bekommen, um vollends nach der Stadt zu fahren, noch einen Führer, um mich über die Savannah zu geleiten, und so beschloß ich denn, allein hinüberzureiten, da mir ein eben von der Stadt kommender Mann den Weg, wie ich meinte, sehr genau beschrieb. Noch hatten die Spanier nicht die Savannah in Brand gesteckt, wie sie es meist in der trockenen Jahreszeit thun, theils um das hohe Gras und die Binsen zu verbrennen, und so die Ebene gangbar zu machen, theils um das Wild und andere Thiere zu fangen, die sich darin aufhalten, ein höchst rohes Verfahren, denn gegen ein noch eßbares Thier, das sie so bekommen, werden ihrer fünfzig zu Kohle verbrannt.

Der mir gegebenen Anweisung zufolge war ich nun, bei einer kleinen Pflanzung vorüber, durch fünf oder sechs Fuß hohes Gras gekommen, bis zu vier in einer Reihe stehenden, auffallend schönen Palmbaumen, von wo ich deutlich die vorragende Bergspitze gewahr wurde, auf die ich in gerader Linie mitten durch die mit Fuchsschwanz und Binsen bewachsene Ebene losgehen sollte. Bis dahin war die Angabe richtig gewesen, aber mich in gerader Linie durch die dichte Pflanzenmasse hindurch zu schicken, war eine boshafte Neckerei, die mir das Leben kosten konnte; denn der rechte Pfad führte weit ostwärts herum, und vermied eben den dichten Gras- und Binsenwald, desgleichen ich noch nie gesehen. Die Binsenhalme waren dicker wie ein Mannsarm, 15 bis 18 Fuß hoch, und dabei oft so dicht, daß mein Pferd sich nur mit der größten Mühe durcharbeiten konnte, und ich mehr als einmal im Begriff war, wieder umzukehren. Die Form der Berge, die ich dann und wann durchschimmern sah, zeigte mir indeß, daß ich wirklich meinem Ziele immer ein wenig näher kam, und so hielt ich es denn für schimpflich, auf einem Wege von nicht ganz einer deutschen Meile umzukehren.

Mit Erstaunen bemerkte ich jetzt Schaaren von Wild, das sonst immer nur einzeln hier herumstreift, eilig bei mir vorbeilaufen. Gleich darauf hüpften eine Menge Agutis in derselben Richtung vorüber, als gälte es ihr Leben, und doch hörte ich keinen Hund bellen, noch sonst irgend einen Ton, der eine Jagd andeutete. Ein paar wilde Hunde und Dachse sprangen vorüber, schienen aber nicht die Agutis zu verfolgen. Auf einmal trat mein Pferd auf eine Landschildkröte; das Thier zog Kopf und Beine ein; aber kaum war des Pferdes Huf wieder herunter, so kroch sie auch schon in derselben Richtung weiter, wie die andern Thiere. Jetzt kam eine Heerde Bisamschweine grunzend und quickend vorüber, dann lief eine große Tigerkatze mit sechs oder acht Jungen bei mir vorüber; gleich darauf schlüpfte eine große Boa constrictor zwischen den Binsen durch. Ich griff nach meinem Jagdmesser und stieg vom Pferde ab, um mich zu wehren; aber sie eilte vorüber, mehrere andere Schlangen hinterher, ohne auf mich zu achten.

Was konnte das Alles bedeuten? Träumte ich, oder hatten alle Thiere der Insel Friede mit einander geschlossen, und eilten nun zum großen Congreß? Ich stieg wieder aufs Pferd, das zu meinem Erstaunen denselben Weg wie die andern Thiere einschlug, und obwohl es schon vorher ganz abgetrieben war, eilig vorwärts stürzte. Der Wind schüttelte die riesenhaften Binsen und ein seltsames Knistern und Prasseln war mir eben so unerklärlich, als alles Uebrige. Jetzt spürte ich Rauch, und

*) Von dem indianischen Worte onaparuma „Berg."

**) Ein schöner Fluß in Columbia führt denselben Namen.

nun ſtand die Wahrheit auf einmal klar vor mir. Die Savannah war angezündet worden, die Flucht der Thiere war erklärt, ſie flohen vor dem verzehrenden Element! — Hoffnung zu entkommen hatte ich nicht, dennoch ſpornte ich mein Roß an. Das war indeß überflüſſig: das arme Thier hatte durch Inſtinct unſere Gefahr früher als ich gekannt, und ſtrengte die äußerſten Kräfte an. Wohl that es noth; denn wenn die Flamme, die ſchon fürchterlich hinter uns ſauste und brüllte, uns erreichte, ehe wir aus den Binſen heraus waren, ſo mußten wir in wenigen Secunden zu Kohle verbrannt ſeyn. Ich ſchloß die Augen zu wegen des Rauches, der mich faſt erſtickte. Immer näher ſauste die Flamme, aber die Binſen vor mir nahmen ab, der Boden wurde feucht. Einige verzweifelte Sätze meines Pferdes brachten uns in einen ſumpfigen See, zu dem alle Thiere der Savannah ſich geflüchtet hatten. Fünf Secunden ſpäter hätte das verzehrende Element uns erreicht; denn eben als mein Pferd in die Mitte des Pfuhls ſtürzte, der von Schlangen und vierfüßigen Thieren wimmelte, ſchlugen die Flammen von den Seiten des Sees faſt über unſeren Köpfen zuſammen. Ich ſprang herunter und ſtand bis an die Bruſt im ſchlammigen Waſſer, das von der Hitze dampfte. Die Thiere ächzten auch vor Hitze, aber keines griff das andere an, keines ſchien das andere zu fürchten. Ich ſah mehrere giftige Schlangen, welche die Flamme noch am Ufer des Pfuhls erreicht hatte, ſich mit dummer Wuth gegen das Feuer wenden, ſobald ſie ihren Schweif verbrannt fühlten. Zornig richteten ſie ſich empor, riſſen den Rachen auf, fuhren ziſchend auf das Feuer los, und waren im Nu zu Kohle verbrannt.

Da der Wind die Flamme auch über das ſchlammige Waſſer hintrieb, ſo wurde meine Lage in demſelben beinahe unausſtehlich; dennoch dankte ich der Vorſehung für meine Rettung; ich war ja nur im Fegefeuer, und rings um mich flammte die Hölle. Endlich legte ſich der Wind, die Flamme erhob ſich nun in ſenkrechter Richtung, und meine wunden Augen erquickten ſich wieder an dem Anblick des bewölkten Himmels über mir. Aber nicht lange, ſo jagte der Wind wieder die Flamme über den See. Ich tauchte bis ans Kinn in das ſchlammige Waſſer; endlich fuhr ich ſogar auf eine Secunde mit dem ganzen Kopfe hinunter, um ihn abzukühlen, worauf ſich der Wind legte, und ich meinem armen, ſchnaufenden Pferde Waſſer mit der Hand über den Kopf goß.

Ungefähr eine halbe Stunde mochte ich in der Pfütze geſteckt haben, als das Feuer abgebrannt war: doch blieb die Oberfläche des Bodens calcinirt, wie ein Backſtein, und ſo glühend, daß kein lebender Fuß ihn betreten konnte. Zum Glück zeigten ſich ſchwere Regenwolken; wenn ſie ſich aber nicht bald entluden, ſo hatte ich die troſtloſe Ausſicht, mehrere Stunden in meiner jetzigen unbehaglichen Lage zu bleiben, umgeben von Gewürm aller Art, das, obwohl jetzt in Frieden mit den Nachbarn, doch die Feindſeligkeiten bald wieder anfangen konnte. Ich ließ nun mein Pferd zu einer Stelle waten, wo ein krummer Stamm ohne Zweige mitten im Waſſer ſtand und von der Flamme nicht verzehrt worden war, und band den Zaum meines Pferdes daran, um mich umzuſehen, wo ich wohl am leichteſten Waſſer auf die glühende Erde ſchütten könnte, um wenigſtens einen Platz zum Stehen auf dem Trockenen für mich und mein Pferd zu gewinnen, bis Regen oder Abendthau den Boden zum Weitergehen hinreichend abgekühlt hätten.

Kaum hatte ich das Pferd eine Minute verlaſſen, als ich ſchon ſein Angſtgewieher hörte, mein Jagdmeſſer ergriff und ihm zu Hülfe eilte. Eine ungeheure 25 Fuß lange Boa constrictor hatte das arme Thier ſchon zweimal umſchlungen, indeß noch ein Theil der Schlange ſich um den Baumſtamm ringelte. Eben wollte ſie es bei der Kehle packen, als ein Stoß meines Meſſers ihr durch das Auge gerade in den Kopf drang. Nun wandte ſich ihr Zorn gegen mich; ſie dehnte ihren Körper ſo aus, daß er 6 oder 7 Fuß über das Pferd hinausragte, das ſie jedoch keineswegs Luſt bezeigte, loszulaſſen. Sie erhob ihren Kopf züngelnd über mir, riß den Rachen ſo auf, daß die Kinnladen wie verrenkt ſchienen, und hauchte mich mit ihrem hölliſchen Athem an, deſſen Geruch ich mit gar nichts vergleichen kann. Während ſie mit dem Angriff noch zögerte, duckte ich mich ins Waſſer hinunter, ſie bog ſich auch hinunter, und ſo wie ich den günſtigen Augenblick erſah, führte ich einen ſo glücklichen Hieb nach ihr, daß ich die untere Kinnlade ſpaltete. Nun fuhr ſie zurück, und ich führte einen Streich nach dem Theile des Thieres, der noch immer den Baum umſchlang, und hieb ihr den Schwanz ab. Das ſchien der Todesſtreich zu ſeyn. Sie verlor alle Kraft, der blutende Kopf ſank ins Waſſer, und das arme Pferd ſchnaufte, als es ſich von den erdroſſelnden Umſchlingungen des Unthiers erleichtert fühlte. Aber erſt nachdem ich abermals eine von den Umſchlingungen durchgeſchnitten hatte, fielen die Stücke zuckend und blutend ins Waſſer.

Ein willkommener Regenſchauer, wie er in Trinidad wohl gelegentlich in der trockenen Jahreszeit fällt, kühlte nun den Boden ab, der ziſchend Wolken von Dampf aufwärts ſandte. Nun zog ich mein Pferd aus dem Waſſer; allein es war zu erſchöpft, um mich zu tragen, ich führte es daher bis zum Caronyfluſſe, wo wir uns beide badeten, und ich meine ſchlammigen Kleider wuſch. Dann ſchwamm ich über den Carony und wurde in der Pflanzung eines Creolen von franzöſiſcher Abkunft, der, wie ich, aus der Inſel Granada gebürtig war, auf das gaſtlichſte aufgenommen, und während eines leichten Entzündungsfiebers, das eine Folge meines Abenteuers war, und zwölf Tage anhielt — auf das liebreichſte verpflegt. Mein ſchönes Pferd ſtarb aber ſchon nach zwei Tagen.

Die Fahrt nach Konſtantinopel.

(Fortſetzung.)

Ich ſchätzte mich glücklich, einen Mann von ſolchem Charakter zum Capitan bekommen zu haben, da ſonſt die meiſten Leute ſeines Handwerks durch grobe, gemeine Sitten von allem Umgange abſchrecken und dem armen Paſſagier das Gefängnißleben der Seereiſe noch mehr verbittern. Hat man auch, was

nicht häufig der Fall iſt, den Vortheil unter mehrern zu wählen, ſo gewinnt man doch ſelten dabei; denn gerade die niederträchtigſten unter dieſen Leuten wiſſen ſich ſo gut zu verſtellen, daß ſie auch den erfahrenen Reiſenden täuſchen, der, wenn er an Bord kommt, ſtatt des artigen, freundlichen Mannes, den er auf dem Lande kennen lernte, einen frechen, übermüthigen Geſellen, ſtatt der verſprochenen guten Bewirthung eine ſchlechte Koſt und noch ſchlechtere Behandlung findet.

Wie überall, ſo auch an Bord, bewährt ſich das Sprüchwort: „wie der Herr, ſo der Diener," überall und immer ſah ich die Schiffsmannſchaft ſich nach dem Betragen ihres Capitäns richten, ſo daß ich mir zuletzt, wenn ich eine Seereiſe unternehmen wollte, zur Regel machte, ehe ich mit dem Capitän abſchloß, an Bord ſeines Schiffes zu gehn, weniger um das Fahrzeug ſelbſt in Augenſchein zu nehmen — was auch zu empfehlen iſt — als vielmehr um die Phyſiognomien daſelbſt zu betrachten. Sah ich freche oder unzufriedene Matroſengeſichter, einen ungeſchliffenen, mürriſchen Steuermann oder Bootsmann, ſo wußte ich ſchon, was ich von dem Capitän ſelbſt zu erwarten hatte, und nahm darnach wo möglich meine Maaßregeln.

Auch an Bord der Navigazion war ich ſo glücklich, dieſe Erfahrung zu machen an allen Untergebenen, mit denen ich öfter in Berührung kam. So war der Secondo, Namens Nicolentini, *) ein ſehr beſcheidener, dienſtfertiger junger Mann, der mir gerne über alles Beſcheid gab, und mir manchen Marine-Ausdruck erklärte, manches Geſtirn kennen lehrte, die mir früher fremd waren. Auch ſogar der Camerotto, **) Matju, wie ihn der Capitän zu rufen pflegte, war gehorſam und flink in ſeinem Aufwärterdienſte, eine Eigenſchaft, die dieſe Burſchen nicht immer haben, indem ſie oft durch falſche Behandlung von Seite ihrer Obern und des Schiffsvolkes tückiſch werden, und nur dann folgen, wenn ſie zittern müſſen.

Noch muß ich einer Perſon meiner Umgebung erwähnen, die ich bisher mit Stillſchweigen überging, vielleicht hauptſächlich deßwegen, weil das Individuum ſelbſt auf dieſer Reiſe eine ziemlich ſtillſchweigende und paſſive Rolle ſpielte. Dieß war mein einziger Mitpaſſagier, Laval, ein Franzoſe, der mit mir aus Rußland gekommen war, wo er mehrere Jahre als Lehrer ſein reichliches Brod verdient, aber wenig baares Geld erübrigt hatte, weil er nicht mit dem Gelde umzugehen wußte, und nun nach Konſtantinopel wollte, weil man ihm weiß gemacht hatte, dort wäre mit leichter Mühe viel Geld in ſeinem Fache zu verdienen. Allein ſchon in Odeſſa, das man wegen des vielen Verkehrs mit Konſtantinopel als die Vorſtadt davon anſehen kann, hatte man ihn bereits eines Beſſern, oder vielmehr Schlimmern belehrt, ſo daß er theils mit ſeiner bedenklichen Lage, theils mit ſeinem Brevier beſchäftigt, an dem, was um ihn vorging, nur wenig Antheil nahm. Er war überhaupt ein ſtiller, ordentlicher, gottesfürchtiger Mann, auf Reiſen aber, beſonders wegen Mangel an Sprachkenntniß etwas unbehülflich: er verſtand nur Franzöſiſch und Lateiniſch, dieſe zwei Sprachen aber aus dem Grunde.

Zwei Tage lang hatte die Windſtille unſere Geduld auf die Probe geſetzt, als ſich das Wetter änderte; es kam Regen, mit ihm aber auch etwas Tramontana, d. h. Nordwind, der uns in 24 Stunden vom 44ſten Grad nördlicher Breite bis über den 43ſten hinaustrieb, freilich noch keine raſche Fahrt,*) aber doch immer ein großer Gewinn in Vergleich mit Windſtille oder Gegenwind.

Nun wurde unſere Lage unten ſchon unbequemer, da man wegen des herabſtrömenden Waſſers alle Oeffnungen der Cajüte ſchließen mußte, ſo wurde bald das Athemholen in dem ohnehin ſo engen Raume ſehr erſchwert, ſo daß ich es zuletzt nicht mehr aushalten konnte und wie verzweifelnd die Cajütentreppe hinaufeilte. Hier fand ich den Ausgang auf das Verdeck mit einem großen, durchnaßten Segeltuch wie hermetiſch verſchloſſen, und nur nach großer Anſtrengung gelang es mir, durchzudringen, um im Freien nach Luft zu ſchnappen, es vorziehend, naß zu werden, als darunter zu erſticken.

(Fortſetzung folgt.)

*) Nicolentini, das Diminutiv von Nicolo, Niklaus. In der italieniſchen, ſo wie auch in der neugriechiſchen Sprache iſt dieſe verkleinernde Form des Taufnamens ſo beliebt, daß ſie im gemeinen Leben auch auf erwachſene und ältere Perſonen angewendet wird.

**) Camerotto, d. h. Kammerdiener, daſſelbe, was im Deutſchen Schiffsjunge. Er muß die Cajüte reinigen, das Eſſen auftragen, das Geſchirr waſchen und die Paſſagiere bedienen. Mit dieſem Grade fängt gewöhnlich der Matroſe ſeine Laufbahn an.

*) Ein Kauffahrteiſchiff kann bei günſtigem Wind in 24 Stunden bis 200 Knoten, d. h. 200 Seemeilen zurücklegen; ein Kriegsſchiff 240 bis 260. Auf einen Längegrad unter der Linie gehen 60 Seemeilen, folglich 4 auf eine deutſche, geographiſche Meile.

Die Völkerſchaft der Kubetſchi.

Der Akademiker Frähn verlas kürzlich in der Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg einen ſehr intereſſanten Bericht über die Kubetſchi, einen Volksſtamm des Kaukaſus, der dem Ethnographen eben ſo merkwürdig durch ſeinen hiſtoriſchen Urſprung iſt, welchen der Schleier der Zeit noch jetzt nicht mit Beſtimmtheit hat lüften können, wie durch ſeine aus fernen Jahrhunderten bis jetzt mit unverletzter Treue erhaltenen Sittengebräuche und Sprache. Die Abhandlung des Hrn. v. Frähn hat das Verdienſt, daß ſie die verſchiedenen Meinungen und Hypotheſen, die uns neuere Reiſende und Schriftſteller über dieſes Völkchen aufgeſtellt, mit kritiſchem Geiſte beleuchtet, die beſſern aus ihnen hervorhebt, mit ſeinen eigenen Anſichten zuſammenhält und ſie ſo in einem vollſtändigen Tableau zu unſerer Ueberſicht bringt. Die weſentlichſten Data ſeines inſtructiven Memoires ſind nachſtehende: „Fünfzig Werſte etwa nordweſtlich von Derbend, an den Quellen der Flüſſe Ulutſchai, Barſchilitſchai und Hamrufen, im Gebirge der Kaitaken, wohnt ein aus ungefähr 1200 Familien beſtehendes Völkchen, das durch eine Menge Eigenthümlichkeiten und beſondere Gewohnheiten, ſo wie durch ſeine ausgezeichnete Kunſtfertigkeit und durch ſeine Anſprüche auf europäiſche Abſtammung uns in einem hohen Grad intereſſant und wichtig erſcheinen muß. Es ſind die Kubetſchi, oder wie ſie früher hießen, die Sirhgeran. Beide Namen (jener iſt tatariſch, dieſer perſiſch) bedeuten Kettenpanzermacher. Die Geſchichte gedenkt der Sirhgeran ſchon im ſechsten Jahrhundert nach Chriſti Geburt unter

des Sasaniden Nuschirwans Regierung, als dieser den Kaukasus durch die Mauer von Derbend absperrte und die kleinen dasigen Fürsten sich zinspflichtig machte. Als die Araber ihre Eroberungen auch bis zum Kaukasus ausgedehnt hatten, treffen wir zu Anfang des achten Jahrhunderts die Sirhgeran ebenfalls unter den Völkern, die sich ihnen unterwerfen und jährlichen Tribut entrichten mußten. Mehrere arabische Schriftsteller, unter ihnen vornehmlich Masudi, der um die Mitte des zehnten, und Sekerija Kazwiny, der in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, haben uns mehrere interessante Details von diesem Volke geliefert. Sie schildern sie uns als Leute von hohem Wuchs und röthlicher Gesichtsfarbe, mit kleinen blinzelnden Augen. Nach ihnen verstanden sich die Sirhgeran besonders gut auf Verfertigung von Kettenpanzern, Steigbügeln, Pferdegebissen, Schwertern und anderem eisernem Kriegsgeräthe; mit keinem andern Handwerke befaßten sie sich. Sie waren wohlhabend und gastfrei; Fremde, die ein Handwerk, eine Kunst oder Wissenschaft verstanden und schreiben konnten, sahen sie vor allen andern gern bei sich. Durch die Unzugänglichkeit des Terrains, das sie bewohnten, hatten sie ihre Unabhängigkeit von den sie umgebenden Völkern zu erhalten gewußt. Ein Theil von ihnen bekannte sich zum Mohammedanismus, andere zum Mosaismus, noch andere waren Christen. Auch hat man Veranlassung zu glauben, daß der Cultus des Parsismus ihnen nicht fremd geblieben sey. — Nicht minder interessant sind die Berichte, die uns neuere Reisende von diesem Volke geben. Bei ihnen heißt es aber nicht mehr Sirhgeran, sondern Kubetschi. Von diesen neuern Reisenden haben die selbstständigen Nachrichten des jüngst im russischen Dienst und zuletzt als Commandant von Scheki im Kaukasus verstorbenen Obristlieutenants von Brackel als Inländer vor Andern das glaubwürdigste Zeugniß für uns.

„Das Gebiet der Kubetschi wird gegenwärtig mit in die Provinz Daghestan begriffen. Zu ihrem gleichnamigen Städtchen gehören noch drei Dörfer: Surärkälly, Schirlly und Amisgally. Sie haben, obgleich in gewisser Hinsicht vom Usmei der Kaitaken und von Rußland abhängig, doch eine freie Verfassung, die uns von den verschiedenen sie besuchten Reisenden bald als demokratisch, bald als aristokratisch dargestellt wird. Nach Hrn. v. Brackel liegt die Verwaltung zehn Aeltesten ob, deren Charge erblich ist. Diese wählen aus den 25 Stämmen, die das Volk formiren, eben so viele Richter, von deren Urtheil nur in sehr wichtigen Fällen an das der Zehn appellirt wird.

„Für ihr ehemaliges Christenthum zeugen noch einige alte in ihrem Gebiete vorhandene Gebäude, welche einst Kirchen gewesen seyn sollen. Jetzt sind die Kubetschi sämmtlich Mohammedaner, von der Secte der Sunniten. Der Lehre Mohammeds zufolge ist die Vielweiberei bei ihnen gestattet. Nach Hrn. v. Brackel aber muß bei ihnen die Frau dem Mann die Morgengabe bringen, welche Sitte sich bei ihnen vom ehemaligen Christenthum mag erhalten haben; bei den Mohammedanern findet bekanntlich der umgekehrte Fall statt. Das Frauenzimmer der Kubetschi geht unverschleiert und darf an allen Lustbarkeiten mit den Männern ungehindert Antheil nehmen.

„Die Neigungen und Beschäftigungen dieses Völkchens werden uns als sehr verschieden von denen der andern kaukasischen Völker geschildert. Obschon tapfer und brav, nehmen sie doch nie Theil an Raubzügen. Ackerbau und Viehzucht treiben sie nur sehr wenig. Dafür sind fast alle, wie wir dieß schon oben bei den Sirhgeran, ihren Vorfahren, sahen, geschickte Waffenschmiede. In Stahl- und Eisenarbeiten entwickeln sie eigene Geschicklichkeit und einen Kunstsinn, wodurch sie hoch über die andern Bergvölker gestellt erscheinen. Die Panzer, Flinten, Säbel und andere Waffen, die aus ihren Fabriken hervorgehen, sind noch jetzt in benachbarten Gegenden und in Persien gesucht. Auch in Gold- und Silberarbeiten zeichnen sie sich aus, ihre Weiber sticken in Gold und Silber, und weben Teppiche und Tücher, die weit und breit verführt werden. Ja selbst einige Kanonen soll dieses industriöse Völkchen für sich zur Vertheidigung seines kleinen Gebirgsdistricts gegossen, und sogar türkisches, persisches und russisches Geld gemünzt haben, das von gutem Schrot und Korn war, und deßwegen gern genommen wurde.

„In Folge ihrer Betriebsamkeit, die sich auch durch einen regen Handel bekundet, den sie besonders in Derbend, Gandscha (das heutige Elisabethpol) und Schuscha treiben, erfreuen sie sich noch immer, wie ehemals, eines besondern Wohlstandes. Kein Bettler wird bei ihnen gesehen. Ihre Geschicklichkeit in Fertigung von Waffen und Panzern hat ihnen die Achtung aller Bergvölker zugewandt, die bei ihnen vorzüglich sich den Bedarf ihrer Waffen holen, und schon deßhalb gern in Frieden und Freundschaft mit ihnen leben. Ihre Rechtlichkeit hat ihnen das unbegränzte Zutrauen ihrer Nachbarn erworben. Der Usmei, Schamchal und andere Fürsten der Bergvölker erwählen sich daher, wenn sie miteinander zerfallen sind, das Gebiet der Kubetschi als einen neutralen Zusammenkunftsort, wo sie sich besprechen und vergleichen können. In Zeiten der Gefahr suchen sie bei den Kubetschi ein Asyl, und übergeben ihren treuen Händen die Schätze, die sie im eigenen Lande nicht mehr sicher wähnen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die Sammlung des Baron v. Joursanvault. Dieser Alterthumsforscher hatte schon vor der Revolution von 1789 eine bedeutende Menge Urkunden und Diplome gesammelt, und als die Revolution die Klöster zerstörte, reiste derselbe in ganz Frankreich herum und kaufte allenthalben die zerstreuten Archive auf. Der Tod hinderte ihn, seine gesammelten Schätze in Ordnung zu bringen, aber ein Anderer trat an seine Stelle, und jetzt ist ein Catalogue analytique des archives de M. le Baron de Joursanvault in zwei Bänden erschienen. Die hier gesammelten Schätze sind ungeheuer: die Urkunden, die auf Languedoc Bezug haben, gehen in die Jahre 975 bis 997 zurück, über die Unterdrückung der Tempelherren erhält man ganz neue Aufschlüsse, und die Literatur-, Kunst- und Münzgeschichte sollen durch ganz unerwartete Aufklärungen erläutert werden.

•

Poyplomento. Die Sprachenbildung schreitet in Amerika mit der Racenbildung fort. Nach den „Memoiren eines Creolen“ sprechen die untern Classen zu St. George in Demerary eine Mischung von Spanisch und Holländisch, die sich barock genug ausnehmen mag, und die sie Poyplomento nennen.

•

Erdbeben in Leicestershire. Am 25 December um 4 Uhr Nachmittags fand ein ziemlich starker Erdstoß zu Woodhouse statt, dem ein rollendes Getöse voranging. (Litt. Gaz. vom 29 December.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 16.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Januar 1839.

Eintritt in Paraguay.

(Aus Robertsons: Letters on Paraguay.)

Nachdem ich mich eine Zeit lang in dem gastfreundlichen Corrientes aufgehalten, sagte ich meinen Freunden, die mich noch in großer Anzahl begleiteten, Lebewohl, und setzte an dem sogenannten Paso del Rey über den Parana, schlief zu Curupaiti, und betrat am nächsten Morgen das Dorf Neembucu, wo ich von dem Commandanten und dem Pfarrer mit der gewöhnlichen Gastfreiheit empfangen wurde. Neembucu ist die erste Niederlassung oder Comandancia, auf welche man auf diesem Wege nach Paraguay stößt. Ich befand mich jetzt in dem speciell so genannten Lande, das von dem Paraguay-Fluß auf der einen, und dem Parana auf der andern Seite eingeschlossen ist. Im Fortreisen gegen Assumpcion zu, längs dem Gebiete der Missionen wurde ich lebhaft durch den Unterschied betroffen, den das Land, worin ich mich jetzt befand, gegen das vorher durchreiste darbot. An die Stelle der offenen Pampa waren schattige Wälder getreten, die Weiden, durch Bäume beschützt und durch reichliche Bäche bewässert, boten meist ein herrliches Grün; häufig fand ich auf der Ebene den Palmbaum, und Berge und sonst ansteigende Hügel bildeten mit dem Thal und See einen freundlichen Contrast. Vom Fuße bis zum Gipfel theils mit mächtigen Bäumen, theils mit Gebüsch bewachsen, boten diese Berge und Abhänge Citronen-, und Orangenbäume in Menge dar, die zugleich Blüthe und Frucht trugen. Der Feigenbaum breitete sein dunkles Blätterwerk aus und bot dem Reisenden seine köstliche Frucht, während Schmarotzerpflanzen in all ihrer Mannichfaltigkeit von Blättern und Blumen die Scene schmückten. Eichhörnchen sprangen und Affen schwatzten zwischen den Zweigen; der Papagay, der Fasan, der Moigtu, der Tucan, der summende Vogel, der Guacamayo oder Kakadu und unzählige andere, die Azara beschrieben hat, hausen in all ihrem bunten Federspiel in den Wäldern, die ich durchritt. Einen besonders schönen Vogel sah ich nirgends anders als an dem See und seinen Ufern: dieß ist der Pato-Real oder die Königsente, fast so groß, als eine Gans, aber von reichem, mannichfachem Gefieder. Die Seen sind mit wildem Geflügel, die Sümpfe mit Wasserhühnern und Schnepfen bedeckt.

Während ich meine Reise durch ein von der Natur so wesentlich begünstigtes und so herrliches Land verfolgte, traf ich zu meiner Freude auf häufigere Spuren von Anbau und menschlichem Fleiße, als in den einsamen Strichen, durch die ich bis jetzt meinen monotonen Weg verfolgt hatte. Weiß beworfene Häuschen sahen oft zwischen den Bäumen hervor, und rundumher waren bedeutende Felder von Baumwolle, Yucca und Tabak; auch Mais und Zuckerrohr sah man häufig in der Nähe von größern Landhäusern. Die ungemeine Einfachheit und Höflichkeit der Bewohner machte einen ganz besondern Eindruck auf mich: an dem ersten Häuschen, wo ich hielt, um die Nacht daselbst zuzubringen, bat ich, als ich abgestiegen war, um etwas Wasser. Es wurde mir in einem irdenen Kruge von dem Herrn des Hauses selbst gebracht, der in der achtungsvollsten Stellung, mit dem Hut in der Hand, stehen blieb, während ich trank. Vergebens bat ich ihn, sich zu bedecken, er that es nicht, und ich sah im Laufe des Abends, daß seine Söhne alle in ähnlicher Sitte auferzogen waren; die Mädchen kreuzten achtungsvoll die Arme über die Brust, wenn sie ihren Eltern oder Fremden beim Essen aufwarteten.

Hier, wie in Corrientes, wird unter der Classe, wozu mein gastfreier Wirth gehörte, von den Männern das Spanische nur wenig und ungern, von den Weibern fast gar nicht gesprochen, indem die Guaranisprache fast ganz an dessen Stelle getreten ist. Die Weiber schämen sich, ihre Unkenntniß der spanischen Sprache zu zeigen, und die Männer wollen nicht gern ungeschickt und unpassend in der einen Sprache sich ausdrücken, während sie es fließend und fast mit rhetorischem Schmuck in ihrer eigenen thun können, denn das Guarani hat, wie alle Ursprachen, eine große Menge metaphorischer Ausdrücke.

Die Fahrt nach Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Den Tag darauf, den 6ten, hörte der Regen auf, um einem ziemlich heftigen Sturmwinde Platz zu machen, der uns

zu beſtändigem Laviren nöthigte, wodurch unſer Fahrzeug in das unangenehme Schaukeln gerieth, das demjenigen, welcher der Seekrankheit unterworfen iſt, dieſes Uebel ſofort zuzieht, um ihn daran leiden zu laſſen, bis das Schiff wieder ruhig wird, oder wenigſtens in die regelmäßigere Bewegung vom Hintertheil nach dem Vordertheil hin geräth. Ich blieb auf der ganzen Fahrt von dieſer Plage frei, was ich hauptſächlich der Lage zuſchreibe, die ich annahm: bald hielt ich mich auf dem Verdeck ſtehend auf, feſt an einen Maſtbaum geklammert, bald in der Cajüte der Länge nach ausgeſtreckt. So wie ich nur einige Minuten dort ſaß, kam mich Ekel, der Vorbote des Uebels, an; ſo wie ich mich aber legte oder wieder hinauf ging, um feſt zu ſtehen, verſchwand dieſer Uebelſtand,*) dem auch mein Reiſegefährte entging, der immer in ſeiner Koje liegen blieb. Ich ſtimme der Meinung derjenigen bei, welche die Seekrankheit hauptſächlich einer Störung des Blutumlaufs bewirkt durch die ungewohnte Schwingung, zuſchreiben. Gegen Abend wurde der Wind ſtärker, nahm immer mehr zu, und wuchs noch vor Einbruch der Nacht zu einer ſolchen Wuth an, daß unſer Schiff wie ein Spielball herumgeworfen wurde. So kam allmählich die Nacht heran, aber ohne die Elemente in ihrem Spiele zu unterbrechen. Die Finſterniß war ſchauerlich, der Aufenthalt auf dem Verdeck unſicher; denn unverſehens ſtürzten gewaltige Wogen gegen des Schiffes Seiten, überſchlugen es von einem Bord zum andern, ein Dach bildend, und drohten es zu verſenken oder zu zertrümmern; bald hob die Fluth das Fahrzeug ſo, daß die Spitze ſich wie verlor, und man ſie vom Hintertheil herab beinahe ſenkrecht zwiſchen den Wellen unter ſich ſah; bald ſenkte ſich die Seite ſo, daß das Bord wagerecht auf dem Waſſer lag, und die Segel tief hineintauchten. — Das Schauſpiel kam mir ernſthaft vor, doch hielt mich das unverzagte Weſen des Schiffsvolks aufrecht; triefend vom ſalzigen Waſſer ging ich zuletzt hinunter, um etwas Ruhe zu ſuchen, und fand ſie endlich zwiſchen dem krachenden Gebälke.

Bei meinem Erwachen, den 7ten, wüthete immer noch derſelbe Sturm, es war noch Nacht; bald kam der Tag und zeigte uns die empörten Wellen, noch finſterer als die Nacht, uns gleichſam höhnend fragend: „wißt ihr nun, warum wir das ſchwarze Meer heißen?“

Nachmittags wurde die See etwas ruhiger; da ſah ich die Segelſtange mit Vögeln bedeckt; es waren Seefalken, die, ermattet vom Sturme, hier Schutz und Ruhe ſuchten. Ein flinker Matroſe kletterte hinauf, ergriff, oder vielmehr pflückte einen nach dem andern, und füllte damit einen Sack; es waren ihrer neunundzwanzig. Sie ließen ſich tödten, ſo wie ſie ſich hatten fangen laſſen, ohne das geringſte Widerſtreben, — ſo ſehr waren die ſonſt kecken Räuber vom Schrecken betäubt; — darauf wurden ſie gerupft und als friſcher Proviant aufgehängt. Mich dauerten die Betrogenen, ich hatte ihnen das Aſylrecht nicht verſagt.

*) Schon viele Verſuche ſind gemacht worden, um dieſes Uebel zu erforſchen, aber Alles umſonſt.

Bald erhob ſich der Sturm wieder ſtärker als je, pfiff durch das Tauwerk, und heulte um die wenigen Segel herum, die man noch halb ausgeſpannt zu halten wagte. So kam die Nacht heran; müde vom Getümmel ſtieg ich hinunter, nahm einige Biſſen zu mir, und legte mich nieder. Einige Stunden mochte ich geſchlummert haben, als ſchwere Tritte mich weckten: es war der Capitan mit ſeinem Scrivano; nachdem ſie haſtig Fragen und Antworten gewechſelt, ſah ich erſtern hereintreten mit den Worten: „O che siamo sfortunati, abbiamo perso la rotta!“ dann entblößte er das Haupt, warf ſich auf die Knie vor dem gegenüberſtehenden Muttergottesbild, und betete leiſe wohl fünf Minuten lang; nun erhob er ſich, machte das Zeichen des Kreuzes und ging wieder ſeinem mühſamen Geſchäfte nach.

Theils um ihn nicht zu ſtören, theils um wo möglich noch etwas Ferneres zu vernehmen, war ich während dieſes Vorfalls ruhig liegen geblieben; aber jetzt, da ich allein war, fing ich an, die Sache reiflicher zu überlegen: an die Stelle des bisherigen, unbefangenen Benehmens der Seeleute war ängſtliche Ungewißheit getreten, und aus der letzten Aeußerung des Capitäns glaubte ich, Klippen befürchten zu müſſen oder gefahrliche Nähe des Landes. Dieſes letztere, dachte ich, mag wohl für das Schiff das Gefährlichſte ſeyn, nicht aber für einen Schwimmer; und ſomit zog ich meinen ledernen Gürtel, der mich ſchon ſeit zehn Jahren auf Reiſen begleitete, aus dem Koffer, that hinein, was ich an Geld und wichtigen Schriften hatte, ſchnallte ihn um mich, und verbeſſerte, auf die Möglichkeit einer beſchleunigten Landreiſe hin, meinen Anzug in etwas. Mußt du ſchwimmen, ſo brauchſt du auch Kräfte, überlegte ich ferner, vielleicht auch zum Marſche auf dem Lande noch, darum will ich mich ſtärken, weil es noch Zeit iſt: ein Glas Wein mit einem Zwieback behagte recht gut, dann ein Cigarro, und endlich der ſüße Schlaf.

Eben graute der Tag, als ich daraus erwachte, und zugleich bemerkte ich mit Verwunderung, daß das Schiff ſich ruhig hielt, haſtig ſtieg ich hinauf, und ſiehe da, vor mir, ganz nahe vor mir lag Land. Nur wer in gleicher Lage ſchon geweſen, der nach vierzigſtündigem Sturme erwacht, um Land zu ſehen, nur der kann ſich eine Vorſtellung machen von der Freude, die ich bei dieſem Anblick genoß, — zu ſchildern vermag ich ſie nicht. Und was für Land war das? es war die Türkei, das Land, nach dem ich mich ſchon ſo lange geſehnt, das zu erreichen ich ſo viele Mühſeligkeiten und Opfer gering geachtet hatte. Das iſt der Berg Papiat, rief mir der Bootsmann zu, als er mich ſtaunen ſah. Ich konnte mich nicht ſatt ſehen an dem ſchönen Berge, hoch, von runden, ſanften Formen, ſtach er ſo lieblich ab von der ſchroffen, abſtoßenden Geſtaltung der ruſſiſchen Hügel; ein friſches Grün, das ihn bedeckte, erfreute das Auge, das die Grashalmen darauf zu unterſcheiden glaubte, ſo nahe ſchien er zu ſeyn, weil man ja die Entfernung vom Gewünſchten gern ſich wegdenkt.

Jetzt erfuhr ich, daß wir wirklich nicht in der beſten Lage geweſen, indem wir, trotz des Compaſſes, nicht mehr recht wußten, wo wir uns befanden, und bei der Nähe der Küſten,

die wir nicht ſehen konnten, öfters Gefahr liefen, gegen die Felſen getrieben zu werden oder zu ſtranden.

Seit vorgeſtern hatten wir mit allen unſern Kreuz- und Querfahrten nicht mehr als etwa 16 Seemeilen zurück gelegt.

Jetzt hatte unſer Elend ein Ende, wir brauchten nichts mehr als Vorſicht, eine der Haupttugenden des Seemanns, die dieſer aber, beſonders wenn er noch jung iſt, nur gar zu leicht aus dem Auge verliert. Daß Vincenzo ſie beſaß, davon gab er uns bald einen Beweis, aber vorher noch von einer andern Tugend. Der Hauptbeſtandtheil unſrer Mahlzeit machte immer ein Huhn aus, im Reiſe gekocht; was wir drei beim Mittageſſen davon übrig ließen, verzehrten wir zwei Paſſagiere zu unſerm Nachteſſen (wobei wir uns immer ſehr leicht fühlten, auch keine ſchweren Träume bekamen). Nun kam wieder die Mittagszeit, und mit doppelter Eßluſt ſetzten wir uns nach allen überſtandenen Drangſalen an die Tafel. Aber Vincenzo wollte nichts koſten von unſern Gerichten. Als wir unſer Befremden darüber äußerten, ſagte der Alte: „Geſtern habe ich der heiligen Jungfrau Maria gelobet, wenn wir mit ſammt dem Schiffe ſollten gerettet werden, jeden Sonnabend zu faſten, ſo gut wie am Freitag. Gerettet ſind wir, heute iſt es gerade der erſte Sonnabend, ich muß alſo jetzt mein Gelübde halten. Ich bin kein Wortbrüchiger.“ Munter verzehrte nun der Greis ſeine in Waſſer gekochten Bohnen mit dem darin aufgeweichten Zwieback, und erzählte uns von den Tücken des Meeres, das wir beſchifften. Er habe es, ſagte er, jetzt volle fünfzig Jahre befahren und ſey das Handwerk ſatt geworden, dieß ſollte ſeine letzte Fahrt ſeyn, zu Hauſe in Illyrien, habe er ſich Land angekauft, dorthin wolle er ſich zur Ruhe begeben, und auch ſeinen Sohn, der gleichfalls Schiffscapitän, dazu auffordern.*) Früher, fuhr er fort, wurde das ſchwarze Meer den Winter hindurch für unſchiffbar gehalten, beſonders in der Zeit, worin wir uns befinden, nämlich der Tag- und Nachtgleiche. Erſt voriges Jahr war hier ein öſterreichiſches Schiff mit Mann und Maus untergegangen, worauf der Bruder eines meiner Bekannten in Odeſſa als Paſſagier war, um nach Konſtantinopel zu gehen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Ich erfuhr nachher, daß Vincenzo nach ſeiner Ankunft in der Heimath dieſem ſeinem Sohne, nachdem er ihm vergeblich das Landleben empfohlen, die Navigazion abtrat. Der Sohn ging bald darauf damit unter Segel, und litt ſchon im adriatiſchen Meere Schiffbruch, wobei ſich zwar die Mannſchaft retten konnte, die ſchöne neue Brigantine aber verloren ging.

Der Felſentempel zu Ibſambol.

(Aus Lord Lindſay's: Letters on Egypt. etc.)

Man betritt dieſe rieſenhafteſte aller Aushöhlungen im ganzen Nilthale zwiſchen vier ungeheuren, etwa 60 Fuß hohen ſitzenden Statuen von Rameſes, dem Großen; der Ausdruck des Geſichts in ſeiner milden Schönheit iſt beinahe weiblich, die Sculptur in vollem Relief, da die Rücken kaum noch gegen den Felſen anlehnen, iſt bewundernswerth, und wenn man die Figuren von der ſüdlichen und ſchattigen Ecke der Höhle aus betrachtet, iſt der Eindruck der Erhabenheit faſt überwältigend. Ueber dem Eingang iſt der Sperberkopf des Oſiris, darüber eine Frieſe mit Hieroglyphen, und über dieſer ſitzt eine Reihe von Affen. Auch dieſe Abbildung, ſo wunderlich und außerordentlich ſie erſcheinen mag, tritt durchaus nicht aus dem Charakter der ägyptiſchen Architektur heraus. Wenn man zwiſchen den koloſſalen Statuen hinabſteigt, betritt man die große Halle, die auf jeder Seite von vier Säulen geſtützt iſt, an denen rieſenhafte Statuen bis zur Decke hinaufreichen, in ähnlicher Kleidung wie die zu Guerf-Haſſan, aber in Verhältniß und Ausführung viel feiner; auch haben ſie nicht das Furchterregende, da man Raum genug hat, an ihnen hinaufzuſehen.

Der Tempel wurde bald nach der Thronbeſteigung Rameſes (Seſoſtris) ausgehöhlt, und die Sculpturen ſcheinen ſich hauptſächlich auf ſeine frühern Feldzüge zu beziehen. Auf beiden Seiten der Thüre innerhalb iſt eine rieſenhafte Figur des Eroberers, welche eine Gruppe Rücken an Rücken knieender Gefangener bei den Haaren hält, und im Begriff iſt, ſie zu erſchlagen; ſie ſind von verſchiedenen Nationen und Farben; man unterſcheidet Schwarze von verſchiedenen Kaſten, und auch dasſelbe Volk mit geſpaltenen Bärten und Adlernaſen, wie ſie zu Beit-Welli ſich finden. Die Sculpturen auf der ſüdlichen Mauer ſcheinen ſeine Siege über dieſes Volk zu berichten. Auf ſeinem Wagen ſtehend, der von zwei mit den üblichen Federn auf dem Kopfe geſchmückten Pferden gezogen iſt, die Zügel hinten an ſeinem Gürtel befeſtigt, und den Bogen in der Hand, ſchleudert Rameſes ſeine nie fehlenden Pfeile gegen die Feinde, von denen ſchon viele gefallen ſind, und andere vergeblich ſie zu vermeiden ſuchen; weiterhin iſt er vom Wagen herabgeſprungen, tritt mit dem Fuß auf einen der feindlichen Anführer, faßt den andern am Arm und durchbohrt ihn mit der Lanze. Auf der entgegengeſetzten oder nördlichen Mauer ſind Schlachten in kleinerem Maßſtab abgebildet, in kecker Zeichnung, doch ſchlechter als die zu Theben.

Jenſeits dieſer prachtvollen Halle iſt eine zweite von viereckigen Säulen geſtützt, eine Cella und ein Adytum mit vier am Ende ſitzenden Götterbildern und einem Altar davor, wie zu Guerf-Haſſan; außerdem finden ſich noch mehrere Seitenkammern von geringerem Intereſſe.

Beabſichtigte Reiſe der HH. d'Abbadie nach Abyſſinien.

Hr. Theodore d'Abbadie und ſein Bruder haben den Entſchluß gefaßt, eine neue Reiſe nach Abyſſinien zu unternehmen, und zwar hauptſächlich in der Abſicht, dort das Chriſtenthum aufs neue zu verbreiten. Ueberzeugt, daß man den Abyſſiniern nur durch die Künſte und Wiſſenſchaften Europa's imponiren könne, hat namentlich Hr. Theodor Abbadie ſich in techniſcher Hinſicht ausgebildet, indem er nicht nur mehrere Handwerke erlernte, ſondern auch die Baukunſt ſtudirte. Damit hofft er beſonders bei den abyſſiniſchen Fürſten Eingang zu finden. Gegenwärtig halten ſich beide Brüder noch in Cairo auf, da ſie ſich im Arabiſchen vervollkommnen wollen, welche Sprache von allen ausgezeichneten Perſonen Abyſſiniens geſprochen wird. (Echo du Monde Savant vom 5 Januar.)

Die Völkerschaft der Kubetschi.

(Schluß.)

Wie die Völkerschaft der Kubetschi die Reinheit ihres Geblüts von jeher zu bewahren gesucht und sich nie mit einem andern Stamme durch Heurathen vermischt, so haben sie auch zu allen Zeiten ihre Unabhängigkeit zu behaupten verstanden. Wie einst alle Angriffe auf sie von Seite der Derbender und Schirwaner scheiterten, fast eben so ist es auch meistens spätern Angriffen auf sie ergangen, wie dieß z. B. Nadir Schah und Daud Beg Khan erfahren haben. Im Jahre 1725 huldigten sie zugleich mit dem Usmei dem russischen Scepter, doch ohne Tribut zu zahlen. Seit 1811 unterwarfen sie sich ihm aufs neue, und verpflichteten sich, einen jährlichen Tribut zu zahlen, der verschieden angegeben wird. Nach Hrn. v. Brackels Angabe beträgt er 400 Ducaten. Jewezky, ein anderer russischer Schriftsteller, schlägt die jährliche Abgabe, welche die Kubetschi und die andern kleinen kaukasischen Republiken zu entrichten haben, und die in Naturproducten besteht, im Geldbetrag auf 900 Rubel Silber an. Im Jahre 1851, wo sie aller Verbindung mit dem berüchtigten Kasi-Mulla entsagten, leisteten sie Rußland aufs neue den Eid der Treue.

„Die Häuser der Kubetschi bestehen aus Mauer- und Fachwerk, sind zwei bis drei Stock hoch aufgeführt. Ihre Fenster gleichen den europäischen, da Glasscheiben aber bei ihnen nicht zu haben sind, schließen sie sie mit hölzernen Läden. Ihr inneres Hausgeräthe wird von den neuern Reisenden verschieden angegeben; Einige bemerken hierüber, daß sie nach europäischer Weise Tische, Stühle, Bettstellen, auch Messer und Gabeln zum Essen haben: der mehrgenannte Brackel aber behauptet das Gegentheil. Er sagt: sie haben weder Tische, noch Bänke und Stühle, beim Essen liegen sie im Kreis auf dem Boden herum auf Teppichen oder Filzdecken. Gabel und Löffel trifft man bei ihnen nicht an. Verbrechen werden bei ihnen durch Geld gebüßt.

„Ueber die Abkunft dieses Volkes sind so manche Hypothesen aufgestellt worden. Einige halten sie für Abkömmlinge derjenigen Genuesen, welche einst im dreizehnten und den folgenden Jahrhunderten an den Küsten des schwarzen Meeres sich festgesetzt hatten. Eichwald hält sie für ursprüngliche Griechen. Andere geben ihnen einen deutschen Ursprung, weil sie in ihrer Sprache Spuren des Deutschen anzutreffen glauben. Man hat aber in der Sprache dieses Völkchens bisher noch nichts gefunden, das mit Griechischem, Italienischem oder Deutschem auch nur eine entfernte Analogie darböte. Wie sie jetzt beschaffen ist, hat man sie für einen Dialekt der lesghischen Sprache erkannt.

„Wenn es wirklich mit der Behauptung dieser neuern Reisenden, daß die Kubetschi selbst auf europäischen Ursprung Anspruch machen, seine Richtigkeit hat — und es scheint, die Aussage mehrerer von einander unabhängigen Stimmen lasse solches nicht in Zweifel stellen — so muß wenigstens die Zeit ihrer Versetzung oder Einwanderung in den Kaukasus sehr weit zurückliegen; denn wie wir oben gesehen, gedenkt die Geschichte ihrer schon im sechsten Jahrhundert nach Christi. Dann wird es auch begreiflich, wie sie ihre ursprüngliche Sprache gänzlich haben verlernen können.

„Hr. v. Frähn hofft, den Schleier, welcher noch zur Zeit die Herkunft dieses Volkes deckt, künftig lüften zu können. Einen Fingerzeig dafür gewahrt er in den alten Inschriften, welche sich noch in dem Orte Kubetschi vorfinden, die Niemand bis jetzt hat entziffern können: so sahen im Jahre 1782 zwei Herrnhuter aus Sarepta in Kubetschi an der Pforte einer zerfallenen alten Kirche, wie auf den Steinen einer andern zu einem Wohnhaus umgeschaffenen Inschriften angebracht, welche sie nicht zu lesen vermochten. Nur in einer derselben erkannten sie die Jahrzahl 1215 mit den in Europa gewöhnlichen sogenannten arabischen Ziffern ausgedrückt, woraus man schließen dürfte, daß auch die Inschrift selbst in einer europäischen Schrift sey. Der Armenier Paul Kalustow war 1797 in Kubetschi, und erzählt, dort steinerne Häuser gesehen zu haben, auf denen sich Abbildungen von Thieren und alte Inschriften befanden. Klaproth, Bronjewsky und Eichwald wiederholen diese Nachrichten. — Daß nun jene unwissenschaftlichen Sareptaner, so wie der Armenier es unterließen, Abzeichnungen von dem, was sie sahen, zu nehmen und zurückzubringen, ist zu begreifen; daß aber auch die gedachten gelehrten Reisenden, wenn sie gleich nicht selbst in Kubetschi waren, es unterließen, sich von jenen Inschriften getreue Copien zu verschaffen, ist wohl befremdend, wenn man erwägt, wie so mancher wichtige Aufschluß über zweifelhafte historische Thatsachen alten Inscriptionen verdankt werden. Die Entzifferung jener Inschriften in Kubetschi hätte vielleicht zur Lösung eines interessanten Räthsels beitragen können.

„Indessen ist die Hoffnung noch vorhanden, jene Inschriften an den angegebenen Gebäuden in Kubetschi entziffern zu können. Der Senateur und Geheimerath Baron v. Hahn, der sich jetzt bereits im zweiten Jahre in Tiflis an der Spitze einer Commission befindet, welche die Aufgabe hat, ein neues Verwaltungs-Reglement für die transkaukasischen Provinzen zu entwerfen, wünscht auch das Interesse der Wissenschaften in allen ihm möglichen Beziehungen dort zu wahren. Er hat der Akademie das Versprechen gegeben, ihr treue Abdrücke von allem dem zu verschaffen, was sich von alten Inschriften noch bei den Kubetschi findet, treue Zeichnungen von den daſigen alten Kirchen, von einigen Kubetschi-Physiognomien, vielleicht auch einen Kubetschi-Schädel. Nächstdem darf sie hoffen, durch seine Fürsorge eine neue Sammlung von kubetschischen Sprachproben zu erhalten, die sich nicht auf einzelne Worte beschränken, sondern zur bessern Erkennung des grammatischen Baues der Sprache ganze Phrasen mittheilen sollen; endlich will er die sämmtlichen Nachrichten, welche uns bisher von Reisenden über dieses Völkchen geliefert worden, an Ort und Stelle prüfen, um so die sich in denselben vorfindenden Differenzen auszugleichen und in Uebereinstimmung zu bringen.

„Die hohe einflußreiche Stellung, der so oft schon bewährte ächt wissenschaftliche Sinn und die wohlbekannte Thätigkeit des Baron v. Hahn verbürgen uns erfolgreiche Resultate seiner Bemühungen für manche wissenschaftliche Aufhellungen des Kaukasus und auch für die Lösung dieser so lange problematisch gebliebenen Aufgabe."

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 7** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Heinrich von Monmouth, oder das Leben und der Charakter Heinrichs V als Prinz von Wales und König von England.** Von J. Endell Tyler. — **Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.** (Fortsetzung.) — **Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4–5 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 17.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Januar 1839.

Die Kirche der Katakomben in Kiew.

(Aus Stephens: Incidents of Travels.)

Die Kirche der Katakomben oder die Himmelfahrtskirche steht außer der Stadt, am Ufer des Dniepr. Sie wurde 1073 gegründet und hat sieben goldene Kuppeln mit goldenen Spitzen, die durch Ketten verbunden sind. Die Kuppel des Glockenthurms, welche sich vom Hügel aus zur Höhe von ungefähr 300 Fuß und über den Dniepr auf 585 Fuß erhebt, wird von den Russen als ein Meisterstück der Baukunst betrachtet. Sie ist mit dorischen und römischen Säulen und korinthischen Pilastern geschmückt; das Innere hat noch die ehrwürdige Form des Alterthums vollständig erhalten, und ist mit Gold, Silber, Edelsteinen und Gemälden reich verziert; in der That ist sie im Ganzen jeder griechischen Kirche, die ich damals gesehen hatte, bei weitem vorzuziehen. In den ungeheuren Katakomben unter dem Kloster liegen die Leichen der russischen Heiligen unbeerdigt, und Jahr aus Jahr ein kommen Tausende und Zehntausende aus den Wildnissen Sibiriens und von den Gränzen der Tartarei, um vor ihnen niederzufallen und zu beten. In einer der Hallen der Kirche kauften wir Wachskerzen und stiegen mit einer langen Procession von Pilgern, barhaupt und eine brennende Kerze in unserer Hand, eine lange hölzerne Treppe hinab, an den Eingang zu den Katakomben. Auf beiden Seiten längs der Treppe lag eine Reihe Frommer auf den Knieen in demselben elenden Zustande, den ich so oft in der Nähe der Kirchen Griechenlands und Italiens bemerkt hatte. Als wir in die ausgehöhlten Gänge der Katakomben traten, deren Decke schwarz vom Rauch der Kerzen war, sahen wir an jeder Seite in Nischen in den Mauern und in offenen Särgen, eingehüllt in große Mäntel von Tuch und Seide und mit Gold und Silber geschmückt, die Körper der russischen Heiligen. Diese Heiligen sind Personen, welche ein besonders reines und heiliges Leben geführt haben, deßhalb in den Himmel gekommen sind und beim Vater und Sohn einen besondern Einfluß haben sollen; ihre Körper sind unbeerdigt geblieben, damit ihre Brüder ihre Vermittlung erbitten und indem sie die Ehre sehen, die man ihnen nach dem Tode erweist, suchen mögen, ihnen in der Reinheit ihres Lebens nachzufolgen. Die Körper sind in offene Särge gelegt, und ihre steifen Hände so gerichtet, daß sie die Küsse der Pilger empfangen können, auf ihrer Brust sind ihre Namen und zuweilen ein Verzeichniß ihrer frommen Thaten aufgeschrieben. Doch sahen wir dort andere und schlimmere Dinge. Denn neben den Körpern der Heiligen, welche gestorben waren zu der von Gott ihnen bestimmten Zeit, ist in dem einen Gange eine Reihe kleiner Fenster, wo Menschen mit ihrer eigenen Hand sich eingemauert, und nur ein kleines Loch offen gelassen hatten, durch welches sie ihre Speise empfingen, und mit dem gottlosen Gedanken starben, daß sie hiermit ihrem Schöpfer einen Dienst erwiesen. Diese kleinen Fenster schließen ihre Wohnung und ihr Grab ein; und der fromme Russe glaubt, während er vor ihnen kniet, daß ihr unnatürlicher Tod ihnen ewiges Leben, einen Platz unter den seligen Geistern und deren Macht erworben habe. Wir wanderten lange in diesem außerordentlichen Begräbnißplatz herum, der überall mit knieenden und betenden Pilgern bedeckt war. Bei jeder Wendung sahen wir Hunderte von den fernsten Theilen des ungeheuren russischen Reiches. Vielleicht wanderten in dieser Zeit mehr als dreitausend in diesen Begräbnißkammern umher.

Die Fahrt nach Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Wir befanden uns nun unter 42° 40′ n. Br., mithin nur ungefähr 60 Seemeilen von Konstantinopel, der Wind blies günstig von Nordost; es war also ein Leichtes, bis den andern Morgen das Ziel der Reise zu erreichen. Wir beiden Passagiere hatten uns nicht wenig darauf gefreut; allein der Alte schüttelte den grauen Kopf und wies mit dem Finger gegen Norden. „Seht ihr das Graue dort am Horizont, das jetzt noch wie ein Spinngewebe aussieht? das bringt uns Verderben, wenn wir die Mündung des Bosporus suchen wollen. Wir suchen jetzt die Bucht von Iniadah auf, dort sind wir einstweilen geborgen, bis der Nebel sich zertheilt haben wird, der jetzt am Horizont sich bildet.“ Bei dieser Rede fiel meinem Reisege-

führten eine Stelle aus einem alten lateiniſchen Dichter ein, die, ſo viel ich mich erinnere, ſo lautet:

„Bosporum navita timuit penitus“

auf Deutſch:

„Dem Seemann flößt der Bospor Schrecken ein.“

Vincenzo verſtand nun zwar kein Latein, deſto beſſer aber ſein Handwerk, und was noch mehr iſt, er war durch fünfzigjährige Erfahrung nicht nur klug und vorſichtig, ſondern beinahe furchtſam geworden.

Wir ſegelten alſo auf Iniadah zu, erreichten es auch noch in derſelben Nacht, aber zu gleicher Zeit wurden wir auch von dem vorausgeſagten Nebel erreicht, und wie in einen Mantel eingehüllt, in dem wir aber in unſerer ſichern Bucht ganz ruhig ſchliefen, bis uns ein freundlicher, heller Sonntagsmorgen weckte, um uns in einem Halbkreiſe einen neuen Theil des türkiſchen Landes ſehen zu laſſen, und um uns herum gegen zwanzig größere und kleinere, meiſt türkiſche Fahrzeuge.

Von einem dieſer letztern bekamen wir bald einen Beſuch an Bord; es waren zwei türkiſche Seeleute. Ihre Kleidung war grob und ſchlicht, aber reinlich und geſchmackvoll: braune tüchene Pumphoſen, von dem Knie an bis an den Knöchel knapp anliegend, durch einen bunten Gürtel um die Lenden befeſtigt, eine blaue Tuchweſte knapp anliegend mit vielen eichelförmigen Knöpfchen; eine braune Tuchjacke mit ſchwarzen Schnüren verziert, vornen ausgeſchweift, beinahe wie die ungariſchen Huſarenjacken und auf dem glatt geſchorenen Kopfe einen Turban, d. h. eine rothe Mütze umſchlungen mit einem weißen Tuche; dazu rothe Schuhe (ungefähr wie in Europa die Weiberſchuhe beim gemeinen Volke), ein ſonnenverbranntes, unfreundliches Geſicht, mit einem Schnurrbart in der Mitte desſelben — ſo ſahen die erſten Türken aus, die ich in ihrem eigenen Lande ſah, und dieſen glichen auch mehr oder weniger die, welche mir in der Folge vorkamen.

Dieſe Leute litten Mangel an Brod, baten uns daher um Zwieback, wozu ſie bereits härene Säcke mitgebracht hatten;*) es wurde ihnen ein Sack voll gegen Bezahlung zugewogen, aber einen zweiten, um den ſie flehentlich baten, konnten ſie nicht erhalten.

Das Geld, womit ſie bezahlten, mußten ſie vorher in eine mit Waſſer gefüllte Schale werfen, aus Furcht vor der Peſt, die ſich auch durch Metall (ausgenommen Gold) mittheilen kann, wenn dasſelbe unmittelbar und noch warm aus der Hand des damit Behafteten empfangen wird.

Dieſes war neues Silbergeld, geprägt unter Mahmud II, meiſtens Fünf-Piaſterſtücke,**) auf Türkiſch Beſchlik genannt. Ich hatte bisher nur altes türkiſches Gold und Silber geſehen, das gut war, faſt wäre ich zurückgeprallt bei dem Anblick dieſer neuen Münze, denn es waren weiter nichts als runde Blechſtücke, die größten vom Umfange eines Laubthalers. Obſchon das Gepräge ganz neu, und zwar von dieſem Jahre war, ſo ſchimmerte ſchon das Kupfer durch und gab ſich noch deutlicher durch den Klang zu erkennen. Obſchon ich nicht nach Konſtantinopel zog, um dort Schätze zu ſammeln, ſo konnte ich doch dieſe Münzproben nicht ohne Mißbehagen anſehen: ſie contraſtirten ſo widerlich mit dem vielen Lobenswürdigen, was ich ſchon von dem Beherrſcher der Gläubigen gehört hatte, daß ich meinen Augen kaum traute, als ich ſo traurige Zeichen von dem Zuſtande ſeiner Finanzen erblickte.

Der Nebel hatte ſich zertheilt; die Mündung des Bospors wäre alſo jetzt leicht zu entdecken geweſen, und konnte höchſtens 30 Seemeilen von uns entfernt ſeyn. Nichtsdeſtoweniger blieben wir ruhig in unſerer Bucht liegen, denn es war Windſtille eingetreten. Alſo Geduld!

Unterdeſſen holten die Matroſen die vorgeſtern gefangenen Seefalken herbei, und legten ſie ehrerbietig vor die Füße des Capitäns, der einen der jüngſten davon für unſere Küche ausſuchte, und ihnen ſodann huldvoll erlaubte, die übrigen für ihre Tafel zu behalten. Freudig zogen ſie mit dieſer buona presa ab, um damit, als mit friſchem Fleiſche, ſich ein leckeres Mahl zu bereiten, das ſie aber, obſchon mit eigener Gefahr erhalten, ohne des Capitäns Erlaubniß nie hätten antaſten dürfen, weil auf den öſterreichiſchen Schiffen der Matroſe auf ſeinen Sold beſchränkt iſt, und jede Priſe dem Capitän anheimfällt. Ueberhaupt muß ich, nach dem was ich davon geſehen habe, die Ordnung und Mannszucht auf den öſterreichiſchen Schiffen loben, — bei keiner andern europäiſchen Nation traf ich ſie in dieſem Grade an.

Unſer Falke, obſchon man den zarteſten ausgeſucht hatte, war, wie ich erwartet hatte, ſehr zähe, gewiß ſo zähe, als der, den Lafontaine in ſeiner rührenden Erzählung der ſpröden Schönen auftiſchen läßt; dagegen hob ich einige Federn davon auf, theils zum Schreiben, wozu ſie beſſer taugten als das Fleiſch zum Eſſen, theils zum Andenken an das überſtandene Abenteuer.

Ich kann die Geſchichte dieſes Ruhetages nicht ſchließen, ohne noch eines guten Werkes zu erwähnen, das an demſelben vollbracht wurde: es war die Befreiung eines Gefangenen, nämlich eines jungen Schweines, das früher frei auf dem Verdeck herumgrunzte, ſich recht ordentlich aufführte, aber wie die See anfing, hoch zu gehen, ſo unruhig wurde, daß es die Matroſen in ihrer ohnehin ſo ſchweren Arbeit hinderte, und dieſe proviſoriſch ſich nicht anders zu helfen wußten, als daß ſie es in eine leere Tonne ſteckten, die ſie aufrecht ſtellten, ſo daß der Arreſtant durch das offen gelaſſene Spundloch Athem ſchöpfen und aus den kleinen Augen einen Blick auf die Außenwelt werfen konnte — der einzige Genuß, den man zweimal vierundzwanzig Stunden lang einem Geſchöpfe vergönnte, das doch nach ſeinem Tode dereinſt ſeinen Kerkermeiſtern ſo viel Genuß verſchaffen ſollte! Man hatte es bis jetzt vergeſſen.

Der Morgen des 10ten wurde wiederum mit Warten zugebracht, als ſich endlich gegen Mittag ein ſchwacher Wind erhob, der uns aus der Bucht herausbrachte; bald ſchwellten die Segel ſtärker an, immer munterer ging es voran, und gegen ſechs Uhr entdeckten wir glücklich die Gegend, wo der „Pontus

*) Dieſe nehmen die Peſt nicht an, ſo wenig als Stroh und Holz.

**) Der türkiſche Piaſter war im J. 1831 bis auf den Werth von ſechs Sous gefallen, während er im Anfang dieſes Jahrhunderts das Fünffache galt.

Curinus" einen Ausweg durch den Bosporus sucht. Immer schöner wurde der Abend, immer milder die Luft, immer reiner, durchsichtiger der Himmel, — ich sollte bis an die Pforte des Südens kommen, um seine Schönheit kennen zu lernen — jetzt war die Sonne untergegangen, und allmählich die Nacht eingebrochen; aber welche Nacht! Wir befanden uns dicht vor dem Bospor, senkrecht darüber blinkte der Halbmond, hellfunkelnd uns die Bahn beleuchtend nach der Hauptstadt, deren Wappen er ist. Rechts am Eingange des Canals leuchtete bereits der Fanal*) von Europa, links der von Asien. So konnten wir ja nicht irre fahren; glücklich kamen wir zwischen beiden Festungen hindurch in die Strömung, die uns ruhig weiter führte; die Segel, jetzt überflüssig geworden, wurden eingezogen, und allein das Steuerruder fortgeführt, um uns in der Mitte der Wasserbahn zu erhalten.

(Schluß folgt.)

Xeres.

(Aus Frank Standish's: the Shores of the Mediterranean.)

Die Sitten der niedern Classen im Innern Andalusiens sind rein maurisch: bei Jahrmärkten haben sie Bänkelsänger, welche Einen Ton über eine Minute lang anhalten und dabei mit den Händen auf den Tisch schlagen; je kläglicher und monotoner die Melodie ist, desto besser gefällt sie den Zuhörern, welche rund umhersitzen und ihre Gläser auf den Boden neben sich stellen. Wird ein einfacher Landmann zu einem Gastmahl gebeten, so setzt er sich auf einen kleinen Stuhl in einiger Entfernung vom Tisch, lehnt sich mit seinem Kinn vorwärts auf den Teller und ißt gleich dem Orientalen mit seinen fünf Fingern, die, wie er sagt, Gott ihm dazu gegeben hat. Bei ihren Käufen wirft der Kaufende so viele Säcke mit Geld auf einen zu diesem Ende auf den Boden ausgebreiteten Mantel, als das Gekaufte werth ist und verlangt keinen Empfangschein; kurz, jeder ist einfach und arglos in seinem Benehmen. Ihre Ideen sind sehr beschränkt, so daß sie z. B. nur Leute aus ihrer eigenen Stadt oder Provinz als Landsleute ansehen; Castilier, Biscayer oder Galicier aber fast ganz als Fremde betrachten. Ein viereckiger Platz voll übelaussehender, in Mäntel gehüllter Menschen in heruntergeschlagenen Hüten, die durch ihr Aussehen einem kecken Räubergesindel gleichen; Straßen oder vielmehr Gäßchen ohne Pflaster und voll Löcher und Haufen von Unrath, mit einigen guten, hie und da zerstreuten Häusern und einer unter dem Berge begrabenen Kathedrale, dieses sind die Hauptcharakterzüge dieser berühmten Stadt, deren Namen zur Essenszeit in den Ohren von halb Europa wiederklingt. Außerdem, daß Xeres keine guten, öffentlichen Belustigungen darbietet, ist es auch wegen der zahlreichen Mordthaten und Räubereien in der Stadt und nächsten Umgebung höchst unsicher: nach Einbruch der Nacht darf man sich nicht gut auf die Straße wagen, und eine Lustreise aufs Land ist ohne gehörige Bewaffnung nicht sehr räthlich.

Einige Leute in der Stadt führen den Titel Veinte-Quatro, welcher aus dem Umstand entsprungen ist, daß der Magistrat aus vierundzwanzig Mitgliedern besteht: ehemals wurden diese frei gewählt, später aber wurde das Recht der Magistratur zum großen Nachtheil des Volkes gegen Geld an einige Familien erblich verliehen, und die Veinte-Quatro sind jetzt Regidores perpetuos, ein Amt, welches gekauft oder geerbt wird. Die gegenwärtigen Besitzer wenden ihr Privilegium zu ihrem eigenen Vortheil an, und plündern das Volk auf mannichfache Weise aus. Xeres ist indeß eine der reichsten Städte von Niederandalusien und seine Bevölkerung beträgt etwa 60,000 Seelen.

*) So heißen in der Levante die Leuchtthürme zur Warnung für die Schiffahrer, und jede Laterne überhaupt. So heißt auch der von den Griechen bewohnte an dem Hafen stehende Theil von Konstantinopel.

Statistische Bruchstücke und Nachrichten über die portugiesischen auswärtigen Besitzungen.

Dem Infanten D. Henrique, drittem Sohn des Königs D. Joao I, welcher große Flotten ausrüstete, verdankt Portugal größtentheils die Entdeckungen und Eroberungen aller seiner auswärtigen Besitzungen, besonders aber die der capverdischen Inseln, der Azoren, Madeira und Porto Santo. Die Azoren wurden im Jahre 1432 von dem Admiral Cabral entdeckt. Diese Inseln, deren zusammen neun sind, bilden drei Gruppen. Erste Gruppe: S. Maria und S. Miguel; die zweite: Terceira, S. Jorge, Rio, Fayal und Graciosa; die dritte: Flores und Corvo.

Erst nachdem das constitutionelle System in Portugal eingeführt wurde, hat man etwas mehr über die Statistik dieser Besitzungen erfahren, jedoch noch immer Alles in der größten Unvollkommenheit, so daß man nicht für die exacten Angaben stehen kann. So gibt man z. B. die Bevölkerung der azorischen Inseln folgendermaßen an:

1) S. Maria	8,000	5) Graciosa	12,000
2) S. Miguel	100,000	6) Fayal	22,000
(die Hauptstadt Ponta Delgada)		7) Pico	56,000
3) Terceira	4,000	8) Flores	9,000
(die Hauptstadt Angra)		9) Corvo	1,000
4) S. Jorge	25,000	Summe aller Inseln	550,000

Die Exportation der Producte dieser Inseln gab man im Jahre 1834 folgendermaßen an:

150,000 Kisten Orangen von den Inseln S. Miguel, Terceira und Fayal.

20,000 Moios (Moio = 60 Metzen Cassel'sch), Getreide, Weizen, Mais, Bohnen, außerdem Kartoffeln und Gemüse von Terceira und S. Miguel.

20,000 Pipen Wein und Branntwein von Pico, Fayal, S. Jorge und Graciosa.

Man kann annehmen, daß im Durchschnitt jährlich 700 Schiffe in den Häfen der Inseln einlaufen. Im Jahre 1822 beliefen sich die Einkünfte der Inseln nach einer mittlern Durchschnittsrechnung auf 494 Contos und ihre Ausgaben 192 Contos, folglich existirte ein großer Ueberschuß, der heutzutage sehr unbeträchtlich, ja fast ganz verschwunden ist, denn die Armuth auf den Inseln nimmt immer mehr zu, die Aus-

wanderungen nach Braſilien werden immer häufiger, und da auch der Regen auf den Inſeln ſpärlicher zu fallen ſcheint, wie früher, ſo nimmt auch ihre Fruchtbarkeit ab.

Die Inſel Madeira wurde ſchon im Jahre 1419 durch Joao Gonçalo Zargo entdeckt. Beide, Madeira und Porto Santo, ſollen eine Bevölkerung von 110,000 Einwohnern haben. Wein iſt der vorzüglichſte Exportationsartikel, den man in dem obengenannten Jahre durchſchnittlich jährlich zu 15,000 Pipen annahm. In den neueſten Zeiten klagt man aber ſehr über den verminderten Abſatz. Die verbeſſerten ſpaniſchen Weine fangen an den portugieſiſchen den Rang ſtreitig zu machen und täglich dieſem Handel mehr zu ſchaden.

Die Inſeln des grünen Vorgebirgs formiren eine Gruppe von neun Inſeln, deren Namen folgende ſind: Sol, Boaviſta, Maio, S. Thiago (mit der Hauptſtadt Porto da Praia), Togo (mit ſeinem hohen Kegelberg, dem die Portugieſen die übertriebene Höhe von 1548 Braças [Braça = 10 Palmos = 6 Fuß 8 Zoll], alſo über 8000 Fuß, geben), Brava, S. Nicolao, Raza, S. Luzia, S. Antonio, S. Vicente (mit einem guten Hafen für 500 Schiffe). Dieſe Inſeln zuſammen werden durch einen einzigen Gouverneur regiert, der ſeinen Sitz in S. Thiago hat, der ungeſundeſten aller Inſeln, wo faſt alle Europäer ihren Tod finden. Seit kurzem iſt nun geſetzlich beſchloſſen, das Gouvernement nach der geſunden Inſel S. Vicente zu verlegen. Da hiezu aber viel Geld erforderlich iſt, um die Regierungsgebäude daſelbſt aufzuführen, ſo möchte dieſer Plan wohl noch mancher Zögerung unterworfen ſeyn. Die vorzüglichſte Ausfuhr von den Inſeln des grünen Vorgebirgs beſteht in der Orſeille, welche Monopol des Gouvernements iſt, und woraus daſſelbe jährlich 90 Contos jetzt bezieht, wovon die Koſten des Einſammelns noch abgezogen werden müſſen, welches von den ärmſten Claſſen mit halsbrechender Gefahr an den ſteilen Felſenklippen geſchieht, und die dafür höchſt kümmerlich bezahlt werden. Es iſt alſo gar nicht zu bewundern, wenn dieſe Leute ſich noch ein Nebenverdienſtchen machen, manches Pfund in den Felſenklüften zu verſtecken, was ſie alsdann an die Contrebandiers verkaufen. Da die Beamten nun auch eben nicht wachſam ſind, mancher vielleicht Antheil an dieſem Händelchen hat, ſo gehen die engliſchen Schiffe, die hier anlegen, faſt nie leer ab.

Unter dem Gouvernement von Cabo Verde ſtehen nun noch die Beſitzungen am afrikaniſchen Feſtlande von Biſſao und Cacheo mit guten Häfen, von wo beſonders gutes Schiffsbauholz geholt werden könnte. Dieſer Diſtrict der Küſte von Guinea erſtreckt ſich unter portugieſiſcher Herrſchaft mehr denn 100 Legoas in das Innere des Landes, und ſeine vorzüglichſten Ortſchaften, die aber durchgängig von Negern bewohnt werden, ſind Geba, Zinguichor, Farim und Concouda am Rio Grande. An dieſer Küſte wird noch der vorzüglichſte Handel mit Sklaven durch die reichern Einwohner von Cabo Verde betrieben, eben ſo wie auch die guineiſchen Inſeln eine gute Station für dieſes Geſchäft abgeben.

Dieſer Inſeln ſind vier und ſtehen unter dem Gouverneur von S. Thome. Die Inſeln S. Thome und Principe ſind die größten und haben ſehr gute Häfen. Die Inſeln Rolas und Anno-Bom ſind unbedeutend. Die Inſel S. Thome liegt gerade unter dem Aequator, und hat einen Berg, der ſich gegen 6000 Fuß hoch erheben ſoll. Alle dieſe Inſeln ſind von Negern bewohnt, denen ein halb Dutzend Weiße die Geſetze vorſchreiben. Das Gouvernement zieht von allen dieſen Beſitzungen der Küſte von Guinea nicht den geringſten Vortheil. S. Thome und Principe bringen einigen Kaffee hervor, deſſen Güte dem beſten Kaffee von Mokka gleichkommen ſoll. Bis jetzt iſt noch nichts zur Verbeſſerung dieſer Beſitzungen geſchehen, der jetzige Marineminiſter legt aber die größten Beweiſe an den Tag, daß er Verbeſſerungen nicht nur in dieſen, ſondern in allen überſeeiſchen Beſitzungen einführen möchte.

Das Königreich Angola mit dem Untergouvernement von Benguela iſt unſtreitig die wichtigſte Beſitzung der Portugieſen in Weſtafrika, welche, wenn hier ordentlich gewirthſchaftet würde, wenn man einſichtsvolle und rechtliche Gouverneure dahin ſetzte und die Coloniſation einer weißen Bevölkerung beförderte, was gegenwärtig am wirkſamſten durch Militärcolonien zu erlangen ſeyn würde, unſtreitig mit der Zeit den Verluſt Braſiliens erſetzen könnte, da dieſes Land ſo ſehr fruchtbar und an allen Erzeugniſſen des Naturreichs geſegnet iſt. Die Hauptſtadt von Angola und der Sitz des Gouvernements iſt S. Paulo de Aſſumpçao de Loanda, gewöhnlich nur ſchlechtweg Loanda genannt. Sie iſt ebenfalls in einer ungeſunden Gegend gelegen, wo Waſſer und Luft die bösartigſten Fieber hervorbringen. Vom Monat Mai bis in den October iſt hier die Sonne ſtets durch einen Nebel verdüſtert, den man Caſſimbo nennt, und der des Nachts beſonders ſeine ſchädlichen Wirkungen auf die Geſundheit äußert.

Auf der Oſtküſte von Afrika iſt das große Land von Mozambique, das ſich bis zu den Kaffern erſtreckt, die vorzüglichſte und reichſte Beſitzung der Portugieſen, deren Reichthümer aber, beſonders an Gold und Elfenbein, eben ſo wenig ſyſtematiſch benutzt werden, wie in Angola. Sie benutzen nur, was der Zufall ihnen zuführt. Mozambique, die Gouvernementsſtadt, liegt auf einer gut befeſtigten Inſel, iſt aber eben ſo ungeſund, wie die andern Küſtenſtrecken, z. B. die Bahia de Lorenzo Marques, Inhambane, Sofala, Quilimane und Sena. Tete, Zumbo, Manica und Zimbaoe haben beſſeres Klima. Der Haupttrag der Einkünfte von Angola und Mozambique beſtand hauptſächlich in Einnahme der Zollhäuſer für eingeführte Waaren, womit der Sklavenhandel betrieben wird, und dann in einer Abgabe von den ausgeführten Sklaven; außerdem war der Ankauf von Goldſtaub und Elephantenzähnen Monopol des Gouvernements. Beide Artikel ſind aber jetzt freigegeben; wenn man nun den Plan durchſetzt, daß die Sklavenausfuhr ganz aufhört, ſo wird auch künftig die Einfuhr von Waaren ſtocken, die Zollhäuſer werden nichts mehr einbringen, und bevor dieſe Länder ſich durch Induſtrie aufſchwingen, wird noch manches Decennium dahinfließen; wovon man aber bis dahin die Gouverneure und die Beamten bezahlen ſoll, iſt ein Räthſel. Wahrſcheinlich möchten wohl darüber dieſe Beſitzungen von Portugal abfallen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ein Weinhändler in Moskau ließ 100 Stückfaß Wein ohne Fäſſer nach Petersburg transportiren, indem er den Wein zuerſt in den Fäſſern gefrieren, dann die Fäſſer abnehmen und die feſten Weinmaſſen auf Schlitten laden ließ.

In der Nacht vom 21 auf den 22 December fühlte man zu La Rochelle und an einigen andern Punkten des weſtlichen Frankreichs einen Erdſtoß. (Echo du Monde Savant vom 2 Januar.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 18.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Januar 1839.

Sicilien im Herbst 1838.

Von Freiherrn von Gaudy.

2. Abreise ins Innere. — Alcamo. — Segeste. — Castelvetrano.

Schon in Neapel wurde mein Vorhaben, Sicilien zu bereisen, von allen Seiten auf das lebhafteste bekämpft, ja für unausführbar erklärt. Die ganze Insel sollte sich im Zustande der Anarchie befinden, Raub und Mord straflos verübt werden; kein Städter, hieß es, wage die Ringmauern zu verlassen, kein Gutsbesitzer auf seine entfernten Ländereien zu gehen. Verwarfen die in Palermo eingezogenen Erkundigungen nun zwar jene Berichte als übertrieben und lügenhaft, so klang der Bescheid deßhalb doch nicht erbaulicher. Jedermann beklagte die Unsicherheit der Straßen und die Auflösung der Compagnia d'armi. Diese bestand vordem aus einigen Hunderten ehrlicher, von der Polizei geduldeter Räuber, welche gegen die Bönhasen in ihrem Handwerk strenge Justiz übten. Durch sie ward es allein möglich, das Geraubte gegen eine geringe Entschädigung zurückzuschaffen, und dem Reisenden mittelst eines Lösegeldes seine Reise ungehindert fortzusetzen. Der König hatte vor Jahresfrist diese Waffencompagnien annullirt, und die öffentliche Sicherheit durch neapolitanische Gendarmen, welche nach dem Urtheil der Palermitaner nur zum Verspeisen der Maccaroni fähig waren, aufrecht zu erhalten geglaubt. Ohne in jenes Verdammungsurtheil einzustimmen, bewährte es sich doch nur allzusehr, daß ihre Wirksamkeit unzureichend sey, um dem Unwesen zu steuern. Das Mißtrauen gegen öffentliche Autoritäten, welches namentlich dem Landmann eingewurzelt ist, der Haß gegen die Nationalität der Officianten, ihre geringe Anzahl gegen die der Verächter der Gesetze, paralysirten den lebendigsten Eifer. Die Räuber hatten besonders in der letzten Zeit mit früher nie gekannter Frechheit, ja sogar mit Grausamkeit ihre Frevel verübt. Sie wollten die Zurücknahme des königlichen Edicts ertrotzen. Die Zahl der von der Obrigkeit als notorisch anerkannten Verbrecher, der Vogelfreien, betrug nach der eigenen Aussage des Polizeiministers, Marchese Carreto, gegen sechstausend. Kleinere Städte im Innern waren von ihnen mit offener Gewalt geplündert worden. Der Italiener und besonders der Sicilianer beurtheilt höchst nachsichtig den Uebertreter der Gesetze, besonders wenn Befriedigung des Eigennutzes oder der Rache sie zu jenem Schritt vermocht hat. Mit Befremdung sah ich auf dem Corso einen Galerensklaven ohne Kette und militärische Begleitung gehen, anständig gekleidete Männer grüßen, und freundlich wieder gegrüßt werden. Auf meine Frage ward mir leichthin geantwortet: E' un ammazzatino, ma un galant' uomo. Er ist ein kleiner Mörder (d. h. er hat seinen Gegner im Streit erstochen), aber ein durchaus anständiger Mensch. Seine Strafe lautete auf einige Jahre Galeeren; mit Ablauf derselben tritt er in die bürgerliche Gesellschaft zurück, ohne das mindeste in der Achtung seiner Mitbürger einzubüßen. Diese Vertrautheit mit dem Verbrechen macht es erklärlich, daß die Söhne reicher, angesehener Palermitanerfamilien, die mir namhaft gemacht wurden, gleich dem Prinzen Harry, dem Räuberhandwerk die Ehre angethan hatten, und jetzt im Kerker saßen. Die Gegend um Palermo selber war vor allen übel berüchtigt. *)

Wo ich anfragte, ward mir derselbe Bescheid, und ich mit salbungsvollem Blick gen Himmel auf dessen Barmherzigkeit angewiesen. Alle diese Berichte vermochten nicht, den einmal gefaßten Entschluß wankend zu machen. Ein günstiger Zufall führte mir die Bekanntschaft dreier junger französischer Künstler, welche die gleiche Absicht hatten, zu. Der Plan der gemeinsamen Reise ward schnell besprochen, im Vertrauen auf unser günstiges Gestirn ins Werk gesetzt — und es ward uns nicht ungetreu.

Vor Allem schritten wir zu Wahl eines sichern Maulthiertreibers, und schlossen mit ihm den Accord. Bis auf die wenigen Straßen an der östlichen und nördlichen Küste sind die Verbindungswege, wenn überhaupt welche existiren, fast nur Maulthieren und Ziegen zugänglich. Die Reise kann daher nur auf Mauleseln oder in von diesen getragenen Sänften zurückgelegt werden. Der Führer sorgt für Alles, für Quartier und namentlich Beköstigung. Die Wirthshäuser in Sicilien

*) Vierzehn Tage später wurden acht größere und kleinere Banden auf einmal eingezogen.

ſtehen auf der niedrigſten Stufe der Gaſtlichkeit. In kleineren Ortſchaften iſt oft im vollen Wortverſtande kein Ei, nicht einmal ein Stück Brod zu erlangen. Ohne die Fürſorge des Treibers, welcher die Vorräthe in größern Städten aufkauft, und nachher bereitet, muß der Reiſende Mangel leiden. In der Regel ſind jene Leute dienſtfertig, gewandt und zuverläſſig, ja ſelbſt bis auf einen gewiſſen Punkt, und beſonders wenn man die Controle nicht verabſaumt, ehrlich. Sogar ihre Kochkünſte ſind empfehlenswerth, und jedenfalls denen der Einwohner vorzuziehen. Gegen den unſrigen hatten wir in dieſer Beziehung nur zu erinnern, was Frau v. Staël auch ihrem Koch vorwarf — Mangel an Phantaſie.

Unſere Reiſeſäcke wurden in ſtrohgeflochtene Körbe vertheilt und dem Maulthiere des Treibers aufgebürdet. Wir wählten unſere Vehikel, empfingen aus den Händen des Führers jene kleine Stacheln (puntarelli), welche an Ringen am Finger getragen zum Anſpornen der Saumthiere dienen, und zogen dann, von einem mächtigen Schwarm Gaffer verfolgt, an dem herrlichen Cuba vorüber nach Monreale.

Der Weg führt hinter dem Städtchen bergaufwärts; zur Rechten Weinberge, in denen die Reben in kleinen Stöcken, ſo weit es die ſteinigen Gipfel geſtatten, dem Boden entlang gezogen werden; zur Linken das ſchöne, fruchtbare Thal. Die häufige Biegung des Weges gewährt jedesmal einen neuen Anblick, bald rückwärts auf das entſchwindende Palermo und das Meer, bald auf die Vignen und Caſini, die aus dem Grün hervorragen, bald auf die blauen Berge. Sie ſind es, welche den größten und eigenthümlichſten Reiz der ſicilianiſchen Landſchaften ausmachen. Mag auch die Vegetation aufhören, mag man auch ſtunden-, ja tagelang durch unbebaute Steppen ziehen, ſo hält doch die Mannichfaltigkeit der Höhen, deren faſt eine jede ihren individuellen Charakter trägt, und das labradorähnliche Schillern ihrer Farben das Auge fortwährend geſpannt, und den Stift des Künſtlers in Thätigkeit. Es war die Zeit der Weinleſe, die Garten von Traubenſammelnden belebt, und die Eſel ächzten unter der Laſt der beerengefüllten Fäſſer. Sobald aber die Straße den Gipfel des Berges erreicht, verändert ſich die Bühne. Der nackte Fels, deſſen ſägenartige Formen den Horizont begränzen, hemmt jede Vegetation, bis auf die der Binſen und des Haidekrautes. Ziegen mit langen gewundenen Hörnern, oder Heerden von Schafen mit langem, grobem Vließ, irren zwiſchen der Steinwüſte, um die ſpärlichen Halme abzuweiden. Von Zeit zu Zeit begegnet man noch einem Reiter in ſeinen braunen Regenmantel gehüllt, die mönchsartige Capuze tief ins Geſicht gezogen, Schenkel und Füße mit Schaffellen, das Rauhe nach außen, bärenhaft umwickelt, und quer über den Sattel das Gewehr mit plumpem Feuerſchloß, ohne welches kein Sicilianer ſich hundert Schritte von ſeinem Hauſe entfernt. Faſt ſtundenlang zieht ſich der Weg durch eine enge, öde Felsſchlucht, in deren Tiefe ein mattes Gewäſſer ſchleicht, — endlich ſenkt er ſich, leitet an einem zerfallenen Wartthum vorüber, biegt um den Vorſprung, und da blitzt das Meer, der Golf von Caſtellamare uns entgegen, das Promontorio di Sant Ovidio ſteigt aus den Fluthen, eine reiche, mit Oelwäldern begrünte Ebene breitet ſich zu unſern Füßen aus, und hoch über dem Thale hängt der freundliche Flecken Borghetto, winkt aus der Ferne die Stadt Sala di Partenigo. Man gelangt zu ihr auf einem mit den ſchönſten Aloen, Pappeln und Karrubenbäumen bepflanzten Wege, nachdem man an einem mächtigen Felſen, auf deſſen Spitze das Kreuz thront, vorüber gekommen iſt, und aus der Ferne die maleriſchen Trümmer des alten Schloſſes von Partenigo erblickt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Fahrt nach Konſtantinopel.

(Schluß.)

Um neun Uhr ungefähr kamen wir vor Büjückdereh*) an, die Schaluppe brauchte wohl eine Stunde Arbeit, um das Schiff nahe genug an das Geſtade zu bringen, daß es daran befeſtigt werden konnte. — Der Mond war untergegangen, Alles ſtill und finſter, nur hier und da durchſchimmerte ein Licht die dunkle Nacht. Bald nach zehn Uhr war das Schiff abgetackelt, und dann erſt wurde zu Nacht geſpeiſet.

Am folgenden Morgen weckte mich die Stimme des Capitäns, der von der Cajute aus hinauf rief, was es Neues gebe? „Noch nichts, Herr," hörte ich den Bootsmann antworten, „wir hören wohl da drüben am Lande den Hahn krähen, den Eſel ſchreien, wir vernehmen deutlich das Lachen und Lärmen der ſpielenden Kinder, das Geplauder der Weiber, — aber ſehen können wir nichts."

Das kam mir ſonderbar vor, denn in der Cajüte war es heller Tag; ich machte mich ſchnell auf das Verdeck, und fand Alles ſo, wie es der Bootsmann berichtet hatte: ich hörte dieſelben Laute, dieſelben Stimmen, konnte aber keinen Gegenſtand unterſcheiden, obſchon wir nur einen Steinwurf weit von dem Land entfernt waren, ſo dicht war der Nebel, der uns umgab: es war weder Nacht noch Tag, und doch ſchon die Regſamkeit des Tages.

Doch es dauerte nicht lange, ſo genoß ich ein Schauſpiel, wie ich noch kein reizenderes ſah: die Nebelwolke ſenkte ſich allmählich, und wie aus einer ſinkenden Waſſerfläche erhoben ſich langſam zuerſt die Gipfel der Gebirge, dann die Spitzen der Caſtanienbäume, dann die tiefer unterſtehenden dunkelgrünen Cypreſſen, die ich anfangs für Pappeln hielt, weil ich ſie ſo hoch noch nie geſehen hatte, endlich die Häuſer mit ihren Gärten. Zuletzt wich der Nebel gänzlich, und jetzt erblickte ich den — Kai, belebt von vielen Menſchen, die ihren erſten Ausgang machten, um die erquickende Morgenluft zu genießen, oder ihren Geſchäften nachzugehen; Leute, welche Pferde vor ſich hertrieben, mit großen Waſſerſchläuchen bepackt; andere, die

*) Büjückdereh bedeutet auf türkiſch „großes Thal." — die äußerſte Vorſtadt von Konſtantinopel gegen Norden, auf der rechten Seite des Bospors, vom ſchwarzen Meere her. Sommeraufenthalt der meiſten ausländiſchen Miniſter, — ſeit dem großen Brande von Pera, 1851, auch ihr Winterquartier.

Obſt feilboten, oder Brod, Fiſche, friſches Backwerk, oder Zuckerſachen. Ich ſah jetzt die muntern Kinder, die ich kurz vorher nur hören konnte, zugleich aber auch damit contraſtirende Züge vermummter Weſen, ganz unförmlich gemacht durch einen weiten, geſchmackloſen Mantel, der bis auf die mit gelben Pantoffeln bekleideten Füße reichte, und einige dicht um Haupt und Geſicht geſchlungene weiße Tücher, die von der dunkeln Farbe des Gewandes grell abſtechend, vereint mit dem ſchwerfälligen Gange dieſer Geſtalten, denſelben das Ausſehen wandelnder Leichen gab: es waren türkiſche Weiber, die erſten, die ich ſah.

So ſehr mich auch die Neuheit dieſes Schauſpiels ergötzte, ſo zog doch der Anblick der mich umgebenden Natur meine Aufmerkſamkeit noch mehr auf ſich. Ich hatte ſie noch nie ſo ſchön geſehen, weil ſie ſich mir noch nie in dieſem Gewande gezeigt hatte, und weil ich aus einem Lande kam, wo ſie ſich nur ſtiefmütterlich zeigte. Ueber mir das helle Azurgewölbe, der ſüdliche Himmel, von dem ich wohl ſchon reden hören, aber den ich noch nie geſehen hatte; unter mir der reine Kryſtall des Waſſers, bald blau vom Wiederſcheine des Himmels, bald grün von den ſich darin abſpiegelnden Bergen der beiden Ufer, — dazu die eben aufgeſtandene Sonne, ſanft wärmend, und gleichſam eingeladen zu dem Feſte.

Auf einmal bemerke ich, daß Laval neben mir ſteht, gleich mir im Anſchauen vertieft. „Nun, wie gefällt Ihnen dieſes Land?“ fragte ich ihn. — „Ach, dieſe Häuſer!“ — „Nun, was haben Sie mit dieſen Baracken zu ſchaffen? ſie ſind wohl etwas klein, dafür iſt die Schöpfung hier deſto größer.“ — „Eben daß ſie ſo klein, ſo miſerabel ſind, dieſe Häuſer, eben das mißfällt mir. Sehen Sie doch nur dieſe Dächer an, *) wie grau, wie unanſehnlich von Hohlziegeln gedeckt; ſehen Sie dieſe Wohnungen an, ſind das nicht Kartenhäuschen!“ — So jammerte der fromme Laval, weil er ahnete, unter dieſen grauen Dächern nicht die Ducaten zu finden, die man ihm in Moskwa verheißen hatte. — Laßt uns etwas landeinwärts gehen, damit Sie dieſe traurigen Dächer nicht mehr ſehen, ſagte ich zu meinem Mitpaſſagier, und ließ uns ans Land ſetzen, nachdem ich mich erkundigt, ob nichts von der Peſt zu befürchten ſey.

So gut wir konnten, wanden wir uns durch die ſchmale Gaſſe, und gelangten in die Livadhia, eine Wieſe, die anfangs frei und breit, nach und nach ſich in ein Thal verlor, deſſen Hintergrund die kühnen Bogen einer alterthümlichen Waſſerleitung bezeichneten. In der Mitte des Vordergrundes, auf üppigem Grasboden, erhob ſich eine aus ſechs Stämmen gebildete Platane, von gewaltigem Umfange, wie ich ihn nur in dieſem Lande antraf. Unter ihrem Schatten hatten ſich mehrere Gruppen Türken, Armenier und Griechen gelagert, gemächlich aus ihren langen Pfeifen rauchend. Wir gingen weiter und ſtießen auf eine lebendige freiſtehende Hecke von wilden Roſen; während wir die Blumen, die für uns wieder etwas Neues waren, mit Luſt betrachteten, entdeckte Laval etwas, das ſich zwiſchen den Zweigen hindurch rankte und in ſchwarzen Büſcheln herunterhing. Wir pflückten davon, und ſiehe da, es waren wilde Trauben, die recht ſüß und angenehm ſchmeckten. Jetzt funkelten des Franzoſen Augen, die vorher todt die todten Häuſer angeſtarrt hatten, und als wir noch einige Schritte weiter thaten durch duftenden Thymian und Lorbeergeſträuche, da rief er aus: „Sollt ich in dieſem Lande auch nur ſo viel finden, um nicht Hungers zu ſterben, ſo verlaſſe ich es gewiß nicht (Si je trouve de quoi vivoter dans ce pays, je ne le quitte pas.)

Auf dem Rückwege hörte ich Ruſſiſch ſprechen: es waren zwei gut gekleidete junge Leute zu Pferde. Ich fragte ſie, wie es ihnen in dieſem Lande gefalle. „In dem elendeſten ruſſiſchen Städtchen beſſer,“ war ihre Antwort, und damit ritten ſie weiter.

„Woda Navigazion!“ rief ich zum letztenmal, um mich an Bord zu begeben, und von dort aus in die Hauptſtadt ſelbſt zu gehen.

*) Den guten Laval mochte wohl ſein langer Aufenthalt in Rußland hinſichtlich der Dächer verwöhnt haben. Dort ſehen ſie immer — in den Städten wenigſtens — ſchmuck aus; im Winter vom blendenden Schnee, im Sommer von der hellgrünen oder rothen Farbe des Eiſenbleches, womit ſie, ſtatt mit Ziegeln, gedeckt ſind.

Warme Quellen bei Maculla in Arabien.

Die Hügel in der Nähe von Maculla, welches etwa 12 Lieues von Maſcat entfernt iſt, ſind ſchroff, und bringen nur eine ſehr geringe Menge von Pflanzen hervor, wie Caſſia, Cactus, Euphorbien und Lavendel. In den Thälern baut man etwas Baumwolle, auch finden ſich Kokospalmen. Die oberſte Felsſchicht iſt ein grüner, thonhaltiger Kalkſtein, und aus dieſem ſpringt eine ſtarke Stunde vom Ufer die Quelle hervor, in deren Nähe die Palmen in Menge wachſen. Die Einwohner trinken das Waſſer, wenn es abgekühlt iſt, und ziehen es trotz ſeinem etwas bitteren Geſchmack jedem andern vor. Seine Temperatur, wenn es aus dem Felſen kommt, iſt 60° Centigr. (48° R.), und gibt ein ſehr angenehmes natürliches Bad, das die Araber als das letzte Hülfsmittel in eingewurzelten Krankheiten betrachten. Andere warme Quellen beſtehen in der Nachbarſchaft an verſchiedenen Punkten, und ſelbſt bis nach Maſcat hin. Dieſe warmen Quellen hängen wahrſcheinlich mit unterirdiſchem Feuer zuſammen, denn an der Küſte liegen die „Sieben Berge“ (Dſchebbal Sebah), welches ſieben erloſchene Vulcane ſind, deren Krater man noch deutlich erkennt; auch alle Felſen der Küſte ſind vulcaniſch, obwohl ſie mit Madreporenkalk bedeckt ſind. (Nouv. Ann. des Voyages. November.)

Statiſtiſche Bruchſtücke und Nachrichten über die portugieſiſchen auswärtigen Beſitzungen.

(Schluß.)

Da die portugieſiſch-afrikaniſchen Beſitzungen noch gar zu wenig bekannt ſind, ſo muß auch das Geringſte, was man darüber in Erfahrung bringt, von Intereſſe für die Länderkunde ſeyn, wir theilen alſo hier auch eine Bekanntmachung des Marineminiſteriums für Handelsſpeculationen mit, welche in der Villa Inhambane gemacht werden können. — Inhambane, eine Villa im öſtlichen Afrika, in der

Provinz Mozambique, iſt nach der Hauptſtadt die beſte Colonie, welche Portugal in jener Provinz beſitzt. Sie enthält über tauſend Häuſer, von denen mehrere von Stein aufgeführt und gut gebaut ſind. Der naheliegende Hafen am Cap dos Correntes iſt ſehr ſicher und geſchützt; das Klima der Gegend iſt das geſundeſte auf der ganzen Küſte von Mozambique, der Boden ſehr fruchtbar und bringt die verſchiedenartigſten Producte hervor. Unter Anderem findet man hier eine Schlingpflanze, deren Frucht Aehnlichkeit mit einer Caſtanie hat, und woraus man das vortrefflichſte Oel gewinnt, welches wohlſchmeckender wie das Olivenöl iſt, und nichts Schädliches für die Geſundheit enthält. Wer hier in kleinen Schiffen Handel treiben will, entweder direct oder auf der Tour nach Quilimane und Mozambique, bei welcher Gelegenheit in Lourenço Maranes, ſüdlich von Inhambane oder auch nördlich davon in Sofala, angehalten werden kann, je nachdem dieſe auf dem Wege liegen, werden daher folgende Notizen von Nutzen ſeyn.

Artikel, welche mit Vortheil von Portugal aus in Inhambane jährlich abgeſetzt werden können:

Wein	Pipen 4	Meſſer	Duzend 100
Eſſig	— 2	Ilinten	Stücke 100
Branntwein (Cachaça)	— 8	Werkzeuge für Handwerker	500
Liqueure, Anis und Genebre	— ¼	Strümpfe . . .	Duzend 40
Stabeiſen . .	Arrobas 2000	Baumwollene Zeuge	Stücke 20
Kupferne Ringe als Schmuck für Arme und Beine .	1000	Papier	Ries 10
Falſche runde Korallen in Paketen	100	Engliſche Kattune .	Stücke 50
Korallen aller Farben .	12,000	Bunte Schnupftücher	Duzend 200
		Altes Kupfer von Schiffen	Arrobas 20.000

Als Tauſch dieſer Gegenſtände kann man folgende Artikel erhalten: Elfenbein die Arroba (32 Pfund) zu 20 Peſos, Zähne von Wallroſſen dto. à 5 Peſos (ein Peſo zu 1 Thlr. 8 gr. gerechnet), Wachs in großer Quantität zu 5 Peſos die Arroba; ferner Amber, Reis, Bauholz, Felle von Fiſchottern und Tigern.

Aus der geringen Quantität der einzuführenden Artikel erſieht man, wie wenige Bedürfniſſe die Bewohner von Inhambane von ausländiſchen Producten haben, und wie ein einziges kleines Schiff hinreichend iſt, die Bevölkerung mit dieſen wenigen Artikeln zu verſehen; anſtatt nun daß dieſe Bekanntmachung des Miniſteriums der Marine eine Aufmunterung für den Handel nach jenen Gegenden geben wird, iſt wohl eher zu erwarten, daß eine Entmuthigung dadurch entſteht, denn werden ſich mehrere Schiffe im Verlaufe des Jahres dazu verſtehen, dieſe Handelsſpeculation zu unternehmen, ſo würden ſie nicht nur keinen Abſatz für ihre Waaren finden, ſondern auch wahrſcheinlicherweiſe keine Rückfracht bekommen.

Die oſtindiſchen Beſitzungen, die alle unter dem Generalgouverneur von Goa ſtehen, der früher ſtets den Titel eines Vicekönigs von Indien führte, ſind Diu, Damao, Goa und Macao, die zuſammen ein ungemein großes von einander geriſſenes Land ausmachen, in welchem die Portugieſen außer den Hauptſtädten am wenigſten zu ſagen haben. Alles Einkommen dieſer Beſitzungen, welches auch meiſtens in den Revenuen der Zollhäuſer beſteht, wird dort auch wieder durchgebracht, ſo daß Portugal nicht den geringſten Vortheil davon bezieht, im Gegentheil hat es alle Koſten zur Erhaltung von Kriegs- und Transportſchiffen zu tragen, um eine Communication mit dieſen Ländern zu unterhalten; dieſe Beſitzungen ſind eigentlich nur für Portugal in jeder Hinſicht eine ſchwere Laſt, die man nicht abzuſchütteln wagt, weil daran der alte Ruhm der Portugieſen klebt, und dieſen anzutaſten, würde man dem Gouvernement zum größten Verbrechen anrechnen, wenn es ſich beikommen ließ, dieſe Beſitzungen auch unter den vortheilhafteſten Bedingungen an die Engländer abzutreten. Ein ſolcher Vertrag würde vielleicht das einzige und zweckmäßigſte Mittel ſeyn, Portugal vom Untergange zu retten, die große Schuldenlaſt zu mindern, allein es darf nicht einmal Jemand wagen, ſo etwas in Vorſchlag zu bringen, und wenn Portugal darunter zehnmal zu Grunde gehen ſollte, ſo würde man ſich dieſer Beſitzungen doch nicht freiwillig entäußern. — Diu, die feſte Stadt auf einer kleinen Inſel zwiſchen dem Golf von Perſien und dem rothen Meere, mit einem vortrefflichen Hafen, wo bei der erſten Belagerung und Eroberung ſo viele Heldenthaten verrichtet wurden, wo man ohne Kanonen die größten Kanonen erobern mußte (wovon die größte Kanone im hieſigen Zeughauſe mit ihrer arabiſchen Inſchrift noch ein Zeugniß gibt) — wer würde dieſen Heldenboden, der ſo viel Blut gekoſtet, jetzt für Geld feilbieten wollen? — Damao am Feſtlande mit ſeinem Hafen und Etabliſſement für Schiffbau und ſeinen Wäldern mit den vorzüglichſten Holzarten für Schiffe, an denen in Portugal ſo großer Mangel iſt, wer würde dieſe Vortheile, die man nicht benutzt, wohl aus den Händen laſſen? Goa, dieſe Hauptſtadt, auf einer befeſtigten Inſel, die allen Angriffen trotzen kann, die der Sitz des Gouvernements iſt, vielerlei öffentliche Anſtalten hat und von Camoes, ſo wie auch Diu beſungen, als Spielraum portugieſiſcher Heldenthaten; wer würde ſo verwegen ſeyn, dieſes verkaufen zu wollen um ſchnödes Geld? — Nun zuletzt Macao, dieſe Stadt der Halbinſel auf chineſiſcher Küſte, wo die Portugieſen eigentlich weiter nichts beſitzen, als die Erlaubniß vom chineſiſchen Kaiſer, ſich innerhalb eines gewiſſen Bezirks niederzulaſſen und Handel zu treiben, mit der Ermächtigung, über portugieſiſche Unterthanen auch das Regiment zu führen; nur Portugieſen und ihre Abkömmlinge, welche den Namen Canarins führen, auch Spanier von den Philippinen, die man gleichſam als Portugieſen betrachtet, dürfen ſich hier niederlaſſen. Ein Untergouverneur regiert hier, und hat ſich wohl vorzuſehen, keine Eingriffe in die chineſiſche Gerichtsbarkeit zu thun. Auch von Macao bezieht Portugal nicht die geringſten Vortheile mehr, allein das Vorrecht, vor allen andern Nationen in China eine Niederlaſſung zu beſitzen, würde man dieſes wohl an andere abtreten, wenn auch die Chineſen ihre Einwilligung dazu geben ſollten? Dieſes gibt der portugieſiſche Stolz nicht zu.

Miscellen.

Warme Höhlen zu Montelé. Hr. Marcel de Serres hat dieſe Höhlen neuerdings unterſucht, und gefunden, daß die tiefſten Punkte 21°,50 und 21°,60 Centigr. Wärme haben. Der Grund dieſer Wärme iſt noch nicht ermittelt, doch da einige Brunnen in der Nähe Waſſer von 13°,50 bis 18° Centigr. Wärme geben, ſo kann wohl kein Zweifel ſeyn, daß Nähe von vulcaniſchem Feuer die Urſache iſt. (Nour. Ann. des Voyages. November.)

Ueber Dampfbootunfälle. Die zahlreichen Dampfbootunfälle, die ſich in letzterer Zeit ereigneten, haben die engliſche Regierung veranlaßt, jetzt eine Unterſuchung über die Mittel anzuſtellen, dieſelben zu verhindern. (Morning Chronicle. 5 Januar.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 19.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Januer 1839.

Chinesische Administration.

Unter dem geschmacklosen Titel: „das eröffnete China" (China opened), hat der bekannte deutsche Missionar und jetzige Secretär des englischen Commissarius in Canton, Gützlaff, kürzlich eine Beschreibung herausgegeben, welche nicht nur besser ist, als die von David, sondern wirklich ein Buch von Verdienst, das zur Beurtheilung des Zustandes von China eine ziemliche Masse neuer Materialien gibt, die aus guten einheimischen Quellen geschöpft scheinen, und so viel es auch den Leser vermissen läßt, doch unsere Kenntniß des unzugänglichen Reichs der Mitte nicht unbedeutend vermehrt. Der erste Band handelt von der Geographie des Reichs, der Statistik der einzelnen Provinzen, der Geschichte von China, der Sprache und Schrift, der Literatur und den Sitten; der zweite von Industrie und Kunst, Religion und der Verwaltung. Die besten Theile des Buchs sind die, welche von der Statistik und von der Verwaltung handeln, gerade Gegenstände, von denen der Verfasser wenig aus persönlicher Ansicht wissen konnte, wo er aber gute Quellen hatte und es gibt keinen hohen Begriff von seinem Beobachtungstalente, zu sehen, daß er so wenig Neues und Wissenswerthes über Sitten, Industrie, Religion und Literatur zu sagen wußte, wahrend er bei seiner vieljahrigen Berührung mit den Chinesen gerade darüber neue Beobachtungen geben sollte: aber er scheint kein geistreicher, obgleich ein sehr thatiger Mensch zu seyn. Da seine statistischen Data eines Auszugs nicht fähig sind, so beschränken wir uns, einige Theile seiner Bemerkungen über die administrative Organisation auszuheben, die von nicht geringem Interesse sind, wenn man bedenkt, daß durch diese ein Reich zusammengehalten wird, das ein Drittheil der Menschheit in sich enthalt.

Kaiserliche Familie.

Die Polygamie, welche in den hohen Ständen eingeführt ist, hat viel dazu beigetragen, die Zahl der Mitglieder der kaiserlichen Familie zu vermehren, und sie ist gegenwartig so groß, daß sich eine Armee aus ihr bilden ließe. Ich habe die genaue Zahl nicht erfahren können; da sie aber schon vor 80 Jahren 6000 überstieg, so muß sie jetzt wenigstens doppelt so groß seyn. Der Kaiser könnte daher alle hohen Stellen des Reichs mit Prinzen besetzen, allein Nepotismus ist so fern von chinesischen Regierungsprincipien, daß kaiserlichen Prinzen selten wichtige Stellen anvertraut werden. Die schlimmen Folgen, welche frühere Dynastien durch das entgegengesetzte System erfahren haben, hat die gegenwartig regierende Familie sehr sorgfältig gemacht, nicht in diesen Irrthum zu verfallen, so daß die Prinzen nicht nur von allen Verwaltungsgeschäften entfernt, sondern unter solcher Aufsicht gehalten werden, daß das Leben eines Privatmannes viel beneidenswerther ist, als das ihrige. Mehrere Kaiser haben den Gebrauch gehabt, die Fehler und Verbrechen der Mitglieder ihrer Familie der ganzen Nation in langen Edicten bekannt zu machen, und sie wie gemeine Verbrecher zu strafen. Sie besitzen weder Freiheit noch Einfluß, und was sie besitzen, kann auf den geringsten Verdacht hin confiscirt werden; dagegen werden sie durch prachtvolle Titel getröstet. Sie theilen sich in zwei Hauptclassen: die Thungschi und die Gioro; jene sind die directen Abkömmlinge des kaiserlichen Hauses, und tragen einen gelben Gürtel, diese sind Seitenabkömmlinge, die von dem Vorfahren der kaiserlichen Familie, Aisin Giorò, abstammen; sie zeichnen sich durch einen rothen Gürtel aus, der, wenn sie zum Verlust ihres Ranges verurtheilt werden, in einen rosenrothen verwandelt wird. Man wird in Europa Mühe haben, zu glauben, daß mehrere dieser hohen Personen wie Tagelöhner leben und ihre Geburt verbergen, um ihre Schande nicht bekannt zu machen. Die Prinzen sind beschränkt auf den Aufenthalt von Peking, dürfen aber, ohne Verdacht zu erregen, nicht frei mit den hohen Beamten umgehen, und überlassen sich daher einem lasterhaften Müßiggang, machen sich verhaßt, und werden oft für ihre Verweichlichung durch ein Exil in die Tartarei bestraft, damit sie sich wieder an ein härteres Leben gewöhnen.

Die Prinzen stehen unter einem eigenen Tribunal, das aus sechs Mitgliedern der kaiserlichen Familie besteht, welche das gänzliche Zutrauen des Kaisers besitzen. Dieser hält ein genealogisches Register, worin die Geburten, Heurathen, Todesfälle und Verwandtschaftsgrade der Prinzen verzeichnet sind,

und das den Ministern und Präsidenten der Gerichtshöfe vorgelegt wird; wenn es von diesen gebilligt worden ist, so wird es alle zehn Jahre einmal dem Kaiser vorgelegt. Die Prinzen sind in zwölf Rangclassen getheilt, deren zwei erste den Titel von Königen führen; die Prinzessinnen haben acht Rangclassen, deren zwei erste aus den legitimen Töchtern der Kaiser und aus denen der Concubinen bestehen. Damit aber die Mitglieder der höhern Rangclassen sich nicht zu sehr vermehren, so steigt der Sohn immer um Eine Classe unter die des Vaters herab, bis endlich der zwölfte Nachkomme keinen Titel mehr führt, wenn nicht in der Zwischenzeit einer seiner Vorfahren wieder eine höhere Classe erreicht haben sollte. Der Rang wird gegeben erstens vom Kaiser aus freier Gnade, zweitens für große Dienste, drittens erblich, viertens rechtlich nach erstandenem Examen.

Die Söhne des Kaisers erhalten in ihrem fünfzehnten Jahre einen Rang; das Familientribunal macht dazu den Vorschlag, und der Kaiser entscheidet darüber. Die Bestätigung von erblichem Range setzt immer Talente oder Verdienste voraus, und in diesem Falle ist es gleichgültig, ob der Erbe Sohn einer rechtmäßigen Frau oder einer Concubine ist. Die Examen der Prinzen bestehen in vierteljährigen militärischen Uebungen, im Reiten, Bogenschießen u. s. w., nd es werden darüber genaue Bücher geführt, so daß der Kaiser selbst über die Geschicklichkeit eines Jeden urtheilen kann. Die regierende Familie thut Alles, um einen militärischen Geist in ihrer Mitte aufrecht zu halten, und die Prinzen sind im Allgemeinen sehr kühne Reiter und vortreffliche Bogenschützen. Daneben studiren sie unter den besten Lehrern Mantschu und chinesische Literatur, so wie alle Wissenschaften, die den Chinesen zugänglich sind; sie gehören den acht Bannern an, und erhalten alle wirklichen oder nominellen Rang in der Armee, daher bildet militärische Taktik einen Haupttheil ihrer Studien.

Der Königstitel, den der Kaiser verleiht, gibt keine politische Macht, sondern nur den ersten Rang im Reichsadel. Der Kaiser gibt dem neuernannten König eine Anzahl von Sklaven, die für ihn arbeiten, und bildet ihm einen Hof von Freien, unter denen oft Mandarine vom ersten Range sich befinden, dazu gibt er ihm eine Ehrengarde von etwa 20 Mann und einige Schreiber und Beamte seiner Güter. Alle diese Umgebungen werden vom Kaiser besoldet, und stehen unter der Jurisdiction des Königs, die aber nicht bis auf das Recht über Leben und Tod geht. Das Einkommen eines Königs vom ersten Range beläuft sich auf 10,000 Unzen Silber und 5000 Scheffel Reis, das eines Königs vom zweiten Range auf die Hälfte davon, und so herab bis auf die Prinzen vom zwölften und letzten Range, die nur 110 Unzen Silber und 55 Scheffel Reis erhalten. Diese geringen Civillisten machen daher die Prinzen jeden Ranges von der persönlichen Liberalität des Kaisers abhängig, und befreit diesen von jeder Besorgniß, daß sie sich durch Bestechungen einen Anhang machen möchten. (Die chinesische Unze Silber ist etwa 4 fl. rhein.)

Die Prinzessinnen sind noch schlimmer daran; sie werden im Palast erzogen, sind in nichts erfahren, als in den Intriguen der Verschnittenen, und warten darauf, daß die Politik des Hofes sie mit einem Gemahl versieht. So lange eine Prinzessin vom ersten Range unverheurathet ist, erhält sie jährlich 160 Unzen Silber und 80 Scheffel Reis, und eine vom letzten Range 30 Unzen und 15 Scheffel. Aber bei ihrer Verheurathung gibt ihnen der Kaiser eine Aussteuer und erhöht ihren Gehalt, was ihren Einfluß auf ihre Gemahle sehr erhöht, und wenn sie mongolische Prinzen heurathen, so ist gewöhnlich, daß sie sie vollkommen beherrschen und zu gänzlichen Sklaven der Mantschufamilie machen. Der chinesische Hof hat auf diese Art ein Netz von Spionerie durch die Wüste ausgebreitet, und wird durch die Prinzessinnen nicht nur von den politischen Verhältnissen ihrer neuen Familie, sondern von ihren Familiengeheimnissen in Kenntniß gesetzt. Diese bilden daher die beste Garantie gegen einen neuen mongolischen Einfall, und haben viel zu der ruhigen Unterwürfigkeit beigetragen, welche diese Stämme der Wüste seit mehr als einem Jahrhunderte gegen China gezeigt haben. Wenn die Prinzessinnen einmal in den Steppen verheurathet sind, so sieht der chinesische Hof ihre Besuche in Peking nicht gern, da sie dort nur Kosten verursachen, und ihren Beruf als Spione nicht erfüllen können. Daher hat man strenge Gesetze gemacht, um ihnen die Lust, oft nach Peking zu kommen, zu benehmen; aber die beständige Wiederholung dieser Verbote beweist, daß sie ihren Zweck doch nur sehr mittelmäßig erfüllen.

Die chinesischen Prinzen bilden bei feierlichen Gelegenheiten das Gefolge des Kaisers, sind bei großen Opferfesten gegenwärtig, und umgeben den Thron bei feierlichen Empfängen; sie functioniren bei Opfern in der Abwesenheit des Kaisers als seine Stellvertreter, und gewisse Wachtposten im Palaste sind ihnen anvertraut: kurz sie bilden den persönlichen Staat des Kaisers. Ihre Verbrechen werden durch das specielle Tribunal der kaiserlichen Familie gerichtet, und obgleich persönliche Strafen, wie Prügel, in Geldstrafen verwandelt werden können, so sind sie doch nicht immer vor persönlicher Mißhandlung sicher, und dazu kommt noch, daß in solchen Fällen ihre Vergehen durch öffentliche Proclamationen bekannt gemacht werden; bei größeren Verbrechen werden ihre Namen in Schimpfnamen verwandelt, ihr Vermögen confiscirt, und sie in die Tartarei exilirt.

Wenn ein Prinz von seinem Range degradirt worden ist, oder wenn eine Familie nach und nach (in Folge des oben angeführten Gesetzes, daß sich der Rang bei jeder Generation um eine Stufe vermindert) in die allgemeine Masse des Volks zurückgesunken ist, so erhält doch jeder noch eine Besoldung von 3 Unzen Silber monatlich und eine Ration Reis. Zu diesem Behufe sind 30,000 Unzen jährlich ausgesetzt. Allein die große Sparsamkeit, welche der chinesische Hof in Bezahlung der Prinzen beobachtet, hat doch oft zu schlimmen Folgen geführt, und die kaiserliche Familie wird oft angeklagt, daß sie auf ihren Rang hin Geld direct oder indirect erpreßt hätte. Auch ist diese Anklage nicht ganz ungegründet.

Sicilien im Herbst 1838.

2. Abreise ins Innere. — Alcamo. — Segeste. — Castelvetrano. — Selinunt.

(Fortsetzung.)

In der Mittagsstunde, während welcher wir im Städtchen rasteten, und der König jeden Augenblick erwartet wurde, wurden dicht vor dem Thore zwei Reisende von Räubern angefallen und ausgeplündert; die Dazwischenkunft der Gensdarmen hatte diese in die Flucht gejagt. Diese Nachricht, eben so wie die zudringlichen Erkundigungen, welche ein übel berüchtigter Landstreicher über unsere Reiseroute einzuziehen suchte, bewogen den Führer, hinter dem verödeten Flecken Malaguardia die durch Weinberge führenden einförmigen Straßen zu verlassen, und mit Umgehung des verschrienen Bosco di Alcamo einen beschwerlichen Seitenweg durch eine mit Geröll bedeckte Schlucht einzuschlagen. Wie schnell aber vergaßen sich alle Hindernisse über das von Minute zu Minute wechselnde Schauspiel. Zur Linken ragte der schroffe, einzeln stehende Felsen Sant Arco mit dem Kirchlein der Madonna di Sant Arco aus den Wolken großartig hervor; rechter Hand das Vorgebirge Castellamare mit violettblauen Tinten; vor mir erhob sich Alcamo mit seinen Kuppeln und zinnengeschweiften Thürmen, schwarz gegen den lichten Abendhimmel abschneidend, und hinter mir glühten die fernen, kippenartigen Gipfel der Berge Borghetto's von purpurnen Schimmer der sinkenden Sonne vergoldet.

Alcamo erfüllt, in der Nähe betrachtet, bei weitem nicht die Erwartungen, welche man sich aus der Ferne bei seinen fantastischen Umrissen macht. Nur hie und da blickt aus den nüchternen Häusern ein schlanker Fensterbogen, ein zierliches Säulchen hervor. Das verlassene Castell mit seinen plumpen Thürmen, deren zwei runde und zwei viereckige sich horizontal gegenüber stehen, ist nur als Masse imposant; andere Merkwürdigkeiten aber entbehrt der Ort, denn von dem angeblichen Bilde Fiesoles, in der Kirche Zoccolanti, wollte niemand etwas wissen. Die Locanda war vollkommen geeignet, den Reisenden in jeder Beziehung mit den Schattenseiten einer sicilianischen Reise vertraut zu machen, die Nacht verging schlaflos.

Mit grauendem Morgen zogen wir weiter, verließen die gebahnte, nach Trapani führende Straße, und stiegen in die Thalsenkungen hernieder. Sie schwammen in dichtem Nebel, welcher von der Sonne bestrahlt, feine, duftige Regenbogen bildete. Die Ebene wird durch kleine Hügel unterbrochen, und ist, obwohl überall bebaut, ohne alles Interesse. Nur wo sie von den Gebirgswässern zerrissen wird, belebt sie sich und die Vegetation entfaltet sich wieder in ihrer ganzen südlichen Pracht. Vor Allem schön ist eine der Schluchten am Fuße des kahlhäuptigen Monte Iungo, wo auf der ersten Höhe das Erz der Oleander, zum Theil noch blühend sproßte, längs der Ufer des fast versiegten Fiume freddo; Myrten, Aloe, mit Caprifolium verhängte Feigenbäume, riesige Eriken und Johannisbrodbäume drängten sich in wilder Unordnung durcheinander. Eine Ochsenheerde zog mit ihren am hölzernen Kummet hängenden Glocken langsam durch das Wasser; ihre Treiber, ein wildes, trotziges Volk, den Fuß in Lederkamaschen gehüllt, und die Capota tief ins Gesicht gezogen, stachelten die säumigen Thiere mit dem Lanzenstabe, und bildeten die ächt eigenthümliche Staffage des romantischen Gemäldes. Unser Führer deutete auf den Monte Iungo, den er als die Festung der Briganten, welche dort durch eine tiefe Höhle gegen alle Verfolgungen gesichert wären, bezeichnete; er bezeichnete den Ort, wo vor einem halben Jahr ein englischer General bei der Vertheidigung seiner Töchter gegen die Brutalität der Räuber ermordet worden war. Dann rückte wohl unser locker ziehendes Häuflein näher zusammen, die Maulthiere wurden durch das Puntarello zu scharferem Trab bewogen, und Berangers Chansons verstummten für einen Augenblick, freilich auch eben nicht länger.

Jenes schöne Thal wird wiederum von einförmigen Bergen eingeschlossen. Der Weg zieht sich querfeldein durch mit Stoppeln bedeckte Aecker, deren lehmiger Boden überall von der Hitze geborsten ist. Da erhebt sich in der Ferne der Tempel von Segeste in seiner einsamen Größe; er steht allein in der Einöde, eine wahrhaft geisterartige Erscheinung. Eine tiefe Schlucht trennt ihn von der ehemaligen, auf der Höhe gelegenen Stadt, eine zweite im Rücken von den kahlen dunkeln Felsen, welche dem gelben Travertin als Folie dienen.

Von allen Tempeln Siciliens macht der von Segeste den gewaltigsten Eindruck. Keiner hat sich besser erhalten, mit keinem ist die Restauration schonender vorgenommen worden. Nur eine Säule von den zweiunddreißigen ist neu, Frontispiz und Architrav fast durchgängig antik; ringsum sind die vier Stufen aufgegraben. Die Säulen sind rein dorisch, ohne Cannelirung und waren früher mit Stuck bekleidet; besonders nach der Südseite haben sie von der Witterung gelitten. Störend ist nur die Marmortafel über dem Eingang, welche uns verkündet, wie die Vorsorge des erhabenen Königs Ferdinand 1781 diesen Tempel wieder herstellte.

Am Fuße des Berges, auf welchem Segeste stand, liegt das Häuschen, welches der Custode des Tempels bewohnt, und den Reisenden auch auf längere Zeit ein Obdach gewährt. Es ist die einzige menschliche Wohnung, so weit das Auge reicht. Das Schweigen des Grabes beherrscht die ganze Gegend; keine Bäume unterbrechen die Eintönigkeit der Hügelreihen, die Stoppelfelder und die Bläue des fernen Meeres ist die einzige heitere Farbe, welche das schermüthige Bild belebt. Da erhob sich plötzlich ein verworrenes Stimmengewirr, der Hufschlag der Pferde dröhnte auf dem Felsen, der Lärm kam näher und näher — es war der König und die Königin, welche auf ihrer Reise durch Sicilien auch Segeste's Ruinen in Augenschein nahmen. Eine lange Reihe von Reitern, den jugendlichen, wohlgebildeten Fürsten an der Spitze, sprengte über den Weg; Adjutanten, Gendarmen, Lanciers, die bewaffnete Guardia urbana, das Landvolk in seiner malerischen Tracht, die reichen Gutsbesitzer der Gegend, sogar Bettler, die aus der Ferne herbei geströmt waren, um einige Tropfen des vorüberziehenden Goldregens zu erhaschen, schlossen sich dem Zuge an. Durch die Ebene schwankten die Sänften, welche die Königin und ihr Gefolge trugen — ein so ächt altspanisches Bild, als wäre es aus dem Charakter ge-

schnitten. Die Sänften sind länglich und nur breit genug, um zwei sich gegenüber sitzende Personen fassen zu können. Alle stammen sie aus einer längst verklungenen Zeit, vielleicht noch aus der Epoche der Vicekönige, sind plump gebaut und mit einstmals vergoldeten Zierrathen staffirt. Die Sänfte wird an langen Stangen von zwei Maulthieren, deren Mähnen mit bunten Bändern durchflochten sind, getragen; auf dem Sattel eines jeden derselben schaukelt ein Kranz von Glocken, welche ein fortwährendes, betäubendes Geklingel verursachen. Vor dem ersten reitet zwischen den Packkörben der Maulthiertreiber mit weißer Zipfelmütze, den buntwollenen Gurt um die Hüfte geschlungen und den langen Lanzenstab in der einen Hand, während er mit der andern die tragenden Thiere am Seil leitet; ein zweiter Treiber zieht zu Fuß hinterdrein. Jede dieser Sänften wurde von zwei verzweifelt banditenmäßig aussehenden Landmiliz-Soldaten begleitet; sie waren an diesem Tage zum Schutz des Monarchen aufgeboten, leicht möglich, daß sie am nächsten wieder die Rollen wechselten. Das Fundamentalgesetz der Guarda civica, wornach keiner Officier werden darf, der bereits auf den Galeeren gesessen, spricht wenigstens nicht besonders für ihre strenge Gewissenhaftigkeit. Ein der Fata-Morgana gleiches Schauspiel war es, die Einöde durch den Glanz des Hofes belebt zu sehen; es währte eine halbe Stunde, dann erstarb die schimmernde Erscheinung, die alte Schweigsamkeit kehrte zurück und ward nur durch den heißern Schrei des nach dem Erice ziehenden Raubvogels unterbrochen.

(Schluß folgt.)

Das Neueste über die brittische Euphrat-Expedition.

(Mitgetheilt von F. M. Malven.)

Folgende wichtige Angaben sind zwei Schreiben des Capitän des brittischen Expeditions-Dampfschiffes Euphrat, J. Croft Hawkins, einer andern Version zufolge des bekannten Lieutenant Lynch entnommen. Sie sind vor Hille vom 2. und vor Hit vom 30 Mai v. J. datirt.

Die Limlun-Sümpfe, der schwierigste Theil der zwischen Basra (Bassora) und Beles befindlichen Flußstrecke, dessen Länge nach Hawkins Bestimmung (von ersterem Ort an bis Hille) 350 englische Meilen beträgt,*) sind in sechs Tagen stromaufwärts zurückgelegt worden. Die starken Windungen und Krümmungen des Flusses in jener berüchtigten Gegend, meldet er, und seine häufigen Schnellen und Wirbel machten uns außerordentlich viel zu schaffen. Die ganze Fahrt (bis nach Bir?) wird man hoffentlich binnen zehn oder zwölf Tagen vollbracht seyn.

Im zweiten Schreiben berichtet er, daß der Fluß von Hille an, von wo am 25 abgefahren wurde, ununterbrochen einen breiten, herrlichen Spiegel dargeboten, und das seinen Namen führende Dampfschiff nur hie und da auf unbedeutende Hindernisse gestoßen habe. Es mußte oft angelegt werden, um Holz einzunehmen, das von mittelmäßiger Beschaffenheit war,**) und daher keine so ersprießlichen Dienste als Kohlen leistete. Des dadurch, so wie durch die Umschiffung einiger Untiefen bewirkten Aufenthalts ungeachtet ist die gegen 400 englische Meilen betragende Strecke (?) zu Berg gegen eine in manchen Gegenden sehr reißende Strömung zurückgelegt und dazu täglich nur 12 Stunden verwendet worden.*) Die Breite des Flusses beträgt an manchen seiner Krümmungen beinahe eine Meile. Die Uferlandschaften sind mannichfaltig abwechselnd, ja hie und da sogar idyllisch schön. Die äußerst fruchtbare von dem Dattelm-Stamme bewohnte Landschaft, dessen unseres Wissens Chesney nicht erwähnt, wird besonders gepriesen. Es war eben Ernte, und das Getreide in großen, runden Schobern aufgestapelt. Wollen- und Hornviehheerden, so wie zahlreiche Trupps der herrlichsten Rosse waren überall zu sehen. Die Bevölkerung war zahlreich und dem Anschein nach äußerst glücklich. Viele von den Anwohnern der Ufergelände jedes Geschlechts und Alters rannten ans Gestade, um die Fremden und ihr seltsames Fahrzeug neugierig zu beschauen, wobei sie auf Schalmeien bliesen, tanzten, in die Hände klatschten und laut jubelten.

„Ein so reizendes Schauspiel (schreibt der Capitän) gewährten uns die Anwohner des vielgewundenen schnell dahinfließenden silbernen Euphrats, der uns bei jeglicher Landänderung, jedweder Krümmung uralte und gewaltige Trümmer grauester Vorzeit, und die in ihrer unmittelbaren Umgebung waltenden Bilder der Oede und Verheerung vor Augen rückte, wozu die halb in Feigen- und Granathaumhainen versteckten schlichten Araberhütten, auf die sich dort und da und hüben und drüben eine zierliche Dattelpalme herabneigte, den anziehendsten Gegensatz darboten. Diese Scenerie steht in innigem Einklange mit der hirtlichen, malerisch gekleideten Bevölkerung, deren Anzug beim männlichen Geschlechte aus fliegenden, der römischen Toga gleichenden Gewändern besteht. Das Häubchen**) ist buntgestreift. Hellgelb, hellgrün und scharlach sind die beliebtesten Farben dieser Streifen. Die Waffen bestehen aus Schwert, Speer und Kolben, wozu als Schutzwaffe ein Schild gesellt wird. Die Tracht der Frauen, worunter viele schön genannt werden dürfen, besteht aus blau und grün oder hellgelb gestreiften Umwürfen. Diese letztere Farbe wird ausschließlich von den Jungfrauen getragen."

(Schluß folgt.)

Miscellen aus indischen Journalen.

Kohlenlager in Assam. Man hat in Assam zwei neue Lager mit Kohlen von erster Qualität entdeckt, eines zu Birhath, das andere in der Nähe von Dscheipur (Jeypore). Beide sind von Steinölquellen begleitet. (Asiatic Journal. November.)

Ungeheures menschliches Skelett. Ein Skelett, das 9 Fuß 4 Zoll maß, wurde von Minengräbern nahe am Südende der Himalayaberge nicht weit unter dem nächsten Stratum vegetabilischer Erde aufgefunden. (ibid.)

*) Einer Distanzentafel des Euphrat zufolge, welche einer höchst wichtigen Denkschrift Col. Chesney's vom Jahre 1831 angehängt ist, beträgt die Entfernung beider Orte 389 englische Meilen. M.

**) Between Hit and Hillah some scattered trees along the river and but little brushwood occur berichtet auch Chesney in einer seiner erwähnten Denkschriften. M.

*) Von Basra nach Hille werden 389 und von Hille nach Hit 250 englische Meilen gerechnet. M.

**) Das „Kefile" ist die allgemeine Kopftracht aller arabischen Stämme zwischen Halb, Bagdad und dem Dschidda, so wie der Beduinen um Damascus und Palmyra, mit dem Unterschiede, daß es die Scheikhe mit kameelhaarenem Band oder turbanförmig mit einem Musselin umwickeln. M.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 20.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

20 Januar 1839.

Volksthümliches aus der Umgegend von Mantes. *)

(Von J. V.)

Pontoiſe, Sept. 1838.

Das Arrondiſſement von Mantes liegt auf der Gränze der alten Normandie, und in Blaru, Bonnecourt, Cimetz, Gommecourt und Roche Guyon macht ſich die Verwandtſchaft zwiſchen den Normannen und den Bewohnern des Verin noch heute in der Mundart des Volkes geltend. In den Sitten und Gebräuchen findet man ebenfalls oft dieſe moraliſche Verwandtſchaft wieder. Mitunter ſcheint es ſogar, als wenn man in den einzelnen Dörfern die Verſchiedenheit der Racen, die ſich hier einſt in das Land getheilt, noch heute zu beobachten im Stande wäre. Die jungen Leute in den Landkantonen von Mantes, Magny und Houdan ſind groß, gut gewachſen und ſtark; volle und blühende Geſichter, feurige Augen und feſtes Auftreten zeichnen ſie vor den Bewohnern anderer Dörfer aus. Die Weiber ſind hie ebenfalls groß und ſchön, haben ovale, ausdrucksvolle Geſichter, eine weiße Haut, große Augenwimpern, ſchöne Zähne und üppigen Haarwuchs. In den Kantonen von Bonnieres und Limay ſind dagegen die Männer klein, unterſetzt, ihre Züge ſind ausdrucksvoll und beweglich; die Frauen ſind ebenfalls klein, gut gebaut, lebendig, thätig und arbeitſam. — Man hat ſomit die Wahl.

Im Allgemeinen ſind die Bauern dieſer Gegend arbeitſam, haushälteriſch, aufgeweckt, gute Ehemänner und Väter. Als Bürger erfüllen ſie freudig ihre Pflichten, und ſind jeden ſo freudig zu Opfern bereit, wo es gilt, ihre Rechte zu vertheidigen. Die Nachbarſchaft von Paris hat ſich hier weniger geltend gemacht, als man dieß in andern Gegenden, gleich weit von Paris, bemerkt.

In Bezug auf das materielle Wohl haben die Bauern in Frankreich ſeit 1789 unendliche Fortſchritte gemacht. Man machte damals noch keinen Unterſchied zwiſchen den moraliſchen und materiellen Intereſſen des Volkes, vertheidigte und begründete jene, und dieſe machten dann von ſelbſt ſich geltend. Die Wohnungen der ärmern Bauern beſtehen meiſt aus einem Erdgeſchoß, in dem ihre Kiſten, ihr Tellerbrett, ihr Tiſch, ihre Uhr, Keſſel, Eimer und die Wiegen der Kinder ſind; oft beſteht dieß Erdgeſchoß aus zwei Abſchlüſſen, wo dann in dem einen die Kinder ſind. Außer dieſen beiden Stuben hat er einen Keller, um ſeinen Wein oder Cider, Kartoffeln u. ſ. w. in demſelben aufzubewahren, eine Scheune, Ställe für ſein Pferd, ſeine Kühe, ſeine Schweine, ſeine Hühner und einen Taubenſchlag. Ein Hühnerhof und Garten umgeben meiſt das Haus. Alles dieß iſt gegenwärtig ziemlich gut gebaut, bequem und meiſt auch bedeutend reinlicher als ſonſt. Im Arrondiſſement von Mantes waren 1833 17,304 Häuſer, und von dieſen 272 mit Schiefer, 10,944 mit Ziegeln und 6088 mit Stroh gedeckt. Die Strohdächer bekunden ebenfalls die Nähe der Normandie; im Innern Frankreichs ſind dieſelben ſeltener, in der Normandie dagegen faſt die Regel.

Die Ackersleute halten im Sommer vier bis fünf Mahlzeiten täglich. Zwei Frühſtücke um 4 Uhr und um 8 Uhr, Brod und Käſe, zum Mittagsmahl eine franzöſiſche Gemüſeſuppe, oft mit Fleiſch, und abermals Brod und Käſe, gegen 4 Uhr halten ſie ein Gouter, und ſpeiſen gegen 9 oder 10 Uhr in derſelben Art zu Nacht, wie ſie zu Mittag gegeſſen haben, und fügen meiſt noch einen Salat hinzu. Eier, Milchſpeiſen, Häringe, Bohnen, Kohl, Rüben und Kartoffeln gehören zu den täglichen Gerichten. Rindfleiſch ißt der Bauer nur, wenn er krank iſt, oder an Feſttagen; im November oft Hammelfleiſch, da um dieſe Zeit die Pächter ſich der alten Schafe um jeden Preis zu entledigen ſuchen. Geſalzenes Fleiſch gehört dagegen zu ſeinen täglichen Mahlzeiten. An Feſttagen vermehrt ſich die Zahl der Gerichte durch ein Kaninchen, Würſte, geſalzenes Fleiſch, Kuchen u. ſ. w. Sein tägliches Brod beſteht aus einer Miſchung von Korn und Weizen, und iſt geſund und ſchmackhaft. Vor 1789 beſtand daſſelbe meiſt aus einer Miſchung von Gerſte und Hafer. Wein, in den Weingegenden, und Cider anderswo, mit Waſſer gemiſcht, iſt ſein tägliches Getränke.

*) Die Mehrzahl der folgenden Thatſachen habe ich in einer Statiſtique de l'Arrondiſſement de Mantes, par Mr. A. Cassan, sousprefet, 1833, gefunden, und es iſt zu bedauern, daß nicht über alle Arrondiſſements in Frankreich ähnliche Werke beſtehen.

Es ist ein Jammer, nicht läugnen zu können, daß dieß Alles sich höchst zufällig seit der ersten französischen Revolution verbessert hat, und daß heute noch der Bauer kaum in irgend einem Lande lebt, wie das in Frankreich der Fall ist. Doch genug von dem materiellen Zustande der Bauern.

(Schluß folgt.)

Sicilien im Herbst 1838.

2. Abreise ins Innere. — Alcamo. — Segeste. — Castelvetrano. — Selinunt.

(Schluß.)

Das Theater von Segest liegt auf der höchsten Spitze des Berges: es ist kaum so groß als das Tagestheater zu Pompeji, aber fast eben so vollständig erhalten. Die Stufen und Sitze der Zuschauer, deren Gesicht nach Norden gewandt war, sind noch sämmtlich erkennbar; desto weniger die Scene, obwohl auch sie schöne Marmorornamente zeigt. Die Stadt selber ist bis auf wenige, formlose Trümmer verschwunden, desto erhebender ist die Aussicht von der Höhe, auf den Tempel zu den Füßen, auf den Kranz der Gebirge, aus dem der Monte Perello durch seine wunderliche Form, und Calatafini mit seinem Schloß und der alterthümlichen Kirche hervorragen.

Der letzte 4 Miglien entfernte Ort sollte uns zum Nachtquartier dienen. Der Führer war vorausgesandt worden, um die Küche zu bestellen, und an seiner Stelle hatte sich der Tempel-Custode zum Führer erboten. Er betrieb sein Amt mit größter Wichtigkeit. Eine alte Soldatenmütze und Art von Uniform, welche er besonders zu diesem Zwecke anlegte, sollten ihm einen officiellen Anstrich verleihen; vor unsern Augen lud er sein Gewehr, rollte die Kugel mit bedeutsamer Mundwinkelbewegung in den Lauf, schlich dann mit gespanntem Hahn gebückt vor uns her, bog jeden Strauch auseinander, und spähte vorsichtig um jede Felsader — natürlich bloße Grimasse, um ein höheres Geleitsgeld zu erringen, denn der Schuft wäre beim ersten verdachtigen Zeichen davon gelaufen.

Calatafini liegt, wie es der Name besagt, auf hohem Felsen.*) Die Aussicht von seinem Schloß, welches jetzt zum Gefangniß verwandt wird, ist namentlich bei Sonnenuntergang entzückend. Heerden schwarzer Schafe und Ziegen weiden in der von der weißen Straße durchschnittenen Ebene; die Thäler sind mit Weinreben bepflanzt, die Höhe mit Oelbäumen; die Erica wächst zu Baumeshöhe, die Berge hüllen sich in den herrlichsten blauen Duft.

Die Bewohner Calatafini's standen schon lange vor Tagesanbruch auf den Straßen in einzelnen Gruppen unthätig, fast regungslos und stumm, alle in ihre braunen Regenmantel fast vermummt. Die um den Brunnen versammelten, wasserschöpfenden Frauen riefen uns gellend nach: Ecco forestieri, chi non hanno paura de' ladri! Ein dichter Nebel lastete auf den Bergkuppen, zog langsam aus den Schluchten, und löste sich in feinen, sprühenden Regen auf. Wir stiegen von der Höhe hinab an einer zerfallenen Kirche vorüber, und verließen die große Landstraße, um den kürzern Weg über die Berge einzuschlagen. Es war ein unerfreulicher Ritt. Der Regen floß in Strömen und der aufgeweichte Lehmboden wich unter den Füßen der Maulthiere. Der einzige Trost bei diesem Unwetter war, daß der Verlust der Fernsicht zu verschmerzen sey. So weit das Auge reicht, stößt es nur auf jene, mit Acker oder Weideland bedeckten Hügel, welche sich durch das Innere von Sicilien fortspinnen. Die fantastischen Bergconturen finden sich allein an den Küsten der Inseln. Hinter Salemi, einem kleinen, auf der Klippe hangenden Städtchen, hört die Kunststraße auf, und der Weg wird nur noch für Maulthiere gangbar. Ihre Gewohnheit, hintereinander zu gehen und genau in die Fußstapfen des Vorgängers zu treten, hat schmale Rinnen in den Felsen gegraben, und im Flachland einzelne, mitunter kaum sichtbare Furchen gezogen. Oft genug sah ich mich im Anfang durch die Versicherung des Führers getäuscht, wenn er mir via carossabile verhieß, und ich mit Lebensgefahr über die Felsblöcke klettern mußte. Mit diesem Ausdruck bezeichnet der Sicilianer jeden Pfad, der in der Sänfte oder mit Maulthieren beschritten werden kann. Eine fahrbare Straße nennt er rotabile.

Spät genug und vom hartnäckigsten Regen verfolgt, erreichten wir Castelvetrano, oder Civitas palmosa castrulvetranus, wie es die stolze Inschrift über dem Thor benannt, einen weitläuftigen, öden, traurigen Ort. Die Straßen sind breit, aber nicht gepflastert, die Gebäude groß, aber schon halb verfallen. An Denkwürdigkeiten bietet die Stadt nicht das Mindeste. Das einzige, was dem Auge schmeichelt, ist die Nationaltracht der Frauen, welche sich von Trapani an um die ganze südliche Küste bis Syracus und Malta hinzieht, und die ich hier zum Erstenmal sah. Sie besteht in einem großen, schwarzen Schleier, welcher den Kopf bedeckt und nur Stirn und Augen frei läßt, bis auf die Knöchel hinabreicht und die ganze Gestalt verhüllt. Bei den Wohlhabenden ist er von Seide, von Wolle bei den Aermern, alle aber haben eine gleich reizende Kunstfertigkeit, ihn mit der Rechten zusammenzufassen und an die Brust zu drücken; hiedurch schmiegt sich das Tuch dem Körper dicht an, hebt den Wuchs auf das vortheilhafteste hervor, und bildet einen Faltenwurf, wie er nicht reizender gedacht werden kann. Es ist der ächt antike Schleier, wie wir ihn so oft an den Statuen der römischen Matronen wieder finden. Das dunkelglühende Auge, der feingebildete Fuß leuchtet nur um so verführerischer aus der schwarzen Hülle. Man kann nicht ermüden, jene graziösen, leicht dahin schlüpfenden Gestalten zu betrachten.

Vor dem südlichen Thor von Castelvetrano lagern sich einzelne über die Ebene verstreute, und von Cypressen umgebene Klöster. Die Stadt hat von hier aus ein noch wüsteres, unheimlicheres Ansehen, und die beiden schönen Palmen, welche

*) Das Wort Calata, welches im reinsten Italienisch ein steiler Abhang, nicht aber, wie Hr. Nelzebaur anonndig gemacht, ein festes Schloß auf Arabisch heißt, und sehr häufig mit sicilianischen Städtenamen, wie Calatagirone, Calataseibetta, Calatabrllota, Calatanisetta verschwistert ist, deutet hinlänglich die hohe Lage der meisten sicilianischen Ortschaften an.

ihre Zweige trauernd über die Mauer ſtrecken, vermögen den finſtern Eindruck nicht zu verlöſchen. Glücklicherweiſe verbergen dichte, von Mauern umfriedigte Olivengärten, zwiſchen welchen der Weg hindurch führt, die Ebene und die wüſte Stadt, und nun beginnt wiederum eine von jenen iſolirten Strecken, Oaſen, wie ich ſie faſt nennen möchte, wo die Natur in ihrer poetiſchen Laune iſt und ihre vegetabiliſchen Schätze mit rückſichtsloſer Verſchwendung verſtreut. Es iſt kaum eines der edleren Südgewächſe, welches jene Ebene nicht erzeugte. Der Oelbaum iſt in ſeiner reichſten Entfaltung, der Mandelbaum wächst zu rieſiger Höhe auf, alle überragt die Pinie mit ihrer breiten Krone; der edelſte Wein bedeckt unabſehbare Gärten; an den Häuſern der Weinbauern reifen Granaten und Agrumi, Eriken drängen ſich mit der weißen und blauen, wohlriechenden Myrte zur Hecke, das Caprifolium mit ſeinen rothen, durchſichtigen Trauben umſpinnt die Stecheiche; die Pfefferſtaude wächst neben dem Liebesapfel, während Cactus, Aloe und die kleine Fächerpalme, deren purpurne Beeren eben reifen, in unabſehbarer Menge die Ebene überdecken.'

Je näher dem Meer, deſto mehr nimmt die Gegend den Charakter der römiſchen Campagna an; hie und da ſchimmert ein weißes Caſale hervor, die Bäume weichen allmählich kleinem Geſtrüpp; da deutet der Führer in die Ferne und ruft: Selinunt! — Ich glaubte zu irren, wähnte eine Stadt mit Thürmen zu erblicken, die Maſſen waren zu gigantiſch, um in ihnen einen formloſen Trümmerhaufen zu vermuthen. Die Täuſchung erhielt ſich bis auf drei Miglien von den Tempeln. Späterhin, als mein Auge ſich mit den Formen vertraut gemacht hatte, konnte ich die Ruinen ohne Fernglas von meinem Fenſter zu Caſtelvetrano aus deutlich unterſcheiden: die Entfernung beträgt 9 Miglien, etwa 2 deutſche Meilen, da die ſicilianiſche Miglie faſt um das Doppelte ſo groß als die römiſche iſt.

Drei Tempel, alle ſo wie die der Stadt nach doriſcher Ordnung und von Travertin, ſtehen parallel neben einander. Der Erſte, welcher uns entgegen tritt, iſt der gewaltigſte in ſeinen Dimenſionen. Einer meiner Gefährten ritt an einem der Säulentorſi vorüber, und wird, trotz dem dieſer noch ein Drittheil in der Erde lag, von dieſem überragt; ich maß ihn ſpäter und fand deſſen Durchmeſſer 12 Fuß, die Cannelirungen zwei Spannen breit; ſeine Saulen ſind bis auf die beiden, welche am Eingang ſtanden, nicht cannellirt. Ihre Capitale unterſcheiden ſich durch die rundere Biegung des Wulſtes, während dieſer bei den andern in faſt gerader Linie aufſteigt, um in mehr ſpitzen Winkel einzulenken. Nur Eine Saule ſteht noch ganz, wenn gleich ohne Capitäl und elend reſtaurirt, eine andere zur Hälfte noch. Schön gearbeitete Triglyphen, welche am Boden liegen, zeugen von der hohen Vollendung des Ganzen. Von der innern Cella iſt nur noch wenig ſichtbar. Die Trümmer ſind chaotiſch verwirrend durcheinander gerollt — der Anblick dieſer Rieſenleichen iſt erſchütternd. Der zweite Tempel iſt der kleinſte, aber drei ſeiner Säulen ſtehen meiſtens noch zur Hälfte und ſind gleich denen der übrigen cannellirt. Die ſchönſten Verhaltniſſe hatte der dritte, dem Meere zunachſt liegende Tempel. Seine Cella ſtürzte nach Innen zuſammen, die Säulen nach Außen, und liegen nun wie ein Kartenſpiel, Block für Block neben einander. Der Eingang iſt prachtvoll und führt über drei Abſtufungen zum Altar. Wo das Gebälk über dieſen einbrach, ſtemmten ſich die Steine gegen einander, und bildeten eine Höhlung, in welche man ſteigen kann. Ein Capitäl ſtürzte verkehrt und wurde zwiſchen den Maſſen eingeklemmt; es iſt von der höchſten Schönheit und Vollendung und mit einer Sauberkeit und Sorgſamkeit gearbeitet, wie man ſie nur von der Bildhauerkunſt fordern darf. Die Nachgrabungen, welche hier veranſtaltet wurden, haben nur wenige unbedeutende Reſultate geliefert. Sie ſind in Palermo aufgeſtellt, und beſtehen aus faſt unkenntlichen Basreliefs, Lampen und kleinem Hausgeräth.

Zwiſchen dieſer Tempelreihe und dem öſtlichen Hügel dehnt ſich ein räumiges Thal. Daß auch dieſes vordem mit Wohnungen bedeckt geweſen ſey, bezeugen die zahlloſen Ziegelſtücke, welche der Pflug aus dem Boden wühlt und die den Acker bedecken. Die Stadt ſelber lag auf der Anhöhe. Eine runde, bis oben verſandete und mit Carrubenſträuchern überwachſene Mauer mag wohl leicht einem Amphitheater angehört haben. Die Ruinen dreier Tempel ſind noch am kenntlichſten; ihre Säulen gleichen denen der öſtlichen Tempel, wenn gleich in kleinerem Maaßſtabe, die des zweiten ſind aus Einem Stücke, alle cannellirt. Die Stufen des dem Meere nächſten Tempels, eben ſo wie die des dritten, kleinſten und zierlichſten, ſo wie auch deſſen Cella, ſind noch ganz wohl zu erkennen. Ein kleines Säulenfragment gibt einen trefflichen Maaßſtab für die Dimenſionen ab.

Hart am Meere erhebt ſich ein alter, normänniſcher Wachtthurm, und neben ihm die niedrige Hütte, in welcher drei Douaniers der Fieberluft trotzen und dasſelbe Gemach mit ihren Pferden theilen müſſen. Sie ſind die einzigen Bewohner dieſer Trümmerwüſte. Ich ſtieg die Stufen der Akropolis hinab, kehrte den Strand des Meeres entlang nach den großen Ruinen zurück und erklomm einen der mächtigſten Blöcke des erſten Tempels. Ein ſchauerliches Schweigen laſtete auf dieſer Saulen-Certoſa, nur die hohle Brandung rauſchte vom Meer her. Einzelne Feigenbäume rankten ſich aus dem Geſtein, über welches zahlloſe Eidechſen, die häßlichen, giftigen Tarantellen und ſchwarze, vier Fuß lange Schlangen ſchlüpften. Auf der Ebene war weit und breit kein lebendes Weſen zu erblicken. Das einzige, den Trümmern nahe Caſale war verſchloſſen, ſeine Bewohner abweſend, und die Maulthiere ſuchten vergeblich Schutz vor der glühenden Sonne unter dem ſpärlichen Schatten der Granatenſtauden. Spät erſt erlöſten wir ſie durch unſere Heimkehr nach Caſtelvetrano.

Das Neueſte über die britiſche Euphrat-Expedition.

(Schluß.)

Hawkins erwähnt hierauf einer für die jetzt ſo hochwichtige Wollinduſtrie bedeutſamen Thatſache, nämlich daß viele von den Schafvließen, die er unterſucht, ungemein weiß, und von einer ihm noch nie zuvor ſo fein vorgekommenen Textur geweſen wären. Die Araber webten

daraus herrliche Stoffe, die vorzüglich zu reich verzierten Umwürfen verarbeitet würden. Eine Reihe von Erzeugnissen dieser Euphrat-Gegenden, die zur Begründung eines schwunghaften Handelsverkehrs geeignet sind, wird nun aufgezählt, darunter Naphtha und das jetzt so wichtige Erdharz in großer Menge, und Pferde des edelsten Schlages. Capitän Chesney hat sich jedoch über diesen Punkt in seinen bereits im Druck vorliegenden Denkschriften ausführlich verbreitet.

Hawkins schlägt vor, die ostindische Compagnie solle in den oberhalb Bagdad gelegenen Ortschaften die Landeserzeugnisse durch Agenten aufkaufen und dieselben auf ein Dampfschiff, das zu dem Ende zwischen Basra (Bussorah) und Bagdad hin und her fahren müßte, verladen lassen. Einmal im Jahre, und zwar zur Zeit des Euphratanstritts, *) könnte es mit Reisenden und kostbaren Handelsgütern, namentlich Edelsteinen, Perlen, Shawls, so wie mit Baarschaften, was Alles mit großen Unkosten und mit großer Unsicherheit alljährlich stromaufwärts versendet zu werden pflegt, bis Beles hinauffahren und dabei noch ein Fahrzeug ins Schlepptau nehmen, und als Rückfracht auch einen Theil der aufgekauften Landeserzeugnisse einnehmen, welche jedoch größtentheils auf kleinen Fahrzeugen, die das Dampfschiff bugsiren und beschützen würde, verladen und nach dem persischen Meerbusen gebracht werden könnten.

Als Anhang zu vorstehender Mittheilung wollen wir die unseres Wissens noch in keinem außerenglischen Blatt enthaltene Anrede des Präsidenten der königlich geographischen Gesellschaft zu London W. R. Hamilton an Obrist Chesney bei Ertheilung des Ehrenpreises, und die Antwort dieses ausgezeichneten Seemannes und Forschers im wesentlichen Auszuge folgen lassen. Die Anrede begann mit der Bemerkung, die durch den Empfänger bewirkte Wiedereröffnung eines Theiles jener Länder für die europäische Welt, die in grauer Vorzeit der Sitz ausgedehnter und mächtiger Reiche, so wie einer nun dort untergegangenen Civilisation gewesen waren, sey die ruhmvolle weltgeographische Thatsache, die der Verein durch einen Ehrenpreis zu feiern beschlossen habe.

Im Jahre 1830, fuhr der Präsident fort, wurden Sie von Ihrem glühenden Eifer für die Erweiterung des geographischen Wissens, wie für den Flor Großbritanniens vermocht, eine Forschungsreise nach dem Südosten des osmanischen Reichs, besonders zur Untersuchung des Euphrats, aus eigenem Antrieb und auf ihre eigene Hand anzutreten. Drei Jahre haben Sie auf die sorgfältigste Aufnahme der Uferlinie und des Gesammtlaufs dieses welthistorischen Flusses verwendet, der seit zwei Jahrtausenden seine majestätischen Fluthen ohne Nutzen für die europäische Menschheit dem Ocean zugeführt hatte. Der Zweck Ihres großartigen Forschens und Wirkens ging dahin, ihn so zu sagen seiner Wiedergeburt entgegenzuführen, und zum Näherungs- und Verbindungswege der beiden größten Emporien des Erdkreises, Großbritanniens und Indiens, zu gestalten. So wurden Sie der Wahnbrecher und Urheber der Euphrat-Expedition! Sie, Obrist Chesney, haben zuerst in der neuern Geschichte die beiden gefeiertsten Ströme des Alterthums, den Euphrat und den Tigris, ihrer ganzen Länge nach beschifft; Sie haben unsere Kunde von Syrien und Mesopotamien, von Assyrien und Susiana bedeutend erweitert; Sie haben eine Nivellirungslinie von Iskanderun nach Bir, und von da den ganzen Euphrat entlang bis zum persischen Meerbusen hinabgeführt; Sie haben den Lauf des Orontes von seiner Mündung an bis nach Dschisr-Hedid hin bestimmt, und sich solchergestalt zum Range eines der ausgezeichnetsten Erderforscher der Jetztzeit emporgeschwungen!

Obrist Chesney bemerkte in seiner anspruchslosen Antwort, die hauptsächlichen geographischen Entdeckungen der Expedition seyen während seiner Abwesenheit gemacht worden. So z. B. die Entdeckung eines neuen Flusses, und die Untersuchung Susiana's durch Major Estcourt, die Auffindung der Minen u. s. f. in Kurdistan durch Hrn. Ainsworth, die Beschiffung einer 3000 Meilen langen Strecke auf unbekannten Strömen sey von Lieutenant Cleaveland und seinen Unterlieutenants Charlewood und Fitzjames ausgeführt worden. Der so viel bezweifelten Ehrlichkeit und Rechtlichkeit der Araber, äußerte er unter Anderem, müsse er die entschiedenste Anerkennung zollen. Von einer Veruntreuung sey weder ihm, noch seinen Reisegefährten und Nachfolgern irgend ein Beispiel vorgekommen, und während der zwei Jahre ihres Aufenthalts unter den verschiedenen Araberstämmen nur Ein Zwist mit ihnen vorgefallen. Während eines Unternehmens, fuhr der Redner fort, welches gleich einem Ammenmährchen von Abenteuern und Begegnissen mit Klippen, Wasserfällen, Wüsten und Araberstämmen strotzt, widerfuhr uns nur Ein Unglück, nämlich der Untergang des Tigris und seiner Mannschaft. Einer von letzterer, Lieutenant Murphy, hatte bereits eine Reihe von Beobachtungen, die vom Mittelmeere bis zum persischen Meerbusen reichen, vollendet, die seinen Namen auf die Nachwelt bringen werden, da er der erste gewesen, welcher sowohl nördlich als südlich vom Euphrat eine sichere Grundlage für künftige Untersuchungsreisen geschaffen hat. Die ganze volle Wichtigkeit der Euphratfrage, bemerkte der Redner Chesney, werde von dem brittischen Publicum wohl erst in mehreren Jahren begriffen werden. Bald aber, schloß er seine Antwortrede, wird durch das Dampfschiff Euphrat, welches von Basra den Fluß aufwärts bis nach Bir zu fahren bestimmt ist, der Beweis für die Richtigkeit unserer Meinung, daß die Beschiffung des Euphrats leicht zu bewerkstelligen sey, geführt werden, denn die Thatsache wird für sich selbst sprechen.

*) Derselbe findet für gewöhnlich zwischen dem 11 und 31 Mai statt, wo er vom 21 — 28 seinen Culminationspunkt zu erreichen pflegt, doch führt Chesney ein Beispiel an, daß er schon im März begonnen, und der Ort Limun, von welchem die berüchtigte Sumpfgegend den Namen führt, hinweggeschwemmt worden war. M.

Meineide in Sidney. Die Sidney Gazette vom 19 Mai meldet, daß bei der letzten Criminalsession vier Meineide vorgekommen seyen, und Hr. Willis, der Richter, bemerkte, er habe noch keinen Criminalfall entschieden, wo er nicht moralisch überzeugt gewesen sey, daß ein Meineid begangen worden.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 8 u. 9** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Heinrich von Monmouth, oder das Leben und der Charakter Heinrichs V als Prinz von Wales und König von England.** (Schluß.) — **Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.** (Forts.) — **Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande bestimmten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 21.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Januar 1839.

Sicilien im Herbst 1838.

3. Sciacca. — Girgenti. — Syrakus. — Catania. — Taormina. — Messina.

Die Straße nach Sciacca wendet sich von der nach Selinunt links ab, senkt sich in ein tiefes Thal und leitet über eine auf hohen Bergen ruhende Brücke, die letzte, welche man auf Wochen lang zu sehen bekommt. Noch einmal thut sich eine gar freundliche Aussicht auf die blauen Berge und das zu ihren Füßen liegende Memfrici auf, aber nur allzu früh wird sie wieder durch palmleere Felsen und Hügel abgesperrt. Die Reise längs der Küste ist noch in minderem Grade anziehend. Stunden lang reitet man entweder am Meeresstrande, oder landeinwärts auf ungebahnten Pfaden, über Höhen, auf denen nur Ginster, Binsen und Fächerpalmen gedeihen. Oelbaumpflanzungen werden kaum noch auf Stundenweite von einander gefunden; Tage lang stößt man auf kein Dorf, und höchstens auf einzelne Hutten, welche jedoch verschlossen und nur während der Ernte bewohnt sind. Noch seltener zeigt sich ein mit ölgefüllten Schweinhautschläuchen querfeldein reitender Bauer, oder ein Ziegenhirt — desto häufiger dagegen jene ominösen Schilfkreuze.

Das von Castelvetrano 32 Miglien entfernte, auf steilen Felsen über dem Meere liegende Sciacca gewährt aus der Ferne mit seinen Mauern und dem alten Castell Perollo einen imposanten Anblick, und erregt Hoffnungen, welche sich in der Nähe nur allzu früh verflüchtigen. Wohl trägt es noch vielfache Spuren seiner einstigen Bedeutsamkeit, und scheint in den vorigen Jahrhunderten von den spanischen Machthabern besonders begünstigt worden zu seyn. Die Sandsteinbekleidung des ausspringenden, westlichen Mauerwinkels ist auf eine wunderlich luxuriöse Art mit Schnörkeln verziert; das gleichfalls mit Steinranken umwundene Haupthor trägt noch das Wappen Castiliens; große, weitläuftige Palaste verrathen das einstige Daseyn eines mächtigen Adels. Trotz des verzerrten Geschmacks der Vorzeit, welcher hier noch übermüthiger als in Palermo ausartet, entdeckt das Auge noch hie und da ganz hübsche Einzelnheiten, wie z. B. die Fensterbögen des ehemaligen Palastes Buonfidi, welche von den zierlichsten, schlanksten Marmorsäulchen, deren Capitäl das Wappen bildet, getragen werden; ebenso ist auch die Pforte des Hospitals am westlichen Thor mit gar modernen Engeln nnd Madonnenbildchen verziert. Das Innere dieser und andrer Kirchen ist dagegen um so entsetzlicher verbildet, und in den ehemaligen Schlössern haust das armseligste Gesindel.

Die wenigen Wirthshäuser waren von Fremden, welche die hiesigen Schwefelbäder gebrauchten, in Beschlag genommen. Ein Bürger räumte uns sein Gemach, oder Haus, wenn man will, da dieses nur aus dem einen Zimmer bestand, ein. Es war, wie alle sicilianischen, zwar mit einem Eisenbalcone, aber auch nur mit Fensterläden statt der Fenster versehen. Ein Nachtessen war nicht zu erlangen, in aus der Stadt zusammen geborgten Betten keine Nachtruhe. Wir priesen uns glücklich, als wir wiederum die Maulthiere besteigen und jenem trostlosen Ort entrinnen durften.

Ungewisse Morgendämmerung erhellte den Horizont, als wir den Felsen und zu den in der Schlucht liegenden Schwefelbädern hinabstiegen. Die Umrisse der in Trümmer zerfallenden Stadtmauern, das alte Castell, und das auf der schroffsten Felsspitze gelegene Kloster San Calogero, in welchem die heißesten Bäder entspringen, wurden eben kenntlich, und der Morgenstern flammte in einer lichten Wolke. Da schwang sich die Sonne höher, leuchtete durch die Stämme der Olivenwaldung, begrüßte die Kronen der schönen Dattelgebirge purpurroth. Es wird vielleicht befremdend, ja sogar kleinlich erscheinen, daß ich während des erhabenen Schauspiels kaltblütig genug jene Palmenstämme zu überzählen vermochte; ich bemerke daher zu meiner Rechtfertigung, daß schon einzelne, namentlich schöne Palmen in ganz Sicilien für eine Seltenheit gelten, daß sie nirgends in der Wildniß wachsen und jederzeit nur in Gärten gehegt werden, und daß ich ihrer nur an zwei Orten mehr als ein halbes Duzend auf Einem Punkte fand. Möge dieß zur Berichtigung der mit Palmenwäldern so freigebigen Maler und Reisebeschreiber dienen.

Stundenlang verfolgten wir den Meeresstrand. Von einer Spur früherer Reisender kann bei den von den Wellen ange-

ſpülten Kieſeln natürlich nicht die Rede ſeyn; der jedesmalige Augenblick beſtimmt über den einzuſchlagenden Weg, ob in der Ebene, oder über die Höhen. Nur die zur linken Hand ſich hinziehenden Berge gewähren mit ihren charakteriſtiſchen Geſtalten und dem Sicilien eigenthümlichen Colorit dem Auge wahren Genuß. Beſonders ſchön liegen die Ortſchaften Sambucco, hinter welchen ſich ein ſchroffer, wunderlicher Felskamm erhebt, und nachdem man den Fluß Platani durchſchritten hat, das nicht minder kühn auf die Zacken gebaute Cattolica.

Einen der überraſchendſten Anblicke gewährt eine moderne Ruine: es iſt das auf der Spitze eines Felſens thronende, durch ein Erdbeben zerſtörte Dorf Montalegro vecchio. Die grauen, verwitternden Mauern ſtehen faſt noch alle, wenn gleich ohne Dächer. Rieſige Cactuspflanzen, welche den ganzen Kegel bedecken, überwachſen faſt die epheuumflochtenen Wände. Die Einwohner haben nicht wieder verſucht, die zerſtörte Stätte aufzurichten, und ſiedelten ſich im dahinter liegenden Thale an. Es war Mittagszeit und an einem Feſttage, als ich das Dorf erreichte. Die Bewohner der umliegenden Gegend hatten ſich theils der Proceſſion, theils des damit verbundenen Jahrmarktes halber verſammelt. Die Feſttracht der Bäuerinnen war noch einigermaßen national und gefällig: wenn gleich die kurzen, weißen und ſchwarzen Schleier oder Kopftücher von derbem Tuch der ſchönen Gewandung der Frauen von Caſtelvetrano nicht gleich kamen, ſo machten ſich doch die kurzen, grünen Jäckchen mit Goldtreſſen und die Roſaſchleifen an den Schuhen nicht übel. Deſto abſcheulicher waren die Männer coſtumirt: kurze, Tuchjacken und Beinkleider, Steifſtiefeln, und vor Allem die verzweifelte, weiße, gezipfelte Nachtmütze, lieh ihnen die unverkennbarſte Aehnlichkeit mit norddeutſchen Bauern im Sonntagsſtaat, und nur die ſonnenverbrannten, oft völlig afrikaniſchen Geſichter, die aufgeworfenen Lippen, zwiſchen denen die blendend weißen Zähne hervorblitzten, erinnerten an den Süden. Jeder hatte natürlich ſein Gewehr mitgenommen und feuerte es möglichſt oft in die Luft. Die Proceſſion begann: ſie wurde von fünf trommelnden, ebenfalls mit Schlafmützen decorirten Bauernknaben aufgeführt. Hierauf folgten die Hautboiſten der Guardia urbana, welche ihr gewöhnliches Coſtume durch einen Tſchako mit lang hinwehenden bunten Federn veredelt hatten. An dieſe, einen Mazurek abſpielenden Künſtler reihte ſich die Geiſtlichkeit, und ihr wieder die Einwohnerſchaft, ſo oft die Proceſſion ihre Straße berührte, an, um bei der nächſtfolgenden wieder zurückzutreten und die Zuſchauer abzugeben. Die kleinen Eiſenböller, welche durch geſtreutes Pulver verbunden, ihr Heckenfeuer abgaben, ſpielten auch hier wie im ganzen Reich die wichtigſte Rolle bei Verherrlichung des Tages.

(Fortſetzung folgt.)

Volksthümliches aus der Umgegend von Mantes.

(Schluß.)

Wenn die Bauern in der Umgegend von Mantes vielfach dem demoraliſirenden Einfluſſe der Hauptſtadt unzugänglich geblieben ſind, ſo hat leider die dort herrſchende Aufklärung ebenfalls bei den Bauern des Arrondiſſements von Mantes keinen Eingang gefunden. Die Hexen und Hexenmeiſter ſpielen unter ihnen noch immer eine große Rolle, ſie behexen Menſchen und Thiere, ſie zeigen den Urheber eines Diebſtahls in einem Spiegel oder in einem Eimer Waſſer, verſichern den Conſcrits eine hohe Nummer, und heilen Bein- und Armbrüche durch ein kabaliſtiſches Sprüchlein. Die Schäfer ſind von Gott und Rechtswegen in großer Mehrzahl Hexenmeiſter; keine Macht iſt im Stande, ſie zu zwingen, ein Kreuz zu machen, und der Teufel fährt oft Nachts mit ihnen durch die Luft und ſchleppt ſie über Feld und Wieſen, Berg und Thal, und escamotirt ſie endlich, nachdem ſie geſtorben ſind, aus ihren Särgen, ſo daß die frères de charité, die dieſelben zu Grabe tragen, zittern und beben, weil der Sarg leicht, wie die fünf Bretter iſt. Die Geſpenſter geben den Lebenden mitunter noch Abends Ohrfeigen, oder ſpringen auf ihre Schultern, und laſſen ſich von ihnen durch die Welt tragen. Jedem Eſel ſeine Laſt. — Auch die Irrlichter haben noch ihr altes Recht, die Wanderer in einen Sumpf zu locken, oder ſie von einem Abhange unter Hohngelächter in die Tiefe herabzuſtürzen u. ſ. w. Von Mantes bis Paris iſt nur 15 Stunden.

Ich habe dieſe Details, wie ſchon angedeutet, in einem Werke gefunden, das 1833 veröffentlicht wurde. Wahrſcheinlich hat ſeit der Zeit die Aufklärung einige Fortſchritte gemacht. Es iſt dieß nicht zweifelhaft, wenn man bedenkt, daß 1830 die Zahl der Schüler in den Ecoles primaires des Arrondiſſements von Mantes ſich höchſtens auf 700 bis 800 belief, während 1833 bereits 5977 Knaben und Mädchen die Schulen beſuchten, und in dieſen drei Jahren nicht weniger als 65 neue Dorfſchulen errichtet worden waren. Seit 1835 iſt zwar ein Stillſtand in dieſem allgemeinen Fortſchritt eingetreten, aber es wird ſchwer halten, das Geſchehene ungeſchehen zu machen.

Endlich noch ein paar Worte über Gebräuche, Volksſitten und Feſte. Faſtnacht, die Feuer des St. Jean und St. Pierre geben, wie ſonſt, vielfach zu allgemeinen Feſten Veranlaſſung. Der Tag des h. Fiacre iſt das Feſt der Gärtner, der des h. Vincent (vin saint) das Feſt der Winzer, St. Nicolas das der Schiffer. — Das Feſt der drei nige wird hier in derſelben Weiſe wie in der Normandie gefeiert, und wie dort wird der Kuchen in mehrere Theile zerſchnitten, von welchen dann der Theil de bon Dieu und der de la bonne vierge den Armen zukommen. Wie in der Normandie kündigt das Stück, was den Abweſenden zufällt, deren Geſundheit, Krankheit oder Tod durch ſeine Friſche oder ſein Verderben an. Ein Knabe macht die Theilung, und man ruft demſelben für jedes Stück zu: Faebae, domine, pour qui! wodurch denn die Bohne, die in den Kuchen eingebacken iſt, und die denjenigen, dem ſie zufällt, zum König des Feſtes ernennt, bezeichnet würde. Andere aber behaupten, daß das Sprüchlein Phoebe, domine, pour qui! heiße, wodurch das Feſt ſelbſt in die Zeit des Heidenthums übergriffe. Ich fühle übrigens keinen Beruf, der Bohne ihr Recht ſtreitig zu machen, und denke, daß irgend ein gelehrter Schulmeiſter dem Feſte ein

gelehrtes Ansehen hat geben wollen, und so die Bohne Fábá zu Phoebe gemacht hat. Die Geburt und Taufe eines Kindes geben nur selten zu größern Festen Veranlassung. Dagegen sind die Sitten und Gebräuche bei der Verlobung und Verehelichung sprechend genug, und erinnern abermals an die Normandie. Den Sonntag, nach dem ein Bauernbursche um ein Mädchen angehalten hat, führt dieser seine zukünftige Ehehälfte aux accords, wobei er ihr eine goldene Kette oder ein goldenes Kreuz kauft. In einzelnen Dörfern (Tollainville) wirft sich die Braut am Tage der Einsegnung der Ehe, bevor sie in die Kirche geht, vor ihren Eltern auf die Kniee, und bittet sie um Verzeihung für allen Kummer, den sie ihnen gemacht haben könnte. Die Eltern verzeihen ihr und geben ihr ihren Segen. Sollte man nicht glauben, Tausend Meilen weit von Paris oder Tausend Jahre hinter dem 19ten Jahrhundert zurück zu seyn? — In der Mehrzahl der Dörfer des Arrondissements trägt die Braut am Tage ihrer Verehelichung ein Trauerkleid, und es ist dieß sinnig genug, wenn man bedenkt, daß die Ehe die Gränze zwischen der Freiheit und Jugend und den ernsten Pflichten der Hausfrau und Mutter ist.

In einzelnen Dörfern haben dagegen die Ceremonien dieses Tages einen weniger ernsten, oft neckischen Charakter. In Lefollise z. B. reichen die jungen Leute der Braut, nachdem sie aus der Kirche hervorgetreten, eine Suppe und einen durchlöcherten Löffel. In Rochebourg legen sie einen Besenstiel quer über vor der Thüre auf die Erde, und wenn die Braut vergißt, ihn aufzuheben, so kann man sicher seyn, daß sie nie eine gute Haushälterin seyn wird. In Dennemont, St. Martin und Sandrancourt wurde sonst die Braut, am Tage nach der Hochzeit von den jungen Leuten auf den Schultern bis zum nächsten Kreuze getragen, wo sich dann beide Eheleute von neuem feierlich ewige Treue schwören mußten. Dann sagte man mit eben so großer Feierlichkeit zur jungen Frau: „Hebet die Hand, Madame, und schwöret in Gegenwart Gottes, daß ihr nie Euern Mann aus dem Wirthshause heraus holen wollt.“ Noch [illegible]ahre 1821 fand diese Feierlichkeit bei der Ehe eines Hrn. Martin Jourdain mit Augustine Barbé in Dennemont statt.

Ueberall beschließt ein Ball den festlichen Tag. In vielen Communen kommen die Gäste, nachdem sich das junge Ehepaar in die Brautkammer zurückgezogen hat, an die Thüre derselben, klopfen und singen ein neckisches Lied, das man in der ganzen Normandie, so wie in einem großen Theile der Bretagne wieder findet. Die Thüre öffnet sich endlich, und die jungen Leute bieten den Neuverheuratheten Glühwein und Zwieback an. Man nennt dieß le chaud-au.

In vielen Dörfern überreicht man der jungen Frau in einer Soupiere einen oder mehrere Vögel, durch seidene Bänder gefesselt. Die Braut löst diese Fesseln, und läßt die Vögel ausfliegen.

Im Ganzen haben alle diese Feierlichkeiten den Charakter eines Gränzvolkes. Der Ernst der Normänner, der leichte Sinn der Franzosen bewähren sich in denselben, wie die Normannen und Franzosen hier nebeneinander wohnten, wo wir in der Körperbildung selbst noch heute die Verschiedenheit der Racen zu finden glauben. Es wäre interessant, das Land, das Volk, Gebräuche und Sitten aus diesem Gesichtspunkte zu studiren; aber dazu gehörte mehr Zeitaufwand, als mir bei meinem Ausfluge gegeben war.

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

1. Von der ungarischen Gränze bis Sebenico.

Wenn man von Ungarn aus auf der Landstraße nach Dalmatien reist, so ist, hat man außerhalb Gzerin die croatische Gränze überschritten, Kein der erste bewohnte Ort, den man auf dalmatischem Boden begrüßt. Inmitten eines mit Kalksteingeröll gleichwie besäeten und mit ähnlichen meist kahlen Felsbergen umrungenen Thales, das die reißende Kerka durchströmt, belegen, macht dieses Städtchen auf den, der zum erstenmal den dalmatischen Boden betritt, einen nicht eben erhebenden Eindruck. Abgesehen vom Orte selbst, der aus etwa 70 meist unansehnlichen, regellos gebauten Häuschen oder vielmehr Steinhütten besteht, fehlt auch der Landschaft jene idyllische Frische, jener idyllische Reiz, welcher unsere germanischen Gauen charakterisirt. Indessen ist die Gegend um Kein immerhin noch eine der besten und fruchtbarsten des Landes, indem Getreide verschiedener Art, namentlich Gerste und Mais, beinahe in Ueberfluß gedeiht. Die Fruchtbarkeit des Bodens wird jedoch fast ausschließend durch den Austritt des Kerkaflusses bedingt, der, eine Stunde ostwärts von Kein seinen Ursprung bei Topophie, am Fuße des Berges Herfovaz, nehmend, das Thal von Osten nach Norden durchströmt. Alljährlich zur Winterzeit verläßt er dann sein nur stellenweise von Felsen umlagertes Bette und setzt den Grund des Thales unter Wasser, so daß auch die an seinem linken Ufer hinfurchende Straße um diese Zeit nicht passirbar ist, und Pfützen und Sümpfe fast den ganzen Sommer über zurückbleiben und die Luft verpesten. Kein war, wie noch wohl zu erkennen ist, ehedin wohlbefestigt, mit Mauern und einem Wall umgeben; jetzt aber ist es ein unansehnlicher meist von Morlacken bewohnter Ort, der nur noch einige Bedeutung erhält durch das Schloß, welches über ihm auf einem steilen Felsen thront, und das Städtchen wie den Fluß und die über letztern befindliche Brücke beherrscht. Dasselbe besteht aus einigen in ältern und neuern Zeiten aufgeführten Festungswerken, an welchen Türken, Venetianer, Franzosen und Oesterreicher ihre Baukunst versuchten. Die Franzosen setzten das Schloß im Jahre 1809 in Vertheidigungsstand, übergaben es aber im Kriege 1813 am 30 October ohne Blutvergießen an die Oesterreicher. Man hält Kein für die Festung Arduba, welche der römische Feldherr Germanicus eroberte, und von Dio Cassius berichtet, daß die Einwohner damals einen verzweifelten Widerstand geleistet und ein großer Theil derselben den Flammen- und Wassertod römischer Sklaverei vorgezogen hätten. In der mittelalterlichen Periode hatte Kein eigene Grafen und Herren, die ihren Sitz in jenem Schlosse hatten, von dem aus sie den ganzen Distrikt beherrschten, den man heutzutage unter dem Namen Kein begreift. Vermöge seiner Lage bildet Kein gleichsam den Mittelpunkt des obern oder östlichen Dalmatiens, von dem aus drei Hauptstraßen in verschiedenen Richtungen das Land durchkreuzen. Auf der ersten oder westlichen gelangt man über Kistagen, Ostrovizza, Benkovaz, Zemonico und Babinduk nach

der 50 Miglien entfernten Stadt Zara; auf der zweiten, nordwärts hinziehenden nach Verlicca, und auf der dritten, in oſtweſtlicher Richtung über Dernis, Verlicca und Much, nach der 65½ Miglien von Kein entlegenen Bergveſte Cliſſa. Letztere Straße bildet die Fortſetzung der großen Hauptſtraße, welche das Land in ſeiner ganzen Länge durchſchneidet, und von Kein bis zum Torre de Norin, zur Sommerszeit ſelbſt bis zu dem beinahe 100 Miglien entfernten Metcovich, des Landes äußerſtem Punkte, befahrbar iſt. Sie wird von den Dalmatinern die Strada maestra interna, im Gegenſatze zu der parallel mit ihr hinlaufenden Strada externa oder marittima, genannt, und verdankt ihr Daſeyn dem Marſchall Marmont, der ſie in dem Jahre 1807 bis 1810 wegen der Menge feindlicher Kriegs- und Caperſchiffe, die das Meer und die Küſtenſtraße beunruhigten, anlegen ließ.

Gleichwie beim Eintritt, ſo geſtalten ſich auch im Innern die Anſichten des Landes nur ſelten erhaben und abwechſelnd, rückt man auf der Straße gen Zara hin weiter. Doch ergötzen jetzt häufiger das Auge grünende Hirſe- und Maisfelder, und in romantiſch lieblichen Thalfurchen gewahrt man ſchon des Südens köſtliche Früchte, die Olive, die Mandel und Feige, und in zahlreichen waldigen Gruppen die von den Dalmatinern hochgeſchätzte Steinweichſel. Was jedoch den Reiſenden auf dieſer Straße am meiſten anſpricht, ſind die zahlreichen Bauüberreſte, Denkmale längſt entſchwundener Zeiten. Ein ſolches erblickt man ſchon eine Stunde außerhalb Kiſtagen, einem höchſt armſeligen Orte, der eine Gruppe von etwa 16 Häuſern umfaßt. Das Denkmal beſteht in drei aus Quaderſteinen aufgeführten, kühn ſich wölbenden Bogen, welche, von den Anwohnern Suppliacerqua genannt, den in Oeſterreich bei Petronell befindlichen Triumphbogen gleichkommen, nur daß dieſe hier großartiger und noch in beſſerem Zuſtande ſind. Aber wie jener, ſo bildet auch dieſer einen Haupt- oder Mittelbogen mit zwei kleinern Seitenbögen. Sie ſollen Ueberreſte des Triumphbogens ſeyn, den die römiſchen Legionen ihrem Kaiſer Trajan zu Ehren bei ſeiner Rückkehr aus Dacien errichtet hätten. Ein weiteres Ueberbleibſel aus jener denkwürdigen Zeit bilden die unfern von jenem, hart an der Straße und dem Fluſſe befindlichen Mauerreſte, die, obſchon dem Boden beinahe gleich, aus ihren weithin durch das Feld ziehenden Conturen auf ihren einſtmaligen Umfang und ihre Größe ſchließen laſſen. Nach Strabo ſoll nämlich hier die alte Stadt Liburnum oder das Burnum Procops geſtanden haben. Die ſtete Begleiterin der Straße, die Kerka, bildet etwa eine Viertelſtunde feldeinwärts von dieſem Baudenkmal einen überraſchenden Katarakt, indem ihre raſch dahineilenden Fluthen mit furchtbarem Getöſe ſich über eine ungeheure Felswand hinabſtürzen. Die nachfolgenden Orte Oſtrovizza und Benkowaz ſind, wie die vorhergehenden, ohne alle Bedeutung, obſchon letzterer ein Diſtrictshauptort iſt. Beide werden, ſo wie überhaupt der ganze Diſtrict, durch welchen die Straße ſich windet, von Morlacken bewohnt, die mit den Nachbarſtädten Sebenico, Scardona wie mit Zara in einigem Handelsverkehre ſtehen. Es ſind jedoch dieſe Morlacken von denen in Vergoraz und Duare ſehr verſchieden. Sie haben faſt alle blonde Haare und blaue Augen, wie ihre Stammgenoſſen in den Ebenen von Scige und wie jene in Kein. Ihre Gaſtfreundſchaft kennt keine Gränzen, daher ein Fremder, der bei ihnen eintritt und ſie für ſich durch humane Betragen einzunehmen weiß, Alles von ihnen erlangen kann, was in den Bereich ihres Eigenthums gehört. Allein ihre häusliche Oekonomie iſt nicht ſelten in einem Zuſtande, wo das Geben beim beſten Willen eine Kunſt iſt. Das einzige, was ſie in Vorrath beſitzen, iſt eine Art Knollenkäſe und Molken, wovon letztere ſehr angenehm und erquickend iſt. Doch findet man zuweilen auch gebratenes Fleiſch, das aber ſeines außerordentlichen Knoblauchgeruchs wegen nicht jeden Fremden zum Genuß einladet, und nur bei längerem Aufenthalt unter dieſem Völkchen wird man ſich auch an ihre Küche gewöhnen. Bei dem unweit Vancovaz befindlichen Dorfe Podgraje ſoll einſt die alte Stadt Aſſeria und nächſt Zemonico, der letzten Poſt vor Zara, die alte Stadt Nedinum geſtanden haben. Von hier aus genießt man auf den höher gelegenen Punkten der Straße bereits den Anblick des Meeres, aus deſſen endloſem Waſſerſpiegel eine Menge mehr oder minder ſichtbarer Eilande emportauchen.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen aus indiſchen Journalen.

Kuliausfuhr aus Indien. Am 16 Julius v. J. wurde in Calcutta eine Verſammlung gehalten, um den Generalgouverneur zu bitten, dem jetzigen Syſtem von Ausfuhr der Kulis nach den engliſchen Sklavencolonien und Auſtralien Einhalt zu thun, indem daſſelbe nicht beſſer als Sklavenhandel ſey, und vielfach zu Menſchendiebſtahl (kidnapping) in Indien Anlaß gebe. Zudem liege in Indien Land genug brach, und einige Diſtricte könnten aus Mangel an Armen gar nicht mehr gehörig bebaut werden. (Asiatic Journal. November.)

•

Regenloſer Tornado in Indien. Einer dieſer ſeltſamen Stürme, wie Burnes ſie in ſeiner Reiſe den Indus aufwärts beſchreibt, fand am 2 Julius zu Allahabad ſtatt: der ganze Himmel war blutroth, nicht von Wolken, denn keine Wolke war zu ſehen. In der Höhe wälzten ſich ungeheure Staubmaſſen, unten aber war gänzliche Windſtille. Die älteſten Leute erinnerten ſich keines ſolchen Anblicks. Endlich brach der Sturm mit Heftigkeit los, und richtete ziemlichen Schaden an. Zwei Tage vorher hatte man einen Erdſtoß verſpürt. (ibid.)

•

Mäßigkeitsgeſellſchaften in den engliſchen Regimentern in Indien. Dieſe Anſtalten zeigen ſich als ſehr vortheilhaft. Von April 1827 bis Januar 1828 kamen von den zu den Mäßigkeitsgeſellſchaften gehörigen Soldaten nur 10% monatlich, von den andern 24 ins Spital. Von den 100 Mitgliedern der Mäßigkeitsgeſellſchaft, welche in den zehn Monaten ins Spital kamen, ſtarben 2, von den 240 andern 18. Beweis genug, daß das Branntweintrinken in Indien höchſt ſchädlich iſt. (ibid.)

•

Engliſche Geſandtſchaft in Bhutan. Der Plan, über Bhutan nach Tibet vorzudringen, iſt abermals mißglückt. Briefe, die von der Geſandtſchaft in Bhutan (Capitän Pemberton) nach Calcutta gelangten, zeigen an, daß der Plan einer Reiſe nach Tibet aufgegeben ſey. Es iſt kaum zu bezweifeln, daß die Eiferſucht der Chineſen die Weiterreiſe verhinderte. Nach dem Friend of India vom 21 Junius war die ganze Expedition ſchon wieder in Calcutta angekommen. (ibid.)

•

Arteſiſcher Brunnen im Fort von Calcutta. Man hat nun bis in eine Tiefe von 450 Fuß gebohrt, und abermals Fragmente einer foſſilen Schildkröte heraufgebracht. (ibid.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 22.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

22 Januar 1839.

Chineſiſche Adminiſtration.

Miniſterium und Geheimerath.

Das Miniſterium beſteht aus vier ordentlichen Mitgliedern und zwei Aſſeſſoren. Jene ſind immer zur Hälfte Chineſen, zur Hälfte Tartaren, und dieſe letztern können eben ſowohl aus Mantſchus als aus Mongolen beſtehen, obgleich die letztern ſelten dieſen Rang erreichen. Ihre Sitzungen werden in einem Saale gehalten, der links an den Audienzſaal des Kaiſers ſtoßt, und die Anweiſung dieſes Locals iſt die größte Ehre, die der Kaiſer ſeinem Miniſterium erweiſen konnte. Die meiſten Miniſter ſind Greiſe, ehe ſie ins Miniſterium treten, und haben Stellen aller Art bekleidet und Erfahrungen mancher Art geſammelt. Sie haben alle längſt gelernt, daß Alles in der Welt Eitelkeit iſt, und wenn ſie es nicht wiſſen ſollten, ſo könnte ſie das Schickſal mancher ihrer Collegen darüber belehren, die von ihrer hohen Stellung zu der gemeiner Soldaten degradirt worden ſind, und an der Thüre des Saales, wo ſie früher über das Schickſal des Reichs entſchieden, Wache ſtehen mußten. Unter ſich unterſcheiden ſie ſich nicht durch einen beſondern Rang, ſondern ſie werden durch den Namen des Bureau's unterſchieden, in dem jeder arbeitet, und die Engländer haben die Erfahrung gemacht, daß ein Brief an den Premierminiſter adreſſirt, ſeine Beſtimmung nicht erreicht, ſondern daß er an den oder jenen Saal adreſſirt werden muß. Man ſollte glauben, dieſe großen Herren werden von ihren Staatsgeſchäften völlig beſchäftigt, aber dem iſt nicht ſo, denn ſie ſind nicht nur weltliche, ſondern auch geiſtliche Herren, und dieſe letzte Qualität iſt bei weitem die vorherrſchende bei ihnen. Wenn der Kaiſer ſich in einen Tempel begibt, ſo ſind ſie ſeine Gehülfen in ſeinen Prieſterfunctionen; er verſieht nie einen heiligen Dienſt, ohne daß er ſie zuvor um die Gebetsformel oder die Ceremonien befragt, und es iſt ihre Pflicht, die Idole, die Mutter Erde und die zahlloſen Götter des Landes zu beſänftigen. Jede Vernachläſſigung dieſer Pflichten zieht ihnen nicht nur den Zorn des Kaiſers, ſondern die Verabſcheuung des Volks zu, da der allgemeine Glaube iſt, daß die Repraſentanten der Nation, wenn ſie den Himmel beleidigen, Unglück auf das Volk bringen. Sie erſcheinen bei jeder feierlichen Gelegenheit, alle Adreſſen von Glückwunſch oder Beileid gehen durch ſie, und ſie ſchreiben die Antworten, ſie revidiren alle Edicte und machen ſie bekannt, ſie ſchlagen alle Namen vor, die einem Mitgliede der kaiſerlichen Familie gegeben werden ſollen.

In ihrer Eigenſchaft als Staatsmänner haben ſie die großen Siegel zu verwahren; es ſind deren 25, theils aus Edelſteinen verſchiedener Art, theils aus Gold mit phantaſtiſchen Handhaben geziert. Man bringt ſie mit großer Ceremonie herbei, ſo oft ſie gebraucht werden, und hebt ſie unter ähnlicher Feierlichkeit wieder auf. Vor etwa 40 Jahren ging einmal das große Siegel des Kriegsminiſteriums verloren, und der Miniſter Sang, einer der bedeutendſten und unbeſcholtenſten Männer in China, wurde darüber degradirt, und als Commandant in eine kleine Granzfeſtung geſchickt.

Die Miniſter werden bei der Ernennung zu allen beträchtlichen Stellen gefragt, und ſchlagen Candidaten dazu vor, ſie verfaſſen alle kaiſerlichen Mandate und Decrete, und jedes wichtige Papier, das nicht direct an den Kaiſer geſchickt wird, geht durch ihre Hände, wird von ihnen vor der täglichen Audienz unterſucht, ihr Votum auf den Rand geſchrieben, und ſo von ihnen darüber berichtet. Bei ungewöhnlich wichtigen Vorfällen wird ein großer Miniſterrath gehalten, zu dem die Präſidenten der ſechs großen Collegien von Peking berufen werden. Die Bureau des Miniſteriums beſtehen aus einer Menge von Räthen, Examinatoren der überſetzten Actenſtücke, Schahmeiſtern, Regiſtratoren und Secretären, im Ganzen aus mehr als 500 Mandarinen verſchiedener Grade, und das Geſchäft iſt ſo vertheilt, daß jede Angelegenheit ihren Gang ohne Schwierigkeit findet, was um ſo nöthiger iſt, da ſchnelle Expedition die erſte Pflicht des Cabinets iſt, und kein Actenſtück nur Einen Tag liegen bleiben ſoll, ohne unterſucht und dem Kaiſer darüber berichtet zu werden. In den herbſtlichen Gerichtsſitzungen, wo die Todesurtheile aus allen Provinzen nach Peking geſchickt werden, ſind die Miniſter ganz beſonders für die Unterſuchung dieſer Papiere verantwortlich. Was nur zur Entſchuldigung eines Verurtheilten führen kann, ſoll von ihnen

angeführt werden, eben ſo, wenn ein Beamter degradirt werden ſoll, müſſen ſie ſich alle Mühe geben, ſeine frühe en Verdienſte aufzuführen, und ihn zu entſchuldigen; wenn ſie dagegen einen wirklich ſtrafbaren Beamten in ſeinem Amte laſſen, und er begeht neue Verbrechen, ſo iſt der Miniſter, der ihn geſchützt hat, für ihn verantwortlich.

Die Miniſter ſind meiſtens alte Leute, und wechſeln ſehr oft, ſo daß der größte Theil des Geſchäftes auf den Secretären ruht. Wenn ein Mitglied des Cabinets vom Kaiſer abgeſchafft wird, ſo tritt deßwegen keiner ſeiner Collegen aus, denn es iſt von politiſchen Parteien keine Rede; das Cabinet verſammelt ſich, und ſchlagt dem Kaiſer einen Candidaten für das unbeſetzte Miniſterium vor. Geſetzlich ſind die ſechs Miniſter unter ſich gleich, aber de facto iſt immer Einer unter ihnen, der die übrigen regiert, und im Allgemeinen herrſcht die Mantſchupartei über die chineſiſche vor. In Abweſenheit politiſcher Parteiſucht iſt aber das chineſiſche Cabinet eine Hölle von Privatintriguen, und der Miniſterwechſel überaus häufig. Der jetzige einflußreichſte Miniſter iſt Hiengan, der vor zwei Jahren ſchon Kriegsminiſter war, damals caſſirt und degradirt wurde, und jetzt wieder Miniſter, Schwiegervater des Kaiſers und der erſte Mann im Reiche iſt.

Uebrigens müſſen die Kaiſer gefunden haben, daß das Cabinet ein zu formelles und nicht hinlänglich energiſches Regierungsinſtrument iſt, denn ſie haben in neuerer Zeit noch daneben einen Geheimenrath organiſirt, der den Namen Kiung-ki-tſchu führt. Die Mitglieder davon werden vom Kaiſer aus den beſten Staatsmännern der Provinzen, aus den Präſidenten der ſechs Collegien, aus Generalen der acht Standarten, und aus Günſtlingen aller Art gewählt. Man kann ihn als die executive Macht im Reich anſehen, und er iſt das mächtigſte Regierungscollegium in China, das beſonders unter der letzten und der gegenwärtigen Regierung ſehr an Einfluß zugenommen hat. Die Mitglieder halten alle Tage um drei Uhr eine Sitzung, und ihre Berathſchlagungen ſind in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt; ſie begleiten den Kaiſer auf allen ſeinen Reiſen, und ihre Beſchlüſſe, die unter den Augen des Kaiſers gefaßt werden, ſind unabänderlich. Wenn eine Rebellion ausbricht, ſo wird ihnen die Armee und ihre Verproviantirung anvertraut, und alle ihre Depeſchen werden durch Couriere geſchickt, ſo daß ſie z. B. in zehn Tagen Canton erreichen, was bei dem Zuſtande der Wege eine unbegreifliche Schnelligkeit iſt. Ihre beſondere Pflicht iſt, den betreffenden Behörden die kaiſerlichen Decrete mitzutheilen, und die Ausführung der kaiſerlichen Befehle zu regiſtriren. Dieſes Collegium iſt nicht conſtitutionell, aber es hat der Mantſchupartei große Dienſte geleiſtet, und iſt ſo organiſirt, daß nur wenige Facta von Wichtigkeit in der ganzen Ausdehnung des Reichs ſeiner Kenntniß lange entgehen können. Der Staatsſchatz ſteht nicht unter dem Geheimenrath, was ohne Zweifel geſchehen iſt, damit er nicht allzumächtig werde. Dafür ſorgen aber die Kaiſer noch durch die plötzliche Verſetzung der Mitglieder auf irgend ein Amt, oder durch ihre plötzliche Entfernung; ſo lange der Kaiſer Vertrauen in ſie ſetzt, ſind ſie ſehr mächtig, aber dieß hängt gänzlich von ſeinem Willen ab. Die plötzlichen Verſetzungen von einem Ende des Reichs ans andere zerſtören bei dieſen hohen Beamten alle Mittel, ſich einen Anhang zu erwerben; daher hört man auch nichts von inſolenten Paſchas und Vezieren, und noch weniger von ihrer Strangulation, wie in der Türkei, aber deſtomehr von plötzlicher Degradation und von eben ſo plötzlichen Erhebungen.

Sicilien im Herbſt 1838.

3. Sciacca. — Girgenti. — Syrakus. — Catania. — Taormina. — Meſſina.

(Fortſetzung.)

Sind ſchon die 24 Miglien zwiſchen Sciacca und Montelegro von geringem Intereſſe, ſo ſind die bis Girgenti zu durchmeſſenden vollends inſipide; ſtets dieſelben niedrigen, fahlen Berge, immer nur das Geſtrüpp der fußhohen Fächerpalmen, hie und da ein graſender Eſel oder eine Heerde bunter Stiere mit ungeheuren Hörnern, welche ſich um einen jener in der Wüſte verſtreuten Steintröge drängen, um deſſen ſchlammiges Waſſer einzuſaugen — mehr bekommt man nirgends zu ſehen. Das Dorf Siculiana mit ſeinem auf einzelnen Felſen, faſt wie ein deutſches Raubſchloß, thronenden Caſtell iſt die einzige Ortſchaft, welche man berührt, ehe man den Porto nuovo von Girgenti erreicht. Der Handel der ſüdlichen Küſte, deſſen Hauptartikel Korn und Schwefel ausmachen, iſt hier auf dieſen Punkt zuſammen gedrängt. Die Conſuln der Nationen halten ſich hier auf, ſonſt aber ſind die wenigen Häuſer nur von Douaniers und Marinari bewohnt. Anziehender als dieſe Handelscolonie war die herrliche Beleuchtung der mit Marmorfelſen abwechſelnden Kalkſteinbrüche längs des Strandes, welche die in das Meer ſinkende Sonne mit Purpur färbte, während der Himmel ſtufenweiſe alle Farben des Regenbogens nachſchillerte. Eine wohl unterhaltene Straße führt durch Olivenwaldungen nach dem vier Miglien vom Hafen entfernten Girgenti. Der Berg, deſſen Spitze die Stadt einnimmt, gehört zu den bedeutendſten der Südküſte, und ſchon war die Nacht eingebrochen, als wir die unzähligen Wendungen, welche der Weg machte, zurückgelegt hatten, und die erſehnte Stadt erreichten.

Girgenti iſt trotz ſeiner Größe weder von außen noch von innen ſchön zu nennen. Vermöge ſeines Umfangs verliert es das originelle caſtellähnliche Anſehen, welches die meiſten der auf Berggipfel gebauten Städte haben; die natürliche Sandſteinfarbe der Häuſer ſondert ſich nicht von der des unterliegenden Felſens; außer den Cactushecken, welche die Mauern umdrängen, trägt der Berg faſt nur Oelbäume, deren mattes Grün auf der hellgelben Folie des Bodens vollends verblaßt. Gleich allen Bergſtädten hat Girgenti nur enge, winklichte, düſtere Gaſſen. Die größern Gebäude gleichen den palermitaniſchen ſowohl in Schwerfälligkeit als in ausſchweifendem Geſchmack ihrer Verzierungen. Die auf der höchſten Spitze liegende Kathedrale hat unter ſpätern Reſtaurationen ihre Eigenthüm-

lichkeit eingebüßt, und nur der bemalte Dachſtuhl iſt von einigem Intereſſe. Der ohne Grund als Grab des Phalaris bezeichnete Sarkophag, welcher jetzt als Battiſterio dient, und deſſen Basreliefs die Fabel des Hippolyt darſtellen, iſt von ſpäterer römiſcher Arbeit. Das Chor iſt geſchmacklos überladen; eine ſchöne Oſterkerze in demſelben konnte ich der Horen halber nicht ſehen. Die im ſchönſten normänniſchen Styl gehaltene Façade des Hoſpitals am öſtlichen Stadtthor iſt der Beachtung wohl werth, und ſo mögen ſich wohl auch noch andere nicht üble Sachen in dem Häuſerchaos verſteckt halten — was wollen aber alle jene gothiſchen Initialbuchſtaben im Vergleich mit jenen einfachen, wunderbar ſchönen Lettern bedeuten, mit welchen das Alterthum ſeine Größe unauslöſchlich verewigte?

Ich eilte den Berg hinab, nach den an ſeinem Fuße traumenden Ruinen des alten Agrigent, und ſchaute von einer im Kreis gemauerten Bank vor dem mit Cypreſſen umpflanzten Capucinerkloſter unweit des Thors auf die Götterglieder des Felſens, deſſen Mauerkrone von der neuen Stadt, der von der Sonne beſtrahlte Goldgürtel von den die Oelbäume überragenden Säulen und das blaue ſchimmernde Gewand vom Meer gebildet wird. In langſamer Senkung wendet ſich die Straße ins Thal. Ein Brunnen hart am Wege gab das ſchönſte Motiv zu einem Bilde: die trinkenden Maulthiere, deren Haupt mit bunten Bändern und von Tuch geſchnitzten Herzchen verziert war, das ruhende Landvolk, Mädchen, welche quer über den Kopf liegende große Steinkrüge mit ächt antiker Grazie trugen, ein Bettelmönch mit ſeinem Eſel, eine den Berg hinabklingelnde Sänfte, deren Laſtthiere durch das monotone Geſchrei der Führer angetrieben wurden, waren die Staffagen. Die Felſen in der Umgebung Girgenti's ſind überreich an in den Stein gehauenen Höhlen, welche theils zu Gräbern, theils zu Kellern benutzt wurden, und in der letzten Eigenſchaft noch jetzt dienen; links vom Wege ſind deren acht der raumigſten neben einander. Von ihnen ſtieg ich thalwärts nach den Tempeln.

Der Eingang iſt auch hier nach Morgen gerichtet, und ſo liegen die Tempel in einer Reihe hinter einander. Alle ſind ſie in dem nämlichen Styl erbaut, doriſch und mit cannelirten Säulen. Von Oſten die Wanderung beginnend, betrat ich zuerſt den Tempel der Ceres und Proſerpina. Dreizehn Säulen tragen das Gebälk in der Länge, vier in der Breite; die Mehrzahl derſelben iſt noch ſchön erhalten, und namentlich nach der Stadt zu, wo noch Triglyph und Architrav auf ihnen ruht. Von dem Unterbau führen vier Stufen nach der Säulenreihe. Vor dem Eingang iſt das Atrium noch vollkommen kenntlich, im Innern die Lage der Cella. Der Fußboden vor derſelben ſenkt ſich der Mitte zu, wahrſcheinlich um das Regenwaſſer abzuführen. Die Steine greifen mittelſt länglicher, abgerundeter Falze in einander, ohne daß ein ſonſtiger Kitt bemerkbar wäre. Ueber dem Cerestempel liegt ein antiker, trichterförmiger Brunnen, auch jetzt noch, trotz der vielfach hineingeworfenen Steine, von ziemlicher Tiefe. Von hier beginnt die Graberſtraße, anfänglich zwiſchen zwei Mauern eingeengt, von denen jedoch die zweite nach einigen hundert Schritten wieder verſchwindet. Nur die in den natürlichen Fels gehauene Stadtmauer zieht ſich über das Thor hinaus. Oft iſt der Stein kaum einen halben Fuß breit, dann wiederum geſpalten, und die Spuren der künſtlichen Ergänzungen ſind noch zu ſehen. Je breiter aber der Felſen wird, um ſo viel mehr der Graberniſchen enthält er auch, theils in Columbarienform, theils horizontal länglicher, nur wenige ſind ſenkrecht. Ein großer, des Alterthums würdiger Gedanke iſt es, die Aſche der Vorfahren in der Mauer der Stadt niederzulegen, ihren Manen den Schutz der Penaten anzuvertrauen, und ihre Nachkommen im Kampfe für das Heiligſte ihr Blut auf den Gräbern der Väter vergießen zu laſſen. — Der nachfolgende Tempel der Concordia trägt allzu deutlich die Kennzeichen der Reſtauration, und eben nicht allzu geſchickter, als daß ſeine Schönheit nicht darunter leiden ſollte, und ſo macht ſich denn auch hier dieſelbe ruhmredige Inſchrift, welche ſchon den Tempel von Segeſt verunziert, über dem Eingang breit. Die Zahl der Stufen, wie die der Säulen, iſt der des Cerestempel gleich. Dagegen ſind beide Giebel und der Sims vollkommen erhalten, eben ſo die auf zwei Säulen ruhende Vorhalle, aus der man in die Cella tritt, die wiederum im Widerſtreit mit der ſonſt gebräuchlichen Conſtruction nicht von Mauern, ſondern von viereckigen, ſechs abgerundete Bogen bildenden Pfeilern getragen wird. Zinnenförmige Einſchnitte auf dem Simſe bezeichnen die Stellen, in welche das Gebälk eingefügt war. Die Eingangspfeiler enthalten Treppen, auf denen man den Giebel erſteigen kann. Der ganze Tempel war mit Stuck bekleidet. — Von dem dritten, dem Hercules gewidmeten Tempel, ſteht nur noch die Grundlage der Cella und eine Säule zur Hälfte. Der des Jupiter, oder del Gigante, wie er nach einer koloſſalen, am Boden liegenden Karyatide, welche über 30 Fuß mißt, gewöhnlich genannt wird, iſt von ungeheuren Dimenſionen.

(Fortſetzung folgt.)

Deutſche Miſſion unter den Ureinwohnern von Neuſüdwales.

Kürzlich fand zu Sydney eine öffentliche Verſammlung ſtatt, um die deutſche Miſſion unter den Ureinwohnern zu unterſtützen. Der Vorſitzende erklärte, die deutſche Miſſion ſey bei weitem der vielverſprechendſte Plan, der bis jetzt entworfen wurde, um die Ureinwohner der Colonie zu bekehren und zu civiliſiren, welche zur Schande des brittiſchen Namens jetzt noch, 50 Jahre nach der engliſchen Uſurpation ihres Gebietes, ſich in demſelben Zuſtande geiſtiger und körperlicher Erniedrigung befänden, wie an dem Tage, wo der erſte Weiße den Fuß an das Land ſetzte. Mehrere Miſſionäre ſprachen in Verſammlung, und Dr. Lang gab einen Bericht über ſeinen Beſuch in England und den ſchlechten Erfolg ſeiner Bemühung, dort Theilnahme für ſeinen Plan zur Bekehrung und Civiliſirung der Eingebornen zu erwecken. Die Regierung hatte indeß die Ueberfahrt der Miſſionäre nach der Colonie erleichtert, und auch für die Zukunft Unterſtützung verſprochen, wenn die Miſſion ſich behaupte. (Asiatic Journal. November 1838.)

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

1. Von der ungarischen Gränze bis Sebenico.

(Fortsetzung.)

Hart an der Küste aber gewahrt man auf einer schmalen Erdzunge in Form eines Oblongums die Stadt Zara gebettet, welche nächst dem nun längst verschwundenen Salona die wichtigste Rolle in der Geschichte Oberdalmatiens spielte, und heutzutage die Tonangeberin für alle übrigen ist. Ringsum vom Meer umfluthet, und mit hohen, durch zahlreiche Batterien gedeckten Mauern, Thürmen und steilen Wällen umgeben, bildet diese Stadt eine der wichtigsten Festungen des Landes, zumal auf mehr als Kanonenschußweite kein höherer Punkt vorhanden ist. Ihre Befestigung besteht in neun Bastionen und zwei Platformen. Auf der Ostseite, wo die Stadt durch einen sehr tiefen und breiten Wassergraben vom Festlande getrennt ist, befindet sich ein gut defilirtes Hornwerk, welches von den Venetianern im Jahre 1657 erbaut und später noch mit einem Wassergraben umzogen worden ist. Diesem gegenüber befindet sich ein neugebautes Außenwerk, das gegenwärtig als Pulverkammer dient. Inmitten dieser ungeheuren Bastionen und Wehren liegt nun die Stadt, gleichwie im Schooße des Friedens, durch zwei Hauptthore nur mit der Außenwelt communicirend. Das eine auf der Ostseite befindliche Thor, Porta ferma genannt, führt über mehrere Zugbrücken in das Innere der Stadt vom Festland aus; das andere auf der Nordseite führt zum Hafen und trägt den Namen la marina. Außer diesen gibt es zwar noch zwei kleinere Thörchen, Ausfallsthore genannt, allein diese sind nur für Fußgänger passirbar. Von diesen heißt das eine Porta catena, indem man durch dasselbe zum Hafen gelangt; das andere auf der Südseite, Porta beccaria, führt zum Meere, wo man mittelst Kähnen sich immer auf das feste Land übersetzen lassen kann. Außerhalb der Porta catena bildet das Meer einen Busen, welcher der Stadt als geräumiger und sicherer Hafen dient; nur ist er, wenn der furchtbare Scirocco bläst, den einlaufenden Schiffen und bei heftigem Nordostwind auch für jene Seefahrer ungünstig situirt, welche auslaufen wollen. Gewöhnlich ziehen daher die Seefahrer, welche in Zara nicht practica nehmen, es vor, in der eine kleine halbe Stunde nordwärts von der Stadt entlegenen Bucht Valle di Maestro zu ankern, wie denn auch alle jene Fahrzeuge, die in der Nacht absegeln, sich dahin begeben, theils um der Unsicherheit des Auslaufens zu entgehen, mehr noch aber, weil nach geschehenem Sperrschusse kein Schiff aus dem Hafen mehr absegeln darf. Ebenso werden zur Abendzeit, sobald der Zapfenstreich vorüber ist, auch sämmtliche Thore der Stadt geschlossen, eine Maaßregel, die für die Fremden, welche zur Nachtzeit ankommen oder abfahren wollen, nicht selten lästig ist. Was das Innere von Zara anbelangt, so bietet dieses wenig Erhebliches dar, indem die Straßen, mit Ausnahme der Calle della Carriera, meist enge, schlecht gepflastert und düster, auch die Häuser durchgängig nur aus zwei Stockwerken bestehend, unfreundlichen Ansehens sind und jeder architektonischen Zierde ermangeln. Die Häuser sind zwar nicht aus elendem Fachwerk, sondern sämmtlich massiv aus festem, beinahe unzerstörbarem Kalkstein erbaut und mit Ziegeln, welche, da es keine Ziegelbrennereien in der Umgegend gibt, aus Venedig bezogen werden müssen, gedeckt; allein die schmutzig bräunliche Farbe dieses Materials gibt dem Ganzen ein ungemein düsteres Ansehen, was jedoch mit geringem Kostenaufwande zu ändern wäre, sobald man ihm einen leichten, das Auge nicht beleidigenden Farbanstrich geben wollte. Gleichwie das Aeußere, so bietet auch das Innere der Häuser wenig Einladendes dar. Treppen und Fußböden sind meist von Stein, und nur bei Wohlhabendern mit Brettern oder Teppichen belegt, während das gemeine Volk auf der nackten Erde lebt. Unter den etwa 1100 Wohngebäuden sind allein bemerkenswerth der Palazzo del Governo, welcher der Kirche St. Simeone gegenübersteht und vollkommen modernen Baustyls ist; die bischöfliche Residenz; das neuangeführte Tribunal d'Appello; das kaiserliche Convict und wenige andere, höhern Beamten angehörige, worunter das nächst der Porta terra ferma befindliche Häuschen des Generallieutenants Danese das niedlichste ist. Was aber die Stadt auszeichnet und die Düsterheit ihrer Straßen und Gebäude vergessen macht, das sind ihre zahlreichen öffentlichen Plätze, unter denen der Piazza de' Signori und Piazza dell' Erbe die schönsten und geräumigsten sind. Letztere schmückt die neue bischöfliche Residenz, ein Gebäude edeln und einfachen Styls, von den schönsten Werksteinen aufgeführt, im Innern geschmackvoll meublirt und reich an Kunstwerken seltener Art. Der Platz, ein ziemlich regelrechtes Viereck von ungefähr 100 Quadratschuh bildend, ist ganz mit Steinplatten belegt, und den Zaratinern dasselbe, was der Marcusplatz dem Venetianer ist. An diese beiden Plätze reihen sich noch die Piazza del Governo und Piazza del Castello della Madonna, deren jede am äußersten Ende der Stadt liegt, aber durch die 1200 Schritte lange Calle della Carriera, welche mitten durch die Stadt hinzieht, miteinander verbunden sind. Unter den Kirchen, deren die Stadt vier aufzuweisen hat, ist die Domkirche die schönste und größte. Sie ist im gothischen Geschmack aus Marmor aufgeführt, doch ohne architektonische Zierde. Als ihren Erbauer nennt man Heinrich Dandolo, einen Dogen von Venedig, der sie zur Zeit der Kreuzzüge, nachdem er mit den verbündeten französischen Kreuzfahrern Zara erobert hatte, aus religiösem Eifer aufführen ließ. Sie bewahrt in ihrem Innern manches sehenswürdige Gemälde von der Hand des Künstlers Palma. Auch in der Kirche Santa Maria und bei den Franciscanern findet man Gemälde von diesem Künstler. Die Kirche St. Simeon birgt in einem silbernen Sarge, welchen die durch ihr tragisches Lebensende bekannte Königin Elisabeth von Ungarn, Gemahlin Ludwigs, im Jahre 1380 gespendet haben soll, die Gebeine ihres Patrons, der zugleich auch Schirmherr der Stadt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Thea und Camellia. Im fünften Bande der Transactions of the Agricultural and Horticultural Society of Calcutta findet sich ein Bericht des vielfach erwähnten Hrn. Griffith über die Theepflanze in Assam, worin derselbe nach sorgfältiger Untersuchung, aber im Widerspruche mit Dr. Wallich, die Behauptung ausspricht, daß thea und camellia vollkommen identisch seyen.

Cholera in Yarkend. Das Asiatic Journal December 1838 theilt ohne Quellenangabe die Nachricht mit, daß die Cholera in Yarkend in ihrer schlimmsten Gestalt gehaust und 40.000 Menschen hingerafft habe. Demnach hätte die Cholera hier die höchsten Gebirge der Erde überstiegen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 23.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Januar 1839.

Diamanten in Brasilien.

Werfen wir einen Blick auf die Diamanten, welche in Brasilien seit dem Jahr ihrer Entdeckung, welches ins Jahr 1730 fällt, bis zum Jahr 1822 gewonnen worden sind, so finden wir nach den Angaben in dem Plnto Brasiliensis, daß folgende Qualitäten gewonnen wurden, ungerechnet die, welche durch Schleichhandel ausgeführt wurden, und welche bis zum Jahre 1807, wo die königliche Familie sich nach Brasilien übersiedelte, und der freie Handel dahin allen Völkern geöffnet wurde, wohl eben so viel betrugen, als an die königlichen Administrationen abgeliefert wurden; von dieser Zeit an aber hat der Schleichhandel sich bestimmt verdoppelt.

Rechnungen und Calcul zu Folge wurden gewonnen:

	Carat.
In den Jahren 1730 — 1740 nach Schätzung .	200,000
— 1740 — 1772 — Rechnungen .	1,666,569
— 1772 — 1806 — — .	910,511½
1811, 1814, 1815 — 1818 — — .	74,147¼
In den folg. Jahren bis 1822 nach Ueberschlag .	132,000
In den Flüssen Abaiti und Indaca nach Rechnungen	464
Summa des Gewichts der gewonnenen Diamanten	2,983,691¾
Durch Schleichhandel bis zum Jahre 1807 ausgeführte Diamanten	2,777,080
Durch Schleichhandel vom Jahre 1807 bis 1814 ausgeführte Diamanten	669,833
Summa aller in Brasilien gefundenen Diamanten	6,430,605¾

Mit ziemlicher Genauigkeit kann man annehmen, daß ein Carat als regelmäßiges Octaeder krystallisirt (welches dem Würfel am nächsten kommt), eine Würfelseite von 1½ Linien hat. Obige Summe aller in Brasilien gefundenen Diamanten würde folglich, wenn man sie zu einer Masse zusammenfügen könnte, einen Raum von 14,468,859 Kubiklinien einnehmen, oder man würde daraus einen Diamantwürfel bilden können, dessen Seitenflächen einen Durchmesser von 20⅝ Zoll haben würden. Der gesetzliche Werth de Diamanten, so wie sie die Krone verkauft, betrug das Carat 8000 Reis. Jene Summe von Caraten würde also, zum geringsten Preis angeschlagen, den Werth von beinahe 51,445 Contos haben, oder beinahe von 86 Mill. Thaler, wovon die Krone kaum die Hälfte erhalten; allein diese Rechnung würde ein höchst unrichtiges Resultat seyn, da der Werth der Diamanten, sobald einer nur die Einheit des Gewichts eines Carats übersteigt, sich im Verhältniß des Quadrats seines Gewichts vermehrt; da nun wenigstens der dritte Theil des Gewichts aller gefundenen Diamanten aus Steinchen besteht, deren Gewicht quadrirt werden kann, so steigt der Werth bei einer einfachen Verdoppelung des Gewichts, z. B. bei einem Diamanten von 2 Carat schon ums Vierfache. Der dritte Theil jener 86 Millionen Thaler würde also bei einer Verdoppelung 116 Millionen Werth haben, und die Summe des ganzen Werthes der Diamanten 173 Millionen Thaler betragen. Allein dieses ist noch immer kein richtiger Calcul, denn man kann nach einer mittleren Durchschnittsrechnung annehmen, daß der zwanzigste Theil des Gewichts der Diamanten Steinchen enthält, die über 6 Carat wiegen, und daß man z. B. im Jahre 1811, wo wir die Diamantenwäschereien besuchten, 47 Steine fand, die zusammen 414 Carat wogen, wovon die kleinsten 7 Carat, deren 34 waren, und 13 andere, wovon der kleinste 9 Carat und der größte 36 Carat wog, so wird jedweder selbst einsehen, wie schwierig jeder Werthe anschlag der Diamanten ist, sobald man nicht die genauen Angaben der Gewichte aller Exemplare hat, die sich quadriren lassen. Noch unsicherer aber werden diese Berechnungen in Hinsicht der durch den Schleichhandel ausgeführten Diamanten, für welche wir schlechterdings gar keinen Maaßstab haben. Der Werth eines Diamantenwürfels aber von 6,430,604 Carat Gewicht und von 20⅝ Zoll Durchmesser zu einer Brustnadel eines Gigantengeschlechts, würde folgendes Sümmchen in preußischen Thalern geben = 551 : 368,904,064213 Thalern.

Vergleichen wir nun mit diesem concentrirtesten edelsten Kohlenstoffe eine Masse des gröbsten Kohlenstoffs oder Steinkohle, wie groß davon der Würfel seyn müßte, um dem Werthe jenes kleinen Würfels gleichzukommen, und man wird finden, daß derselbe nach englischem Gewicht und Maaßen so wie auch nach den Mittelpreisen daselbst, nicht weniger als 333,3 deutsche Kubikmeilen groß seyn müßte.

Sicilien im Herbſt 1838.

3. Sciacca. — Girgenti. — Syrakus. — Catania. — Taormina. — Meſſina.

(Fortſetzung.)

Es iſt jedoch des Schönen zu viel auf ſo engem Raume vereinigt, als daß man es unternehmen möchte, jenes ſelinuntiſche Trümmergewirr mühſam zu ſondern und den Rieſen in der Phantaſie wiederum aufzurichten; zu dem Schönſten aber rechne ich die durch Architrav und Giebel verbundenen drei Säulen des Caſtor und Pollurtempel, denen an Zierlichkeit und Eleganz eben ſo wie an Reichthum der Ornamente wohl wenige auf italieniſchem Boden gleichkommen dürften. Sie gleichen den die Arme verſchlingenden Grazien. Ganz vollkommen conſervirt und im edelſten Styl erbaut iſt das ſogenannte Grabmal des Theron vor dem Thore. Der Unterbau trägt einen mit dem geſchmackvollſten Sims gezierten Würfel, auf welchen abermals ein kleinerer, um ein weniges zugeſpitzter ruht, deſſen Außenwände abgeflachte Fenſterniſchen, und die vier ausſpringenden Ecken joniſche, cannellirte Säulchen zeigen; es ſind faſt die einzigen antiken joniſchen, welche ich auf der ganzen Inſel fand. Ich übergehe die unzähligen Trümmer von Säulen und Gemäuern, die zwiſchen den Trümmern verſtreut ſind, und mache meine Nachfolger nur noch auf die ſchöne Schlucht, welche ſich unterhalb des Caſtor- und Pollurtempels hinzieht, aufmerkſam. Der Cactus entfaltet ſich hier in den bizarrſten Formen und zu einer ſelbſt in Sicilien ſeltenen Höhe. Vor den Seewinden geſchützt, erheben die mit Goldfrüchten belaſteten Orangen- und Zitronenbäume ihre ſtolzen Kronen, und in ihrer Mitte ſteht ein gar liebliches, mit Weinreben umflochtenes Häuschen, auf einem mit Epheu umgürteten Felſenſprung. Eben ſo iſt auch die ſchöne und würdig gehaltene Façade des Kloſters San Niccola, zu welcher ein mit Cypreſſen umpflanzter Weg führt, der Betrachtung würdig, der Garten aber mit ſeinen widerſinnig ausgeſtatteten Säulenfragmentchen deſto abgeſchmackter.

Ehe ich Girgenti verließ, machte ich einen Ausflug nach dem 6 Miglien nordwärts gelegenen Schlammvulcan Maccalubba. Nach einer Stunde Weges verließ ich die nach Palermo führende Straße, um links auf Fußſteigen, und als auch dieſe aufhörten, querfeldein zu reiten. Hier beginnt die dem Kornbau gewidmete Strecke, welche Sicilien von jeher den Beinamen der Kornkammer Italiens ſicherte. Bis auf die höchſte Spitze tragen die Berge die Spuren des Pfluges, ſind aber ſonſt von jeder Vegetation entblößt, und das Auge wünſcht ſich ſtatt jenes ermüdenden Anblicks die felſige Einöde der Küſte zurück. Die Maccalubba bildet einen abgeſtumpften Kegel, welcher mitten aus einer Hochebene ragt, und zerfallt in 5 oder 6 kleinere Hügel, von denen jeder einige 20 ſtarkere oder ſchwächere Quellchen enthält, aus denen ein graues, fortwährende Blaſen aufſtoßendes ſchlammiges Waſſer hervordringt. In mehreren Kratern konnte ich den Grund nicht erreichen. Die Decke war dünn, und zitterte unter meinen Tritten. Das Schlammwaſſer, welches die Hügel mit ſeinen Ausflüſſen überdeckte, war kalt, und hatte einen etwas ſalzigen Geſchmack. Seit mehreren Jahren hatte kein ſtärkerer Ausbruch, welcher die Schlammſäulen auf 5 und mehr Fuß Höhe zu treiben vermochte, ſtatt gefunden. Die ganze Reiſe kann nur für Geognoſten von Intereſſe ſeyn, und ſomit widerrathe ich jedem Andern, der nicht die Gelegenheit ergreifen will, die innere Anſicht des Landes kennen zu lernen, einen halben Tag auf dieſe einförmige Fahrt zu verwenden.

Der Weg nach dem 12 Miglien fernen Palma iſt gleichfalls, bis auf einige wunderlich geſtaltete, Caſtellen gleichende Felſen am Meeresſtrande, unintereſſant. Die Stadt ſelber gewinnt bei Mondbeleuchtung durch die ſie umgebende Felſenſchlucht und die Trümmer einer verwitternden Burg, nur um ſich bei Tage, mit Ausnahme einer ſchönen Palme, deſto nüchterner zu erweiſen. Hinter Girgenti beginnt überhaupt der traurigſte, unwirthlichſte Theil von Sicilien. Er wiegt die unzähligen Beſchwerden und Entbehrungen bei weitem nicht auf. Jedem, der die Inſel bereiſen will, ertheile ich den Rath, wenn er bis Girgenti gelangt iſt, auf der leidlich gebahnten Straße in zwei Tagemärſchen nach Palermo zurückzueilen, und von dort mit dem Corriere in 36 Stunden nach Catania zu fahren. Von dort aus möge er einen Abſtecher nach Syrakus machen, — er erreicht es in einem Tage — um, nach Catania zurückgekehrt, die unvergleichlich ſchöne Oſtküſte Siciliens mit Muße zu bereiſen.

Freundlich geſtaltet ſich noch das große Thal, welches auf dem Abhange von Palma beginnt, und zu den ſorgfältigſt bebauten der Inſel gehört. Mandelbäume bedecken ganze Berglehnen, und gedeihen zu außergewöhnlicher Stärke. Die Felſenkette, welche ſich auf der rechten Seite hinzieht, iſt reich an alten Warten und Caſini, die Garten an Oelbäumen, Aloë und Agrumi; einer derſelben umfaßt 18 junge Palmen. Linker Hand wird das Thal durch ferne blaue Berge begränzt. Das ältere und zum Theil verfallene Caſtell von Alicata liegt auf der Höhe in einer Cactuswaldung, — ich kenne keinen andern Ausdruck für dieſe den Felſen überwuchernde Vegetation, — das neuere auf einer in das Meer ſich hineinſtreckenden Landzunge. Die Thore der Stadt führen die Inſchrift: Hic Gela — mit welchem Rechte überlaſſe ich den Alterthumsforſchern, da meines Wiſſens außer Alicata auch Sciacca und Terra nuova um die Ehre ſtreiten, aus den Trümmern des alten Gela entſtanden zu ſeyn. Die Mauern wenigſtens ſind unbezweifelt antik. Im übrigen iſt der Stadt, gleich den andern ſicilianiſchen, die Deviſe „Elend und Schmutz" aufgeprägt. Die Bevölkerung umdrängt den Fremden in dichten Haufen, ſtarrt ihn mit unverſchämter Neugier wie ein fremdes Wunder an, verfolgt ihn auf jedem Tritt, ſowohl in das Kaffeehaus, als in die Kirche, wiederholt lachend und höhnend jedes ſeiner Worte, und erlaubt ihm erſt jenſeits der Thore wieder frei Athem zu ſchöpfen.

Unweit der Mauern von Alicata ergießt ſich der Fiume ſalſo ins Meer; im Winter wird er mittelſt Barken überſchritten, während des Sommers durchwatet. Das Maulthier unſers Führers benutzte dieſe Gelegenheit, um ein Bad einzunehmen, und walzte ſich zu nicht geringem Schrecken der Künſtler,

welche für ihre Mappen zitterten, im Waſſer. Die übrigen Mäuler folgten dem Beiſpiele der Capitana, und warfen ſich mit ihren Reitern in den warmen Uferſand, wie man denn darauf rechnen kann, daß der Maulesel, und zwar wohlverſtanden, bei den Untugenden des Anführers, das wahre Horaziſche imitatorum servum pecus iſt. Der Schade erwies ſich zum Glück als unbeträchtlich. Jenſeit des Fluſſes liegt ein halbzerfallenes Haus. Einige Palmen, welche ſich kühn in die Luft ſchwangen, die gelbe Farbe des Steins, des in voller Sonnenbeleuchtung glühenden Sandes, gehoben von der blauen des ruhigen, durch keine Welle getrübten Meeres, bildeten ein ſchönes, ächt afrikaniſches Bild, welchem zu ſeiner Vervollſtändigung nur einige überſeeiſche Staffagen mangelten. Deſto freudloſer iſt der übrige Theil des Wegs. Stets wiederholt ſich dieſelbe wüſte Gegend längs des Meeres; die einzelnen Warten am Ufer tragen ſtets denſelben Charakter, die Berge eine immer wiederkehrende Form, und die einzige Lichtfarbe, welche das matte Grau der Felſen, das Geſtrüppe der Stechpalmen von Zeit zu Zeit unterbricht, iſt die der goldenen Früchte des Pomi d'amorr-Strauchs, welcher außer dieſem Schmuck noch mit dem der zweiten Blüthe prangt. Ein für den ermüdeten Reiſenden jederzeit erfreuliches Zeichen ſind die dichten, undurchdringlichen Cactushecken — die jedesmaligen Vorboten einer Stadt. Sie umſchließen die Gärten, oder machen ſelber den Garten aus, da ihre ſüßlich faden, von Stacheln umdornten Früchte, eine Lieblingsſpeiſe des Sicilianers ſind. Sie umgeben auch Terra nuova, das Ziel der Tagesreiſe. Der Hafen iſt unbedeutend, und umfaßt höchſtens ein Duzend Fiſcherbarken, die Stadt noch unbedeutender, der Pöbel frecher und zudringlicher als irgendwo. Dieſe, und die Corſofahrt in einer mit Mauleſeln beſpannten Carroſſe, welche der Sottintendente, aber auch er nur allein, auf der einzigen Straße Terra nuova's, und zugleich der einzigen fahrbaren auf 10 Meilen in der Runde, drei volle Stunden hindurch machte, waren die einzigen Bemerkungen, welche die Stadt für mein Notizbuch abwarf.

(Fortſetzung folgt.)

Lage von Java.

Die engliſche Preſſe iſt gewöhnlich auf die holländiſchen Beſitzungen nicht gut zu ſprechen, und ſucht ungünſtige Nachrichten darüber zu verbreiten. Wir entnehmen deßhalb aus der Singapore Free Press einige Bemerkungen, die um ſo beachtungswerther ſind, als Singapur gerade eine aus Rivalität gegen die holländiſchen Beſitzungen errichtete Niederlaſſung iſt. „Seit das Syſtem des Baron van der Capellen, der (von 1815 bis 1825) die großen Güter und die Arbeit der darauf wohnenden Eingebornen nicht an Europäer verpachten wollte, in der Anſicht, daß dieſelben weit ſtrenger ſeyn würden, als die einheimiſchen Häuptlinge, abgeſchafft wurde, ſtrömten freiwillige Arbeiter in die Zucker- und Kafferyflanzungen. Der Generalcommiſſär Vicomte Dubus (1825 bis 1829) ſchaffte alle Verordnungen ſeiner Vorgänger, welche den Landbau hinderten, ab, und ermunterte die Verpachtung an Europäer. Aber es war dem General van den Bosch (1829 bis 1834) vorbehalten, mit ſein wohlbekanntes Syſtem von Regierungscontracten den verſchiedenen Zweigen des Landbaues einen ſo außerordentlichen Aufſchwung zu geben, daß der Ertrag der Inſel ſich in den letzten Jahren verdoppelte. Dieſes Syſtem hat gute Wirkungen gethan, weit beſſere, als ſeine lebhafteſten Vertheidiger erwarteten. Die Haupteinwürfe dagegen ſind, daß die Eingebornen gegen ihren Willen zur Arbeit gezwungen werden und nicht gehörig bezahlt ſind. Was den erſten Punkt betrifft, ſo iſt, da die Gewohnheit des Fleißes nicht ſo gar ſchnell erworben wird, kaum zu erwarten, daß die Arbeit eines Javaners, wenn auch gut bezahlt und für ihn ſelbſt wohlthätig, nicht bis zu einem gewiſſen Grad erzwungen ſey. Den zweiten Einwurf hält der Verfaſſer jenes Artikels für unbegründet, da ſeit dem Jahre 1836 nahe an 15 Millionen Gulden von der Regierung zur Beförderung für Agriculturunternehmungen verwendet worden ſeyen. Der Verfaſſer behauptet, die Ausfuhr habe ſich in den letzten 10 Jahren um faſt 175 Procent, nämlich von 15 auf 41 Millionen Gulden, gehoben: die Ausfuhr von Kaffee von 540,000 auf 498,000 Pikuls; des Zuckers von 19,000 auf 500,000 Pikuls; des Reiſes von 5 auf 56,000 Coyans; des Indigo von 9500 auf 46,000 Pfund; Thee, der vor 10 Jahren noch gar nicht ausgeführt wurde, iſt durch die Bemühungen des Hrn. Diard und die Unterſtützung der holländiſchen Regierung ſo weit angebaut und fabricirt worden, daß im Jahre 1836 bereits 9016 Pfd. ausgeführt wurden."

Chronik der Reiſen.

Wanderungen in Dalmatien.

1. Von der ungariſchen Gränze bis Sebenico.

(Fortſetzung.)

An wiſſenſchaftlichen und Kunſtanſtalten gebricht es Zara keineswegs, wie denn auch das Streben des Zaratiners nach höherer wiſſenſchaftlicher Bildung nicht zu verkennen iſt. Unter den die Wiſſenſchaft fördernden Inſtituten ſteht das neben der Porta Marina und der ehemaligen Kirche St. Criſogno befindliche kaiſerliche Convict oben an. Daſſelbe enthält Parterre die Hörſäle, und im erſten und zweiten Stockwerk die Wohnungen der Profeſſoren und Zöglinge, deren man immerhin gegen 40 zählt. In einem der Hörſäle ſteht ein phyſikaliſcher Apparat von einem Wiener Mechaniker gefertigt, wie man ihn nur ſelten in Inſtituten dieſer Art treffen wird. Das früher beſtandene mediciniſche Lyceum hat leider aufgehört zu ſeyn; dagegen beſteht noch die Hebammenſchule, wie das von dem Erzbiſchof Vincenz Zumajovich gegründete Prieſterſeminar, in dem laut Willensbeſtimmung des frommen Stifters alljährlich ſieben Illyrier unentgeltlich unterhalten und unterrichtet werden ſollen. Zu den Kunſtanſtalten zählt man das Muſeum Pellegrini, welches eine bedeutende Anzahl, mitunter höchſt werthvoller Kunſtſchätze, namentlich Statuen, Vaſen, Münzen u. dgl. m. aus den Zeiten der Römer, wie auch eine kleine Gemäldeſammlung enthält, die alljährlich an Bedeutung zunimmt. Auch gehören hieher zwei Buchdruckereien und Buchhandlungen, unter denen die von Battara beſonders thätig iſt. Die Humanitätsanſtalten beſtehen in zwei Krankenhäuſern und einem Pfandhaus. Als Vergnügungsanſtalten dienen ein Theater und Caſino. In erſterem werden zur Früh- und Spätjahrszeit Schauſpiele, im Winter aber Opern von einer italieniſchen Geſellſchaft aufgeführt. In dem ſogenannten Caſino werden während der Faſchingszeit Bälle gegeben; auch ſind in demſelben verſchiedene ita-

lienische, zwei deutsche und illyrische Zeitschriften, der Triestiner Lloyd und eine kleine Bibliothek vorhanden, wo sich die Mitglieder zu jeder Stunde des Tages einfinden und mit Lesen unterhalten können. Anständigen Fremden wird der Zutritt gern gestattet, nur müssen solche durch eines der Mitglieder eingeführt werden. Was den Handel, die Industrie und das Leben in Zara im Allgemeinen betrifft, so ist ersterer zwar bedeutend, vorzüglich der Speditionshandel, da fast alle türkischen und südillyrischen Waaren über Zara nach Fiume gehen, wie auch umgekehrt jene Provinzen ihren Waarenbedarf aus Deutschland und Frankreich auf diesem Wege beziehen; allein einen großartigen Verkehr darf man hier nicht suchen, dazu ist die Lage der Stadt viel zu unbequem, und die Schifffahrt zwischen den Canälen und zahllosen, klippenreichen Eilanden nicht nur beschwerlich, sondern für den fremden Schiffer zuweilen auch gefährlich. Die meisten Schiffe, welche aus dem Mittelmeere kommen, segeln daher auf dem hohen adriatischen Meere geradezu nach Triest, von wo aus die Waaren auf kleinern Fahrzeugen hieher gebracht werden. Seit Anlegung der neuen Landstraßen zwischen Zara und Fiume werden, zumal wenn die See nicht vollkommen frei ist, auch auf diesem Wege Versendungen mittelst Saumrossen gemacht. Es ist diese Art für den Landtransport die gewöhnlichste, da man nicht nur in Zara, sondern in ganz Dalmatien überhaupt nur selten Fuhrwerke trifft, obschon die Straßen größtentheils gut beschaffen sind. Das Industriewesen in Zara ist, mit Ausnahme der Rosogliobrennereien, bis jetzt noch von keinem Belang, wie denn auch die Ausfuhr sich nur auf etwas Wein, Käse, Oel, Mandeln und Feigen beschränkt.

Dem Fremden bietet ein längerer Aufenthalt in Zara nicht eben viel Abwechslung dar; es herrscht zwar in den Straßen und Plätzen viel Regsamkeit, hauptsächlich an Markttagen, wo die benachbarten Morlaken in großer Menge herbeiströmen, um die wenigen von ihnen erübrigten Victualien zum Verkaufe zu bringen, und ihre eigenen Bedürfnisse für den Erlös einzutauschen; allein dieß und eine Menge Militär- und Civilbeamten aller Grade, die geschäftigen Schrittes die Straßen entlang eilen, ist auch alles, was die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, und daher nur kurze Zeit Interesse erregen kann. Dabei ist auch die Lage der Stadt selbst, so wie ihre Umgebungen keineswegs so beschaffen, daß sie für das monotone Leben und für die vielfachen Entbehrungen, worunter namentlich die Unbequemlichkeit in den Gasthäusern und der Mangel an gutem Trinkwasser gehört, dem Fremden Ersatz gewähren könnten. Man denke sich eine menschenleere, wüste mit Steinblöcken und dürftigem Gestrüpp bedeckte, einerseits vom Meer, andererseits in weiter Entfernung von dem nackten Vellebich-Gebirg umsäumte, fast durchaus ebene Gegend, welcher nur stellenweise die pflegende Hand des Menschen einen Weingarten oder einen kleinen Fleck für einen Oel- oder Mandelbaum abzutrotzen im Stande war, und am Saume dieser Ebene eine von hohen Mauern und Wällen umthürmte Häusermasse, und man hat ein Bild von Zara und seinen Umgebungen. An Promenaden und sonstige Erholungsorte, wo der Mensch für die Mühen des Tages durch den Anblick der Natur sich ergötzen, ist daher nicht zu denken, begreift man nicht hierunter die sogenannte Spianata, einen freien, weder gegen die Sonnenstrahlen noch gegen Regen schützenden Platz, oder das sogenannte Allmeserdöschen, einem östlich eine Meile von der Stadt befindlichen und von türkischen Fleischern und Bauern bewohnten Ort. Das einzige wirkliche Erholungsplätzchen ist der auf einer östlichen Bastion befindliche kleine Volksgarten, welcher sein Daseyn dem frühern Herrn Gouverneur Baron v. Welden verdankt. Dieser auch um die botanische Erforschung, so wie um manche andere wohlthätige Institute Dalmatiens hochverdiente Mann hat sich durch Anlage (1829 bis 1830) dieses Gartens ein um so bleibenderes Verdienst bei den Einwohnern Zara's, wie bei jedem die Stadt besuchenden Fremden erworben, als dieß der einzige Ort ist, wo man im schattigen Grün einer Laube der hier so herrlichen Sommerabende und der kühlenden Seeluft genießen kann.

Die Conversationssprache in Zara ist fast allgemein der venetianische Dialekt, doch vernimmt man unter der niedern Volksclasse hier wie in den umliegenden Orten auch den wohlklingenden illyrischen oder serbischen Dialekt, welchen Wuk Stephanovich den herzegovinischen nennt. Als Unterthanen der ehemaligen venetianischen Signoria haben die Zaratiner auch die innere Einrichtung ihrer Wohnungen, ihre Sitten und Gebräuche größtentheils nach Venedig gemodelt, und selbst das dolce far niente ist so ziemlich allgemein unter ihnen üblich.

Unter den Zara's Nachbarschaft bildenden Orten sind außer westwärts gegenüberliegenden Inseln bemerkenswerth die Orte Nona, Novigrad, Groß- und Klein-Obravaz, Zara Vecchia, Borcanazze.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Australische Gesellschaft in Bengalen. Die genannte Gesellschaft, welche den directen Handel zwischen Indien und Australien beleben will, hielt am 2 Julius v. J. eine Versammlung, worin unter Anderm die Abreise und Rückkehr des ersten von der Gesellschaft befrachteten Schiffes angezeigt wurde. (Asiatic Journal. Nov. 1838.)

•

Anwendung von Jodin gegen den Aussatz. In dem Aussatzspyl ist man in einigen fast desperaten Fällen mit der Anwendung von Jodin bis zu einem gewissen Grade glücklich gewesen; man hat dem Uebel wesentlich Einhalt gethan, aber eine vollkommene Heilung wurde bis jetzt noch nicht erreicht. (ibid.)

•

Arzneipflanzen in Indien. Im Anfange Julius vorigen Jahres wurde der Bericht einer über Materia medica niedergesetzten Committee bekannt gemacht. Einem Dr. O'Shaugnessy soll es gelungen seyn, in Indien ganz vortreffliche und höchst wirksame Ersatzmittel für Chinin, Coloquinthen, Jalappa und Brechweinstein zu entdecken. Für Jalappa z. B. den Samen der ipomea curulea.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 10** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Gedichte von Moore. — Französische Geschichtschreiber der Gegenwart. Von Dr. Mager. — Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur. (Fortsetzung.) — Miscellen.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Nummern erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 4 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 24.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Januar 1839.

Die neuesten Kriege der Engländer in Indien.

Bei allem Reichthum an Nachrichten über Indien stößt man doch im Verlaufe seiner Geschichte jeden Augenblick auf neue Punkte, die gar nicht oder nur sehr wenig aufgehellt sind. Im gewöhnlichen friedlichen Gang der Dinge geben gewöhnliche Beobachter dem fernen Forscher über manche der wichtigsten Dinge keinen Aufschluß, schon darum, weil sie meist den Umfang und die Bedeutung der ethnographischen und geographischen Fragen nicht kennen, und gute Beobachter, solche, die mit Fragen ähnlicher Art bekannt sind, gibt es wie überall, so auch unter den Engländern nicht sehr viele. Treten jedoch unruhige Bewegungen ein, bricht Krieg aus, so dringen sich auch dem Minderunterrichteten eine Menge Bemerkungen auf, und dieß ist namentlich in Indien der Fall, wo eine so bunt gemischte Bevölkerung sich findet, daß sie durch Herkunft, Glauben und Bildungsgrad an die verschiedensten Zeitalter mahnen. Man kann ganz Indien als ein Reich betrachten, dessen Souveräne im mittelalterlichen Sinn die Engländer sind, die aber noch gar manchen neidischen und turbulenten Vasallen haben: das sehr mannichfache Verhältniß zu diesen Vasallen tritt erst im Kriege recht hervor, indem sich da die Bevölkerungen auf die merkwürdigste Weise scheiden und ihre Neigungen und Abneigungen hervortreten. Zudem bieten solche kriegerische Bewegungen noch ein anderes, bei der jetzigen Lage Indiens höchst wichtiges Interesse dar, nämlich die die höhern Classen Indiens, ohne Unterschied der Herkunft und der Religion, durchdringende Abneigung gegen die fremden Herrscher, die Engländer. Diese Behauptung kann gewagt scheinen, wir sind jedoch im Stande, Zeugnisse von Engländern selbst beizubringen. Als im Jahre 1814 der Kampf gegen Nepal begann, und anfangs gar keine günstigen Fortschritte machte, rührte sich der ganze alte, schon besiegte Mahrattenbund, und die weitläufigen militärischen Maaßregeln, die gegen diesen, so wie gegen die damit in Verbindung stehenden Räuberhorden der Pindarris ergriffen wurden, waren die entfernte Veranlassung zu dem übermüthigen Benehmen der Birmanen und somit zu dem Krieg gegen dieselbe im J. 1824. Während dieses Kriegs fiel eine äußerst merkwürdige Episode vor, die

Belagerung von Bhurtpur.

Wer sollte es glauben, daß die Belagerung einer einzigen Veste im nördlichen Indien die Fürsten in ganz Dekkan in Spannung erhalten haben sollte, und doch ist es so: der bekannte Bischof Heber bemerkt in seinem Werke: „es ist wirklich seltsam, wie viele Wichtigkeit der Veste Bhurtpur beigelegt wurde; selbst im Carnatic *) wollten die eingebornen Fürsten nicht glauben, daß es je genommen werden könne, und daß nicht die Dschats zum Kern werden sollten, um den ganz Indien sich sammle.“ Die Hoffnung eines glücklichen Widerstandes gegen die englische Herrschaft ist hiemit klar ausgesprochen. Die Dschats gehören zu einer niedern Hindukaste, und wurden wahrscheinlich während der Religionskämpfe zwischen Buddhisten und Braminen, als Anhänger der ersten in die nordwestlichen Gebirge gedrängt, von wo sie der Strom der mohammedanischen Eroberungen allmählich wieder nach Indien trieb. Sie sind keine Mohammedaner, aber auch die Hindus vermischen sich nicht mit ihnen, und da sie oft unter den mongolischen Kaisern, gleich und neben den afghanischen Rohillas als Soldtruppen dienten, so treten sie häufig in Verbindung auf, und sie waren es auch hauptsächlich, welche durch ihren Uebertritt auf die Seite der Afghanen die Schlacht auf den Feldern von Panniput im J. 1761 zum Vortheil dieser letztern gegen die bis dahin immer im Steigen begriffenen Mahrattenmacht entschieden. Während des Verfalls der mongolischen Macht in Indien setzten sich diese Dschats mehr und mehr in der Nähe des Dschumna fest, und ihre Radschas, die sich selbst der tapfern Radschputen erwehrten, bauten als ihren Sammelpunkt die Veste Bhurtpur, die mehr und mehr der Anhaltspunkt für den ganzen Stamm wurde. Als die Mahrattenmacht in den Jahren 1804 und 1805 von den Engländern besiegt wurde, rettete sich der bekannte Holkar zu den Dschats, die ihn aufnahmen. General Lake rückte vor Bhurtpur und verlangte seine Auslieferung, aber erst nach fünf Stürmen, die den Engländern über 3000 Mann kosteten, fand der Radscha für nöthig, Holkar seinem Schicksal zu überlassen. Den Ein-

*) Welches um fast 15 Breitegrade von Bhurtpur entfernt liegt.

gang in die Veste selbst zu fordern, fanden die Engländer nicht für rathsam.

Dieß hob natürlich den Ruf der Veste, und als im J. 1825 ein Erbschaftsstreit ausbrach, wobei die Engländer sich für einen minorennen Radschah gegen einen wirklichen oder angeblichen Usurpator entschieden, bot dieser, mit Namen Durdschan Sal, den Engländern in seiner für unbezwinglich gehaltenen Veste Trotz; 25,000 Mann mußten gegen dieselbe zusammengezogen werden, keine Kleinigkeit in einem Augenblick, wo man den birmanischen Krieg zugleich führen mußte, und am Ende des Jahres 1825 zog Lord Combermere vor die Veste, deren Befehlshaber vornherein zwei große Fehler begingen, die allein die baldige Bezwingung der Veste herbeiführten; sie öffneten nicht frühzeitig genug die Teiche, um die Gräben der Festung zu füllen, so daß die Engländer noch zeitig genug heran kamen und die durchstochenen Dämme wieder verstopften, ehe die Gräben auch nur zur Hälfte gefüllt waren, und zweitens ließ man die dichten Dschungeln vor der Veste stehen ohne sie abzubrennen, wodurch dem Feinde die Gelegenheit gegeben wurde, die Festungswerke ungestraft in der Nähe zu recognosciren und die Laufgraben zu eröffnen. Dieß waren Fehler der höhern Anführer, die Truppen der Rohillas und Dschats wehrten sich mit bewundernswerther Tapferkeit. Vor der Belagerung hatten sich 12,000 Reiter in dem Platze befunden, wie es scheint großentheils Rohillas, die Durdschan Sal bei Annäherung der Engländer entließ; doch hatten sich etwa 1000 Mann zu lange aufgehalten, und diese hieben sich, trotz dem, daß die Engländer von dem Versuche zum voraus unterrichtet waren, mit geringem Verlust durch die englische Reiterei durch. Das Fußvolk, theils Dschats, theils Rohillas, blieb in der Stadt, und hatte, voll Haß gegen die Engländer, geschworen, zu siegen oder zu sterben. Am 10 December erschienen die Engländer vor der Veste und schmeichelten sich schon am 2 Januar den Sturm eröffnen zu können, aber unvorhergesehene Hindernisse, namentlich der Umstand, daß die Lehmmauern der Veste besser als alles Mauerwerk den Schüssen trotzte und man zu Minen seine Zuflucht nehmen mußte, verzögerten die Operationen; bei mehrern Gefechten scheinen auch die Engländer schwere Verluste erlitten zu haben, wie sich aus der Erbitterung ergibt, mit der am Entscheidungstage, dem 18 Januar, kein Pardon gegeben wurde, nicht einmal den wenigen, die nach Erstürmung des Platzes sich durch die Flucht zu retten suchten.

Am Morgen des 18 Januars wurden zwei Minen gesprengt, worauf alsbald der Sturm begann, und nach zwei Stunden waren 4000 Feinde erschlagen; sie hatten nach Erstürmung der Bresche bei jeder der zahlreichen Bastionen, bei jedem Thore aufs neue sich gestellt, und nach dem einstimmigen Zeugniß der Engländer, die „aufopferndste Tapferkeit in der Sache des Usurpators gezeigt.“ Ein englischer, bei dem Sturme anwesender Officier erzählt: „die Todten lagen ziemlich dicht zwischen den verschiedenen Bastionen. Auf der rechten Seite zählte ich über 500, meist Leute von edler Gesichtsbildung, deren musculöse Gestalten und trotzigen Blick man selbst im Tode nicht ohne ein Gefühl von Achtung betrachten konnte.“ Ein Glück für die Engländer, daß sie es nicht mit mehrern ähnlichen Vesten zu gleicher Zeit zu thun bekamen.

Sicilien im Herbst 1838.

3. Sciacca. — Girgenti. — Syrakus. — Catania. — Taormina. — Messina.

(Fortsetzung.)

Nördlich von Terra nuova öffnet sich ein weitläuftiges Thal. Die Berge ziehen sich mehr ins Innere zurück, und öffnen eine breite Schlucht, welche man durchreist, um Calatagirona zu erreichen. Zur Linken winkt aus weiter Entfernung Butera, zur Rechten S. Maria di Niremi, beides Dörfer, welche ihrer hohen Lage wegen schon am vorigen Tage sichtbar wurden, und in deren Gesichtskreis wir den Tag über, trotz aller Anstrengung um vorwärts zu kommen, wie gebannt waren. Ein mit freundlicherem Auge begrüßter Gesichtspunkt war der Aetna, welcher hier zum erstenmale sein ehrwürdiges Haupt der die Kette seiner jüngern Brüder erhob. Noch waren wir 92 Miglien entfernt, und schon waren die Rauchwolken, welche seinem Krater entstiegen, vollkommen sichtbar. Das Thal selber zeugte von sorgfaltiger Cultur. Ein räumiger Behälter sammelte das Wasser eines Seitenarms des Terra nuova Flusses, um im Sommer seine Schleusen zu öffnen, und die umliegenden Felder zu tränken — eine um so erfreulichere Erscheinung, seltener sie bei dem noch nicht zum zehnten Theil bebauten Boden sichtbar wird. Kaum aber beginnt jene Ebene sich wieder zu verengen, als auch die Cultur schwindet, und die banale Fächerpalme aufs neue die Felsen überwuchert. — Calatagirone macht seinem hohen Namen alle Ehre: mehr als einer Stunde bedarf es, um den hohen Berg, auf dem es liegt, zu erklimmen. Der heftigste Gewitterregen, der uns von Terra nuova aus verfolgt hatte, verkümmerte uns nicht nur die Bergaussicht, er zwang uns auch im Wirthshause die, nach sicilianischer Weise die Fenster-vertretenden, Läden zu schließen, und den Nachmittag über durchnaßt und fröstelnd, trotz des glimmenden Scaldino, im Dunkeln zu sitzen. Erst der folgende Tag gestattete mir Calatagirone in Augenschein zu nehmen: es ist eine der größten Stadte der Insel, ihre Straßen sind breit, und die öffentlichen Gebäude erheben sich über das Alltägliche. Die Kuppeln der Kirchen sind dann auch hier, dem abscheulichen sicilianisch-neapolitanischen Geschmacke zufolge, mit bunten Thonkacheln bedeckt, die ihnen ein Harlekinartiges Ansehen leihen, wie denn überhaupt gemalter Thon sehr häufig zu Ornamenten auf der Insel verwandt wird. So tapeziren kolossale, Grauen erregende Gemälde, zusammengefügt aus einzelnen Kacheln, nicht selten die Außenwande der Kirchen, und vor dem Thore von Calatagirone erhebt sich eine machtige abgeschmackte Halle — ihren Zweck zu enträthseln, dürfte schwer seyn — mit Bogen, Säulen, Balustraden, Bänken, deren Verzierungen sammtlich aus jenem Stoffe gebildet sind. Die Gewitter des vorigen Tages hatten die Kalte in den oberen Regionen bedeutend gesteigert, und der Aetna zeigte sich im völlig winterlichen Gewande. Die Thaler unterhalb Calatagirone

ſind, wenn auch nicht den romantiſchen, doch gewiß den freundlichen beizuzählen. Die Weinrebe bekleidet die Anhöhen, und die Aloë entfaltet ihre ſchönen, ſchlanken Blätter mit einer ſeltenen Grazie und Eigenthümlichkeit. Der wunderbare Reiz dieſer Pflanze entwickelt ſich nur, ſo lange ſie wild wächst. In Töpfen bewahrt ſie jederzeit einen ſtarren, ſteifen Charakter; in der Freiheit aber erheben ſich die meerblauen Blätter in den anmuthigſten Linien, mit dem kühnſten Schwunge, fallen nachläſſig zurück, beugen ſich wie wollüſtig dehnend, und aus ihrer Mitte ſchwingt ſich der herrliche Blüthenſtamm mit ſeiner Glockenkrone königlich in die Luft. Aus dieſer Betrachtung weckten mich die über den Weg verſtreuten Pferdegerippe, welche einer Schaar heißhungriger Hunde zum Mahle dienten. Sie ſind die Vorläufer eines ſicilianiſchen Dorfes. Jederzeit ſind dieſe, wie Adlerhorſte, an den Felſen geklebt, der Weg zu ihnen iſt grundlos; die Grauſamkeit des Sicilianers gegen Thiere überſteigt alle Begriffe — und ſo verhauchen denn häufig die Gequälten unter den Mißhandlungen ihrer Peiniger das Leben, und bleiben liegen, bis die Raubthiere ſich ihrer Beſtattung unterziehen.

Das dießmal verkündete Dorf heißt Granmichele; es iſt eins der weitläuftigſten und verhältnißmäßig beſtgebauten, und dennoch habe ich niemals in Polen, mit dem Unterſchiede, daß die hieſigen Häuſer ſämmtlich maſſiv ſind (ein Vorzug, den der Ueberſchwang an Steinen und die Armuth an Holz leicht erklärlich machen), einen größeren Schmutz, ein tieferes Elend gefunden. Die Wohnungen haben nur ein aus den vier Mauern beſtehendes Gemach, kein Fenſter, keinen Schornſtein, und ſtatt der Thür eine nie zu ſchließende Oeffnung. In dieſer rauchſchwarzen Höhle hauſen Menſchen, Hunde, Hühner, Schweine in brüderlicher Eintracht, nur daß das Lager durch eine Strohmatte abgeſperrt wird, und der Säugling in einer an Schnüren ſchaukelnden Futterſchwinge ruht. Das Schild des Wirthshauſes benannte dieſes, für Lebende abſchreckend genug, Albergo delle anime del purgatorio. Ward nun gleich die diesſeitige Buße meiner Vergehungen nicht in dieſem Fegefeuer von mir gefordert, ſo darf ich dennoch hoffen, daß dieſer Reiſetag bei derſelben in Anſchlag gebracht werde. Mir wenigſtens wird er unvergeßlich bleiben.

Hinter Granmichele beginnt eine wüſte, einförmige Hügelkette, auf welcher endloſe Strecken von Ackerland und Wieſen wechſeln; ſie dehnt ſich bis Vizzini, ein kleines, auf Felſen liegendes Städtchen. Die mit Pappeln bepflanzten Felsſchluchten welche es rings umgeben, tragen ein dichtes Gewand von indianiſchen Feigen; ein Mühlbach, welcher ſie durchrauſcht, bildet anmuthige Cascadellen, und ſprüht bald aus halbverfallenen Mühlen, bald von den dicht mit Venushaar umwachſenen Bogen einer Waſſerleitung gar maleriſch hernieder. Hinter Vizzini dagegen beginnt das Sibirien Siciliens.

(Fortſetzung folgt.)

Räubereien in Indien.

Die Menge der Raubanfälle und die Frechheit der Räuber ſind allmählich ein Gegenſtand lauter Klage geworden. Der Hurkaru vom 26 Junius enthält die Einzelnheiten eines Raubanfalls, der zu Sulkiah, welches wenig über eine Stunde von Calcutta entfernt liegt, von faſt 100 Bewaffneten verübt wurde, welche zwei Leute ermordeten und drei andere ſchwer verwundeten. Der Zweck des Raubanfalls war, ſich in den Beſitz von 2000 Rupien zu ſetzen, welche der Hauseigenthümer den Tag zuvor eingenommen hatte; ſie wurden jedoch in ihrer Erwartung getäuſcht, indem das Geld ſchon nach Calcutta geſchickt worden war. Seltſamer Weiſe entkam der ganze Räuberhaufe und blieb unentdeckt, obgleich der Anfall in ſo geringer Entfernung von der Hauptſtadt unter Fackelſchein und dem Klange der Flöten und Trommeln bewerkſtelligt worden war. Auch werden noch mehrere ähnliche Fälle erzählt, welche ſich in neueſter Zeit bedeutend gemehrt zu haben ſcheinen. (Asiatic Journal. November 1828.)

Chronik der Reiſen.

Wanderungen in Dalmatien.

1. Von der ungariſchen Gränze bis Sebenico.

(Fortſetzung.)

Wir beginnen unſere Wanderung mit der ſeewärts Zara gegenüberliegenden Inſel Uglian. Sie bildet mit dem Feſtlande den Canal von Zara, den man mittelſt einer Barke in einer Stunde bequem durchſchiffen kann. Unter allen dalmatiſchen Inſeln iſt ſie zwar die kleinſte, aber auch eine der anmuthigſten. Die Zaratiner haben ſie daher zu ihrem Sommeraufenthalt gewählt, und man ſieht auf derſelben mehrere zum Theil ſehr niedliche, in italieniſchem Geſchmack aufgeführte Landhäuſer, ſchöne Gärten mit Obſt- und Mandelhainen geſchmückt und lieblich duftende Wieſengründe. Inmitten derſelben erhebt ſich ein kegelförmiger Berg, deſſen Gipfel die Ruinen des Caſtello St. Michele maleriſch ſchmücken. Leicht auf jeder Seite beſteigbar, genießt man auf demſelben eines der herrlichſten Naturgemälde, in welchem die oſtwärts gegenüberliegende Stadt, das Meer mit ſeinen vielarmigen Canälen, Buchten, Klippen und zahlreichen Eilanden ein ſeltenes Enſemble bilden. Unter die bemerkenswerthen Eilande, welche nordwärts gegen die iſtriſche Küſte hin ſich lagern, gehören: Melada, Pago und Arbe, wovon letztere mit dem Küſtenlande den morlakiſchen Canal bilden; gegen Weſten ſind: Groſſa, Parvich, Zlarin und Coronata; oſtwärts in gerader Richtung von Uglian tauchen Oſſo, Groſſa, Pasman, Murtur, und zwiſchen dieſer und Coronata die Inſel Zuri, welche nebſt vielen kleinern unter dem Namen der euladuſſiſchen Inſeln begriffen und von Plinius Surium genannt werden, empor. Da zwiſchen dieſen Inſeln und den Küſtenorten kein regelmäßiger Verkehr ſtattfindet, ſo iſt, um ſie zu beſuchen, nothwendig, daß man dieß eine eigene Barke miethe, deren es im Canal von Zara mehrere gibt. Dieſe ſind ihrer Beſtimmung nach daſſelbe, was in Wien, Trieſt u. ſ. w. die Landkutſchen, und beſtehen aus kleinen, einmaſtigen Fahrzeugen, welche der Dalmatiner Brazzeren und Stelle, ihre Patrone oder Eigenthümer aber Traghetti nennt. Obſchon klein und leicht gebaut, iſt dieſe Art Fahrzeug doch eben paſſend, um damit durch die engen, klippenreichen Canäle ſicher und ſchnell hinrudern zu können. Die erſte in nördlicher Richtung von Uglian ſich reihende Inſel iſt

Melada. Sie iſt etwa 20 Quadratmeilen groß und zählt 120 Häuſer mit 280 Einwohnern, die ſich größtentheils mit Oelbau und etwas Seidenzucht nähren. Getreide bauen ſie kaum ſo viel, als ihr

eigener Bedarf erfordert, und dieſes müſſen ſie, da die Inſel Mangel an fließendem Waſſer leidet, auf Handmühlen mahlen, deren faſt jedes Haus eine beſitzt. Die Oberfläche der Inſel iſt ſehr gebirgig, und außer dem in den ſchmalen Thalfurchen gepflanzten Oelbaum mit einigem Laubholz, namentlich Buchen, bewachſen. Die nächſtfolgende Inſel in dieſer Reihe,

Pago, iſt eine der größten im quarnariſchen Golfe, zu dem alle diejenigen Inſeln gezählt werden, die zwiſchen Croatien und Iſtrien liegen. Man beſchifft ſie daher am leichteſten von der Liccaner Küſte aus, der gegenüber ſie liegen, und mit welcher ſie den Canal della Morlacca oder Sinus Carinenſis bilden. Bei den Alten wurde dieſe Inſel Giſſa oder Liſſa genannt, die jetzigen Einwohner nennen ſie in ihrer Mundart gewöhnlich nur Pag. Ihre Oberfläche beträgt 30 Geviertmiglien mit 4500 Einwohnern, die ſich von Weinbau, Schafzucht, Fiſchfang und Salinenbau nähren. Aus der Schafmilch wird hier ein ſehr wohlſchmeckender Käſe bereitet, der für die Bewohner eine ziemlich bedeutende Erwerbsquelle abgibt. Ueberhaupt gehören die Paganer zu den wohlhabendſten und betriebſamſten Inſelbewohnern Dalmatiens. Pag beſteht aus etwa 500 Häuſern und iſt im Jahre 1442 von den Venetianern erbaut worden. Der Hauptort Pag liegt an einer großen tief in das Land eingreifenden Meerebucht, Valle di Zaſko genannt. Um denſelben lagern ſich in einem weiten Halbkreiſe gegen 2000 Cavedini oder Salzbette, in denen bei günſtiger Jahreszeit über eine Million Metzen Salz erzeugt wird. Um daſſelbe zu gewinnen, wird zur Sommerszeit das Meerwaſſer mittelſt Abzugscanälen in die Bette geleitet und hier der Verdunſtung überlaſſen, welche bei der hier herrſchenden außerordentlichen Hitze ſehr ſchnell von Statten geht. Das in Kryſtallen ſich ausſcheidende Salz wird dann mittelſt hölzerner Schaufeln von dem Boden gelöst und in Säcke für den Transport verpackt. Außer der Stadt Pago trifft man übrigens keinen andern geſchloſſenen Ort, wohl aber viele abgeſondert umherſtehende Häuſer, deren jedes ſeine eigene Ciſterne hat. Die dritte benachbarte Inſel in dieſer Reihe iſt

Arbe, von den Slaven Rab genannt. Sie iſt, obſchon nicht die größte, doch eine der ſchönſten und fruchtbarſten unter den dalmatiſchen Inſeln. Ihre Oberfläche beträgt 30 Quadratmiglien bei einem Längendurchmeſſer von 20 Miglien. Die Breite wechſelt von 5 bis 8 Miglien. Auf ihrer öſtlichen Seite erhebt ſich eine ziemlich hohe und ſteile mit der Mittagslinie faſt gleichlaufende Gebirgskette, von der aus drei bewaldete Aeſte über die ganze Länge der Inſel ſich hinbreiten. Inmitten derſelben lagern ſich die anmuthigſten mit dem ſaftigſten Grün prangenden Thäler, in denen das Meer mannichfache Buchten bildet, aus welchen wieder mehrere kleine Inſelchen emportauchen. Die ganze Inſel iſt bebaut, und nur der Hochrücken des Gebirgs nackter, kahler Felſen. Die niedern Bergzüge prangen mit den ſchönſten Eichen-, Lorbeer- und Olivenwäldern, während die Abhänge mit Reben bepflanzt ſind. In den Thälern wächſt Getreide mannichfacher Art, namentlich türkiſcher Weizen und Hirſe, die gewöhnlich im Monat Junius ſchon vollkommen reif ſind. Der hier gebaute Wein iſt vorzüglich und ſehr geſchätzt, beſonders der bei Barbados wachſende, welcher an Güte den beſten italieniſchen Weinen an die Seite geſtellt werden kann. Es iſt dieſe Inſel zugleich der einzige Ort in Dalmatien, wo auch weißer Wein gepflanzt wird. Dieſer verbindet mit einer ungewöhnlichen Süßigkeit ſehr viel Arema, das beim erſten Genuß im Mund ein brennendes Gefühl gleichwie Weingeiſt veranlaßt. Die Stärke des rothen Weins beſtimmt meiſt ſchon die Farbe; denn je dunkler die Röthe, deſto vorzüglicher iſt gewöhnlich auch die Stärke und Qualität deſſelben. Eine gewiſſe hier häufig vorkommende Käfergattung (eine Art Rieſelkäfer), die man auf den Blättern der Rebe und des Brombeerſtrauches nicht ſelten und in großer Menge antrifft, wird von den Arbenſern für einen ſehr gefährlichen Feind dieſer beiden Pflanzen gehalten, um deſſentwillen ſie zuweilen beſondere Umgänge oder Proceſſionen veranſtalten. Neben dem Oel- und Weinbau treiben die Bewohner auch Fiſchfang, etwas Schaf- und Bienenzucht, welch letztere die ſchönen und blumenreichen Wieſengründe ungemein befördern. Ehedem wurde auch der Seidenbau ſtark betrieben, und wie aus einer bei Lucius Cap. 8 angeführten, für die Geſchichte Dalmatiens ſehr merkwürdigen, im Jahre 1018 datirten Vertragsurkunde hervorgeht, ſo dürfte die Cultur der Seidenraupe durch die griechiſchen Kaiſer früher nach Dalmatien, als nach Italien verpflanzt worden ſeyn, denn laut jener Urkunde verpflichteten ſich damals die Bewohner dieſer Inſel, dem Dogen Otto Urſeolus von Venedig einen jährlichen Tribut von 10 Pfund Seide, oder in deren Ermanglung 5 Mark fein Gold zu entrichten. Heutzutage wird aber der Seidenbau nur als Nebenſache betrieben, obſchon der Maulbeerbaum hier ſehr üppig wächſt und eine wohlſchmeckende Frucht liefert. Arbe zählt im Ganzen etwa 5500 Einwohner, wovon 1000 auf die Hauptſtadt Arbe und 700 auf Barbados, die übrigen auf Lozaro und die zerſtreut in den Thälern oder auf den kleinern Inſelchen umherliegenden Villen kommen. Arbe iſt ein freundliches Städtchen mit 225 Häuſern, die erhaben auf der Spitze einer kleinen Erdzunge am ſüdweſtlichen Vorgebirge liegen und mit einer Mauer umfangen ſind, durch welche zwei Thore in das Innere leiten. Dieſes iſt ziemlich regelmäßig, die Straßen gerade, aber eng, und die Häuſer aus rohem Kalkſtein erbaut. Die Stadt iſt der Sitz eines Biſchofs, und gehört nebſt der Inſel Pago zur Diöceſe von Veglia, welche einen Beſtandtheil des Zimerkreiſes ausmacht. Der bei der Stadt befindliche Hafen iſt mittelſt eines künſtlichen Dammes ſo eingeengt, daß die Schiffe nur einzeln in denſelben einlaufen können, und wird Abends durch Ketten geſchloſſen. Auffallend iſt die Menge von Prieſtern, die auf dieſer Inſel hauſen. Man zählt ihrer über fünfzig. Die Bewohner von Arbe ſind durchgängig Croaten, ſowohl der Tracht als Mundart nach. Hoch und kräftig gewachſen, wie der Morlake, haben ſie auch in ihren Sitten Vieles mit dieſen gemein. Sie tragen auf dem halb glatt geſcherten Kopf eine ſcharlachrothe Mütze, an welcher rückwärts die wenigen in einen langen Zopf gewundenen Haupthaare, mit verſchiedenen Zierrathen behängt, hervorſtehen. Ihre Lippen ſchmückt ein ſehr langer in Form eines S gewundener Schnurrbart, den ſie mit vorzüglicher Sorgfalt pflegen. Um die Bruſt tragen ſie ein weſtenähnliches Gewand aus grobem, dunkelbraunem Tuch, an dem zu beiden Seiten zwei Oeffnungen für die Arme ſind. Die untern Gliedmaßen ſind in eng anliegende weiße Linnen gehüllt, welche durch eine um die Lenden geſchlungene rothe Binde feſtgehalten werden. Den übrigen Anzug vollenden blaue Strümpfe, welche bis an das Knie reichen, und ſpitz zulaufende, durch Darmſaiten feſtgehaltene Opanken oder Schuhe. So einfach, ja man darf ſagen ärmlich die Kleidung der Männer iſt, um ſo vielfältiger und wuſtiger iſt die der Weiber, deren Körper, mit Kleidungsſtücken beinahe überladen, ihnen jede Form und alles Anſehen benimmt.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 25.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Januar 1839.

Bevölkerung von Venezuela.

(Aus Hawkshaw's: Reminiscenses of South America.)

Die Bevölkerung der Republik beläuft sich ungefähr auf 800,000 Seelen. Sie besteht aus Weißen, die wieder eingetheilt werden können in solche, die in Europa geboren wurden, und solche, die in dem Lande selbst das Licht der Welt erblickten; Indianern oder Eingebornen, die als ein unvermischtes Volk nur einen kleinen Theil der Gesellschaft bilden; Negern, von denen einige von den Spaniern eingebracht wurden, andere von St. Domingo herübergekommen und von den andern benachbarten Inseln entlaufen sind. Der größere Theil der Bevölkerung besteht aus einer von Spaniern, Negern und Indianern gemischten Race, in welcher man jede Schattirung vom dunkeln Bronze des Zambo bis zur lichtern Färbung des Mulatten und Mestizen sieht. Diese vermischen sich nur nach und nach, und bilden eine Race farbiger Menschen von hellerer Schattirung als die Eingebornen, stärkerem Körperbau und größerer Thätigkeit des Geistes. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung, kann man behaupten, trägt bereits diesen Charakter der physischen Entwicklung und unterscheidet sich wesentlich von denen, die ihnen das Leben gaben; vielleicht wird diese helle, gelblich gefärbte Race der Stamm werden der künftigen Nationen Südamerika's. Viel hängt dabei von der Zahl und der Herkunft derer ab, die auf diese Küsten auswandern. Sollte ein großer Theil derselben aus Weißen bestehen, so würden die farbigen Racen hellere Farben tragen; gegenwärtig scheint es aber, als wenn diese Gegenden nicht den Weißen unterworfen werden sollten. Er hat seit Jahrhunderten diese Erde bewohnt, doch ist er jetzt als Fremdling ausgeworfen worden. Die Kaste des weißen Mannes sollte hier nicht herrschen.

In Venezuela stehen dem Farbigen die höchsten Staatsämter offen; Paez, der letzte Präsident, war aus dieser Classe. Daher besteht in diesem Lande kein Vorurtheil gegen den Neger, und wenn er frei ist, kann er sich in der Gesellschaft so hoch stellen, als Fähigkeit und Einsicht es ihm gestatten mögen.

Die Sitten der Venezuelaner haben im Allgemeinen Manches mit denen der Spanier gemein, indem mehr oder weniger jene Art Stolz, den man den castilischen nennen könnte, vorherrscht, sogar die Gedichte sind davon angesteckt. Vielleicht wird ihr Stolz noch durch die Betrachtung erhöht, daß sie „Republicanos" sind. Wenn sie einander anreden, sind sie höflich, selbst bis zum Landmann herab, und in ihrem Gang und äußern Betragen sind sie anmuthiger und gewandter als andere Nationen. Sie sind nicht gesellig, selten sehen sie Gesellschaften in ihren Wohnungen, das Theater, der Ballsaal, das Billard oder das Stiergefecht sind die Orte, wo sie sich treffen. Die höhern Stände lieben weder Pracht noch Aufwand in ihren Häusern oder in ihrer Lebensart, im Gegentheil, sie sind mäßig und sehr genügsam. Auch wird Wissenschaft und Literatur nicht sehr gepflegt, denn sie sind zu träg im Allgemeinen, um Studien oder um Beschäftigungen zu lieben, welche geistige Anstrengung erfordern. In vorzüglichem Grade herrscht Eifersucht gegen Fremde, vielleicht weil sie mit ihnen in Handelsunternehmungen nicht concurriren können oder von ihnen durch Reichthum und äußern Glanz sich verdunkelt sehen. Daher sind die englischen, deutschen und amerikanischen Kaufleute hauptsächlich auf ihren eigenen Umgang beschränkt, ausgenommen auf den öffentlichen Plätzen. Zuweilen verheurathen sie sich mit Ausländern, doch selbst hiedurch kann die Schranke im geselligen Verkehr nicht entfernt werden. Indeß auch abgesehen von ihrer Kälte gegen andere Nationen, haben die Venezuelaner noch nicht gelernt, sich der Geselligkeit zu erfreuen.

Die Frauen sieht man, ausgenommen auf öffentlichen Plätzen, selten außer dem Hause; sie bringen die meiste Zeit in ihren Zimmern zu, und sind in Bezug auf geistige Bildung sehr vernachlässigt. Sie spielen die Guitarre, einige das Pianoforte, und wenn sie wohl genährt und gleich Dompfaffen zum Singen abgerichtet sind, glaubt man sie gebildet genug für die Art Käfige, die sie einnehmen. Doch noch ein Talent habe ich vergessen — sie tanzen und tanzen sehr graziös (alle Venezuelaner tanzen); doch das ist auch alle äußere Politur, in allen wesentlichern Geschicklichkeiten sind sie von der traurigsten Unwissenheit. Ihr Gang ist anmuthig, selbst bei den untern Ständen; nach meiner Meinung gehen die Frauen weit besser hier

als in England. Doch das kommt zum großen Theil daher, weil sie weniger Ursach dazu haben, sie sind niemals in Eile, und in mancher Gegend ist gar kein Geräusch. Die Menschen sieht man niemals gehen, als gelte es ihr Leben, und in der That, sie haben auch keine Gelegenheit dazu. Ihre Haltung ist daher so, wie sie Personen haben, die gehen um zu gehen, nicht um zu einer bestimmten Zeit an einen Ort hinzukommen.

Ihre Kleidung ist nicht sehr mannichfaltig; die Hauptputzartikel unter den höhern Ständen sind große Schildkrotkämme von der kostbarsten Form, mit Schnitzwerk und durchbrochener Arbeit in den mannichfachsten Mustern; lange, schwarze Schleier, die den Kopf und fast die ganze Person verhüllen, und kleine seidene Schuhe und Strümpfe, von sehr feiner Arbeit. Auf diese Gegenstände ist augenscheinlich die größte Aufmerksamkeit der Frauen gerichtet, während die Männer die ihrige ganz auf den Schmuck ihres Pferdes richten, indem sie den Stirnriemen des Zügels und den Sattel mit so viel Silber verzieren, als sich darauf anbringen läßt. Oft haben sie auch silberne Steigbügel und stets silberne Sporen.

Dieser Hang für silberne Sporen und reich verzierte Zügel geht bis in die untersten Classen herab; und ich habe Männer gekannt, die dafür alles hingaben, was sie besaßen; auch ist es nicht ungewöhnlich, einen silbernen Sporn an einem nackten Fuß angeschnallt zu sehen.

Sicilien im Herbst 1838.

3. Sciacca. — Girgenti. — Syrakus. — Catania. — Taormina. — Messina.

(Fortsetzung.)

Hier breitet sich ein unabsehbares Steinfeld in schauerlicher Kahlheit aus. Die Fernsicht zeigt Lentini mit seinen Seen, Catania und das Meer, und zur Rechten den Hybla. Nach einem drei Miglien währenden Ritt wird die Wüste durch eine tiefe, vom Waldstrom zerrissene Schlucht, in die man nur mit Lebensgefahr hinabklimmt, unterbrochen. Auf jenseitiger Höhe liegt das elende Dörfchen Buchiere. Ich wähnte, die 3 Miglien der Cattivissima strada, mit der mich der Führer bedroht hatte, seyen überstanden — ich war im Irrthum. Noch hatten wir uns, trotz dem daß keine Spur eines Weges sichtbar ward, auf der Strada carossabile befunden, und sollten die Schrecknisse sicilianischer Nebenwege erst kennen lernen. Mir fehlen die Worte, um die Abscheulichkeit der Straße zu charakterisiren. Die Erde verschwindet im eigentlichsten Wortsinn unter dem Geröll der mehrere Fuß hohen Steine; das Wasser wühlt immer neue Blöcke aus dem Felsgerippe, und vereitelt jeden etwanigen Versuch, eine Straße zu bahnen. Zu halben Stunden reitet man im Flußbett, und dieses sind, trotz dem daß die Bergströme nichts weniger als Kiessand mit sich führen, noch die erträglichsten Augenblicke. Die Maulthiere rutschen streckenweise vom steilen Felsen hinab. Daß sich weder Roß noch Reiter auf jener entsetzlichen Straße den Hals gebrochen, und besonders als hinter S. Maria di Busciemi die finstere Nacht einbrach, bleibt mir noch jetzt ein Räthsel. Pallazzuola ist von dem letzten Ort abermals durch eine tiefe Felsschlucht getrennt. Die schönsten Steineichen, welche die Bergwand schmücken, konnte ich nur mehr ahnen, als mich ihrer freuen. Erst um Mitternacht erreichten wir den Gipfel, auf welchem Pallazzuola liegt. Es besitzt kein Wirthshaus. Die Gastfreundschaft, welche uns ein Schuhmacher angedeihen ließ, verursachte ihm weniger Unbequemlichkeit als uns. Trockenes Brod war das einzige Genießbare, was er uns vorsetzen wollte oder konnte; das Ungeziefer bezeugte dagegen wenig Lust, den uns gebotenen Fasttag zu theilen. — Mögen diese Andeutungen mir zur Entschuldigung dienen, wenn ich es am folgenden Tage verschmähte, die Alterthümer des nahe gelegenen Acrä, die Reste eines Theaters, Odeums und der Katakomben zu besichtigen, und so früh als möglich Syrakus zu erreichen wünschte.

Das Herabsteigen von der verwünschten pallazzuoliner Felsklippe ist nicht minder gefährlich als deren Erklimmen, und erst wenn man sie aus dem Gesichtskreis verliert, scheint die Natur sich wieder versöhnlicher bezeigen zu wollen. Der Weg führt durch einen herrlichen, nur allzu kurzen Eichenwald, eine Seltenheit überhaupt auf der Insel, noch mehr aber in solcher Schöne. Die prachtvollsten, jahrhundertalten Bäume standen auf engem Raume zusammengedrängt, und waren unter einander durch Caprifolium und Epheu auf das Anmuthigste verflochten. — Der nachfolgende Berg gewährt eine schöne Aussicht auf das Meer, und das in ihm schwimmende Syrakus; dann steigt man zu der Cava di Spampinada, einer stundenlangen, von hohen, senkrechten Felsen begränzten Schlucht hernieder. Der Pflanzenwuchs, befruchtet von den Gebirgswässern, welche den Engpaß im Winter durchströmen, und von den Felsmauern vor Stürmen geschützt, ist hier über alle Beschreibung üppig und schön. Oelbäume und Sambuc wurzeln in den Steinspalten bis oben, und krönen den Rand der Klippen; Aloë und die verschiedensten Cactusarten verweben sich in seltsamer Gestalt, Granatbäume beugen sich unter der Last ihrer überreifen Früchte, der Epheu verhängt mit glänzend grünem Gewebe die Grotten, Weinlaub schwingt sich ihm an Kühnheit gleich an den Steinen empor, die Capernstaude läßt ihre feinen Ranken herniederhangen, während der durstige Oleander sich nur um wenige Schritte von der durch Kiesel bezeichneten Spur des Bachs trennen mag. — Das Dorf Floridia, welches am Ende der Schlucht liegt, reizt nur wenig zu längerem Verweilen, desto mehr die Olivenwaldung, welche sich bis zum Thore von Syrakus hinzieht, und in der die ältesten, merkwürdigsten Oelbäume stehen, die ich jemals sah; sie übertreffen sogar die Salernitaner an Anmuth und Fülle.

Syrakus ist Festung, seine Werke sind höchst unbedeutend; man muß ihm jedoch den Ruhm lassen, daß es sich von jeher männlich vertheidigte, wenn auch nur gegen Reisende. Mit Sonnenuntergang werden zwei von den vier Zugbrücken, welche den einzigen Zugang bilden, aufgezogen, und sämmtliche Pforten verriegelt und verrammelt. Wer draußen ist, bleibt draußen. Von dem zweifachen Gürtel der Festungswerke und des rings

umgebenden Meeres eingeengt, verkrüppelte der Wachsthum der Stadt in der Blüthe. Wohl keine andere wird von der Einbildungskraft mit so strahlender Glorie umgeben, als gerade Syrakus, und keine paßt in der Nähe ihre Aurcole schneller ein als sie. Die Kluft zwischen alter Herrlichkeit und modernem Elend ist zu weit, als daß bloße Erinnerungen an klassische hochtönende Namen sie ausfüllen könnten. So hege ich die feste Ueberzeugung, daß der ehrliche Seume, als er sich am endlichen Ziel seines Spaziergangs sah, sich nicht wenig mystificirt gefühlt haben mag, und daß nur der für deutsche Ohren so einschmeichelnd tönende Namen Syrakus ihn bewogen habe, diesen seinem Buche vorzuheften. Die Straßen sind schmal, finster, armselig; nicht ein einziges, neueres Gebäude verdient eine besondere Aufmerksamkeit. Die der Santa Lucia, der Schutzpatronin der Stadt, gewidmete Kathedrale enthält 24 der schönsten antiken, dorischen Säulen von vollendeter Arbeit, und dem Selinuntiner dritten Tempel an Styl, Größe und Ausführung vollkommen gleich. Ihre Schönheit kann aber nur mehr geahnt als erkannt werden, schmachten sie doch alle zwischen den Mauern einer Kirche, welche den Ruhm hat, die geschmackloseste Façade in ganz Sicilien zu haben. Schöne Säulen eines Dianentempels nebst antiken Bädern befinden sich in der Dienstwohnung des Commandanten, aber unsichtbar für den Fremden. Das Nationalmuseum ist klein, aber wohl geordnet, und enthält außer einem überaus schönen Torso einer Venus mehrere ganz artige Kleinigkeiten, silberne Vasen, zierliche Bronzelampen und Thonstatuetten, welche sämmtlich in der Gegend gefunden worden sind. Die Hauptcuriosität der Stadt aber ist die Quelle Arethusa. Eine vom Meer umspülte, fünfzig Schritte lange Mauer umspannt den aus dem rohen Fels sprudelnden und den innern Raum füllenden Born, in welchem jederzeit einige fünfzig mit Spülen der Wäsche beschäftigte Frauen handthieren. Keine Einfassung, Verzierung, nicht einmal das ärmlichste Ländchen Venushaar und Schlingkraut schmückt den kahlen Stein — es ist die nüchternste, trivialste Nymphe, welche mir jemals vorgekommen ist, und nirgends bin ich ärger vom Namensklange genarrt worden, als hier.

(Fortsetzung folgt.)

Fortdauernde Auswanderung der Boers auf dem Cap.

Die Nachrichten vom Cap (s. Times vom 12 Jan.) reichen bis zum 5 Nov., und diesen zufolge dauert die Auswanderung der holländischen Gränzcolonisten immer noch fort, indem ein tiefgewurzeltes Mißvergnügen sich immer mehr verbreitet. Der Mangel an einer wirksamen Unterdrückung der Einfälle und Räubereien der einheimischen Stämme scheint die Hauptveranlassung zu seyn. Die Nachrichten über die Ausgewanderten in Port Natal gehen bis Ende September, und lauten sehr günstig: sie hatten eine bedeutende Menge Lebensmittel, Werkzeuge und andere Bedürfnisse erhalten, welche durch öffentliche Subscription zusammengebracht, und durch ein besonderes Schiff hingesendet worden waren. Die Ausgewanderten waren emsig mit dem Landanbau beschäftigt, obwohl man wegen der späten Jahreszeit und der fortdauernden Dürre befürchtet, die Ernte möchte nicht sehr reichlich ausfallen. Am Cap herrschte eine merkwürdige Vorneigung, ihnen jeden möglichen Beistand leisten, ob von Seiten der holländischen oder englischen Bevölkerung, wird nicht gesagt.

Verheerungen der Hungersnoth in Indien.

Nachstehende Schilderung mag einen Begriff von den Verheerungen geben, welche jetzt die glücklicherweise großentheils gehobene Hungersnoth in den obern Provinzen Indiens veranlaßt hat: „Die Stadt und Vorstädte von Agra enthalten ungefähr eine Bevölkerung von 90,000 Seelen, und gegenwärtig (Mai 1838) mag ungefähr eine gleiche Zahl Armer aus den benachbarten Districten dahingeströmt seyn. Nach den letzten Tagsberichten begrub die Polizei täglich 400 Leichen, und einige Zeit früher 3 bis 400 täglich, also ungefähr 1000 monatlich, bei welchem Sterblichkeitsverhältnisse die gesammte Bevölkerung, die gewöhnliche und die zufällige, in 16 Monaten völlig weggerafft wäre. Von denen, welche man in das eröffnete Asyl aufnahm, starben täglich 100 bis 150 innerhalb 24 Stunden, da es unmöglich war, die erschöpften Körperkräfte, welche meist durch Krankheiten noch mehr angegriffen waren, wieder herzustellen. Man hat in Erfahrung gebracht, daß von den auf Dörfern dienenden Knechten niederer Kaste, mit Ausnahme derer, die nach Agra und andern Städten flüchteten, nur wenige am Leben blieben. Selbst von den kleinern Pächtern ist eine große Anzahl umgekommen, andere haben ihre Ländereien verlassen, um den Forderungen des Pachtschillings und der Schuldenzahlung, zu deren Befriedigung sie keine Mittel hatten, zu entgehen. Ein noch außerordentlicherer Umstand ist aber, daß selbst einige freie Grundeigenthümer nach andern Theilen des Landes entflohen sind und ihre Rechte verzweiflungsvoll aufgegeben haben. Ueberall sieht man verfallene Dörfer und selbst große Städte, welche die Hälfte ihrer Einwohner verloren haben. So vollständig war die Zerstörung des Ackerbaucapitals, daß, wenn nicht die Regierung den noch übrigen Zemindars (Grundherrn) die Mittel liefert, das nöthige Vieh und Saatkorn zu kaufen und die Arbeiter zu unterhalten, das Land nicht bebaut werden kann, wie günstig auch die Witterungsaussichten für das nächste Jahr seyn mögen." Die Dürre hat bekanntlich bald darnach aufgehört, dagegen aber haben fluthähnliche Regen alle Flüsse geschwellt und ungeheure Verwüstungen angerichtet. (Asiatic Journal. Nov. 1838.)

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

1. Von der ungarischen Gränze bis Sebenico.

(Fortsetzung.)

Ungleich geringeres Interesse als die so eben genannten haben jene westwärts von Uglian gelegenen Inseln Grossa, Zlarin und Coronata. Diese sind nur hinsichtlich ihrer Größe und Lage einigermaßen verschieden, kommen aber in ihrem Charakter ziemlich überein, wie sich denn auch ihre Bewohner fast ausschließend nur mit Fischfang und Schafzucht ernähren. Auf gleiche Weise verhält es sich auch mit den ostwärts von Uglian gelegenen Inseln Osso, Pasman, Morter

und der zwiſchen dieſen und Coronata gelegenen Inſel Zuri, welche man nebſt mehrern andern unter dem gemeinſamen Namen enlednſiſche Inſeln begreift. Auch dieſe haben, da unter ihnen ſehr viele unbewohnte ſogenannte Scoglien (Klippen) ſich befinden, keine naturhiſtoriſche Merkwürdigkeit aufzuweiſen, und nur bei der größern Inſel Morter iſt zu bemerken, daß ſie mittelſt einer beweglichen Brücke mit dem Feſtland in Verbindung ſteht. Alle Schiffe, welche daher in den Hafen von Zara einlaufen wollen, müſſen dieſen Engpaß paſſiren. Da auch unter den auf dem Feſtlande die Stadt umgebenden Ortſchaften, wie z. B. Nona, Babindul, Zemonico, Boccanazzo, keiner ſich befindet, der eine beſondere Aufmerkſamkeit verdiente, ſo ſetzen wir unſere Wanderung von Zara aus auf der längs der Meeresküſte hinführenden Straße (Strada maritima) fort. Dieſe iſt in jeder Hinſicht eine der ſchönſten und intereſſanteſten Straßen, da ſie nicht nur durch die merkwürdigſten Orte und Städte, ſondern auch durch die ſchönſten und cultivirteſten Südgegenden führt. Indeſſen dürfte es hier zuvörderſt nothwendig ſeyn, einige Bemerkungen für den Reiſenden vorauszuſchicken, da das Reiſen in Dalmatien ganz verſchieden iſt von jenem in den übrigen ungariſchen Provinzen. Man hat ſich hier auf Beſchwerden gefaßt zu machen, die man in andern Gegenden Europa's gar nicht oder meiſt nur dem Namen nach kennt. Hierunter iſt hauptſächlich zu zählen der außerordentliche Mangel an Unterkunftsſtätten und Wirthshäuſern. Nur einem im Dienſte Reiſenden oder mit beſondern Empfehlungen an irgend in einem der Orte, die man zu berühren hat, machen es möglich, Unterkunft und Koſt zu finden, ungeachtet die Gaſtfreundſchaft im Allgemeinen hier überall ausgeübt wird. Von dem Fahren mit eigenem Wagen oder mit einer Landkutſche kann, obſchon die Straßen durchaus gut beſchaffen ſind, hier keine Rede ſeyn, theils wegen Mangel an Zugpferden und Wagen, denn nur in Spalato ſind einige ſogenannte Fiaker zu finden, theils und mehr noch wegen der engen und unebenen Gaſſen, die nicht nur Zara, ſondern auch allen übrigen Städten des Landes eigen ſind. Die gewöhnlichſte Art zu reiſen geſchieht daher mittelſt Saum- oder Packpferden, in den Kreiſen Ragufa und Cattaro aber mittelſt Maulthieren. Für die Fütterung der Pferde hat man nie zu ſorgen, da dieſe faſt im ganzen Lande, ſelbſt den Winter hindurch, überall friſches Gras finden; wohl aber hat man eine Begleitung nothwendig, theils der Fortbringung des Reiſegepäcks und der Nahrungsmittel wegen, theils wegen der Sicherheit vor Straßenräubern, die jedoch im Litorale ſeltener ſind, als in den Gebirgen. Man wählt hiezu einige Panduren, deren in jedem Orte mehrere aufgeſtellt ſind, und die ungefähr dieſelbe Beſtimmung haben, wie in andern Ländern die Gendarmerie, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie nicht auf militäriſchem Fuße, ſondern civiliſtiſch organiſirt ſind. Sie verrichten den Dienſt der Landpolizei unentgeltlich, und bloß gegen Befreiung von der gewöhnlichen Robot. Ihre Kleidung und Waffen ſind die landesüblichen, nur die Harumbaſchas (Unterofficiere), Serdaren (Oberofficiere) und Oberſten ſind nach dem öſterreichiſchen Militärſchnitt gekleidet. Die Panduren werden aus den wohlhabendern Morlaken in jedem Dorfe gewählt, und ſind daher auch meiſt Leute, auf die man in jeder Gefahr mit Sicherheit zählen kann. Mit einer bewunderungswürdigen Herzhaftigkeit verbinden ſie auch eine ſeltene Treue und Ergebenheit gegen den Reiſenden, in deſſen Dienſt ſie ſtehen.

Der erſte Ort, den man außerhalb Zara berührt, iſt Gorizza, ein größtentheils von Fiſchern bewohntes unanſehnliches Dorf, das, ſo wie das nächſtfolgende Wrana, eine Poſtſtation hat, wo die Pferde gewechſelt werden können. Bemerkenswerth iſt der bei letzterem Orte befindliche See, welcher einer der größten des Landes iſt. Er nimmt einen Flächenraum von beinahe 9 Geviertmiglien ein, und erhält ſein Waſſer durch mehrere unterirdiſche Quellen und durch die Bäche Biba und Scharobich; der ſalzige Geſchmack ſeines Waſſers und die in ihm bemerkbare Ebbe und Fluth laſſen vermuthen, daß er auch mit dem 2 Miglien entfernten Meere in Verbindung ſtehen müſſe. Er iſt überaus reich an Fiſchen, beſonders an Aalen, wovon alljährlich mehrere Tonnen nach Trieſt ausgeführt werden. Wrana war in frühern Zeiten ein wohlbefeſtigtes Kloſter und Sitz eines Großpriors der Tempelherren, denen es König Andreas II von Ungarn ſchenkte. Die Venediger zerſtörten es aber, ſo daß jetzt nur noch einige Trümmer von demſelben ſichtbar ſind. Außerhalb Zatton, einem Dorfe mit einem Poſtwechſel, fängt die Gegend an ſich anmuthiger zu geſtalten, und Reize zu entfalten, wie man ſie im hohen Süden nicht ſchöner findet. Während einerſeits die jetzt immer zahlreicher werdenden Olivenwälder und mit dem lieblichſten Grün prangenden Mais- und Getreidefelder das Auge wohlthuend ergötzen, gewahrt man andrerſeits auf der allmählich ſich erhebenden Straße des Meeres endloſen Spiegel. Bei Scardona wird der Straßenzug durch den Kerkafluß unterbrochen, welcher hier durch das ſich mit ihm verbindende Meerwaſſer ſo ſehr an Breite gewinnt, daß man ihn für einen See zu halten verſucht wird. Man überſchifft ihn daher mit einer Piette, was bei der Tiefe ſeines Bettes und ſeinen häufigen Wogen nicht ſelten gefahrvoll iſt. Drei Miglien oberhalb Scardona bildet dieſer Fluß, nachdem er bei dem Mönchskloſter Viſſovaz das von Dernis kommende Flüßchen Cicóla an ſich geriſſen hat, zwei ſehenswerthe Katarakte, den ſogenannten Roncislap und Skardinislap, zu letzterem kann man mit einer Barke in einer halben Stunde hinſchiffen. Ueber einen anſcheinend aus Waſſer und Bäumen beſtehenden, etwa 150 Fuß hohen Berg ſtürzt der Strom in zahlloſen Gascaden und Staubwolken mit furchtbar donnerndem Getöſe über klippenreiche Vorſprünge herab in die wogende Tiefe, wo er ſich dann zwiſchen grotesk geformten Kalkfelſen raſchen Laufes hinwindet, um in dem breitern Bette bei Scardona ſeine Vermählung mit dem Meere zu begehen. Oberhalb und unterhalb des Falles, ſo wie auf den unbeſpülten Plätzchen der Terraſſen ſelbſt wächſt Strauchwerk mannichfacher Art, deſſen immerwährendes Schwanken und Neigen den gewaltigen Druck des Waſſers zu erkennen gibt. Das einzige lebendige Thier in der Gegend iſt, außer den Bewohnern des Waſſers, der Purpurreiher, der hier in großer Geſellſchaft haust, aber beim Annähern eines Menſchen ſchen auffliegt, und ſo lange in den Lüften kreiſt, bis derſelbe die Gegend wieder verläßt. Es iſt dieß der fünfte Waſſerfall, welchen die Kerka auf ihrem 40 Miglien langen Laufe zeigt, und unter allen der merkwürdigſte.

(Schluß folgt.)

Nach der Revue du Havre ſoll ein Uhrmachergeſelle dieſer Stadt ein neues Gangwerk erfunden haben, vermittelſt deſſen eine Damenuhr, Einmal aufgezogen, ein Jahr lang, eine Herrenuhr drei Jahre, eine gewöhnliche Standuhr 20 Jahre und eine Kirchenuhr 200 Jahre gehe!! Eine ſolche Uhr ſoll nur 50 Franken koſten. Er hat um ein Patent nachgeſucht.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 26.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Januar 1839.

Die neuesten Kriege der Engländer in Indien.

Krieg gegen die Radscha von Curg.

Das Land Curg liegt auf der Westküste der Halbinsel, ungefähr vom 12 bis 14° n. Breite und umfaßt das innere Bergland; die Küstenstädte, namentlich Mangalur (Mangalore) befanden sich seit dem Untergang des bekannten Tippu Saheb in der Hand der Engländer. Von einer Gefahr für die letztern konnte bei diesem Kriege keine Rede seyn, wenn gleich der Radscha in seiner Proclamation sämmtliche Indier, Mohammedaner und Hindus, zum Kampf gegen die Feringis aufrief. Der Radscha, gegen den die Engländer die Waffen ergriffen, scheint allerdings ein grausamer Mann gewesen zu seyn, und wir wollen den Engländern alle seine Abscheulichkeiten aufs Wort glauben; daß sie aber nach dem Kriege, der nur wenige Tage dauerte, das Land ganz unter eigene Herrschaft nahmen, hatte wohl keinen andern Grund, als daß das Sandelholz, dessen Gebrauch als Parfum im ganzen südlichen Asien vom rothen Meere bis Japan es zu einem Gegenstande des Großhandels macht, fast ausschließend auf dem Alpengau von Curg wächst.

Die neuere Geschichte der Radschas von Curg ist ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte orientalischer und namentlich indischer Dynastien. — Als unmündiges Kind fiel Wir Radschander Wadir, rechtmäßiger Radscha von Curg, in Heider Ali's Hände, der ihm versprach, bei seiner Volljährigkeit ihn auf den Thron zu setzen; dieß geschah aber nicht, und als Heider Ali gestorben, sperrte ihn Tippu in eine Veste ein, setzte 300 Pagoden jährlich zu seinem Unterhalt aus, und der junge Fürst dankte die Rettung seines Lebens wohl nur dem Umstande, daß seine Schwester in Tippu's Harem aufgenommen wurde. Inzwischen hauste letzterer im Lande, befestigte die Hauptstadt Mercara, führte einen Theil der Landeseinwohner, die der adeligen Kriegerkaste der Nairs angehörten, nach Meisur, wo er sie mit Gewalt zu Moslems machte, und hob unter Anderem in einem seiner Kriege mit Einemmale 60,000 Mann aus, denn das Volk, ungemein kriegerisch, lebt als Hirten und Jäger, und baut nur in einigen Thalsenkungen Reis. Die Bedrückungen Tippu's reizten das Volk zur Rache; Wir Radschander Wadir entfloh aus der ihm angewiesenen Veste mit Hülfe von zwölf Häuptlingen seines Landes, und begann den Krieg gegen Tippu, dem er auch nach einiger Zeit die Hauptstadt Mercara entriß.

Tippu's Feindschaft gegen die Engländer machte den jungen Radscha zu deren Freund, und das Bündniß mit denselben, das freilich ein eingestandenes Abhängigkeitsverhältniß war, dauerte bis an seinen Tod. Darum wurde ihm nicht nur der in einem Vertrag vom Jahre 1797 bedungene Tribut von 8000 Pagoden in Folge seiner gegen Tippu geleisteten Dienste im J. 1799 erlassen, sondern ihm auch noch im J. 1804 ein reiches Gebiet in den Niederungen übergeben. Wir Radschander hinterließ keine Söhne, aber mehrere Töchter, deren Söhnen er gern die Erbfolge durch ein Testament gesichert hätte, aber Linga Radscha, sein jüngerer Bruder, bemächtigte sich (vielleicht auf das Erbrecht der Kriegerkaste der Nairen *) fußend) des Throns, und entledigte sich der Kinder seines Bruders großentheils auf eine gewaltsame Weise. Er soll im J. 1822 an Gift gestorben seyn, und sein Sohn folgte ihm nicht nur auf den Thron, sondern auch in seinen Thaten, denn er war grausam und feig zugleich. Da er von seinen fünf Frauen keine Söhne hatte, wollte er die verwittwete Schwester einer derselben heurathen; diese wies ihn aber ab, worauf er sich ihres Kindes bemächtigte und es umbringen ließ. Die Frau floh auf brittisches Gebiet, und bat um Rache, der Radscha forderte tobend von den Engländern die Auslieferung derselben, und bezog gegen einzelne Engländer Gewaltthätigkeiten, als diese verweigert wurde. Auch soll er alle seine Seitenverwandten aus dem Wege geräumt haben, damit kein Kronprätendent gegen ihn aufstehen könne. Doch wie dem auch seyn mag, genug, die Engländer begannen gegen ihn den Krieg, indem sie schnell 7500 Mann aufboten,

*) Die Familie der Radscha gehört indeß nicht zu dieser Kaste, sondern zu den ältesten Einwohnern des Landes, welche den Namen Hindu Lingaayet führen, und das Bild des von ihnen verehrten Lingam in einer kleinen Capsel bei sich führen; mehrere Radschas in Dekkan gehören zu derselben Kaste, und einer derselben, der Radscha von Meisur, trägt auch die Braminenschnur, wohl nur aus Anmaßung, denn die Braminenfamilien in Curg wollten dem letzten Radscha ihre Töchter nicht zu Weibern geben.

die von allen Seiten her gegen Curg anrückten. Am 1 April war der festgesetzte Tag, wo sie in das Land einbrachen: schon am 7 wehte die englische Fahne auf den Thürmen von Mercara; der Radscha, zu feig zum Widerstand, hatte sich ergeben, so wie er Ernst sah, und die Engländer bemächtigten sich einer Summe von 13 Laks Rupien, die als Prisengeld vertheilt wurde, wovon der Commandirende, Oberst Lindsay 10,000 Pf., und ein Lieutenant noch 270 Pf. erhielt, was selbst die englischen Officiere für einen sechstägigen Feldzug etwas viel fanden.

So gar leicht war indeß die Sache doch nicht abgegangen, und die Befürchtungen vieler, die englischen Truppen würden viel zu leiden haben, und wohl gar geschlagen werden, waren nicht ganz ohne Grund. Die Meisurer hatten ohnehin den Engländern nichts Gutes geweissagt, denn sie selbst waren in den früheren Kriegen unter Tippu schlimm mitgenommen worden. Ein Officier, der dem kurzen Feldzug beiwohnte, beschreibt die Art, wie die Bewohner dieses allenthalben von Dschungeln bedeckten und sehr bergigen Landes ihre Kriege führten, auf folgende Weise:*) „Ihr Benehmen während der vielen früheren Kriege mit den Häuptlingen des Niederlandes im Westen, wie mit den Meisurern im Osten, bestand darin, sie mit wenig Widerstand ins Land eindringen zu lassen, durch den Anschein von Eroberung weiter zu führen, einige alte Waffen Preis zu geben, und sich auf ihre stärksten Positionen im Innern ihrer Berge zurückzuziehen, die, fast uneinnehmbar, die Vorräthe und die Geduld ihrer Gegner erschöpften; wenn nun diese, mit dem Ruhme so weit vorgedrungen zu seyn, sich zurückziehen wollten, fanden sie die beim Vorrücken eingenommenen oder umgangenen Verpallisadirungen beim Rückzuge mit entschlossenen Feinden besetzt. So in der Fronte aufgehalten, auf den Flanken und im Rücken von einem thätigen Feinde harcelirt, der, mit den Pfaden durch die dichten Dschungeln wohl bekannt, an seiner Verwirrung sich ergötzte, und weder Kranke noch Verwundete, die in seine Hände fielen, schonte, wurde jede in Curg eindringende Truppenmacht, wenn sie nicht allzu stark war, aufgerieben.“ Dieß ist buchstäblich, wie es der einen englischen Colonne erging, die, 580 Mann stark, von Mangalur her eindrang, unter stetem Geplänkel vorrückte, bis sie endlich auf eine stärker besetzte, zum Theil auch von Rohillas vertheidigte Befestigung stieß, wo sie zum Rückzug gezwungen und, bis sie einen haltbaren Punkt erreichte, halb aufgerieben wurde. Der Anführer der Rohillas, die man in Indien allenthalben findet, wo es Krieg, namentlich gegen die Engländer, gibt, war bei einem der Gefechte auf dem Platze geblieben, sonst möchte es leicht den Engländern noch schlimmer ergangen seyn. Ein merkwürdiger Zug bei diesem Vorfall ist nicht zu vergessen, weil er ein Licht auf den kriegerischen und räuberischen Charakter des Volks wirft. Der Radscha, durch das von allen Seiten her erfolgende Eindringen der Engländer erschreckt, hatte keine Art von ernsthaftem Widerstand versucht, und auf den andern Seiten, wo die Engländer in stärkerer Zahl waren, hatten alle Feindseligkeiten schon am 3 April aufgehört; dieß wurde aber von Seite der Curgs der im Nachtheil befindlichen englischen Colonne nicht mitgetheilt, vielmehr der Krieg in Aussicht auf Beute auf eigene Faust fortgeführt, und zwar mit Glück; ohne die große Entschlossenheit des englischen Commandanten, Oberst Jackson, würde das kleine Corps durch Beschwerden und den andringenden Feind aufgerieben worden seyn, denn beim ersten Anschein von Unfall hatten die Kulis (Lastträger) und die Ochsentreiber, welche den wichtigsten Theil des Verpflegeamts ausmachten, die Flucht ergriffen, die Ochsen verliefen sich zum Theil in die Wälder, und dem kleinen, auf die Hälfte herabgeschmolzenen Corps fehlte es an dem Unentbehrlichsten. Es ergibt sich aus diesem kleinen Beispiel, wie viel die Engländer wagen, wenn sie bis ins Innere der Gebirge, überhaupt des Deklan eindringen. Beim geringsten Unfalle stehen sie mit all ihrer Tapferkeit allein da, die ganze Masse von Menschen, die sie zur Fortschaffung des Gepäcks und zum Theil der Kanonen brauchen, nimmt Reißaus, und wenn die englische Mannschaft außer dem Kampfe und Marsch auch noch Gepäcke schleppen soll, wird die Anstrengung zu groß, und nach wenigen Tagen brechen, wie es auch dießmal geschah, Dschungelfieber aus. Der rasche Erfolg auf der andern Seite hatte dießmal den schlimmen Folgen Einhalt gethan, denn schon waren unter Oberst Jacksons Corps Fieber ausgebrochen.

(Schluß folgt.)

*) Siehe Expedition to Coorg in 1834. United Service Journal. 1838. Februar, April, Mai und Junius.

Sicilien im Herbst 1838.

3. Sciacca. — Girgenti. — Syrakus.

(Schluß.)

Bedeutender ist das alte, auf der Anhöhe und eine Miglie von der Festung liegende Syrakus. Erdbeben haben freilich auch hier alles über der Erde Stehende, bis auf die einzige Säule des Prytaneums auf dem Glacis, zerstört, und nur die in den lebendigen Fels gehauenen Denkmäler verschont — sie sind aber desto zahlreicher. Das Amphitheater — es gehört zu den wohlerhaltensten, und seine Haupteingänge sind mit lobenswerther Pietät aufgegraben und geschützt — die 14 Pilaster der Piscina unter dem Kirchlein S. Niccola, das famose Ohr des Dionys, wo der Steinsitz des Tyrannen, wahrscheinlich in Folge der häufigen Explosionen, mit welchen die Schlüsselbüchse des Custode den Kanonendonner nachafft, herabgestürzt ist, und der Wachtthurm auf dem einsam in der Mitte stehenden Felsen, eben so wie die Latomien der Seiler, deren Steinwände in so schönem Purpurroth schimmern, sind aber schon allzu häufig beschrieben worden, um noch fernerer Erläuterung zu bedürfen. Ein Gleiches gilt von den berühmten Gärten der Capuciner in den alten Steinbrüchen; ich sah sie in ihrer reichsten Pracht; alle Arten von Südpflanzen sproßten in üppigster Fülle, Myrte und Lorbeer, Granaten und Mandeln, die zu riesigen Bäumen aufgeschossen waren, Citronen- und Orangenbäume, welche unter der Last ihrer Goldfrüchte erlagen. Die in den Fels gemeißelten Katakomben waren von den ehrwürdigen Vätern zu Eselställen und Begräbnißstätten der Ketzer verwandt worden; in einer dieser Klüfte ruhte der vor zwei

Monaten geſtorbene engliſche Conſul. Jene ſteinernen länglichen Grabniſchen ziehen ſich durch das ganze ſüdliche Sicilien. Sehr häufig, unter andern in der Gegend von Busciemi, Pallazzuola, Lentini ſieht man ſie in dem auf freiem Felde liegenden Felſen. Die Gräberſtraße bei Syrakus, welche aus ihnen beſteht, iſt eine der weitläuftigſten, und dehnt ſich um die ganze Stadt, von dem ſogenannten Grab des Archimedes bis zum Theater. Die Todten nehmen faſt mehr Raum ein, als die Lebenden. Deßwegen können auch die Katakomben in San Giovanni nur ein flüchtiges Intereſſe erregen; ihre Räume ſind ſogar noch kleiner, als die der neapolitaniſchen, und ſo entbehren ſie auch der alten Malereien, welche den letztern noch einigen kunſtgeſchichtlichen Werth verleihen. Deſto bedeutender iſt die daneben gelegene unterirdiſche Kirche San Marciano, auf welcher zwei neuere ſtehen. Sie iſt, wie eine in die Wand gefugte Inſchrift beſagt, die älteſte Kirche Siciliens, und in Geſtalt eines Kreuzes gebaut. Die vier Pfeiler, welche das Gewölbe tragen, ſind antike, faſt gänzlich von der Mauer verdeckte Säulen. Nur die Capitäle ſind ſichtbar; ſie tragen Kragſteine, auf denen die Embleme der vier Evangeliſten in Basrelief mit bibliſchen Inſchriften ausgehauen ſind. Das Grab des Heiligen iſt in einer beſondern Niſche rechts vom Altar, dicht bei letzterm ſein Biſchofſitz, ein umgeſtürztes, vollendet ſchönes joniſches Capitäl. Die Porphyrſäule, wo er ſich geißeln ließ, ſteht in einer Nebencapelle. Die Wandmalereien ſtammen aus der älteſten Zeit, und ſind im edelſten Style, leider zum großen Theil überweißt oder barbariſch übermalt. Wo aber die Tünche wieder abblättert, treten die herrlichſten Geſtalten hervor, unter andern ein ganz vorzüglicher Johannes Evangeliſta und eine Madonna mit dem Kinde in einer Seitencapelle rechter Hand. Als Schlußpunkt des alten Syrakus empfehle ich jedem das alte, ganz in den Felſen gehauene Theater; mit ſeinen maleriſchen Umgebungen rundet es ſich zum herrlichſten Bilde. In der Mitte der Sitze iſt eine kleine Mühle hineingebaut, aus der das Waſſer, von der Sonne beſchienen, in goldenen Bogen hervorſprühte; ein alter Wartthurm, bis an die Zinnen mit Weinreben umflochten, ſteht auf der andern Seite. Tauben umflattern die Zacken; das Landvolk ruhte auf den vollkommen erhaltenen Sitzen. Nur die Scene fehlte, und ſtatt ihrer öffnete ſich der Blick auf Syrakus, auf ſeinen Hafen, landeinwärts auf den Hybla, die fernen, einſam trauernden Säulen des Jupitertempels, und den Anapusfluß mit ſeinen Papyrusſtauden.

Man muß wochenlang auf dem Folterbett ſicilianiſcher Binnen- und Küſtenſtraßen geſeufzt haben, um das Gefühl der Behaglichkeit, welches mich beſchlich, als ich mich zum erſtenmale wieder auf der Kunſtſtraße nach Lentini befand, empfinden zu können. Das Geleiſe der antiken Straße läuft parallel mit der neuen, mahnt auf das Lebhafteſte an die überſtandenen Leiden und erweckt eben ſo hohe Begriffe von der Dauerhaftigkeit des Fuhrwerks der Alten, als geringe in Bezug auf ihren Comfort auf Reiſen. Die ganze Gegend iſt eine fortlaufende Felsklippe. Wo ſich in der Vertiefung etwas Erde geſammelt hat, wird ſie augenblicklich zum Anbau benutzt, in kleineren Räumen behackt, in etwas größeren durch den alten, räderloſen Pflug, wie wir ihn ſchon aus antiken Basreliefs kennen, aufgeworfen. Hier erweist er ſich als zweckmäßig, deſto unpraktiſcher aber in dem fetten, lehmigen Boden der Weſtküſte, wo der Druck der Hand kaum die Oberfläche zertheilt. Doch die Erde lohnt ja verſchwenderiſch auch die leiſeſte Pflege, und ſo wird denn auch dieſer rohe Pflug bei dem jeder Veränderung abholden Volke wohl noch das folgende Jahrtauſend überdauern. Die Gegend iſt, ohne auf romantiſche Schönheiten Anſprüche zu machen, doch den ſchönern zuzuzählen. Links begränzt ein langes, bewaldetes Felſengebirge, auf deſſen äußerſter Spitze das Dorf Millili ruht, die Flache, zur Rechten der Meerbuſen von Agoſta mit ſeiner Halbinſel Magniſi, dem auf einzelnen Klippen ruhenden Faro und Caſtellen von Agoſta, und der jenſeits liegenden Stadt. Der Weg nach Lentini verläßt bei Millili die große Straße, und leitet hinter einem ſchönen Olivenwalde durch das heitere, neuerbaute Dorf Priolo, das erſte, welches wieder den Begriff, den wir von Dörfern haben, vergegenwärtigt, während die bisher erſchauten, jederzeit Caſtellen und Raubſchlöſſern vergleichbar, auf den Zacken hängen.

Chronik der Reiſen.

Wanderungen in Dalmatien.

1. Von der ungariſchen Gränze bis Sebenico.

(Schluß.)

Scardona iſt eine kleine, aber wohlgebaute Stadt von ungefähr 500 Häuſern, die, in einer einzigen Gaſſe am nördlichen Ufer der Kerka ſich hinziehend, von Handel und Ackerbau treibenden Slaven und Italienern bewohnt wird. Die Slaven nennen ſie Skardin; indeſſen iſt das heutige Scardona ganz verſchieden von demjenigen, welches der berühmte Verſammlungsort der alten Illyrier zu einer Zeit war, in der ſich die römiſche Gewalt noch nicht bis hieher erſtreckte, und in der ſelbſt illyriſche Könige ihre Reſidenz gehabt haben ſollen. Von dieſem iſt auch nicht die geringſte Spur mehr vorhanden, obſchon mit Sicherheit anzunehmen iſt, daß es auf derſelben Stelle geſtanden, welche das Städtchen jetzt einnimmt. Die Ruinen, welche im Rücken des Städtchens die Kuppen eines Felſen ſchmücken, gehören zufolge ihrer Structur und Bauart der mittelalterlichen Periode an. Scardona's Handel würde bedeutender ſeyn, wäre die Kerka auch für Seeſchiffe zugänglich, allein die größten Laſten, die ihr Rücken trägt, ſind 30 Tonnen; es hat daher nur einigen Tranſithandel nach den angränzenden türkiſchen Provinzen Bosnien und Serbien. Indeſſen dürfte in der Folgezeit der Handel bedeutender werden, wenn erſt der Gebrauch des Zugviehes und der Fuhrwerke allgemeiner wird. Von den Einwohnern iſt die Mehrzahl der griechiſchen Kirche zugethan. Jenſeits der Kerka fängt die Straße allmählich zu ſteigen an, ſenkt ſich aber bei Sebenico wieder abwärts.

Schon von des Berges Höhe gewahrt man dieſe Stadt hart am Meer und dem Abhang eines in zwei Spitzen auslaufenden Gebirgszuges, amphitheatraliſch gelagert mit ihren beiden die Bergſpitzen krönenden Caſtellen und ihrem hoch emporragenden ſtattlichen Dome. Nicht ſo freundlich wie von außen geſtaltet ſich das Innere

derſelben. Die ihrer ganzen Länge nach die Stadt durchziehende Hauptſtraße iſt zwar beiderſeits mit zum Theil niedlich und ſolid gebauten Häuſern geſchmückt, allein deſto auffallender contraſtiren mit ihr die regellos gebauten und holprichten Quer- und Nebengäßchen mit ihren armſeligen Häuschen, die man wohl am beſten mit den Steinhütten der Morlaken um Kein vergleichen kann. Mit dem tiefern oder untern Theile der Stadt iſt der höhergelegene durch mehrere ſteinerne Stiegen verbunden. Die beiden Anhöhen über der Stadt trugen einſt zwei Forts, die noch im ſiebzehnten Jahrhundert mehrmals Gegenſtände blutiger Kämpfe waren. Das hintere oder höhergelegene wird S. Giovanni, das andere, niedrigergelegene, il Barone genannt, zum Andenken an ſeinen Erbauer und heldenmüthigen Vertheidiger gegen die Türken (1648), den (1693 †) Freiherrn Chriſtoph Martin von Degenfeld, welcher damals in Dalmatien und Albanien als Gouverneur befehligte. Beide Veſten ſind aber bereits vom Zahne der Zeit ſo angegriffen, daß ſie binnen kurzem nur Steinhaufen gleichen werden. Sebenico's ſchönſter Schmuck ſind ſeine Kirchen, unter denen der Dom allen voranſteht an Größe und Pracht. Sie iſt durchaus von Marmor im erhabenen gothiſchen Styl (ſeit 1555) erbaut; ihr Schiff bildet eine Rotunde, deren ſtattliche Kuppel im Innern von ſieben ſchlank geformten Säulen getragen wird. Zu den übrigen bemerkenswerthen Bauten gehören die beiden biſchöflichen Reſidenzen und die der Domkirche gegenüber befindliche ehemalige Loggia (Stadthaus), jetzt einem Kaffeeſieder überlaſſen, der es zu einer Kaffeewirthſchaft und den großen Rathsſaal zu einem Tanzſaal eingerichtet hat. Die Haupterwerbsquelle der Bewohner von Sebenico bilden die landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe, beſonders Getreide, Wein, Oel, Hülſen- und Obſtfrüchte, unter denen die Maraſchen ein Hauptartikel ſind und zur Liqueurbereitung benutzt werden. Die Weinproduction iſt hier ſo bedeutend, daß man durchſchnittlich 30,000 Barillen annimmt, welche alljährlich ausgeführt werden. Auch Bienen- und Schafzucht wird ziemlich betrieben, und die von letztern gewonnene Wolle findet, obſchon es eine geringe Sorte, dennoch guten Abſatz. Außerdem bietet das Meer Fiſche mannichfacher Art in Ueberfluß, und ſelbſt Korallen wurden ehehin an den benachbarten Scoglien gefiſcht, da aber nicht ſelten die Koſten bei dieſer Fiſcherei größer waren, als der Gewinn, ſo wurde dieſelbe ganz aufgegeben. Der Meerbuſen, an dem die Stadt liegt, wird der Canal von Sebenico genannt. Er iſt von Norden nach Süden vier Miglien lang, von Oſten nach Weſten zwei Miglien breit und hängt mit dem Meere durch den etwa 1000 Schritte langen und 100 Schritte breiten, durch hohe Felsmaſſen gebildeten Canal S. Antonio zuſammen, deſſen Ausmündungswinkel durch das Fort S. Nicolo gegen das Einlaufen feindlicher Schiffe geſchützt wird. Der Hafen von Sebenico befindet ſich am ſüdöſtlichen Ende der Stadt. Er iſt ziemlich geräumig und günſtig gelegen, wird aber höchſt ſelten von fremden Schiffen beſucht, da er außer dem Fahrwaſſer liegt.

Von Sebenico an wird die Steigung der Straße allmählich größer und beſchwerlicher, hat man aber einmal des Berges höchſten Punkt erreicht, ſo wird man auch für die gehabten Mühen auf die überraſchendſte Weiſe durch eine der herrlichſten Ausſichten belohnt. In demſelben Maaße, wie die Straße anſtieg, ſenkt ſie ſich auch wieder in einem langen Zickzack abwärts bis zu den Wällen des Städtchens Trau, deſſen man ſchon aus der Ferne anſichtig wird. Trau an ſich iſt ein düſteres, aus etwa 800 meiſt alten Häuſern beſtehendes, von engen und winkligen Gaſſen durchſchnittenes Städtchen, das, gleichwie Zara, ringsum vom Meer umfluthet und von hohen Mauern und Thürmen umſchloſſen iſt. Freundlicher aber geſtalten ſich ſeine Umgebungen, beſonders zur Früh- und Spätjahrszeit, wenn die zahlreichen Mandel-, Feigen- und Olivenhaine in ihrem grünen Schmucke, die lieblichſten Düfte verbreitend, daſtehen. Ihr gegenüber liegt die Inſel Bua, mit der die Stadt auf der öſtlichen Seite durch einen 500 Fuß langen Damm und eine Brücke verbunden iſt, die, wie jene die Inſel Morter mit dem Feſtlande verbindende, geöffnet werden kann, um die Schiffe durchpaſſiren zu laſſen. Urſprünglich bildete das Terrain, auf dem die Stadt Trau liegt, eine Halbinſel, welche aber aus fortificatoriſchen Rückſichten durchſtochen und zu einer vollkommenen Inſel gemacht worden iſt. Trau wird aber deſſen ungeachtet niemals eine haltbare Feſtung abgeben, theils der nahegelegenen Berge, mehr noch aber wegen der Nachbarſchaft der Inſel Bua, von der es kaum auf Flintenſchußweite entfernt liegt. Ob das heutige Trau daſſelbe iſt, welches, wie Strabo meldet, von den Syracuſanern unter dem Namen Tragurium gegründet wurde, iſt bis jetzt unentſchieden. Außer ſeiner Domkirche hat das Städtchen nichts Bemerkenswerthes aufzuweiſen. Dieſe iſt gothiſchen Bauſtyls, und hat zur Seite einen edel gebauten Glockenthurm mit einer pyramidenförmigen Kuppel. Gleich intereſſant für den wiſſenſchaftlich gebildeten Fremden iſt die ſchöne Bibliothek im Hauſe Garagnini, in dem jedem der Zutritt gern geſtattet wird. Dieſelbe enthält außer einer bedeutenden Anzahl naturhiſtoriſcher Werke auch alle jene Werke, Monographien, Karten, Zeichnungen u. ſ. w., welche auf dalmatiſche Geſchichts- und Landeskunde Bezug haben. Die Trau gegenüberliegende Inſel Bua gehört unter die ſchönſten und fruchtbarſten im dalmatiſchen Archipel. Sie producirt Südfrüchte aller Art, namentlich Feigen, Granatäpfel und Mandeln, Oel und Wein, gedeihen um den Hafen Ostrugh in Abundanz. Aber die in mehrern geographiſchen Handbüchern angezeigte Aſphaltquelle, welche hier ſich vorfinden ſoll, exiſtirt auf der ganzen Inſel nicht; wohl aber findet ſich eine ſolche in dem etwa 50 Miglien oſtwärts entlegenen Gebiete von Macarica, nächſt Vergovaz am Fuße des Berges Radonich. Die Breite der Inſel wechſelt zwiſchen 5 bis 5 Miglien, während die Länge über 15 Miglien beträgt, und ihr äußerſtes Ende bis gen Spoleto ſich hinzieht.

Merkwürdiges ägyptiſches Steingrab. Ein kürzlich in Liverpool angekommenes Schiff hatte ein ſehr altes ägyptiſches Steingrab an Bord, das für das brittiſche Muſeum beſtimmt iſt. Der Sarg hat 8′ 6″ Länge und 5′ 6″ Tiefe; er iſt mit merkwürdigen menſchlichen Figuren, Hieroglyphen und emblematiſchen Deviſen bedeckt. Man hatte ihn ſehr weit im Innern Aegyptens aufgefunden. (Liverpool Paper.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 11** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Walter Scotts Leben.** Von Lockart. **Zweiter Artikel. — Franzöſiſche Geſchichtſchreiber der Gegenwart.** (Fortſetzung.)

Das Abonnement dieſes dem Ausſtande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6–7 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Ausſtandes Quartal 4 fl., halbjährlich 8 fl. und ganzjährlich 16 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 8 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 27.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

27 Januar 1839.

Sicilien im Herbſt 1838.

4. Die Oſtküſte. — Catania. — Taormina. — Meſſina.

Die öſtliche Küſte beginnt alsbald ihren Pflanzenreichthum und die unverſiegbare ſchöpferiſche Kraft ihres Bodens zu offenbaren. Wilder Salbei und Myrten bedecken die Felder; letztere trägt die zweite Blüthe neben der Beere; eben ſo vereinigt der Liebesapfel mit der goldgelben Frucht die violettblaue Blüthe an einem und demſelben ſtacheligen Zweige, und ſogar der Cactus treibt, während ſeine Früchte ſich noch röthen, die gelben Kelche aufs neue hervor. Die Schlucht zwiſchen der ehemaligen Bergveſte Carlentini und Lentini zeichnet ſich durch die Schönheit und Fülle ihrer Baumgruppen aus. Ruinen von Schlöſſern und Klöſtern miſchen ſich mit den Trümmern des alten Bricinnia; die Ausſicht auf die Ebene iſt entzückend, auf die am Abhange liegende Stadt, auf den entfernteren, ruhigen See von Lentini, in deſſen Nebeln ſich jene phantaſtiſchen Luftſpiegelungen zu zeigen pflegen, auf die Kette der Gebirge, die ſich jenſeits erheben, und ſteigend und wachſend in den rauchumhüllten Gipfel des Aetna endigen.

Weniger anſprechend iſt die jenſeitige Gegend. Die Brücke über den Lentiniſluß wurde auf jeder Seite mit vier neuen Bogen vermehrt, da der ältere ſich bei dem ſtarken Anſchwellen des Sees als unzureichend erwieſen hatte. Die Hochebene jenſeits des Fluſſes bis zu dem 12 Miglien fernen Catania iſt von einer ermüdenden Einförmigkeit. Nur der Hinblick auf den Aetna, der mit ſeinem greiſen Schneehaupt unter den Bergen und Hügeln wie ein Patriarch im Kreiſe ſeiner Enkel und Enkelkinder ſteht, vermag für die Langeweile der zu durchreiſenden Einöde und der cataneſiſchen Ebene zu entſchädigen.

Schon aus weiter Ferne erkennt man die Lavaſtröme, welche vor 150 Jahren Catania verwüſteten, ein unabſehbares, ſchwarzes Meer mit erſtarrten Wellen. Jahrhunderte vergehen, ehe die Lava verwittert; nur ſchwache Pflänzchen ſprießen erſt in den Höhlungen jener rieſigen Zacken, und unbedeutende Häuſer erheben ſich wiederum auf der Gränze der verheerten Region; ſie ſind ſämmtlich aus Lavaſtücken erbaut. Ich will hoffen, daß der Glaube, wie dieſe Maſſe beſſer als der Stein den Erderſchütterungen widerſtehe, ſich bewähren möge; ſo viel iſt gewiß, daß das ſchwarze Geſtein jenen Gebäuden der Vorſtadt ein finſteres, unwohnliches Ausſehen verleiht. Die Stadt iſt um ſo ſchöner. Sie übertrifft Palermo an Regelmäßigkeit, in der Breite der Straße, und wetteifert mit der Capitale an Großartigkeit ihrer Gebäude. Freilich kann ſie weniger noch als jene den Sieg einer kleinlichen Gegenwart über eine mächtige Vergangenheit verhehlen. Es ergeht Catania wie den Johanniterrittern, jener überall vertriebenen antediluvianiſchen Species, welche einen Zufluchtsort in dieſer Stadt ſuchten, und nunmehr nach dem Ausſpruch der Cataneſen non per la fede ma per la fame kämpfen. In koloſſale Paläſte haben armſelige Handwerker ihre Werkſtätte eingeniſtet; von ſchwerfälligen Eiſenbalconen hängt zerfetzte Wäſche, um das Wappen des Illuſtriſſimo gelbe Gurken und Pomidori-Feſtons; die Fenſter ſind mit Lumpen verſtopft oder mit rohen Brettern erſetzt. Beim erſten Hinblick ſchon verliert man alle Luſt, in jene Höhlen des Bettelſtolzes einzudringen. Eben ſo ſchrecken die entſetzlichen Verzerrungen der Kirchenfaçaden von jedem Beſuch des Innern zurück. Die Geſchmackloſigkeit, der wahrhaft pallagoneske Wahnſinn, welcher jene Baumeiſter befangen hielt, gränzt ans Unglaubliche. Und dennoch halte ich es nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, daß in der jetzigen Zeit, wo das Rococo in jeder Beziehung an der Tagesordnung iſt, unſere Architekten ſtatt nach Päſtum und Agrigent, nach Catania wandern werden, um ihre Skizzenbücher mit Blüthen aus jenen Treibhäuſern der Unvernunft zu füllen und ſie wieder bei uns zu pflanzen.

Ich wüßte keine ſchnellere Heilung für das durch jene Zerrbilder ſo ſchwer gekränkte Auge, als einen Gang längs der Marina, wo die Lavaſtröme in den Meeresfluthen erſtarrten, und ihre Klippen ſich in den wildeſten, rauheſten Formen längs des Geſtades thürmen. Der Contraſt der mächtigen, dunklen Schlackenfelſen mit der Bläue der ruhigen See, mit ihren leiſe dahin ziehenden Fiſcherbarken, der des üppigen Grüns, welches die Berge ſchmückt, und der weißen, aus ihm hervorragenden Landhäuſer, iſt reizend. Hinter Catania beginnt das Eden Siciliens. Wenn bisher der Reiſende ſich mit einzelnen Aus-

ſchnitten und hiſtoriſchen Erinnerungen begnügen mußte, ſo tritt ihm von jetzt an die verkörperte Dichtung entgegen, und reicher noch, als ſie ſeine Phantaſie nach den entworfenen Schilderungen zu bilden vermochte. Erſt hier wird Sicilien wahrhaft liebenswürdig, und verdient alle ihm ſeit Jahrtauſenden verſchwenderiſch ertheilten Kronen.

Die neue treffliche Kunſtſtraße führt ſteil bergan durch die reichſte, aus der alten Lava überall hervorſprießende Pflanzenwelt. Von ſchwarzen Schlacken loſe aufgethürmte Mauern umſchließen Gärten, in denen der Oelbaum, der Weinſtock, der Orangenbaum ihre fruchtſchweren Zweige verflechten. Dorf reiht ſich an Dorf, alle haben ſie ein wohlhäbiges Anſehen. Jedes Häuschen gibt mit ſeinen unter der Veranda ſpinnenden Frauen, den über die Mauer ragenden Palmen oder Limonenbäumen ein ſüdliches Stillleben ab. Zur Linken ſchaut Trecaſtagni mit ſeinen Glockenthürmen von der Höhe hernieder; am Abhang lauſcht aus den Orangenhainen das freundliche, vom Meer beſpülte Städtchen Acireale. In den Bergen rollte ein dumpfer Donner und die Erde bebte unter meinen Füßen; der Führer deutete ſchweigend auf den Aetna, deſſen Gipfel zum erſtenmal ſeit Tagen den Wolkenſchleier fallen ließ. Die Sonne glühte verſengend in der Ebene — es war der 7 Nov. — den Feuerberg aber zu erſteigen erklarten ſelbſt die Guiden bei der oben herrſchenden Kälte und dem tiefen, neuerdings gefallenen Schnee mit Achſelzucken für unmöglich, ein Verluſt, über welchen ich mich ohnehin zu tröſten gewußt hätte, da mir die Anglomanie jeden nahmhaften Punkt beſchrieben zu haben, fremd iſt, um wie viel leichter aber in einer Gegend, welche ihre Zauber über die mittlere und untere Regionen ſo verſchwenderiſch wie die dortige, gegoſſen hat. An den Aetna reiht ſich die ſchönſte, genialſte Bergkette Siciliens; jeder Gipfel trägt einen individuellen Charakter, alle hüllen ſich in meerblauen Duft. Auf einem der niedrigern Felſen ruht die ſchöne Ruine des arabiſchen Caſtells Calatapiana; ſeine Mauern und Berge ſteigen bis auf die Hälfte des Berges hernieder, und zu Füßen desſelben liegt das gleichnamige Dorf am reißenden Strom, über welchen ein kuhner, mit Eiſengeländern verſehener Brückenbogen führt. Auf ſchwindelnder Höhe erhebt ſich das alte Mula mit ſeiner Burg in die Luft; nur um weniges tiefer die Zinnen der Schloßruine von Taormina, unter dieſer die Stadt mit ihrem fürſtlichen Benedictinerkloſter und das im Abendroth ſchimmernde alte Theater.

Es war Nacht, als ich den Strand entlang an den ärmlichen Fiſcherhütten Giardinos den auf das Ufer gezogenen Kähnen und ausgeſpannten Netzen vorüber wandelte. Das Meer brach ſich ſchäumend gegen die Klippen, und rollte, Millionen phosphoriſcher Funken verſprühend, zurück. Die Geſtirne ſpiegelten ſich in den Wellen — da leuchtete eine hohe Flamme am Himmel und verloſch, brach nach Secunden wieder hervor um abermals in Dunkelheit zu verſinken. Es war der Aetna, deſſen Feuer ſeit dem vor vier Monaten erfolgten Ausbruche noch nicht erloſchen war. In ſecundenwierigen Intervallen wiederholten ſich regelmäßig die Eruptionen — der Berg ſchien gleichſam Athem zu holen. Auf einer Entfernung von 18 Meilen konnte ich die glühenden Steine, welche er in Garben auswarf, mir freilich nur als Funken ſichtbar, erkennen, und zur Rechten wälzte ſich ſchwerfällig die glühende Lavaſchlange thalwärts. Es iſt etwas Schönes, von dem Rauſchen der Meereswellen in Schlaf gewiegt zu werden, noch ſchöner, ſich von dem Donner des Aetna wiederum wecken zu laſſen. Es war, als mahne er mich, den Sonnenaufgang aus dem Meere, ein Schauſpiel, welches nur die öſtliche Küſte bietet, nicht zu verträumen.

Der erſte falbe Streifen glühte am Horizont. Der Morgenſtern wiegte ſich in einer goldumſaumten Wolke. Calabriens Berge waren in das tiefſte Dunkelblau gehüllt. Da ſchoſſen die Vorboten des Tages, die einzelnen Strahlen aus dem Meere auf, die Feuerſäule des Aetna erloſch, und nur ſeine Rauchwolke zog noch träg über den Gipfel hin — und höher ſchwang ſich die Sonne, die beleuchteten Berge der jenſeitigen Küſte wandelten ihr Blau in Smaragdgrün, der Gürtel des Aetna färbte ſich in Purpur, und ſein Schneehaupt in zitterndes Gold. Kein Wölkchen ſchwamm am Himmel, und das Tagesgeſtirn erhob ſich in all ſeiner Herrlichkeit aus den Tiefen.

(Schluß folgt.)

Die neueſten Kriege der Engländer in Indien.

Krieg gegen den Radſcha von Curg.

(Schluß.)

Wir hängen an den Feldzug gegen den Radſcha von Curg einige Bemerkungen über einen im Frühjahre 1837 (Ende März bis gegen Ende Mai) in Canara ausgebrochenen Aufſtand an, weil derſelbe beinahe in der nämlichen Gegend ſpielt. Am Ende März 1837 zeigten ſich in Canara in der Gegend von Mangalur einige aufrühreriſche Bewegungen unter den Moplays. Dieß iſt eine von Arabern, Perſern und Hindus abſtammende mohammedaniſche Bevölkerung in einem großen Theile Canara's. Von Natur leicht beweglich und turbulent, ſcheinen ſie durch die engliſche Rechts- und Steuerverwaltung ſehr zur Unzufriedenheit gereizt worden zu ſeyn, wenigſtens war dieß die Hauptangabe eines der ſpäter gefangenen Anführer. Wie dem nun auch ſeyn möge, der Aufſtand hatte ſich zuerſt dadurch kund gegeben, daß Couriere erſchlagen und endlich Regierungsbeamte gefangen genommen wurden. Major Dowker, der mit nur drei Compagnien Sipahis zu Mangalur in Beſatzung ſtand, brach mit 150 Mann nach einem Ort auf, wo ernſtere Ruheſtörungen vorgefallen waren, ſtieß aber auf eine ſo bedeutende Anzahl Rebellen, daß er ungeſäumt den Rückzug antreten mußte, und nur mit Verluſt von mehr als einem Drittheil ſeiner Mannſchaft Mangalur wieder erreichte, das alsbald von einer Rebellenſchaar, deren Zahl verſchieden von 5000 bis 10,000 Mann angegeben wird, umzingelt und belagert wurde. Da auch die Moplays in der Stadt unruhig wurden und Häuſer anzündeten, ſo wäre das kleine Häuflein angloindiſcher Truppen unfehlbar unterlegen, und das nicht unwichtige Mangalur in die Hände der Rebellen gefallen, wenn

nicht ganz zufällig ein engliſches Handelsſchiff gerade in die Nähe des Hafens gekommen, und ein auf einem Thurme aufgeſtecktes Nothzeichen entdeckt hätte. Der Capitän des Schiffs ſetzte ein Paar kleine Kanonen ans Land, ſo wie Munition, und fuhr dann unverzüglich nach dem nicht weit entfernten Cannur ab, worauf Verſtärkungen von da in Mangalur eintrafen, die wenigſtens hinreichten, die Stadt zu behaupten. Auch von Bombay kamen Truppen, aus der Präſidentſchaft Madras brachen andere auf, und ſo kamen nach und nach über 5000 Mann zuſammen.

Außer den Moplays hatte ſich auch ein Theil der Curgs, doch nicht die aus dem eigentlichen Alpengau Curg, welche gröſtentheils treu blieben, empört, und als der engliſche Commandant zu Mercara mit einer Schaar Curgs und ſeinem Sipahiregimente gegen die Rebellen aufbrach, mußte er an einem ſtark beſetzten Paſſe umkehren, und die Rebellen drangen nun gegen Mercara ſelbſt vor, wo ſie indeß bald durch gütliche Mittel bewogen wurden, ſich zu zerſtreuen und die Rädelsführer auszuliefern. Weßhalb die Mehrzahl der Curgs den Engländern treu blieb, iſt nicht ſehr klar, indeß abgeſehen von dem Umſtand, daß die Kriegerkaſte der Nairs gern in den gut bezahlten indiſchen Dienſt trat, herrſchte auch ſichtlich unter ihnen eine Abneigung gegen die Rebellen, die ſich vielleicht nur durch den Umſtand erklären läßt, daß der ganze Aufſtand, an dem hauptſächlich die Moplays Theil nahmen, ein zu mohammedaniſches Anſehen hatte. Die Behandlung, welche die Curgs früher von den mohammedaniſchen Herrſchern von Meiſur, Heider Ali und Tippu, erfuhren, machte ſie allem Mohammedaniſchen abgeneigt, und ſie mochten um ſo eher ſtutzen, als eine Schaar Araber, die ſich ſeit Heider Ali und Tippu in Meiſur niedergelaſſen hatten, über die Ghats herabſtieg, um ſich mit den Rebellen zu vereinigen.

Der Mangel an Transportmitteln verzögerte, wie oft, ſo auch hier, die Operationen, doch wurde, als dieß Hinderniß gehoben war, der Aufſtand bald gedämpft, und der Mann, der ſich als Prätendent auf den Thron des Radſcha von Curg benommen hatte, von den Curgs ſelbſt gefangen genommen. Nun kam eine wunderliche Geſchichte an den Tag, die wir auf Treu und Glauben einiger angloindiſchen Blätter annehmen müſſen, die aber, wenn ſie wahr iſt, einen tiefern Blick in die innern Verhältniſſe jener Länder thun läßt. Der Kronprätendent war keineswegs, wie man geglaubt hatte, ein Bruder des mehrere Jahre zuvor gefangen genommenen Radſcha, noch weniger, wie man in Curg ausſprengen wollte, dieſer Radſcha ſelbſt, ſondern ein unbekannter, ganz namenloſer Landmann aus den nördlichen Districten von Curg, aber wohl zu merken, nicht aus dem eigentlichen Curg, ſondern aus einem der dreißig Jahre früher von Meiſur an Curg abgetretenen Diſtricte. Der Menſch erzählte, man habe ihn aus ſeinem Dorfe ins Niederland geführt, auf ein weißes Pferd geſetzt, einen prächtigen Sonnenſchirm über ſeinem Haupte gehalten und ihn als König ausgerufen. Ob dieſer Menſch wirklich ſo gutmüthig einfältig war, als er ſich ſtellte, kann uns hier gleichgültig ſeyn, die geſpielte Intrigue iſt deutlich genug. Aber das Auffallendſte an der Sache iſt der Umſtand, daß das Ganze von Braminen angezettelt geweſen ſeyn ſoll. Wir entnehmen in dieſer Beziehung aus dem Bombay Courier vom Mai 1837 folgende Stelle: „Wir erfahren, daß ſchon Ende vorigen Novembers von Meiſur officielle Nachricht einlief, daß ein Geiſt der Unzufriedenheit ſich durch Meiſur verbreite, der in einer birmaniſchen Verſchwörung ſeinen Grund habe. Meiſur, Curg und das ſüdliche Mahrattenland wurden als höchſt unzufrieden geſchildert, und als der Aufſtand in Canara ausbrach, hegte man noch keinen Verdacht, daß der Geiſt der Unzufriedenheit ſich bis dahin verbreitet habe. Meiſur war ſo gut bewacht, daß kein Aufſtand unvorhergeſehener Weiſe hätte ausbrechen können, und die bedeutendſten Häuptlinge der Curgs ließen ſich nicht ſo leicht verführen. Durch die Ausſprengung des Gerüchts, daß der ehemalige Radſcha von Curg aus der Gefangenſchaft der Engländer entflohen ſey, und bei den Braminen eine Zuflucht geſucht habe, ließ ſich ein Theil der Curgs im Niederlande verführen. Außer andern Umſtänden iſt es auch eine erhobene Thatſache, daß die Braminen die Pagode zu Sordrumuniah, ein Wallfahrtsort für Meiſur, Curg, Canara und das ſüdliche Mahrattenland, zu einem regelmäßigen Magazin und Vorrathshaus umgeſchaffen hatten, aus welchem Munition und Waffen freigebig an alle verabreicht wurden, welche deren ſich gegen unſere Herrſchaft bedienen wollten.“ Eine ſpätere Nachricht beſagt noch, daß die zur Unterſuchung der Unruhen in Canara angeordnete Commiſſion auf Entdeckungen geſtoßen ſey, welche mehrere bisher ganz unverdächtige Häuptlinge (wahrſcheinlich in Meiſur) ſehr compromittirten. Die nähern Umſtände ſind nicht angegeben, doch geht immer ſo viel aus dem Ganzen hervor, daß, wo immer Unruhen ausbrechen, die Engländer auf ein weitverbreitetes Intriguenneß ſtoßen.

Der Zobel.

In Rußland iſt gegenwärtig ein großes Werk in der Arbeit, welches den Namen „Bibliothek der Handelskenntniſſe“ führt, und das Journal des Miniſteriums des Innern theilt als eine Probe der Behandlungsweiſe den Artikel über den Zobel mit, den wir hier einigermaßen abgekürzt wiedergeben, weil die Zobelfelle einen der wichtigſten Theile des ruſſiſchen Pelzhandels ausmachen.

Der Zobel gehört zu den ſeltenern Pelzthieren. In Betreff der Menge und Vorzüglichkeit dieſer Thiere kann ſich kein Land mit Sibirien meſſen, in deſſen dichten Wäldern er hauptſächlich gejagt wird. Der Zobel iſt ein liſtiges, gewandtes Thier mit ſcharfem Gehör, wird wegen ſeiner beſondern Wildheit nur in den von menſchlichen Wohnungen entlegenen Wäldern angetroffen, meiſt am Ufer der Flüſſe, und liebt die dichteſten Gehölze, in die kein Sonnenſtrahl dringt. Er lebt in Löchern oder hohlen Bäumen, frißt gern Waldfrüchte, namentlich Vogelbeeren, doch nährt er ſich auch von Fiſchen, und im Winter von Fleiſch, und fängt Eichhörnchen, Haſen und ähnliches kleines Wild. Der Zobel fängt im erſten Jahre, im Anfange des Frühjahres, ſchon an ſich zu paaren, am Ende Mais oder Anfangs Junius werfen die Weibchen drei bis fünf Junge, welche fünf bis ſechs Wochen an der Mutter ſaugen.

Der Zobel iſt gewöhnlich einen bis anderthalb Fuß hoch, und ſeine Dicke beträgt den vierten oder fünften Theil ſeiner Länge. Sein Körper iſt rund, ſein Kopf breit, der Hals kurz, die Pfoten niedrig mit fünf ſcharfen Klauen, der Schwanz buſchig und ungefähr halb ſo lang als der Zobel ſelbſt. Die im Handel ſo hoch geſchätzten Zobelfelle zeichnen ſich durch feine, zarte und glänzende Haare aus. Am ganzen Felle ſind zweierlei Haare: das eine, anderthalb bis zwei Zoll lang, iſt glänzend und heißt Oſſi, das zweite, um ein Drittheil tiefer innen, iſt viel feiner und zarter und heißt Podſad (das tiefer ſitzende, der Nachwuchs). Die Farbe wechſelt vom Röthlichen bis zum völlig Dunkeln; aber am Körper ſelbſt iſt ein noch ohne Vergleich kürzeres und zarteres Haar als der Nachwuchs und heißt der Flaum (Puſcha), welcher gelblich, dunkelbraun, graulich, bläulich, blau und dunkelblau iſt. Der Flaum gibt dem Haare den Schmelz, den die Jäger gewöhnlich das Waſſer nennen. Der Hauptvorzug der Zobelpelze beſteht darin, daß ſie bei feinen Haaren flaumartig, weich und warm ſind; wie die Haare, ſo zeichnet ſich auch das Fell durch Feſtigkeit aus; die Oberhaare werden nicht hart und reiben ſich nicht ab; der Nachwuchs und Flaum werfen ſich nicht in Büſcheln auf, und darum kann der Zobelpelz ſehr lange dienen, und behält immer ſeine Reinheit, ſeine Glätte und ſeinen Glanz.

Die Zobel werden ſortirt nach Farbe, Länge, Feinheit, Dichtheit und Größe der Haare, nach der Farbe des Flaums und nach der Güte des Fells. Für die beſten gelten die dunkelſten und die im Felle ſtark ſind, feines und zartes Haar und ein dunkelblaues Waſſer haben. Manchmal trifft man Zobel, deren längſte Haare weiß ſind, und die man deßhalb Silberzobel nennt; ſie gelten für ſchön und dauerhaft, namentlich darum, weil dieſe ſilberglänzenden Haare als Beweis dienen, daß der Pelz nicht gefärbt iſt.

Die nördlichen Gegenden Aſiens und Amerika's ſind reich an Zobeln, und die Güte derſelben ſteigt, je öſtlicher ſie gefangen werden: ſo ſind ſie im öſtlichen Sibirien beſſer als im weſtlichen; dieſſeits des Urals trifft man gar keine. Um die Zobel je nach ihrer Güte beſſer zu unterſcheiden, benennt man ſie nach den Orten, wo ſie gefangen werden: ſo zählt man im weſtlichen Sibirien nur zwei Sorten, die vom Irtyſch und Ob; im öſtlichen Sibirien dieſſeits des Baikal eilf Sorten, jenſeits deſſelben drei. Die beſten Zobel findet man an den Flüſſen, welche von der linken Seite her in die Lena fallen, und im Lande jenſeits des Baikal; unter dieſen nehmen die am Fluß Olekma und ſeinen Nebenflüſſen gefangenen den erſten Rang ein, ebenſo die aus dem Gebiete von Nertſchinsk, welche an den Flüſſen und Flüßchen, die von der linken Seite her in die Schilka und den Amur fallen, gefangen werden. Sie zeichnen ſich vor allen andern durch ihre dunkle, glänzende Farbe, welche einem Rabenflügel gleicht, durch Zartheit, Länge und Dichtigkeit der Haare von dunkelblauem Waſſer, ſo wie auch durch Größe und Feſtigkeit des Fells aus.

Die Zobeljagd beginnt, wenn der erſte Schnee fällt. Die Jäger gehen dann mit Hunden auf die Jagd, die, ſobald ſie eine Zobelſpur auf dem Schnee finden, auch den Zobel auffinden. Gewöhnlich entflieht der Zobel in den Wald und rettet ſich auf Bäume, von wo ſie von den Jägern mit der Kugelbüchſe heruntergeſchoſſen werden. Wenn tiefer Schnee oder Glatteis liegt und die Hunde den Zobel nicht verfolgen können, wird die Jagd mit einer Falle getrieben. Der Jäger, der auf Schneeſchuhen daher kommt, ſtellt Bogen an den Zobelfährten auf; wenn nun der Zobel ſeines Weges daher kommt und ſich an dem Faden des in dem Schnee verborgenen Bogens anhält, ſo ſchnellt der Bogen den Pfeil ab und tödtet den Zobel. Außerdem fängt man ihn auch in andern Fallen und Schlingen. Ein eifriger Jäger kann, wenn er nicht durch tiefen Schnee und andere Nachtheile gehindert wird, mit guten Hunden 30 bis 40 Zobel in einem Monat erlegen; mit Hülfe von gelegten Bogen aber wird er im Laufe von fünf Wintermonaten kaum zehn Zobel fangen. Die Jäger ziehen dem getödteten Zobel ſogleich das Fell ab, kehren die Fleiſchſeite nach außen, tragen ſie nach vollendeter Jagd nach Hauſe und verkaufen ſie an Aufkäufer, theils gegen baares Geld, größtentheils aber im Tauſche gegen Blättertabak, Butter, Tuch, einen dicken chineſiſchen Stoff, Dabu genannt, grobe Leinwand und andere unentbehrliche Bedürfniſſe. Die Aufkäufer bereiten die geſammelten Zobelfelle zu, kehren ſie um, mit den Haaren nach außen, und faſſen ſie, je zu zehn Stücken, an Riemen auf. Die Zobel aus dem Jakutenlande, ſo wie die aus Kamtſchatka werden hauptſächlich nach Jakutsk zum Verkauf an die dortigen Kaufleute gebracht, meiſtens zur Zeit des Julius-Jahrmarktes. Eben dahin kommen auch größtentheils die Zobel von der Olekma und Kolyma. In Jakutsk werden ſie auf dem genannten Jahrmarkt von Großhändlern aus Irkutsk und Großrußland gegen baares Geld aufgekauft, je nach dem Orte des Fanges ausgeſucht, nach Farbe und Größe ſortirt, dann an Riemen, je 20 Zobelfelle, zu einem Bündel aufgereiht, nachher zu vierzigen von beiden Seiten feſt zuſammengeſchnürt und zum Verkaufe nach Moskau, Niſhegorod und Irbit geſchickt. Jakutiſche Kaufleute ſchicken auch Zobel nach Irkutsk und andern Orten mit dem ganzen Thiere, ohne die Felle abzuſtreifen.

Die Zobel von Jeniſeisk, welche von Kaufleuten aus Krasnojarsk in dem Kreiſe gleichen Namens, ſo wie in den von Kansk und Minuſinsk bei den nomadiſchen Völkern vom November bis Mitte December aufgekauft werden, gehen auf den Jahrmarkt zu Irbit. Der zweite Ankauf geſchieht im März und April, und die zu dieſer Zeit aufgekauften Zobel gehen nach dem Jahrmarkt von Niſhegorod. Die Kaufleute des Kreiſes von Jeniſeisk erhalten die Zobel von den nomadiſchen Völkern im Kreiſe von Turuchansk, wo ſie ihre Agenten haben, welche den Verkauf ihrer Waaren den ganzen Lauf des Winters fortſetzen. Außerdem kaufen die Kaufleute von Jeniſeisk die Zobel in Boguſchansk auf, und verkaufen ſie auf den Jahrmärkten von Irbit und Niſhegorod, oder ſchicken ſie auch nach Moskau und Irkutsk.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Bereicherung des franzöſiſchen Medaillencabinets. Raoul Rochette hat dem Medaillencabinet der königlichen Bibliothek mehrere koſtbare Stücke übergeben, unter Anderem vom Kanzler des franzöſiſchen Conſulats zu Konſtantinopel eine noch unbekannte und einzige Münze von Selymbria in Thracien, ferner in ſeinem eigenen Namen eine ungewiſſe Silbermünze aus Cilicien. (Echo du Monde Savant vom 12 Januar.)

Medaille von Vereingetorix. Nach dem Echo du Monde Savant vom 16 Januar ſoll die zu Clermont im Beſitz eines Hrn. Bouillet befindliche Münze, welche unter dem obigen Namen bekannt iſt, 135 Gr. wiegen, und eine wahre zu ſeiner Ehre geſchlagene Medaille ſeyn.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 28.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

28 Januar 1839.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Biarritz. — Die Straße von Spanien.

Die Bevölkerung extra muros, welche wir oben bei Bayonne geſchildert, verdient wirklich eine beſondere Aufmerkſamkeit. Wir haben ſie überall auf unſerm Spaziergange rundum Bayonne gefunden, und werden ſie vielleicht noch dichter und fröhlicher als irgendwo zu beiden Seiten der Straße von Spanien, einerſeits bis an den Adour, andererſeits bis Marrac antreffen. Unter den vielen Vereinigungspunkten dieſes Striches gibt es auch hier, wie in Pau und ſo vielen andern franzöſiſchen und ſpaniſchen Orten eine deutſche Bierbrauerei; denn unſere Landsleute, beſonders die Bayern und Würtemberger, haben in dieſem Induſtriezweige einen Ruf, über welchen nur, in den großen Städten, der Luxus der engliſchen Bierbrauereien, und die eigene, von der deutſchen verſchiedene, Art ihres Productes, je nach dem Geſchmacke der Verzehrer, den Sieg davon tragen kann. Der Mangel an Flaſchen und Krügen, welche letztere man bis von Hamburg kommen läßt, vertheuern indeſſen den Verkauf; ehemals hatte Bayonne eine Glasfabrik, deren Ruinen noch nahe bei den Pignades exiſtiren. Bei dieſer Gelegenheit muß ich eine Gewohnheit bemerken, welche in Bayonne, und wie man mich verſichert, auch in Bordeaux ſtattfindet. Man ſieht unter den Häuſern, welche auf dem Lande zerſtreut ſind, zuweilen die Aufſchrift: Société particulière, d. h. es iſt ein Wirthshaus, welches aber nur durch die Subſcription von 40 oder 50 Individuen unterhalten wird, und keinem der Geſellſchaft Fremden den Zugang verſtattet, — dieß ſcheint mir ein ſehr nachahmenswerthes Beiſpiel. Die Umgegend von Bayonne, beſonders in dem letzterwähnten Bezirk, erhält täglich neuen Zuwachs von Wohnſtätten, denn hier iſt es vorzugsweiſe, wo die ſpaniſchen Emigranten neue Bauten unternehmen. Da jeder dazu die Stelle, die ihm am vortheilhafteſten ſcheint, ausſucht, ſo wird ſich mit der Zeit hier eine große, obgleich unregelmäßige und pittoreske Ortſchaft bilden, für deren Verſorgung und Bequemlichkeit neue Anlagen und Einrichtungen nothwendig ſein werden; zum Glück iſt Bayonne, obgleich eine Feſtung, an einer Gränze gelegen, von welcher ihm ſchwerlich ſobald die Gefahr einer Belagerung drohen wird. Es iſt vielmehr zu hoffen, daß neue oder ſchon vorhandene, aber noch wenig belebte Intereſſen, eine bis jetzt ſo zu ſagen ſchwankende Bevölkerung feſthalten, und ihren zur Nothwendigkeit gewordenen Wohnſtätten außer den engen Stadtmauern Sicherheit und Dauer ſelbſt gegen die Verheerungen des Krieges verſchaffen werden.

Unter den Beweggründen, welche Fremde aus dem In- und Auslande herbeiziehen, und Bayonne, wenn es einmal größeren Raum darbietet, zu einer Art von Hauptquartier, wie Pau, machen können, iſt einer, daß Bayonne, wie Pau, außer ſeinen ſchönen und merkwürdigen Gegenden auch Geſundheitsbäder, und, was ihm eigen iſt, Seebäder in ſeiner Nähe beſitzt. Die Seebäder von Biarritz erhalten in der That jährlich größern Zulauf, und die Menge neuer Bauten in dieſem, während des Winters verlaſſenen, Orte läßt daran nicht zweifeln. Auch hat ſich die Zahl der Cacolets,*) Stuhlwagen, Omnibus u. ſ. w, welche um 1 Fr. für die Perſon nach Biarritz fuhren, beträchtlich vermehrt. Die Straße von Spanien bildet anfangs eine Anhöhe, von welcher man die zerſtreuten Häuſer von Anglet, obgleich nicht die Küſte, bis zu welcher ſie hinreichen, entdeckt. Erſt auf einer zweiten Anhöhe, nachdem ſich der Weg nach Biarritz von der ſpaniſchen Straße rechts hin abgeſondert, entdeckt man ein Stück Meer und die erſten Häuſer von Biarritz. Der ganze Spaziergang vom ſpaniſchen Thore bis zu dieſem Orte kann wohl fünf Viertelſtunden betragen. Die Landſeite von Biarritz iſt traurig und unfruchtbar, und der ganze Ort hat trotz der neuen Häuſer etwas Mangelhaftes an ſich. Ein kleiner, unregelmäßiger Platz mit mehreren Wirthshäuſern und der Ausſicht auf das Meer iſt der

*) Cacolet, ein Transportmittel, welches die Aufmerkſamkeit jedes Fremden erregt. Es iſt ein Laſtthier, Pferd, Maulthier oder Eſel, über deſſen Rücken man eine aus zwei Körben zuſammengeſetzte Vorrichtung geworfen hat; in jedem Korb iſt ein Sitz, und die zwei Perſonen, eine an jeder Seite des Maulthiers, halten ſich das Gleichgewicht. Die Cacolets ſollen auch im nördlichen Spanien hie und da gebraucht werden.

Absteigeplatz der Ankommenden und der Vereinigungspunkt der Gesellschaft von Biarritz, wenn man sie so nennen kann, denn bis jetzt zerfällt sie, nach Provinzialgewohnheit, in Bruchstücke, in welchen sich bloß diejenigen zusammenstellen, die sich schon außer dem Orte kennen.*) Kaum ist man über den Platz hinaus, so verliert man sich zwischen den unordentlich hingeworfenen Häusern in beinahe ungangbaren Wegen; ja das obere Biarritz, wo die Kirche und einige gute Häuser stehen, und wo man am besten wohnen würde, weil dort wieder die Gärten und ein fruchtbarer Boden beginnen, ist von den Seebädern gleichsam abgeschnitten, denn man braucht 15 bis 20 Minuten eines mühsamen und unnützen Umweges, um dahin zu kommen. Das merkwürdigste ist hier die Küste. Eine 80 oder 100 Fuß über das Meer erhabene, von den Wellen angefressene Felsenmasse neigt sich mit einem Winkel von 20 Graden über den Boden, und zeigt, in eine Menge kleiner Baien und Grotten zerspaltet, und mit einer Außenlinie ihrer eigenen Ruinen umgeben, bei der ablaufenden Fluth die sonderbarsten Gestalten: sie ist der Haupt- oder vielmehr der einzige Spaziergang der Badegäste, welche auf ihre Beinmuskeln und die stärkende Meeresbrise vertrauend, jede Klippe untersuchen, jede Aussicht genießen, oder auf jede der botanischen und zoologischen Eigenthümlichkeit dieser Gegend Jagd machen wollen. Der Pont vieux ist der eigenthümliche Badeplatz: eine kleine Sandfläche zwischen zwei Vorgebirgen, welche jedes mit Resten eines alten Thurmes besetzt sind; auf dem Sande steht eine Reihe von 10 oder 12 hölzernen Hütten, wo man sich auskleidet, die Männer mit einem im Reglement vorgeschriebenem Beinkleide, die Frauenzimmer in Blousen oder Bademäntel gehüllt, mit einem Tuch um den Kopf, oder mit einem Strohhute bedeckt, die einen und die andere mit einem Stock versehen, oder von eigens dieser Industrie gewidmeten Einwohnern unterstützt, wagen sich vorwärts in das Meer, oder vielmehr in einen Streifen desselben, der auswärts von Klippen beschützt ist; wer schwimmen kann, der schwimmt. Auf der Anhöhe, zu welcher ein steiler Pfad führt, steht ein schönes Gebäude, das das ganze kleine Bassin beherrscht und zum Gesellschaftssaale dienen könnte; aber der Pastetenbäcker, der es zu diesem Zwecke bestimmte, hatte mit einer zu wenig verfeinerten Versammlung zu thun, als daß er sein Gewerbe hatte fortsetzen können; bessere Rechnung finden diejenigen, welche neue Häuser rundum den Pont vieux herum bauen. Ein deutscher Arzt hatte den Gedanken, hier eine bequemere Badanstalt nach dem Beispiele der nordischen Seebäder von Dobberan, Kiel u. s. w. einzurichten, aber außerdem, daß dazu ein Capital von 300,000 bis 400,000 Fr. erfordert wird, scheint es nicht, daß die Badegesellschaft von Biarritz bis jetzt ein solches Bedürfniß fühlt. Ist man doch auch nicht bequemer in den Seebädern von Valencia: bei dieser letztern Stadt ist die Küste flach und offen, und die äußeren Klippen sind nicht sichtbar, aber eben wegen der großen Ausdehnung haben dort die Wellen, welche wie in einer unabsehbaren Schlachtlinie schäumend und brausend anrücken, etwas unfreundliches an sich, und ihre Bewegung kann leicht gefährlich werden. Die Fremden kommen schon im Julius nach Biarritz, die aus Bayonne und der Umgegend in der letzten Hälfte des Augusts. Eine besondere Abtheilung machen die Basken aus dem Labourde, Soule und selbst Niedernavarra; sie haben ihren eigenen Badeplatz, la Côte de Barque, eine ziemlich lange Sandfläche unter einer fast glatten Felsenwand, was hier eine Seltenheit ist; ein enger Pfad führt von dem oberen Biarritz, das alsdann von ihnen in Beschlag genommen wird, hieher; ihre Badezeit dauert nur 20 Tage, aber sie ist nichts als eine ununterbrochene Abwechselung von Bädern (drei oder vier täglich) und Tänzen, denen selbst der Schlaf wenig abgewinnt; diese robuste und unermüdliche Race geht dabei nicht so heillich zu Werke, wie die Badegäste von Pont vieux; Männer und Weiber bilden Hand in Hand eine Angriffslinie, und stürzen sich mit Geschrei oder mit einer Art von Klagegesang vorwärts — das Hin- und Herziehen vom Meer an das Ufer, vom Ufer an das Meer wird unaufhörlich wiederholt, und wenn dieß Geschäft abgethan ist, so kehren sie wieder zu ihrem Tambor und ihrer Pfeife, und trotz der alten iberischen Sitte auch zu den Weinglasern zurück. Zwischen der baskischen Küste und dem Pont vieux ist der Fischerhafen, ein kleines Becken, wie alle übrigen dieser Küste auswärts von Klippen, einwärts von einer steilen Anhöhe mit einigen Häusern oder Hütten und einem Kreuze am Fuß einer steilen und engen Stiege umgeben; zehn oder zwölf Barken, die eine schnarrende Schiffswinde auf den Sand zieht, sind die Reste der alten Galeerenflotten. Die Ankunft einer schönen Goldbrasse, Roche oder eines Thunfisches ist die große Neuigkeit des Tages, und das Auslaufen von fünf oder sechs Barken, die von der matten Farbe des Meeres und der Gegenwart der Delphinen geleitet, mit ihren Netzen auf die Sardinen Jagd machen, ist die Expedition, deren Ausgang man mit Ungeduld erwartet.*)

(Schluß folgt.)

*) Im September vereinigen sich hier wohl über 2000 Personen, die von nah und fern herkommen, und ihre Eleganz zur Schau stellen.

*) Bayonne ist je nach der Jahreszeit mit Fischen, sowohl von der Küste als von den Flüssen, gut versehen; außer den genannten erhält man häufig frischen Stockfisch, Seemöven, auch Steinbutten, Barsche u. s. w. Ich finde die Seefische von Cadix und Gibraltar von besserem Geschmack.

Sicilien im Herbst 1838.

4. Die Ostküste. — Catania. — Taormina. — Messina.

(Schluß.)

Taormina ist das Herrlichste, welches nicht Sicilien allein, sondern ganz Italien aufzuweisen hat. Die erhabensten Schönheiten der Natur, die ehrwürdigsten Reste des Alterthums sind hier dicht verschmolzen. Die schönsten saracenischen Mauern umgeben die Stadt; Bogen und Fenster verkünden bald den moresken, bald den altnormannischen Styl; altgriechische Inschrif-

ten und Basreliefs sind in den Häusern eingemauert; noch stehen die Bogen der alten Naumachia — in der Nähe des Theaters können jene Reste aber nur auf einen flüchtigen Blick Anspruch machen. Obwohl zum größten Theil in den Fels gehauen, sind dennoch die Stufen und Sitze der Zuschauer fast unkenntlich geworden, und nur noch ihre Rundform sichtbar. Wahrscheinlich ist es, daß sie ausgemauert, und mit den 36 Marmorarten, welche das Theater geschmückt haben sollen, bekleidet waren. Am schönsten erhalten ist die Scene mit zwei Eingängen zur Seite, die Hallen, in welchen man Ankleidezimmer vermuthet, und die Nischen der Statuen. Sie sind eben so wie die das Rund umgebende Mauer, in der sich kleinere Nischen befinden, römisches späteres Werk, und von Flachziegeln aufgeführt. Die Ueberreste der Marmorsäulen und Capitäle sind ungeschickt genug an der äußern Façade zusammengemauert worden.

Eine Aussicht, wie die vom Theater von Taormina aus, will gesehen, nicht geschildert werden, und so möge denn eine schlichte Aufführung der hervorragendsten Punkte genügen. Den Rücken gegen den Hintergrund erblickt man zur Rechten zuerst den Monte Venere, auf welchem sich noch die Reste eines Venustempels befinden; an diesen reiht sich Mula mit seinem auf der äußersten Spitze schwebenden, arabischen Schlosse, das gezackte Castell von Taormina, und etwas tiefer das Kirchlein der Madonna del Rocco. Das Benedictinerkloster leuchtet durch die in die Scene gesprengte Oeffnung; hinter demselben erhebt sich der Monte di Maestro, und über diesen ragt wiederum der Aetna, zum dritten Theil mit Schnee beladen und ein leises Rauchwölkchen aushauchend, mit seinem Gürtel von Kastanienwäldern und Dörfern hervor. In anmuthigen Linien dringt das Meer landeinwärts, und weicht wieder zurück. Hinter Giardino strecken sich die Landzungen Schisino, mit dem alten Araberschlosse Schisso und Nessino ins Meer, diesen folgt Torre d'Aci, Torre di Lazafarane, das Capo der Cyklopen hinter Aci reale, bis das Capo Passaro, Siciliens südlichste Spitze, in duftiger Ferne den Horizont begränzt. Meerwärts gewandt liegt zu Füßen des Theaters Capo Sant Andrea und das Franciscanerkloster mit seinen Trümmern arabischer Graber. Sie begränzen die alte Gräberstraße, welche sich am Fuße des Berges entlang zieht, und aus welcher noch ein antiker Würfel hervorragt. Und nordwärts erhebt sich eine Reihe der herrlichsten Vorgebirge, Sant Alassio, Capo di Forzagro, beide mit alterthümlichen Castellen, Capo grosso, auch Ali genannt; sie scheinen endlich beim Capo di Scaletta mit den calabresischen Bergen zusammenzufließen. Alle sind sie mit Olivenhainen, mit indianischer Feige bedeckt, während die Küste die reichsten Orangengärten trägt, aus denen von Zeit zu Zeit eine Palme ihre Krone erhebt. Vedi Taormina e poi mori! — Vor anderthalb Jahrhunderten erbat sich ein catanesischer Cavalier, Namens Cerbajo, als Belohnung für seine dem spanischen Gouvernement geleisteten Dienste, die Erlaubniß, auf den Ruinen des Theaters eine Wohnung errichten zu dürfen, und beschloß dort in der Zurückgezogenheit sein Leben. Vor 50 Jahren ließ der Magistrat jene die Ruine verunzierende Wohnung abbrechen und verdient alles Lob. Wer möchte aber nicht an der Stelle jenes glücklichen Einsiedlers gewesen seyn!

Hinter den Zacken des Castells Forzagro, zwischen denen ein Telegraph errichtet ist, senkt sich die treffliche Kunststraße, und von hier an nimmt die Gegend, wenn auch noch immer durch ausgezeichnete Punkte, durch normännische Wachtthürme, Burgen und Gärten verschönt, einen ruhigern, flachern Charakter an. Die Berge weichen allmählich zur Linken, immer klarer tritt Calabrien mit seinen kahlen Gebirgsmassen, am deutlichsten das wunderliche Klippenpaar von Belvedere, und die Städte Reggio und Pagnare hervor. Eine Kette wohlgebauter Dörfer, geschmackvoller Villen und Gärten, verkündet schon von weitem die Nähe eines bedeutenden Orts, und verschmilzt mit einer endlosen Vorstadt, welche zu größern Erwartungen berechtigt, als die Stadt selber späterhin erfüllt.

Messina ist reich an großen, öffentlichen Gebäuden, aber es trägt keinen eigentlichen Charakter, oder vielmehr nur den allgemeinen, abgeflachten einer Handelsstadt. Die Marina läßt ahnen, was die Stadt vor dem verwüstenden Erdbeben war. Die meisten und größten Häuser sind eingestürzt und erstehen theils erst jetzt wieder aus dem Schutt, theils sind sie im verkürzten Maaßstabe wieder wohnbar gemacht worden. Paläste, welche 2 bis 3 Stockwerke hatten, haben deren nur eins, die Halbsäulen der Außenseite sind stehen geblieben, aber werden in ihrem ersten Drittheil schon am Dach durchschnitten. Das Gouvernementsgebäude allein ist wahrhaft großartig und im edelsten Style erbaut. Von den zahlreichen, auf öffentlichen Plätzen errichteten Statuen kann nur die des Juan d'Austria einigermaßen auf den Namen eines Kunstwerks Anspruch machen. Die Kirchen sind so herz- und geistlos, wie die der andern Inselstädte. Die antiken Säulen des Doms sind mit einem glänzenden Firniß überzogen, und durch vergoldete Capitäle entstellt. Nur die Steinkanzel ist schön. An alten Gemalden ist Messina arm — alle sind es Kunstwerke zweiten Ranges, und auch die vielgerühmten Bilder Antonellos da Messina, welche im Sprachzimmer des Nonnenklosters S. Gregorio hängen, haben nur einen relativen Werth. Für den geschäftslosen Reisenden ist Messina der traurigste Aufenthalt. Den schönsten Anblick gewährt die Stadt vom Hafen aus, amphitheatralisch um den Golf gelagert, und von den alten Castellen Gonzaga, Griffona und Salvadore überragt, so wie diese es wiederum von den umwaldeten Berggipfeln werden.

Es war der schönste Abend, als ich die Meerenge durchschiffte. Der Scirocco wehte nur eben stark genug, um die Segel anzuschwellen, und die Strudel der Charybdis, die allein beim Südwind sichtbar werden, eben anzudeuten. Die Sonne sank hinter den Bergen des Faro, und vergoldete das auf vorspringendem Felsen gegenüberliegende Schloß von Scylla. Delphine umkreisten in Schaaren das Schiff, wälzten sich im Rad und schnellten sich mit mächtigem Sprung in die Luft. Der Aetna winkte seinen Abschiedsgruß aus der Ferne und verschwand in dem Schatten, und statt seiner leuchtete die ewig sprühende Flammengarbe des Stromboli dem Reisenden durch die Nacht.

Unterſeeiſcher Vulcan.

Capitän Blonet, der das Schiff Claudine von Havre commandirt, ſchrieb von Gorée an die Akademie der Wiſſenſchaften, daß er unter 31° 40′ N. B. und 44° 30′ W. L. (von Paris) den erſten Stoß eines unterſeeiſchen Erdbebens fühlte, welches Dreiviertelſtunden dauerte. Der erſte Stoß war der ſtärkſte und längſte, denn er dauerte eine halbe Minute; das Schiff wurde heftig erſchüttert, die ganze Mannſchaft eilte, aufgeſchreckt, auf das Verdeck, da ſie glaubte, das Schiff ſey auf einen Felſenriff aufgerannt. Später folgten noch einige minder ſtarke Stöße, untermiſcht mit ſchwachen, die nur 5 bis 6 Secunden dauerten, und ſich ſehr oft in Zwiſchenräumen von fünf Minuten wiederholten. Das jeden Stoß begleitende Geräuſch glich völlig einem fernen Donner. Die Witterung war klar und ſchön, das Meer hell und faſt ruhig. Das Erdbeben ſcheint dem Meere keine beſondere Bewegung mitgetheilt zu haben. Indeß waren die Andeutungen des Ausbruchs eines unterſeeiſchen Vulcans nicht zu verkennen. (Echo du Monde Savant vom 9 Januar.)

Der Zobel.

(Schluß.)

Die Zobel jeder Art werden gewöhnlich zu 40 Stücken in zwei Bündeln, jedes zu 20 Stück, verkauft. Das erſte Vierzig enthält die beſten Zobel, das zweite ſchon Stücke von geringerer Güte und ſo fort; wenn nun eine Partie z. B. aus zehnmal 40 Stücken beſteht und um 15,000 Rubel verkauft wird, ſo ſind nach einer Erfahrungsberechnung die erſten 40 Stücke ungefähr 4000 Rubel werth, die übrigen immer weniger, ſo daß die letzten 40 Stücke nicht über 1000 Rubel werth ſind. Wenn aber die Zahl der beſſern Zobel der Zahl der übrigen Sorten aus einem und demſelben Landſtriche nicht entſpricht, oder man die Zahl 40 mit Stücken von der erſten Sorte nicht vollmachen kann, ſo werden die beſten unter die übrigen Sorten vertheilt, je 4 auf 40 Stücke, wodurch begreiflicherweiſe der Werth der 40 Stücke, von welcher Sorte ſie auch ſeyn mögen, ſteigt.

Der jährliche Fang an der Olekma beträgt 20 bis 70mal 40 Stücke; unter dieſem Namen werden in Rußland aber bei weitem mehr verkauft, weil man auch andere Zobelſorten, die denſelben an Güte gleichkommen, darunter miſcht. Aus dem Gebiete von Aldanſk kommen jährlich gegen 60mal 40 Stücke, aus Witimſk gegen 50, aus Barguſinſk 25 bis 40, aus Utſchurſk und Udſk gegen 150, von Kolymsk nicht über 30, von Wiljuiſk und Shiganſk 70 bis 100, aus Kamtſchatka 100 bis 180 und aus Jeniſeiſk 500 bis 525. (Dieß wären zwiſchen 80 bis 40,000 Stücke). Von dieſen verſchiedenen Sorten werden die von der Olekma mit 1200 bis 2500 Rubel der Ballen von 40 Stücken verkauft, während die vom Ob und Irtyſch nur 150 bis 250 R. koſten.

Auf den Jahrmarkt von Nißegorod kamen im Jahre 1836 50 Ballen zu 40 Stücken, welche für 70,000 R. verkauft wurden; davon wurden 30 Ballen zum Preiſe von 1500 R. für Leipzig aufgekauft, das Uebrige wurde in die innern Gouvernements abgeſetzt. Die Zobelfelle werden in das übrige Europa entweder über den Petersburger Hafen oder über Radziwilow nach Brody verführt, von wo ſie nach Leipzig gehen. Eine bedeutende Menge wird auch nach China abgeſetzt, wohin nach einem zehnjährigen Durchſchnitt jährlich über Kiachta 126 Ballen zu 40 Stück zu einem Preiſe von nur 400 R. der Ballen gehen. Die Chineſen, welche im Färben der Pelze ſehr geſchickt ſind, verlangen nicht die dunkeln Zobel und die andern beſſern Sorten, weil ſie keinen hohen Preis dafür zahlen wollen.

Die nordamerikaniſchen Zobelfelle, welche nach Europa gelangen, ſind in Rußland unter dem Namen der Ilkowiſchen bekannt. Sie zeichnen ſich vor den ſibiriſchen dadurch aus, daß ſie etwas dicker, ſtärker im Fell und viel fetter ſind; ihre Haare ſind im Allgemeinen röther, die äußern Haare und der Nachwuchs länger, dicker und rauher; auch findet ſich bei ihnen kein ſo dichter Flaum, wie bei den ſibiriſchen. Die amerikaniſchen Zobel braucht man vorzugsweiſe zu warmen Männerkleidungen. Bei der Verarbeitung der Zobelpelze zu Pelzröcken, Pelzkragen u. dgl. werden die Felle auf verſchiedene Art verwendet. Man näht die Zobelfelle zu Pelzen zuſammen, welche aus zwei Hälften beſtehen, die 1¾ bis 2 Arſchinen lang, oben 1¼ bis 1½ Arſchinen, unten 1¾ bis 2 Arſchinen breit ſind. Dieſe Pelze ſind von fünferlei Art. Zu einem Pelz aus ganzen Fellen näht man der Länge nach fünf Reihen aneinander, jede Hälfte hat oben ſechs und unten zehn Zobelfelle in der Breite; auf alle fünf Reihen rechnet man 40 Stücke, und alſo auf einen ganzen Pelz 80. Die Zahl der Stücke iſt größer oder geringer, je nach der Größe der Felle; im Durchſchnitt aber rechnet man auf ein Fell 12 Zoll Länge und 9 Zoll Breite. Solche Pelze werden indeß wegen des hohen Preiſes ſelten gemacht. Pelze aus Bauchfellen ſind diejenigen, wo der Bauchtheil nach dem Herausſchneiden des Rückens übrig bleibt; es werden nämlich dieſe Rücken zu einigen ſehr koſtbaren Verbrämungen oder Damen-Boa's genommen. Ein Pelz aus Bauchfellen wird wie ein Pelz aus ganzen Fellen in fünf Reihen der Länge nach gemacht; die Breite aber hängt von der Größe der ausgeſchnittenen Rücken ab. Die Halspelze werden aus Zobelhälſten gemacht, von denen man 4 bis 500 auf zwei Pelze braucht, der eine davon heißt Lobkowy (der aus Stirnſtücken beſtehende), der andere Duchtſchaty (der aus Hälſten beſtehende); der letztere iſt drei-, ja ſogar manchmal viermal wohlfeiler als der erſtere. Fußpelze werden gewöhnlich aus 140 Paar Füßen zuſammengenäht; man nimmt jedoch dazu nur die Hinterfüße und gebraucht die Vorderfüße zu Aufſätzen. Solche Fußpelze werden aus den mit Stirnſtücken beſtehenden gleichnämlich zu 5 bis 800 R., geſchätzt. Die Schweife oder ſogenannten Damenhalstücher (Boas) werden gewöhnlich aus 60 Stücken zuſammengeſetzt, und zu 2 bis 800, ja bis zu 1200 R. verkauft. Die theuern Zobel braucht man vorzugsweiſe zu Krägen, Palatinen, Mützen, Muffs, Verbrämungen u. dgl. Zu einem Pelzkragen braucht man 2, 3, 4, ſelten 5 Zobel, auf einen Palatin aber gehen 15 bis 17 Zobel.

Abrichtung der ſchwarzen Truppen auf Barbados. Die Engländer vermehren ihre ſchwarzen Truppen in Weſtindien fortwährend, wie es ſcheint hauptſächlich vermittelſt der aus den Sklavenſchiffen weggenommenen Schwarzen. Es mag keine kleine Aufgabe ſeyn, einen ſo ganz rohen Wilden, was die Neger meiſtens ſind, zum Soldaten zu dreſſiren, um ſo mehr, da fürs erſte durchaus kein ſprachlicher Verkehr ſtattfinden kann. Man richtet ſie jetzt ab wie die Affen, ſpricht durch Zeichen (manchmal wohl auch durch den Stock) mit ihnen, und der Neger, meiſt ein vortrefflicher Mimiker, lernt bald, was er den europäiſchen Truppen abſieht. Man läßt zu ihrer Uebung Schwarze und Europäer untereinander die Wache beziehen, und ſo gewöhnen ſie ſich in Zeit von 10 bis 12 Monaten ganz ordentlich an den Dienſt. Im Laufe dieſer Zeit lernen ſie auch nach und nach die engliſchen Commandoworte kennen. (Naval and Military Gazette. 12 Januar.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 29.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Januar 1839.

Die neuesten Kriege der Engländer in Indien.

Der Krieg gegen die Kands oder Gonds. *)

Die Engländer sind im Laufe eines Jahrhunderts auf derselben Stufe der Eroberung Indiens angekommen, welche die persischen Herrscher im 15ten, und die mongolischen im 17ten erreicht hatten: alle Staaten, alle Fürsten Indiens beugen sich vor ihnen, und sie scheinen jetzt durch die Nothwendigkeit, ihr Gebiet zu schützen, und Ruhe und Ordnung darin zu handhaben, eben dahin gekommen zu seyn, wohin die persischen und mongolischen Herrscher ein wilder Eroberungsgeist führte, nämlich mit den Urstämmen des Dekkans selbst in Kämpfe verwickelt zu werden. Von diesen Stämmen sind die Kands oder Koands, die sich von den Küstengebirgen in den nördlichen Circars westlich bis zu den Bhils **) erstrecken, bei weitem die merkwürdigsten. Sie sind von den Hindus des Gangeslandes, die sich doch auf so mannichfaltige Weise bis tief nach Dekkan hinein ausbreiteten, nicht nur völlig in Stamm und Sprache verschieden, sondern auch von ihnen nie unterjocht worden, und der Bramanismus ist ihnen so fremd wie der Islam. Ritter hat die bisherigen Nachrichten darüber so gedrängt und so vollständig wie möglich zusammengestellt, und erst der neuere Krieg gegen einen Theil dieses Volkes hat zu neuen Entdeckungen geführt.

In den sogenannten nördlichen Circars lebt eine eigenthümlich gemischte Bevölkerung, deren Herkommen und Zustände noch keineswegs hinreichend bekannt sind. Südlich von der Krischna-Mündung, so wie zwischen Krischna und Godavery leben viele Pariahs, doch finden sich auch Leute von der Braminen- und Sudraklasse, alle aber in einer Art, daß man sie für absichtlich hier angesiedelt halten muß. Die übrigen Bewohner sind Telingas; weiter hinauf aber, wo das Gebirg näher an die Küste tritt, finden sich zwar auch noch hie und da Braminen und sonstige Nordindier aus andern Kasten, aber das Volk, das man weder als Telingas, noch als Kands erkennen will, d. h. weder als mit den südlichen Küstenbewohnern, noch mit den benachbarten zu den Kands gehörigen Bergstämmen verwandt, ist vermuthlich ein Mischlingsvolk, sein gewöhnlicher Name ist Ratschawar. Je weiter gegen Norden, desto näher reichen die Kands oder Gonds ans Meer, und die Ausbreitung der Braminenherrschaft ging hier augenscheinlich nicht von Norden her, sondern vom Küstenlande des Carnatic gegen Norden, und je weiter hinauf, desto schwächer scheint auch der Zusammenhang der immer minder zahlreich werdenden Braminen mit dem Volke, ja es scheint dort ein entschiedener Antagonismus zwischen den alten, noch mit den Bergstämmen zusammenhängenden Häuptlingen, die jetzt, wie im Norden den Namen Zemindars führen, und den später eingedrungenen Braminen obzuwalten. Die Braminen boten sich scheinbar den Engländern als nützliche Bundesgenossen dar, und wurden im Lande allenthalben als Beamte angestellt, was sie, allen Nachrichten und Umständen zufolge, sehr zu ihrem Vortheil benützt zu haben scheinen. Da sie manche Bedrückungen ausübten, und die englische Regierung, welche in dem ungesunden Lande keine Truppen unterhalten wollte, den Zemindars selbst Waffen und Munition lieferte, um sich der häufigen Raubzüge der Bergstämme zu erwehren, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie sich endlich dieser Mittel gegen die räuberischen Beamten der Regierung bedienten. In diesen Umständen scheint der Grund und die Veranlassung zu den im J. 1832 in den zwei nördlichsten Circars, dem von Vizagapatam und Gandscham, ausgebrochenen Unruhen zu liegen.

Hiezu kam noch, daß die Bergstämme seit Jahren aus ihren Schlupfwinkeln hervorbrachen, das Land verwüsteten, die Dörfer am Fuße der Gebirge plünderten, und, wie früher die Pindarris, die Bauern mordeten, um Geld von ihnen zu erpressen. Mehrern Umständen zufolge scheint es keinem Zweifel unterworfen, daß einige Zemindars mit diesen Räubern in Verbindung standen, und so wurden diese Raubzüge, die man

*) Ueber die Kands oder Gonds, welche Völkerschaften man, aber wie es scheint sehr mit Unrecht, trennen will, müssen wir vor Allem auf Ritters Asien IV. 2. p. 466, 478 und 515 bis 530 verweisen.

**) Auch gegen diese fand im vorigen Jahre ein kleiner Feldzug statt, es fehlt aber noch die nähere Kunde darüber.

Fitturi, und die Räuber Fitturidars nannte, immer ſyſtematiſcher und kecker, ſo daß einmal ein Dorf, das nur zwei Stunden von Vizianagram, wo zwei angloindiſche Regimenter in Beſatzung lagen, entfernt war, geplündert und in Brand geſteckt wurde. Nun konnten die Engländer nicht mehr ruhig zuſehen, man ſchickte Truppen nach den Gebirgspäſſen — Vizianagram liegt nämlich höchſtens 5 bis 6 Stunden vom Meere — und ließ die Räuber verfolgen. Zwei namentlich hatten ſich furchtbar gemacht, die beide aus der Ebene zu Hauſe waren, namentlich der eine, welcher ein Verwandter des Radſcha von Vizianagram ſelbſt war. Dieſer letztere, Wirabadra Razi mit Namen, wurde nach langer Verfolgung endlich erreicht und gefangen genommen, vor ein Kriegsgericht geſtellt und zum Tode verurtheilt, aber wegen einzelner mildernder Umſtände nicht erſchoſſen, ſondern auf Zeitlebens gefangen geſetzt. Der andere Papakrow, entkam für dießmal noch.

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus den Pyrenäen.

Biarritz. — Die Straße von Spanien.

(Schluß.)

Vom Pontvieux bis zum Leuchtthurm ſind mehrere kleinere oder größere Sandbanken, die man zuweilen im Laufe durchzieht, um nicht von der Fluth erreicht zu werden, ſonderbar geſtaltete Klippen und Höhlen, an denen ſich die Wellen aufthürmen; die ſchönſte Grotte iſt eine nicht weit vom Leuchtthurme, von welcher man die Ausſicht auf einen Theil der Pyrenäen und der ſpaniſchen Küſte hat; im Innern tropft trinkbares Waſſer, unter ihr liegt eine kleine Terraſſe, wo oft ein paar Fiſcher ihre Stangen hinaus ſtecken; vor ihr im Meere ein Felſen, den man die Fregatte nennt, weil er einem Schiffswrack gleich ſieht; endlich die Wirkungen von Licht und Farben auf den ausgezackten Felſen, auf dem Meere, auf den fernen Gebirgen und auf der Küſte, auf welche ſo Mancher, der ſie nicht fremd nennt, mit Schmerz und Sehnſucht hinüber ſchaut. Der Leuchtthurm iſt ein ſchönes, modernes, 140 Fuß hohes Gebäude, mit einem zierlichen Sockel — die Ausſicht von der Galerie iſt ein wahres Panorama. Vom Cap St. Martin, auf welchem der Leuchtthurm ſteht, lauft noch immer eine ſteile Felſenküſte, mit einer reichen Vegetation von wilden Pflanzen bekrönt, bis zur chambre d'amour; aber hier ändert ſich die Scene, das Meer, das die harten Felſen bekämpft, weicht vor der von ihm ſelbſt angelegten Sandfläche zurück; die Ebbe reicht nicht mehr bis zur Grotte, und deren Eingang iſt verſandet. Dieſe Grotte war einſt berühmt im Lande, und beſonders in Anglet: es war dort kein Mütterchen, das nicht eine Legende von der chambre d'amour zu erzählen und ein Gebet dabei herzuſagen gewußt hätte, es war immer die Geſchichte zweier Liebenden, welchen, von der Fluth überraſcht, ihr letzter Seufzer in enger Umarmung aus den aneinander gepreßten Lippen entflohen war. Keine Capelle, kein Denkmal, keine Ruine ruft heute mehr die Erinnerungen zurück, nur Seemöven feiern noch in hundertmal wiederholten Liebesſpielen dieſe Stätte, und der Sperber ſchwebt über ihr. Man tritt nun in die Region der Dünen ein, auf welcher eine ſonderbare und merkwürdige Weincultur unterhalten wird, welche ſich bis an die Mündung der Garonne fortſetzt; endlich wendet man ſich von der Küſte ab in die Fichtenwälder, und eröffnet ſich einen mühſamen Ausgang an das Ufer des Adour, um über die Marina-Alleen nach Bayonne zurückzukehren.

Wir haben von den Straßen von Spanien abgelenkt, um Biarritz zu beſuchen, aber die Neugierde, zu wiſſen was man bis zur Gränze hin antrifft, iſt nur aufgeſchoben, und wir wollen ſie nun befriedigen. Bis Bidart iſt die Gegend traurig und öde, Farrenkräuter gegen die Küſte zu, welche ſelbſt aus einem der Zerſetzung unterworfenen Nummulitenſandſtein *) beſteht, Brachfelder, magere Anpflanzungen, Hälden auf der Seite des Gebirgs, von Zeit zu Zeit auf den Höhen eine Anſicht des Meeres. In Bidart iſt die Douane, von hier aus wird das Meer und das Land gefälliger und abwechſelnder; man hat vor ſich Saint Jean de Luz und die Rune. Das ſpaniſche Gepräge fängt an hervorzuſtechen, man ſpricht nur baskiſch; die Bauart wird ſchwerfälliger, finſterer, ſtolzer, die Vorurtheile und die Macht des Herkommens hartnäckiger, die Kirchen häufiger und andächtiger beſucht; unglücklicherweiſe fangen die franzöſiſchen Seſſel an, ſich unter die dunkeln Strohteppiche zu miſchen, mit welchen nach ſpaniſcher Art der Boden des Kirchenſchiffes bedeckt iſt, und auf welchen die in die Mantelotte gehüllten, und von den Männern abgeſonderten Frauenzimmer eine gemeinſchaftliche, weder durch Geldſpeculation noch eitle Grimaſſen entheiligte Stätte fanden. **) Die Männer ſind wie in allen baskiſchen Kirchen in den Galerien, welche oft einen dreifachen Rang bilden, manchmal haben dieſe Kirchen bloß einen hölzernen, bemalten Plafond; die von Saint Jean de Luz hat eine Wölbung, deren Ogiven auf die letzte Zeit des Mittelalters hindeuten. In der Stadt iſt nur eine Hauptſtraße, mit Kieſeln gepflaſtert, die Fenſter mit einem ſteinernen Kreuz, die Häuſer mit ihrem Kauf- oder vielmehr Kreißlerladen, den ein Papierfenſter und ein ungeheures Schirm-

*) Calcaire alpin aréniscé à nummulites; dieß iſt der Boden von Bayonne, Mouguere, Villefranche, Anglet, Biarritz und an der Küſte von Biarritz bis Bidaar, an welcher er ſich im Zuſtande der Zerſetzung befindet; er iſt in den meiſten Fällen eine Aggregation von Myriaden Nummuliten, oft mit andern Muſchelarten gemiſcht, und durch einen ſehr feinen, gelblicht grauen Sand gebunden, der von ein wenig Thonerde feſtgehalten wird; wenn dieſer Sand in ſehr großer Menge da iſt, ſo zerfällt der Stein leicht. Mit dieſer Steinart iſt ein großer Theil der Kathedralkirche von Bayonne und die meiſten Häuſer, deren Alterthum über 200 Jahre hinaus reicht, gebaut worden. Von Bidart an bis an die Gränze beſteht die Küſte aus dem homogenen und compakten Alpen-Kalkſteine, zuweilen mit Quarz-Agat (quarz agat pyromaque) geſtreift: dieſen Stein findet man auch bei Bidache, von welchem Ort er ſeinen populären Namen (pierre de bidache) erhält, er dient zu Bauten und Pflaſterung.

**) Die Vermiethung der Seſſel und die theatraliſche Stellung einiger Perſonen, welche ſich derſelben bedienen, hat mich immer in den franzöſiſchen Kirchen widrig angeſtoßen.

dach ziert. Am Ende ist ein Platz mit einigen schönen Gebäuden, unter Anderm das Haus Ludwigs XIV, mit einer Façade gegen die Nivelle zu; die Quais sind schon ganz oder halb zerstört, wo aber die Verheerungen des Meeres in ihrem vollen Grauen erscheinen, das ist im nordwestlichen Theile der Stadt: dort ist alles Ruine, Chaos, Verwilderung, mehrere Straßen sind schon verschlungen, nicht umsonst erinnert die Nähe des Kirchhofs an die Gebrechlichkeit unsers Daseyns. Kein Vorwerk widersteht diesen Wellen, welche, wenn man St. Jean de Luz aus einiger Entfernung betrachtet, mitten aus und über den rothen Dächern zu stürmen scheinen. Der Meerbusen hat 1600 Metres Breite und 1000 Metres Tiefe; im Norden ist die Anhöhe Sancta Barbara, im Süden die sandige Landzunge, auf welcher das Fort Soloa steht. Die Ansicht dieses Forts mit seiner schwerfälligen Bauart, seinem breiten Quai, und der Häusergruppe nicht weit von dem kleinen Hafen, ist merkwürdig; es ist für sieben Kanonen eingerichtet und hat auch sieben Luftlöcher für Granaten. St. Jean ist die alte Hauptstadt des baskischen Landes und war ehemals wegen seines Wallfischfanges reich und berühmt; heute sendet es Fischermädchen nach Bayonne, die sich durch das besondere Echo ihres ohrenzerreißenden Geschreies unterscheiden. So auch Ciboure, ein halb zerstörter Flecken, welcher von St. Jean de Luz nur durch die Douane auf einer von der Nivelle und einem Meeresarm gebildeten Insel und durch die zwei hölzernen Brücken, welche über diese Wasserarme führen, getrennt ist. Die Bevölkerung von St. Jean de Luz ist noch neuerlich von 4800 auf 2400 und die von Ciboure von 3000 auf 1700 herabgekommen. In Ciboure wohnen auch einige Zigeuner. Wenn es wahr ist, was Chaho behauptet, daß die alten Iberier, von denen die Basken sich herleiten, ein südliches, ein Sonnenvolk, mit einem Wort äthiopischen Ursprungs sind, so würde der Gegensatz zwischen dem reinlichen Basken und dem lumpenbedeckten Zigeuner, wie sich einige Schriftsteller ausdrücken, nicht sowohl eine Ungleichheit der Abstammung, als den Kastenunterschied bedeuten, der vielleicht dem Zigeunervolke das Entstehen gegeben, und sich auf eine curiose Art in unserm Himmelsstriche fortgesetzt hat. Man sagt, daß die Zigeuner so wenig wie die Juden, ihr Gepräge, und besonders ihre auf eine ganz eigene Art glänzenden Augen verlieren; dieß ist im Ganzen genommen wahr, indessen kann man kaum zweifeln, daß diese Parias bei ihrer Wanderung einen Theil der Parias, die leider bei allen Nationen anzutreffen sind, und insbesondere auf dem Gebiete, von dem hier die Rede ist, einen Theil der Cagots an sich gezogen haben; — ich habe nicht nur Zigeuner mit blonden Haaren, sondern auch die Wirkung bemerkt, welche die Ansiedelung und die freilich meistens heimliche oder ungesetzliche Mischung mit den bereits ansassigen Stämmen hervorbringt; in der blendend weißen Gesichtsfarbe und den schönen, aber schon in den allgemeinen Typus übergegangenen Augen gewisser Mädchen, die in Cadix, San Lucar, Xerez u. s. w. den Preis davon getragen, hätte Niemand mehr den zigeunerischen Ursprung erkannt, wenn er sich nicht durch andere Eindrücke und Gewohnheiten, die in den Jahren der Kindheit sich ankleben, verrathen hätte. Man berechnet die Zahl der an der spanischen Gränze der Niederpyrenäen herumziehenden Zigeuner auf 2000, und alle Ortschaften verlangen, daß man sie austreiben oder einem Ansiedelungsreglement unterwerfen solle, und noch lieber das erstere als das letztere.

Nachdem man aus dem beschwerlichen Schlangenwege durch Ciboure herausgekommen, trifft man auf den Flecken Urrugue mit einer schönen Kirche, und auf das modernisirte Schloß Urtubie. Man erinnert sich an die Parteien der Sabel chouri (Weißbäuche) und Sabel gorri (Rothbäuche), welche sich in den heutigen Chapel-churri und Chapel-gorri erneuern. Im Jahre 1511 wurde Ludwig von Urtubie zum Bailli von Labourd ernannt; im Jahre 1643 wollten die Ritter von Saint Fé der Familie Urtubie diese Charge streitig machen; die Anhänger der Herren von Urtubie nannten sich Sabel chouris (vielleicht von ihren Wämsern), die der Herren von St. Fé hießen Sabel gorris; ich weiß nicht, welche von beiden den Sieg davon trug.

Die schönste Aussicht ist von der pflanzenreichen Anhöhe, ehe man nach Bebobie kommt. Die weißen Häuser dieses Ortes reichen längs der Straße bis an die Brücke, welche den Eingang in Spanien eröffnet. Die Bidassoa umfaßt, aus einem bebuschten Ravin herausströmend, die Fasaneninsel, welche sie täglich benagt, durchzieht die Maisfelder, theilt sich in der Sandfläche von Hendaye, und ergießt sich beim Cap Figuier ins Meer. Irun zeigt von weitem seine rothen Dächer und großen Ladenschirme, die Eremitei auf dem waldigen Kegel von San Martial erhebt sich im Westen, und die Berge Jaizquibel und Olarzu breiten sich im Norden wie ein Vorhang aus. Hendaye und Fontarabia „sehen einander traurig an," aber am meisten litt Hendaye, das mitten unter Ruinen einige weiße mit Lauben gezierte Häuser zeigt, und noch einem vorzüglich in Spanien beliebten Liqueur den Namen gibt.

René Caillé

(Aus dem Echo du Monde Savant vom 29 December 1838.)

Hr. Jomard hat in der letzten Generalversammlung der geographischen Gesellschaft folgende Notizen über diesen berühmten Reisenden vorgelesen.

Caillé war im Jahre 1799 zu Mauzé in Poitou geboren; er war der Sohn eines Bäckers, und erinnerte gern mit bescheidenem Stolz an die Niedrigkeit seiner Geburt. Er zeigte von Kindheit an überraschende Anlagen zu einer Laufbahn geographischer Entdeckungen. Sehr jung zur Waise geworden, gab ihn vergeblich ein Onkel, der sein Vormund war, in die Lehre. Ohne alle andern Vorkenntnisse, als was er in den Anfangsschulen gelernt — Lesen und Schreiben — fand er in einigen Reisebeschreibungen die Losung zu seinem glänzenden Lauf, und bald wurde ihm seine Richtung bestimmt durch das Studium einer schlechten Karte von Afrika, wo er beständig nachsann über die unbekannten Länder, die in diesen großen weißen Räumen verborgen seyn müßten. In einem Alter von 15 Jahren beginnt die Ausführung seines unerschütterlichen Planes. Mit 60 Franken — seinem ganzen

Vermögen — in der Tasche, schiffte er sich in Rochefort auf der Gabarre „la Loire“ ein, welche mit der Fregatte „la Méduse“ nach dem Senegal segelte. Von St. Louis, wo diese erste Schifffahrt ihn hingeführt, war er genöthigt sich wieder nach Guadeloupe einzuschiffen, und kam im Jahre 1818 mit einem kleinen Waarenvorrathe nach St. Louis zurück.

Hier zwang ihn, nach den ersten Versuchen, ins Innere des Landes einzudringen, das Fieber, nach Frankreich zurückzukehren, und er ging erst im Jahre 1824 wieder nach dem Senegal. Die Aufmunterungen des Baron Roger, des französischen Agenten in diesen Gegenden, entzündeten vollends Caillé's Leidenschaft, die reich genährt war durch seine eigenen Erfahrungen und durch die Emsigkeit, mit der er den Mungo Park las; mit einer so kräftigen Beharrlichkeit, daß es schwer seyn möchte, ein zweites Beispiel in der Geschichte aufzufinden, entwarf er den Plan, dessen Ausführung ihn nach Tombuctu führte, und glücklicher als Major Linke, ihm, dem Einzigen unter den ihm Vorangegangenen, auch die Rückkehr gewährte.

Die wiederholten fruchtlosen Versuche der Engländer lenkten in diesem Augenblicke die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf die Ausforschung dieser Stadt des innern Afrika's. Welche wichtige Fragen knüpften sich an die Kenntniß von Tombuctu? Die geographische Gesellschaft konnte Versuchen nicht fremd bleiben, in denen Frankreich einem uneigennützigern Rufe folgte als England. Nicht an die Speculationen des Handels, sondern an das reine Interessen der Wissenschaft wendete sich die Gesellschaft, und eröffnete eine Subscription in Paris, die 10.000 Franken abwarf, und von der Gesellschaft demjenigen Reisenden bestimmt wurden, der, gleichviel auf welche Art, das Ziel erreiche, welches die englische Macht mit all ihren hartnäckigen Bemühungen und ihrer Verschwendung von Schätzen nicht hatte erreichen können. Die öffentliche Anzeige dieser Subscription kam zufällig Caillé zu Gesicht. „Ich erringe den Preis,“ sagte er, „und sollte ich nach meiner Entdeckung Frankreich nicht wieder sehen, so wird das Geld meiner Schwester ausbezahlt.“ Man weiß, auf welche Weise der beherzte und verständige Reisende die Sprache der Mauren erlernte: er nahm ihre Kleidung an, gab vor, er sey ein Aegyptier, den die Franzosen als Kind während den Feldzügen entführt, und jetzt, wo es ihm gelungen, ihren Händen zu entfliehen, sey er in sein Vaterland zurückgekehrt, um der Religion seiner Väter zu folgen, er bezeigte den Wunsch, die mohammedanische Religion anzunehmen, und galt bald für einen Muselmann, da er stets von seiner heißen Sehnsucht sprach, die Wallfahrt nach Mekka anzutreten, und genau alle Gebräuche der Mohammedaner beobachtete. Die Kraft, mit der sein reicher Geist stets neue Hülfsquellen entdeckte, die Stärke, mit der er Entbehrungen, Krankheit und Elend ertrug, die nur eine so gute Gesundheit wie die seinige zu ertragen im Stande waren, konnte in diesem Grade wohl nur durch die innere Stimme seines Berufes erweckt werden. Mit dem kleinen Vermögen von 2000 Franken, die er mühsam sich erworben, ging er am 19 April 1827 von Kakondy ab und zog zu Fuß durch gänzlich unbekannte Länder. Nach allen nur erdenklichen Prüfungen erreichte er am 5 August den Flecken Timé, wo er sich einer Karawane anschloß. Aber eine Wunde am Fuße nöthigte ihn sie ziehen zu lassen, und bald wurde er eine Beute des Scorbuts; er war fünf Monate zwischen Leben und Tod, sein Gaumen wurde heftig angegriffen, alle seine Zähne fielen aus ihren Höhlen, und selbst die Kinnbackenknochen lösten sich los. Die Pflege einer guten alten Frau und seine gute Natur siegten endlich. Er verließ Timé am 9 Januar 1828, erreichte am 11 März Dschenne, schiffte sich auf dem Niger ein und kam endlich am 20 April nach Tombuctu. Sein Buch enthält die Beschreibung dieser merkwürdigen Stadt, in so weit es ihm möglich war, sie in der kurzen Zeit seines Aufenthalts kennen zu lernen, denn schon am 4 Mai war er genöthigt sie zu verlassen, um sich einer Karawane anzuschließen, die nach Marocco ging. Die Plagen, welche er auf dieser Rückreise auszustehen hatte, waren fast das Seitenstück der Leiden, die er auf der Hinreise erlebt. Hr. Jomard beschrieb mit großer Beredsamkeit die traurige Lage der Karawane in den Sandmeerstürmen der Sahara. Ihr Elend erreichte einen so hohen Grad, daß sie genöthigt waren ihre Kamele zu tödten, um das Wasser, das sich in ihren Magen fand, unter sich zu theilen. Dennoch erreichten sie Fez. Hier gelang es dem Reisenden, durch sein geschicktes und vorsichtiges Benehmen, mitten unter dem argwöhnischen Despotismus der Kaiser von Marocco, sich gegen Westen zu wenden, wo er am 7 August Tanger erreichte — entblößt von Allem, mit Lumpen bedeckt, nach 528 Tagen unerhörter Leiden. Endlich kehrte er nach Paris zurück, wo ihm der gewiß reichlich verdiente, ehrenvollste Empfang wurde. Die geographische Gesellschaft erkannte ihm den Preis der 10.000 Fr. zu, und gab ihm eine jährliche Belohnung von 1000 Fr. Nach der Herausgabe seines Werkes zog sich Caillé in seine Provinz zurück, kaufte sich dort ein kleines Gut, verheurathete sich, und widmete sich mit demselben Eifer dem Landbau, mit welchem er alles erfaßte, was er unternahm. Seine Mitbürger zeigten ihm dadurch ihre Achtung, daß sie ihn zum Maire von der Gemeinde Lobaderre ernannten. Aber seine Gesundheit war zu tief erschüttert worden, um ihm ein langes Leben zu gewähren; er trug bereits den Keim des Uebels in sich, dem er am verflossenen 17 Mai als ein Märtyrer der Wissenschaft erlag.

Benehmen der Pflanzer auf Jamaica. Die Pflanzer auf Jamaica scheinen entschlossen, die Gesetze über die innere Polizei der Insel so zu regeln, daß die Emancipation der Sklaven ein todter Buchstabe werde. Sie haben sich im Repräsentantenhause geweigert, mit der Regierung zur Beruhigung der Insel mitzuwirken, und der Gouverneur hat sich veranlaßt gesehen, die Assembly aufzulösen. Die neuvorgenommenen Wahlen sind indeß in einem der Regierung noch widerstrebendern Sinn ausgefallen. Die Neger hatten, so lange sie Sklaven waren, kleine Häuschen, und man wies ihnen zu ihrem Unterkommen einiges Land an, das sie in freien Stunden bebauen konnten. Nach strengem Rechte gehörte beides den Pflanzern, da der Sklave nicht nur kein Eigenthum besitzen kann, sondern auch das Land entschieden von dem Eigenthümer, als ein Theil des Unterhalts, seinen Sklaven verliehen war. Da indeß es für den Neger sehr hart war, so gänzlich hinausgestoßen zu werden, so wurde die rechtliche Frage aufgeworfen, ob man sie aus ihren Hütten vertreiben und ihnen ihr Stück Feld nehmen könne, oder ob sie sich nicht eine Art Verjährungsrecht darauf erworben haben. Viele Pflanzer haben indeß ohne weiteres den Negern ihre Hütte und ihr Stück Feld genommen, um sie zu nöthigen, auf die von ihnen gestellten Bedingungen hin zu arbeiten. Bricht nun in Folge dieses gewaltsamen Verfahrens ein Aufstand aus, so muß die Regierung mit Waffengewalt einschreiten, um das Eigenthum zu schützen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 30.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

30 Januar 1839.

Die Menge des in Braſilien gewonnenen Goldes, vom Jahre 1600 bis Ende des Jahres 1831.

(Nach einem Schreiben aus Liſſabon.)

Vor kurzem fanden wir in der Allgemeinen Zeitung einen Aufſatz des Hrn. v. Humboldt über den ſchwankenden Werth des Goldes und Silbers, und beſonders, wie viel davon die Bergwerke Südamerika's geliefert. Ein anderer Aufſatz von Hocheder gibt einigen Aufſchluß über die Goldgewinnung der engliſchen Gewerkſchaften in Braſilien während der letzten Jahre. Es wird alſo nicht unintereſſant ſeyn, wenn wir etwas detaillirter dieſen Gegenſtand behandeln und einen Auszug aus unſern vielſeitig geſammelten Notizen in Braſilien liefern, die zwar großentheils in der Schrift Pluto Braſilienſis aufgenommen, allein da dieſes Werk nur in weniger Menſchen Händen iſt, ſo ſind dieſe Notizen auch nur wenig bekannt. Ungeachtet wir uns während eines eilfjährigen Aufenthalts in Braſilien, und beſonders in den Bergwerksprovinzen, die größte Mühe gegeben, die zuverläſſigſten Nachrichten über die Menge des ſeit der Entdeckung der Goldminen gewonnenen Goldes zu erlangen, ſo kamen wir doch bald darüber zu der Einſicht, daß eine mathematiſche Gewißheit darüber nie zu erlangen ſey:

1) Weil die Goldgewinnung jedem frei ſtand und keine Fiscaliſation darüber exiſtirte, folglich keine Rechnungsbücher darüber nachgeſchlagen werden können. Der Mineiro hatte nur die Verbindlichkeit, der Krone den fünften Theil des gewonnenen Goldes abzuliefern, und es war ganz ſeinem Gewiſſen überlaſſen, ob er dieſes ſo ſtreng nehmen wollte oder nicht. Der einzige ſichere Anhaltspunkt für das Minimum der Goldgewinnung iſt und bleibt alſo die Verzeichnung des eingegangenen fünften Theils des Goldes, welchen man in den Regiſterbüchern der Procincialarchive, beſonders der Bergwerksprovinzen Minas, S. Paulo und Govaz findet.

2) Weil nicht immer der Fünfte in Gold abgegeben wurde, ſondern viele Jahre hindurch nur ein Aequivalent, wovon man nicht ſagen kann, ob es dem wirklichen Goldgewinn entſprach. Allein man kann immer annehmen, daß dieſes Aequivalent eher zu niedrig als zu hoch angenommen wurde, und daß dabei die Regierung zu kurz kam.

3) Weil die Rechnungsbücher vom Jahre 1725 bis 1735 verloren gingen.

4) Weil auch eine lange Periode ſtattfand, von 1735 bis 1751, in welcher ſtatt der Abgabe des Fünften eine Kopfſteuer bezahlt wurde.

5) Weil in dem Zeitraume vom Jahre 1751 bis 1820, wo der Fünfte in den Schmelzhäuſern am rohen Golde abgezogen wurde, abermals die Rechnungen von beinahe 30 Jahren fehlen.

Dieſes ſind die Hauptgründe, weßhalb über dieſen Punkt keine mathematiſche Gewißheit zu erlangen iſt, eben ſo wenig wie über das durch Schleichhandel bei Seite geſchaffte Gold. Das in den Jahren 1700 bis 1713 confiscirte Gold, wovon die Rechnungen ſich vorfinden, könnte allenfalls nur einen ungefähren Fingerzeig angeben, ſo daß man darnach wohl ohne großen Irrthum den Satz annehmen kann, daß das jährlich durch Schleichhandel ausgeführte Gold im Verhältniſſe mit der Ausbeute ſteht, und nicht weniger als der jahrlich abgelieferte Fünfte oder Quinto beträgt.

(Schluß folgt.)

Die neueſten Kriege der Engländer in Indien.

Der Krieg gegen die Kands oder Gonds.

(Fortſetzung.)

In wie fern Vornehme aus dem Niederland überhaupt bei den Raubzügen betheiligt waren, iſt ſchwer anzugeben, denn es wurden dabei einige infame Intriguen entdeckt. Bei einem Zuge der Engländer gegen einen gewiſſen Kiſtnamah Dorah, deſſen Name ihn als Gond bezeichnet, bot ſich ein Bramine an, die Engländer mit einer Schaar ſeiner eigenen Leute zu begleiten. Dieß wurde angenommen, und als eine kleine Veſte des genannten Räuberchefs erſtürmt wurde, fanden ſich in dem Schlafzimmer deſſelben — alles Andere hatte der Bramine und ſeine Leute geplündert — eine Anzahl Briefe,

welche viele Personen aus dem Niederland, namentlich die Familie des Zemindars von Palcondah, sehr compromittirten, viele Personen wurden eingezogen, einige erschossen oder gehängt, und erst später scheint man diesen ganzen Briefwechsel als geschmiedet erkannt zu haben. Aber der schurkische Bramine hatte seinen Zweck bereits erreicht, denn die Familie des Zemindars von Palcondah und mehrere andere waren völlig ruinirt. Solche Dinge waren freilich nicht geeignet, dem Lande Ruhe zu geben, der Aufstand zog sich weiter gegen Norden in immer schwerer zugängliches Land, und statt einiger Hundert Mann mußten bald einige Tausend aufgeboten werden.

Als am Ende des Jahres 1833 das in Kimedy (nordwärts von Palcondah, aber wie dieses auch nur etwa 10 bis 12 Stunden vom Meere unter 18° 40′ n. B.) stehende Regiment nicht mehr genügte, den Räubereien Einhalt zu thun, wurden mehr Truppen hingeschickt, bis ihre Zahl sich auf mehr als 3000 belief. Von den militärischen Ereignissen der ersten Monate des Jahres 1834 wissen wir nichts, denn die Regierung machte durchaus nichts darüber bekannt, und sie mochte wohl auch keine Ursache haben, sich deren zu rühmen, denn allen Umständen zufolge wurde der angebliche Aufstand, oder, um richtiger zu sprechen, der Krieg dieser unabhängigen Häuptlinge gegen die Engländer im Blute erstickt, die dabei thätigen Officiere und Truppen mit Lob überhäuft, und die Gräuel sollte Vergessenheit decken. Das Asiatic Journal, das sich über das Schweigen der Regierung und die widersprechenden Angaben in den Madraszeitungen beklagt, gibt indirect zu, in welchem Geiste verfahren worden sey, indem es (Asiatic Jour., Januar 1835 p. 28) sagt: „Das Schweigen der Regierung überliefert den Ruf tapferer und verdienter Männer den Anschwärzungen der Parteischribler.“ Uebrigens gibt es noch directere Andeutungen, denn nicht nur wurde auf gut Orientalisch auf die Köpfe der feindlichen Häuptlinge ohne Weiteres ein Preis gesetzt, und der oben erwähnte Pavakrow nach seiner Gefangennahme ohne Weiteres aufgeknüpft, sondern ein Privatschreiben aus dem benachbarten Vizianagram (s. Asiatic Jour. Dec. 1834 p. 210) besagt auch ausdrücklich, daß die meisten Rebellenanführer hingerichtet worden seyen. Solcher Thaten konnte man sich nicht sonderlich rühmen und schwieg deßhalb ganz.

Das Verfahren der Engländer ist um so grausamer und ungerechter, als Kimedy eigentlich ein ganz unabhängiger Staat war, wie sich aus nachfolgender Schilderung (Asiatic Journal, September 1834 p. 20) wohl mit ziemlicher Sicherheit ergibt. „Kimedy ist von einem Radscha regiert, der bis zu einem gewissen Grade unabhängig ist, und sich von unsern Behörden, außerordentliche Fälle ausgenommen, nichts vorschreiben zu lassen braucht. Der gegenwärtige Radscha ist simpelhaft, höchst ausschweifend, und hat gerade nur so viel Verstand, ein „guter Freund der Compagnie“ zu seyn. Unter ihm stehen die Bussaies, Häuptlinge über kleine Districte Bergland und Steuereinnehmer daselbst, zu welchem Zwecke sie Schaaren bewaffneter Leute unter sich haben. Diese Leute sind die Anstifter der gegenwärtigen Rebellion: anfangs wagten sie sich nicht über ihre Berge hinaus, und plünderten nur die Dörfer in den benachbarten Thälern, welche zum Lande ihres eigenen Radscha's gehörten. In neuester Zeit aber waren sie kecker geworden, und plünderten Dörfer, die unter der unmittelbaren Herrschaft der Britten standen. Diesem Zustand der Dinge ein Ende zu machen, ist eine Truppenmacht in Kimedy zusammengezogen worden.“ Man kann den Stand der Dinge nicht klarer schildern, um zu beweisen, daß hier nur von einem Kriege, nicht aber von einer Empörung die Rede seyn konnte. Die Folge des beschriebenen Verfahrens war, daß der Krieg sich weiter gegen Norden, in die Wildnisse von Gondwana, ausbreitete.

Es fehlt bis jetzt noch an Nachrichten, welche die Ereignisse in den beiden nördlichen Circars mit dem eigentlichen Kampfe gegen die Gonds (die Engländer schreiben jetzt Khoonds) zusammenknüpfen; an dem engen Zusammenhange selbst ist aber, wie sich aus den Namen einiger Rebellenanführer kund gibt, nicht zu zweifeln; auch verflossen zwischen der officiell angekündigten Unterdrückung des Aufstandes in Kimedy bis zum offenkundigen Wiederausbruche der Feindseligkeiten gegen den benachbarten Radscha von Gumsur nur etwa 15 Monate, denn das erstere fand im Junius oder Julius 1834, das letztere Ereigniß Ende Septembers 1835 statt, und hier werden nun die Gonds alsbald als Völkerschaft genannt, mit welcher der Radscha im engsten Verbande stehe. Eben so wenig, wie über den innern Zusammenhang dieser kriegerischen Ereignisse, erhält man einen Aufschluß über die wahren Gründe des Ganzen, wenn man sie nicht kurzweg in der von Engländern selbst ausgesprochenen Beschuldigung finden will, daß der Regierungscommissar in den Circars, ein Hr. Russell, der wohl in dieser Beziehung nicht eigenmächtig handelte, diese Districte, die man fruchtbarer und reicher fand, als man es sich gedacht hatte, unter die unmittelbare Herrschaft der Engländer zu bringen bemüht war.

Der Krieg begann, und die nächst erreichbaren Orte, die Hauptstadt Gumsur, die Veste Coladahghur, Nirmall (Neermull), endlich die Hauptveste des Radscha in den Bergen Durgaparsad wurden in der ersten Hälfte Novembers 1835 schnell eingenommen, und ein Preis von 5000 Rupien auf den Kopf des Radscha gesetzt, den aber Niemand gewinnen wollte. Oberst Hodgson verfolgte den Radscha unaufhörlich, wurde aber auf einem Zuge von mehreren Tagen so entsetzlich harcelirt, daß er unverrichteter Dinge wieder abzog. Nun wurde das ganze Corps, das aus etwa 3000 Mann bestehen mochte, in kleine mobile Colonnen aufgelöst, welche das Land nach allen Richtungen durchzogen, die einzelnen schwachen Vesten einnahmen, und, wie die englischen Berichte selbst angeben, auf jeden Waffentragenden schossen, so daß sich ein allgemeiner Schrecken des Landes bemächtigte. Jetzt glaubten die Engländer gesiegt zu haben, um so mehr, als der alte Radscha von Gumsur um diese Zeit (Ende 1835 oder Anfang 1836) starb, und sein Sohn, der vermuthlich mit der übrigen Familie des Radscha in die Hände der Engländer gefallen war, auf alle seine Rechte verzichtete und diese an sie abtrat, worüber indeß ein Engländer nicht mit Unrecht bemerkte, dieß sey eine leere Formalität gewesen, indem die Aufgabe, das Land einzunehmen und zu be-

haupten, doch immer noch übrig blieb. Nicht unbemerkenswerth ist der Umstand, daß, als der junge Radscha Gumsur verließ, um die ihm ausgesetzte Pension anderswo zu verzehren, zwar die ganze Bevölkerung der Stadt zusammenlief, aber nur ein einziger Mensch ihn zum Abschied grüßte. Die Engländer scheinen dieß so ausgelegt zu haben, als ob die Einwohnerschaft den letzten Sprößling ihres Königsgeschlechts aus Vorliebe für sie selbst so kalt scheiden sehe, und eine Proclamation verkündete, daß die Dynastie der Bundschis — dieß war Name — aufgehört habe, und das Land von den Engländern nicht mehr zurückgegeben werden würde.

Man glaubte nun mit dem Kriege so ziemlich fertig zu seyn, allein diese Hoffnung war eitel, denn wenn auch gleich die Vesten alle genommen waren, so hatte man sich doch noch keines einzigen bedeutenden Häuptlings bemächtigt, und als eine englische Abtheilung sich etwas unvorsichtig aus Durgaparsad herauswagte, wurde sie von den Gonds fast ganz niedergemacht, wobei auch zwei englische Officiere umkamen. Bei dieser Gelegenheit wurden einige Sipahiofficiere der Feigheit und des Ungehorsams beschuldigt, vor ein Gericht gestellt, und dann theils entlassen, theils zum Tode verurtheilt; einer derselben sollte aus einer Kanone geschossen werden (blown from a gun). Diese barbarische Hinrichtungsart wurde jedoch nicht in Vollzug gesetzt, sondern die Strafe in lebenslängliche Deportation verändert. Mehr als Alles hatte aber zu dem Unfalle wohl der Umstand beigetragen, daß der das Detaschement befehligende Officier erst seit kurzer Zeit im Dienste war, und gar kein Hindustani sprach, sich also seinen Untergebenen durchaus nicht verständlich machen konnte.

Jetzt kam auch noch die ungesunde Jahreszeit heran, und bald lagen über 1000, nach andern sogar über 1500 Mann am Bergfieber (hill fever) krank darnieder; ein ganzes Regiment hatte nur noch 75 dienstfähige Mann, trotz dem, daß dieß lauter Sipahitruppen waren. Die europäischen Officiere litten natürlich verhältnißmäßig am meisten. Wie viel Truppen eigentlich im Felde standen, läßt sich nicht angeben, doch muß ihre Zahl nicht unbedeutend gewesen seyn, indem Ende Mai's 1836 wegen der überhand nehmenden Krankheiten von Madras der Befehl einlief, daß alle Truppen, bis auf drei Regimenter, vorläufig abziehen sollten. Im Junius soll die Zahl der Kranken in einer einzigen Stadt 1800 betragen haben. Nach einem Ueberschlage müssen etwa 5000 Mann zu diesem Kriege verwendet worden seyn, den die Engländer mit derselben Grausamkeit fortführten, wie sie ihn begonnen hatten. Das Bezeichnendste über den Gang desselben enthält ein Privatschreiben in der Madraszeitung vom 4 Mai 1836. „Niemand kann noch vorher sagen, wann der letzte Act dieses mühseligen Drama's geschlossen werden wird. Mir scheint, sobald ein Mißvergnügter aus dem Wege geräumt ist, so erhebt sich an seiner Stelle ein Duzend anderer, und diese eingewurzelte Feindseligkeit schreibe ich hauptsächlich der unter den Häuptlingen herrschenden Meinung zu, es sey Hrn. Russells Politik, das Land unter directe Herrschaft der Compagnie zu bringen, ein Stand der Dinge, wobei die Macht und der Einfluß der Gebirgshäuptlinge völlig gebrochen werden muß, während die, welche von Raubzügen lebten, ihr Gewerbe nur unter weit ungünstigeren Umständen werden fortsetzen können; daher die Abneigung gegen die Veränderung. Mehrere der berüchtigsten Führer beiderlei Art haben indeß ihr Verbrechen bereits gebüßt: Bundeaun Bunge, der Hauptfeuerbrand, hängt in Ketten in der Nähe von Nugam, Car Chan Sing gleichfalls in der Nähe von Gumsur, und Sondury Bissoye irgendwo in Baghoda; es ist zu hoffen, daß diese Beispiele, und andere, welche die Gerechtigkeit erfordert, eine heilsame Wirkung zur Beilegung dieser Sache haben werden." Auch der Bruder des Radscha wurde gefangen genommen, vor ein Kriegsgericht gestellt, aber der Spruch nicht bekannt gemacht; einige andere Häuptlinge fielen gleichfalls in die Hände der Engländer, aber des eigentlichen Helden dieses Krieges, Dora Bissoye's, konnten sie immer noch nicht habhaft werden.

(Schluß folgt.)

Serro de Pasco.

(Aus einer noch ungedruckten Reise des Grafen von Sartigues, mitgetheilt von der Revue de Paris vom 30 December 1838)

Dieses von Schutt rings umhäufte Dorf, dieser ungeheure unterirdische Bau mit seinen zweitausend Oeffnungen, die jährlich 25 Millionen Franken ausspeien, ist der Serro de Pasco, die große Mine Peru's, die die beherztesten Bergmänner entdeckt, als der nach allen Seiten hin durchlöcherte, seiner Millionen beraubte 1700 Fuß hohe Pic von Potosi nichts mehr darbot, als eine zitternde, ringsum geborstene Kruste, die im Begriff schien, den letzten und darum ungeschicktesten Sucher, der sich ihr naht, zu zerschmettern.

Der Serro de Pasco ist eine große Schicht von anderthalb Lieues im Durchmesser, in der man überall, wo man gräbt, fast auf der Oberfläche selbst, Silbererz findet. Kleine Hügel, getrennt durch zugefrorne Seen, und kleine mit gelblichem Rasen bedeckte Ebenen bieten dort dem Auge den traurigsten, kältesten Anblick, den man sich denken kann. Auf dem höchsten und größten dieser Hügel, 4897 Metres über der Meeresfläche, steht ein Haufen von Holz und Stein erbauten Häusern unregelmäßig um die Minen her, deren Haupteingang sich häufig mitten in einer Straße trifft. Rings um den Schacht werden Pfähle eingestoßen und Bretter befestigt, um den Einsturz zu verhüten, und das heraufgeschaffte Erz wird dann in die Höfe der zunächst liegenden Häuser gebracht, mitten unter dem Gewühle der Vorübergehenden, und der Mädchen mit ihren Maulesein und ihren Lamas, auf welchen alles, was man auf dem Serro braucht, herbeigeschafft wird, von den Kohlen und dem Holz an, was man jährlich verbrennt, bis zu dem Brod und selbst dem Stroh für das Vieh. Die Nothwendigkeit, Alles von der Küste oder dem Innern des Landes herbeizuschaffen, gibt dem Serro de Pasco das belebteste und seltsamste Aussehen. Jedes Haus ist ein Kaufladen, wo man englische und französische Tücher, spanisches und schwedisches Eisen, Seidenstoffe von Indien, China und Lyon, Madera- und Bordeaux-Weine, Liqueur und Branntwein, englisches und französisches Faïence, Porcellan von Limoges, die Quincailleries-Waaren Nordamerika's, Accordeons, Musikschachteln — kurz alles aufgehäuft trifft, was für gesittete Menschen nöthig ist, um in diesem

eifigen Klima zu leben, und was die Luft launenhafter, roher Glücksfinder reizen kann. Denn in dieser Spielerstadt kommt die Reihe, reich zu werden, an jeden, selbst der arme Mestize, der sechs Monate des Jahres bei seinem Wirthe Alles borgen muß, gewinnt häufig in den andern sechs Monaten täglich von 50 bis zu 200 Franken. Hier folgt die Beschreibung der Art, wie dieß möglich ist. — Die Minenarbeiter haben keinen bestimmten Lohn, sondern sie dürfen, wenn sie 12 Stunden gearbeitet, einen Capacho (Binsenkorb) voll von dem, welches vor der Thüre der Mine aufgehäuft ist, mitnehmen (ungefähr 50 Pfund heraufgeschaffter Erde). Ist die Mine in ihrem gewöhnlichen Ertrage, das heißt, gibt der Caron (50 Centner Erz) acht bis zehn Mark Silber, so kann der Arbeiter auf eine Einnahme von 3 bis 5 Realen (2 Fr. 50 Cent. bis 5 Fr.) rechnen. Werden aber die Adern, die man ausbeutet, reicher, so wirft ihm sein Capacho einen Silberertrag von 10 bis 40 Piaster ab. Dieser Gebrauch hat die Stärke eines Gesetzes erhalten. Kein Eigenthümer einer Mine wäre kräftig genug, einen festen Taglohn den Arbeitern zu geben, und sollte er diesen auch bis auf 50 Franken täglich festsetzen, sie halten fest daran, täglich ihren Capacho voll Erz wegtragen zu dürfen, sey er dann mit Kalksteinen oder mit reinem Silbererz gefüllt. Diese Art von Bezahlung erzeugt einen Tauschhandel, wie ich ihn nirgends sonst traf. Jeder Krämer ist zugleich Fabricant von Silberstangen. Der Indianer wie der Mestize, jeder bringt, wenn seine zwölf Stunden Arbeit vorüber sind, seine Schürze voll Erz ins Wirthshaus. Hier trinkt er Branntwein und Chica, ißt ein Chupé, kaut Coca, raucht seine Cigarre und bezahlt mit seinen Steinen. Ebenso bezahlt er all seine sonstigen Bedürfnisse, seine Kleider, Holz u. s. w. Jeder Kaufmann und jede Höckerin ist daher genöthigt, das Gestein genau zu kennen — ein langes Studium, das einen sehr geübten Blick erfordert, denn sehr oft unterscheidet sich für den ersten Anblick das mehr oder minder reiche Silbererz in gar nichts von dem silberlosen Gestein. Häufig sieht man ein Fischerweib, das an der Thüre ihrer Hütte sitzt, ihre Waare bewacht und verkauft, nebenbei Silbererz zu Pulver stoßen, dann mit Quecksilber kneten, waschen, brennen und endlich es in Silberstangen formen.

Die Bevölkerung von Serro de Pasco wechselt zwischen 10 bis 15,000 Seelen, nach der schwächern oder stärkern Boia, ein Ausdruck, dessen sie sich bedienen, um anzuzeigen, die Adern seyen reich an Silbererz. So wie es im Lande bekannt wird, daß die Minen des Serro in Boia sind, wächst die Bevölkerung desselben um ein Drittheil. Mestizen, Chiollos, entlaufene Matrosen, Bankerottirer, betrügerische Hausirer, Mörder, Alles drängt sich hinzu seinen Theil von dem Silberstrome zu haben, die Einen, ihn durch Arbeit zu erringen, die Andern, die Arbeitenden auszubeuten. Jeder, der Lust hat, kann den schweren Hammer und den Keil des Bergmannes ergreifen, am Eingange des Schachtes hört jeder Unterschied der Race auf, der Weiße, der den Mestizen verachtet, der Mestize, der den Indianer schlägt und beraubt, der Indianer selbst, dieser arme Llama der weißen Race, alle sind hier gleiche Cameraden. Während zwölf Stunden sind sie auf dem Grunde des drei bis vier Fuß hohen Schachtes niedergekauert, und ihre Füße schwimmen in dem Schlamm des durch die Wände des Gesteins durchsickernden Wassers. Ist es ihnen mit Mühe gelungen, ein Loch von ungefähr sechs Zoll Tiefe in das Gestein hinein zu arbeiten, so füllen sie es mit Pulver und lassen die Mine springen. Der dicke schwefliche Rauch hat keinen andern Ausgang, als die sehr enge Mündung des Schachtes, die einige hundert Schritte von den Arbeitern entfernt ist, und bleibt daher oft stundenlang fast unbeweglich stehen, ehe er sich langsam und schwer der Oeffnung zuwälzt. Die Träger bringen, ihren Capacho auf dem Rücken, den Abraum hinaus, wobei sie häufig auf den Knieen und Händen sich fortheifen müssen. Alle zwölf Stunden werden die Arbeiter abgewechselt, da gibt es keinen Unterschied von Tag und Nacht, wenn das Ende der Lampe, die jeder Arbeiter an seiner Kappe hat, zu Ende geht, so schließt er daraus, daß seine Ruhestunde kommt, und es gilt ihm gleich, ob die Menschen, die einige hundert Schritte über ihm sind, diese Zeit Tag oder Nacht nennen.

Dieselbe Volksmasse, welche die ganze Woche nebeneinander arbeitet ohne sich je zu begegnen, trifft sich Sonntags in den Kirchen und den Wirthshäusern. Keiner fehlt bei der Messe, aber ist dieser Zoll der Gewohnheit und der Furcht bezahlt, so strömen sie in die Kaffer- und Wirthshäuser, und mit der ganzen Gewalt heftiger, grober und reicher Leute ergeben sie sich dort dem Spiel und den Ausschweifungen. Sie sind alle reich, denn wer würde dem Mann Wein und Karten versagen, der, wenn auch heute arm, gewiß einen Sack voll Piaster hat, wenn die Mine in Boia ist; sie kann es jeden Augenblick werden, und dann zahlt er seine Schulden gewissenhaft.

Diese Orgien sind untermischt und gefolgt von Messerstichen, und jeder faßt seinen Mann sicher, denn er fürchtet die Wiedervergeltung; der Getödtete wird in ein Grubenloch geworfen, deren Schlund stets bereit ist, die Lebenden wie die Todten zu empfangen. Nur die ausgebeuteten Gruben bleiben offen, die, in welchen man arbeitet, werden Sonntag Morgens geschlossen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Mehlversorgung von Paris. Am 13 Januar befanden sich in den Reservemagazinen von Paris 50,000 Säcke Mehl, in der Halle 10,894, in den Entrepots und Privatmagazinen 80,000, im Ganzen also 140,894 Säcke Mehl, welche auf 70 Tage hinreichen, da die Stadt täglich 2000 Säcke braucht.

Wölfe in der Vendée. Einem französischen Blatte (Voleur vom 20 Januar) zufolge sind einige Gemeinden in der Nähe von Quimper gegenwärtig so furchtbar von Wölfen heimgesucht, daß man sich ihrer kaum erwehren kann; sie morden nicht nur die Heerden, sondern zerreißen selbst die Hunde, die sie bewachen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 12 u. 13** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Walter Scotts Leben.** (Fortsetzung.) — **Französische Geschichtschreiber der Gegenwart.** (Fortsetzung.) — **Cromwell.** Von J. Forster.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und ganzjährlich 16 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 31.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Januar 1839.

Die neuesten Kriege der Engländer in Indien.

Der Krieg gegen die Kands oder Gonds.

(Schluß.)

Für den kommenden Feldzug wurden umfassendere Anstalten getroffen, und 5 ganze Regimenter nebst Abtheilungen von drei andern aufgeboten, was man zum mindesten auf 4000 bis 5000 Mann anschlagen kann, abgesehen von Artillerie, Reiterei, Mineuren und Sappeuren. Die wichtigste Hülfe aber war ein Reitercorps im Dienste des Nizam von Heiderabad, das von Westen her in das Land eindrang. Jetzt kam man erst in das eigentliche Land der Gonds. Das Fürstenthum Gumsur liegt in der Ebene oder in den niedern Bergketten, wo Sümpfe und Dschungeln in der nassen Jahreszeit pestilentialische Dünste aushauchen, aber Gumsur oberhalb der Päße (ghats) zeigte sich als ein ungemein reiches, fruchtbares Land, das den Engländern noch gänzlich unbekannt war, und worüber ihnen auch die schlauen Häuptlinge alle Nachrichten vorenthalten haben sollen. Hier lebten die Gonds von Ackerbau und Viehzucht unter der Herrschaft ihrer Häuptlinge, denen sie mit aller Anhänglichkeit von Clangenossen zugethan waren. In dieß glückliche Land, dessen Schönheit, vereint mit manchen roben Tugenden der Bewohner, auf viele Engländer den lebhaftesten Eindruck machte, brachen sie ein wie die rohesten Barbaren, und hausten, um das wahre Wort zu gebrauchen, wie Cannibalen.

Der Regierungscommissär forderte das Volk auf, den Häuptling, der unter dem Namen Dora Bissoye bekannt ist, auszuliefern, und drohte im Weigerungsfall mit Feuer und Schwert. Das Volk weigerte sich, und nun ward die Drohung ausgeführt, obgleich das Volk, der allgemeinen Aussage der Engländer zufolge, sich kaum mehr widersetzte: die Männer wurden niedergemacht, die Dörfer angezündet und die Ernten verheert; dennoch ward Dora Bissoye nicht ausgeliefert, und wurde erst ein Jahr später außerhalb des Landes jenseits des Mahanaddi gefangen; die übrigen Anführer, welche nach einiger Verfolgung in die Hände der Engländer geriethen und wie die früheren aufgeknüpft wurden, waren gleichfalls von dem leidenden, mißhandelten Volke nicht verrathen, sondern höchstens nicht mehr unterstützt worden. Das Land ward zur Wüste gemacht, denn was nicht fiel, floh aus dem verheerten Lande, das ihnen keine Unterkunft mehr gewährte. Der Befehl lautete, nur Weiber und Kinder zu schonen, und jede Art von Eigenthum zu zerstören; die Vollziehung geschah auf eine um so unmenschlichere Weise, als außer den regulären Truppen auch mehrere Localcorps, d. h. Milizen, verwendet wurden. Das Wort des strengen Römers, das er dem alten Caractatus gegen seine eigenen Landsleute in den Mund legt: ubi solitudinem faciunt, pacem appellant, paßt vollkommen: das Land war ruhig, weil es zur Einöde geworden war. Doch gab es auch unter den Engländern noch edlere Gemüther, welche die Gräuel fühlten, und ein Artikel im Bengal Hurkaru vom 27 December malt sie mit schwarzen Farben. Zur Ehre der Engländer ist dieß nicht die einzige Stimme, die sich so aussprach.

Ueber die Art der Verbindung der Gonds mit dem Niederlande wissen wir wenig, doch lassen sich aus der Specialgeschichte des Kampfes einige Folgerungen ziehen. Einer Nachricht zufolge sollte der öfters erwähnte Dora Bissoye, — B i s s o y e ist aber kein Name, sondern ein Titel, — der von dem Radscha aufgestellte Chef des Berglandes seyn; dieß widerspricht aber allen Umständen. Man erkennt aus dem ganzen Gange des Krieges, daß die verschiedenen Häuptlinge, von Wirabadra, Nazi und Papakrow an, ein eigenes, von den Radschas verschiedenes Interesse hatten, gegen welches die letzteren nichts vermochten. Schon in Kimedy tritt der Titel Bissoye*) auf, und wir haben oben (s. das gestrige Blatt) gesehen, daß man diese Bissoyes dort für die Anstifter des sogenannten Aufstandes hielt. In Gumsur hatte die Entsagung des Radscha auf seine Rechte gar keine Folgen, die Häuptlinge setzten den Kampf ohne den Radscha wie mit dem Radscha fort, und wenn wirklich eine Art Belehnung von Seite des letztern stattfand, so war sie eine Formsache, und jedenfalls der Adel des Landes überwiegend. Es scheint beinahe, als ob die Häuptlinge der Gonds, wir wollen diesen Namen einmal als Volks-

*) Dort, wie oben erwähnt, Buffaie geschrieben, was aber bei der mangelhaften Schreibart fremder Wörter bei den Engländern wohl gar keine Verschiedenheit begründet.

bezeichnung festhalten, ſich von ihren Bergen herab ſeit dem Sinken der Braminenherrſchaft in Indien, alſo ſeit dem 10ten Jahrhundert, ausgebreitet haben; die Vorderſten ſind wenig mehr, wie Freibeuter, je weiter zurück, je näher dem eigenen Lande, deſto entſchiedener und begründeter iſt ihre Herrſchaft, und im Stammlande vermag ſelbſt die wildeſte Grauſamkeit der Eroberer das Volk nicht von der Anhänglichkeit an ſeine Häuptlinge loszureißen. Die Gefahr von Seite der Engländer hat indeß keineswegs einen gemeinſamen Widerſtand des geſammten Volkes zur Folge. Das vom Kriege betroffene Gumſur hat nur 2400 engliſche, alſo etwa 100 deutſche Quadratmeilen, und davon fällt noch ein großer Theil, vielleicht mehr als die Hälfte, auf das Niederland. Der Gondhäuptling zu Boad liefert einige der entflohenen Häuptlinge aus Gumſur verrätheriſch den Engländern aus, und aus Allem geht hervor, daß keineswegs noch das ganze Gondwana bei dem Kampfe betheiligt war.

Daß die Gonds eine von den umliegenden ganz verſchiedene Sprache ſprechen, die weder der Oriſſaſprache, noch dem Telinga, noch dem Hinduſtani gleicht, iſt ganz richtig; die Behauptung aber, daß gar keine Kaſten unter ihnen beſtehen, iſt falſch. Ein Artikel in dem Chriſtian Obſerver vom April 1837 gibt einige kaſtenartige Abtheilungen an, die zum Theil die verſchiedenen Namen, die man dem Volk beilegt, erklären. Die Sundi ſollen die vornehmſten ſeyn, denn dieſe eſſen von keiner Speiſe, die von Leuten anderer Kaſten berührt wurde, aber mehrere eſſen von ihrer Hand. Ihre Hauptbeſchäftigung iſt die Bereitung eines berauſchenden Getränks. Die Gaundi oder Gaona ſind die Kaufleute des Landes, die Kandos ſind der eigentliche Kriegerſtamm, ſie führen die Kriegsart und den Bogen, die Duna ſind Weber, und die Panna ſollen eine entartete Hindukaſte ſeyn. Sie haben eine Art Naturdienſt, der mit dem Polytheismus durchaus keine Aehnlichkeit hat, und glauben durch Menſchenopfer, die in ein merkwürdiges Syſtem gebracht ſind, die Muttererde fruchtbar zu machen. Dieß ſind die Hauptergebniſſe deſſen, was man in Folge dieſes Krieges über ſie erfahren hat. Unſere Kenntniß von dieſem merkwürdigen Volke iſt aber immer noch höchſt beſchränkt.

Die Menge des in Braſilien gewonnenen Goldes, vom Jahre 1600 bis Ende des Jahres 1831

(Schluß.)

Von dem Goldertrage der Provinz Minas findet man noch die authentiſchſten Nachrichten in ſeinen Archiven, und beſonders ſchätzenswerth ſind die Nachrichten, welche darin ein gewiſſer Deſembargador, Joze Joao Teixeira Coelho, hinterlaſſen, unter dem Titel: Instrucçao para o Governo da Capitania de Minas Geraes, die wir beſonders benutzt haben, und in der Junta da Provincia aufbewahrt ſind. Sie enthalten die genaueſten Angaben über die entrichteten Abgaben vom Goldgewinne ſeit dem Jahre 1700 bis 1777.

Aus den andern Provinzen ſind uns nur abgeriſſene, höchſt unvollſtändige Nachrichten zu Theil geworden; nichts Zuſammenhängendes iſt in den Archiven jener Provinzen aufbewahrt, und wir haben deßhalb, um einigermaßen zur Kenntniß der Menge des ausgebrachten Goldes zu gelangen, die Bevölkerung jener Provinzen als Baſis angenommen, im Vergleich mit der von Minas Geraes. Dieſer Anhaltungspunkt, da die ganze Bevölkerung und beſonders in frühern Zeiten ſich nur mit Goldgewinnung beſchäftigte, ſchien uns der geeignetſte, und ſomit würden folgende Reſultate ſich daraus ergeben: die Provinz Minas Geraes hatte im Jahre 1820 eine Bevölkerung von 514,000 Seelen; zur Zeit des höchſten Flors des Goldgewinns, welche in die 1750er Jahre fällt, beſchäftigten ſich mit der Goldgewinnung 80,000 Menſchen, wie man aus den Tabellen der Kopf- und Gewerbſteuer ſchließen kann, und dieſe Anzahl machte in jener Zeit den dritten Theil der Bevölkerung. Im J. 1820 beſchäftigten ſich nach unſern Berechnungen kaum 6000 Menſchen mit der Goldgewinnung, alſo höchſtens der 85ſte Theil der Bevölkerung. In jenem goldenen Zeitalter betrug der Fünfte vom Golde (der Quinto), der entrichtet wurde, 118 Arroben, im J. 1819 aber nur 7 Arroben; der Fünfte verminderte ſich alſo in demſelben Verhältniß, als ſich die Menſchen den bergmänniſchen Arbeiten entzogen. Daſſelbe Verhältniß nun auf die andern Provinzen angewendet, ſo kommt man zu dem Reſultate, daß die Provinz Goyaz ſeit dem J. 1730, in welchem die erſte Goldabgabe daſelbſt entrichtet wurde, bis zum J. 1820 eine Abgabe von 1842½ Arroben Gold als Quinto entrichtete.

Mit dem Goldertrage der Provinz Matto Groſſo verhält es ſich wohl etwas anders, denn in den erſten Jahren der Entdeckung, welche mit dem J. 1719 anfing, fand man gleich ungeheure Reichthümer auf der Oberfläche, ſo daß der Quinto bei ungefähr einer Bevölkerung, die nicht 6000 Köpfe überſtieg, die ſich aber beinahe alle mit der Goldgewinnung beſchäftigten, ſchon zwei Jahre ſpäter 80 Arroben betrug, der ſich indeß im J. 1723 ſchon wieder bis auf 20 Arroben verminderte, und im Jahre 1820 ſo gering war, daß die Ausgaben des Schmelzhauſes nicht mehr davon beſtritten werden konnten und nicht mehr eine volle Arrobe betrug. Demnach kann der Quinto bei einer im J. 1820 beſtehenden Bevölkerung von 30,000 Seelen, von denen ſich aber nur 380 den bergmänniſchen Arbeiten für Goldgewinnung widmeten, nicht über 621½ Arroben betragen haben.

Bei der Provinz S. Paulo kann nur der an die Provinz Minas gränzende und beſchränkte Golddiſtrict in Anſchlag gebracht werden, in welchem ſchon ſeit dem J. 1600 gearbeitet wurde, wo man daſelbſt das allererſte Gold entdeckte und bis zum Jahre 1700 mit der Gewinnung deſſelben ſich vorzüglich beſchäftigte.

Auch das goldreichſte Jahr warf in dieſem Zeitraume von 100 Jahren kaum 10 Arroben als Quinto ab. Von dieſer Zeit an ſchwand derſelbe immer mehr, und vom Jahre 1813 an kam ſchon nichts mehr ein, zuweilen nur noch einige Kleinigkeiten, die man wegen Aufhebung der Schmelzhäuſer nicht einmal mehr in der Provinz einſchmelzen konnte. Der ganze Betrag des in dieſer Provinz gewonnenen Quinto vom Jahre

1600 an bis zum Jahre 1820 kann also höchstens nur zu 930 Arroben angenommen werden. (Eine Arroba = 32 Pfd. kölnisch Gewicht.)

Stellen wir nun eine allgemeine Uebersicht der einzelnen Datas über das seit dem Jahre 1600 bis zum Ende des Jahres 1820 gewonnene Gold in den drei Bergwerksprovinzen auf, so ergibt sich folgendes Resultat:

Provinzen.	Entrichteter Quinto					Gewonnenes Gold vom Quinto deducirt				
	Arroben	Mark.	Unzen.	Octaven.	Gran.	Arroben.	Mark.	Unzen.	Oc	Gran.
Provinz Minas Geraes. Nach 7 verschiedenen Tab. vom J. 1700 bis 1820	7137	3	1	5	26	36,687	48	—	—	58
Provinz Goyaz. Nach calculirtem Ueberschlag v. J. 1720 bis 1820	1842	32	—	—	—	9212	32	—	—	—
Prov. Matto Grosso. Nach calculirtem Ueberschlag v. J. 1721 bis 1820	621	32	—	—	—	3107	32	—	—	—
Prov. S. Paulo. Nach calculirtem Ueberschlag v. J. 1600 bis 1820	930	—	—	—	—	4650	—	—	—	—
Summa aller Provinzen	10,531	35	1	5	26	52,657	48	—	—	58
Confiscirtes Gold von 1700 bis 1715	—	—	—	—	—	11	29	7	7	29
Confiscirtes Gold von 1715 bis 1820 nach eingeführtem Ueberschlag	—	—	—	—	—	0	—	—	—	—
Durch Schleichhandel ausgeführtes Gold nach ungefährer Berechnung v. 1600 bis 1820	—	—	—	—	—	10,531	—	—	—	—
Eingewechseltes Gold in den königl. Wechselhäusern vom J. 1808 bis 1820	—	—	—	—	—	20	—	—	—	—
Gewonnenes Gold bei den Diamantenwäschereien vom J. 1772 bis 1820 .	—	—	—	—	—	27	—	—	—	—
Summa alles in Brasilien gewonnenen Goldes						63,417	14	—	—	15

Die Arrobe Goldes nach dem jetzigen Werthe zu 15,360 Cruzados angeschlagen, oder 10,406⅔ preußischen Thalern, so gibt dieses einen Gesammtwerth von 649,486,026⅔ Thalern, die sammt und sonders größtentheils nach Portugal strömten, da Brasilien von allem andern Welthandel bis zum Jahre 1808 ausgeschlossen war, und wovon heutzutage weder in Portugal noch in Brasilien eine Spur mehr zu finden, und als schlagender Beweis angeführt werden kann, wie die Gewinnung edler Metalle kein Land beglückt, wenn darüber alle andere Industrie verabsäumt wird. Dieses Goldquantum von 1,165,344 Pfd. oder den genannten Thalern besser zu versinnlichen, würde dasselbe, sein specifisches Gewicht zu 19 angenommen, und den Kubikfuß Wasser zu 50 Pfd., eine solide Masse von 1,226,844 Kubikfuß geben, oder einen großen Würfel von 10,704 Fuß Durchmesser.

Das Hudah-Schießen in Spanien.

Während eines meiner ersten Besuche zu San Roque, erzählt Capitän Scott in seinen Excursions in the mountains of Ronda and Granada, ward ich an einem schönen Aprilmorgen durch ein heftiges Pelotonfeuer aufgeweckt, das bei dem ungewissen Stande der Dinge in Spanien mich auf die Vermuthung eines Volksauflaufes brachte. Der Anblick meines Dieners, der auf mein ungestümes Anziehen der Glocke sogleich erschien, beruhigte zwar meine Besorgniß, denn das grinsende Lachen in seinem breiten Kentischen Gesichte zeugte von der Abwesenheit jeder Gefahr; aber was seine ungewohnte Heiterkeit erregt hatte, konnte ich nicht errathen. Auf meine Frage, woher das Feuern käme, erhielt ich nur zur Antwort: „Sie schießen den Hudah." Was aber Hudah sey, konnte er mir nicht erklären. So warf ich mich in möglichster Eile in die Kleider, während das Prasseln der Musketen und, wie es mir schien, sogar der Donner des groben Geschützes fortdauerte und sich über alle Theile der Stadt verbreitete. Bis an die Zähne bewaffnet, stürzte ich fort, und sah beim Umdrehen um eine Straßenecke zu meinem Entsetzen eine menschliche Figur in der Luft schweben, die durch das fortdauernde Feuern von einer Abtheilung Soldaten nach meiner Meinung, welche in einer Nebenstraße sich aufgestellt hatte, fast in einen Bündel Lumpen verwandelt war.

Das heißt das Ziel sicher treffen wollen, dachte ich. Der arme Teufel kann kein Loth Fleisch ganz an seinem Leibe behalten. Das Feuern dauerte jedoch ununterbrochen fort, begleitet von lautschallendem Gelächter, bis endlich der unglückliche Hudah in Feuer aufging. Eine Masse Männer und Knaben, mit Flinten, Pistolen und Musketen bewaffnet, stürzte jetzt aus der Straße hervor, wo sie bisher meinem Blicke verborgen gewesen, und füllte die Luft mit Vivas! Zu gleicher Zeit hörte ich eine feierliche Musik in einer benachbarten Kirche ertönen, während aus ihrem Portal ein langer Zug Priester trat, voran die Monstranz. Damit kam mir die Erinnerung, daß es Ostersonntag sey, und das spanische J einen scharfen Gutturalton hat. Ganz beschämt über meine kriegerischen Gedanken, eilte ich noch schneller nach Hause, als ich es verlassen hatte.

Das entferntere Schießen dauerte noch lange fort, und später erfuhr ich, daß die Bildnisse von nicht weniger als sieben Judas in verschiedenen Theilen der Stadt diesen Morgen gehangen, erschossen und verbrannt worden seyen, um die heilige Wuth der frommen Bewohner von San Roque zufrieden zu stellen.

Serro de Pasco.

(Schluß.)

Die Nacht des Sonntags, welche die Bergleute alle, junge wie alte, in den Wirthshäusern durchspielen und trinken, benutzen die

Huayllaripas, um in die Minen zu kommen. Dieß ſind die Metalldiebe, eine eigene Gattung in Peru. Gewöhnlich ſind es die Meſtizen und Chiollos, die ſich dieſem, wenn die Mine in Boia iſt, ſehr einträglichen Gewerbe ergeben. Da ſie ſelbſt Bergleute ſind, ſo kennen ſie die reichſten Adern. Samſtag Abends, in den letzten Arbeitsſtunden, wählen ſie ſich die Metallblöcke aus, die ſie in der Nacht holen, und löſen ſie mit ihren Keilen hinlänglich, um ſie dann leicht zum Fall zu bringen. Häufig verſteckt ſich einer von ihnen unter einen Haufen Schutt und öffnet dann in der Nacht ſeinen Cameraden. Die Emſigkeit dieſer Huayllaripas iſt ſo groß, daß der Raub einer Nacht oft jedem von ihnen 50 Centner Erz einträgt. Die Indianer ergeben ſich ſelten dem gefährlichen Gewerbe der Huayllaripas, es gehört ein Muth dazu, den man hier nur bei der weißen Race und bei den Meſtizen trifft. Denn ſchließt ſich die Thüre über ihnen, kommt der gewarnte Eigenthümer mit ſeinen Leuten, ſo werden die Diebe von Gang zu Gang verfolgt und umſtellt. Sehen dieſe, daß jeder Weg zur Flucht ihnen abgeſchnitten iſt, dann beginnt ein furchtbarer Kampf, der um ſo gräßlicher iſt, da in den engen, ſchmalen Gängen nur Mann für Mann auf die Kniee geſtützt kämpfen kann. Hier kennt man kein Mitleid, denn es iſt ja Silber, um das man mit gewaffneter Hand kämpft. Der geſchickteſte oder glücklichſte ſtößt ſein Meſſer in die Bruſt des Gegners, aber der Kampf mit dieſem iſt nur geendet, um ſogleich mit einem andern zu beginnen.

M. K., der Präfect von Serro de Paſco, ſagte mir, daß jeden Montag aus den Schachten und den kleinen Seen, die die Stadt umgeben, zehn bis fünfzehn Leichen gezogen werden, und Niemand tritt als Zeuge gegen die Mörder auf, denn die meiſten der Grubenarbeiter haben ſelbſt ſchon einen Mord begangen, oder können ihn morgen begehen, je nachdem Umſtände und Gelegenheit ſich treffen. Wenn auch ein Mörder auf der That ergriffen zum Tode verurtheilt wird, und es gelingt ihm noch in eine Mine zu entfliehen, ſo iſt er frei, denn kein Gericht darf ihn dort verfolgen. Dieſes Recht von Freiſtätte iſt eines der vielen Fueros, die zur Zeit, wo der König von Spanien den fünften Theil des Reinertrags von Gold und Silber empfing, den Bergleuten gegeben wurden, um ſie zur Arbeit zu ermuntern. Auch verſicherte mir Hr. K., indem er den traurigen Polizeizuſtand beklagte, der in ſeinem Bezirke herrſcht, daß es ihm rein unmöglich ſey, demſelben abzuhelfen. Daß bei einem ſolchen Gemiſch von Menſchen kein Gedanke an geſelliges Leben ſeyn kann, verſteht ſich von ſelbſt. Der Geiſt Aller iſt zu ſehr auf Eine Sache gewendet, um andern Gedanken Eingang zu gewähren. Nur die Aufregung des Weines oder des Spieles vermag dieſes Geldfieber zu übertäuben, das ſie Tag und Nacht quält, und dieſe Atmoſphäre iſt ſo anſteckend, daß ich engliſche und franzöſiſche Handelsleute traf, ehrliche, friedliebende Menſchen, wie ich mich überzeugte, als ich ſie an andern Orten ſah, die ſo von der Idee des Geldes beherrſcht waren, daß ſie keinen Gedanken, kein Wort, ſelbſt kein Lächeln hatten, was nicht immer Geld, Geld und wieder Geld war.

Die verſchiedenen Minen, 958 an der Zahl, die bearbeitet wurden, oder es gegenwärtig werden, gehören Compagnien, oder vielmehr Vereinen von drei, fünf bis zehn Perſonen, die ihr Geld und ihren Fleiß vereinen, die oder jene Stelle des Paſco auszubeuten. Meiſtens ſind es ſpaniſche Amerikaner, Peruaner, Chilenen und Buenos-Ayrier. Die wenigen Franzoſen, Engländer und Nordamerikaner, die bei dieſen Ausbeutungen beſchäftigt ſind, treten als Mechaniker, Zimmerleute oder Geldverleiher auf; im Ganzen haben ſie nie die Leitung. Da die Betheiligten ſelbſt an Ort und Stelle ſind, die Arbeiten leiten, das Queckſilber und die Eiſenwerkzeuge für die Arbeiter kaufen, die Canäle graben laſſen, wenn ſich eine Quelle in dem Grunde der Mine zeigt, kurz mit Einem Worte, da ſie ſelbſt alle Geſchäfte mit der Thätigkeit und dem Eifer der Hauptbetheiligten beaufſichtigen, ſo bringt ihnen dieß Geſchäft zehn bis fünfzig vom Hundert, und ſie lachen jetzt über den Mißcredit, mit dem man in Europa Peru betrachtet, wie ſie damals über die übertriebenen Hoffnungen lachten, die man vor zehn Jahren in Europa von denſelben Minen hegte. Als im Jahre 1824 der freie Handel proclamirt und die Fremden ins Land gerufen wurden, wiegten ſich die Europäer, beſonders die Engländer, mit den abenteuerlichſten Träumen; ſie hatten geſehen, daß dieſe Minen unter den Spaniern, bei ihrer alten Art ſie auszubeuten, jährlich fünf bis ſechs Millionen Piaſter abwarfen, und ſchloſſen daraus, daß durch Hülfe der Chemie und der Mechanik dieſelben Minen ihnen den drei- und vierfachen Ertrag liefern würden. Es bildeten ſich bedeutende Compagnien, die berühmteſten waren: die paſco-peruaniſche, die peruaniſche Handels- und Induſtrie-Compagnie, Compagnie von Potoſi, von Lapaz und die peruaniſche, die von Tarma Huancavelica und Gualgayoc, die chileno-peruaniſche und noch andere, welche auf der Londoner Börſe Cours hatten. Sie ſtellten praktiſch gebildete Ingenieure aus den Bergwerken Europa's an die Spitze, dieſe wußten, daß eine überſchwemmte Mine, um ausgetrocknet zu werden, Pumpen von ſo und ſo viel Pferdekraft erfordere, daß man, um das Metall zu ſchmelzen, Hochöfen brauche, um es zu zermalmen, Stampfmühlen u. ſ. w. Sie beluden mehrere Schiffe mit den ſchweren Maſchinen, die höchſtens auf den großen Straßen von Mancheſter oder Birmingham fährbar wären. Die Schiffe kamen nach Valparaiſo, nach Coquimbo, Islay, Callao, und die Maſchinen blieben auf den Wehrdämmen der Häfen liegen, da es unmöglich war, dieſelben auf den Mauleſeln in das Innere des Landes zu bringen. Die Compagnien hatten um theures Geld arme oder erſchöpfte Minen gekauft, und blieben hartnäckig darauf, ſie nach ihrer Art zu bearbeiten; die Ingenieure wurden der Sache überdrüſſig, die Compagnien wurden es müde, immer Geld zu ſchicken und keines zu bekommen, man ſchrie über Betrug, und von da an fielen die Minen Peru's in gänzlichen Mißcredit in Europa. Dieſe Meinung iſt jedoch ungerecht, eine gewöhnliche gut gearbeitete Mine trägt jährlich 50%. Die reichen Minen geben 2 bis 500. Der Serro de Paſco ſchickt jährlich für 3 Millionen Piaſter in die Münze nach Lima, ohne das Silber zu rechnen, was in Stangen verkauft und im Schleichhandel weggeſchafft wird. Das Capital in Umlauf iſt 2 Millionen im Baaren und eine Million Credit, ſo daß es ein Vermögen von 3 Millionen iſt, welches eine jährliche Einnahme von 4 Millionen erzeugt.

Der Miſſionär Roſen. Dem Vernehmen nach ſoll der Miſſionär David Roſen, der nach einem faſt zwanzigjährigen Aufenthalt in Indien in ſein Vaterland zurückgekehrt iſt, eine auf eigene Beobachtungen begründete Beſchreibung über die nicobariſchen Inſeln, verbunden mit Nachrichten über die neueſten, leider gänzlich mißlungenen Verſuche, die Inſel zu coloniſiren, herauszugeben beabſichtigen. Roſen gehört zu den Wenigen, die bei jener unglücklichen Expedition das Leben bargen, die Meiſten wurden ein Opfer des mörderiſchen Klima's, welches jener Inſelgruppe eine ſo traurige Berühmtheit gegeben hat.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umſchlag und Inhaltsverzeichniß zum Monat Januar.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Zwölfter Jahrgang.

1839.

Februar.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1839.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nro erscheinen, 20 fl. oder 11 Rthlr. 9 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erztere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beiſatz zum Titel unſerer Zeitſchrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Beſtimmung deſſelben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeſchichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zuſtände anderer Völker iſt die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur ſehr bruchſtückweiſe gelöſ't werden kann, denn der Umfang iſt groß, und es handelt ſich deßhalb hauptſächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick intereſſant und wichtig iſt. Entwicklung der Thatſachen aus ihren verſchiedenen Urſachen iſt dabei ein Haupterforderniß. Dieſer Zweck unſerer Zeitſchrift erfordert mannichfachen Wechſel, je nachdem die öffentliche Aufmerkſamkeit ſich auf dieſen oder jenen Gegenſtand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in dieſem oder jenem Welttheile ſich Merkwürdiges ereignet, und neue Erſcheinungen ſich kund geben.

Die Redaction glaubt dieſem Zwecke um ſo gewiſſer treu zu bleiben, wenn ſie es ſich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenſtande zu machen, in ſo weit dieß, ohne in wiſſenſchaftliche Erörterungen einzugehen, möglich iſt. Dieſe Quelle hat ſich auch ſo ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction ſich veranlaßt ſahen, hinſichtlich dieſes ſpeziellen Gegenſtandes eine Erweiterung eintreten zu laſſen in der „Sammlung von Reiſen und Länderbeſchreibungen"; wenn auch dieſe noch ſo reichlich ausgeſtattet wird, ſo bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinſichtlich andrer Welttheile zu ſtellen iſt, ſo ſchwierig und noch weit fragmentariſcher werden die Mittheilungen über Europa. Mit der ſteigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältniſſe, nicht nur die politiſchen, ſondern auch die geſellſchaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet überſehen, und mit nie wankendem Geiſte die mannichfachen Erſcheinungen erklären! Die europäiſche Welt iſt in einem Uebergangsprozeſſe begriffen, in einem ſocialen nicht weniger als in einem politiſchen, wie wenig Begebenheiten ſtellen ſich in dieſer trüben Gährung klar heraus, und wie ſehr werden ſie durch Leidenſchaften aller Art entſtellt! Auch iſt in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze ſchärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in ſein Gebiet, und nur die rein menſchliche Seite davon, die oft genug entſtellt wird, darf es herausheben und zum Gegenſtand ſeiner Schilderung machen.

Wenn man nach dieſen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, ſo kann das Fragmentariſche und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es iſt auch um ſo verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachſende und ſich erneuernde Stoff nicht geſtattet, Verſäumniſſe nachzuholen. Daß indeß die Leſer des Auslandes dem großen Umfange des geſteckten Ziels Rechnung getragen, und ſich an dem Fragmentariſchen und Lückenhaften nicht geſtoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn troß ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlaſſen.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehenden Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Neumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen: Serpuchow Nr. 32; Tula Nr. 32. 33; Dedilow Nr. 34; Bogorodizk Nr. 37; die schöne Metsch Nr. 40; die russischen Steppen; die kurischen Schluchten Nr. 41; Poltawa Nr. 42; Pirätin; Jagotin Nr. 44; Kiew Nr. 45. 46; Weg von Kiew nach Krzemieniec Nr. 48; der Berg von Potschajew Nr. 49; Bevölkerung von Wolhynien und Podolien: die Juden Nr. 51; die Polen Nr. 53. 54; die Griechisch-Unirten Nr. 55; Ueberschreiten der russisch-polnischen Gränze; Lemberg Nr. 57; Przemysl, Tornau Nr. 58; Krakau Nr. 59. — Die gespenstigen Reiter: eine Legende aus der amerikanischen Wüste Nr. 32—37. — Briefe aus Griechenland I. Nr. 33—36. — Die Zaubersprüche Nr. 34. — Ueber den gefrornen Boden in hochnordischen Breiten Nr. 35. — Blas el Guerillero Nr. 35—40. — Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde: das neue Guaranis Reich Nr. 38; Franzosen und Engländer in Canada Nr. 37. — Die Schulen in Bengalen und Behar Nr. 38. — Die arabischen Schriftsteller über Indien Nr. 39. — Die Reste der Atlantis oder geologische Bemerkungen über die Azoren Nr. 39—41. — Die Ameisen und ihre Pyramiden in Paraguay Nr. 41. — Naturerscheinung bei den Sandwichinseln ibid. — Briefe aus Griechenland II. Nr. 42—44. — Literarische Nachrichten aus Indien Nr. 45. — Annäherung zu Assumpcion Nr. 41. — Bemerkungen über den Zustand der Medicin auf der Insel Java: javanische Medicin Nr. 46. 47.; chinesische Medicin Nr. 48; europäische Medicin Nr. 49. 50. — Eine spanische Posadenscene Nr. 47. — Die geheimen Depeschen der birmanischen Gesandtschaft in Indien Nr. 48—50. — Skizzen aus den Pyrenäen: Cambo; das Innere des Baskenlandes Nr. 50—52. — Briefe aus Griechenland III. Nr. 52. 53. — Der neueste Ausbruch des Vesuv Nr. 52—54. — Ueber die Verbindung zu Land zwischen Angola und Mozambique Nr. 54—58. — Bemerkungen über einige westliche Staaten von Nordamerika Nr. 55. — Chinesische Administration: Examen Nr. 56; Verkauf literarischer Würden Nr. 59. — Ein ländliches Fest in Paraguay. (Aus Roberts fons Letters on Paraguay.) Nr. 56. 57. — Die Carimata-Inseln bei Borneo. Nr. 58. 59.

Chronik der Reisen.

Reise in Kurdistan. Von James Brant Nr. 55. — Wanderungen in Dalmatien. 2) Spoleto und die umgebenden Inseln Nr. 42—47. — Rawlinson in Kyusistan Nr. 54. — Pentland in Peru Nr. 52.

Kleinere Mittheilungen.

Statistisches aus Paris Nr. 32. — Ein trauriger Triumph. ibid. — Negerunruhen auf Guadeloupe. ibid. — Eine Nachkommlingin Amerigo Vespucci's. ibid. — Beseldung des Lord-Mayor in London. ibid. — Russischer Brunnen bei Grenelle. ibid. — Zeitbestimmung in der ägyptischen Geschichte. Nr. 33. — Forschungen über den Erdmagnetismus. Nr. 34. — Entdeckung von Papieren der HH. Mooreroft und Trebeck. ibid. — Die Waragong-Gebirge oder die australischen Alpen. ibid. — Erdbeben in Chili. Nr. 38. — Die Wilden in der Adelaide-Colonie in Australien. Nr. 36. — Aerzte in Paris. ibid. — Einwohnerzahl des Königreichs Neapel. ibid. — Etwas über die Dampfschifffahrt nach Indien. Nr. 35. — Nachrichten vom Cap. Nr. 38. — Miscellen aus indischen Journalen: über den Kautschuk-Baum in Assam. ibid.; Aufhören der Dürre. ibid.; Cochenille in Indien. ibid.; Uneinigkeit zwischen Hindus und Mohamedanern. Nr. 39; Färbepflanzen im Himalaya ibid.; Verkauf der Zimmtgärten in Ceylon ibid.; Ueberschwemmungen in Indien. Nr. 40. — Theebau in Brasilien. Nr. 41. — Afrikanisch-arabische Actenstücke. ibid. — Gallorbische Vase. ibid. — Consumtion in Paris. Nr. 43. — Wasserausziehung des Silbers. ibid. — Das Riesengetreide von St. Helena. Nr. 44. — Kautschuk-Sprachrohren. Nr. 45. — Alterthümer in Nordamerika. Nr. 46. — Versorgung von Paris mit filtrirtem Wasser. ibid. — Der sechsmonatliche Mais. Nr. 48. — Feindseligkeit gegen die Abolitionisten in Nordamerika. ibid. — Malaische Manuscripte. ibid. — Die Assisen in Jerusalem. Nr. 49. — Rhinocerosgerippe im Pariser Bassin. Nr. 50. — Talmas Statue im Theater français. ibid. — Raupenvernichtung. Nr. 51. — Höhere Schulen in der Türkei. ibid. — Ueber die wissenschaftlichen Fortschritte der Dampfschifffahrt. Nr. 52. — Photogenische Zeichnung. Nr. 55. — Größtes eisernes Dampfboot. ibid. — Arsenik im menschlichen Körper. ibid. — Fossile Affenknochen in Brasilien. ibid. — Sklaveneinfuhr daselbst. ibid. — Einsteher in der französischen Armee. Nr. 54. — Ueberdruck von Kupferplatten en Relief. ibid. — Nypographie. ibid. — Antiquitäten-Fund in England. Nr. 55. — Christenverfolgung in Cochinchina. ibid. — Christenthum auf Neuseeland. Nr. 56. — Ueber die Ausfuhr von Kulis nach Mauritius. ibid. — Verbrechen unter den Truppen in Neusüdwales. ibid. — Instruction für eine Reise nach Abyssinien. Nr. 58. — Nachricht aus Madagascar. ibid. — Beurtheilung des Buches eines englischen Touristen über Rußland. Nr. 58. — Faillite in Paris. ibid. — Bau für die Ausstellung in Paris. Nr. 59. — Bevölkerung von Petersburg. ibid. — Bevölkerung von Frankreich. ibid. — Polnische Geschichts-Documente. ibid.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem resp. Verlag erscheinenden Schriften, sofern diese in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands" gehören: als Uebersetzungen neuer poetischer, philosophischer und religiöser Werke aus fremden Sprachen in diesen Blättern angezeigt und beurtheilt wünschen, werden gebeten, die Einsendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. G. Pfizer in Stuttgart zu machen.

Nr. 32.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

1 Februar. 1839.

Reiſeſkizzen aus Rußland und Polen.

(Aus den Memoiren des ruſſiſchen Reiſenden Glagoliew.)

Als ich auf dem Wege nach Serpuchow den Berg erſtiegen hatte, von dem aus man Moskau noch ſehen kann, blieb ich ſtehen, um meinen letzten Abſchiedsblick auf dieſe Stadt zu werfen. Es war am 7 März 1823. Der Tag war trübe: die Häuſermaſſen, welche ſich in ſchwarzer Linie von Oſten nach Weſten fortzogen, verſchwammen mit dem Nebelhorizont; nur die gothiſchen Thürme und die vergoldeten Häupter der Kathedralen glänzten wie Feuerſterne. Als ich das prachtvolle Gemälde eine Zeit lang betrachtet hatte, nahm ich unwillkürlich den Hut ab, und verbeugte mich, nach der Sitte unſrer Vorfahren, welche ein heiliges Gefühl der Liebe zu dieſer Mutter der ruſſiſchen Städte auf uns vererbt haben, zum Letztenmal gegen den heiligen Kreml.

Da ertönten die Glöckchen des Schlittengeſchirrs, der Schnee wirbelte zur Säule empor, und dahin flog der Schlitten auf dem Wege nach Serpuchow.

Serpuchow.

Von der alten Veſte, welche aus rohen Steinen erbaut iſt, 370 Klafter im Umkreis und vier Thürme hat, ſind nur noch Trümmer übrig. Dieſe liegen auf einem hohen Landvorſprunge, der auf drei Seiten von dem Flüßchen Nara, von Wieſen und Schluchten umgeben iſt, auf der vierten und nördlichen aber mit einem flachen Hochlande zuſammenhängt, das ſich um die Stadt herzieht. Etwas niederer am rechten Ufer der Nara ſteht auf einem abſchüſſigen Hügel das von Wäldchen umgebene Frauenkloſter Wladytſchew, und auf dem gegenüberliegenden ſteilen Ufer das Mannskloſter Wyſozky. Das erſtere, welches bis zum Jahre 1806 ein Mannskloſter war, wurde im Jahre 1362 von dem moskauiſchen Metropoliten Alexei gegründet, und hat vier Kirchen; das zweite, welches von einer ſteinernen Mauer umgeben iſt, wurde noch im Jahre 1374 von Sergi Radoneshski und ſeinem Schüler Afanaſi gegründet, und hat in ſeinem innern Umkreis acht Kirchen. Alle dieſe zerſtreuten Theile bilden in ihrer Verbindung zur Sommerszeit, vom rechten Ufer der Oka aus geſehen, einen ſchönen Anblick.

Serpuchow wurde urſprünglich von Ruſſen bevölkert und, von der Südſeite durch die Oka geſchützt, wurde es nie, ſelbſt nicht in den unruhigſten Zeiten des Reichs eingenommen, weder durch unerwartete Einfalle der Barbaren, noch durch den Einfluß der benachbarten Völker, wie die ſüdlichen Gouvernements von Großrußland. Darum hat ſich auch bis auf die heutige Zeit das ruſſiſche Gepräge in den Geſichtszügen der Einwohner, ſo wie in den Sitten, Gewohnheiten und Anſichten erhalten. Die an der großen Straße in der Nähe von Serpuchow liegenden Dörfer ſind nach dem Vorbild derer in der Nähe von Moskau gebaut. Man findet Herbergen, die aus zwei Stockwerken beſtehen, von denen das Untere für das gemeine Volk beſtimmt iſt, das Obere aber aus Stuben beſteht, die mit Heiligenſchreinen und ziemlich ſaubern Meubles verziert ſind. Die Bilder im Heiligenſchrein ſind mit ſilbernen Kleidern geſchmückt, vor denſelben brennen Lampen und an Feſttagen werden Lichter angezündet. An den Mauern hängen die Bilder von Kutuſow, Bagration, Wittgenſtein, Platow, und anderer Helden aus dem Jahre 1812, Abbildungen des Brandes von Moskau und der Schlachten mit den Franzoſen, Caricaturen auf die Letztern, und endlich moraliſche und ſatyriſche Bilder im Volksgeſchmack, als: das letzte Gericht, die aufſteigende und abſteigende Stufenleiter der vier Alter: Anika, der Soldat, der den Tod anfleht um Aufſchub der letzten Stunde, die Geſchichte des verlorenen Sohns, die Proceſſion der Mäuſe bei dem Begräbniſſe der Katze u. ſ. w.

Auf dem Wege zwiſchen Moskau und Serpuchow ſind die Kreisſtadt Podolsk und das Dorf Molodi. Bei dem erſten wurde im Jahre 1812 ein franzöſiſches Truppencorps geſchlagen, das nach Tula vordringen wollte. Bei dem zweiten ſchlug am 1 Auguſt 1572 der ruſſiſche Heerführer Fürſt Michael Worotynski das zweimalhunderttauſend Mann ſtarke Heer des Khan Dewlet-Ghirei, welcher den Streit über Aſtrachan und Kaſan mit dem Czaar von Moskau mündlich, Angeſicht gegen Angeſicht, entſcheiden wollte. „Dieſer Tag," ſagt der Hiſtoriograph, „gehört zu der Zahl der großen Tage unſers Kriegsruhms, die

Russen retteten Moskau und die Ehre, befestigten die Unterwerfung von Astrachan und Kasan, rächten den Brand der Hauptstadt und trieben die Tataren der Krim, wenn auch nicht für immer, doch für lange Zeit zurück, indem sie mit ihren Leichen die Niederungen zwischen der Lopasna und dem Moschai füllten, wo noch jetzt hohe Grabmäler stehen, als Denkzeichen jenes merkwürdigen Siegs und des Ruhms, welchen Fürst Worotynski errang."

Serpuchow war im vierzehnten Jahrhundert ein Appanage-Fürstenthum des Helden Wladimir Andrejewitsch, der in der Schlacht auf dem kulikowschen Felde durch einen unvermutheten Ueberfall hauptsächlich zu dem großen Siege über die Mongolen beitrug. Nach Alexander Donskoi sollte ihm das Vaterland zuerst die Schuld der Dankbarkeit durch Errichtung eines Denkmals bezahlen.

Der Fluß Oka bildet die äußerste Gränze des Großfürstenthums Moskau gegen die Feinde Rußlands, und die Umgebungen von Serpuchow waren nicht selten der Sammelplatz der Krieger und endlich auch der Schauplatz eines vierzigtägigen lärmenden Festes des russischen Heeres, welches hier von dem Czaar Boris-Godunow glänzend bewirthet wurde, unter dem Vorwande, daß die nogaischen Tataren unerwartet von der Oka entflohen seyen. Dieser Fluß bietet auch ein merkwürdiges Phänomen in geologischer Hinsicht dar. Auf dem linken Ufer erstrecken sich große Fichtenwälder; auf dem rechten aber im Gouvernement Tula ist auch nicht eine einzige Fichte. Nach unsern Geographien reichen die Nadelhölzer, welche nur dem kalten Gürtel angehören, vom 64° bis 57°, während man sie an den Ufern der Oka noch unter dem 54° nördl. Breite trifft. Der Grund davon ist ohne Zweifel die große flache Höhe, welche das Klima des ganzen Moskau'schen Gouvernements rauher macht, als man außerdem erwarten könnte. Jedenfalls wäre es gut, die Abtheilung des kalten, gemäßigten und warmen Landstrichs, welche in unsern Geographien nur nach barometrischen Messungen bestimmt ist, auch an der Vegetation zu erproben, welche die unterscheidenden Kennzeichen dieser Striche zeigt, und mit mathematischer Genauigkeit die Linien bestimmt, welche als physische Gränzen dienen können.

Tula.

Die ursprüngliche Lage der alten Städte des südlichen und mittleren Rußlands verdienen eine besondere Aufmerksamkeit: fast alle sind auf dem westlichen oder nördlichen Ufer der an ihnen vorüberströmenden Flüsse gebaut, und es ist augenscheinlich, daß sie anfänglich nichts Anderes waren, als Befestigungen gegen die Barbaren, welche zuerst von Osten und später von Süden her in Rußland eindrangen. Tula bildet von diesem allgemeinen System eine Ausnahme, indem es auf dem linken oder südlichen Ufer der Upa liegt. Aus einem Vertrage zwischen dem Großfürsten Dimitri Joannowitsch Donskoi mit Oleg von Rjäsan geht hervor, daß Tula unter der Fürstin Taidula der Aufenthaltsort der Baskaken*) war, welche in Rußland den Tribut einsammelten, und wahrscheinlich wurde es auch von diesen und nicht von den Russen gegründet. Unser berühmter Geschichtschreiber glaubt, daß auch die Benennung der Stadt von der kaptschakischen Fürstin Taidula herkomme, und später von den Russen in Tula verwandelt worden sey, eben so wie aus Hadschi-Terchan Astrachan wurde. Es wäre nicht schwer, den Stamm des Flusses Upa von dem litthauischen Wort Up und dem kriwo-livonischen Upa abzuleiten, welche beide einen Fluß bedeuten, wenn man nur zugleich auch beweisen könnte, daß die Kriwitschen sich im Alterthume bis in das Innere des Gouvernements Tula erstreckten, oder daß sie dieses Wort von einem andern dort wohnenden slavischen oder finnischen Stamm entlehnten.

Aus Papieren, welche im Gouvernementsarchiv aufbewahrt sind, ersieht man, daß Tula früher aus drei Städten, der steinernen, der hölzernen und dem Sawitai oder der Erdstadt bestand. Die steinerne Altstadt auf dem linken Ufer der Upa, mit vier offenen und fünf völlig geschlossenen Thürmen, hatte einen Umfang von 490 Klaftern, die Höhe der Mauer betrug 5 bis 6 Klafter, die Dicke ein Klafter und 2 bis 3 Fuß. An den Thürmen und Thoren befanden sich metallene und eiserne Wallkanonen von moskau'schem und deutschem Guße. In dem großen Erlöserthurme hing die Lärmglocke, und unterhalb derselben unter steinernen Gewölben wurden in diesem, wie im Nikita-Thurme, der Pulvervorrath, die Kugeln, die Streithammer, die Karabiner, die Panzer, die Fahnen und anderes Festungszugehör und Geräthe aufbewahrt.

Die hölzerne Stadt, auf Befehl des Großfürsten Wassili Joannowitsch im Jahre 1509 erbaut, umgab die steinerne Stadt von allen Seiten, die an der Upa ausgenommen, auf einer Strecke von 1071 Klaftern, hatte 5 offene und 14 geschlossene Thürme, und war mit einer doppelten Mauer umgeben. Die steinerne Veste wurde im J. 1784 erneuert; von der hölzernen Stadt aber blieb keine Spur übrig, außer einigen Gebäuden, worunter das Mannskloster des h. Johannes des Täufers mit einer steinernen Mauer das älteste ist; dieses wurde von den Bojaren und Einwohnern von Tula erbaut, zum Danke für die Rettung der Stadt von dem Einfall des Khans der Krim, Dewlet Ghirei. Das Frauenkloster von Mariä Himmelfahrt und die Kathedrale wurden von Czaar Alexei Michaelowitsch erbaut. Der Sawitai oder die Erdstadt gründeten Bojarensöhne und Dienstleute im J. 1649 unter demselben Czaar. Auf dem Wall befanden sich drei hölzerne Thürme mit offenen Thoren und fünf geschlossene, die aus Erde aufgeführt waren. Jenseits der Erdstadt begannen die Vorstädte, deren auf der Stadtseite sieben, auf der moskauischen Seite jenseits des Flusses drei waren.

Unter Anderm sind hier auch zwei Erdwälle merkwürdig: der eine davon, welcher die Upa durchschneidet, befindet sich zwei Werste unterhalb Tula, und man glaubt gewöhnlich, es sey dieß der Ueberrest eines Dammes, den das Heer des Czaaren Wassili Schuiskoi im J. 1607 aufwarf, um eine Ueberschwemmung in der Stadt zu veranlassen, und die Rotte von Unzufriedenen, die darin sich verbarg, herauszutreiben. Der andere

*) Baskak ist ein tatarisches Wort für „Zöllner."

Wall beginnt in der Stadt selbst, läuft in der Richtung der kiewischen Straße und verliert sich 7 Werste von der Stadt in einem Verhau; man versichert jedoch, er erstrecke sich noch auf eine sehr bedeutende Entfernung. Von wem und wann derselbe aufgeführt wurde, ist unbekannt, und es hat sich nur die Sage erhalten, er habe Rußland als Gränze und als Mittel zur Abwehr tatarischer Einfälle gedient. Aehnliche Wälle finden sich in den Kreisen Rjäsan, Koslow und Tambow. Der Anfang des Walls bei Tula kann ins 16te Jahrhundert verlegt werden, als von den Czaaren Johann und Fedor im Kreise von Tula Verhaue zum Schutze gegen die Einfälle der Tataren angelegt und diese noch besonders befestigt wurden.

Unter den Bauten in Tula nehmen durch ihre Größe und Schönheit der Thurm der Himmelfahrtskirche mit seiner vergoldeten Spitze, und die Allerheiligenkirche am Gottesacker, welche auf dem höchsten Punkte außerhalb der Stadt erbaut ist, die Aufmerksamkeit hauptsächlich in Anspruch. Das Exercierhaus, die Regierungsgebäude, der Quai und die Schleußen aus massiven Steinen, der Damm an der Vorstadt Tschulkowa und einige Gebäude bei der Gewehrfabrik können gleichfalls als Zierden von Tula gelten. Unter den Fabrikgebäuden nehmen durch die innere Einrichtung der vom Wasser getriebenen Maschinen, so wie durch ihre ungeheure Größe die Hammerwerke, die Oefen zum Strecken des Stahls in Stangen und dgl. die Aufmerksamkeit in Anspruch. Man kann nicht ohne Erstaunen diese ungeheuren Kräfte der Natur und Menschenhände betrachten. Das Rauschen des Wassers, das durch seinen Fall die ungeheuren Räder in Bewegung setzt, das Donnern der Hämmer, die mit ihren Schlägen den Grund der Erde erschüttern, das Stöhnen der Schleifsteine, welche feurige Knäuel ausstoßen, die flammenden Oefen und die schwarzen Gesichter der Arbeiter, alles dieses erweckt unwillkürlich den Gedanken, daß hier Vulcan selbst dem russischen Donnerer seine Blitze schmiede.

(Fortsetzung folgt.)

Die gespenstischen Reiter.

(Eine Legende aus der großen amerikanischen Wüste.)

Die Jäger aus dem fernen Westen, welche in den Schluchten der Oregongebirge auf den Biberfang ausgehen, betrachten keinen Theil ihrer langen Reise von der Gränze bis in diese wilden Jagdgegenden, wo die pelzliefernden Thiere stets in größter Menge angetroffen werden, mit mehr Widerwillen, als den durch die große Wüste, wo die Seitenarme des Padouka, Kanzas und Arkansaw-Flusses in dem lockern Sande zur Hälfte verschluckt werden. Lewis und Clarke, Major Long und andere wissenschaftliche Besucher dieser öden Gegend litten, als sie auf ihrer Reise zu den Felsengebirgen dieselbe durchzogen, sehr viel vom Wassermangel; auch erwähnen sie häufig des abschreckenden Eindrucks, welchen es auf ihre Begleiter machte, wenn nach wochenlanger Wanderung in dieser brennend heißen Ebene dieselbe stets wieder in ununterbrochener und eintöniger Weite vor ihnen ausgedehnt lag. Dieser Landstrich, welcher sich am Fuße der Felsengebirge, so weit wir die Ausdehnung derselben kennen, hinzieht, soll im Durchschnitt eine Breite von 600 Meilen haben. In der nördlichen Gegend ist der Boden durch vom Wasser abgerundetes Gerölle und harte Kiesel bezeichnet, allein der Hauptbestandtheil ist Sand, der häufig jeden vegetabilischen Boden verdrängt. Im Süden sind die dürren Flächen in Masse von abgelösten Stücken vulcanischer Felsen bedeckt, auf deren trockner Fläche keine lebende Pflanze fortkommt; man findet in der That in jener ganzen Gegend oft weite Strecken, die kaum eine Spur von Vegetation zeigen. An einigen wenigen Stellen sieht man Sandhügel und Spitzen, die mit rothen Cedern von winziger Größe dicht bewachsen sind; im Allgemeinen aber findet man auf den Hochebenen in Beziehung auf Vegetation nichts als kurtes Gras von spärlichem und gedrücktem Wachsthum, stachelige Stechdornen, die in großer Menge auf weiten Strecken hin wachsen, und Unkraut von geringer Mannichfaltigkeit, das gleich jenen wilden Birnbäumen in dem dürrsten und unfruchtbarsten Boden am besten zu gedeihen scheint.

Die Indianer, welche diesen ausgedehnten Landstrich bewohnen, bestehen aus mehrern umherziehenden Stämmen, welche, nicht wie die Stämme im Osten und Westen, bestimmte Dörfer und Jagdgegenden haben, auf die sie als ihr besonderes Eigenthum Anspruch machen. Sie machen Jagd auf den Büffel und die Antilope, wohnen bloß in Zelten von Häuten, und wandern so von Ort zu Ort, indem sie die Heerden jener Thiere verfolgen; diese Stämme sind so ausgebreitet, daß während sie ihre Felle an die brittischen Kaufleute am Cheyenne-Fluß im Norden gegen wollene Decken und Tücher austauschen, sie auch ihre Maulesel und Pferde an die Spanier von Mexico und am südlichen Colorado gegen Scharlach und silberne Schmuckstücke verkaufen. Die Arapahoes, Kaskaias, Klaways und Tetaus, die bedeutendsten unter den Völkerstämmen der Wüste, sind wild und raubsüchtig, und befinden sich meistens im Kriege mit verschiedenen Stämmen der Missouri-Indianer, welche die fruchtbaren Gegenden zwischen ihnen und der westlichen Gränze der Vereinigten Staaten bewohnen. Der graue Bär, der König der wilden Thiere Amerika's, theilt diese öden Gebiete mit Wilden, die kaum minder roh sind als er selbst, und durchstreift den Westen, um sich seinen Lebensunterhalt durch Raub zu verschaffen. Auch hier betrügt die täuschende Luftspiegelung der Wüste den von Durst gequälten Reisenden, und oft erzählen die Wanderer in jenen Oeden von den ungeheuren Gestalten und unnatürlichen Formen, die, wie ein Brockengespenst, von dem heißen und zitternden Dunst zurückgeworfen, im Auge des erschrockenen und mit Furcht erfüllten Reisenden vergrößert und verdreht erscheinen.*) Auch sollen wunderbare Feuer sich auf der ausgedörrten und aufgesprungenen Erde hin und her bewegen, wobei die Heerden wilder Pferde, die man in der Ferne weiden sieht, manchmal von riesenartigen und überirdischen Reitern, deren Pfade in Flammenkreisen gehüllt sind, gefolgt zu werden scheinen.**)

*) Wenn der Tag etwas vorrückte und man die Sonnenhitze zu fühlen anfing, so sah man allenthalben aus der Ferne ganze Massen solcher Dünste aufsteigen, wodurch alle Gegenstände in geringer Entfernung vergrößert und mannichfach verdreht erschienen. Drei Elenthiere, die wir zuerst erblickten, liefen in einiger Entfernung von uns über den Weg. Die Wirkung der Luftspiegelung und unsere unbestimmte Idee von der Entfernung machte, daß uns diese Thiere in wunderbarer Größe erschienen. Einen Augenblick glaubten wir den Mastodon von Amerika in diesem unermeßlichen Ebenen, die zu seinem Aufenthalt geschaffen schienen, umherwandern zu sehen. (Major Longs Reise in die Felsengebirge.)

**) Leuchtende Erscheinungen, wie die obenerwähnten, sollen auch in den Bergwerksgegenden westlich vom Mississippi gewöhnlich seyn. Der Armeearzt Dr. Erwin James, der ausgezeichnete Naturforscher und Reisende,

Der wissenschaftliche Forscher hat bei Untersuchung dieser seltsamen Erscheinungen bereits die Philosophie zu Hülfe gezogen; während die Erfahrung die Phänomene erklärt, von denen er selbst Zeuge war, und die Vernunft die widernatürlichen Bilder verwirft, die er bloß aus den Darstellungen Anderer kennt. Die Nomadenstämme aber, welche ihren Wohnsitz in der Wüste aufschlagen, oder die ungebildeten Abenteurer, welche aus einer freundlichern Gegend hieher ziehen, werden auf verschiedene Weise berührt. Die ungeheuren Gestalten und überirdischen Erscheinungen, die sich bei dieser aufgeregten Erscheinung zeigen, werden mit abergläubischer Furcht betrachtet. Der wilden Einbildungskraft der Indianer und der leichtgläubigen Phantasie der Creolen und canadischen Jäger zufolge sind diese geheimnißvollen Einöden mit wirklichen Wesen bevölkert, wobei die grotesken Gestalten, nachdem sie sich dem Auge häufig gezeigt haben, endlich Individualität und Namen erhalten; auch sagt man, die indianischen und creolischen Wanderer würden mit den ihnen erschienenen Bildern so vertraut, daß sie die Gesichtszüge zu erkennen behaupten, und die Identität von Gestalten beschwören, die stets anders erscheinen, und die sich wahrscheinlich einer und derselben Person nie öfter als Einmal zeigen. Unter den am häufigsten erwähnten Erscheinungen sind die der gespenstischen Reiter (Ghost Riders) diejenigen, deren Daseyn mit mehr Zuversicht behauptet und deren Namen mit mehr als gewöhnlicher Scheu ausgesprochen wird. Der canadische Reisende bekreuzt sich jedesmal, wenn er den Namen derselben aussprich, und der Otto- oder Omawwhaw-Krieger, welcher die Nächte in einem Parteikrieg gegen die Cheyennen oder die Pani-Loup, oder im Kampfe mit den Krähen- (Crow) oder Kiawa-Indianern durchzogen hat, legt unwillkürlich die Hand auf sein Metawanann oder den Behälter seines Amulets, wenn von diesen furchtbaren Erscheinungen die Rede wird.

Diejenigen, welche diese seltsamen Bewohner der Wüste gesehen zu haben behaupten, beschreiben sie als zwei riesenhafte Gestalten, die einen Mann und ein Weib vorstellen, die sich mit ihren Armen umfaßt halten und beide auf einem Pferde sitzen, das ein eben so überirdisches Ansehen, wie diese selbst hat. Einige geben an, sie seyen so nahe an denselben gewesen, daß sie die Gesichtszüge erkennen konnten, und versichern, daß das Gesicht des Mannes, obgleich mager und todtenblaß, und durch den Ausdruck von Schrecken und Schauder furchtbar verzerrt, dennoch deutlich als das eines weißen Mannes zu erkennen sey, während die obwohl zusammengehaltenen und leichenartigen Züge des Weibes offenbar die einer Indianerin seyen. Andere dagegen behaupten bestimmt, daß noch Niemand nahe genug zu den Erscheinungen habe gelangen können, um diese Einzelnheiten zu bemerken, indem ihrer Behauptung nach die gespenstischen Reiter fortwährend in Bewegung sind, und mit solch unnatürlicher Schnelligkeit durch die Wüste streifen, daß sie der Untersuchung der menschlichen Blicke gleichsam spotten. Sie scheinen stets von einer unsichtbaren Hand angetrieben zu werden, während das Geisterroß, das sie trägt, jedes Hinderniß überspringt, wenn es auf seiner geheimnißvollen und scheinbar zwecklosen Bahn hineilt.

Es geht unter den Indianern eine Sage über den Ursprung dieser furchtbaren Erscheinung, welcher allgemeiner Glauben geschenkt wird. Es ist eine Geschichte von Liebe und Rache, von edlen Gefühlen, erzeugt durch schöne Handlungen und Paradiesesglück, zerstört durch unheilige Leidenschaft, von schwarzer Verrätherei und unbarmherziger Gewaltthätigkeit, deren Strafe aber größer ist, als sie selbst.

Folgendes ist die Geschichte:

(Fortsetzung folgt.)

---

erhielt von den in jener Gegend Ansässigen mehrere Berichte darüber, obwohl weder er selbst, noch irgend einer von seiner Reisegesellschaft eine einzige solche Erscheinung zu Gesicht bekam. Ein Bewohner jener Gegend erzählte ihm „von zwei wandernden Predigern, die etwa neun Meilen östlich von Loutre Licka einer unbeschreiblichen Erscheinung begegneten. Während sie zur späten Abendzeit nebeneinander herritten, machte der eine von ihnen den andern auf eine Feuerkugel aufmerksam, die an seiner Peitschenspitze hänge. Kaum hatte er seine Aufmerksamkeit darauf gewendet, so fing schon eine ähnliche sich am andern Ende der Peitsche zu zeigen an, und in einem Augenblick darauf waren ihre Pferde und alle Gegenstände um sie her in einen Flammenkreis gehüllt. Die Sinne der wandernden Priester waren inzwischen so verwirrt geworden, daß sie keiner weitern Beobachtung mehr fähig waren, und deßhalb auch nichts weiter von dem Vorgefallenen berichten konnten. Ferner erzählte er eine Thatsache, die durch die glaubwürdigsten Zeugnisse beurkundet wurde, daß man nämlich aus einer bedeutenden Strecke Landes große Rauchsäulen habe aufsteigen sehen, welche sich aus dem leichten und porösen Boden wie aus der Decke der Kohlenmeiler erheben.“

Miscellen.

Statistisches aus Paris. In Frankreich, wo Thüren und Fenster versteuert werden müssen, weiß man deren Anzahl sehr genau. So zählt man in Paris 22,051 Wagenthore, 1,885,803 Fenster, 28,000 Besitzthümer, 1605 öffentliche Straßen; der Miethwerth der Häuser beträgt über 110 Millionen Franken; die directen Steuern 27 Millionen. (Franz. Bl.)

•

Ein trauriger Triumph. Ein französisches Blatt erzählt, daß ein englischer Baronet auf einem radicalen Meeting mit so ungeheurem Beifall aufgenommen wurde, daß man ihm die Pferde ausspannte und ihn nach Hause zog. Der edle Baronet habe indeß seitdem sein prächtiges Paar Pferde nicht mehr gesehen, und der Triumphzug sey die Veranstaltung von einer Anzahl schlauer Diebe gewesen.

•

Negerunruhen auf Guadeloupe. Der Voleur vom 20 Januar berichtet nach einem Brief aus Pointe-à-Pitre vom 10 November, daß die Angelegenheiten der Colonie sehr schlecht stünden, und daß schon an mehrern Orten die Neger die Plantagen verlassen hätten.

•

Eine Nachkömmlingin Amerigo Vespucci's, der bekanntlich Amerika den Namen gab, hat an die brasilianische Deputirtenkammer die Bitte gerichtet, ein Eigenthum in diesem Lande zu erhalten und brasilianische Bürgerin zu werden. (Voleur vom 10 Januar.)

•

Stadtmagistrat in London. Nach dem Globe kostet der Lord-Mayor der Stadt London nicht weniger als 25,000 Pfd. St. (300,000 fl.) jährlich, und der Stadtschreiber (town clerk) hat eine Besoldung von 5536 Pfd. (etwas über 15,000 fl.).

•

Artesischer Brunnen bei Grenelle. Man hat jetzt bis auf 1490 Fuß Tiefe gebohrt, und das Wasser springt immer noch nicht. Man will fortbohren bis auf 1500 Fuß.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 33.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

2 Februar 1839.

Briefe aus Griechenland. I.

(Von Dr. Gottfried Herold.)

Nauplia, am 5 Julius.

Nach einer Abweſenheit von 25 Tagen bin ich geſtern wieder hier eingetroffen. Schon längſt hatte ich mich mit einem umfaſſenderen Reiſeplan beſchäftigt, und ſobald mir die Möglichkeit zu ſeiner Ausführung gegeben war, machte ich mich auf, zuerſt das Innere von Moreas zu durchwandern.

Am 10 Junius Morgens, kurze Zeit nach dem Tage, an welchem das Urtheil über Kolokotronis geſprochen ward, befand ich mich, in Geſellſchaft meines wackern Collegen und Freundes H . . . . . , auf dem Wege nach Tripolitza. Langſam ritten wir am Geſtade des argoliſchen Buſens hin; ich auf einem Maulthiere, an deſſen rechter Seite eine Matratze, an der linken ein Ranzchen mit der nöthigſten Leibwäſche und einigen Büchern befeſtigt war, indeß über dem Packſattel Mantel und Decke ausgebreitet lagen; mein Gefährte auf einem Schimmel, den Mantelſack an der einen, den Proviantkorb an der andern Seite; Decken, die mehrfach auf dem Rücken des Pferdes zuſammengelegt waren, erhöhten ſeinen Sitz. Einem Leſer des Horaz müßte bei dieſem Aufzuge des Dichters Maulthiere eingefallen ſeyn:

mantica cui lumbos onere ulceret atque eques armos,

„denn die Lenden zerreibt das Gepäck und der Reiter die Schultern.“ Wir ſetzten leicht über mehrere Bächlein, weiterhin mit mehr Mühe über einen mit Heftigkeit ſich ins Meer ergießenden waſſerreichen Fluß, welcher der Eraſinos war, von deſſen Quelle ich ſchon in einem frühern Briefe geſprochen habe. Hie und da waren in der Ebene Hirtenzelte aufgeſchlagen; an den ſeichten Uferſtellen lauerten große Fiſchreiher auf ihre Morgenſpeiſe. Bei den Mühlen angekommen, die Nauplia im Weſten liegen, fragten wir einen Landmann nach dem lernäiſchen Sumpfe; er zeigte auf eine mit hohen Pflanzen überwachſene Stelle, die ich kaum dafür gehalten hätte; ſo klein iſt der Sumpf. Der Mann verſicherte, daß er ſehr tief ſey, und ſagte uns die einheimiſche Benennung τ' ομμάτι, wiewohl er auch den Namen Lerne kannte, ohne Zweifel aus dem Munde der Fremden, die häufig dahin kommen. Wir wendeten uns jetzt bei der kleinen Kirche des h. Johann, die einige Schritte von einer reichlichen Quelle ſteht, welche wohl mit andern jenen Sumpf unterhält, landwärts, und ſtiegen allmählich bergan, anfangs noch durch bewachſene Thalgründe unter uns angezogen, ſpäterhin nur ödes Gebirg vor uns ſehend, bis wir bei einem verlaſſenen Khan eine Quelle und etwas Schatten fanden. Hier hielt uns die weite Ausſicht auf den Buſen von Nauplia und die Ebene von Argos mit der ſchimmerndenAriſa um ſo länger gefeſſelt, da ſie unſern Augen bald hinter den Bergen entſchwinden ſollte. Wir waren ſchon ein gutes Stück den Bergrücken wieder herabgeritten, als wir links vom Wege die anſehnlichen Ruinen der einſt durch die Argiver zerſtörten Burg von Hyſiä wahrnahmen, die gegen ein ſteiniges Thal ſehr ſteil abſtürzt. Es iſt natürlich nicht daran zu denken, daß dieſer alte Name bei den Eingebornen noch lebe. Keine alte Burgruine wird, ſo viel mir bekannt iſt, anders bezeichnet als mit Paläókaſtron, gleichwie jede in Trümmern liegende Stadt, ſie mag aus alter oder neuerer Zeit ſtammen, ſchlechtweg Paläópolis heißt. Die Eigennamen derſelben ſind insgeſammt erloſchen. Jenſeits der Thalebene beginnt der höchſt beſchwerliche Weg über das partheniſche Gebirge, wie es noch jetzt heißt, worüber auch in alten Zeiten eine Heerſtraße führte. Der Schweiß fiel uns in großen Tropfen von der Stirne, während wir zur Erleichterung der matten Thiere zu Fuß auf dem theilweiſe gepflaſterten Wege den Gipfel zu erklimmen ſuchten; aber alle Anſtrengung war vergeſſen, als wir oben unvermuthet die große Ebene von Tripolitza ſich vor uns öffnen ſahen. Ungeachtet der Abend ſchon niederſank, verſchmähten wir die Herberge, die uns der Khan unten am Berge darbot, ritten lieber noch eine Strecke in der Ebene fort, und wandten uns dann nach einem rechts auf der Höhe liegenden Dorfe, wo wir unweit der Kirche auf einem freien Platze Halt machten, um unter dem Sternenhimmel zu übernachten, ein Entſchluß, der mir wenig koſtete, da ich ſchon im verfloſſenen Sommer die meiſten Nächte auf einer Terraſſe zugebracht hatte. Indeſſen konnten wir kaum ein Auge ſchließen, theils wegen der Zudringlichkeit eines großen Hundes, theils weil unſere Thiere um uns weideten und herum-

trampelten. Die Nacht war sonst angenehm, und nur gegen Morgen wurde es kühl. Wir setzten uns deßhalb bald in Bewegung, und begaben uns an den Ort, wo ehemals das bedeutende Tegea stand, merkwürdig durch langen, tapfern Widerstand seiner Einwohner gegen die vordringenden Spartaner, und insbesondere durch den Heldenmuth seiner Frauen. Seinen Platz hat jetzt zum Theil das ganz unter Bäumen versteckte Dorf Piali eingenommen, woselbst man noch viele antike Bruchstücke in den Lehmmauern erblickt. In einiger Entfernung davon liegt, von weitläuftigen Mauern eingeschlossen, eine verfallene Kirche, die vermuthlich über einem alten Tempel erbaut ist; es wäre wohl möglich, daß in den Resten alter Kunst, die sich hier finden, Einiges von dem Heiligthume der Athene Alea gerettet ist, das an Großartigkeit alle übrigen der Halbinsel weit überragte.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Tula.

(Schluß.)

Die kaiserlichen Schmiedarbeiter bauten sich schon auf Verordnung der Czaare Fedor Joannowitsch und Boris Godunow eine besondere Vorstadt auf dem rechten Ufer der Upa; die Gewehrfabrik aber wurde erst nach einem Ukas Peters des Großen vom 15 Februar 1712 vom Fürsten Grigori Iwanowitsch Wolkonski eingerichtet. Die ersten vom Wasser getriebenen Maschinen wurden von einem einfachen Schmied, Namens Sidorow, und einem Soldaten des oranienburgischen Bataillons, Namens Batischtschew, eingerichtet, welcher letztere unter Anderem mehrere Maschinen zur Bearbeitung der Flintenläufe erfunden hatte. Unter der Regierung der großen Katharina wurden verschiedene Verbesserungen der Anstalt vorgenommen; aber die wichtigste Periode derselben datirt sich erst vom Jahre 1817, wo der Engländer John Johns als oberster Mechaniker angestellt wurde. Dr. Hamel bezeugt, daß, was Kunstfertigkeit anbelangt, die Fabrik von Tula jetzt zu einem Grade von Vollkommenheit gediehen ist, wie sie selbst in den besten Gewehrfabriken Englands nicht existirt. In gewöhnlichen Jahren werden hier jährlich 70,000 Gewehre und 25,000 Stück blanker Waffen gefertigt; im Nothfall aber kann eine ohne Vergleich größere Zahl geliefert werden. Zünftige Meister zählt man bei dieser Anstalt gegen 3000. Diese fabriciren jedoch auch unter Anderm physikalische und mathematische Instrumente, Messer, Theekessel, verschiedene Galanteriewaaren, und graviren mit ausgezeichneter Kunst Petschafte auf Stahl und auf Steine. Nach der Zählung vom Jahre 1685 befanden sich in Tula 533 Häuser, 8 steinerne und 11 hölzerne Kirchen, mit 1141 Einwohnern;*) an Einkünften für den kaiserlichen Schatz wurden 325 Rubel, an Obrok (Erbzins) 185 Rubel erhoben. Jetzt ist die Bevölkerung der Stadt mit den Arbeitern in der Gewehrfabrik auf 35,000 Seelen beiderlei Geschlechts gestiegen, und man zählt 28 steinerne Kirchen, 250 steinerne und 2900 hölzerne Häuser, nebst etwa 80 Fabrikgebäuden.

*) Wahrscheinlich nach russischer Rechnungsart bloß männliche.

Tula zerfällt in drei Theile, die eigentliche Stadt, die Tschulkowische und die Moskau'sche oder Gewehrfabrikvorstadt. Die beiden letztern sind von den Arbeitern der Gewehrfabriken bewohnt, in der ersten hausen die Kleinbürger und die Kaufmannschaft. Die verschiedenen Gewerbe und Beschäftigungen bilden verschiedene Charaktere. Die Arbeiter in der Gewehrfabrik sind arbeitsam, gewandt und schlau; auch zeichnen sie sich besonders durch Keckheit in gymnastischen Zeitvertreiben, wie im Schwimmen, im Schlittschuhlaufen und im Faustkampfe aus. Ihre meiste Zeit bringen sie in den Fabriken, theils in den Werkstätten, theils in den Schmieden vor den Feueröffen zu, und in den heißen Sommertagen benützen sie die Ruhestunden zum Baden, wobei man nicht umhin kann, sich über die Keckheit zu wundern, womit sie sich kopfüber von der Brücke und von der 4 bis 5 Klafter hohen Schleuße in den Fluß stürzen. Sobald die Upa sich mit Eis bedeckt, beginnt das Schlittschuhlaufen, und einige der Läufer sind so gewandt, daß sie auf dem Eise Buchstaben, Worte und verschiedene Zierrathen ausführen. Gelegentlich wollen wir bemerken, daß die Schlittschuhe und die Stelzen in vielen Gegenden Rußlands von Alters her bekannt sind, und, wie es scheint, zu den russischen Volksbelustigungen gerechnet werden müssen; vielleicht geschieht es darum, daß sie bis auf den heutigen Tag von unsern höhern Ständen vernachlässigt werden.

Was die Faustkämpfe betrifft, so werden sie den ganzen Winter hindurch an den Sonntagen fortgesetzt, und endigen am Montag der ersten Woche der großen Fasten. Während dieser ganzen Zeit theilt sich Tula in zwei Parteien, in die Moskau'sche und in die Stadtpartei; jede hat ihre Vorkämpfer und ihren Ataman. Ich kann einen derselben nicht mit Stillschweigen übergehen, der wegen seiner ungewöhnlichen Stärke den Namen Rodimiś (der Vaterländische) führt. Man darf von ihm nicht die Gewandtheit römischer Fechter, noch die Kunst englischer Borer erwarten; es ist nur eine ungeheure, sich bewegende Maschine, aber, um in einer russischen Hyperbel zu sprechen, sein Kopf gleicht einem Bierkessel, zwischen den Augenbrauen ist er eine Spanne, zwischen den Schultern eine gute Klafter breit. Das Hauptquartier des Vaterländischen am Tage des Kampfes ist eine Branntweinkneipe, und er verläßt diese nicht anders, als auf die dringendsten Bitten einer an ihn geschickten Deputation. Oft flößt schon sein bloßes Erscheinen seiner Partei Muth ein, und bringt die Gegenpartei zum Wanken; wenn er aber wirklich zur Arbeit kommt, so stürzen auch die gewandtesten Kämpfer um ihn her, wie Garben unter der Hand des Schnitters. Manchmal schließt sich sein Sieg mit einem Triumphzug: in einem solchen Falle erheben ihn die Sieger auf eine Tragbahre, und tragen ihn zu dem Wirthshause, während die Protectoren des Faustkampfs ihm kupferne und silberne Kränze, d. h. Geld mit darauf abgebildeten Kränzen, in die Mütze werfen.

Die Wildhetze und die Gänsehetze gehören zu den hiesigen

Lieblingsschauspielen, und die Taubenjagd kann man die herrschende Leidenschaft sämmtlicher Bürger von Tula nennen; es gibt fast kein Haus, in welchem sich nicht Taubenschläge und zahlreiche Tauben befinden. Oft an einem hellen Sommertag ist der ganze Horizont mit Schaaren dieser Vögel wie bedeckt, und auf allen Dächern kann man Jager sehen, welche mit langen Stangen bewaffnet sind, und in der Luft damit hin und her schlagen. Für die besten Tauben gelten diejenigen, welche im Fluge einige Pirouetten machen.

Bemerkenswerth sind auch die hiesigen Serenaden, wie sie im Sommer von den Arbeitern in der Gewehrfabrik gebracht werden. Die Leute sammeln sich dazu gewöhnlich Abends am Ufer der Upa oder auf den Straßen, und singen im Chore geistliche Oden von Lomonossow, alte Psalmen und Cantaten, und schließen die Zusammenkunft mit dem bekannte polnischen Lied: Alexander und Elisabeth. Die Harmonie der Chöre, welche fast immer aus erlesenen Stimmen bestehen, macht in der Stille der Nacht einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Diese Arbeiter haben überhaupt eine ganz besondere Neigung zum Gesang und zur Dichtkunst, so daß manche von ihnen, ohne lesen zu können, sehr regelrechte Verse machen, und auch eine Melodie dazu finden. Die beliebteste Art von Liedern ist die satyrische, wovon man den Grund in ihrer Neigung zu Scherz und Spott suchen muß.

In Tula findet sich kaum ein einziger öffentlicher Spaziergang, aber an Fest- und Sonntagen verwandelt sich jede Straße in einen Ort, wo das Volk lustwandelt. Um diese Zeit bewegen sich auf allen Straßen Männergruppen, und vor jedem Hause sitzen auf den Ladentischen geputzte Weiber. Der Anstand erfordert, daß Mädchen sich nicht öffentlich zeigen, aber die Neugierde, die gewöhnliche Schwäche des weiblichen Geschlechts, veranlaßt sie, in den Planken alte Risse aufzusuchen oder neue zu bohren, um die Vorübergehenden zu betrachten. Ein erwachsenes Mädchen kann man hier nur zur Zeit der großen Fasten sehen, wo sie unter Namen der Erneuten (obnowlachæ), begleitet von kleinen Knaben und Mädchen, die vor und hinter ihr laufen, zur Beichte in die Kirche geht. Ein mit weißer Schminke bemaltes Gesicht und schwarze Zähne werden hier als eine Schönheit betrachtet; besondere Aufmerksamkeit erweckt ein üppiger, voller Körperbau, und um die allenfallsigen Mängel in dieser Beziehung zu verbergen, ziehen die Frauen von Tula ein halbes bis ein ganzes Duzend Unterröcke an. Ein kurzer Mantel von karmoisinrothem Sammet oder Seide, ganz mit Falten und ohne Aermel ist ihr allgemeines Oberkleid. Der Anzug der Männer besteht aus einem Ueberrock ohne Knöpfe von Gros de Tours, einem Hemde von Ziz, weiten blauen Nankinghosen und einer Mütze von Pelz oder Seide, die stets schief getragen wird. Der Bart ist geschoren, und die Haare bei allen auf eine eigenthümliche Weise zugeschnitten, einige Dandies legen weiße und rothe Schminke auf, wie die Weiber. Nichts ist unangenehmer, als die hiesigen Weiber untereinander sprechen zu hören. Einige Worte sprechen sie sehr hoch und gedehnt, andere tief und abgestoßen aus, und dabei bringen sie die Zähne nicht auseinander, und bedecken fast bei jedem Worte die Oberlippe mit der untern. Bei einer Einladung sitzen sie da, wie Marionetten, und ihre ganze Bewegung besteht darin, daß sie ihre auseinander stehenden, gesteiften Hemden hin und her zupfen. Wenn ein Mädchen verlobt wird, so gehen ihre Freunde bei Nacht im Reigen durch die Straßen, schlagen auf eine kupferne Tasse, und singen in dem unangenehmsten Gewinsel das Hochzeitlied: „Du bist morgen mein Liebchen.“

Die Sitten in Tula sind im Allgemeinen mehr fremd als russisch: Gastfreundschaft, die in Moskau und in ganz Rußland so heilig gehalten wird, genießt augenscheinlich in Tula nicht gleicher Achtung. Die Thüren sind vom Morgen bis zum Abend, und vom Abend bis zum Morgen fast allenthalben geschlossen. Um ins Haus hineinzugehen, muß man an einer Glocke ziehen, hierauf erscheint eine alte Magd, die den Kopf zum Pförtchen herausstekt und mit rauher Stimme vor sich hin murmelt, daß ihr Herr schlafe oder nicht zu Hause sey. Wenn man immer und allenthalben eine und dieselbe Antwort hört, so glaubt man unwillkürlich, Tula schlafe einen Schlaf zum Nichtmehraufwachen oder sey gar nicht zu Hause. Indeß muß man dieß Benehmen nicht der Ungeselligkeit und Unhöflichkeit beimessen, sondern nur einer wirthschaftlichen Berechnung, denn die Bürger von Tula halten es für höchst unanständig, einen aufgenommenen Gast zu entlassen, ohne ihn zur Genüge mit Getränken, namentlich mit Thee bewirthet zu haben, den man hier zu jeder Zeit des Tages und der Nacht dem Gaste anbietet.

Die gebildetste Gesellschaft ist die Geistlichkeit, welche gut lateinisch spricht und schreibt, und sich namentlich mit Philosophie, Theologie und schönen Wissenschaften abgibt. Zu den ausgezeichnetsten unter den geistlichen Würdeträgern, nicht nur dieser Stadt, sondern Rußlands überhaupt, muß man den verstorbenen Professor der Gottesgelahrtheit und den Protoierei der Kathedrale, Ilar Nenaprokomow, nennen, der ein ungewöhnliches Talent hatte, in reinem Latein fließend zu sprechen. Man behauptet auch, der Conspect über die geistlichen Wissenschaften, wie er ihn der Commission für die geistlichen Unterrichtsanstalten vorlegte, gelte noch immer für einen der besten.

Die Bildung ihres Geschmacks in der geistlichen Beredsamkeit dankt die Geistlichkeit von Tula großentheils ihrem ehemaligen Bischof (nachherigen Erzbischof) Ambrosius, einem der ersten geistlichen Redner unsrer Zeit. Dieser geachtete Erzpriester, der Beschützer der Wissenschaften und Künste, beförderte auch die Vervollkommnung des hiesigen Kirchengesanges, der Alle entzückt und rührt.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitbestimmung in der ptischen Geschichte.

In der königlichen Literaturgesellschaft zu London am 10 Januar las Hr. Tomlinson ein Memoire vor über eine sehr wichtige Zeitbestimmung im ägyptischen Alterthum. Eine Inschrift neben einem astronomischen Hieroglyphen auf dem Dache des Memnoniums, die durch einen gleichen Hieroglyphen und eine Inschrift auf einem Mumienkasten bestätigt wird, setzt die Aufführung dieses berühmten Baues

in die Zeit von Ramses dem Großen, über 1400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Sie hat aber einen noch höhern Werth, indem sie den Aufgang des Sternes Sophis oder des Syrius in den Anfang des Monats Thoth im ägyptischen Kalender setzt, und ein Jahr von 365 (nicht 360) Tagen zu einer so bestimmten Zeit beginnt, daß man bis auf 4 Jahre hin einen sichern Punkt in der Chronologie bestimmen kann, wonach sich viele andere historische Ereignisse mit Sicherheit berechnen lassen. Aus den von Biot, Burton und Andern abgebildeten und commentirten Thierkreisen weist Hr. Tomlinson nach, daß die Griechen die ältern Bilder derselben, welche aus Schildkröten, Alligatoren u. dgl. bestanden, in die jetzigen umgewandelt haben.

Die gespenstischen Reiter.

(Fortsetzung.)

An dem westlichen Rande der bereits beschriebenen großen Wüste und etwa an den Quellen des Paduka und Arkansaw, wo sie sich unter jenen zerbrochenen Sandsteinschichten, welche sich wie graue Brustwehren und isolirte schneeweiße Säulenmassen aus Haselgebüschen und Eichenstauden erheben, einander nähern, stand vor vielen Jahren die Wohnung des Ta-ni-ga-ro (der erste Donner, der fällt). Dieser Jäger, von welchem zwar Niemand wußte, woher er kam, schien mit allen verbündeten Stämmen der Wüste auf freundschaftlichem Fuße zu stehen, auch sagte man, derselbe habe sich bei seinem Erscheinen in dieser Wildniß dadurch selbst empfohlen, daß er, als er sich zum erstenmal in den Zelten der umherschweifenden Kaskajas zeigte, an seinem Sattelbogen ein Dutzend skalpirter Häupter von Missouri-Indianern mitbrachte. Ein so reiches Angebinde würde ihn sicher als Häuptling einer unabhängigen Bande unter ihnen haben annehmen lassen, wenn er gewünscht hätte, ein „Parteigänger“ oder Anführer von Kriegern zu werden, allein Ta-ni-ga-ro war in seinem Benehmen ungesellig und verschlossen, und der einzige Gegenstand, welcher die Sorgfalt des Ihnen Fremden in Anspruch nahm oder dessen Gefühle theilte, war ein schönes Weib — die einzige Gefährtin seiner Zurückgezogenheit.

Der Name des Jägers schien emanwhaw'schen Ursprungs zu seyn, allein an seiner Person war nichts zu finden, was ihn als einen Angehörigen dieser entfernten Nation bezeichnet hätte, auch blieb es eben so schwierig, mit Bestimmtheit die Abkunft seiner Gefährtin von irgend einem benachbarten Stamm anzugeben. Einige behaupteten, wegen der Schönheit ihrer Gesichtsfarbe, sie müsse den Reidessern (Menomones) oder den weißen Indianern des Nordens, die in der Nähe des Landes der Langmesser wohnen, angehören; Andere meinten, sie müsse eine Boisbrulé oder die Tochter einer Sioux-Mutter von einem Sa-kindasha- (brittischen) Kaufmann seyn: nach einiger Zeit aber bekümmerte sich Niemand mehr um die Abkunft der Zekana oder des Vogels, wie sie genannt wurde. Das einsame Paar lebte auch in der That so für sich, und überdieß an einer so selten besuchten Stelle, daß sie bald bei einem so zerstreuten Volke, wie die Bewohner der Wüste, vergessen waren. Es schien die einzige Absicht Ta-ni-ga-ro's gewesen zu seyn, einen Wohnort zu finden, wohin er sein Weib in Sicherheit bringen konnte; auch machten die Hügel und Höhen und eckichten Sandsteintafeln, die bald auf dem Boden wie durch Stürme an den Außenseiten hin zusammengedrängte Eismassen, bald als einzelne Pyramiden und Obelisken in den grasichten Thälern emporragten, diese Gegend vor allen andern geeignet, dem Verbannten eine sichere Zufluchtsstätte zu bieten, besonders da die ganze breite Wüste zwischen ihm und seinem Volke lag. In diesem wilden, malerischen Aufenthalt bestand die einzige Sorge des Verbannten darin, einige wilde Pferde neben seiner Wohnung zu ziehen, und auf Wild Jagd zu machen, das zum Unterhalt seiner kleinen Haushaltung nothwendig war. Die Seele Ta-ni-ga-ro's schien ganz in das Wesen verwebt zu seyn, das ihr Schicksal mit dem seinen vereint hatte. Er gestattete ihr selten, sich aus seinem Gesichtskreise zu entfernen, und wenn einmal das Verschwinden eines Büffels oder einer Antilope aus seiner Nähe seine Jagd etwas weiter ausdehnte, so begleitete ihn Zekana stets auf seinen entferntern Streifzügen. Die Liebe, welche er zu seinem Weibe hegte, glich in der That nicht der gewöhnlichen Neigung eines Indianers zu seiner Squaw, sondern mehr der Hingebung derjenigen, die bei einigen Stämmen sich als Freunde miteinander verbunden haben, um näher als Kinder desselben Vaters in allen Vorkommenheiten ihres Lebenspfades miteinander verknüpft zu bleiben. Sie glich dem geheimnißvollen Bande, das die verhängnißvollen Brüder „des Bundes der Tapfern“ vereint.*)

Die freundlichen Sommermonate waren verflossen und der erste Herbstmonat fand den Verbannten und seine junge Frau noch immer in ihrem entlegenen Thale wohnend. Ta-ni-ga-ro war auf der Jagd so glücklich gewesen, daß es ihm möglich ward, einen Haufen Häute bei einem spanischen Kaufmann an der mexicanischen Gränze gegen einige einfache Gegenstände der Bequemlichkeit vertauschen zu können; auch war er durch Verlegung seiner Wohnung in die nahe gelegenen Gebirgsschlupfwinkel zur Zeit, wo der Winter einen gesichertern Aufenthalt erforderte, leicht in den Stand gesetzt, die wilden Ziegen in den Oregon-Hochlanden zu erlegen; ferner konnte er durch den Biberfang in den nahe gelegenen Thälern allem Mangel für sich und Zekana vorbeugen. Beim Verkaufe der letztern ward es nothwendig, daß er häufig mit den Spaniern in Berührung kam, wodurch Ta-ni-ga-ro bei seinem Widerwillen, sein Weib ohne Schutz zurückzulassen, veranlaßt wurde, sie bei seinen Besuchen auf dem Handelsplatze mitzunehmen. Die Folgen waren so, wie sie an unserer eigenen Gränze bei dem Verkehr zwischen den zügellosen Weißen, die keine andere Bande kennen, als die des Interesses und der Leidenschaft, und den unbefangenen und offenherzigen Indianern gewöhnlich sind.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nawpashene — der Unerschrockene — oder „der niemals flieht.“ Die verschiedenen Mitglieder dieser sonderbaren und romantischen Verbrüderung geben gewöhnlich paarweise miteinander; man erzählt unglaubliche Fälle von gegenseitiger aufopfernder Anhänglichkeit der so vereinigten Freunde — eine Anhänglichkeit, die bis in den Tod geht, wenn derselbe auch durch alle Schrecknisse indianischer Quälereien furchtbar gemacht wird.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 14** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur. Dritter Artikel. — Französische Geschichtschreiber der Gegenwart. (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4—5 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Inländer, welche das Ausland nicht halten, jährlich 8 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 34.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Februar. 1839.

Die Zauberbrücke.

(Aus Cap. Scotts: Excursion on the Mountains of Ronda etc.)

Nicht weit von Ronda, in einem romantischen Thale, das der Guadiaro bildet, liegt, dicht verhüllt von der üppigen Vegetation, eine Mühle, fast im Felsen eingegraben, der sich hier beinahe senkrecht in das schäumende, wilde Wasser hinabsenkt. Zu ihr führt eine kleine Brücke, die, eben so sehr versteckt, wie die Mühle, jetzt nur noch von den Knechten des Müllers und Schmugglern betreten wird, die in den untern Gewölben der Mühle, die zum Theil die Stelle einer frühern, maurischen Quinta einnimmt, ihre eingeschwärzten Waaren den Zollaufsehern zu verbergen suchen. Alle andern Leute vermeiden die Brücke zu betreten, die frommen Hirten machen lieber einen bedeutenden Umweg, um den heiligen Fleck zu vermeiden, und die Maulthiertreiber werfen sich zuvor vor einem roh in Holz ausgeschnittenen Crucifix nieder, ehe sie den Uebergang über die geheimnißvolle Brücke wagen. Die Sage erzählt Folgendes hievon.

Zur Zeit, als Ferdinand und Isabelle der Herrschaft der Mauren in Spanien ein Ende zu machen suchten, war der Besitzer der oben genannten Quinta einer der ausgezeichnetsten Alfaquis von Ronda, der reiche Maure Abenhabuz. Durch sein verrätherisches Einverständniß mit den spanischen Königen wurde Ronda den Mauren entrissen; doch er erhielt die Begünstigung, im Genuß seines großen Vermögens und mit Beibehaltung seines alten Glaubens in Ronda bleiben zu dürfen. Später trat er äußerlich, wie so viele seiner Landsleute, zum katholischen Glauben über, und zog sich auf jene Villa im Thale des Guadiaro zurück, zugleich mit seiner Tochter, Hinzára, die allein von seinen übrigen Kindern seinem Beispiel folgte, und den christlichen Glauben annahm, der ihr schon durch ihre Mutter, eine christliche Sklavin des Abenhabuz, bekannt war. Hinzára war schön, und bald strömten eine Menge Freier herbei, theils durch ihre Schönheit, noch mehr durch den im Munde der Sage vielleicht übertriebenen Reichthum ihres Vaters angezogen. Sie entschied sich für keinen, denn ihr Herz hatte schon vorher für Don Romiro Segastibelza y Bigorre, einen jungen Biscayer, entschieden. Aber auch ihr Vater hatte gewählt, und leider stimmten ihre beiderseitigen Wünsche nicht zusammen, indem er den Bewerbungen des Gouverneurs von Ronda, Don Guiterre, ein geneigtes Ohr lieh.

Vielleicht war seine anfängliche Absicht keineswegs, sein gegebenes Wort zu erfüllen, vielleicht wollte er nur durch diese Unterhandlungen die Augen der Regierung und der heiligen Inquisition von tiefer liegenden Planen ableiten, denn wohl war er den Bewegungen der Moriscos in Granada nicht fremd. Aber als er Hinzára mit den Bewerbungen Don Guiterre's bekannt machte und von ihr eine entschieden verneinende Antwort erhielt, als sie ihm, dem Wüthenden, eröffnete, daß sie nicht, wie er, nur zum Schein das Kreuz verehre, und wenn er mehr in sie dringe, eine Zuflucht im Kloster suchen und finden würde, da sah er in seinem Kinde nur die Feindin seines Glaubens — *seine Feindin*, und nur in ihrer Vernichtung seine eigene Rettung. Der Plan war bald entworfen, und gern ließ sich Don Guiterre als Werkzeug zu einer That gebrauchen, die seiner beleidigten Ehre für den erhaltenen Korb Genugthuung versprach. Hinzára ward als heimliche Anhängerin des Islam der Inquisition übergeben.

Ramiro's Staunen und Angst über das plötzliche Verschwinden der Geliebten kannten keine Gränzen, und unermüdlich war er in Aufsuchung und Verfolgung jeder Spur, die ihm hierüber Licht zu geben versprach. Lange war Alles vergeblich, endlich erhielt er auf geheimnißvolle Weise ein kleines Blatt, worin er über Hinzára's Zustand in dunklen Worten Aufschluß zu finden glaubte. Wenige Tage darauf geschah die Hinrichtung der Ketzer, und Ramiro erblickte an der Spitze des Zugs dieser jammervollen Opfer Hinzára. Wer beschreibt seinen Schmerz! Schon sollten die Holzstöße entzündet werden, da eilte er zum Groß-Inquisitor, schilderte Hinzára's Unschuld, Tugend, Frömmigkeit — vergebens. Nur wenn das Mädchen selbst den Zusammenhang der Begebenheiten enthüllt, den er dunkel andeutet, kann Aufschub, vielleicht Befreiung erfolgen. Doch Hinzára ist taub gegen seine Bitten, ihr gilt der Vater mehr als das Leben, als der Freund ihrer Jugend, und ihm bleibt nichts übrig, als ihr die Mittel zu geben, dem qualvollen Feuertode durch einen Dolchstoß zu entgehen.

Ueber dieſe Vereitelung ſeines Racheplans wüthete vorzüglich Don Guiterre; zwar hineinwerfen in die Flammen konnte er den Leichnam, doch nicht mehr ihn mit Empfindung beſeelen. Don Ramiro aber entkam mit dem Dolche und einem goldenen Kreuze, das Hinzára an ihrem Halſe zu tragen pflegte, und ihm als Gedächtniß an ihre letzte Stunde übergab, in dem Gedränge des Volks. Doch die beiden Verbrecher genoſſen die Frucht der Sünde nicht. Abenhabuz verſchwand auf räthſelhafte Weiſe ſchon vor dem Todestage ſeiner Tochter, Don Guiterre aber erreichte der Arm der Vergeltung bald nachher.

Seltſamerweiſe nämlich bemerkten die Vorübergehenden bei der Villa des Mauren bald nach dieſem blutigen Ereigniß eine Brücke über den reißenden Bergſtrom von ſonderbarer Bauart. Ein wilder Oelbaum war von unſichtbarer Hand über den Strom gelegt worden, indem ſeine Wurzeln noch im mütterlichen Boden ruhten, ſein Haupt aber den gegenſeitigen Felſen berührte, und wie zur Stütze des Wanderers fort und fort ein wilder Weinſtock ſich über ſeinen Stamm wölbte. Aber wehe dem Wanderer, der dieſen Steg betrat! er erreichte niemals das erſehnte Ufer, zu dem ihn vielleicht das hellſtrahlende, blendende Licht gelockt hatte, das jetzt oft bei der Dämmerung in den unteren Gewölben der verödeten Quinta geſehen wurde. Er ſtürzte unfehlbar in die grauſenvolle Tiefe.

Don Guiterre war der Erſte, den dieſes Schickſal traf; einige Zeit nachher fand auch der Groß-Inquiſitor hier ſeinen Tod und endlich Lopez, der alte vertraute Diener des Gouverneurs. Jeder von ihnen hatte eine breite Wunde am Kopfe, die aber eben ſo gut durch den Fall auf die ſcharfen Felſenriffe als durch eine Waffe hervorgebracht ſeyn konnte. Nur Lopez hatte noch einiges Leben in ſich, das man ſorglich pflegte, um etwas Näheres über dieſes Ereigniß zu erfahren. Doch was er offenbarte, iſt nicht bekannt worden.

Später erbot ſich ein Mönch mit ſilberweißem Haar und Bart, doch kräftiger Haltung, die faſt unterirdiſchen Gemächer zu bewohnen und den böſen Geiſt durch ſeine frommen Bußübungen zu bannen. Er führte ein heiliges Leben und that Gutes, wo er konnte. Doch ſichtbar welkte ſein Körper hin, und als er mehrere Tage lang nicht mehr geſehen ward, drangen ſeine Freunde in ſeine heilige Zelle und fanden ihn todt, kniend vor einem Altar, auf welchem ein kleines, goldenes Kreuz von ausgezeichneter Arbeit ſtand, ſein Haupt war auf ſeine gefalteten Hände gefallen. Neben ihm lag ein Dolch, deſſen Spitze Jahre langer Roſt zerfreſſen hatte; von ſeinem Halſe hing ein kleines Paket, worin eine Locke von braunem Haar, und auf der Hülle befanden ſich die Worte von des Eremiten Hand: „Für dich habe ich ein einſames, freudenloſes Leben geführt! weil ich deinen heiligen Geboten nicht gehorchte, bin ich ſchwer geſtraft worden! — Heilige Jungfrau, bitte für mich, daß meine Sünden mir in jener Welt vergeben werden!“

Nach dieſen Worten mußten die Haare von der heiligen Maria ſeyn, und ſie wurden feierlich nach Toledo gebracht und in der Kirche San Juan de los Reyes niedergelegt.

Die Brücke zerfiel ſpäter, und wurde durch eine ſichrere erſetzt.

Briefe aus Griechenland. I.

(Fortſetzung.)

Die Ebene von Tripolitza durchziehen niedrige Hügel, hohe, nackte, ſelten noch einen Waldreſt tragende Gebirge begränzen ſie; die hohe Lage macht die Gegend geſund, im Winter jedoch auch ziemlich rauh. Waſſerbäche erinnere ich mich nirgends geſehen zu haben, dagegen auf den Fluren häufig Brunnen. An mehreren Stellen war der Grasboden mit einer Unzahl kleiner, ſchwarzer Heuſchrecken wie überſäet, und eben im Begriff, dieſelbe Verheerung zu erleiden, wie ſie augenſcheinlich über andere Strecken bereits ergangen war.

Tripolitza oder Tripolis (Dreiſtadt), ohne Zweifel von der Vereinigung dreier vormals auf dieſer Hochebene geſtandenen Städte, Tegea, Pallantion und Mantineia ſo genannt, iſt zwar von bedeutender Ausdehnung, aber größtentheils noch ein kläglicher Haufe Ruinen, aus dem hie und da neue Häuſer hervorragen. Wir wurden in einem dieſer, an das wir empfohlen waren, gut aufgenommen, und ritten nach ganz kurzer Raſt, um den Nachmittag aufs beſte anzuwenden, über das Schlachtfeld, wo der edle Epaminondas mit der Gewißheit von dem Siege der Seinigen freudig ſtarb, zu den ein paar Stunden entfernten Ruinen von Mantineia. Die Mauern der Stadt, welche, wie man noch ſieht, mit Thürmen wohl verſehen waren, erheben ſich gegenwärtig nur etliche Fuß über den Erdboden, laſſen aber den ſchönen Bauſtyl nicht verkennen, wodurch ſich die Werke der thebaniſchen Epoche auszeichnen. Es iſt auffallend, daß nur eine ganz geringe Zahl Steinblöcke herumliegen. Den beträchtlichen Strom, von welchem Xenophon ſpricht, habe ich nicht bemerken können, wohl aber ſchlich an den Mauern ein Waſſerchen hin, das zur Regenzeit durch Zuflüſſe von den Bergen bedeutend anſchwellen mag, wie dann überhaupt dieſe geſchloſſenen Bergthaler leicht unter Waſſer geſetzt werden. Die ganze Ebene von Mantineia wird, wenn man von einigen Weinpflanzungen gleich beim Eintritt in dieſelbe von Tripolitza abſieht, als Triſt benutzt. Wir richteten an zwei Hirten, deren Ausſehen übrigens nicht ſehr geeignet war Vertrauen einzuflößen, einige Fragen in gemeiner griechiſcher Mundart, worüber ſie wie verwundert bald uns, bald einander anſchauten, ohne einen Laut von ſich zu geben, und jede Bemühung, uns verſtändlich zu machen, war ſo vergebens, daß wir faſt ſelbſt an der Bedeutung unſerer Worte zweifelten.

Am andern Tage kamen wir nicht ſo früh von Tripolitza weg, als wir gewünſcht hatten, um an demſelben Miſtrá zu erreichen, weil wir mit den Agojaten lange nicht einig werden konnten. So heißen die Leute, welche Pferde oder Maulthiere an Reiſende verleihen und zu gleicher Zeit ihre Begleiter ſind. Wunderbar abgehärtet und im höchſten Grade genügſam, machen dieſe mit der gewöhnlichen Kopfbedeckung, die nicht den geringſten Schutz gegen die Sonnenſtrahlen gewährt und bei der ſchmalſten Koſt die beſchwerlichſten Wege zu Fuß, bald ſich durch die eintönig: Weiſe eines Liedchens ermunternd, bald die derbſten Flüche ausſtoßend, um ihre Thiere in Lauf zu bringen.

Da eine lange Strecke kein Wasser anzutreffen seyn sollte, mußten wir wohl oder übel schon nach kurzem Ritte wegen unsrer Thiere in einem etwas seitwärts gelegenen Dorfe Halt machen, verschmerzten aber leicht die dadurch herbeigeführte Zögerung, als wir daselbst eine wirklich recht gemüthliche Unterhaltung mit Landleuten fanden, die, aus Alten und Jungen, Männern und Weibern bestehend, mit einer Schafheerde gleichsam zu einer Familie vereinigt, unter einem schattigen Baume gelagert waren. Solche ländliche Einfalt kann man oft bemerken; ich erinnere mich, zu einer andern Zeit gesehen zu haben, wie ein Mann ganz ruhig neben seinem gleichfalls auf dem Boden ausgestreckten Schweine wie neben einem guten Freund am Wege schlief. Die guten Leute zeigten sich besonders begierig, etwas über unser Vaterland zu erfahren, von dem sie sich seltsame Vorstellungen zu machen schienen, und als die Rede auf ihren eigenen gegenwärtigen Zustand kam, erinnerten sie sich an die vergangenen, schweren Zeiten, wo der Türke Herr ihres Eigenthums gewesen, und dankten Gott, daß endlich ein anderes Gestirn über ihnen aufgegangen wäre. Auf sehr schlechtem, steinichtem Wege gelangten wir von da in ein Flußthal; hie und da erblickte man unter dem Schatten einsam stehender Bäume ruhende Schaf- oder Ziegenheerden und mit der Käsebereitung beschäftigte Hirten (τζοπάνιδες), die uns besser verstanden als jene von Mantineia. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir, wie sie ihre meisten Gefäße noch mit alten Namen benennen; so heißt z. B. das Butterfaß κάδι, ein kleines hölzernes Geschirr κουτούλι, was das verlängerte κουτάλι ist. Das Thal ward allmählich enger, und der Weg lief in dem trockenen Bette des Sarantapotami fort; die Berge links und rechts waren mit Grün überzogen, manchmal schimmerte zur Seite ein rinnendes Bächlein, das sich sogleich wieder verlor. Wir waren froh, als wir an dem Khan bei der sogenannten kalten Quelle ruhen, und unsern matten Wein, mit dem vortrefflichen Wasser mischend, kühlen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

(Fortsetzung.)

Dedilow.

Unter dem gemeinen Volke um Tula herrscht ein alter Glaube, daß die Freistadt *) Dedilow früher oder später versinken müsse. Die Veranlassung zu dieser abgeschmackten Meinung war ein wirklicher Erdfall, der an einem der höhern Punkte am Ausgang von Dedilow nach Bogorodizk sich ereignet hatte. Hier soll einst ein Haus gestanden haben, das aber wegen der Gottlosigkeit seiner Bewohner auf einmal von der Erde verschlungen wurde und keine Spuren hinter sich ließ, als einen kleinen, an dem Orte des Sturzes entstandenen See, der etwa 50 Klafter im Umfang hat und sich bis jetzt so ziemlich immer auf derselben Höhe erhielt. Solcher Erdfälle mit Seen sind in Dedilow sieben; ähnliche kommen auch in andern Gegenden der südlichen Gouvernements vor, und in einigen dieser Seen soll man, nach den Aussagen alter Leute, einst Schiffsplanken gefunden haben. Wenn dieß durch unzweifelhafte Zeugnisse nachgewiesen werden könnte, so dürfte man daraus auf eine Verbindung mit irgend einem Meere durch einen unterirdischen Canal schließen, *) namentlich mit dem schwarzen Meere, in welcher Richtung im Jahre 1803 ein Erdbeben von Odessa bis Tula und noch weiter nach Norden gefühlt wurde.

Nicht weit von Dedilow ist der Iwanowische See, aus dem zwei Flüsse, der Don und der Schat, entspringen. Ueber diesen See hat das gemeine Volk nachstehendes Mährchen: hier lebte ein Mann, Namens Iwan, mit zwei Söhnen; der ältere ehrte den Vater, der jüngere aber hatte keine Achtung vor ihm. Als der Vater zum Sterben kam, rief er seinen ältern Sohn zu sich und sagte zu ihm: „mein Segen sey über dir!“ Dann rief er den jüngsten und sagte: „du sollst von mir verflucht seyn und herumwandern von jetzt an bis in Ewigkeit.“ Seit dieser Zeit nannte das Volk den ältern Sohn Don Iwanowitsch, den jüngern Schat (der Unstäte), welcher letztere Name noch jetzt ein Schimpfwort in allen benachbarten Gouvernements ist. Ich erwähne dieser Fabel als eine Probe russischer Volksmoral, die nach der Sitte des Orients in Gleichnissen und Allegorien von Geschlecht zu Geschlecht sich überliefert.

*) Sastatny gorod: die Uebersetzung ist eigentlich nicht ganz richtig, denn das Wort bedeutet nur, daß die Stadt von keinem andern Distrikt abhänge und ihre eigene Verwaltung habe.

*) Die Erklärung ist vielleicht nicht so weit zu suchen. A. d. R.

Forschungen über den Erdmagnetismus.

Bekanntlich hat Hr. Prof. Gauß in Verbindung mit mehrern andern Physikern Beobachtungen über den Erdmagnetismus veranlaßt, die von Norwegen bis Neapel gehen. Baron A. v. Humboldt brachte die Sache zur Kenntniß Sr. k. H. des Herzogs von Sussex, der damals noch Präsident der königlichen Gesellschaft von London war, um ähnliche Beobachtungen theils in den weiten Besitzungen Englands, theils in den Südpolarmeeren zu veranlassen. Die königliche Gesellschaft ernannte eine Committee von Physikern und Meteorologen, welche die Frage berathen sollten, ob es angemessen sey, die Regierung um die Errichtung bestimmter magnetischer Observatorien und die Ausrüstung einer See-Expedition nach den Südpolarmeeren zum Behufe magnetischer Beobachtungen anzugehen. Der Verstand und Berichterstatter dieser Committee war Hr. J. F. W. Herschel. Der Bericht fiel natürlicherweise günstig für solche Untersuchungen aus (er steht im Athenäum vom 12 Januar d. J.), und eine Deputation verfügte sich zu Lord Melbourne, um ihm die Sache zu empfehlen; sie erhielt die Versicherung, daß er Alles thun werde, daß die Vorschläge der Committee möglichst bald in Ausführung gebracht würden.

Die gespenstischen Reiter.

(Fortsetzung.)

Der Spanier, der seine Hütte bereits mit zwei Weibern theilte, die er von den benachbarten Stämmen, mit denen er handelte, mit-

genommen hatte, faßte bald eine Leidenschaft für die höhere Schönheit des nordischen Mädchens, und bei der Rücksichtslosigkeit auf moralische Pflichten, welche von diesen Menschen nur zu sehr außer Acht gesetzt werden, wenn es sich um das Glück eines der Ureinwohner des Landes handelt, beschloß er, sie zum Opfer seiner ungezähmten Leidenschaften zu machen. Zekana erwiederte seine Anträge mit Unwillen und Verachtung; trotz des Abscheus aber, den sein Benehmen in ihr erregte, scheute sie sich dennoch, ihrem Gatten den erlittenen Schimpf zu erzählen, aus Furcht, seine heftige Stimmung möchte ihn mit allen den weißen Abenteurern, den ruchlosen Halbblütigen und entarteten Indianern in Feindschaft bringen, die sich gewöhnlich auf einem Handelsplatz aufhalten, und die geschmeidigen Geschöpfe ihres Gebieters werden. Ueberdieß nahte der Frühling heran, und Zekana hoffte, daß dessen erste Blüthen sie wieder mehr mit ihrem Geliebten allein im Genusse der traulichen Einsamkeit ihres Sommeraufenthaltes finden würden; auch begnügte sie sich im Vertrauen auf ihre Reinheit und eigene Kraft, das Benehmen des Kaufmannes mit Stillschweigen zu übergehen. Allein der listige und schamlose Spanier war nicht so leicht um sein Opfer zu betrügen, und nachdem er eine Menge von Planen entworfen hatte, benutzte er am Ende zur Erreichung seines Zweckes List und Gewalt. Es gelang ihm, den unbefangenen Indianer zu einem Vertrage zu verlocken, vermöge dessen derselbe ihm in einer gewissen Frist einen Haufen Häute zu liefern hatte; damit aber Ta-ni-ga-ro, um sich dieselben zu verschaffen, ganz ungehindert seyn und bei seinem gefährlichen Geschäfte weit genug umherstreifen könne, überredete der Kaufmann ihn, er solle sein Weib unter seinen Schutz stellen, während er in den innersten Schlupfwinkeln der Felsengebirge umherziehe. Nach der Gewohnheit der Indianer begab sich der Jäger auf seinen Streifzug, ohne die geringste Mittheilung an Zekana in Betreff seiner weiten, entfernten Streiferei, oder der Verfügungen, die er in Beziehung auf sie während seiner Abwesenheit getroffen hatte.

In einem der höchst romantischen Thäler an der Ostseite der Gebirge, am Fuße des schneebedeckten Gipfels, der seinen Namen von dem ersten weißen Mann hat, der seinen Fuß auf dessen Spitze setzte, befindet sich eine große und schöne Quelle, deren durchsichtiges Wasser, mit kohlensaurem Gas geschwängert, ihr von Seite der weißen Jäger, welche auf den Biberfang in diese entfernte Gegend kommen, den Namen „siedende Quelle" (Boiling Spring) verschafft hat. Sie ist die erste Quelle, welche man nach der Reise durch die große Wüste antrifft, und ihr lieblicher Geschmack sowohl, als ihre eigenthümliche Lage machen, daß sie von den umherziehenden Eingebornen des Gebirges und der Ebene mit tiefer Verehrung betrachtet wird. So oft der indianische Jäger aus diesem Felsenbassin trinkt, legt er jedesmal ein Opfer in das erfrischende Becken, woher es kommt, daß der reine Grund desselben mit Perlen und andern Schmuckstücken besäet ist, welche die Eingebornen als Opfer oder Geschenke für die Quelle zurückgelassen haben.

An dieser Quelle ruhte im April an einem schwülen Mittag die Gestalt eines indianischen Jägers. Sein Mantel von blauem und scharlachrothem Zeug, mit weißen Perlen besetzt, war augenscheinlich spanisches Fabricat, und ließ mit Wahrscheinlichkeit auf den kühnen und räuberischen Umherschwärmer aus Südwest schließen, hätte man nicht die lang geflochtenen und mit Bändern durchwundenen Locken des Tetan oder Kaskaja an ihm vermißt; auch sprach der am Scheitel zusammengeknüpfte Haarbüschel mit der Feder des Kriegsadlers als einzigem Schmuck mehr für den furchtbaren und minder flüchtigen Eingebornen des Nordens: die hohe Gestalt und die hervorragende Adlernase war außerdem vereint mit andern Zügen, welche noch bestimmter die Pania und andere Stämme der Missouri-Indianer charakterisiren. Es war eigentlich unmöglich zu sagen, welcher Nation der Jäger angehöre. Das beste Blut des edelsten Geschlechtes konnte unvermischt in diesen Adern strömen, denn von welchem Stamm er auch seyn mochte, so war augenscheinlich, daß er sich jetzt selbst zu keinem besondern Stamme zählte, und vielleicht wirklich ein Verbannter seines Volkes war. Der Ausdruck muthiger Entschlossenheit, der um seinen kühn geformten Mund herrschte, und der gebieterische Blick, der in seinem durchdringenden Auge lag, erklärte, daß der Jäger kein gewöhnlicher Mann, sondern, was auch jetzt sein Geschäft seyn mochte, einst ein Krieger und Häuptling gewesen war.

Ermüdet von der Jagd und erschöpft durch die Mittagshitze, ruhte Ta-ni-ga-ro auf dem üppigen Rasen, welcher diese Stelle bedeckte. Er hatte seinen schönen mexicanischen Mantel ausgezogen, und war beschäftigt, die Perlen aus den gewobenen Strumpfbändern herauszulösen, um sie der Gottheit des Platzes zum Opfer darzubringen. Er ließ ein Stück nach dem andern in die trügerische Welle versinken; allein jedes derselben wurde, sobald es auf den Boden fiel, von einem wallenden Wirbel wieder nach der Oberfläche gezogen, wo es einen Augenblick schwebte, gegen den Rand der Quelle niedersank und in dem Strome verschwand, der in das Thal hinabfloß. Das Herz eines Indianers ist voll von Aberglauben, und obgleich Ta-ni-ga-ro aufgeklärter war, als die meisten seines Stammes, so war er doch in Betreff der Phantasie ein ächtes Kind der Wildniß. Dem plötzlichen Angriff von zwanzig Schwarzfüßen wäre er ohne Schrecken entgegengetreten, und ihr Angriffsgeschrei würde mit dem trotzigen Kriegsrufe erwiedert worden seyn, aber die Seele des unerschrockenen Wilden erbebte, als er die seltsame Aufnahme seines frommen Opfers gewahrte

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Entdeckung von Papieren der HH. Moorcroft und Trebeck. Dr. Lord, welcher den Capitän Sir A. Burnes auf seiner letzten Mission nach Cabul begleitete, wurde von Mohammed Murad Beg von Khunduz (in dessem Lande Moorcroft und Trebeck gestorben) eingeladen, seinen Bruder, der seit langer Zeit an den Augen litt, zu besuchen. Es gelang ihm daselbst 57 zerstückte Bände zu erhalten, die den Reisenden gehört hatten, so wie mehrere Manuscripte und Karten. Diese letztern enthalten auch die Route der Reisenden. Die Bücher, deren er beim Eintritt in Murad Begs Land 90 besaß, sind jetzt bis auf drei alle gefunden oder ihr Schicksal nachgewiesen; sie enthalten Randbemerkungen Hrn. Moorcrofts, die zum Theil sehr interessant sind. (Asiatic Journal. Januar 1839.)

Die Waragong-Gebirge oder australischen Alpen. In der Londoner geographischen Gesellschaft wurde am 14 Januar ein Bericht von Dr. Lhotsky über eine Ersteigung des höchsten dieser Berge des Mount William vorgelesen. Die botanischen Erzeugnisse dieser sehr wenig bekannten Gegend sollen vorzüglich bemerkenswerth seyn. Das Wasser kam bei 196° F. (75° R.) zum Sieden, wonach die Höhe 8200 englische Fuß über dem Meere beträge.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 35.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

4 Februar 1839.

Ueber den gefrornen Boden in hohen nördlichen Breiten.

(Eine Mittheilung des bekannten Dr. Richardſon an die geographiſche Geſellſchaft in London.)

Reiſende, welche in die arktiſchen Gegenden von Aſien und Amerika vordrangen, bemerkten, daß der untere Boden gewiſſer Landſtriche fortdauernd gefroren, und Gmelin hat ſchon lange erklärt, daß in Sibirien die Erde weit über 100 Fuß tief gefroren ſey; aber dieſe Angaben wurden entweder überſehen oder nicht geglaubt, bis neuerlich Profeſſor Bär von Petersburg und Hr. Ermann von Berlin der geographiſchen Geſellſchaft von London Nachricht von einem Brunnen mittheilten, der zu Jakutsk 382 Fuß tief in den gefrornen Boden gegraben wurde. Die Nachforſchungen ſollen in Sibirien noch weiter fortgeſetzt werden, und Profeſſor Bär bemerkte, wie wünſchenswerth es ſey, daß von den Beamten der Hudſonsbay-Compagnie Nachforſchungen angeſtellt würden über die Ausdehnung des gefrornen Bodens in Nordamerika, die Dicke desſelben in den verſchiedenen Breiten, und wie viel davon gegen Ende des Sommers verſchwinde. Der Rath der Londoner geographiſchen Geſellſchaft, ſtets bereit eine ſo wichtige Unterſuchung im Zweige der phyſiſchen Geographie zu befördern, ließ nachſtehende Inſtructionen aufſetzen und an die Beamten der Hudſonsbay-Compagnie vertheilen.

„Da es nicht wahrſcheinlich iſt, daß ſich ſobald eine Gelegenheit ergeben wird, im Ländergebiete der Hudſonsbay tiefe Brunnen zu graben, ſo kann die Dicke der gefrornen Schichte nicht auf dieſelbe directe Weiſe erforſcht werden, wie zu Jakutsk, aber wie tief der Boden im Sommer aufthaut, kann man ohne viele Mühe erfahren. Sir John Franklin erwähnt, daß zu York Factory unter 57° B. der Boden nicht über 3 Fuß aufthaue, am Ufer des großen Bärenſees nur 22 Zoll. Die beſte Zeit, um zu beobachten, bis in welche Tiefe der Boden durch die Sommerhitze aufthaute, iſt im Anfange des Winters, wenn die Oberfläche wieder zu gefrieren beginnt und der Schnee liegt, d. h. unter 56° B. im Anfang Octobers, weiter gegen Norden im September. Jede Stelle, wo beim Graben im Sommer gefrorner Unterboden entdeckt wird, ſollte aufgezeichnet werden, ſo daß, wenn die Beobachtungen hinreichend vervielfältigt ſind, die Südgränze der gefrornen Schichte auf der Karte bemerkt werden könnte; wenn ſich in höheren Breiten Stellen ohne gefrornen Boden finden, ſo ſollten die Eigenthümlichkeiten derſelben aufgezeichnet werden, namentlich diejenigen, welche zu einem vollſtändigen Ablauf des Waſſers oder zur Erhöhung der Sommertemperatur beitragen, als Lager von bituminöſem Schiefer, die Nähe von warmen Quellen, oder der Reflex von Sonnenſtrahlen von hohen Felſenmauern her. Mehrere Gründe laſſen vermuthen, daß im Innern des Gebiets der Hudſonsbay-Compagnie das Klima ſo ziemlich dasſelbe iſt, wie in Sibirien, und wir wiſſen, daß auf den nördlichen Ufern des großen Sklavenſees unter 62° nördl. B. die mittlere jährliche Temperatur ziemlich dieſelbe iſt, wie in dem unter gleicher Breite liegenden Jakutsk. Hier wird alſo wohl der gefrorne Boden eben ſo dick ſeyn; zu Fort-Chipewyan, wo man die mittlere Temperatur auf 29° bis 30° F. (— 1° R.) ſchätzt, wird die Tiefe des gefrornen Bodens nach Verhältniß nicht über 60 Fuß betragen, und gegen Cumberlandhouſe, wo die durchſchnittliche Wärme des Jahres eher über als unter dem Gefrierpunkt iſt, wird der gefrorne Unterboden wohl wahrſcheinlich ganz verſchwinden. Thatſachen, welche dieſe Vorausſetzungen beweiſen oder widerlegen, ſind erforderlich; und zwiſchen Athabasca und dem Saskatchewan wird der gefrorne Unterboden, da er ſehr dünn iſt, leicht ganz zu durchgraben ſeyn. Selbſt in den höhern Breiten, wie am Mackenzie, läßt ſich manches Wiſſenswerthe erfahren, namentlich wenn man einige der neuern Landſchlipfe unterſucht, welche an den Ufern großer Ströme jährlich vorkommen. Uferhöhen von mehreren hundert Fußen, die aus zertrümmerten Felſen beſtehen, und von dem Mackenzie und dem Fluß des Bärenſees unterwaſchen werden, ſind in Sir John Franklins Journal bemerkt. Sollte eine von dieſen in der Dicke von 400 Fuß, vertical und horizontal gerechnet, weichen und herunterrutſchen, ſo könnte durch Unterſuchung der ſtehen gebliebenen Wandung die Tiefe des gefrornen Bodens ſo gut wie bei dem Brunnen zu Jakutsk ermittelt werden. Auch Landſchlipfe von geringerer Größe,

welche häufiger eintreten, ſind nicht zu vernachläſſigen. Flieſſende Gewäſſer, die nur durch oberflächliche Quellen genährt ſind, müſſen den Herren von der Hudſonsbay-Compagnie bekannt ſeyn; auch kennen ſie gewiß viele große und reißende Ströme, die den ganzen Winter hindurch bedeutende Waſſermaſſen in den arktiſchen Ocean ergießen. Der Mackenzie ſelbſt hat ſeine meiſten Zuflüſſe aus Gegenden, deren mittlere Temperatur unter dem Gefrierpunkt iſt; ſeine ſüdlichen Zuflüſſe ſind vergleichungsweiſe klein. Nun müſſen aber die Gewäſſer, welche z. B. den ununterbrochenen Lauf des Mackenzie und des großen Bärenfluſſes unterhalten, unter der gefrornen Schicht entſpringen. Deaſe's-Fluß und alle andern Zuflüſſe des großen Bären-Sees zuſammen genommen, geben ſelbſt im Sommer eine weit geringere Waſſermenge als der Bärenſeefluß abführt, und da keine bemerkenswerthe Senkung der Oberfläche des Sees ſtattfindet, obgleich der daraus hervorkommende Strom zum Gefrieren zu reißend, 900 Fuß breit und mehrere Klafter tief iſt, ſo muß der große Zufluß aus dem Grunde des Sees ſelbſt kommen; die Tiefe eines der Arme des Sees wurde zu etwa 240 Fuß befunden; da aber die durchſchnittliche Wärme des Jahres nicht über 14 oder 17° F. (—8° bis — 6⅔ R.) beträgt, ſo können die fortdauernd flieſſenden Quellen nicht weniger als 400 Fuß Tiefe haben. Es wäre höchſt nützlich, die größte Tiefe dieſes Sees zu erforſchen, da dieſes zu einem richtigen Schluſſe leiten könnte, und dasſelbe dürfte noch leichter bewerkſtelligt werden, wenn man kleinere Seen, deren Ausflüſſe den ganzen Winter hindurch ſtrömen, unterſuchte."

Briefe aus Griechenland. I.

(Fortſetzung.)

Geſtärkt zogen wir gegen Abend weiter, von dem Flußthale abgewendet, durch waldige Gegenden bald aufwärts, bald abwärts, bis wir die hohen Gipfel des Taygeton glänzen ſahen, und uns in einem kleinen geſchloſſenen Thale auf freiem Felde niederließen, wo erſt eine Menge Diſteln wegzuräumen waren, um für unſere Matratzen Platz zu gewinnen. Auf öfteres Zurufen unſers Agojaten ließ ſich ein Hirte, der ſeine Mandra, d. h. ſeinen Pferch auf einer der Höhen hatte, bewegen, herabzukommen, und verſah uns am Abend, wie auch in der Frühe, mit Ziegenmilch. Es war ſtarker Thau gefallen, und die Morgenkühle ſo durchdringend, daß wir uns ſelbſt auf dem Wege lange nicht erwärmen konnten. Bald hatten wir die prachtigſte Ausſicht auf das gewaltige Taygetongebirge, das zerfallene fränkiſche Schloß von Miſtrá auf einem Vorſprunge desſelben, das lebhaft an unſere Ritterburgen erinnerte, und auf einen Theil der ſchönen Ebene, die mit der Lorbeerroſe bedeckt war. In das Flußthal herabgeſtiegen, ſetzten wir auf einer Brücke mit einem großen Schwiebbogen über den Eurotas (Iri), deſſen klares Waſſer, zwiſchen Felſen eingeengt, raſch dahinfloß, und gelangten in kurzer Zeit über Hügel und Bäche zu dem am Fuße des ſteilen Schloßberges gelegenen Orte Miſtrá. Hier ſtiegen wir bei einem Prieſter ab, der zu ſeinem Vortheile wie zur Bequemlichkeit der Reiſenden Fremde beherbergt. Der Flecken hat ein ſehr trauriges Anſehen; die Wuth des zerſtörenden Krieges hat furchtbare Spuren zurückgelaſſen, und man glaubt an einer Stätte des Todes zu ſeyn, wenn die kleine Bevölkerung ſich vor der Tageshitze in ihren Mauern ſchützt, und allenthalben tiefe Stille herrſcht. Auch klagen die Einwohner über böſe Fieber. Welches Vergnügen empfanden wir dagegen, als wir in der wohlthuenden Friſche des Abends an den wilden, gigantiſchen Felſenmaſſen des Taygeton vorüber einen Spaziergang nach dem ſüdlich gelegenen Dorfe St. Johann machten, und daſelbſt in herrlich bewäſſerte Gärten mit dichten Reihen von Pomeranzen-, Citronen-, Mandel- und Feigenbäumen eintraten!

Am andern Morgen machten wir uns auf, um die Ruinen von Sparta zu beſuchen. Wir ritten gen Oſten; das Land war angebaut und mit zahlreichen Bäumen beſetzt. Nachdem wir über das Flüßchen Magúla und zu dem gleichnamigen Dorfe gekommen waren, erreichten wir bald die berühmte Statte. Wir mochten etwa drei Viertelſtunden von Miſtrá aus gebraucht haben. Aber wie ſahen wir uns in unſern Erwartungen getäuſcht! Zeit und feindliche Hände haben hier Alles verwüſtet, und es iſt keine Möglichkeit, aus der Verwirrung der Mauertrümmer und Steinhaufen klar zu werden. Es iſt auffallend, daß gerade die ehemals blühendſten und mächtigſten Städte der griechiſchen Halbinſel heutiges Tages die wenigſten Spuren ihrer alten Größe zeigen. Sparta iſt ſelbſt mit dem Namen verſchwunden; über die Hügel, die in ſeinem Umfang eingeſchloſſen waren, zieht jetzt der Landmann gleichgültig den Pflug; an die Stelle der Werke des Ares ſind die Gaben der Demeter getreten. Als uns die unerträglichſte Hitze forttrieb, um Schatten zu ſuchen, ſahen wir in der Richtung nach Weſten in der Ebene ein geöffnetes Grab, das aus großen Steinblöcken errichtet war, und dem ein Grieche, der ſich zu uns geſellte, die Ehre anthat, es, wenn ich nicht irre, für das des Leonidas auszugeben. Nach einiger Ruhe bei einer Quelle ritten wir noch 1½ Stunden weiter ſüdlich, um den Ort zu ſehen, wo einſt der amyklaiſche Apollo auf ſeinem wunderbaren Throne ſo großer Verehrung genoß. Jetzt heißt er Sklawochorio (Slavenort) und iſt durch die Menge ſeiner alten und neuen Ruinen — denn unter Ibrahim wurden die Kirchen, die in merkwürdig großer Zahl vorhanden waren, verwüſtet — das vollkommenſte Bild der Zerſtörung. Die Gegend iſt ſehr fruchtbar und reich an Bäumen jeder Art. Etwa eine Viertelſtunde davon nach dem Eurotas zu liegt auf einem Hügel, von dem man eine ſehr ſchöne Ausſicht auf das Eurotasthal hat, eine zerfallene Kirche, die ohne Zweifel auf einem alten Tempel erbaut war; nicht weit von der Thüre befindet ſich in der Mauer ein Stein, auf dem einige Worte ſtehen, die aber höchſt unleſerlich ſind, und mehrere Schritte von der Kirche weg liegt ein großer Steinblock mit hie und da eingeſchlagenen Kupfernägeln. Man hatte uns etwas von einem Thore am Fuße des Hügels geſagt, doch ward unſer Suchen nicht belohnt, und wir eilten nach Sparta zu, als ein ſich plötzlich erhebender Gewitterſturm uns nach Miſtrá nöthigte. Da

man uns abgerathen hatte, über das Gebirge nach Messenien zu gehen, so schlugen wir den Weg nach Leondari längs der östlichen Abdachung des Taygeton ein. Wir kamen nochmals über Sparta und ergötzten uns abermals an dem großartigen Anblick der Landschaft, deren farbenreiche, von sanften Hügeln durchschnittene Fläche östlich vom Eurotas und von den jenseits dieses Flusses gelegenen, vielfach zerrissenen Höhen begränzt wird, während im Westen die höchsten Berggipfel von Moreas ehrfurchtgebietend emporragen. Man könnte keine reizendere Natur denken, wenn durch die wellenförmige Hüggellinie im Süden nicht die Aussicht auf das Meer benommen würde. Gegen das Flußthal fallen die Hügel von Sparta ziemlich steil ab, zeigen aber auch von dieser Seite die ganze Lieblichkeit ihrer Formen. Eine Zeit lang ritten wir im Thale hin, dann stiegen wir aufwärts und behielten den Fluß weit zur Rechten. Von dem Gebirge strömen viele Flüsse dem Eurotas zu, und mancherlei Bäume gedeihen in der Gegend. In dem hoch und schön gelegenen Dorfe Kastania ging es lebhafter zu, als wir bisher irgendwo gesehen, denn es wurde Markt gehalten, auf dem der Ausschuß europäischer Waaren ausgelegt schien, und uns ergötzte das rothe Wams und die blauen Röcke der hie und da sichtbar werdenden Weiber. Als wir wieder in die Ebene und zu einer schönen Quelle gelangt waren, wo sich Landleute aus einem nahen Dorfe eingefunden hatten, machten wir Halt. Man wird nicht leicht an einen solchen Platz kommen, ohne Gesellschaft dabei anzutreffen; eine Quelle und ein schattiger Baum daneben ist das Stelldichein des Landmannes, und dem Reisenden das ersehnte Schenkzeichen, das zur Einkehr ladet; seltene Gäste sind hier eben so willkommen als tägliche, und diese erheben sich von dem Boden, um jenen ihre Achtung zu bezeugen. In der Nähe der Quelle befand sich eine zerstörte Burg, die aus der mittleren Zeit stammen mag. Unser Weg führte gegen Abend durch liebliche baumreiche Thäler, aber nirgends zu einer Ortschaft, und da wir nicht in der Vertiefung bleiben wollten, erstiegen wir in der Dunkelheit einen steilen Berg, auf welchem zwischen Gehölz ein halbes Duzend armselige Hütten stehen, die den Namen Petrina führen, und übernachteten vor einer derselben sammt den Bewohnern, einem jungen Ehepaare mit einem kleinen Sprößling, das eben so glücklich als arm schien. Am andern Morgen, der empfindlich kalt war, ritten wir auf anmuthigem Wege nach Leondari, das auf einer Höhe am nördlichen Ende der Taygetonkette liegt und nicht weniger zerstört ist als andere Flecken. Zu unsern Füßen hatten wir die schöne, große Ebene von Megalopolis, die vom Alpheios der Länge nach durchströmt und von vielen andern kleinen Flüssen bewässert, ringsum aber von Bergen, wie von einem Kranze umgeben wird, unter denen die lykäische Reihe im Westen besonders unsere Aufmerksamkeit durch die Erinnerung an die altpelasgischen Sagen festhält. Dort wurde Zeus von drei Nymphen erzogen, und ihm auf dem höchsten Gipfel ein Altar errichtet; dort wurden von einem rohen Geschlechte dem blutgierigen Götzen Menschenopfer gebracht; aber eben dort zeigten sich auch die ersten Anfänge der Bildung in der Erbauung der ältesten Stadt Lykosura. Indeß hielt sich die Bevölkerung immer an die Höhen, und liebte nicht, sich in einer Stadt in der doch dazu so einladenden Ebene zu vereinigen, und selbst, als politische Rücksichten eine solche Vereinigung verlangten, legte sie nur ungern, ja selbst gezwungen, Hand an die Gründung der Großstadt. Derselbe thebanische Held, dessen Sieg und Tod das Schlachtfeld von Mantineia berühmt gemacht hat, drang mit seinem Ansehen durch, daß nach der Schlacht bei Leuktra in Böotien hier eine Schutzwehr gegen die Angriffe des feindlichen Sparta errichtet wurde. Während ein Theil seiner Macht hier aufgestellt war, um jede Störung des Unternehmens von Seite der Spartaner zu verhindern, schickten sich gegen vierzig arkadische Städtchen an, sich in einer Hauptstadt zu verschmelzen, die Sparta in nichts nachstehen sollte. Aber vieles Unglück, innere und äußere Kämpfe hatte die neue Stadt zu bestehen, und nachdem es ihrem Erzfeinde gelungen war, sie zu erobern und zu verbrennen, schien ihr Ende gekommen zu seyn. Doch führte ihr tapferer Bürger, der sich Epaminondas zum Vorbild genommen hatte, Philopömen, erst dann ihren eigentlichen Glanzzeitpunkt herbei, und verschaffte ihr den Ruhm, den letzten Vertheidiger der griechischen Freiheit durch Wort und That hervorgebracht zu haben. Nach seinem Tode scheint sie in schnellen Verfall gerathen zu seyn, und in den Stürmen der spätern Jahrhunderte hat sie ihren gänzlichen Untergang gefunden.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise in Kurdistan.

James Brant, englischer Consul zu Erzerum, schrieb unter dem 14 November v. J. an die geographische Gesellschaft in London, daß er kurz zuvor von einer Reise durch Armenien und Kurdistan zurückgekehrt sey, und auf derselben das bis jetzt noch unerforschte Gebirge Supan-Dagh erstiegen habe, das sich an der nordwestlichen Ecke des Sees Wan auf 10,000 Fuß über das Meer erhebe; er sey längs dem westlichen Ufer des Sees fortgereist, habe Bitlis und Sert besucht, sey dann an dem südwestlichen Fuße des Ararat zurückgekehrt, und habe das Thal des Muradtschai oder östlichen Euphrat von seiner Quelle in der Nähe bei Diadin in westlicher Richtung fast 300 (englische) Meilen weit bis Kharput verfolgt und genaue Angaben über den Lauf des Flusses bis nach Samosat erhalten. Hr. Brant bemerkte, daß durch die Bezwingung der rebellischen Häuptlinge die Ruhe in Kurdistan jetzt hergestellt sey, und Reisende jeden Theil des Landes besuchen könnten. Der Bey von Hakerivah gehorcht jetzt dem Pascha von Wan, und man kann leicht nach Dschulamerik, welches im innersten Theile des Gebirges liegt, gelangen.

Die gespenstischen Reiter.

(Fortsetzung.)

Ihm selbst war Gefahr und Tod nicht fürchterlich, allein es gab ein anderes Wesen, dessen Daseyn in seinem eigenen verwundet wurde, und ahnungsvolle Gedanken über dessen Lage drängten sich in diesem

Augenblicke wild in seinem Gehirne durcheinander. Ein seltsamer Nebel schwamm vor seinen schwindelnden Blicken, und er sah oder träumte die vorwurfsvolle Miene Zekana's in der geheimnißvollen Quelle wiederzusehen. Der erschrockene Liebhaber sprang wie ein Blitz auf und starrte mit seinem durchdringenden Blick aufmerksam hinein. Allein die Erscheinung war verschwunden. Er erblickte in der heiligen Quelle nichts mehr, als den mit Wampum besäeten Boden, und wußte nicht, ob die täuschende Aehnlichkeit, die sich so eben auf deren Oberfläche gezeigt, durch seinen innern Schmerz verzerrt, oder ob die Bewegung des unstäten Spiegels diese Züge in ihrem gewohnten Reize verändert hatte. Seltsame Gedanken drängten sich in seinem Kopf, und ein schneller Entschluß und dessen augenblickliche Ausführung war das Resultat hievon. Der Ruf des Herren führte in einem Augenblick sein Roß an seine Seite; ein anderes diente zum Aufladen seines kleinen Gepäcks, und nachdem er sich in seinen Sattel geschwungen, sagte er dem Schauplatze Lebewohl, wo er sein neues Geschäft kaum begonnen hatte, hinterließ seine Biberfallen und Alles, was sie enthalten mochten, dem ersten glücklichen Jäger, den sein Schicksal zu ihnen führen möchte.

Ta-ni-ga-ro hatte eine ziemliche Strecke Wegs am Fuße der Gebirge hin vor sich, endlich aber traten die spanischen Berggipfel näher, und der ungeduldige Wanderer erschien bald darauf an dem Handelsplatze des Spaniers. Er fand diesen von einer kleinen Anzahl von Provinzialtruppen besetzt, welche wegen einiger feindseligen Bewegungen in der Nachbarschaft sich hier eingefunden hatten. Eine von den Sicherheitswachen sagte ihm, daß Zekana nicht mehr hier sey, auch warnte er ihn zum voraus, daß Gefangenschaft und Tod seiner harre, wenn er sich vor dem Commandanten zeigen würde. Der erschrockene Gatte wartete nicht, bis er erfuhr, ob der Kaufmann noch hier sey, sondern in der Meinung, Zekana werde während der an der Gränze stattfindenden Unruhen in ihrer Heimath eine Zuflucht gesucht haben, stieß er seinem ermatteten Pferde die Sporen in die Seite, wandte sich ab von der ungastlichen Pforte und verschwand in kurzem in der Ferne.

Noch nie war ihm der Weg zu dem Aufenthalt, wo er so viele glückliche Stunden verlebt hatte, und wo er trotz einiger Ahnungen im Herzen deren noch mehrere verwirklicht zu sehen hoffte, so lang vorgekommen. Nachdem er seinen Weg einige Zeit zwischen den seltsamen tafelförmigen Erhebungen, die das Land bedecken, verfolgt hatte, erreichte er endlich das kleine Thal, in welchem seine Wohnung lag. Alles sah so still und friedlich aus, wie er es vor kurzem verlassen hatte, und sein Busen fing an höher zu schlagen, als er sich unter die kleinen Weiden, welche nahe an seiner Thüre den Strom beschatteten, beugte und die geliebte Gestalt seiner Zekana erblickte. Jedoch machte die sonderbare Gleichgültigkeit, die er an ihr bemerkte, einen unangenehmen Eindruck auf ihn. Der Tritt seines Pferdes schien sie nicht aufzuschrecken, und als sie ihn endlich gewahr wurde, blickte sie ihn so sorglos an, als wüßte sie nichts von seiner Anwesenheit. Sie schien damit beschäftigt, die scherzhaften Spiele eines Haufens Prairie-Hunde zu beobachten, die um eine kleine Anhöhe nahe an der Stelle, wo sie saß, um sie versammelt waren, und wenn die kleinen Thiere aus ihren Schlupfwinkeln herausgehen wollten, um sich am Sonnenschein zu wärmen, so sang sie ihnen Verse aus fremdartigen Liedern, wie sie ursprünglich unter ihrem Volke gesungen wurden, und wie sie sie später von einigen wandernden canadischen oder mexicanischen Händlern gelernt hatte. Der Häuptling warf sich vom Pferd und stand in stummem Schrecken vor dem wahnsinnigen Weibe; die wilden Worte, welche sie vor sich hin murmelte, schienen keine Beziehung auf ihn zu haben, und obgleich er an ihren zusammengefallenen und abgemagerten Zügen immer noch das Antlitz derer erkennen konnte, die er geliebt hatte, so konnte er dennoch das Wesen vor ihm kaum als Eine Person mit seiner Zekana erkennen. Allein der seltsame Aberglaube seines Stammes in Betreff derer, die ihres Verstandes beraubt sind, übte bald Einfluß auf seinen Geist aus, und indem er sich vor der Wahnsinnigen auf ein Knie niederließ, horchte er so feierlich auf ihre wahnsinnigen Reden, als besäße er, wie ein Zauberer, die Kunst, dieselben auszulegen. Sie waren unzusammenhängend und flüchtig, jedoch schienen sie stets den Schleier über einem Gegenstand lüften zu wollen, der zu schauderhaft war, um selbst dem Munde des Wahnsinns zu entschlüpfen. Der Indianer sprang vom Boden auf, als hätte eine Kugel sein Herz durchbohrt, als er sich von dem Sinn ihrer Worte überzeugt hatte, während der herzzerreißende Schrei, den er ausstieß, für einen Augenblick den Verstand des trostlosen Weibes zurückrief. Allein der Strahl von Vernunft war plötzlich wieder in einer tiefern Finsterniß verschwunden, als die, woraus die Stimme des Geliebten ihn hervorgerufen hatte. Sie sah ihn mit einem Blick voll Angst, kläglicher noch als die in ihrem Wahnsinn ausgesprochenen Worte, an, und rief, während ihre Lippen krampfhaft sich zusammenzogen, den Namen des Spaniers, zu gleicher Zeit riß sie ein Messer aus ihres Gatten Gürtel und — lag als blutender Leichnam zu seinen Füßen.

Die Gefühle Ta-ni-ga-ro's bei dem Anblick dessen, was sich so eben wie eine furchtbare Erscheinung vor seinen Augen begeben, zu beschreiben, ist unmöglich. Seine ganze Seele schien bei dem furchtbaren Schlage, die seine glückliche Heimath betroffen hatte, von Schauder und Schrecken erfüllt. Das kleine Häuschen, in welchem er seine Hoffnungen aufbewahrt, das Wesen, auf das er sein Daseyn gegründet hatte, lag vor ihm, unwiederbringlich verloren, ein entweihter Leichnam! — Und er, der dieses furchtbare Unheil angerichtet — er, der Urheber dieser teuflischen Zerstörung, war sein vertrautester Busenfreund, der bestellte Wächter und Beschützer derer, die ihm auf Erden und im Himmel das Liebste war.

(Fortsetzung folgt.)

Erdbeben in Chili. Eine Menge Beobachtungen über die Erdbeben in Chili wurden von Hrn. Dumoulin, einem Ingenieur, gesammelt und an Hrn. Arago übermacht. Daraus geht hervor, daß, der allgemeinen Meinung zuwider, diese Erdbeben in der einen Jahreszeit nicht häufiger, als in der andern vorkommen; auch ist es nicht mehr zu bezweifeln, daß sie die Oberfläche des Bodens emporheben. Der kleine Fluß Tabul, der 22 oder 25 Leguas von Talcuhuano noch im Jahre 1834 für Bricks schiffbar war, wurde nach dem Erdbeben von 1835 durchwathar, und man bemerkte, daß in der ganzen Nachbarschaft die Betten der fließenden Gewässer sich gehoben hatten. Hr. Costa, Capitän eines Wallfischfängers, fand den Boden der See an der Insel Sta. Maria in Einem Jahr um 9 Fuß gehoben, und Felsen, die sogar bei der Ebbe nicht entblößt waren, standen ganz aus dem Wasser hervor, und waren selbst bei der Fluth nicht bedeckt.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 36.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

5 Februar. 1839.

Blas El Guerrillero.

(Aus Cap. Scotts: Excursion on the Mountains of Ronda etc.)

Als wir Caſtro el Rio erreichten, fanden wir das Städtchen mit Soldaten angefüllt, alle Gaſthauſer beſetzt, und ſchon ſahen wir faſt keine andere Ausſicht vor uns, als vor der Stadt auf freiem Felde zu bivouakiren, als ein Caballero, dicht verhüllt in ſeinen Mantel, den Wirth vermochte, einen kleinen mit Maulthieren und Borricos erfüllten Raum, unſern Pferden zu überlaſſen. Auch unſere eigene Bequemlichkeit verdankten wir ſeiner freundlichen Fürſorge, indem er ſein eigenes Zimmer abtrat, und ſo war es nur eine ſchwache Anerkennung ſeiner Gefälligkeit, als wir ihm eine Einladung ſchickten, in unſerer Geſellſchaft eine Cigarre zu rauchen. Wir brauchten ſie nicht zu wiederholen.

Unſer Gaſt war ein langer, kräftiger Mann mit ſcharfen, doch angenehmen Zügen, wenn auch der Totaleindruck des Geſichts entſchieden unangenehm war. Seine finſtern, zottigen Augenbrauen, ſein ſtolzes, unruhiges Auge verriethen, daß er kein Mittel verſchmähen würde, um zu ſeinem Ziele zu gelangen. Er wurde bald vertraut mit uns, und enthüllte ſich als ein eifriger Anhänger der Exaltados. Eine tiefe Narbe auf ſeiner Stirn, eine verſtümmelte Hand, die er im Laufe des Geſprächs uns zeigte, als einige Flaſchen guter Xeres Seco ihn aufgeregt hatten, ließen vermuthen, daß er den Kämpfen, an denen Spanien noch blutet, nicht fremd geweſen, und es bedurfte nur weniger Aufmunterung von unſrer Seite, um uns mit manchen intereſſanten Zügen ſeines mannichfach bewegten Lebens bekannt zu machen, die wir hier wieder zu geben verſuchen.

„Mein Name," begann er, „iſt Blas Maldonado, mein Amt Corregidor der benachbarten Stadt .... Meine Eltern beſaßen in der Nähe von Utrera ein kleines Gut, das ſeit undenklichen Zeiten der Familie meiner Mutter gehört hatte, und das ich einmal als ihr einziges Kind erben ſollte. Doch meine ſchwache, körperliche Conſtitution und mit heranreifenden Jahren meine Abneigung gegen die friedliche Beſchäftigung des Ackerbaus, änderten beſonders durch die Einwirkung meiner Mutter den Entſchluß meines Vaters. Er ſchickte mich nach Sevilla, um Theologie zu ſtudiren. Aber das Kloſterleben langweilte mich bald eben ſo ſehr, und auf Anrathen meiner bisherigen Lehrer wurde ich für die juriſtiſche Laufbahn beſtimmt. Doch als ich nun mich in die Subtilitäten und Irrgänge der Geſetzbücher und ihrer Commentare hineinarbeiten ſollte, da hätte ich faſt die Legenden der Heiligen den Siete Partidas des Alfonzo el Sabio vorgezogen, wenn überhaupt mein Sinn dem ruhigen Studium geneigter geweſen wäre, als einem Hang zu Abenteuern und Satyre. So geſchah wenig für meinen eigentlichen Zweck in Sevilla, und nur auf einer Seite, die freilich mein Vater gar nicht berückſichtigt hatte, war ich fleißig, im Erlernen der franzöſiſchen Sprache und Philoſophie, wie ſie Voltaire, Diderot, Condorcet und Andere lehrten. Doch gewann ich dieſe Kenntniß faſt ſpielend, im Umgang mit einem jungen Franzoſen, der zur Erlernung des Spaniſchen nach Sevilla geſchickt worden war, und für die Mühe, die ich mir gab, ihm dieſe beizubringen, ſich wieder eifrig bemühte, à me décrasser, wie er es nannte, und mich fähig zu machen à jouer un rôle distingué, in der Welt. Dieß gelang ihm auch ziemlich, und ich wurde ein Liberaler, ehe noch Jemand in Spanien an die Bedeutung dieſes Wortes dachte.

„Der Ruf meines Vaters ſetzte dieſem Streben eine Gränze. Er hatte mir bei einem Advocaten meines Geburtsorts die Stelle eines Gehülfen erkauft, und meine flehenden, wiederholten Bitten, zu erlauben, mir in Madrid ſelbſt eine Stellung zu erwerben, konnten ihn von ſeinem Plane nicht abwendig machen. Ich mußte Sevilla und meinen jungen Freund verlaſſen.

„Der Aufenthalt in meinem Dörfchen war nicht angenehm. Der Advocat, Don Benito Quisquilla, ein reicher, und auf ſeinen Reichthum ſtolzer, habſüchtiger Mann, vernachläſſigte ſeine Verſprechungen bald, als er ſah, wie wenig Neigung ich zum Geſchäft hatte, und von meinen frühern Jugendgenoſſen geflohen wegen meines Selbſtgefühls höherer Bildung, fand ich nur Vergnügen an der hübſchen Tochter Don Benito's. Alitea war auch nicht blind gegen meine Vorzüge, und ſchon wiegte ich mich mit roſigen Hoffnungen einer beſſern Zukunft, als der

plötzliche Tod meiner Eltern ſie ſämmtlich vernichtete. Ich weiß wohl, daß man meiner Verſchwendung dieſen erſten, ernſten Unfall meines Lebens zuſchrieb, indem namentlich meine Mutter nur durch den Kummer erkrankt ſey über den Verkauf des nothwendigſten Arbeitsgeräthes, das ich vornahm, um die dringendſten Bedürfniſſe meines Lebens zu decken. Aber, Caballeros, das war nur die Stimme des Haſſes und des Neides, der Alle gegen mich beſeelte. War ich nicht zuvor bei Don Benito geweſen und hatte ihn gebeten, mir mit einer Summe, die er leicht entbehren konnte, zu helfen? und hatte mir dieſer ſchändliche Wucherer nicht geſagt, ich ſolle ſie haben und ſelbſt das Einſtandsgeld, das mein Vater für mich bezahlt hatte, wenn ich mein kleines Gut ſelbſt bebauen wollte? Dieſe Schmachbedingung konnte ich nicht eingehen, und als meine Mutter dem Vater gefolgt war, wohl zu ſehr von der Beſorgniß gebeugt, was aus ihr und mir werden ſollte, da ich nur Schulden zu machen, doch keinen Gewinn zu finden wußte — mußte ich zum Verkauf meiner Hacienda ſchreiten, da Niemand mir darauf einen Maravedi borgen wollte. Tief unter ihrem Werth erſtand ſie Don Benito Quisquilla.

„Verlaſſen von Allen, ohne Geld, ohne Hülfe, lebte nur Ein Gefühl in mir — mich an der Menſchheit zu rächen! Bei Don Benito, der mich zum Bettler gemacht hatte, fing ich an, indem ich ſeine Tochter verführte und ſie zu meiner Maitreſſe machte. Sie nach meinem Willen zu lenken, fiel mir nicht ſchwer, denn ihr Herz ſprach für mich, und ſie traute meiner Ehre. Wir flohen in die Gebirge, fanden eine Zuflucht unter den Räubern von Olbera und als das wenige Geld und die geringen Koſtbarkeiten Alitea's verzehrt waren, beſchloß ich, ſie zu verlaſſen und nach Amerika zu gehen. Doch der Ausführung dieſes Entſchluſſes trat ein Umſtand entgegen,— Alitea's Liebe und unerſchütterliches Vertrauen zu mir.“

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Griechenland. I.

(Schluß.)

Während wir auf dem Wege zum Grabe der Großſtadt waren, erhoben ſich vor uns die ſchlanken Cypreſſen von Sinano, das nicht weit von den alten Trümmern liegt. Nichts Lebendiges regte ſich um uns, kein Vogel ſang in den Lüften, nur zuweilen wurde dieſe Stille durch ein Geräuſch im Gebüſch unterbrochen, wenn eine Schlange aus dem Wege in ihr Verſteck flüchtete. Unſere Maulthiere ſtutzten dann, und unſer Führer unterließ niemals, einen Ausruf über die Größe des gefürchteten Thieres zu thun. Es gibt auf der Halbinſel Schlangen in großer Zahl, von verſchiedener Farbe und Größe, ich habe dergleichen häufig getödtet gefunden, und die Landleute wiſſen genug von ihren giftigen Biſſen zu erzählen. Mein Hausherr dahier verſicherte mich, daß er eine in ſeinem Wohnzimmer habe, der er nichts zu Leid thue, weil ſie das Glück des Hauſes bedeute — ein Glaube, von dem ſich auch bei den Alten etwas Aehnliches findet. Zum Erſtenmal auf unſrer Reiſe wurden wir in Sinano von unfreundlichen Geſichtern empfangen, weßhalb wir denn ſogleich hinaus ritten, um das Theater zu beſuchen. Von dieſem, welches alle übrigen in Griechenland an Größe übertraf, ſtehen noch bedeutende Reſte, und die Sitze ſind mit Buſchwerk überdeckt; ſie ſchauen gegen das Flüßchen, welches durch die Stadt floß, ehemals Heliſſon, jetzt Barwuzäna genannt. Der Platz der alten Stadt heißt bei den Bauern Guriſtra. Jenſeits des Flüßchens, wo der Markt mit ſeinen Hallen war, hat man kürzlich eine Säulenreihe ausgegraben, und der erhöhte Erdboden dürfte noch Manches verbergen. Während wir dem Andenken an das Alterthum und der Betrachtung dahingegeben waren, zog plötzlich ein ſtarkes Gewitter heran und überſchüttete uns mit einem ſo gewaltigen Regen, daß wir ganz durchnäßt alle Luſt verloren, weiter in der Gegend zu verweilen. Wir ſetzten über das breite, aber untiefe Bett des Alpheios, den uns ein Landmann Megalopotami nannte, kamen in die Nähe mehrerer türkiſche Namen tragender Dörfer und blieben die Nacht bei einem derſelben. In der Kühle des Morgens ſetzten wir unſern Weg nach Meſſenien über die Höhen fort, welche die lokaiſche Gebirgskette mit dem Taygeton verbinden und mit ſchönen Eichenwäldern bekränzt ſind, gelangten durch eine Schlucht zu dem Khan von Makriplagi und von da bald zu dem von Sakona am Fuße des Gebirges. Unſer Ziel, den Berg Ithome, im Auge durchſchnitten wir hierauf die Ebene, auf der hie und da ſchöne Saaten ſtanden und rings herum viele, aber unanſehnliche Ortſchaften ſichtbar waren. Etwas Neues waren für uns die von Stachelfeigen, welche φραγκόσυκα (Frankenfeigen) heißen, gebildeten Zäune. Wir kamen auf drei Brücken über trockene Gießbäche, dann vor dem aus Ruinen beſtehenden Dorfe Meligala vorbei, gelangten zu einer ſonderbaren, dreieckigen Brücke bei dem Zuſammenfluß des Quaranza und Mawrazumena, die beide waſſerreich waren, und begannen allmählich aufwärts zu ſteigen an den ſchön bewachſenen Abhängen des Ithome, während uns zur Rechten tiefe Thäler grünten. Plötzlich ſahen wir uns von den herrlichen Reſten der alten Befeſtigung von Meſſene aus den Zeiten des Epaminondas angenehm überraſcht. Von einem Thore, zu deſſen beiden Seiten je ein viereckiger, ſehr zerſtörter Thurm ſteht, ziehen ſich links nach dem Berggipfel gut erhaltene, ſchön gebaute Mauern hinauf, in denen ebenfalls mehrere, noch hohe Thürme ſich befinden; bei einem zählte ich gegen zwanzig Lagen von Quadern, in den obern Stockwerken ſind Oeffnungen. Durch das Thor tritt man in einen runden Hof von 62 Fuß im Durchmeſſer; in der Mauer, die aus ſehr regelmäßigen Blöcken beſteht, iſt links eine viereckige Niſche, die für eine Statue beſtimmt geweſen ſeyn mag. Aus dieſem kommt man ins Freie durch ein zweites Thor, deſſen herabgefallener Architrav in ſeltſamer Stellung beharrt, indem er ſchräg auf einem Steine liegt und mit dem untern Ende ſich auf den Boden ſtützt. Darüber hinaus iſt eine Strecke gepflaſterten Weges, der etwas abwärts führt. Nicht lange, ſo kommt man an einer ſchönen Felſenquelle vorüber zu dem Dorfe Mawromati, das gerade unter dem Gipfel des Ithome, der jetzt Wulkano oder Wurkano heißt, gelegen, und dem meſ-

ſeniſchen Meerbuſen zugewendet iſt. Gegen Abend erſtiegen wir den flachen Gipfel. Unterwegs trafen wir mehrere Mauerreſte, und oben am Rand an einigen Stellen noch bedeutende Spuren der ehemaligen Befeſtigung an. Am nördlichen Ende, hart an einem grauſenhaften Abhange, ſteht ein verlaſſenes Kloſter. Von dieſer Seite begränzten die arkadiſchen Gebirge unſere Blicke. Die öſtliche Wand der Landſchaft bildete die lange Kette des Taygeton, gen Süden überſah das Auge die fruchtbare Ebene mit dem Pirnazafluß bis an die Pomeranzengärten von Kalamata, und erglänzten die ruhigen Fluthen des Meerbuſens; im Weſten endlich war eine große Reihe von Bergſpitzen durch die Strahlen der untergehenden Sonne geröthet.

Dieſes ſchöne Land war einſt von einem unglücklichen, aber heldenmüthigen Volk bewohnt. Keine Geſchichte irgend einer andern Völkerſchaft der alten Halbinſel iſt ſo rührend als die der Meſſenier; keine hat ſo lange Anſtrengung für die Erhaltung der Freiheit und der Heimath und ſo verzweifelte Tapferkeit aufzuweiſen als ſie. Ihr hätte der Geiſt eines Homer nicht fehlen ſollen. Indeſſen mag ſie genug verherrlicht worden ſeyn, und Dichter werden nicht wenig zu dem Glanze beigetragen haben, der zwei Perſonen insbeſondere als die Hauptheiden umgibt. Der ſpartaniſchen Eroberungsluſt hatten die Meſſenier das platte Land überlaſſen müſſen; die Feſtung Ithome gehörte noch ihnen, nnd an dem Opfer einer unbefleckten Jungfrau aus dem fürſtlichen Geſchlechte hing ihr Heil. Ariſtodemos iſt bereit, ſeine Tochter den Göttern darzubringen; aber er wird ihr Mörder, weil die Verzweiflung ihres Geliebten das äußerſte Rettungsmittel in der fälſchlichen Beſchuldigung ihrer Ehre wagt, und erfüllt auf dieſe Weiſe das Orakel nicht. Wiederholte Angriffe Liſt und Ränke der Spartaner werden glücklich zurückgewieſen und vereitelt; aber das Schickſal will einmal das Verderben. Ariſtodemos entleibt ſich auf dem Grabe ſeiner unglücklichen Tochter; das Volk zerſtreut ſich in die alten Wohnſitze nnd erkennt Leibeigenſchaft, ein großer Theil wandert aus; Ithome wird zerſtört. Aber 31 Jahre darnach ſteht ein neues Geſchlecht auf, die Schmach der Knechtſchaft zu brechen; Ariſtomenes iſt die Seele der Unternehmung und bald der Schrecken der Feinde. Aus einer Gefangenſchaft befreit ihn Liebe; aber er iſt endlich genöthigt, mit den Verfechtern der Freiheit ſich in die Bergfeſtung Eira an den Gränzen Arkadiens zu werfen. Von hier aus läßt er auf kühnen Zügen — wie in unſern Tagen Bozzaris, dem er am beſten verglichen werden kann, ſo oft einen nicht weniger gehaßten Feind, da er es am wenigſten vermuthete, überfiel — die überraſchten Spartaner die Schärfe ſeines Schwertes fühlen, und ſcheint in dem Schutze einer wohlwollenden Gottheit zu ſtehen, da er aus einer zweiten und dritten Gefangenſchaft wunderbar gerettet wird. Endlich begünſtigt die Untreue eines meſſeniſchen Weibes wider ihren Willen die Eroberung des letzten Bollwerkes. Ein Theil der Beſiegten findet ein neues Vaterland auf Sicilien, Ariſtomenes ſein Ende auf Rhodos. Nach zweihundert Jahren verläßt auch der letzte Reſt in Folge eines unglücklichen Aufſtandes die Heimath und erhält Naupaktos zum kurzen Wohnſitz, denn der Haß der Sieger im peloponneſiſchen Kriege vertreibt die Unglücklichen nach Afrika. Doch die Liebe zum Vaterland iſt unvertilgbar. Auf den Ruf des Epaminondas ſtrömen Alle vom meſſeniſchen Geblüt aus verſchiedenen Gegenden in der glücklichen Landſchaft zuſammen und erbauen hier eine Stadt, von der uns die oben erwähnten merkwürdigen Trümmer noch übrig ſind. Ariſtomenes, deſſen Gebeine ſie aus der Fremde holen, bleibt in ihrem Andenken und der Haß gegen die Spartaner in ihrem Herzen, bis Liebe und Haß mit ihrem letzten Hauche ſterben.

Die Wilden in der Adelaide-Colonie in Auſtralien.

In der Sitzung der Londoner geographiſchen Geſellſchaft vom 14 Januar wurde ein Schreiben von dem bekannten Hrn. Earl über die raſchen Fortſchritte der genannten Colonie vorgeleſen, und er bemerkt darin über die benachbarten Wilden Nachſtehendes: „Ich war ungemein erſtaunt über die Gelehrigkeit der Eingebornen. In Folge der guten Behandlung von Seite der Anſiedler hatten dieſelben ihre vorherige Gewohnheit des Umherwanderns aufgegeben, und angefangen für die weiße Bevölkerung Holz zu hauen und Waſſer zu tragen, wogegen ſie Brod und andere Lebensmittel als Bezahlung erhielten; dieſes ſcheint zu beweiſen, daß durch eine verſtändige und freundliche Behandlung die Eingebornen Auſtraliens oder wenigſtens ein Theil davon ſehr nützliche Verbündete der Coloniſten werden können. Ihre Geſichtszüge ſind bemerkenswerth durch ein ganz außerordentliches Vorſtehen des Untertheils der Stirne unmittelbar über den Augen, und ſie gleichen weder den Bewohnern der Oſt- noch der Weſtküſte.“ Hr. Earl ſchickte auch ein kurzes Wörterbuch ihrer Sprache ein, welche von den in andern Theilen des Landes völlig abweicht; ſie iſt ſehr reich an Vocalen und klingt ſehr ſanft.

Die geſpenſtiſchen Reiter.

(Fortſetzung.)

Stundenlang ſtand der unglückliche Gatte unbeweglich in ſtummem Schrecken an der Stelle, wo das Bewußtſeyn ſeines Unglücks ihn zuerſt betroffen hatte. Bald aber ſchienen neue Gefühle in ihm wach zu werden; eine plötzliche wilde Aufregung ſtrahlte furchtbar aus ſeinen ſtarren und gräßlichen Zügen. Er wurde in einem Augenblick ein anderes Weſen, verändert im Herzen, im Gemüth, im Charakter, gleich als hätte der Spruch eines Zauberers ſein Gehirn berührt. Ruhig, als wäre nichts vorgefallen, was ſeine gewohnte Gemüthsruhe hätte ſtören können, beſchäftigte ſich Ta-ni-ga-ro den Reſt des Tages mit dem Wenigen, was ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Der noch warme Körper Zelana's ward ſorgfältig in ein Büffelfell eingehüllt, und an der Stelle niedergelegt, wohin er gewöhnlich ſeine wenigen Gegenſtände von Werth brachte; hierauf berichtigte er noch alles, was zur Sicherung ihrer Verborgenheit geſchehen konnte, und beſchäftigte ſich alsdann mit Beſorgung ſeines Lieblingspferdes, welches nach der anſtrengenden Reiſe aller Pflege bedurfte. Nachdem dieſe nothwendigen Geſchäfte beſorgt waren, zündete der Einſame bei Eintritt des Abends ruhig ſeine Pfeife an und brachte mehrere Stunden ſich am Geſchmacke derſelben labend zu, mit einem Gleichmuth, als wäre nichts geſchehen,

was den gewohnten Genuß derſelben hätte unterbrechen können; endlich hüllte er ſich ſelbſt in ſeine Decke von Wolfspelz, und ſchlief in kurzem ſo feſt, als wenn nie ein böſer Traum einen Schatten auf ſeinen Schlummer geworfen hätte.

Zwei Nächte ſpäter lag der ſpaniſche Kaufmann ruhig ſchlummernd innerhalb der bewachten Wälle ſeiner Station. Sein Schlaf war dem Anſchein nach ſo ungeſtört, wie der ebenerwähnte Ta-ni-ga-ro's; am Fuße ſeines Bettes aber ſaß die ſchwärzliche Geſtalt des indianiſchen Kriegers, der den Schlaf ſeines Feindes mit ſo ruhigem Auge beobachtete, als hätte er den Schlummer eines Kindes zu belauſchen. Alles war ſo ruhig, wie die unbewohnte Behauſung des einſamen Wächters. Die Kammer oder das Zimmer lag im untern Stockwerk in einer Ecke des Blockhauſes. Sie war von Schildwachen in- und außerhalb der Station bewacht; wie der fremde Beſucher über die Wälle hereingelangt war, hat Niemand je erfahren; allein bei dem flackernden Schein eines kleinen Feuers konnte man den ſchlauen, kühnen Wilden ſehen, wie er ruhig, kalt und gefaßt da ſaß, gleich als wäre Geduld das einzige Erforderniß zur Erreichung des Zweckes, der ihn hieher geführt hatte.

Der Tritt bewaffneter Männer war nur in der Nähe des Thores des Forts hörbar, wo die gewohnte Ablöſung der Schildwachen ſtattfand. Die bei dieſer Gelegenheit gewöhnliche Unruhe hörte bald auf, ſo daß Alles umher wieder vollkommen ruhig war.

Es verfloß eine bedeutende Zeit, während deren der Indianer ſtets in ſeiner bildſäulenähnlichen Stellung verharrte; endlich gleitete er ohne alles Geräuſch von dem Lager auf den Boden und hielt ſein Ohr an die Erde, lauſchte einige Zeit, als wollte er ſich verſichern, daß ſich Alles nach Wunſch befinde. Hierauf waren ſeine Maaßregeln augenblicklich genommen; er löſte zuerſt den Wampumgürtel von ſich los, und ergriff einen langen Strick, oder Lariat, den er entweder mitgebracht oder in der Kammer des Spaniers gefunden hatte; hierauf nahm er ſein Scalpirmeſſer zwiſchen die Zähne und ſchlich wie ein Schatten an den obern Theil des Bettes, und in dem Augenblicke, wo die Schlinge des Lariat mit einer Hand gerade über den Nacken ſeines Opfers gezogen war, drückte er mit der andern den mit Korallen beſetzten Wollgürtel demſelben auf den Mund, und verhinderte ſo jedes Geſchrei um Hülfe. Der unglückliche Spanier gab ſich zwar einige Mühe, ſich loszumachen, allein die Arme des verwichten Wilden hielten ihn ſo feſt umſchloſſen, daß er ſogleich das Vergebliche ſeiner Bemühungen einſah, auch ſchüchterte ihn die drohende Bewegung ſeines entſchloſſenen Feindes, die Schleife noch feſter anzuziehen, wenn ſeine Verſuche, ſich loszumachen, häufiger würden, ſo ein, daß er den Verſuch, zu entkommen, aufſchob, bis ſich ihm vielleicht eine beſſere Gelegenheit dazu darbieten würde. Er ließ ſich ganz ruhig binden; der Indianer ſchnürte ihm die Glieder zuſammen, bis er hülflos wie ein lebloſer Klotz auf dem Bette lag, auf welchem er geruht hatte.

Nachdem Ta-ni-ga-ro ſich auf dieſe Weiſe ſeiner Beute verſichert hatte, ſchickte er ſich mit derſelben Ruhe an, dieſelbe ſo aufzuheben, daß ſie nicht wieder ſeiner Gewalt entriſſen werden konnte. Er ſchaffte zuerſt einen Theil der aus Rinde beſtehenden Decke der gewöhnlichen Kammer auf die Seite, ſchob ſeinen widerſtandsloſen Gefangenen durch die Oeffnung und legte ſeine Bürde ſorgfältig neben dem hölzernen Kamin des urſprünglichen Gebäudes nieder, wo es über die von Baumſtämmen aufgeführten Mauern der Station hervorragte, und ſeinen Schatten weit über die Vormauer des Forts hinwarf. Hierauf kehrte er in das Gemach zurück, aus dem er ſo eben hervorgekommen, und nahm einen dicht beſiederten Pfeil, der aus der brennbaren Schale des wilden Baumwollenbaumes, der an dem Fluſſe hin in dieſer Gegend in Menge wächſt, verfertigt war, zündete denſelben an der vor ihm noch glühenden Aſche an, ſchwang ſich noch einmal um die Querbalken, ſo daß er im Schatten des Kamins ſtand, und ſendete nun den glühenden Schaft weithin durch das Fenſter eines Gemaches, welches auf den Mittelpunkt der Station, dem Waarenhauſe des Kaufmanns gegenüber, herausging. Das feurige Geſchoß erfüllte ſeine Sendung mit Eile und Treue; das Schlafgemach des Commandanten ſtand augenblicklich in Flammen, und die ſchlecht disciplinirten Schildwachen, voll Eifer, durch augenblickliche Dienſtbefliſſenheit ihren vorherigen Mangel an Wachſamkeit wieder gut zu machen, flohen von ihren Poſten, den Officier von der Gefahr zu benachrichtigen, die ihn ſo plötzlich umgeben. Der frohlockende Wilde benutzte dieſe Verwirrung, und brachte in wenigen Augenblicken den gefeſſelten Kaufmann an die Außenſeite des Forts. Eine einzige halbſchlafende Schildwache, die bis jetzt in dem tiefen Schatten der Mauer nicht zu bemerken geweſen, war Zeuge der kühnen That, und ſtarrte erſchrocken die lebloſe Geſtalt an, die zu ſeinen Füßen niedergelegt ward, allein wie ein Falke auf ſeine Beute warf ſich der Indianer auf ihn, und ein halb ausgeſtoßener Schreckensruf erſtarb in einem Todesſeufzer, indem das Meſſer des Wilden die Bruſt des unglücklichen Soldaten durchbohrte. Das Verſchwinden des Kaufmanns wurde in der Verwirrung des Augenblicks nicht bemerkt. Das Feuer griff mit reißender Schnelle in den leicht brennbaren Gebäuden um ſich, und der Mordbrenner, den ein paar Pferde an einem kleinen Hügel in der Prairie erwarteten, beſtieg, begünſtigt durch die Beleuchtung der brennenden Hütten, ſein Pferd, und war ſchon weit entfernt, ehe die Flammen, die in ſeines Gefangenen Gemach angezündet worden, erloſchen waren.

Als Ta-ni-ga-ro auf mehrern nur ihm bekannten kurzen Umwegen durch die durchſchnittene Gegend in ſeiner Wohnung angekommen war, band er den Kaufmann von ſeinem Pferd, und ſorgte, während er ihm ſtets die Hände auf den Rücken gebunden ließ, ſorgfältig für ſeine Bedürfniſſe, wobei er ihm jedoch auf keine einzige Frage Antwort gab, noch auf die Bitten des ängſtlichen Spaniers um Befreiung hörte.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Aerzte in Paris. Für das Jahr 1839 ſind auf der Generalliſte derſelben 1510 eingeſchrieben; 1835 betrug die Zahl derſelben nur 1090, 1836 bereits 1220, was alſo eine Zunahme von 220 Aerzten binnen 6 Jahren ausmacht. Rechnet man hiezu 200 Sanitätsofficiere, ſo erhält man eine Zahl von 1510 praktiſchen Aerzten, die geſetzlich dort ihre Kunſt ausüben, und die Bevölkerung von Paris auf 900,000 Seelen angeſchlagen, kommt alſo je auf 596 Einwohner 1 Arzt. In den Departements kommt im mittlern Durchſchnitt im Allgemeinen 1 Arzt auf 1000 Einwohner.

Einwohnerzahl des Königreichs Neapel. Nach einer neuern Zählung beträgt die Einwohnerzahl des Königreichs beider Sicilien 6,021,254 Seelen, darunter 27,706 Prieſter, 11,777 Mönche und 9528 Nonnen. (Voleur vom 25 Januar.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 37.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Februar. 1839.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Bogorodizk.

Man kann diese kleine Stadt einem Gemälde vergleichen, das aus vollem Licht und den dunkelsten Schatten zusammengesetzt ist. An dem niedern Ufer eines großen Teiches sieht man eine Anzahl Hütten und mit Stroh gedeckte Bauernhäuschen, gegenüber aber auf einem flachen Hügel den prächtigen Palast des Grafen Bobrinski und einen weitläuftigen Garten, der im vorigen Jahrhundert für das Wunder des hiesigen Landes galt. Vergebens sucht man jetzt noch die Spuren des ehemaligen üppigen Luxus, aber das Gepräge des Geschmacks und der Kunst wird noch lange unauslöschlich bleiben.

Im Kreise von Bogorodizk ist die Anlage der gräflichen Dörfer, welche früher Wirthschaftsanstalten waren, bemerkenswerth. Einige derselben durchschneiden die große Straße nach Ephriemow, bestehen aus 500 bis 700 Häusern, und erstrecken sich in zwei Abtheilungen, fünf und mehr Werste weit, nach der hier gewöhnlichen Richtung der Flüsse und Bäche von Osten nach Westen, und von Westen nach Osten. Die flachen Uferhöhen, welche zu Straßen oder Viehweiden offen bleiben, scheiden beide Abtheilungen von einander, wenigstens um eine Werst; Obst- und Küchengärten, Hanffelder und Tennen, die auf der Feldseite an die Häuser stoßen, nehmen gleichfalls eine halbe Werst und darüber ein. Alle diese Gütercomplexe bilden schmale, längliche Quadrate, die von Weidengebüsch umschlossen sind, und verschiedenen Besitzern gehören.

In den großen Dörfern hat jede Abtheilung ihre Sammelplätze zu Rundtänzen, aber die beiden durch einen Fluß oder eine Schlucht getrennten und eine Werst von einander entfernten Parteien wirken manchmal zusammen zur Darstellung einer dramatischen Scene in ihrem Geschmack. Ein Chor z. B. schreit mit tausend Stimmen: „wir haben Hirse gesäet!“ Der andere antwortet: „wir aber werden die Hirse austreten u. s. w.“ Da nun nach dem Sinne dieses Liedes der letztere Theil bei dem ersten die eingefangenen Pferde mit einem schönen Mädchen auslösen muß, so überliefert er wirklich eines seiner hübschen Mädchen, das nun unter Gelächter und Geschrei auf die andere Seite des Flusses hinüber geführt wird. Ueberhaupt zeichnen sich die Sitten der hiesigen Bauern durch manches Seltsame aus. Die Mädchen gehen hier bis ins fünzehnte, ja bis ins sechzehnte Jahr bloß mit einem Hemde bekleidet, das mit einem rothen, wollenen Gürtel gebunden wird; erst nach dieser Zeit bekleidet man sie mit einem vollständigern Anzug, der Poniewa. Diese Ceremonie wird am Namenstag des Mädchens, in Beisein der ganzen Familie vorgenommen. Das Mädchen stellt sich zu diesem Ende gewöhnlich auf die in der Stube befindliche Bank, und läuft von einer Ecke des Zimmers in die andere. Ihre Mutter hält den offenen Rock in den Händen, folgt ihr neben der Bank und spricht: „spring hinein, mein Kind, spring hinein, meine Liebe!“ die Tochter aber antwortet jedesmal auf die Einladung mit unfreundlichem Tone: „ich will nicht hinein springen.“ Da aber das Hineinspringen in den Rock so viel bedeutet, als daß sie sich als mannbar anerkennt, und den Freiern das Recht gibt, sich um sie zu bewerben, so läßt kein Mädchen die Mutter allzu lange hinter sich herlaufen, auch thut keine einen Fehlsprung, der einen Aufschub der Freiwerbung auf das nachste Jahr nach sich ziehen würde. Ein Mädchen vertrinken (propit djewku) bedeutet in der hiesigen Sprache ein Mädchen verloben, weil zur Verlöbnißzeit der Vater des Bräutigams verpflichtet ist, die ganze Verwandtschaft der Braut, vom Aeltesten bis zum Jüngsten, zu bewirthen. Im Verlaufe der Hochzeitsceremonien heißt der Bräutigam der Fürst, die Braut die Fürstin. Der feierliche Zug in die Kirche zur Trauung, und von der Trauung ins Haus des Bräutigams findet unter sehr lärmender Begleitung statt. Gewöhnlich ziehen Reiter, je zwei in der Reihe, voraus, der Bräutigam selbst neben demjenigen, der ihn zum Altar begleiten soll und das Amt eines Ceremonienmeisters vollzieht; hinter ihnen kommen einige mit drei Pferden bespannte Kibitken, in deren erster die Braut mit der Freiwerberin sitzt; in der zweiten ist ein Chor Mädchen, die ohne Aufhören Hochzeitlieder singen; die dritte ist mit der Mitgift, die vierte mit Branntwein, Bier und Eßwaaren beladen. Die Kibitke, in welcher die Braut mit der Freiwerberin sitzt, ist ganz mit Handtüchern bedeckt. Die Kleidung der Bauern, welche an diesem Zuge

Theil nehmen, zeichnet sich gleichfalls durch seine Sonderbarkeit aus: jeder von ihnen hat ein Handtuch über die Schulter gebunden, und der Bräutigam ist manchmal noch mit einem schmalen, hellrothen Bande geziert, nach Art eines Ordensbandes. Bis zur Trauung ist die Braut mit einem Schleier bedeckt; nach der Trauung aber flicht man ihr das Haar sogleich in zwei Zöpfe, und bindet es oben zu einem hohen zweihörnigen Aufsatz zusammen. Zwei Zöpfe sind das Symbol der Verheurathung, so wie ein zweihörniger Aufsatz und eine aus mehreren verschiedengemusterten und verschiedenfarbigen Leinwandtüchern zusammengenähte Poniewa die gewöhnliche Kleidung der verheuratheten russischen Bäuerinnen ist.

Aus der Kirche geht der ganze Zug in derselben Ordnung, wie früher, nach dem Hause des Bräutigams. Dort kommt man der Neuverehelichten mit Brod und Salz, und mit auf die unrechte Seite gekehrten Schafpelzen entgegen; manchmal bewirft man sie auch mit Hafer, welcher dem künftigen Hauswesen Reichthum und Ueberfluß bedeutet.

Blas El Guerrillero.

(Fortsetzung.)

Alle Entbehrungen, die der wachsende Mangel uns auferlegte, trug sie mit Geduld, und sie verdoppelte nur ihre Fürsorge für mich, und als ich ihr endlich offen erklärte, daß sie nur ein Werkzeug gewesen sey, mich an ihrem Vater zu rächen, da entfloh auch nicht Ein bitteres Wort des Vorwurfs oder der Klage ihren Lippen. Blas, Blas, sagte sie nur, ich traue auf deine Ehre!

Dieß Betragen mußte meine Gesinnung gegen sie ändern und Bewunderung führte mich zur glühendsten Liebe. Ich entschloß mich, ohne Rücksicht für ihren Vater, sie zu heurathen. Doch schrieb ich zugleich einen Brief an Benito, worin ich in Unterhandlung zu treten suchte über den Preis, den er für Wiederherstellung der Ehre seiner Familie zu geben geneigt sey. Als ich eines Abends von meinem mühsamen Tagwerk nach Hause kam, fand ich Don Benito am Bette meiner Alitea, die mir vor der Zeit einen Sohn geboren hatte. Der Schmuggler, der meinen Brief überbracht, hatte unsern Aufenthalt verrathen.

Ich schweige von dem Auftritt, der jetzt erfolgte. Don Benito ging, da er seine Tochter nicht mit sich fortschleppen konnte, unter Drohungen und Verwünschungen fort, doch da er auf der Flur seine Börse hatte fallen lassen, eilte ich, ihm zuvorzukommen und ließ mich noch in dieser Nacht mit Alitea copuliren. Zwar ließ uns jetzt Benito eine kleine Summe zufließen und durch Arbeit und Sparsamkeit besserte sich unser Zustand sichtbar, doch Alitea erholte sich nie wieder von jenem Schreck über das plötzliche Erscheinen ihres Vaters, und ich stand bald wieder allein. Nur mein kleiner Fernando konnte mich abhalten, einem Das yn gewaltsam ein Ende zu machen, das jetzt ganz reizlos war.

Ueber die nächste Epoche meines Lebens schweige ich. Um mein Leben und das meines Kindes zu fristen, das ich einer mir befreundeten Frau zur Pflege übergeben, verband ich mich mit einer Schmugglergesellschaft und gewann viel, doch bei einem Wilddiebstahl ergriffen, den ich auf dem Gebiete des Grafen Aguila begangen, wurde ich als schuldig erkannt und auf zehn Jahr nach Ceuta verbannt, wohl nur deßhalb, weil ich dem Grafen keine Summe bieten konnte, die seine Habsucht geweckt hatte. Auch diese zehn Jahre vergingen, und als ich wieder frei war, kannte ich nur zwei Gedanken: mein Kind, und Rache! Ich eilte nach Olbera — doch Niemand wußte oder wollte etwas von meinem Fernando wissen. Die Tia Dorotea, der ich ihn anvertraut, war todt, mein Sohn verschollen. Knirschend vor Wuth wandte ich mich an Benito; auch er hatte seinen Wohnplatz verändert und nur der Graf Aguila blieb allein meiner Rache. Er fiel bald darauf unter den Messern meiner Genossen. Zwar wurde ich einige Monate nachher, als die öffentliche Gewalt wieder sich etwas befestigt hatte, ergriffen und zum Tode verurtheilt; doch Gold, das ich bei mir verborgen, öffnete mir die Thüre meines Kerkers und ich eilte in die Reihen der französischen Armee, welche einen bessern König und Freiheit einem herabgewürdigten Vaterlande versprach.

In den Ebenen von Tudela vereinigten Palafox und Castaños zum Letztenmal die spanischen Armeen, um das Kriegsglück zu versuchen. Es wandte ihnen den Rücken und mit gräßlicher Freude stürzte ich mich den fliehenden Schaaren nach, um mein rachedurstendes Schwert unter meinen Landsleuten wüthen zu lassen. Besonders war es ein junger Cavallerieofficier, den ich mir zu meinem Opfer ersehen, der vergeblich versuchte, seine flüchtigen Truppen zum Stehen zu bringen. Mit eingelegter Lanze eilte ich ihm entgegen, der mich ruhig erwartete, und würde gewiß als geschickter Toreador mein Ziel nicht verfehlt haben; doch ehe ich ihm nahe kam, sank er von einer Musketenkugel getroffen, dem Anschein nach, leblos zu meinen Füßen.

Ich weiß nicht, was mir den Gedanken eingab — doch sicher war es nicht Liebe zum Gold, denn nur Blut war damals mein Gedanke,— auch nicht Mitleid, das mir noch ferner lag als Sucht nach Schätzen; vielleicht gab mir es der Teufel selbst ein, abzusteigen, und den Jüngling seiner goldenen Epauletten zu berauben. Ich sah, daß die Kugel durch den Kopf gegangen und in ein Auge gedrungen war, doch war er noch nicht todt. Schon wollte ich ihm den Todesstoß geben, als ich gedachte, daß Tod Gnade für ihn sey. Und während ich ihm die Epauletten abriß, rief ich: „du magst leben, junger Hidalgo, wenn du nicht etwa einen mitleidigern Franzosen triffst, als mich. Jetzt bist du doch nur eine Vogelscheuche.“

„Wie? rief der junge Officier, ein Spanier plündert seinen sterbenden Landsmann? ein schändlicher Renegat höhnt mich wegen der Entstellung einer ehrenvollen Wunde? so mag mein Tod ihm zum Fluch werden; mag es ihm ewig in den Ohren hallen, ein Vorschmack der Qualen, die ihn erwarten, wenn mein Arm verfehlen sollte, ihn sogleich dem ewigen Gericht zu übergeben! Und mit diesen Worten riß er ein Pistol hervor und ehe ich ihn verhindern konnte, feuerte er es in der Richtung ab, wo er mich vermuthete. Hätte doch die Kugel besser

ihr Ziel getroffen! sie streifte nur meine linke Backe und hinterließ die Narbe, die Sie in meinem Backenbart sehen können.

Hiedurch bis aufs Aeußerste gereizt, ergriff ich meinen Gegner bei der Gurgel, zwang mein Messer in seinen Mund und zerschnitt ihm die Zunge, die mir so eben noch geflucht. Dann beobachtete ich noch einige Augenblicke das Zucken meines gepeinigten Opfers und durchbohrte ihm die Brust.

Ein harter Gegenstand, den ich hierbei fühlte, bewog mich seine Uniform zu öffnen und ich entdeckte,— daß ich der Mörder meines Sohnes war!

Nach diesem so entsetzlich mißglückten Versuch, mich an meinem Vaterland zu rächen, schloß ich mich einer Bande Freibeuter an, die unter dem Namen des Patriotismus Freund und Feind plünderte. Esteban, der Führer der Quadrilla, war ein übermüthiger, habsüchtiger Catalonier, der sich selten aus seinen Bergen herauswagte. Dieß paßte nicht in meinen Plan. Ich hatte so manche Rechnung mit Priestern, Alcalden und andern abzumachen und sehnte mich nach meinen Bergen. Als ich daher mich in der guten Meinung meiner Genossen ein wenig festgesetzt hatte, schlug ich vor, uns nach dem Süden zu begeben, wo das Land weniger verheert war und eine reichere Ernte versprach. Esteban wollte nichts davon hören und ich mußte warten, bis ich ohne seinen Willen den meinigen würde ausführen können. Das fand sich bald. Schon hatte ich einen großen Theil der Gesellschaft auf meine Seite gebracht, indem ich ihnen meinen Antheil der Beute überließ, sobald er nicht in Schießgewehr und Kriegsbedarf bestand (denn ob ich gleich Reichthum schaßte, so galt mir Macht noch mehr, jener aber ist nur eine Stufe zu dieser), und es kam nur auf eine Probe an, was ich bei Estebans Abgang in der Wahl eines Führers wägen würde.

In dieser Zeit erfuhr Esteban, daß an einem bestimmten Tage von Figueras ein Convoi mit Geld und Munition für die französische Division, welche Gerona belagerte, abgehen würde, natürlich unter starker Bedeckung. Alle stimmten darüber ein, daß wir hier eine treffliche Beute machen könnten, und nachdem wir in einer tiefen Schlucht mitten im Walde, die die Franzosen passiren mußten, uns festgesetzt, überlegten wir den Angriffsplan. Gegen meine frühere Gewohnheit war ich jetzt äußerst vorsichtig, und als ich meinen Angriffsplan entwickelte, wurde er einstimmig angenommen, und mir auch zum größern Theil die Anordnung überlassen. Sie war ungefahr folgende:

Zwei Drittheile unsers Corps verbargen sich in einer Schlucht rechts vom Wege, während die übrigen auf der linken Seite sich zu Fuße aufstellten und ihre Pferde von drei Mann weiter zurückgeführt und bereit gehalten wurden, bei gegebenem Zeichen sogleich zum Dienst bereit zu seyn. Diese drei Männer hatte ich aus meinen ergebensten Anhängern gewählt. Esteban stieg auf eine immergrüne Eiche und wollte zum allgemeinen Angriff das Zeichen mit einem Adler geben, der durch sein Auffliegen die Aufmerksamkeit des Feindes theilen sollte.

Die Sache ging, wie ich erwartet. Der Vortrab wurde abgeschnitten und niedergehauen; doch das Hauptcorps war durch die Sorgfalt des Führers unangreifbar. Wir warteten geraume Zeit auf Estebans Zeichen — es erschien nicht. Einzelne Schüsse fielen, dann blieb Alles ruhig. Dieß brachte unsern Lieutenant selbst auf den Gedanken, daß nichts zu thun sey, als uns zu zerstreuen. Wir thaten es. Auf dem Sammelplatz, den wir vorher bestimmt hatten, fanden sich alle ein, außer Esteban; und als wir uns auf das Schlachtfeld wagten, lag er unter der Eiche, aber so verstümmelt, daß Niemand sagen konnte, wie er gestorben. Die allgemeine Meinung war, die Franzosen hätten ihn auf dem Baum bemerkt, herab geschossen, und aus Wuth über ihren Verlust also grausam verstümmelt. Ich widersprach nicht, und die drei Männer, welche die Pferde gehalten, schwiegen ebenfalls darüber, obgleich sie wohl eine andere Version hätten geben können.

Die nächste Wahl eines Führers gab mir und dem bisherigen Lieutenant gemeinschaftlich den Oberbefehl, und kluge Benutzung oder Herbeiführung von Umständen von meiner Seite brachte uns bald dem Süden naher.

(Fortsetzung folgt.)

Dampfschifffahrt nach Indien

Der Gegenstand nimmt jetzt natürlicherweise die Aufmerksamkeit mehr als sonst in Anspruch, da eines Theils die Angelegenheiten im Osten die Neugierde spannen, andern Theils die Verwendung der Dampfboote zu Kriegszwecken in Indien die Verbindung aufs neue zu unterbrechen drohen. Das Morning Chronicle vom 19 Januar veröffentlicht einen Bericht, den die in Folge der öffentlichen Versammlung am 12 October 1838 niedergesetzte Committee abgefaßt hat. Diese schlägt eine monatliche Verbindung vor, und hält dazu sieben Dampfboote, vier auf der indischen und drei auf der europäischen Seite, für nöthig. Die Schiffe sollen nicht weniger als 2000 Tonnen Trächtigkeit und Maschinen von 500 Pferdekraft an Bord haben. Diese ungewöhnliche Größe wurde darum vorgeschlagen, weil man die Erfahrung gemacht hatte, daß die bisher verwendeten Schiffe den nordöstlichen Monsoons im rothen Meere nicht hatten widerstehen können. Die ostindische Compagnie wird zugleich getadelt, daß sie keineswegs eifrig die Dampfschifffahrtsverbindung befördert habe. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß in neuerer Zeit Oesterreich den Vorschlag gemacht habe, die indische Post von Triest oder Venedig über Innsbruck zu befördern. Die Erwähnung dieses Umstandes kann nur in dem schon mehrfach geäußerten Mißtrauen gegen Frankreich seinen Grund haben.

Die gespenstischen Reiter.

(Schluß.)

Nachdem der Spanier endlich völlig erfrischt war, überließ ihn der Indianer auf einige Augenblicke seinen Betrachtungen, und ging mittlerweile, um aus einer Heerde halb gezähmter Pferde, die in der Nähe weideten, ein großes und kräftiges herauszuwählen. Das Thier war bald gefangen und an der Thüre der Hütte angebunden. Hierauf entkleidete Ta-ni-ga-ro seinen Gefangenen, zwang ihn, das Pferd zu besteigen, und befestigte ihn mit Riemen von Elenthierhaut, die an dem breiten Obergurt, der den hölzernen Sattel festhalten muß, angemacht waren, an diesem. Der unglückliche Mann zitterte vor Schrecken,

und bot mit rührender Stimme Alles, was er auf der Welt besaß, an, wenn er dem Geschicke, dem er anheimgefallen zu seyn glaubte, entzogen würde. Allein der verurtheilte Verbrecher hatte die Fülle der ihm bestimmten Strafe noch nicht erkannt, denn sonst würden seine Bitten für unmittelbaren Tod eben so dringend gewesen seyn, als sie jetzt energisch um Erhaltung des Lebens flehten.

„Sklave mit blassem Gesichte!“ donnerte ihn der Indianer an, wobei diese einzigen Worte, die über seine Lippen gekommen waren, augenblickliche Ungeduld über das feige Geschrei des Andern verriethen. „Glaube nicht, daß ich gesonnen bin, dich allein in die Wüste zu senden!“

Einige Worte des Dankes gingen über die stammelnde Zunge des Spaniers, allein dieselben erstarben unter dem Ausrufe des Schreckens, als der Indianer einen blutigen und entstellten Leichnam vor ihn auf das Pferd setzte.

Als er aus der Ohnmacht, in welche er durch das Erkennen der Züge Zekana's verfallen war, zu sich kam, sah sich der unglückliche Kaufmann mit dem starren und schrecklichen Bilde derer zusammengebunden, die einst so frisch und blühend gewesen. Er war so fest angebunden, daß die heftigste Bemühung, sich frei zu machen, nur dazu beitrug, die scheußlichen Bande noch mehr zu befestigen. Rumpf an Rumpf und Glied an Glied war er an seine schauderhafte Gefährtin angefesselt. Sein höllischer Feind hielt zu Pferd neben ihm, und wartete bloß darauf, seine Augen an dem Ausdruck furchtbaren Schreckens von Seite des Kaufmanns, wenn er wieder sein Bewußtseyn erlangte, zu weiden. Ein Streich seines Tomahawk löste alsdann den Strick, mit welchem das Pferd des Spaniers angebunden war; das losgelassene Thier schüttelte mit Wuth seine Mähne, als es die einen Pestgeruch verbreitende Luft roch, und floh im vollsten Laufe, gefolgt von dem schnellen Renner des rachsüchtigen Indianers, davon.

Sein Instinct trieb dasselbe, seinen Lauf nach der großen Wüste hin zu nehmen, an deren Rand die kleine Prairie lag, aus der es verjagt worden, und mit der Eile einer Antilope eilte es darauf zu. Die schaudervolle Sandwüste war bald erreicht, und des Rosses Glieder schienen neue Kraft zu erlangen, als es den Boden seiner Geburt wieder betrat. Nicht so stand es jedoch mit dem unglücklichen Reiter. Die glühenden Sonnenstrahlen, weder durch Schatten noch durch Feuchtigkeit gemildert, fielen sengend auf die entkleidete Gestalt des Spaniers, während die Feuchtigkeit, welche von seinem nackten Körper floß, ihn noch fester in die Umarmungen des Leichnams, an den er gebunden war, zu schließen schienen. Auch die Nacht mit ihrem benetzenden Thau brachte keine Erleichterung, und schien das Verderben, an das er durch so furchtbare Bande gefesselt war, nur beschleunigen zu wollen. Da das Pferd, das nun an seine Last gewohnt war, in seiner Bewegung nachzulassen anfing und sich an dem wilden Gras erholte, so erschien dieser Zustand noch schauderhafter, als die Flucht desselben im Laufe des Tages. Das Blut, das von den Gliedern des Kaufmanns floß, machte die Stricke, die ihn banden, steif, während seine Bemühungen, sich loszumachen, wenn der Indianer nicht mehr zu seiner Seite war, seine Haut nur immer mehr zerfleischten, und deren Oberfläche mit den eiternden Gliedern, die ihn umschlangen, befleckten. Der Schlaf konnte seinen Martern keine Linderung bringen. „Sein Haupt sank vor Mattigkeit und Erschöpfung zusammen, und seine Augen wollten sich auf einen Augenblick in angenehmer Vergessenheit seiner Lage schließen, allein in dem nächsten Augenblick war sein unermüdeter und wachsamer Feind wieder vor ihm. Ein Schrei gleich den Flüchen eines verdammten Geistes drang in seine träumenden Ohren; ängstlich begann der erschrockene Renner seinen Lauf wieder, und bei einbrechender Dämmerung war der grausame Verfolger noch immer heulend auf seinen Fersen.

Tag für Tag verging, und stets verfolgten die unglücklichen Reiter ihre unstäte Bahn. Endlich fingen die Qualen des Hungers, die sich bald zu der übrigen Pein des unglücklichen Spaniers gesellten, an ihn fortwährend zu peinigen. Mit durchdachter Grausamkeit ward sein Durst, so oft die Pferde anhielten, um zu trinken, durch die dargebotene Schale des Wilden gelöscht, und seine Lebenskraft somit immer noch gleich thätig. Die nagenden Qualen, denen sein Körper nun unterworfen war, übertrafen diejenigen noch, unter denen seine zartern Sinne litten. Vergebens strebte er die grausame Begier, die ihn verzehrte, zu unterdrücken, vergebens wandte er sich mit Ekel und Abscheu von dem einzigen Nahrungsmittel, mit dem er in Berührung war, ab. Ein Trieb, mächtiger als der nach bloßer Erhaltung, arbeitete in seinem Busen, eine unerträglichere Qual, als die, welche seine empörten Sinne erfüllte, verzehrte seine Lebenskräfte. Ein furchtbarer Hunger verzehrte jedes Gefühl und jede Empfindung, die ihn abgehalten hätten, am Ende mit geyerartigem Blicke nach dem scheußlichen Mahle vor ihm zu schauen, eine dämonische Begierde, gleich der der fabelhaften Ghuls in der morgenländischen Sage, befiel ihn .....

Wozu aber die peinigende Erzählung übermenschlicher Qualen noch weiter fortsetzen! Die furchtbare Rache, vollzogen an dem falschen und verrätherischen Kaufmann, erreichte, wie alles Sterbliche, ihr Ende. Aber der unversöhnliche Indianer war stets in der Nähe und weidete seine Augen an den Wahnsinn erregenden Qualen seines Opfers, bis dessen letzter ohnmächtiger Ausruf ihm sagte, daß Besinnung und Natur zugleich unterdrückt, daß Gehirn und Körper zugleich durch die unaufhörlichen Qualen, die ihn allmählich erschöpften, aufgezehrt seyen.

Das spätere Schicksal Ta-ni-ga-ro's ist nicht bekannt. Nach Einigen bewohnt er noch als friedlicher alter Mann die wandernden Zelte der Cheyennes; Andere sagen, er stehe an der Spitze einer räuberischen Bande der wilden und unbezähmbaren Schwarzfüße; noch Andere behaupten, er sey seit lange in das Land der Geister hinübergegangen — und versichern, daß wenn die gespenstischen Reiter draußen seyen, der grimmige Geist des wilden Kriegers gesehen werde, wie er sie durch die unendlichen Ebenen der großen amerikanischen Wüste jagt.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 15 u. 16** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Französische Geschichtschreiber der Gegenwart.** (Fortsetzung.) — **Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.** (Schluß.) — **Walter Scotts Leben.** (Schluß.) — **Miscellen.**

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Bogen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Morgenblatts jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1 fl. 30 kr. Für diejenigen, welche das Ausland sonst haben, jährlich 8 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 38.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

7 Februar 1839.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Das neue Guarani-Reich.

Zur Zeit der Entdeckung Amerika's waren die Guarani's die zahlreichſte und wohl auch die mächtigſte Nation des ungeheuren Landes, das ſich oſtwärts von den Anden ausdehnt. Man fand ſie unter verſchiedenen Namen in ganz Braſilien, ja ſelbſt bis nach Guiana hinein; auch weiter weſtwärts bis nach Chiquitos hin traf man einzelne Stämme dieſes großen Volks, freilich mannichfach untermiſcht mit andern Völkern. Ihr Hauptſitz ſcheint indeß der Südabhang des braſilianiſchen Mittelgebirgs geweſen zu ſeyn, und namentlich das Land zwiſchen Parana und Paraguay, ſo wie oſtwärts dieſes letztern Stroms, in welchen Strichen ſie auch jetzt noch in größter Anzahl ſich finden. In den andern Gegenden ſind ſie in den erſten Jahrhunderten, vielleicht durch den vereinten Haß der Portugieſen und andern Indianer, ausgerottet worden, in ihrem Heimathlande aber haben ſie ſich behauptet, namentlich in der jetzigen Republik Uruguay, und in dem eigentlich ſogenannten Paraguay, wo ſie ganz das ſpaniſche Coſtume angenommen und als größere und kleinere Gutsbeſitzer leben, ob wohl ſie zum Theil ganz reine Indianer ſind. Dieſe Nation erntet jetzt erſt, was die Jeſuiten in ihren Miſſionen geſäet haben. Nächſt den Jeſuiten war wohl Francia ihr beſter Freund. Wie alle Männer, die ein großes Ziel vor Augen haben, und den anerkannten Vortheil der großen Volksmaſſe gegen alle wirklichen und künſtlichen Hinderniſſe zu befördern bemüht ſind, herrſchte er mit der Meinung der niedern Claſſen gegen die höhern, und wenn dieſe letztern ihm fluchten, da er zum Theil die härteſten Maaßregeln gegen ſie anwandte, ſo ſegneten ihn die niedern, und der Erfolg hat ſein Syſtem wenigſtens in ſo weit gerechtfertigt, daß er in Paraguay die Ruhe bewahrte, während das ganze übrige Südamerika von Parteikämpfen zerriſſen war. Eine Erklärung ſeines Benehmens möchte wohl auch in dem Umſtande liegen, daß Paraguay bei einer minder energiſchen Verwaltung ſicher in die Hände des damals vergleichungsweiſe mächtigen Braſiliens gefallen wäre.

Francia's Herrſchaft war entſchieden gegen die Spanier gerichtet, und weit entfernt, dieſe anzulocken, die nur eine ariſtokratiſche Kaſte im Lande gebildet hätten, ſuchte er ſie vielmehr möglichſt zu entfernen, und gab eben damit den Ureinwohnern des Landes, und den Halbkaſten zwiſchen dieſen und den Spaniern, das Uebergewicht. Hr. Robertſon, deſſen Werk über Paraguay wir ſchon wiederholt anführten, gibt uns, trotz ſeiner ſonſtigen Unaufmerkſamkeit, oder vielmehr ſeiner Unwiſſenheit in ethnographiſchen Dingen, manche intereſſante Fingerzeige über die Claſſen des Volkes und die Sprache, die es redet. So gibt er z. B. von der Hauptſtadt Aſſumption nachfolgende Ueberſicht der Bevölkerung: politiſche und Militärbeamte, Geiſtlichkeit, Advocaten und Aerzte, Kaufleute, große Landbeſitzer und Krämer, etwa 300 Familien, kleine Landbeſitzer in der Nähe der Stadt 700 Familien, freie Arbeiter 1000 Familien, und Hausindianer 700 Familien. Setzt man zu dieſer Angabe hinzu, daß er ſchon im Jahre 1812 in dem faſhionableſten Hauſe von Aſſumption es als einen beſondern Vorzug der Töchter des Hauſes anführt, daß ſie ſehr fließend ſpaniſch ſprächen, obwohl auch bei ihnen Guarani die Hausſprache ſey, ſo kann man ſich ohne Mühe daraus abnehmen, daß Spaniſch durchaus nur die Sprache der Gebildeten iſt, und bald nur die gelehrte Sprache ſeyn wird, obgleich kein Haß gegen ſpaniſches Weſen herrſcht, und die Sitten in der Hauptſache ſpaniſch ſind. In Santa Fé, unter 31° 40′, iſt noch Alles ſpaniſch, aber ſchon von Corrientes, der Hauptſtadt der Provinz gleichen Namens, ſagt Robertſon: „Hier iſt die Sprache der Ureinwohner, oder der Guarani's, in großem Maaße an die Stelle des Spaniſchen getreten, und mit Ausnahme der beſſern Claſſen ſprechen Wenige dieſe Sprache fließend und correct. Die Frauen namentlich ſprechen es faſt ohne Ausnahme nur mit Schwierigkeit und ungern, indem ſie das Guarani bei weitem vorziehen.“ Wenn dieß ſchon in der Hauptſtadt Corrientes der Fall iſt, ſo muß auf dem Lande vollends das Guarani ganz herrſchend ſeyn. Dieſelbe Bemerkung macht Hr. Robertſon bei ſeinem Eintritt in Paraguay, wo er bei einem Manne mit ganz ſpaniſchem Namen, Leonardo Vera, der ihn gaſtfreundlich aufnahm, ganz dasſelbe trifft. Der Mann ſprach gebrochen ſpaniſch, die Familie aber faſt gar nicht, und zwar nicht

aus Abneigung, denn sie schämten sich desselben, als eines Mangels an Bildung.

Rengger gibt uns in seinem Nachlaß einigen Aufschluß über die verschiedenen Arten — man kann nicht sagen Dialekte — der Guaranisprache. Zu St. Joaquim, nahe bei den Montes de Taruma, unter 25° s. B. traf er auf einige Guaranis, mit denen er sich in ein Gespräch einlassen wollte: „als ich," sagt er, „in Guarani zu ihnen sprach, verstanden sie mich wohl, aber ich konnte ihre Antworten nicht verstehen, und merkte bald, daß sie das alte, reine Guarani sprachen, das sich unter ihnen noch ohne Mischung erhalten hat." An einer andern Stelle bemerkt er: „die Sprache der waldbewohnenden Guaranis ist schon verschieden von der Mundart der Indianer in den Missionen, und diese letztere hinwieder von der in Paraguay sonst üblichen Guaranisprache. Selten findet man Jemand, der die erste versteht, die zweite ist schon gemischt mit kastilianischen Wörtern, und gibt vielen Ausdrücken eine andere Bedeutung, als der alte, unvermischte Guaranidialekt der Montesos."

Trotz dieses Unterschieds ist eine früher oder später eintretende Vereinigung von Corrientes und Paraguay mit den Guaranistämmen bis tief in Matto Grosso hinein, und ostwärts in die Missionen und nach der Banda Oriental hin höchst wahrscheinlich. Die dortigen Creolen und die mit ihnen verbündeten Indianer sind zwar nicht so zeitungswüthig, wie die Nordamerikaner, und man wird daher schwerlich so schnell Guaranizeitungen sehen, als tscherokesische, allein das Volk selbst wird wohl mehr und mehr in eines zusammenschmelzen, und was von spanischen Städten noch da ist, wird als Centralpunkt dienen, daß das Land nie mehr ganz in Rohheit versinkt. Die Guaranisprache aber wird diesen großen Erdstrich entschieden von Buenos-Ayres und den spanisch redenden Gauchos trennen und mehr und mehr selbst Regierungssprache werden. Es hat allen Anschein, daß dort der erste Staat Amerika's mit Indianersprache sich bilden wird.

Blas El Guerillero.

(Fortsetzung.)

Unser Eintritt in das Königreich Valencia und unser Uebergang von dort nach Murcia war so unerwartet, daß wir zwei große Convois angreifen und ihre reiche Ladung zum größern Theil uns zueignen konnten. Zwar erlitten auch wir einigen Verlust, indem namentlich Rodriguez, mein Mitbefehlshaber, in dem einen seinen Tod fand, doch gelang es mir, durch einen geschickt ausgeführten Handstreich mehrerer Depeschen des Gouverneurs von Granada habhaft zu werden, und als einige Catalonier es sich in den Kopf setzten, wieder die Stelle des Anführers zu theilen, fiel es mir nicht schwer, sie den Franzosen in die Hände zu spielen, und am andern Morgen fanden wir die armen Schelme am Wege hängend. Ich war übrigens gern bereit, ihr unglückliches Schicksal zu beklagen und bei nächster Gelegenheit zu rächen, indem ich zwei französische Commissäre, die wir in Santa Fé ergriffen, so am Thore der Stadt aufhängen ließ, daß das Thor an den Angeln ein wenig ausgeschnitten und ihre Köpfe hindurch gezwängt wurden. In dem öffentlichen Anschlag, den ich an der Außenseite des Thores mit Kreide anschrieb, nannte ich mich den General-Rattenfänger Sr. Majestät Ferdinands VII, und lange Zeit war ich später unter dem Namen El Ratonero bekannt und gefürchtet.

Doch jetzt, wo ich alleiniger Herr meiner Quadrilla war, regte sich stärker als je das Verlangen, abzurechnen mit denen, die mein früheres Mißgeschick verschuldet. Und der Erste, den ich zur Rechenschaft ziehen wollte und mußte, war Don Benito Quisquilla.

Briefe, die ich am Leichnam meines unglücklichen Sohnes gefunden, hatten mich belehrt, daß Benito ihn von der Tia Dorotea entführt und erziehen lassen und alle meine Briefe und Nachfragen unterschlagen und vergeblich gemacht hatte. Als Fernando herangewachsen, hatte er ihn auf die Universität geschickt, und als beim ausbrechenden Kampfe gegen Frankreich der feurige Geist meines Knaben Theil nehmen wollte am allgemeinen Aufstande des Landes, hatte er ihm anfangs dringend abgerathen, doch endlich einwilligen müssen, um nicht in den Verdacht eines Afrancesado's zu kommen. Um ihn am sichersten gegen Gefahr zu machen, hatte er ihm eine Officierstelle bei der Cavallerie verschafft, und schon war sein Name mehreremale mit Auszeichnung genannt worden, als meine Hand seinem glorreichen Leben ein allzufrühes Ziel setzte.

Rache zu nehmen dafür, daß er den Sohn dem Vater verläugnet hatte, wandte ich mich also jetzt nach M. Meine Leute ließ ich im Walde, zwei derselben verweilten als Bauern verkleidet in der Venta von Zaframagon, während ich mit einem treuen Diener mich auf den Weg in die Stadt machte. Am Eingange derselben übergab ich meinem Begleiter mein Pferd, und schritt in meinen alten Mantel gehüllt zu Fuß zu der ersten Posada der Stadt.

Der Kamin war ziemlich umringt, doch meistens waren es ältere Männer, da die jüngern dem Rufe zu den Waffen gefolgt waren. Ich nannte mich einen Fremden, und fragte nach manchen andern Gesprächen, ob Don Benito Quisquilla noch immer den Ort bewohne, und als man dieß bejahte, endlich auch nach seinem Enkel Fernando Maldonado.

„Der ist todt!" fing ein alter Mann an, in welchem ich den Ausrufer der Stadt erkannte. „Ruhmvoll gefallen auf dem Schlachtfelde im Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes!"

„Wie?" rief ich verwundert, „hat er nicht mit seinem Vater bei den Franzosen gedient?"

„Mit seinem Vater?" schrien ein Dutzend Stimmen durch einander. „Hat der Niederträchtige sich sogar den Feinden seines Landes verkauft? Nein, Fernando fiel im Kampfe gegen die Unterdrücker unsers Landes in der unglücklichen Schlacht bei Tudela. Doch, wie wißt Ihr, Tio, daß sein Vater bei den Franzosen focht?"

„Ich habe die Nachricht von guter Hand," entgegnete ich, „und bin nur hierher gekommen, um mit Don Benito wegen Blas zu ſprechen."

„Geht nicht zu dem alten Manne," rief hier der Ausrufer der Stadt, „wenn Ihr ihm nicht ſagen könnt, daß den ſchändlichen Blas der Teufel geholt . . ."

Ich ſtand auf und ging zitternd vor Wuth hinaus. Ein fürchterlicher Zorn bemächtigte ſich meiner gegen den Feind meines Lebens, den Einzigen, der all mein Glück im Keime erſtickt und mich endlich zum Mörder meines Sohnes gemacht hatte. In dieſem Zuſtande kam ich an das Haus Benito's, und als man mir die Thür geöffnet, rief eine Magd von der obern Galerie herab, Don Benito ſey in einem der Zimmer im Patio. *)

Kaum erkannte ich in der gebeugten, verwitterten Geſtalt den einſt kräftigen, ſtattlichen Mann wieder. Eingehüllt in einem grauwollenen Schlafrock, Pantoffeln an den Füßen, eine ſchwarze Monteramütze auf dem Kopfe, machte er keinen Verſuch, ſich aus ſeiner silla poltrona (Lehnſtuhl) zu erheben, ſondern bat mich, nur näher zu kommen, und mein Geſchäft zu nennen, das mich zu ihm führe.

Ein ſeltſames Gefühl des Mitleids ergriff mich bei dieſem Anblick, und ſchon wollte ich mich zurückziehen, als er, mich durch ſeine Brille ſchärfer betrachtend, plötzlich wie verjüngt aufſprang, und mit den Worten: „Wie? — Iſt es möglich? — Mein Fernando!" mir entgegentrat. — „Doch nein," ſetzte er hinzu; „er blühte in voller Jugend, und Ihr ſcheint manchen Sturm des Lebens erfahren zu haben. — Doch dieſe Geſtalt, dieſe Züge! Ich bitte Euch! ſprecht! wer ſeyd Ihr?"

Dieſe heftige Bewegung des alten Mannes rührte mich ſeltſam, und ſchon wollte ich mich zu ſeinen Füßen niederwerfen, als er fortfuhr: „Doch der Elende, Verworfene, der ihm das Leben gab, hatte er nicht dieſelbe . . . . Entſchuldigt dieſe Aufregung! Ihr habt eine Saite berührt . . ."

„Wohl elend!" rief ich aus, ihn unterbrechend. „Ihr wißt alſo das unglückliche Schickſal des elenden Blas? Dann iſt mein Geſchäft ſchon halb gethan."

„Sein Schickſal? Nein! Hat ihn endlich die Strafe ſeiner Verbrechen, ſeines Verraths am Vaterlande getroffen? Iſt ihm der Galgen geworden, der ihm gebührte?"

„Nein! nein! noch lebt er. Doch elend, wie Ihr ſagt; durch Euch iſt er zum Mörder ſeines Sohnes geworden."

„Jeſus! Hijo de Dios!" ſchrie der alte Mann auf. „Und Ihr . . .? Ihr ſeyd . . ."

„Mein Mantel war mir durch den wüthenden Zorn entfallen, in den mich des alten, rachgierigen Mannes Worte verſetzt hatten. „Ich bin es ſelbſt!" rief ich. „Dieſe Hand, die am Altare vor allen Heiligen des Himmels Eurer Tochter gegeben wurde, ſtieß durch Eure verfluchten Ränke den Dolch in meines Sohnes Bruſt."

„Ungeheuer!" ſchrie Benito in wahnſinniger Wuth. „Verflucht, verdammt für alle Ewigkeit! Dir werde zum Fluch..."

„Mein Zorn ließ ihn nicht reden. Wir waren dicht an einander gekommen. Meine Hand faßte ſeine Gurgel, um den Fluch zu erſticken, den die Zunge begonnen. Gewiß nichts mehr als das — denn mein Meſſer ſtack im Gürtel — da erfaßte der thörichte, alte Mann mich beim Kragen und ſchrie nach Hülfe. Es war der letzte Ton, der ſeinen Lippen entſchlüpfte — er fiel todt zu meinen Füßen."

(Fortſetzung folgt.)

*) Hofraum, der in Spanien häufig mit Bäumen beſetzt wird, um Kühlung und Schatten zu erhalten.

Schulen in Bengalen und Behar.

Das Asiatic Journal vom November 1838 theilt im Auszug einen Bericht über die Schulen in einigen Diſtricten von Bengalen und Behar mit, woraus wir nachſtehende Angaben entlehnen: Im Diſtricte Midnapur ſind 584 Bengali-Schulen, 182 Uria-, 48 perſiſche und eine engliſche Schule. Jede Schule hat nur einen Lehrer, und die Einnahmen der Lehrer wechſeln von 1 bis 7 oder 8 Rupien monatlich; die Geſammtzahl der Schüler iſt 10,129, wovon 9819 Hindus und 510 Moslems ſind. In der engliſchen Schule, welche durch freiwillige Beiträge von Europäern und Eingebornen unterhalten wird, lehrt man engliſch und Bengali, der Lehrer erhält monatlich 50 Rupien, und außerdem zahlt jeder Schüler monatlich eine Rupie. Die Zahl der Schüler iſt 42, wovon 34 Hindus, 6 Chriſten und 2 Mohammedaner ſind. In einer der höchſten Claſſen werden chriſtliche Bücher geleſen, es ſteht aber den Schülern frei, ob ſie ſolche beſuchen wollen oder nicht.

In der Stadt und im Diſtrict von Murſchedabad finden ſich bereits gelehrte Schulen, aber die Zahl der Schüler iſt viel minder bedeutend — neben 62 Bengali-Schulen finden ſich 24 Sanſkrit-Schulen, und neben 17 perſiſchen 2 arabiſche und 2 Hindi-Schulen. — Im Diſtrict Birbum ſind 107 Bengali-, 5 Hindi-, 56 Sanſkrit-, 71 perſiſche und 2 arabiſche Schulen; im Diſtrict Burdwan 629 Bengali-, 190 Sanſkrit-, 93 perſiſche, 8 arabiſche, 3 engliſche, 4 Mädchen- und eine Kleinkinder-Schule. Die Geſammtzahl der Schulen im Diſtrict Südbehar iſt 606, nämlich 286 Hindi-, 27 Sanſkrit-, 279 perſiſche, 12 arabiſche und eine engliſche Schule. Die ſteigende Zahl von perſiſchen Schulen iſt ein Umſtand, welcher Aufmerkſamkeit verdient.

Ohne uns länger bei Zahlen aufzuhalten, wollen wir noch einige allgemeine Bemerkungen aus dem Berichte nachtragen. Schulunterricht fängt an ſich unter den niederſten Claſſen auszubreiten, ſelbſt die Mali, Tſchandal, Kahar und andere geringere Kaſten lernen Leſen, Schreiben und Rechnen. Der Unterricht in der Mutterſprache iſt in Bengalen weiter ausgebreitet als in Behar, indem das Monopol, welches die Kayaſtah oder Schreiberkaſte früher in Bengalen genoß, ſchon ſehr bedeutend erſchüttert iſt. Moslemitiſche Lehrer haben ſowohl Hindu- als moslemitiſche Schüler, und beide, ſo wie die verſchiedenen Kaſten der erſtern, verſammeln ſich in demſelben Schulhaus, erhalten denſelben Unterricht, und vereinigen ſich in ihren Spielen und Zeitvertreiben. Anders iſt dieß in Tirhut, wo die beiden Abtheilungen der Bevölkerung auf einem minder guten Fuße ſtehen.

Der Bericht geht dann weitläufig ins Detail über Sanſkrit-, über perſiſche und arabiſche Schulen ein, ſo wie auf die Studiengegenſtände in denſelben, die Zahl der Lehrer und Schüler u. ſ. w.; die meiſten

*) Sprache der Einwohner von Oriſſa, welche dem Sanſkrit noch näher ſteht, als Bengali.

beſchäftigen ſich nur mit Grammatik, Rechtskunde, Logik und Aſtrologie; Literatur, Philoſophie und ſelbſt Mythologie ſind größtentheils vernachläſſigt. In ſeinen allgemeinen Bemerkungen hebt der Berichterſtatter heraus, daß er zwiſchen denjenigen Schulen, worin die vom Sanſkrit abſtammenden Landesſprachen gelehrt werden, und den Sanſkritſchulen durchaus keine Verbindung wahrgenommen habe. Die jetzigen Landesſprachen gelten nicht als Vorbereitung für das Sanſkrit, noch dieſes letztere als Vervollſtändigung des Studiums der erſtern. Beide Arten von Schulen ſind verſchiedene Anſtalten für verſchiedene Claſſen der Geſellſchaft, die einen für den Handel und Ackerbau treibenden Theil des Volkes, die andern für die religiöſen und gelehrten Claſſen. Sanſkritgelehrſamkeit ſteht bis zu einem gewiſſen Grad allen Claſſen der Geſellſchaft offen, welche Neigung zeigen und die gehörigen Mittel zu dem Studium haben: Grammatik, poetiſche und dramatiſche Literatur, Rhetorik, Aſtrologie und Arzneikunde kennen auch die untern Kaſten ſtudiren; aber Rechtskunde, die Schriften der ſechs philoſophiſchen Schulen und die heiligen mythologiſchen Gedichte ſind das beſondere Erbtheil der Braminenkaſte. Dieß iſt der in den geſetzlichen und religiöſen Einrichtungen der Hindus begründete Unterſchied, aber praktiſch monopoliſiren die Braminen nicht nur einen Theil, ſondern faſt das Ganze der Sanſkritgelehrſamkeit. In den beiden Diſtricten von Behar gehören Lehrer und Schüler ohne eine einzige Ausnahme dieſer Kaſte an, und die Ausnahmen in den Diſtricten von Bengalen ſind höchſt unbedeutend. In Murſchedabad ſind ſämmtliche Lehrer Braminen, in Birbum gehört von 55 Lehrern ein einziger der Kaſte der Aerzte an, und in Burdwan von 190 nur vier. Ueber die von den Miſſionären und andern Perſonen errichteten Schulen für den Unterricht der engliſchen Sprache bemerkt der Berichterſtatter, daß man äußerſt vorſichtig den Unterricht auf allgemeine Gegenſtände beſchränken und ſich aller Verſuche zu religiöſen Bekehrungen enthalten müſſe, da die bloße Furcht vor ſolchen Verſuchen ſchon in mehr als einem Fall den Schulen beinahe ein Ende gemacht hätte.

Nachrichten über das Cap.

Die Times vom 18 Januar bringen neue Nachrichten über die Auswanderung der Boers, welche die Beſorgniß der dortigen Regierung zeigen, es möchte ſich in Port Natal eine von England unabhängige Colonie feſtſetzen. Die Colonialregierung verbot, den ausgewanderten Boers Unterſtützung zukommen zu laſſen. Die Zufuhr von Kleidern, Lebensmitteln u. dgl. wäre den Ausgewanderten um ſo erwünſchter gekommen, als ſie einen großen Theil ihres Viehes durch ausgebrochene Krankheiten verloren hatten. Der eigentliche, aber wohl nicht ausgeſprochene Zweck des Verbots der Unterſtützung ſcheint darin zu liegen, daß die Ausgewanderten kein Pulver und Blei erhalten ſollten. Indeß ſoll die Regierung entſchloſſen ſeyn, von Port Natal ſelbſt Beſitz zu nehmen und ein Fort daſelbſt zu errichten, womit ſie freilich mit ſich ſelbſt in Widerſpruch kommt, indem ſie den Boers verbieten will, ſich dort niederzulaſſen, weil jenes Land den Eingebornen gehöre, es aber nicht verſchmäht, es für ſich in Beſitz zu nehmen. Uebrigens enthalten jene Nachrichten auch noch einen Aufſchluß über die Gründe der Auswanderung der Boers, wie man ſie früher nicht ſo vollſtändig gehabt hatte. Die Regierung hatte die Hottentotten und Baſtaarde, welche größtentheils von den Boers in einem Stande der Knechtſchaft gehalten wurden, für frei erklärt, und dieſe bildeten nun zum Theil räuberiſche Schaaren, die das Land durchzogen, und den Boers Vieh und Pferde ſtahlen, wobei es manchmal nicht ohne Mordthaten abging. Zu ihnen geſellten ſich die Fingos, welche bei den Kaffern (Amakoſas) ſich als Knechte befunden hatten und in Folge des letzten Kriegs frei wurden, aber da ſie eben ſo eigenthumslos wie die Hottentotten und Baſtaarde waren, gleich ihnen räuberiſch umherzogen. Auf die Vorſtellungen der Boers antwortete die Regierung, ſie ſollten ihre Heerden nur unter wohlbewaffneten Hirten weiden laſſen, verbot aber zugleich wie zum Spott durch die ſogenannte „Pulverproclamation“ den Verkauf von Munition aus Privatvorräthen, ſo daß die Boers waffenlos den Räubereien preisgegeben waren. Seit einiger Zeit nun ſoll die Colonialregierung die Boers zu Port Natal durch eine freundliche Proclamation zur Rückkehr eingeladen haben, mit dem Verſprechen, ſie in Zukunft zu ſchützen; die Proclamation that aber wenig Wirkung, denn obwohl die Auswanderer in ihren neuen Wohnſitzen noch ziemlich ſchlecht daran ſind, ſo halten ſie doch die Rückkehr in das Gebiet der Colonie für noch ſchlimmer. Die engliſche Colonialregierung hat ſich offenbar in einen Widerſpruch mit der altholländiſchen Hirten- und Ackerbaubevölkerung geſetzt, welche am Ende für ſie nur verderblich ausſchlagen kann.

Miscellen aus indiſchen Journalen.

Aufhören der Dürre. Die Delhi Gazette vom 5 September enthält hierüber Folgendes: „Die Jahreszeit iſt jetzt weit genug vorgeſchritten, daß wir mit ziemlicher Genauigkeit den wahrſcheinlichen Ertrag der nächſten Ernte voraus ſagen können. Die Nachrichten aus den benachbarten Diſtricten ſind verſchieden, doch behaupten ſie im Ganzen genommen ziemlich allgemein, daß der Regen ſehr günſtig geweſen ſey. Der Eintritt des Regens fand in verſchiedenen Diſtricten zu verſchiedener Zeit ſtatt, vom 15 Junius bis 6 Julius, und die Ernte iſt, je nach dem frühern oder ſpätern Eintritt des Regens, mehr oder minder vorgerückt.“ Nicht ſo glücklich lauten die Nachrichten aus einem großen Theile des Decean, wo nach dem Bombay Courier vom 3 October noch viele Diſtricte des Regens ganz entbehrten, ſo daß man kaum auf eine halbe Ernte würde zählen können.

Der Kautſchuk-Baum von Aſſam. Die Regierung hat einen officiellen Bericht über dieſen Baum von Dr. Griffith, der die Miſſion nach Bhutan begleitet hatte, bekannt gemacht. Die Wälder, in denen dieſer Baum (ficus elastica, bei den Aſſameſen Borgach, bei den Khaſias Ka-gi-ri genannt) ſich findet, ſind augenſcheinlich eine Fortſetzung des Tarai, und erſtrecken ſich ohne Unterbrechung auf der Nordſeite des Thales von Weſten bis an das Oſtende deſſelben. Die Breite wechſelt ſehr: da, wo Griffith die Wälder durchzog, mochten ſie 7 bis 8 engliſche Meilen breit ſeyn, und ſie tragen einen, den Strich am Fuße der Berge hin ausgenommen, entſchieden tropiſchen Charakter. Der Kautſchuk-Baum ragt über alle anderen hervor, und gehört überhaupt zu den größten Bäumen: einer der bedeutendſten hatte 74 Fuß im Umfange, die von ſeinen Zweigen bedeckte Fläche betrug 610 Fuß und ſeine Höhe gegen 100.

Cochenille in Indien. In einer Verſammlung der Agriculturgeſellſchaft zu Calcutta am 12 September v. J. wurde die Nachricht mitgetheilt, daß die ächte Cochenille, die grana fina, aus Bourbon in Indien eingeführt worden ſey.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 39.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

8 Februar 1839.

Die arabiſchen Schriftſteller über Indien.

Ein Herr Gildemeiſter hat vor kurzem ein kleines Buch unter dem Titel: Scriptorum Arabum de rebus indicis loci et opuscula, herausgegeben, und dabei viel, vielleicht etwas zu viel kritiſche Gelehrſamkeit entwickelt. Der Herausgeber gibt nach einer kleinen Vorrede über das, was früher ſchon von arabiſchen Schriftſtellern über Indien erſchienen, ein Capitel über die Art, wie die Araber zu ihrer Kenntniß von Indien gekommen, hierauf die Ueberſetzung einiger Bruchſtücke aus Maſudi, Ibn Haukal, Abulfeda und Kazwini, deren arabiſcher Text hinten angehängt iſt. Mit der gelehrten Behandlung und der arabiſchen Sprachkenntniß des Herausgebers haben wir es hier keineswegs zu thun, und ſind auch aus leicht begreiflichen Gründen weit entfernt, ſie in Zweifel zu ziehen oder kritiſiren zu wollen, halten uns aber für berechtigt, unſere Anſicht über den ethnographiſchen und geographiſchen Theil auszuſprechen, um ſo mehr, als der Verfaſſer das genannte Buch als ein „erſtes Heft" bezeichnet, und alſo noch weitere Mittheilungen aus dem leider noch allzu wenig benützten Reichthum der arabiſchen Literatur zu machen gedenkt.

Die Araber, die aus einem ziemlich rohen Zuſtande und aus ihrer Beſchränkung auf ihr Vaterland Arabien plötzlich auf den großen Schauplatz der Welt traten, und im Laufe eines Jahrhunderts alles Land von den Säulen des Hercules bis an die Gränze Indiens eroberten, rafften eine Menge Schätze des Wiſſens zuſammen, wußten ſie aber meiſt ſo wenig zu nützen, als der Räuber ſein zuſammengerafftes Gold. Bei vielem Wiſſensreichthum fehlt es ihnen gewöhnlich an Kritik, und ſo zu ſagen immer an einer freiern Weltanſicht. Darum können wir auch nur durch eine bedeutendere Maſſe arabiſcher Literatur zu einer gewiſſen allgemeinen Ueberſicht gelangen, nicht aber durch einzelne Bruchſtücke bekannterer Schriftſteller, und wir erfahren mehr und Wiſſenswertheres aus den gelegentlichen Bemerkungen eines Reiſenden, wie z. B. Ebn Batuta, als aus eigentlich geographiſchen Werken; ſo wird z. B. Niemand an den ſchlecht verdauten indiſchen Sagen, wie ſie Maſudi auftiſcht, einen Geſchmack finden, während Ebn Batuta's Nachrichten über die Araber in Indien, wie er ſie auf ſeiner berühmten Reiſe von Delhi aus, der ganzen Weſtküſte des Dekkan entlang, fand, vom höchſten Intereſſe ſind.

Einen zweiten Fehler, der freilich mit dem erſten zuſammenhing, hat der Herausgeber unſerer Anſicht nach darin begangen, daß er zwei unendlich verſchiedene Gegenſtände zugleich behandeln will, nämlich den Einbruch der Mohammedaner von Nordweſten her in Indien, und die Schifffahrt und Coloniſationen der Araber an der weſtlichen Küſte der Halbinſel, — eine Verbindung, welche durch den Islam nur neuen Schwung bekam, aber in den vorhergehenden Jahrhunderten eben ſo wohl beſtanden hatte. Hätte der Verfaſſer dieſe beiden ſo fremdartigen Gegenſtände mehr geſchieden, und namentlich den letztern, der allein rein arabiſch iſt, — denn die Einbrüche ins nordweſtliche Indien gehören im Grunde nur der perſiſchen Geſchichte an, vorzugsweiſe aufgegriffen, ſo würde er gefunden haben, daß ſich vor ihm ein neuer, kaum betretener Schauplatz aufthat, nämlich die Ausbreitung der arabiſchen Macht und des Islam in den indiſchen Meeren. Hiezu wäre das betreffende Bruchſtück der Reiſe Ebn Batuta's die intereſſanteſte Einleitung geweſen. Wir ſagen die Einleitung, denn ohne eine Kenntniß des Zuſtandes der Araber an der Küſte von Malabar läßt ſich ihre Stellung im indiſchen Ocean überhaupt nicht beurtheilen.

Die mitgetheilten Bruchſtücke aus den erwähnten Schriftſtellern ſind merkwürdig dürr und unfruchtbar, denn abſtracte und allgemeine Schilderungen waren nie ſonderlich Sache der Araber, und manchen einzelnen Angaben ſieht man es an, daß es in den Köpfen der Verfaſſer confus genug ausgeſehen haben mag. Zudem werden die bedeutendſten und wichtigſten Städte der Hindus übergangen, dagegen auch die kleinſte arabiſche Niederlaſſung ſorgfältig aufgezählt; kurz unſere Kenntniß von Indien wird auf ſolche Weiſe nicht erweitert, oder zum mindeſten nur in höchſt unbedeutenden Punkten. Es kann dem Verfaſſer bei Abfaſſung der Abhandlung über die Art wie die Araber zu ihrer Kenntniß von Indien kamen, — und dieſe Abhandlung iſt der bedeutendſte Theil des ganzen Werkchens — unmöglich entgangen ſeyn, daß er ſich, indem er die mohammedaniſche Eroberungsgeſchichte behandelt, auf ein Feld einläßt,

das ihn von seinem Zweck, die arabischen Schriftsteller über Hindostan zu behandeln, abzieht, und daß er auf die noch ziemlich pfadlose Bahn der Durchdringung mohammedanischen und indischen Lebens und Vermischung ihrer Sprachen geführt wird. Auch müßen wir bemerken, daß die Behandlung dieser Gegenstände in lateinischer Sprache auch den dieser Sprache hinreichend Kundigen anstößt. Die Aufmerksamkeit der Universitäten hat sich in neuerer Zeit auch mehr auf Länder- und Völkerkunde gerichtet, und es sind Schriften darüber von jungen Leuten erschienen, die sich den Doctorgrad erwerben wollten. Eine interessante Schrift dieser Art über die Fortschritte der Geographie in neuerer Zeit ist vor einigen Jahren von J. Ch. A. Haße in Leipzig erschienen, aber — lateinisch, und es kostete Mühe, aus den zum Theil ganz curios geformten lateinischen Namen die wirklichen herauszufindkn. Man höre doch einmal auf, für Dinge, wo es so gänzlich unpassend ist, sich der lateinischen Sprache zu bedienen.

Was nun vorzugsweise Hr. Gildemeister anbelangt, so wünschen wir von Herzen, daß seinem ersten Hefte bald einige andere folgen, und daß in diesen Bruchstücke aus Ebn Batuta gegeben werden möchten, noch immer das arabische Hauptwerk über Indien. Möchte er aber seine Richtung mehr und mehr von dem Nordwesten Indiens ab, und nach dem indischen Ocean wenden, wo die arabische Nation in verschiedenen Epochen so große Macht ausgeübt hat, so viele Colonien gründete, und auch in neuerer Zeit wieder anfängt, sich zu erheben. Sollte einst die englische Oberherrschaft in jenen Meeren wieder zum Wanken kommen, so wird schnell die arabische an ihre Stelle treten.

Blas El Guerillero.

(Fortsetzung.)

Während meines Aufenthaltes in meiner Geburtsgegend lernte ich einen jungen Mann kennen, Alonzo Bazan, den Häuptling einer andern Guerilla. Der gemeinsame Vortheil brachte uns zu einander, indem bei größern Unternehmungen wir unsere Banden vereinigten. Alonzo hatte eine Schwester, meine jetzige Frau. Anfangs wurde ich keineswegs von ihr angezogen. Nur ihre sichtliche Vorliebe für einen jungen, wohlhabenden Mann, Beltran Galindiz, der auf die Anregung ihres Bruders seine Verwandten und Anhanger zu einer Guerilla zusammengebracht hatte, und das innige Einverständniß der beiden jungen Leute, die meine Dazwischenkunft und spätere Aufmerksamkeiten für Engracia mit völliger Gleichgültigkeit aufnahmen, brachte mich auf den Gedanken, das Mädchen von ihrem Geliebten zu trennen. Einige Umstände halfen mir fast wider meinen Willen dazu. Es schien der Fluch meines Sohnes in Erfüllung gehen zu wollen.

Ich hatte das Glück, Alonzo, der als Spion aufgefangen worden, und in Utrera hingerichtet werden sollte, auf dem Wege dahin zu befreien, und seit dieser Zeit war er mir blind ergeben. Doch dieses neue kühne Unternehmen hatte die Augen meiner Feinde so sehr auf mich gezogen, daß ein Preis ausgesetzt wurde für den, der Blas el Ratonero todt oder lebend ihnen überliefern würde. Anfangs achtete ich es nicht, und da seit jenes Handstreiches Alonzo mir die Rechte Beltrans auf seine Schwester gegeben, auch manche andere hübsche Augen nicht mit dem Ausdruck des Hasses auf mir ruhten, war ich zufriedener als je.

Da erscheint Alonzo plötzlich in meinem Lager bei Ubrique, und macht mir den Antrag, Ronda, dessen Garnison fast gänzlich zur Belagerung von Cadiz gezogen worden, mit unsern vereinigten Banden zu besetzen. Ich willige ein, und erwarte nur noch genauere Nachricht von Alonzo, um mit ihm gemeinschaftlich zu handeln. Aber drei Tage vergehen, ohne daß mir eine Botschaft zukommt. Endlich erhalte ich einen Brief, der mir sagt, Alonzo liege am Fieber darnieder, doch werde er mir unter seinem Bruder Melchior seine Guerilla zuschicken, und Beltran mich am dritten Tage darauf bei El Burgo treffen.

Schnell hatte ich meine Leute zusammengezogen und gegen Abend erreichten wir Grazalema, wo ich mich bei einem meiner Bekannten einquartiere und dann die nöthigen Posten außerhalb der Stadt aufstelle. Als ich wieder in mein Quartier komme, finde ich einen Brief an mich folgenden Inhalts:

„Blas Maldonado!"

„In deiner Bande sind Verräther. Sorge, daß du aus Grazalema fortkommst, und besonders sey gegen Pepe el Alamin auf deiner Hut. Handle mit deiner gewohnten Umsicht und Entschlossenheit, und du kannst der Falle entgehen, die dir gelegt ist; doch verachte nicht den Rath eines Weibes, das mit aller Treue und Ergebenheit über dich wacht, welche nur in dem Herzen einer Frau zu finden sind."

Diese Zeilen setzten mich in nicht geringe Verwunderung und Unruhe, da ich erstens die Schreiberin nicht errathen konnte, und gerade Pepe, den man mir hier verdächtig machte, durch alle Bande der Dankbarkeit und Freundschaft mir verbunden war. Doch faßte ich mich schnell, und wählte einen Plan, der mir wenigstens diejenigen nennen mußte, welche treulos gegen mich waren. Ich rief Jacobo, meinen Lieutenant, sagte ihm, ich müsse selbst und insgeheim nach El Burgo, er solle mich deßhalb krank nennen und die laufenden Geschäfte selbst abthun; doch wenn ich länger als 48 Stunden ausbliebe, möchte er die versiegelte Ordre öffnen, die ich ihm übergab, und die nur die Worte enthielt: „Hänge Pepe und rette dich eilig nach Zahara." Dann rief ich Pepe und benachrichtigte ihn, daß wichtige Nachrichten mich nach Gaucin zu Alonzo und Beltran riefen. Er war erstaunt und suchte mich vergeblich zurückzuhalten, da, wie er meinte, meine Gegenwart besonders wichtig sey und nachtheilige Folgen haben könne. Ich beruhigte ihn darüber, bestieg ein schnellfüßiges, sicheres Maulthier, und war ihm bald aus dem Gesichte. Dann änderte ich meinen Lauf und zwang mein Thier einen steilen Gebirgsweg nach Montejaque hinauf, wo ich mir Bart und Augenbrauen abnehmen ließ und mich in das Gewand eines Hirten hüllte.

So entstellt stieg ich einen rauhen Fußpfad herab bis zum Guadiaro, überschritt diesen Fluß etwas über der Cueva del Gato (Katzenhöhle), und kam nach einem langen Umwege bei

den französischen Vorposten an, von wo ich, nach manchem Aufenthalt, endlich bis zum Gouverneur gelangte, dem, wie ich vorgab, ich wichtige Eröffnungen zu machen hatte. Und hier vernahm ich denn, daß Beltran schon vor mir da gewesen und noch im Schlosse sey, und daß man in dieser selben Nacht mich in Grazalema zu fangen gedenke. Zu meinem Glück war der Gouverneur ein einfältiger Geck, der sich auf seine physiognomischen Talente viel einbildete — denn sein Unterbefehlshaber hatte mich fast nach meinem wahren Werthe durchschaut. So, indem ich die schwache Seite des Befehlshabers lobte und seine enormen Kenntnisse pries, gelang es mir, Beltrans Anzeige als Lüge darzustellen,— besonders, da während meines Verhörs die Kunde einlief, daß, wie ich ausgesagt, Blas nicht in Grazalema gefunden worden,— und sie zu einem Anschlag mit mir zu vermögen, wodurch ich ihnen meine Person oder Beltrans Ohren zu liefern versprach.

Sobald ich Ronda verlassen und in Gaucin, wo ich seltsamerweise Melchior und Beltran, und zwar sichtbar verlegen über meine unerwartete Ankunft fand, das Nöthige verabredet hatte, eilte ich nach Grazalema, um zu erfahren, in wie weit Pepe und wer von meinen Leuten in den Verrath gegen mich verwickelt sey — denn sie durften das Gefecht mit den Franzosen nicht überleben. Pepe gestand mir unverhohlen, daß Eifersucht ihn dazu gebracht, — denn seine Frau, Paca, obgleich dunkelfarbig wie eine Zigeunerin, war schön und schlank gebaut, unbezähmbar in ihren Leidenschaften, und paßte durchaus nicht zu dem tölpelhaften, bornirten Wesen ihres Mannes. Jetzt sah ich ein, daß nur sie den geheimnißvollen Brief geschrieben haben konnte. Doch versicherte ich dem armen Pepe, daß er von mir nichts zu fürchten habe, und verlangte und erhielt die Namen Aller, die außer ihm noch gegen mich sich erhoben hatten. Auch hatte er später wirklich nichts mehr von mir zu befürchten, da Beltrans Geschick mich bald der schönen Engracia näher brachte. Denn als der verhängnißvolle Morgen anbrach, wo wir den Franzosen entgegengingen, stürzte ich mich auf Beltran, den ich in meiner Nähe zu halten gewußt hatte, schnitt ihm die Ohren ab — ich hatte sie ja dem französischen Gouverneur versprochen — und stürzte ihn vom Felsen von Grazalema herab.

Meiner Verbindung mit Engracia stand jetzt nichts mehr im Wege; mehrere von unsern und Alonzo's Leuten bezeugten seinen Tod im Kampfe jenes Tages; Paca war, durch meine Vernachlässigung erbittert, auf und davon gegangen; auch Melchior, der stets einer Verbindung zwischen mir und seiner Schwester entgegen gewesen, war an jenem Tage gefallen, und Alonzo hatte sich von seinem Fieber nicht wieder erholt. Sie stand allein, und doch widerstand sie mehrere Jahre, ehe sie meiner Werbung Gehör gab.

Unterdessen hatten sich die Ereignisse schnell gefolgt. Ferdinand VII hatte die Constitution angenommen und verworfen, wie man ein Kleid probirt; ich hatte mich der Regierung genahert und eine angemessene Beschäftigung erhalten; die neue Aechtung der Constitution zog auch den Verlust meines Amtes nach sich, und ich sammelte noch einmal eine Guerilla um mich, doch jetzt nicht mehr gegen fremde Eindringlinge. Meine Frau und mein Kind, denn Engracia war mein Weib geworden, nachdem ich ihr feierlich nochmals versichert hatte, daß Beltran todt sey, brachte ich in der kleinen, festen Stadt Cañete la Real in Sicherheit; ich selbst durchschweifte die Umgegend nach Beute.

(Schluß folgt.)

Die Reste der alten Atlantis, oder geologische Bemerkungen über die Azoren und Canarien.

Graf Vargas de Bedemar, Kammerherr des Königs von Dänemark und Director des königlichen Museums in Kopenhagen, dessen Lieblingsidee zu seyn scheint, die Reste der jenseits der Säulen des Hercules untergegangenen oder geträumten Atlantis aufzusuchen, und der sich deßhalb zwei ganzer Jahre auf den azorischen Inseln und Madeira aufgehalten, so wie später und zuletzt auf den canarischen Inseln, hat ein Resumé seiner geologischen Beobachtungen auf Madeira, Porto Santo und den Azoren in portugiesischer Sprache in klein 8. auf 12 Seiten drucken lassen, von welchem wir hier abermals ein Resumé geben, so daß der Leser gleich von vorn weg nicht zu befürchten braucht, da selbst Herr Graf Vargas sich in seinen geologischen Observationen der spartanischen Kürze bedient, durch unnöthige Worte gelangweilt zu werden.

Die beiden merkwürdigen Inselgruppen zwischen den beiden Hemisphären, merkwürdig sowohl durch ihre Erzeugnisse, als durch ihre vulcanischen Phänomene (sagt Graf Vargas), sind, mit Ausnahme der Inseln Madeira, Porto Santo und S. Miguel, welche geognostisch von Hrn. Mouzinho de Albuquerque und einigen flüchtig durchreisenden Engländern beschrieben, noch nie wissenschaftlich untersucht worden, weder in Hinsicht ihres Zusammenhangs unter sich und mit den canarischen Inseln, noch mit dem europäischen Festlande. Die Untersuchung dieses Zusammenhangs bietet jedoch wunderbare Analogien, und vorzüglich in Hinsicht der Lösung des Problems, ob vor unserer Geschichtsperiode zwischen Europa und Amerika ein Continent oder große Insel existirte, oder ob die Inseln, die man gegenwärtig zwischen beiden Hemisphären findet, aus dem Meer erstiegen. Das Dunkel, was zeither über diese Inseln verbreitet war, das Fabelhafte und Wunderbare, was man sich von den Inseln erzählte, die zum Theil nur sehr schwer zugänglich sind wegen Mangel an Communicationen, erschwerten stets die nähern Untersuchungen ihrer Geschichte und Beschaffenheit, so daß selbst sie lange Zeit hindurch die Einbildungskraft der Gelehrten gefangen genommen. Diese Illusionen, wie sie der Herr Graf nennt, sollen nun, wie er versichert, durch seine Untersuchungen gänzlich verschwunden seyn. Die Reiterstatue, von der gesagt wird, daß sie auf der Insel Corvo existirte und deren Hand nach Amerika hinwies, erklärt er als bloße Chimäre. *) Er zeigt die Unwahrheit der Existenz von acht Inseln in dem See des Kraters des erloschenen Vulcans dieser Insel, welche allegorisch die ganzen azorischen Inseln vorstellen sollten; er läugnet, daß man je auf der Insel Flores ein Gefäß mit carthaginensischen und cyrenischen Münzen an der Küste gefunden; er beweist, daß die Tiefe

*) Einer der ersten portugiesischen Geschichtsforscher hat vor kurzem in einer Zeitschrift, die in Porto herauskommt, den Irrthum des Herrn Grafen in Hinsicht der Statue dargethan, und durch Documente bewiesen, daß sie wirklich existirt hat.

des Kraters auf der Insel Fayal nicht in einem Niveau mit der Meeresfläche liegt; er erklärt es für falsch, daß auf der Insel S. Miguel eine Grotte sich befinde, worin man Fragmente von Inscriptionen gefunden; daß man auf der Insel S. Maria kein primitives Gestein finde, sondern lauter basaltisches, wie auf Madeira; und sagt endlich, daß der große antediluvianische Knochen auf jener Insel nichts Anderes als ein Wallfischknochen sey.

Nach dieser Einleitung verspricht der Reisende eine ausführliche Beschreibung der Inseln, und macht durch Folgendes nur auf die Hauptgegenstände aufmerksam, welche bei diesen Inseln so charakteristisch sind.

Zuerst also Madeira und Porto Santo. Von diesen sagt er, daß sie ehemals nur Eine Insel bildeten, und daß sie durch den Untergang und Versinken eines ausgebreiteten Strich Landes ins Meer getrennt wurden, wovon folgende Beweise: Reste untergegangener Pflanzen, die sich an den beiden einander überstehenden Küsten finden, fortsetzende Schichten homogener Gebirgsbildungen, Identität der Kalkbasen, so wie der Muscheln, Symmetrie in den Modificationen der Basaltschichten, constant und regelmäßig, durchschnitten mit senkrechten Basaltgängen und Trums. Auf Madeira, so wie auf Porto Santo existiren keine Lavaströme, auch keine deutlich ausgesprochenen Krater von Vulcanen, wenn man nicht den Hügel von S. Antonio da Serro und andere, die Mr. Bowdich anführt, als solche betrachten wolle. Basalte, basaltische Conglomerate, vulcanische Tuffe u. s. w. sind die Hauptbestandtheile der Felsenmassen dieser beiden Inseln. Der Kalkstein der Insel Porto Santo, der in weichern Schichten nach der Oberfläche übergeht, scheint dann auf Madeira den Uebergang zu der tertiären Kalkbildung zu machen, die mit ihren Muscheln und Resten alter Vegetation zum festen Gestein wurden. Denselben Kalkstein findet man auch auf der nördlichen Seite der Insel bei S. Vicente, wo er an den Basalt sich anlehnt. Dieser Kalkstein, sagt Graf Vargas, ist folglich gleichzeitiger Entstehung mit dem Basalt, und gehört dieser Formation eigenthümlich an, so daß das fossile Kohlenlager, welches man an dem Bache von S. Jorge (Insel Madeira) auf der Nordseite der Insel findet, in dieselbe eingelagert scheint. (Das folglich — oder das ergo scheint nicht so recht klar daraus hervorzugehen.) In Hinsicht der Metalle sind Madeira und Porto Santo sehr arm. Die Bleierze, welche man an der Praia Formosa entdeckt haben will, wollen jetzt nicht mehr zum Vorschein kommen; einige schöne Stufen von Eisenglimmer bei Funchal, so wie kohlensaures Kupfer, welches man hin und wieder in der dominirenden Gebirgsbildung gefunden, sind sehr selten.

S. Miguel. Auf dieser Insel zieht sich die Basaltbildung längs der nördlichen Küste, und zwar in Säulen. Die neuern Laven der südlichen Küste sind basaltisch, und diese nach der Ribeira Grande zu trachytischer Natur ohne sichtbare Uebergänge von einer Felsart zur andern. Die Insel ist voller Spuren moderner vulcanischer Eruptionen. Zwei große Vulcane mit ihren ungeheuren Kratern zeigen sich auf den beiden Extremitäten der Insel, östlich und westlich, eine Reihe von Kegelbergen mit ihren Schlünden, die noch sichtbar, aber theilweise verschüttet sind, zieht sich von Nordwest nach Südost mit Ramificationen zur Seite. Alle angränzenden Gegenden bestehen aus Lavaströmen, die, einer über den andern gelagert, mehr und weniger dicht, mehr und weniger trachytisch, schlackenförmig, stalaktitisch, überhaupt mit allen Modificationen, welche von der Langsamkeit der Bewegung zeugen, als sie noch in flüssigem Zustande waren, und den Zwischenräumen ihrer Erkaltung. — Der District oder das Terrain zwischen den beiden Erhebungen ist ein tiefes Thal, angebaut und mit den anmuthigsten Quintas besäet, worin die köstlichsten Orangen gedeihen, der Haupthandelsartikel und Reichthum dieser Insel. — Die beiden Spitzberge, der das Furnas östlich und der der Sete-Cidades westlich, stellen noch eines der merkwürdigsten Phänomene in der Geschichte der Vulcane dar, und geben einen deutlichen Begriff von dem Ursprunge dieser cirkelförmigen Mauern, welche die Ränder der Krater umgeben. Der Krater von Sete-Cidades ist von drei Reihen von Mauern umgeben, die in Zwischenräumen durch concentrische Mauern unterbrochen sind (?). Der innerste Mauercirkel schließt in zwei Abtheilungen den See ein. Die Furnas östlich stellen nur zwei Ordnungen von Mauern auf, außer diesen aber innerhalb des Bezirks der Mauern des alten Kraters viele kleine Vulcane. In einer dieser Seitenvertiefungen entspringen die so berühmten Gewässer, der Caldas das Furnas genannt, deren größte Quelle von kieselhaltig geschichteten Stalagmiten umgeben ist.

Die Insel Santa Maria, südlich von S. Miguel, die bisher der Einbildungskraft der Geologen so viel zu schaffen gemacht, da sie Urgebirge enthalten sollte, tritt durch den Herrn Grafen als modernern Ursprungs hervor, indem er sie als ein Bruchstück der Insel Madeira bezeichnet, und zwar aus dem Grunde, weil sie die nämlichen Schichtungen basaltischer Bildungen zeigt, so wie das analoge Vorkommen aller andern genannten Gebirgsbildungen. Einzig bemerkungswerth und unterschiedlich von den andern ist das große Thonlager, welches beinahe die ganze westliche Seite der Insel einnimmt. Es findet sich auf ihr kein Anzeichen von Lava oder eines Kraters. Eine Hügelreihe basaltischer Bildung mit Pyrorene zieht sich von Nordwest nach Südost, und gibt ihr einen pittoresken Anstrich durch das Grün der Wälder. Diese Insel ist folglich eine Fortsetzung des östlichen Theils der Insel S. Miguel.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus indischen Journalen.

Uneinigkeit zwischen Hindus und Mohammedanern. Es ist ein auffallender Umstand, daß die Feindseligkeiten zwischen Hindus und Mohammedanern, wovon wir im vorigen Jahr aus Nordindien berichtet haben, nun auch im südlichen Indien immer weiter um sich greifen. Nach Zeitungsnachrichten von Ende Augusts vorigen Jahres ist die Aufregung zwischen beiden Theilen der Bevölkerung in Meisur so heftig geworden, daß die Regierung sich genöthigt sah, an mehrere Orte hin Truppen marschiren zu lassen.

Färbepflanzen im Himalaya. Lieutenant Hutton hat an die Regierung Färbeproben von Lichenen im Himalaya gesendet. Es findet sich daselbst seinen Angaben zufolge eine unendliche Mannichfaltigkeit solcher Pflanzen, und von achten, die er sammelte und die seine Aufmerksamkeit durch die Schönheit der Formen erweckten, gaben sechs einen Färbestoff.

Verkauf der Zimmtgärten in Ceylon. Die englische Regierung dieser Insel besitzt noch als Erbtheil von ihrer Vorgängerin, der holländischen, eine Anzahl Zimmtgärten, und hat jetzt beschlossen, solche zu verkaufen. Der Verkauf soll im Januar 1839 beginnen, und jedes Jahr vier Gärten verkauft werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 40.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

9 Februar 1839.

Reiſeſkizzen aus Rußland und Polen.

Die ſchöne Metſch.

Dieſe iſt in der Geſchichte Rußlands dadurch bekannt, daß der Held Demetrius Donskoi die auf dem kulikowiſchen Felde (1378) geſchlagenen Mongolen an ihren Ufern verfolgte. Zwei oder drei Kurgane, die man in der Umgegend des Dorfs Maslow findet, kann man als die Denkmale dieſes oder ähnlicher Siege betrachten. Es iſt hiebei zu bemerken, daß ſich in der Richtung von Süden nach Norden früher viele ſolche Kurgane fanden, die aber alle nach und nach durch den Pflug dem Boden gleich gemacht wurden. Viele nennen dieſe Kurgane Tatarengräber, aber aus welcher Zeit? Nach dem Sieg bei Kulikow über die Mongolen hatten dieſe, von den Siegern verfolgt, gewiß keine Zeit, ihren gefallenen Genoſſen die letzte Pflicht zu erweiſen, und von ſpätern Kämpfen an den Ufern der Metſch ſteht, wie es ſcheint, in unſern Chroniken kein Wort.

Das gemeine Volk ſchreibt dieſe Erdaufwürfe ganz einfach irgend einem Helden zu. Waren ſie vielleicht der Ehrenplatz für die khaniſchen Zelte oder für ihre Zeichen und Fahnen, und hießen ſie nicht früher bei den Ruſſen Scholome? Unſer großer Hiſtoriograph (Karamſin) überſetzt zwar dieſes Wort einfach durch „Höhe"; allein es ſcheint aus einigen Stellen der Chroniken hervorzugehen, daß ſie abſichtlich aufgeworfen und befeſtigt waren. Dienten nicht vielleicht dieſe Kurgane den Mongolen oder nogaiſchen Tataren als Wegweiſer in allen dieſen Gegenden, die früher noch gar keine Bevölkerung hatten? Zum mindeſten iſt es bemerkenswerth, daß drei Kurgane in dieſer Gegend an Orten ſich befinden, die an und für ſich ſchon hoch ſind, als wären ſie beſonders ausgewählt, um die Umgebung zu überſchauen, oder nach Art der Leuchtthürme den Weg zu zeigen. Alte Leute behaupten, daß ſie beim Umpflügen der Kurgane manchmal Kriegsgeräthe darin gefunden hätten. Es iſt zu verwundern, daß unſere Archäologen trotz der bedeutenden Hülfsmittel, welche einige derſelben von der Regierung zu ſolchen Unterſuchungen erhielten, doch immer noch nicht ins Innere derſelben eingedrungen ſind, und nicht einmal die eigentliche Bedeutung dieſes Worts in der tatariſchen Sprache erklärt haben. *)

In dem Dorfe Maslow, auf dem linken Ufer der ſchönen Metſch iſt noch eine Erhöhung bemerkenswerth, welche den Namen Gorodiſchtſche **) führt, und unter dieſem Namen auch in einigen alten Acten erwähnt iſt. Auf der Nordſeite iſt das Gorodiſchtſche durch einen Wall und ein Gehölze geſchützt, auf der Südſeite durch eine ſteile Wandung, die aus Thon und Steinen beſteht und von dem Fluſſe beſpült wird. Ein ähnliches findet ſich in dem Dorfe Sebina am Don. Man kann unmöglich der Vermuthung Chodakowskis beiſtimmen, daß alle dieſe Gorodiſchtſches ins hohe Alterthum hinaufreichen, und zur Zeit des Heidenthums als Opferſtätten dienten. Zum mindeſten kann man dieſes nicht von denen in Sebina und Maslow ſagen, weil dieſe Orte in den Steppen liegen, welche in alten Zeiten wohl kaum bewohnt waren. Eben ſo wenig kann man ſie als Trümmer von den Tataren zerſtörter Städte anſehen. Obwohl ein geiſtlicher Würdeträger, welcher im J. 1389 mit dem Metropoliten Pimen nach Griechenland reiste, in ſeinen Denkwürdigkeiten anführt, daß er in der Nähe des Don die Spuren mehrerer Städte (Kir Michailow und anderer) geſehen habe, und hinzuſetzt, daß ſie früher ſchön und volkreich geweſen ſeyen, ſo kann man doch die Trümmer derſelben nicht mit den freien Plätzen in Mitte der Gorodiſchtſches vergleichen, die nur einige Klafter im Umfang hatten und mehr temporären Aufenthaltsorten glichen. Mir ſcheint, Rußland, das ſich allmählich gegen Süden ausdehnte, hatte meiſt ſeine mit Wachen beſetzte Gränzlinie an der ſchönen Metſch. Ihr Lauf von Weſten nach Oſten, die ſteilen Ufer und die längs dem Ufer gelegenen, mit Wald bewachſenen Hügel mochten ſie beſonders tauglich dazu machen. Die benachbarten Weiler und Dörfer tragen großentheils Kriegsnamen; das Gorodiſchtſche zu Maslow und

*) Nach dem Orientaliſten Charmoy ſoll dieſes Wort perſiſch ſeyn und wörtlich Grabhaus bedeuten.

**) Man kann dieſes Wort mit Umwallung oder Umfriedung überſetzen.

die Stadt Ephrámow, welche am nördlichen Ufer dieses Flusses liegen, bildeten vielleicht die Befestigungen dieser Linie. Hiebei ist noch zu bemerken, daß der größere Theil der Einwohner dieser Dörfer in den Landrathsbüchern von 1710 und 1717 Reiter, und selbst die Kreise Stationen (Stan) genannt werden.

Wenn man den Erzählungen der alten Leute in dieser Gegend glauben darf, so waren die Großväter und selbst ihre Väter noch in ihrer Kindheit Zeuge tatarischer Einfälle. Ihnen zufolge verbarg man sich bei Erscheinen der Barbaren in ausgehölten Eichbäumen oder flüchtete mit seiner Habe in Höhlen, die im Walde ausgegraben waren. Aus jenen unruhigen Zeiten haben sich noch eine Menge rührender Ueberlieferungen erhalten, unter Anderm nachstehende von einem Geistlichen: „an einem großen Festtage hörte man während der Messe auf einmal Getrappel von Pferden und Jammer und Klagen schallten verwirrt durch einander. Das Volk stürzte aus der Kirche, um sich in den Schluchten zu verbergen, der Geistliche aber, wahrscheinlich nur Gott fürchtend, fuhr zum Heile seiner Heerde fort das Meßopfer darzubringen. Die Barbaren drangen an den Altar, rissen ihn weg und führten ihn zu ihrem entlegenen Stamm. Einige Jahre seufzte er in Sklaverei, vergoß Thränen im fremden Lande um sein Sion, und der Hirte geistlicher Schafe mußte Pferde hüten. Einmal, als er sein graues Haupt mit Asche bestreut hatte, und mit zitternder Stimme einen Psalm sang, ritt gerade ein russischer Großer mit seinem Gefolge vorüber, hörte die ihm bekannten Klänge, erkundigte sich nach seinem Schicksal, und führte den Unglücklichen in seine Heimath zurück.“ Wenn man die Einzelnheiten dieser Erzählung zusammenhält, so muß man die Begebenheit in den Anfang des 18ten Jahrhunderts versetzen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Tataren der Krim ihre Einfälle bis zur Regierung Peter des Großen fortsetzten, und daß der furchtbare Kudrjar, dessen Name in den Gouvernements Tula, Tambow, Rjásan und selbst in dem von Smolensk noch jetzt sehr wohl bekannt ist, der Anführer dieser letzten Züge war. Das gemeine Volk schreibt ihm auch die Erbauung der Gorodischtsches von Maslow und Sebina zu, und glaubt, daß darin so wie in den Umgebungen verzauberte Schätze aufbewahrt seyen. Diese Sage von Schätzen, die ihrer Herkunft nach orientalisch ist, hat sich durch ganz Europa verbreitet; in den Westen kamen sie wohl durch die Mauren, und nach Rußland vielleicht durch die Tataren oder andere asiatische Völker in seiner Nähe.

Unter den Erzählungen des Volks finden sich auch solche, die eine gewisse Mischung heidnischen Aberglaubens mit christlichen Ideen enthalten. So hat sich z. B. von einer Steingruppe am Ufer der schönen Metsch, bei dem Dorfe Kosie, eine Sage erhalten, welche ganz der griechischen Mythe von der Verwandlung der Niobe nnd ihrer Kinder gleicht. Der Hauptstein dieser Gruppe, der indeß schon sehr durch die Zeit gelitten hat, glich einigermaßen einem Reiter zu Pferde, was vermuthlich zur Fabel Anlaß gab. Man behauptet auch, daß an einigen Orten des Gouvernements Tula noch jetzt vom Volke in den Wäldern auf Steinen Ceremonien verrichtet werden, welche einem heidnischen Opfer gleichen. Es wäre in archäologischer Hinsicht zu wünschen, daß Leute, welche Gelegenheit hatten, nähere Angaben darüber zu sammeln, solche bekannt machten.

Das Gouvernement Tula ist, wie es scheint, an alten schriftlichen Denkmälern nicht sehr reich, namentlich die südlichen Kreisstädte, die ganz neu angesiedelt sind, und darum auch noch Steppenstädte heißen. Indeß haben unsere Archäologen noch reiche und ganz ununtersuchte Schätze vor sich, nämlich die Verwilligungsbriefe und Verschreibungen in den Händen einzelner Gutsbesitzer und bei alten Dorfkirchen, welche sogenannte schriftmäßige Ländereien besitzen.

In der Nähe der schönen Metsch ist auch noch der sogenannte Czaarsbrunnen zu bemerken, der 13 Werste von Ephrámow an einer schönen, mit Fichten umwachsenen Stelle, im Dorfe Borolomy, auf der großen Straße nach Bogorodizk liegt. Er hat diesen Namen erhalten, weil Peter der Große auf seinen Reisen nach Woronesh dabei anzuhalten pflegte. Es wäre zu wünschen, daß der Brunnen durch ein angemessenes Denkmal verziert, oder wenigstens zu seiner Erhaltung ein Pavillon oder eine Capelle darüber aufgeführt würde.

Blas El Guerillero.

(Schluß.)

Auf einem dieser Räuberzüge trafen wir auf einen der Großwürdenträger der Kirche, dessen Gefolge sich gegen unsern Angriff so tapfer wehrte, daß mehrere meiner Leute im Gefechte fielen, und als die übrigen Sieger blieben, wurden ihre Gegner, selbst der vornehme Priester, von ihnen zum Tode verurtheilt. Vergebens stellte er uns die Strafbarkeit unsers Vorhabens vor, versprach uns seinen Schutz und Verschwiegenheit — er wurde an einen Baum gebunden und sollte erschossen werden. Da wird durch Zufall mein Name genannt, und sogleich erinnert sich einer der Begleiter des Priesters, daß er einen Brief an mich bei sich habe. Es war ein Geleitbrief von meinem treuen Freunde Jacobo ausgestellt. Sogleich erkläre ich Alle für frei, und da meine Schurken nicht gehorchen wollen, wäre es fast zum Kampf zwischen uns gekommen, wenn nicht auf einen hingeworfenen Wink von mir der Priester ein ansehnliches Geschenk versprochen hätte. Mir übergab er einen kostbaren Siegelring, mit dem Bedeuten, wenn je ich in die Hände der Regierung fallen sollte, möchte ich ihm denselben durch einen treuen Diener der Kirche zuschicken, und selbst, wenn er nicht mehr leben würde, sollte meine Bitte um Begnadigung beim Könige nicht vergeblich seyn.

Wenige Tage nach diesem Vorfall kommt mir ein Schreiben von meinem Busenfreund Miguel Clavijo zu, in dessen Schutz ich mein Weib und Kind gelassen hatte, das von drohender Gefahr spricht und mich auffordert, vor Ablauf von 24 Stunden nach dem Datum des Briefes herbeizueilen, wollte ich sie verhindern.

Schon waren acht Stunden verstrichen, seit der Brief geschrieben worden, und es galt Eile. Schnell sattle ich deßhalb

ein Roß, und fliege längs dem Ufer des Ariate in möglichster Schnelligkeit nach Cañeto. Als ich den Gipfel der Gebirgskette erstiegen, die das fruchtbare Thal von Ronda gegen Norden begränzt, wollte eben die Sonne hinter die westlichen Gebirge niedersinken, und um meinem armen Thiere ein wenig Ruhe zu gönnen, ehe ich den rauhen Abhang hinabgehe, halte ich ein wenig an, und sehe mich um, ob ich allein in der weiten Ebene bin, die ich eben durchritten. In diesem Augenblick fällt ein heller Strahl der scheidenden Sonne auf die entfernte Stadt Grazalema, und wie mit einem Zauberschlage steht die merkwürdige Rettung aus den Händen meiner Feinde vor meiner Seele, und wehmüthig gedenke ich an Paca, der ich so übel vergolten hatte. Ich wußte wenig von ihrem spätern Schicksal, da ich wirklich jedes nähere Interesse an ihr verloren; nur daß sie als wahnsinnig ins Irrenhaus gebracht worden sey, hatte ich vor mehreren Jahren gehört.

Nachdenklich ritt ich den steilen Pfad hinab, und hatte kaum einige schroffe Felsenspitzen erreicht, die sich an der Straße unter dem Dorfe La Cuera del Becerro erhoben, als wenige Schritte von mir ein Pistol abgefeuert wird, und, als ich aufblicke, auf einer der Klippen, die über den Weg hängen, eine seltsam gespenstige Figur stehen sehe — es war Paca!

Mit einem wahrhaft dämonischen Gelächter rief sie mir zu: „Vorwärts, vorwärts, Verräther! Du kommst noch zeitig genug, dein Kind zu begraben, wenn auch nicht dein Weib dir zu erhalten. — Geh nur, geh! Es ist keine Hochzeit ohne den Hochzeitschmaus. Hattest du Paca von Benaocaz vergessen? Sie hat dich nicht vergessen, Blas Maldonado . . . Doch jetzt habe ich die Schuld eincassirt . . . Die Quittung findest du in Cañeto . . . He, he, he!“

Eine fürchterliche Ahnung ergriff mich. Zitternd vor Zorn riß ich ein Pistol heraus und feuerte es ab. Paca wankte und fiel rücklings nieder; ich eilte, so sehr ich konnte, nach Cañeto.

Das Haus, das meine Frau bewohnt hatte, war leer — Entsetzen ergriff mich — ich eilte zu meinem treuen Freunde Clavijo, der vom Fieber ans Bett gefesselt war. So wie er mich sah, rief er: „Du kommst zu spat! — Warum nicht früher?“

„Früher?“ entgegnete ich. „Seit zwölf Stunden hast du mir geschrieben!“ Und zeigte ihm den Brief.

„Er ist schon vor drei Tagen geschrieben! Paca selbst sagte mir von dem Plane, deine Frau zu entführen, sie selbst erbot sich, den Brief nach Montejacque zu tragen, wo sie versicherte, daß du dich aufhieltest. Ich glaubte, sie habe dich nicht gefunden.“

Diese wenigen Worte genügten mir. Ich ahnete den innern Zusammenhang, und eilte von Clavijo fort zu der vorigen Wohnung meiner Frau, die einer seiner Diener mir bezeichnete. Aber die Eigenthümerin übergab mir bei meiner Nachfrage nur einen Brief. „Hier findet Ihr Aufklärung, Señor Blas,“ sagte sie; „wollte Gott, ich hätte es verhindern können.“

Der Brief war von meiner Frau und enthielt Verwünschungen gegen mich, den Mörder ihres Bruders, ihres Mannes und die fürchterliche Nachricht, daß sie ihr und mein Kind ermordet habe.

Anfangs hielt ich die Schrift für verfälscht und, ungläubig einer so entsetzlichen That von meiner sanften, zärtlichen Engracia, nahm ich die Lampe, und trat ins Nebenzimmer an das Bett meiner Frau. Ich zog die Vorhänge weg — doch sah ich nichts; ich nahm die Bettdecke auf — entsetzlicher Anblick! — mein Knabe, mein Liebling — Angst in jedem Zuge seines Gesichts, jede Muskel zusammengezogen vom Uebermaaß des Schmerzes, lag vor mir — kalt — schwarz, fast in Verwesung übergegangen.

Was ich gefühlt bei diesem Anblick, beschreiben keine Worte. Wuth und Entsetzen ließen mich einige Augenblicke bewegungslos. Doch noch war ich nicht einig mit mir, was zu thun, als ein Geräusch, wie von einer Menge Menschen, vor der Thür des Hauses meine Aufmerksamkeit auf sich zog, und ich eine unbekannte Stimme hörte: „Das also, Tio, ist das Haus? Dann, Cameraden, hinein, und heraus mit allem, was drinnen ist, todt oder lebendig.“

Im nächsten Augenblick war die Thür erbrochen und mehrere bewaffnete Männer stürzten in das Gemach. Das Verlöschen der Lampe half mir nichts, sie hatten Fackeln bei sich. Ich eilte zu einem hintern Fenster, und während ich es öffnete, hielt ich meinen Verfolgern ein Pistol entgegen. Schon hatte ich einen Fensterflügel geöffnet, schon einen Fuß hinausgesteckt, — keiner hatte den Muth, mich anzugreifen — als hinter den Soldaten hervor eine geisterbleiche Frau mit verbundenem Kopfe auf mich zustürzte, mich krampfhaft festhielt und schrie: „Elender, du sollst mir nicht entkommen!“ Es war Paca. Vergeblich rang ich mit ihr, sie ließ sich nicht abschütteln; vergeblich setzte ich die Mündung meiner Pistole an ihre Schläfe und drückte los — in der Verwirrung hatte ich das abgeschossene ergriffen, und ehe ich das andere fassen konnte, hatten mich die Männer gefaßt und gebunden.

Erst jetzt sank Paca erschöpft auf die Erde, Blut floß aus ihrem Munde, und der Befehlshaber der Soldaten schickte eilig nach Wundarzt und Priester. Der Erstere bemerkte, nachdem er ihre Wunde untersucht hatte, daß nur der Priester hier nothwendig sey. Doch als dieser ihr den heiligen Leib darbot, wies die Sterbende ihn von sich, und auf mich deutend, rief sie mit erlöschender Stimme: „Das ist mein Mörder! Ungeheuer! Elender! Jetzt ist meine Rache vollständig. Ich lasse dich in den Händen der Gerechtigkeit und . . . sterbe . . . ruhig.“ Ihr Todeskampf strafte diese Worte Lügen.

Der Ring des Prälaten bewährte sich. Schon zum Tode verurtheilt, kam meine Begnadigung von Madrid, und in der neuen Ordnung der Dinge eine bessere Zukunft für die treuen Anhänger der Constitution. Doch die letzten Ereignisse meines Lebens, die all mein Glück zerstörten, haben mich gebeugt, und ich denke mehr als sonst an die Heiligen und den Herrn des Himmels.“

Der anbrechende Tag machte unserer Sitzung ein Ende; unser Gast und Erzähler eilte in den Stall nach seinem Pferde; auch wir eilten, die Kühle des Morgens zu benutzen,

und waren bald von dem gefürchteten Corregidor und Guerillero getrennt. Doch erfuhren wir später, daß er sich wirklich der Frömmigkeit ergeben, sein Amt verlassen, und in Buße und Wallfahrten ein Leben voll Laster und Verbrechen zu sühnen versuchte.

Die Reste der alten Atlantis, oder geologische Bemerkungen über die Azoren.

(Fortsetzung.)

Ilha Terceira, Fortsetzung der trachytischen Bildung der westlichen Seite von S. Miguel. Alle vulcanischen neuern Producte dieser Insel enthalten in ihrer (gewöhnlichen) Basaltmasse glasartigen Feldspath, und man kann nicht bestimmen, ob derselbe der trachytischen Basis angehört oder der Lava, die durch sie gebildet wurde (?). Ungeachtet daß dieses Factum von keiner großen Tiefe der neuern Feuerherde dieser Insel zeugt, wie die des Furnas, Bagacina, Pico Gordo und Vermelho, aus welchem noch im Jahre 1764 eine starke Eruption und mit großer Activität hervorbrach, so ist doch noch ein großer Theil der nördlichen Insel mit Schlacken und Lava bedeckt. Auf diesem Terrain wächst jetzt der beste Wein der Insel, und überhaupt enthält dasselbe den fruchtbarsten Boden. Die westliche Seite im Gegensatz ist sehr unfruchtbar, und hat großen Mangel an Wasser. Quellen können sich in dem losen Boden, der aus in Hügeln zusammengehäuftem Obsidian und Bimssteinbracken besteht, mit vulcanischer Asche gemengt, gar nicht bilden. Der nördliche und östliche Theil der Insel, in den Umgebungen der Villa da Praia besonders, hat Ueberfluß an Wasser. Das vulcanische Conglomerat, welches man daselbst vorfindet mit einer Trachytbasis, ist von einer großen Menge verhärteten Tuffs bedeckt, den man auf der Insel als Mauersteine verwendet. Die Lava des Felsens von Fanal, nahe bei Angra, enthält einige sehr schöne Olivine. Ein vereinzeltes Stück Braunstein fand der Reisende auf dem Hügel do Vento nahe bei Angra; Eisenstein auf dem Berge von Santa Barbara, dem höchsten auf der Insel, und titanhaltigen Eisensand in der Bai von Praia.

Insel S. Jorge. Ihre Basis ist trachytisch, wie die von Terceira, mit dem Unterschiede, daß die Identität zwischen Trachyt und Basalt hier mehr hervortritt. Aus den Beschreibungen des Vorhergehenden geht schon hervor, daß die Basis der Felsen, die mehr oder weniger glasartigen Feldspath enthalten, basaltisch ist, allein hier an der westlichen Küste, besonders in Orfalina und dann bei Ponte do Morro, nahe bei der Villa das Vellas, erscheint der Trachyt in Säulen von fünf und sechs Seiten, und so regelmäßig, wie bei dem Basalt. Olivin fehlt auch nicht, und man kann ihn als wesentlichen Gemengtheil betrachten. Da die Eruption des Pico do Fogo, nahe bei Orfalina, im Jahre 1808 noch in so frischem Andenken ist, so daß man die Lavaströme dieser Eruption ganz genau anzugeben weiß, so muß man sich wundern, wie diese neueste trachytische Lava so ganz homogen mit der alten Lava ist, über die sie sich ausgebreitet, so daß sich schlechterdings die eine von der andern nicht unterscheiden läßt. Eine andere Eruption ähnlicher Lavas, die sich nicht so weit erstreckten, ist die vom Jahre 1580 bei der Villa das Vellas; die beträchtlichste aber von allen den erloschenen Vulcanen, die noch Merkmale von Kratern hinterlassen, scheint die von Pico da Esperança, nahe bei Norte Grande, auf dem östlichen Theile der Küste und dem höchsten Berge der Insel gewesen zu seyn. Dieser Pic stellt sich wie das Bruchstück der Mauer eines Kraters dar, dessen Kessel heutzutage einen See bildet.

Insel Pico. Der Reisende entdeckte auf dieser Insel nicht eine einzige Felsart, die nicht deutlich vulcanisch gewesen. Der Pic hat der Insel die Entstehung gegeben. An seinen Abhängen findet man bloß trachytische Lavaströme oder pyroxenische, neuere und ältere; diese haben wieder ihre kleinen Pics, mit Kratern auf dem Gipfel, in mehr oder weniger Entfernung von dem Hauptpic, ohne daß dessen Nähe auf die Natur der Laven besonders eingewirkt zu haben scheint. Einige kleine Vulcane, deren Signale gegenwärtig ganz verschwunden sind, haben wahrscheinlich auf die Productionen des südlichen Theils der Insel eingewirkt (?). Auf dem Rande des großen Kraters von Pico erhebt sich ein kleiner Hügel, der ebenfalls seinen Krater hat, aus denen noch Schwefeldämpfe und entzündbare Gase aufsteigen.

Insel Fayal. Diese Insel hat wahrscheinlich denselben Ursprung, wie die vorhergehende, erzeugt durch den Vulcan, dessen Krater, mit einem kleinen Pic in seiner Mitte, noch jetzt existirt, und eine der ausgedehntesten und malerischsten der Azoren ist. Westlich ist dieser Krater von verschiedenen Vulcanen umgeben, deren Lavaströme sehr genau bezeichnet sind. Alle die Laven sind trachytisch mit basaltischer Basis. Nach allen Richtungen dem Meere zu sieht man Erhöhungen von Schlacken und conglomeratische Tuffe, Asche und verglaste Steine. Auf einem der Promontorien, nahe bei Horta, findet man in den schmalen Gängen, welche den Tuff durchsetzen, gemeinen Opal.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ueberschwemmungen in Indien. In dem mittlern Hochlande Indiens scheint im Julius und August vorigen Jahres der Regen in ungeheurer Menge gefallen zu seyn, denn nach den indischen Blättern von Ende August und Anfangs September sind der Ganges, der Dschumna und die Nerbudda zu gleicher Zeit ungeheuer angewachsen. So wurde z. B. aus Allahabad gemeldet, daß der Ganges die unerhörte Höhe von 45 Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand erreicht habe, und daß das Land zwischen Ganges und Dschumna völlig überschwemmt gewesen sey. Dieselbe Nachricht erhielt man von Huschenkabad (Hoffingabad) an der Nerbudda.

Kürzlich lichtete von England nach Mexico ein mit Dampfkraft und Segeln zugleich versehenes Schiff die Anker; die bis jetzt erhaltenen Nachrichten lassen einen günstigen Erfolg hoffen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 17 u. 18** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Strauß's Leben Jesu in England und Frankreich.** Erster Artikel. — **Gedichte von Alfred de Vigny.** — **Französische Geschichtschreiber der Gegenwart.** (Fortsetzung.) — La Popularité, Comédie en cinq actes et en vers, par Casimir Delavigne.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 1 fl. 30 kr., halbjährlich 3 fl. und ganzjährlich 6 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 41.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Februar 1839.

Die Ameisen und ihre Pyramiden in Paraguay.

(Aus Robertsons: Letters on Paraguay.)

Auf unserm Wege nach Assumpcion kamen wir eines Morgens aus einem dunkeln Walde heraus, in ein offenes, doch mit Palmbäumen bedecktes Land. Ich war sehr erstaunt, daß unter diesen, und fast in gleicher Anzahl, Tausende von konischen Erdmassen sich bis zur Höhe von 8 bis 10 Fuß und in einem Durchmesser von fast 5 Fuß erhoben. Mein Erstaunen stieg, als ich diesen Erdpyramiden mich näherte, und fand, daß sie nicht nur von Myriaden kleiner schwarzer Ameisen bewohnt, sondern auch die kolossale Arbeit dieses kleinen Insektes seyen. Ich stieg ab, um die innere Einrichtung dieser zahlreichen und merkwürdigen Republiken zu untersuchen, und bemühte mich zuerst, den Stoff, woraus ihre babylonischen Tempel erbaut waren, kennen zu lernen; denn sie waren augenscheinlich für den heftigsten Regen undurchdringlich und vom wüthendsten Orkan nicht zu erschüttern; doch waren es bloße Thonmassen. Aber vergebens suchte ich mein starkes Gauchomesser in einen derselben hineinzustoßen: ich hätte eben so wohl versuchen können, es in einen Basaltfelsen zu bohren. Mein Gefährte, der, um mich in Erstaunen zu setzen, kein Wort mir vorher gesagt hatte, erzählte mir jetzt Manches über diese Erscheinung, und behauptete, diese Obelisken beständen schon seit undenklicher Zeit, und so viel er oder irgend jemand wisse, seyen sie schon vor der Sündfluth vorhanden gewesen. Obgleich weder ein Alterthumsforscher noch ein Geologe, weckte dieses Gerede doch meine Neugierde, einen solchen Bau näher zu untersuchen und je mehr ich ihn betrachtete, desto mehr erregte er meine Verwunderung. Oben auf dem Kegel war ein ovales Bassin, von welchem etwa 30 Wasserleitungen ausliefen, die augenscheinlich alles Wasser, das auf den Kegel fiel, ableiten sollten. Zwischen diesen Conductoren waren vom Fuße bis zum Gipfel zahllose Löcher, aus denen und in welche die Ameisen moriadenweise strömten; die, welche hineingingen, waren alle schwer beladen mit Blättern, Gras und Grassamen. So setzte kein einziges Mitglied der Gesellschaft seine Arbeit aus. Manchmal fiel die mächtige Bürde eines Strohhalms oder ein Stück von einem Palmblatt dem Träger vom Rücken herunter, augenblicklich aber ward es durch ein Halbduzend der herauskommenden und unbeladenen Arbeiter wieder aufgepackt. Der kräftige Träger ging dann, wie zuvor, seinem Bestimmungsort entgegen, schwankend unter der unbequemen Last, die seine Schultern drückte.

Ich verfolgte dann die mannichfachen Pfade, welche zu und von den Thontürmen führten: diese Pfade durchschnitten das Land in allen Richtungen, und waren gedrängt voll mit Ameisen, die alle nur Einen Trieb zu haben schienen, nämlich den, eilig fortzukommen. Aber ihre Wanderungen waren nicht bloß auf den Boden beschränkt, sondern jeder Palmbaum war an einem Halbduzend Stellen mit ihren Fußtritten bezeichnet, und Früchte und Blätter, die beide nur am Gipfel zu finden sind, waren sichtlich die Gegenstände, welche die geschäftigen Bewohner der unten befindlichen Pyramiden aufsuchten.

Azara hat in seinem Werk über Paraguay erwähnt, daß er ähnliche von den Ameisen errichtete Erdmassen getroffen habe, aber so weich, daß, als sein Pferd bei Nacht unversehens an einen solchen Haufen kam, es denselben nicht nur zerstörte, sondern noch mit den Vorderfüßen hineinsank. Er reiste jedoch längs der Küste und auf sumpfigem Boden, ich aber war eine gute Strecke von der Küste entfernt, und in der Mitte eines Landes, wo der Thon durch seine Härte und Consistenz bemerkenswerth ist. Die Ameisen, welche instinctartig wissen, daß sie allem Unwetter bloßgegeben sind, wählen auch zu ihrem Bau den härtesten und undurchdringlichsten Thon, den sie in der Nähe finden können, und als kluge Baumeister mischen sie auch noch Millionen Stückchen Palmbaumrinde hinein, so daß es die dauerhafte und undurchdringliche Masse gibt, von der ich oben gesprochen.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Die russischen Steppen.

Kommt man aus der Hauptstadt in die Steppen, so wird man mit einem Male aus dem Kreise unserer jetzigen Bildung

in die Zeiten des urſprünglichen Zuſtandes der Menſchen und der Natur verſetzt. Ganze Jahrhunderte von Anſtrengung des erfinderiſchen Geiſtes, ganze Perioden politiſcher Umwälzungen, und ſo zu ſagen viele Generationen des Menſchengeſchlechtes in ihrer Reihenfolge, trennen den erſtern Ort von dem letztern, wie zwei entgegengeſetzte Pole. Das Gemälde, das die ruſſiſchen Steppen darbieten, wechſelt je nach den Jahreszeiten, und iſt bald großartig, bald bei aller Wildheit anmuthig. Nichts kann rauher ſeyn, als der hieſige Winter, wenn alle Farben in die einzige weiße, und alle Töne in das einzige Sauſen des Windes, welcher Schneegeſtöber und Unwetter anſagt, zuſammenſchmelzen. Gewohnheit macht uns gleichgültig gegen die auffallendſten Schauſpiele; aber was würde ein Bewohner des ſchwülen Afrika's empfinden, wenn er plötzlich in die ruſſiſchen Steppen verſetzt würde, und die vom Himmel herabſtürzenden Schneemaſſen erblickte die gleich den Atomen Epikurs der Welt eine neue Form zu geben und die ganze frühere Natur wieder in ein Chaos umzuwandeln ſich bemühen? Was würde er denken, wenn er die prachtige Sonne betrachtete, wie ſie umzogen iſt von einem großen Regenbogenreif und kreuzförmig durchſchnitten von zwei feurigen Durchmeſſern mit vier Halbſonnen an ihren Enden? Iſt dieß dasſelbe Geſtirn, das gleich einem Flammenſchilde ſeine glühenden Strahlen in der Sahara ausgießt?

Mit dem Eintritte des Frühjahrs bilden ſich Seen auf den Feldern, und die ganze Natur tragt das Gepräge der Erneuerung, wie nach der großen Sündfluth. Die erſten Gäſte aus wärmern Gegenden, die muntern Lerchen, ſtellen ſich ein; nach ihnen kommen die Kraniche, die im Dreieck oder Halbkreis umherfliegend, und die Luft mit ihrem durchdringenden Geſchrei erfüllend, theils weiter gegen Norden ziehen, theils in den hieſigen Seen bleiben, in Gemeinſchaft mit Möwen, wilden Enten und Gänſen. Wälder und Haine bevölkern ſich jetzt auch mit Singvögeln, namentlich mit Nachtigallen, zu deren Hegung die reine Luft und das Halbdunkel der aſtreichen Bäume beiträgt. iefe geflügelten Sänger haben ihres Gleichen in keinem Lande Europa's, aber ihre zauberiſchen Töne erklingen hier und erſterben in der Einſamkeit.

Die Wege in den Steppen überwachſen zur Sommerszeit mit dichtem Klee oder Cibiſch. Auf den Seiten, in den Ebenen, ſind grünende Weiden, oder es wogt das weiße, mit Flaumfedern bedeckte, ſeidenartige Pfriemengras. Die Luft iſt von Wohlgerüchen erfüllt, der Athem des Reiſenden iſt frei, ſeine Stimmung heiter, wie der reine Himmel. Aber der begränzte Horizont, der auf allen Seiten durch flache, wellenförmig gegen Süden ziehende Höhen eingeſchloſſen iſt, die öden, leeren Strecken, die Abweſenheit alles Lebenden, ermüden häufig durch ihre Einförmigkeit das Ohr und das Auge. Nur hie und da ſtreift ein verirrter Bienenſchwarm durch das öde Feld, oder man vernimmt das Bellen eines Hundes, der an ſeiner Kette klirrt, und in einer Schlucht einen Bienenhof bewacht, oder hier und da ſteigt über einem Eichenwaldchen ein Rauch auf, der den Wanderer erinnert, daß auch in dieſer wilden Gegend noch lebende Weſen ſind. — Beim Sinken der Sonne hört man zuweilen an dem auf dem Felde ausgebreiteten Netz das ſchlaue Pfeifen des Vogelfängers, der den Schlag der Wachtel nachahmt, oder man ſieht am Raine hinter ſeinem Hunde den Jäger mit dem ſtets wachſamen Habicht nachſchleichen; denn dieſe Jagd mit Habicht und Falken, ein Ueberbleibſel unſerer patriarchaliſchen Zeiten, iſt immer noch im Gebrauche.

Vorzugsweiſe liebe ich die Abende und Nächte in den ruſſiſchen Steppen, wo die verzagte Einbildungskraft ſich ſelbſt mit ihren eigenen Schreckbildern ängſtigt, wenn ein plötzlicher Schrei der durch das Knarren der Räder und das Getrappel der Pferde aufgeſchreckten Kraniche den Körper mit kaltem Schweiße überdeckt; wenn das Schwanken eines Wermuthſtängels oder einer Staude bei dem Schimmer der Abendröthe den Kampf von Rieſen oder das Daherſchleichen von Räubern mit ungeheuren Keulen auf den Schultern darſtellt. In den langen Stunden, wo die dichte und undurchdringliche Finſterniß alle Gegenſtände dem Blick entzieht, mit welcher Freude erblickt man ein am Rande des Horizonts auftauchendes Sternchen. Man betrachtet es mit Liebe, nd kann das Auge nicht davon abwenden, als wäre es ein Hoffnungsſchimmer; aber dieſes Sternchen des Himmels verwandelt ſich plötzlich in ein einfaches Feuerchen, das wenige Schritte vom Wege aufflackert. Um dasſelbe ſitzen mit ihren Pfeifen trübſinnige Kleinruſſen, zur Seite aber ſind lange Fuhrwägen aufgeſtellt, und ein Trieb Ochſen weidet in der Nahe. Manchmal erhellt ein ähnliches Feuerchen ein Zigeunerlager. Die bräunliche Farbe der halbnackten Kinder, die dunkelrothen Geſichter und die zerzausten Haare der Weiber und die rauhen Stimmen der Männer, — Alles erweckt Mißtrauen in der Seele des Reiſenden. Manchmal ſcherzen und ſchwatzen um einen brennenden Holzſtoß eine Anzahl junger Bauern, und neben ihnen weiden ihre Pferdeheerden. Die Gewohnheit, die Pferde auf die ſogenannte Nachtweide hinauszutreiben, hat ſich auch an einigen Orten des nördlichen Rußlands erhalten, und iſt wahrſcheinlich ein Ueberreſt des nomadiſchen Hirtenlebens unſerer Vorfahren.

Die ruſſiſchen Steppen unterſcheiden ſich von den aſiatiſchen und afrikaniſchen durch ihre dichten Weiden. Man findet ſie jetzt nur noch am untern Don und im ſüdlichen Rußland, zum Theil auch bei Kurſk und Orel; in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber nahmen ſie noch faſt den ganzen ſüdlichen Theil des Gouvernements Tula ein, weßhalb auch jetzt noch die Kreiſe von Ephrämow, Nowoſil und Tſcherna in Tula die Steppenkreiſe genannt werden. Alte Leute erzählen, wie ſie dieſe Gegenden noch unangebaut ſahen, wie ſie dort das Pfriemenkraut niederbrannten und Erdbeeren ſuchten, oder wie ſie ſpäter beim Eintritt jedes Frühjahrs hinauszogen, und das Feld als Gemeingut unter alle vertheilten, ſo lange es noch nicht in Privateigenthum übergegangen war. Wenn man dieſe alten Leute hört, ſo glaubt man Patriarchen der alten Welt zu vernehmen, und traut ſeinen Augen kaum, wenn man ihre Erzählungen mit dem jetzigen Zuſtande der Gegenden vergleicht, welche für die Wohnungen zu enge wurden und für den Unterhalt der Einwohner nicht mehr hinreichen. Eine

so rasche Ausbreitung der Bevölkerung, des Ackerbaues und des Gewerbfleißes ist eine höchst ungewöhnliche Erscheinung in der politischen Geschichte, und kann nur der väterlichen Fürsorge einer verständigen Regierung zugeschrieben werden.

Die kurischen Schluchten.

Nach den Steppen wendet sich die Aufmerksamkeit des Reisenden unwillkürlich auf die kurischen Schluchten. Die Naturforscher haben den Wissenschaften einen großen Dienst erzeigt durch Erklärung der allgemeinen Formen des Erdkörpers, aber ihre nützlichen Forschungen werden nur dann mit einem vollständigen Erfolge gekrönt seyn, wenn sie die Grundsätze der einzelnen oder localen Bildungen der Erdoberfläche entdecken. Warum besteht z. B. die südliche Hälfte Europa's größtentheils aus Gebirgen, die nördliche aus Ebenen? Warum haben die skandinavischen, die uralischen, die kamtschadalischen und andere gegen den Pol hin liegende Gebirge die Meridian- oder sogenannte magnetische Richtung, während Pyrenäen, Cevennen, Alpen, Karpathen, die Gebirge der Krim und der Kaukasus, so wie alle Gebirgsgürtel des südlichen Sibiriens, sich in Linien erstrecken, die mehr oder minder dem Aequator parallel laufen? Was bedeutet die flache Erhebung, diese mächtige Erdcupole, auf welcher die Hauptstadt des Nordens, Moskau, glänzt? Hat Feuer von innen oder Wasser von außen die lange Reihe schroffer Hügel gebildet, welche sich wellenförmig von Norden nach Süden und schichtenförmig von Osten nach Westen durch das Gouvernement Tula ziehen? Aus der Vergleichung aller dieser Umrisse der Erde sollte es doch, wie es scheint, nicht schwer seyn, zu einem Schluß über die im Innern sich bewegenden Kräfte zu gelangen, wie man aus den Zügen des Gesichts die Gewohnheiten und Neigungen des Menschen erkennt.

Die kurischen Schluchten, welche ohne Zweifel im Laufe vieler Jahrhunderte vom Wasser ausgegraben worden, stoßen bald an beiden Seiten auf die große Straße nach Charkow, und geben dieser das Ansehen eines künstlichen Damms; bald winden sie sich zwischen schroffen Höhen, münden sich in einander und bilden ein von der Natur selbst erbautes Labyrinth. Ein Blick auf diese wilden Schluchten versetzt die Einbildungskraft unwillkürlich in jene Heldenzeiten, wo die Bewohner des kurischen Fürstenthums die Wachtlinie und die einzige Schutzwehr Rußlands gegen die östlichen Barbaren bildeten, wo von Jugend an ihr Herz sich mit Muth stählte, ihr Verstand in Kriegslisten sich schärfte, und ihr Gedächtniß sich übte in der Kenntniß der zu Ueberfällen und Hinterhalten tauglichen Stellen. Fürst Roman beschreibt die kriegerische Tüchtigkeit der Kurânen bei der Schilderung des Zuges Igors gegen die Polowzen auf bezeichnende Weise.

Etwas weiter gegen Süden, an den Gränzen des Gouvernements Charkow, beginnt die ununterbrochene Kette der Kurgane, welche durch Kleinrußland und Wolhynien sich durchziehen und erst in der Mitte Galiziens sich verlieren. Man kann sie in zwei Ordnungen theilen: die einen sind auf einzelnen Höhen zerstreut und können nichts Anderes gewesen seyn, als Gräber oder Wachposten irgend eines kriegerischen Volkes, die andern liegen in Gruppen, die aus fünf, sieben und selbst zehn Aufwürfen bestehen, wovon fast jeder in der Mitte ein Loch mit einem Aus- oder Eingang auf der südlichen Seite hat; diese Löcher oder Gruben waren wohl mit Filzen oder Fellen gedeckt, und dienten irgend einem sich mit der Viehzucht beschäftigenden Volke als Jurten. Den russischen Alterthumsforschern liegt die Arbeit ob, die Verschiedenheit dieser Denkmäler nachzuweisen, und die Epochen zu bestimmen, in welche sie gehören.

Naturerscheinung bei den Sandwichinseln.

(Aus dem Hawaiian Spectator Nr. 1. *)

„Am Abend und in der Nacht des 7 November 1837 fand bei Honolulu eine äußerst merkwürdige Bewegung zur See statt, in vielen Beziehungen ähnlich der vom Mai 1819. Anderthalb Zoll Regen war in den vorhergehenden 24 Stunden gefallen, und der Wind blies in Zwischenräumen sehr frisch aus Nordosten; die Atmosphäre war klar und kühl. Thermometer 74,5 F. (19° R.). Der Barometer war in den letzten vier Tagen allmählich gefallen, diesen Abend aber, als um 6 Uhr die erste Nachricht gegeben wurde, daß die See sich zurückziehe, auf 30.06 gestiegen. Das erste Zurückweichen war das bedeutendste und betrug etwas über 8 Fuß, doch konnten, da man im Augenblick zu Beobachtungen nicht vorbereitet war, keine genauen Beobachtungen angestellt werden; die den Hafen umgebenden Riffe blieben trocken, und die darauf befindlichen Fische waren meist todt. Das Meer kehrte jedoch schnell zurück, und erreichte in 28 Minuten die gewöhnliche Fluthhöhe, blieb aber nicht stationär, sondern fiel wieder um 6 Fuß. Dieß wurde in Zwischenräumen von 25 Minuten wiederholt. Beim drittenmal stieg das Wasser 4 Zoll über die gewöhnliche Fluthhöhe, und fiel wieder um 6' 4". Nach dem vierten Steigen wechselte die vom Steigen und Fall eingenommene Zeit, und beide nahmen allmählich, aber nicht regelmäßig ab. Um 11 Uhr Abends stand der Thermometer 71 F., Barometer 30,04. Der Wind wurde frisch, und zahlreiche Schauer fielen; die Ebbe dauerte jetzt 20, die Fluth 10 Minuten. Um 11 Uhr 50 Minuten trat Windstille und fortdauernder Regen ein. Therm. 73,05, Barom. 30,05. Ebbe und Fluth dauerten noch gleich lange Zeit fort, nahmen aber ab. Dieß dauerte den Vormittag des 8ten fort. Die Schnelligkeit, mit der das Wasser fiel, wechselte in mehrern Theilen des Hafens: auf der Ostseite war die größte Schnelligkeit 6 Zoll in der Minute, auf der Nordseite einmal 12 Zoll in 30 Secunden. Nie stieg das Wasser höher als eine gewöhnliche Springfluth, **) aber der Fall war etwa 6 Fuß unter der tiefsten Ebbemark. Dasselbe Ereigniß trat im Jahre 1819 ein, wo die Fluth in Zeit von wenigen Stunden dreizehnmal stieg und fiel."

Daß ein solches Ereigniß nicht ohne Unglück abgelaufen seyn kann, ist natürlich, um so mehr, als von der Byrons Bai auf Hawaii gemeldet wird, daß die Fluth 20 Fuß über die gewöhnliche Höhe stieg, mit donnerähnlichem Gekrach auf das Ufer niederfiel, und Alles ver-

*) Der Artikel ist aus dem genannten Blatt in das Ceylon Chronicle und aus diesem in die Literary Gazette vom 26 Januar d. J. übergegangen.

**) Mit einer Ausnahme, wie weiter unten bemerkt ist.

heerte und mit sich fortriß. Die Schlußbemerkungen über das Ereigniß sind folgende: „Nirgends fühlte man einen Erdstoß, obwohl es gewiß ist, daß der Vulcan von Kilauea den vorhergehenden Abend ungewöhnlich unruhig war, das Feuer hörte jedoch plötzlich auf und klaffende Spalten öffneten sich unter heftigen Explosionen an vorher ganz ruhigen Stellen. Schiffscapitäne, welche sich am 7ten in verschiedenen Entfernungen ostwärts und nordwärts von den Inseln befanden, wurden über ihre Beobachtungen ausgefragt, hatten aber weder in der See noch in der Atmosphäre etwas Ungewöhnliches bemerkt. Daß dieser augenscheinlich unterseeische vulcanische Ausbruch in ziemlicher Entfernung von den Inseln stattfand, geht daraus hervor, daß die verschiedenen Inseln zu gleicher Zeit und augenscheinlich auch in der gleichen Richtung von der Erscheinung betroffen wurden; wie groß jedoch diese Entfernung war, läßt sich noch nicht bestimmen. Vielleicht fand das unterirdische Feuer einen neuen Ausgang, der den Grund zu einer neuen Inselgruppe legt. Es ist jetzt 19½ Jahr, daß ein ähnliches Phänomen sich hier ereignete, doch war jenes nicht so heftig, wie das letztere."

Die Reste der alten Atlantis, oder geologische Bemerkungen über die Azoren.

(Schluß.)

Insel Graciosa. Diese ist eine der kleinen, allein eine der bemerkungswerthesten Inseln des azorischen Archipels. Beinahe in der Mitte derselben findet man Urthonschiefer in horizontalen Schichten; ihnen aufgesetzt sind basaltische und trachytische Felsarten. Auf der südlichen Spitze sieht man einen ausgedehnten Krater, in dessen Tiefe aus einer fast unzugänglichen Kluft viele Schwefel efflorescirt. Ein merkwürdiger Basaltgang setzt durch die innern Wände des Kraters nieder, der aus trachytischer Lava besteht. Der Raum eines halbeirkelförmigen Amphitheaters, in welchem auf den höchsten Punkten drei Capellen bei Santa Cruz erbaut, ist nichts Anderes, als die Fortsetzung des Kraters.

Insel Flores. Diese enthält ebenfalls Anzeichen (?) von Urthonschiefer; übrigens ist die Insel von basaltischer und trachytischer, sehr alter Formation; und zeigt eine prächtige Säulenbildung in Etagen übereinander, ohne ein Merkmal neuerer vulcanischer Eruption. Sie zeigt Lavaströme nebst den nämlichen ungeheuren Depots von Asche, Tuff und Conglomeraten, wie auf Madeira, nebst sechs Kratern, wie die beschriebenen. Auf der Südspitze quillt eine warme Quelle, jedoch ohne Geruch und Geschmack. Man findet hier auch einen Galmeygang (?), der sich längs der Ribeira da Cruz hinzieht, und große Lager von Pfeifenthon. Das Innere der Insel ist mit kleinen Wäldchen von Cedern bedeckt, und längs der Küsten sieht man schöne Wiesen mit Blumen, daher sie von den Entdeckern den Namen Flores erhielt; allein die gefährliche Küste, das stürmische Meer und der Golfstrom, der zwischen dieser Insel und Corvo seinen Lauf nimmt, machen, daß man mehrere Monate des Jahres hindurch gar nicht an dieser Insel landen kann.

Insel Corvo. Eine kleine, nahe bei Flores gelegene Insel, die ehemals mit dieser zusammengehängt zu haben scheint; diese ist übrigens nichts Anderes, als das Product ihres eigenen Vulcans, dessen sehr ausgedehnter Krater mehr oder weniger im Mittelpunkte der Insel liegt. Die Wände des Kraters, sowohl die äußern als innern, bestehen aus basaltischen und trachytischen Laven, Conglomeraten aus Bimsstein und Tuff, mit Einem Worte, aus lauter vulcanischen Producten.

Indem nun der Herr Graf Vargas die hier flüchtig entworfenen Beobachtungen über den azorischen Archipelagus recapitulirt, schließt er, daß die Existenz des Urthonschiefers in horizontalen Lagen darauf hindeute, daß nicht alle Gebirgsmassen, aus denen die Inseln gebildet sind, durch Action des vulcanischen Feuers aus dem Meer emporgestiegen, besonders da auf der westlichen Seite der Inselgruppen Bruchstücke der alten Basis einer großen Insel oder eines Continents existiren, wovon sie ein Theil waren, und die der großen Katastrophe widerstanden, die mehr ein Versinken war, als eine Erhebung durch Explosion.

Ob die Erscheinung von Urthonschiefer in horizontalen Schichten zu dem vorhergehenden Schluß eines untergegangenen Continents berechtigt, lassen wir dahingestellt seyn, da ebenfalls, und besonders nach den neuern Theorien, der Thonschiefer aus dem Meer emporgehoben seyn kann.

Theebau in Brasilien.

Vor kurzem schickte die französische Regierung Hrn. Guillemin, einen der Curatoren des Jardin du Roi, nach Brasilien, um die Cultur der Theepflanze und die Art der Theebereitung zu studiren, und Samen und Pflanzen zu sammeln, damit ein Versuch zu Einführung dieser Cultur in Frankreich gemacht werden könne. Hr. Guillemin kam gegen Ende Octobers in Rio Janeiro an, und aus Briefen vom 17 November erfahren wir, daß er von den Behörden und Naturforschern Brasiliens sehr günstig aufgenommen wurde, und man sich allenthalben geneigt zeigte, ihn in seinen Forschungen zu unterstützen. Der Bau der Theepflanze, bemerkt er, welche im Jahre 1812 in Brasilien eingeführt wurde, hat namentlich seit 1825 rasche Fortschritte gemacht, und schon sind diejenigen, welche sich damit abgeben, im Stande, den brasilischen Markt zu einem großen Theile zu versorgen. Man baut die Theestaude in Ouro Preto und in der Provinz St. Paul, sie dehnt sich auch schon in die Provinz Minas aus, und ist im botanischen Garten zu Rio in einem großen Maaßstabe versucht worden. Hr. Guillemin hofft auf einen sehr günstigen Erfolg, und stand im Begriff nach St. Paul abzureisen. (Athenäum vom 26 Januar.)

Miscellen.

Afrikanisch-arabische Actenstücke. In der Versammlung der asiatischen Gesellschaft zu London am 5 Januar wurden die Originaladressen mehrerer Häuptlinge im Sudan an Major Campbell, gewesenen Gouverneur in Sierra Leone, vorgelegt, nebst einer Uebersetzung derselben. (Athenäum vom 26 Januar.)

Gallo-römische Vase. Ein Arbeiter im Torflager zu Tilques (Departement Pas de Calais) stieß beim Graben auf etwas Hartes, und es gelang ihm dasselbe nach vielen vergeblichen Versuchen herauszubringen. Es war eine prächtige gallo-römische Vase, die für das Museum von Arras angekauft wurde. (Echo du Monde Savant vom 30 Januar.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 42.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Februar 1839.

Briefe aus Griechenland. II.

(Von Dr. Gottfried Herold.)

Nauplia, am 9 Julius.

Am andern Morgen nahmen wir Abschied von dem guten Landmann, der den größten Theil der Nacht hindurch sich umsonst bemüht hatte, in seinem Hofe, wo wir geblieben, eine Henne für uns weich zu kochen, während bei uns der Schlaf endlich den Sieg über den Hunger davon getragen hatte, und setzten unsern Weg nach Norden fort, um am Abend in Pávlitza bei dem alten Phigalia einzutreffen. Wir ritten an der linken Seite der Ebene hin über das traurige Dorf Konstantino, und gelangten sodann zu einer von schattigen Bäumen umgebenen Quelle, die von den Landleuten, welche wir dabei trafen, Kormóvrysis genannt wurde. Bald schloß sich die Ebene und es ging ans Bergsteigen. Wenn wir erschöpft waren, stärkten wir uns durch Rückblicke auf die weite Ebene, mit dem glänzenden Meere im Hintergrund und in die tiefen Thäler, deren Windungen wir bis zur Stadt Arkadia an der westlichen Küste verfolgen konnten. Weiter oben benahmen uns Bäume und Gesträucher die Aussicht. Auf der Höhe sind einige Hütten mit Weinpflanzungen. Dort hofften wir nicht mehr weit von unserm Ziele zu seyn, weil der Weg schon bergab führte, und schnell sich öffnende und schließende Aussichten grüne Plätze und schimmernde Mauern entdecken ließen. Allein wir täuschten uns sehr, und da unser Agojate der Gegend nicht kundig war, so geriethen wir an höchst gefährliche Stellen, an denen wir die sonst unglaublich sicher gehenden Maulthiere über schlüpfrige Felsplatten langsam nach uns zogen. So kamen wir endlich in eine enge Schlucht, durch die mit großer Heftigkeit unter überhängenden prächtigen Platanen ein Fluß stürzte, der, wie wir nachher sahen, die Neda der Alten seyn mußte. Glücklicherweise bemerkten wir jenseits Hirten, setzten über den reißenden Fluß und ließen uns von ihnen auf den rechten Weg bringen, auf dem wir uns aber zwischen Hecken mit starker Beschädigung unseres Gepäckes durchwinden mußten. Ganz ermüdet und in dunkler Nacht, nachdem wir noch verzweifelt lang an einem jähen Abhange hingeritten waren und in der Finsterniß den Weg verloren hatten, kamen wir endlich in dem Dorfe Pawlitza an. Die dunkle, mit Rauch erfüllte Hütte des Demogeronten (Volksältesten) glich einer Räuberhöhle; wir schliefen ruhig im Hofe.

Die Stadt Phigalia, die nach einem Enkel des Pelasgos so genannt ward, wurde bald nach dem Falle von Eira durch die Spartaner erobert und ihrer Einwohner entblößt. Doch gelang es diesen, mit Unterstützung von Hülfstruppen, die Feinde wieder zu vertreiben. Von ihren spätern Schicksalen wissen wir nichts. Sie war sehr ausgedehnt, wie man aus dem Umfange der von großen Blöcken erbauten Mauern sehen kann, die den Gipfel über Pawlitza einschließen, und durch Thürme und jähe Abgründe wohl vertheidigt. Von vier Gräbern wurde uns eines als das der Königstochter (τῆς βασιλοπούλας) bezeichnet; was aber diese Sage bedeute, konnten wir nicht in Erfahrung bringen. In zwei Kirchen sahen wir Reste von Säulen.

Es ist kein Wunder, wenn die Bewohner dieser in der That wilden und rauhen Gebirgsgegend den Dionysos besonders verehrten, und in dem Rufe von Zechern standen. Sie mögen von eben so derber Natur gewesen seyn, als die Athener von feinem Sinne. Indessen hat das Schicksal gewollt, daß gerade ihr Andenken auf eine ausgezeichnete Weise erhalten wurde. Sie ließen im peloponnesischen Kriege von Iktinos, dem Baumeister des Parthenon, dem Apollo einen Tempel auf dem Berge Kotilion erbauen, zum Danke dafür, daß er sie von einer Pest befreit hatte, weßhalb der Gott auch den Beinamen Epikurios bekam. Dieser dorische Bau, der nur dem Tempel der Athene zu Tegea nachstand, ist noch in seinen Ruinen das schönste alte Denkmal der Halbinsel. Er ist jetzt unter dem Namen der Säulen bekannt, und zwei gute Stunden von Pawlitza gegen Nordosten gelegen. Von 42 Säulen, die ihn außen umgaben, stehen in der südlichen Fronte noch vier mit ihren Capitälern, in der nördlichen sind alle sechs erhalten, die Architrave dort und hier zum Theil herabgestürzt; an den Seiten, die je 15 hatten, stehen westlich 13 mit den Architraven, östlich noch 14. Die Cella, deren Mauern einge-

stürzt sind, hatte links und rechts je fünf jonische Halbsäulen, deren Basen noch an ihrem Platze sind; der Boden ist mit Quadern bedeckt. Der Tempel wird gen Norden ganz nahe von einer Bergspitze, östlich von dem Bergabhange begränzt; Felsstücke und Eichen umgeben ihn von andern Seiten, wodurch er nur noch mehr gewinnt. Das Auge übersieht auf diesem hohen Standpunkte die lykäischen Bergreihen, den flachkuppigen Ithome, der wie eine Insel sich über die messenische Ebene erhebt, den Meerbusen von Koron, die Lage der Stadt Arkadia und in weiter Ferne die Gipfel des Taygeton.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Poltawa.

Poltawa liegt auf den Hügeln des rechten Ufers der Worskla, und bildet mit dem Kreuzerhöhungskloster eine schöne Ansicht, die sich schon in einer ziemlich bedeutenden Entfernung auf der Straße von Charkow her dem Reisenden darbietet. Der erste Gegenstand, der die Aufmerksamkeit desselben beim Eintritt in die Stadt erweckt, ist ein einfaches steinernes Gebäude mit der Inschrift: „Hier ruhte Peter der Erste aus, nach dem Siege am 27 Junius des Jahres 1709.“ Dieses bescheidene Denkmal wurde erst vor nicht langer Zeit an der Stelle eines hölzernen Häuschens erbaut, das in Verfall gerathen und von der hiesigen Polizei abgebrochen wurde beim Empfang des Fürsten Repnin, als er zum Militär-Gouverneur von Kleinrußland ernannt worden war. Der Fürst konnte seine Unzufriedenheit nicht verbergen, als er diese einfältige Anordnung der Polizeibeamten erfuhr, sie aber konnten nicht begreifen, was er an dem verfallenen Häuschen für einen Geschmack gefunden hätte.

Der beste Theil der Stadt ist der geräumige Alexandersplatz, der von sieben steinernen Häusern umgeben ist, wovon das eine für den Militärgouverneur, die übrigen für die verschiedenen Behörden, die Adelsversammlung und die Gymnasien bestimmt ist. Mitten auf dem Platze steht die schöne, aus grünlichtem Kupfer errichtete Säule, die zum Andenken des Siegs bei Poltawa aufgestellt wurde. Sie ist von mehrern Reifen umgeben, in deren jedem einige mit Lorbeerkränzen gezierte Hellebarden stecken und der Fuß ist mit Basreliefs geziert, die Waffenrüstungen und Trophäen darstellen. Die Säule steht auf einer steinernen Platform, welche um einige Stufen über dem Boden erhöht und mit einem aus lancetförmigen, eisernen Staketen bestehenden Gitter umgeben ist; unter diesem Gitter hervor schauen auf jeder Seite zwei metallene Kanonen, welche die ganze Säule zu tragen scheinen und ihr ein Ansehen von luftiger Leichtigkeit geben. Auf der Säule sitzt ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, und dreht den Kopf, als ob er nach der linken Seite hinfliegen wollte; neugierig wendet man seine Augen dahin, und sieht durch eine Seitenstraße in der Ferne das sogenannte Schwedengrab, das den Staub der Sieger und der Besiegten in sich schließt. Trotz der Größe der Säule schien sie doch klein im Vergleich mit der bedeutenden Ausdehnung des Platzes, auf dem sie steht, und der Kaiser, der bei seinem ersten Besuche Poltawa's das Mißverhältniß des Denkmals zu dem Platze bemerkte, befahl es mit Gärten im englischen Geschmacke einzuschließen; so bildet es jetzt eine Art Londoner Square, das von zwei Kreuzwegen durchschnitten ist.

Das Schwedengrab erhebt sich in Form eines Kurgans, fünf Werste von der Stadt, an derselben Stelle, wo das Schicksal der Schlacht von Poltawa entschieden wurde, oder um homerisch zu sprechen, wo der Vater der Götter und Menschen die Loose zweier Reiche abwog, und das Loos Rußlands emporstieg zum gestirnten Himmel. Auf dem Grabe stand früher ein altes hölzernes Kreuz, das der Sage zufolge Peter der Große selbst errichtet haben sollte, das aber, weil es vor Alter zusammenfiel, durch ein neues ähnliches ersetzt wurde. Nicht weit von da an der Worskla steht das Kloster der Kreuzerhöhung. Sein Archimandrit hat den Bischofsmantel mit den beiden Flügeln, auf denen die Bildnisse Sanct Georgs des Großmärtyrers und des Heiligen Samson des Gastfreien eingenäht sind, zum Andenken daran, daß der Sieg am Tage dieses letztern Heiligen erfochten wurde. In der Kathedralkirche wird eine Kupferplatte aufbewahrt, welche die Schlacht von Poltawa darstellt; nach der Inschrift wurde sie unter der Kaiserin Katharina unter der Aufsicht der kaiserlich russischen Akademie von Patria Balavin gefertigt, und die Inschrift von einem (zu jener Zeit wohl bekannten) Hofrath Ruban abgefaßt.

An der Stelle des Walls und der Mauern, womit Poltawa befestigt war, ist jetzt ein Boulevard eingerichtet, das am steilen Ufer der Worskla beginnend, in einem Bogen zu dem Sommergarten und dem Institut adelicher Fräulein führt. Der Garten besteht aus hohen Baumen und engen Alleen. Von einem, mit einem Blumenbeet verzierten, freien Platze entdeckt man den gekrümmten Lauf des Flusses, der auf der einen Seite von einer Reihe grüner Hügel, auf der andern von einer mit Wäldchen durschnittenen Sandebene begränzt ist. Der mit Gebüsch bedeckte Abhang des Berges scheidet den Garten von einer Weinpflanzung, wo etwa 30 junge Leute, die in der Gartenzucht unterrichtet werden, in den verschiedenen Abtheilungen neben Weinreben auch Fruchtbäume südlicher Klimate pflanzen.

Das Institutsgebäude für adelige Fraulein steht auf derselben Höhe, von der aus Katharina so gern die Umgebungen von Poltawa betrachtete. Dieses Institut steht unter dem Schutze J. M. der Kaiserin und unter der unmittelbaren Aufsicht der Fürstin Barbara Repnina, der man auch die Gründung desselben verdankt. Um den Nutzen und die Wichtigkeit dieser Anstalt zu beurtheilen, muß man einen Begriff von den ärmlichen Mitteln des Privatunterrichts für das weibliche Geschlecht in Kleinrußland haben. Hier, wie in Großrußland, wird derselbe gewöhnlich Franzosen und Französinnen anvertraut, nur mit dem Unterschiede, daß hieher manchmal zugleich mit den ausgemusterten Moden auch solche Franzosen und Französinnen geschickt werden, die in der Hauptstadt wegen Mangels an Bildung oder zweifelhafter Moralität keinen Absatz finden. Aus den Händen solcher Mentoren müssen die

adeligen Töchter, wie das Gold aus den Händen der Juden, mit einer Verminderung des wirklichen Werthes ihrer Talente, mit leerem Flitter des Verstandes und mit windiger Leichtigkeit des Herzens hervorgehen. Dabei würde auch jeder aufgeklärte Fremde hier bei der Kindererziehung die größten Hindernisse in Ausführung seiner philanthropischen Ansichten finden, namentlich in denjenigen Häusern, wo alle Aufklärung des Verstandes in der Fertigkeit besteht, mit französischen Calembourgs zu prunken, und alle Bildung des Herzens im Auswendiglernen französischer, in der Gesellschaft gebräuchlicher Höflichkeitsformeln besteht, so wie im Tanzen von Ecossaise, Walzer und Masurka, nec plus ultra!

Es hat viele Mühe gekostet, diese Vorurtheile zu überwinden, aber früh oder spät muß die Aufklärung darüber siegen; die durch die väterliche Sorgfalt einer weisen Regierung errichtete Universität in Charkow, so wie jetzt der zweiten Universität zu St. Wladimir in Kiew, und die Institute in Charkow, Poltawa und Odessa für adeliche Fräulein dienen als Pfand großer Hoffnungen. Ich hatte Gelegenheit das Institut in Poltawa zu sehen, und kann nicht ohne Vergnügen an die Einrichtung, die Fortschritte der Mädchen in Wissenschaften, Künsten und Handarbeiten, so wie namentlich an die Art ihrer moralischen Bildung erinnern, welche jeden Wohldenkenden erfreuen muß. Die Fürstin Nepnina, nur von Liebe zum Vaterlande bewogen, ohne alle persönliche Absichten, und voll Selbstaufopferung, kümmert sich um die Blüthe des weiblichen Geschlechts, wie der virgilische Gärtner um seinen Schößling, nicht um der Gegenwart, sondern um der Zukunft willen, und wird darum auch durch den lebhaften Dank und die kindliche Anhänglichkeit der Mädchen belohnt.

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

2. Spalato und die benachbarten Inseln.

Je weiter man von Sebenico und Trau an auf der Küstenstraße gen Spalato hinkommt, desto reizender gestaltet sich die Landschaft, desto üppiger und mannichfaltiger wird die Vegetation. Auf der Mitte des Weges berührt man sieben in gewisser Entfernung aufeinanderfolgende alterthümliche Castelle, ähnlich den Wachthürmen der römischen Legionen. Sie sollen unter den Venetianern zu dem Zweck erbaut worden seyn, um den Landleuten aus der Nachbarschaft eine Zufluchtsstätte gegen die Ueberfälle der streifenden Türken zu verschaffen. Sie führen der Reihe nach folgende Namen: Castel Staffileo, C. Nuovo, C. Vecchio, C. Vitturi, C. Gambio, C. Abadessa, C. Suffuraz, und sind, obschon beinahe Ruinen gleich, doch zum Theil noch bewohnt. Bis Spalato fährt nun der Weg fast durchaus eben zwischen grün belaubten Weingärten, Oliven- und Granatäpfelwäldern hin, womit nicht allein das zur Linken steil sich erhebende Gebauergebirge, sondern die Ebene Castelli bewachsen ist. Die Stadt Spalato gewährt, man mag sich ihr von der Land- oder Seeseite nähern, einen gleich imposanten Anblick; allein man findet in der That seine Erwartungen nicht in demselben Maaße befriedigt, wenn man ihr Inneres betritt. In Gestalt eines Halbmondes, dessen concave Seite gegen das Meer gekehrt ist, breitet sich die Stadt an der südwestlichen Seite einer von Osten nach Westen hinziehenden, etwa sechs Miglien langen und zwei Miglien breiten Halbinsel hin, die nördlich vom Golfe von Salona, südlich vom Canale von Brazza und der Bucht von Stobrez bespült wird, im Westen aber in ein Vorgebirge sich endet, dessen höchste Kuppe der 564 Fuß hohe Berg Marian ist. Hinsichtlich seiner Anlage und Bauart zerfällt Spalato in drei zu verschiedenen Perioden entstandene Stadttheile, nämlich in die Altstadt, in die Neustadt und die Vorstädte. Erstere füllt den Raum des ehemaligen Residenzpalastes Kaiser Diocletians, eines der merkwürdigsten des Alterthums, auf dessen Trümmern sie in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts von Schutz suchenden Slaven aus dem benachbarten Salona erbaut worden seyn soll. Durch die vortheilhafte Lage an einem der schönsten und für den Handel höchst günstig gelegenen Busen des adriatischen Meeres, auch durch die Fruchtbarkeit des Bodens angelockt, wuchs die Zahl der Bewohner binnen kurzem so sehr, daß der Raum der weitläufigen Residenz bald nicht mehr genügte, und die spätern Einwanderer sich genöthigt sahen, außerhalb deren Umfangsmauern neue Häuserreihen zu ziehen, aus denen die jetzige Neustadt (Città Nuova) sich bildete. Ihre Entstehung fällt in jene Periode, wo die Magyaren noch Herren des Landes waren. Die außerhalb dem Bereich der Stadtmauern gelegenen Vorstädte entstanden unter der Herrschaft der Venetianer, welche auch, um den wachsenden Wohlstand der Stadt und deren Sicherheit zu begründen, die zahlreichen Vorwerke, die Mauern und Castelle anlegten. So wurde unter ihnen namentlich das auf der Anhöhe von der Stadt beiläufig 500 Schritte entfernte Fort Grippe, und das in der Nähe des Hafenstrandes liegende kleinere Castell, dessen höherer Thurm gegenwärtig zum Aufstecken der kaiserlichen Flagge dient, gegründet. Ebenso verdankt ihnen das großartige Lazarethgebäude längs des Meeres sein Daseyn. Während der Occupation Dalmatiens durch die Franzosen wurden aber nicht sowohl die ältern, als auch die neuern Festungswerke der Stadt für unhaltbar erklärt, die Wälle größtentheils abgetragen, die Thürme demolirt, und den Einwohnern gestattet, auch außerhalb der Ringmauern und auf den Wällen Häuser zu erbauen. Die Vorstädte umlagern die Stadt in folgender Ordnung, als: die große Vorstadt (Borgo Grande) gegen Nordwesten; die Vorstadt Bozzo Buon (so benannt nach einer in derselben befindlichen großen Cisterne) gegen Norden; die Vorstadt Manus gegen Nordosten und Lukaz gegen Osten. Durch erstere, welche zugleich die größte und am westlichen Fuße des Berges Marian gelagert ist, gelangt man von der Küstenstraße aus in die innere Stadt. Diese macht, wie schon erwähnt, auf den Fremden keinen erhebenden Eindruck, denn ungeachtet des großen Raums, den sie von außen einzunehmen scheint, sind ihre Gassen sämmtlich enge und winklicht, was freilich zur Sommerszeit den Vortheil hat, daß sie Schatten und Kühlung gewähren. Dabei ist auch das Pflaster holpricht, und in der Mitte so sehr erhöht, daß das Gehen bei nasser Witterung äußerst beschwerlich und unsicher ist. Die Häuser sind meist zwei Stockwerk hoch und italienischen Baustyls. Ihr Inneres harmonirt ganz mit ihrem düstern und unansehnlichen Aeußern. Nur wenige haben Gypsdecken und Bretterböden, wie in Italien und Deutschland, sondern sind mit Ziegeln belegt, wodurch stets eine Menge Staub das Zimmer umfliegt. Die Soffiten bestehen bloß aus mit dünnen Brettern überdeckten Balken. Die Aufgänge und Treppen sind durchaus

nur von Holz, während die Fenster aus runden, convexen Scheiben bestehen, die keine Durchsicht gestatten. Fast in jedem Hause befindet sich die Küche der Landessitte gemäß unter dem Dache. Die Cisternen sind hier weit seltener als in Zara, daher man das Wasser oft weither aus andern Häusern oder aus den öffentlichen Cisternen holen muß, unter denen die in der Vorstadt Bozzo Buon die größte, aber zum Trinken am wenigsten einladende ist. An öffentlichen Plätzen hat Spalato nur zwei aufzuweisen, nämlich den Domplatz (Piazza di Tempio) und Herrenplatz. Von diesen ist ersterer der größte und besuchteste, da er zugleich Marktplatz ist.

Was Spalato vor allen andern Städten Dalmatiens auszeichnet, das ist sein Reichthum an antiken Baudenkmalen, denn beinahe jeder Stein, den man namentlich im östlichen Theile der Stadt mit Füßen tritt, ist ein Ueberbleibsel vergangener menschlicher Größe. Den ganzen Raum der Altstadt nimmt der Palast des Kaisers Diocletian *) ein, von welchem Porphyrogenitus sagt, daß ihm kein Plan, keine Beschreibung gleichkomme. Man stelle sich aber darunter kein einzelnes Gebäude, sondern die Residenz eines an römische Pracht und Ueppigkeit gewöhnten Fürsten vor, welche außer dem kaiserlichen Palast auch jene seiner zahlreichen Beamten, Garden, Frauen und Sklaven, großartige Gärten mit Gewächshäusern, Grotten und Viaducten, Aviaren und Piscinen, ferner zwei Tempel, ein Theater, Reitbahnen, Marställe, Bäder, Säle zu Versammlungen und Berathungen, wie zum geselligen Vergnügen u. s. w. umschloß, so daß diese an sich den Raum einer kleinen Stadt einnahm. Die bis jetzt einzige und gelungenste Abbildung und Beschreibung dieses Riesenpalastes hat der brittische Architekt Adams in seinem aus 71 Kupfertafeln bestehenden Prachtwerk: Ruines of the palace of the Emperor Diocletian, geliefert, welchem auch Cassas in seinem Voyage pittoresque et historique de l'Istrie et Dalmatie folgt, daher wir auf jene verweisen, und hier nur das in kurzen Umrissen mittheilen, was jetzt noch von dem Gebäude besteht und einer Erwähnung verdient. Dessen südliche gegen den Hafen gekehrte Fronte bildete eine gegen 400 Fuß lange und über 25 Fuß tiefe Säulengalerie, welche 50 Säulen dorischer Ordnung trugen, die größtentheils noch vorhanden sind, aber nur dem Umstand ihre vollkommene Erhaltung zu danken haben, daß man die alte Stadtmauer dazwischen aufführte. Dieser Portieus erhebt sich 20 Fuß über dem Erdhorizont, und besteht aus ungeheuren Quaderklötzen, die wahrscheinlich rhehin vom Meere bespült wurden. Die Säulen sind keine ganzen Steinmassen, sondern zusammengesetzt, und stehen jede 7 Fuß von der andern entfernt. In dieser Galerie pflegte der Kaiser wahrscheinlich der kühlenden Seeluft zu genießen. Am obern und untern Ende derselben stehen zwei viereckige Quaderthürme, an diese schloß sich die Ringmauer der Residenz, ein Parallelogramm bildend, dessen längere Seiten gegen Westen und Osten 670 Fuß messen, während die nördliche nur 580 Fuß ausmachte. Die kürzeste war die südliche oder der Portieus, der nur 500 Fuß Länge hatte. Von dieser Umfangsmauer besteht noch die östliche und nördliche Seite des Quadrats, an welche sich jetzt die Vorstädte Manns und Lukaz schließen. Auf der nördlichen Seite befand sich der Haupteingang mit prachtvollen Propyläen geschmückt, durch welchen man unmittelbar in das Peristyl oder den Vorhof des kaiserlichen Wohngebäudes gelangte. Dieser Vorhof war ein längliches Viereck von 78 Fuß Länge und 42 Fuß Breite, und bildet den jetzigen Domplatz. Außer gedachtem Haupteingang, welchen man die Porta aurea nannte, waren noch drei andere vorhanden, als: die östliche Porta aerea, die westliche Porta ferrea und die Porta argentea, welche unter dem Portieus hindurch zum Meere führte, und jetzt, nachdem sie theilweise mit Schutt ausgefüllt, la grotta heißt. Jedes dieser Thore war beiderseits durch acht eckige Thürme gedeckt, welche mit der Ringmauer gleiche Höhe hatten. An den Längenseiten des Peristyls liefen zwei Säulengalerien hin, welche in ihrem ganzen Schmuck noch erhalten sind, aber die eine derselben nimmt jetzt die Façade des Kreisamtsgebäudes ein, die andere ist mit einer Mauer durchzogen. Die dritte kürzere Seite des Peristyls bildete die herrliche Façade des Vestibulums oder der Vorhalle des eigentlichen Palastes, welche in ihrem ganzen Umfang ebenfalls noch vorhanden ist. Das Fronton derselben ruht auf vier Granitsäulen und überragt das Peristyl um 4 Fuß. Eine an dessen Giebelseite angebrachte Inschrift bekundet, daß am 4 Mai 1818 Kaiser Franz I diese Stadt mit seiner Gegenwart beglückt habe, was denn allerdings ein bemerkenswerthes Moment in der Geschichte dieses Landes bildet, denn seit Diocletian betrat kein Imperator diese Hallen. Das Vestibulum bildet eine große Rotunda, über der sich eine stattliche Kuppel wölbt, die, so wie die am Eingang zu demselben befindliche Sphinx aus Syenit, noch ziemlich gut erhalten ist. Durch das Vestibulum gelangte man ins Atrium oder in den Vorsaal, und dann erst in die Gemächer des Kaisers, unweit welcher die Bäder sich befanden, deren Gemäuer noch vorhanden ist.

An der Stelle dieses Atriums ist jetzt das Nonnenkloster Santa Chiara erbaut. Dem Vestibulum schloß sich der Jupitertempel an. Er dient jetzt zur Kathedrale der Stadt, hat aber seitdem manche Veränderung erlitten. Von außen bildet er ein Achteck von mehr denn 50 Fuß Höhe bei einem Durchmesser von 42 Fuß, und wird im Innern von acht Granitsäulen, welche ein an der Wand hinlaufendes Gesimse tragen, auf welchem wieder acht kleinere Säulen ruhen, über denen sich eine schön geformte Kuppel wölbt. Die innern Wände sind mit antiken Sculpturarbeiten verziert, denen zufolge der Tempel ursprünglich der Diana geweiht gewesen zu seyn scheint. Die Fenster hat diese Kirche erst später erhalten, da nach Römersitte kein Tempel erhellt seyn durfte. Uebrigens trägt derselbe noch ganz das Gepräge des Alterthums, das jedem, der ihn betritt, Staunen und Bewunderung einflößt. Der Patron der Kirche, S. Doimo, wird zugleich als Patron der Stadt verehrt. Nach der Legende ist er ein Jünger des heiligen Petrus gewesen, und um das Jahr 65 n. Chr. von demselben zum Bischof ernannt und als Primas von Dalmatien nach Salona gesandt worden. Im Jahre 1769 soll unter den Trümmern letztgenannter Stadt seine Asche aufgefunden und hieher gebracht worden seyn, wo man sie noch aufbewahrt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diocletian war aus der benachbarten Stadt Salona gebürtig, und nachdem er im Jahre 305 unserer Zeitrechnung in Nicomedien das Scepter, welches er seit 284 geführt, niedergelegt hatte, zog er sich in seine Geburtsstadt zurück, um dort den Rest seines Lebens in Ruhe zu genießen. Wahrscheinlich ließ er den Palast in Spalato lange vor seiner Abdankung bauen, da es ein Werk vieler Jahre ist, und nicht ein Werk von neun Jahren seyn konnte, die er nach derselben verlebte, da er bekanntlich im Jahre 313 starb. Seine Grabstätte ist nicht genau bekannt, indessen vermuthet man, daß sie nicht in Salona, sondern innerhalb der Palastes Mauern gewesen sey, da er hier den größern Theil der Zeit, mit Gartnerei beschäftigt, in den letzten Jahren seines Lebens zubrachte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 43.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

12 Februar 1839.

Literariſche Nachrichten aus Indien.

Calcutta, den 17 Sept.

Ich wünſchte Ihnen einige Nachrichten von unſerm literariſchen Leben und Treiben zu geben, das in Vergleich mit den europäiſchen Hauptſtädten unbedeutend genug iſt, deſſen wir uns aber doch nicht zu ſchämen haben, wenn man bedenkt, daß die europäiſche Bevölkerung in Indien, von der allein es ausgeht, nicht über 30,000 Menſchen beträgt, worunter etwa 20,000 gemeine Soldaten, die natürlich ganz davon ausgeſchloſſen ſind. Es mangelt uns faſt an allen Hülfsmitteln, unſere Bibliotheken ſind unbedeutend, und die Fortſchritte der europäiſchen Wiſſenſchaft werden uns erſt nach langer Zeit bekannt; wir haben keine literariſchen Stellen, keine Univerſitäten, keine Akademien und literariſchen Penſionen, welche uns Muße zu Studien laſſen, unſere Buchhändler ſind bloße Commiſſionäre, deren Handel darin beſteht, Romane aus London für die Leſecabinette der Regimenter kommen zu laſſen, und die ſelten ein Buch auf eigenes Riſico drucken; wenn ein Beamter oder ein Officier neben ſeinen Dienſtverrichtungen noch Zeit und Energie hat ein Buch zu ſchreiben, ſo muß er es auf eigene Koſten drucken laſſen, und der Verkauf deckt ſelten die Druckkoſten, wir ſind daher noch auf das halb barbariſche Syſtem der Subſcriptionen reducirt, und es gehört kein geringer Ehrgeiz oder eine ſeltene Liebe zur Wiſſenſchaft dazu, um etwas zu Tage zu fördern. Und dennoch geſchieht Vieles, weit mehr als man unter ſolchen Umſtänden glauben ſollte. Die Mode in der Alterthumskunde hat ſich ſeit einigen Jahren auf die alten Münzen und Inſchriften geworfen, und ſeitdem J. Prinſep, Secretär der aſiatiſchen Geſellſchaft, nach und nach die alten Alphabete, die auf dieſen Denkmälern angewendet ſind, und die den Braminen unſerer Zeit gänzlich unbekannt waren, entdeckt hat, fließt hier eine ſolche Maſſe von Münzen und von Abſchriften und Abgüſſen von Inſchriften zuſammen, daß es kaum möglich iſt, ſie zu verarbeiten. Die Reſultate ſind über alle Erwartung intereſſant, und geben, was in der indiſchen Literatur bisher ſo ſehr gefehlt hat, poſitive chronologiſche Data, die ſchon jetzt drei Jahrhunderte über Chriſtus hinaufgehen und Landmarken für die künftige Geſchichte von Indien geben. Die alten, bisher räthſelhaften Säulen mit Inſchriften, die man an vielen Orten in Ober- und Mittelindien findet, die Inſchriften der unterirdiſchen Tempel von Ellora und Carli, die Münzen der indo-ſkythiſchen Könige geben uns jetzt gewiſſe Data über ganze Epochen der alten Geſchichte von Indien, wo man bisher nur Conjecturen hatte, deren Falſchheit größtentheils jetzt völlig bewieſen iſt. Namentlich ſind die Theorien von Hr. Wilſon über den neuen Urſprung der indiſchen Secten und der Hauptwerke der Literatur völlig widerlegt. Die neueſte Entdeckung dieſer Art iſt die Leſeart der Inſchriften auf den indoſcythiſchen Münzen, die, wie ſich jetzt zeigt, in Paliſprache ſind, und deren Alphabet Prinſep entziffert hat. Doch über alles dieſes muß ich ſie auf das Journal der aſiatiſchen Geſellſchaft von Bengalen verweiſen, wo Sie die Inſchriften und Münzen im Ueberfluß finden werden, und das überhaupt ein dem Geſchichtsforſcher, Geographen und Philologen unentbehrliches Repertorium geworden iſt, in dem wohl mehr neue Facta und weniger leere Worte ſtehen, als wahrſcheinlich in irgend einem Journal in der Welt.

Der Druck des Mahabharata für Rechnung der aſiatiſchen Geſellſchaft iſt gänzlich vollendet, und man iſt beſchäftigt, den Harivanſa als Anhang dazu zu drucken. Die Regierung hat Bezahlung der 6500 Rupien, welche noch auf das Werk ſchuldig waren, auf ſich genommen, und die Geſellſchaft wird den Ertrag des Verkaufs wahrſcheinlich auf das Lithographiren einiger Haupttheile der Vedas anwenden. Der Druck der arabiſchen Ausgabe von Tauſend und Eine Nacht, nach dem Manuſcript, daß der Major Macan früher beſeſſen hatte, iſt ziemlich vorgeſchritten, und der erſte Band wird in einigen Monaten fertig ſeyn, und ein Civilbeamter der Compagnie, Hr. Torrens, hat eine engliſche Ueberſetzung derſelben angekündigt, welche die von Galland ausgelaſſenen Poeſien enthalten ſoll. Der erſte Band iſt im Druck, und die Subſcription iſt zu acht Rupien per Band angekündigt. Nie hat außer dem Koran ein orientaliſches Werk ſo viele Ausgaben erlebt als Tauſend und Eine Nacht, denn dieß iſt die fünfte des Textes, und die dritte, die hier erſcheint. Unter dem Titel Illustrations

of Indian Architecture von Kittoe, Bibliothekar der aſiatiſchen Geſellſchaft, iſt ein Werk angekündigt, das die Aufmerkſamkeit der Kunſtfreunde wohl verdient. Hr. Kittoe hat ſeit vielen Jahren die indiſche Architektur ſyſtematiſch ſtudirt, namentlich um zu unterſcheiden, welchen Einfluß darauf die Mohammedaner ausgeübt haben. Er beſchränkt ſich daher in ſeinem Werk auch auf Monumente, die ſeit der mohammedaniſchen Eroberung gebaut worden ſind, und hat beſonders die von Agra, Benares, Dehli, Jehanpur und Chunar mit größter Sorgfalt gemeſſen und gezeichnet. Die Freunde der Geſchichte der Architektur werden daher in ſeinem Werke zuverläſſige Materialien finden und nicht bloß pittoreske und wie gewöhnlich oberflächliche Anſichten. Das Werk ſoll in Nummern von vier Blättern Folio erſcheinen, deren jede Ein Blatt Perſpective oder Durchſchnitt eines Gebäudes und drei Blätter Detail enthält. Die Zeichnungen werden vom Profeſſor ſelbſt mit der Feder auf dem Stein ausgeführt, um eine vollkommene Genauigkeit zu ſichern. Jede Nummer koſtet 6 Rupien Subſcription und iſt von einem erklarenden Text begleitet.

Das cochinchineſiſche Lexikon, das der große Biſchof von Adran angefangen und der gegenwärtige Biſchof von Iſauropolis und apoſtoliſcher Vicar für Cochinchina wahrend eines ſechzehnjährigen Aufenthalts in dieſem Lande vollendet hat, wird nächſtens ausgegeben werden; es wird in Serampur cochinchineſiſch und lateiniſch gedruckt mit einer Grammatik, einem Verſuch über cochinchineſiſche Poeſie und einer Sammlung von Phraſen. Es bildet zwei Quartbande, die zuſammen über 1400 Seiten ſtark ſind, und koſtet 60 Rupien, was etwas theuer iſt, da die indiſche Regierung die Druckkoſten bezahlt: aber der Biſchof will den größten Theil der Auflage der cochinchineſiſchen Miſſion vorbehalten, und hat nur 150 Exemplare zum Verkauf beſtimmt, deren Ertrag er auch den Miſſionen zukommen laſſen will, die bei der gegenwärtigen Verfolgung, deren ſie von Seiten des fanatiſchen Königs Ming-ming ausgeſetzt ſind, größerer Geldmittel bedürfen, als ſie aus Europa erhalten. Der Biſchof gibt dem Lexikon eine geographiſche Beſchreibung von Cochinchina mit einer Karte bei, die nach neuen Materialien conſtruirt iſt, welche er bei ſeinem Aufenthalt im Lande geſammelt hat, und die ſehr bedeutende Abweichungen theils in den Namen und Lagen der Orte, theils in der phyſiſchen Geographie, namentlich im Laufe der Flüſſe von den bisherigen Karten geben.

Der erſte Band des Mahavanſo von Tournur iſt erſchienen, und enthält eine Einleitung über buddhiſtiſche Chronologie, welche ſchon früher in einem Octavband erſchienen war, aber hier revidirt iſt, und die erſten Bücher des Mahavanſo, den Text in lateiniſcher Schrift, mit einer wörtlichen Ueberſetzung begleitet. Dieſe Art orientaliſche Texte in lateiniſcher Schrift zu drucken, iſt hier ſeit einiger Zeit Mode geworden, aber der Uebelſtand iſt, daß man dabei, da die lateiniſchen Schriftzeichen nicht ausreichen, ſie durch Punkte vervielfältigen muß, was zu zahlloſen Druckfehlern führt, wie die 32 Quartſeiten Druckfehler dieſes Bandes hinlänglich beweiſen. Es iſt aber doch ein ſehr ſchätzbares Werk, das die alte Ueberſetzung des Mahavanſo, die Upham in London herausgegeben hat, völlig verdrängen wird. Das Werk erſcheint in 4°, der erſte Band koſtet 15 Rupien Subſcription.

Der vierte Band des Sapta Kalpa Druma von Raja Radakanta Dewa iſt erſchienen: es iſt ein Sanskritlexikon, oder vielmehr eine indiſche Encyklopadie, das der Gelehrſamkeit des Verfaſſers große Ehre macht; ich weiß nicht, ob das Werk nach Europa kommt, denn Hindus, welche etwas drucken laſſen, rechnen nie auf Verkauf in Europa und ſchicken ſelten Exemplare nach England, und die orientaliſchen Buchhändler in England ſind eben ſo nachläſſig als die engliſchen hier. Es iſt unbegreiflich, daß ſich noch kein beſſerer, literariſcher Verkehr mit Europa angeknüpft hat, und es iſt Alles dem Zufall und der Trägheit einiger privilegirten und daher ſehr indolenten Buchhändler überlaſſen.

Eine Art aſtronomiſcher Ephemeriden unter dem Titel: the Trevandrum Almanac for 1838 iſt ſo eben in Trevandrum, der Sternwarte des Raja von Travancore, von dem Aſtronomen Seiner Hoheit, C. Caleroſt, herausgegeben worden. Die Miſſionsſtation in Sudiya in Aſſam hat einige aſſameſiſche Schulbücher gedruckt, die erſten, welche in dieſem Dialekt erſcheinen; man ſpricht von einer Grammatik der Sprache der Belutſchen von Lieutenant Lees, und von dem Druck eines Handbuchs der Anatomie in Sanskrit, von Madhet Sudana Gupta, bearbeitet nach Hooper, aber ich weiß nichts Genaueres über dieſe Unternehmungen.

Briefe aus Griechenland. II.

(Fortſetzung.)

Wir ſtiegen von den Säulen nach Andritzena herab auf rauhen, aber ſchattenreichen Wegen. In dieſen Strichen des arkadiſchen Gebirgslandes hat man noch die alte vielgeprieſene Natur vor ſich mit bewaldeten Höhen, grünenden Thälern und zahlreichen Bächen, mit einem Worte ein vortreffliches Weideland. Andritzena iſt ein ſchön gelegener Flecken an einem Abhange; der Weinbau iſt hier bedeutend, und es gedeihen alle Früchte, außer Pomeranzen, die wegen der Strenge des Winters nicht fortkommen. Je mehr man ſich dem Alpheiosthale nähert, deſto milder wird die Landſchaft, deſto mehr weichen die Berge zurück. Wir ſetzten über den Fluß, der, ehe ſich der Ladon (jetzt Ruphias) in ihn ergießt, noch ſeicht iſt, gleich darauf in einem Kahn über den trüben Ladon ſelbſt, der wegen des Ablaufens der Gewäſſer aus dem See Phonea, wovon noch ſpäter die Rede ſeyn wird, waſſerreicher als gewöhnlich war. Nach einiger Zeit hatten wir noch einen dritten Fluß zu durchreiten, der ohne Zweifel der Erymanthos der Alten war. Die jetzige Benennung des Ladon bleibt auch nach ſeiner Vereinigung mit dem Alpheios. Die Ufer dieſes Fluſſes ſind über alle Beſchreibung ſchön; vor ſanften, mit Pinien beſetzten Hügeln ziehen ſich Ebenen hin, die mit Platanen, Eichen und andern Bäumen geſchmückt ſind; oftmals treten auch dieſe Hügel näher an den Fluß, und der Weg führt dann über ſie durch liebliche Waldung. Ich weiß nicht, ob die Färbung des Abends die Reize der Gegend erhöhte, aber ich glaubte

hier den vollständigsten Triumph über alle Verunglimpfungen zu erblicken, die das Land gewöhnlich durch diejenigen erfährt, welche es nur nach der Außenseite und der in der That abschreckenden Nacktheit der Küsten beurtheilen. Die ganze Landschaft [illegible] den Charakter einnehmender Anmuth. Es ist nur zu bedauern, daß hier so wenig Anbau und Bevölkerung vorhanden ist. Die wenigen Dörfer liegen vom Thalwege entfernt, und wir kamen auf der ganzen Strecke bis Porgos nur zu einem einzigen. Beinahe wären wir an der Stelle, wo die heilige Altis von Olympia lag, vorüber geritten, ohne es zu merken, da wir die Vorstellung von einer ausgedehnteren Fläche, als sich dort wirklich findet, in uns trugen, und die unbedeutenden Trümmer nicht sehr in die Augen fallen. Von dem berühmten Zeustempel finden sich tief unter der jetzigen Oberfläche — denn durch die Ueberschwemmungen des Flusses ist der Boden allmählich erhöht worden — große, mit breiten Hohlstreifen versehene Säulenstücke aus einem leicht zerbrechlichen, porösen Steine der Gegend, und sonst noch an andern Stellen Backsteinmauern. Der ganze Platz hat übrigens für die Landleute dadurch erst eine Bedeutung erhalten, daß das Zelt ihres geliebten Königs bei seinem vorjährigen Besuche dort auf einem kleinen Erdhügel stand.

Als wir auf der letzten Höhe vor Porgos hielten, überſahen wir eine ausgedehnte Ebene; zu unserer Linken wand sich der Alpheios mühselig in vielfachen Krümmungen zum Meere, während an seinem linken Ufer die Berge sich nahe an die Küste hinzogen; Porgos selbst gewahrte man noch nicht. In diesem Flecken hatten wir die Freude, in der Person eines Beamten einen Bekannten zu finden, der uns in seinem Hause gastfreundlich aufnahm, und gegen Abend durch hohes Gesträuche auf der sumpfigen Küste zu der Mündung des Alpheios geleitete. Der Weg dahin war sehr anstrengend, wir brauchten gegen zwei Stunden, und es hätte leicht geschehen können, daß wir in dem hohen Grase gänzlich irre gegangen wären; in dessen mußten wir doch am Ziele gestehen, daß wir keine bessere Stunde hatten wahlen können. Was in der Helle des Tages kein besonderes Interesse erregt haben dürfte, erschien am Abend ganz anders, und brachte eine unvermuthete Wirkung hervor. Der Mond war eben aufgegangen, und goß sein magisches Licht auf die Gewässer; je weniger das Auge klar unterschied, desto freier war das Spiel der Phantasie; je feierlicher die Stille des Abends war, desto lauter schlug das Brausen ans Ohr, womit dort der Alpheios in schnellerem Laufe, wie von Sehnsucht nach der geliebten Arethusa getrieben, der glänzenden See entgegen eilte. Er ist dort breit, und während er sonst nur zwei bis drei Fuß Tiefe hat, war er damals gerade wegen des vielen vom Ladon zugeführten Wassers vier bis fünf Fuß tief. Kleine Holzschiffe lagen darin. Ein vortreffliches Abendmahl erquickte uns nach der Rückkehr, und die Ruhe unter einem Dache that uns um so wohler, je empfindlicher in der letzten Nacht die Feuchtigkeit des Flußthales gewesen war.

Die Ebene von Elis ist äußerst fruchtbar, und in ihren nördlichen Strichen mit schönen Eichenwaldungen besetzt, aber in ihrem jetzigen verlassenen Zustande höchst traurig; deutsche Anbauer fehlen ihr, die sie bald zu der Lombardei von Griechenland umschaffen würden. Eben darum beschlossen wir auch, nicht den einförmigen und ermüdenden Landweg nach Patra zu nehmen, sondern zur See dahin zu gehen, und zugleich einen Be sch der nahen Insel Zakynthos (wie sie noch jetzt durchgängig heißt, nicht Zante) damit zu verbinden. Da indessen im nahen Hafen Katakolon kein Fahrzeug lag, so ritten wir über Gastuni, wo wir an den Einwohnern eine unvortheilhafte Verschiedenheit von dem Betragen und der Kleidung der übrigen Griechen, und schon eine große Annäherung an die Art und Weise der jonischen Inseln wahrnahmen, setzten darauf über das Flußchen Peneios, das seinen jetzigen Namen von Gastuni hat, und gelangten, nachdem sich die Trümmer des Schlosses Tornese zu unserer Linken gezeigt hatten, nach Glarenza. Hier begaben wir uns sogleich an den Strand, um wegen der Ueberfahrt nach Zakynthos zu unterhandeln. Wenn man von den elenden Hütten, die hier standen, absah, so konnte man sich in Italien glauben: so belastigt wurde man von der Zudringlichkeit und Gierigkeit der jonischen Schiffer, die auch noch durch ihre eigenthümliche Mundart und ihren singenden Redeton unangenehm auffielen. Eine willkommene Erscheinung war dagegen der Zolleinnehmer, ein junger Mann, dessen ausdrucksvolles, schönes Gesicht durch einen Zug von Schwermuth noch anziehender wurde, der uns in seiner engen Amtsstube mit eigener Beschrankung beherbergte, und trotz seiner augenscheinlichen Dürftigkeit nicht zur Annahme eines dargebotenen Geschenkes zu bewegen war. Durch seine Vermittelung erhielten wir ein Fahrzeug, auf dem wir in der Frühe abfuhren und um Mittag in den Hafen der Insel einliefen.

(Fortsetzung folgt.)

Consumtion in Paris.

Die französischen Blätter theilen, wie gewöhnlich im Januar, die Consumtion von Paris im vorhergehenden Jahre mit. Es waren consumirt worden im Jahre 1838: 70,507 Ochsen, 20,126 Kühe, 79,002 Kälber, 426,166 Schafe; im Jahre 1837: 70,125 Ochsen, 19,065 Kühe, 78,200 Kälber, 585,456 Schafe. Man ersieht hieraus, daß die Consumtion auch im vorigen Jahre gestiegen ist, wie sie denn überhaupt seit dem Jahre 1825 nicht mehr so hoch war; nie ist auch das Fleisch theurer gewesen. Man hat bei Gelegenheit dieser Consumtion die Bemerkung gemacht, daß die Zahl der geschlachteten Ochsen allmählich abnimmt; die mittlere Zahl des Bedarfs in Paris ist 75,000, und seit drei Jahren erhebt sie sich kaum über 70,000. Dieß Deficit wird ersetzt durch eine desto größere Anzahl Kühe, ein schlimmes Hülfsmittel, das die Zukunft mit noch größerem Mangel bedroht, wenn man nicht fremde magere Ochsen zollfrei herein läßt; ein anderer Theil des Deficits wird durch Hammelfleisch gedeckt, und in der That ist auch noch nie die Zahl der geschlachteten Hämmel so hoch gestiegen, wie im vorigen Jahre.

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

2. Spalato und die benachbarten Inseln.

(Fortsetzung.)

Dem Dianatempel gegenüber stand der dem Aesculap geweihte, welcher heutzutage als Taufcapelle dient, und Chiesa S. Giovanni Battista genannt wird. Er bildet ein Parallelogramm, ist gegen 25 Fuß lang, 15 Fuß breit und im Innern nach Römersitte unerhellt. Sein Eingang, so wie die Friese und Karnieße sind mit wundervollen Sculpturarbeiten geschmückt, und wie man von dem rückwärts demselben anstoßenden Hause Ferracina wahrnehmen kann, so dürften die nischenförmigen Vertiefungen einst mit Statuen geschmückt gewesen seyn. Uebrigens ist dieser Tempel, so wie die Kathedrale, trotz der auf ihm ruhenden Last von anderthalb Jahrtausenden noch sehr gut erhalten, und dürfte wohl noch eben so lange den atmosphärischen Einflüssen Trotz bieten, ungeachtet die Steine an demselben, so wie überhaupt am ganzen Palaste, weder mit Kalk, noch mit irgend einem andern Bindungsmittel zusammengefügt gewesen zu seyn scheinen; ihre Verbindung beruht einzig und allein auf der Cohäsionskraft ihrer eigenen Schwere. Um diese antiken Baudenkmale in ihrem ganzen Umfange zu genießen, muß man sie vom günstigsten Standpunkte vom Thurme des Doms oder noch besser von dem anliegenden Berge Marian aus bei leuchtender Abendsonne betrachten, so daß das glänzende Blau des dalmatischen Himmels den Hintergrund bildet. Mit unnennbaren Gefühlen schweift der Blick über diese malerischen, schweigenden Trümmer einer untergegangenen Cultur, die noch jetzt trotz ihrer Erniedrigung den Ruhm der größten Werke der Neuzeit verdunkeln. *)

Mit Inbegriff seiner Vorstädte umfaßt Spalato 1305 Häuser mit etwa 9000 Einwohnern, wobei jedoch mehr als zwei Drittheile auf die Vorstädte kommen. Die Bewohner derselben sind Fleischhauer, Fischer, Schiffer und Ackerbauer. Die Classe der erstern ist hier besonders zahlreich wegen der Menge Schweine, die hier zu Hunderten allwöchentlich geschlachtet und dann theils roh, theils geräuchert nach Venedig und Ancona verschifft werden. Ebenso werden oft lebende Heerden von bosnischen Pferden und Schlachtochsen nach diesen Plätzen eingeschifft. Die Ansiedlung der ackerbautreibenden Classe in Spalato datirt sich aus den Zeiten des Kriegs mit den Venedigern und Türken her. So lange die nahe Bergveste Clissa noch den Gränzpunkt des türkischen und dalmatischen Landes bildete, waren die dalmatischen Bauern niemals sicher, von den Türken überfallen, ausgeplündert und niedergemetzelt zu werden, daher sie es vorzogen, ihre Häuser in der Nähe der Stadt anzubauen, wo sie gesichert waren. Allein dieß hat jetzt für den Bauer den Nachtheil, daß er oft mehrere Miglien Wegs machen muß, um zu seinen Gründen zu gelangen. Nebst diesem ist jedoch für sie das übelste, daß sie durch das Zusammenwohnen mit den Städtern auch von dem Sittenverderbnisse derselben angesteckt werden; denn der rohe Einnennensch ahmt immer lieber das Schlechte als das Gute nach. Daher schreibt sich wohl auch die Ungeschliffenheit dieser Vorstädter, das Herumschweifen so vieler lumpiger, halbnackter Menschen und Bettler in der Stadt, deren Anblick viel mehr Ekel als Mitleid erregt. Am meisten findet man solch müßiges Gesindel an den Ecken und Winkeln des Marktplatzes herumgekauert, wo sie sich Tage lang dem dolce far niente überlassen. Die unter ihnen herrschende Sprache ist die slavische; in der Stadt selbst aber wird von Jedermann italienisch gesprochen. Doch gibt es auch noch mehrere aus Spanien eingewanderte israelitische Familien, welche unter sich spanisch sprechen. Der italienische Dialekt ist derselbe wie in Venedig, ziemlich rein und schriftgemäß. Nicht so ist dieß bei der slavischen, welche mit einer Menge italienischer Worte gemengt ist, obschon die Spalatiner behaupten, daß ihre Mundart die reinste und vollkommen schriftgemäß sey.

Die Kleidung des Spalatiners ist von der des Zaratiners wenig verschieden, die Männer kleiden sich meist in Blau, seltener in Gelb, mit ungarischem Schnitt, doch ohne die Verzierung mit Schnüren; in der Stadt selbst ist die deutsche Tracht in ihren verschiedenen Farben die vorherrschende. Das Leben in Spalato bietet dem Fremden ungleich mehr Genüße dar als in Zara, zumal auch die Lage und Umgebungen der Stadt reizender und mannichfaltiger sind. Nach den verschiedensten Richtungen hin führen Spaziergänge, deren jeder seine eigenthümlichen Reize hat, unter denen aber der am Hafenstrande der besuchteste ist. Auch die zwischen der Stadt und Vorstadt Borgo Grande sich hinbreitende Esplanade ist stets von Spaziergängern belebt. Unterhalb derselben befinden sich zwei heyatische Quellen, die schon früher Veranlassung zu Errichtung einer Badeanstalt gaben. Ihr Wasser soll sich schon sehr heilsam in Hautkrankheiten erwiesen haben, besonders wenn damit der innerliche Gebrauch des Säuerlings aus der Verlica verbunden wurde. Nach einer von italienischen Aerzten angestellten chemischen Analyse enthalten 10 (venetische) Pfund Apothekergewicht ein doppeltes Volumen geschwefeltes Wasserstoffgas, ferner 1540 Gran salzsaures Natron, 24 Gr. salzsaure Bittererde, 20 Gr. salzsaure Kalkerde, 590 Gr. schwefelsaures Natron, 130 Gr. schwefelsaure Bittererde und 46 Gr. kohlensaure Kalkerde. Das specifische Gewicht verhält sich zu dem destillirten Regenwasser wie 1 : 1,0025. Die Temperatur ist jener des nahen Meerwassers gleich. Ungeachtet jedoch der Unternehmer die Badeanstalt und die Heilkräfte des Wassers alle Frühjahre lobpreisend in der Triester Zeitung ankündigt, so finden sich außer von Zara keine fremden Badegäste ein, und deren Anzahl ist sehr gering.

(Fortsetzung folgt.)

*) Als Hauptstadt eines Kreises ist Spalato der Sitz der vorzüglichern öffentlichen Behörden, wie namentlich des Kreisamtes, des Collegialgerichts, des Bisthums und der Pratur. An Bildungsanstalten besitzt die Stadt ein Gymnasium, eine Normalhauptschule von vier Classen und eine Mädchenschule. Buchhandlungen und Buchdruckereien gibt es hier nicht. Die Garnison des Platzes besteht gewöhnlich aus einigen Compagnien Infanterie und einem Detaschement Feldartillerie.

Wasseranziehung des Silbers. Ein Stück Piñasilber, das aus dem an der Küste von Irland im December vorigen Jahres gescheiterten Schiffe, Lady Charlotte, gerettet wurde, wurde einer Probe unterworfen, wie weit es Wasser eingesogen haben konnte. *) Man wog das Stück am ersten Tag und fand es 58 Pfund 10 Unzen schwer; man stellte es vor das Feuer, und nach acht Tagen wog es nur noch 54 Pfd. 2 PG. Hierauf entfernte man es von dem Feuer, und nachdem es acht Tage der Luft ausgesetzt gewesen, wog es wieder 54 Pfd. 4 U. 9 PG., hatte also aus der Luft 4 U. 7 PG. Wasser eingezogen. (Athenäum vom 26 Januar.)

*) Piñasilber ist bekanntlich sehr porös.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 44.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

13 Februar 1839.

Annäherung zu Aſſumpcion.

(Aus Robertſons: Lettres on Paraguay.)

Als wir uns der Hauptſtadt auf 4 Leguas genähert hatten, erblickten wir den breiten Silberſtrom des Paraguay, der das Land zugleich bereichert und ſchmückt. Auf einmal aber hörte das offene Land auf, und wir zogen durch einen Hohlweg, der auf beiden Seiten gegen 12 Fuß hohe Wandungen hatte: er war überwölbt von den Bäumen, die von beiden Seiten her ſich begegneten, ihre Zweige in einander ſchlangen, und ſo einen kühlen und ſchattigen Pfad bildeten. Aus zahlloſen Quellen an den Seitenwänden rieſelte klares Waſſer herab, nicht ein Sonnenſtrahl konnte die Decke über uns durchdringen, und wie der lechzende Hirſch nach hitziger Verfolgung durch die Hunde mit Luſt in das fließende Waſſer ſpringt, ſo erfreuten wir uns an dem tiefen erfriſchenden Schatten des Waldpaſſes, durch den wir unſern Weg nach der Hauptſtadt verfolgten. Alle Wege nach Aſſumpcion ſind gleicher Art: ſie wurden urſprünglich angelegt zur Vertheidigung gegen die zahlreichen feindlichen Einfälle der Indianer, und dieſe Defileen laſſen ſich auch leicht durch Leute, die mit Musketen bewaffnet ſind, gegen jede Zahl von Indianern vertheidigen. Da indeß alle Gefahr von ſolchen Anfällen jetzt aufgehört hat, ſo dienen dieſe Hohlwege jetzt nur noch als kühle, angenehme Straßen, auf denen Reiſende die Stadt betreten, oder die Landleute ihre Früchte u. dgl. zu Markte dahin bringen. Solchen Landleuten begegneten wir zu Hunderten, meiſt Weibern und Mädchen. Einige waren zu Fuß, andere zu Eſel, einige trieben Pferde und Maulthiere mit Körben vor ſich her, und nur die Wohlhabenden hatten einen plumpen Pferdkarren, der mühſam genug durch den tiefen Sand hingeſchleppt wurde. Es war etwas mehr als maleriſch, die zierlichen, leicht gekleideten Mädchen mit der vollen Bruſt, den runden Armen, kleinen Händen und noch kleinern Füßen, den ſchwarzen Augen und den kurzen Röckchen zu ſehen, wie ſie, in reines Weiß gekleidet, ſylphenartig durch das grüne Blätterwerk dahin ſchlüpften.

Nach einem Ritt von mehrern Stunden durch dieſe ſchattigen Gänge betrat ich Aſſumpcion mit allem Enthuſiasmus eines Menſchen, der zum erſtenmal in ein Land von anſcheinend ſo viel arkadiſcher Einfachheit und Glückſeligkeit kommt. Meine Ideen waren freilich, nachdem ich einen Monat lang mit den Bewohnern näher bekannt geworden, ſehr herabgeſtimmt, aber den erſten Eindruck werde ich doch nie vergeſſen.

Briefe aus Griechenland. II.

(Schluß.)

Das freudige Gefühl, das Jeden ergreift, wenn er einen guten Freund nach längerer Trennung wieder ſieht, durchzückte uns, als wir eine Stadt mit Thürmen vor uns ſahen, und Glockengeläute in unſern Ohren tönte. Während ſich zahlreiche Häuſer ſchön um den Hafen reiheten, beſchatteten dunkle Olivenwälder zur äußerſten Rechten die hohe Küſte und erhob ſich am äußerſten Ende links die Bergſpitze Skopós. Unſere Freude ward indeſſen auf eine unerwartete Weiſe verbittert. Statt, wie wir hofften, auf der Stelle ans Land zu ſetzen, hatten wir drei peinliche Stunden zu warten, bis endlich der Arzt kam, und ſich flüchtig über den Geſundheitsſtand der Mannſchaft unterrichtete. Dann waren noch zum Ueberfluſſe die Förmlichkeiten in der Sanitätsanſtalt zu beſtehen, ſo daß ſchon der Abend heranrückte, als wir auf die Gewährleiſtung eines Kaufmannes, an den wir glücklicherweiſe Briefe hatten, die Erlaubniß erhielten, die Stadt zu betreten. Dieſe iſt im italieniſchen Geſchmack gebaut, mit engen Gaſſen und hohen, feſten Häuſern. Der Platz, die Piazza, kann ſich mit dem hieſigen in keiner Weiſe vergleichen. Eine Feſtung beherrſcht die Stadt. Man findet eine Menge griechiſcher Kirchen, auch einige lateiniſche; in ihnen werden die Todten beigeſetzt, wie dieß in ganz Griechenland vor der Ankunft der königlichen Regierung Sitte war. Es ging eben ein Feſt zu Ende, eine Art Kirchweihe, mit einem Markte verbunden, welcher vor einer außerhalb der Stadt liegenden Kirche gehalten wurde, in der Myrten und Lorbeeren umhergeſtreut lagen, und eine lärmende Menge ſich bewegte. So viel wir beobachten konnten, iſt die Bevölkerung thätig und arbeitſam, dabei aber auch munter und lebensluſtig.

Am Abend wimmelte der Molo von frohen Spaziergängern beider Geschlechter. Die Tracht erinnert nicht mehr an Griechenland, denn sie ist fränkisch.

Die unerträglichste Hitze und eine Unzahl von Stechmücken in unserm Gasthause verursachten uns schlaflose Nächte, daher wir in allen Gliedern eine Mattigkeit zu verspüren anfingen, die es uns schlechterdings unmöglich machte, in das Innere der Insel zu gehen, und die schon von Herodot beschriebenen Erdpechquellen zu besichtigen, oder auch nur den Berg Skopós zu besteigen und die Aussicht zu genießen, die man uns viel rühmte. Indessen wurden wir dafür von einer andern Seite vollkommen schadlos gehalten. Es ward uns das unbeschreibliche Vergnügen zu Theil, von dem Landhause eines Engländers auf einer Höhe über der Stadt die große Ebene der Insel zu überblicken, die mit allem Fleiß angebaut, in der ganzen südlichen Sommerpracht, mit dem abwechselnden Grün der Oliven-, Korinthen- und Weinpflanzungen und mit vielen Dorfschaften und Landhäusern geschmückt, wie ein Wundergarten da lag. Wir begriffen nun, warum die Insel die Blume der Levante heiße. Auf demselben so einzigen Standpunkte hatte man, wenn man sich von dem Anblicke der freundlichen Insel losriß und gegen das Meer wendete, über dem Meerbusen von Patra die Ansicht des Festlandes, und erkannte deutlicher die flache Küste von Elis, hinter der sich die arkadischen Berggipfel erhoben. Dieser Genuß einer so reizenden Natur war allein des Umweges werth, den wir gemacht hatten.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft schifften wir uns auf einer griechischen Goëlette nach Patra ein. Da wir nur anfangs guten Wind, die Nacht aber Windstille hatten, so brauchten wir gegen 30 Stunden, bis wir auf der Rhede daselbst (denn ein Hafen ist es nicht) ankamen. Ein Molo ist noch nicht hergestellt, und so stiegen wir mit Mühe und Noth ans Land. Die Neustadt, die am Meere auf einem sanft ansteigenden Boden angelegt wird, während die alten Wohnungen höher liegen, und schon in einer hübschen Anzahl wohlgebauter Häuser besteht, verspricht eine der schönsten Städte von Moreas zu werden, und gelangt gewiß bald durch die wichtige, schon von den Römern richtig erkannte Lage zu Wohlstand. Vor dem Kriege hatte der Ort einen sehr bedeutenden Handel mit selbst erzeugten Korinthen; jetzt liegen die für diese Frucht durch den leichten und dürren Boden so geeigneten Grundstücke unbenutzt, weil den Besitzern die Mittel zu ihrem Anbau fehlen. Gleichwie Nauplia oder der Piräeus an den Orient anknüpft, so wird Patra die Anschließung an das Abendland befördern, und was es selbst von daher an Bildung erhalt, allmählich in andere Theile des Landes verbreiten. Schon fängt Gewerbthätigkeit an, sich zu entwickeln, und es findet sich z. B. eine Lederfabrik hier, meines Wissens die einzige in Griechenland. Auch erkennt man in milderen Sitten und besseren Lebenseinrichtungen den Einfluß der europäischen Verbindung. Auch unter dem weiblichen Geschlechte ist mir eine schöne Erscheinung begegnet, was ich schon deßhalb nicht verschweigen will, weil es so selten ist. In einem angesehenen Hause hatte ich das Vergnügen, ein Mädchen kennen zu lernen, das unter ihren peloponnesischen Landsmänninnen vielleicht den Preis davon tragen dürfte. Ein rothes Mützchen, leicht und beinahe etwas kühn auf das Haupt gesetzt, stand zu ihren reichen, schwarzen Locken sehr gut, und hob noch ihre stattliche Gestalt. Besonders reizend erschien sie, wenn sie zur Guitarre sang und ihr seelenvolles Auge mit dem Ausdruck ihrer innersten Gefühle emporblickte.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Pirätin.

Kleinrußland besteht großentheils aus Ebenen, die sich in einem weiten und einförmigen Horizonte verlieren. Der kahle, öde Anblick derselben entspringt jedoch nicht aus Mangel an Bevölkerung, sondern aus der Seltenheit der Dörfer und Städtchen, in denen die Kleinrussen zusammengedrängt sind. Die Gewohnheit, auf solche Weise die Wohnungen zu vereinigen, ist wahrscheinlich noch ein Rest alter Zeiten, wo die Familien gegenseitige Hülfe nöthig hatten zur Vertheidigung gegen feindliche Nachbarn, wilde Thiere und die Wuth der Elemente, und sie hat sich auch namentlich auf den ebenen Flächen Europa's erhalten, welche den Schneestürmen und Wirbelwinden ausgesetzt sind. In Kleinrußland kann man zu der Ursache des gedrängten Zusammenlebens auch den Mangel an Wasser nehmen, was sich aus der Anlegung der hiesigen Flecken und Städte schon ergibt. Sie liegen fast alle um Seen her, welche den Mangel an Quellen und Flüssen reichlich ersetzen. An Flecken zählt man im Gouvernement Tschernigow nur 14, im Gouvernement Poltawa nur 1; Städtchen im erstern 34, im letztern 74; viele davon haben 5000 bis 10,000 Einwohner, Nieschetilowka 11,522, Neu-Senschary 13,722, Bjelity 14,062.

Es ist eine alte Bemerkung, daß die localen Bodenverhältnisse einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung des Volkscharakters haben. Bergbewohner, welche auf die Berghöhen hinauf, oder in die Tiefe der Thäler hinabsteigen, haben stets ein Ziel vor sich, und zur Erreichung desselben sind fortdauernde Anstrengungen nöthig, welche in dem Körper einen raschen Blutumlauf, im Geiste eine Lebendigkeit der Gefühle und eine Thätigkeit des Verstandes unterhalten. Der Bewohner der Ebenen dagegen, dessen Blick und Gedanken sich in eine ungewisse Ausdehnung verlieren, kommt unwillkürlich in einen Zustand von Unthätigkeit und Schläfrigkeit. Der Bergtscherkesse und der donische Kosak, die sich von Jugend auf mit der Führung wilder Pferde abgeben, gewöhnen sich an Behendigkeit, Gewandtheit und List, während der zu Fuß gehende Kleinrusse mit gleichen Schritten neben dem Ochsen hergeht, den er führt.

Die Treuherzigkeit der kleinrussischen Bauern gleicht oft der Verstandsschwäche, wovon man in Kleinrußland selbst eine Menge ergötzlicher Anekdoten erzählt. Alles Seltene erscheint ihm neu, und alles Neue ungewöhnlich. Sein Staunen über ein ihm begegnendes fremdes Gesicht drückt er seinem Gefährten durch Pantomimen mit einer so kindischen Zuversicht aus, daß wer nicht seine Worte hört, unmöglich seine Bewegungen be-

greifen kann. Wenn dem Kleinruſſen irgend etwas furchtbar erſcheint, läuft er davon, wie ein Haſe, hinter einen Baum oder einen Zaun, und wenn er ſein Geſicht verſteckt hat, glaubt er ganz unſichtbar zu ſeyn. — Gaſtfreundſchaft iſt eine allen ſlaviſchen Stämmen eigene Tugend, und die alten Slaven ſollen einen beſondern Gott für den Schutz der Fremden gehabt haben. Gaſtfreundſchaft im eigentlichen Sinne des Worts, nämlich als Aufnahme von Fremden, herrſcht noch in Rußland, zum mindeſten wo man die Hütte eines gottesfürchtigen Bauern findet, in Kleinrußland aber, wo es keine Gaſthöfe weder in den Dörfern noch in den Städten gibt, kann man auch um Geld nur ſchwer Aufnahme finden. Die Hartnäckigkeit des Kleinruſſen hierin verſteigt ſich oft bis zur Hartherzigkeit, da er weder durch Bitten noch durch Mitleiden gegen einen Reiſenden ſich bewegen läßt, der draußen im Regenwetter unter freiem Himmel ſteht.

Jägotin.

Das Städtchen Jägotin, das dem Fürſten Repnin gehört, ſteht an einem großen See, der 5 Werſte in der Länge und 2 bis 3 in der Breite hat. Die ſchöne Lage von Jägotin enthüllt ſich dem, der von Poltawa herkommt, gleich beim Eintritt in die Slobode, und erregt dieſelbe Wirkung, wie eine großartige Decoration auf dem Theater beim Aufziehen des Vorhanges. Die Lage des fürſtlichen Schloſſes ſelbſt mit ſeinen Flügeln und ſeinen Gärten iſt das Spiel einer faſt muthwilligen Phantaſie des Architekten. Das Schloß iſt von dem See durch einen Blumengarten getrennt, und liegt einer mit dichtem Gehölz bedeckten Inſel gegenüber; die Flügel, die aus abgeſonderten Gebäuden beſtehen, reichen mit Vorſprüngen in den grünen Hofraum hinein, und von ihnen aus führen Alleen durch den Garten, die nach eben dieſer Inſel, als dem Centrum und dem Vordergrund der ganzen Perſpective, gerichtet ſind. Der Plan ſcheint eine Nachahmung der unbeweglichen Scene der alten Theater, die gewöhnlich Straßen einer Stadt vorſtellten, und mit auseinanderlaufenden Linien eingerichtet waren, die ihren Geſichtspunkt im Orcheſter hatten.

Die rechte Seite des Gartens beſteht aus Alleen, die nach verſchiedenen Richtungen ſich krümmen, die linke iſt mit einem dichten Gehölze bedeckt. Im Schloſſe iſt eine ziemlich gute Bibliothek und eine reiche Gemäldeſammlung, welche der Graf Alexei Raſumowsky hinterlaſſen hat; aus der italieniſchen Schule iſt Tizians Danae das Beſte. Dieſe Danae iſt bemerkenswerth, weil ſie vielen andern Künſtlern, ältern ſowohl wie neuern, als Vorbild diente. Eine ihr Kind ſäugende Mutter von Lazarini (1665), zwei Gemälde von Guiſolf (1623), welche Chriſtus darſtellen, wie er im Tempel predigt, das Pantheon und die Gewölbe der Peterskirche von Antioli (1713), Beliſar mit dem Knaben von einem unbekannten Künſtler; ein Blinder mit einem Knaben und die heilige Magdalena, und eine wilde Schweinshetze von Snyders (1579), ſind gleichfalls Zierden der Galerie.

In der Bibliothek wird in einem beſondern Käſtchen der Brief aufbewahrt, worin der von Krankheit gebeugte greiſe Feldmarſchall Repnin dem Kaiſer Alexander I zu ſeiner Thronbeſtigung Glück wünſchte, und die Antwort des Kaiſers, der die Verdienſte des auf dem Schlachtfelde, wie in der Diplomatie gleich berühmten Mannes würdigte. Unter den Handſchriften iſt eine Reiſejournal des Grafen Boris Petrowitſch Scheremetiew in Italien vom Jahre 1697 bis 1700 bemerkenswerth.

Das Rieſengetreide von St. Helena.

Das Bulletin de la Société d'agriculture du département de l'Hérault theilt über einen damit angeſtellten Verſuch Folgendes mit: Man baut ſeit 1836 in der Anſtalt der Gärtner und Blumenhändler Goſtecalde zu Montpellier das Rieſengetreide von St. Helena. Im Jahre 1836 ſäete man 40 Körner, von denen ein einziges aufging und 22 Aehren gab, die 2000 Körner lieferten. Dieſe Pflanze erhielt, weil ſie allein ſtand, eine große Ausdehnung, und erreichte eine wunderbare Höhe. Das Stroh dieſes Korns iſt faſt ſo groß, wie kleine Roſenholzſtängel, und wird dort verwendet als Stütze für kleine Pflanzen. Im Jahre 1837 ſäete man 68 Körner je drei Zoll von einander in einen ziemlich leichten, von einigen Bäumen beſchatteten Boden (welches letztere nur ſchaden konnte). Dennoch war das Reſultat ſehr erfreulich, indem dieſe 68 Körner 7 Litres Getreide gaben (jeder Litre enthält etwa 16.000 Körner). Im Jahre 1838 am 4 Januar ſäete man 2000 Körner auf einer Fläche von 21 Metres Länge und 7 Metres Breite auf einen etwas leichten Boden; obgleich ziemlich ſpät geſäet, wurden die Pflanzen doch ſehr ſchön, und gaben im Durchſchnitt nicht weniger als 180 bis 182 Schöſſe, welche eine Höhe von 5½ bis 6 Fuß erreichten. Das Ergebniß dieſes Jahres war 300fach, indem die 2000 Körner 30 Litres Getreide gaben. Dieß Getreide ſcheint mehr Leim zu enthalten, als das beſte Getreide des Landes, weil es eine größere Menge Waſſer abſorbirt.

Chronik der Reiſen.

Wanderungen in Dalmatien.

2. Spalato und die benachbarten Inſeln.

(Fortſetzung.)

Für die Unterhaltung während der langen Winterabende ſorgt ein Theater, welches gewöhnlich von einer reiſenden Schauſpielergeſellſchaft verſehen wird. Doch iſt kein eigenes Theatergebäude vorhanden, man benützt hiezu den großen Hof des Lazareths. In Ermanglung lebender Schauſpiele finden ſich zuweilen auch hölzerne Marionetten ein, bei welchen das gemeine Volk ſich immer ſehr ergötzt. Außer dem Theater gibt es hier noch ein ſogenanntes Caſino Nobile, wo ſich öfters Geſellſchaften zuſammenfinden, um ſich bei Kaffee und Wein, den beiden Lieblingsgetränken des Spalatiners, mit Kartenſpiel zu ergötzen. Unter die übrigen Beluſtigungen der gemeinen Volksclaſſe und der Jugend gehört das ſogenannte Boch, ein Spiel, welches in ganz Dalmatien, hauptſächlich aber hier in Spalato, üblich iſt. Es hat dieſes Spiel Aehnlichkeit mit dem in Oeſterreich üblichen Eisſchießen. Nur bedient man ſich zum Werfen oder Schleudern ſtatt der Eisſtöcke hölzerner Kugeln oder gewöhnlicher Steine. Die Jünglinge aus den beſſern Häuſern bedienen ſich bei dieſem Spiel großer Holzkugeln von einem Schuh im Durchmeſſer, welche mittelſt eines Hebels fortgeſchleudert werden. Auch das Federballſpiel iſt hier häufig üblich.

Digitized by Google

Ein großer Uebelstand für den Fremden in Spalato ist der Mangel an Gasthäusern, deren man hier nur ein einziges in der Nähe des Hafens trifft, und dieses ist im Raume so beschränkt, daß es nur wenige Gäste aufnehmen kann. Der Reisende ist deßhalb gezwungen, in Privathäusern eine Unterkunft zu suchen, was ohne Empfehlungsbriefe eben nicht leicht ist, und gelingt es, so muß man meist einen übermäßig theuern Wohnzins zahlen, trotz dem, daß die Wohnungen schlecht sind. Auch an Trinkwasser gebricht es sehr, und nur mit Anisgeist versetzt ist das Cisternenwasser genießbar. Dagegen gibt es hier Wein und Obstfrüchte mannichfacher Art und in Ueberfluß, namentlich Melonen und Feigen, deren man nicht weniger als 40 Stück für einen Kreuzer kauft. Unter den Melonen verdient die Zuckermelone, hier Zatta genannt, den Vorzug vor allen übrigen, da sie mit der erfrischenden Eigenschaft auch einen besondern Wohlgeschmack verbindet. Wie schon hieraus hervorgeht, so ist hier, wie im südlichen Dalmatien überhaupt, das Klima ungemein mild, und auch die Luft der menschlichen Gesundheit sehr zuträglich. Nur selten erreicht hier die Kälte den Gefrierpunkt, und es vergehen oftmals Jahre, ehe Schnee die Erde deckt, was man übrigens hier allgemein für ein freudiges Ereigniß betrachtet. Wenn es aber auch geschieht, so bleibt der Schnee selten länger als einen Tag; in der Regel jedoch besteht der Winter im südlichen Dalmatien bloß in Regen und Wind. Kälte verursachen nur die Winde, welche zwischen Ost und West wehen, besonders die Borra, welche für den Südländer weit empfindlicher ist, als ein viel stärkerer Kältegrad in den nördlichen Gegenden Deutschlands, da sie die wärmste Kleidung durchdringt, und bei der Heftigkeit, mit welcher sie bläst, nicht selten Reiter und Fußgänger niederwirft. Zudem sind die Häuser in Dalmatien nicht für den Winter gebaut, sondern meist leichte Sommerwohnungen, in denen ein Ofen zur größten Seltenheit gehört. Diesen findet man nur bei deutschen Familien, während die Eingebornen sich höchstens der Wärmtöpfe, Scaldini genannt, bedienen. Tritt aber, was gewöhnlich geschieht, auf die Borra der Scirocco ein, so verschwindet auch urplötzlich alle Kälte, und die Luft scheint wie durchwärmt. Dieser feuchte warme Wind ist daher zur Winterzeit für die ärmere Volksclasse eine wahre Wohlthat, da diese nicht einmal Glasscheiben in ihren Wohnungen haben. Der Dalmatiner fragt deßhalb auch niemals: „welches Wetter haben wir?“ sondern: „welcher Wind weht heute?“ Weit lästiger als die Kälte ist für den Deutschen im Sommer die Hitze, welche schon im Junius beginnt, und gewöhnlich bis Mitte August, und wenn kein Regenwetter eintritt, auch noch länger andauert. Man fühlt sich während dieser Zeit völlig abgespannt, und weder zu ernsthaften, noch zu anstrengenden Arbeiten aufgelegt. Der Dalmatiner pflegt daher seine Arbeit gewöhnlich zur Morgen- und Abendzeit zu verrichten, den Tag über meist der Ruhe sich hinzugeben. Das Thermometer zeigt in dieser Zeit im Schatten nicht selten 28 Grade und in der Sonne 40. Auch die Nächte haben eine Temperatur von 24 bis 25 Graden, daher man nicht selten halbe Nächte schlaflos zubringt, wenn man auch schon den Körper nur mit einem Linnentuch bedeckt hat. Zu diesen Ungemächlichkeiten gesellt sich noch ein frieselähnlicher Hautausschlag, die Calori genannt, welche sowohl Einheimische als Fremde, besonders aber das weibliche Geschlecht und Kinder befällt, und überaus lästig ist, da sie gewöhnlich mit Fieber sich einstellt und stetes Jucken auf der Haut veranlaßt. Dieser Ausschlag verschwindet jedoch, sobald die Temperatur eine kühlere wird, oder wenn man sich in kältere Gegenden begibt. Das tägliche Baden im Meere vor Aufgang oder nach Untergang der Sonne ist das beste und einfachste Mittel dagegen. Die Landessitte gestattet aber dem weiblichen Geschlechte nicht, von diesem Mittel Gebrauch zu machen, denn die Dalmatinerin hält strenge auf Anstand und Züchtigkeit. Vor Erkältung muß man sich übrigens sehr hüten, und niemals zur Nachtzeit die Fenster des Zimmers offen lassen. Mancher hat, um seinem Körper für den Augenblick gütlich zu thun, sich durch Erkältung eine nachhaltige Krankheit zugezogen, und daß jede Krankheit in der Hitze doppelt empfindlich sey, weil sie mehr entkräftet und leicht eine entzündliche Form annimmt, ist eine allgemein bekannte Erfahrung. Um sich Kühlung zu verschaffen, thut man am besten, wenn man sich der Fächer bedient, die hier so allgemein sind, daß selbst die Männer sie im Bette neben sich haben, um sich beim Erwachen Kühlung zuzufächeln. Eine weitere Plage sind hier die Stechmücken, gewöhnlich Zanzare oder Papatacci genannt. Die Witterung ist hier vom Monat Mai angefangen bis Ende August in der Regel sehr beständig, und das Barometer fällt selten unter 28 Pariser Zoll. Während dieser Zeit fängt um die Mittagsstunde gewöhnlich der erquickende Maestrale (Nordwestwind) zu wehen an, der zwischen 2 bis 4 Uhr mit gleicher Stärke andauert, und dann allmählich so abnimmt, wie er angefangen hat, und bis 7 Uhr aufhört. Regen und Gewitter sind zur Sommerszeit seltene Erscheinungen, so sehr auch die Thier- und Pflanzenwelt darnach lechzt, und wie reizend auch das von den Dichtern geschilderte immer heitere Blau des südlichen Himmels erscheint, so sehnt sich doch der Nordländer zurück in seine kühlenden Thäler und schattigen Wälder, und seufzt nach trüben, wolkigen Tagen. Erst mit Ende August oder Anfang Septembers erquickt die Natur und den Menschen ein allgemeiner Regen, und alsogleich beginnt auch die Temperatur merklich kühler zu werden. Es kommt der heitere Herbst, der seine Gaben in üppiger Fülle spendet, und dadurch Menschen und Vieh für die während des Sommers erlittenen Qualen entschädigt. Im Winter und manchmal auch im Frühjahr ist die Witterung sehr unbeständig, denn warme und eisige Winde wechseln oft plötzlich in wenigen Stunden, während der Vormittag an Wärme und Heiterkeit einem Maitage gleicht, erstarrt man oft schon Mittags vom eiskalten Hauch aus Norden. Die Westwinde sind im Winter ungleich seltener, dagegen um so häufiger der Scirocco (auch Scilocco), welcher oft mit wenigen Unterbrechungen vierzehn Tage hindurch anhält. Er ist zugleich nächst der Borra der gefährlichste für den Schifffahrer, da er nicht gleichmäßig weht, sondern heftige Stöße und Wirbel macht. Das Barometer ist in dieser Jahreszeit sehr schwankend.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 19** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Die Καθάρσια des Panagiotis Sutsos. — Strauß's Leben Jesu in England und Frankreich. (Fortsetzung.)

Das Morgenblatt dieser dem Auslande beigegebenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 4–5 Blätter erscheinen, kann jederzeit angewiesen werden, es beträgt für das Vierteljahr des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Inländer, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 45.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Februar 1839.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Kiew.

Der Morgen war ruhig und hell, als wir das Dorf Browar verließen. Durch einen grünenden Fichtenwald hindurch am westlichen Theile des Horizonts, entdeckten wir über einer grauen Nebelschicht Kiew. Die heilige Stadt stand wie in der Luft oder am Himmel, und die Strahlen der aufgehenden Sonne, die auf den goldgedeckten Spitzen seiner Tempel flammte, boten ein prachtvolles und auf Erden neues Schauspiel dar! Der Weg führt durch Wald im tiefen Sand; zur Seite gingen Pilger und Pilgerinnen in Andacht versunken. Frömmigkeit und Gottesfurcht, durch die das russische Volk groß und mächtig ist, gehören zu seinen ausgezeichnetsten Charakterzügen. Ein Jahrtausend ist verflossen, seit das Licht der Offenbarung sich von Kiew aus über Rußland verbreitete, und trotz der babylonischen Gefangenschaft unter Batu Khan und den Polen hat das Volk doch sein Jerusalem nicht vergessen. Viele russische Frauen, noch in mittlern Jahren, thun das Gelübde, jährlich die heiligen Gebeine in Kiew zu besuchen, um dort ihre Andacht zu verrichten, und erfüllen es pünktlich bis zum Ende ihres Lebens. Während der langen, oft einige Monate dauernden Reise finden diese Wanderer im Namen des Glaubens allenthalben offenen Tisch und bereite Aufnahme; die gastferien Bauern verlangen dafür keine andere Belohnung als ein Gebet vor den Gebeinen der Heiligen.

Nach zwei Stunden zeigte sich wieder Kiew. Auf den das rechte Ufer der Dniepr bildenden Bergen erhob sich das Katakombenkloster, das Michailowische Kloster, die Kathedrale der heiligen Sophia und die Kirche des heiligen Andreas des Erstberufenen; etwas weiter oben am Flusse dehnt sich der unter dem Namen Podol bekannte untere Theil der Stadt aus. Der breite Dniepr wälzte zornig seine ungestümen Wellen, und lange, schmale Fahrzeuge waren es, die mit dem furchtbaren Elemente kämpften. Als wir vom Ufer abstießen, bekreuzigten sich die von dem heftigen Schwanken erschreckten Weiber unaufhörlich, und riefen im einfachen Gebete ihre Schutzheiligen um Hülfe an. Unter den Pilgern saß ein durch die Jahre gebeugter Greis, der den erlöschenden Blick auf die heiligen Katakomben gerichtet, die Worte des heiligen Damascenus las: „Siehe, das irdische Meer erhebt sich, und droht mich im Sturm zu verderben; führe mich, ich flehe, in deinen sichern Hafen, und errette mich, o Gott, vom Verderben!“ Die unerwartete Anwendung dieser Worte im Munde eines am Ziel seiner Reise angekommenen Wanderers und eines am Ende seiner Tage stehenden Greises auf die augenblickliche Schifffahrt, war rührend und ergreifend zugleich.

Das Katakomben- oder Höhlenkloster steht auf einem Berge, der gegen den Dniepr zu am Fuße scharf abgeschnitten und auf den übrigen Seiten durch Gräben, Bastionen und Pallisaden geschützt ist. Diese Veste wurde im Jahre 1716 von Peter I angelegt. Das Klosterthor ist mit Heiligenbildern bemalt, und innerhalb der Wohnung erstrecken sich Reihen niederer Zellen mit kleinen Pflanzungen und Blumenbeeten. Ein breites, flaches Trottoir aus rohen Steinen führt in die Kathedrale zu Mariä-Himmelfahrt, welche auf dem Klosterplatze steht; sie wurde auf die Bitte der Priester Antonius und Theodosius und auf Kosten des Waragers Simon gebaut, der früher der lateinischen Kirche angehört hatte. Die vier Baumeister aus Konstantinopel, welche diese, noch von Nestor die „Himmelgleiche“ genannte, Kirche bauten, legten in dem Fundament derselben die aus Konstantinopel mitgebrachten Gebeine von sieben Heiligen nieder, gleichsam zur Bezeichnung der sieben Säulen, auf welche die göttliche Vorsehung diesen Bau gegründet habe. Sie brachten auch das hier befindliche Bild der Mutter Gottes mit.

Zwanzig Klafter gegen Südwesten erhebt sich der prächtige und ungeheure Glockenthurm, der aus vier Stockwerken besteht, wovon das zweite mit 32 Säulen dorischer Ordnung, das dritte mit 16 großen und 16 kleinen Säulen jonischer Ordnung und das vierte mit acht dreifachen korinthischen Säulen geschmückt ist. Dieser Glockenthurm wurde im J. 1734 von einem fremden Künstler, Namens Scheiden, erbaut, und seine Höhe mit der Kuppel beträgt 43 Saschenen (Klafter), zwei Arschinen und zwei Werschok; er ist also höher als der Troiszkosergiewische, der mit der Kupole 41 Saf. und eine Arschine hat und als der

Iwansthurm in Moskau, der mit dem Kreuze 38 Saf. 1½ Arschinen Höhe hat. Das Aeußere der Himmelfahrtskirche gleicht unsern Kirchen im Kreml und ist gleichfalls mit sieben kugelförmigen, goldenen Knäufen, wie mit einem Kranze geziert. Beiläufig bemerkt, erkennt man die Spuren dieser Bauart, die ursprünglich zu uns aus Griechenland, und nachher auch aus Italien verpflanzt wurde, an den Kirchen des hl. Markus in Venedig und des h. Antonius in Padua; aber sie gehört weder der gothischen noch der byzantinischen Bauart an und ist wahrscheinlich eine Nachahmung der indischen Pagoden, mit denen sie eine treffende Aehnlichkeit hat. Es wäre zu wünschen, daß die Archäologen diese Herkunft genauer bestimmten.

Die Malerei auf der Scheidewand vor dem Allerheiligsten ist griechisch auf Goldgrund; das heilige Thor aus Silber wurde von dem Grafen Boris Scheremetiew und seinem Sohne Sergei gestiftet. Hinter dem rechten Chor liegt in einem mit Silber eingefaßten Schrein von Cypressenholz der Zeigefinger des Archidiakon Stephan und das Haupt des Großfürsten Wladimir; dort befinden sich auch in Kästchen aus Cypressenholz einzelne Theile der Gebeine sämmtlicher wunderthätigen Heiligen in den Katakomben. Hinter dem linken Chor liegen in einem silbernen Schreine die Gebeine Michaels, des ersten Metropoliten von Kiew; in der Vorkirche auf der rechten Seite ist das Grab des h. Theodosius. Unter dem linken Chor ruht der Staub des berühmten russischen Feldherrn, Graf Peter Rumjänzow Sadunaiski.

In geringer Entfernung von der Kathedrale befindet sich die Druckerei für die Kirchenbücher, nebst den kostbaren Kirchengeräthen. Eine lange gedeckte Galerie von 64 Klaftern, welche innen mit verschiedenen Abbildungen aus dem Leben der Heiligen geziert ist, führt den Abhang des Berges hinab nach der Stelle, wo die alte Kirche der Kreuzerhöhung steht, aus der man in die nächsten Höhlen tritt. Bedeckte Gänge, die auf steinernen Bogen erbaut sind, und sich 91 Klafter weit ausdehnen, führen durch eine tiefe Schlucht in die Kirchen zu Mariä-Geburt und zu St. Anna-Empfängniß, welche über den entfernteren Höhlen stehen. Auf diesem Hügel befand sich, nach dem Zeugnisse Nestors, ursprünglich ein großer Wald, eben so wie in den übrigen Umgebungen von Kiew. Unter der Regierung des Großfürsten Jaroslaw Wladimirowitsch grub ein gewisser Hilarion, ein Geistlicher aus Berestow und ein gelehrter, in seinen Fasten strenger Mann, hier eine 2 Klafter tiefe Höhle aus, und begab sich dahin, um die Horen zu singen und sein Gebet im Stillen zu halten. Als Hilarion zur Würde eines Metropoliten an der heiligen Sophia erwählt worden war, blieb diese Höhle leer bis zu der Zeit, wo der große Antonius seine Wohnung darin aufschlug. Er war aus Ljubetsch gebürtig, und auf dem Berge Athos in den Mönchsstand getreten. Der Ruf von seiner strengen Lebensweise und seinen Fasten verbreitete sich im ganzen russischen Lande, so daß selbst der Großfürst Isäslaw Jaroslawitsch mit seinem Gefolge herkam, um sich von ihm den Segen ertheilen zu lassen. Bald verwandelte sich seine Einsiedelei in eine größere Wohnung; die Zahl der von ihm als Mönche aufgenommenen Brüder stieg auf zwölf, und mit ihnen grub er in der Höhle eine Kirche und Cellen aus. Zur Leitung dieser Brüderschaft setzte Antonius den Igumen Barlaam ein, er selbst aber folgte seiner Neigung zum einsamen Leben, und entfernte sich nach dem gegenüberliegenden, durch eine Schlucht getrennten Berg, wo er den Grund zu andern Höhlen legte, welche man die nähern nennt. Antonius verließ 40 Jahre lang seine erste, und 16 Jahre lang seine zweite unterirdische Wohnung nicht, und hörte auch nicht auf, seinen Brüdern weise Rathschläge auf dem Lebenswege zu ertheilen. Auf seine Veranlassung bauten sie die Kirche zu Mariä Himmelfahrt über den entlegeneren Höhlen, und auf seine Bitten trat der Großfürst ihnen den ganzen, jetzt von dem Hauptkloster (Laura) eingenommenen Berg ab. Bald war auf diesem die reiche Kirche zu Mariä Himmelfahrt errichtet, eine Menge Cellen gebaut, und das Kloster von Säulen eingeschlossen. „Viele Klöster," sagt Nestor, „wurden von Fürsten, Bojaren und reichen Leuten gegründet; aber keine, wie diese, ohne Gold und Silber, nur durch die Thränen, Fasten und Gebete des heiligen Antonius."

Unterhalb dieser Höhlenveste, drei Werste davon, bei der kleinen Dniepr-Schnelle steht das Kloster Wydubiz, das durch seine schöne Lage, so wie durch sein hohes Alterthum bemerkenswerth ist. Hier soll Großfürst Wladimir das Bild des Gottes Perune in den Dniepr gestürzt haben. Die Kathedrale dieses Klosters, welche dem Erzengel Michael geweiht ist, wurde im Jahre 1082 von Großfürst Wsewolod gegründet.

In der Nähe der Höhlenveste, auf dem zu dem Kreschtschatik (Taufbrunnen) fahrenden Weg, liegt das Kloster zur Einsiedelei des h. Nikolaus. Es hat drei Kirchen innerhalb und zwei außerhalb seiner Ringmauer; eine derselben steht auf dem niedern Vorsprung des Berges gegen den Dniepr im Ugorischen Districte, auf einer Stelle, welche das Oskoldsgrab heißt. Man vermuthet, daß sie schon zu den Zeiten des Heidenthums von dem Magnaten Olem erbaut worden, und daß die rechtgläubige Fürstin Olga darin begraben worden sey, indem deren Sarg erst in der Folge von Großfürst Wladimir in eine andere Kirche versetzt wurde. Im J. 1063 wurde hier ein Frauenkloster errichtet, im zwölften Jahrhundert in ein Mannskloster umgewandelt, einigemal von den Polowzen und Tataren zerstört, und erst im J. 1696 aus dem ugorischen District an seine jetzige Stelle versetzt.

Das Höhlenkloster und der daran stoßende Theil der Stadt mit dem kaiserlichen Palast und dem Garten sind unter dem Namen des neuen Kiew bekannt, das von dem alten und von dem Podol durch eine große Schlucht getrennt ist. In dem untern Theile dieser letztern ist ein Brunnen, der den Namen Taufbrunnen (Kreschtschatik) führt, denn nach der Sage sollen daselbst die Kinder des Großfürsten Wladimir getauft worden seyn. Neben dem durch einen Pavillon bedeckten Brunnen wurde am 5 September 1802 dem großen Wladimir ein Obelisk errichtet. Alt-Kiew liegt auf dem Berge, der sich von der Schlucht gegen Norden erstreckt. Hier ist jede Stelle durch ein Heiligthum oder durch eine geschichtliche Thatsache bezeichnet.

Die Kathedrale der heiligen Sophia steht auf demselben Felde, wo Jaroslaw mit seinem Gefolge von Warägern und Nowogorodern im Jahre 1036 die Heere der Petschenegen schlug und zerstreute. Die Kirche selbst mit der Metropole wurde ein Jahr nach diesem Siege zugleich mit der Stadtmauer, welche goldene Thore hatte,*) gegründet. Nach dem Zeugnisse Nestors schmückte Jaroslaw die heilige Sophia mit Silber, Gold und Kirchengefäßen. Die Spuren der ursprünglichen Pracht sieht man noch an den Mauern des Altars, der mit einem reichen Mosaik bedeckt ist. Dieses kostbare und älteste Denkmal russischer Kunst ist sowohl durch die Reinheit in der Ausarbeitung, als durch seine Größe berühmt: es nimmt drei ganze Stockwerke ein; in dem ersten sind die Bilder von Basilius dem Großen, Gregor dem Frommen, Johannes Chrysostomus und andern allgemeinen Kirchenvätern, zehn an der Zahl; in dem zweiten ist der heilige Tisch mit den Sacramenten, und der Erlöser, der sechs Aposteln das Brod austheilt, mit der Inschrift: Nehmet hin und esset u. s. w., in griechischer Sprache; auf der andern Seite ist der Erlöser, wie er sechs andern Aposteln den Kelch reicht, mit der Inschrift: Trinket alle daraus u. s. w., gleichfalls in griechischer Sprache. Auf dem dritten Stockwerk ist das Bild der Mutter Gottes mit ausgebreiteten Händen. In der Hauptkuppel der Kirche selbst über dem heiligen Thore**) ist das Bild von Christus mit den vier Evangelisten in den Ecken. Der Grund dieser Bilder ist allenthalben Goldfarbe, die Gesichter weiß, Haare und Bart grau, das Gewand von Einer Farbe mit dem Gesichte, die Evangelisten schwarz, roth und Gold; Zeichnung und Stellung der Figuren gehört dem gewöhnlichen Styl der griechischen Malereien. Die untern Theile des Mosaiks am Altare sind erneuert; nach der Sage sollen sie von Batu Khan zerstört worden seyn.

Das Innere der Kirche stellt eine Art kleines Labyrinth vor, das aus Galerien, Scheidemauern, Säulen und Gewölben besteht; in den Zwischenräumen sind die Gräber der Großfürsten vertheilt, unter andern auch das Marmorgrab Jaroslaw Wladimirowitschs; die Zahl der Capellenaltäre unten und auf den Chören beträgt achtzehn. Das Aeußere der Kirche ist ohne Säulen und Fronton durch längliche und runde Fenster erhellt, der Altar mit fünf Halbkreisen verziert, die Kuppel mit vergoldeten Knöpfen gekrönt. Unter den goldenen und silbernen Geräthen der Sophienkirche sind die von den Czaaren Johann und Peter Alexejewitsch, von der Zaarewna Sophia Alexejewna, der Kaiserin Katharina II, und dem Kaiser Alexander I gestifteten bemerkenswerth; die letztern sind im J. 1814 in Paris von dem Meister Brienne bearbeitet worden. Unter den Mitren der Archiereus ist Eine bemerkenswerth, die aus Gold geschmiedet und mit Edelsteinen, Rubinen, Smaragden und Diamanten auf der Spitze des Kreuzes verziert ist, so wie eine andere mit Perlen, Diamanten und andern Edelsteinen. Außerdem sind in der Kirchenschatzkammer zehn Panagien *) aus Diamanten, einige Chormäntel und andere Priesterkleidungen, die mit Perlen und Edelsteinen besetzt sind. (Schluß folgt.)

*) Nach dem Bericht des Ministers des Innern vom J. 1835 hat ein in Kiew lebender Beamter, Namens Lechwitzki, der sich mit der Aufsuchung von Alterthümern abgab, die Stelle entdeckt, wo sich die sogenannten goldenen Thore Jaroslaws befänden. Der Kaiser wies eine jährliche Summe von 1500 Rubel zur Fortsetzung dieser Alterthumsforschungen in Kiew und eine andere Summe zur Aufräumung der Jaroslawschen Thore an.

**) Auch das Königsthor: Zarskie vrata, genannt.

*) Panagia, das Heiligste, bedeutet im griechischen Ritus ein Bildniß des Heilandes oder der heiligen Jungfrau, das die Prälaten an einer Kette tragen.

Bemerkungen über die Wirkungen der langen Tage und Nächte im Norden.

Dr. Martins, der mit der französischen Expedition nach Spitzbergen den Norden Europa's besuchte, theilt hierüber Folgendes mit: In Trondhiem (Drontheim) verließ ich die Corvette und ging mit dem Dampfschiffe nach Hammerfest, der nördlichsten Stadt Europa's. Schon zu Trondhiem gab es keine Nacht mehr, sondern nur noch einen Abend, wo die Abendröthe und Morgenröthe sich verschmolzen. Drei Tage später sahen wir die Fenster zu Tromsö in den Strahlen der Mitternachtssonne glänzen. Jetzt fühlten wir die Qual des fortdauernden Tages, wo inmitten dieser ermüdenden Klarheit nichts zum Schlummer einladet. Endlich fühlt man das Bedürfniß der Ruhe, man legt sich und möchte schlafen: eitle Hoffnung! Man findet nur einen unruhigen Schlummer, und erwacht bald wieder, noch ehe der Körper wieder Kräfte gewonnen hat. Diese Entbehrung des Schlafes wird ersetzt durch einen unmäßigen Appetit und nicht minder unmäßige Verdauungskräfte. Die Eingebornen fühlen diesen Einfluß nicht minder, und ihre Gesundheit leidet auch darunter, wie denn namentlich Frauen und Kinder von schwächlicher Gesundheit sind.

Ist der fortdauernde Tag im Sommer eine Qual, so sind es die ewigen Nächte im Winter nicht weniger; man sollte glauben, jetzt bringe man das im Sommer Versäumte herein, dem ist aber nicht also, und dann werden die meisten Einwohner hypochondrisch, andere fühlen Herzklopfen, die Kinder schwinden dahin und sterben, wenn man sie nicht nach dem Süden schickt, und dieser Süden ist für sie Trondhiem, der ungefähr unter der Breite Islands liegt. Von Christiania sprechen sie schon, wie wir von Italien. (Echo du Monde Savant vom 2 Februar.)

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

2. Spalato und die benachbarten Inseln.

(Fortsetzung.)

Der Hafen von Spalato hat gegenwärtig die Bedeutung bei weitem nicht mehr wie ehehin, zumal er jetzt fast völlig verschlammt und dadurch für Hochseeschiffe unzugänglich ist. Dessen ungeachtet hat aber der Handel doch immer noch eine größere Bedeutung als der von Zara. Geräuchertes und gesalzenes Fleisch, Oel, Wein, Feigen und Melonen bilden die Hauptproducte, die ausgeführt werden, aber größtentheils von den benachbarten Inseln herkommen. Die Ausdehnung des Handels erstreckt sich auf den ganzen Umfang des adriatischen Meeres, nämlich bis nach Venedig, Ancona, Triest, nach Istrien und den quarnarischen Inseln nach Fiume, Buccari, Zengy, Carlopago und gegen Süden bis Cattaro, wohin er überall bloß mit Küstenschiffen betrieben

wird. Man zählt im ganzen Seekreise Spalato beiläufig 240 Schiffe der großen Küstenfahrt und 180 bei der kleinern. Die erstern bestreichen alle Häfen des adriatischen Meeres bis Otranto und den Canal von Zante, die letztern bloß die dalmatischen Häfen von Arbe bis Budua. Eigentliche Hochseeschiffe besitzt Spalato nur vier, von denen die Eigenthümer in Milna auf der Insel Brazza sind.

Unter den Spalato benachbarten Orten auf dem Festland ist das drei Miglien östlich entlegene und mit der Stadt durch eine besondere Straße, welche bis Clissa und Sign sich fortsetzt, in Verbindung stehende Salona wegen seiner antiken Baudenkmale der einzige eines Besuches werthe. Da jedoch seiner schon in einer frühern Nummer dieser Blätter ausführlich erwähnt worden ist, so wollen wir, auf jene verweisend, unsere Wanderung seewärts fortsetzen, um auch die Spalato benachbarten merkwürdigen Eilande kennen zu lernen. Unter diesen ist Brazza die Spalato am nächsten gelegene Insel. Man beschifft sie von hier in wenigen Stunden, da sie nächst Solta der Stadt gerade gegenüber liegt. Brazza (slavisch Braç) ist nicht nur eine der schönsten, sondern auch die bevölkertste im dalmatischen Archipel. Sie hat gegen 11 Miglien Länge, 9 Miglien Breite und gegen 12,000 Einwohner. Ihre Hauptrichtung geht mit dem gegenüberliegenden Festlande parallel, also von Nordwest gegen Südost. Auf ihrer Südseite liegt mit ihr gleichlaufend, aber durch einen mehrere Miglien breiten Meeresarm von ihr getrennt, die Insel Lesina, im Norden Solta. Brazza ist nach allen Richtungen hin von Bergen durchschnitten, zwischen denen die fruchtbarsten Thäler hinfurchen. Die höchsten Berge sind in der Gegend von Bol, doch übersteigt keiner die Höhe von 800 Fuß; dagegen sind sie bis über die Hälfte ihrer Höhe mit Meerstrandkiefern (Pinus maritima) bewaldet, während an ihrem Fuß die köstliche Rebe, Oel-, Feigen-, Johannisbrod- und Mandelbäume in zahlreicher Menge, und in den reizenden, sonnigen Thälern die herrlichsten Triften, mit den wohlriechendsten Kräutern prangend, sich hinbreiten. Von letztern behaupten die Bewohner, daß kranke und magere Schafe gesund und fett werden, wenn man sie daselbst weiden läßt. Dieser Ruhm scheint jedoch der Insel schon in frühesten Zeiten zu Theil geworden zu seyn, denn auch Plinius bezeichnet sie mit dem Namen capris laudata. Das vorzüglichste Product der Insel ist Wein, der hier in außerordentlicher Menge und Güte wächst; man baut übrigens mehrere Sorten, unter denen der bei Bugava dem ächten Cyperwein an Geist und feinem Aroma gleichkommt, und auch häufig dafür verkauft wird. Man berechnet den jährlichen Durchschnittsertrag auf 70,000 Barillen,*) wovon bei freier Schifffahrt gewöhnlich ein Theil nach Amerika ausgeführt wird. Auch der Ertrag von Oel, Feigen und Maraschen ist nicht unbeträchtlich, obschon er um Vieles noch erhöht werden könnte. Aus der Schafmilch bereiten die Insulaner einen vorzüglichen Käse und aus den Maraschen treffliche Liqueure. Das einzige, woran es der Insel gebricht, ist Getreide, wovon sie bis jetzt kaum den siebenten Theil für ihren Bedarf zu erzeugen im Stande ist. Auch an Wasser leidet sie Mangel, es gibt zwar mehrere große Cisternen und bei Bol und Serip einige spärliche Quellen, allein diese spenden während der hohen Sommermonate entweder gar kein oder nur schlechtes Wasser, das von dem der Cisternen wenig verschieden ist. Die vorzüglichsten Orte der Insel sind: S. Pietro und S. Giovanni, beide auf der östlichen Seite gegenüber von Spalato, und mit geräumigen Häfen; Milna auf der Westseite an einer großen Bucht, gegenüber der Insel Solta, mit welcher Milna durch den gleichnamigen Canal zusammenhängt; Bol, Postire, Bovenischie, Pucischie, Stipanska, Boschizza und Valle Grande, welche sämmtlich am Meere liegen und natürliche Häfen haben; Nereši, fast im Mittelpunkte der Insel, war ehedem der Hauptort. Er hat eine schöne Lage am östlichen Saum eines eben so lieblichen als fruchtbaren Thales, das bis Milna hinzieht. Früher war Nereši sehr bevölkert, allein seit der letzten Pestseuche, welche hier furchtbar wüthete, zählt es nur 200 Einwohner in 52 Häusern. Von dem Hafenort S. Pietro führt ein guter Saumweg in vier Miglien dahin. Bei den Orten Milna und Pucischie sind ergiebige Steinbrüche, welche viele Hände beschäftigen und schöne Steinmetzarbeiten liefern. Zwischen den Ortschaften Serip und Spalato befinden sich ebenfalls Steinbrüche, von denen man vermuthet, daß sie die Bausteine zu dem Diocletianischen Palaste geliefert hätten. Die Bewohner Brazza's sind meist Slaven, mit Italienern und einigen deutschen Familien gemengt. Sie nähren sich außer der Landwirthschaft auch mit Fischfang und Schifffahrt, doch gibt es nur wenig Wohlhabende unter ihnen, da sie selten Herren der Gründe und des Bodens sind, den sie bebauen, sondern meist nur sogenannte Colonisten. Die meisten haben daher, wie dieß auch auf dem Festlande, namentlich in den Kreisen Zara und Spalato, der Fall ist, nicht nur der Regierung den zehnten Theil des Bruttoertrags von ihrer Oliven-, Wein- und Getreide-Ernte, sondern auch ihrem Grundherrn nach Maaßgabe der größern oder kleinern Entfernung das Viertel, Fünftel oder Sechstel vom Rest abzuliefern. Dem Bauer bleibt daher nur ein geringer Theil von den Erträgnissen seines Fleißes. Die Luft auf Brazza ist rein und gesund, auch der Winter sehr milde, denn nur in den kältesten Tagen kann man früh Morgens eine dünne Eishaut über den kleinen Gewässern sehen, die aber schon mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne wieder zerfließt. Selbst die höchsten Gipfel der Berge tragen im strengsten Winter ihr Schneekleid nur wenige Tage. Die im Norden an Brazza sich reihende und mit ihr durch den Canal von Milna in Verbindung stehende Insel

Solta ist nur etwa 8 Miglien lang, aber sehr fruchtbar, und ihre Buchten reich an Fischen. Sie zählt gegen 1200 Einwohner, die sich von Weinbau, Fischfang und etwas Bienenzucht nähren. Der fruchtbarste Theil der Insel ist ein in ihrem Mittelpunkte hinfurchendes Thal, Vallata di Solta genannt, welches Getreide, Wein, Oel und Mandeln in Menge hervorbringt. Ihre Bewohner sind kühne Schiffahrer, die sich nicht scheuen, in den kleinsten Küstenschiffen ihren Productenhandel, der sich bis Venedig, Triest und im Süden bis Cattaro erstreckt, zu betreiben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Spalatiner Barill wird zu 48¾ Maaß oder 69 französische Litres angenommen. Sie weicht somit von der Venediger Barilla, welche 1½ Wiener Eimer oder 45 Maaß hält, ziemlich ab.

Kautschuk-Sprachröhren. In der neuen Industrieausstellung in Paris finden sich solche Sprachröhren, die man im Wagen anbringen kann, so daß der Kutscher in aller Stille, selbst ohne daß die übrigen im Wagen sitzenden Personen es merken, den Befehl über den einzuschlagenden Weg erhält. Dasselbe Mittel hat man jetzt auch bei den Taucherglocken angewendet, so daß das Sprechen zwischen dem Matrosen im Kahn und dem Taucher im Wasser ohne die geringste Mühe sich bewerkstelligt. (Franz. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 46.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

15 Februar 1839.

Bemerkungen über den Zuſtand der Medicin auf der Inſel Java.

(Von Dr. E. Selberg.)

In einem Lande, wo außer den eingebornen Javanen Malaien, Chineſen, Europäer, Balineſen, Bugineſen (von Celebes), Amboineſen (von Amboina), Madureſen (von Madura), Araber, Armenier, Aſchanteſen (von der Küſte von Guinea) in größerer oder geringerer Anzahl leben, muß natürlich auch die Ausübung der Arzneikunſt, deren Beſchaffenheit ſo innig mit der intellectuellen und philoſophiſchen Bildung des Ausübenden zuſammenhängt, unendlich modificirt ſeyn, je nachdem die Bildungsſtufe höher oder tiefer iſt, welche das Volk einnimmt, dem der Heilkünſtler angehört. Auch Java beſtätigt dieß, und eben durch jene verſchiedenen Völkerſchaften, welche auf ihm hauſen, bietet es ein intereſſantes Bild dar der Medicin in der Kindheit (bei den Javanen), im reifern Alter (bei den Chineſen), und im ausgebildeten (bei den Europäern). Dieſe drei Völkerſchaften repräſentiren in Bezug auf die Ausübung der Medicin alle übrigen Nationen, welche außerdem hier leben, da jene vollkommen ſowohl durch ihre Anzahl als auch durch ihre politiſche Bedeutung im Stande waren, ſich gegenſeitig abzuſchließen und den heimathlichen Sitten mehr oder minder treu zu bleiben.

Ich bin um ſo mehr geneigt, anzunehmen, daß die folgenden Bemerkungen dem gebildeten Publicum nicht unintereſſant ſeyn werden, da einestheils gerade die Ausübung der Medicin bei einem Volke einen ſichern Schluß auf die übrige Geiſtescultur zuläßt, anderntheils aber eben durch dieſe Notizen der Leſer in den Stand geſetzt wird, eine Wiſſenſchaft in der Wiege zu ſehen, welche die neuere Zeit in Europa zu einer bedeutenden Größe empor gebracht hat. Zugleich zeigen aber auch die folgenden Zeilen, wie eine Wiſſenſchaft, welche in dem gemäßigten Klima erblühte, in dem Strahl der tropiſchen Sonne verdorrt und nicht mehr die Früchte wie im mütterlichen Boden trägt; ich meine die europäiſche Medicin auf Java. Die Medicin der Chineſen ſteht zwiſchen der europäiſchen und javaniſchen als Uebergangsſtufe, denſelben ſtabilen Geiſt beurkundend, welchen das Mutterland China in allen ſeinen Einrichtungen zeigt.

Nur das, was ich ſelbſt geſehen, wovon ich mich ſelbſt überzeugt habe, will ich hier mittheilen, um Unbekanntes zu veröffentlichen und Bekanntes zu beſtätigen. Nur aus dieſem Geſichtspunkte bitte ich dieſe Mittheilungen zu betrachten.

Die Medicin bei den Javanen.

Ohne mich in eine weitere Beſchreibung der Javanen einzulaſſen, welche ich für eine folgende Mittheilung aufſpare, gehe ich ſogleich zu dem Zuſtande der Medicin ſelbſt bei ihnen über. Da ſie durchaus keine Kenntniß von den verſchiedenen Disciplinen der Medicin beſitzen, keine Idee von den Vorgängen im menſchlichen Organismus während der Krankheit und Geſundheit haben; ſo ſind ſie natürlich auch nicht im Stande, ſich eine Vorſtellung von den Wirkungen zu machen, welche Arzneien im lebenden Körper hervorbringen. Das geſammte weibliche Geſchlecht bildet das corpus medicorum und, obgleich einzelne ältere Frauen ex professo Aerzte (Dukuhn) ſind, ſo habe ich doch oft Gelegenheit gehabt, bei den Haushalterinnen der Europäer zu bemerken, daß auch der jüngere Theil der Javaninnen ſich viel mit Ausübung der Medicin in engeren Kreiſen beſchäftigt. Einzelne dieſer javaniſchen Aerzte erwerben ſich nicht ſelten einen großen Ruhm, und von fern und nahe, von Eingebornen und Fremden, wird ihre Hülfe in Anſpruch genommen.

Wenn die Dukuhn zu einem Kranken gerufen wird, ſo iſt die erſte Frage nach deſſen Hauptleiden, und dieß iſt auch die letzte, denn Urſachen, Verlauf der Krankheit und gegenwärtiges Verhalten der Functionen iſt ihr gleichgültig, und ſie kennt weder die Manier, dieß zu erforſchen, noch beſitzt ſie das Vermögen, vielleicht zufällig hierüber Erfahrenes bei der Behandlung in Anwendung zu bringen. Wird z. B. eine Dyſenterie behandelt, und die Dukuhn weiß, daß Patient an einer Diarrhöe leidet, ſo wendet ſie alle Mittel, deren Anwendung entweder die Tradition lehrt, oder die eigene Erfahrung billigt, ſchnell nach einander ohne beſondere Auswahl an, bis eines hilft, oder der Tod die fernere Cur unnöthig macht.

Der Arzneivorrath, welchen Java und die benachbarten Inseln liefern, ist groß, wie sich dieß auch schon aus den stark differenzirten klimatischen Verhältnissen schließen läßt. Um den javanischen Kenntnissen jedoch nicht zu nahe zu treten, muß ich bemerken, daß sie eine pharmakodynamische Eintheilung in ihrem reichen Vorrathe von Medicamenten gemacht haben. Sie theilen die sämmtlichen Arzneimittel in zwei große Classen, nämlich in erhitzende (obat pannas) und kühlende Arzeneien (obat dingin). Das einzige Kriterium für diese Theilungen ist der Geschmack. So unzureichend dieß Kriterium schon an und für sich ist, so wird es noch unsicherer, weil die Zunge der Javanen durch den sehr häufigen Genuß des spanischen Pfeffers verwöhnt ist. So rechnet die javanische Dukuhn z. B. eine kleine Species von capsicum annuum zu den erhitzenden Mitteln, weil sie ihr ein Gefühl des Brennens im Munde verursacht, eine größere Species aber zu den kühlenden Arzeneien, weil sie an den Genuß dieser letztern Art gewöhnt ist: ich kann jedoch erfahrungsmäßig versichern, daß die letztgenannte Pflanze durch den momentanen Versuch ihres Geschmacks eine förmliche Entzündung in meinem Munde hervorrief.

Antiphlogistische Mittel finden bei den Javanen durchaus keine Anwendung. Obgleich die Natur mit Blutegeln*) dieses Eiland übersät hat, so machen sie doch von diesen eben so wenig Gebrauch, als von Blutentziehungen überhaupt. Auch die Pflanzensäuren, welche so reichlich hier vorhanden sind, benutzen sie nicht, desto mehr jedoch die ätherisch-öligen, aromatischen und scharfen Arzneimittel. Alle Arzneien, welche ich kennen lernte unter den Javanen, alle die, welche durch die Bemerkungen von Blume, Horsfield und Waitz bekannt geworden sind, gehören mehr oder weniger zu diesen genannten Classen, wie Ansehn, Geschmack, Geruch und Wirkung zu erkennen gibt.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

K i e w.

(Schluß.)

Bei der Sophienkirche befindet sich eine Bibliothek, die etwa 1000 seltene Bücher und Manuscripte in hebräischer, griechischer, lateinischer, polnischer, altslavischer, russischer, deutscher und andern Sprachen enthält. Man kann sie die Mutter der russischen Bibliotheken nennen, denn nach dem Zeugnisse Nestors hat schon Jaroslaw Wladimirowitsch hier viele theils originale, theils aus dem Griechischen übersetzte Bücher niedergelegt.

Der Hauptaltar des goldgedeckten (slatowercho) michailowischen Klosters ist gleichfalls mit einem Mosaik bedeckt, welches das heilige Abendmahl, aber nur mit 18 Aposteln und 2 Engeln, darstellt. Merkwürdig ist hier auch das im Jahre 1826 vom Kaiser Alexander geschenkte Bild des Erzengels Michael, das prachtvoll mit Brillanten verziert ist. In der Mitte der Kirche steht das reiche, silberne Grabmal der großen Märtyrerin, der heiligen Barbara, mit ihren Gebeinen. Sie wurden von der griechischen Fürstin Barbara, der Tochter des Kaisers Alexis Komnenus, welche an den Großfürsten Swätopolk II verheurathet war, nach Kiew gebracht. Ueber dem Grabmal sind auf Tellern goldene und silberne Kreuze und Ringe aufgehäuft. Pilger und Pilgerinnen empfangen sie gegen ein kleines Geschenk an die Kirche, theils um dieselben bei sich zu tragen, theils zur Erinnerung an ihren Besuch dieses Heiligthums.

Die Kirche zu den drei Bischöfen, früher die Bergkirche des heiligen Basilius genannt, wurde von dem Großfürsten Wladimir auf demselben Hügel erbaut, wo das Götzenbild Perune's und andere slavische Tempel standen. Obwohl sie zu verschiedenen Zeiten wiederholt zerstört und wieder aufgebaut wurde, so dient doch der untere Theil der Mauer, der aus Backsteinen von eigenthümlicher Form besteht, als Beweis ihres hohen Alterthums.

Die Zehentenkirche (desjætinnaja serkow) zu Mariä Geburt wurde, nach Nestors Zeugniß, im Jahre 989 gegründet, und erhielt ihre Benennung daher, daß der Großfürst Wladimir den zehnten Theil seines ganzen Vermögens und aller Einkünfte des Reichs derselben bestimmte. Dieß ist fast das einzige Beispiel in der russischen Kirche, während in den von Polen wieder eroberten Gouvernements die katholische Geistlichkeit neben manchen Einkunften diese Abgabe und namentlich den Korn- und Garbenzehenten bezieht, den die katholischen Priester auch von den sich zur herrschenden Kirche bekennenden Bauern erhalten.

Man glaubt, die Zehentkirche sey sehr groß gewesen, aber nach den Bürgerkriegen und dem Einfalle Batu's war sie nur noch eine Capelle. Auf der äußern Mauer an der Südseite sieht man noch einige große slavonische Buchstaben, die Spuren einer ehemaligen Inschrift, welche ein Gegenstand der Conjecturen für die Alterthumsforscher geworden ist. Könnte man nicht in alten Liturgien und Gebeten an die heilige Mutter Gottes den Schlüssel finden? Freilich behauptet Karamsin, der Sinn der Worte sey nicht mehr zu errathen, weil die Tafel aus drei Bruchstücken zusammengesetzt gewesen sey. In geringer Entfernung von dieser Kirche fand der berühmte Vorkämpfer der russischen Kirche, der Metropolit Peter Mogila, im Jahre 1636 in einer auf seine Anordnung aufgegrabenen Grube zwei Marmorgräber; aus den Inschriften ergab sich, daß dieß die Grabstatten Wladimirs des Großen und seiner Gemahlin, der griechischen Fürstin Anna, waren. In der ersten fand man den Kopf, der zuerst in der Kirche r Verklärung Christi,

---

*) Diese Blutegel sind eine andere Species als die unsrigen; sie sind größer, blutgieriger, haben ein zäheres Leben und können Tage lang außer dem Wasser leben. In manchen feuchten Gegenden sind sie in solcher Masse, daß sie den Reisenden durch ihre Bisse sehr lästig fallen. Die Inländer befestigen um ihre Beine Tabaksblätter, um sich dagegen zu schützen. Hauptsächlich leben sie in den künstlichen Bewässerungen der Reisfelder. Ihre Charakteristik ist: vermis corpore depresso, subtus viridi vel fusco, supra subviridi, cum maculis nigris, linea dorsalis nigra, lineis duabus marginalibus flavis nigro punctatis.

dann, wie oben erwähnt, in der Mariä Himmelfahrtskirche niedergelegt wurde.

Die Kirche des h. Andreas des Erstberufenen steht auf dem höchsten Hügel des alten Kiew, wo er nach Art eines Vorgebirgs gegen Norden vorspringt, und auf der einen Seite durch den Weg, auf der andern durch den schroffen Abhang abgeschnitten ist. Sie wurde im J. 1744 in Anwesenheit der Kaiserin Elisabeth gegründet, an demselben Orte, wo früher die Kirche der Kreuzerhöhung stand, und wo nach der alten Sage der Apostel Andreas das erste Zeichen des Glaubens, das belebende Kreuz, errichtete. Zu dem Tempel führen breite steinerne Stufen hinan; von dem freien Platze, worauf er steht, hat man eine der prächtigsten Aussichten: Podol mit seinen Kirchen und Klöstern, der geschlängelte Lauf des Dnieprs, ein großer Wald mit Seen, die von der Ueberschwemmung übrig geblieben, und in der Ferne grünende Fichtenwälder.

Podol ist der bevölkertste Theil von Kiew. In demselben befinden sich noch mehrere Klöster, unter andern das brüderschaftliche Unterrichtskloster, worin die geistliche Akademie ihren Sitz hat. Den ersten Grund zu dieser Anstalt legte der Patriarch von Konstantinopel, Jeremias, auf seiner Reise nach Moskau im Jahre 1588, als er unter der Benennung einer Stauropigia *) unter Aufsicht des Patriarchen hier die Kirche zum Fest der Erscheinung gründete, und dabei eine Schule zum Unterricht der Kinder im Kirchendienst und im Lesen. Seit dem J. 1613, als Anna, die Wittwe des Marschalks von Mosyr, ihr Haus und ihre Güter dieser Schule vermachte, wurden sie auch in der griechischen, lateinischen und altslawischen Sprache unterrichtet. Im J. 1631 baute der Metropolit, Peter Mogila, ein besonderes Haus für diese Unterrichtsanstalt, bestimmte den größten Theil seines Vermögens zum Unterhalt derselben, und fügte dem Unterricht in Sprachen noch Rhetorik, Philosophie und Theologie in lateinischer Sprache hinzu. Peter I setzte dem Rector und den Lehrern einen bestimmten Unterhalt aus, und verfügte, daß der Unterricht in der Akademie nur den Jünglingen der griechisch-russischen Kirche ertheilt werden solle. Im J. 1799 wurden zum Unterhalt der Akademie etwa 12,000 Rubel ausgesetzt; jetzt ist sie nach denselben Verordnungen eingerichtet, und steht in denselben Verhältnissen, wie die Akademien in Petersburg und Moskau. Es ist unnöthig, an den großen Nutzen zu erinnern, den die kiew'sche Akademie dem Vaterlande geleistet hat. In ihr wurde nicht nur der größte Theil unsrer Geistlichen, sondern auch viele Staatsbeamte gebildet; kurz gesagt, seit Errichtung der Universitäten ist Kiew das russische Athen geworden.

Fast in allen Theilen von Kiew, im neuen, im alten und im Podol, auf dem Berge Schtschekawika und den benachbarten Hügeln, überall sieht man Spuren alter Wohnungen, Gebäude und Gottesäcker. Alles dieß bestätigt das Zeugniß des deutschen Chronisten Ditmar, eines Zeitgenossen Wladimirs, daß in Kiew, einer großen Stadt, sich damals 400 Kirchen, die durch den Eifer der neubekehrten Christen erbaut wurden, und acht große Marktplätze befanden. Adam von Bremen nennt Kiew gleichfalls die Hauptzierde Rußlands, und sogar das zweite Konstantinopel.

*) Stauropigia i die Benennung eines nicht unter dem Bischof, sondern nur unter der Synode stehenden Klosters; das obige sollte also nur unter dem Patriarchen stehen.

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

2. Spalato und die benachbarten Inseln.

(Fortsetzung.)

Die Insel Lesina liegt südlich von Brazza, mit der sie eine fast parallele Lage hat. Ein langer, aber nicht sehr breiter Canal, den man bequem in einer Stunde durchschifft, trennt beide Inseln von einander. Lesina ist zwar größer als Brazza, indem sie gegen 152 Geviertmiglien Flächenraum hat, allein im Ganzen ist sie doch weniger bevölkert, denn sie zählt kaum 10,000 Einwohner, während Brazza auf einem ungleich kleinern Flächenraume dieselbe Anzahl begreift. Den Namen Lesina (Schusterahle) führt die Insel von dem Mißverhältniß ihrer Länge zur Breite, wovon jene 50, diese kaum 3 Miglien beträgt. Ihre Oberfläche bildet eine Kette von Bergen, deren Fuß bebaut, der Abhang bewaldet und der Gipfel kahles Felsgestein (Jurakalk) ist. Die Wälder bestehen jedoch nur aus Niederholz und strupigem Buschwerke, namentlich Lorbeer-, Mastixbäumen und wildem Rosmarin, den man hier in unglaublicher Menge wild wachsend findet. Aus dessen Blüthen destilliren die Materialisten in Lesina, Citta Vecchia und an andern Orten ein geistiges Wasser, Aqua della Regina, welches, wie das dort erzeugte Rosmarinöl, sehr geschätzt und gesucht ist. Auf dem Südabhange der Berge gedeiht der Johannisbrodbaum, die Baumaloë (Agave americana), der Feigen- und Dattelpalmbaum, deren Früchte hier einen besondern Wohlgeschmack haben. Unter den Feigen ist hauptsächlich eine Gattung, welche, mit besonderer Sorgfalt getrocknet und in kleine Fäßchen gepackt, im Handel vorkommt, als die vorzüglichste Dalmatiens bekannt. Unter den Weinen, die das Hauptproduct der Insel ausmachen und wovon alljährlich über eine Million Barillen erzeugt werden, ist der Vino di Spiagia der vorzüglichste. Auf der ganzen Insel sind nur zwei Thäler, Verbotca und Verbagno, die aber sehr lang und breit und überaus fruchtbar sind. Getreide wird jedoch wenig erzeugt, und auch die Viehzucht ist von geringer Bedeutung. Der Hauptort der Insel ist die Stadt Lesina. Sie liegt einige Miglien vom Vorgebirge Pellegrini oder der westlichen Endspitze der Insel, und hat einen großen gemauerten Hafen, der zuweilen von Hochseeschiffen besucht wird. Die Stadt an sich ist klein, aber sehr regelmäßig angelegt, und mit zum Theil sehr hübschen Häusern besetzt. Störend ist aber der Anblick mehrerer unbewohnter und halbverfallener Gebäude, deren Bewohner sämmtlich als Opfer der Pest fielen, die hier noch vor wenigen Jahrzehnten so furchtbar wüthete, daß mehr als zwei Drittheile der Bewohner dieser Insel durch sie hingerafft wurden. Diesem Umstand ist daher auch die jetzige Entvölkerung der Insel zuzuschreiben. Hinsichtlich ihrer Anlage und Bauart behauptet die Stadt Lesina unbestreitbar den ersten Rang unter den dalmatischen Inselstädten; sie besteht aus etwa 220 Häusern in einer sehr breiten, schnurgeraden und ebenen Hauptstraße mit einigen Quergäßchen, und hat ein ziemlich gut eingerichtetes Wirthshaus. Ihre schönste Zierde ist der

Dompiatz, den außer der Kathedrale die bischöfliche Residenz und mehrere sehr hübsche Privathäuser schmücken. Nächst diesen gehörte vormals auch die Loggia Publica zu den ausgezeichnetern Bauten, allein diese befindet sich jetzt in einem wahrhaft elenden Zustande, da sie im Jahre 1807 längere Zeit Gegenstand eines hartnäckigen Bombardements war, das die Russen in der Meinung, daß das Gebäude von den Franzosen als Caserne benutzt werde, auf sie von einem an der Ausmündung des Hafens befindlichen Scoglio aus gerichtet hatten; allein die Kugeln trafen nur das leere Gebäude, da die Franzosen sich lange zuvor in das hochgelegene Fort Spagnuolo gezogen hatten, wo ihnen das russische Geschütz nichts mehr anhaben konnte. Das größte Gebäude der Stadt ist die Caserne der Compagnie; dasselbe war unter den Venetianern ein Fondaco, worin das Getreide für die Einwohner aufbewahrt wurde. Im Rücken der Stadt auf einem gegen 500 Fuß hohen Berge liegt das Fort Spagnuolo, so daß es die Stadt und den Hafen beherrscht. Es wurde unter Kaiser Karl V von den Spaniern erbaut, als diese vereint mit den Venetianern wider die Türken kämpften. Eine ihrer Bastionen wurde im Jahre 1813 von den Franzosen bei Uebergabe des Schlosses gesprengt, ohne daß sie bis jetzt wieder aufgebaut worden wäre. Spagnuolo enthält gegenwärtig eine kleine Besatzung österreichischer Truppen von nur 50 Mann. Ein anderes Fort, S. Nicolo genannt, liegt über ersterem auf einem 750 Fuß hohen Berge, so daß es nicht nur die Stadt und den Hafen, sondern auch das Fort Spagnuolo bestreichen kann. Dasselbe wurde von den Franzosen erbaut, und von diesen Fort Napoleon getauft. Der Berg, dessen Gipfel es krönt, soll schon früher ein Schanzwerk getragen haben, von dem aber nicht die geringste Spur mehr vorhanden ist. Hoch über dem Fort S. Nicolo erhebt der Berg Velica Glava (Großkopf) sein kahles Haupt, den größern Theil der Insel beherrschend. Diesen Berg hatten die Engländer im Jahre 1813 zur Beschießung des Forts S. Nicolo benutzt, und dasselbe auch zur Uebergabe gezwungen. Entzückend ist die Aussicht, die man von seinem Gipfel genießt; nicht allein den größern Theil der Insel selbst, die Stadt und die sie umgebenden Orte Brusceia und Grabbia, auch mehrere Eilande, wie namentlich das gegenüberliegende Lissa, St. Andrea und eine Menge kleinerer Eilande und Scoglien kann man mit unbewaffnetem Auge deutlich erkennen, und bedecken nicht Nebelschleier das Meer, so dringt der Blick selbst bis an die blauen Berge der gegen 40 Miglien entfernten Küste Apuliens. Man erklimmt den Berg bequem in Dreiviertelstunden, und für einen Silberzwanziger besteigt man ihn auf dem Rücken eines Maulesels oder Saumthieres.

Der Hafen von Lesina ist, wie schon erwähnt, ziemlich beschützt, da er sehr geräumig ist und die Schiffe kein Tonnengeld zu bezahlen haben; allein die Frequenz ist derzeit doch nicht mehr so groß wie ehedem, wo der Hafen die Station der sogenannten Armada Sottile (eine Flottille von 50 Galeeren) war; damals hatte Lesina auch sein eigenes Marinearsenal. Durch den im Jahre 1767 im Bezirke von Marini stattgehabten Volksaufruhr wurde aber die Station dieses Geschwaders in den Canal von Cattaro verlegt und Lesina dadurch mancher Erwerbsquelle beraubt. Bloß zur Winterszeit bei schlechtem Wetter laufen jetzt noch Hochseeschiffe ein, um hier günstigen Wind zum Weitersegeln abzuwarten. Zwischen dem Hafen und der Stadt befindet sich ein schöner gemauerter Damm, dessen Ausmündungswinkel beiderseits Strandbatterien decken. Auf einer derselben, Sta. Veneranda genannt, stand früher ein griechisches Kloster, das die Franzosen in Vertheidigungszustand setzten und mit Schanzen umgaben. Diesem gegenüber auf der andern Seite des Hafens befindet sich unweit der Strandbatterie ein Defensionsthurm Andrassy, und nächst diesem ein zweites Kloster, S. Francesco genannt, das gegenwärtig noch von Mönchen bewohnt wird. In dem Refectorium desselben befindet sich ein sehenswerthes Gemälde und in der Kirche mehrere schöne Altarblätter von italienischen Malern. Sonstige bemerkenswerthe Orte außer Lesina sind: Citta Vecchia und Gelsa, welche beide an der Nordküste liegen, und Wasserquellen haben, die die einzigen auf der ganzen Insel sind. Beide Orte haben eine angenehme Lage inmitten fruchtbarer Thäler, und sind ersterer 12 Miglien, der andere 8 Miglien von der Hauptstadt entfernt. Auch Verbagno, Schirza, Brusceia, Pitue und Zastrassichie sind nennenswerthe Orte, da der kleinste unter ihnen über 500 Einwohner zählt. (Schluß folgt.)

Miscellen.

Alterthümer in Nordamerika. Das französische Journal „la Presse" gibt über diesen Gegenstand einen Aufsatz, woraus wir Nachstehendes mittheilen: „In den Vereinigten Staaten findet man zahlreiche Tumuli oder Erdaufwürfe, die, wie in den nördlichen Gegenden Asiens, als Grabmäler dienten, und ungeheure Umwallungen, die gewiß eine Unzahl Menschen erforderten. Sie sind, namentlich im Ohio-Thale, so zahlreich, daß man keine 20 (englische) Meilen durchreisen kann, ohne auf eine zu stoßen; ihre Form ist sehr mannichfach, ihre Ausdehnung wechselt von 1 bis 80 Acres Land, und in einigen Gräben fand man Bäume, die über 1000 Jahre alt seyn müssen. Die Erdaufwürfe im Norden sind im Allgemeinen kleiner als die im Süden: die ersten haben nur 10 bis 12 Fuß im Durchmesser bei 4 bis 5 Fuß Höhe, die andern 80 bis 90 Fuß Höhe und bedecken mehrere Acres Land. St. Louis gegenüber ist ein Grab, das 2000 Fuß im Umfang und 100 Fuß Höhe hat. Längs dem Laufe des Mississippi und seiner Nebenflüsse finden sich wenigstens 5000, von denen die kleinsten nicht unter 100 Fuß im Durchmesser haben. Einige wenige Mauerreste von der sogenannten cyklopischen Bauart wurden gleichfalls aufgefunden. In Kentucky sieht man die Reste einer alten Stadt, die 5 bis 600 Acres Land bedecken. Nach den dichten darüber gelagerten neuen Erdschichten und den darauf untergegangenen und wieder neu emporgewachsenen Wäldern muß die Stelle seit etwa 2000 Jahren verlassen seyn. Im Staate Massachusetts ist ein anderer Ueberrest des Alterthums, nämlich ein großer mit unbekannten Charakteren bedeckter Fels; auch sonst finden sich mit Sculpturen bedeckte Felsen, so wie schwebende Steine (roches branlantes), ähnlich den druidischen Denkmälern."

Wasservertheilung in Paris. Der Municipalrath der Stadt Paris will jetzt eine Vertheilung von filtrirtem Wasser einrichten, statt dessen, was die jetzigen Brunnen liefern. Das System der Vertheilung soll nach dem zu London und Brüssel üblichen eingerichtet werden. Die Länge der allgemeinen Leitungsröhren soll 800,000 Metres betragen, und die (gußeisernen) Röhren 51 Millionen Kilogramme wiegen. Diese letztern werden etwa 15 Mill., die Hahnen 1 Mill., acht Dampfmaschinen 1,200,000, das Ziehen der Gräben, das Mauerwerk und andere Dinge etwa 5 Mill., das Ganze also 25 Millionen Franken kosten, die Röhren im Innern der Häuser, die 12 bis 15 Millionen kosten werden, ungerechnet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 47.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

16 Februar 1839.

Eine ſpaniſche Poſada.

(Aus Cap. Scott: Excursion on the Mountains of Ronda etc.)

Auf dem Wege von San Roque nach Ronda liegt in dem reizenden Thale des Genal, umgeben von Orangen, Citronen und Granatäpfelbäumen, das maleriſche Städtchen Gaucin. Die Häuſer ſind reinlich und mit Blumen aller Art geſchmückt, in manchen Theilen iſt der Weinſtock in Bögen über die Straße gezogen und gewährt einen freundlichen Anblick und wohlthuenden Schatten. An dem einen Ende der Stadt, die ſich in einem Halbkreiſe hinzieht, liegt die Poſada, Wirthshaus, und die wenn gleich unorthographiſch verfaßte Inſchrift, welche an der weißen Außenſeite des Hauſes in ſchwarzen Buchſtaben prangte: Aqui se bende buon bino (für Aqui se vende buen vino) erregte bei den Reiſenden die beſten Erwartungen. Daher ſpornten wir unſere Roſſe durch die halboffene Hausthür, und ritten nach ſpaniſcher Weiſe gleich in das Hauptgemach des Gaſthauſes.

Doch das Innere entſprach nur wenig der lockenden Inſchrift; es beſtand aus einem langen Gemach ohne Fenſter, das der Zahl und Mannichfaltigkeit ſeiner Inwohner nach keine ſchlechte Idee von Noahs Arche gab. Drei Viertheile des dunkeln, rauchigen Raumes dienten als Stall, worin vier Reihen Vierfüßler eng zuſammengepfercht waren, und ihre Sehnſucht nach dem Abendeſſen durch Wiehern, Schreien und Blöcken, ſo laut es ihre Lungen nur zuließen, zu erkennen gaben. Unter dem Schmutz und der Streu, womit der Fußboden bedeckt war, lagen zahlloſe Schweine von jedem Alter und Größe, grunzend und quickend. Auf dem Sparrwerk hatten einige Duzend Hühner ihr Nachtquartier genommen, die aber an dem Lärm unter ihnen treulich Theil nahmen, ſobald ein Mitglied von ihnen vom Balken geriſſen wurde, um ſeinem friedlichen Daſeyn in einer öligen Olla ein Ende zu machen. Der übrige Theil des Gemachs diente zum Sprach- und Schlafzimmer der Arrieros, Eigenthümer der Vierfüßler, und als Küche, wo ihre verſchieden duftenden Nachteſſen bereitet wurden.

Die Frau des Hauſes, ein altes, häßliches Weib, unterſtützt von ihren zwei Töchtern, war eifrig beſchäftigt, verſchiedene Kaninchen, Hühner und andere Thiere für ihre zahlreichen Gäſte zuzurichten, und unzählige Katzen ſtanden und liefen um ſie herum und fingen den Abfall mit Pfoten und Zähnen auf, der ihnen auf den Boden geworfen wurde.

Der Anblick war nicht einladend, doch hatten wir keine Wahl — ſo traten wir zur Poſadera — ſie zu fragen, ob ſie uns für die Nacht beherbergen könnte. Nachdem ſie uns eine Weile aufmerkſam betrachtet und ſich überzeugt hatte, daß wir Engländer ſeyen, verzog ſich ihr Geſicht zu einer Art von Lächeln und ſie verſicherte uns, daß wir hier con toda comodidad wohnen könnten. Darauf befahl ſie ihrer Tochter Mariquita, das Kaninchen, dem ſie eben die Haut abzog, ihrer Hermanita Frasquita zu geben, und die Caballeros nach der Sala zu führen. Dieſe Sala jedoch war nichts als eine leere Bodenkammer, die wir verließen, um die Stadt ſelbſt und das mauriſche Schloß in Augenſchein zu nehmen, das ſich auf dem Felſen hinter Gaucin erhebt. Bei unſrer Rückkehr fanden wir das Zimmer noch mehr angefüllt mit den Honoratioren des Städtchens und andern Reiſenden. Während einige derſelben aus ihren Reiſeſäcken ſich verköſtigten, andere der Wirthin und ihren hübſchen Töchtern zur Hand gingen, hatten ſich andere Arrieros um das Feuer herumgeſetzt und erzählten eine Geſchichte von der grauſamen Behandlung, die ein guter Capucinermönch von Räubern erfahren hätte, die, da ſie nichts zu nehmen fanden, ihm die Baſtonade gaben, bis er nicht mehr gehen konnte, ihm dann die Hände zuſammenbanden, ihn in ein Ziegenfell wickelten, ein Paar Widderhörner an ſeinen Kopf, eine Glocke an ſeinen Roſenkranz befeſtigten, dieſen um ſeinen Hals hingen und ihn ſo gut er konnte, nach dem nächſten Dorfe kriechen ließen.

Dieſe Erzählung, obgleich nicht an ihn gerichtet, war augenſcheinlich für die Ohren eines Mönchs von demſelben Bettelorden berechnet, der bleich und zitternd in einer Ecke am Kamine ſaß und mit angſtvoller Aufmerkſamkeit auf jedes Wort achtete, das der Arriero ſprach, dabei unaufhörlich den Roſenkranz betete und bei jedem neuen Zug von Grauſamkeit, den er hörte, ſich fromm bekreuzte.

Obgleich die Geſchichte ſo ernſt und mit einer Menge einzelner Nebenumſtände erzählt wurde, um ſie glaubwürdig zu machen, ſo bedurfte es doch nur eines Blickes auf den Erzähler

und ſeine Umgebungen, um in ihren Augen und ihrem Gelichter zu leſen, daß man ſich über den Mönch luſtig machen wollte. Und dieſe Abſicht gelang vollkommen.

„Caramba!“ rief endlich der Alcalde mayor von Gaucin aus, „das iſt eine ſonderbare Geſchichte, und höchſt ſeltſam iſt es, daß ich in meiner amtlichen Stellung — hier warf er ſich ein wenig in Bruſt — ſie nicht erfahren haben ſollte. Sagt mir doch, wann geſchah das, und was wurde aus dem heiligen Manne?“ — „Die Zeit,“ begann ein anderer Maulthiertreiber, „kann ich nicht genau angeben; doch das thut wenig zur Sache. Aber ich verſichere Euch, daß in der Erzählung der Geſchichte ſich kein Punkt von der Wahrheit entfernt. Der Mönch krabbelte bis zum nächſten Dorfe, und jagte alles Vieh, das er auf dem Wege traf — die Eſel ſchreiend, die Hunde bellend, die Kühe mit ihren Schwänzen ſo gerade wie Palmbäume in die Luft ragend — wie toll vor ſich her. Die Menſchen wurden ebenfalls unruhig, und ihre Kinder und Roſenkränze aufraffend, ſtürzten ſie fort, ohne zu beachten, was der Padre ſagte, — ja, je lauter er ihnen zuſchrie, ſtehen zu bleiben, deſto ſchneller liefen ſie davon; denn ſie dachten, der Teufel ſäße ihnen ſchon im Nacken.“ — „Und ich glaube, das denken ſie noch heute,“ fing ein anderer Arriero an, indem er ſeine Cigarre aus dem Munde nahm, und eine große Rauchwolke von ſich blies, „denn endlich nahm der Dorfprieſter das Crucifix in die eine, eine Vogelflinte in die andere Hand und unter einer Fluth von Ave Marias, Pater noſters und Credos ging er dem Thiere entgegen. Als er in Schußweite ihm nahe gekommen, hielt er ihm die Escopeta vor (ich ſah dieß ſelbſt, obgleich er nachher ſagte, es ſey das Crucifix geweſen), worauf die Geſtalt der Länge nach ſich auf die Erde warf. Da ging denn der Cura darauf los, und nach einigen Minuten winkte er das Volk herbei und erzählte, er habe den Teufel aus einem armen Capuciner getrieben, und zeigte das Fell und die Hörner als ſeine Trophäen. Das Fell wurde zerſchnitten und an die Umſtehenden als Talisman gegen den Böſen verkauft, und der Mönch auf einen Eſel geſetzt und in die Wohnung des Pfarrers gebracht, wo er blieb, bis ſeine Füße geheilt waren. Dann kehrte er in ſein Kloſter zurück und erzählte Jedermann, er ſey von Teufeln in Geſtalt von Schmugglern angegriffen, und zu ſeinen Gunſten ein Wunder gethan worden.“

Alle bekreuzten ſich, die Arrieros eben ſo gut, wie die Andern.

Bemerkungen über den Zuſtand der Medicin auf der Inſel Java.

(Fortſetzung.)

Während ich mich zu Surabaya aufhielt, hörte ich viel von einer Dukuhn ſprechen, welche ſich bei Inländern und Europäern einen großen Ruf durch Heilung der Dyſenterie verſchafft hätte, ſelbſt bei ſolchen Kranken, wo holländiſche Aerzte Alles vergeblich verſucht hatten. Von glaubwürdigen Männern wurden mir 25 bis 30 ſolcher Geheilten genannt. Von einem Javanen ließ ich mich zu ihr in den Kampong (javaniſches Dorf, welches durchaus aus Bambus erbaut iſt) führen, erhielt hier jedoch den Beſcheid, daß ſich die Aerztin mit ihren ſämmtlichen Arzneien auf dem Bazar (Marktplatz) zu Surabaya befände. Hieher ging ich nun in Geſellſchaft des Hrn. Dr. Fromm, Geſundheitsbeamten zweiter Claſſe und Leibarzt des Generalgouverneurs von Niederländiſch-Indien, welcher Arzt in der malaviſchen Sprache bewanderter war als ich. Wir fanden die Javanin bald auf. Sie ſaß unter einem Baume mit vielen Kaſten und Beuteln voll Arzeneien um ſich herum; ihr Geſicht war ernſt und klug, und gehörte mehr dem Hindustamme als der malaviſchen Race an; das nachdenkliche ſchwarze Auge contraſtirte grell mit dem Weißen desſelben und der braunſchwarzen Geſichtsfarbe; ſie war nach gewöhnlicher, javaniſcher Sitte gekleidet, und ſaß zuſammengekauert, uns mit mißtrauiſchen Blicken bewachend. Theils durch die obigen genannten Werke, theils durch andere Nachforſchungen war ich beſonders begierig geworden, mehr javaniſche Arzneimittel kennen zu lernen, welche ich auch in ziemlich bedeutender Menge hier vorräthig fand. Auf eine höchſt langweilige Weiſe wog ſie mit javaniſcher Langſamkeit auf einer ſelbſt verfertigten Wage die Medicamente ab, einen Stein als Gewicht benutzend. Uebrigens waren die Arzneien theuer genug.

Was die Form anbetrifft, worin die Javanen die Arzneien anwenden, ſo iſt dieſe die Auflöſung, der Aufguß, die Abkochung, Pulverform und eine ſehr beliebte Form, welche die Mitte zwiſchen Kataplasmen und Salbengeſtalt hält. Dieſe letztere Form bereiten ſie mit vielem Fleiße, indem ſie ſonſt trockene Stoffe durch den Saft von friſchen Kräutern, Kokosnußöl oder Eſſig flüſſig machen. Der javaniſche Eſſig wird durch Gährung der Kokosnußmilch bereitet. Die Anwendung dieſer Kataplasmen geſchieht nach Regeln, auf welche ſie ein abergläubiſches Gewicht legen, auf feſtbeſtimmten Stellen.

Der gelöſchte Kalk ſpielt ebenfalls eine bedeutende Rolle unter den inländiſchen Arzneien, und er wird mit Waſſer auf das Geſicht geſtrichen, ſowohl als gewöhnliche Schminke für Mädchen, Frauen und Kinder, als auch bei vielen Krankheiten, z. B. der Augen, als kräftiges Mittel benutzt. Nicht ſelten ſah ich Javanen, deren Augen mit einem breiten, weißen Kalkring ummalt waren, wodurch ſie ein Ausſehen bekamen, welches ſonderbar genug für den daran nicht Gewöhnten war. Auch Europäerinnen gebrauchen, wie ich wenigſtens einmal bemerkte, den naſſen Kalk, um das Geſicht damit zu beſchmieren, um der lieblichen Kühlung willen, welche er beim Trocknen hervorbringen ſoll. Sobald er trocken iſt, wird er wieder abgenommen.

Ein anderes Mittel, welches vielfach bei Schmerzen rheumatiſcher und ſpasmodiſcher Art, bei Contuſionen und dergleichen angewendet wird, iſt das ſogenannte Pitjetten, welches dem Maſſiren unſerer Magnetiſeurs ſehr ähnlich iſt. Obgleich die Javanen von verſchiedenem Alter und Geſchlecht im nöthigen Falle dieß üben, ſo wird doch eine beſondere Kunſtfertigkeit dazu erfordert, und nach gewiſſen Geſetzen wird es von älteren Frauen ausgeübt, welche ſich hiermit ex professo

beſchäftigen. Die wohlthätigen Wirkungen bei rheumatiſchen Schmerzen, welche dieſe Curart hat, kann ich aus eigner Erfahrung bezeugen. Auch junge Mädchen beſchäftigen ſich mit dieſem Pitjetten. Uebrigens hat jeder Javane verſchiedene Arzeneien vorräthig, um ſie theils als prophylaktiſche und diätetiſche Mittel, theils in Nothfällen zu gebrauchen.

Eine beſondere Kunſtfertigkeit beſitzen die Javaninnen in der Bereitung eines Giftes, welches langſam, aber ſicher, durch Hervorbringung einer eigenthümlichen Krankheit tödtet, welche Aehnlichkeit mit der Lungenſchwindſucht haben ſoll. Dieſes Mittel wird namentlich oft in Fällen von Eiferſucht angewandt, um ſich der Geguerin zu entledigen. Die Vergiftete kennt die Zufälle genau, und weiß, daß ſie vergiftet iſt, jeden Rettungsverſuch als unnütz verwerfend. Europäiſche Aerzte vermögen wenig gegen die Folgen des Giftes auszurichten, da ſie mit der Natur desſelben unbekannt ſind, welches, wie mir ein Arzt verſicherte, der dieſer Sache genauer nachforſchte, unter vielen unbekannten Stoffen, fein zertheiltes Kupfer und Menſchenhaare enthält, und im Reis dem Schlachtopfer beigebracht wird. Der Arſenik wird ebenfalls zu dieſem Zwecke benutzt. Rother (warangan moro), und gelber Arſenik (warangan guning), welche beide Sorten aus oxydirtem Arſenik und Schwefel beſtehen, iſt auf allen javaniſchen Märkten zu bekommen.

Solche Giftmorde werden ſelbſt durch die mit Europäern verheuratheten Liplappe (Miſchlinge von einem weißen Vater und einer ſchwarzen Mutter) oft begangen; denn obgleich dieſe dem Namen nach Chriſtinnen ſind, ſo beſitzen ſie doch, mit ſeltenen Ausnahmen, ſowohl den Aberglauben als die Untugenden ihrer mohammedaniſchen Glaubensgenoſſen, welchen ſelbſt von der mohammedaniſchen Religion nur die äußern Gebräuche bekannt ſind.

Das Vergiften der Waffen kommt jetzt ſehr ſelten noch auf Java vor, deſto häufiger dagegen iſt es auf Borneo und anderen Inſeln des oſtindiſchen Archipels. Es geſchieht entweder mit dem Gifte des Upasbaumes oder andern noch unbekannten Subſtanzen. Vom Upasbaume ſind auf ganz Java nur zwei Exemplare, davon iſt der eine in Cheribon, der andere in Bangowangi. Mehrere vergiftete Pfeile habe ich mitgebracht, um ſpäter damit Verſuche zu machen, welche ich mittheilen werde.

Eine beſondere Erwähnung verdient noch die rohe Geburtshülfe der Javanen. Bei regelmäßigen Geburten ſitzt die Kreißende rücklings gebogen auf einem Kiſſen; die Kreuzgegend iſt durch ein Polſter unterſtützt, und der Bruder oder ein anderer Anverwandter hält von hinten her den Kopf der Gebärenden. Wird die Geburt jedoch verzögert, ſo wird außer andern Mitteln noch ein barbariſches angewandt, indem der nächſte gegenwärtige Verwandte mit ſeinen Füßen den Bauch der Kreißenden tritt.

Die Fruchtbarkeit iſt übrigens auf Java ſo groß, daß oft noch durch Großmutter und Enkelin zugleich die amilie vermehrt wird.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Wanderungen in Dalmatien.

2. Spalato und die benachbarten Inſeln.

(Schluß.)

Die Inſulaner ſind hochgewachſene, ſchöne und kräftige Leute, von ſehr gutmüthigem und religiöſem Charakter. Gegen Fremde ſind ſie äußerſt gaſtfrei, nur halten ſie ihre Weiber in einem faſt ſklavenähnlichen Zuſtande, der für dieſe aber keineswegs drückend zu ſeyn ſcheint, da ſie heitern Ausſehens ſind und frohen Sinnes jede auch noch ſo beſchwerliche Arbeit verrichten. Die Männer ſind alle ſehr geſchickte Schwimmer, und eben ſo kräftige als gewandte Ruderer. Ihre Nahrung iſt übrigens ſehr kärglich, und beſteht hauptſächlich in kleinen Seefiſchen, Obſtfrüchten, Schafmilch und Käſe. Während der Advents- und Faſtenzeit genießen ſie bloß eine Gattung Stockfiſche, welche mit einem Hammer geklopft, dann in Waſſer gekocht und ſtark mit Pfeffer beſtreut werden. Das Weintrinken iſt bei ihnen ſo zu ſagen an der Tagesordnung, zumal er auch das wohlfeilſte und faſt einzige Getränk ausmacht, das hier zu erlangen iſt. Ihre Lieblingsſpeiſe iſt ein am Spieße gebratener Hammel, nebſt Brod oder Zwieback. Hinſichtlich ihrer Kleidung kommen die Bewohner von Leſina mit denen von Brazza ziemlich überein. Sie tragen faſt durchgängig eng anliegende weiße, zuweilen auch dunkelfarbige Beinkleider von ungariſchem Zuſchnitte, jedoch ohne die in Ungarn übliche Verzierung mit Schnüren. Den Oberleib umſchließt eine Art Weſte, ohne Aermel von grobem, braunem Tuche mit hellen Knöpfen. Als Kopfbedeckung tragen ſie eine hellblaue oder rothe griechiſche Mütze, unter welcher das Haar in Zöpfen geflochten herabhängt. Im Winter pflegen ſie ſich eines ſogenannten Matroſenmantels von dunkelbrauner Farbe und ſehr grobem Stoffe zu bedienen. Das weibliche Geſchlecht hält ſehr viel auf einen gewiſſen Flitterſtaat, namentlich auf große Ohrgehänge, hellblinkende Buſennadeln, Halsketten und Fingerringe, deren ſie oft mehrere an einem Finger tragen. Wo es die Umſtände nicht erlauben, derlei Gegenſtände von edlem Metall anzuſchaffen, begnügen ſie ſich auch mit Meſſing, Zinn u. ſ. w. Die Fußbekleidung ſowohl bei dem männlichen als weiblichen Geſchlechte beſteht in wollenen buntfarbigen Socken und in ſogenannten Opanken, d. h. Sandalen aus halb gegerbtem Leder, die durch Darmſaiten feſtgehalten werden. Die wohlhabendern Inſulaner tragen ſtatt der Opanken türkiſche Schuhe von buntfarbigem Oberleder, welche ſehr geſchmeidig und beſonders zum Bergſteigen bequem ſind. Zur Verkürzung der langen Winterabende haben die hieſigen Inſulaner eine Art Liebhabertheater errichtet, bei dem aber ſtets nur Männer agiren, da die Landesſitte dem weiblichen Geſchlechte verbietet auf der Bühne zu erſcheinen. In ſüdöſtlicher Nähe bei Leſina liegt die kleine Inſel

Torcola (Schiedro), welche eigentlich zu erſterer gerechnet wird, mit der ſie einen Beſtandtheil des Spalatiner Kreiſes ausmacht. Torcola hat einen guten Hafen, wird aber nur von Hirten bewohnt, welche auf ihren grasreichen Triften die Ziegen und Schafe weiden laſſen. Man berührt dieſelbe auf der Fahrt nach der weſtwärts von Leſina 56 Miglien entfernten, faſt im Mittelpunkte des adriatiſchen Meeres liegenden Inſel

Liſſa. Dieſe war ehehin eine der wichtigſten und bevölkertſten Inſeln im ganzen Archipel. Ihr Umfang wird auf 56 Miglien und ihre Oberfläche auf 60 Geviertmiglien geſchätzt. Die alten Geographen

kannten sie unter dem Namen Issa, und schätzten sie hoch wegen ihrer vorzüglichen Weine. Zur Zeit, als Illyrien selbst ein blühender Staat war, sollen die Lissaner so mächtig gewesen seyn, daß sie mehrmals mit den liburnischen Königen Krieg führten. Aber auch in neuern Zeiten spielte diese Insel eine wichtige Rolle, und zwar während des letzten englisch-französischen Kriegs, wo sie, von den Franzosen besetzt, 1810 von den Engländern erobert wurde, in deren Besitz sie bis 1815 verblieb. Diese, die vortheilhafte Lage dieses Eilandes erkennend, erkoren es damals zum Centralpunkt ihrer gesammten Streitkräfte im adriatischen Archipel, so daß es in militärischer Hinsicht sowohl als in mercantilischer dieselbe Rolle spielte, wie Malta im Mittelmeere. Die Bevölkerung, heutzutage nicht viel über 5000 Seelen betragend, soll damals um das Dreifache größer und die Hauptstadt von zahlreichen Fremden besucht gewesen seyn. Da die Franzosen es mehrmals versuchten, diesen ihnen so verderblichen Posten den Engländern zu entreißen, und am 12 Mai 1812 sogar eine Seeschlacht veranlaßten, so waren die Engländer nur um so mehr bemüht, demselben die größtmögliche Festigkeit zu geben; sie erbauten daher mehrere Forts, welche noch jetzt die Einfahrt Porto St. Giorgio decken, unter denen sich das Fort St. George besonders auszeichnet. Selbst die um den Hafen sich lagernden Berge wurden mit Defensionsthürmen versehen, welche sämmtlich noch stehen. Sie haben die Form eines abgestutzten Kegels, und sind ein, auch zwei Stockwerke hoch. Der größte und höchste unter denselben ist der Thurm Wellington, welcher dem Fort St. George gegenüber sich befindet. Zwei andere, Robertson und Bentinck, stehen zu beiden Seiten des Hafens.

Lissa wird seiner ganzen Länge nach von einer ziemlich hohen Gebirgekette durchzogen, die gegen das Meer hin eben so steil abfällt, als sie in ihrem Innern ist. Freundliche sonnige Thäler gibt es daher wenige, wohl aber mehrere schauerliche Schluchten, in die nur selten die Strahlen der Sonne dringen. Zum Getreidebau eignet sich die Insel nicht, denn die einzige Gebirgefläche, welche den Namen eines Thales verdient, ist das sogenannte Campo Grande, und dieses benutzen die Insulaner zum Wein- und Oelbau, welch letzteres hier von vorzüglicher Güte ist. Die jährliche Weinerzeugung wird auf 12,000 Barillen angeschlagen. *) Die minder steilen Südabhänge der Thäler sind mit Obstbäumen bepflanzt, unter denen der Johannisbrodbaum (Carube) der vorherrschendste und von den Bewohnern der geschätzteste ist, da seine Ernte stets sehr ergiebig ist und der Baum keiner Pflege bedarf. Ein ausgewachsener Baum gibt bei einigermaßen günstiger Jahreszeit immerhin eine Ernte von 7 bis 900 Pfund. **) Außerdem werden auch Feigen und Mandeln erzeugt; diese jedoch nur in sehr geringer Menge. Die Haupterwerbsquelle für den Lissäer ist der Fischfang, besonders der Sardellenfang, welcher ihnen jährlich ein reines Erträgniß von 50,000 fl. einbringt. Der Fang beginnt in der Regel mit Anfang des Monats Mai und dauert bis gegen Ende August, wobei sie sich großer (tratte) und kleiner Netze (voinghe) bedienen. Mit ersterm kann nur in dunkeln und windstillen Nächten und nahe am Strande gefischt werden, indem man die Fische mittelst eines Fackellichts ins Netz lockt. Gelingt ein solcher Fang, so kann der Fischer zuweilen mit Einem Zuge 50,000 bis eine halbe Million Sardellen bekommen. Mit einem Voinghe lassen sich im glücklichsten Fall höchstens 50,000 Stück fangen. Der Fang mit der Tratte ist übrigens kostspieliger als mit dem Voinghe, auch gewährt dieses den Vortheil, daß man es zu jeder Zeit auf offener See auswerfen kann. Die Species der hiesigen, so wie der Lissanischen Sardellen kommt an Größe und Wohlgeschmack der französischen Sardelle (anchois), welche in Triest verkauft wird, sehr nahe, und nicht selten geschieht es auch, daß sie für französische verkauft werden. Der größere Theil der Sardellen wird nach Apulien und Ancona verhandelt.

Der Hauptort der Insel ist Lissa, ein meist von Slaven bewohntes Städtchen. Es liegt unter 43° 10′ 2″ Breite und 33° 51′ Länge am nordöstlichen Abhang einer mäßig hohen Bergkette, deren weit in das Meer vorspringenden Berge eine herrliche Bucht umschließen, welche einen der sichersten und geräumigsten Häfen Dalmatiens bildet. Die Stadt, aus 325 Häusern bestehend, wird in drei Viertel getheilt, wovon das mittlere Lucca, das angränzende zur Rechten Cut und jenes zur Linken Banda Piccola heißt. In Lucca, als dem Mittelpunkte der Stadt, befindet sich der Sitz des Prätors, das Sanitäts- und Mauthamt und eine erst seit wenigen Jahren bestehende Trivialschule. Am Ende der Häuserreihe des Siestreres Cut gegen den Berg hin, der den Thurm Wellington trägt, ist der Cimeterio inglese oder englische Kirchhof, welcher während der Besitznahme der Insel durch die Engländer angelegt worden ist. Ein großes marmornes Denkmal ist der tapfern Mannschaft errichtet, welche, wie die Inschrift besagt, am 12 Februar 1812 in einem Seegefechte bei Pirano mit dem französischen Schiffe Rivoli von 74 Kanonen den Tod fand. Der Hafen der Stadt ist heutzutage wenig besucht, weil die einlaufenden Schiffe ein Tonnengeld von 5¼ kr. per Tonne zu bezahlen haben. Diese Einrichtung wurde noch von den Engländern getroffen, ist aber für die Insel von keinem Nutzen, da die Schiffahrer, um diesen Zoll zu umgehen, lieber in einen andern Hafen einlaufen.

Der zweite bedeutende Ort der Insel ist Comisa mit 250 Häusern und 2000 Einwohnern, die sich sämmtlich von der Fischerei nähren. Der Ort liegt an der südlichen Küste zwei Stunden von Lissa entfernt, mit der es durch einen über das Gebirge führenden Saumweg in Verbindung steht. Comisa hat einen guten Hafen, den ein großer Defensionsthurm, ähnlich denen in Lissa, gegen das Einlaufen feindlicher Schiffe schützt. Auch ein Sanitäts- und Mauthamt befinden sich hier. Drei Miglien westlich von Comisa erhebt sich der Berg Hum, welcher der höchste der Insel ist. Ein ziemlich betretener, aber sehr steiler Fußpfad leitet zu dessen Gipfel, von dem aus man eine unvergleichliche Fernsicht genießt. Fast sämmtliche Inseln der Kreise Spalato und Ragusa, nebst dem größern Theile der dalmatischen Küste, kann man eines Blicks überschauen, und bei einem heitern Horizonte gewahrt man selbst die italienische Küste mit dem weithin ins Meer vorspringenden Berge Gargano. Zur Zeit der brittischen Herrschaft stand hier ein Telegraph. Zu Lissa gehören noch mehrere kleinere Eilande und Scoglien. Das nächste und größte derselben ist Busi, welches einen Umfang von 9 Miglien und beiläufig 30 Häuser mit 102 Einwohnern hat. Das Innere der Insel soll sehr reizend und idyllisch seyn. Die entfernten heißen St. Andrea, Pomo, Pelagosa und Cazza, sind aber nur während der Sommermonate von Fischern bewohnt, da an den dortigen Buchten die meisten Sardellen gefangen werden. Pelagosa soll ein Ueberbleibsel eines Vulcans seyn.

*) Wenn man den Durchschnittspreis der Barille Wein nur zu 4 fl. berechnet, so erwächst den Lissärn daraus ein Einkommen von 48,000 fl.

**) Der Durchschnittspreis für den Centner Johannisbrod ist 1 fl. 30 kr.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 48.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Februar 1839.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Weg von Kiew nach Krzemieniec.

Von Kiew nach Shitomir findet sich fast nichts Bemerkenswerthes, außer einigen Erdbefestigungen, die man in mehrern alten Dörfern, wie in Bjelogorodki, Motishin, Versowna u. s. w. trifft. Diese Befestigungen bestehen aus Gräben und Erdaufwürfen, und bildeten wahrscheinlich eine Wachpostenlinie gegen unvermuthete Einfälle der türkischen Horden, welche im 16ten und 17ten Jahrhundert in diesem Lande Schrecken und Verheerung verbreiteten.

Am 24 April war mein Nachtlager in Radomysl, welche Stadt von einem Walde umgeben ist, der sich auf der Seite nach Kiew 25 Werste weit erstreckt; einige lange Dämme sind hier durch die Sümpfe gezogen. Am 25 Mittags kam ich nach Shitomir, wo sich drei russische Kirchen und zwei katholische Klöster, ein Bernhardinerkloster und eines der barmherzigen Schwestern finden; ein drittes, sehr großes Kloster, das ehemals die Jesuiten im Besitz hatten, steht leer. Außerdem ist in Shitomir auch einer der Hauptsitze der katholischen Eparchie von Luzk mit dem dazu gehörigen Capitel, das aus 7 Prälaten und 7 Kanonikern besteht. Hier erhielt ich auch den ersten Begriff von den Juden, indem einige derselben über zwei Stunden lang durch unaufhörliches Anerbieten ihrer Dienste und Waaren meine Geduld erschöpften.

Von hier ging ich nach Berdytschew, wo ich mit meinem Bankier zu sprechen hatte. Sieben Werste von Shitomir, am Flusse Teterew, fand ich noch Spuren weitläuftiger Erdaufwürfe, welche entweder mit den übrigen Befestigungen zur Wachpostenkette gehörten, oder nur zum temporären Aufenthalt der Truppen bestimmt waren, für welches letztere zum Theil der Name des in der Nähe dieser Erdaufwürfe liegenden Dorfes Stanowischtsche (Lagerplatz) spricht. Berdytschew kann man den ewigen Marktplatz der Juden nennen, die auch den bedeutendsten Theil der Bevölkerung dieses Städtchens bilden. Die Männer mit zerzausten Haaren, mit breiten Hüten, langschößigen Nankingüberröcken, in Zwirnstrümpfen und Pantoffeln, mit Pfeifen im Munde, befinden sich vom Morgen bis zum Abend auf dem Marktplatze; die Weiber, zu Hause und auf der Straße, sitzend und gehend, sind unaufhörlich mit Strumpfstricken beschäftigt. Die Juden treten jedem Russen mit merklicher Unruhe entgegen, messen ihn mit scheuem Blicke vom Kopf bis zu den Füßen, und bemühen sich gleich bei der ersten Bekanntschaft seinen Charakter, seine Neigungen, seine Gelüste, und, was für sie am wichtigsten ist, seine Geldmittel kennen zu lernen. Ich hielt bei einem polnischen Traiteur an, und ging dann sogleich in Begleitung eines jüdischen Factors aus, um die Stadt zu besehen. Factor bedeutet in den polnischen Gouvernements eben so viel, als in Italien Cicerone und in Frankreich Domestique de Place. Er ist Diener, Dolmetscher und Führer; seine Pflicht ist, dem Fremden alle Merkwürdigkeiten des Orts zu zeigen, Nachrichten über Alles einzuziehen, was ihm zu wissen nöthig ist, seine Forderungen zu erfüllen, und so viel möglich seinen Wünschen zuvorzukommen. Das merkwürdigste Gebäude in Berdytschew ist das römisch-katholische Carmeliterkloster, das im J. 1630 von dem Kiew'schen Woiwoden Tyszkiewicz gegründet und begabt wurde, um, wie es im Stiftungsbrief ausgedrückt ist, das russische Volk zur heiligen Union aufzumuntern.*) Das Kloster ist von hohen, steinernen Mauern umgeben, und schließt einige steinerne Gebäude für etliche unbeschuhte Carmeliter ein. Von der Terrasse, auf welcher die Klosterkirche steht, hat man einen Ueberblick auf die unteren Theile des Städtchens und seine Umgebungen.

Ueber Berdytschew führt die gerade und kürzere Straße von Kiew nach Radziwilow, aber man kann diese Straße im vollen Sinne des Wortes eine Operationslinie der Juden nennen, denn hier finden sich keine andern Poststationen als jüdische, und auch die Bevölkerung besteht fast ganz aus Juden. Aus Furcht vor Hunger, Durst und Schlaflosigkeit, denen man

*) D. h. zum Uebertritt zur katholischen Kirche unter gewissen Concessionen hinsichtlich des Ritus und der Priesterehe. Die Art, wie die Jesuiten zu jener Zeit die Union der zur griechisch-russischen Kirche gehörigen Bewohner der Ukräne, Podoliens und Wolhyniens betrieben, erklärt die nachmalige Reaction und manches Verfahren der Russen aufs vollständigste. A. d. R.

gewöhnlich in diesen unreinen Kneipen ausgesetzt ist, beschloß ich, über die Poststraße durch Shitomir zurückzukehren. Vier Werste jenseits dieser Stadt ist ein merkwürdiges Dorf Sokolowaja Gora (Falkenberg) genannt; es liegt am Fuße eines runden, steilen, oben mit einem Erdwall umgebenen Berges, auf dem, der Volkssage nach, der Räuber Sokol (der Falke) gehaust haben soll.

In Nowgrad-Wolynsk sind von der alten Veste noch einige steinerne mit Moos überwachsene Mauern übrig, von denen eine gegen den Fluß Slutscha zu auf dem hohen, steilen Ufer steht, welches gleichsam ihre Fortsetzung bildet. Nowgrad Wolynsk hieß früher Swägel, und gehörte der Gräfin Subowa, einer gebornen Lubomirska, wurde aber im Jahre 1796 für die Krone angekauft. Der Weg führt größtentheils durch Wald, der schon am Fuße des Falkenberges beginnt, und sich 80 Werste weit fast bis Korez erstreckt. Dieses Städtchen, das der Gräfin Potozka gehört, kann sich mit den bessern Kreisstädten in Eine Linie stellen. Ueber dem Flusse Kortschik steht ein schönes Schloß mit einem Thurm; auch befindet sich hier ein griechisch-russisches Frauenkloster, das im 12ten Jahrhundert von den Fürsten von Korez gestiftet wurde. Im J. 1633 vermachte Serafima, Fürstin von Korez und Vorsteherin dieses Klosters, demselben das ganze Amt Klinez, das aus einem Flecken und sieben Dörfern besteht. Für Philologen ist der Name Korez darum merkwürdig, weil der hiesige Protoierei Laurentius Sisani die erste slavische Grammatik verfaßte.

Zwischen Kolkiew und Korostow trifft man an den Seiten des Weges eine Menge Gräber. Die nächste Stadt, Ostrog, wohin ich mit Sonnenuntergang kam, ist berühmt durch den Eifer ihrer alten Fürsten für die griechisch-russische Religion, und dadurch, daß im J. 1581 hier die erste slavische Bibel nach einer von Johann Wassiljewitsch aus Moskau geschickten Abschrift gedruckt wurde; das Häuschen, worin die slavische Druckerei sich befand, gehört jetzt einem Juden. Der fürstliche Palast befand sich wahrscheinlich in der Veste, wo noch einige Gebäude und eine halb zerstörte russische Kirche vorhanden sind, welche von Wassili III, Fürsten von Ostrog im 15ten Jahrhundert erbaut wurde. Man glaubt, der falsche Demetrius sey nebst der Tochter des Woiwoden von Sandomir, Mniszek, in dieser Kirche zu erstenmale gekrönt worden. Die Veste, welche durch einen Graben und den steilen Abhang des Berges geschützt ist, steht auf dem höchsten Punkte der Stadt über einer schönen Ebene, welche sich auf der Südseite gleich einem grünen Teppich ausbreitet. In dem untern Theile der Stadt liegt das Mannskloster zur Verklärung Christi, das im J. 1624 auf Kosten der Fürstin Chodkiewitsch aufgeführt wurde.

In Dubno, wohin ich am 28 April gelangte, ist das größte und auf dem besten Platze gelegene Gebäude, wie in den andern hiesigen Städten, die römisch-katholische Kirche. Das Schloß des Fürsten Lubomirski ist von Häusern eingeschlossen, und hat, ob es gleich erst im Jahre 1817 für das Kriegsdepot erbaut wurde und sehr schön und groß ist, durchaus kein Ansehen. Auf dem Marktplatze der Stadt befindet sich ein Gasthof, der einer der besten in diesem Lande ist.

Mit der Veränderung des Orts verändert sich auch der ganze Umriß der Natur. An den Gränzen des Gouvernements Wolhynien verschwinden allmählich die Ebenen der Ukräne: beim Heraustreten aus Dubno sieht man links die bläuliche Bergkette, welche schon in Gulitsch, 20 Werste von Ostrog, beginnt, und sich südwestlich nach Radziwilow hinzieht. Am Fuße dieser Berge liegt Krzemieniec. Der wilde und großartige Anblick der Steilfelsen und Berge, die die Stadt umgeben, ist ein unerwartetes Schauspiel für den mit Berglandschaften noch nicht bekannten Reisenden. Ueber der Stadt selbst erhebt sich ein runder und schwer zu ersteigender Berg, der mit einer Mauer und Thürmen, den Resten eines alten Schlosses, gekrönt ist. Weder die Gründer, noch die Zeit der Gründung von Krzemieniec sind bekannt, und wir wissen nur, daß die Stadt im Alterthum zu dem Apanage-Fürstenthum Wladimir gehörte, und im Jahre 1240 von dem Schrecken Rußlands, Batu Khan, und um das Jahr 1256 von seinem angeblichen Sohne Kurem Sah ohne Erfolg gestürmt wurde. Im 14ten Jahrhundert kam Krzemieniec an Polen, und wurde unter Sigismund I nach den Regeln der neuen Kriegskunst befestigt; im Jahre 1648 jedoch fiel es vor einer kleinen Schaar Kosaken, welche sich für die Bedrückung ihres Glaubens an Polen rächten. Wenn man der Sage glauben darf, so besaß Krzemieniec gegen 70 Kirchen, und war die Residenz der Königin Bona, die, nachdem sie in Polen große Summen zusammengescharrt hatte, damit nach Neapel ging. Bekanntlich mußten die polnischen Könige jedesmal bei ihrer Thronbesteigung der Republik schwören, alle möglichen Mittel anzuwenden, um diese Summen wieder zu erhalten.

Bemerkungen über den Zustand der Medicin auf der Insel Java.

(Fortsetzung.)

Die Medicin bei den Chinesen.

Ueber 85,000 Chinesen leben auf Java, aber so streng abgeschlossen und Alles, was fremd ist, vermeidend, daß ich trotz aller Bemühungen von meiner Seite, zu erfahren, auf welchem Fuße die Medicin bei ihnen steht, nur wenig Ausbeute machte. Ich war in einer chinesischen Apotheke, welche dem Aeußern nach durchaus wie eine europäische eingerichtet war. Der Apotheker, welcher eben erst aus China angekommen war, sprach das Malayische noch schlechter als ich, und ich konnte mich ihm nicht verständlich machen. Hätten die chinesischen Charaktere vor den Kasten und Gläsern und das große Bild des höchsten chinesischen Gottes mit einem Altar davor, welcher mit zwei bunten Wachskerzen und mehrern Opferschalen mit Speisen besetzt war, nicht hinlänglich gezeigt, daß man in einer chinesischen Officin sey, man hätte wahrlich geglaubt, in einer europäischen sich zu befinden.

Ich bemerkte schon vorher, daß die Medicin der Chinesen denselben festen, unwandelbaren Typus wie ihre übrigen Staatseinrichtungen an sich trage. Diese Wissenschaft laßt nämlich weder der Nationalität des einzelnen Arztes noch der Genialität

eines ſchaffenden Geiſtes unter der großen Anzahl derſelben den geringſten Spielraum, indem der Chineſe verpflichtet iſt, nach einem mediciniſchen Codex zu handeln, welcher vor Jahrtauſenden durch einen ihrer Kaiſer Schi-nong feſtgeſetzt ſeyn ſoll. Handelt der Arzt genau nach den hier verzeichneten Regeln, ſo iſt er ein guter Arzt, der Kranke mag dabei zu Grunde gehen oder nicht; weicht er jedoch hievon ab, ſo iſt er des Todes ſchuldig, wenn der Kranke ſtirbt. Nach dem Wenigen, was ich erfahren konnte, ſcheint mir die chineſiſche Medicin eine große Aehnlichkeit mit der arabiſchen zu beſitzen, denn wie hier, ſo werden auch dort Elemente angenommen, aus denen der Menſch beſtehen ſoll und zwar der Zahl nach fünf. Dieſe harmoniren im geſunden Zuſtande und erzeugen durch ihre Disharmonie die Krankheit. Die Zeichenlehre des Geſichts iſt bei ihnen ſehr ausgedehnt und wichtig, und längſt iſt es bekannt, daß ſie die Pulslehre bis zu einer übertriebenen Subtilität ausgedehnt haben. Auf die Diät wird eine bedeutende Wichtigkeit gelegt. Größere chirurgiſche Operationen werden von den Chineſen nicht vorgenommen, obgleich ſie von der Anwendung der Moxa und Acupunctur häufig Gebrauch machen. Eine ausgezeichnete Fertigkeit beſitzen ſie in den Geſchäften der unterſten Chirurgie und es gehört mit zu der Sitte der Europäer, welche auf Java leben, dieſen Nothwendigkeiten von einem Chineſen entſprechen zu laſſen.

In Batavia war bei meiner Anweſenheit ein chineſiſcher Arzt, welcher ſich durch ſeine Curen einen berühmten Namen und ein ungeheures Vermögen binnen ſehr kurzer Zeit erwarb, und deſſen Hülfe auch oft von Europäern in Anſpruch genommen wird. Uebrigens leben die Chineſen abgeſchloſſen für ſich, haben ihre eigenen Tempel, Aerzte, Apotheken, Begräbniſſe, geben niemals in den Militärdienſt, nie in ein holländiſches Hoſpital, leben durchaus den chineſiſchen Sitten getreu, ſparſam, aber raffinirt ſybaritiſch.

(Fortſetzung folgt.)

Geheime Berichte der birmaniſchen Geſandtſchaft in Indien.

Der Generalgouverneur von Indien hat im letzten Jahre eine Reihe birmaniſcher Staatspapiere drucken laſſen, welche nicht nur in dem gegenwärtigen Augenblick von Wichtigkeit ſind, wo die Birmanen wieder mit Krieg gegen England drohen, ſondern überhaupt von großem Intereſſe, weil es ſo ſelten iſt, daß man in die Geheimniſſe der Diplomatie halbbarbariſcher Höfe eindringt, da dieſe ihre Berichte noch viel ſorgfältiger verbergen, als bei civiliſirten Nationen geſchieht, welche ſchon lange gelernt haben, daß der Strauß nicht der weiſeſte aller Vögel iſt. Man erſieht aus dieſen birmaniſchen Berichten aufs deutlichſte, wie ſolche brutal deſpotiſche Höfe in ihren Verhandlungen mit civiliſirten immer im Nachtheile ſtehen müſſen, weil ihre eigenen Agenten nicht wagen ihnen die Wahrheit zu ſagen, und ſie daher auf eine falſche Baſis hin handeln. Die Umſtände, welche zur Abſtattung der Berichte an den birmaniſchen Hof führten, waren folgende. Bei dem Friedensvertrage von Yandabu, welcher den birmaniſchen Krieg von 1826 ſchloß, wurde beſtimmt, daß jeder der beiden Staaten bei dem andern einen Reſidenten halten ſolle, um künftigen Reibungen diplomatiſch zuvorzukommen. Der birmaniſche Hof ließ ſich die Bedingung ungern gefallen, war zwar zu geſchwächt, um die Ankunft des engliſchen Reſidenten, Obriſt Burney, zu verhindern, zögerte aber ſehr einen eigenen Geſandten zu ſchicken. Da ſich jedoch die Entſcheidung der Streitigkeiten über die Gränzen der von Birma beim Friedensſchluſſe an Indien abgetretenen Provinzen ſehr verzog, und der birmaniſche Hof doch das Bedürfniß fühlte, die ihm vollkommen unbekannten Zuſtände von Indien beobachten zu laſſen, ſo entſchloß er ſich, im Jahre 1830 zwei Geſandte nach Calcutta zu ſchicken und ſie bis 1833 dort zu laſſen. Nach den Ideen der Birmanen ſind Geſandte nur die Ueberbringer der Briefe des Königs, ſo daß man nie Männer von hohem Range dazu wählt, im Gegentheil würde ſich der Hof etwas an Würde zu vergeben glauben, wenn er einem fremden Fürſten die Ehre anthun würde, einen Mann von Bedeutung zu ſchicken; dennoch bewirkte die Wichtigkeit der Miſſion, daß man etwas ſorgfältiger auswählte. Zum erſten Mitgliede der Geſandtſchaft wurde Mong Schui gewählt, ein Mann, der den Rang der erſten Claſſe der Staatsbeamten hatte, früher Director der Flußpolizei und ſpäter Generalaufſeher der Frohnarbeiter im Schloſſe zu Amarapura war. Der engliſche Geſandte drückte den Miniſtern ſeine Zweifel über die Fähigkeit des Mannes aus, und wünſchte, daß einer der ehemaligen Gouverneure von Rangun gewählt würde, da dieſe durch den Verkehr mit Engländern immer ſchon etwas gelernt hätten. Aber die Miniſter entſchuldigten die Wahl, auf die ſie auch keinen Einfluß geübt hatten, da ſie im Innern des Palaſtes und vermöge eines der Königin gegebenen großen Geſchenkes gemacht worden war. Der Geſandte galt übrigens in Birma für einen Gelehrten, beſonders in der Geſchichte und Geographie des Landes. Der zweite Geſandte war Mong Bigot, und war Generalſecretär des Miniſteriums; er war früher Polizeidirector in Martaban und ſpäter Donaneneinnehmer in Kamri geweſen, war ein Mann von mehr Verſtand als ſein Vorgeſetzter, wurde aber von dieſem auf der ganzen Reiſe verhindert, ſeine Talente zu zeigen.

Die Geſandten hielten während ihres dreimonatlichen Aufenthalts in Indien ein Tagebuch, das von dem zweiten Geſandten verfaßt und von dem erſten ſorgfältig revidirt war. Es wurde dem Obriſt Burney von den birmaniſchen Miniſtern mitgetheilt, enthielt aber keine Erwähnung der politiſchen Aufträge der Geſandtſchaft, noch irgend politiſche Nachrichten, da über alle dieſe Punkte beſondere Berichte erſtattet wurden, und zwar in ſolcher Menge und Ausdehnung, daß die in den erſten 18 Monaten des Aufenthalts der Geſandten in Calcutta ſich auf 103 Nummern beliefen und ſieben Foliobände füllten. Es gelang Burney ſich alle dieſe Berichte zu verſchaffen, und aus ihnen wählte er die jetzt vom Generalgouverneur bekannt gemachten Documente. Sie ſind voll von den ungereimteſten Gerüchten über Kriege, in welche die Compagnie mit Randſchit Sing verwickelt ſey, und über die Verlegenheiten, in denen ſie ſich in Folge derſelben befinde, geben aber damit einen guten Begriff von dem Ton, der am birmaniſchen Hofe herrſcht, und von den Hoffnungen, die man dort hegt. Die Geſandten verweigerten mit dem charakteriſtiſchen Mißtrauen von Halbbarbaren jedem Wort ihres engliſchen Begleiters oder der engliſchen Regierung den Glauben, und wendeten ſich heimlich an allerlei Abenteurer, welche ihnen Lügen nach Herzensluſt fabricirten, ſobald ſie einmal bemerkt hatten, welche Art von Nachrichten den Geſandten am annehmlichſten

ſetzen, und trieben es ſo weit, daß man ſogar in Birma anfing darüber Zweifel zu hegen, indem der Gouverneur von Rangun mehreremale nach Amarapura ſchrieb, man ſolle doch nicht an dieſe Lügen glauben. Das Reſultat einer ſolchen Miſſion konnte natürlich den Erwartungen der beiden Regierungen gleich wenig entſprechen, die Engländer hatten gehofft, daß die eigene Anſicht der Geſandten von der überwiegenden Macht der Compagnie den birmaniſchen Hof auf friedliche Geſinnungen führen werde, während der birmaniſche Hof, verführt durch ſeine Eitelkeit und durch die Berichte der Geſandten, auf eine falſche Baſis hin unterhandelte, bei der an kein Verſtändniß zu denken war. Ein glücklicher Zufall wollte, daß am Ende die Geſandten etwas durchſetzten, was ihren Hof mit dem ſonſt unglücklichen Reſultat der Miſſion verſöhnte, wie man ſpäter ſehen wird.

Die ſchriftlichen Inſtructionen, welche den Geſandten mitgegeben wurden, bezogen ſich nur auf die Berichtigung der Gränzen im Norden und Süden, wo die Ausführung des Vertrags von Yandabu Schwierigkeiten gefunden hatte, deren Hauptgrund in der Ungenauigkeit der Karten lag, welche die Birmanen über die Gränzlinie geliefert hatten; das Object dieſer Streitigkeiten war von ſehr geringem Intereſſe für die Engländer, aber der birmaniſche Hof legte aus Eitelkeit vielen Werth darauf; doch war dieß keineswegs der wahre Zweck der Miſſion, ſondern dieſer beſtand in mündlichen Inſtructionen, nach welchen die Geſandten Mittel finden ſollten, von der Compagnie die gänzliche Wiederabtretung der vier im Frieden von Yandabu erhaltenen ehemaligen birmaniſchen Provinzen zu bewirken. Denn die Birmanen haben den Verluſt dieſes Territoriums nie verſchmerzt, und ihre Wiedereroberung iſt ſeit 12 Jahren die einzige Triebfeder der ganzen birmaniſchen Politik. Die Compagnie ihrerſeits, welche durch dieſe Eroberungen anfänglich nichts zu bezwecken ſuchte, als das Gebiet der Birmanen auf ſeine alten Gränzen zurückzudrängen, und ihrer Vergrößerungsluſt auf allen Seiten ein feſtes Ziel zu ſetzen, hat ſeit der Beſitznahme ſowohl des ehemals birmaniſchen Theils von Aſſam, als beſonders der ſüdlich vom Fluß Saluen gelegenen Provinzen von Martaban und Tenaſſerim den wahren Werth dieſer Länder zu gut ſchätzen gelernt, als daß ſie auf die birmaniſchen Anſprüche je eingehen würden. Daher werden dieſe widerſprechenden Intereſſen noch auf lange Zeit hin einen beträchtlichen Einfluß auf die Politik von Indien ausüben, und man hat dieſen ſchon in den letzten Jahren bei der Uſurpation des birmaniſchen Throns durch den gegenwärtigen König Tharawaddy empfunden, da dieſer ſich vorzüglich der den Engländern feindlichen Partei bediente, ſeinen Bruder vom Throne zu ſtoßen, und ſeit ſeinem Regierungsantritte die Tractate von Yandabu nicht anerkannte, obgleich er bisher ſich noch nicht für ſtark genug hielt, in Feindſeligkeiten auszubrechen. Es iſt daher nicht ohne Intereſſe, aus den Berichten den Geiſt des birmaniſchen Hofes kennen zu lernen, und die unglaubliche Unwiſſenheit deſſelben über alle auswärtigen Angelegenheiten zu beobachten, da dieſe ein beſtändiges Element von Krieg gegen Indien iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Sechsmonatlicher Mais.

In der medico-botaniſchen Geſellſchaft vom 18 Januar wurde ein Bericht über den Mais de ses moses, oder Cariaco, oder Amapa Südamerika's mit Bemerkungen über ſeine diätetiſchen und mediciniſchen Eigenſchaften von Dr. Hancock vorgeleſen. Er behauptet, dieſe Art indiſchen Korns oder Mais ſey in Europa und ſogar in Nordamerika unbekannt, obgleich es eine Pflanze iſt, die wohl Aufmerkſamkeit und Pflege verdient. Sie gibt ſchon reife Früchte zwei Monate nachdem ſie der Erde anvertraut worden; und zwar ſelbſt in den Hochebenen von Merida und den kalten Gegenden der Pampas eben ſo gut, wie in dem heißen Gebiete des Orenoco und Caracas. Dr. Hancock hält ſie für eine ſehr nahrhafte und geſunde Frucht, und bemerkt, daß ſie von den Eingebornen gern gegeſſen werde. Ob es eine verſchiedene Art Korn oder nur eine der Spielarten des indiſchen Korns ſey, iſt ungewiß. Sie bringt ungefähr die gleiche Quantität Körner hervor, 50 bis 60 Buſhels vom Morgen, doch iſt es kleiner und leichter (slender) als das indiſche Korn gewöhnlich. Die Indianer von Venezuela kannten es unter dem Namen Amapa oder Cariaco, die Spanier und Creolen unter dem Namen von Mais cariaqueto, oder de ses Moses, oder Pan de provision. Dr. Hancock meint, in unſerem Klima, das in den Monaten Junius, Julius und Auguſt viele Grade wärmer iſt als in den Gegenden der Pampas, würde es beſonders in dieſen Monaten wachſen, und da es ſo ſchnell wächſt und reift, würde es im Fall einer Mißernte mit Vortheil zu ſäen ſeyn, beſonders da es noch die gute Eigenſchaft hat, den Boden nicht wie andere Pflanzen auszuſaugen, weil drei oder vier Ernten im Jahr in einem Lande gewonnen werden, wo bei der Trägheit der Bewohner das Beackern des Landes faſt ganz unbekannt iſt.

Miscellen.

Die Abeille de la Nouvelle Orléans enthält nachſtehende Anekdote: Der ehrwürdige Hr. Coyer, Prediger einer Anabaptiſtenkirche im weſtlichen Theile der Stadt Redding in Connecticut, hatte über die Abſchaffung der Sklaverei gepredigt, und dann angekündigt, daß er am Abend des 29 Decembers abermals eine Predigt über denſelben Gegenſtand halten werde. Den Tag vorher wurde von einer bis jetzt unbekannten Perſon ein Fäßchen Pulver unter die Kanzel gelegt und daſſelbe angezündet. Die Exploſion war ſo ſtark, daß die Kirche ganz zerſtört wurde.

Malayiſche Manuſcripte. Hr. Dulaurier, den die franzöſiſche Regierung zum Studium der koptiſchen Sprache und ägyptiſchen Alterthümer nach England geſchickt hat, kaufte daſelbſt von einem Hrn. Huttmann malayiſche Manuſcripte, die deſſen Bruder aus Malacca mitgebracht hatte. Die Mehrzahl davon bezieht ſich auf die Geſchichte der Malayen in der mohammedaniſchen Periode. (Echo du Monde Savant vom 16 Januar.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 20** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Der Blanca-Fall. Spaniſche Volksſage; dem Spaniſchen des D. J. A. de Ochoa nacherzählt von Ferdinand Wolf. — Die *Kobolde* des Panagiotis Sutſos. (Schluß.)

In den Abonnement beſteht dem Auslande beigegebener Literaturblätter, von welchem wöchentlich 2–3 Bögen erſcheinen, kann jederzeit angetreten werden; es beträgt für den Buchhandel [illegible] halbjährlich 3 fl. und [illegible] halbjährlich 1 fl. 48 kr. durch die Poſt, welche das Ausland nicht haben, jährlich 6 fl.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 49.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Februar 1839.

Bemerkungen über den Zustand der Medicin auf der Insel Java.

(Fortsetzung.)

Die Medicin bei den Europäern auf Java.

Ich komme zu dem Zustande der Medicin bei den Europäern auf Java. Ein Gesundheitsbeamter erster Classe, mit Colonelsrang, welcher zu Weltevrede wohnt, hat die Direction des ganzen Medicinalwesens auf Java; unter ihm sind drei dirigirende Gesundheitsbeamten mit Majorsrang, einer bei jeder der drei großen Militärabtheilungen; unter diesen stehen Gesundheitsbeamte zweiter und dritter Classe. Der pharmaceutische Dienst wird ebenfalls durch Apotheker erster, zweiter und dritter Classe versehen. Die Einrichtung des Dienstes ist durchaus militärisch. Nur zu Batavia, Samarang und Surabaya ist ein Civilarzt vom Gouvernement angestellt. Eine große Anzahl unter den Aerzten und Apothekern sind Deutsche, die andern größtentheils Holländer. Auch Liplappe findet man hin und wieder im Dienste, welche ihre fragmentarische Bildung in einem dortigen Hospital erhalten haben.

Obgleich es auf Java allerdings viel wissenschaftlich gebildete Aerzte gibt, worunter auch einige sind, welche fleißig fortarbeiten, so hat doch die Medicin hier mehr den Charakter eines Handwerks als den einer positiven Wissenschaft. Die Gründe hievon liegen tiefer, sowohl in den individuellen Zuständen derer, welche hieher auswanderten, als auch in den allgemeinen Verhältnissen, welche jeden Europäer auf Java treffen. Viele der hier wohnenden Europäer verließen das Vaterland, weil sie gezwungen waren, ihm Lebewohl zu sagen. Sie lagen entweder mit den bestehenden Gesetzen im Kampf, gegen welche sie gesündigt hatten, und denen sie sich entzogen, um ihnen nicht als Opfer zu fallen, oder ihre Ungebundenheit stand mit der sittlichen Gesellschaft im Widerspruch, welche sie ausstieß, oder sie waren verarmt, und ihre Heimath bot ihnen keine Quellen, um ihre Lebensbedürfnisse zu befriedigen, welche sie sich auf der andern Halbkugel suchen müssen. Alle nahmen, Schmerz und Wuth im Herzen, den schweren, gezwungenen Abschied von der heimathlichen Erde, ihre letzte sanguinische Hoffnung an das Goldland Java knüpfend, welches sie für Alles entschädigen sollte. Andere wieder trieb der Ehrgeiz, die Geldsucht, die Unzufriedenheit mit ihren gegenwärtigen Verhältnissen von dannen. Sie zogen es vor, ein gefährliches Spiel um ihre Zukunft zu spielen, und setzten ihre ganze Existenz ein gegen einen Treffer unter tausend Nieten. Auch diese sagten mit Resignation und Schmerz dem Vaterlande Lebewohl, welches so wenig ihre Hoffnungen realisirt hatte. Noch andere zogen als Abenteurer aus, das Glück zu erjagen, vergebens das auswärts suchend, was sie in ihrem Innern finden mußten. Auch diese büßten bald ihren schweren Irrthum, und mit tantalischem Schmerze schauten sie von dem Schiffe, was sie hinübertrug auf das mehr und mehr ihren Blicken entschwindende Vaterland zurück. Mehrere dieser Unglücklichen lernte ich auf der Reise nach Java kennen. Ich suchte ihren wilden Schmerz zu besänftigen, aber vergebene Mühe! Mit der letzten Spur des geliebten Vaterlandes hatten sie jeden moralischen Halt verloren. Wenige Andere hatten reellere Gründe zur Ueberreise, unterrichteten sich von den Verhältnissen, in welche sie treten sollten, und gingen ruhig und ernst, mit fester Besonnenheit der Zukunft entgegen, die ihnen nichts Unerwartetes bringen konnte. Sie kamen an auf Java. Alle Fatiguen der Reise waren überstanden, und frische Hoffnung belebte wieder das erstorbene Herz. Doch die ersten vier Wochen reichten hin, um auch die letzte Täuschung für immer zu zerstören.

Ein glühend heißes Klima ermattete Geist und Körper. Nicht selten steigt das Thermometer über 96° F., ja zu Zeiten über 100° F., fällt aber sehr selten bis auf 60° F. Was ich hier von der Temperatur sage, gilt natürlich nur von der im Schatten, denn in der Sonne sah ich das Thermometer gegen 1 Uhr nach Mittags in Surabaya bis auf 131° F. steigen. Die Ungesundheit des sumpfigen Bodens in den bedeutendsten holländischen Etablissements warf die Ankömmlinge nieder, und sie starben entfernt von den ersehnten Ihrigen einsam dahin, oder genasen wieder, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Verhältnisse wohlgeordnet seyen, daß das Gouvernement nach der wirklichen Fähigkeit schätze und belohne, und das Glück für sie hier eben so wenig als in Europa zu finden sey. Sie

leben getrennt von Allem, was ihnen werth und theuer iſt, mit keinem innigen Bande an den fremden Boden gefeſſelt. Der Egoismus, welchen Klima und Verhältniſſe dem Europäer aufdringen, läßt wohl die Gewinnſucht aufkeimen, unterdrückt aber die Liebe und die Freundſchaft. Die Gehalte der Staatsdiener untern und mittlern Ranges ſind der Summe nach hoch, im Grunde aber nicht höher als in Europa, denn der eigentliche Werth des Geldes iſt gering auf Java und die Lebensbedürfniſſe der Europäer ſehr theuer. Die höhern und reicher dotirten Beamtenſtellen ſind aber ausſchließlich durch Holländer beſetzt. In ſocialer Beziehung gibt es nur Arme und Reiche. Die Aerzte aber gehören faſt nie den letztern an. Ein Mittelſtand, welcher von jeher der Kunſt und Wiſſenſchaft am zuträglichſten war, fehlt in Oſtindien durchaus. Nur Geld gibt dem Manne ſocialen Werth. Die letzten Hoffnungen ſind nun verſchwunden, und nur die Sehnſucht nach dem Vaterlande bleibt zurück. Nicht Einen Europäer lernte ich auf Java kennen, welcher ſich nicht ſchmerzlich zurückgeſehnt hätte, und deſſen höchſtes Streben nicht geweſen wäre, die Heimkehr zu erlangen. Die Hinreiſe war leicht, aber die Rückkehr nach Europa iſt ſchwer. Während die Ueberfahrt nach Oſtindien etwa 400 Gulden koſtet und dieſe Summe noch dazu von dem Gouvernement bezahlt wird, ſo koſtet die Rückreiſe das Fünf- bis Sechsfache, indem die Schiffscapitäne das Geld nach oſtindiſchem Werthe berechnen. Bei der Koſtbarkeit der europäiſchen Lebensmittel wird aber bei den Beſoldungen nichts abgeſpart, um die nöthige Summe zur Heimreiſe ſammeln zu können. Sechzehn Dienſtjahre gehören dazu, um zwei Jahre Urlaub und eine freie Ueberfahrt zu erhalten, zwanzig Dienſtjahre um Penſion zu verdienen. Wenige natürlich erleben dieſe Zeit, und wie haben ſie dieſelbe erkauft? — Man ſieht dieſen geiſtig kalten und körperlich matten Geſtalten mit dem ſparſamen Haarwuchs und dem todten Auge wohl an, daß ſie in der Blüthe geknickt ſind. Andern Wenigen gelingt es in kürzerer Zeit ſich Vermögen zu erwerben, und nur von dieſen ſpricht die thörichte Welt, die große Anzahl derer überſehend, welche Schmerz und Klima früh hinwegraffte, welche, mit ſchwerem Herzen nach dem Vaterlande blickend, in Indien wie in Europa in bedrängten Verhältniſſen lebten. Jenen Wenigen denkt der unruhige Sanguiniker es gleich zu thun, und ſie dienen zur Lockſpeiſe für tauſend Unglückliche. Außerdem fehlt in den Colonien jede Stütze der Moralität. Glaube, Freundſchaft, Liebe ſind Worte, welche bei dem größten Theile der Europäer, welche hier wohnen, nur ein Hohnlächeln hervorrufen. Ein kurzer Aufenthalt unter denſelben zeigt leicht die graſſe Nachtſeite der europäiſchen Civiliſation. Wollüſte aller Art entnerven bei der Licenz in geſchlechtlicher Beziehung den Körper. Der Genuß ſtarker Getränke, deren unſinniger Mißbrauch durch den tollen Glauben unterſtützt wird, man müſſe trinken, um leben zu können (aut bibendum aut moriendum), die mit erhitzenden Gewürzen übermäßig verſehenen Speiſen, die künſtlichen Geſchlechtsreizungen haben die Senſibilität ruinirt und die Lebenskraft aufgezehrt. In dieſer üppigen Sinnlichkeit geht die letzte Spur des höhern Lebens unter und das vorherrſchende Streben iſt nur noch auf Geld gerichtet. Geld muß zuſammengerafft werden, um die Bedürfniſſe zum Leben erhalten zu können. Geld, um zurückzukehren in das geliebte Vaterland, Geld, um das ſchmerzliche Heimweh durch Sinnenluſt zu betäuben.

Alles, was ich hier von den Europäern im Allgemeinen ſagte, gilt auch von den Aerzten, insbeſondere aber von den deutſchen Auswanderern. Die Holländer, welche nach Java hinüber gehen, kennen die Verhältniſſe, in welche ſie treten, ſind mehr phlegmatiſcher als ſanguiniſcher Natur und deßhalb auch nicht den vielen getäuſchten Hoffnungen ausgeſetzt, denen der chevalereske, Abenteuer liebende Charakter des Deutſchen unterworfen iſt. (Schluß folgt.)

Reiſeſkizzen aus Rußland und Polen.

Der Berg von Potſchajew.

Von allen Bergen, die ſich von Gulitſch ſüdweſtlich erſtrecken, liegt der höchſte und von den übrigen abgeſonderte jenſeits Krzemieniec, links von der großen Straße. Neben Bereſowka erhebt ſich ein zweiter, ſteiler und mit Wald bedeckter Berg. Unter den Bäumen, die ſeinen Gipfel krönen, ſteht in Form eines griechiſchen Pavillons eine griechiſch-unirte Capelle, die zum Andenken des wunderthätigen Bildes der heiligen Mutter Gottes von Potſchajew erbaut wurde. Der Verfaſſer des Buchs: Potschajewskaja gora (der Berg von Potſchajew), das in ſlavoniſcher Sprache geſchrieben, und in Potſchajew ſelbſt im Jahre 1793 zum zweitenmal aufgelegt wurde, erwähnt der Sage, daß vor alten Zeiten auf dieſem Berge zwei Mönche von der Regel des heiligen Baſilius, alſo griechiſcher Religion, lebten, und daß einer von ihnen nebſt dem Bauer Johann, genannt der Barfüßige, der hier mit ſeinen Knechten eine Schafheerde hütete, einſtmals die heilige Jungfrau auf dem Berge in einer Feuerſäule ſtehen ſahen. Als ſie ſich aber dem Orte der Erſcheinung näherten, fanden ſie nur die Abbildung des rechten Fußes in den Stein eingedrückt, und die Höhlung mit Waſſer ausgefüllt. Dieſe Abbildung ſieht man noch jetzt in der dort ausgebauten Kirche nicht weit von der Thüre; und das aus dem Steine fließende Waſſer, das unaufhörlich von frommen Chriſten ausgeſchöpft wird, bleibt ſtets in gleicher Höhe, ohne ſich zu vermindern oder überzufließen.

Außerdem iſt in den Chroniken des Kloſters Potſchajew geſagt, daß im Jahre 1675 am 20 Julius, als die Türken gegen die Kloſtermauern anrückten, die Mönche im vollen Vertrauen auf den Schutz der heiligen Jungfrau vor ihrem Bilde den Lobgeſang auf ſie ſangen; mitten in dieſem Geſang erſchien plötzlich die Mutter Gottes über der größern Kirche in einem glänzenden Kleide, umgeben von Engeln mit bloßen Schwertern, und breitete den weißglänzenden Mantel aus zum Zeichen ihres Schutzes. Auf die Ungläubigen aber fiel ein plötzlicher Schrecken, der ſie ſammtlich n die Flucht jagte.

Ueber das Bild der Mutter Gottes von Potſchajew ſelbſt hat ſich nachſtehende Legende erhalten. Im Jahre 1559 beſuchte der im hieſigen Lande reiſende griechiſche Metropolit Neophyt die Frau Anna Goiska, und zum Dank für ihre gaſt-

freundliche Aufnahme beschenkte er sie mit dem Bildnisse der Mutter Gottes, das er aus Konstantinopel mitgebracht hatte. Eine Zeitlang blieb dieß Heiligthum im Schlosse des Städtchens Orel, aber Gott wollte, daß das angezündete Licht nicht unter dem Scheffel stehen sollte, und sein Wille erfüllte sich. Das Bild der Mutter Gottes erschien oftmals im Morgenrothschimmer, und vielen Kranken, die vor demselben in heißen Gebeten sich ergossen, gewährte es Heilung. Als endlich auch der Bruder der Frau Goiska, welcher von Geburt an blind gewesen war, das Gesicht wieder erhielt, versammelte seine gottesfürchtige Schwester, als sie den großen Segen erkannte, der ihr mit dem Bilde erschienen war, Geistliche und Laien, brachte das Bild in Procession auf den Berg von Potschajew, und übergab es den in der Höhle lebenden Mönchen zur eigenen Aufbewahrung.

Im Jahre 1770, als noch die Griechisch-Unirten im Besitze des Klosters Potschajew waren, wurde eine besondere Commission zur Untersuchung aller der Wunder niedergesetzt, welche sowohl bei der aus dem Fußstapfen der heiligen Jungfrau entspringenden Quelle, als auch bei dem im Kloster aufbewahrten Bilde geschehen waren. Die von der Commission gesammelten Zeugnisse wurden durch ein in lateinischer und polnischer Sprache verfaßtes Decret des Bischofs von Luzk und Ostrog, Sylvester Lubieniecki Rudnicki, der sich unter Anderem auch Erzhirten der Metropolen von Kiew, Gallizien und ganz Rußland nannte, bestätigt. Aus diesen Zeugnissen, die größtentheils von den Zeugen eigenhändig geschrieben waren, ersieht man, daß vor dem Bilde der heiligen Mutter Gottes von Potschajew nicht nur Russen und Griechisch-Unirte sich beugten und Heilung empfingen, sondern auch Katholiken und Lutheraner, ja selbst Juden, wenn sie nur nach der Heilung Christen wurden.

Das Kloster selbst, das im Anfange der Union im Jahre 1597 gestiftet wurde, war durch die Verschreibung seiner Gründerin Goiska nur für Mönche des orientalischen Bekenntnisses bestimmt. Aus einer in Krzemieniec aufgefundenen Schrift ersieht man, daß es im Jahre 1700 noch griechisch-russischen Mönchen gehörte, und daß der König von Polen, August II, ihnen alle ihre früheren Privilegien und alle bis dahin geschehenen Vermachtnisse bestatigte; die Griechisch-Unirten setzten sich nicht früher als in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Besitz. Jetzt befinden sich etwa 60 Mönche vom Orden des heiligen Basilius darin, und außerdem eine Unterrichtsanstalt.

Das Kloster von Potschajew hat einen reichen Fonds, und besitzt wahrscheinlich bedeutende Schätze; es liegt auf einer hohen Stelle, hart an den Gränzen des russischen Reichs: man sieht seine weißen Mauern und Thürme in der ganzen Umgegend. — Nachschrift. Als im Jahre 1831 der Aufrührer Dwernicki aus Potschajew und von den Gränzen Rußlands vertrieben wurde, kam auch das Kloster wieder unter die Jurisdiction der griechisch-russischen Geistlichkeit, und erhielt den Namen des Himmelfahrtsklosters. *)

*) Laura, nicht den sonst gewöhnlichen Namen Monastyr. Früher führten nur zwei Klöster, eins in Kiew und eins in Troizk, den Namen Laura: das obige ist also jetzt das dritte. A. d. R.

Die Assisen von Jerusalem.

(Herausgegeben von Graf Beugnot.)

Unter den Geschichtewerken, welche die französische Regierung herauszugeben beabsichtigt, ist obiges Werk eines der wichtigsten, und die königliche Druckerei hat mit dem Druck der vollständigen Ausgabe desselben, welche Graf Beugnot übernommen hat, begonnen. Die Assisen von Jerusalem sollen noch nie vollständig herausgegeben worden seyn. Im Jahre 1690 lieferte La Thaumassiere einen Theil derselben nach einem unvollständigen und fehlerhaften Manuscripte. Graf Beugnot wird nun dieses interessante Werk nach einem Manuscripte von Venedig herausgeben, und die wichtigen Abweichungen von fünf oder sechs Manuscripten, die La Thaumassiere nicht kannte, dazu liefern. Die Assisen von Jerusalem sind eine Sammlung von Entscheidungen und Gesetzen, die am Ende des eilften oder zwölften Jahrhunderts für die Regierung des Staates, welchen die Kreuzfahrer in Palästina gegründet hatten, verfaßt wurden. Da die meisten Kreuzfahrer, welche an der Eroberung von Jerusalem Theil nahmen und Gottfried als König erkannten, Franzosen waren, so ist es sehr natürlich, daß der größte Theil der Gesetze, welche diesen Codex ausmachen, nach französischem Herkommen abgefaßt war. Man könnte sogar im Allgemeinen den Grundsatz aufstellen, die Maximen der Assisen von Jerusalem seyen dieselben, auf der das französische Landrecht (coutumes françaises) beruht. Die Assisen scheinen drei Umarbeitungen nacheinander erfahren zu haben. Gottfried ließ sie zuerst im Jahre 1099 nach der Einnahme von Jerusalem ganz oder theilweise verfassen; im Jahre 1260 residirte man dieselben, und im Jahre 1369 fand eine dritte Umarbeitung derselben statt.

Geheime Berichte der birmanischen Gesandtschaft in Indien.

(Fortsetzung.)

Der englische Resident in Birma wünschte, daß aus Gelegenheit dieser Gesandtschaft die alte Straße, die von der jetzt englischen Seeprovinz Arrakan an den Irawaddy führt, gebahnt und wieder gangbar gemacht werde, schlug daher den birmanischen Ministern vor, daß die Gesandtschaft diesen Weg nehme, und versprach zu gleicher Zeit, daß sein Bruder, Capitän Burney, die Mission nach Bengalen begleiten und von der Seeküste an bis Calcutta ein Dampfboot zu ihren Diensten stellen werde. Dieß wurde auch beschlossen, und die Birmanen schickten sich mit anscheinender Gutwilligkeit, aber mit großem geheimem Mißtrauen in diesen Plan. Die Mission verließ die Hauptstadt den 9 October 1830, und erreichte Membu, ein Dorf am rechten Ufer des Irawaddy, den 18, obgleich es eigentlich nur eine Fahrt von vier Tagen ist, aber die Gesandten hielten an jeder Pagode, um zu beten, da sie ihre Expedition für völlig lebensgefährlich ansahen. Hier hielten sie einige Tage, um Pferde und Träger für ihr Gepäck zusammenzubringen, und Capitän Burney schlug ihnen vor, daß er während der Zeit eine Excursion nach Membu, dem hauptsächlichsten birmanischen Ort auf der Gränze von Arrakan, machen wolle. Die Gesandten berichten nun, „wir widersetzten uns so lange als möglich, aber um nicht zu einem Bruche zu kommen, und zugleich um seine wahre Absicht zu erforschen, willigten wir ein, und richteten es so ein, daß sein Gepäck und sein Dolmetscher mit der Hälfte seiner Bedeckung bei uns blieb,

während unsere Dolmetscher ihn begleiteten und Befehl erhielten, Alles zu bemerken.“ So fing gleich beim Beginne das System von Mißtrauen und Spionerie an, das die Gesandten während ihrer ganzen Reise fortsetzten, und wodurch sie den ganzen Zweck ihrer Mission verfehlten. Denn sie fingen nun an die Diener der englischen Beamten, mit denen sie in Berührung waren, zu bestechen, und ließen sich von ihnen die Masse von Unsinn aufbinden, mit der sie den ohnehin schon schlechtberichteten Hof von Birma in noch größere Irrthümer stürzten. Um ein Beispiel zu geben: der Obrist Burney schickte seinem Bruder von Amerapura aus eine Uhr nach, welche ihn der König von Birma gebeten hatte, in Calcutta repariren zu lassen. Das glaubten die Gesandten natürlich nicht, und erfuhren nun von dem armenischen Dolmetscher des Capitäns, den sie bestochen hatten, daß in dem Briefe des Obristen der Befehl gestanden sey, die Gesandten nicht nach Calcutta, sondern nach England als ein Geschenk von Seite des Obristen an den König von England zu schicken. Mit solchen alberenen Fabeln, die sie um theures Geld bezahlten, ließen sie sich auf der ganzen Reise bethören, und schlossen die Augen aller Wahrheit. Sie langten endlich in Akyab auf der Seeküste von Arrakan an, von wo sie ein Dampfboot nach Calcutta bringen sollte, und beschäftigten sich während ihres Aufenthalts mit der Beobachtung von Vorzeichen des Sturzes der englischen Macht, verzeichneten die Flucht der Raben und Geyer, schlugen astrologische Bücher darüber auf, ließen sich prophetische Knittelverse, die im Lande circulirten, erklären, und berichteten ausführlich über alle diese Wunderzeichen.

Neben diesem Unsinn machten sie jedoch in der Provinz Arrakan einige vernünftigere Beobachtungen, welche uns einigermaßen in die geheimen Aufträge der Gesandten einweihen. Sie machten nämlich einen Bericht über die Auflagen, welche die Engländer in der Provinz erheben, schlugen sie auf 47.000 Pfd. St. an, und bemerkten, daß die Localverwaltung den Gesammtbetrag verbrauche, und daher kein Geld aus der Provinz nach Calcutta gehe. Auf diese Basis hin machen sie einen Bericht, in dem sie sagen: „Nachdem wir die Angelegenheiten der Provinz Arrakan und das Verfahren der englischen Beamten dort beobachtet haben, glauben wir, daß die Wünsche Sr. Majestät in Ansehung von Arrakan erfüllt worden, daß es aber sich noch lange hinausziehen wird, wenn wir die Abtretung der Provinz umsonst verlangen. Wenn dagegen die Engländer die Provinz gegen eine Geldsumme abtreten wollen, so könnten wir berechnen, wie viel Jahre des Einkommens der Provinz dazu gehören mögen, um den Betrag zu entrichten, wenn wir fortfahren dieselben Steuern zu erheben, welche die Engländer gegenwärtig einziehen. Der König könnte auf dieselbe Art das Einkommen von Molmein, Tavoy, Mergui, Ye und Tenasserim berechnen, und darauf hin unterhandeln. Wenn aber der König befiehlt, daß wir seinen Zweck, ohne Entschädigung zu geben, erreichen, so werden wir seine Befehle auf unser Haupt legen und uns bemühen sie auszuführen.“ Daraus sieht man deutlich, worin die Absichten des Hofes bestanden, und daß die Gesandten schon anfingen an ihrer Ausführbarkeit zu zweifeln.

Die Gesandten wurden auf dem Dampfboote Irawaddy nach Calcutta gebracht, ihnen ein Haus angewiesen und eine Ehrengarde gegeben, sie finden aber unter ihrer Würde, den Eindruck, den ihnen das Dampfboot und Calcutta macht, zu beschreiben. Bei ihrer Ankunft war der Generalgouverneur in Oberindien, wo er eine sehr friedliche Conferenz mit Randschit Sing hatte, und man sagte den Gesandten, daß man seine Befehle erwarte, ob sie ihm dahin folgen oder seine Rückkunft nach Calcutta erwarten sollten. Alles, was man ihnen sagte, war vollkommen wahr, aber sie suchten natürlich allerlei geheime Absichten darin, und verlieren sich in ihren Berichten nach Birma in Conjecturen darüber. Sie schließen endlich aus Allem, daß die Engländer im Kriege mit Randschit Sing seyen, und daß man sie daher inzwischen als Geisel behalte; wenn die Engländer den Krieg gewinnen, so werden sie die Abtretung der Provinzen von Birma abschlagen, wenn sie ihn verlieren, werden sie sich nach Arrakan zurückziehen, und es daher ebenfalls nicht abtreten, aber wenn der Ausgang des Kriegs unentschieden bleibe, werden sie die Provinzen gegen Geld zurückabtreten. Diese scharfsinnigen Beobachtungen sind mit einer Menge geheimer Nachrichten begleitet, über den Krieg mit Randschit Sing, über eine große Schlacht, welche die Engländer verloren, über die allgemeine Flucht der reichen Hindus nach Serampur, um ihr Geld in Sicherheit zu bringen, und dergleichen, Nachrichten, welche sich die Gesandten rühmen, trotz der Aufsicht von Capitän Burney aus vielfältigen und sichern Quellen insgeheim erhalten zu haben; sie führen jedoch nur eine dieser Quellen an, nämlich einen Schneider, der Uniformen für die Sipahis zu nähen hatte, und daher mit dem Zustande der Armee gut bekannt seyn mußte. Die Wahrheit war, daß damals der vollkommenste Frieden in ganz Indien herrschte.

Wir haben leider keinen Raum uns bei der Beschreibung eines englischen Balls, einer Baumwollspinnerei und der Goldmacherkunst des Münzdirectors Prinsep aufzuhalten, obgleich sie ein sehr gutes Bild der kindischen Unwissenheit der Berichterstatter geben würden. Die Gesandten wurden vom Generalgouverneur nach Oberindien berufen, und fangen ihre Reise den Ganges herauf mit schwerem Herzen an. Die Bemerkungen, die sie über das Land machen, sind sehr unbedeutend, und sie sind beständig damit beschäftigt, den wahren Grund zu entdecken, warum der Generalgouverneur nicht zu finden sey; bald entdecken sie, daß er von Randschit Sing gefangen worden sey und jetzt sich mit 90.000 Pfd. St. loskaufen müsse, bald haben sie Grund zu glauben, daß er Umwege nehme, um sich einer Conferenz mit ihnen zu entziehen, da er sich fürchte ihnen eine abschlägige Antwort zu geben, und daher die Sache in die Länge ziehe. Die Details, die sie über diese Entdeckungen geben, sind überaus komisch, und obgleich ihre beständige Wiederholung unter hundert Formen und mit allen denkbaren Modificationen dem Leser am Ende langweilig wird, so kann es doch kein besseres Beispiel des charakterischen Mißtrauens von Halbbarbaren geben, das sie der Wahrheit völlig unzugänglich macht. Uebrigens war ihre eigene verkehrte Spitzfindigkeit nicht der einzige Grund der Falschheit ihrer Berichte, denn die Furcht, die Vorurtheile Sr. birmanischen Majestät zu beleidigen, und etwas zu schreiben, das seinen Hoffnungen und Wünschen entgegen wäre, bringt sie zu systematischen Unwahrheiten in Dingen, worin sie besser unterrichtet waren. Sie schicken z. B. ein sehr detaillirtes Verzeichniß der Truppen in die Präsidentschaft Bengalen, deren Zahl sie auf 47,500 Mann angaben, die Liste der Stationen und andere Details sind genau genug, aber die Zahl der Truppen ist überall um mehr als die Hälfte verringert; man kann sich daher nicht über den Uebermuth des Königs von Birma wundern, der auf diese, wie er glauben mußte authentischen, Berichte hin seine Chancen in einem neuen Kriege mit der Compagnie berechnete.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 50.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Februar 1839.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Cambo. — Das Innere des Baskenlandes.

Was für Pau die Bäder von Caurbonnes und der Pic d'Offau, das ist für Bayonne Cambo und der Mondarrain oder die Rune. Chateaubriand sagt, daß die Berge einer Vorscene von Ebene und Waldung bedürfen. Der Weg von Caurbonnes, welcher freilich drei oder viermal so lang ist — Cambo ist von Bayonne nur 3 Lieues entfernt — bietet überdieß in dem Neesthale ein Gartenland mit Waldung, einen englischen Park als Contrast an; die Ebenen von Arudi und Larruns liegen weiter hin wie ein Vorsaal am Fuße der Pyrenäen. Auf dem Wege nach Cambo kommt man gleich Anfangs durch ein ziemlich offenes, aber nicht gerade ebenes, sondern mit vielen Hügeln besetztes Land, doch sind diese Hügel keineswegs denjenigen, welche man in der von Zeit zu Zeit sich erweiternden Gegend an der Nees antrifft,*) zu vergleichen. Sie sind meistens baumlos, zum Theil beackert, zum Theil mit Gesträuchen und Weideplätzen bedeckt; sobald man eine Viertelstunde über Marrac hinaus ist, sieht man nur wenige Wohnstätten und nicht von dem besten Anblick. Die Vegetation hat hier einen andern, weniger abwechselnden, glänzenden Charakter; es gibt schon Sümpfe und Heidenland, der Weg selbst ist eine Marter für die Pferde, wegen des beständigen Auf- und Absteigens; man braucht daher 3 Stunden nach Cambo, während man in 6 nach Caurbonnes kommt, das 11 Meilen von Pau entfernt liegt, zuweilen ist er romantisch, weil man sich ins Dickicht der Gesträuche verliert, oder auch durch eine Baumpflanzung, welche den Sonnenstrahlen den Eingang wehrt, hindurchzieht. Von Landhäusern sind nur links die Besitzung eines M. de la Roche und rechts auf einer Anhöhe, ganz nahe am Wege, das Landhaus oder Chatean, wie man es in Frankreich nennt, des ehemaligen Deputirten und Ministers Garat zu bemerken, welcher letztere hier in einem hohen Alter, in Kindheit verfallen, gestorben und in einem Monument oder Capelle bei der Kirche von Ustariz begraben ist. Bei der Besitzung eines Mr. Cognac ist man auf halbem Wege, aber das Schwerste ist noch zu überwinden.

Bei Ustariz bekommt man endlich die Nive zu sehen, welche bisher ziemlich weit links geblieben ist: nur die Kirche von Ustariz liegt an der Straße, weil sie nach baskischem Gebrauche außer dem Orte auf einer Anhöhe gebaut ist; nach und nach sieht man unten im Thale die vier in einer Zeile gebauten Quartiere sich entfalten, aus denen Ustariz, ein großer, gewerbsamer Flecken von 5000 bis 6000 Einwohnern besteht; dieser Anblick ist wirklich schön, obgleich er nicht das Großartige der Ebene von Arudi hat. Zu dem Districte von Ustariz gehörten mehrere kleine Gemeinden, Arraunz, Jatsou u. s. w.; Ustariz war der Sitz des Bitzaan, oder, wie es das Wort ausdrückt, der auf ihre Stäbe gestützten Alten, denn nur der Präsident und der Schreiber setzten sich auf einem Steine nieder. Die Gemeinde von Ustariz verlangt, daß der neue oder verbesserte Weg nach Cambo durch den Ort selbst laufen soll, denn hier ist eine Douane, aber die Direction des Weg- und Brückenbaues widersetzt sich, meinem Erachten zufolge mit Recht; unterdessen ist die so nothwendige Verbesserung des Weges aufgeschoben, man hofft aber doch, daß sie künftiges Jahr schon ausgeführt seyn wird. Eine halbe Stunde weiter liegt das Seminarium von Baressone auf einer Anhöhe rechts vom Wege; hier ist ein gefährlicher Abhang, den man zu Fuß hinansteigen muß, dagegen wird man aber auch durch eine herrliche Aussicht auf die Nive, Ustariz und die am rechten Ufer der Nive liegenden Häuser und Ortschaften entschädigt. Hier sind auch die Pikete (les Nasses), welche man nach einer noch der Kindheit der Wissenschaft entsprechenden Methode in den Fluß in der Richtung seines Laufes gepflanzt hat, um seine Ufer zu befestigen, und in der Mitte ein wahrhaftes Defilé zu bilden, durch welches kaum die langen und schmalen Chalands durchdringen können. Die Nive wird im Winter oder bei starkem Regen zuweilen furchtbar, sie hat einen starken Fall, so daß die Fluth kaum bis Ustariz, nicht zwei volle Meilen von Bayonne eindringen kann, sie überschwemmt selbst den höher gelegenen Weg, und die Einwohner müssen alsdann ihre Verbindung mit

*) Es ist ein großes, regelmäßiges Haus von acht oder zehn Fenstern Front, es gehört noch der Familie Garat, ist aber ziemlich vernachlässigt.

Bayonne am rechten Ufer über Villefranque und Saint Pierre d'Irube suchen; dennoch existirt ein Project, sie bis Jsatsou, eine halbe Meile südlich von Cambo, schiffbar zu machen. Von Baressone ist noch beinahe eine Stunde nach Cambo, man hat zur Linken zuweilen einen Abgrund, von dessen Rande man leicht in die Nive fallen kann, zur Rechten jenes Hügellabyrinth, welches bis an den Mondarrain hinläuft und dem Lande das Aussehen eines plötzlich erstarrten Wellenmeers gibt. Eine vernachlässigte Allee kündigt den Eingang in Cambo an, und das Erste, was man antrifft, ist die Kirche links auf einer Terrasse und vor derselben der Jlherri (Todtenreich) mit seinen verticalen, trefleförmigen und mit einem Rosenstrauch umgebenen Grabsteinen. So folgt man denn der Terrasse, welche das Thal der Nive beherrscht und zum Sammelplatz dient. Mit der Fronte gegen dieselbe stehen die ersten, nicht unzierlichen Häuser und Gasthöfe von Cambo. Kaum ist man vor diesen Häusern vorbei, so nimmt Alles ein vernachlässigtes Ansehen an, mehrere schlechte und steile Wege setzen den Fremden in Ungewißheit, welchen er gehen soll; sie führen in das Nivethal, zu dem Ballspiel, zu den Bädern und in die Gebirge. Um nun gleich von den Bädern zu sprechen, so kommt man, sobald man den rechten Weg getroffen, in eine schöne Allee und endlich auf einen steilen Abhang, der bis an das Ufer der Nive hinabführt. Hier steht das Badhaus, ein Halbcirkel, dessen Sehne mit der Fronte gegen die Nive die Façade noch und die Cuvette enthält, wo man das Wasser kosten kann. Von dem Ort bis hieher ist wohl eine halbe Stunde zu gehen, und ich kann nicht glauben, daß der so steile, obgleich gut unterhaltene und mit Bänken versehene Weg den Kranken wohl thun kann. Der Halbcirkel enthält nur 11 Cabinete, auf beiden Seiten ist ein viereckiger Saal, ein kleines abgesondertes Gebäude enthält noch andere vier Cabinette; seitwärts ist ein schönes Haus für diejenigen, welche in der Nähe der Bader ein Zimmer miethen wollen. Jedes Zimmer kostet fünfundzwanzig Sous täglich; es enthält bloß ein Bett, einen kleinen Kasten, einen Tisch, ein paar Stühle und einen kleinen Spiegel; man kann sich im Hause nach eigener Anordnung das Essen zubereiten lassen. Eine der Quellen gibt ein leicht geschwefeltes, angenehmes Wasser, ohne den faulen Geruch, den die stärkeren Schwefelwasser haben. Von dem Badhause schreitet man durch eine Allee längs der Nive noch bis zu der Eisenquelle ort, welche von einem auf vier Säulen gestützten Dache gedeckt ist. Das Ganze hat ein freundliches, niedliches Ansehen; man beredet sich leicht, daß der Aufenthalt in Cambo den Kranken Erleichterung verschaffen müsse. Die Krankheiten, gegen welche diese Wasser als Bad, Douche oder Getrank verordnet werden, sind anfangende Brustleiden oder langwierige Convalescenzen von Brust- und Magenkrankheiten, Hamorrhoidalblut, Verstopfung, Harnschmerz, Bleichsucht, woran die jungen Gasconierinnen sehr leiden, schlecht behandelte intermittirende Fieber u. dergl. Der Arzt Camino hat im Jahre 1827 eine Broschüre über den Gebrauch dieser Wasser drucken lassen, die man den Besuchenden als unumgänglich empfiehlt, und die ich dennoch nicht zu Gesicht bekommen habe. Schon seit 1635 kamen hier Badegäste an; im Jahre 1760 wurden die Quellen um 400 Fr. und nachher um 1200 Fr. vermiethet. Im Jahre 1820 verlieh die Regierung das Ausbeutungsprivilegium auf 40 Jahre einem gewissen Hrn. Fagalde, dem man die heutigen Verbesserungen zu danken hat. Die Jahreszeiten sind zwei: im Mai und im October, d. h. vor und nach den Bädern von Biarritz; es herrscht ein Vorurtheil, demzufolge die Wasser eines gewissen Grades von Kalte der äußeren Temperatur bedürfen, um ihre volle Wirkung zu thun; dieses Vorurtheil ist wenigstens dem Jnteresse von Cambo zuträglich; erst gegen Ende Novembers wird es ganz verlassen. Während der Saison gehen alle Tage drei oder vier Diligencen oder Omnibus, in welcher man 3 Franken für den Platz (bloß die Hinreise) bezahlt, von Bayonne nach Cambo;*) wenn aber der neue Weg hergestellt seyn wird, und bei der zunehmenden Zahl der Badegäste, die jetzt nicht über hundert geht, wird man wohlfeiler reisen. Das Hotel des Voyageurs hat nicht viel zu bedeuten, man ißt für 3 Franken sehr mittelmäßig. Kaffeehäuser gibt es nicht, die Badegäste haben aber dieses Jahr ein Vauxhall organisirt. Mehrere neue Etablissements, z. B. bei Loyan an der Mündung der Garonne, bei Garriz im Departement selbst (nicht weit von Saint Palais in einer angenehmen Gegend) suchen Cambo die Gäste streitig zu machen, aber ohne großen Erfolg. Der größte Zulauf, nicht von der eleganten Welt, sondern von den Basken, findet um Sanct Johannis statt; es ist schon einmal Gewohnheit, hier 24 lustige Stunden zuzubringen, und man weiß, daß der Baske nicht leicht von seinen Gewohnheiten ablaßt. Außer dem Orte ist der Ballspielplatz, welcher bloß aus einem Wiesenplatze mit einer niedrigen Steinsäule in der Mitte und einer Mauer am Ende besteht; ich habe aber hier keine großen Beweise von der gerühmten Geschicklichkeit der Basken gesehen.

(Schluß folgt.)

Bemerkungen über den Zustand der Medicin auf der Jnsel Java.

(Schluß.)

Zu den Verhinderungsmitteln an der gehörigen Ausübung der Medicin muß ich den Mangel an Bibliotheken rechnen, welche freilich, auch wenn sie vorhanden wären, nicht von Vielen benutzt werden würden. Studirt wird nur sehr wenig, denn das glühend heiße Klima hat dem Geiste die Elasticität und Energie genommen; die Art hier zu leben, der tägliche Umgang, die socialen Verhältnisse, die Menge der in jeder Beziehung traurigen Erfahrungen der hier anwesenden Europäer, die zerstörten Hoffnungen, die vielen Täuschungen haben dem Gemüthe die Menschenliebe, den Eifer für allgemeines Wohl, die Wärme für höhere ideale Zwecke genommen. Zu diesem

*) Man fährt um 7 oder 8 Uhr von Bayonne ab, und langt in 5 oder 5½ Stunden an; Nachmittags um 4 Uhr kann man mit denselben Wägen und um denselben Preis zurückkehren.

Allem kommt noch der materiellere Geist der Holländer überhaupt, welche nicht die Blüthe, sondern nur die Frucht wollen.

Nach Erwägung dieser Verhältnisse wird man einsehen, warum ich behauptete, die europäische Medicin auf Java gleiche einem verdorrten Baume; denn zu der Ausübung der Medicin, wie sie das gesittete Europa erfordert, ist der Zusammentritt der physischen und moralischen Kraft des Menschen in einem Maaße nöthig, wie bei keinem andern Fache. Wo aber beide Kräfte ruinirt sind, kann die Medicin nicht gedeihen. Während auf diese Weise der Arzt auf der einen Seite durch klimatische, sociale und individuelle Verhältnisse an dem gehörigen Ausüben seiner Wissenschaft verhindert wird, so wird er von der andern Seite noch mehr gedrückt durch den mangelhaften Heilungsapparat, welcher ihm zu Dienste steht. Man findet auf Java lange nicht den Vorrath von Arzneien, welcher dem Arzte in Europa zu Gebote steht. Von den in der belgischen Pharmakopöe aufgenommenen Mitteln fehlt in den Apotheken wenigstens ein Drittheil und bisweilen noch mehr, darunter nicht selten höchst wichtige, durchaus unentbehrliche Mittel. Von den vorhandenen Arzneien ist ein sehr großer Theil durchaus verdorben durch die lange Seereise, durch die Abwechselung der verschiedensten Klimate und durch die feuchte, heiße Luft auf Java selbst. So konnte man, um die geringste Wirkung zu sehen, von dem concentrirten Bittermandelwasser in der Apotheke in Surabaya Eßlöffel voll nehmen, von dem Opium in Substanz 6 bis 8 Gran, von dem Extract der Belladonna in der in der Hospitalapotheke zu Weltevrede 10 bis 12 Gran u. s. w.

Was die Ueberfahrt nicht verdorben hat, verdirbt das Alter der Arzneien. Zu diesen leicht verderbenden, auf Java fast unbrauchbaren Mitteln gehören fast alle Kräuter, Blumen, Extracte und ein großer Theil der officinellen Wurzeln — ein enormer Verlust für den Arzt.

Hiezu kommt, daß von den in Europa jüngst bekannt gewordenen Alkaloiden, außer dem Chinin, nichts zu haben ist. Bei den wenigen guten Chemikern, der Gleichgültigkeit der dabei Betheiligten und dem Mangel an chemischen Apparaten fällt es auch schwer, solche Präparate auf Java selbst zu bereiten. Um so fühlbarer wird dieser Mangel, da hier Unterleibskrankheiten herrschen und namentlich unter diesen Blutdiarrhöen und Dysenterien, welche leider zu oft nur allen europäischen Mitteln Trotz bieten, zur großen Beschämung der europäischen Aerzte, jedoch oft schnell und gründlich von den unwissenden Javaninnen geheilt werden. Dennoch leben unglaublicherweise die Europäer, welche durch kräftige, javanische Heilmittel den Verlust der europäischen reichlich ersetzen könnten, über eben diese in der größten Unwissenheit.

Rumphius, Horsfield, Blume haben in ihren botanischen Werken Winke hierüber gegeben; unendlich verdient hat sich um diese Sache unser gelehrter Landsmann, der fleißige und treffliche Beobachter Waib, gemacht, indem er mit 26 javanischen Arzneimitteln selbst Versuche anstellte und bekannt machte, und dennoch bekümmert sich Niemand um diesen wichtigen Gegenstand. Die Aerzte sind fast alle Militärärzte, und glauben genug gethan zu haben, wenn der Kranke Arznei erhalten hat. Die Sage wird ja regelmäßig jeden Monat ausgezahlt, und durch besondere wissenschaftliche und philanthropische Bemühungen kann nicht mehr Geld verdient werden. Die Gründe aber zu einer solchen Denkungsart glaube ich vollkommen bezeichnet zu haben.

Für Hospitäler ist dagegen auf Java hinlänglich gesorgt. Es gibt deren sechs verschiedene Classen, woron diejenigen der unteren Classen leicht, wie die Wohnungen der Javanen, von Bambus erbaut werden, wo sie nöthig sind. Eine Beschreibung dieser Anstalten werde ich jedoch nächstens in einer mehr technischen Schrift geben.

Geheime Berichte der birmanischen Gesandtschaft in Indien.

(Schluß.)

Was die armen Gesandten am meisten in Verlegenheit setzte und in Irrthum führte, war die Unmöglichkeit, in der sie sich fanden, die Hierarchie der englischen Administration zu begreifen. Das erste war, daß sie den Generalgouverneur mit der Compagnie verwechselten, und sie gaben ihm auch nie einen andern Titel als: der Gumbhani. Allein ob der Gumbhani ein König sey oder nicht, war schwer auszumitteln, und als sie endlich gewiß zu seyn glaubten, daß er kein König sey, so rühmen sie sich sehr, daß sie den Capitän Burnes in keine kleine Verlegenheit gesetzt haben, indem sie ihn merken ließen, daß sie hinter das Geheimniß gekommen seyen. Alleiz damit waren ihre Zweifel lange nicht gelöst; als sie in Benares waren, kam Sir Edward Barnes dort an, der damals Chef der Armee von Bengalen war. Sie machten einen Gumbhani aus ihm, und waren sehr mißvergnügt, daß er ihnen keine Audienz gab, was sie natürlich einer Menge von phantastischen Gründen zuschrieben, als sie aber später auf dem Ganges Lord Dalhousie trafen, der mit einem großen Gefolge von Delhi kam, und auch aus ihm einen Gumbhani machten, so waren sie in größerer Verlegenheit als je, was sie von so vielen Generalgouverneurs denken konnten. Ihr Begleiter, Capitän Burnes, erklärte ihnen umsonst den Rang und das Amt jedes dieser Generale und ihr Verhältniß zum Generalgouverneur, allein sie erkundigten sich weislich insgeheim bei den Bootsleuten, die sie zufällig trafen, und die ihnen mit ihrer eigenen Unwissenheit die Köpfe vollends ganz verwirrten. Endlich verschafften sie sich ein Document, das ihnen aus aller Noth helfen sollte, nämlich einen alten Hofkalender der Compagnie, aus dem sie sogleich einen Auszug an Se. birmanische Majestät schickten, um diese an dem neuen Lichte Theil nehmen zu lassen. Sie zogen daraus, daß der König von England vier mächtige Königreiche unter sich habe: England, Irland, Hannover und die Insel Wight; dieser hat unter sich sieben Gumbhanis, nämlich in Calcutta, Madras, Bombay, Malacca, Ceylon, dem Cap und der Insel Helena. Die Minister sehen sie als Prinzen vom königlichen Haus an, und machen schlimme Arbeit mit ihren Namen, z. B. der erste derselben ist Prinz Eater von der Stadt Lalanbo (der Earl von Liverpool). Als sie in ihrer Uebersetzung an die ostindische Compagnie kamen, so entdeckten sie gar 24 neue Gumbhanis (die 24 Directoren), deren Namen sie auch geben, etwa wie europäische Reisende neuseeländische Namen geben mögen, z. B. der gute Mann William Wigram, Esquire, der an der Spitze

der Liste steht, hätte wohl Mühe gehabt sich unter Wilen Waitgran Gethertkwe zu erkennen, und so auch alle hindurch. Hernach verlieren sie sich in einem wahren Meere von untergeordneten Gumbhanis, von Generalen, Räthen und Commissären, deren englische Titel sie auf dieselbe Art geben, und Se. birmanische Majestät müßte ein besserer Kopf gewesen seyn, als man von ihm weiß, wenn er irgend eine Idee von der wahren Organisation der Compagnie aus dieser doch sehr authentischen Quelle gezogen haben könnte. Aber der große Punkt, daß der Generalgouverneur kein König sey und nach Hause berichten müsse, war nun zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit festgestellt, und ihr Unwille, daß ein so untergeordneter Beamter sich herausnehme, die Gesandten des Herrn der Menschen und Elephanten so weit reisen zu lassen, ehe er sie sprechen wolle, wird vollkommen pathetisch, aber sie beharren doch tugendhafterweise auf ihrem Entschluß, ihm bis an die äußerste Gränze der englischen Besitzungen zu folgen, so daß er ihnen nicht entgehen könne, und die Wünsche des Königs in Erfüllung gehen.

Aber sie waren nicht bestimmt ihre Ergebenheit und Geduld auf eine so große Probe gesetzt zu sehen, denn der Generalgouverneur gab ihnen eine Audienz in Agra, bei der sie ihm den Brief des Königs von Birma übergaben, in welchem vier Punkte von der Compagnie verlangt waren, nämlich: erstens daß die Nordgränze von Birma besser bestimmt werde, zweitens, daß die Engländer an der Südgränze auf den Salwen-Strom als Gränze verzichten, drittens, daß die Provinzen Ye, Tavoy, Tenasserim, Arracan und Mergui an Birma zurückgegeben werden sollen, viertens, daß kein englischer Resident in Birma bleiben, sondern nur Gesandtschaften alle vier Jahre geschickt werden sollten. Der Generalgouverneur antwortete ihnen, daß sie auf diese Punkte in Calcutta Antwort von den Ministern erhalten sollten, was sie in großen Zorn setzt, da sie so weit gereist seyen, den Gouverneur zu sprechen, und jetzt wieder nach Calcutta an die Minister gewiesen würden. Allein es war nichts zu machen, sie kehrten nach Calcutta zurück und erhielten dort ihre Antwort, über die sie an den König weitläufig berichten. Sie war, daß eine gemischte Commission die Nordgränze berichtigen solle, daß die drei andern Punkte im Vertrage von Yandabu festgesetzt seyen, und die Compagnie auf keine Art eine Aenderung davon zugebe. Dieß wagten die Gesandten nicht nach Birma zu schreiben, denn der Herr der Menschen und Elephanten ist nicht gewohnt solche Antworten anzunehmen, und da er sich nicht am Generalgouverneur rächen konnte, so war sehr zu fürchten, daß er die Gesandten wegen schlechter Ausführung seiner Befehle zu strenger Rechenschaft gezogen hätte. Sie schreiben daher eine unter den gegebenen Umständen musterhafte diplomatische Lüge, die sie jedenfalls für einige Zeit aus der Falle ziehen mußte, und die so vollkommen zu allen frühern Erfindungen ihrer Spione und ihrer eigenen Einbildungskraft paßte, daß kein Zweifel daran seyn konnte, daß sie der birmanische Hof für baare Münze annehmen werde; sie schreiben nämlich, daß die Befehle Sr. Majestät rücksichtlich des ersten Punktes befolgt würden, daß aber der Generalgouverneur, der nur ein sehr untergeordneter Beamter sey, keine Vollmacht habe über die drei übrigen Punkte zu entscheiden, und daher nach England berichten müsse. Die Antwort könne erst in vier Monaten ankommen, und es sey daher zu wünschen, daß sie zurückberufen würden, um der Commission der Gränzberichtigung beigegeben zu werden, und nach einiger Zeit ein anderer Gesandter nach Calcutta geschickt werde, um die Antwort aus England in Empfang zu nehmen. Sie wälzten auf diese Art die Verantwortlichkeit der Nichterfüllung der drei hauptsächlichsten Punkte, welche ihr Hof verlangt hatte, auf ihre Nachfolger, deren Nachlässigkeit natürlich das Nichtgelingen einer so gut begonnenen Unterhandlung zugeschrieben werden mußte. Sie hatten aber das Glück einen andern Triumph über die Engländer davon zu tragen, der allein hingereicht haben könnte, ihre Verantwortlichkeit zu decken. Es war nämlich im Jahre 1825 ein steinernes Bild von Buddha, das unter einem bei den Buddhisten sehr berühmten und heiligen Pepulbaum bei Budhagaga gestanden war, nach Calcutta gebracht, und mit ähnlichen Monumenten unter dem Eingange des Hauses der asiatischen Gesellschaft aufgestellt worden. Dieses Bild erhalten sie sich, und verschaften sich zugleich einen Zweig des heiligen Pepulbaumes, und brachten beide Reliquien mit nach Birma zurück. Seitdem ein König von Ceylon einem frühern Könige von Birma einen Zahn von Buddha und das authentische Gefäß, in dem er seine Speisen zu kochen pflegte, geschickt hatte, war keine Reliquie von ähnlichem Werth und ähnlicher Autorität unter allen buddhistischen Nationen nach Birma gekommen, und der Hof und das Volk ging den Gesandten bei ihrer Ankunft einige Stunden weit entgegen, um das kostbare Denkmal mit gehöriger Ehrfurcht zu empfangen.

So endigte die birmanische Gesandtschaft, aus der man sehen kann, daß der Hof von Ava die Demüthigung, die er im Frieden von Yandabu erlitten hatte, nie vergessen hat, und daß der Krieg, dem sich der gegenwärtige Usurpator von Birma von Seite der Compagnie aussetzt, weil er keinen englischen Residenten an seinem Hofe zulassen will, und überhaupt den Frieden von Yandabu nicht anerkennt, nichts ist, als die natürliche Folge der Verblendung eines barbarischen Fürsten, dem Niemand, selbst seine Gesandten nicht, wagt, die Wahrheit über die Kräfte seines Feindes zu sagen.

Miscellen.

Rhinocerosgerippe im Pariser Bassin. Beim Graben des Grundes eines neuen Gebäudes beim Hôtel de Ville in Paris fanden die Arbeiter in einer Tiefe von 17′ in gelbem mit Kieselsteinen vermischten Flözsande die rechte Schulter eines Rhinoceros, von Cuvier R. Tichorhinus genannt. Rhinocerosknochen hat man in der Gegend von Paris bisher nicht gefunden, obgleich Knochen von Elephanten vorgekommen sind. Der humerus, den wir so eben erwähnt, ist nur 16 Linien kleiner als der des Rhinoceros vom Cap im Museum des Jardin du Roi; er ist 16 Linien weniger lang als das einhörnige Rhinoceros in Indien, doch übertrifft sein Umfang beide um einen Zoll. Daher scheint die Meinung Cuviers bestätigt zu werden, der glaubte, die relative Größe des zweigehörnten fossilen Rhinoceros sey in seinen Verhältnissen kürzer und dicker als das jetzt lebende Thier, und daß dieß zweigehörnte fossile Rhinoceros mehr Aehnlichkeit mit der zweigehörnten Species in Afrika als mit denen Indiens habe. (Athenäum vom 2 Februar.)

•

Talma's Statue. Das Théâtre Français hat die in Marmor ausgeführte Statue Talma's von David an sich gebracht. Sie soll neben Voltaire aufgestellt werden in demselben Vorplatz, wo auch Le Kains Statue sich findet. (Voleur vom 5 Februar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 51.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Februar 1839.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Bevölkerung von Wolhynien und Podolien.

Die Bevölkerung in Wolhynien und Podolien besteht vorzugsweise aus drei Stämmen, Russen, Polen und Juden. Jeder bekennt sich zu einem besondern Glauben, und was noch bemerkenswerther ist, nimmt eine besondere Stufe in der bürgerlichen Gesellschaft ein. Alle die sich Polen, oder, was eines und dasselbe ist, Römisch-Katholische nennen, gehört zum Stande des niedern Adels (schljachta) und der Geistlichkeit, die Juden bilden den mittlern Stand, d. h. die Kaufleute und Handwerker, die Russen aber, sowohl die vom griechisch-russischen als vom griechisch-unirten Bekenntniß gehören zum niedersten Stande, zu den Bauern, und überhaupt zur großen Masse des Volks.*) Man kann nicht umhin, hierin die Spuren der frühern Politik der polnischen Regierung zu erkennen, die unter dem Einfluß der katholischen Geistlichkeit stand, und den Zweck hatte, den Katholicismus in diesem Lande auszubreiten und das griechisch-russische Glaubensbekenntniß völlig auszurotten. Die Arglist dieser Politik verdient unsere besondere Aufmerksamkeit, und ich werde mich bemühen, sie so viel möglich auseinander zu setzen, vorerst aber mich ausschließlich mit den Juden beschäftigen.

Die Juden.

Die Nachkommen der alten Israeliten, die vor 1800 Jahren ihres Vaterlandes beraubt wurden und allenthalben ihr politisches Leben verloren, schienen verurtheilt, aus einem Lande ins andere zu wandern, als geschähe dieß nur, um der ganzen Welt als Zeugniß für die Unabänderlichkeit der Rathschlüsse Gottes zu dienen. Man kann sie in östliche und westliche eintheilen. Die Geschichte der erstern verliert sich in den Wanderungen der Völker des Mittelalters, und wir wissen bloß, daß sie im 10ten Jahrhundert zugleich mit den Chasaren in der Krim lebten, und daß ihre Gesandten versuchten, den Großfürsten Wladimir zum Gesetze Mosis zu bekehren. Nach dem Eindruch der Petscheneger und Polowzen in die Krim, flüchtete sich, so viel zu vermuthen, ein Theil der Juden in den Kaukasus unter die Bergstämme, Andere fanden wahrscheinlich eine Zuflucht in den südlichen Strichen Rußlands und im Lande der Lächen (Polen). Die, welche von Wladimir Monomach aus dem Großfürstenthum Kiew vertrieben wurden, gingen wahrscheinlich gleichfalls zu den Polen.

Die westlichen Juden erschienen in Europa zum erstenmal in der niedersten Gestalt, angefesselt an den Triumphwagen des Pompejus, der Judäa besiegt hatte; zu dieser Zeit wurde eine Menge von ihnen auf den Märkten Italiens verkauft. Unter der Regierung Augusts wanderten gegen 20,000 Juden nach Rom, und nahmen einen besondern Theil der Stadt jenseits der Tiber ein. Bei der Zerstörung Jerusalems durch Titus wurden gleichfalls gegen 97,000 Juden in die Knechtschaft verkauft. Die Christen der ersten und der mittleren Zeiten stießen die Juden von sich wie Verpestete. Der Fanatismus der Katholiken unterwarf sie in Italien und Spanien allen Verfolgungen der Inquisition, und Mohammed setzte keine geringere Kluft zwischen sie und die Anhänger seines Glaubens. Gleich Verbrechern, die auf ihrem Körper den Stempel der Verwerfung tragen, wurden sie allenthalben um ihrer Religion willen verachtet und verfolgt;*) aber diese Verfolgungen zogen die Bande unter ihnen selbst fester, und bestärkten sie in ihrem Glauben. In Rußland finden sich drei Secten: Karaiten, Rabbinisten und Chasiden. Die ersten nehmen zur Grundlage ihres Glaubens nur das alte Testament, die zweiten nehmen außer dem alten Testament auch die Auslegungen des Talmud an, die letztern lassen auch noch manche Auslegungen nach dem Talmud zu. An Juden in Rußland rechnet man über eine Million; Kahale (Consistorien) zählt man über 1000, Synagogen mit stehenden und temporären Gebetschulen 4481. Ihr geistlicher Stand ist gleichfalls sehr zahlreich: außer den

*) Die Russen haben ein sehr aristokratisches Wort, um den niedersten Stand zu bezeichnen, nämlich tschernoj, die Schwarzen, Unreinlichen.

*) In Polen schützte sie Kasimir der Große, der eine Jüdin zur Geliebten hatte; er erhielt Kinder von ihr, und gestattete den Töchtern, der Religion der Mutter zu folgen.

Ruww und Raww, d. h. den städtischen und andern Rabbinen, zählt man die Moireoiruje, die Ausleger des Gesetzes, die Chasane oder Vorsänger, Baltore oder Vorleser, Baltoke oder Trompeter, Moilim oder Beschneider, die Schamess, Diener bei den Synagogen, und Gabe, Diener bei den Gebetsschulen; alle diese geistlichen Beamten zusammen betragen gegen 15,000.

Wo es keine Synagoge gibt, dient gewöhnlich eine Schenke zum Versammlungsorte; hier kommen nur die Männer zusammen. Sobald die Stunde des Gebets gekommen ist, umwinden sie die entblößte rechte Hand mit einem Riemen, binden an die Stirne kleine schwarze Bundesladen und werfen um die Schulter eine weiße Tuchdecke. Jeder der Betenden hält eine Bibel in der Hand, beginnt das Lesen mit Geflüster und geht dann allmählich zu stärkeren Tönen über, die einem Geheul gleichen. Diese Ceremonie des Gebets wiederholt sich am Sabbath, und fängt nun Morgens an. Den Rest des Tages widmen die Juden der Ruhe, indem sie selbst die Handlungen der Frömmigkeit als durch das göttliche Gesetz verboten ansehen.

Die hiesigen Juden haben bis zu einem gewissen Grade das Costume ihrer Väter beibehalten: ihre gewöhnliche Kleidung ist ein langer Halbkaftan von Nankin mit einem Gürtel, ein Hut von Filz oder Lammfellen mit breiten Krempen, und an den Füßen Zwirnstrümpfe mit sandalenartigen Stiefeletten.

Schwarze Haare mit langen Locken, als wären sie sorgfältig aufgerollt, und kleine, unaufhörlich sich drehende Augen sind die letzten Reste der orientalischen Physiognomie der Juden, aber die Körpergestalt ist hager und die Wangen bleich; auf ihrer schmalen Stirne sieht man die Spuren der ausgestandenen Leiden und die Züge ihrer herrschenden Leidenschaften. Groß ist der Gegensatz des männlichen Geschlechts mit den Weibern und Mädchen, welche fast immer durch Ebenmaß der Gestalt und regelmäßige Gesichtslinien sich auszeichnen. Ihre großen Augen sind von dichten, schwarzen Wimpern beschattet, die Nase ist asiatisch, die Wangen frisch und roth, der weiße, mit Korallenschnüren umwundene Hals, die volle, von einem seidenen Corset nach Art eines Spenceers eingeschlossene Brust, und der theatralische, einem Diadem gleichende Kopfputz erinnern an ihre Herkunft aus dem alten Zion und geben ihrer Schönheit und ihrer herrlichen Gestalt einen neuen Glanz. Einige derselben sind wirklich so reizend, daß man ohne Uebertreibung auf sie den Ausdruck des Korans über die Huris anwenden kann: „und man wird 70 schöne Frauen auswählen, und alle Schönheit in einer einzigen vereinigen."

Auch in dem Bau ihrer Häuser haben die Juden den Stempel der asiatischen Bauart beibehalten. Trotz der Rauhheit des Klima's öffnen sich doch ihre Zimmer nicht selten in hohen Thüren nach allen vier Seiten, als wollten sie das Wehen des Windes von allen Weltgegenden her auffangen. Namentlich merkwürdig sind die jüdischen Schenken, die aus ungeheuren, nach Art unserer Hintergebäude auf Landgütern, gedeckten Schuppen bestehen, und zwei einander entgegengesetzte Thore haben. Seitwärts von den Thüren rechts sind zwei Zimmer, in deren einem der Wirth mit seiner Familie wohnt, während das andere für Reisende bestimmt ist. Der gedeckte Hof schützt gegen Regen und Schnee, aber in der Nacht ist es darin so finster, daß man an den Wagen und Pferden nicht anders vorüberkommen kann, als mit angezündeter Laterne. In dem Zimmer sind keine andern Meubles als ein Tisch und ein Schenkbrett oder ein paar Stühle, Bettstellen ohne Betten, und nackte Mauern. Die Juden haben keine Bilder in ihren Zimmern, wahrscheinlich nach einer verkehrten Auslegung des Gesetzes Mosis, das Götzenbilder und ähnliche Dinge verbietet.

Die russische Regierung hat Alles aufgeboten, um die Juden zum Ackerbau zu vermögen, aber bei ihrer Gewöhnung an ein unthätiges Leben und ihrer Abneigung gegen die mit dem Landbau verbundenen Anstrengungen ziehen sie den Transithandel allen andern Beschäftigungen vor. Durch ihre Hände gehen die Linnen-, Kattun- und Seidenwaaren, Halstücher, Shawls, Galanteriewaaren, Tabak, und namentlich die Contrebande, die aus andern Staaten nach Rußland und umgekehrt geschmuggelt wird.

Die Juden findet man in unaufhörlicher Bewegung in Städten, Dörfern und auf den Straßen. Ihre aus Reisig geflochtenen Wägen sind leicht, tief und gehen ruhig; sie sind fünf Arschinen lang und mit einem großen Ueberzug gedeckt. In dem Wagen selbst können sechs Juden, je zu zwei, in einer Reihe sitzen; außerdem haben noch einige auf dem Wagenbaume und einer auf dem Fußtritt Platz. Es ist ergötzlich, diese tiefe Grotte in der Perspective zu sehen, wenn auf einmal so viele verschiedene Gesichter mit schwarzen und rothen Bärten und mit kleinen Plattmützen auf dem Kopfe daraus hervorschauen. Eine solche Gruppe wäre des Pinsels eines niederländischen Malers würdig.

Gold ist das Idol der Juden; um Gold übertritt er das Gesetz Mosis, und beugt sich dem Kalb, wenn das Kalb nur aus Gold gegossen ist. Ueberdieß verbinden wir mit dem Namen von Juden unwillkürlich den Begriff von Schlauheit, verstecktem Wesen und Hinterlist, Eigenschaften, die freilich eine Folge der politischen Erniedrigung sind, worin sie durch die allgemeine Meinung der Völker gehalten werden. Uebrigens ist zu hoffen, daß die bürgerlichen Rechte, die ihnen in vieler Beziehung in gleichem Maaße wie den andern Bürgern des Staats ertheilt wurden, und namentlich die Sorgfalt der Regierung für die Erziehung ihrer Kinder, mit der Zeit ihre Moralität heben wird.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Cambo. — Das Innere des Baskenlandes.

(Fortsetzung.)

Von dem oberen Cambo steigt man durch eine steile Gasse bis zur Brücke über die Nive herab, welche zu dem niederen Cambo führt; zwischen den beiden Orten liegt eine Wiese, die im Frühjahre einem Blumenteppich ähnlich sieht. Sowohl von der Terrasse des oberen Cambo hinab, als von der Brücke

längs der Nive, und von dem unteren Cambo hinauf, iſt die Anſicht ſchön und intereſſant. Noch am 21 October, auf einer Bank an der Terraſſe ſitzend, genoß ich einer ſpaniſchen Wärme. Die hölzernen Balcone, mehr oder minder elegant, und in der populären Art gemeinerer Häuſer von dem zwei oder drei Fuß vorſpringenden Dache des Hauſes bedeckt, erinnerten mich an die ſpaniſche Bauart; es war nichts Seltenes, dieſe Sprache zu hören, und vor mir vorüber zogen die Weiber von Cambo, welche in die Veſper gingen, mit ihrem ſchwarzen Mantelet um den Kopf, der bis zur Schulter oder bis zur Taille herabhängt, wie die ſpaniſche Mantilla de tira, d. h. die gemeine Mantille, die bloß aus einem Streifen ohne Garnitur von Spitzen beſteht. Aber welcher Unterſchied in der Haltung, in der Bewegung, in dem Manejo, d. h. in der Handhabung der Mantille! Der Mantelet wird im franzöſiſchen Baskenlande nur des Sonntags in der Kirche gebraucht, und iſt häufig mit dem baskiſchen Kopftuche, das drei Spitzen wie drei Hörner ausſtreckt, abgewechſelt. Ich ging dann ſelbſt auch in die Kirche; im untern Theile ſind die Weiber, theils auf Bänken, theils auf Strohmatten, wie in Spanien, ſitzend; ringsum die Kirche ſind drei Stockwerke von Galerien, jede mit ihrer Bank, für die Männer; die oberſte Galerie e icht faſt bis an den mit Malereien ausgeſtatteten Plafond, an den Wänden zwiſchen den Galerien ſind auch Bilder und farbiges Zeug, ſo daß das Ganze wie ein Jahrmarkt-Theater ausſieht.

Von Cambo ſüdöſtlich iſt das ſogenannte Lager Cäſars oder vielmehr Auguſts; der Weg dahin geht zwiſchen Mauern, Abhängen und Kirſchbaumalleen. Von dem Lager exiſtirt aber kaum etwas mehr als der Name. Mehr nimmt der Ort Itſatſou die Aufmerkſamkeit in Anſpruch; ſeine zwiſchen Bäumen zerſtreuten Häuſer mit den hölzernen Balconen und großen Schirmdächern geben ihm ein beſonderes ländliches Anſehen; die Kirche mit dem Ilherri, oder Kirchhof, iſt, wie gewöhnlich, außer dem Orte: ſie hat einen von einem gewiſſen Echegaray, der in Amerika ſein Glück machte, geſtifteten Schatz: Monſtranz, Kreuz, Kelch und Ciborium, Alles von Gold mit Edelſteinen, in Mexico ausgearbeitet; der Sacriſtan Jharowe erlitt eher alle Martern von den Chauffeurs, als daß er ihn ausgeliefert hätte.

Plötzlich verändert ſich die Gegend, man ſieht weder Baum noch Feld, noch Schäfer und Heerden; man iſt zwiſchen zwei wilden Felſen, welche die Nive beengen; ihre Wände ſind mit vorſpringenden Felsſtücken, ſtechenden Geſträuchen und gelbblumigem Ginſter bedeckt; kaum iſt ein Platz für den am linken Ufer in den Stein gehauenen Pfad. Hie und da dringen Quellen aus der Wand, und ſtürzen in den Abgrund der Nive, deren Bett dem Wanderer zeigt, daß er dem Sturze dahinrollender, losgebrochener Felſenklötze ausgeſetzt iſt; einen Augenblick ſieht man nichts mehr als einen ſchmalen Streifen des Firmaments: dieß iſt die Gorge de Roland, und man ſteigt zu dem Pas de Roland hinab, einem breiten Felſen, deſſen Oeffnung einem rieſenmäßigen Faſſe ähnlich ſieht; — einige Schritte weiter fließt die Nive wieder breit und ſanft, einige Maiereien und eine mit Epheu-umrankte Brücke über ein Loch rufen lieblichere Eindrücke hervor; man kommt nach Bidarray, wegen des Durchzugs der Herzogin von Beira bekannt. Von hier an entfernt ſich der Weg von der Nive, welche weiter öſtlich von St. Jean Pied de Port herabkommt; er zieht ſich ſüdlich nach St. Etienne de Baigorri an der Nourepe, einem Arme der Nive, erſt von hier kann man ſich wieder öſtlich nach St. Jean Pied de Port wenden, oder weſtlich über Eſpegui und ſüdlich über die Alduiden, ein neutrales Gebiet, in Spanien eindringen. Das Thal von Baigorri iſt der Hauptſitz der Schleichhandler; hier haben ſich Tracht und Sitten der Basken faſt unangetaſtet erhalten: der Schleichhandel widerſpricht dieſem nicht, aber ſchon dringt auch hier die Induſtrie ein; die Eiſenhämmer von Banca ſind bedeutend geworden. Dieß und der zunehmende Verkehr haben das Bedürfniß, einen ordentlichen Weg von Saint Etienne nach den Alduiden und nach Spanien herzuſtellen, zur Sprache gebracht.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Rawlinſon in Khuziſtan.

Viscount Palmerſton theilte in der Londoner geographiſchen Geſellſchaft vom 25 Januar Bemerkungen des Major Rawlinſon mit, die derſelbe auf einer Reiſe von Zohab am Fuße des Zagros längs der Gebirge nach Khuziſtan (Suſiana) und von dort durch die Provinz Luriſtan nach Kirmanſhah im Jahre 1836 gemacht hatte.

Als er Zohab verlaſſen, das gegen 100 (engliſche) Meilen nordöſtlich von Bagdad liegt, reiſete Major Rawlinſon in ſüdöſtlicher Richtung längs des Fußes der Zagrosgebirge durch Gilan, Zarnah, die Ebenen von Shardawar, Sirwan, Seimarrah, Diſful, die Ruinen von Suſa, Shuſter, nach Mangaſcht am Fluſſe Dſcherabi in Khuziſtan; kehrte von dort nach Diſful zurück und ſetzte ſeinen Weg nordwärts nach Khorremabad, Biſitun und Kirmanſchah fort. So machte er einen Weg von faſt 600 Meilen zum Theil durch ein faſt gar noch nicht beſuchtes Land, ſah im Laufe der Reiſe die Ruinen verſchiedener alter Orte, ſchrieb zahlreiche Inſchriften ab und erforſchte ſorgfältig die Geographie von Suſiana, welche aus Mangel an genauen topographiſchen Angaben ſelbſt in den beſten Karten in großer Verwirrung iſt.

Das Paſchalik von Zohab iſt ein ſehr ausgedehnter Diſtrict und liegt am Fuße des alten Zagros. Nordweſtlich wird es vom Fluſſe Diyalah, öſtlich durch die Gebirge und ſüdlich vom Strome Holwan begränzt. Es bildete eines der zehn Paſchaliks, die bis vor 30 Jahren von Bagdad abhängig waren, wo Mohammed Ali Mirza, Fürſt von Kirmanſhah, es mit der Krone Perſiens vereinigte. Die Stadt Zohab wurde ungefähr vor 100 Jahren von einem türkiſchen Paſcha erbaut, und die Regierung blieb in ſeiner Familie erblich bis zur Eroberung des Paſchaliks durch die Perſer. Die Hauptſtadt war von einer Lehmmauer umgeben und kann anfangs gegen 1000 Häuſer enthalten haben. Doch ihre Lage an der Gränze hat ſie fortdauernder Plünderung in den Kriegen zwiſchen der Türkei und Perſien ausgeſetzt, und jetzt iſt ſie ein Haufe Ruinen, kaum 200 Häuſer ſind bewohnt. Unter den Bewohnern ſind gegen 20 jüdiſche Familien, die übrigen ſind Kurden von der Secte der Sunniten. An der nördlichen Gränze des Diſtricts Zohab liegt die kleine Ebene Semiram, außerordentlich durch die Natur be-

festigt. Sie wird durch eine Kette hoher und steiler Berge gebildet, die sich im Halbkreise vom Flusse Diyalah erheben, der hier Abi Schirwan heißt, und hat fast 8 Meilen in der Länge und 4 in der Breite. Der Abi Schirwan ist in diesem Theile seines Laufes nur wenige Monate im Jahre zugänglich, und die Gebirgspässe von Semiram können durch eine Handvoll Leute gegen jede Streitkräfte, die gegen sie herbeigebracht würden, vertheidigt werden. Der Name Semiram konnte nicht verfehlen, mir die assyrische Königin Semiramis ins Gedächtniß zu rufen, die, wie die Alten glaubten, Persien mit vielen Werken der Kunst schmückte. Ich suchte daher eifrig nach alten Denkmälern, und als ich keine in der Ebene selbst fand, hörte ich doch jenseits des Flusses in einer Entfernung von ungefähr 8 Farsakhs auf dem Wege nach Suleimaniyeh von Sculpturen und Bildsäulen, die wohl verdienten, die Aufmerksamkeit eines jeden künftigen Reisenden in diesem Land auf sich zu ziehen. Der Ort heißt Pai K'al'ah, der Fuß des Schlosses, oder But Khanah, der Götzentempel. Von den Bergen über Semiram ist die Ebene Scharihzur mit ihren zahlreichen Dörfern deutlich zu sehen, und bei heiterem Wetter auch die Stadt Suleimaniyeh in einer Entfernung von 50 Meilen gegen Nordwest. Die westliche Gränze von Semiram wird durch eine Verlängerung der Gebirgskette des Kara-dagh gebildet, durch welche der Fluß sich seinen Weg durch eine enge und steile Schlucht bahnt; südlich vom Fluß erheben sich die Gebirge schnell und zu beträchtlicher Höhe, wahrscheinlich gegen 5000' über die Ebene, und von hier dehnt sich die Kette fortlaufend in felsigen Höhen fast 50 Meilen weit südlich aus, bis sie sich westlich von Jehab in Sandhügel verliert. Diese Höhen bilden einzelne Bergvesten von großer Festigkeit. Unmittelbar über der Stadt Jehab schwebt die Veste Bau Zardah, oder wie sie zuweilen heißt, Kalahi Yezidscherd. Das ist die Veste des Holwan, wohin sich Yezidscherd, der Letzte der Sassaniden, flüchtete nach der Einnahme von Ctesiphon durch die Araber, und sie ist ein treffliches Muster der Arbeit, welche die Könige jener Zeit auf ihre königlichen Paläste verwandten. Sie wird durch einen Bug gebildet, der westlich aus dem Gebirge Dalaku hervorspringt, auf drei Seiten von unzugänglichen Felsen umgürtet und auf der andern Seite, wo sie allein den Angriff gestattet, durch eine Mauer und trocknen Graben von kolossalen Verhältnissen vertheidigt, die von einem Felsen zum andern mehr als zwei Meilen lang gezogen sind. Die Mauer liegt jetzt in Ruinen und ihre Fragmente füllen zum Theil den Graben, doch bildet sie immer noch eine Vertheidigungslinie von nicht gewöhnlicher Art. In regelmäßigen Zwischenräumen ist die Mauer mit Bastionen versehen, und wenn man nach einem Theile, der seine ursprüngliche Gestalt erhalten zu haben scheint, schließen darf, muß sie 30' Höhe und 20' Dicke gehabt haben; der Rand der Felsenescarpe ist ebenfalls mit einer Mauer von nicht geringerm Verhältnissen umgeben gewesen. Der Berg selbst erhebt sich bedeutend über die Ebene von Jehab, vielleicht 2000'; er steigt sehr jäh auf und endet überall mit einer Scarpe von 5 bis 500' Höhe. Die nördliche Seite des Berges ist höher als die südliche, und das Tafelland, das ungefähr zehn Meilen hält und wo die Veste steht, ist deßhalb etwas schief. Am nordöstlichen Winkel, wo die Böschung sich in einer Felsenkette am höchsten erhebt und sich an das Gebirge Dalaku anschließt, ist ein Paß, der in die Veste führt. Der Weg von der Stadt Jehab ist ziemlich bequem, doch an der andern Seite nach der Veste hinab öffnet er sich in eine jähe, beschwerliche Kluft. Major Rennell hat Gilan als die böotische Colonie Celonä dargestellt, und seine Meinung ist allgemein, selbst in die Karten aufgenommen worden. Ich glaube, die Meinung ist nicht richtig, denn Alexanders Marsch nach Ecbatana, der sie bestätigen soll, muß von Susa und nicht von Opis, wie Major Rennell glaubt, angenommen werden, und dann findet man, daß Celonä auf diesem Wege viel zu nahe bei Susa war, um mit der Lage von Gilan übereinzustimmen. Auch sieht man nicht, daß der Weg über das Gebirge Zagros und Gilan im Allgemeinen befolgt worden wäre. Die Päße zwischen Gilan und Harunabad sind sehr schwierig, und das Land dazwischen bietet nur geringe Zufuhr an Lebensmitteln, so daß, hätte Alexander seinen Marsch von Opis aus unternommen, er gewiß lieber die große Straße durch die Pforten von Zagros als diesen beschwerlichen Weg gewählt hätte. Bei Zarnah wurden die Ruinen einer großen Stadt gefunden. Da ist ein Tapah, den ich für den Platz halte, wo die Citadelle stand, und der an Größe dem einen bei Gilan wenig nachgibt. Die Grundlagen von Gebäuden, die jetzt fast der Erde gleich sind, dehnen sich fast über einen Raum von fünf Meilen in der Runde aus. Die Reihe von Thälern, welche sich längs der großen Kette der Zagros bis zu den Gränzen von Susiana hinziehen und durch eine Gebirgskette, die mit jener parallel läuft, von den Ebenen Assyriens getrennt ist, bildet eines der am wenigsten bekannten und zugleich interessantesten Länder des Ostens. Hier war der ursprüngliche Sitz der Elamiten, als sie von Babylon auswanderten, und von hier breiteten sie ihre Eroberungen über Susiana und die daran stoßenden östlichen Bezirke aus, die so den Namen Elymais erhielten. Die Elymäer werden von Strabo auf mehrern Stellen beschrieben als längs dem Gebirge Zagros auf den südlichen Gränzen Mediens wohnend, über Babylonien und Susiana sich erhebend (overhanging). Der älteste Name der Gegend scheint „Ebene des Arioch" gewesen zu seyn, von wo der König der Elymäer dem König von Assyrien in Ninive zu Hülfe kam. Seine Hauptstadt, glaube ich, war eben Zarnah, deren Ruinen ich jetzt beschrieben, denn ich habe entdeckt, daß bis zum dreizehnten Jahrhundert nach Christi Geburt es den Namen Aripuhan wirklich beibehalten hat. Auch vermuthe ich, daß derselbe Ort das Hara der Gefangenschaft ist, das man hier in der Nähe suchen muß; ferner kann man nicht zweifeln, daß es mit dem Aarian des Benjamin von Tudela identisch ist, wo er selbst 20,000 jüdische Familien gefunden zu haben behauptet.

Miscellen.

Raupenvernichtung. Nach den Beobachtungen, die der Abbé Mitrand, Pfarrer von Rochechouart und Präsident der Linnéischen Gesellschaft von Haute Vienne, gemacht hat, lieben Raupen von verschiedenen Arten den Spillbaum (Enonymus europæus) so, daß wenn man Gärten mit Hecken dieses Gesträuchs umgibt, sie dieses lieber als die Bäume angreifen, und dann leicht entdeckt und vertilgt werden können. (Athenäum vom 2 Februar.)

Hohe Schulen in der Türkei. Es soll im Plane seyn, sieben Schulen zu Konstantinopel, Adrianopel, Saloniki, Brussa, Smyrna, Bagdad und Trapezunt zu errichten. In diesen soll außer andern Wissenschaften auch Mathematik, Physik und Chemie gelehrt werden, und zwar in Konstantinopel, Saloniki und Smyrna auch in französischer Sprache.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 52.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Februar 1839.

Briefe aus Griechenland. III.

Nauplia, am 12 Julius.

Am 27sten Junius Abends fuhren wir auf demselben Schiffe, das uns nach Patra gebracht hatte, nach Wostitza ab, von wo wir unsere Reise zu Land weiter fortsetzen wollten. Bei den sogenannten kleinen Dardanellen segelten wir ganz nahe an der Festung Rhion vorbei. Diese ist von den Franzosen wieder in Stand gesetzt worden und bedeutender als die gegenüberliegende des Festlandes. Weiterhin an der Spitze Drepanon, welcher Name noch erhalten ist, und indem eine Ansicht der linken Küste nach der andern mit ihren steilen und zerrissenen Bergmassen, auch das Städtchen Naupaktos, an uns vorüberflog, zogen die Schatten der Nacht herauf. In aller Frühe legten wir an. Wostitza, da wo einst Aegion stand, liegt auf einer Anhöhe; es wird durch eine überaus reiche und schöne Quelle unten am Meeresufer mit Wasser versorgt, neben welcher eine prachtige Platane von hohem Alter steht. Merkwürdig ist auch ein Durchgang durch ausgehöhlte Felsen, von dort hinauf nach der Stadt führend. Aus den Fenstern eines Hauses, worin wir gastfreundlich aufgenommen wurden, genossen wir die heiterste Aussicht über die am Meere sich ausbreitende, angebaute Ebene, über einen großen Theil des korinthischen Busens und auf die gegenseitigen Gebirgszüge, besonders den Parnassus.

Die Sonne stand schon hoch, als wir nach dem berühmtesten Kloster von Moreas, der großen Höhle (μέγα σπήλαιον), aufbrachen, und wir mußten eilen, wenn wir noch vor der Dunkelheit dort ankommen wollten. Unser Weg führte zuerst über die Ebene, in welcher der Waldstrom Selinus, wie er bei den Alten hieß, nach dem Meere floß; unweit seiner Mündung soll man in der See noch Trümmer der einst vom Wasser verschlungenen Stadt Helike sehen. Hierauf ging es bergan, vor einer senkrechten Felswand vorbei, zu einer eiskalten Quelle; als wir noch höher gestiegen waren, sahen wir zum letztenmale den Meerbusen und die rumelischen Gebirge. Indem wir dann in einer Vertiefung hinritten, gewahrten wir, durch das Bellen eines Hundes aufmerksam gemacht, mehrere bewaffnete Männer, die links auf der Höhe saßen. Ihr Aussehen war räuberhaft. Sie standen auf, und einer von ihnen kam auf uns zu, und begehrte den Paß. Es war eine Sicherheitswache (χωροφύλακες), wie wir nachher in diesen Gebirgen noch mehrere trafen. Ruhig zogen wir weiter, ohne daß irgend ein bemerkenswerther Gegenstand uns vorgekommen wäre, bis wir gegen Abend in eine Schlucht herabstiegen, in welcher ein reißender Strom brauste, der jetzt seinen Namen von Kalabryta hat, wie er ihn in der Vorzeit von Pura trug, was ein Gebirgsstädtchen an seinem linken Ufer, nicht sehr fern von seiner Mündung, war.

Jenseits der Schlucht liegt, gen Westen gekehrt, das Kloster, das wir in einer guten Viertelstunde von der Brücke an, die uns auf die rechte Seite des Flusses brachte, nach beschwerlichem Aufsteigen erreichten. Wir waren ganz überrascht, als wir das weiße Gebäude mit seiner wunderlichen Form, seinen vielen Fenstern, seiner furchtbaren Höhe und der über ihm drohend sich erhebenden Felswand vor uns sahen. Im Thorwege befanden sich viele Mönche, denen die Ankunft von Fremden, wie es schien, nicht sehr erfreulich war, und es verging eine geraume Zeit, bis man uns zu dem Abte führte, dem wir unser Empfehlungsschreiben hatten überbringen lassen. Dieser, ein Mann in kraftigem Alter und von auszeichnender Gestalt, sprach anfangs wenig; erst bei Tische ward er lebhafter. So viel wurde man aber bald inne, daß er seinen Rang nicht seiner Bildung zu verdanken hatte. Freundlicher und redseliger als er war ein Alter, trotz eines Fußübels, an dem er litt, und voll Neugierde, etwas über Deutschland zu hören. In Bezug auf das Kloster erfuhren wir nur, daß seit seiner Gründung etwa fünf Jahrhunderte verflossen seyen, daß es zu verschiedenen Zeiten von Feuersbrünsten heimgesucht worden sey, und daß sich eben deßwegen nichts Schriftliches über die Geschichte desselben vorfinde. Ob man uns die Wahrheit gesagt, will ich nicht entscheiden; aber bekannt ist, daß die Klostervater rücksichtlich etwaiger literarischer Schätze äußerst zurückhaltend sind, und im heiligen Eifer für Erhaltung ihres Eigenthums sich wohl eine kleine List erlauben. Auch bemerkte ich am folgenden Tage, daß man erst Vorbereitungen traf, ehe man uns in das dumpfe Gemach führte, worin die Büchersammlung aufbewahrt

iſt, und mit einer unbegreiflichen Engherzigkeit und ängſtlicher Sorge um das, was doch nur den Motten überlaſſen bleibt, ſchien man ſelbſt eine nähere Beſichtigung der vorhandenen Bücher, meiſtens Kirchenſchriftſteller, nur ungern zuzugeſtehen.

Im Innern des großen Gebaudes, das gegenwärtig 214 Bewohner enthält, iſt Reinlichkeit gerade nicht die lobenswertheſte Eigenſchaft. Die Höhle, von der das Kloſter ſeinen Namen führt, die ſchon bei Pauſanias als der Ort erwähnt wird, wohin die Sage die Töchter des Prötos in ihrer Raſerei fliehen ließ, iſt von dem Ganzen überbaut und wird zu unterſt als Weinkeller benützt, worin eine Menge großer Faſſer liegt; in ihrem oberſten Theile iſt die kleine, dunkle Kloſterkirche, deren Kleinod, ein Bild der h. Jungfrau, wie man ſagt, von St. Lukas, einen großen Ruf im Lande hat. Vor dem Kloſter ſteht ein Haus, das zur Herberge für Pilgrime dient, und nicht weit davon eine Kirche, in der nur an einem Tage des Jahres Gottesdienſt gehalten wird. Dieſes traf ſich gerade am andern Tage nach unſrer Ankunft; darauf verſammelten ſich die Mönche, wie es dann ihre Gewohnheit iſt, im Vorhofe, und nahmen ihren Kaffee im Freien, wobei wir denn Gelegenheit hatten, manch anziehendes Geſicht zu ſehen. Der Garten, der vorn am Abhange liegt und von Terraſſen getragen wird, ſchien nicht ſo ſorgfältig gepflegt, als man erwarten ſollte, zumal bei dem großen Ueberfluß an Waſſer. Ueber dem Kloſter ſtehen Thürme, deren geringes Geſchütz mehrere Angriffe der Araber von dem Gebirgsrücken her vereitelte, ſo wie auch Ibrahim vergeblich ſeine Reiterei von vorn anrücken ließ. In jenen bedrangten Zeiten waren die Mönche Krieger geworden, und das Kloſter eine Feſtung, in der ſehr viele Familien aus den niedern Gegenden ſichere Zuflucht fanden.

Erſt nachdem die größte Hitze vorüber war, reisten wir in das Thal von Kalabrota, und kamen nach zwei Stunden in dieſem Ort an. Die ſonntägige Fröhlichkeit der Einwohner und eine lärmende Muſik contraſtirten ſeltſam mit den vielen von der Zerſtörungswuth Ibrahims zeugenden Ruinen. Es iſt eine glückliche Gabe dieſes Volkes, daß es ſich von ſeinem Elende nicht erdrücken läßt. Mitten in der Noth der Türkenkriege, ſo wurde mir oft von glaubwürdigen Männern verſichert, behielt es ſeinen muntern Sinn, und tanzte und ſang unter ſeinem ſchönen Himmel, gleichwie die Alten mitten im Waffengetümmel nicht vergaßen, ihre Feſte und Spiele zu begehen. Dabei muß man geſtehen, daß es von einem Tact und einer Mäßigung geleitet wird, die bei dieſer Stufe der Bildung zu bewundern ſind; ſeine Fröhlichkeit artet nicht in Rohheit aus.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus den Pyrenäen.

Cambo. — Das Innere des Baskenlandes.

(Schluß.)

Stellen Sie ſich auf die Brücke Pannecau in Bayonne, ſo fällt Ihr Blick gegen den Auslauf der Nive immer auf die Citadelle und ihre Alleen, gegen den oberen Lauf des Fluſſes aber auf die drei Berge, welche das beſtandige Panorama von Bayonne bilden, ſo wie ſie auch wirklich die Abgranzung dieſes Arrondiſſements bezeichnen: rechts die Rune, einem großen Parallelogramme ähnlich, links nach einem Zwiſchenraume der Mondarrain mit ſeinen zwei Spitzen oder Zahnen, und, dem Scheine nach, an denſelben ſtoßend, aber in der That am andern Ufer der Nive der Oursouva mit ſeinen drei ſich ſtufenweiſe erhebenden runden Plateaux oder Kronen. Die Zuſammenſtellung und Anſicht dieſer Berge verändert ſich ſtets nach der Richtung, die man nimmt; ſie iſt ſehr ſchön bei Cambo, wo man auch die wellenförmige Hügelreihe von Bayonne bis an den Mondarrain großentheils überſieht. Der Mondarrain iſt der Hauptgefährte von Cambo, an ſeinem Fuße von Nordoſt nach Südweſt verfolgt man die Nive von Iſtatſon über die Gorge de Roland nach Bidarray. Er iſt mit hochſtammigen Eichen und Nußbäumen bedeckt, die, vom Thale aus beſehen, nur als Geſträuche erſcheinen. Von ſeinem Gipfel entdeckt man die Nive, aber nur wie einen Silberdrath, die Terraſſe von Cambo, aber ohne daß man ihre Erhöhung unterſcheidet, die umliegenden Dörfer jedoch nur wie Flecken auf einem Tuch; auf dieſem Gipfel exiſtirt auch noch eine jener runden, ganz geſchloſſenen Einfaſſungen, hinter welchen die Celten oder Iberier, oder, was weiß ich, was ſonſt für uralte Einwohner, in Kriegszeiten mit Hab und Gut Schutz ſuchten. Der innere Umkreis betragt 160 Fuß, die Mauern ſind 5 Fuß dick, und beſtehen aus übereinandergelegten und mit grobem Kitt aneinandergeklebten Felsſtücken. — Die Nive umfließt den Mondarrain, entſpringt aber viel weiter ſüdlich bei dem Port von Lecumberri am weſtlichen Ende des Waldes von Iratt. Ihre romantiſchen Ufer von Cambo an ſind, mit Ausnahme der Stelle, wo St. Jean Pied de Port liegt, wenig beſucht, — darum hat ſich der Kibitz (cincle plongeur)*) dort ſein Jagdrevier ausgewählt; er ſtellt ſich auf einen Stein, erwartet das Vorbeiziehen der See-Garnelen (chevrettes, squilles de mer) und Mollusken, ſtürzt ſich in das Waſſer und läuft ihnen auf dem Grund des Fluſſes nach, ohne daß man noch weiß, wie er es macht, um nicht von der Strömung fortgeriſſen zu werden. Die Höhe des Mondarrain iſt 369 Toiſen, die der Rune 450, die des Oursouva 339: dieſe drei Berge ſind deßwegen merkwürdig, weil ſie die drei Bildungsarten darbieten; der Oursouva, der kleinſte und am meiſten einwarts (öſtlich von Cambo) gelegene iſt von Granit, der Mondarrain iſt von der Zwiſchengattung, von dichtem Quarz mit ſchwarzem und hartem Thonſchiefer und Grauwacke; die Rune, welche zu dem Kamme der Pyrenäen gehört,**) iſt ein Secundarberg von Pudding oder

*) Dieſer ſonderbare Vogel iſt auch nicht ſehr ſelten an den Ufern der Nebenbäche des Guadalete beim Puerto Santa Maria; man nennt ihn „Martin Pescador;" er fängt kleine Fiſche, wie ſie vorbeiziehen.

**) Die Rhune iſt 5 oder 4 Meilen von St. Jean de Luz, man kann die ſchöne Reiſe von Cambo über den Mondarrain, die Rhune, Aslain, St. Jean de Luz nach Bayonne machen, und ſich dabei mehr oder minder in den umliegenden Oertern Iſtatſon, Espelette, Sarre u. ſ. w. aufhalten.

rothem und weißem Sandſtein mit Schiefer. Die Rune, la Rhune würde richtiger Larrun genannt werden von Larre, Weide, und one, gut; über ihren Kamm läuft die bloß von einigen ſteinernen Pfeilern bezeichnete Gränze zwiſchen Frankreich und Spanien; hier vereinigen ſich die Schäfer von beiden Nationen und ſtreiten auch wohl um die Weideplätze, während der Lammergeier vielleicht die Gelegenheit erlauert, ſie beide zu berauben. Von dieſen Vögeln (vultur arrianus oder cinereus) kommt alle Frühjahre ein Duzend an, ſie ſind gar nicht ſo feig wie Temmink behaupten will, im Gegentheil, man fürchtet ſie; ſie vertheilen ſich langs der Gränze an den Bergen la Rhune, Atchubia, Auza; neben ihnen, aber als beſtändiger Einwohner, hauſt der Gypaetus barbatus (Cuvier) der ſein Leben auf den luftigſten Felſenſpitzen führt.

Wenn man den Ourſouya überſchreitet, ſo gelangt man in das Becken der Bidoure oder das Thal von Lantabac, das Centrum des franzöſiſchen Baskenlandes; die Bidouze entſpringt auf einem Gebirge, welches die Quellen mehrerer Nebenwaſſer, der Nive und des Soiſon, nördlich begränzt, und ergießt ſich bei Guiche in den Adour. Die Hauptörter dieſes Thales ſind Saint Palais und ganz nahe daran Garris mit ſeinen Bädern. Von Cambo aus geht ein Weg über Ureuray, Haſparren, Boulor, St. Martin d'Arberone, Meharin, Garris nach St. Palais. Ureuray mit ſeinen Lohgärbereien und Weinbergen gehört noch zu dem Becken von Cambo. Haſparren liegt nahe am Urſprunge des Esley, der ſich ein eigenes kleines Thal bildet und bei Urt in den Adour fällt; es iſt eine gewerbſame Stadt von 6000 Einwohnern, mit einer breiten, ganz aus Läden von Schuhmachern, Lederern und Webern beſtehenden Gaſſe und vielen zerſtreuten Häuſern; ſie iſt der Geburtsort des Verus, Favoriten des Kaiſers Hadrian. Von hier ſind noch 3 Stunden eines mühſamen Weges nach der Grotte von Iſturiz in einem einſamen Thale, unter einem vereinzelten kahlen Berge, auf deſſen Gipfel die Ruinen von Gaſtelmendia liegen; die Grotte gleicht allen übrigen Grotten, am Fuße des Berges, auf zwei entgegengeſetzten Seiten ſind zwei Teiche, die wahrſcheinlich einen unterirdiſchen Abfluß haben. Das Land iſt ſehr gut angebaut, und zugleich romantiſch: in dem Gebiet der Gemeinden von Ayherre (nördlich von Boulor und öſtlich von Haſparren) und Meharin (1 Meile weſtlich von St. Palais) gibt es Wege, die ſo bedeckt ſind, daß die Sonne nicht durchdringen kann; von Zeit zu Zeit laſſen ſie herrliche Ausſichten offen, zwiſchen dieſen beiden Oertern liegt Iſturiz; nicht weit von Meharin iſt das mit Epheu bedeckte Schloß Belzunce, von dem noch vier Thürme ſtehen. Wenn die Bäder von Garris in Aufnahme kamen und der Weg von Cambo nach Garris und St. Palais, welcher an dieſen Gegenden vorbeiführt, in Stand geſetzt würde, ſo könnte dadurch das Angenehme des Aufenthaltes in beiden Badeörtern verdoppelt werden, und das Land würde dabei gewinnen. Jenſeits des Beckens der Bidouze ſind die Cantone von Mauleon und Tardets, welche von dem Soiſon durchſtrichen werden. Tardets iſt der Hauptort des Thales von Soule. Der baskiſche Dialekt nimmt hier ſchon etwas von der Weichheit des Bearneſiſchen und die Sitten etwas von der Verſchlagenheit und Proceßſucht der Bearneſen an, daher ſie auch unter den Basken nicht des beſten Rufes genießen. Dieſes Thal hat mit Spanien über die Engpäſſe von Larran, Urdaix u. ſ. w. Verkehr, iſt aber außerdem von Reiſenden ſo wenig beſucht, daß ich nichts Beſonderes davon anzugeben weiß. Zwiſchen den Engpäſſen von Lecumberri (am Urſprung der Nive) und Larrau (am Urſprung des Soiſon) iſt der Wald von Irati, deſſen Gewäſſer bereits ihre Richtung nach Süden nehmen.

Der neueſte Ausbruch des Veſuvs.

Folgender intereſſante Aufſatz wurde der Redaction des Athenäum von Hrn. Auldjo zur Veröffentlichung übergeben, der mit dem Verfaſſer deſſelben, Hrn. Le Gros, ſich mehrere Jahre beſchäftigt hatte, den Berg genau zu unterſuchen und den Lauf der verſchiedenen Ausbrüche zu verfolgen.

Neſina, den 7 Januar.

Mein lieber Auldjo — Sie, die Sie ſich ſtets ſo ſehr für den Veſuv intereſſirt haben, werden einen treuen Bericht des Ausbruchs, der kürzlich die Einwohner von Neapel ſo ſehr beunruhigte und ſeine Gäſte ergötzte, mitten unter den falſchen oder übertriebenen Erzählungen nicht unfreundlich aufnehmen, auch wenn er nicht wiſſenſchaftlich und umſtändlich genug ſeyn ſollte. Wie beim vorigen Ausbruch, hatte der Veſuv auch jetzt einige Tage vor ſeinem großen Schauſpiele ſich thätig gezeigt. Vom Chriſttag an wurden von Zeit zu Zeit Feuer und Steine aus den beiden Oeffnungen des kleinen Kraters, der ſich im Auguſt bildete, ausgeworfen. Doch fielen ſie in den größern Krater, und verhinderten die Menge bewundernder Zuſchauer nicht, den Berg zu erſteigen und von ſeinem Gipfel ſein Treiben zu beobachten. Am 31 December ſchienen die Auswürfe ſtärker zu werden. Mit einer großen Geſellſchaft, unter der ſich auch der Maler, Hr. Stanfield, befand, eilte ich an dieſem Tage zu dem Schauplatze.

Wir erreichten den Gipfel ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang, und prieſen uns glücklich gegenwärtig zu ſeyn, als ein Strom Lava durch die Seite des kleinern Kegels durchbrach, während der Krater fortdauernd Ladungen von Steinen auswarf. Um die Wirkung des Feuers in der zunehmenden Dunkelheit zu beobachten, blieben wir auf dem Gipfel, und kehrten erſt am Abend nach Neapel zurück.

So blieb der Berg die ganze Nacht hindurch; erſt kurz vor Tagesanbruch, am erſten Tage des neuen Jahres, fand der erſte große Ausbruch ſtatt, indem faſt vier Stunden lang der Berg einen unaufhörlichen Regen von Steinen auswarf, der eben ſo wie am 1 April 1855 von keinem Lavaſtrome begleitet wurde, doch weit bedeutender als dieſer und jeder andere ſeit 1821 war. Gegen Mittag ließ er etwas nach, doch unterhielt er noch eine prächtige Rauchſäule, die ſich aber nicht völlig wie bei frühern Gelegenheiten zur Geſtalt einer Ananas bildete, ſondern, wenn ſie eine gewiſſe Höhe erreicht hatte, von einem heftigen Nordwinde, der glücklicherweiſe für Neapel während des heftigſten Ausbruchs wehte, in der Richtung nach Caſtellamare zu getrieben wurde. Bei Sonnenuntergang und eine Stunde lang ſpäter nahm (wie es ſo häufig der Fall iſt, ohne daß man die Urſache angeben könnte) die Gewalt des Feuerſtrahles ſichtbar zu. Später in der Nacht kehrte er ungefähr in demſelben Zuſtande zurück, in dem er während des Tages

geweſen war, um mit Tagesanbruch des 2 Januars wieder mit derſelben Wuth ſeine Feuermaſſen auszuwerfen, wie am vorigen Tag, und zwar in ununterbrochener Heftigkeit wenigſtens 48 Stunden lang. Doch hatte bis jetzt noch keine Lava aus dem großen Kegel ſich ergoſſen, und wir glaubten, der Berg werde ſich mit dem Auswurfe von Feuer und Steinen begnügen. Wir irrten. Gegen 3½ Uhr am Nachmittage deſſelben Tages (am 2) lief der Keſſel endlich über und ſechs ungeheure Lavaſtröme quollen über ſeinen Rand herab. Drei davon nahmen den Weg nach Bosco Reale und der Lava von 1834, und waren alſo von Neapel aus nicht zu ſehen; die drei andern aber floſſen an der Seite nach der Eremitage zu und bedeckten die Lava vom vergangenen Auguſt, denn ſie nahmen den vierten Theil der Seite ein, die der Berg Neapel zukehrt. Nachdem ſie raſch den Kegel herabgefloſſen waren, vereinigten ſich die drei Ströme unten und bildeten einen Strom ¾ einer (engliſchen) Meile breit, der ſich von Atrio de Cavalli gegen Südoſt über die alte See oder Lavaebene ausbreitete. In der Folge theilte ſich dieſer Strom wieder, doch der Hauptſtrom wandte ſich nach S. Salvatore, auf deſſen entgegengeſetzter Seite die Eremitage liegt, blieb ſo nahe dem Punkte, wo das hölzerne Kreuz errichtet iſt, und erhob ſich ſo hoch über die frühere Lava, daß er in ſeinem Laufe nach Foſſo Grande 16 Morgen (acres) des Weingartens vernichtete, der den Fuß der waldigen und bebauten Bergkette umgibt.

Dieß iſt der allgemeine Bericht des Ausbruchs bis 4 Uhr Nachmittags am 2 Januar. Erlauben Sie mir, jetzt mehr ins Einzelne zu gehen, ſelbſt wenn ich zu viel von mir ſelbſt ſprechen ſollte, da ich als Augenzeuge mich aufführe.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Hr. Pentland in Peru.

In der geographiſchen Geſellſchaft in London vom 28 Januar theilte Sir Woodbine Pariſh folgenden Brief von dem Conſul in Bolivia Hrn. J. B. Pentland mit, datirt aus La Paz vom 20 Jul. 1838:

„In einigen Tagen trete ich eine Unterſuchungsreiſe längs der öſtlichen Küſten des Sees Titicaca an, deſſen entgegenſtehende Ufer ich ſchon unterſucht habe; nach meiner Rückkehr nach La Paz werde ich nach Cochabamba über Yungas gehen. Vom General Santa Cruz habe ich ein Verſprechen erhalten, einen jungen Engländer, der einige Jahre in Bolivia und Peru gewohnt hat, für die Aufſuchung des Laufes des Apurimac und anderer Flüſſe anzuſtellen, die von den öſtlichen Cordilleren in den Amazonenſtrom fallen. Der junge Mann iſt geſund, eifrig und muthig, weiß gut mit mathematiſchen Inſtrumenten umzugehen und zeichnet gut. Mein Plan für ihn iſt, zuerſt den Lauf des Apurimac bis zu ſeiner Vereinigung zu verfolgen, und dann den Purus bis dahin hinabzugehen, wo er in den Amazonenſtrom fällt. Wahrſcheinlich wird er von der Umgegend von Abancay ausgehen, dem Apurimac folgen, dann längs des großen Waſſerbettes, worin der erſtere mündet, fortgehen bis zum Surayacu, wo Smiths Unterſuchung begann, und darauf ſich auf dem Purus oder ſeinen obern Zuflüſſen einſchiffen. Ich habe neulich die Knochen des Maſtodon am See Titicaca in einer Höhe von 13,000′ gefunden, und foſſile Muſcheln in der Nevada de Antakana (?) unter dem 16° 21′ der Breite und in einer Höhe von 17,800′ über dem Meere. Im November hoffe ich, die Cordilleren von Carangas, ſo merkwürdig wegen ihrer thätigen Vulcane, zu beſuchen, und bei meiner Rückkehr nach Europa Ihnen in der geographiſchen Geſellſchaft einen guten Bericht von dieſem Theile der Welt zu geben.“

Ueber die wiſſenſchaftlichen Fortſchritte der Dampfſchifffahrt.

Hr. Breſſon, Civilingenieur zu Rouen, hat an die Akademie der Wiſſenſchaften eine Denkſchrift über die Dampfſchifffahrt eingeſchickt, die er in vier Abtheilungen theilt, nämlich:

Die Fahrt auf Strömen und Flüſſen.

Die Fahrt auf kleinen Meeren, an Küſten von Hafen zu Hafen, ſogenannte große und kleine Küſtenfahrt.

Die Fahrt auf Canälen, und endlich

Die Fahrt auf großen Meeren, oder Reiſen von langer Dauer.

Dieſem Ingenieur zufolge iſt das Problem der Schifffahrt für die beiden erſten Fälle gelöst, oder wenigſtens beinahe gelöst, weil wir Dampfſchiffe haben, welche 2 bis 6 Lieues in einer Stunde mit 20 bis 160 Pferdekraft zurücklegen; allein er iſt der Meinung, man müſſe die Art der Erzeugung des Dampfes verbeſſern und eine größere Erſparniß des Brennſtoffes und mehr Feſtigkeit des Schiffes erreichen. Hr. Breſſon zeigt ferner, daß die Frage über die Fahrt auf Canälen noch ganz zu löſen ſey. Es handelt ſich darum, eine Schnelligkeit von 5 bis 6 Lieues in der Stunde zu erreichen, ohne daß die Bewegung des Waſſers die Ufer beſchädigt; er glaubt deßhalb, daß man die Schaufelräder aufgeben müßte. In Beziehung auf die Fahrt auf großen Meeren, ſagt der Verfaſſer, ſeyen die von Briſtol oder Liverpool nach New-York von dem Great Weſtern und andern Schiffen von 5 bis 600 Pferdekraft unternommenen Reiſen nichts als verwegene Verſuche, denen mehr Kühnheit als verſtändige Berechnung zu Grunde liege. Als Beweis hiefür führt er die Beſchädigungen an, die der Great Weſtern auf ſeiner zweiten Fahrt erlitt, während welcher er ſeine Maſte und eines ſeiner Räder verlor. Er fügt noch bei: ſo lange das gegenwärtige Syſtem der Dampfſchiffe nicht von Grund aus motificirt wird, ſo lange bleibt es auch unmöglich, die Fahrten über große Meere mit Sicherheit auszuführen. Am Schluſſe ſeiner Denkſchrift fordert Hr. Breſſon die Akademie auf, ſie möchte Preisfragen über dieſe Art der Schifffahrt ausſetzen. Die Akademie iſt auf das Gutachten eingegangen, und hat in ihrer Sitzung am 7 Januar eine Commiſſion von fünf Mitgliedern zur Prüfung aller Memoirs, die ihr in Betreff der Dampfſchifffahrt zukommen werden, ernannt.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 21** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Strauß's Leben Jeſu in England und Frankreich.** Zweiter Artikel. — **Der Blanca-Fall.** (Schluß.)

Zu den Abonnenten dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für den Abonnent des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und ganzjährlich 16 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 53.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Februar 1839.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Die Bewohner von Podolien und Wolhynien.

Die Polen.

Unter dem Namen Polen versteht man hier eine kleine Anzahl Russen, die ihren Glauben, ihre Sitten, und die Sprache ihrer Voreltern zur Zeit der Bedrückung des Landes durch Polen und besonders zu der Zeit, als der römische Hof seine Macht hier auszubreiten suchte, gewechselt haben. Vergebens sagen sie sich los von dem Namen ihres Vaterlandes, hier zeugt Alles von dem russischen Namen: die Landgebiete, die Städte, die Denkmale und der Umstand, daß die Mehrzahl des Volkes dem griechisch-russischen Glauben angehört; selbst die Bewohner Galiziens, obwohl seit langer Zeit durch ihr politisches Schicksal unter fremde Abhängigkeit gestellt, erinnern sich, daß sie Glieder der großen russischen Familie sind.

Die Sprache der Litthauer und Letten beweist, daß auch diese nichts Anderes waren, als Slawano-Russen oder unsere alten Kriwitschen, mit Gothen und Finnen gemischt; in der eigentlich litthauischen Sprache sind nach Wittson zwei Drittheile der Wörter slavisch, im Lettischen die Hälfte, und im Preußisch-Litthauischen ein Drittheil. Die litthauischen Völker waren Rußland tributbar vom eilften bis in die zweite Hälfte des zwölften, ja bis ins dreizehnte Jahrhundert; der Tribut, den sie zahlten, bestand aus Fellen, Lindenbast und Badebesen. *) Im Anfang des 13ten Jahrhunderts benützten sie die innern Streitigkeiten der russischen Fürsten und den Einfall der Mongolen in Rußland, und es gelang ihnen nicht nur sich selbst loszumachen, sondern sie fingen auch an, alle übrigen westlichen Provinzen abzureißen. Erdiwill eroberte im J. 1217 im Kriege mit den Russen Brzesc (russ. Brest), Grodno, Drohiczyn und nahm den Titel eines Fürsten von Nowgrad an. Godimin vereinigte mit seinen Besitzungen das Fürstenthum Pinsk, die Landschaft Witebsk und das ganze jetzige Weißrußland, und nannte sich Großfürst von Litthauen und Rußland. Wolhynien, Podolien, die Länder am Dniepr und das ganze alte Land der Wiätitschen (das jetzige Gouvernement Orel mit einem Theile von Kaluga und Tula) wurden gleichfalls von den Litthauern erobert, und Galizien nebst Lodomerien unterwarfen sich Polen. In allen diesen Ländern herrschte einige Jahrhunderte lang keine andere christliche Kirche, als die griechisch-russische. Die Strahlen des Christenthums drangen selbst bis nach Litthauen, und glänzten sogar einige Zeit auf dem Throne der Großfürsten dieses Landes. Der berühmte Olgerd gehörte zum griechisch-russischen Glaubensbekenntniß, und starb im J. 1377 auf Zureden seiner Gemahlin Juliana und des Archimandriten des Höhlenklosters, David, als Anachoret, nachdem er in der Taufe den Namen Alexander und dann den Mönchsnamen Alexei angenommen hatte, um seinen frühern Abfall vom christlichen Glauben gut zu machen.

Die römischen Päpste konnten die Ausbreitung des Glaubensbekenntnisses der orientalischen Kirche, die unter der Jurisdiction ihrer persönlichen Rivalen, der Patriarchen von Konstantinopel, stand, nicht ruhig mit ansehen. Nachdem sie den ganzen Westen ihrer Herrschaft unterworfen, bemühten sie sich, ihre Verordnungen auch nach Gallizien, nach Kiew und bis ins Herz Rußlands geltend zu machen, um die Hauptveste der griechisch-russischen Kirche wankend zu machen und zu zerstören. Schon im J. 1204 schickte Papst Innocenz III einen Gesandten an Roman Mstislawitsch, Fürsten von Gallizien, der damals durch seine Siege über die Ugren und Lächen zu einigem Ruhme gelangt war. Der Papst versprach ihm einige polnische Städte hinzuzufügen, und ihm den Titel eines russischen Königs zu geben, wenn er den lateinischen Glauben annehmen wolle. Der Gesandte fügte seinen trügerischen Reden an den Fürsten hinzu, daß der Papst zu Rom durch St. Peters Schwert ihn reich, mächtig und berühmt machen könne. Fürst Roman hörte den Gesandten an, zog sein Schwert und sagte: „ist St. Peters Schwert wie dieß? Wenn er ein ähnliches Schwert hat, dann kann er Städte vertheilen, ich brauche sie nicht, so lange ich das meinige am Griff habe.“

Im J. 1247 wandte sich Papst Innocenz IV an den Fürsten von Kiew, Daniel Romanowitsch, mit ähnlichen Vorschlägen,

*) Fasces frondei, quibus in balneis sudorem provocare solebant Hartknoch de re nummaria Prussorum.

verſprach ihm die polniſche Krone und Hülfe von den europäiſchen Mächten gegen die Tataren, die damals Rußland verheerten. Gelockt durch dieſe Verſprechungen, unterwarf ſich Fürſt Daniel dem Papſt, und ſchrieb ſogar einen Brief an ihn über die Vereinigung der griechiſch-ruſſiſchen Kirche mit der römiſch-katholiſchen; aber dieſe Vereinigung dauerte nicht lange, denn die Bürger von Kiew wollten ſich lieber unter den Trümmern ihrer griechiſch-ruſſiſchen Kirchen begraben, als den Glauben ihrer Väter vertauſchen.

Im J. 1252 ſchickte derſelbe Papſt Innocenz IV Geſandte an den Großfürſten Alexander Jaroslawitſch, mit dem Zunamen Newski, um ihn zu bewegen, die Oberherrſchaft des Papſtes über die ruſſiſche Kirche anzuerkennen. Der Großfürſt ſchrieb als Antwort das Glaubensbekenntniß der griechiſch-ruſſiſchen Kirche und die Satzungen der heiligen Väter der ſieben allgemeinen Kirchenverſammlungen nieder mit dem Beiſatz am Schluß: „Dieß iſt unſere Lehre und unſere Weisheit; Anderes nehmen wir nicht an, und Eure Worte hören wir nicht.“

Seit der Vereinigung Litthauens und aller von den Litthauern Rußland entriſſenen Provinzen mit Polen, entwarf die polniſche Regierung einen neuen Plan zur Ausbreitung des katholiſchen Glaubens, einen Plan, der nicht ſo entſchiedener Art, wie die oben bezeichneten, aber weit ſicherer, mit größerer Schlauheit entworfen war, lange geheim gehalten, und nur endlich durch die Zeit ans Licht gezogen wurde. Die Hauptvollzieher desſelben waren die Jeſuiten. Vor Allem wendete man die Aufmerkſamkeit auf die Städte und Städtchen, deren Bevölkerung dem griechiſch-ruſſiſchen Glaubensbekenntniß anhing: die Regierung bemühte ſich vorzugsweiſe Juden und Katholiken daſelbſt anzuſiedeln, damit die erſtern durch ihre angeborne Schlauheit den Ruſſen allen Handel und die Gewerbe entziehen, die andern aber dieſe letztern mehr und mehr von allen ſtadtiſchen Aemtern verdrängen möchten, welche irgend einen Vortheil gewähren. Selbſt ruſſiſche Adelige durfte man nicht zu ſolchen öffentlichen Aemtern zulaſſen, in denen ſie ſich Reichthum hätten erwerben und mit den vornehmſten polniſchen Panen in Verbindung hätten treten können.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Griechenland. III.

(Schluß.)

An derſelben Stelle, wo jetzt Kalabryta iſt, oder doch ganz in der Nähe, ſtand vor Alters die Stadt Kynätha, deren Einwohner bekanntlich wegen der Rauhheit, ja Wildheit ihres Charakters berüchtigt waren, und ganz und gar des Sinnes für Muſik entbehrten. Dieſe Gegend iſt abe auch eine der unfreundlichſten, die wir in Morea geſehen haben. Pauſanias ſpricht von einer Quelle bei der Stadt, deren Waſſer als Heilmittel gegen den Biß wüthiger Hunde gebraucht wurde. In der That befindet ſich auch eine Quelle in einiger Entfernung von Kalabryta; indeſſen konnte man uns nichts von einer beſondern Eigenſchaft derſelben ſagen. Dagegen wurden wir durch das, was uns die Leute von der Schädlichkeit des Schwarzwaſſers (μαυροπόρι), wie jetzt der Styx heißt, erzählten, nur noch begieriger, als wir zuvor waren, uns ſelbſt davon zu überzeugen. Am andern Morgen waren wir auf dem Wege dahin. Nach ſteilem Aufſteigen gelangten wir auf eine Hochebene, in die Region des Winters; denn es lag an verſchiedenen Stellen Schnee, und ein kühler Wind wehte uns an. Ungewiß über den Weg, den wir ſofort einzuſchlagen hätten, waren wir ſchon im Begriff, in ein enges Thal nach dem Dorfe Solos herabzureiten, als wir zum Glück eine Sicherheitswache antrafen, und auf unſer Fragen nach dem Schwarzwaſſer über den Umweg belehrt wurden, den wir machen mußten, wenn wir uns erſt von dem nördlich davon gelegenen Dorfe dahin begeben wollten. Wir ſchickten deßhalb unſern Agojaten mit den Maulthieren voraus nach Solos, und gingen in Begleitung zweier hübſchen Palikaren, die des Weges wohl kundig waren, dem geſuchten Gegenſtand unſerer Neugierde entgegen. Dieſe hielt uns aufrecht, ſo oft wir den unendlichen Schwierigkeiten, von denen wir umringt waren, unterliegen zu müſſen fürchteten. Bald mußten wir durch ungeheure Schneemaſſen, die in tiefen Abgründen aufgehäuft lagen, bald waren ſteile Felſen, worauf der Fuß glitt, zu erklimmen; je mehr wir uns dem Ziele näherten, deſto ſchwieriger ward das Unternehmen. Schon hatten wir uns bis zu einer halben Stunde Entfernung durchgekämpft: da trat uns noch die jähſte Schlucht, durch die ein reißender Gießbach ſtürzte, hemmend in den Weg. Unſer Muth fing an zu ſinken. Aber ſollten wir nach ſo vieler Mühe unbefriedigt und gedemüthigt zurückkehren? Es mußte gewagt werden. Das Klettern gelang, wir überwanden die Gefahr, ſtiegen höher, und ſtaunend ſtanden wir da vor der ſchroffen, ſchwarzen Felswand von mächtiger Höhe und vor „dem herabträufelnden Waſſer des Styx.“ Hoch von oben fällt es in feinem Staubregen herab, und fließt mit den vielen Bächen des geſchmolzenen Schnees zuſammen in die Schlucht. Pauſanias erzählt viel von der zerſtörenden Kraft des Waſſers, und verſichert in vollem Ernſte, daß es jedem lebenden Weſen den Tod bringe, Gefäße von Glas, Kryſtall, Thon und andere zerſprenge, Metalle zerfreſſe und allein über den Huf des Roſſes keine Gewalt habe. Auch ging die Sage, daß Alexander der Große damit vergiftet worden ſey. Wir hatten die Ueberzeugung, daß man dieß Alles erfunden habe, um den Namen Styx deſto furchtbarer zu machen, und indem wir mehrere Gläſer tranken, fanden wir nur, daß das Waſſer äußerſt kalt ſey. Mit Mühe ließen ſich unſere Führer überreden, gleichfalls davon zu koſten.

Solos, wo wir erſt Abends eintrafen, iſt eine große Dorfſchaft. Die Gegend bringt kein Getreide hervor, aber Caſtanien- und Nußbäume gedeihen in Menge. Den folgenden Tag gelangten wir durch eine lange, oft prächtige Schlucht auf eine bewaldete Höhe, wo uns die großartige Ausſicht auf einen beträchtlichen, von hohen Bergen eingeſchloſſenen See, über denen höhere majeſtatiſch in die Wolken ragten, unvermuthet überraſchte, und ganz an die ſchönen Gebirgsſeen unſeres Vaterlandes verſetzte. Wir wußten freilich nicht, daß das, was

unſere freudige Bewunderung erregte, einer Menge von Menſchen Unheil gebracht hatte. Durch unſere Führer erfuhren wir, was zu unſeren Füßen lag. Es war die große, ſonſt ſo blühende Ebene, welche der kleine See von Phonea, wie er nach dem verdorbenen Namen des über den Ruinen der alten Stadt Pheneos gelegenen Dorfes heißt, unter Waſſer geſetzt hatte. Schon in der Vorzeit hatte er bei eingetretener Verſtopfung der unterirdiſchen Abzüge, welche von den Eingebornen Katábothra genannt werden, manchmal Verwüſtungen angerichtet. Vor dem Ausbruche des Befreiungskrieges trat er wieder aus, und verſchlang ſeitdem immer zunehmend ein Stück Landes nach dem andern. Endlich nach 14 Jahren, gegen das Ende des vergangenen Decembers, begannen die Gewäſſer gewaltſam durchzubrechen; es erfolgten Erderſchütterungen; die Quelle des Ladon bei Lykuria, zwei Stunden von dem See, blieb eine Zeit lang aus, ſtrömte aber darauf mit großer Heftigkeit ein trübes, wie mit Aſche vermiſchtes, Waſſer aus. Seitdem dauert zur großen Freude der Landleute, die darin die Vorbedeutung einer glücklichen Zukunft unter der königlichen Herrſchaft ſehen, der Abfluß, jedoch langſam, fort.

Nachdem wir durch Tannenwälder zu den Hütten des Dorfes herabgeritten waren, und daſelbſt nicht einmal Brod hatten erhalten können, ſo waren wir gezwungen, weiter zu reiſen. Während wir am Ufer in ſüdweſtlicher Richtung fortzogen, bemerkten wir an den Felſen in beträchtlicher Höhe über dem Waſſerſpiegel einen gelben Streifen, bis zu welchem augenſcheinlich das Waſſer früher geſtiegen war. Vom entgegengeſetzten Ufer glänzten am Fuße der Berge einige Ortſchaften herüber, und der hohe Kyllene (jetzt Ziria) gewährte einen erhabenen Anblick. Unweit eines Abzuges, dem wir uns freilich nicht nähern konnten, verließen wir den See, erſtiegen einen waldigen Gebirgsrücken, und kamen in eine Ebene zu dem Dorfe Lykuria. Dieſes beſtand ſchon in alten Zeiten. Hier war die Granze zwiſchen dem Gebiete von Pheneos und Kleitor, und die Straße, welche beide Städte verband, führte hier durch. Am andern Morgen erreichten wir bald die ſchon erwähnte merkwürdige Quelle. An dem Fuß eines Felſens ſprudelte ein trübes Waſſer todend auf, und floß ſogleich als reißender Strom dahin. Weiter unterhalb waren Felder und Wieſen auf beiden Ufern überſchwemmt, und der Landmann mußte ſich über den bedeutenden Schaden dieſes Jahres mit der Hoffnung auf vermehrte Fruchtbarkeit im künftigen tröſten.

So großen Reiz es auch hatte, dem Laufe des Ladon zu folgen, ſo glaubten wir doch unter ſolchen Umſtänden den Thalweg nicht einſchlagen zu dürfen, und andererſeits ſehnten wir uns auch nach Erholung von den Anſtrengungen und Entbehrungen der Reiſe. Daher eilten wir nach Nauplia, was noch zwei Tagereiſen entfernt war. Unſer Weg führte wieder durch mildere Gegenden, ſo wie wir in die Ebene von Dara eingetreten waren; wir fanden den Feigenbaum und die Platane wieder, die uns Schatten, und Hirten, die uns von ihrem Vorrathe gaben. Aber einige Khane ausgenommen, ſtießen wir auf keine Wohnung bis zu dem Dorfe Kakuri, wo wir das letzte Nachtlager unter freiem Himmel hielten; nur entfernter lag hie und da eine Ortſchaft, ein altes Caſtell oder ein Thurm. Unweit des letzten Khans ließen wir das Dorf Kalpáki an der Stätte des alten Orchomenos links, weiter unten das Dorf Lewidi zur Rechten am Fuße des Gebirges. Von Kakuri, das von ſeiner Lage in den Bergen, die nördlich die Ebene von Mantineia ſchließen, ſeinen Namen hat, wandten wir uns öſtlich, und ſchlugen die Straße ein, die auch vor Alters, da die zweite über das Gebirg Artemiſion noch beſchwerlicher war, die gangbarſte zwiſchen Mantineia und Argos geweſen, und noch jetzt Steige heißt, indem ſtatt der alten Bezeichnung Klimax das Wort Skala in Gebrauch gekommen iſt, wiewohl von den ehemaligen Stufen nur geringe Spuren getroffen werden. Nachdem wir den ungemein ſteilen, nackten Berg, woſelbſt dieſe angelegt waren, im Rücken hatten, ritten wir immer abwärts an dem linken Ufer eines waſſerloſen Flußbettes, wahrſcheinlich des Inachos, bis ſich bei einigen alten Ruinen auf einem Hügel links am Wege die Ebene von Argos öffnete, und ſeine hohe Burg ſichtbar wurde. Und als nun vollends die glänzend weißen Häuſer von Nauplia herüberblinkten, ergriff uns ein Gefühl, wie wenn man nach längerer Abweſenheit ſich der geliebten Heimath nähert, oder nach ſtürmiſcher Seefahrt glücklich in den Hafen einläuft.

Mein weiterer Plan iſt nun, in den nächſten Tagen von hier nach Athen zu gehen, und, ſo Gott will, eine Rundreiſe im Feſtlande von Hellas (στερεὰ Ἑλλάς) bis an die türkiſche Granze zu machen. Möchte er doch gelingen!

Photogeniſche Zeichnung,

ein Seitenſtück zu Daguerre's Erfindung.

In der Sitzung der Londoner königlichen Geſellſchaft vom 31 Januar wurde ein Bericht vorgeleſen, wonach die ſo ſehr intereſſante Erfindung des Hrn. Daguerre faſt identiſch mit einer Entdeckung iſt, die durch Hrn. Fox Talbot ſchon vor fünf Jahren gemacht und von ihm ſtets zu vervollkommnen geſucht wurde. Dieſe Kunſt iſt, wenn man die Mittel erwägt, die dazu verwendet, die beſchränkte Zeit, die erfordert wird — oft genügt ein Augenblick — in ihren Wirkungen wahrhaft magiſch. Das flüchtigſte der Dinge — ein Schatten — wird feſtgehalten und dauernd gemacht. Hr. Talbot ſchlägt für dieſe neue Kunſt den Namen photogeniſche Zeichnung vor. Eine Perſon, die ganz unbekannt mit dem Zeichnen iſt, wird in den Stand geſetzt, treue Abbildungen von Gegenſtänden zu erhalten, ja ihre Gegenwart iſt nicht einmal dabei nöthig, ſo daß die Gemälde gefertigt werden, während der Verfertiger ſich mit andern Dingen beſchäftigt. Zwiſchen den Verfahrungsarten der HH. Daguerre und Talbot iſt ein in die Augen fallender Unterſchied, indem jener Metallplatten, dieſer dazu beſonders hergerichtetes Papier gebraucht. Ein anderer Unterſchied ſcheint darin zu beſtehen, daß, wie man ſagt, Hr. Daguerre auch bei Mondlicht ſeine Bilder machen kann, was Hr. Talbot nicht vermag.

Der neueſte Ausbruch des Veſuvs.

(Fortſetzung.)

Ich habe ſchon erwähnt, daß ich beim Ausbruch in Neapel gegenwärtig war. Am 1 wurde ich verhindert, mich mehr in die Nähe des

Berges zu begeben. Doch als um 2 die Lava zu fließen anfing, verließen wir Neapel gegen 4 Uhr. Auf unserem Wege trafen wir viele Wagen mit Hausgeräth beladen, und von den erschreckten flüchtigen Bewohnern von Torre del Greco und Resina begleitet. Es war schon dunkel, als wir die letztere Stadt erreichten. Die größte Verwirrung herrschte hier, die Straßen waren voll Menschen, und der Marktplatz so angefüllt mit Wagen aus Neapel, daß wir mit unsern eigenen nicht durchkommen konnten. Die sonderbarsten und grotesksten Gestalten stellten sich uns hier dar, beleuchtet von dem düstern Lichte des Vesuvs, und das babylonische Gewirre von Sprachen mischte sich seltsam in das dumpfe Murren des Berges. Als wir die Kirche von Pugliano verließen und den gewöhnlichen Weg durch die Weinberge verfolgten, hatte das Feuer und der Rauch des Hauptstromes der Lava ganz das Ansehen eines zweiten Vulcans zu unserer Linken. Der Weg nach der Eremitage war von dieser Seite völlig abgeschnitten. Der Feuerstrom, über eine Viertelmeile breit, hatte die Straße gerade unter der Schlucht, die zum St. Salvatore führt, durchschnitten und floß jetzt (um 6 Uhr) über den steilen Abhang in den Fosso Grande. Doch, wie ich schon gesagt habe, der Lavastrom hatte sich getheilt. Auf unserer rechten Seite gegen Südost machte sich ein anderer, breiterer, doch nicht so tiefer Strom als der, welcher in den Fosso Grande fiel, Bahn gegen die Weinberge zu auf der Seite der großen Durchfahrt nach dem Berge, und fürchterlich würde die Zerstörung in dieser bebauten Gegend gewesen seyn. Glücklicherweise war die alte Lava ein Hinderniß dagegen, die größere Macht der Fluth ging in den Fosso Grande, wo sie leichtern Zugang fand und nicht so zerstörend wirken konnte. Wir kletterten über das Vorgebirge, das beide Ströme gebildet, bis zum Punkt, wo sie sich trennten, und während wir einige Minuten dort verweilten, sahen wir einen vierten Strom fließenden Feuers aus dem Krater hervorquellen und eilig seine Gefährten in der Ebene einholen. Während dieser Zeit dauerte das Auswerfen des Berges ununterbrochen fort, und, wie wir es berechneten und später mit andern Annahmen übereinstimmend fanden, die ungeheuren Massen der Steine wurden fast doppelt so hoch in die Luft geschleudert, als die Höhe des Berges vom Meer aus beträgt, d. i. gegen 7000' hoch. Da jeder Weg nach der Einsiedelei von dieser Seite geschlossen war, kehrten wir an den Rand des Fosso Grande zurück, und von der Reihe immergrüner Eichen, die auf dem höchsten Punkte des Abhanges nach Süden zu stehen, sahen wir auf die strömende Lava herab und ihre Werke. Ihr Lauf füllte den ganzen Paß mehrere Fuß hoch, und die Streifen bebauten Landes gingen vor ihr in Feuer auf, so wie sie ihnen nahe kam. Als der Mond aufging zwischen dem Somma und dem Vesuv und seine ruhigen Strahlen durch das düstere Licht des vulcanischen Feuers warf, hätten wir nur gewünscht, von der lärmenden Menge befreit zu seyn, um den wundervollen Anblick ganz zu genießen. Denn die ganze Seite des Fosso Grande war gedrängt voll Menschen. So eilten wir nach Neapel zurück, und erreichten unsere Wohnung in der Chiaja gegen 10 Uhr, nahmen unser Mittagsmahl ein und gingen dann auf den Ball in der Academia reale. Abwechslung erfreut.

Nach dem Ball hielten wir eine lange Berathung, ob wir gleich wieder nach dem Vesuv gehen oder erst der Ruhe pflegen sollten. Wir wählten das erstere, und machten uns 5½ Uhr des Morgens zu Fuß auf den Weg. Glücklich genug trafen wir auf der Piazza St. Ferdinando eine Carretella, die uns ohne Zögerung bis an die Thore von Resina brachte. Von dort nahmen wir auf Nebenstraßen hinter Pugliano unsern Weg durch Weingärten und Fußsteige, die mir wohl bekannt waren, gerade nach der Mündung des Fosso Grande. Auf unserem Wege bemerkten wir eine Verschiedenheit in den Tönen, welche der Berg hören ließ, die wir vorher nicht wahrgenommen hatten. Es schien zu donnern, und so fanden wir es auch. Denn als wir den untern Theil der Feuersäule des Kraters völlig übersehen konnten, der bisher durch die dazwischenliegenden Hügel uns verdeckt war, sahen wir heftige Blitze, durch den Ausbruch selbst erzeugt, mitten in dem trüben Feuer und den Wolken von schwarzem Rauch. Mit Hülfe des hellen Mondlichtes und ein wenig Localkenntniß erreichten wir Fosso Grande, die Spitze des Lavastromes war 300 Schritte von seiner Mündung; doch wenn auch immer noch in Bewegung, so war diese doch äußerst langsam. Hier sahen wir eine kleine Gruppe von 10 bis 12 Personen, die mit Thränen und Seufzern den Fortschritt der Verwüstung und den Ruin ihres Eigenthums beobachteten, und mit lauten Gebeten zur Jungfrau und St. Gennaro den fernern Fortschritt hemmen wollten. Nahe bei dem Flecke, wo wir standen, hatte die Mauer der Straße, die in den Paß führt, der Lava einstweilen Stillstand geboten, und innerhalb des so beschützten Eigenthums stand der Besitzer, ein armer Bewohner von Resina, dessen Alles mit Vernichtung bedroht war, beschäftigt, die Kastanienpfähle von den Weinranken zu nehmen, um wenigstens sie zu retten. Auch er murmelte, nicht Verwünschungen über sein Mißgeschick, sondern Gebete zu seinem Schutzheiligen. Und sein Vertrauen trog ihn nicht. Die Lava brach die Mauer nicht nieder. Ueberhaupt wurden am Fosso Grande nur gegen sieben Morgen in Allem verwüstet, freilich meist armen Leuten gehörend; die sechzehn Morgen, von denen ich vorher gesprochen bei San Salvatore, gehörten Personen, die den Verlust leichter tragen können.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Eisernes Dampfboot. Am 22 December ließ man zu Glasgow ein eisernes Dampfboot von 145 Fuß Länge und von 25 Fuß Breite vom Stapel. Dasselbe ist für Südamerika bestimmt, ging anfangs nicht über 18 Zoll tief, und wird mit Maschinen und Ladung nur 5 Fuß tief gehen. Dieß Schiff, das ganz besonders für Passagiere bestimmt ist und deren 1000 aufnehmen kann, wird in kurzem nach der Südsee abgehen. (Englische Blätter.)

•

Arsenik im menschlichen Körper. Hr. Orfila hat in einem von der Academie de Médécine vorgelesenen Memoire angekündigt, daß vermittelst eines neuen Verfahrens der analytischen Chemie jetzt im Fall einer Vergiftung die allerkleinsten Quantitäten Arsenik erkannt werden können. (Echo du Monde Savant vom 9 Februar.)

•

Fossile Affenknochen. Hr. Marcel de Serres hat, ohne seine Quelle zu nennen, angezeigt, daß der dänische Naturforscher Lund kürzlich in einer Knochenhöhle in Brasilien die Reste einer untergegangenen Affenart gefunden habe. (ibid.)

•

Negereinfuhr in Brasilien. Nach dem Standard sollen im vorigen Jahre nicht weniger als 52.000 eingeführt worden seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 54.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

23 Februar 1839.

Ueber die Verbindung zu Land zwiſchen Angola und Mozambique oder der Oſtküſte von Afrika.

Verſchiedene Schriftſteller und Geographen, welche über die portugieſiſchen Beſitzungen in Afrika geſchrieben, wozu beſonders Malte-Brun und Bory de Saint-Vincent gehören, haben die irrige Meinung verbreitet, als ſey die Communication zwiſchen der Weſt- und Oſtküſte ſehr leicht und ſogar frequent durch die Portugieſen unterhalten. Dieſes zu berichtigen ſey nun der Zweck des gegenwärtigen Aufſatzes, welchen auch ſchon der portugieſiſche Geſchichtſchreiber Jozé Accurſio das Neves in ſeinem Werke Considerações Politicas e Commerciaes sobre os descobrimentos e possessões dos Portuguezes na Africa e na Asia, Lisboa 1830, beſonders behandelt hat, und woraus wir die Hauptſachen entlehnen: „Den erſten Verſuch eine Communication zwiſchen den beiden Küſten zu eröffnen, machte der Gouverneur von Angola, D. Manoel Pereira Forjás, ums Jahr 1606. Balthaſar Pereira de Aragao, ein furchtloſer, kühner Militär, wurde mit dieſer Expedition beauftragt; allein ſchon auf dem Marſche begriffen, ſah er ſich genöthigt, umzukehren, um dem Fort von Cambambe zu Hülfe zu kommen, welches von aufrühreriſchen Negern belagert wurde. — Darauf machte einen zweiten Verſuch der Gouverneur D. Francisco Innocencio de Souſa Coutinho, allein ohne Erfolg, worauf deſſen Enkel, D. Rodrigo de Souſa Coutinho (Graf Lindares), als derſelbe in das Marineminiſterium trat (im Anfange dieſes Jahrhunderts), ſogleich die Befehle ertheilte, einen dritten Verſuch zu machen, und ſeine Ausführung wurde dem Mathematiker Francisco Jozé de Lacerda Almeida übertragen, der zugleich auch zum Gouverneur am Rio de Sena (Oſtküſte) ernannt wurde, von wo aus die Expedition ausgehen ſollte. Lacerda reiste von Liſſabon ab, mit allen nöthigen mathematiſchen Inſtrumenten verſehen, und ſobald er in ſeinem Gouvernement ankam, ſuchte er ſich alle möglichen Nachrichten über das Innere des Landes zu verſchaffen. (Nachrichten, welche wir wegen ſo mannichfaltigen Intereſſes weiterhin beſonders mittheilen werden.) Er trat ſeine Reiſe nach dem Innern von Afrika mit dem größten Enthuſiasmus an, und rückte bis ins Land des Königs Cazembe vor, welches in der Mitte zwiſchen den beiden Küſten zu liegen ſcheint, ohne auf Hinderniſſe zu ſtoßen; hier aber war ſeiner Reiſe ein Ziel geſetzt: er ſtarb an den Folgen klimatiſcher Einflüſſe. Er hinterließ eine Reiſeroute, die jetzt aber nirgend mehr aufzufinden; auch ſoll er eine Art Teſtament hinterlaſſen haben, worin er ſeine Begleiter aufforderte, die Reiſe fortzuſetzen und bis zu ihrer Beſtimmung vorzudringen, der ſie aber keine Folge leiſteten, ſondern auf demſelben Wege zurückkehrten, auf dem ſie gekommen waren. Die nachherigen politiſchen Ereigniſſe in Europa verhinderten, daß der Graf Lindares, dieſer rege Geiſt für Schaffung und Entdeckungen, von dem Innern Afrika's abgeleitet wurde. Der Graf Porto Santo, der im Jahre 1806 Gouverneur von Angola wurde, brachte abermals dieſes Project zur Sprache, und bediente ſich dazu eines gewiſſen Miliz-Oberſtlieutenants, Francis Honorato da Coſta, eines praktiſchen Mannes in Kenntniß des Landes und ſonſtigen Kenntniſſen, der ganz zurückgezogen in dem Präſidium von Pungoandongo wohnte. Dieſer wurde nun zum Director des Marktes von Caſſange, in dem Bezirke des Herrſchers Jaga, ernannt, welches der weitentfernteſte Regulus oder Häuptling in nordöſtlicher Richtung war, welcher portugieſiſcher Vaſall iſt; dieſes ſetzte ihn in den Stand, die Nation der Molinas kennen zu lernen, und ſich in Verbindung mit dem Häuptlinge Muata Yambo zu ſetzen. — Caſſange liegt, wie geſagt, nordöſtlich von Angola; jenſeits Caſſange kommt man über einen großen Strom, den man für den Rio Zaire hält, und jenſeit dieſes Fluſſes leben die Molinas, wo Muata Yambo regierte. Dieſer Herrſcher ſchickte an den Gouverneur von Angola eine Geſandtſchaft, die mit großem Ceremoniel empfangen wurde. Durch dieſe, ſo wie durch die Kundſchafter des Honorato erfuhr man etwas Näheres über das Innere des Landes; beſonders auch, daß dieſer Stamm mit der Oſtküſte im Verkehr ſtehe, was man auch aus den Geſchenken ſchließen konnte, welche die Geſandten überbrachten, und die nur auf jenem Wege zu ihnen gelangt ſeyn konnten. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr man auch etwas über den Herrſcher von Cazembe, wo Lacerda ſein Leben geendigt, und daß dieſer König Tributair des Königs Muata Yambo

ſey, und daß ſein Tribut in Salz beſtehe, welches von der Oſtküſte komme. — Durch dieſe Nachrichten ermuthigt, ſchickte derſelbe ſeine Emiſſäre ab, und während deſſen dieſe nun mit dem Befehl, ohne Aufenthalt bis nach Mozambique vorzudringen, ſich auf der Reiſe befanden, ging ſein Gouvernement zu Ende. Er kehrte nach Portugal zurück, ohne je wieder etwas von den abgeſchickten Menſchen gehört zu haben.

(Fortſetzung folgt.)

Reiſeſkizzen aus Rußland und Polen.

Die Bewohner von Wolhynien und Podolien.

Die Polen.

(Schluß.)

Eben ſo wurden die griechiſch-ruſſiſchen Biſchöfe aus dem Reichsrath entfernt, die ihnen und folglich der Geiſtlichkeit gehörigen Güter kamen unter allerlei geheimen und offenen Vorwänden, oder gar mit Gewalt allmahlich in die Hände der Jeſuiten und der übrigen Mönchsorden. Die Geiſtlichen wurden in vollſtändige Abhängigkeit von den katholiſchen Gutsbeſitzern und ihren jüdiſchen Pächtern geſtellt. Selbſt die Bezahlung für den Vollzug prieſterlicher Handlungen erhielten ſie nur nach den Beſtimmungen der erſtern, und Lebensmittel konnten ſie ſich nur von den letztern verſchaffen. Sie durften nirgends Branntwein kaufen, als von dem jüdiſchen Localpächter, und nirgends Getreide mahlen, als in der Bannmühle. Wegen Verletzung dieſer Verordnungen durfte der Jude im Vorrathshaus der Geiſtlichen die Thüre einſchlagen, und Mehl und alles Korn herausnehmen.

Ueberhaupt waren alle Einrichtungen und Verordnungen der Polen darauf gerichtet, daß die Ruſſen in äußerſter Armuth verbleiben und unaufhörliche Erniedrigungen erfahren ſollten, ſo daß ſie kein anderes Mittel zur Verbeſſerung ihres Zuſtandes hätten, als den Wechſel ihres Glaubensbekenntniſſes. Viele Adelige, namentlich die Ehrgeizigen und Kleinmüthigen, ſagten ſich zuerſt von der griechiſch-ruſſiſchen Kirche los. Durch ihren verderblichen Einfluß und ihr Beiſpiel zogen ſie ſämmtliche Diener nach, die ſie gewöhnlich unter den Bauern auswählten. Nicht ſelten wurde zur Belohnung für die Glaubensveränderung Leuten vom niederſten Stande, ſelbſt Bauernknechten, die Adelswürde verliehen. So vermehrte und verbreitete ſich in den weſtlichen Gegenden Rußlands ein beſonderer Schlachtitzenſtand, ohne Verdienſte, ohne Bildung und größtentheils ohne Grundeigenthum, ein Stand, der dem Müßiggang ergeben war, aber lange die gleichen Rechte mit dem eigentlichen Adel genoß.

In dem Maße, als der lateiniſche Glaube unter dem Adel ſich ausbreitete, erhoben ſich mitten in den griechiſch-ruſſiſchen Dörfern reiche und prächtige katholiſche Kirchen, die abſichtlich neben den ärmlichen, mit Stroh gedeckten ruſſiſchen Kirchen errichtet wurden, um dieſe letztern herabzuſetzen und das leicht durch äußern Glanz verlockte gemeine Volk zu blenden. Einen nicht minder ſtarken Schlag erhielt die griechiſch-ruſſiſche Kirche durch die Unterwerfung der Bauern vom griechiſchen Bekenntniß unter die katholiſche Geiſtlichkeit, welche dieſelbe unter dem Vorwande von Vergabungen und Schuldvergleichungen heraus lockte. Einmal im Dienſte katholiſcher Geiſtlichen und Mönche, und von dieſen bei kirchlichen Proceſſionen verwendet, gewöhnten ſie ſich, willig oder unwillig, allmählich an die Gebräuche der fremden Kirche. Der Einfluß der katholiſchen Geiſtlichkeit erſtreckte ſich auch auf griechiſch-ruſſiſche Dörfer, wo ſie als Gutsbeſitzer im Stande waren, ſich in die Familienangelegenheiten und in das Wirthſchaftsweſen einzumiſchen.

Die Polen bemühten ſich durch alle möglichen Mittel, die Ruſſen in Unwiſſenheit und Rohheit zu erhalten, um deſto leichter über ſie zu herrſchen. Selbſt dem ruſſiſchen Adel und der Geiſtlichkeit wurden alle Mittel zur Bildung entzogen. Kinder griechiſch-ruſſiſcher Eltern konnten nur in den von Jeſuiten und andern Mönchsorden geleiteten Unterrichtsanſtalten eine Erziehung erhalten, aber aus dieſen Anſtalten kehrten ſie nach Hauſe zurück mit verdorbenen Begriffen über ihren eigenen Glauben, mit fremdem Herzen und einer neuen Sprache, denn die ruſſiſche Sprache wurde aus den Geſellſchaften, aus den Städten und aus den Gerichtshöfen verdrängt; alle Decrete, Geſetze und Aktenſtücke wurden nur in polniſcher Sprache abgefaßt. Das polniſche Geſetz über die Ehen zwiſchen Katholiken und Diſſidenten, und die Vorſchrift, die Söhne in der Religion des Vaters, die Töchter in der der Mutter zu erziehen, konnten gleichfalls bei allem günſtigen Anſchein nur der griechiſch-ruſſiſchen Kirche ſchaden; die ſcheinbare Duldung konnte nur dem ſtärkern Theile, und dieß war hier der katholiſche, zu Gute kommen: die nothwendige Folge war entweder eine Hinneigung zur lateiniſchen Kirche oder Streit und Unfrieden in der Familie.

Die am Ende des 16ten Jahrhunderts eindringende Union gab den Katholiken neuen Anlaß zur Bedrückung der griechiſchen Kirche: ſeit dieſer Zeit wurden der griechiſch-ruſſiſchen Geiſtlichkeit unaufhörlich Kirchen entriſſen, manchmal unter dem Vorwand der Union, manchmal unter gar keinem Vorwand und völlig mit Gewalt. Die dieſer Geiſtlichkeit gehörigen Güter wurden von den Jeſuiten und andern Mönchsorden an ſich genommen. Viele Ruſſen, Geiſtliche und Laien, welche ſich nicht mit dem griechiſch-unirten Gottesdienſt vereinigen wollten, erlitten einen wahrhaften Märtyrertod.*) Und dieſe grauſamen Maßregeln dauerten trotz der lauten Klagen der griechiſch-ruſſiſchen Landboten auf dem Reichstag in Warſchau und trotz der kräftigen Vorſtellungen der ruſſiſchen Kaiſer von Peter dem Großen an fort, bis Weißrußland und die ſüdlichen Gouvernements wieder von Polen abgeriſſen wurden.

*) Hierüber haben ſich in dem moskauiſchen Archiv des Fremdencollegiums officielle Aktenſtücke erhalten, die zum Theil auch in Bantyſch Kamenski's Geſchichte der Union veröffentlicht wurden. Man kann nicht ohne Schauder die Strafen leſen, die von den Katholiken und der griechiſch-unirten Geiſtlichkeit und Schljächta ausgeſonnen wurden. Man riß die Geiſtlichen vom Altare weg, peitſchte ſie mit Ruthen, trieb ihnen mit Schwefel gefüllte Spitzen in den Leib und zündete ſie an, zerrieb ſie mit Eiſeln u. ſ. w. Der polniſche Magnat, Fürſt Sapieha, wandte ſich vergebens an die Biſchöfe um Verhinderung dieſer Gewaltmaßregeln: man hörte ihn nicht.

Die ruſſiſche Regierung übergab alles Vergangene der Vergeſſenheit, um aber die herrſchende Kirche in Zukunft gegen ähnliche Verſuche zu ſchützen, erließ ſie beſtimmte und ſtrenge Geſetze gegen Proſelytismus, und verbot die Erbauung katholiſcher Kirchen ohne ihre Erlaubniß. Leider fuhren manche Geiſtliche und Gutsbeſitzer ohne alle Erkenntlichkeit für die Regierung, welche ihnen Freiheit des Gottesdienſtes nach ihrer Weiſe gewährte, und gleichſam abſichtlich die Anordnungen derſelben übertretend, fort, in die griechiſch ruſſiſchen Dörfer zu dringen, und in ihrer Mitte katholiſche Kirchen und Capellen einzig zu dem Zwecke zu erbauen, um die griechiſch-ruſſiſchen Bauern zur Union oder geradenwegs zur katholiſchen Kirche zu bekehren. Nach den ruſſiſchen Reichsgeſetzen liegt in allen Privatdörfern die Vorſorge für die geiſtlichen Bedürfniſſe der Bauern, die Herſtellung der Kirchen und die Verſorgung mit den nöthigen Geräthſchaften den Gutsbeſitzern ob, aber auf den Gütern der katholiſchen Beſitzer mit Bauern von griechiſch-ruſſiſcher Confeſſion blieben trotz der Vermittlung und Fürſprache der griechiſch-ruſſiſchen Geiſtlichkeit dieſe Verordnungen größtentheils unausgeführt; daher kommt es, daß in Weißrußland und in den ſüdlichen Gouvernements faſt allenthalben nur ärmliche, hölzerne, mit Stroh gedeckte Kirchen angetroffen werden, die kaum den dritten Theil der Gemeinde faſſen können, während neben ihnen prächtige römiſch katholiſche Kirchen mit einer zahlreichen Geiſtlichkeit, welche großentheils auf Koſten der griechiſch-ruſſiſchen Bauern erhalten wird, leer ſtehen.

Trotz allen hier aufgezählten Hinderniſſen und Gewaltmaaßregeln, die geheim und offen zur Vernichtung der orientaliſchen Kirche geübt wurden, hat der größte Theil der Einwohner von Weißrußland, Podolien und Wolhynien bis zur Wiederabreißung dieſer Provinzen von Polen ihren Glauben in ſeiner ganzen Reinheit bewahrt, und die auf den Trümmern ruſſiſcher Tempel erbauten katholiſchen Kirchen und Klöſter haben an vielen Orten noch bis jetzt durchaus nur eine griechiſch-ruſſiſche Bevölkerung um ſich her. In Podolien zählt man 1500 ruſſiſche Kirchen, und nur 180 katholiſche Kirchen und Capellen, in Wolhynien gleich viel ruſſiſche und nur 84 katholiſche.

Der neueſte Ausbruch des Veſuvs.

(Schluß.)

Doch wir eilten weiter, um die Einſiedelei noch vor Sonnenaufgang zu erreichen. Dieß geſchah auch durch einen ziemlich langweiligen Weg durch die Wälder zwiſchen Foſſo Grande und Foſſo Betrano. Unterwegs trafen wir nur drei Franzoſen mit ihren Führern, die Letzten, die von den Höhen zurückkehrten, und uns war es nicht unangenehm, uns allein auf dem Berge zu wiſſen. Nach einem ſchnell eingenommenen Frühſtück in der Eremitage gingen wir längs dem Rande des Berges weiter, was der immer noch wehende heftige Nordwind möglich machte, indem er Rauch und Steine auf die andere Seite trieb. Unſer Plan war — und er gelang uns ganz — um den Berg herumzugehen beim Canale d'Arena im Rücken des Kegels und nach Boſco Reale und Torre dell' Annunziata hinabzuſteigen. Doch jetzt ſind wir immer noch auf dem Rücken des Berges, nicht weit vom hölzernen Kreuz. Wir ſtanden eine Weile ſtill und blickten zurück: unter uns die ruhige Landſchaft, über unſern Köpfen das wüthende Toben, dann wandten wir unſere Augen ab von dem ſanften Mondlichte, das auf den Waſſern des Golfes ruhte, und auf die rothglühenden Steinpyramiden, die, wie ſie aufſtiegen, die Geſtalt von ungeheuren gothiſchen Spitzbogen annahmen, und auf die zuckenden Blitze, die in dem ganzen prächtigen Bogen von ſchwarzem Rauche, der ſich jetzt vom Veſuv bis zum Monte St. Angelo erſtreckte, hin und wieder leuchteten. Wie wir ſo ſtanden, erhob ſich die Sonnenſcheibe, die ſchon einige Zeit über dem Horizonte ſtand, aber noch nicht ſichtbar für uns geweſen war, langſam über den Rand des Kegels, während ihre Strahlen, von dem lichtern Rauch aus den Lavaſtrömen entzündet, den Gipfel erreichten und eine Glorie im Mittelpunkte des Bogens bildeten. Alles dieß, in Verbindung mit dem Brüllen des Berges und den fortdauernden Donnerſchlägen, gab eine Scene, die keine menſchliche Sprache darſtellen kann. Eben ſo impoſant war es, als wir ins Thal traten, und nach und nach Alles aus dem Geſichte verloren, außer dem Kegel mit ſeiner Feuerſäule und den gegenüberſtehenden ſchroffen Abgründen des Monte Somma. Damals befanden wir uns unmittelbar unter der aufſteigenden Rauchſäule, und bei jeder neuen Exploſion konnten wir die Bildung ihrer Gewölbe beobachten, die, trotz des Feuers unter ihnen, ſchwarz wie Erebus waren, außer wenn ſie von den lebhaften Blitzen erleuchtet, während ſie von außen gegen Oſten glänzend vergoldet wurden durch die Strahlen der Morgenſonne. Wie wir weiter kamen, fanden wir viele Fragmente von Lava, welche nach ihrer Hitze erſt vor kurzem gefallen ſeyn konnte. Wir maßen den einen, der nach ſeiner irregulären Form einen feſten Würfel von fünf Kubikfuß würde gebildet haben; ein anderer, deſſen Umfang, wie wir ihn umſchritten, 24 Schritte betrug, lag noch rauchend im Sande.

Als wir aus dem Paß heraustraten und die öſtliche Seite des Berges erreichten, kamen wir an den breiteſten der drei Lavaſtröme, die auf der entgegengeſetzten Seite von Neapel hinabgefloſſen waren. Dieſer Strom war genau der Lava gefolgt, welche 1854 die Dörfer zerſtörte. Ein anderer Strom, der mehr ſüdlich herabgekommen war, hatte ſich etwas unterhalb des Fußes des Kegels mit ihm vereinigt, noch ein anderer weiter hin hatte die Richtung nach Torre dell' Annunziata genommen. Jetzt entfaltete ſich die herrliche Brücke von Rauch völlig über unſern Köpfen. Vor dem Aſchenregen, der immer noch niederfiel und den Hauptſtrom der Lava unſern Blicken entzogen hatte, wußten wir anfangs nicht, ob er wie 1854 an der Seite des Berges herausgebrochen oder über den Rand des Kraters gequollen war. Später fanden wir das letztere. Den letztgenannten Strom verfolgten wir, bis er an den Punkt kam, wo er ſeine letzten Anſtrengungen durch die frühere Lava machte, ungefähr eine Meile von dem Orte, wo die Dörfer verſchüttet wurden. Der gegenwärtige Strom hat ſich weiter als ſein Vorgänger gegen Oſten ausgebreitet, doch keinen andern Schaden gemacht, als einige der Zwergeichen zerſtört, die dieſe Seite des Berges zum großen Theil bedecken. Als wir bei ihm und dem andern Strome, der faſt ſchon ſtand, vorübergegangen waren, ſtiegen wir den ſanften Abhang gegen Boſco Reale hinab, nahmen in dem Ort einen kleinen Imbiß zu uns und ſetzten unſern Weg nach Torre dell' Annunziata fort. Halbwegs zwiſchen Boſco und Torre wurde der Aſchenregen dichter; am Begräbnißplatze lag die Aſche mehr als einen Fuß tief

in Torre wenigstens zwei. Der Anblick dieser Stadt war höchst traurig. Die Einwohner kehrten die Asche von ihren Dächern, damit sie nicht von der Last eingedrückt werden möchten, und in den Straßen ließen die so entstehenden Aschenhaufen auf beiden Seiten, selbst in der Hauptstraße, kaum Raum für die Wagen. Obgleich die herabfallenden Steine jetzt kleiner waren als im Anfange des Ausbruchs, so fielen sie doch immer noch in großer Anzahl, und das Ganze gab keine unrichtige Idee vom Schicksale Pompeji's. Wir verschafften uns ein Gurricolo, und eilten, so schnell es der Weg erlaubte, der auf dem Berge über der Stadt dick mit Asche bedeckt war, in meine Wohnung nach Resina, wo — Dank sey dem Winde! — nichts gelitten hatte, und nach kurzer Rast nach Neapel, das wir gegen 5 Uhr Nachmittags erreichten.

Ich habe nur wenig noch hinzuzufügen. Weitere Lavaergüsse erfolgten nicht, obgleich der Stein- und Aschenregen in gleicher Stärke bis am Morgen des 4 Januars fortdauerte. An diesem Tage sah man wenig Feuer, doch viel Rauch und Asche. Am 5 und 6 nahm auch dieß ab, und gestern, als Alles ruhig war, wurde der kaum noch glühende Vesuv mit Schnee bedeckt, der Ausbruch erstarb nach und nach. Die äußere Form des Kegels ist fast nicht verändert, innen ist der Krater gegen Süden mit den herabgefallenen Steinen erfüllt. Der Schaden ist unbedeutend, den der Ausbruch verursacht hat, wenn man nicht die Mühe rechnet, die das Wegschaffen der gefallenen Asche machen wird, wo besonders die Bewohner von Castellamare und Torre dell' Annunziata ernstlich betheiligt sind. Gestern ging ich über die Lava unter der Eremitage und werde es auch heute thun, um Ihnen einige Proben davon zu schicken, wie ich auch verspreche, alle fernern Details Ihnen mitzutheilen, die mir über den letzten Ausbruch zu Ohren kommen. Der Ihrige u. s. w.

Neapel, den 5 Januar.

Ich schreibe Ihnen während eines Ausbruchs des Vesuvs, auf den wir schon lange vertröstet waren. Am Morgen des ersten Tages im Jahre fing unser feuriger Nachbar im Ernst an furchtbare Massen schwarzen Rauches auszustoßen, wodurch er uns seinen Willen zu verkündigen geruhte, denn ein leichter Wind von Südwest bedeckte bald das Pflaster mit feiner Asche. Der Ausbruch hielt bis zum Abend des 2 an; die Rauchsäule wurde nach und nach am Tage grauer, doch sobald die Sonne untergegangen, war das Schauspiel wahrhaft erhaben und prächtig. Der glühende Ofen innen wirbelte seine Flammen weit über den Gipfel des Berges empor, und der qualmende rothglühende Rauch schoß zu einer ungeheuren Höhe auf, wenn er sich aufrollte und ausbreitete, große Massen glühender Asche und heißer Steine weit hinstreuend, die jedoch im Allgemeinen und glücklicherweise in oder um den Krater zurückfielen. Ein neuer Krater erschien an dieser Seite, und die Lava quoll hervor und stürzte als ein Feuerstrom den Berg hinab, eingehüllt in weißen Rauch, während die großen Dampfsäulen auf dem Gipfel in allen Farbenstufen vom dunkeln Schwarz zum Lichtgrau strahlten, und die großen Feuersbrünsten eigene Färbung verbreiteten, die man kaum auf die Leinwand übertragen kann. Am Abend des 5 stieg der Rauch noch fortdauernd auf, doch das Feuer schien durch die ausströmende Lava u. s. w. gestillt. Natürlich war alles, was nur kriechen konnte, begierig, die Sache näher zu sehen, und zahllose Menschenmassen eilten zum Berg. Und so wird es Ihnen nicht auffallen, daß auch ich, obgleich noch sehr schwach, mich mit meinem Diener auf Maulthieren den Zügen anschloß. Sie können denken, daß mich der Anblick höchst befriedigte. Das Murren des Berges, das Aufrauschen der ungeheuren Säulen machte bei dem Gefühle der drohenden Gefahr einen tiefen Eindruck. Wir verbrannten uns die Finger und rösteten unsere Gesichter, wie wir es wünschten. Der Ausbruch hört jetzt nach und nach auf, und obgleich das Unglück nicht so groß seyn soll im Vergleiche mit dem von 1834, so soll er doch ein weit schöneres Schauspiel, namentlich für Neapel, dargeboten haben, da die Lava damals von hier aus nicht gesehen werden konnte. Wenige Weinberge sind nur bis jetzt verwüstet worden. Die Straße längs den Ufern der Bucht ist 12 Zoll hoch mit Asche bedeckt, da die Veränderung des Windes nach dem ersten Tage sie nach der See zuführte.

Miscellen.

Einsteher in der französischen Armee. Es ist keine gleichgültige Sache, ob in einer Armee, welche durch die Conscription erhalten wird, die Zahl der Einsteher, Stellvertreter, remplaçans, groß oder klein ist, und es ist immer interessant zu wissen, ob in einem Lande sich viel oder wenige dem persönlichen Kriegsdienst entziehen. Die französischen Blätter theilen hierüber Folgendes mit: Die Altersclasse von 1835, welche im Jahre 1836 formirt wurde, hatte am 1 Januar 1837 6497 Einsteher, als aber von dieser Classe 62,000 Mann zur Armee berufen wurden, stieg die Zahl auf 14,038; hievon hatten 5138 schon gedient, die andern traten zum erstenmal ins Militär. Die Altersclasse von 1836, von welcher am 1 Januar erst eine kleine Anzahl unter die Waffen gerufen war, hatte bis zum 1 Januar 1838 nur 6957 Einsteher. Im Ganzen beträgt die Zahl der Einsteher unter 266,641 Unterofficieren und Soldaten nicht weniger als 62,547, oder beinahe den vierten Theil; von diesen waren 14,129 vorher schon Soldaten gewesen.

*

Abdruck von Kupferplatten en Relief. Die russischen Journale zeigen an, daß es dem Prof. Jacobi in Petersburg gelungen ist, die feinsten Züge einer Gravure auf Kupfer en Relief aufs genaueste wiederzugeben, indem er sie auf andere vermittelst eines galvanischen Verfahrens zubereitete Platten überträgt. Der Kaiser hat die nöthigen Fonds zur Vervollkommnung dieser Entdeckung angewiesen.

*

Kupographie. Der bekannte J. Prinsep drückt jetzt Münzen unmittelbar ab, indem er sie mit einer Art Druckerschwärze überzieht und nur die Schrift frei läßt. Er hat seiner Erfindung den obigen Namen gegeben. (Asiatic Journal. Februar.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 22 u. 23** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Strauß's Leben Jesu in England und Frankreich.** (Schluß.) — **Französische Geschichtschreiber der Gegenwart.** (Fortsetzung.) — **Miscellen.**

In den Monatsmonat dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Bogen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes ganzjährig 6 fl., halbjährig 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 55.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Februar 1839.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Die Bewohner von Podolien und Wolhynien.

Die Griechisch-Unirten.

Der erste Grund zur Vereinigung der jetzigen Griechisch-Unirten mit der römischen Kirche wurde auf der Kirchenversammlung zu Florenz fünf Jahre nach der Eroberung von Konstantinopel durch die Ottomanen gelegt. Unter den Deputirten der orientalischen Kirche befand sich auch der Metropolit von Kiew, Isidor, aber die dort getroffenen Anordnungen wurden von der moskauischen Geistlichkeit verworfen, welche weder im Glück noch im Unglück den Glauben ihrer Väter wechseln wollte. Umsonst wandte sich der römische Hof an Czaar Iwan den Schrecklichen, der Jesuit Possevin mußte unverrichteter Dinge aus Rußland abziehen. Inzwischen hatte die polnische Regierung schon Gesetze vom Papst angenommen, der Stuhl des Patriarchen war zertrümmert, und die russische Kirche in Litthauen und Podolien blieb ohne Schutz. Um diese Lage der orientalischen Kirche zu benützen, sparten Clemens VIII und König Kasimir III weder Lockungen noch Drohungen: den ehrgeizigen Würdeträgern versprach man besondere Rechte und Privilegien, und auf die Furchtsamen wirkte man mit Schrecken, indem man den Fall des östlichen Reichs der rächenden Hand Gottes, welche die Ketzerei und den Abfall von den Satzungen des Florentiner Conciliums strafe, zuschrieb. Die Kleinmüthigen glaubten, sie hätten zu wählen zwischen Knechtschaft unter Mohammed und der Herrschaft des römischen Hofs, die schon schwer genug auf Europa lastete; sie zogen die letztere vor. Im J. 1595 zogen Hypati Pozei, Bischof von Wladimir und Beresten, und Cyrill Terlecki, Bischof von Luzk und Ostrog im Namen des Metropoliten in Kiew, Michael Ragosa, und einige andere Archiereis nach Rom, und küßten Clemens VIII den Pantoffel.

Der Papst triumphirte, und, wie er selbst in einem Schreiben an den russischen Erzbischof und die Bischöfe sagt, seine Freude ließ sich nicht mit Gedanken fassen, noch mit Worten ausdrücken. Unter Anderem ist darin bemerkt, daß die russischen Gebräuche und Cerimonien, als das Wesen des katholischen Glaubens nicht angreifend, in demselben Stande verbleiben sollten, in dem sie durch das florentinische Concilium gestellt waren, d. h. ohne alle Veränderung, und der Papst bat den König Sigismund, die Griechisch-Unirten unter seinen besondern Schutz zu nehmen, und ihren Bischöfen besondere Vorrechte zu geben, namentlich den Sitz im Reichsrathe.

Die Anhänger der griechisch-russischen Kirche wurden von dem Gerücht dieses neuen, ungewöhnlichen Ereignisses wie von einem Donnerschlage getroffen. Geistliche und Laien waren gleich unzufrieden, daß einige Privatpersonen, ohne Vorwissen und Zustimmung des Volks und der geistlichen Behörden, sich von dem Gehorsam gegen ihren eigentlichen Hirten, den Patriarchen von Konstantinopel, losgesagt, von woher Rußland die Taufe und die Kenntniß des Evangeliums erlangt, und über 600 Jahre von den dort geweihten Metropoliten regiert worden war. Von den Geistlichen erließ der Bischof von Lemberg, Gideon Balaban, noch am 1 Julius 1595, alsbald nach der Abreise Pozei's und Terlezki's nach Rom, eine schriftliche Proclamation gegen ihr freies Vorhaben: „weder ich," sagte er, „noch andere, haben je hierüber weder an den römischen Papst, noch an des Königs Majestät geschrieben, und wenn solche Briefe jetzt geschrieben werden, so ist dieß hinterlistig gehandelt. Denn die Unterschrift wurde auf einem leeren Pergament gegeben, nicht zum Behufe der Union, sondern für eine andere Sache, und einigen derselben von der am 24 Junius 1594 zu Brzesc abgehaltenen Kirchenversammlung anvertraut. Von den Laien protestirte Fürst Konstantin von Ostrog, Woiwode zu Kiew, durch Reichthum, Tapferkeit und seine Senatorenwürde vor Andern ausgezeichnet, und im Besitze der vollen Achtung von Geistlichen und Laien, gleichfalls schriftlich am 25 Julius 1595, daß die Union ihm niemals in den Sinn gekommen sey, und daß er sie nicht annehmen, sondern verwerfen werde. Der Metropolit Ragosa und der mit ihm gleichgesinnte Bischof Pozei bemühten sich, in vielen Briefen den Fürsten von Ostrog zu überzeugen, daß auch sie an die Union nicht dächten. Sichtlich scheuten sich diese Apostaten durch ihr Bekenntniß den frommen Mann zu kränken, oder sie fühlten Gewissensbisse und fingen schon an, zu schwanken, ob

sie ihren Abfall bekannt machen sollten; aber sie waren durch einen Eid gebunden, und sahen sich endlich genöthigt, eine Kirchenversammlung nach Brzesc Litewski zu berufen, unter dem Vorwande, zwischen denen, welche die Union angenommen hatten, und denen, die sie verwarfen, eine Aussöhnung zu bewerkstelligen.

Auf dieser Kirchenversammlung waren, nach Vorschrift des Papstes, drei lateinische Bischöfe und die königlichen Gesandten anwesend. Diese versuchten dieselbe zur Vereinigung mit Rom zu bewegen, und stellten ihnen des Königs Willen deßhalb vor; sie aber dankten dem König für seine Obsorge und erklärten, sie könnten die in Rom geschehene Vereinigung nicht annehmen, und ohne den Willen des Patriarchen von Konstantinopel keine Aenderung im Glauben treffen. In Folge dessen erklärten sie den Metropoliten Michael Ragosa, nebst allen vom wahren griechisch-orientalischen Glauben abgefallenen geistlichen Häuptern (Wladyken) ihrer Aemter verlustig, und zugleich wurden Deputirte an den König gesendet, mit der Bitte, daß er den Gesetzen, Privilegien und Constitutionen gemäß, welche die Freiheit des griechischen Glaubens in Polen bestätigen, alle Bischöfe, welche die Union angenommen hätten, aus ihren Sitzen vertreiben und andere aus der Mitte der Rechtgläubigen gewählte an ihre Stelle ernennen möge. Der König gewährte nicht nur diese Bitte nicht, sondern gab auch strengen Befehl, keinen Sendboten des Patriarchen zu Konstantinopel in die Gränzen des Reichs zuzulassen.

Von dieser Zeit an stieg die Zahl der Griechisch-Unirten von Tag zu Tag, und mit ihnen auch der Haß gegen die ihrer Kirche Treugebliebenen. Aus einer rührenden und kräftigen Rede des Landboten und Schenken von Wolhynien, Laurentius Drewinski, die im J. 1620 auf dem Reichstag vor dem Throne Sigismunds III gehalten wurde, geht hervor, daß schon zu jener Zeit, d. h. 25 Jahre nach Einführung der Union, in der Woiwodschaft Krakau die griechisch-russischen Kirchen versiegelt, die geistlichen Güter geraubt und die Klöster zu Viehställen umgewandelt waren; in Minsk, Mohilew, Orsza und andern Städten an der Gränze des moskowitischen Reichs waren gleichfalls die Kirchen versiegelt. In Lemberg durften die Griechisch-Russischen nicht mehr Bürger werden, Kaufmannschaft treiben und in die Zünfte sich einschreiben lassen. Die Leichen wurden ohne alle kirchlichen Ceremonien aus den Städten geschafft; in Wilna durfte man die Leiche eines verstorbenen frommen Mannes nur zu dem Thore hinaustragen, zu welchem man den Unrath aus der Stadt schaffte.

Die bedeutendsten Klöster und Pfarrkirchen mit reichen Fundirungen, wurden alle von den Unirten an sich gerissen, das Höhlenkloster in Kiew selbst, dieser kostbare Pflanzgarten der griechisch-russischen Kirche, wo die wichtigsten Denkmale und Heiligthümer derselben aufbewahrt sind, stand eine Zeit lang unter der Leitung des Renegaten Michael Ragosa, und nur in Folge der kräftigen Forderungen der Landboten aus den russischen Woiwodschaften und Provinzen wurde es durch die Constitution des Jahres 1607 auf dem Reichstag zu Warschau seiner frühern Bestimmung zurückgegeben.

Zu Civilämtern wurden würdige und gelehrte Männer bloß darum nicht zugelassen, weil sie der Union nicht geneigt waren. Griechisch-russische Geistliche und Mönche wurden gefangen gesetzt und gemartert, und das Volk, das sich außerhalb der Stadt in besonders dazu erbauten Hütten zum Gebet versammeln wollte, auseinander getrieben. Um das griechisch-russische Glaubensbekenntniß offenkundig zu demüthigen, wurde der für die Proceßführenden des griechischen Glaubensbekenntnisses bestimmte Tag der arianische genannt, und ihre Processe in das arianische Register eingeschrieben; diese Lästerung hörte nicht eher auf, als durch die Constitutionen der Jahre 1678 und 1685, als die polnische Regierung durch ihre politischen Verhältnisse zu Rußland sich hiezu veranlaßt fühlte.

Die heftigsten Verfolger der griechisch-russischen Kirche waren die griechisch-unirten Geistlichen. Unter diesen schlug ein Erzbischof von Polozk, nachdem er alle Mittel gegen die der Union Widerstrebenden erschöpft hatte, endlich in einem seiner Briefe an den Kanzler von Litthauen, Leo Sapieha, vor, sie alle aus dem Reiche zu vertreiben. Die Zeit hat uns die Antwort dieses Magnaten aufbehalten, der durch seinen Verstand und seine Bildung wohl der Lehrer der fanatischen Priester hätte seyn können. „Wäre doch," schrieb er, „diese furchtbare Gesetzlosigkeit nie über unser Vaterland gekommen! Schon längst hat sich die römisch-katholische Religion in diesen Gegenden festgesetzt, und so lange sie keine Nebenbuhlerin ihrer Unterwürfigkeit gegen den heiligen Vater hatte, so lange zeichnete sie sich durch ihre Friedensliebe und Macht aus; jetzt hat sie aber eine streitsüchtige und unruhige Gefährtin in ihre Gemeinschaft aufgenommen, und hat um ihretwillen auf jedem Reichstag, jeder Volks- und jeder Districtsversammlung zahllose Zänkereien und Beschuldigungen zu erfahren. Besser und nützlicher wäre es für das Ganze gewesen, uns von dieser unruhigen Gefährtin ganz zu trennen, denn nie hatten wir in unserm Vaterlande so viele Streitigkeiten, als diese anscheinend so wohlthätige Union erzeugt hat."

Durch den Tractat von 1686 zwischen Rußland und Polen wurde den Bisthümern Przemyszl, Lemberg, Luzk und Weißrußland freie Ausübung des griechisch-russischen Glaubens ohne alle Bedrückung und Nöthigung zum römischen Glauben oder zur Union zugesichert, aber es waren noch keine 20 Jahre vergangen, so waren die beiden ersten schon mit Gewalt zur Union gebracht, und dasselbe geschah mit dem Bisthum Luzk im Jahre 1713.

Die griechisch-unirten Geistlichen erlangten selbst nicht, was sie forderten und hofften; denn trotz der pomphaften Versprechungen des Papstes Clemens VIII, gewährte ihnen die polnische Regierung doch durchaus keine Auszeichnungen, sondern hielt sie stets in Armuth und Niedrigkeit, um diese Form des Gottesdienstes in den Augen des Pöbels, gegenüber der katholischen herabzusetzen — ein Schicksal, das ihnen eine schon im Jahre 1597 unter dem Namen Apocrisis bekannte Schrift prophezeyt hatte. Nur den Mönchen des heil. Basilius, als den Vollstreckern geheimer Plane der römischen Politik, wurden besondere Vorrechte, und unter Anderm auch das Recht voll-

ſtändigen Ablaſſes aller Sünden ertheilt, wie es die katholiſchen Mönche beſitzen, die ſich um die Bekehrung der Ketzer und Ungläubigen bemühen. Dieſe Mönche waren von den Jeſuiten geleitet, welche auch die Erlaubniß erhielten, in ihren Orden zu treten, und ihre Ordensregeln unter ihnen verbreiteten.

Die Kirchenverſammlung von Zamoisk im J. 1720 zeigte die geheimen Plane in hellem Lichte. Nachdem der römiſche Stuhl die Hauptgrundlagen der florentiniſchen Kirchenverſammlung und der zu Brzeze unterzeichneten Unterwerfungsacte umgeſtoßen, wollte er nun auch das heilige Vermächtniß der orientaliſchen Kirche, die Gebräuche, Dogmen und das Ceremoniell antaſten. Das Project zur Vernichtung aller Unirten in Polen und Litthauen, das im J. 1786 entworfen wurde, enthüllt auch einigermaßen die wahren Abſichten, die man bei der Verlockung des ruſſiſchen Volks zur Union verfolgte. Dieß Project war damals ſchon gedruckt, in alle Woiwodſchaften und Diſtricte, an alle Reichstagsmitglieder und an den Reichstag ſelbſt geſchickt, der ſich bald verſammeln ſollte. Nur der Schutz der Kaiſerin Katharina, welche damals die weſtlichen Provinzen wieder an ſich brachte, rettete die Griechiſch-Unirten vom gänzlichen Untergang.

Als der Erzbiſchof von Minsk, Victor, im Jahre 1794, und der Biſchof von Mohilew, Aſanaſi, im Jahre 1795, durch ihre Rundſchreiben das Volk an ſeinen alten Gottesdienſt mahnten, ertönte die ächte Stimme des Glaubens wieder in den Herzen der Ruſſen, und in kurzer Zeit kehrte über eine Million Einwohner dieſer Gegenden wieder zur griechiſch-ruſſiſchen Kirche zurück. Aber dem Adel in den weſtlichen Gouvernements, der ſeit langer Zeit in dem katholiſchen Glauben befeſtigt war, gelang es in der Folge durch ſeinen Einfluß und durch ſeine Vorſpiegelungen aufs neue, die unter ſeiner Abhängigkeit ſtehenden Bauern zur Union, und einige ſogar zum Katholicismus zu bekehren, ungeachtet der Decrete der römiſchen Congregationen vom Jahre 1724 und 1727 und der Conſtitutionen des Papſtes Benedict XIV aus den Jahren 1743 und 1744, welche den Uebertritt aus dem griechiſch-unirten Glaubensbekenntniß ins lateiniſche verbieten.

Ueber die Verbindung zu Land zwiſchen Angola und Mozambique oder der Oſtküſte von Afrika.

(Fortſetzung.)

Der folgende Gouverneur, Joze de Oliveira Barboſa, genoß die Frucht ſo vieler Bemühungen; er war es, unter deſſen Verwaltung ein Neger, der Officier bei der ſogenannten Compagnie der Henriques war, jene ausgedehnten Landſtriche durchdrang, und Briefe von dem Gouverneur von Mozambique zurückbrachte. Allein die Entdeckung dieſes Wegs war wegen der Qualität des Menſchen, den man dazu gebrauchte, ganz und gar von keinem Nutzen, da derſelbe weder leſen noch ſchreiben konnte, und ganz und gar ohne Kenntniſſe über den politiſchen und commerciellen Zuſtand der Länder, die er durchzogen, keine Bemerkungen zu machen im Stande war, und eben ſo wenig etwas auffaſſen konnte. Durch dieſes Factum wurde bloß gezeigt, daß eine Communication zwiſchen beiden Küſten möglich ſey, daß keine phyſiſchen Hinderniſſe, z. B. ein breiter Strom, ohne Mittel ihn zu paſſiren, eine unüberſteigliche Mauer, oder eine tiefe Kluft ohne Brücke, in den Weg treten, und daß die moraliſchen Hinderniſſe, z. B. die Inhoſpitalität der Völker, auch zu beſiegen iſt; dieſer Umſtand iſt aber wahrſcheinlicherweiſe leichter durch einen unwiſſenden Neger zu beſeitigen, der ſich den Blicken und der Aufmerkſamkeit ſeiner ſchwarzen Landsleute viel beſſer entziehen kann, als durch einen Menſchen von weißer Abkunft, und darum glückte dieſem Neger, was wahrſcheinlicherweiſe noch vielen Europäern mißglücken wird, und deßhalb werden auch wohl noch manche Decennien, ja vielleicht noch Jahrhunderte vergehen, bevor nur die geographiſchen Verhältniſſe des Innern von Afrika, zwiſchen den beiden portugieſiſchen Beſitzungen von Angola und Mozambique, aufgeklärt ſeyn werden, und noch weniger über die Völkerſchaften, welche dieſe Gegenden bewohnen, und wovon mehrere, unter andern die barbariſchen Jagas, Nomaden ſind, die weder ſäen, noch ernten, auch keine Viehzucht treiben, ſondern einzig von Raub und Krieg gegen Menſchen und Thiere leben. Malte-Brun erzählt von dieſer ausgebreiteten Nation, daß ſie ihren Alexander und ihre Semiramis gehabt. Unter den Befehlen des Zimbo ſtreifte dieſelbe im ganzen meridionalen Afrika umher, zerſtörte Quiloa und belagerte Mozambique. Als ſie aber bis Melinda vordrang, erlitt die Armee des Zimbo eine völlige Niederlage, wodurch ſein Reich zu Grunde ging. Allein Temba Nebamba, die Enkelin eines ſeiner Generale, verſuchte durch ihre Geſetze (quixilles) die Macht der Nation wieder zu heben. Um ein Beiſpiel der Befolgung oder des Gehorſams ihrer unmenſchlichen Geſetze zu geben, zerſtieß ſie ihr jüngſtes Kind in einem Mörſer, und ließ nun aus dieſer zuſammengequetſchten Fleiſchmaſſe ein Fett ausziehen, wovon ſie, bevor ſie in eine Schlacht zog, jedesmal einige Tropfen nahm, um ſich damit zu ſalben. Die Jagas conſerviren die Gewohnheit des Salbens mit auf dieſe Art bereitetem Oel, und glauben ſich dadurch unverletzlich zu erhalten. — Wahrſcheinlich ſind dieſes Fabeln, wie ſo viele andern, die man ſich erzählt, und woran die Neger überhaupt ſehr reich ſind. Daß die Portugieſen mehr wie jede andere Nation über das Innere von Afrika Aufſchlüſſe geben könnten, iſt wohl nicht zu läugnen, beſonders da ihre Sklavenhändler ſo tief ins Innere des Landes vordringen, und mit den entfernteſten Volksſtämmen in Verkehr ſtehen, und dieſes nun bereits ſchon länger als ſeit zwei Jahrhunderten; allein dieſe ſchönen Gelegenheiten haben ſie immer unbenutzt vorübergehen laſſen, und Nachrichten von dieſen Sklavenhändlern hat Niemand ſich die Mühe gegeben, aufzuzeichnen, oder wenn dieſes auch geſchah, ſo gelangten ſolche Memoiren an das Gouvernement oder an einen Miniſter, wo ſie unbeachtet in der Folge der Zeit verloren gingen, oder auch wohl noch in den Staatsarchiven vergraben liegen. Vielleicht findet man keine Nation in der Welt, die ſich weniger um fremde Länder und Menſchen bekümmert, wie die portugieſiſche, und wir ſind überzeugt, daß das Archiv des Marinedepartements die größten

geographiſchen Schätze über jene unbekannten Länder beſitzt, um die ſich aber Niemand bekümmert, und die gewiß von eben ſo großem Intereſſe ſeyn würden, als die Nachrichten, welche Dr. Lacerdo über die einzuſchlagende Marſchroute einſammelte, und vor ſeiner Abreiſe im März 1798 in einem Schreiben an den Miniſter D. Rodrigo de Souſa Coutinho ſandte. Lacerdo erhielt beſonders von einem gewiſſen Manoel Caetano Pereira, einem Bewohner der afrikaniſchen Küſten, der ſich von jeher bei ſeinem unruhigen und unternehmenden Geiſte viele Mühe gegeben, um die Gegend ausfindig zu machen, wo der König, den man Cazembe nannte, ſeine Reſidenz habe, und die nach Angola zu liegen ſollte, verſchiedene intereſſante Notizen. Laſſen wir aber erſt einige Nachrichten über deſſen Vater vorangehen.

(Fortſetzung folgt.)

Bemerkungen über die weſtlichen Staaten von Amerika.

Unter dieſem Titel iſt von James Hall ein kleines Werk erſchienen, das intereſſante Anſichten über dieſen Theil der Welt liefert. Wir führen zu ſeiner nähern Bekanntſchaft einige Stellen an.

„Der Staat Ohio iſt ſchnell herangewachſen, und das Neue hat ſich hier auf ſonderbare Weiſe mit dem Alten gemiſcht: hübſche Dörfer, ausgedehnte Höfe und ſchätzbare Verbeſſerungen wechſeln mit elenden Weilern, einſamen Blockhäuſern oder Maſſen von Urwäldern. Die ſichtbare Thätigkeit im Handel und Landbau iſt äußerſt erfreulich, die wirklichen Verbeſſerungen, die in jedem Theile des Lebens und der Geſchäfte eintreten, ſind groß, doch die äußere Entwicklung, wie ſie ſich dem Auge des Fremden darſtellt, iſt neu, roh und nicht einladend. Die Schönheit der Natur iſt zerſtört worden, und noch hat die Kunſt keine ihrer Verſchönerungen an die Stelle geſetzt. Reichthum und Arbeit werden mit großer Ausdauer und Erfolg angewendet, um das unbebaute Land in bebaute Felder zu verwandeln, die Hülfsquellen des Landes zu öffnen und die Bequemlichkeiten des Lebens einzuführen; doch ſind nur wenig Auslagen für Schmuck und Luxus gemacht worden. Demjenigen, der ſchnell das Land durchreiſt und nur die rohe Außenſeite ſieht, ſcheint Alles ungeſchlacht und formlos; doch deſſen ungeachtet beſteht ein bewundernswürdiges Syſtem in der Induſtrie, wie in den ſocialen und ſittlichen Verhältniſſen des Volkes. Das Skelett eines regelmäßig organiſirten Staates, mit allen ſeinen ſtarken Muskeln und Bändern, wird kräftig entwickelt, und nur diejenigen Theile mangeln, die nothwendig Fülle und Anmuth den Umriſſen geben."

Eine andere Stelle zeichnet drei andere der fünf Staaten:

„Wenn man weſtlich durch Indiana, Illinois und Miſſouri geht, wird man immer weniger Anſchein von wachſender Ausbildung finden. In einigen Theilen von Indiana tritt das Volk raſch in die Fußſtapfen des Staates von Ohio, feſte Häuſer hat man gebaut und die Landhöfe ſind zu einem hohen Grade der Cultur gediehen. Doch im Allgemeinen fahren die Anſiedler dieſer Staaten fort in ihren urſprünglichen Wohnungen zu bleiben; das Blockhaus und die rohe Hecke ſind die Hauptkennzeichen menſchlicher Bauart, auf welche das Auge ſtößt. Die Felder ſind ſchlecht gepflügt, bringen aber reiche Ernten. Es herrſcht ein Ueberfluß an allen Bedürfniſſen des Lebens, doch findet man keinen Luxus, und wenig von dem, was man Bequemlichkeiten des Lebens nennt. Doch haben ſie manche ſubſtantielle Bequemlichkeiten, und das Volk iſt unabhängig, heiter und verſtändig. Die Schönheit, die in dieſen Gegenden das Auge anzieht, iſt die der Natur, und findet ſich in den weiten Wildniſſen, welche weder Art noch Pflug berühret haben. Es iſt der größere Theil des Landes, über den die Landgüter nur dünn verbreitet ſind, und wo das Vieh noch immer wie in den Tagen der Patriarchen durch die Wälder und Halden zur Weide getrieben wird. Ein großer Theil des Volkes dieſer drei Staaten führt mehr ein Hirtenleben als den Ackerbau. Sie gehören einem Geſchlecht, dem Reichthum nicht ſo wünſchenswerth iſt, um ſie zu ſtrenger Arbeit zu ermuntern, und ſie trachten nach nichts als einem guten Auskommen. Ihre zahlreichen Hausthiere, die die natürlichen Weideplätze nähren, und das Wild der Wälder geben ihnen Nahrung in Fülle, ihre Felder ſind läſſig beſtellt, weil ihre Ernte nur von geringer Wichtigkeit iſt."

Die Erzählungen der Reiſenden von dem Feuer in den Prairien ſind, wie es ſcheint, ſehr übertrieben. Hr. Hall läugnet den ſchnellen Fortgang deſſelben, und ſagt, niemals ſey ein Menſch oder Thier dabei umgekommen, wenn jener nicht trunken oder dieſes nicht verwundet war. Doch der wahre Sachbeſtand bleibt immer noch entſetzlich.

„Die Prairien enthalten eine bedeutende Maſſe von Feuerſtoff, und geben ſelbſt dem Vordringen des Feuers eine Schranke, die es nicht leicht überſteigt. Das Feuer verbreitet ſich nur langſam, doch mit großer Gewalt weiter. Die Hitze iſt ſehr heftig. Die Flammen verbreiten ſich oft über eine weite Prairie und gehen in einer langen Linie weiter. Kein Anblick kann erhabener ſeyn, als in der Nacht einen mehrere Meilen breiten Feuerſtrom zu erblicken, der ſich über dieſe Ebene fortwälzt, hinter ſich eine ſchwarze Rauchwolke und vor ſich einen lebhaften Glanz verbreitet, der die ganze Landſchaft in die Helle des Mittags verſetzt. Ein Raſchen und Praſſeln wie das Brüllen des Orkans läßt ſich hören. Die Flamme, die gewöhnlich ſich 20' hoch erhebt, ſinkt und hebt ſich in Spitzen, wie die Wellen, die ſich an einander brechen und dann der Schaum in die Luft fliegt. Das Ganze bietet oft den Anblick einer wildwogenden flammenden See. Der Fortſchritt des Feuers iſt oft ſo langſam und die Hitze ſo groß, daß alles, was brennen kann, verzehrt wird. Die Wurzeln des Graſes allein bleiben durch eine ſonderbare Laune der Natur verſchont."

Miscellen.

Alterthümerfund in England. Auf der Eiſenbahnlinie von Briſtol nach Exeter hat man eine große Menge Münzen gefunden, die meiſtens der Zeit Conſtantins angehören. Man findet darunter auch einen ſehr wohl erhaltenen Julius Cäſar und einen Diocletian. Der Anblick der Ruinen ſelbſt beweiſt, daß dieſe Localität eine römiſche Station war, welche in die Zeit der erſten Beſetzung des Landes hinaufreicht. Auch fand man zwei Särge mit rieſenhaften Skeletten, das eine von 7 Fuß, das andere von 6' 5''. Sie zerfielen in Staub, ſobald man ſie der Luft ausſetzte.

Chriſtenverfolgung in Cochinchina. Den neueſten im Asiatic Journal Februar 1839 mitgetheilten Nachrichten zufolge dauert dieſe unaufhörlich fort; alle Europäer ſind in Gefahr, und die franzöſiſchen Miſſionäre müſſen ſich verborgen halten. Ohne die Bildung einer einheimiſchen Geiſtlichkeit wäre das Chriſtenthum in jenem Lande ſo gut wie verloren.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 56.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

25 Februar 1839.

Chineſiſche Adminiſtration.

Examen.

Das Syſtem der Examen iſt der eigentlich charakteriſtiſche Zug der chineſiſchen Civiliſation, und ein großer Theil der Mängel, ſo wie der Vorzüge derſelben, ſchreiben ſich von ihm her. Es bezeichnet die chineſiſche Race als eine durchaus civiliſirte, daß ſie auf dieſe Art das Princip aufgeſtellt hat, daß das Verdienſt das einzige Recht zum Befehl gebe, und daß ſie die beiden Hauptelemente des Einfluſſes bei andern Völkern, Herkunft und militäriſches Verdienſt, dem bürgerlichen Verdienſt und den Kenntniſſen untergeordnet hat, darin iſt ſie allen andern Racen um ein Jahrtauſend voraus gegangen. Aber auf der andern Seite hat man in China die Probe des Verdienſtes auf einen zu beſchränkten Kreis reducirt, und vor Allem das Gedächtniß und das Talent mechaniſchen Lernens belohnt. Dieß iſt ein Abweg, zu dem jedes Syſtem von Examen nur allzu leicht führt, und auf den man auch im Abendland in neueſter Zeit, wo das chineſiſche Examenſyſtem vielfach nachgeahmt wird, verfällt. In China hat es mehr als irgend etwas Anderes beigetragen, der Nation den ſtereotypen Charakter zu geben, der an ihr auffallt, und den ſie auch wirklich hat, obwohl nicht in dem Maße, in dem er einem oberflächlichen Beobachter erſcheint. Jedenfalls iſt es eine Anſtalt, deren Wirkungen auf das Schickſal eines großen Theils der Menſchheit von ſolcher Ausdehnung geweſen ſind und noch ſind, daß ſie einer genauern Betrachtung wohl werth iſt.

Die chineſiſche Erziehung fängt mit dem Auswendiglernen einiger Elementarbücher an, von denen man auf die vier moraliſchen und die fünf claſſiſchen Bücher übergeht, die ebenfalls auswendig gelernt und deren populäre Commentare dabei von den Knaben ſtudirt werden. So weit kann man es in jedem Dorfe im ganzen Reiche bringen, denn keines iſt ohne Elementarſchulen. Wer ſich der literariſchen Carriere, d. h. dem Staatsdienſt widmet, beginnt dann höhere Studien, lieſt die gelehrteſten Commentare der claſſiſchen Bücher, ſtudirt die Geſchichte von China, und übt ſich im poetiſchen Styl. Die reichern Claſſen haben dazu Hofmeiſter im Hauſe, die ärmern ſtudiren aus Büchern oder gehen in die gelehrten Schulen, deren jede bedeutende Stadt mehrere hat. In jedem Diſtrict ſind Schulinſpectoren erſten und zweiten Ranges angeſtellt, welche unter dem literariſchen Kanzler der Provinz ſtehen, und die vom zweiten Rang machen jährlich zwei Viſitationsreiſen durch den Diſtrict, wohnen den Schuleramen bei, und ertheilen den beſten Schülern die nöthige Erlaubniß, um bei dem jährlichen Diſtrictsexamen zu erſcheinen. Bei dieſem wird den Candidaten vom erſten Beamten des Diſtricts ein Thema aus den claſſiſchen Büchern vorgelegt, worüber ſie einen Aufſatz ſchreiben. Etwa ein Zehntel der Candidaten wird angenommen, ihre Namen in das officielle Regiſter eingetragen und an den Straßenecken angeſchlagen, und ſie ſind berechtigt, ſich das nächſte Jahr bei dem Concursexamen in der Hauptſtadt der Provinz einzufinden. Wer dieſen Concurs paſſirt, hat das Recht allen Examen zur Ertheilung des erſten literariſchen Grades (dem eines Siu-tſai) beizuwohnen. Dieſe werden zweimal in drei Jahren gehalten und außerdem noch in jedem zehnten Jahre der Regierung eines Kaiſers, und dauern drei Tage. Die Candidaten werden in einem großen Saal verſammelt, der eine Menge abgeſonderter Zellen enthält, deren eine jedem von ihnen angewieſen wird. Die Themata werden gedruckt und jedem Studenten bei ſeinem Eintritt das Thema des Tages in die Hand gegeben. Den erſten Tag werden drei Themata aus den vier moraliſchen Büchern und ein Thema zu einer Strophe von Verſen gegeben, den zweiten fünf Fragen jede aus einem der fünf Bücher von Konfutſe, den dritten Tag fünf Fragen über Geſchichte und Verfaſſung von China. Bei ihrem Eintritte paſſiren die Candidaten zuerſt durch einen Hof, von da über eine Brücke, die über einen Graben führt, und von Soldaten bewacht iſt, in den Examenſaal. Sobald ſie beiſammen ſind, wird das Thor verſiegelt, und Niemand unter irgend einem Vorwande mehr zugelaſſen, die Candidaten ſelbſt je in eine kleine Celle, drei Fuß breit und vier Fuß lang, mit einem Tiſch und Bank, eingeſchloſſen. Hier arbeiten ſie ihre Aufſätze aus, und übergeben ſie dann dem Pedell, der ſie ſogleich Abſchreibern überliefert, damit die Examinatoren nicht die Verfaſſer an der Handſchrift erkennen können. Die Stu-

denten erhalten dann Erlaubniß, spazieren zu gehen, während der Examinator die Aufsätze liest, und die, welche Fehler enthalten, bezeichnet; die Verfasser derselben haben sich als vom Examen entlassen anzusehen. So wird an jedem der drei Tage verfahren, und am Ende werden die siegreichen Candidaten mit Seide beschenkt und zu einem großen Gastmahl eingeladen. Ihre Aufsätze werden herausgegeben, damit das Publicum darüber urtheilen kann. Das Interesse des Publicums an diesen Examen ist eben so groß, als das, welches das englische an Wahlen nimmt; man hat in Canton oft 12,000 Fremde bei solchen Gelegenheiten gezählt. Sobald die Resultate des Examens bekannt sind, werden die Namen der siegreichen Candidaten in der ganzen Provinz verbreitet, Listen davon gedruckt und versendet, und selbst Bauern lesen sie mit großer Begierde. Die Eltern erhalten Glückwünschungen und kleben Anschläge an ihre Thüren, um das Glück, das ihrem Hause wiederfahren ist, bekannt zu machen. Der siegreiche Candidat, der jetzt den Titel Siu-tsai erhält, trägt von nun an einen blauen Rock mit schwarzer Borte und einen silbernen Vogel auf der Mütze.

Die Examen für den zweiten Grad, den eines Kiu-tsekin, sind ähnlicher Art, nur dauern sie neun Tage, und nur Einer von 170 Siu-tsai's erhält diesen Grad. Sie tragen einen braunen Rock und einen goldenen Vogel, und können Aemter antreten. Wenn sie wünschen, ihre Studien fortzusetzen, um den dritten Grad, den eines Tsin-tse zu erreichen, so können sie auf kaiserliche Kosten sich nach Peking begeben, um dem Examen dieses Grades, das alle vier Jahre gehalten wird, beizuwohnen. Die Themas werden dabei von den ersten Staatsbeamten gegeben, und nur wenige von den Tausenden der Candidaten passiren. Wer endlich seinen literarischen Ehrgeiz noch höher treibt, kann den Examen zum Grad eines Hantin beiwohnen, wo der Kaiser selbst die Fragen ertheilt und die Aufsätze liest. Die wenigen, welche dieses Examen passiren, werden mit großem Aufwande vom Kaiser tractirt, und sind plötzlich bedeutende Männer im Staate.

Der Eifer, mit dem die Candidaten sich um einen Grad bewerben, ist unbegreiflich. Man sieht siebenzigjährige Greise, welche noch Siu-tsais werden wollen, und nichts als der Fall einer Trauer um Eltern und Verwandte kann einen Candidaten legal vom Examen ausschließen, in jedem andern Fall ist er gehalten, jedem anzuwohnen. Es gibt Fehler in den Aufsätzen, die einen Candidaten auf immer ausschließen; wenn aber die Examinatoren sich parteiisch zeigen oder die Aufsätze nicht sorgfältig lesen, so empören sich die Studenten gegen sie, und haben sie oft gezwungen, ihren Wünschen nachzugeben. Wenn der Kaiser eine Provinz strafen will, so suspendirt er die Examen, und dieß gilt für die schmählichste aller Strafen; wenn er dagegen seine Gnade zeigen will, so erlaubt er ein außerordentliches Examen, wie z. B. kürzlich geschah, als die Kaiserin Mutter ihren sechzigsten Geburtstag feierte.

Die Intriguen, zu denen die Examen Veranlassung geben, sind zahllos; es gibt eine Menge armer Gelehrten, welche den Candidaten um Geld ihre Aufsätze schreiben, und vor einigen Jahren entdeckte man in Canton einen unterirdischen Gang, der in den Examensaal führte, und durch den man den Candidaten untergeschobene Arbeiten zubrachte. Die literarischen Kanzler der Provinzen werden ebenfalls oft der Parteilichkeit angeklagt und schwer bestraft. Einer der gewöhnlichsten Betruge ist der, daß die Candidaten gegen das Gesetz Bücher mit sich einschmuggeln, und es gibt dazu kleine Ausgaben der Classiker und der besten Lexika, welche sich leicht in den Aermeln verbergen lassen; man sieht bisweilen in europäischen Bibliotheken Exemplare dieser diminutiven Ausgaben. Doch dieß sind unbedeutende Umgehungen des Rechts, die eher beweisen, daß das Gesetz über die Examen mit Strenge gehandhabt wird, da sonst die Candidaten nicht dazu ihre Zuflucht nehmen würden, aber die Regierung selbst hat einen weit größern Mißbrauch einreißen lassen, welcher dem ganzen Systeme seinen Untergang droht.

Ueber die Verbindung zu Land zwischen Angola und Mozambique oder der Ostküste von Afrika.

(Fortsetzung.)

Ungefähr 40 Jahre früher, als Lacerda seine Reise antreten wollte, kam der Vater desselben, Gonçalo Caetano Pereira genannt, aus Goa, und ließ sich hier an den goldreichen Küsten nieder, wo er besonders seinen Gewinn aus Goldwäschereien zog, so wie durch den Handel mit den Kaffern. Dieser Mann, von hochherzigem Geiste, wurde, ohne eine Macht zu besitzen, doch von allen Häuptlingen (Regulus) der Nachbarschaft geliebt und zugleich gefürchtet, nicht nur wegen seiner Freigebigkeit, sondern auch wegen seines Muthes und seiner Tapferkeit, so daß man ihm den Beinamen Dombo-Dombo gegeben, was so viel heißt, als der Schrecken (Terror). — Da nun seit langen Zeiten her die Kaffern Muizas (eine besondere Abtheilung des Kaffernstammes) mit dem Stamme der Mujaos Handel trieben, so bekamen sie dadurch Nachricht über den Aufenthalt des obigen Gonçalo in Java, wo er jenseits des Flusses Zambeze, fünf Tagereisen von jenem Orte, Goldwäscherei betrieb. Im Jahre 1793 fanden sie sich also bei ihm ein mit einer Ladung Elfenbein, die sie ihm zum Kauf anboten, versichernd, daß ihr Häuptling Cazembe in Freundschaft mit ihm zu treten wünschte. Dieser Mann vertraute ihren Worten, und sandte ihnen Stoffe auf Credit und fand sich nicht betrogen, sie bezahlten später ehrlich. Hierauf machte er ihnen noch eine zweite Sendung durch seine Muzambazes (dieses sind kaffrische Sklaven, die für ihre Herren Handel im Innern der Sertoes treiben), und hatte ähnliches Glück damit, wie zum erstenmale. — Da nun Gonçalo auch den andern Bewohnern der Flußufer nützlich seyn wollte, so theilte er ihnen diese Handelsverbindung mit, und auf diese Art entschlossen sich mehrere, durch ihre Muzambazes Waaren abzusenden, und zwar zu gleicher Zeit in Begleitung des Manoel Caetano Pereira, Sohn des Gonçalo, der sich nun zum erstenmal auf diese Handelsreise begab. Im Mai 1796 trat er von dem Orte Marengu, drei

Tagereiſen von Java, ſeinen Marſch an in Geſellſchaft ſeiner Sklaven und der Muizas, die im vergangenen Jahre das Elfenbein gebracht. Die erſten Länder, welche er durchzog, gehörten dem Regulo Marabes, auch Bive genannt, wo er den drei Häuptlingen Mocanda, Mozes und Mocombanda einen kleinen Tribut in Zeugen entrichtete, um freie Paſſage durch ihr Land zu erhalten. Fünfundvierzig Tage brachte er bis zur Gränze dieſes Landes am Rio Araangua zu, der ſich bei dem Flecken Zumbo in den Zambeze ergießt. Bis hierher waren die Portugieſen noch nicht vorgedrungen. Er fand nirgends ein Hinderniß, was angeführt zu werden verdiente, ſelbſt von den Mazabes, welches privilegirte Räuber ſind, wurde er nicht beunruhigt. — Die Marabes verurſachen den Handelsleuten oft großen Schaden, indem ſie ihnen ihre Waare unter allerhand Vorwand (Milandos) als Strafe abnehmen, z. B. wenn ein Hund der Kaufleute in ein Haus dringt, oder hinter dem Federvieh herläuft, oder wenn die Mnzambazes durch ihre Ortſchaften ziehen, ohne dieſes vorher anzuzeigen, und ſolcher Kleinigkeiten mehr, um nur, wie geſagt, einen Vorwand zu haben, den Reiſenden etwas abzunehmen. Durch das ganze Land der Marabes hin fand er Mais, Bohnen und Zuckerrohr verſchiedener Qualität, auch einiges Rindvieh, allein weder Schafe noch Ziegen und Schweine; bloß Cazembe beſaß ein Schwein, was ſein Vater ihm geſchickt hatte. — Nachdem er einige ſeiner Sklaven jenſeits des Rio Araangua zurückgelaſſen, um mit den nächſtwohnenden Kaffern Handel zu treiben, ſetzte er ſeine Reiſe in das Land der Muizas fort, die jenſeits des Fluſſes begannen, den ſie in kleinen Canots überſchritten, die hier gegen Bezahlung einer Kleinigkeit ſtets bereit liegen. Hier hielt er ſich mehrere Tage lang auf, um ſich mit Allem zu verſehen, was zur weiteren Reiſe nöthig war; 4 bis 5 Legoas legte er darauf täglich zurück, und gelangte nach zwanzig Tagen an einen andern Fluß, von den Muizas Zambeze genannt, der ein ganz anderer iſt, als der von den Portugieſen gekannte Rio Zambeze. — Die Muizas ſind ein gefälliges, wohlwollendes Handelsvolk. Im Durchreiſen ihres Landes machte er verſchiedene Geſchenke von Zeugen an die Häuptlinge des Landes, die unter dem Oberhaupte Cazembe ſtehen, und dieſem einen Tribut in Elfenbein bezahlen. Alles Zeug, was bisher zu den Muizas kam, wurde von den Mujaos gekauft, und dieſe erhielten es von den Mohammedanern in Zanzibar. Alles Elfenbein, was in großer Menge aus Cazembe ausgeführt wird, kommt zuerſt in die Hände der Mujaos, ihrer Nachbarn, und dieſe bringen nicht alles nach Mozambique. Der Cazembe verlangte, wie Caetano Pereira erzählt, damals ſchon keine Stoffe mehr von den untergebenen Häuptlingen, weil dieſe dieſelben erſt beſchnitten, und ihm daher theurer zu ſtehen kamen, als wenn er ſie von den Portugieſen erhandelte, die ihm ganze Ballen bringen mußten. Hieraus muß natürlicherweiſe der Verfall des Handels mit den Mujaos ſo wie der Mouros erfolgen, und das Aufblühen des portugieſiſchen, ſobald man dieſen nur ins Große treibt, und den Fluß hinaufſchifft. Der König Cazembe empfängt die Handelsgegenſtände nicht als verkauft, ſondern gleichſam als ein Geſchenk, wogegen er wieder ein Geſchenk in Elfenbein macht, wobei man ſich nicht ſchlecht ſteht. Caetano Pereira wollte dieſes aber noch Alles näher unterſuchen. So viel Gewißheit habe er ſchon über den Zuſtand dieſer Länder erhalten, daß beſonders dieſes Reich, welches ganz im Innern Afrika's liegt, nicht ſo barbariſch ſey, wie es von vielen Geographen geſchildert werde.

(Fortſetzung folgt.)

Ein ländliches Feſt in Paraguay.

(Aus Robertſons: Letters on Paraguay Vol. I.)

Während ſeines Aufenthalts in Aſſumpcion war Hr. Robertſon durch ein Mitglied der Regierung Don Gregorio de la Cerda bei einer alten Dame Dona Juana de Pinuibei eingeführt worden. Die Bekanntſchaft zwiſchen beiden wurde genauer, als Don Gregorio die Dame veranlaßte, ihren Landſitz in Ytapua, in der Nähe von Aſſumpcion, dem jungen Mann anzubieten, der ſeit einiger Zeit ſich nach einer anmuthigen ländlichen Wohnung umgeſehen hatte, und der dieß Anerbieten nicht wohl ausſchlagen konnte, wenn der Landſitz auch nicht der reizendſte und beſte in der Gegend geweſen wäre. Aus dieſem Zuſammenleben entſpann ſich auf Seite der Dame, die trotz ihrer 84 Jahre lebendig an Geiſt und Körper genug war, ein ſo zärtliches und heftiges Gefühl für Hrn. Robertſon, daß ſie nicht zögerte, ihm Herz und Hand anzubieten.

Die Scene, die dieſes Geſtändniß herbeiführte, war drollig genug, indem er ſeine 84jährige Schöne unter der Leitung eines Guitariſta einſt beſchäftigt fand, eines der melancholiſchen Lieder der Landleute von Paraguay, für die er eine beſondere Vorliebe ausgeſprochen, einzulernen. In ziemlich ſtarken Ausdrücken ſetzte er ihr das Unpaſſende ihres Unternehmens auseinander, und erregte dadurch ihren Zorn in einem ſolchen Grade, daß er für ihre Geſundheit fürchtete. Doch am andern Morgen war ſie zur Vernunft zurückgekehrt, und ſchlug ihm als Zeichen ihrer Ausſöhnung die feierliche Begehung des St. Johannistages, der nahe bevorſtand, vor, womit er gern ſich einverſtanden erklärte. Die Vorbereitung dieſes Feſtes und ſeine Feier laſſen wir mit Hrn. Robertſons eigenen Worten folgen:

Der Johannistag war nahe. Es iſt ein großer Feſttag in allen katholiſchen Ländern, und nicht allein der Namenstag der Dona Juana, ſondern auch der meinige. Als Beweis, daß ſie mir nicht zürne, ſchlug ſie mir vor, den Johannistag in ihrem Haus in Ytapua oder Campo Grande mit einem ländlichen Feſte zu feiern. „So, ſagte ſie, werden wir unſern Heiligen ehren, und zugleich die Aufrichtigkeit unſerer gegenſeitigen Verſöhnung zeigen. Ich geſtehe, ich bin recht thöricht geweſen, doch das iſt vorbei.

Ich willigte von Herzen in die Feier dieſes Feſtes, und wir beide, Dona Juana und ich, gingen nach Aſſumpcion, um die Gäſte einzuladen, ſie auf einem ſtolzen Zelter, von zwei hübſchen Mulattinnen gefolgt, ich neben ihr auf einem nicht zu verachtenden Fuchs, mit einem ſchwarzen Diener hinter mir.

In Paraguay weiß man nichts von dem Gebrauche, vier Wochen vor dem für ein Feſt beſtimmten Tage Einladungskarten herumzuſchicken, überhaupt von Einladungskarten hat man keinen Begriff. Der einfache Gebrauch für diejenigen, in deren Hauſe es ſtattfinden ſollte, iſt, drei

Tage vorher perſönlich zu ihren Freunden zu gehen und ſie zum Abend- oder Mittageſſen, zur Hochzeit oder zum Tanz einzuladen, wie es nun gerade ſich trifft. Nun war ich mit Hohen und Niedrigen, Armen und Reichen in Aſſumpcion nicht allein bekannt, ſondern ſogar vertraut. Obgleich es einen Unterſchied, und ſelbſt einen recht bedeutenden, unter den Claſſen der Geſellſchaft gab, ſo war er doch nicht ſo ſcharf wie in Europa, wo ein Mann von gewiſſem Range ſich erniedrigt, wenn er in einem niedrigern Kreis erſcheint. Daher waren unſere Gäſte eben ſo verſchieden an Rang, als groß an Zahl.

Dona Juana und ich kamen in Aſſumpcion zeitig genug an, um in Einem Tag unſern Gäſten, wie wir ſie uns aufgezeichnet hatten, perſönlich unſern Beſuch zu machen. Natürlich wandten wir uns zuerſt an die Mitglieder der Regierung, und keines derſelben ſchlug es uns ab. Dann folgten Don Gregorio de la Cerda, der Gevatter faſt von ganz Paraguay, und die andern Beamten von Rang und Bedeutung; der Generalpoſtmeiſter, der Zolleinnehmer, die weltliche und Ordensgeiſtlichkeit; die Quarteleros oder die Officiere der Caſernen; der alte ſpaniſche Gouverneur, General Velasco; einige Landbeſitzer; einige Kaufleute und Kleinhändler; Alle, Alle verſprachen zu kommen.

Als das große Feſt vorläufig ſo eingeleitet war, fingen wir ernſtlich an, die nothwendigen Vorkehrungen zu treffen, um es glänzend zu machen, und darin wurden wir von vielen Familien in Aſſumpcion unterſtützt.

Endlich war Alles fertig, und der Tag des heiligen Johannes ging heiter über Itapua auf. Dona Juana hatte nicht allein an ihre zahlreichen Gäſte gedacht. Ein großes Bild des heiligen Evangeliſten, das ſie in einem koſtbaren kryſtallenen Schrein als die Hauptzierde des Geſellſchaftszimmers aufbewahrte, war von neuem gemalt und vergoldet worden; auch hatte man ihm ein ſchwarzſammtnes Gewand gekauft und reich mit goldenen Treſſen beſetzt. Ueber ihm ſchwebte ein Cherub, und mit größerer hiſtoriſcher Treue, als ich es von einem römiſch-katholiſchen Künſtler hätte in Paraguay erwarten ſollen, erhoben ſich hinter dem Heiligen künſtliche Felſen, Moos und Bäume, wodurch die Inſel Patmos dargeſtellt werden ſollte, wo er die Apokalypſe ſchrieb. Jeder Freund Dona Juana's hatte irgend ein Juwel hergeliehen, um den heiligen Mann zu ſchmücken. Ringe blitzten an ſeinen Fingern, Ketten hingen an ſeinem Hals und eine Tiare ſchmückte ſeine ehrwürdige Stirne. Die Riemen ſeiner Sandalen waren mit Perlen beſetzt; ein koſtbarer Gürtel zeigte ſeinen ſchlanken Wuchs, und ſechs große Wachslichter brannten vor ſeinem Schrein. Da, umgeben von duftendem Immergrün, Orangen, Limonien und Akazien, ſtand der Lieblingsheilige, um die erſte Begrüßung jedes ankommenden Gaſtes zu empfangen.

Die Orangenwäldchen auf beiden Seiten des Hauſes waren mit bunten Lampen geſchmückt, die fertig zum Anzünden waren. Die Tiſche waren von den beſten Zuckerbäckern in Aſſumpcion verſehen: der Koch des alten Gouverneurs war für dieſen Tag gemiethet worden, und jeder gebeten, ſo viele von ſeinen eigenen Dienern mitzubringen, als er könne.

Als dieß Alles in Ordnung gebracht war, ſetzten wir uns auf eine Bank vor das Haus, und erwarteten die Ankunft unſerer Gäſte mit aller der Zufriedenheit, die dem Bewußtſeyn entſpringt, keine Mühe geſpart zu haben, Bequemlichkeit und Unterhaltung zu bereiten.

Im Monat Junius, dem Winter von Paraguay, iſt das Wetter gewöhnlich kühl genug, um den Leuten zu erlauben am Mittag auszugehen. Kaum hatte daher die Sonne angefangen ihre ſchrägen Strahlen über die ſchattigen Ausgänge zu werfen, die von Aſſumpcion in die umliegende Gegend führen, als Pferde, Maulthiere, Karren, Kutſchen, Wagen jeder Art nach Itapua in Bewegung geſetzt wurden.

Vor allen die Erſten kam eine Geſellſchaft Franciscanermönche, mit der Muſikbande ihres Kloſters voran, auf glatten, wohlgenährten, ſchön aufgezäumten Roſſen. Trotz der Kühle des Tages trug jeder Mönch ſeinen Schirm, und wenn auch die rauhen Kutten und der Mangel an Weißzeug und Strümpfen ihre Armuth verkündeten, ſo erzählte doch das ſtattliche Aeußere Aller und die treffliche Haltung ihrer Pferde ſchweigend von guter Koſt und Bequemlichkeit, was auch dem frommſten Beobachter nicht entgehen konnte. In Bezug auf die Muſikbande des Kloſters muß ich zur Erläuterung hier hinzufügen, daß in Aſſumpcion jedes Kloſter ſein eigenes Orcheſter hat, um das Hochamt zu feiern; das denn auch ausgemiethet wird in der chriſtlichen Abſicht, feſtliche Fröhlichkeit zu verbreiten und des Kloſters Einkünfte zu erhöhen. Die Franciscaner, acht an der Zahl, und nach ihnen die Dominicaner und Recoletanos ſtiegen von ihren Pferden, knieten nieder und zogen ihre Hüte ab vor St. Johannes; die Muſikanten ſpielten: Jubilate, dann folgten Erfriſchungen und Glückwünſche ganz wie in Europa.

Für die Pferde einer ſolchen Geſellſchaft, wie wir erwarteten, gab es natürlich keinen Stall; daher wurden die Thiere, wie ſie ihre Herren nach und nach hertrugen, in einen großen Potrero oder Grasgarten für die Nacht geführt.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Chriſtenthum auf Neuſeeland. Der Miſſionary Regiſter enthält ein Schreiben aus Waugunga vom 30 November 1837, worin dieſer meldet, daß er am 27 Auguſt jenes Jahres 129 Eingeborne getauft habe; Leute von jedem Alter, Knaben von 18 Jahren und grauhaarige Greiſe befanden ſich darunter; auch gehörten ſie allen Claſſen der Geſellſchaft an, vom Sklaven der Kriegsgefangenen bis zum Häuptling vom erſten Rang. „Es hätten, fügt er hinzu, noch weit mehr getauft werden können, aber wir drangen ſtreng darauf, daß die einheimiſchen Lehrer uns keinen Candidaten vorſchlagen ſollten, deſſen Benehmen nicht hinlänglichen Beweis ſeiner Aufrichtigkeit liefere.“ Ein merkwürdiges Beiſpiel vom Eindringen europäiſcher Sitte iſt noch nachfolgender Vorfall. Ein Eingeborner aus Hokianga wurde kürzlich wegen des abſichtlichen Mordes eines Weißen von einer Jury ſeiner eigenen Landsleute gerichtet, wobei der Häuptling als Richter fungirte; er ward ſchuldig befunden, und verurtheilt erſchoſſen zu werden, welches Urtheil auch alſobald vollſtreckt wurde.

•

Ueber die Ausfuhr von Kulis nach Mauritius. Man beklagt ſich auf dieſer Inſel ſehr über die Art, wie man ſich in Indien in neuerer Zeit der Ausfuhr der Kulis widerſetzt, und gibt die Eiferſucht der Zuckererzeuger in Indien gegen die auf Mauritius als Urſache an.

•

Verbrechen in Neuſüdwales. Die Journale jenes Landes berichten, daß ſich die Verbrechen unter dem dortigen Militär reißend vermehren, was namentlich ihrem häufigen Verkehr mit den Devortirten zugeſchrieben wird.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 57.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

26 Februar 1839.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Engländer und Franzoſen in Canada.

Man hat in England lange und viel geſprochen und debattirt über den Stand der Dinge in Canada; man hat auf der einen Seite die Wuth der Demagogen, auf der andern den Hochmuth und die Willkür der Regierung und ihrer Werkzeuge angeklagt; nichts von allem dem iſt die wahre Wurzel des Uebels. Lord Durhams Bericht hat den Schleier, den nur Wenige etwas gelüftet hatten, ganz hinweggezogen. Die Stammfeindſchaft der Engländer und Franzoſen liegt allen den verworrenen Streitigkeiten zu Grunde, und hat, wie ein ächter Proteus, ſich in alle möglichen Farben gekleidet, um nur nicht ganz nackt in ihrer wahren Geſtalt zu erſcheinen. Indeß läßt die Auseinanderſetzung in der obigen Staatsſchrift keinen Zweifel übrig, und alle Fragen über die künftige Verwaltung jener Colonien treten vor der einzigen zurück: wie wird man in Zukunft zwiſchen dieſen beiden Stämmen, deren Unverträglichkeit durch das gezwungene Nebeneinanderbeſtehen endlich bis zum tödtlichen Haſſe gediehen — zu einem Haſſe, daß ſie gleich zwei zornentbrannten Zweikämpfern das eigene Leben, ihre ganze Nationalität nichts achten, wenn ſie ſich nur an dem Gegner rächen können — wie wird man in dieſem Widerſtreit einſchreiten können? Es wäre ein Meiſterſtück der Staatskunſt, hier Recht und Unrecht gleich abzuwägen, und die Zukunft beider Stämme gleich ſicher zu ſtellen. Dieß iſt aber wohl ein Uuding, und die ganze Weisheit wird darauf hinauslaufen, die Unterdrückung des franzöſiſch-canadiſchen Stammes geſetzlich, und für die Einzelnen den Verluſt ſo milde wie möglich zu machen. Ein neuer Zug in der Völkergeſchichte Amerika's! Der germaniſche Stamm macht in ganz Nordamerika ſein Herrſcherrecht auf eine furchtbare Weiſe geltend, und er kämpft ſelbſt gegen das Klima an, um ſich über das ganze Gebiet, vom mexicaniſchen Golf bis zum nördlichen Meere, auszubreiten. Aber im Süden iſt die Stelle, wo er ſterblich iſt, und dort wird ſeine Kraft erlahmen. Was wird aber aus der trotzigen Bevölkerung des Weſtens (half horse, half alligator) werden? was wird der Weg ſeyn, der den fremden franzöſiſch-canadiſchen Stamm zum Untergange führt? Dieſe Frage wird in kurzem das engliſche Parlament beſchäftigen — das zweitemal, daß dieſes im Laufe weniger Jahre einen entſcheidenden Einfluß auf die amerikaniſche Bevölkerung ausübt. Nach der Negeremancipation iſt dieß die wichtigſte Frage, über die es einer Regierung zu entſcheiden möglich iſt. Schon jetzt zeigt ſich, daß die franzöſiſche Nationalität weichen wird; jährlich geht aus Canada eine große Zahl junger Leute, um Arbeit zu ſuchen, in die Vereinigten Staaten: mit jedem Jahre kehren weniger davon zurück. Die Andern bleiben und verſchmelzen ſich mit der „angelſächſiſchen" Bevölkerung.

Ueber die Verbindung zu Land zwiſchen Angola und Mozambique oder der Oſtküſte von Afrika.

(Fortſetzung.)

Jenſeits des Fluſſes Zambeze bis zu deſſen Ufern beginnt das Reich des Cazembe, welches deſſen Vater Morupue eroberte, ſo wie nun die Muizas durch Cazembe unterjocht wurden. Caetano Pereira brachte von den Ufern des Fluſſes an bis zu dem Orte, oder der Reſidenzſtadt, wenn man ſie ſo nennen darf, wo der König Cazembe ſeinen Sitz hatte, 30 Tage zu. Auf dieſem Wege paſſirte er mit ſeiner Karawane durch manche wüſte Gegenden, in welchen ſie zuweilen reißende Thiere verſchiedener Gattungen antrafen; auch hatten ſie einen Sumpf von beträchtlicher Erſtreckung zu durchwaten, womit ſie einen ganzen Tag zubrachten, und oft ging ihnen das Waſſer bis über die Hüften. Dieſer Sumpf, oder ſeichte See, ſagen die Kaffern, habe zwei Ableitungscanäle: der eine nach dem Rio Zambeze und der andere nach dem Rio Muruſura, an deſſen Ufern der König ſeine Reſidenz hat, die ſich über viele kleine Inſeln erſtreckt, und deren eine ſo große Menge ſind, die von der Stadt eingenommen werden, daß man drei Tage braucht, um von einem Ende zum andern zu kommen. Der Fluß Muruſura zieht ſich hinter dem Gebirge Morembola hindurch. Das entgegengeſetzte Ufer führt den Namen Narjava-Matope, oder auch Zire. Man ſagt, daß unterhalb der Stadt der oben genannte

Rio Zambeze ſich mit dieſem Fluſſe vereinige. Ob der Rio Xire (Murufura) derſelbe iſt, der unter dem Namen Lucuaſe ſich nahe bei Quillimane ins Meer ergießt, da man keinen andern Fluß als dieſen zwiſchen Mozambique und Quillimane antrifft, muß noch näher unterſucht werden. Der König Cazembe zeigte dem Pereira ſeinen größten Wunſch, mit den Portugieſen in nähere Verbindungen zu treten, und es koſtete ſogar einige Mühe, um die Erlaubniß zu erhalten, ſeine Rückreiſe antreten zu können. Er bat ihn, bei ihm zu bleiben, ſeine Mozambazes mit der Ladung Elfenbein nach der Heimath zurückzuſenden und durch dieſe wieder mehrere Waaren kommen zu laſſen. Nur unter dem Verſprechen, daß er wieder kommen wolle, ließ er ihn ziehen mit der Drohung, daß wenn er nicht wieder käme, die Portugieſen als Feinde behandelt werden ſollen, er würde ſie ermorden und ihnen ihre Waaren abnehmen laſſen. Während ſechs Monaten, daß ſich C. Pereira daſelbſt aufhielt, gab ihm der Herrſcher einen großen Strich Landes mit Manihot (Mandioca) bebaut, welches daſelbſt das vorzüglichſte Nahrungsmittel iſt, um ſich und die Seinigen damit zu unterhalten; außerdem machte er ihm auch noch anderweitige Geſchenke und gab ihm und den Seinigen das Privilegium der Befreiung von allen Strafen, denen die übrigen Unterthanen geſetzlich unterworfen ſind, wie z. B. das Abſchneiden oder das Coupiren der Ohren, der Hände und der Schamtheile, Erſatz des Geſtohlenen mit Gewinn für den Beſtohlenen ꝛc. Dieſer König, unſer guter Freund, hatte ſeine kleinen Eitelkeiten, er that z. B. gegen andere Herrſcher groß damit, daß C. Pereira zu ihm gekommen, daß er in Verbindung mit Weißen ſtehe, wovon noch manche afrikaniſche Volksſtämme glauben, daß ſie unter dem Waſſer geboren werden. Cazembe ſchickte eines Tages den Sohn des Königs der Muizas, den er überwunden und getödtet, nebſt einem Großen ſeines Reichs, Namens Catara, zum C. Pereira, um dieſem Aufſchlüſſe über das Innere des Landes zu geben. Dieſe erzählten ihm nun, daß die Vorfahren des Cazembe von Angola hergekommen und das jetzige Reich erobert haben. Von Cazembe aus kann man in 60 Tagen nach Morupue kommen, aber auch nach Art der Weißen zu reiſen, in weniger Zeit, und von Angola aus ſollen Canots bis nach Morupue oder in die Nachbarſchaft auf dem kleinen Fluſſe hinauf kommen, um von da aus Sklaven zu holen. Von Morupue würden allerhand Waaren nach Cazembe gebracht, die von der Weſtküſte Afrika's kämen, wie z. B. Spiegel, Gläſer, Taſſen, Glaskorallen, Leder und wollene Zeuge. Auf dem Wege von Cazembe nach Morupue komme man über vier Flüſſe, welche alle von der Rechten zur Linken fließen und folglich an der weſtlichen Küſte ausmünden müſſen. Einer derſelben ſey ſo breit, daß man einen ganzen Tag damit zubringe, um hinüberzukommen. Ob dieſer Fluß der Sememe oder auch Rio Grande und Grande Rio ſey, bleibe noch zweifelhaft.

Die Sklaven, welche Cazembe macht, ſendet er alle ſeinem Vater zu, und von dieſem gelangen ſie auf irgend einem Wege nach Angola, welches die Kaffern Gora benennen, wofür ſie dann die oben benannten Waaren zurückbringen. An die Portugieſen dieſer Gegenden wollen ſie keine Sklaven verhandeln, auch ſtehen ſich die Portugieſen beſſer dabei, hier nur Elfenbein zu erhandeln, das ſie auf kürzerem Wege nach der Küſte bringen können, dagegen es den Kaffern ſchwer fallen würde, dieſe ſchweren Gewichte Elfenbein nach Angola zu transportiren. Auf beiden Seiten iſt alſo Gewinn, da der Transport der Sklaven nach Angola, wohin ſie die eigenen Beine tragen müſſen, nichts koſtet.

Das Reich Cazembe iſt übrigens ſehr fruchtbar an allen Arten von Früchten und Wurzeln jener Klimate, auch wird da elbſt ſehr viel Dende-Oel fabricirt. C. Pereira erzählt nur, daß er auf ſeiner Rückreiſe, wozu er einen andern Weg einſchlug, um nicht wieder den großen Sumpf zu durchwaten, großen Mangel litt, und gibt nur noch einige Nachrichten über den Herrſcher dieſes Landes, z. B. daß ihm allein als ein Hoheitsrecht zuſtehe, Rindvieh zu halten, ſeine Unterthanen dürfen nur kleines Hausvieh erziehen. Cazembe lebt auf einem prächtigen Fuße, er hat eine große Dienerſchaft, und ſeine vielen Weiber müſſen ſehr zurückgezogen leben; er erlaubt ihnen nur, mit Perſonen ſeines Vertrauens ſich zu unterhalten. Seine gewöhnliche Kleidung beſteht in einem großen Stück ſeidener Zeuge, was, um die Hüften gewunden, mit einem Gürtel feſtgehalten wird, und eine Menge Falten nach oben hin bildet. Die es ſcheint überhaupt die Kleidungsmode der Cabundos zu ſeyn; ſeinen Kopf ſchmückt eine mit rothen Federn gezierte Mütze, und an den Beinen trägt er ebenfalls mancherlei Schmuck von Korallen, Glasperlen und andern farbigen, glänzenden Quincaillerien. Von ſeinen Unterthanen wird er außerordentlich verehrt, und um dieſen Reſpect zu erhalten, läßt er ſich nur ſelten unter ihnen ſehen, und nur bei Gelegenheit, wenn er mit den Großen ſeines Reichs eine Verſammlung hält. Es wird alsdann anſtatt Thee, Kaffee oder Chocolade, zu welchen Getränken er die nöthigen Service beſitzt, eine Art Wein herum gegeben, welchen man Pombe nennt, und der aus Mais bereitet wird. Ein delicateres Getränke aber, Sura genannt, das aus einer wilden Palme, Midiena genannt, ausgezogen wird, wird nur den größten Vertrauten in einem beſondern Zimmer verabreicht. Sie trinken nicht ſo viel, als ſie wohl zu ſich nehmen möchten, ſondern erhalten nur die Portion, welche ihnen der König beſtimmt, um ſich nicht zu betrinken und in Gegenwart des Königs ſich Unanſtändigkeiten zu erlauben. Das Betrinken wird als ein Verbrechen bei ihnen angeſehen und hart beſtraft, ſogar ein eigener Richter iſt dafür angeſtellt.

(Schluß folgt.)

Reiſeſkizzen aus Rußland und Polen.

Ueberſchreiten der ruſſiſch-polniſchen Gränze. — Lemberg.

Gefühlvolle Reiſende! wenn ihr die Gränze überſchreiten müßt, ſo geht nicht über Radziwilow: die harten Juden hindern euch nicht nur das Herz auszuweinen, ſondern geben euch nicht einmal Zeit, ein einziges Thränchen zu vergießen. Das Zollhaus, wo die Päſſe viſirt werden, befindet ſich hart neben

Radziwilow; der Schlagbaum aber iſt zwei Werſte vom Zoll entfernt, und ſteht mitten in einem Wäldchen, umgeben von einigen Häuschen, in denen Officiere und Soldaten wohnen. Sobald Befehl gegeben war mich ziehen zu laſſen, warfen ſich zehn Juden auf mein Felleiſen, wie auf ihre Beute, zerrten es nach verſchiedenen Seiten in der Richtung aller centrifugalen Kräfte, ſtritten ſich und gaben einander Püffe; endlich packten ſie mich ſelbſt, ſetzten mich in einen langen, bedeckten Leiterwagen und baten um einige Groſchen! Ich war jetzt ganz in die Hände der Juden gefallen. Der Factor Moſchka, dem der Zollbeamte befohlen hatte, mich nach Brody zu führen, der jüdiſche Fuhrmann, und ein dritter beſoffener Jude, der ſich zur Geſellſchaft mit aufſetzte, geleiteten mich allein durch einen Wald nach dem eine Meile von Radziwilow entfernten Brody. Dieſe Stadt, in der neben 4000 Deutſchen und Polen 22,000 Juden ſtändig wohnen und 10,000 unaufhörlich wegen des Handels ab und zugehen, iſt ſomit eine völlige Judenſtadt, und ich eilte deßhalb wieder fortzukommen. *)

Die Diligence verließ Brody um 12 Uhr Mittags, der mit Paketen und Felleiſen beladene Wagen ſchleppte ſich langſam über die Berge hin. Die Umgebungen boten nichts Merkwürdiges, außer die Schlöſſer von Lubomirski und Kownizki in den Städten Zaſow und Zloczew. Nach Lemberg kamen wir um 6 Uhr Morgens: der Weg führt durch eine Hügelreihe und durch Thäler dahin. Die erſtern ſind mit Wald bedeckt, die letztern, die auf der linken Seite liegen, mit Gärten und mit Landhäuschen geſchmückt. Der ſchöne Boulevard, der ſich um die alte Stadt hinſchlängelt, ſteigt einen Berg hinan und ſtellt von hier aus dem Blick ganz Lemberg dar mit ſeinen blühenden Umgebungen. Meine beſondere Aufmerkſamkeit zog das Rathhaus, **) die katholiſche Kathedrale und der große viereckige Platz mit vier Fontänen auf ſich. Hier iſt eine Univerſität mit einem guten, phyſikaliſchen Cabinet und einem naturhiſtoriſchen Muſeum. Ich that einen Blick in die öffentliche Bibliothek, die man zu 40,000 Bänden anſchlägt; ſie befindet ſich in einem der frühern Klöſter und hat viele Zimmer. Eine breite, von Säulen geſtützte Galerie trennt den Hauptſaal in zwei Abtheilungen: oben ſchwebt ein ſchwarzer Adler, und unter ihm ſteht die griechiſche Inſchrift: ψυχῆς ἰατρεῖον (Seelenarznei), welche an die ptolemäiſche Büchersammlung mahnte.

Unter den Manuſcripten bemerkte ich namentlich die Werke des Ariſtoteles, einen lateiniſchen Pſalter mit deutſchen Buchſtaben und die Reden von Johannes Chryſoſtomus. In dem Pſalter ſind viele Gemälde, der freie Raum iſt mit Bildern des Heilands, der Mutter Gottes und vieler Heiligen geziert, und zwiſchen den Zeilen trifft man unaufhörlich Crocodile und Menſchen, die mit dem Geſicht bald nach oben, bald nach unten liegen. Bemerkenswerther als Alles iſt aber, daß in dieſer von Slaven gegründeten Stadt, die eine Zeit lang ſogar die Hauptſtadt des Fürſtenthums Halitſch geweſen war, ſich auch nicht Eine ſlaviſche Handſchrift findet. Die Politik der Deutſchen hat hier Sitten, Gewohnheiten und Sprache der urſprünglichen Einwohner zerſtört; es gibt kein Lwow mehr, allenthalben iſt Lemberg.

In der Kirche des h. Onufrius findet ſich das Grab Johann Feodorows, des „Druckers zuvor nie geſehener Bücher," wie es in der Grabſchrift heißt; dieſer entfernte ſich mit ſeinem Geſellen Peter Timofejew Mſtislawez wegen Ketzerei aus Moskau, wo er ſeinen Lehrling Andronik zurückließ, unter dem Schutze des polniſchen Königs Sigismund II Auguſt, und des Gregori Alexandrowitſch Chodkiewitſch u. ſ. w. Als die Anſtalt dieſes letztern zu Grunde ging, begab ſich Feodorow nach Lwow, und druckte hier im Jahre 1574 die Apoſtelgeſchichte, Mſtislawez gab zu Wilna im Jahre 1575 die Evangelien heraus im Hauſe der Typographen Cosma und Lukas Mamonitſch. Der erſtere ging ſpäter nach Oſtrog, wo er im J. 1580 das neue Teſtament und im folgenden Jahre die erſte Bibel in ſlaviſcher Sprache herausgab. Er ſtarb zu Lemberg im December 1583.

*) Die nähere Beſchreibung dieſes Orts findet ſich ſchon Jahrgang 1837 Nr. 364 des Auslandes.

**) Der ſchöne gothiſche Thurm dieſes Rathhauſes beſteht jetzt nicht mehr. Auf meiner Rückreiſe im Jahre 1826 fand ich an ſeiner Stelle nur einen Schutt- und Trümmerhaufen: er war kurz zuvor bis auf den Grund eingeſtürzt.

Der Kinkimann-Vogel.

Ein Landbauer im Seine-Departement ſoll ein ſicheres Mittel gefunden haben, ſich der Maikäfer zu entledigen vermittelſt eines Vogels aus den Sandwich-Inſeln, Kinkimann genannt, wovon er ſich ein Paar verſchaffte; dieſe ſind gewohnt hauptſächlich Maikäfer zu freſſen, und in der Zeit, wo dieſe fliegen, läßt er die Vögel alle Abende los. Morgens kommen ſie zurück, nachdem ſie ſeiner Berechnung zufolge etwa 4000 dieſer Inſecten getödtet haben. Dieſer Vogel hat ſich bei ihm vermehrt, und er beſitzt etwa 100 Paare davon. (Echo du Monde Savant vom 15 Februar.)

Ein ländliches Feſt in Paraguay.

(Schluß.)

Kaum hatten wir unſere Franciscanerfreunde empfangen, als ein alter faſt hundertjähriger Rumpelkaſten — der alte Staatswagen des Gouverneurs von Aſſumpcion — die Frauen der Mitglieder der Junta heranführte. Sie waren von ihren Ehemännern begleitet auf zierlichen Roſſen und im Ballanzug. Ihre ſchweren Säbel baumelten an ihren Seiten; doch waren ſie in kurze Beinkleider und ſeidene Strümpfe gekleidet, während ihre Pferde, für ſolche beſondere Gelegenheiten zum Tanzen abgerichtet (und deßhalb Bayarines, Tänzer, genannt), neben dem Wagen gingen, der ſeine gewichtige Laſt durch oft acht bis zehn Zoll tiefen Sand hindurch ſchleppte. Als der Wagen geleert und die Herren abgeſtiegen waren, wurden die Pferde in den Grasgarten, der Wagen in den hintern Theil des Hauſes gebracht.

Dieſer Geſellſchaft folgte Don Gregorio de la Cerda und zwölf bis vierzehn ſeiner Comadres. Sie fuhren in Leiterwagen, über welche ein Tuch ausgeſpannt und die mit Matratzen belegt waren, damit die Frauen das fortdauernde Stoßen der ſchwerfälligen Wagen nicht zu ſehr

fählen ſollten. Jeder derſelben war mit vier Ochſen beſpannt und fuhr in jeder Stunde zwei (engliſche) Meilen. Sechs der Comadres hatten kleine Kinder bei ſich. Don Gregorio, ihr Schutzengel, ſaß auf einem herrlichen Schimmel, im höchſten Styl ſpaniſchen Glanzes und Alterthümlichkeit aufgezäumt, und vor und hinter ihm ſaß einer ſeiner Lieblingspathen. Er trug einen hellgelben Rock mit großen Perlmutter-Knöpfen, eine geſtickte Weſte, ſeidene Strümpfe und goldene Schuh- und Kniefchnallen; natürlich hatte er einen ſehr hoch aufgekrämpten Hut und einen weiten Scharlachmantel graciös über die Schultern geworfen. Niemand war je ſo reich an Pathen als Don Gregorio, und deßhalb ſah ich Niemand je ſo mächtig in Amerika. Denn wer in dieſem Land eine hohe Stellung einzunehmen wünſcht, der muß ſtreben, der Taufpathe von Allen zu werden.

Nach Don Gregorio kamen Officiere in großer Gala, von denen jeder ſeine Dulcinea zu Pferde begleitete. Häufig ritt die Dame hinter ihrem Dragoner auf einem beſondern Sattel, und nicht wenige Zelter trugen zwei Nymphen Paraguay's, von ihren erwählten Payſitos oder jungen Landſtutzern begleitet. Dann ſtrömten die Tenderos oder Kleinhändler herein in allem Staat übermüthigen Reichthums; dann kam Dr. Vargas, gepudert und pomadiſirt und gekräuſelt vom Kopf bis zum Fuß, und die Kaufleute voll „weiſer Sprüche und neuer Erklärungen," und endlich kam der ehemalige, gebildete, beſcheidene, würdige ſpaniſche Gouverneur, General Velasco. Er war nur von ſeinem Mundſchenk und Kammerdiener (denn der treue Knecht übernahm beide Stellen) und einem Reitknecht begleitet. Seine Macht war dahin, ſeine Würden lagen im Staub; ſeine Nebenbuhler brüſteten ſich mit den Ehrenzeichen und Orden, die wenige Monate vorher ihm allein gehört hatten; doch verfinſterte keine Falte, kein Zeichen von Eiferſucht und gebücktem Stolze ſeine Stirne. Guter Mann! wie wenig verdiente er das furchtbare Schickſal, das ihn in einer ſpätern Epoche während Francia's Schreckensregierung ereilte.

Während die Geſellſchaft ſich verſammelt hatte, fingen die Abendſchatten an ihre dunklern Farben über den freien Platz vor dem Hauſe zu werfen. Die Sonne ſank in großer Pracht unter, und der Mond ſtieg auf in gleichem Glanz. Der dunkelblaue Himmel war mit Sternen beſäet, und auf ein gegebenes Zeichen wurde das ganze Haus erleuchtet; das Orangenwäldchen ſtrahlte im Lichtglanz, und die Kloſtermuſikanten, theils auf dem freien Platz, theils in den Zimmern aufgeſtellt, ſpielten einen Tanz auf. Der Glanz des Lichtes in der Nähe und der bläſſere Schein, der die Gegend und den Himmel wie ein durchſichtiger Schleier umgab, erinnerte mich an die nächtlichen Feſte der Feen in Orten, die noch kein menſchlicher Fuß betrat. Die romantiſche Schönheit des Ganzen wurde noch erhöht, als von Zeit zu Zeit kleine Gruppen paraguayaniſcher Landleute, die von dem Feſte bei Dona Juana gehört hatten, in verſchiedenen Richtungen das Thal durchzogen, von zwei oder drei Guitarreros (Guitarrenſpieler) begleitet, die den Geſang einer klagenden Nationalballade auf ihrem Inſtrument accompagnirten. Wenn ſie hinter dem niedrigen Geſträuche hervorſahen, oder aus den dunkeln Waldungen hervortraten, ſahen ſie in ihrer weißen Kleidung wie Bewohner einer andern Welt aus, und ihre einfache harmoniſche Muſik, die von verſchiedenen Seiten vom Abendhauche herübergetragen wurde, ſchien den Schäferchören Arkadiens anzugehören.

Ganz anders waren die Freuden innerhalb und in der unmittelbaren Nähe des Hauſes von Dona Juana. Einige tanzten auf dem Platz, Andere in den Sälen, Andere gaben unter lautem Gelächter ihren Witz zum beſten; hier ſpielte eine Geſellſchaft Mönche eifrig eine Partie Malilla (Whiſt); dort vergnügten ſich Andere an den lockenden Weinen und Speiſen, die für Jedermann aufgeſtellt waren. Einige der Kühnern unter den heiligen Vätern miſchten ſich in die Tanzenden, und konnten am beſten an ihrem Umfange von ihren ſchönen Tänzerinnen unterſchieden werden, da ſie beide Weiberröcke trugen. Don Gregorio de la Cerda glaubte ſeinen Ruf zu verlieren, wenn er die Mütter ſeiner Pathchen nicht fortdauernd in Fröhlichkeit und Zufriedenheit mit ſich ſelbſt unterhielt. Don Fernando de la Mora, ein Mitglied der Junta, tanzte mit dem Podagra, und gleich Andromache, als ſie ſich von Hektor trennte, lachte und weinte er zu gleicher Zeit.

Ein Mann, Namens Bedoya, faſt 7 Fuß hoch und mit einer Breite, die ſeine Dimenſionen der Länge bei weitem übertraf, tanzte mit nicht geringer Freude, und unter nicht geringem Abfluß von Schweiß. Die Mitglieder der Regierung legten jeden Zwang bei Seite, und tanzten, tranken und rauchten ihre Cigarren wie ihre übrigen Unterthanen. Dona Juana trat in ihrem achten Jahre auf und tanzte einen Sarandig, oder Tanz auf den Abſätzen; zärtliche Pärchen erfüllten den Orangenwald; die Diener ſtanden in Gruppen um die Feuer, die in dem Wäldchen zum Kochen und Braten angezündet waren; jeder kleinen Geſellſchaft wurde, wie ſie ſingend heran kam, Platz gemacht und ſie gaſtfrei genährt; allen Uebeln ſchien Trotz geboten, und ſo ſchlecht auch die Muſik der Kirchenorcheſter war und ſo laut das Getümmel der Gäſte, über das Ganze war ein Schimmer von Fülle, Einfalt und herzlicher Fröhlichkeit verbreitet, die ich nicht ſobald vergeſſen werde.

Endlich brach der Tag über unſere Luſt herein. Die Frauen fingen an bleich zu ſehen, die Lichter und Lampen brannten düſter; die Lungen der Muſikanten waren erſchöpft. Einige der Mönche hatten beim Spiel ihr Geld, viele der Geſellſchaft ihren Verſtand beim Wein verloren. Die Mütter ſahen nach ihren Töchtern, die Diener nach ihren Wagen. Viele Männer lagen ſchlafend bei ihren Frauen, doch Alle mußten dem Gebot gehorchen. Die Pferde wurden im Garten gefangen und dann geſattelt. Warmer Kaffee und Chocolade wurden herumgereicht, die Diener waren geſchäftig, die Equipagen warteten, Reiter erfüllten jauchzend den Weg und fort gingen die Mönche nebſt den Muſikchören. Gegen 9 Uhr des Morgens war nichts mehr von der geſtrigen Fröhlichkeit zu ſehen.

Miscellen.

Inſtruction für eine Reiſe nach Abyſſinien. Wir haben früher ſchon erwähnt, daß ein Hr. Lefevre ſich zu einer Reiſe nach Abyſſinien erboten hat. Die fr. Regierung hat dieß angenommen. Der Akademiker Audouin hat in der Akademie Bericht erſtattet über die Aufträge, welche dieſe ihm gibt; ſie ſind vorerſt nur naturhiſtoriſcher Art, da zwei Doctoren, die HH. Petit und Dillon, ihn wenigſtens nach dem rothen Meere begleiten werden.

Nachricht aus Madagascar. Die Regierung von Mauritius hat zwei Kriegsſchiffe nach dem madecaſſiſchen Hafen Tamatave geſchickt, um Genugthuung wegen der Mißhandlung eines Einwohners erſterer Inſel zu verlangen. Dieſer Vorfall hängt wahrſcheinlich mit der noch auf Madagascar herrſchenden Chriſtenverfolgung zuſammen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 58.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Februar 1839.

Reiseskizzen aus Rußland und Polen.

Przemysl.

Wir blieben in Lemberg nur 6 bis 7 Stunden, um uns mit deutschen Pässen zu versehen. Unsere Abfahrt war im eigentlichen Sinne poetisch. Ein schwerer Reisewagen rumpelte über die Brücke, der Postillon schlug auf der Pauke das Signallied, daß das Echo erklang in den engen Straßen und an den hohen, steinernen Häusern; die Fenster waren mit Zuschauern gefüllt, und muthwillige Mädchen grüßten uns wie alte Bekannte. Kaum waren wir hinaus aufs Feld, so hörten wir neuerdings zarte Töne. Was ist das? Ein kleiner Hirtenknabe hatte seine Heerde verlassen, kam still an den Weg und spielte hier auf der Schalmey. Er blieb stehen, nahm den Hut ab, nickte uns dreimal mit dem Kopfe zu, als wolle er uns glückliche Reise wünschen, wandte sich dann zurück, und spielte aufs neue seine Melodie. Ein Franzose, der mit uns im Wagen saß, sagte seufzend: „er ist glücklich, er wird seine väterlichen Fluren nicht verlassen, und wird nicht weiter gehen, als in sein heimisches Dorf, wohin er seine Lämmer führt. Wir Armen aber sitzen nicht im kühlenden Schatten der heimischen Bäume, und werden nicht in Sorglosigkeit fröhliche Lieder singen.“ Die Scene hatte in der That etwas Idyllisches.

Das schöne Städtchen Przemysl liegt am Fuße eines Berges, auf dessen Spitze ein Schloß steht. Als wir am Ufer eines kleinen Flusses hinwanderten, wurden wir plötzlich durch einen Deutschen aufgehalten, der uns nachlief und Zoll dafür forderte, daß wir über eine lange hölzerne Brücke gegangen seyen. „Glaubt ihm nicht,“ sagte eine Schildwache, „diese Deutschen suchen immer uns Russen zu betrügen.“ (Wir hatten russisch gesprochen.) „Bist du vielleicht ein Russe?“ fragte ich erstaunt. „Freilich,“ fuhr die Schildwache fort, „ich bin ja aus Galizien.“ — So haben also die guten Galizier noch nicht vergessen, daß sie einst Kinder des heiligen Rußlands (swætoi Russ), und der Herkunft, der Sprache und dem Glauben nach unsere Brüder waren.

Tornau.

Der größte Theil der kleinen Städtchen, die wir auf dem Wege sahen, ist von Juden bewohnt. In Jaroslaw ist außer einer Synagoge auch eine griechisch-unirte Kirche und eine katholische Capelle. Als wir aus diesem Städtchen herauskamen, ergötzten wir uns an der Neugierde der Jüdinnen, welche uns schaarenweise nachliefen. Landshut ist dadurch bemerkenswerth, daß es in einer hohen, flachen Gegend liegt, und einen großen, schattigen Garten hat, in welchem das Schloß des Grafen Potozki sich befindet. Hier setzte sich eine Französin zu uns auf die Diligence nach einem romanhaften und sentimentalen Abschied von ihrem guten, armen Jacquot, einem eisgrauen Verwalter des Grafen: „adieu, mon cher garçon! adieu, mon pauvre Jacquot!“

Madame Rose (doch nur eine verblichene und entblätterte Rose) fing sogleich Bekanntschaft mit dem uns begleitenden Polen an, und versicherte ihn, daß sie Polen sehr liebe, und Rußland nicht ausstehen könne. Auf Befragen wußte sie wenig Anderes zu sagen, als Rußland sey ein barbarisches Land, man finde weder Spargeln noch Artischoken darin. Wir wünschen dieser Gastronomin, welche sich die Tasche mit Gold gefüllt hat, eine glückliche Reise, bedauern aber die armen Kinder, die unter ihrer Aufsicht stauden. Gleich Papagaien, welche die Worte ihrer Gouvernante auswendig gelernt haben, werden sie noch lange die Worte lallen: „Rußland ist ein barbarisches Land, man findet darin weder Spargeln noch Artischoken.“

Wir kamen schon mit Sonnenuntergang nach Tornau; hier ist ein großer Marktplatz, in dessen Mitte sich ein schönes Rathhaus mit einem hohen Thurme erhebt. Ich sah hier ein Bauernfest in einem Kruge oder Branntweinschenke: die Wände waren erleuchtet, die Thüren geöffnet; alte Männer und Frauen saßen da und tranken Bier, während die jungen Bauern mit wohlgeputzten Mädchen bei dem Gekratz zweier Geigen tanzten. Während hier im einen Theile der Stadt die muntere Jugend sich den Vergnügungen und Lustbarkeiten hingab, sangen am andern Ende derselben fünfzig Schüler geistliche Gesänge vor dem Bilde des heiligen Janus, der in Polen und Galizien der Schutzpatron der Schuljugend ist. Die Capelle war mit Blumen

bekränzt, und von grünen Zweigen beſchattete Statuen dieſes Heiligen mit dem Crucifix in der Hand trifft man faſt in allen polniſchen und galiziſchen Orten.

Ueber die Verbindung zu Land zwiſchen Angola und Mozambique oder der Oſtküſte von Afrika.

(Schluß.)

Der König beſitzt viele Soldaten, die nach ihrer Art auch gut disciplinirt ſind. Alle Abende muß der Commandant derſelben Rapport abſtatten über das Vorgefallene während des Tages, und erhält alsdann ſeine Befehle ſo wie die Parole. Sie beſtehen aus verſchiedenen Corps für die Wachten und zum Patrouilliren, welche Ruhe und Ordnung erhalten müſſen. Seine Reſidenz iſt mit einem großen und tiefen Graben umgeben, und bei Gelegenheit eines Kriegs erlaubt er ſeinen Vaſallen, in dieſen Bezirk, der einige Leguas im Umkreiſe haben ſoll, ſich vor der Gefahr des Angriffs ſicher zu ſtellen und ſich hieher zurückzuziehen; allein bis jetzt hat ihm noch kein anderer Herrſcher den Rang ſtreitig gemacht und ihn bekriegt. (Man kann ſich hier der Bemerkung nicht enthalten, daß der Berichterſtatter weiter oben von der Stadt und Reſidenz ſprach, die auf lauter Inſeln liegen, und ſo begreift man denn nicht recht, wie hier von einem meilengroßen Graben um die Stadt die Rede ſeyn kann.) Die Waffen dieſes Volkes beſtehen aus 6 Fuß langen Lanzen und kurzen, ſehr breiten, aber gut gearbeiteten Meſſern, die nach dem Stiele zu ſchmal, nach der Spitze zu, worin ſie endigen, aber breiter, ſind. Zur Vertheidigung bedienen ſie ſich eines Schildes in Geſtalt eines länglichen Vierecks, aus Baumrinde, was ſehr leicht iſt und den ganzen Körper decken kann. Nach der innern hohlen Seite zu iſt das Schild mit kleinen Schiffsſtäbchen überdieß gleichſam ausgefüttert, um es dadurch ſtärker zu machen. Bevor ſie in die Schlacht gehen, wird das Schild in Waſſer eingeweicht, wodurch es elaſtiſcher und biegſamer wird. Nur die Muizas unter dieſem Volke, welche ſtets die Avantgarde formiren, bedienen ſich der Bogen und Pfeile, indem ſie drei Mann hoch dem Feinde entgegengehen. Die Tage zu Vergnügungen und Feſtlichkeiten des Volks werden ebenfalls von dem Herrſcher vorgeſchrieben, damit kein Mißbrauch deßhalb einreißt, wozu das Volk ſehr geneigt iſt, und ſowohl der Ackerbau darunter leidet, als auch der Soldat an Kraft verlieren würde.

Der Handel mit Elfenbein iſt Monopol des Königs, die Großen des Reichs verkaufen zuweilen kleine Quantitäten, allein nur mit Erlaubniß ihres Oberherrn; aus dieſem Grunde treibt er auch nur allein den Handel mit den Ausländern. In dem Umfange ſeines Reichs gibt es Eiſen und Kupfer, und in einem benachbarten Staate, mit dem man eben in Krieg war, findet man Meſſing (wahrſcheinlich das hellfarbige Kupfer, auch Tombak in jenen Ländern genannt). Gold kannten zwar die Kaffern, allein ſie verſicherten, daß ihr Land kein Gold producire. Ihre Handwerker beſtanden meiſtens aus Schmieden und Schneidern. Zwiſchen dem Betragen, den Sitten und Gewohnheiten dieſer Kaffern und denen des Rio Sena herrſcht ein außerordentlicher Unterſchied; dieſe, um nur die geringſte Beſtellung auszurichten und ein Geſchäft abzumachen, brauchen dazu ungemein lange Zeit, mit einem unnöthig langen und lauten pathetiſchen Wortkram, begleitet mit den lebhafteſten und widerſinnigſten Geſticulationen. Jene dagegen ſprechen wenig und mit großer Beſcheidenheit, ſo wie ſelbſt mit einem ſubmiſſen Anſtand, und ſo leiſe, daß man es kaum verſteht. — Der Dolmetſcher, deſſen ſich C. Pereira bediente, war ein Kaffer, der ſeinem Vater angehörte, und jedesmal, wenn dieſer etwas zu überſetzen hatte, raffte er mit den Fingern, nach Gewohnheit ſeiner Väter, eine Partie Erde zuſammen, und rieb ſich damit die Oberarme ſo wie die Bruſt, und wenn er ausgeſprochen hatte, wiederholte er dieſelbe Ceremonie. Die Muſiker der Kaffern von Sena ſchlagen auf eine furchtbare Art ihre Trommel, je mehr Lärm, deſto beſſer, und ſowohl Männer als Weiber tanzen dazu auf die unzüchtigſte Weiſe; die Kaffern von Cazembe dagegen behandeln ihre Trommeln weit ſanfter, begleiten dieſe mit Geſang und tanzen dazu auf eine anſtändige und ehrbare Art.

Catara und ein anderer, der als Spion dem Prinzen folgen mußte, als dieſer, geſchickt von Cazembe, dem C. Pereira Auskunft über das Innere geben ſollte, wie oben erwähnt, wurde, bevor er ſeinen Auftrag vom König ausrichtete, von Andern durch Umarmungen bewillkommt, ſo wie auch, daß ſie ihnen mit kleinen Stäbchen an die Meſſer oder Lanzen ſchlugen, die jene in den Händen hatten; bloß der Prinz ſchloß ſich von dieſer Ceremonie aus. — Die Muizas feilen alle ihre Zähne auf den Seiten, ſo daß ſie von einander ſtehen und die Geſtalt einer Säge erhalten: die Vaſallen des Königs thun dieſes aber nicht, eben ſo wenig, wie ſie ſich mit dem Kopfpute beſchäftigen, der bei den Muizas die größte Zierde ausmacht. — In Hinſicht der Religion konnte C. Pereira nur ſo viel ausfindig machen, daß ſie hohle Götzenbilder beſaßen, in welche ſie ihre mediciniſchen Decocte goſſen, bevor ſie dieſelben einnahmen. An Zauberer ſcheinen die Muizas nicht zu glauben, als Beweis davon mag gelten, daß ſie einen Kaffer mit Verachtung zurückſtießen, der ſie der Zauberei beſchuldigte, und ihm verſicherten, daß ſie dergleichen ſich nicht bedienten. Im Kriege, wenn Hungersnoth eintritt, ſind die Muizas Anthropophagen. — Im Verlaufe des Geſprächs mit dem Catara, als dieſer einen Compaß zu Geſicht bekam, verſicherte er, einen ähnlichen ſchon in Angola oder Gora geſehen zu haben, und beſtätigte bei dieſer Gelegenheit ganz unwillkürlich, ſo daß man an der Wahrheit nicht zweifeln konnte, daß er in Zeit von drei Monaten die Reiſe gemacht. Er erwähnte dabei auch des Fluſſes Lucala, der in den Coanzo ausmünden ſoll. So weit erſtreckt ſich der Bericht des C. Pereira, der noch viel zu wünſchen übrig läßt, um eine genauere Kenntniß jenes Landes zu erhalten, und Lacerda, der noch Manches darin hätte aufhellen können, gibt ihn vielleicht noch unvollkommener wieder, als er ihn erhalten. Vor der Abreiſe des Lacerda nach dem Innern erhielt er noch eine Geſandtſchaft von dem Könige Cazembe im Jahre 1798 in der Villa de Tette, wodurch dieſer ihm alle

mögliche Freundſchaft anbieten läßt, ſo wie eine Einladung, ſein Reich zu beſuchen und in Handelsverbindungen zu treten. Die Geſandtſchaft wurde aufs beſte aufgenommen in öffentlicher Sitzung und die Alliance beſtätigt, wovon auch ein förmliches Protokoll niedergeſchrieben wurde mit den Unterſchriften aller Anweſenden — eine Alliance, die unſtreitig von dem größten Nutzen für das Unternehmen des Lacerda war, um bis Angola vorzudringen, was aber durch den Tod deſſelben vereitelt wurde.

Lacerda theilt nun noch an den Marineminiſter die Ausſagen einiger andern Menſchen über das Innere und den Weg nach Angola mit; zuerſt die von Bandarlo aus Cazembe, der ſich bei einem gewiſſen Curvo zum Beſuch auf Befehl des Mambo Cazembe aufhielt. Dieſer erzählt, daß er als Abgeſandter von Mambo Cazembe zum Herrſcher von Morupua geſchickt worden, und drei Monate auf der Reiſe zugebracht. Er habe auf dieſem Wege vier Flüſſe paſſirt, gleich dem Zambeze an Größe. Der erſte führe den Namen Rapuſa, der zweite Muſiva, der dritte Guarava und der vierte Roſoi. Man paſſirte alle in kleinen Fahrzeugen. In dieſer ganzen Erſtreckung ſtoße man nur auf vier bevölkerte Ortſchaften, die an den Ufern der vier Flüſſe lagen, und wo die Menſchen nichts genießen als Mais und Mandiocawurzeln. Von Morupua gelange man nach einer Reiſe von einem Monat nach Mueneputo, was nicht weit mehr von Angola entfernt ſey. Hieher kämen die Handelsleute von Angola mit ihren Waaren, ſo wie die Mozungos mit ihren Sklaven und Elfenbein. Mueneputo liege an einem ausgedehnten ſalzigen Waſſer, aus dem an der Sonne Salz bereitet werde, was man nach dem Innern führe. Jenſeits dieſes Meerarms erblicke man große Schiffe mit Maſten, ſo wie auch am Lande große Wohnungen. Der König Congo wohne auf der andern Seite des Fluſſes, und ſey der Nachbar der Mozungos, und überlaſſe an den Regulus von Mueneputo und den von Morupua einen Theil der Waaren, die er von Angola erhalte. — Auf ſeiner Rückreiſe, berichtet er, habe er zuerſt noch in einem Orte, Muenepanda genannt, übernachtet, alsdann nach dreitägiger Reiſe, ohne irgend einen bevölkerten Ort anzutreffen, ſey er an einen Fluß gekommen, den man Duana genannt, und nachdem er denſelben in kleinen Fahrzeugen (Almadias) paſſirt, ſey er am Schluſſe des zweiten Tages nach einer Ortſchaft mit Namen Caunde gekommen, und den folgenden Tag habe er in dem Hauſe des Manero, ſo wie an dem nächſten in dem Hauſe des Capangara übernachtet. Es würde von keinem weiteren Intereſſe ſeyn, jetzt nun alle die Namen der Bewohner der Hütten und Häuſer herzunennen, worin derſelbe übernachtet, da dasſelbe, ſo wie die Namen einiger Bäche, ohne ihre Direction zu beſtimmen, kein Gewinn für die Geographie iſt. Nach ſechzehn Tagereiſen iſt nur bemerkt, daß er aus der Gränze der Nation Vavua heraustrat, und nun in das Land der Marave's und von da an nach vierzehn Tagereiſen in Java ankam, alſo ſchon auf bekanntem Grund und Boden.

Ein Kaffer aus dem Stamme der Muizas berichtet nun noch Folgendes über den Weg nach Angola: Von der Villa de Tette bis zum Rio Arangua ſind die Bewohner Moraves und Feinde der Muizas. Von dieſem Fluſſe an bis zum Lande des Königs Cazembe wohnen die Muizas, welche dem Cazembe unterwürfig ſind. Bis zum Lande, wo der Vater des Königs herrſcht, iſt es eine Entfernung von mehr oder weniger zwei Monaten Reiſe, mit vielen wüſten Gegenden und ohne andere Ortſchaften, als an den vier Flüſſen. Von Morupue (dem Vater des Cazembe) nach Angola bringt man wohl anderthalb Monat zu bis an eine Bai, wo Schiffe vor Anker liegen. Die Nation der Cabindas liegt mehr ins Innere und gränzt an Morupue und Cazembe. Wenn man Sklaven bedarf, ſo fangt man Krieg mit ihnen an, und führt die Sklaven nach Angola.

Hiermit ſchließen alle Nachrichten, welche die Portugieſen ſeit mehreren hundert Jahren über das Innere von Afrika geſammelt haben, und Niemand wird es in Abrede ſtellen, daß es verzweifelt wenig iſt, was ſie uns zum Beſten geben. Im Jahre 1823, vor dem Sturze der Conſtitution, ging man mit dem Plan um, die beiden deutſchen Ingenieure in portugieſiſchen Dienſten, den Oberſten v. Eſchwege und den Oberſtlieutenant v. Varnhagen, die nicht lange zuvor aus Braſilien zurückgekommen, an die Spitze zweier Expeditionen zu ſtellen, wovon die eine von Angola, die andere von Mozambique aus, in das Innere vordringen ſollten, um ſich zu begegnen; allein das Ende der Conſtitution machte auch dieſem Plane ein Ende, worüber beide Vorgeſchlagene ſich leicht zufrieden gaben, da ſie längſt ſchon die Erfahrung gemacht, daß in Portugal ſolche lebensgefährliche Unternehmungen nur mit Undank belohnt werden.

Die Carimata-Inſeln. *)

Dieſe Inſeln gewähren einen bezaubernden Anblick. Wenn man ſich der Küſte nähert, ſo kann ſich das Auge nicht ſattſehen an den prachtvollen Ausſichten, die ſich immer mehr entfalten. Setzt man den Fuß ans Land, ſo glaubt man in einem Eden zu ſeyn. Wandelt man in den duftenden Thälern und zwiſchen den ſchönen Hügeln dieſer Inſeln, ſo erſtaunt man über die außerordentliche Fruchtbarkeit eben ſo, wie über die maleriſchen Schönheiten. Die Eingebornen dieſes glücklichen Landes erreichen ein ſehr hohes Alter, man trifft viele, die 100 Jahre alt werden.

Die Zahl ſämmtlicher Carimata-Inſeln beläuft ſich auf einige hundert. Sie liegen zwiſchen 1° 11′ — 1° 46′ S. B. und 108° 49′ — 109° 55′ O. L. Gr.

Die Schifffahrt zwiſchen Borneo und den Carimata-Inſeln iſt nicht gefährlich. Selbſt bei ungünſtigem Wetter findet man einen ziemlich breiten Canal, in dem ſich nur eine einzige Klippe über das Meer erhebt, die ſich durch ihre weiße Farbe ſelbſt bei Nacht bemerklich macht. Außer den Naturproducten, die ſich auf der ganzen Küſte von Borneo finden, findet man an den Carimata-Inſeln eine große Menge von Schildkröten, vorzüglichen Fiſchen, Auſtern, Tripangs und Agar

*) Von Van der Capellen der geographiſchen Geſellſchaft in Paris mitgetheilt. Es ſoll aus den hinterlaſſenen Papieren des Hrn. Georg Müller gezogen ſeyn. Eine größere Mittheilung über mehrere Staaten der Inſel Borneo folgt nächſtens. A. d. R.

ager.*) ausnehmend viele Hülsen- und andere Früchte, und sonstige Lebensmittel. Die Lage dieser Inseln wäre überdieß für Gründung eines Stapelplatzes sehr günstig.

Folgendes sind die hauptsächlichsten Inseln dieser zahlreichen Gruppe: die eigentliche Carimata-Insel, die Insel Panumbangen, die Insel Suratu. Wir wollen nun auf jede dieser Hauptinseln einen kurzen Blick werfen.

Carimata.

Diese Insel besteht aus einem einzigen Berg, der sich 2400 Fuß über die Meeresfläche erhebt, und den man auf zehn deutsche Meilen leicht unterscheiden kann. Der Gipfel dieses Berges erhebt sich majestätisch über die Wolken, die den Berg in der Regel umhüllen. Unter der Hügelspitze sieht man mehrere steile 2 und 300 Fuß hohe Felsen aufsteigen, zwischen denen klare Bäche in die Thäler stürzen. Der große Berg von Carimata ist bis an seinen Gipfel mit schönen Bäumen und lieblichem Grün bedeckt. Er liegt unter 1° 55½' S. B. und 108° 49' O. L. v. Gr. Der Umfang dieser Insel mag ungefähr 7½ deutsche Meile seyn. Nördlich und westlich sind die Küsten mit steilen Felsen besetzt. Die südlichen und südöstlichen Ufer sind mit Sand bedeckt. Man findet am Fuße der Berge und Hügel mehrere kleine Thäler, die sehr zum Feldbau geeignet wären. Fünf Flüsse entspringen in den Gebirgen. Früher stand an jedem dieser Flüsse ein sehr bevölkertes Dorf.

Die Hauptflüsse sind folgende: Songui Radscha (Königsfluß) im Norden der Insel. Er ist 60 bis 70 Fuß breit, und ist für indische Fahrzeuge von 2 bis 4 Tonnen schiffbar. An dem Ufer dieses Flusses stand einst ein schönes Dorf, Kampong Radscha, das gegenwärtig fast ganz verlassen ist. Songui Paku; dieser Name kommt von der großen Menge Paku-Bäume, die seine Ufer schmücken. Das Dorf, das auf beiden Ufern des Flusses stand, ist gänzlich verödet. Songui Palimbang;**) dieß ist der größte unter den fünf erwähnten Flüssen. Er fließt von Norden nach Süden, und ist schiffbar für Schiffe von 4 Tonnen (Koyan)***) während der Ebbe; bei der Fluth können Schiffe von 10 bis 12 Koyans ohne Gefahr einlaufen. Dieser Fluß ist bei seiner Mündung 80 Fuß breit. Seine Tiefe ist 4 bis 5 Klafter. Bei seiner Mündung ist eine Sandbank, was das Ankern besonders bei stürmischem Wetter sehr schwierig macht. Links von dem Eingang in den Fluß trifft man eine große sandige Strecke, wo man eine große Menge Schildkröten mit ihren Eiern findet. Das Schildkrot, das man von ihnen erzielt, ist schöner als das an irgend einer andern Stelle bei Borneo. Das Dorf Palimbang, das auf den beiden Ufern dieses Flusses lag, wurde von einer großen Anzahl Eingeborner bewohnt. Im Jahre 18.. fand man noch 70 bis 80 chinesische Familien, die sich vom Fischfang nährten. Seit damals haben sich die Einwohner auf die Küste von Borneo zurückgezogen. Neben diesem zerstörten Dorfe findet man eine ungeheure Vase von chinesischem Porcellan, die 6 Klafter im Umfang und 18 Fuß in der Tiefe mißt. Der Boden bringt noch eine Art schwarzen Thee hervor, den die Chinesen bauten, als sie das Dorf bewohnten.

Von dieser einst so blühenden und volkreichen Gegend sieht man kaum noch eine Spur. Man bemerkt nur einige Kokosbäume und andere Fruchtbäume, die ungefähr zehn elende Hütten beschatten, deren Bewohner noch die freiwilligen Erzeugnisse dieser schönen Gegend, Honig, Wachs, Früchte, Vogelnester, Holothurien u. s. f., sammeln.

Die andern Flüsse sind minder bedeutend, sie haben weder Anwohner, noch sind sie schiffbar.

*) Zwei Gattungen von Holothurien, die bei den Chinesen sehr beliebt sind, und die einen bedeutenden Handelsartikel nach China bilden.

**) Palimbang bedeutet Ueberschwemmung.

***) Ein Koyan ist 30 Pikul oder 3750 Pfund.

Miscellen.

Beurtheilung des Buchs eines englischen Touristen über Rußland. Aus der Vorrede dieses Werkes erfahren wir, daß der Verfasser, Hr. Bremner, eine ziemlich kurze Herbstreise nach Rußland gemacht, und in dieser Zeit versucht hat, es vom finnischen Meerbusen bis zum schwarzen Meere zu durchfliegen — eine ziemlich beschwerliche Aufgabe, wie wir meinen, die zu Beobachtungen und Notizen sammeln nicht viel Zeit erlaubte. Hienach darf der Leser wohl sich wundern, wenn er hört, daß vor uns zwei dicke Bände liegen, jeder mehr als 500 Seiten stark, voll von Abhandlungen und Berichten über den Zustand und das Verhältniß der verschiedenen Classen der Gesellschaft, die Sitten und Gebräuche des Volkes, das Einkommen und die Vergnügungen der Vornehmen, der Lebensweise der letztern und der Nationalkochkunst des erstern; ganze Capitel über die Hospitäler, Gefängnisse, Universitäten, den Zustand der schönen Künste und Literatur (doch kann Hr. B. nach eigenem Geständniß kein Wort der Sprache), ein halbes Dutzend über den Kaiser, seine Reformen, innere und äußere Politik, über die Armee, Flotte und Kirche, den Republicanismus der Edlen, die Lage der Leibeigenen u. s. w., die die Hälfte oder zwei Drittheile des Ganzen einnehmen. Doch hat Hr. B. auch seine eigenen Ansichten über die besten Mittel Nachrichten zu erhalten, er hat sie außerhalb Rußland gesucht. „Allen, sagt er, die wissen, was Rußland wirklich ist, ist es unnöthig zu sagen, daß die wahre Lage der Dinge unter den Höhern dieses Landes nicht in Rußland selbst am sichersten erkannt werden kann.“ So, glauben wir, hat er wahrscheinlich von einem oder dem andern jener geschwätzigen Reisenden diese große Masse von Gelehrsamkeit zusammengetragen. Außer diesen Austheilungen können wir mit Vergnügen hinzusetzen, daß Hr. B. ein verständiger, vernünftiger Beobachter ist, und sein Buch wohl gelesen zu werden verdient, wenn auch, wie natürlich, ein großer Theil davon nur oberflächliches Geschwätz ist. (Athenäum vom 9 Februar.)

Failliten in Paris. Im Monat Januar fanden zu Paris 57 Failliten statt, deren Passiva mehr als 7 Millionen betragen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 24** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Gedichte von Lätitia Elisabeth Landon. — Maria Padilla. Tragédie en cinq actes et en vers par M. Ancelot.

Im Abonnement [illegible] dieses Blatt [illegible] Nr. [illegible] Bögen [illegible] kann jedesmal [illegible] werden [illegible] ist berechtigt für den Abschluß des Abonnements [illegible] fl. halbjährlich [illegible] fl. [illegible] für Deutschland, wofür das Ausland nichts [illegible], jährlich 8 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 59.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

28 Februar 1839.

Chineſiſche Adminiſtration.

Verkauf literariſcher Diplome.

Je mehr Anſprüche man an die Candidaten macht, und je ſtrenger man bei den Examen iſt, um ſo mehr ſollte die erſte Regel bei einem ſolchen Syſtem ſeyn, daß die literariſchen Grade auf keine andere Weiſe erreicht werden könnten. Das Princip des Syſtems iſt, daß das Verdienſt allein das Recht gebe Staatsämter zu bekleiden, und was auch die Unvollkommenheiten der Examen, die beſchränkte Maſſe von Kenntniſſen oder die Unzweckmäßigkeit derſelben, und wie groß auch der individuelle Betrug von Seiten der Candidaten oder der Examinatoren ſeyn mochte, ſo war doch das Syſtem im Ganzen und Großen gerechtfertigt, ſo lange man es nicht in ſeinem Weſen und ſeinem belebenden Princip angriff. Allein die Verſuchung ſcheint unwiderſtehlich geweſen zu ſeyn, und je größer der Werth war, den die literariſchen Grade in den Augen der Nation hatten, um ſo leichter war es, in Zeiten von Verlegenheit ſich durch ihren Verkauf beträchtliche Summen ohne Erhöhung der Steuern zu verſchaffen. Sobald dieſer Mißbrauch ſich einmal eingeſchlichen hatte, ſo trug er in ſich ſelbſt die Gründe ſeiner Dauer und Wiederholung, denn diejenigen, welche die Diplome kauften, waren natürlich Söhne reicher Eltern, welche, wenn ſie einmal in der Kategorie waren, Stellen bekleiden zu können, Einfluß genug beſaßen, dazu ernannt zu werden, wodurch die ärmern Candidaten, welche ihre Diplome durch die Examen erhalten hatten, in ihrem Avancement verzögert wurden, und großentheils den Staatsdienſt erſt in höherem Alter zu betreten anfingen. Damit war aber der Verwaltung wenig gedient, und es iſt leicht zu glauben, daß man den Verkauf der Diplome um ſo williger fortſetzte, da er eine Claſſe jüngerer und rüſtigerer Beamten in den Staatsdienſt brachte; dazu kam, daß dieß ein Mittel war, die reichen Familien ſo ſehr als möglich in den Staatsdienſt zu ziehen, eine Maxime, dem die chineſiſche Regierung immer treulich angehangen hat, indem ſie ſich dadurch der Treue der einflußreichſten Familien um ſo mehr verſicherte. Man muß ſich daher eher wundern, daß der Verkauf der Diplome nicht noch weiter ausgedehnt worden iſt, und das Syſtem der Examen nach und nach zerſtört hat, und dieſes muß in der öffentlichen Meinung ſehr hoch ſtehen, um einer ſolchen Gefahr haben widerſtehen zu können. Dennoch ſcheint der Mißbrauch auf einen hohen Grad getrieben worden zu ſeyn, wie man aus einer Remonſtranz erſehen kann, aus der wir einen Theil hier geben, da ſie vielfach merkwürdig iſt.

Die Remonſtranz wurde im Jahre 1822 dem Kaiſer Taokwang übergeben, und iſt von Sintſungdſchih, literariſchem Kanzler der Provinz Schan-tung, und von Yueſien, Cenſor der Provinz Yunnan verfaßt, ſie lautet ſo: Wir haben gehört, daß der Verkauf von Stellen unter der Dynaſtie der Han anfing, aber die Art, wie er unter der gegenwärtigen Dynaſtie getrieben wird, iſt weit ſchimpflicher, denn die Einkünfte, welche die letzten Kaiſer der Dynaſtie der Han daraus zogen, wurden von ihnen wenigſtens zu den Staatsausgaben verwendet, während die gegenwärtige Dynaſtie den ganzen Ertrag in den Privatſchatz der Kaiſer fließen läßt. Die gegenwärtige Dynaſtie begann den Verkauf der Diplome im J. 1637, theils um Geld daraus zu ziehen, theils um Männer von Talent, welche die Examen nicht gehört hatten, in den Staatsdienſt zu ziehen. Unter dieſen Umſtänden befahlen die Kaiſer, daß die Träger eigentlicher und erkaufter Diplome im Verhältniß von eilf zu acht angeſtellt werden ſollten, was in allen Adminiſtrationen den gelehrten Beamten die Majorität erhielt. Aber in dieſem Augenblick ſind mehr als 5000, welche das Examen des Grades der Tſin-tſe beſtanden haben, mehr als 27,000, welche den Grad eines Kiudſchin erreicht haben, ohne Anſtellung, und die erſten auf der Liſte warten nun ſchon ſeit 30 Jahren darauf. Der Zweck Euer Majeſtät iſt ohne Zweifel, daß ihr Talent Zeit habe, zu reifen, aber es iſt offenbar, daß die, welche gegenwärtig ihr Examen beſtehen, 30 Jahre warten müſſen, ehe ſie einen Dienſt erhalten, ſo daß ſie alsdann im Durchſchnitt Greiſe von 60 Jahren ſeyn werden, und dabei ſind ſie erſt noch dem fünfjährigen Examen unterworfen, bei denen ſie dann entweder als zu alt, oder als zu ſchwach und einfältig durchfallen werden. Dagegen die, welche Diplome kaufen, haben Geld und ſind jung, und werden daher zum Schaden der andern befördert. Dazu kommt, daß die Bedingungen der Examen ſehr ſtrenge ſind; ein Candidat

muß ſeine Genealogie auf drei Generationen hin angeben, und wird ausgeſchloſſen, wenn er von Freudenmädchen, Schauſpielern, Henkern oder Bedienten abſtammt; er muß fünf Siutſais haben, welche für ihn garantiren, und man nimmt alle mögliche Vorſicht, daß er ſich in ſeinem Examen nicht helfen laſſe. Alles dieß fällt bei den Käufern von Stellen weg, und Leute aller Art haben Stellen gekauft; ihre Habſucht und Grauſamkeit in der Ausübung ihrer Macht gilt für Tugend, und ihre Vorgeſetzten empfehlen ſie, ſie ſchrecken das Volk durch ihre Strenge, aber ihre Obern geben dieß für Entſchiedenheit aus.

Wenn dieſe Remonſtrirung Eurer Majeſtät vorgelegt werden wird, ſo werden die Miniſter ohne Zweifel ſagen, daß die Einnahmen des Staats unzulänglich ſeyen, wir haben daher berechnet, was man bei dem Stellenverkauf wirklich gewinnt, und wollen dabei mit dem dritten Jahre der Regierung von Kiaking anfangen. In dieſem erregten Räuberbanden in drei Provinzen eine Empörung, aber der Stellenverkauf brachte 70,000 Unzen Silber ein. Im eilften Jahre empörten ſich die Gebirgsbewohner von Yünnan, aber der Stellenverkauf trug 120,000 Unzen ein; im neunzehnten Jahr brach der gelbe Fluß durch ſeine Dämme, aber der Stellenverkauf ertrug 60,000 Unzen. Man ſieht, daß die ganze Summe des Erlöſes in 20 Jahren nur einige hunderttauſend Unzen einbrachte. Würden nun die Ausgaben für den kaiſerlichen Hof vermindert, ſo könnte man in Einem Jahre mehr erſparen, als der Stellenverkauf in einem Jahrzehnt einträgt; die Blumen und die Schminke für das Harem des Kaiſers koſten jährlich 100,000 Unzen, die Secretäre im Palaſt 120,000 Unzen, die Bauten im Palaſt von Yuen-ming-yuen 200,000 Unzen, der Park und Palaſt von Jehol 480,000 Unzen; die Verwaltung des Parks von Yuen-ming-yuen koſtet 160,000 Unzen und die Damen des Palaſtes 240,000 Unzen. Würden dieſe unnöthigen Ausgaben abgeſchafft, ſo würde man über 1,000,000 Unzen jährlich gewinnen; Männer von Talent könnten in den Staatsdienſt treten und die Wohlfahrt des Volks könnte geſichert werden. Wenn Eure Majeſtät unſere Vorſtellungen für wahr hält und ſich nach ihnen richtet, ſo können die Plane Ihrer Vorväter ausgeführt werden, und die Armee und die Nation werden Urſache haben ſich zu freuen; wenn es aber nöthig wäre, daß wir unſer Haupt auf den Block legen, ſo ſind wir bereit.

Der Kaiſer nahm dieſe Vorſtellung mit großem Lob auf, aber ſchon im J. 1826 fing er, um die Koſten des Kriegs in Turkeſtan zu decken, den alten Mißbrauch wieder in ausgedehnterm Maße an, und verkaufte für 6,000,000 Unzen Stellen, und ſeit dieſer Zeit wird faſt jährlich zu dieſem Mittel geſchritten. Die Folge iſt, daß die Maſſe der Candidaten für Stellen ganz unverhältnißmäßig groß geworden iſt, und der Gouverneur von Setſchuen hat ſich kürzlich verbeten, daß man ihm von Peking neue Aſpiranten ſchicke, da er auf mehrere Jahre mit ſupernumerären Expectanten verſehen ſey.

Wenn ein Candidat ſein Diplom erhalten hat, ſo wird er vom Miniſterium des Perſonals (Li-pu) noch examinirt, um zu beſtimmen, in welchem Zweig der Adminiſtration er angeſtellt werden ſoll, und dann wird ſein Name auf die Liſte geſetzt. Wenn ein Dienſt vacant wird, ſo wird der erſte auf der Liſte nach Peking gerufen, aber dieſe Regel wird nicht ſo ſtreng gehalten, daß es nicht das Intereſſe der Candidaten wäre, in Peking einen Agenten zu haben, der Einfluß beim Miniſterium hat und ſeine Angelegenheiten bei einer Dienſterledigung betreibt, damit er nicht übergangen wird. Die erſten Stellen, die ein Beamter erhält, ſind immer die von Secretären bei einer Behörde, oder Aſſiſtenten der Beamten kleiner Diſtricte; von da an muß er ſich durch ſein Verdienſt oder ſeine Intriguen heben. Es werden über jeden regelmäßige Berichte an den Li-pu erſtattet, und darauf bei ſeiner Beförderung Rückſicht genommen. Die Verſetzungen ſind überaus häufig, wahrſcheinlich um die Beamten in größerer Unterwürfigkeit zu halten, oder um ihnen nicht Zeit zu laſſen, in ihrem Diſtrict Verbindungen anzuknüpfen, die ſie zur Parteilichkeit verführen könnten; aus dieſem Grund wird auch nie ein Beamter in der Provinz, wo er geboren iſt, angeſtellt. Wenn ein beliebter Beamter verſetzt wird, ſo erzeigt ihm das Volk alle Art von Ehre, die Landſtraße wird weithin mit Tiſchen beſetzt, auf denen Weihrauch und Eßwaaren ſtehen, und das Volk begleitet ihn unter Thränen. Eine große Ehrenbezeugung iſt auch, wenn das Volk dem Abgehenden ſeine Stiefel aus- und ihm neue anzieht, und die alten zum Andenken in einem Kaſtchen auf dem Stadtthor aufſtellt. Wenn es dagegen mit einem Beamten unzufrieden iſt, ſo begleitet es ihn mit Ziſchen und Verwünſchungen bei ſeinem Abzuge.

Reiſeſkizzen aus Rußland und Polen.

Krakau.

Die Salzgruben zu Wieliczka ſollen zu den Naturwundern gehören: ohne Feuer gleichen ſie der Hölle, mit Feuer einem Feenreich. Mit jedem Schritt ſtößt man hier auf eine zauberhafte Erſcheinung; in Einem Augenblick erſtehen und verſchwinden, erheben ſich und zerfallen prächtige griechiſche Tempel, glänzende Königspaläſte und ſchimmernde Feenſchlöſſer. Die Natur ſpielt und ſchafft hier, und ihre Materialien ſind Kryſtalle und Edelſteine, Rubinen und Diamanten. Welche Wirkung der Strahlenreflexion! Ich ſah die Stadt Wieliczka, die auf Wölbungen über ungeheuren Abgründen liegt, aber zu meinem Bedauern waren die Salzgruben geſchloſſen wegen des katholiſchen Pfingſtfeſtes. *)

Die freie Stadt Krakau wird durch die neue und alte Weichſel in drei Theile getheilt; die rechte Seite der neuen Weichſel heißt die Kaiſerſtadt, die Inſel erhielt den Namen der Judenſtadt, das ganze linke Ufer aber bildet die deutſche Stadt. In der letztern befindet ſich die große, durch die Pracht der Königsgräber ausgezeichnete Kirche, auf dem Berge im königlichen Schloſſe. Im Innern fällt vor Allem das ſil-

*) In dieſen Salzgruben hat ſich eine ganze unterirdiſche Stadt mit Straßen, Quergaſſen, freien Plätzen und Kirchen gebildet. Sogar ein Plan dieſer Stadt iſt vorhanden, aber wie mich ein Beamter der Anſtalt verſicherte, wird er bei dem Director aufbewahrt und geheim gehalten.

berne Grabmal des h. Stanislaus auf, das durch einen reichen Baldachin beſchattet iſt. Vor dem Grabmal iſt ein Altar, an welchem Meſſe geleſen wird. Vom weſtlichen Thore bis zum öſtlichen Theile der Kirche laufen auf beiden Seiten Galerien, welche das Gewölbe des Baues in einfachen Säulen halten. Hinter der Galerien, an der nördlichen wie an der ſüdlichen Mauer, befinden ſich eine Menge Capellen, und in jeder Capelle Grabmäler von Königen, Königinnen und Biſchöfen. Einige ſind ziemlich alt, andere jedoch erſt im 17ten oder 18ten Jahrhundert errichtet. Auf jedem Grabmal findet ſich eine Statue, Büſte, Wappen oder ſonſtige Attribute des Entſchlafenen. Zwiſchen den alten und neuen Statuen iſt faſt derſelbe Unterſchied, wie zwiſchen den ägyptiſchen und griechiſchen. Die alten Statuen ſind Leichenbilder, die in den Gräbern liegen, und Scepter und Reichsapfel in den Händen halten. Eine Mittelſtelle nehmen die Statuen ein, welche auf der einen Seite liegen und ſich mit der Hand auf das Grab ſtützen. Neben dem weſtlichen Thore auf der rechten Seite wurde vor kurzem einem Biſchof (Soltyk), der Gefangener der Ruſſen geweſen war, ein Grabmal errichtet. Auf dem Baldachin iſt in Basrelief der Wagen mit vier Pferden abgebildet, in welchem er nach Rußland abgeführt worden war. Das Denkmal Sobieski's, das in einer der Saulen dem Hauptaltar gegenüber angebracht iſt, iſt dieſes Helden würdig. Der Gedanke des Künſtlers iſt einfach und vortrefflich: Fahnen, Panzer und andere Kriegsrüſtungen drücken auf die niedergeworfenen Türken, und der Ruhm mit der Trompete ſchwebt über den Trophäen. Auf dem Denkmal ſteht die Inſchrift: Cui regnum gloria militaris peperit, Polonorum amor stabilivit, qui Turcicam lunam crucis vexillo minitantem a Christianorum finibus ita prospere fortiterque pepulit ut venisse, vidisse vicisseque unum idemque illi fuerit.

In einer der Capellen ſieht man über einigen in der Kuppel al fresco gemalten Bildern einige ruſſiſche Inſchriften, theils lesbar, theils wegen der Höhe der Kuppel und der Beſchadigung der Schrift völlig undeutlich. Hr. Köppen verſetzt dieſe Inſchriften in den Anfang des 14ten Jahrhunderts, d. h. nach dem Brande, der in dieſer Kirche im J. 1320 ſtatt fand. Leider ſind die Ueberreſte der alten Malerei bis auf wenige Bilder auf Befehl des Biſchofs Soltyk alle übertüncht worden. Dieß macht es ſchwer, irgend einen Schluß über die Beſtimmung der ruſſiſchen Capelle zu machen: wurde ſie für die Griechiſch-Unirten oder für die zum Hofe gehörigen Anhänger der griechiſch-ruſſiſchen Kirche gebaut, vielleicht für Glieder der königlichen Familie — dieſe Frage, obgleich von Bedeutung für die Geſchichte, iſt noch nicht gelöst.

Die Säulen der Kirche ſind mit carmoiſinrothem Taffet bedeckt, die Mauern aber, vom weſtlichen Thore bis zum Grabmale des h. Stanislaus, ſind mit ſechs ungeheuren Bildern verziert, welche die Geſchichte Joſephs darſtellen. Die Brüder Joſephs, die Aegypter, die Schafherden und Landſchaften ſind ſehr künſtlich aus verſchiedenfarbiger Wolle gewirkt, wahrſcheinlich aus der Fabrik von Gobelin. Dieß ſind Trophäen Sobieski's, die er den Türken abnahm. Das Aeußere der Kirche iſt von der einfachſten gothiſchen Bauart, und die Ausſicht von dem größern Thurme herab ſehr ſchön. Die Sigismundsglocke, die man hier wegen ihrer Größe als Seltenheit zeigt, kann man mit den gewöhnlichſten Glocken in Moskau in Eine Reihe ſtellen.

Die Polen wollen ihrem Helden, dem General Kosciusko, den ſie den letzten Polen nennen, ein prächtiges Denkmal errichten. Eine halbe Meile von der Stadt auf einer bedeutenden Anhöhe iſt ein runder Grabhügel mit einigen Stufen aufgeſchüttet. Auf dieſem ſoll die Statue des Generals aufgeſtellt werden, mit deren Bearbeitung der berühmte Thorwaldſen beauftragt wurde. Die Stelle zu dieſem Denkmal iſt ſehr gut gewählt, denn ſie iſt von allen Seiten frei, ſo daß man das Denkmal auf 4 bis 5 Meilen überall her ſehen kann.

Auf dem Hauptplatz in Krakau ſteht eine kleine, ſteinerne Kirche, die mit Bäumen umpflanzt iſt; die Polen behaupten, ſie habe ſeit der Gründung der Stadt beſtanden. Die Kirchen der h. Maria und der zwölf Apoſtel zeichnen ſich durch ihre Größe und ihre Zierrathen aus. In Krakau gibt es auch ſehr viele Manns- und Frauenklöſter. Die polniſchen Klöſter und Kirchen waren früher im Allgemeinen durch ihren Reichthum berühmt, vor allen andern aber die Kirche im königlichen Schloß. Im Beſitze bedeutender Einkünfte und großer Schätze beſaß ſie alle Mittel zur Errichtung der prächtigen Denkmäler, welche ihr jetzt zur Zierde dienen. Eiſen, Kupfer, Blei und Marmor erhielten ſie aus dem fünf Meilen von Krakau gelegenen Städtchen Kielcze. Die jetzigen Geiſtlichen ſeufzen über den Ueberfluß, worein ihre Vorfahren verſanken.

Hier iſt auch eine kleine ruſſiſche Kirche von einfacher Architektur, und vielleicht die älteſte. Gottesdienſt wird darin nur am Oſterfeſt und an einigen Apoſteltagen von einem aus einem benachbarten Orte kommenden Geiſtlichen gefeiert.

Der beſte Theil von Krakau iſt die deutſche Stadt; die Straßen ſind hier reinlich, die Häuſer von Stein und hoch, die Boulevards ſehr ſchön. Einer der Boulevards führt bis zum Grabe Kosciusko's.

Die wilden Thiere im Miſſiſippi-Thale.

(Aus James Hall: Notes on the western states.)

Der Büffel, das Elen, der Bär und der Biber ſind faſt aus dem großen Thale verſchwunden; doch iſt es bemerkenswerth, daß das Rothwild ſich vermehrt hat, da es an dem Menſchen eher einen Beſchützer als Zerſtörer gefunden zu haben ſcheint. „Dagegen," heißt es im genannten Werke, „leidet es ſehr von den Wölfen, die ſie gleich Hunden in ganzen Schaaren jagen, und ſelten die Verfolgung aufgeben, ehe der Hirſch gefangen iſt. Oft wenn wir in einer mondhellen Sommernacht vor der Thüre eines Blockhauſes auf einer der Prairien ſaßen, hörten wir die Wölfe das Rothwild jagen, und faſt eben ſo wie ein Rudel Hunde aufheulen. Zuweilen wurde das Geheul in großer Entfernung über der Ebene gehört, dann hörte es auf, und wurde bald in näherer Entfernung und in anderer Richtung gehört, jetzt brach das Geheul in voller Macht aus einem nahegelegenen Dickicht hervor, und wir konnten faſt das Aechzen des erſchöpften Wildes hören . . . Eine ungeheure Menge von Rothwild wird alljährlich von unſern Jägern erlegt, die

nur die Felle und Schenkel davon nehmen und das Uebrige wegwerfen. Wildpretschinken und Häute sind wichtige Ausfuhrartikel. Die erstern werden den Jägern um 25 Cents für das Paar, die letztern das Pfund um 20 Cents abgekauft. In den Dörfern von Illinois und Missouri kaufen wir für unsern Tisch das halbe Wildpret mit den Schenkeln daran um 37½ Cents, das ungefähr 1 Cent für das Pfund gibt."

Die Wölfe sind zahlreich und thun nicht geringen Schaden. Zuweilen legen sie sich bei irgend einem Durchgang in Hinterhalt für die Büffel, und fassen das schwerfällige Thier in einer unangenehmen Stellung, springen auf dasselbe und würgen es. Selbst Menschen sind in manchen Fällen Opfer dieser Wildheit geworden.

Durch Preise, die von den verschiedenen Staaten ausgesetzt wurden, sind eine Menge Wölfe vertilgt worden. In Illinois wurde in einem Jahre auf solche Weise so viel Geld ausgegeben, daß die Legislatur das Gesetz aufheben mußte; sie konnten eher Wölfe als die Prämiengelder liefern. Es gibt zwar Panther und wilde Katzen, doch sieht man sie nicht häufig; mit dem Fuchs ist es eben so. Hr. Hall denkt, sie müssen sich wie das Rothwild vermehren. Kaninchen sind im Ueberflusse da; doch des Hasen geschieht keine Erwähnung, und wir können hier vorübergehend bemerken, daß wir glauben, weder dieses Thier noch der Fasan sey in den Vereinigten Staaten zu finden. Alle Arten Eichhörnchen sind zahlreich vorhanden. Von diesen hübschen kleinen Thieren gibt der Verfasser einen sonderbaren Zug:

„Zuweilen werden sie im Laufe weniger Jahre in einem Theile des Landes so zahlreich, daß sie ganze Ernten zu vernichten drohen, wo sie dann, wie mit allgemeiner Einstimmung, auszuwandern beginnen, gewöhnlich von West nach Ost, und in so großer Zahl, daß man sie nicht schätzen kann, und die größten Flüsse, die auf ihrem Marsche liegen, werden von ihnen überschritten. Viele ertrinken hiebei, Tausende werden von den Knaben erschlagen, welche an den Ufern zusammenlaufen, um die müden, athemlosen Auszügler bei der Landung aufzufangen. Am Anfang ihres Marsches sind sie recht fett, doch gegen das Ende nehmen sie ab und werden krank. Nach einem solchen Ereignisse sind sie einige Jahre hindurch selten, dann vermehren sie sich wieder, wandern aus und sterben wie zuvor. Die Ursache dieser Erscheinung ist noch nicht erklärt worden. Mangel an Nahrung kann es nicht seyn, denn die Districte, die sie verlassen, sind oft so fruchtbar, wie die, nach denen sie wandern, und das gesunde Aussehen, mit dem sie ihren Zug antreten, gibt der Vermuthung keinen Raum, daß die Gefahr zu verhungern sie aus der Heimath getrieben. Unsere Jäger schießen diese kleinen Thiere mit Büchsen und bringen sie mit Einer Kugel von der Spitze der höchsten Bäume, und wenn ihre Verheerungen groß werden, bilden sich große Gesellschaften, welche die Wälder durchstreifen und Tausende in einem Tage tödten.

Die Carimata-Inseln.

Die Insel Panumbangan.

Diese Insel liegt unter dem 1° 12′ S. B. und 109° 11½′ O. L. v. Gr. Die Meerenge zwischen dieser Insel und der Küste von Borneo ist 4 bis 5 Klafter tief. Die Schiffe können an dieser Meerenge bis an die Küste fahren, ohne daß es Gefahr hätte. Die Insel wird von einem ungefähr 1000 Fuß hohen länglichen Berg gebildet. Er ist wie der Berg auf Carimata mit Pflanzen und Gebüschen bis an den Gipfel bewachsen. Mehrere kleine Flüsse entspringen auf ihm, die nordöstlich und nordwestlich fließen. Aus ihnen nehmen die Schiffe Wasser ein. Diese fruchtbare und angenehme Insel wurde nach und nach entvölkert, seit die Holländer diese Gegenden nicht mehr besuchten (1795). Sie wird von Zeit zu Zeit von einigen Fischerhorden besucht. Im Nordosten der Insel war einst ein bedeutendes Dorf. Die Einwohner zogen sich auf das Gebiet des eigentlichen Borneo zurück. Die Erzeugnisse der Insel Panumbangan sind im Durchschnitt dieselben wie auf Carimata. Die Fischerei ist sehr ergiebig daselbst.

Insel Surutu.

Sie liegt unter 1° 42′ S. B. und 108° 41½′ O. L. v. Gr., und besteht aus mehrern kleinen Bergen und Hügeln, deren Kette sich von Osten nach Westen erstreckt. Wie auf den vorhergehenden Inseln, sind auch hier die Berge bis zum Gipfel grün. An dem südwestlichen Theile der Insel liegen einige Korallenbänke. Die Bruchstücke, die man davon wegholt, liefern einen sehr feinen Kalk, dessen sich die Einwohner bedienen, wenn sie Betel kauen. Man findet auch rothe Korallen, denen die Chinesen einen hohen Werth beilegen, und woraus sie eine bei ihnen sehr geschätzte Arznei bereiten.

Die Insel Surutu wird von einer großen Menge kleiner Flüsse bewässert, und ist voll anmuthiger und fruchtbarer Thäler. Die sanften Abdachungen der zahlreichen Hügel sind zur Bodencultur sehr geeignet. Früher waren daselbst zwei volkreiche Dörfer. Das nördliche hieß Siak nach seinen Gründern, Abkömmlingen aus der Herrscherfamilie des Königreichs Siak, die hieher gewandert waren.

Miscellen.

Bau für die Ausstellung in Paris. Man baut gegenwärtig in den elyseischen Feldern für die Kunst- und Industrieausstellung Galerien, die ein Rechteck von 185 Metres Länge und 80 Metres Tiefe bilden werden. Es sind vier parallele Bauten, durch drei Höfe im Innern geschieden, aber an den Seiten durch Querbauten verbunden. In der Mitte der Hauptfaçade gegen Norden soll der Haupteingang unter einem vorspringenden Porticus seyn. Die Decoration der Hauptfaçade wird mit einem Luxus aufgeführt, der um so auffallender ist, als diese Baracken nach zwei Monaten wieder eingerissen werden. Drei bis vierhundert Arbeiter arbeiten fortdauernd daran, und der Bau soll am 1 April fertig seyn. Am 1 Mai werden die Galerien dem Publicum geöffnet.

•

Polnische Geschichtdocumente. Die polnische literarische Gesellschaft hat eine Commission niedergesetzt, um alle Originalurkunden der polnischen Geschichte, die sich in fremden Archiven und Bibliotheken finden, zu sammeln. (For. and Quart. Rev.)

•

Bevölkerung von Petersburg. Am Ende December 1838 betrug diese 469,720 Seelen, worunter 258,669 Männer. Dieß große Mißverhältniß rührt eines Theils hauptsächlich von dem zahlreichen Militär, dann aber auch von dem ungeheuren Bedientenpersonal des vornehmen Adels her.

•

Bevölkerung von Frankreich. In den letzten 150 Jahren hat sich die Bevölkerung von Frankreich verdoppelt, und sein Einkommen ist sechsmal größer geworden. (Voleur vom 10 Februar.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Februar und Intelligenzblatt Nr. 2.)

№ 2.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Bedeutender Verkauf

des berühmten Gemmen- (Antiquitäten, gestochenen Steinen ꝛc. ꝛc.) Cabinets des verstorbenen

Fürsten Poniatowsky.

Die **HH. Christie & Manson** (King-street St. James Square) in **London**, haben die Ehre hiermit anzuzeigen, daß sie

(im Auftrage der Testaments-Vollstrecker)

den **29 April d. J.** und die folgenden Tage in ihrem Saale eine öffentliche Versteigerung des reichhaltigen und sehr schätzbaren Gemmen-Cabinets (bestehend hauptsächlich in gestochenen Steinen) des verstorbenen Fürsten Poniatowsky und aus seinem Palaste in Florenz herrührend, halten werden.

Es enthält sowohl Medaillen und Ringe mit gestochenen Gegenständen aus den griechischen und römischen Dichtern und Geschichtsschreibern, als eine sehr zahlreiche Sammlung von Portraits der ausgezeichnetesten Männer des Alterthums, und einige feine Gemmen (Kameen), Käfer und ägyptische Götzenbilder im Kleinen.

Vierzehn Tage vor der Versteigerung wird diese berühmte Sammlung den Kennern zur Einsicht offen stehen, und der Katalog zu haben seyn.

Literarische Anzeige.

Bei uns ist erschienen:

Reise

in den

Vereinigten Staaten

und

Canada

im Jahre 1837.

Von

L. de Wette,

Dr. Med. praktischer Arzt in Basel.

Gr. 8. Velinp. dr. Preis 1 Rthlr. 18 gr.

Leipzig, im December 1838.

Weidmann'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Guter Rath

beim

An- und Verkauf

von

Landgütern

von J. G. Elsner.

8. in Umschlag broschirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Mißgriffe bei Kauf und Verkauf von Gütern haben nur allzu oft schon großes Unheil gestiftet und den Grund zum Untergang ganzer Familien gelegt. Wie man solchen am sichersten entgehe, dazu gibt das hier angezeigte Werkchen Anleitung. Völlig aus dem Leben entlehnt und klar und erschöpfend ist der Gegenstand gegeben. Sonach kann es wohl mit vollem Recht eine werthvolle und dankenswerthe Gabe des verdienten Verfassers genannt werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Gemälde der Schweiz.

Bei **Huber & Comp.** in **St. Gallen** ist so eben erschienen:

Der Kanton Graubünden,

historisch, geographisch, statistisch geschildert. Ein Hand- und Hausbuch für Kantonsbürger und Reisende von G. W. Röder und P. C. v. Tscharner. 1ste Abtheilung (Gemälde der Schweiz 15tes Heft 1ste Abtheilung) gebunden in Futteral . . . 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 14 gr.
Für die Abnehmer der ganzen Sammlung der Gemälde . 2 fl. — kr. — 1 Rthlr. 8 gr.

Ihren Vorgängerinnen reiht sich hier die Bearbeitung eines Kantons würdig an, welcher in seinen innern Beziehungen eben so interessant als verwickelt, in der letzten Zeit so oft das Auge seiner Bundesbrüder auf sich zog, und jemehr sich das Räderwerk seiner Staatsmaschine unsern Blicken entzogen hatte, desto mehr unser Erstaunen, unser Interesse erregen mußte.

Nachdem über Graubünden schon Vieles geschrieben — und vielleicht zu viel „gefabelt" worden, wird hier zum erstenmal etwas Gründliches geboten, was uns möglich macht, uns ein klares Bild von demselben zu entwerfen.

Die 2te Abtheilung wird so schnell, als die Schwierigkeit der Arbeit es erlaubt, nachfolgen.

Folgende Hefte sind nun erschienen:

1.	Zürich von Gerold Meyer v. Knonau, gebunden in Futteral	1 fl. 48 kr.	oder	1 Rthlr.	4 gr.
4.	Uri von Dr. K. F. Lusser, gebunden in Futteral	– fl. 48 kr.	—	– Rthlr.	12 gr.
5.	Schwyz von Gerold Meyer v. Knonau, in Futteral	1 fl. 48 kr.	—	1 Rthlr.	4 gr.
6.	Unterwalden von Alois Businger 1 fl. oder 16 gr., mit Karte	1 fl. 20 kr.	—	– Rthlr.	20 gr.
9.	Freiburg von Franz Kuenlin	1 fl. — kr.	—	– Rthlr.	16 gr.
10.	Solothurn von U. P. Strohmeyer 1 fl. 36 kr., mit Karte	2 fl. — kr.	—	1 Rthlr.	8 gr.
13.	Appenzell von Dr. G. Rüsch 1 fl. 20 kr., mit Karte	1 fl. 45 kr.	—	1 Rthlr.	4 gr.
15.	Graubünden, 1ste Abtheilung	2 fl. — kr.	—	1 Rthlr.	8 gr.
17.	Thurgau von J. A. Pupikofer 1 fl. 52 kr., mit Karte	2 fl. 12 kr.	—	1 Rthlr.	9 gr.
18.	Tessin von Stefano Franscini	2 fl. 24 kr.	—	1 Rthlr.	12 gr.

Bei **A. Wienbrack** in **Leipzig** ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die 4te und letzte Lieferung von

Low, der ausübende Landwirth,

oder:

Die praktische Landwirthschaft

auf ihrem jetzigen Standpunkte, in Bezug auf Ackerbau, Pflanzenbau, Viehzucht und Wirthschaftsdirection. Nach der 2ten Ausgabe des engl. Originals übersetzt und bearbeitet von

Dr. V. Jacobi.

gr. 8. 19½ Bogen mit 41 Abbildungen. Preis 1⅔ Thlr.

Das Werk complet 49½ Bogen mit 152 Abbildungen landwirthschaftlicher Gegenstände und einer tabellarischen Uebersicht der Maaße und Gewichte, kostet 4⅔ Thlr.

Schon die wiederholten Auflagen, welche das Original dieses Werkes binnen kurzem in England erlebte, berechtigten dazu, es für eine wichtige Erscheinung in der ökonomischen Litteratur zu halten; ein Gleiches wurde in Frankreich, wo es ebenfalls übersetzt worden, anerkannt. Aber wie sehr zeit- und zweckgemäß dieß Buch auch in Bezug auf Deutschland befunden sey, beweist am besten die Thatsache, daß der hier angezeigten deutschen Bearbeitung eine so allgemein günstige

Aufnahme zu Theil wurde, als wohl nicht leicht derartige Werke sich zu erfreuen haben mögen. Statt weiterer Lobeserhebungen erlauben wir uns nur, auf die der 4ten Lieferung beigegebene Vorrede und das reichhaltige Inhaltsverzeichniß hinzuweisen, und aus letzterem die Hauptabschnitte hier kurz mitzutheilen: Von der Ackerkrume. — Düngung. — Ackergeräthe. — Die einzelnen Arbeiten der Ackerbestellung. — Fruchtwechsel. — Die Lehre vom Pflanzenbau. — Ackerunkräuter. — Die Behandlung der Grasländereien. — Die Lehre von der Viehzucht. — Allgemeine, zur Landwirthschaft gehörige Gegenstände.

Neue Novelle von Biernatzki!

Von dem Prediger Biernatzki, dessen frühere Novellen nicht allein in Deutschland günstig aufgenommen, sondern auch ins Englische, Holländische und Dänische gleich übersetzt worden sind, — gewiß eine seltene Auszeichnung für einen deutschen Schriftsteller! — ist so eben eine dritte Novelle erschienen, mit dem Titel:

Der braune Knabe,

oder:

Die Gemeinden in der Zerstreuung.

Novelle

von

J. C. Biernatzki.

2 Bände. 8. Altona, Hammerich, geh. 2⅔ Rthlr.

Biernatzki's Novellen haben einen großen Kreis von Lesern sich erworben, und sein Name wird im Inn- und Auslande mit Achtung genannt. Der „braune Knabe" greift lebhaft ein in die gegenwärtigen Verhältnisse, und ist vom höchsten Interesse für jeden, der den kirchlichen Wirren der Zeit Aufmerksamkeit schenkt!

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz u. s. w. haben den „braunen Knaben" vorräthig.

So eben erscheint:

Der Freihafen.

Erstes Quartalheft 1839.

Mit Beiträgen von

C. G. Carus, Adelbert v. Chamisso, Rosa Maria, Theodor Mundt, Dr. Crorier, Stephan Thurm, Varnhagen v. Ense, E. Willkomm und Anderen.

8. Altona, Hammerich. geh. 1½ Rthlr.

Unter Mitwirkung der berühmtesten Schriftsteller Deutschlands begann der Freihafen. Ganz Deutschland hat den ersten Jahrgang mit freudiger Theilnahme entgegen genommen, da jedes neue Quartalheft das Interesse an diese höchst wichtige litterarische Erscheinung steigern mußte.

Jetzt hat der zweite Jahrgang begonnen; das erste Quartalheft liegt mit seinem interessanten Inhalte vor; die Namen der Mitarbeiter machen jede weitere Empfehlung überflüssig; kein Gebildeter wird es versäumen, dem Freihafen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Der Freihafen ist in allen soliden Buchhandlungen zu haben, in welchen stets Exemplare vorräthig sind.

Ludwig Uhland's Sagenforschungen.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Sagenforschungen

von Ludwig Uhland.

I.

Der Mythus von Thôr

nach nordischen Quellen.

8. Velinpap. broch. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

„Aus den Tiefen einer Vorzeit, in die keine äußere Geschichte hinabreicht, haben die Völker altnordischen Sprachstamms sich ein großartiges Geistesdenkmal gerettet, eine volle Mythologie, eine umfassende religiöse Weltanschauung in Sinnbildern."

In diese Tiefen hat der als Dichter so berühmte Verfasser das Grubenlicht der Forschung gebracht, und in gedrängter, klarer, jedermann zugänglicher Darstellung die Resultate jahrelanger, gelehrter Studien niedergelegt, durch welche eine Hauptgruppe des nordischen Götterssystems allseitig beleuchtet und eben so neu als genügend erklärt wird.

Die Fülle und das Gewicht des Inhalts wird den Gelehrten, der seinen Gegenstand erschöpft, die Schönheit und Ueberschaulichkeit der Form, den Dichter, der seinen Stoff beherrscht, auch in diesem neuen Werke in vollem Maße erkennen lassen.

Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

So eben erschien als Nr. 197 des Répertoire du théâtre français à Berlin à ½ Rthlr.:

La Popularité,

comédie p. *C. Delavigne.*

Berlin, **Schlesinger**'sche Buch- und Musikhandlung.

Jahrbuch für 1838.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

JAHRBUCH für 1838.

Herausgegeben

von

H. C. Schumacher,

mit Beiträgen von

Bessel, Oltmans, Leopold v. Buch, Kämtz, Moser, Gauß, Oersted, Olbers und Schouw.

8. cart. Preis 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Inhalt.

Astronomische Ephemeride für 1838. Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 44° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. Tafeln zur Bestimmung der Höhen mittelst des Barometers von Gauß. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers von J. Oltmans. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. Tafeln zur Reduction des metrischen Barometers. Tafeln für Vergleichung der französischen und englischen Maaße. Specifische Gewichte. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. Ueber die Temperatur von Jena. Ueber Fluth und Ebbe. Ueber die Wettersäule. Bemerkungen über die wichtigsten Erscheinungen in der Atmosphäre. Gebirgewanderungen im Norden und im Süden. Die Sternschnuppen im August 1837.

Der Inhalt der zwei frühern Jahrgänge, die je zu demselben Preise gleichfalls noch durch alle Buchhandlungen bezogen werden können ist folgender:

1837. 1. Astronomische Ephemeride. 2. Die Sternschnuppen, von *Olbers.* 3. Allgemeine Uebersicht des Sonnensystems, von *Hansen.* 4. Von den Erscheinungen, welche der Halley'sche Komet gezeigt hat, von *Bessel.* 5. Ueber zwei Versuche den Chimborazo zu besteigen, von *Alex. v. Humboldt.* 6. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers, von *Gauß.* 7. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. 8) Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. 9. Tafeln zur Verwandlung des englischen Barometers. 10. Tafeln zur Vergleichung der französischen und engl. Maaße. 11. Specifische Gewichte. 12. Ausdehnung der Körper. 13. Bestimmung der russischen Maaße und Gewichte, von *Pauker.* 14. Noch etwas über Sternschnuppen, von *Olbers.*

1836. 1. Erdmagnetismus und Erdmagnetometer, von *Gauß.* 2. Ueber den Halley'schen Kometen, von *Bessel.* 3. Die Maaße und Gewichte Rußlands und seiner Provinzen, von *Pauker.* 4. Einige Ideen über eine bei Hervorbringung organischer Verbindungen in der

lebenden Natur bisher nicht beobachtete, mitwirkende Kraft, von *Berzelius*. 5. Tycho de Brahe als Homöopath, von *Olbers*. 6. Astronomische Ephemeride. 7. Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 44° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. 8. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers, von *Gauss*. 9. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers, von *J. Oltmans*. 10. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. 11. Tafeln, um in altfranzösischem Maasse beobachtete Barometerhöhen auf 0° zu reduciren, mit Rücksicht auf die Ausdehnung der Scale. 12. Tafeln zur Vergleichung der Thermometerscalen. 13. Tafeln für Vergleichungen der französischen und englischen Maasse. 14. Specifische Gewichte. 15. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. 16. Vergleichung des Kilogramms von Platina, welches Etatsrath *Schuhmacher* aufbewahrt, mit dem gesetzlichen Kilogramm der Archive.

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Thiersch, über gelehrte Schulen.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber

gelehrte Schulen,

mit besonderer Rücksicht auf Bayern

von

Friedrich Thiersch.

Dritter oder constructiver Band.

Ueber die Einrichtung und Führung der gelehrten Schulen.

Vierte Abtheilung.

gr. 8. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Inhalt. **Ueber Einrichtung, Ausstattung und Führung der Universität.** 1) Vorrede. 2) Von der Aufgabe der Universität und dem Umfange des Lehrpersonals. 3) Wahl, Besoldung und Stellung der Professoren. 4) Bildung der Corporation der Universität und Begründung eines unabhängigen Vermögens derselben. 5) Von dem Vermögen der Universität und seiner Verwaltung. 6) Ueber den Verkehr der Professoren unter einander. 7) Von den Studirenden und der Studienfreiheit. 8) Geschichtliches über die innere, die Studien betreffende Gesetzgebung der Ludwig-Maximilians-Universität zu München. 9) Ueber die akademischen und socialen Verhältnisse der Studirenden. Anhang. Belehrungen für die Studirenden des Königreichs Bayern. Vorerinnerung. 1) Einleitung. 2) Allgemeine Uebersicht der Wissenschaften. 3) Verhältniß der Wissenschaften unter einander und zum wissenschaftlichen Beruf. 4) Die philosophische Facultät oder die Facultät der allgemeinen Wissenschaften. 5) Theologische Facultät. 6) Die juristische Facultät. 7) Die staatswirthschaftliche oder cameralistische Facultät. 8) Medicinische Facultät. 9) Ueber Umfang und Ordnung der akademischen Studien im Allgemeinen. 10) Besondere Belehrungen über das Studium der allgem. Wissenschaften, mit Bezug auf die Verordnungen über die Prüfung aus ihnen. 11) Belehrungen über das Specialstudium der allgemeinen Wissenschaften. 12) Belehrungen über das Specialstudium der theologischen, juridischen, cameralistischen und medicinischen Facultät. 13) Ueber die Methode des akademischen Studiums. **Personen- und Sachregister zu allen 3 Bänden.**

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung
zum
praktischen Ackerbau
von
Joh. Nep. von Schwerz.
Drei Bände.
Mit 15 lithographirten Tafeln.
Zweite vermehrte, mit dem Bildniß des Verfassers geschmückte Auflage.
Preis 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 16 gr.

Der dritte Band führt den besondern Titel:

Unterricht
für
Anfänger in der Landwirthschaft
über
Natur, Wahl und Werth aller bekannten Feldsysteme oder Fruchtfolgen.

Es ist gewiß überflüssig, bei der zweiten Auflage dieser Schrift sich über ihren Inhalt und ihren Werth zu verbreiten, da diese jedem gebildeten Landwirthe Deutschlands bereits bekannt sind. Auch außerhalb der Gränzen unseres Vaterlandes findet sie immer mehr Anerkennung. Besonders hat der dritte Band, welcher die Feldsysteme oder Fruchtfolgen umfaßt, diese wichtige Materie auf eine bis jetzt unübertroffene Weise erschöpft und sich daher des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen; im Jahre 1834 erschien zu Metz eine von E. und F. Villeroy unternommene Uebersetzung desselben ins Französische, und im Jahre 1836 veranstaltete die Petersburger Landwirthschaftsgesellschaft eine Uebertragung in die russische Sprache.

Vermehrt ist diese zweite Auflage durch das Bildniß, ein Facsimile der Handschrift, ein Vorwort und eine kurze Biographie des berühmten Verfassers; dessen ungeachtet wurde der Preis des Werks von 14 fl., was die erste Auflage gekostet, auf 10 fl. 48 kr. ermäßigt.

In dem Vorworte verabschiedet sich der ehrwürdige 77jährige Veteran von dem landwirthschaftlichen Publicum und entzieht ihm dadurch die Hoffnung, die Lehre vom Anbau der Gewerbspflanzen von seiner Hand unmittelbar zu erhalten; dagegen gibt er die Zusicherung, daß Hr. Oekonomierath Pabst in Darmstadt, welchem er seine sämmtlichen Notizen und Erfahrungen sowohl über jene, als über verschiedene andere landwirthschaftlichen Gegenstände eingehändigt habe, dieselben ordnen und in einem vierten Band des vorliegenden Werks herausgeben werde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der **Litter. artist. Anstalt** in **München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

TYROL,
vom
Glockner zum Orteles und vom Garda zum Bodensee.
Von **August Lewald.**
Zweite durchgesehene Ausgabe in einem Bande,
vermehrt durch:

1) Siebzehn ausführliche Reiserouten in Tirol mit den nöthigen Bemerkungen für Reisende. 2) Eine Beschreibung von Salzburg, Berchtesgaden und Gastein und dazu gehörigen Routen. 3) Eine Beschreibung des Salzkammergutes nebst den Routen.

Mit 4 Stahlstichen, einer Postkarte von Tirol, einer vergleichenden Höhenkarte und einigen ausführlichen Beigaben.

Preis: in geschmackvollen Einband 4 fl. 30 kr. im 24 Guldenfuß od. 2 Rthlr. 16 gr.

Nachdem sich das obige Buch durch seine erste Auflage schon ein Publicum erworben, wie es so schnell ähnlichen Werken in der Regel nicht wird, kann nun eine vollkommene Anerkennung in seiner neuen Auflage um so weniger fehlen, als auf dieselbe von Seiten des Hrn. Verfassers und der Verlagshandlung Alles angewandt wurde, um den früher dem Werke geschenkten Beifall durch viele der Bequemlichkeit und dem Vergnügen des Reisenden oder des Lesers überhaupt dienende Einrichtungen und Beilagen sich ferner zu erhalten und zu vergrößern. Das Buch hat besonders deßwegen früher lebhaften Anklang gefunden, weil es keine bloße Compilation von historischen und statistischen Notizen machte, sondern sein reichhaltiger Inhalt vielmehr der Ausfluß einer von dem Zauber des herrlichen Gebirgslandes nach allen Seiten hin angeregten Inspirationsgabe war. Dieser Vorzug und die daraus hervorgehende Frische im Styl sind in der neuen Gestalt dem Buche geblieben, und werden ihm besonders diejenigen Leser erhalten, welche es als geistvolle Reiseerscheinung zur Erinnerung oder Unterhaltung in der Heimath lesen, während das Neuhinzugekommene ihm besonders die Anerkennung der Reisenden hinsichtlich seines praktischen Gebrauches verschaffen wird.

Digitized by Google

Die neuen Beschlüsse der Londoner Conferenz vom 22 Januar d. J. veranlassen die Unterzeichnete, die in ihrem Verlag erschienene:

Historisch-diplomatische Darstellung
der
völkerrechtlichen Begründung
des
Königreichs Belgien
von
Nothomb und Michaelis.
Mit einer Charte des Königreichs Belgien.

gr. 8. Preis 5 fl. oder 2 Rthlr. 20 gr.

wiederholt anzuzeigen. — Dieses Werk enthält den Stand und die Lage der belgisch-holländischen Rechtsverhältnisse bis auf den heutigen Tag, und gibt in dem reichen Urkundenbuche die sie betreffenden wichtigsten diplomatischen Staats-Acten und politischen Documente. Es verbreitet also ein helles Licht über die bevorstehende Endentwicklung dieser unter allen andern europäischen, gewiß bedeutungsvollsten Angelegenheit, und wird daher gegenwärtig dasjenige Interesse, welches ihm bei seinem Erscheinen zu Theil wurde, in noch erhöhetem Maaße erregen.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1839. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Deutsche Vierteljahrs Schrift, V. Heft.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

3tes Heft. Januar — März 1839.

Gr. 8. in Umschlag broschirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Inhalt: Das deutsche Journalwesen, von W. M. — Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten, von F. J. G. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien, von F. K. — Ueber die Hochebene von Bogota, von A. v. Humboldt. — Trostworte für Kleingläubige, von M. E. — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland, von Depping. — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Ueber die Lesevereine in Deutschland, von E. S. — Ueber den Grund, das Wesen und die Gränzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft, von Dr. Schellwitz. — Die Holznoth. — Kleine Notizen.

Inhalt des ersten Heftes: Was wir bezwecken. — Ueber alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerika's. — Die Steinkohlen-Gebilde, in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung. — Der Pauperismus. — Die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaften. — Die litterarischen Zustände Belgiens. — Heine's Schriften und Tendenz. — Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage. — Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung. — Ueber den Somnambulismus. — Aphorismen über Kriegskunst. — Ueber Diplomatie.

Inhalt des zweiten Heftes: Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens. — Wohnlichkeit und Lebensgenuß in Deutschland. — Die Cholera. — Die Romane. — Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der französischen Staats- und Rechtsgeschichte. — Die Menschenracen. — Die Gesangbuchsreform. — Ueber die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines. — Uebersicht der Leistungen der Konstantinopolitanischen Presse in den letzten sieben Jahren.

Inhalt des dritten Heftes: Die Leistungen einiger Pariser Vereine in Hinsicht auf das allgemeine Wohl. — Die jetzige Stellung des Adels, besonders des deutschen. — Der bergmännische District zwischen Birmingham und Wolverhampton, mit besonderer Bezugnahme auf die Gewinnung des Eisens. — Ueber die Neger-Sklaverei in den Vereinigten Staaten und in Texas. — Welche Früchte hat bisher die deutsche gewerbwissenschaftliche Litteratur getragen? — Ueber die Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdharzes zu Fußpfaden, Fahrbahnen und architektonischen Zwecken in Frankreich. — Die Sprachlehr-Methoden Hamiltons und Jacotots. — Ueber die Versammlung der deutschen Landwirthe. — Die Vorsorge und Versorgungs-Anstalten der Mittelstände. — Ueber den Mißbrauch geistiger Getränke. — Die zweckmäßigste Pflege der schönen Kunste in Deutschland. — Duldsamkeit. — Kurze Notizen.

Inhalt des vierten Heftes: Ueber die Schwankungen der Goldproduction mit Rücksicht auf staatswirthschaftliche Probleme von A. v. Humboldt. — Die Litteratur, ihr Zusammenhang mit dem Leben und ihr Einfluß darauf von G. P. — Die Stellung Kants zur Philosophie vor ihm und nach ihm. — Das englisch-amerikanische Bankwesen in seinen commerciellen, politischen, staatswirthschaftlichen und moralischen Beziehungen. — Ueber die preußische Municipal-Verfassung. — Der Arzt und die Euthanasie. — Die Findelhäuser und die Waisenhäuser von R. Mohl. — Die Statistik der Cultur im Geist und nach den Forderungen des neuesten Völkerlebens. — Aphorismen über Kriegskunst von Prokesch v. Osten. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, im December 1838. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Zwölfter Jahrgang.

1839.

März.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1839.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nro erscheinen, 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

KARTE VOM KAUKASUS.

In der Litterar.-artist. Anstalt in München ist so eben erschienen, und auf Bestellung durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Uebersichts-Karte
der russischen Provinzen,
nördlich und südlich
vom Kaukasus
namentlich der Provinz Tscherkessien;
nach den neuesten Hülfsmitteln entworfen.

Colorirt. Preis 36 kr.

Der Länderbezirk, welchen diese Karte umfaßt, hat in neuerer Zeit durch seine politische Bedeutsamkeit die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich gezogen, diese Karte ist daher ganz dazu geeignet, einem aufmerksamen Beobachter der Zeitgeschichte als Hülfsmittel zu dienen. Sie umfaßt die sämmtlichen Länder der östlichen Küste des schwarzen und der westlichen Küste des caspischen Meeres. Besonders interessant macht die Karte der darauf befindliche Schauplatz der anhaltenden Kriege mit den Tscherkessen, so wie die Reise-Route Sr. Maj. des Kaisers von Rußland.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Theoretisch-praktisches Comptoir-Handbuch
nach
MAC-CULLOCH
nach den neuesten zuverlässigsten Quellen in alphabetischer Ordnung von
L. R. Schmidt.

Mit den Planen von Konstantinopel, Gibraltar, Helsingör, New-York, Petersburg und Rio Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercators Projection.

Preis 8 fl. 36 kr. oder 5 Rthlr. 9 Gr. — Sauber gebunden 9 fl. 12 kr. oder 5 Rthlr. 18 Gr.

Neben jeder erdenklichen Auskunft in den Fächern der Waaren-, Münzen-, Wechsel-, Usancen-Kunde ꝛc., der Statistik, Geographie ꝛc., welche im Verkauf der Tagesgeschäfte nöthig seyn kann, findet man in diesem Werke eine reiche Quelle der Belehrung und des Studiums für einsamere Stunden. Mit durchaus praktischer Tendenz und in der unterhaltendsten Abwechslung gibt der Verfasser eine vollständige Geschichte des Welthandels älterer und neuerer Zeiten, so wie der Handels- und Finanzgesetzgebung. Jedes Land, jede Stadt, welche eine bedeutende Rolle gespielt haben, jeder Waaren- oder Fabrications-Artikel, dessen Erzeugung und Verbrauch ins Große geht, finden ihre Schilderung. Alle Zusätze der zweiten Original-Auflage und des Supplementbandes, die besonders im Fache der Handelsstatistik und Geographie zahlreich sind, und auch die neuesten Veränderungen der englischen Gesetzgebung in Betreff der englischen Bank, der ostindischen Compagnie, der Sclaverei ꝛc. umfassen, sind daran aufgenommen. Namentlich sind alle bedeutenden inländischen Handelsplätze — die im englischen Originale sämmtlich und sonders übergangen waren — mit ihren Handels-, Münz- und Gewichts-Usancen ausführlich darin behandelt, wie so mancher Waaren-Artikel, dessen frühere Beschreibung irrig oder mangelhaft befunden wurde. **Es ist die vollständigste Handels-Encyklopädie, und ein unentbehrliches Handbuch auf jedem Comptoir.**

Stuttgart und Tübingen, im December 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Blüthen aus Jakob Böhme's Mystik.
Von
Dr. Wilh. Ludw. Wullen.

Velinpapier in Umschlag brosch. Preis 1 fl. oder 16 gr.

Der Herausgeber, bekannt durch seine frühere Schrift über Böhme, welche, wie Gustav Schwab in den Heidelberger Jahrbüchern urtheilt, die strengwissenschaftliche Seite dieses tiefen, gewaltigen Geistes meisterhaft darstellt, gibt in dieser Sammlung Bilder aus der religiösen und dichterischen Weltanschauung des Weisen von Görlitz. Sie hat den Vorzug, daß sie ihren Inhalt nicht zufällig auseinanderreiht, sondern ihn kunstreich gliedert, und zu einem schönen Ganzen abrundet, das von den tiefsten Blicken in die Geheimnisse des Gemüthes durchleuchtet wird. Man darf deßhalb wohl sagen, daß mit ihr der Herausgeber seinen Zweck, dem lange Verkannten, weil nicht genug Erkannten, großen Genius ein Denkmal zu setzen, gründlicher erreichen wird, als der Dritte, welcher ihm gegenwärtig auf seinem Grabe in Görlitz einen Marmorstein errichten läßt.

Stuttgart und Tübingen, Junius 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Thiersch, über gelehrte Schulen.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber
gelehrte Schulen,
mit besonderer Rücksicht auf Bayern
von
Friedrich Thiersch.

Dritter oder constructiver Band.
Ueber die Einrichtung und Führung der gelehrten Schulen.
Vierte Abtheilung.

gr. 8. **Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.**

Inhalt. **Ueber Einrichtung, Ausstattung und Führung der Universität.** 1) Vorrede. 2) Von der Aufgabe der Universität und dem Umfange des Lehrpersonals. 3) Wahl, Besoldung und Stellung der Professoren. 4) Bildung der Corporation der Universität und Begründung eines unabhängigen Vermögens derselben. 5) Von dem Vermögen der Universität und seiner Verwaltung. 6) Ueber den Verkehr der Professoren unter einander. 7) Von den Studirenden und der Studienfreiheit. 8) Geschichtliches über die innere, die Studien betreffende Gesetzgebung der Ludwig-Maximilians-Universität zu München. 9) Ueber die akademischen und socialen Verhältnisse der Studirenden. Anhang. Belehrungen für die Studirenden des Königreichs Bayern. Vorerinnerung. 1) Einleitung. 2) Allgemeine Uebersicht der Wissenschaften. 3) Verhältniß der Wissenschaften unter einander und zum wissenschaftlichen Beruf. 4) Die philosophische Facultät oder die Facultät der allgemeinen Wissenschaften. 5) Theologische Facultät. 6) Die juristische Facultät. 7) Die staatswirthschaftliche oder cameralistische Facultät. 8) Medicinische Facultät. 9) Ueber Umfang und Ordnung der akademischen Studien im Allgemeinen. 10) Besondere Belehrungen über das Studium der allgem. Wissenschaften, mit Bezug auf die Verordnungen über die Prüfung aus ihnen. 11) Belehrungen über das Specialstudium der allgemeinen Wissenschaften. 12) Belehrungen über das Specialstudium der theologischen, juridischen, cameralistischen und medicinischen Facultät. 13) Ueber die Methode des akademischen Studiums. **Personen- und Sachregister zu allen 3 Bänden.**

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die Unterzeichnete erlaubt ſich die Leſer des Auslands auf nachfolgende mit demſelben in engſter Verbindung ſtehenden Werke aufmerkſam zu machen:

Reiſen und Länderbeſchreibungen

der ältern und neueſten Zeit,

eine Sammlung der intereſſanteſten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statiſtik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieſer Sammlung, welche thätigſt fortgeſetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten iſt, erſcheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem intereſſanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigſten Preiſen, für welche ſie durch jede ſolide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ſte Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zuſtand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es iſt.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reiſen in Indien und nach Bukhara,** Erſter Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Waſhington Irvings Ausflug auf die Prairien zwiſchen dem Arkanſas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiſeſchilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geſchrieben zwiſchen October 1829 und Mai 1830 während einer Reiſe über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reiſen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Beſuch auf der Inſel Island im Sommer 1834.** Mit Holzſchnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, ſüdafrikaniſche Skizzen.** Aus dem Engliſchen überſetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfaſſer der „Briefe in die Heimath." Erſter Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäiſchen Türkei und des ſerbiſchen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moraliſchen, politiſchen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen. Aus dem Engliſchen überſetzt vom Verfaſſer. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicaniſche Zuſtände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfaſſer der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Aſtoria oder Geſchichte einer Handelsexpedition jenſeits der Roky Mountains.** Aus dem Engliſchen des Waſhington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reiſe durch Abyſſinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te — **Der Geiſt des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reiſen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. überſetzt von Dr. F. G. Buck. 1ſter Bd. 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 30 kr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'ſche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufſätze.

Die Weltgegenden bei den Völkern des großen Oceans Nr. 60. 61. — Skizzen aus den Pyrenäen: le Maransin. Mont de Marsan. Nr. 60 — 65; Bigorre; Adour; das weſtliche Pyrenäenbecken. Nr. 69—76. — Aphoriſmen über Länder- und Völkerkunde: Verbindung zwiſchen Angola und Mozambique. Nr. 61; Folgen der brittiſchen Herrſchaft in Indien. Nr. 65. — Die Thermen von Ofen in Ungarn. Nr. 62. 65. — Briefe aus Griechenland. IV. Tinos. Nr. 64—66. — Colonialzuſtände in Niederländiſch-Indien. Nr. 64. — Ungarns Landeserzeugniſſe und Handel. ibid. — Sitten in Indien: die lebendigen Todten I—V. Nr. 65. 68. 71. 74. 77. — Neuſeeland (mit einer Karte.) Nr. 66—69. — Alte Befeſtigungen Rußlands: 1) Gouvernement Newgorod. Nr. 67; 2) Gouvernement Pſkow Nr. 70; 3) Gouvernement Moskau. Nr. 76. 77; 4) Gouvernement Tula. Nr. 78. — Bemerkungen über einige Staaten der Inſel Borneo: der Staat Simpang Nr. 71; der Staat Matan Nr. 72; der Staat Succadana. Nr. 73. — Beſtätigung von Oberſtlieutenant Reids Theorie der Stürme. Nr. 72. — Die ausgewanderten Boers in Südafrika. Nr. 73. — Die neuern Kriege der Engländer in Indien; Krieg gegen die Sikhs. Nr. 75. — Wanderungen in Batavia im Frühjahr 1828. Nr. 78—81. — Der römiſche Carneval im Jahre 1839. Nr. 79. 80. — Die angloindiſche Regierung und die einheimiſchen Fürſten Indiens. Einleitung. Nr. 80; Audh. Nr. 81; Meiſur. Nr. 82; Heiderabad Nr. 83; die Mahrattenſtaaten Nr. 84. 85; die Staaten Centralindiens. Nr. 87—89; Schlußbemerkungen. Nr. 90. — Einige Bemerkungen über die ruſſiſche Litteratur. Nr. 81. — Findelkinder und Findelhäuſer in Frankreich. Nr. 82. — Der Berg Athos und ſeine Bewohner. Nr. 84. — Das Harem des Paſcha von Widdin. Nr. 85—88. — Die Wotjäken und Tſcheremiſſen. Nr. 86. — Die Ruinen von Milah. Nr. 88. — Der indianiſche Sommer. Nr. 89. — Ein Abenteuer in Ava. Nr. 90.

Chronik der Reiſen.

Fraſers Tatarenreiſe nach Teheran: 1) Reiſe nach Konſtantinopel. Nr. 60—62; 2) von Konſtantinopel bis Erzerum. Nr. 65—70; 3) von Erzerum nach Teheran. Nr. 74—80. — Todd Holroyd in Sennaar und Kordofan. Nr. 82. — Reiſen in der Bretagne: 1) das Departement Finiſterre. Nr. 85—87.

Kleinere Mittheilungen.

Polygonum tinctorium. Nr. 60 — Urſache der Erdbeben. Nr. 62 Reinigung des Waſſers in Aegypten. ibid. — Aufhören der Sklavenjagden im Sennaar. ibid. — Orkan auf dem Simplon. ibid. — Anbau des ſüßen Patate in Frankreich. Nr. 63. — Die Lava beim letzten Ausbruch des Veſuvs. ibid. — Die Heurathen unter den Indianern in Californien. ibid. — Vergleichende Criminalſtatiſtik in Frankreich und England. Nr. 64. — Handel mit Kuliè. Nr. 65. — Gewalt eines Sturms in Indien. Nr. 66. — Anſicht des Landes um Dſchaggernath. ibid. — Cholera zu Delhi. ibid. — Wellingtons Statue. ibid. — Wechſelnde Thätigkeit des Veſuv und Aetna. Nr. 67. — Ueberſetzung chineſiſcher Abhandlungen. ibid. — Neuer Brennſtoff. Nr. 68. — Araber aus Conſtantine in Frankreich. ibid. — Eiſenbahnfrequenz in Rußland. ibid. — Künſtliche Spiegel. Nr. 69. — Pairhans'ſche Kanonen. ibid. — Merkwürdiger Ringfund. Nr. 70. — Erdbeben auf Martinique. Nr. 71. — Nachträge. Nr. 76. 87. — Erdbeben auf den Scilly-Inſeln. Nr. 71. — Peganum Harmala. ibid. — Ueber die Maſſe der Waſſerverdampfung. Nr. 73. — Celtiſche Alterthümer. ibid. — Maſſe verſteinerter Bäume in Morea. Nr. 74. — Brodpolizei in Paris. ibid. — Ungeheures Weſpenneſt. ibid. — Elephantentransport. Nr. 75. — Zahl der Gaſthöfe in Paris. Nr. 76. — Ein vieräugiger Fiſch. Nr. 77. — Die Bleibergwerke bei Leibthal. ibid. — Hanf- und Flachsbau in Frankreich. ibid. — Erdbeben im weſtlichen Frankreich. Nr. 78. — Kohlen am Marmora-Meer. ibid. — Wiſſenſchaftliche Reiſe nach Sibirien. ibid. — Das Schloß Bractin. Nr. 79. — Erdbeben in Guiana. ibid. — Veränderung am Meeresufer bei Cherbourg und im Bette der untern Seine. Nr. 80. — Späte Fruchtbarkeit. Nr. 81. — Merkwürdige galliſche Münze. Nr. 82. — Briefbeförderung auf den Eiſenbahnen. ibid. — Der Themſetunnel. Nr. 83. — Einnahmen der frommen Geſellſchaften in England. ibid. — Lyciſche Inſchriften. Nr. 84. — Avancement im engliſchen Heere. ibid. — Analoge Anwendung von Daguerre's Erfindung auf die Plaſtik. Nr. 86. — Gasbeleuchtung in London. Nr. 87. — Erdbeben in Savoyen. Nr. 88. — Dampfſchiffe im Mittelmeer. ibid. — Uvularia perfoliata als Mittel gegen Giftwunden. ibid. — Ruinen einer alten Stadt auf den Carolinen. Nr. 89. — Selbſtmord in Frankreich. ibid. — Napoleonsſäule in Corſica. ibid. — Höhe der Berge in Neucarolina. ibid. — Künſtliche Blumen in England. ibid. — Fund von Mammuthknochen im Gouvernement Grodno. Nr. 90. — Der Carneval, das Leihhaus und die Sparcaſſen in Paris. ibid. — Der arteſiſche Brunnen in der Vorſtadt Grenelle. ibid.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem reſp. Verlag erſcheinenden Schriften, ſofern dieſe in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands" gehören: als Ueberſetzungen neuer poetiſcher, philoſophiſcher und religiöſer Werke aus fremden Sprachen in dieſen Blättern angezeigt und beurtheilt wünſchen, werden gebeten, die Einſendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. G. Pfizer in Stuttgart zu machen.

Nr. 60.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 März 1839.

Die Weltgegenden bei den Völkern des großen Oceans.

(Von J. C. Ed. Buschmann in Berlin.)

Es ist kürzlich in einigen Zeitschriften Bericht über ein eben erschienenes schätzbares Werk des Hrn. Ellis, Madagascar betreffend, erstattet, und aus demselben die nur früheres bestätigende Ansicht hervorgehoben worden, daß die Sprache dieser Insel mit den Idiomen des großen Oceans verwandt und das Volk selbst von da eingewandert sey. Wenn es nach diesen Notizen scheint, als wenn der Verfasser unter Wiederholung eines in England eingewurzelten, aber nicht sehr richtigen Urtheils über die malayische Sprache sich vielmehr an die ferne Meeresstrecke von Polynesien halte, so verdient bemerkt zu werden, daß die madecassische sich vielmehr entschieden den vordern Sprachen des großen malayischen Stammes, d. h. denen von Malacca, Java, Celebes und der Philippinen, anschließt. Diese Thatsache, welche in einem in kurzem erscheinenden, umfassenden Sprachwerke durch eine ganz ins Einzelne gehende Betrachtung dieses Idioms bewiesen werden wird, hat, obgleich merkwürdigerweise von Adelung im Mithridates mit einer Art Rückschritt geläugnet, eine alte Autorität für sich. Die Sprache von Madagascar erscheint neben der von Malacca in dem Werke des Frederick de Houtman von Gouda: Spraeck ende Woordboeck, in de Maleysche ende Madagascarsche talen. Amst. 1604 4° oblong. Ich habe mir diese Bemerkungen erlaubt, um daran die Mittheilung einiger Beobachtungen zu knüpfen, die ich bei der Beschäftigung mit den Sprachen dieser Meere gemacht habe, da die hauptsächlichste dieser Beobachtungen geeignet seyn könnte, für die Einwanderung des madecassischen Volksstammes von jenen Gegenden her einen Beweis zu liefern und auf seinen frühern Wohnsitz näher hinzuweisen. Die Umstände erlauben mir keine weitläuftige Erörterung, und ich werde daher hier im Wesentlichen nur die einfachen Thatsachen darlegen, ohne sie in ihren Schlußfolgen zu begleiten.

Es ist eine merkwürdige und einige wichtige geographische Fragen berührende Erscheinung, daß zwei diametral entgegengesetzte Weltgegenden auf Madagascar im Vergleich mit Malacca um 90° in derselben Richtung fortgerückt sind, und die eine von ihnen, vielleicht auch sogar die andere, der der Philippinen, genau entspricht, und daß auf dieselbe Weise mehrere Benennungen der Weltgegenden zwischen den einzelnen Sprachen des indischen und des großen Oceans schwanken, und nur in der einen Haltung zu dem nachweisbaren Begriffe des Namens passen, in der andern nicht. In der malayischen Sprache heißt timor, in der javanischen timor und timur (auch wetan), in der Bugissprache auf Celebes timorok Osten. Diese Benennung rechtfertigt sich in Bezug auf die Insel Timor nur für Java und einigermaßen für Sumatra, von welcher letztern Insel, wie bekannt, in ziemlich neuer Zeit die Bevölkerung von Malacca ausgegangen ist. Es ist keine Parteiansicht mehr, daß vor einer genauen Sprachforschung die Eigennamen verschwinden und auf Appellativa zurückgehn. So wenig sich nun die Möglichkeit ausschließen läßt, daß die Insel von irgend einem Begriffe her ihren Namen erhalten habe, und daß sich die Benennung der Weltgegend unmittelbar an den Eigennamen anschließe, so liegt es doch immer näher, in demselben den Begriff der Weltgegend zu finden. Auf diesem Wege kommt uns die Bedeutung Jung, welche dem Worte timor oder timur in den Kawi-Wortverzeichnissen beigelegt wird, als nicht unnatürlich auf die aufgehende Sonne zu beziehen, sehr glücklich entgegen. Ich muß aber bemerken, daß meiner vollständigen Erfahrung nach alle auf Java umgehenden Bedeutungen von Kawi-Wörtern so lange für zweifelhaft gehalten werden müssen, bis sie sich durch eine Textstelle oder eine andere Sprache bestätigen, und daß ich keine ähnliche Wortform für diesen Begriff in irgend einer Sprache des Stamms bis jetzt habe auffinden können. Im Neuseeländischen bedeutet timo, timu: langsam sinken (von der Fluth.) In der Sprache der philippinischen Inseln und Madagascars bedeutet nun dieses Wort Süden: tagalisch timogan (timog Südwind), madec. atsimou, mit vorgesetztem a. Ich hatte eine lange Zeit die letzte Form für das arabische Wort Azimuth*), gehalten, da aus leicht begreiflichen Gründen die madecassische Sprache eine nicht unbedeutende Anzahl arabischer Wörter auf-

*) Genau as-semutu, der Artikel mit dem Plural des Substantivs semtun, semt, Weg, aus welcher letztern Form das Wort Zenith entstanden ist.

genommen hat; nur ſtand dem immer der Umſtand entgegen, daß dieſe größten Himmelskreiſe gar keine Beziehung auf die Weltgegenden haben. Die glückliche Entdeckung ſeiner Herkunft eröffnete mir auf einmal das Feld zu den Unterſuchungen, welche ich hier mittheile. Dieſer Umſtand verweiſt, wenn man bei der bloßen Erſcheinung ſtehen bleiben darf, die Bevölkerung von Madagascar unmittelbar nach den Philippinen, denen auch die Inſel Timor gerade in der Richtung liegt. Höchſt merkwürdig iſt eine Notiz Chapeliers in ſeinem (aus dem Vermächtniß des geheimen Staatsminiſters Frhr. Wilh. v. Humboldt in die hieſige königl. Bibliothek gekommenen) handſchriftlichen madec. Wortverzeichniſſe, daß dieſes Wort auch jede ausländiſche Nation oder Provinz bedeute. Er ſagt ausdrücklich, daß ein Reiſender auf die Frage, wohin er gehe, antworte: nach Süden. Wenn ich dieß in doppelter Beziehung vielmehr als Oſten auffaſſe, ſo findet ſich dafür auch eine Beſtätigung in der Sprache, indem in ihr noch Spuren dieſer Bedeutung des Oſtens vorhanden ſind. Die Formen timoulois, Nordoſt (bei Flacourt), und timilaute, Nordwind (bei Challan) *) ſind ohne Zweifel daſſelbe Wort, und geradezu das mal. timor laut, Nordoſt. Laut bedeutet mal. Meer (alſo Oſten oder Timor des Meeres); die Kawiform iſt lot. Jav. iſt timor lahut Südoſt. Dieſes Hülfswort findet ſich auch in dem mad. talahots, Südweſt, und im tag. balaclaot, Nordweſtwind.

Der entgegengeſetzte Punkt, Weſten, heißt mal. barat, bug. barük, tag. habagat, Im Mad. hat dieß Wort wieder den Vorſchlag a: avarats, und bedeutet Norden. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß es ſich im Tag. in mehrere Formen geſchieden hat, und daß alſo balat, Nordoſtwind, und balaclaot, Nordweſtwind, daſſelbe Wort ſind, nur mit veränderter Bedeutung, theils als Norden, wie im Mad., theils als Weſten, wie im Mal. Das jav. barat iſt Wind, was auffallt, da der herrſchende Wind in dieſen Meeren der Oſtpaſſat iſt.

(Schluß folgt.)

*) Ich beziehe mich hier auf zwei gedruckte madec. Wörterbücher, welche die königl. Bibliothek zu Paris beſitzt.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Le Maranſin. — Mont de Marſan.

Von der jetzigen Mündung des Adour zu der alten (obgleich nicht älteſten), vom Boucau zum Vieux Boucau, iſt der Uebergang natürlich. Man weiß nicht genau, wann der Adour ſeine Mündung gegen Norden hin veränderte; ſchon ſeit der Mitte des 14ten Jahrhunderts wurde eine Anlage dazu bemerkbar, hundert Jahre ſpäter, man ſagt um 1437 oder 1500, war die Mündung verſtopft, und der Fluß hatte ſeine Richtung durch den Plech (playa, niedere Küſte) genommen, wo damals die jetzt bis 50 Metres hohen Dünen noch nicht vorhanden waren. Nur Fiſcher wohnten da; aber die neue Mündung des Adour, 6 M. nördlich von ſeiner vorigen, gab dieſer Gegend Wichtigkeit. Um 1560 lieferte der Vieux Boucau ſchon 200 Matroſen für die königliche Marine, un 1630 rüſtete er 20 Schaluppen gegen Rochelle aus. Die Häuſer wurden mit dem Ballaſt der aus Europa, Afrika und vielleicht ſchon von Amerika, ankommenden Schiffe erbaut, ein Umſtand, den die künftigen Archaologen nicht vergeſſen müſſen, wenn ſie nicht in ſonderbare Irrthümer fallen wollen. Dieſer Ort und Cap Breton rivaliſirten mit Bayonne, wie wir ſchon früher erzählt haben. Heutzutage iſt der Vieux Boucau wieder einer der traurigſten Weiler des traurigen Maranſin, d. h. der ſogenannten kleinen Haiden zwiſchen Dax und dem Meere. Eine Reihe ſtehender Gewäſſer, welche in der Regenzeit unter ſich und mit einigen ausgangsloſen Binnenſeen in Verbindung treten, bezeichnet noch an dem Fuße der Dünen die ehemalige Abweichung des Adour in den tarbelliſchen Meerbuſen. *) Nichts iſt ſo wüſte wie dieſer Boden, den es Mühe koſtet zu betreten, und dieſe wenigen, halb verfallenen Häuſer in einem Winkel der Einöde. Aus dem Schooße der letztern erheben ſich verworrene Sandhaufen, mit einer aus verflochtenen Zweigen gebildeten Umzäunung gekrönt. Man kann kaum einen Ausruf der Ueberraſchung zurückhalten, wenn man bis an die Kniee in Sand watend hinaufſteigt, und ſich plötzlich am Eingange eines Labyrinthes findet, in deſſen unzähligen Irrwegen unzählige Weinſtöcke ihre grünen Blätter zur Schau ſtellen. Die Umzäunung (balise) iſt dazu beſtimmt, den Weingarten gegen den Weſtwind zu ſchützen, deſſen zerſtörendes Blaſen die Dünen auflockert und in Bewegung ſetzt, während die Wogen eines ſtets erbosten Meeres gegen ſie anſtürmen, oder neue Sandberge aufhaufen. Man ſollte nicht glauben, daß der Wein vom Boucau und vom Vieux Boucau ſeinen Saft aus einem von den Winden und den Umbildungen der Küſte ſtets geplagten Meerſande ziehe, und man vermuthete lange Zeit, unter dem Sande befinde ſich ein Thonmergel, wie bei den Kreidehügeln der Champagne: aber alle Beobachtungen ſtellen uns dieſe Dünen als reinen Sand dar: man ſieht, wie Sandhaufen von mehreren hundert Fuß Umkreis in einer einzigen Sturmnacht ihre Stelle verändern, ſich abplatten, ſich aushöhlen, ſich ſpitzen oder gar verſchwinden, und in ihren ſchnellen Umwandlungen den lang getragenen Weinberg begraben. Wer kann, der wendet wohl Dünger an, was große Unkoſten verurſacht; die allgemeinſte Methode beſteht aber, M. Thoré zufolge, darin, daß man zur Zeit der Abſenker eine neue 4 oder 5 Zoll dicke Lage Sand aus einer benachbarten Düne herbeiholt, wodurch der Boden nach Verlauf von 15 bis 20 Jahren um einen Metre erhöht wird, oder daß man die Düne verläßt und eine neue aufſucht; denn die Weinſtöcke werden ungefähr alle drei Jahre durch fortſchreitende Abſenker erneuert, und ſo bildet ſich im Innern des Sandhügels ein Gewebe von Aeſten, welches die Erſetzung jedes abſterbenden Stockes unmöglich macht; wenn dieſe mit ſo vieler Mühe angepflanzte Colonie erliſcht, ſo iſt kein anderes Mittel, als auf einem neuen Boden ein eben ſo ungewiſſes, aber ausgezeichnetes Product zu ſuchen. **)

*) Von den Tarbellinen, einem Volke des alten Novempopulaniens.

**) Dieſe Weine, gewöhnlich von rother Farbe, zeichnen ſich durch einen feinen goût paillet, ich weiß nicht, ob wir im Deutſchen ſagen „Strohgeſchmack," aus.

Dieſe palliſadirten Weinberge ſind wirklich Blumenſträuße in der Einöde aufgeſteckt, in der Einöde, die man nur zu bald wieder antrifft, wenn man in die Fläche zwiſchen den Dünen und der im fernen Horizont aufſteigenden ſchwarzen Linie von Fichtenwäldern hinabſteigt. Und doch iſt dieſes noch nicht der traurigſte Anblick. Man klimme auf die Dünen bis zu den Hütten der Zollwächter hinauf, welche die Küſte beobachten, da wird man das Meer mit entſetzlichem Gebrauſe ſeine ſchäumenden Wogen längs einer ſcheußlichen Küſte rollen und von fürchterlichen Winden gepeitſcht in die Strömungen des Amphitheaters von Sandhügeln, die ihr zur Gränze dienen, eindringen, da wird man dieſe Maſſen ſchweben und ſich bewegen, ihren fruchttödtenden Staubregen weithin ausſpritzen, vielleicht ſie ſelbſt auseinanderſtieben und weithin Verwüſtung und Unfruchtbarkeit verbreiten ſehen. Dieſe beweglichen Dünen drohen ſich der ganzen 60 Meilen langen Küſte zwiſchen dem Adour und der Garonne zu bemächtigen, ſie machen den Strand unzugänglich, ſie verſchließen alle Ausgänge und haben ſchon Städte und Ortſchaften begraben. Man bemüht ſich, ihnen mittelſt Fichtenpflanzungen, die dort ein ſchnelles Wachsthum gewinnen, einen Damm entgegenzuſtellen. Unterſcheidet man ſchwarze Punkte, die ſich langſam auf den weißgrauen Abhängen der Sandhügel bewegen? Es ſind die Einwohner, welche mit großer Mühe und für einen ſehr mäßigen Tagelohn die Faſchinen herbeiſchleppen, um den Samen des Baumes zu beſchützen, der ſeinerſeits nach einem halben Jahrhundert die Pflanzungen an der Küſte gegen den verheerenden Seewind ſchützen wird. Die Canäle, welche von den Teichen und Seen in den Ocean auslaufen, finden ſich nur zu oft in der Unmöglichkeit, die Sandberge zu überwinden, welche das Meer an ihrer Mündung aufhäuft. Dann überſchwemmen ſie die Fläche, und der arme Bauer, in ſeiner Hütte belagert, betrachtet von dem Dache, wohin er ſich geflüchtet, mit Verzweiflung die Zerſtörung der Ernte, die er mit ſo vielem Schweiß und Opfern emporgebracht hatte. Man muß die Leute aus den benachbarten Diſtricten herbeirufen, um den Unglücklichen zu Hülfe zu kommen. Das Waſſer hat den Sand, den es befruchtet, wieder aufgelöst, und ohne die Hülfsquelle einer gefährlichen und unſichern Fiſcherei hätten ſie nichts, um ihre zahlreichen Familien zu nähren. Muß man ſich verwundern, wenn in alten Zeiten der gefürchtete Schrei Avarech oft an dieſer mit Recht ſo genannten eiſernen Küſte ertönte! Heutzutage und ſchon ſeit lange exiſtiren dieſe barbariſchen Sitten nicht mehr, und man muß wenig Achtung vor dem guten Leumund einer ganzen Völkerſchaft haben, um, wie es noch neuerlich einem jener Erzählungsfabricanten für die Feuilletons und für das Cabinet de lecture, le Voleur und dgl. gethan hat, eine vielleicht vor 200 Jahren vorgefallene Geſchichte, welche die Haare gen Berg ſträubt, mit dem Datum von 1835 und als Augenzeuge zu erzählen. Aber, wer fragt nach der Wahrheit? Alles kommt auf den Effect an, den man bewirkt. Die Beraubung und Ermordung der Schiffbrüchigen wäre nicht einmal möglich, denn die Küſte iſt von einer wohlbeſetzten Linie von Zollwächtern bewacht, und außerdem haben auch die Geſellſchaften zur Rettung der Schiffbrüchigen ihre Agenten. Aber eine weiſe Vorſicht wird gebraucht, welche darin beſteht, verdächtige Effecten, welche das Meer auswirft, den Flammen zu übergeben. Die Leichname der Ertrunkenen werden am Ufer begraben, indem man ſie, ohne ſie zu berühren, in eine tief ausgehöhlte Grube ſtoßt. Der Dünenbauer, in ſeinen ſchwarzen, an den Seiten aufgeſchlitzten Capuzenmantel gehüllt, bleibt vor dem kleinen Kreuze, welches ihm die letzte Stätte eines Verunglückten anzeigt, ſtehen, und erzählt ſeinem Gefährten die traurigen Ereigniſſe, deren Zeuge er in der letzten Sturmnacht geweſen iſt. Der feuchte Sand, der den Leichnam bedeckt, iſt nicht ſo kalt, wie das vorübergehende Mitleid, welches das Loos des armen Fremden einflößt!

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Fraſers Tatarenreiſe nach Teheran.

1. Reiſe nach Konſtantinopel.

Gegen Ende des Jahres 1833 erhielt Hr. Fraſer den Auftrag vom engliſchen Miniſterium des Auswärtigen, als Courier nach Teheran zu gehen. Demgemäß verließ er am 1 Uhr des Morgens am 11 December London und eilte ſeiner Beſtimmung entgegen. Von ſeiner Fahrt durch Europa, die mit der gewöhnlichen Schnelligkeit eines Couriers geſchah, kann wenig geſagt werden. Mit geringer Unterbrechung, meiſt durch die Hinfälligkeit ſeines Wagens verurſacht, den ihm in Calais ein Franzoſe zur ununterbrochenen Reiſe bis Wien garantirt hatte, und einigem Aufenthalt, den ihn die ſchlechten Wege in Ungern und das mehrmalige Umwerfen ſeines Wagens auf ihnen zu machen nöthigte, erreichte er Semlin, die letzte Stadt europäiſcher Sitte und Lebens. Mit ſeinem Uebergang über die Donau trat er auf türkiſches Gebiet und aſiatiſches Leben, aſiatiſche Sitten umgaben und nöthigten ihn, ſich theilweiſe nach ihnen zu richten. Doch wir laſſen Hrn. Fraſer ſelbſt erzählen.

Gegen Mittag eilte ich an den Fluß, begleitet von Hrn. Ettinus, einem Beamten des öſterreichiſchen Poſtamtes, und einem britiſchen Cabinetscourier, der damals ſich gerade in Semlin befand, nach dem Boote, da mir der Dragoman von Belgrad herüber hatte melden laſſen, daß Alles für mich ſchon bereit ſey. Es war, als wenn ich den Styx überfahren ſollte, als ich den letzten Handſchlag meinen Freunden gab und in das Boot ſtieg. Eine halbſtündige Fahrt brachte mich ans andere Ufer. Es war ein warmer, heiterer Tag, freundlich blickten die alten verfallenen Mauern Belgrads zu mir herab, als wollten ſie mich mit dem plötzlichen Wechſel verſöhnen, dem ich entgegen ging. Ich trat aus Europa und ſeiner Civiliſation heraus.

Am Landungsplatz empfing uns der Dragoman, der mit einigen ſeiner Leute in einiger Entfernung ſtand und uns begrüßte, ohne jedoch uns entgegen zu gehen. Als ich mit den Bootsleuten fertig war, näherte er ſich mir erſt und ſtreckte mir ſeine Hand entgegen, die ich erfaßte. „Jetzt, ſagte er, ſind Sie mit der andern Seite fertig, Sie gehören uns, zurück können Sie nicht mehr.“ Unſer erſter Gang war zu dem Tatar Aga, um meine Abreiſe zu betreiben, und, wie mir der Dolmetſcher rieth, diejenigen Artikel zu kaufen, die mir für meine

fernere Reiſe von Nutzen oder nöthig ſeyn könnten. Er hatte freilich dabei das gleiche Intereſſe mit dem Tatar Aga, da ſie beide von mir Vortheil ziehen wollten. Der Tatar Aga war ein kleiner, ältlicher Mann, lebendiger und thätiger, als man es gewöhnlich bei einem Türken ſieht. Er empfing mich mit nicht wenig Gravität, beſtellte Kaffee und Pfeifen, und ſah mich groß an, als ich die letztere ablehnte. Die Hauptartikel, die ich für mich wünſchte, waren ein Paar Tatar Shalwars, oder Reithoſen, Tatar-Strümpfe und Stiefel, ein Shawl und einige andere Kleinigkeiten, die in kurzer Zeit herbeigebracht wurden.

Während dieſer Zeit trat der Tatar ein, der mein Begleiter und Führer ſeyn ſollte; es war ein ſchöner Mann, den die maleriſche Tracht ſeines Gewerbes gut kleidete, die Pferde, die mich ſelbſt und mein Gepäck tragen ſollten, wurden herausgeführt, kleine, häßliche, jammervolle Thiere, die Suridſchis ſaßen auf, ich wurde in den Sattel gehoben und richtete mich mit meinen mannichfachen Kleidungsſtücken und Mantel ein, der Tatar ſprang in den ſeinigen und „Ur ullah, Ur ullah!“ ruft der Tatar Aga von ſeinem Bala Khaneh, „Ur ullah!“ rufen die umſtehenden Suridſchis, mein Tatar und Suridſchi, und fort geht der Zug durch den dicken Schmutz der halbgepflaſterten Straße, die die Wohnung des achtbaren Beamten, des Tatar Aga, enthält.

Die türkiſchen Poſten, die jetzt im ganzen Umfange des Reichs in Stationen von 5 bis 18 Stunden errichtet ſind, haben die Verpflichtung, eine beſtimmte Anzahl Pferde bereit zu halten, die für jeden Courier der Regierung unentgeltlich geliefert, aber von jedem andern Reiſenden mit einem Piaſter für jedes Pferd für eine Stunde vergütet werden müſſen. Doch iſt nicht jeder Reiſende ſo glücklich, für dieſen mäßigen Preis reiſen zu können, Unkenntniß des Landes und ſeiner Einrichtungen laſſen ihn oft noch einmal ſo viel bezahlen, wie z. B. ich, der ſtatt 1500 Piaſter für die fünf Pferde, deren ich bedurfte, 3000 bezahlen mußte. Die Poſthäuſer, die oft nur ein Bretterverſchlag ſind und als Stall und Aufenthalt der Suridſchis (Stallknechte) zugleich dienen, bieten nur wenig Bequemlichkeit dem Reiſenden, doch fehlt Kaffee nie, auch findet der Kahwadſchi (Kaffeemacher und Kellner) Eier oder ein Huhn; wird ein Pillaw verlangt, ſo wird er in dem Harem des Poſtmeiſters beſtellt.

Wir hatten Belgrad 5½ Uhr des Nachmittags verlaſſen. Raſſelnd eilten wir durch die ſchmutzige Straße, den zerfallenen Thorweg, über den einſt furchtbaren, jetzt trocknen und ſeichten Graben der Stadt. Keine Zeit hatte ich die Linien des berühmten Prinzen Eugen zu beſuchen, der dieſe Stadt 1716 belagerte, und die noch jetzt zu ſehen ſeyn ſollen, fort eilten wir durch das offene Land, das ſich bald in kleine Hügel erhob, mit Zwergeichen und anderem Unterholze bedeckt, und das ſich, als die Nacht eintrat, in einen Wald kleiner Bäume umwandelte. Der Weg, der bisher erträglich geweſen war, wurde jetzt, als wir das offene Land verließen, tief und ſchmutzig, ſo daß wir den Trott, der uns bisher 5 bis 6 Meilen in einer Stunde weiter gebracht hatte, in einen bedächtigeren Schritt mäßigen mußten. Als wir der erſten Gebirgskette Serbiens uns näherten, wurde der Schnee ziemlich tief und der Weg außerordentlich kothig. Das dünne Eis, das Pfützen und Schmutz bedeckte, wich unter den Tritten der Pferde, und die Kälte nahm bedeutend zu; doch ſah ich nie eine ſchönere Mondnacht im Winter.

Nach vier Stunden hatten wir das Ende unſerer erſten Station erreicht. Aus dem Poſthaus, einem ungeheuren Schuppen, der im Mondlicht noch größer ſchien, ſtürzte bei dem Ruf ihres Mitbruders eine Schaar Suridſchis heraus. Einer ergriff das Pferd des Tatars am Zügel, zwei andere hielten ſeinen Steigbügel und hielten ihre Hände unter ſeine Arme, um ihm beim Abſteigen zu helfen. Mit einer vornehmen Miene deutet er ihnen, dem Reiſenden zu helfen, der bei dem „ein, ein, tſchelebi!“ (ſteigen Sie ab, Herr!) ſeines Führers abſteigt und einen neugierigen und etwas mißtrauiſchen Blick auf das Hoſpitium wirft, in das man ihn einzutreten bittet. In dieſem Augenblick ſind Tatar und Suridſchi in die Hütte verſchwunden, und als ich ihnen folge, ſehe ich mich in einem dunkeln Raum unter einer Zahl ſich bewegender Gegenſtände, die ich als Vierfüßler erkenne. Ich ſchreite weiter, und ſehe weit hinten einen rothen Schein, in welchem ſich menſchliche Figuren bewegen. Nach dieſem Lichte ſteuere ich zu, und nach manchem Stolpern und Stoßen an Gepäck, Sättel und Stallzeug kam ich an einen ungeheuren Klotz von Eichenholz, der auf der ebenen Flur in hellen Flammen lag. Ein Theil davon war ſchon verzehrt, und die Aſche verbreitete eine Hitze, daß man einen Ochſen hätte braten können, während der grelle Schein des noch Brennenden dem Auge kaum weniger beſchwerlich wurde, als der beißende Rauch, der in dichten Wolken aufwirbelte und vergeblich einen Ausgang durch das Dach ſuchte.

Der Tatar ſaß bereits, und empfing eben von einer ſehr ſchmutzig ausſehenden Perſon eine Schale Kaffee, als ich hinzu trat und er höflich ſie mir überreichte. Man ſchob einen niedrigen dreibeinigen Stuhl herbei für meinen Gebrauch, doch ſtand er ſo wenig feſt, daß ich eine Ecke eines Polſters zwiſchen den Ehrenſitzen meiner neuen Geführten und dem Dünger, der den Boden dieſes eleganten Refectoriums bedeckte, vorzog. Mehrere der Umſtehenden riefen mir „Khush gueldinis!“ (Willkommen!) zu, doch meine Unkenntniß der türkiſchen Sprache machte jedes Geſpräch unmöglich. Nach einer kleinen Weile wandte ſich der Tatar mit einer Miene voll Wohlwollen und Herablaſſung zu mir, und ſprach in einem fragenden Tone die Worte aus: „Mandscha, tſchelebi? mandscha?“ (Wollen Sie eſſen, Herr?) Auf meine bejahende Antwort griff er nach ſeinen Satteltaſchen und zog daraus mehrere Bündel hervor, eingewickelt in Schnupftücher verſchiedener Art und Farbe; ein anderes brachte er aus den geräumigen Taſchen ſeines Gewandes, entfaltete einige derſelben und brachte daraus verſchiedene dunkle Subſtanzen hervor, die in einzelne Stücke zerſchnitten waren. Was aus den andern wurde, bemerkte ich für den Augenblick nicht.

Bismillah! rief der Tatar, und legte eine Handvoll dieſer dunkeln Dinge auf eine Art hölzerner Teller vor mich hin, während er ſelbſt eines nach dem andern in ſeinen Mund ſteckte. So hungrig ich auch war, konnte ich mich doch nicht gleich entſchließen, eines dieſer kalten, feuchten Stücke zum Munde zu führen. Als ich es aber that, fand ich ſie nicht ſchlecht, und eines folgte dem andern, bis mein Hunger geſtillt war.

(Fortſetzung folgt.)

Polygonum tinctorium. Man hat Proben mit dieſer Pflanze angeſtellt, und gefunden, daß eine Strecke von 82,400 Quadratfuß mit 20,000 Pflanzen 4 bis 5000 Blätter und dieſe 80 bis 100 Pfund Indigo geben. Dieß iſt jedoch ein Minimum. (Athenäum vom 2 Februar.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 61.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

2 März 1839.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Verbindung zwiſchen Angola und Mozambique.

Wir haben am Ende vorigen Monats die abgeriſſenen und höchſt unvollſtändigen Nachrichten mitgetheilt, welche ein gegenwärtig in Portugal ſich aufhaltender Deutſcher uns einſandte. Wenn wir im Allgemeinen ihm völlig beiſtimmen müſſen, daß ſich daraus blutwenig für das Innere jenes Landſtriches entnehmen läßt, ſo laſſen ſich doch daraus manche Schlüſſe ableiten. Wir legen die bekannte Karte von Berghaus (ausgearbeitet im Jahre 1824) zum Grunde. Dieſe enthält die Angaben des in jenem Artikel erwähnten Pereira, nicht aber die von einigen Negern erhobenen Einzelnheiten. Auch aus Pereira's Reiſe hat er Einiges auf ſeiner Karte nicht bemerkt, nämlich den großen Sumpf oder See, den Pereira zu durchwaten hatte, und zweitens die Flüſſe, die ſich vom Reiche des Cazembe an bis zu dem von Morupue finden, und die von der Rechten zur Linken, alſo da die Reiſe in weſtnordweſtlicher Richtung ging, ſüdweſtlich fließen ſollen. Der Sumpf oder See, der ſehr groß ſeyn ſoll, iſt merkwürdig, weil man in dieſer Richtung von mehreren Sumpfſeen wiſſen will, die, ihrer Lage nach, nichts anders ſeyn können, als Terraſſen, die keinen rechten Abfluß haben, wie ſie deren das innere afrikaniſche Hochland mehrere bietet. Pereira's Reiſeroute iſt folgende: von ſeinem Wohnorte in der Nähe des Zambeze (etwa unter 51° O. L.) bis an den Araangua oder Aruange (47½ O. L.) brachte er 45 Tage zu; die Entfernung mochte etwa 90 geogr. Meilen betragen. Vom Aruange bis zur Hauptſtadt des Cazembe (43° O. L.) brauchte er 30 Tage, und von dort kann man in 60 Tagen nach Morupue (38° O. L. nach Berghaus) gelangen. Einige Tagereiſen weiter kommt man in halb und halb bekanntes Land. Der Muruſuru, der vom Zambeze ausdrücklich unterſchieden wird, fließt, da wo Pereira ihn trifft, von Norden nach Süden, die vier andern bedeutenden Flüſſe, die man von Cazembe's Hauptſtadt nach Morupue überſetzt, fließen ſüdweſtlich; um über einen derſelben zu ſetzen, braucht man einen ganzen Tag: es ſcheint dieß alſo eine Stromerweiterung zu ſeyn, wie denn eine etwas weiter gegen Nordweſten vom Coanzo und noch weiterhin vom Zaire bekannt iſt. Dieſe fünf Flüſſe,*) deren Ende wir nicht kennen, nebſt dem Zambeze, der ſich öſtlich ergießt, kommen, dem Obigen zufolge, ſämmtlich aus einem weiter nördlich gelegenen Hochlande, und ſind durch öde, wie es ſcheint, nicht ſehr hohe Bergrücken getrennt, denn es heißt, die Reiſenden ſeyen durch öde, unbewohnte Strecken gekommen und nur die Ufer der Flüſſe ſeyen bewohnt geweſen. Das Land flacht ſich alſo gegen Süden ab, und die fünf Flüſſe, die in einem Raume von nicht mehr als etwa fünf Längengraden liegen, werden wohl ziemlich vereint einen Ausgang ſuchen, aber wo? das iſt die Frage, die ſich noch nicht beantworten läßt. Die Wahrſcheinlichkeit ſpricht dafür, daß ſie ſich weſtlich wenden; allein vom Oranjefluß bis zum Cap Negro (28 bis 17° ſ. B.) iſt ſo gut wie gar keine Flußmündung, vom Cap Negro bis zum Coanzoſtrom ſind zwar viele Flüſſe, aber keiner von großer Bedeutung. So viel möchte ſich alſo aus den genannten Mittheilungen ergeben: zwiſchen 15° u. 10° ſ. Br. ſteigt das Land gegen Norden an, denn die Flüſſe ſtrömen ſüdlich und ſüdweſtlich, das Land kann nicht ſehr hoch ſeyn, denn das zwiſchen 10° u. 5° ſ. Br. liegende Plateau Dembo wird nur auf etwa 7000 Fuß angegeben; die Frage, wohin die fünf bedeutenden Flüſſe ſtrömen, iſt noch ungelöst, die Wahrſcheinlichkeit mehrt ſich aber, daß ſie ſich in den ſchon ſo mannichfach beſprochenen großen Binnenſee ergießen, der wohl zwiſchen 15° und 20° S. B. und zwiſchen 35° und 40° O. L. liegen mußte, etwa da, wo Lopez den ungewiſſen Dombea-Zoché-See ſetzt.

Die Weltgegenden bei den Völkern des großen Oceans.

(Schluß.)

Was für den weſtlichen Ocean Timor, iſt für den öſtlichen Tonga. Das Wort bedeutet in der neuſeeländiſchen Sprache Oſten, in der tong. ſelbſt aber Süden, und in der der Sand-

*) Rapuſa, Muſira, Guarava, Roſoi (ſ. Nr. 58) und der Muruſuru.

wichinseln (hier, jedoch in der den Lautgesetzen der Sprache genau entsprechenden Form kona): Süden und Südwest. Die Insel Tonga liegt in einer Entfernung von beiläufig 15 Längen- und 43 Breitengraden, der Sandwich-Gruppe allerdings südlich, der Insel Neuseeland aber nördlich. Das Wort ist sichtlich durch die allgemeine Substantiv-Endung abgeleitet, welche durch den ganzen Sprachstamm geht, und allein hinreichen würde, die unmittelbare Verwandtschaft aller dieser Sprachen zu beweisen; sie hat in dem westlichen Zweige die Gestalt von an, in den Südsee-Sprachen die ursprünglichere von anga oder ana (nur im Tahitischen die etwas abweichende von raa, welches auf rana zurückgeht), und ihr Anfangs-a ist der Elision oder Zusammenziehung unterworfen. Als Stammwort bietet sich sehr passend das tong. tu (Hawaiisch ku) dar, das stehn und aufstehn bedeutet. Gegen die Annahme, daß dieses Subst. auch in dem tong. tokalau, Ost, dem tahit. apatoerau, Süd, und in tunggara liege, welches mal. Südost, jav. Nordost bedeutet, erheben sich einige Schwierigkeiten, bei dem letzten Worte das dem Nasenlaute nachfolgende g; aber möglich und zum Theil wahrscheinlich bleibt die Sache immer. Der letzte Theil dieser Composita könnte das obige Wort Meer seyn; dabei noch an das polynes. la, ra, Sonne, zu denken, würde formell nur das mal. und jav. Wort berechtigen.

Es ist nicht meine Absicht, die Namen, welche die Völker dieser Meereswelt den Hauptpunkten des sich ihnen in unendlicher Freiheit darstellenden Himmels beilegen, weiter zu verfolgen, als insofern sie allgemeine Anknüpfungen gestatten. Es versteht sich von selbst, daß die sich an die Laufbahn des erleuchtenden Weltkörpers anschließenden beiden Gegenden auch in ihnen oft unmittelbar von den Ausdrücken aufsteigen und niedersteigen u. a. (hier auch ertrinken) hergeleitet erscheinen; und selbst wo sich die Einfachheit der Ausdrücke, wie der oben betrachteten, in die Anfänge der Sprache verliert, muß dieß die Forschung hauptsächlich leiten. Wenn es eine heilige Sitte der Völker ist, dem wohlthätigen Gestirn, besonders in seinem Aufgange, das Antlitz zuzukehren, so werden sehr natürlich die Polgegenden nach den Seiten des menschlichen Körpers benannt. Hiebei ist es merkwürdig, daß sich in diesen Sprachen nur Spuren der entgegengesetzten Richtung, nach der untergehenden Sonne hin, finden; die namenlose Pracht, welche das Schauspiel des in den Meeresschooß sinkenden Weltkörpers begleitet, könnte dieß rechtfertigen; denn wenn irgend etwas überirdische Glorie zu versinnlichen vermag, so ist es diese Scene des Oceans. In der haw. Sprache bedeutet das Wort rechts (akau) zugleich Norden und das Wort links (hema) zugleich Süden; und das jav. kidhul, Süden, das sich auch im mal. (hier kidol) findet, wird am natürlichsten vom mal. kidal, kidau, die linke Hand, abgeleitet. Wieder finden sich Spuren, daß diese Polgegenden nach dem ihnen zugewandten Haupte benannt sind: Im Neuseeländischen ist au audu (wörtlich: Wind des Kopfes) Südwind, und dasselbe Wort ist wahrscheinlich im Wesentlichen das haw. hoolua, Nordwind. Das Wort Kopf lautet mal. hulu, bug. ulu, tag. olo, tong. ulu, neuseel. udu, und von diesem Worte kommen in den genannten und andern dieser Sprachen die Ausdrücke für vorn und für oben her.*) Das jav. k-ulo-n, Westen, könnte hievon ein abgeleitetes Subst. und ein fernerer Beleg der Richtung nach der sinkenden Sonne seyn. Das von mir abgetrennte k und n sind die Sylben ka, an, welche in den westlichen mal. Sprachen, so wie die Endung allein in allen Sprachen des Stammes abgeleitete Substantive bildet; diese westliche Bildung habe ich in ihrer ganzen Aus-

*) Um einen Begriff zu geben, wie meiner Ansicht nach die Sprachen eines Stammes behandelt werden müssen und dürfen, und zugleich einen Beweis, wie die, von welchen ich hier rede, sich in vollkommene Einheit zusammenschließen, setze ich dieses Laut-Individuum in einer vollständigen Uebersicht her. Ich bin nämlich überzeugt, daß die, meist, jedoch nicht immer, besonders nicht in den Südsee-Sprachen, formell getrennten Ausdrücke für den Begriff Haar (sowohl des Kopfes, als thierisches und vegetabilisches) und die Zahl zehn mit dem Worte Kopf ursprünglich eins sind. Den Zusammenhang des Zahlwortes mit dem Ausdrucke für Haar hat Wilh. v. Humboldt schon ausgesprochen. In der mexicanischen (aztekischen) Sprache bedeutet das Wort Haupthaar (tzontli) zugleich vierhundert. In der hier überall sichtbaren Abtrennung der Formen überraschen wir die Sprache bei dem Werke ihrer Schöpfung, wie sie, in ihrem Hauptzwecke, dem Verständnisse und der Sonderung der Begriffe, den uranfänglichen Lautstamm verzweigt. Die mad. Wörter sind nach französischer Orthographie geschrieben. Ein Wort habe ich eingeklammert, um in dieser Vereinigung von Lautgebilden nicht zu kühn zu erscheinen.

	Kopf.	Haar.	zehn.
mal.	hulu, Kopf	bulu, Haar des Leibes, Federn	puluh
	daulu, vorher, der erste		
	haluwan, Vordertheil, bes. des Schiffes.		
jav.	hulu, Kopf (selten) .	wulu, Haar des Leibes, Federn	puluh
	lurah, Häuptling.		
bug.	ulu, Kopf	bulu, Haar des Kopfes .	pulo
	riolo, riolok noru, iolo, vorher.	welusk, Haar des Leibes	
mad.	aulou, der erste, hauptsächlichste, Anfang.	roulou, Haar des Leibes, Federn	foulou
	loha, loua, Kopf.		
	lohan, Anführer, Hauptmann.		
	aloha, vorn, vor (von Ort und Zeit), Anfang.		
	acaloha, Vordertheil des Schiffes.		
tag.	olo, Kopf	bolo, Haar an Früchten .	polo
		poloc, Federn	
		bohoc, Haar des Kopfes	
tong.	ulu, Kopf	fulu, Haar des Leibes . .	fulu, ulu
	lunga, alunga, hoch		
	gi alunga, oben		
neuseel.	udu, Kopf . . .	udu udu, Haar des Kopfes	udu
	udunga, Kissen		
	dunga, oben		
	(upoko, Kopf)		
tahit.	(upoo, Kopf) . . .	. . . . .	huru
haw.	uluna, Kissen, 2) den Kopf unterstützen	hulu, Haar des Leibes, Federn	hulu
	luna, Obertheil, der obere, oben; Aufseher, Befehlshaber	oho, Haar des Kopfes	
	(poo, Kopf.)		

dehnung in der Sprache von Formosa wieder gefunden. *) Norden ist im jav. lor.

Der Hauptausdruck für die südliche Himmelsgegend ist in der mal. Sprache nicht das vorhin erwähnte kidol, sondern salatan. Dieß ist ein Derivatum von salat, Meerenge, und verräth dadurch seinen neuen Ursprung, da die Annahme zu nahe liegt, daß es in Zeiten, wo dieß Volk seinen Stammsitz auf Sumatra verlassen hatte, von der Straße von Malacca hergenommen ist. Die Bugis-Nation mag den Ausdruck (hier salatang) von den mal. Seefahrern erborgt haben. Das obige kidol könnte wohl der ältere, auf Sumatra gebrauchte Ausdruck der Sprache seyn, und Marsden ihn mit Unrecht in seinem mal. Wörterbuche als javanisch bezeichnen.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Le Maransin. — Mont de Marsan.

(Fortsetzung.)

Wenn dieser Fremde, der Gefahr des Todes entgangen, die Dünen überschreitet, und in die weite Einöde eindringt, die sich von Dax bis an die Thore von Bordeaux erstreckt, wenn er die sonderbare Ausrüstung der wenigen Hirten, die er antrifft, sieht, und ihr barbarisches Kauderwälsch hört, muß er nicht eher glauben, daß er einer Horde von Wilden in die Hände gefallen, als daß er vor den Thüren der hohen Civilisation Frankreichs ist? Die ganze Gegend bietet nichts als sandige, mit Haiden bedeckte Ebenen dar. Der Boden ruht in geringer Tiefe auf einem eisenhaltigen Tuff, der sich im Winter mit Wasser durchdringt. Im Sommer verderben die aus den Morästen aufsteigenden Dünste die Luft, und vollenden die Entnervung einer eben so dünn gesäeten, als elend aussehenden Bevölkerung. Hier ist keine Spur von Alterthum, der sandige Boden und der Mangel an Steinen würden der Baukunst nie günstig gewesen seyn; die modernen Gebäude sind klein, armselig und geschmacklos. Dennoch fängt die Verbesserung an, sich auch hier ihren Weg zu bahnen. Die Pechfichte und die Korkeiche sind ein Element des Reichthums geworden. Man wird von Zeit zu Zeit mit dem Anblick reicher Ernten überrascht, und man begreift, daß die Industrie an vielen Stellen über die Unfruchtbarkeit des Bodens siegen würde, wenn man aus dem fehlerhaften Cirkel, der Arme und Capitalien zugleich als nothwendig und als unmöglich voraussetzt, herausgehen könnte. Wir werden bei einer andern Gelegenheit sehen, was das Genie des Menschen diesem Winkel der Erde für Umwandelungen vorbereitet.

Unter allen Bewohnern der Haiden ist der Hirt derjenige, dessen Leben auf die traurigste und eintönigste Art verfließt. Auf seine langen Stelzen gestützt, mit welchen er über das Gestrüpp und durch die Moräste fortschreitet, mit seinem langen Stabe versehen, der ihm als dritter Fuß zur Erhaltung des Gleichgewichts im Stehen und Gehen dient, irrt er auf gut Glück mit seiner Heerde herum, und hat keine andere Zerstreuung in seinen langen Stunden der Einsamkeit, als die Wolle seiner Schafe zu stricken. Seine Kleidung ist eine kurze Hose, eine Weste, eine Jacke und ein Paletot mit kurzen Aermeln, alles von Schaffell, Gamaschen, meistens von eben diesem Stoffe, die Füße bloß, auf dem Kopf eine Art von Barett. Sein Vorrath besteht in einem kleinen Sack von Mais- oder Hirsenmehl und einem Stücke Speck; er führt einen kleinen Kessel mit sich, dessen er sich abwechselnd bedient, um den Escouton (Mais- oder Hirsebrei) oder das Wasser zu kochen, das ihm zum Getränk dient, und dessen schlechte Beschaffenheit er durch die Hinzufügung von ein wenig Salz und Essig zu verbessern sucht. Von der menschlichen Gesellschaft abgeschnitten, trifft er nur zufällig einen andern Hirten an, von dem er sich bald wieder trennt, weil ihre Heerden vereint keine hinlängliche Nahrung auf diesen magern Weiden finden würden. Zuweilen macht auch ein Ochsentreiber Halt, um seine Thiere weiden zu lassen, und die Hirten, welche von der Höhe ihrer Stelzen die Fläche beherrschen, kommen herbei, den Gast der Einöde zu sehen, und ihn in die Wette mit Fragen zu überhäufen, was er für wunderbare Dinge gesehen, und auf welche Proben ihn die Hexen gestellt haben. Der Geschlechtsreiz übt auf sie nur einen thierischen Einfluß aus, und selbst Hymens Fackel wirft nur ein dunkles, ungewisses Licht, welches mit allen übrigen Umgebungen zusammenstimmt. Das Fieber verzehrt sie während des größten Theiles des Jahres und entnervt sie durch ein vorzeitiges Alter. Und diese mühselige, so vielen Entbehrungen unterworfene Existenz hat doch für sie einen Reiz, der ihnen ihre Einöde liebgewinnen macht. Die Pracht der Städte, der Anblick lachender Landschaften hat für sie nichts Anziehendes; wenn sie gezwungen sind, der Vertheidigung des Landes ihren Beitrag an Blut zu liefern, so verlassen sie voll Verzweiflung ihre einsamen Haiden, und keine Verführung der Civilisation kann sie zurückhalten, wenn ihre Zeit um ist.

Die uncultivirten Haiden nehmen eine unermeßliche Ausdehnung ein; die Einwohner halten diesen Zustand für die unerläßliche Bedingung der Existenz der Heerden, ohne deren Dünger die Erde nirgends etwas Anderes als ein unfruchtbarer Sand wäre; aber mit Hülfe des Düngers bringt dieser leichte Boden, ohne daß man ihn ausruhen läßt, zwei und selbst drei Ernten des Jahres hervor. Hier und da an den Bächen trifft man leichte Erhebungen des Bodens an, gewöhnlich ist er aber ganz flach. Die landbauenden Einwohner sind in Weiler oder Quartiere eingetheilt, welche gewöhnlich mit hohen, wegen ihres Schatten im Sommer unschätzbaren, Eichen und mit den Grundstücken umgeben sind. Die Häuser sind niedrig, schlecht

*) Ich verweise auf einen Aufsatz im Hamburger Correspondenten vom 9 und 10 August 1826 über die großen Sprachstämme der Erde, in welchem ich sowohl meine Grundsätze in Beziehung auf das Sprachstudium entwickelt und das Gebiet der saussritischen, semitischen, malayischen und amerikanischen Sprachen, so weit es mir zugänglich ist, überblickt, als auch in Rücksicht der malayischen über die großen Resultate berichtet habe, mit welchen der nächstens erscheinende zweite Band des von mir herausgegebenen und fortgesetzten Werkes Wilhelm v. Humboldt's über die Kawi-Sprache, die Kunde der Sprachen und Völker des indischen und des großen Ocean bereichert.

gebaut und ungesund. Der Feldbau wird von Familienvereinen oder Colonien, meiayers, betrieben, welche unter Einem Dache wohnen und eine Art von Republik unter der Leitung eines Chef du Tinel bilden. Solche Wohnungen enthalten zu gewissen Zeiten des Jahres 30 bis 40 und gemeinhin 20 Personen. Das Hauptstück ist eine große Küche, an deren ungeheurem Feuerherde sich alle diejenigen vereinigen, welche nicht auswärts zu thun haben. Während die älteste unter den Weibern den saftigen Escouton umrührt, drängen sich die übrigen, besonders in den Winterabenden, um das funkensprühende Fichtenfeuer zusammen. Die Weiber spinnen, und horchen aufmerksam auf die Erzählung von der Erscheinung eines Hexenmeisters oder von dem Antreffen eines Währwolfes, während einer von den jungen Leuten, neben einem Haufen von trockenen Maisblättern sitzend, die zwei Ochsen, deren schwere Köpfe durch die Oeffnungen der Holzwand wie aus einer Hühnersteige hervorragen, abwechselnd zwingt, diese wenig bekommliche Nahrung zu sich zu nehmen. Von der Küche oder dem Gemeinsaal kommt man in verschiedene, des Lichtes und der Luft beraubte Cellen, wo die zahlreichen Bewohner des Maierhofes ihre Schlafstellen haben. Die Ställe rühren an die Küche, und sind nur durch einen dünnen Holzverschlag getrennt, in welchem Schieber angebracht sind, damit die Ochsen ihre Köpfe hindurchstecken können, während man ihnen mit der Hand das Futter in das Maul steckt. Die Weiber beschäftigen sich mit Hausarbeiten, mit der Bereitung der Nahrung und mit dem Feldbau, der ihnen vorzüglich obliegt. Von den Männern hüten einige das Vieh, andere verführen mit ihren Wägen die Producte des Bodens, und bringen Wein und andere Gegenstände, deren man nöthig hat, zurück. Die Bienenzucht, der Wollhandel, der Viehhandel und der Pechverkauf bilden eben so viele abgesonderte Zweige. Die Colonie nimmt selten zu Handwerkern ihre Zuflucht, die man aus zu großen Entfernungen herbeirufen müßte; sie hat ihre eigenen kunstverständigen Leute, um die Stoffe zur Kleidung, die Fuhrwerke, die Ackerwerkzeuge und fast alle Gegenstände der ersten Nothwendigkeit zu bearbeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Fraſers Tatarenreiſe nach Teheran.

1. Reiſe nach Konſtantinopel.

(Fortsetzung.)

Nach einer Weile hörte ich ein seltsames Zischen und Knistern in einer Ecke der glühenden Asche, und sah, wie ein paar Suridschis einige dunkle Gegenstände, die fast das Ansehen von gerösteten Aepfeln hatten, beobachteten, und bald darauf einer derselben mit seiner augenscheinlich feuerfesten Tatze eine dieser räthselhaften Massen ergriff, herausnahm und auf die kalte Asche legte, dann nahm er ein Messer aus seinem Gürtel und stach mehrere Mal hinein. Ein kalter Schauder überlief mich, als mein aufsteigender Verdacht zur Gewißheit wurde: es war Fleisch. „Allmächtiger Gott!“ dachte ich, ist das etwa uns zum Essen bestimmt?“ Der Zweifel wurde bald gelöst, denn mit triumphirender Miene, wie ein Mann, der seine Pflicht gethan hat, legte der Suridschi die zischende Masse dem Tatar vor, der sogleich zur nähern Prüfung schritt. Doch da er es noch an mehrern Stellen roh fand, wurde es noch einmal dem Feuer übergeben. Endlich entsprach dieses Beefsteak der Urzeit den Erwartungen des epikureischen Tatars, er ergriff es siedend heiß und hielt es fest, während die Suridschis mit Messer und Tatze es in Fetzen rissen von zwei Zoll im Gevierk, die rauchend und dampfend auf eines der Tücher vor mir geworfen wurden. Es hatte am Busen des Tataren geruht, der es durch seine Leibeswärme vor dem zerstörenden Einflusse der Kälte zu bewahren gewußt hatte. Ich war nicht hungrig genug, um der Einladung zu folgen, die Kochkunst der Suridschis zu versuchen. So wickelte der Tatar Alles wieder in seine Tücher, steckte es zum künftigen Gebrauch in seine Eilehs oder Sattelsäcke, die dem neuen Suridschi übergeben wurden, erhob sich mit dem Rufe: „Haida, haida, tschelebi!“ (Laßt uns gehen, Herr!) und mit dem gewöhnlichen „Ur ullah!“ traten wir nach 8 Uhr des Abends unsere Reise wieder an.

Unser Weg führte durch die großen Waldungen, welche die Donau umgeben, die Gegend war öde und traurig, bald mit Moräſten bedeckt, durch welche eine sonderbare Kunststraße sich hindurch zog, indem eichene Pfähle und Balken in einer Entfernung von je 12 bis 15′ miteinander verbunden, und diese Entfernungen mit Erde und großen Steinen und Eichenästen ausgefüllt waren, ein für den Reisenden sehr beschwerlicher Weg. Die Berge, die sich von Zeit zu Zeit erhoben, bestanden nur aus Erde ohne Steine und Felsen, und waren bis an den Gipfel mit Bäumen und Gesträuch bedeckt; die Dörfer, die hier sehr dünn gesäet waren und oft von den dichten Waldungen ganz verdeckt wurden, hatten ein elendes Ansehen, denn die Häuser waren nur Lehmhütten mit Gras bedeckt. Doch fehlte es der Gegend nicht an manchem Reiz, das Erdreich war fruchtbar und gab den Serviern oft reiche Weideplätze. Manche dieser einsamen Thäler waren außerordentlich lieblich, und nicht vergessen kann ich den Eindruck, den auf mich der Ton einer Flöte machte, die wir hörten, als wir längs dem Fuß eines Abhanges hinritten, wo die Sonne den Schnee geschmolzen hatte. Süßere Töne habe ich wohl nie gehört. Es war eine einfache Melodie, in der eine sanfte melancholische Cadenz häufig wiederkehrte. War es die tiefe Einsamkeit, die Stille und Ruhe des Morgens, oder irgend etwas Anderes, die wenigen Töne füllten mich mit hohem Entzücken.

Nach und nach stellten sich aber auch die Unbequemlichkeiten einer so unausgesetzten Reise ein. Ich empfand ein heftiges Kopfweh, das durch die nasse Kleidung nicht vermindert werden konnte. Hülfe war von meinem Gefährten nicht zu erwarten, denn trotz seiner klugen Augen, hohen Stirn und des Ausdrucks von List in seinen Zügen, war Mehemet Aga doch, wie die meisten seiner Landsleute, sehr langsam im Errathen meiner Gedanken, wie bedeutsam auch meine Gebärden und Zeichen seyn mochten, die ich den wenigen türkischen Worten beifügte, die mir zu Gebote standen. Gleich auf der ersten Station hatte Freund Mehemet einen freiwilligen Versuch zur Unterhaltung gemacht. Doch wie groß auch mein Bestreben war, ihn zu verstehen, und wie sehr er auch schrie und sich gebärdete, wir kamen nicht zu gegenseitigem Verständniß, und der Tatar verfiel mit einem leichten Zeichen der Muthlosigkeit in sein früheres Stillschweigen, oder tröstete sich mit einem Gesang, der einem entsetzlichen Geschrei nicht unähnlich war.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 62.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

3 März 1839.

Die Thermen von Ofen in Ungarn.

(Von einem öſterreichiſchen Arzte.)

Die alte Königsſtadt Ofen zählt der Merkwürdigkeiten für Alterthums- und Naturforſcher viele; weniger in die Augen fallend, aber gleichwohl der Aufmerkſamkeit derſelben in jeder Hinſicht werth, ſind die von jeher berühmten heißen Quellen und Bäder der Stadt. Ofen ſelbſt, wie bekannt, liegt unmittelbar an dem Donauſtrom, gegenüber dem raſch aufgeblühten Peſth, theils am Fuße des St. Gerhards-, Feſtungs- und Joſephsberges gelagert, und die beiden erſten halbkreisförmig umziehend, theils — nämlich die alte Feſtung — auf dem Feſtungsberge, einer mäßigen, zu den Ufern der Donau gleichſam vorgeſchobenen Anhöhe, hinter und neben welcher bedeutendere Bergzüge verlaufen, an denen und deren Niederungen jener edle Wein gedeiht, deſſen Ruf einſt eben ſo groß war, als der des Tokayers. Eben dieſe Bergzüge decken auch die Lagerſtätte der heißen Quellen, die in namhafter Anzahl, großentheils innerhalb der Stadt, und meiſtens nahe am Ufer des Donaubettes aufgehen. Sie concentriren ſich gleichſam an zwei Stellen, am ſüdlichen Ende der Stadt, unter dem St. Gerhardsberge (gemeinhin Blocksberg), und am nördlichen, unter dem St. Joſephsberg; dort entſpringen die Quellen für drei öffentliche Badeanſtalten, in geringer Entfernung von einander, für das Block-, das Bruck- und das Raitzenbad; hier für zwei, für das Königs- und das Kaiſerbad.

Die Felsarten, welche in der Nähe von Ofen und deſſen Bädern vorkommen, gehören alle den normalen an, und ſind bis auf gering-örtliche Vorkommniſſe, in die Juraformation zu ſtellen; beſonders vorherrſchend iſt magneſiahaltiger Kalk (Juradolomit), derſelbe wird faſt überall angetroffen; auch Granit ſcheint ſich indeſſen unter den normalen Felsarten fortzuerſtrecken, denn in nicht bedeutender Tiefe unter dem Donaubette und in der Nähe von Ofen findet er ſich und zwar hier in kleinen Gruppen. Die Betrachtung dieſer Thatſachen und die Würdigung noch einiger andern geognoſtiſchen Vorkommniſſe führen auch hier zur Vermuthung, daß die Beſchaffenheit der Quellen nur durch den dieſelben umſchließenden Boden bedingt, und keine künſtlichen Hypotheſen zur Erklärung derſelben nothwendig ſeyen; die Bohrung arteſiſcher Brunnen hat auch über den Urſprung der hohen Wärmegrade der Quellen annehmbare Daten an die Hand zur Erklärung geboten. Doch kehren wir zu den Ofener Thermen zurück.

Die Römer waren in jener Zeit, als ihr prachtvolles Aquincum, größtentheils auf Ofens Stätte, ſich ausdehnte, ſchon auch Freundeswarmer Bäder, und es finden ſich mehrere Spuren, die für das Beſtehen öffentlicher Badeanſtalten damals ſprechen; aber das unglückſelige Schickſal, welches nach dem Abzuge der Römer das Land in den wechſelnden Raubzügen roher Horden traf, ließ dieſelben erſt unter dem König Matthias Corvin neuerdings in Aufnahme kommen, am meiſten jedoch unter türkiſcher Oberherrſchaft gedeihen. Nach der Schlacht von Mohatſch wurde nämlich Ofen (im Jahre 1529) von Sultan Soliman eingenommen und blieb bis zur Befreiung durch Kaiſer Leopold (im J. 1686) unter der Gewalt von Stambul. Religion und Sitte der Türken geſtalteten die Bäder beinahe zu den ſchönſten Punkten der Stadt um; Klöſter für Derwiſche wurden daran gebaut, und noch heute gewahrt man, beſonders im Bruck- und im Kaiſerbade, impoſante Reſte der großartigen und trefflichen Anſtalten; Reiſeberichte aus jener Zeit rühmen daran auch die ſorgfältige Reinlichkeit, ein Ruhm, welcher denſelben heutzutage nicht überall und immer zukommt. Erſt in den letzten Jahrzehnten wurde den wohl ſehr häufig benützten, aber namentlich zum Heilzwecke minder paſſend eingerichteten Bädern die verdiente beſſere Herſtellung zu Theil, und wenn auch neu wieder aufblühende ähnliche Curorte, wie z. B. Mehadia, den Beſuch von Ofen geſchmälert haben, ſo fehlt es dennoch hier weder an Kranken noch an Geſunden, welche bisweilen ſogar in ſolcher Menge herbeiſtrömen, daß ihre Wünſche nur unter Verzug befriedigt werden.

Das Blocksbad beſitzt ein unanſehnliches Aeußere, und nur Eine, jedoch ergiebige, Quelle (+ 37° R. warm) iſt wegen des Schlammes, welcher ſich aus ihrem Waſſer in bedeutender Menge abſetzt und als ſehr heilkräftig geprieſen wird, geſchätzt. Man findet darin, wie in den übrigen Ofener Bädern, ein großes allgemeines Bad von bedeutendem Umfange, das gewöhnlich

den Sammelplatz der untersten Volksclassen bildet und um einen äußerst geringen Preis zugänglich ist; ferner drei sogenannte Steinbäder, die aus einem von Quadersteinen zusammen gesetzten und in die Erde gesenkten, geräumigen Kasten bestehen, und acht Wannenbädern.

Das Bruckbad liegt unmittelbar über den steil emporsteigenden Felsenmassen des St. Gerhardsberges, fast am Donauufer, ist ungemein freundlich ausgestattet und wegen seiner Nähe an der Pesth und Ofen verbindenden Schiffbrücke wohl am häufigsten besucht; mehrere Quellen (von + 35 bis 37°) nähren das ungeheure, allgemeine Bad, 10 Stein- und 35 Wannenbäder; während der angenehmen Jahreszeit schmücken Blumenaufsätze den reinlichen, geräumigen Hof und die Säulengänge, in welchen die anmuthigen Weisen des gewählten Musikcorps ertönen; im Hintergrunde des Hofs findet sich auch eine warme Trinkquelle.

Das Raitzenbad liegt mehr nordwestlich am Gerhardsberg und verliert sich, ohnehin einfach gebaut, neben den übrigen Häusern und der nahen griechischen Kirche; Matthias Corvin soll das Bad gebaut haben; eine Quelle (von + 38° R.) strömt in ein großes, allgemeines Bad und acht Steinbäder, welche eine bessere Einrichtung verdienten.

Das Königsbad sammt dem folgenden, am nördlichen Ende Ofens gelegen, besitzt seit dem Jahre 1826 ein hübsches Aeußere und eine treffliche, großartige innere Ausstattung; ein gedeckter Säulengang und zwei Höfe sind mit Bäumen und Blumen geziert, und nächst dem sehr großen allgemeinen Bad trifft man 10 Stein- und 13 Wannenbäder; die Quelle, welche denselben zufließt, kommt durch einen 1000 Klafter langen gemauerten Canal, von der sogenannten Bleichwiese und hat + 48° R.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus den Pyrenäen.

Le Maransin. — Mont de Marsan.

(Fortsetzung.)

Die erste Erziehung ist hier noch weit zurück; die Sitten sind ein wenig roh und ausgelassen; der Bauer ist gut und gastfreundlich, etwas grob und abergläubisch. Der Pfarrer beherrscht ihn, aber die Religionsbegriffe, die er ihm beibringt, werden durch hergebrachte Vorurtheile und durch den Einfluß eines jeder Bildung widerstrebenden Jargons verunstaltet. Diese Bemerkungen beziehen sich vorzüglich auf die Gegend, welche man Maransin nennt, sie sind aber auf den größten Theil des großen Haidelandes ebenfalls anwendbar. Ihr trauriges Land scheint sie zur Traurigkeit geneigt zu machen; auch ist das Leidtragen dort ein wichtiges Geschäft. Oft sieht man zahlreiche Gruppen von Weibern, eingehüllt in ihre an sich düstere Tracht, und mit langen auf die Achseln herabfallenden schwarzen Schleiern, welche ihnen das Ansehen einer Nonnenprocession geben; man findet sie auf den Kirchhöfen am Fuße eines Kreuzes sitzend, oder in der Kirche vor ihren angezündeten und mit einer Trauergaze bedeckten Wachslichtern knieend. Die Leichenzüge sind zahlreich, und bestehen oft aus dem ganzen Weiler. Während eines ganzen Jahres nach dem Tode eines Vaters oder einer Mutter bleiben die Küchengeschirre mit einem schwarzen Krepp bedeckt, und die Geschirre, die man gebraucht, stehen in einer verkehrten Ordnung, so daß Niemand sich derselben bedienen kann, ohne den Verstorbenen und die Ordnung, welche die Geschirre während seines Lebens hatten, ins Andenken zu rufen. Ah, sieh da! ein Mädchen in Trauer, deren melancholische, aber geistreiche Züge wohl denken lassen, daß sie hier an unrechter Stelle ist, und nur mit Widerwillen einen Stützpunkt unter den jungen Leuten des Orts annehmen wird. Aber sie ist arm, ihre Tante denkt anders, und die Andachts- und Trauerceremonien haben ihr noch Zeit genug gelassen, einen Bräutigam für ihre Nichte zu suchen. Eines Tages kommt ein junger Mensch im Galopp an, grüßt mit Bedeutung, und wird eben so von der Tante empfangen. Aline begreift; dem Mahle, das sie zubereitet, wohnt sie nur mit niedergeschlagenen Augen bei, und sie antwortet nur einsylbig, so sehr sie auch die Tante ausschmückt. Endlich als der Nachtisch aufgetragen werden soll, erhebt sich Aline und entfernt sich eilig. Noch sind die zwei andern Tischgäste stumm und verwundert, als sie hereintritt und einen Teller mit Nüssen, den sie in ihrer zitternden Hand hält, vor den jungen Menschen setzt. Dieser erbläßt, verläßt den Tisch, grüßt die Tante, und der Schall seines Galopps verkündigt seine Entfernung. — Wenn ein junger Mann in den Haiden die Hand eines Mädchens anspricht, so begibt er sich gewöhnlich mit einigen Verwandten nach ihrem Hause, um sein Verlangen anzubringen. Wenn jene ihm den fatalen Teller mit Nüssen darbietet, so ist alle Hoffnung verloren, und er braucht nichts zu thun, als weiter zu gehn.

Wenn die Haiden uncultivirt und die Einwohner abergläubisch sind, so klage man nicht bloß die Natur an; hier, wie in so vielen andern Gegenden, hat der Fanatismus und der Unverstand das Seinige gethan, dem Lande ein trauriges Merkmal einzuprägen, welches wer weiß noch wie viele Zeit braucht, um seine dunkeln Flecken zu verlieren. Wir finden hierüber eine lehrreiche Stelle in Dupleix Geschichte von Frankreich, welche ich daher im Auszuge mittheilen will. Indem er von den spanischen Mohren spricht, sagt er Folgendes: „Diese ungläubige Nation hatte die Taufe und den christlichen Glauben erhalten, aber die meisten verharrten darin nur scheinbarerweise, weil sie sich nur aus Furcht und mit Gewalt bekehrt hatte. So blieben sie immer in der Untreue gegen die Religion und in einer geheimen Verrätherei gegen den Staat, aus welcher Ursache die katholischen Könige sie entwaffnet und mit Geldstrafen überhäuft hatten. Zu diesen Uebeln gesellten sich die schrecklichen Verfolgungen der Inquisition; endlich am 1 Januar 1610 wurden sie gänzlich aus Spanien ausgewiesen. Beinahe 200,000 zeigten sich an der Gränze von Frankreich, und baten, man möchte ihnen erlauben, die unbebauten Haiden zu bevölkern, wohin sie ihre Reichthümer und ihre Thätigkeit übertragen würden. Aber die Unduldsamkeit verfolgte sie noch au

französischem Boden. Man versagte ihnen die Freistätte, die sie aufsuchten; während sie durch die Haiden und die benachbarten pyrenäischen Gegenden zogen, wurden sie gebrandschatzt, beraubt, einige getödtet, die schönsten Weiber und Mädchen gemißbraucht, und nachdem sie alle Arten von Ungemächlichkeit und Mißhandlungen erduldet, schifften sie sich endlich in den Häfen von Languedoc ein, um nach Afrika überzugehen. Um dieselbe Epoche wurden Pierre de l'Ancre, königlicher Rath vom Parlament zu Bordeaux, und der Präsident Espaignel mit der abscheulichen Sendung beauftragt, um über die Hexereien, welche in diesen Gegenden vorgefallen seyn sollten, Untersuchungen anzustellen: man schlägt auf 800 die Zahl der Unglücklichen an, welche auf dem Schaffot oder in den Flammen ihr Leben verloren, nachdem sie die grausamsten Martern erlitten, um ihnen das Geständniß eines ungereimten Verbrechens abzupressen. — Und damals regierte Heinrich IV und sein Minister Sully! — Die Wirkung der Inquisition ist noch heutzutage nicht bloß in Spanien, sondern in dem ganzen mittäglichen Frankreich, wo sie ihre Wüthereien ausübte, sichtbar."

(Schluß folgt.)

Ursache der Erdbeben.

In der Sitzung der geologischen Gesellschaft vom 6 Februar las Hr. Louis Albert Necker einen Aufsatz vor „über die wahrscheinliche Ursache gewisser Erdbeben." Hr. Necker ist der Meinung, daß das Einstürzen der Höhlendecken, die durch die unterirdischen Wasser aufgelöst oder zerfressen werden, einige der Erdbeben bewirken mögen, die keine sichtbare Verbindung mit vulcanischer Thätigkeit haben. Die Wirkungen können, wie er bemerkt, zum Theil von dem Fall der abgelösten Massen auf die untere feste Gebirgslage, zum Theil von dem Zittern der in den Höhlen eingeschlossenen Luft hervorgebracht werden. Gestützt auf die Autorität des Hrn. Virlet, führt er das Beispiel eines Stoßes an, der dem eines Erdbebens gleich war, und in einer Kohlenmine in der Entfernung einer Viertelstunde gefühlt wurde, als ein unterirdisches Werk einstürzte. Auch führt er als Beispiel solcher Wirkungen an, daß auf der Oberfläche der Erde bemerkt wurde, wenn alte Schachte einstürzten, und äußert den Wunsch, daß solche Ereignisse aufgezeichnet und bekannt gemacht werden sollten, um die Erscheinungen miteinander zu vergleichen. Hr. Necker weist auf verschiedene gedruckte Verzeichnisse von Erdbeben hin, und zeigt, daß einige in Gegenden gefühlt wurden, welche in Bezug auf ihre geologische Structur große Höhlen enthalten können. Unter den Documenten dieser Art führt er auch das des Hrn. Risso an. Bei Vergleichung der Zeit der Erdstöße in der Nähe von Nizza, mit denen von verstärkter Kraft im Aetna und Vesuv, fand er, daß einige Erdbeben in sehr kurzen Zeiträumen heftigen Ausbrüchen vorausgingen, doch daß sie bei sehr vielen Gelegenheiten ganz unabhängig von der Thätigkeit des Vulcans gewesen zu seyn scheinen, und daß viele Ausbrüche des Aetna und Vesuv auf die Gegend um Nizza keine Wirkungen äußerten. Daher hält er es für nicht unwahrscheinlich, daß diese Stadt wohl den Einflüssen des Aetna und Vesuv ausgesetzt sey, und Erdstöße verspürt habe, welche von vulcanischem Feuer herrührten, daß sie aber auch auf einem Grunde stehe, der Höhlen enthalte, welche manche Erschütterungen mögen herbeigeführt haben. Er ist ferner der Meinung, daß einige derselben von beiden Ursachen zugleich bewirkt worden seyen, indem die unterminirte Oberfläche geringe vulcanische Wirkungen fühlbar gemacht hätten, die ohnedieß unbemerkt geblieben wären. Hr. Necker schließt aus diesen und vielen ähnlichen Daten, daß es drei Arten von Erdbeben gäbe: eines durch unterirdische Erdstürze, ein anderes durch vulcanische Wirkung und ein drittes durch die Vereinigung der andern zwei.

Chronik der Reisen.

Frasers Tatarenreise nach Teheran.

1. Reise nach Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Anfangs glaubte ich, daß meine Kenntniß der persischen und arabischen Sprache mir von Nutzen seyn könnte, da mehrere Worte in dem armenischen Türkisch einen gleichen Laut haben, doch ihre Bedeutung, fand ich, war eine ganz verschiedene, und so blieb auch dieser Versuch ohne Nutzen. Auf der andern Seite war Mehemet mit jeder andern Sprache als seiner eigenen ganz unbekannt, und nur ein halbes Dutzend italienischer Worte, schlecht ausgesprochen, wie z. B. buono, non buono, mezzo, altero, giorno, parler, mangiar, dormir u. s. w. halfen ihm, sich etwas verständlich zu machen. Da aber jede Anwendung einer grammatikalischen Form oder die geringste Annäherung an Declination oder Conjugation von ihm auf eine wahrhaft großartige Weise verachtet wurde, so gab nur der Ton seiner Stimme dem Worte die bestimmte Bedeutung; z. B. „mangiar?" fragend gesprochen, hieß: „wollen Sie essen?" „bono?" „Ist es gut?" „bono," ohne Fragezeichen, „es ist gut!" Auf solche Weise war natürlich unsere Unterhaltung bald am Ende. Ein heftiger Regen, der uns gegen Abend überfiel und auf unserem nächtlichen Ritte begleitete, und trotz des Mantels fast bis auf die Haut durchnäßte, brachte mich zu dem Entschlusse, bei der nächsten Wohnung, die wir erreichen würden, einige Stunden zu ruhen. Es war ein kleines Kaffehaus, wo ich durch den tiefen Schmutz, in den ich fast versank, als ich mich matt und schwer von dem schmierigen Sattel meines Pferdes herabließ, watend dem Schimmer einiger glühenden Kohlen entgegensteuerte, die bei Oeffnung der Thüre sich zeigten. Doch die Bewohner dieses Hauses zu einer solchen Stunde (es war gegen 2 Uhr des Morgens) und in einer solchen Nacht aus dem Schlafe zu wecken, war nicht leicht, und schon hatte ich meine tropfenden Oberkleider und meine durchweichten Stiefel ausgezogen und meinen müden Körper auf dem Boden ausgestreckt, ehe der Tatar den schnarchenden Cahwadschi aus seinem Neste bringen konnte. Kaum war dieß aber geschehen, als er sich an mich mit der Frage wandte: „Mangiar, tschalebi? mangiar?" Doch ich bedurfte nur Ruhe, Schlaf, und kaum hatte ich daher das Wort „dormir" ausgesprochen und hinzugesetzt „ekis saat" (zwei Stunden), als man aus einem Winkel ein Bündel Lumpen hervorzog, die wohl schon lange Zeit als Matratze und Kopfkissen gedient haben mochten, denn sie sahen nicht einladend aus, und schienen eher aus Schmutz und Ungeziefer zusammengesetzt. Doch Müdigkeit ist nicht wählig, und kaum waren sie gehörig auf der Bank ausgebreitet, als ich auch schon darauf ausgestreckt war. Aber entsetzt sprang ich wieder empor, als ich schon mit halbgeschlossenen Augen sah, wie der Cahwadschi eine Schaufel glü-

lender Kohlen in eine irdene Pfanne that und sie dicht an meinen Kopf stellen wollte. Ich schaffte ihn schleunig wieder fort, und der Tatar machte bereitwillig davon Gebrauch. Ich hatte gewiß Unrecht, mir dieß Wärmemittel zu entziehen, denn in der ganzen Türkei sind die Kohlenpfannen in Gebrauch, und nie hört man von den nachtheiligen Einflüssen des Stickgases, das sie doch stets ausathmen.

Nach einiger Zeit, deren Länge mir nur das matte Tageslicht erkennen ließ, das durch die Oelpapierfenster brach, wurde ich durch den Ruf: „Kolk, kolk, tschelebi, kolk! haidschi! haidschi!“ (Auf, Herr, auf! wir wollen gehen!) aufgeweckt, fühlte mich aber steifer, als ich mich niedergelegt hatte. Auch unsere armen Pferde schienen kaum im Stand, uns wenige Schritte, viel weniger viele Meilen zu tragen. Doch das Gepäck wurde aufgebunden, wir stiegen auf und fort ging es über den hartgefrornen Weg, über das Eis der Pfützen, des tiefen Schmutzes, über die Flüsse und Gebirgswasser vom Froste gebunden. Strauchelt eines der Pferde, ein Schlag mit der Peitsche bringt es schnell wieder empor, und im gestreckten Galopp erreichen wir heiß vom harten Ritt die nächste Station.

So durchzogen wir schnell Servien, das bei allen seinen anmuthigen Gegenden doch nur eine ungeheure Wildniß ist, von Wäldern durchschnitten und von Schweinen bewohnt, die hier in den großen Eichenwaldungen in großen Heerden aufgezogen werden. Gegen 5 Uhr des Nachmittags überschritten wir seine Gränzen und traten in Bulgarien ein; spät am Abend erreichten wir Nissa, eine kleine Stadt an der Morawa, die sich hier in mehrere Canäle und Arme theilt, und unter der Brücke, die uns ans andere Ufer brachte, mit schäumender Gewalt sich brach. Ein Tatar, der sich auf seine Kenntniß des Französischen nicht wenig zu Gute that, ob ich gleich von den wenigen gebrochenen Worten keinen Sinn entnehmen konnte, machte uns anfangs über unsere Weiterreise ziemlich bange, indem er viel von den Gefahren schwatzte, die beim Uebersteigen des Balkan zu bestehen seyen; doch fanden wir den Weg später besser, als wir erwarten durften, besonders da sich auch der bisher trübe Himmel aufheiterte und einer hellen Mondnacht Raum gab.

Der Ausdruck „Balkan“ übrigens scheint im Allgemeinen für jede hohe Bergkette gebraucht zu werden. Zwar versteht man darunter die ganze Bergkette des Hämus, die sich von den Küsten des schwarzen Meeres bei Bourgas bis zu denen des adriatischen Meeres in Dalmatien erstreckt; aber jede hohe Berggruppe darin hat ihre besondere Benennung in Verbindung mit dem allgemeinen Namen, z. B. der Tzarchu Balkan, der Ihtuman Balkan, der Khodschah Balkan u. s. w. Von Nissa aus gingen wir dem Tzarchu oder Chardschu Balkan entgegen.

Der Eingang in den Paß führte durch schroff ansteigende bewaldete Berge, die in einiger Entfernung in schneebedeckte Spitzen ausliefen, doch der Weg, zwar rauh und steil, war besser, als wir erwarteten. Von der Natur sah ich nicht viel, denn ich übte wieder meine früher gewonnene Geschicklichkeit aus, auf dem Pferde zu schlafen. Und bald hätte dieß mich zum ewigen Schlaf befördert, indem ich in einem jener wachen, lebendigen Träume einer Person die Hand geben wollte, und mich so weit herüberneigte, daß ich fast vom Sattel gefallen wäre.

Am 1 Januar 1854 erreichten wir gegen Mittag die schöne, reich bebaute Ebene von Sakew, und in ihr die Stadt gleichen Namens, deren zahlreiche Minarets ihr von außen ein bedeutendes Ansehen geben, obgleich innen nur Schmutz und Elend herrscht, und eilten von dort mit Pferden, die ich kaum zu besteigen wagte, nach Sophia. Auf dieser Station mußten wir drei Flüsse, tief und reißend durch den geschmolzenen Schnee, an seichten Stellen durchschwimmen, und bei dem einen wären wir bald von der Strömung fortgerissen worden. Es ist merkwürdig, daß Servien wie Bulgarien so wenig Ströme oder Flüsse hat, denn die kleinen dürftig sich im Grunde der Thäler dann und wann durchwindenden Bäche sind kaum der Erwähnung werth. Verwüstungen durch Bergströme oder aufgerissene Ufer und Sand in großer Menge herbeigeschwemmt sieht man fast gar nicht, auch die Berge selbst tragen keine Spur von Einrissen des Wassers, und doch müssen die Waldungen, welche die Berge bedecken, viel Feuchtigkeit anziehen, und der Schnee des Balkan könnte Wasser genug liefern, um reißende Gießbäche zu bilden.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Reinigung des Wassers in Aegypten. In der französischen Akademie der Wissenschaften berichtete ein Hr. Cognat über eine Reinigungsmethode des schlammigen Nilwassers: „Wenn man mit einer einzigen Mandel die Wände eines Gefäßes, das zwei bis drei Maaß Wasser hält, reibt und dann das Wasser einige Augenblicke schüttelt, so hat man nach Verlauf einer Viertelstunde ganz klares und von fremdem Geschmack so freies Wasser, als wenn man es durch die beste Filtrirmaschine mit Kohlen hätte laufen lassen.“ Ein Hr. Costaz bemerkte, dasselbe Mittel sey auch in einigen Reisebeschreibungen erwähnt, aber bei dem trüben Seinewasser habe es nicht angeschlagen.

Aufhören der Sklavenjagden im Sennaar. Das Morning Chronicle vom 11 Februar enthält ein Schreiben aus Cartum, demzufolge der Vicekönig von Aegypten am 4 December seinen sämmtlichen Militärbefehlshabern an jener Gränze Befehl gegeben habe, die grausamen Sklavenjagden einzustellen. Auch habe er Circulare an die Negerhäuptlinge in den Gebirgen erlassen, und diesen Versicherungen deßhalb ertheilt.

Orkan auf dem Simplon. Am 21, 22 und 23 Januar fand auf dem Simplon ein noch viel furchtbarerer Orkan statt, als am 10 und 11 desselben Monats. Das Dorf, das den Namen des Berges führt, litt am meisten. Der Observateur du Jura vom 11 Februar gibt darüber schreckhafte Details.

Mit diesem Blatte wird **Nr. 25 u. 26** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Ruy Blas. Von Victor Hugo. — Gedichte von R. Burns. — Van Lemey.

Das Literaturblatt dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingesehen werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 2 fl., halbjährlich 1 fl. 2 kr., vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 3 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 63.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 März 1839.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Folgen der brittischen Herrschaft in Indien.

Die Gefahr, welche über Britisch-Indien heranzieht, fängt an, den Schleier zu zerreißen, der auf dem innern Zustand dieses ungeheuren Landes lastete, um so mehr, als die Hungersnoth des vorigen Jahrs, die sich über einen Landstrich von 20,000,000 Seelen verbreitete, und 500,000 Menschen das Leben kostete, einen entsetzlichen Blick in denselben hatte thun lassen. Hr. Martin, der bekannte Schriftsteller über die englischen Colonien, brachte am 19 Dec. v. J. in der gewöhnlichen, vierteljährigen Versammlung der Eigenthümer der ostindischen Compagnie (court of proprietors) die Sache zur Sprache. Der Grund des Verderbens liegt darin, daß die Grundsteuer nicht festgesetzt ist, daß die Compagnie sich als die Eigenthümerin des Bodens ansieht, diesen nur auf ein Jahr oder höchstens einige Jahre verpachtet, und eine Steuer von 50 Procent des Ertrags erhebt, die durch die Nothwendigkeit, diese Steuer in Geld abzutragen, auf 70, 80 und selbst 90 Proc. der Ernte steigt. Kein Wunder daher, daß neun Zehntheile des Volks eine gewisse Zeit des Jahrs hindurch das Korn zu ihrer täglichen Nahrung entlehnen, und dafür 50 Proc. Zinsen, für das Saatkorn aber 100 Proc. zahlen müssen, kein Wunder aber auch, daß ein allgemeines Gefühl des Mißvergnügens durch ganz Indien geht, und das Volk von einer fremden Eroberung nur eine Erleichterung seiner Lasten hofft und sie herbeiwünscht. Anglo-indische Blätter fangen an zu klagen, daß es an Recruten fehle, sogar in Bengalen, was bisher unerhört war, denn den Regimentern folgten sonst Supernumerarien, um darin einzutreten, sobald sich ein Ausfall ergebe, und das war auch natürlich, da der Sold des Sipahi das Doppelte, ja das Dreifache dessen beträgt, was der Taglohn in Indien ausmacht.

Von allen Seiten klagt man über die Unthätigkeit des Raths der Directoren, und noch mehr über die Gleichgültigkeit der Versammlung der Eigenthümer, die nichts thun, als 10 Proc. jährlich von ihrem Capital einzustreichen. Bei der Gefahr, die Indien und in Folge dessen auch England bedroht, scheinen viele entschlossen, Maßregeln gegen den Rath der Directoren zu ergreifen, und diesen zu nöthigen, entweder ernstlicher sich mit dem Zustand Indiens zu befassen oder abzutreten; man spricht sogar davon, eine British Hindoo Emancipation Society zu begründen, wie man vor einigen Jahren eine Negro Emancipation Society errichtete. Die Lage Indiens scheint jedoch keine Zögerung zu gestatten, und muß um so dringender seyn, als Hr. M. Martin geradezu sagte, er wage nicht in die schlimmsten Details einzugehen, aus Furcht, den zahlreichen Feinden Englands Waffen in die Hände zu liefern.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Le Marsan. — Mont de Marsan.

(Schluß.)

Die Hauptstadt des Departements Mont de Marsan, obgleich an sich ein artiger Ort, ist für sich allein nicht im Stande, und wird es nie seyn, einen großen, moralischen Einfluß auf das Land auszuüben; sie zählt auch, was man auch immer zu ihrer Verbesserung gethan hat, nur 4000 Einwohner. Der Name soll von einem Marstempel herrühren, der auf einem Hügel am Zusammenfluß der Douze und des Midou gebaut war. Im 12ten Jahrhundert war die Vicegrafschaft Marsan, welche zum Herzogthum Gasconien gehörte, in den Händen Peters, Grafen von Bigorre. Damals gab es zwischen dem Armagnac und den Haiden keinen andern Communicationsweg, als einen fast ungangbaren Pfad durch den dichten Wald an den Ufern des Midou; dieser wegen der Räuber gefürchtete Paß wurde Maupas genannt. Peter erkannte die Wichtigkeit dieses Postens, der eine Niederlage der Ein- und Ausfuhrartikel des Armagnac werden konnte, und beschloß um 1041 eine Stadt am Zusammenflusse der Douze und des Midou zu gründen; er begann ein Fort in Maupas zu bauen, während er mit der mächtigen Abtei von Saint Sever am Adour unterhandelte, damit die Einwohner der Dörfer St. Genes und St. Pierre Erlaubniß erhielten, sich in der neuen Stadt anzusiedeln. Der Abt forderte in diesem Falle über die neue Stadt die nämlichen Rechte und Privilegien, die er vorher über jene

Dörfer gehabt hatte; der Bischof von Aine reclamirte seinerseits nach dem kanonischen Rechte das Eigenthum der neuen Kirche, daher ein langer Proceß, der vor dem Erzbischofe von Auch, den vorzüglichsten Bischöfen Gasconiens und der Synode von Nogaro geführt wurde; endlich gab der Bischof seine Ansprüche mittelst einer Summe von 130 Sols Morlaas auf. Mont de Marsan, in der Einöde und in einem barbarischen Jahrhundert gebaut, hatte ein sehr langsames Wachsthum. Zwei Jahrhunderte später baute Gaston Phöbus von Bearn dort ein Schloß, um die Einwohner im Zaum zu halten, weßwegen er das Schloß Nonlibos (du willst es nicht da) nannte; er vertraute seine Vertheidigung dem Ritter Espoin du Lyon mit 100 Lanzen an. Gaston VII gründete 1270 das Kloster St. Claire zwischen Roquefort und Captieur; in diesem Kloster oder in Mont de Marsan selbst war es, wo Franz I Eleonoren von Portugal, Schwester Karls V, heurathete. Mont de Marsan wurde mehreremal eingenommen; endlich 1726 kündigte der Marschall von Monrevel den Einwohnern an, daß ihr Gesuch, einen Theil der Stadtmauern abzuwerfen, bewilligt sey, und daß man ihre Stadt nicht mehr als einen festen Platz betrachten würde; daher der Spaziergang Monrevel. Seit 1790 ist es Hauptort eines Departements; das Spital, die Caserne, die Kirche, die Halle, die Präfectur, das Tribunal, Alles ist neu und bestätigt die Opfer, welche die Einwohner sich aufgelegt haben, um ihre Stadt zu verschönern. Das Collegium hat einen guten Ruf, das Theater ist klein, aber wegen seines frischen Ansehens angenehm; es gibt eine philharmonische Gesellschaft, die schönen Künste finden nicht nur Liebhaber, sondern auch Unterstützer. Die Montriser sind gut, gastfreundlich, von angenehmem Umgange, wie es von den sanften Sitten und der Delicatesse einer Gesellschaft zu erwarten ist, in welcher die öffentlichen Beamten vorherrschen. Die Spaziergänge sind sehr angenehm, besonders die Pépiniere mit ihren frischen Wäldchen und ihren pittoresken Aussichten — es ist der Garten Armidens inmitten der Wüste, deren Anblick durch einen Vorhang von Fichtenwäldern dem Auge entzogen wird.

Unter den übrigen Oertern des Departements sind Tartas an der Douze, nicht weit vom Einflusse in den Adour, und Dax, weiter unten am Adour, wegen ihres Handels und ihrer Viehmärkte belebt; Dax hat auch eine warme Quelle mitten in der Stadt, und die aufstrebende Industrie bringt bereits die Frage in Anregung, warum die Einwohner von Dax stets nach Biarritz und Cambo gehen, und ob man nicht die Bäder von Dax, und noch andere, die es im Departement gibt, zum Gebrauche der Fremden und Einheimischen ausrüsten soll. Roquefort an der Douze, oberhalb Mont de Marsan, ist ebenfalls wegen seiner Viehzucht und seiner Käse bekannt; hier vereinigen sich die Straßen von Bayonne über Tartas, und von Pau über Aire, doch ist der eigentliche Vereinigungspunkt der Diligencen in Mont de Marsan, wo auch die Straße von St. Jean de Pied de Port über Orthez und Saint Sever zusammentrifft. Aire ist die älteste und am meisten altväterische von den drei Hauptörtern (Mont de Marsan, Dax, Aire, denn Saint Esprit und Peyrehorade gehören zwar politisch hierher, aber sie haben eine andere Physiognomie); er hat, wie die beiden andern, 4000 Einwohner, oder noch weniger. Der Intendant Etigny, welcher mehrere merkwürdige Straßen und Werke in den pyrenäischen Gegenden ausführte, und dessen Statue in Auch steht, hat hier wegen eines unseligen Brückenbaues kein so gutes Andenken hinterlassen. Von 1746 bis 1763 kostete diese leidige Brücke den Einwohnern der Stadt und des Landes auf zwei Meilen in die Runde unsägliche persönliche und Geldlasten, aber der Bischof war nun einmal darauf verpicht, und das Werk mußte fortgesetzt werden. Es wurde am 29 Julius 1763 vollendet, und fiel wenige Jahre darauf ein. Heutzutage ist nicht nur die Brücke solid gebaut, sondern auch eine bewundernswürdige Wasserleitung von dem Mas d'Aire, der die Stadt beherrscht, über ein tiefes Ravin nach dem wohlbekannten Collegium geführt. Und was die neuesten Fortschritte beweist, ist die Herausgabe des Journals Le Pelerin, welches gute Zeichnungen und Nachrichten von den pyrenäischen Localitäten enthält.

Die Thermen von Ofen in Ungarn.

(Schluß.)

Das Kaiserbad, ein Eigenthum des barmherzigen Brüderordens, von den Türken einst mit besonderer Sorgfalt cultivirt, und noch, nächst einer wohlerhaltenen türkischen Inschrift von Mustapha Pascha, die meisten Denkzeichen ihrer Bauart aufweisend, ist auch heute das vorzüglichste; Gilbaba (der Rosenvater), ein berühmter, frommer Derwisch und Glaubenskämpe, soll auf der Anhöhe oberhalb dem Kaiserbad beerdigt liegen; eine Moschee bezeichnet den Platz und alle drei Jahre wallfahrtet aus dem osmanischen Reich ein Mönch hieher, um den gefeierten Blutzeugen im heiligen Kriege im Namen seiner Brüder gebührend zu verehren. Zwei Hofräume, unter denen der größere in terrassenförmiger Abstufung einem kleinen Park ähnlich ist, nebst einem ausgedehnten Gebäude, bilden die Badeanstalt, welche unmittelbar an der Donau liegt; sieben heiße Quellen (darunter die wärmste + 51 R. hält) und zwei kühle, dienen zur Füllung von einem ungeheuren, allgemeinen Bad, 17 Stein- und eben so vielen Wannenbädern; die sogenannten Türkensteinbäder haben eine Tiefe und Ausdehnung, welche sogar einige pas für Schwimmer bieten, und sind der minder hohen Temperatur, so wie der freien, hohen Bedachung halber besonders angenehm. Eine Trinkquelle von + 48° R. Temperatur, seit 1804 im Gebrauche, wird von den Aerzten eben so häufig verordnet, als von zahlreichen Besuchern ohne Grund versuchsweise getrunken. Der Badeanstalt gegenüber sind zwei Inseln gelegen, deren größere, die Margarether- oder Palatinusinsel, Badegästen den freundlichsten, nahen Ausflugspunkt gewährt; sie gleicht einem schönen, englischen Park. Mit den Gartenanlagen wechseln üppige Wiesen und ergiebige Felder, Waldpartien und Weingärten; fast ganz von dichtem, hohem Gehölze umzogen, öffnet sie nur hie und da eine Aussicht, bald auf die alte Festung Ofen und die kranzähnlich um dieselbe gereihte untere Stadt, oder auf den höhern St. Gerhardsberg mit den

Zinnen der Sternwarte, bald auf den Spiegel des langen, majestätischen Donaustroms, den in der Ferne eine Linie — die Schiffsbrücke — zu begränzen scheint, und auf dessen Rücken stets Fahrzeuge geschäftig hin- und herziehen, oder auf die Stadt Pesth selbst mit den riesigen Colonnaden, welche stromentlang heraustreten und unabsehbar den Blicken Schranken bieten, bald auf das rührige Altofen, den Sammelplatz des auserwählten Volkes und seine meistens mit Reben bepflanzten Berge, oder gegenüber auf die nachbarliche Ebene von Pesth, die an Bilder der Haide erinnernd, im Hinausschauen die Augen bis zum Städtchen Waitzen, dem Bischofsitze, hinführt. Auf der Insel selbst zeigen sich mehrere Kloster- und Kirchenruinen; auf dem obersten äußersten Punkte gewahrt man bei niedrigem Wasserstand, mitten im Strombette, heiße Quellen aufwallen, die ehedem gleichfalls zum Baden gedient haben sollen: überhaupt ist das ganze Ofner Gebiet so wie das von Alt-Ofen reich an heißen und warmen Quellen, welche zu Heilzwecken nicht gebraucht werden; hier treiben einige derselben Mühlenwerke und fallen darauf in die Donau ein. Sie würden, in Bassins gefaßt, Sommer und Winter die angenehmsten Bäder abgeben.

Fast alle Ofener Thermen gehören in die Reihe der Schwefelwasser, jedoch machen einige davon eine Ausnahme; der Gehalt an Schwefelwasserstoffgas ist bei jenen nur gering, reicher aber an salzigen Bestandtheilen; Dr. Kitaibel und Professor Winterl haben die Quellen der fünf angeführten Bäder schon längst chemisch untersucht, neuerlich Dr. Sigmund die Kaiserbadtrinkquelle und den Wäscherbrunnen, welcher letztere, der wärmste unter allen, + 51° R. mißt; nur Warasdiner-Töplitz, Pöstyen und Mehadia haben in Ungarn gleich heiße Quellen aufzuweisen. In der Blocksbadquelle lebten unter türkischem Besitzthume Fische, die von den damaligen Reisenden als Wunder aufgeführt wurden; Dr. Kitaibel hat aus Großwardein die Nymphæa thermalis in ein Bassin der warmen Quelle über dem Kaiserbade verpflanzt; sie grünt und blüht üppig noch immer fort, und gewährt den Vorübergehenden einen freundlichen Anblick.

Gegenwärtig werden die Ofner Bäder beinahe mehr von Gesunden als von Kranken besucht; für die Bewohner beider Nachbarstädte Ofens und Pesth geben sie, gehörig temperirt, ein treffliches und sehr beliebtes diätetisches Mittel ab; während der angenehmen Jahreszeit, in den Früh- und Abendstunden, vorzüglich aber an Sonn- und Feiertagen, strömt ein großer Theil der fashionablen Welt in das Kaiserbad; der parkähnliche Hofraum bietet dann dem Beschauer jenes bunte Bild von Nationen und Ständen, das den größern Handelsstädten Ungarns eigenthümlich ist, und in welchem neben den schönen, meist ernsten, orientalischen Zügen der Magyaren, die ausdrucksvollen, meist beweglichen der Israeliten nie fehlen; diese insbesondere sind große Verehrer der Thermen. Ein Bad, einige Gläser von der Trinkquelle, einfach oder mit Milch genommen, eine vergnügliche Promenade unter den kühlen Schatten und bei heiterer Musik des gewählten Corps, und was dabei nie fehlen darf, ein leichtes Frühstück, sind, nächst der persönlichen Unterhaltung in Gesprächen, die Hauptpiecen des Genusses im Kaiserbade.

Unfreundlicher ist das Bild in den Allgemeinbädern sämmtlicher Bäder; freilich vermöchte die größte Sorgfalt schwer Ordnung und Reinlichkeit hier handzuhaben, wo sich in der Regel nur jene Volksclasse ergeht, die wenigstens die letztere nicht kennt. Man denke sich ein ungeheures Wasserbassin, aus Steinen gebaut, tempelähnlich, von einer hohen Kuppel überwölbt, den großen Raum eben nicht sehr hell beleuchtet, und von dem unablässig zu- und abströmenden dampfenden Wasser mit steten Dunstwolken erfüllt. Ununterbrochen treten neue Badegäste ein, die oft von den eben angesetzten Schröpfköpfen noch bluten, Andere machen im großen Bassin die Runde und wieder Andere sind gerade im Begriffe, entweder das Bad ganz zu verlassen und sich anzukleiden, oder zeitweise sich abzukühlen und neuerdings im Genusse des warmen Bades oft mehrere Stunden zu schwelgen; ein solcher Gast tritt gewöhnlich krebsroth und vom Schweiße triefend endlich heraus, und nicht selten beschließt er den der Gesundheit sehr förderlich erachteten Act mit einem reichlichen Mahle, bei dem in Ungarn natürlich der Wein nicht fehlen darf. Wie sich Abends diese ganze Scene gestaltet, wollen wir nicht ferner detailliren.

Kranke finden in den Badeanstalten selbst und eben so auch in der Stadt bequeme und gute Unterkunft, und die freundlichen Umgebungen Ofens, so wie die Vergnügungen der großen Stadt — in Pesth — bieten Mittel zur Zerstreuung in Fülle für jene, welche dafür Kraft und Sinn haben. Den anmuthigen Anstrich, welchen vielen Badeorten die ländliche Gegend verleiht, findet der Badegast hinter Ofen selbst, zwischen und auf jenen mit Wald und Wiesen, Weingärten und Feldern in buntem Wechsel besetzten Bergen, von denen fast jeder eine Reihe imposanter Fernsichten über beide Städte und ihre Umgebungen gewährt; bei Pesth verliert sich der Blick auf der Haide, die nur der Horizont abzugränzen scheint. Diese Aussicht, von einem der höhern Berge genommen, erinnert an jene Gefühle, die in uns bei dem Anblick des Meeres rege werden; die erhaltenen Eindrücke sind großartig, mannichfach, eigenthümlich — und eben darum unvergeßlich.

Anbau der süßen Patate in Frankreich.

Der Courrier de Bordeaux berichtet über die Ackerbauversammlung daselbst vom 5 Februar, und citirt als einen der wichtigen Gegenstände, die sie beschäftigten, den Anbau der süßen Patate (ypomæa Batatas), die schon seit Ludwig XV in Frankreich eingeführt ist. Die Sache hatte schon seit einiger Zeit Aufmerksamkeit erregt, und die HH. Vallet de Villeneuve und Bergmiller hatten umständlich darüber berichtet; ein Hr. Dupuy, ein ausgezeichneter Botaniker und Director des Gartens du Palais Royal in Bordeaux beschäftigte sich viel damit, und hinterließ Vorschriften über die Art der Anpflanzung, aus denen unter Anderem hervorgeht, daß die Knollen, die er erhielt und die den Haupttheil der Pflanze ausmachen, 7 bis 8 Pfund wogen. (Echo du Monde Savant vom 16 Februar.)

Chronik der Reisen.

Frasers Tatarenreise nach Teheran.

1. Reise nach Konstantinopel.

(Schluß.)

Das Wetter wurde wieder fürchterlich, Schnee und Hagel und ein heftiger Sturm trieben uns vor sich her, und doch wollte der Tatar unterwegs sich nicht aufhalten. Die natürliche Folge bei solchem Wetter trat bald ein: wir verloren den Weg, und brachten die ganze Nacht zu, um ihn wiederzufinden. Erst gegen 5 Uhr am Morgen betraten wir die herrliche Ebene von Sophia, deren oberer Theil meist Weideland ist, der untere oder südliche dagegen bis an die Stadt ist fleißig bebaut und dicht mit Dörfern besetzt. Ich war ganz steif vor Kälte, und sehnte mich nach den Strahlen der wärmenden Sonne. Doch Freund Mehemet hatte schon auf andere Art eine Erwärmung uns zugedacht, indem er die verlorne Zeit wieder einbringen wollte. Ungefähr 5 Meilen von der Stadt ließ er nach den Sattelgurten sehen, und begann dann einen so scharfen Trab, daß ich jeden Augenblick fürchtete, die armseligen Pferdchen, die mich und mein Gepäck trugen, würden stürzen.

Auf gleiche Weise verließen wir Sophia, und durchflogen eine geraume Strecke, bis plötzlich eines der Packpferde einen falschen Tritt that, vergeblich Grund zu gewinnen suchte in dem tiefen Schlamm des Weges, und endlich hinabstürzte, eine Wolke von Schlamm und Schmutz nach allen Richtungen umherspritzend. Fast hätte es den Schwanz des vordern Pferdes, an das es gebunden war, und den Suridschi mit sich herabgezogen, der den Zügel um seinen Arm gewunden hatte. „Ah, Poserink!“ schrie der Suridschi, während er vom Sattel sprang, „Uoh, Kiupe-oglu!“ (O, Sohn eines Hundes!) der Tatar, als er langsamer nachfolgte. Und gewiß, die Sache sah schlimm aus, denn das Pferd lag wie todt unter seiner Last. Doch die gewichtige Peitsche des Tataren brachte es bald wieder zu sich und auf die Beine, und kaum war die Last wieder auf dem Rücken befestigt, als die wilde Jagd wieder ihren Anfang nahm. So erreichten wir Ihtiman in einer kleinen Ebene im langsamen Schritt, weil Tatar und Suridschi und Tschelebi schliefen, die kleine Stadt Tatar Bazarschir, die vom schönen Flusse Mirich bewässert wird, und endlich Philippopoli, wo ich mich in einem Bade zu erfrischen beschloß.

Nach Verlauf von vier Stunden verließen wir die Stadt, durcheilten Eskew, dessen ausgedehnter Begräbnißplatz, auf einer Anhöhe romantisch gelegen, seltsame Gedanken in mir erweckte, eilten durch Hermanli, Heleydscheh und die dazwischen gelegenen oft sehr reizenden Gebirgsgegenden, und kamen am Morgen des 4 Januar gegen 2 Uhr in Adrianopel an, wo, wie ich hörte, neue Befehle für Postpferde bis Konstantinopel vom Mutsellim erhalten werden mußten. Da ein englischer Consul in der Stadt ist, gab ich dem Postmeister die Weisung, diesem wissen zu lassen, daß ein englischer Courier angekommen sey und er mir seinen Dragoman am Morgen zuschicken sollte, und legte mich, wie ich war, auf eine der schmutzigen Decken, wo ich bald in Schlaf versank. Doch nicht lange dauerte es, als mich ein Klopfen an der Thüre wieder aufweckte; ihm folgte die Frage, wer des englischen Consuls bedürfe. Der englische Accent brachte mich auf die Beine, und wirklich war es der Consul, Hr. Blunt, selbst, den der Bote erweckt hatte, und der mich bat, in seinem Hause die Zeit bis zu meiner Abreise zuzubringen. Doch an Schlaf war jetzt nicht mehr zu denken, denn er war begierig auf Neuigkeiten aus England, ich Erkundigungen über meinen fernern Weg bis Stambul einzuziehen, und selbst als wir endlich das Bette suchten, floh mich der Schlaf.

Gegen 11 Uhr des Morgens verließ ich meinen gütigen Wirth und Adrianopel mit einem tüchtigen Galopp und schönem Wetter, doch gegen Abend überfiel uns abermals ein heftiges Schnee- und Graupelwetter, und die Nacht war so finster, daß der Suridschi den Weg und wir fast den Tataren verloren hätten, der ihn wieder aufsuchen wollte. Das Land von hier bis ans Marmorameer ist eine ungeheure Steppe, ohne Bäume und Dörfer, und namentlich sind die Ebenen um Burgas berüchtigt, den Reisenden bei Nacht irre zu führen, so daß sie oft nach einer mühseligen nächtlichen Wanderung sich am Morgen wieder an dem Orte befinden, von wo sie ausgegangen sind. Uns ging es nicht ganz so schlecht, denn wir kamen endlich in Burgas an, wo wir bis zum Morgen bleiben mußten, da der neue Suridschi erklärte, er getraue sich nicht, uns in dieser Finsterniß sicher zu führen. Die Wege bis nach Konstantinopel waren fürchterlich, und mehrmals mußten die Packpferde aus dem tiefen Schmutz herausgezogen werden, in den sie fast versunken waren. Doch am unangenehmsten war der scharfe, kalte Wind, der von Sillivria aus uns begleitete. Das Marmorameer lag schwarz und brausend uns zur Seite, und seine Wogen warfen den Schaum bis an die Füße unserer Pferde. Endlich um 8 Uhr des Morgens am 7 Januar erreichten wir Bayukdscheh Magi oder Ponte Grande mit seinem romantischen Begräbnißplatz, und gegen 9 Uhr erblickten wir die Kuppeln und Minarets der Hauptstadt; wenige Stunden später langten wir, mühsam durch endlosen Schlamm watend, in den Vorstädten Galata und Pera an, die durch den Hafen von Konstantinopel selbst getrennt sind.

Miscellen.

Heurathen unter den Indianern in Californien. Ein neues Werk über Californien von einem Hrn. Al. Forbes enthält hierüber Folgendes: Heurathen werden ohne alle andern Ceremonien als die Einwilligung beider Theile geschlossen, und eben so leicht getrennt; nichtsdestoweniger gibt es viele Paare, junge und alte, die in großer Einigkeit und Frieden leben, ihre Kinder lieben und von ihnen geliebt werden. Verwandtschaft ist kein Hinderniß einer Heurath. Es ist sehr gewöhnlich, daß ein Weib in ihren Mann bringt, auch ihre Schwestern, ja sogar ihre Mutter zu heurathen, und es kommt daher auch sehr oft vor, daß ein Mann sämmtliche Töchter eines Mannes zur Ehe nimmt. Diese vielen Weiber leben ohne Eifersucht und Streit, betrachten sämmtliche Kinder wie ihre eigenen, und leben sämmtlich in Einem Hause.

•

Die Lava beim letzten Ausbruch des Vesuv. Hr. Elie de Beaumont theilte in der Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften eine Nachricht von L. Pilla über den letzten Ausbruch des Vesuv mit, und bemerkt dabei unter Anderem, daß die Lava, statt wie gewöhnlich mit ausnehmender Langsamkeit zu fließen, an manchen Stellen mit der Schnelligkeit eines fließenden Wassers geströmt sey.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 64.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

5 März 1839.

Briefe aus Griechenland. IV.

(Von Dr. Gottfried Herold.)

Tinos, am 30 Julius.

Es wäre in der That Muthwille geweſen, auf der Reiſe nach Rumelien zu beſtehen, da der Himmel ſelbſt das Unternehmen zu mißbilligen ſchien. Korinth war erreicht, aber ein fieberhafter Zuſtand, in welchen ich dort verfiel, bedenklich. Ich glaubte den Wink zu verſtehen und zog, obſchon nicht ohne Schmerz über den vereitelten Plan, eine Seereiſe als für dieſe Jahreszeit geeigneter vor. Jetzt bin ich mit dieſer Wahl vollkommen zufrieden, ja ich ſchätze mich glücklich, den Anblick dieſes Inſelmeeres ſo recht in aller Fülle genießen zu können. Nun höre, wie ich hieher gekommen bin.

Am 18 Julius Abends fuhr ich auf dem kleinen Poſtſchiffe, das zwiſchen der Hauptſtadt und Syra hin und her geht, von Nauplia ab, und als uns am andern Tag in der Nähe von Hydra ungünſtiger Wind zwang, an der gegenüberliegenden Küſte von Argolis Anker zu werfen, betrat ich mit einem geheimen Schauder das Land, wo ich vergangenen Herbſt auf meiner Fahrt nach Athen fünf Tage lang unter ſchmerzlichen Entbehrungen auf das Nachlaſſen eines heftigen Gegenwindes gewartet hatte. Die zerſtreut ſtehenden Oelbäume mit ihren dunkeln Blättern ſprachen mich wieder ſo melancholiſch an, die wilden Birnbäume zeigten in wehmüthiger Erinnerung ihre unerquicklichen Früchte, und ſelbſt ein hydriotiſcher Garten mit reichen Baumpflanzungen hatte dießmal keinen Reiz für mich. In dem von der See aus nicht ſichtbaren, eine Viertelſtunde vom Ufer entfernten Dörfchen klagten die armen Einwohner jetzt, wie damals, über die Ungeſundheit der Lage, beſonders über Krankheiten ihrer Kinder, und über das ſchlechte Waſſer. Glücklicherweiſe konnten wir bald wieder unter Segel gehen, erreichten aber doch, weil der Wind ſein loſes Spiel mit uns von neuem anfing, erſt am dritten Tage den Hafen von Syra, deſſen Eingang gegen Oſten liegt. Hier hatte ich vor der Landung ein Abenteuer, das zu großem Nachtheile für mich hätte ausgehen können. Der Morgen graute nur, als die Anker ausgeworfen wurden; die müden Schiffsleute hatten ſich zur Ruhe gelegt, nur von Einem hatte ich, in meine Decke gehüllt und halbſchlummernd, neben mir ein Tabaksfeuer ſchlagen hören. Nach einer Weile machte mich ein Brandgeruch aufmerkſam, ich fuhr erſchrocken auf und fand die Decke glimmend; es hätte nur eines Lüftchens bedurft, und die hellen Flammen wären über mir zuſammen geſchlagen.

Als die Sonne aufgegangen war, beleuchtete ſie einen Wald von Maſten, und eine terraſſenförmig ſich erhebende anſehnliche Stadt. Es war ein für Griechenland fremder Anblick, und ich hatte in dieſen ſüdlichen Strichen nur in Zakynthos etwas Aehnliches geſehen. Während mein Vergnügen mit der zunehmenden Regſamkeit auf den Schiffen, am Ufer, auf dem Markte wuchs, war mein Staunen, wie das Alles in nicht viel mehr als einem Decennium hervorgerufen werden konnte, nicht geringer. Vor dem Beginne des Freiheitskampfes war der Hafen beinahe verlaſſen, ein paar armſelige Hütten ſtanden an dem Strande, und die kleine Bevölkerung der Inſel lebte auf einem ſteilen Hügel zurückgezogen in völliger Dunkelheit. Erſt der Krieg, der über andere Gegenden Verderben brachte, war die Urſache der Belebung Syras, gleichwie die Natur aus dem Zerſtörten ein Neues ſich entwickeln läßt. Die Thätigkeit der unglücklichen Chioten, Pſarianer u. A. ſchuf ſich hier einen neuen Wirkungskreis, gründete die Stadt unter dem Namen Hermupolis, und hob ſie ſchnell zu einem Klein-Chios empor, ſo daß ſie jetzt die Niederlage für die Erzeugniſſe iſt, welche aus Europa nach Aſien und aus Aſien nach Europa geführt werden. Die beträchtlichen Hafenbauten, die von der Regierung der Leitung eines geſchickten jungen Deutſchen anvertraut ſind, werden den Platz noch mehr heben.

Sonſt hat die Inſel keine Bedeutung; was der Boden hervorbringt, iſt gering, und reichte kaum vordem zum Unterhalte des oben bezeichneten Fleckens hin, der jetzt Alt-Syra heißt. Die Einwohner deſſelben gehören als Abkömmlinge des Abendlandes zur katholiſchen Kirche, und ſtehen jenen der Hafenſtadt ziemlich ſchroff entgegen, ſind auch durch eigene Ortsverwaltung von ihnen getrennt. Die Griechen ſprechen von Alt-Syra, ob mit Grund oder Ungrund, kann ich nicht entſcheiden, als einem Sitze großer Verderbniß.

Man darf wohl behaupten, daß in Hinsicht europäischer Gesittung Syra unter allen griechischen Orten den ersten Rang einnimmt, und daher ein Fremder keinen unangenehmen Aufenthalt dort haben müßte; er würde nicht auf sich allein beschränkt seyn, wie das im Innern von Morea der Fall wäre; Umgang mit vielen Gebildeten, und die leichte Verbindung mit Europa würde ihm das Abgeschlossene, das eine Insel hat, weniger unbequem machen. Das gesellschaftliche Leben ist bei weitem ausgebildeter, als anderswo; die beiden Geschlechter sind nicht durch starre Sitte auseinander gehalten. Man kann sich leicht davon überzeugen, wenn man ihnen an ihre Vergnügungsorte außerhalb der Stadt folgt, wo sie sich zum gemeinschaftlichen Genuß der Abende im Freien sammeln und fröhlich und scherzend unterhalten, wie bei den Windmühlen, bei welchen ein Kaffeehaus mit Geschmack angelegt ist, und von wo man auch eine schöne Aussicht auf das Meer und das Städtchen der Insel Tinos hat. Wie sehr die jungen Leute daselbst nach Bildung streben, beweist besonders der starke Besuch der Abendvorlesungen des Neophytos Wamwas (*Βάμβας*). Dieser Mann, einer der wenigen tüchtigen Lehrer, die Griechenland aufzuweisen hat, ist aus Chios, studirte in Paris Philosophie und Naturwissenschaften, lehrte vor dem Aufstand in der Schule seiner Vaterstadt, wurde in der Folge nach Korfu auf den Lehrstuhl der Philosophie berufen, und wirkt seit kurzer Zeit wieder für seine Landsleute. Ich wohnte einer Vorlesung bei, in der er über den Sehsinn sprach. Sein Vortrag zeichnete sich durch Deutlichkeit und Schärfe aus, und wenn vielleicht etwas daran auszusetzen war, so mochte es nur seine allzu altgriechische Sprachweise seyn.

Seit dem 23 d. M. bin ich nun hier auf Tinos. Das Städtchen St. Nikolaos an der westlichen Küste, das nicht wegen seines Umfanges, sondern als Wohnsitz der wohlhabendsten Einwohner der Insel für den Hauptort angesehen wird, ist so still, daß, wenn man von Syra kommt, man von einer geräuschvollen Stadt auf das Land sich begeben zu haben glaubt. Und dieser Eindruck des Ländlichen wird noch dadurch verstärkt, daß, wie in unsern Dörfern, gewisse unsaubere Thiere frei und ungehindert auf den Straßen herumlaufen, obschon sie durch einen ausdrücklichen Befehl des Eparchen daraus verwiesen sind. Dagegen wird man von dem Innern der gutgebauten Häuser recht angenehm überrascht; die Einrichtung ist reinlich, geschmackvoll, oft kostbar, und zeugt von dem Wohlstande, der hier selbst unter türkischer Oberherrschaft emporgekommen war, und in den Zeiten der neuern Drangsale nicht ganz gesunken ist. Die Tracht der Männer ist, wie auf den meisten Inseln, fränkisch, oder sie nähert sich doch der fränkischen, auch wo die weite Hose unterscheidet; seltener ist das lange, weite Gewand des Morgenländers, das nur für weichliche Ruhe und Unthätigkeit sorgenloser Herren zu passen scheint.

Die Bevölkerung der ganzen Insel, deren Umfang, mehr als der doppelte von Syra, auf 66 Miglien angegeben wird, beträgt nach der letzten Zahlung 22,000 Seelen in mehr als vierzig Flecken. Da sich diese jedoch bei der bergigen Beschaffenheit des Bodens nicht darauf nähren können, so ist ein Drittel davon beständig abwesend. Männer und Weiber gehen in Smyrna und Konstantinopel, wo sie in dem Rufe der Redlichkeit und Tüchtigkeit stehen, auch jetzt noch ihrem Verdienste nach. Wie wünschenswerth wäre es, daß sich diese vielen fleißigen Hände dem Inlande zuwendeten, und mit ihrem eigenen Vortheile den des Staates vereinigten! Die das Land bauen, treiben auch Handwerke und liefern Arbeiten von Holz und Stein, wozu sie sich nur der einfachsten Werkzeuge bedienen. Die Weiber, welche sich besonders durch schöne Augen auszeichnen, lieben die Arbeit und verfertigen baumwollene Strümpfe, schöne seidene Handschuhe und dergleichen Waaren, die einen nicht unbedeutenden Handelsartikel ausmachen. Das vorzüglichste Erzeugniß ist Seide, wovon jährlich 5 bis 6000 Oken (114 bis 136 Ctr.) gewonnen werden; dann Wein, worunter der treffliche Malvasier; Feigen, Gerste, letztere nicht hinreichend für den Bedarf. Größere Wichtigkeit als jetzt, wird mit der Zeit die Ausfuhr von Marmorplatten erlangen, die an mehrern Stellen der Insel gebrochen werden.

Eine andere reiche Quelle der Einkünfte finden wir, wenn wir uns zu der Kirche der Panagia (h. Jungfrau) wenden, deren freundliche Lage in geringer nördlicher Entfernung von dem Städtchen dasselbe beherrscht. Die Tinier haben den Ruf der Wunderthätigkeit eines angeblich hier unter der Erde gefundenen Marienbildes trefflich zu nützen verstanden. Wie einst zur Casa santa nach Loretto Tausende von Andächtigen aus Nord und Süd wallfahrteten, und auf ihren unermeßlichen Opfern ein wundervoller Tempel sich erhob, so drängte sich Alles von nah und fern, von den Inseln und dem asiatischen Festlande, auf die Kunde von dem Gnadenbilde hier zusammen, und Keiner kam mit leeren Händen. Bald waren die dargebrachten Geschenke so beträchtlich, daß mitten in den Wirren des Krieges die marmorne Kirche erbaut werden konnte, die nur von den vielen geschmacklosen Verzierungen mit Gold und Silber frei seyn sollte, und daneben Wohnungen zur Aufnahme der Pilger und Kranken eingerichtet wurden; der Ueberschuß wurde zur Befriedigung der zwei sehnlichsten Wünsche, Volksbildung und Handel zu befördern, für Unterhaltung von Schulen und für Verbesserung des Hafens von St. Johann bestimmt. Noch immer kommen die Gläubigen, um anzubeten oder Heilung zu suchen, und der Kirchenschatz mehrt sich demnach fortwährend. Aehnliche Berühmtheit mag in der Vorzeit das Heiligthum des Poseidon gehabt haben, das vielleicht dieselbe Stelle einnahm, und es bestanden auch damals ähnliche Anstalten zur Unterbringung der zu den Festen zusammenströmenden Stammverwandten. (Fortsetzung folgt.)

Colonialzustände in Niederländisch Ost-Indien.

Schon seit Jahren geben sich die Engländer, vermuthlich aufgemuntert durch Raffles (Verfasser eines berühmten, vielfach lehrreichen, aber auch einseitigen und leidenschaftlich geschriebenen Werkes), sehr viele Mühe, in Europa die Meinung zu verbreiten, daß die Holländer nicht die geringste Ahnung von demjenigen hätten, was man eine gute Colonialregierung

nennt. Für die Holländer iſt es daher von beſonderer Wichtigkeit, bei dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge und der Richtung der Ideen in England, hinſichtlich der Emancipation der Sklaven und deren Folgen, genaue Aufmerkſamkeit auf dasjenige zu haben, was die engliſchen Blätter und Journale über die Regierung auf Java mittheilen. Die Säumniß der behaglichen Holländer, in Betreff dieſes Punktes, hat ihnen ſchon vielen Schaden gebracht, und das Aufkommen fixer Ideen und Vorurtheile, die faſt nicht auszurotten ſind, auf dem Continente befördert. Andrerſeits iſt es für dieſelben ſehr wichtig, auch die im entgegengeſetzten Sinne ſich bewegenden Nachrichten der engliſchen Preſſe, welche jene Andern Lügen ſtrafen, zu vergleichen.

Die Singapore-Free Preſſ vom 26 April 1836 enthält einen Brief aus Batavia, in welchem ſich der Correſpondent ſehr darüber beklagt, daß die Angelegenheiten der niederländiſchen Beſitzungen in Oſtindien in den benachbarten britiſchen Beſitzungen ſo wenig gekannt, oder vielmehr völlig verkannt ſeyen, wie denn noch ganz neulich eine periodiſche Schrift von Batavia als von einer gänzlich in Verfall begriffenen Colonie geſprochen habe.

In einem andern Schreiben aus Batavia, von engliſchen Blättern mitgetheilt, lieſt man Folgendes: „Der Zweck meiner letzten Excurſion in das Innere des Landes war, unſern Kaffee- und Zuckerpflanzern einen Beſuch abzuſtatten. Nie hätte ich mir die erſtaunenswerthen Fortſchritte vorgeſtellt, welche während der letzten fünf Jahre in den innern Diſtricten ſtattgefunden, und welche ich zu beobachten Gelegenheit gehabt. Einer unſerer Pflanzer beſitzt eine Plantage, welche ungefähr 10,000 Picals Zucker erzeugt, und Gärten, welche an die 18,000 Picals Kaffee rentiren. Ein Theil ſeiner Beſitzungen iſt auf dem Meraſſée, etwa 4500 Fuß über der Meeresfläche gelegen, wo der Thermometer auf 64 Grade ſteht, und Pfirſiche und Erdbeeren im Ueberfluß wachſen. Die Veränderung der Lage des Landes betreffend, kann ich Ihnen ſagen, daß ich zu Wagen ein unermeßliches Gehölz paſſirt habe, wo es noch vor drei Jahren ſchwer hielt, ſich zu Fuße Bahn zu brechen. Hügel, ehedem mit Geſträuchen und Dornbüſchen angefüllt, ſind heutzutage in duftende Gärten verwandelt, deren untere Partien mit mehreren tauſend Kilogrammen Zuckerrohr bedeckt ſich zeigen. Der Zauberſtab Generals van den Boſch hat in der That Wunder gewirkt. Die Eingebornen ſind glücklich und zufrieden, und ſeit der Zeit, wo ich den öſtlichen Theil der Inſel beſucht, hat ſich ihre Lage noch fühlbar verbeſſert. Sogar einer der Prinzen von Solo war mit Errichtung einer Zuckermühle thätig beſchäftigt, und ebenſo baute er auf einer ſeiner Beſitzungen Zuckerrohr. Die Eingebornen haben ebenfalls eine große Zahl Indigofabriken errichtet, und ſind im Beſitze beinahe der geſammten Cultur dieſes Zweiges. Man kann das Coloniſationsſyſtem der Holländer und ihre alten Begriffe von Nationalökonomie tadeln, aber, auf Thatſachen mich ſtützend, muß ich Sie verſichern, daß die Inſel dermal ſehr gut adminiſtrirt iſt, und daß man von ihren Hülfsquellen einen unberechenbaren Gewinn ziehen kann.“

Ungarns Landeserzeugniſſe und Handel.

(Von Eisner.)

Ungarn iſt ſowohl wegen ſeiner Lage als auch wegen des Reichthums und der Menge ſeiner Erzeugniſſe geeignet, eine wichtige Rolle im politiſchen und mercantiliſchen Verkehr Europa's zu ſpielen. Denkt man ſich ſeine natürlichen Reichthümer nach ihrer ganzen Größe ausgebeutet und das Land von einer Volkszahl beſetzt, wie es ohne irgend eine Unbequemlichkeit ernähren könnte; denkt man ſich ferner das Volk auf einer hohen Stufe geiſtiger Cultur, ſo dürfte Ungarn wohl ohne alle Frage in die vorderſte Reihe der europäiſchen Länder treten. Daß es auf dem Wege dahin ſey, das wird wohl ein jeder beſtätigen, der es ein wenig genauer kennt, und ſeine Fortſchritte ſeit einigen Jahrzehnten beobachtet hat. Wir glauben keine undankbare Arbeit zu übernehmen, wenn wir die Production dieſes Landes, die reiche Baſis, worauf dieſelbe ruht, ihren dermaligen Stand und Gang, ſo wie die Art ihrer Verwerthung hier ein wenig auseinander zu ſetzen verſuchen. Wer Ungarns Handel auch nur oberflächlich kennt, der weiß, daß faſt alle ſeine Ausfuhrartikel Roherzeugniſſe ſind, und ſo ziemlich ſeine ganze Einfuhr aus Manufactur- und Fabrikwaaren beſteht. — Sehen wir zuerſt auf den Hauptſchatz, welcher in dem vortrefflichen Boden dieſes Landes liegt. Mehr als zwei Drittheile ſeiner Oberfläche ſind mit einem Reichthum der Art geſegnet, wie ihn nur wenige und noch dazu bei weitem kleinere Landſtriche im übrigen Europa aufzuweiſen haben. Wenn nun gleich nicht zu läugnen iſt, daß der Landbau hier noch gar nicht einen Aufſchwung genommen hat, um die möglich reichſte Production hervorzurufen, ſo ſind ſeine Erfolge dennoch ſchon von der Art, daß dem Land alljährlich ungeheure Summen für verkaufte Landeserzeugniſſe zufließen. Werfen wir einen Blick auf einige ſeiner Landbauproducte. Die Schafwolle iſt für jetzt und wohl auch für die Folge eines ſeiner Haupterzeugniſſe. Es iſt keineswegs zu viel angenommen, wenn wir ſie nahe an 200,000 Centner ſchätzen. Der Werth derſelben ſteigt von Jahr zu Jahr, weil man in der Veredlung der Schäfereien nicht ſtill ſteht, ſondern alle pecuniären und intellectuellen Kräfte zu Fortſchritten in Thätigkeit ſetzt, wobei denn der quantitativen und qualitativen Vermehrung noch keine Gränzen geſteckt ſind. — Getreide erzeugt das Land in ſolchem Maaße, daß die Beſorgniß wegen übler Folgen, welche der Ueberfluß herbeiführen kann, unendlich öfter Platz greift, als die wegen Mangel. — Auf den reichen Marſchländereien Niederungarns gewinnt man bei guten Jahren 15 bis 20fältige Einſaat, und zwar auf großen und ausgedehnten Landſtrecken. Freilich kommt dort Mißwachs, durch Dürre oder Näſſe erzeugt, nicht ſelten vor. Man darf jedoch nur ein Paar ſolche geſegnete Jahre gehabt und den Ueberfluß zu Rathe gehalten haben, ſo geht der Mißwachs ohne alle Folgen vorüber. Und von dieſen Ländereien, wo eine an Humus überſchwänglich reiche Ackererde nicht ſelten eine Klafter tief liegt, baut man durchſchnittlich kaum die Hälfte zu Früchten an, und überläßt den größern Theil dem Vieh zur Weide, die oftmals aber viel ſpärlicher begrünt, wie die öden Sandſteppen in manchen Gegenden Norddeutſchlands. Der Mangel an Waldung und überhaupt an Gebüſch hemmt die feuchten Niederſchläge der Luft und veranlaßt oftmals eine excéſſive Dürre. Welche Erfolge ſtehen da der höhern ausgedehnteren Cultur noch bevor! Der Ueberfluß, welchen Ungarn an Wein hat, iſt bekannt. Würde man ſeiner Güte und Vollkommenheit durch

zweckmäßige Behandlung bei ſeiner Gewinnung noch etwas hinzuthun ſo würde man vielleicht weniger über Stockung im Abſatz zu klagen haben, welche in neuerer Zeit ſich beſonders empfindlich zeigt, weil ſeit Entſtehung des deutſchen Zollverbandes weit weniger wie ehemals nach Preußen, insbeſondere nach Schleſien, ausgeführt wird. — Pferde-, Hornvieh- und Schweinezucht legen ein ſchweres Gewicht in die Wagſchale der Production. Alle haben ihre eigenthümlichen, im Auslande gut accreditirten Racen aufzuweiſen, und es ſind die Summen, welche ſie dem Land eintragen, wahrhaft nicht gering. Und dennoch gehen nebenbei noch ungeheure Quantitäten von rohen Häuten und Talg außer Landes. — Knoppern, Pottaſche, Soda u. dgl. m. liefert das Land in ungeheuren Maſſen, und bezieht ſchweres Geld dafür. Und wer kennt nicht ſeine unterirdiſchen Schätze, welche in den Revieren von Schemnitz, Kremnitz, Alt- und Neu-Sohl, ſo wie im Kraſchower Comitat im Banat zu Tage gefördert werden!

Wie aber werden dieſe Schätze ausgebeutet und zum Beſten der Landeseinwohner in Umlauf geſetzt? Handel und Gewerbe haben die Aufgabe zu löſen. Daß letztere noch auf keiner hohen Stufe ſtehen können, das beweiſt die Thatſache, daß ſie bei weitem dem Bedürfniß und den an ſie geſtellten Forderungen noch nicht genügen, indem eine Unmaſſe von rohen Producten ins Ausland gehen und von dort verarbeitet wieder zurückgebracht werden. So unter Anderem dürfte von der ausgeführten Schafwolle wohl mindeſtens ein Drittheil in Waaren umgewandelt wieder zurückkommen, und für dieſes Drittheil zahlt, wenn man es genau berechnen wollte, das Land nicht viel weniger, als was es für ſeine ſämmtliche Wollausfuhr einnimmt. Daſſelbe läßt ſich von noch einigen andern Producten nachweiſen. Mehrere eigenthümliche Landesverhältniſſe, wie unter Anderem der Mangel an gewerbthätigen Mittelſtädten, bringen das mit ſich. Gegenwärtig fängt erſt die Hauptſtadt des Landes, Peſth, an, Manufacturen und Fabriken aufzuweiſen, aber immer noch bei weitem nicht in der Anzahl und Ausdehnung, wie man es von einer Stadt dieſes Umfanges und von dieſer Bedeutung erwarten ſollte. Die Urſache dieſer Erſcheinung leuchtet dem mit den Verhältniſſen des Landes Vertrauten leicht ein. Bis jetzt trägt noch der Handel mit Roherzeugniſſen einen bei weitem ſicherern und höhern Gewinn, als die Anlage und Unterhaltung von Manufacturen und Fabriken. Vom Auslande, vorzugsweiſe aus Deutſchland, und insbeſondere von Wien, bezieht man Erzeugniſſe der Gewerbe wohlfeiler und vollkommner, als man ſie ſelbſt herſtellen kann, wozu denn noch die Bequemlichkeit der Herbeiſchaffung auf doppeltem Wege kommt, nämlich einmal auf der Donau und zum zweiten vermittelſt der Frachtwagen, welche Rohproducte in Peſth holen. Man tritt dem Lande keineswegs zu nahe, wenn man behauptet, daß die Gewerbe gegenwärtig noch auf keiner höhern Stufe ſtehen, als daß ſie nur gerade die erſten und dringendſten Bedürfniſſe der Bevölkerung befriedigen, und daß namentlich der Luxus ſeine Befriedigung meiſtentheils noch im Auslande ſuchen muß. Das iſt aber für den Augenblick kein Unglück, denn ſo lange Ungarn noch im Stand iſt, ſein Sollen ans Ausland mit ſeinem Haben an Landeserzeugniſſen, ohne Gefährdung ſeiner Bevölkerung, zu ſeinem größten Vortheile zu decken, ſo lange iſt keiner Beſorgniß Raum zu geben. — Und wie ſteht es um den Handel des Landes? Bis jetzt macht er alle diejenigen, welche ihn in allen ſeinen Zweigen richtig zu erfaſſen verſtehen, reich. Ein großer Theil deſſelben iſt in den Händen der Juden. Nächſt den Juden kommen die Deutſchen, die ſich aber meiſtentheils nur mit Großhandel beſchäftigen. Dem Slawaken fehlt es zwar auch nicht an Neigung und Talent dafür, aber er ſcheint weniger geſchickt im Combiniren und Speculiren zu ſeyn. Der Magyar hat gerade ſo wenig Anlage zum Handel, wie der Jude deren viel hat. An den Quellen ſucht ihn der Schacherjude auf. Sein Geſchäft iſt in ſeiner Art einträglich, und die Fälle ſind gar nicht ſo ſelten, wo der jetzt noch mit dem Bündel umherziehende und hauſirende Jude in zwanzig Jahren Großhändler iſt, bedeutende Geſchäfte macht und Reichthümer ſammelt. In Peſth, und nächſt dieſer Stadt in Debrezin, ſind die Vereinigungspunkte des ganzen ungariſchen Handels für Landeserzeugniſſe. Uebrigens kann man immer letztere Stadt nur für eine Commandite der erſtern anſehen. Auch Szegedin tritt als ſolche auf. Tirnau, Weitzen und einige andere Landſtädte haben zwar auch nicht unbedeutende Märkte, man kann ihnen jedoch nicht ſo wie denen in Peſth eine allgemeine Bedeutung einräumen. Die Großartigkeit des Peſther Handels ergibt ſich ſchon in materieller Beziehung, wenn man an die Maſſen und an das Volumen der ungeheuren Quantitäten roher Producte denkt. Iſt irgend eine Waare, ſey es nun Vieh, oder Häute, Talg, Speck und was immer, zufällig überhäuft und weit über den Begehr vorhanden, und bedürfen noch die Eigenthümer dringend Geld, ſo ſinkt ſie unter allen Werth, und wird zuletzt um jeden Preis verkauft. So kommt es denn nicht ſelten vor, daß man, wenn für dieſelbe wieder eine günſtige Conjunctur eintritt, was oftmals ſchon in wenigen Wochen der Fall iſt, für mehr als das Doppelte des Einkaufspreiſes wieder verkaufen und ungeheuren Gewinn machen kann. Daher kommt es auch, daß baares Geld auf allen dieſen Märkten eine begierig geſuchte Waare iſt, und daß man damit nicht ſelten in kaum vierzehn Tagen durch mehrmaligen Umſatz viel gewinnt. Am ſchwerſten verwerthet ſich das Getreide, und nur in der Nähe der ſchiffbaren Ströme und an dem ſtark bevölkerten Gebirge iſt der Handel damit ein ſicheres und lohnendes Unternehmen. Wenn auch aus den zu Ungarn gehörigen Ländern Croatien und Dalmatien zuweilen Ausfuhr durch das adriatiſche Meer ſtattfindet, ſo iſt der Transport aus andern Theilen Ungarns dorthin viel zu weit und beſchwerlich, als daß man an denſelben denken könnte. Die Donau allein iſt eine Hauptvermittlerin in dieſem Handel, und wenn vermittelſt der immer mehr erweiterten Dampfſchifffahrt der Banater Weizen endlich den Weg nach England durchs ſchwarze Meer fände, dann würde für den ungariſchen Getreidehandel eine neue Aera aufgehen. Am engliſchen Markte würde ſeine Waare unſtreitig in der erſten Reihe glänzen, da ſie ſchwerlich von irgend einer andern übertroffen werden würde. — Unſeres Bedünkens würden bei dieſem Handel kaum größere Schwierigkeiten zu beſiegen ſeyn, wie bei dem aus dem Innern Beſſarabiens nach dem ſchwarzen Meere.

Vergleichende Criminalſtatiſtik von Frankreich und England nach Moreau de Jonnès von 1831 bis 1835. Mord iſt in England viermal häufiger als in Frankreich; Todtſchlag wenigſtens um die Hälfte häufiger; Nothzucht ſiebenmal; Brandſtiftung iſt etwas ſeltener. Diebſtähle ſind wenigſtens fünfmal zahlreicher. Die Zahl der verurtheilten Perſonen iſt im Durchſchnitt neunmal zahlreicher in England als in Frankreich, und die Hinrichtungen ſtets im Verhältniſſe zur Bevölkerung dreimal.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 65.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 März 1839.

Sitten in Indien.

Die lebendigen Todten. Nr. 1.

In keinem Theile Indiens ist die Gegend so wild, verwachsen mit Gebüsch, und zum Verbergen geschickt, als in der unmittelbaren Nähe von Calcutta, besonders nach dem Meere zu. Zum größern Theil sind die Ufer des Hughly in der Entfernung von den Sandhügeln bis zur Stadt der Paläste so einsam, als man sich denken kann, und man sollte kaum glauben, daß der Strom zu dem Sitz der Regierung eines blühenden Reichs einem der größten Handelsplätze des Ostens führe. Die Bewohner dieser Küsten sind ein verkrüppeltes Geschlecht und erscheinen dem Fremden noch kleiner, da sein Auge erwartet, in Indien Alles in ungeheurem, prächtigem Maaßstabe zu sehen. Doch wie klein und dürftig sie auch gebaut sind, so sind sie doch außerordentlich thätig und lebhaft, und ersetzen den Mangel an physischer Kraft und Muth durch große Gewandtheit der Glieder und einen nicht geringen Theil List. Diejenigen, welche ihr Leben als Bootsleute fristen, versorgen die vor Anker liegenden Schiffer mit Obst- und Eßwaaren, führen Passagiere nach Calcutta, und sind etwas an die üble Behandlung der Europäer gewöhnt, mit denen sie in Berührung kommen. Man muß gestehen, daß Personen, die ganz unbekannt mit den Landessitten und der Sprache, und geneigt sind, verächtlich von elenden, halbnackten, dem Anschein nach feigen Menschen aus der niedrigsten Classe zu denken, leicht die Schranke der Mäßigung, sobald sie einmal in einem Calcutta Dinghi auf den weiten Gewässern des Hughly eingeschifft sind, übertreten, wenn sie nicht mit einem großen Theil von Nachsicht und Gutmüthigkeit gesegnet sind.

Ein Reisender am Bord eines der Schiffe im Diamond Harbour miethete eines dieser Boote, um ihn den Fluß hinaufzuführen. Er war ein Mann aus dem Mittelstande, der nach Indien als ein freier Seemann kam, von keiner bedeutenden Bildung und von etwas hochmüthigem Wesen. In dem kleinen Schiffe neben Leuten sitzend, die er als schwatzende Affen ansah, ging seine Plage bald an. In Indien kann nichts ohne großes Geschrei, heftige Gebärden und scheinbare Verwirrung gethan werden; daher wähnte unser Freund, sein Leben sey in Gefahr von einem Paar Burschen, die noch nicht wußten, was sie wollten, und unter sich zankten. Als die Fahrt im Gange, ward er noch mehr erzürnt über die Kaltblütigkeit, mit der sich alle an Beschäftigungen machten, welche sein Weiterkommen sehr zu verzögern drohten; einer oder zwei fingen an, ihre Turbane loszubinden, die aus einem ziemlich langen Stück groben Tuches bestanden, und sie wieder aufzuwickeln; andere nahmen ihre Pfeifen heraus und rauchten, indeß die übrigen ein Mahl bereiteten. Auf seine Frage, warum sie nicht fortruderten, erhielt er natürlich keine genügende Antwort; alle schwatzten mit einander in einer unbekannten Sprache, und je mehr sie versuchten, ihm die Ursache des Aufenthaltes zu erklären, desto mehr gerieth er in Zorn. Der Gedanke kam ihm nicht in den Sinn, daß aller Wahrscheinlichkeit nach diese Schiffer, wohl bekannt mit dem Flusse, einen guten Grund für ihr Betragen hätten, daß es besser sey, sie bei ihrer Art zu lassen, und sie später zu bestrafen, wenn sie nach genauer Untersuchung einer schlechten Führung überwiesen wären. Aufs Aeußerste gereizt, beschloß er, sie zu zwingen, seine Befehle auszuführen. Bewaffnet mit einem tüchtigen Stocke schlug er daher so kräftig darein, daß drei der Schiffer sich über Bord warfen und sogleich aus seinen Augen verschwanden. Das Ertrinken, denn so schien es, dieser Männer brachte den Reisenden zur Besinnung; seine Bestürzung wurde deutlich, und die übrigen Schiffer führten ihn unter Weinen und Heulen an den Ort seiner Bestimmung. Gleich bei ihrer Ankunft übergaben sie ihn einem Polizeidiener; die Sache wurde einer Magistratsperson vorgetragen, der Fremde ins Gefängniß geschickt, und erwartete sein Verhör in tiefster Niedergeschlagenheit.

Die Sache sah sehr ernst aus, da er das Leben von drei Menschen leichtsinnig seinem heftigen Charakter geopfert hatte; und obgleich die Jury in Calcutta wegen ihrer Milde bemerkenswerth ist, so glaubte man doch, der Fall würde ihm schwer genug werden. Ohne Freunde, nur wenig Bekannte in der Stadt, hatte er wenig Trost in seinem Unglück und keine Aussicht für die Zukunft. Wenn er mit dem Leben davon kam, so war Transportation für Lebenszeit das Aeußerste, was er hoffen

konnte. Das Verhör kam heran, die Klage war bald bewiesen, und der Ausspruch „Schuldig" ohne die kleinste Zögerung gethan. Doch brachte der Anwalt des Gefangenen einen Anstand vor, der vor den Richtern entschieden werden mußte, und deßhalb wurde das Urtheil verschoben. Unterdessen wurde der unglückliche Verbrecher im Gefängniß von einer Person besucht, welche fließend Englisch sprach und ihm zu verstehen gab, daß, wenn er eine gewisse Summe Geldes bezahle, sie ihn frei machen wolle durch die Herbeibringung derselben Leute, die schon lange die Beute der Fische geworden seyn sollten. Die Gefahr war zu groß, als daß der Gefangene hätte zögern sollen; er gab daher sogleich alles Geld, worüber er verfügen konnte, her, und am folgenden Tage zeigten sich die vermißten Männer, und nachdem ihre Identität hinreichend bewiesen war, wurde der, der ihren Tod verursacht haben sollte, losgesprochen. Es scheint, die Bursche waren geübte Taucher, die, so wie sie aus dem Boot sprangen, untersanken, in einiger Entfernung wieder hervorkamen, und ans Ufer schwammen. Ihre Cameraden wußten recht gut die Umstände zu benutzen, und einverstanden mit einander, erschienen die Flüchtlinge nicht eher, als bis es ihr Vortheil war, sich zu zeigen. Von Seite der Fischer wurde die Sache außerordentlich klug geleitet, so arm, unwissend und verachtet sie auch waren; denn sie fanden das Mittel, ihren Unterdrücker zu bestrafen, und sich gut bezahlen zu lassen für das Unrecht, das er ihnen angethan. Eine Verabredung konnte ihnen nicht bewiesen werden, da sie erklärten, sie wüßten nichts von dem Vorgange, und hätten sich nur deßhalb verborgen, aus Schrecken, daß sie gezwungen worden sich ins Wasser zu stürzen; und wenn man diese Erklärung auch nicht glaubte, so konnte man ihr auch nicht widersprechen, denn diejenigen, welche die Unterhändler gewesen, trugen Sorge, sich aus dem Staube zu machen. Der Fremde aber, der bei seiner Landung sich in solche Gefahr gestürzt hatte, war zu froh, aus seiner schlimmen Lage herauszukommen, um die Sache weiter zu verfolgen, und so wurde dieselbe, obwohl sie anfangs viel Aufsehen machte, bald vergessen.

Briefe aus Griechenland. IV.

(Fortsetzung.)

Von der alten Stadtmauer sieht man Reste unweit der Kirche, und der Name Polis oder Poles wird noch jetzt einem Platze gegeben, an dem man auch Aufgrabungen gemacht hat. Was man gefunden, Bruchstücke von Bildhauerarbeiten, Inschriften u. dgl., wird im Hofe der Kirche und in einem Nebengebaude aufbewahrt.

In den ersten Tagen meiner Anwesenheit wehten die Nordwinde, die wegen der Regelmäßigkeit ihrer Wiederkehr bei den Alten Etesien genannt wurden, und jetzt Meltémia heißen, mit ihrer ganzen furchtbaren Stärke. So wohlthätig diese sind, indem sie die Hitze des Sommers bewältigen, so störend wirken sie doch von der andern Seite auf das ganze Leben im Freien und den Verkehr zur See. Am meisten fühlt diese Insel ihre Heftigkeit, weßhalb eine alte Ueberlieferung den Aeolos in einer Höhle am Vorgebirge Tschplinas oder Kyknias hausen läßt. Die Vegetation an der Küste würde unter andern Umständen weit fröhlicher gedeihen, als es jetzt der Fall ist; denn so weit der Bereich des argen Gottes geht, zeigen sich offenbar Spuren von gewaltsam zurückgehaltener Entwickelung. Und wie hart muß es den armen Einwohnern zur Zeit seiner unbeschränkten Herrschaft fallen, auf den gewohnten Genuß der herrlichen Abende, sey es auf den luftigen Terrassen ihrer Häuser oder am kühlen Meeresstrande, Verzicht leisten zu müssen! Ja, man sollte denken, daß sie manchmal ihre Lage recht bedauernswerth finden müßten, wenn ihnen auf lange Zeit alle Verbindung mit den übrigen Inseln, und namentlich mit Syra, abgeschnitten bleibt, und sonach alle Nachrichten von außen fehlen, die allein dem engen Kreis ihrer Unterhaltung Stoff zuführen können. Allein sie hängen mit eben so inniger Liebe an ihrem Eiland, als die Schweizer an ihren Alpen und Thälern, und achten es für ein Unglück, vom Meer entfernt zu seyn. Dagegen ist in dieser Abgeschiedenheit und der daraus entstehenden Sehnsucht nach Verkehr mit Andern gewiß der hauptsächlichste Grund zu suchen, warum sie gegen Fremde eine so ausnehmende Gastfreundschaft beweisen. Für das nicht so häufig gegönnte Vergnügen, aus ihrem gewöhnlichen Geleise treten zu können, und ihre Vorstellungen erweitert zu sehen, wissen sie gar nicht genug dankbar zu seyn; sie bieten Alles auf, was in ihren Kräften steht, um nur einigermaßen ihrer Pflicht, wie sie sagen, Genüge zu thun, und zeigen durch die That, daß Worte, die sie gewöhnlich im Munde führen, wie „unser Haus gehört Ihnen; ist es eng, so ist unser Herz doch weit," keine Redensarten sind.

Den zweiten Tag nach meiner Ankunft besuchte ich mit zwei deutschen Freunden, die ich unvermuthet in Syra getroffen, und die mit mir herüber nach Tinos gefahren waren, das sogenannte Xaborgo (eigentlich ἐξώμπουργο, d. i. Außenburg). Es ist dieß ein zertrümmertes Bergschloß, das noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von dem Statthalter der Republik Venedig bewohnt war, nebst einem bis auf wenige Häuser und ein Jesuitenkloster verlassenen Flecken. Das Schloß gewährt, weil auf dem höchsten Theile der Insel gelegen, eine weite Aussicht auf das ganze Inselmeer. Ehe wir die steile Höhe dem heftigsten Sturmwind abgewannen, der uns jeden Augenblick in die Tiefe zu schmettern drohte, hielten wir, schon durch den vorangegangenen Kampf und das beinahe zweistündige Steigen von der Stadt aus ermattet, unter Ruinen des Burgfleckens bei einem dem Anscheine nach bewohnten Hause. Nach wiederholtem Rufen öffnete eine bejahrte Frau die Thüre, und indem sie uns Strümpfe zum Kauf anbot, wornach wir freilich weniger Verlangen hatten, als nach Brod und Wein, traten wir in ein großes Zimmer, das uns sogleich eine gute Meinung von den Inwohnern beibrachte. An schöner Einrichtung, an Ordnung und Reinlichkeit gab es den Wohnungen unten im Städtchen nichts nach. Eine junge Frau von etlichen und zwanzig Jahren, die sich mit Strickarbeit beschäftigte, war indessen der schönste Schmuck. Gleich weit von

zudringlichem Leichtſinn als zaghafter Schüchternheit entfernt, zeigte ſie ſich naiv, unterhaltend, von lebhafter Einbildungskraft. Sie war nie über Tinos hinaus gekommen, und fand es unerträglich, zu denken, daß nicht überall ein blaues Meer mit ſeinen ſchwimmenden Inſeln vor den wonnetrunkenen Blicken ausgebreitet liege. Ihr Werth wurde noch fühlbarer durch den Gegenſatz zu dem Herrn des Hauſes, der nach einer Weile im Hintergrunde des Zimmers etwas unruhig erſchien, und ſich nicht hervorwagte, bis er durch ein dargebotenes Glas Wein geſchwätzig gemacht, ſich als einen Arzt kund gab, der die Arzneikunde nie ſtudirt, ſondern ſeine Kunſtſtückchen nur von ſeinem Vater, der ein Italiener geweſen zu ſeyn ſcheint, überkommen hat. Dergleichen glückliche Anlagen habe ich noch öfter an dieſen Eiländerinnen hervorleuchten ſehen, und wenn du auch über eine gewiſſe Beſchränktheit lächeln magſt, ſo wirſt du dieſe doch in ſolcher Umgebung erträglicher finden, als an mancher etwa damit behafteten Schönen unſrer Heimath, für welche die Natur weniger gütig ſorgte.

Am Anfange die er Woche, da die Stürme ſich etwas gelegt hatten, ſetzte ich mich auf ein Maulthier und ritt über die Berge gen Nordweſten zu der Meerenge (τὸ στενόν), welche Tinos von Andros trennt, um nach der letztern Inſel überzuſetzen. Da es ſich aber gerade traf, daß keine Barke da war, in der die Ueberfahrt mit Sicherheit hätte geſchehen können, indem die See in dem ſchmalen Canale ſehr hoch ging, und man überdieß einen übermäßig hohen Preis verlangte, ſo ſtand ich von meinem Vorhaben ab und brachte einige Tage damit zu, daß ich Tinos im Innern nachher in Augenſchein nahm. Was mir dabei des Aufzeichnens werth ſchien, will ich dir noch zum Schluſſe mittheilen.

Bei jedem Schritte, den ich that, ſtellte ſich in meiner Seele neben das blühende Bild, das ich vor Augen hatte, das ſo ganz abſtechende, rührende von Moreas. Nein, du biſt zu tief gedemüthigt, ſeufzte ich, du alte Pelopsinſel, ein kleines Felſeneiland triumphirt jetzt über dich; klaffende Wunden bedecken deine Jammergeſtalt, Krieg und Mord und giftige Zwietracht haben in deinen Eingeweiden gewühlt, und hier in dieſen Gründen iſt das ſtille Lager des Friedens aufgeſchlagen, der ſeinen reichen Segen ausgeſchüttet hat; deine Kinder ſind zu Barbaren geworden, hier iſt die Sitte bekannt, und ſelbſt die Tauben auf dem Felde haben beſſere Wohnungen; o wann willſt du dich aus deiner ſchweren Niederlage mit neuem Glanze wieder aufrichten!

Es iſt erſtaunenswerth, mit welchem Fleiß und mit welcher Ausdauer hier der Menſch zu Werke gegangen iſt, um ſich die Abhänge des Schiefergebirges nutzbar zu machen. Keine Stelle, die nur irgend eines Anbaues fähig war, iſt unbeachtet gelaſſen, Terraſſe reiht ſich an Terraſſe, und die kleinen Felder haben ein nettes und zierliches Ausſehen. Freilich wäre jede Mühe vergeblich, wenn nicht die gütige Natur in zahlreichen Quellen und Bächen zu Hülfe käme. Auf den Feldern ſtehen überall Taubenhäuſer, viereckige Gebäude mit flachen Dächern, häufig auch mit Zinnen und Erkerchen verſehen; das Hauptgeſchoß hat durchbrochene Mauern und iſt den Tauben angewieſen, während der untere Stock zu landwirthſchaftlichem Gebrauch eingerichtet iſt.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Fraſers Tatarenreiſe nach Teheran.

2. Reiſe von Konſtantinopel nach Erzerum.

In einem leichten Caik ließ ich mich nach Pera überſetzen und eilte zu unſerem Conſul, Hrn. Cartwright, der anfangs mich mit einem ſonderbaren Blick betrachtete, da ich, mit Schmutz bedeckt vom Kopf bis zu den Füßen, in Tatar Shalwars und Stiefeln und einer ſchwarzen Reiſemütze auf dem Kopfe vor ihn trat, ein Auge und die eine Seite meines Geſichtes ſchwarz, blau und grün gefärbt von dem Schlag eines Pferdes. Und in demſelben Aufzuge mußte ich zum engliſchen Geſandten, da meine Depeſchen ſogleich ihm übergeben werden mußten. Er hielt ſich damals in Therapia auf, und ſo beſtieg ich noch einmal einen Caik, um mich dahin bringen zu laſſen. Die Schönheit von Konſtantinopel, ſeiner Umgebungen und ſeines Meeres iſt zu oft beſchrieben worden, als daß ich es wagen ſollte, hier dieſes Bild, ſo reizend es ſich auch vor meinen Blicken während dieſer Ueberfahrt entfaltete, zu wiederholen. Wenige Stunden brachten mich dahin, und ließen mir Zeit genug, um mich umzukleiden und die Zeichen beſchwerlicher Reiſe von mir zu entfernen, mit Ausnahme meines Auges, das ſchwarz blieb, und die Nachſicht anſprach, die man gewöhnlich den Reiſenden nicht verſagt.

Das Haus unſeres Geſandten in Therapia iſt das eines Armeniers und, wie die meiſten derſelben, von Holz. Lord Ponſonby hat zwar viel gethan, um es wohnlich einzurichten, und die vorzüglichſten Gemächer ſind es jetzt wirklich; doch ſoll der Geſandte anſtändig in Konſtantinopel wohnen, ſo muß man wohl einen andern Palaſt ihm übergeben. Das Haus ſteht am Rande des Bosporus in der Nähe des hübſchen Dorfes Buyuk-Dereh, mit der Ausſicht auf das ſchwarze Meer. Das felſige Ufer erhebt ſich ſo ſchnell hinter ihm, daß kaum ein Fuß breit Raum dazwiſchen bleibt, und der einzige Garten, den es beſitzt, iſt zum Theil in Terraſſen in den Felſen gehauen.

Die Vorbereitungen zu meiner fernern Reiſe erlaubten mir nicht das gütige Anerbieten des Geſandten anzunehmen, meinen Aufenthalt in Therapia zu verlängern. Ich eilte nach Pera zurück, wo ich in dem Generalconſul den thätigſten Freund fand. Hier lernte ich auch einen jungen Mann kennen, Hrn. Edward Bonham, der auf einer Reiſe nach Perſien ſich ſeit einigen Monaten in Pera aufgehalten hatte. Anfangs hatte er zu Schiffe von Konſtantinopel nach Trapezunt gehen wollen, doch zog er jetzt die Gelegenheit, mit mir zu Lande weiter zu reiſen, vor, und gern nahm ich ſeine Geſellſchaft an, die mir in vielen Fällen von Nutzen zu ſeyn verſprach, wenn wir auch nicht hätten beſorgt ſeyn müſſen, auf dem Wege von Räubern angefallen zu werden, denn im Allgemeinen iſt die Straße durch Anateli ziemlich gefahrlos. Doch trafen wir in Pera zwei Herren, die eines ſolchen Unfalls wegen nach Konſtantinopel hatten zurückkehren müſſen. Ohne Unfall hatten ſie die Stadt Khodſcha Hiſſar erreicht und die Nacht daſelbſt zugebracht; als ſie aber am folgenden Morgen nach Toſia aufgebrochen und an eine Stelle kamen, wo der Weg ſich durch ein dichtes

Gehölz in ein Thal hinabzieht und etwas entlegen von menschlichen Wohnungen ist, kamen zwei bis drei Reiter an ihnen vorbei, denen bald mehrere folgten, im Ganzen gegen 15 bis 18 Mann. Der Führer derselben wandte sich zu dem Tatar, an den er ganz nahe anritt, daß er ihn fassen konnte, riß ihn vom Pferd und warf ihn zu Boden. Die Reisenden hatten so wenig Verdacht, daß sie anfangs glaubten, es sey ein Freund, der den Tatar umarme. Als sie endlich ihren Irthum einsahen und sich zur Wehr setzen wollten, war die Gesellschaft bereits von allen Seiten umringt, zwei von den Fremden ritten neben dem Capitän P..., von denen der eine sehr höflich und mit einem leichten Lächeln seine Hand auf den Arm des Capitäns legte, der eine seiner Pistolen ergreifen wollte, und, indem er seinen Kopf schüttelte, zu ihm sagte: „Olmas, olmas!“ (das nutzt nichts!) Von der Wahrheit dieser Worte überzeugte sich der Capitän sehr bald; er folgte deßhalb geduldig der Einladung der Räuber in ein nahes Dickicht. Hier hat man die Gesellschaft abzusteigen und sich ruhig zu verhalten, und schritt zur nähern Untersuchung der Beute. Aus den Mantelsäcken nahm man nur, was ihnen gefiel, fragte aber auch nach dem Gebrauch mancher Gegenstände, die ihnen neu waren, und entschied sich nach den Antworten, ob sie zurückzulassen seyen oder nicht.

Doch ist dieser Unfall eher der Unklugheit der Reisenden selbst zuzuschreiben. Namentlich war es der Tatar, der die Habgier erregt hatte, indem er eine bedeutende Summe Geldes bei sich trug, die er nach Erzerum bringen sollte (ein Gebrauch, der den Tataren wegen der bedeutenden Geschenke, die für sie abfallen, sehr angenehm ist, und meistentheils zieht man die Führer von Europäern vor, da die Gesellschaft dieser für sicherer gehalten wird als andere), und dieses Geld in dem Kaffeehaus in Khodscha Hissar in Gegenwart der Räuber gezählt hatte.

Uebrigens wurde keine Gewalt geübt, Niemand gemißhandelt, sie nahmen nur sämmtliche Pferde mit sich. Die Gesellschaft hatte an dieser Probe genug, um sogleich nach Konstantinopel zurückzukehren, und der Pascha von Tzangrih, in dessen Gebiet der Raub vollführt worden war, streckte ihnen das nöthige Geld dazu vor. In Konstantinopel suchten sie ihren Verlust von der Regierung wieder ersetzt zu erhalten; doch, obgleich der Pascha von Tzangrih den Werth dem Sultan ersetzen mußte, habe ich nicht gehört, daß die Reisenden je die geringste Entschädigung erhalten hätten.

Während ich mich zur fernern Reise rüstete, hatte ich fleißig die Bazars und merkwürdigen Gebäude und Plätze der Stadt besucht, und jeder neue Besuch, namentlich der Bazars, machte mich auf einen neuen begierig. Die dicht gedrängte Menschenmenge, die auf- und abwogt, der Reichthum der Gewänder, die Mannichfaltigkeit der Farben und der Reichthum und Zierlichkeit der Waaren in den Kaufläden bietet einen immer neuen Reiz. Am wenigsten erwecken die türkischen Frauen Interesse, eingehüllt in ihre blauen Mäntel, ihren Kopf behängt mit weißen Tüchern, die nur die Spitze der Nase und ihre Augen sichtbar werden lassen, und in ihren gelben Stiefeln und Pantoffeln. Sie gleichen fast aus den Gräbern gestiegenen Leichen. Anmuthiger sind die griechischen Mädchen, die man hinter den Thüren und Fenstern lauschen sieht, und oft von ausgezeichneter Schönheit sind. Doch ich mußte die Vorbereitungen meiner Reise machen, und war am 15 Januar damit fertig.

Unsere Gesellschaft, die gegen 10 Uhr des Vormittags am 15 in Scutari auf der asiatischen Seite des Bosporus landete, bestand aus Hrn. Bonham und mir, dem Tatar Mehemet Aga, zwei Suridschis und unserem Diener, einem Armenier aus Selmas in Aderbidschan gebürtig, wohin er mit uns zurückkehren wollte. Wir mußten zwei Suridschis nehmen, da die Zahl unserer Pferde mit drei Packpferden acht betrug, und ein Suridschi nur die Sorge über fünf Pferde übernehmen darf. In meiner Kleidung hatte ich Manches bequemer und, so viel ich konnte, mehr gegen die Kälte schützend eingerichtet als früher. Zwei paar Strümpfe, das eine, wie sie Podagristen tragen, das andere von starker Wolle gewebt, bedeckten meine Füße, über sie zog ich noch die dicken Tatar-Strümpfe und Stiefeln, die ich schon so nützlich gefunden hatte. Dann hatte ich meinen türkischen Schalwars einen Theil ihrer ungeheuren Weite genommen, und sie nebst baumwollenen und gemsenledernen Unterhosen und einem Paar englischer Tuchhosen sollten meine Beine vor Kälte schützen. Dazu kam noch ein tüchtig mit Flanell gefütterter langer Reitrock und ein Pelzmantel, den ich mir in Frankfurt gekauft hatte; gegen Schnee und Regen war ein guter Mackintosh-Gummimantel bereit; den Kopf bedeckte eine Pelzmütze, und verschiedene Shawls und Tücher waren für Nase und Ohren zur Hand, um sie gegen große Kälte im Nothfall zu schützen.

Ich gebe gern zu, daß mein Costume keineswegs elegant war, doch um so zweckmäßiger für meine Reise. Das meines Reisegefährten war weit geschmackvoller, denn er trug eine persische Mütze und Kulidschah, oder ein Pelzreitjäckchen, und Schalwars fast so weit als meine, und schön gestickte Tatar-Strümpfe, die mit theatralischem Effect über seine weiten Stiefeln fielen. Wir waren beide mit Degen und Pistolen versehen, und um uns gegen die gewöhnliche Tatarkost zu verwahren, hatten wir Feigen, und der Consul, unser Freund, Zungen, Geflügel u. s. w. und einige Flaschen alten Branntwein eingepackt, und ich selbst hatte für eine gute Quantität Thee gesorgt.

(Fortsetzung folgt.)

Kuli-Handel. Wir vernehmen von Personen, die kürzlich aus dem Süden Indiens gekommen, daß der Handel mit Kulis längs der Küste sehr zunimmt, und daß der Radscha von Cotschin sie öffentlich verkauft. Wenn dieses System fortdauern sollte, so werden wir bald die Sklaverei in loyaler Form wieder aufleben sehen, und setzt man ihm jetzt keine Gränzen, so möchte es bald schwierig werden, ihm ein Ende zu machen. Selbst verboten, wird es ein Artikel der Contrebande bleiben, und Kreuzer werden längs der Küste aufgestellt werden müssen, um zu verhüten, Kulis auszuschmuggeln. (Asiat. Journ. Febr.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 27** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Zeitgedanken oder Menschen und Dinge.** Von T. H. Browne. — **Ruy Blas.** (Forts.)

Das Abonnement darauf dem Auslande begegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 66.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

7 März 1839.

Neuſeeland.

(Mit einer Karte.)

Wir theilen hier unſern Leſern die aus Hrn. Polacks *) Werk entnommene Karte der Inſel mit, die wir unverändert gelaſſen haben, obgleich in den Namen der Inſeln Manches auszuſetzen iſt. Daß er der ſüdlichen Inſel den Namen Victoria gibt, iſt eine engliſche Lächerlichkeit, die Allem den Stempel ihrer Nation aufdrücken will; der Name der nördlichen Inſel iſt ziemlich falſch geſchrieben, und wir wollen uns an die Schreibart Balbi's halten, welcher die nördliche Inſel Ikana-Maui, und die ſüdliche Tavai-Punammu nennt; der kleinen ſüdlichſten Inſel wird wohl ihr engliſcher Name Stewart bleiben. Dieſe Inſeln erhalten in neuerer Zeit ein beſonderes Intereſſe, da ihre Europäiſirung und Chriſtianiſirung nicht unbedeutende Fortſchritte macht, ohne daß ſich für jetzt noch irgend eine europäiſche oder amerikaniſche Macht daſelbſt als herrſchend feſtſetzte, und die Plane einer Coloniſationsgeſellſchaft wurden von der engliſchen Regierung zurückgewieſen, wohl aus keinem andern Grunde, als weil ein ſolcher Coloniſationsplan die Engländer in fortwährende Feindſeligkeiten mit den kriegeriſchen Eingebornen verwickeln müßte, und das engliſche Colonialamt ſchon mit ähnlichen Streitangelegenheiten in allen Welttheilen hinreichend zu thun hat, zweitens wohl auch, weil ein Fortgang der jetzigen Anſiedelung und Amalgamation mit den Eingebornen die Inſeln doch früher oder ſpäter unter engliſche Schutzherrſchaft bringen muß, was ſich auch ſchon durch Ernennung eines Regierungsagenten nach Hokianga zu erkennen gegeben hat.

Die Neuſeeländer rechnet man gewöhnlich zu dem malayiſchen Menſchenſtamm, und ſie gehören wohl auch zu demſelben, wie man dieſen Begriff jetzt aufgefaßt hat; doch darf man nicht glauben, daß die Bevölkerung rein aus dieſem Stamm beſtehe, ſondern es ſcheinen einzelne Punkte von dem Negritoſtamme Oceaniens beſetzt zu ſeyn. Die Körperfarbe des Volkes wechſelt vom kupfer- oder olivenfarbigen bis zum Schwarzbraun. Die Olivenfarbigen ſind das ſtärkere Geſchlecht, ſie ſind von breiter Bruſt, ſehr gut gebaut, oft über 6 Fuß groß, gewandt und muskulös; ihr Haar iſt glänzend ſchwarz und etwas kraus, aber ihre Züge nähern ſich den europäiſchen. Dieſe bilden, wie auf ſo manchen Südſeeinſeln, die höhere Claſſe, namentlich auf der Weſtſeite, während ſich in der Nähe des ſogenannten Oſt-Caps (East-Cape) unter 37° 40′ ſ. B. die Negrito- oder Papua-Race **) faſt in ihrer Reinheit erhalten hat. Merkwürdig iſt der Umſtand, daß die Verſchiedenheit der Racen weit auffallender unter den Weibern als unter den Männern geblieben iſt. Die Stämme am Oſtcap ſind klein, ſchwächer und um ein Gutes dunkler als im Weſten, und die Frauen gleichen in ihrem Aeußern den Männern dieſes Stammes, während die Frauen der malayiſchen Race ſich ſehr vortheilhaft vor ihnen auszeichnen. Polack ertheilt nicht nur ihrer Geſtalt, ſondern auch ihren moraliſchen Eigenſchaften einen faſt unbedingten Lobſpruch, und erwähnt namentlich der Anhänglichkeit und Liebe zu ihren Männern und eines gewiſſen keuſchen Weſens, das ſie vor andern Stämmen der Südſee ſehr zu ihrer Ehre unterſcheidet, obwohl nach ihren Begriffen Verbindungen von Mädchen mit Männern außer der Ehe keine Schande bringen. In Neuſeeland herrſcht noch Vielweiberei, die ſie wahrſcheinlich aus wärmern Gegenden mitgebracht; aber manche Umſtände, namentlich die höchſt untergeordnete Stellung der Frauen zweiten unter die erſten Rangs, eine Unterordnung, die ſie ſchmerzhaft fühlen, und die ſie häufig zum Mord der weiblichen Kinder treibt, laſſen die Abnahme der Polygamie erwarten, die durch die allmähliche Einführung des Chriſtenthums nur beſchleunigt werden kann. Daß die Polygamie aus einem wärmern Klima her ſtammt, ergibt ſich auch aus dem Schickſal der Kinder; ſo ſtark die Hochachtung für eine reine Abkunft von einem Häuptling, alſo einem dem herrſchenden Volke angehörigen Manne, iſt, ſo folgen doch die Kinder nicht nach europäiſchen Begriffen der „ärgern Hand," **) ſondern ſeine Abkunft

*) S. Nr. 291 ff. vom v. J.

*) Domeny de Rienzi ſchöpfte für dieſe ſogar den eigenen Namen Papuaſier.

**) Wie noch jetzt in den Sklavenſtaaten Nordamerika's, wo der Vater ſeine eigenen, mit Sklavinnen erzeugten Kinder verkauft.

von einem Vater des höhern Stamms hebt das Kind fast zu dem Range des Vaters empor.

Noch vor nicht langer Zeit betrachtete man die Neuseeländer als unbezähmbare Barbaren, und die hier weiter als irgendwo auf der bekannten Erde getriebene Menschenfresserei, welche diese Meinung erzeugt hatte, gab ihr auch fortwährend eine scheinbare Bestätigung. Obgleich es nun nach Polacks Versicherung auch unter ihnen viele gibt, die mit unzweideutigem Abscheu sich von solcher Speise abwenden, so ist es doch auf der andern Seite nur zu gewiß, daß sie nicht nur nach einer blutigen Schlacht die Gefangenen morden und verzehren, was viele mit der feindseligen Wuth der Kämpfe entschuldigen wollten, sondern häufig werden Sklaven um geringfügiger Ursachen willen erschlagen und verzehrt, und es ist auch eine gewöhnliche Handlung der Privatrache, seinem Feind aufzulauern und ihn zu ermorden, um ihn zu verzehren. Natürlich enden dann die Repressalien gar nicht, und Polack, der einen Häuptling fragte, ob es wohl Familien gebe, deren Angehörige sämmtlich eines natürlichen Todes gestorben, erhielt von demselben zur Antwort, er wisse Niemand anzugeben, der nicht eine seine Verwandten betreffende Cannibalengeschichte zu erzählen, oder selbst das Blut seiner Feinde getrunken habe. Trotz dieser schrecklichen Sitte lernte man doch allmählich auch die bessern Eigenschaften der Neuseeländer kennen und schätzen, und Dumont d'Urville nimmt keinen Anstand, ihnen das Zeugniß zu geben, daß sie ehrlich, redlich, gastfrei, treu in der Freundschaft und liebevoll in ihren Familienverhältnissen seyen.

Frühere Reisebeschreiber schildern uns die Neuseeländer als ausgezeichnet tapfer, oder vielmehr ausgerüstet mit einem trotzigen Muthe, der jede Gefahr verlachte, während Polack (II. p. 43) geradezu sagt: „es hieße das Wort tapfer prostituiren, wenn man es diesen Leuten beilegen wollte." Dieser anscheinende Widerspruch löst sich leicht, und Polack selbst liefert die Mittel dazu, ihn zu lösen. Als die Neuseeländer noch ihre eigenen Waffen hatten, nämlich einen kurzen Speer (hani) und eine noch viel kürzere Keule (meri) mußten sie sich naher auf den Leib rücken, und die Aufregung, worein schon die körperliche Anstrengung sie versetzte, stachelte sie auf zu wilder Tapferkeit, wobei sie alle Gefahr vergaßen. Seit Einführung der Feuerwaffen sind die Kriege minder blutig geworden, denn nun halten sich beide Theile, aus Furcht vor dem „fernhin treffenden Geschoß" in „geziemender Entfernung." Es liegt nicht in der Natur der Dinge, daß ein so rohes Volk den moralischen Muth entwickle, den Feuerwaffen zu trotzen, was nur bei starker Disciplin möglich ist, wenn bei einem Volke der Krieg das Zeitalter des Einzelnkampfes längst überschritten hat. So hat die Einführung der Feuerwaffen auf die Verminderung der Kriege hingewirkt, und sie entschieden minder blutig gemacht. Anfangs zwar, als noch einzelne Stämme mit etlichen wenigen Feuerwaffen versehen waren, hatten diese ein ungeheures Uebergewicht, aber nun luden andere Stämme gleichfalls Europäer zu sich ein, und das Gleichgewicht stellte sich wieder her. Seit vollends die englische Regierung häufiger Schiffe hierher schickt, um Flachs und Schiffbauholz, namentlich Spieren (spars), zu kaufen, und mit Flinten bezahlt, hat sich der Gebrauch des Feuergewehrs sehr verallgemeinert. Dumont d'Urville bemerkt in gleichem Sinne, wie Polack, daß seit Einführung des Feuergewehrs die allgemeinen Schlachten, in denen oft trotz der wenig zahlreichen Stämme mehrere Hunderte auf dem Platze blieben, sehr selten geworden sind, und der Krieg in lauter kleine Scharmützel und Ueberfälle sich auflöste. Dieser Zustand der Dinge muß mit der Zeit immer mehr zunehmen, und die Kriege minder verheerend machen, wenn nicht allmählich die Europäer selbst dort handgemein werden, und die eingebornen Stämme mit sich fortreißen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Griechenland. IV.

(Schluß.)

Die vielen Dörfer haben größtentheils eine hübsche Lage, und die Menge der sie umgebenden Maulbeerbäume, Cypressen, Feigenbäume u. s. w. versteckt sie dergestalt, daß man sie aus der Ferne für Gartenanlagen halten möchte. Manche darunter sind sehr bedeutend. So ist Pyrgos ein Flecken von beinahe 1000 Häusern, der allein an Seide jährlich 1000 bis 1200 Oken (22 bis 27 Ctr.) gewinnt, und auch eine Schule des wechselseitigen Unterrichts besitzt. Westlich davon am Bergabhange, da, wo die κακὴ σκάλα (schlechte Steige) führt, entspringt eine Quelle, deren Wasser, wie man sagt, mit Erfolg gegen den Stein angewendet wird, und früherhin häufig zum Gebrauche des großherrlichen Palastes nach Konstantinopel verführt wurde. In entgegengesetzter Richtung, unweit des Ortes, oder nach dem Ausdruckt meines alten Maulthiertreibes eine Lulia (λουλιά), d. i. so weit davon entfernt, als man Zeit braucht, eine kleine türkische Pfeife zu rauchen, ist der Hafen Panormos, welcher der einzige der Insel ist, wo Schiffe sicher liegen und der auch mit einem Sanitätsgebäude versehen ist. — Bei Erwähnung meines Agojaten fällt mir bei, daß er mir von einer Sage erzählte, nach welcher vor langer Zeit die Insel von der Menge der damals hier befindlichen, jetzt gänzlich ausgerotteten Schlangen ihren Namen gehabt haben soll, und in der That findet sich bei Plinius die alte Benennung Ophiussa (die Schlangenreiche).

Den fruchtbarsten Theil, ungefähr in der Mitte, nehmen die Niederlassungen der aus dem Abendlande stammenden Katholiken, die darum Frankochoria (Frankenortschaften) heißen, ein, indem sie sich über die wenigen ebeneren Striche ausbreiten, unter denen der vorzugsweise sogenannte Kampos (Feldebene) eine werthvolle Besitzung für sie ist. Zu den größten und wohlhabendsten dieser Dörfer gehören Kilia (κοιλιά) und Komi (κώμη). Es ist zwar geringfügig, aber vielleicht doch nicht zu vergessen, daß ich hier eine ungewöhnliche Verschiedenheit in der Aussprache des Alpha bemerkt habe, indem man es nach Art unserer Bauern mit einem tiefen Tone hervorbringt. Was aber weit größere Beachtung verdient, ist, daß diese Gemeinden durchaus keine Anstalten getroffen haben, um den nöthigen Unterricht ihrer Kinder zu besorgen, vielleicht

weil ſie in Verlegenheit waren, wem ſie denſelben übergeben ſollten. In Komi fand ich zwar um einen Geiſtlichen ein paar Jungen verſammelt, aber nur, um — italieniſche Gebetbücher zu buchſtabiren. Freilich mochte der gute Herr im Griechiſchen ſeinen Zöglingen nicht ſehr überlegen ſeyn, denn ſelbſt das Leſen eines griechiſchen Buches koſtete ihm erſtaunliche Mühe, und er betrachtete mich mit großen Augen, als ich, um ihm zu willfahren, einige Stellen fertig vorlas, und rühmte mich ſeinem Verwandten, den wir beſuchten, und der bei großer Unwiſſenheit ſich doch große Hoffnung auf die bald zu errichtende Bürgermeiſterſtelle machte, als einen tüchtigen Gelehrten an. Er iſt, wo ich nicht irre, aus der Schule des Biſchofs, der in Xynara ſeinen Sitz hat, was ihn genugſam entſchuldigt. Denn, wie ich mich ſpäter an Ort und Stelle überzeugt habe, gilt bei dieſem die geiſtloſeſte Lehrweiſe von der Welt, ſo wie ſie in den Klöſtern der Apenninenhalbinſel an ihm ſelbſt in Anwendung gekommen iſt. Ich war gerade zugegen, als drei bis vier junge Männer in italieniſch-geiſtlichem Coſtume, die ſich für den Prieſterſtand vorbereiten, ihre Unterrichtsſtunde hatten. Wenn mich nicht die umgebenden Gegenſtände anders angemahnt hätten, ſo hatte ich mich in eine italieniſche Mönchsſchule verſetzt geglaubt. Die Schüler waren in tiefſter Demuth vor dem Biſchofe vorbei hinter den Tiſch geſchlichen; auf ihren Geſichtern lag jener Ausdruck der Unfreiwilligkeit und des gedankenloſen Hinbrütens, der an geiſtlichen Phyſiognomien in Italien ſo häufig wahrgenommen wird: da begannen ſie einer nach dem andern, oder richtiger, weil bei dem beſtändigen Stocken der eine Theil dem andern aus den vorliegenden Heften die Worte laut vorſagte, miteinander in italieniſcher Sprache ihre Aufgabe herauszuſtottern, deren Sinn ſie offenbar nicht gefaßt hatten, indeß der Biſchof ſein Heft vergleichend in der Hand hielt, und mit der philoſophiſchen Lection, wie ſie es nannten, recht zufrieden ſchien. — Ich muß geſtehen, daß, wenn ich dieſe Geiſtlichen mit den griechiſchen vergleiche, die letztern immer gewinnen; denn mangeln ihnen auch alle ihrem Stande zukommenden Kenntniſſe, ſo zeichnen ſie ſich doch durch geſundes Urtheil, natürliche Beredſamkeit und eine gewiſſe Würde aus, ſollte dieſe auch nur der lange Bart verleihen.

Zuletzt gelangte ich noch in das hochgelegene, aus etwa 70 Häuſern beſtehende Dorf Tripotamos. Daſelbſt erfuhr ich, was für eine unwiderſtehliche Gewalt die zwei Worte „Antiken" und „Tanz" über dieſes Völklein haben. Kaum hatte ich das erſtere ausgeſprochen, ſo ſah ich mich von einer Menge Weiber und Mädchen umringt, die ſämmtlich vom Handelsgeiſte getrieben waren; und als ich zufällig im Geſpräche das Tanzen berührte, wollten ſie alsbald Muſik herbeiholen, und ich hatte ihnen dieß Vergnügen gerne verſchafft, wenn ich nicht noch vor Einbruch der Nacht in St. Nikolaos hätte ſeyn wollen.

Morgen will ich gen Südoſt nach Mykonos fahren, wenn der Wind günſtig bleibt. Es wird mir ſchwer fallen, mich von meinen herzlichen Wirthen zu trennen, und das Andenken an dieſes liebe Eiland kann nur mit mir ſelbſt erlöſchen.

Dünne der Luft im Himalaya.

Hr. Batten, C. S., erzählt auf einer Reiſe nach dem Niti-Paß im Himalaya, die er vor kurzem gemacht: „Die Dünne der Luft längs der Hauptſtraße nach Daya (gegen 17.000' hoch) war wahrhaft entſetzlich. Meine Leute aus Dandi wollten nicht weiter gehen, ſondern kehrten nach der weſtlichen Seite des Paſſes zurück. Nur ein Diener begleitete mich, und wir beide, er und ich, gingen im Schritt einer Schnecke auf einer Ebene ſtöhnend und mit großer Anſtrengung fort. Ich kenne jetzt nichts, das mit Engbrüſtigkeit zu vergleichen wäre. Die Niti Bhotias werden regelmäßig zum Ertragen dieſer Luft gewöhnt, und Manche können es Zeit ihres Lebens nicht lernen. In Daya, ſagte man mir, fühlen die Menſchen ſie beſonders des Morgens und Abends, und leiden durchgängig an heftigem Kopfſchmerz. Ich fühlte den Schmerz beſonders in der Bruſt, und bei jedem Tritt glaubte ich erſticken zu müſſen. In Hunderten fand ich Ammoniten herumliegen. (Journ. Asiat. Society. April 1838.)

Chronik der Reiſen.

Fraſers Tatarenreiſe nach Teheran.

2. Reiſe von Konſtantinopel nach Erzerum.

(Fortſetzung.)

Nach einiger Zögerung, die durch meine eigene Vergeßlichkeit entſtanden war, traten wir endlich unſere Reiſe unter dem gewöhnlichen „Yah ullah!" und „Allah-i-ullah!" des Tataren und der Suridſchis an. Der Weg führte uns meilenlang über den Begräbnißplatz von Scutari, voll von Luſtwandelnden und Andächtigen, denn es war die Zeit des Ramazan. Dann und wann ſahen wir einige hübſch gebaute Moſcheen, und eine oder zwei große Caſernen zur rechten Hand durch die Bäume hindurch. Endlich aber traten wir aus dieſem Thale des Todes heraus, und vor uns lag leuchtend das Marmormeer mit ſeinen ſchönen Inſeln und dem Berg Olympus in der Entfernung, der ſich weit über das dazwiſchenliegende Hochland erhob. Der Abend war ſchön, die Luft heiter und die Sonne warf einen hellen rothen Glanz über die freundliche Gegend, durch welche wir heiter dahinritten. Doch die Dunkelheit ereilte uns lange, ehe wir Gheriza erreichten, wo wir Pferde wechſelten. Die Lampen, welche die Minarets dieſer Stadt erleuchteten zur Ehre des Ramazan, gaben uns eine weit vortheilhaftere Idee von ihr, als wir ſie in der Wirklichkeit fanden, und hätten wir nicht ſelbſt uns vorgeſehen, ſo hätten wir die Faſten der Türken gezwungen mithalten müſſen. Die Nacht war veränderlich und die Wege faſt grundlos, auf denen wir nach Ismid, dem alten Nicomedia, zogen. Aber die Lage der Stadt und ihr äußeres Anſehen iſt äußerſt maleriſch, wie ſich ihre alten ſeltſam gebauten Häuſer von der Küſte des reizenden Meerbuſens hoch an der Seite eines ſteilen Berges erheben in Terraſſen, Schluchten und Felſenſpitzen, rings mit Wein- und Obſtgärten und Fruchtbäumen umgeben, mit ihrem wilden, romantiſchen Begräbnißplatz und den alten Cypreſſen mitten in der Stadt. Nur die Straßen darf man nicht zu dem Maleriſchen rechnen, denn ſie waren knietief mit Schmutz bedeckt, und auf eine Weiſe gepflaſtert, als wolle man abſichtlich die Pferde zu Grunde richten.

Hier frühſtückten wir einige Eier in Butter geſchlagen und verfolgten dann unſern Weg, nachdem wir einige ziemlich ſtarke Ströme

überſchritten hatten, mehrere Meilen lang auf einer alten Chauſſee, ein feſtes, dauerhaftes Werk, aber entſetzlich ſchlecht für die Füße unſerer Pferde. Ein ſchönes, breites Thal mit fruchtbarem Lehmboden und bedeckt mit Zwergeichen, Dornbüſchen und einer Art Ginſter eröffnete ſich dann. Die hohen Gebirge auf beiden Seiten, beſonders zur rechten, waren bis zum Gipfel mit Eichenwaldungen bedeckt und mit Nebel gekrönt. Das Wetter war wechſelnd, bald Regen bald Sonnenſchein, und in dem tiefen Schmutz der Straße erreichten wir erſt nach 8 Uhr des Nachmittags das hübſche Dorf Sabandſchah mit ſeinen ſchönen Steineichen und Platanen; 24 Stunden von Konſtantinopel.

Hinter Sabandſchah führte der Weg uns die erſten 6 Meilen längs dem See gleiches Namens, oft ganze Strecken durch ſeine Waſſer hindurch, denn da die alte Chauſſée, die ſich noch lange hinzieht, ſehr beſchädigt iſt, ſo nehmen die Suridſchis ihren eigenen Weg mitten durch die Felder. Die Gegend iſt hier und weit hin ſehr eben, an einer Stelle war das Land in ziemlicher Ausdehnung unter Waſſer geſetzt, ich glaube in Folge einer Ueberſchwemmung des Fluſſes Sacaria, und dieſes überſchwemmte Land durchſchnitten wir auf einer 2—3 (engl.) Meilen langen hölzernen Brücke oder Chauſſée, feucht und ſchlüpfrig und daher äußerſt gefährlich zu paſſiren, da wir unter uns mehrere Ströme rauſchen hörten, denn zum ſehen war es zu finſter. Dieſer hölzerne Damm, den ſie Duzunkuyri nennen, iſt wahrſcheinlich eine neuere Ausbeſſerung der alten Chauſſée, die hier vermuthlich weggeſchwemmt wurde; denn am Ende desſelben erreichten wir eine Brücke, die uns wieder auf die Chauſſée brachte.

Hier hatten wir ſchon einen guten Weg zurückgelegt, als meine Mähre einen falſchen Tritt that, vergeblich ſich halten wollte und dann mit doppelter Heftigkeit niederſtürzte, über mich hinrollte, doch glücklicherweiſe nicht auf mir liegen blieb. Der Stoß war ziemlich ſtark und ein Knie und ein Bein ſehr verletzt; doch der Hauptſtoß wurde wahrſcheinlich durch mein Luftkiſſen aufgehalten, das ich vor mir hatte, und das zwiſchen der ſteinigen Straße und einer ſcharfen Spitze am Rücken des Thieres gepreßt, jetzt nichts weniger als luftdicht war. Es war Mitternacht vorüber, ehe wir unſere Station Khendack erreichten, bis auf die Haut durchnäßt und vollkommen mit Schmutz überzogen, und ſo hungrig, daß wir uns entſchloſſen, 5 Stunden zu warten, um unſere Kleider zu trocknen und einen guten Pillaw gekocht zu erhalten.

Doch der Tag brach ſchon an, ehe uns der Tatar weckte, und als wir nach dem Pillaw fragten, erhielten wir zur Antwort: „Pillaw yokdur.“ (Es iſt kein Pillaw da.) „So bringt uns Eier!“ Yomoorteh yokdur. (Es ſind keine Eier da.) Und das war die Antwort auf jede andere Frage nach Lebensmitteln. Da brachen wir zornig los in drohende Worte und Gebärden, nur Schade, daß wir ihn und der Tatar uns nicht ganz verſtehen konnte. Um nicht ganz nüchtern zu ſeyn, nagten wir an einigen Knochen eines kalten Geflügels und kauten einige Feigen, und ſetzten unſern Fuß dann weiter durch Schmutz und Moraſt über eine Reihe kleiner Berge und Anhöhen mit Eichenwaldungen bedeckt. Der Boden beſtand hier aus einer leichten Erdart, die wie ein Schwamm das Waſſer anzog und in welche unſere Pferde oft bis an den Sattel verſanken. Nie habe ich ſchlechtere oder ſchwierigere Wege geſehen. Felſen wurden wenig ſichtbar, und dieſe waren kalkartig.

Nach einem Ritt von 5 Stunden hielten wir an einem Karawanſerai, an den Ufern eines Stromes, und kamen dann durch eine anmuthige Ebene von reichem, fruchtbarem Boden, die in Felder und Verzäunungen getheilt und dicht mit Reihen oder Wäldchen ſchöner alter Wallnuß- und anderer Fruchtbäume beſäet war. Die Gegend war ſehr anmuthig, obgleich die Gebirge rund herum mit Schnee bedeckt waren, und trug ſichtbare Spuren, daß ſie im Alterthum von Bedeutung geweſen, denn wir fanden viele Stücke von Säulen und andere Ruinen, und der Begräbnißplatz enthielt ſtatt der Grabſteine Stücke von viereckigen oder cylinderförmigen Säulen, von denen viele Inſchriften trugen, zu deren näherer Unterſuchung uns leider die Zeit mangelte.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Gewalt des Sturmes. Ein außerordentlicher Beweis der Gewalt, welche der Wind ausübt, wurde während eines Orkans am 8 April 1838 wahrgenommen, indem ein dünner Bambusſtock horizontal durch eine der aufgerichteten mit Ziegel gedeckten Gänge in Hrn. G. Prinſeps Salzwerke geworfen wurde, durch die ganze Breite hindurch drang und die Ziegel auf beiden Seiten zerbrach. Er iſt abgeſchnitten und in ſeiner Lage als ein Denkmal des Sturmes erhalten worden. Ein Sechspfünder würde kaum einen ſo leichten Pfeil durch eine Erdmaſſe von 5 Fuß Dicke hindurch getrieben haben. Die Hagelſtücke waren ſo groß wie Wallnüſſe, und ein Stück Eis fiel herab, das 8¼ Pfund wog. (Asiatic Journal. Februar.)

*

Anſicht des Landes von Dſchaggernaht. Es iſt ekelhaft, die vielen Menſchenſchädel und Skelette nach allen Richtungen am Wege zerſtreut zu finden, beſonders in der Nähe der Tſchattirs oder Bazars. Meiſt ſind es die Ueberreſte der unglücklichen Pilger, die vor Hunger, Ermattung und an der Cholera ſterben (die häufig in dieſen Gegenden wüthet), und ohne weitere Ceremonie in den nächſten Graben, Loch oder Hecke geworfen werden, um die Beute der Vögel und Raubthiere zu werden. Hunderte betrogener Opfer gehen jährlich auf dieſe Weiſe unter, wenn ſie von oder nach Dſchaggernaht gehen. (ibid.)

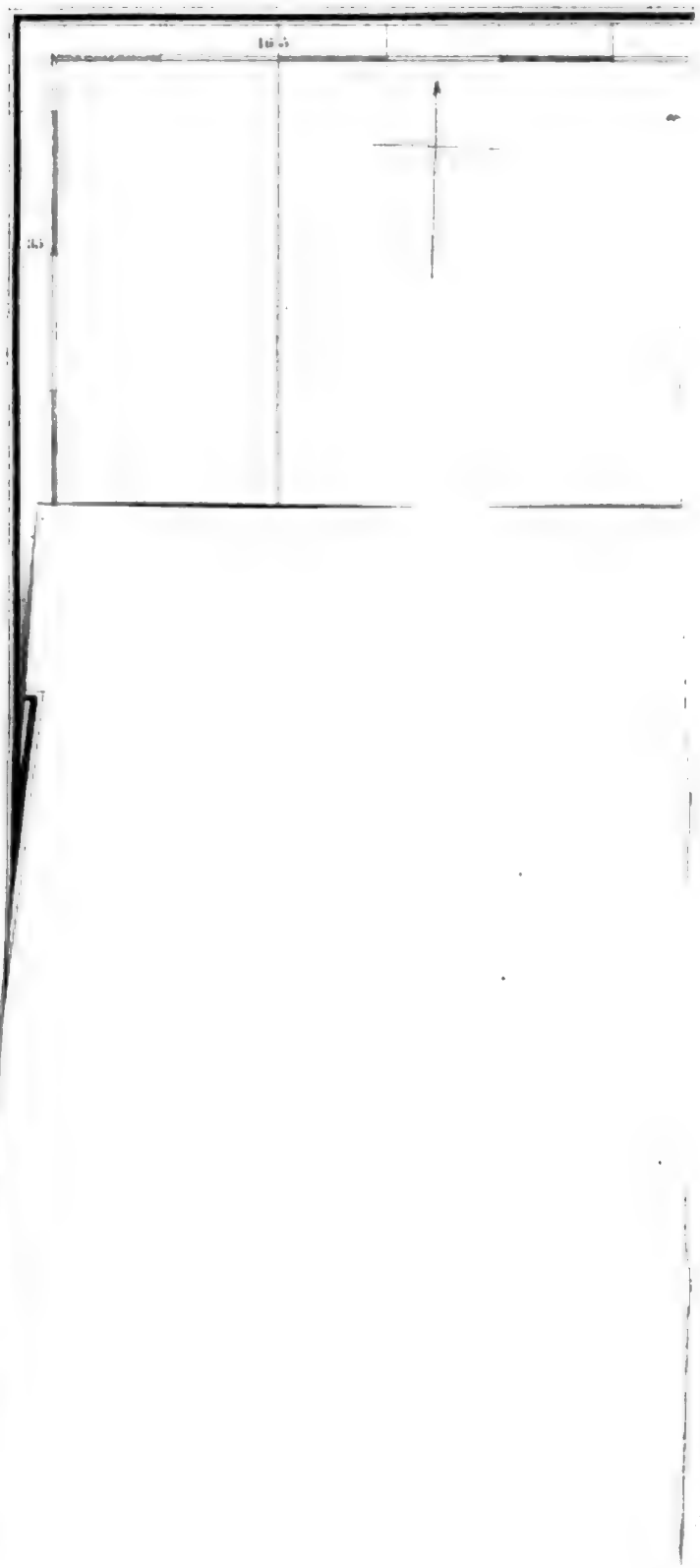
*

Cholera zu Delhi. Im Anfang Novembers wurde Delhi von der Cholera in ihrer ſchlimmſten Geſtalt heimgeſucht, denn man hat ſie ſelten ſo heftig geſehen. Unter zehn Kranken ſtarben neun innerhalb einer Stunde, vom Augenblick des erſten Symptoms gerechnet. (ibid.)

*

Wellingtons Statue in der City. Die Unter-Commitee, die beauftragt iſt dieſe Sache in Ausführung zu bringen, hat, wie wir hören, mit Sir Francis Chantrey einen Vertrag abgeſchloſſen. Die Regierung hat das Material hergegeben aus Kanonen, welche bei Waterloo genommen wurden, im Werth gegen 1500 Pfd. St., wodurch der Betrag der Subſcription auf 10,500 Pfd. St. kommt. Die Kanonen und die Summe von 2000 Pfd. St. müſſen ſogleich dem Künſtler gegeben werden, eine zweite Zahlung findet ſtatt, wenn das kleine Modell fertig iſt, und das Uebrige bei Vollendung des Ganzen. Sir Francis verſpricht, daß dieß bis zum Sommer 1843 geſchehen ſoll. (Lit. Gaz. vom 16 Februar.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte von Neuſeeland.)



Google

Nr. 67.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 März 1839.

Russische Alterthümer.

Der Russe Glagoljew, aus dessen Reisewerke wir im vorigen Monat denjenigen Abschnitt mitgetheilt haben, der sich mit Rußland und Polen beschäftigt, hat sich seitdem fortdauernd bemüht, das Innere Rußlands, namentlich in archäologischer Hinsicht zu studiren. Er hat jetzt seine Sammlungen dem russischen Ministerium des Innern *) mitgetheilt, und das Ganze soll mit nächstem öffentlich erscheinen. Einstweilen theilt das Journal des Ministeriums des Innern (Oct. 1838) einige Bruchstücke mit, welche für diesmal die alten Festungswerke des eigentlichen Rußlands zum Gegenstande haben, und woraus wir Nachstehendes entheben.

Unsere Vorfahren verstanden schon in alter Zeit, ihre Städte mit Mauern zu umgeben, die, wenn gleich von Holz, doch für die damaligen barbarischen Nachbarn Rußlands unersteiglich waren. Als Beweis davon dient die Benennung Gorod **) (Stadt) und der in den Chroniken häufig vorkommende Ausdruck rubit gorod, die Stadt zerhauen, fällen. Die Kunst, Festungen, Schlösser oder Dietinzen ***) zu bauen, konnten die Russen von Normannen, Bulgaren, Griechen und andern Völkern lernen, mit denen sie Krieg führten oder in Handelsverbindungen standen; in der Kunst, eine Stadt zu vertheidigen, konnten ihnen, nach den Worten eines deutschen Chronisten, die livländischen Ritter als Lehrer und Vorbild dienen. Fremde Beobachter, aus den Zeiten Johanns des Schrecklichen, Fedors und Godunows, bemerkten überhaupt, daß die Russen sich besser in Festungen als in freiem Felde schlugen. Selbst die Lagerplätze waren mit Pallisaden und Flechtwerk eingeschlossen. Zur Zeit der Kämpfe mit den Tataren der Krim vertheidigte sich das Fußvolk in den Steppen gewöhnlich hinter einem Gulai, oder beweglichen Bretterwall, den man auf Wagen fortschaffte. Wenn es nöthig war, stellte man auf eine Strecke von 2 bis 3 Werften zwei Reihen Bretter auf, und schoß aus dieser Befestigung heraus durch die Oeffnungen auf beiden Seiten. Zum System der Gränzbefestigungen dienten Erdwälle, die auf eine bedeutende Länge fortgeführt wurden, und Verhaue in den Wäldern, die 10 Werste und darüber in der Länge und 25 Klafter im Querdurchschnitt hatten. Der größte Theil der Städte in den südlichen Gouvernements verdankt seinen Ursprung solchen Gorodoks,*) die im 16ten und 17ten Jahrhundert auf den Wachlinien gegen die Tataren der Krim angelegt waren. Von einigen Gorodoks sind jetzt nur noch die Gorodischtsches **) übrig.

Indeß haben sich nicht viele der alten Festungen in ihrem frühern Zustande erhalten, der größte Theil ist erneuert worden, andere liegen in Trümmern. Es wäre merkwürdig, eine vollständige systematische Uebersicht dieser Denkmäler zu haben mit Abtheilung je nach den Perioden, denen sie der Art und Zeit ihres Baues zufolge angehören, aber diese Arbeit, welche gründliche Kenntnisse der Befestigungskunst und der Geschichte unsers vaterländischen Kriegswesens erforderte, überschreitet die Gränzen des mir vorgezeichneten Plans. Wir beschränken uns deßhalb auf die Nachweisung derjenigen Denkmäler, welche durch ihre historischen Erinnerungen mehr Aufmerksamkeit verdienen, oder worüber wir zum mindesten topographische Nachrichten einsammeln konnten.

1. Gouvernement Nowgorod.

Der erste Grund zur steinernen Stadt oder zum Kreml von Nowgorod wurde von Jaroslaw dem Ersten gelegt, der es zu derselben Zeit auch mit einem Wall umgab. In der Sophienchronik ist unter dem Jahre 1302 angemerkt, daß die Nowgoroder abermals diese Umwallung erbauten und sie Djetinez nannten. Uebrigens wurde die Mauer erst im Jahre 1331 durch den Erzbischof von Nowgorod, Wassili, beendigt, und in den Jahren 1364 und 1400 erneuert. Neunzig Jahre später stürzte sie abermals ein, und der Großfürst Johann Wassiljewitsch III be-

*) Auf dessen Kosten auch jenes obige Reisewerk gedruckt wurde.

**) Das bekannte gard, kert und gadir.

***) Soll von djeta, das Kind „wo man die Kinder aufbewahrt," herkommen.

*) Diminutiv von gorod.

**) Runde Erdaufwürfe.

fahl, zwei Drittheile davon auf seine Kosten, und das letzte Drittheil auf Kosten des Erzbischofs von Nowgorod, Gennadius, wieder herzustellen. Endlich wurde sie unter Peter dem Großen im Anfang des 18ten Jahrhunderts wieder ausgebessert, im J. 1820 mit Brettern gedeckt, und an den beiden Hauptthoren Gewölbe aus Backsteinen aufgeführt. Thürme zählt man neun, an einem derselben, hinter der Sophienkirche, wurde über dem vorerwähnten Thore im Jahre 1311 von dem Erzbischof David eine steinerne Kirche erbaut zu Ehren des frommen Großfürsten Wladimir, woher auch das unter ihr befindliche Thor den Namen „Wladimirthor" erhielt. Diese Kirche bestand noch zur Zeit der Zerstörung von Nowgorod durch die schwedischen Truppen; wann sie aber aufgehoben wurde, ist unbekannt. Jetzt steht bei dem oben bezeichneten Thurm auf der Ostseite eine steinerne Capelle des Bischofs Nikolaus, die am Ende des 18ten Jahrhunderts aufgeführt wurde. Dieser Thurm ist bemerkenswerth, da in demselben die Versammlungsglocke *) hing. Johann Wassiljewitsch wohnte darin zur Zeit seines Aufenthalts in Nowgorod, die Glocke aber wurde am 15 Jan. 1478 abgenommen und nach Moskau geführt.

In der Johanns- und Sophien-Chronik von Nowgorod ist unter dem Jahre 1383 erwähnt, daß „in diesem Jahre zu Nowgorod an der Sophienseite nach dem alten Walle zu ein mehr als drei Saschenen breiter Graben gegraben wurde." Hieraus ersieht man, daß es der alte Wall mit dem drei Klafter breiten Graben ist, der hier erneuert ward. Weiterhin unter dem Jahre 1386 ist gesagt, daß „in dem großen Nowgorod um die Handelsseite ein Graben gegraben wurde," und unter dem Jahre 1502 ist erwähnt, „daß auf Befehl des Großfürsten Johann Wassiljewitsch auf dem ganzen großen Erdwall Palisaden eingeschlagen, und Strjelzi (d. h. hölzerne Thürme, statt der steinernen, die damals schon zerfallen waren), erbaut werden sollten." Aus einer Beschreibung von Nowgorod im Jahre 1625 geht hervor, daß um den steinernen Kreml ein doppelter Graben lief, und die ganze Handelsseite am Flusse Wolchow und um den Wall von einer hölzernen Mauer mit vielen hölzernen Thürmen umgeben war. Die Bastionen am Wall um den Kreml wurden im Jahre 1700 von Peter dem Großen aufgeführt, als er nach der Niederlage zu Narwa sich vor der Verfolgung des schwedischen Königs bis nach Nowgorod flüchtete. Damals wurde der freie Platz von vielen großen Häusern und Kirchen gereinigt, die bis an den Wall stießen, welcher breiter gemacht wurde. Damals sollen alle Nowgoroder, ohne Unterschied von Stand, Geschlecht und Alter, zur Arbeit angehalten worden seyn, und der Metropolit Hiob, um die Einwohner zu beschwichtigen und zu erleichtern, trotz seines Alters selbst am Aufgraben und Wegführen der Erde Theil genommen haben. In einigen Wochen war die ganze Arbeit vollendet.

*) weitschewoi kolokol, von weitsche, altslav. die Volksversammlung.

Neuseeland.

(Fortsetzung.)

Wenn man erwägt, daß bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts noch immer nur einzelne Schiffe gelegentlich in Neuseeland gelandet haben, daß die zahlreichern Besuche erst in diesem Jahrhunderte begannen, so muß man in der That erstaunen über die Veränderung, welche bereits in Neuseeland vorgegangen ist. Die Zahl der Eingebornen wird jetzt, so weit hier statistische Angaben überhaupt möglich sind, auf 130,000, die der Europäer auf etwa 2000, und die der gemischten Race, zum mindesten auf das Doppelte angegeben. Die alte Bemerkung, daß die Eingebornen durch den Verkehr mit den Europäern nur gelitten haben, braucht man kaum zu wiederholen; wichtiger ist es, die Art anzugeben, wie dieß geschah. Ohne uns bei den Gewaltthätigkeiten und Schandthaten einzelner Schiffscapitäne und ihrer Mannschaften aufzuhalten, wollen wir nur bemerken, daß mehrere hundert aus Neusüdwales entflohene Verbrecher sich unter den Neuseeländern aufhalten, schändliche Krankheiten unter ihnen verbreiten, und sie ans Branntweintrinken gewöhnen, so daß bereits Branntweinhändler, die den besondern Namen Brandypedlars führen, das Land durchziehen. Die jetzigen Missionäre scheinen sich in ihrer Art sehr viel Mühe mit der moralischen Besserung der Eingebornen zu geben, aber ihre Vorgänger hatten sich Manches zu Schulden kommen lassen. Die Missionsversuche begannen im Jahre 1814, und die Missionäre setzten sich zuerst in der sogenannten Inseln-Bai, wo die meisten Schiffe anlegen, und jetzt auch bei weitem die meisten Europäer und Creolen wohnen, fest; allein unter die wilden Neuseeländer hatten sich nicht viele Freiwillige gemeldet, und man durfte nicht sehr wählig seyn; so kamen Leute mit „sehr weltlichen" Zwecken hin, die sich durch ihre zügellosen Ausschweifungen mit dem weiblichen Geschlechte verhaßt und verächtlich machten, was vielfach noch jetzt nachwirkt, und den Bemühungen der Missionäre hinderlich ist. Dann war wohl auch der priesterliche Hochmuth der Missionäre Schuld, denn der Fall hat sich ergeben, daß ein Mitglied der Mission auch noch in neuerer Zeit sich die schamlosesten Ausschweifungen zu Schulden kommen ließ, daß aber die Brüder den Eingebornen, welche die Sache zur öffentlichen Kunde bringen wollten, dieß verboten, bis endlich das Aergerniß und der Skandal allzu offenkundig wurde.

Indeß hat die Missionsgesellschaft mehrere Niederlassungen gegründet, wovon vier in der Nähe der Bay of Islands, eine am Thamesfluß, mehrere an der Bay of Plenty und noch weiter südlich; westlich von der Bay of Islands ist die Niederlassung Waimate, die man als eine Art Musterwirthschaft ansehen kann, um die Eingebornen im Ackerbau und den nöthigsten Handwerken zu unterrichten; kurz, die Mission hat für die Beförderung des wahren Wohls der Eingebornen ungemein viel gethan, und dieß trotz der Fehler und Laster einiger ihrer Mitglieder und trotz des bösen Beispiels, das entlaufene Matrosen und entflohene Verbrecher gaben. Auch sind die Missionsberichte fast die einzige Quelle, aus der wir, nebst einigen Reise-

beſchreibungen unſere Kenntniß des gegenwärtigen Zuſtandes von Neuſeeland ſchöpfen müſſen.

Dieſer Zuſtand iſt ſeltſam genug und geht einer Kriſe entgegen. Neuſeeland iſt ſchon zum Theil von Engländern angebaut, und die Anzahl derſelben beträgt, wie oben angegeben, etwa 2000, aber „außer dieſen Anſiedlern halten ſich noch viele daſelbſt einige Zeit lang auf, wie die Mannſchaft der Kauffahrer und Wallfiſchfänger, die ſich faſt in allen Baien und Häfen beider Inſeln finden. Die Zahl der Anſiedler und der zeitweiligen Beſucher ſteigt täglich. Kein Geſetz, keine Regierungsgewalt irgend einer Art iſt vorhanden, um die e Menſchen abzuhalten, den Eingebungen ihres Eigenwillens zu folgen. Man nehme einmal an, die Geſetze würden in England für einen Monat lang ſuspendirt, und man kann ſich dann leicht eine Vorſtellung machen, daß die entlaufenen Verbrecher nicht die einzigen brittiſchen Unterthanen ſind, die den Eingebornen ein Fluch werden. Die Verbrechen, welche einige Schiffscapitäne gegen dieſe begingen, ſind ſo ſchauderhaft, daß ſie kaum glaublich ſind. Mit Ausnahme weniger Miſſionäre in Einer Ecke der einen Inſel und wenigen gutgeſinnten Anſiedlern in beiden Inſeln, ſcheinen die brittiſchen Coloniſten Neuſeelands mit einander zu wetteifern, um dem Guten, das die Eingebornen aus ihrem Umgang mit civiliſirten Menſchen ſchöpften, entgegen zu wirken. Es gibt kaum einen Hafen auf beiden Inſeln, der nicht von geſetzloſen Engländern heimgeſucht (infested) wäre. Sie fördern die natürlichen Laſter der Eingebornen und lehren ſie noch neue. In ihrem Verkehr mit den Eingebornen, denen ſie Land- und Landesproducte abkaufen, ſuchen ſie dieſelben auf alle Art zu betrügen, und erreichen nicht ſelten ihren Zweck, indem ſie vorgeben, ſie handelten unter der Autorität der engliſchen Regierung. Sie befördern die Kriege und Metzeleien unter den Eingebornen und nehmen Theil daran; ſie verbreiten Krankheiten über alle Küſten von Neuſeeland, und haben den Eingebornen Geſchmack an hitzigen Getränken beigebracht. Sie verdienen in der That den Namen „Teufelsmiſſionäre," den man ihnen gegeben hat." Dieſe Stelle iſt aus einem Buche: the britiſh Colonization of New Zealand, entnommen, und ſtatt alles Commentars wollen wir nur die Bemerkung hinzufügen, daß er ſeine Behauptungen mit ſchauderhaften Beiſpielen belegt, wovon eines der ſchrecklichſten wohl das iſt, daß der Gouverneur von Neu-Südwales den Handel mit tättowirten Neuſeelanderköpfen verbieten mußte, weil mehrere brittiſche Seecapitäne die Eingebornen zum Kriege gegen einander aufgereizt hatten, um ſich ſolche Köpfe zu verſchaffen.

Dergleichen Unthaten kamen zur vollen Kenntniß der engliſchen Regierung, und Lord Goderich, damals (1831) Colonialminiſter, äußert ſich darüber folgendermaßen: „Man kann nicht ohne Scham und Entrüſtung die Details leſen, welche dieſe (vom Gouverneur Darling eingeſchickten) Documente enthalten. Ich fürchte, die unglücklichen Eingebornen von Neuſeeland werden, wenn nicht entſcheidende Maaßregeln zur Abhülfe ergriffen werden, bald die Zahl jener barbariſchen Stämme vermehren, die in verſchiedenen Theilen der Welt als ein Opfer des Verkehrs mit civiliſirten Menſchen gefallen ſind, die den chriſtlichen Namen entehren." Im Verlaufe dieſer Bemerkungen fügt er hinzu, daß nach den Berichten des Miſſionär Williams die Entvölkerung der Inſeln mit raſchen Schritte fortgehe.

Goderichs Worte beweiſen die Wahrheit der Angaben des oben genannten Werkes „British Colonization of New-Zealand, und zum Ueberfluſſe kann man auch die Beſtätigung an manchen Stellen von Polacks Werke, ſo wie in des wohlmeinenden Banniſters Abhandlung über British Colonisation and Coloured Tribes, London 1838, finden. Aber nicht gerechte Entrüſtung oder frommer Eifer trieben die Verfaſſer des obigen Werkes, die Unthaten ans Licht zu ziehen, denn dieſes iſt ſelbſt nur wieder das Mittel zu einem eigennützigen Zwecke, deſſen Ausführung größeres Unheil als alles vorhergehende über die armen Neuſeeländer gebracht hätte. Aus dem geſetzlo en Treiben der Engländer auf Neuſeeland folgern ſie die Nothwendigkeit, ihnen durch eine obrigkeitliche Gewalt Zaum und Zügel anzulegen, und die bisher ordnungslos betriebene Anſiedelung in ein Syſtem zu bringen. Zur Förderung dieſes Zweckes iſt das Werk: the britiſh Colonisation of New Zealand eingeſtandenermaßen von der „New Zealand Association" ans Licht gegeben worden. Dieſe Geſellſchaft wandte ſich an das Parlament um einen Freibrief, der aber geradezu abgeſchlagen wurde, weil das Ganze nur auf Schwindelei und Betrug beruhe, und darauf hinaus laufe, den neuſeeländiſchen Häuptlingen ihr Beſitzthum unter nichtigen Vorwänden zu entreißen. Um nicht das Anſehen zu haben, als übertrieben wir die Sache, wollen wir wiederum einen Engländer ſelbſt ſprechen laſſen. In den Times vom 26 Dec. v. J. heißt es: „es geht aus den vor der Pairs-Committee erhobenen Zeugenausſagen ganz deutlich hervor, 1) daß die eingebornen Häuptlinge ſich ihrer unabhängigen ſouveränen Rechte nicht begeben wollen, ſo daß man deren Abtretung nie durch ehrenvolle Mittel erreichen könnte; 2) daß ſie durchaus nicht wiſſen, was unter Verkauf und Entäußerung ihrer Ländereien verſtanden wird, daß ſie bei allen ſolchen Verhandlungen glauben, ſie könnten wieder davon Beſitz ergreifen, ſobald es ihnen genehm ſey, und daß die nominellen Preiſe, die man ſchon bezahlt hat, und welche die neuſeeländiſche Aſſociation künftig bezahlen will, nichts Beſſeres ſind, als ein ſchändlicher Betrug gegen unwiſſende Wilde." Nach dieſen Bemerkungen iſt der weitere Satz überflüſſig, daß es nur auf die Bereicherung einiger unerſättlichen Speculanten abgeſehen, und daß die philanthropiſchen Erklärungen in Betreff der Neuſeeländer, und alle die Paraphernalien von Gouverneur, Biſchöfen, Richtern und Commiſſären, wie ſie die Aſſociation vorſchlägt, lauter Trug und Täuſchung (humbug) ſeyen. Die Times ſchließen mit den Worten: „Alle dieſe Thatſachen haben Ihre Herrlichkeiten mit einem Scharfſinn und Forſchungsgeiſt zu Tage gefördert, welche ſie zu öffentlichem Danke berechtigen, und wir können der neuſeeländiſchen Aſſociation nur rathen, ihre Bude zu ſchließen, und ihre Gläubiger alsbald zu bezahlen."

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Fraſers Tatarenreiſe nach Teheran.

2. Reiſe von Konſtantinopel nach Erzerum.

(Fortſetzung.)

Von Duſcheh aus, wo wir Pferde wechſelten, hatten wir eine lange und ſehr beſchwerliche Station nach Boli. Anfangs in der vorhergenannten Ebene, mit Eichen und Dorngeſträpp bedeckt, hinſtreifend und den Fluß, der ſie durchſtrömt, an mehrern Stellen überſchreitend, kamen wir bei anbrechender Nacht in ein Defilée dicht mit hohen Waldungen bewachſen. Am Fuße des erſten Berges ſtiegen wir ab, unterſuchten die Bagage und die Pferde, und machten Alles fertig für den langen und ſchwierigen Paß, der vor uns lag.

Hier fanden wir den erſten Schnee wieder, der nach und nach ſo heftig und tief wurde, daß wir den Weg verloren, und faſt genöthigt waren, ſtill zu ſtehen. Auch kamen wir nicht eher wieder auf den rechten Weg, bis wir wieder umkehrten. Der Wald beſtand aus Eichen und Buchen von großer Höhe, und ließ nur wenig Raum für Geſträuche, die, wie es mir ſchien, meiſt Rhododendren waren. Oft war die Steig ſehr ſteil und mühſam, und Skelette von Pferden, von den Wölfen rein abgenagt, zeugten von der Gefahr unſeres Weges; ein Pferd lag nur noch halb verzehrt in unſerem Wege ſelbſt. Weiter in der Höhe trafen wir Buchen und Hagebuchen auf einer ebenern Stelle, tief mit Schnee bedeckt. Es war bitter kalt und rauh, bis wir den Gipfel des Berges erreichten und ein elendes Wachthaus. Der Mond ſchien zuweilen durch die ſchweren Wolken und erleuchtete die hohen Spitzen der Berge, die ſich von allen Seiten erhoben, und, obgleich voll Schnee, doch bis an die Spitze mit Wald bedeckt waren. Die Kälte nahm zu, je höher wir kamen, und an dem Wachthaus angelangt, waren unſere Kleider, durchnäßt von dem frühern Schmutz, feſtgefroren wie Bretter, unſere Stiefel, vom Schnee durchweicht, glichen eiſernen Schienen, und waren an die Steigbügel angefroren, ſo daß wir nicht abſteigen konnten, bis wir die Leute geweckt hatten, und dann konnten wir kaum gehen.

Nachdem wir Kaffee getrunken hatten, ſetzten wir unſern Weg nach Boli weiter fort auf einer Straße von Eis, kamen dort gegen 1 Uhr nach Mitternacht an halbtodt vor Kälte und Ermüdung, und nachdem wir drei Stunden daſelbſt verweilt hatten, waren unſere Kleider nur halb aufgethaut, und wir mußten in dem naſſen, kalten Zuſtand unſere Reiſe fortſetzen. Nie habe ich mehr von der Kälte gelitten, als an dieſem Morgen. Unſere Kleider waren bald wieder ſteif gefroren, und ohne innere Wärme, die ſchneidende Luft des Morgens zu ertragen, auf halbgefrorner Straße, deren Eis bei jedem Schritt brach und die Füße unſerer Pferde verletzte, näherten wir uns nur langſam und halbtodt vor Kälte dem Dorfe Oherija, das, zwiſchen Bergen mit Eichen und Fichten bewachſen, maleriſch am Ufer eines wilden Bergſtromes liegt.

Der Weg nach Hamamli führte über bedeutende, tief mit Schnee bedeckte Höhen, die Steigen gingen oft am Rande von tiefen Abgründen hin, und da der Tag ſich ſchon neigte, als wir Oherija erreichten und verließen, waren die Ausſichten nicht angenehm. Ein eiſiger Wind empfing uns, als wir unſere Pferde beſtiegen, und geleitete uns die Anhöhe hinab, auf welcher die Stadt ſteht, nicht weit von einer Schlucht, die in ein langes, tiefes Thal hinabführt, und ſo heftig wehte er am Eingange dieſer Schlucht, daß wir kaum unſere Mäntel über die Pferde ſich auf den Höhen halten konnten. Die Wege wurden immer ſchwieriger, das Schneegeſtöber immer läſtiger und für uns gefährlicher, denn neben uns gähnten die fürchterlichſten Abgründe, und oft, wenn der Fuß meines Pferdes zu gleiten ſchien, drang, trotz der Kälte, der Schweiß zu allen Poren heraus, in der entſetzlichen Erwartung, daß der Abgrund, der durch die Dunkelheit der Nacht noch ſchrecklicher wurde, mein Grab werden müßte. Um unſer Elend voll zu machen, mußte ſich unſer Tatar und der erſte Surudſchi betrinken, daß ſie bald, nachdem wir den Paß überſchritten hatten, feſt einſchliefen, und Bonham und ich zur Kurzweil die Laſtpferde antreiben mußten. Dazu wurde der Himmel ſo finſter, daß wir kaum die Erde erkennen konnten, auf der wir ritten, ſo daß wir beim erſten Khan zu halten beſchloſſen. Doch der Entſchluß war nicht leicht auszuführen, indem der nächſte Khan verlaſſen und leer war. So mußten wir weiter, bis wir ein anderes anſehnliches Gebäude mit hohen Mauern erreichten. Es war das Dorf Tſchirleſch, aber von ſeinen Bewohnern wollte keiner ſein warmes Bett verlaſſen, und nachdem wir lange gelärmt und getobt hatten, mußten wir abermals drei Stunden weiter nach Karabſcholan, wo wir gegen 4½ Uhr des Morgens ankamen, und faſt erſtarrt vor Kälte mit Eis und Allem, was um uns war, auf die erſte beſte Matte oder Matratze hinfielen und vor Erſchöpfung einſchliefen.

Um 7 Uhr des Morgens wurden wir erweckt vom Tatar, der uns ein warmes, treffliches Frühſtück beſorgt hatte, und eilten gegen 8 Uhr neugeſtärkt weiter. Die Gegend hatte ſeit Oherija ihren waldigen Charakter verloren (wir hatten eine bedeutende Höhe erreicht) und beſtand aus fettem Lehmboden, der ſich in erdige Hügel hinzog, ohne irgend einen felſigen Charakter. Wir kamen bei einer Menge griechiſcher und armeniſcher Gräber vorbei, Ruinen ehemaliger Begräbnißplätze, zum Theil mit Säulen und griechiſchen Inſchriften verziert, die wir natürlich nicht unterſuchen konnten. Auf unſerem Wege nach Kodſcha-Hiſſar kamen wir durch ein ſchönes Thal, in das uns ein ſteiler Abhang führte. Die Stadt liegt anmuthig auf einer Anhöhe, am Fuß einer Reihe ſonderbarer Erdhügel mit zahlloſen Schluchten, über welche eine Kette hoher Gebirge ſich erhob. Einige dieſer Hügel waren Kies mit Sandſtein vermiſcht. Später berührten wir dieſe Kieshügel, als der Weg durch ein ſchönes, tiefes Thal führte, jene mit Lebensbaum (Arbor vitæ) und Wachholder, dieſes mit Gebüſchen der rosa horrida und andern Dornſträuchen bedeckt.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Wechſelnde Thätigkeit des Veſuv und Aetna. Hr. Pilla macht bemerklich, daß in der zweiten Hälfte des Jahres 1858 zwiſchen Veſuv und Aetna eine auffallend abwechſelnde Thätigkeit ſtattgefunden habe. Der Veſuv warf aus in den Monaten Julius und Auguſt; ſobald dieſer Ausbruch aufgehört hatte, begann der des Aetna, und dauerte fort bis in den December; am 1 Januar war der Veſuv wieder in Thätigkeit. (Echo du Monde Savant vom 25 Februar.)

Ueberſetzung chineſiſcher Abhandlungen. Der bekannte Sinologe, St. Julien, hat dem franzöſiſchen Miniſterium eine Ueberſetzung des chineſiſchen Verfahrens bei der Papierfabrication übergeben. Dieſe Abhandlung wird nächſtens mit Abbildungen erſcheinen. Der Miniſter hat nun Hrn. Julien beauftragt, aus den chineſiſchen Werken über den Ackerbau alle Abhandlungen über die Bereitung künſtlicher Düngerarten zu überſetzen. (ibid.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 68.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 März 1839.

Sitten in Indien.

Die lebendigen Todten. Nr. 2.

Eine andere Begebenheit, wie die in Nr. 1 erzählte, war von weit gefährlicherem und criminellerem Charakter. Die Begebenheit trug sich in einer großen Stadt des Landes zu, und die Parteien waren von angesehenem Stande. Ein reicher Mahabschun, oder Kaufmann, hatte eine junge und hübsche Frau, gegen welche er sich außerordentlich eifersüchtig zeigte. Sie hatten keine Kinder, und im Falle seines Todes ging sein Vermögen an einen Verwandten über, mit dem er in Uneinigkeit lebte. Dieser Mann, Namens Khan Beg, ein träger, liederlicher Bursche, blickte mit sehnsüchtigem Auge auf die Erbschaft, und dachte auf Mittel sie bald zu erhalten. Durch seine Verschwendung in Armuth gestürzt, wußte er, daß es vergeblich wäre, seinen Verwandten, den seine wiederholten Ausschweifungen mit Recht erzürnt hatten, um Beistand zu bitten; und da er in einem der Diener des Kaufmanns einen bereitwilligen Helfershelfer fand, ersann er einen Plan, der ihm Erfolg versprach. Er erfuhr, daß Ibrahim Beg, der Mann, in einem Anfalle von Eifersucht die dienenden Frauen seines Weibes verkauft, entlassen und fortgejagt hatte, und daß nur eine Sklavin noch um sie sey, so dumm, daß sie unfähig war, zu beobachten, was im Hause vorging. Bisher hatte der Mann seine Frau mit Güte behandelt, doch durch diesen Verdacht aufgeregt und durch die Einflüsterungen seines Dieners Emami noch mehr gereizt, erhob er seine Hand gegen sie, und das arme Mädchen schrie vor Schreck und Schmerz wie in Todesangst auf. Am andern Morgen war sie nicht mehr zu finden, und man unterrichtete den nächsten Thanna, daß das Weib ermordet sey. Die Gerichtsbeamten kamen sogleich, und Emami sagte aus, daß ein Streit vorgefallen sey, doch sein Herr habe ihn fortgeschickt, einen Auftrag zu besorgen, und weiter wisse er nichts von der Sache. Nachsuchungen wurden überall angestellt, und da ein Theil des Bodens im Hofraum aufgegraben schien, sah man genauer hin, und fand den Leichnam einer Frau, deren Kopf aber nirgends zu finden war. Ibrahim Beg wurde natürlich verhaftet und ins Gefängniß gebracht. Vergeblich betheuerte er seine Unschuld und erklärte, gleich nach jenem unseligen Streite mit seiner Frau sey er entweder von seiner Aufregung erschöpft oder von einem Schlaftrunk überwältigt in tiefen Schlaf gefallen, und bis spät am Morgen ohne Bewußtseyn geblieben. Die Abwesenheit Emami's in Geschäften seines Herren wurde hinreichend durch einige seiner Verbündeten bewiesen; er erkannte eine Spange, die an dem Arm des Leichnams gefunden wurde, als dieselbe, die seiner Herrin gehört, und die er habe ausbessern lassen, während die Sklavin aussagte, sie sey davon gelaufen und habe sich versteckt, als ihr Herr seine Frau geschlagen habe, und dann sey die Thür des Gemachs verschlossen gewesen, als sie es habe verlassen wollen; zugleich erkannte sie in dem Leichnam Tschumbili, ihre Gebieterin. Nichts konnte bedenklicher seyn. Der Kopf allein fehlte, um den Beweis zu vervollständigen. Ibrahim Begs Eifersucht gegen seine Frau war bekannt, und ihr Geschrei war an dem verhängnißvollen Abend von allen Nachbarn gehört worden. Beim Verhöre wurde, der Meinung der Landesgesetzkundigen, welche auf der Herbeischaffung des Kopfes bestanden, zuwider, der Fall dem Nizamet Adawlet überwiesen, und keinem Zweifel über den Mord Raum gegeben. Ibrahim Beg hatte einige Freunde, und der größere Theil derselben bemühte sich auf alle mögliche Weise, ihn dahin zu bringen, seine Schuld einzugestehen. Im Allgemeinen sind die Indier sehr bereit, sobald sie verhaftet sind, und besonders nach ihrer Verurtheilung, ihre Schuld zu bekennen und alle nähern Umstände zu berichten. Oft bildet das Geständniß des Gefangenen den Hauptbeweis gegen ihn. Ibrahim Beg jedoch fuhr fort, jeden Antheil an seines Weibes Verschwinden fest zu läugnen, und behauptete eben so fest, daß der Leichnam nicht der von Tschumbili sey. Zum Unglück für ihn hatte er sie zu verschlossen gehalten, als daß viele Personen über die Identität hätten sprechen können, und seine Versicherungen hatten kein Gewicht. Die Zeit verging; der Beweis gegen den Gefangenen wurde als genügend vom Obergericht anerkannt, und der Tag der Hinrichtung anberaumt. Khan Beg freute sich schon auf seine nahe Erbschaft, und gab sich das Ansehen eines reichen Mannes; man sah, daß Emami seinen alten Herrn ganz verlassen

hatte, und sich seinem Erben und Nachfolger anschloß, was einigen Unwillen gegen den treulosen Diener erregte, der so lange des Gefangenen Brod gegessen; doch es erzeugte nicht den geringsten Verdacht einer verrätherischen That gegen ihn. Endlich erhielt ein junger Engländer, ein Beisitzer des Gerichts, am Tage vor der Hinrichtung die Nachricht, daß Tschumbili lebe, und zwar 20 Meilen weit von dem Orte, wo der Mord geschehen seyn sollte. Ob er gleich dieser Nachricht nicht traute, so beschloß er doch, da es ein Menschenleben galt, die Sache persönlich zu untersuchen, und nachdem er Pferde und Träger nach dem Ort abgeschickt hatte, ritt er selbst am Abend dahin. Die Frau war, wie er hörte, im Gewahrsam einer Bande Fakirs, die in einem Grabgewölbe wohnten, und weil diese Menschen in allen Ränken wohlerfahren sind, so mußte man sie überraschen. Daher wurde vorsichtig die Dorfpolizei aufgeboten, das Grab umringt, und bei der Untersuchung fand man eine Frau, die Niemand anders war, als Tschumbili selbst, in einem unterirdischen Gemach. Sie wurde sogleich in eine für sie bereitete Duli gesetzt und nach der Stadt gebracht. Der Tag brach an, ehe sie ankam, das Schaffot war errichtet, und alle Vorbereitungen für die letzte traurige Ceremonie vollendet. Große Menschenmassen hatten sich versammelt, um der Execution beizuwohnen, und obgleich in Indien die Zeit ohne Werth zu seyn scheint, da große Massen mit exemplarischer Geduld jede beliebige Zeit warten, so wurde man doch endlich beunruhigt, als, statt des Gefangenen, ein Suwar erschien, der die Zuschauer mit den eingetretenen Umständen bekannt machte. Unterdeß wurden Emami und Khan Beg verhaftet. Der erstere gab sogleich die nöthige Erklärung, als er sah, daß der Plan mißlungen war. Er sagte zuerst aus, daß er durch seine Neigung zum Spiel in die Hand des Khan Beg gekommen sey, und anfangs lange widerstanden habe; die Sache sey lange verschoben worden, bis man einen geeigneten Körper fand, der für den der Tschumbili gelten konnte; endlich hätte ein Mann seine verstorbene Frau gegen eine Belohnung hergegeben, welcher sie, aus Furcht der Entdeckung, den Kopf abgeschnitten hätten; Emami habe durch erdichtete Berichte ihrer schlechten Lebensart seinen Herrn gegen seine Frau aufgebracht, und als sie weinend und seufzend in Schlaf versunken, und sein Herr durch einen Trank besinnungslos geworden sey, hätte er die Sklavin in ihrem Gemache verschlossen, Tschumbili in ein schwarzes Tuch gewickelt, und sie den Fakirs zur Verwahrung gegeben, die schon auf sie warteten; Khan Beg habe ihm in Allem beigestanden, und als die Sache geschehen, hätte er sich in dessen Wohnung begeben, und sey am andern Morgen wiedergekommen, unter dem Vorwande, er habe einen Auftrag seines Herrn in der vergangenen Nacht besorgt. Einige Rupien, die Khan Beg einem seiner Gehülfen verweigerte, brachten die ganze Sache zeitig genug an den Tag, denn dieser wußte mehr von dem Ganzen, als er wissen sollte, und zeigte es dem englischen Richter an. Khan Beg und Emami wurden verurtheilt, lebenslang auf den Straßen zu arbeiten.

Neuseeland.

(Fortsetzung.)

Die neuseeländische Association hatte freilich leichtes Spiel gehabt, den Zustand jener Inseln in einem schrecklichen Lichte darzustellen, denn Verbrechen genug wurden ungestraft verübt, und was schlimmer als Alles zu werden drohte, der Verkehr mit den Europäern lockerte die Bande des Gehorsams, welche sonst die Stämme an ihre Häuptlinge band; man darf wenigstens nur die mannichfachen Berichte von Raubanfällen lesen, womit die australischen Blätter angefüllt sind, und man findet häufig angemerkt, daß die Untergebenen den Häuptlingen, namentlich in der Aufregung des Kampfes und vielleicht auch des Branntweinrausches den Gehorsam verweigt hätten. Riß dieses Band, so waren die Eingebornen bald nichts Besseres mehr als eine Räuberhorde; und vielleicht sind die höchst zahlreichen Gewaltthaten, die in der letzten Zeit verübt wurden, nächst den häufigen Ausforderungen durch das Benehmen der Europäer selbst, diesem Umstande zuzuschreiben. Außer dieser Lage hatten die Engländer noch einen andern Umstand zu fürchten, nicht den abenteuerlichen Baron de Thierry, der sich König von Neuseeland nannte, und am Ende des Jahres 1837 auch wirklich einen Versuch machte, sich in den Besitz seines angeblichen Königreichs zu setzen, sondern einen viel furchtbarern Nebenbuhler, nämlich die Amerikaner, denn wie sich Engländer an den einzelnen Handelsplätzen und Häfen niederließen, so auch die Amerikaner, und diese konnten am Ende mit den Engländern in offene Feindseligkeiten gerathen.

Die erste Veranlassung zum Einschreiten der englischen Regierung gab die Erscheinung der französischen Corvette La Favorite unter Capitän La Place in der Bay of Islands im J. 1821; bekanntlich hatten die eingebornen Anwohner dieser Bay in frühern Zeiten einen französischen Schiffscapitän mit zwölf seiner Gefährten ermordet und verzehrt, und so entstand das einfaltige, wie es scheint aber absichtlich verbreitete Gerücht, die französische Corvette sey erschienen, um das Land mit Gewalt in Besitz zu nehmen. Vierzehn Häuptlinge des Landes wandten sich deßhalb in einer Bittschrift an den König von England, und im Mai 1833 erschien das englische Kriegsschiff Imogene, und brachte einen brittischen Residenten in der Person eines Hrn. James Busby mit; bald darauf kam Capitän Lambert in dem Schiffe Alligator, und ertheilte den dortigen Häuptlingen eine Fahne, die sie als Nationalflagge führen sollten, um dadurch gegen fremde Belästigungen sicher zu seyn. Wenn nicht die Absicht war, die in Neuseeland ansässigen Engländer gleichsam als Nation unter dem Schutze Großbrittanniens zu constituiren, so hatte diese Ceremonie durchaus keinen Sinn, da wahrscheinlich kein von eigentlichen Neuseeländern bemanntes Schiff sich weit von der Küste aus wagen und so mit europäischen oder amerikanischen Fahrzeugen in Collision kommen konnte. Doch wie dem sey, Hr. Busby war als Resident angestellt, und hätte mit den zu seiner Verfügung gestellten Hülfsmitteln sich als Regent, wenigstens der nördlichen Insel, benehmen können, allein es scheint, daß es ihm an dem nöthigen

Talent, und noch mehr an Energie fehlte. Wir haben zu wenig einzelne Nachrichten, um ein einigermaßen begründetes Urtheil über ihn zu fällen, allein Polacks Ansicht, das durch mehrere, im Asiatic Journal mitgetheilte Nachrichten bestätigt wird, spricht sehr gegen ihn. „Hr. Busby," sagt derselbe (II. 220) „erhielt eine Besoldung von 500 Pfd. jährlich, und 250 Pfd. weiter zu Geschenken an die einheimischen Häuptlinge. Diese Geschenke würden hingereicht haben, nicht nur dem Geber die Achtung und Zuneigung dieser uncivilisirten Menschen zu sichern, sondern sie würden auch eine Schaar um ihn her gebildet haben, die allen Befehlen des Residenten gehorcht hätte. Aber das Gegentheil fand statt: unbekannt mit der Sprache und den Sitten des Volks, in sich zurückgezogen und selbst die bessern Classen von Europäern vermeidend, ging die Achtung vor ihm als brittischem Consul schnell verloren, und die eingebornen Stämme, auf deren Gebiet er fern von den bedeutenden Häuptlingen, wie von den europäischen Handelsleuten lebte, behandelten ihn mit Gleichgültigkeit, später sogar mit Verhöhnung." Einige Angriffe auf seine Wohnung ließ er trotz der dringenden Bitten der andern Europäer ungeahndet, und so ließen sich die Folgen leicht berechnen.

Betrachtet man freilich die Anstalten, die gemacht wurden, so darf man sich nicht wundern. Hr. Busby sollte in Neuseeland wohnen, alle Klagen vernehmen und die flüchtigen Verbrecher von den Inseln ausschließen. Aber diese waren ohne Erlaubniß gekommen, blieben ohne Erlaubniß, und Hr. Busby hätte auch mit dem besten Willen kein Mittel gehabt, sie aus den Inseln zu entfernen, so gewiß es auch war, daß diese Verbrecher alle Bande, welche die Eingebornen noch zusammenhielten, zu lockern drohten, wie denn auch die Sydney Gazette vom 4 Julius 1834 nach Privatberichten aus Neuseeland bemerkte, die Inseln geriethen in einen immer unruhigern Zustand, und die Eingebornen seyen von Norden nach Süden zu allen Unthaten reif. Nichtsdestoweniger scheint dieß die englische Bevölkerung von Neusüdwales nicht geschreckt zu haben, und zu manchen Zeiten herrschte, namentlich in Vandiemens Land, eine wahre Wuth, nach Neuseeland auszuwandern, und Constitutionen der neu zu errichtenden Colonien wurden bekannt gemacht, die denen in den westlichsten Staaten Nordamerika's noch den Rang abliefen.

Im Jahre 1834 wurden zum erstenmale englische Truppen freilich nur 50 Mann hingeschickt, weil die Eingebornen eines englischen Schiffes sich bemächtigt, die Mannschaft ermordet hatten, und überhaupt immer unruhiger wurden. In der Cloudy Bay (Insel Tawai Punammu) waren die europäischen Ansiedler wiederholt in Gefahr, ermordet zu werden, indem die Eingebornen sich umher sammelten, in der entschiedenen Absicht, alle Weißen umzubringen. Vielleicht war es nur die List eines Capitäns, der mehrere Häuptlinge an Bord lockte, und sich ihrer als Geisel versicherte, was die Weißen rettete.

(Schluß folgt.)

Neuer Brennstoff.

In der Sitzung der Gesellschaft der Civilingenieure vom 5 Februar zeigte Hr. C. W. Williams Proben von Torf von seinem ersten Zustande, wenn er erst aus dem Moor genommen ist, bis zur letzten Vollendung, wo er in eine harte Coke zusammengepreßt ist, und von seinem neuen Harzbrennmaterial, oder künstlicher Kohle, die aus Harz und Torfcoke zusammengesetzt ist. Dieses Harzbrennmaterial hat man auf langen Reisen von großem Nutzen gefunden, sobald es im gehörigen Verhältnisse mit Kohlen gebraucht wird, da es den Heizer in Stand setzt, die erforderliche Dampfmasse regelmäßig zu gewinnen, und im Fall der Noth den Dampf schneller zu vermehren. Als Brennstoff selbst dient es nicht, doch wenn 2½ Centner dieses Brennstoffes mit 20 Centner Kohlen verbraucht werden, so daß er bei jedem Nachlegen der Kohlen zuerst mit dem Feuer in Berührung kommt, so werden die Kohlen weit besser in Brand gesetzt, und die Hitze ist dieselbe, welche 27 Centner Kohlen hervorbringen. So ersetzen 2½ Centner dieses Harzes 7 Centner Kohlen. Die Kosten betragen 35 bis 40 Schilling für die Tonne. Die transatlantischen Dampfboote nahmen 40 bis 60 Tonnen davon, und neben seinem vortheilhaften Gebrauche gewannen sie auch Raum für eine größere Ladung. (Athenäum vom 16 Februar.)

Chronik der Reisen.

Frasers Tatarenreise nach Teheran.

2. Reise von Konstantinopel nach Erzerum.

(Fortsetzung.)

Auf dieser Station waren die Reisenden, von denen ich früher erzählte, beraubt worden. Auch wir sahen nach unsern Waffen, als wir an diesen einsamen Ort kamen und aus dem Thal aufstiegen über eine Reihe unregelmäßiger Berge, von denen man auf der andern Seite die schöne Ebene von Tosia sieht, mit seiner schönen, malerisch an der Seite eines Berges liegenden Stadt, überragt von andern Höhen, und die Aussicht auf ein reiches, wohlbebautes Thal eröffnend. Doch Niemand begegnete uns, und im Posthause lud man uns ein, drei Stunden zu ruhen, bis Pferde herbeigebracht würden. Aus drei Stunden aber wurden sechs, und erst am Morgen des 20 Januar setzten wir unsere Reise weiter fort über Erdhügel von seltsamer Gestalt und mit gleichem Gestrüpp bedeckt wie die vorigen, setzten über mehrere breite Ströme, bis wir endlich in das Thal des Kizil Irmak oder eines Armes von ihm und in die befestigte Stadt Hadschi Hamza, malerisch auf einer Höhe über dem Fluß gelegen, kamen. Die umliegenden Berge waren wild und von anderem Charakter als bisher, meist aus Sandstein von verschiedenen Farben, roth, gelb, grün, aschgrau, der leicht abbricht und den Boden des Thales bildet. Die Vegetation besteht nur aus Föhren, arbor vitæ und Wachholder.

Die Pferde, die wir in Hadschi Hamza erhielten, waren so klein und elend, daß wir anfangs glaubten, man treibe Scherz mit uns. Doch es war Ernst (mochten sie keine andern haben oder uns geben wollen), und durch Schnee und Regen zogen wir die Ufer des Kizil Irmak nach, die bis an den Fuß der Felsen in Reisfelder umgewandelt waren, und mit Schmutz daher uns reichlich segneten. Fünfmal fiel das eine Lastpferd, und der Tatar und die Suridschis mußten sie mit

unsäglicher Mühe aus diesem Moraste herauszuziehen. Doch weiterhin fanden wir eine andere Gefahr.

Ein Vorsprung des Felsens endet in einer kühnen senkrechten Klippe von ungefähr 1000 bis 1100' Höhe, an deren Fuß sich der Fluß schäumend bricht. In der Mitte dieses Felsens, vielleicht 4 oder 500' hoch über dem Fluß, ist der Weg durch den Felsen gebrochen worden: eine ungeheure und fürchterliche Arbeit. Der Weg ist ungefähr 10' breit, und wo der Felsen nicht ausreichte, aufgemauert und gepflastert worden. Auch ist eine Brustwehr da, doch so dünn und niedrig an manchen Stellen, daß sie schwerlich einen Fallenden aufhalten kann. Das Ganze beträgt ungefähr ¼ (englische) Meile, die Steig dazu ist steil hinauf und hinab. Der Name der Steig ist „Surmaseklayah." Die Aussicht von ihr ist herrlich in das reiche, schöne Thal gegen Osmandschik zu. Zu beiden Seiten steigen die Felsen malerisch auf mit ihren burgartigen Klippen und Spitzen empor. Doch minderte unsere augenscheinliche Gefahr den Genuß bedeutend, da unsere elenden Pferde mit Mühe ihre mit Schlamm bedeckten Füße auf dem mit Eis überzogenen Steingrund aufrecht hielten. Froh waren wir, als wir sie glücklich nach Osmandschik gebracht hatten, denn selbst in den Straßen der Stadt fiel das eine zweimal vor Ermattung nieder.

Mit anbrechender Nacht gingen wir weiter, überschritten den Fluß wieder und verfolgten das Thal eines Nebenflusses bis zu einem nicht weniger gefährlichen Gebirgspaß. Wir näherten uns ihm durch den Berg selbst im Bett eines wüthenden Gebirgsstromes, wo Niemand einen Weg sich hätte denken können, und aus dem wir durch eine enge Felsenspalte in der Dunkelheit aufwärts kletterten, bis wir hoch oben am Rand eines dunkeln Abgrundes herauskamen, und an welchem wir immer aufwärts steigend fortgingen auf einem festigen, engen gewundenen Pfad, hie und da gepflastert, doch ohne Brustlehne, in einer Höhe von 4 bis 600', wie ich glaube. Es war ein fürchterlicher Weg. Dabei muß man bedenken, daß die Türken ihre Pferde nicht an den Hufeisen schärfen lassen, und hier war Alles Eis und schmelzender Schnee. Der Abhang war nicht so lang, doch eben so gefährlich, und noch entsetzlicher, weil man stets in den schwarzen gähnenden Schlund hinabblickte und unten die schäumenden Wasser hörte. Doch war die Landschaft entzückend, vielleicht noch schöner durch die Dunkelheit. Die Wolken hingen schwer und drohend an den Felsenspitzen, und vollendeten das Gemälde, das uns der Paß von Drekler-dagh darbot.

Im nächsten Wachthause stärkten wir uns mit einem Weizen-Pillaw, Daurt oder saurer Milch und Kaimak oder dickem, gekochtem Rahm für die weitere beschwerliche Reise, denn wir mußten wieder solche Gebirgspässe übersteigen, bis wir endlich in eine weite Ebene kamen, wo die Linie zwischen Schnee und Himmel nicht zu bemerken war, wo wir unsern Weg verloren, und eine solche Schläfrigkeit über uns Alle kam, daß wir unsere Augen kaum drei Minuten aufhalten konnten, und die Rosse langsam des Weges zogen. Erst als der Tag hell leuchtete, konnten wir dieses bleierne Gewicht des Schlafes abschütteln, und ein scharfer Galopp brachte uns nach Marsiwan, dessen Einwohner so streng den Ramazan hielten, daß wir nicht einmal ein wärmendes Feuer erhalten konnten, und vor dem Posthause die frischen Pferde erwarteten.

Unser Weg nach Amasia, der nächsten Station, führte durch die reiche, fruchtbare Ebene von Marsiwan, reich besetzt mit Dörfern und Weideplätzen voller Heerden, die durch eine Kette niedriger Hügel von Amasia getrennt ist. Ein steiler Abhang führte uns in den Kessel, worin es liegt, wie eine Statue in einer Nische, die Füße gegen einen hübschen Fluß ausgestreckt, der aus der Schlucht hervorkommt, in welcher sie liegt. Ueber ihr auf einem kegelförmigen Felsen, der sich mehrere hundert Fuß hoch erhebt, liegt das Schloß am Fuß noch höherer Felsen, die in schroffen Spitzen sich aneinander reihen. Der schmale Streif Land, den der Fluß — ein Hauptarm des Dschepkel Irmak — übrig läßt, ist mit Bäumen und Gärten bedeckt. Ein reizendes Bild. Doch der Regen goß in Strömen, und wir reisten Courier.

Amasia ist eine beträchtliche Stadt, und da wir in den bisherigen sechs Tagen 700 (englische) Meilen gemacht hatten, ohne uns Ruhe zu gönnen, beschlossen wir hier 12 Stunden zu halten. Doch das Posthaus versprach wenig Erholung, überall strömte der Regen herein. Auf schärferes Drängen brachte uns der Tatar in ein Karawanserai, wo wir uns ein Bad bestellten und unsere Kleider trocknen wollten. Doch vergeblich strebten wir das feuchte Holz zur hellen Flamme zu bringen, wir erhielten nur Dampf und Rauch. Erst nach dem Bad empfing uns eine erfreuende Wärme und ein treffliches Mahl, indem wir mit 20 Piastern einen herrlichen türkischen Hahn uns kauften. Am 11 Morgens um 8 Uhr setzten wir unsern Weg weiter fort.

Bald verließen wir das Thal des Dschepkel Irmak, und stiegen ein rauhes seltsam gebildetes Defilée auf, von einem hübschen kleinen Fluß ausgegraben, der jetzt mit Eis bedeckt war. Der Weg war an einem Punkte so enge, daß nur ein Pferd Raum hatte, gepflastert, um ihn gegen den Strom zu schützen, und mochte wohl einmal befestigt gewesen seyn. Als wir beträchtlich aufgestiegen waren, führte der Weg über einige niedrige Berge, dürftig mit Föhren, kleinen Eichen und Dorngesträuch bewachsen, und dann in die Ebene nach Turkhal hinab, einer kleinen schmutzigen Stadt, mit einem Castell am Felsen über ihr. Hier erhielten wir schnell Pferde, und bei heller Mondnacht eilten wir weiter über die Ebene nach Tocat, einer alten schönen Stadt mit einem Schloß auf den sich hinter ihr erhebenden Felsen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Araber aus Constantine in Frankreich. Fünf junge Araber sollen mit nächstem nach Paris kommen, um dort ihre Erziehung zu erhalten. Darunter befindet sich der Sohn Ali's, der Kaiden der Araktas und der Bruder des Hakem von Constantine.

Eisenbahnfrequenz in Rußland. Im Laufe des verflossenen Januars fuhren auf der Eisenbahn von Petersburg nach Zarskojeselo 40,459 Personen. Die Einnahme dieses Monats belief sich auf 51.253 R. 22 Kop. (Nordische Biene vom 8 (20) Februar.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 28 u. 29** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die Schlacht bei Benevento.** Eine Erzählung aus dem 13ten Jahrhundert, von F. D. Guerazzi. — **Zeitgedanken oder Menschen und Dinge.** (Schluß.) — **Ruy Blas.** (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblatts, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 69.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

10 März 1839.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bigorre. — Der Adour. — Das weſtliche pyrenäiſche Becken.

Der bloße Name des Adour erweckt in dem Fremden aus den nördlichen Ländern die Idee eines irdiſchen Paradieſes, und derjenige täuſcht ſich nicht, der ſeine Ufer im Campanerthale beſucht; allein das Pittoreske iſt meine Aufgabe nicht; nur ſcheint mir die gute Meinung, die man von dieſen Gegenden hat, eine Andeutung zu ſeyn, daß man nicht ungeneigt ſeyn werde, ſie im Ganzen und im Zuſammenhange zu überſehen, und ſich bei dieſer Gelegenheit in Bezug auf dieſen Theil des ſüdlichen Frankreichs eine Ideenreihe zu entwerfen, welcher es weder an Neuheit, noch an Wichtigkeit mangelt; auch iſt dieß um ſo leichter, da man aus den vorhergehenden Beſchreibungen ſchon mehrere einzelne Theile kennen gelernt hat.

Die franzöſiſchen Pyrenäen ſind etwa 100 Meilen (Lieues) lang (es handelt ſich hier nicht um eine genaue Statiſtik), davon kommen nur ungefähr 30 auf den öſtlichen Theil, von wo die Gewäſſer (die Aude, der Tets) gegen das mittelländiſche Meer auslaufen. Ihre Breite wird, was die eigentlichen Pyrenäen betrifft, im Durchſchnitt auf 8 Lieues geſchätzt, aber ihre Ausläufe begleiten den Adour und die Garonne bis zu ihrer Mündung. Von der Pointe de Grave, gegenüber von Royan an der Mündung der Garonne, kommt man auf die Hügel des alten Herzogthums Albert, welche ſich durch das Armagnac verbreiten; bei Vic en Fezenſac (weſtlich bleibt Aire und öſtlich Auch) wird die Paſſage enger, und noch enger bei Trie an der Baiſe Derriere (zwiſchen Tarbes weſtlich und Caſtelnau de Magnoac öſtlich); etwas ſüdlicher bei Tournay am Arros, der ſich in den Adour ergießt, öffnet ſich die Gegend, aber man ſteigt bald auf die Berge des Nebouzan, wo der Arros entſpringt, und verfolgt, ſo gut man kann, den Gebirgskamm, welcher zwiſchen dem Adour und dem Neſtes die Waſſerſcheide macht, und immer dürrer und wilder wird, je mehr man gegen die Gränzen Spaniens hinaufſteigt.*) Dieſe Reiſe in einer nordweſt-ſüdöſtlichen Richtung beträgt ungefähr 100 Meilen. — Wir haben übrigens ſchon bemerkt, daß das Mittagshorn von Pau noch bei Bazas, 35 Lieues nördlich von Pau, und 12 oder 15 Lieues ſüdlich von Bordeaux, ſichtbar iſt; von dem Fichtenbaume beim Bouceau de Bayonne will man nicht nur dieſen Berg, ſondern den größten Theil der hohen Pyrenäen entdeckt haben; ich kann dieß nicht verbürgen.

Der Adour reicht nicht bis an die ſpaniſche Gränze; der Gebirgskamm, der ſich ſüdlich von ſeinem Urſprung verlängert, gibt jedoch auf ſeinem weſtlichen Abfalle dem vorzüglichſten Nebenfluſſe des Adour, nämlich dem Gave de Pau, ſein Entſtehen; öſtlich laufen die Quellen des Neſtes, der ſich in die Garonne ergießt. Der Gave de Pau iſt für das Studium der Pyrenäen weit merkwürdiger, als der Adour ſelbſt; ſeine unzähligen Arme füllen die Thäler von Azun, Saint Savin, Cauterets, Bareges und Baſtan aus, wo in alten Zeiten, vielleicht vor 3000 Jahren, die großen Kataſtrophen ſtattfanden, wodurch die Gewäſſer aus den zerſprengten Gipfeln der Pyrenäen den Ausgang ſuchten, und die heutige Geſtaltung des Landes vorbereiteten. Dort ſtürzt ſich der Gave aus der 300 Fuß hohen Rolandsbreſche*) in den 1800 Toiſen weiten Circus von Gavarnie; dort empfängt er auf 1547 Metres Höhe den wilden Waldbach von Oſſonne, längs deſſen man von dem Thale von Azun von Weſten herüberſteigt. Dort war es, wo er ehemals als See die Ebene von Gedre und von Luz erfüllte; bei dem letzteren Ort erhält er den nicht minder wilden Waldbach von Baſtan, der gegenüber von der weſtlichen Quelle des Adour entſpringt, und in den zerriſſenen Ufern der Seen von Escobous, Omar, Aigues cluſes, Oredon, la Glaire Spuren der Wuth gelaſſen hat, mit welcher er über Bareges gegen Luz hin losbrach — war es dieſelbe vulcaniſche Convulſion, welche auch dem Gave de Pau nicht mehr erlaubte, ſich mit dem Umkreis von Luz und Argeles zu begnügen? Gewiß iſt, daß der Gave zwiſchen den Bergen Beut und Gers bei Lourdes durchbrach, in zwei Strömungen getheilt die Ebenen von Bearn, ſo wie die von Bigorre, mit Trümmern überhäufte,

*) In der Breite der Pyrenäen iſt eine Erhöhung von 25 Toiſen einer Entfernung von 25 Lieues gegen Norden gleich.

*) Die Thürme des Marboré = 3182 Metres Höhe; die Rolandsbreſche 2945 Metres.

und die Hügel anschwemmte, welche heutzutage diese beiden Strömungen, nämlich den Gave östlich bei Saint Pé, und die Gewässer von Ossau, die östlich in den Adour fließen, theilen. Mehrere Seen, z. B. die Ouffe, wurden zu Flüssen, und man wird wenig Gegenden finden, welche wie Bearn und Bigorre mit einer solchen Menge paralleler Flüsse und Bäche, durch niedrige Hügel in enge, schmale Thäler eingeschlossen, versehen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Neuseeland.

(Schluß.)

Baron Thierry hätte unter solchen Umständen eine nicht unbedeutende Rolle spielen können, wenn er sich mit Geschenken an die immer mehr verwildernden Häuptlinge Neuseelands gewendet hätte, allein es scheint ihm mit der Colonisation Neuseelands wirklich Ernst gewesen, und er mit ächt französischer Unkenntniß fremder Verhältnisse und Zustände zu Werke gegangen zu seyn. Im Frühjahre 1835 erließ „Charles, Baron de Thierry, chef Souverain de la Nouvelle Zélande, et roi de Nukahiva," von den Sandwichinseln aus eine Proclamation zur Besitzergreifung von Neuseeland. Hr. J. Busby nahm die Sache so ernsthaft auf, daß er eine eigene Proclamation deßhalb erließ, und die englischen Bewohner Neuseelands warnte, sich durch keine solchen Lockungen verführen zu lassen. Thierry hatte, wie sich ergab, schon im J. 1822 bei Hokianga (gegenüber der Bay of Islands auf der Westseite) bedeutende Landstriche angekauft, wollte nun Ansiedler dahin bringen, und gestützt auf diese, so wie auf die Missionäre, denen er besondere Besoldungen versprach, eine gewisse Herrschaft ausüben. Allein diese Ländereien waren längst wieder von den Eingebornen, die keine unwiderrufliche Veräußerung des Bodens anerkennen, an andere Europäer verkauft worden, so daß, als der Baron am 4 Dec. zu Neuseeland ankam, er gleich wegen seines Besitzthums in Streitigkeiten kam, und sobald er seine Leute ans Land setzte, fanden diese, die, wie es scheint, aus Handwerkern bestanden, vortheilhaftere Beschäftigung bei den dort angesiedelten Europäern, so daß sie ihn trotz aller aller unter Brief und Siegel abgemachten Verträge verließen. Am deutlichsten geht sein Schicksal aus einem bekannt gewordenen Briefe von ihm hervor, worin es heißt: „Der ehrwürdige Hr. Marsden sagte mir mit prophetischer Wahrheit voraus, was mir mit der Mehrzahl meiner Emigranten wirklich begegnet ist, und hätte ich seinen Rath vernommen, ehe ich mich verpflichtete, sie mit mir zu nehmen, so hätte ich viel Geld und noch mehr Plage erspart, indem ich mich hauptsächlich den Neuseeländern anvertraut, und das zügellose Volk, das ich von Sydney aus mit mir nahm, dort gelassen hätte." Mit Einem Worte, das Unternehmen schlug gänzlich fehl, wie es ihm jeder, der die seit 10 bis 12 Jahren in Neuseeland angewachsene fremde Bevölkerung kannte, hätte voraus sagen können.

Diese europäische Bevölkerung, mindestens ein bedeutender Theil derselben, scheint mit den Eingebornen mehr und mehr zu verwildern. Polack sagt, er habe, als er im Jahre 1837, nach einer Abwesenheit von beinahe einem Jahre, wieder nach der Bay of Islands zurückgekommen sey, eine wesentliche Verschlimmerung in dem Charakter der benachbarten Eingebornen bemerkt; auch die Missionäre fanden es. Der oben schon erwähnte Missionär Marsden besuchte im Jahre 1837 wieder die Ostseite Neuseelands, und berichtet darüber (s. Missionary Register, April 1838) Folgendes: „Es ist mehr als sieben Jahre seit meinem letzten Besuche. Bei meiner Ankunft hier fand ich zwei der vornehmsten Häuptlinge, Pomare und Titore, in offenem Krieg; in Folge dessen war die ganze Insel in der größten Aufregung. Von allen Seiten her haben sich die Häuptlinge mit ihrer Mannschaft versammelt, um einen der beiden, Pomare oder Titore, zu unterstützen. Ich habe wiederholt beide Parteien besucht, um sie zum Frieden zu bewegen, es ist mir aber nicht gelungen. In Pomare's Pa (befestigtem Lager) befanden sich 131 Europäer, und gleichfalls eine große Zahl in Titore's Lager; dieß sind durchgängig Leute vom verworfensten Charakter, entflohene Verbrecher, entlaufene Matrosen und Schenkwirthe, welche Branntweinbuden in den Pa's aufgeschlagen haben, wo Trunkenheit und Ausschweifungen aller Art an der Tagesordnung sind." Wenn hier über 200 entlaufene Verbrecher und ähnliches Gesindel als in diesen beiden Lagern anwesend erwähnt werden, so läßt sich leicht abnehmen, daß die Zahl dieser Menschen auf der nördlichen und südlichen Insel zusammen genommen viel größer seyn muß, als die oben angegebene Zahl von 200; auch beklagen sich alle Berichte über den furchtbaren Einfluß dieser Menschen auf den moralischen Zustand des Volks.

Diese Lage der Dinge wurde bei der Unmacht, oder eigentlich zu reden, bei der gänzlichen Abwesenheit aller Regierungsgewalt für die bessern Classen der Europäer endlich unerträglich, sie kehrten zurück zum „Urstand der Natur," und beschlossen, den Schutz, den keine Regierung ihnen gewährte, sich selbst zu verschaffen. Am 23 Mai vorigen Jahrs traten die Bewohner des gleichfalls an der Bay of Islands gelegenen Districts Kororarika, Europäer und Eingeborene, zusammen, und kamen über mehrere Gegenstände der gemeinsamen Nothwendigkeit überein, wovon nachstehende Punkte die wichtigsten sind. „Im Fall eines Angriffs von Eingebornen oder andern Personen gegen das Leben oder das Eigenthum der Mitglieder der Verbindung, machen sie sich anheischig, sich nöthigenfalls bewaffnet bei der Wohnung des Angegriffenen einzufinden. Kein Mitglied soll Matrosen oder Vagabunden verheimlichen oder überhaupt bei sich aufnehmen. Wenn das Gerücht jemanden einer Räuberei beschuldigt, so soll er vor sieben oder mehr Mitgliedern der Verbindung erscheinen, diese die Zeugen vernehmen, und wenn seine Schuld von allen als erwiesen angenommen wird, so soll man ihn dem brittischen Residenten übergeben, daß dieser mit ihm verfährt, wie er für angemessen findet, oder wenn der Resident sich weigert gegen ihn einzuschreiten, so soll er nach den localen Gesetzen, welche die Verbindung entworfen, bestraft werden.

Wenn irgend ein Einwohner, der kein Mitglied iſt, ſich dieſen Beſtimmungen nicht unterwerfen will, ſo ſollen die Mitglieder ſich vereinigen, um ihn zur Beobachtung der Geſetze zu zwingen. Jedes Mitglied ſoll ſich mit Waffen und Munition verſehen. Die dieſen Beſtimmungen zuwider handelnden Mitglieder ſollen mit Geldſtrafen von 1 bis 20 Pfund Sterling belegt werden."

Dieß iſt die erſte Grundlage eines neuſeeländiſch-engliſchen Staats; der wichtigſte Schritt iſt geſchehen, und man ſieht, wie ſich ziemlich deutlich aus dem Obigen ergibt, die Wirkſamkeit des engliſchen Reſidenten als erloſchen an. Aehnliche Gemeindebündniſſe werden wohl nach und nach an allen Orten geſchloſſen werden, wo die Europäer zahlreich ſind, und wenn auch nicht durch Zahl, doch durch Verſtand und Energie die Gemeinde leiten. Aber die Folgen? Es kann nicht fehlen, daß dieſe Beſtimmungen die ſolchergeſtalt zuſammengetretenen Gemeinden nach und nach mit den Häuptlingen des Landes und mit den unter ihnen hauſenden europäiſchen Vagabunden in Krieg verwickeln müſſen, ſchon darum, weil ſolche Gemeinden gewiß Leute, die ſich zu ihnen flüchten, ſeyen es Sklaven oder im Kampfe unterlegene Freie, nicht einem gewiſſen Tode ausliefern werden. Was wird aber der Erfolg dieſer Kriege im beſten Falle ſeyn, als Verwilderung auch der beſſer geſinnten Anſiedler? Indeß iſt auf dieſe Weiſe doch den Bemühungen der Miſſionäre ein Anhalt und ein Schutz gegeben, der ihnen früher fehlte, und dieß wird auch den nicht unbedeutenden Einfluß der Miſſionäre auf die unglücklichen Neuſeeländer, welche wohl fühlen, in welche Lage ſie durch die ewigen Kriege geſtürzt ſind, zum Vortheile aller vermehren.

Jedenfalls bildet ſich hier allmählich ein politiſcher Zuſtand aus, wie er faſt auf der ganzen Welt ſeines Gleichen nicht hat; eine ſolche Durchdringung zweier gänzlich verſchiedenen Bevölkerungen hat bei anglo-germaniſchen Anſiedlern noch nirgends ſtatt gefunden; nur die ſpaniſchen Anſiedlungen in einzelnen Theilen Südamerika's bieten hier einen ähnlichen Zuſtand dar. Zudem wird Neuſeeland zwar natürlicherweiſe in Abhängigkeit von England bleiben, ob aber England für klug finden wird, engliſche Gouverneure hinzuſenden, iſt eine andere Frage, und ſo iſt auch hier der Grund zu einem künftigen, unabhängigen Staate gelegt, der wenigſtens in commercieller Beziehung ſeine Wichtigkeit in einer nicht ſehr fernen Zukunft bewähren dürfte.

Künſtliche Spiegel.

Hr. J. Thornton, Profeſſor der Chemie an der Univerſität zu Philadelphia, hat eine Erfindung gemacht, die ohne Zweifel eine große Revolution in der Spiegelfabrication hervorbringen wird. Es iſt ihm gelungen eine flüſſige und verglasbare (vitrifiable) metalliſche Compoſition zu Stande zu bringen, die auf einer mit Spiegelfolie belegten Fläche ausgebreitet beim Erkalten dieſelben Eigenſchaften gewinnt, wie Kryſtallſpiegel, mit denen ſie die größte Aehnlichkeit hat. Man kann daraus Spiegel von jeder Größe machen. Hr. Thornton hat mit dieſer Subſtanz die Mauern und den Plafonds eines der Säle ſeines Hauſes belegen laſſen, und man verſichert, daß wenn die Kronleuchter angezündet ſind, der Reflex einen wahrhaft magiſchen Effect mache. (Voleur vom 28 Februar.)

Chronik der Reiſen.

Fraſers Tatarenreiſe nach Teheran.

2. Reiſe von Konſtantinopel nach Erzerum.

(Fortſetzung.)

Der Weg nach Niſkar, unſerer nächſten Station, wandte ſich durch eine Reihe von Bergen und Thälern hin, von denen einige recht ſchön und wohl bebaut waren, doch wurde es empfindlich kalt, als wir eine Strecke in die Höhe ſtiegen, die uns über eine Gebirgslandſchaft in eine andere Schlucht führte, deren Seiten mit Eichen-, Buchen- und Föhrenwaldungen und Immergrün und anderem niedern Geſträuch bis hinab zu dem lärmenden Strom bedeckt waren, der im Grunde des Thales unter der eiſigen Decke hinrollte. Der Weg war mit Eis bedeckt, und merkwürdig war es zu ſehen, wie die Pferde mit ihren Eiſen, polirt wie Stahl, auf dieſem ſchlüpfrigen, glatten Boden hingaloppirten, gezwungen von der Peitſche des Tataren.

Die Thalſchlucht, die weiter unten immer enger wird und mit Lorbeer, Buchsbaum, Rhododendron u. ſ. w. bewachſen iſt, öffnet ſich endlich in das ſchöne Thal von Niſkar, trefflich angebaut und rings mit hohen Bergen umgeben. Hier war kein Schnee, er blieb hinter uns auf den Höhen, und man ſagt, es ſey ſtets frei davon, aber um ſo tiefer war der Schmutz der Straße. Doch durchſchnitten wir ziemlich ſchnell die Ebene, an deren nordöſtlicher Seite die Stadt liegt, und kamen noch zur rechten Zeit an, um zu frühſtücken.

Niſkar liegt ſeltſam, doch anmuthig an der Mündung eines Thales am Zuſammenfluſſe zweier reißender Flüſſe, die einen Arm des alten Lycus bilden. Die Stadt ſelbſt liegt, zerſtreut zwiſchen Bäumen und Gärten, am Berg in die Höhe mit unregelmäßigen und ſteilen Straßen. Der Bazar war dürftig, das Schloß zerſtört, doch die Stadt ſchien volkreich und thätig; die Häuſer waren meiſt aus Holz und mit Backſteinen ausgefüllt, doch das Poſthaus das bequemſte, das wir noch geſehen. Ich kenne zwar nicht genau die Gränze zwiſchen Anatoli und Armenien, doch Niſkar gehört ſchon zum letztern. Hier verließen wir die niedrigern Gegenden von Kleinaſien und ſtiegen zu dem weit kältern, gebirgigern Plateau Armeniens auf. Der erſte Theil unſerer nächſten Station erhob ſich nur langſam, und war mit kleinen Eichen, Wachholder und anderem Dorngeſträuch bewachſen. Als wir höher aufſtiegen, wurde der Wald dichter, und beſtand meiſt aus Eichen und Buchen; doch bemerkte ich auch Eſchen, Ulmen, Linden, Hagebuchen und Eibenbäume; Die höhern Theile des Berges waren mit der ſchottiſchen Fichte bewachſen, die aber hier keine bedeutende Höhe erreichte. Darunter wuchſen große Aepfel- und Birnbäume mitten im Schnee, und dieſer wurde auf unſerem Wege ſo tief, daß er 4' tief lag, und nur ein ſchmaler Fußſteig, den frühere Reiſende gebahnt hatten und wo nur ein Pferd gehen konnte, für uns übrig blieb. Mühſam verfolgten wir ihn, als der Sturz eines Laſtpferdes und des einen Suridſchi in tiefen Schnee uns aufmerkſam machte, daß wir den Weg verloren hätten. Wir kehrten einen Theil des Weges zurück, und fanden dann

erſt durch den Inſtinct des einen Pferdes einen beſſern Weg, der uns bald in das Dorf Eskiſur brachte.

In dieſen Gegenden ſah ich auch eine einfache und wirkſame Art, in den reißenden Berggewäſſern eine Furt zu erhalten. Man legt nämlich einen oder zwei Bäume quer über den Strom, legt Zweige und Geſtrüpp darauf und beſchwert das Ganze mit großen Steinen. Der Kies und Sand, der vom Waſſer mitgeführt wird, legt ſich da an, vermehrt ſich und bildet eine Erhöhung im Strom, die man leicht durchwaten kann. Ueberhaupt wie hoch wir auch ſchon geſtiegen waren, die Gegend war mehr bevölkert und fleißiger bebaut, als viele der glücklichern Gegenden, die wir durcheilt hatten. Wir kamen durch viele kleine Dörfer, deren Häuſer roh aus unbehauenen Fichtenſtämmen zuſammengeſetzt waren, mit flachen Dächern aus Erde und Holzblöcken gebildet; einige waren aus Steinen gebaut, die durch Fachwerk aus Holzblöcken zuſammengehalten wurden, welche in der Länge übereinander gelegt waren, 2 bis 3 Fuß von einander entfernt. Viele von ihnen waren an der Seite eines Berges gebaut und halb in die Erde geſunken. Dieſe Dörfchen liegen anmuthig an kleinen Flüſſen zwiſchen Feldern und Gärten, mit Hecken von Wallnuß- und andern Obſtbäumen, wie Aepfel, Birnen und Kirſchen u. ſ. w. umgeben, und überall Zeichen ſorgfältigen Anbaues. Es war die volkreichſte Gegend, die ich bisher geſehen.

Der Weg führte uns ſo bergauf, bergab, bis wir endlich einen Fluß erreichten, deſſen ſchmutzig grüne Farbe und ſchäumende Heftigkeit einen unangenehmen Eindruck auf uns machte. Der Tatar nannte ihn Kizil Irmak, doch mußte es der Dſcheykel Irmak ſeyn, den wir bei Amaſia überſchritten. An ſeinen Ufern über felſige, rauhe Wege trabten wir weiter, bis wir plötzlich auf einer faſt ſenkrechten Felſenwand ſtanden, wo der Weg im Zickzack uns ins Thal führte und in das Dorf Kuli Hiſſar, deſſen Umgebungen aus runden Hügeln von Erde oder leicht ſich bröckelndem Stein beſtehen, und in welche die ſeltſamſten Schluchten und Vertiefungen eingeſchnitten ſind, in deren einer das Dorf gebaut worden. Dürftig wächſt hie und da der Lebensbaum, übrigens iſt die Gegend ohne Intereſſe, wenn man nicht die Blätter der Zwergeiche dahin rechnen will, die, vom Winter roth, braun und gelb gefärbt, einen anmuthigen Anblick gewähren.

Von Kuli Hiſſar ſelbſt ſahen wir nur wenig, da es ſchon dunkel war, als wir es erreichten. Seinen Namen hat es von einem alten Schloſſe, das weiter unten am Fluſſe liegt, wo wir über eine hölzerne Brücke über den Strom gingen. Doch waren auch auf einer ziemlichen Höhe über dem Dorfe Befeſtigungen zu ſehen. Als wir nach friſchen Pferden fragten, machte man uns bemerklich, daß der Weg zu gefährlich ſey, um in der Nacht unternommen werden zu können, und ſo kamen wir erſt am andern Morgen gegen 5 Uhr fort. Die Straße, die längs dem felſigen Ufer des Fluſſes hinführte, der ſich oft tief unter uns mit tobender Gewalt am Felſen brach, war wegen des gefrornen Schnees gefährlich genug, und manchmal ſahen wir Adler und Krähen in der Tiefe um einen dunkeln Gegenſtand beſchäftigt, wahrſcheinlich den Leichnam eines Pferdes oder eines armen Reiſenden. Wir endeten aber glücklicher unſern Weg, denn ſchon gegen 3 Uhr des Nachmittags erreichten wir Kara Hiſſar, ein finſteres Schloß, das von einem hohen Felſen eine beträchtliche Stadt beherrſcht. Der Schnee fiel ſehr dicht, und man ſagte uns, daß der Weg ſo ſchwierig ſey, daß wir einige Stunden zu warten beſchloſſen, doch als gegen 4 Uhr das Schneegeſtöber immer heftiger wurde, verweigerten die Surudſchi geradezu, den Weg in der Nacht zu machen. Als wir aber doch darauf beſtanden, war der erſte Surudſchi auf einmal verſchwunden, die andern erklärten ſich für unfähig uns den Weg zu zeigen, und ſo mußten wir uns fügen.

Dieſe Surudſchi ſind eine eigene Claſſe von Leuten. Von Kindheit auf bei und mit den Pferden erzogen, ſind ſie treffliche Reiter und gute Pferdeknechte; an jedes Wetter gewöhnt und ſtets auf der Straße, ſind ſie kühne, unerſchrockene und geſchickte Führer für die Reiſenden in den Gegenden, die ſie kennen. Ihr Aeußeres iſt ſonderbar, wie ihr Charakter. Sie tragen große Schalwars oder Reithoſen, oft ſchön geſtickt, eine kurze türkiſche Jacke von hellen Farben, oft von grünem, rothem, auch ſchwarzem Sammet mit reichen Verzierungen doch meiſt tüchtig beſchmiert; eine geſtreifte ſeidene oder baumwollene Weſte, deren Enden in den Beinkleidern ſtecken, und aus ihrem breiten, ledernen Gürtel ragen ungeheure Piſtolen, oder ein Yatagan, oder beides hervor. Den Kopf bedeckt ein Turban, nachläſſig umwunden, doch tragen ſie gewöhnlich den Fez noch darunter; ihre Füße aber ſind mit wollenen oder baumwollenen Lumpen umhüllt, wie die chirurgiſchen Bandagen um gebrochene Glieder gewickelt werden, und ſtecken in ihren großen Stiefeln oder in einer Art Sandalen von rohem Leder. Ueber die Schultern hängt der Beutel mit Briefen und Depeſchen, und auf der einen Seite eine Kette mit Stein, Stahl und Meſſer und andern Inſtrumenten ihres Gewerbes; in der Hand aber trägt der Surudſchi im Dienſt eine ſchwere Peitſche, mit der er die unglücklichen Pferde bearbeitet. Wie alle Leute dieſes Gewerbes, vermag Geld Alles über ſie, und da der arme Reiſende ſich ganz in dieſen wilden Gebirgsgegenden auf ſie verlaſſen muß, ſo iſt es höchſt nöthig für ihn, ſie ſtets willig zu erhalten.

Wir hatten auf unſerem Wege häufig Gelegenheit, die Kühnheit und Ruhe dieſer Leute in Gefahren zu bewundern. Denn der Schnee häufte ſich ſo auf unſerem Wege, daß wir nur mit Mühe fortſchreiten konnten, und alle Augenblicke die Laſtthiere aus den tiefen Schneegruben herausziehen mußten, in die ſie mit ihrer Laſt verſanken. Wie oft haben da nicht die Surudſchi ſelbſt einen Theil der Laſt ſich aufgeladen, während ſie mit Anſtrengung das ermattete Roß ſich nachzogen. Und als unſere Straße ſich mehrere Meilen weit neben einem Strome hinzog, den wir zuweilen nur unter dem Schnee hörten, zuweilen an großen, grauen, halbzugefrornen Sümpfen erkannten, und nirgends eine Spur von einem Wege zu ſehen war, da waren es wieder die Surudſchis, welche ihre Pferde in den unſichern Schnee hineintrieben, oft kopfüber ins Waſſer ſtürzten, doch ſchnell wieder in die Höhe kamen, und nicht eher ruhten, bis ſie den Weg gefunden hatten.

(Schluß folgt.)

Pairhans'ſche Kanonen. Die 80Pfünder mit Hohlkugeln, welche Pairhans erfand, und die jetzt in ganz Europa ſeinen Namen tragen, haben vor San Juan de Ulloa ihre erſte Probe abgelegt. Alle Schiffscapitäne erkennen einſtimmig an, daß dieſe furchtbaren Zerſtörungswerkzeuge zum ſchnellen und vollſtändigen Erfolg des Angriffs ungemein viel beitrugen. Das Auffliegen der Pulvermagazine und furchtbare Verheerungen in den Vertheidigungswerken folgten ſich mit Schnelligkeit, und hätten in kurzem das Fort San Juan de Ulloa, das Gibraltar Amerika's, zu einem bloßen Trümmerhaufen umgewandelt. (Franzöſiſche Blätter.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 70.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

11 März 1839.

Ruſſiſche Alterthümer.

Befeſtigungen im Gouvernement Pskow.

Die Gründung der Stadt Pskow wird der Großfürſtin Olga, der Gründerin des Chriſtenthums in Rußland, zugeſchrieben. In ihrer Lebensbeſchreibung iſt erwähnt, daß ſie zur Zeit ihrer Reiſe nach den nördlichen Provinzen um das Jahr 965 bei der Einmündung des Pskow in die Welika drei glänzende Strahlen vom Himmel herab kommen ſah, und indem ſie Gott für dieß Zeichen dankte, das durch den Segen Gottes auch die Erleuchtung dieſes Landes andeutete, errichtete ſie hier das Kreuz und befahl, die Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit zu erbauen. Es iſt kein Zweifel, daß Pskow ſchon in alten Zeiten Befeſtigungen von Erde und Holz hatte, aber die ſteinerne Veſte wurde erſt im 13ten Jahrhundert gegründet. Es zerfällt jetzt in drei Haupttheile, den Kreml, die mittlere Stadt und die große Stadt. Der Kreml, ganz von Stein, mit dicken Mauern, ſteht an der Mündung des Pskow auf deſſen rechtem Ufer. Seine Befeſtigung heißt die Dowmont'ſche Mauer, nach ihrem Erbauer Dowmont, dem tapferſten der Fürſten von Pskow, der in der Taufe den Namen Timotheus erhielt. Er regierte von 1266 bis 1299, und liegt in der Kathedrale begraben, wo auch ſein berühmtes Schwert mit der ſchönen Inſchrift: honorem meum nemini dabo, aufbewahrt wird. Die mittlere Stadt iſt von einer ſteinernen Mauer umſchloſſen, welche vom Kreml am linken Ufer des Pskow aufwärts läuft, und dann nach Art eines Halbmonds innerhalb der Stadt ſich krümmt, ſo daß das hintere Ende oberhalb des Kremls wieder an die Mauer der großen Stadt ſtößt. Dieſe iſt von einer dicken, hohen Mauer umgeben, welche gleichfalls am Kreml beginnt, längs der Welika läuft, dann den Pskow überſchreitet und die ganze Stadt in Form eines unregelmäßigen Vierecks umſchließt. An dieſer Mauer, welche ſich 7 Werſte weit erſtreckt, befinden ſich viele Thürme, wovon der mit dem Namen Pokrowska (Zufluchtsthurm) ſeit dem Einfall der Letten beſonders bemerkenswerth geworden iſt. Im Schwedenkriege, im J. 1701, wurde an die alte Quaderſteinmauer noch eine neue gezahnte, gleichfalls aus Sandſteinen, angebaut, und um dieſelbe gegen Nordoſten und Nordweſten ein Erdwall mit Baſtionen und trockenem Graben aufgeführt. Jetzt iſt dieſe neue Mauer an einigen Stellen eingeſtürzt und die Thürme wegen des mürben Kalkſteins zu Trümmerhaufen geworden; innerhalb der Veſte aber wurde die ſogenannte mittlere Sandſteinmauer im Jahre 1818 abgebrochen und mit dem Schutt die Niederungen ausgefüllt; eben ſo auch der Erdwall an dem Fluſſe Pskow bis zur Hälfte niedergeriſſen, um die Straße zu planiren.

Pskow, in früheren Zeiten eine ruſſiſche Gränzſtadt, war häufigen Anfällen der Feinde ausgeſetzt, ſchlug dieſe aber immer mit Ehren zurück. In den Jahren 1269, 1271, 1299 und 1367 belagerten es die Liviänder ohne Erfolg. Im J. 1271 wurden die Einwohner von Riga vor Pskow von dem tapfern Fürſten Dowmont geſchlagen. In den Jahren 1407 und 1408 lagen die Liviänder lange davor, und im Jahre 1581 unter Czaar Johann Waſſiljewitſch IV wurde es von dem polniſchen König Stephan Bathory hart belagert. Es iſt bemerkenswerth, daß am 8 September in den entſcheidendſten Augenblicken des Sturmes, als der Feind ſchon in die Breſche eingedrungen, die Thürme Pokrowska und Swina genommen, und ſeine Fahnen auf denſelben aufgepflanzt hatte, die Prieſter in Proceſſion aus der Kathedrale her zogen mit dem Bilde der Mutter Gottes und den Gebeinen des Heiligen Wſewolod-Gabriel, und ſich ins Schlachtgedränge begaben, um zu ſterben, oder durch Anfachung einer religiöſen Tapferkeit die Stadt zu retten. Die Ruſſen faßten wieder Muth, bald flog der Swinathurm, von ihnen angezündet, in die Luft, der Graben füllte ſich mit den Leichen der Deutſchen, Ungarn und Polen, und die ruſſiſchen Schaaren, feſt zuſammen gedrängt, ſtürzten vorwärts unter dem Geſchrei: „Wir wollen die Mutter Gottes und den heiligen Wſewolod nicht verrathen!“ Unter Czaar Michael Feodorowitſch wurde Pskow zum letztenmal von dem ſchwediſchen König Guſtav Adolph belagert.

Das alte Isborsk findet ſich an einer Stelle, die jetzt Gorodiſchtſche (die Ummallung) genannt wird. Neſtor ſagt nichts von der Zeit ſeiner Gründung, und wir wiſſen nur, daß es mit Polozk und Smolensk gleichzeitig iſt; gleich dieſen wurde es von den Kriwitſchen erbaut, und im Jahre 862 bei

der Berufung Ruriks seinem Bruder Truwor als besonderes Fürstenthum übergeben. Das Gorodischtsche war auf der Südseite von einem Erdwall und tiefen Graben, auf der Westseite von einer tiefen Schlucht eingeschlossen. Neben dem steilen Abhang, der die Südseite begränzt, liegt der Begräbnißplatz mit alten, christlichen und heidnischen Denkmälern. Unter ihnen ist ein Stein merkwürdig, den man Truwors Grab nennt; es besteht aus einer harten Kalkschicht, umgeben von ähnlichen Quadersteinen. Man bemerkt noch, daß eine Inschrift darauf stand, welche aber die Zeit ausgelöscht hat. Die Veste des jetzigen Isborsk steht auf dem Berge Sheraw, ist aus Kalkstein im Jahre 1330 erbaut, und hatte auf einem Umkreis von 272½ Saschenen 6 Thürme. Jetzt sind die obern Theile der Mauern und Thürme herabgefallen, die vordere Mauer aber und der Thurm über dem Thore bis auf den Grund zusammengestürzt. Auf der südlichen und westlichen Mauer sind kreuzförmige Figuren bemerkenswerth, die aus unbehauenen Sandsteinen zusammengesetzt sind.

Zu Isborsk hielten sich von Alters her apanagirte Fürsten auf, zu denen man auch den Vater der Großfürstin Olga zählen kann. Seit der Erbauung von Pskow, das bald die angesehene Hauptstadt der Provinz wurde, sank Isborsk zur Classe der untergeordneten Städte herab, und gerieth bald in völlige Abhangigkeit. Im Jahre 1238 ging der aus Pleskow — so heißt nämlich Pskow in fremden und auch in alten russischen Chroniken — verjagte Fürst Boris Georgiewitsch zu den Deutschen, verband sich mit ihnen, überfiel unvermuthet Isborsk, und bemächtigte sich desselben, aber die Pleskowitschen vertrieben die Deutschen daraus, und vereinigten es wieder mit ihrer Provinz. Die nordischen Schriftsteller verstanden unter den Namen Ologiaburg, Chunigard, Schuja und Oldenburg vielleicht Isborsk; zum mindesten stimmen alle überein, daß Chunigard in der Nahe des Peipus- oder Tschudensees lag, und die Hauptstadt des Waragerfürsten Truwor war.

In der Stadt Petschory wurde im J. 1473 die Höhlenkirche zur Himmelfahrt der Heiligen Mutter Gottes erbaut, und im J. 1523 das Höhlenkloster mit einer steinernen Mauer und Thürmen, welches im J. 1703 auf Befehl Peter des Großen mit einem Wall, Bastionen und Gräben umgeben wurde. Das Bollwerk an den Thoren des Klosters wurde von dem Kaiser eigenhandig angelegt. Dieses Kloster, dessen die livländische Geschichte oft und mit Ehren gedenkt — es heißt dort immer mit verdorbenem Namen Pitschur — hielt mehr als einmal heftige Belagerungen der livländischen Ritter aus. Im J. 1581 während der Belagerung von Pskow wurde es von einer besondern Abtheilung des Königs Bathory eingeschlossen. Held Fahrensbach mit den Deutschen, und der Heerführer des Königs, Vornemissa, mit der ungarischen Abtheilung, zogen gegen das Kloster und verlangten augenblickliche Uebergabe, aber die kühnen Mönche erwiederten: „ist es rühmlich für Kriegsmänner mit Mönchen zu streiten? Wenn Ihr Kampf und Ruhm wollt, geht nach Pskow, wo Ihr würdige Krieger finden werdet; wir ergeben uns nicht.“ Die Mönche handelten noch besser, als sie gesprochen: vereint mit den Kriegern, deren sich unter Anführung Jurji Netschajews 200 oder 300 zum Schutze der Weiber und Kinder im Kloster befanden, schlugen sie zwei Stürme muthvoll zurück, und nahmen den Neffen des Herzogs Kettler gefangen, so wie zwei andere angesehene livländische Beamte. Die Befestigung des Höhlenklosters, welche Peter der Große angeordnet hatte, rettete auch die Stadt vor einem unvermutheten Einfall der Schweden.

Die Stadt Petschora und das Kloster erhielten ihren Namen von den Höhlen (Peschtschera), die über dem Flusse Kamieniez in den Berg gegraben wurden, und wo vor alten Zeiten der Einsiedler Marko lebte. Eine alte Sage will wissen, es führe von diesem Kloster ein unterirdischer Gang bis nach Kiew.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bigorre. — Der Adour. — Das westliche pyrenäische Becken.

(Fortsetzung.)

Je nach dem sich die fruchtbare Erde vertheilte, sind einige Gegenden wahre Muster von Landschaften geworden, z. B. die Ebenen von Luz, Argeles, das Thal des Gave von St. Pé an; in andern Theilen sind seichte und sandige Felder zurückgeblieben, welche noch jetzt an vielen Orten durch den Beisatz Lanne, Lande, Haide, angedeutet sind; der Pontlong bei Pau hat diesen Ursprung. Noch jetzt ist der Lauf des Gave (36 Meilen) reißend und unregelmäßig, so daß seine Canalisation beinahe unmöglich, seine Eindämmung aber, ohne welche er seine Ufer zerreißt und überschwemmt, eben so schwierig als kostspielig ist. Wenn man einige Felsen zwischen Saint Pé und Lourdes sprengte, so würde er wenigstens zur Holzschwemme brauchbar, die jetzt erst bei Mazeres, etwas oberhalb Pau beginnt; erst bei Peyrehorade, kurz vor seiner Einmündung in den Adour, wird er schiffbar, weil dort seine Masse durch den Zufluß des Gave von Oloron vermehrt worden ist. Dieser letztere besteht selbst wieder aus zwei Hauptarmen, welche den Mittelpunkt des Departements der Nieder-Pyrenäen bilden, dem Gave von Oloron, welcher von dieser Stadt an zur Holzschwemme gebraucht wird, und dem Soison, welcher schon aus baskischem Lande, nämlich aus dem Thal von Soule kommt, und erst kurz vor seiner Vereinigung mit dem erstern flößbar wird. Diese Vereinigung findet etwas unterhalb Sauveterre statt, man hat aber bisher nicht versucht, ob von da an der Fluß kleine Barken oder Flöße tragen könne. Von Sauveterre nach Peyrehorade sind etwa noch 3 Meilen. Alle diese Gegenden haben wir schon beschrieben, auf die Beschiffung des Gave von Pau aber und die Stelle, die ihm in dem pyrenäischen Communicationssysteme angewiesen ist, werden wir noch später zurückkommen. Für jetzt müssen wir eine Bemerkung machen, welche um so wichtiger ist, da sie uns in die Gesetze, nach welchen die Städte, die Verkehrs- und Verzehrs-Mittelpunkte sich bilden, einen Blick werfen läßt. Die Thäler von Ossau

und Aſpe erkennen als ihr vorzüglichſtes Debouché Pau; denn obgleich der natürliche Ausgang dieſer Thäler, dem Laufe des Gave von Oloron zufolge, zuerſt Oloron, und dann Orthez oder Peyrehorade ſcheint, ſo iſt es doch nicht ſo: der Weg über die Berge, welche Pau von Oloron trennen, bietet keine Schwierigkeiten dar, er iſt kürzer als der nach Peyrehorade; es iſt alſo natürlich auf demſelben das Debouché zu ſuchen, welches überdieß den Vorzug der größeren Wichtigkeit hat, weil es mit dem ganzen nördlichen ebenen Lande, welches heutzutage das Arrondiſſement von Pau bildet, in engen Verbindungen ſteht; auf dieſe Art iſt Pau der natürliche Anziehungspunkt des ganzen Bearn geworden. Nach ähnlichen Geſetzen konnte es aber nicht der Anziehungspunkt des Lavedan werden, denn obgleich dort der Gave de Pau entſpringt, ſo findet doch von Argeles oder Lourdes aus, wo ſich alle Arme desſelben vereinigen, dasſelbe Verhältniß mit Tarbes ſtatt, wie dasjenige, welches wir zwiſchen Oloron und Pau bemerkt haben; d. h., obgleich Tarbes in einem andern Becken, nämlich in dem des Adour, liegt, ſo iſt der Weg dahin länger als nach Pau, und Tarbes, welches zugleich mit dem Thale von Campan und der Ebene von Bigorre in engen Verbindungen ſteht, iſt für Bigorre ein eben ſo natürlicher Mittelpunkt, als Pau für Bearn.

Was auf der ſüdweſtlichen Seite des eigentlichen Beckens des Adour, der Gave de Pau, das iſt auf der ſüdöſtlichen Seite der Neſtes. Wie der Gave de Pau, entſpringt er in den Pyrenäen in unzähligen Armen, welche die ſogenannten vier Thäler (unter den zwei Haupttabtheilungen Aure und Louron begriffen) ausfüllen; wie jene bei Argeles, vereinigen ſich dieſe bei Arreau, wie der Gave de Pau von Argeles bis Lourdes, ſo fließt der Neſtes in einem ſchmalen Thale über Sarrancolin bis in die Nähe von Barthe; wie der Gave de Pau bei St. Pé, ſo tritt der Neſtes bei Mourejau, wo er ſich mit der Garonne vereinigt, aus dem natürlichen Anziehungskreiſe der obern Pyrenäen aus, und nimmt an andern Verbindungen Antheil. Mourejau ſollte für den Neſtes und die obere Garonne dasſelbe ſeyn, wie Pau für den Gave von Pau und Oloron, denn hier vereinigen ſich die Ausgangspunkte nicht nur aus den vier Thälern, ſondern auch aus den Thälern von Bagneres de Luchon, Barouſſe (nördlich von dem erſtern) und Neſtes (nördlich von Barouſſe), allein man hat die vier Thäler Barouſſe und Neſtes bei den obern Pyrenäen gelaſſen und das übrige dem Departement der Haute Garonne zugeſchlagen, deſſen Hauptort Toulouſe iſt, obgleich dieſe Stadt eine weit allgemeinere Wirkung auszuüben beſtimmt iſt. Um das Gemälde der wechſelſeitigen Lagen und Communicationen zu vervollſtändigen, iſt zu bemerken, daß man aus dem Thal des obern Adour weſtlich auf einer mühſam und koſtſpielig durch den Tourmalet gehauenen Straße nach Bareges, *) öſtlich auf einem Gebirgswege über das Dorf Aſpin nach Arreau, und von dem letztern Orte wieder auf einem Wege über die öſtlichen Gebirge, der von Abervielle beginnt, nach Bagneres de Luchon kommt. Weiter gegen Norden iſt jedoch eine fahrbare Straße von Mourejau weſtlich über Pinas, Lannemezan und Tournay nach Tarbes, oder über Pinas, Lannemezan, Capvern (wo auch Bäder ſind) und Escale Dieu nach Bagneres-Adour; von Mourejau läuft auch ein anderer Arm der Straße ſüdlich nach Bagneres de Luchon, und dieß iſt, des Umweges ungeachtet, die bequemſte Communication zwiſchen den beiden Bagneres. Von Bagneres-Adour nach Mourejau ſind 11, von Mourejau nach Bagneres-Luchon 8 oder 9, von Bareges über Campan nach Bagneres-Adour ungefähr 8 Meilen. Die Gebirge aber, deren Kamm vom Thale Campan gegen die ſpaniſche Gränze auslaufend die Waſſer des Gave de Pau und des Neſtes ſcheidet, ſind ſo wild, daß, meines Wiſſens wenigſtens, keine directe Communication zwiſchen den Thälern von Bareges und Aure ſtattfindet; man muß den Weg durch das Thal von Campan nehmen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Seitdem führt es ſeinen celtiſchen Namen, der „wohl verborgen" bedeutet, umſonſt.

Chronik der Reiſen.

Fraſers Tatarenreiſe nach Teheran.

2. Reiſe von Konſtantinopel nach Erzerum.

(Schluß.)

Die Schneemaſſe nahm ſo überhand, daß man uns in dem Dorfe Scheheran nur mit Unglück weiſſagenden Worten neue Pferde gab. Aber wollten wir nicht Wochen, ja Monate lang in einem elenden Dorfe feſtgehalten werden, ſo mußten wir eilen, weiter zu kommen. Noch größere Schwierigkeiten, Pferde zu erhalten, hatten wir in Tſchifflik. Denn da in dieſer Jahreszeit ſelten gereiſt wird, ſind nicht Pferde genug vorhanden, und müſſen im erforderlichen Fall von den Bauern entlehnt werden. Wir mußten daher uns gedulden bis zum folgenden Morgen, und machten es uns auf den herbeigeſchafften Matratzen und Decken ſo bequem, als wir konnten.

Die armeniſchen Dörfer und Häuſer ſind von den türkiſchen ſehr verſchieden, indem ſie in die Erde gegraben ſind, um größerer Wärme ſich zu erfreuen. Die Menge Holz, die die umliegenden Wälder darbieten, geben ihnen Licht und Feuer, und wenn ſie zu andern Zwecken Licht bedürfen, ſo brennen ſie einen Span des Terpenthinbaumholzes an, einer Abart der gemeinen Fichte, die durch eine Krankheit entſteht, wo das Harz ſich an den kranken Theil hinzieht, und dieſer dann von ihnen ausgeſchnitten oder der ganze Baum niedergehauen wird, um dieſe harzigen Theile zu erhalten. Kaum hatten wir uns eingerichtet, als von der benachbarten Moſchee die Stimme des Muezzin das Ende der Faſten für dieſen Tag verkündigte, und die ganze Hausgenoſſenſchaft, den Poſtmeiſter an der Spitze, ſich zum Mahle ſetzte. Kaum war der erſte Gang vorüber, als zwei Suridſchis auf den untern Theil der Bank oder Platform ſprangen, wo wir ſaßen, ſich auf ihre Decken hinwarfen und ohne weitere Ceremonie ihren Namaz begannen. Es war bald vorüber, denn es ging handwerksmäßig im Galopp. Sie ſprangen wieder herunter, und ein Paar andere folgten ihnen und ſo fort, bis Alle es verrichtet hatten. Dann ging es wieder ans Eſſen, und endlich legten ſie ſich nieder und ſchliefen.

Am andern Morgen eilten wir weiter, nahmen aber, da man uns in einem kleinen Dorfe, wo wir frühstückten, vor dem gefährlichen Paß über den Elma-dagh warnte, vier tüchtige Bauern mit. Wir fanden bald, wir gut wir daran gethan hatten. Ehe wir noch an die Steig kamen, geriethen wir in tiefe Windwehen, wo die Pferde tief einsanken. Schritt vor Schritt mußten wir hier um den Weg kämpfen, und so beschwerlich war derselbe, daß wir zweifeln mußten, ob wir unsere Station erreichen würden, sollten wir auch vor Einbruch der Nacht den Berg übersteigen. Die Packpferde blieben jeden Augenblick stecken, und nöthigten die Suridschis abzusteigen und sie eines Theils der Last zu entheben. Endlich konnten wir Alle, festgerannt in eine tiefe Windwehe, nicht weiter, mein Pferd fiel zweimal und begrub fast sich und mich im Schnee, und wurde so scheu, daß ich abstieg und es führte. Schon hatten wir den größern Theil der Windwehe durchbrochen, als mein Thier den alten Schnee durchbrach und an einem steilen Abhang bis an den Hals versank. Widerstrebend und ausschlagend tummelte es hinunter, mich mit sich ziehend, der es so lange als möglich am Zügel festhielt. Doch endlich mußte ich es loslassen, und es rollte hinab, bis es von der Masse des Schnees selbst aufgehalten wurde. Es von da heraufzuholen, war keine kleine Mühe, und bald hätte ich dabei eines meiner Pistolen verloren, das herausgefallen war. Unterdessen hatten die Bauern die Packpferde herausgearbeitet, die Wehe war überschritten, und wir glaubten, wir hätten das Schlimmste bestanden. Doch thörichte Hoffnung! Die Steig fing jetzt erst recht an, und der Schnee verminderte sich nicht. Manche Stellen fanden wir wohl, wo der Wind den Schnee weggeweht hatte, und unsere Führer suchten diese Seiten besonders auf und verließen den gewöhnlichen Weg. Aber diese Erleichterungen büßten wir doppelt bei neuen Schneefeldern, und der Gipfel des Berges war noch sehr fern. Endlich erreichten wir ihn, und auf ihm ein verlassenes, zerfallenes Wachthaus, wo wir ein wenig ruhten. Vielleicht war es schon der Schutz und das Grab mancher Reisenden vor uns gewesen, und sollte vielleicht auch das unsere werden! Denn kaum hatten wir es verlassen, als von neuem unsere Packpferde feststanden in einer Masse Schnee, und hinter uns jagte der Wind neues Schneegestöber herbei. Allgemeine Muthlosigkeit überfiel uns. Der Abend brach herein und noch hatten wir nicht die Hälfte der Station gemacht, und rund um uns Eis, in uns äußerste Erschöpfung und zunehmende Erstarrung.

Da hörte das Gestöber einen Augenblick auf und zeigte nahe bei uns einen betretenen Pfad, der den Berg hinabführte. Unsere Leute jauchzten laut auf. Die Packpferde wurden von ihrer Last befreit, diese nach einem festen Fleck gezogen, und obgleich die Pferde erschöpft stolperten und häufig fielen, es ging abwärts und dem gewünschten Ziele zu. Doch war der Weg lang und langweilig, schneidend die Kälte, die uns bis an den Fuß des Gebirges begleitete, und ungeheure Schneefelder lagen noch zwischen uns und dem kleinen Dorfe Lori. Hier aber beschlossen wir zu bleiben, da der Schnee fortdauernd fiel, und wir keinen zweiten Paß zu überschreiten wagen wollten.

Doch ging es besser als wir glaubten. Das Wetter war schön, die Berge weniger hoch, und schon um 11 Uhr des Morgens kamen wir auf unserer Station Kara-kulagh, einem elenden Dorf, an. Schon nährten wir die Hoffnung, daß wir Erzerum ohne Aufenthalt erreichen würden, der Weg war gut, und führte uns durch ein hübsches Thal und über mäßig hohe Berge, die zwischen uns und einem Arme des Euphrats lagen. Doch am Fuße des Passes brach ein Streit zwischen dem Tatar und einem der Suridschis aus, worin dieser sich so schlecht benahm, daß ich ihn ernstlich bestraft wünschte, aber der Tatar schien ganz scheu, und sagte uns am Ende, die Suridschis fürchteten den Weg so schlecht zu finden, daß sie in der Nacht sich verirren möchten, sie wollten uns deßhalb in ein Dorf führen, das eine halbe Stunde seitwärts vom Wege lag. Vergeblich remonstrirten wir, wir mußten uns ergeben, und während der Tatar mit einem Suridschi voraus ritt, um uns Quartier zu machen, folgten wir langsam nach. Es war Nacht, als wir ankamen. Die Häuser, tief in den Boden gegraben und mit Schnee bedeckt, waren kaum zu bemerken. Ein sonderbares, sinnverwirrendes Getöse empfing uns in unserer Herberge; das Brüllen und Blöcken des Viehes, Geschrei der Kinder, das Geschnatter der Weiber schien uns eine Arche Noä anzukündigen.

Mühsam drängten wir uns hindurch durch das Gewühl nach dem innern Gemach, wo uns ein alter Mann empfing und der Kaffee schon für uns bereit war. Sobald unsere Augen mehr an die Beleuchtung sich gewöhnt hatten und wir unsere seltsame Wohnung näher betrachten konnten, fanden wir sie zwar roh, doch nicht ohne Zeichen von Bequemlichkeit, und selbst Wohlstand. Die Wände waren roh aus Steinen, Holz und Lehm zusammengesetzt, das Dach, getragen von einigen großen Balken, denen kleinere sich anschlossen, war schief und mit einer dicken Erdmasse bedeckt, unter ihm waren mehrere Abtheilungen und Stuben, wir saßen im innern Zimmer, das mit einer Oellampe erhellt und mit Kuhmist erwärmt wurde, da Holz in diesen Gegenden kostbar ist. Der Tatar war auffallend höflich und zuvorkommend gegen die Suridschis, muthete uns sogar zu, mit ihnen zu essen, und gab ihnen, als wir unsere Feigen verlangten, einen gleichen Antheil davon, ohne uns selbst zu fragen.

Später erklärte er uns, daß wir im Lande der Kurden seyen, die keine Autorität anzuerkennen pflegten, und daß selbst die Einwohner des Dorfes, wo wir Halt machten, als gefährliche Räuber bekannt seyen.

Auch an dem folgenden Tag erreichten wir Erzerum noch nicht, denn unsere Führer verloren oft den Weg, und die Kälte nahm gegen Abend so zu, daß wir erst gegen 1 Uhr des Morgens am 2 Februar von Aschkallah, der letzten Station vor jener Stadt, aufbrachen. Streng war die Kälte, fast benahm sie uns den Athem, und Kopf, Gesicht und Kleider waren von unserem eigenen Athem und den fallenden Reif sogleich mit Eis überzogen. Doch erreichten wir Erzerum schon 9½ Uhr des Morgens, und ruhten wieder einmal unter einem christlichen Dach aus, und hörten wieder die heimischen Töne unseres Landes.

Merkwürdiger Ringfund. In der Nähe einer Stadt an der französisch-belgischen Gränze *) hat ein Maulwurf einen goldenen Ring, der einen Streit unter den Alterthumsforschern erregt hat, zum Vorschein gebracht. In der innern Wandung desselben stehen die Namen der drei Könige des Morgenlandes, in gothischen Charakteren gravirt und emaillirt, der von Balthasar in schwarzem, die der beiden andern in weißem Email. Oberhalb ist ein kleines Knochenstückchen, wahrscheinlich eine Reliquie, eingefügt.

*) Der Voleur vom 25 Februar, dem dieß entnommen, nennt, wie es scheint aus Nachlässigkeit, die Stadt nicht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 71.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

12 März 1839.

Sitten in Indien.

Die lebendigen Todten. Nr. 3.

Ein anderer Rechtsfall enthüllt ebenfalls auffallend die Landesſitten. Die Parteien ſtanden tiefer in der Reihe der bürgerlichen Geſellſchaft. Dhur, ein achtbarer Hindu, der in einem Dorfe im Duab *) lebte, hatte eine Tochter, welche, gleich andern Dorfmädchen, das Waſſer für den häuslichen Gebrauch am Brunnen zu holen pflegte, und eben ſo mit täglichen Gaben von Obſt, Blumen und Getreide zur Pagode ging. Sie zog die Aufmerkſamkeit von Kulian, einem jungen Nachbar, auf ſich, und zwiſchen ihnen entſpann ſich eine Bekanntſchaft. Im Frühling des Lebens werden die Kaſtenunterſchiede nicht ſtets beobachtet von denen, welche eine Neigung gegen Perſonen fühlen, die dem Anſchein nach durch eine unüberſchreitbare Schranke getrennt ſind. Die Familie von Dhur war der Vereinigung ihrer Tochter mit ihrem Freier entgegen, doch blieben ihnen häufig Gelegenheiten, den Verkehr fortzuſetzen, der zwiſchen ihnen entſtanden war, denn die Schweſtern waren Freundinnen. Endlich beſchloß Muſſummant Nubia mit ihrem Geliebten das Dorf zu verlaſſen, um eine feſtere Verbindung einzugehen. Mit allen ihren Kleidern, Schmuck und Geld von bedeutendem Belang, gingen ſie mit einander fort. Der Vater, durch den Verluſt ſeines Kindes gebeugt, und in der Vermuthung, ſie ſey mit dem jungen Mann davon gegangen, der gleichfalls verſchwunden war, eilte, ſobald er ſein Haus verlaſſen konnte, nach Cawnpur, wo er Kulian fand, doch über das Schickſal der Gefährtin ſeiner Flucht nichts erfahren konnte. Er vermuthete, ſie ſey ermordet worden, und ließ den Verführer ſogleich verhaften. Kulian geſtand ſogleich, daß er Nubia mit ſich aus dem Dorfe genommen, und vertraute während der Unterſuchung einem Freund, daß er den größern Theil der Kleider und des Schmucks, die ſie bei ſich gehabt, in einem von ihm genau beſtimmten Ort des Hauſes verborgen habe, wo er gewohnt, und bat, ſie dem Vater auszuliefern. Ueber das Schickſal ſeiner Begleiterin beobachtete er ein geheimnißvolles Stillſchweigen, und da man die Sachen gefunden, fiel auf ihn ein ſtarker Verdacht, ſie ermordet zu haben. Vor dem Thanna gab auch Kulian bei fernerm Verhör zu, daß er das Mädchen ermordet und den Leichnam in einen Nullah geworfen habe, den er dem Gerichte zu zeigen ſich erbot. Doch weder der Leichnam noch fernere Spuren eines verübten Mordes waren dort zu finden. Auf Befragen, weßhalb er ſie ſo fruchtlos ausgeſchickt habe, erwiederte Kulian, aus Furcht einer übeln Behandlung vom Thanna habe er ſich des Verbrechens ſchuldig erklärt, deſſen man ihn bezichtigt. Trotz der Bemühungen der europäiſchen Behörden nämlich, dieſen barbariſchen Gebrauch abzuſchaffen, ſind die einheimiſchen Richter ſehr geneigt, durch Anwendung einer Art von Tortur ein Geſtändniß zu erzwingen, das, wenn bei weiterer Unterſuchung genügende Beweiſe fehlen, nicht ſelten widerrufen wird. Die weitere Ausſage Kulians über das Schickſal des Mädchens war ſehr unwahrſcheinlich. Er ſagte, er habe es lebend und wohl in der Nähe des Lagers bei Cawnpur verlaſſen, wiſſe aber nicht, was ferner aus ihr geworden. Er wurde noch einmal verhört, und jetzt ergab ſich Alles, wie wir es bis jetzt berichtet haben, nur geſtand er, daß, als ſie beide in die Nähe von Cawnpur gekommen ſeyen, hätte die Furcht, von Jemand zuſammen geſehen zu werden, ſie zu dem Entſchluß gebracht, daß er allein in die Stadt gehen und eine Wohnung ſuchen ſollte, und ſie wolle ſeine Rückkehr bei einem Brunnen erwarten; Nubia habe ihm das Bündel mit ihren Kleidern und Schmuck gegeben, da er beſſer für ſie Sorge tragen könne; er habe ſie am frühen Morgen verlaſſen, doch bei ſeiner Rückkehr am Mittag nicht mehr am Brunnen gefunden. Da er keine geeignete Wohnung ausgemittelt, habe er die Kleider verborgen und ſich nach ſeiner Gefährtin umgeſehen, doch, um Aufſehen zu vermeiden, nicht öffentlich nach ihr gefragt. Natürlich glaubte Niemand von der letzten Ausſage ein Wort. Daß er das plötzliche Verſchwinden einer Perſon, die mit ihm an einen fremden Ort gekommen war, nicht bekannt gemacht, erregte großen Verdacht, die verborgenen Kleider, die er nicht eher herausgab, als bis ſie auch ohne ihn gefunden werden mußten, verſtärkten ihn, und ſeine eigene Erzählung vermehrte die vorgefaßte Meinung; da aber

*) Zwiſchen Ganges und Dſchemna.

das Verbrechen nicht ganz bewieſen war, wurde er nur zu 30 Ruthenſtreichen und 14 Jahren Einkerkerung verurtheilt.

Drei Jahre nach dieſem Urtheil brachte ein Bruder Kulians, Namens Medari, ein junges Weib vor Gericht, das er für Muſſammunt Nubia, Thurs Tochter, ausgab, für deſſen muthmaßlichen Mord ihr unglücklicher Liebhaber Streiche und Gefängniß erduldet hatte. Das junge Weib ſelbſt beſchwor es, dieſelbe Perſon zu ſeyn, welche Kulian auf der unglücklichen Reiſe nach Cawnpur begleitete. Man rief Vater und Mutter herbei, doch ſie erkannten ſie nicht für ihr verlornes Kind, und da man den Verdacht ſchöpfte, Medari habe ein fremdes Mädchen zu einem falſchen Eide verleitet, um ſeinen Bruder zu befreien, ſo wurden beide wegen Meineid verhaftet. Bei fernerer Unterſuchung aber traten vier Zeugen auf, die Nubia von Kindheit an gekannt hatten, und ihre Identität behaupteten; man wußte auch, daß achtbare Hindus ungern Kinder wieder anerkennen, die durch ein ſchlechtes Betragen das Ausſtoßen aus ihrer Kaſte verwirkt haben; die Geſchichte des Mädchens und ihre bisherige Lebensart war nicht ſehr zu ihren Gunſten. Sie ſagte aus, als Kulian länger, als ſie verabredet, ausgeblieben, habe ſie ihn ſuchen wollen, und wie ſie fruchtlos das gethan, ſey ihr ein Soldat begegnet, der zu einem der Regimenter im Lager gehört, und ſie endlich überredet habe, ſich unter ſeinen Schutz zu ſtellen. Bald darauf hätte das Regiment ſchnell Cawnpur verlaſſen müſſen; ſie ſey erſt jetzt zurückgekommen, habe Kulians Bruder getroffen, und komme, ihn zu rechtfertigen. Obgleich dieſe Ausſage nicht bewieſen war, ſo entſchied doch der Hof aus obigen Gründen, und weil er ſelbſt eine Aehnlichkeit zwiſchen Mutter und Tochter bemerkte, zu Gunſten der Letztern, und ſie und Medari wurden losgeſprochen. Das Urtheil Kulians wurde auch einer Reviſion unterworfen; er unterlag nur der Strafe, eine unverheurathete Frau entführt und ihr Eigenthum von nicht unbeträchtlichem Werth entwendet zu haben. Da er den größern Theil zurückgegeben, ſchienen die vier Jahre Gefängniß, die er ſchon beſtanden, genügende Züchtigung, und auch er wurde freigelaſſen.

Dieß letztere Ereigniß fand im Jahre 1809 ſtatt, und Kulians Loos erſcheint vielleicht Manchem ſehr hart. Doch verdiente er gewiß ſeine Strafe, denn es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er das Mädchen abſichtlich verließ, ſobald er ihr Eigenthum beſaß, und dieſes war daher gezwungen, den Schutz eines Fremden zu ſuchen. Daß Nubia von ihren Eltern nicht anerkannt wurde, fließt ganz natürlich aus den Sitten und der Denkungsart der Hindus. Denn wenn auch die Gefühle der elterlichen Liebe und des Familienlebens in Indien im Allgemeinen faſt bis zum Uebermaß zu finden ſind, ſo haben ſie doch in manchen Punkten ſo ſonderbare Begriffe, daß ihre Handlungen oft mit dieſen Gefühlen im ſchärfſten Widerſpruche zu ſtehen ſcheinen. Die Furcht vor Entehrung führt in den höchſten Claſſen zu vielen häuslichen tragiſchen Scenen, und oft entſtehen ſolche furchtbare Kataſtrophen aus phantaſtiſchen Urſachen: zuweilen liegt die Schande nur im Worte; in den untern Ständen herrſchen andere Beweggründe vor, und man erzählt ſich ſo ſeltſame und gräßliche Geſchichten über das Betragen der Eltern gegen ihre Kinder und umgekehrt, daß man ſie nicht glauben könnte, wären ſie nicht erwieſen. Ein junger Mann, ein Bhil, wurde wegen eines furchtbaren Mordes zum Strange verurtheilt. Nach der Hinrichtung verlangte der Mann, der ſie verrichtet, ſeine Belohnung, und es fand ſich auf weitere Unterſuchung, daß der Vater des Unglücklichen ſeinen Henker gemacht hatte. Als die europäiſchen Behörden ihr Entſetzen darüber ausſprachen, daß ſo etwas geſchehen könne, wurde der Vater durch ſeine Armuth entſchuldigt, und daß der Tod ſeines Sohnes unvermeidlich war. Da der Vater hierdurch des Sohnes Unterſtützung verlor, ſo ſuchte er wenigſtens aus ſeinem Tode den größtmöglichen Vortheil zu ziehen. Die Sache trug ſich in Candiſh zu, und ihre Wahrheit wird vom engliſchen Reſidenten bekräftigt.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bigorre. — Der Adour. — Das weſtliche pyrenäiſche Becken.

(Fortſetzung.)

Der Adour hat zwei Nebenflüſſe, welche eine geraume Strecke und auf geringe Entfernung mit ihm parallel laufen, den Ehez weſtlich und den Arroz öſtlich; jener entſpringt in dem Thale Cartel lou Bon, dieſer im Nebouzan; dieſe beiden Thäler, beſonders das letztere, welches ſtarken, ſtets in der nämlichen Richtung wehenden Winden ausgeſetzt iſt, gehören keineswegs unter die angenehmen Gegenden der Pyrenäen, und da ſie, ſo zu ſagen, an beiden Seiten des Defilés, womit ſich das Thal von Campan in Norden endigt, anſpitzen, ſo iſt der Contraſt, welchen dieſes wunderſchöne Thal mit ſeinen Umgebungen bildet, deſto merkwürdiger: es iſt wie ein Paradies zwiſchen die Wildniſſe von Baſtan (wo Bareges liegt) und von Caſtel lou Bon, von Aure und vom Nebouzan geworfen. Auch iſt das Thal von Campan wirklich mit hohen Bergen, wie mit Schildwachen, umgeben, und der Winter dauert dort lange, daher die Weiber, übrigens groß und friſch wie die Tannen ihrer Wälder, ſich gewöhnt haben, wollene Camaſchen zu gebrauchen, die ſo hoch ſind, daß ſie ihnen im Winter zu Beinkleidern dienen. Dieſe Leute ſind ihrem Lande ſehr zugethan, was jedoch nicht verhindert, daß die Männer truppweis ſich tief in Spanien verbreiten, und die dortige Hitze nicht ſcheuen, um Geld zu gewinnen, und den Ertrag ihrer Arbeit nach Hauſe zu bringen; ſie unterſcheiden ſich von den Bewohnern des Thales Barege in der Farbe ihres groben Tuches, welche bei dieſen braun und bei den Campaneſen blau iſt. Sonſt fabricirte man auch in Pagneres und der Umgegend die Schleier und Krepps, welche die Weiber von Bigorre trugen, eine niedliche Tracht, welche man unter den alten und neuen Griechen, in Venedig und in Spanien wieder findet; wenn ein Weib einmal an dieſen Schleier oder Mantille gewöhnt iſt, ſo ſtellen ſich alle ſeine Wallungen in Harmonie mit den Bewegungen des Körpers, leicht und durchſichtig läßt er jeden Reiz einer ſchlanken und doch üppigen Taille errathen; bald auf den

Kopf, bald auf die Schultern geworfen, bald frei auf dem Rücken flatternd, gibt er Gelegenheit zu einem ins Unendliche abwechselnden Spiel der Coketterie. Noch vor einiger Zeit kannte man dieſe Schleier auch in Paris unter dem Namen der Schleier von Bareges, aber man gebrauchte ſie bloß an den Hüten. Doch wir kehren zur Topographie zurück. Das Thal von Campan iſt von dem Montaigu, der Caſtel lou Bon von Bareges trennt, dem Tourmalet, wo der Waldbach Baſtan entſpringt, dem Pic d'Eſpade, woher eine der vorzüglichſten Quellen des Adour kommt, dem famoſen Mittagshorn von Bagneres, das wir ſchon beſchrieben haben, dem nur etwas weniger hohen, aber mit den ſchönſten Weiden bedeckten Arbriſſou, an deſſen Oſtſeite, 6000 Fuß tief, das Thal von Aure liegt, den Bergen des Nedouzan u. ſ. w. umgeben; auch iſt der Heris wegen ſeines botaniſchen, und der Beda wegen ſeines Mineralreichthums (Silber, Kupfer, Eiſen, Zink) bemerkbar. Der Adour*) zieht ſeine Wäſſer aus allen dieſen Bergen, und durchſtreift das Thal in 18 Armen, welche zwiſchen Campan (einem großen, ſchönen Dorfe) und Bagneres ſchon nur Einen Fluß bilden. Alle ſeine Ufer ſind wohl bebaut, die Waldregion bildet ringsum eine Krone von dem ſchönſten Grün, der Boden iſt ein friſcher, beblumter Waſen; wohl angebrachte Pflanzungen und ſchöne abwechſelnde Landſchaften verſchönern auf eine Strecke von 4 Meilen dieſes Thal, welches man nach dem Ausdruck eines franzöſiſchen Schriftſtellers beſingen, aber nicht beſchreiben ſoll. Zwiſchen Bagneres und Campan iſt die Ebene von Aſte und die Ruinen von Baudean, wo im Jahre 1780 ein aus Deutſchland entwichener Tyrann lebte. — Die Quelle von Medour bei Bagneres, mit Lindenbäumen umgeben, iſt zu ſehr vernachläſſigt; hier war ehemals ein Kloſter, deſſen Mönche eine Art ſehr biegſamen Amianth, den man dort findet, in verſchiedenen Formen bearbeitet, als Amuletten verkauften. Steigt man weiter hinauf bis zum Cap Adour oder Tête de la Vallée, ſo trifft man auf Fichtenwälder, die zwar kein Harz, deren Zapfen aber einen ſehr angenehmen Geruch von ſich geben. Dieſe dichten Gebüſche, welche das Sonnenlicht unterbrechen, ſind angenehm, aber auch gefährlich, denn obgleich auch hier noch die Pfade oft zu Bienenſtatten oder Schäferhütten führen, deren Wände von Marmor und die Dächer von Stroh ſind, ſo iſt es doch leicht, ſich im Dickicht zu verirren. Gewiſſe Felſenbrüche, die zur Ausbeutung des Holzes und des Marmors**) dienen, führen zu zwei Päſſen oder Hourquettes, durch welche man in das Thal von Aure gelangen kann; Pallol iſt der letzte Ort auf dieſer Seite; die Felſen ſind dort mit Geſträuchen, welche Alles aus der Luft und nichts aus der Erde zu ziehen ſcheinen, der Boden iſt mit Genzian und Pyrenäenveilchen bedeckt; Aſpin iſt der nächſte Ort, den man ſchon im Thale von Aure gewinnt.

(Fortſetzung folgt.)

*) Aturus; Aprus (daher Aire) Liſſe, (in Bayonne führt ein Platz an dem Thore, durch welches man an den Adour kommt, den Namen Place de Liſſe) Pontus aureus, auch Alphea, vermuthlich weil er dieſem Fluß von Arkadien durch das theilweiſe Verſchwinden ſeiner Arme in unterirdiſchen Verbindungen ähnelt; einer dieſer Arme führt den Namen Adour di Suèbe, Atyrus sylvestris, ehe man Bagneres erreicht. Der Adour iſt am ſchönſten zwiſchen Campan und dem Dorfe Sainte Marie, aber vorzüglich nur auf ſeinem linken Ufer, auf dem rechten ſieht man viele nackte Felſen. Bis Griv behält das Thal ſeine Fruchtbarkeit, aber weiter hinauf trifft man dichte Tannenwälder und den wie alle dieſe Berge zerriſſenen und vor Alter zerfallenden Pic d'Eſpade an.

**) Der Marmor von Campan iſt grau und roth gemiſcht, und ſchön, aber leicht zerſtörbar, wie man an den drei Säulen von Trianon bemerkt. Der Marmor iſt ſo gemein, daß man Kalk daraus macht.

Bemerkungen über mehrere Staaten der Inſel Borneo.*)

Der Staat Simpang.

Dieß Fürſtenthum liegt zwiſchen 0° 16' — 1° 15' S. B. und 109° 22' — 110° 42' O. L. v. Gr. Seine Ausdehnung beträgt über 180 deutſche Quadratmeilen. Simpang wird im Süden und Weſten von dem Meer; nordweſtlich vom Land Kubu begränzt, woſelbſt der Fluß Padang Iſchikar einen Theil der Gränzlinie bildet; nördlich und nordöſtlich liegt das Reich Mattan, von welchem es durch die hohen Palongang-Gebirge getrennt iſt. Der Fürſt von Simpang behauptet, gemeinſchaftlich mit dem Radſcha von Mattan die Carimata-Inſeln (S. Nr. 58 und 59) zu beſitzen.

Die Hauptflüſſe von Simpang ſind der Padang Iſchikar, der Meudau, in den der Lebaik, der Kwallau und der Gueronſoh einmünden, und der ſich gegen Weſten und Süden in mehrere Arme theilt, nämlich den Sidian, Mattan, Rumpeh, Bulu und Semandang. Alle dieſe Flüſſe münden in den Simpang ein, der jenſeits von Buguit-Laut in das Meer fällt. In der Richtung von Südweſt nach Nordoſt iſt das Land von einer Gebirgskette durchzogen, die ſich von Buguit-Laut über Sucadane hinaufzieht. Dieß Gebirge iſt das äußerſte Ende des Palongang-Gebirge, das ſich 20 bis 25 deutſche Meilen in das Innere des Landes erſtreckt, und daſelbſt eine Reihe ſehr hoher Berge bildet, unter welchen man hauptſächlich die Kuppen des Spontiak, Lagang, Butong, Pangang, Mendſcherah, Mengallat und Lebaik bemerkt; auf dieſen entſpringen die meiſten Flüſſe, beſonders diejenigen, welche die Gebiete Tagang, Meliaſſi, Sukodau, Simpang und Mattan durchziehen. Dieſe hohen Berge ſcheinen vor Zeiten den Mittelpunkt einer Inſel gebildet zu haben, die ſpäter in Folge fortgeſetzter Anſchwemmungen, die gerade auf dieſer Seite der Inſel in bedeutendem Grade ſtattfinden, mit der Küſte von Borneo in Verbindung kamen. Dieſe Vermuthung wird in hohem Grade beſtätigt durch den Lauf der Flüſſe im Innern des Landes, die ſich gegen den Mittelpunkt der Berge umbiegen. Ueber ein Drittheil des Simpang-Gebietes ſcheint bloß aus Anſchwemmungen zu beſtehen, die ſich im Laufe des letzten Jahrhunderts angehäuft haben. Der Boden iſt überall ſumpfig und von Flüſſen durchſchnitten, die eine Anzahl Inſeln bilden, in deren Mitte ſich hie und da ein Hügel oder ein kleiner Berg erhebt. Dieſe kleinen Inſeln

*) Das nachfolgende Memoire über einige Staaten der Inſel Borneo war ſeit langerer Zeit der geographiſchen Geſellſchaft von Herrn Baron von Capellen, fruherem Gouverneur von holländiſch Indien, zugeſendet worden. Das Memoire iſt ein Auszug aus den Arbeiten des verſtorbenen Georg Muller, der Generalinſpector uber dieſer Niederlaſſungen geweſen war, und die Kuſten und das Innere der Inſel mehreremale bereiſt hatte. Bulletin de la Société de géographie. Junius 1838.

waren bis zum Jahre 1786 bewohnt, als der Krieg der oſtindiſchen Compagnie mit dem Mattan-Staate die Einwohner zerſtreute. Seit dieſer Zeit ſind die Inſeln verlaſſen, und dienen bloß als Zuflucht für Fiſcher und Eingeborne, die das Wachs und den Honig ſammeln und das Schilfrohr, rottan genannt, abſchneiden. Die Hauptinſeln ſind Magang, Bumbu, Batu und Ampar.

Das Klima iſt geſund, und die Hitze wird durch kühle Winde gemäßigt. Der Aufenthalt an der Küſte ſchlägt dem neuangekommenen Europäer beſſer zu, als das Binnenland. Der ſumpfige Boden der Küſte ſcheint der Geſundheit nicht zu ſchaden; dagegen werden die Fremden, die in das Innere und beſonders auf die Gebirge kommen, häufig von Fiebern und von einer Art Lähmung der Arme und Füße befallen.

In der Regenzeit zeigt das Fahrenheitiſche Thermometer in der Regel 72 bis 75 Grad; manchmal, wiewohl ſelten, fällt es auf 69 und 70. Mittags ſteigt es gewöhnlich auf 83 und 84 Grad. Nachmittags gegen 2 Uhr, in der heißeſten Stunde des Tages, kommt es auf 86 bis 87 Grad; Abends bei Sonnenuntergang fällt es wieder auf 76 bis 77 Grad. Die Aufeinanderfolge der Jahreszeiten iſt weniger regelmäßig als auf Java. Ganz unerwartet kommen häufig Regengüſſe und Gewitter, oft ſchon im Julius und Auguſt. Von der Mitte November bis zur Mitte Januar regnet es ſehr ſtark. Dieſe Beobachtungen gelten mit ziemlicher Genauigkeit von ungefähr zwei Breitegraden; aber die Jahreszeiten in Borneo wechſeln ſehr oft im entgegengeſetzten Sinn, dieſſeits und jenſeits der Linie.

Die Bodencultur iſt noch nicht weit vorangeſchritten. Die Dayaks, die eigentlichen Eingebornen, bauen Reis an den Abhängen der Gebirge und an andern trocknen Orten. Die Reisfelder heißen Ladangs. Sie ſchicken ſich an Fruchtbäume zu pflanzen, mit Ausnahme des Kokosnußbaumes und anderer eßbarer Pflanzen. Die Malayen und andere Völker, die ſich mit den Dayaks vermiſcht haben, ſind im Landbau etwas weiter voran, und theilen ihre kleinen Ländereien in ziemlich regelmäßige Gärten ab. Es kommt ziemlich oft vor, daß der Reisertrag für das Bedürfniß nicht hinreicht. In dieſem Fall müſſen ſich die Einwohner in Pontianak verſehen, oder bei den Chineſen, die ſich zu Paninahan, nahe bei Pontianak, niedergelaſſen haben. Die natürlichen Landesproducte beſtehen hauptſächlich in Folgendem: Wachs, Vogelneſter, Bezoar, Gummi, Harz, Schildkrot, rohes Eiſen, Zinn, Kaguagarn (eine Art aromatiſchen Holzes), Kulit-lawang (eine aromatiſche Rinde), mehrere mediciniſche Droguen, wilde Muscatnüſſe, Bauholz, Schilfrohr, Zuckerrohr u. ſ. f. Dieſe Erzeugniſſe werden in Kubu, Pontianak, Rin, Singapur und Palembang zum Verkauf ausgeboten, und hauptſächlich von den in verſchiedenen Ländern anſäſſigen Chineſen gekauft.

Die Gebirge von Simpang enthalten Gold und Edelſteine; es werden jedoch keine regelmäßigen Nachgrabungen angeſtellt.

Im Innern des Landes gibt es ſehr viele Orang-Utangs, wilde Büffel, Rhinoceros, Tiger, kleine ſchwarze Bären, Eber und Hirſche. Die beiden letzten Thiergattungen finden ſich auch in großer Zahl auf den Küſten. Unter den Vögeln bemerkt man hauptſächlich den Pfau, und mehrere Falken- und Geyerarten. Längs den Küſten findet man viele Schnepfen und anderes Geflügel von vorzüglichem Geſchmack. Hausthiere gibt es nur wenige. In einigen Gegenden ſieht man wenige Ziegen. In früherer Zeit haben die Bewohner vieles Vieh beſeſſen, das ſich nach und nach in die Waldungen verlaufen hat.

Die Dayaks ſind nicht von Natur grauſam. Die Gewohnheit des Kopfabſchneidens, von der man ſich ſchreckliche Dinge erzählt hat, iſt bei ihnen nicht allgemein Sitte, ſondern die natürliche Folge der kleinen Kriege und Fehden, in die ſie ſtets durch ihre Nachbarn verwickelt werden. Die Dayaks haben gute Anlagen, ſind jedoch beinahe ohne alle Religion. Ihre Geſetze ſind alte Gebräuche ihrer Vorfahren, denen ſie ſich blind unterwerfen.

Die Einkünfte ihres Sultans kommen aus folgenden Quellen:

1) Abgaben von allen Schiffen und Kähnen, die von Riu, Linga, dem eigentlichen Borneo, Sambas, Pontianak, Kubu, Kotta Ringuin und Banyer Maſſing kommen, wie auch von den zwei bis drei kleinen Fahrzeugen, die jährlich von Java kommen.

2) Einige Handelsvorrechte und Monopole.

3) Steuer, die die Chineſen zahlen müſſen, Kopfſteuer u. ſ. f.

4) Gebühren vom Handel mit Vogelneſtern.

5) Almoſen und Confiscationen, oder willkürliche Steuern.

6) Einkauf von wenig Gold und Diamanten, welches die Dayaks von Zeit zu Zeit um einen ſehr wohlfeilen Preis anbieten.

7) Endlich Hoheitsrechte, Naturalabgaben in Reis u. ſ. f., an denen jeder Dayak ein beſtimmtes Quantum entrichtet.

Die Bevölkerung des Staates Simpang geht auf 16 bis 18,000 Seelen, von denen drei Viertheile Dayaks ſind. Die übrigen ſind Chineſen, Malayen und andere Fremde, die ſich im Lande niedergelaſſen haben.

Die Hauptſtadt heißt gleichfalls Simpang. Sie liegt auf einem ſumpfigen Boden nahe am Meere, das während der Fluth faſt alle Quartiere der Stadt überſchwemmt, und ſie bei der Ebbe wieder abtrocknen läßt. Die Einwohner ſind arm, und leben großentheils nur von dem Reisbau und von Prellereien, die ſie an den Dayaks verüben.

Miscellen.

Erdbeben auf Martinique. Die franzöſiſchen Blätter berichten ſeit einiger Zeit mehrfach von dieſem am 11 Januar d. J. vorgefallenen Erdbeben, merkwürdig iſt aber, daß man weder auf Guadeloupe, noch auf den andern nicht ſehr entfernten Inſeln, wie Trinidad, Sta. Lucia, Barbados, Marie Galante und Dominica, durchaus nichts bemerkt hat.

Erdbeben auf den Scilly-Inſeln. In der Verſammlung der königlichen Geſellſchaft zu London wurde ein Bericht über einen auf St. Mary, einer der Scilly-Inſeln, am 21 Januar d. J. gefühlten Erdſtoß vorgeleſen. Die zitternde Bewegung des Bodens, die ſich namentlich im ſüdlichen Theile der Inſeln kund gab, ſey ſehr ſchwach, aber von einem eigenthümlich harten und ſchnarrenden (grating) Ton begleitet geweſen.

Peganum Harmala. Dr. Falconer, Aufſeher des botaniſchen Gartens zu Saharanpur in Indien, ſendet fortwährend Mittheilungen an den bekannten Dr. Royle, den Botaniker des Himalaya, ein. Nach ſeiner neueſten in der Londoner Linneiſchen Geſellſchaft (ſ. Litt. Gaz. v. 25 Febr.) vorgeleſenen Mittheilung iſt das Peganum Harmala, das den neuerlichen Entdeckungen zufolge als Färbepflanze wichtig zu werden verſpricht, eine in Aegypten, Arabien, Syrien, Perſien und andern Theilen von Aſien und Afrika ſehr häufig vorkommende Pflanze.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 72.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

13 März 1839.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bigorre. — Der Adour. — Das weſtliche pyrenäiſche Becken.

(Fortſetzung.)

Verfolgen wir nun den Adour bei ſeinem Ausgang aus dem Gebirge. Wer kennt nicht Bagneres und ſeine Bäder, wo Jeanne d'Albert, lange Zeit Breheigne, nicht umſonſt die Fruchtbarkeit ſuchte? wer kennt nicht die Ebene, wo der Adour ein zweiter Nil wird? Einer dieſer Canäle reicht von Pouzac, eine halbe Stunde nördlich von Bagneres bis nach Rabaſtens, am nordöſtlichen Ende der Ebene von Bigorre, man ſchreibt ſeine Anlegung dem Gothenkönig Alarich zu, deſſen Namen er führt, und der ihn zum Behuf der Verſorgung ſeines Lagers mit Waſſer gebaut haben ſoll. Die Ebene von Bagneres reicht bis Montgaillard, eine halbe Stunde von Bagneres, wo ein Weg nach Lourdes ausgeht; man genießt dieſe Anſicht am beſten bei Trebous, etwas nördlich von Pouzac. Auf dem weitern Wege nach Tarbes läßt man auf einiger Entfernung rechts Barbazan, hiſtoriſch berühmt wegen des Ritters Barbazan, der um 1400 in einem beſondern Kampfe zwiſchen ſieben Engländern und ſieben Franzoſen den Sieg entſchied und wie Duguesclin in Saint Denis begraben iſt; links Odos, wo die Königin Marguerite an einem Schnupfen ſtarb, den ſie bei der Beobachtung eines Kometen ſich zugezogen hatte. Schon bewundert man die Fruchtbarkeit der Erde, die vielleicht noch mehr ſchöne als nützliche Cultur, mit ihren italieniſchen, regelmäßig alignirten Weinguirlanden und friſchen Wieſen, welche mit der Anſicht der veralterten Pyrenäen den ſonderbarſten Contraſt bilden. Tarbes ſelbſt, eine Stadt von 10 bis 12,000 Einwohnern, verdankt den Canälen des Adour die Reinlichkeit und Friſche ſeiner Straßen, von welchen die vorzüglichſte eine halbe Meile lang iſt; dieſer Vortheil iſt unſchätzbar in einem Orte, wo man nur zwei Jahreszeiten kennt und oft eine afrikaniſche Hitze aushalten muß. Aber dieſe Straßen, die Markttage ausgenommen, ſind todt, und doch iſt die Lage von Tarbes ungemein vortheilhaft; hier vereinigen ſich die Straßen von Monrejeau, Bagneres, Lourdes, und wir haben geſehen, welchen Intereſſen ſie zum Fahrwege dienen; es liegt in der Mitte zwiſchen Monrejau und Pau, d. h. zwiſchen der Garonne und dem Gave de Pau; nach Norden hin tritt es über Rabaſtens, Mielan und Auch, mit Toulouſe 33 Meilen und über Aire und Montdemarſan mit Bordeaux (51 M.) d. h. mit den großen Mittelpunkten der Civiliſation in Verbindung; es hat Erde und Waſſer und alle Materialien einer wohlfeilen Induſtrie; es iſt mit der Elite der pyrenäiſchen Bevölkerung umgeben. Alles dieß iſt bisher beinahe ohne Wirkung geblieben. Doch ſcheint endlich auch für Tarbes der Zeitpunkt gekommen zu ſeyn, ſich zu einem bedeutenden Brennpunkt der Fabrication und des Handels zu machen, wovon ſpäter die Rede ſeyn wird. *)

Die eigentliche Ebene von Bigorre iſt zwiſchen Bagneres und Pic Bigorre begriffen, ſie zählt 60 ſchöne Dörfer und 600 Einwohner auf die Quadratlieue; die Weiber haben gewöhnlich regelmäßige Züge und eine friſche Geſichtsfarbe, welche die Vortheile eines ſchönen Wuchſes noch erhebt. Beinahe bis in die neueſte Zeit kleideten ſie ſich in ein anſchließendes Gewand von grobem Tuch, die Füße und Arme bloß, auf dem Kopf einen blauen oder ſcharlachenen Capulet, an den Feiertagen ſchmückten ſie ihren Hals mit einer Tavelle (eine Art Poſamentierarbeit); ein Schleier von Bagneres mit langen Falten bildete eine elegante und beinahe antike Draperie, — aber dieſe Tracht verſchwindet Stück vor Stück vor den neuen Moden. Schon die alten Bigourdiner, obgleich ein wenig ſchmutzig mit ihren langen Bärten (noch heutzutage ſieht es mit der Reinlichkeit etwas mißlich aus), hatten den Galliern die Mode des bigorriſchen Mantels mitgetheilt (palla bigorrica — bigorrica vestis hispida). Dieſer Mantel (sayon, sagun) von einem doppelten, gekreuzten Gewebe, der zugleich zum Parapluie dient, iſt bei dem Volke allgemein im Gebrauche, und man findet ihn nicht nur hier, ſondern in ganz Gasconien und

*) Tarbes, Turva, Tarba, Turbia, Turſembillon; auch in Aſien gibt es nach Niebuhr ein Tarbes, welches wegen der Wanderungen der Celten oder der Iberer, welche einſt Bigorre bevölkerten, nicht zu verwundern iſt. Tarbes, obgleich nur drei Meilen von den Gebirgen, liegt kaum etwas höher als Toulouſe.

Bearn. Auch ſieht man die zerſtreuten, langen Haare, wie bei den alten Biguriern, und darauf ein rundes, griechiſches Barett, welches kaum auf dem Kopfe feſthält, und weder gegen Kälte noch Hitze, noch Waſſer ſchützt, aber der Phyſiognomie ein ganz beſonderes Spiel gibt. Die langen Haare ſind überhaupt bei den pyrenäiſchen Gebirgsbewohnern beliebt, und das Barett mit verſchiedenen Nuancen zeigt ſich auch in Bearn und Gasconien. Unter der navarreſiſchen Regierung kam die Mode der Halskragen, weiten Beinkleider und übereinandergeſchlagenen Gilets auf, und iſt noch jetzt ſehr gemein, fängt aber an, dem Pantalon und der Blouſe Platz zu machen. Der Flächenbewohner iſt übrigens arbeitſamer und wohlhabender als die Gebirgsleute.

Die Bigourdiner und Bearneſer waren, nach Mariane, in alten Zeiten unter dem gemeinſchaftlichen Namen Bigorri (öſtliche und weſtliche) bekannt, obgleich es Marca aus einer übelverſtandenen Eitelkeit läugnen will. Der Name Bigorre iſt celtiſch, und bezeichnet ein an dem Urſprunge eines Fluſſes gelegenes hohes Land (auch kaltes Land, bigole). Der Name Bigerri bedeutet Uferbewohner, und zugleich lebhafte, luſtige Leute. Von den Celten kommen vielleicht die kleinen Stäbe (tailles) her, die unter ihnen zum Cadaſter dienten, und jetzt noch hie und da in den Rechnungen des kleinen Handels gebraucht werden.*) Die Bigorreſen hatten keine Menſchenopfer wie die Gallier; aber die Vandalen, welche das Land im fünften Jahrhundert anfielen, fraßen die Brüſte und Hinterbacken der Weiber roh auf.**) Der berüchtigtſte Menſchenfreſſer unſerer Zeiten, Blaiſe Ferraye dit Sapé von Cominges, wo er in einer Höhle lebte, muß vandaliſches Blut gehabt haben; er wurde zu Toulouſe am 13 Dec. 1782 hingerichtet, nachdem er ſo eben einen ſpaniſchen Kaufmann, ſo wie vorher über 80 Perſonen, meiſtens Weiber, verzehrt hatte. Die Vandalen wurden zurückgetrieben, und brachen über Azun in Spanien ein. Daſſelbe widerfuhr 300 Jahre ſpäter den Saracenen; ſie wurden in der Lannemourine (Mohrenhaide), weſtlich längs der Straße, die von Tarbes nach Lourdes führt, von dem Prieſter Miſſoulin zurückgetrieben und in Stücken gehauen. Dieſe Geſchichte iſt verdächtig, dieß hinderte aber nicht, daß Miſſoulin in der Kirche von Aruzac eine hölzerne Statue zu Pferde hatte, welche alle Jahre von den Mädchen mit Blumen geziert wurde. Die Gothen hatten einige Civiliſation in Bigorre eingeführt; die politiſchen Formen verſicherten auch hier, wie in Bearn, Gasconien, den vier Thälern und Foix, die Theilnahme des Landes an der Verwaltung. Die Stände entſchieden ſich für den Grafen von Armagnac, als zwiſchen dieſem und dem Grafen von Foix der bekannte Succeſſionsſtreit über Bearn und Bigorre ſtatt fand; da aber Bernard I, Graf von Bigorre, zu Velay die Mutter Gottes vom Puy (welche eine Iſis iſt) als Oberherrin anerkannt hatte, ſo miſchten ſich auch die Mönche unter die Prätendenten: zum Glück wußte Philipp der Schöne, auch ein Prätendent, ſich mit der Madonna abzufinden, und ſein Sohn, Karl der Schöne, nahm für eine Zeit den Titel eines Grafen von Bigorre an. Bigorre war immer in Verhältniſſen mit Spanien, beſonders mit Arragonien, geſtanden. Von Petronillen von Cominges und Gaſton Phöbus haben wir ſchon anderswo geſprochen; — hiermit ſind die „Schönheiten der Geſchichte von Bigorre“ ungefähr erſchöpft. Von Alterthümern iſt manches anzutreffen, unter andern gewiſſe künſtliche Erderhöhungen, von welchen man nicht weiß, ob man ſie den Celten oder andern nordiſchen Völkern zuſchreiben ſoll; bei Lourdes iſt eine unter dem Namen Aveſtron bekannt, aber die Etymologie dieſes Wortes iſt verloren.

Die Lannemourine trennt von der Nähe von Tarbes den Diſtrict von Oſſun, einen großen, ſchönen Flecken, deſſen Einwohner eine beſondere Tracht, Sitten und Dialekt haben, und aus welchem die unter dem Namen Cenraires in und ſelbſt außer Frankreich bekannten Fuhrleute mit ihren ſchweren Wägen kommen. Der Diſtrict iſt von der Sardine, einem Nebenfluſſe des Ehez oder Echez bewäſſert. Der letztere entſpringt im Thale Caſtel-Loudon, ungefähr auf der Höhe von Bagneres, und hängt in der Fläche von Bigorre durch mehrere Arme mit dem Adour zuſammen, er iſt wegen der Mannichfaltigkeit ſeiner Fiſche bekannt: mehrere andere kleine Flüſſe begleiten den Adour auf eben dieſe Art auf ſeinem öſtlichen Ufer. Noch weiter öſtlich, ſchon außer der Fläche von Bigorre, lauft der Arroz, ein reißender Fluß, welcher an den Bergen des Nebouzan (zwiſchen den Thälern Campan und des untern Neſtes) entſpringt, und nachdem er aus dem wilden Becken des Nebouzan heraus gekommen, das Thal Ruſtan, deſſen Hauptort Tournay iſt, in ſeiner ganzen Länge durchzieht. Zwiſchen Tournay und der ehemaligen mächtigen Abtei von Saint Sever de Ruſtan, wachſen die berühmten Weine von Nun, Peyrehiguier und Aubarede, leider wird die Weinleſe nur zu oft durch Wind und Hagel zerſtört. Die Einwohner (Ruſticani) in 65 Dörfer und Ortſchaften vertheilt, unterſcheiden ſich von den Bigorreſen durch eine gewiſſe Erniedrigung, welche von ihrer ehemaligen Unterwürfigkeit unter die Mönche und Edelleute herkommt; denn hier waren viele kleine Edelleute oder Landjunker, und das nächſtgelegene Land, welches heutzutage auch noch zu dem Departement der hohen Pyrenäen, obgleich nicht mehr zum Becken des Adour gehört, war der Hauptſitz der Landjunker (hobereaux) vom Gers. Das Ruſtan hat übrigens den Vortheil, von mehrern Transverſalſtraßen durchſchnitten zu ſeyn, welche von Monrejau nach Bagneres oder Tarbes, von Tain aber nach Tarbes oder über Saint Sever nach Rabaſtens führen. Der letztere Ort liegt, wenn man von Mielan, das heißt von Auch, herkommt, am Eingange der Fläche von Bigorre; man ſieht dort noch die Ruinen aus den Zeiten der Belagerung, welche es von Montluc, der Geißel der Calviniſten, auszuhalten hatte. Montluc wurde dabei verwundet, er und ſein Lieutenant, der Spanier Mandillano, tödteten alles, was ihnen in die Hände fiel, Katholiken oder Proteſtanten, nach der Maxime des Stifters der Inquiſition Guz-

*) Der Verfaſſer vergißt wohl die deutſchen Kerbhölzer, denen die Tailles ſichtlich nachgebildet ſind, wie Hüllmann nachweiſt. A. d. R.

**) Dieß wäre doch das erſte Beiſpiel von Menſchenfreſſerei bei den alten Deutſchen. A. d. R.

man, unter dem Namen des heiligen Dominicus bekannt, welcher zu ſagen pflegte, es liege nichts daran, im Zweifel einen Unſchuldigen umzubringen, Gott werde die Seinigen ſchon erkennen. Die Straße, welche von Nabaſtens über Pic Bigorre nach Pau führt, dient im Norden der Fläche von Bigorre gleichſam zur Gränze; der weiter nördlich gelegene Diſtrict führt den Namen der Riviere baſſe, wo die berühmten Weine von Caſteinau de Riviere baſſe und Madiran wachſen; aber man macht einen Mißbrauch vom Weinbaue, es geſchieht zuweilen, daß man nur mittelmäßige Weine, die Scheunen leer, und wenn man etwas vom Adour entfernt iſt, keinen Tropfen Waſſer hat. Bei Maubourguet, etwas unterhalb Vic, vereinigt ſich der Chez völlig mit dem Adour, aber der Arroz verfolgt noch eine Weile ſeinen eigenen Lauf bei Margiac und Plaiſance (im Dep. du Gers) vorbei, bis er ſich bei Riſele ebenfalls in den Adour ergießt; zwiſchen Marziac und Maubourguet bei Auriebat in der Riviere baſſe hat man eine ſchöne Anſicht der Pyrenäen.

(Fortſetzung folgt.)

Beſtätigungen von W. L. Reids Theorie der Stürme.

Wir haben im vorigen Jahre (S. Nr. 290, 291) dieſen Gegenſtand berührt, und es iſt nicht zu verwundern, daß eine ſo ſinnreiche Idee, welche hauptſächlich Hrn. Readfield von New-York gebührt, mannichfache Aufmerkſamkeit erweckt und zu Beobachtungen Veranlaſſung gegeben hat. Das American Journal of Science and Arts vom Oct. 1838 drückt ſich über dieſe Stürme mit großer Genauigkeit ſo aus: „Die heftigen Stürme der nördlichen Hemiſphäre ſind Wirbelwinde in einem großen Maaßſtab, die ſich von Rechts nach Links drehen, innerhalb der Tropen entſtehen, zuerſt in einer gegen Norden ſich krümmenden Linie weſtwärts vorrücken, etwa unter 30° n. B. ſich wenden und dann einen nordöſtlichen Lauf verfolgen.“ Ein Correſpondent des Athenäum (ſ. Nr. vom 23 Februar) bemerkt, er habe zwei Waſſerhoſen, eine im October vorigen Jahrs in der Nähe der Bai von Bourla, die andere im Jahre 1814 in Weſtindien beobachtet und gefunden, daß ſie ſich durchaus von Rechts nach Links gedreht hätten. Damit ſtimmt denn die Beſchreibung des Orkans vom 7 Januar d. J. überein, in ſo weit derſelbe zu Dumfries in Schottland beobachtet wurde. Dieſe Beſchreibung wurde am 7 Febr. in der Verſammlung der königlichen Geſellſchaft zu London vorgeleſen, und iſt mit den nöthigen Abkürzungen folgende: „Am 6 Januar Abends nach 10 Uhr begannen heftige Windſtöße mit völlig ruhigen, aber immer kürzern Zwiſchenräumen. Um 10 Uhr kam der Wind von Oſten, und ſeine Schnelligkeit betrug 40 (engl.) Meilen in der Runde. Nun wurde er heftiger und drohte die Kamine herabzuſtürzen. Um Mitternacht ließ er nach und wandte ſich zugleich gegen Süden oder Weſten. Um 2 Uhr Morgens begann ſeine Heftigkeit aufs neue, und da mehrere Fenſter im untern Stock offen gelaſſen worden waren, erſchütterte er das Haus ſo heftig, daß man glaubte, es finde ein Erdbeben ſtatt. Während des größten Theils der Nacht fiel der Regen in Strömen, und von 2 bis 2½ Uhr Morgens ſank der Barometer um 1½ Zoll, und erreichte ſeinen tiefſten Standpunkt; der Sturm aber dauerte fort bis um 4 Uhr, wo er allmählich nachließ. Große Verheerung wurde unter den Bäumen angerichtet, von denen einige 2 bis 3 Tonnen Thonboden mit ihren Wurzeln emporhoben. Mehrere ſo niedergeworfene Bäume lagen mit den Spitzen nach Nordnordweſt. Der Verfaſſer ſchließt aus dieſen und andern Bemerkungen, daß der erſte Theil des Sturms von Oſtſüdoſt begann, um Mitternacht aber aus Südweſten blies. Dann wandte er ſich bis gegen Mittag allmählich gegen Weſten, und bis gegen 8 Uhr Abends blies er aus Nordweſten.

Bemerkungen über mehrere Staaten der Inſel Borneo.

Der Staat Mattan.

Die Europäer kennen dieſen Staat ſeit 1520. Succadana, durch ſeinen Handel eine der bedeutendſten Städte, gab ſpäter dem Lande den Namen, ſo daß europäiſche Nationen, die dieſe Gegenden beſuchten, die ganze Küſtenſtrecke von Borneo, welche die Kantone von Kubu, Manpawang, Simpang, Lebaik und Succadana und ſelbſt die Carimata-Inſeln umfaßt, Succadana nannten. Dieß Geſammtgebiet bildete früher das einzige Reich Mattan.

Die Gränzen dieſes Staates ſind im Süden und Weſten das Meer, im Norden die Flüſſe Pungoh, Ollah-Ollah, Kapuas, Mendau und Lebaik; im Norden und Nordoſten die hohen Gebirge von Mendſchorah und Sucadau; im Oſten und Südoſten das Land der unabhängigen Dayaks und der Dayaks von Banyer und Cotta-Ringuin. Dieß ganze Gebiet betrug zuſammen 1000 deutſche Quadratmeilen.

Gegenwärtig kann man die Ausdehnung des Reichs Mattan bloß auf den Zwiſchenraum von 0° 42′ — 2° 56′ N. B. und von 109° 52′ — 111° 30′ O. L. v. Gr. beſtimmen. Die Gränzen ſind im Nordoſten die Gebirge von Palongang, Mahm und Sucadau; im Oſten (20 deutſche Meilen vom Meer) das Land der unabhängigen Dayaks, und weiter entfernt das Land der Dayaks, über die ſich der Sultan von Banyer Maſſing die Herrſchaft zuſchreibt; im Südoſten das Land von Cotta-Ringuin; im Süden und Weſten das Meer. — Die Inſeln Carimata gehören zum Reiche Mattan.

Mattan hat zahlreiche Flüſſe, worunter nicht weniger als fünf und zwanzig ſchiffbar ſind, und die weſtlich und ſüdlich zum Meere laufen. Einige entſpringen auf den Bergen, die ſich nördlich im Innern von Mattan erheben, nahe an den Gränzen von Sucadau, von dem ſich ein bedeutender Ausläufer, das Palongang-Gebirge nämlich, bis an die Weſtküſte hinzieht, und an Buguit Laut, Bungalong, Pelirongan, Succadana, Datu und Melingſan ſtößt.

Mit den Flüſſen Kapuas, Melawie und Arut bildete früher ein Meeresarm eine Inſel, was wir ſchon bei Simpang bemerkt haben. In der Mitte derſelben befanden ſich die hohen Gebirge von Mahm, Mendſchorah, Mengallat und Lebaik, auf denen die Flüſſe Sucadau, Melian, Lebaik, Simpang und Mattan (Gayong) entſprangen. Mehrere Seen im Innern von Cotta Ringuin ſcheinen ebenfalls der Veränderung des Terrains ihre Entſtehung zu verdanken.

Das Klima dieſes Landes wird gemildert durch die abendlichen

See- und Landwinde, die auf der ganzen Küste von Borneo sich ziemlich regelmäßig wiederholen. Die bedeutende Höhe der Berge im Innern der Insel, ebenso die unaufhörliche Bewegung der Luft, die von der fortgehenden Strömung einer großen Anzahl Flüsse herrührt, tragen gleichfalls dazu bei, das Klima mild und angenehm zu machen. Der Boden ist so fruchtbar, als die Luft gesund. Man findet unter den Eingebornen sehr alte Leute. Der große Reichthum der Pflanzenwelt macht, daß der Ackerbau noch sehr vernachlässigt wird. Die Einwohner begnügen sich mit dem, was ihnen der Boden freiwillig gibt.

Der Witterungswechsel in den verschiedenen Jahreszeiten entspricht dem, was wir darüber vom Königreich Simpang gesagt haben. Die Richtung und die Abwechslung der Monsoons sind beinahe ganz die gleichen.

Es gibt nur wenige reißende Thiere. Der Tiger und eine Art kleiner schwarzer Bären finden sich in ziemlich großer Zahl in den Gebirgen. Man trifft dort auch mehrere Affenarten, wilde Ochsen, Büffel, Rhinoceros, Eber, mehrere Hirschgattungen, Rehe, das Babirussa, *) das Pilandouc (eine Art Hasen), den Orang-Utang, den Pongo, das Armadill, das Stachelschwein, zahllose Arten von Schlangen, sehr große Fledermäuse u. s. w.

Das Land hat nur sehr wenige Hausthiere. Einige Geflügelarten für den Hühnerhof, Ziegen u. s. f. in kleiner Zahl.

Dagegen trifft man längs der Küsten und an der Mündung der Ströme einen Ueberfluß von vorzüglichen Fischen der verschiedensten Art, unter Anderm eine Gattung, welche ganz unsern Salmen entspricht. Man fängt sie im Monat August und September.

Es gibt Tausende von Insectenarten, deren Mehrzahl schädlich oder wenigstens höchst lästig ist. Die Muskitos namentlich erreichen in diesem Land eine erstaunliche Größe, und ihr Stich ist höchst schmerzhaft. Man vertreibt sie mit Rauch. Die Einwohner sagen sprüchwörtlich von einem schlechten Charakter: „Er ist schlimm, wie die Muskitos von Mattan.“

Die Felsen von Mattan enthalten eine große Zahl von Vogelnestern, die sehr weiß und darum auch sehr viel werth sind. Die Dayaks sammeln sie und verkaufen sie einfältiger Weise um einen sehr wohlfeilen Preis theils an den Fürsten, theils an Chinesen. Die übrigen Erzeugnisse sind beinahe dieselben wie in Simpang. Außer diesen bilden namentlich die Tripangs, so wie der Rotan oder das Schilfrohr einen sehr bedeutenden Handelsartikel.

Das Mineralreich scheint in Mattan großen Ueberfluß zu bieten. Es ist ausgemacht, daß daselbst mehrere Gold- und Diamantengruben sind, die man aber nur lässig ausbeutet. Die Diamanten, die aus diesem Lande sind, werden meist nur zufällig von einem Dayak gefunden, der in den Gebirgen herumschweift.

Die vegetabilischen Producte sind dieselben wie in Simpang, nur viel reicher in Mattan. Die Volkszahl ist im Vergleiche zu der Ausdehnung des Landes sehr klein. Meist sind nur die Ufer der Flüsse bewohnt. Die Bevölkerung beläuft sich zum mindesten auf 15.000 Seelen. Der Hauptort oder die Hauptstadt von Mattan heißt Gayong. Ihre Einwohnerzahl mag ungefähr 5000 Seelen betragen. Sie ist 10 bis 12 deutsche Meilen vom Meer entfernt, und liegt am Fluß Gayong, der aber jetzt Mattan heißt. Er ist vor der Hauptstadt so reißend, daß man von der Meeresküste an vier Tage dahin braucht. Die Fahrt geschieht auf kleinen leichten Schiffen, Sampangkähne genannt. Mit größern Fahrzeugen würde man zu dieser Fahrt wenigstens 7 bis 8 Tage brauchen. Der Name der Stadt kommt vom Flusse her. In einer Entfernung von 5 deutschen Meilen theilt sich letzterer in zwei Arme. An dem Ufer des Ketappan genannten Armes liegt eine ziemlich volkreiche Stadt, Kampong Ketappan. Sie ist von Malayen, Chinesen, Arabern und Eingebornen bewohnt. Die gesammte Bevölkerung mag 1100 Seelen betragen. Die Mündung des Flusses war früher ein Schlupfwinkel für Seeräuber. Die Einwohner trieben großentheils dieses Gewerbe im indischen Archipel bis zur Wiederherstellung der holländischen Macht. Die mit den Fürsten abgeschlossenen Verträge verpflichten letztere, die schändliche Seeräuberei so viel wie möglich zu unterdrücken, die seit dem Verschwinden der Holländer in diesen Gegenden aufgekommen ist.

Die Regierung des Sultans ist sehr absolut. Seine Einkünfte fließen aus denselben Quellen, wie die des Fürsten von Simpang. In frühern Zeiten bekam der Fürst von den Seeräubern einen Beuteantheil. Durch die Unterhandlungen der holländischen Regierung ist diesem Unfug ziemlich gesteuert worden. Man stößt zu Mattan seltener auf Seeräuber; in Sambas, Mempawa und Pontianak gibt es keine mehr. Die Fürsten selbst befinden sich besser dabei und die Einwohner sind friedlich.

*) Ein Thier, das zwischen dem Hirsch und dem Eber steht. Vom erstern hat es die Füße, vom Eber den Kopf, auch ahmt es das Grunzen des letztern nach; das Babirussa (Eberhirsch) hat zwei kleine rückwärts gebogene Hörner auf der Schnauze.

Miscellen.

Kaolin. Die HH. Brongniart und Malagutti haben nach mannichfachen Versuchen über die bei der Fabrication von Porcellan benutzte Erde, Kaolin genannt, endlich gefunden, daß er eine chemische Decomposition von Feldspath sey. Man wird also vielleicht dahin gelangen, diesen Kaolin künstlich zu bereiten.

Erdbeben in Lissabon. Am 16 Februar fühlte man zu Lissabon, mehr jedoch auf dem rechten Ufer des Tajo, einen Erdstoß. Den Tag zuvor war es ungewöhnlich warm gewesen, indem das F. Thermometer 85° (14⅔° R.) zeigte. Der Stoß wurde auch am Cap St. Vincent an Bord der brittischen Kriegsbrigg Espoir gefühlt. (Times vom 27 Februar. Liss. Corresp.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 30** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Elegie, geschrieben auf einem Dorfkirchhofe.** Von Gray. — **Die Schlacht bei Benevento.** (Fortsetzung.)

Da das Monument dieses Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kaum jederzeit eingetroffen werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes vierteljährlich 2 fl., halbjährlich 4 fl. und vierteljährlich 8 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 73.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 März 1839.

Die ausgewanderten Boers in Südafrika.

Die Lage der Dinge in Port Natal, demjenigen Hafen, der dem jetzigen Aufenthalte der ausgewanderten Boers zunächst liegt, lauteten seit einiger Zeit sehr widersprechend. Die englischen Blätter waren meist voll ungünstiger Nachrichten über die jetzige Lage der Ausgewanderten, die theils durch Krankheiten, theils durch die Angriffe der feindlichen Stämme in höchst bedrängten Umständen sich befinden sollten. Man tadelte den englischen Gouverneur vom Cap, daß er die Ausfuhr von Gewehren und Munition nach Port Natal verboten habe, und so die Auswanderer außer Stand setze, sich der rohen Stämme des Landes zu erwehren. Jetzt ist aber eine Nachricht eingetroffen, welche mit einem Male Alles in einem andern Lichte erscheinen läßt, und eine Lage der Dinge enthüllt, welche der englischen Regierung Besorgnisse einflößen muß. Der Gouverneur der Capcolonie hat Truppen — freilich nur hundert Mann — nach Port Natal geschickt, wohl kaum in der Hoffnung, die Boers zu schrecken und zur Unterwerfung zu nöthigen, sondern wohl in der Absicht, diesen Platz selbst zu besetzen, und so den Boers die Verbindung mit dem Meere abzuschneiden. Diese Truppen sollen mit den Boers handgemein, und völlig geschlagen worden seyn, sey es nun, daß sie gänzlich aufgerieben wurden, oder zum Theil auch gefangen in die Hände der Boers fielen. Wie es mit den einzelnen Umständen sich verhalten mag, die Feindseligkeiten sind eröffnet, und der Gouverneur mißtraut der holländischen Bevölkerung der Colonie, das heißt der ungeheuren Mehrzahl derselben, so sehr, daß er an eine militärische Bewaffnung und Organisirung der englischen Ansiedler denkt — eine Maßregel, die wohl nur zum Verderben dieser letztern ausschlagen kann.

Die Lage der Engländer in jener Colonie ist durch eine Reihe theils verkehrter, theils unüberlegter Maßregeln im höchsten Grade schwierig geworden. Den Grund der Auswanderung der Boers haben wir früher schon angegeben: er liegt kurz darin, daß die englische Regierung die Freiheit der von den Boers zum Theil in Knechtschaft gehaltenen Hottentotten und Bastarde (Mischlinge von holländischen Boers und eingebornen Weibern) aussprach. Diese bildeten nun an manchen Orten Vagabundentrupps, die sich hauptsächlich durch Viehdiebstahl von den wohlhabenden Boers nährten, welchen aber verboten war, sich dieser Vagabunden mit gewaffneter Hand zu erwehren; und da der langsame Gerichtsgang, so wie die dabei nöthigen Formalitäten ihnen keine genügende Sicherheit gewährten, so faßte eine Anzahl derselben endlich den Entschluß auszuwandern. Seit zwei Jahren dauert diese Auswanderung nun bereits fort, und nach einer mäßigen Berechnung mag die Zahl der Ausgewanderten jetzt zwischen 7 und 8000 betragen, worunter zwischen 1500 und 2000 Waffenfähige, lauter wohl geübte Schützen, abgehärtete Jäger und Reiter. Wenn es nun den Engländern auch gelingt, den Hafen von Natal zu sperren, so können sie doch nicht verhindern, daß ihnen zu Lande Munition zugeführt werde, wie sie auch bisher nicht verhindern konnten, daß man einzelnen wilden Stämmen an der Gränze der Capcolonie solche zuführte, denn an eine Gränzbewachung ist gar nicht zu denken, und wenn man die an der Gränze wohnenden Boers verhindern will, ihren abgezogenen Freunden Beistand und Unterstützung zu leisten, so wandern auch sie aus, und entblößen die Gränze noch mehr. Was aus diesem Streite werden soll, ist noch nicht abzusehen, da kein anderer Ausweg ist, als mit der tief unzufriedenen holländischen Bevölkerung sich friedlich abzufinden, indem Gewalt auf keine Weise ausreicht: eine große Truppenzahl können die Engländer jetzt nicht entbehren, und sie würden auch dort bei der Schwierigkeit des Unterhalts und der Transportmittel mehr schädlich als nützlich seyn; eine kleine Truppenzahl aber wird leicht eine Beute des Feindes, der ohne Mühe sich einige Tagereisen ins Innere zurückziehen und die nachfolgenden Truppen vereinzelt aufreiben kann.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bigorre. — Der Adour. — Das westliche pyrenäische Becken.

(Fortsetzung.)

Der Adour, nachdem er aus Bigorre ausgetreten, macht einen großen Halbcirkel nach Norden, auf welchem er von Osten

her noch die bei Mont de Marsan vereinigten Flüsse Douze und Midou empfängt. Schon früher hat er die Mauern von Aire benetzt, und ist bei Grenade — etwas östlich von Saint Sever, welches letztere gerade südlich von Mont de Marsan liegt — schiffbar geworden. Von Saint Sever senkt er sich wieder abwärts, und läßt zwischen seinem Bette und dem Ocean einen Raum, den mehrere Küstenwässer durchstreichen; über Tartas und Dax nähert er sich endlich bei Bayonne seinem Ziele. Sein Lauf wird auf 55 Lieues angeschlagen. In seinem unteren Laufe breitet er sich öfters aus, und umfaßt auch zuweilen eine Insel, wie z. B. die schöne Insel Role, etwa 2 Meilen oberhalb Bayonne; aber bei seiner Mündung hat man ihn durch Dämme, wie wir schon früher bemerkten, auf eine Breite von 150 Toisen beschränkt.

Da man die kleinen Küstenflüsse zwischen den Parallelen, welche das Becken des Adour nördlich und südlich begränzen, natürlich zu diesem Becken rechnen muß, so umfaßt also der Adour das französische Baskenland, Bearn, Bigorre (die vier Thäler und das Land am Gers nicht dazu gerechnet), die Districte Cazaubon, Nogaro, Risle, Plaisance und Maurice, welche zum Departement des Gers gehören, und fast das ganze Departement der Landen. An den Pyrenäen nehmen seine und seiner Nebenwasser Quellen die ganze Linie von dem Wald von Irati (Pont de Larrau) bis an den Gebirgskamm, welcher das Thal von Barèges von dem Thal von Aure scheidet, ein.*) Ein Blick auf die Karte zeigt uns, daß die Straße von Monrejau über Tarbes und Pau nach Bayonne gleichsam die Achse dieses Gebietes ist, und die Erfahrung hat es durch die Entstehung dieser Verkehrsmittelpunkte bestätigt. Jeder dieser Punkte hat seine eigenen Vortheile: Bayonne als Hafen und Verkehrspunkt mit dem westlichen Spanien, Pau wegen seiner Centralität und der Straße nach Saragossa, Tarbes wegen seiner nähern Verbindung mit den Bädern, mit der Garonne und mit Toulouse; aber keiner dieser Punkte hat es über eine bleibende Bevölkerung von 12,000 bis 15,000 Seelen gebracht, und keiner ist weder als Debouché noch als Centralpunkt vorherrschend geworden. Ohne Zweifel hängt dieß langsame Fortschreiten zum Theil von einer nicht immer wohlverstandenen Nationalökonomie, von dem gänzlichen Mangel an Industrie, von dem schlechten Zustande des Hafens von Bayonne und den noch nicht mit den Bedürfnissen der neuern Zeit ins Gleichgewicht getretenen Communicationsmitteln ab. Aber es gibt eine andere Ansicht, welche tiefer in den Grund der Sachen eingeht. Pau wird nie ein großer Centralpunkt und Bayonne nie das Hauptdebouché dieser Gegenden werden. Diese ganze Linie ist nur die erste Stufe, an welcher sich die pyrenäische Production in Reih und Glied stellt, sie ist einer andern Hauptlinie untergeordnet, von welcher nicht nur das Schicksal des Adourbeckens, sondern des ganzen westlichen pyrenäischen Beckens zwischen den Pyrenäen und den Scheidegebirgen der Garonne und Loire abhängt, nämlich die Linie von Toulouse nach Bordeaux, welche sich, wie man weiß, andererseits bis an das mittelländische Meer verlängert. Es erhebe sich Toulouse zu einem Centrum nicht nur der ästhetischen, sondern vorzüglich der industriellen Intelligenz, und das traurige Land zwischen der Garonne und dem Adourbecken wird bald eine andere Gestalt annehmen, Toulouse wird seine Bevölkerung verdoppeln, und man berechne, wie weit ein flammender Brennpunkt von 200,000 Seelen seine Wirkung erstrecken kann. Aber vorzüglich Bordeaux ist bestimmt, die Metropole nicht nur des ihm so nahen Adourbeckens, sondern des ganzen südwestlichen Frankreichs zu werden,*) denn Toulouse ist zu weit vom Ocean und von dem nördlichen Theile des Garonnebeckens entfernt, während Bordeaux seine Radien nicht nur über Toulouse nach Perpignan und Montpellier, sondern auch über Perigueux, Tölle und Montbrison nach Lyon und über Angouleme nach Paris aussendet, an der Küste aber nebst Rochelle und Nantes, das Centrum der langen, geraden Linie bildet, welche von Cherbourg nach Bayonne reicht. Weil man wegen der veralteten Begriffe des Colonialhandels und der Departementalzersplitterung diese hohe Bestimmung von Bordeaux nicht begreift, klagt man über den Verfall dieser Stadt; zum Glück haben die Völker einen Instinct, der sie nie ganz verläßt, und ohne eigentlich auf den Grund der Frage gekommen zu seyn, hat man das, was zuerst am nöthigsten war, die Herstellung einer leichtern Communication zwischen Bordeaux und Toulouse mittelst des Seitencanals der Garonne beschlossen. Allein diese Verbesserung wird nur mittelbar und nach einem langen Zeitverlaufe auf das Becken des Adour, welches uns hier speciell beschäftigt, Einfluß haben. Kehren wir also zu dieser Specialität zurück.

Der gerade Weg von Toulouse an das Becken des Adour geht über Auch, Vic Fezensac, Nogaro nach Aire (35 Meilen), von Auch kann man südlich abbiegen, um über Mirande und Mielan nach Rabastens in Bigorre zu kommen (9 M. von Auch); endlich von Toulouse längs der Garonne über Müret, Martres, St. Gaudens nach Monrejau sind 24 Meilen. Die Garonne scheidet das schöne Occitanien (Languedoc) von dem Armagnac; auf einige Myriametres von Toulouse findet man nicht mehr die Lebensart, welche von einem allgemeinen Wohlstande zeugt, noch den Reiz einer freien und ausdrucksvollen Sprache.**)

*) Auf dieser Linie trifft man den Berg von Asye, den Pic d'Ossau, den Malferrat, den Vignemale, den Marbore an.

*) Das südwestliche Frankreich begreift nach meiner Ansicht das ganze Gebiet, welchem die Verbindungslinie beider Meere von Cette, oder wenn man will, von Montpellier bis Bordeaux zur Achse dient. Das zwischen dieser Achse und den Pyrenäen begriffene Land nenne ich das pyrenäische Becken, und sehe als dessen westlichen Theil die Gegend an, welche von der Garonne (auf ihrem Laufe von dem Thal Aran bis Toulouse) bis an den Ocean reicht. Das südöstliche Frankreich begreift das Becken der Rhone und einen Theil der obern Loire.

**) Die besondere Sprache des südlichen Frankreichs und selbst des östlichen Spaniens, obgleich unter verschiedenen Namen, Languedoc, Limousin, Provençal, Gascon bekannt, ist im Grunde die nämliche; man könnte sie mit dem allgemeinen Namen, der jetzt in Frankreich aufkommt, nämlich neolatine, bezeichnen, obgleich sie hie und da, besonders in Catalonien, so verdorben ist, daß man sie kaum mehr erkennt. Jul. Scaliger, der selbst aus dieser Gegend, ich glaube aus Escale Dieu, herstammte, sagt: Bearnenses purissime Vasconice loquuntur. In der That ist das

Dieſe traurigen und armen Armagnacs mit dem magern Geſicht, der bleichen Farbe, mit einem dünnen Kittel von grauer Leinwand bedeckt, haben kein Bewußtſeyn von der Rolle, die ſie einſt geſpielt haben, und wodurch ſie vielleicht erſchöpft worden ſind; ihr Land wird von den zwei kleinen Flüſſen Baiſe und von dem Gers bewäſſert, und zeigt in den Anſchwemmungen die Nähe der Pyrenäen. Wir haben ſchon bemerkt, daß es, wie das Rustan, und noch mehr, von den Winden und von den Landjunkern geplagt war; die letzteren haben abgenommen, aber leider nicht die erſteren. Der andere Weg, von Toulouſe nach Auch, führt durch Gasconien, deſſen Hauptſtadt Auch (Augusta Anciorum), ſo wie einſtens Eauze, Eluſa, deſſen Ruinen 7 Meilen nordöſtlich liegen, die Hauptſtadt von Novempopulania war. Man iſt ganz erſtaunt, keine Gasconier in der Hauptſtadt von Gasconien zu finden. Auch iſt berühmt wegen ſeiner Kathedralkirche und ſeinen Birnen ohne Kerne; ehemals war dort der Hauptſitz der Inquiſition. Dieſes ganze traurige Land zwiſchen der Garonne und dem Adour mag über 600 Quadratlieues haben. Auch iſt eine Stadt von 11,000 Einwohnern; auch hier fängt der Drang nach Bewegung an, ſich bemerkbar zu machen; es iſt der vorzüglichſte Punkt auf dieſer zweiten Routenlinie, welche ſich über Aire und Saint Sever gegen den kleinen Golf oder See von St. Leon an der Küſte verlängert. Dieſes führt uns auf die Betrachtung des Küſtenlandes, um eine vollſtändige Idee von dem Becken des Adour und ſeinem Zuſammenhange mit dem Küſtenlande von Bordeaux zu haben.

(Fortſetzung folgt.)

Bearneſiſche der gebildetſte Dialekt des Gaskoniſchen, doch iſt dieſer mehr zum Naiven und Satyriſchen, als zum Feinen, Empfindſamen geeignet, in der letztern Hinſicht hat der Dialekt von Toulouſe und Montpellier den Vorzug. Ich kann nicht ſagen, ob dieſes der Limouſiner oder der Provençaldialekt iſt. Der letztere im engeren Sinne, wenn man ihn von dem Jargon von Marſeille verſtehen will, iſt weit verdorbener; der Name Provençalſprache in weiterem Sinn, ſcheint ſeit dem 13ten Jahrhundert in Umlauf gekommen zu ſeyn, und den beſondern Dialekt der ſüdlichen Provinzen im Gegenſatz des in der Hauptſtadt geſprochenen Franzöſiſchen zu bezeichnen. Ich lege hier eine Idylle im Dialekte von Toulouſe bei; man wird ſich überzeugen, daß dieſes Gaskouiſche ſich wenig von dem bearneſiſchen Gaskoniſchen unterſcheidet. Das Gaskoniſche muß man aber nicht mit dem Baskiſchen verwechſeln, welches eine Urſprache iſt, und nur in dem ſpaniſchen und franzöſiſchen Baskenland geſprochen wird; auch das Baskiſche hat ſeine Dialekte, die ſpaniſchen und franzöſiſchen Basken verſtehen einander nicht immer. Der verdorbene Jargon von Bayonne iſt eine Miſchung vom Baskiſchen und Gaskoniſchen; was der Jargon der Halden für eine Sprache iſt, das wiſſen nur die, die ihn reden.

La matinada d'estiou à Monnpéié.

Idyla.

Vezé su l'oulivié la berjayra cigála
Aou sourel desplegá la gaza de soun ála;
Lou moure d'aou luzér pounja vers lou camé,
A travers lou rastincle et lou vert jaoussemé;
Mourenta de calou dins lou prat la Floureta
Tout ercas d'aou Zephir pot fugi lous poutous.
Philomela s'acála et finis sas canzous;
Es houra de cercá l'oumbretta,
Anen-noun, ma pastoureleta:
Aou bord d'aquel riou que courís
Jout lou saouze et lou tamarís,
La naida graciouseta
Nous fay sinno et nous souris —
De sa part ma pastourela,
Crénigues pas res d'indiscret;
Ah créyme, nympha ou mourtela
Lu aou n'a pas besoun d'aou secret?

Der Sommermorgen in Montpellier.

Idylle.

Ich ſehe auf dem Olivenbaum die geſchwätzige Heuſchrecke,
Ihren Schleierflügel an der Sonne ausbreiten.
Die Schnauze einer Eidechſe ſchaut gegen die Straße hervor,
Durch den Hagedorn und den Jasmin.
Die Wieſenblume vor Hitze ſterbend,
Kann kaum den Küſſen eines Zephyrs ausweichen;
Philomele ſchweigt und endet ihre Geſänge.
Es iſt die Stunde, den Schatten zu ſuchen;
Gehen wir, mein Schäferdirnchen:
Am Rande jenes Fluſſes, welcher lauft,
Unter dem Weidenbaum und der Tamariude
Winkt und lächelt uns zu
Die anmuthige Najade;
Von ihrer Seite, meine Schäferin
Fürchte nichts Indiscretes:
Ach! glaube mir, Nymphe oder Sterbliche,
Wer bedarf nicht eines Geheimniſſes?

Ueber das Maaß der Waſſerverdampfung.

In dem amerikaniſchen Journal der Franklin findet man eine ſehr genau auseinandergeſetzte Reihe von Verſuchen, die im Laufe des vergangenen Jahres von Hrn. Eſpy, einem Phyſiker von Philadelphia, in Beziehung auf die Quantität Waſſers gemacht wurde, die aus der Oberfläche des Waſſers eines Sees oder aus der Oberfläche eines feuchten Bodens von ſelbſt verdünſtet; die Verſuche haben im April angefangen und wurden bis zum Monat Auguſt fortgeſetzt. Bei ſeinen Verſuchen bediente er ſich zweier irdenen poröſen Vaſen, die man zum Erfriſchen des Waſſers gebraucht (alcarazas); ihre Oberfläche betrug 24 Quadratzoll. Jede derſelben enthielt 12 Unzen Waſſer, und man erhielt ſie immer voll. Die eine derſelben war der Sonne ausgeſetzt, die andere war im Schatten aufgeſtellt. Der Unterſchied in der Verdünſtung war ziemlich bedeutend, denn die der Sonne ausgeſetzte Vaſe verdünſtete vom 2 April bis zum 26 Junius 144 Unzen Waſſer, und um in der zweiten dieſelbe Quantität zu erreichen, dauerte es bis zum 24 Julius.

Bei einer zweiten Reihe von Verſuchen nahm Hr. Eſpy drei Gläſer von gleicher Größe und ſetzte ſie der Sonne aus; das eine derſelben ſtand an freier Luft, zwei andere wurden bis an die Mündung in die Erde eingegraben; von dieſen beiden war das eine mit Waſſer, das andere mit befeuchteter Erde, mit Koth, wenn man ſo ſagen will, angefüllt; die Luft der innern Oberfläche am Rand eines jeden betrug 12 Quadratzoll.

Das an die freie Luft geſtellte Glas hatte vom 2 April bis zum 19 Mai 21½ Unzen Waſſer und die in die Erde eingegrabenen nur 11 Unzen verdünſtet. Das mit Waſſer gefüllte in die Erde eingegrabene

Glas hatte am 12 Junius 21½ Unzen Waſſer verdünſtet, und am 15 Junius, alſo einen Tag ſpäter, hatte das mit befeuchteter Erde angefüllte Glas ſeit dem 2 April ebenfalls 21½ Unzen verdünſtet.

Bemerkungen über mehrere Staaten der Inſel Borneo.

Der Staat Succadana.

Seit mehrern Jahrhunderten gehört dieß Land den unabhängigen Fürſten auf der Weſtküſte von Borneo, den Vorfahren des Sultans, der gegenwärtig in Mattan herrſcht. Succadana und die ganze Küſte von Mattan ſind gegenwärtig entvölkert und verlaſſen; kaum entdeckt man einige Spuren von dem Standort der alten Stadt. Die Urſachen des frühern Glanzes und Wohlſtandes von Succadana beſtehen heutzutage noch. Die Lage iſt ſehr angenehm, und für den Handel ſehr vortheilhaft. Die Luft iſt geſund, die übermäßige Hitze wird durch kühle Seewinde gemildert. Der Boden erzeugt mehrere Artikel, die für den Handel mit China und auf dem indiſchen Archipel von hohem Werth ſind. Die Einſammlung dieſer Producte iſt eben ſo leicht als ihr Bau und Transport. Der Boden ſchickt ſich ſehr leicht zum Bau mehrerer ausländiſchen Producte, und braucht nicht die mindeſte Arbeit, um den Einwohnern die unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe zu verſchaffen, wie Reis, Sago, Pataten, Hülſen- und andere Früchte der vorzüglichſten Art. Das Meer wimmelt von Fiſchen, Schildkröten, Holothurien u. ſ. f.

Die Lage der Ufer iſt ſehr bequem für das Anlanden und den Aufenthalt von Kauffahrteiſchiffen. Die Rheden ſind unſtreitig denen der Carimata-Inſeln vorzuziehen, und ſind wenigſtens eben ſo gut, wie die an der Küſte von Borneo, ohne ſelbſt den Sambas-Strom auszunehmen. Die natürliche Fruchtbarkeit des Landes würde jedem Pflanzer die weſentlichſten Vortheile ſichern. Der leichte Verkehr mit dem Innern zieht viele Fremde zu einem gewinnbringenden Handel herbei. Das Ufer beherrſcht das Meer, und die Anlegung eines feſten Platzes an einem ſo günſtigen Orte würde dem Eigenthum der Handeltreibenden Sicherheit verſchaffen. Die Bai von Succadana bildet ein Halboval, umgeben von Hügeln, die mit Bäumen und Geſträuchen von ewigem, mannichfach wechſelndem Grün bedeckt ſind. Es iſt ein reizendes Amphitheater, von der Hand der Natur vor die Gebirge hingeſtellt, die ſich ſtufenweiſe gegen die Mitte des Landes zu immer weiter erheben, ſo weit das Auge reicht, um ſich zuletzt in dem bläulichen Schein eines ſtets klaren Horizonts zu verlieren.

Die Bai iſt 5000 Toiſen lang und 1230 Toiſen breit. Am Eingang iſt das Meer während der Ebbe 10 Fuß tief, während der Fluth 15 Fuß. Man ankert mit vollkommener Sicherheit in einem moraſtigen mit Kies gemiſchten Grunde. Nur wenn der Weſtmonſoon weht, ſind die Schiffe nicht vollſtändig geſchützt. Vom Jahre 1780 bis 1786 kamen häufig chineſiſche Schiffe von 500 Tonnen in dieſe Bai, um eine Ladung an Bord zu nehmen.

Mitten im Hintergrunde der Bai mündet der Succadana-Strom ein unter 1° 16′ S. B. Seit langer Zeit ſind keine Handelsſchiffe mehr in denſelben hineingefahren, ſo daß die Mündung ganz mit Hochſtämmen bedeckt iſt, die von ſeinen Ufern herabſtürzen. Kaum kann man ſich einen Durchgang durch die in einander verſtrickten Zweige bahnen, die über den Fluß ſich erſtrecken, ob er gleich 80 Fuß breit und mehrere Faden tief iſt. Ganz nahe an der Mündung iſt eine ſteinige Sandbank, auf welcher das Waſſer nur 4 bis 5 Fuß hoch ſteht. Dieſe Stelle iſt alſo nur für kleine Kähne fahrbar.

Man findet Klippen, die bis an den Waſſerſpiegel unter denſelben hervorragen, nahe an den Landſpitzen, welche durch die nordweſtlich und ſüdweſtlich ſich erſtreckenden Hügel gebildet werden. Die ſüdweſtliche Spitze ſetzt ſich im Felſenvorſprunge fort, der mit Geſträuch bedeckt iſt, und ganz nahe dabei iſt die Inſel Salanama. Zwiſchen der Inſel und dem Vorſprung iſt für die kleinen Schiffe der Eingebornen oder für Schaluppen eine bequeme Durchfahrt. Nördlich von Salanama, ganz nahe bei dieſer Inſel, ſieht man einen großen Felſen mit vier einzelnen Spitzen über das Meer hervorragen. Man nennt ihn Batumandi (Felſen der Bäder). Zwiſchen der Inſel und den Felſen iſt das Meer tief genug, aber für die Durchfahrt zu ſchmal. Während des weſtlichen Monſoons finden die indiſchen Fahrzeuge einen guten Ankerplatz hinter der genannten Inſel, wo ſie vollkommen geſchützt ſind. Es ſind keine verborgenen Felſen da, außer zwei kleinen ſteinernen Dämmen, die bei der Fluth bedeckt ſind. Sie befinden ſich an der Einmündung des Succadana. Dieſe Dämme ließ der verſtorbene Sultan Indei-Laya im Jahre 1784 bauen zum Schutz der Uferbewohner. In der Nähe der Mündung des Fluſſes Succadana iſt der Boden angeſchwemmt und moraſtig; im Innern feſt und gebirgig. Die Abdachungen der Hügel bieten dem Ackerbauer einen fruchtbaren, fetten Boden, der alle Arten von Pflanzen erzeugen könnte. Früher pflanzte man hier Pfeffer, mit dem man einen vortheilhaften Handel trieb. Der Kaffeebaum würde bei einiger Sorgfalt vortrefflich gedeihen. Der ſüdliche Theil des Landes ſcheint für den Reisbau geeignet, da man ihn nach Belieben unter Waſſer ſetzen kann.

Wenn man in den Succadana-Fluß hinaufſährt, ſo trifft man eine halbe Meile weit von der Mündung an kein ſüßes Waſſer, und ſo weit hinaufzufahren iſt durch die Maſſe in einander verſchlungener Baumzweige, die von einem Ufer zum andern gehen, ſehr ſchwierig. Beſſer iſt es, wenn man an der, Telaga Tudſchu (ſieben Mündungen), genannten Stelle ein Loch gräbt, wo man ohne Mühe und in kurzer Zeit eine große Menge guten, ſüßen Waſſers für mehrere Schiffe findet. Größere Schiffe können ſich an der nordweſtlichen Spitze von Succadana mit Waſſer verſehen bei Tampang Malam, wo mehrere Flüſſe mit ſüßem Waſſer in die Bai von Rawang einmünden.

Den Staat Succadana findet man nur auf ſehr wenigen Karten bezeichnet. Auch die beſten geben die Gränzen dieſes großen und intereſſanten Landes nicht an. Es ſcheint, daß man die Beobachtungen und Plane über die Küſte nur in einer weiten Entfernung gemacht hat, in welcher man die genauern Umriſſe des Ufers nicht bemerken konnte.

Celtiſche Alterthümer. Man hat in dem Arrondiſſement von Valognes einen für die celtiſchen Alterthumsforſcher intereſſanten Gegenſtand entdeckt, nämlich eine Form (moule), vermittelſt deren man die bronzenen Schlachtbeile der alten Gallier goß. Man findet bekanntlich dieſe alten Schlachtbeile ziemlich häufig, obgleich ſeltener, als die galliſchen Keile (coins) von demſelben Metall, deren Gebrauch man indeß noch nicht errathen konnte. Die obenerwähnte Form iſt aus Sandſtein, und bildet das Seitenſtück zu der bronzenen Form zum Gießen der galliſchen Keile, die man im Jahre 1827 im Walde von Briquebec fand, und die ſich in der Bibliothek der Stadt Cherbourg befindet. Dieſe zwei Gegenſtände ſind einzig in ihrer Art, und die Alterthumsforſcher legen einen hohen Werth darauf. (Nouv. Ann. des Voyages. Januar 1839.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 74.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

15 März 1839.

Sitten in Indien.

Die lebendigen Todten. Nr. 4.

Die weiten Reiſen, welche häufig von den Eingebornen Indiens unternommen werden, und ihre lange Abweſenheit von Hauſe verurſachen oft Todesgerüchte, welche in manchen Fällen ſchon tragiſche Folgen hatten. Eine Familie von hoher Kaſte, aber herabgekommen in ihren Vermögensumſtänden, lebte in der Nähe der Stadt Etawah nur zwei Brüder waren übrig, und der jüngere, der mit ſeinen beſchränkten Mitteln ſeinen Unterhalt nicht zu ſichern hoffen konnte, beſchloß in einem fernen Lande ſein Glück zu ſuchen. Er nahm demnach Abſchied von ſeinen Freunden, und übergab ſeine junge Frau, mit der er erſt ein Jahr verheurathet war, der Obhut ſeines Bruders, da die ganze Familie, wie bei der patriarchaliſchen Lebensweiſe Indiens nicht ſelten iſt, in Einem Hauſe lebte. Im erſten und zweiten Jahr kamen Geldſendungen von Baldſchit Singh nebſt Briefen, die jedoch nur einen unbeſtimmten Bericht über ſeine Lage und Ausſichten gaben. Während der drei nächſten Jahre kam gar keine Nachricht, und endlich traf die ziemlich ſichere Kunde ſeines Todes ein. Ein Landsmann, der mit ihm im Heere der Mahratten gedient hatte, war Zeuge ſeines Todes geweſen: mehrere Reiter, worunter Baldſchit Singh, waren beim Ueberſetzen über einen Fluß von der Strömung fortgeriſſen worden und ertrunken. Der Freund und Genoſſe des Verſtorbenen, Tſchait Ram, hatte das Eigenthum desſelben an ſich genommen und der Familie überliefert. Verſchiedene Umſtände hatten indeß ſeine Rückkehr verzögert, und nach ſeinem Bericht mußte Baldſchit Singh ſchon ein Jahr todt ſeyn, ehe er der Familie die Nachricht gab. Der ältere Bruder, Harrak Singh, hatte inzwiſchen ſeine Vermögensumſtände nicht verbeſſert, und bei der Todesnachricht hielt er es für rathſam, daß ſeine Schwägerin als Sutti enden ſolle. Obgleich ihr Unterhalt bei ihrem Wittwenſtande nicht viel koſten konnte, ſo waren doch andere Gründe vorhanden, welche ihren Tod wünſchenswerth machten. Es fehlte nicht an Beiſpielen im Dorfe, daß Wittwen wieder geheurathet hatten, oder ganz offen in unehrenhafter Weiſe lebten, während einige mit Mohammedanern auf und davon gegangen waren. Um dieſen Schimpf zu vermeiden, und das Anſehen zu erlangen, das eine Sutti ſtets einer Familie ertheilt, wurde beſchloſſen, daß Kutſchili, — ſo hieß die Wittwe — den Holzſtoß beſteigen und ſich mit dem Turban ihres verſtorbenen Gemahls verbrennen ſolle. Obwohl ſie mit Baldſchit Singh glücklich gelebt und ſich ſeiner Freundlichkeit lebhaft erinnerte, ſo hatte die lange Abweſenheit doch die Wittwe über ihren Verluſt getröſtet, ſo daß ſie über ſeinen Tod keinen heftigen Kummer fühlte, und keineswegs Luſt hatte, ihr Leben zu opfern, um ſich den Weg ins Paradies zu öffnen. Sie befand ſich indeß in der Hand von Leuten, die ihre Abſicht durchzuführen entſchloſſen waren.

Sobald Harrak Singh davon ſprach, daß ſeine Schwägerin ſich opfern wolle, wurde das Haus von Braminen umgeben, und jede Kunſt angewandt, die Arme zu begeiſtern, die Handlung mit Anſtand zu begehen. Betäubt durch die ſcheinbare Hülfloſigkeit ihrer Lage, verſank Kutſchili in eine Art von Erſtarrung, und war unfähig, den ſchwachen Widerſtand zu leiſten, der in ihrer Gewalt war. Sie hatte zu zurückgezogen gelebt, um zu wiſſen, daß die engliſche Regierung Perſonen in ihrer Lage in Schutz nimmt, und daß im Dorfe mohammedaniſche Beamten waren, die zu ihren Gunſten einſchreiten konnten; doch Niemand ahnete, daß das beabſichtigte Opfer von ihrer Seite unfreiwillig geſchah. Während des ganzen Tages nach Tſchait Rams Ankunft wurde Kutſchili faſt von Liebkoſungen erdrückt, man ſchmückte ſie feſtlich, und gab ihr von Zeit zu Zeit kleine Doſen von Opium, die einzige Nahrung (wenn man ſo ſagen darf), welche über ihre Lippen ging.

Gegen Abend ſchien ſie in einem Zuſtande, die verhängnißvolle Cerimonie zu beſtehen. Das ganze Dorf war natürlich in großer Aufregung, denn eine ſolche Begebenheit war ſeit langer Zeit nicht vorgekommen. Wie die Zeit herankam, fühlte ſich Kutſchili immer weniger geneigt, einem grauſamen Tode ſich zu unterwerfen, doch ſie konnte keinen Widerſtand leiſten, und zur beſtimmten Stunde wurde ſie eher fortgezogen, als geführt, da ſie ſich nur mit Widerſtreben ihrem Geſchick ergab. Das Dorf lag an den Ufern des Dſchumna, am Wege eines Ueberfahrtsortes, und die Cerimonie fand nach der Sitte des

Landes am Ufer des Flusses statt. In Folge des Vermögens, das Tschait Ram mitgebracht hatte, wurden die Vorbereitungen mit einiger Pracht gemacht; der Holzstoß war hoch, gut zusammengesetzt, und mit einer hinreichenden Menge von Brennstoff versehen. Kutschili warf einen Blick darauf, war aber nicht im Stande, ihre Augen vom Boden zu erheben; doch da sie aus Entsetzen, oder wirklich betäubt, keinen Versuch machte, zu entkommen, so wurde die Cerimonie nicht beschleunigt. Gewöhnlich legt man einer Sutti Fragen vor, da man ihre Antworten als Orakelsprüche ansieht; doch nur diejenigen, welche fanatisch diesen Tod als eine Art Triumph ansehen, können solche prophetische Anworten geben. Kutschili antwortete unzusammenhängend oder gar nicht, und so überließ man sie sich selbst.

Dreimal war sie um den Holzstoß gegangen, ihr Schmuck war von ihr genommen und unter ihre Verwandten vertheilt, die Blumen aus ihren Kränzen hatten sich die umstehenden Zuschauer begierig zugeeignet, und plötzlich von vier Braminen ergriffen, wurde sie mit Gewalt auf den Holzstoß gesetzt. Die Mussals oder Fakeln waren alle bereit, als sie mit einem durchdringenden Schrei an den Rand des Holzstoßes sprang — zu ihrer Verwandten nicht geringem Entsetzen und Verwirrung — und ausrief: „Er ist nicht todt, mein Gatte kommt, mich zu erlösen!" Alle Augen wandten sich nach der Seite, wohin sie deutete, und auf dem Wege sah man einen Mahrattareiter, der aus der Fähre gesprungen war und jetzt im vollen Galopp herbeieilte. Es war in der That Baldschit Singh, der vom Pferde sprang und sie in seine Arme auffing, nicht wenig entzückt über den Beweis von Anhänglichkeit, den sie gegeben. Unerwartet vom Tode errettet und in beträchtlicher Entfernung von der Furt ans Ufer geworfen, war er anfangs zu erschöpft, um seine Gefährten einzuholen, und als er später Gelegenheit fand, einen vortheilhaften Dienst zu übernehmen, fand er es nicht nöthig, ihnen Nachricht von sich zu geben. Ueber Erwarten glücklich in seinen Unternehmungen, konnte er endlich nach Hause zurückkehren, und kam zu rechter Zeit, um sein unglückliches Weib von dem schrecklichen Tode zu retten. Die Braminen wurden tractirt und Geschenke unter die Armen ausgetheilt — es war ein Abend allgemeiner Freude, für Niemand aber mehr als die erlöste Märtyrin, deren Leiden durch die Achtung belohnt wurden, die sie gewonnen.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bigorre. — Der Adour. — Das westliche pyrenäische Becken.

(Fortsetzung.)

So wie der Adour sich südlich gegen Bayonne, so wendet sich die Garonne vor ihrer Mündung auf einer langen Strecke nördlich gegen Bordeaux. Zwischen der Linie, welche die beiden Flüsse bilden, und der Küste bleibt also eine 60 bis 70 Meilen lange und schmale Strecke, auf welche jene Beschreibung, die wir von den Haiden gegeben haben, angewendet werden muß. Nur ein irgend etwas beträchtlicher Fluß, der Leyre, welcher auf der Scheidelinie des Adour und der Garonne zwischen Captieux und Roquefort entspringt, und sich in das Bassin von Arcachon ergießt, durchschneidet dieses Küstenland; aber von Süden nach Norden findet man häufige Seen und zeitweise oder bleibend mit dem Meere und unter sich in Verbindung stehende Binnengewässer, welche bei dem Fortschritte der Industrie den Gedanken hervorgebracht haben, eine Binnenschifffahrt von Bayonne bis an die Mündung der Garonne zu eröffnen, wodurch zugleich der Boden verbessert und dieses lange wie zum Tode verdammte Land aus seiner Nichtigkeit herausgerissen würde. Der Anstoß mußte natürlich von Bordeaux ausgehen; dort hat sich die Gesellschaft des Arcachon gebildet, welche bereits die Schifffahrt auf einer Strecke von 20 Meilen zu Stande gebracht hat und ihre Arbeiten fortsetzt; aber es scheinen sich Schwierigkeiten über die Richtung, welche der Schifffahrt bis Bayonne am vortheilhaftesten wären, darzubieten. Die merkwürdigsten Punkte an der Küste sind von Bayonne gegen Norden zuerst Capbreton und le Vieux Boucau, wovon wir schon gesprochen, gegenüber von Dax und Tartas, dann die kleinen Seen oder Golfe von Saint Leon, gegenüber von Castets, Saint Julien und Cazau, an welchem letzteren auch Mimizan und Biscarosse liegen; gegenüber von Lipostey dann la Teste de Buch und der Golf von Arcachon gegenüber von Risonne; zwischen der Garonne und dem Meere folgt dann noch eine Strecke von 30 Meilen, wo la Canau, Hourtin, Soulac und Lesparre liegen: diese letztere Gegend bis la Teste de Buch hat einen Fahrweg, aber von der Teste de Buch wendet er sich einwärts, und schlägt bei Belin in die Straße ein, welche über Lipostey, Castets und Saint Vincent nach Bayonne führt; Mont de Marsan bleibt von derselben 13 Meilen gegen Osten. Was den Hafen von Bayonne betrifft, so hat er die Vortheile, einen Zufluchtsort an einer Küste, wo auf 60 Meilen kein Hafen anzutreffen ist, und einen wohlfeilen Schiffsbauplatz anzubieten; er ist das nächste Depot für den spanischen Handel, auch ist seine militärische Wichtigkeit nicht zu vergessen. Dagegen hat er mit seiner Sandbank, welche jedoch durch anhaltend fortgesetzte Arbeiten verbessert werden kann, und mit seiner Lage im Fond eines Meerbusens zu kämpfen, aus welchem der Ausgang so schwer ist, daß man sicherer ist, von der 60 Meilen entfernten Mündung der Garonne, als von der des Adour, das hohe Meer und selbst die nahen spanischen Gewässer zu gewinnen; die Schiffe erwarten oft Monate lang einen günstigen Wind, und man hat Convois von 50 bis 60 Schiffen gesehen, die nach langem Warten zusammen ausliefen; die Dampfschifffahrt, welche auch zum Tauen der Fahrzeuge angewendet werden kann, und die kleine Küstenbefahrung sind jedoch Hülfsmittel gegen dieses Uebel. Im Ganzen genommen wiederhole ich, daß Bayonne nie ein großer Verkehrsmittelpunkt werden kann; es versieht sich zum Theil selbst aus Bordeaux, und eben dieß ist mit Pau und Tarbes der Fall, so daß Bayonne, obgleich ein integrirender Theil der oben erwähnten ersten pyrenäischen Stufenlinie, doch nicht das

Haupteboucké derſelben iſt. Die Communicationsmittel von Pau und Tarbes nach Bordeaux ſind an Kürze und Leichtigkeit wenig von denen nach Bayonne unterſchieden, und Bordeaux hat den entſcheidenden Vorzug, als ein Handelsplatz vom erſten Range und Brennpunkt der Civiliſation einen überwiegenden Einfluß auszuüben.

Nun können wir endlich zu einem Reſultate gelangen, die Veränderungen, welche dem Lande zwiſchen der Garonne und dem Meere bevorſtehen, unter die Hauptgeſichtspunkte, aus denen ſie beurtheilt werden müſſen, zuſammenfaſſen, und den Werth einiger ſchon angefangenen oder entworfenen Unternehmungen nach ihrem Zuſammenhange mit einem allgemeinen Syſteme ſchätzen.

Die erſte und vielleicht am ſchwerſten zu erfüllende Bedingung ſcheint mir die Auffaſſung eines ſolchen Syſtemes zu ſeyn. Die franzöſiſche Revolution hatte ohne Zweifel ihre Urſachen, die Organiſirung der Departements, wie ſie jetzt beſteht, zu machen; aber ſo wie ſie iſt, entſpricht ſie nicht mehr den Bedürfniſſen eines induſtriellen Zeitalters. Es fehlt offenbar ein mittlerer Grad zwiſchen de allgemeinen Centraliſirung und der Zerſtückelung der Intereſſen in kleine Cirkel. Die Verwaltung muß mit den geographiſchen Verhältniſſen übereinſtimmen, und das kann ſie nicht, wenn ſie nicht mit ſpeciellen Functionen für die großen, natürlichen Unterabtheilungen eines Reiches ausgerüſtet iſt. Ob dieſes zum Föderalismus führe oder nicht, daran liegt wenig; das Bedürfniß an ſich iſt zu offenbar, als daß man es lange umgehen könne. Eben dieſes muß man von der geographiſchen Geſtaltung der Departemente ſelbſt und von der Anweiſung der Verwaltungsmittelpunkte ſagen. Dieſe letzteren ſollten nicht ſowohl mathematiſch als dynamiſch genommen werden d. h. ſie ſollten in die natürlichen großen Brennpunkte der Bewegung des Handels, der Induſtrie, der Intereſſenvereinigung verlegt werden. Was die Abrundung der Departemente betrifft, ſo will ich hier nur ein Beiſpiel anführen, welches gerade in den ſpeciellen Kreis unſerer Betrachtungen ſchlägt. Saint Eſprit iſt eine Vorſtadt von Bayonne, ein Drittheil ſeiner Bevölkerung geht alle Tage über die Brücke, um in Bayonne ſeinen Taglohn zu gewinnen, ein Theil der Marineanſtalten, der Weg nach dem Boucau und die Citadelle — alles dieß iſt in Saint Eſprit; nun wohl, Saint Eſprit gehört einem andern Departement als Bayonne zu. Dieſe letztere Stadt als Seehafen, als Feſtung, als ſpaniſches Handelsdepot, als Hauptort des franzöſiſchen Baskenhandels, hat einen eigenthümlichen Wirkungskreis — umſonſt; es hängt von Pau ab, dem alle dieſe Intereſſen fremd ſind. Die Diſtricte von Marzial und Plaiſance hängen offenbar mit der Riviere baſſe, die Diſtricte von Cazaubon, Nogaro und Riscle offenbar mit den Mittelpunkten Aire und Mont de Marſan zuſammen; dieß hindert nicht, daß man ſie alle zum Departement des Gers geſchlagen hat. Die Municipalität von Bayonne verlangt mit Recht, daß man ein neues Departement bilden ſoll, deſſen Hauptort Bayonne und die Beſtandtheile des Baskenlandes und das Arrondiſſement von Dax (St. Eſprit und Peyrehorade eingeſchloſſen) wären; das Departement der Haiden könnte durch die Aggregation von der jetzt widernatürlich zum Gers gehörigen Diſtricte Cazaubon, Nogaro und Riscle entſchädigt werden. Alsdann würde folgendes Verhältniß ſtattfinden: Niederpyrenäen 286,000 Einwohner, Adour (neues Departement) 235,000 E., Landes 225,000 E., Gers 274,000. Was macht man für einen Einwurf dagegen? Daß man von Pau alle Jahre Subſidien nach der Subpräfectur von Bayonne ſenden muß und folglich das neue Departement die Koſten einer unabhängigen Adminiſtration nicht beſtreiten würde. Man ſieht, wie folgerecht dieſes folglich iſt, es iſt zu abſurd, um ſich dabei aufzuhalten.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Fraſers Tatarenreiſe nach Teheran.

3. Reiſe von Erzerum nach Teheran.

Erzerum war vor der Einnahme durch die Ruſſen 1828 und 1829 ein ſehr blühender Handelsplatz, wo namentlich Perſien ſeine Bedürfniſſe an europäiſchen Waaren befriedigte. Doch als die Ruſſen dieſes Land überzogen, vermochten ſie, unter dem Vorwande, ſie vom mohammedaniſchen Joche zu befreien, viele armeniſche Familien von Erzerum, Beibut und der Umgegend theils durch Liſt, theils durch Gewalt ihre Heimath zu verlaſſen und ſich auf ruſſiſches Gebiet zu begeben. Gegen 9000 Seelen, und mehr als 7000 aus Erzerum, ſollen aus dem türkiſchen Armenien damals weggezogen ſeyn. Man hatte ihnen goldene Berge verſprochen und ſelige Tage unter dem väterlichen Scepter des Moskowiters; doch an dieſe glänzenden Verſprechungen dachte Niemand mehr, als ihre Erfüllung eintreten ſollte, und die unglücklichen Auswanderer ſtarben zu Hunderten vor Mangel und Elend. Endlich wurden ſie nach Akhiska und in die Provinzen am ſchwarzen Meere geführt; doch dieſe Gegenden, an ſich ſchon ſehr bevölkert, gaben ihnen wenig Gelegenheit ihre Exiſtenz zu ſichern, zugleich riſſen Krankheiten unter ihnen ein, die die reine Bergluft gewohnt waren — und doch erlaubte dieſe väterliche Regierung den Elenden nicht einmal in ihre frühere Heimath zurückzukehren, ſondern beſtrafte diejenigen hart, die es wagten. Dieſe Vorgänge wurden uns von Perſonen erzählt, an deren Wahrhaftigkeit wir nicht zweifeln konnten.

Den Tag nach unſerer Ankunft in der Stadt, Sonntag den 5 Februar, widmeten wir der Ruhe und den nöthigen Vorbereitungen für unſere Weiterreiſe. Der Weg zwiſchen Erzerum und Tabriz iſt ſehr gebirgig, wo viele gefährliche Päſſe zu überſteigen ſind, und die Theile des Landes, die von Kurden bewohnt ſind, namentlich von Erzerum bis Khoi, werden zu allen Zeiten als unſicher angeſehen. Pferde ſind in den kurdiſchen Dörfern zu jeder andern Jahreszeit ſchwer zu erhalten, wie viel mehr in dieſem rauhen, ſtrengen Winter. Es war daher wohl der Ueberlegung werth, wie wir reiſen wollten, ob mit Poſtpferden durch ein wildes Gebirgsland, und es zu wagen, Pferde um jeden Preis uns zu verſchaffen, oder einen Maulthiertreiber zu miethen, der uns in einer gewiſſen Anzahl Tagen und zu einem feſtbeſtimmten Preis an unſer Ziel ſchaffe. Hätten wir einen finden können, der verſprochen hätte, uns in 10, ja 12 Tagen nach Tabris zu führen, wir hätten die letztere Art zu reiſen vorgezogen; doch keiner

wer aufzutreiben, der sich an bestimmte Zeit binden wollte, und so vertrauten wir uns der Führung des Himmels und der Post an. Doch verging der Sonntag und ein Theil des Montags, ehe wir unsere Sachen in Ordnung gebracht hatten.

Unterdeß besahen wir die Stadt, so viel wir von ihr bei dem schlechten Wetter sehen konnten. Wir fanden viele Ruinen, und selbst das Castell ist so beschädigt, daß manche Gebäude fast scheinen, als müßten sie gleich auseinander fallen. Einer der neuen Nizam, regulären Soldaten, hielt uns am Thor auf, bis einer der höhern Officiere herbeikam und uns zu führen versprach. Doch ob er gleich sich uns als den Befehlshaber der Artillerie zu erkennen gab, verschmähte er doch die 10 Piaster (gegen 1 fl. 12 kr.) nicht, die ihm unser armenischer Führer anbot. Als er uns verließ, flüsterte er mit einem der Soldaten der Thorwache, von dem wir nur das Wort Bukschisch vernehmen konnten. Was es bedeutete, erfuhren wir bald, denn als wir uns entfernen wollten, kreuzten die Schildwachen ihre Bajonnette, und ließen uns nicht eher hinaus, bis wir uns mit einigen Piastern losgekauft hatten. Noch besuchten wir zwei Bauwerke von hohem Alterthum. Wahrscheinlich war das eine früher ein Collegium für Derwische gewesen, jetzt dient es als Arsenal, und das, wie man uns sagte, köstlich verzierte marmorne Portal wurde vom Fürsten Paskewitsch abgebrochen und nach Petersburg geschickt. Das andere dient noch jetzt als Moschee, scheint aber in derselben Zeit von Saracenen gebaut zu seyn.

Am 4 Februar endlich nach 3 Uhr des Morgens beurlaubten wir uns von unserem gütigen Wirth, Hrn. Zohrab, englischem Consularagenten, und setzten unsere Reise weiter fort. Es schneite heftig, und die Finsterniß war fast zu greifen. Auch waren wir noch keine (englische) Meile von der Stadt entfernt, als wir den Weg verloren, und weder ihn noch die Stadt wiederfinden konnten, so daß wir in dem fürchterlichen Wetter auf offener Straße den Tagesanbruch erwarten mußten. Ein böses Zeichen für unsere fernere Fahrt, das nur zu sehr in Erfüllung ging.

Der Tag kam in Sturm und Nebel, wir arbeiteten uns mühsam aus der Menge von Hügeln, Schneewehen und andern Unebenheiten des Weges heraus, in die wir oft fast gänzlich versanken, und eilten dann nach Hassan Kallah, einer Festung, die auf einer Kette von Felsen nicht allein die Stadt darunter, sondern auch eine weite Ebene beherrscht. Der Weg schien gut, denn überall trafen wir nur wenig Schnee, doch er folgte uns auf dem Fuß, und bald waren wir reich damit gesegnet. Spät am Abend kamen wir nach Delli-baba, das wir vielleicht in der finstern Nacht, die uns umgab, gar nicht gefunden hätten, wenn das Bellen eines Hundes uns nicht die Richtung gezeigt hätte. An Fortsetzung der Reise in der Nacht war nicht zu denken, denn kein Suridschi war dazu zu bewegen, und gern ließen wir uns zur Nachtherberge bereitwillig finden, obgleich an Ruhe bei der Masse von Flöhen, die unser Lager belebten, und dem Geruch der Büffel, der mehr und mehr unerträglich wurde, nicht zu denken war.

Am andern Morgen, nachdem ich lange Zeit vergeblich unsere Leute zum Aufbruch getrieben und auch aus Versehen in den Harem unseres Wirths gekommen war, wo ich ein bis zwei Dutzend Weiber bunt durcheinander liegen fand, mit Kindern, Lämmern und Schafen untermischt, näherten wir uns einem sehr beschwerlichen Paß über den Berg Deba. Anfangs war der Weg ziemlich gut. Doch hinter dem eigentl. Weiler Deba, der dem Paß den Namen gibt und den wir gegen Mittag erreichten, fingen die Schwierigkeiten an. Der Weg mußte Schritt für Schritt mit unsäglicher Mühe erkämpft werden, da die Pferde bei jedem Schritt in den alten halbzugefrornen Schnee bis an den Gurt versanken und herausgegraben werden mußten, nachdem das Gepäck erst abgenommen und an eine feste Stelle getragen und dann wieder aufgeladen worden. Als wir aber den Gipfel des Berges erreicht hatten, boten sich neue Schwierigkeiten, denn hier hatte der Wind den Schnee so hoch aufgethürmt, daß wir in der That rathlos dastanden, wie wir einen Weg finden sollten, sicher genug, um die Lastpferde darauf den Berg hinabzubringen.

Endlich stürzte sich einer der Suridschis mit seinem Pferd in die Schneemasse und war augenblicklich verschwunden, bis er endlich tief unten, von einer festern Masse, Schnee oder Erde, aufgehalten, doch getrennt von seinem Pferde, wieder zum Vorschein kam, sich den Schnee abschüttelte und zu uns heraufschaute. Wir sahen mit nicht geringer Verlegenheit zu ihm hinab. Der andere Suridschi stieg ab von seinem Pferd und wollte ihm folgen; doch er fand keinen Grund, und kämpfte verzweiflungsvoll mit dem Schnee, wie einer, der zu ertrinken fürchtet, bis er sich zu seinem Cameraden hindurch gearbeitet hatte. Ihm folgte das Pferd des Suridschi, das ohne Führer oben geblieben war, endlich der Tatar. Jetzt kamen die beiden Suridschi wieder herauf, und traten einen erträglichen Weg, um die Saumrosse hinabzubringen, aber unter ihrer Last gab der Schnee nach, und sie mußten wieder abgeladen und hinuntergezogen werden. Wir waren die letzten, Bonham und ich, welche fallend und kämpfend den steilen Abhang hinunterstürzten. Noch einigemal wiederholte sich diese Art den Berg hinabzusteigen, ehe wir an dem Fuß des Berges ankamen, und in einem kleinen kurdischen Dorfe, Sedinhan oder Seyedkhan, unser Nachtlager aufschlugen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Masse versteinerter Bäume in Morea. Ungefähr in der Mitte zwischen Navarin und Pylos, eine Lieue von der Rhede entfernt, ist eine Cascade, deren Wasser eine versteinernde Kraft hat. Das große Plateau, durch welches das Wasser strömt, ist bedeckt mit versteinerten Baumstämmen, die zum Theil sehr dick und 2 bis 5 Fuß hoch sind. Die umherliegenden Felsstücke sind wahrscheinlich abgebrochene Theile der Bäume. Je weiter man sich von dem Wasser entfernt, desto mehr verlieren die Petrificationen ihren ursprünglichen Baumcharakter, und haben nur das Ansehen sehr grauliches Felsbrocken. Auf welche Weise das Wasser auf eine solche Entfernung hin seine Wirkung ausüben konnte, ist nicht bekannt. (Mittheilung des Schiffslieutenants Caligny in Ann. Mar. et Col. Januar 1839.)

Brodpolizei in Paris. Am 24 Februar wurden nicht weniger als 147 Bäcker auf einmal wegen zu geringen Gewichtes des Brodes vor die Polizei geladen, und auch sämmtlich, theils mehr, theils minder stark, 28 sogar mit Gefängniß gestraft. (Franz. Bl.)

Ungeheures Wespennest. In der entomologischen Gesellschaft zu London am 7 Januar zeigt ein Hr. Waterhouse Theile eines ungeheuren 7 bis 8 Fuß langen Nestes von einer Art Wespe in Indien.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 75.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 März 1839.

Die neuesten Kriege der Engländer in Indien.

Krieg gegen die Bhils.

Wir haben früher gelegentlich erwähnt, daß die allmähliche Auflösung der gegenwärtigen Staaten Indiens die Engländer nach und nach mit den ältesten Nationen, deren Name in der Liste dieser Staaten gar nicht erwähnt ist, in Berührung bringe. Zu diesen alten Nationen Indiens gehören auch die Bhils, welche von dem Nordende der Vindhyaberge bis südwärts über den Tapti hinaus an vielen Orten, namentlich aber in den rauhern Gebirgsgegenden die Masse der Bevölkerung ausmachen. Sie wurden theils schon vor der mohammedanischen Eroberung, theils erst nach dieser von den Radschputen unterjocht, und waren ein vielfach unterdrücktes und mißhandeltes Geschlecht, sanken aber in Folge dieser Unterdrückung nicht zu feigen Knechten herab, sondern wurden Räuber, und jeder Abenteurer, der Sold oder Beute verhieß, war sicher, bei ihnen eine Unterstützung zu finden. Wir verweisen hinsichtlich ihrer politischen Stellung und ihres gesellschaftlichen Zustandes überhaupt auf Ritters Erdkunde von Asien (IV. 2. p. 607—620.)

Die mildere Behandlung, welche dem rohen Geschlechte von Seiten der Engländer, namentlich seit der definitiven Unterjochung der Mahrattastaaten im Jahre 1818 zu Theil wurde, konnte bei dem verwilderten Theile derselben anfangs nur Veranlassung zu größern Zügellosigkeiten geben, und Vorfälle, wie in Indur (Indore), wo nach dem Tode Mulhar Rao Holkars eine Schaar von 400 Bhils den seit 15 Jahren in einer Veste eingesperrten Neffen desselben, Harri Holkar, befreite, und ihn in den Stand setzte, den von den Engländern bereits anerkannten Thronerben, Martand Rao Holkar, zu verdrängen, konnten bei ihrer Ungestraftheit nur die Keckheit des wilden Volks vermehren. Da man befürchtet, es möchten, in Folge der jetzigen bedrohten Stellung der Engländer im Nordwesten und Nordosten, auch in Radschputana, Mewar und Malwa Unruhen ausbrechen, so wollen wir einer Fehde — man kann es keinen Krieg nennen — erwähnen, worein die Engländer schon seit vier Jahren verwickelt sind, ohne daß bis jetzt die indischen Nachrichten deren Ende angezeigt hätten. Es ist in mehr als Einer Hinsicht interessant, zu sehen, mit welchen Elementen hier die Engländer in Berührung kommen.

Im Jahre 1834 waren die Bhils allenthalben in Bewegung: der oben erwähnte Vorfall, die Befreiung Harri Holkars im Staate Indur, nördlich von der Nerbudda, fand im Frühjahre statt; am Ende desselben Jahres wurden die Bhils südlich von Tapti in der Nähe von Aschantal unruhig, so daß man von dem östlich gelegenen Nagpur aus Truppen hinschicken mußte. Zu gleicher Zeit brachen im Gebiete des Radscha von Ahmednagor, ganz im Westen des Bhillandes, gleichfalls Unruhen aus; der alte Radscha starb, und es sollten fünf von seinen sieben Weibern den Holzstoß besteigen. Als die Engländer sich widersetzen wollten, rief man allenthalben die Bhils in die Stadt herein, um ihnen zu imponiren, und als diese mit Mühe wieder hinausgeschafft worden waren, flüchtete der älteste Sohn des Radscha sich mit seinen Anhängern gleichfalls in die Gebirge; warum? sagen uns die englischen Berichte nicht, sondern klagen bloß, daß „die Bhils im ganzen Lande so unruhig werden, daß Niemand ohne starke Escorte reisen könne.“ In Edur, einem benachbarten Fürstenthume, das gleichfalls noch zu Guzerat gerechnet werden kann, war ein ganz gleicher Fall eingetreten, und englische Truppen hatten gegen die widerspänstigen Bhils ausziehen müssen. Die Bombay Gazette vom 8 April 1835 bemerkt: „Die Unruhen in Guzerat erhalten einen weit ernsteren Charakter, als man anfangs glaubte; der unruhige Geist der wilden Stämme, gegen welche die Truppen ausgeschickt wurden, scheint durch den Widerstand, den sie erfahren, nur zu wachsen.“ Und der Bombay Courier enthält unter dem 7 desselben Monats Folgendes: „Die Eulis (ein den Bhils verwandter Stamm) in dem Mhowasi und Caunta sind noch keineswegs beruhigt, der Aufstand erstreckt sich bis nach Disa (24° 10′ N. B.) und bis herab nach Baroda (22° 20′ N. B.), wo man allenthalben auf ihre Raubtrupps stoßt.“ Damit noch nicht genug, brechen auch weiter nordöstlich Unruhen aus. Die Araber und Mukranis*) im Solddienst des Radscha von Dschabdoah, 18 bis 20 Meilen

*) Wahrscheinlich Mecranis, nämlich Belutschen aus Mecran.

nordöstlich von Baroda, empörten sich gegen ihn, und wollten seinen ihnen besser zusagenden Oheim auf den Thron setzen. Die englische Regierung, welche die Festsetzung dieser zügellosen, aber tapfern Schaaren in Malwa nicht gern sah, hatte den Radscha aufgefordert, sich ihrer zu entledigen. Da der genannte Oheim in die Hände des Radscha fiel, so zogen die Araber und Mecranis vorerst den Kürzern, verließen die Stadt, und vereinigten sich mit den im Aufstand befindlichen Bhils, so daß von Nimutsch aus abermals englische Truppen gegen sie aufbrechen mußten.

Es wäre eine undankbare und überflüssige Mühe, den Berichten der Engländer über die Bewegungen und Thaten dieser Truppen zu folgen. Genug, alle diese Berichte stimmen überein, daß sich die Bhils mit Muth und Ausdauer schlugen, wenn sie gleich den geordneten Angriffen der Engländer nicht widerstehen konnten, und da die Beruhigung des Landes noch keineswegs erreicht ist, vielmehr immer noch einige Regimenter sich mit diesen räuberischen Stämmen herumschlagen, so kann man sich wohl vorstellen, daß sie, wenn auch kein gefährlicher, doch ein sehr lästiger Feind sind. Die Worte eines Correspondenten des Agra Ukhbar vom 28 April 1836, „daß sich der Zustand von Malwa nicht verbessere, sondern mehr und mehr in völlige Anarchie übergehe," möchte noch immer wahr seyn, und den Engländern unter den gegenwärtigen Umständen große Verlegenheiten bereiten.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bigorr — Der Adour. — Das westliche pyrenäische Becken.

(Fortsetzung.)

Der zweite Umstand, welcher eine große Veränderung in dem pyrenäischen Becken hervorbringen wird, ist das Eindringen der Industrie und die Verbesserung der Methoden zur Benützung der natürlichen Producte. Wir haben bei einer andern Gelegenheit gesehen, wie weit man hierin in den Pyrenäen zurück ist. In einigen Thalern, wo die Einwohner zur Industrie aufgelegt sind, steht diese dennoch erst auf der niedrigsten Stufe. So fabricirt man z. B. im Thal von Aure Cordelats oder grobe Tücher, welche in Toulouse oder Limoges aufs neue umgearbeitet werden; es fehlt an Unterricht und Capitalien, oder vielmehr an Unternehmungsgeist unter den französischen Capitalisten, welche hier vortheilhafte Plätze zur Anwendung ihrer Reichthümer finden würden. Man ist heutzutage einstimmig darüber, daß Tarbes ein Hauptsitz der Industrie seyn könnte, wenn ihm alsdann Bordeaux, in dessen Nähe die Fabrication zu theuer ist, zum Debouché dienen würde. In Bearn fabricirt man mehr, aber zu theuer; indessen hat man einige Artikel, z. B. Tafeltücher, vervollkommt, und sucht neue besonders mit der Landwirthschaft in Verbindung stehende Arbeiten einzuführen. Man dringt z. B. darauf, das Haidenland bei Pau, welches man Pontlong nennt, und welches jetzt bloß zu Gemeinweiden dient, als bestimmtes Eigenthum zu vertheilen; ein industriöser Kopf hat der Municipalität von Pau bereits den Vorschlag gemacht, auf dem Theile, welcher der Stadt zufallen würde, eine große Maulbeerbaumpflanzung und Seidenzuchtanstalt anzulegen, und dadurch nicht nur 2000 Arbeiter zu beschäftigen, sondern den Seidenbau, der bis jetzt ganz mangelt, in den Pyrenäen oder wenigstens in Bearn einzuführen. Wer Tarbes, Pau, Orthes, Bayonne besucht hat, der wird, vergleichungsweise mit der Vorstellung, die man sich gewöhnlich von der französischen Industrie macht, einen unglaublichen Rückstand in der Versorgung mit einer Menge Artikel, wovon die Bequemlichkeit des Lebens abhängt, finden, und diese Orte sind nicht die einzigen, wo ich während meiner Reisen in Frankreich diese Bemerkung gemacht habe; man sollte glauben, Frankreich sey bloß in Paris und zwei oder drei größern Städten eingeschlossen; selbst in den letztern ist noch ein ungeheurer Abstand gegen Paris. Armagnac, das östliche Gaskonien (Gers), die Haiden gehörten bisher unter die ärmsten Gegenden von Frankreich, es fängt jedoch schon an, dort rege zu werden und die allgemeine Bewegung erwartet vielleicht nur den Einfluß der großen Brennpunkte und die Herstellung der Communicationen nach dem neuern Systeme. Die größern Städte, Bordeaux, Toulouse, erwarten ihrerseits, daß ihnen die umliegenden Länder und besonders die productenreichen Pyrenäen neue Gegenstände der Beschäftigung liefern, um ältere, in unsern Zeiten versiegte Quellen des Reichthums zu ersetzen.

Die pittoresken Journale, Musée du Midi, Mosaique du Midi, die Monatschriften oder Revuen, die wissenschaftlichen Congresse beweisen, daß Toulouse seinen Anspruch, eine Art von Hauptstadt des südwestlichen Frankreichs zu werden, thatsächlich unterstützen will, und es ist mir leid, daß ich diesen Anspruch mit größerem Rechte Bordeaux, welches bisher gar nichts gethan hat, ihn zu verdienen, zuzuschreiben genöthigt bin. Bordeaux ist der oceanische, Toulouse der mediterranische Brennpunkt dieser Gegenden, und das letztere kann für das südwestliche, also größtentheils oceanische Frankreich nur eine verhältnißmäßig untergeordnete Wichtigkeit haben.

Was aber die Gestalt des Landes völlig verändern und das neu erwachende Leben der Industrie in alle Winkel verbreiten muß, das ist ein wohlverstandenes Communicationssystem, dessen größere Linien ich den vorausgeschickten Daten zufolge bezeichnen will. Hier bietet sich vor Allem die Frage über die Verbindung beider Meere an; denn Alle begreifen, daß diese Verbindungslinie die Hauptader der industriellen Bewegung sey, aber in den neuesten Zeiten haben sich zwei Parteien gebildet, von welchen die eine behauptet, der oceanische Endpunkt dieser Linie sey Bordeaux, die andere Bayonne; von dieser Streitfrage hing der Vorzug ab, den die Regierung dem Seitencanal der Garonne oder dem pyrenäischen Canal der Compagnie Galabert geben sollte, und sie ist mit Recht zu Gunsten des erstern entschieden worden. Man muß überlegen, daß es sich nicht bloß um das pyrenäische Land, d. h. um die Gegend zwischen den Pyrenäen und der Garonne, sondern um das Becken der Garonne überhaupt handelt; das nördliche Ufer dieses Flusses ist so wichtig als das südliche, und die Garonne ist unstreitig

eine Centrallinie; eben darum, und ſelbſt ſeine ſchlechte Lage abgerechnet, kann nie Bayonne, ſondern nur Bordeaux der oceaniſche Hauptagent der induſtriellen Bewegung des ſüdweſtlichen Frankreichs ſeyn. Allein die Frage über die Achſe oder Centrallinie des dieſſeitigen Garonnebeckens iſt ſchwieriger. Der Adour kann ihm nicht zur Richtſchnur dienen, weil er keinen geraden, ſondern einen cirkelförmigen Lauf hat, alſo große Umwege verurſachen würde. Wir haben übrigens ſchon bemerkt, daß die Richtung des Verkehrs nicht ſowohl von Weſten nach Oſten, vom Meer nach Toulouſe, als von Süden nach Norden, von den Pyrenäen nach Bordeaux geht, ſondern daß es transverſale Linien gibt, welche die auf den verſchiedenen in der letztern Stadt zuſammenfallenden Radien gelegenen Städte unter ſich verbinden. Unter dieſen Linien iſt diejenige, welche von Toulouſe über Auch an den Adour geht und ſich weſtwärts über Caſtets an den kleinen Golf St. Leon verlängern kann, die mittelſte; aber ſie iſt bereits zu weit von den Pyrenäen entfernt, um eine unmittelbare Wirkung auf eine vortheilhafte Zuſammenſtellung ihrer Producte auszuüben; dieſes iſt nur von derjenigen Linie, welche unmittelbar am Fuße der Pyrenäen läuft, alſo von derjenigen, welche durch Monrejau, Tarbes und den Lauf des Gave de Pau bezeichnet wird, zu erwarten. Dieß würde alſo die von der Natur vorgeſchriebene Richtung eines mit Recht ſo genannten pyrenäiſchen Canals ſeyn. In der That geht das Project dahin, einen Canal von der Garonne bei Monrejau über Pinas nach Tarbes an den Adour zu führen. Pinas liegt 500 Metres über dem Meere auf dem Punkte, wo ſich zwiſchen Launemezan und Labarthe die Gewäſſer des Gers und des Neſtes ſcheiden; weſtlich von Launemezan hat man noch eine Waſſerſcheide zu überwinden, um an den Arroz und ſo fort an den Adour bei Tarbes zu kommen, man müßte ungefähr die Richtung der Straße, an welcher Tournay liegt, befolgen. Allein wozu dient der Adour? Sein Lauf geht von Tarbes nach Norden, er zeigt alſo die Richtung von Bordeaux und nicht von Bayonne an, und in der That iſt die Communication von Monrejau über Tarbes, Aire und Montdemarſan nach Bordeaux eine der wichtigſten, nur iſt die Frage, die wir hier nicht auflöſen können, ob ſie beſſer durch einen Canal oder eine Eiſenbahn benutzt würde. Allein die Aufgabe des Pyrenäencanals iſt, alle die Mittelpunkte, welche in den von den Pyrenäen nach Bordeaux auslaufenden Strecken liegen, durch eine am Fuße der Pyrenäen laufende Transverſallinie zu verbinden, welche zugleich eine Verbindung zwiſchen Bayonne und Toulouſe, den zwei untergeordneten Debouchés der Pyrenäen, herſtelle. Der Canal müßte alſo von Tarbes nach Pau und ſo fort längs dem Gave und dem untern Adour fortgeſetzt werden. Die Schwierigkeit liegt darin, den Gave zu canaliſiren. Ohne die Rolle zu ahnen, die er in dem pyrenäiſchen Communicationsſyſtem ſpielt, haben die Localintereſſen verſchiedene Verſuche hiezu veranlaßt. Um die Mitte des 18ten Jahrhunderts ließ Duloin d'Arce, Parlamentsrath von Pau, Barken von Saint Pé nach Bayonne hin- und zurückführen; er erhielt dafür 1759 eine Penſion von 3000 Livres, aber dabei blieb es; im J. 1769 ſendete M. Petel ein Fahrzeug mit Böttcher-Holz nach Bayonne. Allein dieſe Verſuche entſprachen den Bedürfniſſen des Handels nicht; man erkannte zugleich die Schwierigkeit, den reißenden Lauf des Gave zu bändigen, denn wie Mr. Dujourdain in einem 1789 in Pau herausgekommenen Memoire bemerkt, ſo müßte man bloß auf einer Strecke von 79,700 Metres, während welcher der Fluß einen Fall von 195 Metres hat, 60 Schleußen, jede von mehr als 3 Metres Fall, anlegen; leichter iſt die Canaliſation von Orthez bis Peyrehorade, deren Koſten im Jahre 1782 nur auf 202,500 Livres angeſchlagen wurden. Dieſe Betrachtungen machten, daß ſchon ſeit 1789, in welchem Jahre der Ingenieur Tours den Ständen einen Bericht abſtattete, die Anlegung eines Canals über den Pontlong in Gunſten kam, um ſo mehr, da hierdurch dieſe Haide in Benutzung gebracht würde. Der Canal würde nach dem 1789 von Dujourdain ausgearbeiteten Projecte vom See von Lourdes ausgehen, und über Poeyferré, Pontac, Pau, Sault de Navailles, Terris, an den Adour zwiſchen Dax und Saubuſſe laufen. Allein dieſe Linie weicht zu ſehr von den Pyrenäen ab, um dem Innern von Bearn einen Vortheil anzubieten; man hat daher an einen Seitencanal von Pau bis Peyrehorade gedacht, welcher jedoch dem Memoire des Ingenieur Baudre zufolge 6 bis 7 Mill. Franken koſten, und nur 115,000 Fr., alſo kaum 1½ Proc. einbringen würde. Von der andern Seite iſt es auf jeden Fall nothwendig, den Gave einzudämmen, und es fragt ſich, ob dieſe Eindämmung und die Anlegung eines andern Canals nicht ſo viel als die Canaliſation des Gave koſten würde, oder ob durch einen Seitencanal, welcher die Waſſer ableitet, die Eindämmung leichter und wohlfeiler gemacht würde?

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Fraſers Tatarenreiſe nach Teheran.

3. Reiſe von Erzerum nach Teheran.

(Fortſetzung.)

Auf ziemlich gutem Wege kamen wir durch Mullah Suleiman, das in einer herrlichen Ebene gelegen iſt, von Bergen umgeben, über welche ſich im Oſten der Ararat in die Wolken erhob, nach Topra Kale, wo 1822 die türkiſche Armee von dem perſiſchen Thronfolger eine Niederlage erlitt, und wo wir die verheerenden Spuren der Ruſſen aus dem letzten Krieg abermals wahrnahmen; erlangten vom Paſcha von Bayazid, der ſich eben daſelbſt befand, einen neuen Befehl, uns Poſtpferde zu verſchaffen, und eilten weiter, d. h. wir wären gern geeilt. Doch wir hatten jetzt nicht mehr türkiſche Surdſchi bei uns, es waren Kurden, welche ihre Pferde zwar vermiethen, doch nicht angeſtrengt haben wollten, und ſie hielten eher die Pferde vom ſcharfen Trott ab, als ſie dazu anzutreiben. So mußten wir ſchon um 4 Uhr des Nachmittags in Karakliſſia Halt machen, und obgleich ich ſchon um 2 Uhr des Morgens aufbrechen wollte, denn die Hitze, der Dampf im Gemach und das Ungeziefer in den Decken ließen mich zu keiner Ruhe gelangen, ſo war es doch 8 Uhr, ehe wir in die Sättel kamen.

Einen kältern Morgen habe ich ſelten erlebt. Gegen die durch-

dringende Kälte schützte weder Pelz, noch Wolle. Noch um 11 Uhr des Morgens hatte die Sonne so wenig Kraft, daß die Eiszapfen an unsern Bärten eher größer wurden, als abthauten. In diesem Zustande begegneten wir mehrern Gesellschaften von Kurden von wildem Aussehen, phantastischem Aufputz, und bewaffnet mit Speer, Schwert, Pistolen und Flinten. Hätten sie uns angegriffen, wir würden sogleich erlegen seyn, da wir keinen Finger rühren konnten. Doch unser Ansehen erregte keine Begierde in ihnen, und nach einer kurzen Untersuchung mit ihren durchdringenden schwarzen Augen erwiederten sie unser „salaam aleïcum" und ritten weiter. Doch sahen wir uns noch oft um, ob sie nicht wieder umkehrten. Der Weg wurde immer schwieriger. Wir waren auf der höchsten Hochebene Armeniens, nahe den Quellen des Euphrat; die meisten Dörfer, durch die wir kamen, waren zerstört und verlassen; daher wären wir gern in Eutsch-Kelisia (Drei Kirchen) geblieben, einem armenischen Dorfe, das aber nur eine Kirche hatte, doch von sehr hohem Alterthum. Der Tatar mahnte aber noch die drei Stunden bis Deiadin zu machen, wo wir gemächlich am folgenden Tage bis Bayazid kommen könnten. Nur schwer konnten wir uns dazu entschließen, denn die Kälte war streng, es mußten mehr als — 30° R. seyn, und die Suridschi suchten alles Mögliche hervor, uns in unserer Schwäche zu bestärken. Die Richtigkeit der Gründe des Tataren waren aber zu einleuchtend, um ihm nicht zu folgen. Ein beschwerlicher, langweiliger Weg war es, den wir vor uns hatten, voll von Gefahren und Mühseligkeiten, und als wir nun Deiadin erreicht hatten, war Alles schweigend wie das Grab; Niemand wollte seine armselige Hütte den Wanderern gastfreundlich öffnen, nur das Geheul eines Hundes, der vielleicht wie wir ausgeschlossen war, ließ sich von Zeit zu Zeit hören. Während ein Suridschi ging, den Tschiausch zu wecken, und der andere träge den Saumrossen nachschlenderte, die sich selbst einen Stall aufzusuchen gingen, standen wir hinter einer verfallenen Mauer, um uns nur ein wenig vor dem schneidenden Nachtwind zu sichern. Eine tödtliche halbe Stunde verstrich und darüber, ehe man uns einen dunkeln Schlund öffnete, der sich zu unserer Aufnahme bereit erklärt hatte. Aber da war weder Licht noch Feuer, Alles tief im Schlaf, oder nicht geneigt, zu unserem Dienst herbeizukommen. Endlich kam der Tschiausch, den man aus dem Hause des Beg aufgestört hatte, und brachte Leben in das Haus. Ein Licht kam, und wir wurden in ein kleines inneres Gemach geführt, das voll von Leuten jeden Geschlechtes war, die bunt durcheinander auf dem Boden lagen. Wie ein Wetter fuhr des Tschiausch Stock unter sie und brachte sie auf die Beine. Heulend und keifend taumelten sie wie Betrunkene auseinander, Einige nackend, Andere nur dürftig bekleidet, bis endlich das Zimmer geräumt war. Darauf rief der unermüdliche Tschiausch nach Numuds, Teppichen und Kissen, ein Feuer wurde angezündet, nach einiger Zeit brachte man uns Kaffee und einen erträglichen Pillaw, und so von innen und außen angenehm erwärmt, legten wir uns zur Ruhe.

Es war das Haus eines Kurden, in dem wir uns befanden. Ein sonderbares Volk, unabhängig und kriechend, gastfrei, schmutzig und geldgierig. Ein jeder dünkt sich ein Aga, Herr, zu seyn, doch waren sie für Lob oder Tadel, Schimpf oder Schmeicheleï unzugänglich. Freilich mochten die Suridschis des Tataren Sprachweise, der sie bald als Hunde und niederträchtige Schurken anredete, bald wieder mit Dschanum, mein Herz, mein Leben, begrüßte, nur für Redensarten halten; aber als sie von ihm noch einige Piaster über ihren Lohn verlangten und sich in Schmähworten über die Geringfügigkeit des Erhaltenen aussprachen, durch keinen Grund jedoch ihn dazu bewegen konnten, küßten sie ihm endlich die Hand, erflehten Gottes Segen für unsere Weiterreise und gingen scheinbar ganz vergnügt davon.

Dem Tschiausch hatten wir aufgetragen, für uns die nöthigen Schritte zu thun, um am andern Morgen unverweilt Pferde zu erhalten, doch das war nicht geschehen; auch schien der Beg von Deiadin wenig geneigt, die Befehle seines Bruders, des Pascha, zu respectiren. Endlich kam der Befehl nach Bitten, Drohungen und Schmeichelreden, aber die Pferde, die uns hierauf vorgeführt wurden, waren so erbärmlich, daß wir sie zurückschicken mußten, und nur durch die Vermittlung Hrn. Bonhams, der des Türkischen mächtiger war als ich, erhielten wir ein wenig bessere Pferde aus dem Marstall des Beg, mit denen wir Bayazid am Fuß des Ararat erreichten, eine Stadt, die vor der Occupation des Landes durch die Russen schön und volkreich gewesen seyn muß, jetzt ist sie entvölkert und ein Haufe von Trümmern. Unsere Herberge war ein Stall.

Wir waren jetzt an einer Stelle angekommen, vor der uns schon früher die Sagen des Volkes bang gemacht hatten. Um nach Agatschik, unsere nächste Station, zu kommen, mußten wir nicht allein den steilen Paß dieses Namens, sondern auch ein sehr hochliegendes Gebirgsthal, Kyzli-göl genannt, hinter uns haben, das seines tiefen Schnees wegen bekannt ist. Nach diesem Paß gibt es zwei Wege. Der eine kürzere führt über ein hohes Gebirg, und war, wie man uns sagte, wegen der Menge Schnee, die kürzlich gefallen, ganz unwegsam; der andere führte uns 12 Meilen auf unsern gestern gemachten Weg zurück, und war der gewöhnliche Karawanenweg über das Dorf Kyzil-Dizah. Diesen letztern Weg mußten wir nehmen, und traten unsere Reise unter der Leitung von vier Kurden an, die als Eigenthümer der Pferde bewaffnet uns begleiteten.

(Fortsetzung folgt.)

Elephanten-Transport. Kürzlich hat man zu Bombay zwei Elephanten eingeschifft, welche dem Vicekönig von Aegypten zum Geschenk gemacht werden sollen. Das Männchen ist 10, das Weibchen 9 Fuß hoch. Das Männchen wollte die Brücke, die zum Schiffe führte, nicht betreten, so daß kein Mittel übrig blieb, als ihm die Schlingen anzulegen, womit man es an Bord in die Höhe heben wollte, und es dann ins Wasser zu treiben. Sobald es schwamm, fing man an es in die Höhe zu ziehen, und trotz alles Stampfens brachte man es glücklich an Bord und in seinen dort für dasselbe eingerichteten Stall. (Engl. Bl.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 31 u. 32** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Ball.** Von Alfred de Vigny. — **Jules Janins Reise in Italien.** — **Die Schlacht bei Benevento.** (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 76.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 März 1839.

Russische Alterthümer.

Befestigungen im Gouvernement Moskau.

Die Stadt Moshaisk steht auf dem rechten Ufer der Moshaika auf einem hohen Hügel, der von drei Seiten durch einen kleinen, auf der Ostseite mit einem großen Erdaufwurf befestigt ist, an welchem eine steinerne Mauer von drei Arschinen Breite mit sechs halb eingestürzten Thürmen sich befindet. Die ganze Befestigung gleicht einem unregelmäßigen Sechseck, und hat 269 Saschenen im Umkreise. Auch befinden sich daran zwei Thore, von denen eines stets geschlossen ist, durch das andere gelangt man hinein, und zu diesem führt von dem Stadtgebäude aus eine hölzerne, auf massiven Säulenmauern erbaute Brücke, die 65 Saschenen lang, 4 Saschenen breit und 13 Arschinen hoch ist. An den Thoren ist eine neue Kathedrale mit fünf Kuppeln zu Ehren des wunderthätigen Nikolaus aufgeführt, innerhalb der Veste aber steht die alte Kathedrale aus weißem Stein. Hier befand sich einst ein nicht austrocknender See und ein Brunnen.

Moshaisk gehörte im Alterthume zu dem Fürstenthume Tschernigow, später kam es zum Großfürstenthume Smolensk, und hatte seinen besondern Fürsten. Im J. 1307 nahm der Großfürst Georgi Danilowitsch den Fürsten Swätoslaw Gljedowitsch in Moshaisk gefangen, und vereinigte diese Stadt mit dem Großfürstenthume Moskau. Im Jahre 1293 wurde die Stadt von dem tatarischen Fürsten Düden verheert, und im Jahre 1341 von dem litthauischen Fürsten Gedimin belagert, in Folge des kräftigen Widerstandes der Bürger aber zog er bei Eintritt des Winters wieder ab. Die jetzige steinerne Mauer, welche die Stadt umgibt, wurde im Jahre 1541 erbaut, wie man aus der an der nördlichen Thüre der alten Kathedrale aufgefundenen Inschrift ersieht: „Im Jahre 7049 (der Welt) erbaute man die Vorhalle, so wie auch die Ringmauer (gorod)." Die Inschrift stimmt mit den Zeitumständen überein, denn der junge Czar Johann Wassiljewitsch, der sich noch unter der Obhut seiner Mutter befand, war genöthigt, sich gegen die Litthauer, die krim'schen und kasanischen Tataren in Vertheidigungsstand zu setzen. Im Jahre 1625 wurde Moshaisk von dem Sohne des polnischen Königs belagert, aber Dank dem männlichen Widerstande des Wojewoden von Wolhynien nicht eingenommen.

Serpuchow besaß in früheren Zeiten alle Vortheile einer befestigten Stadt. Der Fluß Nara, der von Nordosten herkommt, und sich mit dem von Nordosten kommenden Flüßchen Sarpeika vereinigt, schließt einen langen, hohen Berg ein, der auf der Nordseite durch einen tiefen Graben abgeschnitten ist. Auf diesem Berge wurde im Jahre 1556 unter Czaar Johann Wassiljewitsch eine steinerne Mauer aufgeführt, die 10 Arschinen hoch und 370 Saschenen lang war, 4 Thürme und Ein Thor hatte, durch das man von der Nordseite her längs dem Walle hineingehen mußte.

Ueber die Gründung der Stadt hat man keine Nachrichten, aber im J. 1328 gehörte sie schon zum Großfürstenthum Moskau. Im J. 1374, unter dem Großfürst Dmitri Joannowitsch, war es die Apanage seines Vetters Wladimir Andrejewitsch, der das Schicksal der Schlacht auf dem kulikowischen Felde (gegen die Tataren) entschied, und dafür den Beinamen „der Tapfere" erhielt, wie es eine im Kloster Wysozki zu Serpuchow aufbewahrte Chronik besagt. Im J. 1382 wurde es von dem Tatarenkhan Tochtamysch eingenommen und zerstört, und im J. 1410 abermals von Swirdigail Olgerdowitsch, als er aus der Provinz Rjäsan nach Litthauen zurückzog. Im J. 1598 unter Czaar Boris Godunow, als man einen Einfall der Tataren fürchtete, sammelte sich das ganze russische Heer in Serpuchow, das wegen seiner Lage an der Südgränze Rußlands die letzte Wehre des Großfürstenthums Moskau und das erste Opfer der transwolganischen und krim'schen Horden bei ihren Einfällen in Rußland war. (Schluß folgt.)

Skizzen aus den Pyrenäen.

Bigorre. — Der Adour. — Das westliche pyrenäische Becken.

(Schluß.)

Die Belebung der französischen Pyrenäen wird indessen nie den Grad, dessen sie fähig ist, erreichen, wenn nicht das alte

Kriegs- und Befeindungssyſtem, welches die ſpaniſchen Pyrenäen ſo unzugänglich macht, vor den modernen induſtriellen und ſocialen Bedürfniſſen verſchwindet, und Spanien ſelbſt durch wachſenden Reichthum und Civiliſation eine fruchtbarere Grundlage des Austauſches und Umlaufes darbietet. Man zählt über hundert Pfade, welche durch die Pyrenäen führen, und den Schleichhändlern mögen deren wohl noch mehr bekannt ſeyn, allein wie viele davon ſind das ganze Jahr hindurch ohne Gefahr für Fuhrwerke oder auch nur Laſtthiere zugänglich? Man begreift nicht, wie ſich ganze Diviſionen mit Artillerie über Canfranc, wo man oft einen zwei Fuß breiten Weg mit der Axt im Eiſe aufhauen muß, gezogen haben; dieß beweiſt nur, daß der friedliche Verkehr durch große Hinderniſſe geſtört wird, welche dennoch dem Lande keine militäriſche Sicherheit verſchaffen. Eine ganz kurze Ueberſicht der vorzüglichſten Communicationen über die weſtlichen und mittleren Pyrenäen wird, beſonders unter den jetzigen Umſtänden, nicht unnütz ſeyn. In das ſpaniſche Thal von Baſtan führen mehrere Wege, welche von Biriatu, Sarre und Ainhoa auslaufen; die erſteren vereinigen ſich bei Vera am Bidoſſoa, von Sarre geht auch ein Weg nach Echalar, von Ainhoa kommt man über Urdach nach Elizondo; die Berge Larune und Atchubia machen hier die Gränze. Von St. Etienne de Baigorri führen zwei Wege, der weſtliche über die Alduiden (ein neutraler Diſtrict) nach Zubiri; von St. Jean Pied de Port zwei Wege, der weſtliche über Valcarlos, der öſtliche über Oriſſan, nach Roncesvaux und Burguete. Alle dieſe Wege vereinigen ſich bei Villaba, anderthalb Meilen von Pamplona. Weiter gegen Oſten macht der Wald Irati die Gränze; auch ſeine dunklen Schatten hat die Fackel des Bürgerkriegs unheimlich erhellt: als Torrijos im Jahre 1822 die conſtitutionellen Truppen gegen die Caſa de Irati führte, wo die Carliſten ein Munitionsdepot hatten, ſo machte die feierliche Stille dieſer furchtbar ſchönen, faſt nie betretenen Wildniß auf das poetiſche Gemüth dieſes verunglückten Patrioten einen Eindruck, deſſen Gepräge er ſeinem offiziellen Berichte mittheilte; die Carliſten zogen ſich über die franzöſiſche Gränze zurück. Vor kurzem ſind hier einige dreißig Muñagorrianer, welche in einer für Rechnung der franzöſiſchen, aber, wie es ſcheint, mit Bewilligung der ſpaniſchen, Regierung unternommenen Holzſchlägerei verwendet wurden, von den Carliſten aufgefangen worden. Ueber Irati kann man von St. Jean Pied de Port nach Ochagavia und dem Thale von Roncal gelangen, durch den Pont de Lecumberri, welchen man jedoch nicht mit dem oft genannten Defilé von Lecumberri zwiſchen Toloſa und Pamplona verwechſeln muß. Von Tardets führen mehrere Wege in das Thal von Roncal, über die Defileen oder Ponts von Larrau, Urdair, St. Engrace und Arlas; neben dem Roncal öſtlich liegen (ſchon in Arragonien) die wilden Thäler Anſo und Echo, mit ihren gleichnamigen Defileen, welche in Frankreich über das Thal von Lescau in das von Aſpe leiten. Der Hauptausgang dieſes letzteren nach Spanien iſt der Pont de Canfranc, der ſich bei Santa Criſtina mit dem Coll de Moines aus dem Thale von Oſſau vereinigt; von dieſen Defileen und demjenigen, welches aus dem Thale von Oſſau nach Sallent und dem etwas ſüdlicher gelegenen Panticoſa führt, haben wir ſchon geſprochen. Die fünf Defileen, welche aus den Thälern Azun, Cauterets, Gavarnie und Bareges nach Panticoſa, Torla und Fanlo, dann andere vier oder fünf, welche aus den Thälern Aure und Louron über Bielſa im Weſten und St Jean de Giſtain im Oſten nach Badain leiten, vereinigen ſich alle bei Ainſa, ſchon 7 Meilen von der Gränze. Dieſe wird auf der Seite des Thals von Bareges durch die Pierres St. Martin bezeichnet, welche oft Zeuge der Feindſeligkeiten zwiſchen den Schafern aus Bareges und Arragonien geweſen ſind; aber der Pyrenäenfrieden und beſondere, jährlich am 29 Sept. erneuerte Verträge haben die Intereſſen ausgeglichen. Sowohl aus dem Louron als aus dem Thale von Bagneres de Luchon führen mehrere Defileen nach dem befeſtigten Orte Venasque. Dieſes war die vorzüglichſte Communication der Römer von Bordeaux nach der Hiſpania tarraconenſis; noch jetzt wird ein Theil der Straße, welcher das Land in der Richtung von Comminges (welches ein locus convenarum, Sammelplatz der Truppen, war) durchſtreift, von den Bordelefen la voie Césarée genannt; dieſe Defileen waren durch Militärcolonien bedeckt, von welchen vielleicht die heutigen Auroiſer abſtammen; hohe Thürme, von denen man noch Reſte ſieht, dienten zur Vertheidigung und zu Signalen. In neuern Zeiten hatte man angefangen, den Berg la Pes zu durchgraben, um eine nähere Verbindung mit Giſtain zu eröffnen, und die ſpaniſchen Wälder auszubeuten, nachdem man die der Thäler von Aure, Louron und Luchon erſchöpft und zerſtört hatte; man hoffte 30,000 Stück Bau- und Maſtholz daraus zu ziehen; aber der Intendant von Auch, Jourent Berg, verſplitterte die öffentlichen Gelder, und ſchnitt ſich den Hals ab; die Unternehmung blieb alſo kurz vor der Revolution im Stocken. In unſern Tagen hat Toulouſe, deſſen Departement (haute Garonne) hier eine Zunge über Luchon bis an die Gränze ausſtreckt, den Wunſch erneuert, eine eigene wohleingerichtete Straße zur Communication mit Saragoſſa und Madrid zu haben; denn von Venasque kann man über Ainſa und Huesca dieſe Richtung nehmen. Von den hohen Bergen bei dem Pont de Venasque kann man das Languedoc, das mittelländiſche Meer, und am Fuße des Gebirges, im Thale Aran, die Quellen de Garonne entdecken. Das Thal von Aran (12,000 Einwohner in 33 Dörfern) hat eine gemiſchte franzöſiſche und ſpaniſche Verwaltung. Die Brücke des Königs (pont du roi), über welche man auf dem Wege von St. Beat in das Thal eintritt, macht jedoch in ihrer Mitte die Gränze zwiſchen beiden Königreichen. Ludwig der Eilfte und die ſpaniſche Regierung verliehen dem Thale gemeinſchaftlich große Privilegien, unter andern, daß es in Kriegszeiten mit beiden Reichen Handel treiben könne. Es wird noch von zwei andern Defileen von St. Girons her durchſchnitten, welche eine kürzere Communication mit Toulouſe darbieten; alle vereinigen ſich bei Caſtel de Ton, und führen nach Lerida, — doch die Verbindungen von Toulouſe und dem öſtlichen pyrenäiſchen Becken mit Catalonien gehören nicht mehr in den hier gezeichneten Rahmen.

Die Verhältniſſe der Bewohner der ganzen Pyrenäenlinie längs der aragoneſiſchen Gränze ſind vielfältig und würden es in beſſern Zeiten und mittelſt der Herſtellung mehrerer Poſtwege noch mehr ſeyn. Nicht nur findet ein lebhafter Austauſch der Producte ſtatt, unter welchen die Wolle und der Wein aus Aragonien einen beträchtlichen Platz einnehmen, ſondern die Franzoſen und Spanier überſchreiten jährlich zu gewiſſen Jahreszeiten die Gränze, um in dem Nachbarlande für Taglohn zu arbeiten. Man kann es ſonderbar finden, daß die Aragoneſen, welche mit dem Eintritt des Winters die härteſten Arbeiten der ſüdlichen franzöſiſchen Provinzen zu theilen kommen, im Sommer bei der Ernte die Limouſiner und Gascogner zu Hülfe rufen. Dieß läßt ſich jedoch dadurch erklären, daß die Aragoneſer, denen es an Induſtrie mangelt, im Winter ohne Beſchäftigung ſind, und daß dagegen bei der ſtrichweiſen großen Fruchtbarkeit des Bodens und der eben nicht zahlreichen Bevölkerung fremde Hülfe zur baldigen Einſammlung der Ernte nothwendig wird. Eine andere Claſſe, welche dieſe Deſileen häufig beſucht, ſind die Schleichhändler, welche ſich hier gleichſam ein zweites Vaterland geſchaffen haben. Sie ſind getreu und verſchlucken im Nothfall das Geld, das man ihnen anvertraut; man erzählt Beiſpiele, daß ſie bis 50 Piaſter von ſich gegeben haben, nachdem ſie die Gränzen überſchritten.

Ich habe dieſe Gegenden, mit Ausnahme der Straße von Saragoſſa nach Oloron, nicht ſelbſt beſucht; hier folgen die Bemerkungen, welche ein franzöſiſcher Reiſender auf dem Wege von dem Thal von Cauterets nach Huesca gemacht hat. An den Bergen, welche dieſes Thal ſüdlich begränzen, entſpringt der Fluß Ara und läuft durch das (ſpaniſche) Thal von Broto. Von Toria an entfernt man ſich von der Region der Gletſcher. Das Thal von Broto iſt der Sitz eines ekelhaften Elendes, man trifft nichts als Greiſe, abſcheuliche Weiber und Bettler an, die das Almoſen wohl auch mit dem Dolche in der Fauſt fordern; wer ein in Weihwaſſer getauchtes Skapulier trägt, kann ungeſtraft plündern und morden. Am wildeſten iſt das Land bei Bujaruelo, aber endlich nehmen die Berge ein gewiſſes Anſehen von Pracht und Majeſtät an, da ſie ſich mit Bäumen und Geſträuchen bedecken, man ſieht die Kermeseiche, die Korkeiche, den Meerkirſchenbaum (arbousier), den Maſtixbaum (lentisque), das Süßholz, den Spart u. ſ. w. Unterkunft findet man in den Ventas, einer Art von ſchmutzigen und widerlichen Schoppen; einige Edelleute, ſtolz auf ihren genealogiſchen Baum, den ſie ſogar in den Ställen und an den Dachtraufen ihrer weitläuftigen Wohnneſter aufhängen, laſſen ſich wohl bis zur Profeſſion von Wirthen herab; man bezahlt theuer genug das Recht, ſich ſelbſt zu nähren und zu bedienen. Die ſpaniſchen Wirthshäuſer haben alle ihren großen pyramidaliſchen Feuerherd mit der claſſiſchen Bank an demſelben, und in dem Winkel am Feuer den Mährchenkundigen, der ſich bis in die Augen in ſeinen Mantel hüllt, oder den Blinden, der aus der Naſe ſingt, und ſein Brummeiſen, d. h. ſeine Guitarre, kratzt. Die Gerichte, die man ſich ſelbſt machen, oder im Hauſe antreffen kann, beſchränken ſich auf einen mit Safran, Piment und Stockfiſch gekochten Reis. Nach einem dreitägigen Herabſteigen fängt man an, eine ſanftere Temperatur zu genießen. Das Gebiet von Huesca liefert vortreffliche Früchte, der Wein von der Karthauſe iſt berühmt. Huesca iſt der Sitz eines Biſchofs und einer Univerſität. Der jetzige Biſchof von Huesca war Procer, und ſtimmte als ſolcher für die Ausſchließung des Don Carlos. Er befand ſich in Huesca, als der Prätendent im Jahre 1837 dort einrückte. Er überließ den Carliſten ſeinen Palaſt, und ſperrte ſich in ein kleines Zimmer ein, wo nichts als ein ſchlechtes Bett und ein Betſtuhl anzutreffen war. Der Prätendent, erſtaunt, daß ſich der Biſchof nicht ſehen ließ, ſandte einen Adjutanten, um ihn vorzufordern, mit der Androhung, ihn wegen der oben erwähnten Stimmgebung, einem von Don Carlos publicirten Decrete zufolge, als Verräther zu behandeln. Allein der Biſchof blieb unbeweglich; der Prätendent kann meinen Kopf nehmen, ſagte er, aber mich nicht wider mein Gewiſſen zu ſeiner Anerkennung zwingen. Man wagte es nicht, ſich an dieſem wegen ſeiner Tugenden verehrten Manne zu vergreifen.

Alte Verbindung zwiſchen Irland und Island.

In einer neulichen Verſammlung der iriſchen Akademie wurde ein Brief von Profeſſor Rafn aus Kopenhagen vorgeleſen, der mehrere Fragen enthielt, deren Beantwortung zur Abfaſſung des Werkes: „Hiſtoriſche Monumente Grönlands,“ welches die Geſellſchaft für nordiſche Alterthümer beabſichtigt, von Wichtigkeit iſt. Sie betreffen namentlich die iriſche Grafſchaft Mayo und ihren Zuſtand am Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Es iſt in dem Briefe bemerkt, daß Profeſſor Magnuſſen und viele andere ausgezeichnete Isländer von iriſchen und ſchottiſchen Königen und Fürſten abſtammen, wonach alſo in einer gewiſſen Zeit die Verbindung von Schottland und Irland mit dem Norden ſehr häufig geweſen ſeyn muß. (Athenäum vom 2 März.)

Chronik der Reiſen.

Frafers Tatarenreiſe nach Teheran.

3. Reiſe von Erzerum nach Teheran.

(Fortſetzung.)

Schon der Anfang war viel verſprechend. Denn während die Kurden wilde Geſänge brüllten und unbekümmert um uns voran eilten, ſchienen die Pferde gar keine Luſt zu haben, die Stadt zu verlaſſen, und liefen wie hirtenloſe Schafe bunt durcheinander in den Straßen umher. Mit Mühe brachten wir ſie zu einem regelmäßigern Gang. Als die Stadt hinter uns lag, ging es anfangs recht gut, doch je höher wir kamen, wurde der Schnee tiefer und tiefer, bis wir gegen Mittag auf die Höhe kamen, und nun ſtatt eines abwärts gehenden Weges eine lange Ebene vor uns ſahen, tief mit Schnee bedeckt: es war das Kazli-göl.

Langſam mit wachſender Anſtrengung ſetzten wir unſern Weg fort, bis wir eine tiefe Gebirgsſchlucht erreichten, aus welcher ein kleines Waſſer in die Ebene ſich hinabſtürzte. Der Waſſerfall war gefroren und bildete eine ſonderbare Eismaſſe; der Schnee hatte ſein Bett in der Ebene ausgefüllt und mit dieſer gleich gemacht, und verdeckte den

Weg am Felsen. Hier blieben unsere Pferde stecken, und nirgends war ein sicherer Weg für sie zu finden, wenigstens war er für unsere suchenden Begleiter nicht da. Zwei Perser, die hinter uns kamen und uns einholten, boten sich uns als Führer an, doch unsere Pferde konnten ihnen nicht nachfolgen, der Schnee war für sie zu tief, und unsere Saumrosse legten sich erschöpft nieder. Was sollten wir thun? Der Abend kam heran, der Schnee fiel in dichten Massen, es war kein anderer Rath, als umkehren.

Da kam einer unserer persischen Freunde zurück, und erbot sich, uns sicher durch den Paß zu bringen; wir sollten die Saumrosse in den Händen der Kurden zurücklassen und morgen nachkommen lassen. Doch durften wir den Kurden trauen? Wir wagten es nicht. Und wohl uns, daß wir das Anerbieten ausgeschlagen hatten! Nur ein Perser hatte Agatschik erreicht, und zwar ohne Roß, das im Schnee umgekommen war, von dem andern konnte ich nie mit Bestimmtheit das Geschick erfahren.

Die Rückkehr war aber keineswegs leichter als der Herweg. Wir mußten Fuß für Fuß dem Schnee abkämpfen, was unsere Leute so entmuthigte, daß sie das nächste beste Dorf aufsuchten zur Herberge für die Nacht; um unsere Meinung fragte man uns nicht.

Ein halbes Hundert wilder, ungeheurer Hunde, die eine Schafheerde vor ihrer Herren Thüre bewachten, empfing uns mit wüthendem Gebell, und brachte ihre Herren aus den Erdhütten, wilde, ungeschlachte Gesellen, die uns mit mißtrauischen Blicken beobachteten, während die Hunde knurrend und lauernd uns umkreisten, als wollten sie immer noch einen Angriff wagen. Endlich war die Unterhandlung geendet, der Tatar winkte uns in ein Loch, und wir befanden uns in einer jener nomadischen Gesellschaften, jagten einigen Ziegen ihr warmes Lager ab, das ein junger Kurde von dem Dunge reinigte, und fragten nach dem Zustande der Speisekammer. Doch da war nichts, weder Hühner, noch Eier, weder Reis, noch Milch und Butter. „Yok! yok!“ hieß es bei jeder unserer Frage. Nur etwas Brod war vorhanden, und man bot uns an, für uns ein Schaf zu schlachten. Auch hatten wir noch nicht den Kaffee getrunken, den ich bestellt hatte, als man zwei ungeheure Schüsseln voll halbverbrannter Fleischstücke hereinbrachte, in dem geschmolzenen Fette des Schwanzes schwimmend, und Alles, Wachen, Tatar, Tschelebis und Wirth, drängten sich herzu, ihren Antheil davon zu nehmen. In einem Augenblick waren die Schüsseln mit manchem „Alhamdulillah“ geleert, und wir suchten unser Lager, wobei wir die Vorsicht gebrauchten, unsere Wachen zunächst der Thüre zu lagern. Als ich aber mit dem Häuptling des Dorfes, einem alten, ehrwürdigen Mann, mich für morgen nach kräftigen Männern erkundigte, die uns durch den Schnee arbeiten könnten, antwortete er nur: „Wullah, billah!“ und fand nur vier, die er verschaffen könne, da ich vorher doch zwanzig stämmige Bursche gesehen hatte, und von diesen würde jeder einen Ducaten fordern — wir legten uns schlafen.

Am folgenden Morgen weckte uns der gewöhnliche Ruf unseres Tataren: „Kolk, kolk, tschelebi!“ doch meine Hoffnung zur Weiterreise sank gewaltig, als ich den Schnee durch die Oeffnung hereinfallen sah, die dem Hause Licht und Luft gab, und erfuhr, daß er in der Nacht wieder an 6 Zoll hoch gefallen war. Auch weigerten unsere Begleiter sich geradezu, uns nach Agatschik zu begleiten. So mußten wir wohl einwilligen, nach Kizil-Dizch zurückzugehen. Als aber auch hier uns die Frage traf, ob wir mit ihnen nach Bayazid zurückkehren wollten, da sie hier nicht zu warten gedächten, bis der Weg wieder offen würde: da fiel es uns schwer, der Nothwendigkeit nachzugeben. Und doch — was blieb uns Anderes übrig? Ohne sie, die der Pascha uns zur Begleitung gegeben, geriethen wir ganz in die räuberischen Hände der wilden Horden, und verloren jeden künftigen Anspruch auf die Hülfe des Pascha. So gingen wir denn zurück.

Als wir durch den Bazar in Bayazid ritten, erkannte Bonham einen Armenier, bei dem er früher gewohnt, und der erfreut war, ihn wiederzusehen und uns in seine Wohnung aufzunehmen. Auch traf sich's glücklich, daß der Mutsellim, den der Tatar für uns um Wohnungen gebeten, dieselbe Person nannte; so waren wir bald in einem obern gemächlichen Zimmer mit guten Teppichen und Numuds versehen und konnten die Schritte, unsere Weiterreise zu beschleunigen, mit Bequemlichkeit thun. Vor Allem bahnte mir meine Kenntniß der persischen Sprache den Weg zur Unterhandlung mit dem Mutsellim selbst, denn nachdem ich mit dem Tschiausch gesprochen und den für unser Interesse gewonnen hatte, fanden wir auch Zugang zu dem Durbar des Mutsellim, und der Zufall brachte mich neben einen wohlgekleideten, dunkelfarbigen Derwisch, der, des Persischen mächtig, mir die unmittelbare Mittheilung mit dem Statthalter möglich machte. Er war aus Rampore Bareilly in Indien gebürtig, viel gereist, und kannte Hrn. Elphinstone und meinen Bruder.

Doch auch der Mutsellim tröstete mich auf besseres Wetter, da nicht allein der Schnee den Weg geschlossen hatte, sondern auch kurdische Räuber vom Stamme Dschelalli von Persien her die türkische Gränze sehr beunruhigten und erst vor drei Tagen zwei Personen, Diener eines vornehmen Mannes, im Kazli-göl verschwunden waren, man wußte nicht, was aus ihnen geworden. Zwar versprach er, Alles zu thun, was in seiner Gewalt stehe, unsere Reise zu fördern, doch warten mußten wir.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Merkwürdiges Phänomen beim Erdbeben auf Martinique. Hr. Moreau de Jonnès theilte in der Sitzung der französischen Akademie vom 4 März d. J. einige nähere Umstände dieses Erdbebens aus seiner Privatcorrespondenz mit, namentlich einen Umstand, der beweist, daß heftige Stöße in völlig verticaler Richtung vorkamen. Ein neugesetztes eisernes Gitter vor dem Hospital wurde losgerissen und von der Mauer, die ihm zum Stützpunkt diente, auf eine ziemliche Entfernung fortgeschleudert. Einen ähnlichen Fall hatte Hr. Gay von Chili erzählt, wo ein vertical in den Boden gepflanzter Mastbaum durch den Erdstoß auf eine bedeutende Entfernung fortgeschleudert wurde, wobei das Loch unversehrt blieb, wonach ein Stoß von unten genau diesen einzelnen Punkt getroffen haben muß. (Echo du Monde Savant vom 6 März.)

Zahl der Gasthöfe in Paris. Nach einer auf Befehl des Polizeipräfecten von Paris entworfenen Tabelle betrug die Zahl der Hôtel Garnis am 1 Januar 1839 nicht weniger als 4907; am 1 Januar 1835 hatte sie nur 3147 betragen. Die Zahl der Bewohner dieser Gasthöfe, welche im Jahre 1835 nur 59,619 betrug, hatte am 1 Januar d. J. die Ziffer von 62,143 erreicht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 77.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

18 März 1839.

Sitten in Indien.

Die lebendigen Todten. Nr. 5.

Die Rückkehr der Todten oder Todtgeglaubten iſt ihren Erben und Nachfolgern nicht immer ſehr angenehm, beſonders wenn Maßregeln genommen wurden, die Möglichkeit eines ſolchen Ergebniſſes zu verhüten. Khyrun Khan war ein junger Menſch von großem Vermögen, das die Begier ſeines nächſten Verwandten erregte. Als er einige Zeit über die Mittel nachgeſonnen hatte, die ihn in den Beſitz der Erbſchaft ſetzen konnten, an die er das nächſte Anrecht beſaß, ſobald der Knabe geſtorben, beſchloß Mumtaz Ali ihn wegzuſchaffen. Der Knabe liebte die Fiſcherei, und fuhr oft in einem Nachen allein aus, den er wohl zu regieren wußte, und ſein Vetter kam anfangs auf den Gedanken, ihn zu ertränken. Doch ſchien dieſer Plan zu gewagt, da der Fluß ſehr beſucht war. Er begnügte ſich daher an dem Abend, wo er ſein Verbrechen ausführte, damit, den Nachen loszubinden, und dem Strom zu überlaſſen, und zugleich einen Turban und Shawl ſeines Opfers ins Waſſer zu werfen. Dann lockte er ſeinen jungen Verwandten in ein Gebüſch, um mit Bogen und Pfeil Pfauen zu ſchießen, da die Vögel in der Umgegend ihres Wohnorts geheiligt waren. Schon vorher hatte er dieſen Platz unterſucht und ergriff jetzt plötzlich den Knaben und warf ihn in einen Brunnen, der, wie er wußte, 54′ tief war, und 12′ hoch Waſſer enthielt. So wie das Verbrechen vollbracht war, eilte er fort, um nach Hauſe zu kommen, ehe ſeine Abweſenheit bemerkt würde.

Einige Stunden verſtrichen, ehe Khyrun vermißt wurde; endlich erinnerte ſich einer ſeiner Diener, daß er ihn ſeit dem Morgen nicht geſehen hätte, und fragte die andern Diener, ob ſie wüßten, wo ihr Herr ſey. Keiner konnte genügende Antwort geben. Man eilte zuerſt an den Fluß und vermißte das Boot; und als man dann den Turban und Shawl fand, dachte man, der Körper ſey fortgeriſſen oder die Beute eines Alligators im Fluſſe geworden. Kein Verdacht fiel auf Mumtaz Ali, und als man hinreichend ſich vom Tode Khyruns überzeugt hatte, nahm er ruhig Beſitz von ſeinem Vermögen.

Doch Khyrun Khan lebte. Beim Hinabſtürzen in den Brunnen hatte er ſich an einem hervorragenden Stein gehalten, einer ſeiner Füße hatte einen Anhaltspunkt gefunden, und ſo war er vor der Hand über dem Waſſer geblieben. Zufällig kamen am folgenden Morgen einige Fakirs durch das Gebüſch und zu dem Brunnen, um Waſſer zu ſchöpfen. Sie fanden den Knaben und retteten ihn.

Khyrun war zwölf Jahr alt, und wünſchte, nachdem er ſich erholt hatte, nicht ſogleich wieder nach Hauſe zu gehen, weil er nach dieſem Vorgange einen neuen Angriff auf ſein Leben fürchten mußte. Einiger Schmuck, den er an ſich trug, ſetzte ihn in Stand, die Fakirs zu belohnen, und ſie zu vermögen, ihn unter ihre Geſellſchaft aufzunehmen, damit er den Schutz einiger Verwandten ſeiner Mutter aufſuchen könne. Die Fakirs, welche einen für ſie wichtigen Auftrag hatten, gingen gern in ſeine Wünſche ein, verſchafften ihm paſſende Kleider und ſetzten ihre Reiſe, von ihm begleitet, fort. Einige Monate verſtrichen, ehe ſie ihre Wallfahrt geendet und die Freiheit hatten, für ihren Schützling zu ſorgen. Jetzt führten ſie ihn in die Stadt, wo die Verwandten ſeiner verſtorbenen Mutter wohnten — er war eine Waiſe — und machten ſie mit dem Vorgang bekannt. Groß war das Erſtaunen bei dieſer Entdeckung, denn Oheime und Großvater des Knaben waren mit ſeinem Tode bekannt gemacht worden. Doch durfte man nicht zweifeln, denn die Fakirs beſtätigten die Ausſage durch die Kleider und den Schmuck, die ſie immer noch aufbewahrt hatten.

Nach einiger Berathung beſchloſſen die Oheime nach dem Wohnort von Mumtaz Ali zu reiſen und ihn zur Herausgabe ſeines ſchlecht gewonnenen Reichthums zu nöthigen. Die Fakirs mußten ſie natürlich begleiten, und die ganze Geſellſchaft brach auf. Mumtaz Ali war etwas erſtaunt, als er den unerwarteten Beſuch erhielt, indeß nahm er ſie ſehr höflich auf. Doch als der Knabe hervortrat, der, zwar größer geworden, doch ſogleich von ihm und ſeinen Dienern als Khyrun erkannt wurde, erſchrack er heftig. Die Geſchichte wurde bald bekannt und er von den Behörden ergriffen. An der Wahrheit konnte nicht gezweifelt werden, denn noch fand man in dem Gebüſch Pfeil und Bogen und den Stein im Brunnen. Auch wartete Mumtaz Ali ſein Verhör nicht ab, ſondern tödtete ſich durch Gift.

Ruſſiſche Alterthümer.

Befeſtigungen im Gouvernement Moskau.

(Schluß.)

Das ſergiew'ſche Dreifaltigkeitskloſter iſt nicht nur durch das abgeſchloſſene und heilige Leben ſeiner Mönche, ſondern auch durch ihre Standhaftigkeit und ihre blutigen Anſtrengungen in manchen für das Vaterland traurigen Zeiten bekannt. Gegründet in einer Waldeinöde, mitten unter Schluchten und Bergen, war es ſchon unter Johann IV auf einer Strecke von 642 Saſhenen von ſteinernen Mauern umgeben, die 4 Saſhenen Höhe, 5 Saſhenen Dicke, 8 Thürme und ein Palliſadenwerk hatte. Im Jahre 1609, zur Zeit der Belagerung durch die Polen, wurde um das ganze Kloſter ein tiefer Graben mit zwei ſteinernen Brücken gezogen, und unter Peter dem Großen nach dem Strelitzenaufruhr 4 Thürme mit Erdbefeſtigungen umgeben. Beſondere Beachtung verdient der ſogenannte rothe Thurm wegen der vortrefflichen gothiſchen Bauart: er wurde im Anfang der Regierung Alexei Michailowitſchs 25 Saſh. hoch aufgeführt und endet in einen Obelisk, auf welchem eine in Stein gehauene und vergoldete Ente aufgeſtellt iſt. Ein neuer Thurm, Kalitſch genannt, wurde erſt im J. 1771 durch die Bemühung des Metropoliten Platon errichtet, an der Stelle eines ältern, der den gleichen Namen geführt hatte und im J. 1757 wegen Baufälligkeit abgetragen worden war.

Die Mönche dieſes berühmten Kloſters dienten vor Alters dem Vaterlande mit Gebet und Wort und That. Der hochehrwürdige Sergei ſegnete im J. 1380 den Großfürſten Dimitri Joannowitſch zum Kampfe mit Mamai ein, gab ihm zu Mitkämpfern zwei Mönche, Alexander Pereſwiet und Herodion Oslab, und ſprach, indem er ihnen das Zeichen des Kreuzes übergab: „Hier iſt die unvergängliche Waffe! Möge ſie euch ſtatt des Schildes dienen.“ Beide geiſtliche Helden fochten muthvoll, und nach dem Bericht der Chroniken fiel einer von ihnen, Pereſwiet, noch vor dem Anfang der Schlacht im Einzelnkampfe mit einem Petſchenegen, der in Mamai's Heer diente. Unter der Regierung Waſſili Joannowitſch Schuiskoi's (1609) zur Zeit des Archimandriten Joaſaph wurde das Dreifaltigkeitskloſter von den Polen ein Jahr und vier Monate lang belagert, aber eine Handvoll großherziger Krieger-Mönche, Diener und Landbauer kämpfte, obwohl durch Krankheiten und Anſtrengungen erſchöpft, unabläſſig mit den Schaaren Sapieha's, und ſchlug alle Stürme muthvoll zurück. Als die Polen Moskau nahmen, ſchickten der Archimandrit Dionyſius und der Pater Kellermeiſter Abraham Palizyn, Briefe in alle ruſſiſchen Städte an die Bojaren und Woiwoden, ſchilderten den kläglichen Zuſtand Moskau's und flehten um Einigkeit und Unterſtützung für die Hauptſtadt. Als Michael Feodorowitſch zum Czaren ausgerufen wurde, wandte ſich der polniſche Prinz Wladislaw, der keinen Erfolg ſeiner Bemühungen, ſich Moskau's zu bemächtigen, mehr vor ſich ſah, unvermuthet mit ſeinem Heere gegen das Kloſter, aber tapfer zurückgeſchlagen, wurde er genöthigt, um Frieden zu bitten, der auch im J. 1619 im Dorfe Deulin *) abgeſchloſſen wurde. Endlich fanden in dieſer Behauſung zur Zeit der Aufſtände und Verſchwörungen, welche Chowanski unter den Strelitzen angezettelt hatte, beide Czaren, Johann und Peter, Schutz vor den verbrecheriſchen Händen Schaglowitoi's.

Nach mündlicher Ueberlieferung wurde die Veſte von Kolomna im Jahre 1525 unter Großfürſt Waſſili Joannowitſch erbaut. Anfangs hatte ſie zwei Werſte im Umkreis und war mit vier Thoren und zwölf Thürmen verſehen. Jetzt iſt die Mauer nach der moskauiſchen Seite zu (auf einer Strecke von 390 Saſchenen mit drei Thürmen und drei Thoren) faſt ganz vor Alter zerfallen, auch an den übrigen Theilen finden ſich ſtellenweiſe Breſchen, und die Zinnen ſind eingeſtürzt. In ganz gutem Zuſtande iſt nur das ſogenannte Freitagsthor; auch das war ſchon etwas zerfallen, wurde aber im Jahre 1825 durch den freiwilligen Eifer der Bürger wieder hergeſtellt. Die Thürme Kolomenskaja und Tainizkaja bedürfen keiner großen Ausbeſſerung. Die Backſteinmauer hat auf beiden Seiten gegen drei Viertel Arſchinen Dicke; in der Mitte befinden ſich Kieſelſteine, die Thore und Thürme aber ſind ganz aus Backſteinen aufgeführt.

Die Chroniken erwähnen Kolomna's zum erſtenmale im zwölften Jahrhundert. Hier regierte im Jahre 1180 Gleb Swätoslawitſch, und nach ihm ſein Sohn Wſewolod Glebowitſch. Im Jahre 1609 wurde die Stadt von Liſowski beſetzt, der zwei Kirchen zerſtörte und den Biſchof Joſeph gefangen nahm, aber das folgende Jahr 1608 zeichnete ſich durch zwei glückliche bei Kolomna vorgefallene Gefechte aus: im erſten ſchlugen die czaariſchen Woiwoden, Fürſt Proſorowski und Sulin, den Pan Chmielewsky; im zweiten wurden die Litthauer und die aus Wladimir gekommenen Verräther geſchlagen, von dem Fürſten Dimitri Michailowitſch Poſharski, der damals noch ein junger, und wie Karamſin ſagt, unbekannter Heerführer war, und dem die Vorſehung den ſchönſten Ruhm in der Welt, den Ruhm eines Helden und Vaterlandsretters, gewährte. Poſharski wollte den Feind nicht erwarten, ging ihm im Dorfe Wyſozkoje, 30 Werſte von Kolomna, entgegen, überfiel denſelben bei Tagesanbruch, und nahm ihm eine reiche Caſſe und eine Menge Gefangene und Lebensmittel ab.

*) Das Dorf Deulin liegt vier Werſte von dem Kloſter gegen Norden, an der großen Straße nach Uglitſch; man ſieht daſelbſt noch Spuren von Batterien, ob polniſche oder ruſſiſche, iſt unbekannt. Die dortige Kirche zu Ehren Sergei's iſt an die Stelle der in jenem Kriege in Aſche verwandelten erbaut worden. Die Bewohner dieſes Dorfes ſchreiben, wenn ſie des hier mit Polen abgeſchloſſenen Friedens gedenken, den Erfolg der Unterhandlungen der Fürbitte des heiligen Sergei zu, den ſie deßhalb auch den Friedensſtifter (mirotworez) nennen. Dieſe Unterhandlungen ſind wichtig, weil in Kraft derſelben der polniſche Prinz Wladislaus ſeinen Anſprüchen auf den ruſſiſchen Thron entſagte, Michael Feodorowitſch als rechtmäßiger Czaar anerkannt, ſein Vater aus polniſcher Gefangenſchaft befreit und ganz Rußland von innern Unruhen und der Wuth ſeiner Feinde befreit wurde, die es ſo lange Zeit mit Feuer und Schwert verheert hatten. Das Dorf Deulin iſt auch in geologiſcher Beziehung bemerkenswerth, denn es hat Quellen, von denen die einen nach Süden zur Oka, die andern nach Norden zur Wolga fließen.

Fiſche mit vier Augen.

(Revue britannique. Januar 1839.)

In der Nähe von Paramaribo, der Hauptſtadt von holländiſch Surinam, hat man bemerkt, daß jährlich eine beſondere Fiſchart am Ufer des Meeres erſcheint. Sie ſind drei Zoll lang, von grünbrauner Farbe auf dem Rücken und von einem glänzenden Orange am Unterleibe, mit ſchwarzen und weißen Streifen in der Richtung der Schwanzfloſſe. Der Mund iſt mit kurzen, kleinen, ſechseckigen Zähnen bewaffnet, um damit die kleinen ſechseckigen Cruſtaceen, von denen der Fiſch ſich nährt, zu zerbrechen. Die Zahl ſeiner Geſichtsorgane iſt vier. Das vordere Paar gleicht den Augen anderer Fiſche durch ſeine Stellung nahe an den Naſenlöchern, das hintere Paar ſteht weit zurück hinter einer hornartigen Protuberanz, die ſich oben auf dem Kopf erhebt, ſo daß die vordern Augen nicht rückwärts und die hintern nicht vorwärts ſehen können. Der Capitän Spandermann von der holländiſchen Marine bemerkte, daß die vordern Augen ſich ſchloſſen, wenn die hintern ſich öffneten, und umgekehrt, woraus hervorgeht, daß dieſer Fiſch ſich vor den andern auch dadurch auszeichnet, daß er die Augen ſchließen kann.

Da die Exiſtenz eines vieräugigen Fiſches ein unter den Wirbelthieren einziges Factum bildet, ſo glaubte man eine Zeitlang, es ſey dieſe Angabe Folge einer ungenauen Beobachtung des Anableps, deſſen Augen durch eine transverſale Membrane in zwei Theile geſpalten ſind, aber die Beobachtungen ſind ſo genau, daß kein Zweifel mehr an der Sache vorwalten kann.

Chronik der Reiſen.

Fraſers Tatarenreiſe nach Teheran.

3. Reiſe von Erzerum nach Teheran.

(Fortſetzung.)

Während der langweiligen Zeit meines gezwungenen Aufenthalts in Bayazid, einer Stadt, die mehr Ruinen als Häuſer zählt, machte ich eine nicht unintereſſante Bekanntſchaft. Mein neugewonnener Freund, Nur Ullah, der indiſche Derwiſch, überredete mich, einen Kranken von hohem Range, Sadut Beg, zu beſuchen, der ſchon ſeit neun Monaten leide, und deßhalb nicht im Stande ſey, mich aufzuſuchen. Ich ging ungern, doch ließ ich mich endlich dazu bewegen, und fand einen Häuptling des Landes aus einer der angeſehenſten Familien, der an einer chroniſchen Krankheit litt, durch Unordnungen in ſeinen Verdauungswerkzeugen herbeigeführt. Ich verordnete ihm einige leichte Mittel — denn jeder Europäer iſt in den Augen der Orientalen ein Arzt — und rieth beſonders Bewegung und Veränderung ſeines Wohnorts an, da er ſeit vier Jahren ſelten oder nie ſeine Wohnung verlaſſen hatte. Doch zu dem letztern war er nicht zu bewegen. Vielleicht mochte wohl auch die Zerrüttung ſeiner Geſundheit von dem Verfall ſeines Vermögens herrühren, der theils durch Angriffe ihm feindlicher Familien, theils durch die Ruſſen verurſacht war. Einſt der Herr von achtzehn ſchönen Dörfern und der Beſchützer von faſt 2000 Familien, blieben ihm jetzt nur noch acht Dörfer, und dieſe faſt zur Hälfte unbewohnt. Dazu kam noch, daß er, der ſonſt der erſte Rathgeber des Paſcha geweſen, von dieſem Poſten verdrängt worden. Mehr als körperliche Beſchwerden mochten wohl dieſe Umſtände und Gedanken ſeine Kräfte verzehren, denn ſein Ausſehen ließ mich fürchten, daß ſeine völlige Auflöſung nicht mehr fern ſey. Doch fühlte er ſich durch meine Vorſchriften bald erleichtert, und kam einige Tage darauf früh gegen 8 Uhr uns einen Gegenbeſuch zu machen, gerade als wir mit einem gewiſſen Mahomed Aga, der früher die Stelle eines Mutſellim verwaltete, wegen der nöthigen Pferde zu unſerer Weiterreiſe unterhandelten, denn ein Gerücht war uns zu Ohren gekommen, daß eine Karawane aus Agatſchik den Weg gebrochen habe. Sadut Beg, begierig uns ſeinen Dank abzutragen, erbot ſich ſogleich, die Sache durch ſeine Leute unterſuchen zu laſſen, und bot uns ſeine eigenen Pferde und Diener als Begleiter an. Das war freilich nichts Erfreuliches für Mahomed Aga, der von uns bedeutend zu gewinnen gehofft, und uns nicht in freundlicher Laune verließ. Wirklich beſtätigte ſich das Gerücht. Einige Reiſende von Agatſchik hatten den kürzern Weg über das Gebirg genommen, und Sadut Beg, als er uns entſchloſſen fand, denſelben Weg zu gehen, verſprach uns, frei von allen Koſten bis zur erſten perſiſchen Station Kara-Eineh mit ſeinen eigenen Pferden zu bringen. Vergeblich bat ich ihn, uns bis Tabriz zu begleiten, und dort einer ordentlichen Cur ſich zu unterwerfen, er wünſchte nur meine Heilmittel zu behalten, die ihm gut gethan, worein ich endlich willigen mußte; doch iſt er bald nach unſerer Abreiſe geſtorben.

So konnten wir endlich Bayazid verlaſſen, das zwar früher unter kräftigen, eroberungsſüchtigen Fürſten zu einiger Bedeutung gekommen war, aber durch die Kriege mit den Perſern und innere Unruhen und am meiſten durch die Ruſſen ſo heruntergekommen iſt, daß es von 10 bis 12,000 Einwohnern, die es ſonſt beſeſſen haben ſoll, kaum ſo viele Hundert enthält. Auch ſcheint ſeine Lage es nicht zu befähigen, je wieder ſeine frühere Stellung einzunehmen, denn ſie iſt weder für Handel noch Manufacturen günſtig gelegen.

Schon lange vor Tagesanbruch war der Tatar beſchäftigt, das Gepäck zu beſorgen und Alles zur baldigen Abreiſe zu bereiten, doch als ich mich nach dem Wetter umſchaute, bedeckten Wolken die nächſten Berge und der Schnee fiel. Aber fort mußten wir, und nachdem wir wacker gekämpft hatten mit der Habſucht unſeres Wirths, des Armeniers, der nicht begreifen konnte, wie unſer Tatar nicht eifriger war, unſere Geldbeutel zu leeren zu ſeinem Vortheil, nachdem wir noch einmal dem kranken Sadut Beg für ſeine Güte gedankt hatten, und von ſeinen Leuten um die kleinen Beutel betrogen worden waren, in denen Hr. Bonham unſern Thee- und Kaffee-Apparat und andere Bequemlichkeiten aufgehoben, und die nirgends zu finden waren, ob ſie der Tatar gleich ſelbſt auf das Pferd gebracht zu haben verſicherte, eilten wir aus der Stadt.

Wir folgten einem Wege, der von Viehtreibern gebahnt worden war, den aber der fallende Schnee ſchon tief wieder bedeckt hatte, und erreichten den gewöhnlichen Karawanenweg ziemlich ſchnell, aber hier war nicht fortzukommen, da die Schneewehen aus dem Kazli-göl immer häufiger wurden; daher kletterten wir durch die Gießbäche und über die Höhen, von denen der Wind den Schnee weggetrieben hatte, und da unſere Begleiter tüchtige Leute waren, ſo waren wir endlich ſo glücklich, nach achtſtündigem Kampf mit Schnee und Wind und dem rauhen Wege den furchtbaren Berg von Agatſchik hinabzuſteigen und in das elende Dorf Eccleſia am Fuße des Paſſes zu kommen, und mußten uns Glück wünſchen, daß wir zur Nacht eine Zuflucht fanden in dem Hauſe von Juſſuf Khan, der uns ſelbſt dazu einlud. Denn

den folgenden Morgen war der Wind zum Orkan geworden, und so kalt, daß einer der Männer, der beim Tränken der Pferde einen Handschuh verlor, seine Hand fast erfroren hätte, bis er ihn wieder aufnahm. So mußten wir wieder einen Tag warten, und zwar unter einem Volke, das nur die Gelegenheit zu erwarten schien, uns zu berauben, weßhalb wir auch zu gleicher Zeit der Ruhe pflegten.

Am folgenden Morgen hatte der Wind sich gelegt, es fiel Schnee und wir eilten nach Kara-Eikeh, wo die Bauart der Häuser und die Kleidung der Bewohner schon mehr persischen Charakter trägt. Doch obgleich der Weg nicht sehr lang war, durften wir doch nicht daran denken, weiter zu gehen. Ich war dreimal mit meinem Pferde gestürzt, und das eine Mal ziemlich gefährlich von einem 40 bis 50' hohen Abhang herab, wo ich nur durch das Zerbrechen meines Steigbügels vom gänzlichen Untergang gerettet wurde. Die Andern, namentlich die uns begleitenden Kurden, hatten den Schnupfen und Husten in dem Maaße bekommen, daß an eine Nachtruhe nicht zu denken war.

Da wir jetzt die erste persische Station erreicht hatten, wo wir uns Postpferde verschaffen mußten, fingen wir schon am Abend vorher an, diese Sache zu besprechen; doch dauerte es fast zwei Stunden, ehe wir fünf Pferde und drei Männer zu Fuß erhalten konnten, und am Morgen mußten wir noch einmal von vorn anfangen; auch kamen wir nicht eher ans Ziel, bis wir mit dem Amir Zadeh drohten, der sich in Khoi befinden sollte. Auch unsere kurdischen Wachen suchten auf alle mögliche Weise Geschenke von uns herauszulocken, obgleich sie selbst gestanden, daß ihr Herr es ihnen verboten habe, dergleichen anzunehmen. Ich gab ihnen reichlich, doch immer nicht genug in ihren Gedanken, und der Tatar rief mit frohem Herzen „Alhamdulillah!" als sie von uns fort waren, denn es seyen Alles Diebe und Räuber, und Unrecht hatte er nicht. Denn Alles, was ihnen gefiel — und was gefiel ihnen nicht Alles! — sahen sie als gute Beute an, wenn sie es ungesehen oder ungestraft nehmen konnten.

Unser Weg war einer der beschwerlichsten, die wir gehabt hatten. Denn die Schneewehen machten den ordentlichen Weg unzugänglich, und wir mußten an den Seiten der Berge hinreiten, was ohne lange und beschwerliche Umwege und plötzliche und steile Abhänge nicht geschehen konnte, wo wir häufig absteigen und das Pferd am Zügel hinabführen mußten: bei unserem Anzug eine höchst unangenehme Sache. Dieß wurde namentlich auch nöthig, als wir endlich einen Berg aufsteigen mußten, den höchsten und steilsten in dieser hohen Gebirgskette. Und als wir den Gipfel erreicht hatten und um uns nichts als eine endlose Reihe hoher mit Schnee bedeckter Berge sahen und nirgends ein Zeichen frohen Lebens, da sanken wohl unsere Lebensgeister ein wenig. Mehrere Meilen weit ritten wir auf dem Kamm des Gebirges hin, dann mußten wir die ganze Höhe des Berges (wohl an 8000' hoch) hinabklettern in einen Gebirgskessel, in dem ein kleines armseliges Dorf lag. Gewiß der Muth der Maulthiertreiber, welche diesen Weg zuerst betreten hatten, um diese steile Höhe hinanzusteigen, muß nicht gering gewesen seyn.

Ueberhaupt ist es nicht uninteressant, das Verfahren dieser unerschrockenen, abgehärteten Leute zu beobachten, wie sie und ihre Thiere sich Bahn brechen durch die Massen von Schnee und Eis, die den Weg verschlossen halten. Voran schreitet ein großes, kräftiges Maulthier, unbeladen und schön aufgezäumt, mit Glocken und Franzen geschmückt, und stolz auf das Vertrauen, das man ihm schenkt, treibt es jedes andere Thier von seiner Seite, das ihm seinen Ehrenplatz streitig machen will. Mit einem Instinct, der wahrhaft wunderbar scheint, erräth es den alten betretenen Pfad unter dem Schnee oder sucht einen neuen sichern; mit ungebeugtem Muth stürzt es sich in die tiefen Schneemassen, um sie auseinander zu treiben, dann und wann auf die Stimme seines Herrn horchend, der ihm die Richtung angibt, bis es ganz erschöpft durch ein frisches Leitthier ersetzt werden muß. Ist der Schnee sehr tief, so genügt ein einziges Thier nicht, um den Weg zu bahnen, und es werden mehrere an die Spitze des Zuges gestellt. Eben so bewundernswürdig ist der Muth und die Ausdauer der Leute. In ihren schweren Pelzröcken stürzen sie ihren Thieren nach, ihnen Muth einzusprechen oder aus allzu tiefem Schnee zu helfen, lösen einem gefallenen Maulthier die Last und tragen sie selbst eine ziemliche Strecke, oder folgen einem hinunterrollenden Thier in die Schlucht, oder prüfen mit ihren langen Stäben an gefährlichen Stellen den Weg, oft selbst bis an die Brust im Schnee. Dazu das Schreien, Wiehern der Thiere, die Zurufe der Führer, die Angstschreie der Reisenden, welche in den Kadschawahs oder Körben auf beiden Seiten der Maulthiere schweben, das Alles bietet eine so belebte und interessante Scene, daß man sie nicht leicht vergessen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bleiminen von Leadhills.

(Revue britannique. Januar 1819.)

Diese Minen liefern jährlich 600 Tonnen Blei, wovon der größte Theil nach Leith geschickt und dort verarbeitet oder ausgeführt wird. Hier kommen sehr selten Unfälle durch Unreinigkeit der Luft vor, nichtsdestoweniger ist die Luft nicht gesund, und die Arbeit dauert gewöhnlich nicht über sechs Stunden, die auch völlig genügen, um dem Mann ein ordentliches Auskommen zu verschaffen. Die Bevölkerung des Dorfes beträgt über 1200, wovon 500 als Minirer, Gießer, Wäscher u. dgl. arbeiten; der Rest besteht aus Frauen, Kindern und alten Leuten, die nicht mehr arbeiten können. Die hiesigen Bergleute haben sich stets durch ihre Einsicht ausgezeichnet, was hauptsächlich eine Folge einer vortrefflichen Bibliothek ist, die im Jahre 1741 angelegt wurde und aus 1700 Bänden besteht.

Hanf- und Flachsbau in Frankreich.

Der Hanf- und Flachsbau nimmt in Frankreich jährlich 170.000 Hectaren in Anspruch, nämlich 120.000 für den Hanf und 50.000 für den Flachs. Man kann sogar 180.000 Hectaren annehmen, da eine Menge kleiner Stücke Landes, die damit angebaut sind, in den Statistiken nicht aufgeführt werden. Die Ackerarbeiten, welche dieser Anbau erfordert, geben den arbeitenden Classen im Durchschnitt 340 Franken auf den Hectar, was für 180.000 Hectaren eine Summe von 61,200,000 Fr. ausmacht. Der Ertrag an Urproducten beträgt von einem Hectar mit Flachs 950 Fr., von einem Hectar mit Hanf 750 Fr., was, den Mittelpreis zu 800 Fr. genommen, eine Summe von 144 Millionen für 180.000 Hectaren ausmacht. Der Ertrag an Leinsamen ist 200 Fr. auf den Hectar, an Hanfsamen 150 Fr., wovon der Mittelpreis zu 175 Fr. 31,500,000 Fr. gibt. (Revue britannique. Januar 1819.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 78.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

19 März 1839.

Wanderungen durch Batavia im Januar 1838.

(Von Dr. E. Selberg.)

Seit hundert Tagen hatte ich nur Waſſer und Himmel geſehen, und das Land hatte zwar hin und wieder, aber fern wie eine unerreichbare Wolke vor mir gelegen. Die Fatiguen einer ſo langen Seereiſe waren mir läſtig geworden. Die glühende Hitze unter der Linie hatte mich betäubt, und die im zu ſchnellen Uebergange folgende empfindliche Kälte in der ſüdlichen gemäßigten Zone (in Zeit von acht Tagen ſank das Thermometer um 30° F.) war nicht ohne nachtheilige Spur an mir vorüber gegangen. Inniger ſehnte ich mich nach dem Ende meiner Reiſe, welches mich für die vielen Entbehrungen, die ich ertragen hatte, entſchädigen ſollte. Endlich am 29 December vorigen Jahrs (dem 102ten Tag der Reiſe), lag die Küſte von Sumatra vor uns, und wir liefen in die Straße von Sunda ein, welche, von Südoſt nach Nordweſt laufend, nordöſtlich durch die Küſte von Sumatra, ſüdweſtlich durch Java eingeſchloſſen wird. Die Zahl der Inſeln mehrte ſich, die Prinzeneilande, Kraketau, Twarsindeweg, lagen nach und nach ſo nahe vor uns, daß wir die Blätter an den Bäumen zählen konnten. Ich fühlte ein inniges Vergnügen, und eine Heiterkeit, wie ich ſie lange nicht empfunden hatte, herrſchte in meiner Seele. Man muß ſelbſt alle Entbehrungen einer ſo langen Seereiſe durchgemacht haben, um empfinden zu können, welch ſüßes Gefühl der Anblick des Landes hervorruft. Oerüſt, Middelburg ſchwand vor unſern Blicken vorüber, und am erſten Januar Mittags lag die Rhede von Batavia vor uns. Ein ſchwacher Südoſt hauchte wenig Kühlung durch die ſchwüle Hitze. Wir hatten alle Segel beigeſetzt, und die Fregatte zog wie ein ſtolzer Schwan mit ausgebreiteten Schwingen durch die vielen Schiffe hindurch, welche auf der Rhede lagen. Da donnerten in kurzen, abgemeſſenen Zwiſchenräumen unſere Kanonen dem Wachtſchiffe den Gruß entgegen. Zwiſchen dem Brummen der Geſchütze tönte die metallene Stimme des Capitäns, die ſchrillen Guturaltöne der Matroſen. Mit dem letzten Schuſſe waren die Segel verſchwunden, und wir lagen ruhig und ſtill vor Anker wie ein müder Wanderer, welcher ſchnell ſein Reiſegewand abwirft, um ſich der erſehnten Ruhe zu überlaſſen.

Unſer Ankerplatz war etwa ein und eine halbe Stunde von dem Lande ſelbſt entfernt, weil Moraſtbänke an der Mündung des Fluſſes, welcher bei Batavia ins Meer ſtrömt, die Annäherung eines großen Schiffes unmöglich machen. Manche Schiffe gehen in noch weiterer Entfernung vom Lande vor Anker, um weniger der ſchädlichen Luft Batavia's ausgeſetzt zu ſeyn, welche der Landwind über die Rhede verbreitet. Uebrigens iſt die Rhede gut und ſicher, und bietet auf 6 bis 9 Faden Waſſer einen vortrefflichen Ankergrund dar. Sie iſt zum Theil von den oben genannten Inſeln umgeben und gedeckt, welche jetzt größtentheils unbewohnt ſind, aber früher der oſtindiſchen Compagnie zu verſchiedenen Etabliſſements dienten. Die hauptſächlichſte unter dieſen iſt Oerüſt, von den Malaien Pulu Kapál (Schiffsinſel) genannt, welche etwa drei Meilen nordweſtlich von der Stadt Batavia entfernt liegt. Die Compagnie hatte hier eine vortreffliche Werfte, woſelbſt die größten Schiffe fielen und ausgebeſſert werden konnten, und hinlänglichen Vorrath von Material und Arbeitern vorfanden. Treffliche Gebäude zu Wohnungen und Vorrathshäuſern waren vorhanden, welche jedoch alle bei der Occupation der Engländer im Jahre 1811 zerſtört wurden. Im J. 1833 ließ der damalige Gouverneur, Baron van der Capellen, die Gebäude herſtellen und legte wieder die nöthigen Vorräthe dahin. Nach der Rückkehr dieſes ausgezeichneten Mannes nach Europa jedoch, kamen dieſe Anſtalten wieder in Verfall.

Mehr weſtlich, ungefähr jedoch eben ſo weit von Batavia entfernt, liegt die Inſel Edam, von den Malaien Pulu Dammar (Fackelinſel) genannt, weil hier früher ein Leuchtthurm ſtand. Später wurde hier ebenfalls von der Compagnie ein Magazin und eine Seilerbahn angelegt. Noch näher bei Oerüſt liegt das Inſelchen Pármerend, welches die Eingebornen Pulu Saliet, d. h. Inſel der Kranken, nennen, weil hier früher ein Hoſpital für Ausſätzige war. Noch weiter ſüdlich liegt Pulu Byrong (Vogel-Inſel) und viele andere, welche zum Theil von einigen malaiſchen Familien bewohnt ſind. Holländiſche, engliſche, amerikaniſche und franzöſiſche Schiffe, untermengt mit

abenteuerlich geformten, chinesischen Dschunken, arabischen Küstenfahrern und malayischen Prauen lagen auf der Rhede.

Die Hitze ist zu stark, als daß man dem europäischen Matrosen die Arbeit des Ruderns zumuthen könnte; einige Stunden später nahmen wir deßhalb vier Malaien an Bord, welche als Ruderer die Verbindung mit dem Lande unterhalten sollten. Heiter sprang ich am andern Morgen in die Schaluppe, welche mich nach Batavia brachte. Wir landeten im Hafen, Boom, wie man es dort nennt, weil hier eine hohe Stange mit der holländischen Flagge steht, um das Zollhaus anzukündigen, und vor mir hatte ich nun jene große Stadt, welche früher die Perle des Orients genannt wurde. Aber der Glanz der Perle ist verschwunden, und nur noch die Trümmer des ehemaligen Glanzes sind sichtbar. Batavia liegt auf der Nordküste der Insel Java unter 6° 12′ s. Br. und 106° 54′ 30° ö. Länge von Greenwich. Eingestürzte Gräben, verfallene Häuser, todte Straßen begegnen überall dem erstaunten Blick, und nur einige wenige Gebäude zeigen noch, was Batavia war. Zu diesen gehört vor Allen das Stadhuis, im einfachen aber edlen Styl im Jahre 1630 gebaut und 1706 wieder hergestellt, ein riesiges Gebäude mit schönen Seitenflügeln, welche einen großen, trefflich gepflasterten Hof zwischen sich fassen. Früher hatte hier der hohe Gerichtshof, das Tribunal, die Waisenanstalt und die Wechselbank ihren Sitz; der Ungesundheit Batavia's wegen jedoch sind diese Institute nach dem höher gelegenen Weltevreden gelegt. Die Flügel des Gebäudes werden zu Gefängnissen benutzt. Zwischen dem Stadhuis und dem Eingang zum ehemaligen Castell, welches jetzt zerstört ist, liegt die lutherische Kirche, welche gut gebaut ist, doch sonst nichts Merkwürdiges hat. Die sogenannte Buitenkerk ist für die reformirte Confession bestimmt, und läßt ihres ganzen Zustandes wegen keinen günstigen Schluß auf übermäßige Kirchlichkeit der hiesigen Europäer machen. Die übrigen Gebäude, als die Börse, Packhäuser u. s. w. haben zu wenig besonderes, als daß es der Mühe verlohnte, sie zu beschreiben. Nur bei Tage ist Batavia belebt, gegen Abend jedoch flieht der Europäer diese ungesunde Stadt, weil sich um diese Zeit jener giftige Nebel erhebt, welcher wie ein Leichentuch über die einst großartige Stadt ausgebreitet liegt und ihr den Namen des großen europäischen Grabes erwarb. Batavia ist durchaus nach einem der Stadt Amsterdam ähnlichen Plane erbaut, und das enge Zusammendrängen der Gebäude mit den die Straße durchschneidenden Gräben hat nicht wenig dazu beigetragen, die Luft zu verpesten. Diese ungesunde Lage ist durch die vielen Opfer, welche ihr die Europäer brachten, so berüchtigt geworden, daß ich am Schluß dieses Aufsatzes einige Zeilen über dieselbe hinzufügen will. Die eigentliche Bevölkerung der Stadt wohnt auf dem höher gelegenen Molenvliet, Rijswyk, Weltevreden, Koningsplein ꝛc., aber des Morgens gegen 9 Uhr belebt sich die todte Stadt. Alle Wege sind mit Wagen bedeckt, welche, wie ein geistreicher Schriftsteller bemerkt, für den Europäer auf Java eben so wichtig sind, als in Europa Schuhe und Stiefel, da das brennende Klima das Gehen nicht zuläßt. Der Chinese, der Araber, der Armenier öffnet seinen Laden (Toko), wo oft die Luxusartikel aus drei Welttheilen zusammengehäuft sind; der europäische Kaufmann in seiner leichten weiten Kleidung öffnet sein Comptoir, der Beamte sein Bureau, und die Märkte (Bazar) füllen sich mit den vielen Völkerracen, welche der Handel hier vereinigt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Alterthümer.

Das Gouvernement Tula.

In der Stadt Tula auf der linken Seite der Upa ist eine steinerne Veste, die im J. 1514 begonnen und im J. 1521 vollendet wurde. Sie hat die Form eines Parallelogramms, und ihre langen Seiten erstrecken sich auf 145, die kurzen auf 100 Sash. und ihre Höhe beträgt deren fünf; auf den Ecken befanden sich runde, in der Mitte jeder Mauer viereckige, 9 Sashenen hohe Thürme mit Thoren. An der langen Mauer gegen den Fluß Upa zu befand sich noch ein gleich hoher, viereckiger Thurm, aber ohne Thore. Alle Mauern waren mit Zinnen und Schießscharten versehen; von dem Boden an waren sie zwei Sashenen hoch aus weißen, behauenen Steinen, weiterhin aus Backsteinen gebaut. Dieser Bau wurde im J. 1784 und noch einmal im J. 1821 erneuert. Ueber die Gründung der Stadt Tula hat man keine genauen Nachrichten, aber die Chronisten erwähnen ihrer schon im 12ten Jahrhundert, nämlich im Jahre 1147. In eben diesem Jahre wurde Moskau von dem Fürsten Jurji Wladimirowitsch gegründet, folglich ist Tula älter. Wenn man den Ueberlieferungen der Einwohner glauben darf, so stand es früher an der Stelle, wo sich jetzt die alte Umwallung (gorodischtsche) und die Gewehrfabrik befindet.

Mongolen, krim'sche Tataren und Polen gingen, so lange ihre Einfälle ins moskowitische Gebiet währten, größtentheils über Tula und plünderten und verheerten es jedesmal. Besonders verheerend für die Stadt waren die Einfälle Batu's im J. 1238, Temirs im J. 1348, Tochtamyschs im J. 1383 und Achmeds im J. 1472. Der Mursa Tokusan aus der Krim fiel im Jahre 1517 mit vielen andern Mursas in das Gebiet von Tula ein, wurde aber von den russischen Truppen unter Anführung des Fürsten Odojewski aufs Haupt geschlagen. Im J. 1552, als Johann Wassiljewitsch gegen Kasan zog, wollte Dewlet Girei seine Abwesenheit benützen, vielleicht auch die Aufmerksamkeit auf sich selbst lenken, um dadurch die Stammgenossen in Kasan von der ihnen drohenden Gefahr zu befreien: er rückte mit einem zahlreichen Heere von krim'schen Tataren und türkischen Hülfstruppen heran, am 22 Junius mit Tagesanbruch begann der Sturm, den ganzen Tag ward die Mauer aus Kanonen beschossen und Feuerpfeile und glühende Kugeln in die Stadt geschleudert, wodurch viele Häuser in Brand geriethen, aber die Bewohner löschten den Brand und vertheidigten sich so tapfer, daß der Feind ablassen mußte.

Am andern Tage erneuerte der Khan, in der Furcht, der Czaar möchte Tula Truppen zu Hülfe schicken, den Angriff mit Kanonen und anderm schweren Geschütze. Aber die Belager-

ten, welche ſchon Nachricht von der Annäherung Johanns erhalten hatten, und von den Thürmen der Stadt aus eine auf dem Wege ſich erhebende Wolke Staub ſahen, waren munter und guter Dinge. Ein allgemeiner Ausfall wurde gemacht: nicht nur die Beſatzung, ſondern auch alle Einwohner, junge und alte, ja ſelbſt die Weiber waffneten ſich, und ſtrömten aus den Thoren, fielen über die Feinde her, und erſchlugen ihrer eine große Menge, unter ihnen Kamberdei, den Schwager des Khans. Der Geſchichtſchreiber ſetzt, nachdem er Alles erzählt, hinzu: „und das Geſchütz, die Kugeln und die Feuerpfeile und eine Menge Pulvers, das zur Zerſtörung der Stadt hergeführt war, wurde von den Rechtgläubigen weggenommen.“ Die geſchlagenen Tataren flohen in die Steppen, verfolgt von den indeß angelangten Ruſſen; angeführt von dem Fürſten Schtſchenhajew und dem jungen Heerführer Fürſt Andrei Kurbski, machten ſie auf dem Wege noch Viele nieder, oder nahmen ſie gefangen; am Fluſſe Schiworona aber, in dem heutigen Kreiſe von Begorodizk, erreichten ſie das Hauptheer der Tataren und Türken, und ſchlugen es ſo völlig, daß ſich der Khan ſelbſt mit Mühe durch die Flucht rettete. Er opferte alles Gepäck, ließ die Kamele erſtechen, und ſprengte mit wenigen Trümmern ſeines Heeres davon. Das Kloſter Johannes des Vorläufers wurde von den Bojaren der Stadt und ihren Hinterſaſſen zum Dank für dieſen glänzenden Sieg über die Feinde Rußlands erbaut; die wichtige Folge dieſer Niederlagen Dewlet Girei's bei Tula und an der Schiworona war aber, daß dadurch die Bezwingung des ſtolzen Kaſan viel leichter wurde, das auch in demſelben Jahre vor den ſiegreichen Waffen Johanns fiel. Im Jahre 1587 zogen die krimiſchen Tataren unter Anführung von Salamet Girei aufs neue gegen Tula, kehrten aber auf die Nachricht vom Anrücken eines ruſſiſchen Heeres alsbald wieder um.

Die erſten Jahre des 17ten Jahrhunderts, die für ganz Rußland unglücklich waren, waren es beſonders für die Einwohner von Tula. Zur Zeit der Hungersnoth unter Boris Godunow (im Jahre 1602) bildete ſich eine Räuberſchaar unter Anführung des Atamans Chlopski, vergrößerte ſich bis auf 20,000 Mann, und bemächtigte ſich Tula's und Kaluga's, machte dieſe beiden Städte zu ihren Sammelplätzen, und hauſte dort ſo lange, bis ſie durch das Heer Basmanows geſchlagen und zerſtreut wurde. Im J. 1605 übergaben ſich die Aufrührer, ſey es aus Haß gegen Godunow, oder bloß aus Leichtſinn und blindem Eifer für die frühere Czarenfamilie dem (falſchen Dimitri) Griſchka Otrepiew, und nahmen ihn am 1 Junius unter Freudengeſchrei in ihren Mauern auf. Im Jahre 1607 ſchützten ſie in ihren Mauern einen andern Uſurpator, einen Diener des Hauſes Jelagin, Namens Petruſchka; als ſeine Banden von Waſſili Joannowitſch bei Tula am Fluſſe Woronka geſchlagen waren, befahl der Czar, den Fluß Upa zu dämmen, und da nun das die Ufer überſchreitende Waſſer die Stadt überſchwemmte, ſahen ſich die Belagerten genöthigt, um Gnade zu bitten, und den Uſurpator mit ſeinen Genoſſen, den Fürſten Schachowskoi und Borotnikow auszuliefern.

Als Michael Feodorowitſch, mit dem das Glück, die Größe und der Ruhm Rußlands begann, zum Czaar gewählt war, fing Tula an, ſeine Wunden zu heilen, indem die Regierung nicht nur die Gränzen durch Truppen ſchützte, ſondern auch die wirkſamſten Maßregeln zur Verhinderung innerer Unruhen ergriff.

Chronik der Reiſen.

Fraſers Tatarenreiſe nach Teheran.

3. Reiſe von Erzerum nach Teheran.

(Fortſetzung.)

Unſere Führer waren ſo ermüdet, daß ſie in dieſem Keſſel bleiben wollten, doch war die Sonne noch zu hoch, als daß wir ſchon an die Nachtruhe denken ſollten, beſonders da wir trotz aller unſerer Mühe nicht mehr als drei Stunden Wegs zurückgelegt hatten, und als ſie unſern Vorſtellungen kein Gehör geben wollten, trieben wir ſelbſt die Saumthiere an, und drohten ihnen ebenfalls die Peitſche fühlen zu laſſen, wenn ſie nicht gehorchten. Das half. Zwar war der Anfang unſeres neuen Weges ſehr ſchlecht, und einer der Männer, der in eine Quelle gefallen war, behauptete geradezu, jetzt ſey es um ihn geſchehen, denn er werde den Fuß einbüßen, er könne nicht weiter. Wir zeigten ihm aber, daß Bewegung für ihn das beſte Heilmittel ſey, und ſpäter kamen wir auf einen Weg, der von einer Heerde Schafe feſtgetreten worden war, wo unſere Thiere ohne Beſchwerde ſchnell vorwärts kamen. So erreichten wir gegen 10 Uhr des Abends das elende Dorf Sefflieck, das zwar von Perſern, doch auf kurdiſche Weiſe bewohnt iſt. Die Kälte war ſo arg, daß wir eine Schaar Rebhühner und einen Geyer am Weg erfroren fanden.

Die Hütte, die uns für die Nacht aufnahm, war ſehr armſelig. In dem Raume, wohin man uns führte, waren Vieh aller Art, Männer, Weiber und Kinder in der friedlichſten Eintracht nebeneinander. Auch galt es, ſich einander anzuſchließen, denn es gab hier keinen Kamin, noch irgend ein Feuer; ausgenommen einen ſogenannten Tendur, oder Backofen, d. h. ein großes Loch im Boden, in dem ein ungeheurer irdener Topf ſteht, an welchem das Brod der Familie gebacken wird. Um dieſen Ofen der Urzeit hatten ſich die Bewohner geſchaart und ſteckten die Glieder, die den Froſt am meiſten fühlten, hinein; doch machte man uns höflich Platz, als wir Schneemänner in das Gemach traten; fünfzehn Eier und ein treffliches Gericht äb-e-gbuscht, oder Suppe, wurden als Abendeſſen zu unſerer Verfügung geſtellt, und behagten uns ſehr.

Unter den Bewohnern der Hütte ſah ich auch einige Serbaz, perſiſche Soldaten, die mich an meinen frühern Aufenthalt in Tabris und den damaligen Feldzug erinnerten. Ihre Anhänglichkeit an den verſtorbenen Thronerben ſprach ſich lebhaft bei jeder Gelegenheit aus, beſonders gefiel mir eine Anekdote, die mir der eine von einer Tochter des Prinzen erzählte. „In einer kalten Winternacht, erzählte er, ſtand ich Schildwache in des Prinzen Quartier vor dem Harem, wo viele der Frauen und Kinder ſich befanden, als ein kleines Mädchen, die Tochter Sr. Hoheit, den Kopf zwiſchen den Serperdahs (Leinwandwänden) herausſteckte und mich fragte: „Serbaz, friert dich nicht?“ — „Sehr,“ ſagte ich. — „Und biſt du nicht auch hungrig?“ — „Sehr hungrig, Hoheit, aber mich friert ſo, daß „be-ser-i-embärik-i schumah!“ (bei Eurem erhabenen Haupt!) ich keinen Biſſen Brod halten und eſſen könnte

hätte ich es auch.“ — „Sábr-kun“ (habe Geduld, warte!) sagte das kleine Mädchen, und lief zum Nazir oder Hausmeister, der mir Lebensmittel aller Art und einen großen Rock geben mußte, wobei sie mir sagte: „Hier, Serbaz, hier ist ein Ducaten für dich und ein großer Rock, dich warm zu halten.“ Wallah billah! fügte der Mann hinzu, das ging mir zu Herzen, ich kann es nicht vergessen.“

Um 7 Uhr des andern Morgens bei hellem Sonnenschein und ziemlicher Kälte bestiegen wir unsere Thiere wieder, und folgten einem Strom, der in den Arras bei Oslandus fällt, bis wir ein kleines Thal aufstiegen, das uns nach dem hübschen Dorfe Zoharab brachte. Hier gab ich einem Tatar, der nach Konstantinopel ging, einige Zeilen an meine dortigen Freunde und eilte weiter. Das Land neigte sich jetzt merklich abwärts, und als wir die weite Ebene von Khoi erblickten mit Dörfern und Gärten bedeckt, wenn auch verhüllt in Schnee, ging uns das Herz auf vor Freude und Hoffnung. Rasch ging es jetzt vorwärts; doch so sehr wir eilten, fanden wir doch die Thore der Stadt schon geschlossen, und kein Rufen, kein Schreien brachte Jemand herbei, der uns Einlaß gegeben hätte. Wir mußten nach vergeblichem Suchen nach einem Karawanserai außer den Thoren ein Nachtlager annehmen, wie wir es schon mehrmals gefunden hatten; nur fanden wir keine Ruhe, denn das Gemach war lange nicht bewohnt gewesen, und mit Kälte und Feuchtigkeit so gesegnet, daß das Feuer, das man angezündet, sie nur empfindlicher machte, statt sie zu vertreiben. Am andern Morgen eilten wir sogleich in das Haus meines alten Freundes Mirza Reza, dessen Bekanntschaft ich bei meinem frühern Aufenthalt in Persien zu Resscht gemacht hatte. Er erkannte mich sogleich wieder, und bald waren wir in die alten frohen Zeiten versunken, und Manches der neuern Zeit, das mich schmerzlich berühren mußte, hüllten jene Erinnerungen früherer Tage in einen tröstenden Schleier. Manche Freunde und Bekannte waren nicht mehr, manche Veränderungen waren im Lande geschehen in den zwölf Jahren, daß ich abwesend gewesen, und der Abend brach herein, ehe ich es ahnte, und erinnerte mich an meine vorhabende morgende Reise.

Da ich hörte, daß auf dem Wege zwischen Khoi und Tabris keine Postpferde zu haben wären, kam ich mit einem Tscherwadar, oder Maulthiertreiber, überein, uns Pferde zu schaffen, die uns in drei Tagen nach Tabris brächten. Am folgenden Morgen aber schickte mir dieser das Geld wieder, und ließ mir sagen, er könne keine Pferde auftreiben, und gäbe sein Wort zurück. Später fand sich ein anderer, der uns führen wollte, aber vier Tage brauchte und noch mehr Lohn forderte. Es war, wie es sich nachher auswies, der Herr des ersten. Da wir keinen andern fanden, mußten wir das Gebot annehmen.

Es war Mittag, ehe wir Khoi verlassen konnten, eine Stadt von beträchtlicher Größe und eine der wenigen ziemlich regelmäßigen Festungen Persiens. Ich hatte mir ein Pferd hier gekauft um den bedeutenden Preis von 6 Pfd. St., und so machten wir unsern Weg mit ziemlicher Bequemlichkeit. Doch wollte unser Führer nicht weiter als bis Seyed Hadschi, das nur 16 Meilen von Khoi entfernt ist, und wo wir nur mit Mühe Herberge für die Nacht finden konnten. Früh am Morgen waren wir aber schon wieder auf dem Wege. Die Nacht war heiter und still gewesen, doch mit Sonnenaufgang hüllten sich die Berge in dichte Schneewolken, und bald kamen sie auch ins Thal herab, und zwar mit einem so heftigen Winde, daß wir uns kaum auf den Pferden halten konnten, und jede Spur des Weges in einem Augenblick verschwand. Je höher wir stiegen, desto mehr ließ die Heftigkeit des Wetters nach, und nach einem kurzen Ritt über eine Bergfläche sahen wir den See Urumia in der großen Ebene von Tabris zu unsern Füßen liegen.

Ein besonders wohlthuendes Gefühl ergriff mich, als wir in der Ebene ankamen, und nach Wochen wieder zum erstenmal den erquickenden Hauch warmer Lüfte empfanden. Zugleich wurde die Gegend mir immer bekannter; liebe Erinnerungen stiegen vor mir auf, als wir unserem Nachtlager nahe kamen, dem Dorfe Teswitsch oder Tessontsch, es war, als wenn ich einer zweiten Heimath mich näherte. Hier hatte ich fast vor zwölf Jahren eine Nacht mit Obrist Monteith zugebracht, als wir in diesem Theile des Landes uns aufhielten.

Teswitsch ist eines jener ziemlich zahlreichen Dörfer am Fuß der Gebirge, die sich vom nördlichen Ufer des Sees Schahi erheben. Die Ebene ist groß und fruchtbar, und könnte mehr Menschen fassen, auch das Dorf selbst, das sichtbar an Wohlstand zunimmt und fast an 1000 Einwohner zählt, ist fast, wie in Persien nicht selten, reicher an Ruinen als an bewohnten Häusern, doch seine Lage zwischen Wein- und Obstgärten ist sehr anmuthig. Unsere Aufnahme war eine sehr gastliche, denn wir hatten zu wählen unter den Wohnungen, die man uns anbot, und wählten eine, die uns ein kleines freundliches Zimmer für uns einräumte. Der Wirth war sehr dienstfertig, was um so angenehmer war, da der Tatar so heftig an seinen Augen litt, daß er ganz unbrauchbar für unsern Dienst war. Zu unserem Glück gab sich das Uebel bald, so daß wir keinen Aufenthalt durch ihn erfuhren. Es war kälter, und schneite wieder, als wir am Morgen unsern freundlichen Wirth verließen, und der See Urumia war an manchen Stellen fest zugefroren, unser Weg ward beschwerlicher, und noch einmal mußten wir in einem kleinen schlechten Nest Allischah über Nacht bleiben. Doch schon um 2 Uhr erwachte ich und trieb zum Aufbruch, der freilich erst gegen 3½ Uhr geschah. Bis zum Anbruch des Tages blieben wir bei den Saumthieren; doch gegen 6½ Uhr verließen wir sie unter dem Schutz des Tataren und eilten mit schnellern Schritten nach Tabris. Mit sonderbarem Gefühl sah ich die alte Stadt vor mir aufsteigen, und erkannte freudig alle ihre Umgebungen wieder; als ich aber vorm Thore zögerte, zweifelhaft, wohin ich mich wenden sollte, rief Bonham eifrig: „O ich kenne den Weg, folgen Sie mir nur.“ Rasch flog der Schnee unter den Füßen unserer Pferde dahin, und in einem Augenblick hielten wir im Hofe des englischen Residenten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Erdbeben im westlichen Frankreich. Der Courrier de la Limagne berichtet von mehrern Erdstößen, die am 10 Februar 3¼ Uhr Abends zu Aigueperse (Dep. du Puy de Dome) in sehr heftigem Grade gefühlt worden seyen; auch in Riom und Gannat spürte man sie.

Kohlen am Marmorameer. Ausgedehnte Kohlenlager sollen auf der asiatischen Küste des Marmorameeres entdeckt worden seyn — ein wichtiger Umstand für die künftige Dampfschifffahrt in jenen Gegenden. (Litt. Gaz. vom 2 März.)

Wissenschaftliche Reise nach Sibirien. Hr. Robert, der die letzte wissenschaftliche Expedition der Franzosen nach Spitzbergen begleitet hatte, will nun eine Reise in den nördlichen Theil des russischen Asiens machen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 79.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 März 1839.

Der römische Carneval 1839.

Wenn man nach geräuschvollen Ereignissen die Stille der darauf folgenden Tage oft schmerzlich empfindet, so vielleicht selten in solchem Grade, als nach der Mänadenwelt des römischen Carnevals. Und hier ist die Scheidewand zwischen Getöse und Ruhe so streng gezogen, daß sie gleich einem militärischen Commandowort einen Eindruck hervorbringt, welcher, bedingt durch die unabweisbare Hand der ehernen Zeit, nur um so stärker ist. Das letzte Moccolo geht zur Ruhe, gleich dem letzten glimmenden Funken auf einem halbverbrannten Papier; der letzte Maskenball wird noch mit aller Fröhlichkeit genossen, denn die Mitternacht rückt schnell heran, und schon eine Stunde vor Anbruch des folgenden Tages werden die Thüren der Säle geschlossen, innerhalb deren die Dauer der glücklichen Flitterzeit so gewissenhaft benutzt wurde; auch das Theater Apollo, welches die Saison über geöffnet war, bevölkert seine Bretter nicht mehr in der bevorstehenden Nacht, sondern schließt Mittags, denn die nahende Fastenzeit muß heilig gehalten werden. Aschermittwoch brach mit derselben glänzenden Sonne an, die, nur Einen naßkalten Tag ausgenommen, die Festlichkeit des Carnevals beschienen hatte; es war Alles so still, jeder hatte die unterbrochen gewesenen Geschäfte wieder aufgenommen, die Zeit der Freude schien gänzlich vergessen, aber die Reinigung des Corso, der, einem Schlachtfelde gleich, mit süßer Munition bedeckt war, zwar nicht Pulver-, doch Confettidämpfe aussandte, war noch der thatsächlichste Beweis des regen Treibens, das ihn mehr als eine Woche beherrscht hatte. Der Abend vor Beginn der Tage, wo das römische Volk sich und seiner Freude überlassen einen stürmischen Sinnenrausch träumt, war schon recht lebhaft, und das erwartete Vergnügen lief durch alle Glieder. „Acht Tage dauert Carneval," sang ein junger Bursche in einer Bude; „nein, nein, nur sieben," schrie ein anderer dazwischen, und es war ihm ein lebhafter Schmerz, daß durch einen Fasttag dessen Dauer beschränkt war.

Nach langem Harren brach der erste Tag einer Art Volksfeste an, wie sie nur Rom aufweisen kann; es war rüstige Tramontana, klarer tiefblauer Himmel, und die Sonne erheiterte das Gemüth noch mehr. Die Anstalten waren getroffen, Gerüste und Schranken auf der Piazza del Popolo und Piazza Colonna errichtet, auf welch letzterer die ungeheure Säule von Aurel Antonin ernst und schweigend ins Getümmel blickt; die Fanfaren des Militärs ertönten, die Fenster und Balcone aller Häuser und Paläste am Corso waren festlich mit großen, seidenen rothen Stoffen behängt, die Fremden eilen aus der Trattorie oder aus den Cafés begierig auf die Straße, aber es ist noch kein Leben; einige Masken laufen schüchtern durch die Menge, die Verkäufer der Confetti und Blumen finden noch wenig Absatz, der Abend wird indeß rühriger, und das erste Pferderennen findet reichlichen Beifall. Je weiter der Carneval vorrückt, desto mehr steigert sich das Leben, die Masken vermehren sich und eilen freudebeflügelt die Straße hinauf und hinab, sie halten Bekannte und Unbekannte an, fassen sie am Kinn, an der Halsbinde, drücken ihnen die Hand, erobern einen Blumenstrauß, fortwährend mit Addio, Addio! grüßend, das die hübschen Kinder wunderlieblich aussprachen, aber im Nu sind sie leider wieder verschwunden, denn da sie sich so gar schön auszudrücken wissen, und die herrliche Sprache im Munde der Römerinnen, besonders wenn sie im geschmackvoll gewählten Maskencostume ihre reine Stimme zu einer wohllautenden Höhe steigern, einen so magischen Einfluß der Harmonie ausübt, der gleichsam in inniger Verbindung mit dem schönen italienischen Himmel steht, so bedauert man, diese Töne nicht länger festhalten zu können, und sucht, in der dichtesten Masse weiter dringend, neue Erscheinungen, um den Augen die prächtigen Gestalten, dem Gehör den Genuß der angenehmen Sprache wieder zu verschaffen. Eidechsen gleich gleiten und schlüpfen die Mädchen, allein oder an der Hand ihres Begleiters, durch Pferde und Menschen, wo durchzukommen für weniger lebhafte Naturen oft sehr schwierig wäre; sie girren und jagen, hüpfen und springen, rotten sich zusammen, sobald sie einen andern Maskenzug gewahren, und dann erst geht der rechte Jubel an; es wird herzlich gegrüßt, gelacht, Einzelne theilen sich in der Stille und Eile kleine Abenteuer mit; jetzt stürmt man weiter, die Schaar erhebt ein eigenthümliches Geschrei, es schließt sich ein zweiter, ein dritter Trupp an, und es öffnet sich dem wilden Heere die Straße, wo es fast unmöglich scheint durchzukommen.

Der größte Theil der Masken sind einfache, aber hübsche Costumes, von Landmädchen, welche Tracht bei der Grazie, mit der sich die Mädchen benehmen, sehr gut läßt; die Männer stellen theils Policinelle, alte französische Perücken, gelehrte Aerzte vor, und es macht einen komischen Eindruck, diese beweglichen Italiener in der steifen Kleidung so gravitatisch einherschreiten zu sehen; sie kommen sich in derselben selbst so wunderlich vor, und unterhalten sich den ganzen Nachmittag bis zum Abend mit einigen vorher gewählten Redensarten, die sie überall hin wiederholen. Fast jeden Tag erschien ein alter Rockschoß, und ging stundenlang den Corso auf und ab, sich herzlich daran erfreuend, daß seine gewichtig ausgesprochenen Worte: io so' conte, so' conte (ich bin ein Graf, ein Graf), die Menge entzückten; oder ein anderer verschaffte sich an den dichtest besetzten Orten Platz durch den gewaltigen Ausspruch: viene l'autorità! (die Autorität kommt!); besonders aber ergötzte sich das Volk an den Trägern von drei ungeheuren Klystierspritzen, welcher Suite ein großer Schild mit der Aufschrift: Fama volat! vorangetragen wurde. Solche größere Züge — und sie waren die einzigen, auch erschienen keinerlei mythologische Anspielungen noch Allegorien — thun sich hauptsächlich bei anbrechendem Abend zusammen, wenn nach der zweiten Kanonensalve die Masse von Carrossen und Festwägen den Corso verlassen hatten, und es beginnt dann überhaupt für die kurze Zeit, bis das Rennen anfängt, ein wo möglich noch größeres Getümmel, da sich das Volk nach Entfernung der Gefahr freier bewegt. Jetzt sind auch die erbittertsten Confettischlachten, und von den Balconen herab regnet der weiße Staub auf den wogenden Strudel; ist es denn aber doch oft zu toll geworden, so wird die Hand zur Versöhnung gereicht, und es fliegen Blumen und wahre Confetti aus schönen Händen auf die besiegten Kämpfer auf der Straße, welche ihre Schutzmaske abnehmen, und zu den schwarzen Augen auf den Balconen dankbar aufschauen

(Schluß folgt.)

Wanderungen durch Batavia im Jahre 1838.

(Fortsetzung.)

Ich fuhr in den arabischen Kamp, wie man den Theil Batavia's nennt, wo die Araber und Mauren wohnen (an der Rua Malacca). Niedrige, holländische Hauser wechseln mit leichten, inländischen Wohnungen von Bambus ab, als Sitz dieses stillen, von den Javanen und Malaien hochgeachteten Theils der Bevölkerung. Die Araber leben sehr zurückgezogen und ruhig, und nie soll einer aus diesem Stamme eines Verbrechens wegen vor Gericht gestanden haben. Der strengen Befolgung der mohammedanischen Lehre wegen stehen sie bei den Eingebornen in dem Rufe einer besondern Heiligkeit, welcher so verbreitet ist, daß ihre Schiffe sogar von den Seeräubern verschont bleiben, welche noch immer einen großen Theil des ostindischen Archipels unsicher machen. Sie stehen unter einem Chef, welcher den Titel Major bei dem Gouvernement führt und für die Thaten seiner Landsleute verantwortlich ist. Hauptsächlich treiben die Araber Handel mit Gold, Silber, Diamanten, Perlen und andern kostbaren Stoffen. Vor mehrern Thüren war eine Art Ehrenpforte aus grünen Zweigen errichtet und mit buntem Papiere verziert — ein Zeichen, daß die Inhaber dieser Gebäude vor kurzem von einer Wallfahrt nach Mekka zurückgekehrt waren und hiedurch noch einen besondern Anspruch auf die allgemeine Achtung gewonnen hatten.

Von hier fuhr ich in den chinesischen Kamp (Kampong China). Verfallene Häuser, eingestürzte Gräben, verschlossene Wohnungen, todte Straßen, welche ihrer Ungesundheit wegen verlassen sind, führen in diesen Theil Batavia's, dessen Lebhaftigkeit einen auffallenden Gegensatz mit der Oede bildet, welche ihn zum Theil umgibt. Handwerker aller Art sieht man hier, welche mit einfachen Geräthschaften zierlich und schnell ihre Arbeiten vollenden, Läden, worin Kleider, Confituren, Galanteriesachen aufgehäuft waren, dazwischen Fleischbuden, Gahrküchen, Fruchtläden, Apotheken, kurz alle Bedürfnisse für Chinesen, Javanen und Europäer sind hier aufgestapelt. Auf den Dächern mehrerer chinesischer Hauser sah ich Töpfe, bald mit der Oeffnung, bald mit dem Boden der Straße zugekehrt stehen. Eine sonderbare Sitte beurkundet sich hierdurch. Der Topf, welcher den Boden der Straße zukehrt, zeigt an, daß eine Tochter im Hause sey, welche aber noch unerwachsen ist; wird die Chinesin heirathsfähig, so wird dieser Topf mit der Oeffnung nach vorn gekehrt; verheirathet sie sich, so wird der Topf heruntergenommen. Die Chinesen sehen widerwärtig aus. Sie haben gewöhnlich große und lange Gesichter, die untere Gesichtspartie tritt mehr hervor als bei den Europäern, und der Mund ist groß; die schiefgeschlitzten, halbgeöffneten Augen haben einen listigen, lauernden Blick, dessen Ausdruck durch den gelben, tonlosen Teint des Gesichtes noch unangenehmer wird. Den Kopf haben sie durchaus kahl geschoren, bis auf einen kleinen Fleck des Scheitels, von wo aus ein sorgfältig geflochtener Zopf weit über den Rücken hinabhängt. Sie sind von unserer Größe und haben oft ein bedeutendes Embonpoint, welches ihre Erscheinung noch widerwärtiger macht. Eine große und entehrende Strafe bei ihnen ist das Abschneiden des Zopfes. Ihre Gesichtseigenthümlichkeiten sind schon bei den Kindern von einem Jahre sehr auffallend, wozu freilich der in der zartesten Jugend schon rasirte Kopf mit beiträgt. Die Frauen dagegen betrachten ihr glänzend schwarzes Haar als ihre größte Zierde.

Da die Chinesen nächst den Javanen durch ihre bedeutende Anzahl (über 85,000 zählt man auf dieser Insel) und Industrie zu den wichtigsten Bewohnern dieser Insel gehören, so will ich noch einige Worte über dieselben hinzufügen. Vorzüglich finden sie sich zu Batavia, Samarang, Surabaya, Cheribon, Djocjo und überhaupt an allen Orten, wo sie geduldet werden und Geld verdienen können. Nur der Kern der großen Anzahl ist in China geboren, der bei weitem größte Theil jedoch auf Java. Sie verheirathen sich mit Inländerinnen, welche dann gezwungen sind, die chinesischen Sitten anzunehmen; die Kinder aus diesen gemischten Ehen werden Pernakans ge-

nannt, und immer wieder mit Chineſen verheirathet. Hierdurch iſt eine Race entſtanden, welche von den eigentlichen Chineſen nicht mehr zu unterſcheiden iſt. Die Emigration von China nach Java und andern oſtindiſchen Inſeln findet jährlich ſtatt, und gewöhnlich von ſolchen Provinzen dieſes ungeheuren Reiches her, welche übervölkert ſind, als Makao und andere Inſeln an der Mündung des Stroms von Canton (Sikiang), von Canton ſelbſt, oder ſie ziehen von Orten weg, welche wenig zum Handel gelegen ſind, als Fokien und Haunang, ſeltener von Tſekian und Honan. Die chineſiſchen Geſetze verbieten ſtreng das Auswandern, aber die Noth treibt die Chineſen den Geſetzen in dieſer Beziehung Troh zu bieten. In Jahren, wo in China die Ernte ſchlecht ausfällt, iſt die Zahl der Auswanderer beſonders groß. Früher kamen jährlich allein 2000 nach Java; doch iſt jetzt die Zahl der hier Aufzunehmenden durch Geſetze vom Gouvernement beſchränkt worden. Während ich in Surabaya war, kam hier eine große Dſchunke mit 400 Chineſen an, mußte ſich aber wieder entfernen, ohne debarkiren zu dürfen. Wollte man allen Chineſen freie Einwanderung geſtatten, ſo würden ſie wie eine Schmarotherpflanze ganz Java umſchlingen, und deſſen beſte Kräfte aufzehren. An 6000 wandern jährlich noch nach andern oſtindiſchen Inſeln, als Borneo, Sumatra, Rioum, Singapore u. ſ. w. Außer ihrer Kleidung beſitzen die Chineſen bei ihrer Ankunft ſehr wenig, und werden auf alle Weiſe von ihren Landsleuten unterſtützt, bei denen ſie arbeiten, bis ſie die baaren Auslagen abverdient haben, und Land und Sprache hinlänglich kennen, um ſich ſelbſt etabliren zu können. Obgleich in ſeinem Vaterlande der Chineſe ſtolz auf alle ſeine Eigenthümlichkeiten iſt, ſo iſt er doch auf Java unterthänig und demüthig, mit raffinirter und conſequenter Liſt ſeinen Zweck, ſich zu bereichern, verfolgend. Oft ergreift ihn aber das Heimweh, und ſtürzt ihn, in Verein mit den klimatiſchen Einflüſſen, bald nach ſeiner Ankunft in das Grab. Seine Kleidung iſt ſehr zweckmäßig, kurze, weite Beinkleider von weißer Farbe und leichtem Zeuge, und eine Art Kittel (Kabajo) von demſelben Stoff machen die Garderobe aus. Der Kopf iſt gewöhnlich unbedeckt, häufig doch tragen ſie große Strohhüte und die Hand iſt mit einem Schirm (Pajong) bewaffnet, deſſen Ueberzug aus ſtarkem, geöltem, bemaltem Seidenpapier beſteht, und gegen Regen und Sonne beſſer ſchützt, als unſere Schirme.

Der chineſiſche Theil der Bevölkerung iſt ſehr wichtig für Java, denn er iſt arbeitſam und thätig, und würde bei weniger Gewinnſucht und mehr Rechtlichkeit eine Wohlthat für die Colonien ſeyn. Alle Zweige der Induſtrie werden durch ihn gepflegt, und europäiſche Künſtler können um ſo weniger mit Chineſen concurriren, weil die letzteren das Klima beſſer ertragen und mit einem viel andaltenderen Fleiß arbeiten können, als jene, welche die glühende Hitze ermattet, und zu körperlichen Arbeiten unfähig macht. Der Europäer bedarf auch eines viel größeren Apparates, als der Chineſe, deſſen Werkzeuge gewöhnlich ſehr einfach ſind. Uebrigens ſind die Chineſen wollüſtig und ſchwelgeriſch, und haben eine heftige Neigung zum Hazardſpiel. Ihr gewöhnliches Spiel iſt das Typho und Typho, welches Aehnlichkeit mit dem Rouge et Noire hat. Ein Würfel mit zwei Farben wird in einer Büchſe geſchüttelt, dieſe ſodann geöffnet, und durch die Lage der Farben beſtimmt, welcher Pointeur gewinnt oder verliert.

Um die Speiſen zum Munde zu bringen, bedienen ſie ſich zweier Stabchen von Holz, mit welchen ſie die Speiſe in den Mund ſchleudern, und oft habe ich die Handfertigkeit bewundert, welche ſie hierbei an den Tag legen.

Auch die Chineſen ſtehen, wie die Mauren, unter Landsleuten mit dem Titel eines Majors, Capitäns u. ſ. w., welche die häuslichen Streite ſchlichten, und die civile Juſtiz nach chineſiſchen Geſetzen ausüben.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Fraſers Tatarenreiſe nach Teheran.

3. Reiſe von Erzerum nach Teheran.

(Fortſetzung.)

Unſere Aufnahme war freundlich und herzlich, und unſer Behagen groß, wieder bei Freunden zu ſeyn. Die drei Tage, welche ich zu den Vorbereitungen für den noch übrigen Weg bis Teheran brauchte, verlebte ich heiter in dem Kreiſe meiner Freunde und Bekannten, und ging am 25 Februar weiter. Da man mir ſagte, daß die Poſtſtationen ſelten Pferde liefern könnten oder wollten, und daß der Weg durch Räuber aus den Wanderſtämmen und Serhazen unſicher und durch Schnee und Schmuz ſchwierig gemacht werde, kaufte ich zwei Packpferde, und ſchloß mich einem Ghulam an, der mit neuen Depeſchen wieder nach Teheran zurückkehrte. Hrn. Bonham mußte ich zurücklaſſen, da er ſehr an ſeinen Augen litt, eine natürliche Folge unſerer anſtrengenden Reiſe über die Schneefelder des Gebirgs. Er wollte mir ſpäter mit Hauptmann Macdonald nachkommen.

Der böſe Weg zeigte ſich ſchon am folgenden Tage nach meiner Abreiſe. Wir waren glücklich durch den Gebirgspaß Schibli und im Dorfe Thikmadas abgeſtiegen, um uns zu erholen von dem anſtrengenden Ritt durch die Schneefelder ohne Ende, als hinter dem Karawanſerai Dſchilleki der Sturm und das Schneegeſtöber einem meiner Packpferde ſo arg wurden, daß es umwandte und im vollen Trabe den Weg zurückeilte. Der Abend brach herein, und da das Einfangen des flüchtigen Thieres eine geraume Zeit dauerte, mußte ich mich endlich auch entſchließen in das Karawanſerai zurückzukehren, das aber mit Reiſenden ſo überſetzt war, daß wir kaum ein ganz beſcheidenes Plätzchen erhalten konnten. Eben ſo ſchlecht und dürftig als die Wohnung war das Nachteſſen, das man uns bereitete, und das nur durch eine Taſſe trefflichen Thees erträglich gemacht wurde. Am Morgen ſtürmte der Wind mit noch größerer Heftigkeit, ſo daß wir Gott danken mußten, in einem Hauſe Schuz und Wärme zu finden. Erſt gegen 10 Uhr ſchien ſich die Heftigkeit ein wenig zu legen, und da einige Reiſende das Karawanſerai betraten, ein Zeichen, daß der Weg gangbar ſey, ſetzte ſich Alles, Treiber und Paſſagiere, in Bewegung. Auch ich that deßgleichen. Doch wer beſchreibt meinen Schrecken, als ich bemerkte, daß eines meiner Saumthiere lahm war, und eine nähere Unterſuchung zeigte, daß der eine Fuß ganz ſteif gefroren war. Vergeblich war alles Reiben,

ich mußte es zurücklassen, und bewog einen Maulthiertreiber die Last auf seine Thiere zu nehmen. Der Zeitverlust, der dadurch entstand, kam uns fast theuer zu stehen. Denn der Schnee fiel so dicht und der Wind war immer noch so heftig, daß wir keine Spur mehr fanden von den Reisenden, die eine halbe Stunde vor uns fortgegangen waren, ja selbst die Hufspuren der Pferde, die vor uns einherschritten, waren verschwunden, wie im Wasser, sobald der Fuß weg war, der sie gemacht hatte. Der Schnee floß buchstäblich dahin wie ein Strom, und der Wind war so heftig und kalt, wie ich ihn selten empfunden. Ohne die Menge von Maulthieren, die vor uns herschritten, und die wir erreicht hatten, wären wir durch diesen Gebirgspaß nicht hindurchgekommen, er heißt Gutsch Derrehler (Drei Thäler), und ich werde mich seiner, wie des Elmagh-Dagh und Kazli-göl noch lange erinnern. Die ganze Gegend vom Paß Schibli bis Turkomantschai besteht aus Yeilaks, oder Bergweiden, wo, wie zu Agatschik, sechs Monate Winter ist, „und wenn es Gott gefällt, sieben."

Den folgenden Morgen brach die Karawane, der ich mich meiner Sachen wegen angeschlossen hatte, erst spät auf, und ich hatte Gelegenheit, wieder die Ausdauer und Kraft der Maulthiere und ihrer Führer zu bewundern, in den tiefen Schneemassen den Weg zu finden oder einen neuen zu bahnen. Endlich wurden sie nach einer mühseligen Arbeit von mehrern Stunden durch den frohen Ausruf: „Eine Karawane!" belohnt. Es war eine ziemlich große Gesellschaft, die, abgetheilt in mehrere kleine Züge, uns bald entgegen kam.

Die Freude war groß auf beiden Seiten, und die Erkundigungen über den Weg u. s. w. verlangten schon einige Zögerung. Die uns begegnende Karawane bestand aus Hussein Khan, Mirrtschor, oder Stallmeister von Feridun Mirza, der mit seinen eigenen Frauen und einer von Abbas Mirza von Kerbelah zurückkehrte, begleitet von einer tüchtigen Zahl Maulthiere mit Koffern und Betten, Kochgeräthen, Dienern u. s. w. beladen. Sie hatten einen breiten Weg ausgetreten, und doch brauchten wir sechs Stunden, um vier persische Wegstunden zurückzulegen, denn dieß ist die Entfernung von Karatschummun, unserem letzten Nachtquartier bis Turkomantschai, wo 1828 der letzte Friedensschluß zwischen Persien und Rußland unterzeichnet wurde. Wir wechselten hier die Pferde, um über Hadscheria, einem andern kleinen Dorfe, wo der Weg sich bedeutend abwärts senkte, nach Miana zu kommen. Die Sonne wurde uns jetzt eher etwas lästig, und überall in den Dörfern waren die Leute außer ihren Hütten, um sich des warmen Sonnenscheins zu freuen. Unsern Pferden schien aber auch der Weg nicht zu behagen, der freilich etwas schlüpferig und zähe geworden war; namentlich zeigten sich die Packpferde so unfügsam, daß der Gholam Gregur dem Tschoppertschi sein Messer oder Dolch reichte, um es als Sporn zu gebrauchen. Ich konnte dieses sonderbare Mittel um so eher anwenden lassen, da persische Messer nie zu scharf sind.

Noch einmal schien der Winter uns seine Nähe zeigen zu wollen, und zwar auf eine recht empfindliche Weise. Eine Strecke des Weges war durch einen ausgetretenen Fluß unter Wasser gesetzt worden, das gefroren war, doch nicht an allen Stellen trug; doch mußten wir darüber weg. Der Tschoppertschi ritt voran mit den Depeschen des Gholam in einem Sacke. Doch war er noch nicht weit, als das Eis brach, und er mit Depeschen und Pferd in ein tiefes Loch fiel. Es war Abend, und wieder so kalt geworden, daß meine Stiefel am Steigbügel angefroren waren. Mit welcher Mühe wir uns aus dem Sattel brachten, um dem Versunkenen beizuspringen, kann man sich denken. Zwar fanden wir ihn noch mit sammt den Depeschen, ehe er erfroren war, und brachten ihn in die Höhe, aber um das Pferd herauszuziehen, mußten wir das ganze Eis aufschlagen, bis es endlich auf ein stärker gefrornes herausspringen konnte. Damit verschwendeten wir eine volle Stunde, und kamen erst um 11 Uhr in der Nacht nach Miana, halbtodt vor Kälte.

Auch hier fanden wir im Tschopperkhaneh wenig für unsere erstarrten Glieder, denn der Postmeister war todt, und unser Abendessen bestand in Thee, Brod und einigen Brocken Käse, indem uns die Aussicht trösten und erheitern mußte, den schlimmsten Theil unserer Reise hinter uns zu haben. Denn der Kafflankoh, der wohlbekannte Paß, der Irak von Adserbeidschan trennt, ist ohne Schwierigkeit und bedeutende Höhe. Auch das bekannte Schreckbild der Reisenden in Miana, die Wanzen, deren Stich sehr empfindlich seyn und oft den Tod zur Folge haben soll, habe ich nie zu Gesicht bekommen, und muß es unter die mancherlei Fabeln setzen, womit man so gern die Fremden schreckt und ängstigt.

Spät am andern Morgen brachen wir auf. Die Luft war heiter und angenehm, und der Anblick der braunen Erde, der uns von Zeit zu Zeit erfreute, ließ bald das Ende unserer Mühsal erwarten. Zuvor hatten wir noch ein Gebirg zu übersteigen. Vor uns lag es weiß genug, über welches der Paß Kafflankoh gerade an dem Punkte führt, wo der Kizil-Oizun aus einer dunkeln Schlucht, die er selbst ausgehöhlt hat, hervorbricht, um durch die Districte von Tarum und Khumza nach Ghilan und dem kaspischen Meere zu gehen. Die Straße, welche früher durch die Türken gebaut, in der neuern Zeit durch die Russen wieder ausgebessert worden, ist sehr bequem, und wir kamen über den ersten Bergrücken ohne besondere Schwierigkeit, wählten aber später lieber einen Weg, der uns erlaubte, mehr in der Ebene zu bleiben, da ich der Höhen schon genug gehabt hatte, über Sertschun nach Zengun, und hatten unsere Pferde, die wir von Miana brachten, in einen innern Stall verschlossen, damit der Führer uns nicht davon gehe. Als wir aber am andern Morgen aufbrechen wollten, war der Tschoppertschi schon vor uns mit dem besten Pferd, unter dem Vorwand es zu tränken, davon geritten. Nur mit Mühe erhielten wir im Dorf ein elendes Thier bis nach Niyle, wo wir es gegen ein besseres vertauschten, und noch den Abend nach Zengun aufbrachen, eines der elendesten Nachtlager, das ich gehabt habe, wo ich weder Bequemlichkeit noch Nachtruhe fand.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Das Schloß Bractin. Zwei Meilen von Totes (Departement der untern Seine) liegt das alte Schloß Bractin. Fast alle umliegenden Orte sind ihrem Namen nach römischen Ursprungs, Bractin aber, das in celtischer Sprache wahrscheinlich „befestigte Stadt" bedeutet, muß wohl in die Zeit vor der römischen Eroberung hinaufreichen. (Echo du Monde Savant vom 6 März.)

Erdbeben in Guiana. Nach dem Guyana Chronicle fand am 11 Januar zu Demerary ein heftiger Erdstoß statt, an demselben Tage also, wo Martinique heimgesucht wurde. Bekanntlich haben am letztern Ort noch später einige Stöße stattgefunden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 80.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

21 März 1839.

Die angloindiſche Regierung und die einheimiſchen Fürſten Indiens.

Das Foreign Quarterly Review vom Januar d. J. enthält einen faſt 100 Seiten langen Artikel über dieſen Gegenſtand, einen Artikel, der großentheils Auszug eines Pamphlets von einem Major Sutherland iſt, das im J. 1833 in Calcutta erſchien, meiſt nach officiellen Documenten, ſo wie nach eigenen Beobachtungen bearbeitet iſt, aber von der Regierung der Compagnie aufgekauft wurde, augenſcheinlich weil es dem Publicum mehr zeigte, als man dieß ſehen laſſen wollte. Der Gegenſtand hat natürlich ſeit den kürzlich in Indien eingetretenen Ereigniſſen ſehr an Wichtigkeit gewonnen, und wenn Major Sutherland ſchon 1833 ſeine Beſorgniſſe ausſprach, ſo müſſen ſie ſeitdem unendlich geſtiegen ſeyn, auch iſt es in der That kein Zweifel, daß das anglo-indiſche Reich Ereigniſſen entgegen geht, die, wenn ſie auch Englands Herrſchaft nicht ſtürzen, doch ſie in ihrem Grunde erſchüttern und verändern müſſen. Bei einem ſo umfangreichen Gegenſtande müſſen wir einzelne Punkte auch unbewieſen als wahr annehmen: dazu gehört namentlich der Umſtand, daß der Einfluß der Engländer, ſo mächtig er auch iſt, doch keineswegs eingreifend genug war, um die politiſchen Anſichten der Völker zu ändern. Wir hören jetzt nichts mehr von dem Moghulkaiſer in Delhi, ja ſein Name iſt unter uns verſchollen, und doch hat dieſer Schatten eines Schattens in Indien noch eine politiſche Bedeutung. Wie im Abendlande lange nach dem Sturze des weſtrömiſchen Reichs unter Romulus Auguſtulus die Idee eines römiſchen Kaiſers als einer politiſchen Nothwendigkeit noch unter den Völkern fortlebte, und zum Wiedererſtehen dieſes Kaiſerthums in einem Manne des ſiegenden Volkes Veranlaſſung gab, ſo iſt auch dieſer Schattenkaiſer in Delhi noch etwas Wirkliches, nämlich das Symbol der Einigung ſämmtlicher Mohammedaner Indiens, und die mohammedaniſchen Fürſten erkennen nicht nur noch die nominelle Oberhoheit des Kaiſers von Delhi an, ſondern ſie bewerben ſich auch, gleich andern Vornehmen, bei ihm um Titel und Ehrenämter, und dieß iſt z. B. von Seite des Nizam von Heiderabad, deſſen Gebiet faſt 90,000 engliſche Quadratmeilen umfaßt, um ſo mehr eine Art Proteſtation gegen die engliſche Herrſchaft, als dieſe ihm einen Miniſter aufdrang, der, ein Hindu von niederer Herkunft, weder ihm, noch dem geſammten reichen mohammedaniſchen Adel ſeines Landes genehm war. Ueberhaupt läßt ſich als allgemeiner Zug der engliſchen Politik in Indien erkennen, daß ſie geneigt iſt, die Hindus vor den Mohammedanern zu begünſtigen, was ſeine natürliche Erklärung darin findet, daß die letztern, als das vor noch kaum einem halben Jahrhundert herrſchende Geſchlecht, Anſprüche und Hoffnungen nähren, welche der Herrſchaft der Engländer am meiſten zuwider ſind. Man könnte dieſe Tendenz der Engländer wenigſtens vom politiſchen Standpunkte aus rechtfertigen, wenn ſie dadurch die thätige Zuneigung und Erkenntlichkeit der Hindus gewonnen hätten, aber dieß iſt nicht der Fall; die wahre Kraft des Hinduſtamms beruht in den Mahrattenſtaaten, die ſich in neuerer Zeit ſehr feindſelig oder mindeſtens eiferſüchtig gegen die Engländer zeigen, und in den Radſchputenſtaaten von Centralindien ſind offenkundige Gründe des Unmuths und des Haſſes gegen die Engländer genug vorhanden. Die politiſche Stellung der großen Parteien Indiens, Engländer, Mohammedaner und Hindus, gegen einander iſt kurz folgende. Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts erhebt ſich die Macht der Mahratten, und ſie ſteigt fortwährend, bis ſie im J. 1761 in der Schlacht von Panniput durch Ahmed Schah, den Stifter des Afghanenreichs und Vorkämpfer des Mohammedanismus, gebrochen wird. Bis ſie von dieſem Schlage ſich erholen konnte, war die Macht der Engländer emporgeſtiegen, trat dazwiſchen und überwältigte bald beide. Die natürliche Folge war, daß dieſe wenn auch nicht ihre gegenſeitige Abneigung aufgaben, doch ſich in gemeinſamem Haſſe gegen die Engländer vereinten.

Wenn von dem Verhältniß die Rede iſt, in welchem die angloindiſche Regierung zu den einheimiſchen Staaten ſteht, ſo theilt man dieſe letztern gewöhnlich in ſolche ab, mit denen ſogenannte Subſidiarverträge beſtehen, und in ſolche, die bloß engliſchen Schutz und Freundſchaft anzuſprechen haben. Der anfangs genannte Artikel des Foreign Quartorly Review geht nach dem Vorgang Sutherlands hierin noch viel weiter, und theilt ſie je nach der Verſchiedenheit der mit demſelben beſtehen,

den Verträge in sechs Classen ab. Erste Classe. Schutz- und Trutzbündniß, welches den Staaten ein Recht auf den Schutz der Compagnie auch in innern Angelegenheiten gibt, also der letztern ein Recht zur Einmischung in dieselben einräumt. Dieß ist nun hauptsächlich Audh (Oude), Mysore, Berar (ein Mahrattenstaat), Travancore, Cotschin (beide letzter an der Südwestspitze Indiens). Zweite Classe. In gleicher Stellung wie die vorigen, nur daß die indische Regierung kein Recht zur Einmischung in die innern Angelegenheiten hat. Hiezu gehören der mohammedanische Staat Heiderabad, und der mit den Mahratten in Verbindung gestandene Guicowar (oder Gäkwar, wie man jetzt schreibt) mit Guzerat und Baroda. Wesentlich ist diese Classe von der erstern nicht unterschieden. Dritte Classe. Schutz- und Trutzbündnisse mit Staaten, die der Compagnie tributbar sind, ihre Oberherrlichkeit anerkennen, auch nöthigenfalls ein Contingent stellen, aber keine Einmischung in ihre innern Angelegenheiten gestatten. Dieß sind nun hauptsächlich die zahlreichen Radschputenstaaten vom Tapti und Nerbudda nordwärts bis gegen den Setledsch und Dschumna hin. Vierte Classe. Gewahrleistungs- und Schutzverträge, nebst Unabhängigkeit in ihren eigenen Besitzungen. Hiezu gehören vorzugsweise die Sikhhäuptlinge auf dem südlichen Ufer des Setledsch. Fünfte Classe. Freundschaftsvertrag ohne sonstige Verbindlichkeiten. Gwalior oder das Gebiet Scindiahs. Sechste Classe. Schutzverträge, welche der englischen Regierung eine Controle über die innern Angelegenheiten gestatten. Hiezu gehören die beiden Mahrattenstaaten Sattara und Kolapur, und das Gebiet des Nominalkaisers von Delhi.

Der praktische Unterschied unter den verschiedenen Arten von Verbindungen zwischen der anglo-indischen Regierung und den einheimischen Staaten ist gering, und modificirt sich je nach den Umständen. Während z. B. der Schattenkaiser zu Delhi so gut wie gar keinen Anspruch auf Selbstregierung macht, ist Sattara, das juridisch in derselben Kategorie steht, eifersüchtig darauf bedacht, die Engländer zurückzuweisen. Die obige juridische Unterscheidung kann allenfalls nur dazu dienen, um zu zeigen, daß Verträge leere Worte sind, wo ein wohl oder übel verstandenes politisches Interesse zu fordern scheint, daß man sich darüber wegsetze; der angeführte Artikel des Foreign Quarterly Review nimmt auch gar keinen Anstand, der anglo-indischen Regierung wiederholte und offenkundige Treulosigkeit vorzuwerfen, und zu erklären, daß sie sich dadurch in den Augen der Eingebornen Indiens einen großen, und wahrscheinlich nicht wieder gut zu machenden Schaden gethan habe. Doch statt allgemeiner Bemerkungen wollen wir auf die Wirkungen und Folgen eingehen, welche das System der anglo-indischen Regierung auf die einzelnen Staaten gehabt hat, indem wir den Faden da aufnehmen, wo ihn Sutherland und sein sichtlich weit minder gut unterrichteter Extractor gelassen haben, um ihn durch die letzten Jahre fortzuführen, und an die neuesten Verhaltnisse anzuknüpfen. Wir beginnen unsere Aufzählung mit

Audh, dessen Beherrscher lange Zeit den Titel Wesir führte, weil er ursprünglich nur der Beamte des Kaisers von Delhi war, und verweisen in historischer Hinsicht auf den kurzen Artikel über die neueste Thronveränderung in Audh (siehe Nr. 39 vom vorigen Jahre).

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch Batavia im Januar 1838.

(Fortsetzung.)

Von hier fuhr ich nach dem höher gelegenen Weltevrede. Der Weg dahin ist unendlich schön, und hat die üppigste indische Vegetation zu beiden Seiten. Es war glühende Mittagshitze, und die Sonne, welche im Zenith der Insel stand, schoß ihren senkrechten Strahl auf den Wanderer. Die Wagen, welche man hier gebraucht, sind an der Rückseite offen, damit durch das schnelle Fahren Luftzug entstehen könne, welcher eine angenehme Kühlung durch die drückende Schwüle hinhaucht. Mit diesem Luftzug wird der Duft von tausend würzigen Blüthen dem durch die Hitze Ermatteten entgegengetragen, und versetzt ihn in eine liebliche Trunkenheit. Kokosnußwäldchen, Pisangbäume, Pompelmußen wechseln ab mit dem riesigen Bambus, dem Citronen- und Apfelsinenbaum. Zwischen diesen liegen die Wohnungen der Europäer zerstreut wie in einem paradiesischen Garten, und tragen selbst durch ihre Einrichtung mit dazu bei, den ganzen Anblick noch feenartiger zu machen. Die Gebäude sind groß, aber nur einstöckig, haben ein plattes Dach und immer einen trefflichen Säulengang vor sich. Zwischen den schlanken, weißen Säulen sind Rouleaux befestigt, um die brennenden Sonnenstrahlen abhalten zu können. Die Zimmer sind groß und hoch und mit allen Bequemlichkeiten, welche Europa und Asien darbietet, versehen. Glanz und Luxus herrscht in ihnen, und die große Zahl der schwarzen Dienerschaft lauscht auf den Augenwink des durch das Klima ermatteten Europäers. Dieser blickt apathisch auf den Luxus um sich, der einzigen Entschädigung für so viele Entbehrungen; doch seine Einsylbigkeit wird beredter, und sein matter Blick erhellt sich, wenn er an das ferne Vaterland erinnert wird. Die Garcinia mangostana, die Mangifera indica, die Eugenia jambos, die Punica granatum, die Nephelia lappacia, das Psidium pomiferum, die annona squammosa und viele andere bieten ihm ihre lieblichen erfrischenden Früchte an, die Gardenia florida, das Jasminium sambac und der Hibiscus rosa sinensis schmeicheln seinen Augen, die Balsamina impatiens, Polyanthes tuberosa und die Mirabilis dichotoma hauchen ihm den lieblichen Duft entgegen, aber ruhig und stumm schaut er auf Alles, und empfindet, daß ihm der ganze Zauber Indiens das Verlorne nicht ersetzen kann.

Ich fuhr in das Hospital zu Weltevrede, und durchwanderte mit zwei deutschen Aerzten, welche den Landsmann erfreut aufnahmen, die schönen Säle dieser Anstalt. Ein Saal war mit Europäern, ein anderer mit Buginesen und Javanen, ein drittes mit Afrikanern von Aschante angefüllt. Diese Aschantesen (von der Küste von Guinea) erhält Holland von ihrem

Beherrscher, und sie werden als soi-disants Freiwillige jährlich in größerer oder geringerer Anzahl nach Java übergeführt, um Militärdienste zu thun. Doch derselbe milde Geist, welcher überhaupt die holländische Regierung in Bezug auf ihre Colonien beherrscht, bewirkt auch, daß die Verhältnisse dieser Afrikaner ungleich weniger drückend sind, als die absolute Regierungsform ihres natürlichen Beherrschers. Leider verstand ich eben so wenig als die behandelnden Aerzte ihre Sprache. Sie wurden zuerst nach Samarang gebracht, da aber hier eine große Anzahl derselben schnell durch die Ruhr hinweggerafft wurde, so hatte man einen Theil davon nach Weltevrede genommen, um sie hier erst zu acclimatisiren. Sie haben große Gestalten, eine glänzend schwarze Farbe, kurzes, wolliges Haar, eine hohe, aber schmale Stirn, zusammengedrückte Schläfe, starke Jochbeine, ausgeprägte Gesichtszüge, welche durch ein glänzend schwarzes Auge mit blendend weißer Bindehaut belebt werden. Ihr Gebiß ist vortrefflich, tritt aber etwas mehr als in der kaukasischen Race hervor, die Zähne elfenbein weiß, Muskeln und Knochensystem gut ausgebildet, ihr Wuchs schlank, ihre Haltung kräftig. Sie haben keinen Bart, aber tragen alle eine drei bis vier Zoll lange Narbe auf der rechten Wange, welche sie sich künstlich schneiden, um dem Gesichte einen kriegerischen Ausdruck zu geben. Denselben edlen Geist, welchen ihre Körperstructur ausdrückt, sollen sie auch in ihrer Handlungsweise fortwährend zeigen. Sie sind, wie mir Officiere versicherten, welche sie anführten und von Guinea herübergeführt hatten, großmüthig, ehrgeizig, tapfer und dankbar im höchsten Grade. Fühlen sie sich glücklich in ihren neuen Verhältnissen? ich weiß es nicht, aber mehrere waren im Hospital, welche an Geisteskrankheiten mit vorherrschender Melancholie litten. Ich besah sodann das Schloß zu Weltevrede, ein riesiges Gebäude, welches für die Justizbeamten und die hohe Gerichtsbarkeit zur Sitzung dient. Von hier fuhr ich zu einem javanischen Campong. Die Hauser sind klein, einstöckig von Bambusholz erbaut, ohne Fenster, und haben gewöhnlich nur zwei Abtheilungen im Innern, welche als Zimmer dienen. Das Licht fällt zur Thüre hinein, und ein Vordach, welches einige Bambusbäume als Säulen tragen, erlaubt den Javanen, sich fast das ganze Jahr hindurch im Freien aufzuhalten. Eines der Zimmer ist von den Häuptern der Familie bewohnt, gewöhnlich Vater und Mutter, während das andere Zimmer der ganzen übrigen Familie, den Kindern und der Dienerschaft zum Schlafgemach dient. Die häuslichen Geschäfte werden fast alle unter dem Vordach vorgenommen. Hier saß eine Familie um ein Feuer niedergekauert, ihre einfache Speise aus gekochtem Reiß und Fisch bereitend, dort verzehrte eine andere ruhig und stumm mit den Fingern ihr Mahl, denn der Gebrauch der Messer, Gabel und Löffel ist bei den Javanen nicht üblich. Eine ausführlichere Beschreibung der javanischen Eigenthümlichkeiten spare ich jedoch einer andern Arbeit auf. Von hier fuhr ich weiter in das Land hinein, um einer javanischen Festlichkeit noch an demselben Abende beizuwohnen.

(Schluß folgt.)

Der römische Carneval 1839.

(Schluß.)

Am Ave Maria, wenn der herrliche blaue Himmel mit Abendroth geschmückt und der Horizont von der untergegangenen Sonne noch vergoldet ist, laufen auf der Piazza del Popolo acht bis zehn schöne Barberpferde ab, und obwohl sie keine Reiter tragen, fühlen sie doch den brennendsten Wetteifer zuerst ans Ziel zu kommen, das ihnen am Ende des Corso gesteckt ist; merkwürdig ist ihre ungemeine Ungeduld, ehe das hindernde Seil fällt, auch die Menge wartet gierig auf diesen Augenblick, und ein über den Weg laufender Hund erregt die lebhafteste Sensation. Die Carnevaltage gleichen wahren Schlachttagen, und höchst ermüdet zerstreut man sich, nachdem man sich nach geendigtem Pferderennen etwa noch eine Stunde auf der Straße herumgetrieben hat, in die nahe liegenden Café's, wo Maskirte und Unmaskirte sich behaglich ausstrecken, und von den Fatiguen des Tages sprechen. Noch ist aber das Tagewerk nicht vollbracht, man entzieht sich dem Tabaksqualm im Café, eilt nach Hause, wirft andere Kleider oder ein neues Maskencostume um und geht in den Festino im Theater Alibert. Beim Eintritt in diese reich erhellten Sale möchte man sich fast in ein Feenreich versetzt glauben, es glänzt und funkelt Alles, und die geräumigen Hallen nehmen die herbeiströmende Masse kaum auf; trotz des lebendigen Treibens, des Summens der undurchdringlichen Menge Menschen, fühlt man sich nicht beengt, und vielmehr ein friedlicher Eindruck, eine reine Freude über die einträchtige, große Versammlung dringt in die Brust.

Bei den Italienern finden Maskenfeste ihr kräftigstes Gedeihen, sie sind recht heimisch in denselben, und das bewegliche Volk, noch ausgestattet mit äußerlichem Glanze, worin es sich so gut gefällt, ist hier recht in seinem wahren Elemente. Die glänzendste Imagination ist sein Haupterbe, und die herrliche Sprache, welche die Producte einer immer fruchtbaren Phantasie ausdrückt, verleiht den herrlichen Junogestalten der graciösen Römerinnen einen neuen Reiz. Harmlos und lustig bewegt man sich in dieser allgemeinen Freude, Alles geht in der besten Ordnung, weder Augen noch Ohren werden in irgend einer Weise beleidigt; hier sieht man die schönsten Gesichter, männliche wie weibliche, bewundert aber vorzüglich die Schönheit der Frauen und Mädchen an Hals und Nacken, deren Wendungen vom reinsten Ebenmaße sind, den Rosenteint, die rabenschwarze Haare. Was aber die Majestät des Kopfes betrifft, so stehen die Römerinnen hierin den Landmädchen nach, welche, aus dem Sabiner- und Albanergebirge kommend, die Lustbarkeiten der Stadt neugierig mit ansehen, mit Feueraugen um sich blicken, und nachdenkend die vielen Gegenstände betrachten, was schon das ernste Angesicht beweist, auf dem die antik-römische Nase thront.

Das römische Carnevalleben, möchte man sagen, gleicht dem Leben einer Familie, und die Fremden sind die Besuche, welche die Familie empfängt, man kennt in Rom keinen Unterschied der Stände. Jeder hat das gleiche Recht, sich zu divertiren, und er ist stolz auf seinen Fasching: man mag hinkom-

men, wo man will, ſey es z. B. nur in einen Laden, um etwas zu kaufen, ſo ſpricht der Römer unmittelbar vor uns während ſeiner Feſte vorzüglich nur davon, und es freut ihn, wenn man ihm zu ſeiner Befriedigung antwortet, daß ſie gefallen haben. Im tollſten Gedränge geht Alles in Fugen und Geleiſe, trotz der ungeheuren Menge von Wagen und Pferden, welche gleichſam ſchon aus Inſtinct ſich ruhig verhalten; man hört nie etwas von einem Unfalle, und iſt ja einmal ein Phaeton ſo unklug, ſeine Pferde nicht mit der gehörigen Vorſicht für die umwogende Menge zu lenken, ſo wird er alsbald zurechtgewieſen, daß er ſeine Accidente vermeide, und ſchämt ſich. Nicht eine einzige Gemeinheit entdeckt man, das Volk iſt ruhig in ſeiner Art, es verlangt nicht mehr, als ihm hier geboten iſt, es drängt ſich nicht in Weinkneipen nach dem geendigten Feſttage, man ſieht niemals einen Betrunkenen, keinerlei Exceß wird begangen, aber am Abend werden die Gegenſtände und die gemachten Erfahrungen ſich in traulicher und gutmüthiger Unterhaltung mitgetheilt, und man ſchläft ruhig, um den folgenden Tag mit gleichem Genuſſe verleben zu können.

Chronik der Reiſen.

Fraſers Tatarenreiſe nach Teheran.

3. Reiſe von Erzerum nach Teheran.

(Schluß.)

Sobald das Land ſich wieder erhob, wie auf der Straße nach Sultanieh, trafen wir auch wieder Kälte und Schnee, doch wir verließen dieſe höhern Gegenden zu ſchnell, um ernſtlich davon zu leiden. Einen unangenehmern Eindruck machen die zahlloſen Ruinen und Spuren von Verwüſtungen, mit denen Perſien überſäet iſt, und welche Zeugniß geben von den innern täglich zunehmenden Zerwürfniſſen, die das Land zerfleiſchen. So war früher Sultanieh berühmt wegen des Mauſoleums von Sultan Mahomed Khodah-bendeh, einem Abkömmling von Tſchengis, und dem erſten perſiſchen Monarchen, der ſich für den Glauben der Schiiten öffentlich erklärte; ferner hielt ſich früher der Schah alle Jahre in den heißen Monaten mit ſeinem ganzen Hofe hier auf. Die Nähe der ruſſiſchen Gränze hat ihn jetzt davon abgebracht, und der Palaſt und der Ort verfallen. An andern Orten haben die Söhne des Königs, beſonders ſeit dem Tode des Thronfolgers, Zerſtörung und Schrecken um ſich verbreitet, und durch ihre Gewaltthätigkeiten und Erpreſſungen die Einwohner verſcheucht. Daher herrſcht in den meiſten Provinzen eine gereizte, wenn auch noch unterdrückte Stimmung, die bei dem geringſten Anlaß in hellen Flammen auszubrechen droht. Eine ſolche Scene erlebte ich in Siadehn, dem letzten Nachtlager vor Caswin (Casbin). Wir hatten mit unſern Begleitern aus Khorum-derreh den Vertrag gemacht, uns bis Caswin zu führen, und ihnen im voraus das Geld dafür gegeben. Sie aber hatten es vorgezogen, mit dem Geld und ihren Pferden ſich bei Nacht davon zu machen. Sobald das bekannt wurde, ließ der Poſtmeiſter auf Anrathen des Gholam die nächſten beſten Pferde im Ort anhalten und in ſein Gehöft bringen. Natürlich proteſtirten die Eigenthümer gewaltig dagegen, und als ihre Vorſtellungen kein Gehör fanden, riefen ſie das Dorf zu Hülfe, das mit allen möglichen Werkzeugen gegen das Poſthaus loſtürmte. Ihnen entgegen eilte der Poſtmeiſter und ſeine Knechte, und es kam zu einem heftigen Kampfe, der wer weiß wozu hätte führen können, wenn die Weiber ſich nicht darein gemengt und den Streit geendet hätten. Ich war mit hinausgetreten, und wurde durch ein anderes Ereigniß auf ſeltſame Weiſe berührt. Eine trächtige Ziege nämlich, die nicht weit von dieſem Auflauf ſich befand, wurde dadurch ſo erſchreckt, daß ſie auf der Stelle zwei jungen Ziegen das Leben gab, und einen ſonderbaren Kontraſt bildete die Zärtlichkeit dieſes Thieres, mit der es ſeine zwei zitternden Jungen bedeckte gegen die wilden Leidenſchaften des Zornes und Haſſes in dem Getümmel der Menſchen.

Noch ſchwieriger ward es uns in Caswin Pferde zu erhalten. Zwar wandte ich mich ſogleich an den Untergouverneur, Mahomed Sheriff Khan, meinen frühern Freund, der mich gaſtlich in ſein Haus aufnahm; aber Pferde waren im ganzen Orte nicht zu finden, da den Tag vorher Mirza Nubbi Khan, ein vornehmer Mann, mit einem großen Gefolge abgereist war und alle Thiere in Bazars und Straßen in Beſchlag genommen hatte; auch in einigen Tagen der Prinz-Gouverneur des Diſtrictes Alli Nuki Mirza abreiſen wollte und Jedermann ſeine Pferde verbarg, um durch die Gewaltthätigkeit der Großen ſie nicht einzubüßen. Zwar hatte mir mein Wirth ſeinen ganzen Einfluß verſprochen und ſich verpflichtet mit eidlichen Verſicherungen, mich eilig nach Teheran zu ſchaffen, aber ohne meine eigene Thätigkeit würde ich haben lange warten können. Lachen mußte ich, als der gute Mann das, was ich gethan, ſich aneignete, und ſeine warme Freundſchaft für mich und alle Engländer in ein glänzendes Licht ſtellte.

Gegen 10 Uhr des Morgens am 7 März verließ ich Caswin, und erreichte am folgenden Tage bei freundlichem Wetter und gutem Wege glücklich das Ziel meiner Reiſe, Teheran, nachdem ich ſeit unſerer Abreiſe von Belgrad 7 Wochen lang mit Eis und Schnee zu kämpfen und die furchtbarſten Anſtrengungen zu erdulden gehabt hatte.

Die Revue du Havre enthält Nachricht von mehrern Veränderungen, die am Meeresufer in der Nähe von Cherbourg und im Laufe der Seine ſtattfanden. Am Vorlande La Hève ſind mehrere Landſchlipfe vorgekommen, und nicht wenige Beſitzungen am Meeresufer ſind gefährdet durch Einbrüche, welche das ungewöhnliche bewegte Meer gemacht hat. Auch im Baſſin der Seine ſind ähnliche Veränderungen vorgegangen; bei Honfleur, Quilleboeuf und Tankarville wurde das Ufer weggeriſſen, das ſich ſchon mit grüner Vegetation zu bedecken anfing, und dieſe ſo fortgeriſſene Erde hat das Fahrwaſſer verſchlemmt, und hindert nun zum Theil die Schifffahrt.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 33** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Jules Janins Reiſe in Italien.** (Fortſetzung.) — **Die Schlacht bei Benevento.** (Fortſetzung.)

Das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Bögen erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des „Auslandes“ jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 81.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 März 1839.

Einige Bemerkungen über die russische Literatur.

Th. Bulgarin hat in Nr. 31 der Nordischen Biene einen ersten Brief über den jetzigen Zustand der russischen Literatur einrücken lassen, der zwar keine vollständige Mittheilung verdient, auch wegen der Bemerkungen über einige russische Sprachverbesserer keiner solchen fähig ist, doch aber einige interessante Bemerkungen enthält. Es ist freilich etwas Eigenes um eine Nation, deren Literatur ein so beschränktes einheimisches Publicum hat, indeß ist trotz der Klagen Bulgarins die russische Literatur sichtlich im Fortschritt begriffen. Eine seiner Klagen besteht darin, daß fast alle Literatoren Rußlands sich im Staatsdienste befinden, und somit nur ihre Mußestunden der Literatur widmen könnten, da doch ein eigentlicher Literator, der sich mit den wichtigern Erscheinungen der Zeit auf dem Laufenden erhalten wolle, Alles lesen müsse. Dieß läuft auf eine Polyhistorie hinaus, die man noch in einem so literaturarmen Lande, wie Rußland, aber nicht mehr in einem an Literatur so überreichen Lande, wie etwa Deutschland ist, üben kann. Eine zweite Klage ist, daß Alles sich in die Journalistik wirft, und fast Niemand mehr sich die Mühe nehmen will, etwas gründlich zu bearbeiten und ein Buch zu schreiben, oder auch nur eines zu übersetzen. Bulgarin bemerkt, daß jährlich etwa 3000 Bogen Journalliteratur erscheinen, was freilich für Rußland sehr viel ist. Zudem glaubt sich jeder fähig und berufen, in ein Journal zu schreiben, obgleich es diesen Journalisten sogar an grammatikalischer Kenntniß ihrer eigenen Sprache fehlt. „In ganz Europa," sagt Bulgarin, „gibt es kein Beispiel, daß ein Buch mit grammatischen Fehlern in die Welt tritt, bei uns aber ist es die größte Seltenheit, ein Buch oder auch nur einen Journalartikel zu sehen, der rein und regelmäßig russisch geschrieben ist. Allenthalben halten sich die Journalisten für die Wächter und Bewahrer der Reinheit und Regelmäßigkeit der Sprache, bei uns ist das Gegentheil der Fall. Allen Gebildeten ist bekannt, in welcher Sprache die „Lesebibliothek," die „literarische Beilage zum russischen Invaliden," der „Zeitgenosse," die „Vaterländischen Denkwürdigkeiten" und der „Moskauische Beobachter" erscheinen. Wenn in diesen Journalen einmal ein gut geschriebener Artikel vorkommt, so sind die Herausgeber vollkommen unschuldig daran." Dieß ist denn nun freilich arg, und man kann wohl mit Recht sagen, daß dieß eine Folge der treibhausmäßig geförderten Civilisation Rußlands ist. Zum Unglück haben diese Schriftsteller, die so hochmüthig auf die Grammatik herabsehen, noch die Eitelkeit, dieß für eine Tugend zu halten, und wollen ohne Rücksicht auf Etymologie nach dem Gehör und der gesprochenen Sprache schreiben, wovon auch in Frankreich vor zehn Jahren ein gewisser Hr. Merle ergötzliche Proben geliefert hat. Hr. Bulgarin fragt nicht ohne Grund: „Wie sollen Vaterlandsgenossen, die eine fremde Sprache sprechen, das Russische lieb gewinnen, wenn man es mit einer solchen Barbarei verhunzen läßt."

Die angloindische Regierung und die einheimischen Fürsten Indiens.

Audh.

Vom Jahre 1768 bis 1816 wurden mit dem Beherrscher der Provinz Audh nicht weniger als neun Verträge abgeschlossen, die alle Ländertausch, Truppenstellungen, Geldbewilligungen und dergleichen zum Zwecke hatten; Audh, das seit der Thronbesteigung des vorigen Herrschers den Titel eines Königreichs führte, und somit die ehemalige nominelle Abhängigkeit vom Moghulkaiser gänzlich aufzugeben schien, sank im Verlaufe dieser Verträge zu gänzlicher Abhängigkeit von den Engländern herab, von deren Gebiet es umrungen war. Durch sie vor äußern und innern Feinden geschützt, wurden die empörendsten Erpressungen ausgeübt, und wenn der Haß zum Ausbruch kam, waren die Engländer mit ihren Truppen zur Hand, um die Rebellen zu strafen. Die Größe dieses Uebels hatte endlich die angloindische Regierung vermocht, durch starke Vorstellungen einen ausgezeichneten Mann, Namens Ali Mehndi Khan, dem K ig als Minister aufzudringen, und dieser hatte in seiner kurzen, nur zweijährigen Verwaltung (1830 bis 1832) doch wenigstens so viel gethan, daß er die Verpachtungen der Steuern, welche namenloses Elend und zum Theil blutige Auf-

stände über das Land gebracht hatten, größtentheils aufhob; als er aber durch die Höflinge und den Einfluß des Harems verdrängt worden war, ging die alte Unordnung von neuem an, und der Generalgouverneur drohte dem König mit Entsetzung oder zum mindesten mit einer Leitung der Verwaltung und der Finanzen des Königreichs durch englische Beamte, wenn er nicht ernstliche Reformen in seinem Lande vornehme. Hiezu nahm der schwache, von Weibern und Günstlingen beherrschte Wollüstling auch wirklich mehrmals einen Anlauf, allein mit schlechtem Erfolg, und der Generalgouverneur hatte wohl seine Drohung wahr gemacht, wenn nicht der König im Julius des Jahres 1837 glücklicherweise gestorben wäre.

Es war vor seinem Tode in den anglo-indischen Journalen viel von der angedrohten Maßregel die Rede, und die Meinungen waren sehr getheilt. Viele waren der Ansicht, wenn die Regierung des Königs von Audh schlecht sey, so habe sie doch noch den Vorzug, daß sie von Eingebornen verwaltet würde, englische Beamte aber, mit dem Volk und den speciellen Verhältnissen unbekannt, würden in Prari noch schlimmer wirthschaften. Triftiger scheint der Grund, daß ein Anschreißen der Regierung nicht nur dem Volke überhaupt, das die Engländer mit Haß und Eifersucht betrachtete, zuwider seyn würde, sondern hauptsächlich den höhern Classen, die dadurch aller Aussicht auf den Staatsdienst verlustig gingen, und somit eine mächtige Opposition bilden würden. Indeß mußte gegen die Uebel der Verwaltung im Königreich doch Rath geschafft werden, denn die anglo-indische Regierung konnte die Sache nicht sich selbst überlassen; einestheils weil die Erpressungen im Königreich Audh die Sipahis unzufrieden und schwierig machte, — indem zwei Drittheile der bengalischen Armee aus Audh gebürtig sind, und dort meist kleine Ländereien besitzen, welche durch die Erpressungen der Steuerbeamten werthlos wurden, — anderntheils weil das gewaltsame Verfahren dieser letztern die stolzen Radschputen, aus denen zum Theil die großen Güterbesitzer und Lehnsherren bestanden, zum offenen Aufstand trieb, wo sodann die Engländer mit gewaffneter Hand einschreiten sollten.

Wir können nicht umhin, hier einen dieser Vorfälle zu erzählen, da derselbe vielleicht indirect zum Tode des Königs beitrug. Im Mai des Jahres 1834 zogen einige Steuerpächter *) gegen einen Radschputenhäuptling, der, der Geldanforderungen müde, sich mit zwei tapfern Söhnen und fünfhundert Anhängern in seiner Veste einschloß, dort den mit 4000 Mann und Artillerie gegen ihn marschirenden Tschakladars Trotz bot, sich 14 Tage gegen sie behauptete, und als alle Munition verschossen war, mit dem Säbel in der Faust sich einen Weg durch die feindlichen Schaaren bahnte. Bei der Verfolgung fielen die meisten seiner Leute, und das brittische Gebiet ward verletzt, wofür Genugthuung gefordert wurde, indem man die Absetzung der Beamten verlangte. Diese Beamten waren aber die Söhne eines Günstlings bei Hofe, und die ganze Genugthuung bestand darin, daß man die Verwaltung der Tschakla dem Neffen dieses Höflings, statt den Söhnen übertrug, und dieser Neffe soll erst selbst noch an dem Zuge gegen den obgenannten tapfern Radschputenhäuptling Theil genommen haben. Natürlich begnügten sich die Engländer damit nicht, und jener Günstling selbst, Subhan Ali Khan genannt, wurde entfernt, worauf er nebst andern gleichfalls gefallenen Günstlingen, welche befürchteten, daß sie noch einmal ihr übel erworbenes Vermögen herausgeben müßten, dem König nach dem Leben getrachtet haben soll. Der König, Nasireddin Heider, starb auch wirklich an Gift, und der oben erwähnte Subhan Ali Khan wurde, als des Mords höchst verdächtig, gefänglich eingezogen. Was aus ihm geworden, ist uns noch unbekannt, kann uns hier auch gleichgültig seyn.

Die Engländer schienen von den Vergiftungsversuchen, die in großer Zahl vorangegangen — der König aß und trank am Ende fast nichts mehr, als was er selbst oder ein ihm vertrauter englischer Arzt bereitete und holte — unterrichtet und auf seinen Tod gefaßt gewesen zu seyn, und hatten ihre Augen auf den Oheim des Königs, Nasir-ed Daulah geworfen, und diesen zu seinem Nachfolger bestimmt, da der Verstorbene einen ihn überlebenden Sohn, Namens Munadschan Feridun, selbst für unächt erklärt, *) und ihn auch die Compagnie nicht als legitimen Sohn anerkannt hatte. Die Mutter Munadschan Feridun's wollte indeß die gebotene Gelegenheit ergreifen, ging mit ihrem Sohne in den Palast und erklärte ihn als rechtmäßigen Beherrscher des Königreichs Audh, welche Erklärung das Volk mit Jauchzen aufnahm. Aber der englische Resident, Oberst Low, handelte mit kalter Entschlossenheit: er ließ die Truppen aufmarschiren, forderte von Munadschan Feridun augenblickliche Verzichtleistung auf den Thron, und gab ihm hiezu nur eine Viertelstunde Bedenkzeit. Als diese ohne Antwort verstrich, und das Volk Miene machte, sich den Engländern zu widersetzen, ließ er mit Kartatschen feuern, und seine Soldaten drangen in den Palast, wobei der Thron von Audh seiner meisten Kostbarkeiten beraubt wurde. Der junge Prinz ward sehr hart behandelt, mit auf den Rücken gebundenen Händen in den Kerker geführt, und bald darauf über die Gränze gebracht, nach dem Fort Tschunar bei Cawnpur, wo er unter strenge Aufsicht gestellt wurde. Alles dieß war das Werk von vier Tagen, denn am 7 Julius Nachts starb der König, und am 12 war der Prinz schon auf dem Wege nach Cawnpur.

Es bestätigt sich durch alle Nachrichten, daß das Volk im Ganzen genommen für den jungen Prinzen gestimmt war, und ein Officier ließ sich in einem Schreiben also vernehmen: „hätte die Padscha Begum (Königin Mutter) sich nicht in einen Palast eingeschlossen, sondern auf das Land gezogen, so würde sie in kurzem ein Heer von 40,000 Mann, darunter alle königlichen Truppen um sich versammelt haben, und im Stande gewesen

*) Tschakladars, Districtinhaber.

*) Aus späterer Abneigung gegen dessen Mutter, was in den Augen des Volks kein Hinderniß seyn konnte, da Nasireddin Heider selbst früher von seinem Vater als unächt erklärt worden war, und doch den Thron bestiegen hatte. Der nach England gekommene Kronprätendent, Namens Ebal-ed daulah, ist ein Neffe des jetzigen alten Königs, von einem Halbbruder, Namens Schemserdaulah.

seyn, an die brittische Regierung zu appelliren." Die Entschlossenheit Oberst Lows hatte der Sache schnell ein Ende gemacht, und Nasireddaulah, ein 70jähriger Greis, bestieg den Thron, der obenerwähnte Minister, Ali Mehndi Khan, ward ins Amt berufen, und wenn er gleich kurz darauf starb, so wurde die Staatshaushaltung doch auf bessern Fuß gesetzt und große Einschränkungen vorgenommen. Die beste und für die Engländer ehrenvollste war, daß ein ganzes Heer englischer Abenteurer, welche als Ingenieure, Adjutanten, Aerzte, Astronomen, Musiker, Köche, Barbiere, Maler u. dgl. sich am Hofe des vorigen Königs befunden, und für ihr Nichtsthun zum großen Skandal und Aerger des Volks große Besoldungen bezogen hatten, alsbald entlassen wurde. Dagegen wurde eine für die englischen Interessen viel nützlichere Anordnung getroffen, nämlich die ganze Armee von Audh mit englischen Officieren zu versehen. Dieß schließt indeß noch den Punkt ein, daß diese Officiere auch den Sold der Truppen zu bezahlen haben, zu welchem Ende sich dann der König, der freilich völlig von den Engländern abhängt, zu einer Zahlung von 16 Laks Rupien (160,000 Pfd. Sterl.) jährlich anheischig machte. Dieß ist der zehnte Vertrag, den das Königreich Audh mit den Englandern abgeschlossen. Ein Befehl aus dem Hauptquartier Simla, datirt vom 6 Januar 1838, schreibt direct die Errichtung dieses Corps vor, bezeichnet die englischen Sipahiregimenter, aus denen die Officiere und Mannschaft zu demselben entnommen werden sollen, und stellt diese hinsichtlich der Besoldung und Pensionirung auf gleichen Fuß mit den von den Engländern unterhaltenen sogenannten Localcorps; kurz, es geht daraus unwidersprechlich hervor, daß sie nichts seyn sollen, als eine englische Truppe, die von den Einkünften des Königreichs Audh bezahlt wird. Dieser Gegenstand ist nicht außer Acht zu lassen, denn dieß ist nur der Anfang eines Systems, das man mit der Zeit auf alle einheimischen Staaten ausdehnen will, denn schon Sutherland bemerkt in seiner oben angezogenen Schrift: „Einige Staaten zahlen bereits eine Subsidiärmacht zur Unterstützung ihrer innern Verwaltung, andere zahlen Tribut, und überdieß versprechen fast alle, ein besonderes Contingent zu unterhalten, oder ihre ganze Armee zu unserer Verfügung zu stellen. In dieser letztern Hinsicht können wir uns für berechtigt halten, noch eine Controle über denjenigen Theil ihrer Truppen zu führen, den sie nicht für die innere Regierung (d. h. zu Polizeizwecken) nöthig haben. Durch die Art ihrer Organisation und ihrer Sinnesart sind diese Armeen für uns gefährlich, und könnten, wenn wir von außen angegriffen werden, unserer Macht verderblich werden. Bis wir diese Controle erhalten haben, muß unsere Lage in Indien unter gewissen Umständen höchst kritisch werden, denn es ist augenscheinlich, daß wir in Indien keine Armee bezahlen können, die hinreichend stark ist, unsere Schlachten an der Gränze zu schlagen und unsere Stellung gegen feindliche Combinationen im Innern zu behaupten." Diese Stelle ist für die von den Engländern verfolgte Politik, so wie für ihre jetzige Lage in Indien, entscheidend.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch Batavia im Januar 1838.

(Schluß.)

Der Festplatz war in einem Kokosnußwäldchen, welches kleine freie Plätze zwischen sich ließ. Diese waren umgeben von einer Masse Javanen beiderlei Geschlechts, welche inländische Speisen, Confitüren und Früchte zum Verkauf ausboten. Fackeln beleuchteten die Scene, welche für mich so neu war. Halbnackte dunkle Mannergestalten, den flammenförmigen Dolch (Kris) mit abenteuerlich geschnitzeltem Griffe im Gürtel, lagen umher. Diese Waffe trägt jeder Javane, und sie dient zugleich, um den freien Mann vom Sklaven zu unterscheiden. In der Mitte des Platzes führten die Tänzerinnen (Ronggeng's), welche bei keinem inländischen Feste fehlen, den Tanz (tondak) auf. Diese Mädchen treiben das Tanzen als Geschäft, wodurch sie sich ernähren. Ihre Kleidung ist sehr einfach und besteht aus einem Kleide (Sarong), welches durch einen Gürtel auf den Hüften festgehalten wird, und aus einem Oberkleid, welches in seiner Form Aehnlichkeit mit einem Schlafrock hat, aber kürzer ist und sich fest an den Oberkörper anschließt. Das starke schwarze Haar ist mit Kokosnußöl pomadirt und bekommt hiedurch einen sehr üblen Geruch. Große Ohrringe, ein Kamm mit Goldblech auf dem Kopf und ein chinesischer Facher in der Hand vervollständigt den Putz. Der Tanz selbst besteht in trägen, ungracidsen und wollüstigen Bewegungen, wozu die Hand mit dem Facher gesticulirt. Der an sich unschöne Ausdruck des Tanzes wird keineswegs durch die Schönheit der Tänzerinnen gehoben. Sie sind kleiner als die europäischen Frauen und deren schlanke Zierlichkeit fehlt ihnen durchaus. Sie haben kleine Hände und Füße, aber die in der Mitte eingedrückte, fleischige, kleine Nase entstellt ihr Gesicht sehr. Ihre Zähne sind vorn abgefeilt, schwarz gefärbt und sie kauen wie die Männer Betel. Die Musik ist für ein europäisches Ohr schauderhaft, und wird durch ein Instrument, welches mit der Violine Aehnlichkeit hat, aber nur zwei Saiten besitzt, eine Art Trommel, welche sehr schmal ist und mit den Händen geschlagen wird, und durch mehrere metallene Töpfe, welche mit Stöcken berührt werden, hervorgebracht. Nachdem die Musik einige Zeit gedauert hatte, wurden die unmusikalischen Töne wilder und verwirrter, die ganze Gesellschaft schrie häßlich und unmelodisch dazu, die Tänzerinnen bewegten sich rascher aber nicht schöner als vorher, und Alles kehrte dann wieder zur gewöhnlichen Weise zurück. Etwas entfernt von dieser Scene lagen mehrere Chinesen in greller Fackelbeleuchtung unter einem Baume, welche im topho und topho den Javanen das wenige Geld, welches diese besaßen, abnahmen. Die Physiognomie der Chinesen hat ohnehin nichts Edles, war aber hier durch die grelle Beleuchtung und durch die niedrigen Leidenschaften, welche das Spiel hervorrief und die der Gesichtsausdruck wiedergab, noch widerwärtiger. Ich kehrte nach Weltevrede zurück.

Die Stadt Batavia mit allen den Ansiedelungen, welche zu ihr gehören, hat etwa 3000 europäische Einwohner (das Militär abgerechnet) und Abstämmlinge von ihnen, 23,000 Java-

nen oder Malayen, 14,700 Chineſen, 600 Araber und ungefähr 9000 Sklaven. Der holländiſche Charakter iſt milde, die Sklaven dienen mehr zum Prunk, als zur Arbeit, und machen gleichſam einen Theil der Familie aus. Sie werden zur Bebauung des Bodens durchaus nicht benutzt, dienen nur zu häuslichen Beſchäftigungen, und können ihrem Hange zum Putz und zur Trägheit durchaus Genüge thun. Ihre Exiſtenz iſt glücklicher als die der unteren Claſſen der freien Javanen. Der edle Baron van der Capellen, deſſen Namen nur mit der innigſten Verehrung von den Bewohnern Java's ausgeſprochen wird, hat die Geſetze erneuert und geſchärft, welche dieſem Theil der Bewohner eine möglichſt freundliche und gute Behandlung zuſichern. Der Fall iſt nicht ſelten, daß Freigelaſſene mit Freuden wieder in ein abhängiges, aber ſorgenloſes Verhältniß zurücktreten. Doch nimmt die Zahl der Sklaven immer mehr ab, da ſie durch den Sklavenhandel nicht mehr ergänzt wird.

Ich will nun einige Worte über die Gründe der Ungeſundheit Batavia's hinzufügen.

Die Stadt iſt erbaut auf einem moraſtigen, niedrigen Grund, dicht an der Mündung eines großen Stromes in das indiſche Meer. Die Häuſer ſind nach europäiſcher Sitte dicht aneinander gedrängt, und die Stadt ſelbſt iſt von vielen Gräben durchſchnitten. Dieſe Gräben (Grachten) erhalten ihr Waſſer aus drei kleinen Flüſſen. Die Stromkraft dieſer wird hierdurch geſchwächt, und es bildet ſich ſtehendes Waſſer. Die Stadt liegt an der Mündung eines Fluſſes, wie ich ſchon ſagte, alſo am Brackwaſſer. Gleich nach Sonnenuntergang bildet ſich ein dichter Nebel, welcher wie ein giftiger Schleier die Stadt umhüllt; erſt des Morgens wird dieſer nach und nach von den Sonnenſtrahlen zertheilt. Längs dem Strande ſind, nordweſtlich von der Stadt, durch das Zurückweichen des Meeres, viele Moräſte entſtanden, und dem Ausfluſſe des Stromes gegenüber eine Sumpfbank angeſpült. Nimmt man dieſe Umſtände alle zuſammen, und bedenkt, daß ſie in einem glühend heißen Klima ſtattfinden, wo die Sonne den Boden austrocknet, daß er Riſſe bekommt, und den Fuß brennt, welcher darauf tritt, daß die ganze gute Jahreszeit (Oſtmuſſon) hindurch nicht ein Tropfen Regen fällt, und dann wieder in der böſen Jahreszeit (Weſtmuſſon) eben dieſe glühende, aber noch brennendere Sonne mit Regenſtrömen abwechſelt, deren Stärke und Dichtigkeit bei uns unbekannt iſt, ſo daß der kleinſte Bach zum reißenden Strome wird, und ſich in jeder Vertiefung Waſſer anſammelt — ſo wird man leicht einſehen, welch unerſchöpflicher Giftbrunnen Batavia iſt.

Beſonders ungeſund iſt die Strecke am Wege von Jakatra, wo früher die prachtvollen Gärten und Palaſte der Großen des Landes lagen, aber jetzt Alles verlaſſen und verfallen iſt. Zu der Schädlichkeit dieſes Platzes ſcheinen beſonders die Gräber der Chineſen, in der Nähe desſelben, Veranlaſſung gegeben zu haben. Dieſe Gräber nehmen einen ſehr bedeutenden Raum ein, und ſind von einer eigenen Anlage. Um das eigentliche Grab ziehen ſich nämlich mehrere halbcirkelförmige Erdwalle, welche in der Mitte 8 bis 9 Fuß hoch ſind, und trockene Gräben zwiſchen ſich haben. Dieſe Wälle verflachen ſich zu beiden Seiten, ſtehen hinter einander und ſind 16 bis 24 Fuß lang. Die Zahl dieſer Wälle iſt um ſo größer, je vornehmer der Chineſe war. Die Tiefen, welche zwiſchen den Wällen liegen, füllen ſich in der Regenzeit mit Waſſer, welches nicht ablaufen kann, und unter den bekannten klimatiſchen Verhältniſſen zu einem Zeugungsſchleime wird, worin Millionen ſaftreicher Pflanzen und Inſecten erzeugt werden und wieder verfaulen. Auch ſoll hier die Zeugungsſtelle des Miasma ſeyn, welches das bataviſche Fieber veranlaßt.

Ich war gerade in der den Europäern ſo ungünſtigen Regenzeit zu Batavia, und obgleich ich auf Weltevrede meinen Aufenthalt hatte, ſo konnte ich mir doch nicht verſagen, jenen giftigen Nebel näher kennen zu lernen, um vielleicht beſondere Merkmale daran zu entdecken. Ich fuhr deßhalb des Abends 11 Uhr von Weltevrede ab. Die Luft war durch einen leichten Nordweſt etwas abgekühlt gegen den glühenden Tag, und ſtark geſchwängert mit dem lieblichen Duft von Orangen, Pompelmusbäumen, Ananasſträuchen und unzähligen anderen aromatiſchen Gerüchen; der Himmel war hell und klar. So blieb auch die Luft, bis ich durch Molenvlier und Roswyk mehr in die Ebene und der Stadt Batavia ſelbſt näher gekommen war. Einen Augenblick empfand ich, daß jener Duft aufgehört habe, und gleich darauf befand ich mich in einer durchaus andern Atmoſphäre. Die Luft war faſt unangenehm kühl, ein graublauer, ſehr dichter Nebel umgab mich und ließ mich nicht den geſtirnten Himmel in dem Glanze ſehen, welchen ich vorhin wahrgenommen hatte. Der Nebel wirkte auf Geruchsorgane und Lungen gleich unangenehm und beengte die vorher freie Reſpiration. Ich fuhr durch Batavia bis an den Strand. Das Gefühl bei dem längern Reſpiriren dieſer Luft kann ich nicht beſſer bezeichnen, als daß es einen Eindruck auf mich machte, wie eine plötzlich ſtattfindende Erkältung, deren unangenehme Wirkung, bei vorher geſundem Organismus, augenblicklich percipirt wird. Ich hatte mir bei einem Manne, welcher nahe am Boom (dem ungeſundeſten Theile Batavia's) wohnt, ein Nachtlager beſtellen laſſen, wo ich abſtieg und bei offenen Fenſtern ſchlief. Es fror mich, ich wurde faſt ſteif vor Kälte, im Schlafe quälten mich, gegen meine ſonſtige Gewohnheit, ſchwere Träume, bis ich früh erwachte. Ein drückender Kopfſchmerz, welchen ich empfand, war mir noch läſtiger als mein von Musquitos zerſtochener Körper. Doch befreite mich ein Emeticum ſchnell von dem heftigen Kopfſchmerz. Oft hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß an ungeſunden Orten in dieſem Klima immer die Zahl der Mosquitos ſehr groß war, und daß Sumpfluft das Lieblingselement dieſes läſtigen Inſectes zu ſeyn ſcheint.

Außerdem bemerkte ich, ſo wie Alle, mit welchen ich darüber redete, fortwährend einen durchdringenden Moſchusgeruch in Batavia und deſſen Nähe.

Späte Fruchtbarkeit. Der Voleur vom 10 März meldet aus Voir (im Maas-Departement?), daß daſelbſt eine Frau von 62 Jahren mit einem hübſchen Knaben in die Wochen gekommen ſey.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 82.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 März 1839.

Findelkinder und Findelhäuser in Frankreich.

Paris, 5 März.

Hr. v. Gérando, Mitglied des Instituts und des Generalrathes der Hospizien in Paris, hat unter dem Titel: „Bienfaisance publique“ eine wichtige Schrift bekannt gemacht, in welcher er auch die Frage der Findelkinder, die neuen Verordnungen der Regierung in diesem Betrachte, und insbesondere die Vortheile und Nachtheile der Versetzung der kleinen Geschöpfe untersucht. Es wird allen denen, die sich mit dieser für die Gesellschaft und die öffentliche Moral hochwichtigen Sache beschäftigen, nicht uninteressant seyn, die Meinung eines Mannes von Kenntnissen und Ansehen zu erfahren. Uns selbst, die wir dem Auslande schon früher über diesen Gegenstand berichtet haben, war es hoch erfreulich, in Hrn. v. Gérando eine neue Stütze für eine Ansicht zu finden, die das menschliche Herz und seine milden Gesinnungen stets ehren würden, selbst dann noch, wenn eine vergängliche Regierungsmaßregel sie verwerfen sollte. Im Jahre 1827 wurde die Vertauschung der Findelkinder und der Wechsel ihres Aufenthaltsortes in allen Departementen und in den verschiedenen Bezirken der einzelnen Departemente durch ministeriellen Erlaß verordnet. Die zurück verlangten Kinder sollten den Eltern ausgehändigt, den bisherigen Pflegeltern aber gestattet werden, ihre Pfleglinge unentgeltlich zu behalten. Auf diese Bekanntmachung hin wurde alsbald ein großer Theil der Findlinge zurückbegehrt. Doch kam die Maßregel, eingetretener Schwierigkeiten halber, nicht in ihrem ganzen Umfange zur Ausführung. Erst im Jahre 1834 wurde sie wieder aufgegriffen, und von da bis 1837 in 31 Departementen angewendet. Von 36,493 auf diese Weise versetzten und ausgetauschten Findelkindern wurden 16,339 zurückgezogen, und die Staatscasse erlangte eine Ersparung von 1 Million. In manchen Departementen erhob sich die Anzahl der zurück verlangten Kinder zur Hälfte, zu $^2/_3$ und bis zu $^5/_6$ der Findlinge. Natürlich ermangelten die ministeriellen Blätter nicht, aus diesem Umstande einen siegreichen Schluß auf die Vortrefflichkeit der eingeführten Neuerung zu ziehen. Aber die öffentliche Meinung war nicht eben so einstimmig über diese Frage. Nicht nur haben mehrere Departements, und namentlich jenes von Ile et Vilaine, im Jahre 1835 auf die Wohlthat der ministeriellen Verordnung verzichtet, und sie als wirkungslos und unmoralisch angegriffen, sondern das entscheidende Zeugniß der Hospizverwaltungen selbst, die doch bei der Erleichterung ihrer Anstalten am meisten interessirt waren, erhob sich verwahrend gegen jene Verordnung, nachdem die Verwaltungen deren Wirkung in der Nähe betrachtet hatten. Es sey uns vergönnt, hier, nach Hrn. v. Gérando, einige der Gründe hervorzuheben, die gegen die Regierungsmaßregel besonders geltend gemacht werden.

1) Allerdings ist die unmittelbare Ersparniß, die durch die Versetzungen und respective Zurücknahme einer gewissen Zahl Findelkinder erreicht ward, nicht zu läugnen. Allein, so wie es sich bereits gezeigt hat, spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß ein Theil der zurückgezogenen Findlinge von neuem in das Findelhaus gebracht worden: wo bleibt alsdann der endliche Vortheil der ganzen Vorschrift?

2) Wird die Verordnung aufrecht erhalten, so wird mit ihrer Neuheit auch ihr anfänglich tiefer Eindruck abnehmen; die armen Eltern, die zuerst mit dem Schmerz der Trennung von ihrem Säugling gekämpft, werden sich daran gewöhnen, sie werden ihre Kinder leichter vergessen, da sie sich ihnen nicht mehr nähern können, und zuletzt werden sie auch dem Wunsche, sie zurückzunehmen, ganz entsagen.

3) Zudem ist die verordnete Versetzung ganz ohne Gegenstand in denjenigen Hospizien, die, wie Paris, gleich am ersten Tage der Einbringung eines Findlings genöthigt sind, ihn nach andern Departements, und oft weit von Paris zu schicken. Dieß aber hat gerade Statt in denjenigen Anstalten, welchen die meisten Findelkinder zur Last liegen.

4) Unter den Gründen für die Versetzung und die Vertauschung der Findlinge bemerkt man besonders die Nothwendigkeit, den Betrug der Mütter zu vermeiden, die sich ihre eigenen Kinder als Pfleglinge übergeben und deren Erziehung bezahlen lassen, oder aber mit den Pflegeltern wegen Theilung des Kostgeldes in Einverständniß treten. Aber diese Nachtheile

sind durch eine sorgfältige Verwaltung leicht zu vermeiden. Es war viel natürlicher, in dieser letztern eine Abhülfe zu suchen, anstatt die unschuldigen, wie die schuldigen Eltern zur Verzweiflung über die Verlassung ihres Blutes, oder zu einer oft nicht minder schmerzvollen Zurücknahme ihres Kindes, das sie nicht ernähren können, zu nöthigen.

5) Unter den Kindern, die in Gefolge der anbefohlenen Versetzung aufhören, eine Last der Hospizverwaltungen zu seyn, kehrt ein Theil zu ihren wirklichen Eltern zurück, ein anderer Theil bleibt bei ihren Pflegeltern, die sie lieber unentgeltlich behalten, als sich von ihnen trennen wollen. Nun aber bilden die von den Eltern zurückgezogenen Findlinge kaum ein Drittel der also aus der Obhut der Hospizien tretenden; und in diesem Drittel ist eine beträchtliche Anzahl solcher, die von den Eltern auch ohne die verordnete Versetzung sogleich oder im Laufe des Jahres wären zurückgezogen worden. Besonders bemerkenswerth ist in dieser Beziehung, daß, nach vollzogener Versetzung, die Zurückziehungen auffallend abnahmen. Man setzt also, theilweise wenigstens, auf Rechnung der vorgeschriebenen Versetzung, was auch ohne sie eintreten würde. Was aber die übrigen zwei Drittel, d. h. die bei ihren Pflegeltern unentgeltlich bleibenden Kinder, angeht, so stellt sich folgendes Dilemma dar, das in seinen beiden Unterstellungen den Ruhm der Regierungsverordnung untergräbt: entweder nimmt die Verwaltung an, daß die armen Leute, die ihre Pfleglinge ohne Bezahlung fortbehalten, kein Opfer bringen, indem sie durch deren Dienstleistungen entschädigt sind. In diesem Falle hat die Verwaltung das Kostgeld mit Unrecht über den Zeitpunkt hinaus bezahlt, bis zu welchem es mit Fug und Recht verlangt werden konnte, und es bedurfte wahrlich keiner allgemeinen Versetzung, um diesen Irrthum gut zu machen. Oder aber man gibt zu, wie dieß unstreitig im Allgemeinen der Fall ist, daß diese braven Leute ein schweres Opfer bringen, sich lieber Entbehrungen auflegen, als die armen Geschöpfe fortziehen zu lassen, denen sie die köstliche Sorge einer ersten Erziehung und Pflege gewidmet haben. Wer möchte sich einer Ersparniß rühmen, die um solchen Preis erlangt wird! Wer bezahlt die ersparte Summe? Niemand anders als jene armen Landsleute, voll menschlichen Gefühles, jene gerade, die der Staat belohnen sollte, und die er bei dieser Gelegenheit zu seinem Vortheile besteuert. Heißt das nicht diese Redlichen strafen für das Mitleiden, das sie im Busen tragen, für die Liebe, die sie ihrem Adoptivkinde erzeigen, für die Tugend, mit welcher sie dem in sie gesetzten Vertrauen der Verwaltung entsprechen? Eine solche Umkehrung aller Begriffe von Recht und christlicher Moral muß jedem Fühlenden verwerflich und empörend erscheinen. Man muß die warme Beredsamkeit loben und bewundern, mit welcher Hr. von Gérando die herzzerreißenden Auftritte schildert, die sich in den Hütten der armen Leute zutragen, wenn der Befehl der Versetzung zu ihrer Kunde gelangt? Sich von dem theuer gewordenen Gegenstande seiner Pflege und Liebe trennen, oder aber ihn in der trostlosen Aussicht behalten, morgen kein Brod mehr für ihn zu haben, das ist der Kampf, welcher Trauer und Verwünschungen in die Stätte dürftiger und bescheidener, aber ächter Wohlthätigkeit und Menschlichkeit bringt. Wer möchte es über sich nehmen, in Gegenwart des Kindes, das weint und seine neue Mutter voll Angst umklammert, der Pflegeltern, die sich nicht von ihm trennen können, die Versetzung gebieterisch zu verlangen? Und wenn die neue Familie sich schließlich für die unentgeltliche Erhaltung ihres Schützlings entscheidet, wer dürfte sich Glück wünschen, ihr eine solche Prüfung auferlegt zu haben! Das Resultat, zu welchem die Regierung in financieller Beziehung gelangt ist, steht in umgekehrtem Verhältnisse zum sittlichen Werthe ihrer Verordnung; die statistischen Listen beweisen, daß unter den Kindern, die armen Landleuten zur Pflege überlassen waren, mehr als ein Drittel unentgeltlich in deren Händen verblieben sind, weil sie sich nicht entschließen wollten, die Schutzbedürftigen einem neuen, vielleicht unglücklichen Spiele des Zufalls Preis zu geben. In dem Maße, als diese Erscheinung zur Ehre der dürftigen und unverderbten Bevölkerung in Frankreich gereicht, sollte sie einer menschlichen Verwaltung die Pflicht auflegen, lieber auf eine für die Folge sehr zweifelhafte Ersparniß zu verzichten, als solche um diesen traurigen Lohn zu erkaufen. Und wenn man nun gar an das Schicksal der unschuldigen Wechselkinder denkt, wie sie von Hand zu Hand, von Haus zu Haus wandern, einer Waare, einer „Sache" gleich, immer weiter von der Spur ihrer Eltern und dem Anklange der ersten liebevollen Pflege sich entfernend; wenn man daneben das Argument der Verwaltung, ihre erzielte Ersparung, hält, so muß man mit traurigem Herzen die Frage wiederholen, die Hr. v. Gérando am Schlusse seiner deßfallsigen Untersuchung erhebt:

Haben die Wohlthätigkeitsanstalten keine edlere Aufgabe als Kostenverminderung, selbst da, wo sie den Gefühlen der Menschlichkeit widerstrebt?

Die angloindische Regierung und die einheimischen Fürsten Indiens.

Meisur. (Mysore.)

Wie der Staat von Audh durch seine Lage in alle Verhältnisse der englisch-ostindischen Compagnie verwickelt wurde, und in Folge dieser Nachbarschaft alle Haltung und endlich alle Unabhängigkeit verlor, so wird auf der andern Seite der Staat von Meisur in den nächsten Bewegungen ganz außer dem Spiele bleiben, indem nur ganz zufällige Umstände, namentlich das Genie Heider Ali's und die Thatkraft Tippu Sahebs, ihm ein vorübergehendes Uebergewicht gaben, das den Engländern Verderben drohte. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatten die Mahratten in diesem fast nur von Hindus bewohnten Lande das Uebergewicht; die Niederlage der Mahratten bei Panniput aber gab auch im südlichen Dekkan den Mohammedanern ein Uebergewicht, und begünstigte Heidern, dem es endlich gelang, die Hindudynastie von Meisur zu stürzen. Er sowohl als noch mehr sein Sohn Tippu begünstigten den Islam,

zum Theil mit Gewalt, und darum fand die englische Regierung sich veranlaßt, nach Tippu's Sturz die alte Hindudynastie wieder herzustellen.

Der Prinz, der auf den Thron gesetzt wurde, war zur Zeit noch unmündig, und Purneah, ein ehemaliger Minister Tippu's, verwaltete das Land unter der Controle eines englischen Beamten. So lange dieß geschah, ging Alles ziemlich gut, als aber der Prinz nach erhaltener Volljährigkeit das Land selbst verwaltete, brachte er es durch seine Erpressungen bald dahin, daß eine Empörung, namentlich im Westen des Landes, ausbrach, zu deren Dampfung die Engländer einschreiten mußten. Seit einigen Jahren ist nun das Land unter eine Commission gestellt und in Districte abgetheilt, von denen jeder unter der Aufsicht eines englischen Beamten steht. Die Unterdrückung des Aufstandes geschah nicht ohne vieles Blutvergießen, und hätte sich sehr in die Länge ziehen können, wenn der Radscha von Curg, der später die Unzufriedenen offen unterstützte, damals schon mit den Engländern im Kampf gelegen wäre. Diese letztere Angelegenheit wurde aber, wie wir oben gesehen (S. Nr. 26 v. d. J.) schnell beendigt.

Die Angelegenheiten von Meisur würden uns hier wenig berührt haben, wenn nicht ein besonderer Umstand noch jetzt nachwirkte. Das Eindringen des Islam in dieses Hinduland ist, wie wir oben gesehen, von ziemlich neuen Datum: manche Ungerechtigkeit mag Mohammedaner in den Besitz von Ländereien gebracht haben, ob aber ihre Vertreibung daraus nicht eine neue Ungerechtigkeit ist, das mag eine andere Frage seyn. Wie dem seyn mag, genug, eine der ersten Handlungen der Commission war, 8000 Familien, meist Mohammedaner, ihrer Ländereien und der von der frühern Regierung von Meisur erhaltenen Geldbewilligungen zu berauben, bis sie ihre Rechte darauf nachgewiesen hätten. Zur Beurtheilung dieses Schritts der Commission, der noch durch die Entlassung eines bedeutenden Truppencorps, das ohne Entschädigung, ohne Pension auf einmal hinaus gestoßen ward, erschwert wurde, fehlen uns alle nähern Angaben, aber die Folgen zeigten sich bald. Die Verwandten und Freunde der Beraubten in den Regimentern der Madrasarmee, namentlich zu Bangalor, nahmen sich der Sache an, und Verschwörungen im Militär fanden statt, wobei es auf nichts Geringeres als auf eine Ermordung der europäischen Officiere abgesehen war, und die kaum noch zu rechter Zeit entdeckt wurde; die Engländer selbst gestehen, daß dieser Geist der Widersetzlichkeit noch nicht erstickt sey,*) und wohl mag man eine neuliche Meuterei eines Reiterregiments, die ohnehin meist aus Mohammedanern bestehen, diesem Umstand zuschreiben. Der Fall fand theils auf dem Marsch nach Sholapoor (Sulapur auf der Berghaus'schen Karte) und in dieser Stadt selbst statt, und wird wohl die Auflösung des Regiments nach sich ziehen.

*) Es sind in den letzten zwei Jahren mehrmals Ermordungen von Sivahioffizieren vorgekommen, und bei den Hinrichtungen ergaben sich seltsame Umstände: der Verbrecher war mit Blumen geschmückt und seine Cameraden schienen ihn wie ein Opfer, das für sie alle dargebracht worden, zu betrachten. Drohende Anschläge, daß es noch mehr Lärmen geben solle, kamen gleichfalls in Bangalor und Secunderabad mehrmals vor.

Für sich hat Meisur durch den Geist seines Volkes jetzt durchaus keine Wichtigkeit; auch ist das Land sprachlich sehr geschieden: im Nordwesten herrscht die Karnataka-, im Süden die tamulische, im Osten die Telingasprache, während von Norden her das Mahrattische unter den Gebildetern fast herrschend geworden, und wenn das Land wieder einmal politisch handelnd auftreten sollte, so wird es nur als Hülfsmacht Englands oder als Anhängsel der Mahrattenstaaten geschehen.

Die Staaten Cotschin und Travancore, welche gleichfalls noch zur ersten Classe abhängiger Staaten gehören, haben keinerlei politische Bedeutung, da sie eines Theils von dem englischen Gebiet, andern Theils von der See eingeschlossen sind, und durch ein Paar Schiffe immer zur Unterwürfigkeit angehalten werden könnten. Auch liegt in dem Charakter der Bewohner nichts, was sie gefährlich machen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Todd Holroyd in Sennaar und Kordofan.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft vom 25 Februar gab Hr. A. Todd Holroyd, der kürzlich aus Aegypten zurückgekehrt ist, einen Bericht über seine Reise nach Sennaar und Kordofan, aus dem wir, da er der einzige Reisende ist, der seit Dr. Rüppell aus Frankfurt im Jahre 1825 so weit vorgedrungen ist, das Wichtigste ausheben.

Am 4 December 1838 verließ er Wadi Halfah am Fuße des zweiten Nilkatarakts und fast unter dem 22° N. B., überschritt den Fluß und ging länge dem westlichen Ufer desselben gegen Süden weiter. Da er sich Zeit nahm, um alle die Reste des Alterthums zu untersuchen, so erreichte er Neu-Dongolah erst am 22, schiffte sich hier ein und ging bei Alt-Dongolah vorbei nach Ambukol unter dem 18° N. B. Von hier aus reiste er zu Lande durch die Wüste Bahyudah (wodurch er die große Bengung vermied, die hier der Nil in seinem Laufe macht) in südsüdöstlicher Richtung nach El Hadschar, etwas oberhalb des sechsten Nilfalls, 130 Meilen in gerader Entfernung von Ambukol und von da weiter nach Khartum, bei der Vereinigung des Bahr-el-Ablad mit dem Bahr-el-Azrek. Nach einem Aufenthalt von zehn Tagen schiffte sich Hr. Holroyd hier ein und fuhr den blauen Fluß aufwärts bis nach Sennaar, wo er vierzehn Tage blieb, dann nach Wad Medenah zurückkehrte, die Wüste in westlicher Richtung durchschnitt und bei Mongarah den weißen Nil erreichte (eine Entfernung von ungefähr 90 Meilen). Von diesem Orte ging er in südwestlicher Richtung durch die Wüste und erreichte nach neun Tagen El Obeid, die Hauptstadt von Kordofan, am 20 März 1837. Hr. Holroyd hielt sich sechzehn Tage in dieser Stadt auf und ging dann auf einem andern Wege nach Mongarah am weißen Nil zurück, den er bis Khartum hinabfuhr, dann ging er weiter nach Schendi, von wo er die Tempel von Mesaurat besuchte; von da nach Berber, unter dem 18° N. B., und untersuchte auf seinem Wege die Pyramiden von Bal und Dschelasafrah, denen Hr. Linant den Namen von Gabina gegeben. Von Berber ging Hr. Holroyd durch die Wüste nach Dschebel Barket, gerade unter dem vierten Nilkatarakt, berührte wieder Alt- und Neu-Dongolah, und erreichte nach einer Abwesenheit von etwas mehr als acht

Monaten Wadi Halfah am 16 August 1837. In den letzten zwölf Jahren iſt die Stadt Neu-Dongolah bedeutend geworden, ihre Bevölkerung wird auf 8000 Menſchen geſchätzt, mit Inbegriff von 800 Mann Garniſon und 100 Kopten. Der Bazar iſt wohl verſehen; es ſind Bäder, ein Kaffeehaus und eine große Indigo-Factorei hier. Alt-Dongolah liegt in Ruinen und hat nicht über 500 Einwohner. Der Flugſand hat ſich ſo angehäuft, daß er einige Häuſer bedeckt; auch iſt um die Stadt kein Ackerland zu finden.

Von beſonderem Intereſſe in der Nähe von Ambukol iſt ein Theil der Wüſte von gemeinem Sandſtein, wo man fünf oder ſechs kieſelige foſſile Bäume findet; der größte iſt 57' lang und 20" im Durchſchnitt; ſie ſind wahrſcheinlich von Dom. Khartum liegt auf dem weſtlichen Ufer des blauen Nils, ungefähr anderthalb Meilen ſüdlich von ſeinem Zuſammenfluſſe mit dem weißen Fluß, und iſt der Regierungsſitz des Beled von Sudan. Als Mehemet Ali das Königreich unterwarf, war es ein kleines Dorf, doch iſt es bedeutend geworden auf Koſten von Schendi und Sennaar, und iſt jetzt ein bedeutender Handelsplatz, bequem für die Sklavenhändler von Abyſſinien, Sennaar und Kordofan. Es hat, mit Einſchluß von 1600 Soldaten und deren Familien, 15,000 Einwohner; einige Theile der Stadt ſind regelmäßig gebaut aus an der Sonne getrockneten Backſteinen, und manche Häuſer ſind groß; die Bazars ſind ſchlecht verſorgt. Das Land umher iſt flach ohne Bäume, und beſteht aus reichem, angeſchwemmtem Boden. Sennaar ſteht auf dem weſtlichen Ufer des Bahr-el-Azrek, deſſen Ufer hier bei niedrigem Waſſerſtande faſt 40' hoch ſind, doch ſteigt der Fluß faſt 20'. Hier iſt täglich Bazar, und die Manufacturen des Landes, wie Strohgeflechte verſchiedener Art, Silber-Filigranarbeit, Waffen, Speere, Meſſer u. ſ. w., ſind ganz erträglich. Sechs Meilen ſüdweſtlich von der Stadt liegt Dſchebel Moel, ein Berg, der ſich gegen 800' hoch über die übrigens ganz flache Ebene erhebt, wo kaum ein Baum zu ſehen iſt, außer fern gegen Süden. Die Bewohner von Sennaar ſind von dunkelbrauner Farbe, doch die Frauen lichter als die Männer; beide ſind ſchön und haben gute Zähne. Mongarah iſt eine Schiffswerfte für den Paſcha von Aegypten auf dem öſtlichen Ufer des weißen Nils, ungefähr 80 Meilen ſüdlich von Khartum; die Umgegend iſt reich an Holz, doch beſſeres Bauholz wird von Aleis und aus dem Lande der Schellukhe gebracht. Jährlich werden hier gegen 50 Boote gebaut, 20 Paar Bretſchneider waren beſchäftigt, und 5 bis 6 Boote lagen auf dem Stapel.

El Obeid, die Hauptſtadt von Kordofan, iſt eine in einer Ebene einſam liegende Stadt von ungefähr 40,000 Einwohnern: die Häuſer ſind meiſt aus Stroh gebaut, in Geſtalt der engliſchen Getreideſchober, nur die des Gouverneurs, des Militärcommandanten und einiger Europäer im Dienſte des Paſcha ſind von an der Sonne getrockneten Ziegelſteinen erbaut. Hier iſt eine Moſchee, ein Militärhoſpital, ein Waſſerbehälter und ein Pulvermagazin. Die in Kordofan ſtehenden Truppen werden alle Jahre nach der Regenzeit in dem ſüdlich gelegenen Berglande, Dſchebel Nubah genannt, zum Sklavenfange gebraucht. Als ich in El Obeid ankam, erzählt Hr. Holroyd, waren gerade die Truppen mit dem Ertrag einer ihrer Sklavenjagden zurückgekehrt. Die hübſchen Frauen wurden in die Harems der Türken und Araber verkauft; die gutgebauten Männer angeworben, und die Untauglichen, Hinfälligen beiderlei Geſchlechts, die ſchwangern Frauen und Kinder wurden den Soldaten ſtatt Löhnung zum Betrage der Hälfte ihres Rückſtandes gegeben. Ich wohnte einmal einer ſolchen Vertheilung mit bei; eine herzzerſchneidendere Scene kann man ſich nicht vorſtellen, denn obgleich dieſe Schwarzen ſchon zwei oder drei Monate gefangen und ihrer Freiheit beraubt waren, ſo fühlten ſie doch tief die ewige Trennung von ihren Familien. Da die Soldaten mehrere Monate im Rückſtande waren, ſo mußten ſie die Sklaven weit über ihren Werth annehmen, und ſie mit bedeutendem Verluſte verkaufen, um ihre dringendſten Bedürfniſſe zu decken. Daher wurde ein Sklave, der von zwei Soldaten für 500 Piaſter (56 fl.) angenommen worden war, für wenig mehr als die Hälfte dieſer Summe auf dem Bazar verkauft, und viele wurden täglich auf dem Bazar herumgeſchleppt und im öffentlichen Aufſtrich verkauft. Die Sklaven haben verſchiedenen Werth; ein Kind von 4 bis 5 Jahren koſtet 10 bis 12 Schillinge, Erwachſene 4 bis 6 Pfd. St. Schöne Darfur-Mädchen ſind ſehr geſucht, und eines von vorzüglicher Schönheit kann 15 bis 20 Pfd. St. koſten. Auch abyſſiniſche Frauen ſind geſchätzt, und werden mit 10 bis 20 Pfd. St. bezahlt. Für den Haushalt werden die Sklaven aus Darfur als beſonders treu und nützlich geſchätzt. Die Bewohner von Kordofan gehören zu verſchiedenen Stämmen, der zahlreichſte heißt Gundſcharah. Die Männer ſind gut gebaut, mager und lang, ihre Züge ſchön und die Farbe ihrer Haut dunkelbraun. Ihr Haar iſt leicht gelockt, gewöhnlich tragen ſie es lang und geflochten. Die Frauen ſind im Allgemeinen ſehr ſchön, und etwas lichter als die Männer; ihr Haar tragen ſie lang, geflochten und mit Fett überladen; ihre Kleidung beſteht nur in einem Stück Baumwollenzeug um ihre Hüften, deſſen Ende zuweilen über die Schulter geworfen iſt; um den Hals ſilberne Zierrathen, Armſpangen, ungeheure Ohrringe, ſchwere Naſenringe und Verzierungen deſſelben Metalls um ihre Knöchel. Männer und Frauen haben drei oder vier ſchiefe Einſchnitte in den Backen, und die Frauen gleiche Einſchnitte in andern Theilen ihres Körpers. Die Frauen lieben das Tanzen und Schlagen der Trommel ſehr; die Männer ſpielen auf einer Flöte oder Pfeife aus Rohr, und beide Geſchlechter ſind geſchickt auf der Harabarbah oder Leier mit fünf Saiten.

Miscellen.

Merkwürdige galliſche Münze. Man hat in der Nähe der Pierres jumelles am Eingange der Straße von Cambrai nach Valenciennes, an der Stelle, wo man das Jahr zuvor ein galliſches Grab fand, eine galliſche Goldmünze von 18 Grans gefunden; auf der einen Seite hat ſie zwei Köpfe, die einander nach Art des Janus bifrons der älteſten Römerzeiten gegenüberſtehen. Dieſe Seite iſt mit einem krauſen Rand umgeben. Die Rückſeite zeigt ein geflügeltes Pferd, das nach links läuft und eine Einfaßroſe (rosace) zwiſchen den Füßen hat. Dieſe Seite hat keinen krauſen Rand. Die Münze hat keinen Buchſtaben, wonach man ſie einer der alten Städte zuſchreiben könnte. Kein Schriftſteller gibt eine Beſchreibung von ihr, und mehrern Perſonen, die ſich ſchon lange mit galliſcher Numismatik beſchäftigen, ſchien ſie völlig unbekannt.

Briefbeförderung auf den Eiſenbahnen. Auf der Eiſenbahn von London nach Liverpool wurde ein ſehr ſinnreicher Apparat eingerichtet, um die von den Briefpoſten beigebrachten Briefſäcke aufzunehmen und andere abzugeben, ohne im mindeſten mit den Dampfwagen anzuhalten. (Engl. Bl.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 83.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 März 1839.

Die angloindische Regierung und die einheimischen Fürsten Indiens.

Heiderabad.

Wir müssen jetzt von der Ordnung, welche Sutherland aufstellt, abgehen, denn ihm zufolge gehört Berar noch zur ersten Classe, allein da es einen Theil der Mahrattenstaaten ausmacht, so wollen wir ihn mit diesen verbinden, und zuvor den wichtigsten mohammedanischen Staat des Dekkan, nämlich Heiderabad, d. h. die Staaten des Nizam, welche der Vereinigungspunkt des mohammedanischen Adels von Südindien sind, unserer Beachtung unterwerfen.

Der sogenannte Nizam von Heiderabad ist der Nachfolger des Subahdar *) von Dekkan, der sich im Jahre 1720 von dem Moghulkaiser unabhängig gemacht, aber lange Zeit durch die siegreichen Mahratten gelitten hatte. Er ging aus den Kämpfen zwischen Engländern, Franzosen und Mahratten noch mit einem Gebiete von 88,000 englischen Quadr tmeilen, und zehn Millionen Einwohnern hervor. Seit dem September 1798, wo die Engländer das von Franzosen disciplinirte Corps in seinem Dienste entwaffneten, standen etwa 8000 Mann, theils englische, theils von Engländern befehligte Truppen in der Nähe seiner Hauptstadt und sicherten seinen Gehorsam.

Als Staat kann das Gebiet des Nizam für die Engländer wenig in Betracht kommen, da der Staatsverband sich nicht auf eine Nationalität stützt, und die herrschenden Mohammedaner nicht die Mehrzahl bilden, vielmehr durch ihren Fanatismus den Hindus feindlich gegenüber stehen, wie denn noch in der letzten Zeit wegen unbedeutender Ruhestörungen zwischen einigen Hindusecten die Regierung Befehl gab, in einem Districte die Hindutempel zu zerstören, was nicht ohne Militärgewalt ausgeführt werden konnte. Ueberhaupt herrscht in der großentheils mohammedanischen Hauptstadt Heiderabad ein sehr fanatischer Geist, den keine Regierungsgewalt im Zaum hält. Mordthaten fallen fast täglich vor, und bleiben ungestraft, Alles trägt Waffen, und sucht in seiner eigenen Stärke den Schutz, den die Regierung nicht gewährt. Der Nizam lebt fast ganz in seinem Palast eingeschlossen, und kümmert sich um die Regierungsangelegenheiten gar nicht, aus dem natürlichen Grunde, weil ihm, wie seinem Vater, die angloindische Regierung die Minister aufgedrungen hat, und sie auch gegen seinen Willen am Ruder erhält. Dieß veranlaßte anfangs einen Kampf zwischen dem Einfluß des Fürsten und dem des Ministers, bei dem das Land am schlechtesten wegkam, und der Fürst unterlag. Das Schlimmste aber ist, daß der Minister, der jetzt seit 30 Jahren die Geschäfte des Landes führt, ein Hindu von niederer Herkunft ist, der dem durch die Engländer sorgfältig von der Regierung entfernt gehaltenen mohammedanischen Adel ein Dorn im Auge ist. Tschandu (Chundoo) Lall, der Minister, ist ein in seinem Privatleben achtungswerther Mann, von vielem Talent, aber durch die seltsame Stellung, die er dem Fürsten und dem ganzen Adel des Landes gegenüber behaupten mußte, zu ausschweifenden Ausgaben genöthigt worden, und er hat das Land so mit Steuern gedrückt, und so methodisch ausgeplündert, daß die Engländer einschreiten mußten, und Ordnung herstellten, indem sie die Empörer besiegten, und auf eine Zeitlang die Leitung der Finanzen selbst übernahmen, ja, als sie — man kann wohl sagen unkluger Weise — wieder zurücktraten, fanden in mehreren Districten Aufstände statt, um dadurch die Engländer wieder herbeizurufen. Indeß gelang es Tschandu Lall, der in die Beschränkung seiner Macht durch die Engländer nur unwillig sich gefügt hatte, die englischen Beamten nach acht Jahren wieder nach und nach ganz zu entfernen, was den Engländern in der Meinung des Volkes ungemein schadete.

Tschandu Lall ist jetzt ein Mann von mehr als 70 Jahren, aber so thätig wie je. Da er wie natürlich im Lande nicht beliebt ist, so wartet man mit Sehnsucht auf seinen Tod; und da diese Erwartung schon so oft, wie auch erst noch im vorigen Jahre, wo er schwer erkrankte, getäuscht wurde, so geht die Sage, er habe ein verzaubertes Leben, und könne nicht sterben. Indeß kann sein Tod allen Nachrichten zufolge nicht mehr fern seyn, und dann wird die Abrechnung kommen, und alle die Zer-

*) Inhaber der Subah oder Provinz.

rüttung, welche das falsche, bisher verfolgte System hervorrief, wird auf Einmal, und zwar über die Engländer, hereinbrechen. Das Erste sind die Schulden, die Tschandu Lall contrahirte, und die sich auf 4 Crore Rupien (4,000,000 Pf. St.) belaufen sollen, ungefähr das Doppelte einer Jahreseinnahme des ganzen Staats. Nie hätte Tschandu Lall diese Summen entlehnen können, wenn er nicht allgemein als der Schützling der angloindischen Regierung betrachtet worden wäre, und so auf ihren Credit gesündigt hätte. Der Nizam wird die Schulden nicht anerkennen wollen, indem er den Engländern erwiedern wird: „Ihr habt mir den Tschandu Lall als Minister aufgedrungen, er hat Alles geleitet, und ich bin nicht verpflichtet, die Schulden, die er gemacht, zu bezahlen." Mit dieser Angelegenheit in Verbindung steht eine zweite. Es befinden sich über 12,000 arabische Söldner*) in der Stadt und im Lande überhaupt; diese Araber sind sehr sparsam, legen den größten Theil ihres Soldes zurück, und leihen ihre Ersparnisse auf wucherische Zinsen aus. Ihre Schulden treiben sie, da unter ihnen ein starker Corpsgeist herrscht und einer dem andern hilft, mit Waffengewalt ein, und Niemand wagt, ihren Gewaltthätigkeiten Einhalt zu thun. Eine Macht, die man vielleicht gegen sie hätte anwenden können, die Rohilla-Afghanen, die, mehrere Tausend Mann stark, gleichfalls in Heiderabad und der Umgegend dienten, hat man, weil ein Streit zwischen ihnen und den Arabern entstand, fortgewiesen, ihnen einen Theil ihres Soldes betrügerischer Weise entzogen, und als sie mit Gewalt drohten, die englischen Truppen gegen sie geschickt. Jetzt sind nur noch diese Araber da, welche durch ihre Anzahl furchtbar sind. Der Minister ist ihnen nicht nur geliehenes Geld, sondern auch bedeutende Soldrückstände schuldig, und sie haben offen erklärt, daß sie ihn nicht begraben lassen wollen, als bis ihre Ansprüche befriedigt sind. Es wird gar keine Wahl übrig bleiben, als diese Araber, die sich durch Tapferkeit auszeichnen, mit Gewalt aus der Hauptstadt und vielleicht aus dem Lande zu treiben. Noch ein Umstand wird die innern Schwierigkeitrn vermehren. Nach mohammedanischem Staatsrecht ist keine Bewilligung von Land oder Geld gültig, als wenn sie unter dem großen Staatssiegel ausgefertigt wird. Tschandu Lall, dem Fürsten so feindlich gegenüberstehend, besaß dieses Staatssiegel nicht, und somit betrachtet das Volk alle von ihm gemachten Bewilligungen als nichtig, — ein Umstand, der das Land mit einer ungeheuren Verwirrung alles Eigenthums bedroht.

Es ist kaum anders möglich: die angloindische Regierung muß die Verwaltungsacte Tschandu Lalls anerkennen, somit auch die von ihm gemachten Schulden, und man wird an Heiderabad das zweite Beispiel der Maßregel sehen, welche die Engländer seit einem Jahre in Audh in Vollzug bringen; sie werden das Militär ganz auf englischen Fuß setzen, die Verwaltung des Landes an sich ziehen, und den Nizam zum bloßen Pensionär machen. Die angloindische Regierung folgt hier keiner Wahl, sondern einer Nothwendigkeit: sie hat sich zu weit in die innern Angelegenheiten des Landes gemischt, um zurücktreten zu können.

Hier ist also einer von den Fällen, wo die Gewalt der Umstände die Engländer zum Einschreiten nöthigen wird. Schon vor einigen Jahren, als die ersten Anzeichen des jetzt aus Nordwesten heranziehnden Sturms sich ergaben, wurde die Stellung zu den einheimischen Fürsten, namentlich zu den mächtigern, vielfach besprochen. Ein Correspondent des Asiatic Journal (S. Junius 1837) und ein zweiter vom April desselben Jahrs, obwohl in ihren Ansichten verschieden, kommen auf dasselbe hinaus, daß das jetzige System unhaltbar sey. Der letztere erklärt dasselbe auf folgende Weise: „Das Entsetzen des Parlaments über die Aussicht einer Vermehrung unserer Besitzungen im Orient, nachdem sie durch die Gewalt der Ereignisse zu groß geworden sind, um stationär zu bleiben, hat höchst störend auf alle politischen Anordnungen eingewirkt, die in Folge unserer dortigen Siege getroffen worden. Man mußte zu einem Auskunftsmittel seine Zuflucht nehmen, wodurch das Wesen der Gewalt erworben wurde ohne die gehäßige Uebernahme der Sombole derselben. Daher die Subsidiarverträge, welche dem verbündeten Staate zu seinem „Schutze" eine Truppenmacht, und einen englischen Beherrscher unter dem unschuldigen Namen eines Residenten auferlegten. Bald wurde indeß dieß Mittel aufgegeben, entweder weil es einen zu schwachen Schleier über unsere Absichten warf, oder weil es eine Aufmunterung zu schlechter Regierung war, und wir jede Bedrückung durch die von uns geschützten Herrscher zu sanctioniren das Ansehen hatten. Jetzt ist der Rubicon überschritten, und man beharrt unbeugsam auf dem Nichtinterventionssystem. Wir sind jetzt ruhige Zuschauer von Unordnungen, welche wir früher für hinreichend geachtet hatten, unser Einschreiten zu rechtfertigen. Die Eingebornen wissen nicht, wie sie dieß Schwanken erklären sollen; einige schreiben es der Furcht zu, andere einer feinen Politik, deren Wirkungen und Folgen sie mit gespannter Aufmerksamkeit entgegensehen." Wenden wir dieß auf die Staaten des Nizam an, so finden wir, daß in den Jahren 1820 bis 1828 englische Beamten hingeschickt wurden, um in dem durch Erpressung auf der einen, und durch Empörung auf der andern Seite zerrissenem Lande Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Als nach dieser Zeit Tschandu Lall die Zügel wieder übernahm, gerieth das Land bald wieder so ziemlich in dieselbe Verwirrung, und die Engländer, unter denen inzwischen Lord William Bentinck in seiner Weisheit aufgefunden hatte, daß man am besten thue, sich aller Einmischung zu enthalten, schritten nicht ein, obgleich die fortdauernde Anwesenheit der englischen Truppen in Heiderabad der tyrannischen Regierung Tschandu Lalls immer noch die moralische Unterstützung gab, ohne welche sie sich gegen neue Empörungen nicht hätte erhalten können. Ist es zu verwundern, daß Haß gegen die Engländer an die frühere Stelle der Hochachtung trat? Hierzu kommt noch, daß die große Classe des reichen mohammedani-

*) Sie dienen theils dem Nizam, theils aber, und zwar in der Mehrzahl dem mohammedanischen Adel, ja oft dient ein Araber mehrern zugleich. Sie üben sichtlich über viele eine tyrannische Gewalt aus, und es sind Beispiele bekannt, wo reiche Leute unter ihnen dem hohen Adel Geld vorstreckten, unter der Bedingung, eine gewisse Anzahl Araber im Dienste zu halten.

ſchen Adels höchſt unzufrieden mit den Engländern iſt, und alles dieß nebſt den oben angeführten Gründen der Zerrüttung iſt wohl geeignet, das Land bei dem nahe bevorſtehenden Tode Tſchandu Lalls in Verwirrung zu ſtürzen, was um ſo ſchlimmere Folgen haben muß, als von dieſem Lande und der darin unterhaltenen Armee die Ruhe der ganzen ſüdlichen Halbinſel weſentlich abhängt.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe in die Bretagne. Das Departement de Finiſterre.

Während meines vorjährigen Aufenthalts in Rennes las und hörte ich bei meinem Freunde L. ſo viele Wunderdinge über die Bretagne, daß ich beſchloß, dieſes merkwürdige Land durch eigene Anſchauung kennen zu lernen. Die neuern franzöſiſchen Touriſten haben dem Publicum das tollſte Zeug über dieſe alten Provinzen aufgetiſcht: Hr. Bonnelier erzählt in ſeinen Reiſeſkizzen, daß man auf der Inſel Sein alle Mädchen ſteinige, welche eine Liebſchaft anfingen, und der „Eremit in der Bretagne," Hr. v. Jouy, ſchreibt an einen ſeiner Pariſer Freunde, daß die Schneider des Finiſterre von den Druiden abſtammten und eine eigene Sprache, nämlich verdorbenes Griechiſch, ſprächen, und dergleichen Schnurren mehr. Den Kopf voll wilder, romantiſcher Naturgemälde und celtiſcher Erinnerungen, und eine Schulausgabe von Cäſars galliſchem Krieg in der Taſche, ſetzte ich mich in das Coupé einer Diligence Laffite und Caillard, welche mich an das Weſtende Frankreichs tragen ſollte. Nach einer ſechsunddreißigſtündigen Tag und Nacht ununterbrochenen Fahrt rollte endlich der ſchwerbepackte Wagen über die Breſter Zugbrücke, und fünf Minuten ſpäter ſtieg ich im Hofe der Meſſagerien ab, wo ich meine Sachen einem Laſtträger aufbürdete, und alle Mühe hatte, mich der vielen aufdringlichen Kellner und Kellnerinnen zu erwehren, die ſich durchaus nicht mit der Antwort abfertigen laſſen wollten, daß ich bereits in das Hôtel de Provence adreſſirt ſey.

Die Straße von Rennes nach Breſt iſt gut in Stand gehalten, geht aber leider fortwährend bergauf und bergab. Wir hatten in der Regel ein Geſpann von 6 bis 9 Pferden, welche der Poſtillon von Zeit zu Zeit durch Vorhalten von Eſſig oder durch Begießen mit Waſſer erfriſchte; es waren meiſt ſtark gebaute normänniſche Hengſte, und die Fahrt ging bei der ungünſtigen Beſchaffenheit des Weges noch ziemlich raſch. Die Stationen dehnten ſich nur bisweilen unverhältnißmäßig aus, weil die Meſſagerien ſich nicht an die Poſteinrichtung kehren; öfters behielten wir 4 und 5 Meilen weit die nämlichen Pferde. Am Tage wurde zweimal angehalten: eine halbe Stunde zum Frühſtück und eine ganze Stunde zum Mittageſſen; beides traf man vorbereitet. Die Gaſthöfe kommen denen des nördlichen Frankreichs nicht gleich, namentlich in Betreff der Eleganz und Bedienung; jedoch iſt die Küche ſchmackhaft und der gewöhnliche Tiſchwein, Bordeaux, vortrefflich. Man lebt im Ganzen nicht theuer, allein die Habgier ſteht den Wirthen auf dem Geſicht geſchrieben, und ehe man den letzten Biſſen genoſſen hat, ſtreckt die Aufwärterin die Hand aus und fordert das Trinkgeld mit dem monotonen Rufe: „Meſſieurs, n'oubliez pas la fille!"

Die Städte, durch welche unſer Weg führte, haben meiſtens ein graues, verwittertes Anſehen, wozu die Farbe des Granits, welcher hier zu Lande das gewöhnlichſte Baumaterial iſt, viel beitragen mag. In den Straßen bemerkt man wenig Leben und Regſamkeit; Handel und Gewerbſamkeit ſcheinen in dieſem Theile Frankreichs auf keiner hohen Stufe zu ſtehen, und die Landwirthſchaft taugt wenig. Die Bettelei iſt groß, beſonders da, wo die ächte Bretagne, die Bretagne bretonnante, anfängt. Beim jedesmaligen Umſpannen ſtellten ſich Bettler ein, die uns ihr weinerliches Gemiſch von franzöſiſchen und celtiſchen Redensarten in die Ohren ſchrien. So oft es einen ſteilen Berg hinanging, begleitete ein halb Dutzend barfüßiger Buben und Mädchen laufend, Gebete plärrend und Purzelbäume ſchlagend, die Diligence, und fingen begierig die Sonſtücke auf, welche ihnen die Paſſagiere zuwarfen.

Der Weg iſt ziemlich einförmig und gewährt wenig Abwechslung. St. Brieux, wo die Chauſſée ſich dem Meeresſtrande nähert und wo wir zu Mittag ſpeiſten, hat viel Alterthümliches, und Trotz einer neuen Caſerne und einem modernen Paradeplatze ſieht man dieſer Stadt ihre hohe Bejahrtheit an. Nur mit der größten Mühe und Vorſicht paſſirte unſer Wagen die enge Hauptſtraße, deren Giebelhäuſer ſich ſo maleriſch zu einander neigen, daß man ſich aus den Fenſtern über die Straße hinüber die Hand reichen könnte; der Marſchall Richelieu hätte hier bei ſeinen Liebesabenteuern ſein famöſes Brett nicht gebraucht.

Das Thal bei Morlair war die lachendſte und fruchtbarſte Gegend durch die wir kamen. Morlaix, die Vaterſtadt Moreau's, liegt in, einem ziemlich weiten Thalkeſſel, am Zuſammenfluſſe der beiden kleinen Küſtenflüſſe Jarleau und Kerleur, welche unter dem Stadthauſe weg dem Meerarme zuſtrömen, der den hübſchen Hafen mit breiten, aus Granitquadern aufgemauerten Kais bildet. Der Hafen läuft drei Meilen weit von Süden nach Norden zwiſchen zwei Reihen von Bergen fort, die mit Landhäuſern und Gärten bedeckt ſind und ſich gegen das Meer abdachen. Morlair gehörte ſonſt zum Bisthum St. Pol-de-Léon, einem der reichſten Striche des Finiſterre. Von ſeinen Höhen erblickt man in der That gegen die Küſte reizende Landſchaften mit üppiger Vegetation, halmenreiche Kornfelder, zahlreiche lebendige Hecken und grüne Gehäge, hinter denen der Rauch einer Hütte aufſteigt, und endlich gar anmuthige Schattenplätze, aus welchen die Spitze eines Capellchens oder ein gekreuzigter Chriſtus hervorſchimmert. Dieſer ganze Diſtrict iſt beſonders reich an Capellen, Madonnen-Niſchen, Calvarienbergen und Kreuzen, und faſt ſcheint es, daß die Anweſenheit ſo vieler heiligen Gegenſtände dem Ländchen Segen bringt; es athmet an vielen Stellen eine paradieſiſche Stille und Fülle. Die erſte franzöſiſche Revolution hat die meiſten von dieſen frommen Denkmälern zertrümmert, welche bei weitem nicht alle wiederhergeſtellt worden ſind: während der Reſtauration war die Rede davon, die Kreuze und Chriſtusbilder der Bretagne wieder aufzurichten und auszubeſſern; allein nach einem oberflächlichen Ueberſchlage fand ſich, daß dazu nicht weniger als anderthalb Millionen erforderlich ſeyen, welche die Staatsregierung nicht bewilligen konnte.

In dieſer Gegend, hat man mir verſichert, wird das beſte und reinſte Celtiſch geſprochen. Die Eingebornen behaupten, es laute vollkommen ſo ſanft und lieblich, als das Italieniſche; man urtheile nach folgender Probe: c'houec'h marc'h guerc'h, war c'houec'h ſec'h kerc'h, war c'houec'h marc'h kalloc'h, zu deutſch: ſechs Jungfrauen auf ſechs Säcke Haſer und ſechs Fohlen. Unſere liebe Mutterſprache hat viele Rauhigkeiten und Härten, allein gegen das celtiſche Idiom iſt ſie weich und flötend: für weſſen Ohr jene eben citirten Worte nicht wie Rabengekrächze oder Froſchgequack klingen, der iſt entweder

taub oder unempfindlich gegen jeden Rhythmus und Wohllaut. Unterwegs an der Landstraße hörte ich von einem Buben eine ungemein muntere Arie singen, und die rauhen Kehltöne kamen mir viel milder und melodischer vor.

Eine Station hinter Morlair wird die Straße wieder nackt und uninteressant; sie streift beinahe fortwährend das Departement der Côtes du Nord, welches mit dem Finisterre und Morbihan die sogenannte kleine Bretagne oder das Armorique (Reich am Meere) bildete. Außer diesen drei Departements, welche sonst in die vier Bisthümer St. Pol-de-Léon, Cornouailles, Vannes und Treguier abgetheilt waren, rechnet man noch die Departements der Ile und Vilaine und der untern Loire zur Bretagne im weitesten Sinn: die beiden letztgenannten Departements haben jedoch fast ganz ihren ursprünglichen Charakter eingebüßt, und französische Sitte, Tracht und Sprache angenommen, während die drei erstern ihrem Nationalcharakter, dem Idiom und Costume ihrer Voreltern treu geblieben sind.

Auf dem ganzen Wege von St. Brieux nach Brest sah ich mich vergebens nach bewaldeten Anhöhen und schönen Landwäldern um. Die ganze Bretagne leidet Holzmangel; nur bei Quimper und Quimperlé trifft man größere Waldungen und Haine. Brest hat das meiste Holz verbaut, und die Art der Landwirthe hat das Uebrige gethan. Die Forstverwaltung taugt hier eben so wenig, als in andern Theilen Frankreichs. Es ist eine von allen vernünftigen, denkenden Oekonomen oft gerügte und anerkannte Wahrheit, daß das französische Forstwesen noch mehr vernachlässigt werde, als der Ackerbau, welcher eben noch nicht weit vorgeschritten ist; allein die Ueberzeugung davon führt zu keinen praktischen Gegenanstalten. Wenn man zusammenrechnet, welche Menge Holz die Kamine und Feuerherde jährlich verzehren, und wie viel durch Mangel an holzsparenden Oefen und durch schlechte Küchenwirthschaft verloren geht, so läßt sich immerhin annehmen, daß für Frankreich eine Zeit bevorsteht, wo bei zunehmender Bevölkerung und folglich bei vermehrter Consumtion wirklicher Holzmangel eintreten und der Preis dieses Brennmaterials so theuer werden wird, daß ein kleines Hölzchen wichtiger und von größerem Werth seyn möchte, als ein Rittergut. Trotz den allgemeinen Klagen über die unordentliche Bewirthschaftung und Verwüstung der Wälder erläßt die französische Regierung keine Verordnungen wegen ungebührlichen Holzfällens; in den größern Staats- und Privatwaldungen werden zwar Förster und Holzwärter gehalten, welche aber mehr zur Aufsicht und Schonung des vorhandenen Holzes, als zu frischer Erzeugniß durch Aussaat und Nachpflanzung bestellt sind. Neue Holzanlagen sind in Frankreich eine Seltenheit; vielmehr ist bekannt, daß in neuern Zeiten bei der Zersplitterung des Grundeigenthums und zu Gunsten des Ackerbaues viele Haine und Gebüsche ausgerodet worden, und daß selbst die größern Wälder nicht dichter, sondern lichter werden, wogegen die Regierung nicht gleichgültig seyn sollte. Allein der Holzbau verlangt eine Reihe von Jahren, bis das ihm gewidmete Land den erzielten Vortheil bringt, da hingegen derselbe Boden, als Getreidefeld benutzt, alle Jahre trägt und abwirft: Grund genug für die Gewinnsucht, welche heutzutage die Herzen aller Sterblichen bewegt, den Ackerbau dem Forstwesen vorzuziehen. Dazu kommt, daß die Oberforstmeisterstellen in Frankreich meistens nicht mit Männern von Fach besetzt, sondern nach Gunst an den ersten Besten vergeben werden, der mitunter nicht einmal die verschiedenen Holzarten kennt, und kaum eine Esche von einer Buche zu unterscheiden weiß. Beispiele dieser Art sind mir von untern Forstbeamten versichert worden, denen jede Aussicht auf Avancement abgeschnitten ist. Bei dieser schlechten Verwaltung ist es kein Wunder, daß das Finisterre, ehemals mit dichten Wäldern bedeckt, gegenwärtig ein holzarmes Land geworden, und sehr in Verlegenheit seyn würde, wie es im Winter einheizen und das ganze Jahr über kochen, backen und brauen sollte, wenn es keinen Ginster, Torf und getrockneten Kuhmist hätte.

Da die Gegend von Wäldern entblößt ist, so übersieht man bisweilen weite, wenig angebaute Strecken, und zieht daraus den Schluß, daß dieser Theil Frankreichs im Allgemeinen unfruchtbar und nicht sehr bevölkert ist. Die ungeheuren Haiden, welche man von der Landstraße erblickt, geben in der That nur den Begriff von Dürre, Elend und Oede: Dörfer sieht man selten, und die isolirten Bauernhäuser und Gehöfte bemerkt man kaum, da sie hinter künstlichen Erdwällen in Gebüsch versteckt liegen, und gewöhnlich in einer Niederung, wo das Regenwasser sich ansammelt und das Stroh und Farrnkraut zur Fäulniß bringt und in Dünger verwandelt. Malte-brun schätzt die Gesammtbevölkerung der Bretagne auf dritthalb Millionen Menschen, welche auf 1700 Quadratmeilen leben; es kämen demnach nicht einmal 1500 Bewohner auf die Quadratmeile, was sich aus dem Umstand erklärt, daß nur zwei Millionen Morgen Ackerfeld und über drei Millionen Morgen Haide sind. Roggen, Hafer und Buchweizen sieht man am häufigsten; die zuletzt genannte Getreideart wird namentlich in ungeheurer Menge angebaut. Weizen, Hanf und Gerste scheinen nicht überall zu gedeihen; hie und da hatte man einige Versuche mit türkischem Korn gemacht. Große Ackerwirthschaften habe ich nirgends bemerkt: die meisten Höfe haben nur einen Pflug und ein Pferd; an einigen Orten ist der Grundbesitz so getheilt, daß manche kleine Landwirthe von ihren Nachbarn die Geräthschaften borgen, um ihren Acker zu bestellen. Wir werden später noch Gelegenheit haben, auf die Feldwirthschaft in der Bretagne zurückzukommen; vergessen wir zunächst nicht, daß wir in Brest sind.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Themse-Tunnel. Hr. Brunel versichert, daß der Tunnel jetzt in jeder Woche 8 Fuß vorschreitet, sie waren jetzt nur 64 Fuß von dem Ufer bei niedrigem Wasserstand entfernt. (Athenäum vom 9 März.)

Nach englischen Blättern haben die verschiedenen Gesellschaften, wie Missions-, Bibel-, Erziehungs- und Tractatengesellschaft, im Jahre 1837 bis 38 die ungeheure Summe von 846,515 Pfd. St. eingenommen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 34 u. 35** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Johanna Baillie. — Jules Janins Reise in Italien.** (Schluß.) — **Die Schlacht bei Benevento.** (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande besonders gewidmeten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden. Es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Vorausbezahlungen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 84.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

25 März 1839.

Der Berg Athos und ſeine Bewohner.

(Aus Urquharts Tagebuch.)

Die Mönche von Sinai, Libanon, von den Küſten des rothen Meeres, von Antiochien, Jeruſalem, Alexandria und Damascus, vom eigentlichen Griechenland, Georgien, Rußland und allen über Aſien zerſtreuten, dem griechiſchen Glauben angehörigen Klöſtern blicken auf den heiligen Berg, wie auf ihr Muſter, und erlangen Ruf und Anſehen, wenn ſie ihn beſuchen und in ſeinen heiligen Hainen verweilen. Die Mönche vom Athos ſelbſt werden auf das Höchſte verehrt, ihre Regel wird für die vollkommenſte, ihre Cerimonie für die heiligſte gehalten.*) Abgeſchloſſen von der übrigen Menſchheit, wie ſie es durch ihre Lage ſind, verlieren ihr Ruf der Heiligkeit, ihr ſtrenger Charakter nichts durch den vertrauten Umgang. Ihre Reihen werden nicht durch örtliche oder Familienverbindungen recrutirt, die menſchliche Gebrechlichkeit kommt nicht in Verſuchung, die Läſterung hat keinen Anhalt. Findet man auch in dieſen Felſenſchlöſſern wenig Frömmigkeit und noch weniger Gelehrſamkeit, ſo wird doch auch nicht, wie in den Klöſtern der abendländiſchen Kirche, durch faule Armuth oder ſchwelgeriſche Nachſicht der Novize erſchreckt und der Wallfahrer geärgert. Hieher pilgern aus den Steppen Rußlands, aus den Sandwüſten Afrika's die Frommen aller Länder und Zungen, um Gott zu verehren und zu bewundern in der erhabenſten und erhebendſten Umgebung, auf üppigem Graſe zu ruhen, aus eiſigen Kroſtallbächen zu trinken, und zurückzunehmen in ihre unabſehbaren Ebenen und ihre heißgedörrten Einöden den Ruf von den irdiſchen Schönheiten und Wundern dieſes von heiligen Männern bewohnten Kreiſes, auf den die Augen der Heiligen und der Engel günſtig und liebend herniederſchauen.

Unter ſolchen Scenen erhoben ſich die Paläſte der Mönche, glänzend und imponirend, und geſchmückt durch die früheren Beherrſcher von Konſtantinopel. Der Geſchmack und der Fleiß Tauſender von Mönchen, welche einzelne Wohnungen inne hatten, verwandelte ihre Zellen in romantiſche Grotten, flocht Weinranken und Schlinggewächſe über die herabhängenden Felſen, leitete Quellen, bog Lauben und verbreitete ringsumher Fruchtbäume und Blumen. Oder auch mag der fremde Pilger die nackten Seiten des Berges ſelbſt erklimmen, und dort, in ehrerbietiger Ferne, zwiſchen den Felſen die Capuze eines höher ſtrebenden Büßers mit einem Blicke belauſchen, eines ſtolzeren Geiſtes, der ſeinen Weg verfehlte, und nun in ſo wilder Zufluchtsſtätte Troſt ſucht in Abtödtung des Fleiſches und im geiſtlichen Stolze. Dort hausten und hauſen noch Hunderte einſamer Weſen, einige in abgeſchloſſenen, aber gemächlichen Wohnungen, einige in Hütten, andere in Höhlen, nach eigener Laune ihren Wohnſitz wählend und ſich losſagend von aller Gemeinſchaft mit den weltlicheren Inſaſſen des Berges. Zu beſtimmten, feſtgeſetzten Zeiten erſcheinen ſie in den Klöſtern, denen ſie angehören, um Vorrath an Nahrungsmitteln zu erhalten und darzuthun, daß ſie noch leben. Einige haben Jahre verbracht, ohne zu reden, einige haben ſich ſo weit beſchränkt, daß ſie nur einmal in der Woche eſſen. Außer dieſen Entziehungen unterwerfen ſie ſich manuichfacher Kaſteiung, wobei ſie täglich einige hundert Kniebeugungen verrichten. In der Zelle, wo ich Zutritt fand, war der Fußboden vor der Panagia (Mutter Gottes) zu zwei Höhlen geworden von den Knieen des Einſiedlers.

Es gibt 24 Klöſter; die vorzüglichſten ſind Tſchelendari, Simeon, Vathopedi, Pantokrator, Iviro, die landeinwärts liegen; Lavro, Agio Paulo, Dionyſio Gregorio, Archangelos und Kaſtamoniti liegen auf dem Vorgrunde des Berges nach dem ägäiſchen Meere. Diejenigen, die in großen Umriſſen ſich auf dem Felſen erheben, werden angerufen von dem vorüberſegelnden Fiſcher, Seemann oder Piraten; *) ſind ſie verſteckt, zwiſchen Klippen und Laubwerk eingeniſtet, ſo läßt der Bootsmann ſein Ruder, und ſucht den Thurm, und hat er ihn entdeckt, ſo bekreuzt er ſich andächtig und greift wieder zur Arbeit.

Am Ende der Halbinſel erhebt ſich der Athos zu einem

*) In der orientaliſchen Kirche gibt es nur Einen Mönchsorden, den des heiligen Baſilius.

*) Sowohl die türkiſchen als die chriſtlichen Seeräuber reſpectiren die Klöſter. Menſchen, die weder Vater noch Mutter, weder Verwandten noch Freund ſchonen, ſondern ſie für klingende Münze verkaufen würden, haben, ich weiß nicht welchen Inſtinct, den καλογερον zu ſchonen. Auch geſchieht das nicht der Armuth wegen, denn die Piraten rauben Menſchen ihrer ſelbſt und ihres Geldes wegen und können 50 Ducaten für einen Sklaven bekommen.

hohen Gebirge, das man 30 Seemeilen weit sehen kann. Sieht man ihn von den macedonischen Bergen an, wo man die ganze Halbinsel mit einem Blicke verkürzt überschauet, so hat der Athos allenfalls Aehnlichkeit mit einem auf dem Rücken liegenden Manne. Nase und Kinn würden sich so in die Luft erheben, zwischen Kinn und Brust ein Zwischenraum bleiben; der erhöhete Theil des Bergendes scheint getrennt von den tiefer liegenden Felsen, die sich an beiden Seiten gleich Schultern ausbreiten; dann werden sie schmäler und in der Mitte höher, den Nabel bezeichnend, und breiten sich bei den Hüften aus; dann gibt ein steiler Berg quer über den Isthmus das Bild von gebogenen, in die Höhe gezogenen Knieen, und hierauf senkt sich das Land plötzlich und zieht sich zusammen, wo die zusammen ruhenden Füße die Erde berühren würden. Von keinem andern Punkte aus ist es möglich, dem Athos auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit der menschlichen Gestalt zu geben. Das muß auch, wie ich glaube, Stesikrates' Ansicht gewesen seyn, als er sich bemühete, Alexandern zu überreden, die Aehnlichkeit vollständig zu machen, und der rechten Hand einen Thurm, der linken eine Schale zu geben, um so mehr, als die Stadt Akanthus an der rechten Seite steht,*) gerade jenseits der Erhöhung, welche die Kniee darstellen würde, und wohin in der Perspective die Hand in dieser Lage fallen würde; diesem Punkte entsprechend ist links ein Hügel, der zur Schale hätte ausgebildet werden können.

Die angloindische Regierung und die einheimischen Fürsten Indiens.

Die Mahrattenstaaten.

Die Mahratten rühmen sich, von Radschputen abzustammen, und in frühern Jahrhunderten durch die Eroberungen der Mohammedaner gedrängt nach Süden gewandert zu seyn. Auch ging ihre von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sich herschreibende Macht von dem Kampfe gegen die Mohammedaner aus. Zwar zerfielen sie bald: das eigentliche Oberhaupt, der Radscha von Sattara, wurde durch seinen ersten Minister, den Peischwa, zu einem Schattenbilde herabgewürdigt, und der Peischwa selbst konnte nicht hindern, daß der Pakschi oder Oberbefehlshaber des Mahrattenheers sich ein eigenes Fürstenthum gründete, eben so der Guicowar in Guzerat, ferner Purseram Bhow, der Radscha von Colapur, die Rastia-Familie in Concan, eben so später Scindiah und Holkar in Malwa. Der Grund dieser Lossceidungen war die noch im Mahrattengebiet herrschende Sitte, allen hohen Civil- und Kriegsbeamten Ländereien zum Unterhalte anzuweisen. Da es keinem der Fürsten einfiel, die innere Verwaltung seiner Länder anders zu modeln, und diese allenthalben auf einer außerordentlich weit gehenden Gemeindefreiheit beruhte, so ward trotz aller Spaltung unter sämmtlichen Mahrattenstaaten eine gewisse Einheit erhalten, die sie stets wieder verband. Hievon muß man indeß die in Malwa gelegenen Staaten von Holkar und Scindiah ausnehmen, die auf einem dem Volk der Mahratten fremden Boden entstanden. Der Friede des Jahres 1803 erschütterte die Mahrattenconföderation, die Ereignisse von 1817 zerstörten sie, denn der Peischwa wurde aller Macht entkleidet, sein Land kam unmittelbar unter brittische Herrschaft, und so sind nur noch die Radschas von Colapur, Sattara und Nagpur, so wie der Guicowar in Guzerat übrig.

Nirgends zeigt sich die Wahrheit so deutlich, die ein Correspondent des Asiatic Journal (Junius 1837) aussprach, daß ein eingewurzelter Haß die asiatischen Despoten gegen die Engländer beseele, nirgends aber zeigt sich auch deutlicher der Grund dieses Hasses, an dem die Engländer zum mindesten eben so viel Schuld tragen, als diese asiatischen Despoten. Wir wollen die Verhältnisse dieser vier Fürsten in kurzem schildern.

Der Radscha von Kolapur, dessen Gebiet südlich von dem des Radscha von Sattara zwischen 16° und 17° n. Breite liegt, hatte sich in den Mahrattakriegen weislich neutral gehalten und dadurch sein kleines Gebiet geschützt. Im J. 1821 ward er, wie man sagt, mit Vorwissen seines Sohnes, des jetzt regierenden Fürsten, ermordet. Dieser, ein Jüngling von heftiger Gemüthsart, brach, als das Gerücht von einer Niederlage der Engländer im birmanischen Kriege die Halbinsel durchlief, mit einem kleinen Heere auf, um sich den aufrührerischen Bewegungen eines kleinen benachbarten Radscha anzuschließen. Nur die feste Stellung der englischen Truppen hielt ihn von Feindseligkeiten ab, allein sein Verhalten blieb feindlich, so daß im folgenden Jahr (1826) ein englisches Truppencorps in sein Gebiet einrückte, und ihn zu einem Vertrage zwang, kraft dessen er sich die Einmischung der Engländer in seine innern Angelegenheiten gefallen lassen und seine 12,000 Mann Truppen auf 1200 reduciren mußte. Natürlich trägt er das aufgelegte Joch mit Unwillen, um so mehr, als man ihm auch eine Geldstrafe auferlegt und einen Minister ernannt hat, den er nicht absetzen darf.

Der Radscha von Sattara stammt von dem Stifter des Mahrattenreichs, seine Familie war aber von dem Peischwa oder ersten Minister in der Stadt Sattara so gut wie gefangen gehalten worden. Als im J. 1818 der Peischwa von den Engländern entthront und gefangen gesetzt wurde, erhielt derselbe seine Freiheit und ein eigenes Fürstenthum gemäß einer Proclamation, welche die Regierung zu Bombay im Anfang des Kriegs erlassen hatte, und worin sie den Peischwa als Usurpator der Rechte und der Macht des alten Fürstenhauses dem Volke der Mahratten verdächtig machen wollte. Der junge Fürst, der sein Leben als Gefangener zugebracht hatte, war anfangs durchaus nicht im Stande, die Regierung selbst zu führen, und englische Beamte führten deßhalb die Verwaltung unter Oberaufsicht des Residenten, Capitän Grant, der mit großer Klugheit und Mäßigung das alte, höchst einfache Verwaltungs- und Gerichtssystem der Mahrattenländer unverändert ließ, was hier wie in Kolapur die gute Wirkung hatte, daß das Volk minder mit Abgaben belastet war, als im Compagniegebiet, eine wohlfeilere und raschere Rechtspflege hatte, und ruhig und zufrieden

*) Strabo legt freilich Akanthus nach Westen, statt nach Osten, aber nur er allein thut das, und ist nach dem Texte der Stelle offenbar im Irrthume.

ſich zeigte. Im Jahre 1821 wurde dem Radſcha die Regierung übergeben unter den gewöhnlichen, ſeine Autorität beſchränkenden Bedingungen, daß er ſeine Truppen nicht vermehren, ohne Zuſtimmung und Vorwiſſen der angloindiſchen Regierung keinen Verkehr mit fremden Mächten unterhalten und — „zu allen Zeiten auf den Rath des politiſchen Reſidenten hören wolle.“ Alles ſcheint ziemlich gut gegangen zu ſeyn, als auf Einmal im Anfang des Jahres 1837 der brittiſche Reſident den Dewan oder erſten Miniſter des Radſcha verhaften und unter ſtarker Bedeckung nach Punah abführen ließ; das Gerücht wollte wiſſen, es handle ſich um eine Verrätherei gegen die engliſche Regierung. Zugleich wurde noch eine Anzahl vornehmer Beamter des Radſcha verhaftet. Eine beſondere Commiſſion wurde von Bombay nach Sattara geſchickt, welche den Radſcha ſelbſt verhörte. Als die Unterſuchung des Dewan beendet war, ließ man ihm einige Freiheit, im Ganzen aber blieb er über ein Jahr in Gefangenſchaft, worauf endlich im Februar vorigen Jahrs ein Befehl vom Generalgouverneur eintraf, daß man ihn und die andern Beamten des Radſcha auf freien Fuß ſtellen ſolle, indem ſie auf abgeſchmackte Anklagen hin, die aus ſehr unlauterer Quelle gefloſſen ſeyen, verhaftet und proceſſirt worden wären. Wie man darüber urtheilte, iſt aus dem Umſtande zu entnehmen, daß dem Gerücht zufolge der Gouverneur von Bombay ſelbſt, Sir Robert Grant, nach Sattara gehen ſollte, um dem mißhandelten Fürſten eine Art Apologie zu machen. Daß bei ſolchem Verfahren der Engländer die Neigung zu ihnen von Seiten des Radſcha, obgleich er ihrer Politik ſein Fürſtenthum verdankte, nicht groß ſeyn kann, verſteht ſich von ſelbſt, ob aber ſeine Abneigung und ſein Haß ſo weit geht, daß er geheime ruſſiſche Agenten bei ſich aufnimmt, wie man ihm Schuld gegeben, muß die Zeit lehren. Sattara, obwohl klein, kann in Zukunft unter günſtigen Umſtänden noch eine große Rolle ſpielen, da der Fürſt, als Nachkömmling des Stifters der Mahrattenreichs, noch immer eine Art Gewalt über ſämmtliche Mahrattenländer ausüben kann.

Von Nagpur haben wir ſehr wenig zu berichten. Der vorige Beherrſcher Appa Sahib wurde in das Schickſal des Peiſchwa verwickelt und von den Engländern abgeſetzt im Jahre 1818. Ein unmündiger Nachkomme von einer weiblichen Seitenlinie, der kein Recht auf den Thron hatte, wurde nichtsdeſtoweniger darauf erhoben, und ihm ein kluger, brittiſcher Reſident, Namens Jenkins, an die Seite gegeben, der das Land nach dem alten Mahrattenſyſtem wohl verwaltete, und der Radſcha änderte auch, als er ſelbſt die Zügel übernahm, nichts daran, womit das Volk ſehr zufrieden ſcheint. In gewiſſer Beziehung hat der engliſche Einfluß einen auffallenden Rückſchritt gethan, indem im J. 1829 unter Lord William Bentinck das Contingent, zu deſſen Unterhalt der Radſcha verpflichtet war, auf die Bitte des letztern aufgehoben wurde, wogegen er der Compagnie 8 Laks Rupien zahlte und auf Verlangen 1000 Reiter unter ſeinen eigenen Officieren ſtellte. Dieſe Hülfe wurde bekanntlich im Jahre 1836 und 1837 gegen die Khunds oder Gonds in Anſpruch genommen. (S. Nr. 29 ff. v. d. J.)

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe in die Bretagne. Das Departement de Finiſterre.

(Fortſetzung.)

Breſt iſt ein unangenehmer Aufenthalt; es mag das erſte Seearſenal der Welt ſeyn, aber es wäre der letzte Ort, wo ich wohnen möchte. Das Klima iſt über alle Vorſtellung windig und feucht; es regnet faſt unaufhörlich. Die Stadt iſt trichterförmig zwiſchen Bergen eingeklemmt, an deren Abhange ſich die Häuſer und Hafengebäude terraſſenförmig hinlagern. Um von einem Stadttheil in den andern zu gelangen, muß man hohe Treppen oder ſteile Straßen hinauf- oder hinabſteigen, die im Winter bei Glatteis halsbrecheriſch ſeyn mögen. Die obere Stadt iſt über alle Beſchreibung garſtig; in den engen, düſtern, ſtinkenden Gaſſen liegt fußhoher Schmutz, und darin lebt eine gräuliche Bevölkerung, die entweder im Elend ſchmachtet oder in Schnapps vollgeſoffen iſt: man trifft nichts als leichenblaſſe oder branntweinglühende Geſichter mit hohlen oder aufgedunſenen Wangen und tiefliegenden oder dick herausquellenden Augen, ferner eine Menge Krüppel, halbnackte Kinder und betrunkene Weibsbilder, kurz eine ſchreckliche Menſchenrace, welche aus der Miſchung des Blutes aller Nationen des Occidents und Orients hervorgegangen, und in viehiſchem Rauſch empfangen und gezeugt iſt. — In den niedriger gelegenen Quartieren gibt es regelmäßige Straßen und Plätze: die Grande Rue, eine ſchöne, breite, belebte Straße, führt zwiſchen hohen, ſoliden Häuſern zum Hafen hinab, wo tauſend Stimmen durcheinander ſchreien und hundert Schaluppen und Boote durcheinander rudern. Der Hafen und die Rhede von Breſt ſind einzig; die Natur hat hier Vieles vorbereitet, um die Anlage eines Arſenals zu begünſtigen, und die Kunſt hat Alles aufgeboten, es gut zu verwahren.

Breſt iſt eine Schöpfung Richelieu's, welcher zuerſt den Hafen graben ließ und einen elenden Flecken in ein großes Marinedepot umſchuf. Den Eingang des Hafens, welcher Nachts mit Ketten geſperrt wird, vertheidigt rechts ein altes in Trapezform gebautes Schloß mit mehrern runden Thürmen und einem Donjon, welchen die ehemaligen Herzoge der Bretagne bewohnten und den Vauban mit Kanonen beſpickte. Gegenüber links erheben ſich die Feſtungswerke von Recouvrance, welches eine Art Vorſtadt von Breſt und durch den Hafen davon getrennt iſt. Eine von den hier aufgeführten Batterien beherrſcht Stadt und Hafen, und beſtreicht zugleich die Rhede nach allen Seiten. Der Hafen geht weit ins Land hinein; es iſt ein ſchmaler Canal, welcher über ſiebzig große Fahrzeuge und eine Menge Corvetten, Schaluppen und Boote faßt. Das Arſenal ſondert ihn in zwei Theile: der Handelshafen nimmt ſich ſehr klein und kümmerlich gegen ſeinen ſtolzen Nachbar, den Kriegshafen, aus; er iſt kaum ſo lang, als die beſcheidenſten Kais anderer kleiner Küſtenhäfen; das Arſenal dagegen gebietet Ehrfurcht und Staunen. Ein großer Theil der franzöſiſchen Seemacht iſt hier in dieſer engen Hafenbucht zuſammengehäuft, wo man zwiſchen zwei mit Feſtungswerken, Baſtionen und andern gigantiſchen Bauten beladenen Bergen faſt zu erſticken glaubt. Als ich auf dem ſchmalen Waſſerarm in einem kleinen Boote dahinglitt, war es mir zu Muthe, wie wenn ich zwiſchen zwei hohen Dreimaſtern durchruderte, und jeden Augenblick in Gefahr ſchwebte, von den ſchwerfälligen Maſſen zerquetſcht zu werden. Der allgemeine Eindruck iſt großartig, aber peinlich; überall ſpürt man die menſchliche Anſtrengung; faſt alle Hafengebäude ſind auf

Felsen gegründet, und das Ganze iſt eine wunderbare Forteresse. Die Schiffswerften, die unermeßlichen Magazine zu beiden Seiten des Hafens, die Admiralitätsgebäude, die Segel- und Tauwerkfabrik, die Eisenhämmer, die Waffendepots und Modellſäle — alle dieſe Marineanſtalten erregen unſere Bewunderung und geben uns eine hohe Vorſtellung von der franzöſiſchen Seemacht. Die Reihe von Kriegsſchiffen, welche im Hafen liegen, um ausgebeſſert zu werden, oder auf den erſten Wink des Telegraphen in See zu ſtechen, gewähren einen erfreuenden und zugleich imponirenden Anblick.

Leider iſt das Arſenal in Breſt zugleich der Aufenthalt einer Menſchengattung, welche die Atmoſphäre des Hafens vergiftet. Es gibt keinen grellern Kontraſt, als die Galeerenſklaven mit ihren rothen Wämſern, Hoſen und Jacobinermützen, welche, paarweiſe zuſammengekoppelt, mit ihren Ketten an uns vorbeiklirren und uns mit verſchämten oder unverſchämten Blicken betrachten, und die Matroſen mit ihren blauen Jacken und blauen Hüten, welche lachend und ſingend im Takelwerk arbeiten, und vom Verdeck herunter dem Fremden ſpöttiſche Bemerkungen nachſchicken. Man erwarte hier keine philanthropiſchen Raiſonnements über eine der garſtigſten Peſtbeulen und eines der vielen nothwendigen Uebel unſerer modernen Civiliſation; dieſe Materie iſt ziemlich abgedroſchen, und zu viel und doch zu wenig beſprochen worden.

Das Bagno in Breſt iſt ein weitläufiges Gebäude mit langen Galerien und geräumigen Höfen, welches in den Jahren 1750 und 51 von dem Marine-Ingenieur Choquet Linde gegründet wurde. Aus der Ferne glaubt man einen Palaſt oder eine Manufactur zu erblicken; nur wenn man näher kommt, hört man im Innern Ketten raſſeln. Es iſt in zwei Theile und vier große Säle abgetheilt, wovon jeder 500 Verbrecher faßt. Sie ſchlafen auf Feldbettſtellen, wie in den Wachſtuben; nur ſind dieſe nicht von Holz, ſondern von Stein, wo ſie Abends ihre Matratzen ausbreiten, die ſie jeden Morgen beim Aufſtehen wie einen Hamack aufhängen müſſen. Nicht ohne ſtarkes Mißbehagen prüfte ich die Phyſiognomien der Galeerenſklaven, welche, zwei zu zwei aneinandergekettet, ſich an mich und meinen Begleiter herandrängten. Ich ſah mehrere auf den harten Steinen ſchlafen, und ihr Geſchnarch war für mich eine erquickende, harmoniſche Muſik; es beſtätigte mir, daß man auch auf den Galeeren ſchlafe. Einige Gefangene fixirten mich mit dem frechen Blick der Pariſer Freudenmädchen; die wenigſten ſprachen miteinander; drei oder vier hörte ich ſingen und pfeifen, und einer las ſogar die Zeitung. Als ich dem Führer mein Befremden darüber äußerte, erfuhr ich, daß die Galeerenſklaven ein eigenes Leſecabinet eingerichtet hätten, wo ſie drei Pariſer Journale halten dürften. Auf den Geſichtern der meiſten Verbrecher bemerkte ich keinen Ausdruck von Scham; einzelne ſchlugen jedoch die Augen nieder, als ich an ihnen vorüberkam, wie der durch die grauſame Zerſtückelung ſeiner Maitreſſe berüchtigte Abbé Delacollonge, welcher bei meiner Anweſenheit noch in Breſt gefangen ſaß und unter ſpecieller Aufſicht ſtand, weil er mehreremale zu entwiſchen verſucht hatte. Kein einziger ſprach mich um Almoſen an, wie ich es erwartet hatte; wohl aber boten mir ſehr Viele kleine Nadelbüchſen, Cigarrenſpitzen, Serviettenringe u. ſ. w. von Buchsbaum an, welche die Galeerenſklaven verfertigen, und worin ſie es oft ſehr weit bringen. Kein Artikel hat einen feſtſtehenden Preis, und die Verkäufer bieten den Fremden ihre Waare ohne die geringſte Zudringlichkeit feil, ſondern thun es mit einer Beſcheidenheit und Delicateſſe, welche mich überraſchten. So oft ich den dargebotenen Gegenſtand annahm, ſo empfingen ſie ohne Murren und Geſichterſchneiden die kleine Gabe, welche ich ihnen dafür reichte. Da man nicht gut umhin kann, in den verſchiedenen Sälen und Arbeitsſtätten Einkäufe zu machen und zu guter Letzt noch ſeinen Führer bezahlen muß, ſo iſt ein Beſuch des Bagno ſehr koſtſpielig. Das Innere des Gefängniſſes ſchien mir äußerſt reinlich und ſauber gehalten. Seit der Cholera, welche hier ſchrecklich aufräumte, iſt die Disciplin in dieſer Beziehung viel beſſer geworden. Die Schlaf- und Arbeitsſäle werden täglich zweimal aufgewaſchen und gelüftet. Ich habe das Brod der Galeerenſklaven gekoſtet, und fand es um hundert Procent beſſer, als das Commißbrod der preußiſchen Soldaten. Die Fleißigen und die Faulen bekommen verſchiedene Rationen; dieſe erhalten nichts als Brod und Gemüſe, jene haben außerdem noch Wein und Fleiſch. Eine auffallende Thatſache iſt, daß die zur Galeerenarbeit verurtheilten Soldaten ſich viel beſſer betragen, als die Civilgefangenen. Dieſer Vorzug iſt ſo allgemein anerkannt, daß man das braune Coſtume der militäriſchen Galeerenſklaven den Uebrigen als eine Belohnung und Auszeichnung geſtattet. Die Braunen ſehen daher die Rothen über die Achſel an, und ſelbſt in dieſen ſchmachvollen Kreiſen hat ſich eine gewiſſe Ariſtokratie eingeniſtet.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Lyciſche Inſchriften. Hr. Charles Fellows legte in der königlichen Geſellſchaft für Literatur vom 7 März einige intereſſante lyciſche Inſchriften vor, die er von den Felſen und Ueberreſten von Gebäuden bei Phaneka und an den Ufern des Xanthus abgeſchrieben hatte. In Bezug auf die Nachricht von Hammers von 1811 über dieſen Gegenſtand, die Schriften des Hrn. Cockerell, die er vor einigen Jahren herausgegeben, und die von Grotefend, Letronne und Andern erklärt Hr. Yates dieſe Inſchriften als einer unbekannten Sprache und Alphabet angehörend. Die Geſtalt von einigen Buchſtaben nähert ſich der griechiſchen, doch ſind ſie neu und eigenthümlich. Bei einer Vergleichung von vier Inſchriften des Hrn. Cockerell, wovon die erſte glücklicherweiſe in zwei Sprachen und mit einer griechiſchen Ueberſetzung verfaßt war, mit denen von Hrn. Fellows, brachte Hr. Yates eine ziemlich gute Erklärung des Ganzen heraus, welche, nach ſeiner Verſion, augenſcheinlich Inſchriften auf Gräbern von alten lyciſchen (phrygiſchen?) Familien anzeigte.

Avancement in England. Die Zeit iſt nicht mehr in England, wo der Sprößling einer ariſtokratiſchen Familie in Zeit von 3 bis 4 Jahren vom Fähndrich zum Obriſtlieutenant avancirte, doch iſt es mitunter nicht viel beſſer. Die Naval and Military Gazette vom 9 März erzählt folgenden ſchreienden Fall. Ein Hr. Hankey trat im Jahre 1825 als Fähndrich in Dienſt, kaufte im Jahre 1825 eine Lieutenants-, im Jahre 1826 eine Hauptmannsſtelle und im Jahre 1838 wurde er, gleichfalls durch Kauf, Major. Vor kurzem wurde er, ohne Kauf, Obriſtlieutenant, was denn doch die Geduld vieler alten Officiere, die ſchon im Peninſularkriege Wunden und Lorbeeren geerntet oder ſeit jener Zeit in allen Welttheilen gedient hatten, während Hr. Hankey auch nicht Einen Feldzug mitmachte, erſchöpft zu haben ſcheint, ſo daß die Sache öffentlich zur Klage kommen wird.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 85.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 März 1839.

Der Harem des Pascha's von Widdin.

(Aus der Revue britannique. Dec. 1838.)

In den ersten Tagen des Monats Julius d. J. verließ ich Konstantinopel, um auf dem Dampfboot Ferdinand I, welches die Donau hinauf fuhr, nach London zurückzukehren. Ich traf an Bord eine junge griechische Dame aus Pera, welche nach Belgrad ging, und mir so viele besondere und merkwürdige Züge von dem jetzigen Leben der französirten türkischen Frauen erzählte, daß mir die Fahrt sehr dadurch verkürzt wurde. Madame Lampugnani — so hieß meine Reisegefährtin — correspondirendes Mitglied der gelehrten Damengesellschaft in Bukarest, welche die Werke der Lady Montague und der George Sand übersetzt, unterhielt mich sehr durch ihren Enthusiasmus für Mahmud und seine Reformen. Wenn Frauen sich auf einer Reise, besonders in fernen Gegenden, treffen, so schließen sie sich weit schneller an einander, als die Männer. Eine Art von Gleichheit in Gefühl und Urtheil, die unserem Geschlecht eigen ist, eine Menge kleiner Dienstleistungen, zu denen wir uns gegenseitig nöthig sind, das Gefühl unserer Schwäche, und die Lust, sich über die Eindrücke auszusprechen, welche eine Menge gesellschaftlicher Gebräuche, die wir in der Fremde sehen, und woran wir in der Heimath nicht gewöhnt sind, auf uns machen, dieß Alles erzeugt bei Frauen schnell eine ziemlich innige, wenn auch nicht dauerhafte Freundschaft, und so waren denn auch Madame Lampugnani und ich bald so innig befreundet, als man es auf einem Dampfboote, das die Donau hinauffährt, werden kann, und vertrauten uns gegenseitig, daß wir beide das größte Verlangen hätten, ein Harem zu sehen. Meine Gefährtin hatte 6 Jahre, und ich 6 Wochen in der Türkei zugebracht, ohne daß es der einen wie der andern vergönnt gewesen wäre, diesen Wunsch zu erfüllen. Zudem war unter den Passagieren ein Mann, der nicht wenig dazu beitrug, unsere Begeisterung für die türkischen Damen zu vermehren; dieß war ein jüdischer Arzt von der Secte der Karaiten, der kürzlich den Pascha von Widdin, Hussein, in einem heftigen Podagra-Anfall mit Glück behandelt, und den Hussein nun, da er wieder erkrankt war, von neuem berufen hatte.

Hussein, der Pascha von Widdin, ist einer der Männer, die wohl am meisten zu den seltsamen Umwälzungen beigetragen haben, deren Schauplatz gegenwärtig das ottomanische Reich ist. Man weiß, daß niedere Geburt und Stand in diesem eigenthümlichen Lande, im Gegensatze zu andern Staaten, das sicherste Mittel sind, zu hohen Ehren zu gelangen, und daß die täglich wiederkehrenden Gewaltmaßregeln des Divans Leute aus den niedersten Classen eben so schnell in die höchste Gunst des Gebieters setzen, als sie die Höchsten des Landes niederschmettern. Hussein hatte als armer Janitschar begonnen und war Aga derselben, als unter der Regierung Selims, dem unglücklichen Vorgänger Mahmuds, die Liebe ihn aus seiner Caserne zog, und zu einer bedeutenden Stelle erhob. Raceine läßt durch die Reize Bajazets Korane verführen, und so wurde von Husseins Reizen das Herz von Selims Favoritsultanin gerührt. Als Mahmud den Thron bestieg, wurde Hussein, empfohlen durch die Frauen, Großwesir.

Bereits trug sich Mahmud mit dem kecken Gedanken, die Prätorianer Konstantinopels zu stürzen. Hussein benutzte seine neue Würde, um diese politische Maßregel für sich zu benützen, und ließ sich als Werkzeug gebrauchen. Die Janitscharen erkannten bald den Schlag, der sie bedrohte, versammelten sich am 10 Junius 1826 vor dem Palaste des Sultans, und verlangten mit wildem Geschrei die Köpfe des Großwesirs und der vier vornehmsten Mitglieder des Divans. Da sie sahen, daß Mahmud und Hussein nicht gesonnen waren, ihnen zu willfahren, zogen sie sich in wilder Unordnung in den Atmeidan oder Hippodrom zurück, und, ihre Kessel umstürzend, erklärten sie sich in offenem Aufstande gegen die Regierung. Bekanntlich sind die Kessel, in welchen die Soldaten ihren Reis kochen (Kazans), von Kupfer, und werden in einem besonderen Zelte, wie die Fahne des Corps, bewahrt. Stürzen sie diese um, werfen sie sie aus der Caserne hinaus auf den Weg, so bedeutet dieß, daß sie eine Aenderung des Ministeriums — oder mehr — eine Strangulirung des Regenten verlangen. In dieser gefährlichen Lage verlor Mahmud seine Kaltblütigkeit nicht: er wandte sich an das erste Schreckmittel aufgeregter Völker, an die Religion, und befahl dem Mufti, das Anathem gegen

die Rebellen auszusprechen. Aber die Janitscharen verspotteten die Fahne des Propheten, die man aus den Schränken der Moscheen genommen, und von dem lang darauf liegenden Staub befreit hatte, und als der Mufti sie Giaurs nannte, machten sie Anstalt, ihn aufzuhängen. Mahmud, nun zum Aeußersten gebracht, zog entschlossen und in eigener Person mit Hussein gegen die Casernen des Atmeidan, wo sich die Rebellen verschanzt hatten. Der Wesir schiffte sich auf dem Bosporus mit der neu errichteten Artillerie ein, junge Truppen, die nichts eifriger wünschten, als die Prätorianer zu vernichten, um selbst ihre Stelle einzunehmen. Man fiel den Aufrührern in die Flanke, und die Kartätschen streckten ihre Reihen nieder; die Casernen gingen in Flammen auf. Durch die Kugeln und Flammen von allen Seiten bedroht, versuchten die Janitscharen in letzter verzweifelnder Anstrengung sich eine Bahn zu brechen durch den furchtbaren Kreis, der sie umgab — umsonst — 12,000 Leichen gaben Zeugniß, daß Mahmud ein großer Fürst, und sein Wesir ein großer Minister sey. Hussein, Herr des Schlachtfeldes, setzte sich im Hippodrome fest. Die Jagd auf die Janitscharen wurde fortgesetzt, ihre Köpfe an den Mauern des Divans über einander aufgesteckt, und bald war der scheußliche Wall vollendet. Die Schlächterei währte mehrere Tage. Ein Mitglied der russischen Gesandtschaft, das Augenzeuge war, erzählte mir, daß man vom Hippodrom ganze Karren voll abgeschnittener Köpfe nach dem Bosporus geführt und in das Meer geworfen habe, weil kein Platz mehr war, sie aufzustecken. Noch lange nach diesen blutigen Tagen wollte kein Bewohner Konstantinopels Fische essen, die auf der Rhede gefangen worden waren. Dieser Staatsstreich Husseins setzte ihn in ungeheure Gunst. Er wurde zum Generalissimus der türkischen Truppen im Jahre 1828 ernannt, zeichnete sich bei der Vertheidigung von Schumla rühmlich aus, und hinderte eine Zeit lang das Vorrücken von Diebitsch. Im Jahre 1832 stellte er sich in Syrien Ibrahim Pascha gegenüber, aber hier verließ ihn sein Glück. Von den Aegyptiern geschlagen, sah er sich genöthigt, sein Commando an Reschid Pascha abzutreten, der aber eben so wenig die Sache der Pforte günstig zu lenken vermochte. Hussein erhielt das Paschalik Widdin als Ruhesitz, und sein größtes Vergnügen ist jetzt, angesehene Fremde, welche die Donau hinab oder herauf fahren, zu beherbergen. Besonders haben die Engländer das Glück, ihm zu gefallen; er empfängt sie mit vielem Comfort, läßt ihnen Thee reichen, erzählt ihnen die Neuigkeiten aus Frankreich, bemitleidet die Polen, schwatzt von Louis Philipp, beweint Napoleon, und unterschreibt auf alle Keepsake's von London, wenn der Herausgeber nur irgend eine Ansicht des Bosporus und einer syrischen Ruine dabei hat. Die größte Eigenheit des Pascha's ist aber unstreitig, daß er den Fremden sein revolutionirtes Harem zeigt, mit welchem er sich tröstet, daß er keine Janitscharen mehr reformiren kann, und einstweilen ein kleines Modell zur Reformirung der Harems des Reiches liefert. Er ist der unermüdetste Jakobiner, und zugleich der galanteste Saint-Simonist des Islams. Und diesen Mann ließen jetzt Madame Lampugnani und ich demüthig um die Erlaubniß bitten, einen orientalischen Harem sehen zu dürfen. Madame Lampugnani, die das Türkische vortrefflich sprach, ließ ihn wissen, daß eine englische Dame, deren Dolmetscherin sie sey, einen Augenblick mit seiner interessanten Familie zu sprechen wünschte. Unser Karaite überbrachte die Botschaft. Einer seiner Religionsgenossen war Hausecretär bei Hussein; wir erhielten sogleich die ersehnte Erlaubniß, und bereiteten uns zu dieser Zusammenkunft mit wahrhaft kindischer und lächerlicher Freude vor. Der Hausecretär, der ein wahrhaft komisches Italienisch sprach, erwartete uns bei dem Director der Douane. Er nahm seine Mütze mit vieler Zierlichkeit ab, und sagte zu uns: „Meine Damen, Seine Hoheit sind sehr geschmeichelt von dem Wunsche, mit dem Sie ihn beehren. In diesem Augenblicke sind seine drei Gattinnen eben auf dem Spaziergange, und pflücken Granaten in den Gärten des Harems, aber man hat Schwarze dahin geschickt, um sie zu benachrichtigen, und sie werden nicht säumen, zurückzukommen." Diese feierliche Rede im Style der komischen Oper Grétry's, ergötzte uns sehr. Der Secretär ging uns mit so feierlicher Art voraus, als lese er im Talmud, und ihm folgend kamen wir in die Citadelle, deren Hornwerke den Palast Husseins umgeben. Nachdem wir ungeheure Höfe und lange Galerien durchschritten hatten, wo Schwarze, Verschnittene, Pagen und all das stumme Volk der Harems wie Schatten gereiht standen, und uns mit mumienartigem Anstarren an sich vorüber gehen ließen, gelangten wir endlich in den Audienzsaal, oder den Divan des Pascha's. Da in einer Ecke des Sopha's, nahe am Fenster, saß Hussein, der berühmte Vernichter der Janitscharen, die Füße über einander gelegt und an den Leib hinaufgezogen, und beschaute durch das Fenster mit Hülfe eines Perspectives — das erste Zeichen europäischer Bildung — die majestätischen Strömungen der Donau. Es war ein schöner Greis, ganz in dem ächten türkischen Geschmack gekleidet, mit Ausnahme des Fez, dessen Gebrauch mit zur Geschichte dieses großen Mannes gehört. Am Tage der Schlacht in dem Hippodrom, wo er den Turban, diese verführerische Zierde, im Angesicht der aufrührerischen Janitscharen unter den gräßlichsten Flüchen mit Füßen trat, nahm er dafür den Fez an.

(Fortsetzung folgt.)

Die angloindische Regierung und die einheimischen Fürsten Indiens.

Die Mahrattenstaaten.

(Schluß.)

Ehe wir zu dem noch übrigen Mahrattenherrscher, dem Guicowar, übergehen, müssen wir einen kurzen Blick auf das Gebiet des Peischwa werfen, das unter directer englischer Verwaltung steht, obgleich dieß scheinbar nicht zu unserm Gegenstand gehört, aber die einzelnen Fürsten als solche haben so wenig Gewicht und Bedeutung, das Ganze der Mahrattenländer bildet aber noch so sehr eine Gesammtheit, dessen wichtigste Stadt immer noch Punah, die ehemalige Hauptstadt des Peischwa ist, daß wir über manche Erscheinungen gar keinen Ueberblick

haben, wenn wir sie nicht in diesem Zusammenhang betrachten. Die Engländer haben in diesem Lande großentheils ihr Steuersystem eingeführt, welches eine zahlreiche Menge Beamter bedarf, und da diese aus den Eingebornen genommen werden mußten, so konnte es hier an mannichfachen Unterschleifen, auch Gewaltthaten nicht fehlen, und die Engländer erkennen selbst an, daß das Volk in diesen Provinzen weit weniger zufrieden sey, als in den noch unter eigenen Fürsten stehenden Mahrattenländern. Mit Nachrichten aber, welche über die Stimmung des Landes Aufschluß geben könnten, sind sie sehr sparsam und nur hie und da dringt ein kleiner Lichtstrahl durch; so fand im J. 1835 eine Verschwörung statt, um die in Punah befindliche Casse der Engländer zu plündern, und am 1 April 1837 ward die Wohnung des vornehmsten englischen Beamten niedergebrannt. Mehrfach hörte man von zahlreichen Räuberbanden, die in der Nähe des Hauptsitzes der ehemaligen Pindarris nicht verwundern dürfen, doch ist es ein auffallender Umstand, daß diese Räuberbanden nach den neuesten, bis in dieses Jahr hereinreichenden Nachrichten gegenwartig zahlreicher werden, und selbst von angesehenen Einwohnern von Punah heimlich unterstützt seyn sollen. Die Nachricht von einem Kriege der Engländer mit Kabul, Nepal und Birma, wird ihnen hier eine große Anzahl Feinde wach erhalten.

Der Guicowar oder Gäkwar, wie es scheint, ein Mahratta-Titel, theilte sich mit dem Peischwa in Guzerat, der größte Theil der Halbinsel gehört ganz sein, weiter gegen Osten und Nordosten ist sein Gebiet aber sehr von dem englischen Gebiet, zum Theil auch von dem Gebiete Scindiahs unterbrochen. Die Verhältnisse mit der angloindischen Regierung sind ziemlich verwickelt: fürs erste wurde er von dieser letztern mit Geld unterstützt, um sich des Peischwa zu erwehren; hiegegen und zum Unterhalt der Truppen wurden Landstriche verpfändet, zum Theil auch von den Englandern geradezu in Besitz genommen; fürs zweite hatte der Guicowar die von seinem Gebiet ganz oder fast ganz umschlossenen Gebietstheile, die dem Peischwa gehörten, gepachtet und zahlte eine bestimmte Summe dafür; als nun der Peischwa fiel, trat der Guicowar gegen die Engländer in dasselbe Verhältniß, wie vorher zum Peischwa. An Stoff zu Streitigkeiten konnte es also nicht fehlen. Hiezu kam noch ein weiterer Umstand. Als der Peischwa noch auf dem Thron saß und gegen die Engländer intriguirte, wurde ein von den Englandern wo nicht ernannter, doch unterstützter Minister des Guicowar an des Peischwa Hofe, Namens Gangadhir Schastri, auf des letztern Veranlassung ermordet. Die Engländer, deren Geschäfte er so gut, wie die des Guicowar selbst, geführt hatte, veranlaßten den letztern, seine Familie zu versorgen, was derselbe anfangs auch gethan zu haben scheint, als er aber immer tiefer mit den Englandern in Streitigkeit verwickelt wurde, fing er an, dieß zu unterlassen, und so war ein neuer Streitpunkt gegeben.

Der Guicowar führt den Titel Maharadscha, sein Gebiet, wenn gleich minder bedeutend als das von Berar und Scindiahs, ist reicher, das Land großentheils vortrefflich angebaut. So lange der Guicowar den Peischwa zu fürchten hatte, bewarb er sich um die Freundschaft der Engländer, jetzt hat er keinen Feind zu fürchten, nun werden ihm seine ehemaligen Beschützer von Tag zu Tag lästiger.

Im Anfang des Jahres 1837 wurde die entschiedene Forderung an ihn gestellt, binnen 14 Tagen die schuldigen Gelder, die sich auf mehrere Laks Rupien beliefen, an die Familie des Schastri zu bezahlen, oder die Regierung werde Zwangsmaßregeln gegen ihn brauchen, und ihm die Einkünfte von einigen Districten zurückhalten. Der Streit betraf offenbar nicht diese Summen allein, sondern der Resident, der sich eine geheime Unterredung mit dem Guicowar ausbat, soll in dieser auch die Entlassung des ersten Ministers gefordert haben, der sich hierauf nach Aurungabad ins Gebiet des Nizam entfernte, um fürs erste außer dem Bereich der Engländer zu seyn. Ueber die einzelnen Streitigkeiten derselben mit dem Guicowar ist freilich nicht wohl ins Klare zu kommen, so viel aber ist gewiß, daß die Sache allmahlich eine sehr feindselige Gestalt annahm. Nach der Bombay Gazette vom 19 Oct. v. J. wurde dem Guicowar in offener Versammlung des Hofes (Darbar) die Schlußerklärung des Generalgouverneurs überreicht, des Inhalts, wenn er nicht bis zum 1 Nov. sich allen Forderungen füge, und genügende Sicherheit leiste, daß er künftig sich an die Verträge halten werde, so würden einige Districte seines Gebiets militärisch besetzt werden. Zugleich brach ein Truppencorps von etwa 1200 Mann aus der nächsten Garnison nach der Residenz des Guicowar, Baroda, auf. Die Bombay Gazette bemerkt hiezu: „nach diesen und andern Umständen, die heute zu unrer Kenntniß kamen, ist alle Aussicht vorhanden, daß unsere Truppen an mehr als einem Orte für einige Zeit vollauf Arbeit haben werden.“ Man scheint demnach zu glauben, daß es zu Feindseligkeiten kommen werde.

In wie fern diese Angelegenheiten in Verbindung mit dem nun schon seit mehrern Jahren andauernden kleinen Krieg gegen die Bhils (s. Nr. 75) stehen, läßt sich nicht sagen, daß sie aber gewiß nicht ganz unabhängig von einander sind, ist aus allen Umstanden zu entnehmen, wenn schon die angloindische Regierung sich Mühe zu geben scheint, diese beiden Gegenstände nicht vereint auf den Schauplatz treten zu lassen. Wir haben oben (s. Nr. 75) gesehen, daß der Kampf gegen die Bhils sich von Diſa bis Baroda, also auf der ganzen Nordostgränze von des Guicowars Gebiet ausdehne. Begünstigt nun dieser, wie alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, die Unruhen unter den Bhils, so ist die Sache um so bedeutender, als die Wohnsitze dieser letztern südwärts in die Mahrattenländer, und nordwärts in das Hochland Malwa hineinreichen.

Chronik der Reisen.

Reise in die Bretagne. Das Departement de Finisterre.

(Fortsetzung.)

Nach einem dreistündigen Besuche verließ ich diesen Aufenthalt des Jammers und Verbrechens: eine fieberhafte Ungeduld trieb mich aus dem Arsenal, und erst auf den Stadtwällen holte ich Athem. Die

Wälle sind mit Bäumen bepflanzt und bieten eine herrliche Promenade, von wo man die mannichfaltigsten Aspecte auf die Rhede hat, welche damals verwaist war, und, mit Ausnahme von zwei abgedankten Fregatten, alle ihre Kriegsschiffe nach Mexico abgeschickt hatte. Die Rhede bildet eine vier Meilen lange und drei Meilen weite Meeresbucht, deren Ufer gerade nicht sehr erhaben sind: in der Ferne gegen Osten bemerkt man die Berge von Menez Hom, die alte Heimath der Druiden; die näherliegenden Hügel des lachenden Plongastel und die Küste der öden Halbinsel Crozon, einige befestigte Inseln und die nackten Felsen zeigen sich keineswegs als imponirende Massen. Die Landspitze Saint Mathieu, mit romantischen Klosterruinen, welche nunmehr einen Leuchtthurm tragen, und die Spitze Toulinguet, mit Bastionen gekrönt, bilden den Eingang der Brester Rhede, den übelberüchtigten Goulet. Die Wogen brechen sich hier mit so furchtbarer Gewalt, daß der Schaum bisweilen über den Leuchtthurm hinwegspritzt. Die beiden Landspitzen nähern sich etwa bis auf eine halbe Meile, und zwischen ihnen in der Mitte erhebt sich ein einzelnstehender Felsen, der Mingan benannt und ebenfalls befestigt, welcher die Durchfahrt noch mehr einengt und sie in zwei Hälften scheidet. Das dreifache Kreuzfeuer der Batterien würde unfehlbar jede feindliche Flotte zerschmettern und in den Grund schießen, die ohne Erlaubniß durchsegeln wollte. Selbst befreundeten Fahrzeugen ist das Aus- und Einlaufen hier schwer gemacht, und mehr als ein schönes französisches Kriegsschiff ist dabei gescheitert; z. B. der Republicaner von 120 Kanonen am 5 Nivose des Jahres III. Ueberhaupt gleicht diese ganze Brester Küste einem Kirchhofe; Hr. Arago hat ausgerechnet, daß im Durchschnitt jeden Winter 60 Schiffe zu Grunde gehen. Das Meer scheint ein Freundschaftsbündniß mit England allein geschlossen zu haben: es ist den Franzosen nicht gewogen; es zerschellt ihre Fahrzeuge und versandet ihre Häfen: Dieppe, Havre, La Rochelle, Nantes, Cette u. s. w. sind mit Sandbänken versperrt, welche die Schifffahrt außerordentlich erschweren.

Am 10 August miethete ich am Eingange des Hafens ein Boot, welches mich am folgenden Tage über die Rhede setzen sollte; ich hatte meinen Koffer mit der Diligence nach Quimper spedirt, und war entschlossen, eine Fußtour längs der Küste zu machen; mein nächstes Reiseziel ging nach der Halbinsel Crozon, deren traurige Küstenufer man von den Wällen bei Brest erblickt. Das Meer schlug hohe Wellen, als wir den Hafen im Rücken hatten; der Wind war ungünstig: wir mußten daher in einem fort laviren, und erreichten erst nach vierstündiger beschwerlicher Fahrt die Spitze von Lanvau, wo man sonst gewöhnlich in anderthalb Stunden hinübersegelt. In dem armseligen Strandorfe Lanvau belud ich den einzigen Schiffer der Bootsmannschaft, der ein wenig Französisch sprach und sich mir während der Ueberfahrt als Führer angeboten hatte, mit meinem leichten Mantelsack und trat meine Wanderung längs der Küste an. Von Chausséen und Vicinalstraßen war hier natürlich keine Rede mehr, und nach Verlauf der ersten Viertelstunde zerriß das Ueber- und Unterleder meiner Pariser Stiefel auf den holperigen Steinwegen. Ich stand eine Höllenpein aus, bis ich mit Hülfe meines Führers in einem isolirten Bauernhof einen verkümmerten, magern Klepper auftrieb, der mich langsam und geduldig weiter trug. Der Bauer weigerte sich anfangs, den Gaul zu vermiethen, so viel ich aus den weitläufigen Verhandlungen abnehmen konnte, die zwischen ihm und meinem Wegweiser stattfanden, und wovon ich kein Wort verstand, da sie in celtischer Sprache geführt wurden; meine Sache wurde sehr eifrig plaidirt, welches ich zum Theil der Gutmüthigkeit meines Begleiters, hauptsächlich aber meiner mit altem Jamaica-Rum angefüllten Reiseflasche zuschreiben möchte, woraus ich ihn bereits während der Ueberfahrt hatte kosten lassen. Die Bretagner lieben den Trunk leidenschaftlich, besonders die spirituösen Getränke, und mehr als einmal hat ein Glas Branntwein (gwin ardent), oder ein Zug aus meiner Rumflasche angeboten, mir auf den rechten Weg geholfen, und einem Tölpel von Bauer die Zunge gelöst, welche ihm eine Minute zuvor am Gaumen festgewachsen schien. Redet man so einen Klotz französisch an, so gibt er keine Antwort, wenn er es auch versteht; ich habe mehrmals ein Silberstück hingehalten, um den Weg zu erfragen, allein man ließ mich stehen und ging weiter; ein Schluck „Feuerwein" dagegen hat sich mir in den meisten Fällen als das probateste Mittel bewährt, das verstockte Stillschweigen eines bretagnischen Bauern zu brechen.

Das Miethgeld für den Gaul betrug 20 Sous, welche ich im voraus bezahlte, wie es mein Führer ausgehandelt hatte; für einen Eingebornen wäre dieser Preis wahrscheinlich um die Hälfte herabgesetzt worden. Ein Pferd muß hier wenig einbringen; ich habe in der Folge nie mehr als 2 Franken für den Tag gezahlt, und dafür bekommt man noch einen Buben mit, der nebenher trabt, um das Pferd am Abend seinem Herrn zurückzubringen, und der ganz glücklich ist, wenn man ihm einige Sous Trinkgeld gibt, worauf er kein Anrecht hat und auch keine Ansprüche macht. Die Küste der Halbinsel Crozon hat ein gar trauriges Ansehen: von Zeit zu Zeit passirten wir Sumpfmoore auf Stein- oder Knüppeldämmen, und begegneten einem breitschulterigen Bauern, der vorüberging, ohne den Mund aufzuthun und ohne vom Boden aufzublicken, der uns aber doch ganz gut mit seinen schrägen Eulenaugen musterte. Die ersten zehn Gestalten erklärten mir den Namen Ebenans, welchen ihnen die französischen Soldaten beilegten: es ist ein hochgewachsener Menschenschlag mit finsterer, tückischer Miene, unbeholfener, schwerfälliger Haltung, mit langen, schwarzen, bisweilen fuchsrothen Haaren, runden breitkrämpigen Filzhüten und weiten Beinkleidern. Wir trafen keine Häuser am Wege; nur auf den Anhöhen erblickt man einige Windmühlen: ringsumher Haide; nur in den Thalgründen sieht man Kornfelder und niedriges Gebüsch. Unmittelbar an der Küste dehnen sich wahre Felsenebenen aus, wo einige schwarzbraune Schafe herumweiden, die mich lebhaft an die Haideschnucken der Lüneburger Haide erinnerten. Mein einsylbiger Begleiter, ein schwarzer Celte, mit einem mächtigen Knotenstock bewaffnet, den jeder bretagnische Bauer, sey er zu Fuß oder zu Pferde, trägt und den sie Penbas nennen, schritt in seinen Holzschuhen rascher voran, als mein armer Gaul, und überließ mich meinen Betrachtungen. Ich hatte mir diese Küsten nicht so schrecklich unheimlich gedacht, und ich konnte mich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren, wie es den gebildeten Europäer befallen mag, wenn er plötzlich nach einer fernen Insel des Oceans unter wildfremde Menschen verschlagen wird. Wer aus dem Mittelpunkte der französischen Civilisation in dieses Land kommt, wo der Geist und die Sprache Voltaire's, die Haarkräusler, Tanzmeister und Journale unbekannt sind, wo auf allen Wegen und Stegen noch steinerne Christusbilder stehen, vor welchen die Vorübergehenden den Hut abnehmen — der glaubt wenigstens nicht in Frankreich zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 86.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 März 1839.

Wotjäken und Tscheremissen.

(Aus dem russischen Journal des Ministeriums des Innern. October 1838.)

Die Forschungen über die Wotjäken und Tscheremissen verdienen große Aufmerksamkeit, denn die Schilderung ihres Zustandes ist das letzte Document ihrer Geschichte: ihre Physiognomie fangt an zu verschwinden, indem die russische Ansiedelung mehr und mehr das finnische Element verschlingt, denn zu diesem Stamme gehören sie, zu den Tschuden und Meren der alten Schriftsteller, und sie selbst nennen sich auch jetzt noch Meri. Die Finnen nahmen zur Zeit des Römerreichs wahrscheinlich einen sehr bedeutenden Theil von dem nördlichen Europa, Asien und vielleicht Amerika ein, wichen aber beim Andringen neuer Stamme aus Osten. Die Novgoroder trafen die Wotjäken und Tscheremissen in wildem Zustande an den Ufern der Kama und Wiätka, und eine kleine Schaar bezwang dieselben so leicht, wie die Spanier manchen Stamm Amerika's.

Die russischen Dörfer unterscheiden sich leicht von den wotischen; die erstern sind fast immer gut gebaut, die Häuschen reinlich von außen und innen, während die letztern unreinlich, dunkel und ohne alle Ordnung durch einander gebaut sind; der beißende Rauch, der namentlich in ihren Sommerhütten herrscht, und für Fremde unerträglich ist, scheint ihnen eine Art Genuß zu gewahren. Die Wotjäken sind im Allgemeinen sehr feig, und vor einigen Jahren kam vor dem Criminalgerichte zu Wjätka der Fall vor, daß einige Tataren aus dem Districte Agrys am hellen Tage ein wotisches Dorf geplündert hatten, in welchem einige hundert Menschen lebten. Die Religionsbegriffe der Wotjäken sind, wie man sie bei einem so tief stehenden Volke erwarten kann: sie glauben an ein höchstes Wesen, aber auch an untergeordnete Götter, am meisten an einen bösen Geist, der, ihrer Meinung nach, willkürlich über das Leben der Menschen verfügt. Ihre Opferstätten befinden sich auf Anhöhen in Tannenwäldern. Das größte Opfer, ein Pferd und andere Thiere von rother Farbe, bringen sie nach Vollendung der Ernte. In den Jahren 1739 und 1740 wurden von Kasan aus Missionäre unter sie geschickt, um sie zum Christenthume zu bekehren, wobei namentlich der Bischof Weniamin thätig war.

Die Tscheremissen unterscheiden sich von den Wotjäken dadurch, daß sie nicht so furchtsam sind, sondern im Gegentheil etwas Wildes, Störrisches haben. Zur Zeit der Einnahme von Kasan (durch die Russen) hatten sie noch ihren eigenen König. Die Tscheremissen halten viel fester an ihren Gewohnheiten und ihrer Religion. Auch ihr Aeußeres ist verschieden: die Wotjäken sind klein, schlecht gebaut, und schwach; die Tscheremissen sind im Allgemeinen derber gebaut und stärker. Auch ihre religiösen Begriffe sind schärfer gezeichnet, als bei den Wotjäken: ihre Priester (Kart) sind die verständigsten und erfahrensten Leute; sie legen Träume aus und weissagen. Juma heißt ihr oberster Geist, aber er theilt seine Macht mit seiner Gattin Juman Awa und mit den übrigen Göttern, seinen Verwandten. Der böse Geist, welchem sie den (wahrscheinlich von den Tataren überkommenen) Namen Schaitan geben, lebt im Wasser, und ist namentlich um Mittag verderblich. Der Gottesdienst geschieht an reinen, geheiligten Orten, und die Feste sind gleicher Art, wie bei den Wotjäken. Das größte, Juman genannt, findet alle Jahre, alle zwei Jahre, manchmal auch nur alle vier Jahre statt. An dem zur Opferung bestimmten Tage zündet man einige Feuer an: das erste ist dem Juma, das zweite der Juman Awa u. s. w. geheiligt. Bei jedem Feuer steht ein Kart; der dem Juma dienende Priester hält einen Hengst, der der Juman Awa dienende eine Kuh; die Thiere werden so geschlachtet, daß das Blut ins Feuer spritzt. Vor der Opferung wird das Thier mit Wasser begossen, und wenn dasselbe nicht zusammenschauert, so bedeutet dieß, daß das Opfer den Göttern nicht angenehm ist. Die Verstorbenen legt man in ein mit Stäben ausgelegtes Grab, und zündet diese an; jeder Anwesende legt ein Stück Eierkuchen darauf und spricht: dieß wird dir wohl bekommen.

Bei den Tscheremissen kauft der Bräutigam die Braut; die Hochzeitgebräuche sind sehr einfach: man führt die Braut zum Bräutigam, betet vor den Götzenbildern und übergibt sie ihm. Wenn die Braut sich nicht vernünftig beträgt, so züchtigt sie der Schwiegervater auch wohl mit der Ruthe.

Die Kleidung der Tscheremissen und Wotjäken gleicht so ziemlich der der russischen Bauern. Die Weiber tragen weite Beinkleider und mit kleinen Blumen ausgenähte Hemden, im Winter über diese noch ein anderes mit Seide ausgenähtes Kleid. Besonders schön ist ein Kopfputz der Weiber von konischer Form (schikomajutsch). An den Gürtel hängen sie eine Menge Quasten.

Der Harem des Pascha's von Widdin.

(Fortsetzung.)

Der Pascha hielt in der einen Hand einen herrlichen Fächer von Reiherfedern, mit denen er die Fliegen verjagte, die um ihn her schwärmten, während seine andere Hand andächtig die kleinen Perlen eines hölzernen Rosenkranzes aus Mecca zählte, — ein Schmuck, den jeder nur etwas angesehene Türke tragen muß. Hussein schien mir ein Greis von ungefähr 65 Jahren; demnach wäre die Vernichtung der Janitscharen gerade in die Jahre bei ihm gefallen, wo der Mann körperlich und geistig am kräftigsten ist. Seine Haut ist dunkelgelb und sein Gesicht von Blatternarben sehr entstellt, aber seine Augen drücken viel Kraft und Leidenschaft aus. Sein sorgfältig geschnittener und mit Wohlgerüchen durchdufteter starker Bart trägt nicht wenig dazu bei, sein Aeußeres angenehm und einnehmend zu machen. Sein Körper scheint sehr dick, doch war es mir unmöglich, den Umfang desselben genau zu sehen, da die Etiquette dem Muselmann nicht erlaubt, selbst in Gegenwart von Damen, sich zu erheben, oder auch nur seine Füße auszustrecken. Die kurze Zeit, wo ich Hussein sah, fand ich in seinem Benehmen nichts, was den angenehmen Eindruck, den sein Aeußeres auf mich gemacht hatte, Lügen gestraft hätte. — Er entband mich der Pflicht, seine Hand zu küssen, was alle Uebrigen der Gesellschaft thun mußten, und ich war ihm für diese Aufmerksamkeit wirklich sehr dankbar, da die Erinnerung an die Janitscharen sehr lebhaft in mir war. Unsere Stühle waren dem Sopha gegenüber gestellt, und ich fing an, das Zimmer mit ziemlich neugierigen Augen zu mustern. Die ganze eine Seite war nach orientalischer Sitte von einem langen Divan eingenommen, der sich längs den Fenstern hinzog. Die zwei äußersten Ecken werden als die Ehrensitze betrachtet, der Atlaß ist reicher, und die Stickerei der Kissen trennt sie von dem übrigen Grunde des Ueberzuges. Die übrigen Mobilien des Gemachs bestanden aus französischen Canapés, mit herrlichem Damast überzogen, und aus persischen gelb und rothen Teppichen. Die Decke war nach türkischer Sitte gemalt und vergoldet, und die Carniese mit Frescolandschaften geschmückt, welche verschiedene Gegenden von Konstantinopel und dem Bosporus darstellten, und in welchen Colorit, Zeichnung und Perspective ziemlich gut beobachtet waren. Zwei Reihen von Dienern standen mit bloßen Füßen in der Tiefe des Saales, ihre Pantoffel lagen über einen Haufen geworfen vor der Thüre. Die Unterredung begann, und Madame Lampugnani breitete ihre Kenntnisse der türkischen Sprache mit so viel Zierlichkeit aus, daß oft ein feines Lächeln um die Lippen des Pascha's spielte. Unsere Unterredung, deren feinere Spitzen oft durch den Dolmetscher gebrochen wurden, bewegten sich in den gewöhnlichen in solchen Umständen gegebenen Gränzen. Hussein fragte uns ächt orientalisch: wie alt wir seyen? In den Jahren der Rosen, antwortete räthselhaft Madame Lampugnani. Bei diesen Worten winkte der Pascha mit einer geheimnißvollen Miene, und man brachte sogleich einige Flacons, gefüllt mit diesem berühmten Oele, welche der Pascha uns überreichen ließ, indem er Madame Lampugnani versicherte, daß es von dem besten sey, welches im Orient bereitet werde, und daß er die Damen Londons bitte, einst zu kommen, und ihm zu sagen, wie sie es fänden. Während dessen war unser karaitischer Jude, der sich die Zeit über hinter eine große Vase von chinesischem Porcellan gestellt hatte, ehrfurchtsvoll herbeigetreten, und griff den Puls seiner Hoheit mit aller Anmuth eines Pariser Arztes. Es schien, als ob die Unterredung den leicht erregbaren Greis angegriffen habe, und der Arzt bemerkte uns, man werde die Ceremonie etwas abkürzen, da der Pascha einen Podagra-Anfall befürchte. Dieß bedeutete, daß jetzt die Zeit sey, den Kaffee zu nehmen; bei den Türken wird Kaffee gegeben, so wie das Gespräch erschöpft ist, und wenn dieser ausgetrunken, empfiehlt man sich, und jedem ist doch von dem geschlürften Geist so viel geblieben, um einige höfliche Abschiedsworte zu finden. So trat denn auch jetzt ein Diener herein, und trug an zwei Henkeln ein vertieftes Präsentirteller, welches mit einer Purpurdecke mit reichen Franzen bedeckt war; als er die Decke aufhob, sahen wir ein herrliches Service von chinesischem Email, mit Diamanten inkrustirt, von zierlich eigenthümlicher Form, und goldene Untertassen. Ein Sklave goß schwarzen Kaffee in die Tassen, und jede Tasse ward durch einen andern Sklaven den Anwesenden überreicht. Der Kaffee war so vorzüglich, daß ich mich ungern der orientalischen Sitte fügte, nicht ganz auszutrinken, als plötzlich eine besondere Bewegung unter der Dienerschaft, die in zwei Reihen an der Thüre standen, meine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Die Frauen des Pascha's waren von ihrem Spaziergang zurückgekehrt. Sie saßen in arabischen Wagen, und an dem Eingange der Treppe stiegen sie ab. Der schwarze Vorreiter sprang von seinem Pferde, stieg hastig einige Stufen herauf, und gab uns ein Zeichen, daß wir ihm folgen sollten. Es war der Chef der sechs Verschnittenen, und unter dem Schutze dieses wichtigen Mannes durchschritten wir den Hof und gingen in ein dem vorigen ganz ähnliches Gebäude, in welchem die Gemächer der Frauen waren. Die erste menschliche Gestalt, die wir dort sahen, war eine Zofe, deren beringte Finger nach englischer Weise Thee und Butterbrod bereiteten. Eine verschleierte Gestalt verschwand bei unserm Eintreten. In diesem Vorzimmer fielen mir eine Menge vergoldeter Vogelhäuser auf, welche von der Decke hingen, und aus welchen die schmetternden Gesänge der Canarienvögel hernieder tönten. Ein prächtiger Flügel von Pleyel stand wunderlich zwischen einer Pyramide von ägyptischen Waffen und einem Springbrunnen nach chinesischer Art.

Der Harem war nicht ganz so wie der Saal bei dem Pascha

eingerichtet, die Divane ſchienen mir viel niedriger, und nur einer war durch die gewöhnlichen Tänzerinnen des Hauſes beſetzt, die unbeweglich in zwei Reihen niedergekauert waren. Die Bajaderen Huſſeins waren jung, munter und in weite mit Gold und Silber durchwirkte Röcke gekleidet, wie die Zigeunerinnen, die den Fandango auf Madrids Kreuzſtraßen tanzen; ſie hatten weite Beinkleider, aber die Füße waren nackt, und ihre Augenwimper waren ſchwarz gefarbt — dieſe ſchwarzblauen Reife um die Augen gaben dem Geſicht einen ſehr fremdartigen Ausdruck, der durch den Tanz noch erhöht wurde. Der Verſchnittene bat uns, uns zu ſetzen, und der Tanz begann.

Während desſelben theilte uns der Karaite folgende Erzählung mit. In dem Jahre 1828 wurde eine Bajadere aus Schiras, Tuti mit Namen, aus dem niedern Range einer Straßentänzerin zu der höchſten Ehre in den Serail des perſiſchen Königs erhoben. Tuti iſt der Name eines Papagai's der bei den Hindus in vorzüglicher Achtung ſteht, und der in ihren Sagen und Erzählungen immer prophetiſch auftritt, denn die Chronik meldet, daß einſt ein armeniſcher Herrſcher in der Geſtalt eines Tuti einen Geiſt beſeſſen habe, der ihm, wenn er ermüdet war, die ſeltſamſten Geſchichten erzählte; doch war dann dieſer Geiſt lange keinem Herrſcher mehr genaht, bis es nun dem jetzt regierenden Könige gelang, ihn in der ſchönen Tänzerin zu entdecken, und da ihn nun einmal der König erkannt hatte, ſo erkannte ihn auch das Volk. Ach! ſie war, ſagte unſer Karaite, der Ocean, in den ſich alle Ströme ſeiner Gedanken ergoſſen; Indiens Reiche wiegen nicht einen Blick ihrer ſchönen Augen auf, denn der Schöpfer hatte ſie aus der Erde des Paradieſes und dem Waſſer der Unſterblichkeit geformt. Doch die göttliche Tuti ſtarb — ſie ſtarb, und der Schmerz bleichte in der erſten Nacht nach dieſem ſchrecklichen Verluſt die braunen Locken des Königs. Man hat ihr ein herrliches Grabmal an den Thoren von Schiras errichtet, das ganze Land war in Schmerz und Trauer verſunken, man wiederholte ihr zu Ehren die himmliſchen Verſe Ferid-ed-din Attar's und die Romanze „Gülroh und Khoſru" wurde bei dem traurigen Schall der Tamtams und des Verbut an ihrem Grabe geſungen. Damals war der Paſcha Huſſein in Anatolien. Ein Kaufmann von Tiflis verkaufte an ihn die Leyer Tuti's, die dem König von Perſien war entwendet worden, und Sie werden bald die Leyer berühren und hören können — geringer Nachlaß dieſes liebenswürdigen Weſens."

(Fortſetzung folgt.)

Anwendung von Daguerre's Erfindung auf die Plaſtik.

Hr. Colas hat ein Mittel erfunden, die Entdeckung des Hrn. Daguerre, dieſes man kann ſagen mechaniſche Abſchreiben der Natur, auch auf die Bildhauerkunſt anzuwenden. Durch dieſen faſt magiſchen Proceß wird z. B. die Venus von Milo, dieſes Meiſterſtück der Kunſt, auf das genaueſte in allen ihren Verhältniſſen, von der natürlichen Größe der Statue an zu kleinen Statuen von 5 Fuß Höhe, ja zu Figürchen von 2 Zoll, 1 Zoll, ſelbſt nur 10 Linien, wiedergegeben. Das Verfahren des Hrn. Colas iſt auf die härteſten wie die weichſten Körper anwendbar, auf Marmor, Stahl, Holz, Stein, Alabaſter, Agat, Porphyr, Lapis u. ſ. w., und ſeine Copien der Statuen und Basreliefs ſind ſo vollkommen, daß die unmerklichſten Beſchädigungen, die die Zeit an dem Marmor hervorgebracht hat, getreu wiedergegeben ſind. Dieſe außerordentliche Entdeckung muß eine vollkommene Umwälzung in der modernen Architektur hervorbringen. (Echo du Monde Savant vom 16 März.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe in die Bretagne. Das Departement de Finiſterre.

(Fortſetzung.)

Meinen Träumereien nachhängend, war ich eine gute Strecke hinter dem Führer zurückgeblieben, der mir durch Winken mit ſeinem Pan-bas zu verſtehen gab, daß ich mein Pferd zur Eile antreiben ſolle. Zugleich wurde ich gewahr, daß vom Meere ſchwarze Wolken heraufzogen, welche alsbald das Firmament verdunkelten: der Wind begann eine wilde, melancholiſche Arie zu pfeifen, die völlig mit dem dumpfen Lärm der ſteigenden Fluth übereinſtimmte, welcher ſich aus der Ferne anhörte, wie das Brüllen eines rieſigen Ungeheuers, dem man ſeine Jungen geraubt hat. Es dauerte nicht lange, ſo durchnäßte mich ein Platzregen bis auf die Haut. Die Himmelsmilde und Wärme Südfrankreichs hätte ich billig nicht in einem Küſtenſtriche erwarten ſollen, welcher, vom Meere begränzt, im äußerſten Weſten belegen iſt. Dieſe geographiſche Lage bedingt vielmehr ein unfreundliches, ſprödes Klima, welches ſich mir in meiner leichten Sommerkleidung nur zu ſehr fühlbar machte. Ich hatte auf die Hundstage gerechnet, allein auch mitten im Sommer führen hier Aeolus und Boreas das Regiment, deſſen Härte und Schärfe ich in jenem Augenblick ſehr nachdrücklich empfand. Nachdem der Regen aufgehört, überzogen uns graue Nebelmaſſen, die wie dicke Rauchwolken aus der See aufſtiegen, und mit unglaublicher Schnelligkeit über unſere Köpfe dahinjagten; dabei wehte ein kalter, ſchneidender Luftzug. Mein Begleiter ſchien gegen dieſe klimatiſche Unfreundlichkeit und Sprödigkeit abgehärtet zu ſeyn; ich aber zitterte wie Eſpenlaub, und bat mit Zähneklappern, mich in die nächſte menſchliche Wohnung zu führen, wo ich ein Obdach finden, meine naſſen Kleider trocknen und meine erſtarrten Glieder wärmen könnte; allein es war kein Hof, kein Dorf in der Nähe, und ich mußte noch eine volle Stunde ausharren, bis wir endlich den Marktflecken Crozon erreichten, wo ich Nachtquartier zu nehmen beſchloß. Meine Ankunft daſelbſt ſetzte die ganze Einwohnerſchaft in Bewegung; Alt und Jung eilte ans Fenſter oder vor die Thüre, um mich einpaſſiren zu ſehen. Mein Aufzug war allerdings geeignet, Aufſehen zu erregen: auf einem kleinen krüppelhaften Gaul, einen Strohhut auf dem Kopf, eine Brille auf der Naſe, in Sommerpaletot, enganliegenden Beinkleidern und Glacéhandſchuhen, alles wie aus dem Waſſer gezogen, mochte ich ungefähr einen Reiter von der traurigſten Geſtalt vorſtellen, der für die guten Leute dieſer von Fremden ſelten bereiteten Gegend etwas Komiſches und Burleskes haben mußte. Ein Schwarm Straßenjungen begleitete mich bis vor den Gaſthof, welchen der Führer mir als den beſten gerühmt hatte. Es war ein einſtöckiges Haus von erbärmlichem Ausſehen: Bauern füllten die niedrige Stube, welche zugleich Küche, Speiſekammer, Wohn-, Gaſt- und Schlafzimmer war. Zwei hoch gepolſterte Ehebetten, zu deren Füßen die Bettſtelle der Kinder befeſtigt

war, der Milch- und Branntweinschrank nebst dem Eßtisch und den Bänken beengten dergestalt den Raum, daß man sich kaum umdrehen konnte. Der Thüre gegenüber brannte ein flackerndes Feuer, welches zwei Hühner am Spieß, einen großen davor sitzenden Hofhund und einen feuchten Fußboden von Lehm beleuchtete. Ein eigenes Zimmer war nicht zu haben, und nachdem ich mich in einer Dachkammer, wo ich die Nacht zubringen sollte, umgekleidet hatte, mußte ich mir die mit Tabakedampf, Holzrauch, Lampenqualm und Gott weiß was sonst noch für Ausdünstungen geschwängerten Atmosphäre der Gaststube gefallen lassen. Die Anwesenden betrachteten mich mit großen Augen und offenem Munde, den sie noch weiter aufsperrten, als ich meine Cigarre mit chemischem Streichzunder anbrannte; ich glaubte fast, einige bekreuzten sich, und hielten mich bestimmt für einen Hexenmeister, der verbrannt oder in Ermanglung des Holzes gesteinigt zu werden verdiene.

Gegen Abend heiterte sich der Himmel auf und ich machte einen Spaziergang an den Binnenstrand, welcher etwa ein Viertelstündchen von Crozon entfernt ist. Als ich ans Ufer hinabkam, war die Ebbe eingetreten; das Wasser hatte sich verlaufen und eine beträchtliche Strecke blendend weißen Sand aufgedeckt, durch welche mehrere kleine Küstenbäche, die man leicht durchwaten konnte, sich dem Meere zuschlängelten. Die Scene war von der untergehenden Sonne beleuchtet, welche zwischen düstern Purpurwolken hindurchblickte. Ihre schrägen Strahlen besäeten den Strand mit Diamanten; die feuchte Sandfläche und die zahlreichen Pfützen, welche überall stehen geblieben waren, wo die Ungleichheit des Bodens der Fluth den Rückzug abgeschnitten hatte, blitzten und gligerten, wie Brillantfeuer. In einer kleinen Einbiegung der großen Bai von Donarneuez liegt das Fischerdorf Morgat, welches etliche zwanzig Häuser und mehrere Sardellensalzereien hat; es ist gegen das hohe Meer durch einen Felsenvorsprung geschützt, und bietet den Schiffen einen von den wenigen sichern Ankerplätzen der Bai von Donarneuez, welche sehr den Stürmen ausgesetzt ist. Die Ufer sind hier hoch und steil; die Fluth bricht sich an ungeheuren Granitfelsen, in welche das Meer tiefe Grotten ausgehöhlt hat, wo man zur Ebbezeit mit einem Boote hineinfahren kann. Die größte dieser Grotten, welche über 50 Schritte Tiefe und 20 Schritte Breite hatte, besuchte ich, und verscheuchte daraus zahllose Seevögel und kolossale Fledermäuse, welche hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen; die Möven erfüllten die Luft mit einem jämmerlichen Klaggeschrei, als wir Anstalt machten, einige von ihren Nestern in den Felsenritzen auszunehmen. Gegen das Ende der Grotte traf ich auf ein Lager zahlloser größerer und kleinerer Granitblöcke und Steine, die, von der Gewalt der Sturmfluth hieher geschoben und von den Sturzwellen der Brandung aneinander gerieben, dadurch zierlich abgeglättet und abgerundet werden. Am Eingange der Grotte ragten viele Felsenriffe aus dem Wasser hervor, mit einem braunen Ueberzuge von angeschwemmten Seepflanzen, hauptsächlich Tang oder Seegras, bedeckt, der im Zustande der Verwesung, besonders wenn er vom Salzwasser angefeuchtet worden, jenen angenehmen, köstlichen Geruch verbreitet, den man mit Wohllust am Meeresstrand einathmet.

Auf dem Rückwege nach Crozon traf ich mit einem Manne zusammen, dessen Kleidung und ganze Haltung verrieth, daß er der gebildeten Classe angehörte. Es war, wie ich später erfuhr, der Steuereinnehmer des Kantons, einer von den zehn Honoratioren der Halbinsel Crozon: da er meinen Fremdencharakter nicht verkennen konnte, grüßte er freundlich und knüpfte eine Unterhaltung an, worin natürlich das schöne und schlechte Wetter zur Sprache kam. Es war in der That ein ganz schöner Abend, den ich nach einem so stürmischen, rauhen Tage nicht erwartet hatte; ich äußerte meine Verwunderung darüber, und veranlaßte dadurch meinen freundlichen, gesprächigen Begleiter, mir seine Witterungsbeobachtungen vieler Jahre mitzutheilen, wovon ich mir Folgendes auf meinen Reisetabletten, d. h. in meinem Gedächtniß, anmerkte: Es gehört zu den Seltenheiten, daß die Luft in diesem Küstenlande vierzehn Tage anhaltend ruhig bleibt und stilles Wetter zuläßt; dagegen ist es eine häufige Thatsache, daß, besonders im Frühling und Herbst, die Orkane ihre Wuth an Reckern, Gebäuden und Schiffen auslassen, und mit Recht könnte man das Finisterre das Land der Stürme nennen. Anhaltende, kalte, schneidende, austörrende Ostwinde, oder wüthende Stürme aus Westen, gegen deren andringende Gewalt weder die hohen Küstenufer noch Berge schirmen, berauben den Lenz meistens aller Anmuth, und selten bringt hier der Monat Mai seine schönen Tage. Die junge Wintersaat wird oft ganz braun von den verzehrenden Winden, an deren Stelle auch oft feuchte, naßkalte Nebel das Land wochenlang drücken, welche mit Regen, bisweilen mit Schneegestöber abwechseln. — Der Sommer ist höchst unbeständig und wetterwendisch; ich selbst habe mehrmals erfahren, daß die Temperatur der Luft an einem Tage so schnell und so oft abwechselt, daß es am Morgen warm, am Mittag kühl, am Nachmittag heiß und am Abend rauh war. Die Abende sind in der Regel kühl und die Sommernächte sogar bisweilen kalt. Gewitter, gewöhnlich im Süden und im Westen aufsteigend, sind in manchen Jahren häufig und schwer, doch nicht lange anhaltend, und man glaubt, daß das Meer die elektrischen Wolken anziehe, in andern Jahren selten, aber fast immer von starken, heftigen Regengüssen begleitet, die das Getreide manchmal so niederschlagen, daß es sich nicht wieder aufzurichten vermag; Wolkenbrüche gehören indeß zu den unbekannten, nie erlebten Landplagen. Auch Stürme und rauhe Winde halten im Sommer nicht an, sind aber heftig genug, um die Halme der Saaten zu zerknicken und die Aehren abzubrechen, oder die Samenkörner durch Reibung herauszuscheuern, und so ganze Felder zu verderben. Von der Veränderung des Wetters, besonders von einem bevorstehenden Sturme, gibt das Meer gewöhnlich eine Vorbedeutung, indem es nämlich bei heiterem Himmel, einem entfernten Donner oder Kettengerassel gleich, so laut zu brüllen und zu krachen anfängt, daß man es mitten im Lande vernehmen kann. Auch hält man die großen Strandmöven, wenn sie im Land umherfliegen, für Vorboten von Stürmen.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 36** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Gedichte von A. Puschkin. 1. Der Krieg. 2. Ich. — Johanna Baillie. (Forts.)

Der Pränumerationspreis dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 8 fl., halbjährlich 4 fl. und vierteljährlich 2 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 87.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

28 März 1839.

Die angloindiſche Regierung und die einheimiſchen Fürſten Indiens.

Die Staaten Central-Indiens.

Das Land vom Tapti und Nerbudda nordwärts bis zu den Ebenen Nordindiens war ſelbſt den Engländern vor 40 Jahren noch ſo gut wie völlig unbekannt: erſt die Ereigniſſe des erſten Mahrattenkriegs in dem J. 1802 und 1803 und noch mehr die Feldzüge gegen die Pindarris und den Peiſchwa in den Jahren 1817 und 1818 führten die Engländer ins Innere dieſes Gebirgslandes, das in viele Staaten zertheilt hinſichtlich ſeiner Bevölkerung und ſeiner Zuſtände ein höchſt wunderliches Gemiſch darbietet, durch ſeine fortſchreitende politiſche Auflöſung aber die Engländer mit den ernſteſten Gefahren bedroht, denn dieſe arbeiten ſichtlich darauf hin, den Adel des Landes von ſeinen Fürſten, an denen er, wie alle Hindus, mit fanatiſcher Treue hängt, loszureißen, und ihn der Fürſtenmacht ganz zu unterwerfen, da dann, nach allen Vorgängen in der indiſchen Geſchichte, der Staat ſelbſt dem nächſten mächtigen Nachbar als Beute fallen muß.

Dieſes centrale Hindoſtan zerfällt in drei weſentlich geſchiedene Theile: 1) Radſchaſtan oder Radſchputana mit der Radſchputen-Bevölkerung im Weſten, wo die Staaten von Mewar oder Odeypur, Dſcheipur (Jeypore), Marwar oder Dſchodpur (Joudpoor), Bikanir und Dſcheſſulmir (Jeſſulmeer) die bedeutendſten, und auch beinahe die einzigen ſind, 2) Malwa mit der Bhilpopulation. Hier iſt nun das Gebiet Scindiah's mit der Hauptſtadt Gwalior, das Gebiet Holkars mit der Hauptſtadt Indor, und Bhopal, der einzige mohammedaniſche Staat in Central-Indien beſonders zu beachten, außerdem noch Kotah, Bundi, Matſchery und Bhurtpur; 3) die öſtliche Abdachung oder Bundelkhund, das aber in verſchiedene Staaten zerfällt, und wozu auch Rewah zu rechnen iſt. Die Urpopulation des mittlern und weſtlichern Theils waren Bhils, die jetzt aber immer mehr in die Mitte und gegen Süden zuſammengedrängt ſind; nach ihnen ſind die Radſchputen aufzuführen, die Eroberer aus dem Norden, die ſchon vor uralter Zeit das Land in Beſitz nahmen, und in allen weſentlichen Punkten noch jetzt die Herrſcher des Landes ſind, namentlich im Weſten. Die in Folge der mohammedaniſchen Eroberungen eingewanderten Moslems, meiſt Patanen oder Afghanen, machen noch nicht den zwanzigſten Theil der Bevölkerung aus. Ihnen folgten von Süden her die neueſten Eroberer, die Mahratten, deren Zahl jedoch fortwährend abnimmt, da ſie die Verbindung mit den Töchtern des Landes ſtolz verſchmähen; doch nehmen ſie in geſellſchaftlicher Hinſicht noch immer eine hohe Stelle ein. Wichtig ſind ſie hauptſächlich wegen ihrer fortdauernden Verbindung mit den Mahrattenſtaaten.

Es iſt unmöglich, hier auf die einzelnen Staaten, deren man im Ganzen über 20 zählt, näher einzugehen. Vor 25 Jahren noch waren die Staaten Scindiahs und Holkars, die aus der Mahratteneroberung hervorgegangen, noch von ſehr großer Bedeutung, dieſe iſt aber jetzt nur noch nominell. Holkars Macht iſt ſeit dem Jahre 1818, wo eine turbulente Armee ihn in den Mahrattenaufſtand fortriß, gebrochen, und ein gleicher Fall iſt es mit Scindiah, der ſich zwar in jener Zeit nicht fortreißen ließ, dem aber die angloindiſche Regierung doch Verbindungen mit Nepal, dem Peiſchwa und den Pindarris nachwies; die Gewalt, die er über die ihm einige Zeit tributären Radſchputenſtaaten ausübte, ging damals zu Ende. Aus jener Zeit datiren ſich überhaupt die nähern Verhältniſſe der angloindiſchen Regierung mit Centralindien und namentlich mit den Radſchputenſtaaten. Im Anfang dieſes Jahrhunderts beugten ſich dieſe letztern vor der furchtbaren Mahrattenmacht, deren Repräſentant in Nordindien Scindiah geworden war. Während des Kriegs gegen dieſen letztern blieben dieſe Radſchputenſtaaten theils neutral (ſchon ein großer Vortheil für die Engländer), theils ſchloſſen ſie ſich, wie Dſcheipur, an die Engländer gegen den damals für mächtiger gehaltenen Scindiah an. Nach dem Jahre 1806 gaben die Engländer nichtsdeſtoweniger die Radſchputenſtaaten Preis, und dieſe wurden denn auch von Holkar, Scindiah, dem Abenteurer Amir Khan und den Pindarris ſo fürchterlich heimgeſucht, daß namentlich Mewar zu einer heulenden Wildniß wurde. Wenn im Jahre 1817 die Radſchputenſtaaten dennoch die ihnen von den Engländern gebotene Allianz annahmen und an ſie den-

ſelben Tribut zahlten wie früher an die Mahratten, ſo geſchah dieß ſehr wider Willen, nur aus Noth; dieſer Tribut wird jetzt ſchwer gefühlt, und Major Sutherland macht die ſehr richtige Bemerkung: „die Tage der Mahratten-Anarchie ſind vergeſſen, und es iſt ſehr die Frage, ob einige der Radſchputenſtaaten nicht lieber zu jener Periode ungleicher Erpreſſung zurückkehren möchten, als einen beſtimmten, nicht aufhörenden Tribut zu zahlen, der mit dem ſteigenden Werth des Geldes immer ſchwerer drückt.“ Dieſe Tribute ſind keineswegs gering; Udeypur oder Mewar ſoll drei Achttheile ſeines ganzen Einkommens zahlen; Dſcheipur ſollte 8 Laks Rupien zahlen, ſo lange, bis ſein Einkommen 40 Laks überſteige, wo es dann $^{5}/_{16}$ ſeines Einkommens zahlen ſolle; Dſchoudpur ſoll an die Compagnie dasſelbe zahlen, wie ehemals an Scindiah, alſo wenigſtens ein Viertheil ſeines Einkommens, den Tſchaut, wie ihn ehemals die Mahratten erhoben; eben ſo einige kleine Staaten, wie Kota, Bundi u. dgl.

(Fortſetzung folgt.)

Der Harem des Paſcha's von Widdin.

(Fortſetzung.)

Damit ſchwieg unſer Karaite; die Tänzerinnen endeten ihre Tänze und näherten ſich uns, damit wir ihren Anzug betrachten konnten. So alſo war einſt auch die göttliche Tuti gekleidet geweſen — wir muſterten ihren Anzug genau; eine alte Frau, die man „die Mutter der Mädchen“ nannte, und die mir wie eine camarera-mayor erſchien, half uns dabei, und ich bedauerte nur dieß, nichts von den Geſprächen der Mädchen verſtehen zu können. Plötzlich bat mich der Schwarze durch ſehr verſtändliche Zeichen, meine Halbſtiefel abzulegen — eine kurze Melodie auf einer Violine ließ ſich hören — Huſſeins Frauen waren bereit, uns zu empfangen. Wir traten in das Gemach der Favoritin des Paſcha's — ſie führt nicht den Namen ſeiner Frau, denn Huſſein hat zwei rechtmäßige Frauen, aber er liebt ſie ſehr, und ſie verdient es, denn es würde ſchwer halten, ein ſchöneres Weib zu finden. Sie iſt eine griechiſche Sklavin von ungefähr zwanzig Jahren; Wuchs, Haut, Haare, Augen, Zähne, wirklich Alles iſt bewunderungswürdig an dieſer Frau. Wie wir eintraten, ſaß ſie der Thüre gegenüber auf einer Ottomane, aber ſie erhob ſich ſogleich, lud uns freundlich ein, neben ihr Platz zu nehmen, und ſagte mit ſanfter Stimme: „Geſegnet ſey Euer Eingang, und möchtet Ihr ſo lange bleiben können, als es Euch gefällt.“

Der Karaite ſagte uns leiſe auf Italieniſch, daß wir ſtolz ſeyn dürften, daß Zuleikha wegen uns ihren Spaziergang unterbrochen habe, denn der Stolz und die Herrſchſucht ihres Charakters füge ſich nur dem eiſernen Willen des Paſcha's. Die ſchöne Griechin war jedoch äußerſt höflich, ſie berührte zum Zeichen der Freundſchaft leicht meine Bruſt und meine Lippen, und ließ ihre Hand, nachdem ich ſie geküßt hatte, in der meinigen ruhen. Ihre Hand war wunderſchön, und die roſigen Fingerſpitzen dienten nur dazu, das blendende Weiß derſelben noch mehr zu heben. Zuleikha ruhte nachläſſig auf einem Haufen von blauatlaſſenen Kiſſen, um ihren Fez hatte ſie einen ſchwarzen Schleier, deſſen reiche Falten ganz die Haare verdeckten, der aber ſo reich mit Diamanten beladen war, daß er weithin ſeine Strahlen verbreitend, den Glanz ihrer Augen noch erhöhte. Die verführeriſche Unordnung ihrer Lage in der Ecke des Divans erlaubte mir ſo wenig wie bei dem Paſcha einen genauen Ueberblick ihres ganzen Anzugs, doch bemerkte ich einen blauatlaſſenen und einen Silberbrokatrock unter einem herrlichen Rock von Purpurtuch mit Zobelpelz beſetzt. Ihre Pantoffeln waren von Goldſtoff, mit Perlen geſtickt, aber ſie bedeckten die Spitze ihrer nackten Füße höchſtens einen halben Zoll breit, ſo daß ſie, wenn ſie gehen wollte, genöthigt war, ſie mit den Zehen zu halten. Die Unterredung war hier lebhafter, als bei dem Paſcha; ich ſah wohl, daß Zuleikha etwas empfindſamer Natur war. Wir kamen auf Liebe zu ſprechen, und ich war nicht wenig erſtaunt, die Gefangene eines Harems darüber wie die freieſte Europäerin ſprechen zu hören. Zudem war ſie wirklich in ihrer Art ſehr unterrichtet, und bekannt mit der ganzen Literatur von Schiras.

Wir verabſchiedeten uns endlich von ihr, und gingen zu der zweiten Favoritin. Dieſe, Schirin mit Namen, iſt eine Tſcherkeſſin; ihre Kleidung ſchien mir etwas geringer, als Zuleikha's, woraus ich ſah, daß ſie wirklich nur den zweiten Platz in dem ſo wohl beſetzten Herzen des Paſcha's einnimmt. Ihr Pelz war von ſchwarzem Sammet, mit Gold geſtickt, und ihr Schleier war weniger durch Diamanten als natürliche Blumen gehalten, deren Windungen aber von ächt orientaliſcher Grazie zeugten. Sie ſchien mir eben ſo weiß und fein als Zuleikha, aber magerer und von ſchwacher Geſundheit. Ihre Augen waren eben ſo ſchön, wie die von Zuleikha, aber eine tiefe Melancholie ſprach aus ihnen. Obgleich weniger als ihre Rivalin wie es ſchien an fremden Umgang gewöhnt, war ſie ungezwungener und herzlicher mit uns, ſetzte ſich ans Piano, nachdem ſie mit der fröhlichen Laune eines Kindes einen großen Haufen Kiſſen von dem Divan dazu hin geworfen hatte, und ſpielte uns eine Ouverture von Herz ſo zierlich und geläufig, wie es dem erſten Spieler Ehre gemacht hätte. Als ſie geendet, reichte ſie mir ihren mit Diamanten verzierten Tſchibuk, und war ganz verſteinert, als Madame Lampugnani ihr in meinem Namen ſagte, daß ich mit dem Tabakrauchen nicht umzugehen wüßte. Dann ſchlug ſie mir vor, ihre Gemäldegalerie zu beſehen; es war ein kleines Zimmer, in dem einige Oel- und ein Duzend Aquarellgemälde der Reihe nach auf einem cirkelförmigen Divan lagen. Es waren Werke von Bonington, Lawrence, Decamps, ein vorzüglicher Watteau und ſelbſt eine phantaſtiſche Skizze von Marton, alle in der Verſteigerung des Hrn. Canning erkauft. Da die liebliche Tſcherkeſſin ſah, daß mir ihr Tſchibuk anwiderte, ließ ſie mir in einer ſilbernen Schüſſel, welche, der Sitte gemäß, mit einem herrlichen Caſchmir bedeckt war, Kaffee bringen. Sey es, daß der Duft des Mokka ihre Melancholie etwas minderte, ſey es, daß ſie ein recht vortheilhaftes Bild von ſich in unſerm Gedächtniß laſſen wollte, ſie benahm ſich mit wahrer Herzlichkeit,

und da ich dadurch Gelegenheit hatte, ihren Anzug genauer zu prüfen, so fand ich, daß er zwar weniger glänzend, aber nicht minder reich war, als der Zuleikha's. Ein wahrer Schatz von Diamanten war auf ihrem Körper zerstreut, drei Reihen ächter Perlen schlangen sich um ihren weißen Hals, und mehrere persische Shawls von großem Werthe umschlangen ihren Leib; an ihren Zehen sowohl als an ihren Fingern glänzten köstliche Ringe, und eine antike Camée von der herrlichsten Arbeit hielt am Halse die Falten des Kleides, welches mit der classischen Pünktlichkeit einer römischen Toga niederwallte.

Die dritte Gemahlin Husseins spielte nicht Klavier, sie stickte. Ihr ganzer Anzug war rosenfarb, mit demselben Reichthum von Perlen und Diamanten übersäet. Ihr zur Seite saß ein liebliches Kind auf einem Teppich, ihr Sohn Ali Bey. Der Kleine war sehr lebhaft und scheint voll Verstand, und trotz der Schwierigkeiten, die ich hatte, mich ihm verständlich zu machen, ersetzten mir seine ausdrucksvollen Bewegungen so ziemlich das, was ich durch die Sprache verlor. Da seine Mutter sah, wie sehr mir der Kleine gefiel, war sie sehr freundschaftlich gegen uns, nahm eine Guitarre von der Wand und sang eine Romanze von Balsi. Leila nahm mich sehr für sich ein, aber wahrhaft bezaubert ward ich, als man uns die eigentliche Favoritin Husseins ankündigte, die ihm näher steht als seine drei anderen Frauen, die sanfte, unvergleichliche Cecila, gegen deren Sonnenglanz die Schönheit Schirins, Zuleikha's und Leila's nur Sternschnuppen waren. Die „Mutter der Mädchen" ging der Favoritin mit einem Schlüsselbunde voraus. Auf ein Zeichen, das ihr Cecila gab, öffnete die ehrwürdige Matrone ein kleines Cabinet, dessen Thüre durch eine Psyche von ziemlich schlechtem Geschmack verdeckt war, und in welchem die Shawls und Sammtpantoffeln der Bajaderen des Harems bewahrt wurden. Dieß war das Zeichen, daß der Tanz wieder beginne, der mir im Anfange wirklich nicht sehr gefallen hatte, aber man hatte uns etwas Besonderes für den Augenblick des Abschiedes aufgespart. Cecila, gefolgt von den übrigen Frauen, begab sich mit Mad. Lampugnani und mir in den großen Saal zurück, durch welchen wir in den Harem gekommen waren. Wir nahmen unsere Sitze auf dem Diwan ein, und sogleich begann der verwirrte Lärm der Musik. Das Orchester bestand aus sechs jungen Mädchen, welche in die Runde auf einem Sopha sitzend ein klagendes Lied sangen, das sie mit ihren Tamburinen und einem unaufhörlichen Hin- und Herschwanken des Leibes begleiteten. In der Galerie am Eingange des Saales stand feierlich die Mutter und vertheilte unter die Tänzerinnen die Sammtpantoffel und die Shawls, die diese sogleich wie Gürtel um ihren Leib knüpften, durch ihre Haare schlangen oder auch leicht über ihre Schultern warfen. Bald ertönten die Kastagnetten, und die Taglioni der Bande, in ein kurzes, gelbes Kleid und hochrothe, goldgestickte Pantoffel gekleidet, näherte sich uns mit von Vergnügen glänzenden Augen, und zeigte sich in verschiedenen Stellungen, bei denen die künstlichen Biegungen des Körpers mehr als die der Füße zu bewundern waren. Zwei ihrer Mittänzerinnen gesellten sich ihr bei, und begleitet von dem Gesang des Orchesters und dem Klange der Tamburinen führten sie einen Tanz vor uns auf, der sehr viel Aehnlichkeit mit dem Fandango hatte, und jede Wendung, welche die von der Musik bereits erhitzten Mädchen wieder zusammenführte, schien ihre Lust noch mehr zu erhöhen. Ich gestehe, daß ich ganz die Ansicht der Lady Mary Montague theile: es gibt nichts anmuthigeres als diese Tänze, und es ist unwahr, daß es ein für Frauen unschicklicher Anblick sey. Während das Crescendo der Tamburinen immer rascher Cecila's Nymphen hinriß, erschien der schwarze Verschnittene, uns zu sagen, daß das Dampfboot sich zur Abfahrt richte. Sogleich wurden die Tänze eingestellt, Husseins Frauen umringten uns mit aufrichtigem Bedauern der so schnellen Trennung und musterten noch einmal genau unsere Kleidung. Alle Theile derselben wurden einer schnellen, aber genauen Prüfung unterworfen. Und sollte man glauben, was am meisten ihre Verwunderung erregte und ihnen Freude machte? — Meine Handschuhe. — Keine kam damit zu Stande, sie anzuziehen, nicht als ob ihre Hände zu groß gewesen wären, aber sie konnten es nicht dahin bringen, ihre Hände so zusammen zu biegen, um sie in die Oeffnung des Handschuhs hinein zu bringen. Der kleine Ali-Bey war der einzige, dem es gelang, seine Hand in einen derselben hineinzubringen, doch wurde der Handschuh arg dabei zerrissen, was ich jedoch leicht verschmerzen konnte, da seine Mutter mich nöthigte, einige Kaschmirs von ihr anzunehmen — ich hatte die Schwache ihr nachzugeben.

Endlich waren wir genöthigt uns zu trennen, die Salams fingen von beiden Seiten an, es fehlte nicht an Küssen, und auch der Karaite erhielt seinen Theil daran. Für einen Mann, der den Talmud las, fand ich ihn sehr vertraulich mit den Frauen des Harems, wo er freilich Hausarzt ist. Das Komische bei diesen Abschiedsscenen war das Bedauern und die kläglichen Mienen des alten schwarzen Verschnittenen, der wie ein afrikanischer Don Juan mit den Damen schäkerte. Alles eilte an die Fenster, um das Dampfboot auf den majestätischen Wogen der Donau dahin eilen zu sehen. Cecila ließ sich am längsten sehen, sie warf uns noch Kußhände zu, und ihre Purpurscharpe wehte uns noch Grüße nach, bis die Zinnen der Festung unsern Augen entschwanden. So war ich denn nun wieder mit Madame Lampugnani und dem Karaiten allein, aber die orientalische Scene, in der es mir vergönnt gewesen, auch eine Rolle zu spielen, schimmerte noch immer blendend vor meinen Augen.

(Schluß folgt.)

Nachträge über das Erdbeben auf Martinique.

Hr. Moreau de Jonnès theilte der Akademie der Wissenschaften noch weitere Details über dieß Erdbeben mit, woraus wir Nachstehendes entheben. Als man das Erdbeben verspürte, am 11 Januar um 6 Uhr Morgens, blies der Wind aus Nordwest, und die ganze Insel war in Wolken und Dünste gehüllt, die selbst in geringer Entfernung sie dem Blick der nahenden Schiffe entzogen. Diese beiden Umstände sind außerordentlich, denn zu dieser Jahreszeit ist der Himmel stets rein und

heiter, und der Nordweſtwind, welcher der des Ocean iſt, weht nie. — Um die plötzliche Zerſtörung einer ganzen Stadt zu erklären, ſchrieb man die ganze Erſcheinung den alten Vulcanen der Inſel zu. Man glaubte ſogar einen Augenblick, Flammen aus den Kratern aufſteigen zu ſehen. Aber in den zwei Jahrhunderten, wo die Franzoſen Martinique bewohnen, haben dieſe alten Vulcane nie ein Lebenszeichen gegeben, und auch die Traditionen der Caraiben, die noch um anderthalb Jahrhunderte weiter hinaufreichen, wiſſen nichts davon. Man kann alſo das Erdbeben nicht den alten Vulcanen der Inſel zuſchreiben, deren Centrum der Berg Pelée oder die Spitzberge des Carbet wären. Alles läßt vielmehr glauben, daß die Urſache eine viel umfangreichere und verbreitetere war. Man weiß auch ſchon, daß die Oſcillationen des Bodens ſich in der ganzen Kette der kleinen Antillen fühlbar machten (wonach die frühere Angabe Nr. 74 zu berichtigen), und daß die äußerſten Punkte der Erſchütterung wenigſtens 200 Lieues auseinander liegen. (Echo du Monde Savant vom 15 März.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe in die Bretagne. Das Departement de Finiſterre.

(Schluß.)

Wenn gleich des Sommers Unbeſtand und Stürme wenig ſchöne Tage und noch weniger von milden Lüften gefächelte Abende darbieten, ſo war doch bisweilen die Sonnenhitze ſo ſtark, daß ich in eine wärmere Zone verſetzt zu ſeyn glaubte; ich bin überzeugt, der Stand des Réaumur'ſchen Thermometers betrug an manchen Tagen 27 bis 28 Grad über dem Gefrierpunkt. Die heißeſte Jahreszeit tritt gewöhnlich in den Monaten Julius und Auguſt ein; ich habe in dem letztgenannten Monat ſehr milde Abende an der Bai von Douarnenez verlebt; aber um dieſelbe Zeit iſt es mir auch vorgekommen, daß plötzlich dicke Nebel aus der See aufſtiegen, die ganze Küſte in einen grauen, undurchſichtigen Mantel hüllten und oft nach einigen Stunden wieder verſchwanden. Zuweilen ſtanden dieſe vom Meer aufſteigenden Nebel den Tag über auf einem Flecke des Horizonts feſt, und erſt gegen Abend fing dieſe graue Wolkenbank an ſich zu zertheilen, zu entwickeln und auszubreiten. Solche Erſcheinungen ſollen ſehr häufig ſeyn, und mein Begleiter glaubte, vielleicht nicht ganz ohne Grund, daß dieſer Nebel die Fruchtbarkeit des Bodens befördere, indem er von der See her einen Düngungsſtoff herbeiführe, der von der Erde eingeſogen werde. So viel iſt gewiß, daß die trocknen Jahre im Finiſterre ſchlecht ſind. — Am reinſten iſt die Luft und am beſtändigſten die Witterung in der erſten Hälfte des Herbſtes, wo die Natur für den Verluſt des Frühlings und Sommers einen Erſatz geben zu wollen ſcheint. Wenn aber der berühmte Malte-brun in ſeinem geographiſchen Handwörterbuche verſichert, daß im Departement de Finiſterre, wo die Trauben nicht einmal am Spaliere zur Reife gelangen, Weinleſe gehalten werde, ſo iſt das ein grober Irrthum. Der Herbſt dauert ſehr kurze Zeit, und gleich darauf beginnen die Stürme aus Weſtnordweſt und Nordoſt wieder zu toben und Unheil anzurichten, oder es ſenken ſich, vornehmlich im Spätherbſt, dichte, feuchte, kalte Nebel herab, die das Land verhüllen, bis ſie von Winden fortgetrieben werden oder ſich in Regen auflöſen. Die ſpätere Herbſtluft iſt fein, ſcharf, empfindlich und durchdringend. — Der Winter iſt im Ganzen milde, und noch gelinder als der Pariſer Winter; das Réaumur'ſche Thermometer fällt nie über 5 bis 6 Grad unter den Gefrierpunkt hinab. Die Meerengen und Buchten der Bretagne ſind daher nie mit Eis belegt; der Schnee zerſchmilzt ſogleich an der Küſte, und fällt im Innern des Landes nie ſo anhaltend und in ſolcher Menge, daß er Feldwege verſchüttet und ſich zu Bergen aufthürmt. Reines Froſtwetter tritt ſelten ein; gewöhnlich iſt der Himmel trübe und wolkig, und die Witterung veränderlich; oft ſtürmt es heftig aus Nordoſten, und wenn es gleich nicht immer regnet, ſo iſt doch die Luft faſt immer dick, und ein heiterer, ſonnenheller Tag eine eben ſo große Rarität, wie in London. Winde und Nebel ſind die Hauptleiden des Finiſterre, das viele Regnen jedoch nicht zu vergeſſen. Die Feuchtigkeit macht das Klima nicht ungeſund. Ein bretagniſches Sprüchwort legt dem lieben Herrgott die Worte in den Mund: „Wenn die Unterbretagner mich das ganze Jahr hindurch nicht in ihrem Lande ſehen, ſo ſind ſie wenigſtens geſund dabei.“ Die Winde mögen allerdings die Luft reinigen, allein trotz dem muß die plötzliche Abkühlung der Luft viele katarrhaliſche und rheumatiſche Beſchwerden erzeugen; ich wenigſtens hatte auf der ganzen Reiſe fortwährend mit Schnupfen und Rheumatismen zu kämpfen. Die Eingebornen ſind mehr an das Klima gewöhnt, und ich habe viele geſunde, rüſtige Alte darunter geſehen.

Bei meiner Rückkehr nach Crozon ſtärkte ich mich durch ein frugales Abendbrod, welches vorzüglich in Backfiſchen beſtand; allein der Schlummer ſollte mich nicht erquicken: zwiſchen rauhen, groben Betttüchern, von einer Legion jener kleinen ſchwarzen Thierchen gereinigt, für welche es in Paris eigene Profeſſoren und Penſionsanſtalten gibt, und die anderswo nur das Vieh, hier zu Lande aber Menſchen und Vieh plagen, konnte ich kein Auge ſchließen, und mit der aufgehenden Sonne ſprang ich aus dem Bett. Ich machte eine Morgenpromenade um den Flecken, welcher ganz das Anſehen eines Dorfes hat. Die Häuſer ſind klein und mit Schiefer gedeckt, die meiſten Straßen gar nicht, einige ſchlecht gepflaſtert; in allen liegt ein hundertjähriger Schmutz. Crozon hatte früher eigene Grafen: der letzte davon war der Graf von Eſtaing, welcher dieſe Herrſchaft mit ſeiner Frau erheurathete. Ein benachbarter Edelmann hatte dabei ein ſonderbares Privilegium. Wenn nämlich der neue Graf zum erſtenmal mit ſeiner Gemahlin dieſe Güter beſuchte, ſo hatte jener Edelmann das Recht, vor ſeinem Hauſe, wo das neue Paar vorbei mußte, hinten auf den Tritt der von ſechs Rappen gezogenen Kutſche zu ſteigen und den Wagen bis in den Schloßhof zu begleiten, wo er den Kutſchenſchlag öffnete, die Gräfin aus dem Wagen hob und in ihr Gemach führte: wenn während der Zeit, wo dieſe Galanterie vor ſich ging, die Pferde ſich unartig aufführten und den Hofraum beſchmutzten, ſo gehörte die ganze Equipage, Pferde, Wagen, Kutſcher und Bedienter, dem Edelmann, der alsdann in die Kutſche ſtieg und ſich nach Hauſe fahren ließ. E. C.

Gasbeleuchtung in London. Zu der Gasbeleuchtung in London werden jährlich 40,000 Wagen voll Kohlen verbraucht, den Wagen zu 12 Säcken. Die Röhren, in welchen das Gas läuft, haben zuſammen ungefähr eine Länge von 100 engliſchen Meilen, und erleuchten 70,000 Schnabellampen in den Kaufläden und 8000 Reverberen in den Wohnungen. Eine Röhre mit Gaslicht von einem halben Zoll im Durchmeſſer hat die gleiche Helle wie zwanzig Lichter, eine Röhre von einem Zoll die Helle von hundert, und eine Röhre von drei Zoll die Helle von tauſend Lichtern. (Echo du Monde Savant vom 16 März.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 88.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 März 1839.

Der Harem des Pascha von Widdin.

(Schluß.)

Um meine Neugierde zu beschwichtigen, erzählte uns der Karaite Cocila's Geschichte; sie zeigt, welchen wunderlichen Begebenheiten die Frauen im Orient, trotz ihres scheinbar abgeschlossenen Lebens, ausgesetzt sind. Cocila, indischer Abkunft, und dem geheimnißvollen Geblüte des Wishnu entsprungen, wohnte in Moskau, und hatte noch kaum fünfzehn Jahre, als die Franzosen dahin kamen. Sie war eine jener merkwürdigen Tänzerinnen, deren Grazie und unwiderstehliche Anmuth man in dieser phantastischen Stadt gesehen haben muß, um sie glauben zu können. Moskau dient allen Eingebornen von den Ufern des Ganges zum Zufluchtsorte, wenn sie irgend ein Geschick über den Himalaya hinaus an die nördlichen Gränzen von Hindostan treibt.

Diese Tänzerinnen, Nautsch oder Bajaderen, welche verstohlenerweise wie die Geister der Tausend und Eine Nacht erscheinen, sind meistens Priesterinnen des Wishnu, deren Herz schwach genug war, Vesta's Gesetze zu übertreten, eine Schuld, die die alten Römer so strenge rächten, und welche die Braminen mit den furchtbarsten Todesqualen bestrafen. Die reizende Cocila war mit einer Truppe Tänzerinnen ihres Stammes seit ungefähr einem Jahre in Moskau, als sich Napoleon der in Asche gelegten Stadt bemächtigte, und sein Hauptquartier im Kreml aufschlug. Entsetzt durch die Besiegung Moskau's hielten die Hindus die Franzosen für übermenschliche Wesen, die sich von Schnee nähren, auf geflügelten Drachen einherkämen, und die Bajaderen flohen wie erschreckte Gazellen zum Vaterlande Brama's zurück. Die Tochter des Wishnu blieb allein mit einem alten Neger in einem einsamen Hauschen der Vorstadt zurück. Dennoch war sie mit allen Bequemlichkeiten des Luxus ausgestattet, und es war ihr leicht geworden, als Tänzerin und Fremde einen Schutzbrief von den Behörden der französischen Armee zu erhalten. Wenige Tage nach dem Einzuge des Kaisers in den Kreml begab sich ein junger Officier aus dem Corps des Generals Delzons zu Cocila. Einige reiche Juden, die Geldgeschäfte mit ihr abmachten, hatten den jungen Mann empfohlen, und man sah ihn öfters den Weg nach dem Häuschen der Bajadere nehmen, das in der verödeten Vorstadt von den Flammen Rostopschins verschont geblieben war. Seine Bewerbungen blieben längere Zeit fruchtlos, und als er einst zudringlich wurde, sagte Cocila: „Höre, Léonard, folge mir, laß uns fliehen, uns nie wieder trennen, daran allein werde ich erkennen, daß du mich wirklich liebst.“ Der Franzose, bis zum Wahnsinn verliebt, kümmerte sich wenig um die große Armee, wenn er sein Liebesglück erreichen konnte, und ging in den Vorschlag der Bajadere ein; er nahm orientalische Kleidung, färbte sein Gesicht und sagte seinem Vaterland und seinem Degen Lebewohl. Cocila erhielt durch die Vermittlung des Juden einen Geleitsbrief, der ihr gestattete, mit ihrer Dienerschaft nach Petersburg zu gehen, und Lieutenant Léonard ging als einer ihrer Diener mit. Sie zogen verliebter als je in Petersburg ein, und Léonard blieb 16 Jahre in orientalischer Kleidung unter dem Namen ihres Bruders bei ihr. Die Bajadere trieb ihr Metier in der zweiten Hauptstadt Rußlands, wie sie es in Moskau getrieben — den Frauen wahrsagend, die Männer bezaubernd, ließ sie sich von diesen theuer bezahlen, und gewahrte nichts den andern. Léonard selbst, so sehr sie ihn auch für seine Treue belohnte, hatte durchaus keine Macht über das seltsame Geschöpf, dessen frühere Verhaltnisse ihm stets ein undurchdringliches Geheimniß blieben. Während dieser langen Zeit nahm weder Leonards Liebe noch Cocila's Schönheit ab, wenn sie gleich jetzt ihr 30stes Jahr überschritten hatte. In der Zeit, wo der Krieg Rußlands mit der Pforte ausbrach, erhielt Léonard von Moskau aus den Auftrag, sich zu der an der türkischen Gränze zusammengezogenen Armee zu begeben, um dort als Dolmetscher zu dienen. Dieser Befehl traf wie ein Donnerschlag die Liebenden, aber es blieb keine Möglichkeit, sich ihr zu entziehen, ohne das Geheimniß zu verrathen, welches allein die Sicherheit der Liebenden ausmachte. Cocila's Entschluß war schnell gefaßt, sie nahm Männerkleider, ließ ihre Schätze und ihre Dienerschaft in Petersburg, und folgte, bloß von ihrem treuen Neger begleitet, Léonard nach den Linien von Ibrail und dem Lager vor Schumla. Aber bei einer Recognoscirung, wo sich die beiden Liebenden

mit einer Schwadron Lanciers mitten unter den Vorposten befanden, wurden sie von einer Anzahl türkischer Spahis umringt, und Léonard mit mehreren russischen Officieren zusammen gehauen. Cecile wurde durch ihren Neger gerettet, aber gefangen genommen, und von den Muselmännern, die sie für einen den Kinderjahren kaum entwachsenen Jüngling ansahen, geschont. Hussein brachte es leicht dahin, daß diese Beute ihm überlassen wurde, und seit dieser Zeit ist sie die Zierde seines Harems. Der Schwarze, den wir bei ihr sahen, ist derselbe Neger, der mit so viel Treue jedem ihrer Glückswechsel folgte.

Die angloindische Regierung und die einheimischen Fürsten Indiens.

Die Staaten Central-Indiens.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nun einzelne Staaten Central-Indiens durchgehen, insofern ihre Verhältnisse zu der angloindischen Regierung besonders geeignet sind, eine Einsicht in den dortigen Stand der Dinge zu geben, und sodann näher auf den Zustand von Schekawat, wo die Engländer seit mehrern Jahren Krieg führen, und auf Jhansi eingehen, mit welchem der Kampf vor kurzem ausgebrochen ist, um an diesen Beispielen zu zeigen, auf welche Elemente die Engländer stoßen, und welche Gefahren ihnen von dieser Seite her drohen.

Von der alten Mahrattenmacht ist in den Staaten Scindiahs und Holkars nichts mehr zu finden, im Gegentheil, die Bevölkerungen dieser beiden Gebiete, namentlich des letztern, so wie des südlichen Theils von Scindiahs Gebiet, welche großentheils aus Bhils besteht, ist entsetzlich roh, und die innere Auflösung Central-Indiens geht namentlich von dieser entfesselten Bevölkerung aus, die wenig mehr durch die Furcht vor den Radschputen, und gar nicht mehr durch die vor den Mahratten im Zaum gehalten wird. In Indor fand eine Thronrevolution statt, aber die angloindische Regierung verfuhr nach strengem Nichtinterventionssystem, handelte es sich doch für sie nicht um das, was sie näher anging, um ihren Opiumhandel. Während der Unterhandlungen mit diesem Staat nach dem Jahre 1818 hatte die angloindische Regierung einen sehr treuen Alliirten an dem Minister Tantia Dschog (Jogh), der mit seinem Ministeramt auch das Geschäft eines Großhändlers und Bankiers vereinigte; durch seine Vermittlung wurden Verträge abgeschlossen, denen zufolge der Opiumbau in Malwa beschränkt, und Alles, was nicht im Lande verzehrt wurde, der Compagnie übergeben werden sollte. So erhielt Tantiah Dschog Gelegenheit, durch Privatspeculationen seine Taschen zum Nachtheil des Volks zu füllen, und er begnügte sich mit dieser Belohnung, da die angloindische Regierung ihm keine andere geben konnte. Als Tantia Dschog starb, wollte man ein so vortheilhaftes Uebereinkommen aufrecht erhalten, und durch den Einfluß der angloindischen Regierung wurde Tantiah Dschogs unmündiger Enkel zum Minister, und der vertraute Geschäftsführer desselben zum Amtsverweser ernannt. Man kann nicht anders sagen, als daß dieß Verfahren der Krämerpolitik der englisch-ostindischen Compagnie völlig würdig ist.

Um dieses Umstandes willen wollen wir nach Indor den kleinen Staat Kotah (4388 engl. Quadratmeilen) nennen, weil dort dieselbe Politik noch schamloser betrieben wurde. Die Engländer bestätigten den Radscha in seinem Fürstenthum, aber auch dem Minister Zalim Singh sein Amt, nicht nur für ihn selbst, sondern auch für seine Nachkommen. Der Grund dieses Verfahrens war wiederum der Opiumhandel. Der Radscha und sein Sohn bestrebten sich mehrmals, das Joch dieses Ministers abzulegen, und brachten wiederholt aus dem über den Handelsmann Zalim Singh erbitterten Radschputen-Adel ein Heer zusammen; aber Zalim Singh schlug sie mit Hülfe der herbeigerufenen brittischen Truppen aus dem Felde, und behauptete sich in seiner Stelle. Als er im Jahre 1824 starb, trat sein Sohn, der Uebereinkunft mit der englischen Regierung gemäß, an seinen Platz, aber er hatte nicht seines Vaters Geist, und ohne den abermaligen kräftigen Beistand der englischen Truppen wäre er völlig erlegen. So dauerte die Sache fort bis ins vorige Jahr, wo endlich die Delhi Gazette vom 2 Mai folgenden Paragraph enthielt: „Oberst Alves und sein Corps diplomatique sind noch zu Kotah beschäftigt, den Radscha aus der Knechtschaft seines erblichen Ministers zu befreien, der sich endlich geneigt zeigt, seine Stellung gegen ein fettes Dschagir (Lehengut) zu vertauschen. Diese Anordnung wird wahrscheinlich mit Ende gegenwärtigen Monats abgeschlossen seyn, wo dann Oberst Alves nach Adschmir (seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte als Resident für Radschputana) zurückkehren wird.“ Der Sohn hatte sich also in die Länge nicht gegen den Radscha und den Adel behaupten können, und gab nach.

Von den andern Staaten Malwa's wollen wir nur noch zwei kleinere, nämlich Tonk und Bhurtpur erwähnen, da das Verfahren der Engländer in Bezug auf sie die öffentliche Meinung Indiens am meisten beleidigt hat. Tonk ist das Fürstenthum Amir Khans, eines afghanischen Abenteurers, der vor wenigen Jahren starb. Er war ein Condottiere, der anfangs Bhopal, dann Holkar diente. Seine Truppenzahl, die bald auf 25,000 Mann wuchs, machte ihn zu einer wichtigen Person; für den Unterhalt seiner Truppen wurden ihm einige Districte angewiesen, deren er sich aber bald ganz bemächtigte, so wie er auch den Radschputenstaaten Dscheipur und Dschoudpur bedeutende Striche entriß. Seine Macht stieg so, daß Holkar nicht mehr im Stande war, ihn im Zaume zu halten, denn viele seiner Bataillone stießen zu Amir Khan, so daß er im Jahre 1812 eine Armee von 15,000 Mann vortrefflicher Reiterei und 10,000 Mann disciplinirter Infanterie nebst einem sehr vollständigen Artilleriepark um sich hatte; dieß war der Kern für die spätere Macht der Pindarris, die in den Jahren 1816 und 1817 zu einer so furchtbaren Höhe anwuchs; wer ein Pferd und eine Lanze finden konnte, stieß zu ihm, denn wenn er gleich keinen Sold zahlte, erhielt er doch seine Truppen vortrefflich durch Raub und Plünderung in den Radsch-

putenstaaten, den früheren unglücklichen, und damals völlig preisgegebenen Verbündeten der angloindischen Regierung. So blieben die Sachen, bis die großen Anstalten der Engländer zur Ausrottung der Pindarris ihn belehrten, daß nun der Wind aus einer andern Ecke wehe. Er machte den Engländern Eröffnungen, und gegen das Versprechen, alle nicht zum Schutze seines Landes nöthigen Truppen zu entlassen, wurde alles Land, das er Holkarn und den Radschputen entrissen, ihm und seinen Erben gewährleistet, und ihm sein Artilleriepark um einen hohen Preis abgekauft. Ein großer Theil seiner Anhänger, erbittert über seine Verrätherei, ging augenblicklich zu Holkarn über, ward aber in der Schlacht bei Mehidpur von den Engländern geschlagen. Amir Khan blieb seitdem ruhig, und bei seinem wirklich großen Talent verwaltete er sein Land ziemlich gut, aber er war gehaßt von jedem Afghanen Indiens wegen der Verrätherei an seinem eigenen Stamm, verachtet von jedem Mohammedaner und Hindu, weil er seinen Herrn, durch den er gestiegen, und dessen „Salz er gegessen," verlassen und beraubt hatte, und verwünscht von Jedermann wegen seiner Verheerungen in Radschputana. Kein Indier kann bei einem so schreienden Bruch aller Bande der Freundschaft, der Ehre und Dankbarkeit an die politische Redlichkeit der Compagnie glauben. „Bezahlt ihn, sagten sie, mit Eurem eigenen Gebiet, wenn Ihr wollt, aber nehmt ihm, was er Holkarn, Dscheipur und Dschoudpur entriß, und wir wollen Euch ehrlich und redlich nennen."

Aus kaum minder tadelnswerthen Beweggründen ging das Verfahren gegen Bhurtpur hervor. Bhurtpur ist der einzige bedeutende Staat des alten Stammes der Jhats in Indien. Im J. 1803 kam er in Zerwürfniß mit den Engländern, welche die starke Veste belagerten, aber unverrichteter Dinge abziehen mußten. Seit dieser Zeit blieben die Verhältnisse gespannt. Im Jahre 1825 trat ein Erbstreit ein, und der von der angloindischen Regierung anerkannte Radscha unterlag. Damals aber waren die Engländer in den birmanischen Krieg verwickelt, und wollten sich nicht an eine Veste wagen, die schon einmal allen Anstrengungen eines englischen Heeres getrotzt hatte; sobald aber dieser Krieg zu Ende war, wurde die nächste beste Gelegenheit ergriffen und Bhurtpur der Krieg erklärt. Es ist ganz überflüssig, hier in eine Deduction einzugehen, ob die Engländer zu diesem Kriege berechtigt waren, die öffentliche Meinung in Indien war gegen sie, und Bhurtpur gilt bis auf diese Stunde noch als ein Opfer der brittischen Herrschsucht. Die Engländer hatten angeblich die Waffen ergriffen, um den rechtmäßigen Radscha auf den Thron zu setzen, aber nichtsdestoweniger wurde der einige Millionen enthaltende Staatsschatz geplündert, dem Lande eine ungeheure Kriegsschuld aufgebürdet, und — die Veste geschleift; der im J. 1803 erlittene Schimpf mußte gerächt werden, um so mehr, als Bhurtpur nur wenige Meilen von dem Dschumna und dem englischen Gebiet entfernt liegt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen von Milah.

(Aus einem Schreiben von Dr. Bugon. Echo du Monde Savant. 20 Febr.)

Unsere neuesten militärischen Operationen in der Provinz Constantine haben unsere Truppen an die Stelle mehrerer alten Städte geführt, und zwar unter Ruinen, über welche einer unserer Mitarbeiter, Hr. Dr. Philipp,*) nähere Angaben liefert. Ich werde für heute bloß zwei derselben, in Beziehung auf die Ruinen von Milah, früher Milevum oder Milen, und von Jumilah oder Djemmilah, nach der Angabe des Moniteur Algérien, der sich in Betreff desselben auf eine daselbst aufgefundene Inschrift stützt, das alte Colonia Cuicultana, anführen.

„Milah, sagt Hr. Philipp, ist eine kleine Stadt, die von Mauern, die größtentheils aus gehauenen Steinen, die andern Gebäuden angehört hatten, eingeschlossen ist. Auf der südwestlichen Seite der Ringmauer bemerkt man außerhalb einen Grabstein mit einer lateinischen Inschrift, deren Buchstaben vollkommen erhalten sind. Im nördlichen Theile der Stadt befindet sich eine sehr reiche Quelle. Diese von den Römern gefaßte und nutzbar gemachte Quelle ist wiederum mit einer hohen und schönen halbcylinderförmigen Mauer umgeben, an deren Fuß sich kleine Tröge von gehauenem Stein befinden, die, wie es scheint, von der alten Bevölkerung als Badewannen benutzt wurden. Das Wasser derselben ist ausnehmend klar, ohne Geschmack und Geruch, und löst die Seife vollkommen auf. Es hat beständig eine Temperatur von 14° R., weßhalb es im Winter als warm erscheint, indem die Temperatur der Luft zu dieser Zeit nur 5 bis 9° R. derselben Scala zeigt, im Sommer aber als kalt, weil in dieser Jahreszeit die atmosphärische Luft weit höher steigt. Daher kommt die im Lande verbreitete Meinung, daß die im Sommer kalte, gleichsam eiskalte Quelle im Winter heiß sey." Shaw, welcher diese Quelle besucht hat, führt über deren Temperatur nichts an, und sagt in Betreff derselben bloß, „in der Mitte der Stadt befindet sich eine Quelle, deren Wasser sich in ein großes viereckiges Bassin in römischer Bauart ergießt."

„Die Häuser von Milah, sagt Hr. Philipp weiter, sind im Allgemeinen nach Art der schlechtern Wohnungen Constantine's erbaut. Die Straßen sind eng, gekrümmt, schlecht gepflastert, und im Winter mit schwarzem, übelriechendem Koth bedeckt. Einige Gärten und Fußwege, die rechts und links mit Hecken besetzt sind, erinnern bei ihrem Anblick an einzelne Dörfer Frankreichs. Eine einzige bemerkenswerthe Moschee dient zum muselmännischen Gottesdienst; sie ist mit mehrern marmornen Säulen von großem Umfange geschmückt, die jedoch ursprünglich, eben so wie die Steine, die gegenwärtig zum Bau der Ringmauer der Stadt verwendet werden, eine andere Bestimmung gehabt haben müssen. Ueber der Moschee erhebt sich ein ziemlich zierliches Minaret; es ist dieß der einzige Punkt der Stadt, der sie von fern wie eine gleichsam durch ihre Gärten gebildete Oase bemerkbar macht. In der Nähe des Thores der Moschee bemerkt man unter einigem Schutt einen schönen Säulenaufsatz von weißem Marmor in korinthischem Styl."

Milah hätte nach der Angabe von Marmol und Leo Afrikanus ihren Namen von der Menge und Güte des daselbst wachsenden Obstes. Auch führt der Letztere an, das Land habe zu seiner Zeit Ueberfluß an vielen andern Gegenständen gehabt, rerum et carnium frugumque

*) Oberarzt im dritten leichten afrikanischen Bataillon.

copia. Von da bezieht Constantine noch jetzt Gemüse und Früchte, wie zur Zeit der Reise Shaws. „Es erzeugt unter Anderem, sagt der Letztere, indem er von Milah spricht, sehr schöne Granatäpfel von außerordentlicher Größe, die eine angenehme Mischung von Süß und Bitter haben, und im ganzen Lande sehr beliebt sind.“

Seitdem man einen Plan zu einer Straße von Constantine nach Algier entworfen, hat eine kleine aus Türken, die in unsere Dienste übergetreten sind, bestehende Garnison von einem Theile der Stadt, der uns von den Einwohnern der Stadt abgetreten wurde, Besitz genommen. Dieser westlich gelegene Theil hat den Namen Tasbah (Rasbah?), und bietet im gegenwärtigen Augenblick bloß einen Anfang zu einer künftigen militärischen Niederlassung. Das 9 bis 10 Lieues von Constantine entfernte Milah wird das erste Nachtlager und die Niederlage für Lebensmittel auf jenem Wege bilden.

Etwa 18 Lieues südwestlich von Milah und beinahe 30 Lieues von Constantine in derselben Richtung befindet sich eine ziemlich schöne Hochebene von viereckiger Gestalt; sie geht von hohen Gebirgen aus, welche sie im Süden begränzen; nördlich, wo sich dieselbe in einem sanften Abhang hinzieht, befindet sich eine tiefe Schlucht; östlich und westlich sind zwei weitere Schluchten, die ihr als Gränze dienen. Durch diese drei Schluchten hin fließen einige ziemlich wasserreiche Bäche. Eine Ableitung des Wassers, die aus der westlichen Schlucht, etwa eine halbe Lieue von den Ruinen, welche die Hochebene bedecken, kommt, durchläuft diese ungefähr 40 Schritte von den Ruinen, und treibt dann mehrere Mühlwerke in der Nachbarschaft.

Im nordwestlichen Winkel der Hochebene bestand ein ziemlich zahlreicher Stamm, der unter unsern Augen verschwunden ist; im nordöstlichen Winkel, auf einer der zahlreichen Erhebungen des Terrains der Hochebene, befanden sich Ruinen, deren Steine uns zu unserer Verschanzung wesentliche Dienste leisteten. Zwischen den beiden Winkeln, dem nordwestlichen und nordöstlichen, befinden sich, wenn man der nördlichen Spitze der Hochebene folgt, die merkwürdigsten Ruinen, die ich noch je in der Provinz Constantine aufgefunden habe. Unter Anderem ein ziemlich gut erhaltener Triumphbogen von zierlicher und leichter Gestalt, und bemerkenswerth durch einen Ueberbleibsel von Bildhauerei von großer Frische, das in Kurnießen von Akanthblättern besteht. Unter dem Denkmale steht ein Frontispiz, auf welcher eine Inschrift mit Buchstaben von bedeutender Größe steht, die ich aber wegen der andauernden Feindseligkeiten nicht mitnehmen konnte.

Diese Inschrift, welche Hr. Dr. Bonnafont auf der Stelle abschrieb, ist folgende:

IMP. CA MAVRELIO SEVERO ANTONINO PIO FELICI AUG. PARHO MAXIMO BRITAN.CO MA. GERMANICO MO. PONT. X. TRIB OT. XVIIII. COS. IIII. IM. III. P. P. PROCOS ET IVLI OMNAE PIAE FELICI AUG. MATRI EIUS ET SENATUS ET PATRIAE ET RORUM ET DIVO SEVERO AUG. PIO PATRI. IMP. CAEM AVRELI SEVERIAN PII. S. AUG. ARGUM TRIVMPHALEM A SOLO. D. D. RESP. EFCIT.

Nicht weit von da, fährt Hr. Philipp fort, inmitten von Bäumen und blätterlosem, aber schön gewachsenem Gesträuche befinden sich drei prachtvolle Façaden von gehauenem Stein an einem Gebäude, das ein Tempel gewesen zu seyn scheint; die vierte von innen nach außen gestürzt, mitten unter Baumstämmen und wilden Reben, ist noch in Rücksicht auf die Anordnung der Materialien, die zu ihrem Bau gebraucht wurden, unberührt. Um nicht bloß von den wirklich bewundernswürdigen Ruinen zu sprechen, will ich nur noch die schönen Ueberreste eines halbkreisförmigen Theaters erwähnen, das am nördlichen Abhange der Hochebene steht, in der Nähe und unterhalb des Lagers, das wir errichtet hatten. Auf der Hochebene erinnert Alles an die frühere Pracht dieses Ortes, der durch seine erhabene Lage mitten in den höchsten Bergen hinsichtlich der Gesundheit für die alte Bevölkerung nichts zu wünschen übrig ließ.

Desfontaines, der auf seiner Reise von Algier nach Constantine Djemmilah passiren mußte, spricht von den Ruinen desselben gar nicht; Peyssonnel erwähnt unter denselben bloß die Ueberreste des Tempels und einige alte Mauerwerke. Dieser Reisende sagt, es sind noch die Trümmer eines Tempels und einiges altes Mauerwerk vorhanden, die ich jedoch nicht betrachten konnte, da ich nicht wagte, mich daselbst aufzuhalten. Shaw, der uns darüber auch nicht mehr mittheilt, ist dennoch etwas weniger lakonisch. Er sagt, man findet daselbst schöne Ueberbleibsel von Alterthümern, namentlich einen Theil eines Stadtthores (ohne Zweifel der Triumphbogen Hrn. Philipps) und einen Theil eines Amphitheaters.

Wie zu Milah, so sind auch zu Djemmilah Inschriften im Ueberfluß vorhanden; beinahe alle sind aber Grabschriften, und deßhalb für die Geschichte von wenigem Interesse.

Miscellen.

Erdbeben in Savoyen. Man schreibt von Chambéry am 8 März: In Folge der drei Erdstöße, die am 27 Februar in Saint Jean de Maurienne statt hatten, spürte man noch in demselben Orte fünf andere: einen schwachen um 28 um halb vier Uhr Abends, drei Erdstöße in der Nacht vom 1 auf den 2 März, um halb zwölf Uhr den ersten, um 12 Uhr 21 Minuten den zweiten und um 12 Uhr 56 Minuten den dritten, dann wieder einen nicht schwächern Stoß als die vorhergegangenen in der Nacht von dem 5 auf den 6 März.

*

Dampfschiffe im Mittelmeere. Neun und dreißig französische Dampfboote sind zum regelmäßigen Dienst im Mittelmeere verwendet: siebzehn, welche zur königlichen Marine gehören, sind nach Algier oder nach verschiedenen Orten in der Levante bestimmt; zehn gehören zur Verwaltung der Posten nach der Levante; die andern gehören Privatleuten. Von diesen gehen zwei von Marseille nach Italien, drei von Toulon nach Bastia, eines geht von Corsica nach Livorno, drei von Marseille nach den spanischen Küsten, und drei versehen den Dienst nach Cette und Agde. Außerdem finden sich auf dem Mittelmeere 28 fremde Dampfschiffe. (Franz. Blätter.)

*

Uvularia perfoliata als Gegengift. Der beim Pennsylvania Hospital angestellte Arzt Coates las vor der Akademie der Naturwissenschaften zu Philadelphia einen Aufsatz über die Anwendung dieser Pflanze gegen den Schlangenbiß vor. Er betrachtet den Biß der Schlangen, selbst der Klapperschlangen, in jener Gegend nicht als absolut tödtlich, hält aber die obengenannte Pflanze für ein wesentliches Erleichterungsmittel beim Heilen der Wunde. (Americ. Journ. of Scienc. and Arts. Januar 1829.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.)

№ 3.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Forstbibliothek

für Forstmänner, Landwirthe, Guts- und Waldbesitzer.

In der Unterzeichneten sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Hartig, G. L.,

Lehrbuch für Förster und die es werden wollen.

3 Bände, mit 1 Kupferstich, 7te vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Inhalt: 1) Welcher die Vorbereitungs- und Hülfswissenschaften enthält. 2) Welcher von der Holzzucht und dem Forstschutze handelt. Nebst 1 illum. Kupferstich u. 7 Tabellen. 3) Welcher von der Forst-Taxation u. Forst-Benutzung handelt. Mit 3 Tabellen.

Von demselben Verfasser:

Anleitung zur Forst- und Waidmannssprache,

oder Erklärung der älteren und neueren Kunstwörter beim Forst- und Jagdwesen.

2te stark vermehrte Auflage. Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr.

Forst- und Jagd-Archiv.

1—5ter Jahrgang. gr. 8. Preis 9 Rthlr. 16 gr. oder 16 fl. 30 kr.

Fortsetzung: 6ter Band. 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl.

7ter „ 2 „ 6 gr. „ 3 fl. 36 kr.

Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen.

2 Bände. Mit 4 Kupferstichen und 2 Tabellen. 5te verbesserte und vermehrte Aufl. 5 Rthlr. oder 9 fl.

Inhalt: 1) Welcher die Jagdkunstsprache und die Naturgeschichte der Jagdthiere enthält. Mit 1 Kupferstich und 2 Tabellen. 2) Welcher die Wildzucht, den Wildschutz, die Wildjagd und die Wildbenutzung enthält. Mit 3 Kupferstichen.

Versuche über die Dauer der Hölzer.

Mit 1 Steintafel. 12 gr. oder 48 kr.

Forstliches und forstnaturwissenschaftliches

Conversations-Lexikon,

in zweiter revidirter Auflage, mit dem Bildniß des Verfassers.

gr. 8. brosch. Preis 3 fl. 45 kr. oder 2 Rthlr.

Dieses forstliche und forstnaturwissenschaftliche Conversations-Lexikon ist dazu bestimmt, den Forstleuten, Waldbesitzern und allen Geschäftsmännern, die mit dem Forstwesen in einige Berührung kommen, und die sich viele Forstbücher nicht anschaffen können oder wollen, oder die keine Zeit haben, sie zu lesen, eine Schrift in die Hand zu geben, worin sie über jeden Gegenstand des Forstwesens und der dazu gehörigen Naturwissenschaften genügende Belehrung finden können. Zum bequemen Nachschlagen ist die alphabetische Ordnung gewählt, und das Inhaltsverzeichniß unter verschiedene Hauptrubriken gebracht worden, wodurch das Aufsuchen und Nachschlagen noch mehr erleichtert ist. — Um aber die Hauptrubriken oder die Hauptabtheilungen nicht zu sehr zu vervielfältigen, sind nur folgende gemacht worden:

1) Atmosphärologie. 2) Bodenkunde. 3) Botanik. 4) Chemie und Physik. 5) Entomologie. 6) Besondere Naturgeschichte der Holzpflanzen. 7) Holzzucht und Waldbau. 8) Forstschutz und Forstpolizei. 9) Forstbenutzung und Forsttechnologie. 10) Forsttaxation und Betriebseinrichtung. 11) Forstdirection und 12) Insgemein.

Je nachdem ein Gegenstand von mehr oder weniger Wichtigkeit ist, ist er weitläufiger oder kürzer abgehandelt. Doch wird man auch bei den kurz abgefertigten Artikeln die nöthigste Belehrung finden. Wo aber eine Sache, wegen der engen Gränzen dieses Buches, nicht vollständig genug abgehandelt werden konnte, da haben wir Schriften angezeigt, in welchen man genügende Belehrung finden kann. Nur dadurch ist es gelungen, dem Buche einen mäßigen Umfang zu geben, und dessen Ankauf für Jeden nach Möglichkeit zu erleichtern. — Von der Reichhaltigkeit dieses Lexikons wird man überzeugt werden, wenn man sich die Mühe geben will,

das Inhaltsverzeichniß zu lesen. Dadurch wird man auch auf manche Gegenstände aufmerksam werden, die man sonst in diesem Buche vielleicht nicht gesucht haben wurde.

Stuttgart und Tübingen, im December 1838. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlag der Unterzeichneten sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

L. T. Freiherrn v. Spittler's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Karl Wächter.

15 Bände. gr. 8. Preis 53 fl. 45 kr. oder 31 Rthlr. 16 gr.

Die hervorstechendsten Eigenschaften eines großen Geschichtschreibers, innigste Bekanntschaft mit den Quellen, litterarisch-kritischer Scharfsinn, Fülle der Gedanken, Schnelligkeit des Ueberblickes, Leichtigkeit und Gewandtheit im Auffassen der Hauptpunkte, lebendige Phantasie, gezügelt durch die höchste historische Redlichkeit, Begeisterung für menschliche Größe, verbunden mit der feinsten Menschenkenntniß, Selbstständigkeit des Urtheils und eigenthümlicher Gang der Untersuchung, die sich überall Bahn bricht, sind charakteristische Vorzüge Spittlers als Historiker. Wir zweifeln nicht, daß diese Sammlung von den vielen Zuhörern des ehemaligen berühmten akademischen Lehrers als ein werthes Andenken an den Unvergeßlichen entgegengenommen, von dem Vaterlande, das ihn im Ganzen hochgehalten und den Ersten der Nation beigezählt hat, als ein Denkmal der geistigen Wirksamkeit eines großen Mannes und als eine reiche Fundgrube politischer Weisheit gebührend geehrt, und von der Nachwelt als ein originelles Ganzes, das in der Geschichte der Litteratur Epoche gemacht hat, den besten Nationalgütern beigezählt werden wird.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1839. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die neuen Beschlüsse der Londoner Conferenz vom 22 Januar d. J. veranlassen die Unterzeichnete, die in ihrem Verlag erschienene:

Historisch-diplomatische Darstellung

der

völkerrechtlichen Begründung

des

Königreichs Belgien

von

Rothomb und Michaelis.

Mit einer Charte des Königreichs Belgien.

gr. 8. Preis 5 fl. oder 2 Rthlr. 20 gr.

wiederholt anzuzeigen. — Dieses Werk enthält den Stand und die Lage der belgisch-holländischen Rechtsverhältnisse bis auf den heutigen Tag, und gibt in dem reichen Urkundenbuche die sie betreffenden wichtigsten diplomatischen Staats-Acten und politischen Documente. Es verbreitet also ein helles Licht über die bevorstehende Endentwicklung dieser unter allen andern europäischen, gewiß bedeutungsvollsten Angelegenheit, und wird daher gegenwärtig dasjenige Interesse, welches ihm bei seinem Erscheinen zu Theil wurde, in noch erhöhetem Maaße erregen.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1839. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

MILITAR-KARTE

von Deutschland

in 25 Blättern,

auf dem topographischen Bureau des k. bayer. Generalstabes entworfen

von **Anton Klein.**

Blätter Nr. 7 und 8. Hannover, mit Theilen von Preußen, Großherzogthum Hessen, Sachsen-Gotha, Sachsen-Weimar ꝛc.

Preis eines jeden Blattes 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

Stuttgart und Tübingen. Junius 18[illegible] J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlag ist erschienen:

Becker, Dr. K. F., ausführliche deutsche Grammatik als Commentar zur Schulgrammatik, 2te Aufl. 3te Abth. (Orthographie.) gr. 8. à 1 Rthlr. 6 gGr. oder 2 fl. 12 kr.,

womit dieses wichtige Werk geschlossen ist. Von den beiden frühern Abtheilungen kostet die 1ste 1 Rthlr. 20 gGr. od. 3 fl. 18 kr. Die 2te 1 Rthlr. 16 gGr. od. 3 fl.

Es gereicht mir zum Vergnügen, den zahlreichen Verehrern des Hrn. Verfassers bei dieser Gelegenheit die angenehme Mittheilung machen zu können, daß derselbe

binnen kurzer Zeit zur Bearbeitung einer neuen Ausgabe seines „Organism," worauf man von so vielen Seiten wartet, gewinnen wird.

Frankfurt a. M., im Februar 1859.

G. F. Kettembeil.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gerichtsärztliche Arbeiten

von

Karl Friedrich Burdach,

k. preuß. Geh. Medicinalrathe, Dirigenten des Medicinal-Collegiums und Prof. zu Königsberg.

Erster Band.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt: Ueber die Advocatur der Aerzte. Ueber den Beweis der Vergiftung. I. Arsenikvergiftung, erwiesen durch das gleichzeitige Erkranken nach derselben Speise, die Krankheitserscheinungen, die Leichenöffnung und die Ausgrabung. II. Arsenikvergiftung, erwiesen durch die Krankheitserscheinungen, die Leichenöffnung und den Gehalt des Ueberrestes der genossenen Speise. III. Arsenikvergiftung, durch die Krankheitserscheinungen und den Leichenbefund wahrscheinlich gemacht, ohne nähern Beweis. IV. Vergiftung durch Schwefelsäure im Schlafe. Ob Mord? ob Selbstmord? I. Selbstmord undenkbar. Stich in die Brust. II. Selbstmord wahrscheinlich. Erwürgung. III. Selbstmord möglich. Zerbrechung des Kehlkopfs. Ueber die nähere Bestimmung der Tödtlichkeit einer Verletzung. Kopfverletzungen. 1. Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit. a) Schädelbruch mit Extravasat. b) Deßgleichen mit Depression und Erweichung des Gehirns. 2. Bedingt nothwendige Tödtlichkeit. a) Zerreißung innerer Hirngefäße. b) Schleichende Entzündung und Eiterung des Gehirns. c) Hirnerschütterung bei Trunkenheit und Erkältung. 3. Individuell nothwendige Tödtlichkeit. a) Zerreißung des Quercanälleiters. b) Extravasat in den Hirnhöhlen und unter dem kleinen Hirne. c) Schädelbruch und Extravasat. d) Extravasat. 4. Zufällige Tödtlichkeit. a) Meningitis. b) Schleichende Entzündung und Eiterung des Gehirns. c) Arachnitis. 5. Anderweitige Ursache des Todes. Brustwunde und Erstickung. a) Stich durch die Brust in die Leber. b) Erstickung durch Betten. c) Zusammendrückung des Kehlkopfes. d) Deßgleichen. e) Ertränkung. Verletzungen des Unterleibes. I. Peritonitis mit Ergießung nach einem Stiche. II. Deßgleichen nach Verwundung mit einem glühenden Eisen. III. Berstung der Milz nach einem Stoße. Vielfache Mißhandlungen. I. Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit. II. Deßgleichen. III. Anderweitige Ursache des Todes.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1858.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

8. Velinpap. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Diese Gedichte sind neben dem poetischen Talent Producte umfassender Bildung und einer tiefen Weltanschauung; sie sind ein Cyclus, in dem sich die Entwicklungsstufen eines reichen Gemüths darstellen, und der Form nach höchst mannichfaltig, wie schon die Anordnung zeigt. Die Sammlung zerfällt in folgende Bücher: Trieb. Resultate. Gelegenheitlich. Persönlich. Im Sinne des Alterthums. Sonette. Ghaselen. Erzählend. Dem Dichter. Sinn. Uebersetztes.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

v. Hailbronners Reise-Cartons.

In der Unterzeichneten sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

CARTONS

aus der

Reisemappe eines deutschen Touristen.

Gesammelt und herausgegeben

von **Carl v. Hailbronner.**

DREI BÄNDE.

gr. 8. in Umschlag brosch. Preis 6 fl. 36 kr. oder 4 Rthlr 4 gr.

Auf wenigen Blättern findet sich hier Vieles zusammengedrängt, was man in voluminösen Reisebeschreibungen vergeblich suchen würde. Der Verfasser, ein passionirter Reisefreund, führt im ersten Bande den Leser in die Schweiz, nach Seraing, Paris, Portsmouth, London, England, Irland, Schottland, Holland und nicht auf dem nächsten Wege nach Hamburg. Allerdings Vieles durch persönlichen Besuch, und noch Mehreren aus einer Menge von Büchern bekannte Gegenden. Allein hier verbreitet eine geistreiche Subjectivität über die aus der Ferne wunderbar vor die Einbildungskraft des Lesers gezauberte Außenwelt eine eigenthümliche Färbung. Der gewandte Reisende erscheint stets und überall als fein gebildeter, unterhaltender und geistreicher Gesellschafter, während er, beinahe sich selbst unbewußt, zugleich gründlich erfahrener, belehrender Führer ist. Was er mit schneller und scharfer Beobachtungsgabe unbefangen aufgefaßt hat, findet der Leser in eben so klarer als conciser Darstellung unumwunden wiedergegeben. Zwar sind die Schilderungen schon nach dem Titel des Buches Fragmente, allein der Herausgeber hat sie in so zweckmäßige Ordnung gebracht, daß der Leser mit einiger Phantasie die Uebergänge ohne Mühe sich selbst bilden kann. Und wir wissen nicht, ob nicht gerade Cartons für den Kenner ein ganz besonderes Interesse haben, das ein vollständig componirtes und im Einzelnen ausgeführtes Tableau niemals gewährt. Ueberall sind die charakteristischen Merkmale von Land und Volk, von Natur und Menschenschöpfung in kräftigen Zügen und bestimmten Umrissen ausgehoben, und bei jedem Bilde steht die Staffage in ansprechender Harmonie mit dem Hauptwerke. Der einfache, edle in ungekünstelter Eleganz und angeborner Kraft dahinfließende Styl des Verfassers ist der höheren Leserwelt aus interessanten Beiträgen für die Allgemeine Zeitung schon länger bekannt.

Dieß Alles, verbunden mit dem Reize der Neuheit und Ueberraschung, indem der Verfasser die skizzirten Reisen erst seit kurzem vollendet und in seiner Darstellung nur das bis jetzt Unbekannte aufgenommen hat, macht das Werk, welches sich beim ersten Anblick durch eine seinem gediegenen Inhalt entsprechende Ausstattung empfiehlt, nicht nur zu einem nützlichen Wegweiser für den Reiselustigen, sondern auch in ausgedehnterem Kreise zu einem höchst unterhaltenden Lesebuche für jeden Gebildeten.

Der Inhalt des 2ten und 3ten Bandes ist folgender:

Inhalt des zweiten Bandes: Copenhagen. — Schweden. — Der Trollhätta- und Göthacanal. — Stockholm. — Dalecarlien. — Die schwedische Armee. — Reise von Stockholm nach Berlin. — Berlin. — Dresden. — Prag. — München. — Rippoldsau. — Nürnberg. — Wien. — Die österreichische Armee. —

Inhalt des dritten Bandes: Die Bora. — Venedig. — Mailand. — Florenz. — Genua. — Turin und die Seen. — Rom. — Der Carneval in Rom. — Die römische Charwoche. — Die Römerin. — Neapel. — Sicilien. — Der Vesuv.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

ATELLANEN.

Eine kleine Sammlung

dramatischer Dichtungen,

herausgegeben von

JOVIALIS.

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Inhalt: I. Einleitung. II. Wolkenzug. Komödie. III. Die Gegenkaiser. Ein historisches Schauspiel mit unterlegten Musikstücken. IV. Der Student von Coimbra. Eine Posse im schwäbischen Dialekt. V. Die Acharner. Auszug einer Uebersetzung des Aristophanischen Lustspiels in den schwäbischen Dialekt.

Gegenwärtige Sammlung von Gedichten, die aus keinem Bedürfniß des Tages, sondern aus dem jugendlichen Streben einer poetischen Weltanschauung hervorgingen, die sich bald in antiken, bald in modernen Kunstformen begeisterte, soll den gebildeten Leser, zwischen vielen Schlacken, wenigstens da und dort einen Funken poetischen Feuers, wie wir hoffen, nicht übersehen lassen, so wenig es sonst in unsern Tagen an der Ordnung ist, daß ein über seine Arbeiten hinausgeschrittener Autor seine heimlich geborenen Kinder vor das Auge der Welt stellt. Was die Versuche in schwäbischer Mundart betrifft, so sprechen sie des Verfassers Gesinnung aus: sich nicht, wie manches ungerathene Kind, der angebornen Muttersunge zu schämen, vielmehr sie selbst, so weit sie dessen empfänglich, einiger Cultur anheim zu stellen; den Stoff anlangend, möchten sie zeigen, daß unsere Volkszunge, auch neben dem anerkannt classischen Idyll eines Hebel, noch weiterer Tonarten in der That fähig ist, was unser Sebastian Sailer selig freilich längst und besser bewiesen konnte.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Vorläufige Anzeige der neuen Auflage von

Mozins großem Wörterbuch

der

deutschen und französischen Sprache

in Lieferungen.

Wir zeigen hiemit an, daß der Druck einer dritten vermehrten und verbesserten Auflage begonnen hat von dem

Neuen vollständigen Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache, nach den neuesten und besten Quellen über Sprache, Künste und Wissenschaften, enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigern, eine Auswahl erläuternder Beispiele, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuches, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc. von Abbé Mozin. Mit Beiträgen von Guizot, Biber und Hölder.

Aufs neue durchgesehen und vermehrt durch Peschier. 4 Bände. Lexikonformat in Lieferungen.

Diesem Wörterbuch, dessen Werth in Deutschland und Frankreich längst anerkannt ist, dürfte wohl keines an Reichhaltigkeit, sachgemäßer Einrichtung und Wohlfeilheit an die Seite gestellt werden können, wir unterlassen daher jede Anpreisung und bemerken nur, daß wir über die Zeit der Erscheinung, Preis, Schrift, Format und Eintheilung in Lieferungen eine besondere Anzeige in diesen Blättern machen werden. — Stuttgart und Tübingen, im Januar 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlag ist erschienen:

Pauini's acht Bücher grammatischer Aphorismen, herausgegeben und erläutert von Dr. *Otto Böhtlingk*. Gr. 8. Velinschreibp. cart. 2 Vol. Preis 20 Rthlr.

Bonn, im Februar 1839.

H. B. König.

In der litterar.-artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Katholisches Andachtsbuch

für

Gebildete des weiblichen Geschlechts,

die im Geist und in der Wahrheit beten.

Von

J. P. Trach.

Vierte Auflage. 8. Mit einem schönen Stahlstiche. 1 fl.

Katholisches Andachtsbuch

für

Gebildete des männlichen Geschlechts,

die im Geist und in der Wahrheit beten.

Von J. P. Trach.

Dritte Auflage. 8. 1 fl.

Diese beiden Gebetbücher, welche sich jetzt bereits in mehreren Auflagen in den Händen des Publicums befinden, haben die Billigung würdiger Männer gefunden, und verdienen, wie sie das denn schon geworden, in die Reihe religiöser Hausbücher aufgenommen zu werden.

Dieselben sind von der Verlagshandlung auch gebunden in schwarzen Saffian mit Goldschnitt zu beziehen.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Das

Geschlechtsleben des Weibes

in

physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht

dargestellt von

Dr. Dietr. Wilh. Heinr. Busch.

Erster Band.

Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens.

Gr. 8. Auf feinem Druckvelinpapier. 3 Thlr. 20 gr.

Der berühmte Verfasser legt in diesem Werke die Resultate dreißigjähriger Erfahrung nieder, und liefert seit A. E. v. Siebold das erste umfassende Handbuch der Geschlechtskrankheiten des Weibes nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaften. Das ganze Werk wird aus vier Bänden bestehen und der zweite Band, womit der praktische Theil beginnt, noch in diesem Jahre erscheinen. — *Leipzig*, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlag ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Nordamerika's

sittliche Zustände.

Nach eigenen Anschauungen

in den Jahren 1834, 1835 und 1836,

von

Dr. N. H. Julius.

Zwei Bände.

Mit einer Karte von Nordamerika, zwei Musikbeilagen und 13 lithographirten Tafeln.

Gr. 8. Geheftet. 6 Thlr.

Die einzelnen Abtheilungen dieses eben so wichtigen als anziehenden Werks führen die Ueberschriften: Boden und Geschichte, Religiöses, Erziehung und Unterricht, Armuth und Mildthätigkeit, Volk und Gesellschaft, Verbrechen und Strafen, und es ergibt sich daraus, daß der Verfasser alle sittlichen Zustände Nordamerika's seiner Betrachtung unterstellt.

Leipzig, im Februar 1839.

F. A. Brockhaus.

Nr. 89.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 März 1839.

Der indianische Sommer.

(Nach dem United States-Magazine. Oct. 1838.)

Der Ausdruck „indian summer" ist wohl jedem bekannt, der eine Reise nach dem Norden der Vereinigten Staaten gelesen hat. Das oben genannte Journal gibt eine etwas umständliche Schilderung und eine ziemlich wahrscheinliche Erklärung dieser Erscheinung, die wir deßhalb hier im Auszuge mittheilen.

Von Ende Augusts bis Ende Septembers zeigt der Thermometer eine allmähliche und fortdauernde Abnahme der Wärme an, aber im Anfange Octobers tritt hierin eine Unterbrechung ein, und zwei oder drei Wochen lang ist die Temperatur oft höher, als in der ersten Woche des Septembers. Etwas Aehnliches, doch minder auffallend, bemerkt man auch in den nördlichen Ländern Europa's und Asiens. Das merkwürdigste Kennzeichen dieses zweiten Sommers ist die wunderbare Veränderung, die in den Wäldern vorgeht: die ersten scharfen Fröste, die Ende Septembers oder Anfang Octobers eintreten, wirken so stark, daß die Blätter eines ganzen Waldes häufig in einer einzigen Nacht von ihrer natürlichen Farbe in jede mögliche Schattirung von Gelb, Braun und Roth übergehen, und gemischt mit dem mannichfachen Immergrün einen wirklich zauberhaften Anblick darbieten. Kaum ist dieß vorüber, so wird die Atmosphäre in den Stunden des Sonnenscheins milder, als seit mehreren Wochen; eine balsamische, wollüstige Weichheit und Stille ist in der Luft, ähnlich den ersten Tagen des Junius; es herrscht nicht Wind genug, um die nur noch so schwach an den Zweigen hängenden Blätter vom Baume zu schütteln. Ein dünner Nebelschleier schwimmt über der ganzen Landschaft, und gibt ihr, vereint mit den Tinten der benachbarten Wälder, eine eigenthümliche Wärme des Tons und des Colorits.

Wenn während dieser kurzen Rückkehr einer milden und heiteren Luft nach einander auch einige milde Nächte eintreten, so treiben die jungen Birken neue Sprossen, und machen einen zweiten, obwohl fruchtlosen, Versuch, sich mit Grün zu bekleiden. Da selten mehr als drei oder vier Nächte nach einander ohne Frost sind, so können die zarten Blätter bloß sich entfalten, um zu sterben, denn der erste kalte Nachtwind knickt die unzeitige Geburt.

Was ist nun wohl der Grund dieser Erscheinung? Bis jetzt hat man keine genügende Erklärung gegeben, das Wahrscheinlichste ist aber wohl Folgendes. Bekanntlich wird, wenn Wasser gefriert, viel verborgene Hitze entbunden. In den höheren nördlichen Breiten beginnt der Winter im Anfang Septembers; während dieses ganzen Monats geht das Gefrieren mit großer Raschheit vor sich, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die bedeutende Masse Wärme, welche hier entbunden wird, auf die Temperatur der Länder südlich vom Polarkreis einen sehr bedeutenden Einfluß ausübt, namentlich da um diese Zeit Nordwinde vorherrschen. Außerdem kommt stets ein Strom erhitzter Luft aus den Aequatorialgegenden: wenn nun während des Monats September ein ähnlicher Strom von den Nordpolarmeeren herabkommt, und nach dem Aequator strömt, so müssen beide Strömungen ungefähr um den 45° der Breite zusammentreffen, und an diesem Punkte würde ein Zusammendrücken und Verdichten der obern Luft statt finden, wodurch wenigstens ein Theil der Hitze herunter kommen müßte; dieser Druck der obern Schichte der Atmosphäre würde nicht nur zum Theil die vermehrte Hitze während des indianischen Sommers, sondern auch die Stille, die Weichheit und die Trockenheit der Luft erklären, die dann vorherrschen.

Noch ein Umstand mag auch das Seinige dazu beitragen, um den indianischen Sommer zu erklären. Die directe Einwirkung der Sonnenstrahlen hält die obere Erdschichte wahrscheinlich bis zu Ende Augusts in einer ziemlich hohen Temperatur, während des Septembers wird diese wohl so ziemlich stationär bleiben, nach dieser Zeit aber, d. h. wenn die Luft kälter wird als der Boden, muß diese angesammelte Hitze während des Monats October und in der That so lang bis Schnee und Eis das weitere Entbinden hindert, sich allmählich in die Atmosphäre entladen. Dieß muß die Luft während dieser Zeit etwas erwärmen, und ist gewiß, nebst den übrigen Ursachen des indianischen Sommers ein mächtiges Hülfsmittel, um dieß Phänomen zu erzeugen.

Andere Urſachen mögen außerdem vorhanden ſeyn, doch ſind die oben angeführten die wahrſcheinlichſten, mit denen wir bekannt ſind. Der wahre Urſprung dieſer Jahrszeit wird, wie der des einheimiſchen Stamms, deſſen Namen er trägt, aller Wahrſcheinlichkeit nach ſtets in Dunkel gehüllt bleiben.

Die angloindiſche Regierung und die einheimiſchen Fürſten Indiens.

Die Staaten Central-Indiens.

(Fortſetzung.)

Die Radſchputenſtaaten Mewar, Marwar (oder nach den Hauptſtädten Udeypur und Dſchoudpur) nebſt Dſcheipur, haben wir oben im Allgemeinen ſchon erwähnt; die Preisgebung der Engländer nach dem J. 1806 führte ihr Verderben herbei, und die ſchweren Tribute, die ſie jetzt an England zahlen, drücken ſie gleichfalls ſo ſehr, daß mehreremal Nachläſſe ſtattfinden mußten. Wir wollen hier nur Dſcheipurs näher erwähnen, weil dieß in der engſten Verbindung mit der anglo-indiſchen Regierung ſtand.*) Vor 4 Jahren ſtarb der Radſcha, und ſeine Gemahlin wurde Regentin für einen nachgebornen Sohn desſelben, Namens Dſchei Singh. Zwei Parteien ſtritten ſich um das Miniſterium; Bhyri Sal, ein angeſehener Häuptling, der im engliſchen Intereſſe war, und Jota Ram, ein Kaufmann, den die Königin vorzog, und der, merkwürdiger Weiſe, den ganzen radſchputiſchen Adel für ſich hatte. Der Streit gedieh ſo weit, daß in einem Volksauflauf beinahe der engliſche Reſident mit ſeinem Gefolge ermordet worden wäre. Einer aus dieſem letztern, ein Hr. Blake, kam wirklich um. Ein großer Proceß begann nun gegen Jota Ram und eine Anzahl Menſchen aus der niederſten Claſſe; Jota Ram ſollte den Mord angeſtiftet haben, und ward auch wirklich zum Tode verurtheilt, obwohl er wiederholt bat, man ſolle nur ſeinen Gegner Bhyri Sal mit deſſen mächtigem Anhang aus der Stadt ſchaffen, und er wolle dann beweiſen, daß dieſer und nicht er an dem Auflauf und der Ermordung Schuld ſey. Wir haben keine Mittel, hier Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge auszuſcheiden, und wollen deßhalb bloß erwähnen, daß Bhyri Sal, als Lohn für ſeine Anhänglichkeit an das engliſche Intereſſe, das Opiummonopol in Dſcheipur hatte, wie Zalim Singh in Kotah, und Tantiah Dſchog in Indor. Die öffentliche Meinung zeigt ſich auch Jota Ram entſchieden günſtig, und die Engländer ernteten an dem einen wie an dem andern Orte nur Haß und Abſcheu.

In nomineller Abhängigkeit von Dſcheipur ſteht Schekawat, ein gerade nordwärts liegendes, ſchon an die Sandwüſte ſtoßendes Land. Die Mehrzahl ſeiner Bewohner ſind wahrſcheinlich Jhats, die Häuptlinge Radſchputen; ſchon ſeit uralten Zeiten treiben ſie Raub, wobei ſie von den in der benachbarten Mewarkette wohnenden Minas treulich unterſtützt werden. Weſtlich nach Marwar hinüber und öſtlich nach Matſchery oder Alwar finden ſie allenthalben Anhang. Schon im J. 1818 nöthigten ihre Plünderungen und Raubzüge die Engländer zu einem Kriegszug in ihre Wüſte; ſchon damals wurden ihre feſten Orte eingenommen, ihre Thürme und Verſchanzungen geſchleift, aber ihre flüchtigen Reiterſchaaren blieben unerreicht. Im J. 1833 wurden ihre Streifzüge ins Gebiet von Delhi hinein, namentlich unter Anführung eines Thakurs (hohen Lehensherrn) aus Dſchoudpur wieder ſo häufig und mörderiſch, daß die Engländer nicht umhin konnten, dießmal mit Ernſt gegen ſie aufzutreten. Wir können über den Umfang dieſes Raubweſens kein beſſeres Zeugniß anführen, als eine Stelle aus der India Gazette (S. Aſiatic Journal, April 1834): „Durch ganz Marwar und die angränzenden Gebiete ſind ganze Dörfer von notoriſchen Räubern bewohnt, welche die Sache gewerbsmäßig treiben. Zwölf oder 14 Meilen von Adſchmir (wo eine engliſche Beſatzung liegt) iſt ein Dorf, Namens Baunwar, das zu Dſchoudpur gehört, und früher von Scindiah wegen der Verbrechen ſeiner Einwohner faſt ganz vernichtet wurde. Aber noch jetzt iſt es weit und breit als ein Räubernest bekannt, und zahlreiche Dörfer ähnlicher Art finden ſich nach der Gränze von Bikanir hin, durch dieß Gebiet und durch ganz Schekawat hindurch. Alle verſtehen ſich unter einander, und vereinigen ſich bei Gelegenheit, ſo daß, was die Schekawattis, Thoris, Bidawats, Bhils, Minas u. ſ. w. betrifft, von Delhi bis über Nimutſch hinaus nichts ſicher iſt.“ Tiefer nach Süden, wo die Bhils zahlreicher und die Gebirge wilder werden, ſieht es zum mindeſten eben ſo ſchlimm aus. Im November 1834 wurden drei Regimenter Cavallerie und ſechs Regimenter Infanterie nebſt einer ziemlich bedeutenden Artillerie gegen die Schekawattis aufgeboten. Die vornehmſten Häuptlinge derſelben ſollen zuvor noch ihre Unterwerfung angeboten und ſelbſt zur Schleifung ihrer Befeſtigungen ſich bereit erklärt, aber die Antwort erhalten haben, es ſey zu ſpät. Die Eingebornen ſpotteten über die große Militärrüſtung, und meinten, die Soldaten würden nichts zu thun haben, als Räuber von ihren Zelten ferne zu halten und Dornen aus ihren Füßen zu ziehen. Der Erfolg rechtfertigte dieß ſo ziemlich. General Stevenſon erreichte Sikar (Seikur in Berghaus' Karte) am 30 Nov. Der Häuptling öffnete ihm Stadt und Citadelle, eben ſo ſeine Bergſchlöſſer, und die Bewohner der Städte und Dörfer benahmen ſich ausnehmend höflich. Niemand ſchien an Widerſtand zu denken. Zwar machte man ſich an die Arbeit, die Raubſchlöſſer zu zerſtören, aber die bedeutende Truppenmacht wurde ſchon im Ja-

*) Dſcheipur hatte ſich im Jahre 1805 völlig mit den Engländern gegen Scindiah verbunden und Truppen für ſie geſtellt, wodurch es in den Augen ſeiner Landesgenoſſen einen unauslöſchlichen Schimpf auf ſich lud, und noch mehr, als es den unglücklichen Weſir Ali der Rache der Engländer ausgeliefert hatte. Vor einigen Jahren wurde der Radſcha von Dſchoudpur aufgefordert, den entwichenen Radſcha von Nagpur, Appa Sahib, auszuliefern, eben ſo wie die Regierung von Dſcheipur deſſen Anhänger ausgeliefert habe; der Radſcha aber erwiederte: „Dſcheipur hat ſich früher ſchon auf gleiche Weiſe entehrt, dieß iſt aber kein Grund, daß Dſchoudpur es gleichfalls thun muß.“ Ein gemeiner Dorfvorſteher an der Gränze von Delhi erwiederte, als man ihn zur Auslieferung eines Räubers aufforderte: „haltet ihr mich für einen Radſcha von Dſcheipur?“ Das Volk Indiens iſt in der Geſchichte ſeines Landes meiſt beſſer unterrichtet, als man glaubt.

nur 1835 zurückgezogen. Da die Radscha's von Dscheipur und Dschoudpur die Räuber unterstützt oder wenigstens nicht sonderlich eifrig verfolgt hatten, versäumten die Engländer nicht, sich bei dieser Gelegenheit des höchst einträglichen Salzsee's Sambre zu bemächtigen, „bis die Fürsten ihre rückständigen Gelder abgetragen hätten."

Dieß mochte wohl der größte Gewinn des Feldzugs seyn, denn was die Engländer sonst erreichten, war nichts, als daß sie den Bürgerkrieg im Lande organisirten, denn sie bildeten aus einzelnen Räuberschaaren Schwadronen, *) und zogen mit diesen im Lande umher, denn sobald die brittische Truppenmacht abgezogen war, kamen die Räuber wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Man kann es wohl kaum anders nennen, als den Bürgerkrieg organisiren, wenn man in der Delhi Gazette liest: „Eine Abtheilung der Truppenmacht in Radschputana wird eine Centralstellung einnehmen. Der Radscha von Bikanir will eine Rafalah (Schwadron) Bidawats formiren und bezahlen, der Radscha von Dschoudpur will eine Anzahl Larkhanis in gleicher Weise einreihen, und die Thakurs (Lehenträger) von Schekawat wollen Corps von ihren eigenen Räubern (Marauders) errichten, um den Frieden zu erhalten." Ein Major, Namens Forster, war mit Verfolgung der Räuber beauftragt, und so lange er mit seinen Leuten im Lande umherzog, ging Alles ziemlich gut, aber gegen Ende des Jahres 1836 standen schon wieder 3000 Mann unter dem Waffen, die mit Gewalt aus einander getrieben werden mußten, obgleich dieß, wie es scheint, keine Räuber waren, sondern mehrere Thakurs mit ihren Lehenleuten, welche sich den Erpressungen des Häuptlings von Sikar widersetzen wollten. Man sollte fast glauben, man habe die Engländer foppen wollen, denn nicht lange, als man mit diesen Steuerrestanten des Häuptlings von Sikar fertig war, kam man mit diesem selbst in Hader, und mußte ihn in seiner Stadt angreifen (Sept. 1837). Kaum hier fertig, mußte Major Forster an die Gränze von Dschoudpur und Bikanir rücken, wo eine neue Räuberschaar sich gesammelt hatte, und hier erhielt er die Gewißheit, daß sie von Befehlshabern des Radschas von Dschoudpur mannichfache Unterstützung erhielten; dennoch durfte er selbst nicht das Gebiet von Dschoudpur betreten. Der Befehl mochte nicht so übel seyn, denn je weiter er gekommen wäre, desto mehr hätte er Räuber und räuberische Stämme angetroffen, so daß er eine Armee nöthig gehabt hätte, um fertig zu werden. Diese wenigen Züge mögen hinreichend seyn, um zu zeigen, daß in diesen Ländern noch Stoff genug zu politischen Umwälzungen ist, und daß ein entschlossener Mann viele Tausende dieses räuberischen Volkes mit sich fortreißen kann. Für die jetzigen Umstände möchte noch interessant zu bemerken seyn, daß man im Jahre 1836 englischerseits sehr geneigt war, an ein Bündniß der Radscha's von Dscheipur und Dschoudpur mit Randschit Singh zu glauben, und daß die Engländer schon damals die Absicht aussprachen, sich bei der ersten Gelegenheit am Indus festzustellen. Wenn die Engländer von Firozpur am Setledsch hinab gegen den Indus ziehen, haben sie diese kriegerische Bevölkerung Radschputana's stets auf ihrer linken Flanke.

Gehen wir jetzt auf die Ostseite Central-Indiens nach Bundelkhund über, so findet man hier fast noch mehr als in Radschputana ein wildes, unbezwungenes Volk. Eine Naturmerkwürdigkeit dieses Landes sind die steil aus dem Boden emporsteigenden, oben meist flachen Erhebungen, die nur wenige Zugänge darbieten, und von jeher die Zuflucht der Räuberchefs dieses Landes waren, wo man in den letzten Jahrhunderten nie eine Sicherheit des Eigenthums kannte, und wo jeder, der Geld bot, stets eine bereite Streitmacht fand. Die Kriege mit den Mahratten und Pindarris führten auch hier erst die Engländer ins Land, aber Monate lang lagen sie vor den steilen Bergvesten, die oben Raum genug darboten, daß die Besatzung sich vom Ertrag des Bodens ernähren konnte. Vor Kallindscher lagen sie volle 6 Monate, und auch dann noch mißlang der Sturm; doch wirkte er so viel auf die Belagerten, daß sie sich ergaben. Dieser Theil von Bundelkhund, wo Kallindscher liegt, nämlich das Land zwischen Touse und Sonar, steht jetzt auch unter directer brittischer Herrschaft, das Land zwischen Sonar und Sind aber, mit Ausnahme des Gebiets von Kalpy, steht unter einheimischen Häuptlingen. Ueber die Verträge mit diesen berichtet uns Sutherland, oder vielmehr sein Abbreviator, nichts, und es scheint auch, daß sich die Engländer in das wilde Land nicht sonderlich viel hineintrauten. Die drei Staaten, in die das unabhängige Bundelkhund zerfällt, sind Ditteah, Jhansi und Tehri.

Die Berichte der Engländer geben durchaus keinen genauen Aufschluß über die jetzigen Unruhen in Bundelkhund, und in Jhansi insbesondere. Nach den letztern Nachrichten soll es ein Streit um den Thron von Jhansi seyn, der zwischen dem Bruder des verstorbenen Radscha und seiner Gemahlin, welche im Namen eines angenommenen Sohnes Regentin seyn wollte, ausbrach; der englische Resident für Bundelkhund, ein Hr. Frazer, soll sich anfangs für keinen Theil ausgesprochen haben, sondern bemüht gewesen seyn, beide Theile zur Ruhe zu verweisen und zu versöhnen. Als er zu diesem Ende nach Jhansi gehen wollte, sey auf ihn gefeuert worden, beide streitende Theile hätten, aus Furcht, die Engländer möchten kommen um sich des Landes zu bemächtigen, sich vereinigt, und die Veste Jhansi sey nun von 15,000 Mann vertheidigt. Die Anstalten der Engländer deuten allerdings darauf hin, daß man einen scharfen Widerstand erwartet, denn es wurden 5 Regimenter Infanterie, 1 Regiment Cavallerie, ein ziemlicher Train Artillerie und das ganze Contingent Scindiahs dagegen aufgeboten. Aus Obigem ist wenig zu entnehmen, auch klingt die Erzählung nicht ganz wahrscheinlich, und wir wollen deßhalb auf einige frühere Verhältnisse zurückgehen. Im Jahre 1834 begann ein Clan der Bundelas gegen den Radscha von Jhansi einen hitzigen Krieg, worin das Land entsetzlich verheert wurde. Hinter diesem Clan, der den Namen Pumar führte, steckten ab die Radschas

*) Die Delhi Gazette vom 14 Januar 1835 bemerkt hierüber spitzig, wenn man die berittenen Räuber so gut versorge, so werde man wohl die bescheidenen Fußgänger, die Minas, die seither gleichfalls von dem Gewerbe ihrer Voreltern lebten, auch nicht vergessen.

von Tehri und Ditteah; auch hatten sie wohl Antheil an einem Aufstand des Jahres 1835, wo 2000 Mann sich erhoben und dem Radscha den Tod schworen. Dieser starb auch vor einem oder zwei Jahren. Ein für die Engländer verdächtiger Umstand ist, daß dieser Radscha von Jhansi seinen Stolz darein setzte, der Vasall des Königs von England zu heißen, und darum auf seiner Citadelle die englische Fahne aufgesteckt hatte, was auch von den anglo-indischen Blättern als der Hauptgrund für die Feindseligkeit der Bundelahäuptlinge gegen ihn angegeben wird. Falls nicht dieser Streit, wie nach den neuesten Nachrichten (Asiatic Journal, März 1839) zu hoffen ist, gütlich ausgeglichen wird, so können sich die Engländer auf einen höchst mühseligen Feldzug mehr gefaßt machen.

(Schluß folgt.)

Ruinen einer alten Stadt auf einer der Carolinen.

In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft vom 2 März las der Secretär eine Mittheilung von dem in unsern Blättern mehrfach erwähnten Dr. Lhotsky hinsichtlich der Entdeckung einer alten Stadt auf Ascensis, einer der Carolinen unter 11° N. B. Die Insel ist neuerlich von dem englischen Schiff Raven entdeckt worden. Bald nach der Entdeckung begab sich ein Europäer dahin und blieb mehrere Monate dort; dieser berichtete, daß an einem Orte der Insel, Tamen genannt, die Ruinen einer bedeutenden Stadt sichtbar seyen, der man sich jetzt nur in Booten nähern könne, da das Wasser bis an die Treppen der Häuser gehe. Die Steine sind künstlich gelegt, aber ohne Cement, und einige sind 20 Fuß lang; der Beschreibung zufolge scheint der Bau zu den sogenannten cyklopischen zu gehören. Die Mauern haben Thüren und Fenster, und die Steine scheinen denen in der Nähe nicht zu gleichen, also wie bei manchen cyklopischen Bauten weit hergeholt. Die Sitten des Volkes sind von denen der übrigen Südseebewohner verschieden: ihr gesellschaftliches System scheint mehr entwickelt, die Frauen sind auf einem größern Fuße der Gleichheit mit den Männern, und manche ihrer Sitten gleichen denen der Europäer mehr, als man irgend bisher in der Südsee fand. Sie schreiben die Gründung dieser Ruinen längst dahin geschiedenen Menschen zu, man ersieht aus den Angaben aber nicht, ob Leuten ihres oder eines fremden Stammes. Dr. Lhotsky hat seit seiner Ankunft in England einen Brief aus Sidney empfangen, demzufolge die Insel Ascensis neuerdings von dem Capitän eines Wallfischfängers besucht wurde, der mit einer Anzahl Karten und Skizzen auf dem Heimwege begriffen, und ausgesagt haben soll, daß die Inseln in jenem Theile des Meeres mit Ruinen bedeckt seyen.

Miscellen.

Selbstmord in Frankreich. Nach officiellen Berichten fanden im Jahre 1836 nicht weniger als 2349 Selbstmorde statt, fast 7 jeden Tag, und 85 mehr als das Jahr vorher. Davon waren 1715 Männer und 565 Weiber. Das Departement der Seine lieferte allein mehr als ein Sechstheil, nämlich 425. Elf Selbstmörder waren unter 16 Jahren, 156 waren Siebziger und 37 waren über 80 Jahre alt. Von der ganzen Zahl erdrankten sich 749, es erhängten oder erdrosselten sich 672, mit Feuerwaffen tödteten sich 478, durch Kohlendampf 166, mit schneidenden Instrumenten tödteten sich 87, mit Gift 47, durch Herabstürzen von hohen Orten 91, und 17 nahmen zu andern Zerstörungsmitteln ihre Zuflucht. Man sollte nach dieser Aufzählung schließen, daß eine große Zahl Selbstmorde durch Gift nie entdeckt wurde, denn es ist auffallend, daß verhältnißmäßig eine so geringe Zahl die leichteste und bequemste Todesart wählte.

•

Napoleonssäule. Man meldet uns aus Ajaccio (Corsica), daß die Umgebung der Säule, die zum Monument Napoleons bestimmt ist, nun beendigt und gänzlich gelungen ist. Am 27 Februar hat diese Steinmasse, deren Gewicht etwa 600,000 Kilogramme beträgt, ihr Gleichgewicht verloren, und ist auf das Lager gebracht worden, das für sie zubereitet worden war. Diese schöne Operation fand unter der Leitung des Hrn. Roze, Zimmermeister aus Paris, statt; die große Geschicklichkeit und die Einfachheit seiner Mittel waren wirklich bewundrig. Hr. Roze hat diese riesenhafte Säule aus dem Steinbruche gehoben, in welchem sie sich noch befand, und auf seine Zugmaschine gebracht. Jetzt ist sie von jedem andern Gegenstand entfernt, und ruht nun in dem Werkhofe, wo sie beendigt werden soll. Ihre Höhe beträgt gegenwärtig 52 Fuß und ihr größter Durchmesser 11 Fuß.

•

Höhe der Berge in Nordcarolina. Neuern Untersuchungen zufolge scheinen die Alleghanis in Nordcarolina ihre größte Höhe zu erreichen. Schon Michaux bemerkte auf seiner Reise aus dem Mississippi-Thale nach dem atlantischen Ocean, daß sich auf diesen Höhen Bäume und Pflanzen fänden, die man erst wieder in Canada treffe. Bisher galt der Washington Mountain in New-Hampshire für den höchsten Berg in den Vereinigten Staaten, denn sein höchster Pic ist 6234 Fuß hoch; in Vermont und Massachusetts ist aber diese Höhe schon auf 4000 Fuß gesunken. In Nordcarolina hat eine Reihe von Bergen nahe an 6000 Fuß, und der höchste Pic des Black Mountain ist 6476. (Amer. Journ. of Sc. and Arts. Januar 1839.)

•

Künstliche Blumen in England. Bei einer neuerlichen Versammlung der Horticultur-Gesellschaft wurde ein Rosenstock und mehrere andere künstliche Blumen vorgezeigt, die ganz aus Federn verschiedener Vögel gebildet waren, von der Gans bis zum Colibri und Papagey. Vermittelst dieser Federn sind Blüthen, Knospen, Blätter so vollkommen nachgeahmt, daß man die künstliche von der wahren Rose, Jasmin, Camellie u. dgl. nicht unterscheiden kann, und da kein Färbemittel irgend einer Art angewandt ist, sondern bloß die je nach Bedarf gebogenen Federn, so müssen diese Blumen auch eine fast unendliche Dauer haben. (Litt. Gaz. vom 16 März.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 37 u. 38** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Religiöse Gedichte von Edouard Turquety. — Thomas Moore's Geschichte von Irland. — Johanna Baillie.** (Fortsetzung.) **— Miscellen.**

Das Blätterwerk dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 3 fl., halbjährlich 6 fl. und vierteljährlich 3 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ch. Widenmann.

Nr. 90.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

31 März 1839.

Die angloindiſche Regierung und die einheimiſchen Fürſten Indiens.

(Schluß.)

Ueberblickt man dieſen Stand der Dinge, wie wir ihn in den obigen Blättern in einzelnen Zügen geſchildert, ſo kann man ihn für die Engländer unmöglich ſehr günſtig finden, wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß ſie bei einem allenfalls ſich entſpinnenden Kampfe nirgends auf eine thätige Zuneigung, ſelten auch nur auf Gleichgültigkeit, ſondern meiſt auf Haß zu rechnen haben. Wir wollen hier nur zwei Anführungen aus Sutherland und ſeinem Commentator machen. Bei Gelegenheit der Belagerung von Bhurtpur (ſ. Nr. 24) bemerkt er: „wer zu jener Zeit in Indien war, wird ſich erinnern, daß die Eingebornen der geſammten Halbinſel mit ängſtlicher Spannung (breathless anxiety) auf den Ausgang jenes Kampfes blickten, und daß die öffentliche Stimmung unter Mohammedanern und Hindus der Art war, daß bei einem ungünſtigen Ausgang ein allgemeiner Ausbruch gegen die brittiſche Macht erfolgt wäre.“ Sutherland ſchlägt die Militärmacht der eingebornen Fürſten, die freilich ſchlecht bezahlt, unzufrieden und undisciplinirt iſt, aber ihre Erniedrigung den Engländern Schuld gibt, auf 120,000 Mann Reiterei und 480,000 Mann Fußvolk an; ſein Commentator hält dieß zwar für etwas übertrieben, bemerkt jedoch: „da faſt Jedermann in Indien von Jugend auf gewohnt iſt, Waffen zu tragen, und bei einer wirklichen Aufforderung oder einem Ausbruche des Fanatismus jeder, der eine Waffe beſitzt, ſich der allgemeinen Sache anſchließen würde, ſo läßt ſich unmöglich ſagen, wie viel Menſchen an irgend einem Punkte aufſtehen würden, um die Zeit zu benützen, wo die engliſchen Truppen zu einem Kriege an der Gränze weggezogen würden. Würde ein Verſuch gemacht, ſo wäre es ein Verſuch der Verzweiflung, und, durch Erfahrung belehrt, würde auch die Einheit im Plane nicht fehlen.“ Nach ſolchen, von Engländern ſelbſt geäußerten Meinungen, ſind wir wohl berechtigt, die Gefahr für keineswegs unbedeutend zu halten.

Das Gefährliche für die Engländer liegt nach dem Obigen zuerſt in der Entfernung der Truppen an die Gränze überhaupt, und zweitens in den Truppen ſelbſt, denn es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß der Geiſt derſelben nicht ſo iſt, wie ihn die Engländer gerne wünſchten. Freilich haben die einzelnen Subordinationsfehler oft einen unbedeutenden, ja lächerlichen Grund: ſo ſoll im 28ſten Sipahi-Regiment auf dem Marſche nach Karnaul darum eine Meuterei ausgebrochen ſey, weil man ſie zwingen wollte, Stiefel zu tragen. Aber die Geringfügigkeit der Veranlaſſung darf nicht über den Ernſt ſolcher Meutereien verblenden. Zudem iſt die angloindiſche Armee auf eine Art zuſammengeſetzt, daß ihr wohl die beſten Recruten einmal fehlen könnten. Nehmen wir z. B. die bengaliſche Armee: ſie hat 74 Sipahi-Infanterieregimenter und 10 Cavallerieregimenter; man kann die erſtern nur zu 800, die letztern nur zu 500 anſchlagen, dieß gibt eine Zahl von 64,000 Mann. *) Von dieſen ſind zum mindeſten 40,000 Mann nicht aus den eigentlichen engliſchen Provinzen — denn die entnervten Bengaleſen lieben den Militärſtand nicht — ſondern aus dem Königreich Audh, und zwar aus einem ganz wunderlichen Grunde. Jede Familie in Audh beſtrebte ſich, eines ihrer Mitglieder in der angloindiſchen Armee zu haben, weil, wenn die habgierigen Beamten des Königreichs Audh das Eigenthum der Familie bedrohten, dieſes Mitglied ſich durch ſeinen Regimentschef bei dem engliſchen Reſidenten verwenden konnte, eine Verwendung, die geraume Zeit hindurch ſtets geneigtes Gehör fand. Darum beſtand die bengaliſche Armee größtentheils aus ſehr reſpectabeln kleinen Landbeſitzern, und einem Regimente folgten ſtets Supernumerarien, um die Lücken zu ergänzen. Der Grund, weßhalb man ſich ſo zur angloindiſchen Armee drängte, iſt demnach einleuchtend, aber dieſer Grund kann wegfallen, und ſcheint auch bei der neu eingetretenen beſſern Verwaltung im Königreich Audh bereits zum Theil hinweggefallen, denn die Recrutirungen ſollen in neueſter Zeit weit minder gut vor ſich gehen.

*) Es iſt zu bedenken, daß in den Jahren 1829 bis 1831 die Reductionen in der bengaliſchen Armee ſo ſtark waren, daß die Erſparung in dieſen zwei Jahren zuſammen 120 Lakh Rupien (£1200,000 Pf. St.) betrug.

Wir haben keine bestimmte Aeußerung eines englischen Officiers anzuführen, daß ähnliche Verhältnisse bei der Madras- und Bombay-Armee vorwalten, bei der erstern ist es aber höchst wahrscheinlich, wie wir aus dem oben angeführten Umstande sehen, daß die Anordnungen im Königreich Meisur, wodurch einige Tausend mohammedanische Familien benachtheiligt wurden, auf die Madrasarmee einen äußerst schlimmen Eindruck machten, der noch jetzt nicht verschwunden ist. Die Verhältnisse der anglo-indischen Regierung zu den Subsidiärstaaten dringen also in die innersten Familienverhältnisse vieler Tausende direct ein, und machen die Sache unendlich schwierig. Das von Lord William Bentinck aufgestellte Nichtinterventionssystem, oder richtiger, das System, die Sachen gehen zu lassen wie sie mögen, hat sichtlich in dieser Beziehung der anglo-indischen Regierung unendlich geschadet.

Es läßt sich über die Art und Weise, so wie über die Ausdehnung der Einmischung in die Angelegenheiten der einheimischen Fürsten unendlich viel sagen, und wie natürlich gibt es zwei Parteien, von denen die eine verlangt, daß man entschiedener und vollständiger einschreite, die andere, daß man die Staaten mehr sich selbst überlasse. Darüber sind indeß beide Parteien eins, daß das jetzige System falsch sey, indem man zu viel und zu wenig thue, zu viel, indem man die Fürsten und die höhern Volksclassen erbittere, zu wenig, indem man doch keine bessere und gerechtere Regierungsweise erzwinge und sich dadurch das Volk verbinde. Allein auch mit diesem Satze, so viel Wahres er enthält, reicht man nicht weit: er paßt nur auf die in entschiedener Hinfälligkeit sich befindenden mohammedanischen Staaten, wie Heiderabad und Audh, allenfalls auch auf Meisur, wo Islam und Bramanismus sich bekämpfen, aber er paßt nicht auf die eigentlichen Mahrattenstaaten, wie Colapur, Sattara und Nagpur, wo das Volk zufriedener ist, als in den unter directer Herrschaft der Engländer stehenden Provinzen, und in Central-Indien hat sich Englands Einmischung, im Ganzen genommen, eher schädlich als wohlthätig bewiesen, denn hier kann man wohl sagen, die Engländer haben die Vortheile, aber nicht die Lasten der Herrschaft: sie erheben bedeutende Tribute, lassen sich Contingente stellen, ertheilen sich selbst Handelsmonopole, und im Uebrigen — mögen die Fürsten und Völker sehen, wie sie zurecht kommen. Die Folgen eines solchen Systems müssen am Ende auf die Urheber zurückfallen, und geben keineswegs Grund und Anlaß zu der, auch von Engländern geäußerten, optimistischen Ansicht, daß es keiner großen Armee mehr in Indien bedürfe, indem die Grundsätze der Gerechtigkeit und des Wohlwollens, nach denen England Indien beherrsche, Gewähr genug für die Ruhe des Reichs seyen. Im Kleinen, im Einzelnen mögen die Engländer gerecht und wohlwollend verfahren, im Ganzen aber haben sie das Land furchtbar mißhandelt, dafür zeugt, wenn noch anderes Zeugniß nöthig wäre, Montgomery Martins Rede in der Versammlung der East India Proprietors vom 19 December vorigen Jahres. (S. Nr. 63.)

Wie jetzt die Sachen in Indien stehen, so haben die Engländer nicht mehr die Wahl, wie sie gegen die einheimischen Fürsten verfahren wollen: sie sind durch ihre Antecedentien gebunden, und müssen sich alles politischen Einflusses in Indien in möglichst kurzer Zeit bemächtigen, denn aller Einfluß, den sie nicht besitzen, wird gegen sie angewendet werden. „Wir haben noch Zeit," sagt ein Correspondent des Asiatic Journ. (Vol. XXIII. p. 134), „mit Einem kühnen Schritt unsere Macht in Indien auf eine feste Grundlage zu stellen, und dieser Schritt ist die directe Uebernahme der Regierung von jedem Fuß breit Landes in Indien, vom Cap Comorin bis an den Indus, indem man den Fürsten, in deren Regierungsgewalt wir eintreten, eine Pension anweist, um in mäßigem Glanze leben zu können, — das ist Alles, was sie brauchen, und mehr als sie verdienen." Weder die englische Regierung, noch die Directoren der Compagnie, die vor der kleinsten Aenderung erschrecken, scheinen gesonnen, diesen kühnen Schritt zu thun, aber sie möchten dessen Vortheile ernten ohne Gefahren, und darum wollen sie dasselbe Ziel erschleichen; das System, dessen wir oben schon bei Gelegenheit des Königreichs Audh gedachten, scheint verfolgt werden zu sollen: die ganze Truppenmacht der einheimischen Fürsten soll künftig von Engländern befehligt werden, und die Fürsten nur das Geld liefern, womit diese Truppen dann durch die Engländer selbst bezahlt werden. Ob dieser schlaue Plan den gewünschten Erfolg habe, muß die Zukunft lehren; fürs erste aber sind die Engländer noch nicht so weit, und der jetzige Stand der Dinge gilt für die Beurtheilung der jetzigen Krise.

Es ist in letzterer Zeit so zu sagen Mode geworden, die einheimischen Mächte als höchst unbedeutend und gar nicht der Beachtung werth darzustellen; wir können gegen diese Meinung die, so viel uns immer bekannt, allgemeine Ansicht der anglo-indischen Officiere setzen, die, in allen Theilen Indiens zerstreut, am besten Gelegenheit haben, den wahren Stand der Dinge kennen zu lernen. Die anglo-indische Regierung ist gegenwärtig im Streite mit den Amirs von Sind, welche der englischen Armee den Durchzug nicht gestatten wollen, im Streite mit dem Radscha von Bahwalpur am Setledsch aus demselben Grunde, im Streite mit dem Guicowar aus verschiedenen, für den fernen Beobachter nicht sehr klaren Gründen; doch hat man schon nöthig gefunden, Truppen gegen seine Hauptstadt Baroda zu senden. Seit mehreren Jahren schlagen sich die Engländer an den Gränzen von Guicowars Gebiet mit den räuberischen Bhils herum, nordwärts davon mit den Raubstämmen von Schekawat, Dscheipur und Dschoudpur; die Sikh-Häuptlinge auf dem linken Ufer des Setledsch würden, im Falle Randschit Singh losbrechen sollte, sich augenblicklich zu ihren Glaubensgenossen schlagen, und in Bundelkhund ist der Kampf auf dem Punkte loszubrechen; was wird wohl geschehen, wenn die Engländer genöthigt sind, eine Armee gegen Birma und eine zweite gegen Nepal zu senden? Für diejenigen, welchen die politischen Umtriebe zur Zeit des Kriegs gegen Nepal (1814 bis 1816) im Gedächtniß sind, ist es höchst wahrscheinlich, daß ein wahres Netz von Intriguen ganz Indien umspinnt, Intriguen, die

der englischen Regierung kein Geheimniß seyn können, wogegen sie aber nicht offen auftreten kann. Wahrscheinlich wird Birma mit dem Bruche den Anfang machen, weil dadurch die Engländer genöthigt werden, 12 bis 15 Regimenter, — 4 stehen jetzt schon in Molmein — übers Meer zu schicken. Kommen dann einige partielle Aufstände in den innern Staaten Indiens dazu, welche wieder die Verwendung einer Anzahl Regimenter fordern, so wird vielleicht bald Nepal den Kampf wagen, der, nach dem frühern Kriege zu schließen, wenigstens 20,000 Mann in Anspruch nehmen wird. Dann darf wahrlich kein noch ernsterer Kampf auf der Nordwestgränze sich erheben, oder es wird den Engländern bald an den nöthigen Truppen mangeln, um sämmtliche bedrohte Punkte zu decken.

Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß man nach allen Einzelnheiten greift, welche Aufklärung geben können, und man muß gestehen, daß die nahende Gefahr auch die Engländer aufgerüttelt hat, und daß ihre Mittheilungen von Jahr zu Jahr umfassender werden; leider werden sie uns manchmal von Leuten mitgetheilt, denen die unentbehrlichen Vorkenntnisse in der indischen Geschichte mangeln, und man muß aus unzähligen Bruchstücken von Zeitungsartikeln, wie sie im Asiatic Journal und Oriental Herald mitgetheilt werden, sich mühsam die Materialien zusammen suchen. Der Weg ist allerdings mühselig, aber belohnend, denn das Urtheil kann sich dann auf eine Menge von Facten stützen, die einen sichern Anhaltspunkt geben. Wer auf diese Weise sich ein Urtheil über die indischen Angelegenheiten erworben hat, wird erkennen, daß sie einer ungeheuren Krise entgegen gehen, und wenn er auch den endlichen Sieg der Engländer wahrscheinlich findet, so wird er die kaum minder wichtige Frage aufwerfen, um welchen Preis er erfochten werden wird.

Ein Abenteuer in Ava.

(Von Major Calder Campbell. Aus dem New Monthly Magazine.)

Es war am 24 Februar 1826, daß zu Yandabu, im Königreich Ava, ein Friedensvertrag zwischen England und den Birmanen geschlossen wurde. Meine Gesundheit, die von den Strapazen des Krieges sehr gelitten hatte, machte meine Rückkehr nach Madras sehr nothwendig, und ich eilte, mich nach Rangun zu begeben, um mich nach Madras einzuschiffen. Da das Land von Räubern überschwemmt war, ließen sich die 500 Meilen nicht gut zu Lande machen, und man rieth mir daher, die Abreise eines Theils des Heeres abzuwarten, der auf dem Fluß eingeschifft werden sollte, um mit ihm die Reise, die auch hier nicht ganz ohne Gefahr war, mit größerer Sicherheit unternehmen zu können. Doch mein zunehmendes Uebelbefinden erlaubte nicht, die Reise länger aufzuschieben, und ich verließ daher am 6 März Yandabu in einem kleinen Kanoe, von birmanischen Schiffern geführt, und begleitet von zwei Dienern und einem invaliden Sipahi.

Ich werde nie den herrlichen Morgen vergessen, wo ich von meinen Freunden Abschied nahm und in die Barke stieg, die mich, wie ich hoffte, sicher nach Rangun bringen sollte. Die Ufer des Irawaddi waren mit Menschen besetzt von allen Farben und Nationen, die uns ein fröhliches Lebewohl nachriefen, und über uns breitete sich ein wolkenloser reiner Himmel aus. Es war ein köstlicher Tag. Meinen Gedanken hingegeben, bemerkte ich nicht den flüchtigen Lauf der Stunden und die Dämmerung des Abends, die Dunkelheit der Nacht überkam mich, ehe ich es ahnte. Mit der Nacht erhob sich auch ein scharfer Wind, Wolken machten die Dunkelheit noch finsterer, und als der Wind immer heftiger wurde, sahen sich meine Schiffsleute nach einem Platz um, wo sie das Schiffchen in Sicherheit bringen könnten. Der Fluß war in Aufregung, und die Ufer, die hier hoch und steil sich erheben, wie die gothischen Thürme und Mauern einer Burg, machten jede Annäherung unmöglich. Unter der Zeit war der Wind zu einem Sturme geworden, Blitze kreuzten sich und in unserem kleinen Schiffe stieg die Unruhe von Minute zu Minute, als wir plötzlich von den ungestümen Wellen gegen das Ufer geworfen wurden und in einem Augenblick der Kahn mit Wasser gefüllt war. Durchnäßt und voll Besorgniß kamen wir ans Ufer, auch meine Sachen wurden von den Birmanen gerettet, aber das Boot wurde bei näherer Untersuchung ganz unbrauchbar gefunden.

Unsere Lage war sehr unangenehm, doch da wir in dem Dunkel der Nacht nichts ändern konnten, ließ ich ein Glas Branntwein vertheilen; die Eßwaaren hatten die Najaden des Stromes als Beute sich angeeignet, und wir legten uns zur Ruhe. Nach einigen Klagen und Verwünschungen gegen das unerbittliche grausame Geschick, fanden meine Gefährten alle Trost im Schlafe; nur zu mir kam er nicht. Der Mond drang hell durch das fliehende Gewölk, der Sturm legte sich und strich nur noch flüsternd durch das Gebüsch, die Wellen ebneten sich und brachen sich seufzend am Ufer, ich schloß die Augen, doch der Schlaf wollte nicht kommen, ein ängstliches Gefühl hielt meine Sinne munter, ein Vorgefühl nahender Gefahr.

Die Nacht wurde nach und nach ganz hell, glänzend ruhte der Mondschein auf den Wellen, aber immer düsterer wurden meine Gedanken, klagende Töne umgaben mich, bis ich endlich von ihnen selbst in einen träumerischen Schlummer gewiegt wurde. Da traf plötzlich mein Ohr ein gellender Schrei; ich fühlte einen heftigen Schlag auf meinem Kopf und verlor das Bewußtseyn. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich am Ufer des Flusses und meine Leute um mich beschäftigt. Ich wollte mich erheben, doch vermochte ich es nicht, um mich herum floß Blut, und meine Diener erzählten, daß ich mit Mühe dem räuberischen Anfall der Bootsleute entgangen sey. Sie waren verschwunden. Mein Kopf schmerzte mich heftig, und ich fand eine breite Wunde darin, die sie mir beigebracht hatten, um sich meiner Sachen zu bemächtigen, die ihre Habsucht gereizt hatten, und wohl auch sich an denen zu rächen, die ihren Kaiser besiegt und unterworfen hatten. Ein Zufall hatte meinen Lascar erweckt gerade im Augenblick, als der Steuermann, ein hagerer, abschreckend häßlicher Mann, sich leise mir genähert hatte, während zwei von seinen Cameraden sich zu meinem Gepäck begaben. Nachdem er sich über mich gebeugt, um sich von meinem Schlummer zu überzeugen, sah Lascar ein Dah (großes Holzmesser) erheben, ein Schlag erfolgte, und nur erst als er ihn wiederholen wollte, hatte jener ihn erreicht, und entriß es ihm nach einem hartnäckigen Kampf. Dadurch aber waren auch die Andern aufgeweckt worden, und die Räuber ergriffen die Flucht, nachdem sie jedoch die kleinen Pakete meines Gepäckes sich zugeeignet hatten. Meine Diener waren alle mehr oder weniger verwundet.

Welch eine Nacht! Meine Wunde, die unaufhörlich blutete, hatte

mich faſt zum Tod erſchöpft, und nur nach geraumer Zeit gelang es meinen Dienern, das Blut mit verbrannten Lumpen zu ſtillen. Aber auch ſelbſt der anbrechende Tag brachte für uns keine beſſere Lage. Mein Zuſtand verhinderte mich gänzlich am Gehen, und in der glühenden Sonne, ohne Speiſe, ſahen wir nur im vorbeirauſchenden Strom eine kleine Hoffnung auf Hülfe, wenn die Schiffe der Armee herabkämen. Stunde auf Stunde verging, der Tag neigte ſich, noch zeigte ſich nichts. Einmal hofften wir. Das Dampfboot Diana erſchien in der Ferne. Wir befeſtigten eilig ein Tuch an ein Ruder und ließen es an der höchſten Spitze des Ufers wehen. Doch es wurde nicht geſehen; das Boot ging vorüber, und die Nacht ſank leiſe auf uns herab. Die ganze Natur ſchien ſchweigend ſich zur Ruhe zu neigen, auch die Hoffnung unſerer Rettung verſchwand mehr und mehr, als Lascar laut ausrief: „Ya, illahi Sahib! dekko!“ (Bei Allah! Seht, Herr!) Ein Ruderboot kam den Strom herab, ſah unſer Zeichen und ſchickte einen Nachen zu uns, in dem ich zu meiner nicht geringen Freude Hrn. Lindquiſt ſah, den ich vor kurzem kennen gelernt hatte.

Am Bord des Schiffes erblickte ich eine weiße Frau, die erſte, die ich ſeit einem Jahre geſehen. Sie ſtand an dem Verdeck, unterſtützt von einem Mann, den ich für ihren Gatten oder Bruder hielt. Hier wurde meine Wunde freundlich verbunden und von zarter Hand gepflegt. Die Frau war von bleichem, leidendem Ausſehen, obgleich in ihren Augen ſich ein kräftiger ſtarker Sinn und tiefer Ernſt ausſprach. Zu ihren Füßen ſpielte ein Kind, zu dem ſie oft mit Mutterzärtlichkeit herabſah. Sie war, wie ich ſpäter erfuhr, Mrs. Judſon, deren lange Gefangenſchaft und große Leiden ſeitdem ihr Tagebuch bekannt gemacht hat.

Ich blieb zwei Tage bei ihnen, und brachte die Zeit in der höchſt intereſſanten Unterhaltung mit Mrs. Judſon außerordentlich angenehm zu; doch miſchte ſich dieſem wohlthuenden Gefühle der ſchmerzliche Gedanke bei, daß ſo viel Liebenswürdigkeit und Geiſt bald dem Tod unterliegen müßte, wovon in ihren Zügen die traurige Gewißheit lag. Nach einigen Tagen trennten wir uns, da ich wieder ein eigenes Boot mir verſchafft hatte. Mrs. Judſon unterrichtete freundlich meine Bootsleute, wie ſie ſich verhalten ſollten. Als ich ihr Lebewohl ſagte, konnte ich eine Thräne nicht zurückhalten — ich ſollte ſie ja nie mehr wiederſehen. Denn ſie ſtarb bald nachher mit ihrem Kind, ein Opfer ihrer langen Leiden.

Miscellen.

Fund von Mammuthknochen im Gouvernement Grodno. In dem Berichte, den der Civilgouverneur von Grodno im vorigen Jahr abſtattete, findet ſich folgende Nachricht: Im März des verfloſſenen Jahres (1857) fand ein Müller in dem nach der Frühjahrsüberſchwemmung einſtürzenden Ufer des Flüßchens Loſoſna, das die Gränze gegen das Königreich Polen macht, einige Mammuthknochen von ungeheurer Größe. Erſtaunt über die rieſenhaften Stoßzähne, brach ſie der Müller mit einem Schlage ſeiner Axt aus dem obern Kiefer aus, und beſchädigte dadurch den Rand der Hirnſchale bedeutend. Von den gefundenen Knochen kam die Hirnſchale, ein Zahn des Oberkiefers von der linken Seite, die rechte Schulter und eine Rippe der rechten Seite in das Gymnaſium des Gouvernements Grodno, als Geſchenk desjenigen, der ſie von dem Müller gekauft hatte. Die andern Ueberreſte, ein ungeheurer Stoßzahn, die linke Schulter und die untere Kinnbacke, erhielt einer der benachbarten Gutsbeſitzer; noch ein Zahn und einige Rippen kamen an Jemand im Königreich Polen. Aufgefordert von dem Civilgouverneur von Grodno, unterſuchte der Director des Gymnaſiums die Ufer des Flüßchens Loſoſna, wo die Knochen gefunden wurden, in geognoſtiſcher Hinſicht, und fand, daß dieſe uneben ſeyen und hie und da kleine Abſtürze bildeten. Einer derſelben, etwa 10 Saſchenen hoch, ganz in der Nähe des eigentlichen Ufers, verbarg in ſeinem Schooße die ausgewaſchenen Knochenreſte des vorweltlichen Thieres. Dieſer ganze Hügel hat etwa 200 Schritte in der Länge. An ſeinem untern Ende (dem Fluſſe nach gerechnet) liegt nicht tief unter der Oberfläche ein kleines Torflager, worin ſich ziemlich dicke Pflanzenſtängel und Baumzweige ſo wohl erhalten finden, daß man an einigen noch die Holzart erkennen kann. Der Hügel ſelbſt beſteht aus kleinem Geröll (chrzeszczach) und iſt oben mit einer dünnen Erdſchichte bedeckt. Dieſes Geröll gehört zu demſelben antediluvianiſchen oder diluvianiſchen Conglomerat, das in dem ganzen hieſigen Lande zerſtreut iſt. (Ruſſiſches Journal des Miniſteriums des Innern. October 1858.)

•

Der Carneval, das Leihhaus und die Sparcaſſen in Paris. Das Droit enthält eine lange Aufzählung mit officiellen Zahlenangaben über das Leihhaus und die Sparcaſſen in den Carnevalstagen der Jahre 1857 bis 1859. Es wäre zu weitläufig hier die einzelnen Zahlen anzugeben; wir bemerken daher bloß, daß im Jahre 1857 1,331,542 Artikel für 25,244,562 Fr. verpfändet wurden; im Jahre 1858 nur 1,124,411 Artikel für 17,098,817 Fr. Im Durchſchnitt werden von 100 Artikeln 77 ausgelöſt, 18 erneuert und 5 verkauft. Die Mittelzahl der täglichen Verpfändungen im Jahre 1858 war 3662, und zwiſchen 2 und 4000 hielten ſich auch ungefähr die Verpfändungen und Auslöſungen in den Carnevalstagen. Aus den einzelnen Zahlenangaben geht nun hervor: 1) daß das Volk in Maſſe genommen ſich auf die Feier der Carnevalstage nicht durch Verpfändungen vorbereitet, ſondern im Gegentheil in den zwei erſten Tagen (Sonnabend und Sonntag) um ein Viertel mehr Artikel auslöſt als verpfändet. Dieß erklärt ſich daraus, daß die Zahl der Perſonen, welche bei Familienvergnügungen mit dem Shawl, dem Kleid, der Uhr, die man an ihnen kennt, erſcheinen wollen, größer iſt, als die, welche ſich ihrer Habe entkleiden wollen, um ein augenblickliches Vergnügen zu genießen. 2) Daß der Einfluß des Carnevals augenblicklich iſt, indem am dritten Tage (Montag) die Verpfändungen faſt doppelt und am vierten mehr als doppelt ſo zahlreich ſind, wie die Ablöſungen. — Aus den Sparcaſſerechnungen geht bloß hervor, daß der Carneval nur die Einlagen am Sonntag und Montag um etwa 150 bis 200,000 Fr. vermindert.

•

Der arteſiſche Brunnen in der Vorſtadt Grenelle. Mit der Bohrung dieſes Brunnens, deſſen wir ſchon öfters erwähnten, iſt man nun auf 440 Meter, ungefähr 1320 Fuß tief, hinabgekommen, und immer noch ſpielt der Bohrer in dem unermeßlichen Kreidelager des Pariſer Baſſins. Das Waſſer will nicht ſpringen. Der Ingenieur Mulot ſoll fortbohren bis auf 1500 Fuß, worauf der Municipalconſul entſcheiden wird, ob man weiter fortfahren ſoll. (Echo du Monde Savant vom 20 März.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umſchlag vom Monat März.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Zwölfter Jahrgang.

1839.

April.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1839.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet zu diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nro erscheinen, 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehenden Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te — **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 1ster Bd. Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 30 kr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

So eben ist erschienen:

Das sechste Heft der

Deutschen Vierteljahrs Schrift.

April — Junius 1839.

Der Inhalt desselben ist:

Die deutschen Universitäten. — Die schweizerische Nationalität. — Aphorismen über Forstwesen. — Leichenhäuser oder keine? — Ueber rhetorische Improvisation. — Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart. — Die Freiheiten und Beschränkungen des auswärtigen Handels. — Der Streit zwischen Moral und Geschmack. — Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte. — Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit. — Das Vaterland und die Kirche. — Kurze Notizen.

Inhalt der frühern Hefte:

I. Was wir bezwecken. — Ueber alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerika's. — Die Steinkohlen-Gebilde, in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung. — Der Pauperismus. — Die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaften. — Die litterarischen Zustände Belgiens. — Heine's Schriften und Tendenz. — Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage. — Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung. — Ueber den Somnambulismus. — Aphorismen über Kriegskunst. — Ueber Diplomatie.

II. Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens. — Wohnlichkeit und Lebensgenuß in Deutschland. — Die Choleren. — Die Romane. — Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der französischen Staats- und Rechtsgeschichte. — Die Mensurenraçen. — Die Gesangbuchsreform. — Ueber die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines. — Uebersicht der Leistungen der Konstantinopolitanischen Presse in den letzten sieben Jahren.

III. Die Leistungen einiger Pariser Vereine in Hinsicht auf das allgemeine Wohl. — Die jetzige Stellung des Adels, besonders des deutschen. — Der bergmännische Distrikt zwischen Birmingham und Wolverhampton, mit besonderer Bezugnahme auf die Gewinnung des Eisens. — Ueber die Neger-Sklaverei in den Vereinigten Staaten und in Texas. — Welche Früchte hat bisher die deutsche gewerbwissenschaftliche Litteratur getragen? — Ueber die Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdharzes zu Fußfaden, Fahrbahnen und architektonischen Zwecken in Frankreich. — Die Sprachlehr-Methoden Hamiltons und Jacotots. — Ueber die Versammlung der deutschen Landwirthe. — Die Vorsorge und Versorgungs-Anstalten der Mittelstände. — Ueber den Mißbrauch geistiger Getränke. — Die zweckmäßigste Pflege der schönen Künste in Deutschland. — Duldsamkeit. — Kurze Notizen.

IV. Ueber die Schwankungen der Goldproduction mit Rücksicht auf staatswirthschaftliche Probleme. — Die Litteratur, ihr Zusammenhang mit dem Leben und ihr Einfluß darauf. — Die Stellung Kants zur Philosophie vor und nach ihm. — Das englisch-amerikanische Bankwesen in seinen commerciellen, politischen, staatswirthschaftlichen und moralischen Beziehungen. — Ueber die preußische Municipal-Verfassung. — Der Arzt und die Entbindung. — Die Findelhäuser und die Waisenhäuser. — Die Statistik der Cultur im Geist und nach den Forderungen des neuesten Völkerlebens. — Aphorismen über Kriegskunst. — Kurze Notizen.

V. Das deutsche Journalwesen. — Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien. — Ueber die Hochebene von Bogota. — Trostworte für Kleingläubige. — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland. — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Ueber die Lesevereine in Deutschland. — Ueber den Grund, das Wesen und die Gränzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft, von Dr. Schellwitz. — Die Holznoth. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gr.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Ausflug an die Ufer der Südsee im Frühjahr 1829. (Erster Artikel.) Nr. 91—95. — Der Dampf im nächsten Krieg. Nr. 91. — Chinesische Verwaltung: Finanzen. Nr. 92; Censoren und Geschichtschreiber, Nr. 98. — Malta. Nr. 92—95. — Die orientalische Litteratur in Paris. Nr. 93. — Die Degeneration der menschlichen Race in Frankreich. Nr. 94. — Ueber Scylla und Charybdis, so wie über den Canal von Messina überhaupt. (Mit einer Abbildung). Nr. 95—101. — Charakter des Königs von Cabul Nr. 96. 97. — Nachricht über die niederländischen Kolonien in Ostindien. Nr. 97; über den Gesundheitszustand in einigen derselben. Nr. 99. — Eine Scene aus den Umgebungen Algiers. Nr. 100. — Briefe aus Griechenland V. Nr. 101. 102. VI. Nr. 106—108. VII. Nr. 109—111. VIII. Nr. 112. — Das Rockenfest zu Verona. Nr. 102. 103. — Schulen in Athen. Nr. 102. — Ausflug in die Wüste von Guiana und Besuch bei der weißen Königin. Nr. 103—106. — Die Bayaderen. Nr. 103. 104. — Der koreanische Jahrmarkt. Nr. 104. — Auszug aus dem ungedruckten Brief eines katholischen Missionars in China. Nr. 105. — Kunstbericht aus Paris: der Freyschütz an der großen Oper. Nr. 106. — Stellung der Frauen im Orient. Nr. 107. — Die Kirchenfeierlichkeiten und die Tänze der Indianer in Mexiko. Nr. 108—110. — Bericht über die Ostern im Caucasus. Nr. 110. — Fixirung der Dünen in Frankreich. Nr. 110. — Fahrt an der Zahnküste von Afrika. Nr. 111—115. — Der Trollhättan-Kanal, die Goldinsel, und Karls XII. erste Liebe. Nr. 113—117. — Die Pest von Pali. Nr. 114. — Die Lage der Handlungsdiener in London. Nr. 114. 115. — Apherismen aus der Länder- und Völkerkunde: Das Indus-Delta. Nr. 118. — Eriwan. (Aus den Mittheilungen des Reisenden Nesedlew). Nr. 116. 117. — Die Entführung. Nr. 116. 117. — Die Provinzen von Neugranada am Orinoko. Nr. 117—120. — Aden. Nr. 118. 119. — Das Gespensterschiff. Nr. 118. 119. — Das häusliche Leben der Türken. Nr. 119. 120. — Ueber weibliche Erziehung in Aegypten. Nr. 120.

Chronik der Reisen.

Die Südküste von Arabien. Nr. 91. 92. — Abbadie in Abyssinien. Nr. 93. — Reisen in die Bretagne: die Bai und Küste von Douarnenez. Nr. 96—101. — Pentlands Reisen in Bolivia und Peru. Nr. 107. — Rawlinson in Persien. Nr. 118. — Charles Fellows in Kleinasien. ibid.

Kleinere Mittheilungen.

Zukunft der schwarzen Bevölkerung in Nordamerika. Nr. 91. — Sargdieb in London. Nr. 92. — Gemäldeausstellung in Paris. ibid. — Neue Art Wagen. Nr. 95. — Französische Litteratur des Mittelalters. ibid. — Valeria indica. Nr. 91. — Abschaffung der Körperstrafe bei den anglo-indischen Truppen. Nr. 96. — Die indische Presse. ibid. — Merkwürdige neue Lettern. Nr. 97. — Maaßregeln in Australien gegen die Diamantweinpest. Nr. 97. — Die Ilmermasprache. Nr. 98. 120. — Vermehrung und Veränderung des Reisens in England. Nr. 98. — Eine merkwürdige Aurora borealis. — Preisschrift über das Umbauen der Wälder. ibid. — Wirkung des Erdbebens von Martinique auf Guadeloupe. ibid. — Galeerensklaven als barmherzige Schwestern. ibid. — Abnahme der Octroigebühren in Paris. ibid. — Erdbeben in Savoyen. ibid. — Druidische Denkmale in der Nähe von Langres. Nr. 102. — Russische Denkmünze. ibid. — Capitain Johnson, der Schmuggler. Nr. 104. — Bassia Butyracea. Nr. 105. — Auswanderung der Arbeiter aus England. ibid. — Beabsichtigte Polyglottenbibel. ibid. — Projektirte Reise des Grafen Castelnau. Nr. 106. — Hundert russische Litteratoren. Nr. 107. — D'Orbigny's Karte vom Titicaca-See. Nr. 109. — Die Russen in Gallizien und Ungarn. ibid. — Elektromagnetische Maschine. Nr. 110. — Die Parallelriffe in Glen Roy. Nr. 111. — Struktur des Diamanten. Nr. 112. — Höhle im Departement Ardeche. ibid. — Theures Porto. Nr. 115. — Fall von Meteorsteinen. Nr. 115. — Alter der Verstandesverwirrung. ibid. — Das Chirotherium von Steurton. Nr. 115. — Erdbeben in Schottland. ibid. — Die neuen Tempelritter. Nr. 116. — Ein merkwürdiger Regenbogen. ibid. — Südliche Circumpolarkarte. Nr. 118. — Spanische Kirchenmusik. Nr. 119. — Fortsetzung der Geschichte der französischen Revolution von Thiers. ibid.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem resp. Verlag erscheinenden Schriften, sofern diese in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Litteratur des Auslands" gehören: als Uebersetzungen neuer poetischer, philosophischer und religiöser Werke aus fremden Sprachen in diesen Blättern angezeigt und beurtheilt wünschen, werden gebeten, die Einsendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. E. Pfizer in Stuttgart zu machen.

Nr. 91.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 April 1839.

Ausflug an die Ufer der Südsee im Frühjahre 1829.

(Von C. A. E. Mühlenpfordt.)

Lange schon gehörte es zu meinen Lieblingswünschen, einmal etwas mehr zu sehen von dem Lande Mexico, in welchem ich nun bereits zwei Jahre gelebt, durch meinen Dienst fest an den Grubenbezirk von Itxtepeti im Staate Oajaca gebunden. Immer noch hatte sich keine Gelegenheit zur Erreichung dieses Wunsches gefunden, als plötzlich der Vorstand der Minen der United-Mexican-Company im Staate Oajaca, der Baron W. F. v. K., sich entschloß, eine Reise an die Ufer des stillen Oceans zu unternehmen, und mich zur Theilnahme daran freundlich einlud. Auf dieser Reise entstand das folgende Tagebuch. Die Reisegesellschaft bestand aus dem oben genannten Herrn, aus meinem Freunde, dem Bergmeister D., meiner Frau und mir selbst, nebst den nöthigen Dienern.

Tentitlan bei Valle, am 2 Februar.

Das Dörflein und Hüttenwerk Santa Maria de Thavesia, meinen Wohnort, am frühen Morgen verlassend, führte uns unser Weg eine enge Schlucht hinan, ein reißendes Bergwasser entlang, das an einer Stelle, wo es sich zwischen starren bemoosten Felsen hindurchdrängt, einen hübschen kleinen Wasserfall bildet. Mehrere solcher Bergwasser entspringen in der Gegend, und werden nach den Orten benannt, an welchen sie ihrer Quelle am nächsten vorüberströmen. So trägt das eine den Namen Rio de Thavesia, ein zweites heißt Rio de San Pedro u. s. w. Sie alle bilden vereint den sogenannten Rio Grande, der, nachdem er unterhalb des Dorfes Dondominguillo den Rio de las Vueltas aufgenommen, und sich bei Quiotepec mit dem von Tehuacan de las Granadas herabkommenden Rio Salado vereint hat, dem Rio Alvarado und mit diesem dem Meerbusen von Mexico zuströmt.

Eine üppige Vegetation, doch nicht sehr mannichfaltig, grünt an den Ufern dieser Bergwasser. Ein Felsen in der Nähe des Wasserfalles war ganz mit dem, hier sonst seltenen, Cactus flagelliformis bedeckt, dessen wunderlich verschlungenes Gezweige, stachlichten grünen Schlangen nicht unähnlich, reich mit den schönen dunkelrothen Blüthen geschmückt war.

Am Ende der Schlucht windet sich der enge schlechte Pfad steil die Abhänge des Monte Tanga, des höchsten Gebirgszuges der Gegend, hinan. Die Pflanzenwelt ist hier vergleichungsweise arm. Nur Eichen, langgenadelte Kiefern, einige Erdbeerenbäume (Arbutus) und verschiedene Mimosenarten trifft man an. Nahe an der höchsten Kuppe des Tanga kommt man über ausgedehnte Moorstrecken, in denen verschiedene schönblühende Wasserpflanzen üppig wuchsen. Eine sehr erfreuliche Erscheinung waren mir auf diesen Höhen, auf denen man eine rauhere Luft zu spüren beginnt, kleine Wäldchen von Pinus abies (Harzfichten), die ersten, welche ich in diesem Lande zu sehen bekam. Sie erinnerten mich lebhaft an meine vaterländischen hercynischen Berge.

Unter der höchsten Kuppe des Tanga, am Fuße eines schroffen Felsen, aus dessen Ritzen junge Kiefern emporsprossen, bei einer oder zwei Hütten, welche den Namen Rancho de los Soldados*) tragen, hielten wir, zu frühstücken. Das einfache Mahl schmeckte vortrefflich nach dem schon ziemlich angreifenden Morgenritte durch unwegsames Gebirg, und ich benutzte zugleich die mir gebotene Muße, eine Ansicht der Kuppe in flüchtigen Umrissen auf das Papier zu werfen.

Von hier beginnt der Weg abwärts zu laufen. Die oben allein herrschende Tanne verliert sich nach und nach, und macht den Eichen, Mimosen und Acacien Platz, unter die sich Yucca longifolia (filamosa) und andere Sträucher mehr und mehr zu mengen beginnen. Unter letztern zeichnet sich eine Jasminart mit schöner, ziegelrother Blüthe besonders aus.

Auf einem Bergrücken sich hinziehend, wird der Weg breit und eben, und gewinnt mit seiner Umgebung das Ansehen eines wohlgepflegten englischen Parks. Nur daß sich in einem solchen der Wanderer vergebens umsehen dürfte nach den hier

*) Gehöft der Soldaten. Diese Hütten dienen den bewaffneten Männern zum Nachtlager, welche die umliegenden Gebirgsdörfer abwechselnd aussenden, um über die Sicherheit der Reisenden auf diesen Wegen zu wachen. Die Absicht ist gut, aber zuweilen wandeln sich diese Wegewächter (Guardacaminos) selbst in Straßenräuber um, die den armen, vom Markte zu Oajaca heimkehrenden Indiern ihren geringen Erwerb abnehmen. An andere Reisende wagt sich dieß Gesindel nicht.

in üppiger Fülle grünenden Agaven und zierlichen Yucca-Arten. Letztere bedecken, ein wenig weiter hinunter, ganze Bergabhänge. Leider war die Zeit ihres Blühens schon vorüber. Hier sahen wir auch in großer Menge die baumartige Agave, eine Pflanze, auf deren Anblick mich der Baron v. K. sehr begierig gemacht hatte. Auf einem bis zu 36 Fuß Höhe erreichenden, fußdicken, dem der Palmen oder Yucca aloifolia ähnlichen Stamme, der sich unten kegelförmig bis zu zwei oder drei Fuß Durchmesser ausbreitet, steht die vollkommene Krone der Agave. Sie ist unverkennbar, und unterscheidet sich von andern Agaviden nur dadurch, daß sich ihr Blatt nicht, wie bei diesen, in einen wirklichen Stachel endet, sondern an seiner Spitze nur stachelförmig zusammengebogen ist. So wie die Krone sich erneut, wächst der Stamm, die untern Kronenblätter welken, hängen am Stamme nieder, und tragen so dazu bei, dem Ganzen das Ansehen einer Palme zu geben. Auf mehreren dieser Pflanzen sahen wir die vertrockneten Blüthenstengel, 10 bis 12 Fuß hoch, armsdick, fast mit dem Ansehen einer trockenen Fichte, aus der Mitte der Blätterkrone aufgeschossen. Die Pflanze blüht im Mai. Wie viele Jahre sie bedürfen mag, um zur Blüthe zu gelangen, ist mir unbekannt. Mit der Blüthe stirbt sie ab, und beurkundet eben damit, daß sie eine wirkliche Agave ist, und nicht etwa eine Yucca, obgleich sie letzterer Pflanzengattung an Gestalt fast näher steht, als ersterer.

Immer tiefer stiegen wir nun, und fühlten nach der Kühle der „tierra fria" die Wärme der „tierra templada" allmählich herannahen. Die Eichen verschwinden nach und nach, und machen den Bäumen und Sträuchen wärmerer Regionen Platz. Der Weg eröffnet herrliche Blicke in das gut angebaute Thal von Tlacolula, aus dem sich einzelne Hügel und die jenseitige Bergkette steil abgeschnitten und in wunderlichen Formen erheben. Schon zeigen sich Melocacten und Echinocacten, nebst einzelnen Vorboten der verschiedenen Arten des aufrechtstehenden, geradstengelichten Cactus. Bis hieher war der Boden allenthalben Porphyr, jetzt wird er Kalk, der sich an jenen lagert. Man sieht an einer Stelle deutlich und scharf bestimmt die Gränze der beiden Gebirgsarten. Immer wärmer wird es, je tiefer wir hinabsteigen in das zu unsern Füßen sich hindehnende herrliche Thal. Fast nur die riesigen Stämme verschiedener Species des Cactus cereus erectus erheben sich im dürren Boden des steilen Abhanges, so steil und felsig, daß nur Maulthiere den Reiter zu tragen vermögen, Pferde aber nur mit Schwierigkeit hinabgeführt werden können.

Gegen 6 Uhr Abends erreichten wir Teutitlan del Valle, ein großes schönes Dorf, fast unmittelbar am Fuße des Gebirges gelegen, zehn Leguas von Thavesia und gegen fünf östlich von der Stadt Oajaca entfernt. Schon vor der Eroberung war dieser Ort bedeutend. Der zapotekische Name desselben, Teutitlan, bedeutet: „Fuß der Berge," und ist ohne Zweifel von der Lage des Ortes hergenommen. Zapotekische Edle (Caziques) gründeten und bewohnten ihn. In seiner unmittelbaren Nähe erhebt sich ein steiler, kegelförmiger, mit Felsen gekrönter Hügel, einst der Sitz eines vielgeltenden zapotekischen Orakels. Die Edlen von Teutitlan und Tlacolula behaupteten, daß ihr Stammvater in Gestalt eines von Lichtglanze umgebenen Adlers vom Himmel gestiegen sey, und sich auf jenen Felsen niedergelassen habe. Nach der Eroberung war der Ort der Sitz eines Corregidors, und die Dominicaner gründeten hier ein kleines Kloster, von dem man noch Reste sieht. Die Kirche und öffentlichen Gebäude des Ortes sind hübsch und geräumig. Die Privatwohnungen sind groß, meist aus ungebrannten Lehmsteinen erbaut. Vierhundert Familien, größtentheils Indier zapotekischen Stammes, bewohnen Teutitlan. Sie sind friedlich, gelehrig, Freunde des Verkehrs und Handels. Seit den ältesten Zeiten treiben sie, neben dem Ackerbau, Weberei in Wolle und Baumwolle. Die Producte sind, fürs Land, nicht schlecht. Gegen das Gebirge hin ist die Umgebung des Dorfes steinig und öde, gegen das Thal hin aber wasserreich und fruchtbar. Es wird sehr guter Weizen hier gebaut, und das Weizenbrod von Teutitlan ist berühmt. Auch viele Feigen und andere Südfrüchte wachsen hier.

Im geräumigen Municipalitätsgebäude (Casa comunal) sind wir recht gut logirt, nachdem wir uns, nach der Sitte des Landes, durch Requirirung des Dorfschulzen (Alcalde) und seiner Gehülfen (Topiles) die nöthigen Lebensmittel verschafft, und unsere Hängematten zum Schlafen und Sitzen aufgehangen hatten. Es fiel mir auf, über der Hauptthür unseres Logements noch das Wappenschild des Kaisers Augustin I (Iturbide) zu erblicken. Lange dürfte der herrschende Republicanismus dieß Wappen nicht mehr da prangen lassen.

Der Prediger des Ortes, ein gebildeter Creole, besuchte uns, und trug durch seine Unterhaltung nicht wenig bei, uns den Abend angenehm zu kürzen. Er sprach das Zapotekische vollkommen, und empfahl in dieser Sprache uns dringend der Sorgfalt des Alcalden, die zu rühmen wir denn auch alle Ursache haben. Bei dem Einflusse, den die Geistlichkeit in diesem Lande besitzt, ist es gewiß eine höchst willkommene Sitte, daß der Pfarrer, sobald er die Ankunft eines Fremden in seinem Dorfe erfährt, diesem seinen Besuch macht, sich nach seinen etwaigen Bedürfnissen erkundigt, und immer bereit ist, ihnen möglichste Abhülfe zu verschaffen. Sehr häufig habe ich auf meinen Reisen Ursache gefunden, diese Sitte, so wie die Gastfreiheit der Pfarrer im Allgemeinen, dankbar anzuerkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dampf im nächsten Seekriege.

Das American Journal of Science and Arts enthält in seiner Nummer vom Januar d. J. Briefe über die Dampfschifffahrt, und darunter einen über die Wichtigkeit derselben im künftigen Seekrieg. Wir entheben daraus nachstehende Bemerkungen: „Welche Nation die größte Flotte von Kriegsdampfschiffen hat, wird das Meer beherrschen. Nichts kann diesen Erfolg hindern: bei der Berechnung der relativen Stärke zweier Flotten wird man nicht mehr nach der Zahl der Fregatten und Linienschiffe fragen, sondern nach der Zahl der Dampfschiffe. Man wird

alsbald fühlen, daß die Kraft der Flotte in diesen letztern besteht. Wer Zeuge des letzten Continentalkriegs *) war, wird sich erinnern, daß große Anstrengungen und ungeheure Ausgaben gemacht wurden, um die dringenden Bedürfnisse der Armee vermittelst Transportschiffe zu befriedigen, aber die Verzögerung durch conträre Winde, stürmisches Wetter u. dgl. waren der Art, daß die Armee oft furchtbar litt und ihre Operationen gehemmt waren. Im Krieg gilt die Leichtigkeit des Transports fast so viel als der Sieg. Wenn eine Flotte von 20 Dampfschiffen eine Armee von 25,000 Mann in 15 Tagen nach der amerikanischen Küste bringen kann, und nach dem europäischen Continent in einer sogar im Verhältnisse zum Raum noch kürzern Zeit, so kann diese Armee landen, wann und wo sie will. Hier findet kein Aufenthalt im Hafen, keine Verzögerung in der Ueberfahrt, kein unstätes Herumkreuzen (chovering) an der Küste statt, was dem Feinde Zeit gibt, seine Vertheidigungsmittel zu sammeln: die Dampfschiffe fahren mit Einemmal in den Hafen und sind an ihrem Ziele angelangt, ehe noch der Feind die Gefahr bemerkt. Der Transport der Kriegsmunition und der Lebensmittel ist kaum minder wichtig, als der der Armee selbst: die großen Magazine sind stets in der Heimath, und tägliche Zufuhren können eben so leicht und regelmäßig stattfinden, als wenn sie in der Nähe des Lagers wären. Die Schnelligkeit der Verbindung und die Sicherheit derselben überheben der Nothwendigkeit, Vorräthe in einem fremden Lande aufzuhäufen, ehe man ihrer bedarf.

Den größten Triumph der Dampfkraft wird man aber in jenen furchtbaren Seeschlachten sehen, welche in Zukunft die Herrschaft der Meere entscheiden und begründen werden. Die Beweglichkeit der Dampfschiffe ist so groß, daß sie ein Linienschiff mit Segeln, der Wind mag wehen, woher er will, von allen Seiten her anfallen, beschädigen, seine Mannschaft niederschmettern und es als elendes Wrack liegen lassen können zum unläugbaren Beweise der unwiderstehlichen Kraft der Dampfschiffe. Man wird zwar sagen, die Schaufelräder eines Dampfschiffes könnten weggeschossen werden, aber ein Schuß kann durch das Rad gehen, ohne daß dieses zerstört oder auch nur wesentlich beschädigt wird, und wenn auch ein Rad zerstört werden sollte, so ist das Dampfschiff noch nicht unfähig gemacht, denn es kann mit Einem Rade fahren. Ein Segelschiff aber, wenn es seinen Mast verliert, ist fertig. Die Wahrscheinlichkeit ist also in hohem Grade zu Gunsten des Dampfschiffes.

Nur eine Dampfmarine kann bei dem jetzigen vorgeschrittenen Zustand der Dampfschifffahrt sich selbst und den Staat, dem sie gehört, wirksam schützen; es wäre widersinnig und abgeschmackt, wenn eine Nation ihre Hülfsmittel auf ein so nutzloses und plumpes Ding, wie ein Linienschiff mit Segeln, verschwenden wollte. Die Apathie, womit dieser Gegenstand höhern Orts behandelt wird, ist in der That zum Erstaunen, aber die Zeit eilt schnell heran, wo man die Wichtigkeit fühlen wird."

*) Wahrscheinlich dessen in Amerika.

In einem Nachsatze meint der Verfasser, daß England mit all seiner Macht, seinem Wissen und seinem Reichthum mehr als irgend ein anderes Reich fremden Einfällen ausgesetzt sey; es sey nicht hinreichend, die Macht zu haben, eine Invasion zu erdrücken, man müsse sie auch verhindern können; allein derselbe scheint zu vergessen oder nicht zu wissen, daß unter den 200 königlichen Schiffen der englischen Marine, welche gegenwärtig in Thätigkeit sind, sich nicht weniger als 50 Dampfschiffe befinden.

Chronik der Reisen.

Die Südküste Arabiens.

In der geographischen Gesellschaft vom 11 Februar legten die Directoren der ostindischen Compagnie eine Karte der südlichen Küste Arabiens vom Eingange zum rothen Meere bis Misenat unter 50° 08' 30" O. L. vor, von Capitän Haines verfertigt und mit einer erklärenden Denkschrift begleitet, welche eine Beschreibung von ungefähr 500 englischen Meilen der südlichen Küste Arabiens, seiner Bevölkerung, Regierung und Handel enthält, so weit diese in einer Anwesenheit an dieser Küste während der Jahre 1834, 1835 und 1836 gewonnen werden konnte.

Sie fängt bei der Straße von Bab-el-Mandeb an, von der sie einen genauen Bericht gibt, und bemerkt, daß die nächste Entfernung zwischen der abyssinischen und arabischen Küste 11¾ geographische Meilen *) beträgt; geht dann gegen 100 Meilen östlich weiter, wo die merkwürdigsten Theile der Küste die beiden halbinselartigen hohen Vorgebirge sind, Dschebel Hasan und Dschebel Schamschan, Kalkberge, die sich gegen 1257 und 1776 Fuß über das Meer erheben, und wie zwei Schildwachen die Annäherung zur herrlichen Bucht von Aden, die sie einschließen, bewachen. Unmittelbar östlich von dem letztern Vorgebirge liegt Aden, einst eine volkreiche Stadt, jetzt ein verfallenes Dorf von 600 Einwohnern, auf einer Ebene, drei Viertelmeilen im Gevierte fassend, von der Landseite durch seltsam zugespitzte Berge gedeckt, gegen Osten frei nach der See blickend. Vor ihr liegt die felsige befestigte Insel Sirah, ein dreieckiger Felsen, der sich am südlichen Ende gegen 450 Fuß hoch erhebt, und eine halbe Meile lang, 600 Schritte breit ist, und die Bucht und Stadt Aden beherrscht. In den letzten Jahren ist die enge Durchfahrt, die sie vom Festlande trennte, durch Sand ausgefüllt worden, und so stößt sie bei niedrigem Wasser mit der Küste Arabiens zusammen. Auf dem Gipfel der Insel steht ein altes Fort mit einer Mauer, die bis zu dem runden Thurm an der andern Seite herabreicht, die einzige jetzt noch bestehende Befestigung. Aber wenn alle Werke ausgebessert wären, könnte eine Handvoll Menschen sie vertheidigen. Drei Wasserbehälter bestehen noch, nur eines von ihnen ist fast ganz von Sand und Steinen erfüllt. In Aden sind mehrere Moscheen, doch wird nur eine, die südlich von der Stadt liegt und die Moschee und das Grab des Scheikh Idrus ist, in baulichem Zustand erhalten. Gegen Südwest dehnt sich der Wadi Kubber oder das Thal der Gräber zwischen vielen spitzzugehenden Bergen, welche die Ebene einschließen, aus; nordwestlich führt eine Straße durch einen Paß der Gebirge in einer Höhe von 226 Fuß, und geht nach der Küste der

*) Nämlich englische, 60 auf einen Grad.

westlichen innern Bucht hinab und auf den sandigen Isthmus, der die felsige Halbinsel mit dem Hauptlande vereinigt. Und hier verdanken wir der ausdauernden Forschung unseres Wundarztes, des verstorbenen Dr. Hulton und des Hrn. Cuttenden vom Palinurus, die Entdeckung, daß der Weg, den man bisher den römischen nannte, in der That die Wasserleitung Soleiman des Prächtigen ist, die sich 8 Meilen weit in nordwestlicher Richtung in das Innere zieht. Sie ist aus rothem Backstein und andern Steinen gebaut, gegen 4 Fuß 6 Zoll weit, und der eingeschlossene Wassercanal mißt 19″ in der Breite und 16″ Höhe. Bogen sieht man nicht, da der Boden sie nicht erforderte, und das Ansehen im Allgemeinen ist das eines Dammes, der gegen 5′ hoch und mit Backsteinen überbaut ist. Er fängt bei der nördlichen Gränze der Halbinsel an, gerade innerhalb der zerstörten Mauer, Dureib-el-Arabi, die sich von See zu See mitten durch den Isthmus hinzieht, der an dieser Seite nur 1500 Schritte breit ist, beugt sich auf der ersten Meile ein wenig nach Osten, und geht dann in nordwestlicher Richtung bis zum Dorfe Biyar Amheit fort, eine Entfernung von 16,520 Schritten. Hier war die Quelle, welche die verschiedenen Wasserbehälter, die in gewissen Entfernungen längs seines Laufes lagen, mit Wasser versorgte; die Quelle ist 80′ tief und in ihrer Nähe sind die Ruinen eines kleinen Forts. Rechts von der Wasserleitung sieht man vierthalb Meilen von dem Dorfe Biyar Amheit das weiße Grab des Scheikhs Othman, und eine Brücke ist über das nordöstliche Ende des Khor Makfa geschlagen, wo sich ein großer Sumpf ihm anschließt. Die Arbeit und Kosten, die die Türken aufwandten, um reichlichen Zufluß von Wasser zu erhalten — das erste Lebensbedürfniß in diesem dürren, heißen Klima — ist höchst lobenswürdig. Außer dieser Wasserleitung gibt es noch zahlreiche schwebende Wasserbehälter, wenn man diesen Ausdruck brauchen darf, in den Kalkfelsen eingegraben, um die Bergströme aufzunehmen, und tiefe Gruben darunter für das überströmende Wasser. Auch um die Stadt sind viele Teiche von beträchtlicher Größe, und nach der Ebene zu liegen an 200 Brunnen, von denen viele 60 bis 125′ tief in den Felsen gehauen sind. Ein anderer schöner Teich, gerade jenseits der vorerwähnten Mauer, war ausschließlich für den Gebrauch der Schiffe im Hafen bestimmt. Dieser Aufwand für Werke für die allgemeine Wohlfahrt zeigt am lebhaftesten, wie reich und glücklich früher Aden war, und in der That noch vor nicht ganz dritthalb Jahrhunderten gehörte diese Stadt zu den ersten Handelsplätzen des Osten. Zur Zeit Constantins war es ein römisches Emporium, und berühmt wegen seiner uneinnehmbaren Befestigungen, seines ausgedehnten Handels und seiner trefflichen Häfen, in denen Schiffe aus allen Theilen der damals bekannten Welt sich begegneten. Doch jetzt — welch ein Contrast! Sein Handel vernichtet, die Regierung machtlos, seine Wasserbehälter in Ruinen und das Wasser halb mit Seewasser vermischt, einsame Straßen und noch einsamere Häfen: doch diese bleiben, wie sie die Natur gemacht, trefflich, geräumig und sicher. Reste verschiedener alter Festungswerke und anderer Gebäude findet man längs der rauhen Fußpfade am Dschebel Schamschan. Dieses Gebirge bestieg ich 1838, und bemerkte zu meinem Erstaunen, daß ein schöner Weg von seinem Fuße bis zum Gipfel schon gemacht war, im Zickzack, 10 bis 12 Fuß breit und an manchen Stellen bis 20 Fuß hoch. Jahrhunderte sind wohl schon vergangen, seit dieses große und treffliche Werk beendet ist, doch ist es bewundernswerth, wie wenig es von der zerstörenden Gewalt der Zeit gelitten hat. Ein anderer Gegenstand von einigem Interesse für den Historiker ist der türkische Begräbnißplatz an der Südseite der Ebene von Aden. Viele der Gräber sind aus weißem Marmor, und die Steine am Kopfende mit Tafeln von Jaspis versehen, auf denen die Inschriften stehen, über welchen der Fez und Turban. Auch sieht man in Aden drei lange eherne Kanonen, vermuthlich Reliquien von Soleiman dem Prächtigen, und vielleicht 1538 von seiner Flotte hieher gebracht. Die Halbinsel von Aden hat viel Aehnlichkeit mit dem Felsen von Gibraltar, und könnte eben so uneinnehmbar gemacht werden; doch seine felsigen Höhen sind höher, und laufen mehr in Spitzen aus, als die der berühmten europäischen Festung.

Der gegenwärtige Sultan des Gebiets Abdali, in dem Aden liegt, ist ein träger und fast blödsinniger Mann von 80 Jahren und residirt in Lahidsch. Wasser kann man wohl in Aden haben, doch Brennholz, Obst und Gemüse sind selten und theuer; schon im August und September sind Trauben und Granatäpfel reif; Ochsen und Schafe sind in Menge vorhanden, auch dann und wann Geflügel. Von der gegenwärtigen Bevölkerung von 600 Personen sind 250 Juden, 50 Banianen und die übrigen Araber. Hier ist ein Dowlah oder Untergouverneur, ein Zolleinnehmer und eine Wache von 50 Bedewi-Soldaten. Die Ausfuhr besteht in Kaffee und Dschowari in geringer Menge; die Einfuhr in Baumwollenzeug, Eisen, Leder, Reis, Datteln, und zuweilen Rindvieh und Schafe von Berberah, Kasim und Zeila, wodurch die Araber ihre eigene Rindviehzucht veredeln. Die Einnahme beruht auf einer schweren Abgabe von den Ausfuhr- und Einfuhrartikeln und einem Landzoll von 25 Procent, und beläuft sich, glaube ich, auf 2500 Pfd. St. jährlich. Doch sucht der Dowlah die Summe durch seine Erpressungen bei jeder Gelegenheit zu vergrößern. Wie ich aber schon früher bemerkte, die Trefflichkeit Adens liegt in seinem Hafen gegen West und Ost, und die Wichtigkeit einer solchen Station, die, wie hier, den Schiffen Sicherheit, eine unüberwindliche Festung und einen leichten Zugang zu den reichen Provinzen von Hadramaut und Yemen darbietet, ohne die lange Reise nach Mokka, ist zu einleuchtend, um eine Erörterung zu verlangen.

(Schluß folgt.)

Ueber die Sklaven in Nordamerika. Ein neues Werk: A voice from America to England, enthält hierüber Folgendes: „Die Zahl der Sklaven in Nordamerika ist jetzt wahrscheinlich wenig unter 5 Millionen, sie vermehren sich mit größerer Schnelligkeit als die Weißen im Verhältnisse von 14:10, und bilden ein Drittel der Bevölkerung der Sklavenstaaten, abgesehen von 400,000 freien Schwarzen, die in der ganzen Union zerstreut sind. Bei all den gegenseitigen Vorurtheilen und Abneigungen fragt es sich nun: können sie je als Gleiche unter derselben Regierungsform leben? Können die Weißen der Schwarzen entbehren in einem Klima, wo die Letztern alle oder fast alle Handarbeit zu verrichten gewöhnt sind?“ Der Verfasser ist geneigt, diese beiden Fragen zu verneinen, und meint, daß, je mehr die Schwarzen sich dem Stande der Freiheit nähern, desto heftiger werde der Haß der beiden Racen sich zeigen, und das Resultat werde seyn, daß beide in Kampf gerathen, bis die eine die andere ausgerottet oder gänzlich unterjocht habe; mit andern Worten, da die Weißen wahrscheinlich die Stärkern seyen, so werden die Schwarzen zu einer ewig dauernden Sklaverei zurückkehren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 92.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 April 1839.

Chinesische Administration.

Finanzen.

Man kennt nun den Betrag der Steuern, welche die Regierung erhebt, aber nicht der Communalsteuern. Das Finanzwesen beruht fast gänzlich auf der directen Steuer, aber die Art, wie der Steueransatz umgelegt wird, ist noch unbekannt. Die Landsteuer ist doppelt, Geld und Naturalien, und man begreift bei den besondern Umständen des Landes, daß die kostbare und im Allgemeinen unvortheilhafte Naturalwirthschaft sich theilweise erhalten hat, indem die Regierung für ihre Pflicht hält, durch große, öffentliche Speicher Hülfsmittel gegen die alle Reisländer so oft betreffende Hungersnoth bereit zu halten. Die Einheit des chinesischen Landmaßes ist das King, deren jedes 16 englischen Morgen gleich ist. China innerhalb der Mauer enthält 7,875,149 King, davon sind 52,095 Gärten und Parks. Diese Fläche vertheilt sich auf folgende Art:

Steuerbare Ländereien des Volks	7,357,913
Domänen des Kaisers und der Prinzen . .	13,338
— der acht Fahnen (der tatarischen und mongolischen Truppen)	140,128
— des chinesischen Militärs	259,416
— der Tempel	3020
— öffentliche Anstalten und Bursen für arme Studenten	11,557
Steuerbare Ländereien in dem tatarischen District Ili, den acht Fahnen gehörig . .	9751

Diese Liste ist merkwürdig, da sie zeigt, wie wenig Land in China in todter Hand liegt, und wie unbedeutend die Domänen der Kaiser und der Landbesitz des Clerus sind, und sie wäre an sich hinreichend zu beweisen, wie unaristokratisch das Land ist. Diese Ländereien bezahlen an directen Steuern:

1) Geld: 33,730,218 Unzen Silber, von denen 27,448,701 nach Peking für die Bedürfnisse der Centralregierung geschickt und der Rest in den Localcassen behalten wird. Diese Summe begreift auch die ehemalige Kopfsteuer, welche im letzten Jahrhundert abgeschafft und durch eine Erhöhung der Landsteuer ersetzt wurde.

2) Naturalsteuer: diese beträgt 38,234,139 Schäffel (es ist unmöglich, aus Guzlaff zu ersehen, wie groß der chinesische Schäffel, Scheh, ist; einige Data scheinen anzuzeigen, daß er 70 bis 80 Pf. Reis enthalten muß). Davon werden 2,561,278 Schäffel nach Peking geschickt, wo sie theils zu Naturalbesoldungen, theils zum Unterhalt der Garnison dienen; 33,792,330 Schäffel bleiben in den Magazinen der Provinzen, der Rest hat andere Bestimmungen, wie die Verproviantirung der kaiserlichen Transportschiffe u. s. w. Der Werth dieser Naturalien wird auf 57,351,207 Unzen Silber angeschlagen; die ganze directe Steuer würde somit 110,081,425 Unzen Silber betragen, allein die Naturalsteuer kann nicht ganz als Staatseinnahme berechnet werden, indem sie zum Theil eine Reserve für Hungersnoth und Saat bildet, und die Bewohner der Provinz ein Recht an diesen gemeinschaftlichen Vorrath behalten.

Die Landsteuer beträgt also etwa eine Unze Silber per englischen Morgen, was in dem geldarmen Lande sehr viel ist, aber die Vertheilung des Grund und Bodens, welche macht, daß das ganze Land mit dem Spaten bearbeitet wird, die Fruchtbarkeit des Territoriums und der Fleiß der Bevölkerung erlauben dem Bauer, besonders im Süden, drei und oft vier Ernten von seinem Feld zu erhalten, die, verbunden mit dem verhältnißmäßig hohen Preise der Producte ihn befähigen, die Steuer zu entrichten. Reis ist in China doppelt so theuer als in Bengalen, und die Philippinen und Java können mit Vortheil ihren Reis in Canton einführen, obgleich er in Canton wohlfeiler ist als im übrigen Reich, weil sich dort die fremde Einfuhr concentrirt.

Die bedeutendste der indirecten Steuer ist die auf Salz. Dieses Monopol ist organisirt wie in Frankreich; die Fabrication ist in Händen von Privatpersonen, die aber unter Aufsicht der Beamten stehen, damit sie nicht schmuggeln. Der Verkauf ist in Händen von Compagnien, welche das Salz in den Fabriken kaufen, die Steuer bezahlen und es im Lande vertreiben, aber einen gewissen Preis nicht überschreiten dürfen. Der Staat unterhält eine gewisse Anzahl von Kriegsschiffen, welche gegen die Salzschmuggler kreuzen, aber die Compagnien haben die Staatscasse für die Kosten derselben zu entschädigen. Sie sind über-

dieß genöthigt, in Zeiten der Noth der Regierung außerordentliche Contributionen zu liefern, die sich oft auf Millionen belaufen. Die normale Salzsteuer beträgt 6,081,517 Unzen Silber, aber die außerordentlichen Procente, welche für Nebenausgaben auf jede Steuer in China gelegt werden, erheben die Totalsumme auf 7,486,380 Unzen.

Zölle. Diese Steuer ist in China sehr schlecht organisirt und die Quelle großer Mißbräuche und einer für das Land unverhältnißmäßig kleinen Einnahme. Sie sind zweierlei Art: 1) Zölle auf innern Handel. In jeder Provinz besteht an dem Ort, wo der größte Handel ist, eine Zollstätte, wo eine bei den meisten Artikeln kleine Abgabe auf die Waaren, die vorübergehen, gelegt wird. Die Zollbeamten werden direct vom Kaiser ernannt, und er nimmt dazu immer Leute aus seinen Umgebungen, die er bereichern will; daher ist die Steuer weit lästiger für die Unterthanen, als der geringe Ertrag an die Staatscasse schließen lassen sollte. Dieser beträgt 4,086,090 Unzen. 2) Zölle auf fremden Handel in Canton. Man hat so viel darüber geschrieben, daß unnöthig ist, hier darauf zurückzukommen; man schlägt ihren Ertrag auf 3,000,000 Unzen an. Wären die eingewurzelten Vorurtheile der Regierung nicht dagegen, so hätte sie nur ein zweites Emporium an der Nordostküste dem fremden Handel zu öffnen, um im Stande zu seyn, ohne allen Verlust an Einkünften alle Zollstätten im Innern aufzuheben, was ein unberechenbarer Vortheil für das Land wäre, und auf einmal das ausgedehnte System von Contrebande im Innern niederschlagen würde. Wie ausgedehnt dieses gegenwärtig ist, mag Ein Beispiel zeigen. Unter den Zöllen im Innern sind die auf Metalle aus den einheimischen Gold-, Silber-, Eisen- und Kupferbergwerken begriffen, die sehr hoch sind und auf Gold und Silber 30, auf Eisen 20 Proc. betragen, aber im Ganzen nur 50,000 Unzen eintragen, was natürlich nur bei einer unermeßlichen Contrebande denkbar ist, die natürlich den Preis der Waaren ohne Vortheil für die Staatscasse erhöht.

Patentsteuer auf Buden. Diese beträgt 4,000,000 Unzen, und wird mehr als zur Hälfte von den Leihhäusern bezahlt.

Münzregal. Die einzige chinesische Münze besteht bekanntlich in gegossener Scheidemünze, die eigentlich aus 54 Procent Kupfer und dem Rest aus Zinn, Blei und Zink bestehen sollte, aber die Proportionen wechseln sehr, und namentlich die Quantität Kupfer, die sie enthält, wird mehr und mehr vermindert. Jede Provinz hat ihre Münzstätte, und die Masse der jährlich zu gießenden Stücke wird im Verhältniß ihres Bedürfnisses unter sie vertheilt. Die Normalzahl ist 5714 Millionen jährlich, deren je 1000 eine Unze Silber ausmachen. Dennoch bildet das Silber die wahre Basis des Münzfußes, denn die Scheidemünze steigt und fällt im Werth, je nachdem mehr oder minder davon ausgegeben wird, sie steigt bisweilen auf 800 Stück per Unze, oder fällt, wie in den letzten Jahren, bis auf 1250 per Unze. In letztem Falle wird das Gießen neuer Scheidemünze suspendirt, bis sie wieder den Normalpreis von 1000 per Unze erreicht hat. Der Gewinn am Münzregal wird auf 1 Million Unzen angeschlagen. Das Kupfer zu der Scheidemünze wird aus Yunnan und aus Japan bezogen.

Stempelpapier. Alle officiellen Papiere und alle Contracte müssen auf gestempeltes Papier geschrieben werden, aber der Ertrag dieses Regals ist nicht bekannt, eben so wenig der des Monopols des Giaseng, einer Wurzel, die in der Tartarei gefunden wird. Der Kaiser schickt jährlich 12,000 Erlaubnisse, die Wurzel zu graben, an den General, der in Mukden commandirt; der Ertrag der Grabungen wird zum Theil nach Mukden, zum Theil nach Peking geschickt, wo die Wurzel in zwei Classen getheilt und nach ihrer Qualität mit 22 und 14 Unzen per Cattie (zu 1¼ Pf.) bezahlt wird. Der Gewinn der kaiserlichen Casse muß nicht unbedeutend seyn, denn die schlechteste Qualität kostet im Handel ihr Gewicht an Silber und die beste, drei bis viermal mehr.

Es gibt noch einige Steuern, deren genauer Ertrag nicht bekannt, z. B. eine Marktsteuer, welche größtentheils Communalsteuer ist, von der aber gewisse Procente an die Staatscasse geliefert werden, welche jährlich 1,050,000 Unzen betragen. Ferner liefern die Provinzen eine gewisse Masse ihrer Hauptproducte für den Verbrauch des Hofes, z. B. Schekiang liefert 12,000 Catties Thee, andere liefern Seide, Wachs, Papier ꝛc.

Es ist unmöglich, aus diesen Daten eine genaue Berechnung der Gesammteinnahme des Staats anzustellen, aber wahrscheinlich beläuft sie sich nicht auf mehr als 100 Millionen Unzen Silber.

Ausflug an die Ufer der Südsee im Frühjahre 1829.

(Fortsetzung.)

Mitla, am 5 Februar.

Ein rascher Ritt durch das Thal von Tlacolula brachte uns bald nach der, vier Leguas östlich von Teutitlan gelegenen ehemaligen Residenz des Oberpriesters der zapotekischen Nation, nach dem durch seine Palast- und Tempelruinen bekannten Dorfe Mitla. Der Weg führt zuerst quer durch eine reich angebaute Gegend, durchschnitten von kleinen Bächen, welche sich in den nach Oajaca hinströmenden größern Fluß ergießen. Nah und fern erblickt man freundliche Maiereien und Dörfer, umgeben von weit verbreiteten Mais- und Bohnenfeldern, und die Gegend wetteifert mit der angebautesten Europa's. Eine Stunde währt der Ritt durch sie hin; dann erreicht man eine weite Sandstrecke, die mit allen Arten Cactus, besonders Cereus erectus und Opuntia, zwischen die sich einige Mimosen und Pyomonaceen drängen, bedeckt ist. Nichts Reizendes hat diese Gegend, doch macht der ausgedehnte, unübersehbare Cactuswald einen eigenthümlichen, höchst fremdartigen Eindruck auf das Auge eines Europaers, der hier noch durch die finstern, schroff und abgeschnitten zu beiden Seiten des äußerst breiten Thales sich erhebenden Andenketten erhöht wird, deren kegelförmige zackige Kuppen sich bis zu den Wolken hinaufthürmen.

Bald ist Tlacolula erreicht, ein schönes, großes Dorf, gelegen fast in der Mitte des nach ihm benannten weiten Tha-

les, des östlichen Armes des großen Thales von Oajaca. Von der Stadt dieses Namens ist das Dorf sieben Leguas entfernt. Es ist der Sitz eines Districtsrichters (Juez de primera instancia), und hat eine der reichsten Dorfkirchen im Staate. Sie ist sehr solid gebaut, aber ihr Inneres ist mit geschmacklosen Zierrathen und Vergoldungen überladen. Der Marktplatz, auf welchem an jedem Sonntage ein großer Markt gehalten wird, ist sehr ausgedehnt, und von hübschen Häusern umgeben. Es wohnen manche begüterte Creolenfamilien im Orte, auch sieht man hier schon die Zeugen der „tierra caliente," die aus Rohrstäben erbauten Hütten der Indier. Man zieht viel Cochenille, und die Gärten mit dem in Reihen regelmäßig gepflanzten Nopal (Cactus opunt. coccinellifer), eingefaßt mit Umzäunungen aus dicht an einander gepflanzten Stengeln von Stengelcactus, oft gegen Regen und Sonne mit einer Art platter Decke aus Matten und Zweigen versehen, nehmen sich abenteuerlich genug aus. Man sieht in diesen Gärten fast stets die fleißigen Frauen der Indier ihr Wesen treiben, das Unkraut entfernend, und alle Raubinsecten, alle Spinnen und allen Schmutz emsig von den Pflanzen ablesend und mit steifen Bürsten abkehrend.

Es regnet wenig in dieser Gegend, auch fehlt es in der Nähe an einem Flusse zur Bewässerung der Ländereien. Doch ist der Boden um Tlacolula her sehr gut, so daß, wenn es hier hinreichend regnet, was alle 6 bis 8 Jahre einmal der Fall ist, der Mais in solchem Überflusse gedeiht, daß man ihn um eine halbe Real die Almuda (Maß, etwa 729 englische Kubikzolle enthaltend) *) verkaufen muß, weil man ihn nicht aufzuheben weiß. Man hat daran gedacht, dieser trockenen Gegend die reichen Gewässer des Monte Tanga zuzuführen. Ein solches Unternehmen würde weder sehr schwierig, noch übermäßig kostspielig seyn, und viel dazu beitragen, das ganze Thal fruchtbarer zu machen und die ausgedehnten Sandstrecken in demselben in reiche Kornfelder umzuschaffen. Für jetzt, und so lange dieß schöne Land noch keiner politischen Ruhe genießt, dürften indeß solche Unternehmungen wohl nicht ausgeführt werden.

Die Gründung von Tlacolula ist sehr alt. Der alte Name des Ortes ist Tlacololan, und soll, eben so wie Teutitlan, Fuß der Berge bedeuten, was ich indeß bezweifeln möchte.

Bald jenseits Tlacolula drängen sich die Vorberge der linken Andenkette dicht an den Weg heran. Malerische Felsengruppen, mit Cactus und Acazien bewachsen, begränzen links die Straße, während rechts hinüber das Thal sich ausbreitet. Weithin dehnt sich der Cactuswald, nur selten unterbrochen von kleinen angebauten Strichen, durchschwärmt von Viehheerden und durchflochten mit Acazien, Corallenbäumen (Erythrina corallodendron), Asclepiaden und Ypomöen. Glänzende Käfer schwirren um die Blumen, schillernde Eidechsen und Schlangen schießen über den Weg und rascheln im abgefallenen Laube.

In einer weiten Bucht der linken Thalseite, umgeben von Cochenillegärten und Maisfeldern, nahe am Fuße des Berges San Lorenzo, der spitz und kegelförmig, einem ausgebrannten Vulcane gleich, seine niedrigen Nachbarn überragt, liegt Mitla. Einen breiten Fluß, wasserreich in der Regenzeit, jetzt beinahe trocken, durchreitet man, und ist nun in dem großen, hübschen Dorfe, dessen Aeußeres schon den ehemaligen Hauptort verkündet. Die erste Frage des Reisenden ist nach den „Antiguedades," und er empfangt die Weisung nur nach der Kirche hinzureiten. Einen zweiten Arm des vorhin erwähnten Flusses durchfurtet man und ist zur Stelle.

Unter den Resten von Bauwerken, welche als Zeugen einer alten, jetzt untergegangenen Civilisation der mejicanischen Völkerstämme sich bis auf unsere Tage erhalten haben, gehören die Ruinen der zapotekischen Priesterpaläste und Opferpyramiden zu Mitla unstreitig zu den merkwürdigsten und wichtigsten. In keinem Theile weder der alten noch der neuen Welt findet man Gebäude, deren Baustyl dem dieser Paläste gliche. Es sind deren drei verschiedene, jeder bestehend aus zwei Höfen, umgeben von mehr oder minder großen, mit mussivisch zusammengesetzten Arabesken mehr oder weniger reich-verzierten, zum Theil noch gut erhaltenen Gebäuden. In ihnen und in den darunter befindlichen unterirdischen Räumen finden sich die einzigen Säulen, welche man bisher in alten amerikanischen Bauwerken angetroffen. Sämmtliche Gebäude sind von mir mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit aufgemessen und gezeichnet, auch alle Nachrichten, welche ich über sie in alten Druck- und Handschriften finden konnte, gesammelt worden; doch muß ich ihre Beschreibung, die mich hier zu weit führen würde, für eine andere Gelegenheit aufsparen. Ein Werk über diese wichtigen Ueberreste, welches ich in Oajaca ausgearbeitet, und nach London gesandt hatte, ist daselbst durch die Unvorsichtigkeit, Nachlässigkeit und Treulosigkeit derer, denen ich dasselbe anvertraut, nebst den dazu gehörigen achtzehn sehr großen Zeichnungen abhanden gekommen. — Die in einem der früheren Jahrgänge des „Auslandes" (1835, Nr. 152 ff.) mitgetheilte Beschreibung der Paläste ist sehr mangelhaft. Das Original des daselbst mitgetheilten Steindrucks ist mir wohl bekannt. Es ist eine alte unrichtige Zeichnung (vielleicht von Don Pedro de la Laguna oder Don Luis Martin gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts angefertigt), welche ich einst beim Aufnehmen der Paläste als Brouillon benutzte, obschon sie nicht mein Eigenthum war. Die in die Zeichnung eingeschriebenen Maaße sind von meiner Hand, und ich kann ihre Richtigkeit selbst da verbürgen, wo sie ganz von den im Texte der fraglichen Beschreibung angegebenen abweichen. Es ist mir unbekannt, wer diese Zeichnung und Beschreibung der Redaction mitgetheilt haben mag. *) Eine von mir ebenfalls in Oajaca (1829) auf Veranlassung eines mir wohlwollenden bedeutenden Mannes angefertigte Zeichnung der Hauptfronte des Hauptpalastes befindet sich wahrscheinlich in München.

(Fortsetzung folgt.)

*) 16 Almudas machen eine Fanega = 150 Pfund.

*) Wir müssen die obige Kritik dem Verfasser jener Mittheilung anheimstellen. A. d. R.

Einiges über Malta.

Nachfolgende Notizen über diese Insel, die wir dem Athenäum entlehnen, wurden von der Redaction dieses Blattes aus einer Reihe von Schriften und Flugblättern gezogen, die ihr von Malta selbst zugeschickt wurden.

Malta ist von Natur ein unfruchtbarer Felsen. Doch haben Umstände ihm oft eine Wichtigkeit gegeben, die es seiner Natur nach nicht hat. Das letzte große Ereigniß in seiner Geschichte war die Besitznahme der St. Johanniterritter im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, in deren Besitz die Insel bis 1798 blieb, wo sie von den Franzosen besetzt wurde. Diese traten sie 1800 den Engländern ab, und auf dem Congresse zu Wien wurde dieser Besitz der brittischen Krone bestätigt. Alle Ursachen jedoch, die Malta Wichtigkeit gaben, kamen nur von Außen, und sobald diese aufhörten, sank auch die große Bevölkerung nothwendig zu Armuth und Dürftigkeit herab, da dem Ort, ohne Handel, Manufacturen oder Capitalien, jede physische Hülfe entgeht. Armuth und Unwissenheit unterstützen sich aber gegenseitig, vermehren das Elend der Bevölkerung nur und geben ihm Fortdauer. Die Leichtigkeit, mit welcher das bloß physische Leben in Malta erhalten wird, ermuntert zu frühzeitigen Heirathen, so daß dieser unfruchtbare Felsen stärker bevölkert ist, als das fruchtbarste Land in Europa. Denn dieselbe Strecke Landes, welche in England nur 152 Seelen ernährt, unterhält in Malta fast die achtfache Zahl. Die Wohlfeilheit des Lebens ist sogar zum Sprüchwort geworden; man könne um einen halben Penny Fisch, Fleisch und Geflügel zum Mittagessen erhalten. Auch ist es wirklich so. Die einzige Schwierigkeit ist nur, den halben Penny zu erhalten. Die Bedürfnisse des Lebens und selbst Luxusartikel sind so wohlfeil und das Geld so selten, daß ein Gastwirth sogar eine Portion gekochtes Fleisch für ein Grau (grois), d. h. für einen Pfennig (rhein.), geben wird. Welche Mühe aber und Anstrengung oft nöthig ist, um diesen Pfennig zu erhalten, weiß jeder, der je in den Hafen von Valetta gekommen ist. Es gibt Knaben und Männer, welche ihren Lebensunterhalt gewinnen durch Tauchen, um Austern und andere Schalthiere, oder auch Gegenstände, die über Bord von den Schiffen gefallen oder geworfen worden sind, heraufzuholen. Sobald ein Schiff ankommt, sind auch mehrere Boote voll von solchen halbnackten Jungen unter seinem Spiegel und bleiben dort einen ganzen Tag lang, und suchen durch heftiges Bewegen ihrer Arme und Niederbeugen ihrer Köpfe diejenigen, die sie ansehen, zu bewegen, einen halben Penny herunterzuwerfen, schreiend: „Werft etwas herunter zum Tauchen!“ Sobald die geringe Münze ins Wasser geworfen ist, stürzt sich sogleich ein ganzes Boot voll Jungen kopfüber ihr nach, und lange bevor sie den Grund erreicht, hat sie einer oder der andere aufgefangen; oft kann man in einer beträchtlichen Tiefe des Wassers lebhafte Kämpfe mit ansehen, um zu entscheiden, wem die Beute gehören soll. In andern Seestädten ist das Scherz und Vergnügen, in Malta aber Gewerb. Mancher maltesischer Schiffer verdankt dem Glück, das ihn hier begünstigte, sein besseres Fortkommen, und noch jetzt lebt im Hafen von Valetta ein Mann, der aus diesem Tauchen nach Kreuzern genug gewann, um sich ein Boot zu kaufen, das er zur Erinnerung „Heave for a dive“ (Werft etwas aus zum Tauchen) taufte und in großen Buchstaben am Spiegel anmalen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Die Südküste Arabiens.

(Schluß.)

Markallah, die Haupthandelsniederlage der Südküste Arabiens, ist theils auf einer kleinen Felsenspitze, theils am Fuß einer Kette von röthlichen Kalksteinklippen gebaut, die sich bis zu 300′ erheben, dicht hinter der Stadt, und auf welchen sechs viereckige Thürme zum Schutze des Ortes stehen. Fast gerade über dieser merkwürdigen Reihe von Klippen erhebt sich der, oben abgeplattete, Gipfel des Dschebel Gharrah, aus schönem, weißem Kalkstein, 1500′ über das Meer, und kann in einer Entfernung von 42 Meilen gesehen werden. Der nördliche Theil der Stadt ist auf einer Abdachung des Fußes der Gebirge nach der Bucht zu gebaut und gegen Westen von einer zerstörten Mauer eingeschlossen, die nach der Küste sich hinzieht und nur einen Eingang hat, der stets von einigen Beduinen bewacht wird. Der Nakib, oder das Haus des Gouverneurs, ein großes viereckiges Gebäude, liegt unter 14° 50′ 40″ N. B. und 49° 11′ 48″ O. L.; die andern Gebäude sind meist Gabahan- (Cajan-) Hütten, unter denen wenige Steinhäuser und zwei Moscheen. Die Bevölkerung der Stadt beläuft sich auf 4500, ein Gemisch des Beni Hasan und Yafet-Stammes, Karaitschies, Banianen und Fremden aus allen Theilen der Welt. Auf jeder Seite der vorspringenden Spitze, auf der die Stadt gebaut ist, liegt eine kleine Bucht, die westliche, von Westen her geschützt durch ein Felsenriff, fast trocken bei niederem Wasserstand, und häufig besucht von arabischen Booten und Küstenfahrern. Im Lauf eines Tages habe ich zwanzig solche Fahrzeuge ankommen sehen, und manche von 100 bis 500 Tonnen Last. Der Zoll beträgt 5 Procent auf Gütern von Indien. Die Ausfuhr besteht in Gummi, Fellen, großen Quantitäten Sennesblättern und wenig Kaffee; die Einfuhr meist in Baumwollenzeug, Leder, Eisen Töpferwaare und Reis von Bombay; Datteln und getrocknetem Obst von Muscat; Dschowari, Badschri und Honig von Aden; Kaffee von Mokka; Schafe, Honig, Aloë, Weihrauch und Sklaven von Berberah, dem Hafen Kosair und andern afrikanischen Häfen. Der Küstenhandel ist sehr lebhaft; Sklavenhandel in fürchterlicher Ausdehnung; ich habe 200 nubische Mädchen auf einmal hier auf dem Sklavenmarkte feil bieten und der brutalen und ekelhaften Untersuchung der Käufer ausgesetzt gesehen; der Preis variirt von 7 bis 25 Pfd. St. für einen Sklaven. Die Abgaben betrugen im Jahre 1834 hier gegen 800 Pfd. St., doch 1836 nahe an 1200 Pfd.; der Haupthandel ist in den Händen der Banian-Kaufleute. Der jetzige Nakib, oder Gouverneur, Mohammed ben-Abdu-l-Abid, ist ein junger Mann von festem, biederem Charakter, und steht in großer Achtung; der Handel ist unter ihm sehr lebhaft geworden.

Miscellen.

Sargdieb in London. Man hat kürzlich einen gewissen Joseph verhaftet, der aus verschiedenen Kirchhöfen die bleiernen Särge stahl und durch hölzerne ersetzte.

Gemäldeausstellung in Paris. Die Zahl der in diesem Jahr ausgestellten Gemälde beträgt 2141. (Voleur vom 20 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 93.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 April 1839.

Orientalische Literatur.

Paris, den 6 März.

In der orientalischen Literatur ist trotz der vielen Verluste, welche sie erlitten hat, ziemlich viel Leben, und der Besitz von Algier hat die arabische Literatur, welche vor 10 Jahren von der jüngeren Generation fast ganz verlassen schien, wieder an die Spitze der orientalischen Literatur hier gestellt. Namentlich ist das große Werk von Ibn Khaldun das Object mannichfacher Plane, und obgleich die Abschrift, welche das Ministerium in Konstantinopel machen ließ, so schlecht ausgefallen, daß sie fast nicht zu brauchen ist, so hat dagegen die königliche Bibliothek kürzlich ein fast vollständiges Exemplar aus der Verlassenschaft von Rousseau, ehemaligem französischem Consul in Bagdad, um 3000 Franken gekauft, das zur Basis der Arbeiten dienen kann. Bis jetzt scheint jedoch noch keiner dieser Plane der Ausführung nahe zu seyn, mit Ausnahme der Ausgabe der alten Geschichte, welche den ersten Theil von Ibn Khalduns Werk bildet, die der Akademiker Arri von Turin unternimmt, und die in drei Quartbänden in Text und italienischer Uebersetzung bei Didot erscheinen wird; der Druck ist angefangen. Das zweite Heft des bibliographischen Lexikons von Ibn Challikan, herausgegeben von Slane, ist erschienen. Es ist eine Unternehmung von großer Schwierigkeit, aber überaus wichtig für die arabische Literaturgeschichte, und man darf wohl sagen, daß der Herausgeber seinem Unternehmen vollkommen gewachsen ist; er hat über seine Hülfsmittel dazu in dem Januarhefte des asiatischen Journals Rechenschaft abgelegt, die sehr genügend ist. Der zweite und letzte Theil der Geographie von Abulfeda, den die asiatische Gesellschaft herausgibt, ist vollendet bis auf den Inder, der gegenwärtig gedruckt wird, und die geographische Gesellschaft hat den Druck der Uebersetzung dieses Werks, welche Reinaud bearbeitet hat, angefangen. Die geographische Gesellschaft ist überhaupt sehr orientalisch geworden; sie hat den zweiten Band der Geographie von Edrisi im Druck, und den ersten der Sammlung von Reisen in den Orient, die unter dem Namen der Reisen von Bergeron bekannt ist, mit neuen Einleitungen und Commentaren herausgegeben. Der erste Band der arabischen Geschichtschreiber der Kreuzzüge, welcher von der Akademie der Inschriften herausgegeben wird, ist ebenfalls seiner Vollendung nahe. Die arabischen Manuscripte der Bibliothek, so zahlreich und werthvoll sie auch sind, sind jedoch noch lange nicht, was sie seyn sollten; man kauft Alles, was angeboten wird, und es vergeht kein Jahr, ohne sehr bedeutende Vermehrungen zu bringen; aber es fehlt an einer Einrichtung, was man in Europa nicht findet, im Orient kaufen oder abschreiben zu lassen, und es ist unbegreiflich, daß man die Schule der Sprachknaben in Konstantinopel nicht dazu benutzt, oder die gelehrten Franzosen in Aegypten. Einer der letztern, Perron, hat sich an das Chaos der Genealogien der arabischen Stämme gemacht, und ein beträchtliches Werk darüber hierher geschickt, das hier erscheinen wird. Ueberhaupt sind diese altarabischen Reste der Gegenstand vielfältiger Studien. Caussin de Perceval bearbeitet die Biographien der vormohammedanischen Dichter nach dem Kitab al Aghani, das ein unschätzbares Repertorium für alte Sittengeschichte ist. Aber die wichtigste Entdeckung in der semitischen Literatur ist die der himjaritischen Sprache, die Fresnel gemacht hat. Der Anfang seiner Arbeiten über die Grammatik dieses Dialekts ist in dem asiatischen Journal erschienen, und muß in Deutschland, wo die biblischen Studien so hoch stehen, lebhaftes Interesse erwecken.

In persischer Literatur ist nichts erschienen, als der erste Band des Buchs der Könige von Firdusi, herausgegeben und übersetzt von J. Mohl. Das Werk gehört zu der großen Foliosammlung der Collection orientale, und ist einer der prachtvollsten Drucke, die es gibt. Dieser Band enthält eine lange Einleitung des Herausgebers, welche in einer Geschichte der epischen Sagen und Poesie der Perser besteht, die Vorrede von Firdusi, die erste der vier persischen Dynastien und den Anfang der zweiten. Es ist die erste vollständige Bearbeitung dieses größten aller persischen Dichter, und unsere Zeit, wo man wahrhaft nationale Dichtungen mit so großem Eifer sucht und studirt, ist besser geeignet, ihn zu würdigen, als irgend eine frühere.

Die indische Literatur hat in Jacquet einen wahren Ver-

Luft erlitten, und ſeine Sammlung indiſcher Inſchriften, zu der er eine Maſſe inedirter Materialien hatte, wird wenigſtens hier nicht ſobald einen Herausgeber finden, obgleich die Entdeckungen von Prinſep in Calcutta dieſem Studium eine Wichtigkeit gegeben haben, die man vor zwei Jahren noch nicht geahnet hätte; denn bei dem gänzlichen Mangel von Chronologie bei den Hindus ſetzen dieſe Inſchriften Punkte feſt und Epochen, in die ſich das Uebrige einreihen läßt. Man kann aus den letzten Jahrgängen des aſiatiſchen Journals von Calcutta abnehmen, welchen wichtigen Beitrag zur Geſchichte des Orients dieſe Unterſuchungen ſchon gegeben haben und noch geben werden. Der Wiederaufbau der Geſchichte des Orients iſt in allen ſeinen Theilen reichhaltig, und bis jetzt noch arges Stückwerk; aber nirgends iſt er ſchwieriger als in Indien, wo bisher Alles der freiſten Conjectur preisgegeben war, und wo man ſich leicht um ein Jahrtauſend irren konnte und oft geirrt hat. Einen großen Beitrag dazu wird die Geſchichte von Caſchmir geben, welche der Hauptmann Troyer auf Koſten der aſiatiſchen Geſellſchaft hier herausgibt, und deren erſte zwei Bände im Laufe des Jahres erſcheinen werden; ſie gehen bis auf die mohammedaniſche Eroberung herab. Burnouf gibt in der Collection orientale den Bramapurana heraus, deſſen erſter Band im Laufe des Jahres erſcheinen wird; es iſt der erſte Purana, der vollſtändig überſetzt erſcheint, und das Werk wird in den Geiſt der indiſchen Religion und Metaphyſik, wie ſie ſich in der mittelalterlichen Zeit Indiens ausgebildet, klare Einſicht geben. Es iſt ein Unglück, daß dieſe Bücher ſo weitläuftig ſind, aber dem iſt einmal nicht abzuhelfen, und alle Auszüge können nicht genügen, man muß die ganzen Schriftſteller vor ſich haben, und bis ihrer noch Hunderte gedruckt und überſetzt ſind, wird der Orient ein Buch mit ſieben Siegeln bleiben. Die Kirchenväter ſind auch weitſchweifige Schriftſteller, und doch hat man ſie gedruckt und muß ſie leſen, und am Ende iſt die indiſche Literatur ſo unüberſehbar groß nicht; aber wie man es mit der chineſiſchen machen wird, um Europa dieſe Welt verſtändlich zu machen, iſt kaum abzuſehen. Es iſt freilich in den Millionen Bänden chineſiſcher Literatur mehr Wiederholung, mehr leeres Wortdreſchen und mehr Nachbeten alter Maximen, als in irgend einer andern, vielleicht mit Ausnahme der Scholaſtiker, aber es iſt auf der andern Seite doch eine ſo ungeheure Maſſe von Facta, eine ſo unberechenbar große Menge von poſitiven Kenntniſſen und Beobachtungen niedergelegt, daß einem der Muth ſinkt, der Sache ins Geſicht zu ſehen. Es iſt in der letzten Zeit wenig dafür geſchehen: ein Anfang einer Ausgabe von Laotſe von Pauthier, einige Aufſätze von Bazin und Biot im aſiatiſchen Journal, und einige Ueberſetzungen induſtrieller Bücher von Julien. Die Miſſionäre, welche früher ſo viel für die Kenntniß von China gethan haben, thun nichts mehr, obgleich ſie noch eine ziemliche Anzahl von Emiſſären in China und Verbindungen durch das ganze Reich haben. Aber der alte Geiſt iſt aus der Geſellſchaft gewichen, und die Briefe der Miſſionen, die man zu ſehen bekommt, ſind offenbar von guten, eifrigen Menſchen geſchrieben, die aber weder Bildung noch Kenntniſſe haben. Die Umſtände haben ſich freilich auch ſehr verändert, denn früher hatte man die Wahl in zahlreichen Orden, welche ihre Miſſionäre unter Tauſenden ihrer Novizen ausſuchen und ſie vielfältig vorbereiten und auf die Probe ſtellen konnten, ehe ſie ausgeſchickt wurden, jetzt muß man nehmen, was ſich darbietet, und ſich mit dem Eifer begnügen, der ſich dem Märtyrerthum auszuſetzen bereit iſt, wie blind er auch ſonſt ſeyn mag.

Die aſiatiſche Geſellſchaft gedeiht, ſie wird gegen Oſtern die Geographie von Abulfeda vollenden. Sie hat für die Zukunft eine Maßregel genommen, welche ihr wahrſcheinlich ſehr vortheilhaft ſeyn wird, indem ſie beſchloſſen hat, künftig alle Werke die ſie drucken läßt, in einer gleichförmigen und zuſammenhängenden Reihe von Bänden herauszugeben, wodurch neben dem Journal, das in ſeiner bisherigen Form bleibt, eine Sammlung entſtehen wird, welche ihren Platz in allen Bibliotheken einnehmen muß. Der Anfang dieſer Sammlung wird mit der Chronik von Caſchmir gemacht, auf welche die Reiſen und die Inſchriften von Schulz folgen ſollen, da der langwierige Stich der letztern endlich beinahe vollendet iſt. Die Verbindungen der Geſellſchaft mit dem Orient und mit Aegypten dehnen ſich aus, auch ihre Hülfsmittel vermehren ſich, die Zahl der Mitglieder und die der Subſcribenten auf das Journal nehmen zu, aber langſamer als ihre Bedürfniſſe erforderten; denn in der Mitte der vielfachen Thätigkeit in der orientaliſchen Literatur bieten ſich ihr unendlich mehr Gelegenheiten an, ſich nützlich zu machen, als ihre Mittel ihr erlauben, zu benutzen. Es iſt noch ſo unendlich viel zu thun, bis nur das nothwendigſte Material zur Geſchichte des Orients zugänglich ſeyn wird, daß es wehe thut, zu ſehen, wie auch das, was ſogleich geſchehen könnte, und wozu Kenntniſſe und guter Wille da ſind, nicht ausgeführt werden kann.

Ausflug an die Ufer der Südſee im Frühjahre 1829.

(Fortſetzung.)

Teitepaque, am 4 Februar.

Während die übrige Reiſegeſellſchaft Mitla ſchon früh verließ, um hieher voranzugehen, arbeitete ich noch einige Stunden in den Palaſtruinen, und verließ erſt gegen Mittag das gaſtliche Haus des alten freundlichen Indiers Joſé Arriortua, in welchem wir geſtern gaſtfreie Aufnahme gefunden hatten. Es ging zuerſt auf dem geſtrigen Wege nach Tlacolula zurück, dann nach Südweſten, dem Fuße der Bergkette zu, welche das Thal von Tlacolula von dem von Zachila, oder dem ſogenannten Valle chico, einem Theile des ſüdlichen Armes des großen Thales von Oajaca, trennt. Der Weg hieher hat im Ganzen wenig Anziehendes. Er führt durch einen öden Mimoſenwald, noch öder um dieſe Jahreszeit, zu welcher die Mimoſen faſt ganz ohne Blätter ſind. Man verläßt dieſen Wald erſt, wenn man den fruchtbaren und reizenden Thalarm erreicht hat, in deſſen Mitte das Dörfchen Teitepaque unter Fruchtbäumen verſteckt liegt.

Teitepaque, jetzt ein unbedeutendes Dorf, war vor der Eroberung eines der Hauptoratorien der Zapoteken. Seine

Gründung ist sehr alt, und die Geschichte nennt uns zwei Häuptlinge eines aus Macuilsuchitl hieher gewanderten zapotekischen Stammes, Baaloo und Baalachi, als die ersten Gründer. Begünstigt vom Könige der Zapoteken verließen sie ihren bisherigen Wohnsitz, griffen einen in den Gebirgen um Teitepaque wohnenden wilden unabhängigen Indierstamm an, und unterwarfen ihn nach blutigem Kampfe. Auf der Höhe der Berge gründeten sie nun ihren ersten Wohnsitz, später im Thale den zweiten. Wie Mitla war auch Teitepaque, dessen alter Name Zee-to-baa „zweiter Ort der Seligen" bedeutet, der Sitz religiöser Herrlichkeit. Die hier wohnenden Edlen waren wohl erfahren in den Sitten und Gebräuchen des zapotekischen Cultus, ja es scheint, als habe hier eine förmliche Priesterschule bestanden. Wenigstens gab es, dem Zeugnisse des Dominicaners Frav Pedro de Feria zufolge, der bald nach der Eroberung hier sich um die Bekehrung der Indier verdient machte, zu Teitepaque einen aus Steinen erbauten Palast, der Quehuiquijezaa, Haus des Unterrichts und Cultus, genannt ward. Nach Ueberresten dieses Gebäudes erkundigte ich mich vergebens. So viel scheint gewiß, daß Teitepaque von seinen eigenen Caziquen oder Edlen beherrscht ward, über welche der König der Zapoteken nur eine Art von Lehensherrschaft ausübte. Zur Zeit der Eroberung heirathete ein Sohn dieses Königs eine Tochter der Herren von Teitepaque. Viele Spanier waren auf der äußerst glänzenden Hochzeit zugegen, aber schon nach drei Tagen starb der Prinz, und mit ihm erlosch die directe Linie des zapotekischen Herrscherstammes. Die letzten Herren von Teitepaque nahmen das Christenthum an, wurden durch den Pater Domingo Grirelmo getauft, und empfingen die Taufnamen Gaspar und Balthasar.

Um diese Zeit war Teitepaque von 3000 bis 4000 Familien bewohnt, deren Häuser sich eine Legua weit im Thale hinzogen. Sie hatten wohlangebaute Felder, und lebten in Wohlhabenheit, ja Ueberfluß. Jetzt beträgt die Zahl der Bewohner des Ortes kaum gegen 400 Individuen, friedliche, arme Leute. Die Dominicaner erbauten hier bald nach der Eroberung ein ziemlich weitläufiges Kloster mit hübscher Kirche. Jetzt dient ersteres, alt und sehr verfallen, dem Pfarrer des Ortes zur Wohnung. Wir logiren darin, und haben einige der alten Cellen der Mönche für diese Nacht eingenommen. Mit ihren dicken Mauern und kleinen, stark vergitterten Fenstern gleichen sie Gefängnissen, und es ward mir fast unheimlich, als ich sie betrat.

In Teitepaque ward das einzige Auto da Fé, etwa hundert Jahre nach der spanischen Invasion, gehalten, dessen die Geschichte des Staates Oajaca erwähnt. Das Opfer war ein Indier, welcher, obgleich scheinbar ein Christ, dennoch in seinem Hause den alten Götzendienst fortgetrieben, auch Andere dazu verleitet hatte. Die alten Geschichtschreiber erzählen ganz ernsthaft und mit großer Ausführlichkeit, wie sich der zu dem Auto errichtete Scheiterhaufen während des Gebets des Predigermönchs plötzlich von selbst entzündet, und das aller Anstrengungen ungeachtet nicht zu löschende Feuer den verstockten Apostaten verzehrt habe.

Von Oajaca ist Teitepaque vier Leguas südöstlich entfernt. Umgeben von Bergen ist der Ort mit fruchtbaren Feldern gesegnet, bewässert von einem rasch das Thal durchströmenden Flüßchen. Man baut viel Mais und Cochenille hier. Das Klima ist mild und trocken. Etwas höher im Thale hinauf liegt das Dorf Santa Catarina, welches seine Entstehung zunächst dem Bergbau im benachbarten Magdalenengebirge verdankt, der einst bedeutend war, jetzt aber fast ganz aufgehört hat. Die, im Porphyr aufsetzenden, Gänge führen Blei und Silber.

Im gastlichen Zimmer unseres Wirthes, des Pfarrers Don José Manuel Lopez, verging uns der Abend sehr angenehm. Dieser sehr aufgeklärte Mann ist aus dem Staate Chiapas gebürtig, und war die Hauptursache, daß dieser Staat, ursprünglich ein Theil der General-Capitänschaft Guatemala, sich von dieser, der heutigen Republik Central-Amerika, trennte, und der Republik Mejico anschloß, nachdem beide Länder die spanische Obergewalt abgeschüttelt hatten. Wegen seines Einflusses auf dieß Ereigniß verfolgt, mußte er sein Geburtsland verlassen, fand aber in Mejico keine Anerkennung seiner Verdienste. Er ist weit über den bigotten Glauben seiner Collegen erhaben, und verrichtet nur mit Widerwillen manche Ceremonien des katholischen Gottesdienstes, die er indeß für jetzt noch als nothwendig für das daran eifrig hängende, alle Religion nur in ihnen suchende Volk ansieht.

(Fortsetzung folgt.)

Einiges über Malta.

(Fortsetzung.)

Die Malteser, sagt Hr. Schlienz in seinen Views on the Improvement of the Maltese Language, stammen von den Arabern ab, und ihre Sitten und Gebräuche bestätigen nun diese Ansicht. In ihren Wortgefechten, die häufig genug sind, ergießen sie, wie die Araber, statt einander zu schimpfen, ihre ganze Galle auf die Verwandten ihrer Gegner, und indem sie beim Vater und der Mutter anfangen, verfluchen sie mit heftiger Stimme und Gebärde nach und nach die verschiedenen Zweige der Familie; wenn der Zank lange dauert, so können selbst die entferntesten Verwandten ihren Theil erhalten, doch hört man nie auch nur ein Wort persönlichen Vorwurfes. Wenn sie einem Bettler nichts geben können, so verfehlen sie doch, auch wie die Araber, selten, ihm einen Segen zu geben oder guten Wunsch auszusprechen; „Gott helfe dir!" ist das gewöhnliche Wort, wenn sie nichts Besseres geben wollen oder können. „Die Malteser, sagt Dr. Avalos, sind im Allgemeinen von mittlerer Größe, stark, kräftig und von brauner Gesichtsfarbe." Diese Gesichtsfarbe gilt in der That für so national, daß wenn ein hübsches Kind geboren wird, die Frauhasen die Hände ringen und sagen, die Mutter sey von einem Engländer geschreckt worden.

„In ihrem Charakter kann man leicht den Einfluß des Klima's und jene Beweglichkeit der Empfindung, Gebärde und Gesichtszüge erkennen, was manche Völker in den Aequinoctialgegenden Afrika's charakterisirt. Sie sind voll Feuer und mit einer großen Einbildungskraft begabt, ihre Leidenschaften sind sehr lebhaft, und auf ihren Meinungen, in Liebe und Haß, bleiben sie sehr hartnäckig. Das heiße

Klima, unter einem faſt ununterbrochen heitern Himmel, gibt ihrem phyſiſchen und moraliſchen Charakter viel Ausdruck; ſie wiſſen nicht, wie ſie ihre wirklichen Empfindungen unter der Maske der Convenienz verbergen ſollen, ſo daß man nirgends Menſchen finden kann, die weniger verſteckt handeln, und deren Seele leichter auf ihren Geſichtern errathen werden könnte."

Obgleich Malta von Natur wenig mehr als unfruchtbarer Fels iſt, ſo hat doch der Fleiß der Menſchen ihn gewiſſermaßen fruchtbar gemacht.

„Auf vielen Bergen und Anhöhen ſind die Felder mit Steinwänden umſchloſſen, in Form von Terraſſen aufgebaut, damit die großen Regengüſſe im Winter den Boden nicht wegſchwemmen und das Vieh nicht hineinbrechen kann. Dieſe Mauern, die aus Bruchſteinen, aus den Steinbrüchen der Inſel, gemacht werden, geben dem Land ein ſehr eintöniges Anſehen, während ihre helle Farbe die Sonnenſtrahlen im Sommer zurückwirft und die Hitze noch ſtärker macht. Die Hauptproducte der Inſel ſind Korn und Baumwolle. In einigen Theilen des Landes trägt der Boden 40-, ja 60fach, während in andern nicht mehr als das 12te bis 25ſte Korn erzielt wird. Dieſe Fruchtbarkeit muß man eben ſo wohl der Induſtrie der malteſiſchen Bauern, als dem natürlichen Reichthum des Bodens zuſchreiben. Der Fleiß der Landleute bei Bebauung ihrer kleinen Inſel iſt wirklich überraſchend. Dem Lande wird nie Raſt gegönnt, ſondern es wird ohne Unterbrechung Jahr aus Jahr ein bepflügt und beſäet. Weizen wird jedes andere Jahr mit Gerſte und Klee gegen den Monat November geſäet; die Ernte fängt im Junius an. Die Gerſte wird ſchon um den Monat Mai eingebracht. Nach dieſer Ernte werden die Felder mit Baumwolle, Melonen, Kümmel, Seſam und andern Sämereien beſtellt. Dadurch werden die Felder nicht erſchöpft, und ſollte es ſo ſcheinen, ſo werden ſtets Gerſte, Erbſen, Bohnen, Mais und andere Gemüſepflanzen geſäet. Die Baumwolle von Malta iſt ſehr ſchön und bildet den Hauptausfuhrartikel. Es gibt zwei Arten, die durch ihre Farbe unterſchieden ſind, die eine iſt weiß, die andere von einer dunkeln Nankingfarbe. Sie wird gegen Ende Mai geſäet und Anfang September, wenn der Regen anfängt, eingebracht. Im Jahre 1801 betrug der Werth der rohen auf der Inſel gewonnenen Baumwolle faſt eine halbe Million Pfund Sterling. Aus verſchiedenen Urſachen jedoch, beſonders der neuerfundenen Maſchinen wegen, um dieſen Artikel zu bereiten, und weil Aegypten ſie in größern Maſſen und wohlfeiler liefert, hat ſich die Production um die Hälfte vermindert. Der Same dieſer Pflanze wird von den Einwohnern zum Mäſten des Rindviehes benutzt, und ich bemerkte, daß dieſer Gebrauch auch im Orient vorherrſcht, und daß die Araber Syriens und Paläſtina's ihren Kamelen vorzüglich dieſes Futter geben. Eine ſchöne Art Klee, den Linné hedysarum coronarium nennt, mit rother Blüthe, wächst während der Regenzeit auf der Inſel ſehr üppig auf. In der Blüthezeit dieſer Pflanze gewähren die Felder einen wirklich anmuthigen Anblick. Sie wird 4 bis 5' hoch, und gibt den Pferden, Maulthieren u. ſ. w. im Winter grünes Futter; was übrig bleibt, wird aufgehoben, getrocknet und im Sommer als Heu verbraucht. Das andere trockne Futter für das Rindvieh beſteht in Gerſte und Johannisbrod (carob), die beide auf der Inſel wachſen, doch nicht hinreichend für die Conſumtion. Der Johannisbrod- oder Heuſchreckenbaum wächst ſehr häufig im Land, und iſt einer der wenigen Bäume, die das ganze Jahr grün bleiben. Er iſt über das ganze Land zerſtreut, und kommt im ſteinigſten, felſigſten Boden fort. Viele aus den ärmern Claſſen brauchen ſeine Frucht als Speiſe, die, wenn ſie im Ofen gebacken iſt, keinen unangenehmen Geſchmack hat. Auch wird der Reiſende von den Kindern im Lande gewöhnlich mit dem Geſchrei verfolgt: „Habba Harub" (einen Pfennig für Johannisbrod). Doch auch außer dem Obengenannten bringt Malta eine Menge von Pflanzen und Früchten hervor. Einem Fremden muß es ein überraſchender Anblick ſeyn, wenn er zur Obſtzeit vor Sonnenaufgang vor den Thoren von Port des Bombes ſteht und die zahlreichen Karren mit obigen Gegenſtänden ſtark beladen auf das Oeffnen der Thore warten ſieht. Der Markt iſt in dieſer Zeit wohl verſehen mit Erdbeeren, Feigen, Granatäpfeln, Trauben, Aepfeln, Birnen, Pfirſichen, Aprikoſenpflaumen (nectarine), Aprikoſen, Melonen, Zwetſchen und prickle-pears (indiſche Feigen?), die zu ſehr niedrigen Preiſen verkauft werden, und von denen Viele der ärmern Claſſen aus Mangel anderer Speiſe hauptſächlich leben. Die Orangen von Malta werden mit Recht ihrer Trefflichkeit wegen gerühmt, und die große Menge, die nach England und andern Ländern ausgeführt werden, zeigt, wie ſehr man ſie im Auslande ſchätzt. Die Obſtzeit dauert faſt fünf Monate, vom November bis April, während welcher Zeit die ſchönen Bäume reich mit Früchten bedeckt ſind. Die Ei- und Blutorangen werden für die vorzüglichſten gehalten. Die letztern hat man, nach Einigen, erhalten, indem man ein Auge des gemeinen Orangenbaumes auf einen Granatapfelbaum gepfropft hat. Doch dieſe Meinung iſt ganz unnatürlich und müßte durch den Augenſchein beglaubigt werden. Auch die Trauben ſind trefflich, doch bringt die Inſel nicht mehr hervor, als ſie ſelbſt verbraucht.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Neuer Wagen. Die engliſchen Journale ſprechen von einem neuen Wagen, den ein Hr. Nevis aus Cambridge erfunden, und ihm den Namen Aellopopodes gegeben habe. Der Reiſende treibt ihn ſelbſt, und man ſoll damit auf gewöhnlichen Wegen 20 bis 30 (engl.) Meilen machen können; auf den Eiſenbahnen ſey die Schnelligkeit unglaublich. (Echo du Monde Savant vom 28 März.)

Franzöſiſche Literatur des Mittelalters. Hr. Th. de La Tallemarqué, den die franzöſiſche Regierung mit einer hiſtoriſch-literariſchen Miſſion nach Wales geſchickt hatte, fand dort wichtige Documente für die franzöſiſche Literatur des Mittelalters, namentlich mehrere Erzählungen in celtiſcher Sprache, welche die Originale einiger der älteſten Romane von der Tafelrunde zu ſeyn ſcheinen. (ibid.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 39** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Thomas Moore's Geſchichte von Irland. (Fortſetzung.) — Johanna Baillie. (Fortſ.)

Das Abonnement dieſer dem Auslande hingegebenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Ausl. jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 94.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 April 1839.

Degeneration der Race in Frankreich.

(Aus der Revue britannique. Februar 1839.)

Seit 25 Jahren ist eine Degeneration der Bevölkerung in Frankreich augenscheinlich; Krieg und Schaffott haben die kräftigsten Menschen weggerafft. Ein gelehrter Arzt, Louis Villermé, den die jedes Jahr bei der Conscription erscheinende, kleiner und schwächlicher werdende Race in Erstaunen setzte, hat zuerst hierauf aufmerksam gemacht. Es geht aus seinen Beobachtungen hervor, daß seit 40 Jahren die Größe der ausgehobenen Mannschaft bedeutend abgenommen hat. Vor der Revolution nahm man unter die Grenadiere keinen unter 5′ 5″ auf, unter der Republik nahm man sie zu 4″, unter dem Kaiserreich zu 3″, unter der Restauration zu 2½″, jetzt endlich hat die Nothwendigkeit, die speciellen Waffengattungen zu versorgen, die freilich jetzt viel zahlreicher sind, den Beschluß hervorgerufen, alle Leute von gutem Benehmen ohne Unterschied in die Elitecompagnien zu nehmen, — allerdings eine sehr vernünftige Maßregel, die aber nichtsdestoweniger eine anerkannte Thatsache, nämlich die Degeneration der Race verbirgt.

Außer dem Kriege und den politischen Stürmen haben noch andere Ursachen hierzu beigetragen. Da das Gesetz gewisse Classen der Verheuratheten von dem Kriegsdienst ausnahm, so war die Folge, daß junge Leute, um sich desto früher dem Kriegsdienst zu entziehen, Frauen von sehr schwacher Gesundheit oder schon vorgerücktem Alter heuratheten; die Kinder aus solchen Ehen waren schwach, zum Theil verkrüppelt, und dieß war so eingreifend, daß in den Jahren 1832, 1833 und 1834, wo die in den erstern Jahren Gebornen zur Conscription kamen, die Exemptionen ohne Vergleich zahlreicher waren, als sonst. Die gleichen Resultate hatte man schon in den Jahren bemerkt, welche sich auf die Zeit der Revolution bezogen. Hunger und Elend haben gleichfalls auf die Kinder aus jener Zeit gewirkt. Ein merkwürdiger Fall kam im Jahre 1815 vor. Als damals ein englisches Armeecorps in Frankreich stehen blieb, wurden für diese Truppen Tschakos bei den französischen Lieferanten bestellt, welche sich nach den von dem französischen Kriegsministerium vorgeschriebenen Maßen richten zu können glaubten. Als die Tschakos geliefert wurden, erkannten die Lieferanten zu ihrem nicht geringen Schrecken, daß zwei Drittheile zu eng waren; nur auf die kleinsten englischen Köpfe paßten die größten Tschakos, die andern wurden ohne weiteres verworfen. Indeß sind die englischen Truppen noch bei weitem nicht so groß, als zum Beispiel die Deutschen und Ungarn. Man kann hieraus auf die große körperliche Verschiedenheit schließen.

Auf dem Lande sind die Recruten meist kräftiger constituirt, als in den Städten, obwohl die Städter meist etwas höher gewachsen sind als die Landbewohner, denn diese verlieren an Kraft, was sie an Größe gewinnen; dieß bestätigt die Meinung der Officiere hinsichtlich der respectiven Energie der Truppen, *) indem die kleinern Soldaten eines Regiments die Anstrengungen des Marsches und die Krankheiten viel besser ertragen, als die größern Leute. Doch wenn auch die Größe der Taille nichts für die Stärke des Mannes beweist, so zeigt doch die überall gebräuchliche Versammlung großer Leute in einzelnen Corps, daß eine kleine Statur im Kriege eine nicht ganz gleichgültige Sache ist. Uebrigens sprechen wir hier weniger von der Körperlänge als von einer robusten, musculösen Constitution und einem gesunden Blute. Der Muth, eine gute Disciplin und taktische Ausbildung entscheiden oft über den Erfolg im Kriege, aber wenn man mit 100,000 Mann in Linie tritt, und nach einem oder zwei Monaten durch die Schwäche der Truppen genöthigt ist, ein Drittheil im Spital zu lassen, wie man dieß in den Jahren 1813 und 1814 sah, und noch in Afrika sieht, so wäre es nicht schlimmer, eine große Schlacht zu verlieren.

Die Größe einer Nation besteht nicht bloß in ihren literarischen oder industriellen Fortschritten, und gerade diese letztern sind es, welche nebst dem Elende der niedern Volksclassen am meisten zur Verschlechterung der Race beitragen. (Bekanntlich klagen auch die englischen Officiere sehr hierüber.)

*) Es war ein gewöhnlicher Ausdruck unter den französischen Officieren: il nous faut des crapauds! A. d. R.

Ausflug an die Ufer der Südsee im Frühjahre 1829.

(Fortsetzung.)

San Lorenzo Zimatlan, am 8 Februar.

Unsers Freundes gastliches Haus gegen 9 Uhr Morgens verlassend, erreichten wir bald den Fuß der Berge, die wir zu übersteigen hatten, um in das Thal von Zachila zu gelangen. Ihre Höhe an dieser Stelle ist gering, und der Weg über sie hin wenig anziehend. Verschiedene Porphyrarten, nur stellenweise sparsam mit Dammerde bedeckt, bilden den Boden. Mimosen, Cassien, hie und da eine Eiche, Agaven, Yukken ꝛc. stehen kümmerlich und verbrannt umher, und gewähren dem Haupte des Reisenden keinen Schatten. Von der Höhe hat man eine schöne Aussicht in das Thal von Zachila, einen Theil des nach Süden sich hindehnenden Armes des großen Thales von Oajaca, der auch Valle chico (das kleine Thal) genannt wird. Man erblickt mehrere große Dörfer, die mit ihren aus dem hellen Grün ihrer nähern Umgebungen freundlich herüberschauenden Kirchen mit weißen Thürmen einen malerischen Contrast bilden mit dem tiefen Schwarzgrün der Eichenwälder an den jenseitigen, wild und rauh sich aufthürmenden Bergketten. Durch Gebüsch und die im Thale ausgebreiteten wohl angebauten Mais-, Bohnen- und Chilepfefferfelder schlängelt sich der von Oajaca herabkommende, seine Fluthen dem Südmeer zusendende Fluß Atoyac, mit seinen im Sonnenscheine blitzenden Wellen das Thal befruchtend, und bedeutend die Schönheit der zu den Füßen des Beschauers ausgebreiteten Landschaft erhöhend.

Steil senkte sich der Weg ins Thal hinab zum Dorfe Cuyotepec, unmittelbar am Fuße der Berge gelegen. Ehemals bedeutend, hat dieß von Obst- und Gemüsegärten umgebene Dorf jetzt sehr verloren. Viele große Wohngebäude standen verlassen und zerfielen, auch die Kirche erschien der Reparatur sehr bedürftig. Einige schöne Cypressen (Cupressus disticha) erheben sich auf dem großen Platze vor derselben.

Von hier brachte uns ein angenehmer Ritt quer durch das reich angebaute, äußerst fruchtbare Thal bald nach Zachila oder Sachila, dem alten Teozapollan, der ehemaligen Residenz der zapotekischen Könige. Hier hielten wir einige Zeit, ein Frühstück einzunehmen und einige Reste alter Bauwerke zu betrachten, welche es hier gibt. Zachila ist ein großer, wohl gebauter Flecken, mit ausgedehntem, von hübschen Häusern umgebenem Marktplatze und breiten einander meist in rechten Winkeln durchschneidenden Straßen. Die Häuser der Bewohner liegen hier allenthalben in der Mitte von gut gehaltenen Gärten, deren lebendige Cactuszäune die Straßen zu beiden Seiten einfassen und einen eigenthümlichen Anblick gewähren mit ihren hellgrünen, vieleckigen, geraden Stengeln, ungeheuren Wachskerzen nicht unähnlich. Doch sind diese Zäune hier nicht so hübsch, als z. B. in Tlacolula. Die Gärten sind gut angebaut, besonders mit Obstbäumen, und aus dem glänzenden Grün der Blätter schauen hier die Orangen und Citronen, die Limas, Toronjas und Cidras den Vorübergehenden freundlich lockend an. Ueber sie hinaus erheben sich riesige Stämme der Aguacates (Laurus persea) und der incarcerirten Wallnüsse (juglans alba), und unter ihrem breiten, schattenden Blätterdache winkt die gigantische Traube der Paradiesfeige oder Banane (Musa paradisiaca). Doch, wir kannten sie schon, diese Sirenen, die großentheils ungesund, den arglosen Wanderer nur locken zum Genuß, um ihm nachher mit verderblichen Fiebern zu lohnen, und zogen, uns begnügend mit dem Anblicke ihrer Schönheit, vorüber.

Man baut in der Umgegend viel Mais, Frijoles, Xicamas (eine Art Rüben), Tomaten oder Liebesäpfel (Solanum lycopersicum), Kohl, Erbsen, Bataten (Convolvulus batatas), und Zuckerrohr. Auch treibt man stark die Zucht von Rindvieh, Schafen und Ziegen. Der sehr bevölkerte Ort hat nur wenig eigene Ländereien, weßhalb die Einwohner genöthigt sind, dergleichen von den Besitzern der umliegenden ausgedehnten Landgüter (Haciendas de campo) zu pachten, um die nöthigen Feldfrüchte bauen zu können. Zachila ist der Sitz eines Districtsrichters. Es war eben Markt im Dorfe, und eine Menge indischer Landleute aus den umliegenden Ortschaften war, nebst Bewohnern der kaum mehr als zwei Leguas entfernten Stadt Oajaca hier zusammengeströmt. Neugierig wurden wir Ausländer von der Menge betrachtet, wohl auch hie und da bespöttelt, als wir auf den Marktplatz gingen, die dort feilgebotenen Gegenstände zu beschauen. Wir fanden Ursache, nicht sowohl die Mannichfaltigkeit als die große Menge der hier aufgestapelten Erzeugnisse des Landes zu bewundern. Erstere scheint auf den hiesigen Märkten im Allgemeinen nicht sehr bedeutend. Der Indier lebt äußerst einfach und bedarf daher nur weniger Gegenstände.

Bald nachdem wir Zachila verlassen hatten, überzog sich der bis dahin im klarsten Blau prangende Himmel plötzlich mit einer schwarzgrauen Wolkendecke. Fern im Süden begann das dumpfe Grollen des Donners, der Wind erhob sich und accompagnirte im grellen Discant den tiefen Baß des nahenden Ungewitters. Wir eilten, um wo möglich noch vor dem Hereinbruche des Regens das noch zwei Leguas entfernte Zimatlan zu erreichen, allein schon fielen einzelne Tropfen, und bekannt mit der Heftigkeit der Regen in diesen Landstrichen, waren wir froh, in einem am Wege liegenden kleinen Gehöft (Rancho) Schutz zu finden. Ich war erstaunt, in dem kleinen, von gewöhnlichen Indiern bewohnten Hause ein recht braves Oelbild, eine Heiligenlegende darstellend, anzutreffen, denn obgleich Oelgemälde in den Hütten der hiesigen Landbewohner sehr allgemein sind, so trifft man darunter doch nur höchst selten etwas nur einigermaßen Erträgliches an. Meist sind diese Bilder nur widerliche Kleckserien, von denen das Auge sich mit Ekel abwendet. Die guten Leute vom Hause waren sehr besorgt um ihre Grana (Cochenille), welche durch solche heftige Gewitterregen in dieser Jahreszeit, wo sie, wie man sich hier ausdrückt, bald reif, d. h. zum Abnehmen vom Nopal zeitig ist, außerordentlich leidet. Die Erziehung dieses Färbeinsects macht einen Hauptnahrungszweig dieser Gegend, so wie des ganzen Staats Oajaca aus, und ist äußerst mühsam. Ehedem war die Cochenille außerordentlich theuer, so daß das Pfund in Oajaca selbst mit drei bis fünf Pesos bezahlt ward. Jetzt kann man die beste Cochenille hier

zu 12 Reales (2 Thlr. C. M.) kaufen, ein Preis, bei welchem dem Erzeuger nur ein geringer Gewinn bleibt.

Eine Stunde hielt das Wetter an. Dann trat die Sonne wieder hervor, und die eben noch faſt überſchwemmten Wege waren bald wieder völlig trocken. In Zimatlan, welches wir gegen 5 Uhr Abends erreichten, hat uns das Haus des hieſigen Diſtrictsrichters, Don Ramon Larrañaga aufgenommen, den wir ſchon früher kennen gelernt hatten. Als Altſpanier iſt er vor kurzem ſeines Poſtens entſetzt worden, und befindet ſich jetzt in der Hauptſtadt des Landes, um den Erfolg des ſo eben von der antiſpaniſchen Partei dem Generalcongreſſe vorgelegten Landesverweiſungs-Geſetzes gegen alle Altſpanier abzuwarten. Seine Gemahlin, die mit ihren Kindern noch das Haus bewohnt, nahm uns ſehr freundlich auf. Wir fanden an ihr die vernünftigſte und unterrichteſte Creolin, die uns bis lang vorgekommen war, und unterhielten uns mit ihr einige Stunden ſehr angenehm.

San Lorenzo de Zimatlan iſt eines der bedeutendſten Dörfer im Valle Chico, Hauptort des Diſtricts gleiches Namens, der ſich ehedem bis an die Küſten des Südmeers ausdehnte, jetzt aber eingeſchränkter iſt. Der Ort hat drei hübſche Kirchen, verſchiedene Springbrunnen, hübſche Häuſer und reiche Fruchtfelder und Obſtgärten. Ehedem war hier auch ein Dominicanerkloſter. Ein unterirdiſcher, gemauerter Canal verſorgt den Ort mit Waſſer aus den benachbarten Gebirgen. Er beginnt bei dem zwei Leguas von hier entfernten Gebirgsdorfe Santa Inez, und verdankt ſeine Entſtehung urſprünglich dem Dominicaner Fray Juan Mata, der ihn bald nach der Beſitznahme des Landes erbauen ließ, um den Ort und ſein neu errichtetes Kloſter mit Trinkwaſſer zu verſehen. Später verſtopfte ſich der Canal und ward vergeſſen, Dorf und Kloſter litten Waſſermangel, bis man ſich um 1670 ſeiner wieder erinnerte und ihn von Neuem herſtellte. Seitdem hat er unausgeſetzt ſeinen Zweck erfüllt. Vom Calvarienberge, am nördlichſten Ende des Dorfs gelegen, hat man eine hübſche Ausſicht über das Thal hin. Die Calvariencapelle, ein in Form einer Baſilica erbauter, früher reich geſchmückter Tempel, iſt jetzt Ruine, und verfällt, wie in dieſem Lande die Religion, die ihn hervorbrachte. Mit der Zeichnung einiger freundlich gelegenen Indierhütten bereicherte ich hier meine Reiſemappe.

In alten Zeiten diente Zimatlan, unmittelbar am Fuße der das Thal von Zachila nach Weſten begränzenden Bergkette gelegen, welche das Gebiet der Zapoteken von dem der Miſteken trennt, den Erſtern als eine Art von Gränzfeſtung gegen die Letztern. Der König von Zapotecapan hatte hier beſtändig eine Gränzmacht, welche die etwaigen kriegeriſchen Bewegungen des feindlichen Nachbarvolkes zu beobachten und ihm davon Nachricht zu geben hatte, damit er im Falle der Noth gleich ſeine Gränzen gehörig beſetzen und ſich gegen Ueberfall ſichern könne. Solcher Gränzwachten unterhielt der König mehrere gegen die Miſteken, die mit den Zapoteken ſtets um die Oberherrſchaft in dieſen Gegenden gebuhlt zu haben ſcheinen.

(Schluß folgt.)

Valeria Indica.

In der Königlichen Geſellſchaft zu London vom 2 März las Hr. Dr. Royle einen Bericht vor über die Valeria Indica, oder den Firniß- und Talgbaum auf der Küſte von Malabar und Canara, von dem Oberſt Sykes Proben vorgelegt hatte. Der Baum wird in den Mynaad- und Bednore-Diſtricten gefunden, und zwar, wie Hr. E. Dyer in Briefen dem Dr. Royle verſichert, ſehr häufig, erreicht eine bedeutende Größe und werde Spargelbaum (Piney-tree) genannt. Sein Firniß wird an der Küſte im flüſſigen Zuſtande gebraucht, trocken iſt er im Handel als Copal und Anime bekannt. Das Talg gewinnt man, wenn man den Samen in Waſſer kocht, wo die fettige Materie auf der Oberfläche ſchwimmt und eine feſte, geruchloſe Subſtanz bildet. Schon 1825 hat Dr. Babington hierüber der königlichen Geſellſchaft berichtet, und erwähnt, daß man in Mangalore das Pfund mit 2½ D. (7 bis 8 kr.) bezahlt und in drei Monaten gegen 8 Centner gewinnt. Dr. Royle, der ſchon längſt gewünſcht hatte, die indiſchen Pflanzenöle zu unterſuchen, bezeugte ſeine Zufriedenheit, daß neben dem Ricinusöl (Castor-oil) und Kokosnußöl auch dieſes im Januar 1838 nach Europa gebracht worden ſey. Man bezahlte den Centner mit 44 Schilling 6 P. (26 fl. 42 kr.), ziemlich der Preis guten ruſſiſchen Talgs. Aus einem Briefe des Hrn. E. Dyer, Arzt in Madras, der lange in Tellitſcherry gelebt hatte und mit dem Firnißbaume wohl bekannt war, erfuhr man, daß er ſich durch Zweige, die man in die Erde ſteckt, leicht fortpflanzen läßt. Viele Bäume ſind vor 20 Jahren auf der Landſtraße in Malabar gepflanzt worden, und dieſer Zeitraum iſt mehr als erforderlich, den Baum zur völligen Entwicklung zu bringen. Darauf las Hr. E. Solly einen kurzen Aufſatz über die chemiſchen Eigenſchaften des Pflanzentalgs dieſes Baumes. Er erklärte es in ſeiner vollen Ausbildung als ein Mittelding zwiſchen Wachs und Talg, und ſehr fähig dem animaliſchen Talg ſubſtituirt zu werden ſowohl bei Bereitung der Lichter, als auch bei andern Gelegenheiten, wo jetzt der Talg ausſchließlich gebraucht wird. Ein großer Vorzug, den dieſer vegetabiliſche Talg vor dem animaliſchen hat, iſt, daß er weder beim Brennen, noch beim Aufbewahren einen unangenehmen Geruch hat. Dr. Babington ließ von einem Lichterzieher aus ſolchem Talge Lichter machen, die rein aus der Form kamen, und Hr. Solly zweifelt nicht daran, daß ſobald der Preis ihn in Concurrenz treten laſſen wird, er dem animaliſchen Talge bald vorgezogen werde.

Einiges über Malta.

(Fortſetzung.)

Die erſte Feige, die auch baitra da San Juan oder St. Johannisfeige genannt wird, weil ſie gewöhnlich am Johannistage reif wird, iſt ſehr groß, viel größer, als ich je eine in irgend einem Theile des Oſtens antraf. Zu Ende Julius kommen drei andere Arten zur Reife, viel kleiner an Geſtalt, doch von weit angenehmerem Geſchmack; eine davon iſt weiß, die andern beiden von ſchwarzer oder dunkelrother Farbe, von den Eingebornen farketsàn und parsolt genannt. Später kommt eine zweite Frucht von dem Baume der erſten großen Feige zur Reife, doch iſt ſie von ſehr geringer Güte und nicht ſehr geſchätzt. Ein ſonderbares Verfahren in der Behandlung dieſer Frucht iſt wohl der Erwähnung werth. Wenn die Feigen bald zur Reife kommen, ſo hängt

man an den Zweigen des weiblichen Baumes ein Büschel männlicher Feigen mittelst einer Pflanze (Ammi majus) auf, die in dieser Beziehung Darra genannt wird, um ihr Abfallen zu verhindern und die Reife zu beschleunigen, wodurch wirklich diese Gefahr abgewendet und der Zweck erreicht wird. Der männliche Baum heißt auch bei den Eingebornen Dokkara, und da eine Menge kleiner geflügelter Insecten gewöhnlich in den Früchten gefunden wird, so glauben die Leute fast, daß der Baum sie erzeugt.

„Unter der Verwaltung des Sir Fred. Cavendish Ponsonby wurden Versuche gemacht, die Cochenille in diesen Inseln anzubauen; doch der Versuch schlug fehl, da das Klima sich nicht günstig dafür zeigte. In noch neuerer Zeit wurde viel gethan, um Seidenwürmer zu ziehen; unter der Verwaltung des Marquis von Hastings wurden eine Menge Bäume dafür gepflanzt; doch obschon die gewonnene Seide außerordentlich gut war, so konnte man doch keinen vortheilhaften Handel daraus erwarten, denn die Würmer kamen nicht gut fort, und deßhalb gab man die Sache endlich auf. Das Land wird durch verschiedene Brunnen und Quellen, die auf der Insel gefunden werden, mit Wasser versorgt. Außer den letztern, die sehr zahlreich sind, besitzt auch noch jedes Feld seine Cisternen. Hiedurch und durch den leichten Thau, der in den Frühlings- und Sommermonaten fällt, wird der Boden fruchtbar und ergiebig erhalten, denn da der Grund sehr seicht ist, so wird er leicht feucht, und weil der Fels darunter von etwas poröser Natur, hält er das Ueberflüssige zurück und feuchtet die Wurzeln stets an. Wäre dieß nicht der Fall, so würde man im Sommer gar keine Ernte machen, da die Hitze der Sonne außerordentlich stark ist.

„Schlachtvieh für den Bedarf der Insel wird zum größern Theil aus den Barbareskenstaaten herübergebracht. Besonders kommen die Ochsen von dort her, und liefern, wenn sie eine kurze Zeit gefüttert sind, treffliches Fleisch. Die Hämmel sind weniger geschätzt, da sie nicht so fett sind, denn das Land bietet ihnen keine so reiche Weide als dem Rindvieh. Doch sind die Schafe sehr fruchtbar und werfen oft vier Lämmer, selten aber weniger als zwei. Die Ziegen sind von vorzüglicher Güte, sehr groß und geben viele Milch. Es ist Sitte, daß die Milchverkäufer am Morgen und Abend ihre Ziegen durch die Straßen führen, und wer Milch haben will, vor dessen Thüre kniet der Milchmann nieder und melkt das Thier in Gegenwart des Käufers. Die Schafmilch braucht man besonders zum Käse, und in Gozo wird eine recht wohlschmeckende Art frischen Käses bereitet.

„Die Esel und Maulthiere von Malta und Gozo sind ihrer außerordentlichen Größe und schönen Gestalt wegen bemerkenswerth. Diese Thiere geben vorzüglich die Last- und Zugthiere, und nicht selten sieht man sie neben Ochsen gespannt, um das Korn auszutreten. Im Allgemeinen sorgen die Malteser sehr für ihre Hausthiere, und unterlassen nicht, ihnen hinreichendes Futter zu geben.

„Die Race maltesischer Hunde, die so bekannt ist in Europa, und von Buffon in seiner Naturgeschichte Bichons genannt wird, ist jetzt fast ausgestorben. Sie sind sehr klein, mit langem bis an die Füße herabhängendem glänzendem Haar, das auch das Gesicht bedeckt, und aufgestülpter Nase, und wurden oft, wohl nur ihrer Seltenheit wegen, mit 40 Dollars bezahlt.

„Geflügel, Truthühner, Enten, Gänse, Kaninchen und andere Hausvögel und Thiere sind stets auf dem Markte zu finden, wenn auch nicht von besonderer Güte. Wildpret ist weniger zahlreich, ausgenommen in den Monaten September und April, wo eine große Menge Wachteln auf ihren Zügen sich auf der Insel niederlassen und oft mit der Hand gefangen werden. Wilde Enten, Schnepfen, Feigendrosseln, Regenvögel (plover) und Tauben sind das Hauptwild für den Jäger.

„Der Hafen und die umliegende See sind reich an Fischen, woran selten Mangel ist. Barben, Weißlinge, Thun- und Schwertfische, Aale und verschiedene andere aus dem Geschlechte der Crustaceen, wie Hummern, Krabben und Seegurneln, machen besonders den Markt. Austern findet man in großer Menge, wie auch verschiedene Arten von Cardium oder Strahlmuscheln, z. B. die Venus, Tellina und Patella, welche die Eingebornen sehr gern essen; auch die phola dactylus oder Seedattel wird von ihnen sehr geschätzt. Sie wird in weichem, aus der See genommenen Kalkstein und zwar in solcher Menge gefunden, daß ich fünfzig aus einem Steine herausnehmen sah, der nur einen Fuß im Gevierte maß."

Das Klima Malta's ist ein Gegenstand, der verschiedene Meinungen zuzulassen scheint. Es ist so mild, daß die Vegetation nie aufhört, und jeder Monat seine eigenen Blumen hervorbringt.

„Die Freiheit der Insel, sagt Hr. Badger in seiner kurzen Description of Malta and Gozo, von jeder endemischen Krankheit, die gewöhnliche feste Gesundheit, deren die Eingebornen, die Engländer und die hier wohnenden Fremden sich erfreuen, wie der wirkliche Stand des Wetters das ganze Jahr hindurch, lassen über das gesunde Klima des Landes keinen Zweifel. Während der Sommermonate wechselt das Thermometer zwischen 21½ bis 25° R., und gegen Ende October sinkt es auf 17° R. Von dieser Zeit nimmt es nach und nach ab bis zum Januar, wo es zwischen 8 und 10½° R. wechselt, selten fällt es tiefer, steigt aber zu Anfang Februar schon zu 12½°. Von März bis Mai steigt es meist bis auf 17°, und fährt fort zu steigen bis Ende Junius, wo der Sommer anfängt. So geht es ein Jahr ums andere, ohne bedeutende Veränderung. Doch ist die Hitze oder Kälte nicht dann stets am drückendsten, wenn das Thermometer am höchsten oder niedrigsten steht. Dieß muß wohl den Winden zugeschrieben werden. Der Nord- oder Nordwestwind bringt Frische, der Südwind größere Hitze. Obgleich es im Sommer zuweilen regnet, so ist es doch höchst selten. Meist herrscht in den Sommermonaten der Nord- und Nordwestwind vor, und macht namentlich die Abende sehr angenehm. Die Eingebornen pflegen, besonders in den ärmern Classen, während dieser Jahreszeit unter freiem Himmel zu schlafen, oft ohne Bett und Bedeckung, obgleich zuweilen ein sehr starker Thau fällt. Herrscht Südwind im Sommer vor, so ist die Hitze sehr drückend, die Atmosphäre wird dann neblig, die Luft hat zuweilen einen unangenehmen Geruch, und äußert namentlich auf Meubeln und Bücherdecken, die es wirft und rissig macht, einen sehr nachtheiligen Einfluß. Hält der Wind einige Tage an, so wird die Luft still und beengend. Doch dauert dieser Zustand selten länger als drei bis vier Tage, und kommt selten vor. Dieser Wind ist es, den die Fremden unter dem Namen des Sirocco fürchten, und da er auf dem Meere nicht frei wird von seinem Miasma, das er in den dürren Ebenen Afrika's aufgenommen, so ist er auf Personen, die an den Lungen leiden, von üblem Einflusse. Vorherrschend ist er nur im September, doch kehrt er auch im ganzen Jahre von Zeit zu Zeit wieder.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 95.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 April 1839.

Ueber Scylla und Charybdis und den Canal von Messina.

Reisenotiz von F. J. Hugi.

(Mit einer Abbildung.*)

> Wilde Zertrümmerungen und Zerstörungen haben das Gebirge durchwühlt und Reste gesetzmäßiger Entwicklung vernichtet, wie barbarische Völker die Annalen mancher Nationen.
>
> Steffens.

Froh, nach so unzähligen Beschwerden und Gefahren das wilde, nach allen Richtungen durchwanderte Calabrien hinter mir und die südliche Spitze von Italien erreicht zu haben, zog ich wohlgemuth auf müdem Pferde von Palmi gegen Süden, den Berg hinan. Auf der Höhe steht selbst der stumpfsinnige Calabrese voll Bewunderung still; denn kaum irgendwo in der Welt wird das Auge eine Aussicht genießen können, wie hier. Der Beobachter findet sich hier auf der Spitze einer Granitmasse, wie sie selbst im Alpengebirge nirgends so wild zu Tage steht. Rechts senkt sie sich über 1500 Fuß tief in bauchigen Formen fast senkrecht ins Meer, aus dem in westlicher Ferne die liparischen Inseln sich heben. Gewaltig war die Rauchsäule des Stromboli, fortwährend mit Flammen durchschossen. Links thürmt sich das Gebirge noch höher auf; es ist aber nicht mehr der weiße, rundgeformte Granit, sondern ein schreckliches Getrümm von Gneis, Glimmer und Thonschiefer mit granitischer Masse gemischt und zu Hörnern aufgethürmt oder in schauerliche Abgründe und Klüfte sich senkend. In schwindlichter Tiefe sieht das Auge die unzähligen Häuser von Bagnara über Granithügel zerstreut, auf Felsenbänder geklebt, aus Schluchten aufstrebend oder ans flache Ufer gebaut. Etwas südwärts erhebt sich aus wildem Kessel das Gebirge wieder, flacher ansteigend und nicht in abgerundeten Formen, sondern in mehr geraden Umrissen, welche verschiedene Kalkgebilde nicht verkennen lassen. Den tiefern Damm derselben krönt die Stadt Scylla in wunderbaren Gruppen. Die malerische Veste aus Werken von allen Jahrhunderten zusammengesetzt, mit zerfallenem Gemäuer und noch stehenden Thürmen aus der Mittelzeit, und mit Zwischengebäuden aus der gegenwärtigen, steht auf dem tiefsten der Felsen, der ins Meer sich streckt und dessen Wellen zu Schaum bricht. Jenseits der Meerenge steht auf flacher Landspitze gegenüber der gewaltige Faro, und von diesem, an dem Canale entlang, Landhaus auf Landhaus, bis endlich aus neblichter Ferne das gewaltige Messina aus unzähligen Gärten und Pomeranzenwäldern aufstrebt. Hinter diesem Vordergrunde erhebt sich wellenförmig verschlungen Hügel auf Hügel, mit Klöstern, Ruinen und Kirchen gekrönt, über welche die unzähligen Gebirge des Innern von Sicilien hereinblicken. Im neblichten Hintergrunde thürmt über alle diese, 10,000 Fuß hoch, der Aetna sich auf, durchbricht eine Wolkenschicht, streckt die schneebedeckte Spitze wieder in reine Luft, und stößt eine mächtige Rauchsäule zum Himmel, durch welche einzelne Flammen zucken. Rechts dehnt unmittelbar das weite Meer sich aus, und links sieht man die Meerenge, beiderseits mit Städten oder

*) Die Linie A B zeigt die Richtung des ursprünglichen Thales an. Diese Richtung ergibt sich nicht nur aus den Niederungen, und der beidseitigen Senkung der Schichtensysteme gegen jene Linie, sondern vorzüglich aus der Vergleichung der noch vorhandenen Reste der Schichtensysteme, die beidseitig identisch nur im Zusammenhange konnten gebildet worden seyn.

Die Linie C D und E F zeigen die mit der Richtung des Thales parallele Streichung der beidseitigen Urgebilde an.

Nach der Richtung G H ist die Durchschnittslinie G H entworfen, nach der Linie J K jene von J K, und nach der Linie L M die Profile von L M.

Bei allen drei Durchschnitten bedeutet:

1) Granit und krystallinisch-körniges Gestein in abgerundeten Formen.
2) Zerbröckelt aufgethürmtes Gestein mit theilweise noch schiefriger und theilweise krystallinischer Structur.
3) Aeltere Schieferbildungen mit außerordentlicher Wechselung unzähliger, nur dünner Schichten.
4) Aeltere Kalkgebilde, dem Muschel-, Alpen- und Apenninenkalke analog.
5) Neuere Kalkformationen, analog dem Juragebilde u. s. w.
6) Molassenartige Gebilde in horizontaler Richtung.
7) Neuere und neueste horizontale Kalkgebilde.
8) Trümmergebilde, Schlammvulcanische Kegel und sublimirte Massen.

Häusern eingefaßt, am dämmernden Horizonte sich ebenfalls in selbes verlieren.

Fröhlich wanderte ich nun den mit ungeheurer Mühe zickzack in das Felsgebilde erkünstelten Weg abwärts; bald führt er über Schluchten, bald durch Granit getrieben, bald über Gneisbänder. Wohl nirgends in der Welt ist der Boden wie hier benutzt. Wohl nirgends mag auch in so wilden Felsgebilden eine so zahlreiche Bevölkerung wohnen wie hier. An manchen Stellen sah ich später den Bauern an einem Stricke 20 bis 100 Fuß über die Felsen herabhängen, und so ein oft kaum 20 Quadratfuß großes Stück Erde bearbeiten, das auf einem Absatz oder in einer Schlucht sich zeigte. Oft steigt man über Leitern empor und bearbeitet den Boden über den Felsen, und oft sind Tritte dazu in diese eingehauen. Meist sind diese unzähligen Stellen mit Reben bepflanzt, welche angenehm die weißen Granitbäuche überranken. Gelangt man endlich in den Thalkessel, so wächst mit jedem Schritte das Erstaunen; die Häuser der Menschen, griechische und römische Ruinen, so wie Säulentrümmer aus der Mittelzeit, sind dem Reisenden eben so auffallend, als die sonderbaren Umrisse der Natur. Unten im Dorfe führt die Straße über Häuser hin, und dann wieder unter andern durch.

Ich wollte noch Reggio erreichen; allein wie ich auf der Spitze von Scylla anlangte, senkte sich die Sonne ins westliche Meer. Mehrmals ritt ich durch die Stadt, aber keine Locande (Wirthshaus) war in ihr; so sah ich mich gezwungen, noch fast zwei Stunden weiter bis Fiumara zu reiten, wo ich in einer hölzernen Hütte am Meere gutes Unterkommen fand. Den nächsten Mittag ritt ich auf nun gestärktem Gaule in Reggio ein. Von hier machte ich eine Menge naturhistorischer Excursionen bis zum Monte Castro und durch alle Theile der liparischen Gebirge, wie andrerseits der Küste entlang bis Nicotera und dann wieder bis Croton, wo Pythagoras lehrte. Die wissenschaftlichen Resultate dieser Wanderungen zu berühren, liegt außer dem Zwecke dieses Aufsatzes.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflug an die Ufer der Südsee im Frühjahre 1829.

Schluß der ersten Abtheilung.

San Pablo de Ayoquesco, am 6 Februar.

Nachdem Baron K., der gestern, seiner Geschäfte wegen, einen andern Weg genommen, und die Nacht an einem andern Orte zugebracht hatte, heute Morgen wieder zu uns gestoßen war, verließen wir gegen Mittag San Lorenzo. Unsere Reise, fortwährend das Thal entlang, war sehr angenehm. Wir berührten zuerst San Pablo Zimatlan, das Schwesterdorf von San Lorenzo, eine Legua von diesem entfernt, und fast eben so groß und wohlgebaut. Bei einer Indierhütte hielten wir hier einen Augenblick, um, im Schatten eines hohen Aguacatebaumes, Pulque zu trinken. Dieses Lieblingsgetränk der Eingebornen, der gegohrene Saft der Agave americana, ist von einem scharfen, säuerlichen Geschmack, und, wenn frisch, von weißlicher Farbe. Er wird gewonnen, indem man zur Zeit, wenn die Pflanze blühen will, die innern Herzblätter (el corazon) derselben herausbricht, wodurch dann in der Mitte eine napfförmige Höhlung entsteht, in der sich der Saft in großer Menge sammelt. Diese Höhlung wird sorgfältig bedeckt, und wenn sie voll ist, ausgeschöpft. Dieß geschieht gewöhnlich mittelst einer Art von Saugheber, den die Eingebornen sich aus der Schale eines langen, dünnen, etwas gebogenen Kürbisses verfertigen, indem sie in beide Enden derselben ein enges Loch schneiden. Es gibt verschiedene Arten von Agaven, welche Pulque liefern, und deßhalb häufig angebaut werden. Je nach den Arten der Pflanzen blühen sie im achten, zehnten oder zwölften Jahre nach dem Auspflanzen. Der Indier erkennt an gewissen Zeichen genau, wenn das Herz der Pflanze sich öffnen will, um den 12 bis 15 Fuß hohen, 6 Zoll unten dicken, Blüthenstängel zu treiben, und schneidet dann sofort jenes heraus. Obgleich eine Pflanze nur einmal Saft liefert — die Agavenarten sterben bekanntlich nach dem Blühen ab, — so ist doch der Anbau derselben äußerst einträglich. Einmal gepflanzt, bedarf sie keiner weitern Pflege; die Natur thut dann das Uebrige.

Dem Ausländer ist der Geschmack dieses übrigens sehr gesunden und kühlenden Getränks anfangs unangenehm; doch gewöhnt er sich bald daran, und trinkt es dann in der Regel gern frisch, nur wenig gegohren. Der Eingeborne dagegen pflegt es erst dann am liebsten zu trinken, wenn es in die faulende Gährung überzugehen beginnt. Es ist in diesem Zustande sehr geistig, und Sonnabends, Sonntags und Montags trifft man oft die Bewohner ganzer Ortschaften, Männer und Weiber, in diesem Lieblingsgetränke berauscht an. Ueberhaupt dürfte man hierlandes Betrunkenen aus den untern Volksclassen leicht noch häufiger begegnen, als in den nordamerikanischen Freistaaten oder irgend anderswo. Das bewegliche Gemüth des Indiers neigt sich sehr zum Frohsinn. Sobald irgendwo eine Guitare oder Garanita ertönt, versammeln sich zu jeder Zeit, besonders aber an den oben genannten Wochentagen die Indier beiderlei Geschlechts, und der Lieblingstanz, der Garave, von dem es verschiedene Abarten gibt, beginnt. Dazu werden allerlei Lieder nach den schreiendsten Melodien gesungen, und dem Pulquetopfe fleißig zugesprochen. Oft geht erst mit anbrechendem Morgen die Gesellschaft wohl ergötzt und wohl benebelt aus einander, auf der harten Matte das Räuschchen zu verschlafen und am andern Tage den „fröhlichen Anfang ans fröhliche Ende" zu knüpfen. Ungeachtet dieses häufigen Betrunkenseyns hält sich das Ganze indeß in einer ruhigen Fröhlichkeit, und Excesse, wie Zänkereien, Schlägereien und dergleichen gehören zu den seltenen Vorfällen. Einmal aufgebracht, ist der Indier aber auch um so wüthender, und die großen Messer, die gewöhnlichen Begleiter der Eingebornen, sitzen dann sehr locker in den Scheiden.

Ein sehr angenehmes Getränk, Tepache genannt, gibt der Pulque, wenn er mit der Hälfte seiner Menge Wasser und einer angemessenen Quantität Rohzucker versetzt, in einem leicht bedeckten Gefäße einige Stunden aufgestellt wird. Er geräth

dann in eine leichte Gährung, und bildet ein Getränk, dem besten Biere an Farbe, Geschmack und geistiger Stärke ähnlich, was sich jedoch nicht lange hält, sondern, um gut zu seyn, jede zwei Tage frisch bereitet werden muß. Läßt man die Masse länger stehen, so wird sie zu dem recht guten Essig, den man hier überall gewöhnlich gebraucht.

Eine hinlänglich große Agavepflanzung, zumal in der Nähe größerer Orte, macht ihren Eigenthümer reich bei dem ungeheuren Verbrauche des Pulque, obgleich derselbe in nur geringem Preise steht. Ueberdieß haben auch die abgebrochenen Blätter der Pflanze noch ihren Werth, deren Fasern, gehörig zubereitet, zu Stricken, Bindfaden, Säcken, Hängematten u. s. w. verarbeitet werden. Die Stacheln der Agave waren, so wie die der Cacten, die Nadeln, Bohrer und Pfriemen der alten Indier; die äußere Haut der großen Blatter, welche sich bequem abziehen läßt, lieferte ihnen das pergamentähnliche Papier zu ihren hieroglyphischen Gemälden.

Von San Pablo de Zimatlan drei Leguas entfernt liegt an einer sehr breiten Stelle des großen Thals das Landgut Val de Flores, wo wir einige Stunden zu verweilen beschlossen, um die Hitze des Mittags vorüber zu lassen. Dieß Gut hat die Ausdehnung einer deutschen Grafschaft; sein Grundbesitz beträgt 14 Quadratleguas oder 7⅞ geographische Quadratmeilen. Die massiven Gebäude sind in dem hier üblichen Style recht gut gebaut, und der Größe des Areals angemessen. Vom Innern derselben konnten wir nur wenig sehen, da der Besitzer, ein Hr. Varela, mit seiner Familie nicht hier wohnt, und deßhalb die Zimmer verschlossen waren. So viel konnte ich indeß bemerken, daß auch hier das Licht nicht sehr geliebt sey; nur wenige Zimmer hatten Fenster. Der Zustand des mit Orangen- und Citronenbäumen nebst blühenden Strauchgewächsen bepflanzten Gartens war eben nicht geeignet, uns eine besondere Idee von dem Geschmacke des Besitzers beizubringen. Es sah sehr wüst und unordentlich darin aus. Zwei aus inländischen Holzarten prachtvoll gearbeitete, und mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegte spanische Guitarren, von der Form der unsrigen, jedoch mit sieben Saiten und von einem weit volleren Tone, sahen wir hier. Im Hofe stand ein leichtes Cabriolet, eine große Seltenheit hier zu Lande.

Unter den Ortschaften, die wir auf unserem Wege von Val de Flores bis Apoquesco antrafen, verdient der Flecken Santa Anna besondere Erwähnung. Dieser sehr nette, von etwa 400 Indierfamilien bewohnte Ort, war früher eine der vier Villas del Marquesado, zum Marquisat des Cortes gehörig, obschon er von Ortschaften rings umgeben ist, die dem Könige von Spanien unmittelbar unterthan waren. Seine Feldmarken, die sich eine Meile weit am Ufer des Flusses Atoyac hindehnen, sind sehr fruchtbar und reich angebaut. Man erntet Mais und Feldfrüchte zweimal im Jahre. Die erste Aussaat geschieht im Januar und Februar, und man erhält die Ernte davon im Junius und Julius, worauf sogleich die zweite Aussaat gemacht wird, von der die Ernte im November erfolgt. Man treibt auch viel Schaf-, Rindvieh- und Pferdezucht hier. Jeden Sonntag hält man einen großen Markt, der sehr besucht ist. Die Einwohner sind großentheils geschickte Bauhandwerker, besonders Maurer und Steinmetzen. Schon vor Alters waren sie als solche weit berühmt.

Santa Anna ist ein sehr alter Ort. Sein alter Name ist Tlapocollan. In den Kriegen zwischen den Zapoteken und Mixteken eroberten ihn diese letztern, legten eine Besatzung hinein, und noch heute werden hier beide Sprachen geredet. Man kann sagen, daß die Abkömmlinge der Zapoteken den östlichen, die der Mixteken den westlichen Theil des Orts bewohnen, obgleich beide Völker sich schon früh durch Heirath vermischt haben, und ein Unterschied der Sitten nicht länger zu bemerken ist. In der Nähe des Orts, in dem Berge, der den sonderbaren Namen Tetа de Marisanchez führt, gab es reiche Silbergruben. Auch findet sich in dieser Gegend ein merkwürdiges Monument des Alterthums, El Baño del Sol genannt, das wir aber, als zu fern von unserm Wege gelegen, nicht besuchen konnten.

Ein anderer Ort an diesem Wege ist das zapotekische Dörfchen San Andres, das sich durch Regelmäßigkeit und Reinlichkeit vortheilhaft auszeichnet.

Das große Thal ward nun immer enger, und steiler die Abhänge der beiderseitigen Bergreihen. Mehreremale mußten wir den Rio Atoyac, welcher sich schon in kürzern Krümmungen zu winden beginnt, und in dieser Gegend Rio grande genannt wird, durchfurten. Langsam in der Abendkühle, so angenehm unter diesen Himmelsstrichen, durch blühende Gesträuche dahin reitend, gewährte uns das sich immer prächtiger und prächtiger schmückende, im tiefsten Dunkelblau und doch so krystallklar über uns glänzende Himmelsgewölbe den schönsten Genuß, und wir verloren uns in Gesprächen über das im Kleinen wie im Großen so unaussprechlich herrliche Weltgebäude, bis endlich das Wort verstummte, und nur noch der Gedanke sich aufzuschwingen wagte zu Dem, der alle diese Pracht geschaffen. O, wohl dem, den die Bedrängnisse des Lebens oder die sogenannten Gesellschaftsfreuden, die großthuende Nichtigkeit des täglichen Treibens, noch nicht abgestumpft haben für solchen Genuß, der es noch vermag, mit klarem Gemüth und warmem Herzen die Herrlichkeit der Schöpfung zu empfinden und sich ihrer zu freuen! — Er ist glücklich vor Vielen.

Chronik der Reisen.

Abbadie in Abyssinien.

(Aus dem Echo du Monde Savant vom 20 März.)

Hr. d'Abbadie hat nach der Rückkehr von seiner Reise an Hrn. Jomard einen sehr ausführlichen Brief geschrieben, von dem wir hier einen Auszug liefern.

Von meiner Reise nach Abyssinien zurückgekehrt, beeile ich mich, obwohl ich noch nicht die gehörige Muße hatte, meine vielen Beobachtungen in eine gehörige Reihenfolge und Ordnung zu bringen, Ihnen den Hauptinhalt derselben zu überschicken, mit der Bitte, denselben der Akademie der Wissenschaften und der geographischen Gesellschaft mittheilen zu wollen. Der erste Schauplatz meiner Studien war Massawwa; man spricht daselbst eine semitische, von der arabischen und dem Dialekte

von Tigré verſchiedene Sprache. Ich habe mir ein Wörterbuch in derſelben angelegt, und glaube, meinen Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der in der Nähe wohnenden Hhababs zufolge, den Urſprung derſelben aus dem Arabiſchen beweiſen zu können. Einige meteorologiſche Erſcheinungen, die ich zu Maſſawwa gemacht, ſcheinen ſich, nach der Theorie des Hrn. Elie de Beaumont, auf eine ſeltſame Weiſe mit der Configuration des benachbarten Continents zu verknüpfen. Nach einem zweimonatlichen Aufenthalt auf dieſer handeltreibenden Inſel gelangte ich auf dem gewöhnlichen Wege, der von Hharkikou (Arkiko) nach Halay führt, auf dem afrikaniſchen Continent an. Das dazwiſchenliegende Land iſt von den Shaho (Schoho) bewohnt, von denen ein einziger Stamm, der der Haſaorta, den Europäern bekannt war. Ich habe einige ſeltſame Traditionen über den Urſprung dieſer umherirrenden Stämme geſammelt, und konnte nach einem in ihrer Sprache erläuterten Wörterbuch eine entfernte Verwandtſchaft deſſelben mit dem ſemitiſchen Stamme feſtſtellen. Nach einem langen Aufenthalt in Tigré, wo ich das Studium der Amhargea-Sprache anfing, begab ich mich kurz vor dem Beginn der Regenzeit nach Gondar. Hier begann ich mit Hülfe obiger Sprache das Studium der Mundart Ilmorma (oſan Ilmorma), oder des bei den zahlreichen Gallasſtämmen, die das mittlere Afrika bewohnen, gebräuchlichen Dialektes. Mein Bruder, der, ohne ſich vor der Abnahme unſerer pecuniären Hülfsmittel zu ſcheuen, mich bis hieher begleitet hatte, wollte zu Gondar bleiben. Nach der Regenzeit mußte er nach Damot und von da in das Land der Gallas abreiſen, um ſich von der Richtigkeit der merkwürdigen Nachrichten, die wir in Betreff der Quellen des weißen Nils erhalten, zu überzeugen. Mein Bruder hatte mich bei allen meinen Unterſuchungen unterſtützt, und da er an die aſtronomiſchen Beobachtungen gewöhnt war, ließ ich ihm den größten Theil meiner Inſtrumente.

Von Gondar machte ich einen Ausflug in die Gebirge von Samen, deren Höhe zu lebhaften Erörterungen zwiſchen den Anhängern Bruce's und denen Salts führten. Der Berg Bwahit muß 400 Metres über der Meeresfläche liegen. Derſelbe war am 8 Julius mit Hagel bedeckt, der bei einem ſcharfen Nordwinde, deſſen Temperatur Morgens um 8 Uhr 6°,6 Centigr. betrug, nicht ſchmolz. Nach Angabe der Landeseinwohner ſind die Berge Jazan und Hai noch höher als der Berg Bwahit. Ich ſtellte meine hypſometriſche Meſſung vermittelſt eines ſehr genauen Thermometers an, auch war das dabei angewandte Waſſer von geſchmolzenem Hagel. Aehnliche Meſſungen ſtellte ich zu Gondar, Halai und an mehrern andern Punkten Abyſſiniens an. Ich bedaure, daß ich gezwungen war, bei dieſen Beobachtungen ſiedendes Waſſer anzuwenden, allein mein Barometer wurde gleich am Anfange der Reiſe zerbrochen, auch halte ich es für ſehr ſchwierig, dieſes Inſtrument in Abyſſinien mitzuführen.

Nachdem ich einen neuen Weg von Adwa (Adua) nach Maſſawwa eingeſchlagen hatte, begab ich mich von dieſem letztern Ort aus nach Mokka, wo ich die Sprache der Somalis zu erlernen ſuchte. In einem Wörterbuch derſelben iſt ein Viertheil der Worte mit der Ilmorma gleichlautend, was die Verwandtſchaft der beiden Dialekte beweiſt. Die ſomaliſche Tradition beſtätigte auch die der Gallas, die ich zu Gondar erhalten hatte, und der zufolge alle dieſe Völker aus dem Süden Arabiens entſproſſen wären.

Ich bringe einen Galla und einen Abyſſinier, die ſich, jeder in ſeiner Sprache, mit mir unterhalten, mit nach Frankreich. Ihre Gegenwart wird auch dazu dienen, die Richtigkeit meiner aus den phyſiſchen Geſtalten ſeiner Einwohner hergeleiteten Bemerkungen über die Ethnographie des öſtlichen Afrika's herauszuſtellen.

Sie werden ohne Zweifel mit Vergnügen vernehmen, daß Hr. Dufey, einer der beiden Franzoſen, die vor uns in Abyſſinien reiſten, auf einem neuen Weg, auf dem von Tadjoura, von Schoa herausgekommen iſt. Er muß in kurzem in Aegypten ankommen.

Einiges über Malta.

(Schluß.)

„Unter den herrſchenden Winden iſt der Sirocco beſonders läſtig durch die ihm eigenthümliche heiße feuchte Luft, die den Dunſtkreis mit Nebel, ſelten mit Wolken füllt; er bewirkt Mattigkeit und eine unangenehme Niedergeſchlagenheit der Lebensgeiſter, obgleich er wegen des warmen Thaues, den er mit ſich führt, der Vegetation ſehr günſtig iſt. Dieſe Feuchtigkeit ſchrieb man gewöhnlich dem Meere zu, über welches der Wind, von Afrika kommend, ſtreichen muß, doch genauere Unterſuchungen haben gezeigt, daß er dieſe Eigenſchaft ſchon in Afrika beſitzt.“

Das Journal theilt hier einige Wetterbeobachtungen ſeines Correſpondenten aus Malta mit, die er während eines zweijährigen Aufenthaltes geſammelt hat. Wir geben ſie nur im Auszug.

„Die eigentlichen Regen führenden Winde müſſen ſtets aus einer warmen Gegend oder, in beiden Hemiſphären, vom Aequator nach den Polen wehen. Die in ihnen ruhende Feuchtigkeit wird zu ſichtbaren Nebeln und Regentropfen, je weiter ſie aus den warmen Breitegraden nach den kalten vorſchreiten, während im Gegentheil Winde aus den Polargegenden ihre bei ſich tragende Feuchtigkeit eher verdünnen und verflüchtigen als verdichten auf ihrem Vorſchritt nach dem Aequator. Daß ſelbſt in der reinſten Atmoſphäre Feuchtigkeit enthalten iſt, ſehen wir an dem Thau, der in den heiterſten Nächten oft am ſtärkſten fällt, und wenn wir verdünntes Waſſer oder Dampf bei hoher Temperatur als trockne, bei niederer aber als feuchte Subſtanz ſehen, ſo iſt es nicht zu wundern, daß der trockne und heiße Wind der afrikaniſchen Wüſte zum feuchten Sirocco wird, wenn er ſich mit den kalten Winden vom Nordpol miſcht. Dieſer Miſchung ſchreibe ich auch hauptſächlich den Regen zu, der in Malta fällt. Denn es regnet am häufigſten bei Südoſt- oder Nordweſtwind, obgleich der Regen ſelten länger als drei Tage anhält. Auch iſt der Südoſt nicht ſtets ein Regenwind, denn je heftiger er weht, deſto trockner wird er.“

Der Winter iſt in Malta meiſt mild, wenn auch die Nordwinde heftig und ſchneidend zuweilen wehen. Während dieſer Jahreszeit fällt viel Regen, zuweilen Hagel, doch niemals Schnee.

„Stürme, ſagt Hr. Badger, ſind nicht häufig, und dann nicht ſehr heftig, obgleich während des Winters im Allgemeinen viele Gewitter ſind. Sobald die Schläge ſchnell aufeinanderfolgen und durch ihren Ton die Nähe der Gewitter bei der Inſel anzeigen, werden in allen Kirchen die Glocken geläutet. Doch geſchieht es nicht eher, bis die Wolken mit dem elektriſchen Fluidum über der Inſel ſtehen, und dadurch, wie man leicht erwarten kann, gehen ſie ſchnell vorüber, und mit ihnen der Blitz und ſeine Folgen. Manche der abergläubigen Eingebornen ſchreiben dieſe Wirkung aber dem heiligen Charakter der Glocken zu, da ſie getauft worden ſeyen.“

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Anſicht der Ufer des nördl. Canals von Meſſina.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Nr. 96.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 April 1839.

Charakter des Königs von Kabul.

Dost Mohammed Khan, der gegenwärtige König von Kabul, ist in Europa durch die Reise von Burnes bekannt geworden, aber die große, politische Wichtigkeit, welche die Verhältnisse in Afghanistan seit einiger Zeit erlangt haben, gibt folgender Beschreibung seiner Person und seines Charakters Interesse. Sie ist aus der Dehli Gazette vom 24 October letztern Jahrs entlehnt.

Dost Mohammed muß etwas über 40 Jahre alt seyn, obgleich man ihm nach seinem Aussehen einige Jahre weniger geben würde; seine Statur ist etwa 5 Fuß 11 Zoll (engl.), aber der gebeugte Gang, den alle Großen in Persien und Kabul annehmen, und der ein unerläßliches Zeichen von Pomp ist, macht, daß er einige Zoll kleiner erscheint. Er ist wohl proportionirt, und muß in jüngern Jahren ein schöner Mann gewesen seyn; seine Haut war ursprünglich sehr weiß, aber beständige Arbeit und unermüdliche Thätigkeit in seiner Regierung haben seinem Gesicht die gelbliche Farbe gegeben, welche Sorge und Nachsinnen unvermeidlich auf jede Wange drücken, wie blühend sie auch in der Jugend gewesen seyn mag. Seine Gesichtszüge, wie die fast aller Mohammedaner, sind schön, aber er hat den Typus der afghanischen Race nicht. Niemand kann ihn sehen, ohne seine edle Miene und seine angenehmen Züge zu bewundern. Seine Augen sind verschieden von Allem, was ich je gesehen habe, wenn er aufgeregt ist; sie sind groß und schwarz, und ihr gewöhnlicher Ausdruck ist mild und vollkommen ruhig, aber wenn er von Zorn oder durch Discussion belebt ist, oder selbst in gewöhnlichem Gespräch, scheinen sie sich zu erweitern, werden dann roth, wie die der Opiumesser, und man sieht nur einen kleinen Theil des Augapfels, aber der Blick ist durchdringend und eben so unangenehm als sonderbar. Er sieht dann der Person, mit der er redet, gerade ins Auge, während er zu jeder andern Zeit gewohnt ist, seine Umgebungen mit heimlichen Blicken zu beobachten, als ob er das Recht nicht hätte, einen offen anzusehen.

Er steht früh auf, und setzt sich in den Sommermonaten vor Sonnenaufgang in den Audienzsaal, wo man einen offenen Koran vor ihn hinlegt, in dem er mit Hülfe eines Mollah mit lauter Stimme drei oder vier Seiten liest, oder vielmehr buchstabirt, denn seine Erziehung ist sehr vernachlässigt, und er hat erst seit seiner Thronbesteigung lesen gelernt. Er will vielleicht durch diese Vorlesung ein gutes Beispiel geben, oder ist es eine Buße für die übeln Thaten, die er den Tag zuvor beschlossen und vollbracht haben mag, denn seine Religion ist auf diesen Punkt sehr bequem, und das Lesen einiger Verse des Koraus verschafft einem Sünder immer eine theilweise Absolution, und so mag Se. Hoheit großen Trost aus ihrer Frömmigkeit ziehen. Während dieser ganzen Zeit ist ihm offenbar nicht ganz wohl zu Muthe, und sein unvollkommenes Lesen und die beständige Bewegung, so wie das Runzeln der Stirn- und Augenbrauen erinnert einen immer an einen Knaben, der eine Lection hersagt, die er nicht gut gelernt hat. Während der Zeit beobachtet der Mollah aufmerksam seinen Schüler, und wenn dieser einige Seiten gelesen hat, bemerkt er, um ihn der Unanständigkeit, das heilige Buch von selbst wegzuschieben, zu überheben, daß genug gelesen sey — eine Bemerkung, gegen die Dost Mohammed nie eine Einwendung macht, sondern sich sogleich aufrichtet, einen tiefen Athemzug holt, wie Jemand, der gerade etwas Schwieriges vollbracht hat, und eine Masse von Schimpfreden gegen Leute, an die er während des Gebets gedacht hat, ausstößt, denn er ist ein Mann von Fähigkeit, der wohl, während er etwas thut, an etwas Anderes denken kann. Die Großen, welche der Audienz beizuwohnen haben, kommen nun, setzen sich an der Wand hin, und das Geschäft beginnt mit Zulassung von denen, die Klagen vorzubringen haben.

Die Administration von Dost Mohammed gilt für fast republicanisch, und die Audienz von Kabul bietet ein Schauspiel dar, das man wohl in keinem andern Land finden könnte. Anstatt der Feierlichkeit und Cerimonie, mit welcher der persische und andere orientalische Höfe umgeben sind, hört man hier nichts als Lärmen und Verwirrung. Das Geschrei der Thorhüter, welche auf die Leute schimpfen, die hereindringen, die Schläge mit ihren Stöcken, wodurch sie die Zudringlichsten abzuhalten suchen, das Lärmen der Menge an der Thür — Alles zusammen macht, daß der Eingang mehr dem eines Marionetten-

Theaters auf einem irländischen Markt ähnlich ist, als der eines Königlichen Palastes. In der Mitte dieses Gelärms kommen Depeschen aus Bochara, Balkh, Herat, Peschawer und andern Orten von großer Berühmtheit und wenig Wichtigkeit an, werden sogleich geöffnet und öffentlich vorgelesen, was auch ihr Inhalt seyn mag; und da jeder der Großen ein lebhaftes Interesse an dieser Angelegenheit nimmt und seine Meinung sagen will, so findet er bald, daß er in seinem vaterländischen Dialekt am beredtesten ist, und man hört zugleich Usbekisch und Turkomanisch, Kandahari, Cabuli, Peschaweri, Sindi und sogar Hindostani reden, so daß man im Thurm von Babel zu seyn glaubt.

Die Art, wie Justiz gehandhabt wird, ist folgende: der Hauptkadi und einige seiner Mitbrüder sitzen Dost Mohammed gegenüber, oder etwas rechts von ihm, aber er fragt sie nur bei wichtigern Fällen (wie Mord oder Ehebruch, die aber täglich vorkommen) um Rath. Während man die Zeugen hört, macht er seine Bemerkungen und citirt die Stellen, welche seiner Meinung nach auf den Fall Bezug haben. Minder wichtige Fälle entscheidet er, ohne Jemand beizuziehen, da er wohl weiß, daß sie alle bestechlich sind. Dabei hat er noch einen bessern Grund, in eigener Person das Amt eines Richters, Polizeibeamten und Steuereinsammlers zu versehen, da er sich durch Geldstrafen und eine andere sehr sinnreiche Methode etwa 20,000 Pf. Sterling Einkünfte verschafft. Bei allen Processen, die bei ihm vorkommen, erklärt Se. Hoheit, daß, da alle Zeugen auf den Koran geschworen hätten, nothwendig Eine Partei falsch geschworen habe, und daß es daher billig sey, dieses Verbrechen zu strafen. Er schätzt nun nach dem Vermögen des Sünders seine Zahlungsfähigkeit mit überraschender Genauigkeit, aber theils um ein Exempel zu statuiren, theils um den Confiscirten zu erlauben, sich anständig im Publicum zu zeigen, läßt er jedem ein weißes Hemd geben, was in andern Ländern für kein großes Geschenk gelten möchte, aber bei der Seltenheit dieses reinlichen Kleidungsstücks hier mit gebührendem Dank angenommen wird.

Diese Audienzen dauern gewöhnlich von Morgens bis um 11 Uhr, und er wird während derselben oft von Soldaten und Andern um Bezahlung ihres Rückstandes angegangen. Er macht alle denkbaren Versuche, sie durch Versprechungen zu beschwichtigen, die er natürlich nicht zu halten gedenkt, sollten sie aber nicht zum Ziel führen, so braucht er eine Kriegslist, und erklärt, er habe Privatgeschäfte zu berichtigen, was der Audienz ein Ende macht; der Saal wird geräumt, und er bleibt mit einigen Günstlingen allein. Bisweilen, wenn er sehr um Bezahlung geplagt wird, läßt er seinem Factotum, einem gewissen Mirza Sami Khan, sagen, unter Vorwand von Krankheit zu Hause zu bleiben, und erklärt dann seinen Gläubigern, daß er sie nach der Wiederherstellung des Mirza bezahlen wolle; man kann aber leicht denken, daß die Gesundheit des Mirza schwach und er vielen Rückfällen ausgesetzt ist.

(Schluß folgt.)

Ueber Scylla und Charybdis und den Canal von Messina.

(Fortsetzung.)

Der untere Theil von Reggio war 1783 so zerstört, daß auch keine Hütte mehr stand; im oberen Theile der Stadt dagegen war die Verwüstung weniger heftig. Jetzt ist dieselbe nach schönem Plane dem Meer entlang in gerader Linie angelegt, die Häuser aber meist nur von außen fertig, innen aber mit Schutt angefüllt und unbewohnbar. Die Menschen ziehen sich auch von dieser untern schönern Stadt so viel möglich zurück, und siedeln lieber in der höheren unfreundlichen sich an. Der König schickte seine Statue in kolossaler Größe hieher, die nun in drohender, gebietender Stellung in altrömischer Tracht den Platz ziert. Im schmutzigen, kleinen Neste Pizzo dagegen steht er in demüthig dankender Stellung, zum ewigen Andenken, daß der Ort Joachim Murat aufgriff. Unter den griechischen Alterthümern zeichnet sich aus der Tempel von Castor und Pollux, welche die Alten gegen Sturm, Gewitter und Erdbeben verehrten. Er bestand aus zwei runden, kleinen Gebäuden, die etwa 25 Fuß von einander durch einen engen Gang in Verbindung standen. Aus den Ueberresten zu urtheilen, waren sie etwa 6 Fuß hoch aufgemauert, dann folgte ein Kreis von Säulen, über welche eine Kuppel sich gewölbt haben mag. Aus der Römerzeit stammen die Ruinen eines Jupitertempels, Wasserleitungen u. s. w., aus dem Mittelalter dagegen ein ungeheures Castel, das durch Erdbeben schauerlich zerrissen und theilweise eingesunken ist. Näheres Interesse verdienen die Seidenanstalten, die Pergamottpflanzungen, die im nahen Messina gar nicht, und sonst nirgends so gut als in Reggio gedeihen sollen, die paradiesische Gegend überhaupt u. s. w. Von Messina fuhr ich öfters noch hinüber nach Scylla, Bagnara, Fiumara, Reggio und allen Theilen der calabresischen Küste, um die Gebirgsverhältnisse beider Ufer ernstlich zu vergleichen. Die ausgezeichnet schöne Gegend von Messina mit den unzähligen Hügeln, Thälern u. s. w. zu beschreiben, wäre wohl ein eitles Beginnen; das Alles interessirte mich auch weniger, als die Wellen des Meeres, wo ich eine Menge Seethiere fand, und die wild zertrümmerten Felsgebilde, wo ich so schöne Reste der urweltlichen Schöpfung sammelte.

Am meisten geschrieben und gefaselt (und am wenigsten untersucht) finden wir über Scylla und Charybdis. — Von der Ostseite der Stadt Messina geht eine schmale Bank, mit Festung und Thürmen besetzt, ins Meer hinaus, und umschließt sichelförmig (woher Messina bei den Alten Zankle hieß) den Hafen, der an der Nordseite seinen Eingang hat, und zu den schönsten und sichersten der Welt gehört. Der Eckthurm der nördlichen Festungswerke, zur Bewachung des Eingangs, steht ziemlich tief ins Meer hinaus. Was nun bei allen Meerengen des Mittelmeeres, ist vorzüglich hier der Fall: das Meer strömt täglich abwechselnd ein- bis dreimal von Norden nach Süden, und dann wieder umgekehrt. Diese Strömungen, welche man als Ebbe und Fluth betrachtet, die sonst im Mit-

telmeere nicht zu beobachten ſind, hängen durchaus nicht mit dem Stande des Mondes zuſammen, noch weniger mit dem Ebben und Fluthen des Weltmeeres, und ſind ſelbſt bei verſchiedenen Canälen des Mittelmeeres verſchieden. Nach den Alten ſchlürfte die Charybdis täglich dreimal Waſſer ein und ſpie es wieder von ſich. Ich konnte keine andere Regelmäßigkeit beobachten, als daß jedesmal gegen Abend das Waſſer ſtill wurde, und beim Untergang der Sonne meiſt von Nord gegen Süd, doch auch umgekehrt, zu ſtrömen anfing. So entſteht am vorſpringenden Hafenthurme eine kreisartige Bewegung der Wellen, die aber kaum im Stande iſt, auch nur die kleinſten ruhigen Nachen zu drehen. Dieſes iſt die ſogenannte Charybdis, von den Einwohnern auch Charilla genannt. In etwa zweiſtündiger Entfernung ſtrebt am calabreſiſchen Ufer beim Eingange der Meerenge ein Fels ins Meer hinaus, der beim Andrange desſelben oft gewaltig ſchäumt und die Wellen bricht. Am Fuße des Felſens finden ſich unter der Waſſerfläche noch mehrere Felszacken. Das iſt Scylla, mit oben erwähnter Feſtung gekrönt. Die Alten beſchrieben die Scylla gerade, wie wir ſie heute noch finden. Daß die Fabel die Geliebte des Glaucus, ihrer Hartherzigkeit gegen die freienden Jünglinge wegen, in dieſen Fels umwandeln ließ, thut hier nichts zur Sache. Sie ſtand bis zur Mitte des Leibes im Meere, und ſah ihre Weichen in bellende Ungeheuer umgewandelt. Ihre Hüften, Beine und Füße ſuchend, findet ſie ſcheußliche Rachen ſtatt jener Theile; die wuthenden Hunde ringsum ſind ihr Fußgeſtell, und die meerbedeckten Rücken dieſer ſchäumenden Unholde hängen mit den verſtümmelten Weichen und dem hervorſtehenden Bauche zuſammen. Dem Ulyſſes riß ſie ſechs Gefahrten in den Abgrund und hätte bald die teukriſche Flotte verſchlungen. Nach Homer ſtreckte die Scylla zwölf todte Beine und ſechs Köpfe über das ſchäumende und immer heulende Waſſer, womit ſie Thiere fing und Schiffe verſchlang. Gegenwärtig ſieht man jene Felszacken nur bei eſtigem Wogenſchlage. Nicht entſprechend dagegen ſind die Schilderungen der alten Charybdis mit der Natur der heutigen. Zankle (Meſſina) wird in jenen alten Schriften allenthalben angeführt, und nirgends finden wir eine Stelle, welche die Charybdis beim Hafen von Zankle angibt; ja nach Ovid gelangt die teukriſche Flotte durch fleißiges Rudern vom Eingang der Meerenge an Scylla und Charybdis vorbei, gegen Abend an das Ufer von Zankle. Nur an einer einzigen Stelle finden wir das Wort Zanklea Charybdis, woraus ſich ſchließen läßt, daß auch der jetzige, unbedeutende Wirbel vorhanden war, aber von der eigentlichen Charybdis unterſchieden werden müſſe; indeſſen wird das Wort Zanklea auch dem ganzen Lande beigelegt. Nach Homer, Virgil und den meiſten, welche die Sache berühren, war die Charybdis der Scylla ſehr nahe und faſt gegenüber; eine Tochter der Erde und des Meeres, ſaß ſie nahe einem großen Baum. Nachdem ſie dem Herculeſ die Rinder verſchlungen, wurde ſie unter des Himmels Blitzen an einen Felſen ins Meer geſtürzt, wo ſie täglich dreimal Waſſer einſchlurfte und wieder ausſpie, dabei den Boden des Meeres ſehen ließ und jedes nahende Schiff in den Abgrund riß. Wollten die Schiffe aber der Charybdis ausweichen, ſo waren ſie in Gefahr, von der nahen Scylla verſchlungen zu werden.

Neuere Schriftſteller, wie Brydone, Riedeſel, Schloinburne, Partels, Sauſſure, Spallanzani u. ſ. w., finden die Beſchreibungen der Alten über Scylla und Charybdis und ihr nahes Verhältniß theils lächerlich, theils als unnatürlich poetiſche Uebertreibung, theils ſuchen ſie die übertriebene Gefahr in den ſchlechten Schiffen der Alten und der Unkunde ſie zu leiten. Auch finden wir oft die Bemerkung, der Schlund der Charybdis habe ſich mit Schlamm und Schutt angefüllt, woher ſie aufgehört habe, gefährlich zu ſeyn. Auf jeden Fall hätten die Alten bei gegenwärtigem Stande der Dinge nie Stoff zu ihren Beſchreibungen finden können; ja bei der gänzlichen Geringfügigkeit der heutigen Charybdis und der allzu großen Entfernung hätte nichts den Gedanken dazu liefern können. Zugleich finden wir, wie ſchon bemerkt, keine Stelle, welche die alte Charybdis an die Sandbank oder den Thurm von Zankle verſetzt; alle vielmehr geben ſie mehr weſtlich, nahe der Scylla an, und nach Allen fand ſie ſich an einem ins Meer hervorragenden Felſen, was bei Zankle nicht hätte der Fall ſeyn können; daher folgende Bemerkungen.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe in die Bretagne. Die Bai und Küſte von Douarnenez.

Ein leichtes Küſtenboot, mit vier Fiſchern bemannt und wie ein Pfeil die Wogen durchſchneidend, brachte mich in vier Stunden von dem Strandorfe Morgat nach dem gegenüberliegenden Douarnenez. Dieſes kleine Städtchen von etwa 2000 Einwohnern, welches mit ſeinem ſchlanken Kirchthurme ſchon in der Ferne von allen Seiten freundlich in die Augen fällt, liegt an einem der ſchönſten Waſſerbecken, die man ſich denken kann, nämlich an der nach ihm benannten Bai von Douarnenez, welche zwiſchen der Halbinſel Crozon und dem Cap Sizun oder Bec du Raz einen höchſt maleriſchen Halbkreis landeinwärts beſchreibt, deſſen längſte Sehne an drei deutſche Meilen beträgt. Der ſchöne Sandgrund dieſer wirklich einzigen Meerbucht iſt wie zum Ankern geſchaffen, und ſie wäre ohne Widerrede die ſchönſte Rhede Frankreichs, wenn die Stürme von der hohen See her weniger eindrängen, und die Landſpitzen ſo nahe zuſammenträten, daß man den Eingang befeſtigen könnte, allein vom Cap de Chèvre bis zum Cap Lauguene hinüber ſind es 2½ Meilen. Die Bai trägt Fahrzeuge von jeder Größe; allein die Schiffer ſuchen ſie nicht gern auf, denn ſie iſt als kein guter, ſicherer Hafen bekannt; man kann nur bei Oſt und Nordoſt abſegeln, und im Winter iſt es hier ſelten geheuer.

Douarnenez hat weder Mauern noch Thore, ſondern eben ſo viel Ein- und Ausgänge, als Straßen da ſind: es breitet ſich in einer Niederung am Strand aus; um die Häuſer herum verbinden ſich in großer Mannichfaltigkeit Kornfelder, Gebüſch, Tannenhölzer, Hügel, Windmühlen und Capellen zu einem angenehmen Proſpect. In mäßiger Entfernung davon laufen ſüdwärts leichte Anhöhen; Bäume ſind ſelten; jedoch trifft man Fichten- und Nadelholzanpflanzungen und italieniſche Pappeln, denen das feuchte Klima der Bretagne zuſagt. In kalten

Zeiten soll Douarnenez ein ganz ansehnlicher Ort gewesen seyn, viel städtisches Gewerbe gehabt und starken Transithandel getrieben haben. Die große Römerstraße von dem äußersten Endpunkte Galliens im Westen durch die Bretagne nach der Normandie lief über Douarnenez, welches jedoch nie ein großer, blühender Handelsplatz, allein jedenfalls größer und wohlhabender gewesen seyn mag, als jetzt, wo die Fischerei den vorzüglichsten Nahrungszweig und das Hauptgewerbe seiner Bewohner ausmacht. Der Haupthandelsartikel ist die Sardelle, welche die ganze Bevölkerung dieser Küste ernährt. Douarnenez hat allein 500 Fischerboote für den Sardellenfang, und verschickt in guten Jahren 40,000 Fässer marinirte Sardellen nach Nantes, Bordeaux, La Rochelle, Rochefort u. s. w. Ich kam gerade zur rechten Zeit, um diese Fischerei mit anzusehen, welche vornehmlich von der Mitte August bis Ende September betrieben wird. Man hat dazu große Netze, die nach Art der Vogelstellernetze straff ausgespannt und so ausgeworfen werden, daß sie hinters Boot herziehen, und da die Sardelle nicht einzeln, sondern in großen Zügen zu schwimmen pflegt, so sind diese Netze sehr lang, und stehen gleichsam gegen einen ganzen Zug auf die Lauer. Um die Netze aufgesperrt zu halten, sind an ihrem untern Rande der Länge nach in geringen Zwischenräumen Bleiklümpchen befestigt; der obere Saum aber ist mit vielen Korkstöpseln versehen, welche nach der Oberfläche des Wassers aufzutauchen streben. Nachdem dieses große, lange Garn völlig ausgebreitet ist, wird es langsam fortgezogen, und während des Ruderns auf solchem Zuge werfen zwei Schiffer von der gewöhnlich fünf Mann starken Bootsequipage zerstoßenen Stockfischrogen aus, womit die Sardellen herbeigelockt werden. Der Fang ist meistens so ergiebig, daß man die Fische aus den Netzen herausharkt. Die Fischer sagen: die Sardellen haben einen König, le Maigre genannt, der, wenn er einem Zug seiner Unterthanen begegnet, sie alle auffrißt, wäre es auch ein Haufen so groß als der höchste Berg. Wenn die Fischer diesen Sardellenfresser aus dem Wasser auftauchen sehen, so stellen sie den Fang unmittelbar ein und rudern wieder nach Hause. Dieser ominöse Sardellenkönig ist in der That kein phantastisches Wesen, das bloß in der Einbildung des Fischervolkes vorhanden, wie man es lange angenommen hat, sondern er existirt wirklich, und gehört zu der Familie der Haifische: es ist nämlich der squalus glaucus, ein ziemlich großer, äußerst gefräßiger Raubfisch, der Alles hinunterschlingt, was ihm nur vorkommt. Die Sardellenfischer haben sehr Recht, ihn als einen unsaubern Gast zu fliehen, indem er ihre Netze zerreißt und große Zerstörungen darin anrichtet, um die gefangenen Sardellen zu fressen. — Die Sardellen werden entweder frisch verkauft oder eingesalzen, welches letztere namentlich im Herbst geschieht, wo man sie in großen Massen fängt. Die aus der offenen See sind größer und nicht so geschmackvoll, als die in den Binnenwassern. Die erste Arbeit vor dem Einsalzen besteht in dem Auskehlen oder in einem Schnitt hinter den Kiemen, wodurch die Eingeweide herausgeschafft werden, so daß nur Milch und Rogen zurückbleiben. Ein Arbeiter kann in einer Minute 5 Sardellen, also in einer Stunde 180 Stück oder 3 Schock auskehlen und reinigen. Nach dieser Operation werden die Sardellen marinirt, in Kisten eingepackt und versandt.

Die übrigen Arten eßbarer Seefische, von denen sowohl der große Strand als die Binnenwasser wimmeln, fängt man mit kleinern Waden, oder mit langen, weiten, unten nicht spitz zulaufenden Beutelnetzen, an deren beiden obern Enden zwei lange Seile befindlich, woran kleine Strohwische in gleichen Abständen sitzen; sie werden durch zwei Querhölzer auseinander gehalten, und schwimmen hinter oder neben dem Boote her. Die Seile dienen dazu, das Netz beim Rudern fortzuziehen, und die Strohbündel sollen die Fische schrecken, damit sie in den Beutel gerathen. — Die Bewohner der Strandddörfer fischen theils einzeln, theils gemeinschaftlich miteinander, in welchem letztern Fall von der Commune besondere Fischerboote gehalten werden. Auch hat man dann gemeinschaftliche große Zugnetze, welche an 20, 30 Ellen lang sind, aus einem in der Mitte befindlichen Beutel mit zwei langen Flügeln an beiden Seiten bestehen und vom Boot ins Wasser ausgeschürzt werden. Die großen Meer-Aale fängt man in starken Raufennetzen, oder sticht sie auch mit einer Art neptunischen Dreizacks, d. h. mit einem Eisen, welches vier oder fünf Stacheln in Form eines Pfeiles oder Widerhakens hat und an einem langen Stiel befestigt ist. Diese Meer-Aale werden nicht gegessen, sondern aufgerissen, in der Sonne getrocknet und in großen Schiffsladungen besonders nach Spanien verkauft, wo man einen guten, aber übelriechenden Thran daraus bereitet.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus indischen Journalen.

Abschaffung der Körperstrafe bei den anglo-indischen Truppen. Jetzt, wo die Sipahis ins Feld geführt werden sollen, erneuern sich die Klagen über die obige unkluge Maaßregel. Das United Service Journal und der Englishman sagen mit Bestimmtheit, daß die Disciplin seit jener Zeit entschieden nachlasse, und wenn allmählich die ältern Soldaten, denen Subordination noch unter der alten Schule eingeprägt wurde, ausgetreten seyn würden, so werde die Desorganisation mit raschen Schritten zunehmen.

Die indische Presse. Der Friend of India vom 10 Nov. v. J. enthält hierüber Folgendes: „Seit vor drei Jahren die Presse gesetzlich frei wurde, hat kein Hindu ein Blatt herausgegeben, dessen Sprache nicht unwandelbar achtungsvoll gegen die Regierung gewesen wäre. Nicht der gleiche Fall war es mit den von Mohammedanern herausgegebenen Zeitungen, und Ein Blatt, das in persischer Sprache erscheint, hat sich kürzlich so heftiger Ausdrücke gegen die Regierung bedient, daß man fast zu der Meinung verleitet wird, es sey den Interessen unserer politischen Gegner jenseits des Indus verkauft. Es sagt unsern baldigen Sturz durch das Vordringen der Perser voraus, und manche darin ausgesprochenen Ansichten sind der Art, daß man sie geradezu verrätherisch nennen kann." Das Asiatic Journal bemerkt hiezu, das Blatt heiße Dschami Dschehan Name (Buch des Weltalls?), sey in den Provinzen sehr verbreitet und werde an den Höfen fast aller unabhängigen Fürsten Indiens gelesen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 40 u. 41** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Mönch.** Eine Kiew'sche Erzählung von J. Koslow. — **Thomas Moore's Geschichte von Irland.** (Fortsetzung.) — **Johanna Baillie.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 97.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

7 April 1839.

Nachricht über die niederländiſchen Colonien.

Die Sorgfalt für genauere Kenntniß der öffentlichen Zuſtände in den überſeeiſchen Beſitzungen Hollands von Seite der Gelehrten des Mutterlandes, nimmt ſeit einiger Zeit ſichtbar zu. Eben ſo läßt die Regierung ſelbſt es ſich angelegen ſeyn, einen Literaturzweig zu beſchützen und zu begünſtigen, deſſen Zweck dahin geht, die Fortſchritte in Wiſſenſchaften und nützlichen Kenntniſſen zu beleuchten, welche in den Colonien ſich offenbaren, und Berichte darüber zu ſammeln, damit nicht fortwährend Ausländer mit den Lorbeern ſich ſchmücken, welche die einheimiſchen Gelehrten während der mühſamen Dauer ihrer Wirkſamkeit in den beiden Indien gepflückt. Einem königlichen Beſchluſſe vom 10 Februar gemäß, wird auf Koſten des Gouvernements demnächſt ein eigenes, wichtiges Werk in holländiſcher Sprache erſcheinen, unter dem Titel: „Abhandlungen niederländiſcher Naturforſcher, die Erzeugniſſe und Zuſtände der Colonien Niederlands betreffend.“

Die ausgezeichneten Gelehrten Reinwardt, Temminck, Blume und van der Hoeven ſind mit der Leitung und Redaction deſſelben beauftragt, ſämmtlich Namen, welche für die Auswahl und Gediegenheit der Sammlung hinreichende Bürgſchaft darbieten.

Das Werk wird nachſtehende Rubriken umfaſſen:

1) Rapporte von Mitgliedern der zur Unterſuchung der Naturgeſchichte beider Indien ernannten Commiſſion, entweder an das betreffende General-Gouvernement, oder an die Regierung des Mutterlandes.

2) Die entwickelten Beſchreibungen und Abhandlungen, welche die Mitglieder dieſer Commiſſion in beiden Indien entweder ſchon vorbereitet oder nach ihrer Rückkehr in die Heimath zu ſchreiben ſich verbindlich gemacht haben.

3) Die Beſchreibung von Gegenſtänden der Naturgeſchichte, welche ſich in den Staatsſammlungen vorfinden, verfaßt von den Directoren und andern Angeſtellten der fraglichen Cabinette.

4) Sämmtliche Abhandlungen ſo wie ausführliche Beſchreibungen der Gegenſtände dieſer Sammlungen, welche von dritten Perſonen, entweder aus freiem Antrieb, oder in Folge geſchehener Einladung und Aufforderung verfaßt werden.

5) Die Gutachten, Briefauszüge und ähnliche Daten, welche man Mitgliedern der genannten Commiſſion oder anderer in den Reſſort der Muſeen ſchlagenden Inſtitute, über die fragliche Materie verdankt.

Dieſen Abhandlungen und Beſchreibungen wird man die darauf bezüglichen Zeichnungen beigeben. Das Ganze erſcheint in vierteljährigen Lieferungen und zweckmäßigen Folgen. Das Laufende der Ausgabe beſorgt Hr. Temminck.

Charakter des Königs von Kabul.

(Schluß.)

Doſt Mohammed reitet alle Tage aus, und jeden Tag, ſelbſt mitten im tiefen Winter, bringt man ſein Pferd um 3 Uhr vor den Palaſt, und da man weiß, daß er um dieſe Stunde öffentlich erſcheint, ſo warten arme Leute, um ihm ihre Beſchwerden vorzubringen. Ich habe ihn oft geſehen, die Hand auf dem Sattel und Einen Fuß im Steigbügel, einen verlumpten Menſchen ſo geduldig anhören, als ob er in dem Audienzſaal ſäße. Am Ende darf er aufſteigen und reitet dann in einen großen Garten, unter deſſen Bäumen die Pferde ſeines Geſtüts angebunden ſind, aber während des Ritts muß er wenigſtens ein Duzendmal halten, um Bitten aller Art anzuhören. Auf dieſem Ritt hat er keine Begleitung, nur einige hundert Schritte hinter ihm reitet ſein Pfeifenträger auf einem ſtarken, turkomaniſchen Klepper. Einige Tage nach meiner Ankunft in Kabul erhielt ich Befehl, ihn auf ſeinem Ritt zu begleiten, und hatte ſo alle Gelegenheit, ſeine Gewohnheiten und ſeinen Charakter zu ſtudiren. Ich war allein mit ihm, aber er hatte doppelte engliſche Piſtolen in den Holſtern, die, wie ich hörte, immer geladen ſind. So ritten wir täglich in den Garten, wo ein Teppich für uns ausgebreitet wurde, und der Stutenmeiſter brachte nun jedes Pferd und Füllen nach einander her, einige der erſten Größen, vielleicht ein Duzend, kamen nach und nach an, und das Geſpräch fiel natürlich auf die Pferde,

ihre Race und ihren Werth. Während dieser Zeit wurde die Pfeife herumgegeben, zuerst Dost Mohammed, der einige Züge that, dann mir, da ich gewöhnlich den Ehrenplatz hatte, und Männer vom höchsten Rang machten keine Schwierigkeit, nach mir zu rauchen. Sie lachen über die Vorurtheile der Indier, die mit Europäern weder essen noch rauchen wollen, und Morgens und Abends, in der Audienz und im Garten, rauchte ich aus Mohammeds Huka so oft als er selbst.

Diese Scene wurde jeden Tag von armen Leuten, die des Morgens in der Audienz nicht ankommen konnten, durch den Ruf: Dad! bedad! (Recht! Recht!) unterbrochen, und sie wurden immer herbeigerufen und gehört. Er wurde auf diese Art in den Stunden seiner Erholung und in der Mitte seines größten Vergnügens, seine Pferde zu betrachten, gestört, und gezwungen, Mißbräuche zu untersuchen, ein Geschäft, das er sich ausschließend vorbehalten hat. Er zeigt dabei einen Grad von Geduld und Gleichmuth, wie ich sie nie an einem europäischen Beamten gefunden habe. Ich habe gesehen, wie man ihm die bittersten Vorwürfe machte, und ins Gesicht sagte, er sey ein Lügner, und zwar Leute vom niedrigsten Range, die ihm seine gebrochenen Versprechungen vorwarfen, und er entschuldigte sich immer bei seinem Gegner, und drückte seinen Kummer aus, daß er Ursache zu Klagen gegeben habe, und versprach, daß künftig Alles gut gehen solle. Sein Betragen ist immer leutselig und höflich, und er weiß die angenehme Leichtigkeit anzunehmen, wodurch man sich beliebt macht, ist anspruchslos, und hat die Manieren eines Mannes von Welt, der durch die Grazie und Lebhaftigkeit seines Gesprächs jeden Hörer gewinnt.

Seine neue Allianz mit Persien ist höchst unpopulär in Kabul, da ein alter und bitterer Religionshaß zwischen den Persern und Afghanen herrscht, und diese würden ihr Land eher den Sikhs, als den Persern überliefern. Ueberhaupt nimmt seine Popularität täglich ab; die Armee ist schlecht bezahlt, und er hat mehrere Chefs, die ihre Truppen auf Verlangen seines Lieblingssohns Mohammed Akbar Khan, und unter dem Vorwande, daß sie sich schlecht bei Peschawer gehalten hätten, entlassen; andere seiner Generale wurden eines-theils ihrer Truppen beraubt, die er unter seine Söhne vertheilte, und sein Neffe, dem er hauptsächlich den Sieg bei Peschawer zu danken hatte, wurde ohne guten Grund von seinem Cavalleriecommando und seinem erblichen Gouvernement von Ghizni entsetzt, das Dost Mohammed einem seiner Söhne, einem sechzehnjährigen Knaben, gab. Alle diese Maßregeln haben bei den Großen und dem Volk in Kabul sehr mißfallen, die täglich die Begünstigung seiner Familie zum Nachtheil Aller empfinden.

Sein Betragen gegen seine Kinder ist auch keineswegs unparteiisch; sein ältester Sohn, ein Mensch von vortrefflichem Charakter, der einen Ruf von Muth im Felde und sonst viele guten Eigenschaften hat, wird von ihm auf kaum anständige Art behandelt, während sein jüngerer Bruder, der sich durch nichts Besonderes auszeichnet, die Armee commandirt, und andere Auszeichnungen genießt, die nichts Anderem zuzuschreiben ist, als dem außerordentlichen Einfluß seiner Mutter, ohne deren Rath Dost Mohammed nichts unternimmt, und die ihn zu Allem bringen kann. Ich muß ihm aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er ein zahlreiches Serail nicht für eine Nothwendigkeit seines Ranges ansieht; seine Frauen sind wenige an der Zahl, er bringt nur einige Stunden täglich unter ihnen zu, und weiht den Rest des Tages den Geschäften und dem öffentlichen Leben.

Sein Betragen gegen Kaufleute ist nicht sehr ehrenvoll; er hat die Zölle fast aufs Dreifache erhöht, und hat die Gewohnheit, überall Geld zu entlehnen, nach Verhältniß des Reichthums der Individuen. So entlehnte er kurz nachdem er den berühmten Kaufmann Bedreddin für seinen Adoptivvater erklärt hatte, 50,000 Rupien von ihm, und ein anderer Kaufmann, der mich mit der Karawane begleitet, erzählte mir, daß er von ihm bei seiner Rückkehr aus Bochara 5000 Rupien entlehnt habe, von denen er nie mehr einen Heller zurück erhalten werde. Andere haben auf dieselbe Art gelitten, und dieß, verbunden mit den zahlreichen Confiscationen, hat ihm die Leute nicht günstig gemacht, welche den gegenwärtigen Zustand von Kabul mit dem unter den alten Königen vergleichen können.

Der Bala Hissar, die ehemalige Residenz der Könige, wo früher jeder Zoll Landes besetzt war, bietet jetzt dem Auge nichts als dachlose Häuser, fallende Mauern dar, und man sagt, daß seit Dost Mohammeds Regierung 40,000 Menschen von Kabul und seiner Umgegend nach Bochara ausgewandert seyen. In einigen Districten ist die Grundsteuer auf zwei bis drei Jahre zum voraus erhoben worden. Die Straßen sind eben so unsicher, als sie je gewesen waren. Auf meiner Hinreise nach Kabul wurde ich durch einen Schneesturm genöthigt, mich von der Straße abwärts in einige Höhlen, zwei englische Meilen zur Linken, zu flüchten, und denselben Tag wurden 40 Reisende, zum Theil beritten, welche dieselbe Straße kamen, aller ihrer Habe beraubt. Dieß, und die Beraubung einiger Karawanen, und der Zustand von Aufruhr in einigen Districten, besonders des Clans der Khildschi, welche dem persischen Gesandten den Durchgang verwehrten, beweist, daß Dost Mohammed nicht so mächtig ist, als man ihn gewöhnlich beschreibt. Ich könnte manche andere Facta derselben Art citiren: z. B. Tugas, etwa 40 Koß von Kabul, verweigerte sieben Jahre lang die Bezahlung der Steuern; vor zwei Jahren besetzte es Dost Mohammed mit Gewalt nach einem scharfen Gefecht, aber im Augenblick, wo ich Afghanistan verließ, war es wieder in Aufruhr.

Meine Meinung ist, daß Dost Mohammed an Charakter und Geist ein Mann vom zweiten Rang ist, er würde einen guten Minister geben, aber er hat nicht den Geist von Großmuth, der einen König bezeichnet. Er ist menschlich, gutmüthig, liebenswürdig, mild, gleichmüthig, mäßig, einfach im Aeußern, und vollkommen ohne Affectation, aber er hat nicht den tiefen Geist, noch die Voraussicht der Folgen seiner Handlungen, welche den Staatsmann bezeichnen. Es fehlt ihm an dem Selbstvertrauen und der Kühnheit, welche wenigstens in diesen Ländern nöthig sind, um den Ruf eines Feldherrn zu gründen.

Seine Vorsicht hindert ihn, Muth zu zeigen, und seine Beschäftigung mit der Civiladministration scheint seine ehemaligen militärischen Eigenschaften gefährdet zu haben.

Ueber Scylla und Charybdis und den Canal von Messina.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich war Messina wie Reggio (das Rhegium der Alten), von jeher mächtigen Erdbeben ausgesetzt. Schon vor unsrer Zeitrechnung war Zankle öfters zerstört, manche Stelle bei Thucydides, Diodorus u. s. w. deuten auf schreckliche Zusammenstürzungen. Neuere Zerstörungen folgten 90 Jahre nach Christus, dann 1169 und 1783, theilweise Verwüstungen nicht gerechnet. Mit dem ersten Hornung des Jahres 1783 fingen die Quellen an, sich zu trüben, einige wurden milchig, andere dagegen dunkelschlammig; das Wetter war still, die Luft heiß, dunstig, der Himmel bewölkt, es herrschte eine beengende Schwüle; das Meer stieß allenthalben Luftblasen aus und zwischen Messina und Reggio fing es zu kochen an; die polizeiliche Untersuchung jedoch konnte keine Wärme des Wassers ermitteln, folglich nur Gasentwicklungen, mit welchen die Erschütterungen anfingen, die bis zum 5ten fortdauerten. An diesem erfolgte nach Mittag ein heftiger Stoß von unten nach oben, durch welchen die ganze Gegend einige Fuß gehoben wurde und wieder sank, und gegen den Faro ein ganzer Hügel barst. Auf diesen senkrechten Stoß folgten wieder schwankende Bewegungen, durch welche das Schloß ob der Stadt herabstürzte und mehrere Häuser mit 150 Menschen bedeckte. Die Stöße wurden nun heftiger, bald senkrecht, bald horizontal. Gegen Abend folgten die meisten Einwohner dem Prinzen vor die Stadt, wo man auf einer Wiese sich lagerte. Anfangs der Nacht wurde es wieder still; viele Menschen gingen wieder in die Stadt und andere wollten den Morgen abwarten; der Himmel war heiter, das Meer ruhig. Um die Mitte der Nacht aber erfolgte ein neuer Stoß, durch den das Vorgebirge Campala ins Meer sank, welches dadurch an die Küste von Calabrien drang, dort Häuser und Menschen wegriß, mit schrecklicher Wuth zurückkehrte, und die vor Messina gelagerten Menschen wegfluthete. Was nicht in den Wellen umkam, floh nach der Stadt oder ins Gebirge, wo wieder ein großer Theil unter den Häusern oder Gebirgstrümmern sein Grab fand. Den nächsten Morgen stieß das Meer wieder 2475 Leichen aus, welche nun mit 800 aus der Stadt verbrannt wurden; der größere Theil jedoch lag in den Wellen oder unter dem Schutte der Stadt und der Hügel. Der heftigste Stoß folgte den 7ten, durch den zwischen Pelaro und Reggio zwei Hügel zusammenstürzten und ein dritter sich aufhob. Von hier dauerten die Erschütterungen bis zum 28 Marz, an welchem ein eben so starker Stoß erfolgte. Der Ruin war nun vollendet; über 40,000 Menschen am Canal von Messina und einigen nahen Gegenden, die mit Messina, Reggio u. s. w. auf gleichen neueren Gebirgsarten liegen, hatten ihren Tod gefunden.

Bei stillem Meere untersuchte ich die Stelle des eingestürzten Vorgebirges. Oel aufs Wasser gegossen beförderte die Untersuchung ungemein. Das Auge sieht die Trümmer des eingestürzten Vorgebirges ganz deutlich, und zwar in drei verschiedenen Trümmerhaufen. Ein eiserner, mit einem Netze verbundener Rechen, wie ich ihn zum Aufkratzen des Meeresgrundes und zum Emporheben der dortigen Producte schon in Tarent machen ließ, wurde versenkt. Die Resultate sind folgende: der nächste Trümmerhaufe war nur klein und das Getrümm noch locker über einander gehäuft; es war mit Schlamm gemischt, aus dem mächtige Blöcke in wildem Gewirre hervorragten, und bestand aus gleichem Gesteine, wie das nahe Felsgebilde. Die heraufgebrachten Fragmente waren kaum noch mit einem dünnen Ueberzuge von kalkigem Meerschlamm überzogen. Warf ich den Rechen bei dem anderen, viel tiefer und weiter in den Canal gehenden Getrümm aus, so war es auch bei der größten Anstrengung von fünf Ruderknechten nicht möglich, etwas von dem Getrümm aufzukratzen; endlich gelang es, indem ich vom ziemlich fernen Ufer aus ziehen ließ. Die Fragmente waren sämmtlich mehrere Linien dick, mit versteintem Seeschlamm überzogen. Auffallend bestimmt zeigte sich, daß dieser letztere Trümmerhaufe aus weit älterer Periode stamme, als der kleine vom Jahre 1783. Ob der dritte, noch tiefer ins Meer gehende Haufe mit dem zweiten gleichzeitig sey, oder aus noch älterer Zeit stamme, konnte nicht ermittelt werden, weil das Auge zu unbestimmt hinabsah, die Untersuchung größtentheils nur mit dem Senkblei vorgenommen und kein Getrümm heraufgebracht werden konnte. Rings um dieses Getrümm hatte das Meer eine solche Tiefe, daß ich den Grund nicht erreichen konnte. Strick und Gewicht wurde endlich vom Wasser getragen. So gewiß das Einsinken eines kleinen Theils des Vorgebirges Campala im Jahre 1783 geschichtliche Thatsache ist, eben so gewiß ist das Einsinken eines weit größeren Theiles in einer Periode, die kaum viel älter als unsere Zeitrechnung seyn wird. Vor dem Einsinken dieses Vorgebirges war natürlich der Canal in dieser Gegend enger, der Andrang des Meeres daher heftiger. Auch jetzt noch, wenn die Schiffe von Süden her in den sehr breiten Canal einlaufen, bewegen sie sich mit der Fluth langsam, und wie der Canal sich verengt, nimmt die Schnelligkeit zu, bis sie wirklich bei Messina heftig wird. Das Gleiche findet statt, wenn abwechselnd täglich das Meer von Norden nach Süden strömt. Nicht nur war mithin damals die Strömung heftiger, sondern die Charybdis der Alten muß an dem sehr viel weiter als der Thurm von Messina ins Meer hinausragenden Vorgebirge Campala gewesen seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige neue Lettern.

Ein Hr. Colson, Graveur und Letterngießer in Clermont (Puy de Dome), hat kürzlich ein Patent auf eine von ihm erfundene Composition genommen, die so hart seyn soll, daß wenn man sie auf einer Kupferplatte aufsetze und mit dem Hammer darauf schlage, sie einen Eindruck darauf mache, wie ein Grabstichel. Hr. Colson zeigt an, daß die aus dieser Composition gegossenen Lettern zehn Jahre dienen können, und nicht mehr kosten als die jetzigen. (Franz. Bl.)

Chronik der Reisen.

Reise in die Bretagne. Die Bai und Küste von Donarnenez.

(Fortsetzung.)

Das kleine Städtchen Donarnenez gefiel mir so wohl, daß ich es zum Mittelpunkt meiner Ausflüge in verschiedene Kantone des Finisterre machte. Ich fand daselbst in dem Hôtel du Commerce einen artigen Gasthof, der ganz nach Art der Gasthöfe in den kleinen entlegenen Städten Norddeutschlands eingerichtet war, wo nämlich der Fremde mit der Familie des Wirths und seinen Kostgängern speist, Abends zu einer Tasse Thee eingeladen wird, kurz die gastfreundschaftlichste Aufnahme erfährt, und bald mit allen Vettern und Cousinen vom Hause Bekanntschaft anknüpft. Ich benutzte meinen Aufenthalt dazu, die Beschaffenheit der kleinen Landgüter und Dorfschaften in der Umgegend kennen zu lernen, wozu mir mein gefälliger Wirth in jeder Weise behülflich war. Ich machte in seiner Begleitung mehrere Spazierritte aufs Land und zu seinen Pachtbauern, so daß ich Gelegenheit hatte, mir die Einrichtung vieler isolirter Weiler und Gehöfte anzusehen, wohin ich sonst schwerlich vorgedrungen wäre, denn die Bauern sind gegen jeden Fremden, der nicht ihre Landessprache redet, sehr mißtrauisch und stöckisch, dagegen sehr freundlich und zuvorkommend, wenn er von einem Eingebornen vorgestellt wird, mag er das Celtische verstehen oder nicht.

Die dem Strand zunächst gelegenen Aecker sind mager und dürr; weiter ins Land hinein ist der Boden gut cultivirt. Nach dem Marktflecken Loc Benan hinüber hat man einige hübsche Aussichten, und die bewaldeten Anhöhen des 5 Meilen entfernten Quimper erfrischen gar wohlthuend das Auge. Die Gegend um Donarnenez ist bergig, wie die Bretagne im Allgemeinen; sie steigt allmählich vom Meeresufer auf und bildet einen Gebirgsrücken, dessen Kuppen sich natürlich nicht mit den Alpenspitzen messen können, und unter den Erderhöhungen nur den niedrigsten Rang einnehmen. Ein Schweizer oder Tyroler würde den beträchtlichsten, 35 Meilen langen Höhenzug der schwarzen Berge, im Süden des Aulneflüßchens, welches den Busen von Brest mit der Loire bei Nantes durch einen Canal verbindet, für bloße Hügel gelten lassen. In der That ist auch ihre senkrechte Erhebung über der Meeresfläche (800 Fuß), mit andern Gebirgshöhen Deutschlands und Frankreichs verglichen, weder bedeutend, noch ihre Abdachung steil und abschüssig, wiewohl sie wegen ihrer sanften Neigung gegen die Thäler und Ebenen den Blick und das Urtheil täuschen, indem sie zum Theil wirklich höher sind, als sie dem Auge des Beobachters sich darstellen. Einzelne Vorgebirge und Spitzen erheben sich schroff und steil 800 Fuß über dem Wasserspiegel, und die Aresberge im Norden der Aulne, welche unter verschiedenen Namen sich 9 Meilen weit ausdehnen und vielen Küstenflüssen ihren Ursprung geben, erreichen beinahe eine Höhe von 1000 Fuß. Was die Bildungen und Gestaltungen der Berge betrifft, so hat die Natur nirgends kühne und abenteuerliche Formen ausgeprägt; die meisten Höhen schwingen sich in wellenförmigen Abrundungen empor; spitz nach dem Gipfel zulaufend habe ich keinen einzigen Berg gesehen.

Ich war erstaunt über die unendliche Mannichfaltigkeit und Abwechslung des Terrains; jedoch macht dieß die bergige Form des ganzen Landes und seine allen Winden und Himmelsgegenden ausgesetzte Lage erklärlich: man findet bald leichten, bald schweren Boden, bald Haide, bald Sandstrecken; hier ist der Acker zu fett, dort zu mager; an einigen Stellen bedeckt eine so dünne Decke vegetabilischer Erde die Oberfläche, daß die Pflugschar beständig auf den Felsen stößt, anderswo mag sie noch so tief einschneiden und dringt doch nicht bis auf den Grund. Wir kamen durch weite Strecken, wo kein Bach, keine Quelle, kein Teich zu finden; ein wenig weiter sprudelten zahlreiche Bäche und Quellen, die schöne Wiesen bewässerten, Mühlräder trieben und eine erquickende Kühle verbreiteten. In diesen Provinzen gibt es unendlich viel zu thun für patriotische Landwirthe und Capitalisten. Edelhöfe mit schloßähnlicher Bauart habe ich an der Küste nicht angetroffen, sondern nur kleine Höfe von zwei, drei Häusern und einzelne Gehöfte. Die Wohnungen auf dem Lande haben in der ganzen Bretagne ziemlich ein und dasselbe Ansehen; die besten darunter sind noch erbärmlich, und nie stößt der Blick auf nette, geschmackvolle Bauernhäuser, wie in einigen Gegenden Deutschlands; sie bestehen gewöhnlich aus vier von rohen Feldsteinen aufgeführten Wänden, die weder innen noch außen mit einem Anwurfe von Lehm geebnet und mit Kalk übertüncht sind. So eine unförmliche Wohnung liegt vorzugsweise in einer Thalvertiefung. Ein mit Gebinden von geschüttetem Stroh, hin und wieder auch mit Rohr gedeckter Schuppen verwahrt die Pflüge und Ackergeräthe: Scheunen habe ich nirgends bemerkt; in der ganzen rauhen Bretagne herrscht die Art der südlichen Länder, das Korn auf einer Diele oder Lehmtenne unter freiem Himmel auszudreschen und das Stroh in großen Haufen hinter dem Haus aufzuthürmen; das ausgedroschene Korn wird auf den Speicher oder in eine Bodenkammer geschüttet. Um das Wohnhaus herum befindet sich der Obst- und Küchengarten, und an diesen stoßen die Aecker und Wiesen, die mit Erdwällen eingefriedigt sind, worauf lebendige Hecken von weißem Schlehdorn oder gelbem Ginster wachsen. Das Ganze hat ein ungemein lachendes, pittoreskes Ansehen: die Gräben und Wälle sind mit Veilchen, Stiefmütterchen, Schneeglöckchen, Vergißmeinnicht, Fingerhüten, wilden Rosen und Hyazinthen und tausend andern Feldblumen bedeckt, welche die Luft mit balsamischen Wohlgerüchen erfüllen. Aber in dieser reizenden Umgebung leben die schmutzigsten, rohesten Menschen: ihre Hütte, ohne Fenster und Schornstein, ist voll Dampf und Qualm; eine steinerne Wand theilt sie in zwei Hälften: die eine bewohnt der Bauer mit Frau, Kind und Kindeskind; die andere gehört den Ochsen, Kühen und übrigen Hausthieren; die gegenseitigen Ausdünstungen dringen frei und ungehindert von einem Theil oder vielmehr von einem Stall in den andern, und ich weiß wahrlich nicht, wer bei diesem Austausch den Kürzern zieht. Die Wiederkäuer sind mit Stricken an der Krippe festgebunden; das Federvieh und die Vielhufer dagegen laufen frei im ganzen Haus herum, und es fällt gar nicht auf, wenn die Zuchtsau mit ihren Jungen in der Wohnstube einen Besuch abstattet; man kennt das alte Sprüchwort: Gleich und Gleich gesellt sich gern. Die Bewohner dieser elenden Hütte sind in der That über alle Maßen unreinlich, und wenn das Schwein nicht ein gar so schmutziges Thier wäre, so würde es sich bedanken, mit dem bretagnischen Bauer unter einem Dache zu leben.

(Fortsetzung folgt.)

Maaßregeln in Australien gegen die Branntweinpest. In Neusüdwales ist eine neue sogenannte Licensing Act erschienen, worin die Ertheilung von Schenkwirthschaftserlaubnissen beschränkt, der Verkauf gebrannter Wasser an einheimische und deportirte Verbrecher ganz verboten wird; selbst an Trunkenbolde unter den Freien soll auf besondern Befehl eines Friedensrichters kein Branntwein abgegeben werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 98.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

8 April 1839.

Chineſiſche Adminiſtration.

Die Cenſoren und die Akademie.

Die Einrichtungen, durch welche die Chineſen in einer abſoluten Monarchie die Mißbräuche zu verhindern geſucht haben, ſind höchſt merkwürdig. Die alten Kaiſer erlaubten Jedem Zutritt, der eine Klage anzubringen hatte; man brauchte ſich nur in den Hof des Palaſtes zu begeben und einen Schlag auf eine dort aufgehängte Trommel zu geben. Später wurde ein eigener Gerichtshof mit dem Hören dieſer Klagen beauftragt, und noch heute ſind immer Mitglieder deſſelben in der Nähe des Thors des Palaſtes, die auf die Berührung der Trommel erſcheinen und die Klage anhören und darüber berichten. Aber die wichtigſte der Inſtitutionen dieſer Art iſt die der Cenſoren. Dieſe bilden ein Collegium, das nicht unter den Miniſtern ſteht, ſie ſind Männer vom erſten Rang, und die Gouverneurs der Provinzen werden als ihre Aſſiſtenten angeſehen. Ihr Zweck iſt, Mißbräuche aller Art zu entdecken, und ihr Recht iſt, gegen jeden, auch den Kaiſer, Klage zu führen, ihn zu tadeln, und Reform der Mißbräuche zu fordern. Das Collegium beſteht aus zwei Präſidenten, vier Aſſiſtenten und einer Anzahl von Beamten, die in ſechs Bureaux getheilt ſind, deren jedes eines der Miniſterien zu beaufſichtigen hat. Daneben beſtehen 20 chineſiſche und eben ſo viele tatariſche Cenſoren für die Provinzen, und für die Stadt Peking fünf, deren jeder einen Stadttheil zu beaufſichtigen hat. Alle Theile der Adminiſtration ſtehen unter ihnen, ſelbſt die kaiſerlichen Prinzen, die Armee, die Gefängniſſe, die Tribunale, die Finanzbeamten, kurz, jeder Theil der Verwaltung iſt ihrer Inſpection offen; ſie haben Zugang zu allen Papieren, können Unterſuchungen über jeden Act der Beamten veranſtalten, und Niemand darf ohne Gefahr augenblicklicher Suspenſion von ſeinem Amte ſich weigern, ihre Fragen zu beantworten. Sie dürfen Vorſtellungen machen, Klagen veranſtalten, tadeln, und von neuem beginnen, ſo oft ſie wollen. Jeder hat eine Anzahl von Spione, die er auf Kundſchaft ausſchickt, und jeder chineſiſche Unterthan hat augenblicklichen Zugang zu ihm, und er muß ſeine Klage annehmen. Er kann gerichtliche Unterſuchungen hervorrufen, die Entſcheidungen der Beamten ſuſpendiren, ſie vor Gericht ziehen, oder verlangen, daß ſie vor Commiſſionen gezogen werden. Niemand iſt daher ſicher vor ihren Angriffen, und der Kaiſer ſelbſt muß ſich ihren Tadel gefallen laſſen und ſich auf ihre Angriffe vertheidigen. Auf der andern Seite iſt es ihre Pflicht, die Unſchuldigen zu vertheidigen und Beamte, deren Verdienſt von ihren Obern unbemerkt geblieben iſt, zu empfehlen.

Eine ihrer Hauptpflichten iſt, den Provincialbeamten Milde zu empfehlen; ſie durchreiſen die Provinzen, unterſuchen die Proceſſe und ſuchen die Angeklagten zu entſchuldigen. Sie ſollen die Gefängniſſe beſuchen, darauf ſehen, daß die Gefangenen menſchlich behandelt werden, und die Entlaſſung der Unſchuldigen verlangen. Das Collegium der Cenſoren in Peking revidirt die Proceſſe der zum Tode Verurtheilten in Verbindung mit dem Collegium der Strafen und dem oberſten Gerichtshof. Hierauf examiniren ſie alle die Beſchlüſſe noch einmal, und die Präſidenten ſind gegenwärtig, wenn der Kaiſer die Namen derer, welche wirklich hingerichtet werden ſollen, bezeichnet, um Mißgriffe zu verhindern und die Todesſtrafen ſo viel möglich zu vermindern.

Sie präſidiren bei den Austheilungen von Nahrung und Kleidung an die Armen, damit kein Unterſchleif vorgehe, und bei dem großen Examen iſt immer einer von ihnen gegenwärtig, um zu ſehen, daß die literariſchen Grade den Würdigſten ertheilt werden. Sie unterſuchen die Rechnungen der Finanzbeamten, ſind gegenwärtig, wenn die Reisſchiffe ankommen, und ſollen über jede Verſchwendung der Staatsgelder Klage führen. Sie ſind bei den Hofceremonien gegenwärtig, um ſich zu verſichern, daß die Etiquette und der Anſtand nicht verletzt werden, und ſollen über die Reinheit der Staatsreligion wachen und die Einführung von Ketzereien verhindern, die Moralität des Volks durch Lehre und Beiſpiel heben u. ſ. w.

Wenn dieſe Anſtalt nicht nützlich iſt, ſo iſt es der Fehler der Cenſoren, denn ſie haben die Macht und die Pflicht in Händen, und obgleich viele von ihnen Schmeichler und Sykophanten ſind, ſo haben ſich doch immer in dem Collegium Männer gefunden, welche ihr Leben an die Erfüllung ihrer Pflicht gewagt und geſetzt haben. Unter der jetzigen Regierung iſt kein

Fall dieſer Art vorgekommen, obgleich der Kaiſer eine Menge kühner Remonſtranzen von Vielen von ihnen erhalten hat, die er dadurch zum Schweigen brachte, daß er ſie entweder der Verleumdung beſchuldigte, oder ſie wegen ihrer Pflichttreue höchlichſt belobte.

Eine andere der Inſtitutionen, die in dieſe Claſſe gehören, iſt die der Geſchichtſchreiber des Kaiſers. Dieſe bilden eine Unterabtheilung der kaiſerlichen Akademie. Es gehört durchaus zum Syſtem des Reichs, die gelehrten Studien, welche die Baſis ſeiner Verwaltung und ſeiner Stabilität bilden, zu ehren, und zu verſuchen, ſie auf den höchſten Grad von Vollkommenheit zu bringen. Daher iſt die Akademie (das Collegium der Hanlin) eine ganz nationale Inſtitution. Sie hat zwei Präſidenten und eine große Anzahl von Mitgliedern, die in verſchiedene Rangclaſſen getheilt ſcheinen, von deren Organiſation wir aber keine genauere Kenntniß haben. Sie ſind alle ohne Ausnahme Männer, welche die höchſten literariſchen Grade erhalten haben, und müſſen ſich in der Literatur ausgezeichnet haben, ehe ſie dieſen Ehrenpoſten erreichen. Sie werden zu allen großen literariſchen Arbeiten gebraucht, welche die Regierung unternehmen läßt, und die prachtvollen Sammlungen, welche aus der kaiſerlichen Druckerei im Palaſt hervorgehen, ſind ihr Werk. Sie unterſuchen auch die Werke, welche Gelehrte in den Provinzen ſchreiben und ihnen zuſenden, eben ſo revidiren ſie und laſſen die Preisſchriften der Candidaten der höhern literariſchen Grade drucken, ſo wie alle wichtigen Staatspapiere. Sie redigiren das Ritual, welches bei Feſten beobachtet wird, die Gebete, welche bei den Gräbern der Ahnen geſprochen werden, und die Proclamationen des Kaiſers, Documente, welche in vollkommen klaſſiſchem Styl geſchrieben ſeyn müſſen. Uebrigens ſind ſie keineswegs bloße Gelehrte, ſondern bilden eine Pflanzſchule für Staatsmänner, und die Examen, welche eine ſo große Staatsangelegenheit ſind, ſtehen großentheils unter ihnen. Die Kaiſer haben immer einige von ihnen um ſich, und ſelbſt während ſeiner Beſuche in den Gärten und ſeinen Jagden bringt er viele Stunden des Tages in ihrer Geſellſchaft zu. Die Ehre, welche er dadurch der Gelehrſamkeit erweiſt, hebt dieſe in den Augen des Volks, und macht die Akademie zum Object des Ehrgeizes der talentvollſten Männer in China.

Das Collegium der Staatsgeſchichtſchreiber bildet eine Abtheilung der Akademie; es beſteht aus 21 Mitgliedern dieſer letzten, und vier von ihnen begleiten ihn auf allen Reiſen, im Palaſt, und in allen Audienzen, und ſchreiben ſeine Handlungen nieder. Ihr Amt iſt geheiligt, und ſie können ihre Meinung frei ausdrücken, aber ihre Werke werden nicht ſogleich bekannt gemacht, ſondern aufbewahrt, bis die Dynaſtie aufgehört hat, zu regieren. Die Materialien zu ihren Annalen beſtehen in ihren täglichen Noten, Auszügen aus öffentlichen Acten und ihren Bemerkungen darüber. Die Zweckmäßigkeit des Gebrauchs, ihre Annalen nicht herauszugeben, ſo lange ſie oder ihre Nachkommen etwas von der Dynaſtie zu hoffen oder zu fürchten haben, liegt am Tage. Uebrigens wird das Verbot nicht ſo ſtrenge gehalten, daß nicht immer einige Abſchriften insgeheim gemacht würden, und ſo kann man in einigen europäiſchen Bibliotheken die Geſchichte der jetzigen Dynaſtie handſchriftlich finden, aber gedruckt darf nichts werden.

Hier endigen wir unſere Auszüge aus Guzlaff, und es bleibt uns nichts mehr übrig, als einige Worte über das Werk ſelbſt zu ſagen. Es iſt mehr geeignet, die Neugierde des Leſers zu erregen, als ſie zu befriedigen, der Plan des Werkes iſt gut, die Materialien, die der Verfaſſer hatte, ſind die beſten, die man ſich beim Mangel perſönlicher Erfahrung in einem Lande verſchaffen kann, aber die Ausführung iſt unbegreiflich mangelhaft. Guzlaff arbeitet zu ſchnell und compilirt gedankenlos; auf jeder Seite möchte der Leſer eine Menge Fragen über die wichtigſten Gegenſtände machen, die der Verfaſſer oder vielmehr die Schriftſteller, aus denen er compilirt, berühren, über die er aber den Leſer völlig unbefriedigt läßt. Man hat Mühe zu glauben, daß er ſeine Handſchrift durchgeleſen habe, ſo augenſcheinlich ſind die Fehler der Compilation. Das Buch enthält mehr neue Data über China als irgend ein anderes ſeit Duhalde und den Jeſuiten, und iſt namentlich dem ſehr oberflächlichen von Davis ſehr vorzuziehen, aber man hat Mühe zu begreifen, wie man mit ſolchen Materialien ein ſo ungenügendes Buch ſchreiben kann. Der Verfaſſer verſteht offenbar das Chineſiſche mit großer Leichtigkeit, aber ſein Capitel über chineſiſche Literatur beweiſt, daß er dieſe ſehr wenig und mit wenig Nachdenken ſtudirt hat. Er iſt von dem verachtenden Tone der Engländer in Canton angeſteckt, und ſo voll von ſeiner Miſſionsſalbung, daß es ihn verblendet, und er das große hiſtoriſche und politiſche Phänomen, das er vor Augen hat, nicht begreift, oder er ſich wenigſtens keine Zeit läßt, darüber nachzudenken, und doch iſt es ein Buch von Werth und verdient einen Platz in Bibliotheken, obgleich es ſchwerlich eine Ueberſetzung verdient, weil es gar zu ungeordnet und unverarbeitet iſt.

Ueber Scylla und Charybdis und den Canal von Meſſina.

(Fortſetzung.)

Ueberdieß ſagt die Geſchichte, daß 1169 auf der calabreſiſchen Seite ein Theil des Vorgebirges von Fiumara einſank. Die Geſchichte beſchreibt dieſes Erdbeben als noch viel heftiger als das von 1783. Das Vorgebirge zwiſchen Scylla und Fiumara beſteht aus Thonſchiefermaſſe, die ganz eigenthümlich bald dem Gneiſe, bald dem Glimmer, bald hornblendeartiger Maſſe ſich nähert, und den Geſetzen der umliegenden, meiſt kalkigen Schichtenſyſteme zuwider, über 300 Fuß hoch faſt ſenkrecht ſich aufſtellt. Die aufgeſtellten Schichten ſind ſo zerſtört, ſo locker zuſammenhängend, mit zerſtörter Thonmaſſe durchneſtet, und, wo größere feſte Schichtenmaſſen unmittelbar über einander liegen, mit ſo ausgezeichneten unzähligen, großen und glänzenden Rutſchflächen, daß eine gegenſeitige Bewegung der gewaltigen Trümmermaſſe unverkennbar iſt. Oben iſt dieſes Gebilde mit quaternären Kalken bedeckt, der einerſeits dem tarentiniſchen Uferkalk analog iſt, und auch gleiche jetzt noch lebende Petrefacten, nur viel beſſer erhalten, enthält; andrerſeits da-

gegen nähert er sich noch weit mehr dem neuesten Meereskalke, der noch täglich von Messina bis Palermo sich bildet, und der unter der Wasserfläche weggebrochen, in einigen Jahren sich wieder erzeugt. Von Fiumara bis Scylla zieht sich kaum unter der Meeresfläche hin dem Ufer entlang, links und rechts des Vorgebirges, eine Bank durchaus des gleichen Kalkes. Der über erwähntes Thonschiefergebilde über 300 Fuß hoch liegende Kalk ist schauerlich zerrissen, und hängt an manchen Stellen sturzdrohend herab. Seine untere Fläche ist immer schwammig und porös, hat unzählige Holzsplitter, eingeschlossene Gerölle und ganze Flächenabdrücke von Madreporites Cuticularis, wie es scheint. Die oberen Theile dieser Kalkschicht werden dann compacter, oft weißer, und dann dem Syrakuserkalk ähnlich. Jeder Beobachter, er mag wollen oder nicht, muß jene oben hängenden Kalkmassen durchaus als Fragmente der unten an der Meeresfläche vorbeilaufenden Bank betrachten, was als weiterer Beweis dient, daß erwähntes Vorgebirge wahrscheinlich erst in der geschichtlichen Zeit sich aufgehoben, woher die Zerreißung, Rutschflächen u. s. w. Von diesem Vorgebirge nun sank 1169 ein Theil wieder ein, was die Geschichte mit Bestimmtheit sagt. Die Trümmer des gewaltigen Einsturzes sieht man weit ins Meer hinaus; es scheint jedoch mehr ein Versinken, als ein Herabstürzen statt gefunden zu haben, weil das obere Getrümm in den Meeresfluthen größtentheils nur aus ungeheuren Kalkblöcken besteht, wie jetzt noch unzählige über der noch stehenden Masse sich finden, weil in dem jetzt noch stehenden die Trennungsfläche als Rutschfläche erscheint, und weil die Geschichte nicht bemerkt, daß das gegenüberliegende Messina beim Sturze vom Andrange der Fluthen gelitten habe, was bei Campala der Fall war, und auch hier hätte erfolgen müssen, wenn ein Sturz in die Wellen erfolgt wäre. Sehr wahrscheinlich sank das Vorgebirge nur langsam ein. Sollte aber in Zukunft hier ein starkes Erdbeben erfolgen, so wäre wohl ein Sturz zu erwarten; denn die noch stehende Masse hängt so drohend, locker und zerrissen, daß manche Reisende schnell zwischen der Fluth und dem schauerlichen Felsgebilde vorbei eilen, um nicht vom Ruin bedeckt zu werden.

Stand nun auch in früherer Zeit dieses Vorgebirge noch weiter ins Meer hinaus, was erwiesene Thatsache ist, so war der Canal nicht nur noch enger, und die Strömung folglich heftiger, sondern aus dem Stande der fast gegenüberliegenden, nun eingestürzten Vorgebirge von Campala und Fiumara, mußte die von Süden nach Norden strömende Fluth mit größerer Heftigkeit gegen Scylla angedrungen seyn, und folglich war das, was die Alten über Scylla und Charybdis geschrieben, durchaus der Natur entnommen, wenn auch in einzelnen poetischen Darstellungen übertrieben. Nebst vielem Andern finden wir bei Ovid: Wie? sagt man nicht, welche Berge stoßen unter den Wogen zusammen; die den Schiffen gefährliche Charybdis schlürfe jetzt die Fluth ein, jetzt speie sie selbe wieder aus; und die räuberische Scylla mit bellenden Hunden umgürtet, schäume im sicilischen Sunde? Ferner: Scylla tobt rechts, links die rastlose Charybdis. Diese verschlingt die geraubten Kiele, und speit sie wieder aus, jene, den schwarzen Bauch mit Hunden umgürtet, trägt das Antlitz einer Jungfrau, und, verkünden die Sänger nicht lauter Erdichtung, war ehedem wirklich Jungfrau. Die sehr interessanten Mythen verfolge man bei Ovid weiter, oder lese sie bei Homer, Virgil u. s. w. Der Vers: Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin, ist weltbekannt. Auf jeden Fall erlangten durch nähere Erörterung der angeführten Thatsachen sowohl jene Beschreibungen der Alten, als die auf selbe gegründeten und äußerst interessant ausgeführten Mythen Sinn und Bedeutung. — Die nähere Vergleichung der Stellen der Alten mit dem gegenwärtigen und frühern Sachverhalt liegt außer dem Zweck dieses kurzen Aufsatzes. Ich wollte durch den angeführten Umriß nur dem sinnlosen Geplauder der meisten Reisebeschreiber begegnen, und die Blicke ernster auf die Natur der Sache hinlenken. — Zur Veranschaulichung der Sache dient beiliegende Zeichnung, die ich mit möglichster Genauigkeit nach der Natur entworfen.

Nur noch einige Bemerkungen über den Grund der angeführten Thatsachen, und einige Blicke auf die Trennung Siciliens vom festen Lande, welche die Mythe uns verkündet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sprache Ilmorma.

Vor einigen Tagen erwähnten wir dieser Sprache, als wir etwas über die Reise des Hrn. d'Abbadie in Abyssinien mittheilten. Das Athenäum vom 25 März, das Auszüge aus einem Briefe des Reisenden gibt, den Professor Lloyd der irischen königlichen Gesellschaft vorlas, stellt darüber folgende Vermuthung auf.

„Ohne Zweifel ist die Sprache, welche nach dem Verfasser in ausgedehnten Länderstrecken von Centralafrika gesprochen und von ihm Ilmorma genannt wird, die der Maréma, ein Name, der, wenn er auch jetzt eine afrikanische Form trägt, und von den Portugiesen den Stämmen beigelegt wird, welche die Küsten von Kilwa (Quiloa) und Mombas bewohnen, doch ohne Zweifel eine allgemeine Benennung und arabischen Ursprungs ist. Die Araber nennen noch heutigen Tags die östliche Küste „Ardh-el-Morayim," d. h. das gesuchte Land, oder wie es gewöhnlich verstanden wird, das neugefundene Land. Schwarze Sklaven von der Ostküste Afrika's sind sehr zahlreich am rothen Meer, und machen die Mehrzahl der Matrosen auf arabischen Schiffen aus. Die Sprachen in Afrika, südlich vom Aequator, sind in ihrer Wurzel dieselben von der östlichen bis zur westlichen Küste, und deßhalb kann von dem el-maréwy, oder der Sprache der Maréma, mit Recht behauptet werden, es werde in einer großen Ausdehnung gesprochen. Doch ist das sehr oberflächlich," und wir glauben fast, daß die Ilmorma-Sprache des Hrn. d'Abbadie die Sawâhily seyn wird, von welcher Salt (der sie Sowhily schreibt) einige Proben gegeben hat, und von welcher ein reiches Vocabular jetzt vorliegt."

Chronik der Reisen.

Reise in die Bretagne. Die Bai und Küste von Douarnenez.

(Fortsetzung.)

Bequemlichkeit ist in diesen Wohnungen eben so wenig eine Haupttugend, als Reinlichkeit. Die Häuser haben kaum 10 Fuß in die Länge

und 15 Fuß in die Tiefe: eine einige ſchmale Fenſteröffnung von 18 Zoll Höhe und 9 Zoll Breite, mit einer Gitterſtange in der Mitte und zu beiden Seiten mit einer Luke verſehen, wehrt alle friſche Luft ab und läßt nur einen ſchwachen Lichtſtrahl herein, der auf einen rohen, ungehobelten Tiſch fällt, wo gewöhnlich ein koloſſales, in ein ſchmieriges, grobes Tiſchtuch gewickeltes Roggen- oder Gerſtenbrod liegt. Neben dem Tiſch ſtehen zwei Bänke, worauf ſich die Familie beim Eſſen ſetzt. Zu beiden Seiten des großen Feuerherdes ſind zwei Wandbettſtellen, welche vermittelſt eines Schiebers zu- und aufgemacht werden. Eine dünne Bretterwand ſondert dieſen Schlafwandſchrank in mehrere zwei bis drei Fuß hohe Etagen ab, wo Vater, Mutter, Frauen, Kinder, Knechte und Mägde auf der Streu ſchlafen, ſehr wenige unter Bettüchern und wollenen Decken, ſondern die meiſten auf dem bloßen Stroh und höchſtens mit Kornſäcken und Thierfellen zugedeckt. Der Reſt des Zimmermeubles beſteht in irdenen Schüſſeln, zinnernen Tellern, kupfernen Keſſeln, Bratpfannen, Töpfen und derartigem Hausrath. Die gewöhnliche Abendbeleuchtung iſt das Feuer auf dem Herd; nur bei außerordentlichen Gelegenheiten zündet man eine ſtinkende Oellampe an, wozu die Binſen vom Strande den Docht liefern.

Dieſe Schilderung iſt zwar nicht auf alle Bauernwohnungen ohne Ausnahme anwendbar: an der Landſtraße bei Quimper habe ich beſſer eingerichtete Häuſer angetroffen, wo das Geräth blank und reinlich geſcheuert war, und wo bloß die Gluckhenne mit ihren Küchelchen Zutritt in der Wohnſtube hatte; allein dieſe Fälle ſind ſelten, und ſämmtliche Bauernhäuſer der Bretagne haben radicalen Mangel an friſcher Luft und Tageslicht, dagegen Ueberfluß an Schmutz, Geſtank und Finſterniß; die Stuben ſind enge, dumpfe Löcher, welche zugleich als Küche, Keller, Eßſaal, Schlafzimmer, Speicher, Viehſtall und Hühnerhof dienen. Der Fußboden iſt nie eben, gediehlt und trocken, ſondern ewig feucht, von Lehm und wie der liebe Erdboden voll Höhen und Tiefen, voll Pfützen und Gruben, worin Enten herumſchnattern, und Kinder und Ferkel Spuren ihrer Gegenwart oder ihres Dageweſenſeyns hinterlaſſen. Zu dieſer Schmutzigkeit, Feuchtigkeit und menſchlichen und unmenſchlichen Ausdünſtung denke man ſich noch die Miſtjauche, welche luſtig bis auf die Hausflur fließt, die Krätze und das Ungeziefer, welche vom Vater auf den Sohn forterben, die gräßliche Schmierigkeit von Individuen, welche ſich ihr Lebelang nicht waſchen und baden, wenn ſie auch in der Betrunkenheit in Moraſt und Miſtpfützen fallen; man male ſich ferner ihre langen, über die Schultern herabhängenden Haare, ihre ſtruppigen Bärte, ihre mit Schmutzſtreifen dick belegten Geſichter, ferner die engen Camiſole, die weiten Pluderhoſen, die langen Gamaſchen und die plumpen Schuhe, welche ihren Anzug vollenden — ſo hat man das Bild eines bretagniſchen Bauernhauſes und der darin lebenden Bewohner, welche in dieſem Unflath und Unrath ein hohes Alter erreichen.

Es iſt keine Frage, die Wohnungen könnten netter und bequemer ſeyn, da deren Inhaber ſehr oft wohlhabend ſind und ſehr ſelten Noth leiden, wie mir mein Wirth verſicherte; allein ſie ſuchen ihren Wohlſtand zu verbergen, leben karg und ſtellen ſich arm an. Die reichſten Pachtbauern leben wie ihre Knechte und kleiden ſich nicht beſſer. Viele, die Geld geſammelt haben, laſſen es aus Sparſamkeit, noch mehr aus Mißtrauen, unbenutzt liegen, und freuen ſich des Beſitzes im Stillen. Ihr größter Genuß iſt, das Geld, welches ſie den Städtern abgewonnen haben, in einer irdenen Truhe zu verwahren und zu verheimlichen; denn Gelder auf Zinſen auszuleihen, verbietet den Meiſten die Furcht; daher ſie auch ſchwer oder gar nicht zu bewegen ſind, bei gerichtlich überkommenen Vormundſchaften Pupillengelder auf Zinſen auszuthun, denn im Allgemeinen hegen ſie den Argwohn, daß jeder, bei welchem Geſchäft es auch ſey, ſie zu ſchnellen und zu betrügen ſucht.

Im Ganzen iſt das bretagniſche Landvolk von großer Statur, breitſchulterig, gut gebaut, ſtark von Waden, durch Klima und Lebensart abgehärtet. Von Jugend auf an ſchwere Körperarbeit gewöhnt, können dieſe Menſchen, wenn es ihnen Ernſt iſt, ſich lange und anhaltend anſtrengen; allein was man bei uns zu Lande ſagt: wenn der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß, gilt auch hier. Sie ſind ſtarke, aber wenig delicate Eſſer, und halten nicht ſowohl auf die Koſt, als auf den Trunk, worunter aber nicht Waſſer oder Bier, ſondern Branntwein zu verſtehen iſt. Manche ihrer angreifenden Verrichtungen erfordern allerdings eine ſolche Erfriſchung, allein das Schnapstrinken iſt bei ihnen zur Leidenſchaft geworden; um ein Glas „Feuerwein“ verſäumen ſie die Meſſe, wenn ſie auch gleich nachher hingehen und beichten.

Die männlichen Geſichter zeigen meiſt auffallende, ſcharf markirte Züge und ein eigenthümliches, nationales Gepräge. Unter dem weiblichen Geſchlecht gibt es hin und wieder friſche, hübſche Geſichter, aber faſt keine einzige ſchöne Geſtalt, weil der Körper unter der Laſt frühzeitiger, ſchwerer Dienſtgeſchäfte nicht allmählich ausgebildet, ſondern gewaltſam ausgereckt und ſteif und unſchmiegſam wird. Man findet bei beiden Geſchlechtern faſt durchgängig ſchwarzes oder caſtanienbraunes, mitunter dunkelrothes Haar; man ſieht mehr ſchwarze, als blaue Augen; ſie ſind aber nicht ſo klein, lebendig und ausdrucksvoll, wie bei den übrigen Franzoſen, ſondern groß, matt und gleichgültig. Die Männer tragen ſämmtlich lange Haare, welche ein meſſingener Kamm am Hinterkopf zuſammenhält.

Die Coſtüme ſind äußerſt mannichfaltig: die Kleidung der Männer wechſelt faſt in jedem Kanton, die der Weiber faſt in jeder Commune; man kann ſich nichts Pittoreskeres vorſtellen. In einigen Gegenden des Finiſterre haben die Männer viel Aehnlichkeit mit den Altenburger Bauern; jedoch ſind ſie bei weitem weniger ſauber und elegant. Die Haupttracht iſt ein enges, blaues Camiſol, worüber ſie eine ſchwarze Jacke ohne Aermel mit kleinen Knöpfen von Kokosnußſchalen oder von ſchwarzem Horn tragen; dazu gehören wenigſtens zwei Paar bis auf die Waden herabreichende Beinkleider übereinander, welche um die Schenkel weitbauſchig, über dem Knie zugeſchnürt und um den Leib mit einem ledernen Gürtel feſtgeſchnallt ſind. Anſtatt der Strümpfe tragen ſie lederne oder tuchene Gamaſchen; ſie gehen entweder in Holzſchuhen oder in Lederſchuhen, deren Sohlen mit Radnägeln beſchlagen ſind. Der runde Hut hat einen breiten, herunterhängenden, leicht umgeſäumten Rand, und iſt bisweilen mit bunten Bändern umwunden, wie die Studentenmützen der verſchiedenen Landsmannſchaften auf deutſchen Univerſitäten.

(Fortſetzung folgt.)

Veränderung und Vermehrung des Reiſens in England. Welche ungeheure Veränderung und Vermehrung das Reiſen in England durch die Eiſenbahnen erfahren hat, davon kann man ſich aus folgenden Zahlenangaben einen Begriff machen. Aus parlamentariſchen Papieren geht nämlich hervor, daß im Jahre 1838 1,800,000 Perſonen weniger in Poſtkutſchen (stage coaches) reiſten, als im Jahre 1836; dagegen ſind 14,400,000 Perſonen mehr auf der Eiſenbahn gefahren. (Engl. Bl.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 99.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 April 1839.

Der Gesundheitszustand in einigen niederländischen Colonien des indischen Archipels.

Verschiedene niederländische Besitzungen, welche außerhalb Java gelegen, gelten beinahe überall für ungesund, und man hat bis dahin die Ursache hievon in der topographischen Lage gesucht; andererseits pflegt man andere solcher Niederlassungen als der Gesundheit der Einwohner sehr zuträglich anzusehen, während eine Reihe von Umständen eben so wie bei jenen gerade für das Gegentheil zeugen.

Forscht man aufmerksam den Quellen nach, woraus diese widersprechenden Urtheile hinsichtlich gewisser Localitäten geschöpft werden, so wird man erfahren, daß manchmal epidemische Krankheiten herrschen, welche, aus rein zufälligen Ursachen hervorgegangen, eine mehr oder minder bedeutende Sterblichkeit unter der Bevölkerung veranlaßten, und stets verhängnißvolle Spuren bei allen den Personen zurückließen, welche einmal das Unglück gehabt hatten, davon ergriffen zu werden. Aus diesem Grunde demnach hat man sich angewöhnt, solche Krankheiten für endemisch und die Localitäten für ungesund zu halten. Der angedeutete Fall findet besonders auf Banka statt. Diese wenig bewohnte und mit Wäldern überdeckte Insel kam erst gegen das Jahr 1812 unter unmittelbare Herrschaft von Europäern. Man setzte den Sitz der Regierung zu Muntock fest, und legte in einige Orte von zweitem Range mehr oder minder zahlreiche Besatzungen. Holzfälle und Steinbrüche wurden zum Behufe der Erbauung von Casernen vorgenommen; diese Arbeiten hatten, wie anderwärts mehr in Indien, ansteckende Krankheiten unter den Colonisten, wie unter den Eingebornen zur Folge. Aehnliche Epidemien brachen auch später noch aus, und die furchtbare Geißel wüthete vor 13 Jahren zu Banka und Muntock, wo nach einer großen Trockenheit und einem heftigen Brande, der einen ganzen Flecken in Asche legte, im November 1825, inmitten regnerischer Witterung, eine Epidemie ausbrach, welche eine Menge von Europäern, Chinesen und Eingebornen dahin raffte. Einige Jahre später zeigten sich die Folgen dieser Ansteckung noch fühlbarer. Seitdem jedoch verlor sich jede Spur davon, und Muntock wird heutzutage unter die gesundesten Gegenden im ganzen indischen Archipel gerechnet. Dasselbe findet mit Tubonalis, mit Banka-Kotta, mit Pankalpinang und andern Punkten der Banka statt, welche früher ganz die Schicksale von Muntock getheilt hatten.

Nichtsdestoweniger herrscht noch immer der alte ungünstige Eindruck hinsichtlich des Gesundheitszustandes von Banka. Man hält die Insel für einen wahren Pfuhl von Seuchen, und betrachtet diejenigen, welche auf sie hingeschickt werden, als verlorne Leute, bestimmt, entweder in kurzer Zeit, oder langsam abzusterben. Ein solches Vorurtheil wirkt nothwendigerweise höchst nachtheilig auf Geist und Stimmung der betreffenden Individuen; ihre Phantasie füllt sich mit schwarzen Bildern, und hilft dadurch oft gerade dasjenige herbeiführen, was man so sehr fürchtet. Es ist daher Pflicht, die fire Idee zu zerstreuen überall, wo es möglich, und hiezu dient als bestes Mittel eine vergleichende Uebersicht der Sterbefälle unter den Garnisonen der zwei entgegengesetzten Punkte des Archipels, Macassar und Banka, von denen erstere als die gesundeste unter den Besitzungen des niederländischen Indiens, letztere aber als das Grab der Europäer angesehen wird. Die Liste hievon gibt innerhalb 11 Jahren folgendes Resultat:

Zu Banka:

1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	1834	1835	1836	1837
27	41	31	17	35	22	28	25	22	2	30

Zu Macassar:

21	26	30	34	35	27	53	36	37	36	46

Nach genau angestellter Berechnung geht hervor, daß wenn die Stärke der Garnisonen in den beiden Plätzen ungefähr die gleiche war, während des Verlaufes von 11 Jahren auf Banka etwa 26 Todesfälle mehr, als auf Macassar, unter dem Militär vorkamen, während die hier aufgeführten Zahlen beweisen, daß, wenn die Sterbefälle während der ersteren Jahre auf Banka häufiger als auf Macassar sich eingestellt hatten, dieser letztere Punkt während der folgenden Jahre eine auffallend größere Zahl von Sterbefällen aufwies. Während des ersten

Semesters von 1838 ſind auch auf Banka nicht mehr als neun Fälle vorgekommen, und die neueſten Geſundheitsberichte liefern die beruhigendſten Reſultate.

Ueber Scylla und Charybdis und den Canal von Meſſina.

(Fortſetzung.)

Spallanzani, im 5ten Bande ſeiner Reiſen, betrachtet den Granit von Sicilien als neueren Urſprungs und zur Zeit gebildet, da ſchon höhere organiſche Geſchöpfe vorhanden waren, und zwar, weil er dort an manchen Stellen unter und über Thonſchiefer liege, welcher Fiſchreſte enthalte ꝛc. Dieſe Behauptung war damals den herrſchenden Anſichten ſo entgegen, daß ſie Spallanzani ohne unwiderlegbare Gründe nicht hätte wagen können; wurde es doch ſelbſt 1829 ungeprüft verworfen und ſelbſt verdächtigt, wenn man Thatſachen aus unſerm Alpengebirge anführte, nach denen, vermöge der Lagerung über petrefaktenreichen Kalk und der ganzen innern Bildung, das Granitiſche neuern Urſprungs ſey. Nun aber hat die Anſicht durchgedrungen, und die unzählige Schaar der Nachbeter folgt eben ſo ungeprüft. Strenge Forſchung indeſſen hat nun unzählige Thatſachen aufgedeckt, welche durch alle Entwicklungsperioden der Erdgeſtalt nachweiſen, wie fortwährend eine innere Thätigkeit herrſchte und fortwährend herrſcht, die durch ewige Metamorphoſen das heutige Verhältniß der Dinge hervorrief. Doch laſſen wir die Anſichten und ſtellen die Sache dar, wie ſie iſt. Der oben erwähnte Granit von Bagnana am Canal von Meſſina tritt nur ſtellenweiſe als Granit auf; oft erſcheint ſtatt des Glimmers Hornblende und die Maſſe wird Syenit, oft wird ſie durch Kalk zu Protogyne, oft erſcheint ſtatt des Glimmers Lepidolith, oft wird die Maſſe dioritartig, oft nähert ſie ſich durch unzählige Uebergänge dem Porphyr und ſelbſt ſtellenweiſe dem Baſalt. So hebt ſie ſich in bauchig abgerundeten Formen, ohne Spur von Schichtung mit Verfließung der erwähnten Uebergänge ineinander, aus dem Meere, ſchließt nach oben Fragmente von Thon-, Glimmer-, und ſelbſt Kalkſchichten ein, und thürmt dann wie in unſern Alpen ſich zu Hörnern auf, deren Maſſe nur locker zuſammenhängt und aus unzähligen Fragmenten beſteht. Dieſe Fragmente beſtehen vorherrſchend aus Schiefermaſſe, die außerordentlich verſchieden in kryſtalliniſches, granitartiges Gefüge übergeht, und Knauer des ſchönſten Granites einſchließt. Dieſe aufgethürmten Gebilde in unſern Alpen nannte ich daher früher Halbgranit. Bei Bagnana finden ſich in ihm ganze Maſſen von blaſigem Kalke, der wie bei Algier ſo auffallend in Porphyr übergeht, daß keine Gränze auszumitteln iſt. An dieſe Gebilde nun lagern ſich mächtige Lager von verſchiedenen Schiefergebilden, die anfangs ſchroff über ſelbe ſich anlehnen, dann aber in einiger Ferne immer regelmäßiger und horizontaler ſich einſenken. Ueber dieſe Schiefergebilde folgen ſchon bei Scylla Muſchelkalke (Alpenkalke), darüber verſchiedene neuere Kalkgebilde, Molaſſe, tertiäre und quarternäre Formationen und zwar in unzähligen, über einander gelagerten Schichten mit vorherrſchenden, thonichten Zwiſchenlagern, die ſämmtlich und gegen die Meerenge immer horizontaler ſich einſenken, und endlich in den neueſten Gliedern horizontale Richtung annehmen. Das gleiche Verhältniß der Gebirgsbildung beobachten wir auch auf der entgegengeſetzten, der ſicilianiſchen Seite des Canals; nur berührt dort das Granitiſche und das ältere Schiefergebilde ſüdlich den Canal, wie auf der calabreſiſchen Seite nördlich, ſo daß die Streichungslinie der geſammten Formationen mit der Meerenge einen Winkel bildet. Der calabreſiſche, wie der ſicilianiſche Schiefer mit den beidſeitigen Umwandlungen in granit- oder halbgranitiſche, kurz kryſtalliniſche Maſſen, haben eine parallele Streichungslinie; auf beiden Seiten ſind ſie mit den gleichen unzähligen, neuern und neueſten Schichten überlagert. Beiderſeits ſind dieſe letztern, am öſtlichen (calabreſiſchen) Ufer bei Scylla, am weſtlichen (ſicilianiſchen) bei Conteſſa, abgeriſſen und zerſtört, ſo daß dort die ältern und die kryſtalliniſchen Gebilde unmittelbar aus der Fluth ſich heben (ſiehe beiliegende Zeichnung). Dieſes Verhältniß zwingt uns zur Annahme, daß beide parallel ſtreichende primitive Gebirgsreihen in ganzer Länge mit ſecundären, tertiären und quarternären überlagert waren, deren Fragmente wir beiderſeits noch finden, obwohl durch die Meerenge in ſchiefer Richtung durchbrochen. Wenn wir nun in Gedanken aus dem Vorhandenen das Schichtenſyſtem ergänzen, ſo ergibt ſich ein urſprüngliches Thal, mit der jetzigen Meerenge unter einem ſpitzigen Winkel ſtreichend, und öſtlich und weſtlich ſeine neuern Gebilde den beiden gegenüberſtehenden primitiven auflegend. Die außerordentliche Verſchiedenheit der angeführten kryſtalliniſchen und kryſtalliniſch-körnigen Gebilde läßt uns ſchließen, daß ſelbe ebenfalls aus verſchiedenartigen, primitiven Schichten hervorgegangen, und daß folglich dieſe verſchieden wechſelnden Urſchiefer jetzt noch größtentheils in ihrer urſprünglichen Form unter den aufliegenden Kalken auslaufen und unter der Meerenge ſich einſenken werden. Eine gleiche, ja vielleicht eine größere Verſchiedenartigkeit und Wechſelung finden wir, ohne ſie aus aufgeſtiegenen und veränderten Gebilden erſchließen zu müſſen, beiderſeits des Canales in den neuern Gebilden vom Muſchelkalk durch die Molaſſe bis zum neueſten Meereskalke. Eine ſolche Verſchiedenartigkeit unzähliger älterer und tieferer Schieferſchichten im Gegenſatze der neuern, eben ſo unzählig und verſchiedenartig aufgelagert, muß uns als äußerſt wichtig erſcheinen. Als eben ſo wichtige Thatſache erſcheint uns ferner Folgendes: von Fiumara über Reggio bis ans Ende des Canales, dem Meere entlang, und von Calanna über St. Agata bis Montebello mehr im Innern des Gebirges erſcheinen angeführte neuere Gebilde in unzählig wechſelnden Hügeln, bei St. Agata dem mächtig aufſtrebenden Urgebilde des Monte Aſpera anlagernd, und, wie bei Scylla, dem Canale ſich einſenkend. In dieſer Region der neueren Gebilde findet ſich eine ſehr große Menge vulcaniſcher Schlammhügel; bald enthalten ſie Fragmente des umliegenden Schichtenſyſtems, bald von älteren und tieferen Gebilden, und auch, doch ſelten, von Urgebirgsſchiefern. Manche bilden beſtimmte Krater, manche Reihen, als wären ſie über Spalten und Zerreißungen tieferer Gebilde aufgehauft. Die Maſſe iſt

bald ſchlammig kreidenartig, bald ſandig, bald enthält ſie in Menge ſublimirten Schlammgyps. Manche geſtatten nicht die geringſte Vegetation. An heißen Tagen iſt es wegen ſchwefel- und kohlenſaurer Dämpfe kaum möglich, einige jener Hügel zu bewandern. Während der Winters- oder vielmehr Regenzeit werden ſie abgewaſchen, und breiten dann als Schlamm und Getrümm ſich über das tiefer liegende Land aus. Ein ſchauerliches Bild liefern ſo dem Reiſenden die im Sommer trockenen Bachreviere nördlich, ſo wie ſüdlich von Reggio ꝛc. Von Zeit zu Zeit nehmen dann dieſe Schlammgebilde langſam oder ſchnell wieder an Größe und Umfang zu, und ſind ſo fortwährenden Veränderungen ausgeſetzt. Während des Erdbebens von 1783 erhielt ſo die Gegend eine ganz veränderte Geſtalt, ohne daß ſie nach den beſtimmteſten Nachrichten auch nur im geringſten erſchüttert wurde, da doch das nahe Reggio u. ſ. w. ſeinen Untergang fand. Um dieſe Schlammgebilde findet ſich das neuere Schichtenſyſtem ſo zerriſſen, aufgeſtellt und zerſtört, daß es unmöglich wäre, die urſprüngliche Schichtung und Lagerung zu ermitteln, wenn nicht die unzerſtörten Syſteme angränzender Hügel uns die gemeinſame, urſprüngliche Norm verrathen würden. Gleiche Verhältniſſe beobachten wir auf der ſicilianiſchen Seite des Canals. Die Kalkgebilde weſtlich von Meſſina ſind ſchon ſehr zerriſſen und in verwirrten Hügeln aufſtrebend. Von hier bis zum Capo Raſoculmo und Faro treten jene Zerſtörungen und Schlammgebilde wieder ſo auf, daß wir nur an wenigen Stellen mehr gegen das ältere Schiefergebilde geregelte Schichtung zu erkennen im Stande ſind.

Wir mögen nun bei den allgemeinen Umriſſen des jetzigen Landes und der Meerenge ſtehen bleiben, und nur die geſchichtlich erwieſenen oder dem Augenſchein ſich darbietenden Umwälzungen, Hebungen und Einſenkungen annehmen, oder wir mögen annehmen, die zwei Reihen von ſogenannten Urgebilden ſeyen von neueren im Zuſammenhange ſtehenden Formationen überlagert in Verbindung geſtanden, und, wo jetzt die Meerenge ſich finde, ſey ein Thal mit neueren Schichten geweſen, deren Fragmente wir jetzt noch finden; ſo ſind in beiden Fällen um den Canal von Meſſina gewaltige innere Thätigkeiten und heftige Erdbeben zu erwarten; denn ſchon die Geſchichte zeigt unwiderleglich, daß Gegenden, welche häufigen und gewaltigen Erdbeben ausgeſetzt ſind, ſich dadurch auszeichnen, daß verſchiedenartige Formationen mit einer großen Menge von heterogenen Schichten, vorzüglich mit thonigten Zwiſchenlagern, ſich einſenken, und in der Tiefe auslaufen. Ferner verkündet uns die Geſchichte, daß Gegenden, wo ältere Gebilde in veränderter Form als körnige, kryſtalliniſche, granitiſche oder porphyriſche Maſſe in gewaltigen Umriſſen auftreten, oder wo die Schichtenſyſteme wild zerriſſen und in gewaltigem Ruin ſich heben, oder endlich wo neuere Gebilde in Auftreibung von Schlammmaſſen thätig waren oder ſind, daß in allen jenen Regionen nie heftige Erdbeben beobachtet worden ſind. Gibt es da auch kleinere Erzitterungen, ſo erſcheinen ſie mehr nur als Mittheilungen von tiefer wirkender Thätigkeit. Da 1783 Meſſina, Reggio u. ſ. w. zerſtört wurde, blieb das nahe Bagnana und alle jene wilden Granitregionen unberührt, und ſo jedesmal, woher die Menſchen die fruchtbaren Ebenen dem Canal entlang verlaſſen, und ſich auf ganz unglaubliche Weiſe in jene Granitregionen zuſammendrängen, woher die Häuſer dort auch hoch ſind, und um Reggio u. ſ. w. nur einſtöckig oder aus Holz beſtehen. So wurde auch die ſchlammvulcaniſche Gegend von Selice und jene des Flußgebietes Agri in Mitte Calabriens noch nie erſchüttert, ſo auch nie, oder äußerſt ſchwach, alle eigentlich vulcaniſchen Regionen, wie Rom, auch theilweiſe Neapel u. ſ. w. Zu dem angeführten habe ich übrigens im Morgenblatte (Hornung 1839) mehrere der auffallendſten Thatſachen angegeben, wodurch das eben behauptete unwiderleglich wird.

(Fortſetzung folgt.)

Merkwürdige Aurora Borealis.

Am 19 Februar beobachtete Prof. H. Lloyd in Dublin ein merkwürdiges Nordlicht, worauf man ſchon vorher in dem Obſervatorium in Dublin aufmerkſam geworden war durch die Abweichung der Magnetnadeln. Kurz vor 10 Uhr bildete ſich ein breiter, glänzender Bogen, deſſen unterer Theil ſchön begränzt war. Das Merkwürdigſte bei dieſem Phänomen war die tiefe Schwärze des Himmels unterhalb des Bogens, die mit der äußern Helle in ſcharfem Widerſpruche ſtand. Die Dunkelheit dieſes Raumes glich einer von dem Nordlicht umgebenen dicken Wolke, und es läßt ſich vermuthen, daß die dunkle Wolke, welche von vielen Beobachtern beim Nordlicht bemerkt wurde, eine gleiche, wenn auch nicht ſo regelmäßig gezeichnete Erſcheinung geweſen. Bei dem Nordlicht vom 19 jedoch kann man die Schwärze des vom Bogen eingeſchloſſenen Raumes keineswegs der Gegenwart einer Wolke zuſchreiben, denn man konnte deutlich in ihr die Sterne ſehen. Bald nach 10 Uhr fing der Bogen an ſich in Strahlen zu brechen; nach 11½ Uhr waren dieſe Strahlen ſehr glänzend und bedeckten den ganzen Himmel, doch ſchienen ſie beſonders von Nordoſt auszugehen. Sie hatten ein ſtarkes Licht und waren in fortdauernd tanzender Bewegung. Anfangs erſchienen ſie wie breite, unregelmäßige Maſſen, die in großen Zwiſchenräumen, gleich vom Mond erleuchteten Wolken, über den Himmel zerſtreut waren. Gegen 12 Uhr breiteten ſie ſich mehr über den Himmel aus und näherten ſich ihrer gewöhnlichen Form; auch war in dieſer Zeit deutlich ein Punkt des Zuſammentreffens, etwas ſüdöſtlich vom Zenith, ſichtbar, und das Zuſammendrängen der Lichtwolken um dieſen Punkt gab die Neigung zur Bildung der Krone zu erkennen. Gegen Südoſt war auf gleiche Weiſe eine ſtationäre Lichtwolke zu ſehen, die mit dem Phänomen in Verbindung zu ſtehen ſchien. Nach 12 Uhr nahm der Glanz am obern Theil des Himmels nach und nach ab; doch blieb immer noch ein ſehr ſtarkes Nordlicht mit Lichtausſtrömungen in Nordweſt. Die Atmoſphäre war beſonders rein und die Sterne ſehr hell, denn die wolkenähnlichen Flecken des Nordlichtes ſchienen kein Hinderniß für ihre Strahlen zu ſeyn. Der Wind war ſchneidend kalt und kam nur ſtoßweiſe; dieſe Stöße ſchienen aber mit den Lichtſtrömungen des Nordlichtes in Verbindung zu ſtehen.

Chronik der Reiſen.

Reiſe in die Bretagne. Die Bai und Küſte von Douarennez.

(Fortſetzung.)

Das weibliche Coſtume erinnert in einigen Bezirken des Finiſterre, bei Pont-Croix und Pont-l'Abbé, an die Tracht der Schweizerinnen um Bern; in andern Gegenden, bei Loc Renan, hat es auffallende Aehnlichkeit mit dem Anzuge der barmherzigen Schweſtern in den Pariſer Spitälern. Am häufigſten tragen die Frauen weiße, oben auf dem Kopf plattanliegende Flügelhauben von Steifleinwand oder Muſſelin, ein Mieder, welches die Bruſt einpanzert, und einen blaugrauen Rock; wenn ſie nach der Stadt gehen, binden ſie eine weiße Schürze vor; braune Strümpfe mit rothen Zwickeln und unförmliche Schuhe mit ledernen Riemen vollenden den ungraciöſen Anzug, deſſen meiſte Stücke ſie ſelbſt verfertigt haben; die jungen Dirnen kleiden ſich jedoch ſchon in Fabrikſtoffe und nach ſtädtiſcher Mode; nur die Alten haben noch eine entſchiedene Abneigung gegen jedwede Reform. Die Trauerkleider der Weiber ſind koketter, und nicht ſo düſter und aſchgrau, als die Alltagskleider; man zieht himmelblaue Röcke an und putzt ſich mit Bändern und bunten Tüchern; dieſe Leute trauern um das Leben und freuen ſich über den Tod.

Die Landesſprache iſt die celtiſche, welche rauh und hart klingt; in den Flecken und Städten kommt ſchon mehr das Franzöſiſche auf; allein in den Dörfern und Höfen findet man außer dem Pfarrer ſelten einen Menſchen, der franzöſiſche Anrede erwiedert; ich war in vielen Dorfſchenken, wo man mich nicht verſtand oder nicht verſtehen wollte, wenn ich etwas verlangte; denn viele Bretagner, die Franzöſiſch gelernt haben, wollen es nicht ſprechen: die Conſcriptionspflichtigen, welche fünf Jahre lang in der Armee dienen, vergeſſen nach ihrer Heimkehr ſofort das bißchen Franzöſiſch, welches man ihnen mit unſäglicher Mühe eingetrichtert hat. Wenn gleich die körperlichen Anſtrengungen ihr Thun etwas langſam und ſchwerfällig machen, und eine gewiſſe klimatiſche Trägheit und phlegmatiſche Anlage ihnen die Hurtigkeit und Gewandtheit der Franzoſen verſagt hat, ſo beweiſen ſie doch im Allgemeinen Fleiß und Emſigkeit bei ihren Geſchäften, treiben außer dem Ackerbau, der Viehzucht und Fiſcherei manche nützliche Dinge, und ſind ſehr geſchickt zu mechaniſchen Arbeiten; ihre landwirthſchaftlichen Geräthe machen ſie zum Theil ſelbſt und beſſern ſie ohne fremde Hülfe aus; ſchon Cäſar rühmt den alten Galliern Betriebſamkeit und Erfindungsgabe nach: summae genus solertiae. Trotz der anſcheinenden Ruhe, Bedächtlichkeit, ja Gleichgültigkeit können die Bretagner dennoch ſehr aufgebracht und zornig werden, und offenbaren einen ſtörrigen, rachſüchtigen Charakter. Gegen Fremde ſind ſie verſchloſſen und ſtöckiſch. Wie der Genuß des Branntweins, ſo iſt auch der Gebrauch des Tabaks allgemein üblich; ich habe Weiber und Knaben mit der Tabakspfeife im Mund angetroffen.

Die politiſche Aufklärung dieſer guten Leute iſt null. Von der Regierungsform, von der Coalition, von der Linken und Rechten, von den Doctrinärs und Tiersparti ſten wiſſen ſie gar nichts: es gibt unter ihnen allerdings Parteien, aber nur religiöſe, und dieſe reſpectiren weder die vollziehende, noch die geſetzgebende Gewalt, ſondern zwei ganz andere größere Mächte: Gott und den Teufel. Auf ihre religiöſe und ſittliche Cultur haben die verderblichen Kriegsjahre der erſten und letzten Revolution einen nachtheiligen Einfluß geäußert. Früher war die Gottesfurcht des Landvolkes groß und unbegränzt: die Männer knieten abgeſondert von den Frauen in der Kirche und murmelten inbrünſtig Gebete, von deren Sinn ſie zwar kein Wort verſtanden, allein von deren Zauberkraft ſie ſich Geneſung des Leibes, Befruchtung der Aecker, die Austreibung des böſen Geiſtes, die Eroberung aller Mädchenherzen und die Niederlage der Nebenbuhler verſprachen. Der feſte Glaube an dieſes Glück verſüßte ihnen manche bittere Stunde; allein gegenwärtig iſt dieſer alte Volksglaube wankend geworden, und die Aufklärung mag gut ſeyn für gebildete Städter, allein für das ungebildete Landvolk iſt ſie ein unangemeſſenes, verderbliches Geſchenk. Was hat man ihnen für die Engel und Teufel, für die Millionen von Wundern, für das Fegfeuer und den hölliſchen Schwefelpfuhl gegeben? Stupide Dorfſchulmeiſter, die ſie mit der franzöſiſchen Grammatik quälen, und Gendarmen, die ſie ins Loch ſtecken, wenn ſie ſich betrinken.

Die katholiſche Religion iſt zwar in der Bretagne noch nicht ſo ſchwach geworden, wie in den übrigen Provinzen Frankreichs; allein in den Städten iſt auch hier ihre Macht gebrochen, und ſelbſt auf dem Lande übt ſie keine abſolute Herrſchaft mehr. Der Bauer iſt auch hier, wie ſonſtwo, weniger religiös, als devot; er gehorcht den Befehlen der Kirche und des Pfarrers; ſeine Lippen ſtammeln Gebete, und er neigt demüthig ſein Haupt, wie der Stier, der gewohnt iſt, ſich das Kummet auflegen zu laſſen. Es fällt nicht ſchwer, ſich zu überzeugen, daß der Glaubenseifer und Fanatismus an den meiſten Orten erkaltet iſt, und daß die Gläubigen nicht mehr mit jenem Herzensdrange niederfallen, welcher ſonſt die Stufen des Altars abnutzte und die Bänke der Beichtſtühle abrutſchte und ſo glatt polirte, wie heutzutage die Schranken der Queue an den Pariſer Theatern. Nur im Morbihan, bei Vannes, Auray und der heiligen Annacapelle habe ich auf den Geſichtern der Betenden den Ausdruck tiefer Andacht und Frömmigkeit bemerkt; aber auf allen meinen Kreuz- und Querzügen durchs Finiſterre bin ich keinem einzigen Zug Wallfahrer begegnet. Deſſen ungeachtet ſind die Prieſter in der ganzen Bretagne noch ſehr mächtig; allein ihr wirklich erſtaunlicher Einfluß iſt nicht ſowohl Reſultat des lebendigen Glaubens, als die Frucht des vielen Guten, welches die katholiſchen Landgeiſtlichen verrichten: ein Dorfpfarrer iſt hier nicht bloß Verweſer des Himmels und Seelſorger, ſondern auch zugleich Hausfreund, Rathgeber, Sachwalter, Advocat, Vermittler und Friedensrichter in allen irdiſchen Angelegenheiten, und der bretagniſche Bauer ſtellt ſich die Hoffnung nicht in dem blauen Gewande der Alten, ſondern in einem ſchwarzen Prieſterrocke vor; daher gehorcht er auch ſeinem Pfarrer weit unbedingter als einem Gendarmen. Allein es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, daß dieſe ganze Bevölkerung des Weſtens von Frankreich tief religiös und ganz katholiſch und papiſtiſch ſey. An mehrern Orten läuft der Heilige, welcher die Gebete nicht erhört, große Gefahr mit Ruthen gepeitſcht zu werden; wie es in den Bürgerkriegen der Vendée vorgekommen iſt, daß die empörten Bauern ihre Anführer ſchlugen und ihnen gleich darauf wieder unbedingten Gehorſam leiſteten. In der Bretagne, wie in Irland, iſt die katholiſche Religion ein theures Unterpfand der bedrohten Nationalität; ſie übt einen rein politiſchen Einfluß. Ein irländiſcher Prieſter, der ſich mit einem engliſchen Proteſtanten befreundet, wird augenblicklich aus der Pfarre gejagt, und es iſt bekannt, daß die irländiſche und bretagniſche Kirche im Mittelalter am längſten unabhängig von Rom blieben; der Erzbiſchof von Dol weigerte ſich hartnäckig, das Primat von Tours anzuerkennen.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 100.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

10 April 1839.

Eine Scene aus der Umgebung Algiers.

Toulon, 21 März.

Folgendes Ereigniß, das uns ein Dolmetſcher erzählte und einen Begriff von den Sitten unſerer Araber gibt, trug ſich eine Meile vom Lager Kara Muſtapha's zu: „Ich ſaß um ſechs Uhr Abends in einer Art Hütte, die als mauriſches Kaffeehaus dient, als ein Beduine mit weißem Bart und gebeugter Geſtalt eilig eintritt, und durch eine lebhafte und ausdrucksvolle Gebärde einem ſeiner Landsleute ein Zeichen gibt, mit ihm zu kommen. Einen Augenblick darauf ließ mich der Commandant des Lagers rufen, und ich fand die beiden Araber heftig mit einander sprechend bei ihm. Sobald mich der ältere bemerkte, rief er: hilf, mein Eidam hat meine Tochter ermordet. Auf erhaltenen Befehl, dieſem Araber zu folgen, verfügte ich mich in Begleitung eines Sergenten und ſechs Soldaten an den Ort des Verbrechens, um den Mörder zu ergreifen, der ſich, ohne ein Wort zu äußern, gefangen nehmen und binden ließ. Hier auf dem Boden, von Weibern umgeben, die laut ſchluchzten vor Schmerz, krümmte ſich in gräßlichen Zuckungen eine ſiebenzehnjährige, ungemein ſchöne junge Araberin von ausgezeichnet zartem Wuchſe, und in ſchmerzfreien ruhigen Augenblicken wandte ſie ihre wundervoll ſchönen Augen auf uns. Die Weiber, die einen Kreis um ſie gebildet hatten, ſangen, ſtatt das Blut zu ſtillen und die Wunden zu verbinden, fromme Lieder, wiegten ſich hin und her, riſſen die Haare aus unter dem Geſchrei: „O Halima (die Wohlthätige), o unſere Tochter, du ſtirbſt, deine Seele ſchwebt noch auf deinen Lippen, ſie wird verſchwinden, und du wirſt deine Verwandten ſitzen laſſen auf dem nackten Steine der Verzweiflung. Wir flehen zu dir, o Gott der Gläubigen, um Strafe für den Mörder!“ Unter dieſen Worten zerriſſen ſie ihre Wangen mit den Nägeln. Bekanntlich ſind, den arabiſchen Sitten gemäß, alle Nachbarn genöthigt, durch Thränen, durch Schläge, durch Ausreißung der Haare Theil zu nehmen an dem Unglück, das einen ihrer Religionsgenoſſen trifft. Ich ſah ein eben ſo wildes, als rührendes Gemälde: ein junges Weib, deren ſchöne Haare ſich in einem Blutſtrome badeten, und die ein herzzerreißendes Geſchrei ausſtieß, während ihre herumkauernden Nachbarinnen an ihren Todeskampf den ganzen Aufwand einer arabiſchen Trauer verſchwendeten. Eine raſche Beſichtigung der Wunden, welche der Wundarzt vornahm, beruhigte uns. Sie hatte mit dem Yatagan einen Hieb auf den Kopf erhalten, die Haare aber denſelben geſchwächt. Die andern Verwundungen waren von keiner beſondern Bedeutung; ſie wurden verbunden, nachdem zuvor die Klageweiber zur Ruhe gebracht worden. Halima ward in die Hütte gebracht, wo Alles vom tiefſten Elend zeugte. Das Harem dieſer Houri war eine Hütte, deren einziges Geräthe in einem alten Strohſack beſtand; wir hatten, die Wunden zu [illegible] Vaters diente ihr zur Decke, und ihr Haupt lag auf einem biſchen Stroh. Der Vater bot uns zwei friſche Eier, die wir ausſchlugen, worauf er rief: „Allah! ſieh dieſe behandelt man als Ungläubige, wir Muſelmänner, die wir Gläubige ſind, thun nichts umſonſt.“ Am folgenden Tag legte der Wundarzt einen neuen Verband an; am dritten Tage befand ſich Halima in voller Geneſung, richtete ſich auf, bedeckte ihre entblößten Schultern mit dem Burnus und ſagte zu mir: „Es ſtand im Himmel geſchrieben, daß ich verwundet werden ſollte. Mein Mann ſchlug mich ungerechterweiſe und aus zwei Gründen. Meine Mutter warf aus Unachtſamkeit ein Stück Holz vor die Thüre eines Maraduts, unſers Nachbarn; mein Mann hielt dieß für eine abſichtliche Beleidigung an der geheiligten Schwelle des Mannes Gottes. Dann wollte mein Mann, daß ich ihm das aus dem Verkaufe von Hühnern und Eiern gelöste Geld übergebe, und du weißt, daß ſich bei den Arabern die Weiber aus dem Ertrage des Hühnerſtalles kleiden, wenn wir nichts haben, um unſere Blöße zu decken. Ich ſchwöre bei dem Gott Mohammeds und Iſſa's, eures Propheten, daß ich dir die Wahrheit ſage; nur will ich dir ſagen, daß mein Mann mit jeder Sonne böſer wird; auch will ich das Geſetz des Propheten anrufen und Scheidung begehren. Eine Verwundung iſt hiefür genügend. Halima wird ſein Lager nicht mehr theilen.“ Der Vater, ein habgieriger alter Mann, zog mich bei Seite, um mir zu ſagen, es würde beſſer ſeyn, wenn man dieſe Sache nach alter Landesweiſe abmachen ließe, denn, fügte er bei, eure

französischen Gerichtshöfe lassen kein Blutgeld zahlen, und der Kopf meiner Tochter kann mir eine zum Ankauf einer Heerde hinlängliche Summe verschaffen."

Ueber Scylla und Charybdis und den Canal von Messina.

(Fortsetzung.)

Es weiß nun jeder Gebildete, daß man aus allen Gebirgsarten, insofern sie nur verschiedenartig sind, elektrische Säulen baut. Am wirksamsten sind sie jedesmal, wenn thonige Zwischenplatten angewendet werden. Wie metallische Säulen aber nur wirken, wenn saure Flüssigkeit zwischen heterogene Metalle gelangt, indem dann das Streben der Metalle nach gegenseitiger Ausgleichung erwacht, und die Flüssigkeit nach ihrem sauren und basischen Princip in ihre Stoffe zerlegt wird, und entgegengesetzt mit entgegengesetzten Metallen sich eint, und das eine oxydirt und das andere wasserstofft, und zwar so lange, bis durch diese Zersetzung und neue Verbindung beide Metallflächen gesättigt, und hiermit das Streben der Metalle nach Ausgleichung selbst aufgehoben wird; so wirken erdige Säulen jedesmal ohne Säure und ohne wässerige Flüssigkeit, nicht aber ohne luftförmige. Humboldt, Schübler u. s. w. haben durch eine außerordentlich große Menge von Versuchen factisch nachgewiesen, daß die Gebirgsarten das Ein- bis Zehnfache ihres Volumens Luft zu absorbiren und verändert wieder auszustoßen im Stande sind. Nach neueren Versuchen gelingt das [illegible] unvollkommen mit zerstoßenen, mit vulcanischen oder mit durch künstliches Feuer veränderten. Auf das angeführte Verhältniß gründet sich das Wirken zambonischer, aus Gebirgsarten gebauter Säulen. Versuche mit über einander gelegtem Kalk und Thon werden jedem Beobachter auffallende Resultate liefern, eben so Kohle und Thon, kurz im Verhältnisse vereint, wie sie heterogen sind; doch müssen sie nicht Metalle und nicht durch spätere Umwandlung hervorgegangen, sondern ursprünglicher Entstehung seyn. Daß jene Absorption der Luft nicht ein bloß mechanisches Verschlucken, eine Aufnahme in die Poren des Gesteins sey, braucht wohl nicht näher erörtert zu werden, um so weniger, da oft mehr als das zehnfache Volumen absorbirt wird. Nicht nur die Chemie, sondern die ganze Natur liefert uns in allen ihren Erscheinungen den unwiderleglichen Beweis, daß verschiedenartige Stoffe ein inneres Streben besitzen, sich zu vereinigen und einen dritten Körper zu bilden, und daß dieses Streben mit der Verschiedenartigkeit der Polarstoffe zunehme. Dieses eine Grundstreben der gesammten Natur, oder diese Bedingung aller Bildung, aller Ausgleichung, Umwandlung und aller ursprünglichen Thätigkeit ist oft so gewaltig, daß keine Schranke sie zu hemmen im Stande ist. Wie durch dieses Vereinigungs- oder Ausgleichungsstreben bei heterogenen Metallen vorzüglich Wasser in seine Bestandtheile zerlegt wird (s. oben), so wird bei entgegengesetzten, ursprünglichen Gebirgsarten entweder in ihrer Mischung, denn nie sind sie rein, oder in ihrer polaren Auf- einanderfolge, die Atmosphäre zerlegt. Die basische Gebirgsart wird gesäuert, die säuernde aber gewasserstofft. Darauf gründet sich die künstliche Salpeter-Alaunbildung u. s. w. Darauf gründet sich beim Schichtensystem vorzüglich die Quellenbildung, die, was die Erfahrung zeigt, immer tropfenweise zwischen den Klüften des heterogenen Gesteins oder an gemischten Gebirgsarten entstehen und allmählich sich vereinen. Darauf gründet sich ferner beim Erdganzen nicht nur die Inhalation der Atmosphäre, sondern auch die Bildung und Ausstoßung von irrespirablen Gasarten, welche in der Atmosphäre wieder zerlegt und assimilirt werden. Auf alle diese innern und äußern entgegengesetzten Vorgänge gründet sich endlich jede innere Bildung und Umgestaltung, die so gewaltig uns entgegen treten, und jede Erscheinung in der Atmosphäre. Wir beobachten nun ferner mit Bestimmtheit: je rascher bei der metallischen Säule durch gesäuertes Wasser die Spannung der polaren Metalle angeregt, und folglich die Flüssigkeit zerlegt wird; und eben so, je thätiger und rascher polare Gebirgsarten die Luft absorbiren, und, wie angeführt, zerlegen, desto mehr die gegenseitige Spannung sich hebe, und mit dieser die innere umwandelnde Thätigkeit, und mit beiden identisch das, was wir Wärme nennen. Es kann somit keinem Zweifel mehr unterliegen (abgesehen von einer unzähligen Menge anderer Beweisgründe), daß der innere Gegensatz die innere Spannung der Stoffe das Eine, Ursprüngliche sey, und angeregt als Electricität, als Wärme, im Gegensatz der beiden Erdhälften aber als Magnet und des centralen und peripheriellen Planetensystems [illegible] vermoge.

Wir sehen nun am Canal von Messina beiderseits das Urgebirge in krystallinisch körnige Masse umgewandelt zu Tage steigen oder halb umgewandelt zu Trümmerhörnern aufgethürmt, oder endlich noch in seiner ursprünglichen Form, aber wild zerrissen und die Schiefer- und Schichtenfragmente an das krystallinische gelehnt, fast senkrecht aufgestellt und in einiger Entfernung mehr horizontale Richtung annehmend, unzerstört und in höchster Regelmäßigkeit unter den neuern Gebilden sich einsenkend. Diese letztern, schon mit den ungeheuren und sehr verschiedenartigen Thonschiefermassen des ältern Gebildes einen Gegensatz bildend, bestehen vorherrschend aus Kalk mit unzähligen thonichten Zwischenschichten, und sind eben so verschiedenartig in verschiedenen Formationen auftretend, als die ältern Glieder selbst. Das oben angeführte Spannungsverhältniß, das Ausgleichungsstreben heterogener Schichtenmassen, läßt daher sich hier vorzüglich erwarten, und die so häufigen Zerstörungen durch Erdbeben dürfen uns nicht wundern; obwohl weitaus der größere Theil des Schichtensystems schon längst in Trümmer gegangen, und theils zerbrochen und durcheinander gewirrt zu Hügeln und Bergen sich gehoben, theils durch successive, innere Zerstörungen in Schlamm- und Trümmermasse umgewandelt, als halbvulcanische Schuttmasse empor getrieben worden und jährlich getrieben wird. — In Bezug nun auf die Trennung Siciliens vom festen Lande haben wir keine geschichtlichen Documente, wie wir selbe über das Entstehen der pontinischen Sümpfe und den Untergang von 23 dortigen Städten

beſitzen, was ſich zwiſchen Tarquinius Superbus und Cincinnatus ereignete. Selbſt was Ovid als Lehre des Pythagoras über jene Trennung Siciliens anführt, hat nicht viel mehr als mythiſchen Werth. „Leucas, läßt er ihn ſagen, beſaßen die alten Bewohner als feſtes Land, das Meer umfleußt es jetzt. Zankle auch war an Italien gefügt, bis das Meer die Verbindung aufhob und durch zwiſchengedrängte Wogen das Land ſchied. Sucht ihr Helice und Buris? unter den Wellen findet ihr ſie.“ Dieſes letztere hat aber Plinius als geſchichtliche Thatſache angeführt, wie bei mehrern Schriftſtellern die Trennung von Leucas, dem heutigen St. Maura, als ſolche vorkömmt. Daß Sicilien urſprünglich mit Italien zuſammen hing, beweiſen uns die beiderſeitigen noch unzerſtört übrig gebliebenen Reſte des regelmäßigen Schichtenſyſtems. Die beiderſeits harmonirend zuerſt ſchroff, dann horizontal auslaufende Lagerung gleicher Formationen mit gleichen Petrefacten und gleichen oryktognoſtiſchen und geognoſtiſchen Verhältniſſen laſſen keinen Zweifel übrig. Die Trennung ereignete ſich nicht in der Urzeit, ſondern gewiß in der geſchichtlichen Periode. Das Vorgebirge von Fiumara dient uns hier als naturhiſtoriſches Document. Es beſteht aus Urgebirgsmaſſe, welche mit unzähligen Rutſchflächen, Zerſtörungen, Verſchiebungen u. ſ. w. in Mitte der Kalkregion ſich gewaltig hebt. Nicht nur ſieht man den gegen Weſten übergelagerten Kalk durch die Hebung ſo zerſtört und die Bruchflächen ſo wenig verwittert, als wäre der Bruch in neueſter Zeit erfolgt, ſondern, wie bemerkt, iſt die Stirne des aus dem Meere empor gehobenen Gebildes mit den Fragmenten des neueſten, täglich an der Meeresfläche ſich bildenden Kalkes gekrönt, wie er links und rechts am Fuße dieſes Gebildes in weiten Bänken ſich ausdehnt, auf der zertrümmerten Höhe, wie am Meeresufer in ſeiner noch regelmäßigen horizontalen Lagerung unverſteinte Knochen höherer Thiere einſchließend. Dieſe erwieſene neuere gewaltige Hebung kann nicht ohne ſchreckliche Umgeſtaltung vor ſich gegangen ſeyn, und es ſcheint, dabei ſanken die neuern Kalkgebilde von hier bis Bagnana ein, welche nur hier gänzlich fehlen. Das ſcheint der letzte Durchbruch geweſen zu ſeyn; denn die ungeheure Trümmermaſſe vom Faro bis zum Cap Naſeculmo, zu gewaltigen Hügeln aufgethürmt und bald aus vulcaniſchem Schlamm mit unzähligen Trümmern älterer, tiefer liegender Gebilde beſtehend, bald aber vulcaniſchen Schlamm mit ſublimirtem Gypſe enthaltend, und dann die gleichen Gebilde von Reggio dem ganzen Canale entlang gegen Süden, und endlich die ringsum jetzt noch thätigen Schlammvulcane beweiſen unzweideutig, daß von frühern Perioden her fortwährend, nur früher viel gewaltiger als jetzt, die innere Spannung der Syſteme in allmählicher Umwandlung ihrer Gebilde *thätig* war. Hatte dann das Meer zu den fortwährend entſtehenden Schlammgebilden und zu dem von Zeit zu Zeit entſtehenden Ruin des neuern Kalkes Zugang, ſo war es ihm ſehr leicht, ſich in das urſprüngliche flache, fortwährender Zerſtörung unterworfene Thal einzunagen, und die Meerenge vorzubereiten, bis endlich durch die Hebung jenes Vorgebirges der umliegende Kalk einſank und ſo die Trennung des Landes vollendete. (Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe in die Bretagne. Die Bai und Küſte von Douarenez.

(Fortſetzung.)

Die Bretagner beſuchen noch fleißig die Kirche, und verſäumen das ganze Jahr hindurch ſelten eine Meſſe, wovon weder Altersſchwäche noch Entfernung dispenſiren. Wenn Sonntags die Dorfglocke läutet und der Wind die zitternden, klagenden Töne über Hügel und Ebenen trägt, ſo bedecken ſich die Feldwege mit geputzten Männern, Frauen und Kindern, die oft mehrere Stunden weit herkommen; allein die lautere Frömmigkeit ſpornt ſie nicht zu dieſem eifrigen Kirchengehen an: die Kirche iſt für dieſe armen Leute ein Vereinigungspunkt, ein gemeinſchaftlicher Erholungsort; außer derſelben bewegt ſich ihr kümmerliches Daſeyn in iſolirten Gehöften und in einem ewigen Kreiſe von abſtumpfenden Arbeiten. Ihre Trinkgelage nach beendigtem Gottesdienſte beſtärken uns in dem Zweifel, daß es mit der Moralität und Religioſität Vieler nicht ſonderlich ſtehe; wenigſtens ſpricht ſich in der jüngern Generation gewiß kein frommer, gläubiger Sinn aus. Die Aelteren, die Hausmütter und Hausväter, ſträuben ſich eigenſinnig gegen alles Neue, und hängen freilich noch feſt an alten Vorurtheilen und Gewohnheiten. Sie folgen den Regeln ihrer Altvordern, auch wenn ſie beſſere Erfahrungen und zweckmäßigere Einrichtungen Anderer vor Augen haben; denn was der Bauer nicht kennt, das mag er nicht, ſagt ein altes Sprüchwort; jedoch hat die neueſte Zeit bei manchen eine Kriſis in der Landwirthſchaft zur Folge gehabt.

Der Aberglaube herrſcht noch ſtark; Geiſtererſcheinungen, Todtenanmeldungen, Viehbeherungen und dergleichen ſind noch Volksglaube; Beſprechungen, Räucherungen, traditionelle, insgeheim angewandte Mittel und die Curarten durch Sympathie, z. B. das Stockverbinden, das Fieberabſchreiben u. ſ. w., finden noch große Verehrer. Erſt in den letzten Jahren haben ſich franzöſiſche Aerzte in den kleinen bretagniſchen Landſtädten angeſiedelt, welche noch keineswegs allgemeines Zutrauen genießen. Einige von der Urgroßmutter überlieferte Hausmittel, Meſſen, Gebete und Gelübde an die Notabilitäten unter den Heiligen werden noch immer als die häufigſten und heilſamſten Specifica angewandt, und allen Recepten der mediciniſchen Facultät vorgezogen. Die Bauern ſind in der Regel ihre eigenen Aerzte: Wein und Schnaps gelten als Hauptarzneien; außerdem wiſſen ſie allerlei gegen Zahn-, Hals-, Kopf-, Augen- und Magenweh. Wenn ſie den Durchfall ſtopfen wollen, eſſen ſie rohe Fliederbeeren. Allein wenn auch dieſe Menſchen noch ſehr in der Geiſtescultur zurückſtehen, was freilich in der von Jugend auf vernachläſſigten Erziehung, in Armuth und frühen, körperlichen Zwangsarbeiten ſeinen natürlichen Grund hat, ſo ſind ſie doch keineswegs einfältig und dumm. Wie jedes uncultivirte, wilde Volk, ſo haben die bretagniſchen Bauern eine ungemein lebhafte Phantaſie und dichteriſche Anſchauung; ihr Gehirn iſt mit Geſpenſtern und Geſpinſten bevölkert; ſie leben beſtändig in einer chimäriſchen, poetiſchen Welt voll Phantome, Schatten, Dämonen, Feen, Zauberern, Hexen u. ſ. w.; ſie ſehen unſichtbare Weſen bei Tag und bei Nacht, ſchlafend und wachend, an ihrem Kopfkiſſen hinter der Bettlade, in ihrem Garten hinter der Hecke, in der Luft und im Rauchfang. Ein Rabe bringt Todesbotſchaft: der Kukuk ſagt ihnen, wie lange ſie noch leben ſollen und in wie viel Jahren ſie ſich verheurathen; ein dreimal wiederholter Schall bedeutet Unglück; das Geheul eines

Hundes verkündet Krankheit: das Gebrüll des fernen Oceans, das Pfeifen des Sturmwindes iſt der Klageruf eines Ertrunkenen, der begraben ſeyn will: in einigen Gegenden ſieht man bei hellem Tag einen Leichenwagen, mit weißen Laken behangen und von Skeletten gezogen, und wo man die Räder raſſeln hört, da ſtirbt Jemand. Wenn ein Pferd gähnt, ſagt man: der heilige Aegidius helf! Am Abend vor Weihnachten muß das Vieh faſten, denn in dieſer Nacht liegen alle Thiere in feſtem Schlaf, mit Ausnahme des Menſchen und der Kröte. Die alltäglichſten Handlungen werden einem Schutzpatron anempfohlen: St. Herbot macht, daß die Butter gut wird; St. Yvo läßt den Teig aufgehen. Ein de profundis und zwei Liards, einem Todten in die Hand gedrückt, helfen verlorne Gegenſtände wiederfinden.

Dieſe guten Leute ſprechen ſehr vernünftig von allen gewöhnlichen Dingen des Lebens, aber wenn man ſie auf die Geiſterwelt bringt, werden ſie narrig, wie Don Quichotte, der höchſt vortreffliche Lebensanſichten entwickelt, wenn nicht der Rittergeiſt in ſeinem Oberſtübchen ſpukt. Dieſer Umſtand darf uns nicht wundern: es gibt hienieden und vielleicht jenſeits keinen Menſchen, der nicht irgend einen Sparren hätte. Die Geſchichte der menſchlichen Vernunft läßt ſich auf ein kleines Octavblatt zuſammendrängen; die menſchlichen Verirrungen und Thorheiten dagegen können tauſend Folianten nicht faſſen.

Die Bauern haben eine ſtarke Abneigung gegen alles Lernen; es fällt ihnen nicht ein, ihre Kinder in die Freiſchule zu ſchicken; ſie haben allerdings mehr Vortheil davon, wenn ſie ſich bei ihren Arbeiten helfen laſſen. Auch wenn ſie leſen können, ſo nehmen ſie doch ſelten ein Buch in die Hand, da Bücher und Lügen für ſie gleichbedeutend ſind. Die wenigſten können ſchreiben, und die hartnäckige Beibehaltung der Landesſprache hindert die Entwicklung moderner Begriffe. Sie ſelbſt halten ſich indeß für geſcheidte Leute, und es iſt nicht zu läugnen, daß ſie da, wo es auf ihren Gewinn und Vortheil ankommt, oder auf Schelmerei abgeſehen iſt, ſchlau genug ſich zeigen, und ſelbſt bisweilen ihre pfiffigen und kniffigen Gränznachbarn, die Normänner, überliſten. Denn wiewohl gleichgültig im Allgemeinen gegen alles fremde Intereſſe, ſo lange es nicht das ihrige berührt, ſind ſie doch allzumal mehr oder weniger eigennützig und habſüchtig.

Bei aller dieſer Uncultur ſind ſchwere Verbrechen, grauſame, vorſätzliche Ermordungen u. dgl. in der Bretagne weniger erhört, als in andern Provinzen Frankreiche. Ich bin bei Tag und Nacht allenthalben in den einſamſten Steppen mit der größten Sicherheit gereiſt; ich habe zwar mehr als einmal gefürchtet, angefallen und beraubt zu werden, allein meine Furcht war jedesmal ungegründet. Nächtliche Einbrüche werden jedoch geübt; Viehdiebſtähle und andere Entwendungen ſind in neuern Zeiten häufiger geworden. Die Unzucht des Landvolkes ſoll auch zugenommen haben, war aber wohl von jeher an der Tagesordnung, und hat ſich gewiß eher vermindert, als vermehrt. Geiſtesrohheit bedingt Sittenrohheit. Es iſt ein oft hergebeteter oder vielmehr nachgebeteter Spruch, daß mit der verfeinerten Bildung und mit den neuen Bedürfniſſen, welche ſie erweckt, die keuſchen Sitten immermehr eine Fabel der Urgroßmutter werden; aber ich finde dieſe Behauptung unwahr. Man darf freilich nicht Paris und die großen Mittelpunkte der Civiliſation zum Maaßſtabe nehmen, da dort von Liederlichkeiten und Laſtern Alles getrieben wird, was die verdorbenſte Phantaſie erſinnen mag. Wo täglich ſo viele unſtäte Flüchtlinge ohne Haus und ohne Moral aus- und einfliegen, und wo die Schätze aller Weltgegenden zuſammenfließen, da folgen dem magnetiſchen Geld auch alle Laſter und Künſte der Wolluſt. Aber wenn man Frankreich im Allgemeinen ins Auge faßt, ſo wird man finden, daß die Provinzen, wo die Barbarei und Uncultur am meiſten verſchwunden ſind, auch in moraliſcher Beziehung obenan ſtehen. Auf einigen Küſteninſeln der Bretagne trifft man allerdings eine Bevölkerung, die keinen Sinnengenuß, keine Eiferſucht, keine Liebe zu kennen ſcheint, und deren Tugenden neuere Schriftſteller als muſterhaft und nachahmungswürdig preiſen. Aber die übrigen Franzoſen ſtehen mit dieſen Halbwilden faſt in gar keinem Berührungspunkte; dieſe leben in zu engen Kreiſen und haben kaum erſt die Anfänge der geſellſchaftlichen Bildung in dem wenigen Ackerbau und Fiſchfang, den ſie treiben. Zu einem harten, rauhen Daſeyn gezwungen, auf die einfachſten Nahrungsmittel beſchränkt, und ohne alle Kunſt und ohne alle Gegenſtände des Luxus und der Begierde, welche die Luſt und Phantaſie reizen, ſind dieſe Ichthyophagen nothgedrungen keuſch und nüchtern; ihre Tugenden und Laſter ſind nicht Kinder des bezähmenden Willens, ſondern der eiſernen Nothwendigkeit. Allein auf dem Feſtland, in Dörfern und Städten, wo die Barbarei mit der Bildung ringt und ſie von ſich ſtößt, iſt der Tummelplatz der Immoralität. Man leſe, was Dom Maurice über die Sitten und das Leben des Landvolkes in der Bretagne ſagt; man laſſe ſich erzählen, wie es in Bauerhütten, bei Proceſſionen, Hochzeiten, Märkten, Pardons, während der Ernte u. ſ. w. zugeht, und man wird nicht lange zweifeln, wo die Sitten reiner, ob in der Touraine und Normandie oder in der Bretagne. Es iſt eine ſinnloſe Litanei, welche die Schriftſteller über die heutige Sittenverderbniß erheben; es iſt nicht wahr, daß in dem rohen Landvolke der Bretagne noch eine Fülle von chriſtlicher Moral vorhanden, welche ſonſt nirgends mehr zu finden. Knechte und Mägde leben hier durcheinander, und ein Schüler von Malthus würde in Verzweiflung gerathen über den Leichtſinn, womit ſich die armen Leute in dieſen Gegenden verheurathen und neue Conſumenten in die Welt ſetzen. Die meiſten Ausſchweifungen werden heutzutage bei den ſogenannten Pardons begangen. Pardons nennt man nämlich die Zuſammenkünfte bei einer Capelle, bei einem Wunderbrunnen oder an ſonſt einem heiligen Wallfahrtsorte, wo Wunder geſchehen ſind. Man kommt dazu von weit her, beichtet, communicirt, gibt Almoſen, vollbringt ein Gelübde, kauft Kreuze, Roſenkränze und Heiligenbilder, reibt ſein geſchwollenes Knie oder ſeinen kranken Arm an einem wunderthätigen Stein, wirft Liards oder Stecknadeln in eine Quelle, taucht ſein Hemd ins Waſſer, um die Krätze zu heilen, und wenn man recht getanzt, gejubelt und getrunken hat, geht man mit leeren Taſchen und neuen Sünden nach Hauſe. (Schluß folgt.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 42** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Neuere ſpaniſche Lyrik.** Erſter Artikel. — **Der Mönch.** (Fortſetzung.) — **Thomas Moore's Geſchichte von Irland.** (Fortſetzung.)

Das Abonnement dieſes dem Cotta'ſchen Literaturblatte, von welchem wöchentlich 4—5 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Monatmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 101.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 April 1839.

Briefe aus Griechenland. V.

Mykonos am 2 August.

Ich würde mir Vorwürfe gemacht haben, wenn ich aus Scheu vor einem kleinen Umwege die einst hochberühmte Delos nicht besucht hätte, die auf der Fahrt von Tinos hieher sich zur Rechten mit niedrigem Ufer über den Meeresspiegel erhob und nur in dem einzigen, in der Vorzeit als der konthische bekannten Felsenberg Aehnlichkeit mit ihren hochragenden ägäischen Schwestern verrieth. Und was sah ich? Steinhaufen, Säulentrümmer, Mauerreste, dazwischen wucherndes Gestrüppe, schmutzige mykonische Hirten mit Schafen und Ziegen, lauter Dinge, die selbst den kürzesten Aufenthalt verleiden müssen! Die altheilige Geburtsstätte des Apollon bedürfte wieder einer Reinigung, wie ihr mehrmals im Alterthum durch die Athener zu Theil wurde, wenn auch in einem etwas andern Sinne. Nicht zu allen Zeiten behandelte man sie mit jener Schonung und Ehrfurcht, welche in den Perserkriegen der Meder Datis in so hohem Grade bewies, daß er seine Schiffe nicht daselbst, sondern an der Nachbarinsel Rheneia anlegen, die hinüber zu den Tiniern geflüchteten Einwohner unter dem Versprechen vollkommener Sicherheit zur Rückkehr auffordern ließ, und dreihundert Talente Weihrauch auf dem Altare des Gottes opferte. Vier Jahrhunderte später schickte Asien einen grimmigeren Feind in der Person des Menophanes, eines Feldherrn des pontischen Königs Mithridates, der die seit der Zerstörung von Korinth zu einem bedeutenden Handelsplatze gewordene, unbefestigte Stadt angriff, plünderte, dem Boden gleich machte, die Männer tödtete und Weiber und Kinder in die Gefangenschaft wegführte. Seit diesem Unfalle scheint die Insel unbewohnt geblieben zu seyn bis auf den heutigen Tag, wenn gleich ihr Heiligthum noch weit in die christliche Zeit herein sich im Ansehen behauptet haben mag, und ich glaube gern, daß sie schon früh anfing als Weideplatz zu dienen, da die Bewohner der felsigen Insel, worauf ich mich gegenwärtig befinde, bei der bequemen Lage sie bald für ihre Heerden ansersehen mußten. Und wäre es nur bei diesem Mißbrauch geblieben! Allein die Freunde des Alterthums haben sehr zu bedauern, daß die gewiß ansehnlichen, der alten Zerstörung entgangenen Reste von räuberischen Händen schonungslos zerrissen und Gott weiß nach welchen Gegenden verschleift wurden, um als Bausteine vielleicht zu Werken, denen eine ganz andere Idee als die der Schönheit zu Grunde lag, verwendet zu werden, oder außer ihrem lebendigen Zusammenhange und der eigenthümlichen Beleuchtung entrückt in schwer zugänglichen Gemächern begraben zu liegen.

Westlich von Delos liegt, durch einen ganz schmalen Canal getrennt, den einige Klippen noch mehr beengen, und der übrigens in seinem guten Ankergrunde den Mykoniern den wichtigen Vortheil der Sicherstellung ihrer Schiffe gewährt, die oben erwähnte größere Insel Rheneia, auf der die alten Delier ihre Todten begruben. Wie sie demnach von jeher mit der Apolloninsel ein Ganzes bildete, so wird sie auch jetzt noch mit dieser unter dem gemeinschaftlichen Namen Dilás (Δήλος) zusammengefaßt. Sie ist ebenfalls öde, und ihr bisheriger einziger Bewohner, ein alter Einsiedler, durch gehässige Strenge unkluger Beamten, die in ihrem übertriebenen Eifer für Vermehrung des Kirchenschatzes jede leere Capelle, jeden Zufluchtsort des Elends einziehen und feil bieten, ohne zu berechnen, wie sehr sie durch ihre Rücksichtslosigkeit dem Ansehen der Regierung schaden, aus seiner sichern Wohnung vertrieben worden. Dieser Gewaltstreich hat die Gemüther um so mehr empört, je schneller die Folgen davon fühlbar wurden. Wenn früher ein Schifflein durch Sturm genöthigt war, dort zu laden, so hatten die Seefahrer den Trost, bei einem lebenden Wesen Aufnahme und Brod zu finden. Als sich nun neulich ein gleicher Fall ereignete, und die bedrängten Schiffer an dem bekannten Orte Hülfe suchten, sahen sie sich zu ihrem Schrecken getäuscht und der Gefahr zu verhungern ausgesetzt. Denn man muß wissen, daß bei dem geringen Mundvorrathe, den diese Leute mit sich zu führen pflegen, leicht der größte Mangel eintritt, wenn sie durch irgend einen Zufall an der schnellen Erreichung ihres Zieles verhindert werden.

(Schluß folgt.)

Ueber Scylla und Charybdis und den Canal von Meſſina.

(Schluß.)

Daß die gewaltigen Schlamm- und Trümmerhügel zwiſchen dem Vorgebirge Campala und dem Vorgebirge Rasculmo, ſo wie jene ſüdlich von Reggio auf andere als angeführte ſchlammvulcaniſche Weiſe entſtanden, läßt ſich ohne Unſinn nicht annehmen. Wer ſoll hier auf dem flachen Vorſprung ins Meer jene kegelförmigen, oft mehrere hundert Fuß hohen Schlamm und Trümmerhügel durch Aufſchwemmung erklären können? oder welche andere Anſicht wäre zuläſſig? wenn wir auch nicht fortwährend jene Bildung und Auftürmung von unten nach oben beobachten könnten. Zu angeführter Anſicht müſſen uns endlich die vielen geſchichtlich erwieſenen Senkungen, Hebungen, Zuſammenſtürzungen und Umwandlungen am Canal von Meſſina führen.

Alle jene neueren, noch immer fortſchreitenden Umwandlungen der Erdfläche erſcheinen aber als äußerſt unbedeutend im Verhältniſſe zur Erdmaſſe und zu den Metamorphoſen jener vormenſchlichen Periode, wo die meiſten Felsgebilde noch mehr horizontal und unzerſtört um die Erdfläche ſich ſchmiegten, und dadurch zu ungeheurer Thätigkeit, zur Zertrümmerung der Schichten und zur Hebung der Gebirge veranlaßten. Freilich läßt all jenes Thun ſich nicht denken ohne fortwährende lebendige Wechſelwirkung des Luftigen mit dem Feſten, und die dadurch bedingte innere Umwandlung und fortwährende Geſtaltung, wozu die Geſchichte des Aetna die auffallendſten Thatſachen uns bieten wird.

Eine noch wenig bekannte und meiſt irrig aufgefaßte Erſcheinung muß hier noch angeführt werden. Es iſt oben bemerkt worden, daß Gegenden mit verſchiedenartig wechſelnden mehr horizontal auslaufenden, unzertrümmerten und nicht durch innere Einflüſſe veränderten Schichten ſich durch häufige, mehr oder weniger heftige Erzitterungen des Bodens auszeichnen; daß dagegen an Orten, wo die älteren Schiefergebilde in kryſtalliniſch-körnige Maſſe umgewandelt und empor getrieben, oder wo ſie halb umgewandelt zertrümmert oder in wilden Schichtenfragmenten aufgeſtellt ſind, oder endlich, wo neuere Gebilde durch vulcaniſche Einflüſſe in bedeutender Ausdehnung verändert werden und jede Spur von urſprünglicher Schichtung verſchwunden, daß in allen jenen Regionen keine oder höchſt ſelten unbedeutende Erdbeben einzutreten pflegen. Die erſt erwähnten Gegenden mit urſprünglichem Schichtenſyſteme zeichnen ſich zugleich durch geſunde Atmoſphäre, wie die meiſten vulcaniſchen durch ungeſunde oder die ſogenannte Malaria aus. Das größere Publicum kennt die Malaria nur aus der Gegend von Rom, wo ſelbe den Ausdünſtungen der pontiniſchen Sümpfe zugeſchrieben wird; dieſe werden ſo verdächtiget, daß man es für lebensgefährlich hält, beim Durchfahren auch nur die Augen zu ſchließen oder zu ſchlafen. Auf der Station zwiſchen Terracina und Sezza, in Mitte der Sumpfe, brachte ich mehrere Tage zu, um die umliegenden Gebirgsverhältniſſe und die Lage der ehemaligen Stadt Pometia, in der Sümpfe Mitte, zu ſtudiren, und beſuchte die meiſten Colonien. Es herrſchen allerdings, vorzüglich im Winter (zur Regenzeit) und im Frühlinge, außerordentliche Wechſel- und Sumpffieber, die von Zeit zu Zeit viele der armen, ganz verlaſſenen Coloniſten aufreiben, und bekanntlich unter Pius VI Tauſende der Arbeiter, die man unter militäriſcher Gewalt Tag und Nacht in den Schlamm zwang, im höchſten Elende hinwegraffte; allein jene Krankheitsformen ſind von jenen der eigentlichen Malaria in Rom verſchieden. Zudem genießen die umgebenden Orte, wie Piperno, Sezza, Ciſterna u. ſ. w. fortwährend der beſten Geſundheit, wie ebenfalls zwiſchen den Sümpfen und Rom die Städte Velletri, Frescati und Albano; ja der Papſt und die vornehmen Römer wandern zur höchſten Sommers- oder Malariazeit aus der ſchlammvulcaniſchen Region der Stadt nach jenen letzt erwähnten Orten aus, um dort auf noch unverändertem Syſteme der Gebirgsſchichten der geſunden Luft zu genießen. Die Gegend von Rom gehört bekanntlich zu den uncultivirteſten und ödeſten, ohne Baum und Wald. Nach dem Winter ſchießt zwar über die weiten Oeden eine reiche Steppenvegetation auf und in manchen Gegenden ausgedehnter Dornwuchs; allein die Ernte wird bald eingebracht, und die übrige Vegetation verdorrt im zu trockenen ſchlammvulcaniſchen Boden; und nun erſcheint die Malaria, ein eigenthümliches Verhältniß der Atmoſphäre, das vorzüglich Menſchen mit ſchwachen Athemorganen ergreift, alle Energie der organiſchen Thätigkeit abſtumpft, und endlich in allgemeine Schwäche und Auszehrung übergeht. Dieſer Zuſtand iſt ſelbſt in verſchiedenen Theilen der Stadt verſchieden. Die Vornehmen wandern nun aus, und die Mittelclaſſe zieht ſich wo möglich in die geſünderen Theile der Stadt. Bei den alten Römern waren ringsum die heiligen, unverletzlichen Wälder, und durch dieſe wurde wahrſcheinlich die böſe Ausathmung des Bodens abſorbirt; die Papſte aber machten jene heiligen Wälder ſammtlich zu Geld. Im Kirchenſtaate, wie im Königreiche Neapel, vorzüglich in der Provinz Baſilicata, gibt es eine ſehr große Menge von Gegenden, welche die Einwohner ganz oder theilweiſe der Malaria wegen verlaſſen, und alle ohne Ausnahme zeichnen ſich durchaus nie durch Sumpfigkeit, ſondern durch trockene vulcaniſche Schuttgebirge aus. Zwiſchen Montemuro und Eraco kam ich in eine weite Gegend, die gleichen Charakter trug, allein vermöge ihrer Lage und reichen Vegetation zu den angenehmſten gehört. Eine ganze Tagreiſe trifft man nichts Menſchliches an, ausgenommen eine Menge Ruinen ehemaliger Hütten. Ich ſuchte zwiſchen dem Steingetrümm ein Nachtlager, und fand eine Inſchrift, die mir ſagte, daß Carl Dei gratia Hispaniorum, Romanorum et Neapolitanum Imperator 1729 hier eine Kirche baute, um den zahlreichen in dieſem Thale neu angelegten Colonien den Troſt der Religion zu gewähren. Den folgenden Tag zeigte mir der Juder von Eraco urkundlich, daß alle jene Colonien in Zeit von einigen Jahren an der Malaria ausſtarben, was ſchon in früherer Zeit ſich ereignet habe, und daß nun alle Menſchen jene Gegend wie die Peſt fliehen. Wirklich erhielt auch mein äußerſt kraftiger Bedienter aus dem Kanton

Luzern in jener Nacht die Malaria, an welcher er zwei Jahre dahin welkte; und ich glaube meine Rettung einem eigenthümlichen Umstande verdanken zu müssen: kaum mehr mächtig, mich fortzuschleppen, kam ich von hier über Bernalda an das tarantinische Meer, und suchte möglichst schnell Tarant zu erreichen. Zwei Tage ritt ich auf einem Pferde in den Wellen dem Ufer entlang, denn auf trockenem Sande sinkt der Fuß so ein, daß nicht fortzukommen ist. Der Wind ging vom Meere aufs Land, und in ganzer Zeit befiel mich außerordentlich die Seekrankheit, der ich die Rettung verdanke. Weit gefährlichere Stellen finden sich im Flußgebiete des Agri. Cosenza, in der schönsten Gebirgsgegend, ist gefährlicher als Rom. Südlich der Stadt erheben sich neuere Kalklager, unter diesen hervor stehen Granitköpfe und Basaltmassen zu Tage, und nördlich finden sich ungeheure Massen, links von zertrümmerten Gebilden, und rechts von schlammvulcanischen Hügeln und sublimirten Gypsmassen. 1669 entstand am Aetna der Monte Rossi. Der Lavastrom deckte mehrere Dörfer, deren Einwohner sich dann etwa eine Stunde von Catania auf der kalk-vulcanischen Höhe von Castelino ansiedelten. Längst besucht kein Mensch mehr die Ruinen der alten verlassenen Häuser. Vor einigen Jahren versuchte ein reicher Neapolitaner diese fruchtbare Gegend der Cultur zu gewinnen, und fing an, prachtvolle Gebäude aufzuführen; allein kaum halb vollendet stehen nun die nackten Mauern da, die Malaria rieb die Arbeiter auf. Am verdächtigsten schien mir die Gegend von Fiorida, im nordwestlichen Theile des Notothales; und wie ich in dieses Dorf kam, waren alle Häuser im oberen Theile des Ortes gänzlich verlassen, im unteren dagegen fand ich eine Menge Kinder und junge Leute kraftlos im brennenden Sande durch die Gassen hin an heißer Sonne liegen. Die meisten waren ihrer Auflösung nahe. Der obere Theil des Ortes wird nur im Winter bewohnt. Wer im Sommer nicht auszieht, fällt ohne weiteres durch die Malaria dem Tode anheim. So ist eine Gegend bei Caltanisetta, in Mitte Siciliens, und so auf dieser Insel allein gegen zweihundert, welche sämmtlich durch angeführte vulcanische Charaktere ihres Terrains sich auszeichnen. Aus gleichem Grunde sind auch in der Basilicata die Städte auf Reste von Kalk- und Sandsteinschichten, auf Gebirgszacken oder in Felsschluchten zusammen gedrängt, wo sie aber dann fortwährenden Erdbeben ausgesetzt sind.

Wenn wir aus dem Angeführten in Bezug auf unser Thema bei regelmäßiger weit ausgedehnter Schichtenbildung auf inneren Gegensatz der heterogenen Schichten, dadurch bewirkte Wechselwirkung und zersetzende Umwandlung der Luft und auf innere Thätigkeit zu schließen gezwungen sind, welche nicht nur die Gebirgsarten zu umwandeln, sondern auch durch zu gewaltigen Processen gesteigerte Wechselwirkung selbst zu zertrümmern, zu Bergen und Inseln zu erheben, und Länder zu trennen im Stande ist; so sehen wir andererseits, daß jene sowohl durch successive Thätigkeit allmählich entstandenen, als durch gewaltigen Ruin hervorgebrachten Trümmergebilde, zwar keine so gewaltige Spannung mehr hervorzubringen, aber doch durch fortwirkende Thätigkeit in geregeltem Rhythmus die Atmosphäre zu absorbiren, verwandelt zu erhalten, und so unter Umständen selbst zu vulcanischen Processen sich zu steigern im Stande sind.

Mittel gegen zu frühes Blühen der Bäume.

Man glaubt jetzt ein Mittel gefunden zu haben, von Bäumen, deren allzu frühe Blüthe oft durch späte Fröste zerstört wird, dennoch Früchte zu erhalten. Dieß Mittel besteht darin, zur Winterszeit am Fuße des Baumes die Erde aufzugraben, daß die Wurzeln vom Frost ergriffen werden, wodurch das allzu rasche Aufsteigen des Saftes in die Zweige verhindert wird. Schon mehrere Gärtner im Süden haben sich dieses Mittels bei Mandeln, Aprikosen und Pfirsichbäumen bedient und sich wohl dabei befunden. Das Blühen wurde dadurch um mehr als 14 Tage verzögert und die Spätfröste schadeten demselben nicht mehr. (Echo du Monde Savant vom 30 März.)

Chronik der Reisen.

Reise in die Bretagne. Die Bai und Küste von Douarnenez.

(Schluß.)

Die Speisen des bretagnischen Landvolkes sind schlecht: Milch, Butter, getrocknete Fische, Mehlgrütze, Speck und grobes, unverdauliches Gersten- und Roggenbrod machen die Hauptnahrung für alle Tage aus. Die Bauern essen wenig Fleisch: zweimal in der Woche kommt bei den Wohlhabenden Eingesalzenes und Buchweitenkuchen auf den Tisch: sie trinken Cider und Meth. Nur bei Hochzeiten gibt es Rindfleisch, Kalbsbraten und Rosinenkuchen. Bei diesen Hochzeitsschmäusen geht es hoch her; Speisen werden in Hülle und Fülle aufgetragen, und der gwin ardent, der Kartoffelbranntwein, fließt in blauen Strömen. Man beflustigt und betrinkt sich ganz besonders; man tanzt nach dem schnarrenden Klange des Binion (des Dudelsacks), und singt mit viel Tact und Präcision eine Art Schnaderhüpfeln nach lustigen Melodien.

Die Hochzeiten wurden sonst mit sonderbaren Förmlichkeiten und Gebräuchen begangen. In einigen Districten raubte der Mann seine Frau, wie die alten Samniter; in andern schlief der Bräutigam erst am dritten Tage nach der Hochzeit bei seiner Vermählten. Bisweilen schliefen die Ehegatten, Brautdiener und Brautjungfern die erste Nacht in einem Bett, und es war eine allgemeine Sitte im Finisterre, um seine Braut in Versen zu werben: der Freiwerber (baavalan), gewöhnlich ein Schneider, sprach die Braut mit einem von ihm selbst gedichteten Couplet an, worauf diese gleichfalls in Versen erwiedern mußte. Allein diese Gebräuche, welche Hr. E. Souvestre in seinen „letzten Bretagnern“ ausführlich beschreibt, sterben immer mehr ab, und da, wo sie noch beibehalten werden, sind es nichts als Faxen und Flostkeln ohne Sinn und Bedeutung.

Ueber die persönlichen Verhältnisse zwischen der Grundherrschaft und den unter ihr wohnenden Leuten können wir wenig Allgemeines angeben; ihre Lage ist außerordentlich verschieden, und durch Verabredung und Uebereinkunft mit ihren Grundherren bestimmt. Viele Bauern sind Gutsbesitzer; andere kleine Eigenthümer und Häusler geben ein jährliches Grundgeld. Auf adeligen Gütern hat der Bauer meistens

gepachtet, wobei zuweilen Handdienste in der Ernte und dergleichen für die Herrschaft im Contracte mit einbedungen sind. Auch die Häusler haben sich ebenfalls mit dem Grundherrn zu etwas Gewissem vereinbart; einige zahlen Miethe, andere nicht, sondern verstehen sich zu persönlichen Leistungen.

Der bretagnische Adel hat noch weitläufige Besitzungen; sehr wenige von den alten Geschlechtern haben sich an den neuen Hof und an die Dynastie Ludwig Philipps angeschlossen; sie leben den Sommer auf ihren Schlössern und den Winter in Hennebon auf der Straße von Vannes nach Nantes. Im Ganzen herrscht unter dem Adel zwar Wohlstand, doch sind nur wenige Familien, in Verhältniß zu dem neuen Finanzadel der großen Fabrikstädte, reich zu nennen; manchen großen Gutsbesitzern hat vielmehr der Kriegszustand von 1789 und 1830 große Schuldenlasten aufgebürdet. Einige Schriftsteller werfen dem bretagnischen Adel großen Stolz, Dünkel, Hochmuth und Mangel an guter Lebensart vor, und fügen noch die Beschuldigung der Härte und Ungerechtigkeit gegen die unterste Volksclasse hinzu. Letzteres ist jedenfalls unbegründet. Die Edelleute, wie die Priester, waren in der Bretagne von jeher beim Volke beliebt und angesehen, als Vertreter und Vertheidiger alter Nationalideen und Sitten. Der zahllose arme Landadel der Bretagne stand dem Bauer nicht zu fern und veranlaßte freundlichere Berührungen. Viele begüterte Bauernfamilien betrachteten sich sogar als adelig; einige leiteten ihre Abkunft vom König Arthur oder von der Fee Morgane her, und steckten Schwerter als Gränzscheiden um ihre Aecker. Um ihre Unabhängigkeit zu beweisen, setzten und bedeckten sie sich in Gegenwart ihres Herrn. In einzelnen Theilen des ehemaligen Herzogthums der Bretagne war die Leibeigenschaft nie eingeführt. Die Domainiers (Domanialbauern) und die Quévassiers (die Kassathen oder Käther in Pommern und Mecklenburg) waren allerdings sehr gedrückt, aber doch keine Eigenhörige, wiewohl sie keinen Grund und Boden besaßen. Die ganze Bevölkerung der Bretagne neigt überhaupt, wie alle Meeranwohner und Gebirgsvölker, zu republicanischen Sitten hin. Es darf uns nicht wundern, wenn diese zähe celtische Race bis auf den heutigen Tag ihre Nationalität behalten, welche sie das ganze Mittelalter hindurch vertheidigt hat. Um den Engländern zu entwischen, warf sich die Bretagne Frankreich in die Arme; allein der Krieg zwischen den englischen und französischen Parteien, zwischen den Blois und Montfort, dauerte noch über hundert Jahre fort. Als die Heurath Annens und Ludwigs XII das Herzogthum der Bretagne mit der Krone Frankreichs verschmolz, fing der legale Streit der Provincialstände an; das Parlament von Rennes verfocht hartnäckig die alten Landesprivilegien gegen das monarchische Centralisationssystem, und wiegelte sogar die Bauern auf. Ludwig XIV machte dieser Empörung einen kurzen Proceß; die Meuterer wurden zusammengehauen, eingefangen, gerädert, gelöpft und auf die Galeeren geschickt, wie es Frau von Sevigné in ihren Briefen mit einer Nonchalance erzählt, die Herzweh verursacht. Unter Ludwig XV begann der alte Streit von neuem, und La Chalotais schrieb in seinem Kerker zu Brest mit einem Zahnstocher sein muthiges Manifest gegen die Jesuiten. Die unsinnigen Verfolgungen der Republik gegen Adel und Geistlichkeit entflammten die Bretagner zu einem allgemeinen Aufstande, welchen der Nationalconvent wie Ludwig XIV durch Dragonaden, Septembrisaden, Octobrisaden, Eicäterabrisaden dämpfte. Gegenwärtig erlischt der verzweifelte Widerstand der alten Bretagne mehr und mehr, und das Land fängt an sich zu französiren. Die französische Sprache gewinnt die Ueberhand, und das alte celtische Idiom wird nach und nach verdrängt werden und weichen müssen. Das Genie der poetischen Improvisation, welches die Bretagner lange mit den Italienern und Irländern gemeinschaftlich geübt haben, ist bereits eine Seltenheit und Merkwürdigkeit; und die bretagnischen Gelehrten, welche sich bemüht haben, den Samen der alten Landessitte und Nationaleigenthümlichkeit in Schriften auszustreuen, haben nur Undank und Spott geerntet. E. G.

Miscellen.

Bevölkerung von Moskau. Die nordische Biene vom 11 März enthält eine genaue Detaillirung der Einwohnerschaft von Moskau. Diese beträgt im Ganzen 348,582 Seelen, davon sind aber nur 135,784 weiblichen und 214,778 männlichen Geschlechts. Dieser Unterschied kommt nicht bloß vom Militär her, denn neben 19,142 dienstthuenden Soldaten finden sich nicht nur 2426 wirklich zu den in Moskau stehenden Truppen gehörige Frauen, sondern auch 11,913 andere Soldatenfrauen, die bloß auf Pässe sich in Moskau aufhalten. Das größte Mißverhältniß besteht unter den Leibeigenen und Bauern, die im Dienste des Adels und der Krone, theils auch als Taglöhner sich daselbst aufhalten; unter diesen sind nicht weniger als 128,262 Männer und nur 59,276 Weiber, also ein Unterschied von 70,000 Menschen. Mit diesem Mißverhältnisse stimmt natürlich auch die Zahl der Gebornen überein, die nach der Analogie anderer europäischer Städte ungefähr 14,000 betragen sollte, aber nur 7697 beträgt.

*

Preisschrift über das Umhauen der Wälder. Die Frage über das Autroden der Wälder hat sich neuerlich in Frankreich als von so entschiedener Wichtigkeit erwiesen, daß die Akademie von Dijon sie für den Concurs von 1839 zur Preisfrage machte. Der Verfasser des besten Memoires darüber soll eine goldene Denkmünze von 500 Fr. Werth erhalten. (Echo du Monde Savant vom 30 März.)

*

Wirkungen des Erdbebens von Martinique auf Guadeloupe. Die Mitte der Insel Guadeloupe soll sich in Folge des Erdbebens, das sich zu Martinique auf eine so furchtbare Weise fühlbar machte, tief unter das Meeresniveau gesenkt haben. (Französische Blätter.)

*

Galeerensklaven als barmherzige Schwestern. Einige Meilen von Vendome hat die französische Polizei zwei freigelassene Galeerensträflinge verhaftet, welche in den benachbarten Städten unter der Verkleidung von barmherzigen Schwestern die Börsen der Frommen auf eine unverschämte Weise ausgeleert hatten.

*

Abnahme der Octroigebühr in Paris. In Folge der gegenwärtigen Krise, welche auf den Handel und die Gewerbe einen so nachtheiligen Einfluß äußert, soll die Octroieinnahme in Paris um 25,000 Fr. auf den Tag abgenommen haben. (Voleur vom 31 März.)

*

Erdbeben in Savoyen. Man schreibt aus St. Jean de Maurienne, daß man daselbst vom 19 December bis 16 März nicht weniger als 22 Erdstöße verspürte, darunter zehn ziemlich heftige.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 102.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 April 1839.

Das Nockerl-Fest zu Verona.

Wenn öffentliche Volksfeste als der Spiegel des wahren innern Lebens einer Nation anzunehmen sind, auf dessen dunkler Fläche sich getreu die Denk- und Handlungsweise des Volkes selbst in charakteristischen Formen zeichnet, so scheint es nicht uninteressant, hier unter jenen zahlreichen Festen, womit die rege Phantasie des Italieners seine Carnevalszeit auszufüllen und zu beleben sucht, eines derselben besonders hervorzuheben und zu beleuchten, welches durch das Alter und den wohlthätigen Zweck seiner Stiftung sowohl, als durch die kunst- und geschmackvolle Ausstattung, womit es in neuester Zeit gleichsam wieder neu ins Leben trat, die Würdigung des historischen und politischen Forschers verdient, obschon dessen Benennung mehr den komischen Aufzug einer Carnevalsposse verkündet: nämlich das sogenannte Nockerlfest zu Verona, dessen Entstehung noch gegen das Jahr 1530 bis 1531 fällt. Es war nämlich damals durch eine fürchterliche Hungersnoth Verona so sehr auf das Aeußerste gebracht, daß die Bewohner der Vorstadt von St. Zeno in förmlichen Aufruhr losbrachen, und bedeutende Unordnungen verübten; nur den klugen Maaßregeln des zu dieser Zeit als Arzt, Philosoph und Menschenfreund berühmten Dr. Tomaso da Vigo, gelang es, die Ruhe in dem empörten Stadttheile wieder herzustellen, indem er mit Beihülfe des Magistrats so viel Lebensmittel, als möglich war, herbeischaffte, und da es gerade in die Zeit des Carnevals fiel, diese unter fröhlichen Cerimonien auf den Platz von St. Zeno führen und unter die bedrängten St. Zenaten öffentlich vertheilen ließ; welches nicht nur dem dringenden Bedürfnisse des Augenblicks abhalf, sondern auch durch die erheiternde Feierlichkeit, womit dieses nach Art eines Volksfestes geschah, die aufgeregten Gemüther zerstreute und die erhitzte Stimmung der empörten Menge in den harmlosen Jubel eines unschuldigen Festes verwandelte. Die Befreiung von den Schrecken der Theuerung, zu der sich auch Seuchen gesellt hatten, so wie das glückliche Gelingen seines Unternehmens, bestimmten den edlen da Vigo, das Andenken an diesen Tag der Rettung durch ein jährliches Erinnerungsfest zu feiern, wobei sämmtliche Arme dieses Stadtviertels auf seine Kosten nächst der Kirche St. Zeno öffentlich gespeist und zugleich mit Geld und Kleidungsstücken beschenkt wurden; allein der Edelmuth dieses Menschenfreundes begnügte sich nicht, seine Wohlthaten auf die kurze Dauer der eigenen Lebenszeit zu beschränken, auch darüber hinaus sollten sie noch reichen, und mit dem Andenken daran zugleich sie selbst der kommenden Nachwelt überliefert werden; welchen Zweck er dadurch zu erreichen strebte, daß er in seinem Testamente eine bedeutende Summe gerichtlich niederlegte, von deren Interessen jährlich, am festgesetzten Tag, dem letzten Freitage des Carnevals, das von ihm gestiftete Fest auf gleiche Weise gefeiert würde, indem jedesmal die zur gemeinschaftlichen Tafel gehörigen Lebensmittel, Getränke u. dgl. in buntgeschmückten und bekränzten Gefäßen unter Volksjubel und Musikschall in Form einer Maskerade auf den Platz von St. Zeno geführt, und dort auf dem von da Vigo errichteten, massiven, steinernen Tische die Armen fröhlich bewirthet wurden, wobei von den Nockerln, welche die Haupt- und Lieblingsspeise gewesen seyn sollen, dem ganzen Feste der Name gegeben wurde. Die Dankbarkeit des Volkes verherrlichte später das Andenken da Vigo's durch ein marmornes Brustbild desselben, welches, in einer Mauernische nächst der Kirche, sammt dem genannten Steintische in der Nähe von Pipins Grabstätte noch jetzt sichtbar ist.

Auf diese Art wiederholte sich nun diese Feier durch die ganze Zeit, bald reich und prachtvoll, bald ärmlich und einfach, je nachdem der Strom der Begebenheiten mehr oder minder eingreifend, bald das eine oder das andere bedingte; doch wenn auch oft unter der armseligsten Gestaltung, so pflanzte es sich doch fort, mitten in den Stürmen der Jahrhunderte, und erlangte unter der venetianischen Regierung beinahe eine Art von Vollkommenheit, indem die prachtliebenden Gouverneurs der stolzen Republik nebst all dem Glanze ihres Reichthums durch zahlreiche ausgewählte Maskenzüge in die heitere Lust des Festes jenen rätselhaften Schleier des Geheimnißvollen zu verweben wußten, welcher auf gleiche, nur ernstere Weise, das ganze politische Räderwerk der venetianischen Staatsmaschine umhüllte. Erst in der verhängnißvollen Zeit der französischen Revolution, die so manche alte Formen einer frommen

dieſes Zuges war ganz geeignet, mitten in der lärmenden Feſtlichkeit jenen erhabenen Eindruck in den Gemüthern hervorzubringen, welcher dem wohlthätigen Zwecke, ſo wie der Würde eines Feſtes entſprach, das, durch drei ſturmbewegte Jahrhunderte hindurch, unverletzt in den Gebrauchen ſeiner Verehrer ſich erhalten hatte; vielleicht länger, als mancher hochtrabende politiſche Bau, der übermüthig den Ewigkeiten zu trotzen ſich anmaßte.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Griechenland. V.

(Schluß.)

Dieſelbe unerfreuliche Ausſicht, die mir leider dießmal durch allzu treue Befolgung dieſer Schiffergewohnheit zu Theil wurde, ſchlug alle Regungen meiner neugierigen Seele nieder, welche gern einer Erſcheinung auf den Grund gekommen wäre, von der mir die Hirten auf Delos erzählten. Sie wollen nämlich ſeit vierzehn Tagen bei Nachtzeit nicht weit vom Ufer eine Flamme aus dem Boden aufleuchten ſehen, von deren Unterſuchung ſie bisher unüberwindliche Furcht abgehalten habe. So ſehr ich nun eine Auflöſung dieſes Räthſels wünſchte, ſo hatten doch die leiblichen Sorgen, die durch die geäußerte Beſorgniß meiner Schiffer, es möchte der gefürchtete Nordwind plötzlich wiederkehren, noch mehr zunahmen, ein ſolches Uebergewicht, daß ich den Gedanken, auf der Inſel zu übernachten, aufgeben mußte, und wenn ich ſelbſt die Ehre hatte haben können, Apollen leibhaftig zu ſehen. Lange konnte ich der dort empfangenen Eindrücke nicht los werden, und die Worte unſeres Dichters:

Schöne Welt, wo biſt du? —
Ausgeſtorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt ſich meinem Blick,
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück!

klangen mir lauter als jemals an die Ohren, und um ſo mehr, je leiſer die Stille des Abends war, die nur durch das Plätſchern der Ruder in gemeſſenen Zwiſchenräumen unterbrochen wurde. Es war ſchon völlig Nacht geworden, als wir hier in Mykonos landeten, wo ich in dem gaſtfreundlichen Hauſe eines Mannes, der, ſchon auf meine Ankunft vorbereitet, mich wie einen alten Bekannten empfing, bei einer Flaſche alten Weines gar bald den Schutt und die bange Einſamkeit von Delos vergaß und die wehmüthigſte Stimmung mit den ſüßeſten Empfindungen vertauſchte. Ein Gang am Morgen durch die Straßen der Stadt, die viele hübſche Häuſer zählt, alle glänzend weiß und mit Plattdächern verſehen, wie jene auf Syra und Tinos, und einige Beſuche bei verſchiedenen Einwohnern zeigten mir auch hier in dem unverkennbaren Wohlſtand und der menſchlicheren Lebensweiſe die wohlthätigen Wirkungen des Handels und des Verkehrs mit gebildetern Völkern. Die faſt ausſchließliche Erwerbsquelle der Bevölkerung, die in dieſem einzigen Orte der Inſel vereinigt iſt, und die man auf 5000 Seelen angibt, iſt die Schifffahrt; den Felſen des Eilandes gewinnt man nur etwas Gerſte und guten Wein ab, aber es fehlt an Waſſer und Holz.

Am Meeresufer ſah ich Haufen ſamiſcher Flüchtlinge, welche hier die Quarantäne unter dem glühenden Himmel beſtehen. Dieſe ächten Söhne der Freiheit haben alſo jetzt angefangen, ihren heldenmüthigen Entſchluß, der Dir durch die Zeitungen bekannt ſeyn wird, auszuführen. Hunderte von Familien ſind ſchon auf den griechiſchen Inſeln zerſtreut, und täglich kommen neue Schaaren an, welche der geliebten Samos den Rücken kehren, nicht weil ſie unter der türkiſchen Herrſchaft gedrückt werden, ſondern weil ſie den verhaßten Namen „Unterthanen des Sultans“ nicht ertragen und als freie Griechen im Gebiete des neuen Königreichs leben wollen. Durch dieſes erſtaunliche Opfer ſetzen ſie ihren ruhmvollen Thaten im Freiheitskriege vollends die Krone auf. Es wird nun auf raſche Thätigkeit der Behörden ankommen, um das Unternehmen zu einem glücklichen Ende zu führen, auf umfaſſendere Unterſtützung, auf liebreichere Theilnahme von Seiten ihrer Landsleute, als ihnen hier gewährt wird; und ich wünſche nur, daß die bangen Ahnungen, die mir geſtern einer der Anführer mittheilte, als grundlos erfunden werden mögen. Doch wie auch der Ausgang ſey, die Samier wird keine Schuld treffen.

Ich kann unmöglich unterlaſſen, Dir ein höchſt merkwürdiges Ereigniß zu berichten, welches ſchon mehrere Tage alle Zungen von Mykonos, wo es ſich zutrug, beſchäftigt. Ein junger Menſch liebte ein Mädchen, ohne Gegenliebe zu finden. Um ſich ihres Beſitzes zu verſichern, und jedem Andern das Verlangen darnach abzuſchneiden, was thut er? Er überraſcht ihre hülfloſe Einſamkeit und — entehrt ſie. Dieſe entſetzliche That bringt das arme Geſchöpf zur Verzweiflung, es will von keiner Vermittelung der Behörden wiſſen, verwünſcht den Mörder ſeiner Unſchuld, und fleht um nichts, als um den Tod. Ich bedaure ſehr, die Entwickelung dieſes Drama nicht abwarten zu können, da ſie ſich wohl lange hinausziehen dürfte, und ich ein Kaiki nach Naxos gemiethet habe, worauf ich heute Abend abfahren werde. Ich habe Mühe gehabt, den ſchon geſtern abgeſchloſſenen Vertrag mit dem Eigenthümer desſelben (ναυλοσύμφωνον) aufrecht zu erhalten; denn dieſer bereute ihn, weil er bei etwa wieder eintretendem Nordwind und dadurch verurſachtem längern Aufenthalte auf Naxos das Fahrgeld verzehren mußte, und ſchützte vor, keine Schiffsleute finden zu können. Nur dem Anſehen meines Wirthes und der Dazwiſchenkunft der hieſigen Volksälteſten verdanke ich es, daß dieſer unerwartete Widerſpruch für beide Theile befriedigend gehoben iſt. Ich hoffe doch auf dem Meere wieder einmal eine ruhige Nacht hinzubringen, was mir hier bei der gerade herrſchenden außerordentlichen Hitze nicht vergönnt war.

Schulen in Griechenland.

Das Athenäum vom 25 März enthält folgende Mittheilung von ſeinem Correſpondenten in Athen, die intereſſante Details über dieſen Gegenſtand gibt.

Athen, den 17 Januar 1839.

„Als ich vor einigen Tagen nach dem Theater des Bacchus ging, um eine neuentdeckte Inschrift zu Ehren eines siegreichen Chorführers zu untersuchen, war ich etwas erstaunt, eine helle Stimme griechisch lesen zu hören. Hinter einigen zerstörten Architraven saßen zwei griechische Knaben, von denen der eine dem andern den Plato vorlas; beide besuchten das Gymnasium, und, wie es gewöhnlich ist unter den ärmern Knaben dieser Art, hatten die stillen Winkel der Felsen und Ruinen um die Akropolis für ihre Studien ihren engen, geräuschvollen Wohnungen vorgezogen. Dieser kleine Umstand führte mich dazu, in Bezug auf das Erziehungswesen in Athen einige Erkundigungen einzuziehen, wovon hier das Resultat. Die Universität (*Πανεπιστήμιον*), die vor wenig mehr als einem Jahre gegründet ist, hat nicht weniger als 11 Professoren, von denen einige unbesoldet (honorary) sind. Die gegenwärtige Zahl derer, welche die Vorlesungen besuchen, übersteigt nicht 130, doch wird sie sich schnell vermehren, wie die griechischen Knaben aus dem Gymnasium kommen. Die Facultäten werden eingetheilt in Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Philosophie; die erstere hat täglich vier Vorträge, über die Einleitung in die heilige Schrift, Kirchengeschichte, hebräische Alterthümer und hebräische Sprache. Die Jurisprudenz hat nicht weniger als sechs Professoren, welche über Handelsrecht, Gesellschaftsrecht, Civilrecht, römisches und französisches Recht, Criminalrecht und Staatshaushalt lesen. Die Medicin hat acht Professoren, deren Vorlesungen sich über Pathologie, Nosologie, Anatomie, Wundarzneikunde, Augenkrankheiten u. s. w. verbreiten. Die Philosophie theilt sich in Archäologie, Mathematik, Moralphilosophie, Botanik, Geschichte der alten griechischen Philosophie, nebst lateinischer Sprache, Zoologie, Mineralogie u. s. w. Von den 50 Professoren sind nur acht Deutsche, die übrigen Griechen. Gegenwärtig ist vielleicht das Gymnasium von größerer Wichtigkeit als die Universität: die gefüllten Räume und der Eifer der Schüler zeigen, wie sehr der Unterricht geschätzt wird, und die Fortschritte der jungen Leute sind wahrhaft überraschend. Das Gymnasium hat acht Professoren, und ist in drei Classen getheilt:

1. Altgriechisch, Latein, Geometrie, Moral, Algebra und Logik.
2. Altgriechisch, Geometrie, Algebra, Psychologie, Geschichte.
3. Altgriechisch, Latein, Algebra, Geographie, Geschichte, Französisch und Englisch.

„Die Zahl der regelmäßigen Schüler beträgt 300, doch viele andere besuchen nur einzelne Lectionen; die ganze Anstalt ist, wie die Universität, gratis.

„Mit dem Gymnasium steht eine hohe Schule in Verbindung, in vier Classen getheilt, die von einer Menge junger Leute besucht wird, welche aus ihr später in das Gymnasium eintreten.

„Unabhängig von diesen Schulen besteht eine Normalschule zur Erziehung von Schullehrern für ganz Griechenland, und dabei eine Lancaster'sche Schule von ungefähr 200 Knaben. Eine andere Lancaster'sche Schule von ungefähr 150 Knaben wird von dem Stadtrath Athens unterhalten.

„Eine Lancaster'sche Schule für 150 Mädchen wird von Beiträgen der sogenannten Freunde der Erziehung bestritten. Außer diesen öffentlichen Anstalten existirt noch eine treffliche Schule für fast 500 Knaben und Mädchen, die, in mehrere Classen getheilt, von den amerikanischen Missionarien Herr und Frau Hill geleitet wird, welche sie vor ungefähr fünf Jahren in einem hübschen Gebäude, das für diesen Zweck gebaut wurde, einrichteten. Diese christlichen Philanthropen haben das ganze Vertrauen der Griechen gewonnen, und haben neulich auf das dringende Verlangen vieler aus den besten Familien 30 junge Damen in ihr Haus aufgenommen, um ihnen die Erziehung zu geben, welche ihr höherer Rang in der Gesellschaft verlangt. Wer weiß, wie bisher die weibliche Erziehung so gänzlich vernachlässigt worden ist in Griechenland, der sieht mit Freuden dem bedeutenden Einfluß entgegen, welchen diese Mädchen durch ihre nach europäischen und christlichen Grundsätzen gewonnene Erziehung einst erlangen werden. In den verschiedenen Städten Griechenlands gibt es 4 Gymnasien, 12 Primärschulen und 180 Lancaster'sche Schulen, welche theils von der Regierung, theils von den Gemeinden unterhalten werden. Doch ist es zu bedauern, daß die Regierung bisher nur wenig Dorfschulen errichtet hat; daß in vielen Orten die Lehrer nicht zureichend sind, und es im Allgemeinen an Schulbüchern fehlt. In Syra besteht neben den Handelsschulen eine große, wohlgeführte Knaben- und Mädchenschule (fast 2 bis 300 von jedem Geschlechte besuchen sie), die schon vor langer Zeit durch die Missionsgesellschaft der englischen Kirche gestiftet und jetzt von Herrn und Frau Hiederer geleitet wird.

„Das ist der gegenwärtige Zustand der Erziehung im Königreich Griechenland. In keinem Lande vielleicht wird der Werth der Erziehung mehr vom Volk erkannt. Doch ist es sehr zu bedauern, daß es noch so wenig Bücher im Neugriechischen gibt, und daß man nichts thut, sie zu erhalten."

Miscellen.

Druidisches Denkmal in der Nähe von Langres. Hr. von St. Terjeux hat der Gesellschaft der Alterthumsforscher von Frankreich Nachrichten mitgetheilt über ein druidisches Denkmal in der Nähe von Langres und ein altes Grab, das im Jahre 1837 an derselben Stelle aufgefunden wurde. Der Berg des Fourches bei Langres ist fast in seinem ganzen Umkreise mit Steinen von etwa 5½ Fuß Höhe bedeckt, die, an gewissen Stellen in zwei parallelen Linien aufgestellt, augenscheinlich durch Menschenhände und zwar mit großer Kraftanstrengung an ihre jetzige Stelle kamen, und zu einem Denkmal des Druidencultus gehört zu haben scheinen. Langres war die Hauptstadt der Lingonen, eines der bedeutendsten Völker des alten Galliens, und somit dürfte ein solcher Umstand eben keine große Verwunderung erregen. Indeß befindet sich merkwürdiger Weise in der Mitte des von diesen Steinen eingeschlossenen Raumes ein römischer Bau, der nach einigen aufgefundenen Münzen wenigstens bis in die Zeit Claudius II herabreichte und ein Grab einschloß. (Echo du Monde Savant. 20 März.)

Russische Denkmünze. Eine sehr schöne Denkmünze ist in der Pariser Münzanstalt geprägt worden. Sie ist zu Ehren des Kaisers Nikolaus und in dem größten Maaßstabe verfertigt worden. Auf der einen Seite stellt sie das Brustbild des Kaisers dar, auf der andern die Sinnbilder der Künste mit den Merkmalen der vier Heiligen, unter deren Schutz Rußland steht. Man liest auf derselben folgende Worte in russischer Sprache: „Dem Ruhm und der Kunst." Diese schöne Medaille ist durch Brassins nach einer Zeichnung von Raffet gestochen worden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 103.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

13 April 1839.

Ausflug in die Wüſte von Guiana und Beſuch bei der weißen Königin.

Auf meiner Reiſe durch einen Theil von Südamerika bin ich auch nach Guiana gekommen, und habe daſelbſt einen Ausflug in die Wüſte zur Schweſter Javouhey, vom Orden des heiligen Joſeph gemacht, welche in jener Gegend die weiße Königin genannt wird, und vom franzöſiſchen Gouvernement die Aufſicht über 600 Neger erhalten hat, um ſie zu civiliſiren. Da die Abenteuer, die ich dabei zu beſtehen hatte, und der Beſuch bei der weißen Königin intereſſant genug ſind, um erzählt zu werden, ſo mag die Beſchreibung folgen.

Die Wüſte von Guiana wird wegen der vielfachen Gefahren die den Reiſenden darin begegnen, nur wenig beſucht. Man hat Alles zu fürchten, die Menſchen, die Thiere, das Land und den Himmel. Die kleinen Völkerſchaften, welche dort wohnen, legen den Reiſenden Schlingen, die reißenden Thiere ſtellen ihnen nach, die Feuchtigkeit des Bodens erzeugt gefährliche Krankheiten und der Himmel ſchickt ſchreckliche Ungewitter. Ohne Führer darf man ſich nicht in die Wüſte wagen.

Ich befand mich in Cayenne, der Hauptſtadt des franzöſiſchen Guiana, als ich den Entſchluß faßte, die Colonie der weißen Königin zu beſuchen. Am Tage meiner Abreiſe begab ich mich nach den Quais, wo beſtändig eine Menge Indianer anzutreffen ſind, die ſich gern als Führer brauchen laſſen. Ich kann nicht begreifen, warum man dieſe Wilde nennt, da ſie ganz verſtändige Menſchen ſind, und ein franzöſiſches Kauderwelſch reden, welches nicht ſchlechter iſt, als das, was in manchen Departements in Frankreich geſprochen wird. Bevor ich unter den anweſenden Indianern einen Führer auswählte, muſterte ich ſie ſämmtlich der Reihe nach. Alle dieſe rothen, bartloſen Geſichter mit ihren durchbohrenden Augen, ihren kleinen affenmäßigen Stirnen, flößten mir wenig Vertrauen ein, und ich wollte ganz allein mit meinem Führer die dunkeln, endloſen Wälder durchziehen. Endlich erblickte ich einen Indianer, der am Ufer auf einem Felſen lag und ſchlief. Sein Geſicht gefiel mir, ich ging zu ihm und weckte ihn aus dem Schlafe.

„Quet novo, maitre“ (was gibt es, Herr) fragte er aufſtehend.

„Willſt Du mir als Führer in der Wüſte dienen?“

„Moi cale condui vous“ (ich will Euch führen.)

„Wie viel willſt Du für den Tag?“

„Eine Gourde“ (dieß iſt ungefähr ein Speciesthaler).

„Gut! hier haſt du Geld, eile und kaufe die nöthigen Lebensmittel dafür ein. Aber halt! ſag erſt, wie du heißt.“

„Gombot, genannt Zombi.“

Die Indianer legen einander Spitznamen bei, welche ſie immer den in den Menſchen vorherrſchenden Eigenſchaften entlehnen. Iſt Jemand ſehr behend, ſo nennen ſie ihn Zombi, was ſo viel heißt wie Geſpenſt, Schatten, und dieſe Benennung bleibt ihm. Ein jeder Indianer hat ſeinen Spitznamen.

Zombi kehrte bald mit einer mit Rum gefüllten Kalebaſſe und einem großen, aus Bambusrinde gefertigten Sack, in welchem ſich Schinken und Maniokmehl befand, zurück, brachte ſein Bomboot *) ins Waſſer und wir ſchifften uns ein. Ein Bomboot iſt nichts anders, als ein ausgehöhlter Baumſtamm, der zwei Perſonen faßt. Bei günſtigem Winde durchſchneiden dieſe kleinen Fahrzeuge das Meer mit der Schnelligkeit des Windes.

Jeder Indianer hat ſein Bomboot, welches gewöhnlich am Strande liegt, er bekümmert ſich mitunter ganze Monate nicht darum, und findet es alsdann immer wieder auf demſelben Platze, denn die Indianer kennen das Verbrechen des Diebſtahls nicht.

Ich ſchiffte zum erſtenmal in einem Bomboot, das Meer ſpielte auf ſchreckliche Weiſe mit dem gebrechlichen Fahrzeuge, ich hielt mich für verloren und glaubte jeden Augenblick, die Fluthen würden uns begraben.

„Nicht aufſtehen! rief mir der Indianer zu.

Während der ganzen Ueberfahrt blieben wir unbeweglich wie die Bildſäulen, ich wagte weder zu huſten noch mich auszuſchnauben, die geringſte Bewegung hätte unſer Untergang werden können. Nachdem wir den Arm des Meeres von Cayenne

*) Baumboot; es iſt dieß eins von den vielen holländiſchen Wörtern, die ſich im romaniſchen Jargon des dortigen Volks finden. A. d. R.

durchschnitten hatten, befanden wir uns in der Wüste. Der Indianer zog einen kurzen Säbel aus seinem Gürtel und begann die Zweige von den Bäumen abzuschneiden, die uns den Weg versperrten, wobei er immer bedacht war, sie so hinzuwerfen, daß wir später unsern gewählten Weg wieder finden konnten. Unser Marsch wurde oft unterbrochen durch Bambusrohr, Gummibäume, Acajous, Courbarids und vorzüglich Baobabs. Diese letztern haben oft mehr als 100 Fuß im Umfang, die Zweige beugen sich zur Erde, schlagen Wurzeln und diese neuen Bäume machen Aeste, wie die alten. Die Baobabs sind ordentliche Häuser, man kann darin essen, schlafen, Feuer machen und überhaupt darin wohnen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Nockerl-Fest zu Verona.

(Schluß.)

Ein prachtvoller Zug von 36 Wagen oder wagenähnlichen Gerüsten, mit farbigen Tüchern, flatternden Fahnen, Kränzen und Guirlanden geziert, folgte nun langsam der schmucken Schaar; es waren die analogen Vertreter des Gewerb- und Handelsstandes, wovon jeder Zweig durch einen solchen von sechs Pferden oder Ochsen gezogenen, und mit den betreffenden Emblemen und Kennzeichen kunstvoll geschmückten Wagen seinen Stand oder sein Gewerbe vorstellte, und zugleich die, jedem einzelnen derselben zukommenden Erzeugnisse, oder, wo dieß nicht thunlich war, schriftliche Anweisungen darauf in reicher Fülle unter die dichten Volkshaufen beiderseits aus den Wagen vertheilt wurden. Eine Reihe sogenannter Facchini, mit bekränzten Käselaiben, Weingefäßen u. dgl. schritten voraus, an der Spitze dieses Wagenzuges einher, der mit dem Wagen des Ueberflusses (carro dell' abbondanza) begann, wovon früher dieses Fest auch Fest des Ueberflusses genannt wurde; er bestand in einer beweglichen nett eingerichteten Küche, wo während des ganzen Zuges fortwährend Nockerl erzeugt und ausgetheilt wurden; hinter diesen folgte die Reihe der übrigen Wagen. Wenn gleich bunte Verzierung und reichliche Ausstattung dem ganzen Zuge ein stattliches, frohbewegtes Aussehen gaben, so ragten doch einzelne Wagen durch ausgezeichnete Eleganz, verschwenderischen Reichthum und geschmackvolle Wahl ihrer Ausschmückung aus der Reihe der übrigen besonders hervor, wovon zur Versinnlichung des ganzen Gemäldes einige anzuführen, nicht uninteressant seyn möchte; so hatten z. B. die Grundbesitzer und Getreidehändler zu ihrem Repräsentanten eine triumphirende Ceres gewählt, wie sie auf einer goldbesäumten Wolke, von Genien umflattert, mit Aehrenguirlanden bekränzt, segenbringend einherschwebt, wo freilich sechs keuchende Rosse, welche das ganze Gerüste zogen, dem kühnen Fluge der Phantasie etwas nachhelfen mußten. — Die Fleischhauer wußten durch eine Opferscene ihr Handwerk zu versinnlichen. Der Wagen stellte die eleganten Umrisse eines griechischen Tempels dar: im Hintergrunde thronte auf einem reich ausgeschlagenen erhöhten Sitze der allgewaltige Zeus, zu seinen Füßen ein bis zur lebendigsten Täuschung nachgeahmter bekränzter Stier, den zu opfern mehrere weißgekleidete, mit der goldenen Priesterbinde gezierte hohe Gestalten des alten Heidenthums Anstalten machten. In einer zierlich aus Rebenguirlanden gebildeten Laube feierten Bacchus und Ariadne den Siegeszug, von einer Schaar wein- und freudetrunkener Mänaden umgeben; muntere Lieder erschallten aus dem lustigen Kreise, und verkündigten den großen Freudenbringer, der, hier Wirthe und Weinhändler vorstellend, zahlreiche Anweisungen auf seine Gottesgabe unter das jubelnde Volk auswarf; noch lauschte das Ohr den heitern Gesangsweisen, so ward das Auge durch einen zweiten Wald von Dunstnau überrascht, indem ein ganzes Gebüsch sich langsam im Zuge heranbewegte: es war Dianens munteres Gefolge, wie in einem kleinen Walde von Büschen und Bäumchen versteckt; Hasen, Rehe, Federwild u. dgl. hingen rings an den dichtbelaubten Zweigen, ein gewaltiger, zum Täuschen ausgestopfter Bär streckte sich gemächlich inmitten der lustigen Gesellen, welche im schönen grünen Jägercostume gekleidet die letzten Früchte ihrer Mühe, Vögel, Rebhühner, ja ganze Hasen, unter die drängende Menge auswarfen. Ein chinesischer Pavillon, aus feinen, buntgefärbten Fellen zusammengesetzt, mit Bären- und Tigerhäuten geziert, gibt die Lederer zu erkennen; in einem andern Tempel auf Säulen von Käselaiben gestützt, mit Salamiguirlanden künstlich ausstaffirt, feiern die Salamihändler ihren Triumph. Die ganz eingerichteten und munter belebten Werkstätten der Schuster, Tischler und vieler Andern ziehen vorüber; auch eine Hammerschmiede, von eisernen Reitern umringt, mit Waffen und Emblemen aller Art geschmackvoll decorirt. — Die Papierfabrik von Montorio erscheint hier ebenfalls en miniature. Indem ein Theil der Arbeiter ganz ungehindert Papier erzeugt, wirft der andere gedruckte Sonette aus. — Die zu Verona gehörige Commune von Chieve, wo hauptsächlich der Vogelfang betrieben wird, unterließ nicht, sich auch sinnreich durch eine daher schwebende, mit Netzen behangene Hecke kenntlich zu machen, aus der zeitweise Vögel, Wildtauben u. dgl. mit zugestutzten Flügeln ausgelassen wurden. — Die Steinmetze und Bildhauer wählten ein ganzes Atelier künstlicher Statuen, die in einer geschmackvollen offenen Halle vorüberzogen, aus der zahlreiche Brode und Confituren ausgeworfen wurden, gleichsam zum Beweise, wie Steine in Brod sich verwandeln könnten. — Der Handelsstand segelte auf einem schmucken, mit Waarenballen beladenen Schiffe vorüber, auf dem die handeltreibenden Nationen aller Welt in bunter Mischung sich befanden, und Feigen, Rosinen, Orangen, Tücher, Leinwand ꝛc. auswarfen; so noch mehrere, alle mit den zukommenden Attributen geziert, welches im Ganzen ein prachtvolles Schauspiel gewährte, zwischen welchen zahlreiche Musikbanden, so wie das Sängerchor der Oper, in verschiedenen Costumes sich bewegten, und durch schmetternde Trompeter-Aufzüge und schallende Lobgesänge den Charakter einer komischen Ovation über dieses fröhliche, buntbewegte Leben verbreiteten.

Am Schlusse dieses bunt anzuschauenden Zuges kamen die Galawagen der ersten Behörden, denen eine Unzahl eleganter

Equipagen folgte, daß beinahe alle Straßen und Gassen davon angefüllt waren.

Der Zug ging nun in dieser Weise von der prächtigen Piazza Signori über die denkwürdige Piazza d'Erbe durch die buntverzierten Häuserreihen, und die altehrwürdige Porta Borsari, längs dem breiten, von den Palästen des hohen Adels eingefaßten Corso vecchio, und wendete sich bei dem alterthümlichen, wegen seiner kühnen Bogenbrücke berühmten Castel vecchio gegen das Viertel von St. Zeno, wo auf dem Platze nächst der gleichnamigen Kirche, die noch Pipins Grabmal aufzuweisen hat, ein geschmackvoller zeltförmiger Pavillon errichtet war, von dessen Giebel weiße und rothe Fahnen wehten; den innern Raum, zu dem zwei mit breiten Stiegen versehene Aufgänge führten, nahm eine reinlich gedeckte Tafel ein, und an einem Ende befand sich eine flüchtige Feldküche mit ungeheuren Kesseln, wo ebenfalls Nockerl gekocht und zubereitet wurden. Der ganze langgedehnte Zug bewegte sich nun hier vorüber, und als der Delegat kam, wurde er von der Schaar der Sanct Zenater Deputation empfangen, in den Pavillon geführt, und ihm ein Teller mit Nockerl nebst einer hölzernen Gabel präsentirt wurden, hierauf dann ebenfalls alle anwesenden Gäste und Honoratioren mit Nockerl, Wein, Käse gespeist, wobei die possierlichen Figuren der Harlekins, die hier Hausherrenstelle vertreten, komisch zwischen eleganten Damen und glänzenden Uniformen sich ausnahmen, indeß Alles ganz gemächlich sich das Angerichtete wohl schmecken ließ, besonders wenn es von einer schönen Nachbarin angeboten wurde, welches die schönen Veroneserinnen mit gewohnter Anmuth zu thun nicht unterließen. Neben der Kirche selbst, unter der Büste da Vigos, wurden die Armen des Viertels hinter einer kleinen Einfriedung auf dem noch aus den alten Zeiten stammenden Marmortische, mit einem vollständigen Mahle erquickt. Nach dessen Beendigung begab sich der ganze Zug in Ordnung auf den Corso von Porta Nuova und Piazza Bra, wo bis spät in die Nacht Wagen und Maskenzüge in langen Doppelreihen zwischen den dichten Schaaren der Fußgänger auf und nieder sich bewegten.

Mit innigem Vergnügen weilte das Auge an dem lebensfrohen Bilde, und schweifte trunken dahin längs dem bunten Maskengewimmel und glänzenden Wagenreihen, überall an dem froh geschäftigen Leben und Treiben, mit lautem Jubel und heiterer Ordnung vereint, die untrüglichen Kennzeichen einer glücklichen Gegenwart wahrnehmend, deren harmlose Fröhlichkeit sonderbar contrastirte mit dem düstern Ernste, womit die alten Mauern der Arena, jener Trümmerkrone römischer Größe, wie die gespenstischen Mahner alter Zeit auf die lustig wandelnden Geschlechter der Menschen niederblickten; allein selbst diesen Koloß des Alterthums schien das bunte Leben und die schönen Tage der Gegenwart freudig zu rühren, denn der Rosenschein des sinkenden Tages färbte seine schwarzen Zinnen mit sanftem Purpur, und malte sich darauf, gleich dem Hoffnungsstrahle einer schönen Zukunft, auf den getrümmerten Denkmälern düsterer Vergangenheit.

Der Anblick der Arena erweckte unwillkürlich die Erinnerung an alle die Stürme der Jahrhunderte, welche dieß riesige Gemäuer machtlos umbrausten, wobei von selbst sich die merkwürdige Beobachtung aufdrängt, wie richtig die am Eingange dieser Schrift kurz berührte Bemerkung über Volksfeste im Allgemeinen sey, da gerade die Geschichte dieses Festes ganz mit den in verschiedenen Epochen eingetretenen Ereignissen im Einklange steht, und die Art und Weise der Feier, der charakteristische Ausdruck der jedesmaligen Volksstimmung war (worauf selbst die gegenwärtige Zusammensetzung des Zuges noch hinzudeuten scheint), je nachdem in den betreffenden Zeitumständen das eine oder das andere hinzugefügt wurde, dem dann so ziemlich der Stempel der damaligen Verhältnisse aufgeprägt ist; so erinnert z. B. der schmucklose, doch buntfröhliche Aufzug der St. Zenater Deputation an die kunstlose, doch kräftige Zeit des Ursprungs der Feier, der reiche, prachtvolle Maskenzug, Da Vigo mit seinem Gefolge vorstellend, scheint eine Zugabe der verschwenderisch prachtliebenden Zeiten Venedigs. — Die in langen Hemden und kegelförmigen Mützen lärmende Schaar von muthwilligen Knaben vertritt so ziemlich die arme, geschmacklose Zeit des Sansculottismus, und die blinkenden Bayonnette der als Spalier aufgestellten Truppendetaschements mahnen an den blendenden Glanz Napoleon'schen Ruhmes, während endlich die mit Kunst, Geschmack und Reichthum gezierten Wagen der Handwerker und Künstler, das Auswerfen von Broden, Confituren, Kleidern, welche eine Einführung der letzten Jahre sind, so wie die allgemeine, herzliche Theilnahme und zwanglose Ordnung nur die Attribute neuer Zeit seyn können, wo Weisheit und Gnade, Friede und Reichthum mit milden Segnungen das Land überströmen.

Jene heitere Fröhlichkeit und herzliche Theilnahme, welche so schön das heurige Fest charakterisirten, und es über alle frühern erhob, erhielt sich mitten in dem lärmendem Getümmel bis zum letzten Augenblicke spät in die Nacht. Bewunderungswürdig war hier, und während des ganzen Festes, jene ruhige, gelassene und doch zwanglose Ordnung, die trotz der höchsten Lustbarkeit die wie in einen Körper verschmolzene Masse von Hunderttausenden von Zusehern bewegte; nur von einem Geiste des freudigsten Entzückens erfüllt, sah man diese Menge keineswegs in jene zügellose Lust ausarten, welche nur die drohende Kraft der Gesetze in ihren Schranken zu erhalten vermöchte; deutlich war es in den von edler Freude strahlenden Gesichtern zu lesen, daß nur Liebe und Achtung, nicht Furcht der mächtige Scepter sey, der hier zwanglos die ganze frohe Menge beherrschte, die aus dem schönen weiten Gebiet von den beschneiten Alpen und felsigen Apenninen her zusammengeströmt war, um an dem reichhaltigen Schauspiele sich zu ergötzen, welches bald in der idealen Pracht eines wunderlichen Phantasiegemäldes, bald durch die heitere Laune einer Carnevalsposse den menschenfreundlichen Act großartigen Wohlthuns zart verschleierte, und die Hauptcharakterzüge des Festes, Reichthum und Wohlthätigkeit, Frohsinn mit Würde gepaart, im schönsten Lichte durchblicken ließ.

Die Bayaderen.

(Nach dem holländiſchen Werke: M. Jakob Haafners Reiſe an die Küſten von Oriſſa und Coromandel. Bei Beverinck in Amſterdam erſchienen.)

Die Bayaderen heißen in ihrem Vaterlande Devedaſchies. Devedaſchie iſt ein Sanſkritwort aus Deve (Gottheit) und Daſchie (Sklavin). Dieſe Tänzerinnen, wenn man die Benennung gebrauchen darf, ſind dem Dienſte der Tempel geweiht. In einigen Ländern, wie in Ceylon, Pegu, Siam und anderwärts, heißt man ſie Arambhé, nach dem Namen der Göttin des Tanzes, deren Mutter Saraſutie iſt, die Göttin der Muſik. Rhambhé hat zwei Töchter, Nandie und Bringie, die Beſchützerinnen der Spiele und des Lachens, und iſt eine der fünf Gemahlinnen (Odalisken) Indro's, des Gottes der Aetherregionen. Die Bayaderen opfern jährlich der Rhambhé, wie auch ihrer Mutter und dem Gotte Kaam (die Liebe), Sohn Maya's, der Zauberin. Der Bogen dieſes tückiſchen Gottes iſt aus Zuckerrohr, ſeine Pfeile ſind mit Blumen geſchmückt, deren Kelch eine Biene birgt. Sein Schild iſt ein Fiſch im rothen Felde mit dem Angeſichte Baſſants, des Frühlings, der Kaam auf ſeinen Wanderungen begleitet.

Das Hauptgeſchäft der Devedaſchies beſteht darin, vor dem Idol zu tanzen, dem ſie dienen, entweder in der Pagode oder auf der Straße, wenn man es in Proceſſion herumträgt; ſie ſingen auch dabei ſein Lob.

Es beſteht ein großer Unterſchied zwiſchen den Bayaderen der Haupttempel und jenen, welche zur Beluſtigung der Gäſte zu den Natſches oder Feſten, oder zu den Mahlzeiten gerufen werden. Die Letztern theilt man in verſchiedene Claſſen: die Nataks, die Khaans, die Khutenies, die Sutredharies u. ſ. w. Einige führen ein Nomadenleben zu zehn oder zwölf, ziehen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf mit ihren Virtuoſen, welche Antheil haben am Gewinne der wandernden Geſellſchaft. Andere ſtehen unter der Obhut einer Art von Duennen, Dayas genannt, ausgediente Bayaderen, welche die Jüngern im Tanz unterweiſen. Andere endlich ſind wirklich Sklavinnen, welche die Matronen ſich zur Pflege im Alter käuflich oder durch Adoption verſchafften. Es gibt noch unzählige Unterabtheilungen von herumziehenden Tänzern und Tänzerinnen, da ſie aber nicht förmlich zu unſerem Gegenſtande gehören, begnügen wir uns mit der Bemerkung, daß ſie weſentlich von den eigentlichen Devedaſchies abweichen. Es gibt dieſer letztern zwei Gattungen, die erſten Ranges, dem Dienſte der zwei Hauptgottheiten Wiſchnu und Siwa geweiht; Brama, der dritte in dieſem himmliſchen Trio der Hindus, hat weder Tempel, noch beſondern Gottesdienſt, und bedarf alſo weder Prieſter, noch Bayaderen.

Dieſe Devedaſchies wohnen im Bereiche des Tempels, wo man ſie von Kindheit auf in Muſik und Tanz unterweiſt. Man lehrt ſie auch leſen und ſchreiben, lauter Dinge, worin man die übrigen Weiber Indiens nicht unterrichtet. Jene dürfen den Umkreis des Tempels ohne Erlaubniß des Purehirts oder Oberprieſters nicht verlaſſen.

Die Devedaſchies zweiten Ranges ſind dem Dienſte der untergeordneten Gottheiten gewidmet, als Kali, Kartick, Lokhia, Saraſutie, Indro „e tutti quanti," und wohnen nicht in den Tempeln, ſondern in Städten und Dörfern, wo ſie völlige Freiheit genießen, ausgenommen, daß ſie der Reihe nach in der Pagode Dienſt thun und ſämmtlich gewiſſen großen Feierlichkeiten oder Proceſſionen anwohnen. Obwohl ſie jedoch völlig frei ſind, miſchen ſie ſich nie unter die unreinen Kaſten der Parſis, Mauren und Europäer — denn ſo tief unten ſtehen wir dort.

Leicht begreift ſich's, daß die Bayaderen höhern Ranges noch ſchwieriger in der Wahl ihres Umganges ſind; es ſteht nicht zu befürchten, daß ſie ſich durch ſchlechte Geſellſchaft vergeben, denn das Strafgeſetz über dieſen Punkt läßt nicht mit ſich ſpaßen. Die Schaſtras lauten dahin, daß jede Vertraulichkeit einer Perſon der untern Claſſen mit Verſtümmlung und Verbannung des Schuldigen gezüchtigt werde. Der ſtrafbaren Devedaſchie aber ſcheert man den Kopf, ſchneidet ihr die Ohrläppchen ab und läßt ſie öffentlich durch einen Tſchandal oder Schuſter geißeln. Die Braminen, welche zu viel Vergnügen an der Geſellſchaft der Devedaſchies finden, kommen mit mehr oder weniger ſtrengen Bußen davon; ſind ſie aber Pandits oder Ausleger der heiligen Schriften, ſo drückt man ihnen ein ſchimpfliches Brandmal auf die Stirne.

Den Bayaderen liegt alſo ob, das Lob der Gottheiten zu ſingen, denen ſie dienen, ſo wie ihre Tempel und die Wohnungen der Prieſter rein zu halten. Diejenigen, welche Wiſchnu dienen, müſſen die Affen pflegen, welche man in den Tempeln zum Gedächtniſſe des Honnuman unterhält. Sie ſind auch die Zofen von den Frauen der Braminen, damit ſich dieſe Damen nicht durch den Contact mit Tänzerinnen, und andern Weibern von ſchlechtem Tone beflecken. Die Devedaſchies werden mit Einwilligung ihrer Eltern von Kindheit an für dieſen Stand erzogen; die vom erſten Range nimmt man aus den zwei höhern Kaſten, die vom zweiten Range unter den Angeſehenſten der Sudra-Kaſte. Die Tantirbas, die Weber, machen es ſich zur Pflicht, wenn ſie fünf Töchter haben, eine derſelben dem Tempeldienſte zu weihen.

Das junge Mädchen, welches ſich um die Stelle einer Devedaſchie bewirbt, muß mancherlei Eigenſchaften beſitzen, ſchön von Geſicht ſeyn, ſchlank, geſchmeidig und gelenk in den Gliedern, darf nicht den mindeſten Körperfehler, nicht die kleinſte Pockennarbe haben, weder mannbar, noch verlobt ſeyn. Das ſind die Erforderniſſe für Bayaderen des erſten, auch noch des zweiten Ranges; doch nimmt man es mit letzteren nicht ſo genau. Wenn die Eltern entſchloſſen ſind, ihr Kind dem Dienſt eines beliebigen Tempels zu weihen, ſetzen ſie den Hohenprieſter davon in Kenntniß, der das junge Mädchen in Augenſchein nimmt und prüft; wenn ſie ſich zum Dienſte geeignet findet, ſetzt man den logno pote oder Abtretungscontract auf; darauf wird die neue Devedaſchie mit großer Feierlichkeit in den Tempel geführt, nachdem man für dieſe Ceremonie im Pautſch-jogam, oder im Kalender, einen glücklichen Tag wählt; nachdem man das Mädchen in den Tirtha oder heiligen Weiher getaucht, empfangen ſie ihre Gefährtinnen aus den Händen der Eltern, bekleiden dieſelbe mit einer Tunica von weißem Muſſelin und ſchmücken ſie mit den Gohona oder Tempelkleinodien. Zuletzt führt der Prieſter ſie vor das Götterbild, und läßt ſie ſchwören, ſeinem Dienſt ihr ganzes Leben zu weihen. Nach geſprochenem Eide nimmt er den Blumenkranz vom Haupte des Gottes und ſchlingt ihn um den Hals der jungen Prieſterin, gibt ihr von der Milch zu trinken, welche zu den Abwaſchungen der Gottheit gebraucht wird, und durchſticht der neuen Devedaſchie das Ohr. Wir müſſen hinzuſetzen, daß man dieſe Prieſterinnen den Geſang von Hymnen lehrt, und ihnen die Puranas und die andern Putics oder Bücher erläutert, mit Ausnahme der Schaſtras und Vedas, welche ihnen verboten ſind. Nur wenn ſie beſondern Beruf dazu fühlen, legen ſie das Gelübde ab unvermählt zu bleiben; ſie dürfen ſich Gatten unter den hohen Kaſten wählen außerhalb des Tempels, alſo unter den Braminen und Kſchatrias.

(Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 104.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 April 1839.

Der korenische Jahrmarkt. *)

(Aus der Nordischen Biene.)

Nichts hat so sehr die Ausbreitung des Handels auf diesem Jahrmarkt befördert, als der Ukas vom Jahre 1790, durch welchen die Anordnung getroffen wurde, das wunderthätige Bild, das seit dem Jahre 1615 in Kursk geblieben war, vor dem Anfang des Jahrmarkts nach der korenischen Einsiedelei zu versetzen, damit es bis zum Schlusse desselben dort bleibe; später wurde auf Bitten des Klostervorstandes in Kursk bestimmt, daß es daselbst bis zum 12/24 September bleiben solle. Diese Versetzung des Bildes zog eine außerordentliche Menge Pilger herbei, und der Jahrmarkt erhielt vielleicht 100,000 Kunden, die er früher nicht hatte. Dieser Einfluß der Religion auf die Beförderung des Handels zeigt sich auch jetzt noch in seiner ganzen Stärke. Volk und Kaufleute erwarten mit Ungeduld die Annäherung des freudigen Tages, wo das Bild hieher versetzt werden soll. Alles strömt für diese Zeit herbei. Die Wege sind auf allen Seiten mit Pilgern und Equipagen aus den nähern und entferntern Kreisen des kurischen und andrer benachbarten Gouvernements angefüllt, Fuhrwerke mit Waaren, Fourage und Proviant, Stutereibesitzer mit Zug- und Reitpferden bewegen sich langsam in ungeheuren Karawanen, rasch ziehen vom Don und Ural Schaaren halbwilder Steppenpferde heran, auf allen Straßen sieht man eine ungewöhnliche Bewegung und Thätigkeit. Die Handelsleute kommen geradenwegs nach dem Jahrmarkt, wo in der achten Woche nach Ostern der Pferdehandel eröffnet wird, im Anfang der neunten Woche aber sämmtlicher Handel in Bewegung kommt; eine Menge Volks strömt nach Kursk, und richtet sich dort auf den öffentlichen Plätzen und Straßen ein, um die Versetzung des wunderthätigen Bildes aus dem Kloster hinaus aufs Feld abzuwarten. Seine Speise ist hier trockenes Brod und Wasser, sein Lager die nackte Erde und der rohe Stein, und in dieser strengen Kasteiung verbleiben die eifrigsten Pilger mehrere Tage und Nächte unter freiem Himmel allem Wechsel der Witterung ausgesetzt.

Endlich kommt der erwartete Tag, der neunte Freitag nach Ostern, die erfreuliche Ladung zum Hochamte ertönt, und alles Volk ist in Bewegung, jeder eilt, einen Platz einzunehmen, von dem aus er das heilige Bild der Mutter Gottes erblicken und es auf dem Zuge nach dem Felde hinaus begleiten kann. Wenn der Gottesdienst und die Gebete vorüber sind, erscheinen die Fahnen und Kiots,*) reich verziert mit ungeheuren Laternen, und getragen von allen Zünften der Stadt. Das Volk spricht Gebete, das Chor der Sänger singt Hymnen, von allen Seiten ertönt das Geläute der Glocken, und der Bischof, unter Vortritt der Kloster- und Weltgeistlichkeit, trägt das Bild aus der Kirche am Wohnhause des Archierei bis zur Mitte des letzten freien Platzes, ertheilt hier dem Volke den Segen, und übergibt daselbe in die Hände des Gouverneurs und anderer vornehmen Beamten, die es bis zur Kathedrale der Stadt bringen. Hier übernimmt es der Archimandrit des korenischen Klosters, und stellt es auf einen besondern reichen Kiot; die Beamten und die Kaufmannschaft suchen es eine Zeit lang zu tragen, und die ganze Procession bewegt sich zum moskauischen Thore auf dem Wege zum korenischen Jahrmarkte. Diese prächtig verzierten Kiots und voraus die wehenden Fahnen, die zahllosen Feuer in ungeheuren Glaslaternen, die auf etwa 120,000 steigende Zahl der Frommen von jedem Stand, Geschlecht und Alter in ihren Festkleidern, mit den aufgestellten Frohnbauern, welche die Zeichen jedes Dorfs und jeder Familie führen, um sich nicht aus dem Gesicht zu verlieren, die ungeheuren Züge von gutsherrlichen Equipagen und Bauerwagen, die Felder am Wege bedeckt mit Leuten, die auf die Procession warten, die Schaaren von Bauern, die aus den nächsten Dörfern dem Bilde entgegenströmen — alles dieß bildet ein in seiner Art höchst malerisches Bild. Es läßt sich kaum etwas Originelleres und Erhabeneres denken.

Von ferne sieht man weder Bild, noch Volk, nur Staubsäulen wälzen sich am Horizont, und nur von Zeit zu Zeit scheinen die Fahnen, die Feuer in den Laternen und der vergoldeten Kiot des Bildes durch. Eine staunenswerthe Andacht

*) Dieser Name kommt daher, weil das wunderthätige Muttergottesbild an der Wurzel (koren) eines Baumes gefunden worden seyn soll.

*) Von Κιβωτος, das Gestell, worauf man die Heiligenbilder trägt.

und Stille herrscht während der Procession; kaum hört man den Schall der Schritte des dahin wankelnden Volkes, das eine Strecke von wenigstens fünf Werften einnimmt; selten nur erklingen Hymnen, unterbrochen von dem Geschrei des in Schaaren mit zum Himmel aufgehobenen Händen niederstürzenden Volks. Die ganze ungeheure Masse, zu der noch die Bauern aller umwohnenden Dörfer kommen, begleitet das Bild bis hinaus an den Platz des Jahrmarkts, die korenische Einsiedelei (pustynja). Weder die schwüle Sommerhitze, noch der strömende Regen halten die Pilger ab; jeder bestrebt sich, wenn auch nur einige Klafter weit, das heilige Bild zu tragen. So kommt der Zug, nach kurzem Ausruhen im Dorfe Kamieniew, das ungefähr auf halbem Wege liegt, um 6 oder 7 Uhr Nachmittags auf dem Jahrmarkt an. Hier geht die Geistlichkeit der korenischen Einsiedelej, die Kaufmannschaft und die Bauern der benachbarten Dörfer dem Bilde am Zollhaus entgegen, der Adel aber hält sich vom Mittag an in den weiten Galerien des Kaufhofs auf. Der Archimandrit, der das Bild aus den Händen des Volkes empfängt, hebt es von dem Kiot herab, und übergibt es dem Gouverneur und dem Vorstand des Adels, welche es nach dem auf dem großen Platze, dem Kaufhof gegenüber, errichteten Altar tragen, und hier empfängt es der vornehmste Priester. In dem Augenblick, wo das Bild auf dem Markt anlangt, eilt das Volk zu den Glocken, die zum Verkauf gebracht wurden und in Menge auf dem Platze aufgehängt sind, und zieht sie an zur Feier des Bildes, und der Lärm verstummt nur, wenn das Gebet der heiligen Mutter Gottes für die kaiserliche Familie und das rechtgläubige russische Volk beginnt.

Nach Beendigung des Gebets trägt der Bischof das Bild unter Hymnen und Gebeten in den Tempel der Einsiedelei und zu der lebendigen Quelle, wo dasselbe gefunden wurde: Alles drängt sich herbei, das Bild zu sehen und aus der Quelle zu schöpfen. Kaum beginnt der nächste Morgen, so geräth Alles in Bewegung: der erste Gang ist zu dem heiligen Bilde, dann folgen die Besuche der Freunde, und endlich — die Geschäfte im Kaufhofe.

Ausflug in die Wüste von Guiana und Besuch bei der weißen Königin.

(Fortsetzung.)

Hat die Natur die Indianer mit gefährlichen Schlangen, mit reißenden Thieren und überhaupt mit Gefahren aller Arten umgeben, so hat sie ihnen dagegen sehr feine Sinne verliehen, um diesen Gefahren zu entgehen. Wenn mein Führer Zweige fand, die von fremden Händen abgebrochen waren, so betrachtete er sie und sagte: diese sind von einem befreundeten Reisenden abgerissen, jene von einem Feinde, der uns schaden kann. Wenn wir den Abdruck eines menschlichen Fußes entdeckten, so sagte er mir, ob er von einem Weißen, oder einem Indianer oder einem Neger hinterlassen sey. Alle Augenblicke legte er sich auf den Boden, um zu horchen, er hörte in einer unglaublichen Entfernung gehen und unterschied den Tritt der Menschen von dem der Thiere.

Die beiden ersten Tage war unsere Wanderung sehr glücklich, wir hielten an den kühlsten Orten an, um unser Mahl einzunehmen. Zombi weichte Maniokmehl ein und machte einen Teig daraus, der uns als Brod diente. Dieß war unsre ganze Küche, und dazu tranken wir das laue Wasser, welches sich in den großen Blättern der Bäume gesammelt hatte. Nachts schliefen wir abwechselnd: wenn der Eine schlief, wachte der Andere. Da mir aber die scharfen Sinne meines Führers abgingen, so weckte ich ihn bei dem geringsten Geräusch, welches ich wahrnahm. Zombi horchte alsdann einen Augenblick auf, und wenn nichts zu besorgen war, so legte er sich wieder hin und schlief sogleich ein. Die Indianer brauchen nur den Kopf niederzulegen und sogleich schlafen sie ein, wo es auch immer seyn mag. Sie schlafen auf den Aesten der Bäume, auf dem Erdboden, auf einem Steine, an dem Rande eines Abhangs, und das geringste Geräusch weckt sie auf. Wenn die Reihe des Schlafens an mir war, hatte ich die größte Mühe, um einzuschlafen, ich konnte nirgends eine erträgliche Lage finden, Alles genirte mich; bald stach mich hier eine Ameise, bald dort ein Muskito, bald kamen Vampyre und strichen mit ihren langen Flügeln mir übers Gesicht.

Nichts ist so schön, als eine Nacht in der Wüste. Der Himmel ist gewöhnlich sehr rein, ohne das kleinste Wölkchen, und die Sterne werfen einen feenhaften Glanz herab. Die Vögel, welche während des Tages von der Sonne gebraten worden sind, fangen an zu singen, sobald sie die Kühlung des Abends empfinden. Der Kolibri, der Fliegenvogel, der Hocco, der Manadin, der Jacamar, der Tinamu, der Morail, der prächtige Paradiesvogel, welchen die Wilden den Sonnenvogel nennen, der kleine und der große Papagai führen ein wunderliches Concert auf, mit dem sich häufig das scharfe Gekreisch des Condors, der Hyane der Lüfte, das Geheul des Jaguars und das Gebrüll der Bisons vermischt. Die Finsterniß wird hell durch den Glanz der Sterne und durch Schwärme von Feuerfliegen, die so groß sind wie Bienen und ein blendendes Licht verbreiten.

Gegen Mittag des dritten Tages hielten wir nicht weit von einer Quelle unsere frugale Mahlzeit, und mein Führer sprach der Kalebasse stark zu, als wir einen Schwarm Vögel bei uns vorüberfliegen sahen. Mein Führer beobachtete ihren Flug, sprang dann plötzlich in die Höhe, machte die Nasenlöcher weit auf, um zu riechen, und legte sich dann auf die Erde, um zu horchen. Ich betrachtete ihn voll Verwunderung und glaubte, der Rhum wäre ihm zu Kopfe gestiegen, aber gleich darauf fing er an zu schreien: „maitre! maitre! jaguars ka veni moi kaute iavu!“ (Herr! Herr! die Jaguars kommen, ich höre sie), und kletterte mit der Leichtigkeit eines Affen auf einen Baum. Man urtheile, ob ich wohl eilte, seinem Beispiel zu folgen, aber der Schrecken und die Bestürzung hinderten mich am schnellen Steigen, ich machte vergebliche Anstrengungen, die Aeste genirten mich oder sie brachen unter meinen Händen ab. Als ich etwa auf Manneshöhe den Baum erklettert hatte, kamen die Jaguars herbei, es waren ihrer vier. Anfangs liefen sie, ohne mich zu erblicken, auf einem freien Platze nicht

weit von mir umher, aber bald entdeckte mich ihnen ein leises Geräusch. Sogleich sprangen sie heulend herbei, zeigten mir ihre aufgerissenen Rachen und beleckten mein an den Baumstamm gelehntes Gewehr, an welchem sie das Oel rochen.

„Herr, Euch nicht rühren!“ rief mir mein Indianer zu.

Als die Jaguars seine Stimme vernahmen, fingen sie an zu heulen, und drei derselben verließen meinen Baum und stellten sich unter denjenigen, worauf sich Zombi befand. Der vierte aber blieb fortwährend unter mir und starrte mich, auf seinen Hinterpfoten sitzend, mit sprühenden Augen an. Ich schwebte in der entsetzlichsten Angst und wagte mich nicht zu rühren, denn bei der geringsten Bewegung, die ich machte, um weiter hinauf zu steigen, wäre das Thier wahrscheinlich an dem Baume in die Höhe gesprungen und hätte mich zerrissen. Eine halbe Stunde lang schwebte ich zwischen Leben und Tod, und mit Entsetzen sah ich die scharfen Klauen, die mich zerreißen, und die gräßlichen Zähne, die mich zermalmen sollten. Der Gedanke, eines so schrecklichen Todes zu sterben, machte mich rasend, indessen rührte sich der Jaguar nicht.

Endlich erhob ich den Kopf, um zu sehen, wo der Indianer sey, und erblickte ihn auf dem höchsten Aste eines Baumes sitzend und ruhig abwartend, bis es seinen Wächtern gefallen werde, ihn in Frieden herabsteigen zu lassen.

„Zombi, rief ich ihm zu, der Kopf schwindelt mir, die schrecklichen Augen des Thieres blenden mich, und ich werde ihm sogleich in die Klauen fallen, wenn du nicht ein Mittel weißt, es zu entfernen.“

„So müssen wir einen Theil unserer Lebensmittel opfern,“ bemerkte der Indianer.

„Nur zu, entgegnete ich, lieber will ich Hungers sterben, als gefressen werden.“

Die Indianer führen immer ein starkes vegetabilisches Gift bei sich; Zombi steckte etwas davon in einige Stücke Schinken und warf es den Jaguars hin. Diese fielen über das Fleisch her und verschlangen es.

„Gut! rief mir Zombi zu, si werden sogleich den Schluchzen bekommen.“

Wir warteten lange Zeit, aber der Schluchzen wollte sich nicht einstellen.

„Dein Gift thut keine Wirkung, rief ich Zombi zu, ich bin verloren.“

„Es sind wahre Teufel!“ entgegnete dieser.

Er nahm nun andere Stückchen Fleisch, verdoppelte die Dosis des Giftes, und warf sie den Thieren herunter. Sie verschlangen sie, wie die ersten; bald darauf bekamen sie den Schluchzen und eilten rasch hinweg.

Der Indianer erhob ein Freudengeschrei, welches mich fast eben so sehr erschreckte, wie vorher das Geheul eines Jaguars.

„Jetzt wollen sie saufen, rief der Indianer, und dann werden sie sterben.“

Bald darauf stiegen wir von unsern Bäumen und machten uns wieder auf den Weg. Die Jaguars erschienen nicht wieder. Der übrige Theil unserer Wanderung war ruhig; wir trafen zwar mitunter auf Heerden Bisons, auf große Eidechsen und Klapperschlangen, aber sie flohen vor uns. Hatten wir nun aber von wilden Thieren nichts mehr zu fürchten, so fühlten wir jetzt einen gewaltigen Hunger in unsern Mägen, denn wir hatten, um die Jaguars los zu werden, den größten Theil unserer Lebensmittel opfern müssen, und der uns gebliebene Rest war bald aufgezehrt. Den Indianer kümmerte dieß wenig, ihm war jedes Nahrungsmittel recht, er kaute Wurzeln und dünne Blätter. Mir aber wollte diese Kost nicht zusagen, und ich wußte kein Mittel, meinen Hunger zu stillen. Zum Glück erreichten wir endlich den Aufenthalt der weißen Königin.

(Fortsetzung folgt.)

Capitän Johnson, der Schmuggler.

Die englischen Zeitungen zeigen jetzt den Tod dieses Mannes an, der den Beweis lieferte, daß nicht nur die spanische und neapolitanische Regierung mit Schmugglern und Räubern Verträge abschließt und ihnen Pensionen gibt, sondern daß auch die englische Regierung mit all ihrer Gewalt in denselben Fall kommen kann. Der sogenannte Capitän Johnson war ein gefährlicher Schmuggler, befand sich im Jahr 1809, gerade als die Expedition nach Walcheren unternommen werden sollte, im Gefängniß, und wurde freigelassen, um die englischen Flotte als Lootsen in den Hafen von Vließingen zu führen. Für diesen Dienst erhielt er von der Regierung eine Pension von 100 Pfd. jährlich, jedoch gegen das Versprechen, künftig nicht mehr zu schmuggeln. (Engl. Bl.)

Die Bayaderen.

(Schluß.)

Der Anzug der Bayaderen ist sehr zierlich, und geeignet, die volle Anmuth ihrer Gestalt herauszuheben. Ihre Haare, schwarz wie Pech, glänzend wie ein Spiegel, duftend vom Oel der Pieschtok, einer wohlriechenden Wurzel, hängen in langen und dicken Flechten bis über den Gürtel herab und sind an den Enden mit einer Rosette von schwarzer, mit goldenen Fäden durchflochtener Seide geziert. Das Hinterhaupt schmückt eine Tschormka, eine Platte von massivem Gold, in der Größe einer flachen Hand. Auf dem Scheitel sind die Haare gleich abgetheilt, und gehen, von goldenen Kettchen gehalten, über die Schläfe hinter den Ohren in die großen Flechten.

Die Ohrläppchen und der Rand der Ohren sind durchstochen, und, je nach den Mitteln, mit Gold- oder Diamant-Zierrathen geschmückt. Durch die Nase ziehen die Bayaderen ebenfalls einen goldenen Ring von der Dicke einer Stricknadel und im Umfange von 2 bis 5 Zoll. Gewöhnlich befindet sich eine Perle oder ein Edelstein in diesem Nasenringe, der jenen wirklich anmuthig läßt, obwohl die Sache anfangs einem neuen Ankömmlinge von Europa etwas seltsam däucht. Die Bayaderen legen Schminke auf, die aber statt roth und weiß, wie bei uns, gelb ist. Sie bedienen sich, um diese Toilettenmysterie zu vollbringen, der Curcuma, womit sie sich das Gesicht, die unbedeckten Theile des Körpers, Hals und Arme einreiben. Es ist eine besondere Gattung der Curcuma, von schönem Goldgelb und zugleich statt Wohlgeruch dienend. Die Bayaderen, deren Haut weißer ist als die der

andern, legen rothe Schminke auf, und um ſich dieſe zu verſchaffen, brauchen ſie nur etwas friſchen Kalk in die im Waſſer aufgelöste Curcuma zu miſchen. Auf der Stirne tragen ſie ein kleines Goldflitterchen, das ſie mittelſt eines gewiſſen Gummis feſtkleben. Die Ränder ihrer Augenlieder werden mit einer Art Compoſition, Tſchokko tſchaai genannt, geſchwärzt, in welcher Spießglas vorſchlägt, und die zugleich dazu dient, den Augen eine erhöhte Lebhaftigkeit zu geben, und ſie größer ſcheinen zu laſſen, als ſie wirklich ſind. Um den Hals tragen ſie mehrere Chikols oder Goldketten. Ihr Jäckchen oder Rawke, deſſen Aermel 6 Zoll über dem Ellenbogen aufhören, hat gerade die nöthige Länge, um die Bruſt zu bedecken, und wird unterhalb derſelben geknüpft, nicht geſchnürt. Von der Magenhöhle bis etwas oberhalb dem Gürtel ſind ſie nicht bekleidet. Sie tragen weite Pantalons von geſtreifter Seide, welche an den Beinen feſt anſchließen und bis auf den Knöchel herabgehen. Ihre Tunica, gewöhnlich neun Ellen lang und zwei breit, winden ſie mehreremale um den Leib, falten ſie vorn und laſſen ſie hinten glatt. Dieſe Tunica, welche die Stelle eines Rockes vertritt, iſt gemeiniglich von feiner Baumwolle, Muſſelin, zuweilen von Seidenzeug, und wird mittelſt eines Gürtels von geſchlagenem Silber, ungefähr 4 Zoll breit, der ſich mit einer Schließe öffnet, um den Leib befeſtigt. Außer dieſer Tunica haben ſie eine Schärpe von durchſichtigem Linnen oder Flor, gleich einem Wehrgehänge über die Schultern geſchlungen, anmuthige Umriſſe zeichnend.

An Armen, Beinen, Fingern und Zehen tragen ſie eine Menge Gold- und Silberringe. Ihre Nägel malen ſie roth mit dem Saft einer Pflanze, Mindie oder Saikſcha genannt, und ihr Geſicht iſt hie und da blau gefleckt. Die Weiber der Korwas zeichnen ihnen alle Gattungen von Blumen- und Vogelbildern u. ſ. w. auf alle Theile des Körpers, die Bruſt ausgenommen, mittelſt Nadelſtichen, auf welche man Staub von Holzkohlen oder Kanonenpulver ſtreut. Die Bayaderen parfümiren ſich mit Roſenöl und beladen ſich mit Blumen.

Man könnte fragen, warum die Braminen, die ſo ſtreng auf die Reinheit ihrer Tempel halten, daß ſie ſogar den Eintritt in dieſelben den Europäern und niedern Claſſen verweigern, gemeine Bayaderen darin aufnehmen. Darauf diene zur Erwiederung, daß Letztere nie den erhabenen Feierlichkeiten anwohnen, als da ſind, das Feueropfer, das tägliche Opfer, das Todtenopfer, das Opfer und Gebet in Zeiten der Hungersnoth und der Unfälle; man duldet jene nur bei den Naatkoom, Natahs, Zairas, und andern Feſten, welche der Heiterkeit und der öffentlichen Freude gewidmet ſind.

Die Hindus, die Malabaren und andere Völker Indiens ſehen den Tanz als eine, anſtändigen Perſonen unwürdige Uebung an; nur die Devedaſchies vergeben ſich dadurch nichts, weil ſie ſich zu einem frommen Zwecke und zum Vergnügen des Publicums dieſem Berufe weihen. Die Muſiker oder Joutries, welche den niedern Claſſen der Sudra angehören, oder Söhne der Devedaſchies ſind, dürfen nicht in den Tempel kommen; ſie bleiben unter dem Portale, wo ſie auf ihren Blasinſtrumenten und Cymbeln ſpielen.

Die Tänzerinnen, obſchon in gewiſſer Art durch ihre Gelübde geheiligt, können dem Götzenbilde doch nicht nahen, ohne ſich vorher gebadet zu haben und ſich in einem vorgeſchriebenen Zuſtande von Reinheit zu befinden, der darin beſteht, ſich des Genuſſes von Zwiebeln, Knoblauch und Saal ſaag, einer Gattung dunkelrothen Gemüſes, enthalten zu haben. Sie können nicht vor dem Idol erſcheinen, weder ohne Betel zu kauen, noch in Krankheiten, ſelbſt nicht beim Schnupfen. Daſſelbe Gebot gilt für ſchwangere Frauen; auch müſſen überdieß ihre Gewänder von äußerſter Sauberkeit ſeyn.

Ihre Tänze ſind ſo abwechſelnd wie die unſern. Einige beſtehen aus weichen und gewandten Gliederbewegungen, die indeſſen anmuthig ſind; andere aus Schritten und leichten Sprüngen. Die Devedaſchies ſind treffliche Mimen. Mit ſtaunenswerther Genauigkeit in Stellungen und Gebärden ſtellen ſie eine Paſtorale, ein Gefecht, eine beliebige Handlung dar; in hohem Grade beſitzen ſie den Ausdruck der Leidenſchaften und beſchämen darin alle Bemühungen unſer Ballettänzer.

Die Devedaſchies ſind beim Beginnen des Tanzes maleriſch gruppirt und verhüllen ſich das Geſicht mit ihrer Schärpe; dann erklingt das Tourté mit einförmigem Tone. Es iſt eine Art Dudelſack mit zwei Pfeifen, wovon die eine, in welche man bläſt, drei, die andere vier Löcher hat. Dieſes Inſtrument gleicht im Tone dem Fagott, dann kommt das Naſſagarem, eine Art Hautbois mit ſchwermüthigem Klange; darauf die Carna, eine Flöte ohne Löcher; der Talan mit ſcharfem Tone, eine Art von kleiner Kupfer-Cymbel; das Matolam, eine kleine Trommel, die man umhängt und mit bloßer Hand ſchlägt; der Dool, eine lange große Kiſte, an die man auf beiden Seiten mit kleinen Ruthen ſchlägt. Nie beginnen dieſe Inſtrumente mit einem breiten Tutti; ſie folgen der Reihe nach auf einander. Zuletzt ſtellt ſich der Chelimbikaren, der Künſtler, der Cymbeln vom Umfange einer flachen Hand ſchlägt, eine von Stahl, die andere von Kupfer, hinter die Bayaderen, welche dann ihr Geſicht entſchleiern, und die Schärpen ſinken laſſen; darauf treten ſie in einer Reihe vor um die lieblichſten Schritte auszuführen, maleriſche Gruppen zu bilden, oder auch um zu Zwei zu tanzen. Ihre Augen, Arme, Beine, Alles bis auf die Fingerſpitzen arbeitet, zuckt voll Kunſt und Leben, während ihnen der Chelimbikaren ſo zu ſagen auf den Ferſen folgt, indem er ſeine Cymbeln regt, und die Tänzerinnen mit Stimme und Gebärde anfeuert; die Dayas oder ausgediente Tänzerinnen, ſchlagen den Tact mit den Händen und ſingen. Vorzüglich in den Privatkreiſen entfalten die Bayaderen ihre größte Kunſt; es ſind wahre Sirenen.

Die Devedaſchies der zwei erſten Claſſen behandelt man mit Auszeichnung. Sie ſtehen unter dem Schutze des Publicums und genießen viele Vorrechte; man gibt ihnen den Titel Begum oder edle Dame und hält ſie für unerläßlich bei allen religiöſen, öffentlichen und Privatfeſten; ſie ſind eine Hauptzierde der Feierlichkeiten zum Empfange bedeutender Fremden und überreichen auch den Vornehmen oder Fürſten, denen man dort nie mit leeren Händen naht, das Nazaro oder Geſchenk der erſten Audienz.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 43 u. 44** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Neuere ſpaniſche Lyrik.** (Fortſetzung.) — **Der Mönch.** (Fortſetzung.) — **Thomas Moore's Geſchichte von Irland.** (Fortſetzung.)

Im Abonnement dieſes dem Ausſande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 105.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 April 1839.

Auszug aus dem ungedruckten Briefe eines kathol. Missionärs in China.

Macao, den 7 März 1838.

Sie klagen über die Schwierigkeit, die man in Europa finde, sich von den Verhältnissen der Communen in China einen Begriff zu machen, ich will Ihnen einige Details über die Verwaltung des Dorfes geben, in dem ich 12 Jahre lang gewohnt habe, das Tumo heißt und in der Provinz Schekiang liegt. Die Verwaltung jeder Gemeinde ist dem Rath der Alten anvertraut, dieser besteht aus allen Bewohnern des Dorfs, die ihr 60stes Jahr angetreten haben, aber die reichern Mitglieder haben darum, wie überall, das große Wort. Die Zahl der Mitglieder dieses Gemeinderaths hängt daher vom Zufall und von der Bevölkerung des Orts ab, und ist durch das Gesetz nicht bestimmt, noch beschränkt. Der Gemeinderath erhebt die localen Steuern, von welchen er die Kosten der Feste, der Processionen, der Schauspiele u. s. w. bestreitet, und alle Geschäfte mit den Staatsbeamten gehen durch ihn. Er legt z. B. die Salzsteuer um; diese besteht darin, daß die Beamten jede sechs Monate eine Quantität Salz in das Dorf schicken, von welcher jeder Bewohner, der das Mannesalter erreicht hat, so viel ich mich erinnere, drei Pfund nehmen muß, die Kinder und Frauen werden dabei nicht berechnet. Diese Quantität ist natürlich für das Hauswesen nicht hinreichend, aber man hütet sich wohl, den Rest aus den Magazinen des Gouvernements zu ziehen, sondern kauft ihn von den Schleichhändlern, welche weit schöneres Salz verkaufen, denn auch hier betreibt das Monopol, wie überall, seine Geschäfte schlecht. In Zeiten von Hungersnoth hat der Gemeinderath ebenfalls für den Unterhalt der Einwohner zu sorgen. Die Alten versammeln sich und berathen und gehen dann, die Pfeife in der Hand und die Hände auf dem Rücken, gravitätisch zu dem Reichsten des Orts, und ersuchen ihn, seine Speicher zu öffnen und seinen Reis um die Hälfte des Marktpreises an die Armen zu verkaufen, und dieser weigert sich nie, denn wenn ihn auch der Ruhm einer guten Handlung, der in China noch einigen Werth hat, nicht dazu bewegt, und er seine Scheunen ungern öffnet, so weiß er, daß er durch die Weigerung nichts gewänne, als daß das Volk es eigenmächtig thun würde, sobald er einmal vom Gemeinderath bezeichnet worden ist. Bisweilen zieht er vor, auf den nächsten Markt zu gehen, und die verlangte Quantität Reis zu kaufen, in den Ort bringen zu lassen und zu herabgesetztem Preise zu verkaufen, wenn er fürchtet, daß seine Speicher ihm nicht genug für seine Familie und seine Saat übrig lassen würden. Dadurch vermindert er freilich die Quantität der Nahrung in der Umgegend, aber sein Dorf ist zufrieden, und die benachbarten haben kein Recht an ihn, denn man muß innerhalb der Markung wohnen, um Ansprüche an ihn zu haben, daher sieht man auch in allen Dörfern sehr gerne, wenn einige Familien sich bereichern. Der Gemeinderath [illegible] Güter bei einer Erbschaft; er wird dafür nicht direct bezahlt, aber die Vertheilung wird der Familie doch lästig, denn man geht dabei sehr bedächtig zu Werke, und die Räthe werden während der Arbeit von der Familie mit Thee, Tabak und Abendessen bewirthet.

Ich habe oben von einer Communalsteuer zur Bestreitung von Schauspielen gesprochen, allein es fehlt nicht an reichen Leuten, welche von Zeit zu Zeit auf ihre Kosten eine Truppe kommen und spielen lassen. Man bezahlt 20 bis 40 Piaster und hat dafür eine Truppe, die drei Tage spielt; ihre Garderobe ist sehr beschränkt, und dieselben Costumes dienen für alle Arten von Schauspielen. Die Zahl der Schauspieler in China ist sehr bedeutend, denn obgleich das Personal einer Truppe sehr klein ist, so befanden sich doch in der Stadt Hinkoa nahe an fünfhundert, ohne die Musikanten und die Taschenspieler zu zählen, die von Markt zu Markt ziehen. Eben so leidenschaftlich als das Theater, lieben die Chinesen das Spiel, nur mit dem Unterschied, daß sie jenes für ihr Geld jeden Tag im Jahr haben können, dieses aber nur in den ersten zehn Tagen des Jahres erlaubt ist. Daher sieht man oft eine Gesellschaft ein Boot nehmen, wo sie sich in der Cajüte zum Spiel setzt, während das Boot sie spazieren führt und sie wieder nach Hause bringt, wenn die Partie zu Ende ist. In dem Distrikt, in dem ich wohnte, war im zehnten Monat jeden Jahrs eine große Versammlung auf einer Ebene, wo eine unendliche Menge

Menſchen zuſammen ſtrömt, einzig um zu ſpielen. Man ſchlug Zelte auf, und die Thee- und Biſquitbuden fehlten nicht, man hätte glauben ſollen, es wäre ein großer Jahrmarkt, und mancher Tropf, der ſein Geld verſpielt hatte, verſpielte dort noch ſeine Frau oder ſeine Kinder. Die ganze Sache war illegal, aber der Mandarin, der ſie hätte hindern ſollen, wird dafür bezahlt, daß er die Augen zuthut.

Man bezahlt in China 24 bis 30 Proc. Intereſſe, und die Pfandhäuſer nehmen eben ſo viel auf Pfänder, dagegen gibt es für die Ausſätzigen und die Soldaten ein beſonderes Geſetz, nach dem ſie für ausgeliehenes Geld täglich 10 Proc. erhalten, indem jene als Sterbende, dieſe als Leute angeſehen werden, welche täglich Befehl erhalten können, marſchiren zu müſſen. Natürlich entlehnt Niemand zu einem ſolchen Zinsfuß als Leute, die auf keine Art ſonſt Credit erhalten können, und die Ausſätzigen und Soldaten thun wohl, ihre Zinſen täglich zu erheben, ſo lange es geht, denn ſie können darauf rechnen, daß der Schuldner bald landflüchtig wird. Ein Chriſt meiner Gemeinde, der Frau und Kinder hatte, entlehnte eine mäßige Summe von einem Ausſätzigen; die Zinſen überſtiegen in kurzer Zeit das Capital, und es blieb ihm keine Wahl übrig, als das Ganze zu bezahlen oder ſeine Tochter dem Ausſätzigen zur Frau zu geben. China iſt eine große Räuberhöhle; ſobald der Reis anfängt zu reifen, muß man ihn Tag und Nacht bewachen, denn die Vorübergehenden hätten ihn bald abgeriſſen und ihre großen Beutel, die ſie immer bei ſich tragen, damit gefüllt; ebenſo Früchte und Gemüſe, man muß Alles bewachen, und die Leute begriffen kaum, wenn ich ihnen erzählte, daß bei uns das reife Getreide Monate lang in Garben aufgehäuft auf dem Felde bleibe und [illegible] Sommer unbewacht im Gebirge weiden, ohne daß man ein Stück verliere.

Im Allgemeinen haben die Chineſen nur Eine Frau, aber das Geſetz erlaubt in gewiſſen Fällen eine zweite zu nehmen, nämlich entweder im Falle man keine Kinder von der erſten hat, oder wenn man nur Töchter von ihr hat; denn man legt den größten Werth darauf, einen Sohn zu haben, und adoptirt im ſchlimmſten Fall, oder vielmehr kauft einen Knaben, obgleich dieſe adoptirten Kinder ſelten gut ausſchlagen, wenigſtens habe ich unter einer großen Menge derſelben, die ich gekannt, keines getroffen, das einer ſolchen Wohlthat werth geweſen wäre. Uebrigens macht das Geſetz einen Unterſchied zwiſchen einem Mann, der ſein Examen gemacht hat, und allen übrigen. Jener kann zu ſeiner zweiten Frau eine Perſon mit kleinen Füßen nehmen, aber ein Ungelehrter, wie reich er auch ſeyn mag, darf als zweite Frau nur eine Perſon mit natürlichen Füßen heurathen. Wenn der Mann ſtirbt, ſo bleibt die Wittwe in der Familie ihrer Schwiegermutter, beſonders wenn dieſe wohlhabend iſt; denn es iſt eine große Ehre, eine verwittwete Schwiegertochter im Hauſe zu behalten. Wenn freilich die Familie arm iſt, ſo iſt man weit weniger geneigt, ſie von einer neuen Heurath abzuhalten. Die Wittwen ſind ſehr geehrt, und wenn ſie ſich nicht wieder verheurathen, ſo dürfen ſie ſich eine Ehrenpforte an den Thoren der Stadt oder des Marktplatzes errichten; aber theils wird dieſe Erlaubniß nur denen ertheilt, die keine Kinder von ihrem Manne hatten, theils leben die Schwiegermütter und Töchter nicht ſo oft ſo gut zuſammen, daß die letztern nicht eine neue Heurath dem Zuſammenleben vorzögen; daher ſind dieſe Ehrendenkmale nicht ſo häufig, als man glauben ſollte.

Die Särge ſind ſehr ſchön in China, und aus je weniger Stücken einer beſteht, um ſo geſchätzter iſt er. Es gibt deren, die 200 Louisd'or werth ſind; dieſe werden aus ſchönen Baumſtämmen ausgehöhlt und vielfach geziert. Die wohlfeileren werden aus 2 bis 3 Zoll dicken Brettern verfertigt. Ein anſtändiges Grabmal, nach chineſiſcher Art gebaut, koſtet nicht unter 500 Piaſter, und die Reichen bauen ſich weit koſtbarere. Sie werden theils zur Erſparung des Raums, theils um ein feuchtes Local zu vermeiden, an den Abhängen der Berge angebracht. Wenn man einen reichen Mann begräbt, ſo wird ihm zuvor der Kopf raſirt, der Bart ausgekämmt, und ein Feſtkleid angezogen; eine Frau nimmt ihre Kleinodien mit ins Grab, und wird in ſieben Röcke gekleidet. Daher kommt es bisweilen vor, daß die Kinder in ärmeren Familien das Grab nachher öffnen, und die Kleinodien wieder herausnehmen; dieß geſchieht aber immer heimlich, denn das Geſetz erlaubt es nicht. Es iſt eine große Verwünſchung, wenn man Jemand ſagt: möchteſt du ohne Sarg beerdigt werden! und eine der größten Injurien iſt, Jemand zu beſchuldigen, daß er ſeinen Vater ohne Sarg begraben habe. Ich habe ein zwölfjähriges Kind beim Anblick ſeiner eben geſtorbenen Mutter ſagen hören: du biſt todt, arme Mutter! ach, wenn wir nur wenigſtens einen Sarg für dich hätten! Der gemeinſte Sarg koſtet 8, und ganz gewöhnliche 30 bis 50 Piaſter. Wenn daher eine Familie etwas Geld hat, ſo kauft ſie Särge für Vater und Mutter, und ſtellt ſie inzwiſchen im Hauſe auf; oft wenn es an Sitzen fehlt, dienen dieſe Särge dazu. Wenn man bei einem Todesfalle nicht Geld genug zu einem anſtändigen Begräbniſſe hat, ſo ſchließt man den Leichnam in ſeinen Sarg ein, baut eine von allen Seiten offene Hütte im Felde, und ſtellt ihn darunter; die Todten ſtehen oft Jahre lang dort, bis die Familie Geld genug hat, das Begräbniß vorzunehmen, und ein Europäer ſieht oft mit Verwunderung vor einem Dorfe 10 bis 20 Särge unter kleinen Häuschen, die auf vier offenen Pfoſten ſtehen, und auf ihr Begräbniß warten.

Man hat viel über das Ausſetzen von Kindern in China geſchrieben, und die Häufigkeit dieſes Verbrechens ſehr übertrieben, obgleich es allerdings exiſtirt. Dieſe unglücklichen Creaturen gehen jedoch zum großen Theil nicht zu Grunde, denn es gibt in alle Städten Menſchen, welche ſie aufſuchen, und ſey es aus Menſchlichkeit, ſey es aus Habſucht, ernähren. Ich habe oft auf meinen Reiſen auf dem platten Lande Menſchen geſehen, welche ſechs bis acht Kinder in zwei Körben trugen; man ſieht ſie von Zeit zu Zeit die Körbe niederſetzen, und den armen Geſchöpfen Zuckerwaſſer geben, denn es gibt in China wenig Kühe, ſo daß im Allgemeinen die Kinder ohne Milch erzogen werden müſſen. Dieſe Kinder werden von ihren Stiefvätern auf dem Lande verkauft: die Knaben an Leute, die keine Söhne haben, und einen Erben wünſchen, die Mädchen

an Familien, die sich Schwiegertöchter zu erziehen wünschen, wenn sie voraussehen, daß sie ihren Söhnen keine sonst verschaffen könnten, indem in China die Familie des Bräutigams das Hochzeitgut geben muß. Dieser Umstand dient einem Findelhause zur Basis, das ich in Honieu, der Hauptstadt der Provinz Schekiang, gesehen habe, und das überaus wohlthätig wirkt. Man bringt dorthin alle Kinder, die man aussetzen würde oder ausgesetzt findet; das Haus erzieht sie, und die Familien, welche Frauen für ihre Söhne suchen, nehmen sie aus den so erzogenen Mädchen. Die Mitgift, welche man den Eltern bezahlen würde, wird an das Findelhaus bezahlt, und so kann dieses bestehen. Der Stifter dieser schönen Anstalt war genöthigt, ein Capital dazu zu geben, aber jetzt besteht das Haus ohne weitere Vorschüsse. Honieu ist eine Fabrikstadt, welche einen großen Handel mit Kupfer und besonders mit Kupferdrath treibt; der Verbrauch dieses Artikels ist sehr beträchtlich in China, wo keine Frau ausgeht, ohne Blumen in den Haaren zu tragen, die mit feinem Kupferdrath zusammengebunden sind. Die Fabrication dieses Draths beschäftigt eine Menge Arbeiter beiderlei Geschlechts, und ich habe oft kleine Mädchen an ihrem Drathzug sitzen sehen, die ihn ganz gut in Bewegung zu setzen wußten, denn da der Drath durch viele Züge geht, so braucht es nur wenig Anstrengung, das Rad zu drehen. Uebrigens gewinnen weibliche Arbeiter wenig, und höchstens vier Sous täglich, allein ihre Bedürfnisse sind auch sehr gering. Wenn der Reis über 25 Sapeken per Pfund kostet (1000 Sapeken gehen auf eine Unze Silber), so kaufen sie keinen mehr, sondern Gerste, die etwa halb so theuer ist als Reis, mahlen sie in einer Handmühle, und kochen Brei daraus, den sie mit halbgekochten Kräutern zusammen essen. Man kann sich kaum einen Begriff von der Armuth der Masse des Volks in China machen. Auf der Insel Hoanni würde man es einem übel nehmen, wenn man von Jemand sagte, er esse Reis, das dort nur Krankenkost ist. Man pflanzt auf ihr nichts als Pataten, welche man in Stücke schneidet, an der Sonne trocknen läßt, und dann in einer Truhe aufbewahrt. Dieß, und Austern, die man am Ufer auffliest, bildet die Nahrung das ganze Jahr hindurch. Man distillirt aus den Pataten auch eine Art Arrak, den ich aber nie trinken konnte, ohne mich übel zu befinden, den man aber dort sehr liebt.

Ausflug in die Wüste von Guiana und Besuch bei der weißen Königin.

(Fortsetzung.)

Ich erblickte ein großes, hölzernes Gebäude, von riesenhaften Bäumen umgeben. Wenn man unter diesen herrlichen Laubgewölben einherschritt, so glaubte man sich in einen der heiligen Haine versetzt, von denen unsere Vorfahren erzählen. Es herrschte eine heilige Stille, eine tiefe Ruhe. Jene Bäume, von mehr als hundert Fuß Höhe, machen einen erhabenen Eindruck, die verschiedenartigen Farben der Blätter geben ein reizendes Gemälde, und der Caracara, eine Art von zärtlichem Epheu, schlingt sich mit seinen scharlachrothen Blüthen von Zweig zu Zweig, und bildet freundliche Guirlanden um jene hundertjährigen Bäume. Als ich dieses Gehölz durchschritt, erwartete ich eine Gottheit zu finden. Die Frau, welche diesen Ort bewohnt, sagte ich zu mir, kann nur eine anbetungswürdige Frau seyn, sie muß alle Schönheiten dieser Gegend in sich tragen, sie muß die ganze Frische dieser Blätter haben, den ganzen Glanz der Vögel, die um ihren Palast herumfliegen, ausströmen. Im Schooße dieser erhabenen und lebendigen Natur kann man nur jung und schön seyn; der ewige Frühling, welcher in diesen schönen Bäumen herrscht, muß sich auf die erstrecken, welche in deren Mitte wohnt; hier müssen sich Leib und Seele immer von neuem erzeugen, wie diese reiche Vegetation selbst. Ich dachte mir unter der Schwester Javouhey eine Zauberin, ich empfand bei der Annäherung an ihren Palast eine Art von Furcht, ich besorgte in diesem reizenden Aufenthalte von einem überirdischen Wesen gefangen und bestrickt zu werden. Meine Illusion war indessen nicht von langer Dauer, denn ich erblickte bald, statt meiner himmlischen Schönheit, eine große, magere, alte Frau von sechzig Jahren, mit einem blassen und hagern Gesichte, mit weiten Zahnlücken, rothen Augen und runzlicher Stirn.

„Ist das die weiße Königin?“ fragte ich meinen Indianer.

„Sie selbst, in ihrem ganzen Glanze.“

Die Schwester Javouhey geht beständig in ihrer Ordenstracht. Auf dem Kopfe trägt sie eine weiße Mütze, über welcher sich ein bis zu den Füßen reichender Schleier befindet, und über ihre langen schwarzen Kleider hängt ein hölzerner Rosenkranz.

Ich näherte mich ihr mit ehrerbietiger Miene, sie aber warf mir einen forschenden Blick zu, der bis in mein Innerstes zu dringen schien.

„Herr, sagte sie mit einem stolzen Tone, welcher sehr sonderbar gegen die christliche Demuth abstach, was führt Sie in meine Colonie?“

„Meine Liebe zu den Negern. Ich habe so viel von dem edlen Streben sprechen hören, welches Sie treibt, eine unglückliche Menschenclasse zu civilisiren, daß ich nicht habe widerstehen können, hierher zu kommen, und Ihnen einen Besuch abzustatten.“

„Ich erlaube Ihnen, erwiederte sie mir kalt, diese Gegend zu durchreisen.“

Darauf begab sie sich wieder in ihre Wohnung.

Ich war über einen solchen Empfang entrüstet. Gern verzieh ich ihr ihr Wesen und ihre stolzen Worte; sie ist Königin, und ein gewisser Stolz findet sich in den besten Menschen, aber ihren Mangel an Gastfreundschaft konnte ich nicht entschuldigen. Sie mußte mir ansehen, daß ich ganz erschöpft und verhungert war, und sie, eine Schwester der Barmherzigkeit und Königin einer reichen Colonie, bot mir kein Asyl an, ja nicht einmal ein Glas Wasser, um meinen Durst zu löschen, und keine Hand voll Manioc, um meinen Hunger zu stillen.

„Jombi, sagte ich zu meinem Führer, das Nothwendigste ist jetzt, daß wir uns einige Lebensmittel verschaffen und etwas ausruhen, dann erst wollen wir uns in der Colonie umsehen.“

„Herr, antwortete dieser, wir wollen gehen und die Gastfreundschaft bei den entwichenen Negern aufsuchen, welche hierher gekommen sind, und sich ganz in der Nähe niedergelassen haben, wo sie als Freie leben.“

Der Indianer machte sich auf den Weg, ich folgte ihm, und wir gelangten bald vor eine Hütte: der Neger, welcher sie bewohnte, hatte das Geräusch unserer Tritte vernommen, er kam uns entgegen und lud uns ein, bei ihm einzukehren. Er war stolz darauf, einen Weißen in seiner Hütte aufnehmen zu können, und wußte nicht, was er Alles ersinnen sollte, um den Aufenthalt uns angenehm zu machen. Seine ganze Familie drängte sich um uns herum. Sogleich gab er einem seiner Kinder ein hölzernes Gefäß, um damit vor die Hütte zu gehen und Ziegen zu melken, die daselbst weideten, und bald kam das Kind im vollen Laufe mit dem mit Milch gefüllten Gefäße zurück. Die Neger haben hierin, so wie in vielen andern Dingen, eine außerordentliche Geschicklichkeit; ich sah deren, welche mit einem Glas voll Wasser auf dem Kopfe stundenweit liefen, ohne einen Tropfen davon zu vergießen. Mein Wirth gab mir Manioc-Kuchen, den ich in die Milch weichte, und ich hielt eine köstliche Mahlzeit. Als ich diese Speise mit so vielem Appetit verzehrte, empfanden die guten Menschen eine Freude, die sich auf ihrem ganzen Gesichte zu erkennen gab. Ist es möglich, sagte ich mir, daß man solche einfache und freundliche Menschen wie Lastthiere gebrauchen kann! Was würde aus mir geworden seyn, hätten diese Marron-Neger nicht mehr Menschlichkeit gezeigt, als die weiße Frau, die den Titel „Schwester der Barmherzigkeit“ führt? Als mein Hunger gestillt war, bereitete man mir ein weiches Lager von Thierhäuten, und nie habe ich so sanft geruht, wie hier. Am andern Morgen, mit Tagesanbruch, nahm ich von meinem freundlichen Wirthe Abschied, und kehrte zur Colonie der weißen Königin zurück. Ich will nun erzählen, wie diese Colonie entstanden ist. Bekanntlich ist der Sklavenhandel im Jahre 1829 abgeschafft worden; aber dieses schändliche Gewerbe ist in Amerika so eingewurzelt, daß es unmöglich ist, es ganz zu verhindern. Vor mehreren Jahren bemächtigte sich nun die französische Regierung einiger Sklavenschiffe, und nahm ihnen 600 Neger ab, welche an der Küste von Guiana verkauft werden sollten. Eine Schwester des Ordens des heiligen Joseph, die Schwester Javouhey, eine Frau von Entschlossenheit und Thatkraft, welche sich unter der Restauration durch einen dem König Ludwig XVIII vorgelegten Erziehungsplan bekannt gemacht hat, hörte von diesem glücklichen Fang, bat, daß man ihr diese Neger überlassen möge, und versprach sie zu civilisiren. Die französische Regierung, in großer Verlegenheit, was mit diesen Negern werden solle, die weder Sklaven werden sollten, noch auch wegen ihres tiefen Culturzustandes als freie Menschen behandelt werden konnten, ging auf diesen Vorschlag ein, und die wohlthätigen Damen in Paris, von einem frommen Enthusiasmus ergriffen, schickten der Schwester Javouhey zu ihrem Zwecke 300,000 Fr. Diese wählte sich in der Wüste von Guiana die angenehmste und fruchtbarste Gegend, und gründete daselbst eine Colonie, welcher sie mit vier oder fünf Schwestern desselben Ordens vorsteht. Die letzteren sind indessen nur ihre Minister, und bilden ihren Staatsrath.

(Schluß folgt.)

Bassia butyracea.

In der asiatischen Gesellschaft vom 15 März wurde vom Hrn. Traill ein Bericht über das Tschuri und Phulwa oder das feste Oel des Bassia Butyracea gelesen, der eigentlich nur eine Fortsetzung des letzten Berichts über den Talgbaum vom Canara ist. Der Baum, der das Tschuri hervorbringt, ist nicht einheimisch in den Almoragebirgen, wächst aber sehr häufig im Gur Khali, Provinz Duti, wo man damit einen sehr lebhaften Handel treibt, und da es wohlfeiler als Ghi (verlassene Butter) ist, wird es unter diese gemischt. Es wird nach Bellary und andern Theilen von Nohilcund theils roh, theils als Phulwa (eine Mischung des Tschuri mit wohlriechendem Oel) ausgeführt. Das unvermischte Tschuri ist ein gutes Lampenöl, und der Verfasser hat es lange Jahre in seinen Lampen gebrannt. Das Pfund wird in Bissoli für 2½ Sch. verkauft. In der Arzneikunde ist das Phulwa von guter Wirkung bei Rheumatismen, chronischen Uebeln und Steifheit der Gelenke, wo es Hr. Blake stets mit Erfolg angewendet hat, da es auch den europäischen Aerzten empfiehlt. Hr. E. Solly sagt, es sey eine feste Substanz, ähnlich dem vegetabilischen Talg, die aber mehr Oel enthält, und daher der Butter gleicht. Bei gewöhnlicher Temperatur bleibt es fest, wird weich bei 16° und erfordert fast eine Hitze von 39° R., um völlig zu schmelzen. Bei einer Untersuchung fand er im Phulwa 60 Theile festes, 54 Theil flüssiges Oel und 6 Theile vegetabilische Unreinigkeiten, die vermuthlich im Samen, doch nicht in der Natur der Substanz selbst liegen. Eine Probe des Tschuri, die schon 18 Jahre aufbewahrt war, enthielt 82 Procent festen Oels. Als er einen Theil in Alkohol kochte, wurde es ganz weiß, dem Talg gleich, brannte sehr gut, und ließ sich leicht in Formen bringen. (Athenäum.)

Miscellen.

(Auswanderung von Arbeitern aus England.) Neunzehn Arbeiter haben kürzlich Manchester verlassen, um sich nach Amiens zu begeben; 14 andere sind ihnen kurz darauf gefolgt. Man kann sich kaum einen Begriff machen, welche Ausdehnungen seit einiger Zeit diese Auswanderungen der arbeitenden Classe genommen haben. Eine große Anzahl Frauen und Kinder gehen täglich nach dem Continent, und suchen Arbeit in Baumwollenfabriken. (Engl. Bl.)

(Beabsichtigte Polyglottenbibel.) Hr. Ambr. Firmin Didot hat während eines neuerlichen kurzen Aufenthalts in Rom dem gelehrten Linguisten Abbate Brunnati seine Absicht geäußert, eine Polyglottenbibel herauszugeben, und fragte ihn über die Ausführung dieses riesenhaften Unternehmens um Rath. Brunnati antwortete alsbald dem berühmten Typographen in einem lateinischen Briefe, und bezeichnete ihm 45 Uebersetzungen der heiligen Schrift, wobei er einen Plan anfügte, um diese zahlreichen Uebersetzungen synoptisch darzustellen. (Temps 5 Apr.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 106.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 April 1839.

Briefe aus Griechenland. VI.

(Von Dr. Gottfried Herold.)

Naxos, am 13 August.

Die dreißig Seemeilen von Mykonos hieher haben bei fast immerwährender Windstille den drei Ruderern meines Bootes vielen Schweiß gekostet. Weder das bittende *Elα* (komme!), noch das derbe *κερατᾶ* (Hahnrei!), womit die Armen abwechselnd bald aus Schmeichelei, bald vor Aerger dem Winde zuriefen, konnte diesen zu etwas mehr bewegen, als dann und wann, um sie zu äffen, für einige Augenblicke seine Flügel zu schlagen. Mir gewährte sein trotziges Betragen wenigstens die Bequemlichkeit, daß am Tage das Segeltuch zu einem Zelt ausgespannt werden konnte, unter welchem ich, vor der sengenden Hitze hinreichend geschützt, das Steuerruder nach Kräften führte. Ein höchst langweiliges Laviren, immer im Angesichte des Hauptortes von Naxos, beschloß unsere Fahrt, und wir landeten nach achtzehn langen Stunden an einer felsigen Uferstelle, nicht weit von einer kleinen Insel, die ehemals, wie deutliche Spuren zeigen, durch einen Damm mit Naxos zusammen hing, und auf der ein großes, aus drei dicken Marmorblöcken bestehendes Thor zuerst die Aufmerksamkeit des Ankommenden fesselt. Es ist der Rest eines Tempels, der, wie man glaubt, dem Dionysos geweiht war. Das spätere Geschlecht, das von der Bedeutung und dem Zweck alter Denkmäler keine Ahnung hatte, hat einen Palast daraus gemacht und die Benennung Paläti auf die jetzige Zeit vererbt, gleichwie, um nur *eines* ähnlichen Falles zu erwähnen, das choragische Denkmal des Lysikrates zu Athen in die Laterne des Diogenes umgetauft wurde.

Ohne mich vorerst um Anderes zu bekümmern, traf ich alsobald Vorbereitungen zur Wanderung durch das Innere von Naxos oder Naxiá, wie man gewöhnlich sagt, und begab mich am nächsten Tag aufs Land, ausgerüstet mit dem gültigsten Passe, mit Empfehlungsschreiben von einem alten Bekannten. In nordöstlicher Richtung gelangte ich vor einem, wie die griechische Inschrift besagt, im Jahre 1759 durch den damaligen türkischen Woiwoden erbauten, jetzt durch die Sorglosigkeit der Naxioten verfallenen Brunnen vorüber, zuvörderst in die schöne Ebene von Engarà, in welcher mehrere Stadtbewohner reizende Baumgärten besitzen. Noch nie sah ich so reiche Gaben der Pomona beisammen; die mannichfaltigsten, edelsten Früchte glänzten in morgenländischer Pracht durcheinander, ein wahres Wunder dem Anblick; junge, zarte Bäumchen schienen unter ihrer goldenen Last brechen zu wollen, indeß andere durch die ungewöhnliche Stärke ihres Stammes Bewunderung erregten. Den Leckergaumen in Konstantinopel sind diese köstlichen Früchte wohl bekannt, und man scheut selbst erstaunlich hohe Preise nicht, um sich dergleichen zu verschaffen. Besonders gehen häufige Lieferungen von den überaus großen Quitten dahin, aus denen Süßigkeiten bereitet werden; auch die hiesigen Pomeranzen sind mehr geschätzt als die doch sehr gesuchten von Kreta. Interessant war mir in einem dieser Garten das von einem Nußbaume lieblich beschattete Plätzchen, wo vorigen Sommer König Otto mit seinem königlichen Bruder Erfrischungen eingenommen hatte. Ein steinerner Tisch darauf, und an der anstoßenden Gartenmauer ein thronartig erhöhter Sitz mit einer Inschrift, zum Andenken an jenen freudigen Tag, werden noch für den spätesten deutschen Besucher einen eigenthümlichen Reiz haben. Mit Sonnenuntergang setzte ich meinen Weg nach dem Kloster Phaneroméni fort, dessen Abt verabredetermaßen von der Stadt her zu mir gestoßen war. Die Ebene, welche wir verließen, wird durch einen starken Bach bewässert, dessen Wasser nie vertrocknet, und im Winter so anschwillt, daß der Uebergang oft mehrere Tage hindurch den Landleuten unmöglich bleibt. Denn trotz des dringenden Bedürfnisses denkt die Trägheit der Narier an keine Herstellung einer Brücke, so wenig sie für Verbesserung der Wege besorgt ist, welche daher auch in der Regel halsbrechend sind, und an Schlechtigkeit fast noch die auf Moreas übertreffen. Eine bald folgende zweite Thalebene war ganz mit Flugsand bedeckt; weiter zogen wir längs dem Meere über Hügel, setzten durch einige Bäche, die hart am Ufer durch den Sand gezwungen waren, still zu stehen, und kamen nach etwa einer Stunde zu dem Kloster. Ich bin wohl der letzte Gast daselbst gewesen, denn es ist nunmehr aufgehoben, zum großen Leidwesen des Abtes, welcher in traurigsüßer Erinnerung an die vergangenen harmlosen Tage mit der langen Geschichte seiner Bemühungen

und Verdienste um das Kloster und die Volksschulen und mit der Entwickelung seiner an den Staat zu machenden Entschädigungsansprüche den Abend bereits ausfüllte. In der Frühe machte ich mich mit meinem Führer auf, und überstieg, rechts gewendet, den Rücken des Koronon, was ein Glied der Gebirgskette ist, durch welche die Insel fast von Nord nach Süd in zwei Theile getrennt wird. Südlicher von ihm erheben sich der Berg Phanári und der beide an Höhe noch übertreffende Ziaberg. Hie und da sind die Höhen mit Wald bedeckt, wie die Abhänge der zwei steilen Gipfel des Koronon, und es wächst hier auf Naxos überhaupt mehr hochstämmiges Holz, meist Steineichen, Ahornbäume, Castanien, Platanen, als auf den andern Inseln. Nicht selten sieht man auf den Bergen einsame Kirchlein stehen, die nur zu Zufluchtsörtern in Stürmen oder zu Nachtherbergen für Wanderer und Hirten dienen, welche dann selbst Feuer darin anmachen.

Nach einem beschwerlichen Ritte von beiläufig drittehalb Stunden hatte ich das in einer weiten Schlucht zwischen Weinbergen gelegene Dorf Komiaki (Κομιακί) vor mir. Man sieht sich hier auf einmal wieder unter den Hütten der moreatischen Dörfer, unter lauten Zeugen eines mühevollen Daseyns, und läßt, den verletzenden Eindruck zu verwischen, gern das Auge über die Gränzen des Eilandes hinaus auf die heiter glänzende See schweifen, wo es sich in weiter Ferne zuletzt an die hohe Samos hangt.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflug in die Wüste von Guiana und Besuch bei der weißen Königin.

(Schluß.)

Will man sich nun eine genaue Vorstellung von der Colonie der weißen Königin machen, so denke man sich ein von Acajouholz erbautes und mit kleinen Stücken Holz, statt der Ziegeln, gedecktes großes viereckiges Haus. Dieß ist der Palast der Königin. Rings umher stehen 300 kleine Häuschen, ebenfalls von Acajouholz erbaut und mit Rohr gedeckt; dieß sind die Wohnungen der Neger. Jedes dieser Häuschen besteht aus zwei Abtheilungen, und jede Abtheilung wird von einem Neger und einer Negerin bewohnt. Hat aber ein Negerpaar Kinder, so nehmen die Eltern die eine, und die Kinder die andere Abtheilung ein. Uebrigens befinden sich in der Colonie viel mehr Männer als Frauen, und dieß gibt oft zu Eifersucht, Haß und zu hitzigen Kämpfen Veranlassung. Die Neger haben heftige Leidenschaften. Sie sind zwar mit den höhern Gefühlen der Liebe unbekannt, aber nichts gleicht ihrer sinnlichen Aufregung.

Anstatt sich zur Erzieherin dieser unglücklichen Afrikaner zu machen, hat sich die Schwester Javouhey zu ihrer Königin aufgeworfen, und beherrscht dieselben despotisch. Sie sind nicht ihre Unterthanen, sondern ihre Lastthiere, und statt der sanften und religiösen Herrschaft, welche sie auszuüben versprach, regiert der Stock und die Peitsche. Dabei ist aber nicht zu verkennen, daß, um sie zu bändigen, allerdings eine große Strenge nöthig ist, denn sie sind ganz wild, und von andern Negern, welche längere Zeit in den Colonien gelebt haben, durchaus verschieden. Ich erinnere mich folgenden Beispiels von ihrer Rohheit und Dummheit. Als ich in der Wüste war, wurden der Schwester Javouhey ein Neger und eine Negerin zugeschickt, welche von einem Negerschiffe weggenommen waren. Diese wies ihnen ein Häuschen und Hausgeräthe an. In der ersten Nacht kehrte der Neger das Bett, dessen Einrichtung er nicht kannte, um, nahm den Strohsack heraus, und schlief hierauf mit seinem Weibe in der Bettstelle. Als er am folgenden Morgen seine Nahrung zubereiten wollte, zündete er, um sich die Mühe des Holzholens zu ersparen, das Hausgeräth in seiner Hütte an. Man kann hieraus abnehmen, daß Strenge gegen solche halbthierische Wesen allerdings nöthig ist, aber sie darf nicht in Tyrannei und Grausamkeit ausarten. Am Morgen werden sie wie eine Heerde Thiere geweckt, indem man die Peitsche knallen läßt. Dann werden sie in die Wälder geführt, um Acajouholz zu fällen, und Abends kehren sie keuchend, wie Lastthiere, die den ganzen Tag über den Karren gezogen haben, in ihre Häuser zurück. Das ist ihr gewöhnlicher Lebenslauf. Die Schwester Javouhey zieht von diesen Arbeiten reichen Gewinn; sie verkauft das Acajouholz sehr theuer und theilt den Erlös mit den Klöstern des Ordens, dem sie angehört. So wandern die Einkünfte der kleinen Colonie, anstatt zum Besten der Neger verwendet zu werden, in die frommen Hände des heiligen Joseph.

Von Moral ist unter diesen Negern keine Rede. Die Männer wechseln mit ihren Frauen, und die Vaterschaft ist ungewiß. Zwar gibt es gesetzliche, von Priestern eingesegnete Ehen, aber sie sind äußerst selten. Obschon die Neger getauft sind, so wissen sie doch wenig von Religion. Sie sind abergläubisch, wie alle Neger, sie glauben an zwei höhere Wesen, ein gutes und ein schlechtes, an Gott und den Teufel, aber sie beten den Letztern an, weil er bös und zu fürchten ist, und sie vernachlässigen Gott, weil er gut ist. Die Schwester Javouhey bekümmert sich wenig um ihre moralische und religiöse Erziehung, sie läßt sie in der dichsten Finsterniß und in dem gröbsten Aberglauben. Bloß Abends nach der Mahlzeit versammelt sie dieselben und läßt sie ein Ave Maria hersagen.

Fragt man nun nach dem Unterschied, welcher zwischen den Negern der Schwester Javouhey und denen in den Colonien besteht, so kenne ich nur den, daß die erstern ein viel schlimmeres Loos haben. In den Colonien erhält jeder Neger ein mit Hausgeräth versehenes Häuschen, einen kleinen Garten, Hühner und andere Hausthiere, während die Neger der Javouhey dergleichen nicht bekommen. Wenn ein Coloniſt die Hand über seinen Sklaven erhebt, so zieht er sie sogleich aus Furcht, den Werth desselben zu verringern, zurück, denn die Sklaven sind ein ansehnlicher Theil seines Vermögens. Will aber die Schwester Javouhey ihre Sklaven züchtigen, so waltet eine solche Rücksicht nicht vor, ihr liegt nichts daran, ob sie etwas mehr oder weniger werth sind, sie gehören nicht zu ihrem Eigenthume, sie stehen nur unter ihrer Aufsicht.

Indeſſen haben doch die Neger der weißen Königin wie die in den Colonien wöchentlich zwei Feiertage, den Sonnabend und den Sonntag, an welchen ſie gymnaſtiſche Spiele vornehmen und nach dem Ton der Bambouls tanzen, einem kleinen, mit einem Schaffell überzogenen Fäßchen, worauf ſie mit der Hand ſchlagen und einen entſetzlichen Lärm machen. Nach dem Ton dieſer Trommel ſpringen ſie wie Beſeſſene. Es iſt merkwürdig, ſie zu ſehen, wie ſie ſich drehen, ſpringen, geſticuliren und Gruppen bilden von 10, 20, ja 100 Perſonen. Beim Tanzen faſſen ſie ſich zuweilen an, laſſen ſich dann wieder los, bilden Chainen und Ronden, ſpringen bald auf dem einen Fuß in die Höhe, biegen ihren Körper, ſchlagen mit ihren Händen und Füßen zuſammen, und dabei erheben ſie ein ſo widerliches Geſchrei, daß dem Zuhörer das Trommelfell ſpringen möchte. Der Tanz und der Geſang ſind ihre einzigen Vergnügungen.

Als ich die Colonie durchging, bemerkte ich drei ganz kleine Häuschen, deren Beſtimmung ich mir nicht zu erklären vermochte. Ich näherte mich daher, um zu erforſchen, ob es vielleicht der Aufenthalt von Hausthieren ſey, aber wie wurde mir zu Muthe, als ich Seufzer vernahm und ganz deutlich eine klagende, menſchliche Stimme hörte. Ich erkundigte mich bei einem Neger und erfuhr, daß dieſe kleinen Gebäude Gefängniſſe ſind, worein die Schweſter Javouhey die widerſpänſtigen Sklaven einſperren läßt. Sie ſind von Stein gebaut, ganz dunkel und haben zwei und einen halben Fuß Höhe und drei Fuß Länge. Der Unglückliche, welcher darin eingeſchloſſen wird, kann weder gerade ſtehen, noch ausgeſtreckt liegen, und er muß ſich immer in einer zuſammengekauerten Lage halten.

Ich verließ den Aufenthalt der weißen Königin, ohne von ihren chriſtlichen Tugenden und von ihrer Herrſchaft ſehr erbaut zu ſeyn.

Kunſtberichte aus Paris.

Der Feenſee an der großen Oper.

Motto: „nous avons changé cela.“

Paris, 2 April.

Es iſt Mitternacht vorüber, und Sie müſſen meinem Berichte einigermaßen zugut halten, wenn er das Gepräge der wunderbaren Verwirrung, des bunten Durcheinander trägt, deſſen ich ſo eben Zeuge war, weiß ich doch wahrlich kaum, ob ich geträumt oder einem Spaße des 1 „Aprils“ beigewohnt habe.

Es war einmal eine Zeit, in welcher Köln, die alte gute Stadt am Rhein mit ihrem Dome und ihren eilftauſend Jungfrauen und ihren drei heidniſchen Königen, nicht in der Ebene, die ſich kaum mehr des Siebengebirges erinnert, ſondern im Harz, ja ja im Harz, und der Harz am Rhein lag. — eine Zeit voll Studenten in Köln und ſchönen Feen in einem der Seen, die in den Bergkeſſeln eingefaßt ſind, wie ein Tropfen Waſſer in einer Muſchelſchale. Dieß iſt die wundervolle Zeit, in der die neue Oper Scribe's „Le lac des fées,“ zu welcher Auber die Muſik geliefert hat, ſpielt, mit großem Aufwande von hiſtoriſcher und geographiſcher Gelehrſamkeit, wie aus dem Vorſtehenden ſattſam erhellt, und mit der größten Localtreue ausgeſtattet. Man ſieht den Dom zu Köln vollendet und ſeine Thurmſpitzen kühn in die Wolken ſtreckend, als ob der böſe Feind dem ehrenfeſten Baumeiſter keinen Spuk getrieben und den Bau nicht mit dem Fluche des Unvollendetbleibens belaſtet hätte.

Hinter dem Dome erblickt das Auge ſogleich eine Reihe ſehr merkwürdiger Gebirgskegel, hoch, niedrig, ſpitz, rund, mit einem Wort, wie ſie ſich dem Auge jedes Beſchauers im Harzgebirge, am Rhein, bei Köln darbieten und den Geſichtskreis ſchließen. In jener Zeit verirrte ſich ein Trupp Studenten von der Univerſität zu Köln in dem nahen Harzgebirge. Plötzlich ſind ſie vor einem See, der allenthalben von unwegſamen Felſen abgeſchloſſen iſt. Ein Hirt, dem ſie begegnen, erzählt ihnen, daß dieß der Feenſee iſt, in welchem täglich eine angenehme Geſellſchaft junger Feen ſich baden, aber wehe dem Sterblichen, der die Verwegenheit hätte, ſie mit ſterblichem Auge anblicken zu wollen. Alle Studenten, ſehr furchtſam vor jungen Elfen, Undinen und Feen in jener Zeit, ziehen ſich zurück, der einzige Albert (Duprez) bleibt; er will ſehen und hören, eine unbeſtimmte Ahnung ſagt ihm, daß er hier den Gegenſtand ſeiner romantiſchen Sehnſucht finden werde. Wirklich läßt ſich bald darauf ein Trupp Feen auf die Felſen nieder, von wo aus ſie ſich zum Baden anſchicken. Bemerken Sie, daß dieſe Feen nicht geflügelt ſind und doch fliegen, ein magiſcher, im Feenhimmel gewobener Schleier trägt ſie durch die Luft und ſein Beſitz iſt zugleich der Talisman ihrer Unſterblichkeit, ohne ihn ſinkt die Arme in den Rang einfacher Menſchenkinder herab. Hätte ich meinen Muſäus ein wenig beſſer im Kopfe, ſo würde ich Sie an ein liebliches Mährchen, die Schwanenſchweſtern oder einen ähnlichen Titel, erinnern, dort können Sie den erſten Zettel des Feenſees finden, zu dem verwirrte Anklänge der Sylphide, des Donauweibchens, der Undine und aller andern Elfen- und Nixengeſchichten den decorirenden Einſchlag geliefert haben. Albert, wie billig, ſtiehlt der ſchönen Fee, Zella, den Schleier und die Verlaſſene muß ſich in einen Hirtenmantel kleiden, und wandert nun nach dem nahen Köln. Hier führt ſie der Zufall und die gütige Leitung des Hrn. Scribe, der ſie auch nach dem nicht entlegenen Konſtantinopel ſchicken konnte, gerade in das Wirthshaus, in welchem die Braut Alberts, die Herrin der Anſtalt, wohnt, und Albert bei ihr. Zella verdingt ſich als Magd, Albert bricht mit Margaretha, der Wirthin, allein da er ihr dreißig Goldgulden, (die Oper ſagt ſogar dreißig Goldthaler écus d'or, eine ſchwere Summe für einen Kölner Studenten, im Jahr der Gnade . . .) ſchuldet, ſo muß er erſt dieſe Summe von einem alten Schacherjuden erborgen, und ihm ſeinen Leib und ſeine Freiheit als Pfand zuſichern. So war es Gebrauch damals, auctoritate Scribii, und Albert unterzeichnet den Act. Nun aber fand es ſich, daß bei dieſem Handel zugegen war Rudolph von Gronemburg (ich empfehle Ihnen die ächt germaniſche Orthographie, der genealogiſche Kalender der deutſchen ſouveränen Grafenhäuſer am Rhein wird Ihnen nähere Auskunft über dieſes berühmte Geſchlecht geben), ein alter Wüſtling, eine Art von Rhein- und Raugraf nach Bürger'ſchem Schnitte, großer Liebhaber des Wildes, ein Nimrod ſelig, Liebhaber auch des Pocals und der ſchönen Weiber, der zur Gewohnheit hatte, die Wirthsfrauen zu Gräfinnen zu erheben, oder aber ſeine Gunſt der Kellnerin zuzuwenden, wenn die Gebieterin ſich zu ſpröde zeigte. Dieſer gütige Landesvater, der in prächtigem Baſſe die Freuden der Jagd und den Jammer ſeiner Bauern beſingt, wird eiferſüchtig über Albert, er löst von dem Juden den Schuldſchein um

das Doppelte ein, in der Hoffnung sich an seinem glücklichen jungen Nebenbuhler zu rächen. Einstweilen aber tröstet er sich mit dem Besitze Margarethens, die er auf sein Grafenschloß führt und sie mit prächtigen Kleidern bedeckt. Albert führt Zeila in sein bescheidenes Studentenstübchen, Albert studirt und Zeila stickt, und schon haben sie durch Arbeit und Enthaltsamkeit jeder Art den Segen des Himmels verdient und die dreißig Goldthaler erspart, die zur Befriedigung des Grafen dienen sollen, als ein Schwarm wilder Cameraden, Studenten wie er, in seine Wohnung dringen, und ihn auffordern mit ihnen zu dem Feste der drei Könige zu gehen. Die Einladung wird angenommen, um so mehr als Zeila von Albert erfahren, daß er ihren Zauberschleier besitzt, und sie ihm erklärt hat, daß sie vorziehe mit ihm eine glückliche Sterbliche, als ohne ihn unsterblich im Himmel zu seyn."

Um sich der Lust des Volksfestes bis ans Ende und ungestört überlassen zu können, steckt er seine Schuldsumme in eine lederne Tasche, die er am Gürtel trägt. Die Königsbohne wird gezogen, Zeila zieht sie und wählt zu ihrem König Albert, der sich mit ihr auf einen improvisirten Thron setzt. Und nun kommt der große Spectakel in Panagruelischem Aufzuge vor dem Throne der Majestäten vorbei: mittelalterliche Waffenknechte in kölnischer Farbe und Tracht; hinter ihnen die Handwerke und Zünfte, ausgezeichnet durch ihre besondern Abzeichen und Sinnbilder, hier die Obsthändlerinnen mit einem Adam und Eva, die von der verbotenen Frucht essen, dort die Sticker mit einer „Jungfrau, die Stickzeug vor sich hat," dort die Hosen und Strumpfwirker, mit Producten ihres Gewerbes neben einer nackten Figur, dort die Goldschmiede mit einem silbernen Gefäße, weiter die Schlosser, die Waffenschmiede, die Sattler, die Fischhändler und die Schiffer in gleicher Weise versinnlicht. An diesen Zug schließt sich der ehrwürdige Magistrat der Stadt und an ihre Pilger, Schiffbrüchige, Hellebardirer, die drei Könige aus Morgenland, Melchior, Balthasar und Kaspar an, die letztern mit prächtigen Kleidern, zu Pferd und in einem Ornate und mit gekrönten Turbanen, wie sich die damalige Phantasie (nach Herrn Scribe's Angabe) die Morgenländer vorstellte. Das ist nicht Alles: nebst den Herrschern aus dem Mohrenlande kommen schwarze und weiße Dienstleute aller Art und Kleidung, große Herren im Hermelinmantel, Stratioten, d. h. fremde Truppen, vom Kaiser Maximilian gedungen, und allerlei Ungeheuer und Flügelpferde mit Narren beladen, die in grotesker Gestalt die Wappen der Stadt Köln zur Schau tragen. Es scheint, daß der Olymp selbst sich in diesen mittelalterlichen Narrenzug mischen wollte, denn plötzlich langt Bacchus mit der Ariadne auf einem Wagen an, den vier Satyre ziehen. Satyrn, Faunen, Bacchantinnen, Bacchus, Ariadne und der dicke Silen, wie ein Trupp gewöhnlicher Sterblichen tanzen wild durcheinander. Mitten in diesem Taumel aber hat ein geschickter Beutelschneider die Geldbörse des glücklichen Albert abgeschnitten, und da der Herr von Cronembury ihn an die Zahlung mahnt und er an seinen Säckel greift, hat er kein „Petermännchen" mehr. Da zieht der Landesherr vom Leder und bringt mit dem Flamberg auf den widerspänstigen Schuldner ein, zu dem sich seine Cameraden, die Studenten, gepaart hatten. Mitten in diese sonderbare Execution kommt Zeila gerannt, und spießt sich in den Harber ihres Albert, der sinnlos zu Boden stürzt, und den wir wieder auf dem Schlosse des Grafen finden, wo auch Zeila gefangen gehalten wird. Denn, obgleich verwundet, stirbt sie nicht, sonst wäre mein Bericht aus. Albert wird wahnsinnig, weil er glaubt, seine geliebte Fee getödtet zu haben und bei seinem Erwachen gewahr wird, daß ihm der Zauberschleier entwendet ist. Margaretha ist diesmal die Schuldige, die seine Ohnmacht mißbraucht hat. Genug, Cronembury läßt Zeila die Wahl, ihn zu ehelichen oder aber Albert muß sterben. Albert will das letztere, aber Zeila opfert sich, um ihn zu retten. In dieser Herzensnoth wirft sich Albert zu Margarethens Füßen und beschwört sie, ihm den Zauberschleier zu geben, oder aber ihn an Zeila auszuliefern, die dann unwiderbringlich für ihn verloren seyn werde. Margarethe läßt sich erweichen, und wie sie der armen Braut den Schleier anheftet, erhebt sich diese in der Luft und fliegt durch das offene Fenster nach dem Feenhimmel im Harz. Dort aber langweilt sie sich fürchterbar, und da ihr die Feenkönigin gestattet, einen Wunsch zu thun, so verlangt sie auf die Erde zurückzukehren, und, eine schlichte Sterbliche, mit ihrem Albert Erdenglück und Leid theilen zu dürfen. Der Wunsch wird ihr gestattet und wir sehen sie aus dem Himmel durch alle Stationen der Luft hindurch, in der fernen Stadt Köln, in die Arme unsers unglücklichen Studenten sinken. Amen.

Das ist die wunderbare Geschichte, die zu Paris, der großen Weltstadt, auf der Bühne der königlichen Akademie der Musik, aufgeführt ward am Tag der Gnade, dem ersten April im Jahr 1859. Lieblich anzusehen war der See im Harz, das Wirthshaus der Frau Margaretha. Schön und würdig das alte Köln, auch ohne die poetische Zugabe des Harzgebirges, prachtvoll und grotesk das Dreikönigsfest, der Narren und die mythologische Parade. In dem Feenhimmel hat Hr. Philastre de Cambon wahrhaft eine Phantasie der Tausend und Eine Nacht entwickelt; besonders hat uns gefallen, daß die Feenkönigin ganz einzig war auf ihrem hohen, flimmernden Throne. An der Erdfahrt endlich, die Zeila, die Himmelfliehende, macht, wurde uns eine vortreffliche Anschauung der Fahrten zu Theil, die Faust mit Mephisto auf dessen Mantel durch die irdischen Räume macht. Erst sieht man nichts als Luft und Raum. Allmählich tauchen die höchsten Bergspitzen, Wälder, Hügel, Thäler, Flüsse, Kirchenthurmspitzen und Häusergiebel auf, bis wir zuletzt in dem Dachstübchen Alberts wohlbehalten anlangen.

Sie kennen nun selbst die Dichtung der neuen Oper. Das enthebt mich der Kritik. Mich hat sie ergötzt, in mehr als Einer Beziehung; viele Längen werden bei den folgenden Darstellungen wegfallen. Die Musik Auber's trägt das Gepräge des Gedichtes. Ohne nach dieser ersten Vorstellung schon ein Urtheil fällen zu wollen, kann ich doch sagen, daß sie mich im Ganzen höchst unbefriedigt gelassen hat. Auch die geistreiche Anmuth, die sonst Auber so natürlich ist, habe ich nur stellenweise bemerkt, manche Arien und Charakterstellen sind ganz verfehlt. Das hindert nicht, daß große und kleine Kinder eine Zeit lang den Feensee besuchen und beklatschen werden.

(Projectirte Reise des Grafen Castelnau.) Dieser durch seine naturhistorischen Kenntnisse und seine Reisen unter den Indianern Nordamerika's bekannte Mann hat von New-York aus an die französische Regierung einen Plan zu einer wissenschaftlichen Reise durch den nordamerikanischen Continent eingeschickt, der von allen diplomatischen Behörden und Consuln in jenem Lande lebhaft unterstützt wird. Der Vorschlag des jungen Naturforschers ist, sich Bahn zu machen durch die noch unbekannten Gegenden, die sich vom Winnepeg-See ostwärts bis an den stillen Ocean ausdehnen, dessen Ufer er dann südwärts verfolgen würde bis nach Californien, um über Texas zurückzukehren. (Gazette de France 4 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 107.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 April 1839.

Stellung der Frauen im Orient.

(Aus Urquharts Tagebuch.)

Die Liebe unter den Geschlechtern ist im Orient keineswegs die wichtige Angelegenheit, die sie bei uns ist. Bei uns steht sie als alleinige Gottheit oder Götzenbild, vor dessen Altare alle anderen Neigungen geopfert werden, vor dessen Gesetze alle anderen Pflichten schwinden. Die Ehe ist, im Allgemeinen genommen, die Aufregung zur Auszeichnung, die Belohnung des Erfolges, und steht als Hauptepoche in unserm Daseyn. Doch der Spruch: „Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Weibe anhangen," ist vom Evangelium in den Koran nicht übergegangen. Die Leichtigkeit der Ehescheidung, die Erlaubniß mehr als Eine Frau zu haben, sind nicht sowohl die Ursachen, als die Wirkungen des bestehenden Unterschiedes der Volkssitten. Wo die Zuneigungen in die übrigen Verhältnisse so stark verwickelt sind, und wo, aus Gewohnheit und bei der allgemein geltenden Bauart der Häuser, die Familie so beständig zusammenlebt, kann die Frau nicht die ausschließliche Zuneigung, nicht die häusliche Macht erlangen, die sie in Europa von der Macht der Gewohnheit herleitet, so gut, wie aus der verhältnißmäßigen Schwäche anderer Bande, besonders der Bande zwischen Eltern und Kindern. Die Frau im Orient ist nicht die Herrin vom Hause, sie ist die Tochter der Mutter ihres Mannes. Wollte man ihnen von einem Lande erzählen, wo die Mutter das Familiendach meiden müßte, um ihres Sohnes Frau Platz zu machen, so würden sie das Mährchen für einen Versuch halten, ihre Leichtgläubigkeit auf die Probe zu stellen, oder für eine Satyre auf die menschliche Natur.

Bricht ein Türke, in häuslicher oder politischer Beziehung, die Fesseln der Gewohnheit, so haben seine Leidenschaften keinen ferneren Zaum. Der allgemeine Inhalt des Lebens im Harem ist aber, soweit ich im Stande gewesen bin, darüber zu urtheilen, von ruhigem, aber zufriedenem und glücklichem Gleichmuthe, mit Ausnahme des keineswegs gewöhnlichen Falles, wo mehr als Eine Frau das Ansehen und die Vorzüge im Harem theilen.

Eines Abends sprach ich mit einem Turken von einem Ausfluge, den ich auf ein paar Wochen machen wollte, und er bot sich mir zum Begleiter an. Am folgenden Morgen fand ich ihn indeß ganz verandert, und nachdem er verschiedene Entschuldigungen versucht, sagte er: „Ich will mich nicht schämen, Euch den wahren Grund zu sagen, warum ich mein Versprechen von gestern Abend nicht erfüllen möchte. Als es mir einfiel, wie ich es meiner Frau anbringen sollte, wußte ich das Ding nicht anzufangen. Für eine so lange Abwesenheit konnte ich ihr keinen Grund angeben, der ihr genügt hatte, und wenn ich unnützerweise aus meinem Hause weglaufen wollte, müßte sie da nicht glauben, ich bekümmere mich nicht darum? Nun aber ist meine Frau aus einem reichen Hause und aus Konstantinopel (Scheherli), und doch hat sie in diesem armen Dorfe fünfzehn Jahre mit mir gelebt, und nimmer habe ich yok oder ah von ihren Lippen gehört" (d. h. Ausdruck des Mißvergnügens oder Widerspruches). Dieses Beispiel, das ich nicht als Ausnahme gebe, von Gefühlen, die wir nicht für fähig halten würden, die Flitterwochen zu überleben, nach fünfzehnjähriger Ehe, wird hoffentlich für meine verheiratheten Leser nicht verloren seyn. Denselben Ton der Harmonie und der Anhänglichkeit habe ich jedesmal beobachtet, wenn ich Gelegenheit hatte, von den Gefühlen der Türken für ihre Häuslichkeit zu urtheilen.

In einem Lande, wo die Formen von so überwiegender Wichtigkeit sind, nicht nur im Verkehre, sondern in der wirklichen Verfassung der Gesellschaft; wo sie nicht nur gewissenhaft beobachtet werden in ihren unendlichen Abstufungen zwischen den verschiedenen Rangstufen und Verwandtschaftsgraden, sondern wo sie diesen Rang selbst bilden und festsetzen und fast die Verwandtschaft selbst, — da ist es klar, daß aus diesen Formen das entscheidenste Zeugniß von der Achtung genommen werden muß, die ein Geschlecht gegen das andere hegt und von der Pflicht und der Ehrfurcht, die ein Verwandter dem andern schuldig seyn soll. Wahrscheinlich haben wir aus dem Umstande, daß wir nie Gelegenheit hatten, Männer und Frauen zusammen zu sehen, so allgemein und so lange Zeit hindurch den Glauben geschöpft, daß die Frauen im Morgenlande moralisch und gesellschaftlich in einer untergeordneten Stellung standen. Es ist

mir deutlich, daß ein Abriß der Art und Weiſe, wie man ſich im Innern des Harems anredet und begegnet, das Irrthümliche jener Meinung beweiſen und zugleich das angenehmſte Detail ſeyn wird, das ich geben kann.

Wir wollen uns einen vornehmen Harem denken, wo die Rückkehr des Herrn gemeldet wird, und die Frau neben der Schwiegermutter ſitzt, umgeben von ihren Dienerinnen, wie der Keleri uſtah, Kaſidſchi uſtah, Sazende baſchi, den Kalfahs und Alaiks, die mit den Tſchibukdſchis, Kaſidſchis, Ibrikdſchis, den Uſchaks und den Kulehs des Selamlik *) übereinſtimmen. Durch das gewöhnliche Zeichen verkündet eine Alaik die Ankunft des Hausvaters; in einem Augenblick verſchwindet der pantoffeltragende, leichtfüßige Haufen; die jungen Alaiks dürfen ſich nicht ſehen laſſen vor dem Ehemanne, aber andere, in zwei Reihen geſtellt, erwarten ihn an der Thüre des Harems. Er grüßt ſie mit selam aleikum; ſie halten die herabwallenden Theile ſeines Anzuges, ſeinen Säbel, wenn er einen trägt, und thun ſo, als ſtützten ſie ſeinen Ellenbogen. Seine Frau begegnet ihm vor der Thür ihres Zimmers, und nachdem er ſie auf gleiche Weiſe begrüßt, küßt ſie ſeine Hand und hebt ſie an Lippen und Stirn; dann, da wir annehmen, der Beſuch gelte der Mutter, folgt ſie ihm ins Zimmer. Seine Mutter ſteht auf; nun läßt er plötzlich ſein vornehmes Weſen fahren, geht vorwärts, beugt ſich bis auf den Fußboden und haſcht nach ſeiner Mutter Hand, um ſie gleichfalls an Lippen und Stirn zu bringen; die Mutter thut dasſelbe. Dann ſetzt ſie ſich wieder in ihre Ecke und ſagt: „Oturun evlatum," — „ſetz dich, mein Kind." Ehrerbietig dankt er für die Einladung, und vielleicht muß ſie wiederholt werden, bevor er ſie befolgt, und dann ſetzt er ſich in ehrerbietiger Stellung und etwas entfernt, oder auf das Schilteh auf dem Fußboden. Die Dienerinnen haben ſich längs des niedrigen Theiles des Zimmers unterhalb des Divans geſtellt; nur die Frau ſteht mitten auf dem freien Raume, denn die Mutter mag nicht ſo frei ſeyn, ſie in Gegenwart ihres Sohnes zum Sitzen einzuladen, und der Sohn nimmt ſich dieſe Freiheit nicht in Gegenwart der Mutter. So bleibt es bei dem ganzen Umgange unentſchieden, wer der Wirth ſey; jeder behandelt den Andern mit den Ceremonien, die der Gaſt dem Wirthe erweiſet, denn ich habe nicht nöthig zu wiederholen, daß im orientaliſchen Ceremoniell der Gaſt höheren Ranges der Wirth ſeines Wirthes wird. Obgleich aber dieſe Formen zu jeder Zeit der Zuſammenkunft ſtrenge beobachtet werden, ſtören ſie nicht den natürlichen Geiſtesaustauſch oder die Beweiſe der Liebe.

Da indeß im Harem jede Perſon ihr eigenes Zimmer und Einrichtung hat, ſo trifft es ſich nie, daß ein Sohn ſo plötzlich vor ſeiner Mutter erſcheint. Zuvörderſt wird zu der begünſtigten Dienerin geſchickt, um zu erfahren, ob die Mutter angekleidet iſt und Beſuch annimmt. Wird das bejaht, ſo wird zu ihr ſelbſt geſchickt, ihr Sohn wünſche ihre Füße zu küſſen, und nachdem ſie eingewilligt, erſcheint er an ihrer Thür.

Die Frau ſcheint freilich ſehr verſchieden von unſern Begriffen behandelt zu werden, aber ihr Mann behandelt ſie wie eine jüngere Schweſter, und das weicht in keiner Weiſe von der Behandlung eines jüngeren Bruders ab. Das Geſchlecht macht darin keinen Unterſchied. Andrerſeits zeigt die Art, wie eine Mutter ihren Sohn oder ihre Tochter behandelt, einen viel größern Grad von Anſehen, das ſie als Frau genießt, als man in Europa findet.*)

Auch der Große und der Mächtige kann ſich nicht losmachen von dem Anſehen, das dieſen Gewohnheiten und Formen zufolge die Mutter über ihre Kinder ausübt. Man denke ſich, daß Ibrahim Paſcha eine ganze Woche lang im Harem ſeiner Mutter auf eine günſtige Gelegenheit wartete, ihr eine Bitte vorzutragen, daß er, endlich vorgelaſſen, ihre Füße küßte, zum Sitzen nicht eingeladen wurde und anderthalb Stunden mit gekreuzten Armen vor ihr ſtand. Nicht weniger belehrend iſt der Gegenſtand dieſes Unwillens. Mehemed Ali hatte vor mehrern Jahren, mit der Gleichgültigkeit gegen die Vorurtheile und Gewohnheiten ſeines Vaterlandes, die in ſeinem Charakter liegen, Umgang gehabt mit einer Sklavin ſeiner Gemahlin, der Mutter des Ibrahim Paſcha. Das hatte die alte Dame gewaltig übelgenommen, und da Mehemed Ali ſich der Entſcheidung der Kadun (Frau vom Hauſe) nicht unterwarf, wie er hätte thun müſſen, ſo verließ ſie ſein Haus und wohnt ſeitdem für ſich im Schloſſe. Dieſer Auftritt häuslichen Skandals war indeß zu arg für Mehemed Ali Paſcha, als daß er nicht die Wirkung hätte fühlen und eine Verſöhnung wünſchen ſollen. Alle ſeine Verſuche waren indeß fruchtlos. Den Mann verachtend, der ihr dieſe Schmach angethan, ihr, die ſie ihm nicht nur Söhne, ſondern Helden geboren, beharrte ſie bei ihrer Weigerung, auch nur einmal ſich um ſeine Verſuche zu bekümmern, denen ſie immer dieſelbe Antwort gab: „Ich weiß nicht, wer Mehemed Ali iſt" Inzwiſchen verlor er ſeinen Sohn Tuſſun Paſcha, und dieſer Verluſt ging ihm ſo nahe, daß er Anfälle von Raſerei und Wahnſinn bekam, ſo daß man ernſtlich um ſein Leben beſorgt war, und er eine Zeit lang im Zuſtande der Bewußtloſigkeit blieb. Da ging ſein Weib zu ihm; ſo lange er in Gefahr war, verließ ſie nicht ſein Kopfkiſſen, dann aber ging ſie wieder in ihre Wohnung. Das führte zu einem neuen Verſöhnungsverſuche; ſie antwortete, wenn auch Mehemed Ali Paſcha ſeine Pflichten verletze, ſo könne ſie doch darum nicht die ihrigen verkennen; ſie habe ihre Pflicht gethan, jetzt aber ſey er wieder wohl, bedürfe keiner Hülfe von ihr und deßhalb höre ſie auf, daran zu denken, daß er in der Welt ſey. Bei dieſer Gelegenheit beobachtete Ibrahim Paſcha die Etiquette, die mich darauf führte, des Umſtandes zu erwähnen, wo er, der Eroberer Syriens und der Sieger bei Konieh, eine alte Frau demüthig anflehte, dem Vicekönig von Aegypten zu verzeihen, und wo ſie ſeine Bitte abſchlug.

*) Geſellſchaftszimmer.

*) Mit den Achtungsgefühlen der Türken gegen das weibliche Geſchlecht ward ich zuerſt bekannt, als ich mit einigen muſelmänniſchen Arzneien in das Zimmer eines bettlägerigen Kranken trat, den ſeine Mutter pflegte. Die ganze Geſellſchaft begrüßte die Dame mit dem Handkuſſe.

Briefe aus Griechenland. VI.

(Fortsetzung.)

Geht man anderthalb Stunden von dem Dorfe abwärts nach der äußersten Nordostspitze, so gelangt man in viertelstündiger Entfernung von einer kleinen Bucht, wo sich Spuren eines Molo finden, zu einem alten Marmorbruche, liest an einer Felswand einige Worte, wonach es scheint, daß diese Gegend dem Apollon geweiht war, und trifft etwas weiterhin eine unvollendete kolossale männliche Statue, auf dem Rücken liegend, Gesicht und Brust gefurcht, vermuthlich durch Regenwasser. Bei den Eingebornen heißt diese Figur Apollo. In dieser Gegend, und namentlich auf dem steilen Berge, welcher die genannte Bucht gen Osten begränzt, will man noch alte Mauerwerke sehen, wie denn überhaupt manche Bergspitze der Insel, selbst eine von Koronon, Reste von Befestigungen, Schutt, Cisternen zeigen soll, denen bis jetzt noch keine Besuche von gelehrten Antiquaren zu Theil geworden sind.

Von Komiaki begab ich mich auf mühsamen Steigen über Wothri (βόθροι), wie zwei ebenfalls ganz armselige Ortschaften, die nur im bisherigen Betriebe der eine Stunde unterhalb liegenden Schmirgelbrüche eine mäßige Nahrungsquelle hatten, von ihrer Lage in einer wilden Schlucht benannt werden, nach dem Flecken Aperanthos. Diese ganze Gegend, in der auch die großen Steine auf den Dächern der einstöckigen Wohnungen an unsere Gebirgsdörfer erinnern, ist unfreundlich und rauh, und wenn die Ebenen und Küstenstriche von Naxos Winterfröste gar nicht kennen, so hält sich hier oben der Schnee längere Zeit. Vor Aperanthos indessen kommt man zu einer erfreulicheren Strecke, durch ein gut angebautes Gefilde mit vielen Weinpflanzungen, Obstbäumen, starken Eichen. Es wächst hier ein vortrefflicher Wein, und insbesondere ist eine Art davon zu rühmen, welche mit unserem Rheinweine viel Aehnlichkeit hat. Auch besitzt der Flecken bessere Häuser, überhaupt mehr Wohlstand, als die bisher genannten; er liegt am Fuße des Phanári, aber hoch über dem Meere, das hier nicht sichtbar ist, indem Berge von allen Seiten die Aussicht benehmen. Ueber Aperanthos hinaus bemerkt nun der Reisende mit Vergnügen, daß er endlich die Gränze der rauhesten Gebirgslandschaft erreicht hat, und während sein Fuß noch diese berührt, weidet sich sein entzücktes Auge an einer Aussicht, welche ihn alle bisherigen Beschwerden leicht vergessen läßt. Denn von der Höhe herab sieht man ein ungefähr drei Viertelstunden langes und eben so breites Thal, fast in der Mitte der Insel gelegen, von Bergen ganz umgeben, voll von Olivenbäumen und Eichen, dazwischen und als Einfassung der Rander viele schimmernde Ortschaften und hier und da emporragende Thürme, Werke, welche ursprünglich zum Schutze gegen plötzliche räuberische Einfalle gebaut wurden, und sich auch sonst noch, namentlich an der Küste, finden. Diese Vertiefung hat von den Galläpfeleichen den Namen λάκκος τῆς Δρυμαλίας (Grube von Drymalia). Noch ist es aber zweifelhaft, ob man mit gesunden Gliedern da unten eintreten wird, denn dazwischen liegt noch der gefährlichste Steig unter allen, welche auf der Insel zu überwinden sind. Ich saß von meinem Maulthiere ab, half ihm, wo es stecken blieb, weiter, kletterte, rutschte, sprang, und war so glücklich, mit heiler Haut nach Philóti zu entkommen, welches links in einem Winkel am Fuße des Ziaberges liegt, recht schöne Gärten und Ueberfluß an Wasser hat. Des Bergsteigens überdrüssig konnte ich es nicht über mich gewinnen, eine ansehnliche Grotte unterhalb des steilen Gipfels vom gedachten Berge zu besuchen, und begnügte mich mit der Beschreibung, die man mir davon machte. Nach dieser ist der Eingang zu der feuchten, dunkeln Höhle, die man nur mit Fackeln besichtigen kann, ungefähr sechs bis sieben Fuß hoch; sie erstreckt sich einen Pistolenschuß weit in den Berg bei wenig geringerer Breite und mit beträchtlicher Höhe des Gewölbes; mehrere losgerissene, große Felsstücke liegen durch einander auf dem Boden; weißer Tropfstein, fast wie Alabaster, aber von gröberem Korne, hat fünf bis sechs Fuß hohe Säulen von wenigstens einen halben Fuß im Durchmesser schön gebildet, und sonst verschiedene Gestalten angenommen. Statt nun diese hochgelegenen Herrlichkeiten zu besehen, hielt ich mich im Thale und brachte daselbst zwei fröhliche Tage zu, indem ich den Hain in verschiedenen Richtungen durchschnitt. Unter den Landhäusern zeichnet sich vor allen durch die Festigkeit seiner Bauart, durch die Annehmlichkeit seiner Lage, so wie durch das Ansehen seines Besitzers, das thurmartige Gebäude aus, welches in der Ortschaft Aladrimi angetroffen wird. Markopolitis ist die bedeutendste Person auf Naxos; sein Name wiederhallt im Archipel; reich, klug, verständig, beredt waltet er als unabhängiger Herr; wenn seine Gesinnungen wirklich so aufrichtig sind, als er sie darstellt, wird sein Einfluß nur wohlthätig seyn. Als wir mit einander auf die geringe Bevölkerung zu sprechen kamen, welche in den angeblich vier und vierzig Ortschaften von Naxos nicht einmal der auf Tinos gleich kommt, während doch 60,000 Menschen sich mit Leichtigkeit nähren könnten, bezeichnete er die Hindernisse, welche die Kirche den Ehebündnissen zwischen Verwandten entgegenstelle, und meinte, die Regierung würde gut thun, wenn sie bei der bestehenden vielfältigen Verschwägerung der Landleute unter einander ein Abgehen von den strengen Kirchensatzungen erlauben, oder doch ein Auge dabei zudrücken würde. Gelegentlich sey hier bemerkt, daß die Ehen auf den Dörfern von Seite des weiblichen Geschlechtes sehr frühzeitig geschlossen werden, und zwölf- oder dreizehnjährige Frauen gerade keine Seltenheit sind.

(Schluß folgt.)

Pentland's Reisen in Bolivia und Peru.

In der geographischen Gesellschaft vom 25 März theilt Hr. Pentland eine Skizze seiner Reisen in Peru und Bolivia während der zwei letzten Jahre mit. — Als er im August 1827 in Arica gelandet war, ging er nach La Paz, damals dem Regierungssitz von Bolivia, wohin ihn seine Anstellung als englischer Generalconsul rief. Auf dem Wege dahin verweilte er kurze Zeit in Tacna, einer großen Stadt, 11 Meilen vom Seehafen gelegen, und von den bedeutendsten fremden Kaufleuten bewohnt. Nachdem er seine Lage bestimmt hatte, ging er über die westliche Cordilleren beim Paß Gualillas, der, wie er fand, 14,700

Fuß über die Meeresfläche ſich erhebt; Perſonen, die aus den niederen Gegenden am ſtillen Ocean bis zu dieſem Punkte aufſteigen, leiden ſehr an den Wirkungen der dünnen Luft, und manche ſind daran geſtorben. Nahe bei dem Paß Gualillas ſah Hr. Pentland ein gigantiſches Unternehmen, das einer ſeiner Landsleute entworfen hatte und leitete — einen Canal, der beſtimmt iſt, die Waſſer eines Fluſſes, der jetzt in entgegengeſetzter Richtung fließt, über einen Paß der weſtlichen Cordilleren in das Thal von Tacna zu leiten, um es zu bewäſſern. Das Werk wurde von einem Engländer, Namens Scott, entworfen, und hauptſächlich auf Koſten engliſcher Kaufleute in Tacna ausgeführt. Der Punkt, wo der Fluß Uchuſuma in den Canal fällt, liegt 14.562 Fuß über dem Meere, und ſeine Ausdehnung wird 40.000 Schritt (yards) betragen, ehe er die höchſte Linie der Andes erreicht. — Im Frühjahre beſuchte er die weſtlichen Küſten des großen Sees von Titicaca, die alte peruaniſche Provinz Callao, das fruchtbare Thal Yucay und hielt ſich einige Zeit in Cuzco, der ehemaligen Hauptſtadt der Incas auf, wo bis jetzt nur General Miller und Hr. Bowring geweſen, und von dem wir keine andern Berichte haben, als was in Alcedo's Compilation zu finden iſt. Der berühmte Sonnentempel, jetzt Kirche des St. Domingo, liegt unter dem 15° 51′ S. B. und 72° 4′ W. L. und gegen 11.000′ über der See. Während ſeines Aufenthalts entwarf Hr. Pentland einen Plan der alten und neuen Stadt und unterſuchte die vielen Reſte von peruaniſchen Bauwerken, die immer noch vorhanden ſind. Hr. Pentland legte der Geſellſchaft mehrere Zeichnungen ſolcher Ruinen vor, und verweilte beſonders bei dem bemerkenswerthen Styl cyclopiſcher Bauart in den Gebäuden der Peruaner, nicht weniger merkwürdig wegen der Sorgfalt und Genauigkeit, womit dieſe ungeheuren Steinmaſſen verbunden ſind, als wegen den ungeheuren Maſſen ſelbſt: einige der Blöcke, aus denen ſie zuſammengeſetzt ſind, wiegen mehr als 150 Tonnen. Darauf beſuchte Hr. Pentland die nicht weniger merkwürdigen Ruinen von Ollantay-Tambo und die nordweſtliche Gränze der großen öſtlichen Cordilleren und fand Gelegenheit, hier zum dritten Mal, einen Fluß zu beobachten, der ſeinen Weg durch die Andes brach, den Yucay, der hier aus dem Baſſin von Ollantay-tambo und Urubamba in das von St. Ana tritt; nachdem er ſchon früher zwei andere Flüſſe beobachtet hatte, den La Paz am ſüdöſtlichen Fuße des Illimani und Mayiri, am nordöſtlichen des Nevado bei Sorata. Während dieſer Reiſe beſtimmte Hr. Pentland die Lage von faſt 40 Punkten nach aſtronomiſchen Berechnungen, und mit Hülfe des Barometers ihre Höhe über dem Meeresſpiegel, namentlich die Lage und Höhe jedes bedeutenden Punktes der öſtlichen Cordilleren zwiſchen den 14° und 15° der Breite. Darauf beſuchte er die öſtlichen und nordöſtlichen Küſten des Sees Titicaca, die vorher noch kein wiſſenſchaftlich gebildeter Reiſender beſuchte. Auf dem öſtlichen Ufer fand er eine große Ackerbau treibende Bevölkerung, faſt ausſchließend aus Indiern beſtehend, die die Aymara-Sprache ſprachen, und entdeckte verſchiedene ausgedehnte Ruinen der alten Peruaner, beſonders Grabdenkmale, welche eine frühere weit ſtärkere Bevölkerung anzuzeigen ſchienen, als jene Gegenden jetzt enthalten. „Auf einem dritten Ausfluge in das Thal Sorata, ſagt Hr. Pentland, unterſuchte ich den Lauf des Fluſſes Mayiri, wo er die öſtlichen Cordilleren durchbricht, am nordweſtlichen Ende des Nevado de Cachſani, einen Theil des gigantiſchen Ancohuma (Nevado de Sorata) und beſtimmte die Lage dieſes intereſſanten Punktes, und der verſchiedenen Dörfer der Provinzen Larecaja und Muñecas, von denen der Eine dadurch merkwürdig iſt, daß von ſeiner gegen 3000 Seelen ſtarken Bevölkerung der männliche Theil vorzugsweiſe als Quackſalber und Wahrſager herumziehen, und mit einem in den heißen Thälern an der öſtlichen Abdachung der Cordilleren geſammelten Kräuterbündel das Land verlaſſen und von einem Ende Südamerika's bis zum andern wandern. Man trifft ſie in Chili, Buenos-Ayres und Bogota. Sie bringen auf ihren Reiſen große Summen Gold zuſammen, die ſie nach ihrer Rückkehr im Trunke verſchleudern. In ihren Gewohnheiten ähneln ſie ſehr den Zigeunern, haben eine ganz andere Geſichtsbildung als die übrigen Indianer und nähern ſich ſehr den Juden. Die Sprache, die ſie unter ſich ſprechen, iſt ihnen ganz eigenthümlich, und den Aymara-Indianern gänzlich unbekannt, innerhalb deren Gebiet auch der Berg liegt, worauf Curba ſteht. Dieſe Iſolirung einer einzelnen Race (denn ich halte das Volk von Curba für ganz verſchieden von den andern Indianern dieſer Provinz) trifft ſich nicht allein in Curba; auch ein anderer Diſtrict der Provinz Muñecas, Amarata, deſſen Einwohner ſich kaum auf 3000 Seelen belaufen, ſpricht eine verſchiedene Sprache. Die Bewohner von Amarata ſchlagen vorzugsweiſe Holz an den Abhängen der Cordilleren, daß ſie in die benachbarten Provinzen Peru's führen. Dieſe Iſolirung der Curbeñas und Amarateños kann ich nur aus dem Coloniſationsſyſtem der Inkas erklären, welche *ganze* Nationen aus einem Theil ihres großen Reiches in einen andern verſetzten." Hr. Pentland hat eine große Menge der Denkmäler der alten Peruaner geſammelt, und hofft im Stande zu ſeyn, eine richtige Karte von den Gebirgsdiſtricten Bolivia's und Südperu's zu entwerfen, die eine der intereſſanteſten Gegenden Südamerika's umfaſſen wird, ſowohl in Bezug auf die Geſchichte der alten Peruaner, als in Bezug auf die phyſiſche Geographie der gigantiſchen Gebirgskette vom Cap Horn bis Panama.

Hundert ruſſiſche Literatoren. Das Buch der Hundert und Ein (le livre des cent-et-un), das die franzöſiſchen Schriftſteller für Ladvocat verfaßten, um dieſem in ſeiner Bedrängniß zu helfen, der ihnen ſo oft geholfen, hat ſchon ſeit längerer Zeit die Ruſſen zur Nachahmung gereizt, und endlich nach Verlauf mehrerer Jahre iſt das Buch unter dem obigen Titel (sto russkish literatorow) bei Smirdin, der 80.000 Rubel darauf verwandt haben ſoll, erſchienen, und zeugt wenigſtens in ſo fern gleich für die ruſſiſche Literatur, als der Herausgeber 4000 Exemplare abſetzen muß, um nur die Koſten zu decken, ein Abſatz, der noch vor 20 Jahren für fabelhaft gegolten hätte. Das Buch, welches auch Bruchſtücke von Puſchkin und Marlinski (Beſtuſchew) enthält, ſcheint (nach der Nord. Biene Nr. 58 v. d. J.) ſehr gemiſchten und zum Theil ſehr mittelmäßigen Inhalts.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 45** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: An ein Tauſendſchönchen.** Von Burns. — **Aſton.** Von demſelben. — **Neuere ſpaniſche Lyrik.** (Fortſetzung.) — **Der Mönch.** (Schluß.)

In das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 8 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 108.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 April 1839.

Die Leichenfeierlichkeiten und die Tänze der Indianer in Mexico.

Auf meinen Wanderungen durch die Gebirge auf der östlichen Seite des Vulcans Orizaba, auch Citlaltepetl genannt, hatte ich mich eines Nachmittags vom rechten Wege verirrt und befand mich bald in einem dichten Walde. Außer der großen Straße von Vera-Cruz nach Mexico gibt es nämlich in diesem Lande keine ordentlichen Wege, und darum kann man sich sehr leicht verirren.

Ich wollte nicht umkehren, da ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatte, auf den rechten Weg zurückzukommen, und da mein Maulthiertreiber behauptete, daß der schmale Fußpfad, den wir eingeschlagen hatten, in ein Dorf führen müsse. Lange Zeit zogen wir an dem Rande eines waldigen Hügels hin, ohne auf angebautes Land zu treffen, und schon wollte die Sonne hinter den Gebirgen untergehen, als der Schall einer Glocke uns anzeigte, daß wir uns einem Dorfe näherten.

Bei einbrechender Dämmerung stiegen wir in ein kleines Dorf herab, dessen Lage reizend war. Der Engpaß, den wir zuletzt verfolgt hatten, erweiterte sich hier und bildete ein Thal von ungefähr 3000 Fuß in der Länge und 1200 Fuß in der Breite; ein ansehnlicher, von alten Sabinos bekränzter Bach schlängelte sich durch das Thal und bewässerte einen fruchtbaren Boden, und das Dorf selbst lag in einem Dickicht von Fruchtbäumen, hauptsächlich Orangen, Bananen, Anacates, Chirimojas, Sapotes. Die darin befindlichen Häuser waren nicht aneinander gebaut, sondern es war immer ein bedeutender Raum dazwischen, und jede Wohnung war noch besonders von Orangen, Bananen und payugas umgeben. Die Rosenbäume und mehrere andere Blumen, die noch außerdem um viele Häuser gepflanzt waren, zeigten mir an, daß ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung aus Indianern bestand, welche das Aeußere ihrer Wohnungen auf diese Weise auszuschmücken pflegen. Ich nahm meinen Weg nach der Kirche zu, in deren Nähe sich immer tiendas (große und kleine Buden) finden, wo man die nöthigen Bedürfnisse für sich und für die Lastthiere kaufen kann. Auch wohnen hier gewöhnlich die angesehenern Leute des Orts, bei denen man ein Unterkommen findet. Ich erhielt ein solches mit leichter Mühe in einem benachbarten Hause. Mein Wirth war ein freundlicher Mann von ungefähr 40 Jahren. Er war nicht ganz weiß, aber auch kein Indianer, und mochte zu den Farbigen gehören, welche man hier trigenios nennt. Obschon er seinem Stande nach Landbebauer war, so konnte er doch lesen und schreiben, und er war damals Alcalde des Dorfs. Seine Frau, von weißerer Farbe als er, und noch ziemlich frisch, beeilte sich mir ein Abendessen zu bereiten, und ihre beiden recht hübschen Töchter gingen ihr dabei zur Hand.

Ich trat unterdessen vor das Haus und setzte mich auf eine Matte von Palmblättern. Es war eine ruhige, herrliche Nacht in den ersten Tagen des März; die in voller Blüthe stehenden Orangenbäume hauchten ihre Wohlgerüche aus, der Himmel war von keiner Wolke getrübt und kein Lüftchen bewegte die Atmosphäre. Alles war in tiefer Ruhe, nur eine Zinzontle ließ aus dem Dunkel der Bäume ihren Gesang ertönen, der bis in mein Innerstes drang und mir das Bild so vieler glücklichen Tage, die ich in meinem Vaterlande verlebt hatte, im Geiste vorführte.

Jetzt ging der Mond hinter den benachbarten Gebirgen auf und warf sein magisches Licht auf die majestätischen Bäume, welche die Kirche umgaben. Meine Augen ruhten traurig auf dem hohen Gebäude, denn so hatte ich in meiner Jugend oft die Kirche in meinem Geburtsorte gesehen.

Aus meiner Träumerei wurde ich durch die Töne eines Saiteninstruments geweckt, die von der linken Seite der Kirche herzukommen schienen. Gleich darauf bemerkte ich zwischen den Bäumen eine Procession mit brennenden Fackeln, die sich langsam dem heiligen Orte näherte.

„Ist dieß ein Leichenbegängniß?" fragte ich meinen Wirth, der sich zu mir gesellt hatte.

„Ja," entgegnete er, „es ist das Leichenbegängniß einer jungen Indianerin. Wenn es Euch gefällig ist, so können wir es in der Nähe mit ansehen."

Ich nahm seinen Vorschlag gern an, und wir begaben uns auf den Kirchhof, welcher in allen indianischen Dörfern sehr rein gehalten wird und mit Bäumen bepflanzt ist. Die Pro-

cession zog so eben ein. Zuerst kamen zwei Männer mit Guitaren, worauf sie von Zeit zu Zeit gewisse Accorde griffen, dann erschien ein Anderer, welcher ein großes, hölzernes Kreuz trug, und diesem folgte, da in dem Dorfe kein Pfarrer wohnte, ein Indianer, welcher ein aufgeschlagenes Buch in der Hand hielt, worin er leise zu lesen schien. Hierauf kamen zwei andere Personen, welche die Functionen von Sacristanen verrichteten und den Weihkessel und den Weihwedel trugen. Hinter ihnen erblickte man die Leiche, welche von vier Indianern auf einer Matte getragen wurde, dann folgten mehrere Weiber, welche Blumen und eine thönerne Räucherpfanne von ganz besonderer Form trugen, und endlich schloß den Zug ein Haufe Männer und Frauen, welche Pechfackeln in den Händen hatten und stillschweigend einherschritten.

Als man an der Begräbnißstätte angelangt war, wurde die Leiche neben der Gruft niedergelassen; sie gehörte einem jungen Mädchen von ungefähr 15 Jahren an. Auf dem Kopfe hatte sie einen Blumenkranz, und angethan war sie mit einem weißen Kleide, welches mit bunten Papierstreifen und mit Flittergold besetzt war.

Die Frauen, welche dem Leichenbegängniß beiwohnten, gingen nun einigemal um die Gruft und um die Todte herum, wobei sie ein leises Gemurmel hören ließen; dann folgten Sprengungen mit Weihwasser nach dem Gebrauche der katholischen Kirche.

Jetzt trat der Vater der Verstorbenen zu den Füßen seiner Tochter hin, und richtete, unter Weinen und Schluchzen, einige Abschiedsworte an sie, die mit lebendigem Ausdruck gesprochen und von gleichen Gesten begleitet wurden. Dann umarmte er sie, küßte sie mehrmals auf die Stirn, auf die Brust und auf die Füße, und einige der nächsten Verwandten thaten ein Gleiches.

Als dieß vorüber war, senkte man die Leiche in die Gruft. Der Vater sprach von neuem einige Abschiedsworte, und warf ein paar große Steine in die Grube. Die übrigen Verwandten streuten der Reihe nach eine Hand voll Erde hinein, dann wurde das Grab zugeschüttet.

Zum Schluß wurden einige brennende Fackeln auf die Gruft gesteckt und Blumen gestreut, worauf man sich in derselben Weise, wie man gekommen war, wieder entfernte.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Griechenland. VI.

(Schluß.)

Ueberall, wohin ich kam, fand ich bei den Eingebornen die zutraulichste Gemüthlichkeit und die beste Aufnahme von der Welt. Was mich jedoch nicht wenig verletzte, war die übertriebene Ehrerbietung, die mit der tiefsten Selbsterniedrigung dem Fremden dargebracht wird. Der Grieche ist noch heute, wie ehemals, in seiner Zuneigung eben sowohl als in seiner Abneigung ausschweifend. So brachte ich zu Damariona in dem Haus eines Abgeordneten der letzten Nationalversammlung die angenehmsten Stunden zu. Aber wenn sich der wackere Alte bei dem glänzenden Mahle von seinem Stuhle erhob, seine weiße Mütze vom Haupte nahm, und auf die Gesundheit meiner ἐξοχότης (Excellenz) anstieß, dann ward es mir weh um das Herz; alle Thaten und Leiden, die er für die Freiheit ausgeführt und erduldet haben mochte, traten lebendig vor meine Seele, und meine thatenlose Jugend, die vergebens lauten Einspruch that, gab wenigstens im Stillen dem geprüften Alter den Ehrennamen zurück. Wo in ein Haus die Freude eingezogen ist, da darf Musik nicht fehlen; so auch hier. Eine Rohrpfeife in Begleitung einer Art Pauke (τύμπανον) versammelte nach Tisch auf der Terrasse, über die eine dichte Rebenlaube voll der schönsten und größten Trauben erquickenden Schatten verbreitete, eine zahlreiche Menge, und ergoß über die interessanten, hier auf den Bänken sitzenden, dort an das Geländer gelehnten Gruppen der Weiber, Kinder, Priester, die alle den Tönen der einförmigen Instrumente aufmerksam lauschten oder die Gesichter auf den Fremdling wandten, die friedlichste Heiterkeit. Nach einer Weile änderte sich diese schöne Scene, und es begann im geräumigen Zimmer, nachdem mehrere festlich geputzte Mädchen in feinen weißen Röcken und kurzen Spenzern, aber von kränklichem Aussehen erschienen waren, ein Tanz, und die bekannte Weise, wornach die Theilnehmenden einen Halbkreis bilden, dessen Glieder sich nicht mit den Händen, sondern an Schnupftüchern halten, und alle nach der Reihe an die Spitze treten und die Bewegungen anführen. So dauerte es geraume Zeit, nur daß zum Ueberfluß eine kurze Unterbrechung durch einen Kirchengesang erfolgte, welchen man von einem schwachen, bleichen Knaben zum Besten geben ließ, den aber mein ausländisches Ohr trotz der allgemeinen Bewunderung nicht für schön finden konnte. Rührend war es, als ich dem gastfreundlichen Hause Lebewohl gesagt hatte, und hierauf an vereinzelten Wohnungen im Haine vorüberritt, wie die davor sitzenden Männer und Weiber aufstanden, mit der Hand auf der Brust sich verbeugten, und in dem herzlichen Zurufe: *ὁ θεὸς νά σε πολυχρονῇ* (Gott lasse dich lange leben!) mir, wie Einem aus ihrer Mitte, ihre Wünsche nachschickten.

Von Drymalia führte mich der Weg nach der Stadt zuerst über eine ganz steinige Anhöhe an einem Palaokastron aus dem Mittelalter vorüber, hierauf nach Potamia hinab, einem wegen seines Reichthums an Wasser so benannten Orte, von da weiter nach Melanäs, wo die Bergabhänge dicht mit Oelbäumen bewachsen sind und sich schöne Gartenanlagen finden, endlich über die sogenannte Au (λιβάδι), in der ich das erste wasserleere Flußbeet sah. Diese bis zur Stadt sich erstreckende, an fünf Viertelstunden lange und nicht viel weniger breite Ebene wird durch die Winterregengüsse zur Genüge bewässert. Ihr trefflicher Boden hat schon sechs und sieben Jahre hintereinander reiche Ernten gegeben. Der Fuß der daran hinziehenden Hügel ist mit Reben besetzt.

Nach Verlauf einer überaus angenehmen Woche kehrte ich nun vor einigen Tagen in die Stadt zurück, mit der gewonnenen Ueberzeugung, daß die Alten vollkommen Recht hatten, die Hauptinsel der Kykladen wegen ihrer üppigen Fruchtbarkeit

Klein-Sicilien zu benennen. Eines nur ist zu bedauern, daß sie nirgends einen Hafen hat, und ich begreife nicht, wo die große Zahl Kriegsschiffe, die sie zur Zeit ihrer Blüthe im Alterthum besaß, untergebracht werden konnte, wenn ich nicht annahm, daß dieselben in dem geräumigen Hafen der damals von ihr abhängigen Insel Paros lagen.

Es wäre sehr anziehend, die Geschichte dieser wichtigen Insel im Einzelnen verfolgen zu können. Sie war mehrfach ein Gegenstand wissenschaftlicher Bestrebungen, aber leider sind alle betreffenden vorchristlichen Darstellungen verloren gegangen, und es finden sich in der alten Literatur nur noch wenige gelegentliche Erwähnungen ihrer Schicksale. Bekannter sind die Zeiten der Herrschaft der Lateiner, wiewohl auch hierüber die Quellen noch wenig zugänglich sind, und das Buch des Jesuiten Robert Sauger in Verborgenheit liegt. In einer französisch abgefaßten, handschriftlichen Beschreibung der Insel, die sich hier vorfindet, ist neben der Reihenfolge der katholischen Erzbischöfe seit der Einnahme von Rhodus durch Soliman den Prächtigen auch die der Herzoge von Marco Sanudo an bis zum letzten Crispo herab verzeichnet, und sonst noch manche Andeutung gegeben, die ich dir nicht vorenthalten will.

Das Herzogthum des Archipels, das am Anfange des 13ten Jahrhunderts gegründet wurde, umfaßte ursprünglich die Inseln Milos, Kimolos, Polykandros, Santorini, Anaphi, Jos, Siphnos, Paros, Antiparos und die Residenz Naxos. Allmählich jedoch trat durch die Sitte, den Prinzen des herzoglichen Hauses eine Insel zum Unterhalte zu überlassen, eine Zerstückelung ein, und am Ende bestand der Staat nur noch aus Naxos. Seit Unterwerfung der Insel unter die Osmanen bestanden mit einem gewissen Schein der Unabhängigkeit drei abgesonderte Gemeindewesen der nicht zahlreichen, aber die meisten Güter besitzenden Katholiken, der griechischen Stadtbürger und der Landleute, die alle von feindseligen Gesinnungen gegen einander erfüllt waren. Die Abgaben waren so vertheilt, daß die letzten die Hälfte, jene beiden je ein Viertel zahlten. Um sich türkische Agas fern zu halten und die Früchte frei und ungestört einzuernten, entrichteten die Einwohner jährlich an den Großherrn 16 bis 20,000 Thaler; außerdem hatten sie dem Kapudan Pascha bei seinem alljährlichen Besuch eine bedeutende Summe Geldes so wie eine bestimmte Menge Lebensmittel zu liefern. In Gerichtssachen herrschte völlige Willkür. Der türkische Richter entschied zu Gunsten dessen, der ihm am meisten gab, und wenn sein Amt nach einem Jahre zu Ende ging und ein anderer an seine Stelle kam, so fingen die Rechtshändel von neuem an. Hatte Jemand etwas begangen oder verbrochen, so wurde er auf eine Galeere geschickt, nach einiger Zeit aber die Gemeinde vom Befehlshaber gezwungen, als wäre er genug gestraft, ihn loszukaufen.

Die Katholiken haben noch den oberen Theil der Stadt, das Kastron, inne. Sie halten nicht wenig auf ihre Abstammung von italienischen, spanischen, französischen Abenteurern, nennen sich Grafen und Barone, und haben an ihren Häusern ihre Familienwappen angebracht. Ihre hohen, geräumigen Wohnungen, ihr altfränkisches Hausgeräthe, ihre ergötzlichen Weibertrachten, sind mittelalterlich wie sie selbst und ihre Ideen. Von den verschiedenen geistlichen Orden, die frühzeitig den Weg nach Naxos gefunden haben, wie die Bruderschaft der Observanten, die Capuciner, Jesuiten, Lazaristen von Paris und die Schwesterschaft der Ursulinerinnen, bestehen gegenwärtig nur noch einige schwache Reste.

Aus der Zeit des ersten Herzogs Marko Sanudo stammt der zerstörte herzogliche Palast in der Mitte des Kastron, so wie die katholische Hauptkirche mit fünf Schiffen, in der sich sechs von Delos hieher gebrachte Säulen befinden. Mit dem Kastron ist die untere, von den Griechen bewohnte Stadt verbunden; beide Theile sollen mehr denn 2000 eng gebaute Häuser haben. Die Griechen haben in neuerer Zeit eine große Kirche gebaut und zwei Schulen gegründet, eine für wechselseitigen Unterricht und eine höhere, hellenische, welche gegenwärtig zum allgemeinen Schmerze geschlossen sind. Unfern der Kirche ist ein Brunnen, dessen Salzwasser man zum Waschen braucht; er wird nach der Ariadne benannt, die, einer Sage gemäß, in dieser Gegend von Theseus verlassen wurde. Wenn ich noch die Reste eines Arsenals an dem sogenannten Hafen erwähne, welches von den Johannitern, wie man sagt, angelegt wurde, so glaube ich dir Alles bezeichnet zu haben, was hier von einiger Merkwürdigkeit seyn kann, und eile zum Schlusse meines Berichtes, in der angenehmen Hoffnung, ihn bald von Santorini, wohin ich heute Mittag abfahre, fortsetzen zu können. Ich bin dem Winde recht böse, daß er mir das Vergnügen eines Besuches auf Paros nicht gegönnt hat, will mich aber wieder mit ihm aussöhnen, wofern er mich ungehindert weiter nach Süden steuern läßt.

Bericht über die Osseten im Kaukasus.

Unter den vielen räthselhaften Völkern des Kaukasus sind die Osseten eines der allermerkwürdigsten. Sie bewohnen das Stück jener großen Bergkette, welches zwischen dem Elborus und dem Kasibek oder „Kreuzberge" liegt, und haben sich hier in den Thälern und Bergschluchten zu beiden Seiten des Gebirgs verbreitet. Ihre Hauptthäler sind die des obern Terek, des Fiag, Aridon und Uruch, und der größte ihrer von Höhen ringsumschlossener Bergkessel heißt Mägrandwaleth. Sie gränzen im Süden an die Grusinier, und gehen hier gerade so weit ins Kurthal vor, als die Wälder und Vorberge reichen; im Westen an Mingrelien und im Osten und Norden an die Tscherkessen.

Die Reisenden, welche über dieses Volk berichteten, sind noch sehr wenig zahlreich. Klaproth bereiste flüchtig ihr Land, und Viele halten seine Erzählungen für unzuverlässig. Der Akademiker Schögrin (Sjögren) ist hier der neueste Reisende, und er hat einige Nachrichten von den Osseten in den Memoiren der Petersburger Akademie publicirt. Indeß beschäftigte er sich meistens nur mit der Sprache.

Ein dritter Reisender, der fast alle Thäler der Osseten durchstreifte, ist ein russischer Beamter, Hr. Alexander Gregoriewitschky, den ich hier der Kürze wegen nur immer Hr. Alexander nennen will, mit dem ich das Glück hatte, in einem Seebad am schwarzen Meer in der Nähe von Odessa eine Zeitlang zusammenzuwohnen. Nach seinen Angaben und Rissen, die er über die Lage der ossetinischen Thäler und Berge

aufnahm, sind die neuesten Specialkarten dieser Gegend in Petersburg verfertigt. Auch stammt von ihm die Abhandlung über die Osseten in einem größern officiellen russischen Werke über den Kaukasus her. Darin sind jedoch nur solche Dinge aufgenommen, welche die Administrativbehörden näher interessiren konnten, nicht aber die vielen kleinen Beobachtungen, die der Reisende über die Sitten und Lebensweise des Volkes machte. Auch sonst wurden diese noch nirgends öffentlich besprochen. Und ich glaube daher dem Allem nach nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn ich hier über die Osseten zusammenstelle, was mir jener Augenzeuge darüber in unsern langen Abendunterhaltungen mittheilte. Einiges ist neu, Einiges wird zur Bestätigung des Bekannten dienen.

Das Jahr seiner Reise war 1828. Paskewitsch gab ihm dazu den Auftrag, und die Umstände, auf denen die Möglichkeit der Ausführung beruhte, waren diese: als Unterbeamten von Paskewitsch war es Hrn. Alexander gelungen, einige der berüchtigsten Anführer der Osseten gefangen zu nehmen, die er aber nicht als Gefangene behandelte, sondern, indem er schon seinem Zweck vorbaute, als die werthesten Gastfreunde aufnahm. Die ossetinischen Herren waren von ihm entzückt und schlossen Freundschaft mit ihm. Er entließ sie sogar endlich aus der Gefangenschaft, und sagte ihnen, daß er dieß nur ihnen zu Gefallen auf seine eigene Hand thäte, und daß er sich vielleicht gar darüber mit seiner Regierung brouilliren könnte. Die Osseten luden ihn dafür freundlichst ein, sie einmal in ihrem Lande zu besuchen. Sie wollten Alles für ihn thun, was in ihren Kräften stände. Hr. Alexander versicherte sie, daß er allerdings gern ihr Land einmal besuchen möchte, und nahm ihnen, für den Fall, daß er kommen würde, das Versprechen ihres Schutzes und ihrer Gastfreundschaft ab. Als er zur Abreise fertig war, gab er dann seinen Gastfreunden Nachricht, und diese erwarteten ihn am Rand ihrer Berge, und geleiteten, zehn Männer an der Zahl, ihn und seinen armenischen Dolmetscher überall hin, wohin er wünschte. Und durch ihre Vermittlung wurde er denn nun auch fast aller Orten gut aufgenommen. Nur hie und da machten sie einige Exceptionen, wenn sie den Bewohnern der einen oder andern Thalschlucht nicht recht trauten. Gefahr war dennoch allerdings an manchen Orten, besonders da zuweilen in der Seele der Gastfreunde einige Zweifel an der Lauterkeit der Gastfreundschaft ihres Schützlings aufstiegen. Allein Hr. Alexander dachte nicht an Gefahr, so lange er in den Bergen war, und es fiel ihm erst später ein, wie glücklich er hie und da durchgekommen war.

Die Osseten sind ein uraltes Wurzelvolk, das von allen umwohnenden Stämmen völlig verschieden ist. Sie gehören weder, wie die Abchasen, Mingrelier und Imerethier, zu dem grusinischen, noch wie viele östliche Kaukasusvölker zu dem lesghischen Stamme, noch sind sie, wie die Tscherkessen, ein gemischtes Volk, sondern vielmehr ein reiner, ungetrübter und ungemischter Urstamm, der in gerader Linie von einem Sohn Japhets abstammt. Dieser Sohn hieß Os, und sie nennen sich daher selbst Ossi. Ihre Sprache, die sie noch heutiges Tages reden, ist eine der ältesten der Welt, und enthält Wurzelworte für alle Sprachen Europa's (vielleicht nur die finnischen ausgenommen). Sie sprechen langsam, wie die Deutschen. Ueberhaupt haben sie in dem Vortrag und Klang der Sprache so viel Germanisches, daß Hr. Alexander immer meinte, sie müßten es verstehen, wenn man sie deutsch anrede. Dazu kommt, daß sie auch blonde Haare und blaue Augen haben, während die grusinischen Stämme dunkeläugig und schwarzhaarig sind.

Die Osseten waren in den ersten sieben Jahrhunderten nach Christus mächtig und alle unter einem Oberhaupte vereinigt, beherrschten einen großen Theil des Kaukasus und selbst alle die ebenen Steppengegenden bis zum Don und der Wolga. Nach Süden hin kriegten sie beständig mit dem grusinischen Königreich, ja selbst mit den Armeniern. Noch jetzt heißt eines ihrer Thäler zur Erinnerung an diese Zeit „das armenische Defilée." Die grusinischen Chroniken sind voll von diesen beständigen Kriegen mit den Ossen, für deren Geschichte überhaupt sie die vorzüglichste und fast einzige Quelle sind. Später wurden sie von den Chazaren besiegt, die am Ende des siebenten Jahrhunderts auftreten und ihre im russischen Süden weitgehende Herrschaft gründeten. Die Ossen sind nun in ihre Berge zurückgewiesen und den Chazaren sogar tributpflichtig. Alle Jahre mußten sie einen Tribut in Ochsen zahlen, der „Begar" hieß, und alle 2 Jahre eine in andern Dingen bestehende Abgabe, die „Schtschukar" genannt wurde. Seit dieser Zeit geriethe ihre ganze Staatsgesellschaft in Verfall, und selbst das Christenthum, das von Grusien aus unter ihnen Wurzel geschlagen hatte, zerfiel wieder in völligen Ruin. Sie haben jetzt kein gemeinschaftliches Oberhaupt, und hängen nur noch durch Sprache, Sitten, Stamm und Familienverwandtschaft zusammen. Gegen die Russen haben sie ihre Unabhängigkeit bisher noch fast vollkommen erhalten.

Das Christenthum befindet sich bei den Osseten jetzt im folgenden, höchst merkwürdigen Zustande des Verfalls und der Verkommenheit, in dem es so wenig dem unsrigen gleicht, wie ein Schutthaufen einer Kirche. Sie haben keine Priester irgend einer Art, auch nicht einmal heilig gehaltene und hoch geachtete Einsiedler, wie andere Kaukasier. Sie haben auch keine Kirchen, und halten durchaus keine sonntäglichen Versammlungen zur Uebung des Gottesdienstes. Nur hie und da finden sich die Ruinen einiger alten Kirchen. Diese Ruinen haben zweierlei Werth bei ihnen. Vor den gewöhnlichen nehmen sie im Vorbeigehen bloß den Hut ab. Bei den heiligeren aber steigen sie vom Pferde und gehen zu Fuß daran vorüber. Wenn man sie nach der Ursache dieses Verfahrens fragt, so wissen sie nichts darauf zu antworten, als „es gehöre sich so" und „ihre Väter hätten es ihnen gelehrt." Den siebenten Tag ehren sie damit, daß sie barhaupt gehen. Darauf halten sie aber sehr streng. Es mag schneien oder gewittern, sie mögen zu Hause oder auf der Reise seyn, sie gehen immer ohne Kopfbedeckung. Sonst aber unterscheidet sich ihr Sonntag in gar nichts von den anderen Wochentagen. Eigentlich nehmen sie schon am Sonnabend — den sie „Shabate" nennen*) — den Hut ab, und setzen ihn erst am Montag Morgen wieder auf. Sie haben durchaus kein heiliges Buch irgend einer Art. Das Zeichen des Kreuzes machen sie nie. Auch findet sich sonst weder in ihren Häusern noch an den Wegen ein Kreuz oder irgend ein Heiligenbild. Allein sie haben auch keine Götzenbilder. Sie feiern freilich einige kirchliche Feste, so z. B. das des heiligen Elias, welches nach griechischem Style auf den 20 Julius fällt, dann auch Weihnachten. Doch besteht die ganze Feier darin, daß sie gewisse Speisen kochen, selber recht viel davon essen und einen Theil in ein einsames Zimmer stellen, damit der Hausgeist davon speise. Sie sind sehr unglücklich, wenn er es nicht thut, freuen sich aber allemal, wenn etwas an den Speisen fehlt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wie weit doch dieß jüdische Wort gewandert ist! Auch die Russen nennen den Sonnabend „Sbubota."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 109.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 April 1839.

Briefe aus Griechenland. VII.

(Von Dr. Gottfried Herold.)

Santorini, am 22 August.

Eine kaum fünfzehnstündige Fahrt auf einer wohl noch einmal so langen Wasserstraße, als die von Mykonos nach Naxos führt, hat mich vor acht Tagen aus dem Kreise der Kykladen weg und in das [illegible] auf eine Insel gebracht, welche unter den bewohnten und bedeutsamen dieser ganzen Inselwelt die einzige ist, die heutzutage offenbar einen durchaus in keinem Zusammenhange mit dem Alterthume stehenden Namen trägt. Santorini hieß nämlich in der grauen Vorzeit Kallisti, als noch Phönicier im Besitze davon waren, deren Ansiedelung die Alten mit dem Zuge des Kadmos nach Böotien in Verbindung bringen. Acht Menschenalter soll diese phönicische Herrschaft gewährt haben. Dann trat eine neue Epoche ein, in welcher die minysch-dorische Niederlassung auch eine Aenderung des Namens bewirkte. Es geschah nach den auf uns gekommenen Berichten ein Menschenalter vor der Wanderung der Jonier nach Kleinasien, daß der Kadmeier Theras, der zu Sparta während der Minderjährigkeit seiner Neffen Prokles und Eurysthenes die Regentschaft verwaltet hatte, und, wie Herodot sagt, nicht im Stande war, sich in eine untergeordnete Rolle zu finden, nachdem er einmal die Herrschaft gekostet hatte, eine kleine Anzahl der durch Pelasger aus Lemnos vertriebenen Minyer nebst einer Schaar Lakedämonier auf drei Schiffen hierher führte, und die Insel in Besitz nahm. Sein Andenken wurde alljährlich noch in den spätesten Zeiten gefeiert, und nach seinem Namen soll die Insel Thera benannt worden seyn. Eine einzige That ist von den alten Theräern bekannt, nämlich die Anlegung der Pflanzstadt Kyrene in Libyen, veranlaßt durch eine lang anhaltende Dürre auf der Insel. Bekannter, ich möchte sagen berüchtigter, wurde Thera's Name durch das, was sie litt, durch schauerliche Naturerscheinungen, die ihr von Zeit zu Zeit den Untergang drohten. In Folge gewaltiger Erschütterungen riß sich zuerst Therasia davon los, und die Stelle des versunkenen Landes nahm ein bodenloses Wasserbecken ein; später wurden aus der Tiefe desselben durch mehrere Ausbrüche des unterseeischen Feuers zwei Inselchen hervorgeschleudert. Im Mittelalter erlebte man ebenfalls ähnliche Erscheinungen, und es ist zu vermuthen, daß die christliche Bevölkerung, um vielleicht die Insel vor weitern Gefahren zu behüten, dieselbe unter Heiligenschutz stellen zu müssen geglaubt, und ihr den Namen Santorini beigelegt habe.

Indem mir an dem nördlichen Ende [illegible] überfiel mich unwillkürlich ein Grausen. Die unergründliche Tiefe, über welcher man in einem so schwachen Fahrzeuge schwebt, die zu einer überraschenden Höhe ansteigenden, steilen Uferwände, welche von ihrer vulcanischen Entstehung zeugen, die Ungewißheit im ersten Augenblick, ob und wie man hinaufklimmen und menschliche Wohnungen erreichen werde, dieß Alles muß auch das Herz des Muthigsten ergreifen. Man athmet erst wieder leicht, wenn man den wegen des nicht seltenen Herabrollens losgerissener Felsstücke sehr gefährlichen Pfad zurückgelegt hat, dessen vielfache Krümmungen zu einem Flecken hinanführen, der von seiner Lage in diesem Theile der Insel Apanomería (ἀπάνω μερειά oder τὰ ἀπάνω μέρη) heißt. Die meisten Einwohner haben ihre Grundbesitzungen auf dem westlich davon gelegenen Therasia, welches übrigens auch bewohnt ist. Die Häuser sind, wie allenthalben auf Santorini, gewölbt und mit Plattdachern versehen, oder die Gewölbe zeigen sich auch auswendig. Zur Wölbung bedient man sich einer Mischung von Puzzolanerde, oder, wie man hier sagt, Weißerde, welche sich überall in Menge vorfindet, und von Kalk, was zusammen bekanntlich einen fast unverwüstlichen Mörtel bildet.

Während ich von Apanomería auf einem Maulthier ohne Sattel auf der Höhe des westlichen, durchgängig sehr steilen Ufers langsam nach der Hauptstadt ritt, hatte ich Zeit genug, bald rechts die entsetzliche Tiefe unter mir bis zu den jenseitigen, eben so abgeschnittenen Felsenwänden von Therasia anzustaunen, bald links die ganze Breite des nach Osten allmählich abfallenden Landes zu übersehen. Dort unten erblickte ich nicht sehr weit vom Ufer drei schwarze Felseninseln: jene zwei, von denen oben die Rede war, die nördlichste und kleinste von allen μικρὴ καμένη (die kleine verbrannte), die südlichste παλαιὰ καμένη (die alte verbrannte) genannt, und mitten zwischen

ihnen eine größere, welche das Meer erst im Jahre 1707 unter langen, heftigen Wehen gebar, die noch jetzt raucht und Bimssteine auswirft, und νέα καμένη (die neue verbrannte) heißt. In größerer Entfernung entdeckte ich noch einen vierten Felsen, von dem Bimssteine (κλασουρα), womit er bedeckt ist, ἀσπρόνησα (Weißinsel) genannt. Aus Bimsstein besteht auch die ganze Oberfläche von Santorini. Nirgends sah ich hier fließendes Wasser, dagegen überall Cisternen; schickt der Himmel im Winter nicht genug Regen, so drückt leicht Wassermangel. Der Boden hat indessen innere Feuchtigkeit, und wenn gleich Bäume nicht fortkommen, wie man denn nur bei Kirchen oder in Gärten einzelne Cypressen, Palmen und Oelbäume gleichsam versuchsweise gepflanzt hat, so gedeiht doch der Weinstock so überaus wohl, daß man ihm alles Erdreich ausschließlich überläßt. Alle Weine, die hier bereitet werden, sind vorzüglich; am besten jedoch ist der weiße und rothe süße Wein, den man vin santo nennt. Sie werden am häufigsten nach Rußland ausgeführt, und man erhält dagegen von dort die meisten Lebensbedürfnisse; Oel und Käse holt man von Kreta.

Ich begegnete unterwegs einigen reitenden Weibern, die, anständiger als die von Moreás, nicht nach Männer Art saßen, und ganz verschleiert waren. Diese Vermummung geschieht, [illegible] lästigen Staub, welchen der lockere Bimsstein verschlecht, so wenig als das männliche, vor dem Ausfallen der Haare gesichert, ein Umstand, der auch in Mykonos vorkommt, dessen Bewohner schon vor Alters als Kahlköpfe berüchtigt waren. Auch hört man über Verlust der Zähne als über ein hier gewöhnliches Uebel klagen, das selbst junge Mädchen oft schon treffe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Leichenfeierlichkeiten und die Tänze der Indianer in Mexico.

(Fortsetzung.)

Ich fragte nun meinen Wirth, ob dem Leichenbegängnisse nicht noch andere besondere Ceremonien vorausgingen. „Allerdings," gab er zur Antwort, „und ich wünschte, Ihr könntet einmal Alles mit ansehen, denn in Eurem Lande mag es wohl ganz anders seyn." Der Platz, wo der Leichnam liegt, wird so viel wie möglich mit Matten, Tüchern und Blumen ausgeschmückt, und die Leiche selbst, welche in einer Ecke liegt, noch besonders mit Blumen und Kerzen umgeben. Am Abend vor der Beerdigung kommen alle Nachbarn, Bekannte und Verwandte des Hauses, und machen einen stillschweigenden Besuch. Besonders erscheinen die Frauen in großer Anzahl, welche sich vor die Leiche setzen, sie anstarren und sich leise über sie unterhalten. Der Hausherr reicht Speise und Trank, besonders Branntwein, Pulque und Tepache, herum. Nach dem Gebet, welches mit eintretender Dunkelheit gesprochen wird, kommt Musik, und man singt und tanzt die ganze Nacht hindurch. „Unser Pfarrer, ein sehr strenger Mann," fügte mein Wirth hinzu, „hat diesen Gebrauch schon oft untersagt, aber er besteht dessen ungeachtet noch fort. Wenn ein kleines Kind stirbt, so tanzen wir Weißen ebenfalls, denn alsdann kann man sich nur darüber freuen, daß das kleine Wesen in dem Zustande der Unschuld in den Himmel gekommen ist."

Unter diesen Gesprächen waren wir wieder in unserer Wohnung angelangt, wo uns das Abendessen erwartete. In diesem Lande macht man schneller Bekanntschaft mit den Bewohnern, als bei uns; sie sind lebendiger und aufgeweckter, als unsere Landleute, und dazu nicht so plump. Der Bewohner der ärmsten Hütte sagt zu dem Fremden: „Herr, mein Haus und Alles, was ich besitze, steht zu Euerm Dienste, seyd zufrieden mit dem, was ein Armer anbieten kann." So war auch mein Wirth, Don Diego, der schnell mein guter Freund wurde, als er von mir hörte, ich sey ein Deutscher und ein guter Christ.

Mein Diego richtete nun eine Menge Fragen an mich, und bald fragte er, ob Deutschland in Spanien liege, ob es an der Gränze von Rom, und wie weit es von da bis nach Jerusalem sey. Alles, was ich ihm erzählte, setzte ihn in großes Erstaunen, und er sagte, ich müsse auch mit andern Leuten des Dorfes, seinen Gevattern, Bekanntschaft machen, welche ebenfalls Weiße wären, und auch gerne erfahren möchten, wie man auf der andern Seite lebe. Er schlug mir darauf vor, mit ihm in das Sterbehaus zu gehen, wo wir viele Leute antreffen würden, die sich mit Tanzen belustigten. Da mir dieß interessant war, so gingen wir dahin.

Unter Bäumen, vor einer niedrigen Wohnung, war ein geebneter und rein gekehrter Platz, wo mehrere Paare nach der Musik einer Guitare tanzten. Die übrigen Anwesenden, Männer und Frauen, saßen rings umher auf Matten, und einige darunter sangen mit schreiender Stimme die Melodie der Tanzmusik.

Die Nationaltänze, die hier aufgeführt wurden, haben für den, der sie zum erstenmal sieht, etwas sehr Befremdendes. Sie sind nicht indianischen Ursprungs, sondern dieselben, welche das Volk in Spanien tanzt, obschon einige darunter bloße Nachahmungen dieser sind. Ihre Namen indessen geben den Beweis, daß sie in diesem Lande entstanden sind: z. B. der Montezuma, Malinche, El Marques (der Name, den die Indianer noch heutzutage dem Ferdinand Cortez geben). Ich bin geneigt, zu glauben, daß diese Tänze nur veränderte indianische Tänze sind, wie ich weiter unten darthun werde.

Die Gesellschaft betrachtete mich mit neugierigen Blicken, ohne sich jedoch in ihrem Tanzvergnügen stören zu lassen. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen: Guten Abend, wo kommt Ihr her? Wo wollt Ihr hin? bot man mir eine Matte zum Sitzen und Erfrischungen an. Dann wurde mir eine compañera (Tänzerin) zugeführt, eine runde, braune Indianerin, die mich zum Tanz aufforderte. Obschon ich bereits früher mehrmals genöthigt gewesen war, an diesen Tanzbelustigungen Theil zu nehmen, so entschuldigte ich mich doch damit, daß ich nicht tanzen könne, und daß ich zu ermüdet sey. Darauf ließ

man mich in Ruhe. Die Guitaren ließen ſich von Neuem hören, und die tanzenden Paare ſprangen, ſo ſchön ſie konnten.

Es werden zwar auch Walzer und Contretänze in Menge getanzt, aber nur in den Städten, und auch da bloß in den vornehmern Cirkeln. Die niedern Claſſen tanzen nur ihre Jarabes, Fandangos und Boleros, wobei gewöhnlich jedes Paar für ſich allein tanzt, und nur ſelten zwei Paare vereint. Alle dieſe Tänze werden von Muſik begleitet, welche bald Vocal-, bald Inſtrumentalmuſik iſt. So lange der Geſang dauert, iſt der Tact langſam, der Tanz iſt mimiſch, und entſpricht den Worten der Strophe. Dann kommt die Guitare daran, der Tact wird lebendiger, der Tanz geht raſcher, die Paare nähern ſich, und machen häufig Stellungen, die das Schamgefühl verletzen.

Im Allgemeinen iſt der Sinn des Tanzes eine Aufforderung zur Liebe, die bald angenommen, bald abgeſchlagen wird, und zwar in der mannichfaltigſten Weiſe. Zum Beiſpiel ſtellt die Tänzerin eine Waiſe (huerfana) dar. Sie beklagt ſich, daß ſie keine Eltern mehr habe, daß ſie verlaſſen ſey und Niemand mit ihr tanzen wolle. Der Tänzer ſucht ſie zu tröſten, ſie ſetzt ſich endlich nieder, der Tänzer tanzt um ſie herum und legt ihr die Hand auf den Kopf. Ein anderesmal ſtellt der Tänzer einen Betrunkenen (boracho) vor, er wankt nach dem Tacte bald auf die eine, bald auf die andere Seite und ſucht die Tänzerin zu erfaſſen, die ſich nach allen Richtungen dreht und ihm zu entgehen ſucht. Der Schläfer (el dormido) wird von drei Perſonen, zwei Männern und einer Frau, getanzt. Die Frau tanzt mit ihrem Mann und hinter dieſem tanzt der Liebhaber, welcher, um vom Manne nicht entdeckt zu werden, alle Bewegungen desſelben nachahmt, und die Tänzerin beſtändig von ſeiner Liebe unterhält. Endlich bedeckt er das Geſicht des Mannes mit einem Tuch, dieſer ſchlaft ein und jener fällt der Tänzerin zu Füßen und umarmt ſie.

Ich könnte noch ganze Blätter anfüllen, wenn ich eine Beſchreibung aller dieſer Tänze geben wollte, die außerordentlich zahlreich ſind, wie die Menge der Namen beweiſt: z. B. findet man el zelozo (den Eiferſüchtigen), el diamante (den Diamant), las palomas (die Tauben), el gato (die Katze), las tinajas (die Weinkrüge), el mono (den Affen), el costillo, la Marica, Sr. José, el colorado etc. In der Hauptſache gleichen ſich dieſe Tänze ſehr, und unterſcheiden ſich eigentlich nur durch den Geſang und die Figuren.

(Schluß folgt.)

D'Orbigny's Karte vom Titicaca-See.

In der geographiſchen Geſellſchaft vom 25 März wurde folgender Brief von Dr. Bowring an J. B. Pentland, Generalconſul in Bolivien vorgeleſen:

„Werther Herr! Ich habe ſorgfältig die Karte d'Orbigny's vom Titicaca-See, die Sie meiner Aufmerkſamkeit empfehlen, durchgegangen und bin erſtaunt zu finden, daß ſie eine treue Copie von derjenigen iſt, die ich 1835 machte, und dieſem Herrn bei ſeiner Abreiſe von Bolivia mitgab. Daher kann ich meine Ueberraſchung nicht lebhaft genug ausdrücken, daß Hr. d'Orbigny in ſeinem eigenen Namen und als habe er es auf eigene Beobachtungen gebaut, ein Werk von mir herausgegeben haben ſollte — und Sie werden mich ſehr verbinden, wenn Sie dieſe Thatſache der königlich geographiſchen Geſellſchaft in London und dem Inſtitut de France anzeigen, unter deſſen Aufſicht die Reiſen des Hrn. d'Orbigny herausgegeben werden — um dabei für einen Ihrer Landsleute das Verdienſt anzuſprechen, die erſte erträgliche Zeichnung dieſes merkwürdigen Binnenſees gegeben zu haben. Ihre eigene Anſicht wird Ihnen ſchon gezeigt haben, daß meine Karte, die Hr. d'Orbigny die ſeinige nennt, wenn auch beſſer als jede vorhergehende, doch noch lange nicht richtig iſt. Ich kann nur für den kleinen Theil mich verbürgen, den ich ſelbſt beſuchte, und der ſich auf den ſüdlichen Golf beſchränkte, die Inſelgruppen von Aygachi und die Umgebungen der Straße Tiquina; der nordweſtliche Theil gründet ſich auf eine Karte im Manuſcript, die ich in der Sammlung des Marquis Pinedo fand, und die ich ſeither als ſehr incorrect kennen gelernt habe. Um meine Reclamation noch zu bekräftigen, darf ich noch hinzufügen, daß ich Hrn. d'Orbigny begleitete, als er auf eine Woche den Titicaca-See beſuchte, und wo er ſich nur auf eine oberflächliche Anſicht der ſüdöſtlichen Küſten, zwiſchen Tiaguanaco und Hachacocha beſchränkte. Beim Durchblättern des Atlas zu Hrn. d'Orbigny's Reiſen habe ich auch verſchiedene Anſichten der merkwürdigen peruaniſchen Flüſſe bemerkt, die, wie Sie wiſſen, in Tiaguanaco und auf den Inſeln des Titicaca und Coati ſich befinden, welche ebenfalls von mir gezeichnet ſind, obgleich Hr. d'Orbigny ſie zu den ſeinigen gemacht hat; beſonders die der beiden letztern Orte, dem Geburtsort peruaniſcher Civiliſation, die Hr. d'Orbigny nie beſuchte. Ich bin ꝛc. J. B. Bowring.

Bericht über die Oſſeten im Kaukaſus.

(Fortſetzung.)

Die Quinteſſenz ihrer ganzen Religion iſt in einem merkwürdigen Gebete enthalten, welches ſie vor der feſtlichen Mahlzeit an ſolchen Feiertagen ſprechen. Es ſtellt ſich dabei der Aelteſte der Verſammlung in die Nähe der Keſſel, in denen der Ochſe kocht, nimmt ein Stück Fleiſch und einen großen Knochen aus dem Keſſel hervor und ſpricht die Worte, den Knochen in der einen, das Fleiſch in dem andern Hand und mit dem Geſicht nach Süden gewendet, laut hervor. Das Merkwürdige in dieſem Gebet iſt, daß nichts von der heiligen Dreieinigkeit darin vorkommt. Ferner, daß gleich nach Gott der heilige Georgius angerufen wird, und dann die Mutter Gottes, dann die Erzengel, und dann auf einmal der Prophet Elias, und am allerletzten Ende erſt Chriſtus. Endlich, daß ſie darin auch die Berggipfel, von denen ſie glauben, daß die Heiligen darauf wohnen, und die alten Bergkirchen ganz ebenſo um Erbarmung anflehen, wie die Engel und Heiligen ſelbſt. Hr. Alexander theilte mir dieß Gebet ſowohl in oſſetiniſcher als ruſſiſcher Sprache mit. Ich füge der buchſtäblichen deutſchen Ueberſetzung auch das Oſſetiſche bei, um einen ungefähren Begriff*) von den Klängen dieſer Sprache zu geben, die freilich auf dieſe Weiſe für unſer Ohr wenig Germaniſches zu haben ſcheinen.

*) Ich ſage nur einen ungefähren Begriff, denn es iſt natürlich, daß manche eigenthümliche Laute der Oſſeten ſich weder mit ruſſiſcher noch deutſcher Orthographie wiedergeben laſſen.

Gebet der Offeten.

Chtschaw tabudon, chtschawna chtscho sod da chorsach nen rad.	Gott, wir bitten dich um deine Gnade für uns. Erbarme dich unser.
Wasch Kirgi chtschonda sod, da chorsach nen rad.	Heiliger Georgius, wir bitten dich, hilf uns und erbarme dich unser.
Deda Chtisa tab. d. chors. n. r.	Gottes Mutter, wir bitten dich, e. d. u.
Michael, Gabriel tabudon d. e. n. r.	Michael, Gabriel, wir bitten euch, erbarmt e. u.
Ilia tabudon, chtschonda sod d. e. n. r.	Elias, wir bitten dich, hilf uns und e. d. u.
Chochodschuar d. e. n. r.	Ihr Bergkirchen erbarmt e. u.
Narnasch Kirgi tabudon d. e. n. r.	Du Narischer*) heiliger Georg, hilf uns!
Brussabseli tschisadta tschidawgita bidis udonima chtschonde sod d. e. n. r. tabudawen.	Ihr Brussabseli**) und alle ihr Apostel und Engel, die ihr auf ihnen sitzt! Wir grüßen euch und bitten! Helft und erbarmt euch derer, die euch grüßen und suchen!
Kuwenniki aguris Monachtscho sod Gurschistani, tschi Djworta ils chtschonde sod chorsachne rad tut u adami chorsachne rad tut.	Alle ihr grusinischen Kirchen, wir bitten euch, erbarmt euch unser, und daß auch alle die Völker, die um euch wohnen, sich unser erbarmen.***) Christus, wir bitten dich, erbarme dich unser.
Restschenech chtschan nomitanenen sorestmake tabudon.	Allgüte Gottes, hilf uns nach deiner Gerechtigkeit.

In einigen Gemeinden, wo man etwas ruſſiſch geſinnt war und Hrn. Alexander ſchmeicheln wollte, ſetzten ſie auch noch dieſe Worte hinzu: „Ruskane Djwarten tabudon, Ruskane chorsachne radtut christian chtscho sod tabudon d. e. n. r.," die ſo viel bedeuten, als: „Ruſſiſche Kirchen, wir bitten euch, verſchafft uns die Gnade des chriſtlichen ruſſiſchen Kaiſers."

Obgleich von einem ordentlichen Staatsorganismus ſich unter den Offeten noch weniger Spuren finden, als von einer geordneten religiöſen Verfaſſung, ſo gilt doch das Familienhaupt. Und da nun jedes Familienhaupt um ſo wichtiger iſt, je größer und zahlreicher ſeine Familie, ſo gibt es auch in jeder Gegend und jedem Thal einen oder ein Paar beſonders einflußreiche Alte, deren Einfluß jedoch nie der Gewalt und Herrſchaft eines arabiſchen Scheiths gleich kommt. Es iſt hier Alles weit demokratiſch oder vielmehr anarchiſch wilder. Für das Familienhaupt gibt es in jedem Haus einen Stuhl mit Rücken- und Armlehne, einem förmlichen Lehnſtuhl oder Thron, der ihm allein und ausſchließlich als Ehrenplatz beſtimmt iſt. Dieſe Familienväter werden denn auch bei Privatſtreitigkeiten zu Schiedsrichtern gewählt.

Bei ſolchen Privatſtreitigkeiten geht es gewöhnlich ſo zu: wenn eine Partei ihr Unrecht fühlt, ſo unterwirft ſie ſich keinem Schiedsgerichte. Wenn aber, wie es doch meiſtens der Fall iſt, beide Theile Recht zu haben glauben, ſo wählt ein jeder von ihnen zu Schiedsrichtern drei Familienhäupter, die nicht zu ihrer nächſten Verwandtſchaft gehören. Dieſe ſechs verſammeln ſich alsdann zuſammen in einem Wald, auf einem Berg, oder wo ſonſt der Ort beſtimmt iſt, überlegen ſich den Fall und entſcheiden theils nach Billigkeit, theils nach einigen alten herkömmlichen Gewohnheiten. Da criminelle Fälle weit häufiger vorkommen als privatrechtliche, ſo ſind denn die criminalrechtlichen Gewohnheiten beſonders genau ausgeprägt. Jeder Mann iſt nach ſeinem Werthe tarirt, und ebenſo jedes Glied des Körpers.*) Und zwar Alles in der bei ihnen allein gangbaren Münze, den Ochſen und Kühen.**) Der Todtſchlag an dem Haupt einer großen Familie koſtet 1 mal 18 Ochſen. Der Ochſe iſt ungefähr zu 5 Rubel Silber (5¼ preußiſche Thaler) anzunehmen. Ein weniger bedeutender Familienvater gilt nur 9mal 9 Ochſen. Und ſo geht es herab bis auf einen gewöhnlichen Mann zu 18 Ochſen. Wie die Weiber tarirt ſind, habe ich leider nicht erfahren. Da bei jedem Fall indeß außerordentlich viel Rückſichten zu nehmen ſind, ſo erleiden dieſe Taxen immer eine Menge Abänderungen, werden ermäßigt oder erhöht. Können die Schiedsrichter nicht einig werden, ſo wird ein neues Gericht berufen, oder der Krieg bricht aus. Werden ſie aber über die Strafe einig, ſo beobachten ſie über ihren Ausſpruch, um ihn keiner Kritik der Parteien zu exponiren und keine Widerſetzlichkeit von einer Seite hervorzurufen, das tiefſte Stillſchweigen, und laſſen ihn nur nach und nach ans Licht treten. Sie legen z. B. vorläufig dem Beleidiger nur auf, der beleidigten Familie ſo und ſo viel Ochſen zu verabfolgen. Das Uebrige, ſagen ſie, werde ſich finden. Dieß vergraben ſie denn in ihrer Bruſt bis zum nächſten Jahre, wo ſie wieder einen gewiſſen Theil der Heerden des Beleidigers mit Beſchlag belegen zum Vortheile der andern Partei. Im dritten Jahre ſprechen ſie: „Jetzt zahle ſo viel Schafe. Das Uebrige wird ſich finden." Bis dann endlich ein Jahr kommt, wo ſie nach einer nochmaligen Forderung die Sache für beendigt erklären und die Parteien zum Schweigen verweiſen. Auf dieſe Weiſe verſchmerzt der Beleidigte leichter ſeine Verluſte, von denen er jedes Jahr nur einen kleinen zu erdulden hat. Und auch die Beleidigten haben Zeit, ihren Zorn und ihre übermäßigen Forderungen herabzuſpannen. Sagte man gleich die Summe, ſo lange der Streit und die Erbitterung noch glühen, ſo würden jedesmal die Einen ſie zu hoch und die Andern zu niedrig finden. Verweigert eine Partei aber doch die Erfüllung des ihr Aufgelegten, ſo zieht ſie ſich ſowohl die Feindſchaft der Richter als auch ihrer Bürgen zu. Denn auch Gewährsmänner muß eine jede Partei ſtellen, und zwar ebenfalls drei.

(Fortſetzung folgt.)

*) Nara iſt ein Defilee, an dem früher eine Kirche des heiligen Georg geſtanden hat.

**) Brussabseli heißen die höchſten Berge im Lande der Offeten. Sie finden ſich unter dieſem Namen auch auf den ruſſiſchen Specialkarten. Das Wort bedeutet auf deutſch ſo viel als „Schneeneberge."

***) Dieſe Bitte deutet deutlich genug auf die Wiege des offetiſchen Chriſtenthums hin.

*) Eben ſo wie bei den germaniſchen und andern barbariſchen Völkern.

**) Eben ſo wie bei den alten Italienern, wo ja das ſpätere Geld ſelbſt noch nach dem Vieh benannt wurde.

Die Ruſſen in Galizien und Ungarn. Das ruſſiſche Journal des Miniſteriums für Volksaufklärung hebt aus einer ſchon vor mehrern Jahren erſchienenen Grammatik der ruthenischen oder kleinruſſiſchen Sprache in Galizien einige Nachrichten über die ruſſiſch redenden Bewohner Galiziens und Ungarns aus, und berechnet die Zahl derſelben in Galizien auf 2 Millionen, in Ungarn, wo ſie von den Madſcharen Oroſz Emberek, d. h. ruſſiſche Leute, genannt werden, auf 600,000. Auffallend iſt, wie ſo nahe bei einander wohnende ſlaviſche Stämme in ihrer Sprache ſo ſehr geſchieden blieben.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 110.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

20 April 1839.

Fixirung der Dünen in Frankreich.

Hr. Billaudel, Deputirter von Bordeaux, und ehemaliger Ingenieur-en-chef der Brücken und Straßen im Departement der Gironde, hat in der Zeitſchrift der Geſellſchaft „Monthyon" Nachrichten über den Ingenieur Bremontier mitgetheilt, deſſen Arbeiten an den Küſten des gasconiſchen Golfs er ſelbſt lange Zeit fortgeſetzt hat. Wir entheben aus dem Echo du Monde Savant vom 23 März nachſtehende Auszüge.

Am gasconiſchen Golfe hat der Sand Städte und Walder verſchlungen, die Mündungen der Flüſſe verſtopft und auf dieſe Weiſe ungeheure Sümpfe und Seen erzeugt. Die Bevölkerung, immer weiter zurückgetrieben, ihrer Schifffahrt und des Fiſchfangs beraubt, von Krankheiten gelichtet, nahm an dieſer unglücklichen Küſte fortwährend ab. Der Ingenieur Bremontier, durch dieſes Schauſpiel lebhaft ergriffen, ſann auf Mittel, die Dünen zu fixiren, und nach vielen Bemühungen und langwierigen Verſuchen fand er das rechte Mittel. Um eine beſtimmte Gegend zu ſchützen, ließ er auf den oft 50 Fuß hohen Sandhügeln aus Zweigen eine Hecke in halbrunder Form ſtecken, und ſäete unter dem Schutze dieſer Hecke Samen von Meerfichten, untermiſcht mit Ginſter verſchiedener Art; das raſche Wachsthum dieſer letztern ſchützte anfangs die zarten Sprößlinge der Fichten. Nach vier bis fünf Jahren hatte der Ginſter eine Höhe von drei bis ſechs Fuß erreicht, und ſeine dichten Zweige hielten den Sand feſt, während die aus abgeſchnittenen Zweigen und geflochtenen Hürden beſtehende Schutzwand und Decke in Staub zerfiel. Bald ſchlug nun auch die Fichte kräftig an, und ihre von keinem Hinderniß aufgehaltene Wurzel drang fünf bis ſechs Metres tief in den Sand ein. Sobald einmal der Boden auf dieſe Weiſe fixirt war, ſchlugen auch andere Bäume an, und Bremontier ſäete auf den Dünen Kork- und weiße Eichen, ſo wie eine Menge anderer Bäume. Am Meeresufer ſelbſt, wo der Wind zu heftig und zu ſehr mit Salpetertheilchen geſchwängert iſt, als daß holzartige Vegetabilien fortkommen könnten, pflanzte er die unter dem Namen arundo arenaria bekannte Schilfart, die eine beſondere Vorliebe für das Meer hat. Gegenwärtig ſind 17 bis 18,000 H. Dünen auf dieſe Weiſe angeſäet, und verſprechen ſchöne Wälder zu werden; 100,000 weitere Hektaren können ohne Umſtände eben ſo angepflanzt werden, und dieſelbe Methode hat ſich auch ſchon in andere Departements verbreitet. Die Landes der Gascogne könnten allein 3 bis 400,000 Hektaren Wald geben, was dem Staat ſehr zu Gute kommen würde, da er ſeit dem Jahre 1791 nicht weniger als 1,800,000 Hektaren Wald verloren hat.

Bremontier hatte ſehr klein angefangen; ſeine erſte Arbeit ſcheint der Schutz der Kirche von Mimizan geweſen zu ſeyn, welche Stadt bereits faſt ganz unter dem Sande vergraben war, und das Thor der Kirche war gleichfalls ſchon ſo verſchüttet, daß man nur mit Mühe ſich Bahn zu derſelben machen konnte.

Die Leichenfeierlichkeiten und die Tänze der Indianer in Merico.

(Schluß.)

Man muß geraume Zeit in dieſem Lande gelebt und ſich mit den Sitten der Bewohner vertraut gemacht haben, wenn man an mehrern dieſer Tänze kein Aergerniß nehmen will. Es ſind dieſelben, die in dem Proceß der Königin von England öfters erwähnt werden.

Sämmtliche Tänze ſind nicht ſo raſch und ſo ermüdend, wie z. B. unſere Walzer. Deßhalb nehmen nicht bloß die jungen Leute, ſondern auch ältere Männer und Frauen daran Theil, und vorzüglich die Letztern ſind es, welche die unanſtändigſten Stellungen machen.

Aber nicht alle Tänze beleidigen das Schamgefühl. Viele ſind ſehr niedlich und unterhaltend, wie z. B. die Malagenio, wobei der Tänzer und die Tänzerin nach einer gegebenen Melodie abwechſelnd ſcherzhafte Strophen ſingen, oder ein anderer Tanz, bei welchem der Tänzer irgend einen Witz zum Beſten geben oder irgend einen Vers improviſiren muß. Alle Anweſenden müſſen daran Theil nehmen.

Da ich oben von den eigentlichen indianiſchen Tänzen geſprochen habe, ſo will ich auch über dieſe einige Bemerkungen mittheilen.

In allen indianischen Dörfern werden an den religiösen Festen, besonders an dem Feste des Kirchenheiligen, mimische Tänze, vorzugsweise danzas genannt, aufgeführt. Bei diesen wird nicht gesungen und nicht gesprochen, und sie unterscheiden sich sehr von den ursprünglich spanischen Tänzen. In ihre Zahl gehört vor allen der Tanz malinche. Nach einer alten mexicanischen Sage war Malinche die Geliebte Montezuma's, welcher ihr zu Ehren mehrere Feste einsetzte. Die Namen derselben und der Tanz sind bis auf unsere Zeiten gekommen, nicht aber die genauere Geschichte. Man muß gestehen, daß der Tanz, welcher von eilf Männern und einer Frau aufgeführt wird, allerliebst ist. Ein junges Mädchen stellt die Malinche vor, ein Mann den Montezuma (el monarca), ein Narr, el viejo (der Alte) darf natürlich auch nicht fehlen, dieser hält eine mit Stroh überflochtene Heugabel in der Hand. Die Tanzenden stellen sich zuerst in zwei Reihen auf und vor ihnen sitzt Montezuma und seine Geliebte. Das Costume ist indianisch, nur bizarrer, wie gewöhnlich, und namentlich mit Goldflittern und Bändern versehen. In der einen Hand haben sie eine Klapper, in der andern einen Fächer von Federn. Der Tanz beginnt langsam, die Tanzenden schreiten im Tacte vorwärts, machen drei Touren und fallen dem Monarchen zu Füßen. Nachher bildet man wieder verschiedene Chainen und überreicht sodann der Malinche einen Fächer. Nun fangt diese an zu tanzen, zunächst allein, dann mit Montezuma. Zum Schluß steckt man eine mit bunten Farben bemalte Stange in die Erde, auf deren Spitze eben so viel lange Bänder befestigt werden, als Tanzende vorhanden sind. Die Letztern ergreifen nun die Enden der Bänder und tanzen so um die Stange herum, daß sich die Bänder in einer gewissen Ordnung um dieselbe herumwickeln, und sodann sich auf gleiche Weise wieder entfalten.

Nicht weniger zeichnet sich der Tanz aus, welcher an den Kirchfesten vor und hinter dem Heiligenbilde aufgeführt wird, wenn die Procession durch das Dorf zieht.

Das Costume der Tänzer ist immer indianisch, auch haben sie beständig etwas in der Hand, Fächer, Federn, Blumenkränze, grüne Zweige u. dgl. Diese Tänze werden nur in den Dörfern und nur an den Festen der Indianer getanzt. Ein Reisender, welcher öfters entfernte indianische Dörfer in den Gebirgen besucht hatte, erzählte mir, daß er dort Tänze habe aufführen sehen, welche die Eroberung des Landes dargestellt und zugleich den Haß ausgedrückt hätten, den man noch gegen die Unterdrücker empfinde. Ich glaube dieß um so leichter, als noch heutzutage Ueberreste von dem alten mexicanischen Cultus gefunden werden, welche die Eingebornen im Geheimen ausüben.

Ich kehre nunmehr zu meinen Indianern zurück, welche noch immer in Bewegung waren, und keine Spur von Ermüdung zeigten. Ich sah zwar diese Belustigungen nicht zum erstenmal, aber alles, was mich umgab, hatte einen ganz besondern Reiz für mich. Ich verglich alles, was ich jetzt vor Augen hatte, mit der Vergangenheit, einen europäischen Ballsaal mit dem kleinen Platz vor einer niedern Hütte. Der klare Mondschein war der einzige Kronleuchter, welcher die Scene erhellte, blühende Gesträuche waren die Wände, und die Erde, unsere gemeinschaftliche Mutter, der Fußboden.

Ein kleiner Haufe stellte sich um mich herum, und that mit der größten Ungezwungenheit eine Menge Fragen über Europa an mich. Alles, was ich ihnen darüber erzählte, setzte sie in nicht geringes Erstaunen, und als ich geendet hatte, meinten sie: „Wenn der Weg nicht so weit wäre, so möchten wir wohl einmal hingehen, und die Wunder Eures Landes ansehen.“

Briefe aus Griechenland. VII.

(Fortsetzung.)

Wie ich der Hauptstadt näher kam, machte man mich auf ein verfallenes Schloß aufmerksam, das durch seine kühne Lage auf einem spitzigen Felsen hart am Meere Staunen erregt. Es heißt κάστρον τοῦ Σκάρου. Ueber den Ursprung dieses Namens habe ich nichts erfahren können, doch vermuthe ich, daß Σκάρου aus Σκαύρου entstanden, und ein Scaurus vielleicht der Erbauer gewesen ist. Daselbst wohnten noch vor ungefähr dreißig Jahren die vornehmen Katholiken, die jetzt in der Stadt leben. Oberhalb desselben liegt das große Dorf Merowigli (Tagwache), von wo man abwärts zu einem Nonnenkloster, sodann nach Phirostephäni kommt, das man als Vorstadt von Phirá (χῶρα), wie der Hauptort heißt, betrachten kann. Alle diese Ortschaften liegen auf der Höhe und an den Abhängen des Ufers. Daher laufen auch nur wenige Gassen gerade, und man steigt mehrentheils auf schmalen Treppen, nicht ohne Gefahr auszugleiten, auf und nieder. Aermere Leute wohnen häufig in Höhlen, die sich so leicht in den Bimsstein graben lassen; doch ist überall Reinlichkeit wahrzunehmen. In der guten Jahreszeit sieht man fast nichts als Weiber im Freien, die gerade keine Scheu vor Fremden an den Tag legen; die Männer sind dann mit den Schiffen abwesend, und erst im Winter sammelt sich Alles wieder in der Heimath. Die von der Insel unterhaltene Handelsflotte besteht aus ungefähr 150 Segeln, worunter 40 große Schiffe, und wird in den Buchten der oben genannten neuen verbrannten Insel untergebracht. Der Hafen von Phirá ist nur eine kleine Bucht, in der sich gar kein Ankergrund findet, und der Weg hinunter ist so verwünscht, daß ihn Jedermann nur mit Furcht geht. Ich zweifle, ob es einen Ort gibt, wo Lastträger mit mehr Mühe und Schweiß ihr Brod verdienen müssen. So nöthig auch eine Abhülfe ist, so scheint doch bei der ungünstigen Oertlichkeit und bei der Unzulänglichkeit der Gemeindemittel keine Hoffnung zu seyn, daß in diesem Punkte jemals eine gründliche Verbesserung werde eintreten können.

Die größten und am besten eingerichteten Häuser in Phirá gehören den Katholiken, welche nur 94 bis 96 Familien ausmachen. Sie sind sehr vermögend und besitzen ein Viertheil der Insel. In ihren Kirchen herrscht ein weit besserer Geschmack als in den griechischen, und man sieht darin mitunter Gemälde, wie einen St. Johannes in der Kathedrale, die man nicht schlecht nennen kann. Sie haben gegen 25 Geistliche,

welche freilich sehr unbedeutende Menschen seyn mögen, wenn man von denjenigen unter ihnen, die in Italien ihre Erziehung erhalten haben, einen Schluß auf die hier Unterwiesenen machen darf. Ihr Bischof ist eben so schlicht und einfach wie seine Wohnung, dabei ein freundlicher, verständiger Mann. Den Griechen ist er abgeneigt, so wie überhaupt das Verhältniß zwischen den zwei verschiedenen Stämmen der Bevölkerung um nichts freundschaftlicher ist als auf den andern Inseln. Sie werden sich auch stets fremd bleiben, und schon die Ungeschicklichkeit oder Geringschätzung, welche die Katholiken in Behandlung der Landessprache an den Tag legen, muß das Andenken an ihre Abstammung lebendig erhalten.

In dem Hause des französischen Consuls, eines Katholiken, sah ich mehrere beachtenswerthe Werke alter Bildhauerei, unter andern eine sehr gut erhaltene weibliche Statue mit einer Inschrift am Fußgestelle, aus welcher erhellt, daß sie ein gewisser Simias für seine Mutter, dem Apollon und der Artemis geweiht hatte. Ich konnte mich des Lachens nicht erwehren, als mir der Besitzer ein Blatt vorlegte, worauf eine so merkwürdige lateinische Uebersetzung der Inschrift von einem Geistlichen geschrieben stand, daß ich bedaure, nur den Anfang davon behalten zu haben. Indem nämlich der sprachkundige Mann bloß dem Ohre folgte, ohne die Schreibung nur im mindesten zu beachten, fand er in den fünf ersten Buchstaben der zusammenhängend geschriebenen Worte

ΣΙΜΙΑΣΤΕΛΕΞΙΚΡΑΤΕΥΣ,

mit denen die Inschrift beginnt, das nach neugriechischer Aussprache gleichlautende Wort σχεδία, zog das Schluß-Sigma des Eigennamens zu den folgenden vier Buchstaben, was natürlich so viel als στέλλε seyn mußte, nahm die zwei darauf folgenden für σά, wornach nichts weiter übrig blieb als den Rest für einen Vocativ, etwa gleichbedeutend mit χαιρε, zu erklären, und kam folglich auf ganz einfachem Wege zu der sinnreichen Entzifferung: signa mitte tu potens. Hätte der Urheber der Inschrift ahnen können, daß er je zu einem solchen Calembourg Veranlassung geben würde? — Alles, was der Consul besitzt, ist auf dem benachbarten kleinen Eiland Anáphie gefunden worden, das eine wahre Fundgrube von Kunstsachen ist. Ein Eingeborner beschäftigt sich daselbst seit einer Reihe von Jahren mit Ausgrabungen auf seinem Grundstücke, und hat bereits eine beträchtliche Ausbeute gemacht. Ich hatte große Lust, als dieser in den ersten Tagen meines Hierseyns zu mir kam und mir Münzen, geschnittene Steine, Ohrengehänge und sonstigen Schmuck, den er in Gräbern gefunden, zum Kauf anbot, mit ihm hinüber zu setzen, aber man widerrieth mir die Fahrt, da der Nordwind sich wieder zu erheben schien.

(Schluß folgt.)

Elektromagnetische Maschine.

(Echo du Monde savant 3 April.)

Ein Hr. Peyne in Newyork hat kürzlich ein Patent zur Einführung (in Frankreich?) auf 15 Jahre für eine elektromagnetische Maschine von 6 bis 12 Pferdekraft erhalten. Eine nach demselben System erbaute Maschine soll schon seit ziemlich langer Zeit in einer Buchdruckerei zu Philadelphia fungiren. Auch andere Personen scheinen sich mit der Lösung desselben Problems abgegeben zu haben, denn in Neuorleans soll es jemand gelungen seyn, einen Wagen zu bauen, der durch eine elektromagnetische Kraft in Bewegung gesetzt wird. Dieser Wagen, der 400 Kilogramme wiegt, legt zwei Lieues in der Stunde zurück. Der Erfinder will denselben nach Paris bringen, sobald es ihm gelungen seyn wird, diese Geschwindigkeit zu verdoppeln.

Bericht über die Osseten im Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Unser Reisender hatte Gelegenheit, mehrern solchen Gerichten beizuwohnen, und eines veranlaßte er einmal selbst. Da der Fall auch in vielen andern Beziehungen für die Osseten charakteristisch ist, so mag er hier einer Erzählung verdienen:

Hr. Alexander ritt eines Tages ein wenig seinen Begleitern voraus und befand sich ganz allein auf dem Weg, als von der Seite sich ein etwas ältlicher Osset erhob und auf ihn zuschritt. Jener, der sich nichts Gutes von ihm versah, griff sogleich zu seiner Pistole und befahl dem Osseten, still zu stehen. Dieser jedoch warf zum Zeichen des Friedens gleich alle seine Waffen von sich, näherte sich dem Russen als Hülfeflehender, und erzählte, als dann der armenische Dolmetscher auch herangekommen war, die Geschichte seines Unglücks und sein Anliegen an den mächtigen und angesehenen Russen, von dem er so viel Gutes gehört. Er selber, jetzt ein Bettler, sey vor einem Jahre noch ein geachtetes Familienhaupt gewesen. Er habe sechs Söhne gehabt, von denen bereits drei verheirathet, und seine ganze Familie habe aus sechzehn männlichen Köpfen bestanden. Seine Söhne aber hätten schon immer mit denen einiger noch mächtigern Familien der Nachbarschaft Streit gehabt. Und eines Tages hätten die Letztern seinen ältesten Sohn, den sie im Walde getroffen, beschuldigt, er habe auf dem Grab ihrer Väter einen Hund geschlachtet*) und hätten ihn darauf niedergeschossen. Von tiefem Schmerz über den Tod seines Sohnes ergriffen, habe er darauf selber seine Pistole zur Hand genommen, und habe nicht eher geruht, als bis sich die Gelegenheit geboten, den besten und edelsten unter seines Sohnes Mördern zu überraschen, den er denn darauf erschossen. Damit hätte nun die Sache als beendigt angesehen werden können, da nun so viel Blut auf der einen, als auf der andern Seite vergossen worden. Allein seine Feinde hätten auch sein aufblühendes Hauswesen beneidet und hätten allesammt sich zu seinem völligen Ruin verbunden. Sie hätten in einer schlimmen Nacht sein Haus mit zahlreicher Mannschaft umstellt, und ihn mit dem Kriegs- und Rachegeschrei geweckt. Freilich hätten er und seine vierzehn Söhne und Leute sich tapfer vertheidigt. Allein die Feinde hätten sein Haus mit Gestrüuch umgeben, dieses sammt dem Haus angezündet und sie so ins Freie herabgezwungen. Alle seine Leute, seine Söhne und Frauen hätten sie getödtet, und nur ihn allein mit einem so ungeheuren Schmerz über solche Verluste entkommen lassen. Er könne sich jetzt weder Rache noch Gericht verschaffen. Zu dem einen wäre er durch Kummer und

*) Der größte und schmählichste Schimpf, den ein Osset dem andern anthun kann.

Noth, die er seit der Zeit ausgestanden, zu schwach geworden, und das andere verweigerten sie. Er bäte nun den einflußreichen Russen, daß er ihm gerichtliche Rache verschaffe. — Hr. Alexander begab sich sogleich mit seinem ganzen Gefolge ossetinischer Gastfreunde an Ort und Stelle, veranlaßte eine Versammlung der Hauptfeinde des Alten und hielt ihnen ihr Benehmen vor. Besonders machte er ihnen einen Vorwurf daraus, daß sie vierzehn für Einen getödtet hätten. Sie antworteten, daß ihnen Einer besser gewesen sey, als alle vierzehn Seinige, und seine Heerden und ganze Wirthschaft dazu. Er verlangte, daß sie seinem Schützling den Schaden ersetzen sollten. Darauf antworteten sie aber bloß ganz ruhig: „Nein." Hr. Alexander wandte sich dann an alle anwesenden Unpartheiischen und fragte sie, ob jene sich nicht einem Schiedsgericht unterwerfen müßten. Diese bejahten es. Jene verweigerten es aber hartnäckig. Unser Reisender vergaß sich darauf in seinem Eifer so, daß er alle Umstehenden aufforderte, die Leute zu ergreifen. In demselben Augenblick waren aber auch die sämmtlichen zehn Flinten der an das Arretiren wenig gewöhnten Osseten auf ihn angeschlagen, und er hatte vor seinem letzten Athemzug eben noch Zeit genug „Halt" zu rufen und seinen Befehl zurückzunehmen. Und indem er sich in das ihm abgetretene Haus zurückzog, begnügte er sich bloß, ihnen damit zu drohen, daß er ihnen nicht bloß die russische Armee, sondern auch seine ganze nicht geringe ossetinische Freundschaft auf den Hals schicken würde, und daß sie dann ihr Unrecht noch ärger büßen sollten, als wenn sie sich einem Gericht unterwürfen. Da die Stimmung aller übrigen Osseten auch stark gegen das Uebermaaß von Rache war, das jene genommen, so mochten sie doch Schlimmes befürchten, und erklärten sich am andern Morgen bereit, sich einem Gerichte zu unterwerfen. Dieses trat denn nun auch auf die übliche, oben beschriebene Weise zusammen. Sein Beschluß blieb aber, der Sitte gemäß, allen Uebrigen unbekannt, und ist vielleicht noch in diesem Augenblick zum Theil ein Geheimniß.

Bei solchen Auftritten wird man es wohl schwer glauben, daß die Osseten dennoch ein sehr zartes Gefühl für Recht und Billigkeit haben, und daß, wenn sie sich bewußt sind, einem Andern ein offenbares Unrecht gethan zu haben, das Bewußtseyn ihrer Schuld sie so peinigt, daß sie dieselbe auf alle mögliche Weise zu tilgen suchen. Es steht dieß auch nicht mit den Erscheinungen bei obigem Vorfall in Widerspruch, denn jene Mordbrenner waren vielleicht wirklich überzeugt, daß der eine ihnen getödtete Mann so viel werth sey, als jene vierzehn. Ein Beispiel, das jene Behauptung bestätigt, und zugleich auch wieder in mancher andern Hinsicht charakteristisch ist, enthält folgender Vorfall.

Unter den vielen Leuten, die alle Morgen zu Hrn. Alexander kamen und hunderterlei Anliegen an ihn, den sie gewissermaßen für ein höheres Wesen hielten, hatten, war auch ein Ossete, der ihm folgenden Fall vortrug: „Als vor einem Jahre unser Feldherr (Paskewitsch) nach Persien zog, war Zugvieh zum Transport nöthig, und ein Jude aus Zchinwalli*) miethete im Auftrage der Regierung eine Menge Ochsen in der Umgegend. Unter Anderm auch drei Paar, die mir und meinem Bruder gehörten, für 50 Rubel Silber. Letzterer zog als Fuhrmann mit den Ochsen nach Persien. Er erkrankte aber in Persien und starb auf der Heimkehr in Zchinwalli. Der Jude gab mir die drei paar Ochsen richtig zurück, verweigerte aber die 50 Rubel, weil er sie schon an meinen gestorbenen Bruder ausgezahlt zu haben behauptete. Ich nahm dieß sogleich für eine leere Ausflucht und schändliche Lüge, beredete mich mit einigen Freunden und plünderte das Haus des Juden in Gemeinschaft mit ihnen. Wir schleppten so viel fort, als wir konnten, und theilten den Raub. Später nun habe ich aber erfahren, daß der Jude doch wahr gesprochen, das Geld meinem Bruder richtig ausbezahlt und dieser es auf andere Weise verthan hat. Es drückt mich nun die Last eines verübten Unrechts. Ich habe dem Juden schon mehrmals meinen Antheil am Raube zurückgeben wollen, allein er will ihn nicht annehmen, weil er auch das wieder haben will, was meine Freunde geraubt. Ich bitte dich, Herr, zwinge ihn, daß er mein Anerbieten annimmt und mir meine Schuld quittirt." — Hr. Alexander versprach sein Möglichstes zu thun, und ging bei seiner Rückkehr in Gruſien zu dem Juden in Zchinwalli, dem er zuredete, doch den Theil der Schuld anzunehmen, wenn er das Ganze nicht bekommen könne. Dieser sagte aber, daß er sicher sey, Alles zu bekommen, denn das böse Gewissen und die Furcht vor Unglück im Unrecht würde den Osseten, so lange er ihn nicht von seiner Schuld lossprechе, bewegen, auch von seinen vier Genossen die Raubdividende auf irgend eine Weise wieder einzutreiben, und ihm Alles zurückzuerstatten.

Die meisten Raubzüge der Osseten haben eine solche Veranlassung, wie die in der letzten Geschichte vorgekommene. Gewöhnlich rächen sie nur damit irgend ein Unrecht, das sie von den Bewohnern der Ebene erlitten zu haben glauben. Doch kommen allerdings auch freiwillige durch nichts veranlaßte Raubunternehmungen vor. Diese gehen gewöhnlich von den Bewohnern der höchsten Berge aus, die eben so die ossetinischen Thalbewohner an Wildheit übertreffen, wie diese darin den Grusinern und Russen vorgehen. Nicht bloß der größere Uebermuth und die größere Wildheit, sondern auch die auf den höhern Bergregionen größere Noth veranlaßt bei ihnen solche Unternehmungen. Besonders gibt es in den „Schneenbergen" (Brussabseli) mehrere solche Punkte, von denen die Anläſſe zu Raubzügen nach Mingrelien, Grusinien u. s. w. ausgehen. Um Mannschaft für solche Expeditionen zu werben, schicken sie Boten in alle Thäler und Dörfer herum, welche den Plan, die Anführer u. s. w. bekannt machen, und die jungen Leute zur Theilnahme einladen. Die schlimmsten von allen Osseten sind die „Keschelzi," ein kleiner Stamm, der in den höchsten Brussabseli auf der Gränze zwischen Osseten, Grusien und Imerethi wohnt, in dem Sattel eines hohen Berges, da, wo sich die Imerethi umschließenden Moschischen Berge von dem Hauptstock des Kaukasus absondern. Sie sind fast immer auf Raubzügen beschäftigt, oder wenn sie ruhen, darauf bedacht.

Ueberhaupt ist ein großer Unterschied zwischen den Bewohnern der waldigern und fruchtbarern Thäler und denen der obern kahlen Berge. Auch leben sie natürlich hier ganz anders als dort. In den Thälern bauen sie die Häuser von Holz, in den Bergen von Stein. Jene sind einstöckig, diese immer dreistöckig, und hoch wie Wartthürme. In dem untern Raume dieser Thürme steht das Vieh, in dem mittlern, zu dem sie bei Tage eine Leiter ansetzen, wohnen die Menschen. Zuweilen führt eine Galerie oder Corridor um dieses mittlere Stockwerk herum. Im obersten Raum endlich haben sie ihre Schatz- und Vorrathskammer. In den Thälern stehen gewöhnlich 20 bis 50 Häuser zusammen, weiter oben nur 2 bis 5, und zuletzt jede Burg ganz isolirt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein grusinischer Flecken nahe an der ossetinischen Gränze im Norden von Gori und nordwestlich von Tiflis.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 111.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

21 April 1839.

Fahrt an der Bahnküſte Afrika's.

Drei Wochen waren verfloſſen, ſeit Englands ſcharf begränzte Kreideberge unſern ſcheidenden Blicken entſchwunden waren. Heftige Stürme mit widrigem Winde hatten unſer Schiff auf dem atlantiſchen Ocean herumgetrieben und unſere Fahrt verzögert, bis endlich der langerſehnte Oſtnordoſt dem Süden uns zuwehte, und an den nördlichen und ſüdlichen canariſchen Eilanden, einſt die glückſeligen genannt, vorüberführte. Der hohe Pico de Teyda ragte geſpenſtiſch wie ein Seeungeheuer aus dem Meere hervor; ſein Fuß verſchwamm in abendlicher Dämmerung, ſein rieſig Haupt jedoch ſchaute, vom Monde matt beleuchtet, frei hervor aus leichten Wolken, die ſeine Mitte geiſterhaft umkleideten. — Lange ſchon bedeckte der Oſtwind nicht mehr unſere Segel mit dem feinen, gelblichen Sande von Afrika's großer Wüſte, lange ſchon verriethen uns die Schaaren der über die Meeresfläche dahinſchnellenden fliegenden Fiſche, und die immer läſtiger werdende Hitze, daß wir uns innerhalb des Wendekreiſes befanden, und aus den wehenden, veränderlichen Landwinden, die uns öfters unbekannte Landvögel und prächtige Schmetterlinge zuführten, und die ſchwüle Luft mit köſtlichen Wohlgerüchen würzten, ſo wie aus dem helleren Grün der Wellen erkannten wir die Nähe des Landes, das auch nicht mehr lange unſern Augen verhüllt blieb, als eines Abends feurige Blitze am fernen Horizonte leuchteten. Wir hatten das Palmen-Vorgebirg erreicht. Es war mir eine freudige Ueberraſchung, als ich am Morgen meine Blicke in die Ferne ſchweifen ließ, und das unermeßliche Meer von einer langen Bergkette begränzt ſah. Unſer Schiff näherte ſich allmählich mehr und mehr dem Lande; bald verrieth uns aufſteigender Rauch ein längs dem Ufer ſich hinziehendes Negerdorf, in deſſen Mitte wir ein kleines Fort entdeckten. Während wir in der Entfernung von einer Stunde längs dem Lande ſegelten, ſahen wir durch das Fernrohr vom Ufer her einige ſich bewegende dunkle Punkte, die ſich uns äußerſt ſchnell näherten, und in denen wir bald Canoes erkannten. Von weitem ſchon hörten wir das durchdringende verworrene Geſchrei der Ruderer. Kaum konnte ich vor Ungeduld ihre Ankunft erwarten: Alles, was ich ſeit meinem neunten Jahre in Reiſebeſchreibungen von fernen Welttheilen geleſen hatte, drängte ſich im Geiſte zuſammen; die Neugier riß mich aus der faſt gleichgültigen Erſchlaffung, welche das meiſt einförmige Schiffsleben und die glühende Sonne erzeugt hatten. Zwei Canoes, kaum drei Fuß breit und zwölf Fuß lang, aus Einem Stamme gezimmert, in deren jedem vier Neger knieend ruderten, kamen an unſer Schiff. Alsbald entſtiegen jedem Canoe drei nackte Ruderer, und erkletterten ſehr behende das Verdeck. Hier angekommen, ſchlugen ſie ein Tuch um ihre Hüften; es waren kraftige, ſchöne Geſtalten, von chocoladebrauner Farbe, mit äthiopiſcher Geſichtsbildung. Die Köpfe hatten ſie mit hübſch geflochtenen Strohhüten bedeckt, bis auf Einen, der ſich ein gewiſſes Uebergewicht über die Andern zu geben ſchien; dieſer trug einen alten weißen Filzhut, welcher recht lächerlich gegen ſeine ſchwarze Farbe abſtach. Ihre Körper waren auf verſchiedene Art ſeltſam geſchmückt. Einige trugen Glasperlenketten und Schnüre mit kleinen Thierfellchen oder plumpen Holzſchnitzereien um den Hals, an den Armen elfenbeinerne Ringe oder Zähne von Thieren, auch kleine Schellen; Andere trugen goldene, rohgearbeitete Ringe am Daumen oder an der großen Zehe, ein Paar war im Geſicht, an Bruſt und Armen tattowirt. Bart hatten ſie nicht; das Haupthaar war faſt bei jedem anders zugerichtet: einer hatte das Haupt ganz kahl geſcheren, andere hatten ſich bloß vorne über der Stirne einen oder mehrere große, aufwärts ſtehende Büſchel wachſen laſſen, andere hatten ihr langgewachſenes Haar in viele kleine Zöpfchen geflochten, daß ſie wie Troddeln herabhingen, wieder andere hatten die Mitte des Kopfes kahl, aber rings um dieſelbe waren einzelne, kleine, rund geſchorne Haarſtellen, die wie Röschen den Kopf umkränzten. Aus roh geſchnitzten hölzernen Käſtchen, welche ſie an einer Schnur wie eine Patrontaſche umhängen hatten, reichten ſie uns mit wichtigen Mienen alte abgegriffene Papiere, welche ſie theils von franzöſiſchen, theils engliſchen Capitäns als Empfehlungsſchreiben für zu Waſſer und zu Lande geleiſtete Dienſte erhalten hatten, und worauf ſie ſich ſehr Vieles einzubilden ſchienen. Wir konnten uns nothdürftig in engliſcher Sprache, von der ſie etwas ver-

ſtanden, mit ihnen unterhalten. Im Vertrauen auf ihre Papiere nahmen ſie ſich manche Freiheit heraus; nicht zufrieden, daß ſie auf dem Verdecke mit Schnaps und Zwieback bewirthet und mit Tabak beſchenkt wurden, wollten ſie in die große Cajüte hinabſteigen, um es ſich wohl ſeyn zu laſſen, und begehrten Kleider und Pulver. Mit Mühe konnten wir ſie mit ihren Forderungen zurückweiſen, und waren zuletzt wegen ihrer unverſchämten Zudringlichkeit gezwungen, ſie vom Verdecke in ihre Canoes hinabzujagen.

Wir ſegelten nun nach Umſtänden mehr oder weniger nahe längs der Zahnküſte, und genoſſen die Anſicht der reizenden Ufer, an denen Hügel und Thäler mit ihren verſchiedenen Schattirungen in Grün auf das angenehmſte abwechſelten. Hie und da erhob ſich auf einem Hügel, wie eine deutſche Ritterburg am Rhein, ein europäiſches Fort, welches das am Fluſſe liegende Negerdorf beherrſchte. Den Hintergrund der Ausſicht bildeten hohe, waldige Berge; nächſt dem Ufer, deren üppiges Grün in den Wellen ſich ſpiegelte, ragten ungeheure Felsblöcke hervor, an denen die Wogen mit Donnergetöſe ſich brachen, und deren Fuß in weißem Schaum ſich badete. Wir athmeten auf dem Verdecke, gegen die glühenden Sonnenſtrahlen durch ein ausgeſpanntes Segeltuch geſchützt, die köſtlichſten Wohlgerüche ein.

Eine Menge Seegras, auf dem nicht ſelten kleine Vögel ſaßen, auch Seeſchaum trieb auf dem Waſſer, Schwertfiſche tauchten mit ihrer ſelbſt dem Hai furchtbaren Waffe auf, Delphine machten ſchaarenweiſe die poſſirlichſten Sprünge aus den Wellen. Ein Matroſe, ein trefflicher Harpunier, erlegte mehrere Delphine; tief im Waſſer erſchienen ſie meergrün und ganz klein, doch auf dem Verdecke ſchwefelgelb mit blauen Punkten beſaet, und je nachdem die Lichtſtrahlen einfielen, ſchillerten die Schuppen wie Perlmutter. Während des Abſterbens wurden ſie dreimal ſchnell hinter einander von abwechſelnden Farben gelb, blau und roth überlaufen, welche von der Sonne auf das herrlichſte erglänzten. Auf eine Rieſenſchildkröte, die ruhig auf dem Waſſer lag, machten wir in einem Boote vergeblich Jagd: in dem Augenblicke, wo zwei Matroſen ſie aus dem Waſſer haben wollten, tauchte ſie unter.

Am vierten Tage ſeit unſerer Entfernung von der Palmenküſte kamen vier Afrikaner auf unſer Schiff, die mir an Farbe etwas dunkler, von Natur wilder, aber auch natürlicher ſchienen als die fruhern. Ihr Körper war außer der Schambedeckung unbekleidet, Haupt- und Barthaare waren in kurze Zöpfchen geflochten. Einer von ihnen trug, in ein Stückchen Matte gewickelt, eine plump geſchnitzte, ſchwarze, hohle, hölzerne Kugel mit einer kleinen Oeffnung, in welcher ein Zöpfchen ſtack; er nahm mir Daumen und Zeigefinger, und ſchüttete darauf aus ſeiner Kugel ein wenig ſchnupftabakähnlichen Staub. Ich that, als ob ich ſchnupfte, ſchnupfte aber nicht, weil ich ſah, daß ihm die hellen Thränen aus den Augen rannen, als er eine Priſe genommen hatte. Wir gaben ihnen Schnaps, der zwar den drei Aeltern ſchmeckte, aber dem Jüngern, etwa zehn Jahre alten, nicht behagte, ſondern heftigen Huſten und Uebelkeit verurſachte. Sie beſchenkten uns mit einer Menge Melonen, die uns trefflich mundeten. Einer unſrer Officiere hing einem Schwarzen einen blanken Soldatenknopf an einer Schnur um den Hals, worüber er eine herzliche, kindiſche Freude bezeugte und wie toll auf ſeine Weiſe auf dem Verdecke herum tanzte. Für ein Paar ſchlechter Chemiſettenknöpfchen tauſchte ich von dem Einen eine ziemliche Priſe Goldſtaub ein, die er in einem Stückchen Leinwand eingeſchlagen am Halſe trug. Ihre Freude über irgend ein erhaltenes, unbedeutendes Geſchenk drückten ſie durch ein herzliches, ſchallendes Gelächter aus, in welches wir unwillkürlich einſtimmen mußten. Als ſie wieder in ihr Canoe geſtiegen waren, hielt unſer Capitän eine Piſtole auf ſie und drückte ein Zündhütchen ab, worauf ſie ſich mit lautem Lachen in ihr Canoe platt hinlegten ohne alle Furcht. Sprechen konnten wir mit ihnen nur durch Zeichen, da ſie auch nicht Ein europäiſches Wort verſtanden, ſondern nur ihre Sprache herauspolterten, daß es faſt wie Schelten klang; bald ſchrien ſie mit gellender Stimme, bald näſelten ſie, bald ſprachen ſie in rauhen Kehltönen und begleiteten ihre Reden durch allerhand Bewegungen und lebhaftes Gebärdenſpiel. — Gewitter ſind in dieſer Gegend ſehr häufig; bei Gelegenheit eines ſolchen ſahen wir von ferne eine Waſſerhoſe, die wie ein umgeſtürzter Kegel von den Wolken in das Waſſer ſich zu tauchen ſchien.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Griechenland. VII.

(Schluß.)

Setzt man von Phirá ſeinen Weg am Uferrande gen Süden nach dem Flecken Pyrgos fort, ſo kommt man zwiſchen beiden Orten an eine Stelle, wo unſer Mitleiden auf eigenthümliche Weiſe erregt wird. An dem ſteilen Abhange klebt, den Augen eines nicht darauf aufmerkſam gemachten Reiſenden verborgen, das ſogenannte λουζοχώριον, ſ. v. a. λωζοχώριον, d. i. Dorf der Ausſatzigen. An dieſem Orte, der ſo ſchrecklich als die Krankheit Lepra iſt, leben die Unheilbaren vom Almoſen der Vorübergehenden, ausgeſchloſſen von der menſchlichen Geſellſchaft wie Verbrecher, ohne Hoffnung und ohne Troſt. Von da verläßt man bald das Ufer und wendet ſich öſtlich nach einer Höhe, worauf Pyrgos, der Sitz des griechiſchen Biſchofs, ein großer und eigentlich zum Beherrſchen der Inſel geeigneter Ort, angenehm liegt. Seine Bewohner wünſchen auch nichts mehr, als daß er zur Hauptſtadt erhoben und der Sitz des Eparchen dahin verlegt werde. Dahinter erhebt ſich ein hoher Kalkberg, wie alle Bergſpitzen in Griechenland nach dem Propheten Elias benannt, mit einem Mönchskloſter auf ſeinem Gipfel, das gegenwärtig zwölf Bewohner zählt. Wegen der ſchönen, weiten Ausſicht, ſelbſt bis auf die Küſte des lang geſtreckten Kreta, das, beiläufig geſagt, bei den Griechen nicht Kandia heißt, und um der friſchen, erquickenden Luft willen brachte ich einen vollen Tag oben zu. Die Mönche zeigten ſich als luſtige Brüder und freigebige Wirthe, aber im höchſten Aberglauben befangen. Ich traute kaum meinen Augen, als nach dem Mittagsſchlafe bei der Veſperandacht (εσπερινός) in

der Kloſterkirche ein Paar von ihnen um eine Laienſchweſter eifrigſt beſchäftigt waren, den Teufel der in ihr ſeyn ſollte, zu bändigen, während die vermuthlich hyſteriſche Kranke unter dem Druck ihrer derben Arme ſich krampfhaft windend, das Geſicht verzerrt, die Haare in wilder Auflöſung, ſtöhnte, aufſchrie und ſo lange kämpfte, bis ihre gänzliche Ermattung dem widrigen Auftritt ein Ende machte. Ich ließ vergebens meinen Unwillen über dieſe Handlung der Finſterniß laut werden. Man zwingt die Unglückliche trotz der empörenden Störung zum Beſuche der Kirche, denn ſagen ſie, der Teufel muß den Namen des Herrn anhören lernen.

Der Eliasberg wird durch einen niedern Rücken, der Mittelberg (*μέσο βουνό*) genannt, mit dem ſüdöſtlichen Vorgebirge des heiligen Stepdan verbunden. Auf dieſem trifft man viele zerſtreute Bauſteine, Mauertrümmer von großen behauenen Steinen und ſogenannter kyklopiſcher Bauart, deutliche Reſte von Wohnungen, Säulenſtücke und ſo fort. Gegen Süden ſteht noch ein beträchtlicher Theil von einer Ringmauer und findet ſich eine Höhle, deren hinterſte Wand gemauert iſt. Wenn man den Ausſagen der Eingebornen glauben darf, ſo hat das Meer auch bei dieſem Vorgebirge ein Stück Land verſchlungen; denn vor nicht gar langer Zeit, ſagt man, war es noch möglich, um dasſelbe herumzugehen, während es jetzt ſchroff in das Meer vortritt. In der dortigen, zum Kloſter gehörigen Maierei (*μετόχι*) traf ich unerwartet wieder mit den Mönchen zuſammen. Es war den andern Tag nach meinem Beſuche bei ihnen, gerade an dem großen Feſte der *μεταμόρφωσις τοῦ χριστοῦ*, d. h. der Verklärung Chriſti. Sie hatten ſich dort, wie ſie ſagten, einen guten Tag gemacht, und ihre vom Weine glühenden Geſichter beſtätigten es vollkommen. Mit nüchternem Sinne dagegen wurde dieſe Feier von der bunten Volksmenge begangen, die ich in der Nähe von Pyrgos bei der Kirche Epiſkopi gelagert fand, und die Enthaltſamkeit geht ſo weit, daß viele Weiber ganze vierzehn Tage daſelbſt der Einſamkeit und der Andacht widmen. Der Ort iſt beſonders beliebt, einmal wegen des Alterthums der Kirche, die unter Alexios Komnenos erbaut wurde, und dann, weil eine Quelle dabei entſpringt, außer welcher nur noch eine auf der Inſel zu finden iſt, nämlich auf der halben Höhe des Mesowuno, wo auch eine Capelle ſteht.

Vom Eliasberge geht ein anderes Vorgebirge nach Süden aus, welches den Namen Exomyti (*ἐξωμύτη*), d. i. äußere Naſe oder Spitze führt. Indem ich dieſe Richtung von Pyrgos her einſchlug, lernte ich noch zwei anſehnliche Ortſchaften kennen, Emporio (*ἐμπορεῖον*) und Megalo Chorio (Großdorf). Von dem erſtern iſt der alte, verlaſſene Hafen nicht ſehr entfernt, wo noch jetzt bei Windſtille zwei Molo's unter dem Waſſer erſcheinen, und ein alter Brunnen am Ufer erhalten iſt. Auf dem Wege dahin bemerkt man in den niedrigen Felſen, die man zur Rechten hat, in nicht großem Abſtande von einander, viereckige Oeffnungen, ſodann etwas aus dem Felſen Gehauenes, das faſt einem Altare gleich ſieht, bei näherer Betrachtung aber ſich als ein Sarkophag zeigt, zu welchem Stufen hinanführen; daneben links eine niedliche Niſche, die gleichſam in einen Rahmen eingefaßt iſt, indem ſie an beiden Seiten Pilaſter hat, und mit einem Frontiſpice bedeckt iſt, rechts in der Felswand eine erhaben ausgearbeitete Natter, die man *ὄχενδρα*, d. i. *ἔχιδνα*, nennt. Es werden alſo in dieſen Felſenhügeln die Bewohner einer ehemals in der Nähe gelegenen Stadt, vielleicht die Vorfahren der heutigen Emporioten, ihre Grabkammern angelegt haben.

Doch genug von Santorini! Ich trage groß Verlangen, den Boden von Kreta zu betreten, ſeit ich auf dem Eliasberge geweſen, allein hundert Schwierigkeiten ſtellen ſich mir entgegen; ich muß in meinem ſüdlichen Lauf inne halten, und wende mich jetzt nach Nordweſten, wo in weiter Ferne Milo hoch aus dem Meere ragt.

Bericht über die Oſſeten im Kaukaſus.

(Fortſetzung.)

Gaſtfrei ſind ſie in den Thälern wie auf den Bergen. Unſer Reiſender bekam immer in jedem Dorfe, wo ſeine Begleiter Bekannte hatten, ein ganzes Haus mit allem Zubehör abgetreten. Er ſchickte gewöhnlich ſchon Leute voraus, die ſeine Ankunft verkündeten. Es kamen ihm dann einige Einwohner des Orts mit einem ganzen Ochſen entgegen und ſprachen: „Dieſer Ochſe iſt dein, und wir bitten, laſſe es dir bei uns ſchmecken.“ Er ſagte dann wohl: „Großer Gott, lieben Leute, was ſoll ich mit dem großen Ochſen? Wenn ihr mir ein Huhn und ein paar Eier brächtet, wäre mir's weit lieber.“ — „Wir werden kommen und werden mit dir eſſen,“ hieß es dann lakoniſch. Denn ihre Beredſamkeit haben überhaupt alle Oſſeten aus Lacedämon. Der Ochſe wurde alsdann von den Aelteſten des Orts geſchlachtet und in großen Keſſeln auf dem Hofe des Gaſthauſes gekocht. Das Braten kennen die Oſſeten nicht, ſie kochen Alles in Waſſer. Die Lesghier ſollen nach der Ausſage ruſſiſcher Gefangener ſogar hie und da das Fleiſch noch roh genießen. Die Oſſeten ſpeiſen zu ſehen, iſt ein merkwürdiges Schauſpiel. Erſtlich ſchon die Vertheilung, die unter den Anweſenden ganz und gar nach Rang und Würden, nach Anſehen und Größe der Familien geſchieht. Selten geht es ohne Streit ab. Der eine Familienvater behauptet, ihm ſey bei der großen Anzahl ſeiner Hausgenoſſen zu wenig gegeben. Ein anderer meint, ihm komme der Schenkel zu, und die Armen und Knechte brummen auch dazwiſchen, und wollen ſich mit den Inteſtinen nicht abfinden laſſen. Alsdann die Gier, mit der ſie ſchlingen. Wenn Hr. Alexander zu wohlhabenden Leuten kam, die bei der Mahlzeit ein paar Ochſen und auch noch Schafe dazu drauf gehen ließen, ſo ſah er ſie oft ganze Tage lang ſpeiſen und zechen, und ſuchte vergebens zu entdecken, wohin all das Fleiſch wanderte. Freilich können ſie auch dann hinterher wieder drei bis vier Tage hungern. Die in den höhern Bergen haben die größte Uebung darin, ſowohl im Schlingen, als im Hungern, weil bei ihnen am häufigſten Hungersnoth ausbricht. Sie eſſen keine Art von Wild, nicht weil ſie den Geſchmack deſſelben nicht möchten, ſondern weil ſie ihr Pulver und Blei zu koſtbar halten, um es auf Thiere zu verpuffen. Es muß für die Menſchen bleiben.

An Getränken kennen ſie hie und da in den äußern Thälern gruſiniſchen Wein, im Innern aber bloß Branntwein und eine Art

Bier, das sie, wie wir, aus Gerste brauen. Für beides haben sie verschiedene Trinkgefäße. Für den Branntwein ein kleines aus Holz mit einem langen Hals und kleiner Oeffnung, oder auch die ausgehöhlte Spitze eines Ochsenhorns, ein Spitzglas. Fürs Bier und fürs Wasser haben sie große gewaltige Hörner von Schafen oder Rindern. Manche derselben sind anderthalb Ellen lang. Und sie setzen etwas darein, so große Becher auf einen Zug zu leeren. Mir erinnert das Alles an die Germanen des Tacitus!

Sie sind große Liebhaber von solchen Gastgelagen und Festivitäten, und wenn Hr. Alexander weiter zog, begleiteten ihn immer eine Menge zu seinem nächsten Quartier, bloß um an dem Ochsenbraten Theil zu nehmen, den man dort erwartete. Ja sie setzen sogar zuweilen ihre Zehden bei Seite und schließen mit ihren Feinden, die etwa in der Gesellschaft sich finden, einen einstweiligen Waffenstillstand, um an der Mahlzeit Theil nehmen zu können. Bei solchen Gelegenheiten ging die Sache so zu:

Wenn Hr. Alexander zu einem Dorfe heranzog, wo sich Blutefeinde eines seiner Begleiter befanden, so benachrichtigten diese, die wie die Falken schon aus unglaublichen Entfernungen ihre Widersacher aus dem Haufen zu erkennen wußten, die nahenden Gäste durch eine Kugel, die sie ganz dicht über ihre Mützen dahinsausen ließen. Wäre der Feind allein gewesen, so hätte ihn die Kugel auf der Stelle niedergestreckt. So, da er mit einem großen Haufen kam, konnte dieß natürlich nicht gewagt werden. Man machte alsdann sogleich Halt und fragte: „Sj'käm woina?“ „Wer hat in dieser Gegend Blutefeinde?“ Und zugleich wurde ein neutraler Bote als Parlamentär in das Haus geschickt, aus dem der Schuß fiel. Gewöhnlich kam es dabei zum Abschluß eines Waffenstillstandes, wonach dann Allen der Einzug gestattet wurde. Zuweilen aber war auch die Unterhandlung erfolglos, und es wurde der Feind bezeichnet, der sich entfernen mußte, wenn die Andern als Freunde aufgenommen werden wollten. — Auch sonst, wenn der Zug durch enge Thäler ging, flogen häufig solche Warnungskugeln über ihre Köpfe hin, wobei denn allemal unterhandelt und debattirt werden mußte. In jedem Thale geht nämlich der Hauptweg in der Mitte hin, und unmittelbar an der Straße befindet sich kein Haus und Dorf. Diese liegen vielmehr zu beiden Seiten einige hundert Schritte entfernt, im Wald und auf den vorspringenden Höhen. Beständig sind auf den Thurmhäusern Ausgucker in Thätigkeit, deren Wachsamkeit keine verzogene Miene und kein Räuspern auf der Landstraße entgeht.

Die Osseten schießen natürlich ungemein sicher, und treffen jedesmal ihr Ziel so, als hätten sie es mit einem Haarcirkel ausgemessen. Es muß ihnen diese Geschicklichkeit aber schon im Blute liegen, denn es ist sehr auffallend, daß sie sich fast gar nicht im Schießen üben. Sie halten Pulver und Kugel zu kostbar dafür, und haben keinerlei Art von Scheibenschießen und Schützengesellschaften, wie z. B. die Büchsenschützen in Tyrol. Ihre Flinte zumal schießen sie nie los, ohne ein würdiges Ziel zu haben. Ihre Pistolen freilich feuern sie wohl dann und wann gegen Sonne und Mond ab, zum Zeichen ihres Uebermuths.

Sie sind alle ohne Ausnahme folgendermaßen bewaffnet: ein krummer oder gerader Säbel — denn man findet verschiedene Formen — hängt ihnen vorn zur Seite auf dieselbe Weise, wie die Türken ihn tragen. Ein langer Dolch steckt im Gürtel. Ein Gewehr und zwei Pistolen tragen sie an langen grünen Schnüren aufgehängt hinten am Rücken. Auch ziehen sie über ihren Halbkaftan noch ein eisernes Kettenhemd und über den Kopf eine eben solche Kettenhaube. Jedoch ist ein vollständiger Kettenpanzer selten und ein Gegenstand des Luxus der Reichen, die Meisten begnügen sich mit einem Stück von solchem Panzer, haben nur einen Kettenflecken vor der Brust oder einen über dem Kopf. Die Weiber, die den Männern fast Alles bereiten müssen, machen ihnen sogar auch die Stiefel, Kleider und selbst jene Kettenpanzer. — Am Sattel hängt ihnen ein kleiner, runder Schild herab, dessen sie sich im Handgemenge bedienen. Dieser Schild ist zwei- bis dreifach mit dickem Sohlenleder bezogen und am Rande mit einem eisernen Ringe beschlagen. In der Mitte sitzt ein eiserner Knopf oder Buckel. Zuweilen sind auch zwischen Buckel und Rand noch eine Menge concentrischer Blechringe aufgenagelt. Das Ganze wiegt gewöhnlich 15 bis 20 Pfund. An ihren Gewehren befindet sich Linse und Visir. Die Linse ist äußerst klein und fein. Das Visir ist ein dünnes in der Nähe des Flintenschlosses quer aufsitzendes Metallplättchen mit einer feinen Ritze, durch welche sie die Linse aufnehmen. Das Pulver verstehen sie sich selber zu bereiten, und finden in ihren Bergen die dazu nöthigen Ingredienzen, Salpeter wie Schwefel. Ebenso gibt es einen Ueberfluß von Blei bei ihnen, und alle Osseten schießen mit bleiernen Kugeln, während die Lesghier bekanntlich nur kupferne haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Parallelriffe in Glen Roy. Die Einschnitte, Riffe oder Rheden, wie man sie unbestimmt nennt, die deutlich in Glen Roy und den benachbarten Thälern zu sehen sind, haben Sir Thomas Dick Lauder und Dr. M'Culloch der Gewalt der Seen zugeschrieben, die früher diese Höhen bedeckten und nach und nach diese Alluvialgebilde ansetzten. Hr. Charles Darwin sucht in einer Abhandlung, die er in der Sitzung der königlichen Gesellschaft vom 25 Februar vorlas, diese Formationen dem Einflusse des Meeres zuzuschreiben, das früher diesen ganzen Theil Schottlands bedeckte. Er behauptet, daß das fluctuirende Element das Land gewesen sey, da auf einer Seite es sich erhebe, während auf der andern es sich senke, daß also das Land sich selbst erhöht habe, nicht das Wasser zurückgesunken sey. Daraus erklären sich die einzelnen Gestaltungen der Berge und Thäler im Districte von Lochaber und dem ganzen umliegenden Theil Schottlands. Nachdem die Gewässer des Meeres durch die Anhäufung des Landes zurückgedrängt waren, bestand die Hauptthätigkeit der Flüsse darin, die Niederschläge des Meeres zu entfernen und in den festen Felsen einen Durchgang auszuhöhlen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 46** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ein Weihnachtsmährchen.** Von Dickens (Boz). — **Neuere spanische Lyrik.** (Fortsetzung.)

Der Abonnement darfür dem Auslande beigegebenen Literaturblatts, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 5 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 112.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 April 1839.

Briefe aus Griechenland. VIII.

(Von Dr. Gottfried Herold.)

Milos, am 6 September.

Auf meiner letzten Fahrt, welche über 60 Stunden dauerte, hab ich wieder recht lebhaft empfunden, wie beschwerlich es ist, in der jetzigen Jahreszeit auf diesem Meere, zumal in kleinen Fahrzeugen zu reisen, weil, wenn man sich nicht tollkühn in den Sturm begeben will, man häufig die tödtende Langeweile der Windstille zu erfahren hat, und unter dem brennenden Himmel elendiglich schmachtet. Dazu hat man nur wenig ruhige Augenblicke, indem man bei jeder Wendung der Segel sich eine Veränderung seiner angenommenen Lage gefallen lassen muß. Unser Schifflein legte zweimal unterwegs an, zuerst bei einem kleinen wüsten Eilande zwischen Sikino und Polikandro (Pholegandros), wo wir in einer kühlen Felsengrotte am Ufer kurze Zeit der Ruhe pflegten, und zum andernmale in einer kleinen Bucht von Polikandro. Als wir hier etwas in das Land hinein gingen, entdeckten wir zu unserer Freude einen Weingarten am Bergabhang und auf der Höhe der Berge einige mit langen Flinten bewaffnete Leute; wir winkten und riefen, aber lange vergebens. Wie sie sich endlich zum Herabsteigen bewegen ließen, gestanden sie, daß sie uns für Seeräuber gehalten hätten, da dergleichen in der Nachbarschaft streifen sollten. Von unsern friedlichen Absichten überzeugt, kamen darauf auch ganz vermummte Weiber herab, füllten ohne Neugierde und ohne Furcht große Körbe mit Trauben, und waren so gefällig, eine beträchtliche Menge davon nebst Wassermelonen unsrer Mannschaft zu überlassen. Die Insel, die ganz bergig ist, ernährt nur eine kleine Bevölkerung in einem einzigen Flecken, welcher uns nicht sichtbar war, wie denn auch die andern Inselchen in der Nähe sehr unbedeutend sind, und man möchte in dem Interesse ihrer Bewohner wünschen, daß sie diese traurigen Felsen verließen und ihre Wohnsitze da nähmen, wo ihr Fleiß mehr gesegnet wäre.

Merkwürdig wie Santorini, aber höchst traurig ist die Insel Milo, beides wegen der vulcanischen Beschaffenheit ihres Bodens. Daß in ihrem Innern ein immerwährendes Feuer glimme, darüber lassen mehrere Erscheinungen, als die nicht seltenen Erschütterungen, das beinahe beständige Rauchen mancher Stellen ihrer Oberfläche, der in Menge sich erzeugende Schwefel und Alaun (στύψη), die heißen Quellen und manche Höhlen, die natürliche Schwitzbäder sind, keinen Zweifel übrig. Steckt man an gewissen Orten einen Stock in den lockern Boden, so findet man ihn brennend heiß, wenn er wieder herausgezogen wird. Diese innere Wärme läßt nun zwar bei allem Mangel an Wasser die Früchte des Bodens, namentlich den Wein, herrlich gedeihen; allein die starken Dünste machen auch die Insel zu einem gefährlichen Wohnplatz und die Bevölkerung schwindet immer mehr. Zu Tourneforts Zeiten, der uns einen ausführlichen und sorgfaltigen Bericht über dieses Bad hinterlassen hat, war dasselbe gut angebaut und mag namentlich in der Gegend, worin die Hauptstadt lag, ein heiteres Aussehen gehabt haben; Gärten und Felder schmückten die dortige Ebene, und die Stadt, die aus ansehnlichen Gebäuden bestand, zählte damals fast 5000 Einwohner, während sie gegenwärtig ganz verfallen und verlassen ist, nur daß von einigen Häusern heimathlose Fremdlinge Besitz genommen haben, die das Entsetzen des durch die öden Gassen Eilenden mit ihren bleichen Gesichtern vermehren helfen. Am wenigsten ungesund scheinen noch die Höhen an der östlichen Seite des Hafens, eines der besten und größten im Mittelmeere, zu seyn, und darauf beschränkt sich auch größtentheils die Einwohnerschaft der Insel, indem hier, drei Viertelstunden oberhalb des Hafens, der jetzige Hauptort, das Kastron, liegt, woran sich einige armelige Dörfer reihen. Jedoch ist eben jetzt ein italienischer Arzt, den man von Naxos gerufen hat, so sehr in Anspruch genommen, daß ihm kaum der Tag zu seinen Krankenbesuchen hinreicht. Die Unfälle des Kriegs haben auch manche Fremde hieher geworfen, und insbesondere sind viele kretische Familien mit ihrer Armuth und dem unzertrennlichen Gefolge derselben eingewandert. In den Dörfern hat man wohl allein die ächten Eingebornen zu suchen, und es läßt sich an ihren Bewohnern, die übrigens auf gleicher Culturstufe wie die moreatischen Landleute stehen, hellenische Gesichtsbildung nicht verkennen. Etwas unter dem Kastron, der Bucht näher, lag die alte Stadt, von der bekannt ist, daß sie im peloponnesischen Kriege, weil sie Neutralität beobachtete und ihre

700jährige Freiheit behaupten wollte, von den Athenern erobert ward, und auf Alkibiades Veranlassung ihre Einwohner verlor. Die Ringmauer ist noch theilweise erhalten; auch finden sich viele Grabgewölbe in weichen Stein gehauen in der Nähe. Man hat in manchen eine Anzahl kleiner menschlichen Figuren, die ungemein niedlich gearbeitet sind, und seltsame Gebilde der Phantasie, die an ägyptische Kunst erinnern, neben andern in alten Gräbern gewöhnlichen Gegenständen, Alles von gebrannter Erde, vorgefunden, und es ist nur Schade, daß man aus Unachtsamkeit vieles zu Scherben zerbrochen hat, was für den Liebhaber des Alterthums von unschätzbarem Werthe gewesen wäre. Merkwürdig sind noch die schönen Reste des Theaters, das im Besitze Sr. Majestät des Königs von Bayern ist, und wobei die berühmte Statue der Aphrodite aufgefunden wurde, die gegenwärtig in Paris bewundert wird.

Wenn jeder Fremde wünschen muß, von dieser unglückseligen Insel so eilig als möglich wegzukommen, so magst du ermessen, wie es mir zu Muthe ist, nachdem ich eine fast vierzehntägige Gefangenschaft hier ausgehalten. Das Meer wird von den Nordwinden furchtbar gepeitscht, das Auge sieht nur weißen Schaum, und das Ohr vernimmt nichts als die donnernde Brandung. Niemand wagt sich jetzt hinaus, und allgemein entsetzt man sich vor dem Uebermuth der Schiffer, die vor wenigen Tagen mit höchster Lebensgefahr und mit Aufbietung aller Kräfte auf einem schwanken Kaiki, das jeden Augenblick umzuschlagen drohte, die Fahrt von Nauplia in vierundzwanzig Stunden hieher machten. Mein einziger Trost ist, mich in den Armen einer so unermüdlichen und unbegränzten Gastfreundschaft zu wissen, daß, als der hiesige Eparch, gleichsam zur Vertheilung der Last, mir auch die seinige wiederholt antrug, die Hausfrau mit Entrüstung diese Zumuthung zurückwies, und sogar erklärte, eher den Verlust eines Kindes erfahren zu wollen, als in den Vorschlag einzuwilligen.

Indessen hoffe ich in den nächsten Stunden Erlösung. Unter mehreren fremden Schiffen, die in den Hafen eingelaufen sind, zum Theil, um Piloten von hier in Dienst zu nehmen, da die Milier als die Kundigsten im Archipelagos gelten, liegt auch eine französische Kriegsbrigg dort, die nach Nauplia bestimmt ist. Sollte ich diese Gelegenheit einer bequemen und sichern Rückkehr nicht ergreifen? Der Capitän des Kriegsschiffs hat mir freundliche Aufnahme an Bord zugesagt, und wird die Anker lichten lassen, sobald nur die Bucht etwas ruhiger wird.

Fahrt an der Bahnküste Afrika's.

(Fortsetzung.)

Nach einer Fahrt von sieben Tagen längs der reizenden Ufer erreichten wir das holländische Fort Anthony, das wir mit 13 Kanonenschüssen und dreimaligem Hurrah begrüßten. Während das Fort unsern Gruß erwiederte, ließen wir die Anker fallen. Bald darauf sahen wir ein großes Boot mit holländischer Flagge vom Fort her sich uns nähern; schon von weitem hörten wir den Gesang der schwarzen Ruderer, wenn man das laute, unmelodische Schreien eines Einzelnen, das vom Chore durch einige Mißtöne beantwortet wird, so nennen will. Der Capitän fuhr in seinem Boote mit einigen Officieren dem Ankommenden entgegen und kehrte dann mit ihm nach unserm Schiffe zurück. Ein holländischer Officier, der sich mit zwei schwarzen Bedienten in dem von neun Negern herangeruderten Boote befand, kam an Bord und bewillkommte uns herzlich. Nachdem wir ihn gastlich bewirthet hatten, stiegen wir wieder mit ihm in die Boote und fuhren dem Lande zu. Hier erwartete uns ein sonderbarer Empfang. Jung und Alt, Männer und Weiber erwarteten und begrüßten uns mit einer wahrhaft infernalischen Cerimonie. Eine Menge Neger wirbelten auf eigenthümlich gestalteten Trommeln, die sie unter dem Arme trugen; andere trugen große Trommeln auf den Köpfen und ließen sie von zwei neben ihnen gehenden Männern schlagen; ein Theil blies auf Büffelhörnern und einer Art Rohrflöten, andere klapperten mit Stückchen Eisen oder klatschten in die Hände, wer kein Instrument hatte, schrie mit durchdringender Stimme. Es war eine passende Höllenmusik zu dem Höllentanze, den Männer, Todtenschadel um die Köpfe schwingend, mit den widrigsten Gebärden und unnatürlichsten Verdrehungen des ganzen Körpers ausführten; dazwischen sprangen nackte Kinder, wahre Teufelchen, umher. Männer und Frauen gingen unbekleidet, nur um die Hüften war ein Tuch geschlagen. Auf dem Wege in das Fort wurden wir manchmal im Gesicht und an den Händen von den Negern betastet, die unsere weiße Haut bewunderten.

Im Fort wurden wir von der schwarzen Frau des Commandanten freundlich empfangen und bewirthet. Das Fort ist schon sehr alt, aber ziemlich fest, hat viele Bastionen und wird von 24 Mann und 20 Kanonen vertheidigt; es bildet ein unregelmäßiges Vieleck, die Zimmer sind freundlich, bequem und luftig gebaut. Mit einem unsrer Officiere machte ich, geführt von einem schwarzen Diener des Commandanten, einen Ausflug in die Umgegend. Ein schmaler Fußpfad führte uns zwischen hohen Cactushecken und Oleandergebüschen in den nahen Wald. Nachdem wir eine kleine Stunde in dessen Schatten gewandert waren, erhob sich der Pfad allmählich und wurde überwachsener; zur Rechten und Linken bewunderten wir die schlanken Palmen verschiedener Gattung, die Seidenwollbäume von ungeheurer Größe und Umfang, mit Schmarotzerpflanzen und Convolvulus bedeckt und umrankt von Schlingpflanzen, stark wie dünne Taue. Wir bogen nun ab vom Fußpfade, um auf kürzerem Wege durch das Dickicht des Waldes die Anhöhe zu ersteigen. Aber es kostete uns viele Mühe, über die Wurzeln der Seidenwollbäume hinzuschreiten und durch das dichte Gebüsch unbekannter Pflanzen zu dringen, aus denen häufig grünlich schillernde Eidechsen von der Länge eines Fußes, verscheucht durch unsere Tritte, pfeilschnell hervorschossen; Papagaien und Pfauenreiher und eine Menge anderer Vögel mit glänzendem Gefieder flatterten zwischen den Bäumen, wiegten sich auf ihren Zweigen und mischten ihr Gekreische mit den verschiedenen Arten von Affen, welche bald vor uns sich flüchteten, bald uns von den Aesten herab neugierig anstetschten. Ein starker Duft stieg aus den verschie-

denen verweſenden Pflanzen und Sträuchen der Mimoſagattung auf; der Boden wimmelte von kriechenden Würmern und Inſecten; hie und da nur ſtahlen ſich die Sonnenſtrahlen über die niedrigen Bäume hinweg in das Dunkel des Waldes. Auf dem freieren Gipfel des Hügels erwartete uns eine herrliche Ausſicht. Vor uns ſahen wir über dem unter uns liegenden Wald und das Negerdorf hin die in den Sonnenſtrahlen herrlich erglänzende Meeresfläche, auf der unſer Schiff ſich wiegte und zahlreiche Negercanoes wie Fiſche auftauchten und verſchwanden; zur Seite zogen ſich maleriſche Hügel, von grünen Thälern unterbrochen, hin, in deren einem der Aucobraſluß ſeine Wellen dem Meere zuwälzt; die ſeltſamen Umriſſe der Hügel und Thäler, ſo wie der ſchöne Wechſel der lebhafteren und dunkleren Farbe der kleinen Haine, welche ſie umgaben, und aus denen hie und da aufſteigender Rauch Negerwohnungen ahnen ließ, entzückten das Auge. Hinter uns erhoben ſich einander überragende Berge mit ihren Palmen, ihren rieſigen Seidenwollbäumen, Schickſals- und Eiſenholzbäumen, mit ihren Baobabs von ungeheurem Umfange, deren mannichfaltiges Laub im üppigſten Farbenreichthum prangte, und Licht und Schatten auf das ſchönſte miſchte. Unſere Augen hatten in den Abend hineingeſchwelgt; der Horizont erglühte im feurigſten Roth, in tauſendfacher Brechung tanzten die Sonnenſtrahlen auf den Wellen, und kaum erreichten ſie mehr die Gipfel der Berge, deren helleres Grün ſchon mit dem dunkleren verdämmerte; noch einmal ſchaute ſie zurück auf ihre Bahn, und ihr naſſes Bett hatte ſie aufgenommen! — Oft ſchon hatte mich der Anblick der untergehenden Sonne in ſchönen Gegenden entzückt; in ſtummer Anbetung ſtaunte ich ſie an von Salzburgs hohen Bergen mit ihrer reizenden Umgebung, von den maleriſchen Höhen der ſächſiſchen Schweiz, von den erhabenen Ufern des Mains, des Rheins und der Donau, ſo wie von Baierns Hochgebirgen, aber nie war ich ſo von Andacht durchdrungen, wie in jenen Augenblicken. Unſer ſchwarzer Führer betrachtete mich und den Officier mit ſtiller Ehrerbietung. Ein ſtummer Händedruck des letztern verrieth mir, wie tief im Innern auch er ergriffen ſey; dieſer Augenblick hatte uns zu Freunden machen müſſen, wären wir es nicht ſchon lange geweſen. War er doch auch auf deutſchem Boden aufgewachſen, hatte er doch alle Beſchwerden und Gefahren unſerer anfangs höchſt unglücklichen Seereiſe mit mir getheilt, wie hätte nicht jener feierliche Augenblick, in dem unſere tiefſten Gefühle ſich verſchwiſterten, unſere Herzen in inniger Freundſchaft vereinen ſollen?

(Schluß folgt.)

Structur des Diamanten.

Seit man auf den Einfall kam, ſich des Diamanten zur Conſtruction der einfachen Mikroſkope zu bedienen, mußte ſich die Aufmerkſamkeit der Optiker natürlicher Weiſe auf die Fehler richten, die man häufig in der Structur dieſes Minerals bemerkt. Ein Hr. Pritchard übergab Hrn. Brewſter eine Linſe von $\frac{1}{10}$ Zoll im Durchmeſſer, deren er ſich bei der Conſtruction eines Mikroſkops nicht hatte bedienen können, weil ſie doppelte Bilder gab; dieſer, von dem Wunſche beſeelt, die Urſache dieſer Verdoppelung kennen zu lernen, gerieth auf den Einfall, die ebene Oberfläche der Linſe mit der Luppe zu unterſuchen. Er ließ zu dieſem Endzweck in einer dunkeln Kammer einen ſchmalen Strahlenbündel auf dieſe Oberfläche fallen, und bediente ſich zur nähern Beobachtung einer Linſe von einem halben Zoll Durchmeſſer. Indem er die ebene Oberfläche der Linſe drehte, bemerkte er alsbald, daß ſie mit einer Menge paralleler Linien oder Adern ſich bedeckt zeigte, von denen die einen das Licht beſſer als die andern reflectirten, ſo daß die Oberfläche das Anſehen eines geſtreiften Bandes hatte. Die Oberfläche des Diamanten umfaßte in dem Raume von weniger als $\frac{1}{10}$ Zoll mehrere hundert dieſer Adern oder Schichten, welche die Kraft der Reflexion und Refraction in verſchiedenem Grade beſaßen. (Echo du Monde Savant vom 10 Avril.)

Bericht über die Oſſeten im Kaukaſus.

(Fortſetzung.)

Ein beſonderer Gegenſtand der Nachforſchungen des Hrn. Alexander waren ihre Flinten und die Wege, auf denen ſie dieſelben erhalten möchten. Wenn er ſie darüber befragte, ſo hieß es immer: „ot pradi,“ „wir haben ſie von den Vorfahren.“ Meiſter, welche Gewehre machen könnten, haben ſie nicht unter ſich, wie es deren bei den Lesghiern gibt. Dennoch haben die Oſſeten weit beſſere Gewehre als die Lesghier, und augenſcheinlich von europäiſcher Arbeit. Einige nannten ihm die Gewehre auch „Krimski,“ es ſeyen krim'ſche. Und er glaubt daher, daß die meiſten Feuerwaffen noch aus der Zeit ſtammen möchten, wo die Genueſer Herren der Krim und des ſchwarzen Meeres waren, und daß nur gelegentlich hie und da die Oſſeten einige Verbeſſerungen und Veränderungen an den Gewehren angebracht haben möchten. Ihre Säbel ſind meiſtens aus derſelben Quelle, wie die italieniſchen Inſchriften, die ſich an vielen befinden, deutlich genug beweiſen. Die Möglichkeit, daß ſich Feuerwaffen aus ſo entfernten Zeiten noch bis jetzt in brauchbarem Stand erhalten haben, erklärt ſich aus der ungemeinen Sauberkeit und Aufmerkſamkeit, mit der die Oſſeten ihre Gewehre behandeln. Die Gewehre, wie alle ihre Waffen, ſind immer blank geputzt, und dieß Waffenputzen iſt eines der wenigen Geſchäfte, welche ſie ihren Weibern nicht überlaſſen. Zu Hauſe hängt das Gewehr immer im ſicherſten und ungeſtörteſten Winkel des Zimmers, wie bei den Ruſſen die Heiligenbilder. Und nie läßt man es ohne Ueberzug von Leder oder Burka.*) Ueberfällt ſie auf Reiſen ein Regen, ſo verbergen ſie ihre Waffen ſorgfältiger, als ſich ſelbſt, unter ihren dickwolligen Mänteln. Dazu ſchießen ſie es nie ohne Noth los, vielleicht alle Monate ein- oder zweimal. Ja es kommt vor, daß ſie ihre Flinte im ganzen Jahre nicht Einmal abſchießen, obgleich ſie Alles ſtets Nacht und Tag zu Hauſe und auf der Reiſe ſchuß- und ſchlagfertig bei ſich haben. Auf ihre Frauen ſind ſie bei weitem nicht ſo eiferſüchtig als auf ihre Flinten, und es wird weit leichter verziehen, wenn man ihre Frauen kränkte, als wenn man ihren Flinten etwas zu Leide that. — Wie alle Kaukaſier, tragen auch ſie eine Reihe kleiner Taſchen auf der Bruſt, in deren jeder eine völlig fertige Patrone ſteckt. Sie ſind nicht bloß gute Schützen, ſondern auch — was man nicht von allen Kaukaſiern rühmen kann — ausgezeichnete Fechtmeiſter. Der bekannte

*) Eine Art zottiges Gewebe von brauner Schafwolle, aus der ſie ſich auch Mäntel machen, die ebenfalls „Burka“ heißen.

Graf Woronzow, Generalgouverneur von Neu-Rußland, war in seiner Jugend als einer der besten Fechtkünstler in der russischen Armee berühmt, und als er im Kaukasus diente, forderte er oft Osseten zum Zweikampfe heraus, mußte aber häufig als Besiegter die Meisterschaft seiner Gegner anerkennen. Der Bogen und Pfeile bedienen sie sich nicht.

Die Menschenjagd ist, wie gesagt, bei den Osseten die Hauptsache. Auf Vögel, Hasen, Rehe, Schakals u. s. w. verschleudern sie ihr Blei nie. Bloß den wilden Schafen (mouflons), den Bären und Leoparden, die sich zu Zeiten zeigen, stellen sie nach. In den Bussabseli soll es auch noch Auerochsen geben,*) zu deren Jagd sie sich dann in großen Jägergesellschaften vereinigen. Alsdann schießen sie auch noch auf den Mond, wenn nämlich eine Mondfinsterniß eintritt. Sie glauben, daß ein böses in der Luft fliegendes Ungethüm dieselbe veranlasse, und feuern so lange auf das arme Thier los, bis die Finsterniß aufhört. — Natürlich sind die so über Alles geschätzten Waffen sehr theuer. Für einen Säbel zahlt man oft 50 bis 100 Schafe, und für eine gute Flinte, die sie noch mehr schätzen, sogar bis 200 Rinder.

Ein Osset hat seine Waffen so beständig bei sich, wie ein Leopard sein Gebiß. Nur beim Schlafen hängen sie sie an die Wand. Sie ackern bewaffnet, sie hüten ihr Vieh bewaffnet, und machen nicht den kleinsten Weg zum Nachbar unbewaffnet.

Ich äußerte mehrmals Hrn. Alexander meine Verwunderung, daß er bei solchen Menschen so glücklich davon gekommen sey. Er sagte, es sey ihm jetzt auch selbst ein Wunder. Denn er habe wirklich zuweilen wahre Kannibalen in seinem Gefolge gehabt. So z. B. einmal einen Keschelzen, der unter Allen als einer der Unnahbarsten bekannt gewesen wäre. Er hätte ihn eines Tages gebeten, er solle ihm doch einmal aufrichtig sagen, wie viel Menschen er schon in seinem Leben erschossen habe. Verschämt wie ein Mädchen, das man nach der Anzahl ihrer Geliebten fragt, hatte er geschmunzelt und gesagt: „Ich weiß nicht, Herr!“ — „Nun, zähle einmal!“ Mit Beihülfe der Andern wurden dann ungefähr an 50 Leute hergerechnet, die er aus bloßer Rache ums Leben gebracht. „So ist es mir aber ein Wunder, wie du selber noch lebst.“ — „Wenn sie mir wie die Katzen nachschleichen, Herr, so gehe ich ihnen wie ein Fuchs aus dem Weg, und falle wie ein Wolf über sie her.“ — „Nun, einmal wird doch schon die Reihe auch noch an ihn kommen!“ riefen die Andern lachend dazwischen.

Daß er selber so gut durchgekommen, erklärte sich Hr. Alexander zum Theil daraus, daß seine Gastfreunde aus sehr verschiedenen Gegenden gewesen wären, und sich selber einander nicht recht getraut hätten. Mancher hätte ihn, den im Stillen verwünschten Russen, wohl gern niedergeschossen. Allein Furcht und Scham vor den Fremden wegen des gebrochenen Gastrechts hätten sie davon zurückgehalten.

Indeß wäre es doch nicht jedem minder klugen oder muthigen Mann zu rathen, so viel zu wagen wie unser Freund, der sich überall mit eben so viel Gewandtheit als Kühnheit aus der Schlinge zu ziehen wußte. Hievon nur einen Vorfall:

In einem Dorfe des Aridon-Thales,**) dessen Bewohnern schon Hrn. Alexanders Begleiter nicht recht trauten, und wo eigentlich keiner von ihnen einen Gastfreund hatte, empfing man sie nicht sehr freundlich, und wollte ihnen auch kein eigenes Haus für sie abtreten. Sie könnten wohl im Dorfe Quartier bekommen, hieß es, aber sie müßten es sich gefallen lassen, in verschiedenen Häusern vertheilt zu werden. Dagegen protestirte nun die ganze Gesellschaft, die Unrath merkte, lebhaft, und erklärte, das sey wider die Sitte, und wenn sie ihnen überhaupt schon Aufnahme versprochen, so müßten sie auch die Fremden alle zusammenlassen und ihnen ein ganzes Haus geben. Sie pochten so lange auf Sitte, Anstand und Recht, bis sie ein solches endlich erhielten. Man richtete sich ein, aß zu Abend und legte sich zur Ruhe. Hr. Alexander zog sich mit seinem Dolmetscher in sein Zimmer zurück und schlief ein. Seine Begleiter blieben noch beim verlöschenden Feuer vor seiner Stubenthüre wie gewöhnlich sitzen. In der Nacht wachte Hr. Alexander auf, sah zu seiner Verwunderung durch die Spalte der Thüre noch zu so später Zeit frisch auflohendes Feuer und hörte seine Begleiter miteinander flüstern. Er befahl seinem Armenier nachzusehen, was da wäre, und als dieser die Thüre öffnete, sah er alle seine Gefährten mit dem Gewehr im Arm umhersitzen, mit dem Gesicht nach der offenen Hausthüre gerichtet. Er trat selber hinaus und fragte, was das bedeute. Man antwortete ihm, ob er denn nicht das Geräusch und Gesumme in der Umgegend höre. Das bedeute etwas Schlimmes. Es dauerte auch nicht lange, so sah man einige verdächtige Schatten im Gebüsch schleichen, und bald traten sie offen hervor, und der ganze Hof füllte sich mit der bewaffneten und murmelnden Mannschaft des Dorfes. Alle Flintenläufe der Begleiter waren zur Thüre hinausgerichtet. Unten machte man schon Anstalt das Haus zu erklettern, und Einer ermunterte dazu den Andern. Da trat Hr. Alexander mit seinem Dolmetscher auf den Corridor hervor, fragte sie, was sie wollten und wozu sie gekommen wären. Die Männer, die schon ziemlich deutlich denen merken lassen, was sie wollten, wurden durch diese ihnen ungewohnte Kühnheit etwas verwirrt und hielten an sich. Denn die Osseten bringen seltener offenen Muth als List ins Spiel des Kampfes. Und sie antworteten daher etwas verlegen: „Wir sind gekommen, um dich zu fragen, wer du seyest und was du eigentlich bei uns wollest.“ — „Und um dieß zu fragen kommt ihr zu dieser Zeit in der Nacht und weckt uns, eure reisemüden Gäste? Es ist doch viel passender, dieß morgen am Tage zu besprechen. Ich hoffe wenigstens noch drei bis vier Tage bei euch zu bleiben, und da habe ich also Zeit genug, mich vollkommen bei euch zu legitimiren. Geht schlafen, gute Leute, und laßt auch uns, die ihr als Gastfreunde aufgenommen habt, in Frieden ruhen. Morgen wollen wir euch über Alles Rede stehen.“ Hierauf ließ sich nun nichts Geschicktes erwiedern. Sie fühlten sich mit der deductio ad absurdum geschlagen, welcher Fechtercoup oft besser das Leben rettet, als Schwert und Schild, und trollten murrend ab. Nun hieß es aber, Zeit gewonnen, Alles gewonnen. In der größten Stille wurden jetzt die Pferde gesattelt, aufgepackt, und spornstreichs suchte man das Gebiet freundlicherer Wirthe zu erreichen.

(Schluß folgt.)

Höhlen im Departement Ardèche. Man schreibt aus Privas, daß man in dem Kalkberge der Gemeinde Vallont neue große Höhlen entdeckt habe. Es sind ihrer drei fast übereinander; in der zweiten und dritten fanden sich prachtvolle Krystallisationen von gelber oder Rosenfarbe. In der ersten hat man Gebeine von Menschen und Thieren, auch alte Urnen gefunden. (Echo du Monde Savant vom 10 April.)

*) Mir wurde dieß auch von andern glaubwürdigen Reisenden wiederholt bestätigt.

**) Der Aridon ist ein Nebenfluß des Terek. Auf unsern Karten steht Ardon.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 113.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 April 1839.

Trollhättans Canal und Wasserfälle, die Gold-Insel und Karls XII. erste Liebe.

(Mitgetheilt von Hrn. v. Versen.)

Es gibt manche sehenswerthe Gegenstände und Naturscenen in Schweden. Stockholm allein ist einer Reise werth. Die Großartigkeit des Fahlunер Kupferbergwerks, der Eisengruben von Danemora erfüllen mit Staunen. Einen unauslöschlichen Eindruck machen die Ueberreste in der Burg Calmar: der Saal, wo Margarethe 1394 die Union schloß, das fürchterliche Burgverließ, wo Erich IV so lange schmachtete; ferner der Anblick von Karlskrona, das Bauerhaus in Ornäs, wo Gustav Wasa bei einem treuen Dalkarl gegen seine dänischen Verfolger Jahre lang verborgen war, woselbst man das Zimmer zeigt, in dem er wohnte, sein Schlaflager, die seltsame Wandkarte, seine ganze Rüstung. Noch lange werde ich diese Erinnerungen in meinem Gedächtniß bewahren. Die Gegenstände stehen wie scharf begränzte Lichtpunkte in dem dunkeln Erinnerungsmeer des vielen Geschenen, aus dem allmählich eine Scene nach der anderrn schwindet.

Vor Allem aber schwebt mir noch frisch und klar Trollhättan entgegen mit seinen pittoresken Umgebungen und großartigen Naturscenen, mit seinem kolossalen Nationalwerk, dem Felscanal, und mit den romantischen Abenteuern eines Königs, der in der ersten Blüthe der Jugend noch nicht ahnete, daß er bald darauf mit seinen Thaten die Bewunderung der Welt erobern würde. Die geschichtlichen Denkwürdigkeiten und idyllischen Scenen von Trollhättan hatten einen eigenen Reiz für mich, die Gegend bei der Goldinsel und den Wasserfällen übte um so mehr eine besondere Anziehungskraft auf mich, als hier die erste glühende Neigung des jungen Königs auf die einzige Tochter eines Ahnherrn von mir, des schwedischen Staatsraths v. Versen (in Schweden Fersen) fiel. Man findet bei den schwedischen, überhaupt bei den nordischen Dichtern und Geschichtschreibern so viel Gefühl, so phantasiereiche lebhafte Schilderungen an der Vergangenheit, daß man nicht weiß, ob man über die Geistesfülle in so rauhem ödem Lande oder über den Reichthum der historischen Begebenheiten staunen soll, welche in einem von der übrigen Welt so abgeschiedenen, vom Klima und allen Naturverhältnissen so gedrückten Lande vorfielen. Sie sind von ihnen auf eine Weise beschrieben, welche das Studium der nordischen Geschichte ungemein anziehend macht. Wir suchen dergleichen Schilderungen unter anmuthigern, glühendern Himmelsstrichen, und finden sie im Norden, besonders in dem abgelegenen Norwegen zwischen rauhen, heute noch schwach bewohnten Felsen, in Thälern, die kaum zwei bis drei Monate die Milde der Sonnenstrahlen empfinden, in denen die Felsen nur kleine Fleckchen zum unsichern Kornbau übrig lassen, in denen der Roggen zwei Jahre zu seiner Reife braucht, und die Gerste alle sieben Jahre einmal eine Ernte verspricht, in denen selbst die Kartoffel kaum die Größe einer Nuß erreicht. Lesen wir die Traditionen einer an Großthaten so reichen Vorzeit, so sind wir versucht, diesem classischen Boden vor Jahrhunderten ein anderes Kleid, ein anderes Klima zuzumuthen. Wir können uns beim Anblick der wilden Natur nicht denken, daß alles dieß in solchem Lande vorgefallen ist. Es kann seyn, daß die hohe Begeisterung der Geschichtschreiber des Landes viel dazu beigetragen hat, jenen Traditionen einen Nimbus zu verleihen, der sich mit unsern Vorstellungen beim Anblick der jetzigen Wirklichkeit nur dann vereinigen läßt, wenn man die Thatkraft der Menschen in gewissen Beziehungen nicht abhängig macht von klimatischen und andern Naturverhältnissen. Noch heute erscheint uns der Norweger im Kampf mit den Elementen fast wie ein übernatürliches Wesen. Die norwegischen Matrosen sind noch heute in England wegen ihrer Kühnheit die Gesuchtesten. Ihre fischreichen Küsten haben von jeher das Seeleben unter ihnen angeregt. Die ungeheuern Felsen, die vielen Klippen (Skären) mit denen sie umkränzt sind, und zwischen denen die Meeresbrandung die Gefahren der Schifffahrt auf die Spitze stellt, haben ihren Muth gestählt und Verwegenheiten erzeugt, von denen man anderwärts keine Vorstellung hat. Die kalte Natur erzeugt bei ihnen kein Schiffbauholz. Sie sind auf schwache Planken angewiesen, aus denen sie ihre gebrechlichen kleinen Fahrzeuge bauen. Wie sie damit das klippenreiche Meer durchfahren, unter Stürmen, und wenn das Fahrzeug bis auf den halben Mast hinauf mit Fischen beladen ist, erregt Besorg-

niß. Die Schilderung einer norwegiſchen Seeſchlacht unter Harald Harfager muß anziehend fabelhaft klingen, bloß wenn man die einfachen Thatſachen ungeſchmückt hinſtellt.

Wo die Natur ihre Gaben kärglich ſpendet, ſcheint ſie den Geiſt deſto reicher zu befruchten, den Arm und die ganze organiſche Beſchaffenheit der Menſchen zu kräftigen, um ſie zu entſchädigen und für ſchwierigere Unternehmungen zu befähigen. Der Menſch ſoll Alles zu ſeinem Wohlſeyn nützen, mit verdoppelten Kräften der rauhern Natur den Tribut abzugewinnen. Sie ſpannt den Muth, ſie ſtärkt die Erfindungskraft, lauter Gaben, die unter milden und glühenden Himmelsſtrichen bei ſchwelgeriſcher Productenfülle erſchlaffen. Wir ſehen in Schweden, beſonders in Norwegen, lange Chauſſeen Hinderniſſe überwinden, von denen man in andern Ländern keine Vorſtellung hat. Der Schwede entwickelt eine beſondere Fertigkeit im Maſchinenbau. Die erſten Dampfſchiffe ließ man in England bauen. Bald wurden dieſe ihnen zu theuer. Die Noth ſpannt die eigene Kraft, und es iſt durch Sachkundige, ja ſelbſt von den ſelbſtſüchtigen Engländern anerkannt, daß die vielen großen und kleinen Dampfboote Schwedens größtentheils im Lande ſelbſt gebaut ſind, zum Theil ſogar noch zweckmäßiger und beſſer als die im Auslande. Sie wurden ihnen bedeutend wohlfeiler, da das Material, beſonders Eiſen, im eigenen Lande bis jetzt noch unübertroffen daſteht, was übrigens weniger im Product ſelbſt, als in der Bearbeitung liegen ſoll. Ich muß dieß ebenfalls vermuthen, da man die Manipulationen, welche mit dem Eiſen vorgehn, geheimnißvoll betreibt.

(Fortſetzung folgt.)

Fahrt an der Bahnküſte Afrika's.

(Schluß.)

Wir traten in einer andern Richtung den Rückweg durch den dichten Wald an, welchen der Mond vergebens zu beleuchten ſuchte; aber eine neue Sternenwelt ging unſeren Augen auf, indem zahlloſe Feuerfliegen (lampyris latissima) auf den Kräutern und Gebüſchen erglänzten, und des Waldes Dunkel durchſchwärmten. Hie und da flatterte noch ein Papagai durch die Zweige, um ſein ſpätes Nachtlager zu ſuchen, manchmal unterbrach noch das biſſige Geſchrei von Affen, die um ihren Schlafplatz auf den Bäumen ſich ſtritten, die lautloſe Nacht. Ueber einen großen freien Platz, von des Mondes Glanz übergoſſen, daß er zauberiſch gegen die umgebenden dunkeln Schatten abſtach, und durch einen lichteren Palmenhain gelangten wir endlich wieder in das Dorf, und fanden im Fort eine gaſtliche Herberge. Bilder aus der fernen Heimath umgaukelten mich im Schlafe, aus dem ich faſt mit Schrecken erwachte, als mir der ſchwarze Bediente unſeres Wirthes das Frühſtück vor mein Lager brachte. Nachdem ich gefrühſtückt und mich angekleidet hatte, lud mich der Commandant zu einer Spazierfahrt ein. Wir beſtiegen eine kleine zweiſitzige Kutſche, und ſechs Neger in Ermangelung von Pferden, die längs der Küſte nicht gedeihen, zogen uns in raſchem Trabe dahin. Durch Palmenwälder an üppigen Reis- und Maisfeldern vorbei, deren friſches Grün einen lebendigen Gegenſatz gegen das dunklere der Gebüſche bildete, führte uns der Weg längs der Küſte. Hie und da geſtatteten uns lichtere Baumgruppen den Anblick des Meeres; kleine Felſenſtücke ſchimmerten nächſt des Ufers Grün und tanzend hüpfte über ſie die Welle hin. Wir kamen nach einer Stunde an einige Negerwohnungen, in deren Mitte ſich unter dem reichen Schatten eines Cachoubaumes eine kleine Hütte befand. Wir ſtiegen aus, um ſie zu beſehen, und ich erhielt von meinem Begleiter näheren Aufſchluß darüber. Die Hütte, von oben bis unten mit langem Gras bedeckt, glich an Geſtalt einem Bienenkorbe, und war nur ſo groß, daß kaum ein Menſch darin aufrecht ſtehen konnte. Der Eingang in dieſelbe war mit einem Stück Leinwand verhängt, und ſo klein, daß kaum ein großer Hund durchkriechen kann. Hierin nun iſt der Aufenthalt der Gottheit des Dorfes, und in den umliegenden Wohnungen der der Fetiſchprieſter und Prieſterinnen, um auf jeden Wink jener bereit zu ſeyn. Auch am Wege findet man manchmal geheiligte Büſche, die meiſt von der Natur wie eine Hütte geſtaltet ſind. Vor dieſe Hütten ſetzen die Neger gewöhnlich drei Haufen Erde in Geſtalt eines Dreiecks; in denſelben befindet ſich allerlei Plunder und Trödel, als Stöcke mit Gras, kleinen Lappen, Federn und dgl. umwunden, Beine von Thieren u. ſ. w. Als wir an eine Stelle kamen, wo der Weg ſich in zwei theilte, ſahen wir verſchiedene fingerdicke Pfählchen in die Erde geſchlagen, irdene Töpfe, thönerne Figuren u. ſ. w. Hierher bringen die Negerinnen häufig Speiſe und Branntwein, in der Meinung, daß, wenn ihre verſtorbenen Blutsverwandten und Freunde im andern Leben Mangel leiden möchten, ſie ſich hier ſättigen können. Auch geſchieht dieß oft als Opfer für ihren Hausgott, für welchen ſie nicht ſelten lebende und todte Hühner an eines von den Pfählchen binden; ſie verehren nämlich in den wilden Thieren auch zum Theil beſondere Gottheiten, und dieſe verſchmähen jene leckeren Opfer nicht.

Nachdem wir wieder zurückgekehrt waren, und uns mit Wein und Ananas erfriſcht hatten, beſahen wir das Dorf genauer. Die Häuſer ſind regellos und faſt eines wie das andere gebaut; der Zwiſchenraum zwiſchen den einzelnen iſt zum Theil mit Gras und Cactusſtauden ausgefüllt; die Wände, an denen häufig die Schädel erſchlagener Feinde prangen, beſtehen aus Flechtwerk mit Lehm ausgefüllt, und ihre Giebeldächer aus einem Gerüſte von Bambusrohr mit Gras oder Palmblättern bedeckt. Die meiſten Häuſer ſind einſtöckig, und nur einige durch Scheidewände in verſchiedene Räume getheilt; in dieſem engen Raume leben gewöhnlich 12 bis 20 Menſchen beiſammen, Männer, Weiber, Kinder, Sklaven, Hühner, Ziegen u. ſ. w.; im Dache befindet ſich ein Rauchfang, unter ihm auf dem lehmigen Boden ein Herd, an den Wänden einige Löcher ſtatt der Fenſteröffnungen. Ein alter Tiſch, dergleichen Stühle und Bänke und eine Art Bettſtelle, mit Laub ausgefüllt, ſind die Bequemlichkeiten des Hauſes. Manche Wohnungen beſtehen nur aus vier Pfählen, die unten bis zur Höhe von einigen Fußen mit Flechtwerk verbunden ſind, und auf

denen das Dach ruht. Das Dorf, Arim genannt, besteht aus ungefähr 60 Hütten. Jeder Neger, oder wenigstens jedes Haushalten, hat, außer der Gottheit des Dorfes, seinen eigenen Schirmgott in oder bei dem Hause. Diesen Gott macht sich Jeder selbst, oder läßt sich ihn auch wohl gegen eine geringe Bezahlung von einem Fetischpriester machen, und vor sein Haus, mehrentheils neben die Thüre, setzen, damit er um so besser den Eingang bewachen könne. Es ist dieser Gott meistens ein abgeschälter Stock von Armesdicke, einige Fuß lang, in der Mitte mit Gras, Haaren, Federn, kleinen Lappen und dergleichen umwunden, und mit weißer Erde beschmiert. Zuweilen sieht man diese Gottheit verziert mit einem höchst unförmlichen Gesichte, und den Kopf bedeckt mit einer Art Mütze. Das Blut von Hühnern, welche sie jedoch selbst essen, wird als Opfer über diesen Gott gesprengt, um ihn zum Freunde zu machen, dann wird er in die Erde gesetzt, damit er nicht umfalle und sein Gesicht verletze. Andere haben neben diesem Gott einen irdenen Topf, worin alte Beine und Gott weiß was noch für Unrath sich befinden, dicht bei dem Hause in derselben Absicht stehen; noch andere schlagen einige fingerdicke Pfählchen neben der Thüre in den Boden, und wiederum andere hängen Stückchen Glas, Bast, woran allerlei Amulette befestigt sind, nebst mehrerem anderem Trödel über die Hausthüre oder an das Dach, um die bösen Geister, Samman, und Krankheiten vom Hause abzuhalten.

In den Häusern ist es höchst unreinlich, so daß ich mich nicht lange darin aufhalten mochte, trotz dem, daß wir vom Herrn des Hauses nach seiner Art recht freundlich aufgenommen worden waren, und manche leidlich hübsche Negerin in ihrem Gewande der Unschuld das Auge fesselte. Die Gesichtszüge der meisten Neger und Negerinnen dieses Dorfes waren widerlich und abstoßend; viele Negerinnen hatten ihr häßliches Gesicht noch mehr verunstaltet durch Striche und Flecken, welche sie sich mit weißer Erde überall im Gesicht angemalt hatten. Der kleine, schwächliche Bau der Negerinnen steht in gar keinem Verhältnisse zu der kräftigen, hohen Gestalt der Männer.

Als ich wieder auf das Schiff zurückgekehrt war, kam eine Menge Neger zu uns und begann einen Tauschhandel, wobei ich Gelegenheit hatte, Vergleiche zwischen diesen und den früher auf unser Schiff gekommenen Küstenbewohnern anzustellen. Diejenigen, welche zuerst an der Palmenküste unser Schiff besuchten, hatten zwar im Allgemeinen dieselbe Gesichtsbildung, wie die später zu uns gekommenen, allein ihre feineren Züge verriethen mehr List und Verschlagenheit. Sie kamen nur zu uns, um von uns zu holen, was sie bekommen konnten, ohne uns etwas dagegen zu geben; sie waren zudringlich, und ließen sich kaum abweisen, wenn man nicht gewährte, was sie verlangten; auch sprachen sie etwas Englisch. Die Neger, welche uns drei Tage später besuchten, waren viel unverdorbener; in ihren Mienen las man das Natürliche, Einfältige; sie sprachen nur ihre rohe Sprache, und ersetzten das Mangelhafte des Ausdrucks durch sprechende Bewegungen; sie begnügten sich mit dem, was wir ihnen freiwillig gaben, und überließen uns dagegen gerne, was sie an Früchten bei sich hatten; an blanken Knöpfen hatten sie eine kindische Freude, lachten und tanzten in ihrer natürlichen Einfalt; die Wirkung des Pulvers schienen sie wenig zu kennen, da sie keine Furcht verriethen, als der Capitän eine Pistole auf sie richtete und ein Zündhütchen krachen ließ. Die Neger von Arim sahen pfiffiger aus; auf Knöpfe und dergleichen Spielereien hielten sie nichts; für zwei ganz nette Ehemisettenknöpfchen konnte ich nicht einmal zwei Apfelsinen bekommen, die ich darauf gegen zwei Nähnadeln eintauschte. Gold hatten sie nicht zu verhandeln; die holländische Residentschaft sorgt wohl, daß alles Gold in ihre Hände kommt. Ich tauschte gegen bunte Sacktücher einen wundernetten Affen und einen Papagai ein. Der Affe, von der Gattung simia Diana, war von der Größe einer kleinen Katze, mit langem, schwarzem Schweife; seine langen Haare waren am Grunde schwarz und endigten sich mit weißlichgrauen Spitzen, mitten auf dem Rücken hatte er einen großen, ovalen braunrothen Fleck, der Kopf war rundlich, und quer über die schönen gelben Augen mit schwarzen Augenbrauen lief ein schmaler, schneeweißer Streifen; ein langer, weißer Geißbart hing über seinen ebenfalls weißen Hals und Brust herab; seine schwarzen Füße endigten mit weißen Tatzen; sein Mäulchen zeigte zwei schöne, blendende Zahnreihen. Er war sehr zahm und sanft, und machte mir durch sein zärtliches, possierliches Wesen viele Freude; er setzte sich auf meine Schulter, liebkoste und küßte mich; wenn ich ihn erzürnte, zeigte er mir seine blanken, schönen Zähne, und wisperte fast wie ein Vogel; oft hing er sich mit seinem Schweif an das hervorragende Gitter meines Cajütenfensters auf dem Verdecke, schaukelte sich und neckte die Vorübergehenden. Leider starb er schon nach einigen Wochen mit meinem Papagai, da ich sie nicht mehr mit ihren heimischen Früchten füttern konnte. Der Papagai war blaugrau, mit kurzem, rothem Schwanze; er hatte bereits mehrere Worte sprechen gelernt.

Noch zwei Tage verweilten wir in Arim, die ich zu verschiedenen Ausflügen benutzte; am Ende des vierten Tages nach unserer Ankunft lichteten wir die Anker, donnerten dem Fort aus unseren Kanonen ein Lebewohl und steuerten längs der Küste dem Fort St. George d'Elmina zu. Die ungeheuren Felsmassen mit ihrer schäumenden Brandung, das üppige Grün des Ufers, abwechselnd mit Palmenwäldern und buschigen Hügeln, hie und da ein stattliches Fort mit einem Negerdorfe, und die hohen, dichtbewaldeten Berge im Hintergrunde, ergötzten das Auge, bis wir am Morgen des zweiten Tages Elmina's ansichtig wurden.

Bericht über die Osseten im Kaukasus.

(Schluß.)

In der edeln Kunst des Gesanges sind die Osseten nicht so geschickt wie in der Fechtkunst. Hr. Alexander sagte, er habe sie freilich zuweilen ein Chor singen hören. Doch habe ihm dieß nicht anders geklungen, als wenn man immer ra!-ra-ra-ra! schreie, bald ein bißchen höher, bald ein bißchen niedriger, mit nicht viel mehr Modulation der Töne, als ein Spinnrad sie hervorbringt, und mit Variationen der

Stärke nach Art des Sturmgeheuls. Von musikalischen Instrumenten sah er nur eine Art Cither, die dem kleinrussischen Pandur glich. — Höchst merkwürdig ist es, daß sie auch wie die Russen „w'prisátku“ tanzen, *) was sonst keines der andern kaukasischen Völker thut.

Auch in der Rechenkunst sind sie wiederum anders als alle. Sie zählen nach einem Octodecimalsystem, also bis 18, wie wir bis 10, und fassen dann die Achtzehner zusammen, wie wir die Zehner, und nachher die Achtzehnmalachtzehner wie wir die Hunderte u. s. f.

In sehr vieler Hinsicht leben die Osseten, obgleich ärmlich, doch besser als die jenseits ihrer Berge wohnenden grusinischen Stämme, die Mingrelier, Imerethier, Abchasen, Georgier u. s. w. Besonders sind sie weit reinlicher als diese. Während ein Grusinier sein seidenes Hemd trägt, bis es ihm in Fetzen vom Leibe fällt, sorgen die ossetinischen Frauen häufig für reine Kleider zum Wechseln. Ja, sie haben sogar manche Bequemlichkeit mehr in ihren Häusern als die Grusiner, z. B. Tische, Stühle und Bänke, welche diese nicht kennen. In jedem Hause befindet sich für das Familienhaupt, wie wir schon oben bemerkten, ein förmlicher Lehnstuhl. Auch fehlt gewöhnlich nicht ein großer Tisch von Eichenholz, wie bei den alten Germanen. Im Körperbau zeichnen sich die Osseten vor allen Dingen durch ihre äußerst zierlichen Füße aus, besonders ihre Frauen, deren Füße Alles übertreffen, was sonst noch irgendwo auf Erden in einem Schuh steckt. Die Osseten haben so viel Auge für hübsche Füße, daß sie jeden Europäer, wenn auch sonst an gar nichts, doch sogleich an seinen Füßen erkennen würden. Es ist dieß auch bei den Abchasen und andern Kaukasiern ebenso, die alle unsern europäischen Krähenaugengang sehr schnell erkennen.

Noch einige ossetinische Sitten und Sonderheiten, die ich aus den Gesprächen mit Hrn. Alexander kennen lernte, sind diese:

Sie schneiden ihre Haare rund um den Kopf herum ab, so daß sie ihnen auf dem Schädel wie ein dicker Quast auseinanderfallen. Den Bart rasiren sie sich überall, bloß auf den Lippen nicht.

Schrecklich, aber gerecht, verfahren die Osseten mit dem Vatermörder. Sie legen ihn und zuweilen auch sogar noch seine Familie (das wäre freilich doch ungerecht) gebunden in sein Haus, und verbrennen das Ganze mit Allem, was darin steht und weilt, alle Geräthschaften und alles Vieh, und rotten seine ganze Wirthschaft mit Stumpf und Stiel aus. Bei andern solchen Gelegenheiten theilen sie die Mobilien, aber bei eines Vatermörders Sachen wird nichts angerührt.

Ueberhaupt ehren sie den Vater hoch, und derselbe bleibt Herr im Haus und über seine Söhne, so lange noch Leben in ihm, und wenn er auch schon völlig altersschwach wäre. Alle verrichten mit Lust seine Befehle und erfüllen seine Wünsche. Bis zu seinem Tode fordert keiner sein Erbtheil.

In Bezug auf Heurathen gilt bei ihnen sonderbarer Weise ein jüdisches Gesetz. Der unverheurathete Bruder muß nämlich des gestorbenen Bruders hinterlassene Frau heurathen.

Charakteristisch sind die Strafgesetze für Entwendungen. War es ein Diebstahl, so muß der Dieb das Fünffache zurückgeben. War es aber eine gewaltsame Räuberei, so wird bloß das Geraubte einfach zurückgegeben. Bei einer kräftigen Nation, wo Schwäche verachtet wird, ist dieß auch ganz in der Ordnung, denn vor der Gewalt kann sich jeder leichter hüten, als vor der List.

Bei den Osseten ist der Mann feuriger, die Frau matter. Bei den Grusiern ist es umgekehrt. Denn bei ihnen ist die Frau Feuer und Flamme und der Mann schlaffer. Bei den Osseten erklärt sich die Erscheinung wohl aus den vielen Arbeiten, die der Frau aufgebürdet werden.

Die Osseten erzählten dem Hrn. Alexander von einer sonderbaren Naturmerkwürdigkeit. Sie sagten, im Winter kämen mit den Schneelawinen zuweilen Würmer von den Bergen herunter, die fingersdick, einen halben Fuß lang und ganz durchsichtig wären. Wenn man sie in die Hand nähme, wo sie sich ganz weich anfühlten, oder ins Zimmer brächte, so zergingen sie zu Wasser. Er selber habe ihnen dieß nicht glauben wollen. Doch hätte man ihm in mehrern Orten von diesem Wurm erzählt. Er solle nur im alten Schnee hausen, nicht aber in frisch gefallenem. Die Sache klingt sonderbar. Doch ist sie immer der Beachtung werth. Die Natur ist voller Wunder. Und ein Volk greift selbst seine wunderlichsten Geschichten nicht völlig aus der Luft.

„Sasa“ ist ein ossetinischer Vorname, und Familiennamen, die sehr häufig vorkommen, sind z. B. „Schawlocha“ und „Roka.“ Etwa unsere Meiers und Müllers, und die russischen Pawlows und Petrows.

Der Ackerbau ist natürlich sehr unbedeutend. Doch säen sie allerdings hie und da Gerste, Hafer und Korn bei ihren Wohnungen herum. Es ist aber so wenig, daß sie nicht einmal Ackerwagen nöthig haben zum Heimführen. Sie schleppen alles Gemähte auf dem Rücken *ins* Haus. Das Heu, das sie entfernter von ihren Wohnungen *an* den Bergabhängen ernten, führen sie erst im Herbst, wenn der erste Schnee fiel, heim. Sie schleppen dann Alles zu passenden Abhängen hinan und lassen es in großen Haufen zu den Wohnungen hinabrutschen. Die Abhänge, an denen sie das Gras mähen, sind oft so steil, daß sie sich daran nur vermittelst eiserner Stacheln, die sie sich unter die Füße binden, aufrecht erhalten können. Mit Pistolen und Gewehr auf dem Rücken, mit Säbel und Dolch zur Seite, die Sense in der Hand, sieht man sie dann auf ihren eisernen Zacken an den steilen Bergen herumstelzen.

Russische Gefangene sah mein Freund auf der ganzen Reise nirgends bei den Osseten. Er meint, sie hätten sie vor seiner Ankunft auf die Seite geschafft.

Viele Osseten selber drückten den Wunsch aus, daß dem barbarischen und wilden Zustand ein Ende gemacht würde. Dieser Wunsch ging zum Theil in Erfüllung. Denn außer den guten schon oben erwähnten Erfolgen für die Wissenschaft hatte auch die Reise des Hrn. Alexander noch den Erfolg, daß drei Jahre nach der Beendigung derselben eine große und nun mit mehr Sachkenntniß geleitete Expedition gegen die Osseten gemacht wurde, die einen Theil des Landes dem russischen Scepter unterwarf.

*) „W'prisátku“ heißt bei den Russen die beständig wiederholte Tanzfigur (oder Pas), bei der sie sich auf die Hacken des einen Fußes plötzlich herablassen und das andere Bein von sich strecken.

Theures Porto. Vor kurzem brachte ein Briefträger den Samenhändlern Peter Lawson und Sohn in Hunter-Square in Edinburg ein aus Calcutta gekommenes, an sie adressirtes Papier, worauf die Worte „Sämereien“ standen; das Paket kostete 111 Pfd. St. (1568 fl.) Porto. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 114.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 April 1839.

Die Pest von Pali. *)

(Aus der Revue britannique. März 1839.)

Mehrere Theile Indiens wurden kürzlich durch eine pestartige Krankheit verheert, welche in den englischen Besitzungen großen Schrecken erregte, indem man befürchtete, sie möchten ihren eine Zeit lang unterbrochenen Lauf fortsetzen und in die noch unbesuchten Gegenden eindringen. Seit man weiß, daß die meisten großen Krankheiten, welche die Reise um die Welt gemacht haben, zuerst im Orient erschienen, besonders seitdem diese Gegenden der Cholera das Daseyn gegeben, muß jede neue Krankheit, die dort erscheint, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Aus diesem Grunde erwähnen wir der Krankheit, die gegenwärtig in einigen Gegenden Indiens herrscht und die Pest von Pali genannt wird, und überlassen es den Männern vom Fache, welche mit dem Studium der Krankheiten heißer Länder vertraut sind, sie an andere bereits bekannte Erscheinungen anzuknüpfen.

Im Monat Julius 1836 erschien dieses ansteckende Fieber in dem Fürstenthum Dschoudpur zu Pali, einer großen Stadt, welche als das Entrepot des Handels zwischen Centralindien und den Häfen von Guzerat gilt. Sie raffte dort zuerst 650 Tschepaks (Kattundrucker) hin, und breitete sich allmählich über die Detailhändler und dann über die ganze Stadt aus. Man rechnet, daß die Stadt, welche 15 bis 20,000 Einwohner zählt, 4000 Menschen verloren hat, die zu 50 bis 60 täglich starben. Viele Einwohner flohen in die benachbarten Dörfer und scheinen die Krankheit dahin gebracht zu haben. Im Monat September drang sie nach Sodschut,**) mit den zahlreichen Flüchtlingen, die ihr zu entgehen suchten, und im December desselben Jahrs hatte sie Dschoudpur, die Hauptstadt von Marwar, erreicht. Dann durchzog sie das Bergland zwischen Marwar und Mewar, drang in das letztere Land ein, von wo sie allmählich bis in die Nähe von Nassirabad im englischen Gebiet vordrang, wo ihre Erscheinung lebhafte Unruhen erregte. Man verbreitete das Gerücht, sie habe auf ihrem Zuge 100,000 Menschen hingerafft, was wahrscheinlich übertrieben ist. Indeß war die Krankheit doch so mörderisch, daß von drei betroffenen Personen kaum Einer genaß.

Sobald man von diesen Verheerungen zu Bombay Kenntniß erhielt, schickte der Gouverneur mehrere Aerzte in das Gebiet, wo die Krankheit herrschte. Der Dr. Maclean, der zuerst nach Pali kam, glaubte in der Krankheit die orientalische Pest, aber in einer gemilderten Form zu erkennen; der Dr. Irvine nahm nach längerem Aufenthalt zu Pali dieselbe Meinung an, obgleich er anfänglich sich anders darüber ausgesprochen hatte; Dr. Keir endlich kam zu demselben Schlusse, wie seine Collegen, und alle drei erklärten einstimmig, diese Krankheit sey nichts Anderes als die Pest, und verbreite sich auf dieselbe Weise, nämlich durch Ansteckung. Die Regierung von Bombay ergriff sogleich die in solchen Fällen gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln, und eine Quarantaine ward an der Gränze der englischen Besitzungen eingerichtet. Seyen es nun diese Vorsichtsmaßregeln oder irgend eine andere Ursache, die Krankheit hat die Gränzen von Marwar und Mewar noch nicht überschritten.

Die Symptome der Pest von Pali sind dieselben, wie bei andern gefährlichen Fiebern, welche gewöhnlich in Indien herrschen, nur daß ein Anschwellen der äußern Drüsen dazu kommt. Kein Gefühl von Unwohlseyn zeigt die Annäherung der Krankheit an: sie beginnt mit den allgemeinen Symptomen des Fiebers, mit Erbrechen, mit einem auffallenden Ausdruck von Furcht im Gesicht, einer starken Congestion gegen das Gehirn und einem lebhaften Gefühl von innerem Schmerz. Das Anschwellen der Drüsen erfolgt gewöhnlich am zweiten oder dritten Tage; man bemerkt es in der Weiche, der Achselhöhle und am Hals, meistens auf der linken Seite. Diese Bubonen werden selten größer als eine Nuß, manchmal jedoch schwellen sie stärker an, öffnen sich und geben einen eiterartigen Ausfluß von sich. Die Symptome sind oft so leicht, daß die Kranken während des ganzen Verlaufs der Krankheit nie das Bett hüten. Selten bemerkt man Delirium im Anfang, aber wenige Augenblicke vor dem Tode zeigt sich gewöhnlich Schlafsucht. Ist der Anfall hart, so endigt er nach drei Tagen mit dem Tode; ist er leicht oder zeigen

*) Die Revue britannique hat fälschlich Poli.

**) Die Revue britannique schreibt Zoogt, es kann aber wohl nur der oben genannte Ort seyn.

sich keine Bubonen, so schleppt sich die Krankheit 14 Tage bis drei Wochen hin wie die gewöhnlichen Fieber des Landes.

Was die Behandlung betrifft, so haben die europäischen Aerzte so wenig Gelegenheit gehabt, die Probe mit Arzneien zu machen, die ihnen nützlich schienen, daß ihre Berichte an die Regierung in dieser Beziehung gar kein Interesse darbieten.

Trollhättans Canal und Wasserfälle, die Gold-Insel und Karls XII erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Mittags 1 Uhr trafen wir in dem kleinen Ort Trollhättan ein, dessen Häuschen in dem waldigen Felsterrain zerstreut umher liegen. Noch hatten wir den Zauber der Aette Stupe im frischen Andenken, jenes anmuthigen Thals der Hunne- und Halleberge. Wir hatten es vor mehrern Stunden in der angenehmern Morgenfrische passirt. Jetzt wären wir dort schlecht fortgekommen. Die Mittagsschwüle ist drückend, und das Ungemach des Ungeziefers unerträglich, weil es hier in zahllosen Schwärmen hervorbricht, und dadurch den Naturfreund im Anschauen dieser romantischen Gegend stört.

Der Tag war schön, die Luft still und drückend. Der Chausseestaub quoll in dichten Wolken unter unsern leichten Cabriolets herauf. Wir waren damit so beladen, daß es in dem saubern bequemen Gasthof zu Trollhättan einer radicalen Reinigung aller unsrer Habseligkeiten bedurfte. Die Gold-Insel, der weltberühmte Canal, die Wasserfälle, Ulrikens Denkmal, und wer weiß was noch, spannten unsere Erwartungen in dem Maaße, daß wir uns zum Essen und Waschen wenig Zeit ließen. Nach solcher Abspannung in staubiger Mittagsschwüle gibt es nichts Werthvolleres als einen guten Gasthof, mit solchen Erfrischungen, nach denen der erhitzte Körper am meisten lechzt. Dicke Milch in saubern Schüsseln, saftreiche Waldbeeren der mannichfaltigsten Arten erquicken Leib und Seele auf eine Weise, hinter der alle Beschreibung zurückbleibt. Der verdienstvollste Mundkoch einer kaiserlichen Hofhaltung würde mit allen seinen Braten und Pasteten die Erquickung nicht schaffen, welche hier die einfachsten Naturproducte in ihrem ungekünstelten Zustande erzeugen.

Schon vor und während der Mahlzeit äußerte sich in der kleinen Gesellschaft ein von verschiedenen Sehnsuchten hervorgerufener Streit, wohin man zuerst eilen wolle, was man zuerst sehen müsse, bis endlich der Führer des Orts, der sich ungeheißen schon eingefunden hatte, mit stoischem Gleichmuth, aber ganz verständig erklärte, daß eines nach dem andern an die Reihe käme, daß man nicht blindlings über die Wasserfälle hinwegfliegen könne, um nach dem hinterliegenden Canal zu kommen. Wir ließen uns nicht die Zeit, die große Schwüle eines der schönsten langen Sommertage des Nordens abzuwarten. Uns schien jede Minute kostbar. Wahrlich, man kann die Erwartungen nicht zu hoch spannen, wenn sie die Wirklichkeit erreichen sollen.

Auf einem schmalen chaussirten Fahrweg, der durch den Ort selbst führt, und wobei wir den Göta-Strom in einer geringen Entfernung zur Rechten hatten, gelangten wir zur obersten Schleuße des Canals. Unsere Blicke waren rechts auf das großartige Naturschauspiel des brausenden Göta-Stroms gerichtet, so wie auf dessen wilde Umgebungen. Wir konnten uns lebhaft vorstellen, wie diese kurze, unfahrbare Strecke des großen Stroms, der für die Schifffahrt ins Herz Schwedens so günstig liegt, schon lange den Gedanken rege machen mußte, einen Canal seitwärts heraus und unterhalb der Wasserfälle wieder hineinzuführen, wenn er auch noch so kostbar wäre.

Der majestätische Strom wälzt seine Wogen im schnellen Lauf vorbei, denn als der einzige Abfluß des großen Wenner-Sees (um den mehrere fruchtbare Provinzen Schwedens ihren Productenreichthum seinem unabsehbaren Spiegel anvertrauen), scheint er die Wichtigkeit seiner hohen Bestimmung zu fühlen, der Vermittler zu seyn zwischen dem Meer und jenen Provinzen, die tief im Innern Schwedens dieses große Landmeer umkränzen. Doch fünf brausende Wasserfalle, die bei der ansehnlichen Breite des Stroms ein imposantes Schauspiel gewähren, folgen hier bei Trollhättan kurz aufeinander. Sie setzten der Schifffahrt ein unüberwindliches Hinderniß entgegen, bis endlich mit ungewöhnlichen Kräften die seitwärts liegenden Felsen durchbrochen waren, und hier ein Canal entstand, welcher kleinern Seeschiffen den Durchgang gewährt.

Staunend standen wir bei dem obersten Wasserfall und sahen dem furchtbaren Spiel der Wogen zu, wie sie schäumend die Wasserdünste wolkenartig in die Luft kräuseln, wie die Wogen große Bäume und Balken, die man herabstößt, gleich schwachen Stöcken spielend herauswerfen und wieder in den Schlund hinabrissen. Das diesseitige Ufer ist eine Strecke lang nur flach, besteht aber aus kolossalen Felsblöcken, deren chaotische Zerrissenheit jede Annäherung zu verbieten scheint. Wir wagten es durch einige dreiste Sprünge dem tobenden Schauspiele näher zu treten. Wir fühlten die Felsen unter unsern Füßen beben. Die ungeheure Wassermasse bricht stellenweise mit Seitenarmen aus ihrem Bett und schießt in Klüfte hinein, die sich am diesseitigen Ufer ihr öffnen, wobei sie einzeln stehende Klippen brausend umfluthet. Wir erprobten unsern Muth, nach solchen Klippen zu springen, aber ich gestehe, daß ich ohne Schwindel nicht lange darauf stehen konnte.

Das jenseitige Felsufer steigt steiler und höher auf. Es ist mit Tannengruppen und einzelnen Bäumen besetzt, die sich mit ihren Wurzeln in den Felsspalten festklammern. Wir wollten von unserm so kühn erreichten Standort die übrigen Wasserfälle und noch mehr übersehen, aber es war nicht möglich. Unser stumpfsinniger Führer benahm uns diesen Wunsch durch den Ausspruch, daß wir diesen Anblick hier nirgend haben könnten. Ich kenne aus Erfahrung die Trägheit solcher Menschen, deren Gefühllosigkeit im grellsten Contrast mit dem sehnsüchtigen Verlangen der Reisenden steht, besonders da, wo ihr Tagewerk deßwegen nicht einen Schilling theurer bezahlt wird. Ich sah mich nach allen Seiten um, und entdeckte endlich weit im Hintergrunde auf dem diesseitigen Ufer einen hohen, steilen

Vorsprung und ganz oben unter einem chinesischen Schirm ein Ruhebänkchen. Es lag geheimnißvoll im Schatten hoher Buchen und Eichen versteckt, nur nach der Stromseite hin schien das Plätzchen offen. Dieser Punkt war hier gewiß nicht zwecklos bezeichnet. Ich hatte es mir manchen Schweißtropfen, manchen gewagten Sprung kosten lassen, und eilte freudig zu meinen Gefährten zurück, die nach vielem Rufen meiner harrten. Von dieser Seite schien es aber unmöglich, jenen reizenden Punkt zu erreichen. Tiefe Klüfte lagen zwischen uns, in denen die kleinen Wasser zum großen Strom tobend hinabstürzten. Doch gaben wir die Hoffnung nicht auf, später jenen hohen Punkt von der andern Seite zu ersteigen.

Unser Führer stellte sich sehr ungeschickt an, als wäre ihm dieser Ort nicht bekannt, und da es gerade der erhabenste, der reizendste Punkt der ganzen Gegend ist, von dem man die fünf mächtigen Wasserfälle wie ein großes Amphitheater übersieht, so ist man gern geneigt, seiner Phantasie zu folgen, und diesen geheimnißvollen Ort für denjenigen anzunehmen, wo Karl XII die reizende Ulrike zuerst sah. — Wir werden später wieder darauf zurückkommen.

Unser Führer hatte nun allen Credit bei uns verloren. Wir beschlossen, ihn sogleich zu entlassen, und indem wir ihm sein Taglohn auf den ganzen Tag ungeschmälert übergaben, enthoben wir ihn der Mühe, uns weiter zu führen. Die Gefühlvollen unter uns glaubten ihn dadurch gekränkt zu haben. Sie wollten ihn auf eine zarte Weise über die zu frühe Trennung trösten, aber er eilte völlig satisfacirt davon, und überließ die Gefühlvollen unserm Spott.

Wir folgten hierauf der Straße, die uns nach der obersten Schleuße des Canals führte. Wir hatten dabei das kleine Wasser links zur Seite, welches man aus dem großen Strom abgeleitet hat, um den Canal zu speisen. Die Straße führte uns immer weiter links ab vom Götastrom und seinen Wasserstürzen, deren Töne wie ferner Kanonendonner hinter den Bergen verhallten. Wir kamen bei hübschen Gärten und zierlichen Landhäusern vorbei, denn die wilde Felsnatur begleitet den großen Strom nur in einer Breite von 80 — 100 Schritt. Plötzlich standen wir vor der obersten Schleuße, und bei ihr zugleich vor den gewaltigen Felswänden, die man hier mit ungewöhnlichen Kräften durchbrochen hat.

Mehrere Generationen haben gegen 150 Jahre an einem Werke gebaut, dessen Ausführbarkeit die Mitwelt bezweifelte, und dessen Daseyn die Nachwelt in Erstaunen setzt. Der Muth, die Kraft des Schweden wächst mit der Schwierigkeit, und wenn das Werk an die Gränzen der Unmöglichkeit streift, so stählt dieß seine Ausdauer.

Mit Staunen sahen wir in die tiefe Kluft, bis zu welcher die oberste Schleuße hinabreicht. Sie ist aus den stärksten Balken und Planken erbaut, um dem Druck einer so hohen Wassermasse zu widerstehen. Der Canal hat nur gerade die Breite, daß ein kleines Seeschiff hindurch kommen kann. Zu unserer großen Unterhaltung kam oben gerade ein solches an, mit dem wir die merkwürdige Fahrt durch die drei obersten Schleußen hinab machten. — Zuerst wurde eine Klappe im untern Theile der Schleuße aufgezogen. Zischend sprühten die Wasserstrahlen in der Richtung gegen die zweite Schleuße. Dabei senkt sich das Schiff vor dem ersten Schleußenthor allmählich hinab, bis das Wasser im zweiten Schleußenkasten in gleichem Niveau steht mit der Wasserfläche vor dem ersten Schleußenthore. Hierauf wird das erste große Schleußenthor geöffnet. Wir fuhren hindurch. Dieselbe Procedur wiederholt sich im zweiten Schleußenkasten, und so braucht das Schiff ungefähr eine Stunde, um so alle sieben Schleußen zu passiren. Es hat dabei eine Strecke Weges zurückgelegt, die kaum 400 bis 600 Schritt betragen kann, auf der das Schiff aber, nach meiner Schätzung, von einer Höhe von 150 Fuß in sieben verschiedenen Niveau's stufenartig hinabsinkt. Eben so wird ein von der entgegen gesetzten Seite kommendes Schiff durch den Wasserdruck zu jener Höhe wieder hinauf gehoben. Es macht diese Reise bergauf in derselben Zeit, weil es ja dasselbe Mittel ist, durch das es befördert wird. Wir machten die beide Reisetouren der Curiosität wegen mit, und ich weiß nicht, welche von beiden Bewegungen mir anziehender vorkam. — Jedenfalls ist es eine Erscheinung, wie sie vielleicht in der Welt in ähnlicher Art nicht wieder vorkommen mag.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lage der Handlungsdiener in London.

(Revue britannique. Februar 1839.)

Eine der schmerzlichsten Wunden, an welchen volkreiche Städte, namentlich Hauptstädte, leiden, ist die Stellung eines Standes, der eine große Masse Menschen umfaßt — die der Handlungsdiener und Ladenmädchen. Dieser Schwarm von jungen Leuten beiderlei Geschlechts, der in allen Magazinen, vorzüglich in den Mode- und Bandwaaren-Handlungen, wimmelt, macht in London zusammen 140.000 Seelen aus. Man kann sich denken, welchen Einfluß der Geist einer so zahlreichen Classe auf die allgemeine Sittlichkeit ausübt, und dieser Geist ist leider durchaus nicht der, den man wünschen möchte.

Der Handelsstand ist, moralisch betrachtet, nicht mehr das, was er vor 50 Jahren war; damals betrachteten sich die Handlungsherren als die Vormünder und Wächter der jungen Leute, die in ihren Diensten waren. Die Gesetze selbst legten ihnen diese Pflicht auf, die so sehr in ihrem eigenen Interesse begründet war. Eine der ersten Bedingungen, die einem Handlungsdiener, der in ein Haus eintrat, gemacht wurden, war, sich in die Gewohnheiten und Gebräuche der Familie, die sehr strenge beobachtet wurden, zu fügen. Ein Kaufmann, der nicht jeden Augenblick des Tages gewußt hätte, was seine Handlungsdiener treiben, womit sie sich beschäftigen, würde sein Vermögen und sein Leben für gefährdet gehalten haben. Dieser beständige Verkehr, in welchem sie miteinander standen, erzeugte dann Vertrauen, und eine für jeden Theil nützliche Freundschaft unter ihnen. Die jungen Leute sahen in dem Dienst im Magazin nur die nöthige Vorschule, die sie später dahin führen sollte, die Einkünfte des Geschäfts mit zu genießen, zu dessen Gedeihen ihr Fleiß mitwirkte. Dieses Reizmittel war es, was Englands Handelsstand zu der glänzenden Höhe erhob, den wir ihn vor kurzem einnehmen sahen. Aber dieser schöne Wettstreit hat sich, wie so viele

andere, verloren; jetzt werden alle Dienste nach Geld berechnet, mit Geld bezahlt, Vertrauen wird weder verlangt noch gegeben. Kaum ist Einer dahin gelangt, einen Laden zu errichten und Patron, wie man es nennt, zu werden, so glaubt er sich in eine ganz besondere Sphäre versetzt, er sondert sich gänzlich von denen ab, die er als ihm Untergeordnete betrachtet, und glaubt alle seine Pflichten gegen sie erfüllt zu haben, wenn er ihnen beiläufig so viel bezahlt, daß sie essen, wohnen und sich kleiden können. Die Frau des Hauses entsetzt sich ihrerseits vor den zahlreichen Pflichten, welche die Haushaltung eines Kaufmannes, wie sie sonst war, auferlegte, sie ist zu zärtlich gewöhnt, und zieht es vor einige Aufopferungen zu machen, wenn sie dafür die Handlungsdiener kann außer dem Haus essen und schlafen lassen. Und oft artet diese Gleichgültigkeit der Vorgesetzten selbst bis zum Undank aus. Es ist noch nicht lange Zeit her, daß sich ein Londoner Handlungshaus für entehrt angesehen hätte, wenn es einen alten treuen Diener, der seine Kräfte in seinen Diensten aufgezehrt, im Mangel gelassen hätte; heutzutage machen sich die reichsten Handelsherren darüber keine Vorwürfe mehr; daß der Arme die Gebrechen, an denen er leidet, sich in dem Dienst eines reichen Hauses zugezogen, verhindert nicht, daß er sein Leben in dem Spital enden muß. Diese immer steigende Herzlosigkeit in den Sitten der Handelsleute erzeugt die traurigsten Folgen für die Gesellschaft. Man sieht die Handlungsdiener um der kleinsten Verbesserung ihres Gehaltes willen von einem Haus ins andere treten, und da dieser beständige Wechsel nichts Entehrendes mehr für diejenigen hat, die sich ihm ergeben, so sieht man jetzt die größte Zahl dieser jungen Leute, zeitweise dienstlos, sich der Freiheit freuend, in der sie die Ersparnisse, die sie sich in ihrem Dienste gemacht, wieder aufzehren. Es ist zum allgemeinen Gebrauche geworden, in den Mode- und Bandwaaren-Handlungen lauter junge, sehr elegant gekleidete Leute zu haben; der Schluß ergibt sich von selbst, daß ein junger Mensch mehr Zeit auf die Schmückung seines Körpers als seines Geistes verwendet, was ihn zuerst zur Unwissenheit und von der Unwissenheit zum Laster führt. Und so erschafft man durch gefliſſentliche Aufmunterung eine Menge von eingebildeten Hohlköpfen und Taugenichtsen.

Der Gegenstand ist nicht geringfügig, er ist der ernstesten Aufmerksamkeit würdig. Die jungen Leute des Handelsstandes haben die ausgebreitetsten Verbindungen, ihre Ausschweifungen können die traurigsten Folgen für ihre Familie und die Gesellschaft haben. Der Gebrauch befiehlt ihnen, sich immer nach dem neuesten Geschmack zu kleiden; in diesem wie in ihren übrigen Gewohnheiten liegt nur zu sehr das Streben, sich über ihre eigentliche Stellung im Leben zu erheben. Um sich auf diesem falschen Standpunkte zu erhalten, sieht man einen großen Theil derselben sich compromittiren, sich verächtlich machen, sie fallen, verschwinden, andere treten an ihre Stelle, um bald das gleiche Loos zu haben. Der Herr des Hauses glaubt seinen Vortheil dabei zu finden, denn er weiß, daß seine Kunden gern oft neue Gesichter sehen. Wenn man bedenkt, daß diese jungen Leute, die, durch ihre schlechte Aufführung gezwungen ihren Platz zu verlassen, nichts haben, womit sie ihr Brod verdienen könnten, so fragt man sich mit Entsetzen, was aus ihnen wird. Es sind in London 600,000 Menschen, die, wenn sie am Morgen aufstehen, nicht wissen, woron sie den Tag über leben sollen. Wer sind diese Individuen, die in der Regel, sehr gut gekleidet, sich großes Ansehen zu geben suchen? Es sind keine Handwerker, der Handwerker weiß, was er werth ist, und bleibt seinem Stande getreu; er ist stolz darauf, daß er nothwendig ist, und jede Aenderung seines Aeußern würde seine Interessen und seine Unabhängigkeit gefährden. Die Classe, die unmittelbar auf die der Handwerker folgt, liefert wohl auch ihr Contingent zu der Armee, deren Unterhalt ein Räthsel bleibt, aber die wichtigste Classe bilden die Handlungsdiener. Wenn es möglich wäre, alle die unnöthigen Glieder dieser Körperschaft von London zu entfernen, so würde ein großer Theil der Laster, welche die Volksmasse verderbt, wegfallen. Es blieben dann nur mehr die Fehler und Verbrechen der untern Classen, mit denen die Polizei leicht fertig würde. Wir sind weit entfernt eine ganze Classe junger Leute, deren Thätigkeit zu den Fortschritten der Industrie beiträgt, beschimpfen zu wollen, wir wollen nur zeigen, daß ihre Zahl unverhältnißmäßig groß ist, und daß die Ueberfüllung dieses Standes die Uebel erzeugt, worüber man sich beklagt. Es ist anerkannt, daß sich fortwährend eine Masse geschäftsloser Handlungsdiener durch Londons Straßen treibt. Berechnungen stellen die Zahl auf 5 bis 6000 Individuen. Die Jugend, die Unwissenheit und die Eitelkeit vereinen sich, um ihnen die Leidenschaft der Vergnügungen einzuflößen, die sich fast immer mit dem Egoismus verbindet.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Fall von Meteorsteinen. Hr. Maclean gibt in einem Brief an Herschel Details über den Fall von Meteorsteinen auf dem Bokkeveld (Cap) an. Am 13 October 1838 um 9½ Uhr Morgens durchzog ein silberfarbiges Meteor einen Raum von etwa 60 (englischen) Meilen, und am Ende seiner Laufbahn angelangt, zersprang es mit großem Gekrach, ähnlich einem Kanonenschuß, das sich in einem Raume von etwa 70 (englischen) Meilen im Durchmesser vernehmen ließ. Die Atmosphäre war ruhig und die Hitze erstickend. Die Bruchstücke des Meteorsteins wurden weit umher zerstreut, waren anfangs so weich, daß sie einem schneidenden Werkzeuge nachgaben, nahmen aber bald selbst Consistenz an. Die ganze Masse des Meteorsteins wird auf etwa fünf Kubikfuß geschätzt. (Echo du Monde Savant vom 15 April.)

Alter der Verstandesverwirrung. Ein Dr. Démézy, der eine Irrenstatistik im Departement de la Sarthe verfaßte, will gefunden haben, daß bei den Männern die Narrheit gewöhnlich erst zwischen dem 25sten und 30sten Jahre, bei den Frauen aber schon vom 15ten an zum Ausbruche komme. (Voleur vom 10 April.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 47 u. 48** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Schlaf und Poesie.** Von John Keats. — **Mittheilungen aus Italien.** Von J. Löwenthal. — **Ein Weihnachtsmährchen.** (Schluß.) — **Aphorismen.** Von Jaubert.

Da das Morgenwerk dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4—5 Blätter erscheinen, sonst überzeugt angesehen werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 115.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

25 April 1839.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Das Indusdelta.

Der Indus war bis vor wenigen Jahren noch einer der unbekannteſten Flüſſe; erſt Burnes, der denſelben im Anfange des Jahres 1831 bei ſeiner bekannten Sendung nach Lahor befuhr, hat eine Beſchreibung, und zwar eine für die Umſtände, in denen er ſich befand, ſehr vollſtändige geliefert; in ſeine Fußſtapfen trat Lieutenant Carleß von der angloindiſchen Marine, der im Jahre 1837 den Auftrag, das Indusdelta möglichſt genau aufzunehmen, erhielt, und ihn auch mit großem Fleiß ausführte. Die Vergleichung dieſer beiden Beſchreibungen iſt ſehr lehrreich, und zeigt, daß im Laufe dieſer wenigen Jahre ſehr bedeutende Veränderungen vorgegangen ſind: die von Burnes gelieferte Karte iſt faſt eine Antiquität geworden, und auch die von Carleß wird vermuthlich bald nur noch hiſtoriſchen Werth haben. Der Strom, größtentheils ſich ſelbſt überlaſſen, folgt ſeinem natürlichen Zuge, ſich in dem unfeſten Boden eine möglichſt gerade Bahn nach dem Meere zu brechen; ſo lange er noch weiter oben Schwierigkeiten fand, breitete er ſich links und rechts aus; nun er dieſe Schwierigkeiten überwunden hat, verläßt er die entlegeneren Arme, und die ungeheure Waſſermaſſe concentrirt ſich mehr im freien Strome.

Oberhalb Heiderabad, 25 geogr. Meilen vom Meere entfernt, trennt ſich oſtwärts der Feleili von dem Hauptſtrom, und war vor noch nicht langer Zeit ein ſtets fließender Arm, jetzt dringt nur noch zur Zeit der Ueberſchwemmung Waſſer hinein. Bei Tatta, 10 bis 12 geogr. Meilen vom Meere, ſonderte ſich der Garab ab, und floß weſtlich: er iſt gleichfalls verlaſſen, und wahrſcheinlich trat an ſeine Stelle der nur in geringer Entfernung, gleichfalls auf dem weſtlichen Ufer, ſich abſondernde Bagar. Von dieſem berichtet Burnes, daß der Indus auch ihn im Jahre 1828 zu verlaſſen angefangen habe, und Carleß bemerkt, daß in der trockenen Jahreszeit zwiſchen dem Bagar und dem Hauptſtrom gar keine Verbindung mehr ſtatt findet, indem an dem Scheidepunkt eine Sandbank ſich aufgehäuft habe, welche ſein Bett mehrere (engl.) Meilen weit ausfülle, und fünf bis ſechs Fuß über das Niveau des Waſſers ſich erhebe. Der Arm iſt alſo auch ganz verlaſſen, in ſeinen fünf oder ſechs Mündungen iſt Salzwaſſer, und ſie ſind demnach nichts mehr als Meeresbuchten. Auf dem linken Ufer wäre ganz derſelbe Fall eingetreten, wenn nicht von Auplan (2 bis 3 geogr. M. unterhalb Tatta) aus ein Canal oſtwärts gezogen worden wäre, der indeß weiter unten durch einen Damm geſperrt wird, um das Waſſer auf die Felder zu leiten, das nur in der Ueberſchwemmung noch ins Meer gelangt.

Früher ergoß ſich der Indus durch eilf Mündungen ins Meer, jetzt in der trockenen Jahreszeit nur noch durch drei, und dieſe liegen in einer Entfernung von höchſtens 4 geogr. Meilen von einander. Noch iſt als auffallend zu erwähnen, daß früher die Hauptarme unterhalb Tatta gegen Weſten, und deren Nebenarme gegen Oſten, oder vielmehr Südoſten, floſſen, wie denn die alten Flußbetten noch jetzt in dieſer Richtung in ſeltſamem Parallelismus das Land durchſchneiden. Sie haben aber jegliche Bedeutung verloren, und ſcheinen nicht einmal auf einem natürlichen Gehänge des Bodens beruht zu haben, denn die jetzige Richtung des Hauptſtroms geht quer durch ſie hindurch. Die Veränderlichkeit des Indusdelta's iſt darum auch ſprüchwörtlich geworden.

Indeß folgt doch der Strom ſeinem natürlichen Geſetze, die Waſſermaſſe zuſammenzuhalten, und jemehr ihm dieß gelingt, mit deſto unwiderſtehlicherer Gewalt dringt er gerade vorwärts, und läßt alles entferntere Land dürr und öde. Der Indus führt, ſo gut wie der Nil, wenn auch vielleicht in geringerem Grade, befruchtenden Schlamm mit ſich, ſetzt denſelben aber ſo wenig ab, wie der Nil in Nubien und Oberägypten, ſondern die Heftigkeit der Strömung reißt ihn fort, und die Ebbe und Fluth führt ihn vollends hinaus in das Meer, das auf faſt eine Stunde ziemlich gleichmäßig ſeicht iſt, und nur 12 bis 15 Fuß Tiefe hat, allem Anſcheine nach alſo immer mehr ſich erhebt, und bald den Umfang des feſten Landes vermehren wird.

Der Arm Feleili, deſſen wir oben gedacht haben, der oberhalb Heiderabad gegen Oſten ſich abſondert, ſo wie der zweite, der Pinyari, der 10 geographiſche Meilen tiefer gegen Oſten geht, haben zwar auch jetzt noch zur Zeit der Ueberſchwemmung etwas

Waſſer, aber nur wenig, denn im J. 1762 führten die Sindier Bands oder Dämme auf, damit das Waſſer nicht nach jener Gegend hin ſich ergieße, denn die Bewohner des Landes Katſch (Cutch) waren ihre Feinde, und um dieſen zu ſchaden, thaten ſie der natürlichen Ergießung des Stroms Gewalt an, ohne zu bedenken, daß ſie ſich ſelbſt den größten Schaden zufügten, denn das gewaltſam in den Hauptſtrom zurückgedrängte Waſſer machte die Strömung ſo heftig, daß dieſe auch an den weſtlichen Armen Sanddämme aufwarf, und ſomit die weitere Verbreitung des Waſſers und die Befruchtung des Bodens hinderte. Für das ganze Delta des Indus könnte es nichts Wohlthätigeres geben, als während der Ueberſchwemmung das Waſſer über einen möglichſt weiten Raum hin zu verbreiten, nicht allein weil dadurch eine größere Bodenſtrecke befruchtet würde, ſondern auch, weil die Gewalt des reißenden Stroms gebrochen, das den ganzen Sandboden des Delta's durchdringende Waſſer vermindert und der Boden des Landes eben dadurch feſter und ſicherer würde. Der Indus ſcheint jetzt ſo ziemlich in derſelben Beſchaffenheit zu ſeyn, worin ſich der Nil vor 4 bis 5000 Jahren befand, ehe das Delta in feſtes, ſicheres Land umgewandelt war; damals war das Nildelta gleichfalls ſchwach bewohnt, roh, wenig angebaut; erſt mit jenem wunderbaren Bewäſſerungsſyſtem der alten Aegyptier, mit der ſtreng geregelten Vertheilung der Felder und des Waſſers begann jene glänzende Periode Aegyptens, deren Ueberreſte wir noch bewundern. Wann wird ein ähnlicher Tag für die Bewohner des Indusdelta's anbrechen?

Trollhättans Canal und Waſſerfälle, die Gold-Inſel und Karls XII. erſte Liebe.

(Fortſetzung.)

Die drei oberſten Schleußen folgen kurz auf einander, vielleicht auf 40 bis 50 Schritte. Sie haben unter ſich ziemlich dieſelbe impoſante Höhe und koloſſale Bauart. Die vier unterſten Schleußen ſind niedriger, und liegen nicht mehr ſo eng eingefelst. Die Felskluft öffnet ſich, und die Abdachungen zu beiden Seiten werden ſanfter. Ein ſchmaler Fußpfad führt auf der rechten Seite hart am Canal hinab. Die ſchroffe Felswand läßt oben nur einen kleinen Raum für denſelben übrig, der jedoch nach unten immer breiter wird. Wo der Canal unterhalb der Waſſerfalle wieder in den Strom mündet, iſt das dieſſeitige Ufer des Stromes flach und mit Kies bedeckt. Hier liegt ein einzelnes Haus recht romantiſch. Das jenſeitige Ufer erhebt ſich ſteil und impoſant, und iſt mit Schwarzwald dicht beſetzt. Aber unter den dunkeln Tannen erſcheint mitten auf dem Abhange wieder ein Häuschen, deſſen Lage uns zwar recht anmuthig, aber ſeltſam abgeſchieden vorkam.

Steht man an einer der untern Schleußen, und ſieht ſich das Amphitheater der hinter einander aufſteigenden Schleußen von unten an, ſo iſt der Anblick originell. Sehr impoſant nimmt es ſich aus, wenn dann hinter der oberſten Schleuße ein Schiff mit aufgerichtetem Maſt ſteht, das die Reiſe von oben herab beginnen will. Wer hieher unerwartet oder mit verbundenen Augen plötzlich verſetzt würde, den müßte der Anblick ſo frappiren, daß er das Ganze für ein Werk der Zauberei hielte.

Endlich traten wir den ſteilen Rückweg an, und Alle riefen zugleich: „Nun nach dem hohen Königsſtuhl und nach der Goldinſel!“ — Glücklich erreichten wir gegen Abend den chineſiſchen Schirm, und hatten von hier oben das großartige Schauſpiel der Waſſerfälle. Die Abendſonne goß ein magiſches Licht über das ſchöne Naturgemälde. Vielleicht ſahen Karl und Ulrike mit andern Empfindungen in die brauſenden Wogen hinab. Wir verſetzten uns lebhaft in die jugendlich reinen Seelen voll gegenſeitiger Zärtlichkeit. — Die Goldinſel erſcheint ganz oberhalb der Waſſerfälle mitten im Strom, umfluthet von deſſen reißenden Wogen. Sie iſt mit Tannen, Birken und anderm Holz in buntem Gemiſche beſetzt, und nicht allein unbewohnt, ſondern auch nur dem Muthigen zugänglich. Mancher kraftige Schwimmer hat hier gegen die Gewalt der unermüdlichen Wogen vergeblich angekämpft.

Ulrike v. Verſen war die einzige Tochter des Staatsraths v. Verſen, der in Stockholm am Hofe des jungen Königs eine ſeinem hohen Range angemeſſene Rolle ſpielte. Nach dem Tode ſeiner Gemahlin hatte er geglaubt, ſein einziges Kind keiner beſſern Obhut anvertrauen zu können, als der des Hrn. v. B., ſeines Schwagers, der in der Nähe von Trollhättan auf ſeinem Gute lebte. Einſam in ländlicher Einfachheit wuchs Ulrike auf. Ihr Herz blieb den Launen und Intriguen eines ſchmähſüchtigen Hofes fremd, ihr Körper blieb geſund, und ihr Verſtand konnte in unverdorbener Reinheit zur Reife gelangen. Von natürlichen Anlagen vorzugsweiſe begünſtigt, war ſie ſchon in einem Alter von 16 Jahren trefflich ausgebildet. Mit der liebenswürdigen Anmuth ihres Benehmens gegen Vornehme und Geringe hatte ſie alle Herzen erobert. Es gab in der Gegend viele Menſchen, denen ſie wohlgethan. Allen erſchien ſie als ein liebreizender Engel.

Ihrem vornehmen Vater waren in der Hofatmoſphäre die wärmeren Gefühle zum einzigen Kinde erkaltet. Ihre gute Mutter war zu früh geſtorben. Unter den hieſigen vornehmen Verwandten gab es auch Keinen, an den ſie ſich mit kindlichem Vertrauen ſo liebevoll hatte anſchließen können, als es ihrem Herzen Bedürfniß war. Nichts war alſo natürlicher, als daß ſie mit aufrichtiger Anhänglichkeit ſich der Neigung eines jungen Mannes hingab, Namens Oskar Gonſtern, der durch ſein edelmüthiges Betragen Achtung verdiente, und ihr ein Wohlwollen einflößte, wie ſie es bisher noch nicht empfunden hatte.

Einſt ſaß ſie auch zur beſtimmten Stunde an den Ufern des Göta-Stroms, und erwartete ſehnſüchtig ihren Oskar, welcher auf der Straße von Gothenburg herkommen ſollte, als plötzlich von der andern Seite ein unbekannter junger Mann im Reiteranzug vor ihr ſtand. Ein Jagdgewehr, das über der Schulter hing, bezeugte das Geſchäft, welches ihn auf ungebahnten Wegen hieher führte. Nach den erſten Erklärungen, welche die Verlegenheit auf beiden Seiten hervorriefen, erfuhr der Jäger, wer Ulrike war. Ganz offen hatte ſie alle ihre Familienverhältniſſe entdeckt. Das Geſpräch kam auf den jungen König. Sie erklärte, daß ſie denſelben ungeſehen verehre und liebe,

und daß ſie weiter nichts an ihm auszuſetzen fände, als daß er ihren Vater ſo mit Staatsgeſchäften überhaufe, daß derſelbe ſeine einzige Tochter ſeit drei Jahren faſt vergeſſen habe. Ohne von den geheimnißvollen Zuſammenkünften mit Oskar etwas verrathen zu wollen, hub ſie an: „ich komme jeden Mittwoch hieher“ — doch beſtürzt hielt ſie inne, und der junge Jäger verließ heute den Ort mit der Zuſicherung, jeden Mittwoch zur beſtimmten Stunde hier zu ſeyn, wenn er hoffen dürfe, ſie wieder anzutreffen. — Stumm, nachdenkend ſah ſie dem Manne nach, der in ihrem Herzen die erſten Gefühle der Liebe geweckt hatte. Deutlich unterſchied ſie nun, was ihr Oskar war. Sie liebte einen jungen Mann ohne Stand und Namen. Die hohe ſchöne Geſtalt, der milde Blick aus dem großen Auge, das ganze edle Benehmen ließen ahnen, daß es kein gewöhnlicher Menſch geweſen, der ihrem Herzen ſo theuer geworden war.

In einer der nächſten Verſammlungen des Reichsraths zu Stockholm trat der junge König mit lebhaften Eifer für den Canalbau bei Trollhattan auf. Als man wegen der großen Koſten zu widerſprechen wagte, ſo wies er den größten Theil ſeines königlichen Einkommens dafür an. Dem Staatsrath v. Verſen trug er in einer Privatunterredung über ſeine Familienverhältniſſe auf, ſeine einzige Tochter bei Trollhattan zu beſuchen.

Gerade an dem Tage, an welchem Ulrike ihrem jungen Jäger Hoffnung gemacht hatte, ſie an dem beſtimmten Ort wieder zu ſehen, erſchien der Vater im Schloß des Oheims. Mit klopfendem Herzen ſaß ſie an der Seite des vornehmen Vaters, bei deſſen gedehnter Unterhaltung ſie immer unruhiger wurde, als plötzlich eine königliche Ordonnanz von Gothenburg erſchien, die Se. Excellenz eilig dorthin zum Könige beſchied. Kaum rollte die Equipage des Vaters zum Schloßthore hinaus, als auch Ulrike nach ihrem Rendez-vous ging. In ihrem Innern kämpften die Gefühle neu erwachter Triebe mit Gewiſſensbiſſen. Der junge Jäger ließ nicht lange warten. Der feſte Bund der Liebe ward heute geſchloſſen, und da Ulrike noch nicht den Namen ihres Geliebten kannte, ſo bat er ſie, ihn ihren Karl zu nennen. Sie mußte verſprechen, morgen Nachmittag wieder hier zu ſeyn, und wenn der Vater ſie etwa zurückhalten wolle, ihm dreiſt zu antworten, ſie habe einen nothwendigen Gang, der ſich nicht aufſchieben laſſe. Sie ſolle da nur zuſehen, wie bereitwillig der Vater ſie entlaſſen würde.

Nachdem ſie ſich wieder getrennt hatten, ſtiegen in Ulrikens Seele die ſonderbarſten Ahnungen über den Mann auf, zu dem ihr Herz ſo gewaltſam hingezogen wurde. Ihr Vater kam andern Tags von Gothenburg zurück, ganz ergriffen von der wohlwollend gnadigen Aufnahme des jungen Königs.

Die Stunde der dritten Zuſammenkunft erſchien. Ulrike hatte die Nacht ſchlaflos zugebracht. Eine Menge Worte von geſtern machten ihre Ahnung immer gewiſſer. Ihre Unruhe nahm zu, und mit aufrichtiger Reue über ihre jugendliche Uebereilung nahm ſie ſich vor, den jungen König heute von einer Unbeſonnenheit zurückzuhalten, deren Folgen nicht zu überſehen waren. Sie wollte ihm ihr Verhaltniß zu Oskar geſtehen, und dann um ſeine fernere Huld und Achtung bitten. Hierauf wollte ſie Oskars Vergebung zu erflehen ſuchen, den ſie hintergangen hatte, und deſſen ſie ſich nicht mehr werth hielt.

Oskar, vom Drange des Herzens und allerlei trüben Ahnungen gefoltert, war heute hieher geeilt, ſeine Geliebte zu ſehen. In dieſem unglücklichen Zuſammentreffen lag die Beſtimmung für Ulrikens künftiges Geſchick. Traulich ſaßen beide Hand in Hand beiſammen, als unbemerkt König Karl erſchien. Seinen Augen kaum trauend, wandte er raſch um, und von dieſem Augenblick wich auf immer ſein Vertrauen zum weiblichen Geſchlechte. Nie hatte er ſich ſicherer geglaubt, als in dem offenen Blick dieſes reinen Engels, in dem der Himmel den Abglanz aller ſeiner Wünſche und Hoffnungen dargeſtellt zu haben ſchien. — Ulrike war beim Anblick ihres Karls leblos niedergeſunken, und Oskarn, dem dieſe Vorgänge unerklärt blieben, weil er den König nicht geſehen hatte, blieb in dieſer verzweifelten Lage nichts übrig, als das unglückliche Mädchen erſt wieder zu ſich zu bringen, und dann zu tröſten, ohne zu wiſſen warum. Nachdem er ſie glücklich in die Gegend des Schloſſes gebracht, verließ er ſie, und ging ſchwermüthig nach Gothenburg zurück. Noch hatte er keine Erklärung der räthſelhaften Erſcheinung erhalten. — Ulrike mußte lange das Bett hüten, denn ſie verfiel in ein hitziges Nervenfieber.

(Fortſetzung folgt.)

Das Chirotherium von Stourton.

Man fand in den Steinbrüchen von Stourton bei Edinburg die Fußſtapfen eines antediluvianiſchen Thieres, das zur Gattung Chirotherium gehört. Die beſtaubgedrückten Fußſtapfen ſind die vom Hinterfuße, welche 9 Zoll Länge und 4 Zoll Breite haben. Die Spuren des Vorderfußes haben nur 4 Zoll Länge und eben ſo viel Breite. An jedem Fuße ſind fünf Zehen, und der erſte iſt frei, und kann (wie bei der menſchlichen Hand) den andern gegenüber geſetzt werden. Der Zwiſchenraum zwiſchen dem Vorder- und Hinterfuße auf derſelben Seite beträgt 5′ 6″, aber merkwürdig iſt, daß einer der Füße der gegenüberſtehenden Seite in dieſem Raume mitbegriffen iſt, und die Fußſtapfen faſt auf derſelben Linie ſich finden, ſo daß das Thier ſeine Glieder ſo zu ſagen kreuzen mußte, indem es beim Gange den rechten Hinterfuß in den Zwiſchenraum zwiſchen dem linken Hinter- und Vorderfuß ſetzen mußte, und umgekehrt. Der Gang dieſes Thieres iſt alſo dem eines Reptils zu vergleichen, z. B. einer Eidechſe oder einer Schildkröte, welche die Füße, nicht wie die Känguru und andere vierfüßige Springer, zugleich und paarweiſe, ſondern abwechſelnd heben und niederſetzen. Weil an jedem Fuße die erſte Zehe den andern gegenüber geſetzt werden kann, ſo waren die Füße, wie bei den Quadrumanen, handartig, und daher ſein Name „Thier mit Händen“ oder Chirotherium. Auf demſelben Geſtein ſieht man auch andere Fußſtapfen neben denen des Chirotheriums. Einige dieſer Fußſtapfen erinnern an die abgeſtumpften Pfoten der Schildkröten von der Gattung Emyda und Chelonis, andere an die Pfoten der Saurier und Batrachier. Alle dieſe Fußſtapfen ſind von einer großen Menge Blätter und Baumzweige umgeben, ſo daß man zu glauben verſucht wird, das Chirotherium habe ſich vorzugsweiſe an den Mündungen der großen Flüſſe aufgehalten, und zum Theil im Waſſer, zum Theil auf dem Lande gelebt, ungefähr wie das Krokodil. (Mag. of Nat. History. Januar 1839.)

Loos der Handlungsdiener in London.

(Schluß.)

Ihr Dienst in Kaufläden selbst schließt schon ein Princip des Verderbens ein. Was verlangt man von einem jungen Mann? daß er das sey, was man einen guten Kaufmann nennt, das heißt, daß er nie eine Frau aus dem Laden hinausgehen lasse, ohne daß sie weit mehr kaufte, als sie anfangs im Sinne hatte. Der Handlungsdiener, der dieses marktschreierische Talent hat, gilt für ein vorzüglich brauchbares Subject, und das Handlungshaus, das ihn besitzt, bemüht sich, seine Geschicklichkeit auch auf die übrigen Diener überzutragen. Bis tief in die Nacht werden diese Vorlesungen gehalten. Da sollen die Neulinge die List des Handwerks lernen, und sie besteht? bald in dem Umtauschen gewählter Stücke, bald darin, dieselben Stücke zu verschiedenen Preisen vorzuzeigen, dabei die Kunden zu unterhalten, zum Dableiben zu vermögen, Lügen mit Schwüren zu versichern, mit Einem Worte, sich loszuwinden von allen Gefühlen der Ehre und der Delicatesse. Man hat Auskunftsmittel erfunden, um den Mangel an Zutrauen, den man natürlich in solche Charaktere haben muß, zu ersetzen. Die Casse wird von einer eigenen Person geführt, die die Rechnungen zu besorgen und das Geld einzunehmen hat, es ist den jungen Leuten verboten, Geld in Empfang zu nehmen. Aber trotz dieser beschämenden Vorsicht wird es ihnen schwer, den Gefahren der Schule zu entgehen, in der man sie bildete. Sehen wir die Listen der Criminaljustiz durch, so treffen wir unter den wegen Diebstahl Bestraften 20 Handlungsdiener auf einen Handwerker, und unter diesen 20 zehn aus Modehandlungen. Es gibt Handlungshäuser, die nie einen Gerichtstag vergehen lassen, ohne zwei, drei ihrer Untergebenen den Gerichten übergeben zu haben. Wir haben selbst einen dieser Unglücklichen gesprochen, der uns besonders interessirte. „Es sind die Grundsätze, sagte er zu uns, die uns unser eigener Herr lehrt, welche jede Rechtlichkeit in den jungen Leuten tödten, die in unser Haus treten. Ich bin überzeugt, daß in diesem Augenblick nicht Einer im Haus ist, der den Patron nicht bestiehlt. Die Handlungsherren haben großes Unrecht, junge Leute so häufig auf ihr hübsches Gesicht hin zur Probe zu nehmen, ohne sich um ihr vorhergehendes Leben zu bekümmern. Sie rechnen darauf, daß die Damen gern in jene Läden treten, wo schöne junge Leute sind. Man miethet jetzt die Handlungsdiener wie die Taglöhner, und hat dafür auch das Recht sie jeden Augenblick wieder fortzuschicken. Die traurigen Folgen davon sind: 1) die Leichtigkeit, sich ein augenblickliches Unterkommen zu verschaffen, zieht weit mehr junge Leute in den Detailhandel, als dieser bedarf; 2) da aus eben dieser Ursache immer nur ein Theil der jungen Leute beschäftigt seyn kann, so schweifen die Uebrigen in einem Alter, wo diese Freiheit so verderblich ist, sich selbst überlassen in der volkreichen Stadt umher; 3) wird die Gesellschaft mit Leuten überschüttet, die halb Kinder, halb Männer, weder genug Kenntnisse besitzen, um sich dadurch einen Unterhalt verschaffen zu können, noch genug Muth und Thätigkeit haben, um zu einem Handwerk zu greifen. Lord Byron sagte unglücklicherweise, eine schöne weiße Hand sey das Hauptkennzeichen einer guten Abkunft, und seit der Zeit hält man es für besser seine Hände zu schonen, indem man hinter einem Ladentisch Bänder mißt, als sie durch das Führen der Säge und des Hobels zu verderben. Man kann sich kaum einen Begriff machen, welch verderblichen Einfluß diese jungen Männer auf das Schicksal der Menge von Ladenjungfern und Comptoirmädchen haben. Es genügt, um sich einen Begriff davon zu machen, wenn man die Unzahl der Orte bedenkt, die ihnen die Hauptstadt und ihre Umgebungen zu ihren Rendez-vous bieten. Diese jungen Leute unterstützen eine Menge von Tanzhäusern und kleinen bürgerlichen Theatern. Und wie viel haben sie außer diesen bekannten Zusammenkünften noch andere, die die Polizei nicht kennen und bewachen kann. Einige Hauseigenthümer richten in ihren Wohnungen ein passendes Local für Concerte oder theatralische Vorstellungen ein. Man gibt durch die Vermittlung einiger jungen Leute, von denen man weiß, daß sie diese Vergnügungen lieben, die Einladungskarten aus. Dem Anschein nach sind es nur einfache Einladungen zwischen Freunden, der Herr des Hauses verlangt auch an der Thüre kein Eintrittsgeld, aber in dem Saale sind drei oder vier Mitglieder der Gesellschaft beauftragt, das Eintrittsgeld in Empfang zu nehmen. Unserer Ansicht nach sind diese Winkelhäuser die gefährlichsten. Durch die Vorspiegelung eines anständigen schuldlosen Vergnügens werden die jungen Mädchen, die vielleicht leichtsinnig, aber doch unverdorben sind, in diese Gesellschaften gelockt, die gewöhnlich ihre Entehrung und ihr Verderben zur Folge haben. Man sieht häufig die Unternehmer dieser Raubnester auf die Celebrität irgend eines jungen Mannes speculiren, den sie förmlich durch eine festgesetzte Belohnung für eine bestimmte Zahl von Abenden pachten. Und wenn die herrenlosen Kaufmannsdiener diesen Gesellschaften nicht beiwohnen, so öffnen sich ihnen dafür andere, die nicht minder verderblich sind, die Spielhäuser. Es sind in der Nähe der Regent- und der Oxford-Straße Häuser, deren Ansehen ganz unverdächtig ist, und deren Besitzer doch keinen andern Lebensunterhalt als den ihrer Spielhäuser haben. Wir wurden durch einen der gewöhnlichen Besucher in ein solches eingeführt, und sahen dort Spieler, welche denselben Tisch von 11 Uhr Abends bis den andern Tag Mittag nicht verließen. In dem Zimmer waren zwischen 20 und 30 Personen, lauter Handlungsdiener aus Modehandlungen. Man versicherte uns, daß die Gesellschaft jeden Abend gleich groß sey. Auch den Zehler des Spiels danken die jungen Leute der Unvorsichtigkeit ihrer Herren. Die Habsucht spornt die Handlungsherren ihre Magazine spät zu schließen. Die Modehandlungen schließen um Mitternacht, und viele der Handlungsdiener müssen bis ein, zwei Uhr aufbleiben, die Waaren wieder in Ordnung zu bringen. Jede unvernünftige Forderung derjenigen, die zu befehlen haben, erzeugt Fehler bei denen, die gehorchen müssen. Wer sich zu guter Zeit niederlegt, kann auch früh wieder aufstehen, wer aber einmal die Gewohnheit hat, spät zu Bette zu gehen, kann sie nur schwer wieder ablegen. Wenn also die jungen Leute, von denen wir sprechen, dienstlos sind, behalten sie dennoch die Gewohnheiten, die sie in ihrer Dienstzeit angenommen haben, bei, und besuchen die Belustigungsorte, welche die ganze Nacht geöffnet bleiben, wobei sie ihre Gesundheit verlieren, und sich auch die Laster aneignen, die ihnen bis dahin fremd waren.

Erdbeben in Schottland. Am 20 März fühlte man zwischen 3 und 4 Uhr Morgens vom Fort Augusta bis Kinguſſie und Saggan einen Erdstoß, der von einem rollenden Geräusch, wie von einem Lastwagen, begleitet war. Der Stoß war so heftig, daß an manchen Orten die Leute umfielen. Es ist schon sehr lange her, daß in den Hochlanden kein Erdstoß stattgefunden hatte. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 116.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

26 April 1839.

Eriwan.

(Aus den Papieren des ruſſiſchen Reiſenden Nefediew. *)

Je näher ich Eriwan kam, deſto höher ſtieg meine Neugierde, dieſe in der ruſſiſchen Kriegsgeſchichte ſo wichtige Stadt und Veſte zu ſehen. Eriwan ſteht auf der Höhe des linken Ufers der reißenden, ja man kann ſagen, der donnernden Sanga, die aus dem Gochtſchai kommt, und ſüdwärts dem Araxes zuſtrömt. Unterhalb der Veſte Eriwan verläßt ſie ihr enges und tiefes Bett, und ſetzt bis zu dem Einfall in den Araxes ihren Lauf in der Ebene fort, deren Felder ſie reichlich mit Waſſer verſieht. Die Gründung Eriwans verliert ſich ins tiefe Alterthum, und ſelbſt der Name hat keine ſichere Bedeutung: einige leiten ihn von dem armeniſchen König Erewand ab, andere von dem armeniſchen Worte Erewan, „erſter Anblick," indem Noah nach der Sündfluth den Ort ſo benannt habe. Türken und Perſer, welche abwechſelnd Eriwan beherrſchten, errichteten hier Feſtungswerke, die aber im Jahre 1679 nebſt vielen Gebäuden der Stadt durch ein Erdbeben zerſtört wurden. Später baute Mirza Ibrahim, Weſir von Adſerbaidſchan, auf Befehl des Schahs von Perſien, eine neue Veſte, ſo wie die noch jetzt vorhandene ſteinerne Brücke über die Sanga.

Auf dem rechten Ufer derſelben dienen als Vorſtadt der Veſte von Eriwan eine Menge Gärten, von denen jeder mit ſteinernen Mauern umgeben iſt, und ſomit eine regelmäßige Belagerung aushalten kann. Zwei Werſte weit ritt ich zwiſchen dieſen Mauern fort, und ſah bloß die Gipfel der mit Früchten beladenen Bäume. Endlich weckten lange Alleen hoher, gerader Pappeln und ein großer, ſchöner Kiosk, der mitten unter der gänzlichen Geſchmackloſigkeit einige Kunſt zeigte, meine Neugierde, und ich erfuhr, daß dieſer Garten dem ehemaligen Sardar von Eriwan gehört habe. Ich folgte der Mauer, und befand mich nun auf einmal an dem ſchroffen Ufer der Sanga. Auf der andern Seite hing auf einem Felſen, wie über dem Abgrund, der weſtliche Theil der Veſte mit dem ehemaligen Palaſt des Sardars, dem Harem und andern Gebäuden. Von hier aus iſt Eriwan wirklich unerſteiglich: nur von einem hohen Kurgan*) herab kann man es vielleicht überſehen. Im Jahre 1827 ging das ruſſiſche Heer auf das linke Ufer der Sanga hinüber, und ſtellte ſich an den ſteilen Abhängen gegen Südoſt auf. Ich ſah das Lager und den Punkt, wo die Hauptbatterie geſtanden hatte, welche die ſüdliche Face der Eriwan'ſchen Feſtungswerke beſchoß. Dieſe Befeſtigungen beſtehen aus einer dreifachen Reihe von Mauern, deren Enden an das hohe Ufer der Sanga ſtoßen, und die gegen das Feld hin mit einem tiefen Graben umgeben waren. Viele Trümmer innerhalb der Feſtung zeigen noch jetzt die Spuren der Bezwingung Eriwans. Mitten unter dieſen und überhaupt unter den nicht ſehr neidenswerthen Proben aſiatiſcher Baukunſt hebt ſich prächtig der Tempel zur Fürbitte der Mutter Gottes, der im Jahre 1827 aus einer Moſchee eingerichtet wurde.

Der Palaſt des Sardars von Eriwan verdient, daß man ſeiner beſonders erwähne: er zerfällt in drei Abtheilungen, die früher verſchiedene Beſtimmungen hatten. Jetzt befindet ſich in der zweiten die Verwaltungsbehörde der armeniſchen Provinz. An den Mauern der Kanzlei iſt ein perſiſches Gemälde erhalten, das an die ruſſiſchen Volkserzählungen von fabelhaften Helden erinnert; nur iſt der Unterſchied, daß dieſe Helden mit unmäßigen Bärten ausgerüſtet ſind, die ihnen das Anſehen entſetzlicher Eiſenfreſſer geben. Im dritten Palaſt war die Wohnung des Sardars. Von ſeinen frühern Zimmern, die ſpäter nach Möglichkeit europäiſirt wurden, iſt nur der nach dem Hofe zu völlig offene Spiegelſaal in ſeinem alten Zuſtand gelaſſen worden. Die Kuppel und die ſie ſtützenden Säulen ſind mit kleinen Spiegeln künſtlich verziert; an den Mauern ſind gleichfalls Gemälde und Portraits von Feth Ali Schah, Abbas Mirza, Huſſein Khan, dem letzten Sardar, und ſeinem Bruder Haſſan Khan, der in Sardar-Abad befehligte. Alle ſind in Lebensgröße, in der ſolideſten Poſition mit zuſammengelegten Händen, finſtern Blicken und unendlichen Bärten, die gleich ſchwarzen Schürzen über die eigentliche Kleidung hinabfallen. Im Hofe, vor dem offenen Theile des Saals, iſt ein großes Baſſin mit Fontainen;

*) Siehe Nordiſche Biene vom 24 Januar d. J.

*) Der Kurgan heißt der Heraclinsberg, nach dem georgiſchen Könige Heraclius, der im vorigen Jahrhundert Eriwan belagerte.

im Saal links, in einer Vertiefung links vom Eingang iſt eine zweite Fontaine, deren Waſſer aus einer Marmorvaſe hervordringt. Hinter dieſer Fontaine ſieht man ein großes, dicht geſchloſſenes Gitter, das ein großes Fenſter verdeckt. Hebt man dieß weg, ſo erſtaunt man nicht wenig, denn auf einmal ſteht man über der ſchäumenden Sanga, — der Saal und der ganze Palaſt ſind in Einer Fläche mit dem ſchroffen Felſenufer in einer Höhe von 15 Klaftern erbaut. Blickt man durch das Fenſter, ſo hat man gerade vor ſich den Garten des Sardar, ſo wie überhaupt ſämmtliche Gärten jenſeits des Fluſſes. Während der Anweſenheit des Kaiſers war alles dieß reich und geſchmackvoll illuminirt.

(Schluß folgt.)

Trollhättans Canal und Waſſerfälle, die Gold-Inſel und Karls XII erſte Liebe.

(Fortſetzung.)

Andern Tages wurden dem Könige in Gothenburg die Beamten des Canalbaues vorgeſtellt. Unter ihnen war auch Oskar. Bei ſeinem Anblick trat einige Verlegenheit in das Geſicht des jungen Königs. „Sein Name?“ fragte der König. „Oskar Gonſtern, Ew. Majeſtät.“ „Er taugt hier nicht zu dieſem Geſchäft, aber verſteh' Er mich recht, bloß *hier* nicht, ich werde Ihn anderweitig anſtellen, Er ſoll zufrieden ſeyn.“

Bald darauf ſah man Oskar als Gardehauptmann im Gefolge des Königs. Der ſtolze Adel mußte ſich an die Erſcheinung eines bürgerlichen Günſtlings gewöhnen. Karl ſchätzte das Talent und nicht die Geburt; er ſuchte das Verdienſt und nicht die Abkunft. Dieſes Königs Gunſt konnte man nur durch andere Mittel erwerben.

Bald darauf brach der Krieg gegen Dänemark aus. Karl zog an der Spitze ſeines ſiegreichen Heeres bis vor die Thore von Kopenhagen und dictirte den Dänen die Friedensbedingungen. Oskar hatte ſich ausgezeichnet. Er ward zum Baron und Adjutanten des Königs erhoben. Jetzt war er ſeiner Ulrike am Stande gleich. Er bittet den König um Urlaub nach Trollhättan. Er will ihr ſelbſt ſein Glück verkünden, und dann die feſtere Verbindung mit ihr ſchließen. Finſter lehnt Karl das Geſuch ab.

„Laß Er ſich warnen vor Weibertrug —“

„Ew. Majeſtät kennen vielleicht den Engel nicht, den ich liebe“. —

„Nur zu gut kenne ich ſie. Bleib Er hier. Sein Glück liegt mir am Herzen. Hier hat Er zwei Briefe von Fräulein v. Verſen, einen an ihn, den andern an mich, die leſe Er durch. Ich werde darauf antworten laſſen. Ich liebte ſie treu. Ich wollte ſie zu meiner Gemahlin machen, zur Königin von Schweden erheben.“ —

Jetzt erſt war Oskarn das lange Räthſel bei Trollhättan gelöst. In dem Briefe an den König findet er Betheuerungen der Unſchuld, Beweiſe der Rechtfertigung, Bitte um Nachſicht und Erhaltung der Achtung. In ſeinem Briefe Abſchied, Entſagung und am Schluß: Gedenke deiner unglücklichen Ulrike. Dieß war auf einmal zu viel. Doch bald ſtand ſie in ſeinen Augen wieder gerechtfertigt da. Der König ſpottete ſeiner Gutmüthigkeit, und verbat ſich jede fernere Erwähnung dieſer Verhältniſſe und ihres Namens. — Seine Antwort auf ihr Schreiben drückte tiefe Verachtung aus. Er verbat ſich drohend jede fernere Mittheilung oder Annäherung. Dieß ſtürzte das arme Mädchen in troſtloſe Verzweiflung. Noch manchmal ging ſie nach ihrem Steinſitze, der Goldinſel gegenüber, um ſich ſatt zu weinen. Die hohen Reize ihrer Jugend welkten ſchnell im ſtillen Gram, an dem keine tröſtende Freundin Theil nahm.

Hierauf zog Karl mit ſeinen Schweden zu jenen weltberühmten Schlachten, in denen er Rußland, Polen und Sachſen beſiegte, ſich einen europäiſchen Ruf gründete, und den Ruhm der ſchwediſchen Waffen über die Welt verbreitete. Sein Heldenruf glänzt in allen Jahrbüchern der Geſchichte. Er ward durch keine ungerechte That befleckt. — Ueber ſeine tollkühnen Unternehmungen hat die Geſchichte und zuletzt der Himmel gerichtet, denn er endete meuchlings mitten im Laufe ſeines an Kriegsthaten ſo überſchwänglich reichen Lebens. Der Durſt nach Soldatenruhm rieb die ſchönſten Kräfte des Landes auf. Man war ſeiner überdrüſſig.

Während Karl noch den Krieg in Polen führte, bat Oskar um ſeinen Abſchied. Der König trennte ſich mit inniger Wehmuth von ſeinem Freunde. Er entließ ihn ungern, aber *mit* den freigebigſten Beweiſen ſeiner königlichen Huld. — Karl zog hierauf in die Ukraine, um von hier aus die Türken in ſein Bündniß zu ziehen, und von Rußland einen ehrenvollen Frieden zu erzwingen. — Hier war es, wo ihm eines Tags ein junger Türke vorgeſtellt wurde, den der Ruf ſeiner Großthaten angezogen hatte. Mit einer ſeltenen Anhänglichkeit an ſeine Perſon bezeigte er die größte Luſt, in ſeinen Hausdienſt als Page zu treten. Dem Könige gefiel die Treuherzigkeit des anmuthigen Knaben, der außer franzöſiſch auch ruſſiſch ſprach. Er ſah ihn nachdenkend ins ſchöne, blaue Auge, wandte ſich dann wieder von ihm, und ſchien in ſchmerzlichen Erinnerungen zu träumen.

„Wie heißt du? Wo kommſt du her? Du biſt kein Türke.“

„Mein Name iſt Seti, ich bin aus Frankreich, von den Türken gefangen, und hege nun ein ſehnſüchtiges Verlangen in Ew. Majeſtät Dienſt zu treten, den ich nicht wieder zu verlaſſen hoffe.“

Karl fühlte ſich geheimnißvoll zu dem Knaben hingezogen, deſſen bleiche Wangen das harte Geſchick ausdrückten, welches er ſchon früh erlebt hatte.

„Bleib mir treu, gutes Kind, und du wirſt an mir einen Freund und Verſorger haben.“

Bald darauf ward in einem Kriegsrath die Schlacht beſchloſſen, welche das unglückliche Geſchick Karls beſtimmen ſollte. Eilig flog Karl auf ſeinem Pferde davon, die Stellung des Feindes zu recognosciren. Nur Seti und ein General konnten ihm folgen. Das Gefolge und die Bedeckung blieben weit

zurück. Der König ward ſchwer verwundet. Man brachte ihn auf einer Bahre faſt ohne Lebenszeichen zurück. Tief bewegt wich Seti nicht von ſeinem Bette. Seine Theilnahme und Liebe ſchien mehr als gewöhnlich. Der Arzt ſchnitt die Kugel aus, verband die Wunde, und verordnete lange, ſorgfältige Ruhe im Bette. Aber wer konnte Karl zurückhalten, wenn draußen Kanonen donnerten. Auf ſeinen Befehl ward er auf einer Bahre in die Schlacht von Poltawa getragen. Die Niederlage der Schweden war vollſtändig. Karl rettete ſich über die türkiſche Gränze nach Bender, Seti folgte ihm. Er blieb ihm in den größten Gefahren zur Seite. Die Armee war zerſtreut, gefangen, aufgerieben. Der Krieg hatte auf dieſem Theater ein Ende, und Karl fand bei den Türken eine gaſtfreie Aufnahme. Seti theilte auch hier ſein Mißgeſchick.

Während man auf dem Schloß des Freiherrn v. B . . . Ulrikens Onkel, beim Mittagsmahl ſaß, hörte man plötzlich von einem Zuſammenlauf der Bewohner Trollhättans, die von allen Richtungen dem Waſſerfall zuſtrömten, nach der Gegend der Gold-Inſel. Eine alte Frau oder vielmehr Hexe, die in dem Ruf der Zauberei ſtand, ſtürzt herbei und erzählt, wie ſie das Fraulein Ulrike von Verſen unter den ſchäumenden Wogen des Waſſerfalls habe verſchwinden ſehen. „Allmächtiger Gott! Hülfe!“ — ſchrie Graf Verſen. Die ganze Geſellſchaft gerieth in Beſtürzung. Man empfahl ihre Seele dem Himmel. Alle Rettungsverſuche blieben fruchtlos, und der Graf ließ an der Stelle, wo ſeine einzige unglückliche Tochter hinabſtürzte, ein Denkmal errichten.

Oskar war in ſein Vaterland zurückgekehrt. Ulriken wiederſehen, ſie an ſein treues Herz, an ſeine Bruſt drücken, ſchien ihm der ſeligſte Augenblick. Statt ihrer findet er jenes Denkmal, darauf die goldenen Buchſtaben: „Graf Axel von Verſen ſeiner unglücklichen Tochter Ulrike. . . . Die Verzweiflung bemächtigt ſich ſeiner, und er beſchließt, abgeſchieden von aller Welt, hier in einer ihm ſo theuern Gegend ein Leben zu beſchließen, das ohne ſie ſeinen Werth verloren hatte.

Schon ſeit geraumer Zeit hatte ſich bei Karl ein junger franzöſiſcher Edelmann eingefunden. Sein inſinuantes Benehmen hatte ihm nähern Zutritt beim König verſchafft. Seti war eiferſüchtig auf dieſen neuen Günſtling, der ihm ſpäterhin verdächtig und für Karls Wohlfahrt gefährlich vorkam. Aber Seti's Warnungen ſcheiterten an dem unbeugſamen Willen des heldenmüthigen Königs, der ſich vor keinem Menſchen fürchtete. Der junge Franzoſe war ein geheimer Spion des ſchwediſchen Adels in Stockholm. Er war zu Karls Meuchelmord gemiethet. Mit großer Geſchicklichkeit und mit vielen Verſprechungen hatte er einen türkiſchen Befehlshaber in ſein Complot gezogen. Eines Tags ward Karls Haus von türkiſchen Soldaten umringt. Seti rief Gefahr! und der König war genöthigt gegen eine große Uebermacht das Schwert zu ziehen. Mehrere Feinde mußten ihren Frevel mit dem Leben bezahlen, denn Karl erlegte ſie mit eigener Hand. Seti war ihm ſtets zur Seite geblieben. Beide geriethen verwundet in türkiſche Gefangenſchaft. Der türkiſche Befehlshaber hatte dem Franzoſen verſprochen, den König bei dieſer Affaire zu tödten. Da er aber des Königs Caſſe leer fand, und von dem Franzoſen auch nichts zu erwarten hatte, ſo ließ er den großen König am Leben, um ihm den Schurken zu entlarven, dem er bisher ſein Vertrauen geſchenkt hatte. Karl ließ den Böſewicht vor ſich kommen, empfahl ihm Vorſicht gegen die Türken, die ihn verleumdeten, und entließ ihn großmüthig.

„Trauen Ew. Majeſtät noch den Schmeicheleien des Franzoſen?“ fragte gutherzig der treue Seti.

(Schluß folgt.)

Eine Entführung.

Wir entheben aus der ihre Erzählungen freilich oft ausſchmückenden Gazette des Tribunaux nachſtehende romanhafte Geſchichte.

Am 4 November vorigen Jahres verſammelte ſich der Juſtizhof von Hermannſtadt (in Siebenbürgen), beſtehend aus einem Präſidenten, fünf beiſitzenden und zwei unterſuchenden Räthen, dem Procurator des Königs (von Ungarn) und einem Secretär, in öffentlicher Audienz, um über einen ziemlich ſonderbaren Proceß, in welchem zwei der erſten Familien compromittirt waren, zu entſcheiden. Wir liefern hier, dem in der Audienz verleſenen Bericht der Unterſuchungsräthe gemäß, den Thatbeſtand, über welchen der Gerichtshof ſein Urtheil zu ſprechen hatte.

Hr. Ladislaus Tſchevevaſchka, früher Major bei Szekler-Huſaren, hatte ſeit mehrern Jahren den Dienſt verlaſſen und lebte in Ruhe auf ſeinem Schloſſe Tſchevevaſch, im Comitat von Hermannſtadt, mit ſeiner Gattin und ſeinen beiden Töchtern Hedwig und Eliſabeth. Hedwig, die ältere der beiden Schweſtern, beſaß alle Eigenſchaften des Herzens, war aber äußerſt häßlich; Eliſabeth dagegen war von ausgezeichneter Schönheit, weßhalb es ihr auch nicht an Bewerbern fehlte. Der alte Ladislaus aber hatte bei ſeinem Worte als Szekler-Huſar geſchworen, keinen Antrag anzuhören, bevor nicht ſeine ältere Tochter verheurathet wäre.

Hedwig hatte bereits ihr dreiundzwanzigſtes Jahr erreicht, und es war ziemlich ſchwer vorauszuſehen, wann ſie ihren Vater ſeines Schwurs entbinden würde, denn ein häßliches Mädchen ohne Vermögen bekommt in Siebenbürgen eben ſo wenig einen Mann, wie anderswo, und unglücklicherweiſe hatte gerade dieſe Familie nichts aufzuweiſen, als einige Ueberbleibſel frühern Reichthums. Kaum konnte Ladislaus auf ſeinem Schloſſe fünf alte Huſaren unterhalten, die mit ihm im Dienſt ergraut waren; obwohl dieß eine ziemlich drückende Ausgabe war, ſo konnte doch der edle Ladislaus in dieſem Lande, wo noch alle Gebräuche des Mittelalters beſtehen, ſich nicht entſchließen, ſeine alten Waffenbrüder von ſich zu laſſen.

Im Februar 1838 beſuchte der junge Baron Beckieli ſeine Güter in der Nähe des Schloſſes Tſchevevaſch, bei welcher Gelegenheit er ſich vermöge der Nachbarſchaft ermächtigt glaubte, dem alten Major ſeinen Beſuch abzuſtatten. Der Baron Beckieli wurde von der Dame des Schloſſes ſo empfangen, wie ein junger, reicher Mann gewöhnlich von einer Mutter empfangen wird, die heurathsfähige Töchter hat. Der alte Major dagegen empfing den Ankömmling, den er bloß als einen Baſtardſohn Siebenbürgens betrachtete, nur ſehr kalt; nicht als ob der Baron nicht der rechtmäßige Sohn aus einer ſehr legitimen Ehe geweſen wäre, allein anſtatt die ſiebenbürgiſche Tracht beizubehalten, anſtatt den Dolman mit goldener Stickerei ſtolz auf der rechten Schulter

zu tragen und ſich mit dem Schabeka und dem Federbuſch zu ſchmücken, trug er die gewöhnliche deutſche Tracht und den dreieckigen Hut. Er war Höfling Sr. Maj. des Kaiſers von Oeſterreich, Königs von Ungarn, der lombardiſch-venetianiſchen Staaten u. ſ. w. geworden. Alles dieſes konnte das ſiebenbürgiſche Herz des Ladislaus nicht verzeihen, deßhalb konnte er den Baron Beckieli mit keinem günſtigen Blick betrachten, deßhalb benahm er ſich auch gegen ſeinen neuen Nachbar auf eine Weiſe, daß dieſer jeden weitern Beſuch auf dem Schloſſe Tſchevevaſch aufgeben mußte.

Allein nicht ſo leicht verzichtete Beckieli auf ſeine Beſuche, denn er hatte Eliſabeth geſehen, und entbrannte mit der heißeſten Liebe für dieſelbe. Er ließ Ladislaus über den Plan einer Verbindung zwiſchen den beiden Familien ausforſchen, allein derſelbe ſtieß jeden Gedanken an ein Bündniß mit einem Baſtardſohn Siebenbürgens von ſich.

Beckieli, verzweiflungsvoll und traurig, blieb auf ſeinem Gut, als mehrere beurlaubte Officiere, lauter Cameraden, von ihm ſeine Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nahmen. Sie waren überraſcht durch die Trauer Beckieli's, und erfuhren endlich nach einigem Bitten die Urſache ſeines Kummers. Anfangs verſuchten ſie ihn zu tröſten, als ſie aber ſahen, daß nichts im Stande war, ihn zu zerſtreuen, ſo fanden es dieſe jungen Leute voll abenteuerlichen Sinnes für das beſte, ihm zu einer Entführung zu rathen. Im erſten Augenblick erſchrack Beckieli vor dieſem Vorſchlag. Er liebte Eliſabeth aufs glühendſte, allein liebte ſie wohl auch ihn? Er hatte ſie ſtets nur in Gegenwart ihrer Mutter und ihrer Schweſter geſehen.

Die Blicke Beckieli's hatten zwar geſprochen, aber waren ſie verſtanden worden? Vorausgeſetzt, er werde geliebt, würde wohl das junge Mädchen in eine Entführung einwilligen? auch war das Gelingen unmöglich, wenn man nicht beſtimmtes Einverſtändniß im Schloſſe hatte. Einer von den jüngſten aus der Geſellſchaft, der Lieutenant Dravetski, rieth vorerſt zu entführen und alsdann die Gefühle zu erforſchen. Was die Ausführung beträfe, gebe es nichts leichteres, denn die ganze Beſatzung beſtehe aus dem Major und ſeinen fünf alten Huſaren. Der Rittmeiſter Harniſcher, ein Mann von mehr Ueberlegung, meinte, es würde zweckmäßiger ſeyn, zuerſt an die junge Dame zu ſchreiben. Dieſer Rath wurde mit Stimmenmehrheit angenommen. Harniſcher dictirte und Beckieli ſchrieb folgende Zeilen:

„Schöne Eliſabeth, Beherrſcherin meines Herzens und meiner Seele!

„Hoffnung, viele Menſchen haſt du betrogen, und dennoch lebe ich nur in dir. Eliſabeth, zu Euern Füßen lege ich meine Liebe, mein Leben, mein Glück. Vergebens will Ihr Vater eine undurchdringliche Scheidewand zwiſchen Euch und mir errichten. Sprechen Sie Ein Wort, und dieß Hinderniß iſt aufgehoben. Sprechen Sie ja, und mit Hülfe treuer Freunde entführe ich Sie aus Ihrer Gefangenſchaft. Ich ſchwöre, daß die Haare ihres Vaters geachtet werden ſollen. Ein Wort als Antwort, ein einziges Wort, oder ich ſterbe. Alles iſt bereit; ich harre nur Ihres Winkes. Baron von Beckieli.“

Dieſer koſtbare Brief wurde einer alten Zigeunerin, einer Wahrſagerin, welche freien Zutritt im Schloſſe hatte, übergeben. Am nämlichen Tage brachte ſie dem jungen Baron folgendes Billet zurück: „Morgen, am großen Huniad-Wall, um 10 Uhr Abends. Der Wille Gottes geſchehe!“

Beckieli ward trunken vor Freude. Am folgenden Tage bei einbrechender Nacht zogen dreißig Reiter, theils Freunde des Barons, theils Leute aus ihrem Gefolge, vom Schloſſe Beckieli in der Richtung gegen Tſchevevaſch aus. Als man in die Nähe des Schloſſes gelangte, wurde Halt gemacht. Beckieli ging weiter vor, und gewahrte bald auf dem Wall das weiße Gewand ſeiner Heißgeliebten. Alles war ruhig; kein Geräuſch ward vernommen, das auf einen Hinterhalt hätte ſchließen laſſen; Beckieli erſteigt mit Hülfe einer Leiter mit aller Vorſicht den Wall, ſchließt das junge Mädchen in ſeine Arme, ſetzt ſie mit Hülfe ſeines Bedienten auf ein Pferd, und ſo wird in aller Eile der Rückweg nach dem Schloſſe Beckieli's eingeſchlagen. Der Baron, der ganz nahe an der Flüchtigen ritt, erſchöpfte ſich in den zärtlichſten Verſicherungen, um ſie zu beruhigen, allein ſie konnte, aufs heftigſte bewegt, nur mit Seufzern antworten.

Inzwiſchen erreicht man das Schloß, und Beckieli führt das junge Mädchen mit der größten Achtung in das für ſie bereitete Gemach. In dem Augenblick aber, wo ſie ihren Schleier lüftet, um ihrem Retter Worte des Dankes zu ſagen, ſtößt Beckieli einen Schrei des Entſetzens aus. „Es iſt Hedwig!!“ Feierliche Stille herrſcht nach dieſem Ausrufe, die aber bald durch die Ankunft neuer ganz unerwarteter Gäſte unterbrochen wird; mit dem Säbel in der Hand dringen Major Ladislaus und ſeine Huſaren in den Saal; die Gefährten Beckieli's ſtürzen ihnen entgegen und halten ſie zurück. Beckieli ſieht inzwiſchen ein, daß nur Ein Ausweg möglich iſt, und bietet edelmüthig dieſen an. Der alte Ladislaus ſcheint zwiſchen den Rückſichten auf die Ehre ſeiner Tochter und ſeinem patriotiſchen Widerwillen gegen einen Baſtardſohn Siebenbürgens zu ſchwanken. Endlich ſiegt die Vernunft, und an demſelben Abend ward Hedwig und Beckieli in der Schloßcapelle getraut.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die neuen Tempelritter. Zu Paris in der Straße Notre Dame des Victoires Nr. 18 befindet ſich gegenwärtig im erſten Stock eine auf den Hof gehende Wohnung, die einen ſeltſamen Anblick darbietet. In mehrern der bedeutendſten Zimmer ſind die Fenſter hermetiſch geſchloſſen und ganz mit einem reichen Stoff von weißer Wolle behängt, an denen man nichts als große rothe Kreuze bemerkt. Zwei mit den gleichen Farben gezierte Throne entdeckt man im Hintergrunde zweier Zimmer. Große Candelaber ſind aufgeſtellt und der Boden mit reichen Teppichen bedeckt. Da und dort ſieht man eine Art Prieſterkleider, Colliers, goldene Sporen, Degen u. ſ. w. In der letzten Zeit wurden in dieſen Zimmern von dem Großmeiſter und den Großbeamten des Tempelordens neue Ritter aufgenommen. Dieſer Orden erloſch bekanntlich im Jahre 1314, wo der letzte Großmeiſter, Jacques Molai, nach einem Spruche des Parlaments, auf der Spitze der Seineinſel, da wo jetzt das Standbild Heinrichs IV ſteht, lebendig verbrannt wurde, welches Schickſal dem neuen Großmeiſter wohl ſchwerlich droht. Dieſer neue Orden entſtand bekanntlich nach der Julirevolution.

*

Merkwürdiger Regenbogen. Nach der Gazette du Bas Languedoc beobachtete man am 4 April gegen 6 Uhr Abends einen fünffachen Regenbogen. Außer dem häufig erſcheinenden zweiten Regenbogen waren unterhalb des wahren Regenbogens drei Kreisabſchnitte von Purpurfarbe, die ins Violette ging.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Th. Bibenmann.

Nr. 117.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

27 April 1839.

Die Provinzen von Neugranada am Orinoko.

Unter manchen Verſuchen, welche die Engländer in Guiana in neueſter Zeit gemacht haben, das große und reiche Territorium, das ſie beſitzen, ergiebiger zu machen, war auch der, aus den ehemaligen ſpaniſchen, und ſpäter columbiſchen, Provinzen am Orinoko Indier aus den aufgelöſten Miſſionen in das engliſche Gebiet einzuladen, da dieſe durch die langjährige Sorge der ſpaniſchen Miſſionäre einen Grad von Civiliſation und Arbeitsfähigkeit erlangt hatten, welche den Indiern der engliſchen Colonie gänzlich fehlt. Man hoffte ſo eine Gemeinde civiliſirter Indier zu bilden, welche den engliſchen z. B. zum Mittelpunkt dienen könnte, und ein engliſcher Pflanzer, William Poſtlewaithe, ſchickte im Jahre 1832 den Capitän Horan mit ſeinem Schiff „Hamilton," den Orinoko hinauf, um den Zuſtand der ehemaligen Miſſionen zu unterſuchen, und wo möglich einen ſpaniſchen Prieſter und eine Anzahl Indier aus ihnen mit ſich nach Eſſequibo zurückzubringen, wo die neue Gemeinde gebildet werden ſollte. Dieſe Expedition gab zu einer langen Correſpondenz mit dem engliſchen Gouverneur von Guiana Veranlaſſung, bei welcher Gelegenheit Horan ſein Tagebuch dem Gouverneur mittheilte, das bei unſerer faſt gänzlichen Unwiſſenheit über den gegenwärtigen Zuſtand dieſer entlegenen Provinzen der jetzigen Republik Neugranada von Intereſſe iſt. Wir entlehnen aus den Depeſchen des Gouverneurs an die engliſche Regierung einen Theil dieſes Tagebuchs von Horan:

25 April 1832. Wir kamen bei Sacapana, der erſten ſpaniſchen Stadt am Orinoko, an, etwa 50 Seemeilen von der Mündung. Die Stadt iſt arm, ohne Handel und Gewerbe, und faſt ganz von Indiern aus dem Stamm der Warrow bewohnt, welche alle katholiſch ſind.

26 April. An einer Menge kleiner Pflanzungen vorbeigefahren, auf welchen Zucker, Kaffee, Baumwolle, Reiß, Indigo, Tabak und Cacao gebaut werden. Ich landete an mehrern derſelben, und fand eine große Menge von Indianern mit dem Anbau beſchäftigt. Die Schnelligkeit und Genauigkeit mit der ſie arbeiteten, ſetzte mich in Erſtaunen. Auf einer der beträchtlichſten Pflanzungen, La Paſtora, welche dem Capitän Marco gehört, fand ich große Felder türkiſchen Korns und eine ſehr bedeutende Diſtillerie von Rhum; aber die Gebäude und Maſchinen ſtehen denen des engliſchen Guiana ſehr nach.

30 April. Ich landete in Yaya, dem erſten ſpaniſchen Hafen am Orinoko, einem elenden Dorf von zerfallenen Hütten, ohne Handel, wo unſere Päſſe viſirt wurden, und uns ein Soldat mitgegeben wurde, der uns bis nach Angoſtura begleiten ſoll. Dieß iſt der erſte Platz, wo beide Ufer des Orinoko von der Mitte des Stroms aus ſichtbar ſind.

3 Mai. Angekommen in Guayana, der ehemaligen Hauptſtadt der Provinz, ehe ſie nach Angoſtura verlegt wurde. Sie liegt auf dem rechten Ufer des Stroms, 60 Seemeilen von dem Ausfluß. Die Stadt liegt in Ruinen und dient nur als Militärpoſten, da ſie zwei ſtarke Forts hat, welche den Hauptſchutz der Provinz gegen einen fremden Einfall bilden. Zur Zeit der Revolution fielen hier manche blutige Scenen vor. Ein Neger, Namens Ferrarus, welcher den Rang eines Obriſtlieutenants hat, viſirte meinen Paß, und ich begab mich nach San Miguel, einer Miſſion, ſieben Meilen höher am rechten Ufer des Stroms, und in kleiner Entfernung vom Waſſer. Ich erreichte die Miſſion den nächſten Morgen und wurde von dem Beamten höflich empfangen. Er zeigte mir die Kirche, das Kloſter und die übrigen Gebäude der Miſſion, welche ſehr zerfallen ſind, da ſeit der Revolution kein Miſſionär hier geweſen iſt, indem die Republicaner dreißig derſelben enthauptet hatten, was der erſte große Schlag war, welcher die Miſſionen traf.

(Fortſetzung folgt.)

Trollhättans Canal und Waſſerfälle, die Gold-Inſel und Karls XII. erſte Liebe.

(Schluß.)

Schon lange hatte Seti dem Könige ſeine Lebensgeſchichte verſprochen. Der Zeitpunkt ſchien endlich günſtig, und er hub an: „Ich hatte ſchon früh meine Eltern verlaſſen müſſen; dieß mochte mit eine Urſache ſeyn, daß ich früher als gewöhnlich

einem Mädchen zugethan war, die mich über Alles liebte. Ich verehrte in ihr den Ausdruck seltener Tugenden. Da sah ich plötzlich ein anderes Mädchen, welche in meinem Herzen Gefühle erregte, die ich bis dahin nicht gekannt hatte. Ich wurde fast noch heftiger wieder geliebt. Mein Gewissen sagte mir, daß ich gegen die Erste treulos handelte. Ich wollte es Jener gestehen und konnte nicht, denn ich fürchtete, sie durch mein Bekenntniß zu tief zu kränken. Ich ahnte nicht, daß mein Stillschweigen noch kränkender für sie war, noch unglücklicher für mich wurde. Endlich siegte das richtende Gewissen: ich stand im Begriff, der Freundin mein Geständniß abzulegen. Wir befanden uns dabei Hand in Hand auf unserm Rendezvous, als plötzlich meine Geliebte erschien. Unser vertrauliches Beisammensein mußte sie für Treulosigkeit halten. Sie sah sich grausam getäuscht, und faßte den Entschluß, mich zu verachten, unser ganzes Geschlecht zu verfluchen, und mich für immer zu verlassen. Alle meine Briefe kamen unerbrochen zurück. Ich sah kein Mittel mehr, mich zu rechtfertigen, und die verlorene Ruhe wieder zu erlangen. Ihre Verachtung war der Todesstoß in meiner großen Verzweiflung. — Da erschien mein Vater. Er hatte mir ein Mädchen von Rang und Vermögen ausgesucht. Ich flüchtete hieher zu Ew. Majestät, und hinterließ den Meinigen Spuren und Wahrzeichen, aus denen sie annehmen konnten, daß ich in die brausenden Wogen eines Wasserfalls gestürzt sey. Ich wollte todt seyn für sie, denn mir galt nur das Leben bei ihr."

„Genug, Seti!" rief der König, und beide lagen einander in den Armen; da fällt ein Schuß durchs Fenster. Seti sinkt blutend nieder. Der Meuchelmörder hatte den König verfehlt. Ulrike v. Versen gab wenige Augenblicke darauf in Karls Armen ihren schönen Geist auf. Noch einmal konnte sie den sterbenden Blick nach ihm richten, noch einmal seine Worte: „O, meine geliebte Ulrike!" vernehmen, und mit dem brechenden Auge die Verzweiflung ihres königlichen Geliebten sehen.

Hiermit beenden wir die Erzählung einer Begebenheit, die in Schweden sehr mannichfach mit romantischen Schilderungen geschmückt wird. — Unstreitig gibt sie trefflichen Stoff zu einer dramatischen Bearbeitung, und wenn der Decorationsmaler die vorhandenen Materialien von Trollhättans Gegend *) benutzt, so fehlte einem solchen Stücke nichts, um es zu einem Lieblingsstücke zu machen.

Solche Begebenheiten erhöhen das Interesse des Reisenden für eine Gegend ungemein. Jede Baumgruppe, jede Felswand wird anziehend. Ueberall malt die Phantasie die Scenen dazu. Die längst Verblichenen stehen lebhaft vor uns.

Zum andern Tage wurde der Skiots (Postpferde und Wagen) zur Abreise nach Gothenburg frühzeitig bestellt. Wir wollten diese Stadt noch am Abend erreichen. Es sind zwölf deutsche Meilen. Die Strecke ist nicht kurz, aber der nordische Sommertag lang, der Weg chaussirt, die Pferde flink, und die Postillone pünktlich. Bestellt man sie um 3 Uhr Morgens, so kann man oft darauf rechnen, daß sie um halb 3 Uhr da sind.

*) Ich selbst besitze eigene Aufnahme.

Wir passirten nach Gothenburg eine bergige, aber meist gut angebaute Gegend. Die Chaussee führt zuletzt dicht am Göta-Strom entlang. Einige Meilen vor Gothenburg erscheint jenseits des Göta-Stroms die kleine Stadt Kongelf. Sie hat eine sonderbare Lage, eingeklemmt zwischen steilen Bergen, die ganz kahl sind, und auf denen wir keine Spur von Ackerbau entdeckten. Auf der höchsten Kuppe eines dieser Berge liegt, dicht über der Stadt, eine Ruine, bei deren ansehnlicher Ausdehnung wir historischen Aufschluß gewünscht hätten. Wahrscheinlich existiren Traditionen über die Vorzeit derselben. Wir würden sie in Gothenburg erhalten haben, wenn nicht der Anblick dieser Stadt mit ihrem regen Leben so überraschend für uns gewesen wäre, daß wir darüber alles Andere vergaßen.

Die Bauart von Gothenburg ist im großen Styl, und repräsentirt den Wohlstand des Handelsstandes. Der Hafen ist geräumig, und die ganze Gegend zeigt, wie günstig hier alles zum Seehandel situirt ist. Die Lebhaftigkeit einer Stadt fällt in diesem Lande mehr auf, wo man an dergleichen nicht gewöhnt ist. Heute aber war ganz besonders Alles auf den Beinen, denn der König wurde erwartet. Er wurde freudig empfangen, und dankte mit ungemeiner Freundlichkeit und Leutseligkeit.

Der unangemessene Stolz des schwedischen Statthalters, zu dem ich bald nachher meines Passes wegen hingehen mußte, erschien mir nach solcher Scene noch einmal so drückend. Es wird den Großen so unendlich leicht gemacht, sich durch Herablassung liebenswürdig zu zeigen. Sie riskiren nichts dabei, weil der große Abstand nie eine vertraulichere Annäherung herbei führt, welche das ordnungsmäßige Verhältniß stören könnte. Ich finde es daher ziemlich natürlich, daß die Arroganz, die ängstliche Erhaltung der Würde und Achtungsbezeugungen zunimmt, wenn der Rang abnimmt. — Der Mann von Welt wird im fremden Lande darnach sein Betragen einrichten. Ich habe oft mit Artigkeiten einem Zollbeamten oder Stationshalter mehr abgezwungen, als mit Geld oder stolzer Haltung.

Die Westküste von Schweden, südlich Gothenburg, stellt streckenweis ein abschreckendes Bild öder Kahlheit dar. Es scheint, daß die vorherrschenden Weststürme der Vegetation an dieser Küste, so wie an der norwegischen, nicht günstig sind. Kein Baum, kein Strauch. Große, grüne Hütungsflächen, in denen die flache, monotone Einförmigkeit durch nichts unterbrochen wird, als durch wellenförmige Erhöhungen, welche die mit Moos bezogenen großen und kleinen Felsblöcke darstellen, mit denen die unabsehbaren Strecken wie besäet erscheinen.

Eriwan.

(Schluß.)

In Einer Linie mit dem Palast findet sich das weitläufige Gebäude des ehemaligen Harems; jetzt dient dasselbe als Spital. Weiterhin sieht man Wasserleitungen und das Karawanserai, wo sich eine bunte Volksmenge drängt. Eine Karawanserai im Orient ist Alles. Hier treibt man Handel und

Gewerbe jeder Art, kocht Speisen, scheert Köpfe und Bärte, und statt der Zeitungen theilt man sich mündlich allgemeine und Privatnachrichten mit. An einem der wenigen Abende, die ich in Eriwan zubrachte, hatte ich Gelegenheit, eine interessante Scene aus den hiesigen Sitten zu sehen, nämlich den Zug einer tatarischen Hochzeit, die cerimonielle Versetzung einer Braut in das Haus des Bräutigams. Unter Vorauszug ihrer Verwandten und Freunde ritt die Braut, vom Kopf bis zu den Füßen mit einem undurchdringlichen Tschadra (weißen Schleier) bedeckt, dahin: hinter ihr, auf einem und demselben Pferde und in gleichem Costume saß ein anderes Frauenzimmer, und weiter hin erschienen noch einige andere Pferde mit ähnlicher Last. Das Pferd der Braut führte ein besonderer Geleitsmann am Zügel; die vorausziehenden Leute warfen unter wüthendem Freudengeschrei ihre Mützen in die Luft, schoßen ihre Gewehre ab, und spielten auf einigen ohrenzerreißenden musikalischen Instrumen en.

Das Klima in Eriwan ist ohne Widerspruch ziemlich lästig für Fremde, wie überhaupt jede Ortsveränderung mehr oder weniger Einfluß auf den Menschen übt, bis er sich an die für ihn neue Atmosphäre, an das Wetter und andere Eigenthümlichkeiten des Landes gewöhnt hat. In Eriwan muß man namentlich hinsichtlich der lockenden Früchte vorsichtig und mäßig seyn. Die Melonen, Dutma genannt, sind vorzugsweise in ganz Transkaukasien berühmt, und gelten schon in Tiflis als eine Seltenheit. Der eriwan'sche Wein hat zwar einige Aehnlichkeit mit dem Madera, steht aber weit dem unvergleichlichen Kachetiner nach, der die glücklichen Bewohner Grusiens stärkt und belebt.

Die Bewohner der armenischen Provinz sind mäßige, arbeitsame, der Regierung völlig unterwürfige Leute. Bei der Vereinigung dieser Provinz mit dem russischen Reiche wurden die localen Leistungen und Abgaben in derselben Weise, wie sie der Sardar angeordnet hatte, beibehalten, und in den Besitz des Staats gingen viele Mühlen, Garten und dgl. über. Da diese von dem Staate nicht mit Vortheil verwaltet werden konnten, und das frühere System, aus den umliegenden Dörfern Leute zum Anbau der Gärten und zur Unterhaltung der Wasserleitungen aufzubieten, sich kostspielig und ungenügend zugleich erwies, so befahl der Kaiser, sämmtliche Gärten, mit Ausnahme des ehemals dem Sardar gehörigen, zu verkaufen, und die Bauern der Umgegend von der Frohne freizusprechen, was unter ihnen natürlich eine lebhafte Freude erregte.

Das Finanzsystem in der armenischen Provinz wurde bis zum J. 1836 unverändert wie früher erhalten; die Abgaben bestanden hier, wie in den andern Provinzen in einer bestimmten Menge Felderzeugnisse, je nach dem Ertrag der Ernte (in der armenischen Provinz wurde gewöhnlich ein Fünftel erhoben). Um das Einsammeln zu beaufsichtigen, folgten Schaaren von Serkers (Aufseher) unter Commando von Commissarien den Bauern mit ihrer lästigen Aufsicht aufs Feld, nach den Dreschtennen und in die Häuser: Getreide und andere Bodenerzeugnisse wurden in jedem Dorfe von den Feldern nach einem bestimmten Orte gebracht, jedoch der Antheil eines jeden abgesondert. Hier stellten sich die Serkers, wenn sie die Erlaubniß zum Dreschen gegeben, auf hohe, besonders hergerichtete Wächterhäuschen, und beaufsichtigten die Arbeit. Am Abend theilte man gewöhnlich, ohne Zweifel nicht mit einer mathematischen Genauigkeit, denjenigen Theil ab, den der Landmann von seiner Arbeit bekommen sollte. Kam der Serker mit der Theilung nicht zu Stande, und konnte er das Steuerkorn nicht mehr unter seine Obhut nehmen, so blieb dasselbe auf dem Haufen des Bauern über Nacht liegen, und wehe dem Letztern, wenn er den Haufen in der Nacht angriff, oder auch nur ein Zufall zur Vermuthung Anlaß geben konnte, er habe es gethan: dann war gewiß das Ganze für ihn verloren. Zudem müssen noch die Serkers von den Bauern unterhalten werden. Natürlich gab diese Steuererhebung zu einer Menge Verationen Anlaß, so daß die Regierung sich im Jahre 1836 bewogen fand, zum Glück der Einwohner und zu ihren eigenem Vortheil die Serkers ganz abzuschaffen, und statt der unbestimmten Steuer eine bestimmte Menge Getreide von jedem Dorfe zu verlangen. Diese Anordnung wurde mit allgemeiner Freude aufgenommen, denn die Bauern haben jetzt nicht mehr die Serkers zu bewirthen, bezahlen kein Dischkyr*) mehr, und da sie wissen, daß man ihnen nicht mehr abnimmt, als im ersten Jahre der neueingeführten Maaßregel gefordert wurde, so haben sie den Anbau, namentlich der Baumwolle und des Reißes, bedeutend ausgedehnt.

Ich war am 1 Nov. in Eriwan angekommen, und reiste am 10 wieder ab nach Nachitschewan, wo ich am 12 ankam; der Weg führt ununterbrochen in der Ebene des Arares fort, zwischen den karabagischen und araratischen Bergen. Beim Eintritt in das Gebiet von Nachitschewan kam mir im Dorfe Kewry der Sultan oder Bek (Dorfvorsteher) mit einer Schaar berittener Kingerli entgegen, die ich mir gerne als Geleit gefallen ließ, da ich in einer dunkeln Herbstnacht an dem einen Ufer des Arares hinzog, während auf dem andern die Feuer der benachbarten Kurden erglänzten; diese Kingerli sind ein besonderer Tatarenstamm, der schon seit alter Zeit die Reiterei des Khanats Nachitschewan bildet. Von den Annehmlichkeiten des Weges wurde mir durch die Nachtreise nichts entzogen, da die ganze offene Ebene die größte Einförmigkeit darbietet.

*) In Transkaukasien sollen an mehreren Orten die von der Regierung zu solchen Geschäften ausgeschickten Boten das ihnen vorgesetzte Brod und Salz nicht angerührt haben, ehe man ihnen nicht dischkyr, d. h. „Geld für die Arbeit der Zähne", bezahlt hatte.

Eine Entführung.

(Schluß.)

Beckieli betrachtete nun alles Vorgefallene noch einmal, und hauptsächlich ärgerlich über die Scherze seiner Cameraden, bildete er sich ein, man habe ihn zum Narren gehabt, auch nahm er an, er habe diese Ehe nur nothgedrungen eingegangen, sey das Opfer eines höllischen Blendwerks geworden, und verlangte deßhalb, die Ehe solle als nichtig erklärt werden, reichte zugleich eine Klage gegen den Major.

und deſſen Gattin, gegen Hedwig, Baronin von Beckieli, gegen den Rittmeiſter Harniſcher, gegen die Lieutenants Dravetski und Holay gegen Arpad, Cadetten im ungariſchen Huſarenregiment Kaiſer Nikolaus, und gegen die Zigeunerin Zinkaſa ein.

Um nun über dieſe Klage zu entſcheiden, hatte ſich das Gericht verſammelt.

Der Präſident verhört zuerſt den Major.

Ladislaus iſt ein Greis von 70 Jahren; er hat einen langen weißen Schnurrbart; auf ſeinem Geſichte ſieht man die Narbe eines bedeutenden Säbelhiebes; er iſt in ungariſche Tracht gekleidet.

Der Präſident: Major, Sie wiſſen, daß Baron Beckieli Sie anklagt, Sie haben betrügeriſcher Weiſe gegen ihn gehandelt?

Der Major mit barſchem Ton: Donner und Teufel, ich, ein alter Huſar, ich habe nicht nöthig betrügeriſch zu handeln; ich vertheidige die Ehre meiner Familie. Eine ſaubere Acquiſition, die meine Tochter an dieſem Deutſchen gemacht hat. Oh! hätte er ſie nicht entführt, niemals hätte ich meine Tochter dieſem ..... dieſem entarteten Sohn Siebenbürgens gegeben.

Der Präſident: Aber Sie haben den Baron Beckieli gezwungen, Ihre Tochter zu heirathen.

Der Major: Wie? gezwungen in ſeinem Hauſe? während er fünfzig Bewaffnete um ſich hatte! Man komme einmal zu mir nach Tſchevevaſch, und ſehe, ob ich mich zu etwas zwingen laſſe, was ich nicht will. Bei meinem alten Säbel, man muß ein Deutſcher ſeyn, um mit einer ſolchen Klage aufzutreten!

Der Präſident: Sie wußten aber doch zuvor von dem Entführungsplan Ihrer Tochter?

Der Major heftig: Ich! wer wagt es zu ſagen, ich, ein alter Huſar; ſtünde ich nicht hier .....; da es aber hier iſt, ſo ſchwöre ich Ihnen bei meinem Schnurrbart, der dem König und Vaterland auf dem Schlachtfelde treulich gedient hat, daß ich die Sache erſt, nachdem ſie geſchehen, erfuhr. Oh alle Teufel! wie weit iſt es gekommen? ein edler Siebenbürge verhört wie ein gemeiner Bauer!

Der Präſident wendet ſich an die Gattin des Majors: Können Sie uns einige Erläuterungen geben, Madame?

Antwort: Sehr gern, mein Herr; der Baron Beckieli ſchien eine Verbindung mit unſerer Familie zu wünſchen; ich wußte, daß er um eine meiner Töchter anhalten wollte, und dachte ganz natürlich, es werde ſich um unſere älteſte Tochter handeln. Mein Mann ſprach mir hierüber nichts, nur hörte ich ihn einigemal ſagen: „Ich ſollte einen Deutſchen zum Schwiegerſohn haben!“ Ich bedauerte ſehr, daß er dieſer Anſicht war. Das Uebrige wiſſen Sie ... ich weiß nichts mehr.

Der Präſident zeigt den von der Zigeunerin überbrachten Brief. In dieſem Briefe ſteht überall, auch in der Unterſchrift, anſtatt des Namens Eliſabeth, den der Baron geſchrieben hatte, der Name Hedwig. Beckieli tritt ſogleich dagegen auf, und nennt dieß eine Unwahrheit. Er verlangt, der Brief ſolle unterſucht werden; derſelbe wird ſogleich Sachkundigen übergeben.

Hierauf wendet ſich der Präſident an die Baronin Hedwig von Beckieli: Madame, wollen Sie uns erklären, auf welche Weiſe dieſer Mißgriff ſtattgefunden?

Hedwig: Ich kann nur die Angaben meiner Mutter wiederholen. Ich glaubte, er liebe mich, denn ich liebte ihn, auch hat er mir im Verlaufe der vierzehn Tage unſerer Ehe keine Abneigung gezeigt ..... (Bei dieſen Worten ſchlägt die junge Baronin die Augen nieder und erröthet.)

Der mit Unterſuchung des Briefes beauftragte Sachkundige erklärt, der ſowohl in dem Brief als in der Aufſchrift vorkommende Name Hedwig ſey von einer andern Hand, als der, die den Brief geſchrieben, auch könne man leicht ſehen, daß an der Stelle etwas ausradirt und ein anderer Name hingeſchrieben worden ſey. Dieſe Erklärung erregt bedeutendes Aufſehen; aller Augen richten ſich auf Hedwig und ihre Mutter.

Auf einmal verlangte der junge Arpad, einer der Angeklagten, das Wort. Ich, ſagte er, bin der Verfaſſer dieſer falſchen Schrift. Seit langer Zeit liebte ich Eliſabeth Tſchevevaſchka, und wußte wohl, daß ihr Vater ſie mir nicht eher zur Frau geben würde, als bis Hedwig verheurathet ſeyn würde. Auch wußte ich wohl, daß es der heißeſte Wunſch der Frau von Tſchevevaſchka war, ihre ältere Tochter mit Beckieli zu verheurathen.

Ich ſagte dieſer Dame, man müſſe wohl bedenken, daß der Major die Verbindung ſeiner ältern Tochter mit Beckieli nur zugeben würde, wenn er durch eine Entführung gezwungen würde, und um überdieß alsdann dadurch die Ehre der Familie zu retten. Sie pflichtete meiner Meinung bei. Ich ſchloß mich hierauf an Beckieli an, machte in ihm die Idee rege, ſeine Geliebte zu entführen, nahm endlich den Brief aus den Händen der Zigeunerin, und ſetzte an die Stelle des Namens Eliſabeth den der Fräulein Hedwig. — Ich bin demnach der Schuldige.

Der Präſident: Waren Ihre Cameraden Mitſchuldige?

Arpad: Nein. Sie verbanden ſich mit mir, um Beckieli zu zwingen, das dem alten Major Tſchevevaſch zugefügte Unrecht auf eine ehrenhafte Weiſe wieder gut zu machen, ſie verbanden ſich mit mir, den Letztern dahin zu bringen, daß er dem Baron die Hand ſeiner entführten Tochter gewährte. Denn ich muß Ihnen ſagen, daß dieſes greiſe Urbild ſiebenbürgiſcher Ehre und Biederkeit ſich mit dem Räuber ſchlagen wollte.

Nachdem dieſe Geſtändniſſe jede weitere Fortſetzung der Verhandlung unnütz gemacht, entfernte ſich das Publicum, und nach einer einſtündigen Berathung wurde folgender Beſchluß gefaßt:

„In Betracht, daß die Ceremonie der Heurath des Baron Jeremias Nikolaus von Beckieli und der Jungfrau Hedwig Tſchevevaſchka in Gegenwart von Zeugen durch einen Prieſter und mit allen nöthigen Formen vollzogen wurde;

„In Betracht, daß der Baron von Beckieli majorenn iſt, und daß kein Zwang angewendet wurde, um ihn zu dieſem Bündniſſe zu bewegen, und in Betracht endlich, daß dieſes Bündniß wirklich vollzogen wurde,

„Erkennen wir die Ehe als rechtmäßig und gültig;

„In Betracht, daß Michael Arpad, Cadett im Huſarenregiment Kaiſer Nikolaus, ſchuldig iſt, daß aber ſeine Jugend und die übrigen obwaltenden Umſtände ihn entſchuldigen können,

„Verurtheilen wir den Michael Arpad zu zehntägigem Gefängniß und zu einer Geldſtrafe von 5000 fl. Silber.

„Wir entlaſſen die übrigen Angeklagten als freigeſprochen.“

Nach erſtandener Strafe erneuerte der junge Arpad ſeine Anträge um die Hand der jungen Eliſabeth, allein der alte Ladislaus war durch dieſen Proceß ſo verletzt worden, daß er erklärte, Arpad werde, wenn er auch ſeine Tochter entführte, niemals deren Gatte werden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 118.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 April 1839.

Aden.

Die Bombay Times theilen einen größern Artikel über diesen wichtigen Ort mit, aus dem wir Nachstehendes entheben.

Der Hafen, einer der wenigen an der ausgedehnten Küste Arabiens, ist vortrefflich, und bildet das natürliche Debouché von Yemen, der reichsten Provinz dieses Landes. Selbst unter der Tyrannei des Pascha von Aegypten und der einheimischen Häuptlinge sind die natürlichen Vortheile des Landes nicht ganz vernichtet worden, denn die Ausfuhr aus Mocha und Hodeida ist auch jetzt noch manchmal sehr bedeutend. Außer Kaffee, dem Hauptartikel, werden Gummi, Balsam, Weihrauch, Tamarinden, Sennesblätter, Elfenbein, Goldstaub und Zibeth oft in bedeutender Menge ausgeführt. Abgesehen von der Handelswichtigkeit, hat der Besitz von Aden für England noch eine viel höhere Bedeutung. Im Fall eines Einbruchs in Indien von Nordwesten her wird die Schnelligkeit und Sicherheit der Verbindung mit Indien vielleicht über den Ausgang des Streites entscheiden. Der Feind, mit dem England es zu thun haben wird, kann den Schauplatz der Operationen nur vermittelst eines schwierigen Marsches durch Ländereien voll physischer Hindernisse erreichen, während England, Herr zur See, und mit dem Rechte des Durchzuges durch Aegypten (ein Recht, das es sich nöthigenfalls mit dem Degen erwerben muß) in wenig Wochen auf irgend einem bedrohten Punkte seine europäischen Truppen versammeln kann, um diese in Gemeinschaft mit den Armeen der indischen Präsidentschaften wirken zu lassen. Der Besitz eines bequemen Hafens zwischen Indien und Aegypten, der zu allen Jahrszeiten zugänglich und gegen jede Truppenmacht leicht zu vertheidigen ist, wäre unschätzbar als Kohlendepot für die zahllosen Dampfschiffe, welche in einem solchen Falle bald auf dem rothen Meere umherschwärmen würden. Betrachtet man die Sache in diesem Licht, so ist die Besetzung von Aden in militärischer Beziehung noch wichtiger als in commercieller; eine so rechtzeitige Bewegung beim Beginn eines großen Kampfs hat gewöhnlich einen bedeutenden Einfluß auf dessen spätern Fortgang, und entscheidet nicht selten über dessen endliches Resultat.

Das großartige Vorgebirge, auf welchem Aden liegt, hängt mit dem festen Lande durch einen schmalen Streif niedern Sandbodens zusammen, der nicht nur die Verbindungsstraße zum Handel mit dem innern Lande bildet, sondern dieser Landrücken bildet auch den Hintergrund jener schönen Baien, der östlichen und der westlichen. *) Die letztere ist bei weitem die größere, und bietet den Schiffen die größte Sicherheit bei jedem Wind und Wetter. Hier ist also die Stelle, wo ein Kohlendepot für die Dampfboote angelegt werden muß. Da diese Bai nicht nur gegen jeden Wind gesichert ist, sondern auch bei niederem Wasserstande bis auf etliche und dreißig Schritte vom Ufer nahe an 20 Fuß Tiefe hat, und so ziemlich in der Mitte zwischen Bombay und Suez liegt, so muß man gestehen, daß dieß einer der besten Plätze ist, die man für den beabsichtigten Zweck ausfindig machen konnte. Der als Landungsplatz erwählte Fleck ist sandig, aber dieser Strich bis zu dem Fuße der Felsen ist nur 180 Fuß breit, was indeß Raum genug ist für Errichtung von Vorrathshäusern und dgl.

Um Aden von diesem Punkt aus zu erreichen, muß man entweder drei (engl.) Meilen weit bis in den Hintergrund der Bai fahren, oder aber eben so weit längs dem keck aufsteigenden malerischen Ufer fortziehen, wo bald die emporstrebenden Felsen allem Weiterfortschreiten eine unübersteigliche Schranke entgegenzusetzen scheinen. Bei näherer Besichtigung aber entdeckt man einen schmalen, in den Felsen gehauenen Paß, und durch diesen muß Alles ziehen, nicht nur der gelegentliche Besucher, sondern auch sämmtliche Zufuhren aus dem Innern. Er ist deßhalb durch ein mächtiges Thor verschlossen, über dem ein starkes Mauerwerk mit Zinnen aufgeführt ist, worauf zwei

*) Man möchte nach dieser Schilderung glauben, die eine dieser Baien liege östlich, die andere westlich von Aden; dem ist aber nicht also, sie liegen, die eine westlich, die andere südlich; die erste heißt Bander Tuwayyi, die zweite, ziemlich offene, Bander Daras. Die Halbinsel Aden erstreckt sich 2½ Stunden von Ost nach West, und schließt dadurch einen großen Theil der westlichen Bai. Die Stadt liegt auf der Ostseite. Siehe die dem Journal der asiatischen Gesellschaft Bd. IX. Th. I. angehängte Karte.

A. d. R.

Kanonen stehen. Außerdem sind noch kleine Forts auf den Spitzen der vorspringenden Felsen erbaut, welche den Paß bis zur Höhe von 500 Fuß beherrschen, und von wo aus stets ein unwiderstehliches Feuer unterhalten werden kann. Hat man das Thor erreicht, so steigt man einen Pfad zwischen hohen Felsenmauern hinab, worauf sich die Ansicht von Aden dem Blick eröffnet, und hier ist der Anblick großartig genug, um die Seele des Wanderers mit Bewunderung und Staunen zu füllen. Vor sich sieht man die unregelmäßige Ebene mit einigen zerstreuten Thürmen oder Moscheen, welche, in der Ferne gesehen, allein noch übrig scheinen, um die erbärmlichen Hütten zu zieren, die auf den Ruinen der frühern Pracht und Größe erbaut sind.

Nach dieser Ebene zieht zuerst die Aufmerksamkeit das prächtige Amphitheater felsiger Gebirge auf sich, die sich auf 1780 Fuß erheben, und längs dem zerrissenen Rücken etwa vierzig schroffe Spitzen darbieten, auf deren jeder ein fester Wachtthurm erbaut ist. Dieß mächtige Amphitheater ist indeß gegen die See zu offen, und gewährt dadurch den Bewohnern den Vortheil eines erfrischenden Seewindes. Um aber diesen offenen Theil gleichfalls zu schützen, hat die Natur 300 Yards von der Küste das Felseneiland Sirah hingepflanzt, das sich schroff aus dem Meere 400 Fuß hoch erhebt, so daß das auf seinem Gipfel erbaute Fort allen Angriffen von der Seeseite Trotz zu bieten scheint, wie denn auch der unbezwingliche Geist Albuquerque's mit seiner Flotte von 20 Segeln vor der unwiderstehlichen Gewalt seiner Kanonen zurückweichen mußte.

Nachdem man einen flüchtigen Blick auf die ungeheure Masse von losen Steinen und Schutt geworfen hat, die allein noch von den früheren Gebäuden übrig sind, fallen zunächst die zahlreichen Brunnen und Cisternen auf, die einen ungeheuren Aufwand von Arbeit und Geld erforderten, und wobei man in Staunen verloren ist über diese Beweise menschlichen Scharfsinnes und menschlicher Kraft. Die Cisternen sind in solcher Anzahl vorhanden, daß in der That keine Spalte und keine Krümmung in der Seite des Felsenbergs unbenützt geblieben scheint, um dieses für das menschliche Daseyn unentbehrliche Element zu sammeln. Viele dieser Cisternen sind in einem prächtigen Maaßstab gebaut, und der vortreffliche Zustand von Erhaltung, worin sie sich noch befinden, würde manchen Ingenieur in Erstaunen setzen. Sie sind indeß schon seit langer Zeit unbenützt, da die große Zahl von Cisternen und Brunnen in der Ebene vortreffliches Wasser in Menge liefert. Einige dieser Brunnen fanden wir 120 Fuß tief, und obwohl sie vorzügliches Wasser liefern, werden doch auch sie selten oder nie besucht, da andere den Einwohnern näher und bequemer liegen. Wie stark sie aber in früherer Zeit besucht gewesen seyn müssen, kann man aus dem Umstand abnehmen, daß die Friction der Stricke beim Wasserziehen in den härtesten Grünstein an dem Rande bis auf die Tiefe von fünf Zoll eingedrungen ist.

(Schluß folgt.)

Die Provinzen von Neugranada am Orinoko.

(Fortsetzung.)

9 Mai. Angekommen in Angostura, der Hauptstadt von spanisch Guiana, und früher der Sitz des Gouvernements von Columbien. Die Stadt liegt am rechten Ufer des Orinoko auf ebenem Hügel von Schiefer. Ihre Entfernung vom Meere beträgt nur 100 Seemeilen, aber die bestsegelnden Schiffe brauchen zehn Tage von der Mündung des Flusses an bis zur Stadt, so groß ist die Schnelligkeit der Strömung des Orinoko. Die meisten Häuser der Stadt sind aus Backsteinen und Kalkstein gebaut, hoch und mit terrassenförmigen Dächern, welche von einem Hause zum andern führen, so daß die ganze Straße zusammenhängt, was der Stadt ein großartiges Aussehen gibt. Die Einwohner bringen ihre Abende häufig auf diesen Terrassen zu. Die Häuser bestehen gewöhnlich in vier abgesonderten Gebäuden, welche die Seiten eines Vierecks bilden, dessen Mitte mit Bäumen und Blumen bepflanzt, und mit einem Säulengang umgeben ist. Diese Bauart gibt einen Eindruck von großer Pracht und Reichthum, erlaubt aber nicht, daß die Häuser so gut vor der Hitze geschützt sind, als im englischen Guiana. Eine Domkirche, deren äußere Wände vor der Revolution gebaut worden sind, ist noch immer unvollendet, da die jetzige Generation der spanischen an frommem Eifer weit nachsteht. Die Umgegend der Stadt bietet keine besonderen Schönheiten dar, aber die Aussicht auf den Strom ist, besonders von den Terrassen der Häuser aus, prachtvoll. In der Mitte des Flusses liegt eine felsige Insel, genannt el medio; gegenüber von der Stadt, auf dem linken Ufer, sieht man das Dorf Port Rafael, mit einem Fort, das zur Vertheidigung von Angostura dient, da die Stadt unter seinen Kanonen liegt. Hier laufen die Verbindungsstraßen zwischen den Provinzen Guiana, Curinna und Barutona zusammen. In der ersten Zeit ihrer Gründung hatte die Stadt keine directe Verbindung mit Spanien; die Einwohner begnügten sich mit einem beträchtlichen Schleichhandel, den sie mit den Holländern in Essequibo unterhielten, denen sie Maulthiere, Vieh und Tabak lieferten. Später bildete sich ein bedeutender, directer Handel mit Spanien, und Angostura war das Emporium der Producte der Provinzen Apure, Barinas und Casanare, so wie der reichen Ausfuhr der Missionen. Die Revolution und der auf sie erfolgte Mangel an Einwohnern, an Capital und an Vertrauen in die neue Regierung, haben diesen Verkehr gelähmt, so daß er gegenwärtig nur noch ein Schatten von dem ist, was er früher war. Man sieht zwar einige Zunahme, allein die Verbesserung kann bei dem Zustande des Landes nur sehr langsam von Statten gehen.

Mit Ausnahme der Missionen, welche für Ackerbau gute Aussichten geben, so wie mit Ausnahme einiger kleineren Ackerbaucolonien, ist spanisch Guiana vermöge seines Bodens und des Charakters der Einwohner vor Allem wichtig wegen der großen Heerden von Hornvieh, Mauleseln und Pferden, die es enthalt. Sie waren früher noch unendlich größer, aber auch jetzt noch bilden sie fast das einzige Product des Landes, und ihre Vermehrung ist fast die einzige Sorge der Bewohner. Die

kleinen Quantitäten Zucker, Baumwolle und Kaffee, welche sie bauen, reichen kaum zur inländischen Consumtion hin, und ihre Heerden liefern ihnen die einzigen Ausfuhrartikel, mit denen sie ihre fremden Bedürfnisse bezahlen. Tabak könnte ein Handelsartikel seyn, aber die Regierung hat das Monopol davon. Indigo, Mais und Cacao werden hinlänglich für den Verbrauch des Landes gebaut, und Balsam, Specereien, Gummi, Oelpflanzen und die schönsten Farbpflanzen sollen in den Missionen und den Wäldern des Innern im Ueberflusse wachsen, aber sie werden nicht gesammelt, theils wegen der angebornen Trägheit der Bevölkerung, theils weil die Regierung den Handel nicht befördert. Der Handel von Angostura hängt daher gänzlich von den Zufuhren aus den Provinzen Apure, Barinas und Casanare ab, von welchen Cacao, Kaffee, Zucker, Mais, Reis, Hörner, Indigo, Häute, Sarsaparille, Fieberrinde, Gaiak und einige andere unbedeutende Artikel herabkommen, und gegen europäische und nordamerikanische Producte umgesetzt werden. Es ist nicht ungewöhnlich, daß die europäischen und besonders die amerikanischen Häuser ihre Waaren auf Ein Jahr Credit vorausliefern; wenn die grenadischen Producte dahin geliefert werden, verschifft man sie gewöhnlich nach Sanct Thomas, Trinidad und den Vereinigten Staaten; denn der Handel mit Europa wird nur durch die indirecten Canäle geführt, indem er für directe Ein- und Ausfuhr zu unbedeutend ist, da er nach den Douanenregistern nicht über dritthalb Millionen Piaster beträgt. Freilich ist die Contrebande hier sehr beträchtlich, und Manche, die früher ihre Bedürfnisse aus Carracas und Puerto Cabello bezogen, wenden sich jetzt hieher, was zu gleicher Zeit eine Zunahme im Handel beweist, obgleich der Verkehr mit Trinidad, wohin früher eine große Menge von Maulthieren und Vieh verschifft wurde, bei der Verarmung dieser Insel gesunken ist. Der Orinoko hat hier bei niedrigem Wasserstand unmittelbar am Ufer eine Tiefe von 100 Fuß; sein tiefster Stand ist unmittelbar nach der Frühlings Tag- und Nachtgleiche; später steigt er, und erreicht nach der Herbst Tag- und Nachtgleiche eine etwa um 13 Faden größere Höhe; seine größte Tiefe in der Nähe der Stadt ist 300 Fuß. Wenn der Fluß fällt, so läßt er Sümpfe zurück, deren Ausdünstungen eine Menge Krankheiten herbeiführen, worunter selbst die Einwohner, aber noch viel mehr die Europäer, sehr leiden.

Bald nach dem Tode von Bolivar erließ sein Nachfolger, der General Paez, eine Proclamation, in der er allen Sklaven, welche Bolivar freigesprochen hatte, befahl, zu ihren ehemaligen Herren zurückzukehren. Die Sklaven protestirten gegen die Ungerechtigkeit dieser Maaßregel, da sie durch eine Proclamation des Libertador freigesprochen waren, für die Freiheit von Columbien gefochten hatten, und sogar von dem souveränen Congreß von Venezuela, der im Januar 1819 im Gouvernementshause von Angostura gehalten worden war, für frei erklärt worden waren, nachdem Bolivar bei Niederlegung seiner Dictatur um die Aufrechthaltung dieser Maaßregel aufs dringendste gebeten hatte. Da man auf ihre Protestationen keine Rücksicht nahm, so ergriffen sie die Waffen, versammelten sich in beträchtlicher Zahl, aber ohne regelmäßigen Plan, überraschten die Stadt, und nahmen das Arsenal in Besitz; sie wurden aber von den regelmäßigen Truppen wieder herausgeworfen, viele fielen, und eine noch größere Anzahl wurde gefangen genommen, und war zur Zeit meiner Ankunft in den Gefängnissen. Einige wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, und zum Theil zu Festungsarbeit auf Lebenszeit, zum Theil zum Tode verurtheilt. Zur Zeit meines Aufenthaltes waren jedoch erst drei von ihnen hingerichtet worden, und die Ruhe schien damals völlig wieder hergestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gespensterschiff.

Capitän Marryat, dieser fruchtbare und vielgelesene Romanenschreiber Englands, theilte schon im vorigen Jahre einige Bruchstücke aus diesem seinem neuesten Werk im New Monthly Magazine mit, die von hohem Interesse waren. Jetzt ist der Roman vollständig erschienen, und zeigt, was schon jene Bruchstücke versprachen, eine Dichtung, welche wohl die beste des Verfassers genannt werden mag. Jene frühern Bruchstücke eröffneten die Erzählung mit der Beschreibung des Todes einer Wittwe Vanderdecken, welche in einem Dörfchen unweit Rotterdam lebt. Ein heftiger Blutsturz bringt sie an den Rand des Grabes, und hier erst erzählt sie ihrem Sohne Philipp, daß sein Vater nicht gestorben, sondern wegen einer Gotteslästerung verurtheilt sey, auf seinem Schiffe so lange das Cap der guten Hoffnung zu umschiffen, bis er erlöst würde. Die Art seiner Erlösung war in einem Brief enthalten, den der Mann ihr selbst gespenstisch gebracht hat, und der sich in einem Zimmer befindet, das sie seit jener Nacht, wo sie den fürchterlichen Besuch erhalten hat, niemals wieder öffnete. Sie empfiehlt ihm besonders ein goldenes Kreuz, das sie als Geschenk ihres Mannes stets getragen, und stirbt. Nach langem Suchen findet Philipp endlich jenen Schlüssel zum gefürchteten Zimmer, er öffnet es und entdeckt wirklich einen Brief am Boden, der an ihn selbst gerichtet ist. Wir übergehen die weitern Begebenheiten, wie der Arzt des Dorfes jenes Kreuz von seiner Mutter Leichnam wegnimmt, wie Philipp ihm nachjagt und ihn durch die versuchte Verbrennung seines Hauses zur Herausgabe zwingen will, wie er hier die Tochter des Arztes Amina sieht und in Liebe zu ihr kommt, wie er, nachdem er im Walde den Brief gelesen, der die Erlösung des Vaters daran bindet, daß der Sohn das goldene Kreuz auf das Schiff des Verbrechers werfen soll, einen Anschlag gegen Aminen und ihren Vater entdeckt und sie befreit und die Hand Aminens erhält, nach Jahresfrist aber durch einen gespenstischen Seemann Schriften den Armen seiner Gattin entrissen wird. Wir lassen eine Scene aus dem Werke folgen, welche mit der Katastrophe in enger Berührung steht, und bemerken nur zum nähern Verständnisse derselben, daß Philipp eben auf dem Heimwege begriffen ist, und mit jenem gespenstischen Seemann Schriften, der zuletzt in jenen Bruchstücken dem Leser bekannt gemacht wurde, sich auf dem Schiff als Passagier befindet.

„Eine dichte Wolkenmasse erhob sich von Osten her mit einer Geschwindigkeit, die in des Seemanns Augen unnatürlich war, und bald bedeckte sie das ganze Firmament: die Sonne wurde verdunkelt und Alles war in einen tiefen unnatürlichen Schatten verhüllt; der Wind legte sich und der Ocean war ruhig. Es war nicht völlig finster,

aber der Himmel war bedeckt mit einem rothen Nebel, der der Welt ein Anſehen gab, als lodere ſie in einem ungeheuren Brand auf. In der Cajüte bemerkte Philipp zuerſt die zunehmende Finſterniß, und ging auf das Verdeck; ihm folgten der Capitän und die Paſſagiere, die voll Entſetzen waren. Es war unnatürlich und unbegreiflich.

„Jetzt, heilige Jungfrau, beſchütze uns! was kann das ſeyn?“ rief der Capitän entſetzt. „Heiliger St. Antonio, beſchütze uns — aber das iſt gräßlich!“

„Da! da! ſchrien die Matroſen, und zeigten nach dem Ankerbaum des Schiffes. Alle ſahen über das Schanddeck, um zu erfahren, was dieſe Ausrufungen bewirkt hatte. Philipp, Schriften und der Capitän waren dicht nebeneinander. Am Baum des Schiffes, nicht mehr als zwei Kabellängen entfernt, ſahen ſie den ſpitzig zulaufenden Maſt und die Spieren eines andern Schiffes langſam ſich aus dem Waſſer erheben. Es wuchs und wuchs immer mehr; ſeine Stangen und die Marsſegelſtangen mit den Segeln daran erſchienen darauf; höher und höher ſtieg es aus dem Elemente hervor. Die untern Maſten und das Takelwerk zeigten ſich über dem Waſſer, und endlich der Rumpf ſelbſt. Immer noch ſtieg es, bis die Stückpforten mit den Kanonen und endlich das ganze Schiff vollſtändig über den Waſſern war, und da blieb es dicht bei ihnen, die große Raa ins Kreuz gebreßt und vor Anker.

„Heilige Jungfrau! rief der Capitän athemlos, ich habe wohl Schiffe untergehen, doch nie zuvor aufſteigen ſehen. Jetzt will ich tauſend Lichter, jedes zehn Unzen ſchwer, dem Schrein der heiligen Jungfrau verehren, wenn ſie uns rettet in dieſer Noth. Tauſend Wachskerzen! Höre mich, ſegensreiche Mutter, zehn Unzen jede. Ihr Herren, rief der Capitän den Reiſenden zu, die voll Grauſen daſtanden, warum gelobt Ihr nichts? Thut Gelübde, ſag' ich, thut Gelübde jedenfalls.“

„Das Geſpenſterſchiff, der fliegende Holländer! kreiſchte Schriften. Ich ſagte es Euch, Philipp Vanderdecken, da iſt Euer Vater — He! he!“

Philipps Augen waren feſt auf das Schiff gerichtet; er bemerkte, daß ſie an der Seite ein Boot herunterließen. „Iſt es möglich? dachte er, wird es mir jetzt erlaubt ſeyn!“ Und Philipp ſteckte ſeine Hand in ſeinen Buſen und faßte die Reliquie. Der düſtere Schleier nahm jetzt zu, ſo daß der Rumpf des fremden Schiffes nur noch bemerkt werden konnte durch die dicke Atmoſphäre. Matroſen und Paſſagiere warfen ſich auf die Kniee und riefen ihre Heiligen an. Der Capitän lief nach einem Lichte hinunter, um es vor dem Bilde des St. Antonio anzuzünden, das er aus ſeinem Schrein herausnahm und es mit ſcheinbar großer Inbrunſt und Andacht küßte, und dann wieder an ſeinen Ort ſtellte. Kurz darauf hörte man Ruderſchlag an der Seite des Schiffes und eine Stimme rufen. „Ich ſage, gute Leute, gebt uns ein Tau herab.“ Niemand antwortete oder erfüllte die Bitte. Schriften allein ging zum Capitän und ſagte ihm, wenn ſie Briefe mitſchicken wollten, dürfte man ſie nicht annehmen, oder das Schiff würde dem Gericht verfallen und Alle umkommen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Major Rawlinſon in Perſien.

Von dieſem durch ſeine Forſchungen über perſiſche Alterthümer bekannten Reiſenden ſind Briefe aus Rudbar vom 5 December v. J. eingetroffen, worin er ſich über ſeine letzte Reiſe folgendermaßen äußert: „Während des letzten Monats habe ich eine ſehr intereſſante Tour durch Perſiſch-Kurdiſtan gemacht, wobei ich die ſehr verwickelten und noch wenig verſtandenen Fragen über das Ekbatana des Dejoces, über Gaza, Phraata und manche andere auf die vergleichende Geographie von Media Atropatene bezügliche genügend löſte; dieſe Fragen ſind zwar von weniger allgemeinem Intereſſe, jedoch zum mindeſten eben ſo neu, als mein Verſuch, die beiden Städte Sus und Suſun von einander zu unterſcheiden. Der Rückzug des Marcus Antonius und die Feldzüge von Heraclius geben dem Felde meiner neuen Forſchungen zugleich ein claſſiſches Intereſſe.

Charles Fellows in Kleinaſien.

Dieſes Land dient jetzt, vielleicht mit aus politiſchen Gründen, häufig engliſchen Reiſenden zum Ziel. Der Obengenannte hat es auf eine etwas wunderliche Weiſe in die Kreuz und in die Quere durchzogen. Er verließ Konſtantinopel am 17 März 1838, reiſte in ſüdöſtlicher Richtung durch Nicäa nach Lefki und Vizir Khan, von da um das öſtliche Ende der Olympuskette herum in genau ſüdlicher Richtung über Kutahiyah, Azani, Jobartah, Selgä und Sufah nach Artaliah am Meere; hierauf etwa 40 (engliſche) Meilen weit öſtlich, auf welchem Wege er Aspendus, Perge und Side beſuchte. Er ſchiffte ſich zu Artaliyah ein, umfuhr die Vorgebirge Tagrovah und Khelidoniah und landete zu Kakava, ging ſodann nach Antiphallos, Patara und das Thal des Xanthus hinauf nach Xios; von hier in weſtnordweſtlicher Richtung über Telmeſſus und Labranda nach Milet durch einen Umweg nach Epheſus und das Thal des Mäander hinauf nach Laodicea, Sardis und Smyrna. Nach kurzem Aufenthalte daſelbſt kehrte er über Thyatira, Pergamus und Abydos nach Konſtantinopel zurück, und vollendete ſo eine Reiſe von 1500 (engliſchen) Meilen größtentheils durch noch ganz unbeſchriebene Länder; zahlreiche, noch unbekannte Inſchriften, Zeichnungen von Ruinen, Tempeln und völlig unbekannten Gräbern, ſo wie weſentliche Verbeſſerungen der Karte dieſes Theils von Anatolien, ſind die Früchte dieſer Reiſe.

Südliche Circumpolarkarte. In der Sitzung der Londoner geographiſchen Geſellſchaft am 9 April wurde eine kürzlich im hydrographiſchen Amt entworfene ſüdliche Circumpolarkarte vorgelegt, welche die Fahrten aller Seefahrer in jenen Meeren von Cook bis d'Urville, mit Einſchluß der von Bellinghauſen im Jahre 1820, enthält, und den ungeheuren Raum zeigt, der im antarktiſchen Ocean noch unerforſcht iſt. (Warum ſind nur die Fahrten von Cook an, wo die Engländer die erſte Rolle ſpielen, aufgeführt, und nicht auch die kaum minder merkwürdigen holländiſchen von Dirk Gherritz bis Abel Tasman?)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 49** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Neuere ſpaniſche Lyrik.** Zweiter Artikel. — **Der Polarſtern.** — **Das Leben und Wirken des Sir John Sinclair** Nach dem Engliſchen bearbeitet von Dr. Voumann.

In das Abonnement dieſes dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4–5 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes] jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 119.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 April 1839.

Das häusliche Leben der Türken.

Urquhart, dessen bekanntes Werk über den „Geist des Orients“ jetzt in vollständiger Uebersetzung erschienen ist,*) hat manche irrige Ansicht über die Türken berichtigt; am meisten aber wohl verdient seine Ansicht über das Harem oder die häuslichen Sitten derselben ernste Aufmerksamkeit, denn er nimmt keinen Anstand, ihnen nicht nur ein weit besseres Sittenzeugniß, als den occidentalischen Völkern auszustellen, und ihren größeren häuslichen Tugenden eine Lobrede zu halten, sondern er spricht sie auch von der durch das Gesetz doch gestatteten Vielweiberei fast gänzlich frei, und glaubt, daß im ganzen Reiche höchstens einige tausend Männer mehrere Frauen haben, und diese sollen sich nicht einmal der Mehrzahl nach unter den höhern Classen finden, die meist nur Eine Frau hätten. Dieß stößt so stark gegen unsere herkömmlichen, freilich nicht sonderlich begründeten, Ansichten von der Türkei und türkischen Harems ab (dessen größte Schätze, bestehend in zahlreichen Sklavinnen, noch überdieß den Herren verbotene Frucht seyn sollen), daß manche an der Richtigkeit allerdings etwas zweifeln werden. Wir wollen jedoch mit dem, wenn auch etwas enthusiastischen, Lobredner der Türken nicht streiten, auch die reicheren Classen, die ja in allen Ländern in einer mehr oder minder exceptionellen Stellung stehen, bei Seite lassen, und uns nur an diejenigen halten, welche ein mäßiges Einkommen besitzen, oder im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod essen müssen. Diese bilden die Mehrzahl, und constituiren den Charakter des Volks, wenn nicht durch zufällige Umstände die höhern Classen andern Sitten anhängen, und zugleich einen ungewöhnlichen Einfluß auf die mittlern und untern Classen ausüben.

Für diese Classen nun wollen wir namentlich die Lobsprüche Urquharts vindiciren: er stellt ihre Sittlichkeit und Rechtlichkeit entschieden höher als die derselben Classe im Occident, und schreibt dieß hauptsächlich dem eigenthümlichen, von unsern Sitten ganz abweichenden Leben im Harem zu, so wie der bürgerlichen Stellung der Frauen, und dem auf die Bildung des Charakters vortheilhaft einwirkenden Gesetze Mohammeds. Wir haben über das Leben im Harem schon früher (s. Nr. 107) einen Auszug aus Urquhart mitgetheilt, so daß wir, was Sitte und Ansicht betrifft, hier nicht näher darauf eingehen wollen, außer indem wir bemerken, daß allerdings das abgeschlossenere Leben der Frauen und der Umstand, daß sie sich nicht, wie bei uns, in die Gesellschaft mischen, zur Erhaltung der Sittlichkeit und der ehelichen Treue beiträgt. Hiezu kommt, daß die Frau im bürgerlichen Sinne unabhängiger ist, und es auch ihr frei steht, „wegen Unverträglichkeit des Charakters“ die Ehe wieder aufzulösen. Hinsichtlich des Vermögens ist die muselmännische Frau besonders begünstigt: „der Ehemann, bemerkt Urquhart, muß eine Aussteuer geben, statt sie zu erwarten. Auch empfängt sie einen Antheil von ihrem Vater, der an den Ehemann fällt, nachdem ein Drittheil zur Verfügung der Frau bei Seite gesetzt worden ist. So sind also Gattin und Vater gegenseitig verpflichtet, dazu beizutragen, dem sich verheurathenden Mädchen eine Unabhängigkeit zu sichern, über welche keinem von beiden eine spätere Controle zugestanden wird, obgleich durch diese Genossenschaft das Interesse beider lebendig erhalten und in dem Gegenstande vereinigt wird, den sie zu lieben verpflichtet sind. Hier entschleiert sich die Tiefe der Gedanken, die jedem auffällt, der über Mohammeds Gesetz nachdenkt; ohne Ausnahme findet man sie auf die Bildung des Charakters hingeleitet. — Das Eigenthum verheuratheter Frauen bleibt unter ihrer eigenen Verwaltung; der Mann kann es nicht heben, und es ist nicht für seine Schulden verhaftet. Die Wittwe erhält bei der Vertheilung nach ihres Mannes Tode den dritten Theil der von ihrem Vater erhaltenen Mitgift, die ganze ihr vom Ehemann gegebene Aussteuer, und vom Vermögen des Ehemanns den ersten bis vierten Theil, je nach der Nähe der übrigen Erben. Alles Vermögen, was ihr vor der Ehe ge-

*) Der Geist des Orients, erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von D. Urquhart Esq., Verfasser der Schriften: die Türkei und ihre Hülfsquellen,“ „England, Frankreich, Rußland und die Türkei u. s. w., aus dem Englischen übersetzt von J. Georg Buck, d. R. Dr. in Hamburg. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1839.

hörte, oder ihr während derselben zufiel, bleibt das ihrige." In dieser Beziehung hat sie also eine größere Unabhängigkeit, als im Occident gewöhnlich; diese wird noch durch die Leichtigkeit der Ehescheidung erhöht, die in einem Lande nöthig ist, wo Mann und Frau vor der Ehe keine Gelegenheit gehabt haben sich kennen zu lernen. Diese beiden Umstände, so wie die Abgeschlossenheit der Familie und die eigenthümliche Genügsamkeit der Türken im häuslichen Kreise betrachtet Urquhart als die Träger der höhern Sittlichkeit, die man unter denselben bemerkt.

(Schluß folgt.)

Die Provinzen von Neugranada am Orinoko.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich, fährt der Capitän Horan fort, bei meiner Ankunft in Angostura die einem Fremden nöthigen Schritte gethan hatte, ging ich zu dem apostolischen Vicar, dem ich den Zweck meiner Sendung, einen Theil der Indier aus den ehemaligen Missionen zu sammeln und in brittisch Guiana unter der obersten Leitung eines katholischen Geistlichen anzusiedeln, weitläufig auseinander setzte. Er untersuchte den Plan und schien sehr erfreut über eine so prächtige Gelegenheit, Religion, Civilisation und Industrie unter die nomadischen Stämme der Indier in brittisch Guiana zu verbreiten, versprach mir seine Hülfe, und versicherte mich, er werde an den Bischof, der damals in Curaçao war, schreiben. Ich hatte meine Wohnung in dem Hause von da Costa, dem reichsten Kaufmann der Provinz, genommen, was mir Gelegenheit gab, die angesehensten Einwohner zu sehen und ihnen meinen Plan zu erklären. Sie versicherten mich, daß ich von der Regierung keine Schwierigkeiten zu besorgen habe, indem die Constitution den Indiern dieselben Rechte gebe, wie allen übrigen Einwohnern, daß sie daher wie jeder andere frei auswandern können, und daß man ihnen die Pässe nicht abschlagen dürfe, was in zahllosen Fällen schon früher geschehen sey. Ich hatte daher nichts mehr zu thun, als einige der Localitäten der hauptsächlichsten, frühern Missionen zu besuchen, um mich durch Augenschein von dem Zustand der Indier und ihrer Willigkeit, auszuwandern, zu überzeugen, und zugleich so viel möglich Nachrichten von dem System, das früher bei ihrer Leitung befolgt worden war, einzuziehen. Ich erfuhr, daß die am Flusse Caroni ehemals die blühendsten gewesen und es noch jetzt seyen, verschaffte mir einen Empfehlungsbrief an den Sennor Pienero, in Puerto Tablo, einem Dorf am Einfluß des Caroni in den Orinoko, nahm meinen Paß und schiffte mich den 22 den Fluß hinab ein.

24 Mai. Ich kam Abends in Puerto Tablo an, wurde von Sennor Pienero höflich empfangen und nahm mein Nachtquartier in seinem Hause. Dieser Ort hat seit langer Zeit für die tauglichste Stelle zur Gründung einer großen Handelsstadt am Orinoko gegolten, da seine Lage sehr günstig ist, und die große Masse der Bevölkerung von Guiana in den Missionen der catalonischen Kapuziner vereinigt war, die hauptsächlich in Nieder-Guiana liegen, welches gegen Osten von der See, gegen Norden vom Caroni und gegen Süden vom Essequibo begränzt ist, und so eine unermeßliche Insel bildet. Es hat eine Bevölkerung von 30,000 Seelen, von denen früher über 20,000 in den Missionen vereinigt waren, jetzt aber nur noch 10,000, da die Revolution viele in die ruhigen Wildnisse der Wälder vertrieben hat, und noch mehr, da sie sie ihrer Fürsten beraubt hat, welche sie wie ihre Väter verehrten und fast anbeteten. Ober-Guiana, westlich vom Caroni, hat 25,000 Einwohner, von denen 10,000 in Angostura wohnen; die Bevölkerung der ganzen Provinz beläuft sich daher auf etwas mehr als 50,000 Seelen. Der Boden von Nieder-Guiana ist bei weitem der fruchtbarere, und von einer Menge von Strömen bewässert.

25 Mai. Heute kam eine Menge von Indiern aus den Missionen von Upata und Cupapae mit Ballen von Tabak, welche von hier an die Douanen von Angostura verschickt werden sollten. Sie erzählten mir, wie glücklich sie unter dem Mönchssystem der Priester vor der Revolution gewesen seyen, beklagten bitter die Aenderung ihrer Lage, und verwünschten die Behandlung, die sie seitdem erfahren. Ich fragte sie, ob sie geneigt wären nach Demerara auszuwandern, wo eine neue Mission auf den Plan der alten angelegt und von einem Priester geleitet werden solle, wo sie doppelt so viel Lohn als gegenwärtig, und dieselben Rationen von Essen und Kleidung erhalten sollten, und wo eine Kirche, Kloster, Schule, Spital und Häuser für sie errichtet werden wird. Sie erklärten sich sogleich willig, sobald ich mit dem Priester kommen werde, sie abzurufen, um die neue Mission zu bilden. Ich fand sie so intelligent, daß ich den nächsten Tag mit ihnen zubrachte, ihnen alle Details über den neuern Plan gab, die sie verlangten und von ihnen Alles erfragte, was ich über ihre Missionen zu wissen wünschte.

27 Mai. Ich ging zu Lande, begleitet von einigen meinen Matrosen wohl bewaffnet, was wegen der Räuber, welche die Gegend unsicher machen, sehr nöthig ist, und besuchte die oben genannten Missionen und einige andere, z. B. San Felix, das ich ganz ruinirt und die Kirche eingefallen fand. Eine Masse menschlicher Gebeine war über die Ebene in der Nähe dieser Mission zerstreut, Reste eines der blutigen Gefechte zur Zeit der Revolution. Ich sah ferner die Mission von San Joaquin, die gänzlich im Verfall ist, und die von Caroni, ehemals das hauptsächlichste dieser großen Etablissements, das sich aber auch seinem gänzlichen Ruin schnell nähert. Die Kirche ist groß und prachtvoll, und so solid gebaut, daß sie noch lange ein Denkmal der Frömmigkeit und des Reichthums ihrer Gründer bleiben wird; die Mauern und Zellen sind mit Gemälden bedeckt, welche von Indiern ausgeführt wurden, welche die Kunst in den Schulen der Mission gelernt hatten; ihr Styl und ihre Farbe sind gut, die Gegenstände sind aus der Bibel gewählt. Das Kloster, welches Zellen, ein Magazin, und Bureaux für die Beamten enthält, nimmt Eine Seite eines großen Vierecks ein, in dessen Mitte, wie bei allen Missionen, ein 50 Fuß hohes, hölzernes Crucifix steht. Die Kirche steht auf derselben Seite wie das Kloster. Auf der gegenüberstehenden Seite befinden sich 300 Häuser, jedes 30 Fuß im Gevierte, von hartem Holz gebaut; die Pfosten

waren in den Boden getrieben und die Zwischenräume mit einem dunkelgelben Thon verbaut. Jedes hat eine Thür, vorn und von hinten, aber keine Fenster, außer einer runden Oeffnung hoch oben in der Wand. Sie sind mit Ziegeln gedeckt und die Dächer stehen über die Wände heraus und ruhen auf Pfosten, so daß sie eine Arcade vor jedem Hause bilden. Sie sind in Reihen von je dreißig gebaut, und durch einen Zwischenraum von 30 Fuß von einander getrennt. Die Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln, und die beiden Enden des Vierecks bestehen aus schlechteren Häusern. Die Gebäude sind im Ganzen 370 an der Zahl.

(Schluß folgt.)

Aden.

(Schluß.)

Das nächste große Werk, das unsere Forschungen belohnte, entdeckten wir beim Ersteigen des höchsten Gipfels des Schamschan, der (im Westen und Südwesten gelegen) auf die Stadt herabblickt. Als wir etwa 800 Fuß hoch emporgestiegen waren, stießen wir auf eine große Mauer, die allmählich den steilen Abhang des Felsens hinaufführte. Als wir näher kamen, fanden wir, daß diese starke, an manchen Stellen 16 und 20 Fuß hohe Mauer die äußere Stütze eines etwa 11 Fuß breiten Weges bildete, der stark und fest mit großen und mittelgroßen Steinen gepflastert war, und in einem Winkel von 20 bis 25 Grad auf einer Höhe von 1000 Fuß hinaufführte. Wir maßen die genaue Länge der Straße nicht, aber es bedurfte augenscheinlich einer fast unberechenbaren Masse von Arbeit, um alle die entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden, und die Art, wie sie dem zerstörenden Einfluß der Zeit widerstand, würde die Bewunderung jedes europäischen Baumeisters erregen. Wäre sie nicht absichtlich in der Art gebaut, um das Wasser durch die Zwischenräume des Pflasters durchrinnen zu lassen und so dessen Gewalt zu brechen, so müßte sie schon längst als ein Trümmerhaufen unten im Thale liegen. Wir konnten keinen weitern Zweck dieser prächtigen Straße entdecken, als daß sie auf den Gipfel des Berges hinaufführte, wo die Ruinen zweier großen Gebäude und Cisternen sich fanden, dennoch ist die Größe des Werks so außerordentlich, daß sie und die große Wasserleitung (welche vom festen Lande und durch die Landenge nach der Halbinsel führte) die zwei größten Denkmäler ausmachen, welche von der frühern Größe und dem Reichthum der Stadt Aden zeugen, die jetzt auf die ärmliche Bevölkerung von 600 Menschen, bestehend aus Juden, Banianen, Arabern und Samalis, heruntergesunken ist.

Gegenwärtig liegt der Handel des Ortes tief darnieder, aber unter englischer Herrschaft kann er sich schnell wieder heben. Die reichsten Producte Abyssiniens, die namentlich in Goldstaub, Elfenbein, Kaffee, Gummi, Weihrauch, Häuten und Schafen bestehen, werden schnell ihren Weg nach Aden finden, und gegen Seiden- und Baumwollenwaaren, Eisen und Reis aus Indien und England ausgetauscht werden. Zur Begünstigung des Handels nach Arabien hinein wird der Umstand dienen, daß der Weg von Aden nach dem Innern der nächste ist, und gerade nach dem reichsten Theil von Yemen führt, wo die Bevölkerung drei bis vier Millionen beträgt, und von wo der vorzüglichste Kaffee leichter nach Aden geführt werden kann, als nach Mocha, dem Hafen, von welchem er den Namen erhalten hat. So lange aber der habsüchtige Geist Mehemed Ali's seinen Arm über Arabien ausstreckt, wird der englische Handel stets gehindert seyn, denn eben dieser monopolisirende Geist ist es, der unsere Zolleinnahmen zu Surat und in andern Häfen Indiens, von denen aus eine Menge kostbarer Waaren nach dem rothen Meere ging, so sehr heruntergebracht hat. Aber der jetzige Stand der Dinge kann nicht mehr lange dauern, Aegypten kann seine neuerworbenen Besitzungen an den Ufern des rothen Meeres nicht auf die Dauer behaupten, und man kann ohne Mühe voraussetzen, daß bei Mehemed Ali's Tode eine solche Revolution in Aegypten eintreten, und seine Macht so erschüttert werden wird, daß die Besitzungen längs dem Ufer des rothen Meeres entweder unter die Herrschaft Englands fallen oder in den Besitz der arabischen Häuptlinge zurückkehren, deren Stamme jetzt unter der eisernen Ruthe der Unterdrückung leiden. In beiden Fällen wird der Handel von Aden einen ungeheuren Aufschwung erhalten, da seine Lage und sein sicherer Hafen ihm einen entschiedenen Vortheil über die Häfen des rothen Meeres geben, indem die Schiffe mehrere Fahrten von und nach Indien im Jahre machen können, während die Art der Winde innerhalb der Straße Bab-el-Mandeb den arabischen Schiffen selten oder nie gestattet, dieß mehr als einmal im Jahre zu thun.

Das Gespensterschiff.

(Schluß.)

Jetzt zeigte sich ein Mann über dem Schanddeck an der Laufplanke. „Ihr hättet mir eben so gut auch ein Tau zukommen lassen können, meine Jungen, sagte er, wie er auf das Verdeck trat; wo ist der Capitän?“

„Hier,“ erwiederte der Capitän, zitternd vom Kopf bis zu den Füßen. Der Mann, der ihn anredete, schien ein abgehärteter Seemann zu seyn, bekleidet mit einer Pelzmütze und Unterkleidern aus Segeltuch; er hielt einige Briefe in seiner Hand.

„Was wollt Ihr?“ schrie endlich der Capitän.

„Ja, was wollt Ihr? fuhr Schriften fort, he! he!“

„Wie Ihr hier, Steuermann? bemerkte der Mann. Nun, ich dachte, Ihr wäret zu Davy's Korb (locker) gegangen schon lange vorher.“ — „He! he!“ erwiederte Schriften, und wandte sich ab. „Nun, die Sache ist, Capitän, wir haben sehr schlechtes Wetter gehabt und wünschen Briefe nach Hause zu schicken. Ich glaube, wir werden nie um dieses Cap herumkommen.“

„Ich kann sie nicht nehmen,“ rief der Capitän.

„Könnt sie nicht nehmen! Nun, das ist sehr seltsam, aber kein Schiff will unsere Briefe nehmen; 's ist recht unfreundlich: Seeleute sollten Mitleid für Seeleute haben, besonders im Unglück. Gott weiß es, wir wünschen unsere Weiber und Kinder wiederzusehen, und es

würde doch ein Troſt für ſie ſeyn, wenn ſie wenigſtens von uns hören könnten."

„Ich kann Eure Briefe nicht nehmen; die Heiligen mögen uns bewahren!" erwiederte der Capitän.

„Wir ſind eine lange Weile weggeweſen," ſagte der Seemann, ſeinen Kopf ſchüttelnd.

„Wie lange?" fragte der Capitän, der nicht wußte, was er ſagen ſollte.

„Wir können 's nicht ſagen; unſer Kalender iſt über Bord geweht worden, und wir haben unſere Berechnung verloren. Jetzt haben wir nie unſere Breite genau, denn wie können die Neigung der Sonne für den ordentlichen Tag nicht angeben."

„Laßt mich Eure Briefe ſehen," ſagte Philipp vortretend und ſie aus des Seemanns Hand nehmend.

„Sie dürfen nicht angerührt werden!" ſchrie Schriften.

„Fort, Ungeheuer!" entgegnete Philipp; wer wagt ſich mit mir zu meſſen?

„Gerichtet, gerichtet, gerichtet!" ſchrie Schriften, und lief auf dem Verdeck auf und ab, und brach zuletzt in ein wildes Gelächter aus.

„Rührt den Brief nicht an!" ſagte der Capitän, zitternd wie im Fieberanfall.

Philipp gab keine Antwort, ſondern hielt ſeine Hand nach den Briefen hin.

„Hier iſt einer von unſerem zweiten Gehülfen an ſeine Frau in Amſterdam, die am Waſer Quay wohnt."

„Waſer Quay iſt längſt nicht mehr, guter Freund; es iſt jetzt eine große Rhede für Schiffe da, wo er einſt war," gab Philipp zur Antwort.

„Unmöglich! ſagte der Mann. Hier iſt ein anderer vom Hochbootsmann an ſeinen Vater, der am alten Markte wohnt."

„Der alte Markt iſt längſt niedergeriſſen worden, und auf dem Fleck ſteht jetzt eine Kirche."

„Unmöglich! ſagte der Mann. Hier iſt ein anderer von mir an meinen Schatz, Brow Ketſer, mit Geld, um ſich ein neues Geſchmeide zu kaufen."

Philipp ſchüttelte ſeinen Kopf. „Ich erinnere mich einer alten Frau dieſes Namens, die faſt vor dreißig Jahren begraben wurde."

„Unmöglich! Ich verließ ſie jung und blühend! Hier iſt einer für das Haus Stultz u. Comp., dem das Schiff gehört."

„Jetzt gibt es kein ſolches Haus, antwortete Philipp; doch habe ich gehört, daß vor vielen Jahren eine Firma dieſes Namens beſtand."

„Unmöglich! Ihr müßt meiner ſpotten. Hier iſt ein Brief von unſerem Capitän an ſeinen Sohn."

„Gebt ihn mir, rief Philipp, den Brief ergreifend." Er wollte eben das Siegel erbrechen, als Schriften ihn ſeinen Händen entriß und ihn über das Schanddeck warf.

„Das iſt ein ſchändlicher Streich für einen alten Schiffsgefährten," bemerkte der Seemann. Schriften antwortete nicht, ſondern nahm die andern Briefe, die Philipp auf die Gangſpill gelegt hatte, und ſchleuderte ſie dem erſten nach. Der fremde Seemann vergoß Thränen und ging wieder an die Seite. „Es iſt ſehr hart, ſehr unfreundlich, bemerkte er, als er hinabſtieg. Die Zeit kann kommen, wo Ihr wünſchen werdet, daß Eure Familien Eure Lage wüßten!" Mit dieſen Worten verſchwand er. In einigen Secunden hörte man den Ruderſchlag vom Schiff ſich entfernen.

„Heiliger St. Antonio! rief der Capitän, ich vergehe vor Wunder und Entſetzen. Proviantmeiſter bringt mir den Arrack herauf." Der Proviantmeiſter lief nach der Flaſche, und ſo erſchrocken wie ſein Capitän, bediente er ſich zuerſt, ehe er ſie ſeinem Befehlshaber brachte. „Nun, ſagte der Capitän, nachdem er die Flaſche zwei Minuten lang an den Mund gehalten und ſie bis auf den Grund geleert hatte, was iſt jetzt zunächſt zu thun?"

„Ich will's Euch ſagen, ſprach Schriften, indem er zu ihm ging. Dieſer Mann da hat einen Zauber um ſeinen Hals hängen; nehmt ihn weg und werft ihn über Bord, und Euer Schiff wird gerettet ſeyn; wo nicht, ſo iſt es verloren mit jeder Seele am Bord."

„Ja, ja, das iſt ganz richtig, verlaßt Euch darauf!" riefen die Matroſen.

„Thoren! entgegnete Philipp, glaubt ihr dieſem Elenden? Höret ihr nicht, wie der Mann, der an Bord kam, ihn erkannte und ihn Schiffsgefährte nannte? Er iſt derjenige, deſſen Gegenwart am Bord ſo unglücklich ſich erweiſen wird."

„Ja, ja, riefen die Matroſen, das iſt recht, der Mann nannte ihn Schiffsgefährte."

„Ich ſage euch, es iſt falſch! ſchrie Schriften; das iſt der Mann, er muß das Zaubermittel hergeben."

„Ja, ja, er muß das Zaubermittel hergeben!" ſchrien die Matroſen, und ſtürzten ſich auf Philipp.

Philipp trat zurück, wo der Capitän ſtand. „Wahnſinnige, wißt ihr, was ihr thun wollt? Es iſt das heilige Kreuz, das ich um den Hals trage. Werft es über Bord, wenn ihr dürft, und eure Seelen ſind verloren für immer." Und Philipp nahm die Reliquie aus ſeinem Buſen und zeigte ſie dem Capitän.

„Nein, nein, Leute! rief der Capitän, der jetzt wieder feſter in ſeinen Nerven war. Das geht nicht. Die Heiligen bewahren uns!" Die Matroſen jedoch wurden unruhig. Ein Theil war dafür, Schriften über Bord zu werfen, ein anderer Philipp. Endlich wurde der Punkt vom Capitän entſchieden, der befahl, ein kleines Boot, das am Hintertheile des Schiffes hing, ſollte hinabgelaſſen und Philipp und Schriften hineingebracht werden. Die Matroſen billigten dieſe Anordnung, da ſie beide Partein befriedigte. Philipp machte keine Einwendung; Schriften aber ſchrie und wehrte ſich, doch wurde er in das Boot geſtoßen. Dort blieb er zitternd auf den hintern Ruderbänken, während Philipp, der die Ruder ergriffen hatte, vom Schiff abſtieß in der Richtung des geſpenſtiſchen Schiffes.

Miscellen.

Spaniſche Kirchenmuſik. Die Kirchenmuſik in Spanien iſt vortrefflich, ihre Unterhaltung koſtet aber auch ungeheure Summen. Man hat berechnet, daß vor der Revolution die Ausgaben der Kathedralen und Collegiatkirchen allein 400,000 Ducaten betrugen, ohne die Gratificationen zu rechnen, welche die Muſiker bei jedem Feſt erhielten, was zu Madrid allein 20,000 Peſos koſtete. (Gaz. de Fr. 16 April.)

Thiers Geſchichte der Revolution. Ein Buchhändler ſoll von Hrn. Thiers die Fortſetzung ſeiner Geſchichte der Revolution bis zum Kaiſerreich und zur Reſtauration um 200,000 Fr. gekauft haben. Dieſe Fortſetzung ſoll binnen zwei Jahren geliefert werden. (Franz. Bl.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.)

№ 4.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Anzeige

eines für jeden Gebildeten, namentlich für Lehrer der Jugend, Studirende, Kaufleute und Freunde der Erdkunde wichtigen geographischen Werkes.

Bei C. W. Leske in Darmstadt erschien und ist in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch

der

historisch-comparativen Geographie

von

Dr. Karl Friedrich Merleker.

Erstes Buch.

Die Geschichte der Geographie und der geographischen Entdeckungen, in Verbindung mit den wichtigsten Momenten aus der Geschichte der Schifffahrt, der Colonien und des Handels, von der ältesten bis auf die neueste Zeit.

Gr. 8. geh. 22 gr. oder 1 fl. 36 kr.

Was durch Untersuchungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, der Geschichte und der Staatskunde, durch die Bestrebungen der geographischen und der Missionsgesellschaften, durch die Forschungen der Reisenden zu Wasser und zu Lande, durch merkantilische Unternehmungen, selbst durch kriegerische Expeditionen jemals für die Erweiterung und Begründung der Kenntniß des Erdkörpers geleistet worden ist, haben berühmte Männer meistens in gelehrten, umfangreichen Werken niedergelegt. Aber der Mehrzahl der Gebildeten, deren Zeit und Kraft anderweitige Berufsgeschäfte in Anspruch nehmen, den Jünglingen ferner, die auf Gymnasien und Universitäten ihre Ausbildung erstreben, überhaupt dem größeren Publicum ist namentlich die Geschichte der geographischen Studien und Entdeckungen mit den integrirenden Theilen der Geschichte der Schifffahrt, der Colonien, des Handels ꝛc. entweder nur in den allgemeinsten Umrissen bekannt geworden, oder in jenen voluminösen Werken fast durchaus unsystematisch geordnet und ihrem geographischen Bedürfnisse daher noch durch kein Werk ganz entsprochen worden. Darum kam es auf die Ausarbeitung eines Werkes von mäßigem Umfang an, welches die Freunde der Erdkunde mit den wichtigsten Leistungen für diese Wissenschaft seit den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag in gedrängter Uebersicht bekannt machte, den Jüngern das Lernen erleichterte, und dennoch auch dem Geschäftsmanne, bei aller Kürze und Zeitgewinnung, eine interessante Lectüre darbötte. Wie weit dieses Ziel mit dem voranstehenden auch äußerlich gut ausgestatteten Buch erreicht ist, mögen die Leser beurtheilen.

Dieser ersten Abtheilung ist ein Plan des ganzen Werks vorangedruckt. Die zweite Abtheilung: Umrisse der mathematischen oder astronomischen Geographie, ist unter der Presse.

Capt. Chamiers neuestes Werk.

In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Jack Adams, der Meuterer,

von Capt. **Frederic Chamier**, 3 Theile. geh. Preis 1 Thlr.

Dieser interessante Roman bildet zugleich die Fortsetzung von Marryats, Chamiers, Boz u. A. gesammelte Werke, Thl. 66 bis 68.

Braunschweig, 1 März 1839.

Friedrich Vieweg & Sohn.

In Leipzig bei Julius Wunder erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

English Synonymes explained in alphabetical order; with copious illustrations, by *George Crabb*, A. M. (Author of the universal technological dictionary, and the universal historical dictionary), a new Edition revised and corrected by *J. H. Hedley*. Preis 3 Rthlr.

Crabb's als classisch anerkanntes Wörterbuch der englischen sinnverwandten Wörter ist zur tiefern Kenntniß der englischen Sprache unentbehrlich. Diese von Herrn Hedley besorgte neue Ausgabe desselben dürfte daher allen Freunden der englischen Sprache sehr willkommen seyn.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gerichtsärztliche Arbeiten

von

Karl Friedrich Burdach,

k. preuß. Geh. Medicinalrathe, Dirigenten des Medicinal-Collegiums und Prof. zu Königsberg.

Erster Band.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt: Ueber die Advocatur der Aerzte. Ueber den Beweis der Vergiftung. I. Arsenikvergiftung, erwiesen durch das gleichzeitige Erkranken nach derselben Speise, die Krankheitserscheinungen, die Leichenöffnung und die Ausgrabung. II. Arsenikvergiftung, erwiesen durch die Krankheitserscheinungen, die Leichenöffnung und den Gehalt des Ueberrestes der genossenen Speise. III. Arsenikvergiftung, durch die Krankheitserscheinungen und den Leichenbefund wahrscheinlich gemacht, ohne nähern Beweis. IV. Vergiftung durch Schwefelsäure im Schlafe. Ob Mord? ob Selbstmord? I. Selbstmord undenkbar. Stich in die Brust. II. Selbstmord wahrscheinlich. Erwürgung. III. Selbstmord möglich. Zerbrechung des Kehlkorbs. Ueber die nähere Bestimmung der Tödtlichkeit einer Verletzung. Kopfverletzungen. 1. Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit. a) Schädelbruch mit Extravasat. b) Desgleichen mit Depression und Erweichung des Gehirns. 2. Bedingt nothwendige Tödtlichkeit. a) Zerreißung innerer Hirngefäße. b) Schleichende Entzündung und Eiterung des Gehirns. c) Hirnerschütterung bei Trunkenheit und Erkältung. 3. Individuell nothwendige Tödtlichkeit. a) Zerreißung des Querblutleiters. b) Extravasat in den Hirnhöhlen und unter dem kleinen Hirne. c) Schädelbruch und Extravasat. d) Extravasat. 4. Zufällige Tödtlichkeit. a) Meningitis. b) Schleichende Entzündung und Eiterung des Gehirns. c) Arachnitis. 5. Anderweitige Ursache des Todes. Brustwunde und Erstickung. a) Stich durch die Brust in die Leber. b) Erstickung durch Betten. c) Zusammendrückung des Kehlkopfes. d) Desgleichen. e) Erdrosselung. Verletzungen des Unterleibes. I. Peritonitis mit Eröffnung nach einem Stiche. II. Desgleichen nach Verwundung mit einem glühenden Eisen. III. Berstung der Milz nach einem Stoße. Vielfache Mißhandlungen. I. Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit. II. Desgleichen. III. Anderweitige Ursache des Todes.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen

über das

Gebet des Herrn.

8. brosch. Preis 45 kr. oder 12 gr.

Die Absicht des Verfassers war, die Einwirkung der Glaubensformen auf das äußere Leben, die Verhältnisse der Regierungsformen zur Menschheit, und die Stellung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu einander in versöhnendem Sinne zu besprechen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Morgenblatt
für gebildete Leser.

Erstes Vierteljahr 1839.

Preis des ganzen Jahrgangs **mit** Kunst- und Litteraturblatt 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr.

In das Abonnement kann jederzeit, aber nur für den ganzen Jahrgang, eingetreten werden.

Das Morgenblatt, dessen Redaction fortwährend bemüht ist, den Ruf, dessen diese Zeitschrift schon so lange in Deutschland und im Auslande genießt, zu verdienen und zu erhalten, hat im Laufe des verflossenen Vierteljahrs (Januar — März 1839), neben vielen kleinern litterarischen und wissenschaftlichen Notizen folgende Artikel gegeben:

Gedichte. An den Genius des Friedens; auf einen Nachtschmetterling von G. Pfizer. — Mehrere Poesien von Justinus Kerner. — Chamisso ist todt! vom Freiherrn v. Gaudy. — Die Heimathglocken, und Distichen, von Ph. H. Welcker in Gotha. — Balbekan, eine Sage, vom Freiherrn v. Sternberg. — Liebeleben, von C. Matzerath. — Ein Fund in der Opferbüchse, von G. Schwab. — König Roger, von W. Zimmermann. — Bruchstücke aus Rückerts Leben Jesu.

Erzählungen. Der Nürnberger Sophokles, von E. Spindler. — Des Teufels Wallfahrt, vom Freiherrn v. Sternberg. — Constance Contarini, von Georg Reinbeck. — Walter Raleigh und Königin Elisabeth, von Willibald Alexis. — Zwölf neue Stücklein, von W. v. Chézy. — Der Gastfreund. 1) Der Gastfreund in Falkenau. 2) Der Gastfreund in Hirlingen, von E. Spindler.

Reisen- und Länderbeschreibungen. Ferienwochen, in mehreren Briefen. Aufenthalt in Lyon und der Umgegend, von Dr. Chr. Müller in Genf. — Der deutsche Renegat im Dienste Abd-El-Kaders. — Reise- und Lebensbilder: der römische Kalender, Epiphania, der Molo in Neapel, vom Freiherrn v. Gaudy. — Landschaftsbilder aus Ungarn, von Elsner. — Scenen aus den Wildnissen Nordamerika's, nach Hoffmann.

Aufsätze zur Kenntniß des höheren Gesellschaftslebens. Notizen über Moden in fortlaufenden Artikeln. — Florentiner Gesellschaftsleben.

Aufsätze gemischten Inhalts. Vergleichende Zusammenstellung der Frauencharaktere in Goethe's und Schillers Werken, vom Freiherrn v. Sternberg. — Der Lumber-Troop in London. — Vom Holzstich als typographischem Schmuck, mit besonderer Beziehung auf Herders Cid mit Illustrationen von Neureuther, von H. Hauff. — Die Ahnen der Königin Victoria. — Das Neujahr in Paris. — Zur Geschichte des französischen Theaters vor und während der ersten Revolution. — Der Gewürzkrämer, von Balzac. — Villegiatur in Weinsberg, von E. v. Rindorf. — Der Fasching und die Fasten in Paris.

Naturgeschichtliches. Ueber Erdbeben, von E. Hugi. — Ueber das Erdbeben auf Martinique. — Verschiedene Artikel über Daguerre's wichtige Entdeckung.

Fortlaufende Berichte über Litteratur, Kunst, Volks- und Gesellschaftsleben aus folgenden Orten: **Baden-Baden, Berlin, Breslau, Dresden, Halle, Hamburg, Köln, Lissabon, London, Paris, Prag, Rom, Stuttgart, Triest, Weimar, Wien.**

Das Kunstblatt

(dieses Blatt wird auch einzeln für den Preis von 6 fl. oder 3 Rthlr. 8 gr. ganzjährig abgegeben)

gab in der Periode von Januar — März 1839 Beurtheilungen neu erschienener Kunstwerke und artistischer Schriften. Archemoros und die Hesperiden, von E. Gerhard. — Lettre à Mr. Klenze sur une statue de héros attique récemment découverte à Athènes, par Raoul-Rochette. — Argos Panoptes, von Th. Panofka. — Ueber die Metallspiegel der Etrusker, von E. Gerhard. — Die von Marchesi in Marmor auszuführende Gruppe: die gute Mutter oder das Charfreitagsfest. — Burgschmits Erzguß der Statue Albrecht Dürers. — Das königliche Museum im Schlosse Monbijou zu Berlin, von L. v. Ledebur. — Die Harzmalerei der Alten, von E. Knierim. — Vierge de la maison d'Orléans, Raphael pinx. B. Desnoyers del. Forster sculp. — Ueberreste christlicher Kunst auf Malta aus dem 13ten — 16ten Jahrhundert. — Der Eid von Herder, mit Randzeichnungen von E. Neureuther. — Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtern, erfunden und radirt von Sonderland. — Brevi cenni di un monumento scoperto a Porta Maggiore, del cav. Luigi Grifi.

Berichte über Kunstausstellungen und Verkäufe von Kunstgegenständen. Aus Florenz, München, Mailand, Rom, Karlsruhe, Dresden (über die Versteigerung der Sternberg'schen Kupferstichsammlung), Paris.

Selbstständige Aufsätze. Kunstgeschichte und Periegese. — Glasmalerei in München und Paris. (1. Brief v. Schellings an St. Marc Girardin über die Fortschritte der Glasmalerei in München. — 2. Ueber die vorzüglichsten Glasmalereien in Frankreich seit der Wiedergeburt dieser Kunst i. J. 1826.) — Zur Kunstgeschichte. — Ueber die Entwicklung der neuern englischen Holzschneidekunst seit Bewicke.

Fortlaufende Notizen aus dem ganzen Gebiet der Kunst, über neue Bauten und Kunstunternehmungen aller Art, archäologische Entdeckungen, Versteigerungen, Preisbewerbungen; Biographien verstorbener Künstler, Personalveränderungen.

Das Litteraturblatt

(wird auch einzeln für den Preis von 6 fl. oder 3 Rthlr. 8 gr. ganzjährig abgegeben)

hat in demselben Zeitraum über siebzig neue Schriften besprochen, besonders aus folgenden Fächern: Dichtkunst: Dante's göttliche Komödie von Kopisch, Altfranzösische Sagen von Keller, Deutsche Volkslieder von Kretzschmer ꝛc. Romane und Novellen: die Pickwickier von Dickens, Nic. Nickleby, Oliver Twist, Londoner Skizzen, Genrebilder aus dem Londoner Alltagsleben ꝛc., von demselben. Bulwers Werke, übers. von Pfizer und Notter, Mauprat von G. Sand, letzte Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes, Tremaine, Kaiser und Papst von Duller, der Schmuck von H. Hanke ꝛc. Reisen: der Vorläufer, vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen, Reise des Herzogs von Ragusa, Reise in Abyssinien von v. Katte, der Sinai von A. Dumas, das gesellschaftliche Leben in Amerika von H. Martineau, Negrelli Ausflug nach Frankreich, England und Belgien zur Untersuchung

der Eisenbahnen, Oesterreichische Zustände ꝛc. Deutsche Geschichte: Warnefrieds Geschichte der Longobarden, übersetzt von v. Spruner, Forschungen auf dem Gebiet der neuern Geschichte, von K. A. Müller, des ritterlichen Adels Leben und Sitten von v. Aufseß ꝛc. Kriegsgeschichte: Erinnerungen aus Spanien, von F. X. Rigel, Geschichte der Feldzüge der Weimarischen Truppen i. J. 1806 und 1807 — 1811, von v. Seebach. Russische Litteratur: Litterarische Bilder aus Rußland, von H. König. Orientalische Litteratur: Nalas und Damajanti, aus dem Sanskrit von Bopp; Urwasi und der Held, übersetzt von Hirzel; Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher, von Hammer-Purgstall; Mahmud Schebisteri-Rosenflor des Geheimnisses, von demselben. Werke über die Schweiz: dreizehn Nummern. Sprachlehre: etymologische Forschungen auf dem Gebiet der indogermanischen Sprachen von A. F. Pott; das Sprachgeschlecht der Tatanen, von v. Xylanders Naturkunde: Doves Farbenlehre, Hoffmanns Geschichte der Geognosie, Physiologie von Carus ꝛc. Memoiren: Ernst und Laune von Staatsrath Reinhard, Memoiren des Hrn. von Hammerstein.

Dazu kommen eigene Abhandlungen über Zeitfragen: über die belgische Frage, über den Leo Hegel'schen Streit.

Stuttgart und Tübingen, im April 1839. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

CONVERSATIONS-LEXIKON.

Die im Jahre 1837 beendigte achte Original-Auflage

des Conversations-Lexikons

in 12 Bänden, die wir eine völlig umgearbeitete, vielfach vermehrte und bereicherte nennen können, hat sich einer so großen Theilnahme des Publicums zu erfreuen gehabt, daß bereits im vorigen Jahr

ein unveränderter Abdruck

davon veranstaltet werden mußte, von dem jetzt fortwährend Exemplare zu den Pränumerationspreisen: auf weißem Druckpap. 16 Thlr., auf gutem Schreibpap. 24 Thlr., auf extrafeinem Velinpap. 36 Thlr., zu erhalten sind. Sollte Jemand die einzelnen Bande nach und nach zu beziehen wünschen, so ist jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, dieselben in solchen Terminen, wie sie dem Abnehmer am besten passen,

in einem neuen Abonnement

zu liefern, wo dann der Band auf Druckpap. 1 Thlr. 8 gr., auf Schreibpap. 2 Thlr., auf Velinpap. 3 Thlr. kostet.

Besser als durch jede Anpreisung wird der Reichthum der achten Auflage des Conversations-Lexikons durch das

Universal-Register

dargethan, das so eben fertig geworden ist, und

eine vollständige Nachweisung der selbstständigen Artikel dieses Werkes, so wie auch aller in andern Artikeln behandelten Personen und Gegenstände

enthält. Die 18 Bogen in dreispaltigen Seiten des kleinsten Drucks weisen ungefähr

70,000 Personen und Gegenstände

nach, über die kürzere oder ausführlichere, stets aber genügende, Mittheilungen in dem Werke sich finden. Ueber den Gebrauch dieses Universal-Registers sind in demselben die nöthigen Andeutungen gegeben. Der Preis ist möglichst billig für ein geheftetes Exemplar auf Druckpap. 16 gr., auf Schreibpap. 1 Thlr., auf Velinpap. 1 Thlr. 12 gr., und somit wird jeder Besitzer der achten Auflage des Conversations-Lexikons gern dieses Register, das die Brauchbarkeit des Werks so sehr erhöht und den erstaunenswerthen Reichthum desselben zeigt, sich anschaffen.

Von dem

Conversations-Lexikon der Gegenwart

— ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, so wie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben —

ist mit dem jetzt ausgegebenen achten Hefte der erste, A — E enthaltende, Band beendigt worden. Der Beifall, den dieses Werk gefunden, ist so groß, daß nach und nach die Auflage bis zu

16,000 Exemplaren

verstärkt werden mußte, und mit jedem Hefte steigert sich die Theilnahme des Publicums. Es ist nicht nur ein Werk zum Nachschlagen, sondern zugleich ein durch gewandte Darstellung anziehendes Lesebuch über Alles, was die Gegenwart bewegt. Um die Artikel bald nach ihrer Abfassung in das Publicum zu bringen und die Anschaffung zu erleichtern, erscheint es in Heften von 10 Bogen zu dem Preise von 8 gr. auf Druckpap., 12 gr. auf Schreibpap., 18 gr. auf Velinpap.

Vorstehende Werke sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes stets vorräthig.

Leipzig, im Februar 1839. F. A. Brockhaus.

In der **Litter. artist. Anstalt** in **München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

TYROL,

vom

Glockner zum Orteles und vom Garda zum Bodensee.

Von **August Lewald.**

Zweite durchgesehene Ausgabe in einem Bande,
vermehrt durch:

1) Siebzehn ausführliche Reiserouten in Tirol mit den nöthigen Bemerkungen für Reisende. 2) Eine Beschreibung von Salzburg, Berchtesgaden und Gastein und dazu gehörigen Routen. 3) Eine Beschreibung des Salzkammergutes nebst den Routen.

Mit 4 Stahlstichen, einer Postkarte von Tyrol, einer vergleichenden Höhenkarte und einigen ausführlichen Beigaben.

Preis: in geschmackvollen Einband 4 fl. 30 kr. im 24 Guldenfuß od. 2 Rthlr. 16 gr.

Nachdem sich das obige Buch durch seine erste Auflage schon ein Publicum erworben, wie es so schnell ähnlichen Werken in der Regel nicht wird, kann ihm eine vollkommene Anerkennung in seiner neuen Auflage um so weniger fehlen, als auf dieselbe von Seiten des Hrn. Verfassers und der Verlagshandlung Alles angewandt wurde, um den früher dem Werke geschenkten Beifall durch viele der Bequemlichkeit und dem Ueberblicke des Reisenden oder des Lesers überhaupt dienende Einrichtungen und Beilagen sich ferner zu erhalten und zu vergrößern. Das Buch hat besonders deßwegen früher lebhaften Anklang gefunden, weil es keine bloße Compilation von historischen und statistischen Notizen darbot, sondern sein reichhaltiger Inhalt vielmehr der Ausfluß einer von dem Zauber des herrlichen Gebirgslandes nach allen Seiten hin angeregten Individualität war. Dieser Vorzug und die daraus hervorgehende Frische im Styl sind in der neuen Gestalt dem Buche geblieben, und werden ihm besonders diejenigen Leser erhalten, welche es als geistvolle Reisebeschreibung zur Erinnerung oder Unterhaltung in der Heimath lesen, während das Neuhinzugekommene ihm besonders die Anerkennung der Reisenden hinsichtlich seines praktischen Gebrauches verschaffen wird.

Das erlauchte Haus Hohenzollern.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Alterthümer und Kunst-Denkmale
des erlauchten Hauses
HOHENZOLLERN.

Herausgegeben von

Rudolph Freiherrn v. Stillfried.

Dedicirt Sr. Kgl. Hoheit, dem Kronprinzen von Preußen.

Ersten Heft.

6 Lithographien mit Text in Folio. Preis 3 fl. 21 kr. od. 2 Rthlr. 8 gr.

Stuttgart und Tübingen, im März 1839. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Historisch-kritische
Darstellung des Streites

über

die Einheit oder Mehrheit der venerischen Contagien,

von **Dr. Friedrich Oesterlen.**

Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Die medicinische Facultät zu Tübingen wurde durch die noch herrschende Dunkelheit dieser Sache veranlaßt, im Jahre 1833 eine Preisaufgabe zu stellen, worin sie eine Erörterung des Streits über die Einheit oder Verschiedenheit des Tripper- und Chanker-Contagiums und des Verhältnisses der Pseudosyphilis zu diesen Contagien verlangt. Die Beantwortung des Verfassers erhielt den Preis; nachdem sie weiter ausgeführt und verbessert worden, legt er sie nun der Beurtheilung des ärztlichen Publicums vor.

Wenn die Geschichte irgend einer Krankheit und der verschiedenen Lehren darüber geeignet ist, zu zeigen, wie wenig die meisten Aerzte im Stande sind, aus ihren sogenannten Erfahrungen gesunde Vernunftschlüsse folgerichtig abzuleiten, so ist es der Streit, dessen Darstellung wir uns zur Aufgabe gemacht haben.

Stuttgart und *Tübingen.* **J. G. Cotta'sche** Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Leben Jesu,

Evangelien-Harmonie

in gebundner Rede

von

Friedrich Rückert.

8. in Umschl. brosch. Preis 2 fl. 24 kr.
oder 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: Erstes Hauptstück. Geburt. Zweites Hauptstück. Das Lehramt. Drittes Hauptstück. Der Zug nach Jerusalem. Viertes Hauptstück. Tod und Auferstehung. Fünftes Hauptstück. Die erste Gemeinde.

Stuttgart und Tübingen, 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neue wohlfeile Schul-Ausgabe

von

Homers Werken.

Im Verlage der Unterzeichneten werden demnächst die Presse verlassen:

Homers Werke,

übersetzt

von **Joh. Heinrich Voß.**

Zwei Theile.

Neue wohlfeile Schul-Ausgabe in Taschenformat.

Mit einer Homerischen Welttafel, zwei Karten und einem Grundriß.

Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Stuttgart und Tübingen, 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Matzeraths Gedichte.

In der Unterzeichneten sind erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Chr. J. Matzerath.

8. in Umschlag broschirt. Preis 2 fl. 12 kr.
oder 1 Rthlr. 8 gr.

Wir übergeben hier dem Publicum eine neue Gedichtsammlung, welche durch ihren eigenen innern Werth sich gewiß Beifall und Freunde gewinnen wird. Fülle der Ideen und Sachheit der Form, jugendliches Feuer und gereiftes Maaß sind in diesen Dichtungen verbunden, die in reicher Mannichfaltigkeit die verschiedensten Töne anschlagen und welchen allen das gemeinsam ist, daß sie das Gemüth des Lesers in eine wahrhaft poetische Atmosphäre versetzen und es über die prosaische Wirklichkeit kräftig emporheben. Der Inhalt zerfällt in Balladen und Romanzen. Vermischte Gedichte. Dithyramben. Elegien. Idyllen. dramatische Scenen.

Die Erscheinung dieser Gedichte ist für die Rheinlande um so mehr von Interesse, je länger diese schöne Gränzprovinz des Gesammtvaterlandes durch ihre frühere Geschichte von der allgemeindeutschen Litteratur ausgeschlossen worden, und je dringender es daher gilt, in dem schönen Fortschritt dieser Litteratur auch sie würdig zu repräsentiren.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Nr. 120.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 April 1839.

Die Ilmormasprache.

Wir müssen noch einmal auf diese Sprache zurückkommen, deren wir schon in Nr. 98 gedacht haben, da die dort angeführte Erklärung von Hrn. Abbadie, der den Ausdruck zuerst gebrauchte, verworfen wird, und er selbst fürs erste natürlich als der beste Ausleger angesehen werden muß. In einem Schreiben aus Paris vom 2 April bemerkt er unter Anderm: „Ilmorma bedeutet Sohn des Wanderers. In der Stadt Enarea, der Hauptstadt der Gallastämme, werden Leute von hohem Rang, so wie ihre Sprache so genannt; diese Erklärung erhielt ich von einem arabischen Scheikh, der drei Jahre zu Enarea sich aufhielt, und sie wurde mir von einem Galla bestätigt, der mit mir von Gondar nach Paris reiste, mich seine Sprache lehrte, und bis jetzt noch keine andere spricht.“ Das Athenäum macht zu dieser Erläuterung noch folgende Bemerkung: „Hr. d'Abbadie gibt also nun an, in welchem Lande die Ilmormasprache gesprochen wird, er hörte sie in Gondar sowohl als am rothen Meere (indem die Samalisprache eine große Menge Ilmormaworte enthält, und mit der Sprache des Hassa-Orta-Stamms unter den Schohos sehr viele Aehnlichkeit hat); sie führt einen Galla-Namen und ist wahrscheinlich der Name einer Galla-Sprache; auf ihre große Verbreitung durch ungeheure Striche Nordafrika's schloß er aus dem Umstande, daß sie mit den Sprachen der Danakil oder maritimen Stämmen Abyssiniens verwandt ist. Hierbei muß bemerkt werden, daß die Namen der meisten Gallastämme mit Elma oder Yalema (Söhne oder Kinder) beginnt, so daß Ilmorma (Söhne des Wanderers, d. h. Beduinen) augenscheinlich ein Gallaname ist; seiner Bedeutung zufolge sollte man fast vermuthen, es sey der Name eines Gallastammes (auf der Ostküste bedeutet Galla so viel als Bedewi), und zwar desjenigen Stammes, der Enarea eroberte, und dessen Mitglieder, als die Eroberer des Landes, Männer von höherer Caste sind. Wir müssen somit anerkennen, daß Hr. d'Abbadie einen Dialekt der Gallasprache oder vielmehr eine der Sprachen entdeckt hat, die von den Horden gesprochen werden, welche die Abyssinier unter dem allgemeinen Namen Galla begreifen.“

Die Provinzen von Neugranada am Orinoko.

(Schluß.)

Die Form der Regierung der Missionen, welche seit der Abschaffung des Klostersystems angenommen wurde, ist folgende: ein Generaldirector hat die allgemeine Leitung der 32 Missionen, unter ihm stehen Districtsgouverneure, welche fünf bis sieben Missionen unter sich haben, je nach der Zahl der Indier, welche sie bewohnten; sie haben ihren District jeden Monat zu besuchen und Klagen anzuhören; unter ihnen stehen die Commandanten der einzelnen Missionen, deren Pflicht es ist, die öffentlichen Gebäude in Reparatur zu erhalten, die Cultur der Staatsdomänen zu leiten, die Indier zu beaufsichtigen, Pässe für Fremde zu unterzeichnen, und die Disciplin und Polizei zu erhalten; die übrigen Beamten sind Indier, und werden von dem Commandanten ernannt: sie bestehen aus einem Hauptmann, einem Lieutenant und einem Fiscal, und die Befehle des Commandanten werden durch sie den Indiern mitgetheilt.

Das Product der Staatsdomänen wird auf folgende Art vertheilt: eine Hälfte wird unter die Indier zu gleichen Theilen ausgetheilt, nachdem jedoch zuvor eine Ration für den Commandanten davon erhoben worden ist; der Rest wird in fünf Theile vertheilt, wovon drei der Regierung gehören, und zwei dem Generaldirector und den Districtgouverneurs; daneben hat der Commandant und der Districtsgouverneur je zwei Stücke Vieh monatlich. Unter diesem Systeme gehen die Missionen mit zunehmender Schnelligkeit zu Grunde. Das alte System der Missionen, welches ihre Etablissements auf einen so hohen Grad von Reichthum erhob, wird sehr geheim gehalten; man hat mir aber eine Uebersetzung ihrer Regeln versprochen, aus Papieren, welche zur Zeit der Revolution von dem Superior bei einem meiner Bekannten niedergelegt wurden, als er selbst genöthigt war, die Missionen zu verlassen, und in die Wälder zu flüchten; er wurde aber verfolgt, ergriffen, enthauptet, und sein Leichnam in den Caroni geworfen. Die Indier verehren noch immer sein Andenken.

Die Missionen, unter dem ursprünglichen System, bestan-

den selten aus Indiern von demselben Stamme, sondern wurden aus verschiedenen zusammengesetzt. Ihre Beamten wurden aus ihrer Mitte gewählt; sie bearbeiteten ein gemeinschaftliches Feld, dem man den Namen Concinco gab, und das einem unermeßlichen und wohlgehaltenen Garten gleich sah, in dem sie täglich sieben Stunden arbeiteten. Diese Arbeiten standen unter der Aufsicht von Alcalden und Alguazils indischer Race, welche von dem Superior des Klosters ernannt wurden, und als Auszeichnung das Recht hatten, einen Stock zu tragen, auf den sie nicht wenig eitel waren; überhaupt war ihre pedantische und schweigsame Ernsthaftigkeit, ihr kaltes und mysteriöses Benehmen, und ihre Sucht, in der Kirche und in den Versammlungen der Indier in ihrer Würde zu erscheinen, vollkommen lächerlich. Das Product der Arbeit der Indier wurde verwendet, zuerst auf den Bau des Klosters der Missionäre, das im Anfange so schlecht war, daß man die Außenwande mit Thierfellen bekleidete, dann zum Bau ihrer eigenen Häuser, ferner zum Kirchenbau, und endlich zur Kleidung der Indier. Später verkauften die Missionen das Product, und vertheilten es zu gleichen Theilen unter die Indier, während sie für sich einen Theil der Steuer behielten, deren Nachlaß sie von der Regierung erhalten hatten, eben so ließ man die Indier die Kleidung, die Zierrathen, Instrumente, und was sie sonst brauchten, bezahlen. Die Manner trugen ein weißes, baumwollenes Hemd und Hosen, ferner Schuhe und einen Hut, die sie selbst verfertigten; die Weiber trugen ein Hemd und einen Unterrock, der oft in schreienden Farben und mit Bändern geziert war. Ferner erhielt die ganze Gemeinschaft ihre reichlichen Rationen von dem Ertrage der Concinco, und sie erzog Vieh im Ueberflusse, zum Verbrauch und Verkauf, was dem Superior Mittel gab, die Gebäude der Mission zu erhalten, zu vergrößern und zu verzieren. Die Indier der Mission cultivirten auch ihre eigenen Stücke Landes, aber sie zeigten wenig Haushaltungskunst in der Art, wie sie das Geld, das sie sich so anschafften, ausgaben. Die Gewißheit, ihren Unterhalt zu finden, und die Einförmigkeit ihres Lebens, machte, daß sie weit weniger Energie behielten, als die wilden Indier in den Wäldern, welche immer gegen die Elemente und gegen Mangel aller Art zu kämpfen haben. Jene besaßen und besitzen noch immer die besondere Milde, Schweigsamkeit und Ruhe, welche Fremde leicht für Melancholie und eine Neigung zur Meditation rechnen, die aber im Grunde nur Apathie und Gleichgültigkeit sind; sie scheinen nur vom augenblicklichen Bedürfniß getrieben zu werden, und ermangeln aller Lebhaftigkeit; sie können weder einen Plan fassen, noch sind sie eines Raisonnements fähig, und bringen ihre Tage in einer trägen Ruhe zu, unfähig der heftigen Leidenschaften ihrer wilden Brüder in den Wäldern. Sobald sie von dem Systeme der Mönche befreit waren, zeigten sie bei jeder Gelegenheit, wie wenig sie das Recht des Eigenthums ehrten, betranken sich, so lange sie sich geistige Getränke verschaffen konnten, und logen, so oft es ihnen gelegen war, so sehr, daß die Spanier genöthigt waren, ein Gesetz zu geben, nach dem sechs indische Zeugen zur Ueberführung eines Europäers nöthig waren. Dieses Gesetz blieb in Ausübung, bis die Indier unter den Columbiern incorporirt wurden. Die Missionen klagten immer über ihren Mangel an Glauben, obgleich sie nie eine Einwendung gegen einen Glaubensartikel machten; aber sie zeigten ihn in ihrer Abneigung gegen alle Religionsübungen, die nicht in bloßen Ceremonien bestanden. Sie sind unmäßig und träge, aber schüchtern und gehorsam, daher kann man mit Festigkeit, die mit Milde gepaart ist, Alles bei ihnen ausrichten. Die Commandanten, welche die Spanier über sie setzten, waren immer Männer in der Blüthe ihres Alters, die ihren Charakter kannten, und fähig waren, in Nothfällen beträchtliche Strapazen zu ertragen.

Wenn man dieses schöne Land durchreist, so erstaunt man über den majestätischen Anblick der Natur, man findet abwechselnd hohe Gebirge und unübersehbare Ebenen, freundliche Thäler, belebt mit Strömen, die sich in Cascaden über Felsen stürzen, Flüsse, die ihre Betten verlassen, und sich über die umliegenden Savannen in unabsehbare Ferne ergießen. Dieses Letztere findet besonders statt in den Ebenen am nördlichen Ufer des Orinoko, auf einer Fläche, die 150 Seemeilen lang und 40 breit ist. Diese Ueberschwemmungen sind so beträchtlich, daß nur die Gipfel der höchsten Bäume als Landmarken dienen. Wir hatten auf unsrer Reise über einen großen Abgrund mittelst einer hängenden Brücke zu setzen, die nur aus kleinen Balken und Stücken von Linnen bestand, und deren Schwingungen, wenn man die Mitte erreicht hatte, so heftig waren, daß man sich nicht einen Augenblick hätte still halten können, ohne hinabgestürzt zu werden; aber die Indier der benachbarten Missionen setzten ohne das geringste Bedenken hinüber. Der Caroni fließt von Süden gegen Norden, sein Wasser erscheint im Flusse schwarz, ist aber, wenn man ein Glas damit anfüllt, vollkommen rein; es ist mit Salseparilla und Sassafras, welche im Ueberfluß an seinen Ufern wachsen, geschwängert, so daß es merkliche medicinische Eigenschaften hat und weit und breit von Convalescenten getrunken wird. Dieser Fluß ist von der Villa de Barceloneta, etwas höher als der Einfluß des Paraguai, bis zu dem verlassenen Dorf Guri, frei von Felsen, aber in seinem nördlichen Laufe von hier bis an seine Einmündung in den Orinoko windet er sich bei beträchtlichem Fall durch Felseninseln. Der größte Wasserfall des Stroms findet sich in der Nähe von Aguacagua, er ist etwa 20 Fuß hoch und 200 breit; tiefer gegen Norden kommen noch einige kleinere vor. Der Caroni ergießt sich mit unbeschreiblicher Heftigkeit in den Orinoko, und sein durchsichtiges Wasser vermischt sich mit dem trüben des Hauptstroms erst eine Meile weiter unten. Ich kehrte von diesen Scenen der ehemaligen Civilisation der Indier der Missionen auf einem andern Wege nach San Miguel zurück.

31 Mai. Ich fuhr den Orinoko hinab nach Barancas, wo ich landete, und dem Pächter erzählte, was ich gesehen und gethan hatte; er billigte Alles. Ich sprach auch mit ihm über die Schattenseite des Charakters der Indier; er versicherte mich, sie sey die Folge ihrer Verschlimmerung nach der Abschaffung des Mönchssystems. Seit dieser Zeit haben sie nichts als Rückschritte gemacht, und werden so fortfahren, so lange das

gegenwärtige unpolitische System dauert, das er unbedingt tadelt. Er sagte, die Missionen haben ehemals, um allem schädlichen Einfluß von außen zuvorzukommen, nie einem Fremden erlaubt, die Missionen zu besuchen, als in Begleitung eines der Ihrigen; man habe die Fremden mit Gastfreundschaft und Artigkeit in den Klöstern aufgenommen, ihnen aber, außer in Krankheitsfällen, nicht erlaubt, sich länger als 24 Stunden in einer Mission aufzuhalten. Die Trägheit, Immoralität und Lügenhaftigkeit der niedern Classen in Neugranada sey im Stande, selbst Europäer von guten Grundsätzen zu verderben, und ich selbst habe genug von ihnen gesehen, um zu glauben, daß der Pächter Recht habe.

Die herrschende Neigung der Krämer in diesem ganzen Lande ist, religiöse Brüderschaften zu bilden, deren jede eine eigene Kleidung hat, wie Mönchskutten, nur in der Farbe unter sich verschieden; sie wohnen den Processionen und Begräbnissen bei, und marschiren dabei in Ordnung und mit ihren Fahnen. Die Processionen werden gewöhnlich Nachmittags gehalten; Crucifixe und Fahnen öffnen den Marsch, dann folgen die Männer in zwei Reihen, jeder eine Wachskerze in der Hand, hierauf die Musik, die Geistlichkeit, die Beamten und zuletzt die Weiber, Truppen bilden Spaliere, und die Häuser der Straßen, durch welche die Procession zieht, sind mit Teppichen behängt. So bringen sie ihre Zeit in Trägheit und Thorheit zu; doch sind in diesem Augenblicke Processionen selten, weil die Bischöfe sich geweigert haben, die Constitution zu unterschreiben, und den niedern Clerus, außer den Priestern in dieser Provinz, auf ihrer Seite haben. Sie beziehen jedoch ihren Gehalt vom Staat, und man glaubt, daß sie sich fügen werden.

6 Junius. Ich fuhr den Orinoko hinab bis zu Don Francisco Ramires' Niederlassung, und fand hier einige Indier von der Mission von Sacapana, die mich wiederholt baten, sie nach Demarara zu nehmen. Don Ramires behauptet, daß die Regierung zwar constitutionell die Auswanderung der Indier nicht hindern könne, daß sie aber eine Maßregel, welche ihren Einkünften so schädlich sey, nicht billigen werde, und daß jedenfalls, so sehr es auch gegen die Constitution seyn möge, das gemeine Volk jede bedeutende Auswanderung von Indiern mit Gewalt hindern werde, indem es bei seinen Lastern und seiner Trägheit hauptsächlich von den Indiern abhängig sey, und außer mit ihrer Hülfe das Land nicht bebaut werden könne. Ich bin nach Allem, was ich erfahren habe, geneigt, diese Ansicht für wahr zu halten, aber glaube nicht, daß kleinere Emigrationen verhindert werden könnten.

Das häusliche Leben der Türken.

(Schluß.)

Urquhart begleitet die günstige Schilderung des häuslichen Lebens der Türken mit sehr ungünstigen Seitenblicken auf das Abendland. Wir können diese Seitenblicke, wenn wir auch die Richtigkeit der Sache nicht in Abrede stellen wollen, nicht ganz gerecht finden. Die Türken sind ein Volk mit feststehenden, socialen Institutionen, welche die Gewohnheit geheiligt hat; auch wir besaßen Institutionen, wenn auch anderer Art, sie sind aber, lange schon untergraben, seit 60 Jahren so ziemlich eingestürzt, und wir befinden uns in einer fatalen Uebergangsperiode, aus der sich unser ziemlich absurdes Gesellschaftsleben, das unnatürliche Jagen nach Reichthum und die Genußsucht sehr folgerecht ableiten lassen; doch ist dieß ein Gegenstand, den wir hier nicht abzuhandeln gesonnen sind. Urquhart selbst bemerkt, daß ein Türke, der einmal den Zaum seiner hergebrachten Sitten abgeworfen habe, bloß noch ein losgelassenes Thier sey: wenn die alten, nur durch Gewohnheit festgestellten Bande der Sitte fallen, so entscheidet bloß noch die größere oder geringere individuelle Bildung über den Grad von Entartung, worein ein Volk versinkt, und da möchte dann, wenn durch den ferneren Contact der Türken mit den Franken die häuslichen Sitten der erstern fallen, der Vortheil im Vergleich mit unserer jetzigen Uebergangsperiode nicht auf Seite der Türken seyn.

Doch wir wollen diese Vergleichung mit dem Abendlande bei Seite lassen, und uns wieder nach dem Orient wenden. Urquhart vindicirt diese aus dem häuslichen Leben der Türken hervorgehende höhere Sittlichkeit nur diesen letztern, nicht den mohammedanischen Nationen insgesammt, am wenigsten den Arabern, gegen die er überhaupt eine entschiedene, gewiß nicht sehr philosophische Abneigung hegt. Seine Darstellung verliert aber wesentlich dadurch, daß er nicht nachweist, wie das mohammedanische Gesetz sich allmählich mit der patriarchalischen Sitte des türkischen Nomadenvolkes verbunden, und den jetzigen Zustand des häuslichen Lebens erzeugt habe, der nun selbst wieder allem Anschein nach einer Auflösung und Umwandlung entgegengeht. Dazu hätte er freilich sein Buch ungemein weiter ausdehnen müssen, als er gethan hat; so wie es dasteht, ist es höchst fragmentarisch, und zwar namentlich weil die Vergleichung mit andern mohammedanischen Nationen fehlt. Indeß weckt es immerhin Ideen, und gibt Stoff zu Untersuchungen, mit denen man längst fertig zu seyn glaubte; auch muß es vor Allem den blinden Fanatismus zerstören, womit so viele Westeuropäer die Türken noch immer als rohe Barbaren zu betrachten gewohnt sind.

Wir müssen aus dem Familienleben noch einen merkwürdigen Zug herausheben, der, wenn auch in andern Theilen der mohammedanischen Welt nicht ungewöhnlich, doch in der Türkei eine eigenthümliche Form und Ausbildung angenommen hat. Es ist dieß die Aufnahme von Sklaven in die Familie. Nirgends ist dieß Verhältniß anschaulicher gezeichnet, als in dem von Urquhart gegebenen Lebensabriß Reschid Mehemed Pascha's. Ein so ins Haus aufgenommener Sklave wird ganz gleich mit den Söhnen behandelt, und heurathet sehr häufig die Tochter seines Herrn, den er jedoch Vater nennt, und auch mit der dem Vater schuldigen Ehrerbietung behandelt; oft ist die Zuneigung dieser Adoptivsöhne größer als die der eigentlichen Kinder, und der Vater findet häufig an ihnen eine

festere Stütze. Ihr Name „Sklave" hindert sie nicht in den Staatsdienst zu treten und die höchsten Würden zu erreichen. Reschid Mehemed Pascha, der eine so große Rolle spielte, und an dem in dem letzten Decennium mehr als einmal das Schicksal des Reichs hing, war der Sohn eines georgischen Priesters, und wurde der Sklave des alten Seraskiers. Halil und Said Pascha, die Schwiegersöhne des Sultans, sind ganz in demselben Falle. In der Türkei kennt man also keinen Geburtsvorzug, und die Familie steht in ihrer Absonderung unabhängig und für ihre Angehörigen im Grunde höher als der Staat; die Türkei war ursprünglich ein ganz militärisches Reich, und man nahm die Anführer, wo man sie fand, ohne sich um ihre Herkunft viel zu kümmern. Hieher gehört auch der bekannte Umstand, daß der Sultan seit Bajazets II Zeiten sich nicht verheurathen darf. „Vorwand zu dieser Ausnahme, sagt Urquhart, war die Furcht, die Gemahlin eines Sultans möchte dem Unglück oder der Schande ausgesetzt werden; der wahre Grund aber war, daß der Sultan selbst die Privatfreiheit erhielt, und daß die mächtigen Einflüsse des Hofes und selbst die Janitscharen von dem Uebergewicht und der Macht einer königlichen Gemahlin sich frei machten, deren Person unverletzlich gewesen seyn würde." Der Vorwand wie der wahre Grund zeugt von der Achtung, in der die Gemahlin in der Türkei steht, und von der Macht, welche man den Familienbanden zuschreibt. Auch stellt diese Einrichtung vollends die Gleichheit her, denn so gibt es außer dem Haupte des Sultans keines mehr, das durch Herkommen oder Meinung über die andern hervorragte. Anders ist es in Persien, wo z. B. unter den Prinzen des königlichen Hauses ein großer Unterschied im Range ist, ob sie von einer gekauften Sklavin, oder von einer Mutter, die selbst von hohem Range war, abstammen. Und diese Unterscheidung findet nicht bloß in der königlichen Familie, sondern auch bei den andern vornehmen Familien des Landes statt. Der Türke hat sich also hierin von der Sitte seiner Nachbarn völlig losgemacht, und der Rang des Einzelnen hängt, abgesehen von den Würden des Staates, nur von seiner Stellung in der Familie, nicht von seiner Geburt ab. Die Familie steht weit mehr als im Occident, als ein Kreis für sich da, und dieser Stärke der Familienbande schreibt es Urquhart hauptsächlich zu, daß die Türkei unter so vielen äußern Stürmen und ungünstigen Einflüssen, wozu er namentlich auch die Einführung von arabischen und georgischen Sklavinnen rechnet, sich noch immer aufrecht erhalten hat.

Weibliche Erziehung in Aegypten.

Der Pascha scheint das edle Streben der Miß Halliday zur Verbesserung des geistigen und moralischen Zustandes der ägyptischen Frauen zu unterstützen. Zum Belege dienen Auszüge aus zwei Briefen, welche wir dem „Semeur" (Februar 1859) entnehmen.

Auszug eines Briefes von Miß Halliday.

Letzten Mittwoch empfing ich den officiellen Besuch des Hekekian-Effendi, von Sr. Hoheit Mehemet Ali gesandt, der mich förmlich frug, ob ich mich mit der Erziehung der Familie des Vicekönigs befassen wolle, welche ungefähr aus hundert Personen besteht, darunter seine Töchter und Enkel. Hekekian sagte mir: „das wäre nur der Anfang zur Erziehung der ägyptischen Frauen, denn der Pascha hege in dieser Hinsicht sehr ausgebreitete Pläne, wünschte aber vorerst in seiner eigenen Familie die Erfahrung zu machen." Unter die Hauptzwecke Sr. Hoheit gehört, daß ich trachte seine ältern Töchter zu vermögen, die besten Mittel für Gründung von Schulen in Aegypten und in seinen andern Staaten zu erwägen. Se. Hoheit wünscht, daß diese Anstalten sämmtlich durch Engländerinnen geleitet würden. Ich habe gegenwärtig 114 Kinder unter meiner Leitung. Im letzten Jahre hatte ich deren nur 95 — 95. Die Schule nimmt so rasch zu, daß wir zwei Säle bedürfen. Meine Zöglinge sind von 8 Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends bei mir. Seit einigen Monaten unterstützt mich eine Engländerin in der Aufsicht.

Auszug eines Briefes von Hekekian-Effendi an Miß Halliday.

Samstag den 21 des Monds Zilhidscha 1252.

Vor der Abreise des Vicekönigs nach Said beauftragte mich der Dragoman-Bey, Sie zu benachrichtigen, daß am Abend des zweiten Tages des Kurban-Beiram Se. Hoheit die Kinderkleider, die Näharbeiten und die Zeichnungen besichtigte, welche Sie die Güte hatten ihm zu überschicken, und daß er sehr zufrieden damit war. Se. Hoheit hat den Wunsch ausgedrückt, Sie möchten seine Tochter Nasley Hanum zwei- bis dreimal wöchentlich zu Schloß Giubarra besuchen, und ihr Rath ertheilen über den besten Weg, die Erziehung ihrer Kinder einzuleiten.

Ich wünsche Ihnen Glück zu der somit dargebotenen Gelegenheit, die Wohlthat des Unterrichts auf die höchsten Familien dieses in Finsterniß versunkenen Landes zu verbreiten; denn es ist sehr wahrscheinlich, daß die Großen und beinahe die ganze übrige Nation dem Beispiele folgen werden, das der Pascha in seinem eigenen Harem gibt. Nicht zu ermessen sind die Folgen, welche die Einführung der Cultur in der fürstlichen Familie nach sich ziehen kann. Nasley Hanum ist voll kindlicher Rücksicht für alle Wünsche ihres erlauchten Vaters, und man dürfte nicht leicht von dieser Seite Schwierigkeiten erwarten, falls sie nicht durch unvorsichtiges und unpolitisches Benehmen der Lehrerinnen entstünden.

Die Werke, deren türkische oder arabische Uebersetzung Sie empfehlen würden, könnten schnell vollendet und durch die Presse von Bulak gedruckt werden, die unter der Aufsicht des Ministers für den öffentlichen Unterricht steht. Dort veröffentlichten wir die Uebersetzung der französischen Bücher, deren wir uns in unsern polytechnischen Elementarschulen bedienen. Wir haben ein Collegium von Uebersetzern, aus 150 jungen Arabern gebildet, welche das Französische genügend verstehen, um im Stande zu seyn, jedes Werk von populärer Tendenz zu übersetzen. Wir haben auch, außer einigen englischen Uebersetzern, junge Türken und Araber, welche auf Befehl des Pascha's in England erzogen wurden. Es ist also anzunehmen, daß die Uebersetzungsarbeit uns keine große Verzögerung verursachen wird.

Indem ich den Absichten meines Wohlthäters, des erhabenen Fürsten, zur Civilisation Aegyptens entspreche, ward ich durch meine Beschäftigungen zur Ueberzeugung gebracht, daß wir unsern unglücklichen Zustand von Entwürdigung nur dem Mangel einer moralischen und allgemeinen Erziehung der Frauen zuzuschreiben haben u. s. w.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat April.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Zwölfter Jahrgang.

1839.

Mai.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1839.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nrn erscheinen, 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beiſatz zum Titel unſerer Zeitſchrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker“ bezeichnet die allgemeine Beſtimmung deſſelben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeſchichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zuſtände anderer Völker iſt die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur ſehr bruchſtückweiſe gelöſ't werden kann, denn der Umfang iſt groß, und es handelt ſich deßhalb hauptſächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick intereſſant und wichtig iſt. Entwicklung der Thatſachen aus ihren verſchiedenen Urſachen iſt dabei ein Haupterforderniß. Dieſer Zweck unſerer Zeitſchrift erfordert mannichfachen Wechſel, je nachdem die öffentliche Aufmerkſamkeit ſich auf dieſen oder jenen Gegenſtand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in dieſem oder jenem Welttheile ſich Merkwürdiges ereignet, und neue Erſcheinungen ſich kund geben.

Die Redaction glaubt dieſem Zwecke um ſo gewiſſer treu zu bleiben, wenn ſie es ſich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenſtande zu machen, in ſo weit dieß, ohne in wiſſenſchaftliche Erörterungen einzugehen, möglich iſt. Dieſe Quelle hat ſich auch ſo ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction ſich veranlaßt ſahen, hinſichtlich dieſes ſpeziellen Gegenſtandes eine Erweiterung eintreten zu laſſen in der „Sammlung von Reiſen und Länderbeſchreibungen“; wenn auch dieſe noch ſo reichlich ausgeſtattet wird, ſo bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinſichtlich andrer Welttheile zu ſtellen iſt, ſo ſchwierig und noch weit fragmentariſcher werden die Mittheilungen über Europa. Mit der ſteigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältniſſe, nicht nur die politiſchen, ſondern auch die geſellſchaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet überſehen, und mit nie wankendem Geiſte die mannichfachen Erſcheinungen erklären! Die europäiſche Welt iſt in einem Uebergangsprozeſſe begriffen, in einem ſocialen nicht weniger als in einem politiſchen, wie wenig Begebenheiten ſtellen ſich in dieſer trüben Gährung klar heraus, und wie ſehr werden ſie durch Leidenſchaften aller Art entſtellt! Auch iſt in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze ſchärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in ſein Gebiet, und nur die rein menſchliche Seite davon, die oft genug entſtellt wird, darf es herausheben und zum Gegenſtand ſeiner Schilderung machen.

Wenn man nach dieſen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, ſo kann das Fragmentariſche und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es iſt auch um ſo verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachſende und ſich erneuernde Stoff nicht geſtattet, Verſäumniſſe nachzuholen. Daß indeß die Leſer des Auslandes dem großen Umfange des geſteckten Ziels Rechnung getragen, und ſich an dem Fragmentariſchen und Lückenhaften nicht geſtoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn troß ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlaſſen.

Die Unterzeichnete erlaubt ſich die Leſer des Auslands auf nachfolgende mit demſelben in engſter Verbindung ſtehenden Werke aufmerkſam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neueſten Zeit,

eine Sammlung der intereſſanteſten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statiſtik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieſer Sammlung, welche thätigſt fortgeſetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten iſt, erſcheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem intereſſanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigſten Preiſen, für welche ſie durch jede ſolide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ſte Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zuſtand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es iſt.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reiſen in Indien und nach Bukhara,** Erſter Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Waſhington Irvings Ausflug auf die Prairien zwiſchen dem Arkanſas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiſeſchilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geſchrieben zwiſchen October 1829 und Mai 1830 während einer Reiſe über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reiſen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Beſuch auf der Inſel Island im Sommer 1834.** Mit Holzſchnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, ſüdafrikaniſche Skizzen.** Aus dem Engliſchen überſetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfaſſer der „Briefe in die Heimath." Erſter Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäiſchen Türkei und des ſerbiſchen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moraliſchen, politiſchen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen. Aus dem Engliſchen überſetzt vom Verfaſſer. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicaniſche Zuſtände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfaſſer der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Aſtoria oder Geſchichte einer Handelsexpedition jenſeits der Roky Mountains.** Aus dem Engliſchen des Waſhington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reiſe durch Abyſſinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te — **Der Geiſt des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reiſen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. überſetzt von Dr. F. G. Buck. 1ſter Bd. Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 30 kr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Capri. (Mitgetheilt von Frhrn. v. Gaudy.) Nr. 121. 122. — Der Deserteur und der Trompeter. Nr. 121. — Die Südküste der Krim. Einleitung. Nr. 122. 123; Balaklawa Nr. 124; das Baidarthal Nr. 125. 126; Alupka Nr. 127; Jalta Nr. 128; die Südküste von Jalta nach Aluschta. Nr. 151—154. — Antonio Lionelli, der neapolitanische Scriwano. Nr. 125. — Das Atelier eines chinesischen Malers. ibid. — Aphorismen: die französisch-afrikanischen Truppen. Nr. 124. — Deschapelles, der König der Schachspieler. ibid. — Die medicinisch-physische Gesellschaft von Bombay. Nr. 125. — Die Diamantminen von Sumbhulpur. ibid. — Eine Mahlzeit bei dem Serasker Chosrew in Konstantinopel. Nr. 126. — Briefe über Sibirien. Erster Brief Nr. 127. 128; zweiter Brief. Nr. 150. 151. — Australien. (Mit einer Karte): 1) Geographisches Nr. 129—131; 2) die Verbrechercolonien Nr. 135—140; 3) allgemeine Colonisirung. Nr. 148—150. — Der Spermaceti-Wallfischfang. Nr. 150. — Das Klima in Lima. Nr. 132. — Die große Wasserleitung in Lissabon. Nr. 133—134. — Eintheilung der afrikanischen Nationen. Nr. 151. — Der Senat von Montenegro. ibid. — Der Golf von Kos. Nr. 135. — Alte Befestigungen in Rußland: Gouvernement Kasan Nr. 136; Gouvernement Smolensk Nr. 140; Gouvernement Rjäsan. Nr. 145. — Lord Sandpater. Nr. 136. 137. — Temperatur der Inseln Jersey und Guernesey. Nr. 137. — Das britische Museum. Nr. 138. 139. — Padma Purana. Nr. 139. — Französische Criminalstatistik. Nr. 140—146. — Die Insel Norfolk. Nr. 141. — Ueber die Wolkenbildung am Pilat-Berg bei Lyon. ibid. — Zur Kunde Norwegens: 1) Physische Verhältnisse Nr. 142; 2) Einwohner; 3) Staatsverfassung Nr. 143; 4) Armee; 5) Finanzen Nr. 144; 6) Nahrungszweige: Landbau, Viehzucht, Bergwerke. Nr. 145. Der Fischfang. Nr. 14 Kunst- und Gewerbsfleiß Nr. 147. Handel und Schifffahrt Nr. 148. 7) Finnmarken. Nr. 149. — Männermoden. Nr. 144. — Tod des corsischen Banditen Ciccio. Nr. 145. — Die Unschuld eines Galerensträflings. Nr. 146—148. — Aufblühen der südslawischen Literatur. Nr. 147. — Die Sclaven in Lima. Nr. 151.

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien. 3) Reise von Spalato bis Ragusa. Nr. 126—135. — Reise von Cordova nach Mendoza. Nr. 134. — Arktische Landerexpedition, unternommen von den HH. Drase und Simpson. Nr. 148—151.

Kleinere Mittheilungen.

Die Wasserfrugpflanze. Nr. 121. — Indische Aerzte unter den Ulmiern im 10ten Jahrhundert. ibid. — Todesfälle auf den Dampfschiffen der Vereinigten Staaten. ibid. — Eine neue Classe von Thags. Nr. 122. — Die Adlerjagd. ibid. — Auffindung von Alterthümern in Frankreich. Nr. 123. — Zurückgewiesene Gegenstände bei der Ausstellung in Paris. ibid. — Verbot der Kuli-Ausfuhr in Indien. Nr. 124. — Firozpur. ibid. — Zunahme des Tabakverbrauchs in Frankreich. ibid. — Zahl der Fuhrwerke in Paris. Nr. 125. — Erdbeben in Grenoble. ibid. — Statue Latour d'Auvergne's. Nr. 126. — Bemühungen des Hrn. Battemare. ibid. — Der Hundsmörder. Nr. 127. — Weibliche Litteraturgesellschaft in Jassy. Nr. 128. — Ein fast unaussprechlicher Name. ibid. — Starker Cigarrenraucher in England. ibid. — Der Handel am Senegal. Nr. 129. — Herabkommen des mahrattischen Adels. Nr. 130. — Assamesisches Lesebuch. ibid. — Endliche Abschaffung der persischen Sprache in Indien. ibid. — Ueber die Beschiffung des weißen Nils mit einem Dampfboot. Nr. 131. — Zunahme des Zuckerertrags in Berbice. ibid. — Ersatz für den Hanf. Nr. 133. Papier aus Maisstroh. ibid. — Statistisches aus Estland. ibid. — Charles Texiers projectirte neue Reise. Nr. 134. — Stand der holländisch-ostindischen Besitzungen. ibid. — Kaffeeversendung aus Ceylon. ibid. — Fossile Thiergeschlechter in Brasilien. ibid. — Fang einer Meerkröte. Nr. 136. — Abgebrochenes Narwallhorn. ibid. — Sendungen junger Maulbeerbäume nach den Vereinigten Staaten. ibid. — Ein merkwürdiger Regen. Nr. 137. — Neue Art Schlüssel. ibid. — Ungewöhnliche Fruchtbarkeit von Schafen. ibid. — Regen in Aegypten. Nr. 138. — Wanderungen der Spitzbuben. ibid. — Schnelle Stahlbereitung. Nr. 139. — Kälteres Klima früherer Zeit in England. Nr. 140. — Fabrication von Backsteinen vermittelst Maschinen. ibid. — Ein Meermensch. ibid. — Ueber d'Orbigny's Karte vom Titicaca-See. Nr. 141. — Altägyptische Caricatur. ibid. — Steinbrüche im Seine-departement. Nr. 142. — Rettungsmittel bei Schiffbruch. ibid. — Studium der gothischen Baukunst. ibid. — Das Klima von Trient. ibid. — Das Klima von Island. Nr. 144. — Folgen der Dampfschifffahrt für England. ibid. — Ausdehnung der geselligen Pflanzen in Australien. Nr. 145. — Das Radgewehr. ibid. — Woher wird Italien mit Salz versehen? Nr. 147. — Geräusch bei den Nordlichtern. Nr. 148. — Die europäische Boa. Nr. 150. — Die Quellen und Bäche bei Jakutsk. ibid. — Künstliche Granitstraße. Nr. 151. — Chirurgische Operationen bei den Indianern in Canada. ibid. — Der Coquang. ibid.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem resp. Verlag erscheinenden Schriften, sofern diese in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands" gehören: als Uebersetzungen neuer poetischer, philosophischer und religiöser Werke aus fremden Sprachen in diesen Blättern angezeigt und beurtheilt wünschen, werden gebeten, die Einsendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. G. Pfizer in Stuttgart zu machen.

Nr. 121.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

1 Mai 1839.

Capri.

(Von Franz Freiherrn Gaudy.)

Nur Wenige kehren von Neapel zurück, ohne einen Ausflug nach der bekannten Inſel Capri unternommen zu haben; die Mehrzahl der Reiſenden wird ſich jedoch mit einem kürzern Aufenthalt und dem Beſuche der erſt ſeit 20 Jahren wiederum zugänglich gewordenen blauen Grotte begnügen, um dann wieder nach Neapel oder Sorrent zurückzurudern. Verdient jedoch eine Inſel des Golfs eine genauere Aufmerkſamkeit, einen längeren Aufenthalt, ſo iſt es gewiß Capri, und nicht allein der Maler, für welchen die originellen Felsformen eine unerſchöpfliche Fundgrube von Motiven ſind, auch jeder andere, welcher länger auf der Inſel verweilt, wird ſpäterhin jenen Zeitabſchnitt zu ſeinen liebſten Reiſe-Erinnerungen zählen. Eine durchaus eigenthümliche Natur, eine geſunde, gleichmäßige Temperatur, ein freundliches, gutmüthiges Völkchen, vor Allem aber eine nach dem Tumulte Neapels wohlthuende Stille und Ruhe, machen Capri zum behaglichſten Raſtort einer ſüditalieniſchen Reiſe.

Die Inſel, geſchichtlich berühmt durch den ſchwelgeriſchen Aufenthalt Tibers und in neueren Zeiten durch die beiſpielloſe Uebergabe des kaiſerlichen Kerkermeiſters Hudſon Lowe an die Franzoſen und die Wiedereinnahme der Engländer, iſt durch ihre Lage gegenüber der Punta della Campanella (Vorgebirge der Minerva) der Schlüſſel zum Golf von Neapel, und demnach von hoher militäriſcher Bedeutſamkeit. Die von allen Seiten ſchroff in das Meer abfallenden, unerſteiglichen Felſen ſichern ſie beſſer, als die eilf Batterien, welche rings um die Inſel vertheilt ſind, und von denen die ſtärkſte auf der Spitze Santa Maria bei Soccorſo liegt. Das Eiland ſelber, deſſen Formation das Capo Circello bei Terracina im kleinen, der Monte Pellegrino bei Palermo im großen Maaßſtabe wiederholen, zerfallt in die zwei Halften Capri und Anacapri; letztere iſt die höhere, unfruchtbarere. Der einzige Verbindungsweg zwiſchen beiden iſt ein ſchmaler, ſteiler, in den Felſen gehauener Fußpfad von 533 Stufen. Die einzigen Ortſchaften der Inſel ſind Capri und Anacapri auf den gleichnamigen Felſenhälften, und die große Marina am Landungspunkt, ein ärmliches Fiſcherdorf von einigen zwanzig Hütten, und groß nur genannt im Gegenſatz zu der kleinen Marina, einem einzelnen Hauſe auf der ſüdlichen Küſte. Früher war die Inſel noch der Sitz eines Biſchofs, deſſen Sitz ſüdwärts von dem Städtchen Capri nach dem Meere zu liegt, und welcher von ſeiner Hauptrevenue der Wachtelbiſchof genannt wurde. In neuerer Zeit iſt das Bisthum mit dem Sorrentiner vereinigt, und der verarmenden Einwohnerſchaft auch dieſe Hülfsquelle entzogen worden.

Capri ſelber, mehr durch ſeine Lage, als durch das dürftige Thor und die Zugbrücke befeſtigt, iſt ein unbedeutender Ort, welcher außer der Kirche kein Gebäude von nur halbweger Bedeutung hat. Die Einwohner leben vom Oel- und Weinbau. Wie eifrig ſie der Cultur auch obliegen, jede Scholle Erde bepflanzen und die herabgeſchwemmte wieder nach den kahlen Zacken hinauftragen, wie rühmlich bekannt der Ertrag auch ſeyn möge, ſo verſinken ſie dennoch in Folge der verkehrten Maaßregeln der Regierung von Jahr zu Jahr tiefer in Dürftigkeit. Der einzige Stapelplatz ihrer Waaren iſt Neapel; Capri und Iſchia werden jedoch wie zu einer andern Provinz gehörig betrachtet, und müſſen demzufolge ihre Producte verzollen, und dieß zu einem unerhört hohen Preiſe. Ein Baril Wein (etwa ſechzig Maaß) wird mit 20 Carolin bezahlt und mit 6 verſteuert; ein 18 Carolin geltendes Baril Oel mit 4. Drückender noch für die Capritaner iſt es, daß ihre Stadt zum neapolitaniſchen Sibirien erkoren worden iſt, und jederzeit einige 30 Soldaten, Räuber, oft ſogar Mörder, dort ihre Strafzeit, nicht etwa im Kerker, ſondern als dienſtthuendes Militar abſitzen. Weder die eingeſchüchterte Einwohnerſchaft, noch die der Brutalität ihrer Untergebenen bloßgeſtellten Officiere vermögen den täglichen Frevein dieſer uniformirten Rauberbande zu ſteuern, und die in Neapel angebrachten Klagen verhallen ungehört. Zur Bedienung der erwähnten 11 Batterien ſind außerdem noch 76 Mann Nationalgarde beſtimmt. Auf 4 Kanonen kommt ein Artilleriſt. Sie, die ſich ſelber kaum nothdürftig zu bekleiden vermögen, ſind gehalten, ſich auf eigene Koſten Montirung anzuſchaffen, und unnachſichtlich wird zur Beſtreitung der Unkoſten im Unvermögensfalle ihr Hausgeräth verkauft. Nur wenn

ſie 24 Stunden im Dienſt ſind, erhalten ſie 4 Grani (etwa 6 Kreuzer) täglichen Sold. Es kann nicht fehlen, daß dieſe jämmerliche Miliz ſich unter jedem Vorwande dem läſtigen Dienſt entziehe, und daher ſtets incomplet bleibe, wie denn auch bei der vorjährigen Beſichtigung des Königs eine Baſtion durch eine Frau bewacht wurde: ihr Mann war Ordonnanz beim Commandanten, die andern Milizen geſtorben oder verdorben. Getreide wird auf der Inſel gar nicht gebaut, das wenige Schlachtvieh von Neapel herüber geſchafft. Hält der Scirocco wochenlang an, wie dieß im Winter öfters der Fall iſt, ſo kann das ſonſt hin und wieder kehrende Marktſchiff nicht aus dem Hafen laufen, und die Einwohner laufen Gefahr, Hungers zu ſterben. Sogar das bei dem ſalzgeſchwängerten tyrrheniſchen Meer ſo häufig in den Vertiefungen ſich anſetzende Seeſalz zu ſammeln, iſt bei Galeerenſtrafe verboten.

Die Einwohner ſind ein ſchöner, kräftiger Menſchenſchlag, und unter den Frauen ſind wahrhaft reizende Geſichtsbildungen keine Seltenheit. Weniger iſt dieß auf Anacapri der Fall, wo man öfters decidirt afrikaniſchen Phyſiognomien mit aufgeworfenen Lippen und hervorſtehenden Backenknochen begegnet. Iſt gleich die weibliche Tracht nicht ſo charakteriſtiſch wie die der Iſchiauerinnen und Procidanerinnen, ſo iſt ſie doch immer eine ſehr gefällige. Wie alle Südländerinnen, lieben die Frauen einen ins Auge fallenden Putz, ungeheure goldene Ohrenringe, an denen das Hörnchen ſchaukelt, plumpe Fingerringe, vielfache Korallenſchnüre. Befremdend iſt es im Anfang ſich von einer ſo reich geſchmückten Dirne angebettelt zu ſehen. Dieß iſt jedoch in der Ordnung. Sobald die Frauen einen Fremden ſehen, ſtecken ſie die Köpfe zuſammen und ſcheinen unter ſich Kriegsrath zu halten. Der Ausgang iſt jederzeit derſelbe, den Foreſtiere um eine Gabe anzuſprechen. Man lacht ihnen ins Geſicht, ſie lachen gleichfalls und ziehen in beſter Laune ihrer Wege. Hoch auf dem Felszacken ſtehend, ruft ein Mädchen dem im Thale gehenden Wanderer ihr banales: date mi qua' co'! zu. Man hätte eine Viertelſtunde zu klimmen, wenn überhaupt der Felſen erſteiglich wäre, nur um die Grani ihr heraufzutragen. Es liegt in dieſer Bettelei etwas ſo Naives, faſt möchte iſt ſagen, Humoriſtiſches, daß man ihr nicht grollen kann. Von der Sittlichkeit der Frauen läßt ſich übrigens nur Rühmliches ſagen; ihre Strenge rührt zum Theil aus Furcht vor den Prieſtern her, welche einen unbeſchränkten Einfluß auf die Inſulaner ausüben.

Die Wohnhäuſer ſind alle gleichförmig und einen Stock hoch. Das Erdgeſchoß wird zur Aufbewahrung der Oel- und Weinpreſſe benutzt. An keinem fehlt das auf die graue Wand mit Kalk getünchte Kreuz, umgeben mit runden, großen Punkten, welche vielleicht Sterne vorſtellen ſollen. Die Dächer ſind nicht flach wie die neapolitaniſchen, ſondern kuppelartige, abgeplattete Wölbungen, deren jedes Zimmer eine beſondere bildet. Einigermaßen ausgedehnte Häuſer gewinnen dadurch ein moſcheenartiges Ausſehen. Auf dieſen Dächern verbringen die Capritanerinnen einen großen Theil des Tages, Wäſche oder Früchte trocknend, den Rocken ſpinnend, ſingend. Der Feigenbaum rankt ſich mit ſeinen wunderlich gekrümmten Zweigen darüber hinweg, hie und da wiegt auch eine Palme ihre ſchlanken Zweige im Winde, und ſo bietet jedes Haus die anmuthigſten Motive.

Eine Miglie von der großen Marina liegt die viel beſuchte blaue Grotte (grotta azzurra, oder gewöhnlicher blua). Der Weg dahin führt an einem angeblichen Tiberspalaſt vorüber — auf Capri wird jedes alte Bauwerk dieſem Kaiſer zugeſchrieben — von welchem noch einige Mauern mit opus reticulatum und eine gewölbte Cella ſtehen. Von hier an erheben die Felſen ſich ſteilrecht aus dem Meer; ein Vorſprung iſt nirgends zu ſehen. Schlägt der Wind plötzlich um, was im Golf nichts Seltenes iſt, und tritt Tramontana ein, ſo läuft die Barke, welche ihrer Leichtigkeit halber nicht gegen die Wellen ankämpfen kann, Gefahr, gegen die Felswand geſchleudert zu werden, wo dann jede Rettung undenkbar wäre. Räthlich iſt es deßhalb bei zweifelhaftem Winde die Fahrt in einem größern Kahn zu unternehmen, und den kleinern, mit welchem man allein in die Grotte kann, nachzuſchleppen. Die Felswände ſind von dem Waſſer tief unterminirt, und ſo befinden ſich auch auf derſelben Seite mehrere kleinere Höhlen, in welche das Waſſer mit Getöſe eindringt und herausſprudelt. Der Eingang der Grotte ſelber iſt bei ruhiger See etwa vier Fuß über dem Spiegel. Der Reiſende ſtreckt ſich auf den Boden des Nachens und der Schiffer benutzt den Moment, wo die Wellen zurückkehren, um den Kahn hineinzuzwingen. Bei einigermaßen bewegtem Meer ſchlagen die Wellen bis über den Bogen des Eingangs, und dann iſt es nicht rathſam, den Eingang zu erzwingen, einestheils weil dann der ganze Zauber der Farbe verloren geht, beſonders aber weil der Ausgang auf längere Zeit unmöglich werden kann. Im vergangenen Jahre mußten zwei Reiſende auf dieſe Art einen vollen Tag in der von den Wellen geſchloſſenen Grotte zubringen. Die günſtigſte Stunde des Beſuchs iſt die eilfte des Vormittags, wo die Sonne dicht vor der Grotte auf das Meer leuchtet, und jenen magiſchen Reflex hervorbringt. Die Höhle ſelber iſt über 100 Fuß lang und 50 Fuß breit. Eine Seitenhöhle, welche ſich rechts abzweigt, bietet den günſtigſten Standpunkt, um das wunderbare Farbenſpiel zu betrachten. Die hintern Wände ſind mit Tropfſtein von nicht beſonders ausgezeichneter Formation bekleidet. Der größte Reiz aber beſteht in jener unbeſchreiblich ſchönen, glänzenden Atlasbläue des Waſſers, in ſeiner Durchſichtigkeit, in der öligen Schwere, mit der es ſich an den ſchwimmenden Körper hängt, und den Badenden von lichter, blauer Farbe umfloſſen zeigt, beſonders aber in dem Abglanz der Waſſerfarbe an der Felswölbung. So oft die Grotte auch bisher von Malern nachgebildet worden iſt, ſo darf ſich doch keiner rühmen, die Pracht des Urbildes nur im entfernteſten erreicht zu haben, und was der bildenden Kunſt verſagt iſt, wird der Feder vollends unmöglich. Die Grotte läuft in einen in den Fels gehauenen aufwärts führenden Gang aus. Jetzt iſt er verſchüttet, und man kann ihn mit Mühe nur etwa 100 Stufen verfolgen. Die Sage des Volks, welche Tiber ſeine Mädchen in der Grotte bewachen läßt, bedarf wohl keiner Widerlegung, um ſo weniger, da der Gang in der Richtung von Anacapri führt, und der ohnehin von der Gicht gelähmte Kaiſer auf Capri hauste.

Aus demſelben Grunde läßt ſich auch nicht annehmen, daß die Grotte von ihm zum Bade beſtimmt worden ſey, und vielleicht nur, daß die Treppe zu einem geheimen Ausgange bei plötzlichem Ueberfalle habe dienen ſollen. Die Maler Kopiſch und Fries, erſterer aus Schleſien, der zweite aus Dänemark, fanden bei ihrem Aufenthalt in Capri unter den Büchern des Notars Pagani eine alte Chronik der Inſel, in welcher der Grotte und ihres ſchönen Farbenglanzes gedacht wird, mit dem Bemerken, daß ſie ſeit längerer Zeit nicht mehr beſucht würde, indem ſie beim Volk als der Aufenthalt feindſeliger Geiſter verſchrien ſey. Sie ſchwammen bei ruhiger See hinein, fanden die Angabe von der zauberiſchen Farbenpracht beſtätigt, und begründeten durch ihre Schilderungen den europäiſchen Ruf, welchen jetzt die Grotte genießt. Ihre Namen leben noch jetzt, wenn gleich wunderlich genug verdreht, in dankbarer Erinnerung des Volkes, welches in ihnen die Entdecker jenes die Fremden herbeilockenden Magnets und ſomit ſeine Wohlthäter verehrt.

Auf dem öſtlichſten Vorgebirge der Inſel liegen die Trümmer des Tiberius-Palaſtes. Man gelangt zu ihnen von Capri aus auf ſchmalem, durch Vignen- und Olivenwaldungen bergan führendem Pfade, welcher theils durch Mauern, theils durch loſe auf einander gehäufte Steine, und höher hinauf durch Aloëhecken begränzt wird. Die Weinberge ſelber ſind ſorgfältig bebaut, und der Oelbaum am Abhange mit Unterbauten von Steinen verſehen, um dem Herabſtürzen der Erde vorzubeugen. Quer durch die Vignen und längs des Saumes der höchſten Felſen ſind weite Netze zum Fang der Zugvögel, und namentlich der Wachteln, ausgeſpannt, welche zweimal jährlich in ungeheuren Schwärmen ziehen und kehren, und Capri vorzugsweiſe zum Ruhepunkt wählen. An jenen Tagen iſt Alles auf den Beinen, um auf die Flüchtlinge Jagd zu machen. Sie mit dem Gewehre zu erlegen, wäre zu umſtändlich. Die Todmüden laſſen ſich mit den Händen greifen, oder flattern aufgeſcheucht in die Maſchen. Der Syndicus von Capri verſicherte mir, dergeſtalt an einem Tage allein 48 Schnepfen und mehr als 800 Wachteln gefangen zu haben. Nur die verſprengten und zurückbleibenden werden geſchoſſen; ſie ſind mit den in den Felsſpalten wohnenden grauen Kaninchen das einzige Wild der Inſel. — Die Ruinen des Tiberiuspalaſtes ſind von geringem Kunſtintereſſe. Zwei koloſſale Pfeiler von Backſteinen ſcheinen Ueberreſte des Eingangs. Hinter denſelben fällt der Fels ſenkrecht ins Meer; es iſt die Stelle, an welcher Tiber die Opfer ſeiner Tyrannenlaune ins Meer ſtürzen ließ. Von dem Palaſt ſelber ſtehen nur noch einige größere, rohe Gewölbe, und mehrere kleinere Gemacher, deren Fußböden mit ſchwarz und weißer Moſaik verziert ſind. Auf den Ruinen iſt eine kleine Capelle erbaut, neben welcher ein Einſiedler wohnt; es iſt einer von den zünftigen Bettlern, wie deren faſt auf allen ſchönen Punkten in der Umgegend von Neapel horſten, etwas Brod und ſchlechten Wein für die Fremden in Bereitſchaft halten, und für dieſes die einfache Bezahlung verſchmähen, um den doppelten Preis als Almoſen zu erbetteln.

(Schluß folgt.)

Der Deſerteur und der Trommler.

(Eine Erzählung aus dem franzöſiſchen Soldatenleben in Afrika.)

An einem jener glühend heißen Tage, die ſo häufig in Afrika einen ungeſunden Contraſt mit der eiſigen Friſche der gewöhnlichen Nächte bilden, zog ein feurig glühender Dunſt, eine Art von langem Schleier von den Höhen von Gurayah bis zu den Schiffen hin, die ſich im Hafen von Bubſchia wiegten, und umgab die Stadt mit einem röthlichen Schimmer, wobei die Beſucher des Platzes Zuka des Vergnügens, ihre Blicke an dem Panorama der Ebene zu weiden, beraubt wurden.

Trotz deſſen aber verrichteten unſere in verſchiedenen Haufen vertheilten Arbeiter freudig ihr Geſchäft. Die einen hieben in einen beinahe ſenkrechten Felſen den Weg zum Fort, und verſchafften ſomit den Neugierigen, die künftig die berühmte Capelle, die Succurſale Mekka's, beſuchen wollen, ein Mittel bequem zu Wagen bis in die Wolken hinanzuſteigen; andere räumten Ruinen aus, befreiten den Boden von Wucherpflanzen, die ſich im Schutt hin verbreitet, und fanden unter der dreifachen Schichte von Jahrhunderten die römiſchen Ciſternen auf, die der Zahn der Zeit verſchont hatte; wieder andere bildeten vom Ufer bis an das obere Lager eine lange Kette, und trugen auf ihren Schultern die Abtheilungen eines Blockhauſes, das innerhalb zwei Stunden fertig daſtehen ſollte; noch andere endlich begannen, als die erſten Vollzieher eines großen Plans, am Fuße des mit Schießſcharten verſehenen Hauſes die große Straße, die einſt in gerader Linie bis zu den Thoren Algiers führen wird. Alle dieſe, ſowohl Soldaten als Vorgeſetzte, arbeiteten, beſeelt von dem gleichen Wunſch und dem gleichen Eifer, daran, die Macht der alten numidiſchen Stadt wieder herzuſtellen, und ihr den ſchönſten Schmuck, den ſie je getragen, einen franzöſiſchen Schmuck, zu verleihen .....

Inmitten dieſer thätigen und eifrigen Menſchenmaſſe nährte ein Mann, während er ſich von den Uebrigen abſonderte, im geheimen einen unedlen Entſchluß. Dieſer Mann allein konnte nicht begreifen, wie heilig für einen Soldaten der Glaube an ſeine Fahne iſt, und in ſeinem Herzen, wenn er eines hatte, wohnte offenbar nichts als bedeutende Thorheit oder ſchändliche Entwürdigung ..... Unter dem Vorwand, er habe an die äußere Redoute der Ebene eine Meldung zu überbringen, verließ er durch das Thor der Caſauba die Stadt, und gelangte ohne Schwierigkeit durch das Lager der Reiterei und die Wache der Zuaven. Bei dem äußerſten Vorpoſten angekommen, hielt er einen Augenblick, gleichſam um zu überlegen, was jedoch nicht lange dauerte; er warf einen letzten Blick, ohne Zweifel einen Angſtblick, auf ſeine Cameraden zurück, die mit dem Gewehr im Arm Wache hielten, und ging über die Linie hinaus. Der Unglückliche! im vollen Lauf eilte er einem Beduinen-Dorfe zu. Sobald man ſeine Abſicht erkannte, gab die Wache vom großen Blockhauſe Feuer auf ihn; zwanzig Kugeln pfiffen ihm um die Ohren, aber keine traf ihn; er lief fortwährend, und bald ſah man ihn nicht mehr.

Was hatte ihn nun wohl zu dieſer Flucht vermocht? Niemand wußte es. Welchen Zweck konnte der Ueberläufer dabei vor Augen haben? Eigentlich wußte er dieß vielleicht ſelbſt nicht. Dennoch deſertirte er bei hellem Tag im Angeſicht des ganzen Lagers. Dieſer Mann, deſſen Namen man wohl nennen kann, denn der Name der Schändlichen ſoll ſtets an den Pranger der Oeffentlichkeit geheftet werden, dieſer Mann war der Corporal Chapet.

Das Verſchwinden des Corporals erregte im Lager große Bewegung; Abends unterhielt man ſich in den Zelten und in den Barracken von nichts Anderem; allgemein war der Unwille, und die Verwünſchungen, die man dem Flüchtling nachſendete, waren ſchrecklich. Man hatte in Afrika wohl ſchon einige Eingeborne geſehen, die unter unſern Fahnen dienten, ihr rohes und ſtarrſinniges Weſen nicht in unſere Gebräuche zu fügen wußten, und heimlich das Lager wieder verließen, um in den Bergen ihr unabhängiges und wildes Leben wieder zu beginnen, allein dießmal war ein Franzoſe zum Feind übergegangen; es gab in der Sprache unſerer Soldaten keinen Ausdruck, der kräftig genug war, die durch die Frechheit eines ſolchen Abfalls erregten Gefühle auszudrücken.

Am folgenden Tage tummelten ſich ein Dutzend Araber zwiſchen den großen Bäumen und den Gebüſchen, die ſich in Menge hier befinden, vor unſern Vorwachen herum und feuerten einige Schüſſe, jedoch ohne Wirkung, ab. Nach dieſer Art von Uebung, die bei ihnen übrigens ſehr gewöhnlich iſt, verſammelten ſich die Beduinen auf dem Hügel bei der alten Mühle zur Stunde ihres Gebetes oder ihres Mittagmahles. Auf der Spitze des Berges ſtehend, unterſchied man ſie deutlich, man konnte ſie zählen, und unter ihnen gewahrte man, zur Hälfte unter einem weißen Burnus verſteckt, das rothe Beinkleid des Deſerteurs. Mit Hülfe eines Fernglaſes erkannte man den Corporal ſelbſt, man ſah ſogar, wie er ſein Gewehr anſchlug und gegen das Blockhaus feuerte. Sogleich wurden einige Geſchütze gegen die Mühle gerichtet, wovon eines, von einem alten Artilleriſten gerichtet, einen Haufen Eingeborner niederwarf, unglücklicherweiſe aber blieb der Deſerteur verſchont, und man ſah ihn noch immer aufrecht, ſein langes Gewehr zum letztenmal abfeuern, und dann mit ſeinen neuen Gefährten den Weg nach den Wohnungen des Stammes einſchlagen.

Es lag in dieſem Ereigniß etwas ſo Sonderbares, daß jeder ſich fragte, warum die Kabylen, die bisher immer alle einzelnen Menſchen, die ſie ergreifen konnten, enthauptet hatten, und die ſogar immer auf Mittel ſannen, dieſelben neue Qualen erdulden zu laſſen, warum dieſe im gegenwärtigen Fall einen Chriſten, den ſie in ihrer Gewalt hatten, und bei welchem ſie gewiß den Wunſch hegten, ihn nach ihrem Geſchmack zu quälen, leben ließen. Jedenfalls mußte, um ſie zu einer großen Milde zu ſtimmen, ihr Scheikh großen Werth auf den Gefangenen legen, und die Hoffnung haben, denſelben an den ihn zurückfordernden General um eine hohe Summe zu verkaufen. Dieſer Meinung gab man ſich hin, auch ſchien dieſe Annahme ziemlich richtig, indem die Kabylen, als die Auslieferung des Ueberläufers gefordert wurde, einen übermäßigen Preis verlangt haben ſollen.

Indeſſen ſah man den Corporal nicht mehr, und fing an zu glauben, es habe ihn wohl irgend ein Beduine im geheimen ermordet, als eines Morgens ein Zettel von ſeiner Hand, der in der Nacht an einen Abſteckpfahl, der großen Redoute gegenüber, befeſtigt ward, von einer Patrouille gefunden wurde. In dieſem an einen Soldaten gerichteten Zettel wurde dieſem eifrigſt zugeſprochen, zu deſertiren. „Ich bin glücklich,“ ſagte Chapet unter Anderem, „man hat mir ein Pferd, eine Hütte und ein Weib gegeben.“

In einem der Bataillone des Expeditionscorps von Budſchia diente ein Trommler, ein junger Menſch von ſorgloſem und abenteuerlichem Gemüth, der, als er den Inhalt des Zettels vernahm, zu ſich ſelbſt ſagte: „ich möchte nur wiſſen, ob er nicht lügt, dieſer Beduine!“ Lebhaft erfüllt von dem Gedanken, das Pferd und die Frau des Deſerteurs ſelbſt in Augenſchein zu nehmen, meldete er ſich um die Erlaubniß auch zum Feinde überzugehen, aber natürlich nur aus Liebhaberei... Er wußte wohl, welch ein gewagtes Spiel dieß war, auch ſagte man ihm dieß, allein er ließ ſich dadurch nicht zurückhalten; er wettete, daß er wieder zurückkommen werde, und trat ſeinen Weg raſch, munter und froh, mit ſtolzem Geſichte, voller Flaſche, und die Pfeife im Mund an. (Schluß folgt.)

Die Waſſerkrugpflanze.

Dieſe Pflanze iſt ſehr häufig in den ſteinigen trocknen Theilen der Inſel Java, aus denen, wäre dieſes Pflanzenwunder nicht, die kleinen Vögel und vierfüßigen Thiere wegen Waſſermangel auswandern müßten. Am untern Stängel eines jeden Blattes iſt ein kleiner Beutel, genau wie ein Waſſerkrug geſtaltet, mit einem Deckel verſehen, der eine Art Angel hat, die über den Griff des Kruges geht und ihn mit dem Blatt verbindet. Dieſe Angel iſt eine ſtarke Fiber, welche ſich, im regnichten Wetter und wenn der Thau fällt, zuſammenzieht. Eine Menge kleiner Becher voll friſchen ſüßen Waſſers werden auf dieſe Weiſe erhalten, und bieten den kleinen Thieren, welche ihre Zweige erklettern, und einer Menge anderer beſügelter Beſucher ein köſtliches Getränk an. Doch ſobald die Wolke vorüber iſt und die warme Sonne wieder ſcheint, ſo fängt ſich die erhitzte Fiber an auszudehnen und verſchließt den Becher ſo feſt, daß nichts verdünſten kann, und verweigert jede weitere Zufuhr, bis das Bedürfniß eines andern Tages ſie verlangt. (London and Paris Observer vom 14 April.)

Miscellen.

Indiſche Aerzte unter den Arabern des 9ten und 10ten Jahrhunderts. Hr. Wilſon las in der Sitzung der aſiatiſchen Geſellſchaft am 6 April einen Bericht über die indiſchen Aerzte vor, welche vor dem 15ten Jahrhundert in Arabien lehrten und praktizirten. Er wies nach, daß die Namen mehrerer von den arabiſchen Schriftſtellern erwähnten Aerzte und mediciniſchen Werke ſich auf das Sanſkrit zurückführen laſſen, und daß ſchon an den Höfen von Harun und Manſur indiſche Aerzte ſich befanden.

Tod auf den Dampfſchiffen der Vereinigten Staaten. Schon oft iſt die Rede geweſen von dem entſetzlichen Leichtſinn, womit man in Amerika auf den Dampfſchiffen verfährt, aber man hätte kaum geglaubt, daß die Zahl der Opfer ſo groß wäre. Nach einem engliſchen Blatte ſind im Laufe des vorigen Jahres nicht weniger als 1090 Perſonen auf den Dampfſchiffen umgekommen.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 50 u. 51** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Spiridion.** Von George Sand. — **Neuere ſpaniſche Lyrik.** (Schluß.) — **Zuſtand und Schwierigkeiten der Kritik in Frankreich. — Gedichte von Puſchkin.**

Zu dem Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslands vierteljährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 122.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Mai 1839.

Die Südküste der Krim.

(Von J. G. Kohl.)

Die Südküste der Krim ist ein aus dem ganzen übrigen Verbande der taurischen Halbinsel in vieler Beziehung völlig gesondertes Glied, das für sich ein eigenthümliches Ganze bildet. Die Berge der Krim steigen von Norden her nach Süden allmählich auf, fallen aber dann gegen das Meer plötzlich und schnell ab, so daß also die höchsten Erhebungen dicht an die Küste kommen. Die geneigte Fläche nun vom niedrigen Ufersande bis zum hohen Rande der Berge kommt dadurch in ganz eigenthümliche Verhältnisse. Sie ist gegen alle rauhen Einflüsse von Norden her geschützt, und liegt dagegen allen milden Lüften, die von Süden her übers Meer wehen, offen. Sie hat daher ein besonders freundliches Klima, welches das Gedeihen des Weins, der Oliven, des Lorbeers, der Granaten und der Cypressen, kurz aller Pflanzen des mittelitalienischen Himmelsstrichs erlaubt. Diese klimatischen Verhältnisse haben daher auch diesen südlichen Küstenstrich von jeher zum Schauplatz eines besonders thätigen Anbaus gemacht und mehr als das Innere die fremden Ansiedler gelockt. So früher die Griechen und Genueser, so jetzt die Russen. Die schroffen Bergwände mit ihren bis 4000 Fuß hohen Felsenspitzen, und langen, begrasten Steppenrücken schieden immer die Bevölkerung der Südküste scharf ab von der des Innern, und während daher dort Griechen, Italiener, Türken, Russen wohnten, und sich mit der Küstenbevölkerung mischten, trieben immer die Urstämme des Innern, die Kimmerier, Gothen, Alanen, Tartaren u. s. w. ihre Heerden bis nahe an den Rand des Gebirges. Die Südküste trennte sich so immer als besonderes geographisches Glied von der übrigen Krim unter eigenen Namen und eigener Herrschaft. Gewöhnlich wurde sie von Cherson aus beherrscht. Die Griechen nannten sie „ta kastra ton klimaton," oder auch schlechtweg „ta kastra." Jetzt sagen die Russen einfach, „die Südküste" (juschnoi bereg.) Doch hat dieß Wort einen ganz specifiken Gebrauch, der deutlich zeigt, wie genau auch die Russen die eigenthümlichen Verhältnisse dieses Landstrichs erkannt und aufgefaßt haben. Sie sprechen nämlich immer so von juschnoi bereg, als wollten sie damit ein ganz apartes Land bezeichnen. So nennen sie z. B. im Innern Rußlands, in Moskau u. s. w. die krim'schen Weine nur „Weine von der Südküste," ohne näher zu bezeichnen, daß man die krim'sche Südküste meine. Der Name ist auf einen sehr engen Raum beschränkt. Während man bei einem geographischen Ueberblick der Krim das ganze Ufer vom Chersonnes bis zum Bosporus Südküste nennen würde, wird von den Russen nur das kleine Stück bis zum Defilé des Tschatir-Dagh und bis Aluschta so bezeichnet. Denn nur dieß Stückchen von etwa 18 Meilen Länge hat alle die köstlichen Eigenschaften, die dem juschnoi bereg zugeschrieben werden. Weiter nach Sudak hin, dem alten Soldaja des Marco Polo und nach Feodosia wird schon Alles nördlicher, die Berge niedriger, das Klima, Menschen und Vegetation anders.

Den Mittelpunkt dieses gepriesenen Küstenstrichs bildet die Bai und der Hafen des Städtchens Jalta. In dem westlichen Endpunkte liegt die Bucht von Balaklawa, und in dem östlichen das Thal und die Stadt Aluschta. Der ganze Strich ist mit einer Menge tatarischer Dörfer, Ruinen aus den Zeiten der Griechen und Genueser, und mit Schlössern und Gartenanlagen der russischen Großen besäet, und eine Reise zwischen allen diesen Werken der Gegenwart und diesen reizenden Bildern der Natur gewährt allerdings ein nicht geringes Interesse.

Von den Ruinen des alten Cherson in Norden kommend, erreichten wir, ein Paar Petersburger Russen und ich, das südliche Ufer am westlichen Ende in der Nähe von Balaklawa, und zwar gerade an dem Punkte, wo ehemals der Tempel der Diana stand, in welchem Iphigenie das Amt der Priesterin verwaltete. Solche alte geweihte Stellen pflegen ihre Heiligkeit durch lange Zeitalter beizubehalten, und so liegt denn auch jetzt noch an dieser Stelle ein christliches Kloster, das dem heiligen Georg geweiht ist.

Wir hatten beschlossen, die Nacht in dem Kloster zuzubringen. Doch hatten wir uns unter den Ruinen Chersons so lange verweilt, daß Alles schon im tiefsten Schlummer verfallen war, als unsere beiden Troiken (Dreigespann) an den Thoren des Klosterhofes hielten. — Ob die alten Klostervä-

wohl von Iphigenie träumten? — Da Goethe's Schauspiel schon ins Russische übersetzt ist, wäre es nicht unmöglich. Wir traten daher leise auf, um ihnen so freundliche Bilder nicht zu verscheuchen, tappten dem Thorwächter durch einen langen Gang nach, und nahmen Besitz von der uns angewiesenen Celle, Höhle, Stube, Gewölbe, oder was es sonst war. Denn wir konnten es nicht erkennen, da Alles stockfinster war, und der Wachter uns versicherte, er könne uns kein Licht machen. Dienstfertig schleppte er uns ein Paar große Woilokklappen*) herbei, in die wir uns einwickelten, und so auf dem harten Boden um kein Haar bequemer schliefen, als Orest und Pylades vor dritthalb Jahrtausenden.

Freilich hätte uns für diese Unannehmlichkeit auch, wie jene, eine Iphigenie erwecken sollen. Das geschah aber nicht, und statt ihrer kam am andern Morgen ein langbärtiger Scythenmönch, der uns freundlich fragte, ob wir ein Samowar wünschten. Wir ließen uns den Thee auf der Galerie des Hauses wohl schmecken, und überschauten die Umgebung. Das Kloster besteht nämlich, wie in der Regel alle russischen, aus einer Menge kleiner Häuser und Kirchen, die an dem obern Rande des hier etwa 400 bis 500 Fuß hohen Meeresufers aufgebaut sind. Die Hauptkirche ist neu und hübsch mit Säulen, wie alle russischen Kirchen, verziert. Das beste der kleinen Gebäude wird von einem während der griechischen Revolution aus der Türkei vertriebenen griechischen Metropoliten bewohnt, dem der Kaiser von Rußland hier ein Asyl im Kloster gegeben hat, zu dessen Archimandriten er ihn machte. Die andern kleinen Häuser werden von 20 bis 25 Mönchen bewohnt, die jetzt eben größtentheils mit der Flotte aus dem Kaukasus zurückgekehrt waren: denn das Kloster ist ein „flotski monastir" (ein Flottenkloster), dessen Mönche auf den Kriegsschiffen den Gottesdienst verrichten. In acht Tagen, sagten die Väter seufzend, müßten sie sich schon wieder zu einer neuen Excursion bereit halten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Woilok ist ein dicker Filz von Kuhhaar, der zu verschiedenen Zwecken dient, in Südrußland auch als Unter- und Ueberbett. Jeder in den Steppen Herumziehende führt solche Woilokdecken mit sich. Selbst die Bettler haben immer einen kleinen Fleck davon bei sich, um sich gelegentlich darauf niederzulassen.

Capri.

(Schluß.)

An dem Tage, an welchem ich den Fels Tibers zum erstenmal erstieg, hatte in Capri die Weinlese begonnen. Die Einwohner waren in den Vignen verstreut, Trauben lesend, sie auf den Köpfen in mächtigen Körben bergab tragend, und in die Kelter stürzend. Allüberall war Lust und Leben und Gesang. Es war schon Abend. In den Ruinen des Tiberiuspalastes hatten sich fröhliche Bursche und Dirnen versammelt, die letztern mit Weinranken um das Haupt. Zu dem Dröhnen und Schellengerassel des Tamburins, bei dem Tacte der klappernden Castagnetten tanzten sie auf dem Mosaikboden des Kaiserpalastes die Tarantella. Ich glaubte, ein altes Basrelief aus dem Marmor ins Leben treten zu sehen beim Anblick der leichten graziösen Bewegungen der Mädchen, ihres malerischen Costüme's, der kunstlosen Instrumente, des bacchantischen Jubels. Die Tarantella hat viel Aehnlichkeit mit dem römischen Saltarello, und zeichnet sich vor diesem noch durch Anmuth aus. Sie wird paarweise getanzt, und selten nur machen die verschiedenen Paare gemeinschaftliche Sache, indem sie sich kreuzen, oder eine Runde bilden. Die Tänzer berühren sich fast nie, aber, nach der Gleichförmigkeit der Bewegungen zu urtheilen, scheinen sie durch ein unsichtbares Band gefesselt zu seyn, eine geistige Einheit zu bilden. Gaukelnd hüpfen sie einander gegenuber, den Oberleib leise wiegend, die Arme abwechselnd erhebend. Der Mann gibt, Schnippchen schlagend oder in die flache Hand klatschend, das Zeichen zum Wechseln der Tour. In einer derselben läßt sich der Tänzer aufs Knie nieder, während die Schöne im Kreise um ihn herumschwebt; begünstigt sie den Knieenden, so gewährt sie ihm den durch diese Huldigung erflehten Kuß. Ohne Verabredung tritt auch wohl ein Anderer für Tänzer und Tänzerin ein, und löst die Ermüdeten ab, und der kraftigen Natur der Insulaner ist es allein zuzuschreiben, wenn dieser Fall nicht öfter eintritt, denn der Tanz ist anstrengend, und auf den Fliesen, welche den Boden aller Zimmer bilden, keine geringe Seccatur. Wunderlich genug wurde ich durch die Musik an meine Heimath und Zorf- und Gamaschendienst erinnert, denn der Tact der Tarantella ist kein anderer, als der des altpreußischen Zapfenstreichs. Bei solchen Motiven läßt man sich aber wohl die düstern Anklänge an eine im militärischen Joche verseufzte Jugend gefallen, und um auch den letzten Bodensatz von Bitterkeit wegzuschwemmen, genügt es an einem Blick auf das Meer und die Insel, auf den schroff aus den Wellen emporwachsenden Monte Salaro, Anacapri's höchste Spitze, auf die jetzt zum Pulvermagazin verwandte Veste Castiglione, auf das zu Füßen liegende Capri und dessen heitere Veranden, auf den zerfallenden bischöflichen Sitz und alle die weißen Häuschen, die so lustig aus dem Grun der Weinreben und Oelzweige hervorlauschen.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, färbte die kahle, steinige Punta della Campanella mit dunkelm Roth, und tauchte die blitzenden Häuser von Massa in Gold, gegen welches die duftigen Schatten der Capritaner-Felsen nur um so tiefer nachblauten. Das feine Rauchwölkchen des Vesuvs verschwand allmählich dem Blick, Neapel und seine Stadtereihe versank in Dunkel. Nur die Inseln Ischia, Vivaro und Procida, und das Vorgebirge von Misenum strahlten noch in hellem Sonnenglanz. Kein Wölkchen schwebte am Himmel, dessen Purpur sich in den klaren Wellen abspiegelte und noch lange nachglomm, als die Sonne schon hinter Ischia ins Meer versunken war. Es ward Nacht — Musik und Gesang verstummten — die Tänzer zogen paarweise nach Hause — ich stand mit dem Einsiedler auf den Trümmern des Tiberiuspalastes allein.

Ein anderer nicht minder romantischer Punkt ist die Grotta del Matrimonio, eine räumige, regelmäßig gebildete Höhle auf der südöstlichen Küste. Wie sie zu ihrem auffallenden Namen gekommen ist, habe ich nicht ermitteln können. Früher hat sie

zu einem Tempel gedient. Zu dem erhöhten, hintern Raum führen einige in den Stein gehauene Stufen, und längs der Wände zieht ſich ein bankähnlicher Vorſprung. Die Wölbung des Eingangs rundet ſich zum Rahmen für den herrlichſten Blick auf das Meer, auf das Promontorio di Minerva mit ſeiner einſamen Warte, auf die aus den Wellen ſchroff aufſteigenden Inſeln der Sirenen (auch Scogli de' Galli genannt), und die fernen zackigen Gebirge der Calabreſer Küſte. Hier herum ſoll ſich nach der Sage des Volks bei nächtlicher Weile ein rieſiges Geſpenſterſchiff zeigen. Es wird nave di Papa Lucerna genannt, ſoll noch aus alten Römerzeiten ſtammen, mit römiſchen Ruderknechten bemannt ſeyn, und groß genug, um die ganze Meerenge zwiſchen Capri und dem Capo di Minerva verſperren zu können.

Aehnliche weitläuftige Grotten, wie die eben erwähnte, hegt die Inſel noch mehrere. Daß ſie das Waſſer ausſpülte, iſt augenſcheinlich. Die größte, nächſt der genannten, iſt die Grotta del Arco, und liegt hoch am Felsabſturz, unweit der kleinen Marina.

Anacapri wird ſeltener beſucht. Es iſt weniger reich an maleriſchen Vorwürfen als die andere Halbinſel, und gleich beſchwerlich zu erſteigen und zu durchwandern. Die genannten 533 Felsſtufen ſind noch die mindere Mühſeligkeit. Die über eine Schlucht geſchlagene Zugbrücke am Ende der Treppe kann Anacapri völlig abſperren. Zur Linken erhebt ſich, auf einem kahlen, mit Steinen überſäeten Felſen die Barbaroſſaburg, ein plumpes, in Trümmer zerfallendes Bauwerk, mit einer weithin gedehnten, niedern Mauer, welche bis auf die höchſte Spitze des Monte Salaro führt und die Burg mit dem dort angelegten, gleichfalls zertrümmerten Caſtell verbindet. In dem letztern wohnt jetzt der Wärter des Telegraphs, des telefico, nach neapolitaniſcher Wortcorruption. Nur ein einziges Gebäude iſt auf der unwirthbaren Höhe zu erblicken, die weiße, weitleuchtende Capelle auf dem ſüdlichen Abhang, in welcher Einmal im Jahre Meſſe geleſen wird. Um ſo reicher entſchädigt der Fernblick für die ſteinige Einöde des Felsgipfels. Das ganze Eden Neapels, der rauchende Veſuv und die Somma, der Monte Sant'Angelo, die Inſeln alle, das weite, ſonnenbeglänzte Meer mit ſeinen fernen Segeln — es iſt eine nicht zu gewältigende Fülle von Schönheit. — Der Flecken Anacapri liegt loſe und weitläuftig zwiſchen Weingärten verſtreut. Die ſchönen Veranden, jene auf weißen Steinpfeilern ruhenden Weinlauben, welche ſich an jedes Haus anſchließen und das freundliche Motiv zu italieniſchen Stillleben abgeben, ſind ſein einziger Reiz. Die weſtlichen Abhänge der Inſel tragen ſparlich geſaete Olivenwaldungen und einige jener melancholiſchen, verwitternden Warten, wie deren ſich längs den Küſten von Italien und Sicilien hinziehn. Nur vom Meer aus geſehen, machen ſie einigen Effect, und jedem, der Capri beſucht, rathe ich, die Inſel zu umſchiffen, und die großartigen Felsmaſſen, die phantaſtiſchen Klippen, die alten Veſten vom Meer aus zu betrachten. In drei Stunden kann eine leichte Barke das ganze Eiland umſchiffen.

Eine neue Claſſe der Thags.

Die Ausſagen, welche in einigen neuern Proceſſen der Thags Capitän Graham geſammelt hat, enthüllen das Daſeyn einer bisher unbekannten Abtheilung dieſer abſcheulichen Verbrecher. Die Thags, auf die ſich dieſe Ausſagen beziehen, unterſcheiden ſich ſowohl in ihrer Gewohnheit, wie in den Kunſtausdrücken, die ſie angenommen, von den gewöhnlichen Thags, in deren Gemeine ſie, wie es ſcheint, den Stand einnehmen, den die Pariahs unter dem Volk im Großen haben. Sie ſind unter dem Namen „Meypunnah" bekannt, und durchziehen in kleinen Banden das Land und ermorden die ärmſten Reiſenden um ihrer Kinder willen, die ſie an Curtiſanen, Kupplerinnen und dergleichen Perſonen verkaufen, oder über ſie in den großen Städten verfügen, wo die Sklaverei entweder noch beſteht, wie z. B. in denen unter einheimiſchen Regierungen, oder wo es ſchwer iſt, den Gebrauch zu unterdrücken, wie in den unſern. Indem ſie auf dieſe Weiſe ſo mörderiſch und verbrecheriſch ſind wie die gewöhnlichen Thags, ſind ſie noch glücklicher, das Geſetz zu umgehen, da ſie die Leichname ihrer Opfer in Flüſſe werfen, wodurch es äußerſt ſchwierig wird und den größten Scharfſinn erfordert, einen Beweis aufzuſtellen, um ſie zu überführen. Die ſtrenge Beweisführung gegen den gemeinen Thag durch den wirklichen Leichnam der ermordeten Perſonen fehlt in allen Fällen der Meypunnah-Thag gänzlich, und dieſer bedeutende Mangel wird durch das Zeugniß, das die Kinder ablegen könnten, nicht aufgewogen, da ſie zu jung ſind, um als Zeugen angenommen zu werden, ſelbſt wenn ſie fähig wären, jeden Umſtand in ihrer eigenen Sache zu erzählen. Durch genaue Vergleichung jedoch und Sichtung des Beweiſes ſind die Beamten des Thaggi-Departements im Stande geweſen, viele dieſer unnatürlichen Verbrecher zum Geſtändniſſe zu bringen. Lieutenant Mills, dem, wie wir glauben, vorzüglich das Verdienſt gebührt, dieſe ſo gefährliche Unterabtheilung oder Form der Thaggi entdeckt zu haben, hat bereits vierzig vor dem Richter zu Mirut des Verbrechens überführt, und iſt im Begriff hundert andere zur Unterſuchung zu ziehen. Capitän Graham iſt auch glücklich geweſen, mehrere zu ergreifen und die Spuren anderer zu entdecken, von denen er viele zu ergreifen hofft. Dieß kräftige Verfahren wird Indien ſchnell von dieſer Art Verbrecher befreien, deren doppeltes Verbrechen, Mord und Sklavenhandel, von der größten Bedeutung iſt. Es iſt beſonders in den engliſchen Provinzen, weſtlich von Agra, und den angränzenden unabhängigen Staaten häufig, und iſt in jeder Hinſicht ein Uebel, das heimtückiſcher wirkt und ſchwieriger auszurotten iſt als die gewöhnlichen Thags. (Agra Akhbar.)

Der Deſerteur und der Trommler.

(Schluß.)

Eine ganze Woche lang hörte man weder von dem Trommler, noch von dem Corporal ein Wort; hundert Ferngläſer, die von Morgens bis Abends nach der Ebene gerichtet waren, verſchafften den Neugierigen auch nicht die geringſte Nachweiſung. Die Beduinen feuerten fortwährend auf unſere Vorpoſten; es war dieß eine unſchuldige Zerſtreuung, die man ihnen wohl geſtatten konnte, und ſie thaten hinreichend, was eines unſerer Sprüchwörter ſagt: kleines Gewehrfeuer unterhält den Krieg. Fortwährend verſammelten ſich die Burnus auf der Anhöhe bei der Mühle, man ſah ſie hin und wieder gehen, allein man bemerkte unter ihnen keine Grayhoſen mehr, und ſchon ward man über das Schickſal des muthigen Trommlers nicht ohne Grund mit Beſorgniß erfüllt.

Eines Tages erschienen die Araber zahlreicher als gewöhnlich; Feuer, welche Nachts auf allen Bergen angezündet waren, hatten die entfernten Stämme zum Kampfe herbeigerufen, und einzelne Reiter, die weißer waren als die übrigen, sprengten im Galopp an der Plänklerlinie hin, die in den Gebüschen niedergekauert waren. Die Beduinen begannen ein ziemlich lebhaftes Gewehrfeuer, und ziemlich regelmäßiges Pfeifen der Kugeln begann um die Köpfe unserer Soldaten, aber einige Haubitzen und ein Pelotonfeuer beantworteten den Angriff der Eingebornen so richtig, auch machte eine einzige Truppenbewegung ihre Plane so sehr zu nichte, daß sie sich gegen den Marabut wendeten, in Erwartung einer bessern Gelegenheit; auch ihre Reiter zogen sich eilig vor der Fronte der Fußgänger zurück, die sich hinter sie auf die Pferde setzten und mit ihnen flohen. Einige blieben noch zurück, die Schüsse aber wurden selten, und wie gewöhnlich beantworteten bloß unsere Vorposten dieselben noch.

Auf einmal wandten einige gleichzeitige Schüsse die Aufmerksamkeit im großen Blockhause nach der Seite des Meeres hin. Alle noch im Hinterhalte gelegenen Beduinen eilten im Laufe dahin, vor ihnen aber kam ein anderer Beduine auf uns zu, er lief, so schnell seine Beine in dem Gesträuch es vermochten, und hielt ein abgerissenes Stück seines Burnus als Zeichen der Freundschaft in die Luft. Nach einigen abermaligen Schüssen sah man ihn fallen, und glaubte ihn verwundet; man wollte schon zu ihm hingehen, als man ihn in geringer Entfernung aufrecht stehen sah; der Unglückliche war, um zu vermeiden, daß der französische Posten auf ihn schösse, gekrochen; nun aber rief und hüpfte er, und alle seine Cameraden erkannten ihn ... Es war der Trommler, der athemlos und blutend von seinem Ausfluge zurückkam.

Man drückte ihm die Hände und überhäufte ihn anfangs mit Fragen, allein ein bedachtsamerer Freund eilte davon, um Wasser und Branntwein zu holen. „Nimm zuerst Branntwein, sprach er, denn man muß immer zuerst den Muth befeuchten, ehe man die Wunden befeuchtet.“

Nachdem die doppelte Waschung vor sich gegangen war, machte sich die Neugierde Luft. Die Umstehenden bildeten einen Kreis. Was ist es mit den Beduinen, fragen sie durcheinander, und mit Chapet?... Wie verhält es sich mit der Beschneidung?... Und die Maurinnen?... Alle diese zu gleicher Zeit gestellten Fragen betäubten den Trommler, der nicht wußte, wem er antworten sollte, und der es auch kaum konnte, indem er vor Anstrengung noch nicht recht zu Athem gekommen und vor Freude beinahe stumm war ...

Einige Stunden später jedoch wußte man zu Budschia alle Begebenheiten seiner achttägigen Abwesenheit, und beinahe alle diese Episoden lieferten in Betreff des Lebens unter den Eingebornen interessante Aufklärungen.

„Was den Corporal betrifft, sagte der Trommler, so hat er uns einen Bären aufgebunden; er hat so wenig ein Pferd und ein Weib, als ich in meinem Auge; er bekömmt mehr Schläge als zu essen, was ich aus eigener Erfahrung sagen kann, denn ich habe selbst meinen Theil bekommen. In den nächsten Tagen werden sie ihn nach Constantine schicken, und wenn man unterwegs keine Halsoperation mit ihm vornimmt, so darf er sich bei meiner Ehre gratuliren ...“

Der Trommler wurde wegen seines Muthes und seiner Erzählungen von allen Seiten mit Glückwünschen überhäuft und aufs beste gepflegt; an den Tischen der Officiere, wohin er eingeladen wurde, in der Soldatenschenke, wo ihm der Ehrenplatz eingeräumt ward, des Tages bei der Arbeit, Abends im Zelt, erzählte er, mit welcher Rohheit die Beduinen ihn aufgenommen, wie sie ihn gezwungen, ihnen in den Kampf zu folgen, wobei sie ihm mit dem Tode drohten, wenn er einen schiefen Tritt machen würde, vor Allem aber setzte er auseinander, wie viel List er habe anwenden müssen, um sich von ihnen zu entfernen, und den stets auf ihn gerichteten Flintenröhren zu entkommen.

Die Adlerjagd.

Die Jagd auf Adler- und Geyernester bildet einen wahren Industriezweig der armen Bauern von Sardinien, so wie der Insel Corsica. Das Journal des Chasseurs erzählt folgenden Fall, der sich in der Umgegend von San Giovanni de Domus Novas bei Eglesias in Sardinien ereignet hat.

Drei Brüder, junge Bauern, wurden in der Tiefe eines Abgrundes ein großes Adlernest gewahr, welches ihnen eine reiche Beute zu versprechen schien. Aber der Felsenspalt war so senkrecht, daß kein anderes Mittel blieb in diese Art von Schacht zu gelangen, als indem man sich an einem Seile hinunterließ. Sie wanden das Seil in der Mitte um den Stamm eines jungen Baumes, der in der Nähe stand, um sich auf diese Weise eine Art von Rolle zu verschaffen, mittelst welcher sie es tiefer hinunterlassen oder heraufziehen konnten, je nachdem es der daran Befestigte verlangte. Die Gefahr des Unternehmens bestand nicht allein in der Möglichkeit eines Sturzes von mehr als 150 Fuß in die Tiefe, sondern auch in den wahrscheinlichen Angriffen der unzähligen Raubvögel, die dieser finstere, unzugängliche Ort beherbergte. Derjenige der drei Brüder, den das Loos getroffen hatte, das Unternehmen zu wagen, hielt es daher auch für nöthig seinen Säbel *mitzunehmen*, um sich vor den Feinden, denen er sich gegenüberstellte, schützen zu können. Die beiden andern Brüder hielten das Seil. Der Aelteste war 26 Jahre und der muthige Jäger 22 Jahre alt, groß, muskulös, von herculischer Kraft, von brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzen Augen und Haaren, kurz das wahre Bild jener schönen Bergbewohner der südlichen Gegenden. Er näherte sich dem Abgrunde, das Seil begann sich mit ihm zu senken, tief, tiefer, jetzt schwebt er vor der Spalte, in der das ersehnte Adlernest sich befindet, er hebt es aus. Vier junge Adler mit weißlichgelbem Gefieder sind sein, aber das Schwerste ist noch nicht geschehen, er muß auch noch zurück. Er hat seinen Brüdern zugerufen, das Seil aufzuziehen, seine Stimme schallt weit durch die Klüfte, aber sie hat auch seine Feinde geweckt. Er sieht sich plötzlich wüthend von zwei Adlern, dem Vater und der Mutter der Kleinen, die er im Arme hält, angefallen, auch die übrigen Raubvögel scheinen diesen helfen zu wollen, ein furchtbares Geschrei und Gekreisch füllt die Schlucht, immer dichter wird die Schaar um ihn her, und der Säbel, den er mit außerordentlicher Geschicklichkeit führt, reicht kaum mehr hin ihn zu schützen, er schwingt ihn mit Blitzesschnelle über seinem Kopfe, denn er muß sich nach allen Seiten hin decken. Plötzlich spürt er eine heftige Erschütterung des Seils, er *blickt* auf, und sieht, daß er in der Hitze des Gefechtes mit der Schneide seines Säbels das Seil getroffen und dieses zu drei Viertheilen durchschnitten hat. Er erkannte die Gefahr, in der er schwebte, ein furchtbarer Schauder überlief ihn, dennoch ging das Seil immer höher und höher, und unbeweglich, in unbeschreiblicher Angst, schweigend, erwartet er, welches Loos ihm die Vorsehung bestimmt. Er ist oben, er hat festen Grund, er und sein Adlernest, das er nicht aufgegeben hat. Ein lautes Freudengeschrei seiner Brüder begrüßt ihn, aber wie sie ihn betrachten, erkennen sie ihn kaum — seine Haare sind weiß geworden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 123.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

3 Mai 1839.

Antonio Lionelli.

(Aus dem Mirror.)

Wer jemals Neapel beſucht hat, muß eine Claſſe des Volks bemerkt haben, die in andern Ländern ganz unbekannt iſt — ich meine die Scrivani oder öffentlichen Briefſchreiber. Man trifft ſie zwar in allen Theilen der Stadt, doch vorzüglich in einem engen Gäßchen in der Nähe des Poſthauſes, wo ſie theils Briefe den Empfängern vorleſen, oder die Gedanken derer aufzeichnen, die für den Empfang und die Erwiederung ihrer Briefe kein anderes Organ beſitzen, als das Ohr und die Zunge.

Die Ausrüſtung eines Briefſchreibers beſteht in einem alten Tiſch, einem Stuhl und einem Seſſel für den Gebrauch ihrer Kunden, und dem gewöhnlichen Schreibmaterial. Erhält der Scrivano noch dazu von einem reichen Mitbürger ein Plätzchen, wo er vor der brennenden Sonne des Sommers oder dem eiſigen Regen des Winters geſchützt iſt, ſo iſt er beſonders glücklich.

Die Briefſchreiber werden zu vielen unendlich verſchiedenen Dingen, die natürlich die untern Stände des Volks betreffen, verwandt, und werden daher Inhaber von Geheimniſſen, welche, wenn ſie veröffentlicht würden, oft das Verderben ihrer Kunden nach ſich ziehen müßten. Doch dieſes Vertrauen wird ſelten mißbraucht, denn außer dem hohen Sinn für Ehre, den ſie dem Bewußtſeyn ihrer höhern Bildung im Vergleich mit ihren ungebildetern Landsleuten entlehnen, hängt auch der gute Fortgang ihres Geſchäfts zum großen Theil von ihrer Verſchwiegenheit ab. Nur wenn eine heftige Leidenſchaft, die ſeit Jahren geſchlummert hat, plötzlich wieder erweckt wird, nur dann verläßt den Scrivano zuweilen ſein Ehrgefühl und ſeine Klugheit.

Nach einem Tage ungewöhnlich ſtrenger Arbeit bereitete ſich Antonio Lionelli, ein ehrwürdiger Schreiber, der kein kleines Vertrauen unter ſeinem Volke genoß, das Geräuſch und Getümmel der Strada Toledo zu verlaſſen, und ſich mit ſeinen Geräthen in ſeine eigene Wohnung, in Napoli senza sole zurückzuziehen. Er hatte bereits den Gewinn des Tages berechnet, und in ſeinem eigenen Sinn beſtimmt, wie viel davon für Maccaroni zum Abendeſſen abgehen und wie viel er zurücklegen würde, um ſeiner Tochter Berta ein neues Kleid zu kaufen, zu Ehren des herannahenden Carnevals. — „Ich komme wohl faſt zu ſpät, Antonio, und doch möchte ich um Alles in der Welt dieß keinen andern Scrivano leſen laſſen.“ — „Ah, Bianca, du biſt es?“ ſagte Antonio, ſich umwendend, „ein Liebeshandel wahrſcheinlich.“ — „Lies, lies, um der heiligen Jungfrau willen! guter Antonio!“ ſagte Bianca, ohne ſeine Fragen zu beantworten, „und gebt Acht, daß Euch Niemand hört.“

Die Sprecherin war eine junge und ſchöne Contadina, die ſich, peinliche Erwartung in ihren Zügen, über Antonio hindog, um jeden Ton ſeiner Lippen aufzufangen. Antonio las: —

„Liebſte Bianca, — Triff mich morgen Abend, wenn die Veſperglocke läutet, an der Kirche San Martino. Gieb wohl Acht, daß deine Tritte nicht von denen beobachtet werden, welche gern den Preis erwerben möchten, der auf den Kopf geſetzt iſt deines

Carlo.“

„So iſt es von ihm und er iſt ſicher!“ rief Bianca. Hier ſind 5 Grani (ungefähr 6 kr.) es iſt Alles, was ich habe.“ Sie eilte davon.

„So iſt es von ihm!“ wiederholte Antonio, und gab dem mächtigen Gefühl Worte, das ihn während des Leſens ergriffen hatte, und das er kaum fähig geweſen war, zu unterdrücken. „Ja, der Schändliche! der Räuber Carlo Bettoni!“ fuhr er im Selbſtgeſpräch fort, „der mir mein unſchuldiges Kind verführte und ſie hernach verließ. Arme Berta, ſonſt das fröhlichſte Mädchen; jetzt ſucht ſie die Einſamkeit, ihr Herz iſt gebrochen und Alles durch die Schändlichkeit dieſes undankbaren Schurken. Aber bei der heiligen Jungfrau und allen Heiligen, ſie ſoll gerächt werden!“ rief Antonio und ſchlug dabei heftig auf ſein Schreibpult.

„Ich habe ihn entdeckt, Berta!“ ſagte Antonio, als er in ſeine geringe Wohnung eintrat. „Er iſt jetzt in meiner Macht und Du ſollſt gerächt werden, Kind!“

Als dieſe Worte, mit ungewohnter Heftigkeit ausgeſprochen, Berta's Ohr erreichten, riefen ſie ſie plötzlich aus den Umgebungen eingebildeten Glückes, worein ihr verſtörter Geiſt gewohnt

war, ſich zu ergehen, in die kalte Wirklichkeit zurück, die ſie umgab, und die von Natur blaſſe Wange wurde todtenbleich, als ſie ihres Vaters Augen Feuer ſprühen, ſeinen ganzen Körper vor Zorn erzittern ſah. „Der ſchändliche Carlo Bettoni, auf deſſen Kopf 500 Kronen geſetzt ſind," fuhr Antonio fort, „will Morgen, wenn die Veſperglocke läutet, an der Kirche San Martino ſeyn, und Antonio Lionelli und die Gerichtsdiener werden es auch. Nicht ein Scudo der Belohnung ſoll meine Hände beflecken; aber ich werde Rache haben, ich werde ihm ins Geſicht lachen und ihn an ſeine Schändlichkeit, ſeine Undankbarkeit erinnern, wenn der Scharfrichter ſeinen Kopf für den Block bereitet."

Berta hatte jetzt ganz ſich ſelbſt wiedergefunden, und als ihr Vater ſie von der Art unterrichtet hatte, wie er Kenntniß von einem ſo wichtigen Geheimniſſe erhalten, ſchien ſie zu zweifeln, ob er Vortheil aus einem Geheimniß ziehen dürfe, das ſeinem Berufe anvertraut war. Antonio lobte ihr Ehrgefühl, wollte aber von nichts hören, das ihm ſeine Rache entzöge.

Ungeachtet Berta grauſam und ſchändlich von dem Manne betrogen worden war, der ihre Neigungen gewonnen hatte — er blieb immer ihre erſte, ihre einzige Liebe, und ſie war ein Weib. Sie hatte ihn nie ganz gehaßt, und jetzt, wo ihn eine augenſcheinliche Gefahr bedrohte, erſchien er ihrer beſtochenen Phantaſie als der glühende, ergebene Liebhaber, der zuerſt ihr junges Herz gewann.

Doch dieß Alles wagte ſie Antonio nicht zu geſtehen; ſie wußte, wie tief gewurzelt der Wunſch nach Rache in ihm war. Deßhalb unternahm ſie es nicht, fernere Einwendungen gegen den Plan ihres Vaters zu machen, den bekannten Räuber, Carlo Bettoni, den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern.

„Biſt du toll, Carlo? dich in die Stadt zu wagen, wo öffentliche Anſchläge, die eine Belohnung auf deinen Kopf ſetzen, an jeder Straßenecke deinem Auge begegnen. Sey froh, daß du neulich mit Noth entkommen und laß uns fort in die Berge gehen."

„Ich glaube, ich bin toll, Francesco; denn ich muß und will gehen. Ich fühle, es iſt mir unmöglich, dieß Mädchen zu verlaſſen; ſie muß von dem Ort unſeres Zuſammentreffens unterrichtet werden. Du mußt mit mir gehen, Francesco, um mir zu helfen im Fall der Noth, und wenn ich ſollte ergriffen werden — — Nein, ergreifen ſollen ſie mich nie; doch, ſollte ich fallen, ſollſt du mich erſetzen, und unſere brave Bande in die Berge führen."

Dieſes Geſpräch fand zwiſchen Carlo Bettoni und einem ſeiner kühnen Bande unter einigen Ruinen in der Nähe von Neapel ſtatt, am Morgen des Tages, an welchem der erſtere Bianca an der Kirche San Martino treffen ſollte.

Der goldene Glanz der ſcheidenden Sonnenſtrahlen verſchwand ſchnell von dem herrlichen, weitberühmten und nicht überſchätzten Golf von Neapel und der ihn umgebenden Landſchaft, und die ſchönen Umriſſe des hochaufſteigenden Veſuvs erbleichten immer mehr und mehr in dem wolkenloſen Himmel Italiens, während die zunehmende Dunkelheit nach und nach die Rauchſäule, die von ſeinem Gipfel aufſtieg, in eine Flammenmaſſe verwandelte, als Carlo Bettoni und ſein Gefährte aus ihrem Verſteck aufbrachen, verhüllt in die Gewänder von Dominicanermönchen. Bianca hatte den beſtimmten Platz ſchon fünf Minuten vor der bezeichneten Zeit eingenommen.

„Bianca!" flüſterte ein Mönch, der langſam auf dieſen Ort zuſchritt. „Carlo!" erwiederte Bianca leiſe. Es war ihr Freund.

Gerade als Carlo zum Theil ſeine Capuze zurückgeworfen hatte, kam plötzlich ein Weib um die Ecke der Kirche, und ehe er ſich abwenden konnte, ſah ſie ſein Geſicht. Carlo fuhr zurück. Es war Berta! — „Flieht, Carlo!" ſagte ſie mit unterdrückter Stimme, „flieht bei eurem Leben! Mein Vater kommt mit den Gerichtsbeamten!"

Ehe Carlo antworten konnte, hörte man Antonio's Stimme und den Ruf: „Da iſt er! Ergreift ihn lebendig, wenn ihr könnt!" Und einer der Häſcher erfaßte ſein Gewand. Aber ſchnell durch eine geſchickte Bewegung das lange Kleid abwerfend, ſtreckte er mit einem Dolchſtoß ſeinen Angreifer todt zu ſeinen Füßen, und ein Piſtol aus ſeinem Gürtel ziehend, ſchoß er einen Andern durchs Herz. Francesco war bei dieſer Zeit ſeinem Freunde zu Hülfe gekommen, und da jetzt nur noch zwei Häſcher übrig waren, war der Kampf ziemlich gleich. Doch Antonio, der beſorgte, ſein Feind möchte entkommen, ergriff einen Dolch aus dem Gürtel eines der gefallenen Männer, und warf ſich mit der Wuth eines Tigers auf ſeinen Feind in dem Augenblick, wo Carlo den dritten Angreifer entwaffnete. Francesco, der ſich ſeines Gegners auch entledigt hatte, wandte ſich, und ſah, daß ſein Freund mit dem einzigen noch übrigen Feinde rang. Im nächſten Augenblick zerſchmetterte eine Kugel von ſeinem Piſtol Antonio's Gehirn; doch es war zu ſpät, des alten Mannes Dolch hatte ſich ſchon in Carlo's Herz gegraben. — Beide fielen zugleich.

Der Lärm dieſes kurzen, doch blutigen Gefechtes zog bald mehrere Perſonen an den Ort, und alle Theilhaber dieſer tragiſchen Scene, mit Ausnahme Francesco's, der entkommen war, wurden in das nahe Kloſter Santa Maddalena gebracht. Hier fand man, daß Berta gefährlich in die Seite durch einen Streifſchuß verwundet war, und daß zwei der Gerichtsdiener noch lebten, und Hoffnung zur Heilung hatten.

Bianca fiel aus einer Ohnmacht in die andere, und wurde nur mit Mühe wieder zu ſich gebracht; aber die beiden Todfeinde Carlo und Antonio waren außer dem Bereiche menſchlicher Hülfe.

Bianca pflegte Berta in ihrer Krankheit mit unermüdlicher Sorgfalt, gemeinſames Unglück hatte ſie zur engſten Freundſchaft verbunden, und als die letztere hergeſtellt war, gingen Beide als Novizen in das Kloſter. Später nahmen ſie den Schleier, und waren nicht weniger bemerkenswerth wegen ihrer Liebe und ihres Wohlwollens gegen ihre Mitgeſchöpfe, als wegen ihrer innigen Anhänglichkeit zu einander.

Die Südküſte der Krim.

(Fortſetzung.)

Von dieſen hübſch gruppirten Häuſern, die nur wenig Hofraum um ſich haben, geht es nun ziemlich ſteil zu einem Brunnen, und weiterhin beſtändig unter dem Schatten von Bäumen zum Meeresufer hinab. Rechts ſpringt die Küſte weit ins Meer hinaus bis zu einer Spitze, die von den Italienern „Bay Fioraventi“ genannt wurde. Es iſt das „Cap Parthenon“ (das Vorgebirge der Jungfrau) der Alten. Links tritt die Küſte weniger aus der geraden Linie hervor, und die Bai iſt unvollſtändiger. Mit einem Worte, das Ganze iſt ſo durchaus und vollkommen die Bühne zu dem Schauſpiel „Iphigenie auf Tauris,“ daß ich gar nicht begreife, wie man nur noch daran zweifeln mag, daß hier der Tempel der Diana geſtanden, oder die Meinung aufſtellen kann, daß gar die ganze liebliche Iphigenie ſelber nur eine ſchöne Idee der Mythendichter geweſen ſey. Wie wäre es nur möglich, ſo naturgetreu zu dichten, daß Alles, ſelbſt bis in die geringſten Kleinigkeiten, mit der Wirklichkeit ſtimmt. Dort hinter der Bay Fioraventi die Felſen, bei denen Oreſt und Pylades ſich verſteckten, und von den Scythen entdeckt wurden. Hier zum Meere hinab der Hain der Diana. Alsdann der Weg am Brunnen vorbei, den Iphigenie wandelte, um der Göttin Bild ans Meer zu tragen. Hinten der Weg aus der Steppe, den Arkas und Thoas aus der Gegend der alten Reſidenzſtätte Baktſchiſarai kamen. In der That, die Aehnlichkeit war ſo groß, und die Gegenwart glich noch ſo ſehr der fernen Vergangenheit, daß ich in beſtändiger Spannung an den bewaldeten Abhängen umherirrte, und mich gar nicht gewundert hätte, wenn die holde Jungfrau, die Prieſterin,

„die werthe, vielgeehrte,“

ſelber aus einem der Häuſer hervorgetreten wäre.

Meine Reiſegefährten waren nach dem Morgenthau in die Kirche gegangen, um einer Frühmeſſe beizuwohnen, und der Geſang der Chorknaben drang wunderlieblich aus der offenen Kirchenthür hervor, und trug nicht wenig dazu bei, meine Stimmung noch zu erhöhen. Nur hätte ich gewünſcht, daß es Nonnen ſtatt der Mönche geweſen wären. War dann die Aebtiſſin noch dazu jung und hübſch, ſo waren alle Bedingungen einer vollkommenen Täuſchung erfüllt. Hellenenblut und ein dem Opfertode Entronnener war ja in der That ſchon Vorſteher des Kloſters. Ich trat indeß hinaus in die Schatten der regen Wipfel,

„des alten, heiligen, dichtbelaubten Haines.“

Mit Entzücken wandelte ich hinab ans Ufer, wo ſie lange Tage ſtand,

„das Land der Griechen mit der Seele ſuchend.“

Ich konnte mich der Rührung nicht enthalten, als mir all das Schöne wieder einfiel, was wir in der Jugend gelernt, und was ſo oft unſere Gedanken in das ferne Land der Taurier geführt hatte, in dem ich nun wirklich ſtand.

„Doch die Gefährten nöthten und baten dringend,
Der Abfahrt Stunde zu beſchleunigen.“

Es drohe Gewitter in der Ferne, und es wäre zu wünſchen, daß wir noch vor dem Regen Balaklawa erreichten.

Leider mußten wir auch darauf verzichten, den alten, griechiſchen Metropoliten zu ſprechen, der noch in der Kirche beſchäftigt war. Sonſt hätten wir noch wohl etwas über die Lage des alten Tempels der Diana erfahren können. Denn er hat der Regierung ein Memoire übergeben, in welchem er ſeine Kenntniß über dieſen Punkt niederlegte. Auch iſt er im Beſitz einer Chronik des Georgiew'ſchen Kloſters von ſeinem Urſprunge bis auf den heutigen Tag. Es iſt ſchon ſehr alt, und blühte bereits zu den Zeiten des alten Cherſons. Von der dortigen chriſtlichen Gemeinde wurde es geſtiftet, und an die Stelle des alten heidniſchen Götzentempels geſetzt.

(Fortſetzung folgt.)

Das Atelier eines chineſiſchen Malers.

(Nach dem kürzlich in London erſchienenen: der Fan-Qui*) in China, von Toogood Downing.)

Wer in den letzten Jahren zu Canton war, hat wohl den Laden des Malers Lamquoi nicht vergeſſen. Lamquoi erhielt Unterricht von Chinery zu Macao dieſer engliſche Künſtler lehrte dem chineſiſchen erträglich auf europäiſche Art zu malen, und Lamquoi gilt für den geſchickteſten Maler ſeines Vaterlandes. Da ſich aber in ſeinem Atelier Künſtler befinden, welche unter ſeiner Aufſicht nach chineſiſcher Methode malen, ſo dürfte eine Schilderung ihrer Arbeiten und des Ortes, wo dieſe vor ſich gehen, eine Vorſtellung von der Art und Weiſe geben, wie man dieſe Kunſt im „himmliſchen Reiche“ behandelt.

Das Haus des Künſtlers, in der Chinaſtraße gelegen, unterſcheidet ſich von den Nachbarwohnungen nur durch ein kleines ſchwarzes Täfelchen an der Thüre, auf welchem in weißen Buchſtaben Lamquoi's Stand und Namen ſtehen. Alle Häuſer dieſer Gaſſen beſtehen aus zwei Stockwerken, wovon das obere gewöhnlich durch Kaufleute bewohnt wird, und da kein Fan-qui (Fremder) hinaufgehen darf, verfertigt man in dem untern Laden einen Theil der fraglichen Gegenſtände. Die Malerläden haben das Eigenthümliche, daß die Fremden und die Käufer nach Belieben überall eingelaſſen werden, und daß man in verſchiedenen Stockwerken verſchiedene Arbeiten fördert. Lamquoi ſelbſt wohnt im höchſten Theile ſeines Hauſes, in deſſen oberſtem Giebel man ihn am Geſchäfte findet, umringt vom Arbeitszeuge. Im erſten Stockwerke iſt das Atelier, wo die Zeichnungen auf Reis- oder anderes Papier gemacht werden. Im Erdgeſchoſſe befindet ſich der Laden, wo die fertigen Artikel zum Kauf ausgeſtellt ſind. Die Zeichnungen auf Reispapier werden am meiſten geſchätzt; ſie ſind in Glaskäſten aufgeſchichtet. Doch findet man in der Handlung auch andere Dinge, welche nicht zur Malerei gehören; z. B. verſchiedene Steinarten, auf merkwürdige Weiſe gravirt oder ausgehauen. Auch kauft man alle materiellen Erforderniſſe zum Malen: Farbenſchachteln mit großen und kleinen Pinſeln u. ſ. w.; Alles mit goldbrochirter Seide zugedeckt. Das Reispapier, in Stößen zu hundert Bogen geordnet, iſt ein wichtiger Handelsartikel, den man aus Nanking bezieht. Das indiſche Reispapier fertigt man aus einer unter dem Namen Aschynomene paludosa bekannten Pflanze; doch

*) So viel als „herumſtreichender Barbar“ oder „fremder Teufel,“ die Benennung für alle Ausländer.

glaubt man allgemein, daß das chineſiſche Reispapier aus einer Art Malve erzeugt wird. Man zieht das Mark aus und ſchlägt es zu Blättern, deren Preis ſich nach ihrer Größe und Reinheit bedingt.

Die Subſtanz, welche wir unter dem Namen chineſiſche Tuſche kennen, wird wirklich in dieſem Lande verfertigt; lange glaubte man, daß man ſich hiezu einer gewiſſen Flüſſigkeit bediene, welche der Fiſch Sepia enthält. Jetzt weiß man aber beſtimmt, daß dieſer Tuſch aus einer beſondern Art Ruß und aus Waſſerleim gemacht wird.

Es gibt dreierlei Arten von Tuſch zu Canton: die vorzügliche iſt die, welche, wie die Chineſen ſagen, von einem Orte kommt, Pan-Kum genannt; die zweite Gattung, zu Nanking verfertigt, und endlich die dritte, mittelmäßige, zu Canton ſelbſt gemacht. Die Chineſen beurtheilen den Werth des Tuſches nach ſeinem Geruch, und indem ſie ein Stückchen in der Mitte zerbrechen, um ſich zu überzeugen, ob es glänzend und gläſern iſt. Der Geruch wird durch Moſchus erzeugt, welchen man unter den Tuſch miſcht, und da der Moſchus ſehr theuer iſt, ſo wird nur die beſte Gattung Tuſch damit gewürzt.

Wir kehren zu Lamqua's *) Haus zurück; eine kleine Treppe, einer Leiter mit hölzernem Geländer ziemlich ähnlich, führt in das Atelier des zweiten Stockes. Hier ſieht man acht bis zehn Chineſen mit aufgeſtülpten Aermeln, die langen Haarſchwänze um den Kopf geſchlungen, damit nichts ſtöre im zarten Verfahren bei der Arbeit. Das Licht dringt frei in das Atelier durch zwei Fenſter, welche an beiden Enden des nicht allzu großen Gemaches angebracht ſind; ſein einziger Schmuck ſind vollendete Malereien, welche an den Wänden hängen und die Käufer locken ſollen. Man gewahrt unter dieſen Malereien einige europäiſche Kupferſtiche, neben welchen Copien von chineſiſcher Hand in Oel- oder Waſſerfarben hängen. Die Kupferſtiche werden gewöhnlich durch Seeofficiere gebracht, welche Zeichnungen und Malereien der Chineſen dafür eintauſchen. Uebrigens muß man die Treue und Zierlichkeit bewundern, mit welcher die Maler dieſes Landes die vorgelegten Originale copiren, und die friſche, harmoniſche, aus eigener Phantaſie gewählte Färbung.

Im Atelier befinden ſich lange Tafeln, deren Entfernung von einander nur ſtreng darauf berechnet iſt, den Malern Durchgang zu laſſen. Wenn man dieſe Männer betrachtet, die auf kleinen Taboureten vor ihrem Tiſche ſitzen, das pünktlich geordnete Arbeitszeug neben ſich, wird man von der Sauberkeit und Zartheit ihres Verfahrens überraſcht. Zuerſt ſtreicht man mit einer leichten Alaunauflöſung über das ſorgfältig gewählte Reispapier, damit es ohne zu fließen die Farben annehme, und wiederholt dieß im Laufe der Arbeit ſieben- bis achtmal. Dann wird die Zeichnung entworfen. Es gibt Bücher zum Gebrauche der chineſiſchen Maler, in welchen ſie Skizzen von Menſchen, Thieren, Bäumen, Pflanzen, Felſen, Gebäuden u. ſ. w. finden, welche die chineſiſchen Künſtler zu einem Gemälde auswählen und zuſammentragen, und dadurch ziemlich abwechſelnde Compoſitionen von den gleichen Gegenſtänden entwerfen. Daher die Aehnlichkeit in den Bäumen, Felſen u. ſ. w. auf chineſiſchen Bildern, während das Ganze immer ziemliche Verſchiedenheit bietet. Bei Lamqua, wie in den andern Ateliers, hat man alſo Original-Mandarinen-Vögel-Bäume, die man unter das Reispapier legt, deſſen Transparenz das Durchzeichnen begünſtigt.

Die Farben werden im voraus bereitet, die ſtets dichten Tinten ſorgfältig gemiſcht und aufgetragen. Nachdem man ſie mit einem Glasreiber auf einer Porcellanplatte gerieben und mit Waſſer befeuchtet hat, miſcht man etwas Alaun und Leim hinzu, um ihnen Halt auf dem Papiere zu geben; in Europa ziehen wir Gummi vor; aber die Chineſen bedienen ſich des Leimes, der ſtets in kleiner Schale auf zierlichem Dreifuße neben ihnen ſteht und durch nußgroße Kohlen warm erhalten wird.

Zuerſt werden die Gewänder und Acceſſorien auf das Papier gemalt. Will man die Carnation darſtellen, ſo trägt man die Farben auf die Rückſeite des Blattes auf, um die durchſichtige Färbung zu bezwecken, welche den europäiſchen Miniaturmalern das Elfenbein gewährt. Die Pinſel, deren man ſich zum Malen bedient, gleichen denen, welche man zum Schreiben benutzt, nur ſind ſie feiner, und ihre Haare in ein Stück Bambus befeſtigt. Die Farben der Pinſelhaare ſind verſchieden: weiß, grau, zuweilen ſchwarz; die Pinſel von letzterer Farbe ſind die beſten. Man trifft öfters ſolche zu Canton, kennt das Thier nicht, welches dieſe Gattung zarten Pelzes liefert, behauptet aber, daß einige noch zartere Pinſel aus den Barthaaren der Ratten gefertigt werden. Gute Pinſel ſind ſehr ſelten und theuer. Bei gewiſſen Stellen, die feinere Pinſelſtriche erfordern und daher öfter ſollten überarbeitet werden, gebrauchen die Chineſen mit wunderſamer Geſchicklichkeit zwei Pinſel zugleich. Der größte Fehler der chineſiſchen Malerei, in Vergleich mit dem herrſchenden Geſchmack und den Kunſtlehren in Europa, iſt die Unkenntniß in der Wirkung von Licht und Schatten. Dieſes unvollkommene Syſtem der Nachahmung entſpringt aus dem Grundſatze der Chineſen, die Gegenſtände der Natur nicht darzuſtellen wie ſie erſcheinen, ſondern wie ſie wirklich ſind, wodurch ſich dieſe Malerei in die Fußſtapfen der Bildhauerei verirrt.

*) Lamqua iſt der einzige chineſiſche Maler, deſſen Ruf ſich nach Europa erſtreckt. Jüngſt hat die königliche Bibliothek zu Paris mehrere ſchöne Albums aus ſeinem Atelier erſtanden.

Miscellen.

Auffindung von Alterthümern in Frankreich. In der Nähe des Circus der Cadurci (im Lot-Departement), auf der Stelle, wo die Reſte des Dianentempels ſtehen, hat man einen prächtigen Moſaik mit Zeichnungen und Blumen von der ſchönſten Arbeit entdeckt. Ebenſo fand man einen kleinen Eiſenſchild mit dem römiſchen Adler, und wahrſcheinlich werden die thätigen Nachforſchungen an dieſer Stelle noch manches Intereſſante ans Tageslicht fördern. — Zu Voulieu in der Nähe von Boën (Depart. Loire, Diſtr. Montbriſon) hatte man ſeit einiger Zeit Steingräber entdeckt: kürzlich ſtieß man auf eine alte Urne und andere Gegenſtände in terra cotta, und ſpäter noch auf alterthümliche Schloſſerwerkzeuge. Einer alten Sage zufolge ſoll in geringer Entfernung von Voulieu einſt eine große Stadt geſtanden haben. (Echo du Monde Savant vom 20 April.)

Zurückgewieſene Gegenſtände bei der Ausſtellung in Paris. Die Zahl derer, die in Paris ſelbſt Gegenſtände auf die Induſtrieausſtellung liefern, beläuft ſich dießmal auf 1900, ungefähr 500 mehr als im Jahre 1834; dennoch ſind etwa 500 zurückgewieſen worden, deren Erzeugniſſe freilich zum Theil ziemlich wunderlicher Art waren. Ein Töpfer hatte eine Baßgeige aus gebranntem Thon geliefert, die als Muſikinſtrument, aber auch als Waſſerkrug, je nach Bedürfniß, dienen ſollte. Ein Anderer hatte Vertheidigungsſtiefeln (bottes défensives) gemacht: an den Stulpen des einen Stiefels findet man ein Piſtol, unter dem Abſatz des andern ſind Behälter angebracht, worein man Dolche ſtecken kann u. ſ. w. (Franz. Bl.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 124.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Mai 1839.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Die afrikanisch-französischen Truppen.

Die Franzosen stehen noch am Anfang ihrer Lehrzeit in der Bildung fremder Truppen: die alten Traditionen aus den Kämpfen in Indien sind verschwunden, und sie müssen wieder von vorne anfangen. Die erste Probe ist nicht sehr glänzend ausgefallen: anfangs leisteten diese Truppen sehr gute Dienste, und jetzt reißen sie so zahlreich aus, daß man sie entweder ganz auflösen oder gänzlich umgestalten muß. Die Ursachen, die man dafür anführt, sind wohl ziemlich richtig: man sagte, es tauge nichts, Franzosen und Eingeborne unter einander zu mischen, man solle die ersten nur als Befehlshaber in diesen Corps anstellen; die europäische Disciplin, welche so ziemlich jeden Schritt überwacht und den Soldaten nöthigt, zu jeder Stunde seines Dienstes gewärtig zu seyn, passe durchaus nicht zu den Sitten des Arabers; die ehemaligen Truppen des Dey seyen alle verheurathet gewesen, hätten Handwerke und andere Beschäftigungen getrieben, und seyen nur, wenn die Reihe an sie gekommen, zum Dienste aufgerufen worden; zudem seyen sie fast nur gebraucht worden, um Steuern einzutreiben, wobei es immer etwas zu plündern gegeben habe. Wir wollen die Triftigkeit dieser Gründe nicht bestreiten, indeß ist es doch seltsam, daß diese Truppen sechs Jahre lang gute Dienste leisteten und das Uebel der Desertion jetzt so um sich greift. Die Erklärung liegt nahe, und die Franzosen selbst haben sie gegeben: Abdel-Kader wirkt mit dem ganzen Gewicht seiner geistlichen Macht auf die Araber, die noch unter französischer Jurisdiction stehen; die Auswanderung von Stämmen aus dem französischen Gebiete dauert schon seit zwei Jahren fort, und wenn bei diesen friedlichen Bewohnern die Furcht vor Abdel-Kaders Rache hinreicht, so werden bei den von den Franzosen eingeübten arabischen Soldaten gewiß auch keine Lockungen gespart, um sie zu verleiten, sich in Abdel-Kaders Armee einreihen zu lassen.

Die Franzosen rühmen das in Constantine errichtete, eingeborne Corps, loben dessen Dienste und Tüchtigkeit, und schreiben dieß hauptsächlich dem Umstand zu, daß keine Franzosen anders, wie als Befehlshaber in ihren Reihen dienen, und daß man sie nur als eine Art mobiler Nationalgarden zur Beitreibung der Steuern betrachte und behandle. Doch möchte hier auch noch ein anderer Umstand zu erwägen seyn, nämlich, daß das in Constantine errichtete Corps aus Türken und Kuluglis besteht, und diese sich nicht ungern, wie vorher von Achmed Bei und den Deys, so jetzt von den Franzosen gegen die von ihnen verachteten Araber gebrauchen lassen. Man scheint noch immer nicht erkannt zu haben, daß die Türken die einzig möglichen Bundesgenossen der Franzosen in Nordafrika sind, nachdem man einmal die Araber zu Feinden gemacht und ihren großen Führer Abdel-Kader hat so mächtig werden lassen. Sollte man auch zu dieser Erkenntniß gekommen seyn, so hat man bis jetzt doch noch nicht sonderlich darnach gehandelt, und wenn man die Reorganisation der eingebornen Truppen in Algier mit Arabern versuchen sollte, so möchte sich dieß neue Werkzeug so unsicher beweisen, als sich allen Angaben nach das alte bisher erwiesen hat. Nur Eines könnte sie anhänglicher machen, nämlich die Erlaubniß, zu heurathen, wo denn bei einem Kriegszuge Weiber und Kinder als Geisel zurückblieben; allein unsere Civilisation gestattet nicht, an den unschuldigen Zurückgebliebenen die Schuld des Entflohenen zu rächen, und einige Beispiele von Nichtstrafe gegen Weiber und Kinder würden bald auch dieses Zwangsmittel unwirksam machen. Gegenwärtig ist, dem eigenen Geständniß der Franzosen zufolge, das Corps der Eingebornen zu Algier der Auflösung nahe, und nur das aus Türken bestehende Corps in Constantine hält sich. Es wird interessant seyn, den künftigen weitern Phasen dieses Gegenstandes zu folgen.

Die Südküste der Krim.

(Fortsetzung.)

Balaklawa.

Balaklawa liegt ungefähr 9 Werste vom Tempel der Iphigenie, oder vielmehr vom Kloster Sr. Eminenz des Metropoliten Agathangel, entfernt. Es ist eine alte und berühmte

Stadt, die in allen verschiedenen Zeitaltern eine Rolle gespielt hat, jedoch gewöhnlich nur als der Trabant von Cherson. Zur Griechenzeit hieß die Stadt Symbolon. Daraus machten die Italiener Cembalo, und jetzt heißt sie Balaklawa. Den letzten Namen leiten einige Gelehrten aus dem Italienischen her und behaupten, das „Bala" wäre ein verdorbenes „bella." Andere aus dem Griechischen von „palaios," wieder Andere aus dem Tatarischen. Da jede Partei ihre Behauptung gleich wahrscheinlich macht, so behält man denn die Wahl, und spart, da die ganze Sache doch unbedeutend ist, die Qual.

Balaklawa verdankt seine Existenz einer kleinen, ganz schmalen Bai, die, wie ein Haken gekrümmt, hier ins Land hineingeht. Sie correspondirt mit den größeren Baien von Sewastopol auf der nördlichen Seite des herakleotischen Chersoneses. Sie ist auf der ganzen sonst ziemlich ununterbrochenen Südküste einzig in ihrer Art, und hat alle Erfordernisse eines guten Hafens. Sie ist tief, klippenlos und ohne Sandbänke vor ihrer Mündung. Die Berge und Felsen, welche sie umgeben, sind vier- bis fünfmal höher, als die schroffen Ufer der Sewastopolitanischen Buchten, und da sie sich ganz hinter ihnen versteckt, so ist jedes Schiff, was diesen Hafen erreicht, so sicher, wie ein Schatz, der in die Erde vergraben. Dazu genießt dieser Erdfleck auch dieselben Vortheile der geographischen Position mit Sewastopol. Daß er aber dennoch immer jenem nördlichen Hafen nachstand, erklärt sich daraus, daß die Balaklaw'sche Bucht nicht geräumig genug ist, und nur für wenige Schiffe Platz hat, so wie daraus, daß auch die Umgegend so außerordentlich beengt, für eine ordentliche Stadt kaum Terrain genug vorhanden ist, oder alle Handelsleute müßten denn solche gepanzerte Ritter-Kaufleute seyn, wie die Genueser, deren Comptoirs und Factoreien gewöhnlich Citadellen und Bergschlösser waren, in denen die Kaufleute ein mönchisch-militärisches Leben führten.

So sehr indeß die nördlichen Buchten stets dieser südlichen vorangingen, so haben sie doch nie das Leben an ihr völlig vernichten können, vielmehr sie immer als einen Nebenhafen benutzen und gelten lassen müssen. Es beruht dieß so zu sagen auf einem kleinen Pfiff, auf der kleinen Landnase nämlich, dem herakleotischen Chersones, den zu umsegeln man wenigstens dreierlei Winde braucht. Da diese nun aber nicht immer so umspringen, wie der Schiffer es wünscht, so hat man oft ein Paar Tage und mehr nöthig, um von Osten her nach Westen, nach Norden und endlich nach Osten zurück in den Hafen von Sewastopol zu gelangen. Die Schiffe, die aus dem asow'schen Meere ꝛc. kommen, zogen es daher seit alten Zeiten vor, in den Hafen von Symbolon, Cembalo oder Balaklawa einzulaufen, und ihre Waaren die kleine Strecke von einer Meile bis Cherson zu Lande weiter gehen zu lassen. *)

Bekanntlich wurde Balaklawa mit sammt einem nicht unbedeutenden Rayon der Umgegend von Katharina an Griechen abgegeben, und ist nun wieder, wie vor Alters Symbolon, ausschließlich von Hellenen bewohnt. Die Moden, wie die Ereignisse kehren wieder. Das Rad der Zeit dreht sich beständig rund um. Die Leute beschäftigen sich mehr mit dem Ackerbau als mit städtischen Gewerben, und haben daher auch ein großes Dorf, Kadikói auf ihre Felder hinaus gebaut. In der Stadt treiben sie Krämerei, unbedeutenden Handel im Auftrage von Sewastopol und auch Fischerei. Die junge Mannschaft dient in einem aus ihr gebildeten Bataillon, das alle Posten an der ganzen südlichen Küste der Krim besetzt. Ihre Bucht ist sehr reich an Fischen, und zuweilen so voll davon, wie ein Netz. Wenn es draußen stürmt, kommen auch ganze Schaaren von Delphinen in den sichern Hafen geflüchtet, wo die Leute sie dann mit Flinten erschießen. Wie mancher ist doch im Sturme sicherer, als im trügerischen Frieden des Hafens!

Wir kehrten bei einem Wirth ein, der aus Mangel an Raum sein Billard in seiner Scheune aufgestellt hatte. Er tractirte uns mit Kephal und Petuch, zwei delicaten Fischarten des schwarzen Meeres, derentwegen Balaklawa berühmt ist. Sie waren aber schlecht und versalzen, und es ging uns hier wie anderen Reisenden in Bordeaux, wo man keiner guten Flasche Bordeauxwein habhaft werden kann, oder wie in Prag, das alle ausgezeichneten Sängerinnen für Wien hervorbringt, und wo man an Ort und Stelle keine vernimmt. — Wir machten diese Salzfische flott mit elendem Santorino, welches in ganz Südrußland der verbreitetste aller griechischen Weine ist, und gewannen so gesalzen und getränkt frische Kräfte zum Erklettern der Ruinen des alten Cembalo.

Schade, daß der Signore Millione, Marco Polo, der in seinen Erzählungen auch Cembalo einige Millionen zufließen ließ,*) nicht bei uns war. Er hätte diese Ruinen uns gewiß mit allerlei Anekdoten gewürzt. Allein wir fanden nicht einmal einen gewöhnlichen Cicerone, denn die Griechen sind hier Neulinge, und geben sich mehr mit dem Preise der Fische, als mit dem Preisen der Ruinen ab, und es war keine Spur irgend einer aus alten Zeiten herüberklingenden Tradition zu finden.

Uebrigens sind die Ruinen bedeutend genug: große, noch stehende Thürme und Mauern, halbe Kirchen u. s. w. Mancher Stein mag noch von den Milesiern, den Genuesern des Alterthums, über den andern gelegt seyn. Die Russen und Neugriechen haben noch keine Anstalt gemacht, hier Ruinen zu bauen, denn ihre elenden Hütten wird der erste beste politische Sturm spurlos verwehen. Auf dem Berge genießt man eine weite Aussicht aufs Meer, von dem man in Balaklawa selbst nichts merkt, weil sich die Stadt ganz ins Innere der Bai verkriecht. . .

In Balaklawa gibt es wieder Postpferde bis ins Baidarthal, in welchem wir in der folgenden Nacht unsere Träume abzuspielen gedachten. Als wir in den Wagen stiegen, hatten die uns im Kloster drohenden Donner und Blitze eben ihre Suppe fertig gekocht, und ein segensreicher Regen stieg auf unsere Mantel und Mützen hernieder, und zwar mit solcher an-

*) Ein Blick auf die Karte wird dieß Alles deutlich machen.

*) Marco Polo wurde bekanntlich von seinen Landsleuten „der Herr Millione" genannt, weil er bei seinen Reiseberichten sich stets so großer Summen bediente.

haltenden Heftigkeit, daß wir sehr zufrieden waren, als uns der nun von Balaklawa aus berganſteigende Weg immer höher brachte in die Regionen der kleineren Tropfen, bis endlich auf den Bergen, die das ſchöne Baidarthal umkränzen, ſich Alles in Nebel und Wolkenduft auflöste. Leider waren die Berge nicht hoch genug, um uns ganz über dieſe Regentropfenfabrik hinauszuheben.

Die Wege waren ſehr felſig, und wir fühlten jeden Stoß durch Mark und Bein. Wahrlich, ein paar Mal über dieſe Berge mit einer ruſſiſchen Troika in ſcharfem Trabe hin- und zurückgeführt zu werden, wäre ein Tortur, welche auch die verborgenſten Geheimniſſe aus der Bruſt auf die Lippen bringen würde.

(Fortſetzung folgt.)

Deschapelles, der König der Schachſpieler.

(Nach Frazers Magazine.)

Schon ſeit mehr als einem Jahrhundert ſind die Franzoſen im Beſitze des Ruhmes, ausgezeichnete, ja oft unübertroffene Fertigkeit im Schachſpiele zu haben. Legalle, Philidor, Bernard, Carlier, Deschapelles ſtehen in der Geſchichte des Schachſpieles als unerreichte Muſter da, doch hat keiner der Vorhergehenden die Höhe der Kunſt erreicht, die den Letztern auszeichnet, und wohl werth macht, daß er hier mit einigen Worten erwähnt wird.

Guillaume Le Breton Deschapelles, der jetzt ungefähr in ſeinem 67ſten Jahre im Schach, Billiard, Trictrac, Whiſt u. ſ. w. ſelbſt von den Engländern als der vollendetſte Spieler anerkannt wird, zeigte in ſeiner frühern Jugend keineswegs das eminente Talent, das ihn ſpäter auszeichnete. Sein Vater war Kammerdiener Ludwigs XVI, und ſein älterer Bruder nahm ſpäter dieſelbe Stelle bei Karl X ein. Deschapelles neigte ſich mehr zu dem revolutionären Geiſt ſeiner Zeit hin, und entging den Verfolgungen, die ſeine Familie trafen. Er ſchloß ſich der franzöſiſchen Armee an, die im Anfange der Revolution gegen die Preußen marſchirte, und hatte das Unglück, gleich in einem der erſten Gefechte die rechte Hand zu verlieren und bedeutend am Kopfe verwundet zu werden. Doch genaß er von ſeinen Wunden, lebte als Invalid in Paris von der Unterſtützung der Regierung, und machte als Kriegscommiſſär die Hauptfeldzüge des Conſulats und Kaiſerreichs mit.

Erſt jetzt entwickelte ſich die Neigung für das Spiel in ihm, und ſeine Gewandtheit, mit der er jede der verſchiedenen Arten ſich aneignete und zu ungewöhnlicher Fertigkeit brachte, iſt überraſchend. Im Trictrac iſt er anerkannt der erſte Spieler in Frankreich, wo dieſes Spiel häufiger geſpielt wird, als irgendwo in Europa. Als Billiardſpieler iſt zwar Hr. Deschapelles im Nachtheil, da er nur eine Hand hat, doch geſteht Hr. Eugène, der Kentfield von Paris jetziger Zeit, ſelbſt: „Hr. Deschapelles kennt das Spiel beſſer als irgend Jemand in Frankreich.“

Seine ausgezeichnete Geſchicklichkeit im Whiſt erhellt vielleicht am beſten aus dem Factum, daß er in dieſem Spiele mehrere tauſend Pfund Sterling gewonnen hat, von deren Intereſſen er jetzt hauptſächlich lebt. Sein Ruf als Whiſtſpieler kann ein europäiſcher genannt werden, und ſeine Freunde vertrauen ſeiner Fertigkeit in dem Maaße, daß ſie im Ernſt verſichert haben, ſie würden den vierten Theil einer Million deponiren bei jeder Wette, wo Deschapelles betheiligt wäre. Auch war es erſt vor einigen Jahren, daß Lord G... und Deschapelles eine Wette eingingen für 200,000 Fr., doch zog ſich der Engländer wieder zurück, da er fürchtete, die Sache möchte in Downing Street einen unangenehmen Eindruck machen. Auch will Hr. Deschapelles ſeine Erfahrungen in dieſem Spiele dem Publicum nicht vorenthalten, indem er eine Abhandlung über das Whiſtſpiel, an der er ſchon ſeit zwanzig Jahren geſammelt hat, herauszugeben gedenkt, die gegen 500 Octavſeiten ſtark ſeyn ſoll. Es iſt ſonderbar, den alten Veteran die Karten ſammeln, miſchen, ſpielen und in Stiche zuſammennehmen zu ſehen mit ſeiner ihm noch übrigen linken Hand.

Die Art, wie Hr. Deschapelles das Brettſpiel erlernte, iſt intereſſant. Schon ſeit langer Zeit war dieſes Spiel in Frankreich heimiſch; ſein Hauptquartier war im Café de Manoury. Während der erſten franzöſiſchen Revolution wurden die Spieler für eine Zeitlang von hier vertrieben, da ſie zu wenig bei Caſſe waren, um den Anforderungen eines reichen Cafétiers zu entſprechen, und ſchlugen endlich in einem Entreſol in der Nähe des Café de Manoury ihr Lager unter der Führung eines Hrn. Chalon auf, damals der erſte Damenbrettſpieler in Frankreich und Verfaſſer einiger merkwürdigen gedruckten Probleme über dieß Spiel. Er war Nachfolger von Blonde, Manoury und andern aus der „Elite,“ und hielt ſeine Liſten offen für alle, die mitſpielen wollten. Deschapelles kam auf den Einfall, Dame zu lernen. Er trat in das Sanctum, lernte die Züge und Regeln durch Zuſehen in einer halben Stunde, und forderte dann Hrn. Chalon zum Spiele, der ihm zwei Steine vorgab. Nach einigen Tagen nahm er nur einen Stein, nach vier Wochen nur einen halben Stein vor, und nach einem Vierteljahre ſpielten ſie ein gleiches Spiel, und Deschapelles gewann. Chalon wünſchte es fortzuſetzen, doch Deschapelles lehnte es ab mit folgenden Worten:

„Ich habe Ihr Spiel durchſchaut, und finde nicht viel darin. Früher, als es noch von den Herren geſpielt wurde, würde es der Mühe werth geweſen ſeyn, es zu üben. Jetzt iſt es in die Antichambre gebracht, und ich mag mich nicht gleich ſtellen mit Bedienten. In drei Monden bin ich Ihnen gleich geworden, in einem weitern Vierteljahre hätte ich Ihnen Steine vorgeben können, doch ich gehe nicht weiter. Leben Sie wohl. Ich werde nie wieder Dame ſpielen.“

Das Schachſpiel ſoll Hr. Deschapelles nach ſeinem eigenen öffentlich ausgeſprochenen Geſtändniß in vier Tagen gelernt haben. Damals war eben der Club der Schachſpieler in Paris vom Café de la Régence weggezogen, weil dieſes der gewöhnliche Erholungsort Robespierre's geweſen, als Deschapelles ſich an ihre Spitze ſtellte und alle Zeit dort zubrachte, die er ſeinem Berufe nicht widmen mußte.

Als er nach der Schlacht bei Jena 1806 mit der franzöſiſchen Armee nach Berlin kam, führte ihn ſein Wirth in den berühmten Berliner Schachſpieler-Club, der von Friedrich dem Großen ſelbſt errichtet war. Die drei größten Spieler boten ihm eine Partie an. Er ſchlug ſie nicht aus, doch ſagte er ihnen im voraus, daß ſie verlieren würden. Man kann ſich denken, welches Aufſehen dieſe Aeußerung hervorrief. „Ehe das Spiel anfing, erzählt Hr. Deschapelles, mußten wir uns über die Bedingungen vereinigen. Ich erklärte, daß ich nie gleich ſpielte, und bot ihnen einen Bauer und zwei Züge an. „Wie hoch ſpielen Sie?“ fragten ſie. Wie hoch Sie wollen, war meine Antwort, von 1 Franken bis zu 100 Louisd'or. Da ſagten ſie, ſie ſpielten nie um Geld. Ich dachte bei mir, warum ſie mich denn ge-

fragt hätten. Doch ließ ich das, und die drei besten Spieler fingen das Spiel mit mir an. Ich ersuchte sie, sich untereinander zu befragen, auch erlaubte ich jeden der Gesellschaft ihnen seinen Rath zu geben, doch mußte ich dagegen einwilligen, gleiches Spiel zu haben.

Schon nach dem eilften Zuge stand ich auf, und bemerkte ihnen, daß sie nach sieben fernern Zügen nothwendig matt werden müßten, und wollte gehen, doch gab ich ihren Bitten nach, noch eine Partie zu spielen. Sie dauerte etwas länger, endete aber nicht mit besserem Erfolge für den Club als die frühere, obgleich ich sie auf mehrere Züge zu ihrem Vortheil aufmerksam machte."

Diese Vorgänge gaben dem Franzosen keine großen Ideen von den deutschen Schachspielern, doch würde er seine Meinung vielleicht geändert haben, hätte er Gelegenheit gefunden mit Allgaier, Silberschmidt oder Witholm zu spielen. Das Gerücht spricht auch, Deschapelles habe dem Marschall Blücher gezeigt, daß er besser im Feld als auf dem Schachbrette zu Hause wäre, und zwar um die Summe von 50,000 Franken. Wenn diese Sage gegründet ist, so beweist sie nur, daß Blücher mit manchen andern Deutschen in Paris einen theuern und wenig brauchbaren Lehrmeister gehabt hat.

Am merkwürdigsten ist der in der jüngsten Zeit entstandene Streit zwischen England und Frankreich, welches von den beiden Ländern die geschicktesten Spieler besitze. Da man von englischer Seite an manchen Behauptungen und Erzählungen des Hrn. Deschapelles zu zweifeln schien, ließ dieser im Palamède, dem Magazine für französische Schachspieler, eine Herausforderung an England einrücken, mit ihm um den Satz von 1000 Pfd. St. zu spielen, indem er jedem Gegner einen Bauer und zwei Züge vorgab. Diese Herausforderung ließ Hr. St. Amant, der deßhalb eigens nach London reiste, in ein englisches Journal einrücken (Bell's Life in London). In Paris und London wurden Commitéen gebildet, um die gehörigen Einleitungen zu treffen, doch bisher ist es zu keinem entscheidenden Zusammentreffen gekommen, da der Londoner Club verlangt, daß von Paris aus es förmlich anerkannt und ausgesprochen worden, daß Frankreich der herausfordernde Theil sey, Deschapelles will davon nichts wissen, und England nicht durch Eingehen in die Partie, wo sein Gegner es im voraus in Vortheil setzt, seine geringere Fertigkeit im Spiele de facto bekennen.

Sonderbar ist es übrigens, daß Deschapelles, der nie eigentlichen Unterricht in dem Spiel erhalten, keine Bücher darüber gelesen haben will, doch eine so eminente Geschicklichkeit im Schachspiel besitzt, ja als 1836 jene Aufforderung erschienen, hatte er seit fünfzehn Jahren nicht Schach gespielt, und doch als er in den Pariser Club sich begab und mit seinem ehemaligen Schüler la Bourdonnais jenes sonderbare Spiel begann, „das Spiel mit den Bauern" benannt, wo einer der Spieler seine Königin wegnimmt und eine gewisse Anzahl Bauern dafür zugestanden erhält, gewann Deschapelles von vier Partien zwei, ließ eine unentschieden und verlor nur eine.

In Bezug auf seinen Privatcharakter fügen wir nur noch bei, daß Hr. Deschapelles der Freiheit im ächten Sinne des Wortes von jeher ergeben war, und in offener, rücksichtsloser Sprache seinen Gedanken freien Lauf läßt. Als er daher unklugerweise sich überreden ließ, in einer Art republicanischer Gesellschaft, les Gaules, den Präsidenten zu machen, wurde er auch 1832 von der Regierung als verdächtig zwei bis drei Monate lang im Gefängnisse gehalten. Doch ging er bei der Untersuchung jeder Beschuldigung frei, und wurde seines Gefängnisses ehrenvoll enthoben. Als sein älterer Bruder nach der Entthronung Karls X brodlos wurde, nahm ihn Deschapelles bei sich auf, und hat für seine und seiner Familie Bedürfnisse stets brüderlich gesorgt. Auch ist er andern Beschäftigungen nicht fremd. Im Faubourg du Temple hat er einige Morgen Land, das er zum Melonenbau vorzüglich eingerichtet hat, und da seine Melonen von vorzüglicher Güte und die frühesten sind, werden sie zu hohem Preise verkauft und schmücken oft die Tafel Ludwig Philippe.

Miscellen.

Verbot der Kuli-Ausfuhr. Capitän Birch, der, wie es scheint, früher mit der Aufsicht über die Ausfuhr von Kulis beauftragt war, hat unter dem 15 December einen Brief in die Journale einrücken lassen, daß er Auftrag habe, künftig jede Einschiffung indischer Arbeiter für Dienst in irgend einer englischen Colonie zu hindern. Auch ist ein älteres Gesetz vom Jahre 1837 bekannt gemacht worden, das nicht direct hiezu gegeben, doch darauf angewendet werden kann, und denjenigen, der mit Eingebornen einen Vertrag wegen Arbeit in einer der englischen Colonien schließt, mit 200 Rupien Strafe belegt. (Asiatic Journal. April 1839.)

Firozpur. Diese Stadt, bei der neuerlich das anglo-indische Heer sich sammelte, ist ein elender Ort, mit einem aus Backsteinen erbauten Fort und Graben. Dasselbe liegt mitten in einer kleinen Stadt aus Backsteinhäusern mit flachen Dächern. Die Truppen gruben rings um die Stadt eine Art Tranchée, und die aufgeworfene Erde wurde zum Bau eines Walles mit Bastionen benutzt. In der Mitte jeder Fronte war ein Thorweg offen gelassen. Rund um dieß Bassin ist eine unermeßliche, meist angebaute Fläche, die sich sanft gegen den von Firozpur nur eine starke Stunde entfernten Fluß senkt. Der Setledsch ist hier 250 Yards (750 Fuß) breit, etwa 15 Fuß tief und ziemlich reißend; das Bett des Flusses ist viel größer, und wenn er durch den Regen geschwellt wird, muß er sehr schwer zu passiren seyn. (ibid.)

Tabakverbrauch in Frankreich. Aus den vervollständigten Listen der Tabakeregie in Frankreich vom Jahre 1837 geht hervor, daß auch in diesem Jahre der Tabakverbrauch sich fortwährend vermehrt hat. Die Einnahme der Regierung war 59 Millionen, d. h. 5,400,000 Fr. mehr als im Jahre 1836. Diese Vermehrung beträgt ungefähr ⅒. (Franz. Bl.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 52** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Neugriechische Volkslieder. — Spiridion.** Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1–3 Bögen erscheinen, kann jederzeit angetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 3 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 125.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Mai 1839.

Die Südküste der Krim.

(Fortsetzung.)

Das Baidarthal.

Die Berge sind hier durchweg mit Laubwaldungen besetzt, besonders mit Eichbäumen, und die ganze Gegend, so wie ein großer Theil des Baidarthales selbst, gehört dem Senator und Admiral Mordwinnow in Petersburg, der bedeutende Quantitäten Eichenholz in die Marine von Sewastopol liefert. Wir sahen unterwegs eine Menge gefällter Bäume, welche diesen Weg wandern sollten. Allein sie waren alle sehr klein, und konnten den Schiffen nur bei sehr unbedeutenden Vorrichtungen dienen. Dazu kommt noch, daß das krim'sche Eichenholz nur von sehr geringer Qualität und Dauer ist. Das beste Eichenholz für die pontische Marine kommt den Dniepr herunter.

Das Baidar-Thal gilt für eines der reizendsten in der Krim und ist in der That so anmuthig, daß es auch überall dafür gelten würde. Es ist ein großer und sehr regelmäßig ausgehöhlter Kessel, oder vielmehr ein ovales, sehr elegant geformtes Becken, rund umher, selbst gegen das Meer hin, abgeschlossen. Die Berge sind mit Laub gekrönt, und auf dem Boden des Thales mischen sich in den freundlichsten Gruppirungen zwölf von Obstbäumen umschattete Dörfer mit stets vom Saft der Berge befeuchteten, immergrünen Wiesen. Als wir von den Höhen herabstiegen, und den Schleier der Wolken durchbrachen, gewahrte das Ganze einen höchst eigenthümlichen Anblick. Die ganze Thalschüssel mit allen ihren lieblichen Gerichten war von einer ganz glatten Wolkenschichte, die alle Vergenden verhüllte, wie von einem Deckel überdeckt. Wir fuhren oben am Rande dieses Deckels hin, und erblickten nun unten die ganze liebliche Ueberraschung aller der darunter verhüllten Wiesen, Heerden, Obstgarten und Dörfer. Wenn ich jetzt gerade ein Engel gewesen wäre, würde es mir einen unendlichen Spaß gemacht haben, durch diesen luftigen Schleier auf und nieder zu fliegen, oben hinauf zu den sonnenklaren Raumen, und wieder durch die grauen Wolken hindurch in das grüne Thalbassin.

Allein wir waren leider sehr flugellahm, reisemüde und durchnäßt bis auf die Haut, und freuten uns nicht wenig, als wir gegen Abend endlich das Hauptdorf Baidar selbst erreichten, wo wir auch ohne Schwierigkeiten bald einen wohlhabenden Tataren, Namens Ali Mustapha Ogly willig machten, uns für die Nacht in seinem Hause Quartier zu geben. Er räumte uns das beste Zimmer in seinem Hause ein, und ließ bald darin ein liebliches Feuer auflodern, das uns mit neuer Lebenswärme durchströmte. Als wir unsere nassen Kleider ablegten und uns trockneten, fühlten wir innig, wie wahr Sokrates im Phädon, nachdem er die Ketten abgelegt, sprach, daß nichts das Leben mehr würze und seine Freuden mehr erhöhe, als die Leiden und Entbehrungen, und daß dem größten Schmerze gewöhnlich das angenehmste Behagen auf dem Fuße folge. In der That, nichts geht über den Genuß eines frischen, warmen, trockenen Hemdes, wenn man so durchfroren und durchnäßt, wie wir, aus den Wolkennebeln zu den Kaminflammen des Thales hinab steigt. Alle Genüsse, die Braten und Pasteten gewähren können, stehen diesem Behagen nach. Ich begreife gar nicht, warum die, welche auf Lebensgenuß raffiniren, sich nicht zu Zeiten in Ketten legen lassen, oder auch dann und wann in voller Uniform ins Wasser springen, um darauf die kettenlose und freie Bewegung, das Erwärmen und Abtrocknen zu genießen.

Keine Wohnung konnte uns zu diesen Genüssen an jenem Abende lieber seyn, als eine tatarische, mit ihrem ganzen wollüstigen Polster- und Teppichwesen. Das ganze Zimmer war wie ein großes, weiches Lager, auf dem sich die geplagten Glieder mit der schönsten Freiheit strecken konnten. Das Feuer machen die Tataren immer in der einen Ecke des Zimmers auf dem platten Boden an, der nur ein wenig mit Lehm angeschlagen ist. Sie haben dazu weder einen Ofen, noch einen Kamin, noch ein Brasero. Der Rauchfang läßt sich wie ein Trichter über das Feuer herab, und trichtert alle Dünste leicht in die Höhe. Wir ließen draußen noch ein apartes Feuer anmachen für unsere Mützen, Mäntel, Röcke, kurz für unser ganzes nasses Gefieder, und legten uns ziemlich ungefiedert und Cigarren rauchend um die liebliche Zimmerflamme herum.

Es war kürzlich die Hochzeit einer Schwester unseres Wirthes im Hause gefeiert worden. Von den Balken des Zimmers

Plafonds hingen daher noch eine Menge mit Silberdrath gesteppter Tücher herunter, welche die Tataren „Dschijeß" nennen. Diese Tücher haben die Form von großen Handtüchern, sind weiß, aber an beiden Enden und an den Rändern reich mit Silberfäden nach allerlei Mustern durchwirkt. Die Mädchen machen sich eine Menge von solchen Tüchern für den Hochzeitstag. Auch lassen sie sich von ihren Freundinnen dazu schenken, und drapiren dann das Festgemach auf eine ungemein reiche Weise damit. Bei den Kleinrussen findet man ebenfalls diese Tücher. Nur sind sie bei ihnen mit rothen Fäden und Figürchen gesteppt. Dieser von Silber flimmernde Plafond oben, die Divans und Teppiche unten, das Feuer in der Ecke und das Gefühl des Wohlbehagens in unsern Nerven, gab unserm Zimmerchen im Baidarthale mehr Reize, als sie ein europäisches Gasthaus hätte bieten können. Auch an Bedienung hatten wir Ueberfluß; denn außer unserer eigenen mitgebrachten stand beständig unser Wirth mit seinen beiden Söhnen an der Thür, und liehen sogleich allen unsern Wünschen sechs bereitwillige Ohren und Beine; der Wirth blieb den ganzen Abend bei der Thüre stehen: so erfordert es die tatarische Sitte. Nur sein Schwager, ein On-Baichi (Schulze) aus dem Dorfe Baga, gesellte sich zu unserem Kreise. Er sprach ziemlich gut russisch, und unterhielt sich sehr lebhaft mit uns. Wir fragten ihn, wie viel Frauen er habe? Er sagte: „Natürlich nur Eine. Alle Tataren haben nur Eine Frau. Bloß die Schelme haben mehrere." Auf dieselbe Weise äußerten sich ungefähr alle Tataren, die wir über diesen Punkt befragten. Es scheint also, daß sie wenig Gebrauch von der Erlaubniß Mohammeds in Bezug auf die vier Weiber machen.

Nicht viel mehr Gebrauch als von dieser Erlaubniß machen die Tataren von der Vorschrift Mohammeds, nach Mekka zu pilgern. Bei der völligen Isolirung des krim'schen Mohammedanerthums durch Meere und überall anstoßende christliche Völker, und bei seiner großen Entlegenheit ist dieß auch nicht zu verwundern; vielmehr ist es beachtenswerth, daß es überhaupt noch Mekka-Pilgrime oder Hadschis gibt. Wir sahen schon in Baktschiserai mehrere weiße Turbans, durch welche die Hadschis sich auszeichnen. In den 12 Dörfern des Baidars gibt es 4 Hadschis, und jährlich sollen aus der Krim etwa 20 Männer durchschnittlich nach Mekka pilgern. Die Reise geht natürlich über Konstantinopel, und von da gewöhnlich nach einem syrischen Hafen. Sie kostet von der Krim aus hin und zurück 1200 Rubel (nicht ganz 400 Thlr.), und dauert anderthalb Jahre. Außer diesen Hadschis und den Mullahs trägt kein Tatar einen Turban. Sie haben alle eine cylindrige Schafspelzmütze, wie die Kleinrussen. Lesen können die Tataren fast alle ohne Ausnahme; ein jeder trägt auch seine Hauptlecture, den Koran, immer bei sich. Sie haben ihn in einer eigenen kleinen Tasche, die man anfangs immer versucht ist, für eine Patrontasche zu halten, vorn an der linken Seite an einem Bande herabhängen, und er kommt ihnen nie von der Seite, weder beim Schlafen, noch beim Arbeiten, noch auf der Reise. Schreiben können nur wenige; man sagt vom Hundert etwa zehn. Diese Schriftgelehrten tragen dann in der Regel ihr langgestieltes Tintenfaß, das eigentlich ein Pennal, mit Tintenfaß verbunden, ist, im Gürtel bei sich, ganz so, wie alle anderen Orientalen. Die Frauen können fast nie schreiben, lernen aber alle das Lesen: ohne diese Kunst müßten sie auch sehr schlechte Mohammedanerinnen seyn; denn da sie nicht in die Moscheen kommen dürfen, wäre ihnen ja dann auch das Lesen des Korans im Hause unmöglich, worin alle ihre Religionsübung besteht.

Nachdem wir während des Gesprächs manches Gläschen „Schini" (so nennen die Tataren den Thee) getrunken hatten, trugen unseres Wirths Söhne einen großen runden Tischdeckel herein, und setzten ihn auf einen niedrigen Schemel; es war eine vollständige tatarische Abendmahlzeit darauf servirt. In der Mitte ein großer Thurm von Pillau, und rund herum eine ganze Mosaik kleiner und großer Schüsseln mit allerlei warmen und kalten Gerichten: „Eth" (Schaffleisch), „Penir" (Käse), „Buiber" (Pfeffer in großen, rothen Schoten von sehr pikantem Geschmack), dann „Beckmeß" (Obstsyrup), „Chatisch" (saure Milch), „Alwa" (ein bei den Tataren sehr beliebtes Confect) und noch andere Gerichte. Mustapha Oglu sagte, er wolle uns nun zeigen, wie man diese tatarischen Speisen auf tatarisch essen müßte, und fing nun an, das so gemischt Servirte auch eben so gemischt zu verspeisen. Bald tunkte er ein Stück Brod in den Syrup und biß ein Paar Pfefferschoten dazu ab, bald drehte er sich eine Reißkugel, und mischte Fleisch und Confect hinein, und dann wieder langte er zum Käse und schickte ihm gut gekochte Früchte nach. Wir sahen ihm mit Verwunderung zu und begriffen durchaus nicht, wie die Nerven eines tatarischen Gaumens seyn müßten, daß eine solche Charivarimahlzeit keine Mißstimmung darin hervorbrächte. Leider verdarb er uns völlig den Appetit zu allen den leckern Flüssigkeiten, und wir mußten uns ans Trockene halten.

(Fortsetzung folgt.)

Medicinisch-physikalische Gesellschaft zu Bombay.

Die Verhandlungen (transactions) der medicinisch-physikalischen Gesellschaft in Bombay, deren erster Band jetzt erschienen ist, kündigt das Athenäum vom 20 April mit folgender Bemerkung an.

„Die Masse von Nachrichten, die uns aus Ostindien zukommen, wird täglich größer und schätzbarer, und zeigt, daß die Aerzte nicht unempfindlich gegen die Vortheile sind, die ihre Stellung ihnen zur Untersuchung der Krankheiten gewährt, und daß sie wohl ihrer Pflicht eingedenk sind, dieß so viel möglich zu benutzen. Aus dem vorliegenden Theil erfahren wir, daß sich zur Vervollkommnung der Heilkunde im Orient eine neue Gesellschaft gebildet hat, merkwürdig in zwei Rücksichten: zuerst bemerken wir in ihr eine Hinneigung, zu dem Verfahren der älteren Aerzte zurückzukehren, und äußere natürliche Agentien aufzusuchen, die ihnen den Charakter der Krankheiten anzeigen können. Dieser Zweig medicinischer Untersuchung ist in Europa fast verdrängt worden durch die ausschließliche Aufmerksamkeit für vergleichende Anatomie, — ein Umstand, dessen Ur-

ſachen nicht ſchwer zu finden ſind. Das Klima Europa's iſt zu veränderlich und launiſch, zu wenig ausdauernd in ſeinen Kataſtaſen, um hieraus ſicher und fruchtbringend die Entſtehung der Krankheiten abzuleiten. Zugleich hat die Civiliſation nach und nach das Aeußere der Erde verandert, und dadurch viele Urſachen endemiſcher Krankheiten vernichtet, die früher beſtanden und durch den Einfluß der Jahreszeit erſchwert oder vermindert wurden. Hier in England hat ſich die Bevölkerung der großen Städte mit ſchnellen Schritten vermehrt, wodurch eine immer größere Zahl Perſonen den rauheren Einflüſſen der Atmoſphäre entzogen und Krankheiten unterworfen worden ſind, welche großentheils unabhängig von der Jahreszeit ſind. In Indien jedoch beſtehen alle Umſtande, welche der hippokratiſchen Schule ihre Richtung gaben, und die berühmte Abhandlung de aëribus, agris et locis hervorriefen, in ihrer urſprünglichen Stärke, und bringen Wirkungen in engerer Beziehung zu ihren Urſachen hervor, die nicht verkannt werden können. Deßhalb kann man aus einer fortlaufenden Ausbildung dieſes Zweiges mediciniſcher Unterſuchung viel erwarten. Der zweite Umſtand, auf den wir angeſpielt haben, iſt ein Wunſch, den die Aerzte ausgeſprochen: „um dem Volke Indiens fortdauernd die Hülfe der Arzneikunde angedeihen zu laſſen, ſollte ein erfolgreiches Syſtem eingeführt werden, junge Aerzte zu bilden.“ Dieß iſt eine Sache von größerer Wichtigkeit, als in ihrer einfachen Beziehung auch die Geſundheit der Hindubevölkerung liegt. Das größte Hinderniß der Bildung in Indien liegt im Kaſtenunterſchied und andern religiöſen Vorurtheilen. Und hier würde eine allgemeinere Bildung, wie ſie die mediciniſche mit ſich bringt, zum weſentlichen Nutzen gereichen. Aus einer größern Sorgfalt für Erhaltung der Geſundheit würden manche Vorurtheile der Religion weichen, die jetzt durch unverſtandiges Eingreifen der Regierung nur feſter wurzeln müſſen. Der Arzt wenigſtens hat keinen Widerſtand zu fürchten, wenn er Anſichten angreift, die im Volke lange gewurzelt haben. Er überredet nur, während die Regierung durch ihr Eingreifen Mißtrauen und Widerſtand im Voraus erregt.“

Die Diamantminen von Sumbhulpur.

(Revue britannique. Januar 1839.)

Das Gebiet von Sumbhulpur erſtreckt ſich an den beiden Ufern des Mahanadi, eines bedeutenden Fluſſes in Indien, hin, der in der Richtung von Weſten nach Oſten fließt und ſich in den Meerbuſen von Bengalen ergießt. Das nördliche Ufer des Fluſſes iſt, obwohl in das engliſche Gebiet eingeſchloſſen, dennoch wenig gekannt, auch iſt der größte Theil deſſelben nicht zugänglich. Der rohe und wilde Charakter der Einwohner, ſo wie die äußerſt ungeſunde Luft haben bis jetzt eine Unterſuchung jener Gegend nicht zugelaſſen. Dieſelbe iſt bergig, und bietet eine Menge düſterer und undurchdringlicher Stellen, in denen ſich giftige Schlangen und andere Reptilien aufhalten, und die den Tigern, Leoparden, Panthern, Büffeln und andern Bewohnern der indiſchen Wälder zum Schlupfwinkel dienen. Auch den Löwen, der in dieſem Welttheile ſelten iſt, ſieht man manchmal daſelbſt. Der nördlichſte Theil dieſes Landes iſt eine Art von Hochebene, die an einigen Stellen eine Höhe von beinahe ſechstauſend Fuß über der Meeresfläche erreicht, mit Wald bedeckt und von tiefen Schluchten durchſchnitten iſt. Dieſe letztern bilden das Bett für eine große Anzahl kleiner Flüſſe, die während der trocknen Jahreszeit ſeicht und mit wilden Kräutern überwachſen ſind, während der Regenzeit aber zu reißenden Strömen anſchwellen, denen nichts zu widerſtehen im Stande iſt. Die Ebenen ſind reich und fruchtbar, ſie erzeugen Reis, Getreide, Zuckerrohr und hauptſächlich den Tikkor (curcuma angustifolia), aus deſſen Wurzeln die Eingebornen einen mehlartigen Staub bilden, welcher der beſten Pfeilwurz in nichts nachſteht.

Das im höchſten Grad ungeſunde Klima, ſo wie der rohe und wilde Charakter der Bewohner dieſes Landes verhinderten bisher die Unterſuchung dieſes Theiles von Indien, obwohl derſelbe von ſo vielem Intereſſe iſt, daß man trotz der Gefahr und der Furcht vor Krankheiten denſelben ſchon längſt zum Gegenſtande genauer Präfung hätte machen ſollen: derſelbe iſt nämlich reich an Gold und Diamanten; bei alle dem aber ſtellt man keine Unterſuchungen an, die zur Auffindung der Betten oder Lagen dieſer koſtbaren Producte führen könnten. Dieſe Nachläſſigkeit im Verlaufe der letzten Jahrhunderte läßt ſich leicht daraus erklären, daß die kleinen Fürſten des Landes fürchteten, die mohammedaniſchen oder mahrattiſchen Souveräne möchten ſich dieſer Reichthümer bemächtigen, was dieſe auch gewiß gethan haben würden, wenn ſie von dem Daſeyn dieſer Minen irgend etwas gewußt hätten. Die Häuptlinge des Landes begnügten ſich deßhalb damit, diejenigen Erzeugniſſe dieſer Minen, die durch Strömungen bis in den Mahanadi geſchwemmt wurden, zu ſammeln, wo einige Stämme der Eingebornen mit Aufſuchung derſelben beſchäftigt ſind. Seit dem Jahre 1818, wo dieſe Provinz in die Hände der engliſchen Regierung fiel, wurden dieſe Gebirge bloß von wenigen Europäern beſucht, und ſelbſt diejenigen, die ſich zu Sumbhulpur niedergelaſſen haben, fallen meiſtens als Opfer des ungeſunden Klima's. Die einzige Methode, die man zum Erlangen jener koſtbaren Steine befolgt, beſteht darin, daß man in den Strombetten oder in dem Schlamm und dem Sande gräbt, den die periodiſchen Regengüſſe in das Bett des Mahanadi ſchwemmen, wo er ſich wiederum, namentlich am linken oder nördlichen Ufer, an der Mündung einiger kleinern Flüſſe, anhäuft, oder auch in den beweglichen Inſeln, die ſich an demſelben Ufer hin befinden. Der Theil des Fluſſes, wo dieſe Nachſuchungen am einträglichſten ſind, erſtreckt ſich von Tſchanderpur, wo ſich der Manad in den Mahanadi ergießt, bis Dſchonpur, wo ſich der letztere mit einemmal links wendet und nördlich eine große Bank von Schlamm in einer Ausdehnung von etwa 120 Meilen zurückläßt. Auf dieſer unermeßlichen Terraſſe treiben die zur Ausbeutung angeſtellten Arbeiter ihr ungeſundes Geſchäft von dem Zeitpunkt an, wo der Regen aufhört bis zur periodiſchen Wiederkehr deſſelben. Später äußert ſich der für die Geſundheit erwachſende Nachtheil zu ſehr, ſelbſt bei den Leuten, die an das Klima gewöhnt ſcheinen, deren ganzes Aeußeres aber die Zerrüttung zeigt, welche die dieſem Geſchäft nothwendig anhängenden Krankheiten in ihnen erzeugt haben.

Dieſe Arbeiter gehören zwei Stämmen an: dem von Schara und dem von Tora, beide von unbekannter Abkunft, wahrſcheinlich aber gehören ſie einem andern Stamm an, als dem der Hindus. Ihre Zahl beläuft ſich auf 500. Zu Anfang Novembers, ſobald die Regenzeit vorüber iſt, ziehen dieſe Leute, begleitet von ihren Weibern und Kindern, an den Mahanadi, und unterſuchen ſorgfältig alle Punkte, wo der

Lauf des Flusses durch Felsen gehemmt oder unterbrochen ist, so wie alle Vertiefungen, wo sich Schlamm angesetzt haben könnte. Hierauf durchsuchen sie alles, was ihnen schon einmal durch die Hände gegangen, aufs neue; sie glauben nämlich bestimmt, der Diamant wachse, und der kleinste, selbst nicht sichtbare Theil werde mit der Zeit größer, und alsdann werthvoll genug, um gesammelt zu werden.

Die Art und Weise der Aufsuchung ist äußerst einfach; sie bedienen sich dabei der Hacke als alleinigen Werkzeuges. Die Männer graben mit dieser Hacke an allen Stellen, wo der Boden einen Vorsprung zeigt, und legen den so gesammelten Schlamm und Sand am Ufer des Flusses nieder. Diese Gattung von Erde wird alsdann von den Weibern und Kindern der Stämme durchsucht, wobei sie sich eines Brettes von fünf Fuß Länge und einem Fuß Breite bedienen, das in der Mitte durchbohrt und an allen Seiten mit einem drei Zoll hohen Rande versehen ist: dieses Brett bringen sie in eine schiefe Lage, so daß das Wasser abfließen kann, bedecken es mit dem aus dem Flusse gebrachten Schlamm und Sand und gießen einige Zeit hindurch Wasser auf die Oberfläche desselben. Sobald das abfließende Wasser vollkommen klar ist, betrachten sie die kleinen auf dem Brette zurückgebliebenen Steine, werfen alle diejenigen, die sich vermöge ihrer Größe oder Zerreiblichkeit als unnütz zeigen, weg, und bringen alles Uebrige, was in einer Masse kleiner Körner besteht, auf ein zweites Brett, das kleiner als das erste, aber von derselben Gestalt ist; sie breiten sie mit derselben Sorgfalt auf dem Brett aus, so daß jedes einzelne Stück besonders betrachtet werden kann; hierauf nehmen sie einen der kleinen Steine nach dem andern, werfen alle, die bloß aus Stein oder Kies bestehen, weg, und legen dagegen alle die kleinen Stückchen Gold oder Diamanten, die sich vorfinden, zur Seite. Während dieser Arbeit suchen sie immer das Brett so zu stellen, daß die Sonne gerade darauf scheint, damit jedes einzelne Theilchen wohl von derselben beleuchtet wird. Die Erde, welche sie für die reichste halten, nach der sie besonders trachten und die sie mit größter Sorgfalt untersuchen, ist ein rother Thon, der einen kleinen Bestandtheil von Eisenoxyd enthält; in dieser Erde findet man gewöhnlich den Diamant; da man denselben aber auch in dem gewöhnlichen Schlamm findet, so wird die ganze vom Fluß angeschwemmte Masse sorgfältig gewaschen und durchsucht.

Da bei diesen Arbeiten keine Art von Aufsicht geführt wird, so ist es den Arbeitern ein leichtes, Diamanten zu verstecken und heimlich zu entwenden. Ein einziger Vorfall zur Zeit der Abtretung der Provinz an die Engländer im Jahre 1818 beweist hinreichend, daß sie sich dieses Vortheils manchmal bedienen. Ein großer, 84 Gran schwerer Diamant, welcher aus Furcht, den Preis desselben nicht zu erhalten, vor den frühern Besitzern des Landes geheim gehalten wurde, ward von dem, der ihn gefunden hatte, zu jener Zeit dem politischen Agenten zu Sumbhulpur überbracht: er wurde auf 500 Pfd. St. geschätzt.

Die Diamanten von Sumbhulpur werden, je nach ihrer Qualität, in drei Classen eingetheilt, und erhalten ihre Namen nach den verschiedenen Stämmen der Hindus. Die von der besten Sorte heißen Braminen oder Priester; die der zweiten Kschatrias oder Krieger; die der dritten Vaisyas und die der vierten Sudras: der obengenannte war ein Bramine.

Die Arbeiter genießen die Einkünfte von sechzehn Dörfern, und erhalten außerdem zu ihrer Aufmunterung alles Gold, das sie bei ihren Arbeiten etwa finden, als Eigenthum, allein sie führen ein sehr unordentliches Leben, denn sobald sie, sey es als Geschenk oder unter irgend einem andern Namen, eine Summe erhalten, die bedeutender ist, als ihre gewöhnliche Einnahme, so leben sie so lange im Müßiggang und in Schwelgerei fort, bis ihnen nichts mehr übrig ist. Vor der englischen Herrschaft gehörten alle aufgefundenen Diamanten dem Radscha; um aber die Arbeiter vor der Versuchung zu hüten, solche heimlich zu entwenden, erhielt gewöhnlich der, welcher einen großen Diamant gefunden hatte, eine Belohnung an Geld oder Kleidern, bei außerordentlichen Fällen aber ein Dorf als Eigenthum; dagegen wurde der, welcher einer heimlichen Entwendung eines Diamanten überführt wurde, mit dem Tode bestraft oder wenigstens tüchtig geprügelt, seines Antheils an den Einkünften der Dörfer und des Rechtes, beim Aufsuchen der Diamanten mitzuarbeiten, beraubt.

Ueber das Ergebniß dieser Andeutung läßt sich nichts Bestimmtes angeben. Man scheint keine genaue Rechnung über die Resultate dieser Aufsuchungen, außer bei einigen Diamanten von außerordentlicher Größe, geführt zu haben. Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts erhielt die Königin des Landes einen Diamanten, der 288 und einen andern, der 308 Gran wog, außer mehrern andern von geringerer Größe. Im October 1809 wurde einer gefunden, der 672 Gran wog, und welcher ihr ebenfalls überliefert worden wäre, wenn sie nicht gerade mit dem Leichenbegängnisse der Mutter ihres Gatten beschäftigt gewesen wäre; bevor aber die Feierlichkeiten beendigt waren, drangen die Mahratten in das Land ein und verjagten Nutten Goher daraus. Ein Sklave entdeckte dem Befehlshaber der Mahratten, Tschanderdschi-Bhunsla, das Geheimniß, welcher diejenigen, die ihn gefunden hatten, überredete, zu ihm zu kommen, wobei er ihnen ein schönes Dorf und eine Summe von 1000 Rupien versprach, und sie ersuchte, ihn am folgenden Tage zu besuchen, um die Geschenke in Empfang zu nehmen. Sie ermangelten nicht, am bestimmten Orte zu erscheinen, als aber Tschanderdschi sie sah, machte er ihnen die lebhaftesten Vorwürfe, daß sie ihm statt eines Diamanten einen gewöhnlichen Stein gegeben hätten, und schickte sie mit Schimpf und Schande wieder fort. Es ist unnöthig zu bemerken, daß diese Anschuldigung grundlos war; der Stein, den er empfangen, war ein ächter Diamant, zwar nicht von der ersten Sorte, sondern bloß ein Vaisya. Nach der Schätzung der Juweliere des Landes hatte er doch einen Werth von 10,000 Rupien, allein was blieb den Unglücklichen, die das kostbare Kleinod gefunden, zu thun übrig? Ueber die Ausbeutung dieser Minen unter der englischen Herrschaft hat man noch keine Nachrichten erhalten.

Miscellen.

Zahl der Fuhrwerke in Paris. Man beklagt sich in Paris über die Unfälle und Verlegenheiten, denen die Fußgänger in den Straßen ausgesetzt sind. Dieß darf nicht sehr verwundern, wenn man bedenkt, daß die Zahl der Fuhrwerke in Paris im Jahre 1815 nur 15,000 betrug, im Jahre 1838 aber nicht weniger als 61,000, nämlich Cabriolette, Fiaker, Diligencen, Omnibus 20,000, Karren jeder Art 35,000, Privatwagen 6000. (Franz. Bl.)

Erdbeben zu Grenoble. Am 3 April 6½ Uhr fand zu Grenoble ein leichter Erdstoß statt, dessen Richtung von Osten nach Westen ging. (ibid.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 126.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Mai 1839.

Eine Mahlzeit bei dem Seraskier Chosrew in Konstantinopel. *)

Am dritten Tage nach meiner Vorstellung beim Sultan erhielt ich von dem Seraskier Chosrew eine Einladung zum Mittagsmahl. Der mit der Einladung beauftragte Adjutant bemerkte, außer mir werde Niemand beim Seraskier seyn, und ich möchte deßhalb auch Niemand mitbringen. Die bestimmte Zeit war 7 Uhr Abends. Um 6½ Uhr ließ ich mich mit meinem Dolmetscher in einem Kaik nach Konstantinopel übersetzen, bestieg hier ein Pferd, und ritt langsam nach dem alten Serail, dem jetzigen Palast des Seraskiers. Hier, scheint es, erwartete man mich schon, an dem Austritt vor dem Hause standen vier oder fünf Türken, und sobald ich heranritt, kamen sie mir entgegen, um mir den Bügel zu halten. Ich stieg ab, und der Uebereinkunft gemaß schickte ich Pferde und Diener zurück. Man führte mich die Treppe hinauf in das erste Zimmer, wo ich vier Soldaten fand. Als ich eintrat, standen sie auf, und der eine derselben deutete auf die Thüre, die der daneben stehende Araber öffnete. Das zweite Zimmer war ein großer, langer Saal, der zur Hälfte mit Teppichen bedeckt war; in der Ecke stand ein großer Diwan. Ich erfuhr später, daß der Seraskier hier Morgens Bittsteller empfange, und Audienzen gebe. Hier saßen einige alte Leute auf dem Teppich und schrieben. Ich wartete hier eine Minute, als ein Hausbeamter erschien, und mich bat, weiter zu gehen. Ich trat ins dritte Zimmer, das viel kleiner war als die ersten; zwei Araber hielten hier einen Vorhang von Seidenstoff zurück, der als Thüre ins Eckzimmer diente, wo ich den Seraskier sah: er stützte sich auf ein mit Papieren beladenes Tischchen, und hielt ein Papier in der Hand. Als er mich sah, that er sogleich einige Schritte entgegen, lud mich zum Sitzen ein, und setzte sich selbst zuerst auf den in der Ecke stehenden Diwan. Ich übersah das Zimmer und bemerkte, daß es in halb europäischem Geschmacke verziert sey. Zwei Sophas, und einige mit seidenen Stoffen überzogene Lehnsessel, Tapeten und zwei Spiegel gehörten Europa an; in kleinen Nischen standen Körbchen mit Blumen, das Rauchfaß verbreitete einen Aloeduft, ägyptische Doppelmatten mit Abbildungen von Blumen bedeckten den Boden, und eine kleine Fontaine, deren Wasser in ein Marmorbecken fiel, — alles dieß gehörte Asien an. Sobald wir auf Einem Diwan saßen, übergab man uns Pfeifen, ich fing aber der Höflichkeit gemaß nicht vor dem Seraskier zu rauchen an. Die Diener entfernten sich nun eilig und statt ihrer trat der Dolmetscher herein und stellte sich vor uns. Nachdem Chosrew eine Minute geschwiegen, sagte er, er habe mich in Kiat-Chane bei dem Sultan gesehen, und mein [illegible] gegen und ihn zur Freundschaft gestimmt. Ich erwiederte, das Wohlwollen und die Freundschaft eines solchen Mannes, wie der Seraskier, seyen mir äußerst schmeichelhaft, und ich würde mich stets bemühen, sie zu rechtfertigen. Wieder eine halbe Minute Stillschweigen, dann fragte er, ob ich Aufträge von meinem Kaiser hätte, in diesem Falle biete er mir seine Dienste an, und sey bereit, mich nach Kräften dabei zu unterstützen. Ich entgegnete, ich hätte 40 Jahre gedient, sey aber jetzt des Diensts überhoben, Aufträge hätte ich keine, sondern reiste aus Neugierde, und nach Konstantinopel sey ich einzig gekommen, um den Sultan, den Reformator des Orients zu sehen, der gegenwärtig mit meinem Kaiser in besonderer Freundschaft stehe.

Hierauf traten Diener ein, und nahmen die Pfeifen, andere brachten Kaffee. Nach dem Kaffee fragte mich der Seraskier, ob ich lange in Konstantinopel zu bleiben gedenke, und versprach mir einen Kawas zu schicken, damit ich überall frei hingehen könnte. Ich dankte ihm und erwiederte, daß ich nur noch drei Tage bleiben, und dann nach Nicomedien und Brusa gehen wolle. „Gut," sagte er, „das kommt gerade recht, dahin geht eben Achmed Pascha, ich werde Sie ihm empfehlen, und er wird Sie als Gast bei sich aufnehmen." Hier klatschte Chosrew in die Hände, alle, auch der Dolmetscher, gingen hinaus, und es erschienen andere Diener mit silbernen Wasch-

*) Aus dem mit nächstem erscheinenden Werke: „Reise durch Südrußland, die Krim, Konstantinopel, Kleinasien, Griechenland, Nordafrika, Malta, Sicilien, Italien, Südfrankreich und nach Paris in den Jahren 1836 und 1837. Von N. S. Wsewoloschski. (S. Nord. Biene vom 5 (17) April.)

decken; einer warf mir ein feines, an den Enden mit Gold gesticktes Nesseltuch über die Schulter, hielt das Waschbecken unter, und goß mir Rosenwasser über die Hände. Ich wusch Hände und Mund, und wischte mich mit dem Handtuch ab; der Seraskier that dasselbe, nur viel länger als ich. Als auch diese Diener sich entfernt hatten, setzten andere zwischen uns auf den Diwan, worauf wir saßen, ein kleines Tischchen von Platanenholz, und ein Araber brachte auf dem Kopfe eine große kupferne Schüssel, auf welcher sich Teller mit zehn verschiedenen Gerichten befanden. Man gab mir einen Löffel aus Schildkröte. Schon gewöhnt an orientalische Mahlzeiten war ich nicht verlegen, und nahm, nach Vorgang des Seraskiers, die Speisen von einigen Tellern mit den Händen. Der erste Service blieb nur einige Minuten stehen, dann trug man ihn hinaus, und brachte einen andern; bei diesem knetete der Seraskier mit seinen Händen etwas Pillau zusammen, und steckte es mir in den Mund; ich liebte zwar diese Methode nicht sehr, da er mir indeß seine Aufmerksamkeit und eine Höflichkeit damit bezeigen wollte, so nahm ich es achtungsvoll an, und aß das Stück. Ich will mich nicht mit Beschreibung der Schüsseln aufhalten; es waren gegen hundert. Als die schweigsame Mahlzeit vorüber war, gab man uns wieder Wasser zum Waschen, wie vor dem Essen, beräucherte uns mit Aloë, die Diener entfernten sich, und ich blieb mit dem Seraskier allein; auch kein Dolmetscher war da, und so schwiegen wir, aber der Seraskier wandte kein Auge von mir, und sein scharfer Blick schien in meinem Innern zu lesen.

Nun begann eine Scene, die ich nicht vergessen werde: der Seraskier klatschte wieder in die Hände, und ein Araber [illegible] in der rechten Hand, und in der Linken ein silbernes Gefaß mit Schnee, worin eine Bouteille versteckt war, die ich an ihrer Form alsbald als eine Champagnerflasche erkannte. Ich maß mit den Augen die Pokale, welche mir so viel als sechs gewöhnliche Champagnergläser zu fassen schienen. Der Araber setzte sie vor uns nieder und füllte sie mit Wein, der jedoch wenig schäumte. Der Seraskier faßte sogleich den Pokal, nickte mit dem Kopfe, und sagte mir in reinem Russisch: chwatim! (wir wollen trinken!) Ich hätte beinahe laut auf gelacht, doch hielt ich mich und erwiederte ernst chwatim! Er lächelte, und trank wirklich den ganzen Pokal auf einen Zug leer. Ich folgte seinem Beispiel, und als ich den Pokal geleert hatte, stürzte ich ihn um, mit dem Boden nach oben. Er sagte: peki, peki! (gut, gut!) und ließ wieder füllen. Ich wollte Umstände machen, da ich nicht viel zu trinken gewohnt bin, dachte aber doch, daß ich es mit einem achtzigjährigen Greise aufnehmen könne, und entschloß mich, nicht zurückzubleiben. Wir tranken mehreremal, worauf Chosrew etwas einnickte; der Araber ging hinaus, kehrte aber bald mit einer neuen Flasche zurück. Der Wein war vortrefflich, wie es scheint Crémant rosé. Ich fühlte noch keine Trunkenheit, und forderte nun meinerseits den Seraskier zum Kampf auf. Er nickte fort, ich deutete dem Araber auf die Pokale, er gehorchte, füllte sie, und Chosrew, als er einen vollen Pokal in meiner Hand sah, lächelte. Nun sagte ich: chwatim, Chosrew lachte laut auf, erwiederte: „gut!“ und trank mit mir den letzten Becher. Jetzt schlief er aber ordentlich; der Araber ging hinaus, ich wartete noch ein wenig, und nach einiger Zeit, in der Meinung, Chosrew schlafe fest, stand ich auf, um ihn in Ruhe zu lassen; er aber öffnete die Augen, winkte mir nicht zu gehen, klatschte in die Hände und ließ den Dolmetscher rufen. Der Seraskier ließ mir sagen, ich solle bis zum Morgen bleiben, es sey spät, auf den Straßen finster, und für einen Fremdgläubigen nicht angemessen, so spät aus des Seraskiers Palast zu gehen. Ich erwiederte, daß ich mich seinem Willen gerne füge, aber man werde zu Hause wegen meiner besorgt seyn, und vielleicht zum Gesandten schicken. „Gut, gut!“ bemerkte er, „ich will meinen Adjutanten ins Haus schicken.“ Ich dankte ihm für seine Gastfreundschaft, bat um die Fortdauer seines Wohlwollens, wünschte ihm gute Nacht und entfernte mich aus dem Zimmer, ziemlich festen Schrittes, doch schwindelte mir ein wenig der Kopf. Man hatte ein kleines Zimmer für mich bereitet, wo auf weichem Diwan ein Löwenfell lag, und als Unterlage für den Kopf dienten ein Paar saffianene Kissen. Der Diener nahm mir Stiefel, Frack u. dgl. ab, und als ich lag, bedeckte er mich mit einem feinen Schleier von Nesseltuch gegen die Fliegen. Ich schlief bald und fest. Am Morgen brachte mir derselbe Diener Wasser zum Waschen und dann den Kaffee, worauf der Dolmetscher erschien, sich im Namen des Seraskiers nach meiner Gesundheit erkundigte, und als ich demselben für seine Gastfreundschaft persönlich danken wollte, mir sagte, der Seraskier sey schon lange im Diwan, und habe ihm aufgetragen, ich möchte mich nicht bemühen, eine Schaluppe und Begleiter seyen schon bereit. Ich gab dem Diener 10 Piaster Bakschisch, verabschiedete mich von dem Dolmetscher, und ging. Man führte mich durch eine Art Corridor nach einer kleinen Treppe, und ich kam gar nicht auf dieselbe Straße, auf welcher ich hergekommen war. Auf der Straße erwarteten mich zwei Türken: einer mit einem großen Stock ging vor mir her, der andere an meiner Seite. Ziemlich lange gingen wir durch Nebengassen, und alle Begegnenden wichen achtungsvoll aus. Endlich kamen wir durch den Baluk-Bazar nach dem Hafen, wo mich des Seraskiers Schaluppe erwartete. Der Steuermann nahm mich an der Hand und führte mich sorgsam in die Schaluppe, meine Begleiter erhielten gleichfalls als Bakschisch 10 Piaster, empfahlen sich und blieben am Ufer. Sobald wir abgestoßen waren, rief der auf dem Vordertheil des Schiffes stehende Türke etwas mit lauter Stimme, alle benachbarten oder uns entgegenkommenden Schiffe zerstreuten sich nach allen Seiten, als wollten sie voll Furcht uns den Weg frei lassen. Auch die Schiffe am entgegengesetzten Ufer entfernten sich, so daß nicht Eines an dem gewöhnlichen Platze blieb.

Als ich ans Ufer trat, gab ich den Ruderern 25 Piaster, und auch sie schienen mit meiner Freigebigkeit zufrieden. Nun erwartete mich ein reich geschirrtes Pferd und zwei Diener des Seraskiers, ich stieg auf, und diese beiden liefen vor mir her bis zu meiner Wohnung, wo man schon lange um mich in Angst und Schrecken gewesen war; meine Hausgenossen freuten sich nicht wenig, als sie mich auf einem prachtigen Pferde ge-

fund und wohlbehalten ankommen sahen. Ich gab den Dienern des Serasliers noch 15 Piaster Bakschisch, und eilte dann in meine Wohnung, um den Bericht des Erlebten niederzuschreiben.

Die Südküste der Krim.

Das Baidarthal.

(Schluß.)

Nach dem Souper brachten uns die Frauen des Hauses ihr Selam Aleikum. Wie doch die Sitten an den verschiedenen Weltenden so verschieden sind. Bei den Engländern gehen die Frauen mit dem Tischtuch weg, und bei den Tataren kommen sie gerade dann, wenn man das „Confect der Ruhe“ *) zwischen Gaumen und Zunge gedrückt und die Nachmittagspfeife dazu anbrennt. Ich ziehe die tatarische Sitte entschieden vor, denn bei Tisch mag ich die kauenden Frauen gar nicht leiden. Nach Tische aber zum Confecte auf den Diwans mit ihnen zu kosen, ist durchaus nicht unangenehm. Es war die Frau und Tochter des Wirths. Die erste hieß „Mausch,“ und die zweite „Odscha,“ und beide waren nicht viel reizender als ihre Namen. Da sie noch dazu auch kein Russisch verstanden, so blieb es zwischen uns auch nur bei „Selam abeikum“ (guten Tag) und „Tochta,“ (Adieu). Doch mußten wir ihren „Chulan“ (Gürtel) und das silberne „Kuschak“ (Schloß), das aus Stambul wäre, bewundern.

Bei der Pfeife erzählte uns Mustapha von einem Proceß mit einem Russen, der seit langer Zeit schon die Sorge und den Kummer seines Dorfs und der benachbarten Dörfer ausmache. Es habe derselbe etwa 700 Morgen Landes von der Kaiserin Katharina in ihrem Thale geschenkt bekommen, habe aber während der Zeit so weit von diesem kleinen Terrain aus um sich gegriffen, und so viel benachbarte Wälder und Wiesen sich unter allerlei Vorwänden zugeeignet, daß er jetzt bereits 20,000 Morgen Landes besäße. Die Schenkungsacte sey wohl nicht ganz deutlich abgefaßt, und daher deute man sie noch weiter bald auf diesen, bald auf jenen Wald, so daß viele Leute des Thales schon beinahe ganz auf ihre Gärten und Häuser reducirt wären. Und auch diese, ja selbst ihre Personen seyen nicht sicher. Denn es würde behauptet, die Schenkung sey auf gewisse, von den Bauern zu leistende Arbeiten ausgestellt. Sie hätten darüber einen Proceß in Petersburg anhängig gemacht, aber es sey noch nichts Entscheidendes von dort zugekommen. Er brachte uns eine Menge Papiere über die Sache herbei, und bat uns, wir möchten uns doch seiner in der Residenz annehmen, wohin er selber auf nächsten Winter in Auftrag seines Dorfs zu reisen gedenke. Meine Gefährten notirten sich seinen Namen und seine Angelegenheit, und versprachen ihr Möglichstes zu thun. Wie weit doch das Recht geht, das diese Stadt spricht, und das Unrecht, das sie thut! Selbst bis in diese abgelegenen Thäler reichen die Wirkungen der Verhandlungen, die man dort in den Salons an der Ostsee abmacht.

Früh sattelte am andern Morgen Apollo die Rosse seines Sonnenwagens, und eben so früh waren unsere kleinen tatarischen Rossinanten bei der Hand. Wir dankten Mann und Weib, Herr und Diener für alle die freundliche Bewirthung, und trabten dann die östlichen Höhen des Baidarthales hinan auf kleinen, krummen und felsigen Wegen, die nur mit krim'schen Bergpferden passirbar sind. Unterwegs stürzte unser kleiner dicker russischer Diener, blieb selber freilich noch glücklich in den Dornbüschen am Abhange stecken, sein Pferd aber lief davon. Unser Grieche Nikolai, der abgestiegen war, um ihm zu helfen, ließ unvorsichtig sein eigenes Pferd auch los, und beide kletterten nun grasrupfend den Berg hinan. Wir machten sogleich Jagd auf sie; doch konnten wir nur eines wieder haschen, das andere verstieg sich wie eine Gemse in den Felsen, und verschwand endlich in den Wolken. Der tatarische Postillon ließ gleich ganz bereitwillig sein eigenes Pferd an die Stelle des verlaufenen treten, und trabte zu Fuße neben her. Er war auch nicht im mindesten um das verlaufene Pferd besorgt, und meinte, es würde sich schon wieder nach Hause finden. Ich dachte an deutsche Postillone, und fragte mich im Stillen, ob sie wohl so friedlich und zufrieden bei dem Vorfalle sich benommen haben würden, oder ob da nicht einige recht unchristliche Flüche und vieles Pochen auf Recht und Billigkeit zum Vorschein gekommen wäre. Pocher, Lärmer, Streiter und Rechthaber scheinen mir überhaupt die Tataren durchaus nicht zu seyn, und fluchen hört man sie nie; doch schwören sie zuweilen, wie die Türken, beim Barte des Propheten.

Nach einigem anmuthigen Bergab- und Bergauf auf den Höhen des Gebirges erreichten wir bald den östlichen Abhang desselben, der nach dem Meere hinfällt. Dieser ist so ungemein steil, eine so vollkommen perpendiculäre Felsenmauer, daß man nicht begreift, wie es möglich ist, daran hinab und hinaufzukommen. Es hat sich aber doch an einer Stelle, wo zwei gewaltige Felsen an einander stoßen und einen Winkel machen, in der Ecke ein kleiner, schmaler Weg ausgebildet, der sich in ganz kurzen und alle vier Schritt umspringenden Windungen an den Felsen herabläßt. Dieser Felsenweg heißt die „Scala,“ und ist eins der sieben berühmten Wunder der Krim, die jeder Reisende in diesem Lande gesehen haben muß. Denn Hundertmal wird man nachher gefragt: „Aber Sie ritten doch die Scala hinab?“ — Der Weg ist allerdings merkwürdig genug. Denn zu beiden Seiten fallen ganz glatte Felsenwände ohne Absätze und Risse vollkommen lothrecht herab, und man reitet zwischen ihnen, wie auf einer Wendeltreppe. Kleine Sträucher, die in der Nähe des Weges in den Felsen wurzeln, dienen statt des Geländers. Dabei hat man die schönste Aussicht aufs Meer, das unten den Fuß der Felsen bespült. Die Tataren nennen die Scala „Merdwen.“

(Fortsetzung folgt.)

*) „Rogat al kum,“ ein türkisches Confect.

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien. *)

3. Reise von Spalato bis Ragusa.

Von Lissa kehren wir nun, an der Nordspitze der Inseln Torcola und Lesina vorüberschiffend, durch den Canal von Milna zurück nach

*) Siehe Nr. 47 v. d. J.

Spalato, um von hier aus die Reise gen Ragusa auf der Küstenstraße fortzusetzen. Ungleich kürzer und bequemer ist zwar der Weg zu Wasser von Lissa nach Ragusa, allein diese Straße bietet nicht das geringste Interesse dar, während jene durch den bevölkertsten Theil des Landes und durch die abwechselndsten Gegenden führt. Von Spalato bis Postrana und Almissa läuft die Straße durchaus eben zwischen wohlgebauten Feldern und mit hohen Gehägen umgebenen Wein- und Olivengärten hin, wird aber von letztgenanntem Städchen durch die Cetina unterbrochen, welche sich hier in das Meer ergießt. Auf einer der hier aufgestellten Barken überschifft man diesen Strom, an dessen jenseitigem Ufer Almissa gelagert ist. Die Cetina nimmt ihren Ursprung an der türkischen Gränze nordöstlich von dem Dorfe Verlicca, am Fuße des Berges Dinara, aus mehrern Quellen, durchfließt dann in großen Schlangenwindungen die Ebene von Pascopoglie in der Richtung von Nordwest nach Süd, reißt unweit Sign den Bergbach Sutina an sich und stürzt nach einem beinahe 50 Miglien langen Lauf in das Meer. Auf der Strecke zwischen Trigi und Duare soll dieser Fluß nach der Sage der Einwohner einen Theil seines Wassers durch einen unterirdischen Canal verlieren, aber unweit Spalato am westlichen Fuße des Mossorgebirges wieder zum Vorschein kommen, und daselbst das früher unter dem Namen Salona, jetzt Hyader, auch Jader genannte Flüßchen bilden. Von ihrem Ursprunge bis Trigi hat die Cetina einen sehr geringen Fall, und ihre Ufer sind größtentheils niedrig; aber von dort an wird der Fluß in eben dem Maaß, als er an Größe durch die ihm zufließenden Quellbäche wächst, auch sein Fall ein stärkerer. Unterhalb Trigi wird bis zu seiner Ausmündung sein Bett durch hohe Kalkfelsen umgürtet, die am schauerlichsten bei Duare sind, wo der Fluß zwei sehenswerthe Wasserfälle, einen großen (Velika Gubavizza) und einen kleinen (Mala Gubavizza), bildet, deren Wirkung bei hohem Wasserstande sehr imposant ist.

Almissa ist ein kleines, wohlgebautes, aber düsteres Städchen, das ehemals mit Mauern und Gräben umgeben war. Es liegt am Ausmündungswinkel der Cetina in das Meer, am Fuß einer nur an ihrem untersten Theile mit Reben bepflanzten Bergkette, deren vordersten Gipfel die Ruinen des Bergschlosses Mirabella krönen. Der hier erzeugte Wein, im Handel unter dem Namen Muscato con odor di rosa bekannt, gehört zu den besten des Landes, und auch der Boden zu den fruchtbarsten Strecken Dalmatiens. Schon unter den Römern war diese Gegend sehr gut angebaut und bevölkert; im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts verlegten sich die Almissaner auf Seeräuberei, worin sie von den in der Nachbarschaft angesiedelten Croaten unterstützt wurden, aber die Venetianer legten ihnen dieses Gewerbe bald nieder, indem sie ihre Schiffe verbrannten und ihr Gebiet militärisch besetzten. Gegenüber von Almissa am nördlichen Ufer der Cetina bestand früher in einem daselbst hinfurchenden Thalgrund, unweit Prick, ein Seminar glagolitischer Geistlicher, welches der Poglizza und den anliegenden Inseln viele tüchtige Geistliche lieferte, allein seit mehrern Jahren ist dieses Institut aufgehoben und nur noch das Gebäude daselbst zu sehen. Im vierzehnten Jahrhundert bildete dieser ganze Landstrich, von Stobrez (bei Spalato) angefangen bis Almissa und von der Küste bis zum Mossorgebirge hin, einen oligarchisch-demokratischen Freistaat, der bis um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sich forterhielt, aber um diese Zeit sich freiwillig unter den Schutz des geflügelten Löwen von St. Marcus begab, jedoch mit dem Vorbehalte der Fortdauer ihrer Landesverfassung. Damals theilte sich dieß aus etwa 15.000 Köpfen bestehende Völkchen dieser Republik in drei Classen, von denen die erste, aber nur zwanzig Familien zählende, aus eingewanderten ungarischen Edelleuten, die zweite, zahlreichere, aus bosnischen Adelsfamilien, die dritte und letzte aus dem übrigen Volke bestand. Alljährlich am St. Georgentage versammelten sich die Abgeordneten (Conti) dieser drei Classen in der Ebene von Gatta zu einem allgemeinen Reichstage (in ihrer Sprache Zwor genannt), um ihre Vorsteher oder Gouverneure für die einzelnen Dorfschaften zu wählen, oder die alten, wenn sie es verdienten, zu bestätigen. Die erste Person des Staates war oder ist dem Namen nach noch gegenwärtig der Veliki Knès oder Grand Conte der immer aus der ersten Classe gewählt wurde. Ihn zu erwählen hatten nur die kleinen Conti oder Gouverneure, die aus dem bosnischen Adel gezogen wurden, das Recht; letztere aber erwählte das Volk. Nur selten lief ein solcher Reichstag ohne blutige Köpfe ab, da sich die Classen meist wieder in besondere Parteien theilten, deren jede den von ihr Bevorzugten erwählt wissen wollte. In solchen Fällen, wo die Wahl fruchtlos war, geschah es gewöhnlich, daß einer der eifrigsten Anhänger die der Obhut des Grand Conte anvertraute Landescasse nebst den in derselben enthaltenen Privilegien raubte, und sie dem, dessen Wahl er begünstigte, in die Wohnung trug. Wurde ein solcher Dieb erwischt, war es um ihn geschehen, denn jedes Mitglied des Rathes war berechtigt ihn zu tödten; hatte er aber seine Maaßregeln gut getroffen und das Haus des von ihm Begünstigten glücklich erreicht, so war auch der Grand Conte rechtmäßig erwählt, und Niemand durfte es mehr wagen, sich der Wahl zu widersetzen. Seit der Occupation des Landes haben diese Versammlungen ganz aufgehört, denn die Franzosen entzogen dem Ländchen alle seine Vorrechte, und als die Poglizzaner später beim Erscheinen einiger russischen Kriegsschiffe, welche in der Bucht von Stobrez ankerten, mit den Waffen in der Hand ihre Privilegien wieder erkämpfen wollten, ließ der damals in Dalmatien commandirende Marschall Marmont (1807) ein furchtbares Strafgericht über sie ergehen, und die meisten ihrer Dörfer durch seine Truppen plündern und niederbrennen. Seitdem sind die Einwohner verarmt, das Ländchen zerstückt und den angränzenden Präturgebieten einverleibt. Gegenwärtig stehen die Poglizzaner an Intelligenz etwas höher als die Morlacken, zu deren Stamm sie gehören. Auch ist ein großer Theil aus ihnen des Lesens und Schreibens kundig, welches ihre Geistlichen, meist Zöglinge obenerwähnten Seminars, sie gelehrt haben. Groß und schlank gewachsen, ist der Poglizzaner seines kraftvollen, kriegerischen Aussehens ungeachtet sehr gutmüthig und hospital. Obschon nicht frei von Aberglauben und Mißtrauen, sind sie doch gegen jeden Fremden, der sich ihnen mit freundlicher Miene nähert, sehr hingebend und zuvorkommend. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Statue Latour d'Auvergne's. Das Departement Finisterre will diesem ehemaligen ersten Grenadier Frankreichs ein Denkmal errichten. Statue und Piedestal werden beide 11 Fuß Höhe erhalten. (Fr. Bl.)

Hr. Vattemare. Der in diesen Blättern schon erwähnte (s. Nr. 178. J. 1838) Hr. Vattemare hat neuerdings an die Kammern von Frankreich eine Petition gerichtet um Unterstützung eines allgemeinen Systems des Austausches von Büchern und Kunstgegenständen unter den Bibliotheken und Museen Europa's. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 127.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

7 Mai 1839.

Briefe über Sibirien.

(Von Paul Schüz.)

Erſter Brief. *)

Sie verlangen, daß ich Ihnen Sibirien ſchildere, dieſes in pſychologiſcher Hinſicht ſo merkwürdige, an Gold, Platina, Silber, Blei, Kupfer, Eiſen und andern nützlichen Producten reiche, durch ſeine prachtvolle und maleriſche Natur ausgezeichnete, durch ſein Klima, die Sitten und Gewohnheiten ſeiner Bewohner, ſo wie durch den Grad ſeiner Civiliſation merkwürdige Land. Viele gelehrte Männer haben ihre Aufmerkſamkeit auf Sibirien gelenkt: Gmelin, Pallas, Renowanz, Müller, Speranski, Humboldt, Erman, Ledebur, Mayer, Bunge und der Aſtronom Fedorow haben es beſucht; es beſitzt ſeinen Gödler, der ſich vorzugsweiſe mit ſeiner Entomologie beſchäftigt, und ein koſtbares entomologiſches Cabinet mit vergleichenden Abbildungen europäiſcher Inſecten beſitzt, ſeine gebildeten Bergingenieure, welche die Natur von der geologiſchen und metallurgiſchen Seite erforſchten, und ſeine Beamten, die für das Wohl des Volkes Sorge tragen. Geht man die gelehrte Chronik Sibiriens durch, ſo findet man darin werthvolle Nachrichten hauptſächlich im Gebiet der Naturgeſchichte, in andern Zweigen aber wenig oder nichts. Und kann man allgemeinere, genügendere Nachrichten von einem ſo weitläufigen Lande verlangen, das ſo viele Zeit, ſo viele Mühe, ſo viele Selbſtverläugnung fordert, bis man ſeine Natur kennen lernt! Die Materialien ſind bereit, aber ſie erfordern eine unverdroſſene Verarbeitung. Hierin liegt die Sache: ſie ſind nicht ſo anlockend, nicht ſo bequem zur Hand, wie Goldſand. Und wie viele Glücksritter haben ſich in der letzten Zeit auf die Gewinnung des Goldes geworfen. Undurchdringliche wilde Gegenden wurden der Tummelplatz der Nachforſchungen: Alles wurde beſichtigt, überall aufgegraben, wo nur das geringſte Kennzeichen oder Hoffnung, Gold zu finden, ſich bot, ungeheure Gebäude wurden aufgeführt, eine Menge Hände in Bewegung geſetzt, und Alles nur um Gold.

*) Siehe nordiſche Biene 24 März (5 April).

Sibirien umfaßt den ganzen Landſtrich, der oſtwärts vom uraliſchen Gebirge liegt, und ſich bis zu den Gränzen von China und Amerika ausdehnt; es umfaßt vier Gouvernements: Tobolsk, Tomsk, Jeniſeisk und Irkutsk, nebſt den Provinzen Jakutsk und Kamtſchatka. Man ſtelle ſich nun dieß weite Land vor mit ſeinen verſchiedenen Lagen, Klimaten, Naturerzeugniſſen, ſo wie ſeinen in Herkunft, Glauben, Gewohnheiten und Kleidung verſchiedenen Bewohnern, und unwillkürlich verſinkt man in ſchweigendes Staunen über die Pracht und Großartigkeit dieſes Rieſenbildes. Ich werde mich nicht auf die Topographie, auf Verwaltung, Ethnographie und Statiſtik Sibiriens einlaſſen: dazu bedarf es Zeit und viele vereinigte Arbeit. Ich meinerſeits will Ihnen von dem Klima Sibiriens, ſeinen Krankheiten, deren Urſachen, den Heilmethoden des Volks, dem Einfluß des Klima's auf das innere und äußere Leben, ſpäter von dem häuslichen Leben, den Sitten und Beluſtigungen der Sibirier ſprechen.

Sibirien iſt an der Südſeite durch hohe Gebirge begränzt, die, aus der Steppe der Kirgiskaiſaken kommend und in ihrem Verlauf an viele andere Ketten ſich anſchließend, die Gränze des Landes bis an das öſtliche Meer bilden. Dieſes ganze Land vom Ural und den ſüdlichen Gränzgebirgen, welche den ſüdlichen und weſtlichen Winden den Weg ſperren, neigt ſich in unmerklichem Abhange zum Eismeere, welches die Haupturſache der ſtrengen Kälte iſt. Von 60° B. bis zu den Ufern dieſes Meeres ſieht man nichts als Tundras oder Moorſümpfe, die undurchdringlich wären, wenn das Eis unter ihnen aufthaute. Hier ſind keine andern Pflanzen, als niedere, am Boden hinrankende Weiden (ivnjaetschka) und kleines Buſchwerk, das Meer aber wirft ſehr viel Treibholz ans Ufer. Längs der uraliſchen Berge und im Süden iſt Sibirien mit dichten Wäldern bedeckt, die größtentheils auf Sümpfen wachſen. Der nördliche Theil der Strecke zwiſchen Irtyſch und Ob bis zu den altaiſchen Bergen, unter dem Namen der barabiniſchen Steppe bekannt, iſt voll von fiſchreichen Seen und Birkenwäldern, auch zum Ackerbau geeignet; jedoch von Omsk am Irtyſch und Iſchim hinauf bis zum Fluſſe Wagai dehnen ſich theils ſandige, theils ſalzige Steppen aus, die keines Anbaues

fähig ſind. Am Wagai, dem untern Theile des Tobol, am Iſſet und Tura bis zur Tawda dehnt ſich abermals eine fruchtbare Ebene aus, von da gegen Norden zwiſchen den Flüſſen Irtyſch, Ob und Jeniſei ein mit dichten Wäldern bewachſenes und an vielen Stellen mit undurchdringlichen Sümpfen bedecktes Land; gegen Süden zwiſchen Ob und Jeniſei, an den Flüſſen Tſchulima, Tom, Abakan und andern finden ſich ſehr fruchtbare Ebenen, die mit Wäldern bedeckt, reich an Waſſer ſind, und ſich bis zum 58° B. gegen Norden ausdehnen. Hier um Barnaul unter 53° B. auf einem niedern, gegen Nordoſten und Nordweſten durch finſtere Walder und Berge, die ſich am Fluſſe Tom hinziehen, geſchützten Boden iſt die Luft ſo wohlthätig und warm, daß man Gartengewächſe, z. B. Melonen, zieht, die in andern Strichen Sibiriens nicht wachſen, und ſelbſt zwei Grade weiter gegen Süden an Orten, die gegen Norden geneigt ſind, ſo wie an den altaiſchen Bergen nicht gezogen werden können. Auf der Oſtſeite des Jeniſei, wo auch die größte Bergkette im ganzen ſüdlichen Sibirien ſich findet, iſt bis zum Baikal Alles mit finſtern Wäldern bedeckt, aber der Boden iſt allenthalben fruchtbar, und zum Ackerbau geeignet. In dem öſtlich vom Baikal gelegenen Lande erheben ſich hohe Urgebirge, die mit ihren ſchroffen Felſenhöhen unzugänglich ſind, ihre Niederungen aber und die Abhänge der Vorberge ſind fruchtbar. Hier wachſen Gräſer, die dem aſiatiſchen Klima eigenthümlich ſind, und es finden ſich wilde Thiere, Vögel und Fiſche, die es in andern Gegenden Sibiriens nicht gibt. Der öſtliche Theil Sibiriens von der Lena bis zum Eismeer gleicht dem Nordabhange der erſten Hälfte, und taugt nicht zum Ackerbau.

(Schluß folgt.)

Die Südküſte der Krim.

(Fortſetzung.)

Alupka.

So kritiſch dieſe Paſſage war, ſo glatt gebahnt fanden wir den Weg unten in den „Klimatas.“ Es war eine neuerdings angelegte Straße, die einige Hundert Fuß hoch über dem Meere und einige Tauſend unter dem Gipfel der Felſen in der Mitte der Berge hinführt. Da unſer gefälliger Tatar einen andern nicht ungefälligen Landsmann getroffen hatte, der ihn wieder beritten machte, ſo galeppirte hier unſere ganze Geſellſchaft mit Sack und Pack, Grieche, Ruſſe, Deutſcher, Malo-Roſſiane und Tatar, die drei Meilen bis Alupka in ununterbrochenem Carriere, wie man ihn nur tatariſchen Pferden zumuthen kann. Zur Linken hatten wir immer die ſchroffen Felſen, zur Rechten das weite Meer, hart an ſeinem Ufer hie und da tatariſche Dörfer. Das war ein prächtiger Ritt an dieſem äußerſten Saume Europa's. Unſere Pferdchen wiegten ſich ſo unermüdlich, als wäre es ihnen eine ſo leichte Gewohnheit, wie den Schaukelpferden. Mein Grieche Nikolai kam mir weder im Galopp noch im Trabe von der Seite, und wir ſchrien uns beſtändig ethnographiſche und geographiſche Fragen und Antworten zu: „Nikolai, ſag mir, wie heißt das Landhaus dort?“— „Miſchetka, gehört dem Oberſten . . . . .!“ der Name entging mir unter dem Pferdegetrappel. „Und wie der hohe Berggipfel?“ — „Ai-Petri! liegt gerade über Alupka. Bei Feſtlichkeiten illuminirt ihn der Graf Woronzow bis oben hin.“ — „Was iſt das für ein Tatarendorf?“ — Neket! da iſt kürzlich ein Mord paſſirt. Ein Ruſſe verführte ein junges Tatarenmädchen. Um den der Familie angethanen Schimpf zu ſühnen, lauerten ihm dafür Vater, Brüder und Schwäger des Mädchens, ſieben Mann an Zahl, auf, erſchoſſen, erdolchten und erwürgten ihn und warfen den Leichnam in den Abgrund hinter jenem Felſen. Die Sache wurde aber verrathen, und jetzt kommen alle ſieben nach Sibirien, und das Glück von wenigſtens zehn Familien iſt zerſtört.“

Das Merkwürdigſte, was wir im Vorbeireiten ſahen, war ein großer, weiter, höhlenartiger Felſenriß, der ſich über uns in der Mitte einer ſchroffen Felſenwand zeigte. In ihm ſoll ſeit undenklichen Zeiten eine große Colonie wilder Bienen hauſen. Der ganze weite Spalt ſoll mit ihren alten und jungen Wachsgehäuſen angefüllt ſeyn. Von unten aus iſt es durchaus unmöglich hinanzukommen, von oben her aber außerordentlich ſchwierig, weil die obern Felſen etwas vorſtehen, und der Mann, der ſich am Strick etwa herunterließe, immer in einiger Entfernung von der Höhle hängen bleiben würde. Dennoch gelingt es den Tataren zuweilen, hineinzukommen, und ihr Gewinn iſt dann groß. Denn ſie winden alsdann den koſtbarſten Honig centnerweiſe daraus hervor. Allein die Millionen und aber Millionen wüthender Bienen, die über ſie herfallen und ſie *faſt* zu erſticken drohen, machen ihnen das Geſchäft, ſelbſt wenn ſie auch gut maskirt ſind, ſehr ſchwer. Zu Zeiten verunglückt einmal Einer dabei. Dann bleibt die Sache wieder auf ein Paar Jahre ruhen, und die Bienen häufen Schatz auf Schatz, bis der Schreck ein wenig vergeſſen iſt und die reiche Ernte neue Schatzgräber herbeilockt. — Wenn es im Sommer ſehr heiß iſt und die Felſen umher erglühen, ſchmelzen oft die Bienenzellen weg, und man ſieht dann den Honig aus der Höhle hervor und an den Felſen herabfließen. Das wäre ja dann in der That ein Land, wo Honig quillt und fließt; die Quelle iſt jedoch ſtark intermittirend, und wir trafen gerade eine Zeit, wo ſie ſtockte, ſonſt hätten wir nicht unterlaſſen, uns an ihren Ufern auszuruhen.

Alupka iſt ein tatariſches Dorf und eine Beſitzung des Grafen Woronzow, der ſich hier auf der Südſpitze der Krim ein weithin berühmtes Schloß gebaut hat. Man kennt in ganz Rußland den Namen Alupka, und denkt ſich dabei und bei den das Schloß umgebenden Gärten das Höchſte aller architektoniſchen und heſperidiſchen Pracht. Die bloße Anfertigung des Plans zu dieſem Schloß ſoll 60,000 Rubel gekoſtet haben. Denn der Graf ließ zur Beſichtigung der Localität engliſche Architekten aus London kommen, die darüber an die Londoner Bauakademie mit Zeichnungen und Beſchreibungen zurück berichteten, und dann erſt von dort aus den angefertigten Plan überſchickten. Das Ganze koſtet ſchon jetzt mehrere Millionen, und wenn es fertig iſt, ſoll es 7,000,000 koſten. So iſt der

Anschlag. Doch wird man nicht damit reichen. Der englische Baumeister, der das Ganze leitet, steht sich jährlich auf 15,000 Rubel. Als voriges Jahr die Kaiserin hier erwartet wurde, ließ der Graf das Ganze in vorläufigen Stand setzen, mit vorläufigen Thüren versehen, vorläufig bedielen, vorläufig meubliren u. s. w. Man schickte Arbeiter aus Odessa und spannte an, was auch sonst noch in der Umgegend von arbeitenden Händen zu bekommen war. Vier Wochen hindurch kostete so jeder Tag 8000 Rubel extra.

Bei solchen Summen und Erzählungen konnte man denn allerdings etwas Absonderliches erwarten. Wir waren daher kaum vom Pferde gestiegen, so bestellten wir uns in der Eile ein Nudelsüppchen beim italienischen Wirth „zu den beiden Cypressen," eilten zum Park und Schloß Alupka, und fanden unsere Erwartungen ziemlich — getäuscht. Das Schloß ist in gothischem Styl gebaut, aus einem grünlichen Marmor, der in den Felsen hinter demselben bricht. Diese Farbe schon macht, daß sich das Gebäude in seinen Formen nicht sehr deutlich und klar aus der Landschaft heraushebt. Der Baustyl ist freilich edel; er muß es ja wohl seyn, da er aus London kommt, wo man sich doch auf Gothisches versteht. Doch sind die großen Fenster des Palastes in Widerspruch mit dem Gothenthurm, noch weit mehr aber die Zimmer, die fast eben so hoch als breit, und daher sehr unheimlich sind, während man in einem ächt gothischen Zimmer sich doch immer so heimisch wie in dem Neste einer Schwalbe fühlt. Der Speisesaal ist freilich großartig und von gigantischen Dimensionen, allein ich möchte nur darin essen, wenn ich ein Riese und Heros wäre. Was an Gemälden, Büchern u. s. w. vorhanden ist, stellt gar nichts vor. Den allergrößten Anstoß aber nahmen wir an der Situation des Schlosses, an der Wahl des Platzes, den man für würdig gefunden hatte, an ihm alle diese Millionen aufzustapeln; in Bezug auf ihn erschien uns Alles weggeworfenes Geld und Mühe. Man hätte hundert Punkte an der Küste finden können, die hundertmal mehr Vorzüge gewährt hätten; man hat aber einen gewählt, an dem es unmöglich war, irgend einen Vorzug zu entdecken, und wir suchten vorn und hinten und zu den Seiten vergebens das Schöne, was die Wahl eines solchen Bauplatzes rechtfertigen könnte. Hinter dem Schloß und Dorfe steigt der Ai-Petri zu einer Höhe von 4060′ Fuß hinan, dieser Berg ist eine ziemlich kahle und unästhetische Felsenpartie; das einzige Hübsche, was er hat, oder vielmehr *hatte*, aber auch nur *vielleicht* hatte, ist sein alter griechischer Name. Es soll nämlich dieser Ai-Petri der alte berühmte Kriumetopon der Griechen seyn. Hinter dem Schloß also nichts Erquickliches, als ein antiker, berühmter, aber auch noch ungewisser Name, der aber in der Wirklichkeit nichts als ein graues Riesengestein ist. Der Platz um das Schloß herum schien uns für seine Größe zu eng, vor ihm ist nichts, als das graue, wüste Meer; denn der Abhang, der von ihm bis zum Meere hin noch etwa 400 bis 500 Fuß, mit Gartenanlagen geziert, herabsteigt, ist zu steil, als daß man etwas mehr von ihm denn Baumgipfel übersehen könnte. Dabei ist er aber doch auch nicht steil genug, um das Schloß mit seinem Felsengrunde kühn ins Meer hervortreten zu lassen, so daß man sagen könnte: ein meerumbraustes Schloß

„Kühn auf des Felsengipfels Stirn erhöht."

Zu den Seiten ist ebenfalls kein Trost zu holen, denn die Ufer umschließen es auch nicht, und fangen es nicht in dem friedlichen Busen einer Bai, sondern laufen so ziemlich gerade und felsig weg. Kurz, das Schloß hält die nichtssagende Mittelstraße, tritt weder kühn hervor, noch zieht es sich heimlich zurück. Es hat eigentlich gar keine Lage und gar keine Umgebung.

Der Park theilt die Fehler der Lage und den Mangel an schöner Aussicht, hat aber außerdem noch seine besonderen unangenehmen Seiten. Von einem englischen Park hat er keine Spur, denn alle seine Gänge und Anlagen krümmen sich beständig zwischen Felsen hin. Diese Felsen sind nun vom Ai-Petri herabgefallene Brocken, die das Terrain rund herum bedecken, und weder groß genug sind, um etwas vorzustellen, noch klein genug, um übersehen werden zu können. Die Grotten, Höhlengänge, Brücken u. s. w., die sie bauen, sind alle in einem ganz kleinlichen Style. Freilich gibt es wieder berühmte Namen im Park, Lorbeern, Oliven, Cypressen, Orangen, Granaten, doch sind diese Namen fast nur für die im Norden wohnende Phantasie schön, das zum Süden hinabgereiste Auge findet wenig Labung daran. Zu den berühmten Stücken des Parks gehört noch ein Laubengang, der von 200 Sorten der schönsten Rosen gebildet wird; doch führt auch er in einem engen Felsenwege hin.

Am Ende des obern Parks liegt unter alten, hohen Wallnußbaumen das Tatarendörfchen Alupka. Hier fühlten wir uns wieder recht heimlich. Die Häuser sind recht malerisch auf- und zwischen den Felsen umher gesiedelt. Auch ist die Aussicht etwas mehrsagender, als unten beim Schlosse, und all das wilde Gestrauch und Buschgerank hier nicht weggeschafft, wie unten. Einen der Felsen ziert eine hübsche, neue Moschee die der Graf Woronzow seinen Tataren gebaut hat. Wir aßen hier eine Wassermelone, und einer von uns lüftete einer vorübergehenden, tief verhüllten Tatarin ein klein wenig den Schleier, indem er ihr ins Gesicht blickte, wäre aber bei diesem ethnographisch-psychologischen Experimente bald gesteinigt worden, denn das Mädchen griff ganz erbittert nach einem großen Stein, dessen Wurf er nur mit einem raschen Seitensprunge vermied. Wir machten ihm Vorwürfe über seine Indelicatesse, nahmen aber die Lehre, die in dem Vorfalle steckte, mit Dank an.

Den deutschen Gärtner von Alupka, Hrn. Keba, welcher der unterrichtetste auf der ganzen Südküste seyn soll, fanden wir leider nicht zu Hause; er hätte uns sonst vielleicht noch einige Schönheiten des Parks erschlossen. Da nun auch bei der Nudelsuppe unter „den beiden Cypressen" wenig Gold zu fischen, aber viel Silber zu zahlen war, so verließen wir Alupka ziemlich verstimmt.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

3. Reise von Spalato bis Ragusa.

(Fortsetzung.)

Von Almissa führen außer der Haupt- oder Küstenstraße noch zwei andere Wege in östlicher Richtung über das Gebirge nach Duare und Imoschi. Der erstere nach Duare führende ist zwar nur ein Saumpfad, der aber auf einer zwei Stunden langen Strecke die herrlichsten und frappantesten Naturgemälde dem Wanderer vor Augen führt. Die bemerkenswerthen Orte, welche man auf der Küstenstraße berührt, sind Vrelle und Macarsca. Jenes ist ein von Fischern bewohnter Flecken mit einem Pferdewechsel, dieses ein freundliches, offen gebautes Städtchen, das ehemals die Hauptstadt des Landstrichs Primorie bildete, der von Almissa angefangen bis an die Ufer der Narenta und von der Küste bis tief in das Hochland hinein sich erstreckte. In manchen neuern geographischen Werken wird Macarsca irrigerweise noch als Hauptstadt des gleichnamigen Kreises angeführt, was sie jedoch schon seit dem Jahre 1815 nicht mehr ist. Gegenwärtig bildet sie nur den Hauptort des nach ihr benannten Districts, mit dem sie zum Kreisgebiete von Spalato gehört. Die Häuser von Macarsca sind durchaus hübsch und solid gebaut; sie umlagern im Halbkreis eine schöne, selbst für größere Schiffe zugängliche Meeresbucht. Im Rücken des Städtchens thürmt sich eine nackte Gebirgskette auf, über welcher gar ernst der gefürchtete Biocovo sein kahles Haupt emporhebt. Diesen Berg, der den Bewohnern der weitern Umgegend als Wetterprophet gilt, fürchten hauptsächlich die Schiffer als Behälter der Stürme, die er aus seinen bodenlosen Abgründen und Schluchten über das Meer ergießt, und den Canal zwischen den gegenüberliegenden Inseln Brazza und Lesina zu mächtigen Wellen aufreißt. Sein höchster Gipfel, St. Georg benannt, dessen Höhe man zu 5521 Fuß annimmt, kann von Macarsca aus in 10 Stunden höchst beschwerlichen und eben so gefahrvollen Weges erstiegen werden. Sein Inneres durchkreuzen mehrere merkwürdige Eishöhlen, in denen zur Sommerszeit die Hirten das Wasser für ihr Vieh holen.

Macarsca war früher der Mittelpunkt eines bedeutenden Verkehrs, den die Dalmatiner, mehr noch aber die bosnischen Türken mit Mittel- und Oberitalien unterhielten, allein seit den Jahren 1815 und 1816, wo die Pest auf so gräßliche Weise hier wüthete, daß beinahe zwei Drittheile der Einwohner durch sie hingerafft wurden, seitdem hat der Handel einen andern Zug genommen. Das Städtchen ist verödet und der Wohlstand der Bewohner gesunken, so daß jetzt Landbau und Fischfang ihren einzigen Nahrungszweig ausmachen. Hart an der Küste hin und nur hie und da der großen Buchten wegen tiefer in das Land einbiegend, führt von Macarsca aus die Straße über Igrano nach dem Flecken Brist. Dieser ist, so wie das nachfolgende Gradaz, ohne alle Merkwürdigkeit, nur verdient der bei letzterer Ortschaft links abseits von der Straße liegende See, Vachinsko Blatto genannt, erwähnt zu werden. Derselbe gehört jedoch zu den periodischen Seen, die im Sommer meist austrocknen und dann zum Anbau für schnell reifende Getreidearten benutzt werden. Man glaubt, daß dieser See sein Wasser von einem jenseits des Gebirges liegenden größern See Jezero durch unterirdische Quellen erhalte, da der Vachina nur dann erst an Bedeutung gewinnt, wenn der Jezero voll ist. Zwei Miglien außerhalb wird der Straßenzug neuerdings unterbrochen durch den Narenta-Fluß, welcher sich hier in neun Armen in das Meer ausmündet. Es ist dieß der größte und wichtigste Fluß Dalmatiens, und das ganze Gebiet, das er durchfließt, wird nach ihm benannt. Man überschifft ihn mittelst eines Zoppolo bei Fort Opus, kann aber auch den ganzen Narenta-District umgehen, wenn man sich von Brist oder Gradaz nach der gegenüberliegenden Insel Sabioncello übersetzen läßt, von der aus man auf einem freilich etwas größern Umwege zu Land nach Slano und Gomosa, den nächstfolgenden Postorten jenseits der Narenta, gelangen kann. Das Gebiet der Narenta, von dem Fluß, der es durchströmt also benannt, bildet nach der jetzt bestehenden Eintheilung den siebenten District des Kreises Spalato. Auf die freigebigste Weise von der Natur ausgestattet und selbst malerischer Gegenden nicht entbehrend, vereinigt diese Landschaft auf einem kaum zwei Quadratmeilen großen Flächenraum Alles, was man in den übrigen Gegenden Dalmatiens zerstreut findet. Nebst der Weinrebe, dem Oel-, Maulbeer-, Mandel-, Maraschen- und Feigenbaum bringt hier der Boden selbst tropische Gewächse verschiedener Art hervor. Der Tamarinden-, Granatäpfel- und Johannisbrodbaum gedeihen ohne alle Pflege in üppigster Fülle, die Aloë, der Cactus wie der Rosmarin und andere Gewächse wuchern wild und zu erstaunlicher Größe heran, und jede Aussaat, welche man der Erde hier anvertraut, wird durch einen ungemein reichen Naturfegen belohnt. Allein das, woran es den Bewohnern dieses Ländchens so sehr gebricht, ist die gesunde Luft. Es bildet nämlich der Fluß auf einem über eine Quadratmeile großen Flächenraum beständige Sümpfe, deren mephitische Ausdünstungen die Luft verderben, und namentlich zur Sommerszeit auf den Gesundheitszustand der Bewohner so nachtheilig einwirken, daß Krankheiten jedweder Art binnen kurzem einen gefährlichen Charakter annehmen, die bösartigen Wechselfieber aber zu den endemischen Uebeln gehören. Der Narentiner ist daher selten von kräftiger Statur, sondern meist hagern und blassen Aussehens. Der Hauptort des Districts heißt Fort Opus; er liegt fast im Mittelpunkte des Flusses, der sich hier in zwei große Arme theilt. Der Ort besteht in etwa 100 meist nur aus Schilf erbauten Häuschen, und führt seinen Namen von der unfern bestandenen Bergveste, deren Trümmer noch vorhanden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Der große Hundemörder. Ein Hr. Blanvillain, der Schrecken aller Hundebesitzer in Paris, wurde kürzlich auf frischer That ertappt. Das lange, seidenartige, schöngezeichnete Fell eines Wachtelhundes reizte ihn; er lockte den Hund in eine benachbarte Allee, warf ihm die Schlinge um den Hals und erdrosselte ihn mit Hülfe seines gewöhnlichen Helfershelfers. Schnell ward die Leiche in einen Sack gesteckt und rasch fortgeführt auf dem Wagen des Mörders. Doch der Mord war nicht ganz unbeachtet geblieben. Die Besitzer des Hundes, Mann und Frau, bestiegen eilig ein Cabriolet, jagten dem Mörder nach bis in die elysäischen Felder, wo ein wahres Wettrennen begann, bis endlich Blanvillain eingeholt wurde. Das Volk sammelte sich, und ohne die Dazwischenkunft eines Polizeicommissärs wäre es dem Hundsmörder schlecht ergangen. Nun wurde sein Wagen durchsucht, und nicht weniger als vier Hundeleichen gefunden, darunter auch die des schönen Wachtelhundes. Blanvillain gestand seine Schuld, und erklärte, daß er seit dem Monat Junius 1837, wo er seine Industrie betreibe, über 10,000 Hunde getödtet habe. Er ward unter starker Bedeckung auf die Polizeipräfectur geführt, und wird in kurzem, zwar nicht vor den Assisen, doch vor dem Tribunal der correctionellen Polizei erscheinen. (Droit.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Th. Widenmann.

Nr. 128.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Mai 1839.

Die Südküste der Krim.

Jalta.

Von Alupka bis zum Städtchen Jalta führt eine schöne fahrbare Straße, immer ungefähr 500 bis 600 Fuß über dem Meeresstrande und ein paar tausend Fuß unter dem obersten Felsrande der Berge hin. In einiger Entfernung von Alupka wird diese Straße äußerst reizend, Wallnuß- und Maulbeerbäume beschatten sie. Es reiht sich auf dem Abhange nach dem Meere hin Garten an Garten, und Weinberg an Weinberg; zuweilen kommt man durch ein säuliges, luftiges Tatarendorf. Zu beiden Seiten des Weges liegen viele schöne Landhäuser russischer Großen: Miskhor den Narischkins, Koreis dem Fürsten Gallitzin, Oreanda der Kaiserin, Livadia den Grafen Potozki gehörig; das eine reizender als das andere. Meer, Laub, Felsen und Paläste stellen bei jedem Schritt ein liebliches Gemälde dar. Wir besahen die meisten von ihnen, und fanden nur Ursache, bei einem jeden den Besitzer zu beneiden. Auch der Kaiser und die kaiserliche Familie hatte sie im vorigen Jahre alle besucht.

Oreanda hat äußerst pittoreske Umgebungen. Der Kaiser kaufte es vom Grafen Witt, und da die Kaiserin es bei ihrem Hiersein reizend fand, so schenkte er es ihr. Freilich ist es ein eben so kostspieliges Geschenk für den Empfänger als für den Geber. Denn es ist hier Alles noch so ziemlich rohe Natur, und die Kunst braucht jährlich 24,000 Rubel, um jener nur ein bißchen nachhelfen zu können. Auf einem hohen prächtigen, von drei Seiten an 500 Fuß tief abfallenden Felsen soll ein neues Schloß gebaut werden.

Livadia, dem Grafen Potozki gehörig, ist eine reizende, kleine Schweizerei, von hochliegenden Wiesen, wie eine Alpenhütte, umgeben. Es liegt, wie auch Oreanda, bereits an der kleinen Bai von Jalta, die wohl entschieden an der ganzen Südküste die malerischesten Situationen bietet. Die Bai zieht sich einigermaßen tief zurück, und setzt sich dabei noch ins Innere des Landes durch zwei kleine reizende Thäler fort; in diesen Thälern ist rund umher Alles stark bewaldet. Die Berge haben verschiedene Formen und die Vertiefungen sind voller Anbau, tatarische, griechische Dörfer, Landhäuser, Parks, Weingärten, bis tief in die Berge hinein, und unten, hart an der Meeresbrandung, der freundliche kleine Ort Jalta auf einem Platze, der von der Natur zur Anlage einer kleinen Stadt bestimmt war, die an allen übrigen Punkten der Küste bisher unmöglich war. Auch in alten Zeiten war daher hier schon ein Städtchen, das in allen barbarischen Perioden der Krim zerstört wurde, und in den Jahrhunderten des blühenden Handels wieder auflebte unter den Namen Djalita, Jalita, Jalty, jetzt Jalta. Es ist dieser Ort mit Recht zur Hauptstation des Dampfbootes, das Passagiere von Odessa nach der Krim bringt, und zum Centrum des ganzen Verkehrs der Südküste gemacht, und daher auch im vorwrigen Sommer vom Grafen Woronzow zu dem Range einer Stadt erhoben worden. Es sind lauter neue Häuser, und das ganze Städtchen so appetitlich, und dabei so klein, zierlich und niedlich, daß man es einem Kinde am Weihnachtsabende zum Spielzeug schenken könnte. Drei Wirthshäuser, ein Zollhaus, ein paar hübsche Kaufladen, eine kleine ordentliche Apotheke mit zwei Cypressen vor der Thür, vorn ein kleiner Kai, ein zwei Ellen langer Hafendamm und hinten sogar zwei Gäßchen; auf dem Berge ein Posthaus und ein hübsches, neuvergoldetes Kirchlein. Voilà Jalta!

Den Abend in Jalta verschönte ich mir durch einen einsamen Ritt in die Thäler hinter dem Orte. Die eleganten Landhäuser der russischen Generale und Fürsten ließ ich zur Seite liegen und trabte einem tatarischen Dörfchen zu, das sich an einem vorspringenden Berge höchst malerisch in einer Menge Terrassen hinaufstempelte. Die Moschee des Dorfs lag unten im Gebüsch und unter hohen Wallnußbäumen versteckt. Eine Menge alter Tataren und auch ein Paar junge saßen um sie herum. Ich redete auf Russisch in den Haufen hinein, hoffend, daß irgendwo in einem Ohr meine Rede Feuer fangen würde. Ich hatte mich nicht geirrt. Ein junger hübscher Tatar trat hervor und fragte, was ich wünschte, er heiße Ismael und stehe mir zu Diensten. Und da ich ihn bat, er möchte mich in sein Dorf und besonders in sein Haus führen, sprang er mir gleich gefällig voran und zeigte mir den Weg. Eine solche dienstfertige und aufmerksame Gefälligkeit habe ich bei den Ta-

taren faſt durchweg gefunden. Sie ſpringen dem Fremden überall hülfreich bei. So ſetzte ich mich einmal auf das glatte Dach eines Tataren, auf dem mehrere Leute arbeiteten. Meine Reiſegefährten waren zurückgeblieben, und ſie erwartend las ich mir die Dornen, Blätter und Pflanzenſtielchen vom Mantel ab, die bei einigen Streifereien durch Gebüſche darin ſtecken geblieben waren. Gleich ſprang einer von den Tataren herbei und half mir unter lauter freundlichen Pantomimen die Dornen ableſen, beſah auch meine Hände und ſchüttelte mit dem Kopfe, als wollte er ſagen: „In den Händen ſtecken dir doch keine Dornen?“ Ein anderes Mal ritt ich unvorſichtig einen Berg ziemlich raſch hinan, ohne zu bemerken, daß ich gerade mit der Naſe auf einen dicken Baumaſt zuritt, der mir ohne Zweifel äußerſt unbarmherzig übers ganze Geſicht hingefahren wäre, wenn mich nicht ein vorübergehender Tatar bemerkt hätte, der noch gerade zur rechten Zeit herzuſprang und meinem Pferde in den Zügel griff. Er ſchüttelte bedenklich mit dem Kopfe, als wollte er ſagen: „Das hatte ſchlimm werden können!“ — Ich dankte ihm für die Erhaltung meiner Schönheit ſo freundlich, als ich es ohne Worte konnte. Tauſend kleiner Aufmerkſamkeiten hat man ſich im Tatarenlande zu erfreuen, die aber gerade eben durch ihre Unbedeutenheit die Feinheit des Zartgefühls der Tataren bewundern laſſen.

Derikoi — ſo hieß das Dorf, das wir erklommen — iſt ſehr maleriſch gelegen, und mehr oder weniger liegen alle Tatarendörfer ſo. Die Häuſer liegen zerſtreut durcheinander, ohne regelmäßige Gaſſen zu bilden, aber doch nicht in weiten Entfernungen. Denn da ihre Dächer zum Theil die Stelle des Gehöfts vertreten, ſo iſt nicht viel Platz um die Häuſer herum nöthig. Sie ſind alle ſehr niedrig und ſtoßen auf der einen Seite mit dem Dach ganz in den Berg hinein, ſo daß man unmittelbar vom Wege auf das Dach hinaustritt. Dürre Baumſtämme als Säulen tragen das hervortretende Dach. Glasfenſter haben ſie nicht, und daher vor den Fenſteröffnungen bloße Klappen. Das ſieht freilich unfreundlich aus. Es iſt, als wenn die Augen fehlten. Nur zuweilen bohren ſie ein Loch in die Wand, und kleben eine Glasſcheibe mit Lehm hinein.

Die Dächer ſind ſehr groß und völlig platt. Sie ſind mit Erde und Grand beworfen, den ſie mit einem eigenen Inſtrumente, einer Art von Walze, ebnen und befeſtigen. Auf jedem Dache ſieht man eine ſolche Walze liegen. Bei jedem Hauſe ſtehen ein paar alte Feigen-, Maulbeer- und Wallnußbäume, lauter Gewächſe, die vor den Obſtbäumen unſerer Dörfer den Vorzug haben, daß ſie unvergleichlich viel maleriſcher ſind, und vor unſern Eichen, Linden, Pappeln u. ſ. w., daß ſie Frucht tragen, welche letztere Eigenſchaft in den Augen eines ſo eßluſtigen Weſens, wie es der Menſch iſt, einen ganz eigenthümlichen Liebreiz über die Bäume verbreitet. Die Maulbeeren waren gerade reif, und als wir bei Ismaëls Hauſe anlangten, lud er mich gleich dazu ein, die Landesfrucht zu verſuchen, die mir dann auch köſtlich mundete, da ſie hier zu einer beſonderen Größe gedeiht.

Vor dem Hauſe ſaß Ismaëls Schweſter; ſie webte auf einem höchſt einfachen Webeſtuhl an einer „Mamara“ oder Binde, welche die tatariſchen Frauen um den Kopf winden. Sie zog ſich gleich zurück, als wir kamen; ich wollte ihr nachfolgen, um ein wenig das Innere des Hauſes zu beſehen, allein das gab Ismaël nicht zu, er ſagte, es wäre ganz ſchmutzig und häßlich darin, und führte mich aufs Dach. Die Dächer haben natürlich durch ihre Geſtalt eine ganz andere Bedeutung gewonnen als bei uns; vor allen Dingen dienen ſie als Trockenböden, und immer ſieht man Wäſche, Früchte, Backwerk oder Korn auf ihnen zum Trocknen ausgebreitet, alsdann vereinigen ſich die Leute auf ihnen zu allerlei Arbeiten und Converſationen, und die Menſchen machen ſich daher in den tatariſchen Dörfern Viſiten auf dieſelbe Weiſe, wie bei uns die Katzen; nichts iſt amuſanter, als von einem hochgelegenen Hauſe aus die verſchiedenen Gruppen auf den Dächern zu betrachten. Der Ruf des Muezzins zum fünften und letzten Gebet des Tages, der melancholiſch aus den niedrigen Moſcheen zu uns heraufſtieg, rief meinen Ismaël zum Gottesdienſt, und erinnerte mich an das bequeme Bett, das in Jalta meiner wartete. Ich machte daher den Reiſefreuden und Leiden dieſes Tages ein Ende, und ſprengte nach dieſem Ausfluge in das Innere der Tatarei zu meinen Reiſegefährten am Meeresufer zurück.

Briefe über Sibirien.

(Schluß.)

Dieß iſt die Lage der Orte und der Stand des Klima's in Sibirien. Im Allgemeinen kann man ſagen, daß von der Oſtſeite des Urals an bis zum Fluſſe Lena eine Strecke von 60 Breitegraden ſehr fruchtbar iſt, und an Allem, was zum Leben nothwendig, Ueberfluß hat, aber der waldige, nördliche Strich bis zum Eismeer und das ganze Land von der Lena gegen Oſten iſt öde, der Vegetation ungünſtig und bietet nichts als Moräſte und Sümpfe dar. Hieraus erſieht man, daß die Gegenden gegen Süden zwiſchen dem Ob, der Tſchulima, dem Tom, Abakan und andern Flüſſen im Vergleich mit den übrigen ein glückliches, für die Geſundheit der Einwohner günſtiges Klima haben. Hier ſind die Krankheiten äußerſt ſelten: die Männer ſind hoch gewachſen, von ſtarkem Gliederbau und blühender Geſundheit und Weiber mit ſchönen, blonden und kaſtanienbraunen Haaren, mit blauen, ausdrucksvollen Augen, mit friſchen, geſunden, freundlichen Geſichtern, und ziemlich regelmäßigem Bau, bewohnen dieſe ſchönen Striche Sibiriens. Auch zeigen ſie mehr Verſtand und Geiſtesthätigkeit, und ihre Hauptneigung iſt auf Jagd, Fiſcherei und Handel gerichtet.

Wenn wir den Einfluß der Jahreszeiten betrachten, ſo finden wir, daß im Frühjahre katarrhaliſch-rheumatiſche und entzündliche Krankheiten ſich zeigen; im Sommer ſind durch die Trockenheit und Hitze Fieber von gallichter Art, bei Kindern, die noch geſäugt werden und bis zu fünf Jahren, einfache, Blut- oder auch von Erbrechen begleitete Diarrhoë häufig, und die ſibiriſche Peſt iſt die eigentliche Krankheit dieſer Zeit; im Herbſte herrſchen katarrhaliſche, zum Theil auch hitzige Krankheiten. Oſt- und Nordoſtwinde haben ſchädlichen Einfluß auf die Kinder

Es zeigen sich bei ihnen Masern, Schafblattern (varicellae) und Keuchhusten epidemisch. Die Thiere fühlen den schädlichen Einfluß des Klima's nur in der Hitze des Sommers.

Die sibirische Pest ist eine epidemische Krankheit, die sich in den barabinischen Sümpfen bildet. Wir wollen hier nicht auf die einzelnen Erscheinungen in Rußland eingehen, sondern beschränken uns auf Sibirien, wo sie sich in den Gouvernements Tobolsk und Tomsk ausbreitet, und an manchen Orten die Mehrzahl von Menschen und Vieh trifft. Ich kann hier nicht auf die Ursachen und Heilmethoden dieser Krankheit eingehen, sondern beschränke mich auf die Mittel, welche das Volk gebraucht. An jedem Orte gibt es Männer oder Frauen, die sich ausschließlich mit der Heilung der sibirischen Pest abgeben, und bei dem Volke das größte Zutrauen und Hochachtung genießen. Die Einwohner sind so gewöhnt an diese Krankheit, daß sie bei der kleinsten Geschwulst sogleich sich nach Hülfe umsehen. Tod ist selten die Folge, außer bei den Thieren. Die Krankheit äußert sich durch eine harte, fühllose, röthliche Geschwulst an den offenen Theilen des Körpers. Manchmal, doch sehr selten, zeigt sie sich ohne diese äußern Kennzeichen, hat dann einen kurzen Verlauf und ist tödtlich. Fieberhafter Zustand, Beklemmung, Niedergeschlagenheit und Drücken in der Herzgrube begleitet die Krankheit.

Die, welche sich mit der Heilung der sibirischen Pest abgeben, durchstechen entweder die Geschwulst bis auf den empfindlichen Theil des Leibes, oder legen mit einer Auflösung von Kochsalz getränkte Lappen oder Tabaksblätter in einer Auflösung von Salmiak auf, oder sie machen einen Einschnitt rund um sie her, oder saugen sie unter vorhergehenden Beschwörungsformeln aus. An einigen Orten legen sie auch auf die Geschwulst lebendige Frösche, und sobald diese ihre Lebhaftigkeit verlieren und matt werden (thierische Elektricität?) nehmen sie solche weg und legen frische auf. Zwei oder drei sind zur Heilung hinreichend.

Die Hauptarzneimittel der Sibirier gegen alle Krankheiten sind: Salmiak, Sarsaparill, blauer Sturmhut (herba aconiti napelli), Krähenaugen und Beräucherung mit Zinnober. Auch gibt es bei ihnen Weiber, welche die Kunst verstehen, Liebe zu erzeugen und zu vertreiben, so wie noch manches Andere. Salmiak brauchen sie bei Unterleibskrankheiten, Kolik, bei Husten und im Allgemeinen bei leichten Störungen, indem sie einfach ein Stück in den Mund nehmen, oder es mit Wasser, und noch öfter in Branntwein aufgelöst trinken. Sarsaparille braucht nicht nur das gemeine Volk, sondern auch die Mittelclasse und selbst die Beamten. Sie haben ein großes Vertrauen darauf, und trinken es in einem Absud von Wasser, oder einem Aufguß von Branntwein. Blauen Sturmhut und noch mehr Krähenaugen nehmen sie in langen Krankheiten, wenn sie alle andern Mittel schon gebraucht haben. Da diese Heilmittel zu den vegetabilisch-narkotischen scharfen Giften gehören, was sie auch aus ihrer betäubenden Eigenschaft erkennen, so stellen sie stets frisch gemolkene Milch, Honigwasser oder leichte Lauge neben sich, und sobald sie die den Kopf angreifenden Wirkungen fühlen, trinken sie sogleich die erleichternden Mittel. Alle, welche blauen Sturmhut oder Krähenaugen gebrauchen, werden schwach, fühlen Schwere und Schmerzen im Kopfe. Ich sah einmal einen Mann, bei dem nach langem Gebrauch dieser narkotischen Pflanzen sich in der Wärme Anfälle von Verstandsverwirrung zeigten. Das Räuchern mit Zinnober wendet man bei Zahnweh, Reißen in den Gliedern und namentlich auch bei syphylitischen Krankheiten an. Große Freunde sind die Sibirier von gewöhnlichen Aderlässen und Schröpfen: nicht nur aus Händen und Füßen lassen sie sich selbst das Blut, sondern auch bei Kopfweh und Augenkrankheiten aus der Stirne. Blutegel sind gleichfalls sehr im Gebrauch. Oft kommen Mütter mit den Kindern, und verlangen, ohne von der Krankheit etwas zu sagen, Kafischa oder Schlaftropfen (Opiumpräparate) für dieselben. Räth man ihnen zu einem andern, der Krankheit entsprechenden Mittel, so gehen sie gleich fort.

Die Eingebornen wenden sich in ihren Krankheiten an die Schamanen; die Ostjäken am Ob wenden bei Gliederschmerzen die Mora an. Ein Stück angezündeten Feuerschwamm legen sie auf die schmerzhafte Stelle, und nehmen es nicht eher wieder weg, als bis es eine Wunde gemacht hat; diese Wunde heilen sie nachher mit Fischfett. Einige zu Narym wohnende Russen ahmen diese Methode nach, und finden sich dadurch erleichtert. Nach der sibirischen Pest sind die syphylitischen Krankheiten am meisten, selbst unter den eingebornen Stämmen, verbreitet. Das Erscheinen der Blattern fürchten die Letztern sehr, und wenn einer der Ihrigen davon befallen wird, so verlassen sie die Jurten und der Kranke bleibt völlig hülflos. Die Vorurtheile des Volks gegen Hebammen und der Mangel derselben an einigen Orten haben für das Leben der Weiber oft traurige Folgen.

Eine methodische Zuratheziehung des Arztes ist in Sibirien unmöglich. Nicht nur das Volk, auch die Mittelclassen, und selbst die Beamten nehmen selten ihre Zuflucht zum Arzte, — in sehr schweren, äußersten Fällen bitten sie ihn um Hülfe; wenn der Kranke stirbt, gibt man ihm die Schuld, und dann wehe ihm. Die Stellung eines Arztes ist höchst schwierig, weil er mit unsäglichen Vorurtheilen zu kämpfen hat.

Weibliche Literargesellschaft in Jassy.

(Nordische Biene vom 5 (20) April.)

In Jassy hat sich eine Gesellschaft junger Damen gebildet, welche alle bessern Erzeugnisse der europäischen Literatur in moldauische Sprache übersetzen wollen. Sie haben sich an diese schwere Arbeit mit großer Thätigkeit gemacht, und Manches schon glücklich zu Stande gebracht. Fünf Romane von Walter Scott, eine ziemliche Anzahl Schriften von Lord Byron, der Faust von Goethe, alle Romane von Georges Sand, den letzten, le dernier des Aldini, mit eingeschlossen, die Reiseerinnerungen von Lamartine, die Schule der Alten von Delavigne, die Memoiren des Teufels von Soulié, zwei Tragödien von Joseph Korshnewski, und einige andere Bücher sind bereits übersetzt und zum Theil gedruckt. Der Hospodar, Fürst Sturdza, ein großer Freund der Literatur, unterstützt die schöne Gesellschaft aus allen Kräften. Diejenigen Ueber-

se;erinnen, welche sich durch Correctheit der Sprache und Schönheit des Styls auszeichnen, erhalten zur Belohnung goldene und silberne Medaillen. Da die Frauen allenthalben die besten Beförderer des Geschmacks und der Nationalliteratur sind, so wird die moldauische : iteratur ohne Zweifel bald aufblühen.

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

3. Reise von Spalato bis Ragusa.

(Fortsetzung.)

Da wir übrigens schon in einer frühern Nummer dieser Blätter (siehe Nr. 363 ff. J. 1837) ein ausführliches Gemälde von dem Gebiete der Narenta mitgetheilt haben, so wollen wir, um nicht bereits Gesagtes wiederholen zu müssen, unverweilt unsere Wanderung jenseits des Narenta-Flusses fortsetzen. Hier ist Mislina der erste größere Ort, welchen man auf der Straße passirt. Er besteht aus etwa 80 Häusern, deren Bewohner sich von Fischfang, etwas Landbau und Bienenzucht nähren. Zwei Miglien außerhalb Mislina führt die Straße über ziemlich hohe Berge hin durch schauerlich schöne Schluchten und Thäler, unter welchen das bei Klek das größte und bevölkertste. Dasselbe läuft von Nordost nach Südwest gegen das Meer aus, und begreift auf einem Flächenraume von circa zwei geographischen Quadratmeilen zwanzig Ortschaften, deren Einwohner mehrentheils Osmanen sind, die nebst dem Grund und Boden der türkischen Provinz Herzegovina seit dem Pasarovitzer Frieden angehören. Wie in frühern Zeiten, ist auch noch jetzt dieses Thal wegen der Raubgier der Türken gemieden und gefürchtet, so daß selbst der Dalmatiner es niemals allein zu betreten wagt, und auch das Postfelleisen, um demselben auszuweichen, den Umweg zur See macht, wodurch seine Ankunft in Ragusa nicht selten um zwei und mehr Tage verspätet wird. Von Osseglie bis Slano, einem wenige Häuser umfassenden Flecken an einer schönen Meeresbucht, windet sich die Straße wechselsweise über wohlbebaute Höhen und Thäler bis Canosa hin, von wo aus des Landes Hauptstadt, Ragusa, in fünf Miglien erreicht wird.

Bevor wir aber diese betreten, halten wir für nothwendig, einige auf die Frühgeschichte dieses berühmten Freistaates und seine Bewohner Bezug habende allgemeine Bemerkungen voranschicken zu müssen. Bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts gehörte das ragusanische Gebiet unter einerlei Herrschaft mit Dalmatien, nämlich Illyriens großem Reich an. Flüchtlinge von Epidaurus erbauten das heutige Ragusa (Rausium) nebst dem größern Theile der zum heutigen Kreisgebiete dieser Stadt gehörigen Orte. Illyrier und Slaven vermischten sich mit den ursprünglichen Einwohnern, denn die vortreffliche Lage dieses Ortes an einer der herrlichsten Buchten des Adriameeres bot ihnen Gelegenheit zu einem nützlichen Handelsbetriebe dar. Hiedurch waren die Ragusaner bald in den Stand gesetzt, ihr Gebiet zu erweitern, selbst die Eisenwerke zu Jacotina nebst andern Gütern zu erwerben, und durch ihre Verbindung mit dem orientalischen Kaiserreiche sich vor der Oberherrschaft der Venetianer zu schützen. Auf diese Weise war es ihnen schon in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts gelungen, ihr kleines Territorium unabhängig zu machen und sich selbst eine Verfassung (il libro di Statuto) zu geben, welche sie auch dann bewahrten, als sie es 1357 räthlich fanden, sich für einige Zeit in ungarischen und später in türkischen Schutz zu begeben. Allein durch die im Jahre 1805 erfolgte Abtretung Dalmatiens an Frankreich, dem dadurch auch eine in der Nachbarschaft von Ragusa befindliche Besitzung zufiel, mußte sich auch diese Republiquette unter Frankreichs Herrschaft fügen, und blieb seitdem mit dem übrigen Dalmatien vereint. Die Hülfsquellen, sich als eigener Staat zu erhalten, verschaffte ihm allein sein ausgebreiteter Handel, denn der Boden würde nicht sowohl seines geringen Umfanges, als seiner Unfruchtbarkeit wegen Ragusa's mäßige Bevölkerung zu ernähren unfähig gewesen seyn, und mehr als die Hälfte der ersten Bedürfnisse seiner Bewohner mußte von jeher mit fremden Erzeugnissen befriedigt werden. Die einzigen und hauptsächlichsten Erzeugnisse der Landwirthschaft bestehen in Wein, Oel und Obst; an Getreide fehlt es fast gänzlich, da dessen Anbau, ungeachtet des vortrefflichsten Klima's, doch nur um so weniger für den meist felsigen und steinigen Boden sich eignet. Die Zahl der Schiffe, welche in frühern Zeiten der Handel beschäftigte, belief sich über tausend, während deren heutzutage nur 676 gezählt werden, unter denen jedoch mehr als der vierte Theil wohlbewaffnete Fahrzeuge sind. Die Größe des Gebiets von Ragusa schätzte man früher auf 56 geographische Quadratmeilen und die Zahl seiner Einwohner auf 56.000; allein nach der Karte des Generalquartiermeisterstabs beträgt die Größe desselben nicht mehr als 27¼ geographische Meilen, während die Einwohnerzahl nach neuern Zählungen in runder Zahl 40.000 Köpfe beträgt. Das ganze Kreisgebiet besteht aus 21 Gemeinden von verschiedenem Umfang, unter denen aber die von Curzola die zahlreichste, die am schwächsten bevölkerte hingegen Calamotta ist. In Hinsicht auf seinen Umfang hat das Gebiet von Ragusa durch die neuere Landeseintheilung keine Verminderung erlitten, vielmehr wurde sein Areal vermehrt durch die beiden Inseln Curzola und Lagosta, die gegenwärtig einen Bestandtheil desselben ausmachen und zusammen 111 Quadratmiglien mit 7350 Einwohnern enthalten. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der fast unaussprechliche Name. Englische Blätter bringen einen Namen, der fast noch über diejenigen geht, welche uns Wieland in Corcor und Kickequetzel aufbehalten hat. Ein kleiner Fluß in Nordamerika, in Virginien, Grafschaft Hillsbourg, heißt bei den Indianern Ouohoquinopassakessanagenog.

Cigarrenraucher. Auch in England gibt es merkwürdige Exemplare dieser Art, wie der vor einigen Jahren verstorbene große Cigarrenraucher in Hamburg. Ein Hr. Burdett braucht täglich für 8 Sch. (5 fl. 48 kr.) Cigarren. (Voleur vom 25 April.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 53 u. 54** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gastronomische Literatur der Engländer. — Spiridion.** (Fortsetzung.) — Pauvres Fleurs. Gedichte von Madame Desbardes-Valmore.

Der Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit angetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 129.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Mai 1839.

Australien.

(Mit einer Karte.)

1. Geographisches.

Wir legen hier unsern Lesern die neueste von Arrowsmith entworfene Karte dieses Landes vor, mit einigen zum Theil durch den kleinen Maaßstab bedingten Veränderungen. Diese Veränderungen bestehen einerseits bloß in der Weglassung einzelner, minder bedeutender Namen und vager Angaben über den Zustand des Landes, so wie in der Zugabe zweier, wenn auch nicht bedeutender neuern Forschungen, nämlich der Ergebnisse von der Seefahrt des Capitän Wickham und der Landreise der HH. Grey und Lushington. Wir haben dieser beiden Reisen in Nr. 364 und 365 vom vorigen Jahre erwähnt, und die Zugabe zur Kartenzeichnung ist dem kleinen Kärtchen entnommen, das dem Journal of the geogr. Society Vol. VIII. Part. III. angehängt ist. Wir glaubten uns zu dieser Zugabe um so mehr berechtigt, als Arrowsmiths augenscheinlich mit großem Fleiße ausgearbeitete Karte eine wahre Geschichte der Entdeckungen jenes Welttheils enthält, der seit 60 Jahren rasch zu immer größerer Bedeutung heranreift, und von dem wir noch nicht einmal die Umrisse genau kennen.

Die Geschichte der Entdeckungen, namentlich insofern sie mit den Fahrten in der Südsee überhaupt zusammenhängt, ist schon in mehrern Werken ziemlich vollständig zusammen gestellt worden, mit näherer Beziehung auf Australien allein aber in dem vortrefflichen (1837 erschienenen) Werke „das Festland Australien" von C. L. Meinicke. Wir wollen nun der Orientirung halber die ältern Entdeckungsreisen flüchtig berühren, und dann auf die specielle Entdeckungsgeschichte des Festlandes Australiens übergehen, namentlich auf diejenigen Reisen, welche Meinicke nicht mehr berührte. Es ist eine solche Auseinandersetzung in mannichfacher Hinsicht merkwürdig und wichtig, da sie auf die Punkte aufmerksam macht, wohin die nächsten Forschungsreisen gerichtet seyn werden, und die Geographie Australiens noch manches Räthselhafte darbietet: namentlich ist man an der Westküste auf mehrern Punkten noch sehr ungewiß, ob man Inseln oder festes Land gesehen hat, und ob sich tiefe Buchten finden, worein größere Flüsse sich ausmünden, da die bis jetzt bekannten den Wasserablauf mehrerer großen Landstriche nicht erklären.

Die ersten Entdeckungen Australiens geschahen durch die Holländer in der Blüthezeit ihrer Colonialmacht, und da sie von den Molukken ausgingen und an Neuguinea vorbeifuhren, kamen sie zuerst an den Golf von Carpentaria, wo das auch in unserer Karte unter 14° südl. B. angeführte Cap Keerweer (Kehr um) die Stelle anzeigt, bis wohin das erste Schiff im Frühlinge des Jahres 1606 vordrang. Von diesem Zeitpunkt an bis zum Todesjahre Vandiemens, des holländischen Generalstatthalters in Indien, wurde nun die Nordküste, ein Theil der Westküste von verschiedenen Seeleuten, zum Theil in Auftrag der Regierung, die Südküste bis zu Nuyts Archipel unter 133° östl. L. v. Gr. durch den Seemann dieses Namens befahren, und Abel Tasman, der auf seiner ersten Reise (1642) die Westküste von Vandiemensland erreichte, das er mit dem festen Lande, damals Nuyts Land genannt, zusammenhängend glaubte, erhielt von dem Generalstatthalter Vandiemen den Auftrag, das gesammte Land zu umsegeln und aufzunehmen; denn daß dasselbe nicht, wie man früher glaubte, der nördlichste Theil eines südlichen großen Continents sey, hatte seine erste Fahrt schon dargethan. Tasman scheint diese Aufgabe, mit Ausnahme der schwierigen Ostküste,*) ziemlich vollständig gelöst zu haben; die allgemeine Richtung dieser letztern aber kannte oder vermuthete man damals schon ziemlich richtig, wie aus den an Abel Tasman ertheilten Instructionen hervorgeht, die uns besser als die speciellen Resultate seiner Reise erhalten wurden. Mit diesen Unternehmungen haben die wissenschaftlichen Erforschungen dieser großen Insel auf lange Zeit ihr Ziel erreicht; am Ende des 17ten Jahrhunderts ist nur noch der kühne Seefahrer Dampier und der holländische Admiral Vlaming zu erwähnen, aber einen bedeutenden Fortschritt macht die Kenntniß des Landes erst wieder mit Cook, der im J. 1770 die Ostküste des australischen Continents besuchte, und somit den äußern Umfang

*) Sie ist, wie auch die Karte zeigt, mit einem höchst gefahrvollen Riff umgeben, das die größere nördliche Hälfte einnimmt, und schon vielen Schiffen den Untergang brachte.

desselben feststellte. Wir übergehen nun die weitere Aufzählung der Entdeckungsreisen zur See um so eher, als alle einigermaßen bedeutenden auf der Karte selbst verzeichnet und angegeben sind, und wenden uns nun zu der bald beginnenden Erforschung des innern Landes.

Im Jahre 1785, als man in England den Entschluß faßte, eine Verbrechercolonie in jenem neuen Lande zu gründen, kannte man vom Innern desselben noch gar nichts. Die wenigen Nachrichten, die Dampier gegeben hatte, waren so gut wie vergessen, und nicht einmal ein allgemein gültiger Namen war festgestellt. Im 16ten Jahrhunderte, wo man einige ungewisse Nachrichten über das Vorhandenseyn eines großen Landes hatte, nannte man es den australischen Continent; nach den Entdeckungen der Holländer kam der Name Neuholland auf, Cook nannte das Land Neusüdwales, welche Benennung hauptsächlich der Südostküste geblieben ist, und in neuern Zeiten hat man den alten Namen Australien wieder hervorgesucht, wie denn auch in England, freilich zur Bezeichnung eines größern Umfangs, als der bloße Continent ist, der Name Australasia mehr und mehr herrschend wird. Die Stelle, wo England seine Verbrechercolonie gründete, war, wenn auch für diesen Zweck keineswegs ungeeignet, doch für große Entdeckungen im Innern des Landes nicht günstig. Man wird bemerken, daß vom 35° bis 33½° südl. B. ein Fluß (unter verschiedenen Namen) nach Norden fließt, und dem Laufe der blauen Berge folgt; da nun ein Fluß, der das Gebirge, welchem er sein Daseyn verdankt, der Länge nach begleitet, stets am schroffen Abfalle desselben hinfließt, ähnlich wie der Po und der Ganges, so boten die „blauen Berge" lange dem Forschungsgeist eine unübersteigliche Gränze dar; hätte man am Hunter (unter 33° nördl. B.) gelandet, so hätte der weit landeinwärtsgehende Lauf dieses Flusses bald tief ins Gebirge hinein und in das Gebiet des Macquarie geführt. Aehnliches wäre der Fall gewesen, wenn man weiter südlich, etwa an der Morava-Bai, gelandet hätte, wo man bald in das Gebiet des Morumbidgee hätte gelangen müssen. Doch solche Rücksichten konnten natürlich in der Wahl nicht leiten, und man wählte denjenigen Punkt, den Cook und seine Gefährten Banks und Solander als vorzugsweise fruchtbar geschildert hatten, wenn sie sich gleich in mancher Hinsicht nicht wenig täuschten.

Lange schlugen die Versuche fehl, über die blauen Berge vorzudringen, und fast hätte man die Hoffnung, dieß je auf dieser Seite zu bewerkstelligen, aufgegeben, um so mehr, als die Eingebornen, die man darum befragte, von einem Passe über die Berge nichts wußten, oder nichts wissen wollten. Endlich trieb die Noth zu größern Anstrengungen, als im J. 1813 eine furchtbare Dürre (bekanntlich ein in Australien fast periodisch wiederkehrendes Uebel) einen großen Theil der Heerden hinraffte; zwei Colonisten, Wentworth und Blarland, und der Lieutenant Lawson drangen unter großen Beschwerden auf den Kamm des Gebirgs vor, indem sie hauptsächlich der Richtung des Flusses Brose, eines Nebenflusses des in die Brokenbai (etwas nördlich von Sydney und Port Jackson) fallenden Hawkesbury folgten. Der erste Blick konnte sie überzeugen, daß auf der Westseite der Gebirge das Land sich langsamer und allmählicher abflache. Auf die erste Nachricht von diesem Erfolg schickte der Gouverneur, Gr. Lachlan Macquarie, den Landmesser Evans ab, welcher die nach dem Colonialminister Bathurst benannten Ebenen (Bathurst Plains) und den Oberlauf eines bedeutenden Flusses entdeckte, den er nach dem Gouverneur Macquarie benannte); zugleich ließ dieser letztere durch Deportirte die Straße über die Gebirge möglichst gangbar machen. So ward nicht nur die Bahn zu weitern Entdeckungen gebrochen, sondern auch große Weidegründe für Schafe und Rindvieh gewonnen, welche seit jener Zeit für die Colonie von unschätzbarem Werthe gewesen sind.

Vier Jahre später begab sich der Gouverneur selbst nach den Bathurst-Ebenen, und schickte von dort aus den Landmesser Evans gerade gegen Westen, wo er abermals auf einen Fluß stieß, dem er den Namen Lachlan gab. So war man also schon auf zwei bedeutende Flüsse gestoßen, die in das innere Land gegen Nordosten und Westen führen mußten. Schon dieß weckte die Aufmerksamkeit. Man kannte die Südküste so ziemlich, wußte aber von keiner bedeutenden Flußmündung, und wenn auch der westlich fließende Lachlan sich durch eine Wendung links in eine noch unbekannte Bucht ergoß, wohin verlor sich der nordwestlich fließende Macquarie? Man wollte dieß alsbald ergründen, und ein Hr. Oxley erhielt (1817) den Auftrag, beide Flüsse zu erforschen. Er ging den Lachlan hinab, bis ihn die Sümpfe, in die er sich ergießt, am Weitergehen hinderten, wandte sich sodann südlich, und hätte beinahe den Murrumbidgee erreicht, aber die Oede des Landes nöthigte ihn zur Umkehr, wo er dann auf den untern Lachlan stieß, hierauf in das Gebiet des Macquarie hinüberging, und diesen verfolgte, bis auch er in Sümpfe sich verlor. Da dieß somit das Schicksal aller dieser Flüsse zu seyn schien, so schlug er vor, sich fürs erste auf die Erforschung des Küstenlandes zu beschränken, welchen Rath man auch befolgte, so daß in den nächsten 10 Jahren dieses vom 38° bis 27° südl. B. ziemlich bekannt wurde.

Allein die Erforschung des Küstenlandes und der daran stoßenden Gebirge führten nach jener Zeit abermals auf die Nothwendigkeit neuer Untersuchungen in dem Flachland gegen Westen. Cunningham hatte auf seinen Reisen durch das Gebirge von den Bathurst-Ebenen (33½° südl. B.) bis zum Brisbane-Fluß und der Moreton-Bai (27° 30' südlicher B.) eine Menge nach Westen strömender Flüsse, und endlich auch den Karaula (Darling, etwas über 28° südl. B.) getroffen; seit dem Jahre 1818 drangen die HH. Hamilton, Hume und Ch. Throsby südwärts vor, und der letzte brachte im J. 1820 von einer Reise die erste Kunde von Morumbidgee zurück, welche in den nächsten Jahren vervollständigt wurde, indem Capitän Currie im J. 1823 den obern, und einige Colonisten im folgenden Jahre den mittleren Morumbidgee erreichten, welche Entdeckung von Hirten, die in Australien die Stelle der Jäger in Nordamerika einnehmen, bis ins Flachland verfolgt wurde. Nun machten sich zwei Colonisten, Hovell und Hume, im Jahre 1824 auf, und zogen von dem Plateausee George in südwestlicher Richtung auf der Nordwestseite der australischen

Alpen oder Waragong-Gebirge fort, kamen über mehrere nach Nordwesten zu strömende Flüsse, unter andern über den später so genannten Murray, und erst jenseits des 37° südl. B. stießen sie auf einige kleinere Flüsse, die nach Süden strömten, und erreichten die Südküste bei Port Phillip. Jetzt mußte man wieder an das westliche Flachland denken, denn wohin kamen alle diese Flüsse vom 37° bis 28° südl. B., die im Süden nordwestlich, weiter im Norden allmählich westlich und endlich südwestlich strömten, also sämmtlich Einem Ziele zuzueilen schienen?

Im J. 1823 fand eine große Dürre im innern Lande statt, und die Nachrichten, welche man über deren Einwirkung auf die Sümpfe von Hirten und Eingebornen erhielt, munterten zu neuem Versuch auf, den Lauf der Flüsse zu erforschen, von denen man bisher nichts wußte, als daß sie sich in Sümpfe verlören. Zuerst brach Sturt auf (1828), verfolgte den Macquarie durch die jetzt ausgetrockneten Sümpfe und erreichte den Karaula (Darling). Nun war es gewiß, daß alle die zahlreichen Flüsse, die man nördlich vom Macquarie gefunden, sich in den Darling ergießen und somit also auch mit den Macquarie sich vereinigen müßten. Dieß wurde durch Major Mitchell's erste Reise (1831), auf welcher er die Vereinigung des Gwydir mit dem Darling entdeckte, bestätigt. Nun kam es nur noch darauf an, das Ende des Darling zu erforschen, und zu diesem Ende brach er im Jahre 1835 auf, reiste den (mit dem Macquarie parallel strömenden) Bogan hinab bis zum Darling, und verfolgte diesen in seiner anhaltend südwestlichen Richtung bis 32° 30′ südl. Breite *) nur anderthalb Breitegrade von seiner Einmündung in den oben erwähnten Murray, die nicht mehr zu bezweifeln war. Um aber auch diesen letzten Zweifel zu heben, und zugleich die südlichern Theile dieses merkwürdigen Stromsystems näher zu untersuchen, — Sturt hatte im Jahre 1829 nur den Morumbidgee und dann den Murray bis zur Einmündung in den Alexandrinasee befahren, — ging er den Lachlan und Murray hinab bis zur Einmündung des Darling, hierauf diesen einen halben Grad weit aufwärts, so daß zwischen dem Punkte, den er auf seiner Reise den Darling abwärts, und demjenigen, welchen er den Darling aufwärts erreicht hatte, nur etwa Ein Breitegrad Raum blieb, und somit aller Zweifel über die Verbindung des Darling mit dem Murray schwand. Seine Weiterreise südwärts nach dem jetzt Australia felix benannten Lande zwischen 141° und 143° östl. L., so wie seine Rückreise fast auf demselben Wege, wie früher Hovell und Hume, sind nicht mehr zu erwähnen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Feindseligkeiten der Eingebornen nöthigten ihn zur Umkehr.

Der Handel am Senegal.

Der Lloyd mantais enthält ein Schreiben von St. Louis am Senegal, demzufolge die Ausfuhr und Einfuhr dieser Colonie, welche im Jahre 1851 [illegible] Fr. und 2,417,765 Fr. betrugen, im Jahre 1857 auf nahezu 7½ und resp. 8 Mill. Fr. stiegen. Die Hauptwaare ist das Gummi, das in immer größern Massen auf den Markt gebracht wird, in dem Maaß, als die Bedürfnisse steigen, an welche sich die rohen Einwohner des innern Afrika's mehr und mehr gewöhnen. „Darum sieht man auch, fährt der Brief fort, mehr und mehr in der Nähe unserer Besitzungen sich Stämme mischen, die zuvor meist nomadisch waren, und deren natürliche Trägheit durch die Aussicht auf den Besitz mancher Gegenstände, die unser Handel ihnen bietet, besiegt wird." Der Gummihandel scheint hier in demselben Verhältnisse zu steigen, wie der Palmölhandel in der Bai von Benin, und dieß ist ein sicheres Zeichen, daß der durch den Sklavenhandel furchtbar zerrüttete innere Zustand Afrika's allmählich sich verbessert, und mehr Sicherheit der Person und des Eigenthums eintritt, als bei den frühern Sklavenjagden möglich war.

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

3. Reise von Spalato bis Ragusa.

(Fortsetzung.)

Was den Charakter des Völkchens betrifft, das diesen Landstrich bewohnt, so ist derselbe in seinen Grundzügen zwar derselbe wie der der Dalmatiner, mit denen es auch Sprache und Sitten gemein hat, allein der Ragusaner hat einen unverkennbaren Anstrich von Civilisation, und ist auch moralisch besser. Mord und Diebstahl gehören bei ihnen zu den größten Seltenheiten; der Fremde kann deßhalb hier so sicher als in den ungarischen Provinzen reisen, ohne daß er des eben so lästigen als kostspieligen Geleits der Haiduken benöthigt wäre. Auch die Bauart der Häuser ist im ganzen Gebiet durchgehends besser, als die Steinhütten der Morlaken, und jeder ragusanische Geistliche ist außer der slavischen auch der italienischen und lateinischen Sprache kundig. Der Landbewohner ist noch schöner und kräftiger als der Morlake, und mancher aus ihnen konnte der Kunst in [illegible] als Urbild der wahren Schönheit dienen. Mit dieser Gabe körperlicher Reize verbinden sie auch eine denselben entsprechende, ja man darf sagen höchst malerische Tracht. Namentlich sind es bunte Farben, die sowohl die Weiber als die Männer zur Bekleidung wählen. Letztere tragen, fast ohne Ausnahme, weite, gefaltete, bis an die Waden reichende Beinkleider, wollene Strümpfe und Opanken. Die Brust umschließt ein buntes mit Gold oder Silber gesticktes und mit blinkenden Knöpfen besetztes Westchen, das zuweilen auch mit schönem Schnürwerk geziert ist. Um den Unterleib wickeln sie einen Gürtel oder schmalen Shawl, in dem das türkische Messer und bei Wohlhabendern auch ein Paar hellblinkende Pistolen stecken. Zur Sommerszeit tragen sie kein Oberkleid, im Winter aber eine Art Spencer. Der Kopf ist bei allen bis auf ein am Wirbel stehendes Haarbüschel glatt geschoren und mit dem rothen Käppchen bedeckt. Alle haben eine Art buntfarbig gewirkten Shawl über die Schultern hängen, der vorn auf der Brust in einen zierlichen Knoten geschlungen ist. Manche tragen auch zum Schutz gegen Wind und Regen eine wollene Decke, welche an das griechische Oberkleid (χλαινα) erinnert. Wie überhaupt ihr ganzes Costume, ebenso scheint auch der Nationaltanz griechischen Ursprungs zu seyn. Er ist immer lebhaft, aber geregelter als der Kolo der Morlaken. Geschickte Schwimmer und vortreffliche und kühne Seeleute, besitzen sie überhaupt alle Geschicklichkeiten, zu denen Gewandtheit oder Stärke erforderlich ist, in hohem Grade. Die weiblichen Trachten sind in jedem Distrikte verschieden, doch vor allen die schönsten trifft man bei den Mädchen von Sablon-

rello und Canali, deren Beschreibung wir aber einer andern Gelegenheit vorbehalten müssen.

Die Stadt Ragusa, in einer zwischen dem Meere und dem Berge Sergio, von Süden nach Norden hinziehenden Thalebene gelagert, bietet dem Fremden in ihrem Innern bei weitem nicht das Interesse, das sie beim ersten Anblick von außen verspricht, besonders wenn man sich ihr auf der Straße von Stegno oder Gravosa her nähert, wo ihr die vielen niedern Thürme und hohen Einfassungsmauern vollkommen die Gestalt einer Festung aus dem Mittelalter geben, was sie aber in der Wirklichkeit nicht ist, wenn sie auch in frühern Zeiten dafür gelten mochte. Ihr Inneres trägt noch ganz das Gepräge des hohen Alterthums, an dem man jedoch das Gemüthliche der altdeutschen Städte völlig vermißt, woran jedoch mehr die düstere vom Alter geschwärzte Farbe der Häuser, die zum Theil engen holprichten Gassen und die fast aller Orten herrschende unheimliche Stille, endlich die öden und traurigen Umgebungen Ursache seyn mögen. Zwar soll, wie man mir vielfach versicherte, die Stadt vor der französischen Besitznahme ungleich mehr Bedeutung gehabt und auch durch den damaligen außerordentlichen Verkehr ein größeres Schauspiel dargeboten haben; allein die unter der französischen Verwaltung eingetretenen Veränderungen aller Verhältnisse sollen von eben so außerordentlichem Nachtheil für sie gewesen seyn. Ob indessen jene Vorgänge wirklich von so nachtheiligem Einflusse für die Stadt waren, ist sehr unwahrscheinlich, denn hat auch der Handel durch die Concurrenz benachbarter Orte in Hinsicht mancher Artikel einige Abweichungen von seinem vorigen Zustand erlitten, so sind gewiß dem Ragusaner dadurch weniger Nachtheile erwachsen, als durch den Verlust seiner Selbstständigkeit und der für ihn so wichtigen Privilegien, die er auch wohl niemals wird verschmerzen können. Der sprechendste Beweis, wie sehr der Handel noch blühe, ist die hier, man darf sagen allgemein verbreitete Wohlhabenheit, die der Ragusaner doch ausschließlich nur dem Verkehr zu danken hat, der hier wie von jeher so auch jetzt stattfindet, und so lange fortdauern wird, als die gegenwärtigen äußern Verhältnisse fortbestehen, und die benachbarten Cattaraner vermöge der günstigern Lage ihres Gebiets keine bedeutende Vermehrung und keine bequemern Verbindungen mit den angränzenden türkischen Provinzen erhalten — ein Vorzug, in dessen Besitz Ragusa noch jetzt ist und gewiß auch bleiben wird, insofern die seit Jahren zwischen den Bocchesen und Montenegrinern obwaltenden Irrungen nicht beseitigt werden können.

Ragusa, ehehin auch Rhacusa und von den Slaven Dubrownik, von den Türken aber Payrownik genannt und geschrieben, führt seinen Namen von dem Worte Rocca oder Racchiusa, welches in der Landessprache einen Felsen oder eine Clause bedeutet. Das Wort Dubrownik kommt von Dubrowa, womit die Slaven eine waldige Gegend bezeichnen, was diese hier auch einst gewesen seyn soll. Von der Zinne des Thurmes Minceito oder vom Fort Lorenzo betrachtet, hat die Stadt so ziemlich die Gestalt eines Ovals, dessen äußerste Punkte die im Süden und Norden sanft bergan sich erhebenden Vorstädte Pille und Ploce bilden. Den höchsten Punkt in diesem Oval bildet der vorgenannte, am nordöstlichen Winkel der Einfassungsmauer gleich wie ein Riese sich erhebende Thurm Minceito, den im Jahre 1806 die Montenegriner mehrmals zu erobern versuchten. Von den übrigen Thürmen der Außenwerke erheben sich nur wenige über die Höhe der Einfassungsmauern, die an mehrern Stellen schon ziemlich beschädigt ist. Mit dem Festland ist die Stadt gegen Norden durch die Porta Pille, gegen Südosten durch die Porta Ploce verbunden. Zwei andere Thore führen auf der Südseite zum Hafen. Von diesen heißt das untere, welches unfern der Dogana sich befindet, P. Peccaria, das obere beim k. k. Platzcommando P. Punta. Mit der P. Peccaria ist die P. Pille durch eine sehr regelmäßige, meist aus drei Stockwerk hohen Häusern bestehende breite Straße, der Corso genannt, verbunden. Sie ist jedoch kaum 400 Schritte lang und nicht über dem Meer erhoben. Mit ihr parallel zieht eine zweite, aber weniger geräumige Gasse hin, die gleichsam den Mittelpunkt der Stadt bildet und dieselbe in zwei ziemlich gleiche Hälften theilt. Die übrigen Gassen sind meist eng, unregelmäßig und mit den höher gelegenen Theilen der Stadt durch mehrere kleine Stiegen verbunden. Uebrigens herrscht in allen, selbst in den düstersten Gassen und Gäßchen, die größte Reinlichkeit, wie denn auch jedes Haus seinen eigenen Abzugscanal hat. Der Berg Sergio, welcher die Stadt nach allen Richtungen hin beherrscht und gewissermaßen auch ihr Ansehen verdunkelt, trägt auf seinem Gipfel einige Festungswerke, Fort Imperiale genannt, das, wie schon sein Name bezeichnet, von den Franzosen gegründet, aber nicht vollendet worden ist. Großartig ist die Aussicht, die man von der Kuppe dieses beinahe vierthalb hundert Fuß hohen Berges auf das Meer, die Stadt und ihre Umgebungen, so wie auf die benachbarten Eilande genießt.

Der schönen Gebäude hat Ragusa mehr als irgend eine Stadt Dalmatiens aufzuweisen, besonders sehenswerth ist der sogenannte Palazzo, der zur Zeit der Republik als Sitz des Rectors diente, derzeit aber das Kreisamt, so wie das Justiztribunal und einige andere Aemterien enthält; die Dogana, ein im erhabensten gothischen Geschmack aufgeführtes drei Stockwerk hohes Gebäude, vor dem ein kolossaler Mastbaum aufgepflanzt ist, auf welchem an Sonn- und Festtagen die k. k. österreichische Flagge weht. Auch das ehemalige Münzgebäude (jetzt die Hauptmauth) und das Jesuitenkloster (jetzt ein Militärhospital) sind in architektonischer Hinsicht merkwürdig, denn weder die russischen Geschützkugeln, noch die öftern Erdbeben vermochten denselben einen Schaden zuzufügen. Die bemerkenswerthen Kirchen der Stadt sind: die Domkirche, die Kirche zum heiligen Basilius, des ehemals so hoch gefeierten Patrons der Stadt, und die Jesuiterkirche, welche sämmtlich den italienischen Baustyl an sich tragen, und mehrere zum Theil sehr interessante und kostbare Altarblätter, auch sonstige Gemälde enthalten. Im Dome befindet sich ein marmornes, sehr kunstreich gearbeitetes Denkmal, welches die Republik dem berühmten Mathematiker (Roger Jos.) Boscovich errichten ließ. Außer den genannten Kirchen findet man hier eine Dominicaner-, eine Franciscaner- nebst mehrern andern kleinern Kirchen und Capellen, deren sonst in jedem Edelmannshaus eine zu finden war. Die Zahl der Häuser beläuft sich im Ganzen auf etwa 800, wovon beinahe ein Drittheil auf die beiden Vorstädte kommt, deren Gebäude denen der innern Stadt an Schönheit und solider Bauart wenig nachstehen. Besonders hat die Pillervorstadt mehrere überaus niedliche Privatgebäude und Villen, die zum Theil erst nach der Blokade von 1806 erbaut worden sind. Uebrigens trifft man aus jener Zeit auch mehrere ruinenähnliche Gebäude, welche theils durch Erdbeben, theils durch die Hände der Montenegriner zerstört worden sind. Ein Theil dieser Gebäude, bei denen nur die obern Stockwerke eingestürzt sind, wurden von den Nachbarn in Terrassen umgestaltet, auf denen die Familie die Abendstunden zuzubringen pflegt.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte von Australien.)

Digi[illegible]Google

Digitized by Google

Nr. 130.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

10 Mai 1839.

Der Spermaceti-Wallfiſchfang.

Es iſt von einem Hrn. Beale ein Werk über den Fang dieſes eigenthümlichen Wallfiſches, der von den Engländern sperm whale, von den Franzoſen cachelot, von den Naturforſchern physeter macrocephalus genannt wird, erſchienen. Wir entheben aus der von dem Quarterly Review gegebenen Beurtheilung nachſtehende hiſtoriſche Angaben, denen wir aus der Schrift ſelbſt, die zugleich eine intereſſante Reiſe enthält, ſpäter noch Mehreres folgen laſſen werden.

Die Fiſcherei ſcheint zuerſt von einigen Leuten in den alten engliſchen Colonien von Nordamerika von ihren Küſten aus getrieben worden zu ſeyn, bis ſich die Zahl der Wallfiſche verminderte, wie die der Wallfiſchfänger zunahm, und die letztern es nothwendig fanden, ihre Beute in die entferntern und ſicherern Zufluchtsörter zu verfolgen, wohin die Verfolgung ſie getrieben hatte. Endlich nahmen ſich die amerikaniſchen Schiffer der Fiſcherei in dem ſüd- wie in dem nordatlantiſchen Ocean ernſtlich an, ſo daß vom Jahre 1771 bis 1775 Maſſachuſetts allein jährlich 183 Fahrzeuge mit einem Tonnengehalt von 13,820 Tonnen bei der nord-atlantiſchen Fiſcherei, und 121 Schiffe mit einem Gehalt von 11,026 Tonnen in der ſüd-atlantiſchen Fiſcherei beſchäftigte. Dieſes kräftige Verfahren entging dem ſcharfen Auge Burke's nicht. In ſeiner glänzenden Rede über die amerikaniſchen Angelegenheiten von 1774 fügte er eine lebhafte Lobrede der ausgedehnten Fiſchereien der Neu-Engländer an:

„Die Falklandsinſeln, die zu entfernt ſchienen, um vom nationalen Ehrgeiz erreicht zu werden, ſind nun eine Station und Ruheplatz für ihre ſiegreiche Betriebſamkeit. Auch wirkt die Aequinoctialhitze für ſie nicht entmuthigender als die vereinigten Winter beider Pole. Während einige von ihnen an Afrika's Küſte die Harpune auswerfen und die Leinen ziehen, verfolgen andere ihr gigantiſches Wild längs den Küſten von Braſilien. Es gibt kein Meer, das ihre Fiſcher nicht durchziehen, — keine Zone, die nicht Zeuge ihrer mühevollen Arbeit iſt. Weder Hollands Ausdauer, noch Frankreichs Thätigkeit, ſondern der feſte und gewandte Unternehmungsgeiſt Englands, trieb dieſes gefährlichſte der Gewerbe zu dieſer Ausdehnung, die es durch dieſes neue Volk erlangt hat, — ein Volk, das immer noch im Wachſen, noch nicht zur Manneskraft erſtarkt iſt.“

Dieſer aufregende Ruf ſcheint den Geiſt der engliſchen Kaufleute und Schiffseigner erweckt zu haben, denn 1775 wurden, wahrſcheinlich zum Erſtenmale, Schiffe von ihnen ausgerüſtet und in die Südſee geſchickt, um Spermaceti- und andere Oele mitzubringen. Doch blieb dieſe Expedition ohne bedeutenden Erfolg, denn dieſe Schiffe fanden die Hauptſammelplätze des Spermaceti-Wallfiſches nicht. Im J. 1775 verſuchte die Regierung das Syſtem der Prämien, doch war aus dem nämlichen Grunde der Erfolg immer noch ſehr gering; 1787 kehrten vier Schiffe, die nach dem St. Lorenzofluß ausgerüſtet waren, nach einer langen Abweſenheit mit nur 6 Gallonen Spermaceti-Oel im Ganzen zurück.

Frankreich, das unter den europäiſchen Nationen zuerſt dieſe Fiſcherei getrieben, aber viele Jahre lang vernachläſſigt hatte, wandte wieder 1784 darauf ſeine Aufmerkſamkeit, und Ludwig XVI ſchickte auf eigene Rechnung von Dünkirchen ſechs Segel aus. Des Königs Beiſpiel wurde von der Nation befolgt, und 1790 hatte Frankreich 40 Schiffe bei dieſer Fiſcherei. Da kam der Revolutionsſturm und vernichtete alle Spur des Handels, ſo weit Frankreich dabei betheiligt war, auch ſcheint die franzöſiſche Fiſcherei ſeitdem nicht wieder aufgelebt zu ſeyn. Hr. M'Culloch ſagt, mit Ausnahme eines amerikaniſchen Hauſes in Dünkirchen habe kaum eines daran gedacht, von Frankreich aus ein Schiff dahin auszuſchicken.

Für England muß man die blühende Periode der Fiſcherei vom Jahre 1785 an datiren. In dieſem Jahre entdeckten die Engländer die Wohnorte des Spermaceti-Wallfiſches, und nach einer Abweſenheit von faſt einem Jahre kehrten viele Schiffe zurück mit 20 — 80 Tonnen Spermacetiöl, ſo daß 1786, als die Prämien erhöht wurden, 327 Tonnen dieſes Oels nach England gebracht und für 43 Pfd. St. die Tonne verkauft wurden. Der Gewinn für England kam jetzt dem der Amerikaner gleich. Im Jahre 1788 ſchickte England größere Schiffe (von 150 bis 300 Tonnen Laſt) aus, und immer noch fährt England fort wie die Amerikaner dieſſeits vom Cap Horn nach dem gemeinen,

schwarzen, wie Spermaceti-Wallfisch zu fischen, im Golf von Guinea, an der Küste von Brasilien und an den Falklandsinseln.

Jetzt kommen wir an die Periode, wo das große Eldorado des Wallfischfanges in den beiden stillen Meeren sich eröffnet. Die Unternehmungen der Wallfischfänger eröffneten zuerst für England einen wohlthätigen Verkehr mit den Küsten vom spanischen Amerika, und führten zu der Unabhängigkeit der spanischen Colonien. Ohne den Wallfischfang hätte England nie seine Colonien in Vandiemensland und Australien gründen können — oder sie hätten nicht erhalten werden können in den frühern Zeiten der Gefahr und des Mangels. Ja, selbst die Verbindung mit Polynesien muß England derselben Quelle zuschreiben. Die Wallfischfahrer unternahmen zuerst den Handel nach jenen Gegenden, und bahnten den Missionären den Weg. Dasselbe findet jetzt in Neu-Irland, Neu-Britannien und Neuseeland statt.

„Die große Speculation, Schiffe um das Cap Horn in das stille Meer zu schicken, um den Fang der Spermaceti-Wallfische dorthin auszudehnen, war dem kühnen und unternehmenden Geiste Hrn. Enderby's vorbehalten, eines Londoner Kaufmanns, der mit ungeheuern Kosten das Schiff Amalie, Capitän Shields, ausrüstete, das am 1 September 1788 absegelte, den 20 März 1790 wieder kam, und nach einer Abwesenheit von 1 Jahr und 7 Monaten die ungeheure Ladung von 139 Tonnen Spermacetiöl nach Hause brachte."

Einunddreißig Jahre später, nachdem dieß Beispiel eifrig nachgeahmt worden und fortdauernden Erfolg gehabt, wurde von demselben kräftigen Geist ein anderer großer Impuls gegeben. Hr. Enderby schickte die Sirene, von 500 Tonnen Last, aus, um neue Striche auszufinden.

„Es segelte am 3 August 1819 ab und kam am 5 April 1820 an der Küste von Japan an, wo es eine ungeheure Anzahl Spermaceti-Wallfische traf, die der Mannschaft eine erfolgreiche Jagd gewährten; denn es kehrte am 21 April 1822 wieder ins Vaterland zurück, und brachte nach einem Aufenthalte von fast zwei Jahren und acht Monaten nicht weniger als 346 Tonnen Spermacetiöl mit, die im Triumph in den Hafen von London eingebracht wurden, und einen bisher nie gehabten Erfolg bei diesem Fang anzeigten. Die Fischerei bei Japan wurde eifrig betrieben, und bleibt bis heutigen Tags die einträglichste in beiden stillen Meeren. Die ganze Fischerei der Seychellen verdankt ihren Ursprung der außerordentlichen Thätigkeit desselben Mannes, dessen Schiff, der Schwan, seine erste Reise in diese Gegend 1825 vollendete.

Im Jahre 1821 beschloß die Regierung, da sie die Fischerei auf Spermaceti-Wallfische völlig eingerichtet fand, das System der Prämien auszusetzen, so daß die Mannschaften der verschiedenen Schiffe, die der Fischerei sich ergeben, ganz auf den Erfolg ihrer eigenen Thätigkeit verwiesen wurden.

Im Jahre 1823 fand die erste Einführung von Spermacetiöl aus den australischen Colonien statt, wovon der größte Theil aus Sydney gebracht wurde, und als 1836 das Reichsmaaß (imperial measure) eingeführt wurde, finden wir, daß die ungeheure Masse von Spermacetiöl, die nach London eingeführt ward, in diesem Jahre sich auf 6083 Tonnen belief, während die Schiffe, die zu dieser Fischerei gebraucht wurden, 300 bis 400 Tonnen Last hatten.

Australien.

1. Geographisches.

(Fortsetzung.)

Die von Oxley aufgestellte Vermuthung, daß die Flüsse des Westabhangs, wie Lachlan und Macquarie — eine größere Zahl kannte er noch nicht — sich ganz in Sümpfe verlören, woraus andere dann die Existenz eines großen Binnensees ableiten wollten, hatte sich also unrichtig erwiesen, etwas Wahres aber war an der Vermuthung gewesen, nämlich die tiefe Lage des Bodens. Diese tiefe Lage ist es einerseits, welche die großen Stromerweiterungen zur Folge hat, andrerseits liegt die Ursache dieser letztern wohl auch in dem Wassermangel, da bei der Dürre mancher Gebirgsstriche die Flüsse nicht immer hinreichend Wasser haben, um sich ihr Bette gehörig zu graben. Wir sind genöthigt, diesen Grund hauptsächlich anzunehmen, da die südlichen Flüsse, Murray und Morumbidgee, zwar auch einzelne Stromerweiterungen haben, sich aber doch nie ganz in Sümpfe verlieren, wie dieß mit dem Lachlan und Macquarie der Fall ist. Die erstern kommen aber aus den mit ewigem Schnee bedeckten Warragong-Gebirgen herab, während die andern aus den weit dürrern blauen Bergen herabkommen. Auch trocknen Murray und Morumbidgee, so viel man weiß, nie ganz aus, was mit den beiden andern oft auf weiten Strecken der Fall ist, wo dann die Stromerweiterungen zu trockenen Rohrwäldern werden. Der Boden des Flachlandes, das sich, bloß unterbrochen von kurzen, sehr wenig hohen Bergzügen, 10 Breitegrade weit erstreckt, ist ein loser, rother Sandlehm, der wahrscheinlich auf einem festen Thon aufliegt. Der Sandlehm saugt das Regenwasser gleich ein, da es aber wegen der Thonunterlage nicht tief eindringen kann, so wird nach starkem Regen der Boden schnell ein Sumpf, und das Wasser fängt erst dann zu fließen an, wenn es fußhoch den Boden bedeckt. Es tritt hier trotz der in Masse großen Feuchtigkeit derselbe Fall ein, wie im Innern der Capcolonie, wo auch das fallende Regenwasser in dem Sandboden verschwindet und keine Quellen und Bache bildet. Die Wirkung der Sonne auf die weite Wasserfläche ist ungemein stark, die Verdünstung geht schnell vor sich, und in kurzer Zeit wird der kaum noch vorher unpassirbare Sumpf eine weite, dürre, wasserlose Wüste. Zwischen diesen beiden Extremen schwankt der Boden dieses Flachlandes unaufhörlich. *)

Die Flüsse, sowohl die an der Ostküste, als die des innern Landes, scheinen durch ausserst in der Bildung ihrer Strombetten begriffen zu seyn, was sich auch an den Mündungen zeigt. Die Küstenflüsse mit kurzem Lauf durch das Land haben ihr

*) Man lese die interessante nähere Auseinandersetzung bei Meinicke II. 36 ff.

Bett noch nicht gehörig ausgefüllt, und das Meer dringt noch tief in ihre Mündungen herein; es sind wahre Meeresarme, wo das Meerwasser, so wie Ebbe und Fluth, weit hereinreichen. Die Flüsse dagegen, die aus dem Flachlande kommen, haben ihre Mündung durch Anschwemmungen verstopft, daß sie vom Meer aus schwer oder gar nicht zugänglich sind. In dieser Verstopfung liegt der Grund, weßhalb man längere Zeit diesem Lande die großen Flüsse ganz abgesprochen hat. Freilich sollte man bei Flüssen, wie der Murray, Morumbidgee und Darling, die hinsichtlich der Länge ihres Laufs sich mit Euphrat und Ganges messen können, große Mündungen voraussetzen; dieß ist aber keineswegs der Fall: das Flußgebiet dieser Ströme, das 22,000 geogr. Quadratmeilen umfaßt, und somit zu den größten der Welt gehört, hat so gut wie keinen Ausgang, denn wenn man auch seit einiger Zeit die Verbindung des Alexandrina-Sees mit dem Meere entdeckt hat, so ist sie doch für die Schifffahrt so gut wie völlig unbrauchbar.

Dieser Umstand erweckt für das Innere Australiens keine sehr günstigen Vermuthungen; bekanntlich sucht man noch immer nach den Mündungen großer Flüsse an der Küste und konnte bis jetzt keine finden. Dieß führt auf die Annahme, daß auch in andern Gegenden des großen australischen Continents ähnliche Verhältnisse, wie im Gebiete des Murray und Darling obwalten, und da diese für den Anbau und menschliche Wohnsitze überhaupt höchst ungünstig sind, so werden wohl die Ansiedlungen noch auf Jahrhunderte hinaus eines engern Zusammenhangs ermangeln. Für Europäer ist entschieden auf lange Zeit hinaus an keine Ansiedlung im Flachland des oben erwähnten Stromgebiets zu denken, und so möchte es wohl in manchen andern auch seyn. Der unglückliche Umstand ist, daß das Anschwellen oder Austrocknen der Flüsse keineswegs mit den Jahreszeiten zusammenhängt, und mehrere völlig naße Jahre, die natürlich zugleich Ueberschwemmungsjahre sind, von mehrern ganz dürren Jahren gefolgt seyn können. Ein auffallender Umstand ist es freilich, daß Sturt und Mitchell gerade am Murray und Darling eine stärkere Zahl von Eingebornen fanden, als an manchen weit mehr begünstigten Stellen, aber einerseits mag hiezu der Umstand beitragen, daß gewisse Thiergattungen, welche ein Hauptgegenstand ihrer Jagd sind, sich in dem gebüschreichen Flachland sehr zahlreich finden, anderntheils kennen wir ja das weiter westwärts liegende Land gar nicht, und können somit auch nicht beurtheilen, ob diese Eingebornen nicht zufällig aus glücklichern Gegenden, sey es durch Krieg oder andere Umstände versprengt, dahin wanderten.

Unter diese Umstände läßt sich wohl auch der auffallende Wechsel rechnen, der das australische Klima bezeichnet, indem fast periodisch große Dürren eintreten. Eine solche fand im Jahre 1813, in den Jahren 1823, 1827 u. s. w. statt. Diese werden stets ein großes Hinderniß zur Erforschung dieses Landes bleiben. In wasserreichen Jahren ist es ohnehin keine Möglichkeit, das Land zu durchziehen, in dürren Jahren aber hindert dieß der Mangel an Wasser. Sturt hatte sogar das Unglück, den Darling auf einer weiten Strecke salzig und sein Wasser völlig ungenießbar zu finden. Cunningham erreichte im Jahre 1827 das Flachland, nördlich am Flusse Gwydir, unter 29° 10′, und sah von den letzten Bergen aus nur ein ebenes Land, ohne irgend eine Höhe und mit unverkennbarer Senkung gegen Nordwest, bedeckt mit sehr einförmigem, dichtem Gebüsch oder Wald, worin nur einzelne holzlose Ebenen sich zeigten; von Eingebornen fand er (freilich zur Zeit der höchsten Dürre) keine Spur. Er drang noch weiter nach Norden vor, fand aber das Land furchtbar öde, den dürren, wasserlosen Boden mit losem Sande bedeckt, der hier von den höhern Gegenden herabgeschwemmt ist. Hier setzt also wohl das Klima noch für lange Zeit allen weitern Forschungen ein Ziel; Besseres läßt sich von der neuen, an der Murray-Mündung angelegten Colonie erwarten, welche gewiß, sobald sie über die nöthigsten und dringendsten Bedürfnisse des Lebens hinaus ist, die Entdeckungen gegen Westen und Norden von Murray und Darling fortsetzt.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Dalmatien.

3. Reise von Spalato bis Ragusa.

(Fortsetzung.)

Die Zahl der Einwohner Ragusa's wird auf 7000 geschätzt; die unter ihnen herrschende Sprache ist illyrisch, das hier in vorzüglicher Reinheit gesprochen wird; italienisch wird nur noch von den Gebildetern verstanden, deren es hier sehr viele gibt. Ueberhaupt herrscht in Ragusa viele wissenschaftliche Bildung, für deren Verbreitung ein wohlbestelltes Theater, ein Gymnasium, mehrere niedere Schulen, eine ziemlich umfassende Bibliothek, eine Buchdruckerei und eine Buchhandlung sorgen; auch gibt es hier einige Schriftsteller, und das Kloster der Piaristen hat mehrere sehr gelehrte und gebildete Männer, wie auch eine kleine Bibliothek aufzuweisen. Der sonst sehr zahlreiche Adel ist von seinem frühern Ansehen und Wohlstande sehr herabgekommen; nach der unter ihnen bestehenden Rangordnung unterscheidet man Bolognesi, Salamanchesi oder Sorbonesi. Erstere Classe gehört dem ältesten, die zweite dem spätern und die dritte dem neuern Adel an, welcher seit dem Erdbeben 1667 diese Würde besitzt. Wie früher, so herrscht zum Theil auch jetzt noch eine große Geschlechtereifersucht unter ihnen. Wer jedoch die Geschichte von Ragusa kennt, wird gestehen müssen, daß mehrere Familien wegen der Verdienste ihrer Vorfahren um das Vaterland mit Recht stolz auf ihr Geschlecht seyn können, wenn man anders auf die Verdienste seiner Ahnen stolz zu seyn das Recht hat.

Die herrschende Religion in Ragusa ist die katholische, indessen befinden sich hier, so wie im übrigen Kreisgebiet, auch mehrere Altgläubige, die jetzt in geistlichen Dingen unter dem Bischof von Sebenico stehen, sonst aber auch den Patriarchen von Montenegro als ihr geistliches Oberhaupt anerkennen mußten, obgleich die Republik seine Gewalt immer sehr beschränkt hielt. In Hinsicht auf sittliche Cultur übertrifft der Ragusaner sowohl den Spalatiner als den Cattaraner; seine Lebensweise ist höchst einfach, und bei vielen wahrhaft patriarchalisch, nur die Weiber scheinen ziemlich frei, was in diesem Land um so mehr auffällt, als das weibliche Geschlecht gewöhnlich sehr eingezogen lebt,

und die größte Achtung für die Heiligkeit der Ehe hat. Schmausereien, Pikeniks, Gasthäuser, Equipagen u. s. w. gehören in Ragusa zu den größten Seltenheiten. Das einzige Vergnügen des Ragusaners ist das Theater, dem er mit großer Liebe zugethan ist.

Der Hafen, welcher der Stadt unmittelbar angehört, ist klein und ohne besondern Werth, da er höchstens drei Hochseeschiffe aufnehmen kann, und überdieß dem Scirocco zu sehr bloßgestellt ist; aber desto schöner und geräumiger ist der Hafen von Gravosa, welcher eine Miglie nördlich von der Stadt entfernt ist und nie von fremden Seefahrern besucht wird. Ersterer ist übrigens solid gebaut und wird durch ein riesenähnliches Fort vertheidigt, das im Jahre 1570 neu erbaut wurde und zugleich durch die Straße von Breno deckt. Hart unter den Kanonen dieser Veste (Fort Molo) ist der Bazar, wo allwöchentlich dreimal Markt gehalten wird — der einzige im Lande, den die Bewohner der Vorgränze der türkischen Provinzen frequentiren dürfen. Der Platz ist mit einer 4 Fuß hohen Mauer umfangen, an deren Rückwand das Contumazhaus angränzt. Die türkische Karawane versammelt sich in Vergato, einem etwa zwei Miglien Weges von Ragusa entfernten Gränzposten, von wo sie unter militärischer Bedeckung auf den Bazar hin- und zurückgeführt wird. An solchen Tagen finden sich oft mehrere hundert Pferde mit ihren Eigenthümern, Knechten, Weibern u. s. w. ein, um ihre Waaren zu verwerthen oder gegen andere umzutauschen. Um hiebei jede Berührung mit den Fremden zu vermeiden, sind inmitten dieses Platzes Schildwachen und ein Aufseher oder Reinigungsdiener aufgestellt, dem auch die Pflicht obliegt, für Reinigung des Geldes zu sorgen, das hiebei umgesetzt wird. Zu diesem Zwecke befindet sich inmitten des Platzes ein Tisch mit Essiggefäßen, in die jedes Geldstück, das der Christ von dem Türken empfängt, geworfen werden muß, um es zu desinficiren. Die von den Türken verhandelten Waaren, wie namentlich Talg, Wachs, Honig, Speck, geräuchertes Fleisch, Schmalz, gedörrte Zwetschgen, Holzkohlen, Stangeneisen u. dgl. m. gehen, sobald sie nur in andere Behälter überbracht sind, als pestfrei sogleich in andere Hände über; nur die Schafwolle und die aus derselben gefertigten Stoffe, so wie Leder und Felle, unterliegen einer besondern Reinigung. Man hat hiezu besondere Männer aufgestellt, welche, sobald der Transport ankommt, jeden Wollsack öffnen und mit bloßen Händen durchwühlen müssen. Nach dieser gefährlichen Operation werden diese in das Contumazhaus gebracht, wo sie vierzehn Tage zu verweilen haben. Werden sie von der Pest ergriffen, so muß der Transport verbrannt werden; im entgegengesetzten Fall, wenn die bestimmte Zeitfrist vorübergeht, ohne daß an den exponirten Männern irgend eine Ansteckung bemerkt wird, erklärt man den Transport für pestfrei, und hierauf geht die Wolle an ihre Bestimmung weiter. Obwohl es selten geschieht, so hat man doch aus frühern Zeiten Beispiele, daß dergleichen Männer das Leben eingebüßt haben. Die von den Christen verhandelten Waaren bestehen meist in Colonial- und Manufacturwaaren, welche allein für den Türken Werth haben, indem er weiß, daß sich in seiner Heimath leicht Abnehmer dazu finden. Ein Schleichhandel kommt hier selten vor, oder kann eigentlich nicht stattfinden, wohl aber werden zuweilen von dem türkischen Gebiet aus kühne Räubereien ausgeübt, und zwar noch öfter zur See, als zu Land. Insbesondere sind es die griechischen (slavischen) Unterthanen der Pforte, welche von den Bewohnern der schmalen Landstriche (Erbzungen), die Ragusa von der Meerseite umgeben, sogenannte Trabaccoli miethen, und theils andere Fahrzeuge wegnehmen, theils kleine Orte überfallen, ihre Bewohner plündern, wenn nicht gar morden, und hierauf das Weggeraubte in andere Häfen führen und allda verkaufen. Uebrigens haben diese Räubereien bereits sehr abgenommen, woran jedoch weniger die strenge Aufsicht und die gute Hafenpolizei, als die Unruhen im Innern der türkischen Provinzen Ursache seyn mögen, indem diese den Piraten eine vortheilhaftere Beschäftigung darbieten. Der Landhandel hingegen geschieht mit großer Redlichkeit, besonders von Seite der Türken, die bei ihren Privatgeschäften äußerst gewissenhaft auf das Halten ihres Wortes bedacht sind, zumal bei eingegangenen Verbindlichkeiten, obgleich ihnen kein schriftliches authentisches Document die Zeit der Erfüllung oder die Heiligkeit der Verpflichtung ins Gedächtniß zurückruft. Ja man hat Beispiele, daß während der Zeiten der Mißhelligkeiten mit den Franzosen, wo der Geist der Zwietracht oftmals Zahlungen einzustellen veranlaßte, dennoch Mancher seine gegen die Christen eingegangenen Verbindlichkeiten genau zur bestimmten Zeit erfüllte, ohne Rücksicht auf die Schwierigkeit zu nehmen, wie er wohl am sichersten in die Nachbarschaft seines Gläubigers gelangen könne. War ihm aber dieß nicht möglich, so übertrug er einem andern Christen, der aus der Gegend seines Gläubigers in sein Land gekommen war, die Erfüllung seiner Verpflichtung, oder er ließ den Gegenpart an einem bestimmten Tag an einen dritten Ort bescheiden, wo man ohne nähere Berührung sich hören und sehen konnte. Es ist schon vorgekommen, daß sie bei Geschäften mit Einwohnern dieser Gegend sich auf den beschwerlichsten Wegen an einem zuvor bestimmten Platz einfanden; sobald man ihnen dann von der andern Seite zu verstehen gab, daß man sie sehe und erkenne, so hielten sie einen Beutel in die Höhe, legten ihn dann mit ausdrucksvollen Gebärden nieder und entfernten sich plötzlich. Der Gläubiger begab sich nun an die Stelle, wo der Beutel verborgen lag, und empfing auf diese Weise sein Geld, an dem niemals auch nur ein Heller fehlte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus indischen Journalen.

Herabkommen des Mahratta-Adels. Die Bombay Times zählen eine Menge ehemaliger Anführer der Mahratten auf, deren Familien bedeutend herabgekommen sind; ihr Einkommen beträgt jetzt meist nur noch den zehnten Theil dessen, was sie ehemals besaßen, doch ist es immer noch groß genug, um ihnen eine ziemliche unabhängige Existenz zu sichern. Natürlich können sie die Engländer, welche an ihrem Verfall schuld sind, nur mit großer Abneigung betrachten.

Assamesisches Lesebuch. Die Missionäre zu Sodiya haben ein von Mrs. Brown ins Assamesische übersetztes Lesebuch herausgegeben. Die Holzschnitte sind von einem Khampti, den Hr. Brown in der Kunst unterrichtet hat, gefertigt. (Asiatic Jour. April 1839.)

Abschaffung der persischen Sprache in Indien. Diese sollte am 1 Januar dieses Jahres in allen Gerichtshöfen zu Murschedabad stattfinden, und die einheimische Sprache an die Stelle der persischen gesetzt werden. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 131.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

11 Mai 1839.

Die Südküſte der Krim.

Reiſe von Jalta nach Aluſchta.

Auf dem Wege nach Aluſchta, den wir am andern Morgen betraten, reiht ſich nun wieder ein reizendes Gut an das andere, mit hübſchen Gebäuden der Beſitzer, mit Wein- und Obſtgärten, mit belaubten Bergabhängen, Felſenpartieen und Ausſichten auf das Meer geziert: zuerſt im Thale von Jalta eine Menge minder namhafte, dann weiterhin aber berühmte, das hoch in den Bergen liegende Maſſanda, das die jetzt verſtorbene Gräfin Branitzka, die reichſte Polin unſerer Tage, an den jungen Grafen Woronzow ſchenkte, darauf Magaratſch, ein noch vor acht Jahren wüſtes Thal, das aber von der Regierung, in eine Menge kleiner Parcellen getheilt, an Liebhaber ſtückweiſe verkauft wurde, und nun mit einer großen Zahl kleiner maleriſcher Anlagen und Landhäuſer beſäet iſt.

Nikita, ein vor 30 Jahren von der Krone angelegter Pflanzengarten, der alle möglichen Bäume und Gewächſe erzieht und verhandelt, die auf der Küſte gedeihen, und allenfalls hier einheimiſch gemacht werden könnten, Cypreſſen, Oliven, Lorbeeren, Orangen, uber 300 Sorten Weinreben aus allen Weltgegenden, Kapernſträuche, Erdbeerbäume und Blumen von den verſchiedenartigſten Species. Der deutſche Gärtner, den wir dort trafen, erquickte uns mit ein Paar herrlichen Trauben und zeigte uns in der niedrigen Gegend des Gartens am Meere eine kleine hiſtoriſche Merkwürdigkeit, einen ruinirten, wahrſcheinlich ſehr antiken Garten. Es waren die alten vermoderten Rümpfe von Olivenbäumen, die zum Theil kaum noch aus der Erde hervorguckten. Wahrſcheinlich ein Olivengarten, noch von genueſiſchen Händen gepflanzt. Die Bäume ſtanden alle in ziemlich gleichen Entfernungen aus einander. Einige von ihnen waren von ungemein großem Umfange. Einige trieben noch ein Paar grüne Zweige, wie hie und da ein Greiſenhaupt eine Locke. Die Olivenbäume werden bekanntlich ungemein alt, und über dieſe konnte ſchon manches Jahrhundert hinweg gegangen ſeyn.

Artek, ein tatariſches Dorf, wie man verſichert, das alte „Herztroſt" (Kardiatrikon) der Griechen.

Dann den „Bärenberg" (Aju-Dagh), der mit ganz rundlichem Rücken, und ſeine Höhe in dem richtigen Verhältniß zur Länge und Breite, wie ein Bär ins Meer hinaus läuft. Vor ihm liegen noch zwei große Felsſtücke im Waſſer, als wären es ſeine Jungen. Die Umgebungen und kleinen Bären, welche dieſe Felſenbären bilden, ſind reizend. In der Ecke auf ſeiner einen Lende liegt das Dorf Juſſuff, mit einem äußerſt elegant eingerichteten Gebäude eines ruſſiſchen Herrn, an der andern Seite das Dorf Parthenika, was dann wieder an eine griechiſche Jungfrau errinnert.

Ueberhaupt ſind die meiſten Namen an der Südküſte tatariſirte griechiſche oder italieniſche Wörter. So die der Berge Ai Petri, Ai Eli, Ai Todor. Verſtümmelungen des griechiſchen Worts hagios (heilig) mit dem Beiſatz Peter oder Elias oder Theodor. So die Beſitzung des Grafen Woronzow „Ai Danil" (heiliger Daniel). So Nikita, Oreanda, Livadia, Parthenit und andere Namen.

(Fortſetzung folgt.)

Auſtralien.

1. Geographiſches.

(Schluß.)

Von andern Küſtenpunkten aus konnte bis jetzt noch wenig für die Erforſchung des Landes geſchehen: die ſeit einigen Jahren im Golfe von St. Vincent, nicht weit von der Ausmündung des Murray in den Alexandrina-See, gegründete Colonie iſt noch zu ſchwach, um große Unternehmungen ins Innere vorzunehmen, und ſie müßten auch fürs erſte noch ganz in den Bereich des Murray- und Darling-Gebietes fallen. Nur die weſtliche Colonie am Schwanenfluß und die ſüdweſtliche am König-Georgs-Sund haben ein neues Feld für Entdeckung des innern Landes geöffnet, bis jetzt aber iſt der daraus gezogene Vortheil äußerſt gering geweſen. Man iſt zwar am Schwanenfluß aufwärts und in das Gebiet des ſogenannten Avon gedrungen, der wahrſcheinlich mit dem erſten zuſammenfällt, ſo wie man auch von der Hauptſtadt der Colonie am König-Georgs-Sund, Albany, nicht unbedeutende Aus-

flüge ins Innere gemacht hat; ja, ein Capitän Bannister hat sogar im December 1830 von Freemantle am Schwanenflusse aus die erste Bergkette, Darling Range genannt, überstiegen, und ist von da südwärts bis zur Colonie am König Georgs-Sund vorgedrungen, aber der ziemlich ungünstige Zustand der Colonie am Schwanenflusse scheint seitdem völlig von ähnlichen Unternehmungen abgehalten zu haben, und man ist noch jetzt über das innere Land, auch nur das zwischen diesen beiden Colonien, ziemlich schlecht und unvollkommen unterrichtet. Als Beispiel davon kann eben unsere beiliegende Karte dienen. Wirft man einen Blick auf die Zeichnung des Landes, das sich von dem Südwestcap Australiens, dem C. Leeuwin auf zwei Grade gegen Norden und anderthalb Grade gegen Osten ausdehnt, so glaubt man entnehmen zu können, daß sich hinter der der Küste parallellaufenden Darlingkette eine zweite höhere, und endlich hinter dieser eine dritte erhebe, die im Süden mit den sogenannten Rugged Mountains, in der Sprache der Eingebornen Koikyeunuruff genannt, beginne. Dieß ist die Ansicht, welche Hr. Stirling aussprach, der zuerst im J. 1827 den Schwanenfluß aufwärts bis an die Berge befuhr, und diese Ansicht scheint sich in England, namentlich bei dem für solche Autoritäten sehr eingenommenen Arrowsmith fort erhalten zu haben, obwohl es, wie Meinicke in seinem oben schon citirten Werke (II. p. 111 ff.) sehr wahrscheinlich macht, aus der Reise Capitän Bannisters ziemlich deutlich hervorgeht, daß die Züge der Berge mehr von Westen nach Osten streichen, und nicht, wie Stirling meint, von Süden nach Norden. Ohne über diesen Streit entscheiden zu wollen, geht doch wenigstens so viel daraus hervor, daß man eine sehr geringe Kenntniß von einem Lande haben müsse, hinsichtlich dessen man über einen solchen Hauptpunkt noch im Zweifel seyn kann.

An andern Punkten ist man noch weniger weit ins Land eingedrungen: Grey's und Lushingtons Reise ist in dieser Beziehung kaum zu rechnen, namentlich weil sie nach wenigen Tagen auf eine Felsenkette stießen, die sie nicht zu übersteigen vermochten. Allein einige Resultate ihrer Reise sind nichtsdestoweniger höchst interessant. Fürs erste ist es jetzt ausgemacht, daß das sogenannte Dampiers-Land (von Roebuck-Bay bis Buccaneer Archipelago) keine Insel sey, zweitens muß sich von 16° s. Br. gegen Süden ein bedeutendes Gebirge erheben, dessen jäher Abfall gegen Nordwest geht, indem Grey und Lushington keinen Paß darüber finden konnten; der allmähliche Abfall muß demnach gegen Osten und Südosten seyn; auch die Einwohner scheinen hier von entschieden anderm Stamme, als die im Südosten und Süden des Landes. Ein weiterer eigenthümlicher Umstand ist, daß sowohl Capitän Wickham am Fitz-Roy R., als Grey und Lushington an dem in die Hanover-Bay fallenden Glenelg R. Spuren einer 15 Fuß hohen Ueberschwemmung bemerkten, die nicht, wie dieß in Newsouthwales der Fall ist, durch einige Tage heftigen Regens veranlaßt werden, sondern periodisch zu seyn und in bestimmten Jahreszeiten sich zu ereignen scheinen. Da nun diese Spuren großer Ueberschwemmungen zwischen 15 und 16° am Glenelgfluß, so wie unter 18° am Fitzroy R. sich zeigen, so müssen die Ursachen derselben tiefer im Süden sich finden, in hohen Gebirgen, deren Schneeschmelze sie veranlaßt, indem die tropischen Regen, falls man nach der Analogie der nördlichen Halbkugel schließen darf, nicht so weit nach Süden hinabreichen. Wenn man erwägt, daß es über 20 Jahre dauerte, ehe die blauen Berge von Sydney aus überstiegen wurden, so darf man sich eben nicht wundern, daß es den HH. Grey und Lushington auf einem solchen Ausfluge nicht gelang, hier über das Gebirge vorzudringen, dessen schroff abfallende Seite ihnen entgegenstand. Auf dieser Seite aber kann man gewiß auf eine interessante Entdeckung stoßen, die über das Innere des noch immer so geheimnißvollen Continents großen Aufschluß geben muß. Nicht unwichtig möchte auch vielleicht eine Unternehmung ausfallen, die vom Glenelg-Fluß und der Hanover-Bay nicht südwärts, wie die der HH. Grey und Lushington, sondern ostwärts vordränge nach dem Südende des Cambridge-Golf, in den offenbar auch ein ziemlich bedeutender Fluß sich einmünden muß; dieser letztere kann nur zu demselben System, wie der Glenelg gehören, ja vielleicht der Hauptstrom desselben seyn, denn die Salzebenen im Hintergrunde des Cambridge-Golf sind bedeckt mit Treibholz, das durch Ueberschwemmungen herabgeführt wird; ist vielleicht dieß der Strom, der die Gewässer des großen Landstrichs abführt, dessen Entwässerung der Fitzroy und Glenelg nicht genügend erklären? Doch wie viele Fragen der Art könnte man nicht über die Geographie Australiens aufstellen!

Der einzige, verhältnißmäßig ziemlich vollständig bekannte Theil Australiens ist die Insel Vandiemensland; wir müssen uns indeß hier auf wenige Bemerkungen beschränken. Vandiemensland ist augenscheinlich eine Fortsetzung von Ostaustralien und gleicht ihm in den allgemeinen Formen: es ist gleichsam eines der Hochländer Ostaustraliens, das gegen Süden und Südosten ziemlich steil abfällt, dagegen nach Westen und Nordwesten zu in einzelnen Hochebenen mit Plateauseen, den Quellen der Flüsse, sich erstreckt, das tiefere Flachland, entsprechend dem Unterlauf des Murray, des Lachlan, des Macquarie, des Darling, ist vom Meere bedeckt. Ueber die Hauptrichtung der Berge ist man bei der noch unvollkommenen Kenntniß des Landes nicht einig, indeß scheint der Streit ziemlich futil zu seyn, da das Ganze der Insel selbst mehr eine Berggruppe bildet, wie das Festland von Wilson Promontory bis zu den Liverpool Plains im Norden mehrere darbietet. Hieraus geht auch hervor, weßhalb man die Fruchtbarkeit von Vandiemensland so hoch über die von Neusüdwales setzte: das erstere hat nur das Gebirgsland, das in beiden neben manchen öden und unfruchtbaren Stellen doch auch sehr fruchtbare enthält, nur das unwirthbare Flachland fehlt ihm; hiezu kommt noch, daß Vandiemensland wegen seiner insularischen Lage weniger den entsetzlichen Dürren ausgesetzt ist, welche so oft das Festland heimsuchen.

Es möchte auffallend scheinen, daß Vandiemensland gerade der am schlechtesten bevölkerte Theil Australiens war, den die Engländer trafen. Doch läßt sich hiefür vielleicht ein Erklärungsgrund finden. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß Australien hauptsachlich von der sogenannten Negrito-Race bevölkert ist, welche der malayischen Race, mit der sie in so

vielen Inſeln der Südſee, namentlich auch auf den Molukken, und ſelbſt auf ſo entfernten Punkten, wie auf den Philippinen und in Neuſeeland in Conflict kam, an Kraft entſchieden nachſteht. Ihre urſprüngliche Heimath iſt ſicherlich ein wärmeres Land, und ihre allmählige Wanderung tiefer nach Süden in kältere Länder brachte ſie mehr und mehr in einen ihrer Natur minder entſprechenden Zuſtand. Darum hat auch Meinicke wohl nicht Unrecht, wenn er in ſeiner Abhandlung über die Ureinwohner (II, 172) bemerkt, man werde aus manchen Andeutungen verſucht zu glauben, die Auſtralier ſeyen aus einem gebildetern Zuſtand auf ihren jetzigen herunter geſunken. So wahrſcheinlich dieß iſt, und ſo ſehr wir ihm hier beizuſtimmen geneigt ſind, ſo wenig iſt dieß bei zwei andern ſeiner Anſichten der Fall. Er bemerkt (Theil II. Seite 77), die Zahl der Auſtralier werde von neuern Schriftſtellern auf 100,000 Seelen geſchätzt, und dieß ſey wohl zu groß. Abgeſehen von dem Umſtande, daß wir noch einen höchſt unbedeutenden, und allem Anſcheine nach keineswegs den fruchtbarſten Theil dieſes Continents kennen, müſſen ſelbſt die Angaben über Neuſüdwales auf andere Gedanken bringen. Die Anlegung der Colonien hat wohl bald dort die Eingebornen ziemlich verſcheucht,*) dagegen will Sturt ſchon am Murray die Zahl derſelben auf 4000 rechnen. Mag nun dieß auch, wie Meinicke glaubt, ſehr übertrieben ſeyn, ſo iſt doch gewiß die Bevölkerung eines ſo großen Continents unterſchätzt, wenn man ſie auf 100,000 Menſchen anſchlägt, um ſo mehr, als ſie mit Grund vermuthen, ja an einigen Orten beſtimmt nachweiſen läßt, daß ein kräftigeres, intelligenteres und wahrſcheinlich auch zahlreicheres Geſchlecht im Norden wohnt.

Eben ſo wenig können wir mit Meinicke's Anſicht übereinſtimmen, daß die Bewohner Auſtraliens in allen Theilen des Continents Ein und daſſelbe Volk ſind. Auch hier müſſen wir bemerken, daß wir Land und Volk noch viel zu wenig kennen, um einen ſolchen Ausſpruch zu thun, und die nicht zu läugnende große Verſchiedenheit der Sprachen ſcheint gleichfalls auf verſchiedene Stämme und verſchiedene Herkunft hinzuweiſen. Wenn es gleich wahrſcheinlich iſt, daß die Hauptbevölkerung Auſtraliens von Neuguinea oder Papua her ſtammt, ſo weiſt doch ſchon die Nähe der malaiiſchen Inſeln und der noch immer fortdauernde Beſuch malaiiſcher Fiſcher an manchen Punkten der Küſte darauf hin, daß auch malaiiſches Blut eingedrungen iſt, und die HH. Grey und Lushington wollen auf ihrem Ausfluge bei den Eingebornen, die ſie trafen, entſchiedene Spuren aſiatiſcher Herkunft bemerkt haben. Doch darüber müſſen wir, bei unſerer mangelhaften Kenntniß, unſer Urtheil vorerſt noch völlig ſuspendiren.

*) Wie der große Haufe der engliſchen Einwanderer denkt und handelt, mag man aus nachfolgender Stelle eines kürzlich erſchienenen Werkes (Emigration Fields, Northamerica, the Cape, Australia and New Zealand. London 1849) abnehmen. Es heißt darin S. 100: „Es wäre im höchſten Grade abſurd, wenn man für eine ſo unbedeutende Race von Wilden beſondere Sorge tragen (to get up a nursery) oder die Ausbreitung einer höher gebildeten Menſchenrace über ein ſo weites Land wie Auſtralien zurückhalten wollte, um einige Vagabunden, welche das niedrigſte Bild menſchlicher Entartung darbieten, nicht verſchwinden zu laſſen.“ Das mag zwar in einem höheren Sinne wahr ſeyn, ins Grobpraktiſche überſetzt muß es aber zu jedweder Rohheit führen. Doch finden ſich auch mildere Stimmen und mildere Behandlung. Siehe the Land of Promise etc. London 1849, p 90. Es iſt hier angegeben, daß man mit Unrecht die Eingebornen ſo tief ſtelle, wie dieß bisher geſchehen. Auch Mitchell iſt dieſer Meinung, und ſeine Anſicht iſt von Gewicht.

Ueber die Beſchiffung des weißen Nils vermittelſt eines Dampfbootes.

Hr. Holroyd, deſſen Reiſe nach Sennaar wir kürzlich erwähnt haben, theilte der geographiſchen Geſellſchaft in London folgenden Plan mit, der freilich jetzt wohl ſchwerlich ausgeführt wird. Er ſchlägt auf Anrathen Hrn. Perrings, Civilingenieurs in Mehemet Ali's Dienſten, ein eiſernes Dampfboot von 70 Fuß Länge, 16 Fuß Breite und 8 Fuß Tiefe vor, das jedoch nur 2 Fuß tief im Waſſer ginge: die beiden Maſchinen ſollten Maſchinen mit Hochdruck und von 12 Pferdekraft ſeyn. Hr. Holroyd glaubt, daß man ſämmtliche Kataraкte bei hohem Waſſerſtand ohne weitere Schwierigkeit hinauffahren könnte. Von Kartum aus, meint Hr. Holroyd, würde man beide Nile, Bahr el Abiad und Bahr el Azrek, innerhalb 6 Monaten befahren können.

Chronik der Reiſen.

Wanderungen in Dalmatien.

3. Reiſe von Spalato bis Raguſa.

(Fortſetzung.)

Wie nun das Privatvermögen des Raguſaners faſt ausſchließlich in dem Handel ſeinen Urſprung hat, ebenſo entſpringt auch das Vermögen ſeines Landes einzig von demſelben. Die Erträgniſſe der Landwirthſchaft ſind im ganzen Kreisgebiete von kaum mittelmäßiger Bedeutung, da ſolche, ungeachtet des vortrefflichſten Klima's, doch nur um ſo weniger von dem meiſt felſigen und ſteinigen Boden unterſtützt wird, der ſich unter allen Culturzweigen am wenigſten für den Ackerbau eignet. Dagegen bietet die Natur hier das reizende Schauſpiel eines immerwährenden Frühlings dar, indem ſie Südfrüchte aller Art, hauptſächlich aber Wein in Menge hervorbringt. Der Oel-, Lorbeer-, Granaten-, Feigen-, Orangen-, Citronen-, Bergamottlien- und Maulbeerbaum gedeihen in Abundanz und ohne alle Pflege. Auch Kürbiſſe verſchiedener Gattung, Erdſchwämme und Ammonshörner, Gourdinen, Maraſchen u. ſ. w. kommen in den niedrigern Thalfurchen recht gut fort. Die merkwürdigſte Frucht, die beſonders in hieſiger Umgegend wildwachſend gefunden wird, iſt ohne Zweifel eine Gattung kleiner Melonen, von der Größe eines Hühnereies, weiß, gelb und grün gefleckt, welche einen ſo angenehmen und penetranten Geruch hat, daß derſelbe an den Kleidern und in den Zimmern, ſelbſt lange nachdem die Frucht bereits wieder entfernt iſt, noch haftet. Nur wenige Perſonen eſſen ſie, da ihr Geſchmack ſehr fade und ihre Wirkung purgirend iſt; man braucht ſie daher einzig als Spielwerk zum Zeitvertreib, indem man ſie in der Hand zu halten, zu drücken und zu erweichen pflegt, und ſo gleichſam ihr duftendes Vermögen in Contribution ſetzt. Gleich merkwürdig iſt unter den cultivirten Gewächſen die Sultan Bamia, eine Pflanze, die man in den berühmteſten Kunſtgärten Frankreichs, Deutſchlands und Italiens nur ſelten findet, und die längere Zeit ſelbſt

namhaften Botanikern unbekannt war. Sie ſtammt urſprünglich aus Aegypten und von der Weſtküſte des rothen Meeres, und gehört zum Geſchlechte der Siegmarswurz. Ihre Frucht gibt den Speiſen einen vorzüglichen Wohlgeſchmack, und beſonders in Ragouts, auch in Pfannkuchen mit Zucker gebacken, einen köſtlichen Leckerbiſſen. Auch iſt ſie in der Medicin von Wichtigkeit, da ſie lindernde, auflöſende und zugleich balſamiſche Eigenſchaften hat; ſie wird daher häufig in Bruſt- und Magenleiden angewendet, und ein Infus aus ihren Blättern iſt auch für Augenübel, die hier zuweilen vorkommen, ſehr heilſam.

Der mannichfachen Vorzüge ungeachtet, welche, wie aus dem Geſagten hervorgeht, die Stadt bietet, und worunter wir hauptſächlich auch der Hoſpitalität ihrer Bewohner erwähnen zu müſſen uns gedrungen fühlen, würde dennoch ein längerer Aufenthalt hier dem Fremden, der ſich nicht Geſchäfte wegen hier verweilen muß, nur wenig zuſagen. Nicht allein die Eiferſucht der Familien unter ſich, und die dadurch nothwendig beeinträchtigte Geſelligkeit, nicht das Monotone der Lebensweiſe allein iſt es, was dem Genuß ſuchenden Fremden den Aufenthalt entleidet, mehr noch die unerträgliche Hitze, durch die man den größern Theil der Tageszeit innerhalb ſeiner vier kahlen Wände gleichſam gefeſſelt iſt, und die beinahe jedem die ſogenannte Calori erzeugt, eine an ſich zwar unbedeutende, aber ſehr läſtige Krankheit, da ſie ein immerwährendes Jucken der Haut veranlaßt, und nur bei täglichem Baden im Meer einigermaßen erträglich wird. Ein anderer Uebelſtand iſt der Mangel an Gaſthäuſern, zumal für denjenigen, der ohne irgend eine Empfehlung fremd hier ankommt, denn nur durch Empfehlungsbriefe werden Thüren und Herzen gaſtlich geöffnet. Noch iſt den weiteren Uebelſtänden auch der Mangel an gutem Trinkwaſſer beizuzählen, ohne welches man bei drückender Hitze kaum eine Stunde im Tag es auszuhalten im Stand iſt. Zwar iſt eine Waſſerleitung vorhanden, die von dem 6 Miglien entfernten Gränzthale Gionchetto das Waſſer der Stadt zuführt, aber es reicht dieſes kaum für den nöthigſten Bedarf hin, und die Brunnenhalle iſt daher nur wenige Stunden des Tages geöffnet, die übrige Zeit aber den verſchiedenen Diſaſterien zugetheilt. Glücklich darf man ſich daher preiſen, kann man alltäglich auch nur zwei Flaſchen, wenn auch lauwarm, Waſſer bekommen, denn im hohen Sommer verſiegt dieſe Quelle entweder ganz, oder ihr Waſſer wird wie gewärmt. Ein allgemeiner Waſſermangel wird zwar nicht ſtattfinden, weil das nahe Ambla-Flüßchen und der Mühlbach in Breno niemals verſiegen, allein bis von dieſen beinahe eine Miglie entfernten Orten das Waſſer zur Stadt gelangt, iſt es kaum mehr zu genießen. Eine weitere Unannehmlichkeit für den Fremden iſt endlich die große Verſchiedenheit der Münzſorten, die hier curſiren, und jede Rechnung ihm erſchweren. Gewöhnlich wird nach türkiſchen Piaſtern gezählt, doch gibt es auch Frankſtücke, Lire, Zechinen und ſpaniſche Thaler. Das Verhältniß iſt etwa folgendes, unterliegt aber nach dem Curs vielfachen Veränderungen. Eine Zechine macht 11 Piaſter, oder 440 Para, oder 4 fl. 50 kr. C. M. — Ein Piaſter macht 40 Para, oder 2 Lire und 2½ Soldi, oder 1 Franken und 8⅓ Centimen, oder 6 Groſchen und 9 Pfennige C. M. — Eine Lira macht 20 Soldi, oder 8 gr. 2 Pfge. Die Lira ſelbſt, deren 5 einen Conv. Gulden ausmachen, ſtehen an einigen Orten, wo ſchlechter Curs iſt, wie zu Zara, höher; hier iſt der gute Curs, nach dem ſelbſt die öffentlichen Caſſen ſich richten, zu Grund gelegt. Wiener Banknoten und Einlöſungsſcheine circuliren zwar in ganz Dalmatien nicht, werden aber, wenn die Summe auf denſelben nicht hoch lautet, von den Cameralcaſſen als Conventionsmünze angenommen. Uebrigens thut jeder Fremde wohl, wenn er ſich bei einem größern Kaufmann von dem jedesmaligen Stand des Geldes im Ort unterrichtet, oder auf gutes Geld handelt.

Von den Umgebungen Ragusa's iſt wenig zu ſagen; der beſuchteſte Spaziergang iſt nach Gravoſa, einer großen und ſchönen Meeresbucht, die, wie ſchon oben erwähnt, den eigentlichen Hafen der Stadt bildet. Derſelbe liegt eine Miglie nordwärts, und iſt durch eine ſchöne von den Franzoſen angelegte Straße mit Ragusa verbunden. An den Ufern dieſer Bucht haben die Ragusaner ihre Villen, welche meiſt ſehr geſchmackvoll erbaut und eingerichtet und mit lieblichen Gärten umgeben ſind. Vom Standpunkte der ſogenannten Viſta, welche auf halbem Wege dahin liegt und an Sommerabenden der Sammelplatz für Luſtwandler iſt, gewährt dieſe Bucht mit ihren niedlichen Villen, dunkeln Cypreſſenhainen und den grauen Bergen im Hintergrund einen wahrhaft maleriſchen Anblick. Nächſt dem Hafen befindet ſich auch die Schiffswerfte, wo ſtets zahlreiche Hände mit Fertigung größerer und kleinerer Schiffe beſchäftigt ſind. Auf dieſem Platze war es auch, wo die Republik ihre einſt ſo glänzende Marine ausgerüſtet hat, hier wurden die hundert Schiffe gezimmert, welche unter dem unglücklichen Zuge Karls V vor Algier von den Wellen verſchlungen wurden; in der Bucht erhielt auch die Marine der Republik ihren Todesſtoß während der Blokade der Ruſſen, welche 50 Kauffahrteiſchiffe, zum Theil beladen, hinwegführten, und 10 derſelben in Flammen aufgehen ließen. An derſelben Stelle wurden durch das Erdbeben im Jahre 1667 über 600 Fahrzeuge vernichtet, ein Verluſt, der für Ragusa ſo außerordentlich groß war, daß ihre Marine ſeit jener Zeit ihren Flor nie mehr erlangen konnte. Eine Miglie außerhalb Gravoſa gelangt man in das Valle di Ombla. Es iſt dieß ebenfalls eine große von Felsbergen umſchloſſene Bucht, in die ſich das Flüßchen Ombla (Arion) ergießt, nachdem es kaum 2000 Schritte davon am Fuß eines nackten Berges ſeinen Urſprung genommen hat. Eine andere Promenade iſt nach dem aufgehobenen, gegenwärtig als Artilleriecaſerne benützten Mönchskloſter S. Giacomo, eine Miglie außerhalb des Plocethores. Merkwürdiger ſind jedoch die zum Kreisgebiete von Ragusa gehörigen Inſeln Sabioncello, Curzola, Mezzo, Calamotto, Giuppana, Meleda, Lagoſto und noch andere. Um dieſelben ohne großen Zeitverluſt der Reihe nach kennen zu lernen, nahm ich die Richtung meiner Fahrt gegen Nordweſt längs der Küſte an den ſeewärts liegenden Inſeln Calamotto, Mezzo und Giuppana vorüber nach der Halbinſel Sabioncello, wo ich in der Bucht von Stagno landete. Die Fahrt dahin iſt jedoch nicht ganz gefahrlos, da dieſe Küſtenſtrecke mit Klippen und Sandbänken gleichſam angefüllt iſt, und man häufig an Stellen kommt, die den von den Bergſchluchten hervorſtürmenden Winden ſehr ausgeſetzt ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Zuckerertrag in Berbice. Die Times vom 20 April enthalten ein Schreiben aus Demerara vom 21 Februar, wonach die Grafſchaft Berbice ſeit dem Jahre 1825 in faſt ſtätiger Zunahme iſt. Im Jahre 1826 belief ſich der Zuckerertrag auf 5071, im Jahre 1838 auf 11,220 Hogsheads. Wahrſcheinlich iſt der Fortſchritt der andern Theile der Colonie nicht geringer. Die 100 Malteſer, deren wir früher gedachten (ſ. Nr. 353 v. vor. J.) ſind angekommen, und man erwartet auch deutſche Arbeiter.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 132.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

12 Mai 1839.

Ueber das Klima in Lima.

(Aus Arch. Smith: Peru as it is.)

In Lima ſind die vier Jahreszeiten keineswegs deutlich begränzt; das trockene Sommerwetter dauert häufig bis in den Herbſt, der feucht ſeyn ſollte, und manche Unwetter und Stürme, die vorzüglich dem Winter eigen, nehmen einen Theil des Frühlings weg.

Obgleich alſo die Jahreszeiten gewöhnlich in Frühling, Sommer, Herbſt und Winter unterſchieden werden, würde es doch mehr den Charakter des Landes bezeichnen, bliebe man der bei den Eingebornen gewöhnlichen Eintheilung treu, in trockene und naſſe Jahreszeit.

Im Mai werden die Morgen feucht und nebelig, und vom Anfange bis gegen Ende des Junius mehr oder weniger regneriſch. Im October dagegen kann man keineswegs ſagen, daß die Regen, die ſelbſt in den Monaten Julius und Auguſt ſelten ſtärker ſind als ein ſchottiſcher Nebel, vorüber ſeyen, da die Tage immer noch mehr oder weniger feucht ſind und von Zeit zu Zeit auch ein leichter, ſchnell vorübergehender Regenſchauer fällt; die Morgen und Abende ſind dunſtig und nebelig.

Den November und December, wenn man die trockene Jahreszeit als eingetreten bezeichnen kann, iſt das Wetter, mit Ausnahme einiger Stunden am Mittag, meiſt kühl, ſtärkend und köſtlich; und auch der April iſt in dieſer Hinſicht ein angenehmer Monat. Doch gegen Ende desſelben werden die Eingebornen der Hauptſtadt, die ſo außerordentlich empfindlich ſind, daß ſie den Unterſchied um zwei oder drei Grade in der Temperatur von zwei auf einander folgenden Tagen als einen totalen Wechſel des Klima's anſehen, durch einen unangenehmen Wechſel in ihren Empfindungen erinnert, ſich durch wärmere Kleidung gegen den kalten Hauch des zuweilen wehenden Nordweſtwindes oder gegen den Einfluß des gewöhnlichen Südweſtwindes zu ſchützen.

Den Sommer hindurch weht der Wind faſt ohne Wechſel und als leiſer angenehmer Luftzug, aus Süden; doch für neun Monate des Jahres iſt der Südoſtwind vorherrſchend, der, wie er ſich mit der wärmern Luft längs den dürren Küſten Peru's miſcht, die Temperatur der Luft mäßigt, und den Nebel und „Garua," oder das dichte ſchottiſche Nebelreißen hervorbringt, deſſen wir eben gedachten. Während der trockenen Jahreszeit an der Küſte hat das Innere des Landes und die höher liegenden Ketten des hohen Tafellandes Regen, namentlich in den Monaten Januar, Februar und März, in den höchſten Gegenden fällt nicht ſelten Schnee und Hagel, und ſo umgekehrt, ſo daß die Peruaner nur durch allmähliches Annähern zu der Sierra oder Herabſteigen an die Küſte einen fortdauernden Sommer oder endloſen Winter ſich ſchaffen können, wenn die Zeit überhaupt Winter heißen kann, welche die Zeit des Wachſens und Gedeihens in der Natur iſt.

Wer je ſpät im Auguſt oder Anfang Septembers das Glück gehabt hat, Buena Viſta im reizenden Thale Lorin zu ſehen, 6 bis 7 Stunden von Lima, der muß bemerkt haben, daß, während die ſandigen Dünen von Lorin von leichten Regen und Dünſten noch feucht und mit Blumen geſchmückt ſind, diejenigen Bäume im Thale, welche nicht im meergrün bleiben, und nicht, wie die Vegetation der benachbarten Höhen von dem periodiſchen Regen an der Küſte abhängen, durch das Welken und den Verluſt ihrer Blätter der Landſchaft einen melancholiſchen Ton geben; doch an der Küſte fängt der Frühling an, die Bäume in den großen Baumgängen um Lima ſind voll ſchwellender Knoſpen, und die Blätter erſcheinen bei ihnen, während auf den benachbarten Höhen das Leben der Natur erſtirbt, und die fruchtbaren, wohl bewäſſerten Felder und Gärten ſind voll von Gewächſen und Saaten, die einer hoffnungsvollen Ernte entgegenreifen.

Gerſte, Erbſen und Mais, ausgeſäet in der feuchten oder neblichten Jahreszeit kommen zur Reife durch die vereinigte Wirkung der Sonne und künſtlicher Bewäſſerung, während rund um das natürliche Wachsthum erſtorben iſt. Den Mais ernten die Landleute nur im menguante, abnehmenden Monde, da ſie glauben, der im creciente (zunehmenden Monde) geerntete werde von Würmern heimgeſucht, ſelbſt wenn man ihn auch in der Hülſe läßt, wo er ſich ſtets beſſer erhält.

Auch die Ausſaat geſchieht in den Thälern um Lima nie beim wachſenden Mond, weil die Landleute glauben, daß der

Samen, in dieſer Zeit geſäet, krank und ſchlecht würde und keine gute Ernte verſpräche. Der Einfluß des Mondes hat, ihrer Meinung nach, ſelbſt auf das Holzſchlagen Einfluß, und Holz im wachſenden Mond gefällt, halten ſie für untauglich zum Bauen und Verarbeiten, beſonders von Weiden und Erlen. Auch muß der Verfaſſer geſtehen, daß er ſelbſt die unangenehme Erfahrung gemacht hat, daß ein Dach, das mit ſolchen ungünſtig gefällten Weiden und Erlenholz gebaut war, in wenigen Jahren erneuert werden mußte, da es den Einſturz drohte.

Der Arriero oder Maulthiertreiber beachtet ſorgſam den Einfluß des Mondes auf ſeine Thiere; denn reist er bei zunehmendem Monde in warmem oder ſelbſt gemäßigtem Wetter, ſo ſorgt er genau dafür, ſein Reitpferd nicht abzuſatteln oder ſein Saumthier der Laſt zu entladen, bis ſie etwas geruht und ſich hinreichend abgekühlt haben. Sollte er dieſe Vorſicht vernachläſſigen, ſo würde gewiß ſein Vieh an den Schultern oder Lenden mit großen, Entzündungen herbeiführenden Beulen heimgeſucht werden, die ſchnell in Eiterung übergehen. Kurz, ſelbſt der Chalan, oder gemeinſte Kärrner könnte nicht vermocht werden, einem Thiere den Froſch vom Zahnfleiſch zu einer andern Zeit abzuſchneiden, als im abnehmenden Mond; ſelbſt ihre eigenen Hühneraugen ſchneiden die Limaner zu keiner andern Zeit ab, aus Furcht, dadurch eine gefährliche Entzündung zu verurſachen.

Sollen wir den allgemeinen Einfluß ſchildern, den ein ſolches Klima, wie wir jetzt beſchrieben haben, auf den thieriſchen Körper haben kann, ſo müſſen wir ſagen, es ſcheint ein beſonders entnervender und ſchwächender zu ſeyn, der durch die gänzliche Vernachläſſigung der Geſundheitspolizei noch erhöht wird. Dieſe Wirkung zeigt ſich deutlich in den Hunden, die träg und muthlos werden, und lieber bellen als beißen; doch er zeigt ſich noch bedeutender in den männlichen Abkömmlingen von unvermiſchter europäiſcher Verwandtſchaft. Gewöhnlich ſehen wir den Sohn des tapfern, ſtattlichen Spaniers der Geſtalt und dem männlichen Charakter ſeines Erzeugers entfremdet werden. Sein Geiſt, wie ſeine Perſon wird zum Stutzer, und obgleich in der Jugend lebhaft, bleibt er doch ſein Lebenlang mehr durch Gefälligkeit als Stärke, und mehr durch Beweglichkeit als Kraft ausgezeichnet.

Die Südküſte der Krim.

Reiſe von Jalta nach Alupchta.

(Fortſetzung.)

In Yuſſuff fanden wir wiederum einen deutſchen Gärtner, einen ſehr rührigen, heiteraugigen Mann, der den Garten ſo freundlich und anmuthig geſtaltet hatte, wie der Geſchmack ſeines reichen Principals das Innere des Wohnhauſes elegant und prächtig. Man hätte im Innern des Hauſes eher gedacht, daß man ſich in einem der erſten Hotels Petersburgs befände, als an der entlegenen Küſte der Tatarei. Alles war darin à quatre épingles bis auf die geringſten Zierrathen vollkommen, obgleich die Herrſchaft vie'e Hundert Werſte entfernt war. Dieſe Luxusgebäude an der krim'ſchen Küſte koſten den Erbauern ein enormes Geld; einige brauchen einen jährlichen Zuſchuß von 50,000 bis 100,000 Rubeln. Aber wie verſchwenderiſch verfahren die Herren denn auch dabei: ſo z. B. dachte es ſich der Beſitzer von Yuſſuff recht hübſch, eine eigene Fiſcherei in ſeiner Meeresbucht zu haben; er verſchrieb ſich dazu einen Fiſcher aus Malta, dem er natürlich einen großen Sold verſprechen mußte, allein er dachte, wie denn die Ruſſen gutmüthig genug ſind, allen Ausländern gleich Wunderdinge zuzutrauen, der Malteſer würde ihm die Fiſchheerden des halben Pontus in die Küche liefern, und Gott weiß, welche koſtbaren Brocken herausbringen. Netze, elegante Fiſcherboote wurden verfertigt, Alles nach Angabe des Malteſers, der ſich indeß einen guten Tag pflegte; endlich wurden die Netze ausgeworfen, aber kein Fiſch ging hinein. Der Malteſer ſagte, das läge an den neuen Netzen, er müſſe ein gewiſſes Kraut haben, um die Netze mit deſſen Safte zu beſchmieren, der die Fiſche anlocke; er konnte das Kraut aber nur auf malteſiſch nennen, die ganze Haus- und Gartenmannſchaft mußte ſeine Beſchreibung dieſes Krautes mit anhören, einſtudiren, und die ganze Umgegend wurde durchſucht, um das Zauberkraut zu finden. Endlich fand man eines, welches der Fiſcher fürs Rechte hielt, er beſtrich die Netze, warf aus, und zog ſie gefüllt — mit Meergras wieder heraus. Er ſagte, es müſſe wohl eine andere Species desſelben Krautes geweſen ſeyn. „Um Gotteswillen, ſo gib doch nur ein Paar Fiſche in den Topf, damit wir doch ſagen können, daß wir Fiſche aus unſerer eigenen Bai aßen.“ Endlich brachte der Malteſer, der nichts von den krim'ſchen Fiſchen und Fiſchereien verſtand, ein Paar junge Hai- und Tintenfiſche, oder ich weiß nicht, welche andere widerliche Sorte, die den Gaumen ſeines Herrn ſo ſehr revoltirte, daß er ihm ſogleich Reiſegeld nach Malta auszahlen ließ, nachdem der Spaß einige Tauſend Rubel gekoſtet hatte.

Wir fanden Yuſſuff ſo reizend, daß es uns ſchwer wurde, wieder auf unſere Sattelkiſſen zu kommen.

Auf dem Haupte des hohen Elias ſoll es in gewiſſen Schluchten und Löchern den ganzen Sommer über Schnee geben. Dieſe Löcher ſind die Brunnen der Tſchabans (Schafhirten) der Bergalpen, die daraus den Schnee zum Trinken ſchöpfen.

Das war denn viel Abwechslung, viel Anmuth und Schönheit. Aber auch viel Leiden und Pein. Denn die Sonne war unbarmherzig und das beſtändige Auf- und Abtraben eine Plage, die unſer Leibliches bedeutend mitnahm. Wir rahmten einen Maulbeerbaum nach dem andern und aßen die Brombeerſträuche unterwegs wie die Raupen ab. In den tatariſchen Dörfern aßen und tranken wir alles Saftige, Obſt und Milch durch einander, ganz uneingedenk aller Odeſſa'ſchen Warnungen, vor den Früchten der Krim auf der Hut zu ſeyn, an denen das Gift des Fiebers klebe. Während wir oben lechzten und verbrannten, lag uns immer zur Seite der ſchöne Kühlungsbrunnen des blauen Meeres, der für ſo viele Millionen Weſen labende Friſche enthielt. Konnten ſich denn nicht aus ihm einige erquickliche Lüftchen für die Berge erheben! Aber unthätig und egoiſtiſch lag er da, alle ſeine Labeſchätze vergrabend. So

ſind doch die Güter überall ungleich vertheilt, und der Menſch muß im Schweiße ſeines Angeſichts nicht bloß ſeinen Acker pflügen, ſondern auch ſeine Freuden genießen. Wenigſtens der reiſende Menſch.

In Partenit thaten wir Gewalt und Unrecht. Da man uns erklärte, daß nicht Pferde genug auf der Station zu finden ſeyen, ſo wollten wir die mitgebrachten noch weiter nehmen. Dieß wollte aber der Tatarenburſche, der uns bis dahin begleitet hatte, nicht zugeben, weil er dazu keine Befugniß habe und die Pferde übermüde ſeyen. Wir ſagten aber, er ſollte ſchweigen und ritten weiter. Da fiel er Thränen vergießend uns in die Zügel und hing ſich ſchreiend an die Pferde. Sogleich ſprang unſer Grieche herbei und gebrauchte ſeinen Kantſchu dermaßen, daß der Tatar — in ein lautes Gebrüll ausbrach, meint man, nein; daß er ganz ſtill wurde, die Pferde losließ, ſich die Thränen trocknete und ganz zufrieden hinter uns herradte.

Dieſer und anderer Aufenthalt war daran Schuld, daß uns die Nacht unterwegs überraſchte und wir Aluſchta nicht mehr erreichten. Wir hatten ſchon in Jalta von dem gaſtfreien alten General Borosdin gehört, der ſchon ſeit vielen Jahren hier an der krim'ſchen Küſte lebt und ſich ein Vergnügen daraus macht, die vorüberreiſenden Gäſte bei ſich zu bewirthen. Sein Gut liegt etwas niedrig in der Nähe des Ufers, und er ſoll untröſtlicher als ein Gaſtwirth darüber ſeyn, daß die neue Landſtraße ſo hoch über ſeinem Hauſe wegführt und ihm daher nicht mehr ſo viele Fremde zuſtrömen. Da uns die Tataren ein Landgut bezeichneten als das des General Borosdin, ſo ritten wir darauf zu, in der Hoffnung, dem alten, gaſtfreien General eine freudige Ueberraſchung mit unſerem Beſuche zu bereiten, allein wir kamen nicht in das rechte Quartier, nur zum Bruder des Fremdenpflegers, auch einem General Borosdin, der nur zu Zeiten hier an der Küſte wohnt, und in deſſen Häuſern wir jetzt nur ſeine Verwalter, Gärtner, Architekten u. ſ. w. fanden; da es zu ſpät war, wieder umzukehren, ſo beſchloſſen wir, auf irgend eine Weiſe uns hier einzuſchmuggeln.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Wanderungen in Dalmatien.

3. Reiſe von Spalato bis Raguſa.

(Fortſetzung.)

Sabioncello, in der Schifferſprache ſchlechtweg Punta genannt, iſt eine ziemlich gebirgige von Südoſt nach Nordweſt ziehende Halbinſel, die ihrer Größe und außerordentlichen Fruchtbarkeit wegen merkwürdig iſt. Auch hat die Inſel mehrere gute und geräumige Häfen, worunter die von Gomena, Giuliana, Prapatna, Sabionera und Stagno die beſuchteſten ſind. Die Hauptſtadt Stagno (Grande) bildet den nordweſtlichſten Gränzpunkt des raguſaniſchen Gebietes und erhebt ſich am Weſtrand eines die ganze Breite der Halbinſel durchfurchenden Thales, das faſt in gleichem Niveau mit dem Meere ſteht und an ſeiner öſtlichen Ausmündung einen großen Sumpf bildet, der zur Gewinnung des Meerſalzes benutzt wird. Das Seewaſſer wird nämlich in kleine Gräben geleitet, welche mittelſt Schleußen geöffnet und geſchloſſen werden können, um es zur Fluthzeit einzulaſſen und auf die Salzbette auszugießen. Durch das Verdünſten des Waſſers und die ſich aus den faulenden Seepflanzen des Sumpfes entwickelnden mephitiſchen Dünſte wird jedoch die Luft ſo ſehr verpeſtet, daß, wenn eben der Scilocco weht, nicht leicht Jemand dieſes Thal betritt, ohne Fieber oder andere Unannehmlichkeiten ſich zuzuziehen. Die Stagnoſen haben daher auch faſt alle ein krankhaftes, bleiches Anſehen, namentlich ſind die Weiber vielen hyſteriſchen Zufällen unterworfen. Man zählt in Stagno Grande 200 Häuſer mit 800 Einwohnern, die ſich faſt ausſchließlich mit der Salzgewinnung beſchäftigen. Der Grundriß der Stadt hat die Geſtalt eines Dreiecks, das eine hohe Mauer umſchließt, die mit vielen Thürmen verſehen die Stagno Piccolo, einem an der entgegengeſetzten Seite der Thalwand liegenden Dorf, am Mare Piccolo oder Narenta, führt, ſo daß beide Stagno gleichſam einen gemeinſchaftlichen Wohnplatz bilden. Vermöge der ungeheuren Thürme und Mauern, die um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von den Venetianern erbaut wurden, konnte der ganze Iſthmus der Halbinſel Sabioncello geſperrt und von der Landſeite her gegen jedweden Ueberfall geſchützt werden; allein jetzt liegen dieſe Feſtungswerke größtentheils in Ruinen, nur eine auf der Höhe des öſtlichen Berges befindliche Schanze, die von den Franzoſen angelegt wurde, und ſo ſituirt iſt, daß ſie die beiderſeitigen Häfen der Halbinſel beſtreichen kann, iſt derzeit noch in baulichem Zuſtand. Unſtreitig würden die Erbauer jener Feſtungswerke beſſer gethan haben, wenn ſie den Iſthmus an dieſer Stelle durchſtochen hätten, wodurch ſie ihren Zweck eben ſo gut und vielleicht mit weniger Koſten erreicht hätten. Ueberdieß wären hiedurch bedeutende Vortheile für die Schifffahrt erwachſen, da man mittelſt eines ſolchen Canals auf ungleich kürzerem Wege von Raguſa nach Dalmatiens Küſte, z. B. Narenta, Spalato u. ſ. w., gelangen könnte — ein Unternehmen, das auch heutzutage noch von größerem Werthe wäre, indem alle Schiffe den großen Umweg an der Südoſtſpitze von Leſina vorüber nehmen müſſen, um die Nordſpitze von Sabioncello zu umſegeln. Die zu durchſtechende Stelle iſt ſo kurz, daß die Franzoſen einſt zwei kleine Kriegsſchiffe über dieſelbe tranſportiren ließen, um ſie vor den britiſchen Aufpaſſern zu retten. Der zweite Hauptort iſt Sabioncello, von dem die Halbinſel den Namen trägt. Er liegt auf deren äußerm öſtlichem Ende, inmitten eines überaus ſchönen und anmuthigen Thales, in dem beinahe alle Arten von Vegetabilien auf das glücklichſte gedeihen; aber der größte Schatz, welchen dieſer Ort aufzuweiſen hat, iſt das ſchöne Geſchlecht, das ſich hier vor allen bisher genannten durch angenehme Geſichtszüge, Fülle der Geſundheit, ſeltene Reinlichkeit, und bei den Wohlhabendern, deren es hier ſehr viele gibt, durch einen reizenden Anzug ſich auszeichnet. Von Sabioncello gelangt man bei günſtigem Wind in einer kleinen halben Stunde nach der weſtwärts gelegenen Inſel

Curzola (Curzola), wo man im Hafen der gleichnamigen Stadt landet. Mit Sabioncello bildet dieſe und die Inſel Meleda einen gegen 11 Miglien langen, in ſeiner Mitte 28 bis 85 Klafter tiefen Canal, den man aber, wo ihn ſelten der Wind beſtreicht, faſt nur mit Hülfe der Ruder überſchiffen kann. Curzola gehört unter die vorzüglichern Inſeln Dalmatiens, und hat in ihrer größten Länge von Oſt nach Weſt 85 Miglien und in ihrer größten Breite 8 Miglien. Ihr Flächeninhalt wird auf 100 Miglien und ihre Entfernung von Raguſa

auf 60 Miglien geſchätzt. Ihre Oberfläche bedeckt ein von mehrern ſehr fruchtbaren Thälern durchfurchtes, auf ſeiner Weſtſeite ziemlich bewaldetes Gebirge, deſſen höchſte Punkte der Kom und Vukovo, auch der Berg Gargano oder das Vorgebirge S. Angelo ſind, welch letzteres ſüdwärts gegenüber von Apulien iſt, deſſen Küſte man von ſeiner Kuppe bei heiterer Witterung mit unbewaffnetem Auge bequem ſehen kann, obſchon ſie beinahe 100 Miglien entfernt iſt. Ihre Weſtſpitze kehrt ſich nach der 12 Miglien entfernten Inſel Lagoſta, im Südweſten aber wird ſie von der Inſel Meleda begränzt, die 18 Miglien entfernt iſt. Man behauptet, daß einſt die ganze Inſel bewaldet geweſen ſey, daher ſie von der dunkeln Farbe, in welcher ſie dem Auge von weitem erſcheint, die alten Geographen Corcyra Nigra benannten. Im frühen Mittelalter ſoll ſie, wie einige Schriftſteller melden, im Beſitze der Phönicier geweſen ſeyn, und Antenor eine Stadt auf ihr gegründet haben. Später war ſie in den Händen der Narentiner, die von hier aus Seeräuberei trieben, bis ſie von den Venetianern unterjocht wurden. Ueberhaupt wechſelte die Inſel oftmals Geſchicke und Herren, und im Jahre 1571 ſoll der berüchtigte türkiſche Corſar Allazali, ein Renegat aus Calabrien, ſich ihrer zu bemächtigen die Abſicht gehabt haben, aber durch den tapfern Widerſtand der Einwohner, beſonders der Weiber, daran verhindert worden ſeyn. In der neueſten Zeit wurde die Inſel zu Illyrien gerechnet; im Jahre 1808 bis 1807 wurde ſie von den Ruſſen und von 1813 bis 1815 von den Engländern beſetzt, welche ſie ſammt Liſſa, Lagoſta und Giupana am 19 Julius letztgenannten Jahres an das Erzhaus Oeſterreich abtraten. So lange ſie unter venetianiſcher Herrſchaft war, reſidirte in Curzola ein Biſchof nebſt einem Conſiglio Maggiore und Minore. Heutzutage verſieht die politiſche Verwaltung ein dem Kreisamt Raguſa untergeordneter Prätor. Die Gebäudezahl der Inſel beträgt 1239 mit beinahe 7000 Einwohnern, worunter 57 Weltgeiſtliche und 15 Mönche ſich befinden. Der erſte und Hauptort der Inſel iſt Curzola, eine aus 520 Häuſern mit 1560 Einwohnern beſtehende Stadt mit zwei Vorſtädten. Sie liegt an der Oſtküſte der Inſel auf einer ſchmalen Erdzunge, gegenüber von Sabioncello, iſt im italieniſchen Styl erbaut, hat zwei Thore und mit hohen Thürmen verſehene Einfaſſungsmauern, welche aber zur Zeit in Trümmern liegen; nur die Batterie Ste. Barbara iſt noch gut erhalten, da ſie zugleich den Canal in ſeiner ganzen Breite zu vertheidigen hat. Zur Stadt gehören zwei natürliche Häfen, von denen der eine ſüdwärts, der andere nordwärts in geringer Entfernung von ihr liegt. In dem nördlichen ankern die meiſten Schiffe, auch iſt daſelbſt das kaiſerliche Wachſchiff ſtationirt. An ſeinem weſtlichen Ufer iſt eine kleine Schiffswerfte, wo man aber bloß kleinere Fahrzeuge zimmert. Man zählt außer einem Hochſeeſchiffe ungefähr ein halb Dutzend Schiffe, welche die Curzolaner ſelbſt zur Küſtenfahrt bemannen und unterhalten. Der zweite, ſüdwärts, eine kleine Miglie von der Stadt entlegene Hafen, Porto Pidocchio genannt, iſt einer der vorzüglichern im ganzen Adriameer, und ſo geräumig, daß die größte Flotte bequem und ſicher in demſelben Anker werfen könnte. Seinen ſchönen Namen ſoll dieſer Hafen davon erhalten haben, weil die venetianiſchen Soldaten ſich auf den nahen Scoglien von einer gewiſſen Inſectengattung zu reinigen pflegten. Auch der Porto Knefa wird noch zu den der Stadt gehörigen Häfen gerechnet. Uebrigens wird keiner dieſer Häfen weder von fremden Schiffern, noch von Küſtenfahrern beſucht wegen des zu entrichtenden Tonnengeldes, das 5½ kr. per Tonne beträgt; die Schiffe ankern daher ſämmtlich in der 2 Miglien entfernten Bucht von S. Roſario, nordweſtlich an der Halbinſel Sabioncello, wo ſie kein Tonnengeld zu entrichten haben.

Die Stadt Curzola an ſich bietet nicht die geringſte Merkwürdigkeit dar, ſie iſt zwar gut und regelmäßig angelegt, hat hübſche Häuſer und vor Allem eine ſtattliche Domkirche im edlen gothiſchen Styl erbaut, iſt aber größtentheils menſchenleer, öde und der Aufenthalt in ihr höchſt traurig, da ein Theil der Häuſer unbewohnt, ein anderer dem Verfalle nahe iſt. Man ſchreibt die Entvölkerung der Stadt der letzten Peſtſeuche (1558) zu, welche beinahe zwei Drittheile der Einwohner hingerafft haben ſoll. Eines Beſuches werth iſt jedoch die Gegend des Kloſters S. Domenico und der von den Franzoſen angelegte Luſthain; auch der nächſt der Vorſtadt ſich erhebende Berg, deſſen Plateau eine Redoute mit einem gegen 40 Fuß hohen Thurme ſchmückt, verdient ſeiner umfaſſenden Ausſicht wegen erſtiegen zu werden. Nächſt Curzola iſt Blatta der zweite bedeutende Ort. Er liegt 22 Miglien weſtwärts von der Stadt, und eine kleine Miglie vom Meer entfernt, gegenüber der kleinen Inſel Torcola. Die übrigen bemerkenswerthen Orte der Inſel ſind: Lombarda, Garnowa, Racischie, Sinokrizza, Kjarra, Puynata und noch andere, deren Bewohner theils Slaven, theils Italiener ſind. Auch iſt den bewohnten Orten der Inſel noch der nahe bei dem Hafen Pidocchio gelegene Scoglio Petraja mit einzurechnen. Auf dieſem Felſeninſelchen befindet ſich nämlich ein ſehr ergiebiger Granitſteinbruch, welcher ſeit undenklichen Zeiten bearbeitet wird und mehrere Familien nährt, da immerwährend Beſtellungen aus ganz Dalmatien hier eingehen. Auch Mauerkalk wird daſelbſt gebrannt, und ſeiner Güte wegen ſtark geſucht. Die Nahrungszweige der Curzolaner ſind nebſt dem Weinbau Ackerbau, Fiſchfang und Schifffahrt. Auch etwas Hornvieh-, beſonders Schafzucht, betreiben ſie. Das einzige, woran es ihnen gebricht, iſt Getreide, das zwar hier ziemlich gedeiht, aber bei weitem den Bedarf nicht deckt. Sie erhandeln es aber meiſtens gegen Wein, Oel, Brennholz und Obſtfrüchte, woran ſie Ueberfluß haben. Die Curzolaner ſind überaus große und kräftige Männer, die den Säbel mit eben ſo viel Kraft und Gewandtheit, als das Ruder zu führen verſtehen. Man wirft ihnen aber eine böſe Gemüthsart vor, und verſichert, daß die Mehrzahl der in den Gefängniſſen von Raguſa befindlichen Individuen Curzolaner ſeyen. Das größte Gebrechen dieſer Inſel iſt ihr Mangel an ſüßem Waſſer; zwar gibt es mehrere Quellen, die gutes Trinkwaſſer ſpenden, allein ſie verſiegen gewöhnlich während des Sommers, und der Curzolaner muß ſich mit ſchlechtem Ciſternenwaſſer begnügen.

(Schluß folgt.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 55** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gaſtronomiſche Literatur der Engländer.** (Fortſetzung.) — **Spiridion.** (Fortſetzung.) — **Miscellen.**

Der Abonnementspreis dieſer dem Auslande beigegebenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 1—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: er beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 3 fl., halbjährlich 6 fl. und ganzjährlich 12 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 133.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Mai 1839.

Die große Wasserleitung in Lissabon.

Diese Wasserleitung, gewöhnlich As Aguas Livres genannt, ist unstreitig eines der größten Monumente der Baukunst neuerer Zeiten, welches sich mit allen ältern großen Wasserleitungen der Römer messen kann. Man muß sich nur wundern, wie man im 18ten Jahrhundert, wo man in allen andern Ländern Europa's schon längst die Gesetze des Gleichgewichts der Flüssigkeiten kannte, noch so verrückt seyn konnte, statt der Anwendung von Röhren zur Wasserleitung, zu diesem unsinnigen Mittel zu greifen und die höchsten Brücken über Thäler zu schlagen, um durch die Luft das Wasser von einer Anhöhe zur andern zu leiten und diese den großen und schnellen Zerstörungen von Blitz, Sturm und Erdbeben auszusetzen, wodurch mit Einemmale ein so gigantischer Bau zerrüttet werden kann. Jedoch von der andern Seite betrachtet, muß man die Ignoranz jener und aller verflossenen Zeiten, welche Portugal stets gegen andere Nationen um hundert Jahre zurücksetzte, mit dem vielen Gold entschuldigen, womit damals seine Schatzkammer angefüllt war; die Reichthümer Indiens und Brasiliens flossen in Portugal zusammen, man wußte nicht, was man mit ihnen anfangen sollte, und da kam der schaffende Geist des Königs D. Joao V auf allerlei excentrische Ideen. Er baute das kolossale Kloster nebst Kirche und Palast von Maffra in einer Wüste; dieses zweite Escurial, dessen angehäufte Steinmassen viele Millionen kosteten. Nicht viel weniger kosteten noch andere Klöster und Kirchen, und zuletzt opferte er Millionen zur Vollendung des Baues der großen Wasserleitung, welcher im Jahre 1729 begonnen und im J. 1748, zwei Jahre vor dem Tode des Königs, beendigt wurde. Es war dieses wenigstens eine nützliche, wenn gleich verschwenderische Verwendung, ja man kann sagen, daß es das einzige nützliche Monument ist, was aus jenen Zeiten des Ueberflusses auf die Nachwelt gekommen; ein Monument, welches, wiewohl aus Ignoranz hervorgegangen, dennoch von einem großen Unternehmungsgeist zeugt und so großartig ausgeführt ist, daß man Portugal wirklich darum beneiden kann.

Schon der König D. Sebastiao wollte Lissabon mit Wasser mittelst einer Wasserleitung versehen, und ließ im J. 1588 die Nivellirung mehrerer Quellen aus höhern Gegenden vornehmen. Sein Tod in Afrika machte, daß diese Plane nicht zur Ausführung und in Vergessenheit kamen. Jedoch die zunehmende Bevölkerung Lissabons und der Wassermangel waren der Grund, daß König D. Joao V die Idee einer Wasserleitung wieder aufnahm, und nun dieses großartige Werk, das dem großen Erdbeben von 1755, mit Ausnahme einiger Ventilationsthürmchen, so kräftig Widerstand leistete, zu Stande kam. Der Riß und die Zeichnung dazu wurde von dem Brigadier-General Manoel de Maia entworfen, und das Ganze ward auch durch denselben angefangen und vollendet. — Die entferntesten Gewässer, welche in diese Wasserleitung aufgenommen werden, sind aus dem kleinen Bache bei dem Orte Bellas, Aguas Livres genannt, (drei Leguas von Lissabon), wovon das ganze Aquäduct nun seinen Namen erhalten; in weniger Entfernung davon nimmt er noch eine andere Quelle auf, Fonte Santa genannt, zieht sich von da nach der Brücke von Carenque, geht dann zwischen den Dörfern Porcalhota und Adamaia nach Calhariz und Bemfica bis zum Berge der Tres Cruzes, wo er den Bach und das Thal von Alcantara überschreitet und die Stadt erreicht.

In dieser ganzen Erstreckung von drei portugiesischen Meilen ist dieser Aquäduct zum Theil unter der Erde in geräumigen, schön ausgemauerten und mit Kalk beworfenen Stollen mit Luftlöchern, zum Theil über der Erde auf Arcaden mit Ventilationsthürmchen, und zwar völlig horizontal geführt, indem der Lauf des Wassers nur dadurch bewirkt wird, daß man in gewissen Distanzen ganz kleine, höchst unbedeutende, treppenförmige, tiefer gelegene Absätze angebracht, über welche das Wasser herabstürzt. Der Arcaden hat der ganze Aquäduct 127 von mehr und minderer Höhe, die ausgezeichnetsten jedoch sind die, welche über das Thal von Alcantara gespannt sind und den Namen Os Arcos das Agoas Livres führen. In einer Erstreckung von 2800 Fuß sieht man hier drei und dreißig hohe Bogen, die nach beiden Anhöhen zu natürlicherweise an Höhe gradatim abnehmen. Der höchste Spitzbogen, der nicht ganz in der Mitte des Thales ist, welches nach der Stadtseite zu steiler erscheint, hat eine Höhe von 226½ Fuß (englisch), und eine

Spannung von 108 Fuß. Die innere Form des Aquäducts in seiner ganzen Erstreckung bis zum großen Wasserbassin in der Stadt, Mai d'agua (Mutter des Wassers oder der Brunnen) genannt, bildet einen langen Corridor, sowohl über als unter der Erde von 5 Fuß Breite und 9 Fuß Höhe, in dessen Mitte 2 Fuß Raum als Weg gelassen, mit Steinplatten gepflastert sind, zu dessen beiden Seiten die gemauerten Canäle von 1 Fuß Breite und 10 Zoll Höhe laufen, in denen das Wasser fließt.

Ein so bequemer und luxuriöser Wasserstollen von drei Leguas Länge findet wohl nicht seines Gleichen mehr, glatte und weiß angestrichene trockene Wände, mit kühler und frischer Luft, machen ihn sogar zu einem angenehmen Sommerspaziergang bei drückender Hitze; ihn bergmännisch zu befahren ist eine wahre Lust und keine Last. Auf den Arcaden über dem Thale von Alcantara läuft nun auch, um dieses Werk noch großartiger zu machen, zu beiden Seiten ein Spaziergang von 5½ Fuß Breite mit einer 4 Fuß hohen Brustwehre, von wo aus man sowohl auf der einen als der andern Seite die abwechselndsten Ansichten in den Thalgrund über Orangengärten, Weinberge, Ackerland, Felsenabhänge und Steinbrüche hat, mit den anmuthigst gelegenen, freundlichen Landhäusern. Tief unten durch den größten Bogen fließt über steinernes Bett der Bach von Alcantara, dessen Gewässer im Sommer nur spärlich fließen, sich in stehende Pfützen sammeln, an denen alsdann eine Menge Wäscherinnen den Sommer über ihr Wesen treiben, und die kühlen Ufer des Baches mit der zu trocknenden Wäsche drapiren. Auf der Nordseite des Aquäducts sieht man zunächst das so luftig gelegene Campolide, das zum Theil durch die Belagerung Don Miguels noch immer in Trümmern liegt, weiterhin die Oerter und Vorstadte Lissabons, Calhariz, Bemfica, Carangeiras und Palma, mit den allenthalben zerstreut liegenden Quintas, und so weiter über ein hügliches, fruchtbares Land hinaus bis zu den hohen Basaltköpfen der Serra de Montachique, womit die Aussicht schließt. Auf der südlichen Seite ist die Ansicht grotesker Art: der Bach von Alcantara stürzt sich in einem engen Felsenthale hinab zwischen den Bergen Monsanto und Prazeres; rechts an den Anhöhen sind wüst aussehende Steinbrüche, aufgewühlte Erde und Steinhaufen — denn hier wurde das ganze Material des neuen Stadtbaues nach dem Erdbeben gegraben — dieser feste und unverwüstliche Kalkstein der Jurabildung, mit seinen tausendfältigen versteinerten Hippuriten. Im tiefen Thale nur ist jedes Plätzchen zu armseligen Wohnungen und kleinen Gärtchen von Landleuten und Tagelöhnern benutzt. Links ziehen sich auch noch Steinbrüche hinab, jedoch erblickt man auf den Höhen auch Ackerfeld und weit unten schließen die beschränkte Aussicht die jenseits des Tajo quer vortretenden Anhohen. Thüren führen aus den Ventilationsthürmchen auf den äußern Spaziergang der Wasserleitung, so daß man hier nach Belieben aus- und eintreten kann, wenn man deßhalb mit den stets in der Wasserleitung ambulirenden Aufsichtern und Arbeitern deßhalb Abrede nimmt, um die Thüren zu öffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Südküste der Krim.

Reise von Jalta nach Aluschta.

(Fortsetzung.)

Wir ritten kurzweg zu einem offenen Fenster hinan, aus dem Licht hervorschimmerte, und wünschten vom Pferde herab der alten Französin, die darin strickend neben ihrem Ehegemahl saß, ein: „Bon soir, Madame!“ Ohne im geringsten zu erschrecken, stand sie auf, und beleuchtete uns mit ihrem Lichte zum Fenster hinaus: „Dieu! comment vous m'avez effrayé! Bon soir, Messieurs!“ Wir stiegen ab, und brachten unser Anliegen vor, zugleich unsere Papiere, damit sie sehen könnte, daß wir keine Landstreicher waren. Sie wollte nichts davon sehen, sie traue uns schon so; ihr alter, harthöriger Mann nahm aber die Papiere in die Hand, und fing darin an zu studiren. „Mais Charles, Charles, qu'est ce que tu fais? Ce sont les passeports des Messieurs,“ schrie sie ihm ins Ohr, und riß sie ihm weg. „Entrez, entrez, Messieurs!“ Die Frau vereinigte mit ihrer französischen verbindlichen Artigkeit die russische Gastfreiheit, und faßte gleich so viel Zutrauen zu uns, daß sie uns ein Zimmer anwies, in dem wir die Nacht recht leidlich zubrachten. Die Leutchen waren aus der Champagne, und fabricirten hier für Rechnung des Gutsherrn das moussirende Getränk ihres Vaterlandes. Man findet solche französische Champagnerfabricanten und Weinkellerinspectoren sehr häufig auf der Küste, denn im Weine besteht eine der Haupteinnahmen der Güter, durch welche die großen Kosten der Gartenanlagen und Häuser zum Theil gedeckt werden. Der krim'sche Wein hat sich schon bedeutend in Südrußland verbreitet und wird bis Moskau hin getrunken, wo man auch noch krim'sche Weinkeller trifft. Diese Weinkeller in Moskau, Charkoff, Odessa u. s. w. werden oft von den Commissionären der Gutsherren selber gehalten, und auf dem Schilde des Kellers steht dann angeschrieben: „Südküstenweine aus den Gärten der Fürstin X . . . . u. s. w.“ Wie die Keller werden auch natürlich die Weine vor allen Dingen getauft, und man kann alle Weine der Welt von der Südküste beziehen: Portwein, Champagner, Burgunder, Muscat, ja ich glaube, sogar Madeira machen sie hier. Für jede Sorte haben sie die Traube aus dem Lande selbst verschrieben, und suchen ihr sowohl wie dem Weine selbst eine adäquate Behandlung zu widmen. Natürlich haben dabei aber doch alle diese Weine einen eigenthümlichen Geschmack vom Lande angenommen, den man den krim'schen nennen kann; dieser Gusto war nun bisher noch immer nicht eben die duftigste Blume, doch soll sie jährlich zusehends sich mehr und mehr in Farbe und Duft entwickeln, wie das denn auch bei der beständig angewandten Pflege und Aufmerksamkeit nicht anders seyn kann, und es wird sich zeigen, ob daraus ein eigenthümlich krim'sches Gewächs entstehen wird, das sich seinen Brüdern anderer Länder an die Seite stellen kann.

Wir champagnerten den ganzen Abend mit unserer alten Französin,

„der Genossin unserer Nachtunterredung, die das öde Wachen uns würzte,“

wie Hareth Ben Hemman ſagt. Doch floß kein andrer Wein dabei, als der der Champagner Rede, die nach dieſer Alten zu ſchließen eben ſo mouſſirt, wie das Champagnergetränk. Bald lüftete ſie den Kork einem Scherze, bald einem Seufzer: „Hélas! la belle France! — Ah, Messieurs, ce pays barbare!“ Dann wieder erzählte ſie uns, daß ſie früher den Tod ganz ungemein gefürchtet habe, ſo daß ſie ihn für das größte Ungethüm der Erde gehalten. Als ſie auf der tauriſchen Küſte angekommen ſey, habe ihr aber geträumt, ſie ſterbe unter den angenehmſten und ſeligſten Gefühlen, und eine ihrer Freundinnen die an ihrem Todtenbette geſeſſen, habe ihr nun ihre frühere alberne Furcht vorgeworfen. Seit der Zeit nun ſcheine ihr der Tod das Schönſte, was ihr begegnen könne, zu ſeyn, und ſie wünſche ihn ſich unter jeder Geſtalt und in jedem Augenblick. „Mais Charles! Charles! tu dors! comme tu es impoli!“ Meine Gefährten ſchliefen auch ſchon und ich geſellte mich zu ihnen. Das Licht der roſenfingerigen Eos röthete kaum unſern Sattelknopf, ſo ſaßen auch unſere Fußſpitzen ſchon wieder im Steigbügel. Freilich etwas ſehr matte Fußſpitzen. Denn gewiſſe kleine Thierchen, welche in dem alten Taurien eben ſo häufig ſind, wie in Herrn Nicolai's Italien, hatten uns faſt kein Auge zuthun laſſen. Wir konnten unſrer guten Franzöſin nichts Beſſeres wünſchen, als daß der Hauptwunſch ihres Lebens noch recht lange nicht in Erfüllung gehen möchte, und ſchrien auch ihrem alten, tauben Mann ein Lebewohl ins Ohr.

Unſer Weg bot die reizendſten und mannichfachſten Abwechſelungen dar, und ſprengte ſo wild und ausgelaſſen über Berg und Thal, als hätte ihn ein junger übermüthiger Springinsfeld angebahnt. Bald ſchwindelte er in die Höhe und führte über Felsrücken weg, ja ſtreifte bis an die Region der Eichen und Pinus Taurica. *) Bald ſtieg er bis zum Meere hinab, wo an dem von der Sonne erhitzten Ufer der Kapernſtrauch auf dürrem Erdreich kriecht, ließ dicht zur Linken hohe Felswände und zur Rechten das Meer, deſſen äußerſte Wellen die Hufen unſerer Pferde beſpülten. Bald ſchlenderte er heiter in der Mitte hin mit kurzen Drehungen und allerlei Windungen, ſtets neue Anſichten eröffnend und ſtets wiederum die Aufmerkſamkeit ſpannend, was doch um die Ecke herum kommen möchte.

Hart am Meere hielten wir bei einem Arnautenpoſten an, wo Griechen aus Balaklawa die Küſte bewachten. Unſer Nikola fand dort Freunde, und wir beneideten die Leute um ihr ſo romantiſch gelegenes Wachthaus. Sie hatten inwendig alle möglichen Waffen hängen, türkiſche und ruſſiſche, Piſtolen, Säbel und Flinten verſchiedener Zeiten und Größen. Es iſt zu verwundern, daß dieſe Truppe noch ſo wenig von den ruſſiſchen Officieren regulariſirt iſt.

(Schluß folgt.)

*) Die Pinus Taurica wächst an den Rändern der höchſten Berge.

Alte franzöſiſche Bibelüberſetzungen.

Unter den Arbeiten, deren Herausgabe das Comité historique de la Litterature beſchloſſen hat, iſt die wichtigſte der Text der älteſten Ueberſetzungen der Bibel in die Vulgairſprache. Hr. Leroux de Lincy iſt damit beauftragt, und hat die Bibliotheken der Hauptſtadt nach den Manuſcripten durchſucht; ſie ſind ziemlich zahlreich, die große königliche Bibliothek hat allein mehr als 60. Das älteſte ſcheint aber ein Manuſcript in der Arſenalbibliothek zu ſeyn, deſſen Schrift wenigſtens ins eilfte Jahrhundert, die Ueberſetzung ſelbſt aber ſicherlich noch höher hinaufreicht, wahrſcheinlich ins neunte Jahrhundert, wo ſie in Folge der Verordnungen der Concilien von Tours und Arles gefertigt worden zu ſeyn ſcheint, in der Abſicht, um den Gläubigen vorgeleſen zu werden. (Echo du Monde Savant vom 1 Mai.)

Chronik der Reiſen.

Wanderungen in Dalmatien.

3. Reiſe von Spalato bis Ragusa.

(Schluß.)

Zunächſt Curzola liegt die Inſel Lagoſta. Sie iſt ſüdwärts von letzterer 8 Miglien entfernt, kann aber bei günſtigem Wind in kürzerer Zeit erreicht werden. Man landet gewöhnlich im Porto Chiave oder Scatola, von wo man auf einem Saumwege, der über die Einſattlung des Berges Vella Glavizza führt, in 4 Miglien nach dem Flecken Lagoſta kommt. Es iſt dieß der einzige bewohnte Ort auf dieſem 11 Quadratmiglien großen Eilande. Man behauptet, Lagoſta ſey einſt eine römiſche Colonie geweſen, und von Kaiſer Veſpaſian mit beſondern Privilegien ausgeſtattet worden. Bei den Griechen ſoll ſie Ladoſton geheißen haben. Uebrigens ſtand ſie, wie die ihr benachbarten Inſeln, auch unter venetianiſcher Oberherrſchaft, nachdem ſie von 1230 bis 1625 ein Eigenthum der Raguſaner geweſen war. Die Inſel iſt nach allen Richtungen hin mit ziemlich hohen, aber nackten Felsbergen bedeckt, und nur in einigen ſchmalen Thalſtrichen und an den ſüdlichen Abhängen der Berge findet man fruchtbaren Boden, der aber kaum ſo viel Wein und Oel hervorbringt, als ſeine Bevölkerung von etwa 1200 Bewohnern nöthig hat. Getreide wird hier keines gebaut, wohl aber ziemlich viel Obſtfrüchte. Die Nahrung der Inſulaner beſteht hauptſächlich in Seefiſchen, Stockfiſchen und geräuchertem Lammfleiſch. Der Fiſchfang, beſonders der Sardellenfang, iſt hier ſehr bedeutend, und für den Lagoſtäer eine Quelle der Wohlhabenheit; ſie haben in einer unfern des Porto Chiave befindlichen Bucht ungeheure Vorräthe an Fiſchen verſchiedener Gattung eingeſchloſſen, wodurch ſie im Stande ſind, alle und jede Beſtellungen plötzlich zu effectuiren; jene Bucht führt daher den Namen Valla Magazini. Die Sardellen ſind hier eben ſo gut und ſchmackhaft, als jene von Liſſa, und daher ſehr geſucht. Ehemals fiſchte man in den Scoglien, welche die Inſel umgeben, auch Korallen, gab es aber wegen des geringen Ertrages auf. Während der franzöſiſchen Herrſchaft wurden mehrere Höhenpunkte der Inſel, wie namentlich die Vella Glavizza, mit Feſtungswerken verſehen, die jetzt aber ſämmtlich dem Verfalle preisgegeben ſind, denn ſeit Lagoſta in den Händen Oeſterreichs iſt, hat ſie gar keine Beſatzung, ſondern nur einen Prätor nebſt einigen untergeordneten k. k. Beamten. Sehenswerth iſt hier eine unweit des Fleckens Lagoſta befindliche Sta-

Laktitengrotte, deren groteske Formationen das Auge sehr überraschen, und der von Servola bei Triest weder an Größe noch Schönheit nachstehen. Ohne uns aber bei derselben zu verweilen, setzen wir unsere Reise fort nach der südostwärts auf dem Wasserwege gen Ragusa liegenden Insel

Meleda. Sie ist 20 Miglien von Lagosta und eben so weit von Ragusa entfernt, wird im Norden von der Insel Sabioncello, mit der sie den 4 Miglien breiten Canal von Meleda bildet, im Osten von den kleinen Inseln Calamotto, Giuppana, Lacroma und im Westen von einer Anzahl kleiner unbewohnter Eilande, Klippen und Scoglien begränzt, die den Zugang zu ihr sehr erschweren. Die Insel ist deßhalb auch von den Schiffern sehr gemieden, und nur selten und gegen hohen Lohn entschließen sie sich zur Fahrt dahin. Meleda gehört zu den größten, nicht aber zu den fruchtbarsten Inseln Dalmatiens. Ihre Länge geht von Ostsüdost nach Westnordwest, und beträgt 30 Miglien bei einer zwischen 2 bis 8 Miglien wechselnden Breite. Mehr als jede ihrer Mitschwestern ist diese Insel mit Felsen und Bergen bedeckt, die, wie man schon an den Ufern wahrnimmt, in den seltsamsten, verworrensten Gestalten sich aufthürmen, und nach allen Richtungen hin zerrissen, zerklüftet und durchhöhlt sind. Alles deutet vulcanischen Ursprung an, und die Fabeln über diese Insel aus der ältesten Zeit sind Belege für eine ungewöhnliche Entstehung derselben. Die Grotte Ostrosavizza aber soll der Wohnort der Nymphe Melita gewesen seyn, von welcher die Insel den Namen trägt. Als einen sichern Beweis für den vulcanischen Ursprung Meleda's wird die in den Jahren 1822, 1823 und 1824 hier vorgekommene akustische Naturerscheinung angeführt. Man hörte nämlich von Zeit zu Zeit einen Knall, welcher einem entfernten Kanonenschusse ähnlich, und zuweilen von Erschütterungen der Insel begleitet war. Am stärksten äußerten sich diese Detonationen im September des Jahres 1825, wo die Bewohner ihren unvermeidlichen Untergang vor sich zu haben glaubten. (Nähern Aufschluß hierüber gibt der Geognost Partsch in seinem 1826 bei Heubner in Wien erschienenen „Bericht über das Detonationsphänomen auf der Insel Meleda.") Die einzige fruchtbare Gegend der Insel ist ein fast im Mittelpunkt belegenes Thal, Babinopoglie benannt, nach dem daselbst befindlichen Orte, welches jedoch kaum zwei Miglien lang und eine halbe Miglie breit ist. Die Hauptproducte desselben sind Wein und Oel, welche beide hier vorzüglich gedeihen. Außer diesen gibt es Obstfrüchte verschiedener Art, hauptsächlich Feigen und Datteln. An Häfen hat Meleda zwei, die geräumig und schön, aber dessen ungeachtet nicht besucht sind. Es ist dieß im Westen der Hafen Palma, beim gleichnamigen Ort, im Norden der Hafen Palazzo, so benannt nach einem unweit davon gestandenen Palaste, den ein Sicilier, mit Namen Agesilaus Anazarbäus, der zur Zeit des Kaisers Septimius Severus auf Meleda als Verwiesener lebte, erbauen ließ, von dem aber jetzt nur mehr einige Trümmer übrig sind, die auf manchen Landkarten fälschlich „Ruinen des Theaters des Agesilaus" genannt sind. Sein Sohn, Oppianus von Anazarbos, soll hier sein Gedicht über den Fischfang und Vogelfang geschrieben haben, welches dem Kaiser Caracalla so wohl gefiel, daß er dem Vater und dem Sohne die Freiheit schenkte. Außer genannten Merkwürdigkeiten verdient hier auch noch ein unweit Babinopoglie befindlicher See erwähnt zu werden, dessen Wasser, obschon 2 Miglien vom Meer und über dessen Niveau belegen, dennoch einen salzigen Geschmack hat. Der See hat etwa eine Miglie im Umfang, und ist an seinen Ufern mit einer Menge Teepflanzen bedeckt, obschon sein Bett felsig ist. Die Meleduser sind gesunde, rüstige und sehr religiöse Leute, die weder die Arbeit noch die Gefahren scheuen, denen sie sich täglich unterziehen müssen, um ihren Lebensunterhalt zu fristen. Ueberhaupt wird beinahe jeder aufmerksame Reisende, der Gelegenheit hatte das Volk in Dalmatien kennen zu lernen, wahrnehmen, daß in der Regel die Insulaner hier gewandter und thätiger, als die Bewohner des Festlandes sind, die, je tiefer man in dasselbe eindringt, in desto ungünstigerem Lichte sich zeigen. Die Scogliani oder Insulaner, die gerade entgegengesetzte eigenthümliche Charaktere besitzen, sind lebendiger, gutmüthiger, duldsam, bereitwillig und fügen sich ohne Widerspruch den Anordnungen der Gesetze. Wie schon oben gesagt, sind die meisten von ihnen Schiffer, aber sie sind dabei auch emsige Landwirthe und verdingen sich zuweilen als Feldarbeiter auf das Festland, wo man ihnen vor den Eingebornen stets den Vorzug zugesteht, obgleich auch unter ihnen manche Verschiedenheit des Charakters wahrnehmbar ist.

Von der Insel Meleda kehren wir nach dem Festlande zurück, auf welchem Wege wir die drei kleinen Eilande Giuppana, Mezzo und Calamotto berühren, da sie in der Richtung von Nordwest nach Südost beinahe in gerader Linie gelagert sind. Die erste, ihrer Lage nach die nordwestlichste, ist Giuppana, ein 5 Miglien langes Inselchen, das zwei gute Häfen und gegen 1000 Einwohner hat. Ausgezeichnet ist auf derselben die Oelwirthschaft, auch der Wein von ihr wird gerühmt. In naturhistorischer Hinsicht ist diese Insel merkwürdig wegen der Schakals, die an ihrer Küste sich aufhalten, und von den Insulanern Giagelli, gewöhnlich aber nur Giagli genannt werden. Es ist das Vorhandenseyn dieses Thieres in dieser Gegend um so merkwürdiger, als man es früher nur für einen Bewohner Asiens und Afrika's und der zwischen 35 und 10 Grad nördlicher Breite liegenden Länder gehalten hat. Minder merkwürdig sind die nachfolgenden Eilande Mezzo und Calamotto, von denen jenes 11 Miglien, dieses 15 Miglien lang ist. Beide haben vortreffliches Oel, Wein und Obstfrüchte aller Art, die sie, so wie das Holz und die Gartengewächse von Mezzo, nach Ragusa bringen, wohin auch wir nach diesem langen Abstecher zurückkehren, um unsere Reise durch österreichisch Albanien fortzusetzen.

Miscellen.

Ersatz für den Hanf. Man hat kürzlich die Entdeckung gemacht, daß die Stängel der Eibischpflanze (guimauve) sich wie der Hanf rösten und gebrauchen lassen. (Echo du Monde Savant. 17 April.)

•

Maispapier. Eine kürzlich zu Guise (Dep. de l'Aisne) errichtete Papierfabrik hat eine Probe mit Papierfabrication aus Maisstängeln gemacht, die ungemein schnell vor sich ging und vollständig gelang. (ibid.)

•

Statistisches aus Esthland. Im Gouvernement Esthland sind im verflossenen Jahre 9752 Menschen geboren worden und 7687 gestorben, also mehr geboren 2065, worunter 1152 männlichen und 903 weiblichen Geschlechts. Unter den Gebornen waren 203 Paar Zwillinge, 575 uneheliche und 585 todtgeborne. Unter den Gestorbenen wurden sehr viele über 80, zwei 98 und eine Frau 101 Jahre alt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 134.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Mai 1839.

Eintheilung der afrikanischen Nationen.

Dr. Prichard gibt im zweiten Bande seines Werkes über Afrika nachstehende Uebersicht über die verschiedenen Völkergruppen, so weit sie sich durch mehr oder minder vortretende Analogie der Sprachen ergeben. Die wichtigsten Gruppen sind: 1) die atlantischen Nationen, die alle libyschen Stämme umfassen, welche einen Berberdialekt sprechen, wozu auch die alten Guanchen gehören; 2) die Nationen in Senegambien, welche das hohe Plateau bewohnen, auf welchem alle großen Flüsse des westlichen Afrika's entspringen; der Verfasser hat zu dem Ende alles Mögliche gesammelt, was über die Geschichte der Mandingos und Fulahs Aufklärung geben kann; 3) die Seenationen von Guinea, deren Sprache eine Gruppe der afrikanischen Idiome bildet; 4) die Nationen des Sudan, welche zuerst Ibn Batuta und Leo Africanus beschrieb, und welche in physischem Charakter und in ihrer Sprache von den vorhergehenden abweichen; 5) die Abyssinier oder die straffhaarigen Stämme Ostafrika's, welche sich über einen großen Theil des Continents ausbreiten, aber namentlich die Hochländer bewohnen. Die Habesch in Tigre sind eine asiatische und zwar semitische Colonie, wie sich schon aus ihrer Sprache ergibt, und daß ihre Schrift von den himjaritischen Arabern stammt, kann nach den Entdeckungen Lieutenants Wellstead kein Zweifel mehr seyn. 6) Eine sechste Classe sind die Nuba, eine bedeutende Völkergruppe, deren Heimathland der Nordabhang des großen Tafellandes von Habesch ist. Diese Gruppe enthält Stämme, in denen der Negertypus allmählich abnimmt, bis er in den Berabera des obern Nil ganz verschwindet, so daß sie also den Uebergang aus den Negerstämmen zu den weißen Nationen darstellen. Zu der Nubagruppe rechnet er noch gewissermaßen die alten Aegyptier, ob er sie gleich für ganz verschieden von den Berabera hält; er entwirft ein sorgfältiges Bild der alten ägyptischen Geschichte und der drei Dialekte ihrer Sprache. 7) Die südafrikanischen Nationen, von Congo bis Mozambique und hinab in das Kafferland hinein, deren Sprachen durch gewisse grammatikalische Eigenthümlichkeiten zusammenhangen, und sich als eine besondere Classe der menschlichen Idiome darstellen. Ob die Data, worauf diese Schlüsse beruhen, den Gelehrten genügend scheinen werden, steht noch dahin, jedenfalls ist die Sache einer Untersuchung werth. 8) Die letzte Gruppe sind die Hottentotten. Der Verfasser schließt sein Werk mit allgemeinen Bemerkungen über die physische Geschichte der afrikanischen Nationen, und einer Discussion über ihre angeblich geringeren Verstandeskräfte.

Die Südküste der Krim.

Reise von Jalta nach Aluschta.

(Schluß.)

Am Ende ziehen sich die Felsen mehr und mehr zurück, das Vorland der Küste verbreitert sich, und die bequeme und weite Umgegend Aluschta's stellt sich dem Auge dar. Eine höchst interessante geographische Position: die bisher fast überall gleich hohe Mauer der krim'schen Berge wird hier auf eine höchst merkwürdige Weise durch weite Querthäler vom Meer in Südosten bis zur Steppe im Nordwesten durchbrochen, und zwar der Art, daß, während bisher die Erhebung der Haupthöhenmasse fast durchweg 4000 Fuß herabsinkt, nach Osten hin aber wieder plötzlich zur vorigen Höhe ansteigt, und dann in der östlichen ununterbrochenen Bergreihe eben so lange anhält. Mitten in dieser geringsten Erhebung der ganzen Masse liegt nun aber wieder der Tschatir-Dagh, das höchste isolirte Stück des Ganzen, das alles Uebrige an Höhe übertrifft, und bis über 5000 Fuß hinaussteigt, so daß man auch hier wieder sagen könnte: „les extremes se touchent."

Der Tschatir-Dagh liegt vollkommen frei und aus der übrigen Kette der krim'schen Berge herausgelöst da, besonders gegen Norden und Süden, wo die Vertiefungen so geraumig und weit sind, daß man ihn in seiner ganzen Größe vollkommen überschauen kann. Er ist sehr lang, und bildet oben nicht einen spitzen Gipfel, sondern einen etwa 4 bis 5 Werste (eine Lieue) langen durchweg gleich hohen Rücken, der dann nach den Seiten hin plötzlich abfällt. Die Tatarn verglichen ihn dieser Gestalt wegen mit einem Zelt, und nannten ihn Tschatir-Dagh (Zelt-Berg); die Russen haben dieß sehr passend gefunden, und wörtlich in ihrer Sprache übertragen: „Palata-

Gora.“ Die alten Griechen verglichen ihn mit einem Tisch, und nannten ihn „Trapezae,“ doch soll er auch Berosus von ihnen genannt worden seyn. Er gewährt ganz den Anblick, welchen den bildlichen Darstellungen zu Folge der Tafelberg des Vorgebirges der guten Hoffnung bieten muß.

Uebrigens kann man annehmen, daß diese Zelt- oder Tischform die allgemeine aller krim'schen Berge sey, nur daß sich dieselbe bei weniger vollkommen isolirten Stücken der Bergreihen nicht so deutlich zeigt. Selbst die kleinsten Erhebungsreihen der taurischen Gebirgszüge, die nach der Steppe zu liegen, erscheinen als lange, gleich hohe Mauern oder Rücken, die dann, wenn sie von durchsetzenden Querthälern zerstückt werden, ganz natürlich in Zelt- oder Tischfiguren zerfallen. Die alten Griechen wandten daher auch, glaube ich, ihr Trapezae auf mehrere Berge der Halbinsel an. Die Tataren nennen die obersten, langen, geraden mit Gras bewachsenen Rücken der Berge „Jaila,“ welches also ungefähr unseren „Alpen“ entspricht, besonders wenn man dabei ans Juragebirge denkt, mit dessen Construction die krim'schen Tische immer sehr viel Aehnlichkeit zu haben scheinen. Ganz wie in der Schweiz, sagen die Tataren, „Jaila heißen die Grasrücken der Berge so weit, als wo es sich nicht mehr lohnt und unmöglich ist, das Gras abzumähen, und wo es daher von unsern Schafen abgeweidet wird.“ Wie die Sennhirten ziehen sie im Frühling auf die Jailas hinauf, und wandern den ganzen Sommer über auf den Bergen herum, mit dem Unterschiede nur, daß diese taurischen Sennen fast lauter Schafhirten sind; das Warum davon ist mir unbekannt geblieben. Man sagt, es sey oben ein sehr kurzes Gras, das vielleicht den Schafen gesünder ist, als den Rindern.

Der Durchbruch, das Defilé oder die Querthäler — ich weiß nicht, wie man es nennen soll — die auf den Zeltberg vom Meere und von der Steppe her heranführen, sind nicht bloß in naturhistorischer, sondern auch in geschichtlicher und politischer Hinsicht sehr merkwürdig. Da hier der bequemste Durchgang durch das Gebirg statt fand, so benutzte ihn natürlich der menschliche Verkehr zwischen Steppe und Meer von alten Zeiten her, und Alles, was von Norden nach Süden und umgekehrt zielte, strömte durch diese bequemen Thalweitungen. Alle andern Uebergänge von der Küste nach dem Norden sind der steilen Bergmauer wegen sehr unbequem. Es ist daher diese Gegend durch die angedeuteten Naturverhältnisse zugleich die classischste der Krim geworden. Daher hier die Haupthandelsstraße, daher die beiden nicht unbedeutenden Verkehrsplätze an ihren Eingängen, Simpheropol im Norden und Aluschta im Süden.

Aluschta war zur Zeit der Genueser ein nicht unbedeutender Punkt und hatte eine bedeutende Bevölkerung. Ebenso auch schon in byzantinischen Zeiten, wo es der Sitz eines eigenen Bischofs war, und der Kaiser Justinian hier eine große Festung baute. In den milesischen Jahrhunderten vor Christus wird es wohl nicht anders gewesen seyn, da die Naturverhältnisse dieselben waren. Jetzt ist das freilich Alles verschwunden. Doch wenn einmal die Krim wieder großartigeres Leben bekommen sollte, muß auch Aluschta wieder zu seiner alten Bedeutung erwachen. Das Fort Justinians ist ganz verfallen und nur noch drei große, dicke Thürme stehen davon aufrecht. Mitten zwischen diesen Thürmen hat sich das tatarische Dorf Aluschta angesiedelt, wie jene arabischen Dörfer in den Ruinen der ägyptischen Tempel. Zur Seite des Dorfs liegt ein großes, in asiatischem Styl gebautes Gasthaus, in dem man aber außer dickem Kaffee nichts haben kann, als heißes Wasser zum Thee, den der Reisende selber bei sich führen muß. Doch nahmen wir, um uns den Aufenthalt in Aluschta zu versüßen, noch Salzwasser zu Hülfe. Wir badeten uns nämlich im Meere und erfreuten uns dann an dem schönen Sonnenschein, in dem die ganze Umgegend lachte. Der Tschatir-Dagh fing gegen Mittag an seine Haube aufzusetzen, um mich der tatarischen Redensart zu bedienen. Denn merkwürdigerweise bedienen sich die Tataren ganz desselben Bildes, wie die Schweizer, wenn sie sagen wollen, daß ein Berg sich bewölke.

Sehr sonderbar sind hier die Besitzer der umliegenden Güter und Gärten gemischt: der Russe Averkieff, der Sultan (tatarischer Edelmann) Kathe-Girei, — Hr. Feldmann — der Malo-Rossiane Petritschenko — Dr. Arendt — Sultan Hussein Aga — Staatsrath v. Steven, ein Finnländer. — Letzterer wohnt freilich nicht hier. Mitten durch die Besitzungen aller dieser verschiedenen Herren führte uns nun unser Weg, der die Küste verließ, ins Innere des Landes zu neuen Anschauungen und andern Abenteuern.“

Die große Wasserleitung in Lissabon.

(Fortsetzung.)

In dem großen Wasserbassin, der Mai d'agoa, an dem Platze das Amoreiras, einem der höchsten Theile Lissabons, wurde nun das Wasser in eben so kostspieligen Stollen nach allen niedern Theilen der Stadt vertheilt, allenthalben blickt die Großartigkeit dieses unterirdischen Labyrinths von Wasserleitungen hervor. Es ist wirklich sehenswerth, und jedem Fremden ist anzurathen, die kleine unterirdische Tour sich gefallen zu lassen, und sich in den Eingang des Brunnens von Loretto, unter der Stadt durch bis zum Ausgang in das große Bassin führen zu lassen, und von da weiter über die Arcaden bis zum Uebergang des Thals von Alcantara. Es ist dieses auch fast das einzige Sehenswerthe, was Lissabon aufzuweisen, und [illegible] sonderbar genug, selbst von den wenigsten Portugiesen noch gesehen worden ist, oder besichtigt wird.

Das große Bassin war das einzige unvollendete aus der Zeit der Erbauung; dem Don Pedro war es vorbehalten, dasselbe zu beendigen, ein großer Dom, dessen Gewölbe auf vier Säulen ruhen, erhebt sich über dem Bassin, welches gegen 200,000 Kubikfuß Wasser enthalten kann. Das Wasser steigt aus dem Aquäduct 40 Fuß hoch über eine wohl construirte Cascade in das Bassin herab. Eine zweckmäßig angelegte steinerne Treppe führt innerhalb des Gebäudes bis zum Aquäduct hinauf, und von da, wer Freude an einem großartigen Panorama von Lissabon und einem frischen Winde oder einer stechenden Sonne hat, gelangt auf die schöne Terrasse des großen steinernen Würfels, von der

man nicht allein den Anblick in das häusliche Leben mancher Familie genießen kann, aus der Vogelperspective, sondern auch in das große Stadtleben, ins Treiben auf den Straßen, ins Leben und die Bewegtheit auf dem Spiegel des Tajo.

Betrachtet man nun dieses große Riesenwerk in sich, und wie es fähig seyn würde, einen Strom von Wasser herbeizuführen, der ganz Lissabon überschwemmen könnte, so muß man sich um so mehr über den Unsinn der Menschen und Hydrauliker jener Zeit wundern, einen solchen Giganten aufzustellen, um einen Zwerg zu bezwingen; denn alle die Quellen zusammengenommen, welche durch diese Wasserleitung geführt werden, geben noch nicht so viel Wasser, als ein einziger artesischer Brunnen zu liefern im Stande ist, und wovon viele Beispiele, sowohl in Deutschland, als auch in Frankreich, vorliegen, namentlich einer in Perpignan, der in Zeit von vierundzwanzig Stunden 6600 Pipen Wasser liefert. Nach den Messungen, welche monatlich über die Menge des durch die Leitung strömenden oder vielmehr sanft dahin rieselnden Wassers angestellt wurden, hat man das Maximum desselben im August 1838 gefunden, und das Minimum im December 1837, wo das Wasser sich beinahe auf den dritten Theil vermindert hatte, so daß nicht nur dadurch großer Mangel in der Stadt eintrat, sondern auch der Preis desselben um das Doppelte stieg; die Wasserträger, die spanischen Gallizier, nahmen für jedes Fäßchen, was ungefähr einen Anker Wasser enthielt, zwei Silbgr. oder zwei Vintem, statt des gewöhnlichen Preises von einem. Im Spätherbst und Anfang des Winters leidet die Leitung durch die Austrocknung des Bodens, während des stets regenlosen Sommers, immer den größten Wassermangel, und es gehören mehrere Wochen anhaltenden Regens im Octobermonat dazu, bevor man im November eine Zunahme des Wassers bemerkt. Die Quantitäten Wasser in dieser Leitung zu messen, geschieht auf eine sehr materielle und unsichere Weise, wobei der Druck des Wassers gar nicht in Betracht kommt. Man hat nämlich in jedem Canal einen kleinen Trog oder Kiste angebracht, welche 13, 3 Canadas Wasser enthalten kann, und welches alsdann durch Ringe (aneis), eigentlich Röhren, die auf dem Grunde der Kiste angebracht sind, abfließt, und da will man gefunden haben, daß jede Röhre oder Annel in 24 Stunden 64 Pipen Wasser gibt; hiernach würde das Maximum der Wasserproduction zu 65 Ringen, wie es im August 1838 der Fall war, und das Minimum vom December 1837 zu 25 Ringen angenommen, eine mittlere Wasserproduction von 45 Ringen geben, oder in 24 Stunden 2880 Pipen, was noch nicht die Hälfte des Wassers beträgt, welches der artesische Brunnen von Perpignan liefert. Nimmt man aber das Mittel von mehreren Jahren, so ergibt sich die Zahl von 58 Ringen oder 3712 Pipen als mittlere Wassermenge, die bei einer Bevölkerung von 300,000 Seelen noch lange nicht hinreichend ist zu jedem häuslichen Bedarf der Einwohner, wozu dann das Brunnenwasser, welches wegen seiner Salztheile nicht trinkbar ist, aushelfen muß.

(Schluß folgt.)

Der Senat zu Montenegro.

Die Stadt Cetinie ist Sitz der Regierung und Mittelpunkt der Administration Montenegro's; hier versammelt sich der Senat, der im Lande politische und richterliche Gewalt übt, und aus 16 Mitgliedern besteht, silberhaarige Greise mit würdevoller Haltung. Am 15 October (1838) waren sie in ihrem Berathungssaale versammelt und saßen auf kleinen Holzbänken um ein großes Feuer. Ueber ihren Häuptern wehten die Banner der verschiedenen Kantons. Unter dem Haufen, der sich durch rothes Banner mit der goldenen Schrift: Savo Marku Petrovitsch, auszeichnete, gewahrte man einen Greis, dessen große schwarze Augen, runzelvolle Stirne und narbenbedecktes Gesicht eine glühende Seele und ein bewegtes Leben verriethen. Ein Ueberwurf von weißem Tuche verhüllte seine Gestalt bis an die Kniee und ließ gleichfarbige Beinkleider sehen, welche sich in eine Art von Gamaschen verloren, die mittelst Schnallen das Bein bis zum Knöchel bedeckten. Weiße Baumwollstrümpfe, große mit Riemen gebundene Schuhe und eine Mütze von rothem Tuche vollendeten den Anzug. Ein breiter Ledergurt war über den Hüften befestigt, und barg eine Pistole und ein breites Messer. Sein Hals war entblößt (denn die Montenegriner tragen keine Hemden); ein Gewehr hing auf seiner rechten Schulter, auf seiner linken eine Art von Mantel, Struka genannt. Weiter zurück stand ein junger Mann, der statt der Mütze einen Turban trug, und zwei Pistolen im Gürtel. Auf seinen linken Arm stützte sich eine bejahrte Frau, deren Kopf in Linnen und deren Gestalt in einen Mantel verhüllt war, gleich dem der Männer.

An der Spitze der unter schwarzem Banner mit dem silbernen Namenszug Gijko Milov Martinovitsch vereinten Schaar befand sich ein Weib, dessen schönes, obschon bleiches Gesicht Trauer und Betrübniß ausdrückte: sie blickte zuweilen auf ein junges Mädchen, welches Thränenströme vergoß. Alle Augen richteten sich auf diese beiden Frauen. Die Männer, welche letztere umringten, schienen tief betrübt, während ihre Gegner sich spöttischen Lächelns befleißigten.

Neue Musketenschüsse verkündeten außen die Ankunft eines ungeduldig erwarteten Mannes: er war groß, wohlgestaltet, hatte eine hohe Stirne, ein bleiches von langen, schwarzen Haaren beschattetes Gesicht; bei seinem Erscheinen grüßte ihn der anhaltende Ruf: „Gesegnet sey der heilige Vladika!“ (Blagoslaw sveti vladika.) Die Gegenwart Peters Radoje, der in seiner Eigenschaft als weltliches und geistliches Oberhaupt Montenegro's dieß Land seit 1835 beherrscht, ließ keinen Zweifel über die Wichtigkeit der Verhandlung: er setzte sich auf eine steinerne mit einer Art Teppich behängte Bank, machte das Zeichen des Kreuzes und sprach also:

„Meine Kinder, möge euch Gott segnen und eure Nächsten euch lieben! Unser Land ist nicht groß, und hat keine andern Vertheidiger, als die Berge, welche es umringen, und die Tapfern, welche es bewohnen; aber wenn der Herr jene Gipfel zu einer starken und unerschütterlichen Kette gebildet hat, so vereinigt euch Satan, der sich in der Larve des Verbrechens und der Rache in eure Mitte stahl, euch gegen einander bewaffnet, euch einander zu tödten treibt. Mögen die unter euch, welche dieser Vorwurf trifft, ihren Haß und ihre Feindseligkeit in unser Vaterherz niederlegen, das nur die Stimme der Gerechtigkeit kennt, und stets lieber eure Gemeinden segnen, als einen Einzigen unter euch strafen wird.“

„Wer seyd Ihr?“ frag der Vladika nach dieser Rede einen Greis, der als Kläger erschien.

„Savo Markow Petrovitsch Niegusch,“ versetzte er, was so viel heißt als: Marko's Sohn, aus der Familie Petrovitsch, zu der Gemeine Niegusch gehörig.

„Euer Alter?“

„Sechzig Jahre.“

„Euer Stand?“

„Jäger, und Soldat, so oft dieser Arm und dieß Gewehr dem Lande nützlich oder nöthig sind.“

„Ueber was klagt Ihr?“

„Ueber ein Verbrechen, welches mich im Theuersten trifft, was ich auf der Welt besitze, und welches ich mit Lebensgefahr rächen will. Dieß Weib, das ihr mitten unter meinen Feinden seht, ist meine Tochter. Bis zum zwanzigsten Jahre kannte sie nur Gottes Willen und den meinen: sie war sanft, fleißig, gehorsam, und im Begriffe, mich völlig glücklich zu machen durch ihre Verbindung mit einem wackern Jüngling unserer Gemeinde, als ein unvorhergesehenes Ereigniß Gijko Milov Martinovitsch in mein Haus brachte. Mit Freuden nahm ich den Unglücklichen auf, der von unsern gemeinschaftlichen Feinden, den Türken, verfolgt, Rechte auf meine Gastfreundschaft und auf meinen Beistand hatte. Der Schändliche, er vergalt mir durch Verrath, wurde der Geliebte meiner Tochter! Ich jagte den Schuldigen fort. Die Zeit sollte wieder Frieden in mein Haus bringen. Meyna's Glück war das einzige Ziel meiner Gedanken. Auch sie schien die Liebe ihres Bräutigams zu erwiedern; da brach Gijko am Tage der lang verschobenen Vermählung mit den Waffen in mein Haus, entführte meine Tochter und tödtete meinen Sohn, der sich zwischen mich und den Verführer warf.“

Des Greises Stimme war schwach und zitternd. Er richtete seine nassen Augen auf die Menge und fuhr fort:

„Ihr werdet leicht begreifen, was seitdem in mir vorging. Mein Herz kannte nur Einen Wunsch — Rache! Das Blut kochte in meinen Adern, so oft ich die blutigen Kleider meines Kindes betrachtete. Ich zehrte mich auf vor Gram und Wuth, schleppte diesen hinfälligen Körper durch Dornhecken, erklimmte Felsen, rannte auf allen Wegen, spähte und suchte meine Rache zu sättigen. So vergingen zwei Monate, bis ich eines Tages meinen Neffen, den wackern Marco (er zeigte auf den jungen Mann an seiner Seite) in mein Haus treten sah mit einem blutigen Haupt in der Hand. Bei diesem Anblick athmete ich höher auf, denn es war der Kopf des alten Milov Martinovitsch, der Vater des Mörders meines Sohnes, des Räubers meiner Tochter, des Feindes der Meinen.“

Diese letzten Worte, von krampfhafter Gebärde begleitet, riefen bei den Zuhörern Zeichen des Staunens und Mitleidens hervor. Der Vladika wollte die Gegenpartei befragen, aber zahlreicher Ruf: „Laßt Savo sprechen!“ forderte den Greis auf fortzufahren:

„Kaum war ich gerächt, so mußte ich auch schon darauf denken, mich der Rache Gijko's zu entziehen, der mir öffentlich gedroht hatte. Unser Haß wuchs durch tausend feindliche Versuche, die wir wagten, und theilte sich unsern Freunden und Verwandten mit. Da wir uns weder durch Gewalt noch List vernichten konnten, überließen wir die Lösung der Streitfrage einem offenen, grausamen, unversöhnlichen Kriege. Was dieser Krieg mir kostete, das weiß Gott! Wo sich einst mein Haus, meine Scheunen erhoben, finde ich jetzt nur Stein- und Aschenhaufen. Aber es freut mich, denn Gijko ist nicht mehr.“

Das bis jetzt unterdrückte Schluchzen der Gattin dieses Schlachtopfers übertönte des Greises Stimme. Die Menge, obgleich durch Savo's Rede erhitzt, war doch nicht gefühllos für die Stimme des Schmerzes, und die Rührung allgemein, als ein Verwandter Gijko's dessen Andenken zu erneuern suchte, indem er mit der Beredsamkeit welche dem Montenegriner eigen ist, die Dienste zurückrief, die der Verblichene dem Vaterlande leistete, sein treffliches Benehmen gegen Weib und Freund, und seinen Tod auf dem Schlachtfelde.

Als man die beiden Parteien gehört hatte, erhielt Iwan Obrenbe Gowisch, Oberhaupt einer neutralen Gemeinde, das Wort; er setzte auseinander, wie letztere, aufmerksame Zuschauerin des Kampfes der beiden andern, endlich dazwischen trat, um die Ordnung herzustellen, und die Streitenden zu vermögen, ihre Differenzen vor dem Senate schlichten zu lassen. „Ohne dem Beschlusse dieses Tribunals vorzugreifen,“ setzte er hinzu, „wäre ich der Meinung, daß man den Verlust, welche beide Parteien wirklich erlitten, ausgleiche und sie zu versöhnen suche, indem man die am ärgsten mißhandelte auf Kosten der andern entschädigte.“

Nachdem alle Senatoren diesen Vorschlag gebilligt hatten, erhob sich einer derselben, um seine Collegen zu erinnern, daß ein Tarif seit undenklichen Zeiten in ähnlichen Vorkommenheiten den Preis jedes Kopfes auf 152 Ducaten, 4 Zwanziger und 1 Para (1584 Franken) festsetze; daß man die Hälfte anrechne für den Verlust von Gliedern oder schwere Wunden, und daß andere Schäden verhältnißmäßig geschätzt werden müßten.

In den Verhandlungen, die sich über diesen Punkt entspannen, brachten die Betheiligten mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit alle Mittel vor, welche ihrer Sache frommen konnten. Diese beredte, aber traurige Polemik nahm die Aufmerksamkeit aller Anwesenden höchlichst in Anspruch. Nach gemachter Rechnung ergab sich, daß die Familie Gijko der Familie Savo 4850 Franken entrichten mußte. Die Senatoren billigten durch laute Abstimmung diese Berechnung, und das Urtheil wurde sogleich vom Schreiber des Vladika doppelt aufgesetzt, durch Letztern unterzeichnet und beiden Parteien zugestellt.

Trotz der Offenheit und dem Biedersinne, der die Montenegriner unter den cis-karpathischen Slaven auszeichnet, verlangte Savo durch feierlichen Eid das Vergessen des Vergangenen und das Vertrauen in bessere Zukunft zu heiligen. Diese Feier fand in der Kirche statt. Männer, Frauen, Weiber von Savo's Partei kauerten auf den Steinplatten; darauf trat ein Mann, der Aelteste der Gegenpartei, mit dem Crucifix in der Hand vor, und sprach, nachdem er es geküßt hatte, mit fester Stimme fürchterliche Flüche gegen den Eidbrecher aus, welche Savo's Partei mit einem andächtigen „Amen!“ erwiederte.

Nach dem Eide reichten sich die beiden Parteien einander gegenüber, Männer gegen Männer, Frauen gegen Frauen, Kinder gegen Kinder sehend, mit möglichster Berücksichtigung des Alters und der Gemüthsarten, die Hände. Ein Richter, aus den Senatoren gewählt, ging durch die zwei Reihen, nahm den Männern ihre Messer und Pistolen weg und warf sie alle auf Einen Haufen: dann umarmte sich Alles. Die Männer empfingen darauf aus der Hand des Richters ihre zum Zeichen der Eintracht vertauschten Waffen, und die Menge eilte fröhlich davon, um an dem Banquete Theil zu nehmen, das im Freien auf Kosten der versöhnten Parteien veranstaltet ward. (Le Droit.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 135.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

15 Mai 1839.

Auſtralien.

2. Die Verbrechercolonie.

Der Zuſtand Englands, deſſen ariſtokratiſche Geſetze die Vereinigung des Reichthums in wenigen Händen und die Armuth der Mehrzahl begründen, hat ſchon ſeit Jahrhunderten Verbrechen in verhältnißmäßig großer Anzahl hervorgerufen, und dieß Uebel war mit dem Steigen des beweglichen Reichthums in furchtbarem Verhältniß gewachſen. Im 17ten und noch im 18ten Jahrhundert hatte man die Verbrecher in nicht unbedeutender Anzahl nach Nordamerika geſchickt, namentlich nach Virginien, wo man ſie den Tabaksp flanzern als Arbeiter zuwies, mit dem A fall der nordamerikaniſchen Colonien aber fiel dieß weg, und die ſteigende Zahl der Verbrecher machte eine Abhülfe dringend nöthig. Man entſchloß ſich deßhalb zu einer Verbrechercolonie, und wählte zu dieſem Ende Auſtralien, deſſen Oſtküſte kürzlich Cook und ſeine Gefährten Banks und Solander ſo vortheilhaft, ja nur allzu vortheilhaft geſchildert hatten. Wir haben es hier nicht mit den Rückſichten der Criminaljuſtiz zu thun, ſondern betrachten das Ereigniß der Coloniſirung Auſtraliens durch Verbrecher durchaus nur in Beziehung auf den moraliſchen Zuſtand der jetzigen Bevölkerung und die künftigen Ausſichten dieſes großentheils durch Verbrecher bevölkerten Landes. Welcher criminaliſtiſchen Anſicht man auch huldigen, ob man von dem Wiedervergeltungsrecht oder der Abſchreckungstheorie ausgehen mag, gewiß iſt, daß ſich das Verhältniß der deportirten Verbrecher zur Geſellſchaft, ſobald ſie einmal in Neuſüdwales angekommen waren, gänzlich änderte. Die in den erſten Jahren nach der Gründung hingeſchickten Verbrecher waren im Grunde nichts mehr und nichts weniger als unfreiwillige Coloniſten, mit denen man von Seite der Regierung, was die allgemeinen Anordnungen betraf, weniger Umſtände machte: es fand zwiſchen ihnen und den Soldaten, die zu ihrer Bewachung mitgegeben waren, eine Gemeinſamkeit der Beſchwerden und Entbehrungen ſtatt, die nothwendig eine Art Gleichheit herbeiführen mußte, wobei die Soldaten um ſo weniger gewinnen konnten, als bekanntlich das engliſche Militär, hauptſächlich zu jener Zeit, oft kaum aus beſſerem Material beſtand, als die Gefängniſſe lieferten. Auch ſpäter noch waren die Deportirten keineswegs ſchlimmer daran, als Lohnarbeiter in Europa, und manche unglückliche Umſtände trugen noch dazu bei, die ſämmtliche Bevölkerung von Neuſüdwales mit geringen Ausnahmen auf ziemlich gleichen Fuß zu ſtellen. Was daraus für eine Bevölkerung hervorging, läßt ſich leichter denken, als beſchreiben, und man muß ſich wahrlich nur wundern, daß es dort nicht viel ſchlimmer ausſieht. Wir müſſen, wie de la Pilorgerie in ſeiner Geſchichte von Botany-Bay ſehr richtig bemerkt, zwei Perioden wohl unterſcheiden, nämlich die Periode der Deportation und die der Emigration. Bis zum Ende der Gouverneurſchaft Lachlan Macquarie's lieferte die Deportation, ſo wie die mit derſelben beauftragten Beamten und Militärs die Hauptelemente der Coloniſation; die zwei andern Hauptclaſſen der Bevölkerung waren Verbrecher, die ihre Strafe erſtanden, und Freigelaſſene, ſey es, daß ihre Strafzeit um war, oder daß der Gouverneur ſie vermöge des ihm zuſtehenden Begnadigungsrechts frei gelaſſen hatte. Zwiſchen dieſen beiden Claſſen beſtand eine nur allzu enge Verbindung, während natürlicherweiſe zwiſchen ihnen und denjenigen Claſſen, die als Civilbeamte oder Officiere nach der Colonie gekommen waren und dort blieben, ſo gut wie gar keine Verbindung beſtand. Da jedoch aus den erſtern Claſſen ſich im Laufe der Zeit manche zu Wohlſtand und Wohlverhalten emporgearbeitet hatten, von den letzten aber nichtsdeſtoweniger ſtreng zurückgewieſen wurden — ſo nannte man ſie die Excluſioniſten — während die andere Partei den Namen Emancipationiſten erhielt. Bitter ward dieſer Streit unter Macquarie, noch bitterer unter Brisbane und Darling geführt, und jetzt erſt, nachdem im Lauf der letzten 15 Jahre mehr und mehr auch freiwillige und wohlhabende Coloniſten ins Land kamen, hat ſich eine bedeutende Mittelclaſſe gebildet, und die extremen Parteien der Excluſioniſten und Emancipationiſten nehmen allmählich ab. Indeß bleibt der Zuſtand der Geſellſchaft anormal, da die Colonien Neuſüdwales und Vandiemensland mit einander im Durchſchnitt gegen 4000 Verbrecher jährlich erhalten, eine Zufuhr, welche die der freien und beſſern Einwanderer weit überwiegt, und keine Beſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes der vorhandenen Bevölkerung ſo leicht

Platz greifen läßt. Nach diesen Vordersätzen wird man die umständlichere Erzählung um so mehr in ihren Einzelnheiten würdigen können.

Am 13 Mai 1787 lichtete Capitän Arthur Phillip mit einer Flotte von eilf Schiffen zu Portsmouth die Anker. Er hatte auf diesen eilf Schiffen 788 verurtheilte Verbrecher, darunter 192 Frauen nebst 13 ihnen gehörigen Kindern; die Zahl der Soldaten betrug mit ihren Befehlshabern beinahe 200 Köpfe, und die Zahl der Köpfe überhaupt, abgesehen von den Schiffsmannschaften, belief sich auf 1040. Ohne Unfall — ein Complot der Verbrecher auf einem der Schiffe war zeitig genug entdeckt worden — erreichte er am 20 Januar 1788 Botany-Bay; 32 Verbrecher waren unterwegs gestorben. Da die Rhede schlecht war, so mußte erst ein besserer Ankerplatz aufgesucht werden, doch fand sich glücklicher Weise in geringer Entfernung ein prächtiger Hafen, der von seinem Entdecker, einem Matrosen, den Namen Port Jackson erhielt. Bald war Alles am Lande und der Platz für das erste Lager ausgesteckt; mit Eifer machte man sich an die Arbeit, Lagerhütten für die Truppen und Deportirten und Magazine für die Lebensmittel zu bauen. Bald aber zeigten sich die Schwierigkeiten: aus einem unbegreiflichen Mangel an Voraussicht fanden sich unter den Deportirten sehr wenig Leute, die ein Handwerk verstanden, nur sehr wenige, die sich mit Ackerbau beschäftigt hatten, und unter den Freien selbst war auch nicht Einer, der die Feldarbeiten hätte leiten können. Zudem hatte die lange Ueberfahrt und der fortgesetzte Gebrauch gesalzener Speisen Anfälle von Scorbut zur Folge, und nach wenigen Wochen zählte man 28 Todte, 66 Kranke und 200 Menschen, die keiner fortgesetzten Anstrengung fähig waren. Zudem war auch noch der Boden in der Nähe des Landungsplatzes ziemlich schlecht, und man mußte tiefer landeinwärts eine bessere Stelle zur Anpflanzung auswählen. Dieser Ort, anfangs Rosehill genannt, erhielt später den von den Eingebornen dem nahen Berge beigelegten Namen Paramatta, welches man als die erste bedeutende Ackerbauansiedelung betrachten kann.

Indeß rückte der Winter näher, wo man die große Anzahl Kranker nicht unter Zelten und den schlechten Bretterhütten und eben so wenig die Lebensmittelvorräthe so schlecht geschützt lassen konnte, denn bereits fingen die Diebereien an, und nahmen bald so überhand, daß man die strengsten Maaßregeln ergreifen und einen der Schuldigen, einen Burschen von siebenzehn Jahren, hängen mußte. Aber dieß half wenig, und die Furcht vor der Todesstrafe führte nur ein weiteres Uebel herbei, nämlich die Flucht einzelner Verbrecher, die bei der Art des umliegenden Landes kein anderes Unterhaltsmittel hatten, als daß sie das wenige lebendige Vieh der beginnenden Colonie stahlen. Hiezu kam noch, daß bald zwischen den Eingebornen und den neuen Colonisten Feindseligkeiten begannen, die sich durch kein Mittel beilegen ließen, und endlich die Entfernung der ersteren aus der Nähe der neuen Colonie zur Folge hatten. Zudem verminderte sich auch die Zahl der Eingebornen durch die Blattern, welche augenscheinlich schon seit längerer Zeit im Lande bekannt waren, und gerade damals heftig wütheten. So standen die neuen Ansiedler höchst vereinzelt da, ganz auf sich selbst beschränkt, an Zahl vermindert, und von stets wachsenden innern Unordnungen heimgesucht. Unter solchen Aussichten ging das Jahr 1788 zu Ende.

Gouverneur Phillip, die Noth wohl voraussehend, in die er kommen würde, hatte einen Theil der Verbrecher mit der nöthigen Anzahl Truppen nach der Insel Norfolk geschickt, da man in Folge der höchst günstigen Berichte Capitän Cooks über die Fruchtbarkeit und Gesundheit dieser in geringer Entfernung von der Küste Australiens liegenden Insel, ihn schon in England aufgefordert hatte, auf derselben ein Nebenetablissement anzulegen, um so mehr, als dort der neuseeländische Flachs wild wachst. Aber die Insel, deren Boden allerdings höchst fruchtbar ist, bietet fast nach allen Seiten hin schroffe Felsenwände dar, und gleich bei der ersten Sendung ging ein Boot mit mehreren Matrosen, bei der zweiten ein ganzes Schiff großentheils mit allen darauf befindlichen Vorräthen zu Grunde; doch gedieh das hier ausgesäete Getreide, was bei Port Jackson auf dem Festlande nicht so schnell der Fall war. Auf dieser Insel fanden sich auch keine Eingebornen, von Krankheiten scheint man gleichfalls wenig verspürt zu haben, und so war man dort zum mindesten viel besser daran, als auf dem Festlande, wo man im Laufe dieses Jahres 69 Menschen verloren hatte. Collins, der Judge Advocate der Colonie berichtet: „vom 25 Jan. 1787 bis 1 Jan. 1788 wurden 55 durch verschiedene Krankheiten weggerafft, 1 starb Hungers, 4 kamen in den Wäldern um, 5 wurden hingerichtet, und 14 verirrten sich oder entflohen, wahrscheinlich, um in den benachbarten Wäldern vor Hunger umzukommen, oder durch die Speere der Wilden zu fallen." So endete das erste Jahr der Colonie, das die Ausdauer des Gouverneurs Phillip auf eine harte Probe setzte.

(Fortsetzung folgt.)

Die große Wasserleitung in Lissabon.

(Schluß.)

Eine Analyse des Wassers von Agoas Livres gibt folgende Resultate:

Schwefelsaurer Kalk	0,36
Kohlensaurer Kalk	3,23
Kohlensaure Bittererde . . .	1,16
Salzsaures Natron	1,00
Salzsaure Bittererde	0,95
Eisenoxydul	0,21
Kohlensäure	1,06
Organischer Stoff	0,21
Atmosphärische Luft	0,53

Dieses Resultat gab also in einem Gewichte von 25 Kilogramm = 24 Kilogr. 985,12 Gran reines Wasser und 7,43 fixe trockene Materie. Diese letzteren sind denn auch der Hauptgrund, daß dieses Wasser so außerordentlich vielen Sinter innen in den Canälen der Leitung absetzt, so daß das Wasser

immer nur in einem der Seitencanäle fließen kann, während der andere gereinigt und von dem Sinter befreit werden muß. Eiserne Röhren verstopfen sich mit der Zeit ganz durch diesen Kalksinter, der sich ringförmig ansetzt, so wie auch die Gefäße, worin das Wasser gekocht wird, sich stets mit diesem Sinter überziehen.

Im Spätsommer und Herbst ist der Wassermangel in Lissabon oft so groß, daß man das Trinkwasser in großen Barken von der andern Seite des Flusses herbeischaffen muß, was denn vorzüglich Veranlassung gegeben, daß auf Vorstellungen des Genieobersten v. Eschwege an den König, dieser sogleich bereit war, Leute und Instrumente aus Deutschland kommen zu lassen, um in Lissabon das erste Beispiel von Bohrung artesischer Brunnen zu geben. Diese Arbeiten haben ihren guten Fortgang, seit einiger Zeit hat das Bohren bereits begonnen und schon eine Tiefe von 132 cast. Fuß, in steter verschiedentlich gefärbter zäher Lettenschicht, mit fossilen Austernschalen zuweilen untermengt, erreicht, ohne noch auf anderes, als etwas salziges und schwefelhaltiges Wasser zu stoßen. Bemerkenswerth ist, daß man aus der Tiefe von 120 Fuß ein altes Stückchen krummgebogenes Eisen hervorbrachte, welches ein Bruchstück eines Nagels zu seyn scheint. Wie viele hundert Jahre mag dieses wohl alt seyn?

Glückt es mit dem artesischen Brunnen in Lissabon, so wird dieses nicht allein zur ungemeinen Wohlthat für die Stadt seyn, sondern es werden auch dadurch sehr große Kosten mit der fortwährenden Aufsuchung neuer Quellen für die Wasserleitung erspart — Kosten, die jährlich sich auf 8 Contos (13,333 Thlr.) belaufen; denn ohne auch noch die Gewißheit einer aufzufindenden Quelle zu haben, die nur alle ein sehr spärliches Wasser geben, treibt man die Stollen von Anfang an sogleich mit dem schon oben angeführten Luxus und der Tropfen Wasser, welchen man hiermit der Hauptwasserleitung einverleibt, kommt theuer zu stehen. Schon an die zwanzig Jahre arbeitet man an einem solchen neuen Stollen, um eine Quelle herbeizuführen, die nicht mehr als zwölf Ringe Wasser gibt, und vielleicht können noch zehn Jahre damit zugebracht werden, bevor man ihn beendigt, und der ganze Stollen würde alsdann 400,000 Thaler gekostet haben, wofür man ganz Lissabon wie ein Sieb mit artesischen Brunnen durchlöchern könnte. Außer diesen extraordinären Ausgaben für die Wasserleitung bestehen nun noch die steten Ausgaben für vier Steinmetzen, vier Maurer, einen Zimmermann und dreißig Tagelöhner, die Tag für Tag zur Erhaltung der Wasserleitung in ihrer ganzen Erstreckung beschäftigt sind, und die inclusive der Aufseher, ohne das Material, was verbraucht wird, sich auf 4 Contos (6000 Thlr.) belaufen. Früher und bis zum Jahre 1835 betrugen die Ausgaben noch weit mehr, denn die ganze Administration stand unter einer eigenen Direction, einer Menge von Directoren und Angestellten, die zugleich auch die Administration der Seidenfabriken hatten, und welche große Besoldungen bekamen. Sie führte den Titel: Direcçao da Real Fabrica das Sedas e Aguas Livres. Seitdem wurden aber die königlichen Seidenfabriken, bei deren Administration das Gouvernement immer zu kurz kam, und ohne daß die Seidenfabrication zugenommen oder sich verbessert hätte, als Nationalgüter verkauft, und da gewiß ein ganzes Tribunal von Directoren höchst überflüssig war, um die Administration der Aguas Livres fortzuführen, so war man wenigstens so klug, diese Direction, bei der übrigens auch selten ein Director, deren fünf waren, angestellt wurde, welcher irgend von Seidenfabrication oder von Arbeiten bei Wasserleitungen etwas verstanden hätte, eingehen zu lassen, und der Municipalkammer diese Administration zu übertragen, für welche dieselbe als Vorsteherin der Bürgerschaft und Vorsorgerin der Befriedigung städtischer Bedürfnisse auch ganz geeignet ist.

Der größte Vortheil, den man in Lissabon durch das Bohren artesischer Brunnen erlangen wird, ist der, daß, wenn man in allen niedern Theilen der Stadt solche Brunnen anlegt, das aus den Agoas Livres nach diesen Gegenden geleitete Wasser alsdann ganz und gar in den höhern Stadttheilen, wo es am meisten an Wasser fehlt, verwendet werden kann. Das Aufsuchen neuer Quellen, was jährlich 8 Contos kostet, wird dadurch ganz überflüssig, und diese Summe kann ganz und gar erspart werden. Der große Wassermangel in Lissabon ist auch einer der Hauptgründe, weßhalb man hier schon oft, ungeachtet der steinernen Gebäude von außen, deren Inneres aber mit Holz überladen ist, große Feuersbrünste erlebt hat, denn das Wasser zum Löschen wird von den Wasserträgern nur spärlich in kleinen Fäßchen herbeigebracht, und bevor sie damit ankommen, stehen die Spritzen zuweilen lange Zeit ohne einen Tropfen Wasser. Wasser aus dem Tajo in Canälen oder Röhren herbeizuführen, sowohl zum Löschen als auch zur Straßenreinigung, ist noch Niemanden beigefallen.

Der Golf von Kos.

In der geographischen Gesellschaft vom 22 April wurde folgender Brief mitgetheilt, den Lieutenant Saumarez Brock unter dem 20 März an Capitän Beaufort von Malta aus geschickt hatte

„Endlich bin ich so glücklich, die Karte des Meerbusens von Kos auf der Südwestküste von Anatolien nebst den Abrissen der verschiedenen darin enthaltenen Häfen und einigen Skizzen des Landes zu überschicken, die von den Punkten aus genommen sind, die am besten den Zugang zu ihnen sehen lassen. Der Golf hat eine Ausdehnung von fast 60 Meilen von Osten nach Westen und ist sehr tief, bei 300 Faden Tiefe hat man in der Mitte noch keinen Grund, und selbst in der Nähe des Ufers ist die Tiefe selten weniger als 50 bis 70 Faden. Keine bis jetzt bestehende Karte gibt eine Idee von seiner Form und Ausdehnung, und der Isthmus ist bisher augenscheinlich nur nach Gutdünken gezeichnet worden. In den Sommermonaten ist der obere Theil des Meerbusens ungesund, und wird von den Bewohnern verlassen, um der Malaria zu entgehen: dieß, nebst dem Mangel an frischem Wasser an der Küste, machte unsere Vermessung etwas schwierig. Ich habe die Stadt und den Hafen von Budrun im Verhältnisse von 9 Zoll auf eine Meile ergänzt: ich habe die alten Mauern aufgezeichnet, und glaube, ich habe die Lage des Mausoleum aufgefunden, die so oft ohne Erfolg gesucht wurde; ich habe Zeichnungen von den Basreliefs in

den Mauern des Caſells entnommen, und zweifle nicht, daß ſie von jenem berühmten Monument genommen waren. Die Küſten des Golfes ſind faſt unbewohnt, doch die zahlreichen Ueberreſte neuerer und älterer Gebäude zeigen, daß ſie in frühern Zeiten ſehr dicht bevölkert ſeyn mußten. Die Beſchreibung, die Herodot von dieſem Iſthmus gibt, iſt treu noch heutigen Tages. Er iſt ungefähr eine halbe Meile breit; eine natürliche Schlucht, die ſich vom Meerbuſen von Symi herzieht, könnte mit wenig Mühe und durch das Durchſtechen eines Berges von unbeträchtlicher Höhe, das Vorgebirge Triopium, in eine Inſel verwandeln. Der Bau des Iſthmus ſcheint vulcaniſch zu ſeyn; er beſteht aus kleinen verglaſten Felſen, die der Lava gleichen, und würde ohne Zweifel den Arbeitern viele Mühe machen, die ihn durchſtechen ſollten; obgleich die Aufgabe, die beiden Meerbuſen von Kos und Symi durch einen Canal zu verbinden, für unſere Zeit keine große Schwierigkeit darbieten würde. Ich ſchicke eine Zeichnung eines Thores, das unter den Ruinen des alten Keramus ſteht, und theils ſeines Alterthums, ſeiner Feſtigkeit und vollſtändigen Erhaltung, theils der vollendeten Arbeit wegen, mit der es verziert iſt, Intereſſe erregt.

„Die Stadt iſt von mittlerer Größe geweſen, enthält aber die Ruinen von Tempeln und Säulengängen, die durch ein Erdbeben umgeſtürzt zu ſeyn ſcheinen, das noch genug gelaſſen hat, um den Reichthum und den guten Geſchmack ſeiner Bewohner zu beweiſen. Nach vielem Suchen habe ich einige unvollkommene Inſchriften gefunden. Der Thorweg und das Thor zu Keramus nähert ſich in der Form der ägyptiſchen Bauart, die man häufig hier trifft, doch keine andern Gebäude ſind ſo verziert. Die Zahl der Sarkophage, die längs den Ufern des Golfes gefunden wurden, iſt beträchtlich, noch größer in Keramus, wo eine doppelte Linie den Haupteingang zur Stadt gebildet zu haben ſcheint. Sie ſind ſehr maſſiv, doch ſind alle geöffnet worden. Einige geriefte Säulen mit korinthiſchen Capitälen und gut ausgeführte Amphoren und Weintrauben führen mich zu dem Glauben, daß einſt ein Tempel des Bacchus da geſtanden haben muß. Die Säulen ſind trefflich erhalten, doch umgeſtürzt, und mit Bäumen und Geſträuch überwachſen.

„Die Stadt iſt durch viele Hände gegangen, und man kann mehrere Arten der Architektur ſehen. Die Mauern, die noch deutlich, an manchen Stellen vollkommen zu ſehen ſind, ſind vornehmlich cyklopiſch, zu verſchiedenen Zeiten durch helleniſches Mauerwerk ausgebeſſert und in ungleichen Zwiſchenräumen von viereckigen Thürmen vertheidigt; ſie erſtrecken ſich bis an den Fuß einer Bergkette, die das nördliche Ende der Stadt berührt. Auf einem kleinen Hügel am äußerſten Ende der Bergkette hat ein viereckiges Fort geſtanden, von einer dreifachen Mauer umgeben, das wahrſcheinlich die Citadelle geweſen iſt. In Giova, an der Spitze des Golfes, fand ich einige Gräber in den Felſen gehauen, von denen ich auch eine Zeichnung und einen Grundplan beilege.“

Hrn. Brocks Brief war von zwei großen Karten der Inſel und des Meerbuſens von Kos begleitet, im Maaßſtab von 1 Zoll = 1 Meile, welche die Lagen der alten Städte, die Höhen aller Gebirge u. ſ. w. nachwieſen, nebſt verſchiedenen Planen der Ruinen und mehrern colorirten Zeichnungen der Vorgebirge. (Athenäum.)

Charles Texier,

bekannt durch ſeine Reiſen in Kleinaſien, ſteht im Begriff, eine neue zu unternehmen, und zwar mit den Grafen La Bourdonnaye und de la Guiche. Sie wollen ſich von Konſtantinopel aus längs dem Littoral des ſchwarzen Meeres nach Erzerum begeben, und dort die wichtige Unterſuchung dieſes Theiles von Kleinaſien und des öſtlichen Perſiens beginnen. Ihre Hauptſtationen ſollen ſeyn: Van (das alte Semiramokerta), Tauris, Hamadan (das alte Ekbatana), Bagdad, Syrien, das heilige Land und Aegypten. (Franz. Bl.)

Miscellen.

Holländiſch-oſtindiſche Colonien. Holländiſche Blätter bringen Nachrichten aus Oſtindien bis zum letzten October, die im Allgemeinen ſehr günſtig lauten. Zu Padang (Sumatra) war Alles ruhig, in den Süd- und Südoſt-Diſtricten und am nördlichen Theile der Weſtküſte wurde der Krieg gegen den einheimiſchen Häuptling Toyanko Tamboreo mit Glück fortgeſetzt. Die holländiſchen Truppen ſtanden nur noch 5 Meilen von ſeiner Hauptſtadt Daln, und die meiſten Stämme gegen Süden und Südoſten dieſer Stadt hatten ſich unter holländiſchen Schutz geſtellt. — In Java herrſchte vollkommene Ruhe nur die lang anhaltende Dürre erregte Beſorgniß für die Reisernte. Dieſe Dürre hatte große Feuersbrünſte, namentlich auch in den Wäldern, veranlaßt. (Asiatic Journal. April 1839.)

Kaffee aus Ceylon. Da kürzlich erſt in England erlaubt worden iſt, Kaffee von den indiſchen Beſitzungen nach Mauritius und den weſtindiſchen Colonien zu führen, ſo fand gegen Ende vorigen Jahres die erſte Ausfuhr, beſtehend in 204 Säcken, ſtatt. Die Kaffeepflanzungen auf Ceylon haben namentlich unter der Leitung der Eingebornen ſeit einiger Zeit ſehr zugenommen. (Bombay Cas. 19 Dec.)

Foſſile Thiergeſchlechter in Braſilien. Hr. Audouin gibt der franzöſiſchen Akademie Nachricht über die Entdeckungen des Dr. Lund in Braſilien. Der Theil des Landes, wo er ſeine Entdeckungen machte, liegt zwiſchen zwei Zuflüſſen des San Francisco, die durch ein Plateau von 200 bis 250 Metres Höhe geſchieden ſind. Hr. Lund hat bis jetzt nicht weniger als 75 verſchiedene Arten Säugethiere entdeckt, darunter einen Ameiſenfreſſer, der die Größe eines Ochſen gehabt haben muß, einen Tapir, vier Peccari und einen Maſtedonten, der die Größe eines Elephanten hatte. (Echo du Monde Savant vom 17 April.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 56 u. 57** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Hymnen an den Frühling.** Von J. Wilſon. — **Gaſtronomiſche Literatur der Engländer.** (Schluß.) — **Spiridion.** (Schluß.) — **Gedichte von A. Puſchkin.**

Zu dem Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Theilnahme des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 136.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

16 Mai 1839.

Alte Befeſtigungen in Rußland.*)

Das Gouvernement Kaſan.

Die zehenthürmige Feſtungsmauer des Kremls von Kaſan (welcher die Kathedrale zu Mariä Verkündigung, die Kirche zu Mariä Opferung mit dem Thurme, die Tribunale, das geiſtliche Conſiſtorium, die Wohnung des Archierei, des Kathedralgeiſtlichen, das Local der Oberbehörde der Kaſan'ſchen Cantoniſten-Bataillone, das Kloſter zur Verklärung Chriſti u. dgl. enthält) bietet die Geſtalt eines unregelmäßigen länglichen Vierecks dar, das auf drei Seiten von ſchroffen Abhängen, auf der vierten von einem tiefen Graben umgeben iſt. Die Zeit, worin dieſe Mauer erbaut wurde, iſt unbekannt; erneut wurde ſie im Anfange dieſes Jahrhunderts, als drei Thürme vor Alter zerfallen waren. Von den jetzt vorhandenen zehn Thürmen ſind zwei mit Thoren verſehen, eines verbindet vermittelſt einer ſteinernen Brücke die Stadt mit dem Kreml, ein anderes gegen den Fluß Kaſanka gerichtetes hieß „Tainizkaja" (das geheimnißvolle, unterirdiſche), wird aber jetzt wegen des darüber aufgeſtellten Bildes des wunderthätigen Nikolaus, Nikolskaja genannt; man öffnet es nur zu Zeiten für die Proceſſionen nach dem Waſſer und an andern feſtlichen Gelegenheiten. Unter dieſem Thurme befand ſich ein unterirdiſcher Gang bis an die Kaſanka, jetzt aber findet man nur noch Spuren davon. Wie die Mauern, ſo ſind auch noch die Thürme außen aus weißem Stein, innen aus Backſteinen aufgeführt; die obern Etagen des Heilands- und Nikolausthurms ſind ganz aus Backſteinen. Alle Thürme ſind mit Eiſenblech gedeckt, und mit Oelfarbe angeſtrichen.

Der Name Kaſan bedeutet im Tatariſchen Keſſel oder goldener Grund; es ſoll von dem Khan Sain oder Sartak, einem Sohne Batu's, erbaut worden ſeyn, als Raſtort für die tatariſchen Beamten, welche zur Erhebung des Tributs nach Rußland geſchickt wurden. Kaſan wurde dreimal von den Ruſſen eingenommen; das erſte Mal (1399) ward es von den Truppen des Großfürſten Waſſili Demitrijewitſch gänzlich zerſtört, die Einwohner mit Weibern und Kindern, ſelbſt der König mit ſeinen Frauen, erſchlagen. Die Stadt blieb öde, und wurde erſt 40 Jahre ſpäter an einem andern Orte, nicht weit von dem erſtern, von dem aus ſeinen Beſitzungen vertriebenen Khan der goldenen Horde, Ulu Achmed, wieder aufgebaut. Bei der Eroberung des neu erbauten Kaſans durch Johann III (9 Junius 1487) wurde daſelbſt der im Dienſte des Großfürſten geweſene König von Kaſan, Machmed Amin, eingeſetzt, bei der letzten Eroberung der Stadt aber durch Johann IV (2 Oct. 1552) das Königreich Kaſan ganz unterworfen.

Merkwürdig iſt, daß bei Sonnenaufgang, als der Großfürſt vor dem Sturme in der Feldkirche das Hochamt hörte, und der das Evangelium leſende Diakonus die Worte ſprach: „und es wird nur Eine Heerde und Ein Hirte ſeyn," ein furchtbarer Schlag erfolgte, die Erde erbebte, und eine dichte Finſterniß ganz Kaſan verhüllte; Erdſchollen, Bruchſtücke von Thürmen, Häuſermauern und Menſchen flogen in Rauchwolken in die Luft. Dieß war die Wirkung der erſten Mine. Bald erfolgte ein zweiter, noch verheerenderer Schlag. Seinen triumphirenden Einzug mit der Geiſtlichkeit und dem Heere hielt Johann ſchon am 4 October, und an demſelben Tage noch legte er den Grund zur Kathedrale von Mariä Verkündigung, zog dann mit den Kreuzen rings um die Stadt, und weihte ſie dem wahren Gotte. Die Geiſtlichen beſprengten die Straßen und Mauern mit geweihtem Waſſer, unter Gebeten zu Gott, daß er dieſe neue Veſte des wahren Glaubens*) ſchützen möge. Dann nahm er ganz Kaſan in Augenſchein, beſtimmte die Stellen, wo Kirchen erbaut werden ſollten, und ließ unverzüglich die zerſtörten Mauern, Feſtungswerke und Thürme herſtellen. Bei der Kirche zur Opferung der Jungfrau Maria, welche wahrſcheinlich auch von Johann erbaut wurde, ließ man einen alten Thurm ganz ſtehen, der ſich durch den aſiatiſchen Styl der früheren Kaſaniſchen Bauwerke auszeichnet. Er ſoll als Eingang in den Palaſt der Könige von Kaſan gedient haben, von welchem jedoch keine Spuren mehr übrig ſind.

*) Aus Glagoliews Mittheilungen. Siehe Nr. 67, 70 u. ſ. w.

*) Prawoslabie, ſo heißt bei den Ruſſen die ruſſiſch-griechiſche Kirche.

Australien.

2. Die Verbrechercolonien.

(Fortsetzung.)

Die Schwierigkeiten, welche die Gründung der Colonie begleiteten, nahmen in den zwei folgenden Jahren keineswegs ab, man hatte mit Hunger und Mühseligkeiten jeder Art zu kämpfen, einige Fahrzeuge, welche Mundvorräthe von England bringen sollten, gingen zu Grunde oder kamen viel zu spät an, während mehrere Schiffe mit Hunderten von Verbrechern nur allzu richtig eintrafen und die Noth vermehrten. Eines derselben brachte zugleich die vollständigen Instructionen und Anordnungen über Landvertheilung mit, Anordnungen, die bald in hohem Grade wichtig wurden, und zum Theil noch jetzt nachwirken: „Jeder Unterofficier des zum Dienst in der Colonie bestimmten Corps erhielt, wenn er sich dort niederlassen wollte, 130 Acres Land, und wenn er verheurathet war, 150; der Gemeine 80, wenn er verheurathet war, 100, und für jedes Kind 10 Acres weiter. Diese Ländereien waren fünf Jahre lang von allen Abgaben frei, und nach Verlauf dieser Zeit sollte Ein Schilling vom Acre bezahlt werden. Jeder Colonist sollte überdieß Kleider und Lebensmittel für das erste Jahr, so wie Saatkorn und Werkzeuge für den ersten Anbau erhalten. Wer nur die Mittel nachweisen konnte, Arbeiter zu ernähren und zu unterhalten, der sollte eine gewisse Anzahl Verbrecher zugewiesen erhalten. Diese letztern sollten, wenn ihre Strafzeit abgelaufen war, 30 Acres Land, im Fall der Verheurathung 50, und für jedes Kind 10 weitere Acres erhalten.

Derjenige Punkt, wonach, wer Arbeiter ernähren und unterhalten könne, eine gewisse Anzahl Verbrecher zugewiesen erhalten solle, blieb leider lange ein ziemlich todter Buchstabe, und zwar in Folge des Mangels an Voraussicht von Seite der Regierung, denn es ist ganz natürlich, daß im Anfang der Colonie keine Gutsbesitzer vorhanden seyn konnten, welche Mittel genug besaßen, solche Verbrecher in einiger Anzahl als Arbeiter zu benützen. Es blieb also nichts übrig, als sie den wenigen Officieren und Beamten als Bediente zuzuweisen, und die größere Anzahl zu den Regierungsarbeiten, zum Bau von Häusern, Anlegung von Straßen u. dgl. zu verwenden, Arbeiten, die häufig nur unternommen wurden, um die Verbrecher zu beschäftigen. Aber weder der Stand eines Bedienten, noch diese Arbeiten, wo sie sich in Masse bei einander befanden, waren geeignet, eine moralische Besserung hervorzurufen, was bei Vertheilung über ein weites Gebiet und Verwendung als Feldarbeiter viel eher möglich gewesen wäre. Die Colonie war also in ihrer ersten Zeit durchaus nichts als ein großes, kostspieliges und noch dazu sehr schlechtes Zuchthaus. Die Zahl der Inwohner desselben läßt sich nicht genau angeben, sie muß aber schon im J. 1790 zwischen 3000 und 4000 betragen haben, eine Zahl, welche die der Nichtverbrecher wenigstens um das Fünffache überstieg, und somit ein Uebergewicht gewinnen mußte, das dem Gedeihen und dem Zweck der Colonie nur nachtheilig seyn konnte.

Die Leiden und Entbehrungen einer erst zu gründenden Colonie, vereint mit dem Schimpf und der Strafe des Zuchthauses, so wie mit der Ungewohntheit der Ackerbauarbeiten, waren auch keineswegs geeignet, die Verbrecher mit ihrem Aufenthalt zu versöhnen: im J. 1791 ging die Strafzeit einer nicht unbedeutenden Anzahl von Verbrechern zu Ende, und es fragte sich nun, was geschehen solle: die meisten schmeichelten sich mit alsbaldiger Rückkehr nach Europa. Gouverneur Phillip versammelte sie, setzte ihnen die Vortheile auseinander, deren sie theilhaftig würden, wenn sie sich in der Colonie niederließen, und erklärte, daß diejenigen, welche sich nicht niederlassen wollten, von dem Augenblick der Erlöschung ihrer Strafe an sich ihren Unterhalt selbst verdienen, eine Dienstverpflichtung auf ein oder anderthalb Jahren eingehen, und jede Woche von der Verwendung ihrer Zeit und dem erhaltenen Lohne Rechenschaft geben müßten; er fügte hinzu, daß derjenige, welcher zurückkehren wolle, sich mit einem Schiffscapitän selbst verständigen und eine Ueberfahrt bezahlen müsse, indem die Regierung diese keinenfalls leisten werde. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten: fast alle erklärten ihren Wunsch nach Europa zurückzukehren mit einer wahren Leidenschaft, nur sehr wenige wollten Landbewilligungen annehmen, und keiner um Lohn arbeiten. Der entschiedene Widerwille der Verbrecher gegen Ackerbauarbeiten, die Abneigung, sich auf Kosten einer solchen Arbeit eine unabhängige Existenz zu gründen und aus ihrem Verbannungsort sich ein zweites Vaterland zu schaffen, stieß alle bisher gefaßten Pläne um; hiezu kam noch, daß auch eine Anzahl Soldaten und Matrosen, welche auf der Insel Norfolk Land verlangt und angewiesen erhalten hatten, gleichfalls der mühseligen Arbeit des Urbarmachens eines wüsten Bodens müde, wieder in den See- und Landdienst zu treten verlangten. Deßhalb erklärte auch der Oberrichter der Colonie, Collins: „der wahre Colonist müsse ein unabhängiger Mann seyn, der aus dem Mutterlande Erfahrungen und Capitalien mitbringe, und sich nicht durch alte Soldaten, schiffbrüchige Matrosen oder frei gewordene Sträflinge ersetzen lasse.“ Gegen die Rückreise nach England waren freilich Vorbereitungen getroffen, indem die Regierung allen nach Sydney fahrenden Schiffscapitänen das Versprechen abnahm, ohne specielle Erlaubniß der Regierung keine Deportirten, auch nicht die Freigelassenen, zurückzunehmen; allein damit war nichts gewonnen, als daß diese Menschen eben da bleiben mußten, was sie noch keineswegs zu brauchbaren Colonisten machte. Noth und Elend vervielfältigten noch die Laster und Verbrechen, und viele Deportirte entflohen in die Wälder, wo freilich die meisten vor Hunger umkamen, doch aber auch manche unter den Eingebornen blieben, und gewiß mit zu den fortgesetzten Feindseligkeiten derselben beitrugen.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten indeß gewann die Colonisation einigen Fortgang; Phillip, der Gründer, trat am Ende des Jahres 1792 ab, da seine Gesundheit durch die ungeheuren Anstrengungen erschöpft war, und kehrte nach England zurück; an seine Stelle trat provisorisch der Major Grose. Wenn gleich auch jetzt noch, z. B. im März 1793, eine Zeit lang drohender Mangel eintrat, und die Schwierigkeit, eine hun-

gernde Menge von Verbrechern, die zu Allem fähig waren, im Zaume zu halten, fortwährend groß genug blieb, so hatte doch der Anbau des Bodens schon solche Fortschritte gemacht, daß ein bedeutender Theil der nöthigen Lebensmittel in der Colonie selbst gewonnen wurde, und die fruchtbare Insel Norfolk in dem genannten Jahre schon einigen Ueberschuß lieferte. Auch waren gleich nach Phillips Abgang einige freie Colonisten angelangt, denen die Begünstigung der Regierung und die Zuweisung von Verbrechern als Arbeiter bald aufhalf. Die Erschütterung der französischen Revolution, welche auch auf England eingewirkt, und politische Unruhen und ein Verlangen nach einer Parlamentsreform hervorgerufen hatte, führte auch einige politische Verbrecher, an deren moralischer Aufführung kein Makel haftete, nach Sydney, wo sie mit vieler Rücksicht behandelt wurden, und mit den vorgenannten Colonisten, den Beamten und Officieren, welche Landverwilligungen erhalten hatten, eine achtungswerthere Einwohnerschaft zu bilden anfingen. Dieß war eine nothwendige Stütze für den Gouverneur, Capitän Hunter, *) den die zahllosen Diebstähle und Raubanfälle, welche von den Deportirten verübt wurden, fortwährend in Athem hielten.

Ein eigenthümlicher Umstand verschlimmerte indeß die Lage der Dinge bedeutend, unter diesem sowohl wie unter den folgenden Gouverneuren. Bei der Formation des Truppencorps von Neusüdwales hatte man es mit der Moralität auch der Officiere eben nicht sonderlich genau genommen; da die bessern Officiere sich nicht in einen Dienst drängten, den man als einen entehrenden Schergendienst ansah, so waren auch Individuen von höchst zweifelhaftem Charakter darin aufgenommen worden. So lange der strenge Phillip die Zügel hielt, blieben sie so ziemlich in ihren Schranken, allein während der dritthalbjährigen Zwischenregierung des Majors Grose, und als dieser abgetreten, eines Capitän Patterson, nahmen die größten Unordnungen überhand. Den Officieren kam die Beaufsichtigung der Regierungsmagazine und der Lebensmittel zu, und sie begannen damit, Alles, was sie von ihrem Antheil nicht selbst verzehrten, zu verkaufen, namentlich geistige Getränke. Bald gingen sie weiter, und trieben überhaupt mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen einen Handel, der ihnen, da die unsichere Versorgung ein großes Schwanken in den Preisen veranlaßte, einen unmäßigen Gewinn abwarf. Da an den geistigen Getränken am meisten zu gewinnen war, so maßten sich bald die Officiere das Recht an, von jedem Schiffe eine gewisse Quantität davon zollfrei einzuführen. Dieß angemaßte Recht dehnten sie endlich dahin aus, daß sie bei sämmtlichen Waaren das Verkaufsrecht ausübten, und so ein höchst verwerfliches Monopol begründeten. Natürlicherweise mußten sie zum mindesten die Unterofficiere an diesen Vortheilen Theil nehmen lassen, und so war bald der ganze Handel in den Händen der Officiere und Unterofficiere. Eine Unordnung ging mit der andern Hand in Hand: die meisten Officiere lebten öffentlich im Concubinat mit den deportirten Weibern, die sie sich als Dienstmägde zuweisen ließen und dann mit dem Detailhandel von Branntwein und andern Lebensmitteln beauftragten. Welchen Einfluß dieß Beispiel und der Branntweinverkauf auf die deportirten Verbrecher haben mußte, läßt sich ohne Umstände errathen. Die verzögerte Ankunft des neuen Gouverneurs ließ das Uebel tiefe Wurzeln greifen, das Monopol befestigte sich, die besser denkende Classe der Colonisten war zu wenig zahlreich, um die Gouverneure in der Vernichtung des schändlichen Monopols gehörig zu unterstützen, es dauerte somit über fünfzehn Jahre lang, und hat auf die Bildung der Colonie einen wesentlichen, noch jetzt nachwirkenden Einfluß ausgeübt.

*) Nach Phillips Ankunft in England hatte die Regierung diesen an die Stelle des provisorisch eingetretenen Gouverneurs ernannt.

(Fortsetzung folgt.)

Lord Sandpater.

Ein Abenteuer aus der Zeit, wo man noch gern von Herzen lachte, wiederholte sich vor ungefähr drei Monaten mit einem berühmten Sonderling in London. Man erlaube uns die Namen der drei dabei betheiligten Personen zu verschweigen, die Geschichte selbst aber so mitzutheilen, wie sie mir kürzlich bei Erwähnung der Possen des 1 Aprils erzählt wurde.

In dem zierlichen Cabinet eines schönen Hauses der St. James-Straße saßen Sir Francis Wensley und Signora Carlotta bei dem traulichen Frühstück. Das schöne Haus war die von Sir Francis Wensley, einem von den Fürsten der Mode, bezahlte Wohnung der Signora Carlotta, erster Tänzerin des King-Theaters. Sir Francis war nach vierzehntägiger Abwesenheit zurückgekehrt, und ihr Gespräch war dadurch belebter und vertraulicher als je, als eine Kammerfrau leise die Thüre des Cabinets öffnete. Was soll es? rief die Tänzerin mit herrischer Stimme. Nichts, Signora, antwortete demüthig die Kammerfrau, ich wollte bloß Euer Gnaden fragen, ob Sie diesen Morgen Lord Sandpater empfangen werden? Wie vom Donner getroffen fuhr Signora Carlotta bei diesem Namen zusammen; „Lord Sandpater!“ rief sie, und ließ die Arme sinken, „ja, das ist die Stunde, in der er kommt, er wird nicht fehlen; Margarete, ich bin ausgegangen, ich bin krank, ich bin todt, alles was du willst; hörst du, verstehst du mich?“ — „Vollkommen, Signora, ich werde thun, was möglich ist.“ Damit verschwand die Kammerfrau, sorgfältig die Thüre hinter sich schließend. „Nun?“ sagte Carlotta zu Sir Francis, der schweigend mit ruhigem Lächeln da saß, „nun? du fragst nicht, was Lord Sandpater will?“ — „Was kümmern mich alle Lords Großbritanniens,“ erwiederte Sir Francis ruhig, „ich weiß, du liebst mich aus freiem Willen, und ich bin nicht eifersüchtig.“ — „Dennoch wäre dieß ein Fall, wo du es seyn dürftest,“ erwiederte die Tänzerin, durch seine Ruhe verletzt, „und deine großartige Sorglosigkeit möchte doch etwas schadhaft werden, wenn ich dich versichere, daß mir Lord Sandpater keineswegs gleichgültig ist.“ — „Du kanntest ihn nicht vor meiner Abreise?“ — „Nicht einmal dem Namen nach,“ seufzte die Tänzerin, „aber während dessen lernte ich ihn persönlich kennen.“ — „Was willst du mit Lord Sandpater?“ fragte Francis mit tiefem Ernst. „Nun,“ lachte die Tänzerin, „jetzt bist du ja doch eifersüchtig, wie es sich für einen galanten jungen Mann geziemt, und nun will ich dir auch ausführlichen Bericht über den Gegenstand deiner Eifersucht abstatten. Denke dir,“ fuhr sie sehr ernsthaft fort, „eine Gestalt sechsmal so dick

als wir beide, aber proportionirt zu ſeiner Größe.“ — „Alſo ein wohlgewachſener Engländer,“ lachte den Nationalſtolz vergeſſend Sir Francis, „aber fahre nur fort, kleiner Satanas.“ — „Denke dir nun in dieſe körperliche Hülle,“ fuhr Carlotta fort, „den geheimnißvollſten und umfaßbarſten Geiſt, da er ſich nur kurz und ſelten ausſpricht, füge dem Ganzen ein Alter von ungefähr 50 Jahren und zweimal ſo viel tauſend Pfund Sterling als jährliche Rente bei, und du haſt beiläufig einen Begriff von dem mächtigen Rivalen, der ſeit vierzehn Tagen danach trachtet, dich aus meinem Herzen zu verdrängen. Er fing den Tag nach deiner Abreiſe damit an, ſtatt deiner in meine Loge zu kommen. Ich hatte mich eben ankleiden laſſen, und horchte auf die Berichte eines franzöſiſchen Geſandtſchaftsſecretärs, der mir die neueſten Pariſer Moden erklärte, als plötzlich über meine Schultern der Koloß, den ich dir eben beſchrieb, hereinragte. Ich erſchrack ſo, daß ich faſt zitternd ſeinen Gruß erwiederte, da mich aber Lord Spencer, der mir ihn vorſtellte, auf ſein gutmüthiges Ausſehen aufmerkſam machte, ſo gewann ich es über mich, ihm mit ſo freundlichem Lächeln als jedem Andern ein paar verbindliche Worte zu ſagen, und von da an nahm er deinen Platz ein, unbeweglich die Augen auf mich geheftet. Eine halbe Stunde lang ſah ich ihn in derſelben Stellung, und traf ihn jedesmal in der nämlichen wieder, ſo oft ich in die Loge kam; ſo blieb es den erſten, zweiten und dritten Tag, jedesmal war Lord Sandpater da.“ — „Und immer dich ſtumm betrachtend?“ — „Immer, doch ſagte er mir ein- oder zweimal in jeder Stunde, ich ſey ſchön.“ — „Endlich aber ſprach er mehr?“ — „Den achten Tag.“ — „Bot er dir ſein Vermögen, ſeinen Namen und verlangte deine Hand?“ — „So iſt es, wer hat es dir geſagt?“ — „Ich denke mir es, denn ohne den Lord Sandpater zu kennen, habe ich doch ſchon viel von ihm gehört. Es iſt einer der mit dem Spleen behafteten Schläfer des Oberhauſes, die regelmäßig aufwachen, um ihre Stimme abzugeben, übrigens geiſtreich, wie man verſichert, und zum Beſchützer für Kunſt und Wiſſenſchaft geboren. Seine öffentliche Narrheit iſt, ſein Leben ſchweigend bei allen berühmten Leuten ſeiner Zeit hinzubringen, ſich bei ihnen einführen zu laſſen, um ſie zu ſehen und von ihnen geſehen zu werden. Seine geheime Narrheit aber iſt, eine Schauſpielerin zu heurathen, um ſich dadurch vom Spleen zu heilen, und du biſt wenigſtens die zehnte, die er zur Frau verlangt hat. Du ſiehſt, das iſt im Grund ein unſchuldiges Vergnügen, und wir können uns ohne Schaden darüber luſtig machen.“

„Luſtig machen über dieſen Mann? guter Gott!“ rief die Tänzerin und ſchlug die Hände zuſammen, „ach nein, Francis, ich verlange ernſtlich Schutz und Hülfe von dir.“ — „Schutz und Hülfe! war er unhöflich, zudringlich gegen dich?“ — „Im Gegentheil, er hat ein anderes Mittel mich unglücklich zu machen, zur Verzweiflung zu bringen.“ — „Nun, gerechter Himmel, was denn?“ — „Er verzehrt mich an langſamem Feuer, er mordet mich mit Nadelſtichen, dadurch, daß ich alle Tage ſeine entſetzlich erdrückende Nähe ertragen muß.“

„Er tödtet dich alſo durch Langweile.“ — „Das iſt es, du nennſt das rechte Wort, tödtend iſt ſeine Nähe, und du würdeſt das nicht mehr bezweifeln, wenn du, wie ich, alle Tage zwei, drei Stunden lang ihn um dich haben müßteſt. Du weißt, mein Freund, ich bin weder nervenſchwächer, noch reizbarer, als eine andere, aber ſey es, daß ich es geworden bin ſeit ich Lord Sandpaters Huldigungen empfange, ſey es, daß dieſer Mann etwas Schlafbringendes, Magnetiſches oder Katalepti-ſches an ſich hat, ich verſichere dich, daß, ihn da alle Morgen vor mir, in der Loge alle Abende hinter mir zu haben, unbeweglich wie eine Bildſäule, ſchweigend wie ein Gemälde, zwiſchen ſeinen großen Händen den Diamantgriff ſeines Stockes, ſeine ſchläferigen Augen ſtets auf mich gerichtet, das ſtürzt mich in eine ſo unbezwingliche Trägheit und Erſtarrung, daß es mir gewiß früher oder ſpäter Krämpfe oder die Schlafſucht zuziehen wird. Kurz, weit entfernt, daß Lord Sandpater durch mich vom Spleen geheilt wird, wird er mich unfehlbar damit anſtecken.“

„Zum Teufel, das iſt ernſthaft,“ ſagte Wendley, betroffen durch den Ton innerer Ueberzeugung, mit dem Carlotta ſprach. „Du mußt Lord Sandpater abweiſen laſſen, ihm heute noch für immer deine Thüre ſchließen.“ — „Das iſt es eben, was ich meiner Kammerfrau befahl, aber ich weiß nicht, ob ſie es zu Stande bringen wird, denn das Unternehmen iſt nicht ſo leicht als du glaubſt.“ — „Nun, nach der Zeichnung, die du mir von ihm entworfen, kann er doch nicht wohl durch das Schlüſſelloch ſchlüpfen.“ — „Ach, es gibt noch viel eben ſo ſichere Wege, gegen die ich ſchon oft vergebens angekämpft habe. Bald kommt er betrüglicher Weiſe herein, wenn man für jemand Andern die Thüre öffnet, bald macht er ſich wie eine Kanonenkugel Platz, indem er alle Hinderniſſe zurückwirft, bald verwandelt er ſich in einen Goldregen, und ich habe dann keine Wächter mehr gegen dieſen neuen Jupiter; da, hier haſt du den Beweis, rief ſie heftig, als plötzlich die Hausglocke Beſuch ankündend ertönte, gewiß, das iſt er, die Bedienten haben ſchon ihre Ordre vergeſſen, und wer weiß, ob meine Frauen mich beſſer bewachen.“ — „Bei Gott, das iſt zu arg,“ rief aufſpringend Sir Francis, „erlaube, daß ich ſelbſt“ — „Wo denkſt du hin?“ unterbrach ihn die Tänzerin, „einen Lord Großbritanniens ſo behandeln zu wollen, nein, noch haben wir, wenn Lord Sandpater bis da hereinkommen ſollte, einen beſſern Ausweg. Bleibe du hier, während ich ins nächſte Zimmer gehen will. Mit dir wird er nicht lange im tête à tête bleiben wollen, und wie er fort iſt, komme ich wieder.“ (Schluß folgt.)

Miscellen.

Fang einer Meerkröte. Kürzlich fing man im Hafen von Bayonne ein ſolches Thier, das 4 Fuß in der Länge hat und deſſen Schweif 1 Fuß lang iſt; es hat zwei ſehr kurze Pfoten unter dem Bauch und zwei große dicke Schwimmfloſſen an den Seiten. Das ungeheure Maul iſt, wie bei den Haifiſchen, mit mehrern Reihen Zähnen beſetzt. Eine beſondere Eigenthümlichkeit iſt, daß das Thier auf dem Rücken mit einer Art doppelter Leine (lignes) verſehen iſt, womit es die Fiſche anzieht, die ſeine Nahrung ausmachen. (Sentinelle des Pyrenées.)

Abgebrochenes Narwallhorn. Kürzlich fand man in Havre bei Ausbeſſerung eines Wallfiſchfahrers ein Stück von einem Narwallhorn, das bedeutend tief in die Verdoppelung des Schiffes eingeſtoßen, darin abgebrochen war, und ſomit den verurſachten Leck ſelbſt verſtopft hatte. (Franz. Bl.)

Sendung von Maulbeerbäumen nach den Vereinigten Staaten. Ein Kaufmann zu Florenz hat kürzlich 40,000 junge Maulbeerbäume nach Nordamerika verſchickt, wo der Seidenbau außerordentlich an Ausdehnung gewinnt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 137.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

17 Mai 1839.

Temperatur der Inſeln Jerſey und Guernesey.

Man kennt allgemein den wohlthätigen Einfluß, den die Feuchtigkeit auf ſtarke Kälte ausübt; das Beiſpiel aber, welches ein Hr. Vibert in den Annales de la Société d'horticulture mittheilt, und das er auf den Inſeln Jerſey und Guernesey beobachtet hat, ſcheint uns merkwürdig genug, um es gleichfalls unſern Leſern mitzutheilen.

Dieſe beiden Inſeln bieten, dem Verfaſſer zufolge, Stoff zu einer Menge intereſſanter Notizen, und ein Forſcher, der die Inſel durchreiſen will, wird hierbei durch die Artigkeit vieler ſehr einſichtsvollen Perſonen, welche den Anbau von Blumen und Pflanzen unter ihre angenehmſten Genüſſe rechnen, aufs freundlichſte unterſtützt. Hr. Vibert bewunderte einen Orangenbaum und zwei prachtige Camellien, welche er auf Guernesey bei einem Hrn. Harry Dobrée, einem ausgezeichneten Gartenliebhaber und Mitglied der Gartengeſellſchaft von London, fand. Eine dieſer Camellien iſt weiß und mit doppelten Blumen; ſie wurde vor etwa 25 Jahren als ſehr ſchwache Pflanze am Fuße einer Mauer im Spalier gegen Südweſten gepflanzt; jetzt überragt ſie die 11 Fuß hohe Gartenmauer. Ihre Oberfläche beträgt 17 Quadratfuß, und ihre Dicke (6 Zoll vom Boden) 12 Zoll. Sie trägt jährlich 2 bis 3000 Blumen, welche gegen Mitte Februars ſich zu entfalten beginnen, und bis Ende Mai's dauern. Eine panachirte Camellie, die in der Nähe ſteht, und ſeit 10 Jahren gepflanzt iſt, erhebt ſich gleichfalls über die Mauer. Ihre Ausdehnung beträgt 13 Fuß und der Umfang ihres Stammes 10 Zoll. Dieſe Camellie hatte voriges Jahr am 24 December gegen 40 entfaltete Blumen und Knöpfe in unzahlicher Menge. Damals war noch kein Froſt eingetreten. Der Orangenbaum gehört der dicken, ſogenannten Sevilla-Art an, und überragt gleichfalls die oben genannte Mauer; ſeine Ausbreitung umfaßt 4 Fuß, und ſeine Dicke 21 Zoll. Dieſer ſchöne Baum war im Monat September vorigen Jahres mit Früchten, theils von dieſem, theils vom vorhergehenden Jahre bedeckt; auf den von dieſen Bäumen eingenommenen Theilen des Spaliers war kein leerer Raum.

Die Erde, in die ſie gepflanzt ſind, iſt künſtlich zuſammengeſetzt aus gleichen Theilen Sand, Heidelanderde (terreau de bruyère), Düngererde und Pflanzenerde. Die Maſſe dieſer Miſchung, welche den beſonders dazu hergerichteten Graben füllte, konnte 4 bis 5 ſtarke Schubkarren voll betragen.

Sonſt hatte Hr. Harry Dobrée die Gewohnheit, bei Annäherung des Winters ruſſiſche Matten über die ganze Oberfläche ſeiner Camellien auszubreiten, und eine ſtarke Lage friſchen Pferdemiſt an den Fuß dieſer Bäume legen zu laſſen, um ſie gegen die Kälte zu ſchützen; da aber ſeine einfachen, in Büſchen gepflanzten Camellien ohne allen Nachtheil der Kalte vollkommen widerſtanden, ſo ließ er im vorigen Winter auch bei ſeinen doppelten Camellien die Matten weg, und ließ nur am Fuße eine dicke Lage Miſt legen, was ihnen trotz der ſtrengen Witterung, wo das Thermometer 15° unter Null fiel, nicht ſchadete. Der Orangenbaum wurde mit ruſſiſchen Matten ſorgfältig gedeckt. Es iſt ſehr zweifelhaft, ob es in Frankreich Camellien in freiem Boden gibt, die mit ſo wenig Sorgfalt und Koſten eine ſolche Entwicklung erhielten; auf den Küſten der Bretagne iſt es gar nicht möglich, auch nur einen ſolchen Verſuch zu machen. Ein anderer Beweis von dem wohlthätigen Klima auf Jerſey liegt in dem Vorhandenſeyn hundertjähriger Feigenbäume, die ſo groß wie Nußbäume ſind, und die eine Kälte von 17° C. im vorigen Winter nicht beſchädigt hat.

Auſtralien.

2. Die Verbrechercolonien.

(Fortſetzung.)

Die Geſchichte der drei Gouverneure Hunter, King und Bligh hängt mit der Geſchichte des in Neuſüdwales befindlichen Truppencorps und dem von ſeinen Officieren ausgeübten Monopol aufs engſte zuſammen. Hunter kannte die Schwierigkeiten, denen er entgegen ging, wohl, ſeine Berichte ſtellten auch den Stand der Sache unumwunden dar, und ſchon hatte man in England ein Corps Marineſoldaten verſammelt, um es nach Neuſüdwales überzuſetzen, und das dort ſeit Gründung der

Colonie ſtehende abzuführen, allein die Bedürfniſſe des damaligen Kriegs machten eine andere Verwendung nöthig. Hunter begnügte ſich mit der Bekämpfung einzelner Mißbräuche, vor Allem der Trunkſucht, die ſchon ſo viel Unheil angerichtet hatte, und ein freſſender Krebs für die ganze Colonie geworden war, um ſo mehr, als dieſe Leidenſchaft unter einem dem italieniſchen gleichenden Himmel die unter nordiſchen Breiten geformten Conſtitutionen raſch zerſtörte, *) und die moraliſche Fühlloſigkeit erzeugte, welche die gewöhnliche Folge unmäßigen Branntweintrinkens iſt. Hunter griff das Uebel an der Wurzel an, indem er ſtrenge Verordnungen gegen die heimlichen Deſtillerien erließ, und die Deſtillateurs ſtreng beſtrafte. Aber die Habſucht und die Unmäßigkeit wußten doch die ſtrengſte Aufſicht zu umgehen, und namentlich dauerte die heimliche Branntweinbrennerei an den Ufern des Hawkesbury fort, wo von dem Sitze der Regierung entfernt, das Leben der angeſiedelten, emancipirten Verbrecher häufig nur eine lange, nicht ſelten blutige Orgie war. Hieher flüchteten auch ſtets diejenigen, welche ſich dem Geſetz entziehen wollten, und dieſe Zahl ſtieg mit der ſteigenden Zahl der Emancipirten. Dieſe konnten nach den Verordnungen der Regierung zu dringenden Arbeiten gezwungen werden, allein die Ausführung dieſer Verordnung ſtieß auf die größten Schwierigkeiten, denn wenn man ſie zur Arbeit zwingen wollte, liefen ſie in die Wälder. Zudem hatte man die Unvorſichtigkeit begangen, einige dieſer Emancipirten unter die Truppen aufzunehmen, und dieſe machten nur allzu bald gemeinſchaftliche Sache mit denen, welche ſie bewachen und beaufſichtigen ſollten.

Trotz aller Bemühungen Hunters zeigte ſich keine Beſſerung, und eine Reiſe, die er ſelbſt nach den Ufern des Hawkesbury machte, wo der Auswurf einer Geſellſchaft, wie die zu Sydney war, ſich ſammelte, mochte ihm alle Hoffnung benehmen. Dieß geht auch aus den Strafen hervor, zu denen er ſeine Zuflucht nahm. Die lange Liſte der Verbrechen war in den letzten Jahren noch durch Falſchmünzerei und Nachmachen der von der Regierung ausgeſtellten Bons vergrößert worden, und die Brandſtiftungen nahmen furchtbar überhand. Das Criminalgericht verſammelte ſich dreimal monatlich, und erkannte auf Peitſchenhiebe, Arbeiten in Feſſeln, Deportation nach Norfolk und Ausſtellung am Galgen mit Annagelung der Ohren bei falſchem Zeugniß. Trotz aller dieſer Zwangs- und Schreckmittel war aber in die Verbrecher keine gehörige Arbeitſamkeit hineinzubringen, und namentlich gab die Aufführung der Weiber zu vielen Klagen Anlaß: ſie waren ſo übermüthig und faul geworden, daß es zum Gewohnheitsrecht wurde, daß man von denen, welche Kinder hatten, keine Arbeit verlangen durfte; und die meiſten befanden ſich in dieſem Falle. Dieß Vorrecht entſprang aus dem ungeheuren Mißverhältniß zwiſchen beiden Geſchlechtern und der ſcandalöſen Begünſtigung der Weiber durch die Officiere und andere Beamte. Hunter beſchränkte zwar dieſe Begünſtigungen, jedoch, wie es ſcheint, mit ſehr geringem Erfolge. Hunter war es auch, der die urſprüngliche Verordnung der Regierung, Deportirte an Gutsbeſitzer als Arbeiter zu vertheilen, zuerſt in Ausführung brachte, eine Verordnung, die noch gültig iſt, aber immer noch einen bedeutenden Streitgegenſtand bildet, von welchem natürlicher Weiſe die Frage abhängt, ob Neuſüdwales eine Strafcolonie bleiben ſoll oder nicht.

Hunter ſchiffte ſich im Monat September 1800 nach Europa ein, augenſcheinlich im Gefühle, daß er mit den bedeutendſten Gebrechen der Colonie nicht mehr kämpfen könne, weßhalb er auch einen offenen Bruch mit den Officieren des Corps von Neuſüdwales vermieden hatte. Bei ſeinem Abgange betrug die Bevölkerung nahe an 6000 Menſchen, darunter 310 Familien von Coloniſten, nämlich 180 am Hawkesbury, 100 zu Paramatta, Trougabby, Proſpect- und Caſtle-Hill und 70 zu Sydney und in der Umgegend. Collins, deſſen wir ſchon mehrfach erwähnten, macht nach einer langen Aufzählung von Verbrechen und Unthaten die allgemeine Bemerkung: „ich habe ſchon von den Coloniſten und ihrer Stimmung geſprochen. Der Staat hat Unterſtützungen und Aufmunterungen an ſie verſchwendet, man bemerkte aber bald, daß ſie ſolche nicht verdienten. Faſt alle waren Verbrecher geweſen, und hatten ſich während ihrer Strafzeit nicht gebeſſert. Nun wurden ſie frei, und erhielten Grundbeſitz, was ſie aber nur eitel und übermüthig gemacht hat. Die meiſten blieben deßhalb der Regierung zur Laſt, ohne durch ihren Fleiß dieſe Laſt, die täglich ſchwerer wurde, zu erleichtern.“

Hunter hatte, wie ſchon bemerkt, den offenen Streit vermieden, aber in ſeinen Berichten den Stand der Dinge offen dargelegt. Darum wählte die Regierung den Capitan King, der ſich früher ſchon bei der Gründung von Norfolk durch Feſtigkeit und Einſicht ausgezeichnet hatte, zu ſeinem Nachfolger, obwohl er von dem Erfolge der Colonie nicht die beſten Hoffnungen hatte, und oft erklärte, daß es „über ſeine Kräfte ſey, Beutelſchneider in ordentliche Landwirthe umzuſchaffen.“ Zu den ſchlechten Werkzeugen, über welche er zu verfügen hatte, kam noch die nun außer Zweifel ſtehende Unfruchtbarkeit des ſeit der Gründung der Colonie angebauten Bodens und die periodiſchen Dürren, ſo daß das jährliche Deficit an Lebensmitteln noch auf geraume Zeit hinaus durch koſtſpielige Einfuhren aus Indien, Batavia und dem Cap gedeckt werden mußte. Ein geringer Unfall konnte die Colonie der Hungersnoth ausſetzen, und noch war ſeit der Gründung kein Jahr verlaufen, wo nicht dieſe Ausſicht die Befehlshaber erſchreckt hatte. King kannte dieſe Verhältniſſe ſehr wohl, und darum mochte er auch eben nicht geneigt ſeyn, an eine gänzliche Umgeſtaltung derſelben Hand zu legen. Er ſcheint *) jedoch zeitig das bisher geübte Privilegium der Officiere, von jedem ankommenden Schiffe eine gewiſſe Maſſe ſpirituöſer Getränke ohne Zoll zu beziehen, angegriffen zu haben, denn es brachen bald Streitigkeiten zwiſchen ihm und den Officieren aus, die ſchon gegen ihn mit dem Plan einer gewaltſamen Abſetzung umgegangen ſeyn ſol-

*) Man fand häufig in den Feldern und an den Wegen die unglücklichen Opfer der Unmäßigkeit, und Anfälle von Wahnſinn wurden ſehr häufig, namentlich unter den Weibern.

*) Man muß ſagen, es ſcheint, denn bei dem Mangel an Nachrichten aus jener Zeit fehlt der ſichere Beweis.

len. King ſuchte gegen ſie eine Stütze in den wenigen Freien und beſſer geſinnten emancipirten Coloniſten, und gewährte vielen von dieſen die große Vergünſtigung, ſpirituöſe Getränke verkaufen zu dürfen.

Damit machte er aber nur das ohnehin ſchon herrſchende Uebel ſchlimmer: eine allgemeine Erſchlaffung der Sitten und der Regierungsgewalt erfolgte, es ſcheint eine völlige Weibergemeinſchaft eingetreten zu ſeyn, Schaaren von Räubern durchzogen das Land und griffen die Wohnungen der waffenloſen Pflanzer am hellen Tage an; mehrere hundert Verbrecher, die an einem Ackerbauetabliſſement der Regierung, 8 bis 9 Stunden von Sydney, arbeiteten, erregten einen Aufſtand, an deſſen Spitze einige Irländer ſtanden, die wegen politiſcher Vergehen deportirt waren. Man mußte mit Waffengewalt einſchreiten, mehrere der Aufrührer fielen im Gefecht, andere wurden ohne Umſtände aufgeknüpft, und die übrigen auf dieſe Weiſe zum Gehorſam zurückgebracht. Solche ungünſtige Umſtände mochten von ſeinen Feinden, dem Stab des Corps von Neuſüdwales, benutzt werden; dieſe hatten ſich ſchon einmal gegen ihn die Infamie erlaubt, ſeine Depeſchen zu entwenden, und die gegen ſie zeugenden Papiere auf die Seite zu ſchaffen. Andere Mittel, ihn bei der Regierung zu verdächtigen und herabzuſetzen, mögen nicht gefehlt haben; ſo wurde er ſehr kalt in England empfangen, und dieſe Kränkung ſcheint ſeinem Leben in Kürze ein Ende gemacht zu haben.

Seine Gouverneurſchaft iſt indeß durch mehrere für Auſtralien höchſt wichtige Vorfallenheiten bezeichnet; im J. 1802 kam eine Anzahl ſchottiſcher Presbyterianer an, welche im Grunde die erſten ächten Coloniſten waren, die ſich mit den Pilgrim Fathers von Neuengland vergleichen laſſen; die Baß-Straße wurde entdeckt, ſomit Vandiemensland als Inſel erkannt, und im Jahre 1807 eine Niederlaſſung ſelbſt gegründet, deren erſter Gouverneur der mehrerwähnte Oberrichter Collins war. Dagegen wurde im J. 1805 das Etabliſſement auf der Inſel Norfolk aufgegeben, größtentheils weil die dahin geſchickten, gröbſten Verbrecher, der Auswurf von Neuſüdwales, allen Anbau durch beſſere Coloniſten unmöglich gemacht hatten. Dagegen begann die Coloniſirung des Feſtlandes ſich auszubreiten: man hatte Schafe von vorzüglicher Race dahin verpflanzt, der Viehſtand mehrte ſich, und einige Capitaliſten fingen an Schiffe zu bauen und ſie für den Wallfiſchfang auszurüſten. Ehe aber alles dieß einen glücklichen Fortgang gewinnen konnte, mußte die Herrſchaft des Officiercorps von Neuſüdwales gebrochen werden, und dazu wurde der Capitän Bligh auserſehen, ein Mann, der nie in ſeinem Leben Furcht gekannt hatte, und der gewiß nicht mit halben Maßregeln ſich begnügte.

(Fortſetzung folgt.)

Ein merkwürdiger Regen.

Der Courrier de Rouen erzählt, daß zu Montfort ſur Rille (Eure-Departement) in der vorletzten Woche Aprils ein merkwürdiger Regen ſtattgefunden habe. Gegen Mittag bei einer für die Jahreszeit ziemlich ſtarken Hitze bemerkte man eine große gelbe von Norden kommende Wolke. Bald fielen ſtarke Regentropfen, welche auf dem Pflaſter eine große Menge gelber Flecken zurückließen, ungefähr von der Farbe, wie die Blüthe des Buſches Corcherus, weßhalb die Ortseinwohner ſagten, es ſey ein Goldregen. Mehrere dieſer Tropfen waren auf Bretter gefallen, die von Leuten, welche die Spuren dieſes Phänomens aufbewahren wollten, in Sicherheit geſtellt wurden; ſie trockneten ſehr ſchnell, und es blieb auf den Brettern nur ein ſehr feiner Staub zurück, der beim geringſten Stoß ſich zerſtreute. Die Wolke wurde gegen Südweſt getrieben, und die ganze Atmoſphäre kühlte ſich alsbald auffallend ab.

Lord Sandpater.

(Schluß.)

Mit jedem andern Beſuche möchte Carlotta's Rechnung richtig geweſen ſeyn, hier aber lief ſie dem, dem ſie entgehen wollte, gerade entgegen. Denn das erſte, was ſie in dem Zimmer, in welches ſie ſich vor Lord Sandpater geflüchtet, erblickte, war Lord Sandpater ſelbſt, ruhig in einem Lehnſtuhle ſitzend. So wie man ihm gemeldet hatte, die Tänzerin ſey ausgegangen, erwiederte er, daß er ihre Rückkehr abwarten wolle, und die Kammerfrau hatte ihn in dieſes Zimmer geführt, da ſie nicht vorausſehen konnte, daß ihm hier ihre Herrin gerade entgegenkommen würde. Aus dem Schrei der Ueberraſchung, den Carlotta ausſtieß, merkte Sir Francis den Unſtern, der ſie getroffen, und wünſchte in leicht begreiflicher Wuth ſämmtliche Lords der drei Reiche zu allen Teufeln. Nachdem er eine halbe Stunde lang vergebens das Ende des widerlichen tête à tête erwartet, fand er den Spaß doch zu derb, und auch begierig, den Rivalen von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, entſchloß er ſich endlich kurz, und trat ohne Umſtände in das Zimmer. Als würdiges Original zu Carlotta's Zeichnung ließ ſich Lord Sandpater nicht im mindeſten durch die Dazwiſchenkunft eines Dritten ſtören, erhob ſich erſt nach einer langen Stunde des einſylbigſten Geſpräches, und Wentley war, als er ſich entfernt, vollkommen von der Wahrheit von Carlotta's Befürchtungen überzeugt. „Uff," rief der junge Mann ganz erſchöpft, „ſey ruhig, Carlotta, du ſollſt von dieſem Verſteinerer befreit ſeyn, oder ich will ſelbſt verſteinert werden." Aber Sir Francis wußte nicht, was er verſprach, er kannte noch nicht den unbeweglichen Starrſinn ſeines Rivalen. Seiner rechtlichen Abſichten ſich bewußt, wich er nicht haarbreit, und Alles, was man gegen ihn unternahm, glitt wie an einem Felſen ab. Vergebens ſtellte ſich ihm Wentley gefliſſentlich überall in den Weg, vergebens ließ er ihn auf hunderterlei Weiſe in den Vorzimmern und zwiſchen den Couliſſen necken, vergebens hoffte er ihn dadurch von dem Gedanken, Carlotta zu heurathen, abzubringen, daß er ihn öffentlich mit einem Duell bedrohte, nichts vermochte den erlauchten unerſchrockenen Prätendenten auf Carlotta's Hand zu entmuthigen, oder auch nur Carlotta eine Viertelſtunde ihrer täglichen Langweile zu erſparen. Endlich an einem Februars Abend mitten unter einem faſhionablen Rout im Jockeyclub verfielen Sir Francis und ſeine Freunde, begeiſtert durch die duftende Wärme eines amerikaniſchen Punſches, auf das merkwürdige Auskunftsmittel, das wir mittheilen, und welches ſie auch den nächſten Morgen gleich ins Werk ſetzten.

Da Sir Francis selbst das Ehrendiplom der Tarterwürde hatte, so kannte er die besten Aerzte Londons. Er schrieb an die vier Ausgezeichnetsten, worunter auch der Leibarzt der Königin, und lud sie dringend zu einer höchst wichtigen und Eile verlangenden Consultation. Die vier Aerzte erschienen pünktlich, und Wensley empfing sie mit eben dem tiefen Ernst, der auf ihren Gesichtern lag. In der Mitte des Zimmers stand ein großer Tisch mit Allem, was man zum Schreiben bedarf, ausgerüstet, nichts fehlte mehr als — der Kranke, und die Aerzte verlangten seine Gegenwart. „Der Kranke ist nicht hier, meine Herren," erwiederte Sir Francis, „und da es allgemeine Fragen sind, die ich die Ehre haben werde Ihnen vorzulegen, so hielt ich seine Gegenwart für unnöthig. Ich bitte Sie mir zu beantworten: 1) ist der Spleen wirklich eine Krankheit, 2) kann er tödtlich werden, und 3) ist er ansteckend?"

Die vier Aerzte nahmen Platz, begannen ihre Berathschlagung, und Wensley ergriff die Feder, Alles gehörig zu Papier zu bringen. Nach zweistündiger lebhafter Discussion beantworteten sie endlich auf zahlreiche Beweggründe gestützt alle drei Fragen mit ja. Namentlich wurde die Frage der Ansteckungsmöglichkeit, die Sir Francis am meisten am Herzen zu liegen schien, so entschieden bejahend festgestellt, daß kein Zweifel mehr dagegen zu erheben war. Nachdem die Consultation geschrieben und vorgelesen war, wurde sie von den Aerzten unterzeichnet, und Wensley ließ sie zufrieden in ihre Wohnung zurückkehren, wo jeder von ihnen fünfzig Pfund Sterling auf seinem Schreibtische fand. Zwei Stunden nach dieser Scene, die Molière, wäre sie in seine Zeit gefallen, gewiß nicht unbenutzt gelassen hätte, erschien Lord Sandpater vor Carlotta's Haus, und wurde dort von einem in voller Uniform erscheinenden Gerichtsbeamten abgewiesen. Der unerschütterliche Lord glaubte, es sey ein Mißverständniß, und wollte nach gewohnter Weise weiter schreiten, als ihm der Gerichtsbeamte seine Weisung wiederholte und zugleich ein großes Papier vor die Augen hielt. Der schweigsame Mann ergriff es, ohne den Mund zu öffnen, und durchlas es langsam mit bedächtiger Miene. Es war die in vollkommen gültige, gerichtliche Form gebrachte Erklärung der vier Aerzte, die also lautete: da es öffentlich anerkannt ist, daß Lord Sandpater den Spleen hat, und er durch die Qual seiner täglichen Besuche bei Signora Carlotta, laut beigelegter ärztlicher Consultation, dieser mittelst der ihr dadurch veranstalteten Langweile die Krankheit durch Ansteckung mittheilen kann, sohin das Leben dieses liebenswürdigen Wesens in Gefahr schwebt, so wird hiemit besagter Lord Sandpater sowohl im Namen aller Liebhaber des King-Theaters, die Englands erste Tänzerin erhalten wissen wollen, als auch im Namen des Leibarztes der Tänzerin, dem besonders an ihrer Erhaltung liegen muß, aufgefordert, sich all und jedes weitern Besuches bei obengenannter Signora Carlotta zu enthalten. Unterschrieben: Sir Francis Wensley.

Nachdem sich Lord Sandpater einen Augenblick gesammelt hatte, schrieb er, immer noch schweigend, mit Bleistift einige Zeilen auf ein Blatt seiner Brieftasche, riß es heraus, überreichte es dem Gerichtsbeamten mit der Bitte, es Sir Francis zu übergeben, und kehrte friedlich in seine Wohnung zurück. Die Botschaft Lord Sandpaters erinnerte einfach Wensley an das vor acht Tagen von ihm angebotene Duell, und bestimmte einen Platz außerhalb der Stadt, auf welchem er ihn mit zwei Zeugen und Waffen erwarte. Sir Francis folgte sogleich diesem Ruf, und erschien in Begleitung der ersten besten zwei Freunde, die ihm begegnet waren. Aber kaum stand er seinem Gegner gegenüber, so schoß er, da ihm der erste Schuß gehörte, seine Pistole auf einen Strauch in der Nähe los, und erklärte, daß er auf dieses Duell verzichten müsse. „Was bedeutet das?" fragte Lord Sandpater, zum Erstenmal während des ganzen Auftritts den Mund öffnend. „Das bedeutet, Mylord," erwiederte Wensley, „daß ich es nicht über mich nehmen kann, Euch zu ermorden. Meine Herren," fuhr er zu den Zeugen gewendet fort, „betrachten Sie uns beide genau, und sagen Sie dann selbst, ob man das ein Duell nennen kann. Mylord bietet mir einen Zielpunkt von sechs Fuß Höhe und drei Fuß Breite, während ich ihm zwei Drittheil so viel biete, ohne noch meine weit schärfern Augen in Anschlag zu bringen. Ich schlage meinem Gegner vor, unser Duell so lange zu verschieben, bis meine physische Entwicklung etwas mehr der seinigen gleicht, und verspreche ihm, daß ich Alles thun will, diesen Zeitpunkt so viel als möglich zu beschleunigen. Mylord kann ihn ebenfalls näher bringen, wenn er sich bemüht, etwas magerer zu werden. Sollte ihm übrigens dieser Vorschlag nicht gefallen, so hat er volle Freiheit auf mich zu schießen, falls ich Sr. Herrlichkeit nicht zu unsichtbar bin." Mit diesen Worten warf Sir Francis seine Pistole von sich und stellte sich seinem Gegner, wie dessen Schuß erwartend, gegenüber. Aber seine Zeugen lachten aus vollem Hals, und die Zeugen seines Gegners konnten sich nicht enthalten, ein Gleiches zu thun. Lord Sandpater allein blieb ernsthaft, und das Duell wurde unmöglich. — Dieses Ereigniß steigerte den Spleen des edlen Lords, und er verließ die folgende Woche London, um den ganzen Monat März in Neapel zuzubringen.

Miscellen.

Neue Art Schlösser. In der Ausstellung zu Paris findet sich eine auf einem ganz neuen System beruhende Art Schlösser. Man stelle sich einen Stahlknopf, der weder Chiffren, noch sonstige bemerkenswerthe Zeichen hat, in der Mitte einer Thüre vor; man kann unmöglich an sichtbaren Mitteln sparsamer seyn, und ein Schloß besser gegen äußere Angriffe schützen, und doch kann man mit diesem einfachen Knopfe nach und nach vier Stücke im Innern des Schlosses in Bewegung setzen, deren combinirte Stellungen 590,625 (!) verschiedene Arten geben die Thüre zu schließen. Diese Thüre öffnet und schließt sich von außen wie von innen mit Einer Hand ohne Anstrengung und ohne das mindeste Geräusch, das den Mechanismus verrathen könnte. Ist die Thüre offen, so dreht der Knopf einen, zwei, drei oder vier Riegel, welche die Thüre verriegeln, wie man einen Dampfkessel schließt. (Journal du Commerce vom 7 Mai.)

Ungewöhnliche Fruchtbarkeit von Schafen. Das Journal de la Manche enthält folgenden Artikel: Ein Mutterschaf, das einem gewissen Ab. Leriche, Bauern zu St. Amand, gehörte, hatte auf dreimal 15 Lämmer geworfen; dieß Jahr warf sie vier, starb aber bald darauf. Diese Fruchtbarkeit schien Manchem übertrieben, und sie wurde sogar bezweifelt, jetzt aber hat sich ein Beispiel von noch außerordentlicherer Fruchtbarkeit ergeben. Hr. Godard, Grundeigenthümer und Einnehmer zu Tessy, besitzt ein Schaf, das kürzlich 6 Lämmer geworfen hat.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 138.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

18 Mai 1839.

Brittiſches Muſeum.

(Times, 22 April.)

Die Abgüſſe von den äginetiſchen Figuren ſind ſeit wenigen Tagen auf dem für dieſelben errichteten Geſimſe aufgeſtellt worden. Es befindet ſich daſſelbe in dem Theil der Antiquitäten-Galerie, welcher den Namen Phigalienſaal tragt, und iſt eine genaue Wiedergabe des Theiles vom Jupiter Panhellenius-tempel auf der Inſel Aegina, in deſſen Ruinen die Statuen entdeckt worden ſind. Die Compoſition iſt von Backſtein ſtuckaturt. Trotz der großen Verbeſſerung am frühern Sims, weil er tiefer und kühner im Relief iſt, und weil er die geſchmückten Figuren auf dem Gipfel aufgeſtellt hat, muß man doch ſehr bedauern, daß die Lage nicht beſſer gewählt worden iſt, — einmal, weil er nicht zu einer hinreichenden Höhe vom Fußboden auf errichtet worden iſt, um den Statuen die volle Wirkung zu verſchaffen, und dann, weil die Breite des Zimmers nicht den hinlänglichen Raum gewährt, um die Winkel vertreten zu laſſen, ſo daß dieſe nothwendig abgeſchnitten ſind, was dem Ganzen einen unvollendeten und ſeltſamen Anblick gibt. Niemals kann der Beſchauer, eben dieſer Localität halber, die Fernanſicht erhalten, welche erforderlich iſt, um die Schönheit des Ganzen hervorzuheben. Sowohl im Vatican, wie in der Galerie von Florenz iſt den Meiſterſtücken des Alterthums ein großer Effect dadurch gegeben, daß man die Gebäude, in welchen ſie aufbewahrt werden, mit den angebrachten Werken in Einklang bringt, und ſo viel, als nur möglich, den Waarenhausanblick vermeidet, welchen eine neben einander aufgeſtellte Maſſe von Statuen aller Gattungen, Größen, Arten und Verhältniſſen immer in gewiſſem Grad einem Gebäude geben muß, welches dem Beſchauer, indem es den Werth und die Schönheiten der Sculpturen nicht gehörig beachten läßt, den Effect vermindert, und Verwirrung in ſeine Anſicht bringt, ſo daß er wohl, wenn er anderwärts den Abguß eines einzelnen Stückes ſieht, ſich überraſcht fühlt, daß er es hat überſehen oder aus dem Gedächtniß verlieren können. Die Statue des Apollo im Vatican, und die mediceiſche Venus in der großherzoglichen Galerie zu Florenz würden gewiß ihrer Großartigkeit halb verluſtig werden, würden ſie mitten unter die heterogenen Maſſen in den geräumigen Hallen des brittiſchen Muſeums übergeſiedelt. Die Wahrheit davon iſt leicht erweislich. Man laſſe Jemand die in den Bädern des Claudius zu Oſtia gefundene herrliche Statue der Venus durch den Eingang des Terracotta-Saales betrachten, und er wird gewiß von der Schönheit derſelben ergriffen werden. Aber beim Eintreten wird er finden, daß andere in der Runde aufgeſtellte Sculpturen von verſchiedenem Character und von verſchiedenen Verhaltniſſen dem Effect weſentlichen Abbruch thun. Freilich wird kaum je, wir ſind es überzeugt, eine ſolche Anordnung möglich werden, daß jede Sculptur naturgemaß ihr beſonderes Gemach erhielte: aber hier hat wieder die entgegengeſetzte Sitte zum Uebermaß geführt.

Es iſt auffallend, daß einer der vornehmſten Mängel der Nationalgalerie in den diminutiven Proportionen ihrer Raume beſteht, ſo daß Gemälde, die, um mit Erfolg betrachtet zu werden, beides „Licht und Raum" verlangen, beider beraubt ſind, und daß in den Statuengalerien des brittiſchen Muſeums ſowohl keine geräumigen Hallen zu finden ſind, als auch überhaupt kein Gemach ſo conſtruirt iſt, daß es in ſeinen Proportionen und in ſeinem „dunkelheiligen Licht," in ſeiner „Einſamkeit des Schweigens" Aehnlichkeit zu jenen Heiligthümern erzielte, in denen jede der angebrachten Statuen urſprünglich aufgeſtellt war. Wir gedenken dieſes Umſtandes, weil allerdings hier im Muſeum Plätze vorhanden ſind, wo, wenigſtens mit Berückſichtigung dieſer äginetiſchen Figuren, jene Aufgabe hätte gelöst werden können. In dem großen, mittleren Saale würde es leicht geweſen ſeyn, das Säulenverhältniß mit dem Geſimſe in Harmonie zu bringen, wodurch dieſes in einer hinreichenden Erhöhung vom Fußboden hätte aufgeſtellt werden können; oder in dem neuen Bau, welcher den Raum, den der zwölfte Saal jetzt bedeckt, einnehmen und der mit nächſtem aufgeführt werden ſoll. Von der ganzen Sammlung innerhalb der Mauern bilden nun dieſe Statuen eine für ſich vollkommene Gruppe, und wären ſie vortheilhaft aufgeſtellt, ſo würden ſie jedem Beſucher eine viel beſſere Idee von der Großartigkeit und Schönheit alter Kunſt

gegeben haben, als die kopflosen, armlosen und fußlosen Ueberreste, welche im Elginsaal aufbewahrt werden. Wir protestiren nicht weniger gegen das unziemliche Anspießen der Pferde, welches ein unheimliches Gefühl in der Seele erzeugt, und dem man dadurch hätte leicht vorbeugen können, daß man sie mit für den Beschauer unsichtbaren eisernen Stangen an die Mauern befestigt hätte. Außerdem hätte auch die Mauer innerhalb des Gesimses, da sie den Hintergrund bildet, von ähnlichem Stein gemacht seyn, und nicht die blendende Farbe haben sollen, welche sie jetzt trägt. An der entgegengesetzten Seite des Apartements ist ein ähnlicher Bau im Werk, auf dem die neun Figuren aufgestellt werden sollen, welche einst die östliche Fronte desselben Jupitertempels schmückten, woher man die ersteren genommen hat.

In einem Interimsbau, der an den fünften Saal stößt, sind die Abgüsse der Metopensteine von dem großen Tempel des Jupiter Olympius zu Selinus auf Sicilien zu sehen. Schätzbar wie sie sind, als zu einer Kunstschule gehörig, welche älter als die von Aegina und wahrscheinlich von gleichem Alter mit den ältesten ägyptischen ist, wird eine kurze Notiz von denselben vielleicht nicht unwillkommen seyn, da in dem Verzeichniß keine Nachricht über sie zu finden ist, und da überhaupt ihre Geschichte und ihr Erscheinen, obschon sie Gegenstand vieler Neugierde und Nachfragen sind, dem Publicum völlig unbekannt und wie in Geheimniß gehüllt ist.

Zu Selinus auf Sicilien befinden sich in geringer Entfernung von einander die Ueberreste von sechs Tempeln des ältesten dorischen Styls, und es geschah bei Gelegenheit der Untersuchungen — im Innern der Ruinen des größten, welchen man den westlichen nennt, und eines zweiten, welcher hinter diesem befindlich ist, und der östliche genannt wird, — durch die Herren Harris und Angell 1832, daß diese alten Sculpturen gefunden worden sind. Unter denselben befanden sich keine einzelnen und vollkommenen Statuen, wie im Tempel zu Aegina, welcher sich wahrscheinlich inmitten einer wohlbevölkerten und zweifelsohne wiederholt geplünderten Nachbarschaft erhoben hat. Man darf diese Tempel zu den ältesten des Alterthums zählen, indem sie in ihren Dimensionen denen des Tempels zu Agrigent gleich sind, wo die Höhlung in den Säulen für einen Mann hinreichenden Raum zum Stehen bietet.

(Schluß folgt.)

Australien.

2. Die Verbrechercolonien.

(Fortsetzung.)

Der energische Bligh griff bald das Uebel an der Wurzel an. Sein erster Schritt war, dem Officiercorps peremptorisch jede Befreiung vom Zoll für geistige Getränke zu verweigern, der zweite ging dahin, den Wucherern, und dieß waren eben wieder die Officiere und ihre Genossen, das Handwerk zu legen. Der Rhum war, wie schon erwähnt, fast der allgemeine Werthmesser in der Colonie geworden, was namentlich auf die Emancipirten, die oft die Früchte ihrer Arbeit nur gegen Branntwein umsetzen konnten, den schlimmsten Einfluß hatte, denn bis sie Gelegenheit erhielten, denselben wieder zu verkaufen, hatten sie meist schon einen guten Theil davon selbst getrunken. Selbst die freien Colonisten mußten als Bezahlung für ihre Ackerbauerzeugnisse Waaren, nämlich Branntwein, Thee, Zucker u. dgl. annehmen, und, wie natürlich, den Monopolisten unmäßig bezahlen. Bligh griff dieß freßende Uebel an der Wurzel an, durch ein Mittel; das freilich nur bei der noch so geringen Anzahl von Colonisten gelingen konnte: er bereiste selbst die Ackerbaudistricte, erkundigte sich bei jedem einzelnen nach seinen Bedürfnissen und seinem Vermögensstand, und lieferte ihnen dann Alles, das Größte wie das Kleinste, aus den Magazinen der Regierung, wogegen sie mit Anweisungen auf ihre nächste Ernte bezahlten. Dieß schnitt mit Einemmal den ganzen monopolistischen Handel ab, und man kann sich leicht denken, daß alle, die bisher von dem Schweiße der kleinen Colonisten sich Reichthümer gesammelt hatten, aufs empfindlichste sich verletzt fühlten, und keinen Anstand nahmen, dem Gouverneur vorzuwerfen, daß er damit nur seinen eigenen Beutel füllen wolle.

Ein zweiter Umstand machte das Maaß der Erbitterung voll. Der Fluß Hawkesbury, an dessen Ufern sich allmählich eine ziemliche Anzahl Colonisten niedergelassen hatte, war lange Jahre ruhig in seinem Ufer geblieben. Eine furchtbare Ueberschwemmung, welche ganz unerwartet in Folge heftiger Regen das ganze Thal überfluthete, verheerte die Mehrzahl der Gebäude und angebaute Felder, das Vieh ging zu Grunde und die Arbeit mehrerer Jahre verloren. Bligh that sein Möglichstes, diesen Colonisten aufzuhelfen, allein das Unglück hatte noch besondere Nachwehen. In der Colonie war es bisher gebräuchlich gewesen, Schuldscheine auszustellen, wo die schuldige Summe in Getreide, die nach der Ernte abzuliefern, verzeichnet war. Ein Hr. Mac Arthur, ehemaliger Capitän im Corps von Neusüdwales und einer der glücklichsten und reichsten Speculanten, hatte einem emancipirten Verbrecher gegen eine ähnliche Verschreibung Geld geliehen vor dem Austreten des Hawkesbury. Dieß unglückliche Ereigniß steigerte den Preis des Getreides plötzlich auf das Vierfache, und als er eben am höchsten stand, verlangte Mac Arthur Bezahlung. Der arme Schuldner verweigerte diese und wandte sich an den Gouverneur, der auf allgemeine Billigkeitsgrundsätze mehr als auf das buchstäbliche Recht fußend, gegen Mac Arthur entschied, was dieser, ohnehin schon gegen den Gouverneur wegen dessen Maßregeln aufgebracht, als persönliche Beleidigung ansah, und alle Versuche Blighs zu einer Aussöhnung stolz zurückwies.

Von jetzt an scheint bereits der Entschluß gefaßt gewesen zu seyn, sich des Gouverneurs mit Gewalt zu entledigen, denn die nun folgenden Schritte Mac Arthurs lassen keine andere Deutung zu. Ein aus England zurückkehrendes Schiff hatte zwei Destillirkolben an Bord, welche der Gouverneur in Gemäßheit der Verordnung gegen das Branntweinbrennen confisciren ließ; Mac Arthur, dem der eine gehörte, beklagte sich vor Gericht, aber umsonst. Kurz darauf hatte ein Mac Arthur gehöriges Schiff einen Deportirten nach Otaheiti geführt; der

Gouverneur ließ, ſobald er es erfuhr, Beſchlag auf das Schiff legen, Mac Arthur aber befahl dem Capitän und ſeiner Mannſchaft das Schiff zu verlaſſen, was dieſe auch gegen das Verbot des Gouverneurs thaten, ſich jedoch auf Mac Arthur beriefen. Nun erließ der Oberrichter ein Verhaftsmandat gegen ihn, dem dieſer Folge zu leiſten ſich offen weigerte; der Oberrichter läßt ihn hierauf mit Gewalt holen, und er ſollte wegen Aufruhr abgeurtheilt werden, wollte aber den Oberrichter, der ihm perſönlich gehäſſig ſey, nicht als ſeinen Richter anerkennen. Hierin wird er von dem Gerichtshof, der aus ſechs Officieren des Neuſüdwales-Corps beſteht, unterſtützt, und als Bligh den Untergouverneur Johnſtone, den Commandanten des Corps, und Major Abbot auffordert, ihn in der Handhabung der Gewalt zu unterſtützen, verweigern dieſe unter den nichtigſten Vorwänden ihren Beiſtand, und Bligh will nun ohne Zögern jene ſechs Officiere vor Gericht ſtellen. Dieß bringt die Sache zum Ausbruch, das ganze Corps von Neuſüdwales marſchirt mit fliegenden Fahnen auf, und Bligh wird durch Johnſtone verhaftet am 25 Januar 1808, gerade 21 Jahre nach der Landung der erſten Flotte unter Phillip.

Das weitere Schickſal Blighs, die ſpäte und ungenügende Gerechtigkeit, die man ihm zu Theil werden ließ, gehören nicht mehr hieher. Intereſſant iſt aber dieſer Vorgang, den die engliſche Regierung möglichſt mit Stillſchweigen bedeckte, indem er zeigt, wie tief die Mißbräuche eingeriſſen hatten, daß ſie einen ſolchen Ausgang nehmen konnten. Zwar Johnſtone, der die Hauptrolle übernommen und als proviſoriſcher Gouverneur auftrat, ſcheint beinahe im Glauben gehandelt zu haben, er verfahre wenn auch nicht gerade legal, doch im Ganzen genommen im Intereſſe der Colonie, denn nach England berufen, wo er noch vor Bligh eintraf, der ſich eine Zeit lang in Vandiemensland aufgehalten hatte,*) verlangte er ſelbſt ein Kriegsgericht, das ihn natürlicherweiſe caſſirte; allein die ganze Partei fühlte ihre Schwäche wohl, und ſuchte ſich, da ſie auf die Zuſtimmung der beſſern Coloniſten nicht rechnen konnte, der Deportirten zu verſichern, von denen eine große Anzahl emancipirt wurde.**) Jedoch damit begnügten ſich dieſe nicht, ſondern ſie glaubten, alle Rechte und alle Pflichten hätten nun ein Ende, allenthalben riß Unordnung ein, und die Landbeſitzer konnten von den Deportirten keine Arbeit mehr erzwingen. Einen andern Theil der Einwohner gewann man durch Landbewilligungen, durch Vertheilung der Heerden der Regierung, durch Austheilungen von Branntwein und durch Licenzen zum Verkauf desſelben. Ein ſolches Verfahren unterſtützt freilich die Meinung, daß einige der Rädelsführer ſogar an eine Unabhängigkeitserklärung gedacht hätten, ein Gedanke, der freilich nur in einigen Brauſeköpfen aufkommen konnte.

Oberſt Lachlan Macquarie wurde Ende 1809 zum Gouverneur ernannt, und kam im Laufe des Jahres 1810 zu Sydney an, begleitet von ſeinem eigenen Regimente, dem 73ſten, das die alte Truppe von Neuſüdwales ablöste, welche völlig entfernt wurde. Maßregeln wurden ergriffen, daß es den Officieren nicht mehr einfallen konnte, ſich Handelsgeſchäften hinzugeben. Alle Acte der intermiſtiſchen Regierung wurden für ungültig erklärt, doch verfuhr man in Betreff der ertheilten Land- und Gnadebewilligungen ſehr nachſichtig. Das Ereigniß, das den Gouverneur Bligh betroffen hatte, bildet indeß den Wendepunkt in der Geſchichte von Neuſüdwales. Die ſtarren militäriſchen Formen verſchwinden: vorher bildeten 6 Officiere mit dem Colonialrichter an der Spitze das höchſte Gericht, jetzt wurde die Rechtspflege der engliſchen näher gebracht, auch die unmäßige Gewalt des Gouverneurs, der eine Widerſetzlichkeit gegen ſeine Befehle mit 500 Peitſchenhieben und einer Geldſtrafe von 100 Pfd. Sterl. ahnden konnte, etwas gemindert. In der parlamentariſchen Commitee hatte man ſich ernſtlich über ſolche Einrichtungen beklagt, aber wohl nicht bedacht, daß der Gouverneur urſprünglich faſt nichts war, als ein Kerkermeiſter, und daß er mit eiſerner Hand über ein verwildertes, zügelloſes Geſindel herrſchen mußte. Das Zuchthaus war allmählich zur Colonie geworden, und darum mußte dieſe Gewalt ermäßigt werden. Die Colonie zählte jetzt zwiſchen 10 und 11,000 Menſchen, wovon 2220 Weiber und 2721 Kinder. In dieſer Beziehung lag ſie aber noch ſehr im Argen. Durch die Art, wie die deportirten Weiber ſich benahmen, welche, man kann wohl ſagen, als Concubinen vertheilt wurden, ſo wie durch das Mißverhältniß zwiſchen den beiden Geſchlechtern, war eine entſetzliche Sittenloſigkeit eingeriſſen: während der „Rhumepoche" wurden ſo gut wie gar keine Ehen mehr geſchloſſen, und von allen Kindern, die unter Bligh geboren wurden, war ein Drittheil unehelich. Wir haben keine genaue Nachweiſung über die Zuſammenſetzung der Bevölkerung beim Beginne von Macquarie's Gouverneurſchaft, aber ſchon aus den obigen Zahlen geht hervor, daß die Zahl der männlichen Verbrecher und Emancipirten gegen 5000 betragen mußte, Weiber und Kinder zuſammen machten etwa wieder 5000 aus, und wenn man die Freien und freiwilligen Anſiedler mit ihrer Nachkommenſchaft auf 500 rechnet, ſo iſt dieſe Anzahl eher zu hoch als zu niedrig angenommen. Daß aus einer ſolchen Zuſammenſetzung der Geſellſchaft keine guten Früchte hervorgehen konnten, fühlte man in England recht wohl, und darum dachte man auch an Beförderung einer freien Einwanderung, welche den Zuſtand der Colonie weſentlich ändern mußte. Vorher waren die Verbrecher und ihre Bewachung die Hauptſache geweſen, jetzt ſollte die Coloniſation es werden, und ſomit mußte die Niederlaſſung den Charakter als Strafanſtalt mehr und mehr verlieren. Wir haben daher jetzt nur noch dieſen Uebergang unter den folgenden Gouverneurs Macquarie, Brisbane, Darling und Bourke zu ſchildern, und dann nachzuweiſen, welchen Character noch immer dieſe Geſellſchaft trägt, deren Mehrzahl aus deportirten Verbrechern und ihren Nachkommen beſteht.

(Fortſetzung folgt.)

*) Auch dorthin verfolgte ihn der Haß ſeiner Gegner, und er entdeckte einen Anſchlag, ſich noch einmal ſeiner Perſon zu bemächtigen, dem er nur dadurch entging, daß er ſich in einer entlegenen Bai aufhielt.

**) Ein Beamter ſoll ſich von ſeinem Antheil an den Gebühren für die Ausſtellung der Gnadenbriefe ein Haus gebaut haben, das man noch in Sydney zeigt.

Chronik der Reisen.

Reise von Cordova nach Mendoza.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft vom 22 April wurden einige Bemerkungen über eine Reise von Cordova nach Mendoza mitgetheilt, die 1857 Capitän Gosselman von der schwedischen Flotte unternommen.

„Da ich vor einigen Jahren, sagte Capitän Gosselman, Nord- und Südamerika besucht hatte, übertrug mir 1856 die schwedische Regierung eine Sendung an alle südamerikanischen Republiken. — Die größere Anzahl der Straßen in diesem Lande sind jetzt ziemlich bekannt, doch da es sich traf, daß ich auf einem Wege von Cordova nach Mendoza reiste, der bis jetzt noch auf keiner Karte angezeigt ist, so lege ich meine Bemerkungen mit besonderem Vergnügen der geographischen Gesellschaft vor, um so mehr, da es mir Gelegenheit gibt, öffentlich meinen Dank auszusprechen für die Höflichkeit, mit der ich stets von den Officieren der brittischen Flotte, welche die Schiffe auf der südamerikanischen Station commandirten, aufgenommen wurde.

„Als ich Buenos-Ayres verließ, reiste ich auf dem gewöhnlichen Wege nach Cordova. Diese Stadt, die am östlichen Fuß einer einzelnen Bergkette mitten in den Pampas liegt, ist wegen ihrer köstlichen Feigen und Weintrauben und ihres reinen kalten Wassers berühmt; ihr Alameda ist das schönste in Südamerika und ihre Universität war einst berühmt. Sie enthält jetzt gegen 1500 spanische Einwohner und 4000 Indianer. Von Cordova geht der Weg 10 Meilen weit südlich längs dem Fuße der Gebirge hin, die dicht zur rechten Hand liegen, bis zu einem kleinen Dörfchen Namens Durazno; von da wendet er sich südwestlich 10 Meilen weit zu einer hübschen Stadt von 5000 Einwohnern, Alta Gracia. Wir gingen in derselben Richtung weiter, und überschritten nach fünf Meilen den Fluß Anisacate, wahrscheinlich ein Arm des Rio Segundo, und 10 Meilen davon erreichten wir den großen Hof Manzana, an dem südöstlichen Fuße der Gebirge gelegen, die wir jetzt in westlicher Richtung zu besteigen anfangen, und nach fünf Meilen das Dorf Priartes erreichen, das an der Ostseite einer Hochebene liegt, die wir 10 Meilen weit gegen Südwest bis zu einem kleinen Fluß durchschnitten, und dann wieder eine Gebirgskette erstiegen, die sich hier in einer nördlichen und südlichen Richtung ausdehnt, und deren Gipfel sich ungefähr 2000 Fuß über die westlichen Ebenen erheben mag. Von diesem Punkte brachte uns ein steiler und wilder Weg in südsüdwestlicher Richtung in das malerische und schöne Thal del Nono und in das Dörfchen Ormillo, westlich von einem kleinen Busse gelegen, der dieses gut bewachsene Thal bewässert, und die Ursache großer Fruchtbarkeit und einer verhältnißmäßig starken Bevölkerung ist. Immer weiter gegen Südsüdwest gehend, kamen wir über einen beträchtlichen Strom, hier Rio de los Sauces genannt, und 8 Meilen weiter erreichten wir das Dörfchen Las Liebres. Nachdem wir einen andern bedeutenden Strom, den Rio Quinto, überschritten hatten, der in südsüdöstlicher Richtung läuft, traten wir nach und nach wieder in die ungeheure Ebene oder Pampa — dieser eigenthümlichen Gestalt dieses Theiles von Südamerika — und kamen nach und nach durch die Höfe Rancheria und Manantial, gegen 20 Meilen von einander entfernt, und zwischen denen kein Wasser zu haben ist.

„Hier wird die Ebene jetzt trocken und sandig, und die wenigen Teiche haben salziges Wasser; nichts erfreut das Auge, als dann und wann ein verkrüppelter Algorrobo-Baum, und nicht selten stirbt das Vieh aus Mangel an Wasser. Ungefähr 40 Meilen vom Rio Quinto erheben sich zwei merkwürdige Berge, mit dem Namen El Gigante, der Riese, plötzlich aus der Ebene zu einer Höhe von ungefähr 600 Fuß. Am Eingang eines engen Thales, das zwischen ihnen liegt, ist das Dorf Portezuela oder das kleine Thor. Diese Berge sollen Gold enthalten. Zwanzig Meilen weiter kommt der Reisende über das weite Bett eines Flusses, Namens El Desaguadero, das aber im Sommer stets ausgetrocknet ist. Auf seinem rechten oder westlichen Ufer liegen zwei Häuser, die den hochtönenden Namen Alto Grande tragen, und von hier aus kann man die herrliche Kette der schneeigen Spitzen der Cordillera de los Andes deutlich sehen, obgleich sie noch 160 Meilen entfernt sind. Sie bilden einen auffallenden Contrast mit der flachen Pampa, die sich dem Anschein nach in ununterbrochener Ebene bis zu ihrem Fuß ausdehnt.

„Von Alto Grande wendet sich der Weg ganz nach Westen. Vierzig Meilen davon liegt das Dorf Val de Juanito, von mehr Wald umgeben, als man auf der ganzen Strecke der frühern 100 Meilen gesehen hat; 45 Meilen weiter liegt das große und reizende Dorf San Martin, aus einer Reihe gut gehaltener Höfe bestehend, die durch doppelte Alleen von Pappeln getrennt und wohl bewässert sind. Dieser Name, der auf keiner Karte zu finden ist, enthält 2000 Einwohner, und ist in fortdauerndem Aufblühen. Drei Stunden weiter gingen wir über den Fluß Mendoza, und von da 8 Stunden weit durch eine Marschgegend, die endlich den Reisenden zu seinem freundlichen Ruhepunkt bringt, in die schöne Stadt Mendoza — das Montpellier Südamerika's.

„Als ich die Cordilleras beim Paß Uspallata überstiegen hatte, ging ich durch Chili, schiffte mich in Valparaiso ein und segelte die Küste hinab nach Guayaquil; von dort stieg ich über die östliche Seite des Chimborazo, indem ich seinen Gipfel und den von Carigualrazo zur Linken ließ, Condorata und El Altar war mir zur Rechten, und Tunguragua vor mir; ging über die berühmte Hängebrücke, Puente del Penipe; besuchte das Dorf Los Baños; den Wasserfall von Agoyan; Ambato mit seinen 12,000 Einwohnern; Latacunga mit 10,000, und wo alle Häuser aus Bimsstein gebaut sind; Callo, ein Haus, das schon zu den Zeiten der Incas gestanden haben soll, und am Fuß des schneeigen Pico von Cotopaxi liegt; ging nach Quito, Popayan — den Quellen des Magdalena — und erreichte Santa Fé de Bogota am 1 Dec. 1858.

Miscellen.

Regen in Aegypten. In der Sitzung der französischen Akademie vom 8 April wurden Bemerkungen von dem Physiker Testonches hierüber vorgelegt. Er hatte gefunden, daß in Aegypten jährlich nur 12 oder 15 Regentage seyen, da die Masse des gefallenen Wassers nur 5 mm 9 betrage. Diese Bestimmung ist wichtig, weil man behauptet hat, die von Mehemet Ali angeordneten Pflanzungen hätten häufige Regen im Land erzeugt.

Wanderung der Spitzbuben. Die Industrieausstellung in Paris hat eine große Anzahl Beutelschneider, die einen Ausflug nach London gemacht hatten, wieder nach Paris zurückgeführt, aber die strenge Aufsicht der Polizei hat bereits einigen der berüchtigtsten das Handwerk gelegt. Einer derselben, der auf der That ertappt wurde, ein gewisser Samés, ist erst 17 Jahre alt, gilt aber für einen der geschicktesten. Als man ihn verhaftete, rief er aus: „Oh, warum bin ich nicht in London geblieben, dort leben die Grinches (Diebe, in der Gaunersprache) wie der Fisch im Wasser!"

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 139.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

19 Mai 1839.

Padma Purana.

Jede neue Unterſuchung der indiſchen Schriften, namentlich der Puranas, denen man ein ſo hohes Alter zugeſchrieben, zeigt, daß ſie keineswegs dieſe Anſprüche in der That machen können. Profeſſor Wilſon gibt hiervon einen neuen Beweis. In der Aſiatiſchen Geſellſchaft vom 20 April las er eine Analyſis der Padma Purana vor, der zweiten in jener intereſſanten Reihe von Sanskrit-, Schriften, welche die Schöpfung der Welt, die Einführung des Geſetzes und der Religion, die Genealogien der großen Familien und der Dynaſtien der Könige behandeln. Die Wichtigkeit einer Analyſe dieſer Art erhellt aus der Thatſache, daß die Puranas faſt 1,600,000 metriſche Linien enthalten, was wohl berechnet ſcheint, das Feuer des fleißigſten Orientaliſten zu dämpfen.

Der Padma Purana iſt ſo nach der Lotuspflanze (Sanskrit: Padma) benannt, aus welcher Brahma hervorging, um die Welt zu ſchaffen. Sie enthält ungefähr 50,000 Slokas oder Stanzen und iſt in fünf Haupttheile getheilt, von denen der erſte von der Urſchöpfung, der zweite von der Bildung und Theilung der Erde, der dritte von den Regionen über der Erde, der vierte von der Genealogie der Fürſten, der fünfte von der Uebung der Frömmigkeit handelt und den Mitteln, endliche Befreiung zu erhalten. Dieſe Abtheilungen ſind im erſten Capitel angezeigt, doch entſprechen ſie nicht ganz dem Inhalte.

Wilſon erwähnt, daß die Puranas zuſammen tauſend Millionen Stanzen enthielten, daß aber die Götter aus Mitleid mit der Schwäche des Menſchen ihm nur den kleinen Theil mittheilten, der ſich auf der Erde vorfand, das Uebrige behielten ſie für ſich. Auch die bekannten Sagen von der Geburt der Lakſchmi aus dem Schaume des Meeres, die Kriege der Götter und Aſuras und andere Dinge ſind hier erwähnt. Ein großer Theil dieſer Purana nimmt die Sage von Puſch-Hara oder Pokhar ein, einem See nahe bei Adſchmir, wohin Siwa flüchten mußte, als er den fünften Kopf Brahma's abgeriſſen. Manche andere Erzählungen finden ſich, die an die Erzählungen der Tauſend und Eine Nacht erinnern. Ein großer Theil wird angefüllt mit Regeln über Religionsgebräuche, Feſte u. ſ. w., über die Sunde, an einem Tage zu eſſen, der Viſchnu geheiligt iſt, über das, was erlaubt und unerlaubt zu eſſen, über die Zeit, den Körper zu kleiden und zu ſalben, über die geeignete Lage beim Sitzen und Liegen bei verſchiedenen Gelegenheiten u. ſ. w. Vieles iſt aus den Raghawanga und Ramavana entnommen, und der Compilator ſcheint die Vara-, Viſchnu- und Bhagavata-Purana vor ſich gehabt zu haben; doch iſt dieſer Purana eigenthümlich, daß in der Sage von Puſch-Hara eher die Verehrung des Brahma als des Viſchnu zum Grunde liegt. Puſchdara, jetzt Pokhar, iſt immer noch ein Wallfahrtsort, doch war er während der mohammedaniſchen Herrſchaft in ſeiner Nähe wohl nicht ſehr bedeutend. Die Parteilichkeit für den Viſchnudienſt herrſcht vor, je weiter das Werk vorſchreitet. Die Entſtehung desſelben ſetzt Profeſſor Wilſon erſt ins fünfzehnte Jahrhundert.

Britiſches Muſeum.

(Schluß.)

Unmittelbar nach der Entdeckung dieſer Steine wurde an die neapolitaniſche Regierung das Geſuch gerichtet, dieſelbe möge zugeben, daß ſie nach England übergeſchifft würden; aber die Erlaubniß wurde verweigert, und ſie befinden ſich jetzt in der königlichen Galerie zu Palermo. Abgüſſe zu machen, wurde erlaubt, und dieſe ſind es, welche wir jetzt beſchreiben.

Dieſelben ſind wahrſcheinlich von einem ſo frühen Datum, als irgend andere, die unſere Zeit erreicht haben, und ſind von verſchiedenem Styl und verſchiedener Kunſt. Diejenige, welche dem Tempel, den man den öſtlichen nannte, zugehörten, von welchem man die Sculptur des Hauptes eines ſterbenden Kriegers und den von Pferden gezogenen Wagen genommen, beſitzen viel von dem äginetiſchen Charakter. Die vom weſtlichen Tempel ſind von einem roheren Alter, zumal gleicht die Anatomie der Figuren der von den älteſten Denkmalen, iſt jedoch in manchen Beziehungen verſchieden von den griechiſchen Sculpturen; der Charakter in den Geſichtern iſt gedrängt, voll und nähert ſich dem ägyptiſchen. Hinſichtlich der kurzen Glie-

der, des fleischigen Theils des übermäßigen Schenkels, und der eigenthümlichen Weise, in welcher das Haar geordnet ist, könnten sie Mustern von äginetischer Kunst nachgebildet scheinen. Aber bei eindringenderer Ansicht findet man, daß sie das Werk von Künstlern sind, die nach verschiedenen Principien gebildet wurden. Aus einer viel spätern Zeit ist es bekannt, daß die Künstler von Aegina durch die Könige von Sicilien beschäftigt wurden, und diese Sculpturen sind eben darum, wahrscheinlich das Werk carthagischer Sculptoren, hierher verpflanzt, um eine alliirte und erst neu gegründete Stadt zu schmücken, was hinlänglich Aufschluß über den ägyptischen Charakter geben mag.

Der Abguß, welcher in dem Leib und Kopf eines sterbenden Soldaten besteht, mit einem Theil von einer weiblichen Figur dahinter, bildete die dritte Metope des östlichen Tempels, ist ein höchst schätzbares und merkwürdiges Fragment, und bezeichnet Styl und Charakter der Sculpturen des Tempels. Dasselbe bietet eine hervortretende Aehnlichkeit mit der Manier der Köpfe an den äginetischen Steinen dar, aber es hat viel mehr Ausdruck. Der Künstler hat offenbar bezweckt, durch die geschlossenen Augen, durch den nur wenig geöffneten Mund, und durch die zwischen den Zähnen erscheinende Zunge den Todeskampf darzustellen; Haar und Bart sind sehr sorgsam und regelmäßig geordnet und höchst vollendet ausgearbeitet. Der Helm ist zurückgefallen, und ist von der Art, welche man γελσον nannte. Ein Theil des Helmbusches, λόφος, ist unter der linken Schulter der Figur sichtbar. Das weibliche Fragment ist wahrhaft geistreich, und offenbar in heftiger Bewegung.

Diese Metopen, ähnlich denen des Parthenons, sind im hohen Relief, und in mehrere Theile abgesondert. Thorwaldsen hat sie in der Ausführung denen von Aegina gleich erklärt.

Die nächste Abbildung besteht aus drei Figuren, von denen eine ein Pferd unter dem Arm hat, und ist von eigenthümlichem Interesse. Sie stellt nämlich den Tod der Gorgo Medusa dar. Perseus, kühn gemacht durch die Gegenwart der Minerva, ist im Augenblick der Tödtung der Medusa dargestellt. Seine Augen sind vom Gegenstand seines Ruhmes abgewendet, während sein von der Göttin geleiteter, rechter Arm das Schwert in die Kehle des Ungeheuers stößt. Dem Blut der Medusa entspringt Pegasus, ein beflügeltes Füllen, und sie preßt dasselbe mit mütterlicher Zärtlichkeit an ihre Seite. Das monströse Gesicht der Gorgo ist trefflich dargestellt. Auf den Schultern, und ohne daß ein Hals dazwischen ist, erhebt sich der breite, runde Kopf und das grauenhafte Gesicht. Die Nase ist platt und flach, der Mund durchzieht die ganze Breite des Gesichts, und ist auf jeder Seite mit zwei gewaltigen Fangzähnen bewaffnet. Das Haar über der Stirn ist merkwürdig anzusehen, und scheint wohl die Schlangen darzustellen, in die es verwandelt wurde. Die Figur der Minerva auf der rechten Seite ist mit dem πέπλος bekleidet, und hat am Saum den Maanderschmuck. Die Figur des Perseus ist in der Mitte. Er ist gerüstet mit der Leyer des Merkur und mit Pluto's Helm, welcher letztere ein auf jeder Seite herabgehendes Ohrgehänge hat. Die πτερὰ πέδιλα oder talaria sind als die Füße ganz bedeckend dargestellt, und tragen einige Aehnlichkeit mit antiken Beinharnischen. Ihr Vordertheil ist mit Riemen an die Knöchel befestigt. Die Gestalt des jungen Pegasus ist außerordentlich schön; er scheint zur Erde springen zu wollen.

Die Metope, welche eine, zwei andere auf ihren Schultern tragende Figur enthält, stellt das Abenteuer des nach dem schwarzen und haarigen Ansehen seiner Lenden Melampygos genannten Herkules dar. Die Sage ist folgende. Passalus und Achemon, zwei Brüder, verspotteten ihre Mutter, weil sie dieselben ermahnte, sich vor einem Mann zu hüten, dessen Lenden mit schwarzen Haaren bedeckt wären. Sie machten sich, während Herkules schlief, daran, ihn zu berauben, und erhielten davon den Namen Cerkopen. Der Versuch mißglückte ihnen aber und sie weckten den Herkules auf. Dieser band ihnen Hand und Fuß an seinen Bogen, und trug sie, mit ihren Köpfen niederwärts, auf diese Weise fort. Sie begannen darauf über das Eintreffen der Prophezeyung ihrer Mutter zu scherzen. Herkules fragte sie, weßhalb sie lachten, und als sie ihm den Grund erzählt, lachte auch er und ließ sie frei.

Die Figur des Gottes ist als stark und musculös dargestellt, und die zwei Gefangenen haben ein wahrhaft possierliches Ansehen. In der umgekehrten Stellung fällt das Haar auf eine merkwürdige Weise. Die ganze Gruppe ist in verschiedenen Farben gemalt gewesen, und in der Haltung ist viel von ägyptischem Ausdruck wahrnehmbar.

Die Pferde, welche den Wagen ziehen, bilden einen Theil von der mittleren Metope des östlichen Tempels. Sie ist ganz unvollkommen, und stellt vielleicht die Feier des Rennens von Pelops und Aenomaus dar. Die Pferde sind voll Feuer und Muth dargestellt, sie haben die gestutzten Ohren und Mähnen, welche man an denen des Parthenons wahrnehmen kann.

Diese Sculpturen sind werthvoll als Proben aus der dritten Periode der Kunst, deren älteste wahrscheinlich die der Hindus ist. Die große Aehnlichkeit, welche diese und die ägyptische mit der indischen haben, ist merkwürdig, und läßt vermuthen, daß letztere die Orginal chule war. Von hebräischer Sculptur sind keine Ueberreste da. Das Verbot, Bilder in Erz zu formen, hat die Kunst abgehalten, zu der Vollkommenheit anzusteigen, welche sie im benachbarten Land von Syrien erreichte, und es scheint dieß auch daraus hervorzugehen, daß im Innern Judäa's Statuen, welche Merkmale von großem Alter trügen, nicht entdeckt worden sind. Die ägyptische, die etruskische, die selinuntische und die äginetische Schule lieferten der griechischen die Muster, und der sorgfältige Beschauer hat es in seiner Gewalt, innerhalb der Mauern des Museums die Fortschritte der Kunst Schritt für Schritt zu verfolgen, bis sie ihren höchsten Glanz in der Production derjenigen Sculpturen erreicht, deren zertrümmerte Ueberreste dort aufbewahrt sind, und welche alle seit 2500 Jahren angehäufte Kenntnisse, Geist, Anstrengung und Talent nie haben übertreffen können.

An den Wänden des Gebaudes, das die Sculpturen enthält, welche wir beschrieben haben, ist eine herrliche Sammlung von Architekturmodellen und Abgüssen von den Antiken aufgestellt, welche vom Hrn. T. Lawrence gesammelt und nach sei-

nem Tode angekauft worden ſind. In der Mitte befindet ſich ein Modell vom Schilde des Achilles, von Flaxmann nach der Ilias gefertigt, wobei der Auffaſſung des Dichters alle Gerechtigkeit wiederfahren iſt. Unter Glasgehäuſen befinden ſich einige wahrhaft merkwürdige Modelle von Druidenſteinen (quoits); die Gränzen dieſer Mittheilung geſtatten uns jedoch nicht, dieſelben zu beſchreiben.

Auſtralien.

2. Die Verbrechercolonien.

(Fortſetzung.)

Das faſt zwölfjährige Gouvernement Lachlan Macquarie's bildet den Uebergang von einer Strafanſtalt zur wirklichen Colonie. Macquarie, ein wohlwollender und thätiger Mann, aber augenſcheinlich ein ſehr mittelmäßiger Kopf, befand ſich bei ſeiner Ankunft in einer höchſt ſeltſamen Lage. Bligh hatte für die Bedürfniſſe der armen Anſiedler, meiſt Emancipirte, wie ein Vater geſorgt, und ſein Andenken ſteht auch noch jetzt unter dieſen in hohen Ehren; ſie hatten auch gleich nach der Kataſtrophe, die ihn betraf, ihre Anhänglichkeit ſo unumwunden kund gegeben, daß die Beſorgniſſe der interimiſtiſchen Regierung rege wurden. Macquarie ſcheint deßhalb auch den Auftrag gehabt zu haben, ſich dieſer Claſſe beſonders anzunehmen, allein es fehlte ihm an Geiſt, um ihnen da zu helfen, wo es nöthig war. Bligh hatte, wie wir oben geſehen, ſich um das Schickſal dieſer verwahrloſten Claſſe eifrigſt angenommen, und ſie dem Wucher der Speculanten entriſſen; Macquarie zeigte ihnen viel gnädige Geſinnung, gewährte ihnen aber gegen das ſchlimmſte aller Uebel, das ſie in Armuth und darum auch häufig in moraliſcher Entwürdigung zurückließ, keine Hülfe. Die Speculanten und Branntweinverkäufer, die, wie man wohl ſagen kann, vom Elend des Volks ſich mäſteten, fanden an ihm einen politiſchen Gegner, der ihnen böſe Mienen machte, weil ſie oder ihre Genoſſen ſich an ſeinem Vorgänger vergriffen hatten, aber ihrem Treiben nicht Einhalt that, vielmehr es durch ſeine Schwäche begünſtigte. Die eigenthümliche Zuſammenſetzung der Geſellſchaft in Neuſüdwales, aus armen Emancipirten einer-, aus reichen Beamten und Speculanten andererſeits, die das natürliche Uebergewicht des Reichthums mißbrauchten, machte einen Mann nöthig, wie Bligh, der rückſichtslos für die armen verwahrloſten, ohne Hülfe ſtets tiefer ſinkenden Emancipirten ſorgte, und dem Wucher ſteuerte, der ſie verzehrte. Eine ſolche Geſellſchaft konnte man nicht ihrer natürlichen Entwicklung überlaſſen, die ſie nur zum Schlechtern führen mußte; ſie hätte ſollen in allen ihren Einzelnheiten geleitet werden.

Macquarie gewährte, gleich ſeinen Vorgängern, den Deportirten nach Erſtehung ihrer Strafzeit 30 Acres Land, kümmerte ſich aber ſehr wenig darum, ob ſie auch daſelbſt wohnten, und das Feld bauten. Die Mehrzahl verkaufte daher ihr Land an Speculanten um einen Spottpreis, vertrank den Erlös in Branntwein, und fiel dann wieder der Regierung zur Laſt auf die eine oder andere Weiſe. Die von einem Hrn. Bigge in den Jahren 1819 und 1820 geleitete Unterſuchung über den Zuſtand der Colonie von Neuſüdwales ergab, daß manche Leute 10 bis 20,000 Acres Land beſaßen, faſt nur die Frucht des Wuchers. Ein Beiſpiel hievon war Samuel Terry, ein Menſch, der ſehr jung deportirt worden war, ſich ziemlich regelmäßig betragen und darum bald ſeine Freilaſſung erhalten hatte. Mit einem kleinen Capital, das er ſich zuſammengeſpart, errichtete er eine Branntweinſchenke, gab den Emancipirten viel auf Credit, und ließ ſie dann ausplündern; ſo war er im Verlauf von 20 Jahren in den Beſitz von 19,000 Acres Land, 1450 Stück Rindvieh und 4000 Schafen gekommen, und verpachtete nun die ſo gewonnenen Ländereien an die armen Ausgeplünderten, die ihm den Pachtſchilling in Natura entrichten mußten, worauf er, in Verbindung mit einigen ähnlichen Speculanten, der Regierung, die immer noch der bedeutendſte Kornkaufer war, den Preis dictiren konnten. Bigge fand, daß bei weitem der größte Theil der kleinen Landbeſitzer auf dieſe Weiſe in gänzliche Abhängigkeit von ihren Gläubigern gerieth. Darum konnte dieſe durch Zahl und Stellung wichtigſte Claſſe in Auſtralien ſich nicht emporarbeiten, und man darf ſich eben nicht wundern, wenn Bigge bemerkt, daß unter den mehr als 4000 Land beſitzenden Emancipirten nicht ſo viele Hunderte als wirklich gebeſſerte und achtungswerthe Menſchen ſich fanden. Eine Verſchmelzung dieſer Claſſe mit der aus Beamten und einigen reichen Pflanzern beſtehenden Ariſtokratie war alſo gar nicht wohl denkbar; nur fünf oder ſechs Emancipirte, die wegen Duell, Empörung oder betrügeriſchem Bankerott deportirt worden waren, hatte man in dieſen ariſtokratiſchen Kreis aufgenommen, der dem Gouverneur ſeine Vorneigung zu den Emancipirten nicht verzieh.

Auch die noch in Strafe befindlichen Verbrecher zeigten wenig Beſſerung; die Vorliebe Macquarie's zu großen Bauten, woran natürlich eine Menge Verbrecher arbeiten mußten, hatte, wegen der Concentrirung dieſer Letztern, für die Maſſe ſchlechte Folgen. Diejenigen, welche bei reichen Grundeigenthümern waren, die Extraarbeit bezahlen konnten, beſſerten ſich, wenn auch nicht innerlich, doch äußerlich, denn durch die Ausſicht auf Erſparniſſe aufgemuntert wurden ſie arbeitſam; die Deportirten aber, welche ſich bei armen Landbeſitzern und Emancipirten in Dienſt befanden, wurden bald zu Vagabunden, denn da ſie nicht immer beſchäftigt werden konnten, und in dieſem Falle Erlaubniß hatten, in der Nähe Arbeit zu ſuchen, ſo überließen ſie ſich ihrem Hang zum Nichtsthun und Herumſchlendern. Zudem ſtanden ſich emancipirte und noch in Arbeitsſtrafe ſtehende Verbrecher zu nahe, als daß dieſe letztern durch das Beiſpiel der erſtern ſich hätten beſſern laſſen können, denn ſelbſt von den Beſſern der Emancipirten konnte man höchſtens rühmen, daß ſie ihre Familien ordentlich ernährten. — Die Verderbniß der weiblichen Verbrecher war fortwährend dieſelbe.

So manchen Tadel man indeß auch nicht mit Unrecht gegen Macquarie ausſprechen kann, ſo hat er doch durch ſeine mannichfache Thätigkeit, durch die von ihm eifrigſt beförderte

Ausbreitung der Entdeckungen eine Menge Kräfte geweckt, und ausnehmend viel dazu beigetragen, die bisherige Strafanstalt in eine Colonie umzuwandeln. Auch trug hierzu sein bis zum Leichtsinn gehendes Vertheilen an Ländereien bei, denn immerhin beförderte es trotz mancher damit verknüpften Uebelstände den Anbau des Landes bedeutend, und gab der Bevölkerung der Emancipirten eine bisher ungekannte Wichtigkeit. Konnte er sie gleich nicht, wie er gern gethan hätte, mit einem Zauberschlag in ordentliche Landleute umwandeln, so waren sie doch genöthigt, zu arbeiten, und die Arbeiter bilden in einer jungen Colonie immer den nothwendigsten Theil der Bevölkerung. Unter ihm lernten sie ihre Zahl und Bedeutung allmählich fühlen, dieß konnten ihm die Exclusionisten nicht vergeben, und so benützte man seine Schwächen, um in England gegen ihn zu cabaliren. Er hatte den unvorsichtigen Ausdruck gebraucht, die Colonie bestehe eigentlich nur für die Verbrecher und ihre Nachkommen, Andere hätten hier nichts zu thun, welcher Ausspruch einerseits den Emancipationisten einen Dünkel einflößte, der sich gegen die Beamten der Krone wenden und diesen verderblich werden konnte, andrerseits völlig verkannte, daß nur durch freie Einwanderer einer besseren Classe die Moralität gehoben werden konnte. So ward Macquarie abgerufen, eigentlich in Ungnade, und General Brisbane an seine Stelle ernannt.

Allein die Colonie war bereits dem Gangelbande eines Gouverneurs entwachsen. Bis auf Bligh kam auf die Persönlichkeit desselben unendlich viel an, so wie aber die Zahl der Einwohner wuchs, so bildeten sich Parteien und Meinungen, welche der Macht und dem Einfluß des Gouverneurs sich entzogen. In den 11 Jahren der Verwaltung Macquarie's war die Zahl der Bewohner auf 24,000 gestiegen, hatte sich also etwas mehr als verdoppelt, obgleich die Zahl der freien Einwohner nur äußerst gering gewesen war, und bloß einige Hundert betragen hatte. Dagegen stieg die Zahl der freien Einwanderer unter Brisbane bedeutend, und in den 4 Jahren seiner Verwaltung vermehrte sich die Einwohnerzahl auf 36,000. Brisbane kam mit vorgefaßten Ansichten gegen die Emancipationisten ins Land, war ein schwacher Mann, und ließ die Beamten und die Partei der Exclusionisten schalten. Einige falsche Maaßregeln in Betreff des umlaufenden Geldes*) und des Kornhandels **) steigerten vollends den Haß der Emancipationisten gegen ihn so, daß er zurückgerufen wurde, ein Opfer der letztern, wie Macquarie ein Opfer der Exclusionisten geworden war. Ihm folgte General Darling, ein wohlgesinnter, thätiger und energischer Mann, der aber bei dem begonnenen erbitterten Parteienstreit die Haltung verlor, und durch seine Empfindlichkeit sich zu Unbesonnenheiten hinreißen ließ, daß der Haß der Einwohner gegen ihn so hoch stieg, und die mit Drohungen verbundenen Klagen, ihn nach seiner Abberufung gerichtlich zu belangen, so dringend wurden, daß die Regierung sich entschließen mußte, ihm einen Nachfolger zu geben. Dieß war Generalmajor Bourke, der vermittelnd auftrat, und die Parteien möglichst zu versöhnen suchte.

Die letzten Gouverneure, Brisbane und Darling hatten durch Unklugheit den politischen Kampf so weit gedeihen lassen, daß die Emancipationisten auf politische Rechte, und eine berathende Versammlung, wie in andern englischen Colonien zu dringen anfingen, wogegen sich die Exclusionisten und die Mehrzahl der neuen, wohlhabenden Einwanderer erklärten, weil sie von einer gesetzgebenden Versammlung nichts Gutes erwarten konnten, deren Mitglieder der Mehrzahl nach von gewesenen Verbrechern und stets zweifelhaften Charakteren erwählt gewesen wären. Die Colonie hatte seit Macquarie eine wesentliche Aenderung erfahren. Macquarie hatte gegen die Einwanderung armer Engländer, die nicht einmal ihre Ueberfahrt zahlen konnten, protestirt, und nicht ohne Grund, denn diese vermehrten nur die keineswegs gute Gesellschaft der Verbrecher und Emancipirten, dagegen hatte die Regierung die Einwanderung wohlhabender Leute seit 1821 auffallend begünstigt, und dadurch nicht nur die Wichtigkeit der Emancipationisten überhaupt vermindert, sondern auch den Begehr nach Arbeit rascher gehoben, so daß im J. 1827 2000 Deportirte mehr zu Arbeitern verlangt wurden, als die Colonialverwaltung geben konnte. Dieß war der bedeutendste Schritt zu einer völligen Umgestaltung.

(Schluß folgt.)

*) Bei dem Mangel an englischem Gelde war namentlich amerikanisches in Umlauf gekommen. Das Ministerium befahl nun die englische Währung einzuführen, was auf eine Art geschah, wobei die Besitzer amerikanischer Dollars ohnehin verloren, und Brisbane ließ dabei noch oben hinein Parteilichkeit obwalten.

**) Die Regierung hatte früher alles von den Producenten nicht selbst verzehrte Korn aufgekauft, weil sie es brauchte; im J. 1817 endlich erzeugte die Colonie eine hinreichende Menge Getreide, allein Macquarie fuhr dennoch fort, alles überflüssige Getreide aufzukaufen, theils um einen stetigen Preis zu erhalten, theils um sich auf die Zukunft vorzusehen. Brisbane stellte diesen Ankauf ein, und als im Jahre 1825 eine furchtbare Dürre die Ernte zerstörte, brach eine halbe Hungersnoth aus.

Schnelle Stahlbereitung. Ein Hr. Sirheury, der mit seinen Erzeugnissen auf der Pariser Ausstellung erschienen ist, soll das Geheimniß besitzen, den rohen Eisenguß in Stahl umzuwandeln, und er fabricire alle Messerschmiedwaaren mit diesem so umgewandelten Gußeisen. Er gießt den Rohstoff in alle Formen, und dieser verlangt, wenn er aus der Form genommen ist, nur noch das Ausglühen und Poliren. So verbindet er Wohlfeilheit mit vorzüglicher Qualität, und kann Gegenstände, die jede Concurrenz aushalten, um 50 Proc. wohlfeiler als sonst geben. (Journal du Commerce vom 7 Mai.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 58** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Russische Novellistik. — Ein Gedicht von J. Reboul.**

Zu den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Theilnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 140.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Mai 1839.

Alte Befestigungen in Rußland.

Gouvernement Smolensk.

Die Festungsmauer von Smolensk mit ihren zwei Reihen von Schießscharten und Zacken ist 7 Saschenen hoch, 2½ Saschenen dick und 5 Werste 89 Saschenen lang. Von 36 früher vorhandenen Thürmen stehen noch 17, theils runde, theils viereckige, die unten aus weißem Kalkstein, oben aus Backsteinen aufgeführt sind. Es ist bemerkenswerth, daß diese ungeheure Veste, welche im Jahre 1596 von dem damaligen Reichsverweser Boris Godunow angelegt wurde, im Laufe von vier Jahren vollendet ward, obgleich man den Kalkstein aus Staritza, 342 Werste von Smolensk, herbeiführen, und den Kalk in dem Dorfe Werchowie, in einer Entfernung von 200 Werften, brennen mußte. Zum Ganzen der Festung gehörten auch die ungeheuren Erdwälle, womit die Stadt auf der Ost-, Süd- und Westseite umgeben war, ebenso die sogenannte neue Erdveste, welche Peter der Große im Jahre 1724 auf dem rechten Dnieprufer zum Schutze der Brücke aufführen ließ. Der mittlere Theil dieser Befestigung ist jetzt abgetragen, und mit Buden und Häusern überbaut. Viele von den Thürmen, welche die Verbindung der Veste unterhielten und ihr ein schönes, prachtvolles Ansehen gaben, bestehen jetzt nicht mehr; sechs sind wegen Baufälligkeit abgetragen, einer von dem polnischen Könige Sigismund III im Jahre 1611, ein zweiter durch die Unvorsichtigkeit eines Kanoniers im Jahre 1722, und sieben andere im Jahre 1812 durch den aus der Stadt sich zurückziehenden Feind zerstört worden. In der Mauer sind 5 Breschen gemacht worden: die erste von dem russischen Bojaren Schein im Jahre 1632, die zweite von dem polnischen Könige Sigismund III im Jahre 1611, die übrigen drei von den Franzosen im Jahre 1812. Auf der ersten, dem von den Franzosen zerstörten Malachowsky-Thurme gegenüber, befinden sich Bastionen; auf der zweiten die von den Polen erbaute und die Königsveste genannte Citadelle.

Die Festigkeit des Baues dieser Mauer zeigt sich darin, daß erst noch vor 30 Jahren, also nach einem 200jährigen Bestande, die Processionen um die Veste auf der Mauer selbst und zwar auf deren ganzer Erstreckung stattfanden. Die Backsteine, aus denen sie aufgeführt wurde, sind so fest, daß man trotz vieler Versuche noch keine von gleicher Güte zu Stande bringen konnte.

Die Veste wurde zum Schutze gegen die Polen, die alten Feinde Rußlands, erbaut, und es waren auch noch nicht zehn Jahre nach ihrer Gründung verflossen, als die Einwohner von Smolensk schon eine lange Belagerung aushalten mußten. Im Jahre 1609 zog König Sigismund, in der Meinung, die Bürger von Smolensk erwarteten ihn als den Retter des Vaterlandes und der Kirche vor den Schweden, gegen die Stadt mit 12,000 auserlesenen Reitern, deutschem Fußvolk, litthauischen Tataren und 10,000 Savoroger-Kosaken. Als er sein Lager am Ufer des Dniepr aufgeschlagen, suchte er die Stadt durch Versprechungen zur Uebergabe zu bewegen, erhielt aber zur Antwort, daß sie ihrem Herrn Wassili Joannowitsch treu bleiben, dem litthauischen König aber und seinen Panen sich nie unterwerfen wolle. In der Stadt commandirte der kluge und standhafte Bojar Schein, der lange alle Anstrengungen der Polen vereitelte, aber nach 20monatlicher Belagerung waren die Vorräthe wie die Kräfte erschöpft, und nur noch ein Fünftheil der Vertheidiger übrig; doch ergaben sie sich nicht, aber ein Ueberläufer, Namens Andrei Dedischin, zeigte den Polen den schwachen Punkt der Festung, eine neue, in der Eile aufgeführte Mauer. Diese ward heftig beschossen, und am 3 Junius 1611 um Mitternacht drangen die Polen in die Stadt und bemächtigten sich derselben nach dem wüthendsten Kampfe, in welchem, wie Karamsin sagt, die Ehre den Russen blieb. Viele Einwohner und Kaufleute hatten sich mit ihren Familien und ihren Reichthümern in die der Mutter Gottes geweihte Kirche begeben, und sprengten sich, als die Polen in die Stadt drangen, sämmtlich in die Luft; die Stadt war fast nur noch ein Aschenhaufen, als die Polen davon Besitz nahmen. — Zweihundert und ein Jahr später fiel die Stadt wieder in Feindes Hand, doch wiederum nur nach einem hitzigen Kampfe vor ihren Thoren.

Australien.

2. Die Verbrechercolonien.

(Schluß.)

Nicht ohne Grund haben wir die Anfänge der Colonie bis zu Macquarie's Verwaltung etwas umständlicher behandelt, so umständlich, als es einerseits unser Raum, andrerseits die wenig zahlreichen Quellen jener Periode gestatten, namentlich haben wir dem viel verkannten Charakter Blighs nach dem Vorgang de la Pilorgerie's die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihm gebührt, und die ihm selbst von den aristokratischen Engländern, denen seine Sorgfalt für die niedere Classe eine fremde, ja fast unheimliche Erscheinung ist, so oft verweigert wird.*) Von dem Augenblick an, wo die Einwohnerzahl der Colonie 12,000 überstiegen hat, hilft sie sich selbst, sie bedarf keiner Zufuhr mehr von außen, der Handel fängt an, sich zu heben, und sie ist wirklich eine Colonie, nicht mehr bloß eine Strafanstalt. Es fragt sich darum jetzt, was ist ihr von dem Charakter einer Strafanstalt geblieben, und soll sie dieß bleiben?

Auf die erste Frage muß man leider antworten, daß ihr nur allzuviel geblieben ist. Nachstehende kurze Angabe der Bevölkerung soll uns bei der Auseinandersetzung leiten.

Jahre.	Männer.		Weiber.		Gesammtzahl.
	Freie.	Verbrecher.	Freie.	Verbrecher.	
1828	13,456	14,155	7,474	1513	36,598
1833	22,798	21,845	13,453	2698	60,794
1836	30,285	25,254	18,980	2577	77,096

Steigt die Bevölkerung noch in gleichem Maße, wie bisher, so wird die Einwohnerzahl im J. 1840 nicht viel unter 100,000 betragen. Im J. 1828 überwiegt noch die Zahl der männlichen Verbrecher die der männlichen Freien, in den zwei folgenden Angaben aber erhalten die letztern das Uebergewicht, wobei aber nicht zu vergessen, daß bei weitem die Mehrzahl der Freien, zum mindesten drei Viertheile, Emancipisten sind, also in moralischer Hinsicht kaum über den Deportirten stehen, deren Strafe noch nicht abgelaufen ist. Die Zahl der freien Weiber verhielt sich zu der der freien Männer im Jahre 1828 etwas mehr wie 1 : 2, im Jahre 1833 wie 2 : 3, im Jahre 1836 wie 3 : 5, allein es geht, wäre es auch nicht durch positive Zeugnisse erwiesen, aus allen Umständen hervor, daß die Mehrzahl derselben deportirt waren, und von frei gewordenen Verbrechern geheurathet wurden, sey es, daß ihre Strafzeit schon um war, oder daß man sie ihnen vollends erließ. Welche häusliche Tugenden den Nachkommen werden eingepflanzt werden, kann man sich von selbst abstrahiren. Da bei dem Mangel an Weibern sehr viele Verbrecherinnen geheurathet werden, so ist ihre Zahl ungewöhnlich gering im Verhältniß zu den männlichen Verbrechern, die ungefähr ein Drittheil der Stadtbevölkerung ausmachen, und man darf sich deßhalb nicht wundern, wenn das zu Paramatta befindliche weibliche Arbeitshaus geradezu für ein H....haus erklärt wird.

Daß bei einem solchen Gesellschaftszustand Verbrechen häufig, die Ertheilung politischer Rechte, wie die Emancipationisten solches verlangen, ein Unding ist, die Einführung der Jury, welche im J. 1833 statt fand, nur unselige Folgen haben konnte, und die freie Presse verderblich wirken mußte, ist natürlich; dennoch möchte es jetzt sehr schwer seyn, namentlich die letztere wieder aufzuheben, und so muß man die Sache gehen lassen, bis das Uebel sich selbst heilt. Indeß muß die freie Presse nothwendig den Schritt beschleunigen, die Deportation und ihre bisherige Form aufzugeben, und für die Einwanderung freier Arbeiter zu sorgen.

Als Colonie betrachtet, hat die Niederlassung in Neusüdwales hinsichtlich der Arbeiter einen mannichfachen und ziemlich raschen Wechsel erfahren. Anfangs bestand sie nur aus Verbrechern, die arbeiten sollten, und aus ihren Hütern und Kerkermeistern. Da waren der Arbeiter zu viel und sie konnten nicht nutzbringend beschaftigt werden; noch bis unter Macquarie mußte man öfters öffentliche Arbeiten unternehmen, nur um die Verbrecher nicht müßig gehen zu lassen, und Macquarie erklärte sich auch gegen die Einwanderung armer Colonisten, da diese im Grunde nur den schlechten Theil der Bevölkerung vermehren würden. Als unter Brisbane die Einwanderung freier und vermöglicher Colonisten zunahm, stieg der Begehr nach Arbeitern so sehr, daß die Zahl der deportirten Verbrecher nicht mehr hinreichte. Bald aber gaben sich andere Bedürfnisse kund: die bloße rohe erzwungene Arbeit des Verbrechers genügte nicht mehr, Geschicklichkeit und Sorgfalt in der Arbeit ließen sich nicht erzwingen, und wenn man die Deportirten dazu bringen wollte, mußte man sie extra bezahlen, so daß ihre Arbeit so hoch zu stehen kam, als die Arbeit von Freien. Aus diesem Grunde ist unter den einsichtsvollern Bewohnern von Australien die Ansicht herrschend geworden, daß man freie Arbeiter erhalten müsse, und darum werden jetzt auch, wie bei den andern Colonien Australiens, die aus dem Verkauf der Kronländereien gewonnenen Gelder angewendet, um arme Auswanderer aus England nach Neusüdwales zu schicken.

Aus dieser Auseinandersetzung folgt auch, daß die Deportation ihren Zweck, nämlich den der Strafe für begangene Verbrechen, gar nicht mehr oder nur in einem sehr untergeordneten Grade erreicht, indem bei dem Standpunkt, den die Colonie jetzt erreicht hat, die Arbeit so gut bezahlt wird, daß die Arbeiter — und dieß sind hier die deportirten Verbrecher — großentheils besser daran sind, als in England. Um dieß zu beweisen, theilen wir hier im Auszuge die Schilderung der Verwendung der Verbrecher mit, wie sie das Quarterly Review in seiner Nummer vom October 1838 enthalt: „die als Arbeiter zugewiesenen

*) So macht ein Artikel im Quarterly Review Oct. 1838 in seiner Uebersicht der frühern Geschichte die ganze Periode von Bligh mit den Worten ab: „Wir können die kurze und unglückliche Verwaltung eines andern Seemanns, des Capitäns Bligh, der im Jahre 1806 sein Amt antrat, und im Jahre 1808 suspendirt wurde, geradezu übergehen.“ Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß ohne die Entschlossenheit, mit der Bligh dem Monopol der Wucherer von Neusüdwales-Corps entgegentrat, die Colonie nie, oder nur sehr spät, ihre jetzige Blüthe erlangt hätte.

Verbrecher erhalten eine durch das Geſetz beſtimmte Menge Speiſen und Kleidung, doch empfangen ſie von ihren Herren meiſt noch Milch, Thee, Zucker und Tabak. Allein viele von dieſen Herren ſind eben ſelbſt freigelaſſene Verbrecher, bei denen die in Arbeit befindlichen Leute ſich nicht beſſern, ja es gibt Fälle, daß ſie von ihren Herren als Helfershelfer bei Viehdiebſtahl und andern Verbrechen benützt wurden. Die Feldarbeiter werden allgemein als ungehorſam, unverſchämt, diebiſch und dem Trunk ergeben geſchildert, namentlich die Schaf- und Rinderhirten, über welche man wegen ihrer Beſchaftigung ſelbſt nur eine geringe Aufſicht üben kann. Die Hausdienſtboten ſind mehr unter den Augen ihrer Dienſtherren, aber auch hier iſt die Ausſchweifung groß. Die Weiber namentlich führen ſich, mit geringen Ausnahmen, ſo ſchlecht auf, daß ordentliche Anſiedler gar keine unter ſich aufnehmen wollen. Da ihre Zahl im Vergleich mit den männlichen Verbrechern gering iſt, ſo ſind ſie fortwährenden Verſuchungen ausgeſetzt, und ſie zeigen in ihrem Benehmen nicht nur Trägheit, Trunkſucht und Unkeuſchheit, ſondern nur allzuoft auch eine unbezahmbare Wildheit. Das einzige Mittel, ihrer loszuwerden, beſteht darin, ſie in das weibliche Arbeitshaus zu Paramatta zu ſchicken, das man kaum eine Strafanſtalt mehr nennen kann .... Die geſchickten Handwerker, wie Schmiede, Tiſchler, Gerber u. dgl., ſind ſehr hoch geſchätzt, und werden auch von ihren Dienſtherren mit entſprechender Nachſicht behandelt. Ihre Lage gleicht ſo wenig der von Sträflingen, daß ihre Dienſtherren manchmal das durch ihre Arbeit gewonnene Geld mit ihnen theilen. Die als Arbeiter zugewieſenen Verbrecher ſind einem beſondern Coder unterworfen, der manche bei freien Perſonen nicht ſtrafbare Vergehen, nämlich Ungehorſam, Vernachläſſigung der Arbeit, Unverſchämtheit und im Allgemeinen „unordentliches Verhalten beſtraft.“ Manchmal freilich werden dieſe Leute ſehr hart behandelt, aber dieß ſind Ausnahmen, und im Durchſchnitt iſt man zu nachgiebig gegen ſie, ſo ſehr tritt bei dem geſtiegenen Begehr von Arbeitern das Intereſſe der Dienſtherren, ſich der Dienſte dieſer Leute zu verſichern, hervor.“ Das Reſultat hieraus läßt ſich in wenigen Worten geben. Die Colonie iſt in einer Lage, wo die Arbeit hoch im Preiſe ſteht, dieß erleichtert die Lage der als Arbeiter vertheilten Verbrecher ſo ſehr, daß die Transportation kaum mehr als Strafe zu betrachten iſt. Darum hat man vorgeſchlagen, in England dasſelbe Syſtem der Beſtrafung einzuführen, wie in Amerika, nämlich die einſame Einſperrung, und nur als ſecundäre Strafe und als Beſſerungsmittel diejenigen, welche wahre Sinnesänderung zeigen, nach erſtandener Strafe nach Neuſüdwales zu ſchicken.

Dieß iſt die Frage, um die es ſich jetzt handelt, und auf dieſen Ausweg muß man hinaus kommen, wenn nicht die Zahl der Verbrechen in Neuſüdwales ins Grauenhafte ſteigen ſoll. In den Jahren 1810—1818 kam jährlich unter 375 Einwohnern Ein Criminalfall vor; ſeit dieſer Zeit hat ſich das Verhältniß fortwährend verſchlimmert, und in den Jahren 1831 bis 1835 kam unter 119 Perſonen Einer vor. Die Zahl der Criminalverbrechen iſt alſo in weniger als 30 Jahren verhältnißmäßig um das Dreifache geſtiegen, und da die Einwohnerzahl zugleich um das Sechsfache ſtieg, ſo kann man ſich einen Begriff machen, welche Maſſe von Verbrechen vorkommt. Die ganze Geſellſchaft leidet durch das ungeheure Verhältniß der Zahl der Verbrecher und der kaum beſſern Emancipiſten zur Geſammtzahl der Bevölkerung: die niedern Claſſen ſind durchaus verdorben, und die höhern fühlen ſich durch deren Nähe verletzt. Nach dem Transportation Report iſt es nichts Seltenes, daß ein Emancipirter, der ſich durch angeſtrengte Arbeit während mehrerer Monate 20, 40 ja 100 Pf. St. erworben hat, und damit den Grund zu ſeinem künftigen guten Fortkommen legen könnte, mit dieſer Summe in die Branntweinſchenke geht, und ſie nicht eher verläßt, als bis auch der letzte Heller verzehrt iſt. Was iſt von ſolchen Menſchen zu erwarten, als neue Verbrechen!

Unter den Deportirten ſelbſt iſt aber noch eine Claſſe, welche noch tiefer ſteht, als die an Privatleute vertheilten Verbrecher; dieß ſind diejenigen, welche von ihren Dienſtherren als ungeeignet und unverbeſſerlich ſtörriſch zurückgewieſen wurden, oder neue Verbrechen in der Colonie ſelbſt begingen: dieſe müſſen in einzelnen Abtheilungen mit oder ohne Ketten auf den Straßen arbeiten. Die gefeſſelten Abtheilungen (chain gangs) ſtehen unter einem Civilaufſeher und einer Militärwache, welche Flucht und Unordnungen wirkſam verhindert. Die ungefeſſelten Abtheilungen aber arbeiten ſchlecht, und ſtehen manchmal unter Aufſehern, die ſelbſt Verbrecher waren; oft ſind ſie mit den bei den benachbarten Anſiedlern als Diener befindlichen Verbrechern verbündet, und verüben Raub und Diebſtahl. Die unter ſolchen Abtheilungen befindlichen Handwerker erwerben ſich leicht Geld durch Arbeiten bei den benachbarten Anſiedlern, und die Aufſeher ſehen bei ihrer Abweſenheit durch die Finger, indem ſie einen Theil ihres Erwerbs in die Taſche ſtecken.

Aus dieſen Claſſen geht die letzte hervor, die man nach Moreton Bay oder nach der Inſel Norfolk verbannt, welche letztere zu dieſem Ende wieder erwählt wurde. Wir fügen dieſem Artikel eine, der Redaction kürzlich zugekommene Schilderung des dortigen Lebens an, das in der That dieſelbe Inſchrift verdiente, wie Dante's Hölle.

Strafrechtliche Statiſtik Frankreichs.

(Compte général de l'administration de la Justice criminelle en France pendant l'année 1836. Paris. Imprimerie royale. Dec. 1836.)

Vor ein paar Jahrhunderten konnte ein Geſetzkundiger in Frankreich ſagen: „Verſchafft mir zwei Zeilen Geſchriebenes, von wem Ihr wollt, und ich werde ihn an den Galgen bringen.“ Die Zeiten haben ſich geändert. Man weiß heute, daß die Sprache den Menſchen gegeben wurde, um ihre Gedanken zu verbergen, und daß die Schrift das Bild der Sprache iſt. Deßwegen wurde eine neue Wiſſenſchaft nothwendig, eine Wiſſenſchaft, die keine Zweideutigkeit zuläßt, die wahr, ruhig, proſaiſch, ohne Leidenſchaft und ohne Mitleiden, ohne Liebe und ohne Täuſchungen iſt, eine Wiſſenſchaft der Zahlen, mit Einem Worte: die Statiſtik.

Unſer Jahrhundert war berufen, die obige Phraſe durch eine andere zu erſetzen, und man könnte heute ſagen: „Gebt mir zwei

Zahlen, und ich werde über die Menschen und die Zustände ein Urtheil sprechen." Und seit diese trostlose Wissenschaft, seit die Statistik sich mehr und mehr verbreitet, wurde die Zahl zum Richter der Welt; Alles wurde Berechnung, oder vielleicht weil Alles Berechnung, Calcul, geworden ist, wurde die Statistik die Wissenschaft der Söhne unseres Jahrhunderts. Die Liebe, die Ehe wurden Gegenstand der Berechnung, die Kunst und die Wissenschaft eine Geldfrage, der Priester lernte rechnen, und rechnet heute so gut, wie der Cassenführer eines jüdischen Bankiers, der Staat erkennt nur den als Bürger an, der seine Vaterlandsliebe, seine Ergebenheit, seine Fähigkeit durch die nöthige Zahl der Abgaben belegt, und das Geschick der Welt wird durch eine Hausse oder Baisse auf der Börse entschieden.

Ja, die Börse ist unser Tempel, unsere Kirche, die Rente unser Evangelium, die Zahl unser Orakel. Gott spricht zu uns in der Sprache, die wir verstehen.

Der vom Minister der Justiz in Frankreich herausgegebene Compte général de l'administration de la Justice en France pendant l'année 1856 ist unstreitig eines der interessantesten Documente dieser neuen Wissenschaft. Millionen von Zahlen, gehaltlos und stumm für die, welche die Orakel des neunzehnten Jahrhunderts nicht zu enträthseln wissen, treten hier vor uns, und werden für den, der die Auflösung des Räthsels kennt, zu der lebendigen Sprache der Wahrheit; jede einzelne Ziffer enthüllt uns eine Leidenschaft, einen Hülferuf oder einen Seufzer der Verzweiflung, die Moral des ganzen Landes und jedes Departements, den Werth der Institutionen, das Verdienst oder die Unzulänglichkeit der Gesetze. Alles ist in diesen unbesiegbaren Zahlen, und der tiefdenkendste Philosoph, der gewitzigtste Staatsmann, der keckste Neuerer, alle sind gezwungen das Haupt zu beugen und zu sagen: „Siehe hier die Zahl, Gott hat gesprochen."

Versuchen wir es, einige von den Orakelsprüchen, die die Göttin der Statistik in dem Compte général des Jahres 1856 niedergelegt hat, zu enträthseln.

Der Compte général enthält 158 Tabellen und ist in sechs Partien getheilt. I. Cours d'assises (tab. 1 — 75); II. tribunaux correctionels (tab. 76 — 103); III. récidives (tab. 104 — 131); IV. tribunaux de simple police (tab. 132 und 133); V. instruction criminelle (tab. 134 — 154); VI. cour de cassation (tab. 155 — 185). In einem Appendix von fünf Tabellen finden wir endlich das Resultat der Thätigkeit des petit parquet du tribunal de la Seine, die zufälligen Todesarten und die Selbstmörder. —

Der Minister der Justiz begleitet das Ganze mit einem rapport au Roi, der dem Compte général als Vorrede oder Einleitung dient. Wir finden in demselben nur einzelne Resultate der Tabellen angeführt, da die Folgerungen, die sich aus diesen ziehen lassen, beinahe mit Aengstlichkeit vermieden sind.

Aber schon in der Vorrede des Siegelbewahrers ist insbesondere eine Tabelle, die in großen Zügen die Physiognomie des Landes in den letzten 12 Jahren entwirft, von hohem Interesse. Diese zwölf Jahre zerfallen durch die Julius-Revolution ungefähr in zwei gleiche Epochen, von 1825 — 1830 und 1831 — 1856, und es ist gewiß nicht ohne Belehrung, zu sehen, welche Resultate die eine und die andere liefern. Die Tabelle enthüllt die criminellen Verurtheilungen, die seit 1825 stattgefunden haben, und zwar Verurtheilungen

	von 1825—1830	von 1831—1856
Zum Tode	698	535
Lebenslängliche Zwangsarbeit	1690	1016
Zeitliche Zwangsarbeit	6401	4968
Verbannung	6	5
Deportation	—	1
Detention	—	4
Carcan	36	2
Civildegradation	11	—
Correctionelstrafen	9579	14,620
Polizeiliche Aufsicht	—	12
Enfans à détenir	305	166
Zusammen	25,777	25,997

Im Ganzen wurden somit in den letzten sechs Jahren 200 Verurtheilungen mehr als von 1825 bis 1830 ausgesprochen. Aber diese Vermehrung fand nur bei den correctionellen Strafen statt; bei allen andern, mit Ausnahme der selten vorkommenden Deportation, Detention und polizeilichen Aufsicht, sehen wir dagegen eine bedeutende Verminderung. Der Todesurtheile waren mehr als die Hälfte weniger, der Carcan verschwand mit 1832. Die Strafgerechtigkeit war somit in den letzten sechs Jahren viel weniger blutig, sie wurde mehr und mehr menschlich, und es ist zu bedauern, daß der Compte général keine allgemeine Tabelle über die in den letzten 12 Jahren stattgefundenen Verbrechen enthält, die uns erlauben würde, zu beurtheilen, ob eine weniger strenge Criminalgesetzgebung und Rechtspflege, wie man oft glaubt und sagt, nothwendig die Bande der Gesellschaft erschlaffen und die Verbrechen vermehren müßte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Kälteres Klima früherer Zeit im nördlichen England. In der Sitzung der geologischen Gesellschaft vom 24 April legte ein Hr. Smith Muscheln aus den jüngsten Tertiärgebilden an den Ufern des Clyde vor, aus denen hervorgeht, daß zur Zeit, als dieser Niederschlag geschah, das Klima in jenen Gegenden kälter war als jetzt. Der bekannte Geolog Hr. Lyell zeigte bei dieser Gelegenheit Muscheln aus Canada, besonders aus dem Thale von St. Charles, die eine große Aehnlichkeit mit denen haben, die man in den jüngsten Tertiärgebilden bei Uddevalla in Schweden findet. Doch sind sie den Testaceen nicht gleich, die jetzt im Golf des St. Lorenz leben.

Fabrication von Backsteinen vermittelst Maschinen. Ein Hr. Gottam gab in der Sitzung des königlichen Instituts vom 19 April Bericht über eine neue Maschine zur Anfertigung von Backsteinen, wodurch in einer Tagarbeit von 10 Stunden 10,000 Steine gewonnen werden, während das gewöhnliche Verfahren in 18stündiger Arbeit nur 7000 Stück liefert, und 10,000 Dachziegel, während das frühere nur 700 fertigte. Das Hauptgeheimniß besteht darin, daß der Thon verhindert wird, sich an die Formen anzuhängen.

Ein Meermensch. Nach Galignani's Messenger wurde in der Nähe von Havre ein seltsamer Fisch gefangen, der oben einem männlichen Affen, nach unten aber einem Fische gleicht. Der Beschreibung nach kann er allen bisherigen Erzählungen von Meermenschen als Erklärungsgrund dienen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 141.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Mai 1839.

Die Insel Norfolk.

Die Engländer fanden bald in ihren Strafcolonien, daß diese wieder einen Ort brauchten, an welchen man die unverbesserlichen Sträflinge deportiren könne, wenn man die Masse von Verbrechern, die sich in Neuholland anhäufte, nicht mit so blutigen Gesetzen in Ordnung halten wollte, wie sie die neuere Zeit nicht mehr zuläßt. Sie errichteten daher ein Etablissement auf der Insel Norfolk, die etwa 1000 englische Meilen von Neuholland und weit von jedem andern Lande mitten im Südmeer liegt. Dieser Flecken im Ocean ist einer der schönsten, aber auch der unbekanntesten Orte der Welt, indem man außerordentliche Vorsichtsmaßregeln genommen hat, ihn gänzlich zu isoliren, um den Sträflingen alle Gelegenheit zu nehmen, sich von dieser Hölle auf der Erde zu retten, und fast die einzige Beschreibung der Insel die es gibt, verdankt man dem Generalvicar der katholischen Mission von Australien, Ullathorne, einem irländischen Priester, den der Gouverneur von Neusüdwales in den letzten Jahren zweimal dahinschickte, um zum Tode verurtheilte Sträflinge vorzubereiten. Hier folgt das Wesentliche aus seinem Bericht.

Die Insel Norfolk hat einen Umfang von etwa 20 engl. Meilen, sie ist durch steile Ufer gegen das Meer geschützt. Die Berge, aus denen sie besteht, sind wie in einander verschlungen und ihre Gipfel steigen gegen die graue Basis des Berges Pitt an, der sich in der Mitte der Insel erhebt. Die Insel ist vulcanischen Ursprungs, aber die Masse von Lava und Basalt ist vom Gipfel des Pitt an bis auf den Boden der Thäler mit einer dicken Schichte fruchtbarer Erde bedeckt, und selbst die Spalten der Felsen nähren eine reiche Vegetation, namentlich bricht der neuholländische Flachs aus allen Ritzen der Basaltfelsen hervor, welche die Insel wie ein Wall einschließen.

Gegen Südwesten zieht sich der Boden gegen das Meer herab und bildet eine Ebene, die gegen die Fluthen durch eine Korallenbank geschützt ist, welche die ganze Insel einschließt, aber nur hier über die Oberfläche des Meeres hervorragt. Hier scheiterte die Fregatte Sirius, welche die ersten Deportirten nach Neuholland gebracht hatte. Gegenüber von der Ebene liegt in einer kleinen Entfernung die kleine Insel Phillip, auf welcher die Vegetation nicht so reich ist als auf Norfolk. Sie dient den englischen Kriegsschiffen zum Schutz, da Norfolk keinen Hafen hat und sie daher, so lange sie hier liegen, immer unter Segel bleiben, und sich jede Nacht von der Küste entfernen müssen, um nicht zu scheitern. Man kann auf der Insel nur vermittelst leichter Boote landen, welche den engen Canal zwischen den Korallenklippen, welche zu jeder Zeit eine gefährliche Brandung bilden, befahren können, und auch diese können bei unruhiger See nicht landen. Dann kann man sich der Insel nirgends nähern als auf der entgegengesetzten Seite, wo die Bai der Cascade durch einen kleinen Bruch in der Felsenwand gebildet ist, aber durch eine Bank von Basalt beinahe gänzlich geschlossen, so daß nur vortrefflich pilotirte Kähne hindurch kommen.

Die Natur hat also die Insel vollkommen zu einem Gefängniß vorbereitet, und menschliche Vorsicht hat alles Mögliche gethan, zu ihrer weitern Sicherheit beizutragen. Niemand darf auf ihr wohnen als die Aufseher der Gefangenen, und kein Schiff, als Kriegsschiffe dürfen sich ihr nähern, außer im Fall der größten Noth. Und dennoch ist es trotz so vieler Vorsichtsmaßregeln und der großen Entfernung von allem Land oft vorgekommen, daß die Gefangenen sich auf Flößen oder auf Kähnen eingeschifft haben, die sie in der kurzen Zeit gebaut hatten, welche von dem Augenblick ihrer Flucht aus dem Gefängniß und ihrer Einschiffung verflossen war. Während dieser Zeit hielten sie sich in Höhlen oder im Gehölze verborgen, wo man sie bisweilen während ihrer Vorbereitungen überfallen hat, und wo man sie mit einem kleinen Vorrath von Lebensmitteln und einigen Wasserkrügen versehen fand. Ihre Sehnsucht nach Freiheit ist so groß, daß sie nicht anstehen, sich auf den kleinsten Kähnen einzuschiffen, und die größten Gefahren nicht scheuen, um sie sich zu verschaffen. Es ist ihnen bisweilen gelungen, sich der Boote des Gouverneurs zu bemächtigen, aber die Schiffe, die man ihnen nachschickte, holten sie gewöhnlich wieder ein. Einmal jedoch vereitelten sie alle Versuche, sie zu erreichen, unter Umständen, welche beweisen, wie sehr sie verstehen, Alles zu ihrer Flucht zu benützen. Der Botaniker der Colonie von Neu-

ſüdwallis hatte für einige Tage ein Zelt auf der Inſel Phillip aufgeſchlagen, wo er ſich wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen widmen wollte. Einige Gefangene, die es wußten, ſchwammen hinüber, bemächtigten ſich ſeiner Lebensmittel, zogen ihn aus, machten aus ſeinem Zelt ein Segel für ſein Boot und fuhren ab. Die Soldaten, die man hinüberſchickte, ſie zu arretiren, fanden den armen Botaniker nackt herumirren, und ſahen von weitem ſein Zelt, das ſeinen neuen Dienſt am Horizont des Meeres aufs beſte verrichtete.

Auf der Ebene, wo man landet, ſteht die Strafanſtalt. Sie beſteht in zwei parallelen Linien von Gebäuden, die dem Meere nächſte bildet eine Caſerne für die Gefangenen, ein offener Schoppen, der als Küche und Speiſeſaal dient, ein Gefängniß, ein Wachthaus und einige kleinere Gebäude. Am Fuß der Berge bilden die Caſerne, das Magazin und einige Hütten die zweite Linie. Alle dieſe Bauten ſind von weichem Tuffſtein errichtet. Zwiſchen ihnen liegt ein fruchtbarer Strich Landes der durch einen Bach bewäſſert und in eine Menge kleiner Stücke vertheilt iſt, welche man den ruhigſten der Sträflinge anweiſt, und deren Cultur ihnen zum Zeitvertreib dient und ihnen die Mittel gibt, ihre Rationen durch Gemüſe zu verbeſſern. Die ſüße Patate gedeiht am beſten und nimmt daher in jedem dieſer kleinen Felder den meiſten Raum ein. Die Ebene iſt gegen Oſten von einem natürlichen Wall begränzt, der die umliegende Gegend beherrſcht, und auf dem das Haus des Commandanten ſteht; es iſt weitläufig und gut gebaut und von einer Terraſſe umgeben, die ſich leicht vertheidigen läßt. Nichts erinnert hier an eine Strafanſtalt, als die Eiſenſtangen an den Fenſtern, die zwei Kanonen auf dem Grasplatz vor dem Hauſe, und der einförmige Schritt der Schildwache.

In einiger Entfernung von den Gebäuden und an einem Ende der Ebene liegt der Kirchhof, der an beiden Seiten von einem ſo dichten Gehölz umgeben iſt, daß die Sonnenſtrahlen es nicht durchdringen können, auf der andern Seite ſtößt er ans Meer. Von hier aus erreicht man auf einem Fußpfad, der durch die Felſen am Ufer gehauen iſt, den Fuß der hohen Gebirge, deren bewachſene Seiten ein großes Amphitheater bilden, und deren Gipfel ſich in den Wolken verlieren. Jedes Thal enthält einen Bach, ſelbſt der Kirchhof hat den ſeinigen, und ihre Ufer ſind mit Blumen, wilden Reben und ſchönen Fichten bewachſen. Wenn man noch höher ſteigt, ſo trifft man eine kleine Ebene, bedeckt mit den ſeltenſten Sträuchern, und auf der andern Seite ein abſchüſſiges Thal, das ſich gegen unten erweitert, und ſeinen wilden Charakter verliert, je mehr es ſich der See nähert. Der Pfad iſt von blühenden Bäumen beſchattet, Schlingpflanzen winden ſich wie ungeheure Schlangen und ſcheinen den Weg zu verſperren, und Papagaien, Tauben und andere Vögel mit reichfarbigem Gefieder fliegen einzeln oder in Schwärmen vor dem Wanderer auf. Hierauf kommt man durch ein anderes Thal, wo man hin und wieder blendend weiße Schafheerden findet, und Schäferhütten halb im Geſträuche verborgen. Man trifft hier eine Gruppe baumartiger Farrenkräuter, deren ſchwarze und gewundene Stämme ſich bis auf 25 bis 30 Fuß erheben, und faſt ganz unter einer Maſſe langer, hängender Blätter verborgen ſind, die eine Art von Sonnenſchirm bilden. Ein enger Pfad führt durch das Gehölz auf den Gipfel des Pitt, und man ſieht zwiſchen den Baumſtämmen Theile der Inſel und des Meeres hindurch. Dieſe Bäume ſind beinahe 200 Fuß hoch, und ihre geraden Stämme tragen in gleichen Entfernungen Ringe von Zweigen, deren Umfang mit jedem Ring abnimmt, und jeder Zweig hat die Form einer unermeßlichen Pfauenfeder; die Ausſicht vom Gipfel iſt prachtvoll, man überſieht Berge und Thäler, Bergſtröme, Wälder und Weiden, und im Hintergrunde die Inſel Phillip und die Fläche des Oceans, auf der ſich die Sonne ſpiegelt.

Man kann auf einem andern und nicht minder reizenden Weg zurückkehren. Bald breitet ſich die Ausſicht unter dem Gewölbe der Zweige aus, bald bildet der Wald eine undurchdringliche Mauer; bisweilen ſind die Bäume unter einander durch ein Geflechte von Schlingpflanzen verbunden, welche eine grüne Mauer bilden, die mit den weißen Blumen des Convolvulus beſprenkelt iſt. Hier vermiſchen der Guava und der Citronenbaum ihre Blätter und Früchte, hochſtämmige Farrenkräuter ihren Schatten mit dem der Fächerpalmen. Wenn man die Pachthäuſer in der Nähe des Pfades und beſonders das ſchöne Thal der Orangen beſucht, ſo findet man in den Gärten Bananen, Brodbäume, Zuckerrohr, Kaffeebäume mit ihren rothen Früchten, Theeſtauden, Agutiguepas, Zimmetbäume, Feigenbäume, Mandelbäume und eine Menge von Pflanzen, die ſonſt überall nur Sträucher bilden, aber hier eine ungewöhnliche Größe erreichen. Das Klima der Inſel iſt gemäßigt, und ſie wäre ein Paradies ohne ihre gegenwärtigen Bewohner.

Im Jahre 1835 belief ſich die Zahl der Sträflinge auf der Inſel auf 1200, worunter 450 Katholiken. Seit dieſer Zeit hat ſich ihre Zahl um 200 jährlich vermehrt. Sie ſind immer mit ſchweren Ketten beladen, und ihre Laſter ſind ſelbſt in Sydney zum Sprüchwort geworden. Sie begehen oft Mord, ohne daß ſie die geringſte Feindſeligkeit gegen ihre Opfer haben, ſondern bloß in der Hoffnung, auf einige Zeit von der Inſel entfernt zu werden. Sie ziehen bisweilen Looſe, wer einen Mord begehen ſoll, und die übrigen bleiben als Zeugen zugegen, um vor das Gericht in Sydney gezogen zu werden, und ſo einige Wochen lang der Qual ihres Lebens auf der Inſel überhoben zu ſeyn, obgleich ſie wiſſen, daß ſie ſogleich nach der Verurtheilung des Mörders wieder hierher geſchickt werden. Dieß iſt eine ſo bekannte Sache, daß man ein neues Geſetz geben mußte, nach dem die Verbrecher durch eine Commiſſion auf der Inſel ſelbſt gerichtet werden, und dieſe Maaßregel hat die Zahl der Mordthaten ſehr vermindert, ohne ſie jedoch ganz zu verhindern. Denn es ſind verzweifelte Menſchen und ihr Blick iſt ganz teufeliſch; wenn ſie einen aus ihrer Mitte im Verdacht haben, daß er den Angeber macht, ſo kann er nicht mehr mit Sicherheit unter ihnen bleiben, und muß beſonders eingeſchloſſen werden. Im Jahre 1835 hatten ſie beſchloſſen, die Garniſon zu ermorden, und ſich der Inſel zu bemächtigen, ſie wurden aber geſchlagen, und einunddreißig der Verſchwörer zum Tode verurtheilt. Bei dieſer Gelegenheit beſuchte ich die

Insel, um die Verurtheilten zum Tode vorzubereiten. Ich kam Nachts und unerwartet an, und meine Gegenwart erschien ihnen wie ein Traum. Ich fand sie in drei so engen Gefängnissen, daß sie nur um die Reihe sich zum Schlafe niederlegen konnten, und die Hitze war so groß, daß sie sich theilweise entkleidet hatten. Sie erwarteten seit 6 Monaten die Entscheidung ihres Schicksals. Ich brachte ihnen ihre Begnadigung mit Ausnahme von dreizehn, die hingerichtet werden sollten. Nachdem ich diese letzteren darauf vorbereitet hatte, kündigte ich ihnen ihr Loos an, und Alle warfen sich sogleich auf die Kniee, Gott für ihre Erlösung aus diesem Aufenthalt zu danken, während die Begnadigten nichts als Seufzer hören ließen. Ich habe nie eine ähnliche Scene gesehen.

Ueber die Wolkenbildung am Pilat-Berg bei Lyon.

Hr. Fournet, Professor der Geologie zu Lyon, hat an die Akademie der Wissenschaften eine Note über diesen Gegenstand eingeschickt. Die Entwicklung der von ihm sogenannten nuages parasites gilt allgemein als ein Anzeichen eines nahen Regens, namentlich bei den Landesbewohnern in der Nähe des Pilat-Berges. Seine Spitze ist häufig mit dem Hut oder der Nebelperrücke bedeckt, die ihm den Namen mons pileatus (woraus das Volk später mont Pilat machte) verschafft hat; ein andermal senken sich die Wolken auf seine Schultern herab, und bilden gleichsam eine Halskrause, über der sich die Spitzen des Berges erheben; manchmal ist eine Seite des Berges sichtbar, während die andere mit einem dichten Mantel bedeckt ist. Dieß kommt von dem Wechsel der feuchten Süd-, Südwest- und Westwinde, deren Wassertheile, sobald sie auf diesen natürlichen Abkühler treffen, sich in Dampfform niederschlagen, was vorzugsweise an dem Pilat-Berge stattfinden muß, da dieser sich 1450 Metres über das Meer erhebt, 500 Metres höher als die benachbarten Berge. Sobald nun eine Ursache zur Präcipitation des Dampfes in der Atmosphäre erscheint, zeigt sich die Wirkung zuerst an diesem Berg, und breitet sich dann erst auf das übrige Land aus nach der Richtung der Winde. Der Pilat-Berg ist also für die Meteorologen von Lyon ein wahrer Mittelpunkt, an dem die Wolken sich bilden, und von wo sie sich später nach allen Richtungen hin ausbreiten. (Echo du Monde Savant vom 8 Mai.)

Strafrechtliche Statistik Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Nach diesem allgemeinen Ueberblick aller seit 1825 für Verbrechen (crimes) stattgefundenen Verurtheilungen gehen wir zu den Tabellen selbst über.

Der erste § enthält in fünf Tabellen die allgemeine Uebersicht der vor die Assisen gebrachten und von ihnen abgeurtheilten Anklagen. 1558 Anklagen wegen Verbrechen gegen die Person und 5742 Anklagen wegen Verbrechen gegen das Eigenthum. Die erstern waren gegen 3012 Angeklagte gerichtet, von denen 940 freigesprochen wurden, die letztern gaben dagegen 6829 Angeklagte, von denen 1669 freigesprochen wurden. Es kommen also auf 100 Verbrecher gegen die Person 45 Freisprechungen und auf 100 Verbrecher gegen das Eigenthum nur 35 Freisprechungen. Die Geschwornen sind somit weniger streng gegen die erstern, als gegen die letztern, was, wie auffallend es auch auf den ersten Anblick erscheinen mag, sich doch ganz natürlich erklärt, wenn man bedenkt, daß der Geschworne selbst sich im Allgemeinen weniger in seiner Person bedroht glaubt, als in seinem Eigenthum. Doch liegt am Ende der letzte Grund dieser Erscheinung noch viel tiefer, und erklärt sich wohl schon daraus, daß in Frankreich die Person selbst und der persönliche Werth Nebensache ist, und die politischen Gesetze des Staates nur einen durch das Eigenthum bestimmten indirecten Werth der Person anerkennen. Das Eigenthum allein gibt die höchsten Bürgerrechte in Frankreich, steht also über der Person, und es wäre eine Inconsequenz, wenn der Richter bei einem solchen Grundgesetze nicht das Eigenthum, das der Person erst einen höhern Staatswerth leiht, höher stellte, als die Person selbst.

Von größerer Bedeutung aber ist es, wenn wir sehen, daß die Geschwornen sich bei den Verbrechen gegen die Person bald mehr, bald weniger strenge zeigen. Alle Verbrechen gegen den Staat und seine öffentlichen Angestellten geben eine Summe von 185 Angeklagten, von denen nicht weniger als 129 freigesprochen wurden. Diese Milde und Nachsicht ist aber um so auffallender, wenn wir sehen, daß die Nichtfreigesprochenen selbst nur zu sehr verminderten Strafen verurtheilt wurden. So wurden bei 54 wegen Verbrechen gegen den Staat und seine Agenten Verurtheilten nur über zwei lebenslängliche, über einen die Reclusion, über einen die Detention und über den Rest eine correctionelle Strafe verhängt. Die Staatsverbrechen greifen alle Interessen der bestehenden Verhältnisse zugleich an, und so scheint es, daß die Bürger, die über dieselben zu urtheilen haben, so strenge als möglich seyn müßten. Das Gegentheil findet in Frankreich statt, und in der Stufenfolge, die sich in Bezug auf mehr oder minder große Strenge des Richters herausstellt, finden wir eine Steigerung, nach welcher das Eigenthum am höchsten, die Person weniger hoch, und endlich der Staat am tiefsten in der Achtung der Bürger steht. Der Egoismus, die goldene Zeit des Industrialismus, der materiellen Interessen erklärt die Bevorzugung des Eigenthums, aber sie erklärt nicht die Gleichgültigkeit, mit der der Bürger die Angriffe gegen den Staat als solchen und seine Agenten betrachtet. Es muß hier ein tieferer Grund vorhanden seyn, denn der Egoismus selbst müßte den Bürger veranlassen, vor Allem den Staat, der sein eigenes Interesse schützt und sichert, zu schützen und zu sichern. In Frankreich gibt es für diesen Widerspruch zwei Ursachen, und zwar eine allgemeine, eine im Charakter der Franzosen mehr als in dem anderer Völker liegende, und eine zweite besondere durch die Zeit und die Zustände der Gegenwart bedingte. Die erste ist das jedem Franzosen mehr oder weniger inwohnende Gefühl der Ritterlichkeit, das ihn veranlaßt, für den Schwächern Partei zu nehmen, das ihm ein Interesse selbst für den Mörder einflößt, sobald er ihn allein und entwaffnet der Allmacht der Staatsgewalt gegenüber sieht. Wenn dieß Gefühl eine edle Quelle hat, so wird es in der Ausübung sehr oft von dieser Quelle abgeleitet, und führt nicht selten zu einer förmlichen Mißachtung des Gesetzes, so oft sich demselben eine Minorität gegenüberstellt, die ihm keck die Spitze bietet. Wer hiezu nur den Muth hat, kann in Frankreich sicher seyn, sehr bald Anklang, Vertheidigung und Schutz zu finden, und wenn er nicht allzu weit geht, oder in seinem Benehmen Tugenden entwickelt, Großmuth und Tapferkeit, so kann er sogar sehr bald sich eine Partei bilden. Die Theilnahme, die ein Lacenaire fand, von dem die beau monde selbst ein

Gedicht mit Geld zahlte; die Art, wie selbst die Pairs einen Fiesch behandelten, sind ein Beweis für diese Ansicht in Bezug auf einzelne Verbrechen. Die Fortschritte aber, die die Republicaner seit der tapfern Vertheidigung des Klosters St. Mery bis zu den verpufften Aprilscenen von 1835 machten, sind ein Beweis, wie eine Partei in diesem Gefühl der Franzosen einen Hülfsgenossen findet, der ihr mehr Anhänger erwirbt, als selbst die heiligsten Grundsätze dieß zu thun im Stande wären.

Die andere Ursache dieser Erscheinung liegt aber in den augenblicklichen Zuständen Frankreichs. Die Revolutionen von 1789, 1793 und 1830 haben in Frankreich den Glauben an das Bestehende erschüttert, und in der unendlichen Mehrzahl der Franzosen das, wenn auch nicht klar ausgesprochene, Gefühl, daß die gegenwärtigen Institutionen nur ein Uebergang zu andern Gestaltungen seyen, hervorgerufen. Ein Staatsverbrechen, das erste, das bedeutendste aller Verbrechen, die ein Bürger begehen kann, erscheint in diesem Gefühle jedem Franzosen, ohne daß er sich selbst Rechenschaft über das Warum abfragt oder gibt, in einem viel mildern Licht, als ein Verbrechen gegen die Person und das Eigenthum. Er selbst hat keinen festen Glauben mehr, er selbst ahnt, oder fühlt, oder weiß, daß er zweifelt, und es ist daher natürlich, daß er diesen Zweifel bei jedem Andern entschuldigt, daß er in dem zur That gewordenen Zweifel, in dem Staatsverbrechen, nur die Uebereilung, nur den mehr oder weniger jugendlichen, feurigen Charakter des Verbrechers sieht, und ihn so zu entschuldigen sucht, und wo er strafen muß, so milde als möglich ist. Ein Mensch, der nur ein Staatsverbrechen in Frankreich begangen hat, darf dieß keck allwärts gestehen, und kann sicher seyn, daß ihn deßwegen Niemand in die Reihe der Verbrecher setzt, daß ihm trotz Zuchthaus und Galeere, die er überstanden, jede Gesellschaft, jede Familie, mit denen er durch seine persönliche Stellung in Verbindung tritt, ungehindert offen stehen. In dieser einzigen Thatsache aber liegt, mir scheint es, der Leichenruf der bestehenden politischen Zustände von Frankreich, denn wo ein Staatsverbrechen von den Bürgern nicht mehr für ein Verbrechen gilt, da ist der Glaube an den Staat und seine Heiligkeit verschwunden, da bleibt nur eine äußere Thatsache ohne Geist, ein Leib ohne lebendige Seele übrig, so wie die Macht Roms gebrochen war, als der Bannfluch nicht mehr in jeder Hütte ein lebendiges Echo fand. Das Factum der Herrschaft Roms dauerte noch eine gute Weile fort, weil die Frucht nicht abfällt, wenn sie reif, sondern wenn sie bereits faul geworden ist.

Unter den Privatverbrechen gegen die Person ist die Zahl der Freisprechungen verhältnißmäßig geringer beim Todtschlag (150 Ankl., 56 Freisp.), Mord (218 Ankl., 54 Freisp.), Kindermord (151 Ankl., 58 Freisp.), Vergiftung (18 Ankl., 5 Freisp.), Verwundungen gegen Eltern (74 Ankl., 24 Freisp.), Schändung von Kindern unter 15 Jahren (187 Ankl., 54 Freisp.); dagegen verhältnißmäßig größer bei Verwundungen und Schlägen, die den Tod zur Folge hatten (171 Ankl., 95 Freisp.), Sequestration von Personen über einen Monat (17 Ankl., 9 Freisp.), suppression de part (16 Ankl., 15 Freisp.), Entführung und Versteckung von Minderjährigen (11 Ankl., 10 Freisp.) und falschem Zeugniß (115 Ankl., 65 Freispr.).

Die größte Zahl der Verbrechen gegen die Person bilden die Verwundungen, die mehr als 20 Tage Arbeitsunfähigkeit zur Folge hatten. Das Resultat der Verurtheilungen und Freisprechungen ist hier ungefähr normal (528 Ankl., 145 Freisp.). Aber unter den Verurtheilten gibt es nur 2, über die eine zeitige Zwangsarbeit, und nur 15, über die die Reclusion verhängt wurde, während alle übrigen nur eine correctionelle Strafe erhielten. Es liegt in diesem Verhältniß ein Widerspruch zwischen dem Gesetz und der Gesellschaft. Das erste erkennt eine Verletzung, die mehr als 20 Tage Arbeitsunfähigkeit nach sich zieht, für ein Verbrechen; die letztere, durch die Geschwornen vertreten, sieht in demselben nur ein Vergehen. Wer von beiden, ob das Gesetz oder die Gesellschaft, hier Unrecht hat, ist weniger bedeutend zu untersuchen; das Factum, der Widerspruch zwischen beiden an und für sich, aber muß auf die Dauer die Achtung vor einem Gesetze gefährden, das die unendliche Mehrzahl der Bürger nur für einen todten Buchstaben ansieht, an den der Richter selbst nicht gebunden zu seyn glaubt.

Gehen wir jetzt zu den Verbrechen gegen das Eigenthum über. Die Zahl aller Angeklagten ist 5160, die der Freisprechungen 1669, d. h. ungefähr 35 Freisprechungen auf 100 Angeklagte. Bei den Verbrechen der Falschmünzerei (93 Ankl., 58 Fr.), Nachmachung von Stempeln (8 Ankl., 8 Fr.), Fälschungen bei der Recrutenaushebung (158 Ankl., 106 Fr.), Fälschungen authentischer und öffentlicher Acten (112 Ankl., 68 Fr.), Concussion und Corruption (15 Ankl., 12 Fr.), Entwendung öffentlicher Gelder (8 Ankl., 3 Fr.), Entwendungen von Acten und Piecen aus öffentlichen Depots (5 Ankl., 5 Fr.), Erzwingungen von Urkunden und Unterschriften (15 Ankl., 10 Fr.), Brandstiftung bewohnter Gebäude (55 Ankl., 34 Fr.), Brandstiftung unbewohnter Gebäude, Waldungen u. s. w. (59 Ankl., 24 Fr.), Zerstörung von Bauten (41 Ankl., 35 Fr.) wurden verhältnißmäßig mehr Angeklagte freigesprochen, als bei allen übrigen Verbrechen gegen das Eigenthum. Dieselbe Beobachtung, wie bei den Verbrechen gegen die Person, wirft sich uns hier auf. Die Verbrechen gegen das öffentliche Eigenthum werden von den Geschwornen mit größerer Milde behandelt, während die Verbrechen gegen das Privateigenthum — mit Ausnahme der Brandstiftungen, wohl wegen der Beschwerlichkeit der Beweisführung und der überstrengen Strafe — mit viel größerer Strenge beurtheilt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

D'Orbigny's Karte vom Titicaca-See. Wir haben früher (s. Nr. 109) angezeigt, daß Hr. Bowring die von Hrn. d'Orbigny in seinem bekannten Reisewerke mitgetheilte Karte des Titicaca-Sees als die seinige in Anspruch nahm. Hr. d'Orbigny hat sich bitter in der französischen Akademie über die Beschuldigung, daß er einen solchen Unterschleif begangen, ausgesprochen, und bemerkt, daß wenn ferner noch ähnliche Angriffe gegen ihn gerichtet würden, so sehe er sich genöthigt, die Akademie um Ernennung eines Comité's zu bitten, das seine Ansprüche untersuchte.

Altägyptische Caricatur. In der neulichen Versammlung einer archäologischen Gesellschaft in London, auf die wir noch zurückkommen werden, legte Hr. Birch eine merkwürdige Papyrusrolle aus der Zeit Trajans vor. Es ist die älteste Caricatur in der bekannten Welt. Jeder, der mit der Malerei der alten Aegyptier in den Gräbern oder in den Tempeln bekannt ist, muß sogleich erkennen, daß sie die religiösen Gebräuche lächerlich macht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 142.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

22 Mai 1839.

Zur Kunde Norwegens.

(Eine Zuſammenſtellung aus amtlichen Quellen und den neueſten Bearbeitungen des Inlands geſchöpft von F. B..r.)

Als der Verfaſſer der nachſtehenden Zuſammenſtellung vor ein Paar Jahren Deutſchland und einen Theil Frankreichs und Italiens durchreiſte, hatte er mehrmals Gelegenheit zu erfahren, wie ſein Vaterland Norwegen in der letzten Zeit das Intereſſe des gebildeten Auslandes in hohem Grade auf ſich gezogen hatte. Aber ſeine Freude hierüber wurde ſtets getrübt durch die Wahrnehmung der Mangelhaftigkeit der Kenntniſſe, welche im Auslande hinſichtlich der wahren Verhältniſſe jenes Landes herrſchte. Die Art des Auftrags, in welchem er ſeine Reiſe unternahm, gab ihm beſonders Gelegenheit, zu erfahren, wie daraus hervorgegangene falſche Anſichten bereits unter der Schuljugend durch Lehrbücher verbreitet wurden. Es iſt dieß kein Wunder. Die norwegiſche Literatur iſt wegen der allgemeinen Unbekanntſchaft mit der Sprache dem Auslande beinahe ganz verſchloſſen, und die ſpärlichen Berichte, oder vielmehr Fabeln über Norwegen, die im Auslande geleſen werden, und die durch die Alles idealiſirenden Steffenſchen Romane kein wahres Correctiv gefunden, ſind meiſtens aus „flüchtigen Bemerkungen der flüchtig Reiſenden“ geſchöpft, welche, faſt immer ohne Kenntniß der Landesſprache, natürlicherweiſe mit dem beſten Willen einer großen Schiefheit in den Auffaſſungen ausgeſetzt ſind. Der Verfaſſer dieſer Zuſammenſtellung hat demnach geglaubt, nicht minder ſeinem Vaterlande, als dem gebildeten Ausland, beſonders dem liebreichen deutſchen Volke, das ihn ſo gaſtfreundlich aufnahm, und deſſen Andenken er ſtets mit der innigſten Dankbarkeit bewahren wird, einen Dienſt erweiſen und zugleich eine Pflicht der Pietät erfüllen zu können, indem er die nachfolgende Zuſammenſtellung der zur Kunde Norwegens weſentlichſten, beſonders ſtatiſtiſchen Momente unternimmt, welchen er, wenn Zeit und Umſtände es erlauben, eine Reihe Artikel über die mehr in materiellen Beziehungen ſeines Vaterlandes, namentlich über Bildung, Erziehung und Wiſſenſchaften folgen zu laſſen geſonnen iſt. Gegenwärtige Zuſammenſtellung iſt aus authentiſchen amtlichen Quellen, ſo wie zum Theil aus den neueſten Bearbeitungen dieſer Gegenſtände im Inland ſelbſt geſchöpft, mithin ganz zuverläſſig. Es iſt dem Verfaſſer mehr daran gelegen geweſen, die trockene Wahrheit zu geben, als eine unterhaltende oder eigentlich amuſirende Lectüre zu gewähren.

1. Phyſiſche Verhältniſſe.

Bekanntlich iſt Norwegen ein Gebirgsland, und zwar im ſtrengſten Sinne des Worts. Die Gebirgsmaſſe nimmt den bei weitem größten Theil des Landes ein. Die Stammkette dieſer Gebirgsmaſſe erſtreckt ſich wie ein Rückgrat die ganze ſcandinaviſche Halbinſel hindurch in der Richtung von NO nach SW. Sie zerfällt in drei Haupttheile, wovon der nördlichſte Kjoelen (zweiſilbig auszuſprechen), der mittlere Dowre (von den Deutſchen irrigerweiſe Dofre geſchrieben und geſprochen), und der ſüdliche die Langfjelde (nicht Langfielde oder Langfilde, ſondern Langfjälde, dreiſylbig ausgeſprochen) genannt wird. Dieſe Hauptkette ſendet eine Menge Gebirgsmaſſen, wie Ribben, nach allen Richtungen aus, welche Norwegen und zum Theil auch Schweden erfüllen. Jener Rückgrat nimmt in ſüdlicher Richtung an Höhe und Mächtigkeit allmählich zu, ſo daß die Langfjelde die höchſten Punkte haben. Der nördlichſte Theil Kjoelens bildet eine Hochebene, 2000 Fuß über dem Meeresſpiegel erhoben, welche die norwegiſche Finnmark ausmacht. Die höchſten Punkte Kjölens ſind Selitzelma (5500′) und die Sylfvitzen.

Dowre iſt der gemeinſame Name der mittleren Gebirgsmaſſen, welche die Gränze zwiſchen den Stiften Trondhjem (Trondjám zweiſylbig auszuſprechen)*) und Agershuus bilden. Die Länge der eigentlichen Hauptkette beträgt 30 geographiſche Meilen. Der Vereinigungspunkt zwiſchen Dowre und Kjölen iſt einer der höchſten Punkte auf der ſcandinaviſchen Halbinſel, daher er auch Flüſſe nach allen Richtungen hin durch Schweden und Norwegen ausſendet; auch die tiefſten Thäler und Gründe dieſer Gebirgsgegend ſind mehr als 2000′ über dem Meeresſpiegel erhoben, das Klima iſt hier ſehr rauh und läßt keinen Ackerbau gedeihen. Mitten über den Rücken des Dowre hin

*) Von den Deutſchen irriger Weiſe und gegen alle Etymologie Drontheim geſchrieben.

länft der Poſtweg zwiſchen Trondhjem und Chriſtiania, der Weg iſt ſehr ſchön und mit den größten Fuhrwerken zu paſſiren, ob man gleich zum Theil ſteil aufſteigende Berge hinauffahren muß, was beſonders von dem Felſenpaß Waarſtiegen (die Frühlingsſteige) gilt.*) Die höchſten Gipfel des Dowregebirges ſind: die „Sneehätte" (die Schneehaube) 7500′, Tronfjeld 5450′ und Sölenfjeld 6000′ über dem Meeresſpiegel erhoben. Irrigerweiſe hielt man eine Zeit lang die Schneehaube für den höchſten Punkt Norwegens; dieſer iſt auf dem ſüdlichſten Theile der drei Hauptgebirgsmaſſen, auf den Langfjelden, zu ſuchen.

Die Langfjelde (die langen Berge) bilden die Gränze zwiſchen den Stiften Bergen und Agershuus, gehen in Chriſtianſands Stift ein, und verzweigen ſich hier in mehrere kleinere Gebirgsketten; die Länge der Hauptkette iſt 60 geographiſche Meilen. Die verſchiedenen Theile dieſer mächtigen Gebirgsmaſſe werden in den verſchiedenen Gegenden anders benannt, die Mittelhöhe der Langfjelde beträgt 4 bis 5000′. Auf dem Rücken ſind große, wüſte Hochebenen, Moore und Seen, von einzelnen vortrefflichen Weideſtrecken unterbrochen. Die Langfjelde erfüllen mit ihren Gebirgen das ganze Stift Bergen nebſt einem großen Theile des Stifts Chriſtianſand, mithin den größten Theil des ſüdweſtlichen Norwegens, das im Grunde nichts als eine compacte Gebirgsmaſſe iſt, in welcher die bewohnbaren Oerter, gleichwie kleine Punkte, hier und da an den Fjorden und in den Thalern umher zerſtreut ſind. Die Sonne treibt in dieſen Thälern und beſonders am Boden der ſich tief einſchneidenden Fjorde ſo ſtark, daß das feinſte Obſt in guten Sommern gedeiht. Die mächtigſte und merkwürdigſte Partie dieſer Gebirgsmaſſe findet ſich zwiſchen den Vogteien Sogn im Stift Bergen und Gulbrandsdalen und Walders im Stift Agershuus. Von dieſer öden und wilden Gebirgsgegend, welche einen Flächenraum von 50 □M. umfaßt, ſind nur die äußerſten Kanten bekannt, das Innere, das mit ewigem Eis und Schnee angefüllt iſt, hat wohl noch kein menſchliches Weſen betreten, es ſey denn, daß ein einzelner Rennthierjäger hier herumgeirrt habe. Auf der weſtlichen Seite dieſes Alpenlandes, des höchſten im Norden, iſt die Felſengruppe der Horungen, deren Gipfel, durch die häufigen Blitze zerriſſen, ſonderbare Geſtalten dem Auge darbieten. Die höchſten Punkte der Horungen ſind die Skagaſtölszinnen, von denen eine ſich 7850′ über den Meeresſpiegel erhebt, mithin der höchſte Punkt Norwegens und des ganzen Nordens iſt.

Ein großer Theil der hier erwähnten Gebirgsmaſſen iſt mit ewigen Eis- und Schneegletſchern bedeckt. Der größte Schneegletſcher (norw. Bræ) des Nordens findet ſich hier, er hat eine Länge von 10 bis 12 Meilen bei einer Breite von 1 bis 3 Meilen, und wird nach den verſchiedenen daran gränzenden Kirchſpielen verſchieden benannt. Von dieſem ungeheuren Schneegefilde gehen in mehreren Richtungen Eisgletſcher (norw. Jökulen) aus, welche durch die Thäler bis in die bewohnten Gegenden hinunterreichen, und ſich oft mit einer ſo wunderbaren Schnelligkeit ausdehnen, daß die Wohnungen krachend zuſammenſtürzen. Oft findet man in dieſer Gegend die üppigſten Aecker, einige hundert Schritte von der Kante des ſchrecklichſten Eisfeldes, ſo wie überhaupt in dieſer Gegend des Stifts Bergen die ſtarre Phyſiognomie des Nordens ſich mit der Milde des Südens paart; unter dem blauen Hute des Gletſchers glühen mitunter die feinen Früchte des Südens. Beſonders merkwürdig in jener Beziehung iſt der Nigards-Bræ, der ſich bis in eine Tiefe von 1070′ über dem Meeresſpiegel herabſenkt und deſſen niedrigſter und dünnſter Rand eine Dicke von 30 Fuß hat.

Inzwiſchen bilden dieſe Schnee- und Eisbräen keine unüberſteigliche Scheidemauer zwiſchen den angränzenden Kirchſpielen; ſie werden häufig von den Bauern, auch nicht ſelten von neugierigen Reiſenden, beſonders Engländern, durchwandert. In Einem Tag kann ein rüſtiger Wanderer den Weg von dem einen gaſtfreundlichen Pfarrhof zum andern über den Bræ zurücklegen. Die Wanderung iſt aber keineswegs ohne Gefahr. Oft ſtellen ſich breite, klaffende Riſſe dem Wanderer in den Weg. Beſonders gefährlich ſind dieſe Riſſe bei neu gefallenem Schnee, weil ſie dann oben mit einer dünnen Schneelage bedeckt werden. Daher gehen immer mehrere zuſammen, und hinter einander einherſchreitend halten ſie ſich vermittelſt eines um den Leib befeſtigten Taues mit einander verbunden, damit wenn Jemand plötzlich herunterſtürzen ſollte, er von den Uebrigen wieder aufgezogen werden kann.*)

Der ſcandinaviſche Gebirgsrücken unterſcheidet ſich von den übrigen europäiſchen Gebirgsketten durch ſeine bedeutende Länge (er erſtreckt ſich vom 71 bis zum 58 Grad der Breite), durch ſeine Breite und endlich durch ſeinen flachen Rücken, worauf ſich gar kein Kamm findet, ſo wie es z. B. mit den Alpen der Fall iſt. Ueberhaupt bieten die ſcandinaviſchen Berge eine andere, minder ſchöne Phyſiognomie dar, als die der ſüdlichen Alpenländer. Man ſieht in Norwegen nur ſelten jene aufge-

*) Der König hat mehrmals hier in ſeinem ſchweren, auf dieſem Weg mit 12 Pferden beſpannten, Wagen gefahren.

*) Folgende Begebenheit, welche ſich auf einer ſolchen Wanderung vor ein paar Jahren zutrug, mag hier einen Platz finden. Zwei Bauern, von denen der eine, ein Tiſchler, ſeinen Tiſchlerladen auf dem Rücken trug, gingen des Morgens von ihrer Heimath über den Bræ aus. Des Nachmittags ſtürzte der Tiſchler plötzlich in einen vom neugefallenen Schnee bedeckten Riß hinunter, und da man verſäumt hatte, ſich mit einem Taue zu verſehen, ſchien der arme Mann natürlich rettungslos. Was geſchah aber? Sein Tiſchlerladen rettete ihm das Leben. Zufälligerweiſe ſprang ein großer Eiszapfen aus den glatten Wänden des Abgrunds hervor; über dieſen kam der Tiſchler wie reitend zu ſitzen, weil der Kaſten auf dem Rücken das weitere Hinuntergleiten nicht zuließ. Sein Gefährte konnte ihm nicht helfen, weil nichts als Schnee und Eis hier zu finden war, er beſchloß daher gleich nach ſeiner Heimath zurückzukehren, um mehrere Leute mit dem nothwendigen Geräth herbeizuholen. Der Weg war lang, er kam erſt gegen Nachmittag des zweiten Tages zu der Stelle zurück, wo ſein Freund heruntergeſtürzt war, kaum hoffte man ihn noch am Leben zu finden. Aengſtlich rief man in den Abgrund hinunter, aber man bekam keine Antwort; endlich fand es ſich, daß der Tiſchler — in dieſer Stellung zwiſchen Himmel und Hölle — eingeſchlafen war, nachdem er ſich mit Eſſen aus ſeinem Proviantbeutel recht gut geſättigt hatte! Er wurde aufgezogen und ſo gerettet.

thürmten, mächtigen Gebirgswellen, welche z. B. die Tyroleralpen so schön machen.

Das norwegische Gebirge besteht größtentheils aus Urformationen, besonders Gneiß. Der Kalk spielt nur eine untergeordnete Rolle, und Gebirgsarten mit Petrefacten kommen nicht häufig vor. Hingegen ist großer Reichthum an Metallen, namentlich Silber, Kupfer und Eisen.

Die niedrigern Strecken des norwegischen Gebirgs sind im Allgemeinen mit dicken Wäldern von Tannen und Fichten bewachsen. Von den Laubbäumen sind die Birken die gewöhnlichsten. Dann findet man auch, besonders im südlichen Norwegen, Ahorn, Eschen, Eichen und Buchen. Wenn man Berg an steigt, verschwindet zuerst die Tanne, dann die Fichte; aber noch mehrere hundert Fuß höher gedeiht die Birke. Wo diese aufhört, fängt der Gurt der Gebirgsgrasarten an. Hier findet man überaus herrliche Weiden, wo das Vieh in unglaublich kurzer Zeit sehr fett wird. Auch Moos findet sich hier, sowohl das Rennthiermoos als der Lichen Islandicus. Keinen Baum aber darf man hier suchen, nur niedriges Gebüsch, besonders die Zwergbirke und einige Weidenarten, findet man noch auf dieser Höhe. Was übrigens die Baumwuchsgränze in Beziehung auf die Höhe über dem Meeresspiegel betrifft, so sinkt diese um so tiefer hinab, je westlicher die Richtung wird. Im südlichen Norwegen ist die Gränze der Tanne auf eine Höhe von 2860′, die der Fichte auf eine Höhe von 3000′ und die der Birke auf eine Höhe von 3600′ über dem Meeresspiegel angeschlagen. Hingegen unter dem 70 Grad der Breite verschwindet die Birke schon bei einer Höhe von 750.

Die Nadelwälder sind in Norwegen bei weitem häufiger und für das Land wichtiger, als die Laubwälder, die größten Laubwälder findet man in dem westlichen und nördlichen Norwegen.

Die vielen, bald größeren, bald kleineren Thäler, welche die Gebirgsmassen durchschneiden, machen das bewohnte und bewohnbare Norwegen aus. Im Allgemeinen sind diese Thäler, die beinahe alle ohne Ausnahme von Flüssen durchströmt werden, sehr eng, oft kaum eine halbe Meile breit, während die sie einschließenden Gebirge über 10 Meilen in der Breite messen. Eigentliche Ebenen von einiger Bedeutung hat Norwegen nicht. Die größte ist Jaderen, im Amt Stavanger, im südwestlichen Norwegen. Zu den flachen Gegenden gehört außerdem ein ziemlich großer Theil des Stifts Agershuus, so wie auch der eine Rand des Trondhjemsfjords.

Der Boden muß in einem Lande von dieser Beschaffenheit natürlich sehr verschieden seyn. Es gibt ausgedehnte Moore, aber auch sehr fruchtbare Gegenden, Sandhaiden findet man keine.

Das Klima ist kalt, aber ausgezeichnet gesund und rein, übrigens verschieden in den verschiedenen Gegenden; ein merklicher Unterschied im Klima ist durch den scandinavischen Gebirgsrücken bedingt: auf der östlichen Seite ist eine helle, trockene Luft, selten Regen, kurze, aber warme Sommer und strenge Winter, während die westliche Seite im Allgemeinen eine feuchtere, nebelichtere Luft, laue Winter, lange, aber kältere Sommer, darbietet. Ein Mittelklima haben die Gegenden an den Fjorden im Stift Bergen, wo daher auch die Vegetation sehr üppig ist. Folgende ist die Mitteltemperatur in Norwegen (nach Réaumur gerechnet):

Oerter.	Grad der Breite.	Winter.	Sommer.
Christiania	60°	— 3	+ 13
Ullenswang in Bergen . .	60°	— 1	+ 12½
Trondhjem	63½°	— 4	+ 12
Nordcap	71⅓°	— 4	+ 5

(Fortsetzung folgt.)

Kurze Beiträge zur Länderkunde.

(Gesammelt von Dr. Leo Herz)

Das Klima von Trient.

Man hat eine Sammlung der kanonischen Decrete des Tridentinischen Conciliums aufgefunden, welcher eine kurze Beschreibung der Stadt Trient vorangeht, deren Verfasser aber unbekannt ist. — Lobend wird darin der Güte des Steinpflasters, der Breite der Straßen, der Pracht der Gebäude und der Schönheit der Kirchen, so wie des Ueberflusses an gutem Wasser erwähnt, und die Fruchtbarkeit der Landschaft mit folgenden Worten bezeichnet: „ridentem et arboribus et vitibus mirum in modum consitam, quam Athesis circuit, et lambit undequaque.“ Ueber das Klima von Trient hingegen äußert sich derselbe Autor ziemlich, und zwar gegen alle Erwartung, ungünstig, indem er sagt, daß es in den Hundstagen siedend heiß, im Winter aber äußerst rauh und grimmig kalt sey, und dabei mit den Worten schließt: „quod propter nivium et glacierum horrores (!) vix hujus modi regio habitari potest.“ Nun hat ein anderer anonymer Autor, vermuthlich ein Trienter, als eifriger Verfechter der Ehre seiner Vaterstadt, diese gewiß übertriebene Aeußerung zu widerlegen gesucht, und zu diesem Ende in einer gedruckten Abhandlung sowohl die meteorologischen Beobachtungen Trients in den Monaten December 1835 und Januar 1836, als auch die mittlere und äußerste Temperatur derselben Monate, vom Jahre 1821 angefangen, aufgenommen.

Es erhellt daraus, daß die geringste Temperatur des Monats Januar in diesen 16 Jahren viermal 6 Grade, einmal (im Jahre 1827) 9 Grade, und nur einmal (im Jahre 1830) 10½ Grad betragen hat. Ferner, daß der Januar während dieser 16 Jahre neunmal Schnee oder Schnee und Regen, fünfmal bloß Regen brachte, und zweimal ganz ohne Schnee und Regen war. Mithin, schließt der Autor, darf diese Gegend Tyrols, wo überdieß der Weinstock und Maulbeerbaum gedeiht, gewiß nur mit Unrecht als eine kaum bewohnbare Landschaft geschildert werden.

Strafrechtliche Statistik Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Noch eine Bemerkung über die Resultate der allgemeinen Tabellen der Verbrechen gegen das Eigenthum. Wir finden in denselben 1089 Angeklagte wegen Diebstählen durch Dienstboten oder Lohnbedienten begangen. Von diesen wurden 337 freigesprochen, was ungefähr das

Normalverhältniß gibt. Von den 749 Nichtfreigesprochenen aber wurden nur 25 zu zeitiger Zwangsarbeit und 95 zur Detention, und alle übrigen 629 nur zu einer correctionellen Strafe verurtheilt. Es besteht also hier derselbe Widerspruch zwischen dem Gesetz und der Gesellschaft, den wir bereits bei einer andern Gelegenheit beobachtet haben. Und es erklärt sich dieß leicht, wenn man bedenkt, daß der Buchstabe des Gesetzes jeden Gesindediebstahl, wenn auch der Gegenstand noch so unbedeutend, als ein Verbrechen ansieht, so daß der Geschworne das Gesetz umgehen muß, wenn er nicht ein Urtheil, das in keinem Verhältnisse mit dem begangenen Unrechte steht, fällen will. Ein Gesetz aber, welches, wie das über den Gesindediebstahl in Frankreich, nur den zehnten Angeklagten trifft, ist selbst durch dieß Resultat verurtheilt, und müßte den Gesetzgeber veranlassen, das Mittel zu suchen, das Gesetz und die Gesellschaft wieder in Harmonie zu bringen. Die circonstances attenuantes reichen dazu nicht aus, denn der Diebstahl der unbedeutendsten Kleinigkeit wird trotz dem endlichen mildern Urtheil, das auf die ermäßigenden Umstände begründet ist, während der ganzen Untersuchung als Verbrechen behandelt, und der Dieb schon im voraus durch den langen Untersuchungsarrest höher gestraft, als der Gegenstand des Verbrechens es verlangt.

Die Vergleichung der schriftlichen Untersuchung mit der schließlichen mündlichen Untersuchung (Tab. IV) zeigt ein ähnliches Resultat, wie das bereits angedeutete in Bezug auf Verbrechen gegen die Person und gegen das Eigenthum. Von 1558 Anklagen auf Verbrechen gegen die Person wurden 476 in der schriftlichen Voruntersuchung ohne Modificationen angenommen, 478 wurden modificirt und 604 gänzlich verworfen, und bei 612 nahmen schließlich die Geschwornen die circonstances attenuantes an; von 5742 Anklagen auf Verbrechen gegen das Eigenthum wurden 1922 ohne, 864 mit Modificationen angenommen, 956 verworfen, und bei 1860 nahmen die Geschwornen die mildernden Umstände an. Indem der Gesetzgeber den Geschwornen das Recht ertheilte, mildernde Umstände anzunehmen, gab er dem Richter die Möglichkeit, die Strenge des Gesetzes zu mildern, wenn die That die im Gesetz bestimmte Strafe nicht zu verdienen scheine. Wenn auch hiedurch der Geschworne nicht positiv und theoretisch zum Richter über das Gesetz selbst gestellt wurde, so zeigte sich doch sehr bald in Frankreich, daß in der Ausübung sich das Geschwornengericht über dem Gesetz erhoben glaubte, und mildernde Umstände annahm, wo ihm das Gesetz zu streng erschien. Es ist somit zur Beurtheilung des moralischen Zustandes und der strafrechtlichen Ansichten seiner Bürger von der höchsten Bedeutung, zu sehen, wie und für welche Verbrechen, oder gegen welche gesetzliche Bestimmungen die Geschwornen mildernde Umstände annahmen. Vorerst finden wir nun hier, daß die Geschwornen bei 138 Assassinate nicht weniger als 99mal mildernde Umstände unterstellten. Der Begriff von Assassinat, vorbedachter Mord, schließt die Möglichkeit aller mildernden Umstände, die in der That selbst liegen, beinahe total aus. Man muß dieselben also außer der That selbst suchen, und ich glaube nicht, daß es schwer seyn wird, sie zu finden. Die Todesstrafe, die über dem Haupte des Angeklagten schwebt, ist wohl der einzige mildernde Umstand, der für ihn das Wort bei seinem Richter redet. Der Geschworne, der Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, schaudert zurück, so oft ihn das Gesetz zu zwingen versucht, zu sagen: „Ich will, daß dieser Mensch sterbe und von der Erde verschwinde!“ Und das einzige Resultat, 99 unter mildernden Umständen begangene Assassinate, auf 138 Anklagen ist der schlagendste Beweis, daß in Frankreich die Gegner der Todesstrafe in der unendlichen Mehrzahl Anklang gefunden haben, und daß sich das Gefühl derselben empört, so oft sie einem Verbrecher, und wäre er auch ein Meuchelmörder, das Leben absprechen sollen.

Ich habe bereits den Gesindediebstahl angeführt, und daher hier nur noch die Bemerkung, daß auch bei diesem die Geschwornen unter 932 Anklagen nicht weniger als 475mal mildernde Umstände annahmen.

Die XI. Tabelle gibt das Verhältniß der Angeklagten nach ihrem Geschlecht und der Natur des Verbrechens. Von 2072 Verbrechen gegen die Person wurden 1772 durch Männer und 300 durch Frauen (17 Frauen auf 100 Männer), und von 5160 Verbrechen gegen das Eigenthum 4121 durch Männer und 1039 durch Frauen (25 Frauen auf 100 Männer) begangen. Dieser Unterschied ist zu natürlich, um seine Ursachen erst noch nachweisen zu müssen. Nur der Kindermord (139 Frauen und 12 Männer) und die Vergiftung (11 Frauen und 10 Männer) machen eine Ausnahme, die sich abermals von selbst erklärt, da zu dem einen Verbrechen meist nur Weiber Veranlassung finden, und das andere, durch den geringen Kraftaufwand, den es erfordert, bei Weibern leichter möglich wird. Auch bei den Verbrechen gegen das Eigenthum finden wir eine Ausnahme, und zwar für Dienstbotendiebstähle, von denen 643 auf Männer und 446 auf Weiber kommen, was sich schon durch die Menge der weiblichen Dienstboten erklärt. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Steinbrüche im Seine-Departement. Im Seine-Departement finden sich nicht weniger als 932 Steinbrüche, die einen jährlichen Ertrag von beinahe 10 Millionen abwerfen und 4000 Arbeiter beschäftigen. Die gebrochenen Bausteine geben einen Ertrag von 5 Millionen, die Gypsbrüche 6 Millionen. Unter 474 Arbeitern verunglückt jährlich Einer. (Nouv. Ann. des Voyages. März 1839.)

Rettung von Schiffbrüchigen. Die Mittel hiezu scheinen ein eigenes Studium geworden zu seyn, das bereits seine Geschichte hat. In der United Service Institution las am 22 April Capitän Saumarez eine besondere Abhandlung über den Ursprung und die Fortschritte dieser Wissenschaft vor.

Studium der gothischen Baukunst. In Oxford hat sich eine besondere Gesellschaft zur Förderung des Studiums der gothischen Baukunst gebildet. (Litterary Gazette vom 4 Mai.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 59** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Größe des Privatlebens.** Von H. Fortoul. — **Russische Novellistik.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslands jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 143.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

23 Mai 1839.

Alte Befeſtigungen in Rußland.

Gouvernement Rjäſan.

Alt-Rjäſan, früher eine bekannte Stadt, die ſchon im Jahre 1095 erwähnt wird, und noch jetzt ein großes Dorf iſt, liegt längs dem Laufe der Oka auf dem rechten Ufer, 50 Werſte von dem jetzigen Rjäſan. In dem erſtern befindet ſich auf der Höhe des bergigen Ufers eine Citadelle (gorodok) 389 Saſh. lang und 336 Saſh. breit; ſie iſt auf drei Seiten von einem ziemlich hohen Wall umgeben, auf der vierten oder weſtlichen aber durch das ſteile Ufer der Oka gedeckt. Beim Eingang in die Citadelle vernimmt man ein dumpfes Geräuſch, was vermuthlich von unterirdiſchen Gängen herrührt. Rechts vom Wege ſieht man zwei Hügel, die für Grabhügel ausgegeben werden, aber nur von zerſtörten, ſteinernen Gebäuden herrühren; links näher am Eingang fand man im J. 1822 koſtbare Geräthe, die zur Kleidung der Fürſten von Rjäſan gehörten, aus Goldplatten und Kreuzen beſtanden, über 6 Pfund wogen und mit koſtbaren Steinen verziert waren. Sie werden in der kaiſerlichen Eremitage aufbewahrt. In Alt-Rjäſan wurden vor kurzem ſehr intereſſante archäologiſche Forſchungen angeſtellt, und beim Aufgraben eines Hügels am ſteilen Ufer der Oka entdeckt man die ſteinernen Mauern einer Kirche mit drei halbrunden Altären, Treppen und Säulen. Am Eingang der Kirche links ſtieß man auf ein ſteinernes Grab.

Alt-Rjäſan hat durch die innern Kriege unter den ruſſiſchen Fürſten viel gelitten. Im Jahre 1208 umringte es der Großfürſt Wſewolod III mit einem Heere, befahl allen Einwohnern, die Stadt zu verlaſſen, und verbrannte ſie. Im Jahre 1237 zog Batu gegen Rjäſan, nahm es nach ſechstägiger heftiger Belagerung und verwandelte es in Aſche. Der Fürſt, ſeine Gemahlin, ſeine Mutter, Bojaren und Volk wurden ein Opfer der Wuth der Tataren. Mehrere Tage dauerte das Morden, ſo daß, nach den Worten des Chroniſten, Niemand mehr da war, ſich zu vertheidigen und zu weinen. Vom December bis März wurden ſieben Fürſten von Rjaſan getödtet. Als die Tataren Rußland verließen, wurde Rjäſan zwar wieder aufgebaut, aber der biſchöfliche Sitz und, nach abermaliger Zerſtörung der Stadt während des Krieges mit dem Fürſten von Murom im Jahre 1487, auch die Reſidenz nach Pereſlawl Rjäſanski verlegt. Als Daniel, Fürſt von Moskau, im Jahre 1300 den Fürſten von Rjäſan, Konſtantin Romanowitſch, beſiegt und gefangen hatte, bemächtigte er ſich auch der ganzen Provinz Pereſlawl, welche ſich durch die Zahl ihrer Krieger, ſo wie durch die Feſtigkeit ihrer Hauptſtadt auszeichnete, die er noch überdieß mit einem tiefen Waſſergraben, einem hohen Wall und einer doppelten Mauer mit 20 Thürmen umgab. Nichtsdeſtoweniger wurde ſie wiederholt genommen und zerſtört: im Jahre 1365 von Tjägai, einem mongoliſchen Fürſten im Lande der Mordwinen, und im Jahre 1377 von Arapſcha, einem Anführer der Heere Mamai's; im Jahre 1564 griff es ein Khan der Krim, Dewlet Girei, an, mußte aber nach mannhafter Vertheidigung durch den Bojaren Basmanow abziehen.

Die rjäſan'ſche Provinz wurde ſeit ihrer Vereinigung mit dem moskowitiſchen Reiche durch den Großfürſten Waſſili Joannowitſch von Woiwoden verwaltet, und bei der Einrichtung der Gouvernements unter Katharina II erhielt Pereſlawl Rjäſanski den Namen der alten Stadt Rjäſan. Die Erdveſte im jetzigen Rjäſan hat die Form eines unregelmäßigen Vierecks, deſſen weſtliche Seite vom Trubeſch, die öſtliche und nördliche vom Lybed beſpült iſt, auf der Südſeite iſt ein trockener, 8 Saſh. tiefer Graben. Die langen Seiten des Vierecks haben 270, die kurzen 150 Saſhenen. Innerhalb der Veſte ſind drei ſteinerne Kirchen nebſt der Wohnung eines Archierei, die trotz mehrfacher Aenderungen noch einige Spuren des ehemaligen fürſtlichen Palaſtes erhalten hat.

Zur Kunde Norwegens.

(Fortſetzung.)

2. Einwohner. — Staatsverfaſſung.

Die am Ende des Jahres 1835 vorgenommene Volkszählung ergab folgende Reſultate:

	In den Städten und Landungsplätzen.	Auf dem platten Lande.	Zusammen.
Amt Agershuus	25,005	69,872	94,832
— Smälehnen	10,603	54,687	65,290
— Hedemarken	—	79,728	79,728
— Christian	245	94,923	95,177
— Buskerud	10,790	65,996	76,786
— Jarlsberg u. Laurvig	8038	48,721	56,759
— Bratsberg	8392	59,401	67,793
— Nedenäs und Raabyg belang	5260	42,324	47,584
— Lister u. Mandal	11,961	43,517	55,478
— Stawanger	6291	61,383	67,674
Die Stadt Bergen	22,893	—	22,839
Amt Süd-Bergenhuus	—	85,595	85,595
— Nord-Bergenhuus	—	70,776	70,776
— Romsdal	3602	69,140	72,742
— Süd-Trondhjem	12,385	67,282	79,640
— Nord-Trondhjem	—	59,852	59,852
— Nordland	239	58,524	58,763
— Finnmarken	1844	35,346	37,190
Zusammen	127,476	1,067,022	1,194,498

Diese Einwohnerzahl lebt zerstreut auf einem Areal von 5860 □Meilen. Am besten verhält sich die Bevölkerung im Amte Jarlsberg und Laurvig, wo ungefähr 1200 Menschen auf der Quadratmeile wohnen; am schlechtesten im Amt Finnmarken, wo auf jede Quadratmeile nur 25 bis 26 Individuen kommen; die durchschnittliche Bevölkerung ist 204 Individuen auf die Quadratmeile. Wenn die reichen Quellen des Landes einmal erst recht benutzt werden, darf man nicht zweifeln, daß Norwegen eine bei weitem größere Volksmenge ernähren kann. Die in der letzteren Zeit nicht seltene Auswanderung nach Amerika hat nicht so sehr in der Armuth ihren Grund, wiewohl der Zustand der Einwohner in keinem Verhältnisse zu dem Reichthume der Staatscasse steht, als vielmehr theils in politischer und religiöser Schwärmerei, theils in einem unbewußten Hang zur Veränderung.

Die Einwohner Norwegens können in drei Theile getheilt werden: die eigentlichen Nordmänner, die Lappen (in Norwegen Finnen genannt) und die Guänen.

Die Nordmänner bilden den ursprünglichen Einwohnerstamm, und machen den bei weitem größten Theil der Einwohner aus. Sie haben einen gemeinschaftlichen (germanischen) Ursprung mit den Schweden und den Dänen. Die norwegische Schriftsprache ist von der schwedischen sehr verschieden (doch können Schweden und Norwegen sich unter einander ziemlich gut verstehen), von der dänischen aber beinahe gar nicht. Bemerkenswerth jedoch, und nicht ohne politische Bedeutung, ist das seit einigen Jahren in Norwegen immer mehr hervortretende Streben, die norwegische Sprache von der dänischen zu scheiden, sie mehr auf die Stammsprache (die isländische oder altnorwegische) zurückzuführen, und selbstständig auszubilden. Hoffentlich wird auch, nach der Vollendung der bevorstehenden Revision des gesammten Unterrichtswesens, die altnorwegische Sprache als erster Gegenstand in den Unterrichtscyklus der gelehrten Schulen aufgenommen werden.

Lappen oder Finnen ist der Name des schwachen Volksstammes, welcher den nördlichsten Theil der scandinavischen Halbinsel nebst dem nordwestlichen Theile Rußlands bewohnt, und sich selbst den Namen Same gibt; sie sind rein mongolischer Race. Norwegen möchte ungefähr 12,000 Lappen zählen, welche in „Fieldlappen" (Gebirgslappen) und „Söelappen" (Seelappen) getheilt werden. Erstere leben als Nomaden auf dem nördlichen Theile des großen scandinavischen Gebirgsrückens, besonders auf dessen nördlichstem Plateau, oder in den norwegischen Finnmarken. Ohne Rücksicht der Gränzen zwischen Schweden und Norwegen streifen sie umher, den Winter bringen sie gewöhnlich in der schwedischen Lapmark oder im Innern der norwegischen Finnmark zu, mit Eintritt des Sommers aber ziehen sie in großen Horden auf die norwegischen Hochgebirge hinauf. — Die Seelappen bewohnen die Küsten und einige der Inseln Finnmarkens, und fristen das Leben durch Fischfang; zum Theil treiben sie auch Viehzucht. Ein charakteristischer Zug aller Lappen ist der schreckliche Hang zum Branntweinsaufen, worin die Weiber und die Kinder den Männern nichts nachgeben.

Die Guänen gehören dem Zweige des finnischen Volksstammes an, welcher das Großherzogthum Finnland bewohnt, der ursprüngliche Name scheint Kainulaisis gewesen und der Name Guänen daraus durch Verdrehung entstanden zu seyn. Ein Theil derselben bewohnt den nördlichen Theil der Gränzwaldungen zwischen dem Stift Agershuus und Schweden, ein zweiter hat im Innern der Aemter Nordland und Finnmarken seine Wohnsitze aufgeschlagen. Sie leben vom Fischfang und von der Jagd, zum Theil auch vom Ackerbau. Die Guänen sind ein hoher, ansehnlicher Menschenschlag, und sprechen eine, sowohl von der norwegischen, als von der lappischen, ganz verschiedene Sprache. Ihre Zahl in Norwegen wird zu 4000 angegeben.

Die Staatsverfassung Norwegens beruht auf: 1) dem Grundgesetz, gegeben den 17 Mai 1814, nach der Vereinigung mit Schweden modificirt und näher bestimmt unter dem 4 November desselben Jahres, und 2) auf dem Reichsacte, gestiftet zwischen dem norwegischen Storthing und den schwedischen Ständen, und vom König bestätigt unter dem 6 August 1815. Diesen Urkunden nach ist Norwegen ein „freies, selbstständiges, untheilbares und unabhängiges Reich," unter einem gemeinsamen König mit Schweden vereinigt. Die Regierungsform ist eingeschränkt und erblich monarchisch. Die executive Macht ist bei dem König, die gesetzgebende wird vom Volke selbst durch den Storthing ausgeübt.

Der Storthing tritt alle drei Jahre im Anfang Februars zusammen in Christiania. Die Abgeordneten, deren Zahl auf

der der stimmberechtigten Einwohner beruht, und deren Minimum 75, das Maximum aber 100 seyn soll, werden durch indirecte Wahl erkoren. Unter besondern Umständen beruft der König einen außerordentlichen Storthing zusammen. Alle Verhandlungen sind öffentlich. Der Storthing zerfällt in zwei Abtheilungen oder Kammern, den Lagthing und den Odelsthing. Der Lagthing wird aus einem Viertheil der Gesammtheit der Abgeordneten durch Wahl aus eigener Mitte gebildet. Die übrigen drei Viertheile machen den Odelsthing aus. Der Storthing, der Lagthing und der Odelsthing halten jeder seine besondern Versammlungen, und ernennen jeder seinen eigenen Präsidenten und Secretär. Dem gesammten Storthing (dem Plenum) steht es zu: 1) die Steuern und den Zoll für die betreffende dreijährige Budgetperiode zu bestimmen; 2) Staatsanleihen auf Rechnung des Staats zu eröffnen; 3) die zu den Staatsausgaben erforderlichen Geldsummen zu bewilligen; 4) die Gehalts- und Pensionslisten zu revidiren. Dem Odelsthing steht es zu: 1) die Staatsrechnungen und die Amtsprotokolle der Staatsräthe zu revidiren; 2) die Mitglieder des Staatsraths, des höchsten Gerichts und des Storthings in Anklagestand zu versetzen. In letzterem Falle wird der Gerichtshof (das sogenannte Reichsgericht) aus den Mitgliedern des Lagthings und des höchsten Gerichts gebildet.*)

Der Geschäftsgang in Betreff der Gesetzvorschlage ist folgender: jeder Gesetzvorschlag wird entweder von den Abgeordneten selbst oder von der Regierung dem Odelsthing vorgelegt. Wird er im Odelsthing angenommen, so geht er zum Lagthing über, welcher ihn entweder annimmt oder verwirft. In letzterem Falle wird er dem Odelsthing mit den Bemerkungen des Lagthings remittirt. Wird er das zweitemal im Odelsthing angenommen, so geht er wiederum zum Lagthing mit oder ohne Veränderungen. Fällt er auch dießmal hier durch, so tritt das Plenum zusammen, und die Entscheidung erfolgt mit einer Stimmenmehrheit von zwei Dritteln der Gesammtheit. Der so angenommene Gesetzvorschlag wird sonach dem König vorgelegt, der ihn bestätigen oder verwerfen kann. Doch ist sein Veto nur suspensiv. Ein von drei nach einander folgenden Storthingen angenommener Vorschlag erhält auch ohne die Beistimmung des Königs Gesetzeskraft.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dreimal seit der politischen Wiedergeburt Norwegens ist dieser Gerichtshof in Wirksamkeit getreten. Die Angeklagten waren der Graf Wedel-Jarlsberg (damals Finanzminister, jetzt Statthalter), der Staatsrath Collet und im J. 1837 der Staatsminister Löwenskjold. Die zwei Erstern wurden wegen Vergehen in der Finanzverwaltung angeklagt, der Letzte, weil er gegen die unerwartet plötzliche Auflösung des Storthings nicht protestirt hatte. Wedel-Jarlsberg und Collet wurden frei gesprochen, Löwenskjold aber zu einer nicht unbedeutenden Geldstrafe verurtheilt.

Strafrechtliche Statistik Frankreichs.

(Fortsetzung.)

In Bezug auf das Alter der Verbrecher zeigt die XIII. Tabelle, daß bei Verbrechen gegen die Person die Zahl derselben bis zu den Jahren 25 — 30 stets steigert, und von da an wieder abnimmt; bei den Verbrechen gegen das Eigenthum liefert dagegen das Alter von 16 bis 21 Jahren die größte Zahl der Verbrechen. Nothzucht, Angriffe auf die Schamhaftigkeit und Schändung von Kindern bilden Ausnahmen bei den Verbrechen gegen die Person, und hier liefert das Alter von 16 bis 21 Jahren die größte Zahl. Bei den Verbrechen gegen das Eigenthum machen Falschmünzerei, Fälschungen aller Art und Straßenraub ebenfalls eine Ausnahme, indem diese wieder in dem Alter von 25 bis 50 Jahren am häufigsten vorkommen, während die jugendlichen Verbrecher nur gewöhnliche und Dienstbotendiebstähle begehen.

Unter den 2074 Verbrechen gegen die Person waren (Tab. XVI) 1117 unverheurathet, 697 verheurathet, die Kinder hatten, 158 verheurathet ohne Kinder, 88 Wittwer mit Kindern, und endlich 17 Wittwer ohne Kinder; und unter 5160 Verbrechern gegen das Eigenthum 3189 Célibataires, 1402 verheurathet mit Kindern, 349 Eheleute ohne Kinder, 163 Wittwer mit Kindern und 56 Wittwer ohne Kinder. Es gibt somit verhältnißmäßig mehr Familienväter, die Verbrechen gegen die Person als gegen das Eigenthum begehen. Die Familie ist eine Stütze, die festeste, der Moral, und wenn es hier beinahe scheint, als ob jene Zahlen das Gegentheil beweisen könnten, so darf man nicht übersehen, daß in dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft die Familie oft genug die Ursache des Unglücks und der Noth ist, die dann den Familienvater zum Verbrechen führen, um seinen Kindern, die er liebt und die er leiden sieht, die Mittel zu verschaffen, wenigstens die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen.

Die XVIII. Tabelle enthält die Nachweisungen über den Grad des Unterrichts der Angeklagten. Von den 2072 Angeklagten wegen Verbrechen gegen die Person konnten 1170 weder lesen noch schreiben, 648 konnten unvollkommen lesen oder schreiben, 168 konnten gut lesen und schreiben, 86 hatten einen höhern Unterricht erhalten. Unter den 5160 Verbrechern gegen das Eigenthum konnten 3069 weder lesen noch schreiben, 1125 konnten unvollkommen lesen und schreiben, 417 lasen und schrieben gut, und 169 hatten einen höhern Unterricht erhalten. Die Zahl der Angeklagten vermindert sich also im Allgemeinen mit dem Grade des erhaltenen Unterrichts, und für die Verbrechen gegen die Person ist die Anzahl der total unwissenden Angeklagten weniger groß, als für die gegen das Eigenthum (55:61). Doch ließen sich aus dieser Tabelle nur dann allgemeinere Schlüsse ziehen, wenn man einen Vergleichungsmaaßstab in einer allgemeinen Uebersicht der Resultate des Unterrichts für ganz Frankreich hätte; so lange dieser fehlt, bleiben die obigen Zahlen todt und ohne größeres Interesse.

Unter allen Angeklagten, deren Zahl sich auf 7522 beläuft, waren 1152, die sich dem Müßiggange hingaben, 3855 betrieben eine Profession auf Rechnung Anderer, 2227 hatten ein eigenes Geschäft. Der Müßiggang tritt hier auf eine um so bedeutendere Weise ein, wenn man bedenkt, wie gering im Allgemeinen und verhältnißmäßig zu denen, die arbeiten, die Zahl derjenigen ist, die sich in unserer Zeit dem Müßiggange überlassen können.

In Bezug auf die Jahreszeit, in welcher die meisten Verbrechen begangen werden, sehen wir (Tab. LX), daß die Monate April bis October die größte Zahl der Verbrechen gegen die Person liefern, während vom November bis Mai die meisten Verbrechen gegen das Eigenthum stattfinden. Für die erstern somit die Hitze des Sommers und für die letztern die Kälte des Winters; diese oft gemachte Beob-

achtung ist interessant genug, denn sie beweist im Allgemeinen, daß die erstern meist die Folge der Leidenschaft und die letztern die des Elendes sind. Die Ausnahmen selbst bestätigen diese Bemerkung. Die Fälschung öffentlicher und authentischer Schriften und Straßenraub machen unter den Verbrechen gegen das Eigenthum Ausnahmen, da die Mehrzahl derselben im Sommer stattfindet. Das erste dieser Verbrechen ist gewiß nur höchst selten die Folge der dringendsten Noth, und das zweite steht an und für sich den Verbrechen gegen die Person nahe, und ist nur bei einer gesteigerten Leidenschaftlichkeit, die durch die Hitze des Sommers vermehrt wird, möglich.

Doch möchte ich nicht, daß man dieser Bemerkung ein größeres Gewicht gäbe, als sie verdient. Wer die letzte Ursache jedes Verbrechens aufsuchen wollte und könnte, würde sicher mit seltener Ausnahme ein Interessen-Motiv, Noth und Elend, entdecken. Von 81 Vergiftungen waren zwei durch Ehebruch, eine durch Haß, dessen Grund nicht nachgewiesen wurde, begründet, und alle übrigen eine Folge der Habsucht, des materiellen Interesse's, der Noth oder der Aussicht auf eine ungesicherte Zukunft. Für die Brandstiftungen, Todtschläge, Meuchelmorde dasselbe Resultat, und beinahe überall, selbst wo Haß und Rache die letzte Ursache zu seyn scheinen, finden wir einen Streit um Mein und Dein, der diesen Haß begründet hatte.

Mit dem Tage, wo eine des Menschen würdige Gesetzgebung die Ursache der Verbrechen mehr als das Verbrechen selbst im Auge haben, wo sie diese in jenen zu bekämpfen suchen wird, wo ein Staat eine Organisation und gesellschaftliche Institutionen gefunden hat, die im Stande sind seine Bürger gegen die Folgen eines unvorhergesehenen Verlustes zu sichern, die den Greis, der in den Tagen der Kraft nichts aufzuspeichern gewußt hat, vor dem Elende schützen, wird die Zahl aller Verbrechen ohne Ausnahme sich um 75 auf Hundert vermindern.

Die zweite Partie des Compte général handelt von den correctionellen Gerichten. Die verschiedenen Gerichte Frankreichs urtheilten über 72,698 Angeklagte, und zwar für 55,994 Vergehen. 17,722 der Angeklagten wurden freigesprochen, 5984 zu einem Jahr oder mehr, 29,426 zu weniger als einem Jahr Gefängniß, und 19,019 zu einer Geldstrafe verurtheilt. Unter 105,875 Angeklagten wegen 74,595 Contraventionen gegen Zoll-, Forst-, Jagd- u. s. w. Gesetze wurden 6510 freigesprochen, 9 zu mehr als einem Jahre, 1734 zu weniger als einem Jahre Gefängniß, und endlich 97,800 zu einer Geldstrafe verurtheilt.

Die dritte Partie des Compte général ist den Rückfällen gewidmet, und gewiß einer der interessantesten Theile der ganzen Arbeit des Siegelbewahrers. Unter den 7252 auf Verbrechen Angeklagten waren nicht weniger als 1186 Rückfällige. Diese einzige Zahl ist eine schreiende Anklage gegen die Organisation der Gefängnisse und das in Frankreich herrschende Strafsystem, denn sie beweist, daß unter 5 Verbrechern stets Einer ist, der aus den Gefängnissen des Staates nur hervorging, um, sobald sich ihm die Gelegenheit darbot, wieder unter die strenge Hand der Gerechtigkeit zu fallen, und für den eine erste Strafe keine andern Folgen hatte, als ihm gerade Kraft und Verderbtheit genug zu geben, um ein größeres Verbrechen zu begehen und eine größere Strafe zu verdienen.

156 Rückfällige hatten eine Zwangsarbeit, 112 die Reclusion, 495 Gefängnißstrafe von mehr als einem Jahr und 734 Gefängnißstrafe von weniger als einem Jahr oder eine Geldstrafe erstanden. Die Zahl der Rückfälligen für Vergehen beläuft sich auf 9550.

Zeit und Raum verbieten mir, hier in alle Details einzugehen, welche die verschiedenen Tabellen über die Rückfälle erlauben würden. Nur eine Bemerkung schien mir vor Allem der Beobachtung werth.

Es gibt in Frankreich 5 Galeeren und 19 Centralgefängnisse. Die CXXXI. Tabelle gibt das Resultat der Rückfälligen dieser verschiedenen Strafanstalten für 1830 bis 1836. Von den Galeeren lieferte Brest in diesen Jahren im Durchschnitte jährlich 14 Rückfällige auf 100 Entlassene, Rochefort 12⅞ auf 100, und endlich Toulon 20 auf 100. Woher dieser Unterschied?

Das Resultat der maisons centrales ist noch auffallender. Während dieser sieben Jahre kommen

auf	Beaulieu	für	100	Freigelassene	20	Rückfällige
—	Cadillac	—	100	—	12⅞	—
—	Clairvaux	—	100	—	20⅞	—
—	Clermont	—	100	—	19⅛	—
—	Embrun	—	100	—	21⅛	—
—	Ensisheim	—	100	—	22⅜	—
—	Eysse	—	100	—	19⅞	—
—	Fontevrault	—	100	—	19	—
—	Gaillon	—	100	—	19⅞	—
—	Haguenau	—	100	—	20⅞	—
—	Limoges	—	100	—	17⅞	—
—	Loos	—	100	—	20⅞	—
—	Melun	—	100	—	30⅞	—
—	Montpellier	—	100	—	9⅝	—
—	Mont Michel	—	100	—	26⅝	—
—	Nimes	—	100	—	16⅞	—
—	Poissy	—	100	—	40⅜	—
—	Rennes	—	100	—	28⅜	—
—	Riom	—	100	—	20⅜	—

Man sieht hier das auffallendste Mißverhältniß. Während das Centralgefängniß von Montpellier auf 100 Entlassene nur 9 Rückfällige liefert, finden wir deren für Poissy 40, für Melun 30, für Rennes 28, für Mont St. Michel 26 u. s. w. Es gibt ohne Zweifel mehrere Ursachen, die sich vereinigen, um dieses schreiende Mißverhältniß zu erklären. Paris, welches das Centralgefängniß von Poissy bevölkert, während in Montpellier meist nur Bauern oder Bewohner kleinerer Städte eingekerkert werden, würde für diese beiden Gefängnisse schon vielfach die Ursache des obigen Unterschiedes angeben, aber mit Melun, Rennes und Mont St. Michel ist dieß nicht mehr der Fall, denn hier wie in Montpellier liefern größere, kleinere Städte und Dörfer beinahe eine gleiche Zahl von Gefangenen. Es müssen also noch andere, innere Gründe vorhanden seyn, die dieses grelle Mißverhältniß bedingen, und jedenfalls wäre die Aufsuchung derselben von höchstem Interesse. Man spricht und schreibt sehr viel über eine Verbesserung der Strafgefängnisse und überhaupt des Gefängnißsystems; Commissäre bereisen zu diesem Ende Amerika, die Schweiz und letzthin gar einer Italien. Aber mir scheint es, als ob man schneller und sicherer zu einem Resultate kommen müßte, wenn man sie nach Montpellier schickte, oder selbst nach Cadillac und Rochefort, um dort die Ursachen aufzusuchen, die diese verschiedenen Erfolge in den Centralgefängnissen und auf den Galeeren Frankreichs hervorrufen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 144.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

24 Mai 1839.

Männermoden.

Wir haben bisher dieſen Theil der „Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker" ſchmählich vernachläſſigt, was um ſo unverzeihlicher iſt, als wohl bei keinem andern die „beſondere Rückſicht auf verwandte Erſcheinungen in Deutſchland" gleichmäßig ſich aufdringt. Wir haben indeß doch auch Manches zu unſrer Entſchuldigung anzuführen, 1) daß es ſich ins Unmögliche verſteigen hieße, wenn wir auch die Frauenmoden berückſichtigen wollten, 2) unſere höchſt mangelhafte Schneider- und Sprachkenntniß, indem wohl kaum eine andere Wiſſenſchaft gleichviel eigenthümliche Kunſtausdrücke beſitzt, 3) daß Modejournale leider nicht zum Inventar des Auslands gehören, und 4) daß uns auch außerhalb dieſes Inventars keine Journale aufgeſtoßen ſind, welche die Sache mit gebührendem Ernſte behandelt und zugleich die Namen der „Künſtler" genannt hatten, aus deren Ateliers die ausgezeichneten Kunſtwerke hervorgehen. Nun iſt uns aber dieſer Tage der Petit Courrier des Dames, der bereits ſein achtzehntes Jahr erreicht hat, alſo um ſechs Jahre älter iſt, als unſere eigene Zeitſchrift, in die Hände gefallen, und wir entlehnen aus ſeiner Nummer vom 30 April einen Artikel über die Sommer-, oder vielmehr Frühlingsmode, den wir möglichſt vollſtändig geben.

„Die große Schwierigkeit in den Männermoden iſt, etwas Neues zu geben, und zwar etwas Neues, das auch adoptirt wird, denn Einfachheit iſt der Stempel der Männereleganz, und jede einigermaßen originelle oder excentriſche Kleidung ſchreckt alsbald zurück: man muß ſich demnach an das halten, was iſt; die Mode von heute iſt die Mode von geſtern, und wird die Mode von morgen ſeyn. Dieß macht die Aufgabe, von Männermoden zu ſprechen, ſo ſchwierig. Doch zur Sache.

„Was neue Moden betrifft, ſo haben wir bei Hrn. Lacroix ganz charmante Sachen geſehen. Aber Hr. Lacroix iſt auch weſentlich ein Mann von Geſchmack, und wenn er ſich an eine neue Mode wagt, ſo iſt er ſicher, ſie angenommen zu ſehen, denn er wird ſie originell, einfach, elegant und graciös machen. So ſehen wir in ſeinem Atelier einen charmanten Jagd- oder Reitrock von ſchwarzem Seidenſammet mit Poult de Soie gefüttert. (Möge der Himmel den tapfern Nimrod vor Sturm und Regen bewahren!) Dieſer Oberrock hat die Form der Paletots, die man vergangenen Winter trug, hinten ohne Knöpfe oder ausgeſchweift über den Hüften, ſo daß die Taille hervortritt. Der Kragen iſt nieder, die Umſchläge groß, und — (jetzt kommt ein Ausdruck, der aller unſerer franzöſiſchen Sprachkenntniß ſpottet) à pointes incrustées sur l'estomac; die Aermel ſind oben etwas weit und am Unterarm anſchließend. Auf der Bruſt iſt eine einzige Reihe Knöpfe, von ciſelirter Bronze und vergoldet, und Wolfsköpfe en relief darſtellend; die Taſchen ſind etwas über den Hüften. Man kann unmöglich etwas Graciöſeres, Bequemeres und zugleich Coqueteres ſehen; denn in unſern jetzigen Moden liegt ein wunderlicher Contraſt: wir wollen in allen unſern Oberröcken frei ſeyn, ungehindert in allen Bewegungen, wir wollen wallende Gewänder, während wir unſere Beine in Futterale ſtecken, welche jede Bewegung lähmen. Bei Gelegenheit der Pantalons müſſen wir wiederum bemerken, was wir ſchon oft geſagt, und noch oft zu wiederholen die Gelegenheit haben werden, daß Hr. Lacroix ſie mit einer unausſprechlichen Vollendung ſchneidet, und daß er durch eine uns unbegreifliche Geſchicklichkeit im Schnitt das Geheimniß gefunden hat, ſie ſogar bequem zu machen.

„Für ganz junge Leute ſehen wir Fracks, die an den Hüften ausgeſchweift ſind, niedern Kragen und kleine Umſchläge haben, und von der Mitte des Magens an bis unten an die Schöße ſich abrunden. Ein ſolcher Frack, ein Pantalon Bleu St. Denis und ein Shawl-Gilet von ſtrohgelbem Valencia, bilden zuſammen eine äußerſt elegante Toilette."

Da manche Elegants in Deutſchland keinen plumpen deutſchen Hut auf den Kopf bringen, ſondern ſich immer damit aus Paris verſehen, ſo bemerken wir hierüber noch folgendes: „die Form der Hüte hat ſich wenig geändert; ſie ſind hoch, cylindriſch, die Krempen an den Seiten leicht aufwärts gebogen, und vorn und hinten ein wenig viereckig. — Die HH. Pierret und Lami Houſſet verſehen ſich mit entzückenden Nouveautés für dieſe Jahreszeit: Battiſthemden mit Hohlfalten, um im Sommer mehr Friſche zu geben."

Sobald uns wieder ſolche Gegenſtände aufſtoßen, welche in gleichem Grade, um mit dem Courrier des Dames zu reden, eine „satisfaction toute nationale“ erwecken, werden wir nicht ermangeln, ſie unſern Leſern mitzutheilen.

Zur Kunde Norwegens.

(Fortſetzung.)

3. Staatsverwaltung.

Die vorbereitende Behandlung ſämmtlicher Regierungsangelegenheiten iſt, mit Ausnahme der diplomatiſchen, auf ſechs Regierungsdepartements vertheilt, deren jedem ein Chef mit dem Titel Staatsrath (Gehalt 3000 norw. Spec.) vorgeſetzt iſt. Die ſechs Departements ſind: 1) Departement für das Kirchen- und Unterrichtsweſen (hierunter gehören auch die Medicinalangelegenheiten), 2) für das Juſtiz- und Polizeiweſen, 3) für das Finanz-, Handels- und Zollweſen, 4) für die Armee, 5) für die Marine, 6) für die Reviſion der öffentlichen Rechnungen. Dieſe ſechs Departements bilden, mit dem Statthalter als Präſidirendem, die norwegiſche Regierung, deren Kanzlei ein Staatsſecretär vorſteht. Die diplomatiſchen Angelegenheiten werden, im Beiſeyn des norwegiſchen Staatsminiſters, vom ſchwediſchen Miniſter des Auswärtigen dem Könige vorgetragen.

In civil-adminiſtrativer Beziehung iſt Norwegen in achtzehn Aemter getheilt, deren Vorſteher, die Amtmänner, unmittelbar mit der Regierung correſpondiren, und die civile Oberadminiſtration der einzelnen Aemter ausüben. Alle ökonomiſchen Angelegenheiten, die früher unmittelbar von den betreffenden Amtmännern geordnet und beſtimmt wurden, ſind ſeit dem Jahre 1837 durch die Inſtitution der Communalrepräſentationen den mündig geſprochenen Communen ſelbſt zugetheilt worden. Jedes Amt iſt in mehrere Unterobrigkeits-Bezirke oder „Vogteien“ getheilt. Der Vogt iſt Steuereinnehmer und Polizeimeiſter ſeines Bezirks, Executor der Urtheilsſprüche und dergleichen. Die Zahl der Vogteien iſt 44. — In den Städten wird die Unterobrigkeit aus dem Magiſtrate und dem Polizeimeiſter gebildet. Die ökonomiſchen Angelegenheiten der Stadtcommunen aber werden, ſo wie auf dem platten Lande, durch Repräſentationen wahrgenommen. Die Vogteien ſind in Thinglag getheilt, deren jedem ein Schulze (norwegiſch: Lensmand) als Untervogt vorgeſetzt iſt, und deren Gränzen im Allgemeinen mit denen der Kirchſpiele zuſammenfallen.

In gerichtlicher Beziehung iſt das platte Land in 64 Untergerichtsbezirke getheilt, deren jedes mehrere Thinglag umfaßt. In jedem Untergerichtsbezirk wird ein Richter angeſtellt, „Sorenſkriwer“ (d. h. geſchworner Schreiber) genannt. Jede Stadt hat im Allgemeinen ihr eigenes Untergericht, dem der Stadtvogt vorgeſetzt iſt. Die nächſte Inſtanz bilden die Obergerichte, deren es vier (eins in jeder der 4 Stiftsſtädte: Trondhjem, Chriſtianſand, Bergen und Chriſtiania) gibt. Die letzte Inſtanz iſt das Höchſtgericht in Chriſtiania.

In geiſtlicher Beziehung endlich iſt Norwegen in fünf Biſthümer: Agershuus, Chriſtianſand, Bergen, Trondhjem und die Nordlande, getheilt. Die Biſthümer ſind in Propſteien (Superintendenturen) und dieſe wieder in Kirchſpiele eingetheilt. Propſteien gibt es im ganzen Lande 53, und Kirchſpiele 336. Dem Armen- und Schulweſen iſt in den vier ſüdlichen Stiften eine aus dem betreffenden Biſchof und dem betreffenden Amtmann (der, in ſofern eine Stiftsſtadt in ſeinem Amte gelegen iſt, Stiftsamtmann genannt wird) gebildete Stiftsdirection, im Stifte der Nordlande aber die betreffende Amtsdirection vorgeſetzt.

4. Kriegsmacht.

Die Landarmee beſteht aus den Linientruppen, der Landwehr, der Küſtenwehr, der Bürgermiliz und dem Landſturm. Die Zahl der Linientruppen iſt 12,000 Mann mit 2000 Ober- und Unterofficieren. Von den Gemeinen ſind 2000 geworbene Mannſchaft. Die Linientruppen ſind eingetheilt in 1 Ingenieurbrigade, 1 Artilleriebrigade mit 88 Feldkanonen, 1 Cavalleriebrigade und 5 Infanteriebrigaden. Jede Brigade, mit Ausnahme der Ingenieurbrigade, iſt in mehrere Corps, und jedes Corps wieder in Compagnien, Escadronen und Batterien getheilt.

Die Marine iſt bis jetzt ſehr unbedeutend; ſie beſteht nur aus einer Fregatte, einer Corvette, zwei Bricks, acht Schoonern nebſt 88 Kanonenbooten und Kanonenjöllen. Man iſt aber ſchon lange ernſtlich darauf bedacht, die Seemacht beträchtlich zu verſtärken, was auch in der That für ein Land mit ſo ausgedehnten Küſten durchaus erforderlich ſcheint, und dahin zielende Propoſitionen ſind dem jetzigen Storthing vorgelegt. Bis jetzt iſt die Marine in dem Seehafen Frederikswärn ſtationirt geweſen. Jetzt aber wird mit großem Aufwand ein neues Marine-Etabliſſement in Horten an dem Chriſtianiafjorde in der Nähe von Tönsberg angelegt. Die Ruderflottille iſt meiſtens in Bergen, Trondhjem und Chriſtianſand ſtationirt. Die Marine zählt 77 Officiere nebſt 534 Matroſen. Uebrigens iſt die Zahl der Seewehrpflichtigen 29,000. Jeder derſelben muß fünf Jahre lang in der Marine dienen.

5. Finanzweſen.

In dem Staatsbudget für die Periode 1836/39 ſind für jedes Jahr die Staatsausgaben mit 221,233 Species Silber, und 2,019,500 Speciesthaler Papiergeld,*) die Staatseinnahmen hingegen mit 1,047,266 Species Silber und 102,546 Speciesthaler Papier angegeben.

Die weſentlichſten jährlichen Ausgabetitel ſind dem nämlichen Budget zufolge:

A. In Silber. a) Civilliſte des Königs 64,000 Spec.; b) Civilliſte des Kronprinzen 32,000 Sp.; c) Abtrag und Zinſen der Staatsſchulden in Silber 135,000 Sp.

B. In Papier. a) Der Storthing 44,300 Sp.; b) die Civiladminiſtration 426,000 Sp.; c) Juſtiz- und Polizeiweſen

*) Ein Speciesthaler Papier gilt ſo viel als 2 fl. 20 kr.; der Speciesthaler hat 5 Ort, jeder Ort 24 Schilling.

171,600 Sp.; d) Gemeinnützliche Anstalten 133,600 Sp. (hierunter für Unterricht und Erziehung 44,100 Sp., wovon die 30,000 zur Universität in Christiania; *) e) Zinsen und Abtrag der Staatsschulden in Zetteln 76,100 Sp.; f) Pensionen 92,100 Sp.; g) Auswärtige Angelegenheiten 56,500 Sp.; h) die Landarmee 600,000 Sp.; i) die Marine 340,000 Sp.

Die wesentlichen Einnahmtitel waren für jedes der drei genannten Jahre folgende:

A. In Silber: a) die Zolleinnahmen 1,000,000 Species, **) b) aus dem Silberwerk Kongsberg 40,000 Species, c) Zinsen und Abtrag der Staatsforderungen in Silber 34,000 Sp., d) Zinsen des baaren Bestands der Staatscasse 8500 Sp.

B. In Papier: a) Zolleinnahmen (für die Ausfuhr) und Schiffsabgaben 400,000 Species, ***) b) Zinsen und Abtrag von den Forderungen der Staatscasse in Papiergeld 100,000 Sp., c) Branntweinabgaben 120,000 Sp., d) Stempelabgaben 80,000 Sp., e) Ertrag aus dem Silberwerk Kongsberg und Abgaben von den übrigen Bergwerken 30,000 Sp. — außer vielen weniger bedeutenden Einnahmen.

Der baare Bestand der Staatscasse, welcher im Jahre 1837 600,000 Sp. Silber und 400,000 Sp. Papier betrug, ist im gegenwärtigen Augenblick zu 560,000 Sp. Silber, 1,150,000 Sp. Papier herangewachsen, ohne daß die Activforderungen des Staats vermindert worden sind.

Die Staatsschulden des Reichs, welche am Ende des Jahres 1835 1,712,000 Sp. Silber und 1,821,000 Sp. Zettel betrugen, sind in den drei letzten Jahren um 548,000 Sp. Silber und 12,000 Sp. Papier vermindert worden.

Ungeachtet dieser blühenden Verfassung der Staatscasse ist der Zustand des Volks dennoch in der Wirklichkeit nicht sehr gut. Mehrere Umstände tragen hiezu das Ihrige bei. Die letzten zwei Jahre sind für Norwegen sehr mißlich zu nennen, die Immoralität und der Luxus nimmt hier, so wie überall, zu, und die vollgepfropften Strafanstalten parodiren auf eine klägliche Weise die übermäßige Legalität und Juristerei unsrer Zeit. Vor Allem aber darf man wohl die Quelle der Armuth Norwegens in dem unmäßigen Branntweintrinken suchen. Hiezu kommen noch ziemlich bedeutende Communallasten, während alle Steuern zur Staatscasse jetzt abgeschafft sind. Die Communalabgaben für die Städte und die Ladungsplätze mögen zu 220,000 Sp., so wie die für das platte Land zu 300,000 Sp. jährlich veranschlagt werden, wozu noch die den Einwohnern aufgelegten Naturalprästationen (ungefähr ein Aequivalent von 300,000 Sp.) kommen.

Für Bildung und Erziehung hat Norwegen eigene Fonds, „die Fonds für die allgemeine Aufklärung" genannt. Durch Gesetz vom Jahre 1831 wurde nämlich die wichtige Einrichtung getroffen, daß das sämmtliche von den katholischen Zeiten her der Geistlichkeit gehörende Grundeigenthum realisirt werden sollte, und zwar so, daß die Käufer gewisse jährliche Abgaben an die früheren Beneficiarien oder Grundherren entrichten mußten, aus den gewonnenen Summen aber ein Fonds für Unterricht und Erziehung gestiftet werden sollte. Das Vermögen dieses Fonds in festen Capitalien betrug am Ende des Jahres 1837 nicht weniger als 1,037,086 Speciesthaler, die seit der Stiftung desselben eingenommenen Zinsen betrugen 240,278 Species. Von diesen Zinsen geht immer ein Drittheil zur Universität, die übrigen zwei Drittheile werden zur Förderung des Schulwesens verwendet. Zu diesem Zwecke bestehen in den Aemtern Nordland und Finnmarken ebenso besondere Fonds, welche schon von der Zeit Friedrichs IV von Dänemark herrühren, und deren Capitalbestand schon im Jahre 1829 100,000 Species betrug. Man sieht hieraus, daß es Norwegen schlechterdings nicht an materiellen Mitteln zur Förderung und Hebung der ohne Vergleich wichtigsten Staatsangelegenheit, der Erziehung und Bildung der Staatsbürger, gebricht, und wahrscheinlich werden ansehnliche Summen bald in Anspruch genommen werden, wenn die Commission, die in diesem Sommer niedergesetzt werden soll, um das gesammte Unterrichtswesen zu revidiren und nach dem Vorbilde des Auslandes zu organisiren, ihre Resultate abgegeben haben wird.

Noch müssen wir unter dieser Rubrik der norwegischen Bank erwähnen. Dieß Institut wurde durch die Fundation vom 14 Junius 1816 gestiftet. Durch verhältnißmäßige Vertheilung auf die wohlhabenderen Einwohner des Landes wurden 2,000,000 Species in Silber aufgebracht, das Uebrige rührt von freiwilligen Einschüssen, theils von Privatleuten, theils von der Staatscasse her. Im Anfange des Jahres 1839 betrug der Silberfonds der Bank 2,500,000 Species, wozu noch ein Reservefonds von 286,000 Species kommt. Dem Gesetze nach wird eine Zettelmasse, welche dem doppelten Betrag des eigentlichen Silberfonds und dem einfachen Betrag des Reservefonds entspricht, mithin ungefähr 5,300,000 beträgt, in Umlauf gesetzt. Die Münze der Bank sind ganze, halbe, $^1/_5$ und $^1/_{15}$ Speciesthaler, die Zettel lauten auf 100, 50, 10, 5, 1, $^1/_2$ und $^1/_5$ Speciesthaler. Es ist jetzt nur geringer Unterschied zwischen Silber und Papier. Der Hauptsitz der Bank ist Trondhjem, die außerdem auch dem Grundgesetze nach Krönungsstadt ist, Filialabtheilungen bestehen in den übrigen Stiftsstädten und in einigen der größeren von den anderen Städten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es bestehen übrigens für das Unterrichtswesen besondere Fonds. Siehe unten.

**) In der Wirklichkeit haben die Zolleinnahmen um 300,000 Sp. Silber mehr gegeben. Im Jahre 1838 waren sie 1,346,389 Sp. Silber.

***) In der Wirklichkeit gaben sie 100,000 Sp. mehr. Im Jahre 1838 waren sie 442,389 Sp. Papier.

Kurze Beiträge zur Länderkunde.

(Gesammelt von Dr. Leo Herz.)

Das Klima von Island.

Die meteorologischen Untersuchungen, welche der Doctor Thorstensen seit einigen Jahren in Island anzustellen beschäftigt ist, und von denen er die Resultate einer zwölfmonatlichen Beobachtung bereits zu Ende 1837 der Akademie der Wissenschaften in Paris mitgetheilt hat, liefern manche merkwürdige Aufschlüsse über das Klima von Island.

Wer würde z. B. nicht der Meinung seyn, daß die Kälte im Winter in Island außerordentlich groß und intensiv sey? Und doch betrug die Kälte während der vom Doctor Thorstensen angestellten zwölfmonatlichen Beobachtung daselbst nie über 19°,7'. Ebenso stieg das Thermometer im höchsten Sommer in Reikiavik nie über 22°. Der Temperaturwechsel überhaupt (den er in Reikiavik wahrgenommen hat) ist so gering, daß er in 24 Stunden oft einen Grad nicht übersteigt. Der Barometerwechsel hingegen ist daselbst manchmal ungewöhnlich groß, und Thorstensen fand einmal den Stand des Barometers auf 26",1',6". — Auch über die Temperatur des Meerwassers im Hafen von Reikiavik hat derselbe Beobachtungen angestellt, und gefunden, daß sie in den Monaten, wo die Temperatur am kleinsten seyn soll, nie unter einem Grade war.

Strafrechtliche Statistik Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Die CXXXVIII. Tabelle enthält die Uebersicht der durch das öffentliche Ministerium ohne Folge gelassenen Anklagen. Und die Zahl derselben ist groß. 43,151 blieben ohne Folgen, und zwar 10,455 weil die Thäter unentdeckt blieben, 16,715 weil die That weder ein Verbrechen noch ein Vergehen bildete, 11,946 weil die Thatsachen unbedeutend waren und die öffentliche Ordnung nicht wesentlich interessirten, und endlich 4035 aus andern Gründen (pour toute autre cause). Diese Machtbefugniß des öffentlichen Ministeriums ist gewiß groß genug, und wohl zu groß. Die Ruhe der Gesellschaft, die öffentliche Ordnung darf nie unbeschränkt in die Hand eines einzelnen Menschen gegeben seyn, wie groß auch dessen Kenntnisse, wie über allem Zweifel erhaben auch sein Charakter und sein guter Wille seyn mögen. Es erhält diese Bemerkung ein noch höheres Gewicht, wenn wir erst sehen, daß unter den Anklagen, die ohne Folge gelassen wurden, weil sie ohne Bedeutung waren und die öffentliche Ordnung nicht wesentlich interessirten, nicht weniger als 177 Mißbräuche des Vertrauens, 55 Ehebrüche, 1 Meuchelmord, 28 Angriffe gegen die individuelle Freiheit und Hausrechtsverletzungen, 2 Attentate gegen die Sitten, 7054 Verwundungen, 135 Zerstörungen von Einzäunungen, 67 Escroquerien, 463 Beleidigungen und Gewaltthätigkeiten gegen öffentliche Beamte, 15 Verletzungen der öffentlichen Scham, 14 Staatsvergehen und Verbrechen, 58 Acte der Rebellion, 5 Nothzuchten und 15 Diebstähle unter erschwerenden Umständen vorkommen. Unter den aus andern Gründen (pour toute autre cause) ohne Folge gebliebenen Anklagen, die das öffentliche Ministerium ohne Zuziehung anderer Behörden zur Seite schob, finden wir 89 Mißbräuche des Vertrauens, 57 Ehebrüche, 12 Meuchelmorde, 4 Angriffe gegen die persönliche Freiheit und das Hausrecht, 16 Angriffe gegen die Sitten, 14 Abtreibungen, 70 Escroquerien, 170 Gewaltthätigkeiten und Beleidigungen gegen öffentliche Beamte, 18 Angriffe auf die öffentliche Scham, 6 Staatsverbrechen, 25 Acte der Rebellion, 41 Nothzuchten und gewaltsame Angriffe auf die öffentliche Scham, und endlich nicht weniger als 540 unter erschwerenden Umständen vollbrachte Diebstähle (vols-crimes).

Alle diese Verbrechen, Mord und Todtschlag, Ehebruch und Nothzucht wurden ohne Urtheil freigesprochen, weil sie ein procureur du roi für unbedeutend und die öffentliche Ordnung nicht wesentlich interessirend erklärte, oder auch pour toute autre cause. Es ist möglich, daß mitunter die Gesellschaft selbst ein Interesse haben kann, in sehr seltenen Fällen ein Verbrechen nicht zu bestrafen, aber selbst wo ein solcher Fall vorkäme, würde es gefährlich seyn, einem einzelnen Menschen das Recht zu geben, zu entscheiden, ob ein solcher vorhanden. Wenn dieß aber in Frankreich täglich stattfindet, wenn ein Staatsprocurator die höchsten Verbrecher der Gesellschaft unbestraft zurückgeben kann, so ist diese Macht eines einzelnen Menschen ungerecht und gefährlich zugleich.

Wir haben an einer andern Stelle gesehen, daß die Geschwornen, und wohl überhaupt ganz Frankreich, die Verbrechen gegen den Staat milder, als die gegen die Privatperson und das Privateigenthum behandelt. Es ist eine oft gemachte Beobachtung, daß im Allgemeinen der Franzose weniger Achtung vor der constituirten Gewalt hat, als andere Völker, daß bei ihm das Gefühl des Rechtes das der Pflicht überwiegt und oft gänzlich absorbirt. Bei einem solchen Volke müßte der Staat und seine Agenten mehr als bei irgend einem andern geschützt seyn, und anstatt dessen sehen wir den Vertreter der Regierung allein und auf seine eigene Verantwortung hin 600 Angeklagte, die sich eines Angriffes oder Beleidigungen gegen die Beamten des Staates zu Schulden hatten kommen lassen, ohne alle Umstände freisprechen. Die Thatsache selbst ist ein Unglück, denn sie beweist, daß die Agenten der Staatsgewalt nicht hinlänglich geschützt sind, und diesen Schutz selbst nicht einmal bei ihren natürlichen Protectoren finden. Aber jene Institution, jene Macht, die einem einzelnen Menschen das Recht gibt, über diese hochwichtigen Processe nach seinem Belieben zu entscheiden, ist ein noch bei weitem größeres Unglück, denn sie erlaubt an der Billigkeit, Gleichheit, Macht und Thätigkeit der Gerechtigkeit selbst und ihrer Vertreter zu zweifeln. Und so lange dieser Zweifel möglich ist, wird man vergebens jene unerschütterliche Achtung vor den Gesetzen und Institutionen des Landes im Volke suchen, die allein ihnen einen höhern moralischen Haltpunkt geben kann, und die wir bei den Engländern und auch bei den Deutschen tief eingewurzelt finden. England kennt jene unbeschränkte Macht eines Einzelnen nicht, denn hier tritt die Großjury bereits in der Voruntersuchung an die Stelle des öffentlichen Ministeriums in Frankreich, und die Gesellschaft selbst entscheidet somit durch ihre natürlichen Stellvertreter, ob eine Thatsache als Verbrechen zu einer gerichtlichen Verfolgung Veranlassung geben soll oder nicht, und läßt somit jenen Zweifel in der Rücksichtslosigkeit und Macht der Rechtspflege nicht zu. Deutschland besitzt keine ähnlichen Institutionen, aber sein Volk findet die Quelle seiner Achtung gegen Gesetz und Rechtspflege in seinen Sitten und seinem tausendjährigen Charakter. Frankreich dagegen müßte dahin streben, sie durch Institutionen zu sichern, um sie mit der Zeit in die Sitten selbst übertragen zu können und sie dort Wurzel fassen zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Folgen der Dampfschifffahrt für England. Der unter dem Namen Sam Slick schreibende amerikanische Humoristiker bemerkt hierüber Folgendes: Der Dampf wird England halb zu Grunde richten: er wird ihm sein Geld, seine Bevölkerung, und was es am wenigsten entbehren kann, seine geschickten Arbeiter und seine redlichen, verständigen Mittelclassen entziehen, und ihm mit der Zeit nichts lassen, als seine Aristokratie und seine Armen. Ein Ausflug nach Amerika ist jetzt nicht mehr als sonst ein Ausflug nach Frankreich, und die Leute werden dahin gehen, wo das Land wohlfeil und die Arbeit hoch im Preis ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 145.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

25 Mai 1839.

Zur Kunde Norwegens.

6. Nahrungszweige. *)

Landbau. Was den Landbau betrifft, darf man annehmen, daß er in den letzten Jahren bedeutende Fortſchritte gemacht hat. Es zeigt ſich nämlich, daß ſelbſt in denjenigen Gegenden, wo man — weil die Holzausfuhr von jeher die Hauptnahrungsquelle abgegeben hatte — dem Landbau nur geringe Aufmerkſamkeit widmete, das Intereſſe für gedachten Nahrungszweig nunmehr in dem Grade gewachſen iſt, daß man nicht mehr befürchten darf, es möchte ſich dieſes Intereſſe wieder verlieren, wenn auch die Holzausfuhr Norwegens ſich wieder zur frühern Höhe emporſchwingen ſollte. Auch von den Gegenden, deren Hauptnahrungsquelle der Fiſchfang iſt, namentlich die Nordlande und Finnmarken, deutet Alles darauf hin, daß die Schwierigkeiten, mit welchen die Einwohner derſelben in Bezug auf den Landbau zu kämpfen gehabt haben, ſie nicht vom fleißigen Betrieb abſchrecken, ſondern nur bewirken konnten, daß man dem Kartoffelbau daſelbſt eine deſto größere Sorgfalt gewidmet hat. In mehreren Diſtricten ſind Verſuche mit dem Anbau der ſogenannten Himalayagerſte angeſtellt worden, und wiewohl dieſe Verſuche den Erwartungen nicht völlig entſprochen haben, iſt doch kein Grund da, die Hoffnung auf einen glücklicheren Erfolg zu verlieren. — Was den Wieſenbau anlangt, ſo gibt es jetzt kein Amt mehr, in welchem nicht veredelte Futtergewächſe zu finden wären, und zwar ſehr oft bei ganz unvermögenden Bauern. Die Aemter, in welchen hiefür bis jetzt das Wenigſte geſchehen, ſind die Aemter Nordland und Finnmarken, in welchen doch der zunehmende Mangel an dem gewöhnlichen Surrogate des Graſes, dem Rennthiermooſe, bald eine größere Sorgfalt für die Wieſen hervorrufen wird.

Das größere Intereſſe, das demnach für den Landbau im Allgemeinen ſich gegen frühere Jahre gezeigt hat, wurde theils durch den unbedeutenderen Gewinn des Fiſchfangs, theils durch die eine Zeit lang bis vor einigen Jahren ſtattgefundenen höchſt mißlichen Conjuncturen für die Holzausfuhr hervorgerufen, theils muß es auch dem durch die Wirkſamkeit des landwirthſchaftlichen Inſtituts auf Semb in Jarlsberg geweckten größeren Intereſſe für eine gründliche Theorie des Landbaus, ſo wie auch dem durch die Verbeſſerung des Geldweſens und die Herabſetzung der directen Steuern bewirkten Ueberſchuß des Vermögens der Landleute zugeſchrieben werden. Nach den officiellen ſtatiſtiſchen Tabellen, welche freilich, wie alle dergleichen Angaben, an Mängeln und Unvollſtändigkeiten leiden, war die Ausſaat von den verſchiedenen Getreidearten in Norwegen im Jahre 1834 folgende: Weizen 1322 Tonnen, Roggen 8600 T., Gerſte 82,248 T., „Miſchkorn“ (d. h. Gerſte und Haber vermiſcht) 53,285 T., Haber 265,195 T., zuſammen an Getreide 410,650 Tonnen, wozu noch an Kartoffeln 305,911 Tonnen, und an Erbſen 7521 Tonnen kommen. Inzwiſchen iſt zu vermuthen, die Ausſaat ſey um ein Bedeutendes größer geweſen.

Wollte man nun nach dem Verhältniſſe zwiſchen dem gegenwärtigen Standpunkt des Ackerbaues und dem Bedarf des Landes fragen, ſo wäre es ſchwer, eine genaue Antwort zu geben. Durch folgende Combinationen möchte man der Wahrheit am nächſten kommen. Es werden in Norwegen jährlich 20,000,000 Quart achtgradigen Branntweins producirt, wozu ein Quantum von wenigſtens 500,000 Tonnen Getreide oder ein Aequivalent dafür an Kartoffeln gefordert wird. Nun aber hat, ſtatiſtiſchen Angaben nach, die Getreideeinfuhr jährlich 854,900 Tonnen betragen, mithin hat die Einfuhr das Minimum des zum Branntweinbrennen erforderlichen Getreidequantums um 354,900 Tonnen überſtiegen. Wird nun ferner mit den Statiſtikern angenommen, daß auf jedes Individuum jährlich ein Quantum von 3½ bis 4 Tonnen Getreide gerechnet werden kann, ſo ergibt ſich, daß der Ackerbau Norwegens, wenn das Branntweinbrennen nicht da wäre, nur 118,300 Menſchen ohne Getreide gelaſſen haben würde, woraus, weil dieſe Zahl ſich zur geſammten Einwohnerzahl wie 1 : 10 verhält, ſich als Er-

*) Es beſteht in Norwegen die Einrichtung, daß die Amtmänner alle fünf Jahre über die ökonomiſch-ſtatiſtiſchen Verhältniſſe ihrer reſpectiven Aemter an den König Bericht erſtatten müſſen. Die Rubrik „Nahrungszweige“ iſt größtentheils aus dergleichen Berichten für den Zeitraum vom Jahre 1829 bis 1835, welche neuerdings von unſerm Finanzdepartement veröffentlicht worden, zuſammengetragen.

gebniß herausstellt, daß der Ackerbau Norwegens, wenn keine Branntweinproduction stattfände, dem Bedarf der Volksmenge bis auf ein Zehntel derselben entsprechen würde. Dieser Zehntheil aber ist bedeutend weniger, als die Zahl der Einwohner in den Städten. Die Einfuhr von Getreide und Erbsen hat in den Jahren 1830 bis 1835 in jedem Jahre durchschnittlich 794,016 Tonnen betragen.

Viehzucht. Die Viehzucht wird mit großer Sorgfalt getrieben, namentlich im Stifte Bergen, wo ein kleiner Bezirk jährlich an 2000 Stück Schlachtvieh verkauft. Was die Kuh in den übrigen Gegenden Norwegens ist, das ist in Finnmarken das Rennthier. Der Lappe setzt darein seine größte Ehre, eine so große Anzahl wie nur möglich von diesen Thieren zu halten. — Der Pferdezucht wird im Allgemeinen noch lange nicht die gehörige Sorgfalt zu Theil, doch führen einige Districte Pferde nach Schweden, ja nach England aus. Bis jetzt sind von der edleren Race nur zwei Halbblutshengste und ein Vollblutshengst in Norwegen angekauft worden. *)

Den statistischen Angaben nach betrug die Zahl der verschiedenen Hausthiere im J. 1835: Pferde 113,093, Rindvieh 646,315; Schafe 1,034,289; Ziegen 185,554; Schweine 79,873 und Rennthiere 98,321 Stück. — An Fettwaaren (Speck, Butter, Fleisch) betrug die durchschnittliche Einfuhr für jedes der Jahre 1830 bis 1835 2926 „Schiffspfund"; hingegen in den drei nächst vorangehenden Jahren 2847 Schiffspfund.**)

Forstwesen. Die Waldungen haben, was die Holzausfuhr betrifft, in den letzten Jahren, zumal, nachdem das Holz in den französischen Häfen einen vortheilhaften Markt gefunden,***) wieder eine gute Nahrungsquelle abgegeben, und zwar nicht nur für die eigentlichen Walddistricte des Landes im Stifte Agershuus und in den Vogteien Ober-Ehellemarken und Rädyg-delag, sondern auch für einige der in Beziehung auf diesen Handel von der Natur weniger begünstigten Gegenden. Bemerkenswerth ist, daß, seitdem die Ausfuhr nach Frankreich zu blühen angefangen, größere Dimensionen des Holzes verlangt werden, was wieder einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Behandlung der Wälder hat, wogegen die Annahme von kleineren Dimensionen, vornehmlich von Seiten Irlands und Schottlands, schon lange einen betrachtlichen Schaden in den norwegischen Wäldern angerichtet hat. Auch für das Erlen- und Birkenholz, was früher nur zum Brennen verwendet wurde, hat man in den letzten Jahren Absatz in Schottland gefunden. Der jährliche Durchschnitt der Holzausfuhr Norwegens in den Jahren 1830 bis 1835 hat 198,680 Lasten, und in den drei vorangehenden Jahren 193,954 Lasten betragen.

Bergwerke. Norwegen zahlt im Ganzen 23 Bergwerke, und zwar 1 Silberwerk (Kongsberg, im Stift Agershuus), fünf Kupferwerke, 16 Eisenwerke und 1 Kobaltwerk. Das einzige dieser Bergwerke, das für Rechnung des Staats getrieben wird, ist Kongsberg, ein Werk, das eine Reihe von Jahren hindurch Norwegen einen beträchtlichen Vortheil gewährt hat. Der Status desselben für die Jahre 1836 bis 1838 war folgender:

Jahr	Einnahmen.	Ausgaben.
1836	317,130 Sp.	61,336 Sp.
1837	235,168 —	94,878 —
1838	262,473 —	95,976 —

Dieß gibt für die drei genannten Jahre einen reinen Ueberschuß von 562,570 Species.

Die Production hat betragen:

Im Jahr	1833	43,843 Mark	Silber.
— —	1834	27,215 —	—
— —	1835	17,353 —	—
— —	1836	28,202 —	—
— —	1837	24,974 —	—
— —	1838	20,031 —	—

Folgendes ist eine Zusammenstellung der durchschnittlichen jährlichen Kupfer- und Eisenproduction Norwegens in den letzten theils sechs, theils sieben Jahren:

Kupfer 2376 Schiffspfund; Kupfererz (aus Kaafjord) 4962 Schpf.; Roheisen 30,274 Schpf.; Gußeisen 9092 Schpf.; Stangeneisen 23,917 Schpf. In den drei vorangehenden Jahren betrug die Production: Kupfer 2117 Schpf.; Kupfererz 1812 Schpf.; Roheisen 29,486 Schpf.; Gußeisen 9872 Schpf.; Stangeneisen 23,717 Schpf.

Die durchschnittliche Ausfuhr dieser Metalle für jedes der Jahre 1830 bis 1835 betrug: an Gahrkupfer 2015 Schpf., an gewalztem Kupfer 78 Schpf., an Guß und Stangeneisen 15,744 Schpf., an Nägeln 54 Schpf. In den drei vorangehenden Jahren war die jährliche Ausfuhr durchschnittlich: Gahrkupfer 2086 Schpf., gewalztes Kupfer 24 Schpf. Von den Kupferwerken ist Röraas im Stift Trondhjem das ohne Vergleich wichtigste und gewährt den Eigenthümern einen sehr großen Vortheil.

Von den vielen und verschiedenartigen Steinbrüchen des Landes ist der Mühlensteinbruch in Sälbs, vier Meilen von Trondhjem entfernt, von großer Wichtigkeit. Auch die sogenannten Weichsteinsbrüche im Stifte Christiansand sind von Bedeutung. Von denselben sind in Einem Jahre 13,000 Stück ins Ausland ausgeführt worden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dem gegenwärtigen Storthing ist eine königliche Proposition zur Veredelung der Pferderace vorgelegt worden.

**) Ein norwegisches Schiffpfund hält 320 Pfund.

***) Zum Theil hat zum gesteigerten Absatze des Holzes in Frankreich die Cholera beigetragen, indem man zur Vorbeugung der Erkältung seit der Cholerazeit statt Pflaster Dielen zu den Fußböden zu gebrauchen angefangen hat.

Tod des corsischen Banditen Cioccio.

Die italienischen Länder liefern immer noch zahlreiche Beispiele furchtbarer Räuber. Ein Schreiben aus Sartena in Corsica in französischen Blättern erzählt nachstehende tragische Anekdote.

„Man hat kürzlich von der Ermordung eines Priesters erzählt, der, während er die Messe las, von seinem Feinde, welcher sich in der Kirche versteckt hielt, an den Stufen des Altares erschossen wurde. Diese furchtbare That, die in der langen Reihe der vergangenen Jahrhunderte nur Ein Seitenstück zählt,

erfüllte den ganzen Bezirk von Sartena, zu welchem das Dorf Moca gehörte, wo die That geſchehen, mit Schrecken. — Die Reiſenden, welche durch dieſen Theil von Corſica kamen, ſäumten nie, die Kirche von Moca zu beſuchen, in welcher ſechs Monate lang jeder Gottesdienſt verboten war, und die trotz der neuen Einweihung dennoch immer das Unheimlich Schauerliche behalten wird, welches entweihten Heiligthümern anklebt. Noch trägt der Altar die Spuren der mörderiſchen Kugeln, und ſo ſorglich auch die Stufen desſelben gereinigt wurden, ſo zeigen ſich dennoch dem aufmerkſamen Auge des Beobachters immer noch die blaßrothen Flecken des verſpritzten Blutes. Man ſagt, die Schweſter des Unglücklichen, faſt wahnſinnig durch den plötzlichen Verluſt des innig geliebten Bruders, habe ſich auf den Boden geworfen, das ſtrömende Blut eingeſaugt, und ſey nur durch die zur Unterſuchung und Beſtrafung der ſchrecklichen That herbei geeilten Gerichtsperſonen von dem Platze wegzubringen geweſen Dem Reiſenden, der jetzt nach Moca kömmt, zeigt ſein Führer, nachdem er ihm die Geſchichte des Mordes erzählt, von den Stufen der Kirche aus den Berg, in welchem der Mörder ſeinen Verſteck hatte. Er iſt drei Meilen von dem Dorfe entfernt, und ſeine von den Waldſtrömen tief ausgehöhlten Seiten, über welche Jahrhunderte alte Eichen- und Kaſtanienbäume ihre dichten Schatten werfen, haben oft dem corſiſchen Schäfer, der, um die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes gegen die Genueſer zu vertheidigen, die Waffen ergriff, Zuflucht und Schutz geboten. Die reißenden Wellen eines Waldſtromes ſtürzen von ſeinem Gipfel in wilden Sprüngen in das Thal herab. Seitwärts des ſchönſten dieſer Waſſerfalle, der unter dem poetiſchen Namen „Sceſa di Caſtello“ in dem Lande bekannt iſt, ſieht man einen Felſen, deſſen Gipfel von dichten Baumen beſchattet iſt. Eine mehr als hundert Fuß tief ſich in dem zackigen Geſtein hinziehende Höhle diente dem Banditen Cioccio zum Zufluchtsort. Schon drei Jahre vor ſeiner letzten That hatte er dort ſeine Wohnung aufgeſchlagen, und vereitelte, durch ſie geſchützt, jede Nachforſchung der Gerichte. Dürres Laub diente ihm zum Lager, nie wagte er, Feuer zu machen, aus Furcht, der Rauch möchte ihn verathen, und dennoch verließ er auch im ſtrengſten Winter die Höhle nicht. Manchmal blieb er vierzehn Tage lang in dieſelbe zurückgezogen. Er hatte Zeichen mit ſeinem jüngern Bruder verabredet, die ihm kund gaben, ob er ſich ſicher hervorwagen könne, oder nicht.

Von der Höhe des Caſtello beherrſchte Cioccio das ganze Dorf, welches in beſtändiger Angſt vor ihm war. Die Nichte des Pfarrers von Sartena wagte es zwei Jahre lang nie aus ihrer Wohnung hervor zu treten, und ihr Mann iſt von Moca ausgewandert, um nicht durch die Hand des Banditen zu fallen. Cioccio war 22 Jahre alt, als er durch die corſiſchen Voltigeurs getödtet ward, und dennoch hatte er ſchon drei Mordthaten begangen. Es war am 22 des Monats April — dieſes für die corſiſchen Banditen ſo unglücklichen Monats — als Lieutenant Santalini, Commandant eines Detaſchements Voltigeurs in Petreto, ſich mit neun Mann in der Nahe der Wohnung des Banditen, welche auszuſpüren ihm gelungen war, verſteckte. Gegen acht Uhr Morgens näherte ſich Cioccio ihrem Hinterhalte, beantwortete aber ihren Zuruf, ſich zu ergeben, ſogleich mit einer Flintenkugel. Die Voltigeurs erwiederten raſch, und verwundet ſuchte Cioccio durch die Flucht in das dichte Gebüſch, das ſein Blut röthete, ſich zu retten. Vergebens — von allen Seiten umzingelt — blieb nur kräftige Gegenwehr möglich. Zum Glück für die Angreifenden traf eine ihrer Kugeln ſo kräftig Cioccio's Flintenlauf, daß er ſich verbog und unbrauchbar wurde. Es blieb nur ſeine Piſtole noch zu ſeiner Vertheidigung, aber ehe er ſie zum zweitenmale laden konnte, ſank er von fünf Kugeln tödtlich verwundet zu Boden. Cioccio ſtarb einen wahren Banditentod — in offenem Kampf, die Piſtole in der Fauſt — das Geſicht vom Pulverdampfe geſchwärzt — ſank er fluchend zu Boden. Sein Bruder, ein Knabe von 15 Jahren, deſſen Liebe zu ihm ſich durch dreijährige Pflege und Sorge noch vermehrt hatte, kam in dieſem Augenblick, ihm ſein Mittagsbrod zu bringen. Der arme Kleine umſchloß mit gränzenloſem Schmerz die Leiche, und war nur mit Mühe von ihr wegzubringen, als man zu dem Begräbniß ſchreiten mußte.

Strafrechtliche Statiſtik Frankreichs.

(Fortſetzung.)

Die ſechste Partie des Compte général enthält die Mittheilungen über den Caſſationshof, und wir ſehen hier, daß derſelbe 70 Urtheile caſſirt hat. Wir kommen endlich zum Appendix, der fünf Tabellen enthält. Die erſte derſelben (CLIX) gibt die Statiſtik des petit parquet des Seine-Tribunals. Von 6996 Klagen, die bei demſelben einliefen, wurden 1457 zur weitern Criminaluntersuchung verwieſen, 3272 an die correctionellen und 95 an die einfachen Polizeigerichte übergeben, 2092 blieben endlich ohne alle Verfolgung. Wir finden hier dieſelbe außerordentliche Gewalt des öffentlichen Miniſteriums, das auf ſeine alleinige Autorität und Verantwortlichkeit hin mehr als 2000 Anklagen ohne Folgen laſſen konnte.

Die zweite Tabelle (CLX) enthält die zufälligen Todesarten, und wir leſen hier, daß in Frankreich, dem reichſten und glücklichſten Lande der Welt, officiell nicht weniger als 216 Menſchen verhungert, erfroren oder vor Mattigkeit umgekommen ſind.

Die drei letzten Tabellen beſchäftigen ſich mit der Zahl, dem Alter, dem Stande, den Zerſtörungsmitteln und den Urſachen der Selbſtmörder, und geben endlich die Monate an, in welchen die Selbſtmorde ſtattfanden.

Von 2540 Selbſtmordern, die 1836 vorkamen, wurden 1775 von Männern und 565 von Frauen begangen. Etwa ein Viertel (671) aller Selbſtmörder bildeten die Ackerer, Ackerknechte und Taglöhner. Holzarbeiter, Metallarbeiter, Detailkaufleute, Domeſtiken, Beamten, Eigenthümer und endlich Soldaten folgen nach jenen. 576 Selbſtmorde waren durch Elend, 269 durch Familienzwiſte, 397 durch Liebe, Eiferſucht, Ausſchweifung und unregelmäßiges Leben, 459 durch verſchiedene Contrarietäten, und endlich 566 durch Gehirnkrankheiten motivirt. Der Frühling und der Sommer gaben die größte Zahl der Selbſtmorde.

Die Statiſtik der Strafrechtspflege eines Landes iſt auch die Statiſtik des moraliſchen Zuſtandes deſſelben. Der Compte général iſt

ganz besonders in dieser Beziehung von sehr hohem Interesse, denn er gibt einen Maaßstab für die Moralität des Landes im Allgemeinen, wie für die jeder einzelnen Provinz. In Frankreich kamen 1834 1 Angeklagter auf 4684 Einwohner, 1835 1 Angeklagter auf 4644 Einwohner, und 1836 1 Angeklagter auf 4658 Einwohner. Die Demoralisation, oder wenigstens die Verbrechen, haben sich somit seit 1834 im Verhältnisse zu der Anzahl der Bewohner vermehrt.

Der allgemeine Maaßstab, 1 Angeklagter auf 4658 Einwohner, wurde in 28 Departementen überstiegen, die übrigen erreichten denselben nicht. Doch hier die Stufenfolge.

Departement	Angekl. auf		Departement	Angekl. auf
de la Seine	1 — 1251 E.		Charente Inferieure	1 — 5765 E.
Corse	1 — 1540 —		Gard	1 — 5814 —
Pyrenées Orient.	1 — 2029 —		Dordogne	1 — 5874 —
Haut Rhin	1 — 2235 —		Hautes Pyrenées	1 — 6014 —
Finistère	1 — 2617 —		Côte d'Or	1 — 6025 —
Bas Rhin	1 — 3005 —		Bas Pyrenées	1 — 6052 —
Aube	1 — 3096 —		Allier	1 — 6064 —
Vendée	1 — 3220 —		Loire Inferieure	1 — 6114 —
Seine Inf.	1 — 3357 —		Ardennes	1 — 6157 —
Vaucluse	1 — 3466 —		Corrèze	1 — 6172 —
Seine und Oise	1 — 3485 —		Sarthe	1 — 6225 —
Morbihan	1 — 3541 —		Haute Vienne	1 — 6234 —
Vienne	1 — 3600 —		Meurthe	1 — 6384 —
Marne	1 — 3718 —		Oise	1 — 6555 —
Ariège	1 — 3722 —		Yonne	1 — 6578 —
Lozère	1 — 3750 —		Loire	1 — 6762 —
Tarn	1 — 3809 —		Gers	1 — 6802 —
Loiret	1 — 3856 —		Orne	1 — 6826 —
Loir und Cher	1 — 3874 —		Lot	1 — 7000 —
Tarn und Garonne	1 — 3906 —		Charente	1 — 7159 —
Bouches du Rhone	1 — 3958 —		Ain	1 — 7212 —
Indre und Loire	1 — 3952 —		Mayenne	1 — 7557 —
Ille und Vilaine	1 — 3995 —		Nièvre	1 — 7629 —
Eure	1 — 4045 —		Vosges	1 — 7905 —
Calvados	1 — 4047 —		Cantal	1 — 7912 —
Gironde	1 — 4087 —		de Manche	1 — 7925 —
Seine und Marne	1 — 4252 —		Indre	1 — 8042 —
Var	1 — 4492 —		Nord	1 — 8082 —
Bas Alpes	1 — 4678 —		Meuse	1 — 8561 —
Aveyron	1 — 4696 —		Creuse	1 — 8571 —
Rhône	1 — 4726 —		Haute Saône	1 — 8573 —
Doubs	1 — 4765 —		Somme	1 — 8503 —
Herault	1 — 4836 —		Saône und Loire	1 — 8518 —
Moselle	1 — 4968 —		Pas de Calais	1 — 8652 —
Ardèche	1 — 4982 —		Haut Loire	1 — 8689 —
Haut Garonne	1 — 5053 —		Jura	1 — 8760 —
Cotes du Nord	1 — 5132 —		Puy de Dôme	1 — 8798 —
Deux Sèvres	1 — 5154 —		Isère	1 — 8963 —
Aisne	1 — 5578 —		Haut Alpes	1 — 10089 —
Marne und Loire	1 — 5550 —		Landes	1 — 10553 —
Lot und Garonne	1 — 5587 —		Drôme	1 — 11515 —
Haut Marne	1 — 5688 —		Aude	1 — 11710 —
Eure und Loire	1 — 5701 —		Cher	1 — 12057 —

Ein Angeklagter auf 1251 Einwohner und Ein Angeklagter auf 12,057 sind die beiden Extreme. Diese einzige Zahl, die Steigerung des Verhältnisses der Verbrechen zur Anzahl der Bewohner der verschiedenen Departemente müßte, wenn man sie zur Basis einer allgemeinen Enquête machte, zu den bedeutendsten Resultaten führen. Die allgemeinen Ursachen, als z. B. die größere oder geringere Civilisation, größerer oder geringerer Reichthum u. s. w., genügen sicher nicht, um jene Steigerung zu erklären, denn schon in den vier Departementen, wo die meisten Verbrechen im Verhältnisse zu der Einwohnerzahl vorkommen, der Seine, Corsica, den östlichen Pyrenäen und dem Oberrheine, finden wir die gebildetsten, reichsten und bevölkertsten Departemente neben den ärmsten, wenigst gebildeten und wenigst bevölkerten. Nach Paris, dem Centrum der Civilisation, Corsica, das Land der Vendetta, nach dem Oberrheine, dem blühendsten Fabriklande von Frankreich, die Pyrenäen mit ihren Bergbewohnern, nach dem protestantischen republicanischen Unterrheine, die katholische royalistische Vendée. Diese einzige Aufzählung ist im Stand, eine Menge Vorurtheile, die sich oft als philosophische und staatsrechtliche Grundsätze spreizten, auf ihren innern Werth herabzusetzen. Die größere Zahl der Verbrechen in diesen verschiedenen Landesstrichen muß ihre allgemeinen und besondern Ursachen haben, und die Zahl, die diese Stufenfolge anzeigt, wird eine todte Zahl bleiben, die ganze schöne und großartige Arbeit des Siegelbewahrers, in so weit sie auf die moralische Statistik Frankreichs Bezug hat, wird keine Früchte tragen, wenn sie nicht die Frage hervorrufen: „Weßwegen, aus welchen Gründen dieser Unterschied?“ und wenn man die Antwort nicht in einer allgemeinen Enquête sucht.

(Schluß folgt.)

Ausdehnung der geselligen Pflanzen in Australien.

Dr. Lhotsky las in der Versammlung der botanischen Gesellschaft am 5 Mai einige geographische und historische Bemerkungen hinsichtlich einiger exotischen Cryptogamen vor. Sein Hauptzweck war, eine Behauptung A. v. Humboldts über die auffallendsten Beispiele geselliger Pflanzen auf ausgedehnten Flächen zu rectificiren, indem derselbe den Seetang (Sargassum) anführe und die Eucalypten Neuhollands ganz übergehe, da diese doch den bedeutendsten Raum einnähmen. Dieß letztere Geschlecht verbreitet sich über die ganze terra australis, und ist in solcher Menge vorhanden, daß es wenigstens vier Fünftheile aller Wälder bildet. Dr. Lhotsky's Schlußbemerkungen sind ungefähr folgende: „weder die Pampas von Südafrika, noch die mit Haidekraut (ericeta) bewachsenen Striche Afrika's, noch das atlantische Meer mit seinem Tang bieten die größte Anhäufung geselliger Pflanzen dar, sondern die bedeutendste Masse generisch gleichartiger Pflanzen findet sich in Australien.“

Das Radgewehr. Dieß von einem Hrn. Wilkinson erfundene Gewehr hat ein Rad, welches sieben vollständige Ladungen enthält, und sich um einen Mittelpunkt dreht, der, wenn abgefeuert ist, augenblicklich durch andere Räder, die man im Gürtel mit sich führt, ersetzt werden kann, so daß das Feuern ununterbrochen fortdauert. Mehrere hundert Schüsse können so abgefeuert werden, ohne daß das Gewehr je versagt oder gereinigt zu werden braucht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 146.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

26 Mai 1839.

Die Unſchuld eines Galeerenſträflings. *)

In einem der Landhäuſer, welche ſich längs der Garonne hinziehen, lebte im September 1828 der Hr. Gorſaz, ein ſehr wohlhabender Mann, der ſich von allen Geſchäften zurückgezogen hatte und in Ruhe ſeine Tage beſchließen wollte. Leider hatte er, ein guter Sechziger, die Thorheit begangen, eine junge Frau von 18 Jahren zu heurathen. Das ſüdfranzöſiſche Blut verläugnete ſich nicht, und nach kurzer Zeit gab Lucie — dieß war der Name der jungen Frau — den Bewerbungen eines jungen Mannes, Namens Arthur d'Aubian, Gehör, deſſen Landgut nur etwa eine halbe Stunde von dem des Hrn. Gorſaz lag, und der in den faſhionablen Cirkeln des benachbarten Bordeaux eine nicht unbedeutende Rolle ſpielte. Lucie war indeß keines jener leichtſinnigen Geſchöpfe, die ſich einen Scherz daraus machen, die Eiferſucht eines Gemahls hinters Licht zu führen; neben dem jugendlich kraftvollen Arthur erſchien Hr. Gorſaz freilich in ungünſtigem Lichte, aber das Verhältniß laſtete nichtsdeſtoweniger ſchwer auf ihr, und die ohnehin große Reizbarkeit ihrer Nerven ſteigerte ſich oft bis zum Somnabulismus. In einer ſolchen Kriſe hatte Hr. Gorſaz ihre Worte belauſcht, und das Verhältniß war ihm bald kein Geheimniß mehr. Rache kochte in ſeinem Herzen, aber was ſollte er thun? ſeinen Gegner zum Kampfe fordern? dieſer hatte es, wie billig, abgelehnt, ſich mit einem ſchwächlichen Greiſe zu ſchlagen. Dieſe Schwäche ſeinem jugendlichen Rivalen gegenüber trieb ihn zur Wuth, und Mordgedanken ſtiegen in ſeiner Seele auf.

Seit einiger Zeit hatte ſich ein ziemlich verdächtiger Menſch bei ihm um Arbeit gemeldet, und Hr. Gorſaz hatte ihn, obwohl ihn ſeine Papiere als einen entlaſſenen Galeerenſklaven bezeichneten, bei ſich aufgenommen. Nachrichten, die er über ihn einzog, lauteten dahin, daß Bonnemain — dieſen Namen hatte der Landſtreicher jetzt angenommen — wegen Mord verurtheilt worden, und ein ſehr gefährlicher Menſch ſey. Hr. Gorſaz glaubte in ihm das Werkzeug zu erblicken, um den verhaßten Arthur d'Aubian aus dem Wege zu räumen; er machte ihm in der That den Antrag, der nicht von der Hand gewieſen wurde, und als Bonnemain das Bedenken äußerte, ob und wie er auch nach vollbrachter That zu dem verſprochenen Lohne — 100 Fr. — kommen würde, zog Hr. Gorſaz eine verborgene Schublade ſeines Schreibtiſches hervor, öffnete einige dort liegende Rollen, die nichts als Gold enthielten, und ſchenkte ihm als Angeld 10 Stücke, mit dem Verſprechen, ihm das Fünfzigfache zu geben, wenn er die That vollbracht haben würde. Bonnemain warf gierige Augen auf das blinkende Gold und entfernte ſich, nicht ohne nach ächter Spitzbubenweiſe forſchende Blicke auf Thüren und Fenſter geworfen zu haben.

In der auf dieſe Scene folgenden Nacht fand ein ſeltſames Zuſammentreffen auf der Gartenmauer des Hrn. Gorſaz ſtatt: zwei Männer erſtiegen ſie zu gleicher Zeit, der eine von außen, der andere von innen, und plötzlich befanden ſie ſich Stirn gegen Stirn einander gegenüber. Faſt waren beide, über dieß Zuſammentreffen betroffen, rücklings zurück geſtürzt, doch faßten ſie ſich, und der von außen Kommende packte den andern, der einen Dolch in der Hand führte, mit kräftiger Fauſt an der Gurgel und am Arme.

„Bonnemain, wirf dein Meſſer hin," ſagte er mit gedämpfter Stimme zu ihm, „oder ich werfe dich von der Mauer hinab." Bonnemain ließ das Meſſer los, das in den Garten hinabfiel.

„Hr. v. Aubian," begann Bonnemain, „laßt mich hinunterſteigen, ich will Euch nicht am Hineinſteigen hindern."

„Du haſt geſtohlen," ſagte Arthur, „man erſteigt die Mauern nicht ohne ſchlimme Abſicht."

„Ihr erſtiegt ſie ja auch," erwiederte Bonnemain, „ſeyd Ihr etwa ein Dieb?"

Arthur erwog, daß, wenn ein Diebſtahl begangen war, er den Schuldigen nicht verhaften konnte, ohne die Frau, die er liebte, zu compromittiren; ſo ließ er Bonnemain los, der ihm noch nachrief: „Gebt Ihr mich an, ſo erzähle ich, wie Ihr geſtern Nacht in die Schlafkammer der Madame Gorſaz kamt!" Mit dieſen Worten hatte er ſich an der von Arthur mitgebrachten Strickleiter hinabgelaſſen, und verſchwand. Arthur war einen Augenblick ungewiß, ob er ſeinen Weg fortſetzen ſollte,

*) Nach Charles de Bernard. Revue de Paris vom 5 u. 12 Mai.

endlich aber siegte die Leidenschaft, und er stieg hinab in den Park, war jedoch noch nicht weit gekommen, als er von verschiedenen Seiten Lichter blinken sah, und im Umwenden bemerkte er, daß ihm der Rückweg abgeschnitten sey. Augenscheinlich hatte der Diebstahl Bonnemains Lärm gemacht, und um nicht das Ansehen zu haben, als verstecke er sich, trat Arthur den ihm wohlbekannten Dienern des Hrn. Gorsaz entgegen. Mit Schrecken erfuhr er, daß dieser ermordet worden sey, und man den Mörder suche. Arthurs Anwesenheit im Garten erregte Aufsehen, allein er beschwichtigte allen Verdacht durch das Vorgeben, er habe im Vorübergehen einen Menschen bemerkt, der sich an einem Strick von der Mauer herabgelassen und die Flucht genommen habe. In der Besorgniß, es sey im Hause des Hrn. Gorsaz ein Einbruch verübt worden, sey er über die Mauer gestiegen, um schnell möglichst Lärm zu machen.

„Habt Ihr den Mörder erkannt?“ fragte einer der Dienstboten.

„Nein,“ erwiederte Arthur, der an die Drohung des Galeerensträflings dachte.

„Nur Bonnemain kann dieß gethan haben,“ bemerkte der Gärtner, „ich habe dem Duckmäuser immer mißtraut.“

Einer der Arbeiter, der längs der Mauer fortgegangen war, rief plötzlich: „ich habe das Messer, es klebt noch Blut daran.“

„Der Mörder kann nicht weit seyn,“ rief der Gärtner, „man muß ihn verfolgen, wie einen wüthenden Wolf. Fort! fort! Aber Sie, Hr. v. Aubian, Sie sind ein Freund des Hauses, wollen Sie nicht die arme Madame Gorsaz trösten? man hat nach dem Arzt, dem Pfarrer und dem königlichen Procurator geschickt. Es wäre schön, wenn Sie sich der armen Frau annähmen.“ Argwöhnisch, wie Alle, die kein ganz reines Gewissen haben, glaubte Arthur in diesen Worten eine ironische Bedeutung zu finden, die dem gutmüthigen Manne völlig fern lag. Um jedoch keinen Verdacht zu wecken, begleitete er den Gärtner, der den Weg zurück nach dem Hause einschlug und das aufgefundene Messer, so wie die Strickleiter, als Beweisstücke mit sich nahm.

Bonnemain hatte sich in der kurzen Unterredung die Localitäten wohl gemerkt, das Fenster erbrochen, Hrn. Gorsaz im Schlaf überrascht und ihm mehrere Stiche beigebracht; nicht so glücklich war er im Oeffnen des Secretärs, denn während dieser Arbeit warf er eine Vase um, und der Lärm, den dieß machte, veranlaßte ihn, die Flucht zu ergreifen. Arthur fand im Zimmer den Arzt und den Geistlichen, Lucie aber stand starr und unbeweglich am Fuße des Bettes und betrachtete ihren Gemahl mit stummen Schauder; auch Arthur fühlte bei diesem Anblick einen Theil der Gewissensbisse, die das Herz der Ehebrecherin durchwühlten, und hätte um Alles in der Welt kein Wort, keinen Blick auf sie richten können. Während man noch in Ungewißheit schwebte, ob Hr. Gorsaz wieder zum Leben erwache, war Bonnemain eingefangen worden, und sein Anblick hatte die versammelten Landleute so empört, daß er ohne das gerade erfolgende Eintreffen des königlichen Procurators mißhandelt worden wäre.

Arthur wurde jetzt vernommen, und blieb bei der Aussage, daß er das Gesicht des Flüchtlings nicht gesehen habe, und nicht behaupten könne, daß es Bonnemain gewesen sey. Während dieß vorging, hatte Hr. Gorsaz einige stärkere Lebenszeichen gegeben. Madame Gorsaz hatte sich auf Andringen des Geistlichen mit diesem entfernt, und der königliche Procurator drang trotz alles Widerspruchs des Arztes auf eine Confrontation, um so über den Hauptpunkt, nämlich die Identität des Mörders, ins Klare zu kommen. Bonnemain wurde hereingeführt, da aber Hr. Gorsaz in seiner augenblicklichen Lage ihn nicht recht sehen konnte, bat der Doctor Arthurn, der bisher bei Seite gestanden, den Verwundeten ihm aufrichten zu helfen. Arthur beugte sich über denselben, als aber Hr. Gorsaz seiner ansichtig wurde, erwachte auf einmal ein neues Leben in den Zügen, die der Tod schon zu verzerren schien. Haß, Wuth und Rache, alle Leidenschaften, die seit einiger Zeit sein Herz zerfleischten, sprühten aus seinen Augen, und ohne Hülfe, mit unglaublicher Heftigkeit, erhob sich der Greis, streckte die Hand gegen Arthur aus, und rief: „das ist der Mörder!“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Kunde Norwegens.

6. Nahrungszweige.

(Fortsetzung.)

Fischfang. Diese Nahrungsquelle, so wichtig und einträglich für Norwegen, hat zwar in den in dieser Beziehung wichtigsten Aemtern, Nordland und Finnmarken, nicht den Ueberfluß wie früher gewährt, ist aber doch im Ganzen mit Erfolg betrieben worden. Am wenigsten vortheilhaft ist er für die nördlichsten Districte gewesen, weil die Einwohner derselben, von alten Zeiten her in Schulden gerathen, die nöthigen Geräthschaften nicht haben anschaffen können. Inzwischen ist die Lage der Einwohner in den letzten Jahren durch den ziemlich guten Erfolg des Fischfangs merklich verbessert worden, was besonders in der richtigern Weise, diese Nahrungsquelle zu benützen, hervortritt.

Die wichtigsten Fischarten für Norwegen sind der sogenannte Skrey (eine Art großer Dorsche), und der Häring.

In ungeheurer Menge strömt der Skrey, um seinen Laich zu ergießen, den norwegischen Küsten, nördlich von dem Cap Stat zu. Er kommt auf die „Banken“ im Anfang Februars und bleibt da stehen bis Ende März oder Anfang Aprils; dann zieht er wieder dem Meere zu. Der Skreyfang wird am vortheilhaftesten im nördlichen Norwegen betrieben, besonders an der Ostküste Lofotens am Westfiorde. Hieher strömen die Landleute von den Küstenstrecken des ganzen nördlichen Norwegens zusammen. Es finden sich dann auch hier allerlei Fahrzeuge der Kaufsleute aus Trondhjem, Bergen, Christiansand ein, um gegen Kaufmannswaaren den Bauern die Fische abzukaufen. Die Zahl der Menschen, welche in der Zeit des Fischfangs hier in Thätigkeit sind, mag wenigstens 15,000 ausmachen. Die Netze werden Abends ausgestellt, und Morgens nach einem von

den Vorstehern gegebenen Signal wieder aufgezogen. Gewöhnlich werden alle Jahre bis 20 Millionen Stücke Skrey gefangen und außerdem 30 bis 40,000 Tonnen Leber nebst einer Menge Laich hier gewonnen. Wenn der Fischfang zu Ende ist, ziehen die Leute nach Hause, und die kurz zuvor so bevölkerten Küsten der Lofoten werden wieder öde und verlassen, bis zur Zeit, in welcher der getrocknete Fisch wieder von den Gerüsten herunter genommen werden soll, welches den Fischfang-Gesetzen nach nicht früher als den 12 Junius geschehen darf. Während dieser Zwischenzeit hangt der Fisch ganz ohne Bewachung.

Man bereitet in Norwegen den Skrey auf dreierlei Weise zu. Entweder wird er in der Luft getrocknet, (Stockfisch, Bacalhao, Cabeliau) oder er wird erst gesalzen und dann auf den Klippen am Meere getrocknet (in Norwegen Klippfisch genannt), oder er wird lediglich gesalzen und in Gefaßen nieder gelegt. Auch der Laich des Skrey's wird gesalzen und nach Frankreich ausgeführt, wo er als Köder bei dem Sardellenfang benutzt wird.

Der Häring wird in Frühlingsharing und Sommerharing getheilt. Der Frühlingsharing strömt im Monate Januar den Küsten des westlichen Norwegens zu; in ungefahr sechs Wochen pflegt er wieder die Küsten zu verlassen. Seine Menge ist fast unglaublich. So dick und hart stehen die sogenannten „Häringberge" zusammengepackt, daß leichtere Boote, wenn sie daran gerathen, sehr oft krachen, und Schreiber dieses, der einmal dem größten Häringsfange Norwegens an der Karminsel im Amte Stavanger beigewohnt, und daselbst eines der großartigsten Schauspiele sah, das die vereinigten Kräfte der Natur und des Menschen darbieten können, hat selbst Gelegenheit gehabt zu erfahren, wie, nachdem die sogenannten Häringschlösser *) gestellt worden waren, die Leute ohne alle andere Gerathschaften, theils mit den Händen, theils mit Eimer aus dem unerschöpflichen Reichthum des Meeres schöpften. Es werden von dem Frühlingsharing viele hunderttausend Tonnen jährlich gefangen, und theils geräuchert, theils eingesalzen. Im Jahre 1838 hat allein Bergen über 140,000 Tonnen ausgeführt, von diesen gingen: nach russischen Häfen 36,242 Tonnen (darunter nach St. Petersburg 19,800 T.), nach schwedischen Häfen 25,826 T. (darunter nach Stockholm 19,354 T.), und nach preußischen Häfen 55,820 T. (darunter nach Stettin 38,365 T.). — An Stockfisch führte dieselbe Stadt in dem nämlichen Jahre 578,600 „Wog," **) an Klippfisch 250,000 Wog, an Laich 12,486 Tonnen, an Thran 21,800 T., an gesalzenen Fischen 2200 T., und — um das auch noch anzuführen — an Talglichtern 2527 Wog aus.

Das Erscheinen des Frühlingshärings ist periodisch. Im Allgemeinen pflegt er 20 bis 25 Jahre hindurch der Küste zuzuströmen, und dann eben so lange Zeit wegzubleiben. Da er jetzt schon seit dem Jahre 1808 sich jährlich in Menge eingefunden hat, fürchtet man, er werde in kurzer Zeit vielleicht wieder verschwinden.

*) Häringschlösser nennt man in Norwegen die Fischnetze, welche an den Mündungen kleiner Meerbusen aufgestellt werden, um dem Häring den Rückzug zu sperren.

**) Ein norwegischer „Wog" macht 56 Pfund aus.

Der Sommerhäring ist etwas kleiner, aber auch viel feiner und wohlschmeckender, als der Frühlingshäring. Er wird in den Monaten August und September an den Küsten des nördlichen Norwegens, besonders des Amts Romsdal im Stifte Trondhjem, gefangen und eingemacht, theils nach dem Auslande gesandt, theils im Lande selbst verzehrt. Hieher gehört auch der sogenannte Anchios, viel kleiner, wohlschmeckender und feiner als die gewöhnliche Sardelle. Diese Häringsart wird besonders in der Nähe von Christiania in den spaten Herbstmonaten in großem Ueberflusse gefangen, und, eingemacht auf eine eigene Weise, mit großem Vortheile nach dem Auslande, besonders nach Kopenhagen und Hamburg, verschickt.

Von Lachs wird nicht Bedeutendes ausgeführt. Der Lachs wird rings um die Küste Norwegens, von Swinesund (der Gränze gegen Schweden im Süden) bis an die russischen Küsten gefangen. Um seinen Laich in fließendem Wasser zu ergießen, strömt der Lachs im Frühling aus dem tiefen Meere in alle Fjorde und Flüsse Norwegens hinauf; besonders lieb sind ihm dann die tobenden Wasserfälle, und es ist unglaublich, mit welcher Kraft er dieselben überspringt. Dann haben die Engländer recht ihre Freude. Mit unsäglicher Mühe stehen sie mit der Fischstange in der Hand bis an die Hüften im Wasser, um die Wonne zu haben, ein Paar Lachse aus dem Flusse zu ziehen. Viele kommen um diese Zeit mit ihren prächtigen Yachten in den Seestädten Norwegens an, und nachdem sie einen halben oder einen ganzen Tag so mit ihrer Fischstange in dem Fluß gestanden, und dann sich noch einige Späße erlaubt haben, gehen sie wieder in See.

Außer den hier erwähnten Fischarten, deren Fang im Großen betrieben wird, hat Norwegen in seinen Seen und seinen Flüssen einen großen Reichthum an Fischen verschiedener Art, welche zum täglichen Bedarf den Einwohnern großen Nutzen gewähren.

Auch an Hummer (Cancer gammarus L.) und Austern wird ein Bedeutendes an den Küsten Norwegens, besonders den südlichen und den westlichen, alle Jahre gefangen. Von den Austern wird nicht eben viel nach dem Auslande gesandt,*) aber die Hummerausfuhr hat eine ziemlich gute Nahrungsquelle abgegeben, wiewohl sie in den letzten Jahren etwas abgenommen zu haben scheint, entweder weil der Fang in den vorangehenden Jahren zu sehr forcirt worden, oder weil der Frühlingsharing eine solche Menge Laich ergossen hat, daß der Hummer, dadurch hinlänglich gesättigt, sich nicht um den Köder der Menschen gekümmert hat, oder aber, weil die Engländer in der letzten Zeit strenger darauf gehalten haben, daß der Hummer das volle Maaß halte.

An Fischwaaren und Hummer sind in jedem der Jahre 1830—1835 folgende Massen im Durchschnitt ausgeführt worden:

Getrockneter und gesalzener Fisch	102,102 Schiffpfund.
Klippfisch	41,618 —
Gesalzener Fisch in Tonnen	517,578 Tonnen.

*) Die Austern, diese Delicatesse der Gourmands, sind in vielen Gegenden Norwegens so wohlfeil, daß Schreiber dieses manchmal eine Viertelltonne für 18 Schilling (16 kr.) gekauft hat.

Anchios (in kleinen Gefäßen) . .	12,519 Gefäße.
Laich	21,742 Tonnen.
Thran	27,468 —
Hummer	784,545 Stück.

(Schluß folgt.)

Strafrechtliche Statistik Frankreichs.

(Schluß.)

In den Departementen, wo die meisten und die wenigsten Verbrechen im Verhältnisse zur Einwohnerzahl vorkommen, findet man das folgende Verhältniß zwischen den Verbrechen gegen die Person und den gegen das Eigenthum. Auf hundert Verbrechen kommen in den Departementen

Seine	9	gegen die	Person	und	91	gegen das	Eigenthum	
Corse . . .	81	—	—	—	19	—	—	
Pyrenées Or. .	56	—	—	—	54	—	—	
Haut Rhin . .	32	—	—	—	68	—	—	
Finistère . .	15	—	—	—	85	—	—	
Aube	32	—	—	—	68	—	—	
Vendée . . .	24	—	—	—	76	—	—	
Seine Inf. . .	15	—	—	—	85	—	—	
Hautes Alpes .	47	—	—	—	53	—	—	
Landes	63	—	—	—	57	—	—	
Drôme	47	—	—	—	55	—	—	
Aude	25	—	—	—	75	—	—	
Cher	13	—	—	—	87	—	—	

Dieß Resultat ist nicht weniger interessant und bedeutend, als das allgemeine Verhältniß zwischen der Zahl der Verbrecher und der Einwohnerzahl. Das Seine-Departement hat verhältnißmäßig die kleinste Zahl der Verbrechen gegen die Person, und in den Landes sehen wir beinahe dasselbe Verhältniß, wie in Corsica. Es kamen in den Landes eben so viele Meuchelmorde, wie im Oberrheine (4) vor, mehr als im Departement der Pyrenées Orientales und der Seine Inferieure (5), Finistère (2), Aube und in der Vendée (0). Auf das Departement de Drôme kommen 5 Meuchelmorde und Einer auf das der Hautes Alpes und das Departement Cher. Für die Kindermorde ein ähnliches entgegengesetztes Resultat in Bezug auf die Departemente, die im Allgemeinen die meisten und die wenigsten Verbrechen haben. In den Landes und dem Departement de Drôme kamen 2 Kindermorde, in den Hautes Alpes und Aude 1, während wir in Corsica, der Vendée, Finistère nur Eines, im Oberrhein und in den Pyrenäen Orientales gar keines angeführt finden.

Wenn somit in den Landes, im Departement de Drôme und de Oberalpen eine weniger vorgerückte Civilisation die Ursache ist, daß es dort im Allgemeinen weniger Verbrechen gibt, so würde man dennoch Unrecht haben, daraus schließen zu wollen, daß das Volk dort moralischer ist, denn der Beweis des Gegentheils fließt klar genug aus den eben angeführten Zahlen. Die Moralität der wenig civilisirten, wenig unterrichteten und bevölkerten Landestheile ist meist rein negativer Art; sie fällt nicht, weil sie nicht versucht wird, und verläugnet sich durch die gräßlichsten Verbrechen, sobald die Gelegenheit, der Haß oder die Rache, sie in Versuchung führt. Man kann sagen, daß die wenig civilisirten Länder weniger unmoralisch sind, aber man hätte Unrecht zu sagen, daß sie moralischer als die mehr civilisirten Landestheile sind. Die active Moralität kann nur die Folge der Aufklärung seyn, welche die Versuchung besiegen lehrt, aber nicht die der Finsterniß, die vor der Versuchung bewahrt, aber auch vor der Gelegenheit zu siegen.

Wenn man Frankreich nach Provinzen, wie vor der Revolution von 1789, abtheilt, so ergibt sich folgendes Verhältniß zwischen der Zahl der Bewohner und der Verbrecher.

	Verbrecher auf				Verbrecher auf			
Corsica	1	—	1540	E.	Auvergne	1	—	7048 E.
Elsaß	1	—	2620	—	Gascogne	1	—	7055 —
Provence	1	—	4142	—	Bourgogne	1	—	7090 —
Ile de France	1	—	4279	—	Franche Compté	1	—	7298 —
Champagne	1	—	4658	—	Lorraine	1	—	7592 —
Normandie	1	—	5259	—	Lyonnais	1	—	7787 —
Orleanoise	1	—	5422	—	Picardie, Flandre	1	—	8406 —
Languedoc	1	—	6457	—	Dauphiné	1	—	10122 —
Guyenne	1	—	6287	—				

Daß Corsica hier an der Spitze steht, wird nicht auffallen, daß aber der Elsaß zunächst in der Reihe als das demoralisirteste Land folgt, könnte auffallender erscheinen. Alle Ursachen zu untersuchen, die hieran Schuld sind, würde zu weit führen, aber eine mag ich nicht umgehen. Der Elsaß ist das Land, das an den Fortschritten der neuern Zeit am wenigsten Theil genommen hat, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil seine Bürger weder deutsch noch französisch sprechen, und ihnen so die Fortschritte, die in Deutschland und Frankreich gemacht worden, nothwendig fremd bleiben mußten. Daß hier nur von der Masse des Volkes, nicht von ausnahmsweise Höhergebildeten die Rede ist, versteht sich von selbst.

Wenn für alle civilisirten Länder Criminalstatistiken bestünden, wie die des Compte général von Frankreich, so würde eine Vergleichung derselben zu den höchsten wissenschaftlichen, philosophischen und rechtlichen Beobachtungen Veranlassung geben. Der Compte général de l'administration de la Justice criminelle ist die reichste, ergiebigste Mine für die moralische Statistik Frankreichs, für die Philosophie und Gesetzgebung. Ich habe nur einzelne Adern derselben berühren können, und die Proben ihres Gehaltes scheinen mir wenigstens bedeutend genug, um den, der Frankreichs Zustände studiren will, vor Allem auf diese ergiebigen Schachte aufmerksam zu machen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 60 u. 61** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Jules Michelet über Deutschland. — Größe des Privatlebens.** (Schluß.) **— Russische Novellistik.** (Schluß.)

Der Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 147.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

27 Mai 1839.

Aufblühen der ſüdſlaviſchen Literatur.

Wir haben ſchon vor einiger Zeit eine kleine Broſchüre zugeſchickt erhalten, welche den Titel führt: „Ein Wort an Illiriens hochherzige Töchter, vom Grafen Janko Draskovic,“ und intereſſanter iſt, als der Titel und die Einkleidung vermuthen läßt. Es handelt ſich um nichts Geringeres, als eine gemeinſame Literatur für den ganzen ſüdweſtlichen Slavenſtamm, deſſen Wohnungen ſich von Steyermark bis über den Balkan hinaus erſtrecken, und für den der Name „Illirier“ (nicht Illyrier) als paſſender gemeinſamer Name vindicirt wird, zu begründen; auch glaubt man bereits von der Ueberſättigung, Reizabſtumpfung und Nervenſchwäche der weſteuropäiſchen Literatur ſprechen zu können, während der junge Baum der ſlaviſchen Literatur kräftige fruchtſchwere Zweige treibe. Etwas Uebermuth darf man der Jugend immer nachſehen, es iſt beſſer, als wenn ſie zu zahm iſt; ſo wollen wir auch der jungaufblühenden illyriſchen Literatur nicht übel nehmen, wenn ſie den Mund etwas voll nimmt. Die Broſchüre iſt im Grunde nichts als eine Aufforderung zur Theilnahme an der illyriſchen Nationalliteratur. Die hiſtoriſche Darſtellung der Schickſale der illyriſchen Nation iſt theilweiſe ſchwach, und die zuverſichtliche Behauptung, daß die alten Illyrier Slaven geweſen, und ſich in directer Abſtammung forterhielten in den Ländern, welche jetzt Illyrien umfaßt, möchten wir immer noch ſehr bezweifeln, wenn auch der ausgezeichnete ſlaviſche Forſcher Schaffarik ſich dafür erklärt. Man findet gar zu gern, was man finden will.

Doch wenn ſich dieß und anderes auch als Irrthum herausſtellen ſollte, ſo wollen wir darum die wichtige Thatſache einer Erhebung der ſüdſlaviſchen Literatur keineswegs aus der Acht laſſen. Die Serbier haben einen zu bedeutenden Anfang gemacht, als daß man dieſe Erſcheinung geringfügig nennen könnte. Es erſcheinen gegenwärtig ſerbiſche und illyriſche Zeitungen nicht nur im eigentlichen Serbien, ſondern auch in Peſth, und man beutet zugleich mehr und mehr die alten Schachte der Lieder und Sagen aus. Die ſerbiſche Geſchichte vom J. 1813 — 15, der Zeit des entſcheidendſten Kampfes mit den Türken, von Milutinowitſch iſt in Deutſchland erſchienen; von Ebendemſelben, wiewohl unter angenommenem Namen, Lieder der Montenegriner und Herzegoviner; ferner beſonders illyriſche Sagen und Lieder von Wukatinovitſch. Auch gelehrte Arbeiten fehlen nicht: Urban Jarnik in Moosburg hat ein Wörterbuch der kraineriſchen Sprache im Manuſcript vollendet; Belankin Caf beſchäftigt ſich ſchon im fünften Jahre mit einem etymologiſchen Lexikon ſämmtlicher ſlaviſchen Mundarten. Das ruſſiſche Journal des Miniſteriums für Volksaufklärung (aus deſſen Februarheft von dieſem Jahr die letzten Angaben entnommen ſind) hat ſich zu einem Centralpunkt der Beſtrebungen der verſchiedenen ſlaviſchen Literaturen gemacht, und theilt unter dem eigenen Titel: Neuigkeiten aus der fremdländiſchen ſlaviſchen Literatur, regelmäßige Berichte darüber mit.

Zur Kunde Norwegens.

6. Nahrungszweige.

(Fortſetzung.)

Kunſt- und Gewerbefleiß. In induſtrieller Beziehung ſteht Norwegen, zwar auf keiner hohen Stufe; doch ſcheint der Kunſt- und Gewerbfleiß etwas über das Mittelmäßige ſich zu erheben. Mit wenigen Ausnahmen bereiten die Einwohner eines jeden Bezirks ſelbſt das Nöthige von wollenen und leinenen Zeugen zur Bekleidung, und wiewohl dieß im Allgemeinen nur von den gröberen Sorten gilt, ſo gibt es doch auch Bezirke, deren Bewohner nicht nur auch von den feineren Sorten Alles für ihren eigenen Bedarf verfertigen, ſondern auch Zeug theils von gröberer, theils auch von feinerer Sorte ſowohl nach andern Landgegenden, als auch nach den Städten verkaufen. Vor Allem ſcheint der Gewerbfleiß des weiblichen Geſchlechts in gutem Fortgang begriffen zu ſeyn und vieles Lob zu verdienen, was ſogar von den Aemtern Nordland und Finnmarken gilt. Am niedrigſten ſcheint er dagegen in einem Theile des Amts Süd-Trondhjem zu ſtehen, was wohl davon herrührt ſcheint, daß herumziehende Schweden eine Menge Gewerbsartikel über die Gränzen führen, und ſo wohlfeil verkaufen, daß dadurch die inländiſche Induſtrie erſtickt wird. Was der Bedarf von Geräthſchaften zum Fiſchfang und zum Land-

bau erheischt, verfertigt der Bauer überall selbst, und jeder Bezirk ist mit einer Menge Handwerker versehen, deren sehr viele, ohne jemals in irgend einer Lehre gewesen zu seyn, es oft sehr weit in ihrer Profession gebracht haben. Ueberhaupt besitzt der norwegische Bauer ein natürliches, oft sehr eminentes Talent für Mechanik und praktische Technik. So werden z. B. in einigen Landgegenden des Stifts Trondhjem sehr gute und mit künstlichem Mechanismus eingerichtete Taschenuhren und andere sehr feine Instrumente gefertigt. In dieser Beziehung wird viel Gutes durch Prämien gewirkt, welche theils von der industriellen Section der königlich norwegischen Gesellschaft der Wissenschaften in Trondhjem, theils von der königlichen „Gesellschaft für das Wohl Norwegens" in Christiania ausgesetzt werden.

Längs der Küsten wird auch der Bau von Booten und kleinen Fahrzeugen von den Seebauern sehr eifrig und mit Vortheil betrieben. Im Amte Süd-Bergenhuus hat man in den Jahren 1830 bis 1835 dreißig bis vierzig Fahrzeuge, jedes von 40 bis 400 Tonnen Trächtigkeit gebaut, und im Amte Romsdalen gibt es manche Bauern, die tüchtige Schiffsbaumeister sind.

Was die Städte und sogenannten Landungsplätze betrifft, so ist hier der Gewerbsfleiß höchst unbedeutend. Inzwischen fängt man in Bergen an, einen guten Erfolg von einer daselbst errichteten Gewerbschule zu verspüren, in welcher hundertundfünfzig bis zweihundert arme Mädchen in weiblichen Arbeiten unentgeltlich unterrichtet werden. Von Seiten des Staats ist noch sehr wenig für Industrie- und Gewerbsschulen geschehen. Auch in dieser Beziehung erwartet man viel von der oben gedachten Revisions-Commission. Fabricanten und Handwerker gab es im Jahre 1835 in den sämmtlichen Städten und Landungsplätzen Norwegens 3034, welche Bürgerschaft genommen hatten, und 2543 ohne Bürgerschaft. Kaufleute gab es 1738, Höker und Trödler u. s. w. 1134.

Außer den oben schon erwähnten 23 Bergwerken waren am Ende des Jahres 1835 die wichtigsten industriellen und technischen Etablissements in Norwegen folgende: 4 Baumwollspinnereien und Webereien, 366 Branntweindrennereien, *) 2 Chokoladefabriken, 1 Chromfarbefabrik, 2 Eichorienfabriken, 8 Glaswerke, 3 Wollkratzfabriken, 1 Tuchmanufactur, 3 Kupferwalzenwerke, 5 Pulvermühlen, 3 Siegellackfabriken, 61 Mälzereien, 5 Oelmühlen, 1 Ornamentfabrik, 8 Papierfabriken, 11 Töpfereien, 29 Seilerbahnen, 2 Salpeterwerke, 1 Saline, 4000 Sägemühlen, 7 Nägelfabriken, 1 Spielkartenfabrik, 2 Stahldrathfabriken, 4 Zuckersiedereien, 3 Seifensiedereien, 193 Ziegelbrennereien, 79 Tabaksfabriken, 1 Waffenfabrik, 1 Vitriolfabrik, 4 Wagenfabriken, 9 Biertrauereien, zusammen 4221 Etablissements. Am Ende des Jahres 1829 war die Zahl derselben 4123.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es sind diese die Quellen der überhandnehmenden Armuth und der um sich greifenden Verdorbenheit der niedrigern Stände in Norwegen. Mäßigkeitsvereine existiren in Schweden einige, in Norwegen bis jetzt noch keine.

Die Unschuld eines Galeerensträflings.

(Fortsetzung.)

Dieser furchtbare Ausruf traf alle Anwesenden wie ein Donnerschlag: d'Aubian blieb stumm und bestürzt, als wäre er schuldig; der Arzt faßte dem Kranken den Puls und sagte: „ægri somnia!" — aber Gorsaz rief „Nein! das ist nicht der Traum eines Kranken, ich kenne alle Anwesenden, Sie sind mein Arzt, Hr. Mallet, Sie der königliche Procurator, Hr. Carigniez, der Pfarrer hat so eben mit meiner Frau das Zimmer verlassen, dieß sind Leute, die bei mir arbeiten, und dieser hier — auf Arthur deutend — ist es, der mich ermorden wollte."

Der Haß, der in seinem Innern kochte, gab ihm Kraft, eine detaillirte Erzählung des Vorfalls zu geben, der in Allem der Wahrheit getreu war, nur hatte er statt Bonnemains Namen Arthur genannt. Dieser hatte während der ganzen Protokollführung nicht ein Wort gesprochen: er war das Opfer einer Rache, die er nicht abwenden konnte, ohne eine geliebte Frau der öffentlichen Schande Preis zu geben, so beobachtete er voll Resignation ein verachtungsvolles Stillschweigen, und als der königliche Procurator ihm sein Bedauern und seine Bestürzung über das, was vorging, ausdrückte, erwiederte er bloß mit ernstem Tone: „Thun Sie ihre Pflicht." Der Pfarrer, der in diesem Augenblick eintrat, und durch Luciens Beichte von dem Verhältniß zwischen ihr und Arthur in Kenntniß gesetzt war, blieb voll Bestürzung stehen, der Procurator wußte nicht, was er denken sollte, und wandte sich endlich mit ernster Höflichkeit an Arthur: „mein Herr, haben Sie einige Bemerkungen zu machen?"

„Keine," erwiederte der junge Mann mit einer Stimme worin eine vergebens zurückgehaltene Bewegung durchschimmerte; „es gebührt mir nicht die Anklage, deren Gegenstand ich bin, zu besprechen, oder den Irrthum des Hrn. Gorsaz aufzuklären. Meine Angabe ist richtig. Es ist unter meiner Würde, meine Unschuld zu vertheidigen, an der hier Niemand zweifelt." Er warf einen ausdrucksvollen Blick auf den Greis, der diese Aufforderung nur mit einem Lächeln beantwortete, worin sich der Triumph eines unauslöschlichen Hasses malte.

Der Procurator bot jetzt Arthurn unter der Bedingung, daß er keinen Versuch zur Flucht mache, seinen Wagen an, und Bonnemain, auf dem gleichfalls noch hinreichender Verdacht lastete, so daß man ihn unmöglich frei lassen konnte, mußte den Weg nach der Stadt zu Fuße zwischen zwei Gendarmen antreten. Dieser Aufbruch hatte unter den vor dem Hause versammelten Bauern eine Bewegung veranlaßt, deren Lärmen bis in Luciens Zimmer drang. Halb erschreckt näherte sie sich dem Fenster, und sah eben, wie Arthur in den Wagen des Procurators stieg.

„Wo geht denn Hr. v. Aubian hin?" fragte sie unwillkürlich den Arzt, der seit einiger Zeit sich bei ihr befand.

„Wahrscheinlich ins Gefängniß," erwiederte Hr. Mallet und sah sie fest an.

„Ins Gefängniß?" wiederholte Lucie.

„Wissen Sie denn nicht, daß er Hrn. Gorsaz ermorden wollte? Ihr Gemahl hat dieß förmlich anerkannt."

Statt zu antworten, blickte die arme Frau mit ſcheuen Blicken um ſich her, plötzlich erbleichte ſie, ſchloß die Augen und fiel dem Arzt in die Arme, der dieſe Kriſe zu erwarten ſchien, denn ohne in Unruhe zu gerathen, trug er ſie auf ein Canapé und leiſtete ihr alle Hülfe, deren ſie bedurfte.

„Pfarrer," ſagte er zu dem alten Prieſter, der eben ins Zimmer trat, „dieſe Frau hat jetzt zwei Beichtväter."

Mehrere Wochen lang hatte Dr. Mallet zwei Kranke ſtatt eines einzigen. Während der beleidigte Gemahl ſich ans Leben anklammerte, das er nicht mit einer halben Rache verlaſſen wollte, ſchien die junge Frau in finſterer Verzweiflung mehr und mehr dem Tode entgegen zu gehen; das Fieber drohte, nachdem es die Körperkräfte erſchöpft, das Gehirn anzugreifen, und der Arzt bedauerte mehr als Einmal, daß er zu einer ſo harten Probe ſeine Zuflucht genommen. Endlich aber ſiegte Luciens Jugendkraft; ihre Verſtandeskräfte litten nicht, und eine Scene mit ihrem Gemahl, die ſich kurz darauf ereignete, verlieh ihr mit einemmal eine ungewöhnliche, freilich aber auch eine künſtliche Stärke. Herr und Madame Gorſaz hatten ſich ſeit jener Nacht nicht mehr geſehen, auch hatte der Arzt jede Zuſammenkunft ſtreng verboten. Hr. Gorſaz, der eine Vorladung für ſich und ſeine Frau erhalten hatte, um als Zeugen bei dem Proceſſe Arthurs aufzutreten, brach zuerſt das Verbot, und ging in die Zimmer Luciens. Sie ſaß oder lag vielmehr auf einem Lehnſtuhl am Kamine, blieb, als er eintrat, ruhig ſitzen, und blickte ihn nur mit einem Ausdruck von Abſcheu an. Die Unterredung war anfangs kalt, von ſeiner Seite faſt ironiſch, als er ihr aber die Reiſe nach Bordeaux und den Zweck ankündigte, ſtürzte ſie zu ſeinen Füßen, faßte ſeine Hände, und rief mit verzweiflungsvollem Tone: „ich bin ſchuldig, ich habe meine Eide verletzt, Sie betrogen, und verdiene keine Verzeihung. Rächen Sie ſich, ich will mich nicht beklagen, aber rächen Sie ſich an mir allein."

„Wo wäre da die Gerechtigkeit?" entgegnete Hr. Gorſaz. „Durch welches Vorrecht bliebe der Schuldigſte ungeſtraft? Nein! für Sie die Thränen, für ihn den Tod."

„Den Tod!"

„Die Galeere vielleicht; man muß nicht allzu ſchwarz ſehen!" bemerkte er höhniſch.

„Aber er iſt unſchuldig!"

„Unſchuldig?" rief Hr. Gorſaz, indem er aufſtand, und zugleich ſeine Frau aus der bittenden Stellung aufriß. „Sie meinen, nur der ſey ein Verbrecher, der einem den Dolch in die Bruſt ſtößt. Glauben Sie nicht, daß die Seele auch Blut hat, wie der Körper? das Blut meiner Seele iſt bis auf den letzten Tropfen vergoſſen worden, und dieß will ich rächen. Verſtehen Sie denn nicht, Lucie, daß Sie auf der Erde mein letztes, mein einziges Glück waren? Und Sie wollen, daß ich verzeihe? Nimmermehr!"

Er ſtieß dabei Lucie zurück, und in dieſem Augenblick trat Dr. Mallet ins Zimmer, die Unterredung hatte begreiflicherweiſe ein Ende, und Hr. Gorſaz meinte, gegen den Arzt gewendet, Madame Gorſaz werde wohl geſundheitshalber die Reiſe nach Bordeaux nicht machen können. Hr. Mallet gab eine ausweichende Antwort, und forderte Hrn. Gorſaz auf, das Zimmer zu verlaſſen, und ſeiner Frau, die erſchöpft ſey, Ruhe zu gönnen. Als er ſich entfernt hatte, trat Lucie zu dem Arzte, und ſagte kurz und entſchloſſen: „Doctor, ich gehe nach Bordeaux."

„Ich dachte es wohl," erwiederte der Arzt mit trübem Lächeln; „Sie haben hinlängliche Kräfte geſammelt, daß ich von der Reiſe nichts beſorge, wohl aber vom Aufenthalt."

„Ums Himmelswillen, kein Wort weiter," rief Lucie. „Haben Sie Mitleiden mit mir, helfen Sie mir, ohne mich zum Erröthen zu bringen. Kann ich auf Sie zählen?"

„Wie auf einen Vater," erwiederte Mallet mit Rührung, und drückte Luciens Hand auf ſeine Lippen.

Der an Hrn. Gorſaz begangene Mordverſuch hatte im ganzen Departement der Gironde ein ungeheures Aufſehen erregt. Der ſeltſame Contraſt der beiden Angeklagten, von denen der eine mit den beſten Familien von Guyenne verwandt war, und eine fröhliche, freilich auch ziemlich ausſchweifende Jugend durchlebt hatte, der andere ein kaum aus dem Bagno hervorgegangener Galeerenſträfling war, endlich die Krankheit der Madame Gorſaz, als deren Grund man allgemein die Anhänglichkeit an ihren Gemahl angab, alles dieß ſpannte die Neugierde aufs höchſte. Viele, namentlich die Frauen mit ihrem geſunden Verſtande, wollten durchaus nicht an Arthurs Schuld glauben. „Hr. d'Aubian," ſagten ſie, „ſollte einem alten Manne das Meſſer in die Bruſt ſtoßen, um ihn zu beſtehlen. Fi donc! So handelt ein Galeerenſträfling und kein Mann von Stande!" Bonnemain hatte indeß auch ſeine Vertheidiger, namentlich unter dem Pöbel, ſodann unter den Philanthropen von Profeſſion, jenen fühlenden Seelen, für welche ein aus der Galeere kommender Menſch ein höchſt intereſſantes und achtungswerthes Weſen wird, wenn er ihnen gleich vorher noch ſo verächtlich erſchienen wäre.

Während ſo das begangene Verbrechen den gewöhnlichen Gegenſtand der Geſpräche in und um Bordeaux ausmachte, ging die Inſtruction des Proceſſes vor ſich, und die Einzelnheiten derſelben begünſtigten mehr und mehr den Galeerenſträfling auf Koſten des Liebhabers; beide blieben auf ihrem Syſtem völligen Ablaugnens, aber die Thatumſtände, die nach und nach ans Licht traten, erſchienen immer günſtiger für Bonnemain, immer ſchlagender gegen Arthurn. Außer dieſem letztern hatte Niemand den Galeerenſträfling im Augenblick der That geſehen; daß man ihn auf dem Wege nach Bordeaux traf, erklärte er dadurch, er habe gefürchtet, ſeine Cameraden hätten ihn als ehemaligen Galeerenſträfling erkannt, und ihn angeben wollen. Um nicht verhaftet zu werden, habe er das Land verlaſſen wollen, und ſich vor Tagesanbruch auf den Weg gemacht. Die zehn Goldſtücke, die man bei ihm fand, erklärte er für ſeine Erſparniſſe. Auf ſeinen Kleidern hatte man durchaus keine Blutſpuren entdeckt, und ſeine Hände fanden ſich rein, ohne daß es geſchienen hätte, als ſeyen ſie vorher gewaſchen worden. Der ſchlaue Mörder wußte wohl, daß eine bei Feldarbeitern nicht ſehr gewöhnliche Reinlichkeit Verdacht erwecken würde, und hatte deßhalb vor Verübung der That Hand-

ſchuhe angezogen. Das aufgefundene Meſſer hatte Niemand zuvor in ſeinen Händen geſehen, und ſo wäre er, ohne die ſchon früher über ihn ergangene Verurtheilung, wahrſcheinlich aus Mangel an Beweiſen alsbald in Freiheit geſetzt worden.

Gegen Arthur dagegen häuften ſich immer ſchwerere Beweisgründe, die, auch ohne die furchtbare Erklärung des Hrn. Gorſaz, an ſeine Schuldhaftigkeit glauben laſſen konnten. Es ſtellte ſich heraus, daß die Strickleiter einige Monate zuvor von einem Seiler der Nachbarſchaft an ihn verkauft worden war: der Eintritt Arthurs in den Park war alſo mit Vorbedacht geſchehen und nicht zufällig. Es erwies ſich ſpäter, daß kurz zuvor Hr. Gorſaz in Bordeaux 20,000 Fr. eingenommen, dieſe in Gold umgewandelt hatte, und daß dieſer Umſtand zur Kenntniß Arthurs gelangt war. Man erfuhr, daß Arthur ſeit einigen Jahren bedeutende Summen im Spiel verloren und Schulden gemacht hatte, zu deren Bezahlung ſein Vermögen nicht hinzureichen ſchien; auch hatte ſich bei Durchſuchung ſeines Hauſes ſehr wenig Geld vorgefunden. Aus allen dieſen geſchickt gruppirten Umſtänden zogen die an ſolche juriſtiſche Schlüſſe gewohnten Herren ihre Folgerungen, die dahin lauteten, daß Arthur, im Spiele ruinirt, und ohne Ausſicht auf ein Anlehen, ſich zu einem Diebſtahl entſchloſſen habe, den der Zufall in einen Mord umwandelte, andere gingen ſogar noch weiter und meinten, der Mord ſey eben ſowohl als der Diebſtahl prämeditirt geweſen.

Dieß war die Lage der Sachen und der Stand der öffentlichen Meinung, als die Aſſiſen endlich am Hauptort des Departements eröffnet wurden. Der Gang der Unterſuchung hatte die Reihen der Vertheidiger Arthurs ſtark gelichtet, und nur die Frauen behaupteten fortdauernd hartnäckig ſeine Unſchuld.

Ungeheuer war der Zudrang, als endlich dieſe Angelegenheit an die Reihe kam. Arthur d'Aubian ſaß, dem Princip der Gleichheit aller vor dem Geſetze gemäß, neben dem Galeerenſträfling. Eine zweimonatliche Gefangenſchaft, deren Ende das Schaffot ſeyn konnte, hatten tiefe Spuren auf ſeinem Geſicht zurückgelaſſen: bleich und abgemagert ſtellte er ſich den Blicken derer dar, die in glücklichern Tagen ſeine Freunde geweſen waren, nur die Züge ſeines Geſichts zeugten noch von der Feſtigkeit und dem Adel ſeiner Seele. Ohne den Galeerenſträfling oder das gaffende Publicum eines Blickes zu würdigen wechſelte er einige Worte mit ſeinem Vertheidiger, auf deſſen Freundſchaft und Ergebenheit er zählen konnte, ſetzte ſich ſodann ruhig nieder, und wartete ernſt und anſcheinend gleichgültig, der Dinge, die da kommen würden.

Bonnemain, welcher recht gut wußte, welchen Einfluß die Phyſiognomie der Angeklagten auf die Geſchwornen ausübt, hatte alle Toilettenkünſte in Anwendung gebracht, die ihm ſeine Galgenphyſiognomie und ſeine Lage erlaubten. Mit Hülfe der von Hrn. Gorſaz erhaltenen Goldſtücke neu gekleidet, friſch raſirt, mit beſcheidenem, meiſt niedergeſchlagenem Blick, die Hände auf die Knie gelegt, ſaß er auf ſeiner Bank ſo demüthig, daß mancher Zuſchauer ſeine Verwunderung nicht unterdrücken konnte, daß dieß ein freigelaſſener Galeerenſträfling ſeyn ſolle.

(Schluß folgt.)

Kurze Beiträge zur Länderkunde.

(Geſammelt von Dr. Leo Herz.)

Woher wird Italien mit Salz verſehen?

Italien, als ein vom Meer umſpültes Land, iſt reichlich mit Salz verſehen, welches das Meerwaſſer liefert. Auch iſt es an Salzquellen nicht arm; nur auf wenigen Punkten hingegen hat man Lager von Steinſalz entdecken können, welche den Salzquellen eigentlich Nahrung geben.

Die ſardiniſchen Staaten beſitzen ein Salzbergwerk in Saint Maurice in Savoyen, in der Provinz Tarantaiſe. (S. Varelli's Statistica mineralogica degli Stati di S. M. il Re di Sardegna pag. 590.)

In der Gegend von Volterra, im Toscaniſchen, wo ſich die Salzquellen befinden, ſtieß man bei Bohrung eines arteſiſchen Brunnens auf ein Salzlager, welches aber mit andern Stoffen vermiſcht war. Bei einer andern Gelegenheit jedoch fand man mit Hülfe eines ſolchen Bohrers ein von andern Stoffen ganz reines Salzlager, und zwar in einer Dicke von zwanzig Florentiner Ellen. (S. Giulj. Storia naturale delle Acque di Toscana, Vol. VI. pag. 9.)

Hr. Pilla erwähnt unter den Naturſeltenheiten Calabriens das großartige und vorzügliche Salzbergwerk von Lungro. In Sicilien liefern Caſtrogiovanni und Nicoſia Steinſalz in Ueberfluß. (S. Atti dell' Academia Gioenia. Vol. I.)

Unter den Salzquellen und Salinen ſind die vorzüglichſten jene von Trapani, Barletta, Cervia, Comacchio und von Iſtrien. Beſonders ergiebig ſind aber die Salzquellen von Montiers in Savoyen, welche jährlich 8 bis 10,000 Centner Salz liefern, ferner jene im Parmeſaniſchen, von welchen man jährlich 5 Mill. 750,000 Pfund Salz bezog (S. Cortesi Saggi geologici pag. 101), und die obgedachten Quellen von Volterra, welche ſchon im Jahre 1810 14 Mill. Pfund weißes Salz lieferten. Darunter befindet ſich ein Brunnen, deſſen Waſſer ſo ſalzreich iſt, daß 5020 Gran Waſſer dieſes Brunnens 1728 Gran Salz enthalten. (S. Brocchi Conchiologia fossile pag. 74.)

Auch die ſicilianiſchen, Modeneſer und Reggianer Salzquellen ſind ziemlich reichhaltig. — Unter den ſalzhaltigen Quellen des nördlichen Italiens verdienen vorzüglich erwähnt zu werden: die warmen Schwefelquellen von Abano und die kalten von Trecorre, die Quellen von Battaglia und die Säuerlinge von Miradolo am Fuße des Hügels von San Colombano, ſo wie die merkwürdigen Quellen von Salice bei Voghera, in deren Waſſer man früher als in irgend einem andern das Jod entdeckte.

Die venetianiſchen Provinzen beziehen das Salz von Iſtrien, die Lombardie hingegen ſogar von Sicilien. — Das ſicilianiſche Salz (von Trapani) iſt beſſer und ausgiebiger als jenes von Iſtrien. Für das lombardiſch-venetianiſche Königreich wäre die Entdeckung eines Salzbergwerkes oder Salzlagers eine höchſt wichtige und wünſchenswerthe. Der Boden, vorzüglich im Venetianiſchen, dürfte vielleicht manches Salzlager enthalten, und wer weiß, ob es nicht irgend einer glücklichen Hand vorbehalten iſt, eine ſolche Entdeckung bald zu machen, während man ſich mit der Aufſuchung der Steinkohlenlager beſchäftigt. So fand man zu Vic in Frankreich (Meurthe-Departement) im Jahre 1819, bei Gelegenheit, als man Steinkohlen daſelbſt aufſuchte, anſtatt derſelben ein ſehr reiches Salzlager, welches um ſo mehr geſchätzt war, als man bis dahin noch in ganz Frankreich keines hatte.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 148.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Mai 1839.

Australien.

3. Allgemeine Colonisirung.

Die Zeit der Verbrechercolonien ist vorüber, und die englische Regierung trifft sichtlich Anstalt, sie ganz aufzugeben; auch sind sie in der öffentlichen Meinung gefallen, und keine neu zu errichtende Colonie will mehr von der Aufnahme von Verbrechern hören, so groß auch allenthalben der Mangel an Arbeitern ist, an welchem die Colonie am Schwanenflusse stark leidet, und sich trotz des gesunden Klima's, wo auf 6 Geburten nur Ein Todesfall kommt, nur höchst langsam erhebt. England hat gefunden, daß es mit der Errichtung von Verbrechercolonien nur gegen ein Sympton des in seinem Innern gährenden Uebels ankämpfte, und daß es durch einen fortwährenden Abzug der Bevölkerung die Quelle der Verbrechen stopfen müsse, indem es vielen Tausenden neue Erwerbszweige eröffne. England ist auf dem Standpunkt angekommen, wo Phönicien vor 3000 Jahren stand. Das erste Stadium des phönicischen Handels und Colonisationswesens war das Mittelmeer, das zweite der atlantische Ocean; so war für England der atlantische Ocean und Amerika das erste, die Südsee das zweite.

Als Amerika entdeckt wurde und der neue Welttheil seine Schätze über Europa auszugießen anfing, warf dieser neue Reichthum alle vorigen Geldverhältnisse durcheinander, die Handelsstaaten und Handelsstädte gewannen an Macht und Bedeutung, der güterbesitzende Adel sank, und das Volk, das die neuen Bedürfnisse des Luxus durch den Ertrag seiner Arbeit befriedigen sollte, gerieth in heftige Bewegung, welche hauptsächlich Schuld war, daß die Reformation einen so gewaltsamen Charakter annahm. Jetzt ist für England, wo die Verhältnisse am entwickeltsten sind, die zweite Epoche eingetreten: bei seiner freien Entwicklung, seinem Handel, seiner Manufacturthätigkeit hat sich die Bevölkerung unmäßig vermehrt, diese Vermehrung drückt den Arbeitslohn herab, und der niedere Arbeitslohn bereicherte den Kaufmann und Fabrikbesitzer ungeheuer. Unermeßliche Capitalien sind auf diese Art entstanden, und die großen Capitalien verdrängen die kleinern aus der Handels- und Industriewelt. Daher der bei Leuten von mittlerem Vermögen herrschende Hang zum Auswandern, und die Unterstützung, die sie den arbeitenden Classen angedeihen lassen, um auch ihnen die Auswanderung möglich zu machen. Dieß wird am besten durch das seit zehn Jahren zur Reife gediehene System erreicht, das Land in den Colonien nicht mehr umsonst herzugeben, sondern an wohlhabende Colonisten zu verkaufen, und den Erlös zum Transport armer Arbeiter in die respective Colonie zu verwenden.

Es dauerte freilich lange, bis dieß System zur Reife und Ausbildung kam. In der frühern Colonisation verfuhr man nach den Ansichten des Lehenverbandes, schenkte großen Herren vom Adel bedeutende Landstriche, *) und noch im Jahre 1828 verfuhr man nach ähnlichen Ansichten in der Colonie am Schwanenflusse, aber die Zeit zu solchen Unternehmungen ist vorbei; die Unternehmer, welche ungeheure Landstriche verwilligt erhalten hatten, führten mit unsäglichen Kosten Arbeiter dahin, die nach kurzer Zeit, wenn sie durch den hohen Lohn etwas erworben hatten, selbst Landbesitzer werden wollten und doch nicht die nöthigen Mittel hatten. Das System des Verkaufes der Ländereien ist von Nordamerika entlehnt. Dort waren in der ersten Zeit, wo man dem Staate dadurch ein Einkommen verschaffen wollte, Speculanten an die Stelle des hohen Adels getreten, hatten um geringes Geld große Landstriche erworben und wollten nun damit schachern. Der Freiheitsgeist Nordamerika's brach dieß Schacherssystem, **) und an seine Stelle trat der einfache Landverkauf zu einem bestimmten höchst mäßigen Preise, der dennoch der Regierung ungeheure Summen eintrug. Dieß System trug man seit dem Jahre 1832 auch auf Australien über, und mit dem besten Erfolg. Neusüdwales allein, obgleich in Betracht der Fruchtbarkeit ungünstiger als die andern Colonien gestellt, gewann in

*) Die wichtigsten Provinzen von Nordamerika waren ursprünglich an vornehme Adelige verliehen, welche die Gouverneure ernannten.

**) Wer sich, wie es oft geschah, auf dem Grund und Boden eines Speculanten, ohne es selbst zu wissen, oft auch wissentlich niederließ und ihn anbaute, konnte freilich rechtlich aus dem Besitze geworfen werden, allein die öffentliche Meinung schützte mehr und mehr solche Ansiedler, die durch ihren Fleiß dem Boden erst einen Werth gegeben, der wirkliche Eigenthümer wagte nicht den Besitzer aus seinem Eigenthum hinauszuweisen, und so kam die Speculation mit Ländereien in Abnahme.

den letzten fünf Jahren auf dieſem Weg, indem man das erlöste Geld zur Ueberführung ſeiner Arbeiter verwandte, wenigſtens 20,000 Menſchen, auch Vandiemensland gewann, doch in geringerem Grade, weil man dort bereits der Arbeiter weniger bedurfte; am Schwanenfluſſe ließ ſich das Syſtem, weil alles Land vergeben war, nicht einführen, und darum leidet dieſe Colonie, aber Südauſtralien und Australia felix erheben ſich mit unglaublicher Kraft, und werden bald eine unerwartete Bedeutung erlangen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Unſchuld eines Galeerenſträflings.

(Schluß.)

Die Ziehung der Geſchwornen durchs Loos, die Vorleſung der Anklageacte, die Verhöre der Angeklagten und mehrerer Zeugen nahmen die erſte Sitzung ein, und ließen die Theilnahme des Publicums nie ins Stocken kommen, doch erſt am folgenden Tage erhielt das Schauſpiel den vollen, tragiſchen Ausdruck, als aus der Zeugenkammer, bleich und ſchwach, der greiſe Gorſaz hervortrat. Seit zwei Monaten hatte der blutige Haß, in dem ſich die letzte Kraft dieſes dem Grabe nahen Mannes zuſammendrängte, nicht abgenommen, nur war an die Stelle der gewaltigen Aufregung eine kalte, ruhige Entſchloſſenheit getreten. Er trat in den Saal mit einer Miene, die dem vollendetſten Schauſpieler Ehre gemacht hätte; ſeine Blicke richteten ſich auf Arthur mit einem ſchmerzlichen Mitleiden, das die Zuſchauer lebhaft ergriff. Arthur, der in ſeinen Augen den Ausdruck der Wuth, aber nicht ein heuchleriſches Mitleiden zu finden erwartete, erkannte alsbald, daß er ohne Rettung verloren ſey, und antwortete nur mit einem bittern Lächeln. Hr. Gorſaz wiederholte auf Befragen ſeine frühere Erklärung, ſagte mit Beſtimmtheit, er habe Arthur d'Aubian als den Mörder erkannt, läugnete jeden früher zwiſchen ihnen beſtandenen Grund zur Feindſchaft ab, und als ihn der Präſident fragte, welcher Urſache wohl das Attentat überhaupt zuzuſchreiben ſey, erwiederte er mit trübſeliger Stimme: „Ich kann es nur der unglücklichen Leidenſchaft des Spiels zuſchreiben, die ſchon ſo viele junge Leute ins Verderben geſtürzt hat; Hr. v. Aubian ſpielte oft und unglücklich, meine wiederholten Ermahnungen konnten ihn nicht von dem mit jedem Tag tiefer werdenden Abgrund zurückreißen. In einem Augenblick der Verzweiflung mag er an das Geld gedacht haben, das er mich kurz zuvor in Empfang nehmen ſah. Warum bat er mich nicht darum, der unglückliche? Hätte er Zutrauen zu mir gehabt, ſo wäre das unſelige Ereigniß nicht eingetreten, wir wären Beide nicht hier, — ich, voll Verzweiflung ſein Ankläger ſeyn zu müſſen, er . . . .“

Der Greis ſchwieg, als hindere ihn die innere Bewegung am Sprechen, und ſeine Hand, die ſich auf eine ausdrucksvolle Weiſe erhoben hatte, um Arthurn zu bezeichnen, fiel alsbald ſchlaff zurück. Dieſe rührende Rede, dieſe Pantomime, die einen väterlichen Schmerz verrieth, machten unter den Zuſchauern und ſelbſt auf den Bänken der Richter und Geſchwornen einen tiefen Eindruck. Arthur ward befragt, ob er gegen dieſe Ausſage etwas vorzubringen habe; ſeine Züge verriethen einen innern Kampf, aber zu edel und zu ſtolz, ſich auf Koſten der Ehre ſeiner Geliebten zu retten, erwiederte er bloß: „Zur Rettung meiner Ehre, nicht meines Lebens, muß ich wiederholen, daß ich an dem Verbrechen, deſſen man mich anklagt, unſchuldig bin. Es gebührt mir nicht, die Erklärung des Hrn. Gorſaz zu würdigen; ſprechen Sie Ihren Richterſpruch aus, wie er auch ausfallen möge, ich werde mich unterwerfen.“ Dieſe Proteſtation ſchien eben ſo kalt, als ungenügend, und wurde ungünſtig aufgenommen.

Hr. Gorſaz hatte ſich unter den unzweideutigſten Achtungsbezeugungen niedergeſetzt. Privatunterredungen unterbrachen auf einige Augenblicke die Sitzung; plötzlich aber verwandelte ſich das verwirrte Gemurmel in die tiefſte Stille, als der Präſident mit lauter Stimme befahl, Madame Gorſaz einzuführen. Alsbald erſchien die junge Frau, deren Wangen vom Fieber geröthet waren, und ſchritt mit feſtem Schritt auf die Eſtrade, wo die Zeugen ſich aufſtellen müſſen, um ihr Zeugniß abzulegen. Hier hielt ſie an, und ihr flammendes Auge durchlief die ganze Verſammlung mit übermenſchlicher Zuverſicht, als ihr Blick aber auf d'Aubian fiel, ſtreckte ſie die Arme gegen ihn aus und rief mit einem unausſprechlichen Ausdruck von Verzweiflung: „Arthur! hier bin ich!“

Dieſer Schrei wirkte wie ein elektriſcher Schlag auf die ganze Verſammlung, zwei Männer aber, der Gemahl und der Geliebte, erhoben ſich raſch, der eine bebend vor Wuth, der andere vor ſchmerzlicher Bewegung zitternd.

„Das iſt ein Zug von Raſerei!“ rief Hr. Gorſaz, „man kann das Zeugniß einer Wahnſinnigen nicht annehmen!“

„Wahnſinnig!“ ſagte Lucie und maß ihren Gatten mit ſtolzem Blick. „Befragen Sie mich, fuhr Sie zu dem Präſidenten gewendet fort; Sie werden ſehen, ob ich nicht Ihre Fragen verſtehe und verſtändig beantworte. Wahnſinnig! vielleicht bald; in dieſem Augenblick habe ich meinen ganzen Verſtand, ich weiß, was ich ſage, und was ich thue.“

Trotz des Widerſpruchs des Hrn. Gorſaz wurde der Arzt, Dr. Mallet, befragt, und erklärte, Madame Gorſaz habe zwar, wie ſchon ſeit einiger Zeit, ein heftiges Fieber, ſey aber vollkommen im Beſitze ihrer Verſtandeskräfte. Das Publicum nahm dieſe Erklärung des Arztes mit Vergnügen auf, und freute ſich in ſeiner grauſamen Frivolität nicht wenig, daß ihm der gehoffte Scandal nicht vorenthalten werde. Hr. Gorſaz, außer ſich vor Zorn, wollte die Stufen der Eſtrade hinanſteigen, um ſeine Frau herabzureißen, aber die Gendarmen verſperrten ihm den Weg, er fiel zurück auf ſeine Bank, und bedeckte das Geſicht mit ſeinen Händen. Arthur, auf den Lucie die Augen gerichtet hielt, bat ſie mit Blicken, eine Liebe nicht weiter zu verrathen, deren Geſtändniß ſie entehren mußte.

Inzwiſchen hatte ſich eine lebhafte Discuſſion auf der Bank der Richter entſponnen: der Präſident wollte im Intereſſe der öffentlichen Moral nicht zum Verhöre der Madame Gorſaz ſchreiten, das über die Thatſache des Mordes keine Aufklärung

geben könne, der Generaladvocat aber wollte nicht auf dieſen Incidenzpunkt verzichten, welcher aus der ohnehin ſchon ſchweren Anklage den ſchönſten Criminalproceß zu machen verſprach, der ſeit zehn Jahren vor dem Gerichtshof von Bordeaux entſchieden worden war, und ſomit erklärte er, dieſe Zeugenausſage ſcheine ihm unerläßlich. Madame Gorſaz war inzwiſchen unbeweglich ſtehen geblieben, und hielt die Augen auf Arthur gerichtet, als hätte eine zweimonatliche Trennung ſie unerſättlich gemacht. Mit Deutlichkeit und Beſtimmtheit beantwortete ſie die ihr vorgelegten formellen Fragen, und als ſie endlich aufgefordert wurde, zu ſagen, was ſie über den Mordanſchlag wiſſe, ſammelte ſie einen Augenblick alle ihre Kräfte, die ſie zu verlaſſen drohten, und ſprach:

„Ich bin hier eingetreten als eine geachtete Frau, und werde dieſen Ort entehrt verlaſſen! Seit zehn Monaten iſt Arthur d'Aubian mein Geliebter; ſeit zehn Monaten empfing ich ihn oft Nachts in meinem Zimmer. Im Augenblick des Verbrechens erwartete ich ihn, und wenn man ihn im Parke fand, ſo geſchah dieß, weil er keinen andern Weg zu mir hatte. Arthur iſt mein Geliebter, ich wiederhole es: wer wagt es noch, ihn einen Mörder zu nennen?"

„Ich!" ſagte Gorſaz, indem er voll Wuth aufſtand.

„Sie lügen!" rief Lucie, deren Blick den Greis zu zerſchmettern ſchien. „Er lügt," fuhr ſie fort, „ich habe ihn betrogen, er weiß es, und um ſich zu rächen, klagt er Arthurn eines Verbrechens an. Ich habe ihm vorgeſchlagen, mich anzuklagen, ich hätte mich nicht vertheidigt, aber er wollte nicht; das Blut eines Weibes war ihm nicht genug, er wollte den Tod Arthurs, Arthurs, den ich liebe, mehr als mein Leben, ja mehr als meine Ehre!"

Bei dieſen Worten wankte ſie, ſchloß die Augen, und eine tödtliche Bläſſe bedeckte ſtatt der vorherigen fieberhaften Röthe ihr Geſicht; Dr. Mallet, der allen ihren Bewegungen mit der ängſtlichſten Spannung gefolgt war, eilte hinzu, und fing ſie in ſeinen Armen auf; man brachte ſie in den Saal der Zeugen, wo ſie eine Zeit lang ohnmächtig blieb, und dann in die furchtbarſten Convulſionen verfiel. Die Scene hatte die heftigſte Aufregung im Saale veranlaßt, und der Präſident hob für eine halbe Stunde die Sitzung auf, da er nicht hoffte, im Augenblick die Ruhe wieder herſtellen zu können.

Die Erklärung der Madame Gorſaz hatte die entgegengeſetzteſten Anſichten und Empfindungen rege gemacht, wen ſie aber am wenigſten aus dem Geleiſe brachten, das war der Generalprocurator. Ein geborner Bordeleſe, beſaß er, wie viele ſeiner Landsleute, eine große Redefertigkeit, war aber ein ziemlich oberflächlicher Juriſt, und ohne im mindeſten durch ein Ereigniß aus der Faſſung gebracht zu werden, das die ganze Geſtalt des Proceſſes ändern zu müſſen ſchien, entwickelte er ſeine Anklage, ſo wie er ſie in der Stille ſeines Cabinets ausgearbeitet hatte. Ameiſenähnlich ſchleppte e Sandkorn um Sandkorn zuſammen, und thürmte über dem armen Arthur einen Berg auf, unter dem ein Hercules hätte erliegen müſſen. Die Erklärung der Madame Gorſaz ſchien ihm nur das Verbrechen noch zu ſteigern. „In einem Anfall von Verzweiflung," rief er in pathetiſchem Tone, „hat ein ehrwürdiger Greis, ein grauſam beleidigter Ehemann, geſagt: dieſe Frau iſt wahnſinnig. Edle und traurige Lüge, die ich nicht zu tadeln wage, aber doch eine Lüge, denn dieſe Frau iſt nicht wahnſinnig, ihr Arzt hat es bezeugt! Dieſe Frau iſt nicht wahnſinnig, wenn man nicht als Wahnſinn dieſen zügelloſen Ausbruch einer verbrecheriſchen Leidenſchaft bezeichnen will, der keck und ſchamlos ſich im Heiligthume der Gerechtigkeit entſchleierte, um die beklagenswerthe Scene aufzuführen, von der noch alle Herzen ſchmerzlich bewegt ſcheinen. Madame Gorſaz glaubte denjenigen, den ſie ihren Geliebten zu nennen wagt, zu retten, indem ſie alle Rückhaltung, alle Scham mit Füßen trat. Unglückliche Frau, die nicht ſah, daß ihre Schande, weit entfernt, eine Rechtfertigung zu ſeyn, ein Beweis mehr für die Anklage war, und der ſchlagendſte von allen vielleicht! In der That, was beweiſt dieſe unerhörte Erklärung? Daß der Angeklagte gegen Hrn. Gorſaz ſich zuerſt des Ehebruchs, dann des Mordes ſchuldig mache, und das eine Verbrechen nur dem andern als Vorſpiel diente."

Lange fuhr er in dieſem Tone fort, und fand Arthurn des Mordverſuchs an Hrn. Gorſaz überführt, nicht nur um ihm ſein Geld zu ſtehlen, ſondern auch, um nachher die ehebrecheriſche Frau zu heurathen, die dann für einen im Spiel ruinirten Menſchen eine wünſchenswerthe Partie geweſen wäre. Vergebens bemühte ſich Arthurs Advocat, dieß Gebäude zu zerſtören, vergebens zeigte er, daß die von dem Staatsprocurator in erſchwerende Beweisgründe umgewandelten Umſtände ſich durch Luciens Geſtändniß ganz natürlich erklärten, und die Angabe des Hrn. Gorſaz nur eine von der Rache eingegebene Verleumdung ſey. Auch in den Augen der Geſchwornen war der Ehebruch nur ein Verbrechen weiter, und nach einer langen Berathung erklärten ſie mit einer Mehrheit von 9 gegen 7 Stimmen Arthur d'Aubian des Mordverſuchs mit Vorbedacht, gefolgt von einem Diebſtahlsverſuch, ſchuldig. Vonnemain, gegen den der öffentliche Ankläger die Klage aufgegeben, wurde einſtimmig losgeſprochen.

Arthur hatte die Erklärung der Jury mit Feſtigkeit vernommen, als aber der Präſident des Gerichtshofs deſſen Spruch vorlas, der ihn zu zwanzigjähriger Kettenſtrafe verurtheilte, ließ er das Haupt auf die Bruſt ſinken, und verſank auf einige Zeit in ein dumpfes Brüten. „Alphons," ſagte er endlich mit raſchem Tone zu ſeinem vor ihm ſitzenden Vertheidiger, „du haſt für mich gethan, was in deinen Kräften ſtand, und ich danke dir, aber der Augenblick iſt gekommen, ich erinnere dich!"

„Dieß iſt kein Todesurtheil!" erwiederte der junge Advokat mit Todtenbläſſe im Geſicht.

„Dieß iſt tauſendfacher Tod," entgegnete der Verurtheilte mit Nachdruck; „willſt du, daß ich auf die Galeere gehe. Denke an deinen Eid!"

Er neigte ſich gegen ſeinen Freund, und ſie wechſelten einen langen Händedruck. Als Arthur ſich aufrichtete, ſah er vor ſich ein eingefallenes Geſicht, deſſen brennende Augen ſich mit dem Ausdruck eines wilden Triumphs an die ſeinigen hefteten. Der Verurtheilte antwortete mit dem ruhigen Lächeln eines

Mannes, der stärker ist, als sein Geschick. „Hr. Gorsaz," sagte er, betrachten Sie mich wohl, und erinnern Sie sich meiner in der Stunde Ihres Todes." Mit diesem Worte stieß sich Arthur einen Dolch, den ihm sein Freund gereicht, tief in die Brust. Er blieb noch einen Augenblick stehen, die Augen unmäßig weit offen und auf den Greis geheftet, dem dieser Anblick einen unwillkürlichen Schauder einflößte; dann stürzte er plötzlich zusammen.

Ein Schrei des Entsetzens erhob sich von allen Seiten.

„Todt!" schrie Dr. Mallet, der zuerst sich herbei gedrängt hatte, „sie wahnsinnig und er todt! Guter Gott, möge deine Gerechtigkeit ihnen gnädiger seyn, als die der Menschen!"

„Völlig todt!" sagte Bonnemain, indem er sich über den zu seinen Füßen liegenden jungen Mann beugte: „sich so umzubringen, weil man auf zwanzig Jahre verurtheilt ist. Welche Dummheit!"

Hr. Gorsaz kehrte mit seiner Frau zurück auf sein Landhaus, aber ihn verfolgte das Gesicht und die stieren Augen des gemordeten d'Aubian, Madame Gorsaz verfiel bald in unheilbaren Wahnsinn, und mußte nach Charenton gebracht werden, wo sie sich noch im vorigen Jahre befand.

Zur Kunde Norwegens.

6. Nahrungszweige.

(Fortsetzung.)

Handel und Schiffahrt. Die Producte Norwegens werden ausgeführt und die Bedürfnisse des Landes eingeführt durch 27 Städte und Ladungsplatze, d. h. kleine Städtchen, die als Filialabtheilungen einer größern, unter welcher sie stehen, zu betrachten sind. Einige von den Ladungsplätzen treiben denselben Handel, wie die Städte, andere aber dürfen nur gewisse bestimmte Handelszweige treiben. Als gesetzliche Bestimmungen in Bezug auf den Handel in Norwegen heben wir Folgendes aus:

Ausfuhr nach dem Auslande und Einfuhr darf in der Regel nur durch die Stadte und Ladungsplatze geschehen. Gekaufte Waaren dürfen in den Städten und in den Ladungsplätzen nur durch diejenigen Personen verkauft werden, welche Bürgerschaft genommen haben. Dieselben sind auch ausschließend zum Handel mit dem Ausland berechtigt. Auf dem flachen Lande gibt es auch eine Art Kaufleute, die sogenannten Landkrämer, oder Leute, denen von der Regierung Bewilligung ertheilt ist, Ladenhandel innerhalb eines gewissen Bezirks zu treiben. Diese Landkrämer müssen Bürger der nächsten Stadt seyn, von deren Communalsteuer und sonstigen Lasten sie einen verhältnißmäßigen Theil zu tragen haben, so wie sie im Allgemeinen auch verpflichtet sind, ihre Waaren von den Kaufleuten der Städte zu kaufen. Um dem Landvolk den Tauschhandel zu erleichtern, sind Märkte auf dem platten Lande eingerichtet, deren jährlich im Ganzen 12 sind, und wo der Umsatz sehr bedeutend ist.

Durch den Fortgang zum Bessern, den der Landbau in den letzten Jahren gemacht hat, durch die Stabilität des Geldwesens, durch die vortheilhaftern Conjuncturen für die Holzausfuhr ist es gekommen, daß auch der Handel Norwegens in der letzten Zeit im Allgemeinen zugenommen hat. Aber dagegen gewährt die eigentliche Schifffahrt nicht mehr den Vortheil wie früher. Dieß rührt theils davon her, daß das Ausland, mehr als früher der Fall war, angefangen hat, die norwegischen Producte selbst abzuholen und Norwegen die seinigen in eigenen Schiffen zuzuführen, theils von der freieren Fahrt, welche seit der Eroberung Algiers und der Schwächung der Barbaresken überhaupt allen Nationen auf dem mittelländischen Meere eröffnet worden, welcher Umstand nicht nur eine bisher ungekannte Concurrenz in Beziehung auf die Frachten daselbst erzeugt (bei welchen die norwegischen Schiffe aus verschiedenen Ursachen zurückstehen müssen), sondern auch diejenige Frachtfahrt beinahe ganz verschließt, welche früher zwischen den Städten am mittelländischen Meere und denen Nationen, die unter den damals bestehenden Verhaltnissen davon ausgeschlossen waren, durch norwegische Schiffer getrieben wurde. Die Städte, welche besonders von dem hier erwähnten Umstande gelitten zu haben scheinen, sind Bergen und Trondhjem, was in Bezug auf die erstere Stadt auch daran zu ersehen seyn mag, daß sie jetzt kaum 150 zur auswärtigen Fahrt taugliche Fahrzeuge besitzt, während sie vor dem Jahre 1807 ungefähr 500 gehabt haben soll.

Als Belege für das, was vom Fortschritt des norwegischen Handels im Allgemeinen hier gesagt worden, mögen folgende statistische Notizen dienen:

a) Am Ende des Jahres 1834 hatte die norwegische Handelsflotte 2165 Schiffe mit einer Trächtigkeit von 71,572 Lasten, wozu eine Equipirung von 11,572 Mann erforderlich war. Im Jahre 1829 hingegen war die Zahl der Schiffe 1964, die die Trächtigkeit derselben 62,280 Lasten, und die Equipirung 10,351 Mann.

b) Die durchschnittliche Zahl der norwegischen Schiffe, welche in jedem der Jahre 1830 bis 1834 auswärtige Hafen besucht haben, ist 3585 Schiffe von 140,073 Lasten Trächtigkeit gewesen, die der fremden Schiffe aber, welche norwegische Häfen bezogen haben, 2347 Schiffe von 62,678 Lasten Trächtigkeit. Hingegen war in den drei vorhergehenden Jahren, 1827 bis 1830, die Zahl der ersteren 3451 von 125,229 Lasten Trächtigkeit, und die der letzteren 2447 von 62,072 Lasten Trächtigkeit.

(Schluß folgt.)

Geräusch bei Nordlichtern.

Man hat schon lange die Bemerkung gemacht, daß die Nordlichter manchmal von einem besondern Gepraffel begleitet sind; bis jetzt aber haben noch wenige Physiker der Sache ihre Aufmerksamkeit geschenkt, weil die bestätigenden Zeugnisse noch nicht sehr zahlreich waren. Der Mechaniker Jürgenson hat in einem Brief an den Professor Parrot ein Nordlicht beschrieben, das er am Ende Septembers vorigen Jahres beobachtete, und wobei er namentlich ein dumpfes Geräusch vernahm. Dieß erneuerte sich jedesmal, wenn sich eine neue Lichtsäule erhob, und war ziemlich stark, wenn mehrere Säulen auf einmal aufschossen. (Russisches Journal des Ministeriums für Volksaufklärung. Februar 1839.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 149.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Mai 1839.

Zur Kunde Norwegens.

(Schluß.)

7. Finnmarken.

Nachdem wir so einen Umriß der Statistik Norwegens zu geben versucht haben, halten wir es nicht für unangemessen, die wesentlichsten und interessantesten Punkte aus dem besonderen Bericht des betreffenden Amtmanns über das Amt Finnmarken, das nördlichste in Norwegen, beizufügen.

Das ganze Amt Finnmarken, zwischen 68½° und 71° nördl. Br., ist in drei Vogteien: Senjen- und Tromsöe-Vogtei, Westfinnmarken-Vogtei und Ostfinnmarken-Vogtei getheilt. Nach der im Jahre 1835 stattgefundenen Volkszählung betrug die Zahl der Einwohner 37,190. „Daß klimatische Verhältnisse dem Landbau viele Hindernisse in den Weg stellen," heißt es im Berichte des Amtmanns, „ist allgemein bekannt; indessen unterliegt es keinem Zweifel, daß der Landbau, ohne Schaden für die eigentliche Nahrungsquelle, den Fischfang, in einem bei weitem höheren Grad, als es jetzt der Fall ist, betrieben werden kann; so wie es auch nicht zu läugnen, daß in der letzten Zeit hierin große Fortschritte zum Besseren geschehen sind. Uebrigens gestalten sich die Verhältnisse in den drei verschiedenen Bezirken des Amts sehr verschieden. Während z. B. in Senjen der eigentliche Ackerbau sehr fleißig betrieben wird, und es nur selten geschieht, daß daselbst die Saat nicht reif wird, sieht es mit diesem Nahrungszweig in den zwei übrigen Vogteien des Amts nur mißlich aus, und nur dem Kartoffelbau wird auch da mit einigem Erfolg Aufmerksamkeit und Fleiß gewidmet. Im Allgemeinen kann in der Vogtei Senjen und Tromsöe die jährliche Kornproduction zu 10,000 Tonnen und die Kartoffelproduction zu 65,000 Tonnen veranschlagt werden. Im nördlichsten Bezirke des Amtes aber, in der Vogtei Ost-Finnmarken, gibt es gar keinen Ackerbau, wogegen auch hier der Kartoffelbau nicht ohne Erfolg bleibt. Im ganzen Amte werden die gewöhnlichsten Küchengewächse mit gutem Nutzen gebaut, und in den zwei südlicheren Vogteien kommen die Rüben aller Art denen der südlichsten Theile des Landes an Größe und Wohlgeschmack gleich.

Die Viehzucht erstreckt sich in den südlichen Bezirken des Amts auf Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen und wenige Rennthiere. Im nördlichen Theile aber machen die Rennthiere den Hauptreichthum aus. Die Totalsummen dieser verschiedenen Thierarten waren nach den neuesten Zählungen folgende: Rennthiere 92,400, Pferde 2519, Rindvieh 18,131, kleines Vieh 59,116. Die Rennthiere werden eigentlich nicht von den festen Bewohnern des Amts (den sogenannten „Wohnleuten"), sondern nur von den „Fjäldfinnen" oder richtiger „Fjäldlappen" (d. h. den auf den Hochebenen und den Gebirgen nomadisch lebenden Lappen) gehalten. Diesen aber gewähren sie nicht nur Alles, was sie zu ihrer Unterhaltung bedürfen, sondern tragen auch zur Nahrung und Bekleidung der übrigen Einwohner viel bei. Es gibt Fjäldlappen, deren jeder bis an 6000 Rennthiere hat, diejenige Familie, welche nur 100 derselben hat, kann sich von ihnen kaum ernähren. Im Sommer lebt der Lappe von Rennthiermilch und wildem Sauerampfer (Rumex acetosa L.), im Winter ist Rennthierfleisch und die daraus gekochte Suppe seine Hauptnahrung. Der Hund wird als Lastthier gebraucht, und im Winter zum Fahren, er wird dann einem Schlitten, der von den Lappen „Pölk" oder „Kjarris" genannt wird, und eine große Aehnlichkeit mit einem Boote hat, vorgespannt, und dann geht's über die Schneefelder bergab und bergan in Einem fort, dermaßen, daß man kaum Athem holen kann. Der Lappe gebraucht nur Einen Zügel; die Fjäldlappen sind gute Jäger, und obwohl sie nur schlechte, auf eine eigene Weise gemachte Flinten haben, gibt ihnen doch die Jagd eine recht gute Nahrungsquelle ab. Der Lappe liebt seine Hochebenen und Gebirge sehr, erst wenn er an Rennthieren so arm wird, daß er sich nicht mehr ernähren kann, zieht er zu den Küsten hinunter, um durch Fischfang das Leben zu erhalten, und es wird dann aus dem früher nomadisirenden Lappen ein rascher und tüchtiger Seemann. Die meisten Lappen halten viel auf ihre Wundercuren, und geläugnet darf nicht werden, daß es wirklich auch unter den höhern Ständen Individuen gibt, die irgend einem Lappen die Wiederherstellung der scheindar verlorenen Gesundheit zu verdanken haben. Ihre Wanderungen auf den höchsten Gebirgen und überhaupt ihr beständiger Verkehr mit der Na-

tur, mag ihnen wohl mancherlei Kräuter bekannt gemacht haben, deren Kräfte in den Systemen der Aerzte nicht erwähnt werden.

Die jährlichen Wanderungen der Fjäldlappen mit ihren Rennthierheerden nach den Küsten hinunter gehen nicht ohne bedeutenden Schaden für den Wiesenbau Finnmarkens ab; denn außerdem, daß das Gras theils niedergetreten, theils abgefressen wird, soll es auch der Fall seyn, daß das Vieh dasjenige Gras, worüber eine Rennthierheerde hingewandelt ist, gar nicht mehr fressen will. Nicht selten kommt es deßwegen zu Gewaltthaten zwischen den Lappen und den „Wohnleuten."

Die bedeutendste Stadt Finnmarkens ist Tromsöe. Hier ist der Sitz des Amtmanns und des Bischofs; zwar beträgt die Einwohnerzahl zur Zeit nur 1400 Menschen, es ist aber unverkennbar, daß die günstigen Handelsverhältnisse dieser kleinen Stadt sich alljährlich mehr entwickeln. So wurde der Hafen im Zeitraume vom Jahre 1830 bis 1835 von 350 inländischen und 288 auswärtigen Schiffen besucht, während er in den zehn vorhergehenden Jahren nur von 188 auswärtigen Schiffen besucht worden war. Es verdient wohl auch bemerkt zu werden, daß in dieser unter 60° 40′ nördlicher Breite gelegenen Stadt seit 1833 eine gelehrte Schule blühet, welche ungefähr 30 Schüler hat; auch ein Privattheater hat man hier.

Einen sehr wichtigen Nahrungszweig für das Amt Finnmarken geben die alle Jahre auf dem Eismeere stattfindenden Fangerpeditionen ab. Diese Expeditionen gehen besonders von den zwei Seestädten des Amts Tromsöe und Hammerfest aus. Es wird nicht ohne Interesse seyn, hier die Ergebnisse dieser Polar-Fangerpeditionen, ihren wesentlichsten Rubriken nach, dargestellt zu sehen:

Jahr	Zahl der ausgerüsteten Fang-Schiffe		Zahl der Mannschaft		Wallroß		Raum von der Eisbergang		Seehunde		Wallroßzähne		Weiße Bären	
	Hammerf.	Troms.	Hammerf.	Troms.	Hammerf.	Troms.	Hammerf.	Troms.	Hammerf.	Troms.	Hammerf.	Troms.	Hammerf.	Troms.
					Stück.		Pfund.		Stück.		Stück.	Pfund.	Stück.	
1830	14	4	141	33	1374	342	756	2844	44	16	2718	5000	3	3
1831	12	5	122	45	1136	215	612	—	137	71	2242	4380	4	1
1832	14	4	135	32	666	222	750	1656	73	18	1120	2450	4	4
1833	13	5	136	40	1169	60	1714	1800	502	25	2200	4400	8	1
1834	11	3	111	38	1469	365	3258	—	44	22	—	5500	3	1
1835	—	5	—	40	—	135	—	972	—	37	—	—	—	1
Summa .	64	28	645	228	5814	1339	7090	7272	800	189	8280	21,730	24	11

An Werth betrugen die sämmtlichen Fangproducte für Tromsöe in dem Zeitraume 1830 bis 1835, für Hammerfest aber in dem Zeitraume 1830 bis 1834, respective 17,680 und 63,864 norwegische Species, mithin zusammen 81,464 Species oder 108,618 preußische Thaler.

Australien.

3. Allgemeine Colonisirung.

(Fortsetzung.)

Wir können bei dieser allgemeinen Uebersicht der Ansiedelungen nicht auf Einzelnheiten eingehen, behalten uns darum vor, die neueste Geschichte dieser Niederlassungen besonders zu behandeln, und zwar in einzelnen, kurzen Skizzen. Hiezu veranlaßt uns namentlich das höchst interessante Vandiemensland, dessen wir im vorhergehenden Abschnitt nur ganz oberflächlich gedachten, da seine Geschichte als Verbrechercolonie im Ganzen genommen dieselben Züge trägt, wie die von Neusüdwales. Als Colonie betrachtet in Bezug auf Anbau und Handel bietet sie indeß manche andere Züge, und hat unter der kräftigen und gerechten Verwaltung des Obersten Arthur (jetzt in Ober-Canada) so bedeutende Fortschritte gemacht, daß sie fast die Muttercolonie Neusüdwales zu überflügeln droht. *) Eigenthümliche Kämpfe bestand Vandiemensland gegen die Bushrangers, mit welchem Namen man die entflohenen und in Räuberbanden vereinigten Verbrecher bezeichnet, so wie gegen die unglücklichen Eingebornen, die, durch einzelne Mißhandlungen zur Wuth gereizt, einen Rachekrieg gegen die Colonisten begannen, der endlich nur durch das kluge Benehmen eines gewissen Robinson beendigt wurde, der sich allein unter sie begab, mit den einzelnen Stämmen Frieden schloß, und sie sämmtlich zur Auswanderung nach einer Insel in der Baß-Straße vermochte. Er steht jetzt noch an der Spitze des dort gegründeten Etablissements, das gegen 300 Schwarze enthalten zu haben scheint, die aber jetzt bis auf 120 heruntergesunken sind. Einer andern Schilderung zufolge soll sich aber diese Anstalt jetzt in blühendem Zustande befinden, die zahlreichen Todesfälle aufgehört haben, und die Geburten weit überwiegen; auch sollen sie sich allmählich zum Christenthume und zu ordentlicher Arbeit bekehren.

Die Colonien Neusüdwales, Südaustralien und Australia Felix müssen wir in ihrer Verbindung zu einander betrachten; Südaustralien, das für die kurze Zeit seit seiner Begründung (im Jahre 1837) die günstigsten Vorzeichen darbietet, und die Colonie in Australia Felix, die man noch kaum recht begründet

*) Unter seiner zwölfjährigen Verwaltung stieg die Einwohnerzahl aufs Dreifache, nämlich von 12,000 auf 36,000, darunter sehr viele freie und wohlhabende Einwohner.

nennen kann, haben alle Verbrecher ausgeſchloſſen, und wollen durchaus keine Deportirten bei ſich aufnehmen. Indeß iſt es ſehr die Frage, ob ſie dieſer Peſt ausweichen können, und wenn ſie dieß auch im Stande ſeyn ſollten, ob nicht die Folgen noch ſchlimmer ſeyn und ſich in Feindſeligkeiten mit manchen Bewohnern von Neuſüdwales offenbaren werden. Die Colonie Südauſtralien iſt bekanntlich in dem durch die Känguru-Inſel halb geſchloſſenen Golf St. Vincent gegründet worden, und ihre Hauptſtadt heißt Adelaide. Der Boden iſt im Allgemeinen ſehr gut, die Entfernung nach dem großen Süßwaſſerbecken des Alexandrina-Sees nicht bedeutend, die Verbindung mit dem Murray-Fluß und ſonach mit allen Flüſſen des Weſtabhangs der auſtraliſchen Alpen (Warragong-Gebirgen) gegeben, und das Glück wollte auch noch, daß bald nach der Gründung von Adelaide eine Ausfahrt aus dem Alexandrina-See ins Meer gefunden wurde, die, wenn auch nicht für große Schiffe, doch für Küſtenfahrer und Dampfboote fahrbar iſt. Zum mindeſten eben ſo günſtig, ja hinſichtlich des Bodens und der üppigen Weiden noch günſtiger, wird die künftige Colonie Auſtralia Felix geſtellt ſeyn, die ihren Hauptſitz in der Portland-Bay (141° ö. L.) haben wird. Aber nicht weit davon bei Port Philipp iſt ſchon die Colonie Neuſüdwales, ſo wie auch Vandiemensland mit einer Anzahl von Verbrechern eingetroffen, und was noch ſchlimmer iſt, die wahren Wilden Auſtraliens, die Hirten von Neuſüdwales, haben ihre Wanderungen ſchon bis in die Nähe dieſer beiden Colonien ausgedehnt; ſo wie der Anbau in dieſen letztern ſich ausbildet, ſo müſſen die Coloniſten mit dieſen geſetzloſen Hirten zuſammenſtoßen, was ſchwerlich ohne blutige Reibungen abgehen wird; die ſchädliche Einwirkung der Verbrecherbevölkerung in Neuſüdwales auf alle Colonien, welche irgend in ihren Bereich fallen, kann unmöglich ausbleiben, um ſo weniger als Neuſüdwales ſelbſt ſich mehr und mehr längs den Küſten ausbreitet, und unmöglich vorauszuſehen iſt, welches Schickſal dieſer Colonie bevorſteht, wo eine gleißneriſche Hülle von äußerem Wohlſtand ein furchtbares, inneres Verderben birgt.

Ganz ferne von dieſem Fort befindet ſich die Colonie am Schwanenfluß und die damit in Verbindung ſtehende von König Georgs Sund. Wir haben oben berührt, weßhalb ſich die Colonie am Schwanenfluß langſam hebt: der Mangel an Arbeitern macht die Getreideerzeugung ſo theuer, daß man das Getreide wohlfeiler aus Indien oder vom Cap bezieht. So lange aber die Colonie ſich nicht ſo weit gehoben hat, daß ſie in dieſer Beziehung ſich ſelbſt genügt, ſo wird ſie immer kränkeln. An Capitalien hat dieſe Colonie jetzt ſolchen Mangel, daß man nicht einmal die ſchöne Gelegenheit zum Wallfiſchfang benutzen kann, die ſich an ihren Küſten reichlich darbietet. Nur für die Viehzucht zeigen ſich auch hier höchſt günſtige Ausſichten, man hat mit den Heerden vielfach die ſogenannte Darlingkette überſchritten, und da man auf die Heerden die meiſten Ausſichten baut, ſo hat man für nöthig gefunden, im Gebirge eine Militärſtation zwiſchen der Colonie von König Georgs Sund und der am Schwanenfluſſe zu errichten, und mehrfach ſind kleine Expeditionen aufgebrochen, um wo möglich einen großen Salzſee zu erreichen, der nach der Angabe der Eingebornen zehn Tagereiſen weit im Innern ſich vorfinden ſoll.

Eine neu zu begründende Colonie am Port Eſſington (11° 10′ nördl. Br. 132° 10′ öſtl. L. v. Gr.) hat keine Anſiedlung von Europäern zum Zweck, ſondern ſie ſoll „den brittiſchen Handel ſchützen, der durch die Torresſtraße mit China und Indien und mit den Inſeln des indiſchen Archipels getrieben wird, und denjenigen ein Aſyl bieten, die an dieſer Küſte ſcheitern möchten. Auch kommen die Bugihändler häufig in großer Zahl nach Port Eſſington, um den Tripang (bêche de mer) zu fiſchen, den ſie nach Macaſſar und von da nach China führen. Ohne Zweifel werden dieſe Leute, deren Anzahl groß iſt, eine bedeutende Menge brittiſcher oder indiſcher Tücher und andere Waaren nehmen, die ſie jetzt allein von den Holländern und zwar zu ungeheuren Preiſen beziehen; den großen Markt aber werden in Zukunft die Inſeln in der Nachbarſchaft bilden.“ So äußert ſich Sir J. J. Gordon Bremer, der im Mai oder Junius des vorigen Jahres daſelbſt anlegte, in einem Briefe an den Admiral Sir F. Maitland. Sir J. Gordon Bremer iſt derſelbe, der ſchon im J. 1824 die jetzt aufgegebene Niederlaſſung auf der Melville-Inſel gründete, in einer, wie ſich ſpäter ergab, völlig ungeeigneten Gegend, in der ſogenannten Apsley-Straße, wo das Fort Dundas gebaut wurde; im J. 1827 erfolgte auf der Halbinſel Coburg, etwas öſtlich von Port Eſſington, eine zweite Niederlaſſung, Fort Wellington genannt. Auf der Inſel Melville waren es hauptſächlich die Feindſeligkeiten der ſehr kräftigen Eingebornen, welche den dort befindlichen Europäern Verlegenheiten bereiteten; Krankheiten riſſen in dem heißen, tropiſchen Klima gleichfalls ein, Mangel an Lebensmitteln kam dazu, und die malayiſchen Handelsleute, die man erwartete, blieben aus; ſo fand man ſich veranlaßt, die Niederlaſſung im Jahre 1829 wieder aufzugeben. Nicht beſſer erging es der in Port Raffles, nur mit dem Unterſchiede, daß es dort nach vielen Bemühungen gelang, mit den Eingebornen ein beſſeres Verſtändniß herzuſtellen; nichtsdeſtoweniger mußte auch Fort Wellington aufgegeben werden.

Man hatte ſchon damals den herrlichen Hafen Eſſington zu einer Niederlaſſung auserſehen, den Plan aber wegen Waſſermangel wieder aufgegeben. Dieß ſcheint ſich indeß gefunden zu haben. Ob aber der Plan, den man mit dem Hafen beabſichtigte, gelingt, iſt eine andere Frage. Meineke bemerkt über den erſten Verſuch einer Anſiedlung: „Man hoffte hier ein neues Singapur zu gründen, den Gewürzhandel der Molukken und den Verkehr des öſtlichen Theils des indiſchen Archipels vermittelſt der malayiſchen Tripangfiſcher concentriren zu können und was der chimäriſchen Erwartungen mehr waren. Allerdings möchte nach Jahrhunderten die Zeit kommen, wo hier Handelsſtädte emporblühen werden, aber wie Singapur als Emporium nur durch das Zuſammentreffen der Kaufleute China's, Hinterindiens und der indiſchen Inſeln mit den vorderindiſchen und europäiſchen entſtanden iſt, und ihre Wichtigkeit nur durch die glückliche Lage in der Mitte großer und ausgezeichnet reicher Landſchaften erhält, deren Bewohner nicht mehr auf der niedrigſten Stufe der Bildung ſtehen, und denen

der gegenseitige Austausch mannichfacher Bedürfnisse seit Jahrhunderten zur Nothwendigkeit geworden ist, so kann in Coburg dasselbe nur erst eintreten, wenn Nordaustralien, Neuguinea und die großen Inseln aus Osten einer höhern Cultur zugänglich geworden sind, und sich wenigstens einigermaßen aus der absoluten Rohheit und Wildheit, in der sie jetzt versunken sind, erhoben haben." Man ersieht aus dem obigen Briefe Sir J. J. Bremers, daß die nämlichen Ansichten und Hoffnungen, wie im Jahre 1824, noch jetzt vorherrschen; ob sie sich verwirklichen, ist höchst zweifelhaft, indeß scheint die Besitznahme eines so herrlichen Hafens, wie der von Essington, gegen die Holländer und noch mehr gegen die Nordamerikaner von Wichtigkeit: gegen die Holländer, weil England deren Handel im indischen Archipel schon lange neidisch beobachtet, gegen die Nordamerikaner, die längst eine schickliche Gelegenheit suchen, sich in der Südsee festzusetzen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Die arktische Landexpedition, unternommen von Peter Dease und Thomas Simpson.*)

Fort Confidence, großer Bärensee, 15 September 1838.

Geehrte Herren! Es wird jetzt unsere Schuldigkeit, den Erfolg der Expedition gegen Osten zu berichten, der wegen der außerordentlichen Dauer des Eises in diesem Sommer nur unvollständig war. Doch ist viel gethan worden, um den Weg für einen andern Versuch im nächsten Jahre vorzubereiten, und unsere Hoffnungen sind durch die so mühevoll in diesem Sommer erlangte Kenntniß eher gesteigert, als niedergeschlagen worden.

Am 6 Junius wurden unsere Boote auf dem Eise nach der Mündung des Dease-Flusses (die damals gerade offen war) gebracht; die Fahrt begann am folgenden Tage. Mit einigem Beistande von Indianern schafften wir die Boote bis zu den „traurigen Seen" (dismal lakes) (die Hr. Simpson vorigen Winter entdeckte) und brachten die Boote ohne Unfall darüber weg. Das Eis auf diesen Seen war noch vollkommen fest, und wir hatten uns für den Uebergang mit Eisen beschlagenen Schlitten versehen. Auf diese befestigten wir die Boote, und da der Wind günstig war, hißten wir ein Segel auf, das der Mannschaft sehr beim Ziehen der Seile half. Auf diese Weise wurden diese gefrornen Wasserbehälter, die volle 30 Meilen lang sind, in zwei Tagen überschritten, und wir erreichten unsere Station für Lebensmittel am Kendall-Fluß am 10. Dort hatten wir das Glück, zwei Männer, die Hr. Simpson im April zurückgelassen hatte, wohl und ihre Hasen-Indianer (Hare Indians) glücklich auf der Jagd zu treffen. Zwei von diesen thätigen Leuten willigten sogleich ein, uns längs der Küste zu begleiten, und zeigten sich nicht allein als gute Seefahrer, sondern während unsern häufigen Verzögerungen in dem Eise tödteten sie so viele Rennthiere, daß wir fast unsern halben Vorrath an Sommerlebensmitteln sparen konnten. Am nächsten Tage (den 20 Junius) gingen wir nach dem Kupferminenfluß, den wir noch fest fanden. Er brach auf am 22, und wir gingen alle seine „fürchterlichen" Strömungen bei voller Fluth hinab, während das Eis im steten Treiben war. Unter dem „blutigen Fall" (Bloody Fall) ging der Fluß vor dem 28 nicht auf, und am 1 Julius schlugen wir unsere Zelte am Meer auf. Dort sahen wir zwei oder drei Eskimo-Familien, doch sie geriethen in Schrecken, und flohen über das Eis nach einigen entfernten Inseln. Hier und an verschiedenen Theilen der Küste machte Hr. Dease eine hübsche Sammlung von Pflanzen.

Wir blieben an der Mündung des Kupferminenflusses gefangen, und erwarteten den Bruch des Eises bis zum 17 Julius. Unsere nachherige Reise war, wir können es wohl sagen, ein unaufhörlicher, verzweiflungsvoller Kampf mit demselben kalten, hartnäckigen Feinde, wobei die Boote große Verletzungen erlitten, denn mehrere Bretter wurden mehr als zur Hälfte durchschnitten. An verschiedenen Punkten sahen wir Verstecke (caches) der Eskimo's, auf hohen Felsen gelegen, und außer dem Bereiche der Raubthiere, doch trafen wir auf Köhne der Eigenthümer, die alle in das Innere zur Rennthierjagd gegangen zu seyn schienen nach ihrer Robbenjagd bei den Inseln während der Winters. Trümmer von Dr. Richardsons Mahagony-Booten wurden weit umhergestreut gefunden, und viele Artikel, die von seiner Gesellschaft am blutigen Fall zurückgelassen wurden, waren sorgfältig in den Händen der Eingebornen aufbewahrt. Am 29 Julius endlich gelang es uns, das Cap Barrow zu umgehen. Der nördliche Theil von Bathurst Inlet war immer noch mit einer festen Eisdecke versehen, und anstatt daß wir hätten gerade nach Point Turnagain hinübergehen können, mußten wir einen Bogen von 130 Meilen über den arktischen Sund und die Parry's Inseln machen. Auf der östlichsten dieser Gruppe entdeckte Hr. Simpson am Fuß einer sich bröckelnden Klippe mehrere Stücke reinen Kupfererzes, und die umliegenden Inseln hatten auch das Ansehen, als wären sie stark mit diesem Metall versehen. Eine Reihe von Proben von allen den Hauptfelsen längs der Küste sammelten wir. Um das Cap Flinders zu erreichen, mußten wir die Boote über eine Insel und über mehrere Eisfelder schaffen. Am 9 August umgingen wir das Cap, und in einer kleinen Bucht, drei Meilen südlich von Franklins letzter Lagerstelle im Jahre 1821, wurden unsere Boote endlich vom Eise festgehalten, welches sie 22 Tage eingeschlossen hielt: so verschieden war die Witterung des J. 1838 von der in 1821, wo Franklin am 16 August eine völlig offene See fand. Im Junius, Anfangs Julius und Mitte August hatten wir häufige Stürme, von Frost und Schnee begleitet; doch den größern Theil des Julius hindurch und Anfang August war das Wetter im Allgemeinen ruhig. Dieß und den vorhergehenden strengen Winter halten wir für die Ursache der späten Auflösung des Eises in diesem Jahre.

Am 20 August waren wir genöthigt, unsere Hoffnungen, weiter mit den Booten vorzudringen, aufzugeben. Damit unsere Bemühungen jedoch nicht ganz fruchtlos seyn möchten, erbot sich Hr. Simpson, einen Theil der Gesellschaft zu Fuß auf eine Entdeckungsreise für zehn Tage mitzunehmen. Zu gleicher Zeit kamen wir überein, daß, sollte eine günstige Bewegung im Eise stattfinden, Hr. Dease mit einem Boote vorschreiten sollte. Signale wurden verabredet, um zu verhindern, uns auf dem Wege zu verfehlen, und sollten wir so unglücklich seyn, so wurde der letzte August festgesetzt, wo beide Parteien zu Boat Harbour sich treffen sollten. Dieser unglückliche Ort liegt unter dem 68° 16′ 10″ N. B. und dem 109° 20′ 45″ W. L.; Abweichung des Compaß 40° O. Hrn. Simpsons Erzählung seiner Reise und Entdeckungen gegen Osten ist diesem Bericht angehängt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ueber die frühere Expedition siehe Ausland 1838. Nr. 150.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.)

№ 5.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Morgenblatt

für gebildete Leser.

Redactoren Hr. **Dr. Herm. Hauff** und Hr. **Dr. Gust. Pfizer.**

Erstes Vierteljahr 1839.

Preis des ganzen Jahrgangs **mit** Kunst- und Litteraturblatt 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr.

In das Abonnement kann jederzeit eingetreten werden.

Das Morgenblatt, dessen Redaction fortwährend bemüht ist, den Ruf, dessen diese Zeitschrift schon so lange in Deutschland und im Auslande genießt, zu verdienen und zu erhalten, hat im Laufe des verflossenen Vierteljahrs (Januar — März 1839), neben vielen kleinern litterarischen und wissenschaftlichen Notizen folgende Artikel gegeben:

Gedichte. An den Genius des Friedens; auf einen Nachtschmetterling von G. Pfizer. — Mehrere Poesien von Justinus Kerner. — Chamisso ist todt! vom Freiherrn v. Gaudy. — Die Heimathglocken, und Distichen, von Ph. H. Welcker in Gotha. — Balbekan, eine Sage, vom Freiherrn v. Sternberg. — Liebeleben, von C. Matzerath. — Ein Fund in der Opferbüchse, von G. Schwab. — König Roger, von W. Zimmermann. — Bruchstücke aus Rückerts Leben Jesu.

Erzählungen. Der Nürnberger Sophokles, von C. Spindler. — Des Teufels Wallfahrt, vom Freiherrn v. Sternberg. — Constance Contarini, von Georg Reinbeck. — Walter Raleigh und Königin Elisabeth, von Willibald Alexis. — Zwölf neue Stücklein, von W. v. Chézy. — Der Gastfreund. 1) Der Gastfreund in Falkenau. 2) Der Gastfreund in Hirlingen, von C. Spindler.

Reisen- und Länderbeschreibungen. Ferienwochen, in mehreren Briefen. Aufenthalt in Lyon und der Umgegend, von Dr. Chr. Müller in Genf. — Der deutsche Renegat im Dienste Abd-El-Kaders. — Reise- und Lebensbilder: der römische Kalender, Epiphania, der Molo in Neapel, vom Freiherrn v. Gaudy. — Landschaftsbilder aus Ungarn, von Elsner. — Scenen aus den Wildnissen Nordamerika's, nach Hoffmann.

Aufsätze zur Kenntniß des höheren Gesellschaftslebens. Notizen über Moden in fortlaufenden Artikeln. — Florentiner Gesellschaftsleben.

Aufsätze gemischten Inhalts. Vergleichende Zusammenstellung der Frauencharaktere in Goethe's und Schillers Werken vom Freiherrn v. Sternberg. — Der Lumber-Troop in London. — Vom Holzstich als topographischem Schmuck, mit besonderer Beziehung auf Herders Cid mit Illustrationen von Neureuther, von H. Hauff. — Die Ahnen der Königin Victoria. — Das Neujahr in Paris. — Zur Geschichte des französischen Theaters vor und während der ersten Revolution. — Der Gewürzkrämer, von Balzac. — Villegiatur in Weinsberg, von E. v. Rindorf. — Der Fasching und die Fasten in Paris.

Naturgeschichtliches. Ueber Erdbeben, von E. Hugi. — Ueber das Erdbeben auf Martinique. — Verschiedene Artikel über Daguerre's wichtige Entdeckung.

Fortlaufende Berichte über Litteratur, Kunst, Volks- und Gesellschaftsleben aus folgenden Orten: Baden-Baden, Berlin, Breslau, Dresden, Halle, Hamburg, Köln, Lissabon, London, Paris, Prag, Rom, Stuttgart, Triest, Weimar, Wien.

Das Kunstblatt,

Redacteur: Hr. Hofrath, Director **v. Schorn** in Weimar,

(dieses Blatt wird auch einzeln für den Preis von 6 fl. oder 3 Rthlr. 8 gr. ganzjährig abgegeben)

gab in der Periode von Januar — März 1839 Beurtheilungen neu erschienener Kunstwerke und artistischer Schriften. Archemoros und die Hesperiden, von E. Gerhard. — Lettre à Mr. **Klenze** sur une statue de héros attique récemment découverte à Athènes, par Raoul-Rochette. — Argos Panoptes, von Th. Panofka. — Ueber die Metallspiegel der Etrusker, von E. Gerhard. — Die von Marchesi in Marmor auszuführende Gruppe: die gute Mutter oder das Charfreitagsfest. — Burgschmits Erzguß der Statue Albrecht Dürers. — Das königliche Museum im Schlosse Monbijou zu Berlin, von L. v. Ledebur. — Die Harzmalerei der Alten, von E. Knierim. — Vierge de la maison d'Orléans, Raphael pinx. B. Desnoyers del. Forster sculp. — Ueberreste christlicher Kunst auf Malta aus dem 13ten — 16ten Jahrhundert. — Der Cid von Herder, mit Randzeichnungen von E. Neureuther. — Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtern, erfunden und radirt von Sonderland. — Brevi cenni di un monumento scoperto a Porta Maggiore, del cav. **Luigi Grifi.**

Berichte über Kunstausstellungen und Verkäufe von Kunstgegenständen. Aus Florenz, München, Mailand, Rom, Karlsruhe, Dresden (über die Versteigerung der Sternberg'schen Kupferstichsammlung), Paris.

Selbstständige Aufsätze. Kunstgeschichte und Periegese. — Glasmalerei in München und Paris. (1. Brief v. Schellings an St. Marc Girardin über die Fortschritte der Glasmalerei in München. — 2. Ueber die vorzüglichsten Glas-

malereien in Frankreich seit der Wiedergeburt dieser Kunst i. J. 1836.) — Zur Kunstgeschichte. — Ueber die Entwicklung der neuern englischen Holzschneidekunst seit Bewicke.

Fortlaufende Notizen aus dem ganzen Gebiet der Kunst, über neue Bauten und Kunstunternehmungen aller Art, archäologische Entdeckungen, Versteigerungen, Preisbewerbungen; Biographien verstorbener Künstler, Personalveränderungen.

Das Litteraturblatt,

Redacteur Hr. **Dr. Wolfgang Menzel**

(wird auch einzeln für den Preis von 6 fl. oder 3 Rthlr. 8 gr. ganzjährig abgegeben)

hat in demselben Zeitraum über siebzig neue Schriften besprochen, besonders aus folgenden Fächern: Dichtkunst: Dante's göttliche Komödie von Kopisch, Altfranzösische Sagen von Keller, Deutsche Volkslieder von Kretzschmer ꝛc. Romane und Novellen: die Pickwickier von Dickens, Nic. Nickleby, Oliver Twist, Londoner Skizzen, Genrebilder aus dem Londoner Alltagsleben ꝛc., von demselben. Bulwers Werke, übers. von Pfizer und Notter, Mauprat von G. Sand, letzte Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes, Tremaine, Kaiser und Papst von Duller, der Schmuck von H. Hauke ꝛc. Reisen: der Vorläufer, vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen, Reise des Herzogs von Ragusa, Reise in Abyssinien von v. Katte, der Sinai von A. Dumas, das gesellschaftliche Leben in Amerika von H. Martineau, Negrelli Ausflug nach Frankreich, England und Belgien zur Untersuchung der Eisenbahnen, Oesterreichische Zustände ꝛc. Deutsche Geschichte: Warnefrieds Geschichte der Longobarden, übersetzt von v. Spruner, Forschungen auf dem Gebiet der neuern Geschichte, von K. A. Müller, des ritterlichen Adels Leben und Sitten von v. Auffeß ꝛc. Kriegsgeschichte: Erinnerungen aus Spanien, von F. X. Rigel, Geschichte der Feldzüge der Weimarischen Truppen i. J. 1806 und 1807 — 1811, von v. Seebach. Russische Litteratur: Litterarische Bilder aus Rußland, von H. König. Orientalische Litteratur: Nalas und Damajanti, aus dem Sanskrit von Bopp; Urwasi und der Held, übersetzt von Hirzel; Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher, von Hammer-Purgstall; Mahmud Schebisteri's Rosenflor des Geheimnisses, von demselben. Werke über die Schweiz: dreizehn Nummern. Sprachlehre: etymologische Forschungen auf dem Gebiet der indogermanischen Sprachen von A. F. Pott; das Sprachgeschlecht der Titanen, von v. Evlanders. Naturkunde: Doves Farbenlehre, Hoffmanns Geschichte der Geognosie, Physiologie von Carus ꝛc. Memoiren: Ernst und Lanne von Staatsrath Reinhard, Memoiren des Hrn. von Hammerstein.

Dazu kommen eigene Abhandlungen über Zeitfragen: über die belgische Frage, über den Leo Hegel'schen Streit.

Stuttgart und Tübingen, im April 1839. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Zur Feier des dem Preußenlande bevorstehenden Jubeljahres

1840.

Friedrich der Große,

dargestellt nach den besten Quellen

von **A. E. Fern.**

In 18 monatlich erscheinenden Lieferungen von 3 Bogen Text und 2 Kunstblättern. à ⅓ Thlr. — 30 kr. Conv.-M. oder 36 kr. rhn.

Sämmtliche Blätter sind auf chinesischem Papier gedruckt, und werden auch einzeln in 4. à ⅓ Rthlr. gegeben.

Die Verlagshandlung beabsichtigt ein Werk zu liefern, das sowohl durch die Lebendigkeit und Treue der Darstellungsweise, als durch die äußere Ausstattung geeignet ist, ein Volksbuch zu werden, welches den Schöpfer und Träger des Preußen-Namens verherrlicht, in dessen Kunstbeilagen zugleich die ewig denkwürdigen Momente aus dem Leben des großen Königs würdig und schön dargestellt sind.

Das Werk wird 1840 vollendet, in dem Jahre, wo vor einem Jahrhundert der große König Preußens Thron bestieg.

Das erste Heft ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig.

Magdeburg, im März 1839.

Die Rubach'sche Buchhandlung. (C. Fabricius.)

In der **Chr. Belser'schen** Buchhandlung in **Stuttgart** ist folgende empfehlenswerthe Schrift erschienen, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz so wie der angränzenden Länder zu beziehen:

Apologie des Christenthums

in Briefen für gebildete Leser.

Eine gekrönte Preisschrift

von **C. H. Stirm,**

Dr. der Philosophie und Theologie, Ober-Consistorial-Rath und Hofkaplan zu Stuttgart.

2 Abtheilungen, 45 Bogen gr. 8. in hübschem Umschlag geh. 3 fl. 30 kr. rhein. oder 2 Thlr. sächs.

Wer unter den Glaubenskämpfen unserer Zeit eine feste Ueberzeugung gewinnen will, lese dieses in seiner Art einzige Buch, eben so sehr ausgezeichnet durch die Klarheit und Schönheit seiner Darstellung, als gegründet auf den Boden einer tiefen und umfassenden Gelehrsamkeit, in anmuthiger Briefform geschrieben und als ein wahrhaft classisches Werk laut bewillkommt von beiden Confessionen.

Gedichte

von Eduard Mörike.

In der Unterzeichneten sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte

von

Eduard Mörike.

8. in Umschlag brosch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Die Freunde ächter Poesie, die das Gesunde, Frische, Ungekünstelte, frei aus der überwallenden Phantasie und dem reichen Gemüth Entsprungene von dem Gemachten und Erzwungenen mit seinem sichern Glanze zu unterscheiden wissen, und nur von dem sich wahrhaft erquickt und erboben fühlen, was jenem unergründlichen, geheimnißvollen Born entquoll, werden diese Sammlung von Poesien aufs herzlichste willkommen heißen, sich an der schönen und seltenen Verbindung des Innigempfundenen mit dem Lebendiganschauten und dem Blühendphantastischen, an der Vermählung des tiefsten Natursinns mit dem offensten und weichsten Gemüth, so wie an der Fülle und Zierlichkeit der Form lebhaft erfreuen und dem Verfasser die Stelle unter den Lyrikern deutscher Zunge anzuweisen sich beeilen, um welche, in eingeschränkter Zurückgezogenheit von dem lustigen Leben und Treiben der Welt, den innern Anschauungen, Bildern und Spielen seiner Seele sich hingebend, der sorglose Dichter bisher sich zu bewerben versäumte.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen über Diplomatie

von **Friedrich Kölle.**

8. in Umschlag geheftet Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Die Verlagshandlung nimmt sich die Freiheit, auf dieses Buch nicht nur die Männer vom

Fach, sondern das gebildete Publicum überhaupt aufmerksam zu machen. Es enthält das Ergebniß vieljähriger Uebung und Beobachtung, und behandelt eine so sehr verkannte Disciplin unparteiischer, vollständiger und mit mehr Rücksicht auf die Richtung der Geister, als irgend eine Schrift älterer und neuerer Zeit deutscher oder ausländischer Litteratur.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Eisenbahnen

im Vergleiche mit

den Wasserstraßen

von **Michael Chevalier.**

Auf Befehl Sr. Majestät des Königs von Würtemberg

aus dem Französischen übersetzt von

Friedr. Ludw. Lindner.

8. in Umschlag geheftet. Preis 24 kr.

Zu einer Zeit, wo der Wunsch, überall Eisenbahnen anzulegen, fast zur Leidenschaft geworden, verdient eine Schrift, in welcher diese Angelegenheit unparteiisch, mit ruhiger Berechnung, untersucht wird, die Aufmerksamkeit des Publicums. In der Abhandlung des Hrn. M. Chevalier, die hier in deutscher Uebersetzung erscheint, werden die verschiedenen Interessen erwogen, deren Förderung die neue Erfindung beabsichtet, in Bezug auf andere Transportmittel werden die Resultate einander gegenübergestellt, wodurch die Beurtheilung eine sichere Basis erhält. — Daß diese lehrreiche Schrift auf Befehl Sr. Majestät des Königs übersetzt und gedruckt wurde, ist ein abermaliger, in unsern Tagen zweifach erfreulicher Beweis von der Aufmerksamkeit des erhabenen Beschützers der Industrie auf Alles, was die Zeitbedürfnisse zu regeln und so mit Sicherheit zu befriedigen geeignet ist. Die Rücksicht auf diesen Umstand wird die öffentliche Theilnahme an der Schrift unstreitig erhöhen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Guter Rath

beim

An- und Verkauf

von

Landgütern

von **J. G. Elsner.**

8. in Umschlag broschirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Mißgriffe bei Kauf und Verkauf von Gütern haben nur allzu oft schon großes Unheil gestiftet und den Grund zum Untergang ganzer Familien gelegt. Wie man solchen am sichersten entgehe, dazu gibt das hier angezeigte Werkchen Anleitung. Völlig aus dem Leben entlehnt und klar und erschöpfend ist der Gegenstand gegeben. Sonach kann es wohl mit vollem Recht eine werthvolle und dankenswerthe Gabe des verdienten Verfassers genannt werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes kann von mir bezogen werden:

Der tiefe Meissner Erbstolln.

Der einzige, den Bergbau der Freiberger Reier für die fernste Zukunft sichernde Betriebsplan,

dargelegt von

Siegm. Aug. Wolfg. Freih. von Herder,

königl. sächs. Oberberghauptmann.

Nebst einer geognostischen Karte, einem Profil- und einem Grund-Risse.

Gr. 4. Auf feinem Velinpapier. Geh. 4 Thlr. 12 gr.

Das Werk des berühmten Verfassers war schon vor seinem Tode im Drucke beendigt, und es wird jetzt gewiß die allgemeinste Theilnahme des bergbaukundigen Publicums und der „Freunde des Vaterlandes," denen der Verfasser dasselbe widmet, erregen. Für die würdige Ausstattung des Werks sind keine Kosten gespart worden.

Leipzig, im Februar 1839. **F. A. Brockhaus.**

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Zur Geschichte und Beschreibung

alter und neuer

Büchersammlungen

im Königreich Würtemberg,

insbesondere der königl. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart und der mit derselben verbundenen

Münz-, Kunst- und Alterthümersammlung.

Von Prof. **C. F. Staelin,**

Bibliothekar und Aufseher der königl. Münz-, Kunst- und Alterthümersammlung.

8. Preis 45 kr. oder 12 gr.

Stuttgart und Tübingen im März 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Ikonographische Darstellung

der nicht syphilitischen

Haut-Krankheiten.

Mit darauf bezüglichem systematischem Texte.

Unter Mitwirkung

des

Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt*

besorgt und herausgegeben

von

Dr. Friedrich Jakob Behrend.

Erste Lieferung.

Tafel I—V und Text Bogen 1—8.

Grofs-Folio. Auf Velinpapier. Preis der Lieferung 2 Thlr.

Die Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten, deren erste Lieferung wir hier dem Publicum vorlegen, bildet die erste Abtheilung der **Ikonographischen Encyklopädie,** die Herr Dr. Behrend unter Mitwirkung der Herren Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. *v. Ammon* in Dresden, Prof. Dr. *Dieffenbach*, Leibarzt Dr. *Grossheim*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Kluge*, Geh.-Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin in meinem Verlage herauszugeben beabsichtigt. Ausführlicher hat sich derselbe über das bedeutende Unternehmen auf dem Umschlage der ersten Lieferung ausgesprochen, worauf ich hier verweise.

Diese Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten wird aus sechs Lieferungen bestehen und 30 colorirte Tafeln mit ungefähr 35 Bogen Text enthalten. Jeden Monat erscheint eine Lieferung. Haupttitel und Inhaltsverzeichniß folgen mit der letzten Lieferung, wo dann das Werk auch erst eingebunden werden kann. Jede Lieferung kostet 2 Thlr., die ganze Abtheilung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten also 12 Thlr., und man macht sich immer nur zu einer solchen Abtheilung verbindlich.

Die nächsten Abtheilungen werden die **Knochenbrüche und Verrenkungen** (nicht colorirt) und die **Syphilis** (colorirt) enthalten, und im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Leipzig, im Februar 1839. **F.A. Brockhaus.**

Urquhart, Geiſt des Orients.

In der Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Der Geiſt des Orients,

erläutert in einem Tagebuche
über

Reiſen durch Rumili,

während einer ereignißreichen Zeit.

Von

D. Urquhart, Esq.

Aus dem Engliſchen überſetzt
von **J. Georg Buck.**

Erſter Band.

gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Jeder Reiſende, der dem Publicum ein Werk vorlegt, ſetzt voraus, daß er neue Thatſachen oder Ideen mitzutheilen, oder irrige Angaben oder Meinungen in den Werken ſeiner Vorgänger zu berichtigen habe. Iſt das richtig in Beziehung auf uns nahe liegende Länder, mit deren Sprache, Einrichtungen und Gebräuchen wir völlig vertraut ſind, ſo muß es noch viel anwendbarer auf ferne Länder ſeyn, deren Sitten und Einrichtungen den unſrigen unähnlich, mit deren Sprache wir nun einmal nicht bekannt ſind, von deren Litteratur wir nichts wiſſen, mit deren Geſellſchaft wir nie zuſammengekommen, zwiſchen deren Bewohnern und unſern Landsleuten ſelten oder nie Freundſchaft beſteht. Wer zufällig in ſolch einem Lande reiſet, muß, da es ihm unmöglich iſt, genau zu beobachten, eine Menge oberflächlicher Eindrücke in ſich aufnehmen, die er dann bei ſeiner Heimkehr eben ſo leicht und bunt verbreitet, wie er ſie empfangen. Nicht ſowohl in dem Glauben daher, daß Vieles zu berichtigen ſey in den Meinungen, die aus ſolchen Nachrichten in Bezug auf ſolche Länder entſtanden ſind, von denen dieſes Werk handelt, ſondern in der Ueberzeugung, daß man gar nichts davon weiß, übergibt der Verfaſſer dieſe Blätter, als die Frucht eines zehnjährigen Aufenthaltes, den er unabläſſig anwendete, den Geiſt der Volksſitten zu ſtudiren und die nöthige Belehrung zu erlangen, um über die in denſelben beſchriebenen Länder zu urtheilen.

Stuttgart und Tübingen, März 1839.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten iſt erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Lehrbuch

der

ſpeciellen Technologie,

vornehmlich zum Gebrauch
auf Univerſitäten und in andern Lehranſtalten.

Nach dem jetzigen Zuſtande
der Naturwiſſenſchaften und den neueſten Erfindungen und Entdeckungen.

Bearbeitet von

Joh. Heinrich Moriz v. Poppe,

Doctor der Philoſophie und Staatswirthſchaft, Profeſſor der Technologie auf der Univerſität Tübingen, Ritter ꝛc. ꝛc.

Zweite, ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage.
Mit 6 Steindrucktafeln.

gr. 8. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Die erſte Auflage dieſes Lehrbuchs der ſpeciellen Technologie hatte bald nach ihrem Erſcheinen das Glück, nicht blos auf vielen Univerſitäten (in einer italieniſchen Ueberſetzung auch in Padua), ſondern auch in andern Lehranſtalten als Compendium mit Nutzen gebraucht zu werden. Seit dem Erſcheinen der erſten Auflage ſind aber faſt alle techniſchen Gewerbe mit gar vielen wichtigen neueren Erfindungen und Entdeckungen bereichert, und überhaupt ſind ſie ſehr vervollkommnet worden. Dieſes Neue und Beſſere findet man nun in der zweiten Auflage, welche zugleich mit ganz neuen Abſchnitten und zu genauerer Erläuterung der abgehandelten Gegenſtände, mit vielen Abbildungen auf 6 Steindrucktafeln verſehen iſt. Die Unterzeichnete darf wohl hoffen, daß aus dieſen Gründen, ſo wie wegen des immer mehr wachſenden Intereſſe's, das die Welt heutiges Tages an der Technologie nimmt, und wegen der vielen neu errichteten Gewerbsſchulen und anderer technologiſcher Lehranſtalten, die zweite Auflage eine noch weitere Ausbreitung finden werde, als die erſte.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Lieder eines Buchdruckers, von demſelben gedichtet, geſetzt und gedruckt.

In der Unterzeichneten iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder

von

Niclas Müller.

Eingeleitet von

Profeſſor Guſtav Schwab.

8. broch. Velinpapier 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

Das Publicum erhält hier die Lieder eines jungen Dichters, der, von der Natur ausgeſtattet und erzogen, ihr auch die Kunſt verdankt, die ſich in ſeinen ſeelenvollen und eigenthümlichen Poeſien überraſchend offenbart. Er hat erſt mit dem zehnten Jahr eine Dorfſchule beſucht und mit dem vierzehnten ſie verlaſſen, um ein Gewerbe zu erlernen und zu treiben. Nie hat er Latein, noch durch Unterricht ſonſt etwas über das Gewöhnlichſte hinaus gelernt. Der Frömmigkeit ſtrenger Eltern, dem eigenen Gemüthe, ſparſamer Bekanntſchaft mit guten Büchern und dem deutſchen Wanderleben verdankt er ſeine ganze Bildung, deren Früchte er in dieſer Liederſammlung veröffentlicht. Sie iſt ſein dreifaches Eigenthum, das Product ſeiner Kunſt und ſeines Gewerbes: er hat dieſe Lieder gedichtet, geſetzt und gedruckt. Unſere Officin hat ſich beeifert, dieſen Gedichten eine beſonders ſchöne Ausſtattung zu geben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Nr. 150.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

30 Mai 1839.

Briefe über Sibirien.

(Von Paul Schüz.)

Zweiter Brief.

In den Gouvernementsſtädten wohnen die geiſtlichen und bürgerlichen Behörden; die geiſtlichen in Tobolsk, Tomsk und Irkutsk, die bürgerlichen nur in der erſten und letzten. Das Syſtem der geiſtlichen Regierung unterſcheidet ſich von dem in Rußland gar nicht, außer daß unter der ſibiriſchen Geiſtlichkeit ſich auch Miſſionäre für die Ungläubigen finden. Die bürgerliche Verwaltung unterſcheidet ſich aber von der in Rußland in ihrer innern Organiſation.

In den Gouvernementsſtädten gibt es Klöſter mit Seminarien und andern Unterrichtsanſtalten; die, welche in den erſtern ihren Curs vollendet haben, erhalten je nach ihrer Fähigkeit kirchliche Aemter, einige aber gehen, um Medicin zu ſtudiren, auf die Univerſität Kaſan. Außerdem gibt es Gymnaſien und andere Unterrichtsanſtalten. Die ſteinernen Kirchen ſind gut gebaut, und im Innern reich verziert, Privathäuſer ſind ſelten von Stein, meiſt von Holz, aber gut gebaut, die Straßen ungepflaſtert, doch die Trottoirs von Holz. Die Lebensweiſe der Beamten, auch der niedern, die in Sibirien geboren ſind, gleicht im Allgemeinen der im europäiſchen Rußland; die reicheren Damen laſſen ſich die Moden aus den Hauptſtädten kommen, die anderen richten ſich in ihrer Kleidung nach eigenem Geſchmack und Herkommen.

An Sonntagen und großen Feſten fahren die Vornehmen in der Stadt ſpazieren; im Sommer ergeht man ſich in den öffentlichen Gärten, macht, mit dem Theekeſſel verſehen, einen Ausflug vor die Stadt, oder beſucht die Saimka's,*) welche ſich in geringer Entfernung von der Stadt befinden. Dieſe Saimka's dienen als Beluſtigungsorte oder als Pachtgüter, wo Landbau und Bienenzucht getrieben wird. Die erſtern finden ſich nur bei den Gouvernementsſtädten, die andern vorzugsweiſe bei den Kreisſtädten und Dörfern.

Die Kaufleute ſind die reichſte und unternehmendſte Claſſe in Sibirien: einige derſelben treiben Handel mit Kiachta, ſchließen Lieferungscontracte mit der Regierung, beziehen die Jahrmärkte von Irbit und Niſchegorod, ſtehen im Verkehr mit den Hauptſtädten, und verſehen die Einwohner mit allen Bedürfniſſen des Lebens und des Luxus; viele ſuchen auch nach Gold. Ihre Lebensweiſe unterſcheidet ſich wenig von der der alten ruſſiſchen Kaufmannsfamilien in Rußland. Die Kleinbürger (mieschtschan) treiben Handel, aber in weit geringerem Maaßſtab, und ahmen in ihrer Lebensweiſe die Kaufleute nach. Die Zünftigen (ziechowie), meiſt aus Rußland übergeſiedelten Leute, bilden die Handwerker, ſind aber in ſehr geringer Zahl vorhanden, was häufig Nachtheile und Beſchwerden veranlaßt. Dieſe hier aufgezählten Claſſen: Beamte (geiſtliche und weltliche), Kaufleute, Kleinbürger und Zünftige bilden die ziemlich ſtreng geſchiedenen Theile der Städtebevölkerung.

Die Kreisſtädte Sibiriens zeigen einen ſcharfen Unterſchied von den Gouvernementsſtädten; hier zeigt ſich das beſondere Leben und Treiben, hier, wie auf den Dörfern, erſcheint Sibirien in ſeinen urſprünglichen, ihm eigenthümlichen Formen. Die Kirchen, theils von Stein, theils von Holz, ſind von einfacher Bauart, die Häuſer, mit Ausnahme der Regierungsgebäude, ſammtlich von Holz. Die innere Einrichtung bei Beamten und Kaufleuten iſt folgende: das Haus hat gewöhnlich zwei Etagen, die unterſte iſt für die Hauswirthſchaft beſtimmt, und hat in der Decke eine Oeffnung, durch die man auf einer Treppe in die obere Etage gelangt, wo Zimmer für die Aufnahme der Familie und den Empfang von Gäſten ſich finden. Während man das Eſſen bereitet, bleibt ſie offen, nachher wird ſie geſchloſſen. In der untern Etage wird Thee getrunken und geſpeiſt.

Einige Häuſer haben nur Eine Etage, aber dann eine abgeſonderte Küche. Die Zimmer erhalten keine Stuccatur, ſon-

*) Saimka heißt eigentlich bloß Beſitzergreifung, und bezeichnet die Art, wie man ſich Landhäuſer anlegte; man nahm nach Gefallen von dem in Ueberfluß vorhandenen Boden Beſitz. Die ſibiriſche Sprache iſt ein eigenthümliches Gemiſch vom Klein- und Großruſſiſchem, und ſcheint ſich ſtark als ein eigenthümlicher Dialekt geſtalten zu wollen. Es ſind in dieſen Briefen, aus denen wir hier Auszüge mittheilen, eine Menge ſibiriſcher Ausdrücke mitgetheilt, die wir überſetzungen müſſen, da ſie für den des Ruſſiſchen Unkundigen das Prägnante und Eigenthümliche natürlich verlieren.

dern werden zuerst mit einer Mischung von Thon, Sand, Kuhmist und geschnittenen Pferdshaaren bedeckt, und dann mit Kalk geweißt. Die Böden sind rein, weiß und werden mit grobem Sand aufgewaschen; gewöhnlich werden sie mit Halbziegeln bedeckt. Die Meubles sind ganz einfach von Holz und werden mit rother oder blauer Farbe angestrichen. Im Gastzimmer sind Spiegel, Tische, Sophas und Lehnsessel, oder andere Stühle mit Kissen, die mit Ziz überzogen sind. Die Männer gehen einfach, aber reinlich gekleidet, Kleider und Strümpfe werden von Handwerkern oder auch von den Hausleuten *) gefertigt. Die Frauen verfertigen sich ihre Kleider meist selbst.

Die Reisen auf die Jahrmärkte machen im Leben eines Sibiriers immer eine Epoche. Wagen, Geschirr, Kutsche, Alles ist höchst einfach und ungeziert; selten findet man Droschken mit Federn. Die gewöhnlichen Märkte sind nur an Festtagen, wo dann von den benachbarten Dörfern Lebensmittel herein gebracht werden; diese sind in Sibirien ungemein wohlfeil. Ein Pud (40 Pfd.) Roggenmehl kostet 20 bis 40 Kopeken,**) Weizenmehl 50 Kopeken bis 1 Rubel, ein Pud Rindfleisch 1½ bis 2 Rubel, ein Kalb 3 bis 5 Rubel, eine Klafter (Saßen zu 7 Fuß) Birkenholz 1½ bis 2 Rubel. Kaufleute gibt es wenige in den Kreisstädten, meist sind es Kleinbürger, die sich mit Krämerei abgeben. Schmiede und Zimmerleute sind die einzigen Handwerker in den Kreisstadten, und das Leben dieser Leute unterscheidet sich wenig von dem der Bauern.

(Schluß folgt.)

Australien.

3. Allgemeine Colonisirung.

(Schluß.)

England hat deutlich zu erkennen gegeben, daß es in der australischen Welt keinen Nebenbuhler gegen sich aufkommen lassen will; die seit zehn Jahren mit Riesenschritten fortschreitende Colonisation sichert ihm ungeheure Vortheile, einen sichern Absatz von Manufacturwaaren und sichere Zufuhr von Rohproducten, namentlich Wolle. Von dieser letztern wurden im Jahre 1820 nur 100,000 Pf. nach England ausgeführt, im Jahre 1835 über 4 Millionen, was in fünfzehn Jahren eine Vermehrung um das Vierzigfache ist. Schreitet sie in den nächsten fünfzehn Jahren auch nur halb so stark fort, so kann England sämmtliche Einfuhr aus Deutschland und dem übrigen europäischen Continent entbehren. Die Ausfuhr von Producten der Viehzucht ist in den Jahren 1825 bis 1833 von 80,000 auf 400,000 Pfd. Sterl. gestiegen, die von Producten der Fischereien hob sich in demselben Zeitraum um mehr als das Doppelte, und durch diese australischen Colonien muß England allmählich fast den ganzen Wallfischfang in der Südsee an sich ziehen. So stellt sich England auf lange Zeit hinaus immer unabhängiger von andern Staaten, welche die Gesetze der Reciprocität gegen dasselbe geltend machen könnten. Zugleich findet England für seine stets unsichere Herrschaft in Indien eine Stütze in Australien. Zwischen Calcutta und Sydney ist eine Dampfschiffahrtsverbindung entweder schon eingerichtet, oder wird bald in Gang kommen; mit Mauritius, mit dem Cap wächst die Verbindung mit jedem Tage, mit Neuseeland steigt ohnehin der Verkehr, und wird noch rascher steigen, wenn vollends die beabsichtigte Colonisation dieses Landes ins Werk gesetzt seyn wird, kurz England streckt von dort aus im ganzen australischen Ocean seine Polypenarme aus, und klammert sich so fest, daß nur eine äußere zwingende Gewalt es loszureißen vermöchte. Eine solche hat aber England vorerst nicht zu fürchten. Desto interessanter wird es seyn, die Geschichte der einzelnen Colonien mit möglichster Genauigkeit zu verfolgen, um die Richtung und Bedeutung derselben kennen zu lernen und fest zu halten, um so mehr, als Australien, was die Producte betrifft, erst im Anfange seiner Ertragsfähigkeit ist, nicht bloß in quantitativer Hinsicht wegen der im Vergleich zur Ausdehnung des Landes noch geringen Fortschritte der Colonisation, sondern hinsichtlich der Art der Erzeugnisse.

Australien erstreckt sich von der Südspitze von Vandiemensland an gerechnet vom 46° bis 10° s. Br., liegt also mit der größern Hälfte in der wärmern gemäßigten Zone, mit der kleinern innerhalb der Wendekreise. Bis jetzt ist es nur von Menschen aus dem kältern Theil der gemäßigten Zone colonisirt worden, welche noch nicht dazu kamen, die Früchte der wärmern gemäßigten Sonne in gehörigem Umfang anzubauen. Tabak hat man schon seit einiger Zeit zu bauen angefangen, am Hastings-Fluß (31° 15′ s. Br.), und dann der Moreton-Bai (27° 25′ s. Br.) hat man gelungene Versuche mit Baumwolle und Zucker gemacht. Glückt die Niederlassung im Port Essington, so will man, da europäische Constitutionen das dortige Klima nicht ertragen würden, chinesische Auswanderer hinziehen, um Baumwolle und Südfrüchte zu pflanzen. Dieß sind nur die Anfänge einer viel weiter gehenden Colonisation, die noch im Schooße der Zeiten ruht, aber bei der außerordentlich günstigen Lage Australiens gewiß von den unermeßlichsten Folgen seyn muß.

Von dieser glänzenden Aussicht bilden nur zwei Dinge einen Abzug: der moralische Zustand der Bevölkerung von Neusüdwales und die tropische Lage des nördlichen Theils von Australien. Noch läßt sich durchaus nicht absehen, was aus der Bevölkerung von Neusüdwales werden wird, die aus zu entsetzlichen Elementen besteht, als daß zu hoffen wäre, sie würden sich ohne bedeutende Erschütterungen in wirkliche, tüchtige, brauchbare Colonisten umwandeln. Verbrecher und Emancipirte bilden, man kann wohl sagen, neun Zehntheile der Bevölkerung von Neusüdwales; sie wirken verderblich auf die armen Einwanderer, und sind einer Verbesserung durch die wohlhabenden Einwanderer unzugänglich. Die Engländer selbst wa-

*) In Sibirien gibt es keine Gutsherren noch Leibeigene; die sogenannten Hausleute (dworowie ljudi) sind entweder kalmückische Diener oder Kirgisen, welche als Kinder zur Erziehung hereingenommen werden. Nach vollendetem zehnten Jahr entläßt sie der Herr und empfängt von dem Staate für die Erziehung eine bestimmte Summe. A. d. R.

**) Wie es scheint in Papier, wo dann eine Kopeke nicht mehr als ein französischer Centime ist. A. d. R.

gen sich nicht zu gestehen, was daraus werden soll. Meinicke bemerkte ohne Umschweife: „Eine unbefangene Betrachtung lehrt, daß es nicht wohl zu hoffen war, unsittliche und verdorbene Menschen, wie die Deportirten mit seltenen Ausnahmen sind, gleich dadurch zu bessern, daß man sie auf die Küsten Australiens aussetzte, daß vielmehr befürchtet werden mußte, die Laster, um derentwillen sie aus Amerika entfernt wurden, möchten sich in den Colonien auch unter der heranwachsenden Generation verbreiten. Daß dieß geschehen ist, muß leider zugestanden werden, die Immoralität ist sogar durch die Mißgriffe, die namentlich anfangs in der Leitung von Neusüdwales vorfielen, noch sehr befördert worden. Es geht aus den übereinstimmenden Zeugnissen der Colonisten so wie der Reisenden zu allen Zeiten hervor, daß in den Colonien eine Sittenlosigkeit und Verwilderung herrscht, wie sie in solchem Maaße schwerlich in einem Theile Europa's gefunden wird." Dieß ist das Resultat einer sehr gründlichen Forschung über die beiden Colonien Neusüdwales und Vandiemensland, welche beide fast unfehlbar auch Südaustralien und Australia Felix in ihren Bereich ziehen müssen. Dieser Stand der Dinge ist es, welcher dem menschenfreundlichen Mac Intosh zu der harten, aber wirklich nicht unrichtigen Aeußerung veranlaßte, Neusüdwales werde noch ein Räuberstaat werden.

Der zweite Punkt ist die Bevölkerung des tropischen Theils von Australien. So wahr es ist, daß sich nirgendshin der Bildungszustand der Europäer reiner und ungetrübter übertragen hat, als in die australischen Colonien, so ist doch die Ansicht, die auch Meinicke ausdrückt, daß Australien weit mehr als Nordamerika ein verjüngtes England zu werden verspreche, eine reine Chimare, die nordöstlichen Theile der Vereinigten Staaten sind ein möglichst treuer Abdruck Englands, die Sklavenstaaten sagen sich mehr und mehr von diesem Charakter los, und der Westen, das Mississippithal, diese Colonie des amerikanischen Ostens kehrte, so weit dieß unter Beibehaltung europäischer Kenntnisse möglich ist, in die natürliche Rohheit einer dünnen, über ein ungeheures Gebiet verbreiteten Bevölkerung zurück. Aehnliches muß auch in Australien, wenn nicht auf dem kleinen in sich abgeschlossenen Vandiemensland, doch auf dem Continent geschehen: die Ansiedler im Innern werden verwildern, um so sicherer, als es Hirten sind. Im Norden aber wird gar keine europäische Bevölkerung auf die Dauer festen Fuß fassen, oder wenn es doch geschehen sollte, so sehr und in noch höherem Grade sich ändern, als die spanischen Creolen von ihren Vätern abgewichen sind. Eine ganz friedliche Colonisation läßt ohnehin der trotzige Charakter und die Tapferkeit der Nordaustralier nicht zu, denn hier ist das Klima mit der Herkunft der Bewohner Australiens im Einklang, und diese haben deßhalb ihre eigenthümliche Kraft und Energie behalten, während, wie wir schon oben bemerkten, die Südaustralier sich schwächer zeigen, weil ihrer tropischen Herkunft das außertropische Klima nicht zusagt.

Es ist demnach gar nicht zu erwarten, daß Australien nur so ohne weiteres ein Neuengland werde. In Nordamerika zeigt auch nur noch die äußere Oberfläche eine Gleichheit der Institutionen, Sitten und Sprachen vom mexicanischen Golf bis zu den canadischen Seen, aber tief im Schooße der Bevölkerungen bilden sich die Keime der größten Verschiedenheiten aus, das Klima des mexicanischen Golfs ist nicht das der canadischen Seen, und das Klima Südaustraliens nicht minder von dem Nordaustraliens unterschieden. So wenig wie in dem einen, wird in dem andern Gebiet ein Volk von gleichen Sitten und gleicher Sprache sich festsetzen und erhalten.

Die europäische Boa (Pythus Neurorum).

Der durch seine Reisen im Kaukasus und am kaspischen Meere bekannte Professor Eichwald theilt in dem russischen Journal des Ministeriums für Volksaufklärung (Februar 1859) eine kurze Abhandlung über diesen Gegenstand mit, worin er es sehr wahrscheinlich macht, daß noch jetzt eine Art Boa in Bessarabien in den Wäldern und dem Buschwerk hause, und früher nicht nur bis nach Volhynien und Podolien hinein, sondern selbst nach den Angaben des Plinius in Italien gehaust habe, dort aber allmählich vertilgt worden sey, wie denn auch das Gebiet, wo sie noch jetzt hause, sich immer enger begränze. Zugleich führt er mehrere ältere Zeugnisse von polnischen Schriftstellern an, die von 10 Ellen (lokot) Länge und eine Viertelelle Dicke sprechen und Erzählungen beibringen, denen zufolge sie auch oft Menschen angriff. Sie soll auf dem Rücken dunkelrothe Flecken haben, Seiten und Bauch aber weiß seyn.

Chronik der Reisen.

Die arktische Landexpedition.

(Fortsetzung.)

Am 31 August bahnten wir uns einen Weg aus unserem Eishafen — das Grab der Hoffnungen eines Jahres — und da günstige Winde uns begleiteten, gingen wir durch Bathurst Inlet zwischen den Wilmot-Inseln, und traten am 3 September wieder glücklich in den Kupferminenfluß. Am folgenden Tage gelangten wir an den Bloody Fall, und dort verbargen wir unsere überflüssigen Lebensmittel. Die Bergfahrt auf dem Kupferminenfluß, die bisher für unmöglich galt bis zur Vereinigung des Kendalflusses, wurde am fünften Tage vollendet. Wir brachten unsere Boote in einen waldigen Vorsprung, wo sie im nächsten Frühjahre bequem wieder ausgebessert werden können, nahmen dann unsere Bündel auf den Rücken, gingen über die unfruchtbaren Gegenden hinweg und kehrten gestern in unsere Winterquartiere zurück.

Hier fanden wir zu unserer Freude Alles in guter Ordnung, die Gebäude noch bequemer hergerichtet und einige Lebensmittel gesammelt. Da wir viel zeitiger zurückkehrten als wir erwartet hatten, zur Zeit wo wir Point Turnagain verließen, konnten wir bei guter Zeit die Fischerei anfangen, und wenn auch unser Vorrath an Munition und andern Bedürfnisse für die Indianer sehr zusammengeschmolzen ist, so droht uns nicht mehr Mangel, als es mehrere Monate der Fall war nach unserer Ankunft hier im vorigen Jahre. Wir sind sehr glücklich, hinzufügen zu können, daß die Eingebornen weder von Hungersnoth noch Krankheit in dieser Jahreszeit heimgesucht worden sind, der einzige Todesfall, der zu unserer Kenntniß gekommen, ist der eines alten blinden Mannes.

Am 20 September.

Wir haben die Ehre den Empfang der Depesche des Gouverneurs Simpson vom 28 Februar, die uns diesen Nachmittag zukam, anzuzeigen. Wie sich die Sachen in diesem Jahre gestaltet haben, ist es sehr gut, daß man keine Gesellschaft ausgeschickt hat, uns am großen Fischfluß zu treffen. Nach der Kenntniß, die wir von der Küste gegen Osten besitzen, sind wir der Meinung, daß eine Zuflucht am Kupferminenfluß gefunden werden könnte, wenn es nicht länger tauglich wäre, den großen Fischfluß aufzufahren. Für das in uns gesetzte Vertrauen und die umfassende Vollmacht, die des Gouverneurs frühere Briefe und Circulare uns bewilligt haben, die Hülfsquellen aller Theile des Landes zu benutzen, fühlen wir uns tief verpflichtet. Dieser Macht haben wir bisher nur mit großer Mäßigung bedient, und wir freuen uns sagen zu dürfen, daß wir nicht in die Nothwendigkeit gebracht worden sind, sie weiter zu gebrauchen. Einer unserer Leute verläßt uns in Folge von ernster Krankheit, und ist durch einen Diener vom Mackenziefluß ersetzt worden. Dem Hrn. C. J. M'Pherson, der diesen Distrikt verwaltet, sind wir für seinen schätzbaren Beistand in vielen Fällen sehr verpflichtet; ebenso C. F. M'Leod von Athabasca. Von ihnen ist unserem Verlangen vom vorigen Winter nach neuem Vorrath von Pemmican,*) Hunden, Schlittenholz, Leder, Munition, Schießgewehren, Aexten und Tabak genügt worden. Einen Theil unserer Leute schicken wir jetzt nach dem großen Sklavensee; für ihre Fortschaffung hat der Hauptgeschäftsführer Roß in Norway House schnell und gütig gesorgt. Auf demselben Weg entlassen wir auch unsere Tschipewä-Jäger, da wir sie nicht länger mit Kleidung versehen können.

Seitdem wir Obiges geschrieben, mußten wir eines unserer beiden Seeboote vernichten. An seiner Statt werden wir ein inländisches Fahrzeug von etwas besserer Bauart, von Ritch in Fort Tschipewyan vor zwei Jahren verfertigt, nächsten Junius an den Kupferminenfluß auf der dieß Jahr befolgten Straße transportiren, und um es zu regieren, werden wir Jäger von den Hasen-Indianern unserer Gesellschaft zugesellen. Um aber nach Beendigung unseres Unternehmens aus diesem traurigen Aufenthalt unsere Mannschaft wegzuführen, werden wir wieder die Hülfe eines Bootes vom Mackenziefluß verlangen. Mit der größten Hochachtung haben wir die Ehre u. s. w.

Peter W. Dease, Thomas Simpson.

An den Gouverneur, Vicegouverneur und den Ausschuß
der achtbaren Hudsonsbaigesellschaft in London.

Erzählung der Fußreise gegen Osten.

Am 20 August, dem Tage, der für die Rückkehr früherer Expeditionen von diesen öden Küsten bestimmt war, verließ ich unsere immer noch hoffnungslos mit Eis umgebenen Boote, um eine Entdeckungsreise von zehn Tagen zu Fuß nach Osten zu unternehmen. Meine Begleiter waren fünf Diener und zwei Indianer. Wir trugen ein leinenes Canoe mit hölzernen Rahmen und fast dasselbe übrige Gepäck wie auf der Reise nach Point Barrow voriges Jahr, dem ein Zelt hinzugefügt war zum Nachtschutz für die ganze Gesellschaft auf der von Baumaterial fast ganz entblößten Küste. Die Last, mit der beim Ausgang ein jeder beladen war, wog fast einen halben Centner, und unsere Tagesmärsche betrugen im Durchschnitt 20 (engl.) geogr. Meilen. Ungefähr in der Mitte der ersten Tagereise passirten wir den entferntesten Punkt, zu dem Sir John Franklin und seine Officiere 1821 gekommen. Jenseits desselben bot die Küste ihre nordnordöstliche Biegung zu einem Nachtlagerplatz an, auf der Höhe eines niedrigen Vorgebirges gelegen, das ich Cap Franklin genannt habe. Von Westen nach Nordosten erstreckt sich ein neues Land oder dichte Kette von Inseln von großer Ausdehnung — an vielen Stellen hoch und mit Schnee bedeckt, wohl an 50 Meilen entlang, und führt zur Besorgniß, daß wir in einen tiefen Sund oder Meereseindrang gerathen seyen. Das feste Land wandte sich jetzt nach Ostnordost, und blieb in dieser Richtung fast die drei folgenden Tage hindurch. Es ist flach in seinem Umriß, und unser Weg führte abwechselnd über weichen Sand, scharfe Steine und sumpfigen Boden. In einer Entfernung von 1 bis 2 Meilen ist die Küste durch eine Kette niedriger, steiniger Berge begränzt, die zum Theil mit mattem Grün überzogen sind, und nach dem Meere zahllose Bäche und kleine Ströme senden. Keiner von den letztern reichte uns in dieser Jahreszeit höher als an die Lenden, obgleich das tiefe, zerrissene Bett vieler von ihnen zeigte, daß sie im Frühjahre mächtige Ströme seyn müssen. Zwei Stunden tiefer landeinwärts erhebt sich ein Berg (den ich Mount George genannt habe) zu einer Höhe von 600 Fuß, und bildet einen bemerkenswerthen Gegenstand für eine Tagereise auf jeder Seite. Das Eis lag längshin an der flachen Küste unbeweglich auf dem Grund, und dehnte sich in jeder Richtung aus, so weit das Auge reichen konnte. Das große nördliche Land breitete sich immer noch vor uns aus, und hielt uns in stetem Zweifel, ob wir nicht in einer ungeheuren Bucht befangen wären, den selbst das Anwachsen in der Fluth, die Menge von Seegras und Muscheln und die Entdeckung der Ueberreste eines großen Wallfisches und eines Polarbärs nicht ganz zerstreuen konnte. Diese Zweifel schienen fast Gewißheit zu werden, als wir uns am vierten Abend einem ansteigenden Vorgebirge näherten, und augenscheinlich rund um uns Land sahen. Mit Gefühlen bitterer Enttäuschung bestieg ich die Höhe, von deren Gipfel mir ein herrlicher, ganz unerwarteter Anblick ward.

(Schluß folgt.)

*) Gedörrtes und pulverisirtes Büffelfleisch, das mit Fett zusammengeknetet ist.

Flüsse und Quellen bei Jakutsk. Nach den Erzählungen alter Leute in Jakutsk versiegen dort im Winter alle Bäche, mit Ausnahme der wenigen, die durch Quellen genährt sind. In diesen dringt das Wasser unaufhörlich aus dem Boden und bildet ungeheure Eisberge, die selbst im heißesten Sommer nie ganz schmelzen. So ist an der Lena, 200 Werste von Jakutsk, ein Eisberg, dessen Entstehung sich kein Einwohner von Jakutsk erinnert. (Russisches Journal des Ministeriums für Volksaufklärung. Februar 1839.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 62** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Deutsche Literatur in Nordamerika. — Alexander Soutsos.** L. v. H.

Der Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 151.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

31 Mai 1839.

Sklaven in Lima.

(Aus Dr. Archibald Smith's: Peru as it is.)

Im 152ſten Artikel der Conſtitution der Republik, Peru wird erklärt, daß Niemand in der Republik als Sklave geboren wird, auch Keiner aus andern Gegenden dieſes Gebiet betritt, ohne ſogleich frei zu werden. Sollte ein Peruaner ſchuldig befunden werden, Sklaven als Handelsartikel in die Republik einzuführen, ſo erklärt die Conſtitution, daß er ſein Bürgerrecht verliert. Deſſen ungeachtet dauert der Sklavenhandel immer noch fort, obgleich er auf den Kauf und Verkauf ſolcher Sklaven beſchränkt iſt, die im Lande waren, ehe der Unabhängigkeitskrieg begann, oder der vor 1820 gebornen Kinder. An denjenigen Negern, welche in Peru von afrikaniſchen Eltern geboren wurden, kann man den Einfluß von Peru's Küſtenklima wahrnehmen, denn ſie haben eine hellere Farbe, und ſchönere, ausdrucksvollere und regelmäßigere Züge, als die kohlſchwarzen und zerfetzten Bozalo oder in Afrika gebornen Neger.

Die regelmäßige Disciplin der „Galpon" oder Sklavenhäuſer ſcheint nach dem Bericht der Eingebornen ſelbſt zu den Zeiten der Spanier für die Menſchlichkeit der Sklavenbeſitzer ſehr ehrenvoll geweſen zu ſeyn. Die Sklaven ſollen damals an dem Glück ihrer Herren Theil genommen haben; ſanft behandelt und in jedem Lebensgenuß reichlich bedacht, fühlten ſie ſich glücklich und vergaßen, daß ſie nicht frei waren.

Die patriotiſchen Geſetzgeber haben verfügt, daß es geſetzwidrig ſey für den Herrn, die Peitſche oder Geißel (azote) bei der Beſtrafung ſeines Sklaven anzuwenden. Die gewöhnliche Strafe in der Hauptſtadt iſt, den Verbrecher zur Beſſerung in eine Panaderia (Backhaus) zu ſchicken, wo ſeine Arbeit vermehrt oder vermindert wird, je nachdem er ſich daſelbſt beträgt. In ſehr alten Familien, die noch Vermögen genug erhalten haben, um eigenes Gefolg halten zu können, finden wir eine Menge Sklaven, deren Voreltern ſeit einer langen Reihe von Jahren in derſelben Familie gedient haben, und gegenſeitige Anhänglichkeit, genährt durch gegenſeitiges Intereſſe, findet zwiſchen beiden Theilen Platz. Es iſt nicht ungewöhnlich, daß ein Herr auf ſeinem Sterbebett einem treuen Sklaven die Freiheit gibt, um ihn für ſeine Treue zu belohnen, und ich bin oft Zeuge geweſen von den rührenden Beweiſen der Dankbarkeit, die wohlerzogene weiße Frauen gegen die Sklavinnen oder vielmehr ergebenen Freundinnen an den Tag legten, deren treue Dienſte ihnen die Tage der Krankheit und des Unglücks erleichterten. Andere Familien dagegen, die ſich nicht weniger reiner Abſtammung rühmen, ſind in einen ſolchen Zuſtand der Armuth verſunken, daß ſie ihre Sklaven vermiethen müſſen. In ſolchem Falle bezahlt ein ausgeliehener Sklave ſeinem Herren täglich einen Real, und Sklavinnen, die als Ammen gewöhnlich 15 Dollars monatlich erhalten, bezahlen ihren Herren vier Dollars, das Uebrige iſt ihr freies Eigenthum.

Die wenigen das Land bebauenden Sklaven, die noch im Lande ſind, haben, ſo viel ich erfahren, ein ſo kleines, leichtes Tagewerk (tarrea), daß ſie bald damit fertig ſind; was ſie außerdem thun, wird ihnen bezahlt wie einem freien Mann. Manche haben hiedurch bald die Mittel erhalten, ſich ganz frei zu machen, für die Mehrzahl der Sklavenbevölkerung aber hat dieß keinen großen Reiz, denn ſchon jetzt genießen ſie eine Art Unabhängigkeit, die an völlige Freiheit granzt. Oft, wenn man es am wenigſten erwartet, verlangt der Sklave, an einen andern Herrn verkauft zu werden, den er ſelbſt ſich wählt, und gern entledigt man ſich eines Knechts, der nicht gern dient. Iſt der Diener kein Sklave, ſondern ein Freier von ſklaviſcher Herkunft, ſo verlangt und nimmt er ſich jeden Tag ſeine Muße- und Vergnügungsſtunden, mag der Herr wollen oder nicht, und beantwortet alle Vorwürfe mit den Worten: „Quien quiere matarse con trabajar?" Wer möchte ſich zu Tode plagen?

Diejenigen aber, welche ſich auf die Arbeit eines Indianers (dem Namen nach frei, doch in der That ein Sklave, der für den bloßen Unterhalt und eine ſehr geringe Vergütung dient) verlaſſen, der in der Familie und zum perſönlichen Dienſt aufgezogen iſt, was häufig geſchieht, finden ſich gewöhnlich getäuſcht; denn wenn Gelegenheit kommt, läuft der Cerrano oder Bergbewohner, männlich oder weiblich, fort nach Guamanga oder Guamantanga oder einer andern Heimath im Gebirge. Das indianiſche Mädchen iſt nur brauchbar bis zum Alter von 12 bis 15 Jahren, wo ſie nach einem Gefährten ſich umſieht, mit

dem sie in die Gebirge fliehen kann, um das Glück einer rauchigen Hütte und eines Lagers von Lamafellen zu genießen; und sobald der kluge, schnellfassende indianische Knabe eine Arbeit oder Gewerb ein wenig begriffen, so drängt es ihn nach seiner Heimath, und die Gelegenheit fehlt ihm nicht, in seine Berge zu entkommen. Doch wenn der Indianer einmal sich an einen Herrn inniger anschließt, so ist auch seine Treue ohne Gränzen.

Mordthaten sind in letzter Zeit häufig geworden und bleiben gewöhnlich straflos; doch waren die Thäter meist Flüchtlinge aus den benachbarten Staaten. Die einheimischen Vagabunden suchen in der Regel nur Geld, und wenn man in ihre Hände fällt, kann man sich in der Regel mit wenigen Dublonen loskaufen. Diese Vagabunden sind meist entlaufene Sklaven.

Briefe über Sibirien.

(Schluß.)

Die Bürger in den kleinen Städten haben keine Journale, lesen auch keine Bücher: nur selten trifft man bei dem Branntweinpächter, einer Respectsperson in einem sibirischen Kreisstädtchen, die Nordische Biene oder die Moskauische Zeitung. Dagegen aber sind die Bürger fleißige Kirchgänger, beobachten streng die kirchlichen Verordnungen und zeichnen sich durch Gastfreiheit und Munterkeit aus. Die Frauen sind gute Hauswirthinnen, indeß lieben sie auch das Visitenmachen, und beobachten dabei streng die Etiquette. Wenn Jemand ein Fest geben will, so ruft er alsbald eine Köchin, die sich nur mit der Zubereitung der festlichen Speisen zu beschaftigen hat, und auch ohne alle Anweisung des Hausherrn die ganze Nacht damit beschäftigt ist. Am Morgen schickt man einen besonders gemietheten Mann herum, der die feierliche Einladung besorgt. Beim Eintritt ladet er den Hausherrn auf ein Glas Branntwein und die Familie auf den Abend. Nachdem man dem Gastgeber Morgens einen Besuch gemacht, sammeln sich die Gäste gegen 12 Uhr; zuletzt von allen kommt der Stadtvogt, und dann beginnt der Imbiß. In der Mitte des Zimmers steht ein langer Tisch, der mit verschiedenen Speisen, 10 bis 20 Schüsseln, besetzt ist: einige warme Speisen mit gesalzenen Gurken, Melonen und Morcheln; kalte Speisen, gesalzenes Fleisch, Compote aus Pflaumen, Weinbeeren u. dgl.; ferner eine Art Pudding aus Perigraupen mit einem Saft aus Beeren, endlich Gelees und zahllose Backwerke. In der Mitte steht eine große, wohl ausgebackene Pastete aus Lachs, Stör und Sterladen, das Lieblingsgericht der Sibirier. In der Ecke des Zimmers steht ein kleiner Tisch mit Caviar, gedörrtem Hausenrücken, Häringen, Butter, Käse, Branntwein, Liqueuren, manchmal auch Madera- oder Portwein. Der Hausherr ladet den Stadtvogt, dann die andern Gäste je nach dem Alter, was streng beobachtet wird, zum Branntweintrinken ein. Der Stadtvogt fängt zuerst mit der Pastete an, dann folgen die andern, und in kurzer Zeit ist der Imbiß zu Ende. Die Gäste setzen sich nicht an den Tisch, sondern jeder wählt seinen Platz nach Gefallen. Der Hauswirth fordert reichlich zum Essen so wie zum Trinken von Branntwein und Liqueuren auf. Nach dem Imbiß entfernen sich die Gäste und um 6 Uhr Abends versammeln sich die Frauen und setzen sich gleichfalls nach dem Alter. Die Farbe der Kleider und der Geschmack darin sind nicht sehr verführerisch. Wenn alle versammelt sind, gibt man zuerst Kaffee, dann Thee mit verschiedenem Backwerk; dann bewirthet man fortdauernd mit Eingemachtem und Früchten. Die jungen Mädchen walzen oder spielen Pfänder, wobei man den reinsten sibirischen Dialekt zu hören bekommt. Die ältern Damen spielen Karten. Es geht laut und munter zu. Gewöhnlich entfernt man sich um eilf, bei sehr reichlichen Bewirthungen aber viel später.

Das häusliche Leben der Bewohner der Kreisstädte bietet bei den wohlfeilen Lebensmitteln und der seltenen Geschicklichkeit der Frauen in der Wirthschaft alle Vortheile und Bequemlichkeiten dar. Die Frauen zeichnen sich aus durch Wirthschaftlichkeit und Reinlichkeit: Alles, was im häuslichen Leben nöthig ist, findet sich im Ueberfluß. Niemals wendet sich eine Hausfrau an ihren Nachbar um häuslicher Bedürfnisse willen. Dieß gilt für eine Schande. Die Bereitung wirthschaftlicher Gegenstände aber geschieht unter deren Beistand; die Hausfrau ladet, je nach der Arbeit, Männer oder Frauen ein, und ordnet dann für sie eine Abendunterhaltung an. Auf diese Weise geschieht das Einsammeln der Beeren und Morcheln, das Schneiden des Heues, das Holzschlagen, die Bereitung des Flachses, des Garns und dergleichen.

Jetzt komme ich an die Bauern, die alten Bewohner Sibiriens. Ihre Wohnplätze wählten sie sich an Flüssen mit reinem gesunden Wasser und guten Fischen, auf einem jungfräulichen Boden, der keiner Düngung bedurfte, bei Wäldern mit mannichfachen Beeren, Morcheln und Wild, in schöner Lage und gesundem Klima. Nähert man sich einem Dorf, so trifft man in einer Entfernung von 4 bis 5 Werften auf ein Gehege mit einem Thor. In der Ferne sieht man eine steinerne oder hölzerne Kirche, und gewöhnlich erstreckt sich eine große, breite Straße mit regelmäßig gebauten Häusern in der Länge durch das Dorf hin. Jedes Haus ist von einem Plankenzaun umgeben. Tritt man in den reinlichen Hof, so sieht man links die Vorrathshäuser, rechts das in zwei Hälften getheilte Wohnhaus mit Vortreppe und Wetterdach. Treppe und Vordach sind so rein, daß man sich fast fürchtet, darauf zu treten. Der Hausherr tritt dem Fremden im Oberrock und mit zufriedenem Gesicht entgegen, und führt ihn in das zum Empfang der Gäste bestimmte Zimmer. Tritt man hinein, so staunt man auch hier wieder über die Ordnung und Reinlichkeit. Die vordere Ecke ist mit Heiligenbildern verziert, in der andern Ecke sind Wandbretter angebracht, oder es steht ein Schrank mit Schnitzwerk oder mit rother Farbe angestrichen, da, der mit Tisch- und Theegeschirr besetzt ist; auf einem Brett in der Nähe des Schranks glänzt der reinliche Theekessel; unterhalb der Bretter stehen Kisten, auf der Seite des Zimmers ein Bett mit feinem Leinenzeug und Spitzen. Der Ofen ist stets geweißt. Der Hausherr ladet hochachtungsvoll zum Sitzen ein, worauf die Hausfrau mit fröhlicher Verneigung eintritt, und Salz und Brod anbietet. Sodann kommt das reichliche Mittags-

mahl, deſſen Krone die Fiſche ſind. Man darf indeß nicht glauben, als ſey ein ſolches Mittagsmahl ausdrücklich für den Gaſt bereitet, nein, ſie ſelbſt eſſen gut und viel. Eine Art Paſtetchen (pelmen), ein bei allen Ständen gewöhnliches Gericht, wird vorzugsweiſe gegeſſen. Sie machen ſolche in länglich runder Form aus Teig, füllen ſie mit Rindfleiſch, Fiſch, Morcheln, Kohl und Knoblauch, und laſſen ſie im Ofen backen; mancher verzehrt zwanzig bis hundert ſolcher Pelmen. Bleibt man bei einem ſolchen Bauern zwei, drei Tage, er wird nie Geld verlangen, und findet ſich beleidigt, wenn man es ihm anbietet, da er es für eine Ehre halt, Gäſte zu empfangen.

Eine zweite Abtheilung des Hauſes iſt für die Kuche und die Unterkunft der Familie beſtimmt. Auch hier herrſcht Ordnung und Reinlichkeit. Jedesmal, wenn die Hausfrau mit dem Kochen fertig iſt, wird der Ofen wieder geweißt und der Boden geſcheuert. Aus der Flur führt eine Thür in einen breiten Hof mit Wetterdach, wo in beſondern Abtheilungen die Pferde, das Hornvieh und das Geflügel ſtehen.

Die Männer ſind nachdenklich, ſehr ſchweigſam, beſcheiden, mitleidig, mäßig, gaſtfrei, ehrlich, und der Obrigkeit gehorſam. Unter ſich wiſſen ſie nichts von ſchriftlichen Verpflichtungen, ihr Wort iſt heilig. Die Weiber ſind beſcheiden, gute Mütter, folgſame Töchter und vortreffliche Hausfrauen. Wenn Jemand ſeinen Nachbar beſuchen will, ſo geht er an deſſen Fenſter, und ſagt: „Gott helfe Euch!“ Nach kurzer Unterredung kehrt er wieder zurück. Tritt er aber ins Zimmer, ſo betet er zuerſt, und wendet ſich dann an die Inwohner mit den Worten: „Gut geſchlafen?“ Entfernt er ſich, ſo ſpricht er: „Seyd glücklich!“ oder: „Seyd geſegnet!“ Die meiſten dieſer Bauern ſind ſogenannte Altgläubige.

Es iſt bei den Sibiriern ziemlich allgemeine Sitte, Lärchenharz zu kauen: man zerläßt es zu dieſem Ende in einem Gefäß bei mäßiger Hitze, und laßt es dann erkalten. Man nimmt ſolche Stücke in den Mund, und kaut daran den ganzen Tag mit wenigen Unterbrechungen. Die Beluſtigungen der Sibirier ſind mancherlei. Vom Bauern bis zum Beamten hat jeder ſein Pferd zum Fahren oder Reiten, meiſtens einen Paßgänger. Im Winter an Feſttagen ſammeln ſie ſich in ganzen Schaaren mit ihren ſchön aufgeſchmückten und an kleine Schlitten geſpannten Paßgängern. Nun werden Wettrennen angeſtellt, entweder mit den Schlitten oder reitend. Die Wetten belaufen ſich manchmal bis auf 1000 Rubel; doch finden ſolche theure Scherze natürlich nur in den Städten ſtatt.

Die Männer ſind gute Schützen, und viele haben Kugel- oder Schrotbüchſen. Die Mädchen tanzen und verſammeln ſich häufig Abends. Eine Geige, eine Balalaika und eine Trommel findet ſich faſt in jedem Dorfe. Die Sibirier werden meiſt alt: vergnügt bei ihren reichen Weiden, ihren zahlreichen, oft 500 bis 800 Stücke betragenden Pferdeheerden, und ihrer bedeutenden Bienenzucht, führen ſie ein zufriedenes und glückliches Leben, und erreichen ſo meiſt ein hohes Alter.

Künſtliche Granitſtraße.

Die Times vom 13 Mai theilt hierüber Nachſtehendes mit: Vor einigen Tagen ſah man eine Anzahl Arbeiter beſchäftigt, an einer Strecke des Birdcage-Walk einen neuen Fußpfad anzulegen. Das Material dazu iſt eine neue Erfindung, führt den Namen „künſtlicher Granit,“ und ſoll aus mineraliſchen, vegetabiliſchen und animaliſchen Subſtanzen zuſammengeſetzt ſeyn. Das Verfahren iſt ähnlich wie bei dem Aſphalt, indem die Compoſition ſiedend heiß auf den trocknen Steinſchutt hingegoſſen wird, mit welchem ſie ſich vermiſcht. In wenigen Minuten iſt die Compoſition ganz kalt, und hart, wie der härteſte Stein. Der bereits vollendete Theil des Weges gleicht einem ſchön polirten, ſchwarzen Marmorblock, ſoll für die Feuchtigkeit undurchdringlich ſeyn, und von der Sonne nicht angegriffen werden, wie der Aſphalt; ſeine Dauerbarkeit iſt ſogar größer als die des Marmors, was ſich daraus ergibt, daß ein rauhes Stück Marmor oder Granit an einem Block von dieſer Compoſition glatt gerieben werden kann, ohne daß dieſe ſichtlich darunter leidet. Die Härte kann man aus nachſtehender Probe beurtheilen: ein etwa 5 Fuß langer, 5 Fuß breiter und 2 Zoll dicker Block wurde mehrere Minuten lang mit ſchweren Hämmern geſchlagen und zerbrach nicht, während Marmor, Granit und andere Steine lange in Stücke geſprungen wären.

Chronik der Reiſen.

Die arktiſche Landexpedition.

(Schluß.)

Der Ocean, wie durch Zauberei verwandelt, rollte ſeine freien Wogen unter mir und weiter als gegen Oſten das Geſicht trug, Inſeln von verſchiedener Geſtalt und Größe waren über ſeine Oberfläche ausgeſtreut, und das nördliche Land endigte in einem kühnen hohen Vorgebirge, wenigſtens 40 Meilen von da gegen Nordoſten, während die Küſte des Feſtlandes ſich nach Südoſten wendete. Ich ſtand in der That auf einem merkwürdigen Vorland am öſtlichen Eingang einer mit Eis geſchloſſenen Meerenge. Das ausgedehnte nördliche Land nannte ich Victorialand, ſeine äußerſte öſtliche Spitze Cap Pelly, das Vorgebirge, auf dem wir lagerten, Cap Alexander. Das Steigen und Fallen der Fluth betrug hier ungefähr drei Fuß, das größte Maaß, das wir in den arktiſchen Meeren beobachtet haben. Die Küſte ändert hier ihren Charakter, das Waſſer wird tief, die Annäherung leicht, und ich zweifle nicht, daß die Inſeln ſichere Häfen für die Schifffahrt enthalten.

Am andern Morgen gingen wir in einer Entfernung von 8 oder 9 Meilen über ein anderes hohes Vorgebirge aus Baſaltfelſen unter 68° 52′ 18″ 5 N. B. Die Abweichung des Compaſſes war 61° O. Das Reiſen war jetzt mehr und mehr beſchwerlich geworden, denn unſer Weg führte einige Meilen über runde lockere Steine, und dann durch naſſe Mooſtrecken mit großen Kieſelſteinen beſäet und mit Zwergweiden verwachſen. An unſerer gewöhnlichen Lagerungszeit kamen wir an eine breite Bucht mit Inſeln beſetzt, die ſich fünf Meilen nach Südſüdweſt hinzog und dann ſich plötzlich in einen Strich abgerundeter Granitberge verlor, die nach Oſtſüdoſt in einer Entfernung von 30 Meilen ſich hinzogen. Um nur den Theil der Bucht, der vor uns lag, zu umgehen, würde es drei Tage bedurft haben; doch die Zeit unſerer Reiſe war ſchon vergangen, und zwei oder drei meiner Leute waren bedeutend lahm wegen der Ermattung von ihrer Ladung, der Ungleichheit des Bodens und dem

fortdauernden Versinken in eiskaltem Wasser. Doch nährte ich die Hoffnung, daß, wenn wir eilig zurückgingen, wir, nach meiner Verabredung mit Hrn. Dease, ihn mit einem der Boote treffen könnten, und in diesem Fall, mit einer offenen See vor uns, hätten wir unsere Entdeckungen vor Anfang des Winters noch bedeutend ausdehnen können. Hier muß ich bemerken, daß wir in den fünf Tagen unserer Entdeckungsreise besonders glücklich waren; das Wetter war so mild und heiter, daß ich täglich astronomische Beobachtungen machen konnte, während vor unserer Abreise von den Booten und während unserer Rückkehr zu ihnen wir fortdauernd Stürme mit Frost, Schnee, Regen und Nebel hatten. Dicht bei unserem letzten Lagerplatze sahen wir die Plätze von drei Eskimo-Zelten vom vorhergehenden Jahre mit einer kleinen steinernen Oeffe an der Seite. Wir kamen an den Ruinen eines größern Lagers und mehrern menschlichen Gerippen am Cap Franklin vorüber, doch nirgends auf unserer ganzen Reise fanden wir neuere Spuren dieses kleinen zerstreuten Volkes.

Der Morgen des 25 Augusts war der Bestimmung unseres Standpunktes und der Errichtung eines Steinhaufens auf dem höchsten Theil des Vorlandes gewidmet. Darauf nahm ich mit den gewöhnlichen Gebräuchen im Namen der ehrenwerthen Gesellschaft und für die Königin von Großbritannien Besitz vom Lande. In den Steinhaufen legte ich einen kurzen Abriß unserer Reise zum Unterricht für jeden, der ihn finden möchte, nieder. Seine Lage ist unter 68° 43′ 30″ N. B. und 108° 8′ W. L. Die magnetische Abweichung 60° 38′ 25″ O. Die Magnetnadel wurde träge und ungewiß, als wir östlich weiter gingen, und mußte häufig geschüttelt werden, ehe sie sich in Bewegung setzte. Zwei Meilen südlich von unserem Lagerplatz ergießt sich ein reißender Fluß von ziemlicher Größe in die Bucht, dessen Ufer mehr zerrissen schienen, und häufigere Einschnitte hatten als die, welchen wir entlang gereist waren. Unabhängig vom Victorialand und einem Archipelagus von Inseln, habe ich auch das Glück gehabt, volle 100 Meilen an der Küste hinzustreifen, und da wir noch 50 Meilen weiter sahen, so machen die Entdeckungen auf dem Festlande, nach Abzug von der schon erwähnten halben Tagreise von Franklin, gegen 120 Meilen aus. Das ist an sich schon wichtig, doch ich schätze es besonders, weil ich ein offenes Meer gegen Osten entdeckt habe, und es einen neuen Weg längs den südlichen Küsten von Victorialand darbietet, durch den man die offene See erreichen kann, während das Vorland (wie es in dieser Jahreszeit der Fall war) noch umgeben ist von einer undurchdringlichen Eisschranke. Ob die offene See gegen Osten zu Ross's Säule (Pillar) oder zur Mündung von Backs großem Fischflusse führt, ist schwer zu vermuthen, obgleich die Wendung des entferntesten noch sichtbaren Landes eher den letztern Schluß zu begünstigen scheint.

Denselben Abend auf unserem Rückwege fanden wir das Eis am Trap Cape in reißendem Treiben gegen Osten. Je weiter wir kamen, desto mehr blieben die Küsten unzugänglich, doch war das offene Wasser jetzt überall aus der Entfernung sichtbar. Mehrere Heerden Rennthiere zogen längs der Berge nach Süden; zwei, die wir schossen, waren weit fetter als die in Bathurst Inlet und am Kupferminenfluß. Auch einige Bisamthiere sahen wir, und zahlreiche Heerden weißer Gänse (Anser hyperboreus), gewöhnlich durch große graue Gänse (A. canadensis) angeführt, waren auf den Marschländern versammelt und wendeten ihren Flug nach mildern Gegenden. In der Dämmerung am 29 August, unserem zehnten Tag, erreichten wir wieder die Boote, und fanden sie noch immer vom Eise festgehalten, welches die nördlichen und westlichen Windstöße von fern und nah gegen Point Turnagain aufgeführt zu haben schienen.

Thomas Simpson.

Miscellen.

Ueber chirurgische Operationen, die von Indianern in Canada vorgenommen worden sind, finden sich in den interessanten Reisebemerkungen der Mrs. Jameson folgende Angaben: „Als wir an einer kleinen schattigen Insel (auf dem Huronsee) vorbeiruderten, erzählte der Schiffer eine merkwürdige, die Lebensweise und den Charakter der Indianer erläuternde Thatsache. Ein junger Tschippewähjäger, welchen er kannte, schoß an diesem Ort Eichhörnchen, als durch Zufall eine große, abgestorbene Tanne auf ihn fiel, ihn niederschlug und sein Bein an zwei Stellen zerbrach. Er konnte nicht aufstehen, und konnte auch nicht den Baum, welcher quer über dem zerbrochenen Beine lag, wegbewegen. Er befand sich auf einer kleinen, unbewohnten Insel, ohne die geringste Wahrscheinlichkeit einer herbeikommenden Hülfe, und daselbst zu liegen und in Schmerzen zu verschmachten, schien das einzige ihn erwartende Loos. Er aber, mit der den ächten Indianern eigenen Seelenstärke und Schnelligkeit im Auskunftfinden, nahm in dieser Noth sein Messer heraus, schnitt sein eigenes Bein ab, band es fest, schleppte sich längs des Bodens bis zu seinem Jagd-Canoe und ruderte sich nach Hause zu seiner Hütte auf einer entfernten Insel, wo die vollständige Heilung seiner Wunde erfolgte. Der Mann lebt noch. — Vielleicht mag Ihnen die Geschichte unglaublich vorkommen: ich glaube sie fest; damals und seit der Zeit hörte ich andere Beispiele von indianischer Seelenstärke, von ihrem Muth und Geschicklichkeit, einige der kühnsten und gefährlichsten chirurgischen Operationen vorzunehmen, welche ich mich in der That nicht entschließen kann, niederzuschreiben. Sie würden sie glauben, wenn ich beschwören könnte, daß ich sie mit „meinen eigenen zwei gesunden Augen gesehen hätte," aber sonst nicht. Aber ich will einige von den am wenigsten wunderbaren dieser Geschichten erwähnen: die Geschichte, wo ein Jäger in Folge eines durch Bersten seiner Büchse zerschmetterten Armes, den man nicht zu amputiren wagte, sondern nur mit Kräutern u. s. w. verbunden hatte, selbst die Amputation seines Armes vorgenommen hat, und die Geschichte, wo ein Tschippewäh an seiner Frau den Kaiserschnitt gemacht, Kind und Mutter gerettet, und in seinem Schlitten nach seinem Dorf am Sault brachte, wo Hr. Schoolkraft oft Mann und Frau gesehen hat.

Ueber den Caguang (eine Art Galeopithecus) theilte Hr. Cuming aus Java auf der Insel Bohol (Philippinen) der Londoner zoologischen Gesellschaft brieflich folgende Nachricht mit: Der Caguang ist ein harmloses Thier, welches in schattigen Wäldern auf hohen Bäumen sich aufhält, und sich von den Blättern des Nanka und der Jackfrucht nährt. Es hängt sich mit allen Vieren an die höchsten Aeste, und nimmt sich dort, da es alle vier Füße einander nähert, wie ein Klumpen aus. Es fliegt mit Mühe 100 Schritte weit schräg niederwärts, klettert aber mittelst seiner starken Klauen behend auf die Bäume, und seine schwache Stimme gleicht der der Gänse, wenn diese ruhen. Beim Misten schlägt es den Schwanz und die Flughaut über den Rücken bis an den Hals hinauf, was ihm ein sonderbares Ansehen gibt. Wenn das Weibchen trächtig ist, läßt es sich sehr leicht fangen. Ihre Jungen scheinen sie sehr zu lieben; sie hängen beständig an der Brust der Alten. In neuerer Zeit hat man ihnen wegen der Felle sehr nachgestellt, die auf Manilla stark begehrt sind. Ihr Vaterland sind die Inseln Bohol und Mindanao (Magbindanao?). (Annals Nat. Hist. March 1859.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Mai.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Zwölfter Jahrgang.

1839.

Junius.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1839.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nro erscheinen, 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Forstbibliothek

für Forstmänner, Landwirthe, Guts- und Waldbesitzer.

In der Unterzeichneten sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Hartig, G. L.,

Lehrbuch für Förster und die es werden wollen.

3 Bände, mit 1 Kupferstich, 7te vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Inhalt: 1) Welcher die Vorbereitungs- und Hülfswissenschaften enthält. 2) Welcher von der Holzzucht und dem Forstschutze handelt. Nebst 1 illum. Kupferstich u. 7 Tabellen. 3) Welcher von der Forst-Taxation u. Forst-Benutzung handelt. Mit 3 Tabellen.

Von demselben Verfasser:

Anleitung zur Forst- und Waidmannssprache,

oder Erklärung der älteren und neueren Kunstwörter beim Forst- und Jagdwesen.

2te stark vermehrte Auflage. Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr.

Forst- und Jagd-Archiv.

1—5ter Jahrgang. gr. 8. Preis 9 Rthlr. 16 gr. oder 16 fl. 30 kr.

Fortsetzung: 6ter Band. 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl.
7ter „ 2 „ 6 gr. „ 3 fl. 36 kr.

Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen.

2 Bände. Mit 4 Kupferstichen und 2 Tabellen. 5te verbesserte und vermehrte Aufl. 5 Rthlr. oder 9 fl.

Inhalt: 1) Welcher die Jagdkunstsprache und die Naturgeschichte der Jagdthiere enthält. Mit 1 Kupferstich und 2 Tabellen. 2) Welcher die Wildzucht, den Wildschutz, die Wildjagd und die Wildbenutzung enthält. Mit 3 Kupferstichen.

Versuche über die Dauer der Hölzer.

Mit 1 Steintafel. 12 gr. oder 48 kr.

Forstliches und forstnaturwissenschaftliches

Conversations-Lexikon,

in zweiter revidirter Auflage, mit dem Bildniß des Verfassers.

gr. 8. brosch. Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Dieses forstliche und forstnaturwissenschaftliche Conversations-Lexikon ist dazu bestimmt, den Forstleuten, Waldbesitzern und allen Geschäftsmännern, die mit dem Forstwesen in einige Berührung kommen, und die sich viele Forstbücher nicht anschaffen können oder wollen, oder die keine Zeit haben, sie zu lesen, eine Schrift in die Hand zu geben, worin sie über jeden Gegenstand des Forstwesens und der dazu gehörigen Naturwissenschaften genügende Belehrung finden können. Zum bequemen Nachschlagen ist die alphabetische Ordnung gewählt, und das Inhaltsverzeichniß unter verschiedene Hauptrubriken gebracht worden, wodurch das Aufsuchen und Nachschlagen noch mehr erleichtert ist. — Um aber die Hauptrubriken oder die Hauptabtheilungen nicht zu sehr zu vervielfältigen, sind nur folgende gemacht worden:

1) Atmosphärologie. 2) Bodenkunde. 3) Botanik. 4) Chemie und Physik. 5) Entomologie. 6) Besondere Naturgeschichte der Holzpflanzen. 7) Holzzucht und Waldbau. 8) Forstschutz und Forstpolizei. 9) Forstbenutzung und Forsttechnologie. 10) Forsttaxation und Betriebseinrichtung. 11) Forstdirection und 12) Jagdgemein.

Je nachdem ein Gegenstand von mehr oder weniger Wichtigkeit ist, ist er weitläufiger oder kürzer abgehandelt. Doch wird man auch bei den kurz abgefertigten Artikeln die nöthigste Belehrung finden. Wo aber eine Sache, wegen der engen Gränzen dieses Buches, nicht vollständig genug abgehandelt werden konnte, da haben wir Schriften angezeigt, in welchen man genügende Belehrung finden kann. Nur dadurch ist es gelungen, dem Buche einen mäßigen Umfang zu geben, und dessen Ankauf für Jeden nach Möglichkeit zu erleichtern. — Von der Reichhaltigkeit dieses Lexikons wird man überzeugt werden, wenn man sich die Mühe geben will, das Inhaltsverzeichniß zu lesen. Dadurch wird man auch auf manche Gegenstände aufmerksam werden, die man sonst in diesem Buche vielleicht nicht gesucht haben würde.

Stuttgart und Tübingen, im December 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehenden Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Neumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Moskau I. Plan der Stadt; Straßen; Bauart. Nro. 152, 155. — II. Der Kreml Nr 165—169. III. Die Marktplätze Nr. 172—179. — Die Venedig-Mailänder Eisenbahn Nr. 152—154. — Ein Ausflug an die Ufer der Südsee im Jahre 1829. 1ter Artikel, Nr. 153-163; 2ter Artikel: Rückreise nach Oajaca Nr. 169—175. — Die Fortsetzung des Sklavenhandels Nr. 154. — Die Ruinen von Anni Nr. 155. — Uebersicht des russischen Unterrichtswesens in den letzten fünf Jahren Nr. 155—160. — Die Neger auf Jamaica Nr. 156. 157. — Sitten in Indien: Heirathsgeschichten Nr. 158—162. — Die Stellung des Zend auf den persepolitanischen Inschriften Nr. 159. — Degeneration der Race in England Nr. 160. — Das wilde Hornvieh in Chillingham-Park Nr. 161. — Französische wissenschaftliche Expedition nach dem Norden Europa's Nr. 165. — Australien: neuester Zustand von Neu-Südwales Nr. 164, 165; neuere Verhältnisse in Vandiemens-Land Nr. 166. — Ueber die alte Geschichte Aegyptens Nr. 165. — St. Pierre und Miquelon Nr. 166. — Yankee-Betriebsamkeit Nr. 168. — Briefe über Sibirien III Nr. 170, 171. — Eine Scene in Sydney Nr. 171. — Apologien und Volkserzählungen in Indien Nr. 175. — Die hessischen Besenbinder-Mädchen in England Nr. 174. — Das Wurali-Gift Nr. 175. — Hindu-Wallfahrts-Orte: Otamandel Nro. 176—178. — Aphorismen aus der Völker- und Länder-Kunde: Die Indianer in Guatimala. Nr. 177. — Ausflug von Surabaya nach Madura Nr. 179—181. — Bemerkungen über die Bevölkerung von Lima Nro. 178—181. — Gesellschaft der Landbesitzer in Bengalen. Nr. 180.

Chronik der Reisen.

Reise von Konstantinopel nach Angora Nr. 162. — Reisen in der Bretagne: die Landspitze Raz und die Insel Sein. Nr. 164—169. — Erstiegung des Nevado de Toluca. Nr. 170. 171. — Reise nach der Quelle des Watulla in Florida. Nr. 172. — Besuch der Höhle von Caripe. Nr. 174—176. — Baron Korts Reise nach Persien. Nr. 177. 178.

Kleinere Mittheilungen.

Ueber die Bemalungen der architektonischen Denkmäler der Griechen. Nr. 152. — Eiserne Gartenmöbel. ibid. — Karte zu Deaſe und Simpsons Reisen. Nr. 153. — Botterie podophile. ibid. — Der Tacazze im Semengebirg. ibid. — Die Stadt Kara Hissar. Nr. 154. — Deutsche Mission zu Mangalor in Indien. Nr. 155. — Amerikanische Mission in Madura. ibid. — Der Riesendamm in Irland. Nr. 157. — Miscellen aus indischen Journalen: Junge Hindus zu Aerzten gebildet. Nr. 158; Krönung des Kaisers von Delhi. ibid.; Schah zu Heidarabad. ibid.; neue Zeitschrift: Magazine of the Indus. Nr. 160; große Wärme am Ende des vorigen Jahres in Calcutta. ibid.; Erbauung von Dampfbooten für den Indus. ibid.; neue Aufregung unter den Bhils. ibid. — Monatsschrift in mahrattischer Sprache. ibid. — Nachricht von den ausgewanderten Boers. Nr. 159. — Der jetzige Schah von Persien. Nr. 161. — Reiseplan des Grafen von Castelnau. Nr. 162. — Windhose. ibid. — Nachricht von dem Naturforscher Botta. ibid. — Blindenjournal. ibid. — Vorstellung slavischer Völker von der Pest. Nr. 167. — Wirkungen der Bewässerung in Persien. ibid. — Altes Grab zu Arras. Nr. 164. — Altägyptische Manuscripte. Nr. 166. — Untermeerischer Vulcan in der Nähe der Linie. Nr. 167. — Courier-nachrichten. ibid. — Pfropfung von Birnenreisern auf Mispelbäume. ibid. — Maaßregeln der holländisch-ostindischen Regierung gegen die fremden Missionarien. Nr. 168. — Merkwürdiges Ausfallen der Haare. Nr. 169. — Erdbeben in Savoyen. ibid. — Bibel in den Südseesprachen. Nr. 170. — Missionsnachrichten aus Abyssinien. Nr. 172. — Erscheinung einer neuen Insel in der Südsee. ibid. — Varietät des Menschengeschlechts in Indochina. Nr. 173. — Ueber die Purpurfärbung der Phönizier. ibid. — Sitzung der geographischen Gesellschaft in London. Nr. 174. — Verwahrung des Eisens vor Rost. ibid. — Ueber Eisenbahnen in den Städten. ibid. — Alter Kahn. Nr. 175. — Vulcanische Erscheinung bei Valparaiso. Nr. 176. — Erdbeerregen. ibid. — Die Stadt Xanthus in Kleinasien. ibid. — Fossile Haifischzähne. ibid. — Alte Hindumünzen in Ceylon. Nr. 177. — Dürre in Neusüdwales. ibid. — Holzpflaster in London. Nr. 178. — Moslemitische Bevölkerung in Toulon. ibid. — Ueber die russische Cursivschrift. Nr. 179. — Alte Thiergeschlechter in Südamerika. Nr. 180. — Ungeheure Dampfmaschine in Cornwallis. Nr. 181.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem resp. Verlag erscheinenden Schriften, sofern diese in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands“ gehören: als Uebersetzungen neuer poetischer, philosophischer und religiöser Werke aus fremden Sprachen in diesen Blättern angezeigt und beurtheilt wünschen, werden gebeten, die Einsendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. G. Pfizer in Stuttgart zu machen.

Nr. 152.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Junius 1839.

Moskau.

(Von J. G. Kohl.)

Plan, Bauart und Straßen.

Wenn man behauptet, daß keine Stadt unregelmäßiger gebaut ist, als Moskau, so hat man in gewisser Beziehung ganz recht. Keine Straße der Stadt ist gerade, kleine und große Häuser, Kirchen, Staatsgebäude, Privathäuser wechseln unregelmäßig mit einander ab. Allein, wenn man nicht das Einzelne betrachtet, sondern den Plan der Stadt und seine Entwicklung im Ganzen und Großen übersieht, so ließe sich leicht darthun, daß selten eine Stadt sich regelmäßiger und rationeller ausgebaut habe, als Moskau.

Es leidet wohl keinen Zweifel, daß der natürlichste und vernünftigste Bauplan für eine Stadt sich in einer kreisrunden Fläche erfülle, daß in das Centrum dieser Fläche oder in dem Punkt, der allen andern zugleich am nächsten ist, das verlegt werden müsse, was Allen am nöthigsten, die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude, die Hauptkirchen, Paläste, Gerichtshäuser, Märkte u. s. w., und daß alle Straßen von diesem Punkte entweder ausgehend oder sich um ihn herumbewegend, in zwei Hauptrichtungen gehen müssen, in radialen von ihm ausströmend und in concentrischen sich in näheren oder entfernteren Kreisen um ihn herumbewegend.

Wenn dem so ist, so zeigt der Plan von Moskau, wenn man seine Zeichnung in den Hauptlinien übersieht, eine Regelmäßigkeit der Entwicklung, wie man sie selten bei einer andern Stadt ausgebildet finden mag, was denn auch ganz natürlich ist, da hier nie willkürlich ordnende Hände in den Gang des natürlichen Wachsthums der Stadt eingriffen, vielmehr seit alten Zeiten her ohne polizeiliche Aufsicht Alles immer sich ansiedelte und wegbrannte, wie es eben bauen und brennen mochte, und alle neuen Ansiedelungen sich so angelegt haben, wie sie es eben am bequemsten fanden. Ein solcher sich selbst überlassener Städtebau führt aber immer das herbei, was wir bei dem Plane Moskau's bemerken, Regelmäßigkeit im Ganzen, und Unregelmäßigkeit im Einzelnen, weil der Drang der Umstände schon immer von selbst Alles auf den rechten, ihm zukommenden Platz führt.

Die ersten Anbauer Moskau's haben sich ohne Zweifel am Kremlberge befestigt und angesiedelt, und er wurde dadurch natürlich zum Mittelpunkte der Stadt gemacht, die sich späterhin rund herum ansiedeln sollte. An diesen befestigten Hügel legte sich nun zunächst Kitai-Gorod,*) der älteste Theil von Moskau. Um beide, Kreml und Kitai-Gorod, als dem innersten Theile der Stadt, setzte sich alsdann der Ring von Beloi-Gorod (Weißstadt), welche völlig kreisförmig von den Twerschen und andern Boulevards, die zusammen nur eine Straße bilden, umgeben ist. — Um Beloi-Gorod legt sich ebenso der Ring von Semlanoi-Gorod, der von der Gartenstraße und andern Straßen, die als Fortsetzung derselben betrachtet werden müssen, ebenfalls kreisförmig umzingelt ist.

Die Angabe der Größenverhaltnisse der genannten Stadttheile wird sie gleich als Ringe und Kreise, wie wir sie dargestellt haben, erscheinen lassen. Der Kreml hat 2 Werst im Umfang, er ist ein Dreieck, dessen jede Seite $^2/_3$ Werst hat. Mit Kitai-Gorod zusammen bildet er den ersten innern runden Ansatzkern der Stadt, und hat so $3^1/_2$ Werst im Umfang; der Kreis dieses innern Kerns ist der am wenigsten vollkommene. Wie die Stadt Wien durch das Glacis von den Vorstädten geschieden wird, so trennen ihn der Alexandersgarten, der Moskwakai, der Theaterplatz, der Blumenmarkt u. s. w. von Beloi-Gorod.

Beloi-Gorod hat 9 Werst im Umfang, ist durch einen ziemlich regelmäßigen Kreis, der überall $2^1/_2$ bis 3 Werst im Durchmesser hat, begränzt, und stellt einen Ring dar, der 1 Werst Breite hat.

Semlanoi-Gorod endlich hat 15 Werst im Umfange, zeigt einen regelmäßigeren Kreis als alle, der durchweg fünf Werst Durchmesser hat, und stellt einen vollkommen geschlossenen Ring dar von 1 Werst Breite.

Diese Ringe also, aus denen der eigentliche Körper der Stadt besteht, und die sich hier bei Moskau völlig regelmäßig

*) Man streitet sich über die Bedeutung dieses Wortes.

ausbilden konnten, weil weder ein Gebirge, noch ein Sumpf oder großer Fluß, noch irgend ein ſonſtiges Naturverhältniß bedeutende Hinderniſſe der regelmäßigen Entwicklung ſich entgegenſetzte, werden nur radial von der Twerskaja-, Dimitriewka-, Nagoſchkaja- und mehreren andern Straßen durchſetzt, die alle vom Centrum bei den dem Kreml umgebenden Plätzen ausgehen, und nach den äußern Ringen zu auseinander laufen.

Alle übrigen kleinen Straßen laufen mit dieſen beiden Straßenarten, den radialen und jenen concentriſchen Ringſtraßen, parallel, und ſetzt man mehrere dieſer kleinen Straßen an einander, ſo bekommt man, mit Abrechnung einiger kleinen Umwege, überall radiale oder kreisförmige Straßen heraus.

So ſteht es mit dem Hauptkörper der Stadt. Was die Vorſtädte betrifft, ſo haben ſich deren freilich nach allen Seiten hin angeſetzt, keineswegs aber gleichmäßig. Vielmehr, während ſie beim Serpuchow'ſchen Thore nur 2 Werſte hinausgehen, erſtrecken ſie ſich im Thale der Jauſa 5 Werſte hinauf, ſo daß daher der Erdwall, der ganz Moskau in ſeinen äußerſten Gränzen umgibt, doch am Ende keinen Kreis bildet, ſondern eine ziemlich unregelmäßige Figur gibt, die dem Oval am nächſten kommt, und bei 37 Werſt Umfang 13 Werſt Längen- und 7 Werſt Querdurchmeſſer hat. Dieſe unregelmäßigere Entwicklung in den Vorſtädten iſt zum Theil durch die Jauſa veranlaßt. In ihr Thal warf ſich der größte Theil derſelben, weil ſich hier die beſte Gelegenheit zur Anlage von Gärten, Fabriken u. ſ. w., und für manches elegante Suburbanum ſich hier manche freundliche Situation fand.

So viel vom Plan der Stadt, dem man noch gleich die Größe des eingenommenen Flächenraums hinzufügen kann. Kitaigorod und Kreml nehmen jeder eine halbe □Werſt ein, zuſammen 1 □Werſt. Beloigorod etwa 4 bis 5 □Werſt. Semlanoi-Gorod 8 bis 9 □Werſt, die Vorſtädte etwa 70 bis 80 □Werſte; zuſammen alſo ungefähr 90 □Werſte (nicht ganz 2 deutſche □Meilen.)

Was die Straßen der Stadt betrifft, und zwar zunächſt ihre Breite, ſo ſind die breiteſten die drei freien Ringe, welche die drei genannten Hauptabtheilungen der Stadt ſondern, die „Gartenſtraße" mit ihren Fortſetzungen, die „Boulevards," und die den Kreml und Kitai-Gorod umgebenden freien Plätze.

Alle übrigen Straßen Moskau's ſind durchweg von einer und derſelben Breite. Nirgends iſt in Moskau eine ſo an impoſanter Breite, Länge und Pracht alles Andere dominirende Straße zu finden, wie der Newskiſche Proſpect in Petersburg. Am beſchränkteſten iſt der Raum natürlich jedoch da, wo der Verkehr am gedrängteſten, in Kitai-Gorod, wo die vielen ſich hier anſiedelnden Menſchen die Räume begehrter machen. Die Straßen ſind daher auch hier etwas ſchmäler. Auch läßt ſich an den radialen Straßen Moskau's bemerken, daß ſie bei ihrem Fortſchreiten vom Centrum aus nach den Vorſtädten hin immer etwas an Breite zunehmen. Von den kreisförmig laufenden, concentriſchen gilt natürlich nicht daſſelbe. Sie bleiben überall gleich breit, da ſie überall in derſelben Entfernung vom Mittelpunkte und in denſelben Lebenskreiſen der Stadt bleiben.

Was die Längenrichtung der moskauiſchen Straßen betrifft, ſo gibt es faſt kein nur einigermaaßen bedeutendes Stück Straße in Moskau, das ganz gerade ausginge, vielmehr ſchlängeln ſie ſich faſt alle ſehr anmuthig, wie Gartenwege in den engliſchen Parks dahin, oder wie Flüſſe in beſtändigen Serpentinen. Nirgends eröffnen ſich lange Perſpective. Nirgends iſt die Stadt unabſehbar; überall glaubt man ſich am Ende, und überall in den Stadttheilen, wo die Stadt eben iſt, glaubt man ſich daher immer in einer kleinen Stadt. Glücklicherweiſe iſt aber der Boden Moskau's größtentheils ſehr hügelig, beſtändig kurze Wellen ſchlagend, beſonders in den öſtlichen Theilen der Stadt. Hier gehen daher die Straßen auch Berg auf und Berg ab, indem dann auf den Höhen ſich immer Ausſichten über das ganze Häuſermeer darbieten.

Nach dem, was wir über den Plan der Stadt ſagten, ſind nur natürlich die intereſſanteſten Reihen, welche man in der Stadt machen kann, die Umkreiſungen der verſchiedenen Stadttheile, Kreml, Beloi-Gorod u. ſ. w. Denn hier ſind die Straßen überall ſo weit, daß Durchblicke und Ueberſichten vergönnt werden.

Die Hauptſeite für die Anſicht des Kremls iſt die ſüdliche, und zwar durchaus die Anſicht, die er gewährt, von der ſogenannten Moskwa-Rekoi-Brücke. Sie iſt entſchieden die vollkommenſte, doch bleibt die Anſicht auch auf dem ganzen gegenüberliegenden Ufer, die Moskwa zwiſchen jener und der ſteinernen Brücke ſehr maleriſch. Die beiden andern Seiten des Kreml-Dreiecks ſind erſtlich geringer erhoben, und dann hier auch die Räume nicht groß genug, um eine pittoreske Anſicht gewinnen zu können. Wenn wir bei dem vom Waſſer der Moskwa umſpülten Fuße des Kreml-Berges anfangen und zu ſeinen obern, goldenen Kuppeln und Spitzen fortgehen, ſo entwickelt ſich daſſelbe von unten nach oben folgendermaßen. Die Spiegelfläche des Waſſers der Moskwa bildet die unterſte Linie. Aus ihr und von Wellen umſpült, ſteigt der mit Felſen umgürtete Kai der Uferſtraße als feſte Baſis des Ganzen hervor. An dieſem Uferrande läuft eine belebte Straße hin, die mit grünem Buſchwerk und Bäumen beſetzt iſt, und, faſt noch belebter als die Wellen unten, fortwährend von Menſchen und Wagen wogt. Aus ihrem Menſchengetümmel und ihren umſäumenden Büſchen erhebt ſich die hohe, weiße Mauer, die mit ihren Thürmen, Thoren und Zinnen den Fuß des Kremls vertheidigt. Dicht hinter der Mauer ſteigt es wieder grün, noch höher empor. Es erhebt ſich der Berg des Kremls ſelbſt, der überall mit grünem Raſen und Buſchwerk geſchmückt erſcheint. In dieſem hübſchen Rahmen des Waſſerſaumes und der abwechſelnd weißen und grünen Schichten der Mauern und Büſche, und hinter dieſem freundlichen Vorgrunde der belebten Straße ſtellt ſich nun das eigentliche Bild der Kreml-Gebäude äußerſt maleriſch dar: der Mittelpunkt des Ganzen, der hohe, überall dominirende Iwan Welikoe, dieſe große Säule, um die ſich beſtändig das ganze Bild der Stadt, wie um ſeine Angel dreht. Nach beiden Seiten vom großen Johann fallen die höchſten Spitzen des Bildes maleriſch herab. Die Farben ſind überall lebhaft; Roth, Gold, Silber, Weiß, Grün wechſeln anmuthig mit einander ab. Impoſant und gebietend greift in dieß Gewirre der

vielen kleinen Gebäude des Alterthums die neue Zeit ein mit der großen Masse des „Bolschoi Dworetz" (des großen von Alexander gebauten Palastes), der wie eine mächtige, weiße Felspartie unter kleineren Felstrümmern daliegt, und Ton angebend erscheint. Wie in das innere Räderwerk einer Maschine blickt man in das innere Getriebe des Kremls, erkennt die Plätze und Straßen, und sieht alle die Kirchen und Paläste auf seinem Plateau, wie auf dem schönsten Präsentirteller der Welt liegen. Die kleine, rothe und goldene Schloßkirche der Czaaren, wie ein Schmuckkästchen geziert, coquettirt zunächst am Rande, wie ein hübsches, kleines Mädchen. Die blasigen Kuppeln der Michaelis- und Uspenski'schen Kirche machen sich wie russische Kaufmannsfrauen, breit und bauschig. Der hohe Iwan in der Mitte, Alles überschauend, wie ein Hahn unter seinen Hennen. Der „Maloi Dworetz" (der kleine Palast) und das Kloster der Wunder, bescheiden zurücktretend, wie es Kleinen und Einsiedlern geziemt. Alle diese Gebäude stehen auf dem Gipfel des Kremls wie seine Krone, und sind selber wieder von den vielen goldenen und silbernen blinkenden Kuppeln gekrönt, deren jede Kirche wenigstens fünf hat, viere aber sogar sechzehn. — Der Anblick des Ganzen ist so vollkommen pittoresk, und durch die Mannichfaltigkeit der angeregten Ideen so interessant, daß ein Maler nur eine treue Copie zu geben brauchte, um uns eins der anziehendsten Bilder zu liefern. Es existirt aber bis jetzt noch keine bildliche Darstellung des Kremls, die nur einigermaßen ähnlich das im Bilde wieder gäbe, was er in der Wirklichkeit bietet. Alle Nachahmungen, die ich sah, blieben tief unter dem malerischen Werthe des Originals, was um so auffallender ist, da doch sonst so mancher Straßenecke, so manchem unbedeutenden Schloßberge mit dem Pinsel geschmeichelt wurde, die dessen bei weitem nicht so würdig waren, wie der Kreml, der zu den ausgezeichnetsten Städteansichten Europa's gehört.

(Schluß folgt.)

Die Eisenbahn von Venedig nach Mailand, im lombardisch-venetianischen Königreiche.

Das nun in der Ausführung begriffene Project, Venedig mit Mailand durch eine Eisenbahn und erstere Stadt über die Lagune nach Mestre durch eine Brücke mit dem festen Lande zu verbinden, ist gewiß eines der größten und schönsten dieser Art, denn diese Eisenbahn wird in der Länge alle bis jetzt in Europa bestehenden übertreffen, ihre Ausdehnung wird größer seyn, als die Gesammtlänge aller Eisenbahnen in Frankreich und beinahe die Hälfte aller in England existirenden Eisenbahnen zusammengenommen ausmachen. Die Brücke hingegen, welche Venedig über die Lagunen mit dem festen Lande verbinden soll, wird das gigantischste Werk dieser Art seyn, welches je in beiden Hemisphären ausgeführt worden.

Der Nutzen und die Wichtigkeit dieser großen Unternehmung springt jedem leicht in die Augen, der einen Blick auf die Karte des lombardisch-venetianischen Königreichs wirft. Die Bahn, die ungefähr 305 Kilometer oder ungefähr 186 gewöhnliche italienische (d. i. 41½ deutsche) Meilen betragen wird, soll in ihrer Richtung von Venedig bis Mailand die Städte Padua, Vicenza, Verona, Mantua und Brescia berühren, folglich die sieben reichsten und bevölkertsten Städte des Königreichs miteinander verbinden, welche mit ihren Gebieten, obwohl auf einer so kleinen Ausdehnung des Flächenraumes, eine wohlhabende und betriebsame Bevölkerung von mehr als dritthalb Millionen Einwohner zählen. (Die sieben genannten Städte allein haben eine Bevölkerung von fast einer halben Million, nämlich Venedig bei 120,0000, Padua über 44,000, Vicenza 30,000, Verona 46,000, Mantua 34,000, Brescia über 42,000 und Mailand bei 180,000 Einwohner, wobei man zwischen Venedig und Mailand außerdem noch eine Anzahl von 20,000 Fremden annehmen darf.) Die eben angegebene Bahn-Trace wurde daher aus diesem Grunde schon unter mehreren in Vorschlag gebrachten als die beste, zweckmäßigste und lucrativste anerkannt und angenommen, da die fortwährende Erfahrung bisher den klaren Beweis geliefert hat, daß das vortheilhaftere Einkommen der Eisenbahnen nicht so sehr aus dem Waaren-, als vielmehr aus dem Personentransport erzielt werde. — In Frankreich z. B. haben dieselben Eisenbahnen, welche errichtet wurden, um die an der Loire und Rhone gelegenen Departements mit Steinkohlen zu versehen, gegen alle Erwartung die Einnahme für den Transport der Personen als Haupterträgniß ausgewiesen. Ganz ähnliche Resultate bieten auch die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten von Amerika dar. Nicht minder war dieß bei der berühmten Eisenbahn von Liverpool nach Manchester der Fall. Die Direction dieser Bahn setzte anfänglich voraus, daß der tägliche Transport sich auf 1500 Tonnen Waaren und auf 1000 Tonnen Steinkohlen belaufen dürfte. Statt dessen wurden aber während der ersten achtzehn Monate an Waaren bloß 250 Tonnen des Tages und 77 an Steinkohlen im Durchschnitte verführt. Dagegen wurden an Personen, deren Anzahl man sehr gering veranschlagt hatte, täglich 1200, 1800 und oft sogar über 2000 transportirt. Endlich hat die Eisenbahn von Antwerpen nach Brüssel in dieser Beziehung noch ein weit merkwürdigeres Resultat geliefert, indem ungeachtet des kalten und regnerischen Wetters vom 7 Mai 1836, dem Tag ihrer Eröffnung, bis zum 31 December desselben Jahres auf derselben 726,000, also täglich 3057 Personen im Durchschnitte, transportirt wurden.

Ein ähnliches Resultat dürfte sich daher bei der Venedig-Mailänder Eisenbahn ergeben, wenn man erwägt, daß Padua, Vicenza, Verona und Brescia nach Venedig und Mailand die vorzüglichsten und bedeutendsten Städte des Königreichs sind, die, an Reichthum und Handel blühend, einen großen Schatz an Monumenten und merkwürdigen Kunstproducten besitzen, so daß dort ein beständiger Zufluß und Wechsel von Fremden und Einheimischen stattfindet, die diese Städte in Geschäften oder sonstigen Interessen, aber wegen ihrer Merkwürdigkeiten häufig besuchen; ferner, daß die Frequenz der Reisenden auf dieser Straße durch die großen Jahrmärkte von Bergamo, Brescia und Verona noch besonders gehoben wird.

Vorzüglich ist die bevölkerte reiche Handelsstadt Brescia der Stapelplatz fast aller Industrie- und vieler werthvollen Producte der Thäler von Camonica und Trompia, und aller übrigen, diese Stadt südlich umringenden Thäler. Auf dieselbe Weise werden Treviglio und Chiari, in deren Nähe die Straße nothwendig streifen müßte, als Kammern der Industrie- und Naturproducte für die Provinz Bergamo sich bedeu-

tend heben, und die Personenfrequenz dahin sehr vermehren, wenn die leichtere und minder kostspielige Communication mittelst der Eisenbahn hergestellt seyn wird.

Verona ist, außerdem, daß dort der Sitz der obersten Justizstelle und das Generalmilitärcommando für das ganze lombardisch-venetianische Königreich besteht, eine sehr merkwürdige Stadt, die überdieß durch ihre ausgebreiteten Handelsverbindungen mit Tyrol und Deutschland in commercieller Hinsicht von noch größerer Wichtigkeit für das lombardisch-venetianische Königreich zu werden verspricht, wenn die in der Rede stehende Eisenbahn einmal ins Leben getreten ist.

Vicenza bildet einen Centralpunkt für die nach den berühmten Quellen von Recoaro jährlich in einer Anzahl von mehrern Tausenden ziehenden Reisenden, und ebenso ist es

Padua für diejenigen, welche die naheliegenden Bäder von Abano und Battaglio besuchen, während es andrerseits, als der Sitz einer altberühmten und blühenden Universität, zugleich von einer bedeutenden Anzahl Studenten, Literaten und Reisenden besucht wird, die alle die minder kostspielige Eisenbahn gewiß benutzen werden.

Was die Personenfrequenz zwischen Venedig und Mailand (abgesehen von kleinern Distanzen) betrifft, so ergibt sich aus den statistischen Angaben, daß sie unter den jetzt bestehenden, also minder günstigen Verhältnissen, sich auf 94,000 Fremde beläuft, welche Zahl, wenn einmal die Eisenbahn errichtet ist, ohne zu übertreiben, gewiß auf das Doppelte steigen wird.

Ungleich größer ist aber die Zahl der einheimischen Reisenden zwischen den beiden Städten, was also auf ein sehr günstiges Resultat für die Personenfrequenz auf der Eisenbahn hoffen läßt.

Da man aber nicht annehmen darf, daß die Städte allein, durch welche die Bahn geht, derselben Passagiere verschaffen, sondern, daß auch die betreffenden Districte und die der Bahn sonst näher liegenden Städte dazu beitragen werden, um die Personenfrequenz auf der Eisenbahn bedeutend zu vermehren, so kann man die Bemerkung nicht übergehen, daß gerade die nördlichen Provinzen des lombardisch-venetianischen Königreichs, nämlich jene, durch welche die Eisenbahn führen wird, die am meisten bevölkerten sind, und daß auch der Reichthum und Wohlstand derselben, im Verhältnisse zu der Bevölkerung, gleich blühend sey. Wenn nun, wie gesagt, zwischen Manchester und Liverpool das Erträgniß für den Transport der Waaren anfänglich gegen alle Erwartungen und präsumirten Berechnungen geringer ausfiel, die Einnahme für den Personentransport hingegen sich unerwartetermaßen weit höher stellte, als man zu glauben berechtigt schien, dann aber diese beiden Producte jener zwei Städte ins Gleichgewicht kamen, so kann man mit vollem Recht annehmen, daß dieß auch rücksichtlich der Venediger Mailänder Eisenbahn der Fall seyn wird, da die Städte Venedig, Padua, Vicenza, Verona, Brescia und Mailand hinsichtlich ihrer commerciellen Verbindungen zwar den Städten Liverpool und Manchester nachstehen, daß dieß aber hinsichtlich der gesellschaftlichen Verbindungen um so weniger der Fall seyn dürfte, als man nicht unbeachtet lassen darf, daß die große Anzahl von Fremden, welche Venedig und Mailand besuchen, gewiß die Eisenbahn nicht umgehen werden, welche durch den schönsten Theil des Landes und durch die sehenswürdigsten, bevölkertsten und reichsten Städte führt, um einen andern Weg dahin einzuschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Bemalung architektonischer Gegenstände bei den Griechen. Das Athenäum vom 18 Mai d. J. enthält ein Schreiben aus Athen vom 9 April, aus dem wir Nachfolgendes über diesen Gegenstand entheben: „Erst seit wenigen Jahren hat sich die Polychromie der alten Griechen der Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher aufgedrungen. Spuren davon finden sich auf den Marmorüberresten im brittischen Museum. Das Pantheon, die Propyläen, das Theseum, Erechtheum und die Pinakothek tragen alle die Spuren von 2000jährigen Malereien. Obrist Leake sagt in seinem „Athen:" „Alle Sculpturen im Theseum mit denen der Metopen und der Friesen in den Vorhallen tragen die Spuren der Farben, mit denen sie bemalt waren. Spuren von bronze- und goldfarbigen Waffen, von blauem Himmel, von blauer, grüner und rother Draperie erkennt man noch. Gemaltes Blätterwerk und Mäander-Verzierungen sieht man noch im innern Karnieß des äußern Säulengangs und einen gemalten Stern in der Lacunaria." Das Geheimniß in der Anordnung und Anwendung scheint gewesen zu seyn, daß der Hintergrund, das Plafond und die Triglyphen, die gleichsam einen durchhauenen Felsen darstellten, tiefblau gemalt waren, um sie mit dem Himmel, den sie darstellten und der über ihnen erschien, zu assimiliren, die Cannelirungen der Säulen waren mit neutralen Farben bemalt, während die kleinen Zierrathen das schönste Gelb, Grün, Roth und Blau hatten, allerdings stark contrastirt, aber in so geringer Breite, daß sie in der Höhe, wo sie angebracht waren, namentlich an den Friesen, Karnießen, Capitälern u. dgl., doch keinen buntscheckigen Anblick darboten. Wenn das Auge sich auf irgend einen einzelnen Fleck des Baues richtete, erzeugten die stark contrastirten Farben ein hohes Relief und Mannichfaltigkeit, während sie, wenn der Blick sich mehr auf das Ganze richtete, die Einheit nicht zerstörten, da sie wie beim hinschwindenden Regenbogen sich vermengten. Eine interessante Entdeckung in dieser Beziehung wurde kürzlich an einer Statue in Hautrelief gemacht zwischen dem südöstlichen Vorgebirge vom Hymettus und Sunium. Es ist ein geharnischter Krieger: der Hintergrund ist scharlachroth, die Fleischfarben sind erloschen, aber blau, roth und gelb kehren häufig wieder, und der Effect des Ganzen ist vortrefflich.

Eiserne Gartenmeubel. Es ist gegenwärtig Mode in Frankreich, eiserne Gartenmeubel statt der leicht faulenden hölzernen anzuschaffen, und zwar nicht von Gußeisen, was zu schwer wäre, sondern von geschlagenem, hohlem Eisen. Sie sollen Leichtigkeit mit Dauerhaftigkeit völlig vereinen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 63 u. 64** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit. Zweiter Artikel. — Der blöde Knabe.** Von Wordsworth. — **Alexander Soutsos.** (Schluß.)

Zu den Blättern dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Mutterblatts 4 jährlich 5 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1 fl. 45 kr. Für diejenigen, welche das Mutterblatt nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 153.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

2 Junius 1839.

Ausflug an die Ufer der Südſee im Frühjahr 1829.

Zweiter Artikel.

Avoquesco, den 6 Febr.

Bald war das Ziel unſrer heutigen Tagfahrt erreicht. Der erſte Gegenſtand, der bei unſrer Ankunft auf dem Marktplatze von Avoquesco unſre Aufmerkſamkeit auf ſich zog, war ein in der Mitte des Platzes ſtehender rieſiger Feigenbaum. Sein auf nur etwa 10 Fuß vom Boden zweigfreier Stamm hält gegen 8 Fuß im Durchmeſſer, und ſeine prachtvolle, glänzend-dunkelgrüne, eine faſt vollkommene Kugel bildende Krone breitet ſich nach allen Seiten 25 Fuß vom Stamme aus. Wir konnten es nicht müde werden, dieſen herrlichen Baum im klaren Lichte des Vollmondes zu betrachten und zu bewundern, bis uns endlich die Ankunft des Pfarrers des Orts, der, nebſt ſeinem Vicar, uns zu beſuchen kam, für heute davon abrief. Der Pfarrer iſt ein ältlicher, lebendiger Mann, der über die politiſche Lage des Landes, um die ſich das Geſpräch auch hier, wie in dieſer bewegten Zeit allenthalben, ſogleich drehte, recht vernünftigte Anſichten äußerte, und mir überhaupt recht wohl gefiel. Sein Vicar dagegen iſt — ein Pfaffe im vollen Sinne des Wortes, voll Bigotterie, Dünkel und Unwiſſenheit, der mir unter andern naiven Fragen auch die vorlegte: in welcher Provinz von Spanien denn ſo eigentlich das Europa liege, von dem er ſeit einiger Zeit ſo oft reden höre?

Avoquesco iſt ein großes Dorf, von 600 Indianerfamilien bewohnt, die Mais, Cochenille und Maguey (Agave americana) bauen. Es liegt angenehm am Ufer des Rio Atoyac, und hat zwei recht hübſche Kirchen, iſt aber nicht ſo regelmäßig gebaut, auch nicht ſo reinlich, als die übrigen Dörfer, welche wir bisher im Thale von Oajaca angetroffen haben.

Santa Maria la Sola, den 7 Febr.

Nach einigen Stunden führte unſer heutiger Weg von Avoquesco ab und in dem ſich immer mehr und mehr verengenden Thale von Oajaca fort. Dann nahm ein zweites, von Weſten herkommendes ſchmales Thal uns auf, von einem klaren Flüßchen durchſtrömt, und an ſeinem Eingange geſchmückt mit einem Indianerdorfe mit freundlicher Kirche. Nicht lange, und wir mußten auch dieß Thal wieder verlaſſen, um die Berge an ſeiner linken Seite zu überſteigen. Ueber kalkige Bildungen ziemlich junger Entſtehung, in welchem häufige Verſteinerungen von Seemuſcheln und handgroße Blätter braunen Glimmers ſich zeigten, führte anfangs der rauhe Pfad. Nur wenige verkrüppelte Mimoſen und Eichen entwuchſen neben verſchmachteten Yukken und Gräſern dem dürren Boden, von dem zurückgeworfen die brennende Mittagsſonne ſehr läſtig ward. Weiterhin wurde indeß die Vegetation wieder reicher, zumal wo ein den Abhang herabſtrömendes Bächlein den Boden befruchtete. Je mehr wir uns dem Thale näherten, in das wir nun wieder hinabſtiegen, deſto grüner ward es um uns her, deſto wohlthuender der Schatten der Bäume. Fächerpalmen, obſchon nur noch klein, Cacten, Agaven, Bromelien, Convolvulaceen begannen ſich neben einer Menge andrer Geſträuche und Pflanzen zu zeigen, und wurden im Thale ſelbſt zu einer duftenden, grünenden und blühenden Wildniß. Ein Fluß bewäſſert die enge Thalſchlucht, an deſſen Ufern zwiſchen Erlen und Weiden alte majeſtätiſche Cypreſſen (Cupressus disticha L.) ſich erheben. Raſenplatze vom friſcheſten Grün, ſo ſelten unter den Tropenwechſeln mit Maſſen der fremdartigſten in voller Blüthe ſtehenden Stauden und Sträuche, über die hinausragend ſchlanke Cecropien ihre abenteuerlich gezackten Kronen in den Lüften wiegen. Auf einer der grünen Matten, da, wo ein kleiner rechts die Abhänge herabſtürzender Bach ſeine kryſtallenen Fluthen dem größern Fluſſe zuführt, lagerten wir uns im Schatten hoher Cypreſſen, ein frugales Mittagsmahl aus unſrer Reiſeküche einzunehmen. Wir kühlten den dunkeln Rebenſaft vom Ufer der Garonne in der Fluth des Bächleins zu unſern Füßen, und waren innig vergnügt, obgleich hier ſchon eine der Plagen der heißern Landſtriche, beſonders der Küſten, der Xiren, der in Menge am Ufer ſchwärmte, uns weidlich zu beläſtigen begann. Dieß kleine, kaum ſichtbare Inſect gehört zu den Mücken. Es ſetzt ſich allenthalben auf die bloße Haut, beſonders gern aber auf die Hände und verurſacht im Nu einen Stich, der anfangs nur als ein kleines, rothes Pünktchen erſcheint, bald aber zu einer Puſtel wird und empfindlich brennt.

Das Indierdörfchen San Sebastian, das einzige, das wir auf unserm heutigen Wege durchs Gebirge antrafen, besteht nur aus wenigen, von Mais- und Cochenillegärten umgebenen Hütten und einer kleinen Kirche. Es erscheint ärmlich, und hat nichts Bemerkenswerthes. Es soll jedoch eine Merkwürdigkeit in der Nähe des Dorfes geben, eine Stalaktitenhöhle nämlich von bedeutender Größe, die früher von den Indiern zum Götzendienste benutzt seyn soll. Leider mangelte es uns an Zeit, sie aufzusuchen.

Gleich jenseits San Sebastian beginnt der Weg abermals das Gebirge hinanzusteigen, und leitet, rauh und felsig, durch Eichenwaldung, in der sich hin und wieder verschiedene Species des Erdbeerenbaumes (Arbutus), schönblühende, strauchartige Solanum-Arten und Juniperus thurifera neben Juniperus sabina zeigen. Auf der Höhe genießt man einer weiten, höchst interessanten Aussicht in das toll und wild durch einander geworfene, rauhe, doch meist bewaldete Gebirge. Nach Santa Maria la Sola hinabsteigend, ergötzt sich das Auge des Wanderers an den im reichsten und abwechselndsten Farbenschmucke prangenden Blüthen der verschiedensten Orchideen und Tillandsien, welche in großer Menge die Zweige der Eichen bedecken, während unter denselben Gräser, Lichenen und Farren, oft in üppiger Fülle, dem Boden entsprießen.

(Fortsetzung folgt.)

Moskau.

Plan, Bauart und Straßen.

(Schluß.)

Die Nordostseite des Kremls zieht sich am „Kraßnoi-Ploschtschad" (dem rothen Platze) hin, es ist eine einfache hohe Mauer mit zwei Thoren; sie ist die reizloseste von allen. Die geschmückteste dagegen von allen, wenn auch nicht durch die Ansicht des Kremls selbst, doch durch die Verzierung seines Fußes, ist die Nordwestseite. In früheren Zeiten war hier der „Schwanenteich," dieser ist jetzt ausgetrocknet, und in seinem wasserlosen Bette ist nun die schönste Vegetation des Alexandergartens aufgesproßt. Die Anlagen des Gartens erstrecken sich bis an die Moskwa, und ziehen sich immer am Fuße der riesenhohen Mauer des Kremls hin, an die sich der Garten wie an ein Gebirge anschmiegt; ein schönes, eisernes Gitter trennt auf der nördlichen Seite den Garten von der Straße. Er stellt in Moskau ungefähr das vor, was der Sommergarten in Petersburg, der Garten der Tuilerien in Paris, die Linden in Berlin. In der Mitte des Gartens hat sich seiner ganzen Länge nach eine Hauptstraße ausgebildet, in welcher sich die beau monde Moskau's alle schönen Frühlingsabende umhertreibt. Nichts fiel mir mehr auf, als die außerordentliche Begierde, mit der sich Alles bloß in dem mittlern Hauptwege hielt, der immer gedrängt voll war, während auf den Seitenwegen des Gartens auch kein Pärchen wanderte, als fürchtete jeder ängstlich, von der Hauptmasse versprengt zu werden. Es läßt dieß auf eine große Einförmigkeit der Gesinnung der Gesellschaft schließen. An den Fuß der Mauern des Kremls lehnen sich kleine, künstlich aufgeworfene Hügel. Auf diesen Hügeln sind an Festtagen Musikchöre aufgestellt, bei deren reizender Musik die Gulanie *) in der Mitte fröhlich hin- und her wallt. Die Hügel sind unten ausgehöhlt und von Säulen getragen. Kühle Gewölbe bieten sich mit Bänken und Tischen versehen den Müden dar.

Wie haben sich doch hier die Zeiten so schnell geändert! die Mauern des Kremls bieten noch gegen das friedliche Treiben so kriegerisch feste Stirn, als wäre es noch das alte Tatarengetümmel, dem sie so oft trotzen mußten. In der That, wenn man auch alle Blätter der Geschichte rückwärts schlägt, man muß gestehen, daß noch nie so goldener Friede an dem Fuße des Kremls lächelte, als unter der Regierung des jetzigen Kaisers.

Die Twerschen Boulevards, welche Beloi-Gorod umgeben, sind, obgleich nicht so hübsch wie der Alexander-Garten, doch auch nicht reizlos. Sie bieten eine breite, mit Bäumen, Büschen und Blumenanlagen besetzte Straße dar, sind weit ländlicher und angenehmer als die steifen, städtischen Linden von Berlin, und werden in Zukunft noch hübscher sich ausbilden, da sie jetzt eine noch etwas sehr junge Anlage sind. Sie setzen sich in verschiedenen andern Boulevards, 7 Werste lang, d. h. eine deutsche Meile weit rund um Beloi-Gorod herum fort. Doch sind die übrigen Boulevards weit weniger hübsch, als die Twerschen.

Die reizendste Umfahrt, die man in Moskau machen kann, überhaupt eine der hübschesten Stadtstraßen-Reisen, die ich irgendwo machte, ist die um Semlanoi-Gorod herum durch die Gartenstraße und ihre Fortsetzungen.

Das mit weitläuftigen Gehöften, Buschwerk und Gartenanlagen so überall durchwebte Moskau, dessen Straßen nirgends den geraden, strengen Geschäftsweg gehen, sondern überall anmuthig und müßig hin- und herschlendern, hat weit mehr durchweg den Charakter einer Vorstadt oder eines Dorfs. Besonders so in jener Gegend. Die Häuser stehen nicht alle der Vorschrift gemäß wie Soldaten in der Linie der Reihe nach aufgeführt. Auch sind sie nicht alle gleich hoch und von gleichem Kaliber; vielmehr ist bald ein Haus groß und prächtig, bald klein und unbedeutend, bald gelb angestrichen, bald grün, bald weiß. Bald legt sich eins, Verkehr suchend, dicht vor die Straße hinan, bald zieht sich ein anderes gemüthlich hinter einem kleinen Garten zurück oder hinter einem pomphaften Hofe, auf dem beständig visitengebende Vierspänner kreisen. Stadt in dem Sinne, wie wir das Wort nehmen, d. h. eine menschliche Ansiedelung, bei der sich die Häuser eins über das andere hinschieben, und eins ins andere der Art verweben, daß das Ganze wie aus einem Felsen gebaut aussieht, in dem die Einwohner wie in Höhlen leben, eine solche Stadt ist Moskau nur eigentlich in der Quadratwerst des Kremls und Kitai-Gorods.

Die Straße, auf der man die bezeichnete Umkreisung der Stadt vollenden kann, die Gartenstraße nämlich, nebst ihren

*) Gulanie ist eigentlich unübersetzlich: Spaziergang sagt nicht ganz dasselbe. Es ist die Action des Spazierengehens einer Menge von Spaziergängern.

Fortſetzungen, iſt eine der ſchönſten und größten Bahnen. Von der impoſanteſten Breite ſchlingt ſie ſich in einem Cirkel um die Stadt, deſſen Länge über zwei deutſche Meilen beträgt. Sie iſt an einigen Stellen mit dichten Häuſerreihen beſetzt, gewöhnlich aber mit Gärten, Büſchen und Bäumen verziert. In einigen Gegenden liegen mitten in der Straße Gartenanlagen, und zu beiden Seiten bleiben Wege; in einigen zieht ſich zur Seite ein ehemaliger Stadtgraben hin, der nun mit Blumenanlagen und Spaziergängen gefüllt iſt, in anderen wieder zeigt ſich ein anſteigender Wall, deſſen Abhang auf dieſelbe Weiſe geſchmückt iſt. Dabei ſteigt der Weg immer bald bergauf, bald bergab. Zuweilen erhebt man ſich auf der Spitze eines Hügels zu einem Ueberblick, wo man denn die hundert Gemeinden Moskau's ſich um die tauſend Kirchen drängen ſieht, und um den goldgekrönten Kreml, wie eine Schaar von Städten und Dörfern. Zuweilen geht es hinab in ein Thal, durch deſſen Rinnen eine Gaſſe vorüberſtreicht, und an deſſen Gehängen aller Häuſerbau aufhört, während es auf dem gegenüberliegenden Abhange ſchon wieder zu einer neuen Stadt mit Häuſern, Kuppeln, Kirchen und Thürmen hinaufgeht. Auf der einen Seite hat man beſtändig das dichte Häuſermeer der Stadt, und ſelbſt aus den entfernteſten Stellen des Horizonts ſchimmern noch Kirchthürme und Häuſergiebel hervor. Auf der andern Seite dagegen die Vorſtädte, ihre Wieſen, Landhäuſer und Gehölzchen, und zuweilen ſind ſchon Durchblicke geſtattet bis jenſeits des Alles umzingelnden Erdwalls auf das freie, unbebaute Blachfeld, wo die Winde und Naturkräfte ſchon wieder frank und frei ſchalten. Auf der Bahn ſelbſt, welche Stadt und Vorſtädte trennt, haben ſich hie und da Märkte etablirt, auf denen die Stadt und Vorſtädte, als auf ihrer gemeinſamen Gränze, manche Geſchäfte mit einander abmachen. Die Stadt verkauft den Vorſtädtern Meubles, Gerathſchaften, Porcellan, Salz u. ſ. w., und die Vorſtädter bieten hier Mehl, Gartenfrüchte, Gemüſe u. ſ. w. feil. Aus der Stadt winden ſich die radialen Straßen hervor, und ſchütten ihr Leben in dieſen großen Canal, und wiederum aus den Vorſtädten drängen Fremde und Landleute herein in den Kern der Stadt.

Die ſchwächſte Seite von Moskau ſind ſeine Flüſſe, wie Petersburgs Stärke gerade in ſeinen Flüſſen beſteht. Die beiden Hauptflüſſe ſind die Moskwa und die Jauſa. Jene macht ſo viele Windungen, daß ſie faſt drei Meilen innerhalb des Stadtterrains bleibt, dieſe etwas mehr als eine Meile. Beide Flüſſe ſind ſehr ſchmal und waſſerarm, gereichen daher der Stadt nur zu ſehr geringer Zierde. Die Moskwa iſt eine ſehr magere Nymphe, die auch in nichts voller wird, nachdem ſie noch ihre Schweſter, die Jauſa, verſchlungen hat, die ſich im Sommer ſelber nur mühſam im Schlamme ihres Bettes fortbringt. Wie ganz anders die ſchöne, unvergleichliche Newa mit ſtets vollem Buſen und lachendem Antlitz, die in dem eleganten ewande ihrer prächtigen, ſie umgürtenden Granitkais mit unerſchöpflicher Fülle ſich fortbewegt. Auch dieſe ſchönen Kaigürtel fehlen der Moskwa, und ihre Ufer ſehen überall ſehr unordentlich und zerfallen aus.

So iſt es mit dem Waſſerſpiegel dieſer beiden Flüſſe. Indirect freilich gereichen ſie der Stadt zum allerſchönſten Schmuck, wenn man auch die grünen Thäler, die Hügel und Berge zur Seite und die in den feuchten Thalgründen ſich nährenden Bäume und Gärten als ihr Werk betrachten will. Außer ihnen hat Moskau aber noch mehr Flüßchen, von denen einige, wie z. B. die Ruibenka, ihren ganzen Lebenslauf von der Quelle bis zur Mündung innerhalb den Stadtmauern beginnen und beſchließen, andere, wenigſtens wie die Neglinja und Tſchetſchora, größtentheils. Obgleich wenige Werſte lang, ſind doch dieſe Flüßchen durch den Umſtand, daß ſie auf dem claſſiſchen Boden einer ſo bevölkerten Stadt fließen, in hiſtoriſcher ſowohl als national-ökonomiſcher Hinſicht unendlich viel intereſſanter, als mancher große Strom, der ſeine Wellen hundert Meilen weit durch Wüſten wälzt.

Karte zu Deaſe und Simpſons Reiſen.

Bei Erzählung dieſer Reiſe (wie wir ſie in Nr. 149 bis 151 mitgetheilt) wurde in der geographiſchen Geſellſchaft zu London zugleich eine von Arrowſmith entworfene Karte des nördlichen Amerika's mitgetheilt, wo die verſchiedenen Entdeckungen von Franklin und Roß, ſo wie von Deaſe und Simpſon in den Jahren 1837 und 1838 durch Farben unterſchieden ſind. Es geht daraus hervor, daß nur noch 150 (engl.) Meilen zu erforſchen ſind, um die Entdeckungen der HH. Deaſe und Simpſon an die von James Roß im Jahre 1832 und von Back im Jahre 1834 anzureihen, und ſo den Umriß des nördlichen Ufers von Amerika zu vervollſtändigen. — Capitän Back hat in einem Brief an die geographiſche Geſellſchaft ſeine Freude über die wichtigen Entdeckungen der HH. Deaſe und Simpſon ausgeſprochen, glaubt aber nicht, daß — worauf es hier, wenn die Entdeckung im nächſten Jahre vervollſtändigt werden ſoll, hauptſächlich ankommt — das offene Meer in gleicher ſüdöſtlicher Richtung weit fortläuft; kommen ſtarke Landvorſprünge-Inſeln u. dgl. dazwiſchen, ſo muß freilich die Fahrt unterbrochen werden wegen des dort wahrſcheinlich ſperrenden Eiſes, und dann kann man die Durchfahrt nur weiter nach Norden ſuchen.

Die Eiſenbahn von Venedig nach Mailand, im lombardiſch-venetianiſchen Königreich.

(Fortſetzung.)

Wenn indeſſen eine ſo bedeutende Perſonenfrequenz für das Erträgniß der Venedig-Mailänder Eiſenbahn ſchon ein ſehr günſtiges Reſultat hoffen läßt, ſo darf man andrerſeits auch nicht unbeachtet laſſen, daß die lebhafte commercielle Bewegung auf dieſer Linie der Eiſenbahn aus dem Transport von Waaren und Gegenſtänden ebenfalls eine ſehr wichtige Einnahme verſpricht. — Die aus ſtatiſtiſchen Quellen geſammelten Notizen ſetzen es außer Zweifel, daß der innere Verkehr eine weit ergiebigere Quelle für den lebhaften Transport auf Eiſenbahnen ſey, als der Verkehr mit dem Auslande. Denn nicht das große Volumen der Waaren und Gegenſtände, ſondern die häufigen Verſendungen weniger voluminöſer Körper, und der Hauptzweck, gewiſſe Gegenſtände mit der größtmöglichen Geſchwindigkeit von

einem Orte zum andern zu transportiren, bilden die Hauptrubriken in der Einnahme bei dem Waarentransport auf Eisenbahnen. In dieser Beziehung stellen sich für die in Rede stehende Eisenbahn die günstigsten Elemente dar. Wir wollen hier nur von ein paar Consumtionsgegenständen sprechen, deren Verkehr unter den jetzt bestehenden, also minder günstigen Transportverhältnissen äußerst bedeutend ist, und die bei dem Umstande, daß diese Gegenstände die größtmögliche Geschwindigkeit für den Transport benöthigen, der Eisenbahn einen um so sicherern und ergiebigern Ertrag verbürgen, als deren Versendung auf der Eisenbahn noch wohlfeiler als sonst zu stehen kommen soll.

Betrachten wir nur den außerordentlichen Verkehr mit Fischen. — Die unglaublich große Menge, die Venedig, als die fischreichste Stadt im adriatischen Meer, und ihre Umgebung in die ganze Provinz und in die Lombardie versendet, wird gewiß durch den leichtern und zweckmäßigern Transport auf der Eisenbahn ein sehr ergiebiges Erträgniß für dieselbe bilden. Man setze zum Beispiel voraus, daß nur ein dritter Theil der Bevölkerung des Landes, welche sich auf 4,450.000 Einwohner beläuft, den Vortheil haben sollte, frische Seefische zu genießen, was nicht übertrieben erscheinen darf, wenn man erwägt, daß dieser Artikel nicht besonders theuer ist, und daß man in diesen Gegenden überhaupt sehr gern Fische ißt. Man setze also die Zahl der Consumenten auf 1,485.000 (eine Anzahl, die weit geringer ist, als die Summe der Bevölkerung der an der Eisenbahn liegenden oder unweit davon befindlichen Districte). Wenn man nun die individuelle Consumtion dieser 1,485.000 Personen des Jahres im Durchschnitt bloß auf 4 österreichische Lire (Zwanziger) anschlägt (welches mit Rücksicht auf die im Jahre von der römischen Kirche gebotenen 120 Fasttage, an welchen kein Fleisch gegessen werden soll, gewiß als mäßig berechnet erscheint), so würde man die Summe von 5,952,000 österreichischen Lire als den Werth der auf der Eisenbahn zu versendenden Seefische erlangen. Angenommen nun, daß im Durchschnitt 2 Pfund für eine Lira kommen, und daß daher die angegebene Summe den Werth von 11,864.000 Pfund Fischen betrage, und gesetzt, daß der Transportpreis für jedes Pfund nur zu 5 Centesimi (100 Centesimi auf einen Zwanziger gerechnet) angenommen werde, so könnte aus dem Transport dieses Artikels allein für die Eisenbahn eine jährliche Einnahme von 555,920 österreichischen Lire erwachsen.

Einen ähnlichen lucrativen Ertrag verspricht der Transport der frischen Butter, die in der Lombardie in Ueberfluß erzeugt wird, in den Provinzen von Verona, Vicenza, Padua und Venedig aber dergestalt mangelt, daß man sogar jetzt, ungeachtet des langsamern und kostspieligern Transports, eine sehr große Quantität davon durch die k. k. Postwagen versendet.

Ein nicht minder bedeutender Transportartikel für die Eisenbahn kann in den zahlreichen Versendungen der Seiden-Cocons angenommen werden, welche in großen Quantitäten in die Spinnereien der Lombardie in sehr namhafter Menge, von Friaul angefangen bis Brescia und weiter nach Mailand versendet und in letzterer Stadt gesammelt werden, um sie von da nach Lyon und London weiter zu befördern. Diese letztern zwei Artikel versprechen nach den gemachten Erhebungen der jetzt stattfindenden Versendungen der Eisenbahn einen fernern Ertrag von jährlichen 200.000 österreichischen Lire.

Allein nicht nur in gesellschaftlicher, industrieller und commercieller Beziehung, sondern auch in politischer Rücksicht erscheint die Bahn-Trace, welche man bei Errichtung der Eisenbahn von Venedig nach Mailand vor mehrern andern angenommen hat, höchst wichtig, und den respectiven Anforderungen im höhern Maaß, als jede andere entsprechend.

Wenn man in Erwägung zieht, daß Verona für militärische Operationen in Tyrol und dem lombardisch-venetianischen Königreich als ein Hauptvereinigungspunkt angesehen werden muß, indem sich nach der geographischen Lage dieser Stadt diese zwei Hauptoperationslinien daselbst münden, und da einen Centralpunkt für militärische Operationen in Italien bilden, so kann man nicht verkennen, welche große Wichtigkeit die fragliche Eisenbahn auch in strategischer Hinsicht darbieten kann, da bezüglich der Offensive und Defensive die beiden Strecken dieser Bahn, von Mailand und von Venedig nach dem Vereinigungspunkte Verona, dazu dienen können, entweder von Venedig und Mailand dahin, oder von Verona aus, Armeecorps, Artillerie u. s. w. mit der möglichstgroßen Geschwindigkeit aufzunehmen und weiter zu befördern.

Was die topographischen Verhältnisse dieser Bahn anbelangt, so sind sie der Art, daß sie in der ganzen Ausdehnung kein wichtiges Hinderniß und keine besondere Schwierigkeit darbieten, so zwar, daß die ganze Strecke von Venedig nach Mailand in einer Länge von 166 italienischen Meilen bei dem ebenen, für eine Eisenbahn so günstigen Terrain in kaum 8 Stunden zurückgelegt werden kann.

Alle diese Rücksichten, so wie die vorläufigen Berechnungen in Betreff der Kosten und des Erträgnisses, die auf statistische und von der Staatsverwaltung mitgetheilte Angaben, so wie auf genaue Untersuchung der Localität und auf Vergleichungen mit den Kosten und dem Erträgnisse anderer, entweder schon gebauten, oder in Arbeit begriffener Bahnen dieser Art basirt sind, versprechen diesem Unternehmen die gedeihlichste Zukunft.

Das festgesetzte Gesellschaftscapital beläuft sich auf 50,000.000 österreichische Lire (oder 16,666.666 fl. C. M.) auf 50.000 Actien, jede zu 1000 Lire vertheilt, welche auch schon mittelst Concurrenz der angesehensten Handelsleute und Capitalisten angebracht sind.

Die Abfassung des detaillirten Planes und die successive Leitung der Arbeiten bei dieser Eisenbahn hat die lombardisch-venetianische Gründungsgesellschaft dem in dieser Hinsicht ausgezeichneten Ingenieur Hrn. Johann Milani anvertraut, der mit Recht die Achtung aller Kunstverständigen und das Vertrauen des Publicums genießt.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Botterie podophile. Unter diesem griechischen Namen hat sich in Paris ein neues Schuhmacheretablissement im Großen gebildet. Gelegentlich bemerkt, soll aber das Leder, das von diesem Etablissement verwendet wird, ganz eigenthümlich zubereitet seyn, und auch auf der neuen Industrieausstellung sich finden.

Der Tacazze. In der Mittheilung, welche Hr. D'Abbadie in London über seine Reise nach Abyssinien machte, findet sich auch die Bemerkung, daß die Spalte im Semen-Gebirge, in welcher der Tacazze fließt, 2000 Fuß tief sey.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 154.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Junius 1839.

Die Fortsetzung des Sklavenhandels.

Hr. Th. Fowell Burton, wenn wir uns recht erinnern, derselbe, der vor einigen Jahren sich im englischen Parlamente durch seine Reden über die Sklavenemancipation bemerklich machte, gab vor kurzem eine Schrift: „the African Slave Trade" heraus, worin er aus officiellen Actenstücken nachweist, daß der Sklavenhandel stärker als je vorher betrieben wird. Wir theilen einige der bedeutendsten Angaben theils wörtlich, theils im Auszuge mit.

Vom 1 Junius 1829 bis 31 Mai 1830 wurden in fünf brasilianischen Häfen 78,331 Neger ans Land gesetzt; gewiß ist, daß Ladungen von Sklaven während dieser Zeit auch an andern Punkten ans Land gesetzt wurden, um aber nicht das Ansehen zu haben, als übertreibe er, führt der Verfasser nur die den Behörden bekannt gewordenen Ladungen an. Seit 1830 hat allen officiellen Nachrichten aus Amerika zufolge der Sklavenhandel fortwährend zugenommen. Der englische Consul zu Pernambuco schreibt vom Mai 1837: „Die Lässigkeit, um nicht zu sagen, die Nachsicht der brasilianischen Regierung hinsichtlich des Sklavenhandels, die grobe Käuflichkeit der untergeordneten Behörden, der wachsende Begehr nach Arbeitern für den Feldbau, der ungeheure Vortheil, den dieser unmenschliche Handel abwirft, der in diesem Hafen ganz offen in raschem Steigen begriffen ist, die fast unüberwindliche Schwierigkeit, sich durch Privatmittheilungen authentische Nachrichten zu verschaffen, aus Furcht, am hellen Tage durch das Messer oder die Kugel eines Mörders zu fallen, die schlauen Plane der Sklavenhändler, ihrer Agenten und der Landbesitzer, um die Landung eingeführter Sklaven zu verbergen und zu erleichtern, — alle diese augenscheinlichen Thatsachen setzen der Erlangung authentischer Daten, auf welche hin man wegen des beispiellosen Wachsthums des Sklavenhandels auf der ganzen Ausdehnung der brasilianischen Küsten der Regierung Vorstellungen machen könnte, ein fast unübersteigliches Hinderniß entgegen."

So viel über Brasilien; wer aber den Gang des Sklavenhandels beobachtet hat, der weiß, daß für zwei Ladungen, die nach Brasilien gehen, drei nach Cuba kommen. Dieser Rechnung zufolge würden in dieser letztern Insel jährlich über 100,000 Sklaven eingeführt, der Verfasser aber nimmt nur die mäßige Zahl von 60,000 an, welche sich aus officiellen Mittheilungen ergibt. Ebenso läßt er aus Mangel an sichern Beweisen auch den Sklavenhandel von Portorico bei Seite, der etwa 7000 Köpfe jährlich beträgt. Aus ähnlichem Grunde übergeht er auch Texas, obwohl er bemerkt: „ich habe aus sehr guter Quelle die Nachricht, daß in den 12 Monaten (1837/38) 15,000 Neger aus Afrika in Texas eingeführt wurden." Auch im La Platagebiet ist der Sklavenhandel in den letzten Jahren gestiegen, da jedoch auch hier keine authentische Schätzung sich anstellen läßt, so hat der Verfasser die dort eingeführte Zahl gleichfalls nicht in Rechnung gebracht. Endlich wird von Seiten der Vereinigten Staaten der Handel in ziemlicher Ausdehnung betrieben, und im mexicanischen Golf scheinen fast nur die Flaggen von Portugal und den Vereinigten Staaten dem Sklavenhandel zum Deckmantel zu dienen.

Bei den sehr mäßigen Annahmen hinsichtlich Brasiliens und Cuba's ist die Behauptung des Verfassers, daß jährlich im Ganzen 150,000 Sklaven nach Amerika gebracht werden, weit eher unter als über der Wahrheit. „Ich bekenne, sagt der Verfasser, es liegt etwas Entsetzliches darin, daß jährlich eine so ungeheure Zahl Menschen aus Afrika nach Amerika geführt werden soll. Ich selbst habe wiederholt daran gezweifelt, allein die genaue Durchsicht der officiellen Documente zeigt, daß hier keine falsche Berechnung statt findet." Aus verschiedenen Nachfragen und Berechnungen, die in den Sklavenhäfen von Afrika gemacht wurden, kann man mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß jährlich nicht weniger als 215,000 Neger ausgeführt werden.*) Diese werden mit Feuergewehr und Munition, welche zum Theil die Vereinigten Staaten liefern, auch mit Geld, zu einem geringen Theil endlich mit ostindischen Waaren bezahlt, hauptsächlich aber mit Manufacturwaaren, die besonders zu

*) Beide Berechnungen können der Wahrheit gleich nahe kommen, denn der Verfasser rechnet später die Sterblichkeit auf der Ueberfahrt zu wenigstens 20 Procent, was ziemlich genau zusammentrüfe.

A. d. R.

diesem Zwecke in Lancashire und Glasgow fabricirt werden. Die in Einem Jahre (1836) in Lancashire allein fabricirten, und nach Brasilien, Cuba, den Vereinigten Staaten u. s. w. verschickten Waaren, die bloß zum Sklavenhandel bestimmt und tauglich sind, reichen hin, um 187,500 Sklaven zu bezahlen, ein starker Beweis, daß die Berechnungen des Verfassers hinsichtlich der Ausdehnung des Sklavenhandels keineswegs übertrieben sind.

Doch ist die oben angegebene Zahl noch bei weitem der geringere Verlust, den Afrika erleidet: zahlreiche Beispiele und Zeugnisse berechtigen zu dem Schlusse, daß die Anzahl der auf den Sklavenjagden gemordeten Neger die der gefangenen und auf den Markt gebrachten bedeutend übersteigt, oder zum mindesten ihr gleich kommt; außerdem kommen noch Tausende durch die schlechte Behandlung der Sklavenhändler vor der Einschiffung um, und es ist eine bekannte Thatsache, daß jetzt auf der Ueberfahrt weit mehr sterben, als damals, wo der Sklavenhandel noch gesetzlich war. Damals galten strenge Gesetze gegen die Ueberladung der Fahrzeuge, jetzt werden zum Sklavenhandel gewöhnlich nur die kleinen, schnellsegelnden Fahrzeuge genommen, die man amerikanische Clipper nennt, und wo die unglücklichen Neger ohne alle Rücksicht auf Gesundheit und Schamgefühl zusammengedrängt werden. Daher rechnen Viele die Sterblichkeit bei der Ueberfahrt über das atlantische Meer auf 50 Procent. Auf einem nach Montevideo gehörigen und im Jahre 1834 genommenen Sklavenschiffe fand man eine Licenz zur Einführung von 650 afrikanischen Colonisten, wobei die Erlaubniß angefügt war, noch 250 Menschen weiter mitzunehmen, um die Todesfälle auf der Ueberfahrt zu decken. Hiernach rechnete der Sklavenhändler selbst auf eine Sterblichkeit von 38 Procent. Viele Neger sterben auch gleich nach der Landung an Krankheiten, die sie sich auf der Ueberfahrt zugezogen, am Wechsel des Klima's und am Heimweh. Die ganze Sterblichkeit bei den Sklavenjagden, der Aufbewahrung, der Ueberfahrt und der Angewöhnung in Amerika wird von dem Verfasser in mäßigem Anschlag auf 145 Procent gerechnet, so daß 150,000 Sklaven in Amerika einen Verlust von 375,000 Menschen für Afrika voraussetzen. Rechnet man hiezu noch 100,000 Sklaven, die nach Nordafrika, nach Aegypten, dem rothen Meere und dem persischen Golf gebracht werden, so kommt nahe an eine halbe Million Afrikaner heraus, die jährlich durch die Sklaverei für das mittlere Afrika verloren gehen.

Auf die Mittel, diesem furchtbaren Handel Einhalt zu thun, läßt sich der Verfasser fürs Erste nicht ein, und es wird sich wohl auch ziemlich wenig dagegen ausrichten lassen, so lange dieser Handel 180 Prc. Gewinn abwirft.

Ausflug an die Ufer der Südsee im Frühjahre 1829.

(Fortsetzung.)

Santa Maria la Sola, das wir mit dem Einbruche der Nacht erreichten, ein kleines, in einem engen Thale gelegenes Indierdorf, ist Filial von San Sebastian. Ueberhaupt erstreckt sich die Curie des Pfarrers des letztern Ortes auf 14 Leguas im Umkreise, und derselbe hat die Obliegenheit, in jedem der in diesem Bezirke liegenden Orte abwechselnd vierzehn Tage zuzubringen. Er ist also recht eigentlich ohne bleibende Stätte, und könnte mit Recht der reisende Pater genannt werden. Seine, für dieß Land recht gute Wohnung hier haben wir für diese Nacht bezogen. Auf dem Platze vor der Kirche stehen einige Exemplare der Carolinea princeps, einer Pflanzengattung, die wir hier zuerst sahen. Sie waren indeß noch ohne Blätter und Blüthen.

Wie es im Staate Oajaca der Brauch der Reisenden ist, haben wir den Alcalden von Sola in Requisition gesetzt, und uns mit seiner Hülfe ein herrliches Abendbrod von gekochten Hühnern und Eiern verschafft. Bei der Unwirthlichkeit des Landes und der oft großen Insolenz der Indier, von denen der Fremde für sein Geld häufig nicht einmal einige Maiskuchen oder eine Frucht erhalten würde, ist diese (gesetzliche) Sitte sehr gut. Kommt ein Reisender in einem Orte an, und kann er die nöthigen Lebensmittel nicht selbst sich verschaffen, so darf er nur den Alcalden rufen lassen, und ihn mit seinen Bedürfnissen bekannt machen. Dieser ist nun gehalten, für deren Befriedigung so viel thunlich zu sorgen, und darf für seine Mühe nicht einmal eine Belohnung annehmen. Die von ihm gelieferten Lebensmittel müssen jedoch zu den laufenden Preisen bezahlt werden. Früher waren die Indier sogar gehalten, solchen reisenden Mönchen und Geistlichen, die ohne Geld waren, Logis, Tafel und, von Ort zu Ort, ein Pferd zu stellen. Der Geistliche bescheinigte die verursachten Kosten im Register des Alcalden, und dieser reichte die Rechnung darüber jährlich dem Regidor des betreffenden Bezirkes ein, der sie aus den öffentlichen Geldern bezahlte.

Während unsers Mahles wurden wir durch die sehr interessanten, mitunter höchst launigen, Erzählungen des Barons v. K . . ., Gemälde aus seinem Leben, äußerst angenehm unterhalten. Ueberhaupt ist dieser mit offenem Auge und Kopfe viel gereis'te, in den verschiedensten Lagen des Lebens umhergeschleuderte Mann der beste Reisegesellschafter, den man sich wünschen kann. Nie verdrießlich, stets voll Aufmerksamkeit für seine Gefährten, hat er bei jeder sich bietenden Gelegenheit eine Erzählung, eine witzige Anekdote oder eine scharfsinnige Bemerkung in Bereitschaft, durch die er das Gewöhnliche interessant zu machen, dem Interessanten ein noch höheres Interesse zu geben, und selbst dem Unangenehmen eine freundliche, mindestens doch eine lächerliche Seite abzugewinnen versteht. Das Gespräch stockt nie in seiner Gesellschaft, und üble Laune, dieser schlimmste aller Reisegefährten, kann nicht aufkommen. Er hat sich das Geschäft des Reisemarschalls vorbehalten, und wir haben alle Ursache, ihm für die große Sorgfalt, mit der er es verwaltet, herzlich dankbar zu seyn. Seine Kenntniß der Sitten des Landes, und seine auf frühern Reisen in diesen Zonen gesammelten Erfahrungen, setzen ihn in den Stand, sich und uns Bequemlichkeiten und Vortheile zu verschaffen, die wir außerdem nicht erlangt haben würden.

Teojomulco, 8 Februar.

Aufwärts das enge Thal, in dem La Sola liegt, an dem Fluſſe hin, der es durchſtrömt, und deſſen Ufer von alten majeſtätiſchen Cypreſſen beſchattet werden, führte uns heute eine Zeitlang unſer Weg, bald aber wandte er ſich wieder hinan ins hohe Gebirge. Immer durch Eichen- und Tannenwälder, bald bergauf, bald bergab führend, bot uns unſere heutige Tagereiſe nur wenig Bemerkenswerthes. Vom wolkenloſen Himmel ſandte die tropiſche Sonne ihre ſengenden Strahlen auf unſere Häupter herab, Laub und Gras erſchienen dürr und verbrannt, und nur in der Nähe kleiner Bergwäſſer zeigte die Vegetation Spuren von Ueppigkeit und Fülle. Der entſetzlich ſchlechte Pfad, bald ſich in mäandriſchen Windungen eine ſteile Höhe mühſam hinanſchleppend, bald eine noch ſteilere Abdachung über zertrümmerte Felsſtücke und entwurzelte, halb verwitterte Baumſtämme ſich hinabſtürzend, machte das Reiten äußerſt beſchwerlich. Wir ſahen viele Tannen, in deren Rinde unzählige, fingerhutförmige Löcher nahe bei einander ausgehöhlt waren. In vielen dieſer Löcher ſteckten Eicheln, ſo genau und feſt eingepaßt, daß es eines Inſtrumentes bedurft haben würde, hätte man ſie herausnehmen wollen. Eine Art Specht, hier Vogel Zimmermann (pajaro carpintero) genannt, legt ſich dieſe Magazine an. Den Vogel ſelbſt ſahen wir nicht.

An der einzigen bewohnten Stelle, welche wir heute antrafen, bei dem Gehöfte Rancho del Anis, hielten wir an, ein einfaches Mittagsmahl einzunehmen, beſtehend aus mitgebrachter kalter Küche und friſchen Tortillas (Maiskuchen), welche die freundlichen Bewohner des Weilers für uns bereiteten. Dieſer beſteht nur aus zwei ärmlichen Hütten auf einer kleinen graſigen Ebene, von dichter, uralter Eichen- und Tannenwaldung umgeben. Die Bewohner treiben Viehzucht.

Von hier aus gab es nun noch bedeutende Gebirgsrücken zu überſteigen, auf ſchlechten Wegen, wo die vielen, zum Theil prachtvoll blühenden, Orchis- und Tillandſien-Arten auf den Zweigen der Eichen, und an den Ufern kleiner Bäche die Fülle tropiſcher Gewächſe, unter denen ſich die Fächerpalme wieder hie und da zeigte, das einzige Intereſſante und Angenehme waren. — Nahe vor Teojomulco ſahen wir am Ufer eines dieſer kleinen Bäche das erſte Rieſenfarrenkraut, jedoch nur in kleinen Exemplaren. Bald darauf bekamen wir auch den Ort ſelbſt zu Geſicht. Mit den es umgebenden, im hellſten Grun glanzenden, ausgedehnten Bananen- und Ananaspflanzungen mitten im alten Tannenwalde und dem düſtern Gebirgshintergrunde, erſcheint das kleine, am Abhange eines Berges gelegene Dorf dem Auge recht erfreulich. Mit der Dämmerung hatten wir es erreicht, und ſind nun in der Pfarrwohnung, deren jetziger Beſitzer abweſend iſt, ganz gut logirt, d. h. wir haben ein mit einem Tiſche, vier Stühlen und einer Schlafpritſche meublirtes Zimmer, in dem unſere Haugmatten bereits aufgehangen ſind, heißes Waſſer, um uns unſern mitgebrachten Thee- oder Chocolate nach Belieben ſelbſt bereiten zu können, und friſche, ſo eben gebackene Tortillas, ſomit Alles, was man ſich hier zu Lande auf Reiſen nur Bequemes und Erfreuliches wünſchen kann. Der galante Herr, das niedliche ſentimentale Dämchen der europäiſchen feinen Geſellſchaft würde hier freilich manches durchaus Unentbehrliche vermiſſen, und großen Anſtoß nehmen an den berußten Stühlen und dem wackelnden Tiſche, an den zähen Maiskuchen, mit denen man ſich den Magen verderben, und dem bittern Waſſerchocolate, den kein Menſch trinken kann.

Wir armen Reiſenden in den Urwäldern Mexico's entbehren freilich alle jene ſo dringend nothwendigen Gegenſtände, ſind aber dieſer Entbehrungen ſchon lange gewohnt, und ihnen zum Trotz vergnügt und froh. Meine Frau ſcherzt und lacht mit einem unſrer Gefährten über die drolligen Figuren, die an den Wänden unſers Zimmers ein Anfänger in der edlen Zeichenkunſt in ſtarken Umriſſen mit Kohle entworfen hat. Der andere Gefährte und ich ſitzen am runden Wackeltiſche auf den feſten Stühlen, eine andere Art von Umriſſen auf das Papier werfend, und hie und da einſtimmend in den Scherz jener Beiden, alleſammt uns freuend auf den herrlichen Schlaf, den wir ohne Zweifel in den ſchwankenden Hamacas dieſe Nacht genießen werden.

San Pablo Minas, 9 Februar.

In Teojomulco entwarf ich heute noch eine kleine Zeichnung nach der Natur, eine Bananenpflanzung mitten im Tannenwalde darſtellend. Ein kurzer Ritt von drei Stunden auf ſchlechten, außer ihrer ausgezeichneten Schlechtheit nichts Bemerkenswerthes darbietenden Wegen, brachte uns bald hierher. Wir ſahen einige Termitenneſter, welche dieſe kunſtreichen Inſecten in Form von Bienenkörben gegen 2½ Fuß hoch und 1½ Fuß im untern Durchmeſſer auf den untern ſtarken Aeſten der Eichen erbaut hatten. Sie ſind von Erde und ganz von kleinen Gängen durchſchnitten, aber ſo feſt, daß ſchon eine große Gewalt erforderlich iſt, ſie zu zertrümmern, und gewähren, von der Tillandsia usneoides umfangen, von Orchideen und Mooſen umgrunt und umblüht, einen eigenthümlichen Anblick.

(Fortſetzung folgt.)

Die Stadt Kara Hiſſar.

(Nach dem Penny Magazine vom 29 April.)

Die Stadt Kara Hiſſar in Kleinaſien liegt etwa 180 engliſche Meilen von Konſtantinopel, 100 von Smyrna und dem ägäiſchen Meer, und 150 von Adalia, dem bekannten Hafen an den ſüdlichen Ufern des mittelländiſchen Meeres, demnach ſo ziemlich im Mittelpunkte dieſer großen Halbinſel. Im türkiſchen Reiche gibt es bekanntlich keine eigentlichen Straßen, obwohl die Ueberreſte der römiſchen Straßen und einiger römiſchen Brücken noch ſichtbar ſind; nach Kara Hiſſar führen jedoch Wege, ſo gut ſie immer im türkiſchen Reiche zu finden ſind. Die Wege von Smyrna nach Armenien, Georgien und Perſien führen durch die Stadt, auch iſt ſie der Sammelplatz der von Konſtantinopel kommenden Karawanen. Daher gehen faſt alle europäiſchen Manufacturwaaren und Colonialproducte, welche nach Oſten und Süden beſtimmt ſind, durch Kara Hiſſar, was dem Ort eine bedeutende Wichtigkeit gibt und die Thätigkeit der Einwohner ſpannt. Schon Niebuhr

bemerkt, daß es hier eine größere Zahl steinerner Häuser gibt, als in irgend einer andern Stadt Kleinasiens. Das hier verfertigte Pferdegeschirr war zu seiner Zeit (1766) in allen Theilen des türkischen Reichs gesucht; auch die Gewehr- und Säbelfabriken blühten, und der Handel mit rothem Leder war bedeutend, wenn gleich dasselbe sich mit dem zu Diarbekr und Kaisarie verfertigten nicht messen konnte. Die Teppichfabrication wird hauptsächlich in dem Lande zwischen Kara Hissar und Smyrna betrieben, aber Wollenzeuge und Tapeten gehören zu den Etapelartikeln der erstern Stadt. Von der großen Menge Opium, welche in der Nachbarschaft gebaut wird, heißt die Stadt gewöhnlich Afium Kara Hissar. Zu Niebuhrs Zeit wurden wenigstens 180 Maulesselladungen hier bereitet.

Die Lage der Stadt ist höchst malerisch. Hohe, nackte Felsen erheben sich auf der einen Seite, auf der andern eine Reihe fruchtbarer, mit Weingärten bedeckter Hügel. Ein kleiner Bach, der im Winter und Sommer reichlich mit Wasser versehen ist, fließt durch die Stadt. Der Umfang derselben beträgt über eine Stunde, sie hat 10 Moscheen, und die Zahl der Einwohner soll über 50,000 betragen. Das Schloß liegt auf der Spitze eines steilen, fast 600 Fuß hohen Felsens, auf dessen Höhe eine Mauer mit runden Thürmen steht, wo einige alte aus Eisenstangen geschmiedete Kanonen und alte Waffenrüstungen sich finden. Oben sind einige gemauerte und in den Felsen gehauene Cisternen und ein tiefer Brunnen. Der Eingang konnte durch ein Thor völlig geschlossen werden, und der Platz war, wenn gehörig mit Lebensmitteln versehen, so gut wie uneinnehmbar.

Die Bevölkerung der Stadt ist, wie die von Kleinasien überhaupt, sehr gemischt, und es finden sich darin Türken, Griechen und Armenier; die äußere Bevölkerung ist nomadisch, auch an Charakter und Gewohnheiten (wahrscheinlich auch im Herkommen) sehr verschieden, obgleich man sie mit dem gemeinsamen Namen Turkomanen belegt. Der physische Charakter Kleinasiens erklärt zum Theil diese Gemischtheit der Bevölkerung. Fremde Colonisten und fremde Eroberer haben sich in großer Zahl niedergelassen, während die Gebirge den Besiegten Schutz boten; dort haben sich darum auch eigenthümliche Sitten und Einrichtungen erhalten.

Die Eisenbahn von Venedig nach Mailand, im lombardisch-venetianischen Königreiche.

(Schluß.)

Wie bereits oben erwähnt wurde, wird die Bahn ungefähr 265 Kilometer, oder ungefähr 166 italienische (d. i. 41¹, deutsche) Meilen betragen. — Nach dem zuletzt gemachten Ueberschlage belaufen sich sämmtliche Totalkosten der Eisenbahn, mit Inbegriff der Brücke über die Lagunen, welche Venedig mit dem festen Lande verbinden soll, auf ungefähr 54 Millionen österreichische Lire (oder 18 Millionen Gulden C. M.), das ist für jede italienische Meile auf 326,000 Lire (oder 109,666 fl. C. M.); die jährlichen Kosten, mit Inbegriff der Administration, der Unterhaltung der Bahn, der Locomotive, wie auch Transportwagen, Kohlen u. s. w., wurden auf etwas weniger als 5 Millionen österreichische Lire (1 Million Gulden C. M.) berechnet. Der jährliche Bruttoertrag wurde auf 7,500,000 österreichische Lire (2,488,383⅓ fl. C. M.) veranschlagt, daher nach Abzug der jährlichen Auslagen ein jährlicher Reinertrag von 4,400,000 österreichischen Lire (1,466,666⅔ fl. C. M.) verbleibt, welcher im Verhältnisse zu dem für die Errichtung der Eisenbahn angesetzten Capitale von 54 Millionen österreichischen Lire (18 Millionen Gulden C. M.) einen jährlichen Nutzen von mehr als 8 Procent abwirft.

Man hat also den Ueberschuß der Einnahme auf mehr als 4 Mill. C. M. berechnet. Da diese Ziffer sich mit der zu hoffenden Vermehrung der Einnahme vergrößern wird, so kann Jedermann selbst berechnen, welche unermeßliche Vortheile diese Eisenbahnunternehmung den Actionnären für die Zukunft verspricht, wenn man erwägt, daß man bei der Berechnung des Ertrags sich an die unter den jetzigen minder günstigen Umständen sich ergebende Zahl der Reisenden und Quantität von Waaren gehalten hat, die mit den sonst gewöhnlichen Mitteln befördert wird, ohne die bedeutende Vermehrung derselben in Anschlag zu bringen, welche die Erfahrung als die Folge jeder bisher errichteten Eisenbahn nachweist, und die sich in dem reichen, so stark bevölkerten und von Fremden so fleißig besuchten lombardisch-venetianischen Königreich in einem gewiß sehr erfreulichen Grade bestätigen wird.

Es wurde im Eingange gesagt, daß die Venedig-Mailänder Eisenbahn in ihrer Richtung, außer den Städten Padua, Vicenza, Verona und Brescia, auch die Stadt Mantua berühren soll. Da aber die directe Linie der Bahn von Venedig nach Mailand die Stadt Mantua nicht in sich begreift, und ihre Verbindung mit der Hauptbahn nur durch eine Ausästung dahin gemeint ist, so wird es nicht überflüssig seyn, zu bemerken, daß eine solche Seiten- oder Flügelbahn nach dem wichtigen Mantua für die Hauptbahn selbst von großem Nutzen zu seyn verspricht. — Mantua ist der Stapelplatz des ferraresischen, bolognesischen und estesischen Handels mit dem lombardisch-venetianischen Königreich. Die Vortheile, die durch die Errichtung der fraglichen Seitenbahn für diese Stadt in commercieller Beziehung erwachsen würden, müßten sich gewiß, wenigstens zum Theil, auch auf die Hauptbahn erstrecken, indem diese Umstände vereint die allgemeine Personenfrequenz bedeutend vermehren, so wie einen größern Waaren- und Güterexport auf der Hauptbahn zur natürlichen Folge haben würden. Nicht minder wichtig erscheint die Verbindung Mantua's durch eine Flügelbahn mit der Hauptbahn rücksichtlich der früher bei Verona ausgesprochenen Ansichten in politischer und vorzüglich strategischer Beziehung, da Mantua die erste und bedeutendste Festung Italiens ist.

Schließlich muß noch Folgendes bemerkt werden. In Erwägung des äußerst günstigen und von allen topographischen Hindernissen freien Terrains der Venedig-Mailänder Eisenbahn wurde oben die übrigens recht leicht ausführbare Ansicht ausgesprochen, daß die ganze Bahnstrecke von 166 italienischen oder 41¹, deutschen Meilen binnen kaum 8 Stunden zurückgelegt werden könnte. Da man aber nicht nur an gewissen Orten, als Hauptpunkten der Bahn, sich ein wenig aufzuhalten beabsichtigt, sondern auch bei den Stationen, wo man Wasser und Kohlen für die Locomotive einnimmt, und die von 4 zu 5 deutschen Meilen bestehen werden, einen kleinen Zeitverlust in Anschlag bringen muß, so wird man die ganze Distanz von Venedig nach Mailand in 9 bis 10 Stunden zurücklegen.

Dr. Leo Herz.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 155.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

4 Junius 1839.

Die Ruinen von Anni.

Capitän Wilbraham theilt in ſeinen Reiſen durch die transkaukaſiſchen Provinzen Rußlands und längs der ſüdlichen Ufer der Seen von Wan und Urumiah, über dieſe einſt berühmte armeniſche Königsſtadt Nachſtehendes mit.

Oberhalb des Thorwegs ſind einige merkwürdige Figuren ausgehauen. Mauern und Thürme ſind aus unregelmäßigen, mit Mörtel verbundenen Steinmaſſen aufgeführt, die äußeren Seiten aber beſtehen aus wohl behauenen Sandſteinblöcken. Das heilige Symbol der Chriſtenheit tritt dem Reiſenden an mehreren Orten entgegen. Mächtige Blöcke von blutrothem Stein, in das Mauerwerk der Thürme eingefugt, bilden rieſenhafte Kreuze, welche der zerſtörenden Hand der Moslems Trotz boten. Die einzigen Gebäude, die noch ſtehen, ſind die chriſtlichen Kirchen, eine türkiſche Moſchee, mehrere Bäder und ein Palaſt, der die Reſidenz der letzten armeniſchen Könige geweſen ſeyn ſoll. Alle dieſe zeugen von vielem Glanz und architektoniſcher Schönheit, und die erhabene Arbeit an den Bögen iſt ſehr reich. Indeß iſt es augenſcheinlich, daß dieſe öffentlichen Gebäude allein in dieſem maſſiven Maaßſtabe gebaut waren, die Privatgebäude müſſen ſtets ſehr unbedeutend geweſen ſeyn. Die Löcher im Boden und die Haufen loſer Steine, die über die ganze Fläche der Stadt zerſtreut ſind, laſſen vermuthen, daß ſie ſo ziemlich derſelben Art waren, wie die jetzigen. Ich habe bemerkt, daß während die Dörfer ſich kaum über das Niveau des Bodens erheben, die Kirchen ſehr maſſive, in großen Entfernungen ſichtbare Gebäude waren. Es findet ſich zu Anni eine ungeheure Menge Inſchriften, zum Theil in türkiſcher, großentheils aber in armeniſcher Sprache.

Die Kirchen ſind genau von derſelben Bauart, wie die zu Erſchmiadſin, und einige davon noch vollkommen erhalten. In einer derſelben ſind die Mauern bedeckt mit rohen Zeichnungen, worin ich zum Theil noch Gegenſtände aus der heiligen Schrift erkannte, die meiſten bezogen ſich indeß auf die Wunder des heiligen Gregor und andrer Heiligen des armeniſchen Kalenders. Die orientaliſchen Chriſten ſcheinen ſtets die Neigung gehabt zu haben, ihre Kirchen auf den unzugänglichſten Stellen zu erbauen. Hievon findet ſich zu Anni ein merkwürdiges Beiſpiel. Auf einem ſchmalen Felſenrücken, der auf drei Seiten vom Arpatſchai beſpült wird, ſteht eine kleine Capelle, die nur auf einem kleinen gefährlichen Fußpfad zugänglich iſt. Nach der Sage wurde ſie von einer durch Frömmigkeit und Schönheit gleich ausgezeichneten Tochter eines alten armeniſchen Königs erbaut, welche den größten Theil ihrer Tage in dieſem einſamen Ort zubrachte.

Als ich zwiſchen den Steinhaufen hinritt, flogen mehrere Kitten Felsrebhühner unter den Füßen meines Pferdes auf, ſo ſelten werden dieſe Thiere in den einſt dicht gedrängten Straßen der alten Hauptſtadt Armeniens geſtört. Ein einſamer kurdiſcher Hirt in ſeinem weißen Filzmantel ſtand unter einem halb verfallenen Porticus, während ſeine kleine Heerde Bergziegen auf den zerbröckelten Bogen eines nahen Bades ſich ihre Nahrung ſuchten. Hirt und Heerde ſtimmten zur Oede der Umgebung, und hätten einen Salvator Roſas Pinſel würdigen Gegenſtand gegeben. In einer der alten dachloſen Kirchen bezeichnete ein kleines Feuer, das an den geſchwärzten Ruinen eines zuſammengeſtürzten Altars noch glimmte, ſein ärmliches Lager. Mein Führer ſtieg ab, ließ ſein Pferd am Thore des heiligen Baues graſen, und, durch den maſſiven Pfeiler des gewölbten Flügels der Kirche gegen den durchdringend kalten Wind geſchützt, bemühte er ſich vergebens, die verlöſchende Aſche wieder zur Flamme anzufachen.

Die Stadt Anni wurde im Anfange des ſechsten Jahrhunderts gebaut, und blieb mehrere hundert Jahre lang die Hauptſtadt Armeniens. Sie fiel mehreremale in die Hände der wilden Eroberer, die im Mittelalter den Orient überzogen, und erfuhr die grauſamſte Behandlung von ihnen. Die alten Schriftſteller erzählen, daß bei der Einnahme Anni's durch Alp Arslan das Gemetzel ſo groß war, daß die Straßen durch die Leichen verſperrt, und der Fluß vom Blute der Erſchlagenen geröthet war. Traurig ſind die Gefühle, welche der Anblick dieſer verödeten Stadt einflößt. Die verlaſſenen Kirchen erinnern daran, daß eine mächtige chriſtliche Nation hier unter den wiederholten Angriffen der barbariſchen Stämme Aſiens, der bitterſten Feinde der Civiliſation und der Chriſtenheit, unterging. Selbſt das Wohlerhaltene der Gebäude erhöht den

Eindruck der Einſamkeit, und unwillkürlich blickt man nach Zeichen des Lebens umher. Die gänzliche Verheerung der Ueberreſte eines noch höhern Alterthums macht einen ganz andern Eindruck: die geſtaltloſen Steinhaufen von Babylon gleichen einem Skelett, aber die verlaſſene und doch noch vorhandene Stadt gleicht der Leiche, aus welcher der Athem entflohen, die aber noch immer den Anſchein von Leben hat.

Ausflug an die Ufer der Südſee im Frühjahr 1829.

(Fortſetzung.)

San Pablo Minas, 10 und 11 Februar.

In einer tiefen, ſich faſt genau von Nord nach Süd hinziehenden, von dem Rio Jxtacte, einem reißenden Gebirgsfluſſe, durchſtrömten Schlucht liegt das Minenrevier San Pablo Minas oder de Teojomulco, in dem jetzt die United-merican Mining-Aſſociation Bergbau treibt. Etwa zwei gute Leguas von dem Dorfe Teojomulco iſt daſſelbe faſt genau ſüdweſtlich (S. 49° W.) von Oajaca belegen, in gerader Richtung etwa 20, auf dem nächſten Wege aber 40 Leguas von der Stadt entfernt. Hohe Berge ſchießen größtentheils dicht vor den Ufern des Fluſſes faſt ſenkrecht oder doch unerſteiglich ſteil empor. Nur an wenigen Stellen erweitert ſich die Schlucht ein Geringes, beſonders da, wo zwei kleine Bäche, von den öſtlichen und weſtlichen Abhängen herabſtürzend, in den Fluß münden, und wo ein unbedeutendes Jndierdorf an ſeinem linken Ufer, theils im Thale, theils auf einer niedrigen Platform am öſtlichen Gebirgsabhange erbaut iſt.

Das hieſige Klima iſt das der heißen Landſtriche (tierras calientes). Sobald nur der Rand der Sonne über den Berggipfeln in Oſten erſcheint, iſt auch ſchon die Hitze unerträglich. Alles Lebendige ſucht den Schatten, und die Vegetation erwartet lechzend den ſtarken erquickenden Thau, der mit dem Verſchwinden der glühenden Scheibe herabzufallen beginnt. Der Eingeborne ſalbt ſeine braune Haut mit übelriechendem Rindsfett, vermiſcht mit einer Art braunem Ocker, und behauptet, daß er ſo das Stechen der Sonne weniger empfinde. Seine ganze Bekleidung beſteht in ſehr weiten, nur wenig über die Wade hinabreichenden Beinkleidern von Leinwand oder Baumwollenzeug, Sandalen von Baſt und einem ungeheuern ſchwarzen Filzhute mit niedrigem Kopfe und gegen 15 Zoll breitem Rande. Eine kurze Jacke von Ziegen- oder Wildleder trägt er während des Tages um die Hüften gebunden, und zieht ſie nur Abends an, um ſich gegen den Thau zu ſchützen. Die meiſten Wohnungen ſind nur Hütten aus Stackwerk; ſelbſt die Beamtenwohnung, in der wir logirt ſind, iſt nichts Anderes. Sie iſt viereckig, durch zwei ſich kreuzende Wände in vier Räume getheilt, deren einer vom Baron K., der andere von den Herren L. und D., und der dritte von meiner Frau und mir bewohnt wird, während der vierte als Magazin benutzt iſt. Alle Wände beſtehen aus einem mit Lehm beworfenen Geflechte von Stangen und Zweigen, und die Zimmer ſind ohne künſtliche Fußböden und Decken, nur durch das vierſeitige Dach von dürrem Graſe gegen Sonne und Regen geſchützt. Der Sandfloh (ſpan. Nigua), die Blatta orientalis, die fliegende Wanze (ſpan. Chinche volador, ein heftig ſtechender Cimex), Mosquitos und dergleichen ſind unſere Geſellſchafter in dieſem japaniſchen Palaſte, wie wir die Hütte wegen ihrer Form ſcherzweiſe nennen.

Mehr als anderswo zeigt hier die Vegetation die ſonderbare Erſcheinung einer Vereinigung von Gewachſen der verſchiedenſten Klimate in engem, überſehbarem Raume. An den Ufern des Fluſſes wiegen Rieſenfarrenkraut und palmenartige Cecropien ihre luftigen Kronen, rauſcht die Bambuſa, grünt die Zamie und die Zwergpalme; unter Mimoſen und Spiräen breiten ſich wenige Fuß höher hinauf große Bananen- und Ananaspflanzungen an den Bergabhängen hin, umgeben von Eichen und Erdbeerbäumen, unter die ſich ſchon einzelne Stämme der majeſtätiſchen Tanne mengen. Zuweilen wird dieſe ſogar vorherrſchend und umgibt faſt allein die Bananenpflanzungen. Höher hinauf wird ſie immer häufiger, und verdrängt nach und nach alle andern Baumformen, bis ſie zuletzt auf den Bergfirſten ganz allein herrſcht, nur an ihrem Fuße umſpielt von Ulmeen, Lycopodien, Farrn, Vaccinien und Gräſern. — Man kann im Allgemeinen ſagen, daß die Gegend hier umher, wie überhaupt in den Gebirgen ſüdweſtlich von der Stadt Oajaca, ein Anſehen zeige, ganz verſchieden von dem der Gegenden im Norden und Nordoſten derſelben, und es läßt ſich aus dem verſchiedenen Anſehen der Gegenden leicht auf die verſchiedenen Gewohnheiten der Bewohner ſchließen. Wenn wir nordöſtlich von Oajaca ganze Berge bis zu ihrem Gipfel hinauf angebaut ſehen, ſo treffen wir dagegen im Südweſten nur hie und da einen einſamen Mais-, Ananas- oder Cochenillfleck an offenen, ebenen oder weniger abhangigen Stellen neben einigen Bananenpflanzungen in den tiefern Schluchten. Die Bevölkerung iſt ſehr dünn geſäet und kennt faſt gar keine Bedürfniſſe. Der Bergbau in dieſen Gegenden war nie ausgedehnt oder bedeutend genug, um Bewohner herbeizuziehen, was er ſonſt in dieſen Ländern allenthalben da thut, wo ergiebige Gruben ſich erſchließen. Bemerkenswerth iſt, daß von den hier beſchäftigten Bergleuten nur wenige aus der Umgegend ſelbſt waren. Bei weitem die meiſten waren aus dem Minenrevier von Jxtlan, nordöſtlich von Oajaca, wenigſtens 50 bis 60 Leguas von hier entfernt. Nur durch allerlei Vortheile, welche die Geſellſchaft dieſen Leuten geſtattete, war es ihr gelungen, ſie herbeizuziehen. Dahin gehörte z. B., daß man den Leuten die Reiſekoſten erſtattete, daß man ihnen eine gewiſſe Anzahl Tage zur Errichtung ihrer Häuſer vergönnte, und ſie während derſelben eben ſo bezahlte, als wären ſie wirklich in den Gruben beſchäftigt geweſen u. dgl. mehr. Dennoch arbeiten viele dieſer Leute nur dann in den Gruben, wenn ihre Felder ihrer Sorgfalt nicht bedürfen, und verſchwinden zur Zeit der Ausſaat und der Ernte. Andere arbeiten einige Wochen, bis ſie eine kleine Summe zuſammengebracht haben, und kehren dann nach ihren Dörfern zurück, ſich damit auf ihre Weiſe gütlich zu thun. Deßhalb iſt dann auch die Arbeiterzahl hier ſehr ſchwankend, ſo daß oft in einer

Woche 140, in der folgenden aber nur 80 Mann vorhanden sind.

Die Bearbeitung des Reviers von San Pablo Minas hat der oben genannten Gesellschaft schon sehr bedeutende Summen gekostet, ohne daß bisher eine gegründete Aussicht auf demnächstigen Ersatz und Gewinn damit erlangt worden wäre. Darum sollen denn auch die Arbeiten für jetzt ganz eingestellt werden, zumal die Gesellschaft in ihren jetzigen Umständen gezwungen ist, ihre Unternehmungen auf Reviere zu beschränken, die raschen Gewinn mit Grund hoffen lassen, und Baron K. ist mit den Vorbereitungen zur Auflassung beauftragt worden. Als Betriebsbeamten lernten wir hier einen Hrn. C. Lauckner aus Freiberg in Sachsen kennen, einen sehr kenntnißreichen, dabei äußerst bescheidenen und stillen jungen Mann, dessen Name der hüttemännischen Welt schon aus den von Lampadius angestellten, und in dessen Schriften beschriebenen Versuchen über Amalgamation bekannt ist. Er war nur erst so eben vom kalten Fieber genesen, einer Krankheit, die hier während der Regenzeit häufig wüthet, und konnte uns daher zu unserm Bedauern nicht auf den Wanderungen in die Umgegend begleiten, die wir in diesen Tagen hier anstellten.

Die Gänge von San Pablo Minas, deren man über 18 zählt, setzen im Thonporphyr auf, streichen sämmtlich von Norden nach Süden, mit Ausnahme von zweien, die von ONO. nach WSW. streichen, und fallen westlich ein. Sie alle durchsetzen den Fluß, so daß, wenn sie bis zu nur geringer Tiefe bearbeitet werden, das Zusetzen der Tagewasser den Arbeiten äußerst hinderlich, deren Gewältigung sehr schwierig wird. Diesem Uebel abzuhelfen, hatte man schon früher die Idee, das Bett des Flusses nieder zu bringen. Die deßhalb angestellten Messungen ergaben die Länge des Flusses von der Hauptgrube San Pablo bis zu seiner Einmündung in einen größern Strom bei La Union zu 5,031 englischen Fußen bei einem Fallen von 319,4 Fuß. Die Sache wäre also nicht geradezu unthunlich, aber sie hätte viel Zeit und ungeheures Geld gekostet.

Es ist zu bedauern, daß pecuniäre Rücksichten die Gesellschaft jetzt zum Auflassen des Reviers von San Pablo Minas zwingen.*) Hätte man mit Beharrlichkeit fortarbeiten können, so würde ohne Zweifel endlich Gewinn erfolgt seyn. Um aber mit günstigem Erfolge hier Bergbau treiben zu können, dürfte zunächst nöthig seyn, entweder das Flußbette über den Gängen gehörig auszumauern, oder dem Fluß eine ganz neue Bahn am westlichen Bergabhange hin anzuweisen, und zwar vom Wasserfalle oberhalb der Grube San Pablo an, bis an den kleinen aus Westen herabkommenden Bach. Durch diese Mittel würde der Fluß abgehalten werden, sein Wasser in die Gruben zu schicken, und diese könnten dann bis zu ziemlicher Tiefe niedergebracht und aufgeschlossen werden. Hätte die Compagnie gleich anfangs zu diesem letzteren Mittel gegriffen, bei dem die größte Schwierigkeit ein durch den Fuß eines Hügels bei San Pablo zu treibender, etwa 250 Fuß langer Stollen ist, statt so bedeutende Summen auf das Niederbringen des Flußbettes und andere Palliative zu verwenden, so dürfte sie wahrscheinlich besser gefahren, und jetzt nicht genöthigt seyn, ein so hoffnunggebendes Revier, als das von San Pablo Minas ist, auflassen zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es ist seitdem nie wieder aufgenommen worden.

Uebersicht des russischen Unterrichtswesens in den letzten fünf Jahren.

Der Redaction des Auslandes sind schon seit einiger Zeit die jährlichen Berichte des russischen Ministeriums für die Volksaufklärung in den Jahren 1836 und 1837 zugekommen, da aber einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Bemerkungen oder dürre Zahlenangaben für den Leser wenig Interesse darbieten konnten, so zog die Redaction vor, im Auszug diese Uebersicht mitzutheilen, welche das von dem Ministerium der Volksaufklärung herausgegebene Journal (siehe Januarheft 1839) mittheilt, und die interessant und bemerkenswerth ist durch die Aufstellung der leitenden Grundsätze, von denen man in den letzten Jahren bei dem Unterrichtswesen in Rußland ausging.

Die Fortschritte der Aufklärung gehören zu den wichtigsten Gegenständen der Staatengeschichte, und in unserem Vaterlande stellen sie ein der Aufmerksamkeit des Menschenfreundes würdiges Schauspiel dar. Die gegenwärtige Uebersicht derselben während der letzten fünf Jahre kann zum unumstößlichen Beweise dienen; um sie aber vollständiger und besser zu schätzen, müssen wir einen, wenn auch raschen, Blick auf die vorhergehende Zeit werfen. Rußland hatte schon vor 9 Jahrhunderten seine ersten Volksunterrichtsanstalten und seine Bücherssprache, welche sich durch alle Schönheiten der Bibel in der vortrefflichen altslavischen Bibelübersetzung bereicherte. Die Hirten der Kirche pflanzten in die einfachen Herzen des Volkes den wohlthätigen Samen des wahren Glaubens,*) und theilten in den schriftlichen Unterredungen mit den Fürsten diesen manchmal auch die Lehren der Erfahrungsphilosophie mit. Auch haben wir die alten Sänger, welche die Thaten tapferer Helden verherrlichten. Gesetze, Handel und Industrie wirkten mit zur Entwicklung der Aufklärung, und diese, wenn auch durch Streitigkeiten unter den einzelnen Fürsten aufgehalten, mußte doch nach und nach sich unter allen Classen des Volkes verbreiten, als plötzlich unter dem Joche der Mongolen Alles ins Stocken gerieth. Doch die Religion hinderte, daß nicht auf lange Jahrhunderte hinaus wiederum Finsterniß einbrach. Ein neuer Tag erglänzte mit Johann III. Rußland begann sich die Früchte der damaligen europäischen Bildung anzueignen, aber noch stand ihm eine neue furchtbare Prüfungszeit bevor, die indeß unter dem Beistande der Religion und Vaterlandsliebe verfloß, um nimmer wiederzukehren; die Thronräuber verschwanden vor dem Muthe des Hauses Romanow: Rußland schritt fort auf der Bahn seiner Größe, und geleitet an der Hand Peter des Einzigen trat es in die Reihe der ersten europäischen Mächte. Der Schöpfer seiner neuen Kraft war auch der Erneuerer seiner Bildung, die später unter der Herrschaft der großen Katharina und des frommen Alexanders zur Blüthe kam. Rußland besaß schon ein allgemeines System der Volksbildung, Unterrichtsanstalten, Gym-

*) Prawoslawie, die rechtgläubige Lehre, d. h. in der russischen Sprachweise die „griechische Kirche."

naſien, Cadettencorps, Akademien, ja ſelbſt Univerſitäten, und begann nun auch claſſiſche Schriftſteller zu beſitzen. Aber trotz dieſer unglaublichen, in ſo kurzer Zeit geſchehenen Fortſchritte blieb noch viel zu thun übrig, und die Vortheile ſelbſt waren nicht ſelten durch empfindliche Opfer errungen. So litt Rußland, das durch ſeine Annäherung an Fremde viel gewonnen hatte, bereits auch durch die blinde Nachahmung derſelben in verſchiedenen Claſſen der Geſellſchaft. Ein ruſſiſcher Lehrer war eine ſeltene Erſcheinung im häuslichen Leben auch der angeſehenſten Familien: unſere ganze Literatur hatte faſt nichts Eigenthümliches, und ſelbſt Lomonoſſow, der ſeine Zeitgenoſſen durch die Töne ſeiner harmoniſchen Leier in Erſtaunen ſetzte, bildete ſeine Muße in Deutſchland aus. Aber er und ſeine Nachkommen glühten wenigſtens von einem wahrhaft ruſſiſchen Geiſt, während in die damalige Erziehung ſich eine kleinmüthige blinde Hinneigung zum Fremden einſchlich. Schon Wiſin traf dieſes Uebel mit ſcharfem Spott, aber eine Katharina mußte regieren, um vom Throne herab ein glänzendes Beiſpiel der Liebe zum Vaterländiſchen zu geben — wir erinnern hier nur an ihre wohlthätigen Verordnungen, die Stiftung der ruſſiſchen Akademie, und ihre eigenen wahrhaft populären ſchriftlichen Arbeiten; es mußten Talente wie Derſhawin und Krylow entſtehen, um uns zauberhafte Muſter unſerer eigenthümlichen Poeſie zu zeigen, ein Karamſin mußte unter dem Schatten Alexanders mit ſeiner maleriſchen Feder eine des ruſſiſchen Volkes würdige Geſchichte ſchreiben, um dem jüngern Geſchlecht unſere alte Ehre vor Augen zu ſtellen, damit die Gemüther, gewohnt in der Fremde zu leben, ſich wieder zur Bearbeitung unſerer eigenen Schätze wenden möchten, um uns mit dem Gedanken eines Wiederaufblebens des „heiligen Rußlands" zu erfüllen, aber nicht mehr in dem frühern beſchränkten Sinne, ſondern in dem der Jetztzeit, würdig der großen Monarchie und der allgemeinen Fortſchritte der Bildung. Indeß viele Hinderniſſe ſetzten ſich noch dem weitern glücklichen Fortſchritt unſerer national-ruſſiſchen Bildung entgegen. Die unabſehbare Ausdehnung Rußlands, die Stammverſchiedenheit ſeiner Bewohner, der Unterſchied ihrer Zuſtände, die zu verſchiedenen Zeiten erfolgte Einrichtung von Unterrichtsanſtalten, die ſich in deren Anordnung kund gab, und die Grundverſchiedenheit des Bildungsgangs der Lehrer ſelbſt, alles dieß waren Hinderniſſe, die dem großen Zwecke der Einheit widerſtrebten, ohne welche kein wohlthätiger Staatszweck vollkommen erreicht werden kann. Endlich konnte man in den öſtlichen an Aſien gränzenden Provinzen nicht die Ordnung verlangen, wie ſie für die Oſtſeeprovinzen oder für die altruſſiſchen, von Polen zurückeroberten Provinzen unerläßlich iſt; auf der andern Seite aber erforderte der Unterricht allenthalben eine ſolche Richtung, daß Jünglinge von den verſchiedenen Enden des einen großen Vaterlandes ſich als einander naheſtehende Mitbürger erkennen konnten. Oertliche Erforderniſſe mit den allgemeinen in Uebereinſtimmung zu bringen, alle Zweige, alle Theile der Volksbildung durch feſte Bande aneinander zu knüpfen, dieß war der gegenwärtigen Zeit vorbehalten.

Als der Kaiſer den Mangel an Einheit in der Erziehung und Bildung bemerkte, befahl er (14 Mai 1826) das ganze Unterrichtsweſen in einem beſondern Comité zu reviſiren. Der von ihm vorgezeichnete Plan wurde mit großer Umſicht und Thätigkeit berathen, und die Verordnung über das obere pädagogiſche Inſtitut am 30 Februar 1828 ſo wie die zweite Verordnung über die Unterrichtsanſtalten der vier großruſſiſchen Unterrichtskreiſe Petersburg, Moskau, Kaſan und Charkow am 8 December deſſelben Jahres mitten unter dem Donner des türkiſchen Kriegs unterzeichnet. Durch die erſte Verordnung wurde die vaterländiſche Heranbildung von Profeſſoren und Lehrern feſt begründet,*) durch die zweite ein gleichförmiges Syſtem des erſten und des zweiten Unterrichtsgrades feſtgeſtellt, die Unterweiſung in den claſſiſchen Sprachen verſtärkt, im Allgemeinen aber die Zahl der Lehrgegenſtände vermindert, und ſtatt der oberflächlichen Kenntniß vieler, die gründliche Kenntniß weſentlicher Gegenſtände gefordert, jedoch geſtattet, in einzelnen Unterrichtsanſtalten je nach Bedürfniß auch noch weitere im allgemeinen Plan nicht aufgenommene Curſe einzurichten; es wurden die Stellen der Ehrenvorſtände der Gymnaſien geſchaffen, wodurch auch der Adel einen lebendigen Antheil an dem gemeinnützlichen Gegenſtand des Volksunterrichts nahm, und endlich für dieſen Stand die Möglichkeit eröffnet, in jedem Gouvernement unter beſonderer Aufſicht Adelspenſionen zu errichten, wo gegen mäßige Bezahlung die adelige Jugend ihre Bildung erhielte, ſtatt daß ſie vorher dieſen Vortheil nur in den Hauptſtädten hatte. Um dieſe Zeit (17 Januar 1829) erhielten auch die Unterrichtsanſtalten des Gouvernements Witebsk und Mohilew neben der allgemeinen Einrichtung eine nach den Localitäten beſonders berechnete, und für die transkaukaſiſchen Unterrichtsanſtalten wurde die wohlthätige Einrichtung (2 Auguſt 1829) getroffen, daß außer dem vorherigen Gymnaſium zu Tiflis für die dortigen Einwohner 20 Diſtrictsſchulen eröffnet wurden. In Petersburg erhielt die kaiſerliche öffentliche Bibliothek eine neue Einrichtung (10 September 1831) und eine bedeutende Vermehrung in dem Rumänzowſchen Muſeum. Endlich erhielt das Lyceum des Fürſten Besborodko und die vorläufige Bildungsanſtalt des moskauiſchen Adelsinſtituts eine neue Einrichtung.

So ſtand es mit der Reform des Unterrichtsweſens, als der Kaiſer daſſelbe dem jetzigen Miniſter der Volksaufklärung, dem Grafen Uwarow, anvertraute.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Deutſche Miſſion in Mangalor in Indien. Im Jahre 1834 kamen zum erſtenmal Miſſionäre dahin. Ihre Fortſchritte hinſichtlich der Bekehrung der Eingebornen ſcheinen, wie überall in Indien, ſehr gering zu ſeyn. Man hat auch hier, wie ſo oft, mit dem unverſtändigen Vertheilen von Bibeln und Tractätchen angefangen, und in mißverſtandenem Eifer in den Bazars und vor den Pagoden gepredigt, wodurch ſie ſich mit den elendeſten Fakirs in Indien gleichſtellen. Von beſſerem Erfolg ſcheint die Errichtung einer Schule geweſen zu ſeyn, in welcher ſie jetzt ſchon ſeit dem Jahre 1837 über zwanzig junge Leute im Chriſtenthum unterrichten. Einer der Miſſionäre, Hr. Greiner, macht einen Verſuch nach Curg vorzudringen. (Missionary Register. April 1839.)

Die amerikaniſche Miſſion in Indien hat in Madura**) und der Nachbarſchaft bereits 43 Schulen mit 1750 Schülern, zu Dindegal ſind 17 Schulen mit 554 Schülern. (ibid.)

*) Vorläufig wurde in Dorpat ein beſonderes Inſtitut gebildet, wo die beſten Schüler ſämmtlicher Univerſitäten ſich für Profeſſorenſtellen vorbereiten ſollten, um gleich anfangs nicht mehr fremde Lehrer nach Rußland berufen zu müſſen.

**) Madura liegt im Carnatic, 75 (engl.) Meilen von der Küſte, Dindegal 40 M. nordweſtlich von Madura. Die herrſchende Sprache iſt die tamuliſche

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cottaſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 156.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

5 Junius 1839.

Die Neger auf Jamaica.

Die Flitterwochen der Emancipation ſind ſchon vorüber, und was auch von einzelnen, kleinen Inſeln ſich vielleicht Vortheilhaftes ſagen läßt, in der großen Inſel Jamaica, welche 300,000 Sklaven zählte, ſind die Ausſichten ſehr ungünſtig. Man wird uns dieſe Worte nicht als eine Vertheidigung der Sklaverei auslegen, eben ſo wenig auch wollen wir das Benehmen der Pflanzer in Schutz nehmen, und überhaupt uns wohl hüten, in einem ſo ſchwierigen Falle Recht und Unrecht auszutheilen, die trüben Ausſichten ſind nur ein Zeichen weiter, wenn es eines ſolchen noch bedürfte, daß das Räthſel noch zu löſen iſt, wie eine verhältnißmäßig geringe Anzahl weißer Grundeigenthümer ſich mit einer ungeheuren Ueberzahl Schwarzer, die ſo gut wie nichts beſitzen, auf die Länge ohne Zwangsmaaßregeln gegen die letztern vertragen ſoll, und zwar in einem Klima, das den Weißen entnervt, und dem Schwarzen die ungehemmte Uebung ſeiner Kräfte geſtattet.

Wahr iſt es, daß die Pflanzer ſich bei der Emancipation nicht mit ſonderlicher Klugheit benommen haben. Pochend auf den Buchſtaben des Geſetzes, haben Viele die letzten Tage der Sklaverei noch mißbraucht, gleichſam um zum letztenmal ihren Zorn über den Spruch des Parlaments an den Sklaven auszulaſſen; ſie haben während der Lehrlingszeit eine Menge kleiner Vortheile, die ſie ſonſt den Schwarzen zukommen ließen, plötzlich abgeſchnitten, und ihnen nichts weiter gegeben, als was ſie ihnen nach den hart genug ausgelegten Beſtimmungen des Parlamentsacte geben mußten; ſie benahmen ſich fortdauernd feindſelig gegen die Regierung, und feierten mit Banquetten und Toaſten den Jahrestag der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten, indem dieſe den Sklavenbeſitzer in ſeinem Rechte wirkſam beſchützten; ſie nahmen die 20 Mill. Pfd. St. Entſchädigung begierig an, aber widerſetzten ſich trotzig allen Bemühungen der Regierung, welche das Schickſal der Lehrlinge erleichtern wollte, um den Uebergang aus der Sklaverei zur Freiheit minder ſchwierig zu machen, und jetzt, wo die Freiheit der Sklaven ausgeſprochen iſt, ſuchen ſie durch tyranniſche Geſetze ſie zu nichte zu machen, indem ſie gegen die geringſten Vergehen der Neger, gegen Nichtarbeiten auf beſtimmten Pflanzungen u. dergl. die ſtrengſte Strafe ausſprechen wollen, um ſo die Schwarzen nur auf anderem Wege zu derſelben Arbeit zu zwingen, wie früher durch die Peitſche. Dieß iſt Alles wahr, allein die Pflanzer haben auch den ganzen jetzigen Beſtand der Dinge, ihre geſellſchaftliche Suprematie, die ganze jetzige Landwirthſchaft, auf der ihr Reichthum beruht, und in gewiſſer Hinſicht ihr Leben zu vertheidigen, zum mindeſten halten ſie alles dieß für bedroht, und wenn man aufrichtig ſeyn will, ſo ſind auch ihre Beſorgniſſe nicht ganz ungegründet.

Die Zeit war für Weſtindien freilich gekommen, wo die Sklaverei ſich nicht mehr wohl halten ließ: Aufſtände und Verſchwörungen folgten einander, und die letzte Empörung im J. 1832 koſtete, wenn man das zerſtörte Eigenthum und den Aufwand für die Unterdrückung derſelben rechnet, nicht weniger als 1,300,000 Pf. St., ganz abgeſehen von dem in Strömen vergoſſenen Blut, indem etwa 200 Neger im Kampf fielen und gegen 500 den Henkertod ſtarben. Ein ſolcher Zuſtand war allerdings nicht zu halten, und es mußten Schritte gethan werden, um ihn zu ändern. Allein eine ſchwarze Bevölkerung, die einmal zu ſolchen gewaltſamen Aufſtänden reif geworden war, enthielt auch ſchon ſehr ſchlimme Keime, die in künftiger Zeit Früchte tragen mußten. War es zu erwarten, daß eine ſolche Bevölkerung ſich gutwillig dazu hergebe, um geringen Sold höchſt mühſelige Arbeiten zu unternehmen, wo noch freies Land genug war, um ſich mit geringer Mühe Unterhalt zu ſchaffen? Schon oft hatten Schwarze Jahre lang in den Wäldern gelebt; ein ſolches Leben war zu anziehend, um es gegen die Arbeiten auf den Zuckerfeldern und in den Zuckermühlen zu vertauſchen.

So blieb dieſe Arbeit vielfach liegen, und nur gegen hohen Lohn wollten ſich die Neger zu der mühſeligen Arbeit herbeilaſſen. Der hohe Lohn war es aber gerade, den die Pflanzer vermeiden mußten, nicht bloß in dem Wunſche, für eine ſchwere Arbeit wenig zu zahlen, ſondern auch um durch das Bedürfniß die Neger zur Arbeit zu nöthigen. Erhielten dieſe hohen Lohn, ſo war nicht daran zu denken, daß ſie die ganze Woche gearbeitet hätten, ſondern ſobald ihre Bedürfniſſe für die Woche befriedigt waren, hingen ſie der ſeligen Faulheit nach, da ja keine Peitſche des Treibers ſie mehr zur Arbeit zwang. Dieſer Faulheit

wollten die Pflanzer durch ſtrenge Mittel, durch Einſperrung und die Tretmühle entgegen arbeiten; die Regierung aber widerſetzte ſich, indem ſie wohl ſah, daß dieſe ſtrengen Geſetze dann nicht bloß gegen die Faulheit, ſondern gegen die beſſere Lage der Neger überhaupt mißbraucht werden würden.

Hierin liegt der Hauptgrund des Streits zwiſchen der Regierung und der Aſſembly, der geſetzgebenden Verſammlung der Colonie. Es iſt unmöglich, daß man einer ſolchen, faſt nur von den Weißen, d. h. von der herrſchenden Claſſe, von den Pflanzern, gewählten Verſammlung die geſetzgebende Gewalt über die Neger in der Hand laſſe: der Natur der Dinge nach kann ſie ſolche nur mißbrauchen zu harten Geſetzen gegen die Neger, die, nicht mehr unter der Sklavenpeitſche ſtehend, ihrer Erbitterung um ſo leichter Luft machen könnten, wo dann doch wieder die Regierung mit ihren Truppen einſchreiten müßte. Dieſe hat alſo ein entſchiedenes Intereſſe, keine allzu harten Geſetze geben zu laſſen. Ein Capitän Hodgſon hat kürzlich ein Werk über Weſtindien geſchrieben, unter dem Titel: Truth from the West Indies. Das Buch, noch aus der Zeit der Lehrlingſchaft, iſt etwas zu ſpät erſchienen: er ſchildert die Abſcheulichkeiten der Pflanzer gegen die Neger und namentlich die herrſchende Zügelloſigkeit der Sitten; aber jetzt hat die Frage eine ganz andere Geſtalt angenommen, es handelt ſich jetzt nicht mehr um Gründe für die Freilaſſung der Sklaven, ſondern um die Mittel, dieſe Freiheit zu ſchützen, „damit nicht, wie ein Recenſent dieſes Werks (Tait's Magazine, Dec. 1838) ſich ausdrückt, „die Unterdrückung unter dem Mantel des Geſetzes an die Stelle der Sklavenpeitſche trete.“ — Indeß ſind manche Bemerkungen Hodgſons auch auf den jetzigen Zuſtand anwendbar: „Er erwartet nicht, daß die Coloniſten gerecht gegen die Schwarzen handeln, wenn ſie nicht dazu gezwungen werden; er will ihnen die Verfügung ihrer „freien Arbeiter“ durchaus nicht allein überlaſſen. Sie haben bereits die von der Krone ernannten Specialmagiſtrate *) zum Theil dahin gebracht, daß ſie ihrem Zwecke dienen, und jetzt wollen ſie Geſetze machen, wie ſie ihnen (den Pflanzern) gefallen und ihren Intereſſen zuſagen. Er hofft wenig von gleicher Geſetzgebung und nichts von gleicher und unparteiiſcher Rechtsverwaltung zwiſchen Schwarzen und Weißen. Um zu einer reinern Gerechtigkeitspflege zu gelangen, will er, daß die Geſchwornen ohne Unterſchied der Farbe gewählt werden, und daß alle Neger, die leſen und ſchreiben können, und die Anfangsgründe der Rechenkunſt verſtehen, Wähler ſeyn ſollen.“ So Hodgſons Recenſent.

(Schluß folgt.)

Ausflug an die Ufer der Südſee im Frühjahr 1829.

(Fortſetzung.)

Rancho de Suchitl, 11 Febr.

Wir verließen den japaniſchen Palaſt zu San Pablo Minas heute gegen 3 Uhr Nachmittags. An mit Eichen bewachſenen Gehängen hin führte uns unſer Pfad in ein einſames Thal, in dem von Maisfeldern umgeben drei oder vier einzelne Indierhütten ſtanden. Ein Bach ſchlängelt ſich durch daſſelbe, deſſen Ufer mit alten Cypreſſen eingefaßt ſind. Es ward Nacht, als wir dieß Thal verließen, und wir verloren in den Schluchten und Gründen der wild durcheinander geworfenen, nur mit Unterholz bewachſenen Hügel, die nun folgten, gänzlich unſern Weg. Erſt als der Mond über die Berge herauf ſtieg, gelang es unſern indiſchen, der Gegend kundigen Begleitern die Richtung, welche wir zu nehmen hatten, wieder aufzufinden, und ſo gelangten wir denn nach einem mühſeligen Ritte durch eine gänzlich unwegſame Gegend, wo oft unſere ermüdeten Thiere über Steine und Wurzeln ſtrauchelten, oder in Schlingpflanzen und Geſtrüppe ſich verfingen, oder plötzlich in einen Graben hinabglitten, hungrig und durſtig, doch wohlbehalten hier an. Der Rancho de Suchitl (Blumenweiler) iſt ein Viehhof, beſtehend aus mehrern Rohrhütten, ſo geſtellt, daß ſie einen geräumigen viereckigen Platz einſchließen. Mehrere hohe Drachenblut- und Baumwollenbäume (Bombax Ceiba) gewähren dieſen Hütten am Tag dichten Schatten und dienen am Abende dem Federvieh zum Aufenthalte. Wir fanden die Bewohner der Hütten im Begriffe, ihr Abendbrod zu bereiten. Auf einem großen Feuer in der Mitte des Platzes brodelten verſchiedene irdene Töpfe, und daneben kniete vor dem Metate *) eine halbnackte, ſchwarzbraune Miſtekin, eifrig beſchaftigt, Mais zu zerreiben und Tortillas in großer, flacher, irdener Schüſſel zu backen. Als ich hinzutrat und nach dem Inhalte der Töpfe fragte, langten die guten Leute aus dem einen derſelben alsbald ein Stück gekochten Fleiſches der hier ſehr häufigen Yguana (Leguan) und boten es mir nebſt einer ſo eben fertig gewordenen Tortilla zum Koſten dar. Ich fand es wohlſchmeckend, dem ganz jungen Kalbfleiſche ähnlich, konnte aber weder meine Frau noch meinen Freund D. bewegen, das „Eidechſenfleiſch“ ebenfalls zu genießen.

Als ich ſpäter in die Hütte treten wollte, in welche unſre Effecten gebracht waren, fühlte ich mich urplötzlich von einer Menge von Thieren angefallen, die mir am Körper hinaufzulaufen und mich weidlich zu zwicken begannen. Erſchrocken rief ich nach Licht, und ſah nun, daß ein Zug großer Ameiſen ſeinen Weg quer durch die Hütte genommen hatte. Dieſe Thiere, braun von Farbe mit unverhältnißmäßig dickem, mit ſtarken Zangen bewaffnetem Kopfe, pflegen Nachts ihre unterirdiſchen Wohnungen zu verlaſſen, um auf Raub auszugehen. In Proceſſionen von Tauſenden brechen ſie auf, eine ſchnurgerade Richtung verfolgend, und über jeden nicht gar zu hohen Gegenſtand hinüberſteigend, den ſie in dieſer antreffen. Da ich in ihren Weg gerathen war, ſo verſuchten ſie natürlich auch mich zu überklimmen. In eben dieſer Richtung und genau auf derſelben Bahn kehren ſie auch zu ihren Wohnungen zurück. Oft haben ſie im Graſe förmliche Wege gebildet, die, wenn die geſchäftigen Thierchen auf ihnen hin- und herziehen, den belebteſten Landſtraßen gleichen. Mit Erſtaunen habe ich häufig

*) Dieſe wurden bekanntlich ernannt, weil man den Friedensrichtern, welche aus lauter Pflanzern beſtanden, nicht traute.

*) Stein zum Zerreiben des Mais zu Tortillas.

das Treiben dieser Thiere beobachtet, die der Regelmäßigkeit ihrer Züge wegen von den Mexicanern Arrieros (Maulthiertreiber) genannt werden. Sie tragen in ihren starken Zangen Lasten, oft drei bis viermal so groß und schwer als sie selbst. Halme von Schilf oder Gras, so wie kleine Holz- und Zweigstückchen, 2 bis 3 Zoll lang und 1 bis 1½ Linie stark, fassen sie an einem Ende und tragen sie, indem sie sie senkrecht über ihren Kopf emporhalten. Selten sind diese Thierchen über ½ Zoll lang, aber ihr Kopf hält durchschnittlich 2 Linien und darüber im Durchmesser. Diese Ameisen sind den Gärten und Baumpflanzungen sehr schädlich, besonders da, wo der Boden trocken und sandig oder sonst locker ist. Sie beißen von allen Gewächsen die Blätter und Zweigspitzen ab, und sind im Stande, in wenig Stunden einen großen Baum völlig kahl zu machen. Um junge Bäume und andere Pflanzen in Gärten gegen sie zu schützen, pflegt man unter diese ein den Stamm umgebendes, ringförmiges, irdenes Gefäß zu stellen und dieß stets mit Wasser gefüllt zu halten. Thierische Gegenstände und menschliche Nahrungsmittel verschonen sie.

Unser heutiges Nachtquartier sieht sonderbar aus. Die aus Stäben von indischem Rohr vogelbauerartig construirte Hütte, in der wir uns befinden, ist kaum 25 Fuß lang. An der einen schmalen, innen mit Matten behangenen Wand hängt ein großes Marienbild in Oel nebst vielen andern schlecht in Kupfer radirten oder in Holz geschnittenen Heiligenbildern über einem mit weißem Lacken bedeckten Tische, auf dem in irdenen Töpfen große Sträuße der schönsten Blumen prangen. Daneben steht in einer Ecke eine Bettstelle. Vier Pfähle sind in die Erde gerammt, oben durch angebundene Leisten vereinigt, und auf diesen ruht ein Geflecht aus indischem Rohr, überdeckt mit verschiedenen Schilfmatten und einem baumwollenen Lacken, zum Kopfe liegen einige schmale, mit Wolle ausgestopfte Kissen. Von den Balken herabhängende Strohmatten dienen dem Bette statt der Umhänge, in dem ein junges Ehepaar seine Ruhestätte aufgeschlagen hat. Ihm schräg gegenüber, an einer der langen Wände, unmittelbar neben der, ebenfalls aus Rohrstäben geflochtenen, und mit Streifen ungegerbten Rindleders statt der Angeln und des Schlosses befestigten Hüttenthür, ist ein zweites ähnliches, nur geräumigeres Bett angebracht, in dem, neben mehreren kleinern und größern, sämmtlich von den Frio's (Wechselfieber) befallenen Kindern eine so eben erst entbundene Frau ruht. Vor demselben hängt an langen Schnüren von den Balken herab die Hängematte, in der der Säugling schläft, und geschaukelt werden kann. In einer andern Ecke haben verschiedene Hühner und Puter ihr Wochenbett aufgeschlagen, und an den freien Wänden stehen, hängen und liegen umher Reitgeschirre und Kochtöpfe, Kleidungsstücke und Ackergeräthe, Alles in der buntesten Mischung. Einige Truhen, zwei oder drei standfeste, hölzerne Stühle, und eine Bank oder ein Tisch, wie's beliebt, ein ebenfalls auf vier in die Erde geschlagenen Pfahlen ruhendes Rohrgeflecht an der andern schmalen Wand, welches unserm Freunde D. diese Nacht zur Lagerstätte dienen wird, vollendet das Ameublement. Fragst du, lieber Leser, wo denn in diesem Chaos die Schlafstätten für die übrige Reisegesellschaft herkommen sollen? Ja, lieber Freund, da mußt du deine Blicke nach oben lenken, denn dort schweben, befestigt an Stangen, welche auf den langen Wänden des Vogelbauers ruhen, die drei Hängmatten, von denen die eine Baron K., die zweite ich, und die dritte meine Frau besteigen werden. Ob unsere Ruhe sanft seyn wird? — ich zweifle. Unsere Diener, welche, in ihre Decken gehüllt, auf Matten im Freien schlafen, dürften besser daran seyn, als wir. Auch ich wollte meine Hängmatte draußen zwischen zwei Bäumen aufhängen, allein man wollte mir dieß wegen des starken Nachtthaues, welcher der Gesundheit sehr nachtheilig seyn soll, durchaus nicht erlauben.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht des russischen Unterrichtswesens in den letzten fünf Jahren.

(Fortsetzung.)

Von dieser Zeit beginnt diese fünfjährige Uebersicht, die nach dem Rückblick auf die vorhergehenden Jahre unsern Lesern um so verständlicher seyn muß. Wir wählen diesen Zeitpunkt namentlich darum, weil von nun hauptsächlich alle Lehranstalten eine gleichförmige Richtung erhielten, und alle Zweige des Unterrichtswesens, in Ein geordnetes System gebracht, in dem vereinten Geist der russisch-griechischen Kirche, der Monarchie und der Nationalität ihrer Vervollkommnung entgegenschritten.

Zuerst wendete der Minister seine Aufmerksamkeit auf die unpassende Eintheilung der Unterrichtskreise, verminderte (30 Nov. 1833) den moskauischen Kreis um zwei Gouvernements, der odessa'sche erhielt eine größere Ausdehnung, mehr Abrundung und eine ausschließliche Bestimmung für das unter Einem Generalgouverneur stehende Neurußland; der charkow'sche Kreis erhielt seine vorige Zahl von Gouvernements, wurde aber der Aufsicht über die Unterrichtsanstalten des Gouvernements Astrachan enthoben, das seiner geographischen Lage nach besser zu dem kasan'schen Kreise paßt, zu dem es auch früher gehörte. Zugleich wurde auch für die Curatoren und ihre Gehülfen eine genaue Instruction zur Beaufsichtigung der in ihrem Kreise befindlichen Unterrichtsanstalten in Bezug auf den Unterricht selbst, auf Sittlichkeit Polizei und Geldverhältnisse entworfen.

Hier eröffnete sich dem Ministerium ein weites Feld. In den Kreisen von Moskau und Petersburg war die obenerwähnte Einrichtung der mittlern und untern Schulen bereits eingeführt, jetzt mußte dieß auch in den andern geschehen, und ist auch in den Kreisen von Charkow, Kasan und Odessa, und in den sibirischen Directionen ganz, in den Kreisen von Weißrußland und Kiew theilweise vollzogen. Die transkaukasischen Unterrichtsanstalten erhielten eine neue Einrichtung (12 Mai 1835), die ihren Localbedürfnissen angemessener war; im Gymnasium wurde ein Curs für russische Gesetzkunde und Proceßverfahren eingerichtet, in den Kreisunterrichtsanstalten eine dritte Classe hinzugefügt und der Unterricht in den Localsprachen erweitert. Inzwischen waren auch den zwei noch übrigen Lyceen, dem Demidow'schen in Jaroslaw (2 August 1835) und später (29 Mai 1837) dem Richelieu'schen, in Odessa neue mit dem allgemeinen System des Volksunterrichts in Ver-

bindung stehende Einrichtungen gegeben. Die vorläufige Unterrichtsordnung in dem moskauischen Adelsinstitut wurde durch eine dauernde Verfügung (5 Mai 1826) ersetzt.

Die wichtigste zur Verbesserung der mittlern und niedern Unterrichtsanstalten ergriffene Maaßregel ist unstreitig diejenige, welche der Leitung und Aufsicht eine neue Gestalt gab. Schon lange hatte man das Ungenügende bemerkt, die Leitung des Unterrichtswesens den Universitäten zu überlassen. Auf der einen Seite wurden die Professoren von ihren eigentlichen Obliegenheiten durch die ökonomischen und administrativen Geschäfte der den Universitäten untergeordneten Lehranstalten abgezogen, und genöthigt, die ihnen im Sommer gewährte Muße auf Directionsreisen zu verwenden; auf der andern Seite war es auch nicht möglich, von ihnen alle die Aufmerksamkeit auf Gegenstände zu erlangen, die nicht selten ihrem eigentlichen Berufe fremd und unangemessen waren. Mit der Vermehrung der Zahl der Lehranstalten wurden auch die Nachtheile der Einrichtung fühlbarer, und namentlich bemerkte man eine gewisse Langsamkeit in den Anordnungen, die noch durch die Form berathender Versammlungen vermehrt wurde. Durch eine neue Verordnung über die Leitung der Unterrichtskreise (25 Junius 1825) wurden die Universitäten völlig von der Oberaufsicht der Gymnasien und andern Unterrichtsanstalten entbunden, diese unmittelbar den Kreiscuratoren übertragen, und nur die wichtigsten Gegenstände besondern Berathungen unter ihrem Vorsitz angeordnet. Dadurch wurden die Kreisvorstände in den Stand gesetzt, in den bestimmten Gränzen direct auf die Unterrichtsanstalten einzuwirken die Instanzen vermindert, und der Vortheil einer berathenden Verwaltung mit Entfernung sämmtlicher Nachtheile derselben beibehalten. Die Inspection wurde den Kreiscuratoren und deren Assessoren übertragen, und diese konnten je nach Bedürfniß, doch ohne deren Lehrgeschäft zu stören, Professoren und Adjuncten zu der Inspection beiziehen.

Nun wandte sich das Ministerium zu dem wichtigsten seiner Geschäfte, zu der Revision des Projects einer allgemeinen Universitätsordnung, und dieß Project erhielt auch (26 Julius 1835) die allerhöchste Bestätigung. Nach diesem wurden die Curatoren, als die ersten Vorstände der Universitäten nach dem Minister, die Vermögensverwalter dieser Anstalten mit genauen Bestimmungen ihrer Gewalt und ihrer Verpflichtungen; der volle Universitätsstand wurde in drei Facultäten abgetheilt, die philosophische, juridische und medicinische, die Lehrfächer wurden dem Gange der Wissenschaften in den drei letzten Decennien gemäß erweitert und vermehrt, endlich wurde die Universitätsgerichtsbarkeit, als der allgemeinen Ordnung der Staatsverwaltung widerstrebend, abgeschafft, die obigen Rechte und Privilegien aber erhalten.

Zuvor aber wurde das Project der neuen Universitätsordnung versuchsweise eingeführt und in Uebung gesetzt (25 December 1833) an der neu eröffneten Universität in der alten Hauptstadt Rußlands, Kiew, welche schon seit dem Jahre 1802 als der Mittelpunkt des südwestlichen Theils des Reichs und als ein durch seine Erinnerungen geheiligter und durch die erste Bekehrung der Russen zum Christenthum merkwürdiger Ort dazu bestimmt war. Diese Universität, welche ihren Namen von dem apostelgleichen Verkündiger des Glaubens (dem h. Wladimir) erhielt, trat an die Stelle des ehemaligen volhynischen Lyceums und eines zweiten, das in Orsza statt der aufgehobenen Universität Wilna errichtet werden sollte, und bildete somit den Centralpunkt für alle höhern Unterrichtsanstalten in den westlichen Gouvernements.

Inzwischen wurden auch manche specielle Verordnungen erlassen. So namentlich über die Aufnahme, das Alter und die Prüfung der Studenten, die Ertheilung der gelehrten Grade, die Erlaubniß für Beamte, namentlich Gesundheitsbeamte, den Universitätscollegien beizuwohnen. Da in Petersburg und Moskau die Professoren nicht wohl die gehörige Aufsicht über die Studenten üben konnten, so wurden in diesen beiden Städten besondere Inspectoren ernannt, und diese mit einer Instruction versehen, der zufolge sie sich in unmittelbaren Verkehr mit den Kreiscuratoren, so wie mit den Rectoren und der städtischen Polizei setzen konnten. In der Folge wurden diese Inspectoren auch auf den Universitäten Kasan und Charkow eingeführt. Die Universität Dorpat bedurfte die genauesten Bestimmungen hinsichtlich der Obliegenheiten der Studenten und ihrer Verhältnisse zu dem Curator; auch wurde für diese Universität festgesetzt (19 December 1836), daß keiner mehr die Inscription erhalten solle, der nach einem strengen Examen nicht die hinreichenden Kenntnisse in der russischen Sprache besitze.

Der Unterricht in dieser für alle Bewohner des Reichs unentbehrlichen Sprache wurde in den Ostseeprovinzen, in den westlichen Gouvernements, in Taurien und in der Provinz Bessarabien vermehrt, und den Schülern der dortigen Gymnasien, welche sich darin besondere Kenntnisse erwerben, nach Beendigung ihres Cursus die 14te Classe *) ertheilt, welche in den großrussischen Gymnasien nur für die Kenntniß der griechischen Sprache verwilligt wird.

Ueberhaupt ergab sich hinsichtlich der Gymnasien und der Kreisunterrichtsanstalten die Nothwendigkeit, den Stand der Vorsteher derselben zu erhöhen, die Mittel zur Vermehrung des Unterrichts bei der wachsenden Zahl der Zöglinge aufzusuchen, den Eintritt in die Anstalten nur sehr kundigen Lehrern zu öffnen, und die Aufnahme der Kinder nur auf die besonders tauglichen zu beschränken, endlich auch nach Möglichkeit Arme in Krankheiten zu unterstützen. Zu diesem Zwecke wurde die Classe der Directoren und Inspectoren der Gymnasien in der allgemeinen Staatsdienerordnung erhöht, hinsichtlich der Wahl zum ersten dieser Aemter strenge Regeln vorgeschrieben, wegen der Vermehrung der Schüler gestattet, supernumeräre Lehrer anzustellen u. s. w. Hinsichtlich des Religionsunterrichts wurde dergestalt Vorsorge getroffen, daß jetzt auch diejenigen Schüler, welche den Cursus nicht ganz vollenden, im Allgemeinen in den Glaubenslehren und in der heiligen Geschichte gehörig unterrichtet sind.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß ist der Rang eines Fähndrichs, und gibt den niedern, persönlichen Adel.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 65** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit. (Fortsetzung.) — Der blode Knabe. (Fortsetzung.)**

Zu dem Blumenwerk dessen dem Auslande dargebotenen Literaturblumen, von welchem wöchentlich 1—2 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für den Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, postfrei 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 157.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

6 Junius 1839.

Ausflug an die Ufer der Südſee im Frühjahre 1829.

(Fortſetzung.)

Santa Maria Ystapa, 12 Februar.

Es war, wie ich geſtern vorausſah: ich habe wirklich eine gräßliche Nacht zugebracht. Die drückende Hitze, welche troß der luftigen Wände in der Hütte herrſchte, das Aechzen und Stöhnen der armen kranken, bald vom Froſt geſchüttelten, bald von Hitze verzehrten Kinder, der ſchreiende Säugling, das Gegacker der Hühner, der laute Ruf der Hähne, und — das laute Schnarchen des troß allem trefflich ſchlafenden Barons, ließen mich kein Auge ſchließen. Auch meine Frau ſchlief nicht, und das leiſe, aber ingrimmige Fluchen meines etwas choleriſchen Freundes D., der auf ſeinem niedrigen Lager noch den Angriffen gewiſſer Federviehinſecten ausgeſetzt war, bewies, daß auch er des mohnbekränzten Gottes Gnade entbehre, und eben nicht auf Roſen liege. Fröhlich ſprangen wir daher alle beim erſten Schimmer des Morgens auf, genoſſen raſch den eiligſt bereiteten Chocolate, ſtiegen zu Roß und verließen den Weiler der Blumen. Die Friſche des herrlichen tropiſchen Morgens zerſtreute bald die Nebel, welche nach der ſchlafloſen Nacht unſere Stirn umlagerten, und wir ſtärkten uns am Dufte der herrlich grünen Vegetation an und auf den wild zuſammengeworfenen, häufig von kleinen Thälern und Schluchten durchſchnittenen Hügeln, durch die zunächſt unſer Weg lag.

Hoch hinauf ins Gebirg leitete dann der ſchlechte, oft gefährliche, kaum fußbreite, an tiefen Schlünden ſich hinziehende Pfad, nur Eichen und wenige Tannen bedecken die Gehänge. Die Porphyre, welche bisher die Erdrinde bildeten, haben aufgehört, und an ihre Stelle ſind Gneis und Sienit getreten, auf den oberſten Spitzen von Granit überragt. Jetzt ſind wir auf einem der höchſten Rücken. Schmal, doch eben, läuft der Pfad auf ihm hin. Wir laſſen luſtig die Pferde traben, und erfreuen uns an der hie und da ſich öffnenden Ausſicht ins wilde Gebirg, als — urplötzlich der Weg an einer vor uns aufgähnenden tiefen Schlucht zu enden ſcheint. Jah, nur mit hohem, halb verdorrtem Graſe bewachſen, ſchießt zu unſerer Rechten der Abhang in die Tiefe hinab. Ein ſchroffer Felſ ragt hie und da empor, und eine knorrige, verkrüppelte Mimoſe hat mühſam ihre Wurzel in den harten Boden gebohrt. Unten, drei- bis vierhundert Fuß unter den Hufen unſerer Pferde, ſehen wir einen ſchmalen Streifen üppigen Grüns ſich die Schlucht entlang ziehen, die Wipfel der Bäume und Gebüſche am Ufer des unten ohne Zweifel rieſelnden Wäſſerchens. Oben, gerade vor uns, erblicken wir eine abſchüſſige, kahle Felſenplatte, welche ſich dem Rande der Schlucht entlang zieht. D. und ich, die Letzten im Zuge, blicken uns zweifelnd an, aber ſchon iſt ein Diener vorangeritten, ſchon iſt ihm Baron K. und dieſem meine Frau gefolgt, wir ſehen ſie ſchaudernd auf der Felſplatte fortreiten, folgen ihnen, und bemerken nun, daß hier wirklich dennoch eine Art Weg vorhanden iſt. Maulthiere und Pferde haben im Laufe der Jahre runde Löcher von oft ſechs Zoll Tiefe in den glatten Felſ getreten. In dieſe Löcher nun ſetzen unſere vorſichtigen Thiere langſam Fuß um Fuß, ſelbſt der lebendige Andaluſier meiner Frau, in der Ebene manchem geübten Reiter zu wild, aber fromm wie ein Lamm in den Gebirgen, weiß mit ſeinem ungewöhnlich großen Hufe ſtets ſicher die Vertiefungen zu treffen — wir ſind glücklich hinüber. — Wahrlich, unter allen gefährlichen Wegen, die ich in dieſem Lande angetroffen, wo dergleichen gewiß nicht ſelten ſind, war dieſer der ärgſte!

Steile Abhänge, nur mit hohem, aber dürrem Graſe bewachſen, über das ſich hin und wieder eine halbverbrannte Yucca (Y. aloeifolia) erhebt, ging nun unſer Weg hinab und hinan. Dieſe Abhänge werden wohl nie der Cultur ſich erfreuen, ſie erſcheinen unbeſchreiblich traurig und öde. In der Regenzeit, wenn das Gras grün iſt, mögen ſie einen erfreulichern Anblick gewähren, aber ſie ſcheinen für alle andern Gewächſe zu ſteil und arid. Wo indeß in den Schluchten ein ſpärliches Bächlein den Boden befeuchtet, wo ein Quell den harten Felſen entſprudelt, da nimmt auch ſogleich die Vegetation die gewohnte Fülle wieder an. Dichtes Gebüſch und hohe Bäume entziehen die Nahrung ſpendende Nymphe den verzehrenden Blicken des ſtrahlenbekränzten Gottes.

Am Ufer eines der größern dieſer Bäche, der aber jetzt

faſt ganz trocken war, ſahen wir neben Cypreſſen und Erlen auch die Carolinea princeps. Dieſer Baum, an Größe der größten Linde gleich, blüht, bevor die Blätter ſich zeigen; die Blume iſt prachtvoll. Vier, außen dunkelgrüne, innen grünlich-gelbe, ſehr fleiſchige Blätter, die ſich beim Oeffnen nach außen aufrollen, bilden die Blume, aus deren Mitte ſich ein faſt zwei Zoll dicker, vier Zoll langer Staubfädenbüſchel erhebt. Bei der einen Art ſind dieſe Staubfäden hoch roſenroth, bei der andern glänzend ſilberweiß; beide Arten ſind von unbeſchreiblicher Schönheit. Wir trafen ſie hier in voller Blüthe, und unterließen nicht, unſere Hüte mit den Blumen zu ſchmücken; ſchade, daß ſie ſo bald welken, und ſich auch im Herbarium nicht conſerviren laſſen. Die Fortpflanzung des Baumes iſt übrigens äußerſt leicht: man darf nur einen der jüngern Zweige abbrechen, und ſenkrecht in die Erde pflanzen, ſo öffnet ſich bald die an der Spitze desſelben befindliche Blattknoſpe, und das neue Bäumchen wächst raſch empor.

Auf der Höhe eines der weniger bedeutenden Bergzüge, die wir nun noch überſtiegen, hielten wir Mittagsruhe, ein klarer Quell entſpringt hier dem Schooße des Gebirges, und erquickt mit kryſtallenem Naß den durſtenden Pilger. Wir ſchlangen unſere Hängmatten um die Stämme einiger der ungeheuern Gummimimoſen an ſeinem Ufer. Zwar waren ſie ſelbſt noch ohne Blätter, aber die an ihnen hinanrankenden, und von den Zweigen wieder herabhangenden verſchiedenartigen Cyanen, unter denen ſich eine Bignonie mit ungeheuern rauhen Schoten und rother Blüthe beſonders auszeichnete, bildeten Lauben um uns her, und gewährten uns hinreichenden Schatten, um einige Stunden zu ruhen, und uns fur die Unruhe der Nacht einigermaßen zu entſchädigen.

Das Geſchrei eines über uns hinfliegenden wilden Puters, deren es in dieſer Gegend die Menge gibt, weckte uns eben zu rechter Zeit. Geſtärkt durch ſüßen Schlummer ritten wir in der Kühle des ſpatern Nachmittags die letzten Abhänge hinab, und gelangten bald in die tiefe und heiße Schlucht, durch welche hier der Rio verde ſtrömt, der in den Gebirgen weſtlich von der Stadt Oajaca bei dem Dorfe San Francisco Huizo, durch das Zuſammentreffen verſchiedener kleiner Gebirgsbache gebildet wird, dort Rio Atoyac heißt, und ſich in der Gegend von Jamiltepec in die Südſee ergießt. Jetzt war der Strom, obſchon breit, doch nicht tief, ſo daß wir ihn bequem durchreiten konnten. In der Regenzeit iſt dieß unmöglich, und der Fluß nur mittelſt der Balſa zu paſſiren. Zuweilen nach heftigen Regengüſſen iſt auch dieß nicht thunlich, und die Reiſenden müſſen dann warten, bis der Fluß wieder fällt, was bald geſchieht. Am linken Ufer kann man das in dem Dorfe Ystapa bequem abwarten, am rechten aber iſt weit und breit kein Obdach zu treffen, und es mag eben nicht ſonderlich angenehm ſeyn, hier im Freien campiren zu müſſen, wenn der Regen in tropiſcher Fülle herabſtrömt, und der Donner tauſendfach widerhallt in den Schluchten und Gründen des Gebirges.

Auch die Paſſage mittelſt der Balſa mag nicht gar angenehm, wohl auch nicht ohne Gefahr ſeyn bei der raſchen Strömung des Fluſſes. Wir ſahen ein ſolches Inſtrument am Ufer. Es iſt eine Art Floß, von Rohrſtäben gebildet, unter die man eine Anzahl großer leerer Kürbiſſe gebunden hat, um das Geflecht ſchwimmend zu erhalten. Auf dieß Floß wird eine Ochſenhaut gebreitet, auf welche ſich der Reiſende ſetzt, und auf die auch ſeine Effecten gelegt werden. Indier ſchwimmen voran und haben das Floß im Schlepptau. Pferde und Maulthiere paſſiren den Fluß ſchwimmend.

Unter den unzähligen Schlinggewächſen, welche die Büſche und Bäume am Ufer des Fluſſes überwuchern, fiel mir eines mit hochorangefarbener Blüthe, faſt 6 Zoll lang, einer ſchmalen Bürſte ähnlich, durch ſeine Schönheit ganz beſonders auf. Ich hatte es nie zuvor geſehen.

Das kleine Dorf Santa Maria Ystapa beſteht nur aus Rohrhütten; ſelbſt die Kirche iſt nichts Anderes, und nur der „Curato“ (Haus, welches dem Pfarrer von Juquila zum gelegentlichen Aufenthale dient, zu deſſen Sprengel dieß Dorf gehört), in dem meine Frau und ich dieſe Nacht logiren werden, und das Gemeindehaus, in dem die übrige Reiſegeſellſchaft untergebracht iſt, machen eine Ausnahme. Sie haben Wände von Lehmpatzen, mit Kalk beworfen. Die Bewohner bauen Mais und eine Art Agave mit ſehr ſchmalen Blättern, Pita genannt, aus deren Blattfaſern ſie Zwirn, Stricke und allerhand Flechtwerke verfertigen. Wir ſahen große Felder in der Nähe mit dieſem Gewächſe bepflanzt. Eine ungeheure Hitze herrſcht hier, weßhalb auch die Bewohner halb nackt gehen. Sie gehören zum Stamm der Chatinos, deren Land ſich zwiſchen die Miſteca alta und Miſteca baja keilförmig einſchiebt, und ſind ohne allen Vergleich der häßlichſte Menſchenſchlag, der mir noch vorgekommen iſt. Ihre Farbe iſt ein ſchmutziges, dunkles Lederbraun, die ſtruppigen, ſchwarzen Haare hängen unordentlich um den Kopf, das Auge iſt ſtier, ohne Leben, die Figur zuſammengeſchrumpft, die Haut welk und voller Runzeln. Nur die Zähne ſind ſchön, und man erzählte mir, daß hier oft Greiſe von 60 bis 70 Jahren, nachdem ſie die alten verloren, wieder den ganzen Mund voll neuer Zähne bekamen. Doch ſollen dieſe Zähne ſtets an einer gewiſſen Weiche leiden und nicht gut zur Maſtication taugen.

Das Idiom Chatino iſt ganz verſchieden von den Sprachen der benachbarten Völkerſchaften. Als eine Probe davon mögen folgende Wörter dienen, die ich mir von einigen der Indier ſagen ließ, welche uns zu ſehen kamen, und deren anfängliche Scheu einige Gläſer Branntwein bald überwanden:

Zā-cá	Eins.	Kătiĕ	Sieben.	Ella-há	der Teufel.
Tú-quà	Zwei.	Sön-nö	Acht.	Qui-diö	Mann.
Tsun-ná	Drei.	Kaa	Neun.	Techā-ă	Waſſer.
Hú-quá	Vier.	Tiĕ	Zehn.	Gossong	Feuer.
Kā-diú	Fünf.	Titschicā	Eilf.		
Soo-quá	Sechs.	Titiquá	Zwölf.		

In den Lehmpatzenwänden unſers Logements iſt nirgends Holz, ſo daß wir außer Stande ſind, die Haken zur Befeſtigung unſerer Hängmatten einzuſchrauben; ein Fall, der ſonſt in dieſem Lande ſelten vorkommt. Wir ſind alſo genöthigt, ſie um die Enden der Dachſparren zu ſchlingen, ſo daß ſie nun wenigſtens acht Fuß über dem Boden ſchweben, und wir, um

hineinzusteigen, einen Stuhl auf den Tisch, und unsere Reisekoffer auf den Stuhl setzen müssen. Der Himmel gebe, daß die Stricke nicht reißen, sonst dürfte Pötapa das Ende aller unserer Reisen seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Neger auf Jamaica.

(Schluß.)

Aus diesen Bemerkungen geht hervor, daß man den wahren Grund des Streits frühzeitig wohl erkannte. Wenn den Schwarzen Recht werden sollte, mußte man ihnen politische Freiheit geben. Die Regierung hielt dieß für gefährlich, und zog es vor, den Weißen für eine Zeitlang die ihrige zu nehmen, die sie, der Lage der Dinge nach, nur mißbrauchen konnten. So standen die Angelegenheiten am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahres, allein bereits droht die Sache eine neue und noch schlimmere Wendung zu nehmen. Es handelt sich nicht mehr bloß von der Faulheit der Neger und dem Verluste der Pflanzer, die nicht hinreichend Arbeiter für ihre Zuckerfelder finden können, es handelt sich nicht mehr bloß von einem passiven Widerstreben der Neger, sondern der Streit ist auch von ihrer Seite politisch geworden. Es haben sich unter ihnen „Unionen zum Schutze der bürgerlichen und religiösen Freiheit" gebildet, und zwar unter dem Schutze der baptistischen Missionarien. In Westindien ist in dieser Beziehung ganz derselbe Fall, wie in Nordamerika, wo auch Baptisten längere Zeit ihr Wesen trieben. Ihre schwärmerischen Grundsätze von geistiger Freiheit, die gar zu leicht auch auf die politische übergetragen werden, hatten schon im Jahre 1832 zu dem Aufstande beigetragen, und waren Veranlassung, daß die Pflanzer in den Vereinigten Staaten die baptistischen Prediger völlig ausschlossen. Was jetzt in Jamaica erfolgen wird, muß die nächste Zukunft lehren.

An der Spitze dieser politischen Unionen soll der Missionär Knibb stehen, und die Maschinerie zur Bearbeitung und Leitung derselben besteht aus den mit dem Kirchendienst beschäftigten Personen. So ist ohne alle weitere Vorbereitung eine Schaar „politischer Agitatoren" über das ganze Land verbreitet, und jede baptistische Capelle oder Bethaus ist eine Art Hauptquartier, von wo aus die Operationen geleitet werden können. Eine solche Verbindung droht der ganzen Insel mit den größten Gefahren, wobei es sich nicht mehr bloß um Eigenthum, sondern auch um das Leben der Weißen handelt, da selbst die Anführer unmöglich berechnen können, wie weit eine Bevölkerung, in der so ausnehmend viel aufreizbarer Stoff ist, gehen kann. Diese Unionen sind freilich, wie es scheint, nur eine Gegenwirkung der von den Pflanzern ergriffenen Maßregeln, da man sich aber bisher die Neger immer nur als eine willenlose, von ihren Herren oder von der Regierung leicht zu leitende Masse vorstellte, so muß ihr thätiges Auftreten nur den ohnehin bittern Streit zwischen den Pflanzern und dem Mutterlande rathlos verwirren. Der Gouverneur soll diese „Unionen" sehr gemißbilligt haben, und man drang in ihn, Schritte gegen dieselben zu thun, noch scheint aber nichts von seiner Seite erfolgt; auch hat er gegen diese Unionen nur das einzige Mittel der Abmahnung, wenn er nicht zu dem außergesetzlichen, der Entfernung der Baptisten-Missionäre, schreiten will, wodurch er sich den Haß der Frommen in England, — und dieß will nicht wenig sagen — auf den Hals laden würde.

Während in dieser Weise die Angelegenheiten hinsichtlich der schwarzen Bevölkerung in einem sehr kritischen Zustand sind, gehen die Streitigkeiten zwischen dem Gouverneur und den Weißen oder Pflanzern so heftig fort als je. Was die Assembly nicht im Ganzen und als Gesetz durchzusetzen vermocht hatte, das suchen die Friedensrichter, die fast nur aus Pflanzern bestehen, im Einzelnen praktisch einzuführen, indem sie durch ihre richterliche Gewalt den Negern ein Joch auflegen wollen, das sie gleich wirksam im Zaum halte, wie vorher die Peitsche. Bei der verhältnißmäßig geringen Zahl der Weißen ist ein allgemeines Einverständniß unter ihnen leicht möglich, und soll auch so weit gediehen seyn, daß es mit Absetzungen einzelner Friedensrichter nicht mehr gethan sey, und man damit umgehe, sie in Masse abzusetzen, was einer Aufhebung der Constitution durch den Gouverneur gleich käme.

Es geht aus diesen Umständen unwidersprechlich hervor, daß Jamaica, und in geringerem Grade die meisten andern Inseln, nicht mehr durch die bisherigen, England entlehnten, Verfassungsformen sich regieren lassen, sondern daß dieß nur durch Gouverneure geschehen kann, welche mit fast unumschränkter Macht ausgerüstet sind. Die bisherigen Verfassungsformen, welche alle Macht in die Hände der reichen Weißen legen, waren nur anwendbar, so lange die Schwarzen bloß Sachen und keine Personen waren, deren Wollen und Neigungen in Anschlag kamen. So wie diese aus dem Zustande gänzlicher Erniedrigung heraustraten, war die Gewalt in den Händen der Weißen nur noch ein Schwert, das sie über dem Haupte der Neger schwangen. Eben so wenig aber konnte die englische Regierung daran denken, einer eben erst aus der Sklaverei hervorgegangenen Bevölkerung politische Rechte in die Hände zu geben, die sie ihrerseits nur wieder gegen die Weißen mißbrauchen konnten. Wie nun auch die künftige Einrichtung der Insel Jamaica hinsichtlich ihrer Form lauten mag, ob man die Assembly beibehält oder nicht, jedenfalls kann nur eine fast willkürliche Herrschaft die Ruhe sichern, und die disparaten Elemente hindern, sich gegenseitig anzufallen.

Der Riesendamm in Irland.

Ein neueres Werk: the Guide through Ireland, von einem Hrn. Fraser, theilt über dieses Naturwunder Nachstehendes mit: „Der Riesendamm, welcher seinen Namen von der Volkssage erhielt, daß die Riesen angefangen hätten, einen Weg über den Canal nach Schottland zu bauen, ist ein kleines Vorgebirge, welches Port-na-Noffer und Portna-Gunniay von einander trennt; seine größte Länge vom Fuß der Klippen an in die See hinein beträgt 700, seine Breite 250 Fuß. Seine Oberfläche ist sehr uneben, und seine Höhe wechselt von 1 bis 20 Fuß über dem Strand. Der Flächenraum, den er bedeckt und dessen Umriß sehr unregelmäßig ist, kann auf anderthalb irische Acres gerechnet

werden. Mit Ausnahme der Trappgänge, welche den Damm in drei Abtheilungen theilen, den östlichen, mittlern und westlichen — dieser ist bei weitem der größere — besteht er ganz aus Säulenbasalt. Diese drei Abtheilungen enthalten etwa 35,000 deutliche, vieleckige Säulen, die sich, wie schon bemerkt, 1 bis 20 Fuß hoch erheben, und jede aus mehrern Stücken zusammengesetzt sind, deren Fugen mit der größten Genauigkeit aufeinanderpassen und genau in horizontaler Richtung laufen. Die Säulen sind meist fünf- und sechseckig, und der Basalt von sehr dunkler Farbe. Betrachtet man den Riesendamm vom Strand aus, so hat er das Ansehen eines ungeheuren unvollendeten Mole's.

Uebersicht des russischen Unterrichtswesens in den letzten fünf Jahren.

(Fortsetzung.)

In Sibirien wurde die Anstellung der Lehrer für die Gymnasien durch die Erlaubniß erleichtert, die Candidaten an Ort und Stelle nach besondern von der kasan'schen Universität vorgeschriebenen Fragen zu prüfen; ferner werden in den sibirischen Gymnasien Zöglinge auf Staatskosten gebildet, um als Kreislehrer einzutreten, und diejenigen davon, welche zu Gymnasiallehrern bestimmt werden, beendigen ihre Bildung ebenfalls auf Kosten des Staats an der Universität Kasan. Im odessa'schen Kreise wurden gleichfalls im Richelieu'schen Lyceum 7 Zöglinge auf Kosten des Staats unterhalten, außer den fünfen, welche schon vorher in den Pensionen an jedem der beiden Gymnasien von Kischinew und Cherson sich befanden. Endlich wurden zur Vorbereitung von Lehrern für die Kreisschulen an dem obern pädagogischen Institut eine zweite Abtheilung für 30 Zöglinge eingerichtet (12 Dec. 1858.)

Rußland, das sich über ganz Asien hin erstreckt und in unaufhörlichem Verkehr mit den dasselbe bewohnenden Völkern steht, hat dringende Veranlassung und die Gelegenheit sich mit den Sprachen des Orients bekannt zu machen, und darum soll hier in Kürze aufgezählt werden, was von der Regierung im Unterrichtsfache geschehen ist. Durch eine allgemeine Verordnung vom Jahre 1855 wurde auf den Universitäten ein Lehrstuhl für orientalische Literatur gestiftet, welcher arabische, türkische und persische Sprache umfaßt, auf der Universität Kasan wird außerdem mongolisch, tatarisch und chinesisch gelehrt, in Dorpat syrisch für die Theologen; in Petersburg werden öffentliche Lectionen für das Sanskrit gehalten. In Moskau hat das dem Ministerium untergeordnete Lazarische Institut der orientalischen Sprachen besondere Rechte erhalten. Namentlich aber richtet sich die Aufmerksamkeit auf einige Unterrichtsanstalten des kasan'schen Kreises für die Bedürfnisse der dortigen orientalischen Eingebornen, und auf die Nothwendigkeit, Leute zu haben, welche die dortigen und die Gränzsprachen verstehen, nicht nur um als Lehrer unter dem Ministerium der Volksaufklärung zu dienen, sondern auch als Beamte unter den Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern und der Finanzen. Zu diesem Zwecke wurde im ersten kasan'schen Gymnasium Unterweisung in der arabischen, persischen, türkischen, mongolischen, tatarischen und chinesischen Sprache angeordnet, und bestimmt (2 Januar 1856), daß 14 Schüler auf Staatskosten erhalten werden sollen. In Astrachan ist außer einer tatarischen Classe auch eine persische eröffnet; das Armenische wird dort in der Unterrichtsanstalt Aga Baba's gelehrt, welche vor kurzem eine Umwandlung erfahren hat (21 Mai 1859). Das Lyceum Richelieu im Kreise von Odessa hat einen Lehrstuhl der arabischen, türkischen und persischen Sprache; der tatarischen Abtheilung des Gymnasiums zu Sympheropol wurde (18 Mai 1858) eine neue Einrichtung gegeben, und tatarische Classen in den Kreisschulen von Baktschisarai und Karasubasar eröffnet. Im kaukasischen Gymnasium wird tatarisch und armenisch gelehrt, und jenseits des Kaukasus im Gymnasium zu Tiflis georgisch, tatarisch und armenisch (seit dem 1 Sept. 1857 auch persisch), ebenso in den dortigen Kreisschulen, je nach den Localbedürfnissen. In Sibirien, in der Unterrichtsanstalt zu Nertschinsk ist die mongolische Sprache eingeführt.

Doch nicht nur die orientalischen Sprachen, sondern auch die übrigen und die Wissenschaften, die nicht in den Plan der allgemeinen Unterrichts- und Universitätsordnung gehören, werden gelehrt, je nachdem sich in den verschiedenen Anstalten ein Bedürfniß kund gibt; übrigens ist es auch durch die allgemeinen Verordnungen selbst, unabhängig von besondern Befehlen, gestattet, daß zur Vervollkommnung des Ackerbaues und der Industrie in Rußland an den Gymnasien und Kreisschulen Realabtheilungen eingerichtet, und auf den Universitäten öffentliche Vorlesungen über technische Wissenschaften gehalten werden.

Bei aller Vorsorge für die Volksbildung konnte die Regierung doch nicht aus dem Gesichte verlieren, daß trotz der Einheit der Grundsätze die Verschiedenheit der Bedürfnisse der verschiedenen Stände zu der gehörigen Abscheidung der Lehrgegenstände unter ihnen führen müsse, damit jeder den seiner Lebensart entsprechenden Unterricht erhalte. Die adelige Jugend, die beste Blüthe des heranwachsenden Geschlechts, die durch ihre Abkunft und ihre Hülfsquellen zu den wichtigsten Aemtern im Staate bestimmt ist, mußte nach Möglichkeit auch die höchste Erziehung erhalten. Indem sie in den Kreisschulen, Gymnasien und Universitäten die Vortheile des öffentlichen Unterrichts mit der Jugend der übrigen freien Stände theilte, erhielt sie auch noch besondere Gelegenheiten zur Bildung, in Moskau in dem Adelsinstitut, in St. Petersburg, Wilna und Kiew in den hiezu bestimmten Gymnasien, in andern Städten in den adeligen Pensionen, die nicht nur an den Gymnasien, sondern auch an einigen Kreisschulen errichtet wurden. Der jetzige Minister des öffentlichen Unterrichts wendete von Anfang an die Aufmerksamkeit der Kreiscuratoren, Civilgouverneure und Adelsvorsteher auf diese so nützliche Einrichtung der im Jahre 1828 erlassenen Schulordnung. Er erklärte ihnen umständlich den directen Zweck der Pensionen, welche in sich die adelige Jugend vereinigen solle, während andere Orte zum Vortheile der übrigen Stände bleiben, aber den jungen Leuten keine vollendete Bildung geben, sondern nur eine vorbereitende für die Collegien auf der Universität. Diese Ermahnungen blieben nicht ohne Frucht: der Adel vieler Gouvernements übernahm die Verpflichtung, Pensionen auf seine Kosten zu bauen und zu unterhalten. So wurden außer den früher schon bestandenen Pensionen in Petersburg, Moskau, Kasan, Charkow, Saratow und Tiflis in den letzten fünf Jahren neue errichtet in Kiew 2, in Wilna 2, in den beiden Hauptstädten, in den Gouvernements Pskow, Nowgorod, Twer, Jaroslawl, Kostroma, Wladimir, Wologda, Nishnei-Nowgorod, Simbirsk, Woronesh, Pensa, Rjäsan, Kaluga, Orel, Kursk, Smolensk, Witebsk, Mohilew, Grodno, Kischinew je eine, und bereits geschah, wie oben bemerkt, dasselbe auch schon bei einigen Kreisschulen. Die Regierung sorgte für die Einrichtung, die, obwohl in den allgemeinen Zügen ähnlich, doch in den Einzelnheiten je nach den örtlichen Bedürfnissen abwichen. (Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ch. Widenmann.

Nr. 158.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Junius 1839.

Sitten in Indien.

Heurathsgeschichten.

In jedem Lande kommen Heurathen unter so seltsamen Umständen vor, und werden durch so wunderliche Mittel zu Stande gebracht, daß Personen von ruhigem Sinne, welche Monate, ja vielleicht Jahre brauchen, um die Vortheile und Nachtheile des Ehestandes zu erwägen, dadurch ganz aus der Fassung gebracht werden. Die Eigenthümlichkeiten des anglo-indischen Lebens und der anglo-indischen Sitten zeigen sich vielleicht nirgends auf eine so vollständige Weise, als durch die Art, wie manche Heurathen zu Stande kommen. Da Alles sich in einem verhältnißmäßig kleinen Cirkel ereignet, in welchem natürlich alle Einzelnheiten bekannt werden, so kann auch kein noch so drolliger Zwischenfall verborgen bleiben. In England, in Europa werden die seltsamsten Ehebündnisse geschlossen, ohne daß irgend Jemand, als die Betheiligten selbst, etwas von den nähern Umständen erfahren. Die Heurathen der Europäer in Indien werden durch allerlei Umstände veranlaßt, wobei vorhergehende und gegenseitige Zuneigung gar nicht in Frage kommen, und doch findet sich vielleicht nirgends in der Welt mehr wahres eheliches Glück. Indeß ist zu bemerken, daß die Leichtigkeit der Trennung ohne offenkundige Uneinigkeit sehr groß ist, indem Eheleute, die durch Unverträglichkeit der Gemüthsart nicht wohl neben einander leben können, sich vielleicht für immer trennen, ohne daß irgend Jemand weiß, daß der Aufenthalt der Gattin in Europa durch häusliche Uneinigkeit veranlaßt wurde. Die Gleichgültigkeit, womit Frauen in vielen Fällen die ihnen angebotene Hand annehmen, zeigt sich ebenfalls häufig in der Bereitwilligkeit, den Vorwand schlechter Gesundheit zu benutzen, um das Land ihrer Geburt zu besuchen.

Ist eine Frau einmal dort, so ist es häufig sehr schwer, sie wieder zur Rückkehr zu bewegen; der Ehemann macht manchmal eine lange, mit Unkosten und Unlust verknüpfte Reise nach Calcutta, Madras oder Bombay, um seine Frau dort zu treffen, und sie nach seinem entfernten Wohnsitz zu begleiten, das Schiff aber, in dem sie kommen sollte, bringt nichts als einen Brief, der alle möglichen Gründe für ihre verlängerte Abwesenheit, nur nicht den wahren, enthält. Es bleibt dem armen Manne nichts übrig, als ohne seine Frau zurückzukehren, und, wenn es gar zu toll wird, ihr die Zufuhr abzuschneiden, d. h. ihr kein Geld mehr zu schicken, so daß die widerstrebende Ehegenossin mit dem ersten absegelnden Schiffe ihre Ueberfahrt antreten muß.

Hieraus darf man indeß nicht schließen, daß alle oder auch nur der größere Theil der Trennungen zwischen Anglo-Indiern und ihren Frauen durch mangelnde Zuneigung von einer oder der andern Seite veranlaßt werde. Im Gegentheil ist die leidige Nothwendigkeit der Trennung einer der schwersten Abzüge von dem Glücke ehelicher Verbindungen in Indien. Eine besorgte Mutter eilt aus Indien fort, um dadurch wo möglich das Leben eines kränklichen Kindes zu retten, und bleibt in England, gleichsam um das verbindende Glied zwischen dem Vater und seinen Kindern zu bilden, die sonst aufwachsen würden, ohne Vater oder Mutter näher zu kennen. Manchmal, wenn durch außerordentliche Sparsamkeit die Hoffnung aufgeht, daß der Vater, nach Ablauf seiner Knechtschaftsperiode im fremden Lande, sich mit hinreichendem Vermögen zurückzieht, um seine Familie in der Heimath zu erhalten, schickt er vielleicht, sobald er zu einer guten Besoldung eingerückt ist, seine Frau und seine jungen Kinder nach England. Da nun keine Dame mehr an der Spitze seines Hauswesens steht, so kann er dieß nach Gefallen beschränken: man erwartet nicht von ihm, daß er Gesellschaften gebe, und sich auf die Ausgaben einlasse, welche seine Stellung in der Gesellschaft erfordern würde, wenn er seine Familie um sich hätte. Inzwischen lebt seine Frau zu Hause sparsam, und so erreichen sie durch gemeinsame Anstrengungen ihr Ziel.

Die englische Gesellschaft in Indien bietet des Eigenthümlichen Manches dar; der warme Himmel Indiens scheint die guten und bösen Eigenschaften der Bewohner des kältern, neblichten Englands zu einer auffallenden Entwicklung zu bringen, der Romantische wird noch romantischer, der Spleen geht in eine Sauertöpfigkeit sonder Gleichen über, und so werden die Gegensätze immer schneidender, um so mehr, als sie neben und mit einander leben müssen, da die wenig zahlreiche englische Gesell-

schaft nicht gestattet, sich in der Art fern zu halten, wie dieß in England möglich ist. Dieß veranlaßt natürlich manche komische Vorfälle, so wie auch andererseits Verbindungen plötzlich zwischen Leuten geschlossen werden, die sich den Tag zuvor nie gesehen hatten. So seltsam dieß auf den ersten Anblick erscheinen mag, so erklärt es sich doch hauptsächlich aus dem Umstand, daß die in Indien sich befindenden englischen Gesellschaften im Grunde Leute von einerlei Stellung im gesellschaftlichen Leben sind.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflug an die Ufer der Südsee im Frühjahr 1829.

(Fortsetzung.)

Juquila, 15 Februar.

Unmittelbar nachdem man die Feldmark von Ystapa hinter sich gelassen, beginnt auf dem Wege hieher das Ersteigen des Gebirges. Hinauf, und immer höher und höher hinauf, leitet durch alten Eichen- und Tannenwald der mühselige Pfad, bis man nach dem Durchreiten eines den höchsten Kuppen entquellenden Flüßchens San Juan Quiatje erreicht. Einem Adlerhorste gleich liegt dieß kleine Chatinodorf auf dem Ende einer vorspringenden, fast überhängenden Gebirgsplatte; wir hielten hier an, zu futtern, und unser Mittagsmahl einzunehmen. Trotz des sechzehnten Breitengrades ist es kühl auf dieser Höhe, aber trotz der Kühle gedeihen hier Limonen, Orangen und Anonen ganz vorzüglich, und der Mais wächst üppig an den sonnigen Gehängen. Der Hauptnahrungszweig der Bewohner scheint aber doch Viehzucht zu seyn. Die Wohnungen bestehen meist au Lehmpatzen, für Rohrhütten ist es hier zu kalt. Die Johannes dem Täufer geweihte Kirche ist recht gut aus Stein gebaut; die Thorflügel aber bestehen nur aus einem Geflechte von Rohr, obgleich die Altare mit manchen Kostbarkeiten prangen. Einige recht gute Oelbilder, Scenen aus dem Leben des Täufers darstellend, schmücken die Wände. Um die Kirche her wächst in großer Menge und Ueppigkeit die baumartige Datura mit den stark riechenden, glänzend weißen, über acht Zoll langen, herabhängenden, trompetenförmigen Blumen. Auch die lilafarbene gefüllte perennirende Dahlia (Georgine) mit zehn Fuß hohen, anderthalb Zoll dicken Stämmen wuchs hier; sie ist eine prachtvolle Pflanze. Die Blüthen gleichen ganz denen des Schneeballes, nur daß sie wirkliche gefüllte Blumen und von Lilafarbe sind.

Von hier leitet der Weg eine Strecke breit und eben durch herrlich grünende Wälder den Bergrücken entlang, er steigt immer noch an, aber unmerklich. Nach einer halben Stunde ist sein höchster Punkt erreicht, den wir auf mindestens neun- bis zehntausend Fuß über dem Meere schätzten. Ungeheure Bäume, Eichen und Tannen, wachsen über Vaccinien und Arbutusarten auf dieser Höhe. Eine Tanne, auf einer kleinen Platform am Wege fast einzeln stehend, war unstreitig der größte Baum dieser Art, den unsere Augen je erblickt hatten. Die fünf männlichen Personen, aus denen unsere Reisegesellschaft, mit Einschluß der Diener bestand, waren nicht im Stande, sich bei den Händen haltend, den Stamm zu umfassen, der dabei schlank und rein zu solcher Höhe aufgeschossen war, daß wir seinen Gipfel nur erst in beträchtlicher Entfernung von ihm zu erblicken vermochten. Die Höhe des freien Stammes bis zu den ersten Zweigen schätzten wir auf vierzig bis fünfzig Fuß.

Von hier windet der Pfad, schmal, steil und steinig, einen schroffen Abhang hinab. Von Zeit zu Zeit öffnete sich der Wald, und dann schweifte der Blick weit über das Gebirge hinaus, das in regelmäßigen, fast parallelen, immer niedriger und niedriger werdenden Ketten von Süd nach Nord sich hinzieht, größtentheils geschmückt ist mit trefflichen Waldungen, und tiefe Schluchten und fruchtbare Thäler in seinem wunderlich gezackten Schoße birgt, bis er endlich ausruht auf den Wassern der Südsee, die dunkel sich abscheiden vom lichten Horizonte, und auf denen so eben die letzten Strahlen des in sie hinabtauchenden Helios schwammen und blitzten.

Noch in ziemlicher Höhe über der unten gähnenden Schlucht in welche der Pfad hinabführt, erfreute uns plötzlich der Anblick eines ganzen Waldes des berühmten Handebaums (Cheirostemon platanoides). Von diesem merkwürdigen Baume waren lange (bis 1801) nur die beiden Exemplare bekannt, von denen das eine im botanischen Garten zu Mejico, das andere im Garten des erzbischöflichen Palastes zu Tacubaya, zwei Leguas westlich von der Hauptstadt, sich findet. Sie sollen aus den Gärten des Kaisers Moteuczoma II dahin verpflanzt seyn. Hier, wo die Natur den Baum gepflanzt hat, und noch täglich pflanzt, sahen wir ihn die Größe und Stärke der größten Ulme erreichen. An der Basis des außen grünlich-braunen, innen blutrothen Kelches der einblattrig-glockenförmigen Blume sitzen fünf über die Blumenkrone hinausreichende Staubfäden, die bis zu ihrer Mitte vereinigt sind, sich oben etwas einwärts biegen, und so einer Hand mit gekrümmten Fingern gleichen. In der Mitte, gleichsam an der Wurzel des Daumens, erhebt sich das Pistill. Im Innern der Blume zeigen sich fünf Rippen, die am Boden eben so viele halbkugelige Vertiefungen bilden, welche einen bittersüßen Honigsaft enthalten. Die Blume ist außerordentlich dick und saftig, weßhalb auch das Trocknen derselben nur schwer gelingt. Wir sammelten indeß einige schöne Exemplare, die Baron K. einlegte. Die Blumen stehen einzeln an den Enden der Zweige, den Blättern gegenüber. Außer den Blüthen trafen wir auf einigen alten Bäumen auch viele Samencapseln mit reifem Samen an. Die holzige Fruchtcapsel hat fünf Fächer, ist gegen vier Zoll lang und 1 ¼ Zoll dick, prismatisch-fünfseitig oben zugespitzt, und enthält eine große Menge kleiner, eiförmiger, oben schmutzig lichtgrün, unten gelbfilzig, und gleichen denen der Platanen. *)

*) In der Gegend, wo der Baum wächst, heißt er pata de leon, Löwenfuß, sonst allgemein in Mejico arbol de las manitos. Die Blume, oder vielmehr die aus ihr bereitete Infusion gilt für ein unfehlbares Mittel wider die Epilepsie. Die Samen, welche wir gesammelt hatten, zeigten sich später als größtentheils untauglich, denn schon nach 2 bis 3 Tagen sprang an den meisten

In der Schlucht, deren oberes Ende wir durchritten, sahen wir am Ufer des sie durchschleichenden kleinen Bächleins schöne Zwergpalmen (Chamaerops) und Zamien (Zamia), konnten uns aber nicht bei ihnen aufhalten, da die Nacht schon einzufallen begann, und wir noch mehrere Leguas von Juquila entfernt waren. Kaum hatten wir denn auch die Höhe des nun folgenden Berges erreicht, als es völlig dunkel ward. Zwar stieg bald darauf der Mond empor, aber seine Strahlen durchbrachen nur einzeln das dichte Laub des alten Waldes um uns her, und dienten, wo eine freiere Aussicht sich öffnete, nur, die Schauer der finstern Gründe zu vermehren, die zwischen den toll gezackten Bergen zu uns herauf gähnten. Steile Abhange hinan und hinauf, durch feuchte Gründe, in denen die üppige Vegetation sich mehr errathen als sehen ließ, ging unser Weg. Endlich erreichten wir ein breiteres, von einem nicht unbedeutenden Bergwasser despültes Thal, und sahen nun die Lichter von Juquila herüberblicken, das wir, den Fluß durchreitend, und jenseits einen Hohlweg hinanklimmend, gegen acht Uhr Abends erreichten.

Im Hause des hiesigen Bezirksrichters, Don Santos de Vera, den Baron K. schon früher kennen lernte, fanden wir gastfreie Aufnahme. Meiner Frau und mir hat man ein sehr hübsches Zimmer angewiesen. Der Pfarrer des Orts, der sogleich, nachdem er unsere Ankunft vernommen, uns zu sehen, und uns seine Dienste anzubieten gekommen war, hat uns mit einem prächtigen Bette versorgt, und so denken wir, eingewiegt von dem summenden Liede der Singcicade, recht angenehm zu schlummern.

Sacatepec, 13 Februar.

Da Baron K. in Juquila Geschäfte hatte, so konnten wir erst Nachmittags gegen vier Uhr von da aufbrechen, und waren kaum ein paar Stunden im hohen Eichen- und Tannenwalde fortgeritten, als die Nacht uns überfiel. Von dem Wege, der uns durch ein wildes, zerrissenes Gebirge bisher führte, sahen wir daher auch nichts, und konnten nur an dem häufigen Straucheln unserer Thiere, wie sie über losgerissene Felsstücke hinabglitten, und an den aufstarrenden Wänden zu beiden Seiten bemerken, daß er sehr schlecht sey. Nur wo in feuchten Gründen der liebliche Duft eine tropische Vegetation verrieth, bedauerten wir, des Anblicks derselben so ganz entbehren zu müssen.

Gegen 8 Uhr Abends erreichten wir endlich einen ebenen Bergrücken, fanden guten Weg, und trabten nun lustig beim hellen Schimmer der Sterne dahin, bis wir nach einer halben Stunde das Dörfchen Sacatepec erreichten, und im Curato abstiegen, der nebst der Kirche auf einer ziemlich ausgedehnten Platform am Ende des Bergrückens liegt, den entlang unser Weg uns geführt hatte. Bald waren wir von neugierigen Dörfnern umringt, hatten uns mit Hülfe des Alcalden mit Eiern versehen, die meine Frau in dem als Küche dienenden offenen Schoppen selbst kochte, und sitzen so eben in dem gut geweißten reinlichen Zimmer am festen Eichentische, vor uns den dampfenden Thee, das lieblich duftende Rührei nebst frischen Tortillas und Bizcochos (eine Art Zwieback), froh, die mühselige Nachtreise glücklich überstanden zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

von ihnen an dem einen Ende eine Art kreisrunden Deckels ab, und aus der dadurch entstandenen, etwa eine Linie weiten Oeffnung kroch ein kleiner, völlig ausgebildeter, gelblich-aschgrauer Käfer. Der sorgfältigsten Untersuchung ungeachtet, konnten wir selbst mittelst starker Loupen keine Spur entdecken, daß die Samen durch Insecten angebohrt gewesen. Auch erinnere man sich, daß wir die Körner aus den fest verschlossenen, erst durch uns geöffneten Capseln genommen hatten.

Uebersicht des russischen Unterrichtswesens in den letzten fünf Jahren.

(Fortsetzung.)

Die Erziehung jedoch, welche auf diese Weise auch unvermögenden Jünglingen auf Rechnung des Schatzes oder des Adels zu Theil wurde, sollte nicht ohne allen Nutzen für diejenigen Gouvernements bleiben, in denen dieselben ihren Unterricht erhielten. Darum wurde bei der Nothwendigkeit, die Gouvernements mit gebildeten Beamten zu versehen, verordnet (27 August 1835), daß die auf Kosten des Schatzes erzogenen in denselben Gouvernements sechs Jahre im Dienste bleiben sollten, die auf Kosten des Adels erzogenen eben so viele Jahre noch nach Vollendung ihres Cursus auf der Universität, wenn sie dort ihre Bildung gleichfalls auf Kosten des Adels vollendeten. In den Unterrichtsanstalten der westlichen Gouvernements sollen arme Kinder in den Pensionen auf Rechnung des Bureau's der öffentlichen Wohlthätigkeit unterhalten werden, mit der Verpflichtung, acht Jahre zu dienen.

Um den in entlegenen Provinzen dienenden Beamten die Mittel zu geben, ihre Kinder erziehen zu lassen, da dieß eine der wichtigsten Bedingungen ist, wodurch Leute sich bestimmen lassen, einen fortdauernden Dienst in solchen Gegenden zu übernehmen, so erfolgte ein allerhöchster Befehl (27 Mai 1835), die Mittel aufzusuchen, dieselben vorzugsweise in öffentlichen Unterrichtsanstalten unterzubringen. Das Ministerium schlug vor, 100 solcher Zöglinge in Sibirien, Grusien und am Kaukasus auf Staatskosten aufzunehmen, und außerdem 16 in Kasan und 4 auf der Universität Charkow sich ausbilden zu lassen.

Kaufleute, Kleinbürger und selbst Bauern entbehren gleichfalls nicht der anständigen Mittel zu ihrer Bildung. Ihnen, namentlich den beiden ersten Classen, bleibt es überlassen, den Kirchspiels-, Kreis- und Gymnasialunterricht zu genießen (indem Kinder ehrbarer Bürger ungehindert zugleich mit dem Adel die Universitäten besuchen). Aber die Regierung nimmt nicht die Verpflichtung auf sich, auf ihre Kosten für Bürger und Bauern Unterrichtsanstalten da zu begründen, wo diese noch nicht den Wunsch dazu fühlen; wo jedoch Industrie und andere Ursachen in ihnen dieß Bedürfniß wecken, da wird sie der allgemeinen Unterrichtsordnung gemäß ihnen Kirchspielsschulen eröffnen, und für deren Unterhaltung durch jährlichen Zuschuß angemessener Summen sorgen; wo aber die Fortschritte der Aufklärung die Errichtung von Kreisschulen fordern, wird die Regierung selbst solche eröffnen, und die dazu nöthigen Summen aus dem Staatsschatze herschießen. Leibeigene dürfen nur auf besondere Erlaubniß ihrer Gutsherren Unterricht auf

den Gymnasien erhalten; Bürger und freie Bauern aber sollen zu den höhern Unterrichtsanstalten zugelassen werden unter der Bedingung, daß sie von der Militär- und andern Verpflichtungen derjenigen Stände, zu denen sie gehören, enthoben werden. So wird in keinem Stande ausgezeichneten Talenten der Weg versperrt, zur höchsten Bildungsstufe zu gelangen.

Was die Kirchspiels- und Dorfschulen betrifft, so sind besondere Maaßregeln ergriffen, um diese mit Lehrern zu versorgen. Im weißrussischen Unterrichtskreis ist ein Seminar eingerichtet worden (4 Nov. 1837), um Lehrer zu bilden, und ein ähnliches Schullehrerseminar wurde (am 12 Oct. 1838) in Esthland errichtet. In den übrigen Kreisen mußte man sich auf die allgemeinen Vorschriften über die Prüfung derjenigen beschränken, welche sich diesem Stande widmen wollen. Die Aufnahme passender Leute aus den steuerbaren Leuten und den Freigelassenen wurde erleichtert. Endlich wurde noch beschlossen, die ausgezeichnetsten Lehrer bei ihrer Entlassung temporär aus dem besondern Pensionscapital für Kirchspielslehrer zu unterstützen.

Nach dem öffentlichen Unterrichte wandte sich die ganze Aufmerksamkeit auf den häuslichen oder Privatunterricht, der verschiedene Stände und beide Geschlechter umfaßt. Schon die Kaiserin Katharina erkannte den ganzen Nachtheil, der aus dem willkürlich von unwissenden oder mit den allgemeinen Ansichten des Staats nicht einverstandenen Personen ertheilten Unterricht hervorgehen kann. Sie zuerst bezweckte eine Aufsicht über alle Privatunterrichtsanstalten, deren Vermehrung bald eine verdoppelte Aufmerksamkeit in Anspruch nahm; bei unsern Zeitverhältnissen endlich schienen Vorsichtsmaaßregeln hinsichtlich der aus der Fremde berufenen Lehrer unerläßlich. Man mußte dem allgemeinen Unterricht das Uebergewicht über den Privatunterricht geben, und dem vaterländischen Privat- oder Hausunterricht das Uebergewicht über den fremden bei den zahlreichen Hülfsmitteln, welche die Regierung der Jugend zur Erwerbung der nöthigen Kenntnisse darbot. Das Ministerium konnte nicht anstehen, weitere Eröffnungen von Privatunterrichtsanstalten in den Hauptstädten zu verhindern (4 November 1835). Zur Aufsicht über die bereits bestehenden wurde bestimmt (26 December 1833), in Petersburg 4, in Moskau 2 besondere Inspectoren zu wählen, die mit den nöthigen Anweisungen versehen wurden. Der Zustand dieser Anstalten wurde vollständig ins Licht gesetzt: einige davon, die ihren Zweck gar nicht erreichten, wurden geschlossen, andere verbessert, über die ausgezeichnetsten wird jetzt in den Zeitungen beider Hauptstädte Bericht erstattet. Um den darin gegebenen Unterricht dem in den Staatsanstalten desto besser anzupassen, wurden alle Knabenpensionen in drei Stufen abgetheilt, die hinsichtlich der Lehrgegenstände den Gymnasien, Kreis- und Kirchspielsschulen entsprechen, und um die Inhaber von Privatpensionen und Unterrichtsanstalten im ganzen Reich in den Stand zu setzen, ihre Verbindlichkeiten stets vor Augen zu haben, sammelte das Ministerium alle darauf bezüglichen Vorschriften in einem kleinen Buche, das überall hin versendet wurde.

Die aufmerksame Regierung wandte sodann ihre Aufmerksamkeit auch auf denjenigen Unterricht, der im elterlichen Hause durch Hofmeister ertheilt wird, die bisher keine andern Rechte hatten, als die Bedingungen des Privatvertrags. Die Arbeiten der Leute, die sich ungekannt auf diesem bescheidenen Schauplatz abmühten, wurden von der Alles umfassenden Regierung ans Licht gezogen, und für eingeborne Russen, welche größtentheils gewohnt waren, den Staatsdienst jedem andern vorzuziehen, ergab sich hier eine große Aufmunterung zur Wahl eines so nützlichen Berufs. So entstand die Verordnung über die Hofmeister und Hauslehrer (1 Julius 1835), welche diesen die Rechte des Staatsdienstes verlieh, und mit der Zeit in den Privathäusern eine wahrhaft vaterländische Bildung begünstigen sollte statt derjenigen, die nicht selten mit fremdem Geiste, von Leuten, die unserem Glauben, unsern Gesetzen und unsern Gewohnheiten fremd sind, ertheilt wurde.

Die Erziehung des weiblichen Geschlechts in besondern allgemeinen Anstalten ist schon lange bei uns in ein System gebracht, und in einen blühenden Zustand versetzt worden durch die Sorgfalt der unvergeßlichen Mutter unserer Fürsten, deren Name ins Buch der Geschichte neben den Namen der größten Volkswohlthäter eingeschrieben ist. Dieß System ist großartig entwickelt in einem besondern Verwaltungszweig, und bietet uns ein Pfand des künftigen Glücks der Familien, das eine sichere Gewähr unserer moralischen Kraft ist. Man mußte dasselbe auch auf die westlichen Provinzen ausdehnen, die unter dem Scepter des herrschenden Hauses Romanow wieder mit Rußland vereinigt wurden. In Kiew war bereits unter dem Schutze der Kaiserin ein Institut für die Erziehung der adeligen Fräulein gegründet worden. Gleiches mußte nun auch auf andern Punkten geschehen. Dieser Gegenstand wurde der gemeinsamen Berathung des Ministeriums der Volksaufklärung und des Generaladjutanten Fürsten Dolgoruki anheimgestellt, und auf ihren gemeinsamen Vorschlag verordnet, ein weibliches Institut in Bialystok zu gründen, demselben den dortigen kaiserlichen Palast anzuweisen, nach einer und derselben Norm Privatpensionen zu Wilna, Witebsk, Polesk, Minsk, Grodno und Bialystok zu errichten, und jeder derselben 1500 Rubel Silber jährlich aus dem Staatsschatz anzuweisen. Um den Eifer der bessern Pensionsinhaberinnen aufzumuntern, wurde gestattet, ihnen eine Geldunterstützung bis zu 1500 Rubel Silber zu reichen; die von römisch-katholischen Nonnen aber gehaltenen Erziehungsanstalten wurden von der bürgerlichen Unterrichtsbehörde abhängig gemacht. Im kiew'schen Unterrichtskreise mußten auf den Vorschlag des Ministers Privat-Musterpensionen in Kiew, Schitomir, Winniza, Kaminiec Podolski und Rowno errichtet werden. Das Institut zu Bialystok, wie das Kiew'sche nahm die Kaiserin unter ihren Schutz, und seine Einrichtung wurde allerhöchst bestätigt (6 November 1837), auch sind bereits einige Musterpensionen eröffnet, und von dem Ministerium mit Verordnungen über deren Einrichtung ausgestattet worden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus indischen Journalen.

Anfang Februars d. J. wurden fünf Hindus, die ihren medicinischen Curs am medicinischen Collegium zu Calcutta durchgemacht hatten, für fähig erklärt, die medicinische Praxis auszuüben. Dieß ist das erste Beispiel dieser Art.

— Die Krönung des Schattenkaisers zu Delhi fand am 29 Dec. v. J. mit großer Pracht statt.

— Als die englische Armee unter Sir John Keane am 12 Jan. d. J. vor Heiderabad stand, freuten sich die Officiere nicht wenig auf den Sturm, denn in dieser Stadt sind die Schätze der Amirs aufgehäuft, die so groß seyn sollen, daß ein Subalternofficier 14,000 Rupien (nahe an 17,000 fl.) erhalten haben würde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 159.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

8 Junius 1839.

Die Stellung des Zend auf den perſopolitaniſchen Inſchriften.

Das Journal des verſtorbenen Hrn. Rich, engliſchen Generalconſuls in Bagdad, woraus wir ſchon vor einigen Jahren Mittheilungen gemacht haben (J. 1836 Nr. 124 ff.), hat eine abermalige Auflage erlebt, und die Erzählung einer Reiſe nach Perſepolis iſt neu hinzugefügt worden. Wir heben über den im Titel bezeichneten nicht unwichtigen Punkt Nachſtehendes aus.

Am 20 März 1821 kam Hr. Rich in die Nähe der Ruinen, die zu ſehen er ſo weit hergekommen war; es waren die zu Murghab, nach dem eigentlichen Perſepolis kam er erſt am 22ſten, ſchlug ſein Zelt an der Seite des erſten Portals auf, und beſuchte am folgenden Morgen die Gräber. Im erſten waren zwei aus dem Felſen gehauene Sarkophage, 9′ 4″ lang, 7′ 10″ breit. Rich fühlte ſich von der Schönheit und Treue der Zeichnungen in der Schrift des bekannten Reiſenden Ker Porter lebhaft betroffen, und begann nun die Inſchriften zu copiren, von denen Fac-Similes dem Werke angehängt ſind. Er bemerkt darüber: „jede Inſchrift in Perſepolis, ſelbſt die kleinen Stücke auf den Kleidern der Figuren, ſind in drei Schriftarten. Eine Linie von jeder der beiden letztern drückt zwei Linien der erſten aus, oder bei längern Inſchriften iſt die Schrift der zweiten um eine Linie minder lang, oder wenn die Zahl der Linien dieſelbe iſt, ſind die der zweiten und dritten Schrift kürzer und die Buchſtaben weiter. Die Keile der dritten Schrift durchkreuzen einander, was die der beiden andern nie thun.

Einige der Inſchriften ſind bekanntlich in Zend, und Hr. Rich bemerkt: „das Zend nimmt ſtets den erſten Platz ein. Stehen die Inſchriften über einander, ſo iſt die im Zend ſtets die oberſte, ſtehen ſie rund um eine Thüre oder Fenſter, ſo iſt die Zend-Inſchrift auf dem Gipfel; ſtehen die Inſchriften neben einander über einer Figur, ſo ſteht ſie über dem Haupte des Königs; ſtehen ſie auf ſeinen Kleidern, ſo findet ſie ſich auf der vordern Falte; ſtehen ſie vorn auf einer Platform, ſo hat ſie die Mitte inne, und die Figuren auf beiden Seiten kehren ihr das Geſicht zu. Selbſt wenn es ſcheinen ſollte, die Aufeinanderfolge der Buchſtaben müſſe eine andere Ordnung vorſchreiben, d. h. wenn der König zur rechten Hand iſt, ſo iſt die Zendſchrift immer über ſeinem Haupte, und folglich die letzte, da bei allen Inſchriften die Ordnung der Buchſtaben von Links nach Rechts geht. Auch die beiden andern Schriftarten halten ihre Ordnung ein, die dritte iſt immer am unanſehnlichſten Platze.“ Dieß ſcheint doch wohl mit Sicherheit zu beweiſen, daß zur Zeit der Errichtung dieſer Denkmäler das Zend die Staatsſprache, oder vielleicht die Prieſterſprache war.

Sitten in Indien.

Heurathsgeſchichten.

(Fortſetzung.)

Es gibt in Indien, wie in England, einige bockbeinige Junggeſellen, die einen Todesſchrecken vor allen Weibern haben, und lieber dem Teufel unters Geſicht treten würden, als einer ſchönen Frau. Es ſind dieß meiſt Leute, die als beſcheidene, tölpiſche Jungen nach Indien kamen, auf irgend einem entlegenen Poſten alt wurden, und keine Gelegenheit hatten, ihre Befangenheit abzulegen. Einer dieſer Helden war nach langem Dienſt an einem einſamen Orte endlich zum Regimentscommandanten an einer großen Garniſon ernannt worden. Trotz ſeiner hohen Stellung in einer großen und gemiſchten Geſellſchaft blieb er doch ſeinen alten Gewohnheiten treu, mied die Damen ſo viel immer möglich, und ſprach nicht einmal mit ihnen, wenn ja zuweilen eine bei einem Gaſtmahl an ſeine Seite kam, aber man gewöhnte ſich allmählich an ſeine Wunderlichkeit und ließ ihn gehen. Der Oberſt, obwohl nicht ſehr geſprächig, ſah doch gern einen oder den andern Freund bei Tiſche, lebte ganz gemüthlich, bewohnte ein glänzendes Haus, dreimal größer, als er es brauchte, und ſorgte überhaupt dafür, daß ſeine Einrichtung mit ſeinem Einkommen im Verhältniſſe ſtünde.

Ein alter Freund, der ſeine eremitiſchen Anſichten hinſichtlich der Weiber längſt vergeſſen hatte, heirathete in England, und brachte ſeine Frau und deren Schweſter mit nach Indien, ſchrieb an ihn, und bat ihn auf einige Wochen, bis er eingerichtet ſey, um Gaſtfreundſchaft. Das konnte der Oberſt nicht abſchlagen, beſchloß aber doch den Frauen durchaus nicht unter

die Augen treten, und da das von ihm bewohnte Haus früher einem Eingebornen gehört hatte, und ein Theil desselben als Zenana (Frauengemach) eingerichtet war, so zog er sich dahin zurück, und überließ seinem Freunde das ganze übrige Haus. Die Reisenden kamen an, die Damen waren froh, nach der ermüdenden Fahrt sich in ihre Zimmer zurückzuziehen, und diesen Augenblick ergreift der Oberst, um seinen Freund zu bewillkommnen. Hiebei benachrichtigte er ihn von den zu seiner Aufnahme getroffenen Anstalten, bat ihn, Haus, Diener, Wagen und Pferde als seine eigenen zu betrachten, ihn selbst jedoch zu entschuldigen, daß er die Honneurs nicht mache, er sey nicht wohl im Stande, sey unwohl — der Mann hatte eine Constitution, wie ein ungezähmtes Rhinoceros — und vor Allem nicht geneigt, in Damengesellschaft aufzutreten. Vergebens remonstrirte sein Freund, vergebens schickte die Frau, als es Zeit zur Tafel war, Boten auf Boten an ihn, es half Alles nichts. „Sagt dem alten Bären," rief sie endlich, „wenn er nicht an seiner eigenen Tafel mit uns niedersitzen will, so müssen wir fort." Auch durch diese Drohung ließ sich der alte Bär nicht rühren, und da die Wohnung so ungemein bequem war, so wollten die Damen doch sich lieber auf Kosten des Obersten lustig machen, als abziehen.

Eine unverheurathete Dame, die nach Indien geht, will sich dort verheurathen, das ist allgemeine Ansicht, wenn gleich oft die Reise nichts weniger als freiwillig und durch die Lage der Dame dringend geboten ist. Mit welchen Absichten auch die Schwägerin des bei dem Obersten einquartirten Majors nach Indien gegangen seyn mochte, als sie dort war, wollte sie heurathen, und zwar einen Mann, der durch seine Vermögensverhältnisse im Stande wäre, sich bald nach England zurückzuziehen, denn sie verabscheute Indien im Grunde ihres Herzens. Das unerwartet zurückstoßende Benehmen des Obersten reizte sie gerade, sich an ihm zu versuchen, und um zu ihrem Zweck zu gelangen, waren ihr alle Mittel gleich gut, nur durfte sie sich nicht compromittiren. Ihr Schwager ging Morgens häufig aus, und ließ die Damen allein. Bei einer solchen Gelegenheit war oder stellte sich die Frau, die ziemlich hysterisch war, sehr unwohl, und erklärte, sie sey vergiftet. Dieß war genug; fort flog die liebevolle Schwester, stürzte unangemeldet in des Obersten Zimmer, und bat ihn, unter Weinen und Entschuldigungen wegen der Störung, er möchte doch nach einem Arzte schicken, sie sey durchaus nicht im Stande, sich den eingebornen Dienern verständlich zu machen.

Eine Frau in Thränen — das war zu viel für das Steinherz des Obersten, der sich im Traume nicht einfallen ließ, daß man Anschläge auf ihn habe, und da er sie zum erstenmal leidend und ängstlich sah, so ließ er in der Furcht vor seinen weiblichen Hausgenossen etwas nach. Die Damen bemerkten bald ihren Vortheil, und unter den verschiedensten Vorwanden überschritten sie nach und nach immer mehr die Schranke, die der Oberst um sich gezogen, bis er endlich an ihre Gesellschaft sich gewöhnte, und fand, daß sie nichts so Entsetzliches sey. Allmählich stiegen die Hoffnungen der jungen Dame: sie wagte nach und nach eine Menge Fragen an ihren Wirth zu stellen, die dieser in der Einfalt seines Herzens beantwortete, ohne im mindesten daran zu denken, daß man seiner Antworten sich gegen ihn bedienen könne, gestand offen, daß Frauen keine so unbequemen, begehrlichen Thiere in einem Hause seyen, als er sich gedacht, und wenn alle sich so angenehm zu machen wüßten, wie seine Gäste, so hätte er gar nichts gegen ihre Gesellschaft.

Nach einem solchen Geständniß glaubte die Dame sich berechtigt, ihrem Bruder zu sagen, er möchte nach der Präsidentschaft um eine Heurathserlaubniß schreiben, sie und der Oberst seyen vollkommen einverstanden, nur wolle er, um Neckereien zu vermeiden, die Sache nicht erwähnt haben. Die Zeitungen hatten den Verkauf von gutem Burgunder und Champagner aus einem weggenommenen Schiffe — der einzigen Art, wie man sich während des Kriegs französische Weine leicht verschaffen konnte — angekündigt, und eiligst ward davon bestellt, um die Hochzeit zu feiern. Der Wein kam an, das Gastmahl wurde gegeben, und der Geistliche, ein besonders munterer Gesellschafter, eingeladen. In jenen Tagen gab es außerhalb der Präsidentschaften keine Kirchen: der Oberst, über die Vortrefflichkeit des Champagners und Burgunders äußerst guten Muthes, ging in den Scherz des Augenblicks eifrig ein, und als der Geistliche sein Buch öffnete, machte er auch keine Schwierigkeiten, den Ring anzustecken. Freilich sagt man, er sey am andern Morgen mehr erstaunt, als erfreut gewesen, als er entdeckte, daß zwei seiner Gäste abgezogen waren, und ihm eine Dame zurückgelassen hatten, die sich als seine rechtmäßige, ihm angetraute Ehefrau ankündigte, und böse Zungen wollen sogar wissen, des Obersten augenscheinliche Lustigkeit sey aus der Erwartung entsprungen, der ganzen Gesellschaft bald los zu werden; nach wenigen Monaten aber hatte dieselbe Kriegskunst, welche so Schweres durchgesetzt, noch einen andern Sieg über den alten Soldaten errungen, denn dieser, obwohl zuvor entschlossen, auf seinem Posten zu sterben, ließ sich überreden, nach England zurückzukehren und den Rest seiner Tage unter ausgedienten Admiralen und Generalen zu Bath und Cheltenham zuzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflug an die Ufer der Südsee im Frühjahre 1829.

(Fortsetzung.)

Trapiche del Plasanar, 15 Febr.

Sacatepec, welches wir heute ziemlich spät verließen, ist ein kleines indisches Dorf, das kaum 50 bis 60 Hütten zählen dürfte. Aber seine Lage auf einer bedeutenden Vorhöhe der Cordilleren ist sehr angenehm. Vom Platze vor der nur aus Stackwerk erbauten Kirche genießt man eine der schönsten Aussichten in die Gebirge hinein und bis an die Ufer des Südmeers hinab. Allenthalben sind die Hütten mit Bananen, Citronen, Orangen ꝛc. umgeben, und die Wege alleeartig mit der so überaus lieblichen Yucca Alsifolia eingefaßt. Einzelne Stämme der prächtigen Cocojule-Palme erheben sich in den Hecken, und schmücken neben der stolzen Cecropia das Dörfchen. Die Bewohner, Indier vom Stamme der Chatinos, sind ein

sehr gutmüthiges, in seinem ärmlichen, halbnackten Zustande sehr dienstfertiges und gastfreies Völkchen. Spanisch verstehen sie nicht; nur der alte Alcalde, der eben deßhalb auch diese Würde beständig bekleidete, wußte sich in dieser Sprache einigermaßen verständlich zu machen. Das Gesetz der Spanier, nach welchem jeder männliche Indier gehalten war, eine gewisse Zeit in einem der Hauptorte der verschiedenen Provinzen sich aufzuhalten, um jene Sprache (durch Autopsie) zu erlernen, scheint also in diesen Gegenden nicht sonderlich befolgt worden zu seyn. Geld cursirt hier, wie überhaupt in diesen entlegenen Gegenden, nur wenig. Die Einwohner tauschen gegen die Erzeugnisse ihres Bodens, Cochenille, Baumwolle von verschiedenen Farben und Früchte, ihre geringen Bedürfnisse ein. Die Hauptnahrungsmittel, Mais, Bananen, Frijoles und Chile bauen sie selbst. Das Klima ist warm, doch wegen der noch ziemlich bedeutenden Höhe erträglich. Den Firen, den Mosquito und anderes Ungeziefer heißer Landstriche kennt man hier noch nicht; nur die Blatta, die ich in ungewöhnlicher Größe, zwei und einen halben Zoll lang, in unsern Zimmern antraf, störte uns mit ihrem klatschenden Flügelschlage zuweilen im Schlafe. Sie kommt nur des Nachts aus ihren Schlupfwinkeln hervor.

Von Sacatepec führt der steinige und schlechte Weg sogleich einen steilen Abhang hinab, der fast ganz mit rothblühenden Hibiscus und andern Malvaceen bedeckt ist. In der Thalschlucht fesselte gleich am Fuße des Abhanges eine sogenannte Hamaca, eine Art Hängebrücke für Fußgänger bestimmt unsre Aufmerksamkeit. Sie besteht aus zwei 1½ bis 2 Zoll dicken Ranken einer jener ungeheuern Schlingpflanzen, welche in diesen Wäldern wuchern, befestigt dicht neben einander an zwei Bäumen, welche an beiden Flußufern einander gegenüber stehen, und um sie zusammenzuhalten, mit einer dünnern Ranke umwunden werden. Etwa vier Fuß höher als diese waren an eingerammten starken Pfählen zwei andere Ranken etwa 2½ Fuß von einander befestigt, welche als Handhaben dienen. Sie waren durch gerade herabgehende kurze Ranken mit den ersten beiden verbunden. Im Hinübergehen faßt man die Handhabe mit beiden Händen, hält sich balancirend daran, und geht nun auf den untern beiden Ranken, Fuß vor Fuß setzend, hinüber. Die Indier setzen dabei die Füße noch mehr einwärts als gewöhnlich, und laufen im kurzen Trabe rasch vorwärts. Wir versuchten hinüberzugehen, allein wir waren kaum im Stande, das Gleichgewicht zu behalten. Man trifft dergleichen Brücken, oft sehr lange und hoch über dem Wasser schwebende, in den hiesigen Gebirgen an. Bei größern besteht die Fußbahn auch wohl aus vier bis sechs neben einander über den Fluß gezogenen und zusammen verbundenen Ranken. Kommt man zur Regenzeit, wenn die Bergwasser angeschwollen sind, und die reißend dahin tosenden Fluthen das Durchreiten nicht erlauben, an einer solchen Brücke an, so werden die Pferde in den Fluß getrieben, um hindurchzuschwimmen, während der abgestiegene Reiter auf der schwankenden Hamaca versuchen muß, wie weit seine Seiltänzerkünste gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die ausgewanderten Boers.

Das Asiatic Journal vom Mai d. J. bringt genauere Nachrichten über das Treffen, welches die ausgewanderten Boers den Zulas lieferten. Man bot Dingaan Frieden an, wenn er die weggenommenen Pferde und Flinten ausliefern wolle. Dieß ward abgeschlagen, und am 16 December Morgens kam es zum Kampf. Die Boers — deren Zahl nicht angegeben wird, es müssen aber, wie es scheint, gegen 1000 Mann gewesen seyn — waren bald von allen Seiten durch den unermeßlich überlegenen Feind umringt, dem es keineswegs an Schießgewehr fehlte. Die Boers hatten eine Wagenburg gemacht, und brachen endlich zu Pferde hervor auf die Zulas ein, die aber mit großem Muthe Stand hielten, bis endlich die Kanonen der Boers große Verheerung in ihren Reihen anrichteten. Pretorius, der Anführer der Boers, gibt an, er habe nach der Schlacht über 3000 Todte gezählt. Aus diesem Bericht ersieht man zum erstenmal, daß die Boers Kanonen mit sich führen. Ein zweites Gefecht fand im Anfang Januar statt, wo wieder über 1000 Zulas gefallen seyn sollen.

Uebersicht des russischen Unterrichtswesens in den letzten fünf Jahren.

(Fortsetzung.)

Blicken wir nun auf die verflossenen fünf Jahre zurück hinsichtlich der Versorgung der Arbeiter auf dem weiten Felde der vaterländischen Aufklärung. Ihr früherer Gehalt wurde durch die Freigebigkeit des Monarchen erhöht: Universitätsprofessoren erhalten jetzt 4 bis 5000 Rubel, Lyceumsprofessoren 3000, ältere Gymnasiallehrer 1375 bis 2250, Lehrer an den Kreisschulen 650 bis 900 und in einigen Gouvernements bis 1200 R. A. Im westlichen Lande, wo die Besoldungen in Geld ausbezahlt werden, erhalten die ältern Gymnasiallehrer 400 bis 450 Rubel Silber, die Lehrer der adeligen Kreisschulen 3 bis 400, andere 194 bis 250. Außerdem hat der ganze Lehrerstand noch andere nicht unbedeutende Vortheile und Vorrechte erhalten. Durch eine Verordnung über das Avancement, Pensionirung und Unterstützungen im Lehrfache (18 November 1836) wurde auch auf die Lehrer ausgedehnt, was bisher nur im Militär üblich gewesen war. Hinsichtlich des Avancements sind die dazu Berechtigten in zwei Classen getheilt, und genießen die Rechte der beiden ersten Abtheilungen der Civilbeamten; die Termine der Dienstzeit sind bestimmt, nach deren Verlauf sie bei der Entlassung eine temporäre Unterstützung oder eine Pension erhalten, die einem, zwei Drittheilen oder dem vollen Gehalt gleichkommen, nach 25jähriger Dienstzeit können sie den Dienst verlassen und erhalten eine wohlverdiente Pension über ihren Gehalt; es sind demgemäß Vorschriften zur Fürsorge für ihre Familien gegeben. Die Privilegien eines 25jährigen Dienstes sind mit noch größerer Genauigkeit in besondern Verordnungen (vom 18 April und 13 November 1837) bestimmt: in der ersten ist ein billiger Unterschied gemacht zwischen denjenigen Professoren, die in Einer Stelle 25 Jahre dienten, und denen, welche überhaupt 25 Jahre in verschiedenen Aemtern dienten. Die, welche in den entlegenen Ländern des Reichs dienen, im Kaukasus, in Georgien und Sibirien, bedurften dafür, daß sie durch ihre Versetzung dahin auf so manche Lebensbequemlichkeiten verzichten mußten, einer besondern

Aufmunterung, die ihnen auch nach den im Civildienste bestehenden Regeln zu Theil wurde.

Aber das Licht der Kenntnisse verbreitet sich unter dem Volk auch durch andere Mittel als durch Schulen, und zwar namentlich durch das Lesen von Büchern. Um den Bewohnern der verschiedenen Gouvernements die unentgeltlichen Mittel zu verschaffen, sich in Wissenschaften und Künsten gründliche Kenntnisse zu verschaffen, entstand der Gedanke, in den Gouvernementsstädten öffentliche Bibliotheken anzulegen. Dieser Gedanke, der ursprünglich dem General Mordwinow gehört, erfreute sich der allerhöchsten Aufmunterung und wurde mit Eifer ergriffen. Die durch freiwillige Beiträge des Adels und anderer Stände zusammengebrachten Bibliotheken nahmen an Zahl und Umfang zu, und jetzt rechnet man im Ganzen 26, von denen einige sogar in Kreisstädten sich befinden.

Die Literatur, die Frucht unserer und fremder Aufklärung, diese Nahrung des Volksgeistes, kann und darf nicht der sorgfältigen Aufmerksamkeit der Regierung entgehen. Wenn die Aufklärung selbst (wie wir dieß in Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts gesehen) bei mangelnder Aufsicht eine falsche Richtung erhält, so erwartet ein ähnliches Schicksal die der Willkür eines jeden preisgegebene Literatur. Jeder Schriftsteller ist unstreitig völlig Herr seiner Schöpfungen, wie jeder Mensch völlig Herr seiner Handlungen ist, aber wie die Handlungen der Aufsicht einer öffentlichen Gewalt unterliegen, welche das Recht hat sie in den Schranken der Zucht zu halten, so unterliegen auch die öffentlich bekannt zu machenden Bücher der Aufsicht derselben schützenden Gewalt. Obwohl unter der Menge Schriftsteller stets auch ausgezeichnete Talente, hohe Geister sich finden, so ist ihre Anzahl doch klein in Verhältniß zu der Masse unreifer, unbegabter Köpfe, oder unerfahrner und unwissender Menschen; und gerathen nicht auch die bessern Talente auf Abwege, die dann um so gefährlicher werden? Ein großer Theil gibt sich mit dem sogenannten Bücherhandwerk ab, schreibt und übersetzt ohne Wahl, und füttert damit das Publicum nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in den minder erfahrnen Provinzen, wo der Lesedurst mit jedem Jahre steigt. Wir sehen die Früchte dieser Vielschreiberei in fremden Ländern, in der Verkehrung des Geschmacks, der Gleichgültigkeit gegen die Religion und der Schwächung der Sittlichkeit. Aber wenn es auserwählten Talenten überlassen bleiben muß die Würde der Literatur zu erhöhen, so ist die Verhinderung ihrer schlimmen Anwendung in literarischer und moralisch-politischer Beziehung unstreitig eine der Verpflichtungen einer vorsichtigen Regierung. Die Censur nach ihrer neuen Einrichtung ist die Bewahrerin der öffentlichen Ordnung in den Erzeugnissen des menschlichen und darum dem Irrthum und dem Einfluß der Leidenschaft unterworfenen Verstandes, die Beschützerin der Autoren selbst, namentlich der jungen, unerfahrnen; sie arbeitet der durch die fremde Literatur hereingeschwemmten Sittenlosigkeit entgegen, und bewahrt den unverdorbenen, für würdige Thaten stets bereiten Geist des russischen Volkes. In den letzten fünf Jahren sind einige Wechsel in den Censurbehörden eingetreten. Die Aemter der besondern Censoren in Minsk, Grodno, Schitomir und Kamieniec zur Durchsicht der gerichtlichen Papiere wurden aufgehoben, da sich kein Bedürfniß mehr zeigte, sie beizubehalten. In St. Petersburg wurde die Zahl der Censoren um 2 vermehrt, in Kiew ein eigenes Censurcomité eingerichtet, und in Tiflis eine besondere Censur der in orientalischen Sprachen herausgegebenen Bücher. Auch eine Aufsicht der periodischen Schriften wurde angeordnet, die Vorschriften bei Eröffnung von Subscriptionen zur allgemeinen Kenntniß gebracht, um die Subscribenten zu schützen.

Indem wir von Privaterzeugnissen zu den gelehrten Arbeiten übergehen, welche nach einem umfassenden Plan unter dem Schutze der Regierung vollzogen werden, dürfen wir nur die von dem Ministerium der Volksaufklärung ergriffenen Maaßregeln erwähnen. Alle höhern Unterrichtsanstalten haben neue Mittel zur Bekanntmachung ihrer Forschungen und Beobachtungen erhalten, aber der hundertjährige Tempel der Wissenschaften, die nach Peters des Großen Idee von seiner Nachfolgerin gestiftete Akademie, welche dem Vaterland durch die Entdeckungen, Nachforschungen, Reisen und andern Arbeiten ihrer Mitglieder schon so große Vortheile gewährte, ist in den letzten fünf Jahren so zu sagen erneuert worden. Ihre Hülfsmittel und ihr Wirkungskreis wurde durch die neue Einrichtung (8 Januar 1836) erweitert. Das den jetzigen Erfordernissen nicht mehr entsprechende Observatorium wurde neu gegründet in der Nähe der Hauptstadt auf dem Berge Pulkowa. Dieses soll in eigenen Jahrbüchern den übrigen einheimischen und den fremden Observatorien und Astronomen sämmtliche Früchte ihrer Beobachtungen mittheilen.

Der Akademie der Wissenschaften gebührt der Ruhm, dem vaterländischen Geschichtestudium neues Leben eingeflößt zu haben. Auf ihre Kosten wurde von dem Archäographen Strojew die bemerkenswerthe Reise gemacht, welche der russischen Geschichte reiche Materialien lieferte. Zu ihrer Herausgabe wurde beim Departement der Volksaufklärung eine besondere archäographische Commission angeordnet, deren Arbeiten sich bis ins Jahr 1857 hinein erstreckten. Sie gibt nicht nur die Reichsacten, sondern auch die Chroniken und überhaupt alle alten Quellen der vaterländischen Geschichte heraus, und beschäftigt sich auch mit der Vervollkommnung der russischen Numismatik. — Die Akademie der Wissenschaften druckt fortwährend ihre Arbeiten, und gibt auch seit 1836 ein besonderes Journal heraus. Die Kasan'sche Universität hat seit 1835 angefangen ihre Memoiren herauszugeben. Dasselbe geschieht auch von der Moskauischen und einigen Professoren der Dorpat'schen Universität.

Als die unerläßlichste Unternehmung der Art erkannte das Ministerium ein Centraljournal, das auch seit dem Jahre 1805 erschien, und unter verschiedenen Namen fortdauerte bis zum Jahre 1829. Im Jahre 1834 ward es erneuert, gab vielen Gelehrten und Lehrern die Möglichkeit, ihre Vorlesungen, Blicke auf den Zustand der Wissenschaften, kritische Forschungen in der Geschichte unseres Vaterlandes und der literarischen Erzeugnisse Rußlands bekannt zu machen. Der Hauptzweck aber bestand darin, die von der Regierung zum glücklichen Fortschritt der Wissenschaften und des Volksunterrichts ergriffenen Maaßregeln zur öffentlichen Kunde zu bringen, den Lehrern neue nützliche Methoden mitzutheilen, und die Nachrichten über die fortschreitende Aufklärung in Rußland in Vergleich mit dem Gang in andern Ländern mitzutheilen. In den verflossenen fünf Jahren kamen 20 Bände dieses Journals heraus. Die Lehrer in den fernsten Ländern des russischen Reichs nehmen dadurch an dem Fortschritt von Petersburg, Moskau und Kiew Theil, und bekannt mit der Tendenz der Regierung, können sie ihr Verhalten ohne weitere Führung danach einrichten.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 160.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

9 Junius 1839.

Degeneration der Race in England.

Wir haben vor einiger Zeit (ſ. Nr. 94) Bemerkungen über die Degeneration der Race in Frankreich mitgetheilt, und fügen hier ähnliche Bemerkungen über England an; ſie ſind zwar von keinem Arzte, aber von einem Werbeofficier, der alſo aus derſelben Quelle ſchöpfte, wie jener franzöſiſche Arzt. Die Klagen ſind auch in England nicht neu, doch haben wir ſie noch ſelten ſo beſtimmt ausgeſprochen gefunden, wie in einem Schreiben an die Naval and Military Gazette vom 25 Mai d. J., aus welchem wir Nachſtehendes entheben.

Die neuerlichen Maaßregeln zur Vermehrung der Armee, wobei die Recruten, ſobald das bisherige Soldatenmaaß vermindert wurde, zu Tauſenden herbeiſtrömten, geben nichtsdeſtoweniger Anlaß zu traurigen Betrachtungen über die Racenverſchlechterung der Nation, und beſtatigen meine oft gemachten Beobachtungen. Man fand es ſchwer, ſelbſt für den Friedensetat völlig erwachſene Leute zu 5′ 6″ zu erhalten. Man ſetzte das Maaß auf 5′ 5′ ″ herab, und noch immer kamen die Recruten in geringer Zahl herein. Die neuausgehobene Mannſchaft ſoll, wenn auch im Allgemeinen klein, doch derb und kräftig gewachſen ſeyn, doch habe ich viele geſehen, auf welche dieſe letztere Schilderung nicht paßte, und ich glaube auch, daß wenn eine Race einmal an *Länge* abnimmt, ſo wird auch die *Breite* und entſprechende Stärke bald nachfolgen, jedenfalls zeigen Thatſachen, daß eine Nationaländerung in der menſchlichen Geſtalt vorgeht. Ich bin parteiiſch für die alte, engliſche Race, die eben ſo ſchlank als kräftig war, und jedenfalls läßt ſich nicht laugnen, daß etwas Achtbares in einer großen Geſtalt liegt. Allerdings iſt die mediciniſche Unterſuchung, welcher die Recruten unterworfen ſind, manchmal unnöthig ſtreng, die Grundſätze der Chartiſten mögen auch manche vom Militärdienſt abhalten, und Tauſende unſrer beſten Arbeiter, die ſonſt in die Reihen treten würden, ſind an den Eiſenbahnen beſchäftigt. Auch zweifle ich nicht, daß, waren die Tauſende geborne Engländer vereinigt, die in Canada und andern Colonien *) ſind, ihre durchſchnittliche Größe die ihrer zurückgebliebenen Landsleute weit übertreffen würde. Dennoch aber iſt es augenſcheinlich, daß eine wirkliche und nachweisbare Verſchlechterung der Race unter uns ſtatt findet, und dieß wäre ſchon beklagenswerth genug, wenn auch nicht, wie ich fürchte, eine geiſtige Degeneration damit verbunden iſt.“

Der Verfaſſer des Briefs ſchließt mit der Warnung, doch ja nicht fortzufahren, nur immer die ſchönſten und größten Leute zu Soldaten auszuleſen, denn wenn es auch auf dieſe Weiſe gelinge, die Armee eine Zeit lang auf einem prachtvollen Fuß zu erhalten, ſo wurde man dieß doch ſpater um ſo mehr zu bereuen haben.

*) Die Verbrecher in Auſtralien ausgenommen, von denen viele zu den kleinſten Claſſen der Geſellſchaft gehören.

Ausflug an die Ufer der Südſee im Frühjahr 1829.

(Fortſetzung.)

Unmittelbar nachdem man den Fluß überſchritten hat, beginnt ſich der Pfad ein nicht ſehr breites Thal hinabzuziehen, und hier trafen wir die reichſte und üppigſte Vegetation, welche unſer Auge noch in dieſem, an dergleichen ſo überaus reichen Lande geſchaut hatte. Rieſige Bäume, meiſt Eichen, Erlen und ungeheure Mimoſen, ſtehen umher, und wehren mit ihrem dichten Blätterdache den Sonnenſtrahlen den Durchgang. Unter ihnen erheben ſich Muſen (Musa troglodytarum?), Heliconien, und hoher, theils roth, theils weiß blühender Hibiscus, im feuchten Boden wuchern hohe Gräſer, Aroideen, Bromeliaceen, Begonien mit der ſaftigen, fleiſchrothen Blume, Canna indica mit rother, blauer und gelber Blüthe, Farrenkräuter, Ophrisarten. An den Bäumen hinauf ranken Bignonien, Bauhinien, Baniſteren, Paſſifloren, Weiden, die Vanille mit dem fleiſchigen lang-herzförmigen, lichtgrünen Blatte, zwiſchen deſſen kurzem Stiele und dem Stamme Blüthe und Frucht hervorbrechen, neben einer Menge anderer Cyanen, zum Theil faſt ſo dick als die Bäume ſelbſt, und hängen in phantaſtiſchen Guirlanden von den Zweigen wieder herab, welche geſchmückt ſind mit Usneen, Caladium, Dracontium, kleinen Farren, der Tillandsia utriculata und prächtig blühenden Orchideen; auch

ein ſchlingendes wahres Farrenkraut trafen wir an. Weiterhin gelangt man in wahre Palmenhaine. Fünfzig bis ſechzig Fuß hoch hebt ſich der ſchuppige Stamm der prächtigen Cocopule zwiſchen Eichen, Gummi-Mimoſen und Baumwollenbäumen (Bombax) empor, ſeine luftige Krone weit hingebreitet, unter welcher dicht die mächtige Traube mit den kleinen Früchten herabhängt. Andere Palmen ſind noch jung, noch ohne eigentlichen Stamm, und dieſe ſind die ſchönſten. Zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß lang, fünf bis ſechs Fuß breit, erhebt ſich, wie unmittelbar aus dem Boden aufgetrieben, das rieſige, prachtvolle, gefiederte Blatt, und hängt in Bogenform über den ſtaunenden Reiſenden hin. Dazwiſchen grünen und blühen Erythrinen, Caſſien, Zamien, glühen prachtvoll dunkelroth die Bracteä der herrlichen Euphorbia heterophylla, erhebt ſich ſchlank die Cecropia peltata, während eine ſchöne Bambusa mit büſchelförmig um den Stamm gereihten, ſehr ſchmalen, lanzettförmigen Blättern Lauben und Triumphbögen über den Weg hin gebildet hat. Hier ſah ich auch den Elephantenfuß (Tamus elephantipes) auf einem Felſen am Wege wachſen, unſtreitig eine der wunderlichſten Pflanzenformen. Ferner ſieht man hier den Kopaivabaum (Copaifera officinalis), das Zahnwehholz (Xanthoxylon clava Herc.), das Eiſenholz (Xanthoxylon peterota), an deſſen gelblichem Holze die Aexte ausſpringen, den Calebaſſen- oder Kürbißbaum (Crescentia cujete), den mexicaniſchen Podopterus, den indiſchen Jasmin mit Goldblättern (Trompetenbaum), die mexicaniſche Switenia, das Campeſcheholz und eine große Zahl anderer, theils bekannter, theils unbekannter Bäume, Sträucher und Pflanzen.

Ueber alle Beſchreibung reich und herrlich iſt die Pflanzenwelt in dieſem reizenden Thale, durch das eine Menge kleine kryſtallene Bäche ſich ſchlängeln, und in dem die Wärme des Mittags, durch den tiefen Schatten gemildert, ſehr erträglich iſt. Mehr als je mußte ich es hier bedauern, kein Botaniker zu ſeyn. Wie äußerſt wünſchenswerth und anziehend müßte für einen ſolchen ein längerer Aufenthalt in dieſem Thale ſeyn, welch' reiche Ausbeute ihm gewähren! — Bei weitem weniger reich erſchien die lebende Natur, wovon vielleicht die frühe Jahreszeit die Urſache ſeyn mochte: nur wenige Vögel wiegten ſich auf den Aeſten der Bäume, und nur an ſonnigen und feuchten Flecken ſah man einige Schmetterlinge flattern.

Etwa eine Stunde weit führt der Weg das Thal entlang, dann wendet er ſich rechts die Abhänge hinan bis zu dem kleinen Dorfe Jocotepec. Die Palmen, welche ſich anfangs noch eine kleine Strecke das Gehänge hinanzogen, verſchwinden bald, Eichen und Mimoſen herrſchen, hohes, doch um dieſe Jahreszeit faſt verdorrtes, Gras bedeckt den Boden. Man baut in dieſer Gegend viel Cochenille: faſt alle nach Süden gelegenen Abhänge ſieht der Reiſende mit Pflanzungen des Nopal (Cactus coccinellifer) bedeckt, an dem dieß Inſect gezogen wird.

Das Dörflein Jocotepec iſt an einem kleinen Gehänge anmuthig gelegen. Im Gemeindehauſe (Casa comunal) vor dem wir abſtiegen, um zu raſten, fanden wir die Republik (republica) des Dorfes verſammelt. Der Alcalde mit ſeinen Topiles und den Aelteſten hielt eine Berathſchlagung über die Angelegenheiten ſeines kleinen Staats, bei der es ſo lärmend zuging, als ſey der weiland polniſche Reichstag, ſtürmiſchen Andenkens, in der Spelunke hier verſammelt. Es war Sonntag, und bald verſammelten ſich die geputzten, braunen Bewohner vom Stamme der Chatinos, uns ausländiſche Wundergeſchöpfe die Muſterung paſſiren zu laſſen. Auch zwei oder drei Creolen, d. h. ſo viel ihrer im Orte wohnten, waren unter ihnen. Die Indier ſchienen nicht zu den gaſtfreundlichſten zu gehören. Nur mit vieler Mühe, und nachdem manches gute Wort verſchwendet worden, gelang es uns, einige Tortillas und Bohnen für uns, und etwas Futter für unſere Thiere von ihnen zu bekommen. Die ſchönſten Cocospalmen mit reifen Früchten, Bananen und Orangen ſtanden in den Gärten der Dörfner, wir wünſchten davon zu haben, erhielten aber auf unſere desfallſige Bitte von dem Alcalden den Beſcheid, daß dieſe Dinge nicht verkäuflich ſeyen. Zugleich ſchien er in ſeiner, uns natürlich unverſtändlichen, Sprache den verſammelten Einwohnern die Verabreichung derſelben zu unterſagen, und als es dennoch ein junger Mann wagte, durch unſere Diener beredet, vielleicht auch durch das gebotene Geld, hier eine Seltenheit, gelockt, meiner Frau einige Bananen zu bringen, machte ihm der Alcalde, wie wir aus ſeinen Gebärden ſchließen konnten, heftige Vorwürfe; das dieß denn doch die Sache etwas weit treiben! War der Alcalde ſtets ſo ungaſtfrei, oder glaubte er vielleicht zu ſündigen, wenn er verdammten Ketzern (für die alle Ausländer noch häufig gelten) und noch dazu an einem Sonntage, Nahrungsmittel verabreichen ließe?

Den Creolen waren beſonders unſere Tabakspfeifen ein Gegenſtand der Verwunderung, einer von ihnen wollte durchaus die meinige kaufen, und konnte nur mit großer Mühe überzeugt werden, daß ich ſie wirklich nicht verkaufen wolle; er ſchien in der That der Meinung zu ſeyn, daß den Fremden Alles feil ſey. Dieſer Mann trug Beinkleider aus einer Art grobem, dunkelgelbem Nanking; eine Bombaxart mit hochgelber Blüthe (kein Gossypium) liefert zu dieſem Zeuge das Material, der Baum wächst häufig in dieſer Gegend. Man ſammelt die gelbe Wolle zur Zeit der Reife, und die Weiber ſpinnen und weben ſie auf ihren einfachen Handwebern. Da die gelbe Farbe der Wolle natürlich iſt, ſo leidet ſie, wie die der oſtindiſchen Nankings, faſt gar nicht durch Wäſche und Sonne.

Zwei Stunden führt der Weg von Jocotepec faſt ſtets bergab, bis man die Zuckerplantage (Trapiche) de Platanar erreicht, von deren Beſitzer, einem hochgewachſenen Meſtizen, wir gaſtfrei empfangen wurden. Der Trapiche, beſtehend aus fünf bis ſechs Indierhütten, deren Bewohner das Arbeiterperſonal des Beſitzers ausmachen, und aus einigen Gebäuden zur Zuckerſiederei, liegt in einem kleinen Keſſelthale, und iſt von Bananen- und Zuckerrohrfeldern umgeben; man bereitet nur Rohzucker (Panela) hier. Die Vorrichtungen zum Auspreſſen und Eindicken des Zuckerſaftes ſind ſehr einfach: in einem roh gezimmerten, einfachen Gerüſte ſtehen aufrecht neben einander drei Walzen aus dem ſehr feſten und harten Holze der Gummi-Mimoſe (Mezquite), etwa 18 Zoll im Durchmeſſer, die ſich um einander drehen, indem in die mittlere Zähne am obern Ende

eingefugt sind, welche in die an den beiden andern angebrachten Vertiefungen eingreifen. Die mittlere Walze hat außerdem einen viereckten Kopf, durch den eine etwa 20 Fuß lange Zugstange geht, an welche Maulthiere gespannt und im Kreise herumgetrieben werden. Die ganze Vorrichtung steht etwa drei Fuß in den Boden vertieft; am obern Rande der Vertiefung gehen die Maulthiere, so daß die Zugstange über den Köpfen der in der Vertiefung stehenden Arbeiter hinwegstreicht; durch zwei Arbeiter, deren je einer auf jeder Seite der Walze steht, wird das Rohr zwischen diese gelegt. Der ausgepreßte Saft läuft frei an den Walzen herab, und sammelt sich in einem unten angebrachten Troge; ist dieser voll, so wird ein in seinem Boden angebrachter Zapfen ausgezogen, und der Saft durch Gerinne in ein zweites größeres Reservoir geleitet, aus dem er mittelst anderer Gerinne in die Siedekessel geführt wird. Dieß sind aus Bausteinen kesselförmig gemauerte Vertiefungen, an deren unterm Ende sich kupferne Kessel befinden, von unten heizbar. In ihnen wird der Saft so lange gekocht, bis er die erforderliche Consistenz erlangt hat, gehörig abgeschäumt, dann mit kupfernen Kellen ausgefüllt, und in napfartige, hölzerne Formen gegossen, wo er erkaltet. Die so gewonnenen Stücke sind abgestumpft-kegelförmig, vier bis fünf Zoll im Durchmesser und anderthalb bis zwei Zoll hoch. Zwei von ihnen, gewöhnlich mit den breiten Seiten zusammengelegt, bilden einen sogenannten Kopf Rohzucker (Cabeza de Panela). Je 16 solcher Köpfe werden zu einer Reihe (Monojo) zusammengelegt, mit Stroh umwunden, und so versandt. Eine solche Reihe, die zwischen 12 und 16 Pfund wiegen mag, kostet in Oajaca anderthalb bis zwei Pesos (2 Thlr. bis 2 Thlr. 16 gGr.). Außer Zuckerrohr baut man hier auch vortreffliche Bananen, Limonen und Orangen. Die saftigen Platanos dominicos, von denen uns unser Wirth eine im Zimmer hängende Traube überließ, die mindestens achtzig Früchte trug, jede 3½ Zoll lang und 1½ Zoll dick, erquickten uns sehr. Es ist sehr warm hier, und wir trafen in allen Hütten eine Art kleiner Hängmatten, welche an langen Stricken bis etwa 18 Zoll über dem Boden von den Decken herabhingen. In ihnen schaukelten sich in müßigen Stunden die Bewohner, um sich durch den Luftzug Kühlung zu verschaffen, welchen sie durch die Bewegung hervorbringen, und wirklich ist das leise Fächeln, indem man sich hin- und herschwingt, äußerst angenehm.

(Fortsetzung folgt.)

Sitten in Indien.

Heurathsgeschichten.

(Fortsetzung.)

Man erzählt von einer andern Heurath, wo auch ein alter Junggeselle, wenn auch nicht als Bräutigam fungirte, so sehr er sich auch dagegen sträubte. Als der vornehmste Beamte des Districts mußte er, kraft seines Amts, da ein Geistlicher nicht zu bekommen war, die Trauung eines jungen Paars verrichten. Anfangs weigerte er sich sehr entschieden an einer solchen Sache Theil zu nehmen; da man ihn aber endlich überzeugte, daß er durchaus nachgeben müsse, so willigte er endlich ein, die Hände der Liebenden zu vereinen. Er begann die Liturgie auf eine sehr nachlässige, unachtsame Weise zu lesen, und ward mit einiger Schwierigkeit dahin gebracht, die bindenden Worte auszusprechen. Als er aber endlich an denjenigen Theil der Liturgie kam, wo es heißt: dieß soll gesprochen oder gesungen werden, rief er voll Bestürzung aus: „guter Gott, hier ist ein Lied zum Singen, ich habe aber in meinem Leben nicht gesungen, und was das Sprechen betrifft, so glaube ich, ich habe schon genug gesprochen!“ Die versammelte Gesellschaft war gleicher Meinung und die kirchliche Cerimonie ward beendigt; die Dame aber fühlte Scrupel, und glaubte nicht in gehöriger Weise verheurathet zu seyn, bis sie ein Jahr später zu Madras sich nach aller Form trauen ließ.

Es ist selbst noch jetzt nicht selten, daß Civil- oder Militärbeamte aufgefordert werden, am Altar zu fungiren, und früher war dieß sehr gewöhnlich. Ein Richter, hoher Civilbeamter, der zu einem gestandenen Alter gelangt war, ohne zu heurathen, sey es nun aus Mangel an Gelegenheit oder aus Abneigung, ward aufgefordert, die Trauung zwischen einer jungen Dame und einem jungen Herrn zu verrichten, die mit einander versprochen waren. Die schöne Braut war die Tochter eines Officiers, der man ohne weiteres gesagt hatte, sie solle den ihr vorgestellten jungen Mann als ihren Gemahl betrachten; da sie keine besondere Einwendung zu machen hatte, so stand sie auf dem Punkte, ihn zu heurathen, ohne daß ihre Neigung sich im mindesten dabei betheiligt gefühlt hätte. Der Officier war vor kurzem erst aus England angekommen, und der Hr. Richter hatte die Braut vor dem zur Trauung bestimmten Tage nie gesehen; sie war hubsch, artig angezogen, und verdiente in den Augen ihres neuen Bekannten einen bessern Ehemann. Die Trauung sollte erst nach dem Essen statt finden, und so waren noch einige Stunden übrig, während denen man sein Glück versuchen konnte. Nicht ein Augenblick ward verloren: eingenommen durch die Aufmerksamkeiten, und geschmeichelt durch die Bewunderung ihres unerwarteten Anbeters, begann die junge Dame zu glauben, sie sey allzu rasch gewesen; auch die Eltern wünschten in ihrem Herzen, daß sie nicht so sehr geeilt haben möchten, ihrer Tochter los zu werden, was war aber zu thun? Der Bräutigam schien gar nicht unruhig zu werden, und man konnte nur über seine Blindheit staunen. Die Aufmerksamkeiten des Hrn. Richters wurden immer bestimmter, seine Bewunderung sprach sich immer deutlicher aus, aber der in Trug und Hinterlist der Welt unerfahrne Jüngling wünschte sich bloß Glück, eine so gute Prise gemacht zu haben, ehe ein so furchtbarer Rival auftrat. Er führte seine Braut zum Mahle, aber der Hr. Richter wußte sich den Sitz auf ihrer andern Seite zu verschaffen. Ehe noch das Tischtuch abgenommen war, hatte er einen Heurathsantrag gemacht, und das Jawort erhalten. Nachdem die Damen sich entfernt hatten, setzte der kecke und glückliche Freier den Thatbestand den Anwesenden auseinander, und bot dem verabschiedeten Bräutigam Satisfaction an. Sie

begaben sich in ein nahes Thal, und wechselten ein Halbduzend Schüsse, wobei der Hr. Richter sehr höflich in die Luft schoß und erst als sein Gegner erklärte, daß einer oder der andere todt auf dem Platze bleiben müsse, jagte er ihm eine Kugel durch den rechten Arm und zog triumphirend ab. So vom Glück begünstigt, kehrte er zur Hochzeitsgesellschaft zurück, und bewies die Nothwendigkeit einer augenblicklichen Trauung um des Rufs der Dame willen so deutlich, daß Eltern und Braut einstimmten. Der Papa wurde nun aufgerufen, als Geistlicher zu fungiren, der unerwartete Bräutigam machte der Gesellschaft sein Compliment, und fuhr mit seiner Frau in seinem Phaeton nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht des russischen Unterrichtswesens in den letzten fünf Jahren.

(Schluß.)

Dieser kurze, aber möglichst vollständige Abriß der Regierungsthätigkeit in Bezug auf Volksbildung soll sich schließen mit einer Uebersicht der Maaßregeln in Betreff der materiellen Hülfsmittel. In ökonomischer Hinsicht wurden bedeutende Verbesserungen vorgenommen. Schon lange fühlte man die ganze Unbequemlichkeit der in den westlichen Gouvernements sogenannten gemeinsamen Erziehungsfundationen (sunduscb) oder Capitalien, die zu verschiedenen Zeiten für den Unterricht der Jugend bestimmt und in unbeweglichen Gütern jenes Landes angelegt worden waren. Die Leichtigkeit und die rasche Förderung der Staatsverwaltung hängt von einer regelmäßigen Vertheilung der Geschäfte ab, aber eine solche Aufsicht, welche dem wesentlichen Zweck des Lehrstandes ganz fremd und mit unzähligen Schwierigkeiten verknüpft war, erforderte eine unmittelbare Aufsicht und veranlaßte unabsehliche Processe. Auf den Vorschlag des Ministers wurden alle diese Capitalien zur Schatzverwaltung gezogen, und statt derselben von dem Finanzministerium eine jährliche Summe von 200,000 R. Silber für die Ausgaben des Ministeriums der Volksaufklärung bestimmt. Auf gleiche Weise wurde das allgemeine Unterrichtspensionscapital, das dem Ministerium ungemein viel Arbeit gemacht hatte, der Staatsschatzverwaltung übergeben, mit der Bedingung, daß sie dem aus dem Dienst entlassenen Unterrichtsbeamten die gebührenden Pensionen und temporären Unterstützungen auszahle. Um indeß einen fortdauernden Pensionsfonds für die Kirchspielslehrer und ihre Familien zu bilden, wurde verordnet, alle Abzüge an den Besoldungen derselben zu sammeln, und bis zur Erscheinung besonderer Vorschriften über die Pensionen dieses Standes beisammen zu halten. Zum Vortheile der Hofmeister und Hauslehrer wurde ein besonderes Capital gebildet, um im Fall vorgerückten Alters und langer Krankheit für sie zu sorgen.

Das von den Schülern der Kirchspielsschulen erhobene Geld wurde regelmäßig vertheilt zur Unterstützung ausgezeichneter Lehrer, so wie zur Vermehrung der für den Unterhalt der Schulen bestimmten Summen und des Pensionscapitals für die Kirchspielslehrer. Lange Erfahrungen in fremden Ländern haben gezeigt, daß ein mäßiges Schulgeld nicht nur die Fortschritte der Aufklärung nicht aufhält, sondern den Eifer der Lernenden und die Aufsicht wohldenkender Eltern über die Kinder steigert. Jetzt ist die Bezahlung für den Unterricht in allen Gymnasien und adeligen Unterrichtsanstalten, mit Ausnahme der Kosakenländer und der sibirischen und transkaukasischen Directionen, bis auf weiteres eingeführt. Endlich ist das Ministerium zu einer allgemeinen Maaßregel hinsichtlich des Vermögens sämmtlicher ihm untergebener Unterrichtsanstalten geschritten. Dieß Vermögen überstieg bei den einen bei weitem alle Bedürfnisse, bei andern reichte es zu den nöthigsten Ausgaben nicht hin. Jetzt ist dasselbe in dem Ministerium der Volksaufklärung unter der Benennung des allgemeinen ökonomischen Capitals der bürgerlichen Unterrichtsanstalten vereinigt, und setzen dieses in den Stand, aus den Procenten die wichtigsten Bedürfnisse an Bauten und Renovirungen zu bestreiten. — Auch die ganze Geschäftseinrichtung des Ministeriums hat wesentliche Fortschritte gemacht, wie sich aus der Raschheit des Verwaltungsgangs kund gibt, die sich auch in der sonst verwickelten Rechnungsführung zeigt.

Dieß sind die Arbeiten der Regierung zur Förderung des vaterländischen Unterrichtswesens, das jedem Russen so theuer ist. Eine Uebersicht der Früchte, die auf diesem jährlich mit steigendem Erfolg bearbeiteten Felde geerntet werden, muß einer andern Bearbeitung überlassen bleiben.

Miscellen aus indischen Journalen.

— Es soll jetzt eine neue Zeitschrift in Indien erscheinen unter dem Namen: the Magazine of the Indus. Sie ist von Officieren der anglo-indischen Armee projectirt, und soll namentlich Alles aufnehmen, was auf die vergleichungsweise noch unbekannten Länder am und jenseits des Indus Bezug hat.

— Das Ende des vorigen Jahres soll in Calcutta außerordentlich warm gewesen seyn: am Christtag zeigte der Thermometer 76 und 78° F. (20 bis 21° R.), und selbst Nachts fiel er nicht unter 70° F. (17° R.).

— Es ist Befehl gegeben, sechs Dampfboote zur Beschiffung des Indus zu bauen.

— In Bombay soll mit nächstem eine Monatsschrift in mahrattischer Sprache erscheinen.

— Seit die englischen Truppen in größerer Zahl gegen Nordwesten marschiren, regen sich Bhils und Kulis von neuem (s. Nr. 75 v. d. J.), und mehrere Angriffe auf einzelne Truppenabtheilungen sind vorgefallen.

— Die Angelegenheiten in Bundelcund scheinen sich zu verschlimmern. Die Veste Jhansi wurde zwar von den Engländern besetzt, allein sie war von ihren Vertheidigern geräumt worden, welche sich tiefer ins Innere zogen. Niemand weiß noch, was aus der Angelegenheit werden soll.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 66 u. 67** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Mensch und das Geld.** Von Emil Souvestre. — **Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.** (Fortsetzung.) — **Der blöde Knabe.** (Schluß.)

Im Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 3—4 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und einzelnjährlich 16 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht haben, gleich 8 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 161.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Junius 1839.

Das wilde Hornvieh im Chillingham-Park.*)

Die Geschichte jedes Landes stellt uns dasselbe in einer beständigen Umwandlung dar, und dieß gilt nicht nur vom Menschen und dessen socialen Verhältnissen, sondern auch von Allem, was sonst lebt oder nicht lebt. An manchen Stellen sehen wir ehemaligen Seegrund trocken, an andern wird ehemals grünendes Land von der See überflutet. Unfruchtbare Wüsten sind in fruchtbares Land, dichte Wälder in urbare Felder verwandelt worden, und viele Thiere, welche sonst dort in wilder Unabhängigkeit hausten, sind nun ausgestorben und nur noch fossil vorhanden. Das rasche Fortschreiten der Bevölkerung und Cultur hat das Verschwinden der wilden Thiere beschleunigt, und vor gar nicht außerordentlich langer Zeit mehrere reißende Thierarten in Großbritannien vertilgt. Die Bären, welche vor alters daselbst hausten, sind zu einer verhältnißmäßig frühen Zeit ausgerottet worden: es gab deren indeß noch im Jahre 1057 in Schottland, wo ein Gordon für die Tapferkeit, mit welcher er eines dieser Raubthiere erlegt hatte, von dem Könige das Recht erhielt, drei Bärenköpfe im Wappen zu führen. Später kam die Reihe an das Wildschwein und den Wolf. In Schottland ward der letzte Wolf, über den Nachricht vorhanden ist, im Jahre 1680, in Irland im Jahre 1710 getödtet. Was den wilden Ochsen betrifft, so ist wenigstens wahrscheinlich, daß das Hornvieh im Chillingham-Park in Northumberland, der sich im Besitze des Grafen von Tankerville befindet, von demselben abstammt.

Dieser Park von Chillingham ist uralt. Aus einer Copie der Dotirung der Pfarrei, deren Original sich zu Durham befindet, ergibt sich, daß ums Jahr 1220, unter König Johanns Regierung, der Pfarrer aus dem großen Walde von Chillingham zur Reparatur der Kirchengebäude das benöthigte Eichenholz bester Qualität beziehen durfte. Der älteste Theil des Schlosses scheint bis zu Heinrichs III Zeiten hinaufzureichen, und dasselbe ist seitdem ununterbrochen im Besitze der Familie Grey geblieben. Wann und wie der Park eingehegt wurde, ist nicht zu ermitteln gewesen; allein, da einerseits die Besitzungen der Familie Percy und andererseits die der Familie Hibburnes daranstießen (welche letztere seit König Johanns Zeit dort ansäßig war), und da der Hauptstamm der Familie Grey bis zu der Zeit, wo Chillingham durch Heirath an Lord Ossulston kam, stets dort wohnte, so läßt sich wohl annehmen, daß der Wald schon zu einer sehr frühen Zeit zum Schutze der wilden und zahmen Thiere eingefriedigt worden sey.

Was die Lebensweise des Viehes anbetrifft, so kann der Parkwärter Cole zu Chillingham die besten Nachweisungen geben. Mir ist indeß darüber Folgendes bekannt: Zuvörderst hat das Vieh alle charakteristischen Eigenschaften ächter wilder Thiere. Es verbirgt seine Jungen, weidet des Nachts und sonnt sich oder schläft des Tages. Grimmig ist es nur, wenn es in die Enge getrieben wird; sonst zeigt es sich sehr scheu, und zieht sich vor Jedermann schon in großer Entfernung zurück. Uebrigens ist dieß je nach den Jahreszeiten und je nach der Art, wie man sich ihm nahert, verschieden. Im Sommer hat man sich oft wochenlang vergeblich bemüht, ein Stück zu Gesicht zu bekommen, indem die Thiere sich dann, sobald sie irgend Jemand spüren, in eine Art von heiligem Wald zurückziehen, der von Niemanden betreten wird. Im Winter dagegen treten sie an die Futterplätze im Innern des Parks heran, und da sie sich dort an den Menschen gewöhnen, so kann man, zumal zu Pferde, fast mitten in ihre Heerde gelangen. Uebrigens bemerkt man an ihnen sehr viel Eigenthümliches. Zuweilen, wenn sie ruhig grasen und man plötzlich, zumal über dem Winde, in ihrer Nähe erscheint, ergreift sie ein panischer Schreck und sie galoppiren, Eines das Andere über den Haufen werfend, spornstreichs bis in ihr Allerheiligstes. Gleich dem Rothwilde wissen sie die Ungleichheiten des Bodens in der Art zu benutzen, daß, wenn sie verscheucht werden, sie den ganzen Park beinahe, ohne daß man sie zu sehen bekommt, durchrennen. Beim Rückzuge schleichen sie erst langsam, setzen sich dann in Trab und fangen selten früher an zu galoppiren, als bis sie in der angegebenen listigen Art sich dem Gesichte ihres Feindes entzogen haben.

*) Von L. Hindmarsh. Vorgelesen bei der letzten Versammlung der British Association in Newcastle.

Ihre Gestalt ist ungemein schön; ihre Beine sind kurz, der Rücken gerade, die Hörner von feinem Korne, die Haut dünn, so daß manche Bullen isabellfarben aussehen, und ihre Stimme gleicht eher der eines reißenden Thieres, als der eines zahmen Rindes. Bei allen Kennzeichen eines edlen Stammes fehlt ihnen auch nicht dasjenige, daß sie sich nicht sehr bedeutend vervielfältigen, so wie auch, daß sie, gleich allen sich durch Inzucht fortpflanzenden Thieren, der Finnenkrankheit sehr unterworfen sind. Wenn sie in den untern Theil des Parkes herabkommen, was zu bestimmten Stunden geschieht, so marschiren sie, wie ein Cavallerieregiment, in einfachen Reihen, wobei die Bullen die Vorhut bilden, wie sie beim Rückmarsch als Nachtrab dienen.

Die Heerde besteht gegenwärtig aus etwa 80 Stück, worunter 25 Bullen, 40 Kühe und 15 Stück Jungvieh. Ihre reinweiße Farbe und schönen, halbmondförmigen Hörner geben ihnen, zumal wenn sie sich in Masse bewegen, ein herrliches Ansehen. Nichts an ihnen ist schwarz, als die Augen, Augenwimpern und Spitzen der Hörner; der Nasenspiegel ist braun, das Innere der Ohren roth oder braun und der ganze übrige Körper weiß. Selbst die Bullen haben keine Mähnen, sondern nur etwas gröberes Haar auf dem Kamme des Halses; sie kämpfen um die Oberherrschaft, bis einige der stärksten die übrigen ganz unterjocht haben; später treten sie die Obergewalt andern ab, die ihnen an Stärke überlegen geworden sind. Wenn zufällig ein Bulle einige Tage von der Heerde getrennt wird, so verjährt mittlerweile dessen bisher bestandenes, festes Verhältniß zu derselben, und der Kampf mit ihm beginnt von neuem, bis das frühere freundliche Verhältniß wieder eintritt. Die Kühe kalben gewöhnlich zuerst, wenn sie drei Jahre alt sind, und bleiben nur wenige Jahre fruchtbar. Nach dem Kalben verbergen sie ihre Jungen 7 bis 10 Tage lang, und kommen während dieser Zeit täglich zwei bis dreimal zu ihnen, um sie zu säugen. Nähert sich Jemand dem Orte, wo sich ein solches Kalb befindet, so legt dieses den Kopf fest an den Boden und drückt sich wie ein Hase im Lager.*) Die Kühe säugen ihre Kälber 9 Monate. Im Zustande der Wildheit sterben nur wenige an Krankheiten, und nur zwei Kühe sind, so lange Hr. Cole, von dem diese Nachrichten großentheils herrühren, Parkwärter ist, am Kalben darauf gegangen. Hr. Baily führt an, daß wenn ein Stück verwundet oder durch Alter oder Krankheit geschwächt ist, die übrigen dasselbe anfallen und todtstoßen. Dieß ist abermals ein charakteristisches Kennzeichen ihrer ursprünglichen Wildheit.

Ausflug an die Ufer der Südsee im Frühjahr 1829.

(Fortsetzung.)

Tututepec, 18 Februar.

Schon früh, noch ehe Apoll seinen feurigen Wagen angeschirrt, weckte uns heute der Morgengesang der Arbeiter des Trapiche. Sich zur Arbeit für den neuen Tag und die neue Woche anschickend, sangen sie, auf dem Platze vor dem Hause versammelt, mit rauher, doch nicht unmelodischer Stimme, erst einen Lobgesang, dann das herrliche spanische Stoßgebet:

Santo Dios, Santo fuerte,
Santo immortal!
Libra nos Señor
De todo mal!

Feierlich tönte der Gesang in die friedliche Morgenstille hinaus, auch wir fühlten uns erregt, und stimmten leise ein in die weichen Molltöne des Gebetes.

So lange der Weg durch das Thal führt und noch eine Strecke die Anhöhen hinan, begleitet üppige tropische Vegetation den Reisenden. Eine sumpfige Niederung am Wege fanden wir ganz mit breitblättrigem, blaublühendem Arum bedeckt. Pfeffersträuche standen an den Ufern eines kleinen Baches. Bald wird der Weg abscheulich. Spärlich nur stehen Eichen- und Mimosenbüsche an den steilen Abhängen, welche hinan der Weg zu dem Dörfchen Acatepec sich windet. Dieß Dorf, das erste in der Misteca baja, deren alte Gränzen, die des Landes der ehemaligen Könige von Tututepec, man in seiner Nähe überschreitet, hat nichts Bemerkenswerthes. Cocospalmen, Musen, und rothe, gelbe und weiße Plumierien umstehen in großer Menge und Ueppigkeit die ärmlichen Lehmhütten der Bewohner. Auch einige Cocosbäume sahen wir, und trafen hier die ersten Exemplare der prächtigen Magnolienart, welche die spanischen Botaniker Moteuczoma speciosissima, die Indier aber Jolosuchitl nennen. Sie ist eine von der gewöhnlichen Magnolie, welche in den Südstaaten Nordamerika's sowohl als auch hierlandes in den Wäldern östlich von Oajaca vorkommt, wesentlich verschiedene Species. Der Baum ist der größten Ulme gleich. Die glänzend-dunkelgrünen glatten Blätter gleichen denen der Orange. Die entfaltete Blüthe sahen wir nicht, nur Knospen und Früchte. Jene glichen, frei auf dem Stiele stehend, die fleischigen, schneeweißen Blätter dicht auf einander gelegt, fast großen Eiern. Die entfaltete Blüthe soll gegen 8 bis 9 Zoll im Durchmesser haben. Schon die Knospe duftet ungemein stark, und der Geruch gleicht dem der Aepfel. Die Frucht ist dem Zapfen der Föhre sehr ähnlich, nur weit größer. Zur Zeit der Reife biegen sich die einzelnen Schuppen nach außen, und es zeigt sich hinter jeder derselben ein hochrothes Samenkorn, einer mittelgroßen Vietsbohne nicht unähnlich. Wir hoffen auf der Rückreise diese Samenkörner reif anzutreffen.

Von Acatepec geht es nun die letzten Abhänge hinab, dem Südmeere zu. Diese sind fast kahl, nur niedriges Gebüsch wuchert hie und da. Von einer dieser kahlen Vorhöhen hat man eine weite Aussicht in die ausgedehnten Uferebenen, das Gebirg streckt lange schmale Arme in die Ebene hinab, mehrere Flüsse winden sich langsam durch sie hin, und in der Ferne erblickt man die Lagunen oder Hasse der Küste, und die unruhig wogende Südsee. Eine fürchterliche Hitze, noch vermehrt durch die Rückstrahlung von dem weißen Spenitsande des Bodens, herrscht an diesen Gehängen. Mich überfielen die heftigsten

*) Gerade so machen es auch die Wildkälber oder die Jungen des Roth- und Damwildes. D. Ueb.

Kopfſchmerzen, ſo daß ich herzlich froh war, als endlich die Abhänge zurückgelegt, die Ebene quer durchritten und das niedrige Vorgebirge erſtiegen war, auf welchem Tututepec erbaut iſt. In der Ebene wird die Vegetation wieder üppiger, und nachdem ſie, wie man den Hügel von Tututepec hinanſteigt, immer ſchöner geworden, zeigt ſich endlich auf der Höhe eine große Menge der prächtigſten Cocospalmen, zwiſchen denen die Häuſer des ziemlich bedeutenden Ortes zerſtreut liegen. Hier ſind wir in der Schule logirt, einem großen Gebäude aus Luftſteinen mit einem Strohdache und einer Thür aus Rohrſtäben, das im Innern einen weiten, luftigen Saal bildet. In einer Tienda (Kaufladen) eines Creolen haben wir uns ſo eben mit Tamarindenwaſſer, das äußerſt kühlend und geſund iſt, und mit friſchem Backwerk erquickt; in einer Hütte in der Nähe iſt eine indiſche Dame mit der Bereitung der Abendtafel beſchäftigt, für meine Frau und mich ſind die Hangmatten bereits im Saale aufgehangen, einen Tiſch und einige Bänke und Stühle haben wir vorgefunden, und ſo denken wir unter dem Schutze des Kreuzes, das ſo eben am ſüdlichen Himmel emporſteigt, eines recht ſanften Schlummers zu genießen.

(Schluß folgt.)

Sitten in Indien.

Heurathsgeſchichten.

(Fortſetzung.)

Der alte Spruch: „im Krieg und Liebe iſt der Kühnſte der erſte,“ bewährt ſich oft genug. Ein höherer Officier, der das Commando eines Regiments in möglichſter Eile übernehmen ſollte, reiste Dak, d. h. mit der Poſt. Mitten in der Nacht des zweiten Tages ſetzten ſeine Träger den Palankin mit Einemmal auf der Ebene nieder, an der Stelle, wo die nächſte Abtheilung Träger eintreffen ſollte; dieſe waren aber noch nicht eingetroffen, und die erſten weigerten ſich, weiter zu gehen, So unangenehm der Aufenthalt war, ſo ließ ſich nichts dagegen thun. Bald darauf langte in der entgegengeſetzten Richtung ein zweiter Palankin an, deſſen Träger ſich im gleichen Falle befanden, d. h. ſie waren zu müde, weiter zu gehen. Es blieb demnach nichts übrig, als zu warten, bis die Leute gehörig ausgeruht hatten, die Palankine wechſeln und ſo jeder Theil nach ſeinem Dorfe zurückkehren konnte. Der Major war begierig zu ſehen, welch' einen Gefährten ihm der Zufall geſendet habe, und da er erfuhr, derſelbe ſey ein Bibi Sahib, d. h. eine Dame, ſo ging er hin und fand ein ſehr hübſches Mädchen. Sie war eben aus England gekommen, um zu einem verheuratheten Bruder zu gehen, war an ein Commiſſionshaus adreſſirt, und wie in ſolchen Fällen gewöhnlich, alsbald mit Dak weiter befördert worden. Die ehrenwerthen Vorſtände der Handelshäuſer in den Präſidentſchaften kümmern ſich oft wenig um das Befinden der ihnen anvertrauten Perſonen, und ſuchen eines ſolchen für unbequem angeſehenen Auftrags meiſt nur ſchnell los zu werden, indem ſie ſolche Perſonen, ſo unerfahren und ſchüchtern ſie auch ſeyn mögen, nur in einen Palankin packen und den Händen von Eingebornen übergeben, mit denen ſie meiſt nicht eine Sylbe ſprechen können. Obwohl nun das Mädchen von den armen Burſchen, den Kulis, die häufig mit der Fortſchaffung ſolcher Perſonen betraut werden, ganz gut behandelt worden war, ſo war die Reiſe doch höchſt mühſelig geweſen, und da ſie ſich den Aufenthalt, der ihr zufällig aufſtieß, gar nicht erklären konnte, ſo ſtellte ſie ſich irgend ein Unglück vor Augen, und hatte zu dem gewöhnlichen weiblichen Erleichterungsmittel, zu Thränen, ihre Zuflucht genommen. Eine weinende Schöne in ſolcher Lage mußte nothwendig Mitgefühl erregen, und leicht ließ ſie ſich bewegen, den Palankin, in dem ſie ſo viele Stunden lang eingezwängt geweſen war, zu verlaſſen, und etwas herumzuſpazieren. Als ſie müde waren, ſetzte ſich das ſchon etwas verliebte Paar auf die Bhangi (Reiſekoffer), die man neben den Palankins niedergeſetzt hatte, der Major, natürlich ein erfahrner Kunde, brachte Wein und Waſſer nebſt Zwieback herbei, und ſo verſtrich ihnen die Zeit ſehr angenehm. Er wurde bald mit der ganzen Geſchichte ſeiner ſchönen Reiſegefährtin bekannt: ſie war eine Waiſe, die bei dem Tode ihrer Eltern mittellos zurückblieb, und von ihren überlebenden Verwandten ihrem Bruder in Indien zugeſchickt wurde, für den ſie bei ſeinen ſehr geringen Mitteln eine große Laſt zu werden drohte. Derſelbe war an eine äußerſt widerwärtige Frau verheurathet, und da der Major ihn ſehr wohl kannte, ſo befürchtete er mit gutem Grund, die ſchöne Reiſende möchte an ihrem Beſtimmungsorte nicht ſehr gut empfangen werden. Die wenigen Stunden, die man den Trägern laſſen mußte, um zu kochen, zu eſſen und zu ſchlafen, reichten für zwei Leute, die ſich auf eine ſo romantiſche Weiſe begegnet waren, hin, um ſich zu verlieben. Die Dame ſagte nichts, aber der Gedanke an die Trennung machte ihr Kummer, der Major aber war entſchloſſen, ſich nicht zu trennen, überredete die Dame, daß ihre Reiſe nach gleicher Richtung gehe, und bewog ohne Mühe ſeine Träger, noch eine Station weiter zu gehen, als ſie beabſichtigt hatten. Nach der Ankunft an der nächſten Poſt ward leicht eine Geſchichte aufgefunden, wie er genöthigt geweſen ſey, die Dame unter ſeinen Schutz zu nehmen. Unredliche Abſichten kamen gar nicht in Frage, ein Heurathsanerbieten ward ganz freimüthig gemacht, und eben ſo freimüthig angenommen, und ſobald die nöthigen Präliminarien in Ordnung waren, wurden die Liebenden Mann und Frau. Wären die Palankine an einander vorüber getragen worden, ſtatt neben einander zu halten, ſo hätte ſich das Paar wohl nie getroffen.

Ein Officier, der ſein Zelt in der Nähe von Radſchmahl aufgeſchlagen hatte, glaubte ſeinen Tag nicht beſſer hinbringen zu können, als indem er ſein Gewehr nahm, und in den Wald auf die Jagd ging. Hier ſtieß er nach kurzer Zeit auf einen furchtbaren Anblick, nämlich auf die Leiche eines engliſchen Officiers, der augenſcheinlich von einem Tiger zerriſſen worden war. Obwohl das Unthier unmöglich weit ſeyn konnte, ſchickte er doch ſeine Diener zurück, um Leute zu holen, und blieb indeß bei der Leiche, bis ſie in ſein Zelt gebracht werden konnte.

Da er erfahren hatte, daß ein Budgerow hinter einem nahen Felsen vor Anker liege, begab er sich nach einem Boot, um die furchtbare Nachricht der Wittwe zu bringen, denn er hatte aus Papieren ersehen, daß der Hingeschiedene verheurathet gewesen. Nicht ohne Widerstreben unternahm er den traurigen Auftrag, dem er sich nicht entziehen konnte, und erwartete nicht anders, als Zeuge einer Scene voll Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit zu werden. Als er sich dem Strande näherte, schien der Budgerow auffallend öde und verlassen, nicht ein lebendes Wesen war zu sehen, weder Diener noch Ruderer, und es ließ sich leicht abnehmen, daß beide sich geflüchtet hatten, was kein gutes Licht auf den Charakter des Verstorbenen warf, wenn nicht allenfalls, was auch zuweilen vorkommt, die Frau schuld war. Er schickte seinen Diener voran, um seine Ankunft zu melden, und wartete die Antwort auf dem Verdeck ab. Der Mann kehrte zurück, sagte aber, die Dame verstehe kein Hindustani, und er müsse deßhalb ohne weiteres selbst eintreten. Er öffnete die Cajütenthüre und fand sich einer sehr hübschen, jungen Frau gegenüber, deren trauriger Blick und von Weinen geschwollene Augen ihm zu verstehen geben schienen, daß sie die Unglücksbotschaft bereits erhalten. Er begann seine Beileidsbezeugung, fand aber bald, daß er ihr immer noch die traurige Nachricht mitzutheilen habe. Ein Blick des Entsetzens folgte der kummervollen Miene, doch keine Thränen wurden mehr vergossen, im Gegentheil, die Dame trocknete ihre Augen, und war in wenigen Minuten hinreichend gefaßt, die ganze Erzählung zu vernehmen. Ein leichter Schauder durchzitterte ihre Glieder, als er ihr die nähern Umstände mittheilte. Bald aber faßte sie sich und sagte: „Sie werden entsetzt seyn, mein Herr, und ich bin es selbst, daß ich so wenig Rührung zeige bei dem furchtbaren Unfall, der denjenigen getroffen, den ich zu lieben und zu achten gelobt hatte, aber mein entsetzliches Unglück muß mich entschuldigen; oft bin ich selbst ins Dickicht eingedrungen, um ein solches Schicksal zu finden.“ Der Officier war froh, daß die Aufgabe ihm so leicht geworden war, und er konnte auch in der That über die Gleichgültigkeit, mit der die Wittwe ihren Verlust trug — wenn man es ja Verlust nennen konnte — nicht sehr erstaunt seyn. Im Boot war durchaus nichts als Bier und Branntwein, wovon der Unglückliche im Uebermaaß trank, an die Bedürfnisse seiner Frau hatte er augenscheinlich immer nur zuletzt gedacht. Die Diener, die er von Calcutta mitgebracht, waren drei oder vier Tage zuvor en masse davon gegangen, und die Dendi's (Ruderer), gleichfalls der Schläge und Mißhandlungen müde, waren ihrem Beispiele gefolgt. Die unglückliche Frau war also ganz auf den Beistand ihres neuen Bekannten beschränkt, der augenblicklich das für ihn selbst bereitete Mittagsmahl ihr zusandte, während er die ihm obliegenden weitern Pflichten erfüllte. Einer seiner Diener hatte eine Frau geheurathet, die früher englische Damen bedient hatte, und diese ging an Bord des Budgerow, um der Dame Beistand zu leisten. Ein Sarg ward schnell in Bereitschaft gesetzt, und gleich nach Sonnenuntergang der Körper der Erde übergeben, wobei der Reisende die Functionen des Geistlichen verrichtete, während einige Mohammedaner und Hindus, getreu der in Indien herrschenden Achtung vor den Todten, mit geziemendem Anstande dem Begräbniß des christlichen Fremdlings beiwohnten. Capitän B. fühlte ein lebhaftes Verlangen, den Tiger zu erlegen, der einem, wenn auch unwürdigen, Cameraden den Tod gegeben: er ließ eine todte Ziege an die Stelle des umgekommenen Officiers legen, nahm eine gute Stellung, und erschoß das Unthier, als es eben zu seinem Abendmahle herbei kam. Der Tiger ward sogleich abgestreift, und das Fell nicht ohne ein Vorgefühl, daß es vielleicht einst mit andern Gefühlen betrachtet werden würde, kundigen Händen übergeben. Nach der in Indien gewöhnlichen Sitte nahm Capitän B. die Papiere und die Documente des Verstorbenen zu sich, und entdeckte bei dieser Gelegenheit, daß derselbe im Augenblick seines Todes auch nicht eine Rupie besaß, und seinen Sold bis auf den letzten Pfennig bezogen hatte. Es war ein sehr delicater Umstand, dieß der Wittwe mitzutheilen, er verschob es daher, und bot ihr bloß an, sie nach der nächsten Station zu begleiten; da keine Ruderer für den Budgerow zu bekommen waren, mußte sie wohl unter seiner Obhut reisen. Die arme Frau hatte keine Wahl und war auch sehr dankbar für den ihr in dieser Noth geleisteten Beistand. Bei ihrer Ankunft zu Bhagelpur erfuhr sie ihre ganze Lage, und hatte von einer für sie unternommenen Subscription leben müssen, bis sie die 30 Pf. jährlich bekommen hätte, die ihr als der Wittwe eines königlichen, und nicht eines Compagnieofficiers, zugefallen wären; allein Capitän B . . ., auf den sie einen lebhaften Eindruck gemacht hatte, bot ihr seine Hand an, um sie aus dieser demüthigenden Nothwendigkeit zu befreien. Sie legte Trauer, doch keine Wittwentrauer, auf einige Wochen an, und gab dann ihrem neuen Bekannten die Hand. Das Tigerfell war ein merkwürdiges Memento mori, die Geschichte erzählt aber nicht, welcher Art die Empfindungen waren, die sein Anblick in spätern Jahren erweckte.

(Schluß folgt.)

Der jetzige Schah von Persien.

Wilbraham gibt in seinem bereits (s. Nr. 155) erwähnten Werke nachstehende Schilderung von Mohammed Schah. „Er ist nicht über 51 oder 52 Jahre alt (im Jahre 1837), aber sein dicker Bart und sein plumpes Gesicht lassen ihn älter erscheinen; seine Züge sind ziemlich schön, und haben, wenn er nicht zum Zorn gereizt wird, einen einnehmenden und gutmüthigen Ausdruck. Sein Benehmen, namentlich gegen Europäer, ist sehr herablassend; er spricht gewöhnlich turkomanisch, die Sprache seines Stammes, seine Aussprache aber, in diesem wie im Persischen, ist so rasch, daß es einige Uebung erfordert ihn zu verstehen. Mit der Mehrzahl der Asiaten verglichen, ist der Schah ein Mann von ziemlicher Energie, und es fehlt ihm keineswegs an Kenntnissen — er ist wohl bewandert in der Geschichte seines eigenen Landes, und hat einen ziemlich richtigen Begriff von der Geographie und dem politischen Zustand Europa's. Seine Armee ist sein Steckenpferd, und seinem Durste nach Kriegsruhm opfert er seine Ruhe und Bequemlichkeit, wie die Wohlfahrt und das Glück seines Landes.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 162.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Junius 1839.

Sitten in Indien.

Heurathsgeschichten.

(Schluß.)

Alexander Macrae hatte sich durch die medicinischen Grade des Compagniediensts zu einem gewissen Rang und Einkommen emporgearbeitet, und da nun seine Lage eine Heurath gestattete, so fing er an, auf die besten Mittel zu sinnen, sich eine Frau zu verschaffen. Er hatte während seines frühern Aufenthalts in Indien ein starkes Vorurtheil gegen alle Damen der angloindischen Gesellschaft gefaßt, und wollte mit keiner davon etwas zu thun haben. Seiner Meinung nach waren sie zu affectirt, zu sehr an Schmeicheleі und Nachsicht gewöhnt, und während er ein allgemeines Verdammungsurtheil über sie fällte, wandte sich seine Phantasie nach den grünen Hügeln und Thälern seines Vaterlandes, und er meinte, ein einfaches, gutmüthiges schottisches Mädchen würde eine gute Lebensgefährtin und eine gehorsame Frau werden. Er schrieb demgemäß nach Aberdeen, und stellte zur Verfügung eines Freundes 500 Pf. St., um ihm eine Braut auszusuchen und gehörig auszustatten. Schönheit und Verträglichkeit waren nothwendige Eigenschaften, ob sie tanzen, singen u. dgl. könne, kam weniger in Betracht, und wenn sie nur von ehrbaren Eltern war, kümmerte er sich wenig um Familie und Familienverbindungen. Der Freund, an den er sich wandte, hatte zum Glück eine entsprechende Nichte, der man den Vorschlag machte, die aber nicht darauf eingehen wollte, nach Indien zu gehen und einen Mann zu heurathen, von dem sie nichts wußte; aber man verstand es schon sie zu zwingen, daß sie endlich einwilligte.

So genöthigt, ihr Vaterland gegen ihre Neigung zu verlassen, faßte sie eine tödtliche Abneigung gegen den Mann, dessen wunderliche Laune sie in diese Lage gebracht, und sie beschloß, wenn immer möglich, der verhaßten Heurath zu entgehen. Unglücklicherweise war aber kein Liebhaber in der Nähe, und sie war ein zu wohl erzogenes Mädchen, um selbst Abenteuer aufzusuchen. Ohne Unfall kam sie zu Glasgow an, und schiffte sich auf dem ersten Fahrzeuge, das nach Indien ging, einem kleinen Kauffahrer, ein, der auch einige Missionäre mit ihren Familien an Bord hatte, welche, obwohl herzensgute Leute, doch eine sehr langweilige Reisegesellschaft waren. Hätte irgend etwas Jessy Thompson mit der am Ziel der Reise stehenden Heurath versöhnen können, so war es die traurige Monotonie der Reise selbst. Obgleich keineswegs irreligiös, konnte sie doch in die schwärmerischen Ansichten ihrer Reisegefährten nicht eingehen, oder unaufhörlich beten und andächtig seyn. Sie hatte also wenig oder kein Mittel, ihren trüben Gedanken auszuweichen. Stets mit ihrer Nadel beschäftigt, wäre Sandy Macrae gewiß entzückt gewesen über den unablässigen Fleiß seiner Braut, denn seiner Ansicht nach war Nähen und Stricken das einzige rechtmäßige Thun der Frauen. Die Reise, obwohl höchst monoton und langweilig, ging endlich zu Ende, und Jessy langte zu Calcutta an, ohne auch nur eine einzige Masche des sie einschließenden Netzes zerrissen zu haben.

Sandy Macrae war in Calcutta gewesen, um seine Braut zu empfangen, da aber das Schiff länger ausblieb, als er dachte, so mußte er an seinen Posten zurückkehren, hatte jedoch Anstalten zum Empfange seiner Braut getroffen, die über den unerwarteten Aufschub nicht wenig erfreut war. In Calcutta zeigte sich indeß eben so wenig Aussicht zum Entkommen, denn nirgends kann ein fremdes junges Frauenzimmer ohne allen anscheinenden Zwang völliger eingemauert werden, als hier. Jessy bemerkte bald, daß man ihr nicht gestatten würde, von der „Stadt der Paläste" etwas zu sehen oder neue Bekanntschaften zu machen, und vor den Freunden ihres Bräutigams versteckte sie ihre Abneigung vor der Ehe, worein sie aus Armuth, nicht aus Neigung gewilligt hatte, aufs sorgfältigste. Die Gesellschaft ging nun flußaufwärts, und Jessy war immer noch unter dem Schutze des Indigopflanzers und seiner Frau, welche in Calcutta die Aufsicht über sie übernommen hatten. Der Stand des Flusses machte es nicht rathsam, eine Pinasse zu miethen, da man in Gefahr stand, mit einer solchen Tage lang auf einer Sandbank sitzen zu bleiben; ein Budgerow wurde also genommen, der nur zwei Zimmerchen hatte, und ein kleines Schiff, das der jungen Dame als Schlafzimmer diente, ward angehängt, wie dieß häufig der Fall ist.

Sandy Macrae hatte seinen Plan, eine Frau kommen zu

lassen, sorgfältig geheim gehalten, an einem unglücklichen Abend aber erzählte er, vom Weine etwas begeistert, die ganze Geschichte. Er hatte an eben diesem Tage von der Frau des Indigopflanzers einen Brief erhalten, der ihm die erfreulichsten Nachrichten von der Gemüthsart, der Schönheit und dem Benehmen seiner Braut mittheilte. Hoch erfreut über diese Schilderung derer, die er bald die Seine zu nennen hoffte, rühmte er sein gutes Glück, und schilderte alle Vorsichtsmaßregeln, die er ergriffen, um es zu sichern. Der würdige Doctor war einer sogenannten „Civilstation" zugetheilt, und, wie dieß manchmal vorkommt, mit der Hauptperson im Orte in Streit gewesen. Sie hatten einander bei der Regierung verklagt, manches Buch Papier war von beiden Seiten umsonst verschmiert worden, und keiner war im Stande gewesen, den andern von seiner Stelle zu verdrängen. Der verrätherische Freund, dem Macrae seine Hoffnungen und Erwartungen mitgetheilt hatte, erzählte die ganze Geschichte diesem Feinde Macrae's, und vergaß nicht, die junge Dame mit den schmeichelhaftesten Farben zu schildern. Neugier und die Lust, einen Mann zu ärgern, der seit einiger Zeit Dornen auf seinen Weg gestreut hatte, beschloß der Civilbeamte — dieß war Macrae's Feind — die Braut wenigstens vor ihrer Ankunft zu sehen, da er bei der feindseligen Spaltung, die in der Gesellschaft herrschte, nicht hoffen konnte, sie später noch zu erblicken. Unter dem Vorwande, das Innere seines Districtes zu besuchen, miethete er insgeheim ein Boot, und fuhr ohne allen Prunk den Fluß hinab, wo er nach wenigen Tagen den Pflanzer und seine Frau traf, die mühselig gegen Wind und Strömung den Fluß aufwärts fuhren.

Der Rest der Geschichte wird verschieden erzählt, Nachstehendes ist aber die wahrscheinlichste Angabe. Der Civilbeamte hatte, während sie Abends am Ufer spazieren ging, mehreremale Gelegenheit, das Mädchen zu sehen, deren gerühmte Schönheit ihn zu dieser romantischen Expedition veranlaßt hatte. In einer trüben, unruhigen Nacht ließ er durch die von ihm bestochenen Bootsleute und Diener das kleine Boot ablösen, und den Fluß hinabführen bis zu einer Indigofabrik, die einem seiner Freunde gehörte, und wo er durch seine zeitige Dazwischenkunft ihr ein Unterkommen verschaffte. Jessy, welche bei ihrer Unbekanntschaft mit dem Flusse längere Zeit nicht bemerkt hatte, daß sie einer andern Richtung folgte, ließ sich leicht überreden, daß ein Zufall das kleinere Schiff vom größeren getrennt und unsicher fortgetrieben hatte, bis ihr neuer Gefährte — der Civilbeamte — mit seinem Boote dasselbe auffing. Ihre Abneigung gegen eine Heurath mit dem Doctor war durch die Beschreibung, die der Indigopflanzer und seine Frau ganz arglos von ihm machten, nur noch gestiegen, und die Aufmerksamkeit, welche ihr der Civilbeamte erwies, ward, wie leicht zu erachten, deßhalb um so williger aufgenommen. Die Familie, in welche sie eingeführt worden war, gefiel ihr, und so ließ sie sich endlich ohne Mühe bewegen, einer Klage wegen Bruch eines Versprechens sich auszusetzen, und den Mann ihrer Wahl zu heurathen.

Der Verlust des Boots veranlaßte große Bestürzung; die Maaßregeln des schlauen Civilbeamten waren indeß so gut getroffen, daß sich unmöglich sagen ließ, ob dasselbe sich zufälligerweise losgemacht hatte oder absichtlich losgemacht worden war, und man erfuhr auch nicht, was aus dem Boote geworden, bis ein Paket an Dr. Macrae kam, das ein großes Stück Hochzeitkuchen und fünf Säcke, jeden mit 1000 Rupien enthielt, eben die Summe, die er aufgewendet hatte, um für seinen Todfeind eine Frau aus England kommen zu lassen.

Ausflug an die Ufer der Südsee im Frühjahre 1829.

Schluß der zweiten Abtheilung.

Chacahua, 17 Februar.

Die Hoffnung auf einen ruhigen Schlaf im Tempel der Weisheit zu Tututepec blieb unerfüllt. Die Hitze ließ uns nicht ruhen, und wir standen heute Morgen fast ermüdeter auf, als wir uns gestern niedergelegt hatten, ein Spaziergang kurz vor Sonnenaufgang und darauf eine Tasse Chocolate erfrischten uns indessen bald. Unsere nächste Sorge war nun, uns zur Fahrt durch die Lagunen und für den mehrtägigen Aufenthalt am Seeufer mit dem Nöthigen zu versehen. Eine Köchin, zwei Tortillasbäckerinnen (Tortilléras), sechs Schiffer und noch zwei andere Diener wurden gemiethet; die nöthigen Lebensmittel, bestehend in etwas Theebrod, Zucker, Chocolate, Reis, Mais zu Tortillas, Frijoles, Salz, und vor allem Chilé, wurden eingekauft. Die nöthigen Geschirre führten wir theils schon mit uns, theils wurden sie von den Frauen noch angeschafft. Die Reisethiere, welche natürlich am diesseitigen Ufer der Hasse zurückbleiben mußten, und die von den beiden gemietheten indischen Dienern gehütet werden sollten, wurden auch nicht vergessen; ein Maulthier ward mit Mais für sie beladen. So, zu einer ansehnlichen Karawane angewachsen, mit allem Nothwendigen wohl versehen, setzte sich die Gesellschaft gegen zehn Uhr in Bewegung, die Anhöhe auf schlechten Wegen hinab, der Ebene zu, die sich von hier bis an die Hasse vier Stunden weit ausdehnt.

So sandig und trocken der Boden fast überall in dieser Gegend erscheint, so bringt er doch während der nassen Jahreszeit, zuweilen durch die austretenden Flüsse überschwemmt, eine üppige Vegetation hervor, welche man sich versucht fühlen möchte, Urgebüsch zu nennen. Zwischen niedrigern und höhern Sträuchen und Bäumen wuchern schlingende Asclepiadeen, Winden und andere Schlingpflanzen, häufig Laubengänge über den Weg hin bildend. Oft haben sie die Bäume, an denen sie hinaufranken, so überzogen, daß man diese selbst nicht mehr sieht, und die Cyanen-Pyramiden und Kegel bilden. Mimosen und Drachenblutbäume (Dracaena) herrschen vor. Eine ganze Strecke fanden wir mit einer Mimosa sensitiva bedeckt, welche einen 4 bis 5 Fuß hohen, sehr stacheligen Strauch bildet. Weiterhin, wo der Boden feuchter wird, trifft man die schöne Fächerpalme in herrlichen, 20 bis 25 Fuß hohen Exemplaren an. Die starren Cactusgruppen sind hier seltener, doch sieht man hie und da eine geradstängelige Art 40 bis 50 Fuß

hoch in die Lüfte schweben. Auch den Calebassen- oder Kürbisbaum (Crescentia cujete, span. Arbol de Xicaras) trifft man neben Storax- (Styrax officinale) und Amberbäumen (Liquidambra styraciflua), Cascarillesträuchen (Croton cascarilla), Copaivabäumen (Copaifera officinale) und andern mehr in diesen Ebenen an. Einzelne Gehöfte liegen in den Gebüschen zerstreut, gewöhnlich an den Ufern der Flüsse und Bäche. Sie sind von Indiern bewohnt, und mit Mais- und Bananenfeldern umgeben. Der Mais wie die große, zu Mehl benutzte Banane (Platano arton — Musa paradisiaca L.) gedeihen vortrefflich. Weniger gut scheinen die kleineren Bananenarten fortzukommen.

Eine ungeheure Zahl der verschiedensten Vögel belebt die Gebüsche. Da krächzt der prächtige grüne Arrara, schreit der bunte Papagai und die Chachalaca (eine Art Fasan); dort brütet sich mit purpurnem Gefieder der Cardinal, da hüpft der Tucan, ahmt der Spottvogel (Censontli) die Stimmen aller Vögel nach, schwirrt der glänzende kleine Colibri. Im Sande schleicht die schillernde Schlange, huscht behende die Eidechse über den Weg, verbirgt sich ihre Schwester, die über zwei Fuß lange eßbare Yguana. Wir begegneten einem indischen Jäger, der ein Paar von ihnen trug; das Männchen ist auf dem Rücken gränlich-schwarzgrau, unter dem Bauche grün. Auf dem Rücken hat es einen zusammenhängenden, knochigen Stachelkamm, und an den Seiten wie am Kopfe ist es mit vielen knochigen Hervorragungen bewaffnet. Das Weibchen ist von weit hellerer Farbe, unter dem Bauche weiß, zwar geschuppt, aber ohne Kamm und sonstige Hervorragungen; der Jäger kennt die Spur im Sande. Eine zum Fange abgerichtete Hündin folgt dieser, bis sie das Thier findet, welches sie dann im Nacken faßt, der Jäger eilt herzu, zieht der Yguana einen starken Bindfaden durch Nase und Maul, den er zubindet, damit sie nicht beißen kann, und trägt sie davon. Erst wenn man sie essen will, schlachtet man die Thiere, die oft mehrere Tage mit verbundenem Maule in den Hütten der Indier angebunden liegen. Die scharfen Zähne in beiden Kinnladen des Thieres zeigen, daß sein Biß sehr heftig seyn müsse; Hunde sollen sich weniger gut zum Fange der Yguana abrichten lassen, als Hündinnen.

Vier Stunden hatten wir zurückgelegt, da öffnete sich das Gebüsch, und wir betraten eine kahle, sumpfige, nur mit Schilf und Rohr bedeckte Gegend. Viele Tausende von Wasservögeln hausen hier und bedecken die Lagunen und ihre Ufer. Da sieht man Pelicane, Schwäne, Cormorans, Fischadler, Enten aller Art, neben weißen, grauen, schwarzen und rothen Reihern und einer großen Menge anderer zum Theil sehr schön gefiederter Wasservögel. Besonders zahlreich sind die weißen Reiher. Wie Soldaten sieht man sie oft vier Mann hoch in langer Fronte an den Ufern aufmarschirt, den langen Hals hoch erhoben. Der rothe Reiher gleicht an Farbe ganz dem Flamingo, scheint aber doch nicht dieser zu seyn. Hals und Beine schienen mir kürzer, der Schnabel anders geformt. Baron v. K. schoß einen weißen Reiher, allein er fiel ins Moor des Ufers und wir konnten ihn nicht erlangen. Eine wahre Plage sind an diesen Ufern die Zecken (acarus ixodes), Gras und Schilf wimmeln von ihnen, und man muß sich sehr hüten, in dasselbe hineinzugehen oder gar sich darin niederzusetzen, wenn man nicht augenblicklich von diesen lästigen, ja in dieser Menge gefährlichen Insecten überzogen seyn will. Sie bohren sich in die Haut ein, machen den ganzen Körper wund und verursachen ein schmerzhaftes Brennen und Jucken.

Nachdem wir zuvor noch am Ufer eine Collation eingenommen, bestiegen wir die bereit liegenden Kanoes, um nun den letzten Theil der Reise zu Wasser zurückzulegen. Diese Canoes (Kähne) sind 14 bis 16 Fuß lang und $2^1/_2$ bis 3 Fuß breit, jede aus einem Stamm Cedernholz gehauen. Sie werden wo das Wasser seicht ist, mittelst Stangen fortgeschoben, bei tieferem Wasser durch Ruder bewegt. Die Fahrt durch die kleinen Lagunen ist sehr unangenehm. Es sind dieß enge, sehr seichte, vielfach verschlungene Canäle voll schmutzigen, mit Salztheilen geschwängerten Wassers, zwischen denen im aufgehäuften Schlamm nur der Manglebaum (Rhizophora Mangle) üppig wuchert und die Bewegung der Luft hemmt, so daß eine drückende Schwüle herrscht, und mephitische Dünste über dem muddigen Wasser schweben. Eine Menge kleiner Fische und der Alligator bewohnen diese Hasse. Von jenen sprangen verschiedene in unsre Canoes, wurden aber von den Fischern für ungenießbar erklärt. Von den Alligatoren sahen wir keinen, wogegen einige schöne Wasservögel geschossen wurden. Ein unerträglicher Durst fing bald an, uns weidlich zu plagen. Nur wenig frisches Wasser war vom Ufer mitgenommen worden und gar bald ausgetrunken. Baron K. und Freund D. schöpften, vom quälenden Durste überwunden, von der grauen Flüssigkeit, auf der wir schwammen, und tranken sie, sich Muth einsprechend, mit dem spanischen Sprüchworte:

Nadie diga ni dira
Que d'esta agua no beberá.

Meine Frau und ich aber riefen ihnen zu: „Nunca beberemos de esta salsa de Caymanes," und begnügten uns, dann und wann ein Stückchen mit Limonensaft befeuchteten Zuckers zu kauen, was ein vortreffliches Mittel ist, den Mund feucht zu halten und den Durst zu ertragen.

Jetzt ging die Sonne zur Rüste, und mit dem Verschwinden der glühenden Scheibe begann es kühler zu werden über den Wassern. Der Mond stieg herauf, aber nur spärlich konnten seine Strahlen das dichte Gezweig der Mangle durchdringen. Endlich, fast fünf Stunden waren seit dem Einschiffen verflossen, öffnete sich dieß, und vor uns lag der weite, glatte Wasserspiegel des großen Hasss Laguna grande de Chacahua. Die Ruder traten nun an die Stelle der Stangen, und rasch flogen wir dahin auf der feierlich ruhigen, vom Monde sanft beleuchteten Fläche. Das durch die Ruder bewegte Wasser funkelte von tausend glänzenden, feurigen Punkten, wahrscheinlich kleinen leuchtenden Mollusken. Oft blieb ein solcher Punkt an der Fläche der Ruder hängen, dort immerfort stark leuchtend, ein Beweis mehr, daß im Wasser schwimmende Gegenstände, nicht aber Phosphorescenz des Wassers selbst die Ursache des Leuchtens waren.

Immer näher und näher hörten wir nun das Brauſen des weiten Oceans, der Aſien von Amerika ſcheidet, und in ſeinem Schooße jene glücklichen Eilande bewahrt, auf denen ſo lange die Unſchuld den kindlichen Menſchen beglückte, die romantiſchen Pelew-Inſeln. Das Canoe, welche meine Frau und mich trug, war den übrigen weit vorausgeeilt. Jetzt ſahen wir einige Hütten dem Waſſer entſteigen, jetzt erreichte das Canoe das ſandige Ufer, wir ſprangen heraus — das Ziel der Reiſe war erreicht.

Chronik der Reiſen

Reiſe von Konſtantinopel nach Angora.

Die Reiſegeſellſchaft der HH. Ainsworth, Ruſſell und Raſſam, welche bekanntlich in die tiefern Kurdenländer, namentlich zu den chaldäiſchen Chriſten, vordringen wollen, brach am 18 September von Konſtantinopel auf, und zog über Ismid, Sabandſchah und Khandek nach Uskub, von da über die 1850' hohe Bergkette nach dem Ufer des ſchwarzen Meeres bei Kiſchah Schehr und längs der Küſte fort bis Erekli, dann an den Ufern des Lycus auf einem Umwege bis zur Mündung des Filigas, nach Bartan, Amaſerah, Zafran Boli, Kaſtamuni, Taſch Köpri, über den Jlik Tagh (4000') nach Boi-Abad Vezir Köpri, Osmandſchik, Tſcharum, Jakliab, Kankari, Kulahiſchik nach Angora. Von dieſen Orten ſind viele ſelten von Europäern beſucht worden, Uskub iſt das alte Pruſa ad Hypium, Erekli hat 250 mohammedaniſche Häuſer und 50 chriſtliche, Bartan iſt auf zwei niedern Kalkſteinbergen gebaut, und mit großen Platten von demſelben Material gepflaſtert, ſeine Bevölkerung beträgt 5200 S., worunter nur 55 Chriſten. Amaſerah liegt maleriſch an den Ufern des ſchwarzen Meeres, hat aber nur etwa 800 Einwohner. Zafran Boli, eine den Reiſenden faſt unbekannte Stadt, hat 15,000 Einwohner, wovon ein Zehntheil Chriſten. Kaſtamuni iſt eine große Stadt, 2850' über dem Meere, mit den Ruinen eines alten Schloſſes auf einer Felſenklippe in der Nähe; ihre Bevölkerung ſoll 48,000 Menſchen betragen, worunter nur 610 Chriſten; es ſind hier 86 Moſcheen und Eine chriſtliche Kirche. Der Haupthandel iſt in Wolle, die Männer verarbeiten viel Kupfer die Weiber Baumwolle. Taſch Köpri ſteht am rechten Ufer des Yek Jomak, über den eine 220' lange Brücke führt; die Stadt zählt 7500 Einwohner, meiſt Gerber und Schmiede. Die zahlreichen architektoniſchen Ueberreſte weiſen auf eine alte Stadt hin, die nach einer Inſchrift Pompejopolis geheißen haben ſoll. Boi Abad, eine Stadt von 1800 Einwohnern, liegt 1000' hoch in einem kleinen, wohlbewäſſerten Thal unter üppigen Gärten und Fruchtbäumen zerſtreut.

Dieſer Mittheilung, welche an die Londoner geographiſche Geſellſchaft gelangte, war eine genaue Reiſekarte, ein Plan von Heraclea und andern Schlöſſern und Gebäuden von Hrn. Ruſſell, eine Menge Inſchriften und eine Liſte der Eigennamen in arabiſcher Schrift nebſt Erklärung von Hrn. Raſſam beigegeben.

Reiſeplan des Grafen Caſtelnau.

Dieſer Reiſende, deſſen wir ſchon mehrfach gedachten, und von welchem wir demnächſt eine kurze Notiz über die merkwürdige Quelle des Fluſſes Wakulla in Florida mittheilen werden, hat ſeine frühern Reiſen und ſeine demnächſtigen Plane, falls die franzöſiſche Regierung ihn mit den nöthigen Mitteln ausrüſten will, in einem Brief auseinandergeſetzt, den er an Baron Walkenaer, Mitglied des Inſtituts in Frankreich, gerichtet hat, und aus dem wir Folgendes entheben: „Seit ich Frankreich verließ, habe ich einen bedeutenden Theil Nordamerika's durchzogen. Den letzten Herbſt und Winter benutzte ich, um Pennſylvanien, Virginien, die beiden Carolinas, Georgien, Florida und Alabama zu durchreiſen; das letztere Land habe ich zu meinem beſondern Studium gemacht. Im Frühjahre dieſes Jahres (1838) reiſte ich nach New-York zurück, verließ dieſe Stadt aber wieder, um eine Excurſion nach Nordweſten an die großen Seen zu machen; ich umkreiſte die Seen Michigan und Huron, erforſchte den kleinen Archipel der Manitoulin, und begab mich an den obern See, kehrte hierauf nach Canada zurück, fuhr den St. Laurent bis Quebec hinauf, und bin auf dem Champlain-See nach dem Staate New-York zurückgekommen.

„Jetzt bereite ich mich auf eine große Reiſe durch den Continent vor: im Fall die franzöſiſche Regierung mir die Mittel liefert, meinen großen Plan auszuführen, würde ich mit Vergnügen die Inſtructionen der geographiſchen Geſellſchaft empfangen. Mein Plan iſt, mich auf dem Ohio nach St. Louis zu begeben, den Miſſiſippi bis zu ſeiner Quelle zu verfolgen, und den Red River bis zum Winnepec-See hinabzufahren, ſodann den Sakatſchenan hinauf und über die Felſengebirge zu gehen, um auf dem Columbia-Strom den ſtillen Ocean zu erreichen, den ich zu Lande verfolgen werde bis Californien. Von da würde ich Texas und Mexico durchziehen und über Veracruz zurückkehren. Dieſe Reiſe, deren Plan ſeit langer Zeit wohl überlegt iſt, würde gewiß der Geographie und der Naturwiſſenſchaft nützlich werden."

Miscellen.

Windhoſe. Am 19 Mai ſah man zu Arras über der Vorſtadt St. Catharine mit Einemmal eine weiße Säule ſich ziemlich hoch erheben; zugleich vernahm man verwirrtes Geſchrei. Bei näherer Unterſuchung ergab ſich, daß es eine Windhoſe war, die ſich über den Wieſen erhoben hatte, wo eine große Anzahl Einwohner ihre Wäſche aufhängen und ausbreiten. Die Windhoſe hatte auf ihrem Weg alle Wäſche, die ſie erreichte, mit fortgeriſſen, und die Wäſcherinnen folgten nun mit großem Geſchrei, um wo möglich die fortgeriſſenen Gegenſtände wieder zu erhalten.

P. E. Botta. Dieſer Naturforſcher, der Sohn des berühmten Geſchichtſchreibers dieſes Namens, iſt von ſeiner Reiſe nach Arabien, die er in Auftrag des Pariſer Muſeums ausgeführt, nach Frankreich zurückgekehrt. Hr. Botta iſt einer der ausgezeichnetſten Schüler des Hrn. Blainville, und hatte ſchon früher Reiſen nach dem Sennaar, dem Libanon u. ſ. w., ſo wie auch eine Reiſe um die Welt gemacht. (Echo du Monde Savant vom 29 Mai.)

Blindenjournal. Zu Palermo erſcheint ſeit dem 15 März eine Wochenſchrift für die Blinden, welche in Lettern en relief gedruckt iſt, ſo daß man leſen kann, indem man mit den Händen darüber hinfährt. Das Journal führt den Titel: il Consolatore dei Ciechi, und ſein Redacteur iſt Hr. Guardalagal, Pfarrer des Kirchſpiels San Athanaſio. (Ibid.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 163.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

12 Junius 1839.

Moskau.

(Von J. G. Kohl.)

2. Der Kreml.

Was in Athen die Akropolis und in Rom das Capitolium, das iſt in Moskau der Kreml. In Rom mag das Quartier des Forum Romanum und des Mons Palatinus ungefähr dem entſprochen haben, was in Moskau Kitaigorod und Kreml zuſammen genommen vorſtellen. Ganz ähnlich, wie jene beiden römiſchen Hügel, an einer Krümmung der Tiber liegend, zuerſt bebaut wurden, eben ſo waren es in Moskau die Hügel des Kremls und Kitaigorods bei einer Biegung der Moskwa, auf denen ſich die erſten Anſiedler einfanden, und die, wie jene, ſpäter der eigentliche Herzpunkt der Stadt wurden, indem ſie alles Heiligſte und Koſtbarſte umfaßten. Hier ſchlugen, wie dort, die drei Hauptgewalten des ſtädtiſchen Lebens ihren Sitz auf, die politiſche, geiſtliche und Handelsgewalt. Was die Kaiſer, Auguren und Kaufleute in jenem Viertel Roms bauten, das bildeten die Czaaren, Popen und Kupzi im Kitaigorod und Kreml. Wie dort das Templum Jovis tonantis der Juno und Minerva nahe bei einander ſtanden, ſo ſieht man hier am Kathedralplatze zuſammenliegen die Archangelskoi, Blagoweſchtſchenskoi und Uspenskoi Sabor. Wie dort auf der höchſten Spitze des Berges ſich die Caſa Romuli und der kleine Tempel des Jupiter Feretrius fanden, ſo zeigen ſich hier auf den ſchroffſten und dem Fluß am meiſten genäherten und vorſpringenden Stellen des Kremls die kleine, niedrige, uralte Kirche Spass na boru (des Heils am Ufer) und die noch weiter hinausliegende Spass na Saposchka (zum Stiefelchen), ohne Zweifel auf dem Punkte des Kremls, auf dem menſchlicher Anbau zu allererſt feſten Fuß faßte. — In jenen Quartieren Roms baute Auguſt ſein Palatium, Tiberius das ſeine, und führte Nero ſein goldenes Haus auf, das den ganzen palatiniſchen Berg umfaßte, eben ſo wie hier die Iwan Waſſiliewitſch-, die Alexis-, die Eliſabeths- und Nicolaus-Bauten, und Katharina ihr ungeheures, goldenes Haus aufbauen wollte, das den ganzen Kremlberg umfaſſen ſollte. Zwiſchen dem Mons Palatinus und dem Capitolinus lag das Forum Romanum, auf dem das Volk ſich verſammelte, die Wechslerbuden ſtanden, in deſſen Nähe die Kaufleute handelten und der Prätor ſein Forum hielt. Nicht anders als in Moskau mit dem Krasnoi Ploſchtſchad (dem rothen Platze) zwiſchen Kreml und Kitaigorod in der Mitte, an dem ſich die Buden der Kaufleute hin erſtrecken, auf dem das größte Getümmel ſtatt findet, und die „Prißudwennije miesta," Gerichtshöfe der Stadt, ſich befinden. Man kann die Aehnlichkeit bis ins Einzelne verfolgen. So ſtand auf dem römiſchen Forum eine metallene Statue der Wölfin, die Romulus und Remus geſäugt. Ihr entſpricht auf dem Moskau'ſchen Forum das Monument der beiden Männer, die Moskau und Rußland mit ihrem Blut und Geld das Leben erhielten, Minin und Poſharskoi. In meiner Beſchreibung des alten Roms, die ich noch von der Schule her auswendig weiß, hieß es: „In der Nähe des Forums befindet ſich auch der „Lacus Curtius," der ſpäter abgeleitet wurde, und dann einem ausgetrockneten Graben glich, in welchen Graben ſich das müßige Volk gern ſetzt, daher es auch den Namen Canalicola erhielt." — Dagegen heißt es in meinem Guide de Moscou: „Le jardin d'Alexandre, qui est le boulevard de l'ouest du Kreml, remplace avec avantage le lit bourbeux de la Néglinna, et le petit lac, qui communiquait avec cette rivière." Und ich kann hinzufügen, daß in dieſem Moskau'ſchen ausgetrockneten Lacus Curtius das müßige Volk nicht fehlt, und am Abend auch nicht die Venus vulgivaga. Zum römiſchen Kreml führten drei Hauptwege: durch den Tempel der Eintracht, durch den Tempel des Saturnus und den Carcer Tullianus. Zum Capitole Moskau's führen eben ſo drei Haupteingänge: unter dem Bilde des heiligen Nicolai und des Spaſſitel hinweg, und noch ein drittes Thor bei einer anderen Capelle vorbei.

Das wichtigſte dieſer drei Thore iſt ohne Zweifel das des Spaſſitel (des Erlöſers), Spaß worota genannt. Es iſt die porta sacra Moskau's, das heiligſte Thor, die porta triumphalis. Es iſt überhaupt das merkwürdigſte aller Thore Moskau's. Durch ſelbiges zogen die triumphirenden Schaaren Iwan Waſſiliewitſchs ein, als ſie von der Eroberung Kaſans und Aſtrachans kamen, und die Michaels und Alexei, oder deren

Feldherren, wenn ſie in der Ukräne Triumphe erfochten, ähnlich den Triumphatoren Roms, wenn ſie die via sacra herunter kamen. Es ſind die Propyläen der moskauiſchen Akropolis. Wie viele Geſchichten möchten von dieſem Thore zu erzählen ſeyn. Ueber dem Thore an dem Thurme, unter dem es wegführt, hängt das Bild des Erlöſers unter Glas. Es iſt dieß das heiligſte Stück am ganzen heiligen Thore. Vor dem Bilde hängt eine große, unförmliche Lampe, in einer maſſiven, metallenen Verhüllung. Alles iſt hier antik und nach uraltem Schnitt, ſelbſt die Manier, wie dieſe Lampe aufgezogen wird. Sie hängt an einer dicken Kette, und unten iſt eine weitläufige alte Maſchine, die ſchon zu Michaels Zeiten knarrte und quickte, um die Kette aufzuwickeln, und die Lampe daran in die Höhe zu winden. Es iſt ein Mann eigens dazu angeſtellt, der auch ſeinen Tiſch dabei ſtehen hat, auf dem er Wachskerzen verkauft zum Anzünden vor dem Bilde. Dieß Bild genießt bei den Ruſſen der größten Verehrung, obgleich nur die wenigſten wiſſen, was es vorſtellt. Es iſt mit Glas gedeckt, hängt ſo hoch, und ſcheint außerdem von ſo verblichenen Farben, daß ich trotz vielfachen Bemühungen und Nachfragen nicht habe ausfindig machen können, ob es ein Erlöſer am Kreuz, ein lehrender, ein betender oder ein mit der Dornenkrone geſchmückter ſey.

Das Thor bildet unter jenem Thurme einen Durchgang von etwa 20 Schritt Länge. Schon vor dem Eintritt muß ein jeder, welcher Religion er ſey, Mohammedaner, Heide oder Chriſt, ſein Haupt entblößen, und darf es erſt nach dem Heraustritt wieder bedecken. Es iſt ein merkwürdiger Anblick, die Vierſpänner hier angaloppiren zu ſehen, wie ſie langſamer fahren, wenn ſie ſich dem heiligen Thore nähern, wie ſich vor demſelben Kutſcher, Herr und Diener entblößen, bekreuzen und ehrerbietig den Hut in der Hand hindurchfahren. Jeder, der hindurch geht und ſich vergißt, wird ſogleich von den Vorübergehenden erinnert, und es möchte wohl Keiner wagen, dieſer Erinnerung nicht Folge zu leiſten. Mehrere Deutſche erzählten mir, daß ihnen hier handgreifliche Lehren zu Theil geworden wären. Was mich betrifft, da ich auch einigemal meinen Hut vergaß, ſo hieß es bloß, als man es bemerkte: Schlapa, Schlapa batiuschka! (den Hut, den Hut, Väterchen!) welches aber ganz mäßig und leiſe, wie eine gut gemeinte Erinnerung zwiſchen den Zähnen gebrummt wurde.

Natürlich hat dieß Thor dieſen großen Ruf der Heiligkeit nur im Laufe der Jahrhunderte durch viele intereſſante Ereigniſſe, die vor ihm geſchahen und durch manche Wunder, die von ihm ausgingen, erlangt. Das Volk erzählt deren noch aus alten Zeiten der Geſchichte. Oft wurden Tataren gerade hier zurückgeſchlagen, wunderbare Nebel gingen vom Thore aus, in die gehüllt die zurückziehenden Kremlvertheidiger ſich retteten, während die verfolgenden Tataren den Eingang nicht finden konnten. Selbſt bei der Anweſenheit der tempelräuberiſchen Franzoſen vermehrte das Thor noch ſeinen Ruhm. Sie glaubten, daß der Rahmen des Bildes von Gold ſey, und wollten es herunter nehmen. Allein alle Leitern, die ſie zu dieſem Zwecke anſetzten, brachen in der Mitte zuſammen vor der unſichtbaren vom Thore ausgehenden Gewalt, wie mir der ruſſiſche Wachslichterverkäufer ſagte, der mir die Sache erzählte. Da wurden ſie böſe und führten eine große Kanone gegen das Thor auf, um das Bild herunter oder doch in Grund und Boden zu ſchießen. Allein ſie mochten mit dem Pulver machen, was ſie wollten, das trockene Pulver war wie vom Teufel des Waſſers beſeſſen, der den Teufel des Feuers in ihm bändigte; es wollte nicht zünden. Endlich machten ſie ein großes Kohlenfeuer über dem Zündloch an. Das Pulver war jetzt wieder anders, aber auch verkehrten Sinnes, zündete, riß aber die Kanone in tauſend Stücke und einige franzöſiſche Kanoniere dazu, ließ aber Thor und Bild unverſehrt. Vor Schrecken ließen nun die überlebenden Franzoſen daſſelbe, ſeine überlegene Macht anerkennend, in Ruhe. Es wäre der Mühe werth, einmal die Geſchichte des Feldzugs von 1812 ſo zu ſchreiben, wie der ruſſiſche gemeine Mann ſie dictiren könnte. Welch wunderreiche Geſchichte würde dann aus dieſem Feldzuge werden, der ohne dieß ſchon in einfacher, ungeſchmückter Erzählung an Wundern ſo reich iſt.

Das Nikolai-Thor, welches auch, wie das vorige, vom „Kraßnoi ploſchtſchad“ (vom rothen Platze) aus in den Kreml führt, und im Aeußern ſonſt ihm ſehr ähnlich iſt, genießt nicht die Privilegien des Spaß-Thores, obgleich es ebenfalls ein wunderthätiges Heiligenbild über ſeinem Durchgang hat, das des heiligen Nicolaus. In der Nähe dieſes Thores war es, wo die auffliegenden Pulverfäſſer Napoleons die größte Verwüſtung anrichteten, und einen großen Theil des Arſenals nebſt andern Gebäuden zerſtörten. Das Thor ſelbſt war auch dem Untergange geweiht, doch erhielt es nur einen Riß, der das Thor in der Mitte ſpaltete, ſich aber nur bis an den Rand des Rahmens jenes Bildes fortſetzte, welches wie eine mächtige Klammer wirkte und Alles zuſammenhielt; nicht einmal das Glas des Bildes ſo wie der davor hängenden Lampe nahm Schaden. Dieß Alles beſagt eine Inſchrift am Thore. Auch iſt der merkwürdige Riß durch eine ihn vom übrigen Geſtein auszeichnende Farbe verewigt.

Vom dritten Kreml-Thore habe ich nichts Beſonderes erfahren. Auch iſt es nicht ſo gelegen, daß bei ihm die aus- und einwogende Menſchenmenge ſo bedeutend ſeyn könnte, wie bei den beiden übrigen.

Alle drei Thore des Kremls ſind durch hohe, gewaltige Mauern mit einander verbunden, die in einem großen Dreieck, mit vielen Thürmen geziert, den Kreml umgeben. Innerhalb dieſer Mauern liegen nun alle die intereſſanteſten und hiſtoriſch wichtigſten Gebäude Moskau's, die heiligſten Kirchen der Stadt mit den Gräbern der alten Zaare und Patriarchen und Metropoliten, bedeutende Ueberreſte des alten Zaarenpalaſtes, neuere Paläſte der jetzigen Kaiſer, berühmte Klöſter, das Arſenal, das Senatsgebäude u. ſ. w., Baudenkmäler aus allen Zeiten der ruſſiſchen Geſchichte. Denn jeder ruſſiſche Herrſcher von uralten Zeiten bis auf den jetzigen Kaiſer herab war befliſſen, den Kreml mit irgend einem Monumente zu ſchmücken. Indem wir die Beſchreibung der Kirchen und Klöſter des Kremls auf eine allgemeine Ueberſicht aller gottesdienſtlichen Gebäude Moskau's verſparen, beſchränken wir uns hier nur auf die Paläſte und übrigen ausgezeichneten Gebäude.

Es sind dieß hauptsächlich folgende:

1) Das Terema und der Granowitaja Palata.
2) Das Bolschoi und Maloi-Dworetz.
3) Die Ornsheinaja Palata.
4) Das Senatsgebäude und das Arsenal.

(Fortsetzung folgt.)

Französische wissenschaftliche Expedition nach dem Norden Europa's.

Das Athenäum, dem wir diesen Artikel entlehnen, verdankt ihn einem seiner Correspondenten in Schweden, der die Bemerkung hinzugefügt hat: „Ohne Zweifel sind die französischen Gelehrten zurückgekehrt, und Sie sind voll Bewunderung über ihre Verrichtungen und ihren Erfolg. Vielleicht ist es Ihnen angenehm, von einem unparteiischen Augenzeugen — wenigstens von ihrer Landexpedition — etwas Näheres zu hören."

Ich bin nicht persönlich bekannt mit dem, was zu Spitzbergen sich ereignete, doch alle Berichte kommen darin überein, daß die Philosophen auf ihrer Reise gut aßen, tranken und schliefen, wenn sie auch wegen Mangel an Raum etwas unbequem sich fühlten. Auf Spitzbergen blieb die Expedition zehn Tage in einem Hafen, auf allen Seiten von steilen Klippen umgeben. Bei ihrer Ankunft in Hammerfest blieb die Corvette einige Tage daselbst, während der Präsident und einige Mitglieder einen Ausflug nach dem Nordcap machten; ob sie dort etwas Neues sahen oder fanden, weiß ich nicht. Bei ihrer Rückkehr kauften sie alle Arten „nordischer Begriffe," wie Kinderwiegen, Löffel, Gürtel, Schuhe u. s. w., und man machte Vorbereitungen für eine Reise durch Lappland. Ein Theil davon war auch ein Abschiedsball für die Damen von Hammerfest.

Am 21 August reisten die Mitglieder der Expedition in einem Dampfboot ab, das im Laufe des Sommers mehrere Fahrten zwischen Hammerfest und Drontheim gemacht hatte, und das bei Talvig und Alten anlegen sollte, von wo die Untersuchungsgesellschaft zu Land weiter gehen wollte. Hr. Bahl, Botaniker (ein Däne), blieb in Hammerfest, Hr. Martin, Botaniker (ein Franzose), segelte mit der Corvette nach Frankreich. Zwei Franzosen, zwei Schweden und ein Däne sollten den Winter in Alten bleiben. Die übrigen Mitglieder der Expedition, nämlich Präsident Gaimard, Professor Marmier, Hr. Robert, Graf Gyldenstolpe, Dr. Sundevall (Schweden), Capitän Meier (ein Norwege), Français, der Koch und ich, als eine Art Aushelfer (preparer) bei der Expedition, wurden bestimmt, die Gebirge zu überschreiten.

Ich kann mich nicht entsinnen, daß auf der Reise von Hammerfest nach Kaafiord etwas vorgefallen wäre, außer daß die Mitglieder im Salon faullenzten (lounged), oder in die Cajüte und ins Bett hinunterkrochen, um nach den Beschwerden des Balles in Hammerfest auszuruhen. In Kaafiord wurden wir von den HH. Woodfall und Crowe mit großer Gastfreundschaft aufgenommen. Vor unserer Abreise machten der Präsident und Einige der Expedition einen Ausflug nach Bossecop und Alten Gaurd, wo sie eine Ansicht von der schönen Gegend am Altenfluß erhielten.

Endlich am 29 August brach die Karawane gegen 9 Uhr des Abends von Kaafiord auf. Ich, der ich in gewisser Hinsicht ein Mitglied der Expedition war, hatte schon lange zuvor einen sichern Führer von den Kautokeim-Lappen genommen, mit Namen Mickel Johanson Kemi, früher ein Lensmand (Gerichtsdiener), und der auf unserer Reise nach Kautokeim Beweise von jener außerordentlichen Ortskenntniß ablegte, welche den Gebirgslappen so eigenthümlich ist. Nicht ohne Anstrengung erreichten wir den Gipfel des Gebirges, doch hatten wir keine andern Schwierigkeiten zu bekämpfen; in der That, auf einer solchen Hochebene, wie zwischen Alten und Kautokeim, konnte man es auch nicht erwarten: keine gefährlichen Höhen, keine sumpfigen Moräste; die ganze Reise war von unserem kundigen Führer so gut berechnet, daß er, wenn wir auch den ganzen Tag fortwanderten ohne einen Grashalm zu sehen, doch für unser Nachtquartier stets einen Fleck fand, wo die Pferde Weide finden konnten. Wir lagen zwei Nächte auf der Höhe des Gebirges, wo wir kein anderes Brennholz finden konnten, als einige Wachholder- und Birkensträuche (Betula nana), mit denen jedoch alle Arten französischer Gerichte gekocht wurden!

Als wir am zweiten Abend uns lagerten, trafen wir eine Lappenfamilie mit ihrer Rennthierheerde. Der Präsident kaufte ein Rennthier für 3 Species oder 12 Schilling (7 fl. 12 kr.). Der Mann durfte es auf seine eigene lappländische Art schlachten, und erhielt für seine Mühe die Haut u. s. w. des Thieres. Nach vier Tagen erreichten wir in gutem Wohlseyn Kautokeim; doch auf der ganzen Reise (96 englische Meilen) längs dem Gebirgskamm wurde nicht der geringste wissenschaftliche Versuch unternommen! Sahen wir eine merkwürdige Gebirgspflanze, so war keine Zeit, sie zu untersuchen, oder einen Vogel, da war keine Zeit, ihn zu verfolgen; so lange das Tageslicht dauerte, blieben wir unausgesetzt auf dem Marsche, doch schoß Dr. Sundevall zwei Schneehühner. Als wir einen Tag in Kautokeim geblieben, setzten wir unsere Reise nach Karasuanda weiter fort, und kamen durch Birkenwälder, Moräste und steinige Gebirgsgegenden. Das Wetter, das bisher ziemlich gut gewesen war, wurde jetzt rauh. Auf unserer ersten Tagereise von Kautokeim und in der Nacht des 4 September regnete es fast unaufhörlich.

Gegen Abend fühlte sich der Präsident etwas unwohl, und der Lappe, den wir als Führer von Kautokeim mitgenommen hatten, war des Weges nicht ganz gewiß. Doch kamen wir spät am Abend an einen Platz, wo die Pferde Weide fanden. Wir besorgten, der Präsident würde ernstlich krank werden, und wir genöthigt seyn, ihn auf einer Bahre nach Karasuanda zu tragen; doch am nächsten Morgen war er so weit hergestellt, um sein Pferd wieder besteigen zu können. Nachdem wir viele Mühseligkeiten ertragen hatten, da unsere Pferde oft bis an die Kniee in den sumpfigen Boden einsanken, kamen wir spät am Abend des 5 September in Karasuanda an; dieß war, wie es sich später zeigte, sehr glücklich für uns, denn der Regen, der seit unserer Abreise von Kautokeim in leichten Nebeln gefallen war, ergoß sich jetzt in gewaltigen Strömen, und hörte nicht auf bis am 8 des Morgens. Glücklicherweise war das Wetter ungewöhnlich mild gewesen. Wir hatten nur in einer Nacht Frost, wo ich und Dr. Sundevall vergeblich uns bemühten, Feuer zu machen aus dem Reisig der Zwergbirke. Da aber keiner der großen wissenschaftlichen Expedition einen Thermometer hatte, konnten wir nicht angeben, wie viel Grade Kälte wir hatten: Von Kaafiord hatten wir ein Barometer mitgenommen, in

der Abſicht, Beobachtungen anzuſtellen, die denen entſprächen, die in Boſſekop gemacht wurden, aber als wir am erſten Abend hielten, fand ſich nichts als der Rahmen! So wurden auf der ganzen Reiſe keine Beobachtungen gemacht, eine magnetiſche ausgenommen vom Capitän Meier in Kautokeim.

Etwas lernten wir jedoch, das nicht ohne Intereſſe iſt in Bezug aufs Klima. Lange hat man geglaubt, daß die Vegetation in den nördlichen Theilen der Lappmark fortdauernd im Abnehmen iſt, und man findet große Strecken Landes von den Bergen geſchützt und früher mit Fichtenholz bedeckt, wo jetzt nur Stumpen und verfaulte Wurzeln von Fichtenbäumen nebſt wenigen elenden Birken zu ſehen ſind. Doch nirgends iſt dieſe Abnahme ſo merklich als in der Nähe von Kautokeim. Wo früher, vielleicht nur vor einem Jahrhundert, ein Wald von ſchottiſchen Fichten die ganze Länge des Fluſſes Alten hinzog, in einer Ausdehnung von 72 Meilen, da iſt jetzt nichts zu ſehen als einige elende Bergbirken, die jedes Jahr zu vernichten droht. Unſer Führer, der ein unterrichteter Mann war, verſicherte uns, daß er Fichtenwurzeln, ſo weit als die jetzige Gränze der Birken geht, geſehen. Wenn man dieſe Erſcheinung mit der Erfahrung vergleicht, daß die Fichte in der Tornea Lappmark nach und nach ſich vermindert, ſo muß man zugeben, daß die Vegetation in den höhern nordiſchen Gegenden im Abnehmen begriffen iſt, und die Frage bleibt nur, wie kann dieſe Erſcheinung erklärt werden? Muß man ſie örtlichen Urſachen oder der großen Vermehrung des Eiſes in den Polargegenden zuſchreiben, deſſen Urſache wieder in einer allgemeinen kosmographiſchen Veränderung im Globus geſucht werden müßte? Wenn dieſe Abnahme der Vegetation fortdauert, ſo werden die höhern nordiſchen Gegenden in einigen Jahrhunderten unbewohnbar werden, und der nördliche Theil Norwegens würde in Gefahr ſeyn, auf dieſelbe Weiſe zuzufrieren, wie die Geſchichte es von Grönland erzählt. Mehrere Lappen, Bewohner von Kautokeim, haben bereits ihre Wohnungen entfernt aus Mangel an Brennmaterial, obgleich unſer Führer ſich noch wohl erinnern konnte, daß in ſeiner Kindheit genug Fichten dageweſen wären, um die Dächer ihrer Hütten mit Brettern zu decken.

Am 8 September hellte ſich das Wetter wieder auf, und der Präſident, der während des letzten Regenwetters meiſt das Bett gehütet hatte, fand ſich jetzt in ſo weit wieder hergeſtellt, daß er einen Ausflug nach Enontekis unternehmen konnte, um Lappenſchädel zu ſuchen. Man muß hier bemerken, daß der Ort, wo ſonſt die Kirche Enontekis ſtand, jetzt verlaſſen iſt. Die Kirche iſt jetzt in das Kirchſpiel Palidſcho (Palijo), 50 Meilen weiter unten auf der ruſſiſchen Seite, verſetzt; der Kirchhof allein bleibt in Enontekis. Hier fanden die HH. Gaimard, Robert und Sundevall einen großen Schatz, nämlich zwei große Säcke voll Schädel und Menſchenknochen! Dr. Sundevall fürchtete, unſere Todtengräberarbeit könnte zu den Ohren der lappländiſchen Bevölkerung kommen, um ſo eher, da wir einen Todtengräber aus Karuſuanda mitgenommen hatten, dieſe Arbeit zu übernehmen.

(Schluß folgt.)

Vorſtellung ſlaviſcher Völker von der Peſt.

Wir entlehnen aus Wojcicki's „Polniſchen Volksſagen und Mährchen“ (überſetzt von Leweſtam) Nachſtehendes über die Art, wie die ſlaviſchen Völker in ihrer eigenthümlichen Phantaſie ſich die Peſt und überhaupt jede verheerende epidemiſche Krankheit vorſtellen. Vielleicht liefert uns die kleine Schrift noch manches Anziehende, denn mehr und mehr beſtrebt man ſich in den ſlaviſchen Ländern, ſo gut wie in den deutſchen, den Schatz der alten einfachen Volkspoeſie auszubeuten.

„Die Reußen, Serbier, Polen ſtellen ſich eben ſo wie die Slowaken und Litthauer die Peſt auf ganz gleiche Weiſe unter der Geſtalt einer Jungfrau vor. In Serbien und Slavonien wird dieſe Jungfrau Kuga genannt. Die alten polniſchen Sagen erzählen von einer Peſtjungfrau, die auf zweiräderigem Wagen einherfährt. Als vor fünf Jahren die Cholera graſſirte und nicht geringe Strecken Landes verödete, hörte ich von reußiſchen Bergbewohnern jenſeits des Pruth, daß dieſe Krankheit von einem Weib in die Städte und Dörfer getragen würde.

„Mag hier auch ſeinen Platz finden, was Mickiewicz von dieſem Weib erzählt: „Das gemeine Volk in Litthauen denkt ſich die Peſt unter der Geſtalt einer Jungfrau. Ich will hier wenigſtens dem Inhalte nach eine Ballade anführen, die ich früher einmal in Litthauen gehört habe. In einem Dorf erſchien die Peſtjungfrau und brachte Tod in alle Häuſer, indem ſie wie gewöhnlich ihre Hand zur Thüre oder zum Fenſter hineinſteckte und mit einem rothen Tuche wehte. Die Bewohner des Dorfes verſchloſſen ſich in ihre Hütten, aber Hunger und andere Bedürfniſſe zwangen ſie bald, dieſe Vorſichtsmaaßregeln zu unterlaſſen. Alle erwarteten ihren ſichern Tod. In dieſer Angſt beſchloß ein Edelmann, der noch mit Lebensmitteln am meiſten verſehen war und die wunderbare Belagerung am längſten aushalten konnte, ſich für das Wohl ſeiner Mitmenſchen aufzuopfern. Er nahm deßhalb ſeinen Säbel, auf welchem die Namen Jeſus und Maria eingegraben waren, und öffnete ein Fenſter ſeines Hauſes. Mit einem Hiebe ſchlug der Edelmann dem furchtbaren Geſpenſte die Hand ab und eroberte das rothe Tuch. Zwar ſtarb er ſelbſt mit ſeiner ganzen Sippſchaft, doch hörte man von da an im Dorfe nie mehr von der Peſtjungfrau.“

Wirkungen der Bewäſſerung in Perſien. Capitän Wilbraham berichtet in ſeinem mehrfach erwähnten Werke hierüber Folgendes: „Ich habe es von ſehr competenten Perſonen bezweifeln hören, daß die Bevölkerung Perſiens wirklich in der Abnahme ſey. Zahlreiche Striche Landes ſind jetzt verheert, welche Spuren frühern Anbaues tragen, dagegen aber haben ſich in Gegenden, die von großen Straßen weiter entfernt ſind, neue Dörfer erhoben. Die Zerſtörung einer einzigen Waſſerleitung kann die Bewohner eines ganzen Diſtricts nöthigen zum Auswandern, während die Eröffnung eines neuen Canals augenblicklich blühende Dörfer ins Daſeyn ruft. Die Wirkung der Bewäſſerung iſt faſt magiſch: hart neben den dürrſten Strichen ſieht man reiche Weingärten und Kornfelder untermiſcht mit herrlichen Fruchtgärten und Nußbäumen, welche allenthalben, wo Feuchtigkeit iſt, mit unglaublicher Schnelligkeit unter den Strahlen einer glühenden Sonne emporſchießen. Noch ſchneller aber ſinken ſie zuſammen, wenn der belebende Strom von ſeinem Lauf abgeleitet wird, und die Dürre eines einzigen Sommers kann oft Jahre lange Arbeit zerſtören.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 68** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Menſch und das Geld.** (Schluß.) — **Die ſociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.** (Fortſetzung.)

Das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden. Es beträgt für den Ertrag des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 164.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Junius 1839.

Australien.

Neuester Zustand von Neusüdwales.

Alle Schilderungen, die officiellen und die nicht officiellen, sprechen von dem beispiellosen Fortschritt der Colonie in materiellem Wohlseyn, ein leicht erklärlicher Umstand, denn an Land und an Fruchtbarkeit des Bodens fehlt es nicht, und die Gewalt des Gouverneurs ist wenigstens im Stande, eine äußere Ordnung aufrecht zu erhalten. Hinsichtlich des moralischen Zustandes lauten freilich die Nachrichten anders, und selbst diejenigen, welche aus Parteirücksichten geneigt sind, die Sache in milderem Lichte darzustellen, geben zu, daß es schlimm genug stehe. Im März oder April des Jahres 1836 faßte eine Versammlung der angesehensten Einwohner der Colonie eine Bittschrift an den König ab, worin sie sich namentlich darüber beklagt, daß man ehemalige Verbrecher und Leute von notorisch schlechtem Charakter als Geschworne fungiren lasse, und um ein wirksameres System einer *secundären Bestrafung* bittet. Dieß heißt nichts anders, als daß man die Verbrecher, für welche man namentlich auch eine strengere Aufsicht wünscht, nach Verfluß ihrer Strafe noch nicht als völlig frei betrachten, sondern gewissen Zwangsbestimmungen unterwerfen solle. Diese Petition hatte eine Gegenpetition zur Folge, worin behauptet wird, daß die erste die Sache viel zu sehr ins Schwarze gemalt habe. Es sprechen sich hier beide Parteien aus, welche die Colonie theilen, und schon unter den Gouverneuren Brisbane und Darling zu so bittern Streitigkeiten geführt hatten.

Wir können diesen Streit so gut wie ganz übergehen, und bemerken bloß, daß diejenige Partei, welche die erstere Petition abgefaßt hatte und der Meinung war, daß man die Verbrecher und die Emancipirten zu mild behandle, in der Hauptsache gewiß recht hatte, daß sie aber auf der andern Seite viel zu weit ging, indem sie ein engherziges Kirchensystem begründen wollte. So feindete sie den Gouverneur, Sir R. Bourke, lebhaft an, daß er das sogenannte „irische Nationalerziehungssystem," wonach alle christlichen Confessionen einen gemeinsamen Schulunterricht genießen sollten, einzuführen bemüht war, und sie führten gegen ihn ganz denselben Krieg, wie in England selbst die Tories gegen die Whigs, ohne daß sie gleich den Tories durch zahlreiche materielle Interessen zu diesem Kampf veranlaßt gewesen wären. Sie fielen darum auch, wie billig, durch, denn in einer solchen Colonie, deren Bewohner theils zerstreut, theils in einzelnen kleinen Gemeinden beisammen wohnten, ließ sich ihr Abschließungssystem gar nicht durchführen. In den andern Punkten aber hatten sie, wie bemerkt, Recht, und so scheint auch die Regierung darauf bedacht zu seyn, die Gerichtsverwaltung, was die Geschwornen betrifft, wesentlich zu ändern, damit künftig wenigstens nicht mehr der Skandal vorkomme, wie besser gesinnte Geschworene durch einige Schurken zur Freisprechung offenkundiger Verbrecher genöthigt werden.

Wie es hinsichtlich der Verbrecher aussah, kann man aus nachfolgender Zahl ersehen. Nach dem Census vom J. 1836 war die Einwohnerzahl von Neusüdwales 77,096 Seelen, darunter 27,831 Verbrecher, die Emancipisten, die man zum Mindesten eben so stark annehmen kann, ungerechnet. Man darf sich also nicht verwundern, daß in dem Jahre 1836 in das Gefängniß von Sydney allein 2036 Verbrecher kamen.

Daß die an dem Landstraßenbau verwandten Verbrecher Raubmorde in großer Zahl begingen, ist bekannt, aber auch die als Arbeiter den Privatpersonen zugewiesenen Verbrecher wurden immer zügelloser, und der Gouverneur sah sich veranlaßt, eigene *wandernde Magistrate* zu ernennen, die in den ihnen angewiesenen Districten von Gehöfte zu Gehöfte zogen, um die gegen solche Arbeiter (assignee's) vorgebrachten Klagen zu hören, und, da sie von berittener Polizei begleitet waren, summarisch zu richten und zu bestrafen. Die Sydney Gazette vom 21 Februar 1837 bemerkt aber, „die verschiedenen Mittheilungen, die wir aus dem Innern erhielten, zeigen, daß der Plan einen entgegengesetzten Erfolg hatte; das schlechte Benehmen der Verbrecher ist, wo möglich, noch gestiegen, und der Versuch, den subordinationswidrigen Geist und den Uebermuth, der unter ihnen herrscht, zu unterdrücken, ist völlig fehlgeschlagen." Die ernannten Magistrate waren lauter Officiere, die mit militärischer Ordnung und Strenge zu Werke gingen; der Gouverneur hatte allerdings das rechte Mittel

aufgefunden, allein die Kraft, es durchzusetzen, scheint ihm gefehlt zu haben, und dieß läßt den richtigsten Blick ins Innere der Verhältnisse dieses Landes thun. Setzt man nun hinzu, daß im Laufe der letzten Jahre selbst mehrere Friedensrichter wegen Viehdiebstahl vor Gericht gezogen wurden, so kann man sich leicht vorstellen, daß die gewöhnlichen Mittel hier nicht ausreichen. Um wenigstens einigermaßen abzuhelfen, wurde in der Mitte des vorigen Jahres eine neue Ordnung über die Zuweisung von Verbrechern als Arbeiter vorgeschrieben. Weil Emancipisten mit den ihnen als Arbeiter zugewiesenen Verbrechern so häufig gemeinsame Sache gemacht hatten, so wurde bestimmt, daß kein Emancipist künftig mehr früher als sechs Jahre nach seiner Freiwerdung Arbeiter zugewiesen erhalten sollte. Das Zusammenleben in den Städten das auf freie Dienstboten ungünstig wirkt, mußte auf Verbrecher noch schlimmer einwirken, und so ward verordnet, daß vom 1 Januar 1839 an in keiner Stadt mehr ein männlicher Verbrecher als Arbeiter zugewiesen werden sollte; vom 15 August d. J. an sollte überhaupt keiner als Hausbedienter verwendet werden, sondern bloß zu Feldarbeiten. Eine Veranlassung zu dem sichtlichen Streben, die Verbrecher aus den Städten zu entfernen, mag auch der Umstand gegeben haben, daß diese oft in einem Anzug gleich dem ersten Gentleman sich sehen ließen, weßhalb auch schon mehrfach verlangt wurde, man solle ihnen eine besondere Kleidung geben.

(Schluß folgt.)

Moskau.

2. Der Kreml.

(Fortsetzung.)

1) Das Terema und der Granowitaja Palata.

Das Terema.

Die beiden bedeutendsten Ueberreste des alten Zaarenpalastes des Kremls sind das Terema und der Granowitaja Palata, jenes das Gynaeceum, dieser den Krönungssaal der Zaaren enthaltend. Das eigentliche Corps de logis, der Haupttheil des Palastes selbst, wurde von den Franzosen so zerstört, daß keine Wiederherstellung möglich war. Man setzte daher an seine Stelle einen ganz neuen Palast, den sogenannten Bolschoi Dworetz (das große Schloß), oder auch vom Erbauer Alexanderski Dworetz (das Schloß Alexanders) genannt. Diesem großen Palast zur Seite und mit ihm durch Treppen und Galerien in Verbindung gesetzt, liegen nun jene beiden alten Ueberreste. Auch in ihnen wurde von den Franzosen Alles „na wosduch“ gesetzt, wie die Russen mir sagten, d. h. Alles so verwüstet, daß Wind und Wetter Thor und Thüren offen standen. Der Krönungssaal wurde schon längst wieder in völligen Stand gesetzt, und jetzt neuerdings hat der Kaiser Nicolaus auch das Terema völlig wieder herstellen lassen.

Terema oder Térem heißt bei jedem russischen Bauernhause der obere Theil des Gebäudes, wo unter dem vorspringenden Dache, unter dessem Schutze ein Balcon herumläuft, sich die Zimmer der Töchter und Kinder des Hauses befinden. Man kann sich denken, daß in den Liedesliedern des Volks daher das Térem eine nicht unbedeutende Rolle spielt; der bezeichnete Theil des alten Zaarenpalastes heißt nun vorzugsweise das Terema. Die Bauart dieses Terema ist ganz eigenthümlich, und ich erinnere mich nirgend etwas so Wunderliches gesehen zu haben: es besteht aus vier Etagen, die untere Etage ist die größte, die zweite kleiner, und die obere die kleinste, so klein, daß sie nur Ein Zimmer enthält, das Ganze gleicht also ungefähr den ausgezogenen Abtheilungen eines Perspectivs. Auf dem Platze, der auf diese Weise immer neben einer oberen Etage auf dem Dache der unteren bleibt, geht eine Galerie oder Balcon umher, und durch innere und äußere Treppen steigt man von einer Terrasse zu andern empor. Von jeder dieser Terrassen bieten sich die interessantesten Durchblicke und Ansichten in das Gewirre der alten und neuen Kremlgebäude, in deren Mitte sich das Terema gerade so recht eingenistet hat. Goldene Thurmspitzen, silberne Kirchenkuppeln, neue Paläste, unregelmäßige Gehöfte, buntbemalte Kirchen, die mit grotesken Heiligenbildern besäet, Treppen und Galerien bieten sich von jeder Terrasse aus im buntesten Gemische dar. Und der Pinsel eines Quaglio würde hier die Beschaftigung finden, wie Venedig sie ihm nicht bieten könnte. Aber kein Künstler hat bisher die so äußerst malerischen Ansichten des Kremls einer Auffassung und Darstellung gewürdigt. In den untern Etagen zeigt man einige Gast- und Thronzimmer der alten Zaaren, und das alleroberste soll aber vorzugsweise die Wohnung der Zaarewna's (Zaaren-Prinzessinnen) und der Kinder gewesen seyn. Alle diese Zimmer sind jetzt wieder in dem alt-russischen Geschmack neu restituirt. Die Oefen sind ganz eigenthümlich gestaltet, und jede Kachel, aus denen sie zusammengesetzt, mit hübschen Malereien verziert, die Wande der Zimmer sind mit einer Art Malerei bedeckt, welche an die Farbenpracht der Alhambra erinnert. Sie sind von einem ungemein dichten Gewirre von Laubwerk, Zweigen, Traubengeländern und wunderlichen Phantasieblumen von den lebhaftesten Farben bedeckt, deren Arabesken sich in beständigen Windungen durchkreuzen und in einander verschlingen. Auf allen Zweigen sitzen bunte Vögel, gelbe, blaue, goldene, silberne, Eichhörnchen, Mäuse und andere Thierchen, und an jedem Aste hängt eine Last prächtiger, ausländischer Früchte, und zwischendurch schlängeln sich beständig hin und her allerlei goldene Schnörkel und Figuren. Hie und da sind auch Portraits von Zaaren und viele andere Gesichter, Wappen, Häuserchen und sonstige Dinge eingewebt. Man hat noch hie und da in einigen alten Kirchen die Originale zu diesen Mustern gefunden. Doch ist hier jetzt natürlich von neuern Künstlern Alles viel zierlicher, hübscher und reicher ausgeführt, als es ehemals gewesen seyn mochte. Von einer der Terrassen des Terema tritt man in die kleine Kirche Spaß solotaja rischotka, die durch die Franzosen ebenfalls geleert, durch die Kaiser Alexander und Nikolaus aber wieder auf das prächtigste mit goldenen und silbernen Kirchengeräthen gefüllt wurde. Sie hat auf ihrem

Dach 12 kleine goldene Kuppeln, so groß wie Schornsteine, an deren Anblick sich die kleinen Zaarenprinzen früher recht oft ergötzt haben mögen.

Der Granowitaja Palata.

Der Granowitaja Palata ist ein kleines, sonderbares Gebäude, das ganz quadrangulär oder kubisch gebaut, wie ein großer Kasten dem großen Bolschoi Dworetz angehängt ist. Es hat seinen Namen, der ungefähr so viel bedeutet, als „Ecken-Palast" von den facettirten Steinen auf der einen äußern Seite seiner Mauer. Drei Seiten sind nämlich schlicht. Auf der vierten nach dem Kathedralenplatze hinaus gehenden aber ist jeder Stein mit vier Seiten pyramidalisch zugespitzt. Von diesem unbedeutenden Umstande ist das ganze Gebäude benannt. Es enthält dasselbe in seiner zweiten Etage weiter nichts, als den alten Krönungssaal der Zaaren und jetzigen Kaiser.

Von dem Kathedralenplatze aus führt die sogenannte „rothe Treppe" (Krassnoi kruilzo) zu diesem Saale hinauf. Diese Treppe, auf welcher der prachtvolle Krönungszug, wenn er aus der Kirche kommt, wo die Salbung vorgenommen wird, hinaufgeht, hat unten einen Thorweg, und führt in drei Hauptabsätzen hinauf. Auf dem Geländer jedes Absatzes liegt ein pudelartiger Löwe, der sein Maul aufsperrt und tausend Zähne furchtbar fletschend zeigt, mehr aber Lachen erregt als Schrecken einflößt. Von der Treppe gelangt man zu einem Vorzimmer, dessen Wände mit einer Menge Fresken bemalt sind. Von diesem Vorzimmer aus geht es durch eine kleine niedrige Thür, die man erst suchen muß, weil sie sich in der einen Ecke des Zimmers befindet, in den eigentlichen Thronsaal, der, wie gesagt, die ganze obere Etage des kleinen Palastes einnimmt.

Der Saal ist sehr niedrig gewölbt, und die Gewölbe vereinigen sich sämmtlich in der Mitte, wo sie sich auf einen dicken viereckigen, zuverlässigen Pfeiler stützen, der in der Mitte des Saales steht. Die Wände sind jetzt seit der Krönung des jetzigen Kaisers (1825) mit rothem Sammt ausgeschlagen. Auf diesem Sammt ist im ganzen Saale herum abwechselnd ein russischer Adler mit Blitzen und ein N. I. (Nikolaus der erste) in Gold gestickt. Zwischen jedem Adler und N. I. steht ein großer vergoldeter Candelaber an der Wand. Zur Linken der Eingangsthür sind die amphitheatralisch aufgethürmten Sitze der Musikanten, und in der diagonal gegenüberliegenden Ecke steht unter einem rothsammetnen Baldachin der kaiserliche Thron. Ueber den niedrigen Fenstern des Saales sind die Wappen der verschiedenen Gouvernements Rußlands angebracht. Unter den dem Throne zunächst befindlichen bemerkte ich die von Twer und Novgorod. Den Pfeiler in der Mitte des Saales umgeben Etageren, auf denen am Krönungstage allerlei silberne und goldene Kroninsignien zur Schau ausgelegt werden. Der Saal stellt ungefähr das vor, was der Römer in Frankfurt war, und hat für die Krönung der Zaaren ganz dieselbe Bedeutung, wie jener für die Krönung der deutschen Kaiser. Nachdem nämlich der Zaar — in Moskau wird noch jetzt selbst der Kaiser oft Zaar genannt — in der Uspenski Sabor (der Krönungskirche) gekrönt ist, geht der feierliche Zug über dem Kathedralplatze die „rothe Treppe" hinauf bei den kleinen Löwenfratzen vorbei, und durch das dunkle Vorzimmer in den rothen Krönungssaal, in dem der Kaiser mit der Kaiserin unter dem Baldachin auf dem Thron in vollem Ornate Platz nimmt, um zum erstenmale, angethan mit allen Insignien der Majestät, mit seinen Großen zu tafeln. Nikolaus speiste hier mit seiner Mutter der Kaiserin Maria und seiner Gemahlin der Kaiserin Alexandra. Rechts vom Throne bis zu den Musikanten sitzt die „Duchowenstwo" (Geistlichkeit), und links bis zur Eingangsthür die „Dworánstwo" (der Adel), oder wie man hier in Moskau noch nach dem alten Style sagt, die Bojaren.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise in die Bretagne.

Die Landspitze Raz und die Insel Sein.

Man rechnet sechs starke Wegstunden von Douarnenez nach der Spitze der Landzunge, welche die Meerbuchten von Douarnenez und Audierne scheidet und gleichsam ein Horn bildet, wonach dieser ganze äußerste Küstenstrich ehemals Cornueille, cornu Galliae, benannt wurde. Das Vorgebirge heißt heutzutage Pointe du Raz, und gehört nach der neuen geographischen Eintheilung zum Kanton von Quimper. Nicht ohne viele Umstände und Umwege fand ich mich bis an den Leuchtthurm auf dem äußersten Punkte der Halbinsel, eine gute Viertelstunde hinter dem traurigen Dorfe Roscoff. Dieser ansehnliche Leuchtthurm ist erst ganz kürzlich fertig geworden, und war an dieser stürmischen, gefahrvollen Küste ein höchst nothwendiges Zeichen für die Schiffe. Die Wege, welche nach diesem äußersten Thale führen, sind keine gebahnten und geräumigen Landstraßen, die man ohne Hinderniß und Unbequemlichkeit zu Wagen und zu Pferde passiren kann, sondern krumme, im Zickzack laufende und enge Communications- und Nebenwege nach den Kirchen, Capellen, Mühlen, Gütern und Dörfern, welche den Reisenden jeden Augenblick in Verlegenheit bringen. Durchweg schlechten und magern Boden traf ich längs der Baiufer, wo auf den Höhen weder Ackerfeld noch Waldung, nicht einmal kurzes Strauch- und Buschwerk, sondern höchstens Haidekraut zu finden ist. Man sieht daher Haidestrecken beträchtlichen Umfangs; einige davon hat man in neuern Zeiten aufgerissen und in Getreidefelder verwandelt, welche aber nur etliche Saaten tragen, und dann wieder mehrere Jahre ausruhen. Die Vegetation ist schwach; außer Haidekraut und Strandhafer wachsen hier andere Pflanzen nur in verkrüppelter Zwerggestalt. Die einzige Commune Cleden, welche mehr Schutz gegen Stürme und Seenebel hat, ist gut angebaut und erfreut das Auge; allein das sind seltene Glanzpunkte und Ueberraschungen auf dem Wege durch diese dürren, magern Steppen, welcher zum Verzweifeln langweilig und traurig wäre, wenn man sich nicht von Zeit zu Zeit an dem Anblick des Meeres stärkte, welches fortwährende Unterhaltung und Abwechslung gewährt, denn die See ist noch wunderlicher und veränderlicher, als ein Weib. Jetzt eben wüthet sie in der verdrießlichsten Stimmung gegen Alles, was ihr in den Weg tritt; zwei Stunden später rauscht sie mit der anmuthigsten Coketterie heran, und scheint mit unsäglicher Wonne und liebevoller Zärtlichkeit das Ufer zu küssen; ein anderes Mal wiegt sie sich mit der

Morbidezza und der graciösen Wellenbewegung einer Pariserin, und hält eine träumerische Sieste lange zuvor, ehe sie ihr gewöhnliches Gestade erreicht, während sie das nächste Mal verheerend und zerstörend weit ins Land hineindringt.

Die Ufer der Bai sind bald erhöht, bald abgedacht; die gegen die offene See gelegene Küste hat jedoch meistens hohe Ufer, welche die Natur gleichsam als Schanzen und Bollwerke gegen den furchtbaren Andrang der Fluthen aufgeführt hat; die Gestade des Meerendes am Leuchtthurm sind ganz besonders hoch, abschüssig, unwirthsam, mit einer Reihe schroffer Felsenzacken umgeben, und voll tief einschneidender Felsenschluchten und schwarzer Felsenhöhlen, worin bei hoher Fluth die Wogen fürchterlich donnern. Die Landspitze Naz erhebt sich 500 Fuß hoch über der Meeresfläche. Das mannichfaltig gezackte, ausgehöhlte, durchwühlte und durchrissene Bergufer ist von oben bis unten kahl, und mit keinem Strauch noch Baum bewachsen. Die von zahllosen Spalten und Borsten zerklüfteten Felsenwände starren senkrecht in allerlei Formen empor; ihre Schichtenrichtung streicht fast überall horizontal. Was bei einem Gang um den Strand die Erwartung immer gespannt erhält, ist, daß die Uferpartien sich nicht mit einem Mal dem Auge darstellen, sondern sich nur nach und nach hinter weit vorspringenden Uferabsätzen vorschieben. Der Anblick oben von der Höhe hat etwas Großartiges, Kolossales, das anfangs Staunen, Schrecken und Schwindel erregt. Man glaubt den Rand der See, ihre letzte Welle, unter seinen Füßen zu erblicken; daß aber diese Nähe nur scheinbar, bewies mir ein mit aller Macht im Bogen geworfener Stein, der kaum das Wasser berührte.

(Fortsetzung folgt.)

Französische wissenschaftliche Expedition nach dem Norden Europa's.

(Schluß.)

Nachdem wir die Ernte der lappländischen Schädel und Knochen gesichert hatten, kehrten wir nach Karusuanda zurück, und besuchten zuerst den Lensmand Grape, der uns die Stromschnellen hinab nach Monioniska führen sollte. Unsere Abreise von Karusuanda war auf Morgens 5 Uhr festgesetzt am 10 September; doch würden wir, glaube ich, nicht so zeitig aufgebrochen seyn, hätte nicht ein ominöser französischer Graf (ich vergaß seinen Namen) denselben Tag um 6 Uhr sich entschlossen abzureisen. Diese mysteriöse Person war uns von Hammerfest gefolgt. Er reiste auf eigene Rechnung, ganz unabhängig von der Expedition. Der Präsident Gaimard war besonders sehr gegen ihn erbittert, und erklärte ihn für einen Spion und Carlisten u. s. w. Wir wurden Alle, im Gesammt und Einzelnen, ersucht, keine Gemeinschaft mit ihm zu haben; doch schon in Kaasfiord hatten mehrere unangenehme Collisionen mit diesem sogenannten französischen Grafen stattgefunden. Wir hatten z. B. die Pferde eines Kaufmannes, Namens Norberg, in Talvig auf Donnerstag den 27 August bestellt, doch des Grafen Dolmetscher benachrichtigte Norberg, daß wir vor dem 30 nicht abreisen würden, was zu einer Erklärung zwischen dem schwedischen und französischen Grafen Anlaß gab. Ich konnte nie entdecken, was der Grund seiner Reise war, oder was er beabsichtigte; er sagte selbst, er reise, um Bären zu jagen. Das Ende war daß, obgleich der Präsident ihm bedeutet hatte, uns mit seiner Gesellschaft über die Berge zu verschonen, er uns doch folgte, als wenn er Theil an der Expedition hätte. Als wir Kaasfiord am Abend des 29 August verließen, blieb er zurück, doch den folgenden Tag erreichte er uns beim Bauer Mathisen. Er traf Anstalt, als wolle er in die Wälder gehen, um Bären zu jagen, und blieb in dieser Absicht in Mathisens Hause zurück, als wir es am 30 August verließen. Nachher trafen wir ihn nicht wieder, bis er am 9 September nach Karusuanda kam. Er war den ganzen Weg von Alten zu Fuß gegangen, und der arme Mann hatte im Regen viel Mühsale bestanden, als wir in Karusuanda gut versorgt waren. Er hatte beschlossen, um 6 Uhr Morgens aufzubrechen; dieß machte einen solchen Eindruck, daß wir dadurch, wie ich glaube, uns bewegen ließen, eine Stunde früher fortzugehen. Diesen Tag kamen wir bis Mannoniska, 66 Meilen, über die schwierigsten Strömungen, die zwischen Karusuanda und Manno Ofvre Bye (oberes Dorf). Der Graf jedoch kam denselben Tag erst spät in der Nacht an. Nun ist in dem ganzen Dorfe nur Ein guter Steuermann zu finden, der ein Boot über die gefährliche Manno-Strömung führen kann. Wir trafen diesen Mann, Niels Rigina mit Namen, auf einem Felde nahe bei dem Nedre Bye (unterem Dorf). Lensmand Grape, der mit ihm bekannt war, ging ans Ufer, und forderte ihn auf von Seite der Expedition, uns am nächsten Tag über die Stromschnelle zu führen, was er auch versprach. Unterdessen nahm der französische Graf sein Nachtlager im Hause des obenerwähnten Hirten, und überredete ihn auf eine oder die andere Art, ihn am nächsten Tage nach Koulare zu bringen, und geradezu die große Manno-Strömung hinunterzugehen. Der Fährmann, ohne geradezu sein Versprechen gegen uns zu brechen, nahm seinen Sitz nicht in des Präsidenten Boot, sondern in dem des französischen Grafen, dessen Boot er zuerst über den schlimmsten Fall hinwegsteuerte, und dann die andern nacheinander. Lensmand Grape und ich hatten uns von der Expedition getrennt, und wollten eben auf einem kleinen schmalen Wege nach dem Pfarrhause gehen. Schon hatten das Boot des Präsidenten und die übrigen zwei Kanonenschüsse weit gerudert, und näherten sich dem Boot, in dem der französische Graf saß, als der Präsident endlich gewahr wurde, daß der eigentliche Steuermann in dem Boote des Grafen und nicht in dem seinigen saß. Augenblicklich befahl er sein Boot ans Land zu setzen, und mit einer Schnelligkeit, die ich auf der ganzen Reise nie zuvor an ihm bemerkt hatte, lief er mit Marmier über das Feld auf uns zu; wir (Grape und ich) gingen ihnen entgegen. Der Präsident fragte Grape mit einiger Wärme, wie es käme, daß der erste Steuermann in des Grafen und nicht in sein Boot gegangen. Grape erklärte, der Steuermann habe versprochen, das Boot des Präsidenten, so wie die übrigen Boote über die Strömungen zu bringen, doch da wir auf russischem Gebiete wären, so könnte er dem Steuermann nicht befehlen, in welchem Boot er sitzen oder welches er führen sollte. „Russisches Gebiet!“ sagte der Präsident, indem er seinen Kopf mit drohenden Blicken gegen den französischen Grafen schüttelte. Hier trennten wir uns, auch ist es nicht zu meiner Kenntniß gekommen, wie diese beiden Herren in Acha Poika verfuhren, wo die gefährlichste Strömung ist.

Altes Grab zu Arras. Im Chor der alten Kathedrale hat man einen alten, bleiernen, stark oxydirten Sarg geöffnet, in welchem sich außer den Gebeinen und einigen andern Resten eine Bleiplatte fand, der zufolge hier Frumaud, siebenter Bischof von Arras (Bischof der Atrebaten genannt), † im Jahre 785, begraben liege.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 165.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Junius 1839.

Ueber die alte ägyptische Geschichte.

Die Litterary Gazette vom 27 April, 4, 11 und 18 Mai, enthält Auszüge aus den Vorträgen in einer zu London am 21 April gehaltenen Versammlung. Die königliche Gesellschaft der Literatur öffnete nämlich an dem genannten Tage ihre Säle, um die zehnjährige Gründung des Instituts der archäologischen Correspondenz in Rom zu feiern. Von den Mitgliedern dieses Instituts war Ritter Bunsen und Dr. Lepsius anwesend, und beide hielten Vorträge über ägyptische Alterthümer. Es kann hier unsere Absicht nicht seyn, auf diese Gegenstände näher einzugehen, und wir heben bloß einige Andeutungen aus, weil sie auf die Erfolge der neuern antiquarischen Forschungen über Aegypten ein glänzendes Licht werfen.

Ritter Bunsen bemerkte, daß erst die in den letzten zwölf Monaten gemachten Entdeckungen die Alterthumsforscher in den Stand setzen, das Alter und die Erbauer der Pyramiden zu bestimmen. Man hatte schon fast an der Enträthselung dieser Frage verzweifelt, man hatte trotz der Behauptung Herodots nicht mehr gehofft, hieroglyphische Originalinschriften zu finden, und deßhalb sogar den Zweifel aufgeworfen, ob die Pyramiden auch wirklich von dem uns bekannten ägyptischen Volk herrührten. Die Auffindung des Sargs und der Mumie des Königs Mycerinus, des Erbauers der dritten großen Pyramide, und die neu entdeckten Inschriften in den aufgefundenen innern Kammern heben alle Zweifel. Das Resultat ist in möglichster Kürze folgendes. Die Regierung des Menes ist für uns die älteste ägyptische Geschichte; ihn mitgerechnet herrschten 38 thebanische Könige 1075 Jahre lang. Nach dieser Zeit folgte eine etwas über 500 Jahre dauernde Periode der Unterdrückung durch ein aus Palästina gekommenes Volk, und während dieser Periode finden sich zwei, vielleicht noch mehr, gleichzeitige pharaonische Dynastien, wahrscheinlich Reguli einzelner Provinzen, die sich durch Tributbezahlung u. dgl. ein unsicheres Daseyn fristen. Nach dieser Zeit kommt die Wiederherstellung des ägyptischen Reichs, dessen glänzendster Stern Sesostris Rameses (ungefähr 1318 bis 1253 v. Chr.) ist. Der wahrscheinlichste Zeitpunkt der Wiederherstellung des ägyptischen Reichs ist 1570 v. Chr. Diese dritte Periode ist uns verhältnißmäßig bekannt, obwohl die griechischen Geschichtschreiber, wie sich aus einer Prüfung ihrer Werke ergibt, über die Zeit vor Psammetich keine bestimmte Zeitrechnung hatten, und aus der vor Sesostris nur fragmentarische, für sie größtentheils unverständliche Thatsachen, mit Volkssagen und Priestersabeln gemischt. Alle großen, riesenhaften Werke Aegyptens gehören der ersten Periode der achtunddreißig thebanischen Könige von Menes an, namentlich die Pyramiden, der Canal des Möris, das Labyrinth u. s. w., Werke, in Vergleichung mit denen die berühmten und wunderbaren Paläste und Tempel von Theben und Nubien aus der sesostrischen Periode zu Zwerggestalten herabsinken. Ein Werk des Ritter Bunsen, das bereits im Druck sich befinden soll, wird diese Forschungen umständlich auseinandersetzen; Bunsen betrachtet dasselbe keineswegs als ein Werk seines eigenen, alleinigen Studiums, sondern als das Resultat europäischen Forschungsgeistes und Ausdauer, und man darf ernstlich stolz darauf seyn, daß so Vieles aus der ägyptischen Geschichte, was Römern und Griechen nicht gelang, denen doch so unendlich viele, für uns verlorne, Hülfsmittel zu Gebote standen, uns endlich nach langer Anstrengung und Mühe, nach einem wahrhaft ameisenartigen Zusammentragen des Materials, klar zu werden beginnt.

Australien.

Neuester Zustand von Neusüdwales.

(Schluß.)

Das unbändige Benehmen der Verbrecher im Innern machte, daß viele nach Sydney zurückgeschickt wurden, um dort unter Aufsicht an den Straßen zu arbeiten, viele auch entflohen in die Wälder und vereinigten sich mit den Eingebornen, noch andere ließen sich insgeheim auf irgend einem noch unbebauten Fleck nieder, ohne irgend Jemand um Erlaubniß zu fragen; diesen gab man den amerikanischen Namen Squatter. Die erste Folge davon war, daß es den Colonisten ungemein an Arbeitern fehlte, und man auf alle möglichen Auskunftsmittel

verfiel: man wollte Kulis aus Ostindien und Chinesen kommen lassen, abgesehen von den Leuten, die man aus England kommen ließ. Chinesen sind, wenigstens so weit die neuesten Nachrichten gehen, keine angelangt; Kulis kamen etwa 100, die sich, wie in Mauritius, nicht sehr gehorsam aufführten, und jetzt ist dieser Succurs bekanntlich ganz abgeschnitten, indem die Ausfuhr von Kulis aus Indien von der Compagnie verboten worden ist. Die Zufuhr aus England reicht bei weitem nicht hin, so daß in der Colonie die Zucht der Schafe und Rinder aus Mangel an Hirten nicht mehr mit gleicher Schnelligkeit zunahm, da viele Schafe aus Mangel an Pflege umkamen; von dem Hornvieh verlief sich eine Menge in die Wälder, oder ward gestohlen, namentlich von den Squatters, und die Klagen darüber in den Zeitungen der Colonie sind sehr lebhaft.

Gegen die Squatters wurde eine besondere Acte erlassen, allein ohne sonderlichen Erfolg. Man klagte schon im J. 1835 sehr darüber, und wirklich waren sie auch höchst gefährlich. Armuth brauchte keinen anzutreiben, sich auf solche Weise niederzulassen, denn wer arbeiten wollte, konnte leicht eine Summe zusammenbringen, um sich Land auf rechtmäßige Weise zu erwerben. Sämmtliche Squatters waren also nichts anders, als entlaufene Verbrecher, die großentheils von Viehdiebstahl lebten und ein gefährliches Mittelglied zwischen den Bushrangers und den Emancipirten und den übrigen Verbrechern bildeten, ein Verhältniß, das durch die Nachlässigkeit, ja oft die Complicität der Friedensrichter noch verschlimmert wurde. Auffallend viele Verbrecher hatten sich dem Verband mit der civilisirten Gesellschaft ganz entzogen und waren zu den Wilden geflüchtet, was sich durch eine entschiedenere Feindseligkeit dieser letztern und durch zahlreiche Raubanfälle und Ermordungen kund gab. Vom Hafen Macquarie an, wo die Eingebornen viel wilder und unbändiger sich zeigten, als anderswo, über die Liverpoolebenen hin bis hinab zum Murray und Murrumbidgee, und namentlich auf dem Wege, den man bis nach Port Philipp einschlagen mußte, wo ein neues Etablissement gegründet wird, erneuerten und vervielfältigten sich die Angriffe auf die Ansiedler, und der neue Gouverneur, der auf Sir R. Bourke gefolgt war, Sir G. Gibbs, sah sich genöthigt, Stationen längs diesem Wege zu errichten.

Freilich darf man sich die Sache auch nicht schlimmer vorstellen als sie ist. Einige Grausamkeiten abgerechnet, wie sie nur ein entmenschter civilisirter Pöbel verübt, sind diese Dinge nicht schlimmer, als die Raufereien mit den Indianern in Nordamerika auch, allein sie zeichnen mehr und mehr die Verwilderung, die bei den fernen Ansiedlern überhand nimmt. Erwägt man, daß in Sydney allein gegen 15,000 Menschen leben, und daß man die Städtebevölkerung überhaupt auf ein gutes Drittheil des Ganzen anschlagen kann, so kamen auf die großen Landstriche, die sich von den Liverpool Plains bis an den Yaß-Fluß über zwei Breitengrade weit und etwa Einen Längengrad in der Breite ausdehnen, nur höchstens 50,000 Menschen. Vereinzelung und eine gewisse Verwilderung ist also hier natürlich. Auch scheint ein solches halbwildes Leben sehr viel Reize darzubieten, wie sich aus dem Umstand ergibt, daß viele, die ihre Jugend unter ganz andern Verhältnissen verlebt haben, sich als Schafhirten selbst mit der Besorgung ihrer Heerden abgeben und im Lande umherziehen, ungefähr wie die Schafhirten in Spanien und in den Abruzzen. Wir wollen zu diesem Ende eine höchst bezeichnende Stelle aus der Sydney Gazette vom 2 Mai 1835 anführen: „Die Sucht, Schafheerden zu erwerben, die früher auf alte, reiche Eigenthümer beschränkt war, hat sich auf Leute jedes Standes ausgebreitet, und es ist eine bemerkenswerthe, aber vielleicht erfreuliche Wahrheit, daß fast alle die zahlreichen jungen Leute, die in den letzten zwei Jahren den Regierungsdienst aufgegeben haben, statt prekäre Gewerbe und Handelsspeculationen zu ergreifen, Alles was sie nur hatten, auf den Ankauf in Schafen verwandten, und in deren Hut sich allen Ungemächlichkeiten und aller Monotonie eines Waldlebens aussetzen. Der Werth dieser Art Viehzucht ist so gestiegen, daß fast alle Emigranten und Colonisten, namentlich die, welche im Dienste der Regierung standen, dieselbe jedem andern Industriezweig, den das Land bietet, vorziehen.“ Es gibt freilich Leute, die sich ihrer europäischen Begriffe so wenig entschlagen können, daß sie ein solches Zerfahren des europäischen, geselligen Lebens als etwas Entsetzliches ansehen, und die Commissäre der südaustralischen Colonien waren angewiesen, die Colonisten streng beisammen zu halten, um diese Verwilderung zu hindern, in Neusüdwales aber verspottete man geradezu dieses Streben, und erklärte es für durchaus unausführbar.

Für Neusüdwales ist dieß Auseinandergehen, diese Zerstreutheit der Bevölkerung in vieler Beziehung wohlthätig, und es ist das einzige Mittel, die übeln Folgen der eingeführten Verbrecherbevölkerung nach und nach zu vertilgen. Die Regierung hat erkannt, daß die Fortsetzung der Zuweisung von Verbrechern als Arbeiter die furchtbarsten Unordnungen in der Colonie erzeugen und unterhalten müsse, und daß sie diese Zuweisung mit nächstem aufhören lassen will, galt, den australischen Zeitschriften zufolge, schon im Anfang des vorigen Jahrs als eine ausgemachte Sache. Werden aber die Verbrecher den Colonisten nicht mehr als Arbeiter zugewiesen, so muß auch das ganze Transportationswesen aufhören. Dann erst ist zu hoffen, daß die Bemühungen, größere Sittlichkeit allmählich zu begründen, endlich einen Erfolg haben werden, denn so lange man jährlich neue Verbrecher einführt, kann sich die ältere Verbrecherbevölkerung unmöglich wesentlich bessern. In den Städten wird man allmählich gegen das einheimische Laster, den Trunk, diese Wurzel zahlloser Uebel, sehr streng. Sir G. Gibbs, der jetzige Gouverneur, hat durchgreifende Maßregeln gegen heimliche Branntweinschenken ergriffen, und erklärt, daß er jeden, der auf der Straße betrunken angetroffen werde, einer schon ältern Verfügung zufolge, unnachsichtlich mit Gefängniß und Geldbuße belegen werde. Auf dem Lande aber kann das Trinken nicht in gleichem Maaße verderblich seyn: der stete Aufenthalt im Freien, und die gesunde Atmosphäre in den Bergen machen die Menschen tüchtiger, solche Ausschweifungen zu ertragen. Je mehr demnach die Menschen sich dem Hirtenleben hingeben, desto weniger werden sie der Entmenschung, die der unmäßige Branntweingenuß, namentlich in den Städten, erzeugt, anheimfallen, auch schon darum, weil ihnen öfter die Gelegenheit fehlen

wird, ſich mit dieſem Getränk auf ihren längern Zügen zu verſehen. Es wäre nicht unintereſſant, wenn einmal ein Walter Scott oder Cooper ſich daran machte, das Hin- und Herziehen und das ſeltſame Treiben dieſer auſtraliſchen Hirten zu ſchildern; es mag aber noch leichter ſeyn, ſich in die Sinnesart eines wirklich rohen, als in die eines ſo verwilderten Menſchen hinein zu denken.

Moskau.

2. Der Kreml.

(Fortſetzung.)

2) Das Bolſchoi und Maloi Dworetz.

Moskau wird als eine juridiſche Fiction noch immer eben ſo gut wie Petersburg als Reſidenzſtadt angeſehen. Allein nur ſelten wird dieſe Fiction zur Wirklichkeit, auf flüchtigen Reiſen, welche die Kaiſer hieher machen; und gewöhnlich ſtehen die Paläſte leer, ſind die kaiſerlichen Logen im Theater finſter. Dennoch aber iſt auf dem Kreml immer in jedem Augenblick Alles zum Empfange des Kaiſers bereit und Alles ſo eingerichtet, als wenn der Kaiſer hier fortwährend reſidire, und nur jetzt eben abweſend ſey. Wenn man die Lage Moskau's bedenkt, wie es ſo im Herzen von ganz Rußland liegt, wie alles Leben, Handeln und Treiben, was vom weißen, ſchwarzen, caſpiſchen und baltiſchen Meere hereinwärts wogt, ſo natürlich ſeinen Centralpunkt bei den ſchönen Hügeln der Moskwa findet, — wenn man erwägt, wie aus dieſem Mittelpunkte heraus ſich das Ganze bildete, und wie wir eigentlich weniger ein ruſſiſches als ein moskowitiſches Reich haben, ſo iſt es offenbar, daß Moskau immer, ſowohl von Natur als von der Geſchichte, zur Haupt- und Reſidenzſtadt Rußlands beſtimmt iſt, und es dereinſt auch wohl einmal wieder werden wird. Die ruſſiſchen Kaiſer erkennen dieß auch durch die Aufſtellung jener oben erwähnten Fiction an, und in allen öffentlichen Papieren wird Moskau nicht anders als „Stolnitza" (die Hauptſtadt) genannt, und die Moskauer ſelbſt ſprechen nicht ohne große Genugthuung das Wort „nascha drewnaja stolnitza" (unſere alte Hauptſtadt) aus. — Kein Fremder, — ſagte mir der Profeſſor S . . . . . , als wir zuſammen aus Moskau fuhren, und er in Thränen gebadet von ſeiner Vaterſtadt ſtummen Abſchied nahm, — Keiner kann fühlen, welchen Zauber dieſe drei Worte über ein ruſſiſches Herz üben. Niemand weiß es, was Moskau uns Ruſſen, und wie ſchmerzlich es iſt, dieſe Stadt verlaſſen zu müſſen. — Er verſicherte mich, daß jeder Ruſſe eben ſo, und noch mehr wie er, Moskau liebe, und daß auch ſelbſt die, welche Moskau nicht geſehen hätten, mit eben ſolcher Liebe an demſelben hingen, wie an Gott, wie an dem Kaiſer und wie an vielen andern nicht von ihnen geſehenen Dingen. Man begreift daher, wie wichtig dieſe Stadt für Rußland iſt, in welcher nicht nur 300,000 Menſchen wohnen, ſondern auf welche auch viele Millionen ein liebendes Auge gerichtet haben.

Der Paläſte, welche ſich die Kaiſer hier mitten unter ihren Moskau'ſchen Bürgern auf dem Kreml erbauen ließen, ſind hauptſächlich zwei: das große und das kleine Schloß, oder der Alexander- und Nikolaus-Palaſt. Die Lage des erſtern haben wir ſchon oben näher bezeichnet, er wurde 1817 von Alexander in ſeinen jetzigen Zuſtand verſetzt. Dieſer Palaſt iſt ſehr hoch in Vergleich zur Länge ſeiner Fronte, macht aber einen ſchönen Effect von unten aus geſehen; doch iſt die innere Einrichtung und Ausſchmückung des Palaſtes nicht einmal ſehr prachtvoll zu nennen. Seine Mauern ſind nur Ziegelſteine, ſeine Fenſter gewöhnliches Glas, ſeine Meublen elegant, aber was die Stoffe und Formen anbetrifft, nicht ſo außerordentlich ausgezeichnet, die Tapeten ſind ſogar eine billige Fabrikarbeit, aller Marmor, der in den Zimmern angewendet, ſogar der in dem Thron- und Audienzſaal iſt ſogenannter falſcher Marmor oder Gyps, und die großen Spiegel ſind in eben dieſem Saale geſtückt, und man ſieht Zimmer vieler Unterthanen der mächtigen Kaiſer, in denen weit mehr Pracht verſchwendet iſt. Doch iſt der Palaſt keineswegs ohne Intereſſe, und gewährt den großen Vortheil, daß ſein Intereſſe ziemlich leicht erſchöpft werden kann, da die hohen Perſonen, welche hier ſeit den zwanzig Jahren der Exiſtenz des Palaſtes gewohnt haben, noch ſo wenig zahlreich ſind, daß ihre Zimmer noch immer in demſelben Zuſtande geblieben ſind, in welchem ſie ſie verließen, und für jeden neuen hohen Gaſt immer wieder andere Zimmer genommen wurden. Die Lakaien, die den Fremden bei der Beſichtigung des Palaſtes begleiten, rufen bei jedem neuen Zimmer die ehemalige Beſtimmung desſelben aus: das iſt das „Stolowaja komnata" (Thronzimmer) des Kaiſers Alexander! Dieß iſt das „Wannaja komnata" (Wannenzimmer, Badeſtube) der Kaiſerin Maria Feodorowna! Dieß iſt das „Notſchiwalnaja komnata" (Schlafzimmer) der Kaiſerin Eliſabeth. Und ſo rufen ſie jedes Cabinet, jedes Ankleidezimmer, jedes Geſellſchaftszimmer jedes einmal hier geweſenen kaiſerlichen Hauptes aus. Dieß iſt ſehr einförmig, und die guten Leutchen wiſſen einem die Sache durch Erzählungen und Anekdötchen gar nicht ein bißchen intereſſant zu machen, wie denn überhaupt bei dem ſteten Wechſel dieſer ruſſiſchen Schloßbeamten, die bald hier, bald da Diener ſind, ſich nie ſo viel hiſtoriſcher Stoff in Einer Perſon anſammelt, wie man dieß wohl zuweilen in deutſchen Fürſtenſchlöſſern findet, wo ſich oft alte greiſe Diener dem Reiſenden als wahre lebendige Chroniken oder doch Memoiren bieten.

In jedem Zimmer des Palaſtes ſind noch Andenken von jedem erlauchten Bewohner aufbewahrt, ſolche Sachen nämlich, die man bei der letzten Anweſenheit zurückgelaſſen gefunden hatte. So iſt zum Beiſpiel in Maria Feodorowna's Cabinet ein Käſtchen mit Véritable pâté de Gumaux en pastilles faite par d'Henault à Paris hier, weil es eine Kaiſerin brauchte, zu der Ehre gekommen, wie eine Pretioſe aufbewahrt zu werden. Uebrigens athmet ſchon aus den in dem Zimmer dieſer Kaiſerin aufgehängten Bildern ein milder Geiſt der Liebe und Humanität, der jedem Eintretenden gleich wohlthuend entgegentritt. In ſchönen Sepia-Zeichnungen hängen lauter Copien von Bildern an der Wand, deren Sammlung nicht nur einen reinen Geſchmack, ſondern auch ein zartfühlendes Herz verräth. Zwei Copien der heiligen Erfinderin der

Harmonie nach Guido Reni, eine Copie der thränenvollen Büßerin in ihrer Höhle, eine Verklärung der Mutter Gottes nach Raphael, die Nacht von Correggio, und noch einige andere Bilder dieses Geistes.

In den Zimmern des Kaisers Alexander finden sich ebenso noch Andenken von ihm, so z. B. ein Schnupftuch, das er 1823 hier zurückließ, als er sich vor seiner Abreise nach Taganrog noch drei Tage hier befand, als hätte er es den Moskauern zum Beweinen seines Todes hier gelassen, und außerdem noch mehrere andere nützliche Instrumente, welche auf die Beschäftigungen des Kaisers hindeuten, als ein Lineal, Bleistift, Gummi, Cirkel, ein Schreibbuch. Das Schlafzimmer des Kaisers Alexander ist wohl eines der einfachsten, das man sehen kann, ein Bett mit einem Strohsack, und ein halbes Duzend mit Leder überzogener Stühle nebst einem kleinen Spiegel machen sein ganzes Ameublement aus.

An Kunstsachen und besonders an Gemälden hat sonst dieser Palast wenig aufzuweisen, nur in den Entréezimmern hängen einige gute aus Warschau gekommene Gemälde, welche Gegenstände aus der polnischen Geschichte darstellen. Vielleicht hat man gedacht, daß es der künstlichen Gemälde nicht bedürfe, da von außen herein durch die Reihe der Fenster eine ganze Galerie schöner, natürlicher Gemälde blicke. Alle Seiten des Palastes sind mit interessanten Naturgemälden umstellt, und in jedes Fenster blicken ein Paar malerisch gelegene Kirchen, eine Menge hübsch gruppirter Häuser und eine schöne Landschaft hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise in die Bretagne.

Die Landspitze Raz und die Insel Sein.

(Fortsetzung.)

Der beste Standort zur Ueberschauung des Ganzen, aber die schwindlichste Stelle, ist der Scheitel eines Felsenvorsprungs, zu welchem ein schmaler, über einen andern Felsrücken hinlaufender Fußsteig führt. Diese kühn aufgethürmte, stolze Uferwand gewährt unter allen Felsenpartien den imposantesten Anblick, nicht bloß wegen ihrer Höhe, welche die benachbarten Höhen beherrscht, sondern weil sie gegen das Meer zu vor allen andern Abschnitten hinausgeschoben ist. Sie hat ungefähr die Form einer oben abgestumpften Pyramide, auf deren Platform ein verunglückter Matrose eine Windrose ausgehauen hat. Erst hier gewinnt die Vorstellung von der Höhe, worauf man sich befindet, mehr Klarheit und Bestimmtheit durch die perspectivischen Verkürzungen und Verjüngungen.

Vor diesem Prachtkegel taucht eine Masse anderer Pfeiler, wie Spitzsäulen, und ein Heer von Klippen in wunderbaren, grotesken Gestalten aus den Wellen empor. Ganz in unserer Nähe klafft eine mächtige Schlucht, in der Form eines halbdurchschnittenen Filtrirhutes, oben weit und unten enger, auf beiden Seiten mit steilen Felsenwänden eingeschlossen und mit Tausenden von Strandvögeln bevölkert. Diese Ufergränze ist groß, kühn, mächtig und stark, wie einst die Altvordern des Landes waren. Die Stürzwellen der Brandung haben die Felsen ausgehöhlt und große Blöcke abgelöst, welche theils am Abhange hängen geblieben, wo sie unförmliche Bänke und Absätze bilden, theils zum Strande hinabgerollt sind, den ein Dammlager von abgerundeten Steinen und grobem Strand- und Haffsand bedeckt.

Wir stehen hier auf classischem Boden, und schauen gleichsam in das Allerheiligste der celtischen Welt. Was dort in der Ferne vor uns heraufdämmert, ist die Küste der Insel Sein, gegenwärtig eine kahle Sandbank, worauf einige sechzig arme Fischerfamilien leben, aber in uralter Zeit ein herrliches Wunderland, der Sitz der heiligen Druidinnen und die Heimath des am Hofe König Arthurs und in den Romanen der Tafelrunde so berühmten Zauberers Merlin, welcher noch heutiges Tages das Departement der Côtes du Nord bewohnt, wo er verzaubert und unsichtbar im Schatten des Waldes Brechilian lebt. Die Felstrümmer unter unsern Füßen sind die Ruinen von Is, einer großen Handelsstadt voll Reichthum und Pracht, welche wie Sodom und Gomorrha wegen ihres Uebermuths bestraft und ins Meer versenkt worden, man weiß nicht genau, wann; bei heiterer Fluth sieht man 20 oder 30 Fuß tief unterm Wasser noch das Getrümmer ihrer Ringmauern, Nantes an Umfang vergleichbar. Die beiden Seeraben, welche langsam über den Strand hinfliegen, sind nichts Anderes, als die Seelen des Königs Grallon und seiner Tochter; und jenes seltsame, bald pfeifende, bald wehklagende Geheul, welches man dem Sturmwinde zur Last legen möchte, ist der Gröjen, der Schatten der Schiffbrüchigen, welche auf hohem Meer verunglückt sind und um ein ehrliches Begräbniß jammern. Hinter jener Felsenecke ist das übelberüchtigte Plogoffer Loch, der Höllenschlund des Tänarus, in welchen das Meer mit fürchterlichem Getöse hinabrauscht. Die Meereseinbiegung zu unserer Rechten ist die Todtenwiek (Baie des trépassés), wo die Leichname aller Ertrunkenen seit undenklichen Zeiten antreiben und am Allerseelentage ein gräßliches Gewimmer und Zähneklatschen zu hören ist. Die milchweißen Schaumflocken, welche den Gipfel der Wogen krönen, sind alsdann lauter Seelen von Gestorbenen, welche die salzige Fluth zum Leichentuche bekommen haben und die sich hier jedes Jahr Rendezvous geben, wo sich alle diejenigen treffen, die sich auf Erden liebten und durch gewaltsamen Tod im Meere von einander getrennt wurden. Jede Woge rollt eine arme Seele, welche die Seele eines Bruders, eines Freundes, einer geliebten Ehehälfte oder Braut sucht, und wenn die treuen Seelen sich einander finden, erheben sie laute Klagen, denn ihre Begegnung dauert nur einen flüchtigen Augenblick, sie müssen mit den rastlosen Wellen fort. Bisweilen vernimmt man ein wunderbares Gemisch von zarten Seufzern und rohem Geschrei, welches durch den höllischen Lärm der empörten Meereswogen hindurchklingt: das sind die Gespräche der Seelen, welche sich ihre Lebens- und Leidensgeschichte erzählen; die Liebesklagen zärtlicher Dirnen, welche auf der Heimkehr vom Tanze von der Fluth überrascht wurden; die Reuethränen hartherziger Matrosen, welche in fernen Meeren Schiffbruch gelitten, und beim Anblick der heimathlichen Küsten weich werden u. s. w. Der Wanderer, welcher diese verworrenen Stimmen hört, muß sich bekreuzigen und ein Pater Noster oder Ave Maria beten; die Anverwandten Ertrunkener lassen sogar Messe lesen, denn viele von diesen irrenden Seelen frieren und harren an der verschlossenen Himmelspforte, und noch mehr schmoren und schmachten im ewigen Höllenpfuhl.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 166.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Junius 1839.

St. Pierre und Miquelon.

(Journal de la Marine. 1839. 18 Heft.)

Von der englischen Küste von Neufundland durch eine Bai von 5 bis 6 Lieues Breite getrennt bieten diese Inseln dem, der sie zum erstenmale sieht, keinen sonderlich verführerischen Anblick dar, denn im Monat Junius findet man noch oft die Bergspitzen mit Schnee bedeckt. Miquelon, weit größer als St. Pierre, von dem es nur durch einen 4 Lieues breiten Meeresarm getrennt ist, hängt doch ganz von diesem letztern ab, welches der Sitz der Verwaltung ist. Die Insel St. Pierre, die einem Witzbold zufolge ihren Namen von ihrem steinigen Boden hat, bietet einen noch trübern, wildern Anblick dar, als Miquelon; seine dürren Berge, seine vom Anprall der Wogen geschwärzten Felsen, Alles, selbst die kleinen hie und da zerstreuten Holzhütten, erfüllen die Seele mit Traurigkeit und Angst. Man sieht nicht ein, wie es möglich ist, lange diese rauhe Luft zu athmen, und diese strengen Winter zu ertragen. Nichtsdestoweniger erweitert diese starke Luft die Brust, und kaum angelangt, fühlt man auch schon den wohlthätigen Einfluß des Klima's.

Nicht ohne Lächeln empfängt man den Besuch der Sanitätscommissäre bei der Ankunft. Der Anzug des Arzts ist höchst nachlässig: die Bewohner von St. Pierre, die alle bis auf den Sous hinaus wissen, was jeder Einkommen hat, kleiden sich auf die einfachste und bequemste Weise, mit einer philosophischen Nichtachtung der Mode. Bald wird man näher bekannt, und betrachtet mit Verwunderung dieses arbeitsame Völkchen, das sechs Monate im Jahr hindurch sich den größten Mühseligkeiten und Gefahren aussetzt, um seinen Lebensunterhalt für den Winter zu gewinnen. Es ist interessant, im Frühjahr die Vorbereitungen zum Fischfang zu sehen: Männer, Weiber und Kinder, Alles arbeitet, wenn das Wetter es erlaubt, denn die Zeit ist namentlich in diesem wechselnden Klima kostbar, wo Eine Stunde die Arbeit eines ganzen Tages zerstören kann.

Im Monat April kommen allmählich die Schiffe aus Frankreich an, und Alles belebt sich und wird munter. Die Zeit des Fischfangs ist eine Zeit der Arbeit und der Berechnung; man muß die Colonie in dieser Jahreszeit gesehen haben, um einen Begriff von dem Leben und Treiben ihrer Bewohner zu bekommen. Sonderbarer Weise nehmen sie nicht gern und nur mit Zurückhaltung Fremde auf, obwohl sie während des Winters, trotz dem, daß sie bald im Schnee vergraben sind, sich in den leidenschaftlichsten Intriguen und Streitigkeiten abquälen, und also eine Aufheiterung wohl brauchen könnten.

So sehr im Frühjahr die Vorbereitungen auf den Fischfang Leben und Bewegung auf die Inseln bringen, so sehr tragen die Anstalten für den Winter das Gepräge der Einförmigkeit und Leblosigkeit, kein Schiff liegt im Hafen als die Stationsgoelette, und diese ist völlig abgetakelt. Vor einigen Jahren noch blieb im October auch nicht Ein Schiff zurück, seit aber einige kühne Speculanten das Beispiel gegeben haben, Ladungen von Stockfischen im Winter nach den Antillen zu schicken, ist es nichts Seltenes, bis in die Mitte Januars französische Schiffe im Hafen zu sehen, obgleich selten ein Jahr vergeht, wo nicht der eine oder der andere seine Verwegenheit büßen muß, aber die Gewinnsucht bietet Allem Trotz. Man muß im Lande gewohnt haben und Zeuge der Winterstürme gewesen seyn, wo alle losgelassenen Elemente sich zum Untergange dieser Felseneilande zu verschwören scheinen, um einen Begriff von den Gefahren zu haben, denen sich ein Schiff aussetzt, das zu lange in diesen Strichen bleibt.

Australien.

Neuere Verhältnisse in Vandiemensland.

Im Allgemeinen gleicht die Geschichte von Vandiemensland der von Neusüdwales, und doch zeigen sich einige bedeutende Verschiedenheiten. Anfangs war die Insel als Verbrecherstation nur Kriegsschiffen zugänglich, und dieß stürzte die Bewohner oft in so große Noth, daß man den Deportirten gestatten mußte, ihren Unterhalt selbst in den Wäldern zu suchen. Dieß führte zu größerer Erforschung der Insel, aber auch zu Räuberbanden, die sich aus den entflohenen Deportirten bildeten und zu zwei verschiedenen Epochen, von 1815 bis 1821, und später, als einige aus dem Verbrecherdepot im Macquarie-

haften entflohene Leute nach Vandiemensland kamen, in den Jahren 1825 bis 1828, die Colonie an den Rand des Verderbens brachten. Kaum minder gefährlich für dieselbe war der Kampf mit den Eingebornen, der sich während des Kriegs gegen die Buschrangers durch fortgesetzte Beleidigungen derselben entzündete; aber beide Ereignisse hatten die gute Folge, daß sich unter den Colonisten mehr Einigkeit und Gemeinsinn bildete. Zudem war in Vandiemensland die Einwanderung freier Einwohner verhältnißmäßig viel größer, wie sich schon daraus ergibt, daß unter Oberst Arthurs Verwaltung (1824 bis 1836) die Einwohnerzahl von 24,000 auf 36,000 stieg, was zum großen Theile freie Einwanderer waren. Die Colonie ist also hinsichtlich der Verbrecher in etwas anderer Lage als Neusüdwales, und wird, wenn nur einmal die fernere Deportation aufhört, die schlechten Elemente leichter ausstoßen. Was in Neusüdwales zu politischer Animosität sich gestaltete, der Widerstreit zwischen ursprünglich Freien und zwischen freigewordenen Verbrechern, konnte in Vandiemensland nicht in gleichem Grade aufkommen, weil die Zahl derjenigen, die man zu den vornehmen Ansiedlern zählen konnte, allzu gering war, die freien Ansiedler aus niedern Ständen aber mit den Soldaten und frei gewordenen Deportirten leicht zusammenschmolzen. Die Animosität zwischen den beiden Classen bestand freilich nicht minder, zeigte sich aber mehr nur in nachbarlichem Hader.

Ein nicht unbedeutender Umstand ist, daß wir aus Vandiemensland durchaus nichts von den Klagen über das schlechte, unbotmäßige Benehmen der als Arbeiter zugewiesenen Verbrecher hören, Klagen, die in Neusüdwales jeden Augenblick wiederkehren. Wir haben vergebens uns bemüht, aus den uns zu Gebot stehenden Materialien den Grund dieser Erscheinung zu ersehen, die um so auffallender ist, als noch im Jahre 1834 die Zahl der männlichen Freien und der Verbrecher sich beinahe gleich war,*) also ein Ueberfluß an zu vertheilenden Arbeitern eher statt finden mußte, wie in Neusüdwales. Der einzige wahrscheinliche Grund liegt darin, daß der Ton der Gesellschaft überhaupt niedriger war, als in Neusüdwales, und die Verbrecher, einmal als Arbeiter zugewiesen, sich minder zurückgestoßen fühlten von der Gesellschaft, als dieß in vieler Hinsicht in Neusüdwales der Fall war.

Erst in neuester Zeit kommt die Sache einigermaßen zur Sprache, aber in ganz anderer Form, als in Neusüdwales; dort beklagen sich die Arbeitsherren über die Insubordination der Deportirten, hier kommt der ganz ungewöhnliche Fall vor, daß ein ticket-of-leave-man **) seinen Urlaubsschein zurückgibt und von der Regierung zur Arbeit verwendet zu werden begehrt; ferner beklagt man sich nur einigermaßen über parteiische Vertheilung der Arbeiter, und einen eingeschlichenen Mißbrauch, daß die Arbeitsherren die ihnen zugewiesenen Arbeiter, ohne die Regierung zu fragen, an andere abgaben: von Klagen über Insubordination ist aber nicht die Rede, außer daß die heftigern und gewaltthätigern Charaktere sich in die Wälder flüchteten. Aus diesem Stande der Dinge entsprang wahrscheinlich auch der Umstand, daß die Convicts, oder Prisoners, wie sie gewöhnlich genannt wurden, in den Kämpfen gegen die Buschrangers mit beigezogen wurden, daß man, wenn sie sich gegen dieselbe auszeichneten, auch ihnen Belohnungen angedeihen ließ, woraus sich ein Solidarität der Interessen und Gesinnungen ergab, wie sie in Neusüdwales nie statt fand. Auch erheben sich hier, in weit ausgedehnterem Maaße, als in Neusüdwales, freiwillige Gesellschaften zur Unterdrückung und Entdeckung von Verbrechen, eine fast unumgängliche Beihülfe der Regierung bei der Zerstreutheit der Einwohnerschaft. Nur ist freilich zu fürchten, daß diese Gesellschaften am Ende die Einwirkung der Regierung, namentlich in den innern Theilen des Landes, so gut wie vernichten.

Ein kurzer religiöser Streit kam im Jahre 1837 bei Gelegenheit der Einführung eines allen christlichen Confessionen gleichen Schutz und Unterstützung gewährenden Systems vor, wobei die Geistlichen der anglicanischen Hochkirche — nicht die Gemeinde — ihre gewöhnliche Unduldsamkeit zeigte. So sagen sie in einer Eingabe vom 20 Nov. 1837 an den Gouverneur, als das betreffende Gesetz im Rathe discutirt wurde: „Die Grundsätze, worauf diese Acte beruht, gefährden die Wahrheit, indem sie nicht nur annehmen, daß die religiösen Gesinnungen der Römisch-Katholischen zu gleicher Unterstützung von Seite der Regierung berechtigt sind, wie die protestantische Kirche, sondern auch, daß jede Classe von Christen, ohne Bezugnahme darauf, ob ihre Ansichten mit dem Worte Gottes vereinbar sind, diese Unterstützung genießen soll.“ Die zelotischen Herren richteten nichts aus, denn das Gesetz ging in dem legislativen Rathe mit zehn Stimmen gegen eine durch, was um so mehr zu verwundern ist, als der gleiche Gegenstand in Neusüdwales einen sehr bittern Streit hervorgerufen, bei der Berathung von dreizehn Stimmen sich vier dagegen erklärt, und der Colonialsecretär deßhalb seine Stelle niedergelegt hatte. Noch mehr muß dieß Ergebniß verwundern, wenn man weiß, daß zu derselben Zeit, wo dieß geschah — Ende 1837 — von 21,649 Freien nicht weniger als 15,228, also volle drei Viertheile, der anglicanischen Kirche angehörten, während in Neusüdwales das Verhältniß sich ganz anders gestaltete, und die Bekenner der anglicanischen Kirche nur etwas mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmachen. Die Intoleranz scheint demnach mehr in den höhern Classen zu liegen.

Auch in dieser Colonie, wie in Neusüdwales, erheben sich allmählich Stimmen für die Ertheilung von politischen Rechten und die Einführung einer gewählten, berathenden Versammlung (Assembly), die Regierung erachtete aber nicht für gut, bei einer Bevölkerung, wovon zwei Fünftheile aus Verbrechern bestanden, auf ein solches Verlangen einzugehen; indeß wurden hier wie in Neusüdwales die Versammlungen des sogenannten

*) Die männlichen Freien beliefen sich auf 10,990, die männlichen Verbrecher auf 10,209. Bei den Frauen freilich verhielten sich die Verbrecher zu den Freien wie 1 : 5.

**) Wer sich von den Deportirten ordentlich benimmt, erhält ein ticket of leave (Urlaubsschein) und kann dann seinen Arbeitsherrn selbst suchen; nur muß er von Zeit zu Zeit über seinen Aufenthaltsort und sein Verhalten Rede stehen.

gesetzgebenden Rathes*) öffentlich gemacht, wodurch die Wünsche einigermaßen befriedigt wurden. Was die materielle Wohlfahrt betrifft, so war diese, wie in Neusüdwales, im fortdauerndem Steigen, namentlich warf der Wallfischfang einen sehr beträchtlichen Ertrag ab, der sich im Jahre 1837 auf nicht weniger als 100,000 Pf. belief.

Moskau.

2. Der Kreml.

(Fortsetzung.)

Das „Maloi Dworetz" (das kleine Schloß) steht in der Nähe des Klosters der Wunder auf der andern Seite der Kathedrale; Nikolaus I hat es gebaut. Auch hier konnte man eben nicht von verschwenderischer Pracht sprechen, auch hier waren an den Wänden Bilder mit Scenen aus der polnischen Geschichte aufgehängt. Ich sah hier zum erstenmale, wie die polnischen Könige unter freiem Himmel auf jenem Felde von Wola sich krönen ließen: den feierlichen Zug, das Getreide und Gereite der Bojaren und Pane, der Thronsessel auf einem Teppich in der Mitte des Feldes stehend, rund herum ein grüner Rasendamm aufgeworfen, innerhalb dessen auch noch die Geistlichen und Bojaren saßen, den König erwartend, Alle ihr Schwert an der Seite. Es stellte sich dieß Bild sehr hübsch zur Vergleichung dem an die Seite, was man hier vom Eckenpalaste und dem Mädchenfelde, wo die Zaaren nach der Krönung das Volk tractiren, theils zu sehen und theils zu hören Gelegenheit hat. Lange kämpften diese beiden Felder mit einander darüber, wessen Könige die Herren bleiben sollten, ob die an der Weichsel gekrönten, oder die an der Moskwa; jetzt ist es entschieden: die Weichselherren müssen zur Wolga kommen, und das Mädchenfeld hat triumphirend die Oberhand gewonnen.

Auch das Gemälde eines ungeschulten russischen Unterofficiers, Minin und Posharski im Felde vorstellend, ist theils nicht ohne künstlerischen Werth, theils als Fortsetzung des Monuments auf dem „rothen Platze" nicht ohne Interesse. Auf diesem ist nämlich Minin dargestellt, wie er mit patriotischer Beredsamkeit den Fürsten Posharski weckt, und zum Ergreifen der Waffen auffordert; auf jenem, wie beide bereits im Kampfe gegen die Polen siegen. Das natürliche, ungeschulte Talent, das dieses Bild geschaffen hat, soll ein Unterofficier Brinschka seyn. Doch findet man Talente in allen Ständen des Reichs, wie das Cabinet der Kaiserin beweist, in welchem ein äußerst zierliches, aus Elfenbein und Bernstein verfertigtes Blumenkörbchen sich zeigt, das unter einem Tempelchen aus demselben Stoffe steht, und welches der Senator Poliwanoff der Kaiserin verfertigte.

Keines von allen den hier gesehenen Dingen setzte mich aber so sehr in Erstaunen, als das Bett des Kaisers Nikolaus in seinem Schlafzimmer, das Jedem, welcher sich nach der gewöhnlichen Idee die Kaiser und Könige immer auf Sammet- und Eiderdunenpfühlen ruhend denkt, nicht wenig durch seinen harten Strohsack auffallen muß. Auch Kaiser Alexander schlief auf einem bloßen mit Leder überzogenen Strohsack, indeß war dieser doch noch immer ziemlich locker und lose gestopft. Kaiser Nikolaus aber läßt sich den ledernen Strohsack, auf dem er unmittelbar ohne anderweitige Zwischenlage von Kissen oder Matratzen ruht, so hart und fest stopfen, daß gewiß kaum irgend einer der russischen Bauern ein härteres Lager hat, als ihr Kaiser. An diesem Bette könnte man allerdings eine kleine Predigt halten, die für Manchen von einem gewissen moralischen Effect seyn müßte. Ich habe seitdem schon vielemale hart und schlecht geschlafen, doch dachte ich immer an die harten Betten dieser beiden mächtigen Kaiser, und ertrug dann leicht, was mir sonst vielleicht unerträglich erschienen wäre. Das Bett steht in einer Ecke eines völlig schmucklosen Zimmers mit kahlen, weißgypsernen Wänden. Die Bibliothek in dem Cabinette des Kaisers enthielt alle Bücher über Moskau, die in russischer, deutscher und französischer Sprache geschrieben sind. Gewiß waren diese Bücher hier sehr an ihrem Platze.

In einem der Zimmer des Palastes befanden sich auch unter einem Glase mehrere Brode, die dem Kaiser bei verschiedenen Besuchen in Moskau überreicht waren. Sie haben ganz die Form und Größe der Brode, die von den Russen beim Abendmahl gebraucht werden, und die ungefähr die Figur einer umgekehrten Untertasse und darüber gestülpten Obertasse machen. Oben darauf ist von den Priestern ein Siegel gedrückt, aus diesem Siegel wird beim Abendmahl nun gewöhnlich ein dreieckiges Stückchen geschnitten und gegessen. Der Kaiser aber bricht bei Ueberreichung des Brodes ein Stückchen heraus und ißt es auf. Was die sonstigen Ueblichkeiten bei Ueberreichung des Brodes anbetrifft, so bestehen sie in Folgendem: der Bürgermeister, oder wie es im Russischen heißt, der „Golowa" (das Haupt) der Stadt kommt am Tage der Ankunft des Kaisers mit einigen Deputirten der Bürger in den Palast, und bringt auf einem silbernen Teller ein goldenes Gefäßchen mit Salz nebst jenem Brode, präsentirt es dem Kaiser, und bittet ihn, sich das Brod der Stadt Moskau wohl schmecken zu lassen, der Kaiser dankt darauf, ißt etwas von dem Brode, und ladet dann den Bürgermeister zu seinem eigenen Brod ein, d. h. zu einem splendiden Diner, wo er ihn zugleich seiner Frau und Kindern (der Kaiserin und den Großfürstinnen) vorstellt.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Er ist zur Hälfte aus den obersten Beamten der Colonie, zur Hälfte aus angesehenen Colonisten zusammengesetzt, letztere werden jedoch auch von der Krone und zwar auf Lebenszeit ernannt.

Altägyptische Manuscripte.

Dr. Lepsius, welcher in der von uns kürzlich (s. Nr. 165) erwähnten archäologischen Versammlung einen Aufsatz über den Obelisken von Philä vorgelesen hatte, theilte sodann einige Nachrichten über historische Papyrusrollen im Besitze der HH. Anastasi zu Livorno und Sallier zu Aix in der Provence mit, welche beide Sammlungen für das brittische Museum angekauft werden sollen. Die berühmteste im Besitze

des Hrn. Sallier befindliche Papyrusrolle enthält einen Bericht über einen Theil des Kriegszugs von Rameses Sesostris nach Asien. Die Papyrus des Hrn. Anastasi enthalten historische Werke über das Leben und die Thaten eben dieses Eroberers, welche unter der Dynastie abgefaßt wurden, zu der dieser größte aller Pharaonen gehört. Eine der Papyrus war datirt aus der Regierungszeit des Königs Menephtah III, des zweiten Nachfolgers von Sesostris aus dem Ende des 13ten Jahrhunderts vor Christo.

Chronik der Reisen.

Reise in die Bretagne.

Die Landspitze Raz und die Insel Sein.

(Fortsetzung.)

Der Todtenwiek gegenüber erhebt sich ein mit einem braunen Ueberzug angeschwemmter Seepflanzen bekleideter Felsen, welchen ein sonderbarer Anachoret bewohnt, nämlich ein geheimnißvoller Reiher: er verläßt diesen Standort nur, wenn ihn die Fluth vertreibt und zwingt, sich auf einen höhern Felsen zu flüchten, in dessen düstern Klüften er seine Eremitenträume bis zur nächsten Fluth verbirgt. Zahlreiche andere Wasservögel haben in dem benachbarten Felsenufer ihr Quartier genommen; aber sie besuchen sich und erfüllen die Luft mit frohlockendem oder gellendem Geschrei, je nachdem sie in Frieden oder in Hader leben; sie machen kleine Ausflüge und Entdeckungsreisen in die Umgegend, und kennen die Dünen und Felsen des Strandes weit und breit. Jener Reiher bleibt dagegen stets einsam und allein auf seinem Felsen, und scheint über die wunderbaren Tiefen des Meeresgrundes nachzusinnen; seine ganze Umgebung ist für ihn nicht da, und man glaubt, daß er keine Leibesnahrung zu sich nimmt, denn er läßt die kleinen Fische, welche bei heiterer Fluth auf der Meeresfläche spielen, ruhig an seinem Schnabel vorbeischwimmen. Von Zeit zu Zeit spannt er langsam seine Flügel aus und macht sie eben so feierlich und bedächtig wieder zu, worauf die Schiffer ihre Segel einziehen und dem Hafen zueilen, denn dieses Zeichen gilt ihnen für die unträglichste Vorbedeutung, daß ein Sturm im Anzug ist. Der Reiher macht nach dieser Flügelbewegung einen langen Hals, sieht sich nach allen Seiten um, stößt einen Klaglaut aus und sinkt in seine gewöhnliche Schwermuth zurück, welche ihm wie ein Fluch am Herzen nagt. Wenn man diesen wunderlichen Kauz von Reiher jeden Tag stundenlang auf derselben Stelle stehen und in die Fluth zu seinen Füßen starren sieht, als ob er Jemand erwarte, der aber stets ausbleibt, so kann man allerdings nicht umhin, sich die Frage aufzuwerfen, was die geheime Ursache seines einsamen Hinbrütens seyn möge, und man erschöpft sich in Vermuthungen, ob es vielleicht ein alter Junggeselle ist, der die Welt und ihre Freuden satt hat, oder ein Prophet Jeremias, der auf den Ruinen Jerusalems trauert, oder ein moderner sentimentaler Kopfhänger, der über einen aufgestochenen Schmetterling Thränen vergießt, oder ein schwindsüchtiger Langbein, der an einer zurückgeschlagenen Leidenschaft krankt? Diese letzte Conjectur nähert sich der Wahrheit oder vielmehr der Volkssage am meisten, welche versichert, es sey die Seele eines armen Mädchens von Rotcoff, das ihren Geliebten zur See verloren, und wie Leonore mit dem Himmel gezankt habe, wofür sie zur Strafe in diesen Reiher gebannt worden sey, unter dessen Gestalt sie so lange auf Erden verweilen müsse, bis die Strömung des Meeres den Leichnam ihres Geliebten in der Todtenwiek absetzt, mit andern Worten, bis an den jüngsten Tag.

Der wilde Charakter dieser Küste, welcher leicht begreiflicherweise auf den Charakter der Sitten und Bewohner dieser Gegenden eingewirkt hat, erklärt uns zur Genüge die unheimlichen Schiffbruch- und Kirchhoftraditionen, welche oft von dramatischer Erfindung zeugen. Es gibt nichts Schrecklicheres, als diese Landspitze Raz bei einer Sturmfluth, wenn das Meer den Schaum seiner Wasserberge bis an die kleine Capelle jenseits der Todtenwiek hinaufspritzt, wo in jenen Augenblicken die Frauen und Mädchen auf den Knieen liegen und beten:

Goelans, goelans,
Ramenes-nous nos maris, nos amans!

Schon von weitem hört man das Brüllen der See, welche, schwarz vor Zorn und schäumend vor Wuth, Angst und Schrecken einjagt. Getraut man sich, bis auf die obenerwähnte Platform vorzudringen, so sieht man das Wüthen des Meeres in schauerlicher Pracht und Majestät: mit donnerartigem Tosen brechen sich die unbezwingbaren Wogen an dem Felsen, und spritzen den dampfenden Gischt 50, 60, 80 Fuß hoch empor. Ueberall kocht das Meer und betäubt das Ohr mit einem Gekrach und Gelärm, wie wenn tausend Dampfmaschinen auf einmal sprängen. Der Boden bebt unter den Füßen, und wer dem Schwindel ausgesetzt ist, kann hier leicht die Besinnung und das Gleichgewicht verlieren und rücklings hinabstürzen. Von einem niedrigen Standpunkt aus ist das Schauspiel nicht minder grausenhaft schön: in diesem Fall erscheint das Meer am Horizont viel höher als die Küste, und mit Beben und Entsetzen sieht man die schaumbedeckten Wogen wie heißhungrige Bestien heranstürmen, denn man meint, daß sie uns mit sammt der Erde verschlingen werden. Mannshoch heben sich die Wellen, und so oft sie sich heben, nehmen sie an Umfang zu; wenn sie uns näher kommen, thürmen sie sich auf, werden nach oben zu dünner und zeigen einen durchsichtigen, hellgrünen Kamm, der in Schaum auseinanderspritzt; die Welle selbst fällt und rollt weiter bis ans Ufer, wo sie sich wie eine Schlange zischend in die Höhe richtet, bis sie unter ihrer eigenen Last zu Boden sinkt, zusammenbricht, noch einige Sprünge macht und dann weiß wie Milch über den Strand hinstürzt. Gleich hinter ihr her folgt eine andere Welle: die erste zieht sich zurück, indem sie die Steine des Uferdammes herumrollt und damit wie mit Ketten rasselt; beide begegnen sich und beim Zusammenstoßen fliegt der Schaum in die Luft; die zweite Welle hat jedoch ihre Nebenbuhlerin unterdrückt und hebt triumphirend das grüngelockte Haupt, bis sie sich in ihrem Hochmuthe überschlägt, einige Purzelbäume macht und ebenfalls über den Strand hinstürzt, um einer nachfolgenden Platz zu räumen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 69 u. 70** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die Opfer der Gesellschaft.** Von der Gräfin von Blessington. — **Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.** (Schluß.) — **Chateaubriand.**

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 167.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Junius 1839.

Moskau.

2. Der Kreml.

(Fortsetzung.)

3) Orusheinaja Palata.

Die verschiedenen Gebäude des Kremls liegen alle ziemlich malerisch unordentlich durcheinander, so daß nirgends regelmäßig geformte freie Plätze zwischen ihnen bleiben. Einer der regelmäßigsten ist indeß noch der Senatsplatz, auf welchen man von Norden herein durch die nikolaische Pforte tritt, und der zur Rechten das Arsenal, zur Linken den Senat, und im Süden die Orusheinaja Palata (den Waffenpalast oder die Rüstkammer) hat. Auf diesem Platze vor diesen angesehenen Häusern liegen in den Ketten ihrer eigenen Schwere befangen, zu ewiger Stumpfheit verdammt, Gefangene aus allen Gegenden Europa's, die Kanonen, mit denen die hundert einbrechenden Völker des Westens 1812 den smolenskischen Weg bestreuten. Die Kanonen sind von dem Arsenal und von dem Orusheinaja Palata in langen Reihen neben einander gelegt, und ein kleiner Schild an einem Stabe zeigt jedesmal die Station an, der sie angehörten; als z. B. polnische Kanonen so und so viel. Ihr Hiersein schmerzt, und Gott weiß es, ob Rußland sie verdauen wird; westphälische Kanonen so und so viel. Ihr Anblick beleidigt Niemanden mehr, weil der Staat, der sie schickte, längst verschwunden. Holländische so und so viel. Nach Moskau wird selten ein Mynheer verschlagen, um an ihnen Anstoß zu nehmen. Neapolitanische so und so viel. Bayrische sind recht schöne, neue, blanke da. Auch preußische fehlen nicht. Der französischen sind so viele, daß man ein ganzes Arsenal damit füllen könnte. Ja wer zählt noch alle der übrigen Völker, deren Flammen- und Todspeier hier liegen, wie auf den Strand gelaufene Schiffe. Sie ruhen jetzt in tiefem Frieden. Doch tragen viele noch Spuren der hitzigen Kämpfe und des Schwertertanzes an sich, der um sie herum aufgeführt wurde. Viele sind auf mancherlei Weise vernarbt, von Kanonenkugeln, Schwerten und Bajonnetten. Die einzige Nation, die hier noch fehlt, sind die Engländer, und ich weiß nicht, ob Rußland schon irgendwo eine gefangene englische Trophäe besitzt.

Jene nach Rußland geführten Kanonen sind alle elegant, zierlich, klein, und obgleich sie dießmal ihren Zweck verfehlten, doch ihrem Zweck angemessen geformt. Nicht weit davon aber stehen auch die ungeheuren Gußproducte russischer Gießkunst, die gigantische Kanone Dobrowik, der ungemein lange Jedinorog, der schmächtige Wolk und andere. Der Dobrowik ist die plumpste Maschine von allen. Ich weiß nicht genau, wie viel Pud Pulver man hineinladen konnte. Allein ohne Zweifel hat jeder Fehlschuß eine empfindliche Lücke in die Casse des Generalcassenmeisters des Feodor Iwanowitsch, der ihn 1594 gießen ließ, verursacht. Sein großer Rachen gähnt wie der Schlund eines Vulcans. Sein Anblick schon ist fürchterlich, und auf seiner hohen Unterlage muß der Dobrowik in der Schlacht wie ein Feuer- und flammenschleudernder Riese alles Andere überragt haben. Das Gestell und die Räder, auf denen der Dobrowik jetzt ruht, sind nicht alt, sondern neuerdings von Beard in Petersburg gegossen, und man hat dessen Guß für so merkwürdig gehalten, daß sowohl des jetzigen Kaisers als des Fabricanten Beard Name darauf verewigt sind. Eine Kugel, wie er sie geschleudert haben mag, liegt dabei. Das Jedinorog (Einhorn) wurde unter Alexei Michailowitsch 1670 gegossen und der Wolk (der Wolf), das neueste Product dieser Art, unter Feodor Alexejewitsch 1681. Er ist schon viel kleiner und manierlicher, als die vorigen.

In dem Vorhause der Orusheinaja Palata reihen sich wieder andere Gefangene an einander. Es sind eine ganze Versammlung edler Polen, lauter in langen Reihen aufgestellte, ruhige Bronzeköpfe jener einst so unruhigen stolzen Herren, meistens aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert. Aeußerst schön gearbeitete Büsten und jede selber Bürgin für die sprechendste Aehnlichkeit. Die Sammlung kam aus Warschau. Es ist auffallend, daß Rußland mit den Portraits fremder Nationen die Vorhalle seiner öffentlichen Gebäude schmücken muß, und von seinen eigenen berühmten Männern noch keine ähnliche Sammlung besitzt. Der Geschichtschreiber wird ohne Zweifel in dieser Vorhalle der Orusheinaja Palata keine unbedeutende Quelle für sein Werk fließen finden, und muß jetzt hieher kommen, um die Züge der Szembeks, Paz, Kochanowoy, Lipski, Sapieha

Zaluski und Malachowsky zu ſtudiren, dieſer Herrn des liberum Veto, dieſer gebornen Kronprätendenten.

Man pflegt indeß die Reihe dieſer intereſſanten Portraits gewöhnlich raſch zu durchlaufen, um der großen ſchönen Treppe zuzueilen, die zu den Kronen und Juwelen der obern Etage führt.

Die Säle dieſer Etage enthalten eine Menge ähnlicher Dinge, wie das grüne Gewölbe in Dresden, die indeß in weit größeren Räumen ſich eines weit vortheilhafteren Lichtes und einer ſchöneren Aufſtellung erfreuen. Im mittleren großen Saale ſind eine Menge ruſſiſcher Waffen, Streitärte, Schwerter, Panzerhemden u. ſ. w. theils in Trophäen zuſammengeſtellt, theils wie eine Reihe von Wachspuppen angelegt. Zur Rechten ſowohl als zur Linken dieſes Saales befinden ſich noch zwei große Säle, der erſte zur Rechten enthält in gläſernen Schränken eine Menge goldener Becher, Vaſen, Teller und ſonſtiges Tiſchgeräth, der zweite enthält Kronen, Scepter und kaiſerliche Kleidungsſtücke; der erſte zur Linken vom Mittelſaal hauptſächlich koſtbare Waffen, ſo wie der zweite vorzüglich Waffen und Pferdegeſchirr.

Die Kronen ſind entſchieden das Erſte, dem die Fremden immer vor Allem zueilen. Sie ſind alle auf eine äußerſt vortheilhafte Art aufgeſtellt: für jede iſt ein eleganter Dreifuß errichtet von anderthalb Ellen Höhe, auf dieſem Pfeiler liegt ein rothſammetnes, mit Gold geſticktes Kiſſen, auf dem die Krone ruht, die mit ſammt dem Kiſſen von einer gläſernen Glocke bedeckt wird, dabei ſind die kronentragenden Pfeiler ſo weit von einander geſtellt, daß man um jeden bequem herumgehen, und die Kronen von allen Seiten betrachten kann. Dieſe Aufſtellung, ſo wie die ganze geſchmackvolle Anordnung iſt erſt ſeit drei Jahren ſo beendet. Man ſieht hier zunächſt die Kronen aller Zaare des Romanow'ſchen Hauſes, ja von den früheren ſogar auch noch die älteſte von allen, die Krone Wladimirs, des ruſſiſchen Karls des Großen. Obgleich viele Ruſſen die Aechtheit dieſer Krone bezweifeln, ſo muß ſie doch von alter Arbeit ſeyn, und iſt entſchieden eine der kunſtreichſten und hübſcheſten von allen. Der Ueberlieferung zufolge ſoll ſie Aleris der Komnene 1116 an den Großfürſten Wladimir geſchickt haben. Es iſt eine geſchloſſene Krone, faſt von der Form einer halbkugeligen, runden Mütze, eine ſehr wohlgefällige Filigranarbeit aus dem feinſten, wachsgelben Ducatengolde, mit wenigen, aber guten Steinen geſchmackvoll beſetzt; auf ihrer Spitze ſteht ein goldenes Kreuz, auf deſſen vier Ecken vier große Perlen ſitzen. Die goldene Kette und der Reichsapfel, die der griechiſche Kaiſer dabei ſchickte, ſind in derſelben Art gearbeitet, und zeichnen ſich ebenſo vortheilhaft vor den andern Ketten ſelbſt ſpäterer Kaiſer aus.

Alle ſpäteren Kronen der Zaare bis auf Peter den Großen hinab haben ungefähr dieſelbe Form dieſer byzantiniſchen Krone Wladimirs, und ſind ſämmtlich, wie dieſe, mit Zobel verbrämt, ſo daß ſie eigentlich mehr mit Gold ausgeſchmückten Zobelmützen gleichen. Eben ſo auch die ſibiriſche Krone, die kaſan'ſchen und aſtrachan'ſchen Kronen, die hier gleichfalls zur Schau ausgeſtellt ſind.

Unter Peter dem Großen veränderte ſich die Form der ruſſiſchen Reichskrone, der aſiatiſche Zobel verſchwand, der niedrige Reif ſtieg hoch in die Höhe, und das Ganze nahm ungefähr die Form der deutſchen Kaiſerkrone an, die Peter der Große ſich aufs Haupt ſetzte, als der Senat ihm den Titel Kaiſer und Imperator zuerkannt hatte. Die frühere Krone, welche Peter der Große als Zaar trug, zeichnet ſich von allen übrigen durch eine unglaubliche Geſchmackloſigkeit aus. Unter Anderm ſteigen aus dem Reifen der Krone kleine ſilberne Dräthe perpendiculär in die Höhe, der eine kurz, der andere lang, und tragen rohe, ungeſchliffene, grüne, rothe, gelbe Edelſteine empor. Die Edelſteine ſind auf das roheſte durchbohrt, bald der Länge, bald der Breite nach, und die Krone gleicht ſo faſt den bunten Hochzeitskronen der ruſſiſchen Bräute. Sonderbar contraſtirt damit die Krone ſeines Bruders Iwan, die ſo mit Diamanten bedeckt iſt, daß ſie faſt aus lauter aneinander gewachſenen Edelſteinen zu beſtehen ſcheint. Außer den Kronen der andern Zaare und Kaiſer ſind auch noch aus neueſter Zeit die Krone da, welche bei Beerdigung der Maria Feodorowna vorgetragen wurde, einer Frau, die jetzt mit ganz andern Kronen längſt gekrönt iſt, eine Krone, die bei Alexanders Trauercerémonie diente u. ſ. w. Auch vom Kaiſer Paul ſind hier einige intereſſante Kronen aufgeſtellt. Zunächſt eine für einen todten König, der an Rußland ſein Reich verloren, alsdann eine als Spielzeug für einen lebendigen König, den man ſein verlornes Reich vergeſſen machen wollte, und endlich eine für einen Kaiſer, der ſich zum Präſidenten einer Geſellſchaft machte, der ſonſt nie ein gekröntes Haupt vorſtand. Ich meine nämlich die Krone, welche dem verſtorbenen König von Polen, Stanislaus, vorgetragen wurde; die georgiſche Krone, welche dem letzten, abgeſetzten georgiſchen Könige geſchenkt wurde, und endlich die Ordensmeiſterkrone der Malteſer, die auch nur eine Todtenkrone war.

Unter den zahlreichen Thronen in der Oruſheinaja Palata befinden ſich viele ſehr intereſſante, die durch genaue Beſchreibungen und bildliche Darſtellungen bekannt gemacht zu werden verdienten. Die meiſten ſind aus dem koſtbarſten Stoffe, Silber, Gold, Elfenbein und Edelſtein. Sehr angenehm fällt der in die Augen, den der Schah Abbas im J. 1606 an Boris Godunow ſchenkte, obgleich ſonſt die Kunſt nicht eben viel Mühe daran verſchwendet hat. Da die Seiten des Stuhls bis auf den Boden herabgehen, ohne daß zwiſchen den Füßen ein leerer Raum bliebe, ſo hat er ein recht feſtes und maſſives Anſehen. Das innere Geſtell iſt wohl nur Holz; da ſich aber außen nur das Goldblech zeigt, mit dem es belegt iſt, ſo ſcheint es, als beſtände er ganz aus Gold. In das Gold ſind dicht eingenäht und tief eingedrückt eine Menge großer, ſchöner Türkiſſe, deren ſanftes Blau mit dem kraſſen Gelb des Goldes einen ſehr angenehmen Contraſt bildet. Zwiſchen durch erſcheint dann und wann das Waſſer einer orientaliſchen Perle.

(Fortſetzung folgt.)

Antermeerischer Vulcan in der Nähe der Linie.

Vulcanische Ausbrüche unter dem Meere sind eine längst begläubigte Thatsache; das Alterthum und die neuern Zeiten liefern Beispiele genug. Die Erschütterung macht sich fühlbar, wie auf dem Continent, und man glaubt mit dem Schiff auf ein Riff aufgestoßen zu seyn, während man mit dem Senkblei keinen Grund finden kann. Dieß geschah mehrern Schiffen in der Nähe von Martinique bei dem großen Erdbeben am 11 Januar d. J., ebenso einigen Schiffen auf dem schwarzen Meere bei dem Stoße, der die Stadt Odessa und die Krim am 9 Februar 1858 erschütterte; Aehnliches geschah in der Südsee im Jahre 1835, während des furchtbaren Erdbebens, welches Chile heimsuchte, auf einer Strecke von 15 Breiten- und wenigstens 10 Längengraden. Am häufigsten ist dieß aber in der Mitte zwischen der Westküste Afrika's und der Ostküste Amerika's der Fall, da wo sich beide Continente am nächsten kommen, nämlich zwischen dem Cap Palmas und dem Cap St. Roque. *) Zahlreiche Schiffe haben hier zu verschiedenen Zeiten starke Stöße verspürt, während man nur in einer unermeßlichen Tiefe Grund findet. Es werden Beispiele aus den Jahren 1771, 1806, 1852 und 1856 angeführt, die keinem Zweifel Raum lassen, um so weniger, als man auch in diesen Strichen schwarze, durch das Wasser zusammengeballte, bimssteinartige Asche auf dem Meere schwimmend fand. (Echo du Monde Savant vom 1 Junius.)

Chronik der Reisen.

Reise in die Bretagne.

Die Landspitze Raz und die Insel Sein.

(Fortsetzung.)

Die Aussicht vom Leuchtthurme bei hellem Wetter ist grandios, und besonders schön am Abend: der sieben Meilen lange Küstengürtel, welchen gegen Norden der Leuchtthurm des Cap Saint-Mathieu bei Brest, gegen Süden der hohe Leuchtthurm der Küste von Penmarch begränzt, die Insel Sein mit ihrer weißen Halskrause von Felsenriffen und Schaumwirbeln, die Bai von Douarnenez mit dem weit auslaufenden Vorgebirge la Chèvre, der Meerbusen von Audierne, und endlich der unermeßliche Halbkreis des atlantischen Oceans, an dessen Horizontalabschnitt man vergebens nach einer heraufdämmernden Küste sucht — bilden ein unvergleichliches Panorama. Die Gegend vom Leuchtthurm an ist eine halbe Meile weit gänzlich öde und kahl, und gleicht einer traurigen Wüstenei, wo weder Baum noch Gesträuch, weder Ginster noch Pfriem- oder Farrnkraut die Aussicht aufhellt und erfrischt. Der Boden ist mit einer dünnen Decke von Haidekraut bekleidet, welche von den Einwohnern abgestochen und als Torf zur Feuerung angewandt wird, obwohl dieses Brennmaterial einen höchst widerlichen Geruch verbreitet und den Speisen einen ekelhaften Beigeschmack verleiht. Die Strandbörfer haben diese Erdoberfläche unter sich ausgetheilt; jede Familie hat ihre Parzelle, deren Gränzscheide mit Feldsteinen markirt ist. Das Holz ist ein beinahe unerschwinglicher Luxusartikel; nur der Pfarrer von Plogoff und der Windmüller von Rostoff kochen mit Holz, welches sie von Quimper holen müssen: die Mehrzahl der Bewohner brennt den obengedachten Haidetorf, der das Innere ihrer Wohnungen stinkend und ihre Speisen ungenießbar macht, und arme Leute, die am Gemeindeantheil nicht genug haben, nehmen noch gar gedörrten Kuhmist zu Hülfe, und verdoppeln durch diese garstige Feuerung den Gestank.

Das Meeresufer auf der Südseite der Landspitze Raz gegen die Bai von Audierne gleicht einer erhabenen, senkrecht aufgeführten Mauer, und läuft eine ziemliche Strecke weit fast ohne Aus- und Einbiegungen bis zu einer Ecke fort, wo es sich beinahe rechtwinklig abschneidet, landeinwärts biegt und eine kleine Hafenbucht bildet, welche einen Landungs- und Sicherheitsplatz für Fischerboote abgibt. Davor liegen einige gigantische, isolirte Bruchstücke, die mit der ebenerwähnten Wand Zusammenhang gehabt und durch Stürme und Revolutionen ihre jetzige Zackenform erhalten haben. Eine natürliche Felsenbrücke, welche sich in einem majestätischen Bogen zu einem solchen einzelnstehenden Felsrücken hinüberwölbt und einen Triumphbogen darbietet, gibt deutlich zu erkennen, wie die Macht der Elemente hier gewüthet und niedergerissen hat. Am Rande der kleinen Hafenbucht ist ein Damm von zahllosen größern und kleinern hübsch glatt abgerundeten Steinen, welche die Gewalt der Fluth angeschoben hat, und aus denen viele Felsenriffe hervorragen, die mit einer Schleimdecke von angespülten Tangen und Meeralgen, vorzüglich mit Blasentang, überzogen sind. Unter den langen bandförmigen und lederartigen Blättern dieser Tange, welche bekanntlich Stärkemehl und Zuckerstoff enthalten, und daher vermöge dieses Gehaltes ein gutes Nahrungsmittel abgeben, und für die Oekonomie der Küstenbewohner in mancher andern Hinsicht, als hinsichtlich der Düngung und Feuerung, wichtig werden könnten, findet man eine Art gelber Muscheln, welche hier zu Lande Berniques genannt und roh verzehrt werden. Sie haben gewölbte Schalen mit gestreiften Rippen, und setzen sich vermittelst eines Büschels seidenartiger Fäden so fest an den Felsen, daß man sie mit der stärksten Messerklinge nicht abheben kann, sondern sie mit einem Steine losklopfen muß. Mit Salz und grobem Schwarzbrod gegessen, haben mir die Berniques ganz vortrefflich geschmeckt; jedoch soll der häufige und übermäßige Genuß Fieber und eine eigene Art Kopfgeschwulst verursachen.

Die kleine Hafenbucht liegt etwa zwei Büchsenschüsse weit von dem jämmerlichen Dorfe Rostoff, wo an jedem Hausgiebel ein Dutzend aufgerissener großer Meeraale baumelt, die in der Sonne trocknen, und vor jeder Thüre ein Dunghof angebracht ist. Auf Bitten und Verwenden des Bauconducteurs, dessen Bekanntschaft ich am Leuchtthurme gemacht hatte, fanden mein Gaul und ich bei dem Windmüller Unterkunft, der neben seinem Mahlgeschäfte noch einen kleinen Handel mit kurzen Waaren betreibt, und zu den Honoratioren des Küstenstrandes gehört; sein Haus gilt für einen Palast, weil es Glasfenster hat. Durch die gefällige Vermittlung des Bauconducteurs, welcher sich meiner Hülflosigkeit mit ächt französischer Menschenfreundlichkeit annahm, wurde ich am zweiten Tage nach meiner Ankunft als Passagier in dem Postboote zugelassen, das nach der Insel Sein absegelte und Mundvorräthe für die dortigen Arbeiter des Leuchtthurmes geladen hatte.

Die Communication zwischen dieser Insel und dem Festland ist äußerst schwierig und unregelmäßig: es vergehen Wochen und Monate, wo kein Schiffer die Ueberfahrt zu unternehmen wagt, obschon die Entfernung nur zwei Meilen beträgt und das Fahrwasser fast überall 56 Klafter tief ist. Die Strömung des Meeres hat hier eine solche Gewalt, daß der kleinste Fehlgriff im Steuern oder Laviren Verderben bringt. Ein bretagnisches Sprüchwort sagt: „Niemand fährt vom Raz nach der Insel Sein ohne Unglück oder Angst," und der vorbeipassirende

*) Die nordöstlichste Spitze von Brasilien.

Steuermann vergißt nie ſein Gebet: „Mein Herrgott, ſieh' dem Armen bei: mein Fahrzeug iſt ſo klein und dein Meer ſo groß!“ Va Doue secourit a honom, ra vattmant a zo ker bian, ey ar mor a zo ker bras! Nach Verlauf von zwei Stunden erreichten wir den kleinen Hafen des einzigen Dorfes auf der Inſel Sein, welche, wie geſagt, gegenwärtig nichts als eine öde Wildniß darbietet. Als hier die heiligen Druidinnen wohnten und ihre mörderiſchen Orgien bei barbariſchem Cymbeln- und Trommelklang feierten, welcher die Schiffer auf hoher See mit Schrecken und Entſetzen erfüllte, war dieſe Inſel ſchwerlich eine ſo kahle Sandfläche wie jetzt; wo Prieſter hauſen, iſt gewöhnlich Fülle und Ueberfluß, und die glücklich heimkehrenden Matroſen ermangelten nicht, den Wahrſagerinnen und Sturmbeſchwörerinnen reiche Geſchenke zu beſcheeren. Außerdem geht die allgemeine Volksſage, daß die Küſtenufer von der Landſpitze Raz bis zum Cap Penmarch mit anſehnlichen Städten bedeckt waren, und die zahlloſen Peulven, Dolmen, Menhirs, Cromlechs und übrigen Druidenmonumente, welche man längs der Küſte von Lanvau nach Penmarch, von Penmarch nach Lorient, und von Lorient bis nach Quiberon und Carnac antrifft, deuten allerdings auf eine untergegangene Bildung und Herrlichkeit. Die Inſel Sein ſcheint faſt eine Verlängerung der Landſpitze Raz, womit ſie vielleicht ehemals zuſammenhing. Daß die Küſten der Bretagne in uralten Zeiten eine andere Geſtalt gehabt haben, bewahrſcheinlichen die ungeheuren Steingerippe und Riffe, die von einigen Küſtenpunkten aus weit ins Meer reichen, und vermuthlich die Grundlage und der Unterſatz vormaliger Landzungen ſind, ſo wie die große Menge verſchiedenartiger Steinſplitter und Granittrümmer, womit der Strand ganze Strecken weit beſäet iſt. Die Erfahrung von mancherlei Abſpülungen und Ablöſungen, welche man in neuern Zeiten gemacht hat, erheben die Wahrſcheinlichkeit zur Gewißheit: an der Küſte bei Saint-Malo reißt das Meer jährlich etwas weg, und die Leute hier zu Lande haben mir verſichert, daß Erdfälle am Ufer gar nichts ſeltenes ſeyen. Wie wollte man auch ſonſt den Umſtand erklären, daß auf den ältern Karten der Bretagne manche Strandörfer verzeichnet ſtehen, die auf den ſpätern Landkarten fehlen, und in der That nicht mehr vorhanden ſind? Schon die Configuration dieſer Küſten mit ihren unzähligen Inwieken, Buchten, Baien, Nebeninſeln, Halbinſeln, Vorſprüngen, Landzungen und Landſpitzen iſt auffallend ſeltſam, und bei Betrachtung derſelben merkt man deutlich, daß ſie durch Meeresgewalt überall zerriſſen und benagt, durchſchnitten und verſpült, ausgekerbt und abgekantet worden ſind. Warum wäre es daher ſo unmöglich, daß irgend eine große Sturmfluth die Inſel Sein vom Feſtland abgetrennt habe?

Wie es ſich nun auch mit dieſem gewaltſamen Scheidungsproceß und mit der ehemaligen Fruchtbarkeit der Inſel verhalten mag, heutzutage wächst kein Dornſtrauch auf dieſem wüſten Fleck ohne Blumen, ohne Schmetterlinge und Nachtigallen. Der Pfarrer allein hat einen kleinen Garten mit zwei oder drei Fruchtbäumen von trauriger Miene und Geſtalt, welche hinter einer doppelten Schutzwehr mühſam fortkommen, denn wenn ſie mit ihren Zweigen und Blättern nur ein wenig über die Gartenmauer reichen, ſo verwelkt und verſengt ſie der giftige Südweſt. Ewige Näſſe und ewige Schwermuth haben hier ihren Wohnſitz erkoren, und die Stürme hauſen arg, da das kleine Eiland wegen ſeiner niedrigen und offenen Lage ihnen gänzlich bloßgeſtellt iſt. Das Klima ſcheint indeſſen nicht ungeſund: der geiſtliche Herr ſagte mir, daß ſeine Pfarrkinder meiſtens ein hohes Alter erreichen, und weder an acuten, noch an chroniſchen Uebeln leiden. Sie curiren ſich ſelbſt, da Aerzte und Apotheker glücklicherweiſe unbekannt ſind. Ein gekochtes Huhn und ein Tropfen Wein machen ihre ganze Pharmakopöe aus. Wildpret findet man auf der Inſel eben ſo wenig als Kühe und Pferde; womit ſollte man das Vieh ernähren, da die Menſchen kaum zu leben haben? Während meiner Anweſenheit kam zur großen Verwunderung aller Inſelbewohner ein neuer Schiffstransport mit Pferden an, welche zum Bau des neuen Leuchtthurmes requirirt worden waren; man mußte ihnen in aller Geſchwindigkeit eine Art Bretterſtall zuſammenſchlagen, und gleich denſelben Tag einen Expreſſen nach Quimper ſchicken, um eine Ladung Futtervorrath zu beſtellen. Denn in den beſten Jahren wirft der Ackerbau auf der Inſel nur 500 Schäffel Gerſte ab, welche dazu noch ſehr mittelmäßiger Art iſt: wegen dieſes ſchwachen und oft problematiſchen Landesreichthums wird das häufige Heurathen nicht gern geſehen, und die Frauen halten freiwillig ſehr ſtreng auf die Beobachtung der ſtaatsökonomiſchen Grundſätze von Malthus, woher wahrſcheinlich die abſurde Fabel rührt, welche Hr. Bonnelier erzählt, daß man auf der Inſel Sein die Frauen und Mädchen ſteinige, welche Liebſchaften anfangen. Die Weiber haben außerdem noch ein anderes Intereſſe, daß die Bevölkerung nicht zu ſehr anwachſe: ſie ſind hier nämlich Sklavinnen, welche für ihre Herren arbeiten müſſen. Während die Männer Netze ſtricken oder ausbeſſern und ſich auf den Wellen ſchaukeln laſſen, beſtellen die Frauen das Feld und müſſen die ſchwerſten Dienſte verrichten; ſie ſind deßhalb auch größer und ſtärker, als die Männer, und haben eine ſtämmige, unterſetzte und gedrungene Geſtalt. Schönheit und Grazie darf man natürlich bei ihnen nicht ſuchen: der ausdörrenden Seeluft und der ſchweren Feldarbeit würde ein blendender Teint, eine weiche Sammethaut und eine ſchlanke Taille nicht lange widerſtehen. Wenn die armen Weiber den Tag über gepflügt oder geeggt haben, müſſen ſie in kalten, ſtockfinſtern Nächten, wenn die See ſtürmt und brüllt, auf die glitſcherigen Klippen hinaus und bis an die Hüften ins Waſſer hinein, um den Seetang aufzufangen, welcher vom Meer ausgeworfen wird und ihnen ganz unentbehrlich iſt, da derſelbe ihren einzigen Dünger und ihr einziges Brennholz abgibt. Die ruhigſten Nächte der Frauen ſind die, wo ſie nach vollbrachtem Tagwerk auf dem Feld am Spinnrocken ausruhen und bis nach Mitternacht Garn zu Fiſchreuſen ſpinnen, wobei weder geſungen noch geſchäkert wird: denn auf dieſer troſtloſen Inſel, wo nie ein Vogel ſingt, wo der Menſch und die Natur nie ihre Liebesſchwüre wechſeln, gibt es auch keine Spinnſtubenintriguen und frohen Lieder.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Officielle Nachrichten. Capitän Wilbraham erzählt folgenden komiſchen Vorfall. Ein Courier des Königs von Perſien theilte einem vornehmen Perſer eine ganz unglaubliche Nachricht mit. „Iſt das wahr,“ fragte Cap. W. einen der Geſandtſchaft zugegebenen Gholam.*) „Ach nein,“ erwiederte dieſer, „aber ein Courier muß immer etwas zu erzählen haben. Sie ſollten ſehen, was ich lüge, wenn ich auf der Reiſe bin.“

Pfropfung von Birnreifern. Man hat in England gefunden, daß ſich Birnreiſer auf Miſpelbäume pfropfen laſſen, und die Erfahrung hat gezeigt, daß die ſo gewonnenen Birnen ſaftiger und nicht minder ſchmackhaft ſind. Im zweiten Jahre tragen ſie Früchte, und treiben dann ganz kräftig fort. Einige Arten verändern ſich einigermaßen, die Jargonelle, (eine Art länglichter Herbſtbirne), z. B. bleibt grün bis zur Reife, und hält ſich nicht ſo lange.

*) Was die Kawaß in der Türkei ſind.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 168.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

17 Junius 1839.

Yankee-Betriebſamkeit.

Wir entlehnen aus dem Athenäum vom 1 Junius nachſtehenden vom 23 April datirten Brief aus Boſton, der einen Begriff von den Planen geben mag, welche gegenwärtig in den Vereinigten Staaten auf dem Tapete ſind.

„Ich beginne mit dem Dampf, denn hier haben wir deſſen die Hülle und Fülle, — mehr denn je. Ihr (die Engländer) ſolltet ein Intereſſe an der Sache nehmen, denn wir laſſen euch die Ehre, daß ihr im vorigen Jahre das Project der Beſchiffung des atlantiſchen Oceans zum Ende geführt habt, zu einer Zeit, wo viele Leute noch ſehr trübe ſahen, die jetzt ausnehmend klar ſehen. Die Blätter, die ich hier ſende, ſind voll von dem Plane einer Poſtdampfſchiffverbindung zwiſchen Liverpool und Boſton über Halifax zweimal des Monats. Dieß iſt bereits eine ausgemachte Sache, die Regierung hat den Contract geſchloſſen, und drei von den Schiffen ſind bereits auf den Werften. Die Kaufleute hier haben gerade eine Verſammlung über den Gegenſtand gehalten, und es läßt ſich in der That nicht vorausſagen, wie dieſe Dinge enden werden, denn ſelbſt wir, deren Beruf es iſt, voranzugehen, und, wie Charles Matthews ſagt, Alles „in zwanzig Minuten“ abzumachen, ſind erſtaunt. Augenſcheinlich muß zwiſchen drei oder vier atlantiſchen Städten ein großer Wettkampf ausbrechen. Alle werden nach einem directen europäiſchen Handel auf der einen, und einer directen Verſorgung unſeres ungeheuren Bedarfs auf der andern Seite ſtreben. In dieſem Augenblick iſt ein großer, ſüdlicher Convent (von ſechs Staaten) zu Charleston in Südcarolina vereinigt. Auch ſie ſind aufgewacht, wollen directe Einfuhr, *) und ſtreben darauf hin, den Weſten und Südweſten zu verſorgen; ſie ſprechen davon, daß ſie nicht mehr vom Norden abhängig ſeyn wollen. Große Eiſenbahnen wurden und werden im Süden angelegt. Charleston und Cincinnati ſollen verbunden werden, — es ſind nur 700 Meilen, — u. ſ. w. Ich erwarte, daß nächſtens Dampfpaketbootverbindungen von Neworleans, Charleston und Norfolk nach Liverpool, London und Havre zu Stande kommen werden. Wahrhaftig, es iſt, daß einem der Kopf ſchwindlich wird von all dem Vorbereitungslärmen, und doch muß ich à l'américaine fortfahren, denn es iſt eine „weſtliche Paſſage nach China“ im Werke.

Es iſt ein Zeichen der Zeit, daß ein Project wie dieſes auch nur entworfen und beſprochen wird. Ein hieſiger Schriftſteller äußert ſich über den Gegenſtand folgendermaßen. Eine Fahrt nach China erfordert jetzt ein Jahr und darüber; aus mancherlei Urſachen, namentlich aber wegen der großen Ausdehnung tropiſcher Striche, die durchfahren werden müſſen, werden keine Producte ausgeführt, ſondern der Thee, die Seide und das Porcellan, das man nach Amerika bringt, muß faſt ausſchließlich mit Silber und Gold bezahlt werden. Dieß iſt keine Kleinigkeit; wir nehmen jährlich 180,000 Kiſten Thee und eben ſo viel Seide. Was wir brauchen, iſt ein ehrlicher Tauſchhandel; wir wollen, daß die chineſiſchen Arbeiter auch noch etwas Anderes eſſen als Reiß; und warum ſollten ſie nicht unſere Baumwollenwaaren nehmen, wie in Indien? Wir müſſen einen neuen Weg nach China haben: die Landenge von Darien taugt nichts; dieſer Weg iſt bergig, tropiſch und indirect, gehört auch übrigens nicht uns. Wir müſſen durch unſer eigenes Land ziehen, der Miſſouri und Columbia deuten uns den Weg an. Man kann mit Dampfbooten den Miſſouri bis an den Fuß der Berge hinauf fahren, und von da, wo die Dampfſchifffahrt aufhört, iſt es nur noch 600 Meilen bis Aſtoria: kurz, eine Eiſenbahn von etwa 100 (engl.) Meilen Länge würde die beiden Ströme, die beiden Oceane, die beiden Welten verbinden. Die Dampfſchifffahrt von Aſtoria nach China kommt natürlicher Weiſe gar nicht in Betracht. Der Verfaſſer, ein alter, erfahrner Western-man, hofft, daß binnen 20 Jahren mehr aſiatiſche Waaren in den Hafen von Aſtoria kommen ſollen, als in irgend einen der atlantiſchen Häfen. Eine Frage über die Herrſchaft im Oregon-Gebiet *) wird ſich erheben, aber bald

*) Seither erhielten ſie ihren Bedarf an europäiſchen Waaren größtentheils über Boſton, Newyork und Philadelphia. A. d. R.

*) Aſtoria liegt im Oregon Territory, welches den Friedensverträgen zwiſchen England und den Vereinigten Staaten zufolge dem letztern gehört; ſeit dem Jahre 1812 aber hat ſich die Hudsonsbai-Compagnie dort feſtgeſetzt und im ganzen Lande ausgebreitet. A. d. R.

beigelegt werden. Die Coloniſation ſtürzt ſich gleich einem Strom vorwärts, und Oregon wird in zehn Jahren ſo gut den Yankees gehören, wie Texas. Eine Geſellſchaft mit 10 Mill. Dollars Capital iſt gegenwärtig in Miſſouri im Werke, um Anſiedlungen am Columbia zu bilden, und Abtheilungen junger Leute gehen aus allen Theilen des Landes fort, ſelbſt aus Illinois, aus Wisconſin ſogar. Nach Weſten winkt der Stern! nach Weſt, dem „großen Weſt," immer weiter nach Weſt!"

Moskau.

2. Der Kreml.

(Fortſetzung.)

Der Thron von Iwan Waſſiliewitſch iſt ganz aus Elfenbein zuſammengeſtückt, und mag bei völliger Weiße und Friſchheit des Elfenbeins einen ſchönen Effect gemacht haben, ſieht aber jetzt etwas verſtaubt und vergraut aus. Der Thron von Alexis Michailowitſch beſteht ganz aus maſſivem Silber. Dieſe Throne ſtehen alle an den Wänden herum auf ein Paar eigens dazu errichteten Stufen. Der größte iſt der Thron Peters des Großen und ſeines Bruders Iwan. Es ſind zwei große, langarmige und dickbeinige Stühle neben einander mit einem an Verhängen reichen Baldachin darüber. Er iſt der geſchmackloſeſte aller hier aufgeſtellten Throne, und es ſcheint faſt, als hätte man zum Modell für ihn aus irgend einer alten deutſchen Reichsſtadt den Kirchenſtuhl eines Rathsherrn genommen. Hinter dem Stuhl iſt ein Vorhang, und hinter dem Vorhange die Wand des Baldachins; in dieſer Wand aber eine große Oeffnung, hinter welcher gewöhnlich die ſorgſame Schweſter Sophie ſaß, um den Audienzen ihrer beiden Brüder beizuwohnen, und ihnen die Antworten ins Ohr zu flüſtern, die ſie nöthig fand. Geſchmackvoller, aber kaum koſtbarer als amerikaniſche Präſidentenſtühle ſind die Throne der neuen Kaiſer, ſimple Stühle von antiker Form unter rothſammetnen Baldachinen, bei denen überall die Koſtbarkeit des Stoffes der Wohlgefälligkeit der Form und Färbung nachſteht. Auch der polniſche Thron ſteht jetzt hier, den der jetzige Kaiſer in Warſchau beſtieg. Die Vor- und Hinterhänge des Baldachins ſind mit einer Menge kleiner ſilberner Adler geſtickt, zwiſchen denen eben ſo viele M ſtehen, denn Nikolai ſchreibt ſich auf polniſch Mikolai.

Die Zaare pflegten ehemals große, dicke, goldene Kreuze oder goldene Ketten auf der Bruſt zu tragen. Ihre Kreuze befinden ſich in der kleinen, alten Schloßkirche, die Ketten hier. Außer der ſchon erwähnten geſchmackvollen Kette Wladimirs fiel mir nur noch die des Michael Feodorowitſch auf, der auf jedem Gliede der Kette ſeinen vollen Titel und Namen emailliren ließ.

Scepter liegen auch in Menge hier, und Reichsäpfel eben ſo, unter denen ich nichts Merkwürdigeres fand, als das gebrochene Scepter der Könige von Polen. Ich meine dieß nicht etwa bildlich, ſondern ganz buchſtäblich. Das polniſche Scepter iſt ein länglicher, grüner Stein, an den Enden mit Gold geſchmückt; in der Mitte des Scepters iſt nun dieſer Stein der Quere nach durchbrochen, ſo daß beide Stücke neben einander liegen. Ich fand dieß ſo merkwürdig, daß ich den Director der Sammlung, der die Güte gehabt hatte, ſich meiner anzunehmen, über den Bruch befragte. Er hatte aber noch nicht einmal darauf geachtet, und wußte nichts von der Geſchichte dieſes Bruchs. Es gibt überall bei den Weltereigniſſen ſolchen zuweilen unbegreiflichen Vor- und Nachſpuk. Der Director ſagte bloß: „C'est un hasard bien drôle."

In demſelben Saale der goldenen und elfenbeinernen Throne, der geſunden und zerbrochenen Scepter, der eroberten und erobernden Kronen, ſind auch noch ſonſt eine Menge anderer intereſſanter Sachen, z. B. goldene und ſilberne Stäbe für die Ceremonienmeiſter bei Krönungen, eine Menge Spazierſtöcke früherer Kaiſer und Zaare, unter denen mancher berühmt iſt, z. B. der mit der fatalen eiſernen Spitze Iwans des Schrecklichen. Für die Geſchichte der Moden, und namentlich der Schneider- und Schuhmacherkunſt, mag auch die Sammlung von Stiefeln und Gewändern der Kaiſer und Kaiſerinnen des letzten Jahrhunderts, die ſich in Glasſchränken in einer Abtheilung dieſes Saales befinden, nicht unintereſſant ſeyn.

Der Becher- und Tiſchgeſchirrſaal enthält eine ſehr zahlreiche Sammlung von goldenen und nicht goldenen Gefäßen von byzantiniſcher und orientaliſcher Arbeit, die ohne Zweifel noch eine Menge wenig ausgebeuteten Stoff für Kunſt- und Sittengeſchichte bieten würden.

In dem Saal der Waffentrophäen intereſſirt wohl nichts mehr als der Tragſeſſel Karls XII, in welchem er ſich auf das Schlachtfeld von Poltawa tragen ließ. Voltaire zufolge wurde dieſer Seſſel in der Schlacht von einer Kartätſche zerſchmettert. Man hat ihn aber jetzt wieder zuſammengeſtückt und geſtickt, und zwar ſo geſchickt, daß man gar nicht merkt, wo er zerſchmettert war. Viel intereſſanter wäre es doch geweſen, dieſen Stuhl in dem Zuſtande zu haben, in welchen ihn jene ruſſiſche Kanonenkugel verſetzte.

In dem folgenden Saale befinden ſich eine Menge alte, polniſche Krönungsinſignien, viele Fahnen, unter Anderm die des doniſchen Demetrius, die ihm gegen den Mongolen Mamai auf dem kulikowſchen Felde voranwehte, und ein großer Reichthum anderer prachtiger Dinge, beſonders allerlei Waffenraritäten.

Im letzten Saale endlich findet man die prachtvollſten Pferdegeſchirre, die man ſehen kann. Meiſtens Geſchenke der türkiſchen Sultane aus der letzten Zeit, in welchen Rußland ihnen ſo viele Zügel, Ketten und Geſchirre anlegte, daß ſie daher auf die Idee gekommen ſeyn mögen, Rußland wieder einiges Zügelwerk als Gegengeſchenk zurückzuſenden. Es ſind jedesmal ganz vollſtändige Geſchirre für ein Reitpferd, vom prächtigen Edelſtein, der auf der Stirn des Pferdes blinkt, herab bis zu den ſilbernen und goldenen Hufeiſen für die Füße. Alles iſt auf das brillanteſte mit Edelſteinen geſchmückt, der Sattel wie das ganze Riemenwerk. Sie ſind wieder auf eigenen Geſtellen, ähnlich den Kronen im Kronenſaal, ſehr vortheilhaft aufgeſtellt. Jeder Reiſende hat gewiß die Pflicht, dieß recht lobend zu erwähnen, weil ſo oft ſonſt in vielen Sammlungen

die schönsten Gegenstände durch die unzweckmäßige Art der Aufstellung ungenießbar werden.

Unter den Helmen, die in diesem Saale auf pyramidalischen Gestellen rangirt sind, findet man ebenfalls mehrere geschichtlich hoch merkwürdige vieler russischer, mongolischer und tatarischer Fürsten und Krieger mit arabischen Inschriften. Doch ist des Interessanten hier in jedem Winkel so viel, daß der Beschauer wie der Beschreiber ermattet, und der Leser mit beiden gern etwas rascher zu andern Gegenständen weiter wandert.

In der untern Etage des Palastes befinden sich noch dergleichen, namentlich in einem großen Raume eine ganze Sammlung merkwürdiger alten Wagen, die man nicht ohne ein gewisses behagliches Gefühl der Freude, daß sie sich alle in so vollkommener Ruhe befinden, ansehen kann. Denn furchtbar und nervenzerreißend muß das Gekarre seyn, wenn diese massiven Räder über die Straßen klappern, und all dieses ungelenke Gliederwerk und Gebälke schrillend quickt und lärmt. Einer von diesen Wagen gehörte dem Patriarchen Moskau's. Er hatte statt Kieselglas überall Marienglas-Fenster. Peter der Große, der die Patriarchen des Spazierenfahrens überhob, ließ ihn hieher stellen. Ihm sehr ähnlich und ebenfalls mit Marienglas versehen, war ein ganz kleiner Wagen, der Peter dem Großen zum Spielzeug diente. Andere Wagen hatten als Achsen- und Schwanenhalse ganze dicke Tannenbäume, als seyen sie dazu bestimmt gewesen, von der ganzen Nation gezogen zu werden, um indische Götzenbilder darauf herum zu fahren. Ohne Bedauern überläßt man solche Mißgeburten dem nagenden Zahne der Zeit.

Eine andere Riesengeburt eines viel Großes bedeutenden Geistes steht in dem Saale zur Rechten des Hauptthores des Palastes. Es ist aber nur ein Embryo von Geburt, das nie zur Entwicklung gekommen ist, das Modell nämlich zu einem ungeheuren Palaste, den Katharina auf dem Kreml aufführen wollte. Es sollte zu dem Zweck der ganze Kremlberg glatt rasirt und Alles jetzt auf ihm Bestehende abgebrochen werden, mit Ausnahme nur einiger alten, ehrwürdigen Kirchen. Und ein einziges, ungeheures Schloß, nach einem eigenen Plane angelegt, sollte dann die Stelle der niedergerissenen Häuser einnehmen. Man hat hier nun den ganzen Kremlberg in seiner natürlichen Gestaltung von Holz nachgebildet, und auch das Haus ganz mit der Ausführlichkeit im Modell darauf ausgeführt, wie es ausgeführt werden sollte. Jedes Zimmer hat in dem Modell schon seine Bestimmung erhalten, und jede Treppe ist dargestellt, ja jede Galerie schon so ausgemalt, wie sie in der Wirklichkeit ausgemalt werden sollte. Das Gebäude besetzt die Kante des Berges auf allen Seiten; nur nach Süden hin bleibt eine freie Aussicht. Das Innere des Kremls wäre demnach ein einziger, großer, prachtvoller Platz geworden. Zum Glück für die Freunde des Alterthums und zur Freude aller russischen Patrioten unterblieb dieser Riesenplan. Ich weiß nicht, welche Hindernisse sich entgegen stellten, doch glaube ich fest, daß das Einreißen des Alten noch mehr Schwierigkeiten verursacht haben würde, als das Aufbauen des Neuen.

(Schluß folgt.)

Maaßregeln der holländisch-ostindischen Regierung gegen die Missionäre.

Das Missionary Register vom April d. J. theilt eine Verordnung der holländisch-ostindischen Regierung vom August 1857 gegen die fremden Missionäre mit: sie dürfen sich nur in Borneo niederlassen, und müssen, ehe sie die Erlaubniß dazu erhalten, vorher ein Jahr in Batavia bleiben. Die Fälle haben sich in neuerer Zeit zu sehr vervielfältigt, wo die Missionäre zu politischen Emissären gebraucht wurden, um nicht den Schritt der holländischen Regierung zu rechtfertigen, die auch gar keinen Hehl hat, daß sie auf diese Weise feindlichen Machinationen entgegenarbeiten will.

Chronik der Reisen.

Reise in die Bretagne.

Die Landspitze Raz und die Insel Sein.

(Fortsetzung.)

Die Sprache der Inselbewohner ist schleppend, ihr Gang träge und ihr Handeln langsam. Der Anzug der Mannespersonen ist seemännisch, und besteht in einer Jacke und weiten leinenen Fischerhosen. Selbst auf diesem Inselande, wo doch die Natur so farblos und so verwischt ist, bemerkt man mit Verwunderung durchgehends braune Haare, braune Augen und einen gebräunten, gesättigten Teint bei beiden Geschlechtern, wie auf dem ganzen Festlande, so weit die Bretagne reicht, während in der Nachbarschaft, in England und in der Normandie, die blonde Farbe vorherrscht. Diese auffallende Erscheinung hat offenbar ihren Grund in der Verschiedenheit der Racen, und ist ganz unabhängig von klimatischen und atmosphärischen Einflüssen, welchen sie von einigen Gelehrten zugeschrieben wird. Die Männer tragen weder Winter noch Sommer Strümpfe, sondern schützen ihre Beine nur durch Gamaschen und ihre Füße durch plumpe Pantoffeln mit hölzernen Sohlen, wofern ihr Gewerbe sie nicht zum Anziehen ungeheurer Fischerstiefel nöthigt. Die Fischerei ist ihre Hauptbeschäftigung.

Das Strandorf besteht etwa aus 60 Wohnungen, in denen keine Reinlichkeit zu Hause ist; schon die äußere Bauart und Umgebung dieser Hütten läßt vermuthen, daß das Innere so enge, räucherig und schmutzig sey, als es ist. Wohlstand darf man nicht erwarten. Obschon diese Insulaner mit dem Meere wie mit ihrer Säugamme vertraut und so zu sagen geborne Seeleute sind, so unternehmen sie doch selten als Schiffer oder Matrosen große, weite Seereisen; zufrieden auf ihrem Inselchen und im Kreise von Freunden und Verwandten Alles zu finden, was ihren Anforderungen ans Leben entspricht, sehnen sie sich nicht in die Welt, und stehen sogar in geringem Verkehr mit ihren übrigen bretaguischen Landsleuten. Sie leben glücklich in ihrer Armuth, hegen keinen Wunsch nach bessern Umständen, sind frei von Habsucht und Eigennutz, und ganz besonders willfährig zur Hülfe und Rettung der Schiffbrüchigen, wie wenn sie geschworne und patentirte Lootsen wären. Der jetzige Pfarrer, ein langer, hagerer Mann, welchen ich nie anders als mit der Thonpfeife im Munde gesehen habe, ist bei diesen christlichen und gefährlichen Expeditionen ihr Anführer und der kühnste von allen: Tag und Nacht, so oft ein Nothschuß vernommen wird, ist er zuerst bereit, trotzt jeder Lebensgefahr, und wagt bei noch so hoher und stürmischer See das Aeußerste, um das gestrandete oder in Gefahr schwebende Schiff zu erreichen. Der unerschrockene See-

und Gottesmann zeigte mir ein Dutzend Belobungsſchreiben, welche er theils von franzöſiſchen, theils von engliſchen Miniſtern für ſein muthiges Betragen bei Rettung von Schiffbrüchigen erhalten hatte, und der Herr Maire verwahrt in ſeinem Wandſchrank mehrere ſilberne und goldene Medaillen, womit die Gemeinde der Inſel Sein für verſchiedene kühne und glücklich ausgeführte Lootſenmanöuvres von fremden Potentaten belohnt worden iſt.

Die zehn oder zwölf politiſchen Erdbeben, welche Frankreich in den letzten 50 Jahren erſchüttert haben, ſind an der Inſel faſt ganz unbemerkt vorübergegangen: die einzige revolutionäre Neuerung, welche ſie herbeigeführt haben, iſt die Wahl eines Schultheißen, welche die kleine Gemeinde im Jahre 1825 zum erſtenmal vorgenommen hat; über Miniſterialkriſen und alle Fragen des Tages leben dieſe guten Leute in einer bodenloſen Unwiſſenheit, denn ich glaube ſchwerlich, daß je eine Zeitung hieher kommt. Was ſollte es ihnen auch helfen? ſie können weder leſen noch ſchreiben. Jeder hat ein gewiſſes Zeichen, welches ihm als Monogramm dient, und entweder die Figur eines Dreiecks, eines Ankers, eines Ringes, einer Vogelklaue oder mehrere Formen des Kreuzes darſtellt. Dieſe Charaktere und Handzeichen ſind auch auf Geräthſchaften, Säcken, Netzen u. ſ. w. angebracht, und werden ſelbſt als Feldmarken gebraucht. Wer etwas findet, das kein Wahrzeichen hat, befeſtigt es am Glockenſtrang im Kirchthurm, wo der rechtmäßige Beſitzer es auslöſen kann. Maaß und Gewicht ſind unbekannt; man mißt mit der Schürze und nach dem Augenmaaß, auf Treue und Glauben. Advocaten haben ſich noch nicht eingeniſtet, folglich iſt von Gränzſtreitigkeiten und Proceſſen keine Rede. Neid, Argwohn und Hauszwiſt ſind ſelten, wie mir der Pfarrer verſichert hat. Mißtrauiſche Verſchloſſenheit gegen Fremde, ſelbſt gegen ſolche, welche ſie mit Lebensgefahr aus den Fluthen gerettet haben, iſt ihre größte Untugend, welche ſie noch lange beibehalten werden, da ihnen der Umgang und Verkehr mit dem Feſtlande, folglich die Möglichkeit ſteigender Cultur fehlt. Untereinander ſind ſie ſich ſehr zugethan, was leicht begreiflich iſt, da ſie wegen ihrer Verheurathungen und Verwandtſchaften nur Eine Familie eigentlich ausmachen. Sie verlaſſen ſich daher in Nothfällen nicht, und unterſtützen ihre verarmten Brüder, wenn ſie können, denn es kommt vor, daß ſämmtliche Einwohner nichts zu beißen haben und Hunger leiden müſſen, wenn die Ernte ſchlechter als ſonſt ausgefallen oder weggeſchwemmt worden iſt. In dieſen Fällen ſchreibt der Pfarrer an den Marinepräfecten in Breſt, der ihnen ſodann mit Bewilligung des Miniſteriums eine Ladung Schiffszwieback, Speck und trockener Gemüſe ſchickt.

Ich erkundigte mich nach den Landesfeſten, feierlichen Gebräuchen u. ſ. w., erhielt aber den Beſcheid, daß es keine gebe; der Menſch iſt hier für alle Poeſie und ſinnliche Heiterkeit abgeſtorben und unempfänglich. Die Ehe iſt eine Familienverabredung ohne Hochzeitsſchmaus, ohne Fröhlichkeit und ohne Liebe. Die Religion hat die Einbildungskraft der Bewohner nicht bevölkert, und die Geſpenſter, Hexen und Kobolde, wovon es in der ganzen übrigen Bretagne wimmelt, ſind von der Inſel Sein verbannt: die Leute haben zu viel mit ſich ſelbſt zu ſchaffen, und keine Zeit zu denken und zu träumen. Wer ſollte es glauben, daß dieſe menſchlichen Weſen, welche auf dieſem jämmerlichen Sandfleck des Oceans vegetiren, ſich niemals entſchließen konnten und durch nichts zu bewegen waren, ihr Ländchen zu verlaſſen? Die franzöſiſche Regierung hat ihnen mehreremale vorgeſchlagen, ſich auf dem Continent anzuſiedeln und Lootſendienſte zu verrichten; allein obgleich ſie den beſſern Wohlſtand des Feſtlandes kennen, ſo zeigt ſich dennoch bei ihnen die bekanntlich allen Inſulanern eigene Vaterlandsliebe ſo ſtark, daß ſie ſtets die wohlgemeinteſten Anträge und die vortheilhafteſten Bedingungen abgelehnt, und um des Himmels willen gebeten haben, man möge ſie da laſſen. Die jungen Burſche, die als Seefahrer doch eine andere Welt als die der Inſel Sein kennen lernen, halten die Abweſenheit nicht lange aus, ſondern finden ſich höchſtens nach ein paar Jahren wieder ein, weil ſie den erworbenen Lohn nirgendwo auf eine ſo angenehme Art verzehren oder anlegen zu können glauben, als in der Heimath; von den Frauenzimmern kommen das Jahr über nicht zwei ans Feſtland; ja es hat Fälle gegeben, daß alte Seeleute nach einer Abweſenheit von langen Jahren voll Sehnſucht nach ihrer geliebten Geburtsinſel wieder zurückgekehrt ſind, um die Freuden dieſes von Tang und geborrten Fiſchen duftenden Paradieſes bis ans Ende ihrer Tage zu genießen. Und thun ſie Unrecht? Sie finden gar keine irdiſchen Güter und Freuden; aber dafür haben ſie auch keinen Kummer, keinen Ehrgeiz, keine Langweile, kurz keine von den hunderttauſend moraliſchen und phyſiſchen Leiden, welche allen denjenigen die Köpfe zerhämmern, die in den Apfel der modernen Bildung gebiſſen.

Am Ausgange des Dorfes gegen Süden liegen zwei gigantiſche Druidenſteine, und am Weſtende der Inſel ſieht man eine kleine verfallene Capelle mit einem Häuschen und umfriedeten Gärtchen, wo ehemals ein frommer Eremit gelebt haben ſoll, und wo das beſte Trinkwaſſer auf der Inſel zu haben iſt, welches aber immer noch einen erſchrecklichen Geſchmack hat. In neuern Zeiten hat man gegen Süden eine Art Hafendamm aufgeführt, der die Häuſer und Felder gegen den Andrang der Wellen ſchützt und mit einigen Böllern beſetzt iſt. Bei hellem Wetter hat man von hier eine ganz hübſche Ausſicht auf die Landſpitze Raz, auf die Küſte der Bai von Audierne bis Penmarch auf das Vorgebirge Saint-Matthieu und die mannichfaltigen Meerbuchten der Halbinſel Crozon. Man ſieht jedes Schiff, welches von der Breſter Rhede ausläuft; eine Hauptunterhaltung des Maire iſt, die Segel zu beobachten, welche am Horizont auftauchen; ich ſah ihn den ganzen Tag mit ſeinem Fernrohr unterm Arm am Strand auf- und abſpazieren, und ich muß geſtehen, daß ich an dieſem Zeitvertreib ebenfalls großen Gefallen fand. Was mir am wenigſten auf der Inſel Sein behagt hat und bei mir in ſchlechtem Andenken geblieben iſt, ſind die Speiſen: geborrte Fiſche und in Tangaſche geröſtete Kartoffeln waren allein genießbar, und ich aß noch an dem ariſtokratiſchen Tiſch des Herrn Schultheißen, bei welchem der Ingenieur des Leuchtthurmes, Hr. Mille, ein Zögling der polytechniſchen Schule in Paris, ſich einquartiert hatte, der mich bei meiner Landung wie einen alten Bekannten empfing, und mir ſogleich anbot, Koſt und Logis mit ihm zu theilen; ſonſt hätte ich in der Cantine bleiben müſſen, welche ein Bürger aus Quimper für die Arbeiter des Leuchtthurmes eingerichtet hat, weil die Bewohner der Inſel durchaus nicht herbergen wollten. Dieſe armen Schlucker eſſen das ganze Jahr hindurch Faſtenſpeiſen, und enthalten ſich, wie die Hindus, des Genuſſes von Rindfleiſch, nicht etwa weil eine religiöſe Satzung Kühe und Ochſen für heilige Thiere erklärt, ſondern weil ihnen die eiſerne Nothwendigkeit dieſe Nahrung verbietet. Andere Bedürfniſſe, als Brod und Fiſche, haben ſie aus Audierne oder Breſt.

(Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 169.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

18 Junius 1839.

Ausflug an die Ufer der Südſee im Frühjahre 1829.

III. Rückkehr nach Oajaca.

Tututepec, 18 und 19 Februar.

Wir haben nun zwei Tage hier zugebracht, Muſcheln und andere Seethiere, ſo wie mancherlei Seepflanzen geſammelt, Fiſche gefangen und gegeſſen, Vögel geſchoſſen, und manches uns Neue geſehen. Chacahua beſteht nur aus fünf bis ſechs Hütten von Stackwerk mit Gras und den Blättern der Fächerpalme gedeckt. Sie ſind unbewohnt, und dienen nur den Fiſchern zum gelegentlichen Aufenthalte. An Meublement iſt daher auch in ihnen nicht zu denken. Wir haben uns ſo in ſie vertheilt, daß meine Frau und ich die eine, K. und D. eine andere, und die Dienerſchaft die übrigen bewohnt. Eine Bank aus runden Knüppeln, in einer Ecke angebracht, die Bettſtelle der Fiſcher, dient uns als Tiſch, unſer Koffer als Bank, und unſere Hängmatten als Betten. Glücklicherweiſe hatte Baron K. ein Mosquitonetz für meine Frau mitgebracht, und ſo war wenigſtens ſie vor dieſen Blutſaugern geſchützt, die uns Uebrigen allnächtlich wüthend anfielen, und vor denen ich mich nur dadurch einigermaßen zu ſchützen vermochte, daß ich ein großes Feuer vor der Hüttenthür anzünden ließ, und die halbe Nacht mit Tabackrauchen zubrachte.

Unſere Hütte ſteht auf einer ſchmalen Landzunge, von Meerſand und Muſcheln gebildet, welche das große Haff von der See trennt, und durch ein mit ihr parallel laufendes Riff gegen die Gewalt der Wogen geſchützt iſt. An ihrem Ende erheben ſich ſchroff einige Syenitfelſen, von Granitgängen durchſetzt, der Formation angehörig, welche uns von Juanita bis hieher beſtändig begleitet hat. Ihren Fuß umtoſen die Wogen des gewaltigen Oceans, der eine iſt thorförmig durchbrochen; einige wenige Seepflanzen kleben in den Spalten. Links neben dieſen Felſen verbindet ein niedriges Felſenriff, über welches das Waſſer des Meeres ſtrömt, und die Lagunen füllt, ſie mit dem Ufer. Jenſeits desſelben ſtreckt ſich die ſandige Meeresküſte hin bis zum Fuße des Vorgebirges Cerro hermoſo, welches ins Meer hinaustritt, und mit Palmenwäldern geſchmückt iſt. Das Meer macht hier eine weite Bucht; die Küſte, an der wir ſind, ſtreicht faſt genau von Oſt nach Weſt, während die große Lagune ſich in nördlicher Richtung ins Land zieht. Dort hinaus überſtiegt das Auge die Züge der Cordilleren, aus denen die hohen Kuppen von San Juan Guiatje deutlich unterſcheidbar ſich hervorheben, bei hellem Wetter erblickt man deutlich Tututepec. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Gegend manches Anziehende hat, aber begreifen kann ich doch nicht, was die Spanier in fruhern Zeiten bewogen hat, dieſen Ort zu Luſtpartien ſo beſonders auszuwählen. Das Vergnügen, bis an die Knöchel im Sande zu waten, von Mosquitos jämmerlich zerſtochen und im Bette von dem ſtarken Thau und der durch den Wind vom Meere herüber geführten Feuchtigkeit durchnäßt zu werden, ſcheint denn doch nicht ſo außerordentlich groß zu ſeyn. Für uns Kinder des fernen deutſchen Norden war es indeß ſchon ein Vergnügen, am Ufer der Südſee zu wandeln, in ihren Wogen uns zu baden, und auf ſchwankendem Kahne uns hinaus zu wagen in die ewig wechſelnde und doch ſo einförmige Waſſerwüſte, oder auf den Lagunen herumzukreuzen und die maleriſchen Anden-ketten zu betrachten. Beſonders ſchön ſind dieſe Anſichten zur Abendzeit von der Höhe des Cerro Hermoſo. Einem Panorama gleich liegt die Gegend zu unſern Füßen ausgebreitet. Gegen Norden und Weſten erblickt das Auge die Haffe und darüber hinaus das Weltmeer, an deſſen Rande die Sonne noch weilt, um die Spitzen der langen, flachen Wogen zu vergolden, die langſam und majeſtätiſch ſich heranwälzen und ſchäumend an den Uferfelſen ſich brechen. Ihr Toſen tönt herauf zu uns; es allein unterbricht die feierliche Ruhe der Natur, aber es ſtört ſie nicht. Jetzt ſinkt die Sonne, wir wenden uns, und ihr goldfarbenes Licht ruht auf der Ebene, und ſpielt auf den Bäumen, auf den Hügeln, auf den fernen Kirchthürmen von Tututepec, während die hohen Gipfel der Anden noch im hellſten Sonnenſchein glänzen. Bald beginnt aber das Licht auch auf den höchſten Spitzen zu erblaſſen, und in jedem folgenden Augenblicke ändert ſich die Farbe in den verſchiedenen Reihen der Berge. Die Goldfarbe verbreitet ſich über die niedrigern, geht bald in ein vielfach verändertes Roth, dann in ein tiefes Blau, und zuletzt in ein dunkles, kaltes Grau über. Die ganze Anſicht wechſelt auf die wunderbarſte Weiſe nach

den verſchiedenen Höhen ab. Jeder Bergrücken und Hügel unterſcheidet ſich hervorſtechend von allen andern, ſein Umriß zeichnet ſich ſehr deutlich ab. In der Ebene iſt es indeß ganz dunkel geworden, immer mehr erbleicht das Licht auch auf den Höhen, und Alles verſchwimmt in den Schatten der Nacht.

Beim Umherfahren auf der Lagune entdeckten wir einen Alligator, im Sande des Ufers ſich ſonnend, und näherten uns, ihn zu betrachten. Er war etwa 12 Fuß lang und im Bauche 1½ Fuß dick. Die Farbe iſt dunkel-graubraun, unter dem Bauche dunkel-ſchmutzig-gelb. Der Kopf iſt dick, die Kinnladen lang mit dicken und ſtarken Zähnen beſetzt. Zwei von dieſen von bedeutender Länge ſitzen in den untern Kinnladen ganz hinten im Rachen, und ihnen gegenüber in den obern Kinnladen zwei Vertiefungen, um ſie beim Schließen des Mauls aufzunehmen. Das Thier hat vier ſehr kurze Beine und platte, breite Füße. Der Schwanz iſt faſt ſo lang, als der übrige Körper. Der Rücken iſt vom Kopfe bis zum Ende des Schwanzes ganz mit harten Schuppen bedeckt, die Haut darunter ſehr dick. Weniger dick und weniger dicht ſtehend ſind die Schuppen an den Seiten und dem Bauche des Thieres. Ueber den Augen ragen zwei fingerdicke, harte, mit Schuppen bedeckte Buckel hervor. Eben ſolche Hervorragungen laufen, feſt zuſammen verbunden, den ganzen Rückgrat des Thieres, vom Nacken bis zur Schwanzwurzel hinab. Sie ſind ganz unbeweglich und ſehr feſt mit der Haut verbunden. Für ſeine Länge wendet ſich der Alligator leicht genug. Als wir uns ihm mit Geräuſch näherten, erhob er ſich und ſtieg in das Waſſer hinab. Sein Gang iſt ſchwerfällig, langſam und wackelnd. Den Schwanz ſchleift er hinter ſich her. Das Fleiſch riecht ſtark nach Moſchus, beſonders aber vier Glandeln, von denen zwei nahe an den Hinterſchenkeln, die beiden andern aber gegen die Bruſt hin über den Vorderbeinen ſitzen. Sie haben die Größe eines Hühnereies. Dieſes Geruches wegen iſt das Fleiſch des Alligators ungenießbar. Die Eier deſſelben, ſo dick wie ein Gänſe-Ei, aber weit länger, haben dieſen Geruch ebenfalls, nur in geringerem Maße, und werden hie und da gegeſſen. Nur dieſer Geruch unterſcheidet die Eier des Alligators von denen des Crocodils. Der Alligator iſt bei weitem weniger gefahrlich, als das Crocodil. Dieſes verfolgt Menſchen und Thiere, während jener den Menſchen gern ausweicht, und ſie nur dann anfällt, wenn er gereizt wird. Hundefleiſch ſoll ein Leckerbiſſen für den Alligator ſeyn; gewiß iſt, daß Hunde große Angſt verrathen, wenn ſie denſelben in der Nähe wittern, oder ſich dem Waſſer nahern, in dem er lebt.

Unter den Fiſchen, deren unſere Fiſcher täglich in großer Menge fingen, befand ſich einſt auch der Mantelfiſch (ſpaniſch Manto). Er iſt von elliptiſcher Form, an drei Fuß breit und vier Fuß lang, und in der Mitte nur etwa fünf oder ſechs Zoll dick. Das breite Maul befindet ſich an der untern Seite des Kopfes, die Augen ſtehen an der obern nahe bei einander. Den Perlenfiſchern ſoll dieſer Fiſch gefahrlich ſeyn. Er legt ſich ihnen feſt auf den Rücken, und drückt ſie in die Tiefe hinab, ſie führen deßhalb ſtets ein ſcharfes Meſſer bei ſich, mit dem ſie ihn zu ödten ſuchen. Einen Hay beobachtete ich beim Baden. Kaum vierzig Ellen jenſeits der Brandung ſpielte er in den Wogen, den rieſigen Hechtskopf und den Leib mit den großen Vorderfloſſen ſenkrecht aus dem Waſſer emporhebend, und ſich dann rücklings wieder in daſſelbe zurückſtürzend. Der Anblick erſchreckte mich anfänglich, aber der Fiſch konnte das zwiſchen dem Ufer und dem Meere liegende Riff nicht überſchreiten, und ſo war ich völlig vor ihm ſicher.

Polypen und Mollusken ſahen wir in Menge in den Lagunen und am Fuße der Felſen. Viel Vergnügen machte uns die behende Seeſpinne, welche in großer Zahl im Sande des Ufers lebt. Es gewährt einen ſonderbaren Anblick, dieß kleine, langbeinige Thier ſich in jeder Richtung vor-, rück- und ſeitwärts mit gleicher Leichtigkeit und Schnelle, und zwar ſtets in ſchnurgerader Linie, bewegen zu ſehen. Es hat viel Aehnlichkeit mit der Krabbe, nur iſt der Leib kleiner, die Beine ſind länger, und die Augen ſtehen auf zwei kleinen beweglichen Spitzen, die aus dem Kopfe hervorragen. Die Seeſpinnen laufen vor den Wellen her, wenn ſie am Ufer heraufſpülen, und folgen ihnen, wenn ſie zurückſtrömen, die etwa für ſie auf dem Sande zurückgebliebene Nahrung ſuchend. Man kann ſie nur ſelten erhaſchen, denn beim kleinſten Geräuſche fliehen ſie mit unglaublicher Schnelle und in der geradeſten Richtung ihren Höhlen im Sande zu, in denen ſie augenblicklich verſchwinden.

Für Entomologie war auch hier, wie auf der ganzen Reiſe, die Ausbeute ſehr gering. Einige Käfer, unter ihnen ein großer Elater und ein ſchöner Cerambyx, war Alles, was ich in den Gebüſchen am Cerro Hermoſo fing, deſto reicher war die Ausbeute an Muſcheln und Schalthieren jeder Art. Manche der hier vorkommenden ſind an den Ufern der Nordſee und des Oceans wohl eben ſo häufig anzutreffen, viele aber finden ſich hier, welche man dort nicht antrifft. An den Uferfelſen fanden wir eine Menge der ſchönſten Schüſſelmuſcheln (Patellae); auch iſt die Purpurſchnecke häufig. Wir färbten zur Probe ein weißes Tuch damit; die Färberei iſt ſehr einfach, man drückt den zu färbenden Stoff in die Oeffnung des Gehäuſes, ſo daß man den Kopf des Thieres zuſammendrückt, ſogleich läßt dieß einen milchweißen Saft fahren, der ſehr bald grün und dann purpurroth wird. Um größere Sachen zu färben, läßt man den Saft in ein Gefäß mit Seewaſſer laufen, und taucht in dieſes den zu färbenden Stoff. Eine Muſchel gibt nur wenige Tropfen Saft, weshalb dieſe Farbe noch immer theuer iſt; eine Unze Garn zu färben koſtet etwa 1 Thlr. 8 gGr.

Es war anfänglich unſere Abſicht, noch zwei Tage länger hier zu verweilen, um noch einige entferntere Küſtenpunkte zu beſuchen, allein ein ſo eben durch einen Expreſſen eingetroffener Befehl des Gouverneurs der Küſte zu Xamiltepec, uns dahin zu verfügen, und unſere Päſſe ihm vorzulegen, hat unſern Plan geändert, und wir werden nun ſchon morgen Chacahua verlaſſen. Dieſer Befehl iſt ſehr ſonderbar, da das Geſchäft, die Paſſe zu fordern, den Alcalden der Orte obliegt, durch welche man kommt, nicht aber den Gouverneuren der Departements. Mir iſt es indeß gar nicht unwillkommen, daß ſich mir auf dieſe Weiſe Gelegenheit bietet, auch jene Gegend, die manches Merkwürdige hat, durch eigenen Anblick kennen zu lernen.

(Fortſetzung folgt.)

Moskau.

2. Der Kreml.

(Schluß.)

4) Das Senatsgebäude und das Arsenal.

Das Arsenal, das an demselben Platze liegt, enthält ein Magazin von fertigen Waffen, die zur Armirung einer Armee von 100,000 Mann hinreichen. Ich fand bei meinem Besuche in diesem Gebäude einen Unterofficier mit dem Zusammenflicken einer Fahne Peters I beschäftigt, die seit 1812 in diesem zerrissenen Zustande gelegen hatte. Sie ist die älteste Antiquität in diesem Arsenale, in welchem es dergleichen nur noch sehr wenig gibt, da es noch zu erwarten steht, welche bestaubte und von Schlachtgetümmel beschmutzte Trophäen sich diese blanken Gewehre dereinst erobern werden. Die Spolien Pugatschews sind das Einzige, was ich der Art hier fand. Dieser rebellische Kosak setzte das russische Reich mit Kanonen in Schrecken, die jetzt der russischen Kinder Gespött seyn würden. Sie sind weiter nichts als ein dickes Stück Eisenblech, das zu einer Röhre zusammengeschlagen wurde. Die grobe Nath ist noch deutlich daran zu erkennen. Die Fahne, die jener aus den caspischen Wüsten hervortauchende Plünderer sich vorantragen ließ, entsprach diesen Kanonen. Es war eine grobe Sackleinwand, auf der das Bild der Mutter Maria gemalt war. Dieser Lappen war an ein Stück Holz gebunden, an welches nicht mehr Kunst verschwendet war, als an eine Hopfenstange. Doch muß es eine gewisse Heiligkeit gehabt haben, da es nach einem Bruch in der Mitte mit einem eisernen Ringe wieder sorgsam zusammen geheftet wurde. Außer dieser Fahne ließ noch vielfach in mancher Ecke der polnische Adler die Flügel hängen. Die Gewehre sind größtentheils aus Tula'scher Fabrik. An Säbeln sind auch ungefähr für 100,000 Mann vorhanden, lauter Slatoüstisches Fabricat. In einem Schranke stehen Probegewehre anderer Nationen, französische, englische u. s. w., um die Fortschritte der russischen Fabriken darnach bemessen zu können. Ein russisches Gewehr aus Tula kostet jetzt 18 Rubel 79 Kopeken (18 Franken), gerade die Hälfte von dem, was ein englisches Gewehr Ankaufspreis in England selber kostet. Doch sind jene dafür auch noch nicht von der Güte der englischen.

So wie das Arsenal des Kremls die Pfänder zur künftigen Staatssicherheit enthält, so zeigt das Orusheinaja Palata die Beweise vormaliger Kraft und Blüthe auf, und so verkündet das Senatsgebäude dem Bestehen der jeweiligen Verhältnisse Ordnung und Recht, und zwar oben vom Dach herab. Denn oben auf der Mitte seines Dachs liegt ein viereckiger Würfel mit einer kleinen, grünen Kuppel und einer Krone geschmückt. Auf jeder der vier Seiten des Würfels steht mit goldenen Buchstaben das Wort „Sakon" (Gesetz). Unten wird in einem ungeheuren Labyrinthe von Gängen und Zimmern diesem gewichtigen Worte Leben und Wirksamkeit gegeben.

Chronik der Reisen.

Reise in die Bretagne.

Die Landspitze Raz und die Insel Sein.

(Schluß.)

Trotz der magern Bissen verlebte ich höchst angenehm eine ganze Woche auf dem kleinen Eilande, welche mir in Gesellschaft des Pfarrers und des obenerwähnten Ingenieurs ungemein schnell und belehrend verstrich; die freundlichste Begegnung dieser beiden ihrem Charakter nach so verschiedenen und doch gleich ehrenwerthen Menschen wird bei mir in steter dankbarer Erinnerung fortleben. Die Postjacht, welche am neunten Tage meines Aufenthalts nach dem Festland abstieß, setzte mich gesund und wohlbehalten wieder an der Landspitze Raz ab, wo ich den gefälligen Bauconducteur des Leuchtthurmes aufsuchte, um ihm nochmals meinen Dank für seine vielen Verbindlichkeiten abzustatten, und darauf die Fortsetzung meiner Reise anzutreten. Es war während der Getreide-Ernte, welche in der ganzen Bretagne um die Mitte des Augustmonats beginnt und in der ersten Hälfte des Septembers beendigt, oft aber auch durch schlechte Witterung verlängert wird. Je weiter ich mich von Rocroy entfernte, desto lebendiger wurden die Aecker. Der Roggen, mit welchem man den Anfang macht, weil er am frühesten reift, war meist schon geschnitten; man mähet ausschließlich mit der Sichel; die Sense ist nirgends gebräuchlich. Das abgeschnittene Getreide scheint eine Zeitlang auf dem Schwaden liegen zu bleiben, ehe es in Garben aufgebunden wird. Man setzt die Garben nicht dachförmig gegeneinander in langen Hocken, sondern legt sie rund backofenförmig aufeinander. Das Ausdreschen und die Reinigung des Getreides, das Worfeln, Durchsieben u. dgl. geschieht überall sogleich nach dem Einfahren, und zwar unter freiem Himmel auf einer Lehmtenne, wo Weiber und Männer mit kurzen Dreschflegeln und mit dem größten Tacte das Korn aushauen und nachher reinigen.

Nach anderthalb Stunden traf ich endlich das kleine Städtchen Pont-Croix, welches auf einer Anhöhe liegt, von wo sich die Häuser bis an den schmalen Meeresarm herablagern, der unten vorbeifließt. In der Umgegend von Pont-Croix fanden die Girondisten Barbaroux, Louvel und Roujoux vor dem Zorn Robespierre's ein Versteck; der Erstere war aus dem Districte von Pont-Croix gebürtig, und dichtete hier während seiner gezwungenen Zurückgezogenheit seine Ode an den Sturm. Eine neuangelegte Chaussée führt von Pont-Croix nach dem zwei Meilen weit entlegenen Audierne, welches ein gar reinliches, nettes Ansehen und einen hübschen Hafen hat, und mir das erste weiche Nachtlager seit meiner Abreise von Douarnenez bot. Ich verlebte einen herrlichen Abend am Ufer der Bai von Audierne, welche sich in einem schönen Bogen ausdehnt, dessen äußerste Punkte die Landspitze Raz und das Vorgebirge Penmarch sind, und dessen größte Sehne vier Meilen betragen mag. Dieser Meerbusen ist den Schiffern noch gefährlicher, als die Bai von Douarnenez, und durch Schiffbrüche übelberüchtigt. Wehe den Fahrzeugen, die bei gewissen Winden in diese Bucht gerathen! sie werden wie von einer magnetischen Kraft unaufhaltsam gegen die Küste getrieben, und von der Heftigkeit der Brandung so in den Sand festgewellt, daß sie unmöglich wieder flott werden können, wo sie nicht auf Steinriffe gerathen und gleich in tausend Stücken zerschellen; ohne ein Wunder, ohne ein plötzliches Umschlagen des Windes sind sie unrettbar verloren. Es vergeht kein Jahr, daß

nicht an dem großen Seestrande bei Audierne mehrere Schiffe scheitern, wiewohl sie auch zuweilen freventlich und absichtlich, wenn Schiff und Ladung hoch assecurirt sind, auf die Klippen auffahren sollen, wie man es von einem herrlichen neuen Dreimaster sagte, der zu meiner Zeit im Hafen von Audierne auf der Seite lag und an den Riffen der Insel Sein seinen ganzen vordern Schiffsteil eingebüßt hatte. Ein gewöhnlicher Mensch schaudert beim Anblick einer Schiffbruchsgefahr zusammen; aber die Bewohner der hiesigen Gestade sind noch immer der üblen Nachrede ausgesetzt, daß sie Schiffsstrandungen gern sehen und wünschen, nicht nur des erlaubten Verdienstes, sondern auch der Gelegenheit wegen, dann heimlich etwas zu capern, oder um die Noth der Schiffbrüchigen zu ihrem Vortheile zu benutzen und für ein Spottgeld allerlei von ihnen zu erhandeln. Man will auch behaupten, daß sie, wenn ein Fahrzeug, in Nöthen schwebend, auf die Küste zukommt, an den Strand eilen und voll Erwartung zu einander sagen: es muß auflaufen! und mit Bestimmtheit die Stunde prophezeyen, wenn es scheitern wird. Sie nehmen alsdann Mistgabeln, Stricke, Enterhaken u. s. w. und verstecken sich hinter die Felsen, um auf Beute zu lauern, und sind sehr verdrießlich, wenn ein festsitzendes Schiff wieder flott wird, oder wenn es, von den Stürmen in die Bai getrieben, sich glücklich wieder hinausrettet und sie um die Hoffnung des Gewinnstes bringt. Ich weiß nicht, ob die katholischen Geistlichen der Bretagne wie die protestantischen Prediger an der pommer'schen Küste je haben von der Kanzel beten müssen: Gott gesegne den Strand! wobei die andächtigen Zuhörer ergänzten: mit Schiffbrüchen! Aber so viel ist ausgemacht, daß während des ganzen Mittelalters und sogar noch im vorigen Jahrhundert die rohe Barbarei des Strandrechtes in der Bretagne herrschte, demzufolge gescheiterte Schiffe oder an den Strand getriebene Güter von den Küstenbewohnern als gute Beute betrachtet und weggenommen wurden. Für manche Edelleute der Bretagne war das Strandrecht eines der ergiebigsten Privilegien. Der Vicomte de Léon äußerte bekanntlich von einem Felsen an der Küste bei Audierne: „Er besitze einen Edelstein von größerem Werth, als alle Diamanten und Juwelen der französischen Königskrone." Es circuliren hier düstere Sagen aus frühern Zeiten. Noch kurz vor der ersten Revolution gingen die Bewohner bei Stürmen im Dunkel der Nacht mit Fackeln am Strande hin und her, oder zündeten Feuer an, um die vorbeisegelnden Schiffe irre zu leiten und gleichsam zum Stranden zu bringen. Bisweilen band man einer Kuh eine angezündete Laterne zwischen die Hörner und befestigte den Strick an einem ihrer Vorderbeine, so daß sie bei jedem Schritt den Kopf senken und heben mußte, und dadurch verirrte Schiffer täuschen konnte, welche in Folge dieser Bewegung die zwischen den Hörnern der Kuh festgebundene Laterne für die Laterne eines hin und her schwankenden Fahrzeuges hielten und auf die Felsenriffe geriethen. Diese grausame Kriegslist wurde mitunter den einheimischen Schiffern verderblich, und mehr als einmal spülte die Fluth des nächsten Morgens die Leichname von den Freunden und Verwandten derjenigen ans Land, welche am Abend zuvor das verhängnißvolle Feuer oder die perfide Laterne angezündet hatten. Es soll vorgekommen seyn, daß man den Ertrunkenen die Ringe von den Fingern und aus den Ohren gebissen, daß man den Unglücklichen, welche die Hand nach Rettung ausstreckten, den Hirnschädel zerschmettert, und die Ohnmächtigen, welche der Wuth des Meeres entgegen waren, nackt ausgeplündert und am Strande zurückgelassen hat. Mögen diese und andere Erzählungen von der frühern Lieblosigkeit der Strandbewohner und ihrer Unwilligkeit zur Rettung, von dem jetzigen Unterschleif und gewaltsamen Diebstahl gestrandeter Güter u. s. w. gegründet seyn oder nicht, so verdient es dagegen auch rühmlicher Erwähnung, daß sie in vielen Fällen mit Sturm und Wogen kämpfen, und die augenscheinlichste Lebensgefahr verachten, um Schiffbrüchigen Hülfe und Beistand zu leisten. Die Civilisation und die Gendarmerie hat den obenerwähnten Gräueln Einhalt gethan, jedoch dem Strandbewohner keineswegs die Meinung benommen, daß alles Strandgut ihnen von Rechtswegen zugehöre. „Das Meer, sagt der bretagnische Strandbauer, ist eine Kuh, welche für uns Junge wirft; was es am Ufer absetzt, ist unser Eigenthum." Er ist in neuerer Zeit zwar mitleidiger und menschlicher geworden, denn er läßt die Verunglückten leben und tödtet nur in wenigen außerordentlichen Fällen; aber er stiehlt, wie ein Rabe, und nur mit bewaffneter Macht kann man die Diebereien an gestrandetem Gut verhindern.

Ein nächtlicher Schiffbruch an dieser Küste muß einen wunderbaren Anblick gewähren, wenn es wahr ist, was Emil Souvestre in seinen letzten Bretagnern erzählt, ein Buch, worin es von patriotischen Illusionen und poetischen Uebertreibungen wimmelt. Sobald ein Schiff durch Schüsse seinen Nothstand zu erkennen gibt, eilt die in der Nähe befindliche Uferbevölkerung mit angezündeten Laternen und Fackeln an den Strand, wo alsbald Hunderte von Lichtern sich versammeln und auf- und abrennen, zwischen denen man die Gewehre der Strandwächter und die Degenklingen der Gendarmen hindurchblinken sieht. Man hört das Krachen der Masten und das Rufen der Schiffsmannschaft und der herbeigeeilten Lootsen, die sich die Signale zuschreien, und noch lauter brüllen, als das Meer. Mitten in diesem Lärm und Getöse schießt das Schiff mit zerrissenem Takelwerk vorüber, während ein Theil der Zuschauer am Ufer seine Fackeln in die Höhe hebt und ein anderer auf den Knieen liegt und für das Seelenheil der in Gefahr Schwebenden betet.

Die Einfahrt des Hafens von Audierne macht ein Lager von Steinblöcken gefährlich, welche der Tradition zufolge Ruinen einer versunkenen Stadt sind und gegenwärtig das Gestade gegen das heftige Anprallen der Sturmfluth schützen. C. G.

Miscellen.

Plötzliches Ausfallen der Haare. Man hat manche Beispiele von plötzlichem Erbleichen der Haare; nachstehendes Beispiel aber vom plötzlichen Ausfallen der Haare möchte ziemlich selten seyn. Das Echo de l'Est erzählt aus dem Arrondissement Commercy (Departement der Maas) Nachstehendes: „Ein Mann war nach 24jähriger Ehe Vater geworden, und hatte mehrere Freunde bei sich versammelt, um die Geburt des Kindes zu feiern. Voll Freude brachte er einen Toast auf den Neugebornen aus, als man ihm ankündigte, das Kind sey sterbend. Bleich, mit verwirrtem Blick stürzt er auf die Wiege los — das Kind ist bereits todt. Der Eindruck, den es auf ihn machte, war so heftig, daß seine Haare ausfielen, und er in weniger als zwei Stunden völlig kahl war."

Erdstöße in Savoyen. Französische Blätter melden, daß zu St. Jean de Maurienne abermals Erdstöße stattgefunden hätten, der eine am 10, der andere am 14 Mai.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 170.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

19 Junius 1839.

Briefe über Sibirien.

Dritter Brief.

Arakydang bal jachschi, altyn kumjasch tschikan jerdeng ataning jurty bek jachschi.

Meth iſt beſſer als Branntwein; die väterliche Jurte beſſer als das Land, aus welchem Silber und Gold kommt.

Nach einem raſchen Ueberblick über die ruſſiſchen Bewohner Sibiriens, komme ich nun zu den eingebornen oder tributären *) Stämmen, die bei der Eroberung Sibiriens unter ruſſiſche Herrſchaft kamen, und bis auf die gegenwärtige Zeit in ihrem urſprünglichen Zuſtande geblieben ſind. Sehr wenige fangen an, aus ihrer Rohheit hervorzutreten, und ſich an ein anſäſſiges Leben zu gewöhnen; denn obwohl in ihrem Herkommen, in Gewohnheiten, in Glauben, Sprache und Beſchäftigungen verſchieden, ſind ſie doch ſämmtlich Nomaden. Die, welche mit Fiſchfang und der Jagd wilder Thiere ſich abgeben, ſind die roheſten Wilden, die keinen Begriff von Eigenthumsrecht haben, und bei Beſchwerden und Gefahren dieſelbe Gleichmüthigkeit zeigen, wie wenn es ihnen wohl geht. Die, welche in einem beſſern Klima, in den an aromatiſchen und nahrhaften Kräutern reichen Thälern, an Flüſſen mit klarem, geſundem Waſſer ein Hirtenleben führen, bieten ein Bild der Einfachheit, der Ruhe und der glücklichen Unwiſſenheit dar; ihre Heerden ſind ihr einziger Reichthum und ihre einzige Freude. Wenige aus den tributären Einwohnern haben ſich zum Landbau gewendet, alle aber, namentlich die Nomaden, ſind mit ihrem Schickſal zufrieden, und kümmern ſich nicht um das, was über und neben ihnen vorgeht, treiben unter ſich Tauſchhandel, bewahren die Lebensart ihrer Vorfahren in mündlicher Ueberlieferung, haben kein Geld, keine Schrift und keine Künſte. Der Religion nach gehören ſie dem Islam, der Lamalehre und dem Schamanenthum an, ihrer Herkunft nach ſind ſie Finnen und Samojeden, *) Tataren, Mongolen, Mandſchuren und nordöſtliche Sibirier. Von allen dieſen Stämmen nehme ich hier nur auf die finniſchen und tatariſchen Rückſicht, hinſichtlich der übrigen verweiſe ich auf die gelehrten Arbeiten von Hyakinth und Kowalewski, die Forſchungen von Lütke und Nefediew, ſo wie die Umriſſe Baſili's. **)

Unter den finniſchen Stämmen ſind die Oſtjäken bei weitem der zahlreichſte, und Syränen, Wogulen in den Gouvernements Tomsk und Tobolsk, ſo wie die Samojeden gleichen ihnen in allen Hauptzügen ihres Lebens. Die Oſtjäken zerfallen in die vom Ob und Jeniſei; erſtere wohnen zwiſchen Tobolsk und Narym, letztere weiter nach Norden gegen Berefow, nach welchen Orten ſie auch benannt ſind. Trotz des rauhen Klima's und ihrer wilden Lebensart hat die Volkszahl unter ihnen doch nicht abgenommen. Die Oſtjäken ſind von mittlerem Wuchs, ihre Geſichter platt und bleichgelb, ihre Haare

*) Jaſſakſchny von jaſſak, der Tribut.'

*) Die Samojeden ſind ihrer Herkunft nach Finnen. Ihre allmähliche Entfernung von dem Nationaltypus, ihre Vermiſchung mit andern Stämmen, und gelegentliche Verheurathungen unter ein anderes Volk können keinen Grund abgeben, die Samojeden als ein beſonderes Volk anzuſehen. Trotz aller Veränderungen haben ſie Vieles von der Lebensart, den Sitten, der Sprache und dem Glauben der Finnen erhalten, namentlich jedoch erinnert ihr Geſichtsſchnitt an finniſche Abkunft. Aber auf die Frage, welchem Stamme gehören die Arinen, Afanen und Kotower an, die unter den Oſtjäken und Samojeden des Gouvernements Jeniſeisk leben, und Vieles mit ihnen gemein haben, wiſſen die Schriftſteller nichts zu erwiedern, als daß ſie von unbekannter und gemiſchter Herkunft ſeyen. Wie viele noch unberührte und wichtige Materialien bietet Sibirien dem Philologen, dem Hiſtoriker, dem Ethnographen und dem Naturforſcher dar.

**) Hyakinth iſt der bekannte ruſſiſche Mönch Hyacinth Bitſchurin, der ſich ſo viel mit Forſchungen über China, Mongolei und Mandſchurei abgab. Kowalewski hielt ſich in Auftrag der ruſſiſchen Regierung längere Zeit in Oſtſibirien auf, um die dortigen Sprachen zu ſtudiren, und iſt jetzt Profeſſor des Mongoliſchen in Kaſan; Lütke iſt durch ſeine Reiſen nach Nowaja Semlja, ſo wie durch ſeine Entdeckungen in der Südſee und der Beringsſtraße bekannt; Nefediew ſchrieb ein Werk über die Kalmüken an der Wolga, aus welchem das ruſſiſche Journal des Miniſteriums des Innern (Jahrgang 1834) bedeutende Auszüge lieferte; Baſili iſt uns unbekannt. A. d. R.

ſchwarz und lang, der Bart dünn, in geiſtiger Hinſicht ſind ſie ſtumpf, träge, furchtſam und abergläubiſch, dabei faul und unreinlich, aber gutmüthig. Ihr Aeußeres iſt ziemlich angenehm, namentlich bei den Weibern. Ihre Sprache, eine finniſche Mundart, nähert ſich der wogulischen, aber viele Worte ſind aus dem Samojediſchen hinzugekommen. Sie haben keine Schrift, keine Buchſtaben, nicht einmal eine Jahresrechnung; jedes Jahr theilen ſie in 13 Monate, und das neue Jahr beginnt zwiſchen dem 14 und 21 October. Die Benennungen der Monate ſind von den Namen der um dieſe Zeit durch ihr Land ziehenden Vögel, vom Fang der Fiſche und der wilden Thiere entnommen.

Vor der Eroberung Sibiriens durch Rußland hatten ſie ihre Fürſten, deren Nachkommen jetzt noch als adelig gelten, und die ſie zu Vorſtehern der Stämme erwahlen, in welche die Oſtjäken zerfallen. Die Vorſteher halten auf Ruhe und Ordnung, und ſammeln den Jaſſak (Tribut) ein. Wenn aus irgend einem Grunde ein Oſtjäke vor Gericht erſcheinen muß, und man von ihm einen Eidſchwur fordert, ſo ſchwört er auf einem Bärenfell, auf dem eine Art liegt. Zugleich gibt man ihm ein Stückchen Brod in die Hand, und er ſpricht: „wenn ich falſch ſchwöre, ſo ſoll mich der Bär zerreißen, dieſe Art mich erſchlagen, und ich will an dieſem Brode erſticken.“ Manchmal ſchwören ſie auch vor Idolen.

(Schluß folgt.)

Ausflug an die Ufer der Südſee im Frühjahr 1829.

3. Rückreiſe nach Oajaca.

(Fortſetzung.)

Eine raſche Fahrt brachte uns am 20 Februar bald aus den Lagunen heraus, ſchon gegen Mittag erreichten wir das Ufer. Bei dem heitern Sonnenſcheine ſahen wir in den kleinen Haffen viele Caymans, manche ſchwammen mit offenem Rachen in gerader Richtung das Waſſer entlang, Alles verſchlingend, was ihnen für ſie Genießbares begegnete. Jedesmal, wenn ſie eine Beute erhaſcht hatten, ſchloſſen ſie die Kinnladen mit einem Geräuſche, dem zuſammengeſchlagener, hohler Hände gleich, nur weit ſtärker, und öffneten ſie dann ſogleich wieder, neuen Raub erwartend. Ueber die Rücken von zweien oder dreien derſelben ſtreifte unſere Canoa hin, mit einem Geräuſch, als fahre ſie über einen Baumſtamm, das ſo unſanft berührte Thier ſuchte jedesmal Sicherheit in der Mudde. Anderen, die an unſerer Seite auftauchten, ſchlugen die Schiffer mit den Rudern derb auf die Köpfe, worauf auch ſie im Waſſer verſchwanden, indeſſen ängſtigte uns, beſonders aber meine Frau, doch das Daſeyn dieſer Thiere, und wir waren froh, als wir den Landungsplatz erreicht hatten. Wieder waren wir mit unſerer Canoa unſern Gefährten vorangeeilt, und mußten faſt zwei Stunden auf ſie warten, was bei der Hitze und dem Mangel an Schatten nicht eben angenehm war, endlich kamen ſie heran, beladen mit von ihnen erlegten Waſſervögeln. Dieſe wurden nun ſogleich oberflächlich abgebalgt, die Bälge einſtweilen für demnächſtige fernere Präparation an Bindfäden gereiht, und an den Sätteln befeſtigt; einige weiße Reiher waren, der Schmuckfedern wegen, ebenfalls geſchoſſen worden, dieſe Federn hangen vom Halſe des Thieres auf die Mitte des Rückens herab, eines hatte deren ſechzehn, die meiſten aber nur ſechs bis acht. Während wir Männer ſo beſchäftigt waren, hatte ſich meine Frau, um den Sonnenſtrahlen und den Zecken (Pinollos heißen ſie ſpaniſch) zu entgehen, in eine der Canoas geſetzt, welche dicht am Ufer unter einem Buſche lag, plötzlich ſchwankte ſie, und fiel rücklings in den Schlamm der eben ebbenden Lagune. Dieſer Vorfall war ſehr unangenehm, beſonders weil unſere Sachen bereits mit den Laſtmaulthieren fortgeſandt, und alſo keine trockenen Kleider zu erhalten waren; bald waren nun zwar die beſchmutzten Oberkleider nothdürftig ausgewaſchen und an der heißen Nachmittagsſonne getrocknet, immer aber vergingen darüber einige Stunden, und wir trafen erſt bei dunkler Nacht in Tututepec ein. Hier fanden wir einen Brief von Jamiltepec, der Gouverneur erklärte ſich durch die ihm überſandten Päſſe völlig befriedigt, und entband uns der Verpflichtung, ihm einen Beſuch zu machen, was ich im Stillen bedauerte. Wir beſchloſſen nun, den 22 noch in Tututepec zuzubringen, den Ort und ſeine Umgebung näher kennen zu lernen, und unſere geſammelten Naturalien zu präpariren und gehörig zu verpacken.

Tututepec, 5 Leguas von Trapiche Platanar, S von Jamiltepec und faſt 10 von Chacahua entfernt, iſt ein bedeutender, netter Ort, mit vielen anſehnlichen Häuſern und einer noch größern Anzahl Hütten aus Rohrſtäben oder Stackwerk. Es mögen etwa 200 Familien hier wohnen, die ſich vom Anbau des Mais, der Bananen ꝛc., ſo wie von der Salzſchlämmerei und dem Fiſchfange nähren. Die Fiſche werden geſalzen und ins Innere des Landes verführt, wo der Verbrauch der vielen Feſt- und Faſttage wegen ſehr bedeutend iſt. Es leben auch einige Creolenfamilien hier, welche Handel treiben, oder Ländereibeſitzer ſind. Die Indier, vom Stamme der Niedermisteken (Mistecos bajos), reden nur wenig das Spaniſche, die Frauen in der Regel gar nicht. Die Kleidung dieſer Letztern iſt ſehr einfach. Das Hauptſtück derſelben iſt eine Decke (Colcha) von Baumwollenzeug, etwa 3 Ellen lang und 2 bis 2½ Ellen breit. Dieſe wird um den untern Theil des Körpers gewickelt und über den Hüften mit einem Gürtel befeſtigt. Zuweilen kommt noch ein Hemd hinzu, gewöhnlich aber bleibt der obere Theil des Körpers völlig unbedeckt, und die langen, ſchwarzen Haare hängen loſe um die Schultern. Manche europäiſche geputzte Dame möchte indeß kaum eine theurere Kleidung tragen, als dieſe Indierinnen, da eine ſolche Decke an 30 Peſos (40 Th.) koſtet. Gewöhnlich werden dieſe Decken von den Frauen ſelbſt gewebt. Das Garn wird mit der Purpurſchnecke, mit Indigo und mit andern Pflanzenſtoffen roth, blau, gelb ꝛc. gefärbt; die Farben ſind glänzend und ſehr dauerhaft. Die eingewebten Figuren gleichen ganz denen in den ächten oſtindiſchen Shawls. Die Kleidung der Männer beſteht in einem bis auf den Nabel reichenden, engen Kittel von weißem, ſeltener buntem Baumwollenzeuge, kurzen, aber weiten, weißen Beinkleidern von

Baumwolle, und großem, breitgerändetem, ſchwarzem Filzhute. Die Beinkleider ſind zuweilen auch von der bräunlich-gelben Baumwolle, welche in der Umgegend häufig wild wächst. Die Frauen verfertigen in der Regel die Baumwollenzeuge ſelbſt. Der hieſige Indier iſt gefällig, dienſtfertig und gutmüthig, nur ein wenig ſcheu gegen Fremde, deren nicht viele hieher kommen.

Vor der ſpaniſchen Invaſion war Tututepec der Hauptort im Lande der Nieder-misteken, die Reſidenz des Herrſchers dieſes Volkes. Damals lag der Ort aber nicht, wie jetzt, auf dem Rücken der Hügel, ſondern am Fuße derſelben, in dem Thale, welches wir, von Acatepec herabkommend, ſeiner Breite nach durchritten hatten. Dort trifft man noch jetzt auf viele Spuren des alten Ortes, bedeutend genug, um ſeine ehemalige Größe und Ausdehnung erkennen zu laſſen. Auf den Hügeln, da wo jetzt die geräumige Kirche, das Pfarrhaus und das Gemeindehaus ſtehen, erhob ſich, wie man noch erkennen kann, einſt das Adoratorium der Alten. Spuren des Teocalli (Opferpyramide) ſind noch zu bemerken. Hier lagen neben der Kirche auch zwei äußerſt merkwürdige alte Steinbilder, welche große Aehnlichkeit mit ägyptiſchen oder oſtindiſchen Statuen haben. Die menſchliche Figur, von der ich die Vorderſeite ſowohl als die Rückſeite gezeichnet habe, iſt acht Fuß ſieben Zoll hoch. Eine Art Turban, von dem ein Tuch im Nacken und an den beiden Seiten des Geſichts hinter den Ohren herabfällt, bedeckt den Kopf. Ein lang herab hängender Schmuck ziert die Ohren, von denen nur der obere Theil ſichtbar iſt. Ein ſonderbarer Zierrath bedeckt die Bruſt und hängt über dem Rücken herab. Auf der Bruſt ſcheinen, auf einer Art von Schild, die Hände dargeſtellt zu ſeyn. Verſchiedene Gürtel und herabhängende Verzierungen bedecken den übrigen Theil des Körpers. Arme ſind ſo wenig als Beine an der Figur ſichtbar. Sollen die herabhängenden Zierrathen unterhalb der beiden Gürtel unter der Bruſt vielleicht eine Art Rock oder Tunica darſtellen? Wenigſtens ſieht man ganz ähnliche, nur deutlicher als ſolche erkennbare, an andern Götzenbildern, ſo wie auch an einigen Figuren in den Malereien zu Mitla. Der untere Theil der Statue ſcheint im Boden, oder vielleicht in einem gemauerten Sockel verſteckt geweſen zu ſeyn. Er iſt nur ganz oberflächlich ein wenig behauen. Die zweite Figur iſt die eines liegenden Thieres. Der Schwanz liegt auf dem Rücken, der Kopf fehlt ganz. Vielleicht iſt dieſe Figur eine Statue des von dieſen Völkerſchaften göttlich verehrten, hieſigen Caninchens. Beide Statuen ſind aus einem äußerſt harten und feſten Syenit gehauen, und man begreift, ihrer Rohheit ungeachtet kaum, wie die Indier bei dem Mangel aller eiſernen Werkzeuge ſie auszuarbeiten vermochten.

Eine andere Merkwürdigkeit, welche wir hier im Garten eines Creolen antrafen, war ein Citronenbaum von etwa vierthalb Fuß Höhe, mit Blättern, nicht größer als die der großblätterigen oder ſogenannten Judenmyrte, und rothen, ſüßen Früchten, von der Größe einer Haſelnuß. Man ſagte uns, daß dieſer Baum von Manilla hieher gebracht worden ſey; wir erhielten mehrere Früchte davon.

Noch verdient ein Giftbaum Erwähnung, der häufig um Tututepec am Abhange des Hügels wächst. Der Baum iſt von der Größe einer großen Birke, die Blätter gleichen denen des Ahorn, die Frucht iſt kürbisähnlich, von abgeplattet-ſphäroidiſcher Form, gerippt wie eine Melone, und hält etwa vier Zoll im größten Durchmeſſer. Baron K., der ſie nicht kannte, langte eben nach einer dieſer Früchte, ſie abzubrechen, und näher zu beſchauen, als er durch den Zuruf unſerer indiſchen Begleiter glücklicherweiſe noch früh genug gewarnt wurde; ſchon das bloße Anfaſſen der Frucht ſoll die Glieder ſchwellen machen. Um Jemanden zu vergiften, erzählte man uns, drücken die Indier nur den Daumennagel der rechten Hand, den ſie zuvor lang wachſen laſſen, in die Schale der giftigen Frucht, halten dieſen in ein Gefäß mit Pulque, Tamarindenwaſſer oder ſonſt einem Getränke, und bieten nun dieß ihrem Feinde zu trinken. Nacher Tod oder, bei kraftigeren Naturen, ein langſames Hinwelken iſt die Folge.

(Fortſetzung folgt.)

Beſteigung des Nevado de Toluca von Don Joſé Maria Heredia.

(Aus der mexicaniſchen Zeitung el Imparcial, Februar 1837.)

Irgend ein neuer Schriftſteller behauptet, wer etwas Neues unter der Sonne ſehen wolle, müſſe einen ächten Berg beſteigen. Seit mehrern Jahren hatte ich Luſt die Wahrheit dieſes Satzes zu erproben, allein Hinderniſſe des Augenblicks, beſonders aber ſchwächliche Geſundheit als Folge einer ſitzenden Lebensart, waren der Ausführung ſtets entgegen. Hr. Sowkins, ein engliſcher Maler, forderte mich am 1 October (1836) zu einer Expedition nach dem Gipfel des Nevado de Toluca auf, und ein theilnehmender Freund wußte durch Ueberredung die Gründe zu beſeitigen, die, aus einer gewiſſen Bequemlichkeit ſich herſchreibend, mich anfangs dem ganzen Unternehmen wenig geneigt machten. Wir verbrachten die Nacht in der gaſtfreundlichen Hacienda Veladero, die, am öſtlichen Abhange des Vulcans ſelbſt gelegen, fünf Leguas von dem Flecken Toluca entfernt iſt. Unſer Wirth, Señor Inieſta, und drei ſeiner Diener ſchloſſen ſich an, als wir am 2 October um 6 Uhr Morgens nach dem Berg aufbrachen. Der Abhang iſt anfangs ziemlich ſanft, jedoch wird er bald ſehr ſteil, und der vielfach ſich umherwindende Pfad führt durch ein, dem Anſchein nach endloſes Fichtengehölz. Nach zweiſtündigem Marſche ſahen wir bereits die felſigen Spitzen des Berges Tepehuixco hinter uns, und wir unterſchieden von einer Höhe, welche derjenigen der die Thäler von Mexico und Toluca ſcheidenden Ketten gleichkommt oder ſie übertrifft, die beſchneiten und majeſtätiſchen Gipfel des Popocatepetl und Iztaccihuatl. Zum erſtenmal geſtattete uns die Wendung des Pfades eine freie Ausſicht nach Oſten. In ſüdöſtlicher Richtung erſchien das ſchöne Thal von Toluca plötzlich zu unſern Füßen wie ein ſich aufrollendes Gemälde; wir unterſchieden ſeine zahlreichen Ortſchaften, reiche Saatfelder, und den von den Strahlen einer unverhüllten Sonne getroffenen See von Ateneo. Bald hierauf bemerkten wir, daß der Wald dünner wurde, während die einzelnen Fichten an Höhe abnahmen, zuletzt kaum über untere Köpfe ragten. Nun erſt konnten wir die Fernſicht über die Hälfte des Thales von Toluca ungetheilt genießen, und die hohen und kahlen Gipfel überſehen, welche den Krater des Vulcans umgeben, und

vom Hintergrund eines dunkelblauen Himmels ſich ſcharf abzeichnend, uns in dieſer durchſichtigen Luft täuſchend nahe erſchienen. Im Verhältniſſe, wie wir emporſtiegen, nahm die Verkleinerung der Fichten zu; die letzten waren etwa zwei Fuß hoch und boten uns das ſonderbare Schauſpiel eines Waldes in Miniatur. Sie wichen endlich ganz einer krautartigen Vegetation, über welche eine ſonſt nirgends bemerkte Art von Rieſendiſtein hervorragte. An den Boden ſchmiegte ſich eine kleine roſenartige Pflanze mit geruchloſen, aber durch Farbenwechſel ſonderbaren Blumen, die, vermuthlich in Folge ihres verſchiedenen Alters, bald roth, bald gelb an demſelben Zweige waren. Noch innerhalb des Kraters und auf dem loſen Sande der ihn umgebenden Kegel bemerkte ich dieſes ſchöne Pflänzchen.

Es war gegen 10 Uhr, als wir den öſtlichen Rand des Kraters erreichten, der leichter zugänglich iſt als die übrige Umſchließung dieſer gewaltigen Vertiefung, die niedrigſte Stelle des Ringes darſtellt, und von herausgeſchleuderten Felsmaſſen weniger überdeckt iſt. Wir ließen unter Aufſicht der Diener unſere Pferde am Rande des Waſſerbeckens zurück, welcher das Innere des Kraters einnimmt, und ſtiegen, oft über hart gefrornen Schnee ſchreitend, hart am höchſten der ſüdlichen aus Baſalt beſtehenden Gipfel empor. Der ſteile Abhang war von nun an ſo mit beweglichem Schutt und Sand überdeckt, daß wir nur mit großer Schwierigkeit den Weg fortſetzten. Vielleicht mochte ſelbſt einige Gefahr mit dieſem Unternehmen verbunden ſeyn, bisweilen ſchien es mir, als müſſe der nachfallende und unſere Spur ſchnell zudeckende Sand ſeine Bewegung weiter fortpflanzen, ſo daß am Ende wohl gar die gewaltigen, gleichſam über unſern Häuptern aufgehängten Felſenſtücke herabſtürzen könnten. Schon nach zehn Minuten ſchien uns die Anſtrengung unerträglich; eingedenk aber, daß Bouſſingault bis zur Spitze des Chimboraſſo dadurch gelang, daß er alle halbe Minuten einen Augenblick ſtill ſtand, verſuchten wir daſſelbe, und hatten das Glück, ohne beſondere Erſchöpfung um 11 Uhr den Gipfel zu erreichen. Es blieb mir übrig, die Spitze des iſolirten Felskegels zu erklimmen, der den Kraterrand beherrſcht, allein ich fand mich bald genöthigt davon abzuſtehen. Das Erklettern der faſt ſenkrechten Baſaltſäulen würde an ſich nicht leicht ſeyn, allein es wird faſt unmöglich durch die Zerbrechlichkeit dieſes Geſteins, das ſich unter meinen Händen und Füßen in großen Platten löste. Für einen, der gleichſam in der Luft aufgehängt, ringsumher unermeßliche Abgründe ſieht, iſt ein ſolcher Boden kein angenehmer. Ich eilte, ſichern Fuß weiter unten zu faſſen, und fand einen Sitz an der öſtlichen Baſis dieſes Baſaltkegels.

Das Schauſpiel um uns her verdiente wohl den Namen eines wunderbaren. Das Himmelsgewölbe war vollkommen heiter, aber von der ſchönen ſehr dunkelblauen Farbe, welche die höhern Regionen bezeichnet. Das Licht der Sonne ſchien uns nicht ſtärker zu ſeyn, als wenn eine Verfinſterung zwei Drittheile der Scheibe bedeckt hätte; ihre Wärme war kaum fühlbar. Der im Abnehmen begriffene Mond glänzte wie Silber, und ſeine dunkeln Flecken waren mit größter Klarheit und Schärfe begränzt. Ich zweifle nicht, daß wir die Venus geſehen haben würden, hätte dieſe ſich eben in größerer Entfernung von der Sonne befunden. Der Schall hatte an Stärke verloren; mein Blut circulirte mit größerer Schnelligkeit, und ich fühlte gleichſam einen Trieb mich in die Lüfte hinauszuſtürzen. Ich befand mich 5250 Varas über dem Ocean, mehr als 3000 Varas über Toluca, oberhalb der äußerſten Vegetationsgränze, und ſaß auf einem Steine, der wahrſcheinlich zum Erſtenmal die Laſt eines Menſchen trug. Ich befand mich auf dem höchſten Punkte des Tafellandes von Anahuac, das von hier nach Süden ſchnell abſinkt, wo die Sonne ihre tropiſchen Einflüſſe geltend macht; von dem Eis eines Polarklima's herab überſah ich zugleich die gemäßigte und heiße Zone. Von meinem Sitz, dem Rand eines vulcaniſchen Kraters, erblickte ich nach allen Seiten die deutlichſten Spuren der fürchterlichen Wirkungen eines nun ſeit undenklichen Zeiten erloſchenen unterirdiſchen Feuers. In der Mitte jener Scene der Verwüſtung und jenes ungeheuren Schlundes, der einſt die Bilder verwirklichte, welche die menſchliche Einbildungskraft von der Hölle ſich erſchafft, ſchliefen im Sonnenlichte zwei herrliche Seen, deren eiſige Gewäſſer an Durchſichtigkeit Alles übertrafen, was in tiefern Regionen daſſelbe Element darbietet. Die Unermeßlichkeit der Ausſicht von dieſem Gipfel erfüllt mit gerechtem Erſtaunen. Im Norden dehnten ſich die reichen Thäler von Toluca und Iſtlahuaca aus, bunt durch kleine künſtliche Teiche, zahlreiche Ortſchaften und Landgüter, das letztere Thal beherrſcht durch den großen Spitzberg von Jocotitlan, und am Horizont ſchloß eine lange Bergkette das Gemälde. Oeſtlich verbarg ein Meer von Dünſten das große Thal von Mexico, aber über dieſe Wolken ragten die Schneeberge Popocatepetl und Iztaccihuatl majeſtätiſch hervor. Hinter dieſen lichtſtrahlenden herrlichen Spitzen, von jeher Lieblinge meiner Phantaſie, thürmten ſich Berge auf Berge, bis die letzten, ohne Zweifel der Kette von Veracruz angehörend, in einer dem Meer entſtiegenen großen Dunſtſchichte verſchwanden. Die letztere mochte es verurſachen, daß ich weder den Orizaba noch den Cofre de Perote unterſchied, obgleich die weiter entfernten und weniger rieſenhaften Spitzen der Gebirge von Oajaca im Südoſten deutlich hervortraten. Sowohl in dieſer als in ſüdlicher Richtung ſank die wärmere Region (die Tierra Caliente) ſchnell ab; zwiſchen der ſie bezeichnenden üppig grünen Vegetation ſtreben zahlreiche Berge und Felſenwände empor, und den Horizont begränzen die gigantiſchen Aeſte der Sierra Madre, denen die Tiefe der heißen, von ihnen beherrſchten Thäler eine doppelte Höhe gibt. Von meinem hohen Standpunkte herab erſchien das Land in jener Richtung wie ein Meer, deſſen Wellen zu Bergen erſtarrten; ſein wunderbarer Anblick war wohl geeignet an die Schauer der Zeit zu erinnern, wo im großen Kampfe der Naturkräfte jene Ketten abwechſelnd ſich hoben und wieder verſanken, der Menſch aber die Erdfläche noch nicht belebte.

(Schluß folgt.)

Bibel in Südſeeſprachen. Die engliſche Bibelgeſellſchaft hat die Bibel in taheitiſcher Sprache in London drucken und zu 5000 Exemplaren abziehen laſſen; ebenſo in der Narotonga-Sprache. (Miss. Register. April 1859.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 71** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: St. Marc-Girardin über Voltaire's Jungfrau von Orleans. — Die Opfer der Geſellſchaft.** (Fortſetzung.)

In das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1–3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 171.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

20 Junius 1839.

Eine Scene in Sydney.

Wir entlehnen aus dem kürzlich erſchienenen Werk eines Arztes, Namens Leigh, der ein Schiff der auſtraliſchen Compagnie als Arzt begleitete, nachſtehende Scene aus Sydney, welche eine Einſicht in die Behandlung der dortigen Verbrecher gibt.

„Ich war mehreremale auf dem Polizeiamt, und fand dort ſo viel Unterhaltung, daß es nicht artig wäre, wollte ich ſie meinen Leſern ganz vorenthalten. Kommen Sie alſo, meine Freunde, wir wollen die George Street hinaufgehen, und durch das Markthaus ſchlendern, das gerade auf dem Wege liegt. Dieß große und ſehr bequeme Gebäude iſt eine bedeutende Zierde der Stadt, und die meiſten Waaren der Colonie werden hier zum Verkauf ausgeſtellt. Nun treten wir, nachdem wir um eine Ecke gebogen, in den Polizeigerichtsſaal, wo kleinere Vergehen abgewandelt *) werden; der Saal der großen Perücken **) iſt in einem andern Gebäude. Das Zimmer, in das ich Sie führe, iſt nicht ſonderlich groß, aber mit Sitzen auf der einen Seite verſehen, die Kirchenſtühlen gleichen; die vorſitzende Magiſtratsperſon ſitzt höher in einer Art Katheder. Die Thüre geht auf, und herein wird escortirt Mary Fagon ***) in köſtlichem Deshabillé, mit einem gräulich ſchwarzen Auge, und einigen andern intereſſanten Mementos. Der Herr auf dem Katheder fragte, wann die Angeklagte zum erſtenmal in dieſe fernen Regionen gekommen, und wie lange ſie zu bleiben habe; dann fährt er fort: „vermuthlich die alte Geſchichte, betrunken und unmanierlich!“ — „Ja, Mylord.“ — Richter: „Zwei Monate; ****) — Brod und Waſſer.“ Der nächſte Candidat iſt wieder ein Betrunkener, deſſen Thaten ſich auf den Geſichtern mehrerer Perſonen ergeben, die als Zeugen anweſend ſind. Er wird zu harter Arbeit, Brod und Waſſer auf einen Monat, nebſt einem Bonus von 300 Peitſchenhieben zum Willkomm verurtheilt. Die übrigen Fälle waren mannichfach: je nach den Klagen ihrer Herren ertheilte man den Schuldigen ohne weiteres 200 Hiebe, und fragte dann noch, ob ſie auf weitere Beſtrafung drängen. Die Peitſche wird in dieſem Amte fleißig gehandhabt, und von 10 bis 3 Uhr ſelten trocken. Würden faule, nachläſſige und betrunkene Diener nicht auf dieſe Weiſe geſtraft, ſo wäre es nicht mit ihnen auszuhalten. Ein anderer aus der Körperſtrafe hervorgehender Vortheil iſt, daß die Strafe in einem Nebenzimmer augenblicklich applicirt wird, und ſie aus den Händen des Mannes, der ihnen die „Wohlthat des Geſetzes“ angedeihen läßt, alsbald zu ihren Herren zurückkehren. Ich habe furchtbare Rücken, namentlich von Peitſchen mit der neunſchwänzigen Katze, geſehen, denn ſie wird nach der Beſtrafung der Unglücklichen nicht gewaſchen, ſondern gleich aufgehängt, wo das geronnene Blut ſie ſteinhart macht, daß der erſte Streich wie ein Meſſer ſchneidet, und ſo die Strafe verdoppelt wird. Ich hatte einen armen Menſchen in der Behandlung, der auf dieſe Weiſe gepeitſcht worden war; ich weiß nicht, war ſein Körper beſonders ſchwach, oder das Blut des Mannes, der vor ihm gepeitſcht worden war, beſonders bösartig, oder verband ich ſeine Wunden ſchlecht, genug, der Mann konnte drei Wochen lang ſich nicht rühren, ohne daß ſich die Löcher wieder öffneten und furchtbar bluteten. Derſelbe Mann, der meiner Anſicht nach ein ziemlich guter Diener war, hatte in der Colonie ſchon 1800 Peitſchenhiebe, namentlich wegen unruhigen Benehmens in der Trunkenheit, erhalten.“

*) Um einen deutſchen Polizeiausdruck zu brauchen.
**) D. h. der wirklichen Criminalrichter.
***) Name einer deportirten Verbrecherin.
****) Nämlich ins Strafarbeitshaus.

Ausflug an die Ufer der Südſee im Frühjahre 1829.

3. Rückkehr nach Oajaca.

(Fortſetzung.)

Gegen eilf Uhr Mittags verließen wir, am 22 Februar, Tututepec, ruhten einige Augenblicke im Schatten eines ungeheuren Gummibaumes auf dem Platze bei der Kirche in Acatepec, um uns von der beim Heraufreiten ausgeſtandenen furchtbaren Hitze zu erholen, nahmen Samen von der früher erwähnten Magnolie, auch eine junge Pflanze davon mit, und erreichten mit Einbruch der Nacht den Trapiche Platanar.

Hier übernachteten wir abermals bei dem gaſtfreien Beſitzer. Früh aufgebrochen, gelangten wir gegen Mittag wieder in das reizende, vorhin beſchriebene Thal, deſſen prachtige Pflanzenwildniß wir nicht müde wurden zu bewundern. An einem Buſche ſah ich eine ſehr ſchöne, über vier Fuß lange, dabei aber kaum drei Achtelzoll dicke Schlange ſich winden. Gern hätte ich ſie gefangen, allein da ich nicht wußte, ob ſie giftig ſey oder nicht, und kein Inſtrument zur Hand hatte, ſie zu faſſen, entging ſie dem Spiritustode. Sacatepec erreichten wir ſchon am frühen Nachmittage, mußten aber hier übernachten, da Juquila zu entfernt iſt, und kein Ort zwiſchen beiden Dörfern angetroffen wird.

Nachdem man Sacatepec verlaſſen hat, zieht ſich der Weg einige Stunden weit, nur wenig auf- und abſteigend, verſchiedene Bergrücken entlang, und erlaubt dem Auge die Anſicht von Gehängen, bedeckt mit Palmen, deren luftige Kronen die Eichen- und Baumwollenbäume weit überragen, dann werden die Pfade gräßlich. Oft müſſen Pferde und Maulthiere herabgeſtürzte Felsblöcke überklimmen, öfter noch iſt der Weg nur das Bett der ſich in der Regenzeit von den ſteilen Abhängen herabſtürzenden Gießbäche, an zwölf bis fünfzehn Fuß tief ausgewaſchen, dabei aber ſo eng, daß der Reiter gezwungen iſt, beide Fußſpitzen dicht an den Leib ſeines Pferdes zu drücken, um nicht anzuſtoßen. Es gibt Stellen auf dieſen Pfaden, ſo gefährlich, daß auch der muthigſte, ich möchte ſagen waghalſigſte europäiſche Reiter, es nicht wagen würde, auf dem Pferde zu bleiben. Nur der Mejicaner, der überall in den Bergen ſeines Vaterlandes mehr oder minder ſchrecklichen Wege ſchon gewohnt, reitet auf ſeinem Maulthier und in ſeinem großen Sattel ruhig dahin über losgeriſſene, auf einander gethürmte Felſen, wo jeder Schritt tödtenden Sturz droht, und ſingt in ſeiner knarrenden und kreiſchenden Weiſe einen ſpaniſchen Villancico. Für die Mühſeligkeiten dieſer entſetzlichen Wege entſchädigt jedoch den Liebhaber der Pflanzenwelt der Reichthum der Kinder tropiſcher Flora, welche er hier überall um ſich verſammelt ſieht. Eine Menge der verſchiedenſten Baumformen drängen ſich im Walde in reicher Abwechſelung. Unter mächtigen und ſchlanken Stämmen der ſchon ſich zeigenden mejicaniſchen Pinie erblickt man Eichen, Mimoſen mit ihren vielfach gefiederten Blättern, mit ihren bald hohen und ſchlanken, bald knorrigen und niedrigen Stämmen, und fächerartig ausgebreiteten Zweigen, neben Cecropien und breitblätterigen Heliconien. Unter den verſchiedenartigſten Geſträuchen zeigen ſich ſchöne Melaſtoma- und Arbutusarten, unter den Bäumen wuchern am Boden, neben und auf umgeſtürzten modernden Stämmen, Gräſer, Farrnkräuter, einige Agavenarten, ſchönblühende Euphorbien, Lichenen und Lycopodien, und auf den Aeſten wiegen ſich luftige Gärten von Orchideen, Bromeliaceen, Cactus, Farren und Mooſen. Lang herab wallt von ihnen in ſilbergrauen Locken die Tillandsia usneoides, ein Netz von prächtigen Bignonien, Winden, ſchlingenden Aſclepiaden und andern Cyanen durchzieht das Ganze. Bergabſteigend kommt der Reiſende durch Hohlwege, überwölbt von den ſchönſten Bäumen und Sträuchen, durch deren dichtes, tiefgrünes Blätterdach der ſcharfe Strahl der Sonne nicht zu dringen vermag. Wo es ſich öffnet, erblickt man an ſeiner Seite die ſchönſten Zwergpalmen und Zamien, neben einer unendlichen Mannichfaltigkeit reizender Farrnkräuter. In einer düſtern Schlucht, durchſtrömt von den kryſtallenen, kühlen Fluthen eines kleinen Bachs, ruhten wir eine Weile, und bewunderten die reizende Wildniß umher, prachtvolle Rieſenfarren ſtanden am feuchten Ufer des Baches; unter ihnen zeichnete ſich eines beſonders aus. Nicht über acht Zoll ſtark hob ſich der ſchlanke, mooſige Stamm ſechsunddreißig bis vierzig Fuß empor, und ſeine unbeſchreiblich prächtige, durchſichtige Federkrone ſchwebte über uns wie ein ungeheurer Reiherbuſch; ſeinen Fuß umrankte, zur Cyane geworden, breitgeblättertes Arum; auch eine beſonders fein gefiederte, mit langen Stacheln bewaffnete Art des Rieſenfarrnkrauts entdeckten wir hier.

Aus dieſen pflanzenreichen Gründen führte unſer Weg, ſchlecht, noch ſchlechter als vorhin, beſtändig aufwärts. Die Bergabhänge werden nun kahler. Nur Tannen, Eichen und einzelne Baumwollenbäume bedecken ſie, unter ihnen zerſtreut Agaven, Furien, Caſſien und niedrige Mimoſen. Die ſtarre Form des Cactus zeigt ſich hie und da. Dann und wann öffnete ſich rückwärts die Ausſicht, und erlaubte uns Rückblicke auf das Südmeer, das wir von dieſem Standpunkte aus wohl nie wieder ſehen werden. Ein dünner Nebel lag einem Trauerflore gleich darüber hingebreitet.

Auf dem Rücken der Bergkette, den man nach faſt zweiſtündigem Steigen erreicht, wird der Weg breit und eben, und leitet ſo faſt eine Stunde weit durch Eichen- und Tannenhochwald, bis er ſich das Gehänge nach Juquila hinab zu winden beginnt. Eine halbe Stunde noch, und der Ort war erreicht. Die Behauſung des Richters Don Santos nahm uns zum zweiten Male in ihre gaſtlichen Räume auf, und wir beſchloſſen, unſern ermüdeten, zum Theil wund gedrückten Thieren hier einen Raſttag zu gönnen.

Juquila iſt ein bedeutendes Dorf, der Hauptort (Cabezera) des gleichnamigen Kantons (Partido), der zu dem Departement von Jamiltepec gehört. Er hat etwa 140 bis 150 Häuſer, in welchem zwiſchen 700 und 800 Einwohner leben, meiſt Indier vom Stamme der Chatinos. Einige Creolen halten hier Kaufläden (Tiendas), in denen aber wenig zu haben iſt. Die Kirche iſt ein anſehnliches Gebäude, in dem hier Landes überall ſich gleichen mauriſch-gothiſch-römiſchen Style. Sie beſitzt ein wunderthätiges Marienbild, das an ſeinem Feſte gegen 70 bis 80,000 Menſchen hier verſammelt und alle Arten von Gebrechen heilt, wenn es gehörig beſchenkt wird. Es iſt eine Statue in ſteifen Brocatgewanden, reich mit Gold und Juwelen geſchmückt, in einem Glasſchranke über dem Hochaltare prangend. Außer dieſem hat die Kirche noch vier Nebenaltäre, zum Theil mit guten Oelbildern geziert. Der Kanton Juquila erſtreckt ſich auf 20 Leguas in die Runde, von Tututepec bis Santiago el grande, und es liegen in ihm 37 Ortſchaften. Die Alcalden aller dieſer Orte ſind dem hieſigen Diſtrictsrichter untergeordnet. Der jetzige, Don Santos de Vera, unſer Freund und gaſtfreier Wirth, iſt ein kleiner, runder, ſehr luſtiger und ſehr gutmüthiger

Mann, der uns jede mögliche Aufmerksamkeit bewies. Unsere Taschenkompasse und übrigen Instrumente ergötzten ihn ungemein, und wir mußten oft über seine naiven Fragen, diese Gegenstände, so wie unser Vaterland betreffend, recht herzlich lachen. Meine Zeichnungen machten ihm ebenfalls viel Vergnügen. Die Originale der Statuen von Tututepec kannte er und sagte mir, daß der abgebrochene Kopf des liegenden Thiers noch in der Wohnung des Pfarrers daselbst vorhanden sey. Sehr bedauerte ich, diesen nicht gesehen zu haben, da er über das dargestellte Thier mehr Aufschluß gegeben haben würde. Auch erfuhren wir von ihm, daß sich in der Nähe von Chacahua eine Quelle natürlichen Schwefels befinde, von der wir ebenfalls nichts gewußt und sie also auch nicht gesehen hatten. Der Schwefel soll sehr rein und von den Insurgenten im Befreiungskriege zur Anfertigung von Pulver gebraucht worden seyn. Wie aber kommt dieser Schwefel in den Sienit mit durchsetzenden Granitgängen, der um Chacahua allenthalben zu Tage steht. (Fortsetzung folgt.)

Briefe über Sibirien.

(Schluß.)

Die Ostjäken vom Ob sind geschickte Fischer, und alle haben Rennthiere, manchmal gegen 200 Stück. Diese dienen ihnen in der Wirthschaft und zum Reisen. Im Winter beschäftigen sie sich mit der Jagd, doch nicht mit sonderlichem Glücke wegen ihrer Faulheit und ihrem Mangel an Gewandtheit. Bogen und Pfeile sind bei ihnen gebräuchlicher, als Feuerwaffen. Ackerbau treiben sie nicht, haben auch weder Pferde, noch Hornvieh, noch Schafe. Die Männer bereiten Netze, Boote, Hundeschlitten, Schneeschuhe, Bogen u. dgl., die Weiber trocknen Fische, kochen das Fett aus den Eingeweiden aus, bereiten Fischbein, bearbeiten das feine Pelzwerk, spinnen aus Brennnesseln Faden zu einer dicken Leinwand, nähen aus den Häuten wilder Thiere und den Häuten der Fische Kleider, und machen Seife aus Asche und Fett.

Sie bringen zum Verkauf in die Stadt getrocknete Fische, Fischleim, Fett, feines Pelzwerk, und kaufen für das gelöste Geld verschiedene Zierrathen zur Kleidung, Mehl, Grütze, Tabak und Branntwein. Sie könnten aus ihrem Handel viel Vortheil ziehen, wenn sie nicht Alles vertränken. Den Branntwein lieben sie leidenschaftlich, und man braucht nur ihre Begierde zu wecken, so geben sie um Branntwein Alles her, was sie haben. Einige Handelsleute machen eine Gewerbe aus dieser List, begeben sich mit Branntwein in ihre Wohnungen und machen dort gute Beute. Ihren Tribut zahlen sie in Zobeln und anderem feinen Pelzwerk. Ihre Hütten liegen meist am Ufer von Flüssen oder Seen; fünf bis 20 derselben bilden ein Wolost (Dorf oder Bezirk). Ihre Winterwohnungen bilden gleichsam kleine, abgesonderte Festungen, mit einem Feuerherd in der Mitte und einem Ofen zur Bereitung der Speisen auf irgend einer Seite. Den übrigen Raum nehmen breite Schuppen ein, in denen Abtheilungen für die Kleider, Gefäße, so wie für die jungen Hunde und jungen Füchse errichtet sind. Bei starker Kälte legen sie sich Nachts um ein angemachtes Feuer, und schlafen so fest, daß sie manchmal durch das Feuer beschädigt werden. Die niedere Thüre liegt gewöhnlich gegen Westen.

Die Kleidung der Ostjäken besteht aus Fellen oder zartem Pelzwerk: die Männer tragen lederne Hosen und Strümpfe, die noch mit einem dicken Fell ausgefüttert werden; statt der Hemden tragen sie ein kurzes Kleid, wie eine Art Wamms, bei großer Kälte ziehen sie noch ein anderes darüber an, und gürten es mit Riemen fest. Im Sommer tragen sie ein langes Kleid, gleich einem Kittel, aus Fischhauten. Die Weiber kleiden sich wie die Männer, auf dem Kopf haben sie einen Schleier von Leinewand, Leder oder Pelz, der mit Franzen besetzt ist und beim Arbeiten zurückgeworfen wird. Die Haare flechten sie in zwei Zöpfe, und von jeder Schulter hängt ein ziemlich breites Band von Leder oder Tuch bis an die Kniee herunter. Ein solches Band wird mit kleinen Schellen, Schlangenköpfen, Münzen und Korallen verziert, und mit Schnürchen gebunden.

Die gewöhnliche Speise der Ostjäken sind frische Fische, die sie roh, gedörrt, zerstampft, gekocht und gebacken essen. Fehlen diese, so nehmen sie das Fleisch jedes Thieres, so wie wilde Wurzeln; sie trinken Wasser, die Brühe, worin Fische und Fleisch gekocht wurden, Milch, und wenn sie Geld haben, Branntwein. Berauscht machen sie sich durch Tabak oder einen Absud von Fliegenschwamm. Rauch- und Schnupftabak gehören zu den Luxusgegenständen.

So lange sich die Ostjäken mit ihren gewohnten Arbeiten beschäftigen, sind sie mehrentheils gesund; wenn sie aber Alters wegen zu Hause bleiben müssen, sind sie dem Scorbut, der Krätze, Augenentzündungen u. s. w. unterworfen. Auch sind sie nicht frei von Blattern und syphilitischen Krankheiten. In einigen Krankheiten brauchen sie besondere Speisen: bei Verstopfung essen sie Fischfett; Wunden heilen sie mit Baumharz und Thierfett; Bärengalle ist ein Universalmittel, aber am liebsten und mit der größten Zuversicht nehmen sie ihre Zuflucht zum Aberglauben.

Vielweiberei ist bei den heidnischen Ostjäken gewöhnlich. Der Vater gibt nur den Söhnen, nicht immer jedoch den Töchtern Namen. Christen wie Heiden kaufen ihre Weiber, und man zahlt für ein Mädchen 10 bis 100 Stück Rennthiere nebst einigen Feierkleidern; die Braut erhält gleichfalls eine Mitgift. Der heidnische Bräutigam besucht seine Braut von dem ersten Zahlungstermin oder Kalym an. Er gibt der Mutter ein Rennthier, oder sie ihm, je nach den Umständen. Der zweite Zahlungstermin bildet die Hochzeit, welche mit Schmausereien und Lustbarkeiten gefeiert wird. Dabei erzählen sie ihre Thaten der Tapferkeit und der Liebe, und sind glücklich bei ihrem Absud von Fliegenschwamm. Sie haben auch Saiteninstrumente, Tumbry und Dernobor genannt. Ihre Tänze beruhen auf Nachahmungen von Menschen und Thieren, oder auch in Pantomimen, die irgend eine leidenschaftliche Stimmung ausdrücken.

Ihre Todten beerdigen sie gleich nach dem Tode, und legen sie in das Grab mit dem Kopfe gegen Norden, im besten Kleide und mit denjenigen Dingen, die dem Verstorbenen das

Liebſte waren. Jedes Geſchlecht vollzieht dieſe Sitte beſonders. Die Rennthiere, mit denen man den Todten an den Begräbnißplatz führte, werden geſchlachtet, und als Todtenmahl verzehrt. — Ihre Koldons oder Prieſter legen Träume aus, weiſſagen, treiben böſe Geiſter aus, heilen Kranke, beten und bringen Opfer dar. Sie haben keine gottesdienſtlichen Häuſer, aber heilige Berge in den Wäldern, wo ſich ihre bekannten Idole finden, die theils aus Holz, theils aus Stein gehauen ſind; der noch im Wachsthum begriffene Baum, auf welchem ein Adler ſein Neſt baut, iſt gleichfalls heilig. Das höchſte Weſen nennen ſie Innan-Nom, es gibt aber außerdem noch Götter zweiten Grades, auch einen böſen Geiſt, einen Gott des Waſſers, der Fiſche, der Wälder, der Jagd u. ſ. w.

In Familienangelegenheiten bringt jeder ſeinem Hausgott Thierfelle, Fiſche und Vögel zum Opfer, namentlich aber beſchmieren ſie dieſelben mit Fett und Blut. Bei wichtigen Gelegenheiten erkennt der Prieſter den Zorn der Götter über das Sühnungsopfer an der Zaubertrommel. — Angeſehene Menſchen gelten für Halbgötter; die Puppen oder Götzenbilder, die ſie vorſtellen ſollen, erhalten ihren Platz neben dem Idol, und werden gleich verehrt. Wittwen legen ſolche Idole mit ſich ins Bett, und bewirthen ſie bei jedem Mahle.

Beſteigung des Nevado de Toluca von Don José Maria Heredia.

(Schluß.)

Große im Südoſten aufſteigende Wolkengruppen verhüllten bald nachher das bis dahin von der Sonne herrlich erleuchtete Land, und zogen in majeſtätiſcher Ruhe etwa 500 Fuß tief unter uns fort. Durch die bisweilen ſich öffnenden Schichten lächelten bald die freundlichen Maiereien, die am Abhange dieſes alten Vulcans ſelbſt gelegen ſind, bald erſchien wieder der See von Coateteleo und von Tenancingo, deſſen größere nördliche Hälfte ein naher Berg verdeckte. Leichte Wölkchen ſegelten endlich ſelbſt über unſere Spitze, und hüllten uns für Augenblicke in weißliche Dünſte. Der Anblick ſo großartiger Scenen iſt geeignet das Gefühl einer ernſten Freudigkeit hervorzurufen, aber leicht folgte dieſem der Gedanke an die Vergänglichkeit unſeres Geſchlechts, an die Nichtigkeit ſeiner Werke gegenüber der ewigen Natur. Das Herz, in welchem während des jugendlichen Alters warme Liebe zur Menſchheit wohnt, und die edelſten Geſinnungen ihre natürliche Heimath finden, erleidet ſo viele Schmerzen und wird durch die Täuſchung des ſpätern Lebens ſo hart berührt, daß es erſtarrt wie dieſer Vulcan, deſſen Krater die Zeit zu einem Ort umgeſchaffen hat, wo Schneemaſſen ſich ungeſtört aufthürmen.

Die dichter werdenden Wolken mahnten uns die Rückkehr zu beſchleunigen. Wir ſtürzten einige loſe Felsſtücke über das Innere des Kraters, allein als ſie geräuſchvoll über den wechſelnd mit Schnee und Sand bedeckten Abhang hinunter rollten, konnten wir kaum ein gewiſſes Bedauern über die Störung der Ruhe unterdrücken, die dort ſeit dreißig oder mehr Jahrhunderten herrſchend, durch unſer Beginnen vielleicht zum Erſtenmal unterbrochen wurde. Die Seen, die, in der Tiefe des Kraters unbeweglich daliegend, mit wahrhaft magiſcher Wirkung das Blau des Himmels, die bunten Farben des vulcaniſchen Sandes und das Roth der Porphyrfelſen zurückwarfen, zogen uns ſo ſehr an, daß wir nicht vermochten, unſern Hinabweg anzutreten, ohne ſie vorher beſucht zu haben. In 8 bis 10 Minuten gelangten wir zum Ufer des größern Sees, indem wir, auf den Ferſen ſitzend, über den glatten Sand mit größter Schnelligkeit hinabglitten. Ein leichter Südoſtwind bewegte die Waſſerfläche und brachte Zwergwellen hervor, die, murmelnd am Ufer ſich brechend, eine Schaumlinie hinter ſich ließen. Wir beſtiegen hier einen aus einem einzigen Baumſtamm gearbeiteten, auf Veranlaſſung des Hrn. Franco hieher gebrachten Kahn, allein Niemand von der Dienerſchaft wagte uns zu begleiten, indem alle von dem Vorurtheile der Unergründlichkeit des Sees und einem in ſeiner Mitte befindlichen Wirbel angeſteckt waren. Wir durchſchnitten die Waſſerfläche in ſchiefer Linie von dem nördlichen nach dem öſtlichen Ufer, wo ein aus dem Krater emporgehobener Lavahügel die Scheidewand zwiſchen den zwei Waſſerbecken bildet. Das größere mißt nach Angabe des Hrn. Velazquez 544 Varas in der Länge und 255 Varas in der Breite, doch ſcheint hier ein Irrthum obzuwalten, denn die Länge übertrifft die Breite wenigſtens um das Doppelte. Ich würde die erſtere nach dem Augenmaaße zu 500 Varas ſchätzen. Derſelbe Beobachter gibt zwölf Varas als die größte Tiefe an, allein auch in dieſem Fall möchte ich zweifeln, indem die Zeit, welche Velazquez hier zubrachte, ſchwerlich zureichen konnte, um das Becken in allen Richtungen zu ſondiren, deſſen Grundfläche wahrſcheinlich ſich nicht minder uneben verhält, wie das aller ähnlicher durch vulcaniſche Kraft gebildeter Orte. In der Mitte möchte die Tiefe nirgends geringer ſeyn als 20 Varas; ungeachtet ſeiner außerordentlichen Durchſichtigkeit erſcheint das Waſſer überall dunkelblau, nirgends ſo grünlich wie auf Untiefen des Meeres. Von dem Mittelpunkte des Sees eröffnet ſich dem Blick ein in ſeiner Art einziges und wahrhaft erhabenes Schauſpiel. Im Norden, Weſten und Süden ſteht eine kreisförmige Wand faſt ſenkrecht empor. Sie erreicht eine Höhe von 200 bis 1000 Fuß, iſt äußerlich mit Sand und Aſche von weißer, bläulicher, ſchwarzer oder rother Farbe bedeckt, und an vielen Orten hängen ungeheure Blöcke von Lava, ſcheinbar kaum befeſtigt, herab, während auf dem obern Rand unzugängliche, ſcharfgeſpitzte Kegel emporſtreben und ſich auf dem Hintergrunde des Himmelsgewölbes abzeichnen. An den Ufern der Seen liegen kleine Stücke von Bimsſtein, Porphyr und Laven, untermengt mit buntem Sand. Hier fanden wir die einzigen lebenden Weſen dieſer erſtorbenen und ſchweigenden Region. Es waren kleine Heuſchrecken. Während wir an der Baſis des mittäglichen Pics des Kraterrandes ausruhten, flogen einige Krähen laut ſchreiend an uns vorüber; ſie ſind jedoch keine Bewohner dieſer Bergſpitzen. Die Gattin des Hrn. Franco und einige Perſonen, die vor uns auf dieſe Höhen gelangt waren, hatten daſelbſt friſche Spuren eines abergläubiſchen Cultus entdeckt. Zu allen Zeiten hat man die Gottheit in der Nähe dieſer erhabenſten aller Altäre geſucht, welche die Natur ſelbſt errichtet hat; freilich hat Unwiſſenheit häufig den Tempel mit dem in ihm thronenden großen Geiſte verwechſelt. Erwägt man die primitive Rohheit der die Umgegend bewohnenden Indier, ſo kann es nicht in Verwunderung ſetzen, wenn man entdeckt, daß ſie dem Inſtinct, auf den Höhen anzubeten, gehorſamten, der wohl eben ſo alt als unſer Geſchlecht iſt.

Um 1 Uhr begannen wir herabzuſteigen, und erreichten das Landgut Veladero um 4 Uhr. Zwei Tage bilden im Kreiſe meiner Erinnerungen hervorragende Punkte; an beiden ſtand ich den geheimnißvollſten oder wunderbarſten Naturſcenen gegenüber; der erſte ſah mich ſprachlos und tief erſchüttert am Fuße des mächtigen Falles des Niagara, der zweite fand mich auf dem erhabenen Gipfel des Nevado von Toluca.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 172.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Junius 1839.

Moskau.

(Von J. G. Kohl.)

3. Die Marktplätze.

Es gibt natürlich in der großen Stadt Moskau eine Menge Märkte in allen Stadtvierteln, und für die augenblicklichen Bedürfnisse auch hie und da an den Straßenecken Buden verschiedener Art. Allein der Hauptverkehr der Stadt concentrirt sich doch in Kitai-Gorod, dem Mittelpunkte des Ganzen, in dem dortigen Gostinnoi Dwor (Basar), und den sogenannten Rjädi (Budenreihen). In jenem für Zucker, Kaffee, Metalle, alle Colonialwaaren, überhaupt für den Großhandel, in diesen für die Manufacturwaaren, Droguerien, Papier, Heiligenbilder und hunderttausend andere Dinge, die im Kleinen verkauft werden. Dazu kommen dann noch die sogenannten „Ochotni rjädi" (Jägerbuden), für Gemüse, Eier, Vögel, Wild u. s. w., der „Tolkutschni Ruinok" (der Trödelmarkt), für allerlei alten Plunder, und endlich die eleganten Magazine auf der Schmiedebrücke (eine moskau'sche Straße), für ausländische Waaren. Diese Schmiedebrücke (Kusnetzkoi most) stellt in Bezug auf Buden ungefähr dasselbe vor, was in Petersburg der Newsky'sche Prospect; die Jägerbuden bieten dasselbe dar, was in Petersburg der Heumarkt; der Tolkutschni Ruinok entspricht dem Petersburgischen Tschukin Dwor, und die Moskauischen Rjädi dem Petersburgischen Aprarin Ruinok. Dieselben Phasen der Märkte findet man in allen größern russischen Städten wieder.

Der Gostinnoi Dwor.

„Gostinnoi Dwor" heißt auf deutsch „der Hof der Gäste." Es findet sich in jeder russischen Stadt ein solcher. Gewöhnlich ist es ein einstöckiges, längliches, viereckiges Gebäude, das in der Mitte einen großen Hof hat, und in eine Menge kleiner Abtheilungen zerfällt, deren jede eine Bude vorstellt. Um diese Buden führt dann auswärts für die Kauflustigen ein bedeckter Säulengang herum. Sie gleichen so im Ganzen ziemlich den orientalischen Bazars. Die Kaufleute wohnen aber nicht darin, sondern verschließen ihre Buden am Abend, und lassen sie in der Nacht bewachen. — Der Moskau'sche Gostinnoi Dwor ist nach dem der großen Messe von Nischnei-Nowgorod der größte in ganz Rußland. Es ist ein riesenmäßiges, dreistöckiges Gebäude; drei Budenreihen und drei Säulenreihen stehen übereinander, unzählige Treppen und Gänge setzen diese Galerien mit einander in Verbindung. Unten ist das größte Gedränge und Gehandel, in den obern Galerien, wo sich so wie im Innern des Hofes ungeheure Waarenvorräthe befinden, der großartigste Handel. Auf diesem Hofe und in diesen Galerien ist Jahr aus Jahr ein die größte bleibende Waarenniederlage des ganzen Reichs.

Es strömt hier vom schwarzen Meere her Alles zusammen, was die Levante bieten kann, von der Ostsee, was die Märkte und die Industrie West-Europa's liefern, und von Sibirien her, was Tartarei und China senden. Thee, Zucker, Weine, Südfrüchte, Eisen, Kupfer, Blei, Tücher und Seidenwaaren sieht man hier in großen Quantitäten aufgestapelt, denn Moskau ist der Mittelpunkt des ganzen innern Handels Rußlands. — Ein Kaufmann, den ich unter den Pforten des Bazars fand, begleitete mich auf die Gehöfte, und zeigte mir alle die unter Matten verborgenen Waaren und nannte mir die weiten Wege, die sie bis hieher gegangen. Auf den Galerien trieben sich langbärtige Russen und schwarzgekleidete Perser mit ihren spitzen Schafpelzmützen herum. Seidenumschwirrte Bucharen rauschten vorüber und Schlafrocktataren und Griechen saßen auf den Geländern, ihren Gewinn berechnend. Der Gostinnoi Dwor hat Magazine und Buden für die tausend vornehmsten Kaufleute Moskau's, die alle hier nur „gustom" (en gros) handeln.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflug an die Ufer der Südsee im Frühjahre 1829.

3. Rückkehr nach Oajaca.

(Fortsetzung.)

In Juquila wechseln die Posten zwischen Oajaca und der Küste. Der Ort liegt sehr romantisch an zwei verschiedenen

Bergabhängen. Die Gebirge umher erscheinen wild und rauh, aber in den Thälern herrscht die üppigste, tropische Vegetation. Mais, Cochenille u. s. w. werden gebaut. Auch sammeln die Bewohner die Vanille, welche in den feuchten, warmen Gründen der Umgegend wild wächst, und tragen sie nach Oajaca zum Verkaufe. Eine Hauptnahrungsquelle ist aber für den Ort das Fest des oben erwähnten Muttergottesbildes.

Die hier lebenden Creolen ermangelten nicht, uns mit ihrem Besuche zu beehren und zu sich einzuladen. Einer der Tenderos (Kaufleute) war zugleich Lieutenant der Miliz, in deren Uniform er anstolzirt kam, ein guter Creol und Katholik, der, als er meine Zeichnungen sah, meinte, man müsse mir ja das wunderthätige Bild der heiligen Jungfrau zu zeigen nicht verabsäumen, damit ich von ihm ebenfalls „una copia“ nehme. Uebrigens war der Mann sehr gefällig und artig, sehr in meine Tabakspfeife verliebt, welche ihm etwas ganz Neues war, und die er gern gehabt hätte. Die Indier hier sind sehr gutmüthig und gegen Fremde gefällig. Das zeigte sich unter Anderm auch bei folgender Gelegenheit. Um eine Ansicht des Orts zu zeichnen war ich auf eine benachbarte Anhöhe gegangen, auf der eine einzelne Indierhütte stand. Meine Frau und Freund D. begleiteten mich. Während ich zeichnete, traten sie in den Schatten eines Baumes, konnten sich aber nicht niedersetzen, da der Boden sandig war. Sogleich trat eine alte Indierin aus der Hütte, breitete eine Matte unter dem Baume aus, und meine Frau durch Zeichen (sie sprach nicht Spanisch) ein, sich darauf niederzulassen, und reichte ihr dann einige Bananen zur Erfrischung. Kaum dürfte einer Fremden von einer deutschen Bäuerin gleiche Aufmerksamkeit unaufgefordert erwiesen seyn, und gewiß wäre die Belohnung, welche die Indierin fast beleidigt ausschlug, von der Europäerin angenommen worden.

Sehr beschwerlich war am 26 Februar unser Weg von Juquila, das Gebirge hinan, nach San Juan Quialje, wo wir Mittagsruhe hielten. Von der Höhe unfern der früher erwähnten Riesentanne wandten wir unsern Blick noch einmal zurück auf das ferne Südmeer, aber Wolken schwebten am Horizont und entzogen uns seinen Anblick. Als wir die letzte Höhe nach Yotapa hinabritten, stieg ich von meinem Maulthiere ab, und ließ es, da diese Thiere sich nicht am Zügel führen lassen, frei mit den Lastthieren laufen. Pflanzen sammelnd, war ich hinter der Gesellschaft zurückgeblieben, es ward Nacht, und plötzlich bemerkte ich, daß ich mich auf unrechtem Weg befinde. Rasch schritt ich nun in der geradesten Richtung dem Thale zu, dann flußaufwärts, und erreichte endlich erhitzt das Dorf, wo die Gefährten schon eingetroffen und um mich in Sorge waren. Heiß, wie ich war, ließ ich mich verleiten, ein ziemliches Stück Wassermelone zu verzehren, von der man mir sagte, daß sie nie schade. Mir aber schadete sie sehr; eine hartnäckige Indigestion war die Folge des übereilten Genusses der sehr saftreichen und kühlen Frucht. Von unerträglichem Kopfschmerz gefoltert, war ich am folgenden Tage, langsam reitend, zurückgeblieben, als ich mich plötzlich rufen hörte, und, aufblickend, meine Frau am steilen Abhange auf einem Felsen über mir halten sah. Sie war, mich erwartend, ebenfalls zurückgeblieben, und dann, einem dem Anscheine nach betretenern und bessern Pfade folgend, fehlgeritten. Plötzlich sah sie sich in einem engen Hohlwege von Felsen eingeschlossen; umzuwenden oder abzusteigen war beides gleich unmöglich, so mußte sie vorwärts und kam an den felsigen Abhang, den hinab kein Pfad leitete; das erschrockene Pferd wich immer wieder zurück, so oft sie es vorwärts an den Felsenrand trieb. Mir gerann das Blut in den Adern; ich sprang ab, ihr zu Hülfe zu eilen, aber schon hatte meine muthige Frau den schnaubenden Andalusier abermals an den Rand der Platte geschmeichelt, jetzt gab sie ihm einen scharfen Hieb mit der Reitgerte, und nun rutschte das Pferd mit beiden Vorderfüßen den über drei Fuß hohen Absatz hinab, stand einen Augenblick, und zog dann die Hinterfüße vorsichtig nach. So ging es von Stufe zu Stufe den Abhang hinunter, bis Reiterin und Pferd endlich wohlbehalten auf dem Wege ankamen; wie mir dabei zu Muthe war, läßt sich denken!

In Sancho del Suchitl standen wir eine Nacht aus, der gleich, welche wir auf der Herreise hier zugebracht, nur ward sie für mich durch mein Unwohlseyn noch unangenehmer. Auf dem Wege nach San Pablo Minas sahen wir viele Stämme jener Bombarart, welche die gelbe Baumwolle zu den Zeugen liefert, von denen ich oben mehrfach geredet habe; gern hätte ich Samen davon gehabt, aber die Bäume standen eben erst in voller Blüthe, diese ist hochgelb und sehr groß. Wir blieben bis zum 3 März zu San Pablo, da Baron K. hier noch Geschäfte abzumachen hatte. Am zweiten Morgens hatten wir ein heftiges Erdbeben, das die Grundfesten unsers japanischen Palastes stark erschütterte, am Abend ein starkes Gewitter, und nie habe ich den Donner furchtbarer rollen hören, als in diesen tiefen Schluchten, zwischen diesen himmelanstrebenden Bergfirsten.

Am dritten März früh Morgens verließen wir San Pablo Minas. Anfangs folgten wir dem Wege nach dem Dorfe Teojomulco, schlugen uns aber bald links ins Gebirge, einen andern Weg zu unsrer Rückreise wählend. Vier Stunden ging's auf schmalen, oft gefährlichen Pfaden stets bergan, durch Eichen- und Tannenwald. Die Sonne brannte heiß; keine Quelle, keine menschliche Wohnung trafen wir an. Auf der Höhe angelangt, sahen wir voll Freude etwa eine Stunde noch entfernt, das Dörfchen Santiaguito in einem lieblichen Thale unter uns liegen. Ein rascher Ritt brachte uns auf bequemen, breiten Wegen bald hinab; wir hielten an, und erquickten unsern lechzenden Gaumen mit klarem Wasser und sehr schönen, saftigen Apfelsinen, an denen die Gärten des Dorfs besonders reich sind. Von hier hatten wir nur noch zwei Leguas bis zu dem Dorfe Santiago el grande, dem letzten im Kanton Juquila, wo wir übernachteten. Ausgezeichnetes hat der Ort nichts.

Durch hohes Gebirge und frondose Thäler führt der Weg von Santiago el grande nach San Juan Elotepec, wo wir am 4ten zur Nacht blieben. Keinen bewohnten Ort trifft man auf der 10 Leguas langen Wegstrecke an. Auf einem der höchsten Bergrücken standen einige verlassene Hütten neben einer Quelle.

Hier rasteten wir um Mittag. Die kleine Ebene um die Hütten her war dicht von einer Art Münze (Mentha) mit niedlichen rothen Blüthen überwachsen. In einem der Thäler, die wie gewöhnlich eine reiche Vegetation schmückte, sahen wir eine sonderbare, uns bis dahin noch nicht vorgekommene Agave- oder Aloeart, die man versucht seyn könnte, die Lebendiggebärende (vivipara) zu nennen. Auf den abgeblühten Stengeln saß nämlich statt der Samenkapseln die völlig gebildete, junge Pflanze mit dicht zusammenliegenden Blättern, in Form eines zugespitzten Eies (etwa wie eine Rosenknospe, jedoch von der Größe einer sehr großen Wallnuß). Bei der leisesten Berührung fielen diese jungen Pflanzen vom Mutterstamme ab, und es zeigten sich unten an denselben sehr zarte, kleine Wurzelzäserchen; wir nahmen viele davon mit. *) In San Juan logirten wir im geräumigen Hause des Pfarrers, der uns gastfrei aufnahm und große Aufmerksamkeit bewies. Das große und hübsche Dorf hat das Merkwürdige, daß seine Bewohner einen eigenen Volksstamm, die Paducos, ausmachen. Sie reden eine eigene Sprache und werden nur hier angetroffen.

(Schluß folgt.)

Missionär-Nachrichten aus Abyssinien.

Das Missionary Register vom April d. J. gibt über die Vertreibung derselben aus Abyssinien einige nicht uninteressante Nachrichten. Ubie, der bekannte abyssinische Fürst, ließ sie Anfangs März vorigen Jahres wissen, daß er sie nicht mehr gegen ihre Feinde, die abyssinischen Priester, schützen könne, und am 8 März wurden sie, nämlich die HH. Isenberg und Blumhardt nebst dem Botaniker Schimper, Hrn. Kielmayer, Oberlieutenant in der würtembergischen Armee, Hrn. Keller, einen Zimmermann, zu dem Oberpriester (Alaka) Kidan Mariam und dem Gouverneur von Adnah entboten, die ihnen erklärten, sie müßten als Ruhestörer das Land meiden. Ubie war doch noch so gnädig für sicheres Geleit zu sorgen, so daß sie am Ende März sicher in Massauah ankamen, von wo sie über Dschiddah nach Cairo gingen. Ein Hr. Krapf suchte von Zeila (außerhalb der Straße Babel-Mandeb) nach Marfud, der jetzigen Hauptstadt von Schoa, vorzudringen, kam auch Ende Mai's dahin, wurde aber durch eine Krankheit so geschwächt, daß er umkehren mußte, und Ende Septembers nach Cairo kam. Die HH. Isenberg und Krapf wollten aber später doch noch versuchen, über Schoa zu den heidnischen Gallas vorzudringen. Nach Briefen vom 14 und 20 Januar d. J. haben sie durch die Vermittlung des englischen Consuls einen Ferman des Vicekönigs erhalten, so wie ersterer sie auch dem englischen Consul in Mokka und dem König von Schoa empfahl. Sie beklagen sich darin auch sehr über die Bemühungen der katholischen Missionäre, in Abyssinien festen Fuß zu fassen.

*) Einige dieser Pflänzchen setzte ich nach meiner Rückkehr nach Daveiß in meinen Garten nur lose auf die Erde und hatte bald die Freude, die Blätter sich entwickeln und lustig treiben zu sehen. Später gingen sie indeß aus, wahrscheinlich, weil das Klima ihnen nicht zusagte. Andere, die ich nach Europa sandte, verdarben unterwegs. Spätere Anm.

Chronik der Reisen.

Bemerkungen über die Quelle des Flusses Wakulla in Florida.

(Von dem Grafen von Castelnau im Echo du Monde Savant vom 25 Mai mitgetheilt.)

Das kleine Dorf Saint-Marck liegt im mittlern Florida, 7 Lieues südlich von Tallahassée, dessen Seehafen es gleichsam bildet; eine, obwohl schlecht gebaute Eisenbahn verbindet diese beiden Punkte, und dient als Beförderungsmittel der unermeßlichen Masse von Baumwolle, die aus weiter Ferne auf diesen bedeutenden Markt im Innern des Landes gebracht wird. Das von den Spaniern schon vor mehrern Jahrhunderten erbaute Schloß Saint-Marck ist gegenwärtig eine Ruine, und liegt wundervoll am Zusammenflusse des Flusses gleichen Namens mit dem Wakulla, die vereint in der Entfernung von einigen Meilen sich in den Golf von Mexico ergießen. Die Quelle des letztern ist im Lande berühmt, und die verschiedenen Berichte, die ich darüber erhielt, machten, obwohl sie offenbar den Charakter der Uebertreibung an sich trugen, meine Neugierde sehr rege, weßhalb ich sie aufzusuchen beschloß; die Banden von Seminolen, welche das ganze Innere des Landes beunruhigen, machten es nothwendig, mich mit einer ziemlich bedeutenden Begleitung zu versehen.

Am 11 Februar 1838 Morgens 6 Uhr lief meine kleine Expedition, bestehend aus drei Schaluppen mit 20 Bewaffneten besetzt, vom Hafen aus, und fuhr, nachdem wir die Spitze des Forts umsegelt hatten, in den Fluß ein, der an dieser Seite sehr breit ist; an seinen niedern und sumpfigen Ufern wachsen nur einige Cedern und kleine, dünn gesäete Fichten. Der Morgen war für dieses Land auffallend kalt, denn der Thermometer zeigte im Freien nur 7°, während vor zwei Tagen die Temperatur 25° hatte; an diesem Wechsel war ein heftiges Gewitter Schuld, was in Amerika sehr häufig der Fall ist; im Wasser zeigte der Thermometer 12½°. Wir hatten kaum eine halbe Lieue zurückgelegt, als sich der Schauplatz gänzlich änderte, und die Krümmungen der beiden Ufer mit dichten Wäldern bedeckt waren. Die Natur nahm den Charakter wilder Größe an, welche tief auf die Seele wirkte; Eichen, Cedern, Catalpas, Gummibäume standen dicht von Lianen und wilden Reben umwunden aneinander; ungeheure Magnolien und riesenhafte Lebenseichen (Quercus virens) strahlten allenthalben mit dem Glanz ihrer Blätter, während die Chamaerops und die Palmen gleich schlanken Säulen sich anmuthig unter dem Gewicht ihrer schweren gefingerten Blätter bogen; von Cactus und Yuccas war der Boden bedeckt, so daß durch die langen Stacheln derselben diese Wälder vollkommen undurchdringlich waren. Von allen Zweigen der Bäume hingen Tillandsien herab, die, wie Schleier von 20 bis 50 Fuß Länge, über die ganze Umgebung eine gewisse eigenthümliche Trauer verbreiteten, auch trug die allgemeine Meinung, welche dieselben als das Sinnbild von Ungesundheit betrachtet, nur zur Vermehrung dieses melancholischen Eindrucks bei. Die ganze Vegetation war übrigens frisch wie mitten im Sommer, und die verschiedenen Schattirungen von Bäumen bildeten den mannichfachsten Contrast. Mit dem vorrückenden Morgen wurden diese Einöden von Myriaden von Thieren belebt. Unter den Vögeln bemerkte man besonders die Pelicane mit dem sackartig erweiterten Schlunde, sehr schöne glänzend weiße Reiher, hübsche Papagaien

(P. caroliniensis), viele Gattungen Kraniche, Enten, Ruhingas, Eistern, Drosseln u. s. w. Der große weißköpfige Adler schwebte majestätisch über unsern Häuptern, und rings um unsere Schiffe erschienen Alligatoren von 12 bis 15 Fuß Länge, die, bald unbeweglich, nur die Augenhöhle und das Ende der Schnauze über dem Wasser zeigten, bald mit ungeheurer Schnelligkeit fortschwammen, oder ihren so häßlich geformten Körper frei auf der Oberfläche hinschleppten. Wir sahen einigemal das Nest der Pappendeckelwespe, das an den erhabensten Aesten befestigt war.

Wir hatten mit einer Strömung von ungefähr einer Lieue in der Stunde zu kämpfen, allein unsere Geduld wurde mit jedem Augenblick durch neue Hindernisse auf die Probe gestellt; der Fluß wurde ziemlich schmal und sehr gewunden; an einigen Stellen ward er bloß zwei bis drei Fuß tief, während seine Tiefe im Durchschnitt 12 bis 15 Fuß betrug; lange Kräuter, Schilf und Rohr machten unser Fortkommen sehr langsam; auch stellten sich uns alle Augenblicke unermeßliche umgestürzte Baumstämme als unübersteigbare Hindernisse in den Weg; nur mit der Art in der Hand konnten wir uns eine Durchfahrt bahnen, wobei ein Schiff nach dem andern die mühsame Arbeit, einen Canal zu eröffnen, übernahm. Eine Masse von Inseln, die mit prachtvollen Wäldern bewachsen waren, machten die Gegend noch malerischer.

Bald darauf kamen wir durch unermeßliche Cypressenwälder, und es war eine Arbeit, die eben so viel Gewandtheit als Kraft erforderte, unsere Kähne mitten durch die riesenhaften Cypressen, deren Stamm am Boden sich so mächtig ausdehnt, durchzuarbeiten. Eine Lieue von der Ankunft am Ziel unseres Ausflugs zeigte der Thermometer 10½°, im Wasser stieg er schnell auf 17°. Endlich bemerkten wir eine lichte Stelle, und nachdem uns die Hoffnung auf baldige Ruhe neue Kraft verliehen, beseitigten wir die in Masse vor uns aufgethürmten Hindernisse, und befanden uns bald in dem weiten eiförmigen Becken, welches die Quelle bildet. Dasselbe ist unserer Messung gemäß 300 Fuß breit und 76 Fuß tief, allein man versicherte mich, daß es an einer Stelle über 100 Fuß Tiefe habe; auf der Oberfläche betrug die Temperatur 17½°. Wir befestigten den Thermometer an die Sonde und ließen ihn auf den Grund, wobei er um einen halben Grad weniger zeigte. Das Wasser ist äußerst hell, und von solcher Reinheit, daß man ohne Mühe die Kräuter auf dem Grund und die Tausende von Fischen, die nach allen Richtungen hin und her schwammen, bemerken konnte. Ein Kamm von Kalkfelsen, welcher das Bassin durchschneidet, schien bis an die Oberfläche zu reichen, bis die Sonde uns wies, daß derselbe in einer Tiefe von 30 Fuß liege; die Schiffe schienen über einen grundlosen Absturz zu hängen, was einen solchen Eindruck auf mich machte, daß mir der Kopf schwindelte, und ich mich instinctmäßig am Rande des Bootes festhalten mußte.

Man macht sich keinen Begriff von der Schönheit dieser Landschaft: diese so frische und so kräftige Vegetation, die strotzend die Ufer bedeckt, die Reinheit des Wassers von schönem Azurblau, die vollkommene Ruhe, die uns umgab, mit Einem Wort, Alles verlieh dieser schönen Scene eine majestätische Pracht, und versetzte die Seele in einen Zustand ruhigen und andachtvollen Nachdenkens, dessen Einfluß sich selbst auf die rohen Männer, die mich umgaben, erstreckte; denn unbeweglich und aus Furcht, die Heiligkeit des Ortes durch menschliches Geräusch zu entweihen, blieben sie einen Augenblick hindurch wie verzaubert, gestützt auf ihre Ruder und erstaunt über die imposante Größe dieser so schönen und ruhigen Natur. „Das ist schön, sehr schön, Herr,“ sagte endlich einer von ihnen zu mir, und auf diese Weise aus einer idealischen Welt in die der traurigen Wirklichkeit zurückgerufen, ließ ich an der zugänglichsten Stelle landen; man zündete ein großes Feuer an, und ein schnell bereitetes Mahl stellte unsere Kräfte wieder her.

Das Wasser der Quelle ist sehr angenehm zu trinken, obgleich das des Flusses unangenehm und salzig schmeckt; an einigen Stellen schien mir dasselbe sogar einen schwefeligen Geschmack zu haben; die Magnetnadel zeigte keine merkliche Abweichung.

Wir lagerten an den Ufern des Flusses; unsere Leute entdeckten an dem Stamm eines Baumes das noch frische und grob eingegrabene Zeichen einer Inschrift, woraus wir schlossen, daß der indianische Häuptling Tiger-Tail (Tigerschweif) sich in der Umgegend aufhalte, denn durch ähnliche Zeichen geben die Kriegsparteien der Wilden einander den Weg an, den sie einschlagen; wir blieben deßhalb die ganze Nacht sehr wachsam, ihre Stille ward indeß nur aus der Ferne durch das Gebrüll der Panther (conguar) unterbrochen.

Am folgenden Morgen fand einer unserer Reisegefährten unter seiner Decke eine ungeheure Klapperschlange, auch bemerkten wir ziemlich viele Wasserschlangen, die in dem Land unter dem Namen Mocassins bekannt sind; wir fingen auch eine männliche Schildkröte (trionyx). Unsere Rückfahrt ging sehr schnell, obwohl ich mehreremal landen ließ, um Pflanzen und besonders verschiedene Gattungen von Palmen zu sammeln.

Die Thatsache, die ich mit Mühe zugestehen konnte, und von der ich mich dennoch überzeugt hatte, war, daß ein Fluß, der mehreremal so breit ist wie die Seine, plötzlich 6 oder 7 Meilen von seiner Mündung aus der Erde hervorströmt. Woher kann eine so bedeutende Wassermasse kommen? Die einzige zulässige Erklärung ist die, anzunehmen, dasselbe komme aus unterirdischen Canälen aus dem Jacksonsee, der eine sehr bedeutende Strömung und in derselben Richtung wie der Fluß hat, obgleich beide sehr weit auseinander liegen. Florida scheint übrigens durchaus unterwässert zu seyn, und in diese tiefen unterirdischen Höhlen ziehen sich die Alligatoren, von denen es in diesem Lande wimmelt, zurück. Mehrere dieser Flüsse stürzen sich plötzlich in ein unterirdisches Bett, aus dem sie in einiger Entfernung wieder hervorkommen, und bilden somit gleichsam natürliche Brücken. Auch liegen allenthalben Seen von oft bedeutender Ausdehnung, an denen man fast immer eine mehr oder weniger deutliche Strömung entdecken kann.

Wie vieles Interesse wird nicht das Studium dieses Landes dem Naturforscher gewähren, wenn er sich mit Muße und Ruhe seinen Forschungen hingeben kann, und nicht zu befürchten haben wird, fortwährend durch das Kriegsgeschrei gestört zu werden, und aus jedem Busch einen Haufen nach dem Besitz seiner Haupthaare gierigen Wilden hervorbrechen zu sehen.

Erscheinung einer neuen Insel in der Südsee. Französische Blätter melden nach einem Brief aus Valparaiso vom 21 Febr., daß eine neue Insel zwischen 33° und 34° S. B. zwischen Juan Fernandez und Valparaiso sich gebildet habe. Man ist deßhalb sehr besorgt wegen der aus dem Norden erwarteten Schiffe, da diese Insel sechs Meilen in der Länge hat, und sich gerade auf der Linie der Fahrt nach dem Hafen von Valparaiso befindet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 173.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

22 Junius 1839.

Apologen und Volkserzählungen in Indien.

(Asiatic. Journal, April 1839.)

Gelehrſamkeit iſt in Indien auf beſondere Claſſen beſchränkt, aber die leichtern Formen der Literatur, die geſprochen, nicht geſchrieben werden, ſind allen Claſſen der Geſellſchaft gemein, und die bildliche Erzählung, die Fabel, war ſeit der früheſten Zeit das Vehikel des Spottes, wie der hiſtoriſchen Ueberlieferung, ja eine gewöhnliche Art der Rede, und dieſelben Mittel der Ueberredung und der Erklärung werden jetzt gebraucht, wie ſie uns in Pilpais Fabeln überliefert ſind. Lieutenat Boileau erzählt in ſeiner Reiſe durch Radſchwara folgende Anekdote: um einen Begriff von der außerordentlichen Oede der Wüſte zwiſchen Bikampur und Pugal zu geben, erzählen die Eingebornen folgende Fabel: Ein Reh, das ſein Junges verloren, beſchuldigte die Hyäne, ſie habe es zerriſſen. Die Hyäne läugnete dieß, und bot ſich an, ihre Unſchuld durch den feierlichſten Eid zu beſchwören; ſie that dieß in folgenden Worten: „Wenn ich dein Junges gefreſſen, ſo will ich verdammt ſeyn, in der Wüſte zwiſchen Bikampur und Pugal zu wohnen.“ Da glaubte ihr das Reh.

Die Hindus führen gern Thiere in ihren Erzählungen ein, und das Ganze gleicht den in Europa lange bekannten Fabeln, die man gewöhnlich die Aeſopiſchen nennt, ungemein. Die Geſchichte der Dohle in geborgten Federn hat ſein Vorbild in Indien, und nur die Erzählungsweiſe iſt verſchieden. „Ein Wolf, der ein eingebildeter Geſell war, und mit Thieren höheren Ranges Umgang haben wollte, wünſchte bei einem Feſte, das der Löwe gab, zu erſcheinen; da man aber wußte, daß er Aas freſſe, und darum als von niederer Kaſte angeſehen wurde, ſo wollte er nicht in ſeinem eigenen Gewand erſcheinen. Er ſchlich deßhalb einigen Jägern nach, um ſich des Fells eines vornehmern Thieres, das ſie etwa erlegen möchten, zu bemächtigen, und hielt ſich für ſehr glücklich, als er ein Büffelfell erwiſchte. Er zog alsbald dieſe Kleidung an, war, als er ſich in einem benachbarten Bache betrachtete, ganz erfreut über ſeine Geſtalt, ſtieß mit den Hörnern umher, und machte manche lächerliche Sprünge. Als er es endlich für Zeit hielt, dem Könige der Thiere ſeine Aufwartung zu machen, begab er ſich nach dem Feſtgelage. Als er den königlichen Wald betrat, erblickte ihn eine Meute Panther, die für den König jagten, und augenblicklich riefen: „Was iſt das? der Büffel gehört nicht zu uns; er ißt nicht an unſerer Tafel!“ — „Büffelfleiſch aber,“ rief ein anderer, „iſt nicht zu verachten, und wir erzeigen unſerem Herrn einen Gefallen, wenn wir ihn damit verſehen.“ So fielen ſie über den verkappten Wolf her, und riſſen ihn in Stücke.“ — Auf dieſe Weiſe wird ein Hindu ſtets eine paſſende Geſchichte erzählen können, um eine Behauptung zu unterſtützen, und wer mit ihrer Sprache bekannt iſt und über ihre Weitſchweifigkeit nicht leicht ungeduldig wird, hat oft Gelegenheit, die Treue der Tauſend und Eine Nacht als Schilderung orientaliſcher Sitten zu erproben.

Die indiſchen Sipahis zeigen ſich namentlich wohl erfahren in dieſer Redeweiſe, wenn ſie irgend etwas durchſetzen oder ſich entſchuldigen wollen. Auch manche allgemeine Wahrheit wird häufig in eine ſolche fabelhafte Erzählung eingekleidet, noch merkwürdiger aber iſt, daß die Vögel der griechiſchen Tragödie auch ihre Vorbilder in Indien haben, und die Mörder bezeichnen, wenn andere Ankläger fehlen.

Ausflug an die Ufer der Südſee im Frühjahr 1829.

3. Rückreiſe nach Oajaca.

(Schluß.)

Die Gegend, welche wir am 5ten durchzogen, war gut angebaut. Wir hatten nun den Landſtrich erreicht, in welchem die Cochenille hauptſächlich gezogen wird und ſtets gezogen worden iſt. Ueberall ſieht man an den ſanften Bergabhängen und in den fruchtbaren Thälern große Cactuspflanzungen ſich ausbreiten. Das Anſehen der Dörfer beurkundet die Wohlhabenheit der Bewohner. Die Häuſer ſind faſt ſämmtlich aus Luftziegeln erbaut, mit gebrannten Ziegeln gedeckt und haben Fundamente von gehauenen Quadern. Sie ſind geräumig und innen wohl mit Heiligenbildern verziert, ja die Wände zuweilen al fresco gemalt. Das größte unter dieſen Dörfern iſt San Pedro Totomachapa. Es hat einen ziemlich großen Marktplatz mit Sandſteinplatten belegt und mit dem Baſſin eines kleinen

Springbrunnens geschmückt. Das Gemeindehaus, ein weitläufiges steinernes Gebäude, schließt die eine Seite des Platzes, während die übrigen von hübschen, großen, ebenfalls steinernen Wohnhäusern eingefaßt sind. Es sind früher ungeheure Summen für Cochenille hieher gekommen, von denen ein großer Theil nie wieder ans Tageslicht gelangt ist. Die Empfänger, Indier ohne Bedürfnisse, vergruben das Geld gleich nach dem Empfange. Der Pfarrer erzählte uns, daß er vor kurzem einem hiesigen Indier die letzte Oelung gereicht, von dem man bestimmt gewußt, daß er große Summen besitze und vergraben habe. Er, der Prediger, habe nun Alles aufgeboten, um den Sterbenden zur Entdeckung der Versteckorte seines Reichthums zu Gunsten seiner Söhne zu vermögen, aber vergebens. „Nein, sprach der alte Mistek, das Geld ist meinen Kindern ganz unnütz. Ich habe gearbeitet und mein tägliches Brod und mehr damit erworben. Laß meine Söhne auch arbeiten, und sie werden keinen Mangel haben.“ Es ist ein sonderbarer Charakterzug des Indiers, zumal des Misteken, daß er nach Geld strebt ohne es benutzen zu wollen. Wenn der Indier Kleidungsstücke oder sonstige Bedürfnisse einzuhandeln hat, welche er in Oajaca holen muß, so nimmt er nie Geld von Hause mit, sondern trägt Feldfrüchte oder Erzeugnisse seiner Industrie dorthin zu Markte, verkauft sie und handelt für den Erlös das Nöthige ein. Dabei weiß er es fast immer so einzurichten, daß ihm noch etwas baares Geld übrig bleibt, was er mitnehmen und verscharren kann.

Unser heutiges Nachtquartier nahmen wir in San Antonino el alto, einem kleinen, an steilem Bergabhange gelegenen Dorfe, was nichts Bemerkenswerthes hat, als seinen Reichthum an Cochenille und Baumwolle.

Da es unsere Absicht war in Einem Tage Zimatlan zu erreichen, das 14 Leguas von San Antonino entfernt ist, so brachen wir am 6ten früher als gewöhnlich auf. Der Weg führte zunächst über eine ansehnliche Gebirgskuppe in ein nicht sehr breites, aber angebautes, von einem kleinen Flusse durchströmtes Thal, an dessen rechtem Abhange wir dann hinzogen, vorüber die Dörfer San Miguel, San Mateo und Santa Cruz Mistepec. Bei letzterm überschreitet man die alte Gränze der Misteca und betritt das Gebiet des ehemaligen Königreichs Zapotecapan. Das Landgut Val de Flores liegt der Mündung des kleinen Thales gegenüber, und bei ihm gelangt man in das sogenannte Thal von Zachila, den südlichen Arm des großen Thales von Oajaca. Rasch gings nun dieses im flinken Sobrepasso entlang, und mit einbrechender Nacht erreichten wir wieder das gastliche Haus unsers Freundes Larranaga in San Lorenzo Zimatlan.

In Zachila rasteten wir am folgenden Mittage. Ich besuchte noch einmal die hier befindlichen Reste altindischer Bauwerke, um wo möglich eine annähernde Idee von ihrer frühern Form zu bekommen. Die Zerstörung ist aber leider zu groß. Die Ruinen bestehen aus verschiedenen, dicht zusammen gedrängten, abgestumpft pyramidalen Hügeln aus Lehmsteinen, welche wie ohne alle Regelmäßigkeit zusammengeordnet erscheinen. Hie und da erblickt man auf ihnen Spuren eines rothgefärbten Kalk-Estrichs, dem in den Palästen zu Mitla ähnlich. Es ist nicht nachzuweisen, ob auf diesen Hügeln Gebäude standen oder nicht, doch scheint der Palast des Königs nicht auf ihnen, sondern in ihrer Nähe weiter unten im Thale gelegen zu haben, wo man noch zuweilen Fundamente aufpflügt. Auch mancherlei Gefäße und Götzenbilder von gebrannter Erde werden da oft gefunden. Regelmäßige Nachgrabungen wären sehr zu wünschen, sind aber nicht ganz leicht zu bewerkstelligen. Der Raum, den die Hügel einnehmen, welche auf natürlichen Erhöhungen des Bodens errichtet sind, mag etwa ein Achtel Stunde im Umfange haben. Dicht neben den Hügeln ist ein Fels, in welchem man mir eine Vertiefung in Gestalt eines (linken) sehr großen Fußstapfens zeigte. Die Indier erzählen davon, daß ein Riese, von dem östlichen Bergzuge herabschreitend, ihn hier eingedrückt habe, und behaupten, daß der andere (rechte) Fußstapfen sich auf einem Gipfel jener Berge finde. Zwei napfförmige, wahrscheinlich künstliche Vertiefungen finden sich im Felsen neben dem Fußstapfen. Auch ihre Entstehung schreibt die Sage gewissen körperlichen Verrichtungen jenes Riesen zu.

Bei dem kleinen Dorfe Xoxo (sprich Schoscho), diesseits des Rio Atoyac (an seinem rechten Ufer) kaum eine halbe Stunde von der Stadt Oajaca gelegen, sieht man ebenfalls verschiedene Reste alter Bauwerke, Hügel aus Lehmsteinen, wie die zu Zachila, aber weit regelmäßiger zusammengestellt. Die bedeutendsten liegen an der Westseite des Ortes. Sie bestehen aus drei abgestumpft-pyramidalen Terrassen, welche, wie die zu Mitla, drei Seiten eines viereckigen Raumes umschließen, der etwa 60 Fuß lang und breit seyn mag, und an dessen vierter (östlicher) Seite sich eine größere abgestumpfte Pyramide von 35 bis 40 Fuß Höhe erhebt. Diese war wahrscheinlich ein Teocalli, während auf den drei Terrassen, die nicht über 10 Fuß hoch gewesen zu seyn scheinen, vielleicht Gebäude standen. Spuren von Kalk-Estrich sind auch hier auf der Platform derselben vorhanden. Unmittelbar hinter der südlichen Terrasse befindet sich ein anderer sehr großer, abgestumpft pyramidaler Erdhügel, auf dessen Platform Spuren alter Fundamente und eines Estrichfußbodens zu bemerken sind. Nach den Fundamentresten zu urtheilen, trug dieser Hügel ein vierseitiges Gebäude, welches einen Binnenhof umschlossen zu haben scheint. Der Hof zwischen den Terrassen ist jetzt zu Ackerland gemacht. Nachgrabungen wären auch hier zu wünschen und gewiß belohnend. An der Südseite des Dorfs sieht man noch andere Reste von einem dem oben beschriebenen ähnlichen Hügelcyclus. Hier ist aber die Zerstörung noch größer als dort. Die drei Terrassen sind niedergepflügt und kaum noch erkennbar. Erhaltener ist der muthmaßliche Teocalli. Ueberhaupt sieht man in der ganzen Gegend umher eine Menge kleinerer und größerer konischer und pyramidaler Gebäude aus Lehm- oder auch Bruchsteinen, die wohl einer nähern Untersuchung werth wären. Der Sage nach sind es Grabstätten zapotekischer Edlen.

In Oajaca weilten wir einige Tage, uns von den Mühen der Reise zu erholen, und reisten am 10 März nach Yaveſia zurück.

Moskau.

3. Die Marktplätze.

(Fortsetzung.)

Die Rjädi.

Die Rjädi sind ein ungeheurer Irrgarten von Buden, in welchem nicht weniger als 12,000 Kaufleute ihren Kram und Handel treiben sollen. Doch hängen alle diese Buden unter einander zusammen, und theilen ein gemeinschaftliches Dach; nicht nur die Buden, sondern auch die zwischen ihnen hinführenden Gänge sind bedacht. Natürlich machte das Einfallen des Lichts und das Ableiten des Regens bei einer solchen Bedachung bedeutende Schwierigkeiten, denen auch auf eine so unvollkommene Art abgeholfen ist, daß man beim stärksten Sonnenschein doch in Finsterniß wandelt, und selbst beim schwächsten Regen, trotz der Bedachung, im Schmutz. Die Dächer, welche die Gänge bedecken, sind nämlich mit einem Aufbau in der Mitte versehen, auf dessen beiden Seiten Licht einfallt. Unter diesem Aufbau sind Röhren angebracht, die perpendicular von ihm in die Mitte der Gange hinabgehen, und in die von beiden Seiten der Regen in eine mittlere Rille herabläuft.

Die Hauptmasse der Buden liegt „den rothen Platz" entlang zwischen der Nikolai- und Ilinski'schen-Straße. Es war hier, wo die unbarmherzige Flamme von 1812 gerade am wenigsten verschonte, und um so mehr zerstörte, da die Rjädi einer der Orte waren, wo das Feuer zuerst ausbrach.

Man kann schwerlich einen Markt finden, der einen heiterern Charakter hatte, als diese Moskau'schen Rjädi; denn so wenig man auch behaupten könnte, daß die russischen Kaufleute nicht so gewinnsüchtig waren, als andere, so haben sie trotz ihrer Gewinnsucht ein gewisses heiteres Wesen, was dem deutschen oder englischen Kaufmann völlig abgeht. Von den Braunschweiger-, Frankfurter- und Leipziger-Messen her erinnere ich mich nur ernster, auf Gewinn allein gerichteter Gesichter; der russische Kaufmann dagegen steckt immer seinen Kopf zum Schwatzen und zum Spielen mit seinen Nachbarn zusammen. Ganze Budenreihen sieht man oft leer, und trifft die Kaufleute auf einem Haufen zusammenstehen, mit irgend einem Spiele beschäftigt; es ist mir unbegreiflich, wie sie sich so wenig zu thun machen. Deutsche Kaufleute sah ich in ihren Buden immer mit Aufräumen ihrer Waaren, mit Anschreiben, Rechnen, Geldzählen und anderen Dingen beschäftigt, die russischen dagegen, die doch eben so viel verdienen, wie jene, — denn es gehen aus diesen Buden Millionärs hervor — fast nur mit Gähnen, Beten, Theetrinken, Ball- und Damenspiel, Lachen und Schwatzen. Ihre Eßlust ist so groß, daß sich in den Gängen eben so viele Eßwaarenträger, als Käufer herumstoßen. Kleine Knaben mit Pfefferkuchen, bärtige Kerle mit großen Glaskrügen, aus denen sie „Kwas" oder „kisli Schtschi" ausschenken, andere mit Thee, andere mit „Sbiten." Einige, die auf einem Brett einen ganzen Thurm Apfelsinen trotz des Gedränges geschickt umher balanciren, Pirogen- und Kalatschihändler sind alle Augenblicke zu haben, und einige schleppen sich sogar mit kalter Küche aller Art zum Frühstück herum, haben Teller, Messer und Gabeln bei der Hand, und legen dem Kaufmann in ein paar Augenblicken für ein paar Kopeken ein ganzes Dejeuner von Pirogen, Fisch, Fleisch, Salz und Pfeffer auf seiner Bank vor. Sie spielen sogar Ball in den engen Gängen ihrer Buden, indem sie eine große mit Luft gefüllte Lederkugel mit dem Fuße stoßen, doch ist entschieden das Hauptspiel das Damenbrett; man sieht sie es überall spielen, auf den Bänken, vor den Thüren, in den Buden selbst, ja, oft setzen sie ihren Tisch mitten in die Straße, und liegen sinnend über den Steinen. Rund umher stehen eine Menge Kritiker, die helfen und schaden, alle Russen sind in diesem Spiele sattelfest; zuweilen haben sie die Damenbretter auf ihren Tischen und Bänken gezeichnet, um Geld aber spielen sie nie und parirt wird auch nicht dabei um Geld, sie halten zu fest am erworbenen Groschen, um ihn einem so gefährlichen Wechsel Preis zu geben.

Die goldenen Heiligenbilder, die in den Gängen dieser Budenreihen überall an Querbalken über den Häuptern der unten Durchwandelnden befestigt und mit brennenden Lampen geziert sind, tragen auch nicht wenig zur Ausschmückung der Gänge bei; sie sind dem russischen Kaufmann so nöthig, wie das Licht der Sonne. An sie richtet er seine Gebete um guten Fortgang seiner Geschäfte alle Morgen, wenn er seinen Laden öffnet, an sie wendet er sich, Kreuze schlagend, noch bei tausend andern Gelegenheiten: wenn er sich erschreckt hat, damit ihm der Schreck nicht schade, wenn es donnert und blitzt, wenn er einen guten Gewinn macht u. s. w.

Eben so wenig können die russischen Kaufleute ohne Singvögel seyn, und diese sind es hauptsächlich, die den Rjädi den freundlichsten Charakter geben. Nachtigallen, Lerchen, Dompfaffen, Canarienvögel sind in allen Gängen und vor allen Buden aufgehängt, und verbreiten hier in den Lüften die lieblichste Tonheiterkeit, zudem fliegen noch überall ganze Schaaren von Tauben umher, welche auf den Dächern der Buden nisten, und die von den Kaufleuten als ein heiliges Thier betrachtet und gefüttert, nie aber gegessen werden.

Die Waaren setzen sich auch in diesen Buden, wie durchweg auf allen russischen Märkten, in großen Massen zusammen, so daß man immer in einem Winkel oder in einem Gange dieselbe Art von Waaren wiederfindet. Eine Reihe von dreißig Buden fürs Papier, eine andere für die Gewürze, eine dritte für Galanterie, wieder eine bloß für die Heiligenbilder; einen fremden Deutschen wird wohl unter allen keine mehr interessiren, als die letzte. Natürlich thut sich das heilige, tausendtempelige Moskau vor allen andern Städten des Reichs in diesem Handelsartikel besonders hervor, das Brillanteste dieser Art findet man in den Silberläden, die man kaum in einer Stadt reicher sieht, als in Moskau; doch nehmen sich die langen Reihen kleiner und großer Silberbecher fürs Abendmahl, und die silbernen Heiligenbilder hier zwischen den Fruchtkörben, Assietten und silbernen Champagnergläsern, welche letzteren in Rußland sehr Mode sind, sehr sonderbar aus. Dann gibt es aber eine ganze Reihe von Buden, die bloß sich mit Heiligen-

bildern befaſſen; der äußere Schmuck iſt an dieſen Bildern immer das Glänzendſte, denn ihr künſtleriſcher Werth iſt natürlich äußerſt unbedeutend; ſie ſind alle in dem älteſten byzantiniſchen Style gemalt. Da indeß die goldenen Rahmen dieſer Bilder mit goldenen Aehren, Trauben, Blumenguirlanden ꝛc. ſo reich geſchmückt erſcheinen, und noch dazu über die Hälfte des Bildes ſelbſt mit einem ſilbernen Panzer überlegt iſt, durch deſſen Oeffnungen nach griechiſch-ruſſiſcher Sitte bloß die nackten Theile der Figuren ſich unbedeckt zeigen, ſo verſchwindet die geſchmackloſe Malerei gewöhnlich ganz unter all dieſem ſtrahlenden Glanze. Man findet hier Heiligenbilder für alle Bedürfniſſe, für Säle, Schlafzimmer, Kirchen, Privatcapellen, Kaffeehäuſer und Schiffe; große für die Kaufleute, deren Glaube ſich gern breit macht, kleine für die vornehmen Paläſte, in denen ſich dieſe Bilder halb hinter den Gardinen verſtecken. Gewöhnlich ſind es Copien von berühmten, wunderthätigen Bildern der griechiſchen Kirche, ſo z. B. vorzüglich der Kaſan'ſchen Mutter Gottes oder der Iberi'ſchen Maria, an deren Wange auch nicht die kleine Wunde mit den heiligen, vielbeweinten Blutstropfen fehlt. Nicht wenig fiel es mir auf, unter dieſen Bildern auch viele Copien von katholiſchen Heiligen zu finden, die freilich herzlich ſchlecht von ruſſiſchen Künſtlern gemalt waren, aber eben ſo wie die griechiſchen Bilder von den ruſſiſchen Kaufleuten verehrt werden. So ſah ich eine Madonna della Sedia, den Chriſtuskopf mit der Dornenkrone von Carracci und andere. Die Bilder, welche von der Petersburger Akademie, in neuerem Geſchmacke gemalt, ausgehen, ſind alle auf den erſten Blick von jenen älteren leicht zu unterſcheiden. Während dieſe indianiſchen Teint, dunkle Farben, langgezogene Augen, magere Mumiengeſichter zeigen, lachen jene von den blühendſten Farben, haben eine Fülle ruſſiſcher, blonder Locken, dicke, friſche Wangen, und ſtellen mit einem Worte ganz die Phyſiognomie eines wohlgenährten, ruſſiſchen Kaufmanns dar. Natürlich finden dieſe neuen Productionen doch beim Volke nur noch ſchwer Eingang. Bei ihm gilt ein Bild um ſo mehr, je mehr es ſelber verblichen, je glänzender aber ſein Rahmen iſt. Solche Bilder bezahlt man hier mit 1000 bis 4000 Rubel.

(Fortſetzung folgt.)

Varietät des Menſchengeſchlechts in Indochina.

Dr. Helfer, deſſen Reiſen in den Tenaſſerim-Provinzen wir ſchon wiederholt erwähnt haben, las im verfloſſenen October vor der aſiatiſchen Geſellſchaft in Bengalen eine Denkſchrift über die Thiere jenes Landes vor, und erwähnte darin auch jener problematiſchen Menſchenrace, welche in den gegen die Halbinſel Malacca hinablaufenden Gebirgen hauſen ſoll. Er bemerkt darüber unter Anderem Folgendes:

„Ich habe nie Gelegenheit gehabt, mich zu vergewiſſern, ob dieſe angebliche Menſchenrace, deren Daſeyn allen Bewohnern des Innern bekannt zu ſeyn ſcheint, eine der zahlreichen Varietäten des Menſchengeſchlechts iſt, oder den Affen angehört. Wenn man erwägt, daß ganz in der Nähe auf den Andaman-Inſeln eine Varietät des Menſchengeſchlechts lebt, welche auf der Stufenleiter intellectueller Weſen wohl am tiefſten ſteht, und wenn man erzählt, daß im Süden der Halbinſel bei Queda eine ähnliche Race lebt, die zum äthiopiſchen Typus gehört und an Vernunft nicht viel über den Affen ſtehen ſoll, ſo kann man ſich wohl zu dem Schluſſe berechtigt fühlen, daß Ueberreſte einer ſolchen Race ſich auch in den ungeheuren Bergſtrichen finden mögen, wohin nie ein Europäer drang. Da jedoch die darüber geſammelten und im Allgemeinen ziemlich übereinſtimmenden Schilderungen der Eingebornen einen Länderumfang von fünf Graden betreffen, ſo wollen wir uns der Vermuthung hingeben, daß dieſe angeblichen menſchlichen Weſen nichts Anderes ſind, als der gigantiſche Orang-Utang von Sumatra oder eine nahe verwandte Art, die bis jetzt der europäiſchen Forſchung entgangen und noch gänzlich unbekannt iſt.“

Ueber die Purpurfärbung der Phönicier.

Ein Dr. Wilde macht in einer an die k. iriſche Akademie gerichteten Mittheilung die Bemerkung, er habe bei Unterſuchung der Ruinen von Tyrus mehrere runde Oeffnungen oder Reſervoirs im harten Sandſtein gerade neben dem Rande des Waſſers längs dem ſüdlichen Ufer der Halbinſel gefunden. Sie gleichen an Geſtalt einem großen Topf, und hatten 2 bis 3 Fuß im Durchmeſſer, 4 bis 5 Fuß in der Tiefe; einige waren in Mehrzahl nebeneinander, andere vereinzelt, und mehrere paarweiſe durch einen etwa fußtiefen Graben verbunden. Viele dieſer Reſervoirs waren mit einer Breccie gefüllt, die nur aus zerbrochenen Muſcheln beſtand, und durch kohlenſauren Kalk und etwas Strontian miteinander verbunden waren; große Haufen ähnlicher Breccie fanden ſich in der Nachbarſchaft der Gruben. Dieſe Maſſe iſt ausnehmend ſchwer, von diamantartiger Farbe, die Muſcheln ſcheinen alle von Einer Art, und waren nach der Schärfe des Bruchs zu ſchließen künſtlich zerbrochen, nicht durch Waſſer ausgewaſchen. Ausgezeichnete Naturforſcher haben dieſe Muſchelſtücke unterſucht, und erklärt, daß ſie zur murex trunculus gehören, welche nach der Angabe der Conchologen eine der Arten war, aus der man die „tyriſche Farbe“ gewann. Dr. Wilde iſt der Meinung, daß in den von ihm entdeckten Reſervoirs die Muſcheln aufgebrochen wurden, um die (in einem Sack am Nacken des darin wohnenden Mollusken befindliche) Farbe zu erhalten. Dieß würde genau mit der Schilderung von Plinius übereinſtimmen, demzufolge die kleinern Muſcheln in gewiſſen Mühlen gebrochen wurden. (Athenäum vom 8 Junius.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 72 u. 73** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Meine Hütte.** Von John Wilson. — **St. Marc-Girardin über Voltaire's Jungfrau von Orleans.** (Schluß.) — **Die Opfer der Geſellſchaft.** (Fortſetzung.)

Im Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 174.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

23 Junius 1839.

Die heſſiſchen Beſenbindermädchen (broomgirls) in England.

Seitdem der Handelsverkehr zwiſchen den verſchiedenen Völkern ſich großartiger geſtaltet hat, iſt der alte, in vieler Hinſicht einflußreiche und bemerkenswerthe Detailhandel von Nation mit Nation, welcher von herumwandernden, mit ihren Waaren bepackten Krämern und deren Dienern betrieben wurde, allgemach beſeitigt und verſchwunden. Die Großhändler kaufen heute die überflüſſigen Producte eines Landes in großer Menge ein, und ſetzen ſie eben ſo an das deren bedürftige Land wieder ab, dort das Sammeln, hier das Vertheilen beſondern inländiſchen Geſchäften überlaſſend. Nur ſind es noch Deutſche und Italiener, welche in einzelnen Artikeln ihres Kunſtfleißes oder ihrer heimiſchen Schätze einen auswärtigen Kleinhandel betreiben. In welchem Lande Europa's hört man nicht Italiener ihre Gypsfiguren und Marmorſpielereien in Stadt und Dorf ausbieten? Wo man zierliche Handſchuhe trägt, kennt man auch Tyroler und ihre gemsledernen Fabricate; wo man die Zeit mißt, ſchlägt auch des Schwarzwälders Uhr, die er ſelbſt feil geboten. Noch durchziehen Solinger mit ihren geſuchten Klingen, ſauerländiſche Schmiede mit ihren Feilen, Bohrern und hundert andern nöthigen Eiſenwaaren die Länder. Faſſen wir den Handelsverkehr etwas weiter, ſo ſehen wir deutſche Kraft, Ausdauer und Thätigkeit noch in zwei wichtigen, gewerblichen Richtungen überall ſich geltend machen: im Bergfach und in der Marine. Auf deutſche Bergleute ſtößt der Reiſende faſt in allen Ländern, und auf holländiſchen und engliſchen Schiffen faſt noch mehr als auf heimiſchen, durchfurcht der der deutſche Matroſe die Meere. Alljährlich ſtrömen aus Weſtphalen, nicht bloß Hunderte als Schnitter zur Ernte nach Holland, ſondern noch mehrere bemannen nach altem Brauche die Schiffe des verwandten Nachbarlandes, beſonders für den Fiſch- und Häringsfang — ein Zug im deutſchen Charakter, der die Gründung einer deutſchen Marine als nicht ſchwierig erſcheinen läßt. Ferner ſehen wir deutſche Handwerker überall ihr Glück machen, und in London, Paris und Moskau vor ihren dortigen Gewerbsgenoſſen die Hauptrolle ſpielen. Auch ſtößt man auf deutſche, zumal bayeriſche und ſchwäbiſche Bierbrauer, wo man das altgermaniſche Getränk nur trinkt, ſelbſt in den Hauptſtädten des weinreichen Spaniens haben Schwaben große Brauereien angelegt. Endlich ſind nicht minder die böhmiſchen Kryſtallhändler faſt nach allen Enden der Welt hin verbreitet.

Von den Zweigen des deutſchen induſtriellen Abenteuerns in fremden Ländern haben wir unglücklicher Weiſe noch eines zu erwähnen: des Treibens der heſſiſchen Beſenmädchen (Buy-a-broom-girls) in England. Wir müſſen geſtehen, daß es uns ſchmerzliche Ueberwindung gekoſtet hat, ehe wir dazu ſchritten. Wir fühlten uns jedoch um ſo mehr dazu gedrungen, als deutſche Reiſende dort ſich gewöhnlich ſehr wenig um ihre Landsleute kümmern, und wo noch in einzelnen neuern Mittheilungen und Skizzen davon geſprochen wird, ſind die heſſiſchen Beſenmädchen in der Regel anziehend, romantiſch, keineswegs aber der Wahrheit gemäß, abſchreckend geſchildert; ja ſie bilden darin wohl gar Tugend- und Modeheldinnen, ſcheinen den engliſchen Ladies ihre ſchöne Nationaltracht auf den Maskenbällen zu borgen, ſie ſo gleichſam mit dem Gewande der Keuſchheit ſelbſt zu umhüllen und ſo Mehreres. Doch dem iſt anders. Unter der Larve des Beſenerwerbs wird ein noch weit ſchlimmerer, verderblicherer Handel getrieben, als einſt mit deutſchen Kriegsknechten. Fand Letzteres noch Entſchuldigung oder Erklärung in dem kriegeriſchen Geiſte unſrer Nation, ſo wüßten wir nicht, mit welchem Mantel die Schmach des Erſtern zu bedecken wäre. Wir laſſen Jemanden, der längere Zeit in England lebte und mit den Broomgirls oft in Berührung kam, über dieſen Gegenſtand ſprechen.

„Kaum wird es jemals einen verhältnißmäßig kleinern Theil eines großen Volkes gegeben haben," erzählte er uns, „der ſich mehr die Verachtung einer fremden Nation zugezogen und den guten Klang des vaterländiſchen Namens und Weſens mehr verunglimpft hat, als das jährlich in großer Anzahl nach England wandernde heſſiſche Beſenvolk. Dieſer Induſtriezweig iſt noch neu und war anfänglich in Ehren. Vor ungefähr 20 Jahren zog ein Bauer aus Eſpe mit Familie nach England und ernährte ſich dort, vielleicht von Noth getrieben und ohne andere Auskunft, vom Verkaufe kleiner Beſen, die er aus

Weidenstäben verfertigte, und die theils wegen ihrer Brauchbarkeit zum Säubern der von Steinkohlenasche angestaubten gußeisernen Feuerherde (fire-place), theils ihrer Niedlichkeit und Neuheit wegen guten Abgang und gute Bezahlung fanden. Mit einem ansehnlichen Gewinnste kehrte er in seine Heimath zurück, wußte durch Versprechungen eines schweren Lohns und Anpreisung des reichen Englands mehrere Landmadchen für seinen Dienst zu gewinnen und reiste mit diesen Frühjahrs wieder nach England. Da das Geschäft wirklich einen guten Verdienst abwarf, so ahmten ihm bald Andere darin nach. Endlich wanderten ganze Schaaren dieser Industriellen Frühjahrs nach England aus, verbreiteten sich über das ganze Land, selbst Schottland und Irland, und kehrten gewöhnlich gegen den Winter in ihre Heimath zurück. Gewöhnlich vertrauten sich auf diesen Zügen mehrere Mädchen einem Herrn oder Meister an, für den sie arbeiteten, verkauften, und den Erlös einnahmen, und der seinerseits für die Reisekosten und den Unterhalt sorgte und ihnen bei der Rückkehr den bedungenen Lohn auszahlte. Sie schleppen die Besen nicht mit sich, sondern verfertigen sie meist nur für den täglichen Bedarf an den Orten, wo sie sich eben aufhalten. Da sie natürlich ihre reizende Landtracht stets beibehielten, so wurden sie alsbald der ganzen brittischen Nation unter dem Namen der hessian broomgirls from Espe bekannt.

Eine Zeit lang ging das Geschäft gut. Die vermehrte Concurrenz jedoch that bald dem Gewinnste Eintrag; die rothbäckigen Verkäuferinnen sowohl als ihre Waaren verloren den Reiz der Neuheit, der Seltenheit, und was am schlimmsten — der innern Güte. Das abenteuerliche Leben, das Kneipen in den gemeinsten und schmutzigsten Herbergen, das oftmalige Campiren auf dem Felde, die stete Versuchung, die Mißhandlungen der Führer, schadeten dem Schamgefühl und der Sittlichkeit der Dirnen. Was davon noch Gutes blieb, zerstörte vollends die Habsucht der sogenannten Väter oder Meister. Als der bloße Besenverkauf zu geringe Summen einbrachte, wurde zuerst mit der Keuschheit, dann mit dem schmutzigsten Laster Handel getrieben. Die verlornen Dirnen wurden wie die Pest ansteckend für alle übrigen. So wuchs denn bei den unglücklichen Geschöpfen die Gemeinheit in eben dem Maße, als die Habgier ihrer Herren, und schon nach wenigen Jahren standen sie mit den elendesten Creaturen auf gleicher Stufe, ja, in den Augen der Engländer noch niedriger, da sie mit dem Laster Rohheit verbanden, und dieß wegen ihrer Unkunde in der fremden Sprache noch mehr ekelhaft auffiel. Kein Wunder, daß jeder andere deutsche Arbeiter in England sie flieht und wegen Verunglimpfung seines guten Namens haßt; daß der Engländer mit der äußersten Verachtung auf sie herabsieht, und der gemeine Mann dorten diese in gewissem Grade auf alle Hochdeutschen überträgt. *)

*) Der gemeine Engländer unterscheidet stets den Plattdeutschen (Niederd.) von dem Hochdeutschen (Oberd.); auch diese selbst stehen sich fast feindselig in England gegenüber, und selten wird sich der Plattdeutsche (Hamburger, Hanseate u. s. w.) herablassen, mit dem Hochdeutschen zu sprechen. Die hessischen Besenmädchen werden den Oberdeutschen zugezählt.

Dieser schändliche Menschen- und wahrhafte Seelenhandel, zumal einige Dirnen in ganz ungebührlichem Zustande heimkehren, konnte unmöglich der hessischen Regierung, noch der öffentlichen Aufmerksamkeit entgehen. Auch wurden einige Verordnungen erlassen, die demselben abhelfen sollten; unter Anderm, daß kein Besenverkäufer ein Mädchen unter 24 Jahren mit nach England nehmen dürfe, es sey denn seine Tochter. Doch die Besenhändler wissen diese Verordnung zu umgehen, und der Unfug hat um Nichts nachgelassen. Noch alljährlich kann man Frühjahrs ganze Haufen dieses Volks meist über Belgien nach Großbritannien wandern sehen, wovon viele gar nicht, die meisten in einem ganz entarteten Zustande heimkehren.

Doch mehr Mitleiden als Verachtung verdienen die armen Geschöpfe. Durch Versprechung des für arme Landmädchen allerdings sehr lockenden Lohnes von 60 bis 70 Thalern für den Sommer, nebst sonstiger Freihaltung, wissen die habsüchtigen Unternehmer die unerfahrnen, jungen, oft elternlosen Kinder, meist Töchter von Heuerleuten, Köttern, Taglöhnern, an sich zu ziehen, so daß mancher unter ihnen ein ganzes Dutzend derselben als Verkäuferinnen bei sich hat. Sobald diese die Küste Englands betreten haben, erwartet sie ein ungeahntes, oft unerträgliches Loos, das sie um so leichter den Wünschen und Absichten der Führer geneigt macht, und sie nur schneller ins Verderben zieht. Dieß heißt, sie „mürbe machen." Sie müssen Tags von Haus zu Haus mit den Besen wandern, verkaufen und betteln, damit sie Abends das gehörige Quantum Geld an den Herrn abliefern können; die schlechteste Kost ist noch zu gut für sie, auf der erbärmlichsten Streu oder gar unter freiem Himmel ruhen sie sich aus. Wehe ihnen aber, wenn sie die Habsucht des Herrn nicht befriedigen: dann werden sie untersucht, ausgezogen, geschmäht, ja geschlagen und durch Hunger gequält. Sind sie in dieser Weise mürbe gemacht, und zu allem Schlechten herangereift, so tritt ihr Sultan mit Anträgen anderer Art hervor, und zwingt sie endlich durch Drohung und Mißhandlungen, der schmählichsten Wollust reicher Engländer zu fröhnen. — — —

Warum ist aber dieß Loos keine Warnung für die Mädchen daheim, daß sich alljahrlich immer eine neue Anzahl solcher Opfer nach England gutwillig führen und dort moralisch hinwürgen läßt? Die Antwort ist leicht: die Unglücklichen wissen oder glauben nicht, daß sie zur Opferbank geleitet werden. Die gefallenen Dirnen verschweigen ihre Schande, die Schwangern bleiben zumeist in England zurück, und kehren erst nach einiger Zeit heim. Dann bringen Alle ein Capitälchen in ihr Dorf zurück, womit sie prahlen, prunken und anreizen. Das, was sie aber anfänglich in England erduldeten, hat ihnen der Brodherr später wieder mit Gutem vergolten, der sie in der letzten Zeit mit Sorgfalt und Güte, seinem Vortheile gemäß, behandelt. Ja viele, und die meisten der Zurückgekehrten, haben ein solches Wohlgefallen an dem müßigen Betteln, Abenteuern und ausschweifenden Leben gefunden, daß es ihnen zu Hause gar zu stille und enge vorkommt, und sie nächsten Jahres von neuem mitziehen, bis jede Blüthe von ihren Wangen gestreift und ihre Gesundheit völlig untergraben ist.

Moskau.

3. Die Marktplätze.

Die Rjädi.

(Fortsetzung.)

Außer den Heiligenbildern findet man auch sonst noch allerlei Kirchengeräth in diesen Buden zum Verkauf ausgeboten, große, silberne Leuchter, ganze Reihen von Lampen aller Größen, Kreuze und Amulete vielfacher Form. Am meisten fallen dem Fremden darunter die Hochzeitskronen auf, die bei der Verlobung in der Kirche dem Brautpaare aufgesetzt werden, sie heißen auf russisch „Winzi wintschawzi;" es sind die wunderlichsten Kronen, die man sehen kann, sie bestehen aus einer Menge silberner Blätter, Halme, Aehren, Blumen u. s. w., in welche nur alles Mögliche, was für wenig Geld viel glanzt, hineingehängt wird: Sternchen aus Golddlech, falsche Perlen, geschliffene Krystallstückchen, unächte Edelsteine, gemachte Blumen und tausend andere Dinge.

Nicht weit von den Heiligenbilderhändlern stehen die Papierverkäufer, die ebenfalls jetzt schon in Rußland bedeutende Geschäfte machen, und mit ihren Buden hier einen jährlich unglaublich schnell wachsenden Raum einnehmen, was bei der großen Vermehrung der Druckereien, der Schreib- und Leseschulen u. s. w. kein Wunder ist; doch sind entschieden die Canzleien der Civil- und Militärbehörden die besten Kunden für die Papierhändler, denn sie verbrauchen bei der dort herrschenden großen Schreiblust ungeheure Massen von Papier. Das Post- und Briefpapier findet man im Ganzen in einem sehr unbedeutenden Verhältnisse zum Schreibpapier in diesen Buden, welches auf eine noch geringe Correspondenz schließen läßt.

An die Papierläden schließen sich die Buchläden, die auch für den Verbrauch der Rjädi selber manches Buch absetzen, denn der Geschmack an Lecture macht auch selbst unter den russischen Kaufleuten und niederen Classen der Gesellschaft reißende Fortschritte. Sehr häufig bemerkte ich die Kaufmannsdiener in großen Gesellschaften zusammensitzen und einem Vorleser zuhören. Dabei haben sie durchaus gar keine schlechten Bücher: Karamsins Geschichte sah ich sehr oft in ihren Händen. In den Petersburger großen Häusern ist diese steigende Lesesucht auch unter den Bedienten sehr bemerklich. Man sieht sie oft in dem Vorzimmer zu Duzenden auf den Stühlen sitzen, jeder ein Buch in der Hand, als wäre es ein Lesecabinet. Sie lesen Alles, was ihnen vorkommt, Karamsin, Puschkin, die Memoiren der Herzogin von Abrantes, Schiller, Algebra und Astronomie, und es bilden sich auf diese Weise in jenen Vorzimmern nicht selten sehr helldenkende und kenntnißreiche Autodidakten.

Es befinden sich jetzt in Moskau im Ganzen 30 Buchläden von einiger Bedeutung. Es sind darunter mehrere, die 100,000 Bände zum Verkauf ausstehen haben. Glasunof und Schireinof sind die größten Bücherhandler. Letzterer soll ein Sortimentslager von 200,000 Bänden haben. Im Jahre 1806 waren nur drei bedeutende Buchläden in Moskau, 1808 4, 1810 6. Nach dem Jahre 1812 aber, dessen häuserverzehrende Flammen so gewaltig erweckend auf den Geist wirkten, stieg die Zahl der Buchläden plötzlich außerordentlich stark auf 10, 20 und jetzt auf 30. Von wie wichtigem Einfluß jenes Jahr in dieser Beziehung war, erhellt auch noch aus folgenden Daten. Bis 1812 wurden jährlich 10,000 Abcbücher in Moskau gedruckt und verkauft. Gleich nach 1812 aber 30,000, und 1837 200,000 kirchliche und bürgerliche Abcbücher. Die Moskauischen Wiedomosti (Neuigkeiten), das bekannte Moskauische Journal, das bereits seit 1761 besteht, hatte vor 1812 nur 2000 Abonnenten. Nach 1812 stieg aber ihre Zahl gleich auf 6000, und jetzt setzt es jährlich 12,000 Exemplare ab. Der größte moskauische Buchhändler und der Gebieter und Tyrann in diesem Handelszweige war vor 1812 bis 1825 jener oben genannte Glasunow. Die neuen Bewegungen, die seit der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers in der russischen Literatur statt gefunden haben, und die andere Schriftstellertalente und daher auch andere Buchhändler empor kommen ließen, haben Glasunow, der dem neuen Umschwunge nicht so schnell folgte, wenn auch nicht gestürzt, doch von dem ersten Platze verdrängt, den jetzt Schireinow einnimmt.

Nicht ohne Interesse wird der Fremde auch die Wechslerbuden in diesen Rjädi ansehen, die sich überall an den Eingängen und da, wo sich zwei Gänge kreuzen, placirt haben. Ich glaube nicht, daß man eine solche Menge Goldes und Silbers, als man auf den unbedeutenden Tischen dieser Wechslern aufgestapelt sieht, anderswo unter den Augen des Volks in einem solchen Gedränge zu entfalten wagen würde. Allein wie in jedem Lande gewisse Dinge unantastbar und heilig sind, so sind es hier die Geldtische. Es soll den Wechslern nie etwas abhanden kommen, obgleich sie gar nicht sehr ängstlich in Bewachung ihrer appetitlichen Waaren zu seyn scheinen, denn oft findet man die Bude ganz leer und muß ihren Eigenthümer aus der angenehmen Conversation mit seinem Nachbar herbeirufen.

Die Buden der Wachskerzen liegen der Reihe nach am „rothen Platze," der Pokrow'schen Kirche gegenüber. Sie nehmen natürlich wieder einen großen Raum ein, und machen nicht wenig brillante Geschäfte, denn die Bevölkerung Moskau's verbraucht für ihre Heiligen wenigstens drei Mal so viel Kerzen, als die Petersburgs, und in den tausend Kirchen der Stadt schmelzen täglich viele Centner Wachs unter den von den Frommen angezündeten Flammen hin. Die ukrainischen und klein-russischen Bienen liefern das meiste Wachs zu diesem Behufe.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Besuch der Höhle von Caripe von Don Agustin Codazzi.

(Nach dem Original in „Gaceta de Venezuela" vom 4 Julius 1836.)

Am 1 Februar 1836 kam ich in dem kleinen Flecken Caripe an. Bei einer Erhöhung von 961 Varas über dem Meere kann in dieser

Breite (10° 10′ 14″ N. — 5° 55′ 45″ O. L. vom Meridian von Caracas) das Klima nicht anders als mild und angenehm, ſowohl im Sommer als im Winter, ſeyn. Der hunderttheilige Wärmemeſſer zeigt in beiden Jahreszeiten ziemlich gleiche Temperaturen, am Tage 18 bis 20°, des Nachts 12 bis 14°. Die Ortſchaft ſelbſt iſt von keiner großen Bedeutung. Eine Kirche mit Piſé-Wänden, zwei lange Reihen von kleinen ziegelgedeckten Häuſern, eine große Menge zerſtreuter Strohhütten bilden das Ganze, allein ſie erinnern an die Anſtrengungen, welche einſt die dragoniſchen Capuciner hier machten, um die unſtät und heimathlos die Wälder durchziehenden Eingebornen für das geſellige und geſittete Leben zu gewinnen. Das ſind aber auch die einzigen Andenken jener Väter, denn das große Miſſionsgebäude, wo einſt die geiſtlichen Capitel gehalten wurden, liegt mit Ausnahme des Portals in Trümmern. Dennoch iſt die Anſicht von Caripe nicht ohne große maleriſche Reize; der Blick verliert ſich in die Fernen eines freundlichen und laubreichen Längethales, welches der Caripefluß bewäſſert, der weiter hinab mit dem San Juan ſich vereinigt und endlich in den Golfo Triſte fällt. Die mit der reichſten Tropenvegetation geſchmückten Waldberge von San Bonifacio und Guacarapo bilden, in Gemeinſchaft mit den unfruchtbaren und pflanzenloſen Umgebungen der Bergebene der Guardia San Agustin, eine Schutzwehr gegen Norden, während im Süden die ſchroffen Berge von Chiriguiri und Cimarronera ſich erheben, deren Abhänge den merkwürdigſten Contraſt bieten von Dürre und Nacktheit mit einer üppigen, die Betten zahlreich herabfallender Gebirgsſtröme begleitenden Baumvegetation. Noch verengen die Waldberge der Guacharos und Periquitos das Thal; hinter ihnen ſteigt der große, aber pflanzenloſe Spitzberg, el Purgatorio genannt, bis zur Höhe von 1825 Varás über das Meer empor. Im Thalgrunde wuchern Tabak, Münze und Boretſch als verwilderte Pflanzen, und die fruchtbaren Felder liefern Kaffee von ausgezeichneter Güte neben den übrigen Erzeugniſſen des tropiſchen Landbaues, aber dennoch befinden ſich die Bewohner in der ärmlichſten Lage. Nachkömmlinge der Chaymas-Indier, theilen ſie jene Neigung zum Nichtsthun, und jene Spannungsloſigkeit, die den Eingebornen Amerika's überall auszeichnet.

Der Tag nach der Ankunft verſtrich unter phyſikaliſchen Beobachtungen und der Vorbereitung zum Beſuche der Höhle der Guacharos.*) Um den dunkeln Theil derſelben zu beleuchten bedarf man Fackeln, deren Bereitung anbefohlen wurde. Es iſt merkwürdig, daß das zu dieſem Zweck erforderliche Material gerade da ſich vorfindet, wo es am nothwendigſten iſt. In den Umgebungen der Höhle und an den Abhängen des Purgatorio wächſt eine kleine Palme (Palmiche), die ſich von allen, denſelben Namen tragenden Arten der andern Provinzen unterſcheidet. Die Indier berauben den 20 Fuß hohen, aber nur 5 bis 4 Zoll ſtarken Stamm der obern Holzſchichten, und verfertigen aus den innern dichten faſerigen Stäbe von 2 bis 3 Varas Länge und halbzölliger Dicke. Sie trocknen dieſe an großen im Eingange der Höhle ſelbſt angezündeten Feuern, und binden mittelſt Schlingpflanzen des Waldes mehrere zuſammen, bis Fackeln von ſechszölligem Durchmeſſer entſtehen, die mit hellem Licht und geruchlos eine Stunde brennen.

Begleitet vom Friedensrichter Señor José Lopez und meinen zwei Gehülfen begab ich mich am 3 Februar mit Tagesanbruch auf den Weg. Es hatte die vorhergehende Nacht ununterbrochen geregnet, der Himmel erhielt ſich dicht bewölkt, und auf einen feinen Staubregen folgte bald eine allgemeine Ergießung. Der zwei colombiſche Leguas lange Weg führt in weſtlicher Richtung am Fuße des Guacharo hin, und dreimal durch den kleinen Fluß von Caripe; zuletzt ſteigt er in dem Engthale des Periquito und Guacharo, dem Bett eines Waldſtromes folgend, zwiſchen dichten und unebenen Wäldern empor. Plötzlich ſtanden wir von Staunen und Ueberraſchung ergriffen dem großartigen Eingange der Höhle gegenüber. Wir fanden die auf uns wartenden Indier bereits mit Fackeln verſehen. Ich ließ die Inſtrumente ablegen, verſah mich mit einem Seile von 25 Varas Länge und begann die Unterſuchung nach 8 Uhr Morgens.

(Fortſetzung folgt.)

*) Der Guacharo (Steatornis caripensis. Humb.) iſt die einzige Art einer, den Ziegenmelkern (Caprimulgus) nahe verwandten Gattung, und war bisher allein durch Humboldts Beſchreibung bekannt. Es wäre in der That ſehr ſeltſam, wenn, wie lange geglaubt wurde, dieſer Vogel allein in der Höhle von Caripe lebte, da man eine ſo enge Beſchränkung einer Thierart nirgends weiter beobachtet hat. Im Jahre 1838 erhielt die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris jedoch Exemplare dieſes Vogels in Weingeiſt durch einen Hrn. L'Herminier, der große Colonien deſſelben in den Spalten der Kuſtenfelſen von Trinidad entdeckt hatte. Wahrſcheinlich lebt der Guacharo auch in ähnlichen Orten der ununterſuchten Gebirge von Paria und Guiana. Unterſuchungen des Baues u. ſ. w. ſind ſeitdem angeſtellt und in wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften der Franzoſen veröffentlicht worden. — Ueber die Höhle von Caripe vergleiche die erſte genaue Unterſuchung von Alex. v. Humboldt in der deutſchen Ausgabe ſeiner Reiſe Bd. III. S. 125 f. — Die im Text erwähnten, im Original ungleich häufigern, aber unweſentlichen Meſſungen Codazzi's ſind in Varas ausgedrückt.

Miscellen.

Geographiſche Geſellſchaft in London. Am 27 Mai, dem Jahrestage der nun 8 Jahre alten Geſellſchaft, fand die gewöhnliche Verſammlung ſtatt, in welcher der Jahresbericht vorgeleſen und die beiden Goldmedaillen für die ausgezeichnetſte Förderung der geographiſchen Wiſſenſchaft ausgetheilt wurden. Die erſte erhielt Dr. Rüppell aus Frankfurt, die zweite Hr. Thomas Simpſon, einer von denen, welche gegenwärtig die Nordküſte Amerika's erforſchen.

Bewahrung von Eiſen vor Roſt. Der Liverpool Mercury theilt eine neue Methode mit, die ein Hr. Paymen an das franzöſiſche Inſtitut geſchickt hat; ſie beſteht darin, die zu ſchützenden Gegenſtände in eine Miſchung von Einem Theil concentrirter Auflöſung gewöhnlicher Soda und drei Theilen Waſſer zu ſtoßen. Eiſenſtücke, die man drei Monate darin liegen ließ, verloren weder ihr Gewicht, noch ihre Politur, während ähnliche Stücke, fünf Tage lang in gewöhnliches Waſſer getaucht, mit Roſt bedeckt waren.

Eiſenbahnen in Städten. Engliſche Blätter melden, daß gegenwärtig vor dem Parlament ein Plan liege, von Blackwall eine Eiſenbahn bis ins Herz von London zu führen. Früher war ausdrücklich beſtimmt, daß eine Eiſenbahn ſich der Stadt nicht mehr als bis auf 200 Schritte nähern ſolle. Viele erklären die Fortführung der Eiſenbahnen bis in die Stadt für ein ſehr gefährliches Beiſpiel, und dringen darauf, daß das Parlament die Erlaubniß verweigere.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 175.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Junius 1839.

Das Wurali-Gift.

(United Service Journal. Junius 1839.)

Die Existenz dieses wahrhaft furchtbaren Giftes war den Europäern durch die fabelhaften Berichte einiger Personen, welche mit den rothen Indianern Guiana's Handel trieben, schon lange bekannt, allein die Angaben wurden als so übertrieben betrachtet, daß man, als die brittische Regierung durch die Capitulation von Demarara an die Stelle der holländischen trat, mehrere erfolglose Versuche machte, über die Thatsachen Gewißheit zu erlangen. Unter Andern, denen es um nähere Kenntniß zu thun war, befand sich Hr. Waterton, von Walton Hall bei Wickefield, ein sehr begüterter Mann, der sich aus reiner Liebe zur Wissenschaft entschloß, eine Forschungsreise in das Innere von Guiana zu machen, und durch persönliche Ermittelung die Natur und Eigenschaft dieser tödtlichen Composition kennen zu lernen. Er verließ die Stadt Demarara im Monat April 1812, und drang durch die Wildnisse und Paradiese Südamerika's, auf eine Entfernung von 800 Meilen landeinwärts, in das Gebiet der Macuschi-Indianer, die man für die besten Verfertiger dieses Wurali-Giftes hält, da sie es weit stärker machen, als alle andern Stämme, die, obschon sie viel davon selbst machen, doch einen größern Theil von den Macuschis einkaufen. Hr. Waterton blieb 120 Tage in den Einöden Guiana's: er sammelte eine große Menge Gift, hatte wiederholt Gelegenheit, bei dessen Verfertigung Augenzeuge zu seyn, und noch weit mehr, sich von den Wirkungen desselben zu überzeugen. In seinen „Wanderungen" bemerkt er: „Einen oder zwei Tage, bevor der Macuschi-Indianer sein Gift bereitet, geht er in den Wald, und sucht die Ingredienzien zusammen. Eine Rebe wächst in diesen Wildnissen, die man Wurali nennt. Von diesem, als dem hauptsächlichsten Ingrediens, hat das Gift seinen Namen. Wenn er eine genügende Menge von dieser Pflanze hat, gräbt er nach einer sehr bitter schmeckenden Wurzel, bindet sie zusammen und schaut sich dann nach zwei Arten knolliger Pflanzen, die einen grünen und klebrichten Saft enthalten, um. Er füllt ein kleines Gefäß, das er auf dem Rücken trägt, mit den Stengeln derselben, und läuft endlich weit umher, bis er zwei Arten Ameisen findet, deren eine sehr groß und schwarz und so giftig ist, daß ihr Stich Fieber erzeugt; man findet sie meistens auf dem Boden. Die andere ist eine kleine rothe Ameise, sie sticht wie eine Nessel und hat ihr Nest gewöhnlich unter dem Laub eines Busches." Diesen Ingredienzien werden der stärkste indianische Pfeffer und die zerstoßenen Zähne der Labarrischlange sowohl als die der Cunacuschischlange beigemischt. Erstere ist insgemein etwa acht Fuß lang, gefleckt und schmutzigbraun; ist sie aufgerollt oder bewegungslos, so kann man sie für ein Stück getrockneten Lianenstrick halten und sie kaum von dem thonigen Grund unterscheiden, auf dem sie zu liegen pflegt. Auf der converen Seite, nahe an den Spitzen des Zahnes, befindet sich eine enge convere Oeffnung, die rechts am Zahn hinab mit der Wurzel in Verbindung steht, wo in einem kleinen Beutel das Gift enthalten ist. Ein Druck auf die Spitze des Zahnes erzeugt einen entsprechenden Druck der Wurzel auf den Beutel, und drängt einen Theil des Giftes, das dick und gelb ist und einem starken Kamillenthee gleicht, herauf. Die Schlange ist eine der giftigsten in Guiana, ihr Biß verursacht innerhalb sehr weniger Minuten den Tod. Wenn die Cunacuschi ausgewachsen ist, mißt sie 14 bis 15 Fuß; ihre Farbe ist ausgezeichnet schön und zeigt alle Schattirungen des Regenbogens; gleich wüthend fällt sie Menschen und Thiere an, und selbst ihre eigene Art ist hievor nicht sicher. Ihr Gift ist tödtlicher als das der Labarri, und der Indianer kann sie ihrer ungezähmten Wildheit und des Widerstandes wegen, den sie leistet, nur mit großer Mühe tödten.

Hat der Indianer nun diese Ingredienzien, so werden die Wurali-Reben und die bittern Wurzeln in dünne Schnitzel geschnitten, und in eine Art aus großen Blättern gemachten Seiher gelegt; dann wird Wasser aufgegossen, und eine dicke Flüssigkeit sickert durch in einen irdenen Topf. Die zermalmten knolligen Stengel werden dann mit den Händen in den Topf ausgepreßt, bis man eine verhältnißmäßige Masse von dieser Flüssigkeit erhalten hat. Die giftigen Ameisen, die Schlangenzähne und der starke Pfeffer werden dann zusammen zerrieben, und unter das Uebrige geworfen; der Topf wird über ein lang-

ſames Feuer geſtellt, wenn er ſiedet, weiterer Wuralisſaft hinzugethan, und der Schaum von der Oberfläche der Flüſſigkeit mittelſt eines Blattes leicht abgeſchöpft; ſie wird in dieſem Zuſtande brodelnd über dem Feuer erhalten, bis ſie ſich zu einem dicken Syrup von dunkelbrauner Farbe gebildet hat; dann werden Verſuche zur Erprobung ſeiner Stärke angeſtellt, und findet man ihn den Erwartungen entſprechend, ſo wird er trocken in einem bedeckten Gefäße ſorgfaltig aufbewahrt.

Beſchwörungen und Zauberformeln werden während dieſer ganzen Procedur für erforderlich gehalten; Weiber dürfen dabei nicht anweſend ſeyn. Die Hütte, worin man das Gift geſotten, wird auch als unrein verlaſſen, und der Indianer unterzieht ſich häufiger Abwaſchung. Die allgemeine Anſicht derer, welche Gelegenheit hatten, die Sache näher kennen zu lernen, geht dahin, daß die vegetabiliſchen Ingredienzien bloß nothwendig ſind, um dem Gift die Form zu geben, obſchon es keineswegs unwahrſcheinlich iſt, daß ſie, durch ihre Verbindung, dem Strychnin ähnliche Eigenſchaften beſitzen können.

Das Wurali iſt das Schießpulver des Indianers, mit dem er ſein Wild verfolgt; der Pfeil iſt ein kleiner hartholziger, etwa zehn Zoll langer Schaft, und ungefähr ein Zoll der Spitze iſt mit dem Gifte getränkt — das andere Ende iſt rund mit Baumwolle umwunden, bis ſeine Größe die Höhlung des langen Rohrs ausfüllt, durch welches er *geblaſen* werden ſoll. Der Indianer kann einen dieſer Pfeile von ſeinem Blasrohr aus bis zur Höhe von 300 Fuß verſenden, und da er ſelten ſein Ziel verfehlt, ſo wird der Vogel bald zu Boden gebracht, indem das Gift in einigen Minuten wirkt und die geringſte Wunde hiezu genügt. Bei Hochwild wird der kleinere Pfeil an einen etwa fünf Fuß langen angebunden, der von einem Bogen abgeſchoſſen wird, mit welchem der Indianer insgemein von der Schulter aus zielt; der kleinere Pfeil, der halb durchgeſchnitten iſt, bricht vor dem langen ab; der Hirſch oder Eber ſtürzt vorwärts, der Indianer folgt, und kann mit Sicherheit darauf zählen, ſein Opfer 150 oder 200 Schritt von dem Platz zu finden, wo es ſeine Wunde erhielt. Das Fleiſch erleidet von dem Gifte keinen Schaden, iſt eine angenehme und geſunde Nahrung, und der animaliſche Stoff wird ſelbſt in dieſem heißen Klima nicht ſchneller zerſetzt.

Moskau.

3. Die Marktplätze.

(Fortſetzung.)

Magazine der Ausländer. — Fremde Buchhändler. Theebuden u. ſ. w.

Ausgeſchloſſen vom Handel des Goſtinnoi Dwor und der Rjädi ſind alle Flüſſigkeiten, wie Wein, Bier, Meth. u. ſ. w., für welche eigene Keller exiſtiren, alsdann alle zu groben und voluminöſen Waaren, als z. B. Heu, Holz, Steine u. ſ. w., ferner mehrere Waaren, die man immer in der Nachbarſchaft ſucht (wie z. B. Brod), und die daher in allen Gegenden der Stadt vertheilt ſeyn müſſen, — endlich auch alle ausländiſchen, feinen Luxuswaaren; denn in jenen Handelsquartieren verkehren bloß Ruſſen, mit denen ſich hie und da Orientalen, aber keine Weſteuropäer miſchen.

Was zunächſt die Flüſſigkeiten betrifft, ſo haben die „cave anglaise," „cave française" nichts Beſonderes; ſie ſind ganz eben ſo eingerichtet, wie in Petersburg, mit demſelben Aufwande von Etiketten und Stöpſelverzierung, wie in ganz Rußland, wo die Weinläden immer durch ihr Gold- und Silberpapier, und ihre Menge zur Schau ausgeſtellter Flaſchen unſern Apotheken gleichen. Doch muß man hier in Moskau zu jenen Weinkellern noch die Griechiſchen und Krim'ſchen fügen. Griechiſche Weine werden in Petersburg wenig, Krim'ſche gar nicht getrunken. In Moskau dagegen iſt der Santorino, der übrigens durch ganz Rußland zu ſehr billigen Preiſen zu haben iſt, ſehr beliebt. Die Krim'ſchen Weinläden ſind gewöhnlich Etabliſſements der Weingartenbeſitzer von der Krim'ſchen Südküſte. Man ſieht daher die Aufſchriften: „Weine aus den Gärten der Fürſtin G . . ." von der Südküſte." Südküſte nennt man hier vorzugsweiſe die Krim'ſche.

Das berühmteſte Bier, wenn man auch dieſem Artikel einige Aufmerkſamkeit widmen will, iſt jetzt in Moskau, ſo wie im ganzen ruſſiſchen Reich, das *Kron'ſche*. Kron iſt ein großer Bierbrauer in Petersburg, der ganz Rußland mit ſeinem trefflichen Gerſtenſaft erſter, zweiter und dritter Sorte erquickt. Meth wird überall in Rußland getrunken und gut bereitet.

Die moskauiſchen Theebuden haben natürlich bei weitem nicht die ausgezeichnete Eleganz der Petersburgiſchen, obgleich ſonſt von Moskau aus die Hauptvertheilung des Thees in alle Provinzen Rußlands ſtatt findet. Faſt alle polniſchen und ſüdlichen Provinzen beziehen ihren Thee aus Moskau. Auch ſelbſt von den Petersburger Kaufläden beziehen nur die größern direct von den öſtlichen großen Jahrmärkten.

Die feinern, weſteuropäiſchen Waaren, alſo die franzöſiſchen und engliſchen Tuche, die Mode- und Galanteriewaaren, die franzöſiſchen Kunſt- und Buchläden findet man, wie auch Schweizer Conditoren und das gentile Kaffeehaus des Hrn. Parr, Alles auf der Kußnetzkoi Moſt (Schmiedebrücke). Alle Aufſchriften verkünden hier etwas Fremdes, und empfehlen ſich in franzöſiſcher Sprache: Magasin d'Estampes, Blondes et Dentelles, Magasin cosmétique, Vins étrangers, Modiste de Paris, Tailleur de Londres. Aber auch hie und da ſchon Modiste oder Tailleur de Petersbourg. Denn Petersburg, das ſonſt nichts Eigenthümliches hat und Alles vom Auslande empfängt, macht ſich nun wieder in den Provinzen breit. In keine der Fenſter und Thüren der Kusnetzkoi Moſt wird man vergebens hineinblicken. Hinter dem einen ſieht man eine Menge hübſcher Pariſerinnen fleißig am Nähtiſch arbeiten; in dem andern findet man das brillante Comptoir eines Marchant tailleur, bei dem eigene Buchhalter und Comptoiriſten, die mit dem Notiren der Beſtellungen und Aufträge beſchäftigt ſind. In den Kupferſtichmagazinen findet man aber eher Anſichten aus Paris, London, Calcutta, und New-York, als ſolche aus Petersburg und Moskau. Ich fragte in einem derſelben vergebens nach ruſſiſchen Coſtumen. Man ſagte mir, daß man ſie aus Paris erwarte. Es gibt

allerdings in Moskau eine Menge Bilderfabriken, und die ruſſiſche Kunſtinduſtrie hat ſich auch hier, wie alles Ruſſiſche, weit mehr entwickelt, als in Petersburg. Allein ſie beſchränkt ſich einzig und allein auf ungeſchickte Nachahmung alles deſſen, was Paris und London ſchicken. Es iſt unglaublich, zu wie billigen Preiſen und zu welchen Fratzen verzerrt, alle die Amors, Jahrszeiten, Nymphen und Göttinnen, berühmte Männer und Frauen, Landſchaften und Genrebilder, die man vom Auslande empfängt, von Moskau aus in zweiten und dritten Auflagen ins Innere des Reichs verſchickt werden. Moskauiſche Originalität offenbart ſich nur in den religiöſen Darſtellungen von Kirchen, Heiligen u. ſ. w., die ebenfalls von hier aus in erſtaunlicher Maſſe ins Reich gehen, und auf die wir nachher noch zurückkommen werden.

Unter den Buchhändlern ſind hier natürlich die franzöſiſchen die erſten. Eine engliſche Buchhandlung, die hier noch früher exiſtirte, iſt eingegangen; eine deutſche dagegen neu etablirt und im Aufblühen. Dieſe deutſche hat faſt nur Schulbücher, jene franzöſiſchen faſt nur Romane. Die Nouveautés werden hier aber etwas alt; ich fand in der Mitte Mai's noch die im October des vorigen Jahrs angekommenen Neuigkeiten auf den Tiſchen liegen, die hier den ganzen Winter über ohne neuere Zufuhr zur Anſicht gelegen hatten, und doch noch immer für das Neueſte galten. Sie ſollten noch bis Ende Mai liegen, wo dann die erſte neue Sendung durch das Petersburger Dampfſchiff erwartet wurde. Vom October bis Mai, ſo lange das Eis die nordiſchen Meere unfahrbar macht, iſt Moskau wie überhaupt ganz Rußland, wohin kein Buch zu Lande transportirt wird, vom literariſchen Verkehr mit der übrigen Welt abgeſchloſſen, der nur in dem Sommerſemeſter ſich einigermaßen friſch bewegt.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Beſuch der Höhle von Caripe von Don Auguſtin Codazzi.

(Fortſetzung.)

Da geräumige und weitläufige Höhlen die Kalkgebirge im Allgemeinen charakteriſiren, ſo iſt es gerade nichts Seltſames, eine derſelben auch im Berge der Guacharos anzutreffen, welcher, der Secundärformation angehörend, einen Theil jener Kette ausmacht, die von der Meſeta des Bergantin bis zum äußerſten Ende der Küſte von Paria ſich erſtreckt, und aus Kalkfelſen beſteht, die bald mit Thonſchichten, bald mit Alpen- oder Juralkalk abwechſelt. Nach Norden lehnt ſich der Guacharo an den Meſeta del Guardia San Auguſtin; nach Nordoſten verbindet er ſich unter der Bedeckung eines düſtern Waldes mit dem Purgatorio; nach Oſten und Südoſten zeigt er ſanfte, im Süden ſteile und ſelbſt ſchroffe Abhänge. Bis auf zwei Drittheile der Höhle erſtreckt ſich eine dichte Vegetation von hohen, trocknen Gräſern, die bald von Baumgruppen, bald von einzelnen Felswänden unterbrochen werden; das oberſte Drittheil iſt von weißlichen oder bläulichen, mehr oder minder durch Pflanzen verdeckten Einſchnitten tief durchfurcht. Auf dem äußerſten Gipfel erhebt ſich ein von Weſt nach Süden nackter auf den andern Seiten mit dichtlaubigen Bäumen beſchatteter felſiger Kegel. Der höchſte Gipfel liegt 1759 Varas über dem Meere. Der Eingang der Höhle liegt in 10° 11′ N. B. und 5° 52′ O. L. von Caracas, 1180 Varas über dem Meere, folglich 220 Varas höher als der Flecken Caripe, kehrt ſich gegen Südſüdoſten, obgleich die allgemeine Richtung der innern Galerie nordnordöſtlich iſt; er mißt 51 Varas in der Breite und 28 Varas in der Höhe. An der Oſtſeite des Gewölbes bricht ein Bach hervor, der mit einem andern, vom Berge Purgatorio herabkommenden ſich verbindet, um den Fluß Caripe zu bilden. Die Geſtalt des Einganges gleicht einem regelmäßigen Gewölbe, deſſen äußere Fläche mit rieſigen Bäumen bedeckt iſt. Die weſtliche Seite des Innern zeigt ſeine Kruſten von Tropfſtein, während auf der entgegengeſetzten zwiſchen zahlreichen Stalaktiten Höhlungen ſichtbar werden, die in amphitheatraliſcher Reihe ſich übereinander erheben. Mancherlei Pflanzen ſchmücken den Eingang, wachſen am Ufer des Baches, oder befeſtigen ſich an dem Tropfſtein. Vom Obertheile des Gewölbes hängen große und alte Stalaktiten von 12 bis 14 Fuß Länge und 3 bis 4 Fuß Dicke herab. Sie entwickeln die verſchiedenſten Formen, und einige gleichen ſo ſehr kunſtreich durchbrochenen Feſtons, daß man in ihnen eher Werke der Menſchenhand, als Spiele der Natur zu ſehen vermeinen möchte.

Wir wateten in Entfernung von 115 Varas vom Eingange zum erſtenmal durch das ſchlammige Bett des unterirdiſchen Baches. Schon hatte ſich die Höhe der Höhle auf 22, ihre Breite auf 25 Varas vermindert, doch blieben Richtung und Structur ſich gleich. Die Strahlen des Sonnenlichtes dringen, obgleich außerordentlich geſchwächt, bis zur Entfernung von 167 Varas in das Innere; zwölf Schritte weiter nahm aber die Dunkelheit in dem Maaße zu, daß wir genöthigt waren fünf unſerer Fackeln anzuzünden. Schon erſchallte das ſcharfe und klägliche Geſchrei der Nachtvögel aus dem fernern Innern; es erinnerte uns an die Schauer, die dieſer unheimliche Ort für die erſten der aragoneſiſchen Capuziner haben mußte, die ihn während eines vollen Monats zum Aufenthalt wählen mußten, um den Angriffen eines kriegeriſchen Häuptlings der Tuapocanos zu entgehen, der nach dem Eindringen der Weißen am Ufer des Caripe ſein Lager aufgeſchlagen hatte. In dieſer Oede waren einſt auf umherliegenden Felsblöcken bei dem Lichte von Fackeln die geheiligten Myſterien unſerer Religion gefeiert worden! — Eine große Tropfſteinwand ſondert dieſe Abtheilung von der zweiten, jener völlig ähnlichen. Hier iſt nun jede Vegetation verſchwunden, aber auf dem Boden liegen die verfaulten Reſte jener Früchte, von welchen die Guacharos ſich nähren. Des Nachts allein verlaſſen dieſe Vögel ihre dunkeln Neſter, um die Frucht für ihre Jungen zu ſuchen, welche die Indier Maraca nennen. Sie iſt das Erzeugniß eines hohen und geraden, in den benachbarten Bergen häufigen Baumes und von roſenrother Farbe; die nach Verdauung der fleiſchigen Hülle von den Vögeln ausgeworfenen Samenkörner ſollen, vermöge dieſes Proceſſes, Heilkraft gegen Magenkrampf, Kolikſchmerzen und Wechſelfieber erlangen. Von den Indiern werden ſie in der That geſammelt, auf Fäden gereiht und neben die Küchenfeuer aufgehängt, um durch ſchnelles Eintrocknen die mediciniſche Kraft und den Wohlgeruch zu bewahren. Aufgeſtört durch unſere Verſuche, die Höhle auszumeſſen, und durch unſere Fackeln, erhoben die Guacharos einen furchtbaren und ſtets zunehmenden Lärm, je weiter wir vordrangen. Die Farbe dieſer Vögel iſt hellkaſtanienbraun; das Gefieder zeigt zahlreiche Striche und Punkte von dunklerer

Farbe; Kopf, Flügel und Schwanz weiße Flecken mit schwarzem Augenpunkt in der Mitte; die Größe ist die einer gewöhnlichen Taube. Von Ansehen sind sie traurig, denn ihre kleinen bläulichen Augen vertragen nicht den Eindruck des Lichtes. Der kurze, gekrümmte Schnabel ist an den Seiten doppelt gezähnt; die Zehen sind frei. Gegen das Johannisfest tödten die Eingebornen Tausende von jungen Guacharos, um ihr Fett zu erlangen, welches dünnflüssig, hell, geruchlos und so rein ist, daß es sich, ohne Verderbniß zu erleiden, über ein Jahr hält. Wir fanden eine Art von Leitern, deren die Indier sich bedienen, um die Nester zu erreichen. Sie nennen dieselben Andamios, und verfertigen sie aus einem Stamme der Mataca, der mit Querhölzern versehen, oben vermittelst eines Lianenseiles an die festesten Stalaktiten befestigt wird.

Die Höhle behauptet dieselbe Richtung und Weite, und erleidet nur Veränderungen durch die mancherlei Wirkungen des durchsickernden Wassers und der durch dieses hervorgebrachten Versteinerungen. Wir überschritten zum drittenmal den Bach, der sich zwischen Massen von Stalaktiten verlor, und dem Klange nach einen großen Wasserfall machte. Ich fand die Temperatur der Luft in dieser Gegend der Höhle zwischen 18°5 und 19° des hunderttheiligen Thermometers, während ich die äußere Luft bei einer Temperatur 27°5 C. verlassen hatte. Am Eingange der Höhle hatte ich 18° C. beobachtet, und verschiedene Eintauchungen des Instruments in den Bach gaben stets für das Wasser eine um 2° niedrigere Temperatur als für die umgebende Luft. Ihr. v. Humboldt hat im September 1800 die Temperatur der Luft im Innern 18°4 — 18°9 C., außerhalb der Höhle 26°2 und die des Wassers 16°8 gefunden, und setzt hinzu, daß diese Beobachtungen interessant sind, wenn man bedenkt, daß die Wärme sich in der Luft, dem Wasser und dem Boden gleichzusetzen strebt. Indem das Wasser durch die obern Gewölbe und dann durch feste Felsschichten durchgeht, nimmt es die Temperatur der Spalten an, während die Luft, wenn auch in der Höhle eingeschlossen, dennoch in Verbindung mit der äußern Atmosphäre bleibt. Der höhere Wärmegrad im Innern ist mehr oder weniger im Verhältnisse zu dem Mittel der äußern Temperatur. Das Wasser kann schon darum die Wärme der Höhle nicht annehmen, weil es rasch durch dieselbe läuft.

Der Boden beginnt unter einem Winkel von 60 Grad anzusteigen, sobald man an einen 870 Varas vom Eingang entfernten Punkt angekommen ist. Hier war Humboldts äußerstes Ziel, denn die Indier weigerten sich ihm weiter zu folgen, theils geschreckt durch den Anblick der Höhle und das immer schärfere und zunehmende Geschrei von tausend Vögeln, theils abgehalten durch den damals herrschenden Glauben, daß die Seelen der Vorfahren das fernere Innere bewohnten. Die Befehle der Capuzinermönche vermochten eben so wenig etwas über die Eingebornen, als die Bitten und Versprechungen des berühmten Reisenden. Heutzutage denken die Indier anders, denn sie folgten mir, obgleich im tiefen Schweigen. Nach Erklimmung des mit spitzigen Felsen bedeckten Abhanges erreichten wir von neuem ebenen Boden, aber die Höhle war nur noch 10 Varas breit und 15 Varas hoch. Wir kamen wiederum an den Bach, der in jener Gegend in Felsspalten hinabstürzt, waren aber weiterhin genöthigt durch die Enge der Galerie sein Bett zum Weg zu erwählen. Wir verloren ihn endlich zum letztenmal, und befanden uns auf einem erhöhten völlig ebenen Boden, der mit feinem Staub oder dem zerfallenen Dünger der Nachtvögel bedeckt, weiterhin aber mit zertrümmerten Tropfsteingruppen überschüttet war. Bis hieher, 950 Varas vom Eingange der Höhle, war einst ein Bischof von Guiana nach Humboldts Bericht vorgedrungen, denn wenigstens war jenes das angegebene Maaß des zurückgelegten Weges. Auch Humboldt hatte gehört, daß sich die Höhle noch weiter erstrecke, gibt aber den Grund nicht an, warum jener Bischof umkehrte. Eine in dieser Gegend der Grotte gefundene Leiter beweist, daß die Chaymas jetzt den Muth haben, der Guacharos wegen gerade noch einmal so weit in das Innere vorzudringen, als vor 56 Jahren. Wir erstiegen das Ende einer sehr geneigten Ebene, ich selbst kletterte an den Tropfsteingruppen bis zum Gewölbe hinauf, allein ungeachtet aller Untersuchungen entdeckten wir nirgends einen Ausgang. Der Barometer gab uns eine Erhöhung von 225 Varas über den Eingang der Höhle an.

Eine später bemerkte ovale Oeffnung des Bodens sollte ungeachtet ihrer senkrechten Richtung zur Auffindung des fernern Weges benutzt werden, als in einiger Entfernung eine Mündung nur von der Größe einer Quadratvara aufgefunden wurde, welche unter einem Winkel von 40° sich nach dem Innern neigte. Auf dem gepulverten Vogeldünger erblickten wir die Spuren von unbekannten Thieren, und die Indier weigerten sich um so mehr uns weiter zu folgen, da keiner je weiter vorgedrungen war, und die Enge und Abschüssigkeit des Zuganges sich mit dem in ihm herrschenden todten Schweigen und der völligen Ungewißheit über das Schicksal, welches des Hinabfahrenden warten möge, vereinten, allgemeinen Schrecken hervorzubringen. Auf den Rücken gelegt, in der einen Hand die Fackel, mit der andern mich festhaltend, glitt ich, theilweise auf den Knieen, durch den 12 Varas langen Canal bis zu einer neuen Erweiterung der Höhle. Der Friedensrichter Lopez und meine Assistenten folgten mir mit ihren Fackeln, und brachten Magnetnadel, Barometer und Thermometer mit sich. In eine bedeutende Tiefe hinabgestiegen, wo wir den Bach von neuem trafen, vermißten wir unsere Indier. Unser Rufen war fruchtlos, und der zurückkehrende Lopez mußte seine ganze Autorität aufbieten, um vier zur Nachfolge zu bestimmen. Die übrigen zogen es vor, nur mit zwei Fackeln in dem Dunkel der großen Höhle, umgeben von kreischenden Guacharos, auf unsere Rückkehr zu warten. Die Berechnung der verbrannten Fackeln bewies, daß uns noch eine hinreichende Menge übrig geblieben, um den Weg fortzusetzen. Hier gewann nun die 4 Varas hohe und dreimal breitere Höhle ein anderes Ansehen. Weder Versteinerungen noch Kalksteinschichten zeigten sich an den Wänden, sondern sie bestanden aus einer thonigen Kreide, in welcher sichtbar das Wasser allein die Höhle ausgewaschen hatte. Die Vögel waren verschwunden. Spuren von Eidechsen auf dem weichen Boden waren die einzigen Zeichen des Lebens, und rings um uns herrschte eine nur durch das Rieseln des Baches unterbrochene Grabesstille. Konnten wir die verlassene große Höhle einen Ort des Schauers nennen, so schien hier der Sitz des Todes zu seyn.

(Schluß folgt.)

Alter Kahn. Bei North Drain in England (Grafschaft Lincoln) fand man kürzlich in einem Sumpfboden, der bekanntlich die Eigenschaft hat, das Holz zu erhalten, einen Kahn von 46 Fuß Länge und über 5 Fuß Breite. Er muß aus einem Block von etwa 650 Kubikfuß gehauen worden seyn, und reicht augenscheinlich in ein sehr hohes Alter hinauf. (Lincoln Mercury.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 176.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

25 Junius 1839.

Hinduwallfahrtsorte. *)

Okamandel.

Hardwar, Geiab, Dſchaggernaht und ſelbſt die entlegenen Quellen des Dſchumna und Ganges ſind Hinduwallfahrtsorte, die in Europa wohl bekannt ſind durch zahlreiche Schilderungen; doch gibt es noch andere Tempel von nicht minderer Heiligkeit, wovon die Europäer wenig oder nichts wiſſen; einer der berühmteſten iſt der Tempel von Dwaraca oder Dwarka in Okamandel, einer Provinz, die nach der Anſicht der Hindus von einem Ende zum andern heilig iſt.

Okamandel iſt ein Landſtrich am Weſtende der Halbinſel Guzerat, der von dem feſten Land durch einen Runn oder Sumpf getrennt iſt, welcher von einem Meereinbruch herrührt; nur durch eine ſchmale, etwas über 600 Fuß breite Bank hangt derſelbe noch mit dem feſten Lande zuſammen, aber auch dieſe ſcheint allmählich dem Andrang des Waſſers zu unterliegen. Die alte Geſchichte von Okamandel iſt ſo fabelhaft, daß ſie wenig Licht auf den wahren Zuſtand des Landes wirft; ſeine Einwohner ſcheinen indeß ſtets durch Seeräuberei berühmt geweſen zu ſeyn, wozu die in Baien und Einfahrten gebrochene Küſte großen Vorſchub that. Die Religion der Hindus iſt ſehr nachſichtiger Art, ihre ausſchweifende Mythologie liefert Schutzpatrone für jedes Verbrechen, und ſo nahmen die Bewohner von Okamandel, welche ihren Landſtrich ſehr bequem fanden zum Betrieb ihres Seeräuberhandwerks in den benachbarten Meeren, ihre Lieblingsgottheit gleichſam zum Genoſſen ihres Handwerks auf. In früheren Zeiten erhielt der ihrem Lieblingsgott geweihte Tempel einen Antheil von jeder glücklichen Kreuzfahrt, und es wurden ſogar ganze Schiffe bloß auf ſeinen Namen ausgerüſtet, und ihm gebührte dann der ganze Ertrag der Fahrt. Die Verheerungen dieſer Piraten weckte die Aufmerkſamkeit der engliſchen Regierung ſchon im Jahre 1809, aber der Verſuch, eine ſo eingewurzelte Gewohnheit auszurotten, die mit allen religiöſen Vorurtheilen des Volks verwoben war, fruchtete nichts. Im Jahre 1819 mußte man zu ernſtern Mitteln ſchreiten, und ein Commando unter Oberſt Laſt ward hingeſchickt, — die erſten Europäer, die dieſen faſt völlig unbekannten Boden betraten. Der oben genannte Runn oder Sumpf hatte ſich gerade durch ſtarke Nordoſtwinde ſehr mit Waſſer gefüllt, und ſo mußten die Truppen am ſüdlichen Theile landen, und durch die ſchmale Landzunge in die Inſel eindringen. Wer dieß natürliche Bollwerk geſehen hat, erkennt mit Staunen, daß kein menſchliches Werk von gleicher Größe ſo lange dem Anſtürmen der Fluthen hätte widerſtehen können. Die Legende — und hier iſt an jede einzelne Stelle eine ſolche geknüpft — berichtet, daß ein Radſcha, der Okamandel völlig inſuliren wollte, dieſen Damm durchbrechen zu laſſen ſich beſtrebte, daß aber die ſchützenden Deite's (Genien) des heiligen Landes ihn hinderten: mit einem Male brachen ſie aus der Tiefe hervor, und vernichteten die Elenden, welche an dem Werke arbeiteten.

Die mohammedaniſchen Eroberer Indiens waren in ihren Unternehmungen, die heidniſchen Götter aus ihren Veſten in Okamandel zu verdrängen, nicht unglücklich. Kriſchna, mit einem ſeiner unzähligen Namen Ramtſchaudertſchi genannt, hatte viele Jahrhunderte zu Dwaraca oder Dwarca ſeinen Hof gehalten, aber geſtört in ſeinem Aufenthalte durch einen der frühern Vorkämpfer des Propheten, der den Beinamen Khuner, der Blutige, führte, und unter dieſem Namen noch in Guzerat berühmt iſt, machte er ſich klüglich mit allen ſeinen Schätzen davon, und ging nach der Inſel Schun Kudhar, gewöhnlich auch Beit genannt, wo er geraume Zeit blieb. Die Prieſter, welche ihn in ſeiner Zurückgezogenheit begleiteten, gaben dem Ereigniß eine wunderbare Farbung, indem ſie behaupten, der Gott habe den Weg über die See in Einer Nacht zurückgelegt. So geht die Sage noch bis auf dieſen Tag. Inzwiſchen zerfiel der prächtige Tempel zu Dwarka, namentlich durch den bigotten Eifer der Mohammedaner, von denen einer, noch unter Aurengſib, mit einem Heere in der Nähe ſtand, und einen Verſuch machte, den Tempel zu zerſtören; da er indeß die Sache eben ſo ſchwer als langweilig fand, ſo ſtand er endlich ab, und Aurengſib ſoll auf die Bitte einiger Hindus befohlen haben, den Tempel wieder herzuſtellen; es finden ſich auch in der That Spuren,

*) Von der durch ihre Schriften über Indien bekannten Emma Roberts.

daß er in einer von der urſprünglichen Erbauung ſehr entfernten Zeit wieder ausgebeſſert wurde; ob er aber ſeine Erhaltung einem ſonſt ſo unduldſamen Mohammedaner, wie Aurengſib, verdankt, iſt ſehr zweifelhaft. Dieſer Tempel wurde früher der Sammelplatz aller der Frommen, welche um ihre Sünden zu ſühnen, oder um ein Gelübde zu erfüllen, eine Wallfahrt nach Beit machen. Er hat den großen Vortheil einer herrlichen Treppe, die hinabreicht bis an die See, und die Gebäude zur Unterkunft der frommen Pilger, ſo wie die dazu gehörigen Pagoden reichen gleichfalls bis hinab an den Rand des Waſſers. Die Braminen ermangelten nicht, die Stelle des nach Beit geflüchteten Gottes mit einem andern auszufüllen, und da dieſe Vervielfaltigung der Götter den Hindubegriffen über dieſen Gegenſtand ſehr entſpricht, ſo wird der Beſuch desſelben einer der preiswürdigſten Zwecke der Pilgerfahrt.

Die Herrſchaft der Provinz Okamandel war viele Jahre lang in den Händen einer Radſchputenfamilie, die den Namen Wadeyr führte. Als der Rana, wie oben bemerkt, mit ſeinen Laren und Penaten, die für ihn eine unerſchöpfliche Quelle des Reichthums waren, nach Beit floh, fiel Dwarka in die Hände der Wadeyrs, die, ſobald die mohammedaniſche Verfolgung aufhörte, große Vortheile aus dem Tempel zogen, indem die aufgelegten Pilgertaxen ſehr bedeutend waren. Man erwartet, daß ein reicher Pilger bei ſeiner erſten Abwaſchung 4 Rupien zahlt, beim Eintritt in den Tempel eine angemeſſene Opfergabe darbringt, und eine gewiſſe Anzahl Braminen ſpeiſt, was die verdienſtlichſte Handlung iſt, die ein frommer Hindu verrichten kann. Dann muß er für die Beſcheinigung ſeines Beſuchs zahlen, welche in einem eingebrannten Ring und Lotusblume, den Inſignien des Gottes, beſteht. Da indeß die urſprüngliche Gottheit ihren Wohnſitz in Beit genommen hat, ſo ſind alle Vortheile der Wallfahrt kaum erreichbar, ohne einen Beſuch dieſes Orts, wo neue Abgaben zu bezahlen, und noch habgierigere Braminen zu befriedigen ſind. Wer die Mittel hat, bringt gewöhnlich der Gottheit reiche Kleider dar, und dieſe werden immer am Orte ſelbſt gekauft, wonach dasſelbe Kleid an eine Menge verſchiedener Perſonen nach einander verkauft wird.

(Fortſetzung folgt.)

Moskau.

3. Die Marktplätze.

(Fortſetzung.)

Die Jägerbuden.

Die ſogenannten „Ochotnije Rjädi“ (Jägerbuden) befinden ſich nicht weit von dem Sonntagsthore“ in der Nähe des Kremls, verhandeln aber nicht nur die Producte des edlen Waidwerks, ſondern auch Alles, was ſonſt noch der Küche und Tafel dienen kann, Fleiſch, Gemüſe, Fiſche. Haſen werden hier angefahren, die das Laufen verlernt, lebendige Hühner, die hier zum letzten Male kakeln, Kälber und Lämmer mit längſt gebrochenem Auge, tauſend kleine, gefangene Sänger, die zur Beluſtigung dienen ſollen. Für jede dieſer verſchiedenen Waaren exiſtirt eine eigene Abtheilung des Budenenſemble's. Sogar für die Eier iſt ein eigener großer Hof oder Markt, auf dem ſich der Eierhandel großartiger entwickelt, als ich es ſonſt irgendwo geſehen habe. Moskau hat eine ſehr hühnerreiche Umgebung, aus der es nicht bloß zu eigenem Gebrauche ſeine Eier bezieht, ſondern auch noch die Hälfte des Bedarfs von Petersburg, welches ſich von Moskau aus verſorgt. Man ſieht hier beſtändig große Wagen voll mit dieſer delicaten und zerbrechlichen Waare ankommen. Sie werden, auf gewöhnlichen ruſſiſchen Telegen verpackt, aus der Umgegend herangeführt. Die Kaufleute, welche ſie auf dem Markte empfangen, und ſogleich die ſchlechten von den guten ſondern, haben eine große Geſchicklichkeit im Sortiren, und es iſt unterhaltend ihnen zuzuſehen, wie raſch ſie dabei verfahren. Mit einem Griff holen ſie fünf Eier aus dem Wagen heraus, laſſen ſie ſchnell mit vorgehaltener linker Hand vor ihren Augen gegen die Sonne paſſiren, um an der Art des Durchfallens des Lichts die Geſundheit des Eis zu beurtheilen, und üben dann eben ſo ſchnelle Gerechtigkeit, die faulen in einen Topf, die zerbrochenen geſunden in einen zweiten, und die unbeſchädigten in einen dritten werfend. In den großen Buden, welche den Markt umgeben, liegen die Eier zu 1000 Stück in großen Bottichen, die auf mehrere Etagen rund in der Bude herumſtehen. Es gibt hier Eierhändler, deren täglicher Umſatz in Moskau auf 15 bis 20,000 Stück ſteigt, die allein für Oſtern bis nahe an eine Million Eier nach Petersburg verſenden, und denen leicht jährlich ein Capital von mehrern hunderttauſend Rubeln durch die Hände geht. Der Verbrauch der Eier iſt groß, weil die Ruſſen große Liebhaber dieſer Speiſe ſind. Hart gekochte Eier, oder auch mit der Schale im Ofen geröſtete verkauft man in allen ruſſiſchen Städten in großer Menge.

Die Ruſſen ſind ſehr mildthätig, und beſonders bieten dieſe ruſſiſchen Speiſe- und Victualienmärkte in der Regel eine Menge Scenen dar, welche jenen Sinn der Wohlthätigkeit beurkunden. Mehrere Mal ſah ich in Moskau ganze Wagen mit Kalatſchi (ein moskauiſches Backwerk) beladen, die zur Speiſung der Armen und Gefangenen beſtimmt waren. Häufig ſah ich Brod vor den Kirchenthüren und auf den öffentlichen Plätzen vertheilen, und gewöhnlich gehen Bettler auf jenen Märkten von Tiſch zu Tiſch, wo ihnen jeder Verkäufer nach ſeinen Kräften mittheilt. Der eine ſteckt ihnen ein Paar Gurken in die Taſche, der andere ein Paar Kartoffeln oder Wurzeln. Hier bekommen ſie ein Stück Brod, dort ein Stück Speck dazu. Ich habe ſonſt auf keines andern Landes Märkten dieſe Art des Bettelns und Mittheilens geſehen.

Der Blumenmarkt.

Am Fuße des Kremls dicht an ſeinen hohen Mauern ſich anſchmiegend, breitet ſich der liebliche Baum- und Blumenmarkt Moskau's aus. Er iſt eine Wiederholung deſſen, was man im Frühling auch in Petersburg auf einem Theile des Freimarkts ſieht, aber eine viel zierlichere und hübſchere. Dort ſtellen die Weiber und Männer aus den Dörfern ihre Bäume und Blumen unter freiem Himmel nebeneinander und bilden höchſtens einen kleinen Wald. Hier aber bilden ſie einen rei-

zenden Garten, oder vielmehr ein Dörfchen, deſſen ſämmtliche Häuſer mit Gärtchen umgeben ſind. Und um ſo mehr findet man das Ganze reizend, da es ſich am Fuße der hohen Kremlmauer hin entfaltet. Man findet die Idee um ſo niedlicher, da es kein eigentlicher Garten iſt, ſondern nur ein fingirter, und doch wiederum ein mit wirklichen Blumen dargeſtellter. Es hat das Ganze alſo den Reiz der tableaux vivans. —

Es ſind da geregelte Reihen freundlich bemalter Holzhäuſer, ungefähr von der Größe und dem Ausſehen der Waſſelbuden die aus Holland zu uns kommen. Dieſe Häuſer ſind nun voll blühender Kirſchbäume, Roſen aller Art und überhaupt aller der Blumen, die Wetter und Wind draußen nicht leiden. Vor dem Hüttchen im Sonnenſchein ſitzt der Gärtner oder Wächter dieſer dürftigen Gefangenen. Die Hütten ſtehen in gewiſſen Entfernungen auseinander, und ſind nun von einer Menge Kleinbuſchgehölzchen und Blumenbeeten umgeben. Jedes Beet oder Feld beſteht aus einer und derſelben Blumengattung, z. B. Veilchen. Da ſteht nun Veilchenbuſch bei Veilchenbuſch, dicht aneinander gepackt. Ebenſo bildet ein blühender Ranunkelnbuſch neben dem andern ſtehend ein ganzes buntes Feld. Eine Partie in Töpfen, die andere mit bloß in Erde und Miſt eingeſchlagenen Wurzeln. Sie ſchützen ſich einander gegenſeitig vor der Sonne, halten vereint den Regen und das aufgeſchüttete Waſſer, und grünen ſo recht lange, obgleich der mütterlichen Bruſt des Bodens entriſſen. Maleriſch ſind gewöhnlich hinter dem Hauſe und zu den Seiten, um die eine Anſiedlung von der andern zu trennen, die größern Baumſorten und Büſche aller Art aufgeſtellt, in denen die Vögel zwitſchern und ſingen, wie in den wirklichen Bäumen. Das Ganze iſt ſo nett und ſauber geordnet, als wären die Blumen hier nicht zum Kauf beiſammen, ſondern vielmehr, als hätten ſie ſchon hier ihre Beſtimmung erreicht, in harmoniſcher Vereinigung durch äſthetiſche Farbenmiſchung zu wirken. Zwiſchen allen kleinen blumigen Anſiedlungen hin führt in der Mitte ein breiter Weg, von dem aus zu den Thüren der ſich gar heimlich mitten unter ihren Blumenflor zurückziehenden Hütten ſchmälere Wege abführen, die dann wieder zwiſchen den Beeten ſich verzweigen. Es iſt nichts anmuthiger, als hier von Hütte zu Hütte zu gehen, und ſich überall das freundliche Weſen anzuſehen, und die ſtillen Leutchen über ihr Handeln und Treiben unter den Blumen auszufragen. An den Gränzen dieſer Colonie ſind beſtändig Wagen beſchäftigt, Bäume, Buſchwerk und Blumenbeete anzufahren. Auf dem einen Ende halten auch eine Menge Wagen ſolcher Blumenhändler umher, die nur eben für heute gekommen ſind, hier keine Niederlaſſung gegründet haben, und nicht nur wie die nomadiſirenden Hamarobier ihr Haus mit ſich herumführen auf ihren vier Rädern, ſondern auch noch ein ganzes Gärtchen mit Blumen und Obſtbäumen dazu darauf zu arrangiren wiſſen. —

Es werden hier eine Menge von Blumen gekauft, noch mehr aber faſt werden bloß gemiethet. Denn manche Große, die nicht häufig Diners geben, oder vielleicht gerade bei dem heutigen Feſte excelliren wollen, finden beſſer ihre Rechnung dabei, wenn ſie die Blumen nur dazu leihen. Es hat daher jeder Roſenſtock, Kirſch- und Orangenbaum nicht nur ſeinen Kauf- ſondern auch ſeinen Miethpreis, und ausgeſucht ſchöne koſten oft für ein Diner mehrere Rubel.

(Fortſetzung folgt.)

Vulcaniſche Erſcheinung bei Valparaiſo.

Franzöſiſche Blätter (Journal des Débats vom 12 Junius) theilen nachfolgenden Brief aus Valparaiſo vom 26 Februar mit: „Etwa 60 Lieues weſtlich von unſerer Stadt erhob ſich plötzlich im hohen Meer, unter den Augen mehrerer Zuſchauer und unter den außerordentlichſten Umſtänden, eine Inſelgruppe. Folgendes iſt der Bericht, welchen der franzöſiſche Capitän Escoffié, Commandant einer chileniſchen Brigg und Augenzeuge des Phänomens, über dieſes Ereigniß bekannt gemacht hat.

„Am 12 Februar Morgens fühlten wir ſehr ſtarke Erſchütterungen, die unzweifelhaft von einem Erdbeben herrührten. Wir hatten im Augenblick der Bewegung völlige Windſtille, die unter dem Einfluſſe der dumpfſten Atmoſphäre den ganzen Tag über anhielt. Gegen Abend geſtattete uns ein ſchwacher Wind, uns auf etwa zwei Lieues von der Stelle zu entfernen, die wir den Tag über eingenommen hatten. Um 7 Uhr ſahen wir plötzlich aus dem Meeresgrunde, und faſt an dem Orte, wo wir zur Mittagsſtunde unſere Meridianhöhe beſtimmt hatten, einen Felſen auftauchen, der ſich unter unſern Augen allmählich erhob. Nachdem er eine gewiſſe Höhe erlangt, theilte er ſich in zwei geſonderte Partien: die eine ſchien ſich, nach einer horizontalen Linie, nach Norden zu neigen; die andere erlitt durch den von der Theilung herrührenden Stoß einen ſtarken Einſturz, und blieb nicht ſo hoch als die erſtere, dagegen gewann ihre Grundfläche eine beträchtlichere Ausdehnung. Die beiden ſolchergeſtalt getrennten Felsblöcke erhoben ſich indeß fortwährend, und gleichzeitig ſah man in einiger Entfernung von dieſen zwei andere Inſelchen zu Tage kommen. Die Gruppe dehnte ſich von Süd nach Nord auf einem Raume von nahezu neun engliſchen Meilen aus. Während der Nacht bemerkten wir oberhalb der Spitzen dieſes kleinen Archipels ein Leuchten, ähnlich dem ſchwacher vulcaniſcher Ausbrüche. Tags darauf vermochten wir die Höhe dieſer Maſſen von kleinen Bergen zu beurtheilen. Ich ſchätze die höchſte auf etwa 400 Fuß über der Meeresfläche.“ Ein anderes Schreiben macht hiezu noch folgende Bemerkung: „Zwei andere Schiffe haben ſeitdem die Gruppe bemerkt, deren obiger Bericht Erwähnung thut. Eine franzöſiſche Fregatte der Station ging unter Segel, um ſich von der Wahrheit der von Capitän Escoffié gegebenen Thatſachen zu überzeugen, und den neuen Archipel, falls eine Landung möglich, in nähern Augenſchein zu nehmen. Man erwartet hier mit lebhafteſter Ungeduld die Rückkehr der franzöſiſchen Corvette, die mit dieſer intereſſanten Expedition beauftragt worden.“

Chronik der Reiſen.

Beſuch der Höhle von Caripe von Don Auguſtin Codazzi.

(Schluß.)

Im fernern Verlauf unſeres Entdeckungszuges fanden wir uns bald in Verengerungen, bald in Erweiterungen der Höhle, und waren genöthigt dem Bache zu folgen, der uns häufig bis an die Hüften reichte.

Glücklicherweiſe war ſein Waſſer hell und der Boden ſeines Bettes ſteinig. Eine tiefe Stelle verhinderte uns endlich, dieſen Weg, den einzig möglichen, weiter zu verfolgen. Alle Verſuche, in dieſer Richtung vorzudringen, waren fruchtlos, indeſſen entdeckten wir umkehrend eine 2 Varas hohe Seitenſpalte. Wir drangen durch ſie vorwärts und erſtiegen einen unter 45° geneigten Abhang. Aber wie ſoll ich unſere Ueberraſchung ſchildern, als wir uns aus dieſem engen Gange plötzlich in einen herrlichen Saal verſetzt ſahen, der aus drei regelmäßigen Gewölben beſtand! Wohin wir blickten, erſchien Alles mit den prachtvollſten Verſteinerungen überzogen. Das Gewölbe dünkte uns aus Kryſtallglas zuſammengeſetzt, und überall erhoben ſich Säulen, Pyramiden und Obelisken, bald von glänzend weißer, bald von Bleifarbe, bisweilen mit roſenrothen Adern durchzogen, andere Male wie Marmor gefleckt, die ſtufenweiſe aufeinanderfolgend um ſo mehr in die Augen fielen, und häufig für brillantirte Statuen genommen werden konnten. In der Mitte dieſes wunderreichen Saales ſtand auf halbkreisförmigen Stufen eine tempelartige Maſſe, weiß wie Alabaſter, glänzend wie Silber. Dem auf ihr ruhenden Dom hätte die Hand des Künſtlers keine genauere hemiſphäriſche Form geben können. Unfern davon unterſtützten zwei Säulen ein großartiges Portal. Auch ihre Verhältniſſe entſprachen völlig den künſtleriſch angenommenen; ſie ahmten die joniſche Ordnung nach, waren ſchneeweiß und mit Baſen und Capitälen von bleigrauer Farbe verſehen. Je neuer alle dieſe Erzeugniſſe der Einſickerung des Waſſers waren, je weniger das Licht und die äußere Luft mit ihnen in Verbindung kommen konnten, um ſo friſcher, reinlicher und glänzender erſchienen ſie. Wir alle, ſelbſt die Indier, ſtanden geraume Zeit vor Entzückung und Ueberraſchung ſtumm und unbeweglich. Das bleiche Licht unſerer Fackeln fiel in verſchiedenen Richtungen auf die höchſt mannichfaltig geformten Gegenſtände, und die wunderbarſten Effecte wurden hervorgebracht durch die von den kryſtalliſirten Spitzen und Flächen zurückgeworfenen Strahlen. Die vordern hell erleuchteten Säulen warfen ihr Licht auf die hintern, und ſo gingen die Strahlen von Reihe zu Reihe im ſtets abnehmenden Maaße, bis wohin es die entfernteſten der letztern ſich in dem Dunkel des Gewölbes verloren. Der Rauch unſerer Fackeln, den hier kein Luftzug in Bewegung ſetzen konnte, ſtieg ſenkrecht und langſam nach dem ſchweigenden Gewölbe empor, ohne die Tauſende der dort herabhängenden glänzenden Zacken zu verbergen. Es war in der That ein Moment voll der großartigſten Eindrücke. Wir verſuchten ſein Andenken uns für alle Zeit zu erhalten, denn kaum war die erſte Ueberraſchung vorüber, ſo eilten wir Alle, gleichſam einem gemeinſamen Antriebe gehorchend, uns mit Fragmenten des glänzenden Geſteins zu beladen. — Halbkreisförmige Stufen erſteigend, verfolgten wir die Höhle in nordöſtlicher Richtung, umgeben von Säulenreihen, die bald aus dem Boden aufſtiegen, bald von oben herabhängend das Gewölbe unterſtützten. Auch hier leben noch Eidechſen. Die herrſchende Stille hat hier nichts Schreckendes, ſondern ſie ſcheint zur Ruhe und zum Nachdenken aufzufordern. Leicht möglich iſt es in dieſem Theile der Höhle alle Alter der Tropfſtein- und Sinterbildung zu beobachten, man mag Zeuge ſeyn, wie der fallende Tropfen in wenigen Augenblicken (?) vom flüſſigen zum feſten Zuſtande ſich kehrt, und die Geſtalt annimmt, die ihm der Zufall oder die Beſchaffenheit der Fläche, auf die er fällt, aufdringen. Wir gingen bis zu einer Stelle vor, wo völlig neue Anhäufungen von Sinter den Raum ſo verengten, daß wir nur auf den Knieen weiterkommen konnten. Auch in dieſer Stellung legten wir noch 10 Varas zurück, allein hier fanden wir den Canal völlig geſchloſſen. Umkehrend unterſuchten wir noch die zwei Seitengewölbe dieſer Abtheilung, und entdeckten in dem ſüdlichen unter einer großen Anhäufung zertrümmerter Stalaktiten eine abgeſtumpfte, nur mit der Baſis den Boden berührende Pyramide, die trotz ihrer Maſſe und unter einem Winkel von 45° geneigt, unerſchütterlich feſtſtand. Wir kehrten endlich auf dem vorher befolgten Wege zurück, und erreichten durchnäßt, beſchmutzt und ziemlich ermüdet um halb 12 Uhr den Eingang der Höhle. Während unſere Kleider getrocknet wurden, fand ich Gelegenheit, die Sonnenhöhe zu meſſen, und auf dieſe Weiſe die aſtronomiſche Poſition des Ortes zu beſtimmen.

Der Beſuch dieſer mit Recht berühmten Höhle hat weiter keine Schwierigkeiten, als die durch den unterirdiſchen Bach hervorgebrachten, der jedoch in Folge der Regengüſſe angeſchwollen ſchien, und jedenfalls in der trocknen Jahreszeit ungleich weniger Waſſer enthält. Das Innere zerfällt in drei große Aeſte. Der erſte mißt 975 Varas in der Länge, enthält nur ältere Tropfſteinbildungen und wird von den Guacharos bewohnt. Um nach dem zweiten Raume zu gelangen, muß man 25 Varas zurückgehen; ſeine Wände beſtehen nur aus thoniger Kreide, ſeine Länge beträgt 255 Varas. Der dritte Raum, den man ebenfalls nur dadurch erreicht, daß man 25 Varas zurückgeht, bildet den ſchönſten und merkwürdigſten Theil, und wird von Eidechſen bewohnt. Wir finden daher 1285 Varas für die ganze Länge der Höhle von Caripe. Sie iſt ein wahrhaftes Naturwunder, die größte Merkwürdigkeit von Venezuela, und übertrifft an Umfang alle bekannten unterirdiſchen Gewölbe der Kalkgebirge in der übrigen Welt.

Krötenregen.

Ein äußerſt merkwürdiges Phänomen, erzählt das Journal „la Chaloſſe," hat man auf einer Lande (Haide) zwiſchen Saint Sever und Haut Mauco beobachtet. In einem Umkreiſe von 50 bis 40 Metres fiel ein leichter Regen, begleitet von einer Menge kleiner Kröten, kaum ſo groß, wie eine kleine Bohne. Dieſe an ſich ſchon merkwürdige Erſcheinung war von einem kaum minder merkwürdigen Umſtand begleitet: nicht nur rochen die kleinen Thierchen ſehr ſtark nach Schwefel, ſondern man bemerkte auch auf denſelben — es war 8 Uhr Abends — ein phosphoreſcirendes Leuchten, das erſt mit dem Tode des Thieres verſchwand.

Miscellen.

Die Stadt Xanthus in Kleinaſien. Ch. Fellows, deſſen wir ſchon wiederholt gedacht haben, beſchreibt dieſe kleinaſiatiſche Stadt als ſehr alt, indem ſie wahrſcheinlich weit in die lyciſchen Zeiten hinaufreiche. „Die Trümmer," ſagt er, „ſind alle aus derſelben Zeit, und zwar aus einer ſehr frühen; die Mauern von vielen ſind cykloپiſch. Die Sprache der zahlloſen und wohlerhaltenen Inſchriften gleicht der phöniciſchen oder etruskiſchen."

Foſſile Haifiſchzähne. In den Steinbrüchen von Pont du Gard ſind neuerlich wieder foſſile Haifiſchzähne aufgefunden worden. (Echo du Monde Savant vom 12 Junius 1839.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 177.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

26 Junius 1839.

Moskau.

3. Die Marktplätze.

(Fortſetzung.)

Der Trödelmarkt.

In Rußland ſpielen die Trödelmärkte eine viel bedeutendere Rolle als bei uns, weil in jenem großen Reiche ein viel größerer Wechſel aller Glückszuſtände ſtatt findet, als in unſern ſtabilen Ländern. Die Beamten werden häufiger verſetzt, die Großen wechſeln öfter ihren Aufenthaltsort. Dieß, und dann auch, daß alle die verſchiedenen Geräthſchaften noch nicht ſo ſolid, wie bei uns verfertigt werden, führt immer eine ungeheure Menge alter abgenutzter Dinge in die Auctionen, zu den Antiquitätenkrämern und auf die Trödelmärkte. Man findet daher auch in jeder einigermaßen bedeutenden Stadt einen „tolkutschni rynok“, während wir doch nur in unſern erſten Städten die Trödelmärkte kennen. In Petersburg iſt es ein überall umſchloſſener Platz der ſogenannte „Tschukin Dwor“, wo ſich die mit Lumpen, Flecken, Scherben und Trödelkram ſchachernde, ſchmutzige, bärtige Volksmenge hin und her bewegt. In Moskau ſtrömt und rauſcht dieß eigenthümliche Leben an den Mauern von Kitai-Gorod entlang, in einer breiten Straße, die ſich innerhalb dieſes Stadttheils von einem Thore zum andern erſtreckt. Auf beiden Seiten der Straße findet ſich eine Menge von Buden mit Pfenningswaaren aller erdenklichen Art gefüllt. In der Mitte der Straße ſtehen Tiſche mit allerlei Speiſen, und zwiſchen durch ſchlenkert, lärmt und handelt beſtändig das ganze Jahr hindurch eine graue, langhaarige Menſchenrace, die man ungeſtört beobachten kann, ohne Furcht, von irgend einer andern gutgekleideten Seele auf dieſem etwas undelicaten Geſchäfte ertappt zu werden.

Die Buden an der Seite der Stadtmauer ſind faſt ausſchließlich nur Antiquitäten gewidmet. Hier findet man Kleider, mit denen ſchon verſchiedene Claſſen der Geſellſchaft ſtolzirt haben mögen. In einer andern Bude ordnet ein bärtiger Gelehrter ſeine Bücher, deren Aeußeres dafür bürgt, daß ſie gut benutzt wurden, und die nun noch zu guter Letzt einmal zu Markte getragen ſind, um nach ihrem wahren Werthe bis auf Heller und Pfenning geſchätzt zu werden, und demnach vor ihrem völligen Verbrauch noch manches Kopfbrechen zu verurſachen; überall ſieht man Haufen von aufgelöſten Gold- und Silberflittern liegen, es ſind gewöhnlich aufgetrennte Officiersepauletten, die man pfundweiſe verkauft, um das bißchen edlen Metalls herauszuſchmelzen, das dann von neuem ſeinen eitlen Gang durch die Welt beginnt.

Auf der anderen Seite ſind Bilderkrämer, Gewürzbuden und Kramläden anderer Art, lauter enge und gefüllte Bienenkörbe, von Käufern und Kaufleuten umſchwärmt. In der Mitte der Gaſſe kommen und ſchwinden den ganzen Tag tauſend bunte Bilder, die kein Auge alle faßt und keine Feder darſtellt. Die auffallendſten darunter ſind die Frauenkleiderverkäuferinnen: ſie ſchleppen ihren ganzen Vorrath von Toiletten für ein Dutzend Dienſt- und Bauermädchen mit ſich herum, einige Hüte haben ſie über einander thurmhoch auf den Kopf geſtützt, auf der einen Seite haben ſie an dieſe, als wäre es zum Schmucke, dicke Bündel von Spitzen genadelt, von der andern flattern 20 Ellen bunter Bänder herab, über den Schultern hängen ihnen Kleider aller Moden des letzten Jahrzehends, und ihr Umſchlagetuch iſt ſo vielſchichtig, wie die Pfannenkuchen in Livland. Außerdem hängt und baumelt es ihnen noch überall von Kleidervarietäten am Leibe herum, wo nur etwas hängen mag. Aehnlich ſieht man auch zuweilen Männer mit Mannskleidern ausſtaffirt. Wie komiſch mögen zur Zeit der Perücken dieſe lebendigen Perückenſtöcke ausgeſehen haben!

Doch nicht alle ſind ſo reich gekleidet wie dieſe. Manche ſchleppen ſich Tage lang mit einem einzigen alten Rock herum, auf den ſie ſich ein Stückchen Fiſch zu verdienen hoffen. Unermüdlich preiſt der arme Rockverkäufer die trefflichen Eigenſchaften ſeines Rocks. Hundertmal beißt ein Fiſch an, und hundertmal geht der Handel wieder auseinander, weil man ein Paar Kupferſtücke zu viel verlangte oder zu wenig geben wollte. Hier laßt ein junger Burſche, wie eine Forelle ſich in den Wogen des Gedränges umhertummelnd, beſtändig eine blanke Brille im Sonnenlichte ſpielen, bis er endlich Augen findet, auf die der Sehwinkel des Glaſes gerade berechnet iſt.

Ein Alter mit schneeweißem Bart schleppt ein großes Heiligenbild mit verblichenen Goldrahmen umher, es sicher und liebend umfassend, weil er hofft, daß sein Heiliger beim Tausche um Geld ihm doch wenigstens ein gutes Mittagessen huldreich verleihen soll. Pirogenhändler, Brodverkäufer, Blinzenbäcker tragen auf großen Brettern ihre Waare, die überall und jeden Augenblick Käufer findet, umher. Sie halten sich zahlreich in der Nähe der Fisch- und Fleischtische auf, wo das Bedürfniß nach Brod immer am stärksten ist. Auf letztern sieht man geräucherten Hausen, Schweinefleisch, Kaviar, Käse in für die hier wandelnden Gaumen wenigstens sehr appetitlicher Gesellschaft bei einander liegen, das Käsichte vom Oeligen, das zerfließende Schweinefett vom Fischthran nur durch schwache Papierflecken-Barrieren getrennt. Hier wird für jedes noch so geringes Münzgepräge ein Bissen abgeschnitten, dem Hungrigen auf ein Brettchen sogleich präparirt, in Stücke zerschnitten und mit kleinen Holzspänchen, die in Menge bei der Hand sind, verzehrt.

Während sich so hier ein Paar Raben sättigen, setzt sich daneben ein anderer buntgefiederter Vogel, ein junges Bauernmädchen auf einen Straßenpfahl, probirt einen Schuh an, läßt sich ein Tuch umlegen, oder macht sonst ein Stück Toilette. Um sie her stehen beredte Verkäuferinnen, Helfershelferinnen des Kaufs, und lebendige Spiegel, in deren Kritik sich die Neuzuputzende beschaut. So kehrt sich in dieser Fundgrube für Beobachtungen Alles hinaus auf die Straße, was sonst dem Beobachter nur in den innersten Winkeln des Hauses zu belauschen gestattet ist.

(Fortsetzung folgt.)

Hindu-Wallfahrtsorte.

Okamandel.

(Fortsetzung.)

Mit gespannter Neugier betraten Oberst East und seine Officiere diesen Boden, und waren nicht wenig erstaunt über die seltsamen Gegenstände, die sie umgaben, wie über den Enthusiasmus der Hindus in ihrem Gefolge. Der Seeräuberhäuptling von Darotschi, dessen Räubereien die Bewegung gegen Okamandel veranlaßt hatten, versuchte einigen Widerstand, doch ohne Erfolg, und nach kurzem Scharmützel zogen die Truppen gegen Dwarka. Die ersten 3 (engl.) M. führten durch Dschungeln, dann kam eine weite Ebene, wo man die Tempel von Dwarka in der Ferne liegen sah. Diese Gebäude mahnten die Engländer an irgend eine mächtige Kathedrale in der Mitte einer europäischen Stadt, nur waren die Dome allzu blendend weiß, als daß man sich in ein feuchteres Land hätte versetzt glauben können. Die Truppenabtheilung stellte sich an einer Cisterne mit ungemein klarem Wasser auf, und eine auf Recognoscirung ausgeschickte Patrouille brachte bald die Nachricht, daß der Platz sich durchaus nicht vertheidigen könne, indem die Mauer viel zu alt und zu zerbröckelt sey, um auch nur den Schuß eines Zwölfpfunders auszuhalten. Vor dem Beginn der Feindseligkeiten schickte Oberst East eine Ladung an den Fürsten von Dwarka und den Rana von Beit, stellte ihnen die Nothwendigkeit einer Unterwerfung unter die Forderungen der englischen Regierung vor, und versicherte sie des Schutzes ihrer Personen, ihrer Familien und ihres Eigenthums, nebst einer hinreichenden Versorgung für die Zukunft; bei dem geringsten Versuch zum Widerstand würden sie aber alles dessen verlustig gehen. Anfangs ward keine Notiz von diesem Manifeste genommen, als aber die Beschießung begann, erkannte der Fürst das Gefährliche seiner Lage, und erklärte, daß die Thore den englischen Truppen geöffnet werden sollten. Eine Abtheilung Soldaten marschirte ein, und Hindu-Sipahis bezogen die Wache am Thore von Krischna's Heiligthum. Eine bedeutende Anzahl von Moru Manaks Soldaten hatte sich im Heiligthum eingeschlossen, und die Schwierigkeit war nicht gering, sie zur Räumung zu bewegen, ohne Gewalt anzuwenden; wären sie entschlossen gewesen, das Heiligthum aufs Aeußerste zu vertheidigen, so hätte dieß nicht ohne viel Blutvergießen geschehen können. Auffallen muß hier die seltsame Anomalie im Charakter der Hindus: Niemand konnte mit größerer Ehrfurcht und Andacht das Heiligthum betrachten, als die Bramadiener unter den englischen Fahnen, doch nahmen sie keinen Anstand, das Heiligthum Leuten ihres eigenen Glaubens mit den Waffen zu entreißen, und es schien ihnen gar nicht einzufallen, daß sie dadurch einer Beleidigung ihrer Götter sich schuldig machten; wenn nur die christlichen Anführer den Tempel nicht verhöhnten, kümmerten sie sich nichts darum, ob das rothe Kreuz von St. George über dem heiligen Banner flatterte.

Man mußte den Truppen verbieten, die Stadt zu betreten, bis der von solchen Ereignissen unzertrennliche Tumult sich gelegt haben würde, als aber die Erlaubniß erfolgte, drängten sich die Hindus mit unbeschreiblichem Eifer zu dem berühmten Altar, dessen Besuch ihnen das Kriegsgeschick unerwartet verschafft hatte. Das ganze Lager war in Bewegung, Alles, vom Hinduofficier bis zum geringsten Lagertroß herab, rannte in seiner besten Kleidung singend, tanzend und auf Musikinstrumenten spielend nach der Stadt. Beim Eintritt war der Lärmen und die Verwirrung so groß, daß es einige Zeit dauerte, ehe die europäischen Officiere den Tempel erreichen konnten; dieser ist von einer hohen und von Thürmen flankirten, obwohl schwachen Mauer eingeschlossen, und zwei Thore führen hinzu. Als der Tempel in all seiner Größe vor ihnen dastand, hielten sie unwillkürlich staunend an, um ihn mit Muße zu betrachten. Der vordere Theil besteht aus einem Achteck in fünf Stockwerken, von denen jedes durch eine auf Spitzbögen ruhende Galerie bezeichnet ist. Der Eindruck, wenn man innen im Gebäude emporschaut, ist wahrhaft großartig: steinerne Treppen führen von einem Stockwerk ins andere und der herrliche Bau ist innen reich mit Sculpturen verziert, die, wo die Zeit nicht zu hart damit umging, noch von unendlicher Schönheit sind. Geht man durch den großen Tempel und die zugehörigen Pagoden, so tritt man aus der einschließenden Mauer durch ein gegen das Wasser gerichtetes Thor, und steigt auf einer prächtigen Treppe über mehrere geräumige Plattformen und Terrassen hinab, welche ganz wörtlich mit kleinen

Tempeln angefüllt ſind; die letzte Reihe am Rande des Waſſers iſt beſonders ſchön. Dieſe leichten, von einem Dom überwölbten, und auf ſchlanken Pfeilern ruhenden Pagoden bilden mit den ſie verbindenden Terraſſen einen der prachtvollſten Landungsplätze in der Welt. Die Tempel wechſeln in Form und Verzierungen, und einige tragen Spuren hohen Alterthums. Tauſende und aber Tauſende ſind am Rande des Waſſers und den dahin führenden Stufen verſammelt, und nehmen ihre Abwaſchungen oder andere religiöſe Cerimonien vor; nichts deſto weniger aber blieben die Fiſche ungeſtört. Seit undenklicher Zeit frei von aller Gefahr unter dem Schutze der das thieriſche Leben ſchützenden Götter ſchwimmen ſie in völliger Sorgloſigkeit umher, ein ſeltſamer Anblick für den Europäer, der gewohnt iſt, daß alles, was Felle, Schuppen oder Federn tragt, beim Anblick ſeines natürlichen Feindes inſtinctartig flieht. Die herrliche Durchſichtigkeit des Waſſers zeigte die Formen und Farben der Fiſche, wie ſie dahin ſchwammen über ein Bett von glänzendem Goldſand, und die blendende Sonne eines ſüdlichen Himmels, deren Strahl bis auf den Sand durchdrang, färbte das Ganze mit goldenem Licht, als wäre das Waſſer aus dem fabelhaften Sonnenquell geſchöpft.

Eine verſammelte Maſſe von Hindus bildet ſtets eine maleriſche Gruppe, und die Schaar der Frommen in ihren beſten Kleidern bot durch die Mannichfaltigkeit der Turbane und Draperien in einiger Ferne einen überraſchenden Anblick dar. In der Nähe aber war der Anblick für ein ungewohntes Auge minder gefällig, und die Europäer, welche mit Entzücken auf den herrlichen Bau hinter der großen Treppe blickten, fühlten ſich unangenehm berührt durch das, was neben ihnen vorging. Es iſt Sitte der männlichen Pilgrimme zu Dwarka, vor der Ceremonie des Badens im heiligen Waſſer ſich die Haare ſcheeren zu laſſen, und in Folge dieſer Praliminarmaßregel hat eine ungeheure Zahl Barbiere unter den eleganten, pavillonartigen Tempeln und längs der Treppen, wo immer eine vorſpringende Colonnade ihnen ein Obdach gewährt, ihren Standort genommen, und bearbeitet mit großer Thatigkeit die Köpfe und Kinne ihrer zahlreichen Kunden, von denen einige ihnen einen mächtigen Haarwuchs darbieten. Die Hindus hegen oft einen Bart oder einen unmäßigen Haarwuchs, und thun zugleich das Gelübde, denſelben an irgend einem Heiligthum zu opfern, auch iſt es eine gewöhnliche Sitte, den erſten Haarwuchs des erſtgebornen Knaben zu dieſem Endzweck aufzubewahren. Dieſe Sitte iſt nicht auf die heidniſchen Hindus beſchränkt, ſondern ſie herrſcht auch bei Mohammedanern, ſelbſt bei denen in den nördlichen Provinzen Hinduſtans, die ſich zu einem reinern Glauben bekennen, als die entarteten Söhne des Islam in den ſüdlichen Ländern, welche ſich von den ſie umgebenden Heiden nur wenig unterſcheiden. In der Stadt Mekrampur, im Duab *), liegt Schah Madar, ein großer Heiliger, begraben, deſſen Andenken in hoher Achtung ſteht. Aus allen Theilen Oberindiens ſtrömen Mohammedaner und Hindus dahin, indem die letztern durch ihren andächtigen Eifer verleitet werden, ohne Unterſchied an jedem Altar zu beten; ſo ſieht man nicht ſelten von Hindus und ſelbſt auch von Mohammedanern, religiöſe Cerimonien an Chriſtengrabern verrichten. Auch am Dargah (Grabmonument) Schah Madars herrſcht die Sitte des Haarabſchneidens. Hunderte von Barbieren halten ſich hier auf, und mancher Vater gelobt bei der Geburt eines Sohnes, daß derſelbe, wenn er ein gewiſſes Alter erreicht hat, an das Heiligthum geführt werden ſoll, um ſich dort das Haar ſcheeren zu laſſen, und den Namen Madar zu erhalten. Eingeborne Indier ſehen natürlich an keiner mit religiöſen Vorurtheilen verbundenen Operation etwas Unanſtändiges: die höhern Claſſen der Pilgrime betrachteten das Bartſcheeren und Haarſchneiden mit großer Ruhe, die Europäer aber, hierin viel eher, machten ſich, ſo ſchnell ſie in dem Gedränge konnten, davon.

Einige Ruinen kleiner Tempel in der Nähe der Stadt ſind von viel höherem Alterthume, als die berühmte Pagode zu Dwarka, und die Sage ſchreibt einigen Bädern ſüdlich von der Stadt an der Seeküſte einen griechiſchen Urſprung zu. Dieß Gerücht veranlaßte einige Officiere, dahin zu reiten; ſie ſahen ſich aber in ihrer Erwartung ſehr getäuſcht, denn bei näherer Beſichtigung war es nichts, als ein ſehr altes Hindubad oder Khund mit Tempeln umher, die theils auf vier, theils auf acht Säulen ruhten, ähnlich denen zu Dwarka. Bei der Rückkehr fanden ſie ſich aber belohnt, indem ſie auf Sculpturüberreſte ſtießen, die vielleicht die reichſten in der ganzen Welt ſind. Dieſe Ruinen lagen mitten in einem unbeſuchten Dſchungelwald, und beſtehen aus einem vernachläſſigten Tempel Rama's, der ſeinen Ruf als Heiligthum verloren hat, und keinen Pilger mehr anzieht. Einige der Zierrathen ſind außerordentlich ſchön, und zeigen einen Grad von Reinheit und Eleganz, die dem verfeinertſten Zeitalter Ehre machen würde. Gleich vorzügliche Proben ſind freilich ſelten, doch iſt es nichts Ungewöhnliches, auf einer Reiſe durch die wildeſten Theile Indiens plötzlich auf irgend ein ausgezeichnetes Gebäude zu ſtoßen, deſſen einſame Hallen auch nicht einmal ein Fakir bewohnt. Gleich den Paläſten der Genien in einem Feenmährchen ſcheinen dieſe ſchönen Tempel ein Werk der Zauberei zu ſeyn, ſo ſehr ſetzt ihr plötzlicher Anblick den Reiſenden in Staunen und Verwirrung. Manche romantiſche Sage mag ſich auf ſolche Vorfälle gründen, die in ganz Indien häufig genug ſind. Nicht ſelten ſtößt der Reiſende plötzlich auf eine zahme Antilope, deren Bruſt vielleicht mit einem Halsband von Steinen oder Silbermünzen geziert iſt, und wie leicht iſt es, eine ſolche Erſcheinung mit einem König in Verbindung zu bringen, der auf der Jagd verirrt iſt, und zur prächtigen Wohnung einer verliebten und ſchönen Fee geführt wird.

(Schluß folgt.)

*) D. h. in dem Lande zwiſchen Ganges und Dſchumna.

Baron Korffs Reiſe nach Perſien.

Der Verfaſſer dieſer intereſſanten Reiſebeſchreibung, die Ende vorigen Jahres in Petersburg die Preſſe verließ, machte ſie in den Jahren 1834 und 1836 über den Kaukaſus, Georgien und Armenien nach Tauris, und traf hier den gegenwärtigen Schah noch als Thronfolger. Der Tod Feth Ali Schachs lockte ihn nach Teheran. Die darauf begonnenen

Zerwürfnisse und Bürgerkriege zwischen dem neuen Regenten und seinem Oheimen erzählt uns der Verfasser als Augenzeuge, beschreibt uns den Zug, den er mit Muhammed Mirza's Heer von Tauris nach Teheran machte, die Verfassung der persischen Kriegsmacht, die Krönung mit allem dabei üblichen orientalischen Gepränge des neuen Schahs. In Teheran, das er genau kennen lernte, machte er die Bekanntschaft mit allen bemerkenswerthen Personen, mit den anwesenden Prinzen von Geblüt und selbst mit Sir Henry Bethune, der in diesem Zeitpunkte die persische Armee befehligte. Von Feth Ali Schah, wie vom gegenwärtigen, erzählt er uns eine Menge der anziehendsten Hofanekdoten, welche, mit Witz und Laune dargestellt, das nicht volle 500 Seiten fällende Buch zu einer sehr unterhaltenden Lectüre machen. Unter den Reisebeschreibungen der neuesten Zeit, zumal da es von einem Lande handelt, das wir bis jetzt noch so wenig kennen, dessen Lage und Verhältnisse aber im gegenwärtigen Moment die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, möchte es eine sehr ehrenvolle Stelle einnehmen. Während seines Aufenthaltes in Teheran war dort die wichtigste Person der Kaimakam (Premierminister), sehr klug, aber boshaft, ehrgeizig und geldgierig über alle Maßen. Den jungen Monarchen besaß er ganz in seiner Willkür. Mit dieser Macht versehen, that er was er wollte, raubte, mordete, wer ihm nicht anstand fiel als sein Opfer, er schonte selbst den Schah nicht. So ward er der Schrecken von ganz Persien, und Alles sehnte sich nach seinem Untergange, der auch nicht ausblieb. Der Schah ward dieses Gebieters überdrüssig, und gab den geheimen Befehl zur Erdrosselung des Kaimakams.

Nach der Versicherung des Verfassers erfährt der russische Handel in Persien in neuester Zeit mannichfaltige Bedrückungen; zur Abhülfe dessen schlägt er unserer Kaufmannschaft vor, den Handel nach Persien vermittelst solider, die dortigen Verhältnisse genau kennender Handelscompagnien zu betreiben und unberechenbarer Vortheile gewärtig zu seyn. Die im Sommer 1855 in Tauris zu gleicher Zeit ausgebrochene Pest und Cholera zwangen den Baron Korff, eiligst aus Persien nach Rußland zurückzuflüchten. Er gewärtigte sich in Tauris und Teheran der schmeichelhaftesten Aufnahme von Seite Muhammed Mirza's, der ihm zur Belohnung seiner Strapazen, den Heereszug seiner Krieger von Tauris nach Teheran mitgemacht zu haben, den Löwen- und Sonnen-Orden verlieh.

Sehr interessant, zumal für den gegenwärtigen Moment, ist die Skizze, die er uns von des Schahs militärischen Streitkräften gibt. „Des neuen Schahs Hauptstreitkräfte (sagt er hierüber), seine reguläre Infanterie und Artillerie, wurden damals (im Ausgange des Jahres 1854) von Emir Nisam, der in der Umgegend von Khoje stand, befehligt. Schah Muhammed, noch in Tauris, aber entschlossen in kurzem zur Krönung nach Teheran aufzubrechen, schickte ihm den Befehl zu, mit dem Heere ungesäumt nach Tauris zu kommen. Statt des Heeres kam nach einigen Tagen ein Tschapar (Courier) mit der Nachricht: nicht Ein Soldat werde sich von der Stelle rühren, bis er die ihm schuldige Löhnung erhalten, die einigen von ihnen schon in fünf und sechs Jahren nicht war ausgezahlt worden. Diese Neuigkeit verursachte viel Lärm in Tauris. Die Casse des Schahs war ziemlich erschöpft. Das allgemeine Losungswort war Geld, und doch war entschieden nichts vorhanden. Alle Hoffnung beruhte jetzt auf dem unermeßlichen Reichthum des vorgedachten Kaimakam; doch Se. hohe Excellenz verhielten sich bei dieser Scene ganz ruhig, fortwährend über ihre eigene große Dürftigkeit klagend. Des Schahs Lage war verzweifelt, denn zu etwas Entscheidendem mußte geschritten werden. Das berühmt gewordene persische Sprüchwort, Inschallah! Gott wird helfen, half aus der Noth. Man schickte dem Emir Nisam einen zweiten Courier zu mit der Einladung, zu kommen, und versprach: die Soldaten sollten sogleich bei ihrer Ankunft in Tauris befriedigt werden. Aus welchen Summen, wußte unterdessen Niemand, das Inschallah sollte auch dießmal aus der Verlegenheit ziehen. Die Perser pflegen nicht viel auf ihre Regierung zu trauen, Allah gefiel es doch dießmal, seine helfende Hand dem Schah Muhammed zu reichen. Das Heer kam wirklich, und bezog ein Lager hinter den Mauern von Tauris.

„Einige Tage, nachdem es sich formirt hatte, besuchte ich es. Für einen Europäer, der mit einem Lager den unzertrennlichen Begriff musterhafter Ordnung und Gleichförmigkeit zu verknüpfen gewohnt ist, ist der Anblick eines asiatischen sehr seltsam. Die Lager der Orientalen stellen Zelte von allen möglichen Größen und Formen dar: runde, vier- und achteckige, ovale, hohe, flache, ungeheuer-große und winzig kleine, auf der Fläche in buntester Unordnung umhergeworfen. Esel, Maulesel, Kamele, mit Stricken an den Stangen der Zelte gebunden, kaum ruhig an ihrem vorgestreuten Futter, gehacktem Stroh oder Weizen, oder gehen ganz frei umher. Die Zelte sind so ungünstig angelegt, daß sie wie wahre Spinnengewebe aussehen. Greift der Feind zur Nachtzeit ein persisches Lager an, kann man sich vorstellen, welche Verwirrung bei diesem Ueberfalle stattfinden muß. Die meisten Soldaten werden sich gegenseitig dabei zertreten, indem sie nicht im Stande sind, aus dem so künstlich ineinander verwickelten Strick- und Pfahlwerk herauszukommen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Alte Hindumünzen in Ceylon. Im Anfange dieses Jahres wurde in Ceylon, als man auf dem mohammedanischen Gottesacker ein Grab grub, ein irdenes Gefäß gefunden, das über 5000 alte indische Kupfermünzen enthielt. (Orient. Herald. Mai 1839.)

Dürre in Neusüdwales. Dieß periodisch wiederkehrende Uebel hat sich wieder seit August und September 1838 eingestellt. Die letzte große Dürre war im Jahre 1828, und soll noch heftiger gewesen seyn. Doch ist auch dießmal viel Vieh aus Mangel an Wasser umgekommen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 74** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Leila und Medschnun. — Die Opfer der Gesellschaft.** (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 3 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 178.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

27 Junius 1839.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Die Indianer in Guatimala.

Die Meinung, daß die Indianer Amerika's ein zum Untergang beſtimmtes Geſchlecht ſeyen, iſt, weil ſie ſich in einzelnen Theilen dieſes großen Continents bewährt hat, ohne viele Umſtände auf das Ganze ausgedehnt worden, obwohl ſie an allen Orten, wo der Weiße nicht auf die Länge Bebauer des Bodens werden kann, bedeutende Modificationen erleiden muß. Eine Reaction der Indianer gegen die europäiſchen Einwanderer iſt aber in Mexico, Centralamerika und Peru eine Gewißheit, wobei man nur über die Zeit in Zweifel ſeyn kann. Ein Reiſender, welcher im Anfange dieſes Jahrzehends ſich längere Zeit in Mexico, namentlich im Staate Oajaca, aufhielt, fragte einſt einen indianiſchen Alcalden, warum denn ſie, die Indianer, ſich nicht entſchiedener in die innern Händel des Landes miſchten und dadurch der Sache den Ausſchlag gäben, damit doch einmal das Land in Ruhe komme. Der Alcalde ließ mit der gewöhnlichen, indianiſchen Verſchloſſenheit merken, daß man die Weißen ſich unter einander ſelbſt aufreiben laſſe, und brach endlich in die Worte aus: „wenn wir uns einmal darein mengen, ſo wird es nicht mehr Todtengräber genug geben, um die Leichen zu begraben!“

Dieſe unter den Indianern gährende Geſinnung ſcheint ſeit zwei Jahren in Guatimala zum Ausbruch gekommen zu ſeyn. Wir haben ſchon im vorigen Jahre kurz die Nachricht gegeben (ſ. Nr. 158), daß unter dieſen Indianern ein Aufſtand ausgebrochen ſey. Dieſe Nachricht war den Times entlehnt, enthielt aber keine nähern Angaben. Jetzt theilen die franzöſiſchen Blätter (ſ. Gazette de France vom 15 Junius) ein Schreiben aus Guatimala vom 9 März d. J. mit, welches von einem Handelsreiſenden an ein Großhandlungshaus in Paris gerichtet iſt, und zwar keine nähern Umſtände angibt, aber doch zwei Angaben enthält, welche über die Bedeutung und Richtung des Aufſtandes keinen Zweifel übrig laſſen. Der Ruf erſchallt: „Tod den Weißen! Tod den Fremden!“ Noch wichtiger möchte der Umſtand ſeyn, daß dieſem Schreiben zufolge ſich die Miſchlinge mit den reinen Indianern verbündet haben. Nach den Mittheilungen des Centralamerikaners, Oberſt Galindo (ſ. Ausland, Jahrgang 1836 Nr. 156) beträgt die Bevölkerung 1,900,000 Seelen, worunter 685,000 reine Indianer, 740,000 Miſchlinge und 475,000 Weiße. Der Natur der Dinge nach nehmen die Weißen in dem heißen Klima ab und die Miſchlinge zu; die Indianer vermehren ſich langſamer, doch werden bei ihnen mehr Knaben geboren. *) Der Gang der Dinge iſt alſo für eine ſteigende Macht der Miſchlinge und Indianer; haben alſo dieſe ſich gegen die Weißen vereinigt, ſo müſſen dieſelben mehr und mehr unterliegen. Noch immer ſteht an der Spitze des Aufſtandes ein Indianer, der den ſpaniſchen Namen Carrera führt, anfangs nur eine Schaar von 150 Mann befehligte, aber in neuerer Zeit mehrerer Städte ſich bemächtigt zu haben ſcheint.

Hindu-Wallfahrtsorte.

Okamandel.

(Schluß.)

Die Eroberung von Dwarka führte auch zu der der benachbarten Inſel Beit, die nicht nur als der Zufluchtsort Ramtſchandertſchi's, des oben erwähnten Gottes, ſondern auch als der Schauplatz einer Incarnation Wiſchnu's berühmt iſt, von woher ihr urſprünglicher Name Schankudhar oder Schankodwara kommt, indem ein Hindudämon, welcher dieſen Namen führte, weil er in einer großen Schank oder Muſchel wohnte, worin er die Vedas, nachdem er ſie Brama geſtohlen, verdarg. Wiſchnu kam unter dem Namen Schanknaragar (Muſchelbrecher) auf die Erde herab, öffnete die Muſchel, und gab die heiligen Bücher ihrem rechtmäßigen Beſitzer zurück, ohne den Dieb zu tödten, wie dieſer gehofft hatte, da der Tod durch Wiſchnu's Hand ihm die ewige Seligkeit verſchafft hätte. Ein ſo wichtiger Dienſt führte zur Einſetzung der Verehrung Wiſchnu's am Orte der That, und die Menge zollte ihm ihre Verehrung bis zur Ankunft eines höhern Gottes, Ramtſchandertſchi's, welcher vor den Waffen der Moslems floh. Sein Götterbild nahm den Tempel des Muſchelzerſtörers ein, und erhielt alle Gaben, zum Zeichen,

*) Bei den Weißen und Miſchlingen verhalten ſich die Geburten der Mädchen zu denen der Knaben, wie 11 : 8.

daß die Hindugötter gleichfalls Unfällen und Wechseln unterworfen ſind. Auch Ramtſchanders Fall, obgleich noch keine Symptome der Abnahme bemerklich ſind, kann mit Zuverſicht voraus geſagt werden; der Schlag, der ihn ſtürzen wird, erfolgte in dem Augenblick, wo die Fahne Englands unter den heiligen Bannern Kriſchna's wehte, und die völlige Unterwerfung dieſes heiligen Hindulandes verkündigte. Nur zu beſtimmten Zeiten wird das Bild gezeigt, wer alſo nicht an den jährlichen Wallfahrten ſich einfindet, hat keine Gelegenheit, dieſen Gegenſtand allgemeiner Verehrung zu ſehen; doch wird freier Zutritt im Tempel geſtattet.

Die Inſel Beit iſt etwa 4 (engliſche) Meilen lang, und faſt 2 Meilen breit; ihr Boden iſt eine Sandſchichte auf einer Unterlage von Madreporen, ſo wie einigen Felſen von ſchwammichter Beſchaffenheit; es iſt demnach wenig Vegetation hier, außer in einem Garten, deſſen Boden man durch Einführung von Pflanzenerde aus dem gegenüberliegenden Ufer verbeſſerte. Da derſelbe aus einem benachbarten Teiche gut bewäſſert und gegen die Seeluft geſchützt iſt, ſo gedeihen hier Bäume und Pflanzen äußerſt üppig. Das Herbeiſtrömen der Pilger zu den heiligen Tempeln verurſacht einen weit größern Bedarf von Zucker, Ghi (zerlaſſene Butter), Korn u. ſ. w., als die Inſel liefern kann, und die Einfuhr dieſer Gegenſtände bildet einen bedeutenden Handel. Der Hafen iſt gut, und gilt für ſicher, da er gegen die herrſchenden Winde geſchützt iſt, nur iſt der Ankergrund ziemlich felſig. Die Stadt ſelbſt iſt klein und unbedeutend, das Fort, welches alle die heiligen Gebäude in ſeinen Mauern einſchließt, iſt die Hauptſache: es beſteht aus einem Viereck mit hohen von Thürmen flankirten Mauern; die nach der See zu ſind mit doppelten Reihen von Kanonen beſetzt. Die Tempel im Innern ſind keineswegs ſo prächtig, wie die zu Dwarka, aber das Heiligthum hat viel koſtbarere Zierrathen, und die Thorpfoſten an ſechs Eingängen ſollen von Silber ſeyn. Zahlloſe in dieſem Aſyl heilig geachtete Tauben haben hier ihre Wohnung aufgeſchlagen, und werden jeden Tag von den Praminen gefüttert; auch wird hier gewiſſen Claſſen von Pilgern täglich ein Mahl bereitet. Der Palaſt des Rana bildet die eine Seite des Vierecks, der übrige Theil iſt von den Tempeln und den Wohnungen des Oberprieſters und ſeiner Gehülfen eingenommen.

Die Cerimonie, dem Pilger das Zeichen der Erfüllung ſeines Gelübdes aufzudrücken, findet außerhalb der Pagode ſtatt gegen Bezahlung einer beſtimmten Summe, die je nach dem Vermögen des Pilgers variirt, die Soldaten kamen mit einer viel kleinern Summe weg, als man von den reichern Pilgern verlangte: die Zeichen werden mit heißen Eiſen eingebrannt, und zwar zwei auf jedem Arm. Dieß bezeichnet die Waffen, mit denen Kriſchna ſtets in ſeinen vier Händen abgebildet wird. Das Eiſen macht augenblicklich eine kleine Blaſe, welche auf der dunkeln Haut der Eingebornen ſogleich das Zeichen deutlich erſcheinen läßt; ſetzt man ſich damit der Sonne aus, ſo gibt es ein arges Geſchwür, das oft von Fieber begleitet iſt. Der Pilger, der ſich dieſer vier Merkzeichen rühmen will, muß Beit, Dwarka und Amran, eine Stadt und Veſte auf der Halbinſel Okamandel, weſtlich von Beit, beſucht haben.

Die Hindugötter haben indeß nicht allein das Heiligthum der Inſel Beit inne, denn auf der Nordſeite iſt das Grab des berühmten mohammedaniſchen Heiligen, Hadſchi Kirmari, der in ganz Guzerat in hohem Anſehen ſteht. Er ſoll einen großen Theil der Einwohner dieſer Provinz zum Islam bekehrt, und nach langer Anſtrengung ſich an dieſen einſamen Ort zurückgezogen haben, wo noch jetzt einige Schüler ſeiner Secte wohnen, und ſein Grab in gutem Stand erhalten. Dieſe armen Leute werden durch die Geſchenke frommer Mohammedaner unterſtützt, die gelegentlich aus verſchiedenen Theilen Guzerats zu dieſem Zwecke hieher kommen. Dieſe wahren Gläubigen ſind nicht ſelten von Hindus begleitet, welche, wie wir oben bemerkten, nie von einem heiligen Orte hören, ohne den Wunſch zu hegen, demſelben auf irgend eine Weiſe ihre Verehrung zu bezeugen, indem ſie Geld, Früchte, Korn oder auch nur eine Blume, wenn ſie ſonſt nichts zu bieten haben, auf jedem Steine zurücklaſſen, an den ſich irgend eine religiöſe Idee knüpft. In den Vorſtädten von Beit, außerhalb des Forts, iſt ein ziemlich guter Markt, und ſelbſt an dieſem entlegenen Orte, wo vor 1816 wegen der Seeräuberei nur ein höchſt unbedeutender Handel herrſchte, befand ſich der Agent eines der unternehmenden Parſi-Kaufleute aus Bombay. Seine Hauptbeſchäftigung war die Sammlung einer gewiſſen Art großer Muſcheln, die ſich hier in Menge findet: dieſe Muſcheln werden nach Bengalen verſendet, und dort zu Braceletten verarbeitet, welche von Leuten, die keinen theuern Schmuck bezahlen können, häufig getragen werden; auch führte derſelbe Haifiſchfinnen aus, die ſtark nach China gehen, und dort als eine ſehr nahrhafte Speiſe hoch im Werth ſtehen.

Zu Dwarka und Beit gibt es eine Menge religiöſe Aſceten, von denen viele die Welt verließen, um ein unſtätes Leben voll Angſt und Entbehrungen aus bloßen Gewiſſensſcrupeln zu führen. Andere ſind wilde Fanatiker oder kecke Betrüger, die aus der Religion ein Gewerbe machen und unter dem Mantel der Armuth reich werden; kecke Bettler, die ſich nichts abſchlagen laſſen, und dem armen Pilgrim das Letzte noch nehmen. Es iſt leicht, unter dieſen Claſſen zu unterſcheiden — zwiſchen dem wahrhaft Frommen, der trotz Hunger, Durſt und Mattigkeit von Hardwar nach Dſchaggernaht und von Geiah nach Okamandel wandert — und dem ſchlauen Sünder, der die Leichtgläubigkeit der Menſchen benützt, um in Trägheit zu leben; aber ſo heilig iſt ſein Stand in den Augen von Hindus und Mohammedanern, daß ſelbſt ganz notoriſche Betrüger ſich von den Gaben der Frommen mäſten dürfen.

Moskau.

3. Die Marktplätze.

Der Trödelmarkt.

(Fortſetzung.)

Vor allen Dingen darf aber ein ſolcher, der es liebt, den Nationen nach dem Puls zu fühlen und ihm die Protuberanzen ihrer Hauptthorheiten am Schadel herauszutaſten, es nicht ver-

ſäumen, die Bilderbuden dieſes Markts zu ſtudiren. Gewöhnlich ſind mit dieſen merkwürdigen Producten ruſſiſcher Phantaſie die Durchgänge von einer Gaſſe zu einem innern Hofe geſchmückt. Dieſe Bilder ſind aus uralten, in Rußland beſtehenden, noch von keiner europäiſchen Cultur verbeſſerten Fabriken und mit den ächteſten, ungefälſchten Farben ruſſiſcher Phantaſie gemalt. In Moskau, dem Herzen Rußlands, findet man daher auch die Hauptateliers für dieſes Fabricat. Sie werden von hier in großen Portionen in das ganze Reich geſchickt, und man findet in den Schenkſtuben der Krüge alle vier Wände damit austapeziert und ſie auch bei allen Bauern weit verbreitet. Sie ſind alle mehr oder weniger religiöſen, oder beſſer mythologiſchen Inhalts. Alle berühmten Ereigniſſe von der Schöpfung an bis auf die neueſten Wunder von Woroneſch werden auf ihnen mit Gelb, Roth, Grün ſo anſchaulich dargeſtellt, daß die ungläubigſten Thomashände hier den Glauben faſſen müſſen. Faſt ſcheint es mir aber, als wenn das Reich des Teufels auf dieſen Bildern noch größer ſey als das der Engel. Denn der Tod, der Teufel und ſein Adjutant (der Goſpodin Sträptſchik, wie er hier gewöhnlich heißt), begegnen dem Auge ungleich häufiger als die Engel und Cherubinen. Die ſämmtlichen Ungethüme der Apokalypſe erſcheinen äußerſt häufig, das Babyloniſche, Aſſyriſche Macedoniſche und Römiſche Reich. Wenn dieſe ſich für ein nüchternes Gemüth ſchon ſonderbar genug in jenem griechiſchen Werk ausnehmen, ſo kann man ſich denken, welchen Effect ſie hier hervorbringen, wo ſie in das Ruſſiſche eines moskowitiſchen Bauern überſetzt ſind. Die Urtypen mögen aus Griechenland gekommen ſeyn, und ſind noch in den Gängen an den Wänden der Klöſter und Kirchen zu finden, von denen die Holzſchneider ſie abcopiren, indem ſie ihren eigenen Witz hinzuthun. So ſah ich z. B. in dem Novoſpaſſki-Kloſter eben alle jene vier großen und berühmten Hauptmonarchien der Welt mit gewundenen Schlangenſchwänzen und einem ungeheuren Rachen voll Drachenzähnen ganz vertraulich bei einander ſitzend, wie Hausſpinnen.

Manche jener Bilder ſind nicht ohne Geiſt. So betrachtete ich unter andern eines, welches mit großen Buchſtaben „der Geldteufel“ (Deneschnoi diavol) überſchrieben war, und das ich ſogleich für meine Sammlung von Reiſe-Souvenirs kaufte. Es ſchwebt der Teufel auf dieſem Bilde in purpurrother Farbe über der Welt. Aus Händen, Füßen, Mund und Naſe entfällt und entſprüht ihm das Gold in Fülle, ja ſogar wie Ungeziefer kriechen ihm die goldenen Ducaten unter den Haaren hervor. Sein Herr Adjutant (Goſpodin Sträptſchik) reitet hinter ihm her auf einem gelben Ungeheuer, und peitſcht es mit dem Mercuriusſtabe. Auf der Erde tummeln ſich eine Menge Menſchen, den goldenen Regen aufzufangen. Ein Backer hat den Teufel mit einem dicken Strick umwunden, und zieht ihn halb zu ſich heran. Ein Schuſter hat ſeinen ſchwachen Faden nur an einer Fußzehe geheftet, und wird, wie man ſieht, nicht viel wirken. Ein Gaſtwirth hat alle ſeine Tonnen, Flaſchen und Kübel ausgeſtellt, aus denen unten der Wein auslauft, indem oben das Gold hineinregnet. Durſtiger ſelbſt, als ſeine Gäſte, hält er noch ein Glas hoch, um damit einige zur Seite fliegende Goldſtücke aufzufangen. Eine Dame ſteht in vollem Staate da, in der ganzen Fülle ruſſiſcher Schönheit, d. h. mit einem dicken Klecks rother Farbe auf jeder Wange und mit einem Embonpoint, den ſelbſt eine Viertonne noch beneiden könnte. Ein Prieſter tritt mit einem Fuß auf den Schemel ſeines Katheders, predigt mit der einen Hand und hält mit der andern ſeinen Mitra in den ſegensreichen Mairegen des Goldes. Der Teufel ſchüttet mit vollen Händen den Segen des Himmels auf ihn herab. Auch ſteht neben ihm noch ein Kirchengefäß, in welches ein tüchtiger Goldſtrahl hineinſchießt. Am wunderbarſten nimmt ſich ein Shiwopiſſetz (Maler, Künſtler) aus; auf ſeinen Schultern tanzen ein Paar Eichhörnchen mit hohen Sprüngen, an ſeiner Mütze ſind eine Menge in der Luft flatternde Schmetterlinge mit feinen Fädchen angebunden, außer dem iſt ſeine Kopfbedeckung mit vielen Pinſeln und Federn geſpickt. Er ſteht von weitem, wo ihn kein Goldſtrahl trifft und knallt eine Piſtole in die Luft ab. Wenn er aber den Teufel auch trifft, ſo wird ihm doch nichts zu Theil; denn dieſer wird mit allen ſeinen Schätzen dem ganzen übrigen Geſindel auf den Kopf fallen. Dieſem Getümmel zur Seite ſitzt als müßiger Beobachter ein kleiner Affe mit dem Geſichte eines Weiſen; er hat die Hand gehoben und ſcheint in den Haufen hineinzupredigen, ohne Zuhörer zu finden. Ich konnte aber leider den beigeſchriebenen Spruch nicht entziffern. Solche wirklich ächte ſatyriſche Bilder ſieht man ſehr oft aus jenen verachteten Ateliers Moskau's hervorgehen.

Auf dieſen Trödelmarkt kommen nun natürlich nur die Antiquitäten geringeren Werthes; doch gibt es auch, wie man ſich leicht nach dem oben über den häufigen Wechſel in den ruſſiſchen Häuſern Geſagten denken kann, noch Plätze, wo die abandonnirten Koſtbarkeiten zum zweiten Male zu Markte gebracht werden. Keines der dazu beſtimmten Magazine bringt mehr Waaren dieſer Art, als das in der ganzen vornehmen ruſſiſchen Welt berühmte Magazin Luchmannow, das wir daher hier noch mit ein paar Worten als Anhang zum Trödelmarkte darſtellen können.

(Schluß folgt.)

Holzpflaſter in London.

Der Magiſtrat von London hat beſchloſſen, in der Wagenſtraße, dem Central Criminal Court gegenüber, ein Holzpflaſter zu verſuchen. Man hofft, daß nicht nur der Lärm der Wagen und Karren dann nicht mehr die Geſchäfte des Gerichtshofes unterbrechen, ſondern auch das Pflaſter ohne Vergleich wohlfeiler ſeyn werde. Es ſind zwei Muſter vorgelegt: das eine von einem Hrn. Stead, deſſen Holzpflaſter in Oxfordſtreet ſo großen Beifall fand, das andere von einem Hrn. Geary, der vor kurzem an den Gemeinderath ſich wandte und das Anerbieten machte, wenn ſein Experiment nicht gefalle, das Holzpflaſter wieder wegzunehmen und das Steinpflaſter herzuſtellen, ohne etwas dafür zu verlangen. Die Contrahenten wollen das Pflaſter in 18 Stunden vollenden, ſo daß der Verkehr nicht unterbrochen würde. In der Nachbarſchaft der Stadtkirchen ſoll gleichfalls ein Holzpflaſter gelegt werden und daſſelbe ſcheint an der Blackfriarsbridge beabſichtigt. Die Contrahenten erklären, daß die Reinlichkeit der neuen Holzpflaſterungsart ſich als ganz außerordentlich ergeben werde. (Mechanics' Magazine.)

Baron Korffs Reiſe nach Perſien.

(Schluß.)

„Um hier ein allgemeines Urtheil vom perſiſchen Militär zu fällen, muß ich geſtehen, daß der perſiſche Soldat, er mag zur Infanterie, Cavallerie oder Artillerie gehören, nichts Kriegeriſches an ſich hat. Einen Sarbaſen (regulären Infanterie-Soldaten) zu zeichnen, iſt gar nicht ſchwer. Man mag vom Kopf oder von den Füßen anfangen, Alles iſt gleich. Der Kopf iſt geſchoren, die Schläfe und Scheitel ausgenommen, an welchen das Haar lockenförmig ſich ringelt; eine Mütze von ſchwarzem Schaffell bedeckt ſie. Der Kopf eines perſiſchen Soldaten unterſcheidet ſich alſo durch nichts von denen der Civilbeamten, wie der ganzen übrigen Bevölkerung. Die rothe Uniform, mit einer Borte und breiten Bahnen, ſitzt dem Soldaten ſackförmig, dabei trägt er breite weiße Schalwari, die unten aufgeſtülpt und an den halben Waden mit den Riemen der ſandalenähnlichen Schuhe befeſtigt werden. Das Portd'epée und Bandelier hängen ihm kreuzweiſe über die Bruſt, eine große Flinte drückt ihn durch ihre Schwere völlig zu Boden. Alles ſitzt ihm am Körper ſchief und krumm, und entſtellt ihn ganz für ſeinen Beruf. Nie möchte wohl in der Welt ein lächerlicheres, ſeltſameres und dabei wirklich bedauernswertheres Militär beſtanden haben, als das von mir in Perſien wahrgenommene. Engliſche Officiere befinden ſich im Dienſte des Schahs, und ſind bemüht, ſeine Soldaten auf europäiſche Weiſe umzubilden, ſie ſchonen bei den Exercitien keine Goddams und andere Kraftausdrücke; doch hilft Alles nichts, die Harmonie geht ihnen ab.

„Im Lager bemerkte ich unfern von mir einen Wachtpoſten, den Zapfenſtreich executirend. Ich ritt dahin, und ſah die närriſchſten Dinge vorgehen. Ein unglücklicher Trommelſchläger und zwei oder drei Pfeifer, nicht im mindeſten daran denkend, daß nur Ein Gegenſtand ſie beſchäftige, lärmten jeder für ſich, keine Rückſicht auf Tact und Harmonie nehmend. In demſelben Moment ſtand ein anderer Wachtpoſten unter dem Gewehr, richtete ſich in eine möglichſt krumme Linie, und präſentirte dabei die verwirrteſte Unordnung, die man ſich nur bei dem Ablöſen zweier Piquets denken kann. Ich ſah in der Fronte Soldaten, von denen einige die Hände unter den Flinten hielten, andere ſich den Kopf kratzten und ähnliche Unordnungen ſich erlaubten. Ein engliſcher Officier ſtand ſeitwärts und commandirte auf perſiſch. Nach geſchlagenem Zapfenſtrich rief er laut: rechts ſchwenkt euch! Nun begann eine unerklärbare Confuſion, ganze und halbe Glieder ſchwenkten ſich, ſchwenkten ſich rechts und links, geriethen ineinander und wußten aus dieſem verworrenen Haufen zuletzt nicht herauszukommen. Die Muſik beſtand aus vielen Flöten, großen und kleinen Trommeln, die ein gräuliches Getöſe erhoben, wobei das abgelöſte Piquet in derſelben ſchiefen Linie abmarſchirte, in der es ſich vorhin aufgeſtellt hatte. Die Artillerie iſt beſſer als die Infanterie, darum leiſtet ſie auch weſentlichere Dienſte als jene. Die Kanonen werden ſehr in Acht genommen, die dabei gebrauchten Leute ſind viel gewandter als die Infanteriſten; wie man mir verſicherte, lieben ſie ihr Gewerbe, und geben Hoffnung, künftig etwas Tüchtiges darin zu leiſten; aber auch ſie ſind überaus lächerlich gekleidet, womit ſich das an den Anblick disciplinirter Heere gewohnte Auge des Europäers nicht ſobald vertraut machen kann. Das Fuhrwerk hat große Aehnlichkeit mit dem für den Feldbau gebrauchten, iſt aber ſehr mit Gefahren verknüpft, weil vor den Kanonen in Perſien Hengſte geſpannt werden, wodurch nicht ſelten bedeutende Unglücksfälle geſchehen. Das Arſenal in Tauris ſteht unter dem Befehl eines gewiſſen Muhammed Ali Khan, eines mit Kenntniſſen begabten Mannes, der in England geweſen iſt und nicht umſonſt dieſe Reiſe gemacht hat. Er wäre im Stande, die Artillerie in Perſien bedeutend zu verbeſſern, ihn hindern aber daran die bekannte Habſucht und Nachläſſigkeit der Regierung. Ueberhaupt möchte die Aufgabe ſchwer, vielleicht unmöglich zu löſen ſeyn, die Perſer zu tüchtigen Soldaten zu formiren; ſie ſind durchgängig ſehr feig, dabei im höchſten Grad indolent und ſorglos, mit ſolchen Eigenſchaften läßt ſich aber keine Armee bilden. Eine reguläre Cavallerie beſitzen die Perſer nicht. Der neue Schah ſoll willens ſeyn, eine zu bilden, doch Entſchluß und Ausführung ſind von einander ſehr verſchieden. Die aſiatiſchen Partiſane werden von manchen Reiſebeſchreibern als ſchöne und gefährliche Leute geſchildert; ſie ſind in der That aber nur unbedeutend, keiner von ihnen tritt in unmittelbaren Fauſtkampf mit dem Feinde, keiner von ihnen verſteht vom Pferde gehörig zu ſchießen; wahr iſt es, daß ſie gleich mächtig ihrer Pferde, wie ihrer Füße ſind; doch gewährt dieß keinen Nutzen, da ſie den Muth nicht haben, ihren Feind anzugreifen. Nächſtdem iſt die Zahl der Cavalleriſten in Perſien, die gute Pferde beſitzen, ſehr klein, die meiſten derſelben ſind arm und reiten erbärmliche Pferde, deren Anblick Bedauern einflößt. Ein Pferd von perſiſcher oder arabiſcher Race iſt deßwegen immer noch kein ſchönes Pferd; man ſieht oft bewaffnete Reiter in Aſien, mit deren Pferden unſere europäiſchen Fuhrleute und Waſſerführer nicht tauſchen würden.

„Die Phyſiognomien der perſiſchen Officiere ſind ſehr amuſant. Sie kleiden ſich in Ueberröcke, die nur zur Kniefcheibe reichen, der Kragen iſt mit Stickerei beſetzt, auf den Achſeln haben ſie dicke Epaulettes. Die Pantalons ſtecken in den Stiefeln, den Kopf bedecken ſie gleich den Soldaten mit einer Mütze von ſchwarzem Schaffell. Von dem Kriegerhandwerke verſtehen ſie nichts, lieben aber ſehr damit zu prahlen; ſchon aus ihren Geſichtern ſpricht ſich ihr Eigendünkel aus, der ſie ſich höher als die Engländer, ihre Lehrer, halten heißt. Letztere bringen den Soldaten bloß das militäriſche Exercitium bei, miſchen ſich aber keineswegs in ihre innere Verfaſſung. Alle ökonomiſchen Angelegenheiten der Armee, wie ihre Verproviantirung, die Auszahlung der Soldatenlöhnung und andere Bedürfniſſe derſelben beſorgen allein die perſiſchen Militärchefs und Officiere. Dieſe halten es keineswegs für eine Sünde, die Gelder, welche ſie für dieſen Gegenſtand erhalten, in ihre Taſchen zu ſtecken, und ſo mit unerhörter Frechheit die armen Soldaten zu berauben. Sie ſind von ſich ſo eingenommen, daß ſie ſich den erſten und gebildetſten Männern im Staate gleichſtellen, und ihr Betragen genau nach ihnen zu modeln ſuchen. Ein hervorſtechender Zug dieſer Leute, welche ſo ſehr die europäiſchen Sitten nachzuahmen ſtreben, iſt der Gebrauch weißer Schnupftücher, die ſie unbeſäumt tragen, ſo daß die Fäden von den Rändern herabhängen. Der vorhin gedachte Emir Niſam, Oberbefehlshaber des perſiſchen Heeres, gehört zu dieſen Stutzern, unaufhörlich ſah ich ihn ſein Schnupftuch zur öffentlichen Schau in den Händen halten.“

Muſelmänniſche Bevölkerung in Toulon. Der Toulonnais vom 12 Junius bemerkt, die muſelmänniſche Bevölkerung der Stadt wachſe ſo ſehr an, daß man darauf denken müſſe, ihnen einen eigenen Begräbnißplatz einzuräumen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 179.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Junius 1839.

Ausflug von Surabaya nach Madura.

(Von Dr. Eduard Selberg.)

Beinahe schon zwei Monate war ich in Surabaya und dessen Umgegend gewesen, und bereitete mich, dieß zu verlassen; ehe ich jedoch meine Reise nach Passaruang fortsetzte, wie meine Absicht war, wollte ich erst noch die Insel Madura näher kennen lernen, welche so oft schon verlockend meine Blicke angezogen hatte. Schöne Tage hatte ich in Surabaya verlebt, und reiche Notizen für mein Tagebuch, reichere für meine Erinnerung gefunden. Gerade diese Stadt hat für den Reisenden ein um so größeres Interesse, da sie neben dem europäisch-indischen Leben ein reines Bild des javanischen zeigt. In Batavia und dessen Nähe wohnen hauptsächlich Malaien von den benachbarten Inseln und verbastarte*) Nachkommen dieser Einwanderer, welche durch anhaltenden Contact mit den Europäern die scharfen Umrisse der Gestalt, der Sitte und des Lebens verloren haben. Dagegen trifft man in Surabaya das rein javanische Leben. Die Verderbniß der Sitten, welche hier, wie überall, wo Europäer Colonien bewohnen, eingerissen ist, als erstes Geschenk unserer Cultur, sieht man bis auf die letzte Spur verschwinden, sobald man in den Campongs der Javanen, welche einige Stunden vom Strande entfernt liegen, seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand richtet.

Die Stadt Surabaya oder Sorabaya (Versammlungsort der Krokodile) liegt auf der Nordküste von Java, der Insel Madura gegenüber, auf 7° 2′ 31″ südl. Br. und 112° 43′ 27″ östl. Länge von Greenwich in einer großen Fläche am Strome von Surabaya (kali-mas, d. h. Goldstrom), welcher hier in den indischen Ocean mündet. Hohe Gebirge, wie z. B. das tengger'sche, welches sich 7800 Fuß über die Meeresfläche erhebt, sind wenigstens acht Stunden vom Ufer entfernt. Die Luft ist feucht und heiß; das Thermometer stand oft noch 86° F. mehrere Stunden nach Sonnenuntergang. Die Stadt ist groß und schön, wenn man dieß Wort nicht im europäischen Sinne nimmt. Unbewohnte Plätze wechseln ab mit schönen, europäischen Gebäuden, blüthenvollen Gärten, in welchen die prächtigsten Gewächse der Flora Indiens vereinigt sind, javanischen Hütten und Bazars, auf welchen der Handel viele Menschenracen vereinigt. Die eigentliche Stadt, ohne die umliegenden Campongs, hat etwa 5000 Einwohner, darunter viele Europäer, Liplappe, Javanen, Chinesen, Araber u. s. w., welche theils für immer hier wohnen, theils sich nur einige Zeit hindurch des Handels wegen hier aufhalten. Eine vortreffliche Rhede, welche gegen See und Wind gesichert ist, breitet sich vor der Stadt aus. Hier ankern die großen Schiffe eine bis zwei englische Meilen von der Mündung des Calimas entfernt, vor Anker, weil dicht am Ausfluß desselben das Wasser auf dem sumpfigen Grunde zu flach ist. Im Westmusson jedoch, wo häufig Unwetter und Sturmschauer die Schiffe umherschleudern, wird eine zu nahe Nachbarschaft unter denselben ängstlich vermieden, und sie liegen noch weiter von der Mündung entfernt. Um nach der eigentlichen Stadt zu gelangen, fahrt man, nachdem man sich dem Strande in einem Boote genähert hat, den Calimas drei Viertelstunden lang hinauf; die Ufer sind schmal und sumpfig; Javanen ziehen das Boot stromaufwärts. Von der Nordseite deckt die Insel Madura, welche mit Java die Straße von Madura einschließt, die Rhede, welche außerdem von der Westseite das Fort Oranje gegen feindliche Anfalle schützt. Da nun noch von der Ostseite her ein Kriegsschiff sich nähern könnte, so ist durch das neue Vertheidigungssystem des Generals van den Bosch bestimmt worden, die Mündung des Flusses zu verengen, und zu beiden Seiten desselben eine starke Batterie aufzuwerfen.

Da ich gerne früh Morgens auf der Insel Madura ankommen wollte, so hatte ich mir vorgenommen, Nachmittags nach der Fregatte Bethy und Sara zu gehen, welche etwa drei englische Meilen westlich von der Mündung des Stroms von Surabaya lag, um von hier aus am andern Morgen mit einer Barkasse und der nöthigen Mannschaft, welche mir der commandirende Officier jenes Schiffes zugesagt hatte, nach Madura überzusetzen.

Es war am 10 März. Der Westmusson wurde schon hin

*) Wir wollen dem Verfasser diesen ächt holländischen bezeichnenden Ausdruck nicht durch einen schwächern deutschen ersetzen.
A. d. R.

und wieder an einzelnen Tagen vom Ostwinde durchbrochen, welcher die dichten Regenwolken zertheilte, die über der Insel hingen und den glühenden Strahl der Sonne in eine drückende Schwüle umwandelten. Ich wohnte in Simpang, welches, obgleich zu Surabaya gehörig, doch etwa drei englische Meilen von der eigentlichen Stadt entfernt liegt. Da ich gerne die Zeit, welche von meinen Excursionen übrig blieb, in dem großen Hospital, welches hier liegt, zubringen wollte, so hatte dieser Theil der Stadt mein besonderes Interesse in Anspruch genommen. Von hier aus fuhr ich rasch dem Strande zu und erreichte denselben gegen 6 Uhr Nachmittags. Hier miethete ich mir ein inländisches Canot, Tambangan, mit drei Javanen, von welchen der eine das Steuer führte und die beiden andern ruderten, um hiermit nach der genannten Fregatte zu gelangen. Diese Canots sind ungefähr zwei Fuß breit und zehn Fuß lang, haben einen scharfen Kiel und scharfes Vordertheil, um die Wellen damit zu zertheilen. Der Wind, welcher den ganzen Tag aus Nordost geweht hatte, war indessen in Südwest umgesprungen, blies ziemlich stark und trieb schwarze Wolken in dichte Haufen zusammen. Mit reißender Schnelligkeit flogen wir den Strom von Surabaya hinab, welcher uns nach halbstündiger Fahrt auf die offene Rhede führte. Die dichten Wolken hatten die ohnehin wenige Minuten dauernde Dämmerung zurückgedrängt und die Nacht war ganz eingetreten, als wir daselbst ankamen. Der Wind war stärker geworden und die See ging heftig. Kein Stern leuchtete am schwarzen Himmel, Feuer statt Schaum empor. Der Ocean schien so weit das Auge reichte, in ein Flammenmeer verwandelt. Mein Canoe wurde bald in die Höhe geschleudert, bald stürzte es herab; feurige Wellen schlugen über mich her, leuchtende Pünktchen auf meinen Kleidern zurücklassend. Ich hielt mich mit beiden Händen im Tambangan fest, um nicht herausgeschleudert zu werden. Eine Welle schlug mir den Hut vom Kopf und füllte fast das ganze Schiffchen mit Wasser. Nachdem wir auf diese Weise längere Zeit in stetem Kampf mit den Wellen umhergetrieben waren, sah ich die dunkeln Umrisse eines großen Schiffs vor mir. Eine Welle schleuderte uns näher, als wir von einem Officier des Wachtschiffes van Speyk, denn dieß war es, in dessen Nähe ich war, angerufen wurden. Nachdem ich ihm meinen Namen genannt und den Wunsch ausgedrückt hatte, nach der Bethsy und Sara zu kommen, rief er mir durch den tosenden Wind zu: eine ehrliche Seele setze sich bei solchem Wetter in einer Nußschale mit drei schwarzen Heiden der See nicht aus, ich möge heraufkommen.“ Ich bat ihn, mir ein gutes Boot mit Mannschaft zu geben, welche ich reichlich belohnen wollte, erklärte aber, daß ich gesonnen sey, meinen Weg fortzusetzen. Er ging, um meinen Wunsch dem Commandanten des Schiffes vorzutragen, ich aber bereute fast die Erklarung, meinen Weg fortsetzen zu wollen, als der Officier mit der Nachricht zurückkam, der Capitän könne bei diesem Wetter nicht Einen von der wenigen Mannschaft, welche er an Bord habe, entbehren. Unruhiger setzte ich meinen Weg fort. Zugleich erinnerte ich mich sehr zur ungelegenen Zeit mehrerer Mordthaten, welche die Javanen auf der Rhede ausgeübt hatten, indem sie den Tambangan durch die Wellen umwerfen ließen, um die ertrinkenden Europäer zu berauben. Dieß Manövre ist für die Eingebornen ohne Gefahr, da sie vortrefflich schwimmen und leicht auszuführen, weil der Tambangan augenblicklich umschlägt, sobald einer größern Welle die Seite statt des Vordertheils dargeboten wird.*) Der Wind wurde noch stärker, der Regen stürzte in dichten Strömen hernieder; das Leuchten des Meeres war erloschen. Die eintönige, traurige Melodie, nach welcher der Sturm seine Weise heult, fing an mir sehr verhaßt zu werden. Nach Verlauf von zehn Minuten war wieder das Canot voll Wasser und ich wünschte nur ein Schiff erreichen zu können. Scharf blickte ich umher, aber die Wellen, welche oft mir über den Kopf wegschlugen und der strömende Regen, raubten mir das Gesicht. Lange wurde ich so auf dem tosenden Meere umhergeschleudert und hatte selbst die Richtung, welche ich nehmen mußte, verloren. Die Minuten wurden mir zu Stunden. Meine Javanen versicherten, aus Mattigkeit nicht mehr rudern zu können, und nur durch Drohungen konnte ich sie zur Fortsetzung dieser freilich schweren Arbeit bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Moskau.

3. Die Marktplätze.

(Schluß.)

Das Magazin Luchmannows.

Daß kleine, untersetzige, schabröckige Leute viel Geld in der Tasche haben können, hatte ich schon in Petersburg und anderswo gesehen, und eben so hatte ich hie und da die Erfahrung gemacht, daß ein Mensch bei einer für das Erlernen von Französisch oder Griechisch unvortheilhaften Organisation, doch dasjenige Kopforgan der Schlauheit, welches Geld in den Sack bringt, in vorzüglicher Vollkommenheit besitzen kann. Ich wunderte mich daher nicht, in dem reichen Besitzer jenes oben genannten Magazins einen alten, abgeschabten Grünrock mit langem, weißem Barte zu finden, der weiter keine Sprache zu sprechen verstand, als ein gutes Russisch der Moskau'schen Bauern, der aber freilich dann in dieser Sprache viel Interessantes offenbaren konnte, da er 50 Jahre hindurch mit halb Rußland handelte, an seiner Bude fast alle russischen Großen dieser Jahre mehrere Male anklopften, und durch seine Hände schon mehr als ein Mal alle Ducaten Moskau's wandelten.

Man findet in dem Magazin Luchmannow Kostbarkeiten aller erdenklichen Art zur Schau und zum Ankauf ausgestellt, und man wird schwerlich etwas in dieser Art Reicheres und Vollständigeres finden. Man sieht hier unter Anderm ganze

*) Um solche Vorfälle so viel als möglich zu verhüten, müssen die Javanen zu Surabaya, welche nach 6 Uhr noch Europäer auf die Rhede bringen wollen, eine Erlaubnißkarte nehmen und ihre Namen so wie die der Europäer, welche sie hinausbringen, anzeigen.

Schränke mit unzähligen kleinen Schubläden, und jeden Schubladen mit Tabatieren der kostbarsten Art angefüllt, es sind darunter viele von 3, 4 bis 12,000 Rubel an Werth; manche stammen noch aus der Zeit Ludwigs XIV her, und sind mit herrlichen Miniaturbildern von Künstlern jener Zeit versehen und mit Edelsteinen geschmückt. Wie manche interessante Prise mag aus diesen Tabatieren genommen seyn auf ihrem Wege von Paris nach Moskau und ihrer Wanderung durch das ganze vorige Jahrhundert! Uhren fast aus allen Perioden der Uhrmacherkunst, von denen die eine sich durch ein treffliches Emaillegemälde auszeichnet, die andere, weil sie von einem berühmten Goldschmied gefaßt wurde. Damengeschmeide sind ebenfalls da, die in kleinen Kästchen zu wenigen Kubikzollen so viel Werth bergen, daß man Quadratmeilen dafür kaufen könnte. An Gemälden und Statuen fehlt es auch nicht, doch sind es Sachen der gemeinsten Art. Souvenirs und Curiositäten von einer Menge Schlachtfelder, von der Schlacht an der Moskwa bis zu der auf dem Kulikow'schen Felde hinauf. Es ist überhaupt schwerer zu sagen, was man in diesem für jeden Fremden, der Rußland kennen lernen will, so interessanten Magazin nicht findet, als was man darin findet, denn hiefür genügt das Wörtchen „Alles." Eine Münzsammlung fehlt natürlich nicht, und von ihnen hat Luchmannow die rarsten aufzufinden gewußt, von dem ersten rohen Rubel der alten Zeiten, der nur mit einem Beil von einer größern Silberstange abgeschlagen wurde,*) bis zu den neuern, schönen, eleganten Gepräges herab, selbst viele von den so sehr seltenen Münzen aus den Zeiten des falschen Dimitrius. Ich kaufte mir nur eine kupfernen Bartmarke von Peter dem Großen; wie bekannt, wollte Peter der Große den Bart in Rußland abschaffen, vermuthete aber nicht, daß dieser Bart so tief den Russen eingewurzelt sey, daß selbst er von seinen Absichten auf ihn etwas nachlassen mußte, er hob daher das Verbot des Barttragens auf, und legte nur eine Taxe auf den Bart. Für die Entrichtung dieser Taxe, die für den Bart 52 Kopeken betrug, bekam man nun eine Marke von Kupfer, die man bei sich tragen mußte, um sich bei der alle Bärte beaufsichtigenden Polizei legitimiren zu können. Diese Marke ist so groß wie ein Pfenning, rund herum ein Kranz, in dessen Mitte eine Nase, Lippe und langer Bart eingeprägt ist. Auf dem Reverse steht: „Dengi wsati" (Bartgeld bezahlt). Eines der kostbarsten Dinge, die ich bei Hrn. Luchmannow sah, war ein Joujou, das Ludwig XIV für den Dauphin verfertigen ließ. Ein kleiner, massiv goldener Tempel, vor dem sich eben so ein kleines Gehöft mit goldenem Gemäuer umschlossen befindet; in diesem Gehöfte stehen eine Menge Thiere, Vögel, Pfauen, Elephanten u. s. w., alle Leiber dieser Thierchen bestehen aus dicken, von der Natur verschieden geformten ächten Perlen, in denen der Künstler bald einen Ochsen-, bald einen Bären-Torso entdeckte, und aus dem er dann mit Hinzufügung goldener Beine, Hörner, Ohren und anderer Extremitäten diese Thiere völlig herausbrachte. Die Thierchen sind alle an den schönen, spiegelblanken, goldenen Boden angeheftet, und eben so auch der Jäger, der mit seiner Flinte auf den Stufen des kleinen der Diana geweihten Tempels steht. Es ist dieß alberne, unkindliche Spielzeug ein recht sprechender Beweis des wenig kindlichen Sinnes Ludwigs XIV, und es ist kein Zweifel, daß der erste beste Nürnberger Noahkasten dem Dauphin mehr Vergnügen gemacht haben würde, als dieser goldene Dianentempel, der gewiß seine Hunderttausende kostete, und auf den jetzt noch Hr. Luchmannow den Preis von 50,000 Rubeln setzte, wofür er unter den russischen Vornehmen noch einen Käufer zu finden hoffte.

Hr. Luchmannow, der mir von der Geschichte seines merkwürdigen Etablissements Manches mittheilte, erzählte mir, daß er besonders in der Zeit Katharinens seinen Reichthum begründet hätte. Vor 60 Jahren sey er ein armer Bursche gewesen, und sein ganzes Magazin habe aus ein paar alten Stiefeln und Kleidern bestanden; doch habe er das Glück gehabt, einige alte Sachen zu gutem Preise zu verkaufen, und sich dadurch ein Capitälchen zu verschaffen, das ihm erlaubte, sein Waarenlager zu vermehren. Als er nur erst die ersten Schritte auf der Bahn des Gewinns gemacht hatte, waren ihm die zweiten leichter und immer leichter. In jenen Zeiten der blühendsten Verschwendung nun, wo an dem splendiden Hofe Katharinens Günstlinge so leicht ihre Schätze gewannen, bei denen es dann natürlich hieß: „wie gewonnen, so zerronnen," brachte er sein Schäfchen aufs Trockene. Er sagte mir, daß damals nicht selten reiche Große in einer guten Laune für 3 bis 400,000 Rubel Tabatieren, Uhren, Candelabern u. s. w. gekauft, die sie nach kurzer Zeit ihm schon wieder zu billigen Preisen überlassen hätten. Die Veränderlichkeit ihrer Launen war so groß, daß Viele kauften, mit dem Versprechen, die Sachen am morgenden Tage abholen zu lassen, daß ehe aber die Zeit herankam, ihnen die Laune vergangen war. Mit dem Recht, die Sache zu besitzen, hatten sie über Nacht schon die Lust, sie zu erlangen, gebüßt, und entschlossen sich den andern Morgen, die Sachen nicht holen zu lassen, und mit einer bedeutenden Einbuße den Handel rückgängig zu machen. Viele Prätiosen wanderten zwei bis drei Mal durch das Magazin des Hrn. Luchmannows, und er gewann daher oft an einen Schmuck so viel, als er überhaupt werth war, und wurde auf diese Weise ein Mann, den man auf seine jährlichen 400,000 Rubel Revenuen schätzt.

*) Rubitj heißt abhauen, daher Rubel.

Bemerkungen über die Bevölkerung in Lima.

(Archib. Smith: Peru as it is.)

In Lima gibt es gewisse Meinungen und Regeln in Bezug auf die Natur und Heilart der Krankheiten, die so allgemein vom Volk angenommen sind und selbst von manchen Aerzten des Landes so genau berücksichtigt werden, daß es einem andern Arzte schwer werden möchte, das Vertrauen der Krankenwärterinnen und anderer Umgebungen eines Kranken, die nirgends so zahlreich sind wie hier, zu gewinnen, ohne diese Vorurtheile zu kennen.

No conoce nuestro clima! (er kennt unser Klima nicht) ist das erste der Worte, die gegen jeden europäischen Arzt, der in Lima sich

nützlich machen will, gesprochen werden. Nun wird jeder zugeben, daß jedes Land seine besonders modificirte Heilart haben muß, da ja das Klima nicht allein die Menschen, sondern auch Thiere und Pflanzen auf besondere Weise afficirt. Aber Kenntniß der Botanik und Zoologie und jedes andern Zweiges der Naturwissenschaft, der besonders Peru angehört, darf man bei Peruanern nicht suchen. Der einzige, der Naturgeschichte mit Interesse treibt und den wir die Ehre haben zu kennen, ist Don Mariano Rivero von Arequipa, als Astronom von Verdienst und Kenntnissen ist uns unter den Peruanern nur Dr. Gregorio Paredes bekannt; jede Wissenschaft, die dem medicinischen Studium angehört, wird aus europäischen Handbüchern geschöpft, und zwar ohne gehörige Anwendung auf Local und nationale Eigenthümlichkeiten, und doch sprechen sie von ihrer eigenen Praxis, von einer Medicina del pais. Im Gegentheil ist es für jeden denkenden Arzt Europa's keine allzu große Schwierigkeit, die Einflüsse des Klima's und der Lebensweise eines Landes kennen zu lernen, da dieß ja ohnedieß von ihm auch in der Heimath gefordert wird und gefordert werden muß.

Eine andere Sonderbarkeit der Limaner in ihrer Lebensweise ist, nur zu gewissen Stunden des Tages zu trinken. Ein völlig gesunder Mensch wird es nie wagen, gleich nach einer Mahlzeit zu trinken, auch nur Wasser, was überhaupt fast das einzige Getränk ist, das sie genießen; er wird der Verdauung erst ihren Lauf lassen, und dann nach Verfluß von drei Stunden wagt er es erst, seinen Durst, mag er auch so brennend gewesen seyn, wie er will, zu löschen. Ein Fieberkranker, dessen Nahrung aus leichten Speisen und in geringer Quantität besteht, erhält diese nur in dem regelmäßigen Zwischenraum von fünf zu fünf Stunden, drei Stunden nach dem Mahle darf er Arznei nehmen oder seinen Durst löschen, und zwei Stunden nachher wird ihm wieder etwas Speise gebracht. Ist er aber in der Besserung vorgeschritten, daß er eine kräftigere Speise erhalten kann, die aber meist in jungen Hühnern besteht, so dehnt sich der Zwischenraum von einem Mahl zum andern auf sieben Stunden aus, und erst nach fünf Stunden darf er durstig werden. Und Wärterinnen und gütige Verwandte und Freunde werden eher einen heilsamen Schlaf unterbrechen, als von dieser Regel abweichen. Höchstens erlauben sie beim Schlusse des Mahles ein wenig Wasser mit Zucker oder eingemachten Früchten, und das nennen sie tomar dulce para bever agua a las horas de la comida.

Die Besorgniß, daß im Körper auch beim gesunden Zustande sich immer bösartige Säfte absetzen und daher einen fortdauernden Gebrauch des Arztes erfordern, der von Zeit zu Zeit ihnen einige Arznei vorschreibt, sogenannte Präservativmittelchen, spricht sich in einer andern Redensart aus, prepararse para tomar purga, und wird von manchen Aerzten auf das strengste beobachtet.

Gefährlicher wirkt in vielen Fällen ein anderes Wort, das nur zu oft mehr im Gemüth des Sprechenden, als in Wirklichkeit vorhanden ist. Bei jeder Krankheit, die man nicht sogleich entziffern kann, wird ein Empacho, eine Verstopfung der Eingeweide, vorausgesetzt, und diese glaubt jede Mutter, jede Wärterin mit einem Eßlöffel voll cupindia de gallina, fetter Hühnerbrühe, heilen zu können, der auch sogleich dem Patienten eingegeben wird. Wenn nun auch in manchen Fällen dieß Uebel vorherrschend seyn kann, so sind doch weit mehr Fälle, wo man mit dieser Selbstcur ein geringes Uebel gefährlich, oft auch unheilbar macht. Vergeblich mag dann der geschickte Arzt der Mutter versichern, daß das Leiden des Kindes oder des Kranken ganz andern Ursachen zuzuschreiben ist. Es ist ein Empacho, und demzufolge wird mit Jeringa, ein Instrument, das überhaupt gern gebraucht wird, und Hühnerbrühe verfahren. Bei Kindern, die mit allerlei Süßigkeiten, Früchten und ungesunden oder für ihre zarten Organe noch nicht passenden Speisen vollgestopft werden, mag es zuweilen, namentlich während dem Zahnen, eine Mitursache des Uebelbefindens in dem Unterleibe seyn, wozu überhaupt die Kinder weißer Eltern, besonders in Lima, geneigt sind. Complicirte Fälle dieser Art erfordern eine vorsichtige Behandlung. Doch diese sind nicht so häufig als andere, wo, unabhängig von Indigestion, eine kleine Störung in den Eingeweiden gerade heilsam wirkt, und ein natürlicher Schutz gegen Affectionen des Kopfes beim Zahnen ist. Aber es ist eine Eigenthümlichkeit, die mit dem religiösen Glauben und den Volksgebräuchen des Landes zusammenhängt, daß Kinderkrankheiten und die frühere Kindheit überhaupt von den eingebornen Aerzten zu leicht behandelt werden. Die dafür angegebene Ursache ist eine fromme: die kleinen Unschuldigen sind frei von den Qualen des Fegfeuers, welche die Erwachsenen zur Reinigung ihrer Seelen ertragen müssen, und deßhalb ist es ein Glück für ein Kind zu sterben.

Diesen Trost hörten wir selbst den Arzt einer weinenden Mutter aus den höhern Ständen der Gesellschaft geben. Er versicherte ihr sanft, daß ihr hübsches Kind durch das Fegfeuer ins Paradies eingehen würde, ohne sich auch nur den Finger zu verbrennen.

In den untern und mittlern Ständen scheint dieses Dogma die natürlichen Bewegungen des Herzens ganz zu ersticken, denn sie vergessen sichtbar, daß selbst „Jesus weinte," und feiern mit Tanz und Musik den Tod des theuersten Gegenstandes für seiner Mutter Zärtlichkeit, die, sobald ihr Kind einer Nische im Pantheon übergeben ist, ihren Körper schmückt, der durch frühere Sorge und Nachtwachen mager geworden, und nun in ihren weißen Kleidern lächelt, als wären sie kein Zeichen zerrissener Gefühle!

Sangria sobre el empacho. Zur Ader einem Kranken zu lassen, während er am Empacho leidet, gilt für den unverzeihlichsten Fehler eines Arztes. Doch gibt es zahlreiche Fälle, die unter der gemeinsamen Bezeichnung von Empacho stehen, wo erst zur Ader gelassen werden muß, ehe abführende Mittel mit Nutzen und Sicherheit anzuwenden sind.

Alle Nahrungs- und Arzneiartikel werden von den Peruanern im Allgemeinen in heiße und kalte — cosas frias y calientes — eingetheilt, und der Arzt, der einem Kranken in Lima eine besondere Diät oder Arzneien vorschreibt, muß vielen Fragen antworten in Bezug auf die Eigenschaften der vorgeschriebenen Dinge.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Civilschrift der Russen. Diese Schrift besteht bekanntlich in einer Annäherung der altslavischen Kirchenschrift an das in Westeuropa gewöhnliche lateinische Alphabet; sie kam erst durch Peter den Großen, der Lettern dafür in Holland schneiden und gießen ließ, allgemein in Gebrauch, man wußte aber ihren Ursprung sich nicht recht zu erklären. Jetzt hat man aber ein gedrucktes Evangelium aus dem Jahre 1657 aufgefunden, dessen Uebersetzer der vielfach bekannte Kiewer Metropolit Peter Mogila ist, und das schon so ziemlich dieselben Lettern hat, wie die jetzige Schrift. Peter der Große sah dieselben, wahrscheinlich als er die Druckerei in Kiew besuchte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Nr. 180.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

29 Junius 1839.

Geſellſchaft der Landbeſitzer in Bengalen.

Calcutta, den 2 März.

Es hat ſich hier vor etwa einem Jahre eine Geſellſchaft gebildet, welche unter der Menge von Geſellſchaften, die ſich nach engliſcher Sitte hier conſtituirt haben, eine beſondere Auszeichnung verdient, weil ſie nach ihrem Zweck und ihrer Zuſammenſetzung eine hohe Wichtigkeit für Indien haben kann, und in der kurzen Zeit ihrer Exiſtenz ſchon von großer Bedeutung geworden iſt. Sie heißt die Geſellſchaft der Landbeſitzer von Bengalen. Ihr Zweck iſt, alle großen Grundbeſitzer zu vereinigen und ihnen einen Mittelpunkt zu geben, wo ſie ſich gegenſeitig über ihre Intereſſen verſtändigen, ihre Streitigkeiten ſchlichten und ſich wechſelſeitig unterſtützen könnten, namentlich ſoll ſie ein Organ bilden, durch das ſie mit der Regierung alle Punkte, welche den Landbeſitz intereſſiren, debattiren, die Abſchaffung ſchädlicher Maßregeln verlangen, oder die Einführung nützlicher hervorrufen können. Die Geſellſchaft bietet ſich an, jedem Landbeſitzer legalen Rath zu ertheilen, und ſeine Sache in Fällen, wo es ſich um ein allgemeines Princip handle, vor den Gerichten zu führen. Der erſte Plan davon wurde von Radſcha Radhakart, einem reichen Braminen von großer Familie, entworfen, und iſt in einem Geiſt von Liberalität abgefaßt, den man von Braminen nicht erwartet hätte, indem er als Princip aufſtellt, daß alle Landbeſitzer, welcher Race, Religion und Kaſte ſie auch angehören, eingeladen ſeyen, an der Geſellſchaft Theil zu nehmen. Die erſte Sitzung wurde den 17 März letzten Jahrs gehalten, und ſeit dieſer Zeit hat das Comité der Geſellſchaft alle vierzehn Tage eine öffentliche Sitzung, worin die vorgeſchlagenen Plane debattirt werden. Die Debatte wird in bengaliſcher Sprache gehalten und bengaliſch und engliſch gedruckt. Die Geſellſchaft iſt von der Regierung als eine legal beſtehende Corporation anerkannt worden und ſteht mit ihr in beſtändiger Correſpondenz. Der Geiſt, der in ihr herrſcht, iſt der Compagnie keineswegs feindſelig, hat aber etwas Nationalindiſches, das man mit Vergnügen ſehen muß. Die größten und älteſten indiſchen Familien und einige mohammedaniſche und engliſche Grundbeſitzer haben ſich an ſie angeſchloſſen, und die Verhandlungen werden mit großem Anſtand und Ernſt geführt. Sie iſt gegenwärtig in einer Controverſe mit der Regierung über die Procedur der Specialcommiſſionen beſchäftigt, welche die Documente unterſuchen ſoll, auf die ſich der Beſitz ſteuerfreier Güter in Bengalen gründet.

Die Regierung hat bis jetzt den Einwendungen der Geſellſchaft ſiegreich geantwortet, denn es läßt ſich auch nichts gegen das Princip einwenden, daß der Staat das Recht habe, zu unterſuchen, ob die Steuerfreiheit, welche für eine große Maſſe von Gütern reclamirt wird, auf guten Gründen oder auf falſchen Documenten beruhe. Aber jedenfalls iſt es ſelbſt für die Regierung ſehr nützlich, daß ſich eine Corporation wie dieſe Geſellſchaft mit der Controle der Operationen der Specialcommiſſionen beſchäftigt, indem vorauszuſehen iſt, daß die Commiſſionen den natürlichen Hang haben, in ihrer Unterſuchung ſo ſtreng als möglich zu verfahren, und doch die Regierung wünſchen muß, keine Härte zu begehen, da kein Zuwachs von Einnahme ſie für die Unpopularität einer Ungerechtigkeit in dieſer Materie entſchädigen könnte. Die Häupter der älteſten und reichſten Familien in Bengalen ſind Mitglieder dieſer Geſellſchaft, z. B. die Radſchas von Puteah und Jeſſore, und faſt alle Mitglieder der reichen und aufgeklärten Familie der Tagore, und die Entwicklung dieſer Inſtitution wird zeigen, ob die Hindus eines politiſchen Einfluſſes fähig ſind. Denn in unſerer Zeit, wo ſich Alles durch die öffentliche Meinung entſcheidet, iſt eine Anſtalt wie dieſe ein wahres politiſches Corps, das zwar nicht durch ſeine legale Entſcheidung, aber durch Discuſſion mit der executiven Gewalt eine große Macht ausüben kann. Die Gefahr für die Geſellſchaft liegt nicht in ihren indiſchen Mitgliedern, ſondern darin, daß ſie, wenn ſie nicht ſehr vorſichtig iſt, eine Tribune für mißvergnügte Europäer werden könnte, was ihren Charakter änderte, und ihren Einfluß auf die Regierung zerſtörte.

Ausflug von Surabaya nach Madura.

(Fortſetzung.)

Endlich, endlich ſehe ich dicht vor mir ein Schiff, aber die Wellen verhindern mich an Steuerbord (wo ſich die Schiffs-

treppe befindet) zu kommen, drängen mich dagegen mit einem harten Stoße dicht an Backbord her, indem eine Woge das Canot hoch empor hebt. Schnell benutze ich den Augenblick, erfasse mit raschem Griffe die Perduns (Taue, welche den Mast halten und an der Außenseite des Schiffes befestigt sind), und indem der Tambangan unter mir hinwegfliegt, schwinge ich mich kletternd auf das Verdeck.

Ein Kanonenboot, dessen Officier mich gastlich aufnahm, war es, welches ich erreicht hatte. Gleich darauf stiegen auch meine Javanen heran, welche nach einer kräftigen Anstrengung den Backbord wieder gewonnen und ihr Schiffchen hier befestigt hatten. Da diese tropischen Sturm- und Regenschauer gewöhnlich um so kürzere Zeit anhalten, je stärker sie sind, so konnte ich nach kaum zweistündigem Aufenthalte meinen Weg fortsetzen, obgleich mich die heftige Deining noch immer tüchtig umher schleuderte. Nach Mitternacht langte ich auf der Fregatte an.

Am andern Morgen früh sprang ich mit acht Matrosen in die Barkasse, das Meer war wieder eben und ruhig, und eine Stunde später war ich auf der Insel Madura.

Die Meerenge, welche Madura von Surabaya trennt, ist an dieser Stelle nur anderthalb Meilen breit. Die Insel selbst ist ungefähr 79 englische Meilen lang, und an ihrem schmalsten Theile 31 Meilen breit. Seit langer Zeit ist sie politisch mit Java verbunden, und wird gewöhnlich als eine davon abhängige Provinz aufgezählt. Wie einige alte malaische Handschriften und Sagen erzählen, so waren früher beide Inseln vereinigt, bis sie durch eine vulcanische Revolution auseinandergerissen wurden. Allerdings scheint die Insel Madura ein Stück der Insel Java zu seyn, welches, wenn man es verschieben könnte, genau in die gegenüberliegende Lücke von Java paßt; noch wahrscheinlicher wird jene Angabe durch die geringe Tiefe der Straße, welche diese Inseln trennt.

Gewiß ist aber, daß schon sehr früh jene politische Verbindung statt fand. In den letzten Zeiten der Hinduherrschaft auf Java, als die kühnen Ruinen von Madjaphit in der Residentschaft Surabaya noch der blühende Sitz des Reichs gleichen Namens waren, stand Madura unter der Herrschaft der Regenten desselben. Zu den Zeiten des Bromo Djojo, Königs von Madjaphit, herrschte dessen Sohn Aria-Lambu-Patti auf Madura, und hatte seinen Sitz im Jahre 1389 der javanischen Aera (A. D. 1467) in Peroppo. In dem javanischen Jahre 1510 wurde die Lehre Mohammeds auf Madura eingeführt, und ein Pangerang (Sohn eines Fürsten) mit Namen Agong ergriff die Zügel der Regierung, indem er die Residenz nach Pamakassan verlegte.

Nachdem die Unruhen, welche im Jahre 1746 auf Madura herrschten, durch die holländisch-ostindische Compagnie beseitigt waren, wurde diese Insel von der letztern definitiv in Besitz genommen. Der damalige Generalgouverneur van Imhoff reiste selbst dahin, um den Verhältnissen eine bestimmte Ordnung zu geben. Er setzte den Sultan von Madura, Tjakra Ningrat, ab, weil sich dieser gegen die Compagnie aufgelehnt hatte, und erhob dessen ältesten Sohn, Sadjadi Ningrat, auf den Thron, indem er ihm den Titel „Rading-Adipatie" beilegte, ein Titel, der auf Java die erste Person nach dem Fürsten bezeichnet, welche das Majordomat übt.

Dem neuen Herrscher wurde auferlegt, jährlich 4000 Piaster in baarem Gelde zu bezahlen, außerdem 12,000 Töpfe Cocosnußöl und 60 Koyangs *) Katjang**) zu liefern, mit der Verpflichtung, sich auf den District Bangkalan zu beschränken, und jedes Jahr nach Batavia zu kommen, und dem Generalgouverneur persönlich seine Huldigung darzubringen. Außerdem wurde die Insel noch in die Regentschaft Sumanap und Pomakassan eingetheilt. Die erstere wurde an einen vornehmen Maduresen (Tomonggong) Tjakra Nagara mit dem Titel Panumbahan gegeben, die andere an Maas Mail.

Zur Belohnung der warmen Anhänglichkeit, welche der Panumbahan von Sumanap im vorigen Decennium dem holländischen Gouvernement in den Kriegen auf Java und Celebes durch thätige Hülfe bewies, wurde demselben 1825 von dem Generalgouverneur van der Capellen der Titel eines Sultans von Madura gegeben. In den Sitten und Gebräuchen haben die Maduresen viel Aehnlichkeit mit den Javanen. Als Rest der frühern indischen Cultur, welche vor Einführung des Islam auf Java und den davon abhängigen Inseln herrschte, ist noch immer eine strenge Rangverschiedenheit übrig geblieben, und die Eitelkeit der Insulaner ist für diese Art der Auszeichnung besonders empfänglich. Auch wieder in dem letzten Kriege auf Java gegen den Diepo Negoro führte der Sultan den Holländern Hülfstruppen zu, welche sich dem Gouvernement sehr nützlich machten.

Madura erstreckt sich von 112° 42′ bis 114° 2′ östlicher Länge von Gr. aus und liegt zwischen 6° 42′ und 7° 18′ südlicher Breite. Obgleich die Insel wenige Schritte vom Ufer entfernt sich bedeutend über den Meeresspiegel erhebt, so ist dieses selbst doch sehr flach, und man kann sich daher mit einem großen Boot, wie das meinige war, wenn man nicht auf den Strand laufen will, dem Ufer nicht ganz nähern. Große Tuffsteine, welche sich vom Lande aus wie eine Mauer, freilich mit einigen bedeutenden Breschen, ins Meer erstrecken, dienten mir als Ladungsplatz. Ich ließ zwei Mann Wache im Boot zurück und gebot den übrigen Matrosen eine andere Richtung als diejenige, welche ich wählte, einzuschlagen, bestimmte ihnen jedoch einen hervorstechenden Punkt, wo ich sie um 4 Uhr nach Mittag wieder treffen wollte. Man ist zu einer solchen Maßregel um so mehr genöthigt, weil die europaischen Matrosen eine gränzenlose Verachtung gegen die farbigen Eingebornen hegen und denselben schaden, wo sie nur immer können. Hiedurch entstehen dann häufig Feindseligkeiten, welche ein blutiges Ende nehmen. Obgleich bessere Soldaten als die Javanen,

*) Der Koyang ist gleich 50 Picol, der Picol an 125 niederländischen Pfunden.

**) Mit dem malaischen Worte Katjang wird eine Hülsenfrucht bezeichnet (arachis hypogaea), welche sehr reichhaltig an Oel ist, und geröstet (katjang goreng) als Speise gebraucht wird. Man gewinnt das Oel durch Auspressen, und gebraucht die zurückbleibenden Kuchen als ein Mittel, um die Fruchtbarkeit der Zuckerplantagen zu erhöhen.

sind die Maduresen doch friedlich und gutmüthig, sie beginnen selten eine Feindseligkeit mit dem Europäer, außer wenn sie schwer gereizt sind, und die größte Uebermacht der Zahl nach auf ihrer Seite ist. Aus diesen Gründen glaubte ich ohne jene Begleitung am sichersten die Insel durchwandern zu können. Kaum hatte ich den Fuß aufs Land gesetzt, als auch Eingeborne erschienen, deren Zahl sich nach und nach bedeutend vermehrte. Ich ging am Strande her, um verschiedene Naturalien einzusammeln, wobei mir die Eingebornen trefflich Hülfe leisteten, denn sie brachten mir Alles, worauf ich nur meinen Blick wandte. Auf diese Weise erhielt ich außer schönen Conchylien eine Seeschlange, welche sich dem Ufer genähert hatte, und mehrere Sumpfspringer, eine Gattung von Fischchen, welche unter der Brust eine saugnapfförmige Flosse haben, mit welcher sie auf dem Wasser ruhen oder umherspringen, während Kopf und Brust aus demselben hervorragen. Da ich jeden, der mir etwas brachte, mit einigen Kupfermünzen und andern Kleinigkeiten beschenkte, so erhielt ich bald mehr Naturalien, als ich im Stande war, fortzuschaffen. Die Munterkeit der Maduresen mehrte sich bedeutend, sowohl durch die Geschenke, als auch durch mein eifriges Sammeln der genannten Gegenstände, deren Interesse für mich sie nicht begreifen konnten. Obgleich sie in ihrem ganzen Körperbaue den Javanen ähnlich sind, so ist doch ihr Gesichtswinkel spitzer, die untere Gesichtspartie tritt mehr hervor, das ganze Gesicht ist breiter und stärker rücksichtlich des Knochenbaues, die Gesichtszüge selbst sind kühner und kraftiger, als die der Javanen. Unter den Schädeln verschiedener Bewohner des ostindischen Archipels, welche ich hauptsächlich in dem Hospital zu Surabaya sammelte, besitze ich auch den Kopf eines Maduresen, welcher in Vergleich mit mehreren javanischen Schädeln charakteristisch jene Merkmale an sich trägt. Die Stirne tritt bedeutend zurück, während die Kiefer mit dem breiten, starken Gebiß hervorspringen, das Gesicht ist breit, der Knochenbau desselben stark und schwer. Von den Zähnen, welche, der Sitte gemäß, schwarz gefärbt sind, ist der Schmelz abgefeilt. Sie haben schöne, musculöse Gestalten von glänzend braunschwarzer Farbe, eine kleinere Statur als die Europäer, und sehr kleine Hände und Füße. Diese Schilderung gilt besonders von den Bewohnern des westlichen Theiles der Insel, denn wie es auf Java zwei ganz verschiedene Stämme gibt, so auch auf Madura. Auf dem östlichen Theil der Insel (Sumanap) haben die Einwohner mehr Aehnlichkeit mit dem Hindustamme, und scheinen von der Insel Bali abzustammen. Kleidung und Dialect spricht dafür. Ihre Sprache hat außer vielen balinesischen Worten malaiische, javanische und chinesische aufgenommen. Noch fortwährend herrscht unter den Bewohnern von Bali und denen von Sumanap ein lebhafter Handelsverkehr, welcher in bei weitem unbedeutenderem Grade mit den westlichen Bewohnern statt findet. Die einzige Bekleidung der Männer ist der Sarong, welcher den Oberkörper nackt läßt, die Frauen tragen jedoch, um auch diesen zu bedecken, eine Kabaje. Wie fast alle Bewohner des ostindischen Archipels führen die Männer einen langen, flammenförmigen Dolch als Schmuck und Waffe im Gürtel. Ihre Sprache ist weich und wohllautend, doch konnte ich dieselbe nicht verstehen, und ich bediente mich des Malaischen, um mich ihnen verständlich zu machen.

Ich setzte meine Wanderung durch verschiedene Dessa's (Dörfer) fort, welche aus dicht aneinander gebauten Bambushütten bestanden. Schon auf dem Wege dahin entdeckte ich, daß ich in dem Gedränge mit einer Feinheit, welche mich nichts davon bemerken ließ, durchaus ausgeplündert war. Taschentuch, ein Taschencompaß, Tabatiere, Kupfergeld, Cigarren und mehreres Andere war verschwunden. Ich fand mich um so ruhiger in mein Schicksal, da es meine Absicht war, den Frieden mit den Eingebornen zu erhalten.

(Schluß folgt.)

Alte Thiergeschlechter in Südamerika.

In der Narrative of the Surveying voyages of H. M. S. Adventure and Beagle, ein Werk, auf das wir später noch zurückkommen werden, sind auch die Bemerkungen Hrn. Darwins über die geologischen Verhältnisse des Landes enthalten. Wir entnehmen daraus folgende allgemeine Bemerkung: in den Alluvialniederschlägen der Pampas, an den Ufern des Parana, des Urugnay und an verschiedenen Gegenden der Küste finden sich ungeheure Massen fossiler Ueberreste, darunter die Knochen des Megatherium, des Mastodon, Toxodon, des Riesenarmadill u. s. w. Unter den steinigen Ebenen Patagoniens trifft man die Knochen eines untergegangenen Llama's, das so groß war als das Kamel. Die Zoologie Amerika's hat augenscheinlich in einer verhältnißmäßig kurzen Periode eine große Aenderung erfahren: die zahlreichen großen Thiere, die es einst bewohnten, haben Thieren von geringerer Größe Platz gemacht. Indeß kann die Natur des Landes während der frühern zoologischen Periode nicht wesentlich von der jetzigen verschieden und die Pampas damals kein Sumpf gewesen seyn. Die bemerkenswerthe Thatsache, daß das Pferd, welches sich seit seiner Wiedereinführung durch die Spanier so außerordentlich vermehrte, in der alten Ordnung der Dinge ein sehr zahlreiches Thiergeschlecht bildete, spricht so ziemlich gegen eine bedeutende Veränderung des Bodens oder Klima's.

Bemerkungen über die Bevölkerung in Lima.

(Fortsetzung.)

Neben den ordentlichen Krankenwärtern, Haushälterinnen oder vorzüglichsten Dienerinnen wissen manche Frauen in den mittlern und niedern Ständen, wie z. B. die Manteras, Chocolateras, Tenderas, Cigareras, Picanteras, Pulperas, Changaneras, d. h. Krämerinnen, Verkäuferinnen von Chocolade und Cigarren und verschiedene Arten von Gastgebereien u. s. w., mit großer Geläufigkeit, wenn auch ohne Kenntniß, über die Eigenschaften und Temperamente zu sprechen; sie entwickeln einen natürlichen Scharfsinn in diesen metaphysischen Streitpunkten mit einer wahrhaft peripatetischen Spitzfindigkeit bei den Unterscheidungen, wenn sie, in einem Augenblick oratorischer Begeisterung, gewissen Mixturen und Tränken ideelle Maaße und Stufen der elementarischen Eigenschaften zuschreiben. Frauen dieser Art und allwissende Charlatane sprechen über die verschiedenen Combinationen des Kalten und Heißen, Trocknen und Feuchten und den daraus entspringenden Modificationen des Temperaments und der Temperatur mit anscheinend untrüglicher Präcision und einer so graduirten Genauigkeit ab, die kein

Chemiker in Europa, bei aller möglichen Unterstützung von Wissenschaft und Apparat, in seinen tiefsinnigsten Untersuchungen über die Eigenschaften und Bestandtheile lebender oder lebloser Körper je zu erreichen vermag.

Das besondere Temperament des Kranken müssen seine vertrauten Freunde am besten kennen, und des Doctors Antwort auf irgend eine Frage, die ihm in dieser Hinsicht vorgelegt wird, gilt in vielen Fällen als kein schlechter Beweis für seinen Scharfsinn und Geschicklichkeit in andern Dingen, die sie nicht so vollständig zu wissen glauben.

In Uebereinstimmung mit diesen Meinungen fällt die Wahl einer Amme für Kinder von Müttern schwächlicher Constitution stets auf schwarze Frauen, da man ihr Blut und ihre Milch für kühler und erfrischender hält, als die der Frauen einer verschiedenen Race. Dagegen steht die Indianerin einer Negerin nach, da man sie von hitzigerem Temperament und Constitution hält. Die Wirkung der Eigenschaft der Ammenmilch, glaubt man, hat Einfluß auf das künftige Temperament des Kindes, das sie eingesogen, und zuweilen gibt man es als einen Grund an, warum eine Person von heftigem Temperament ist, daß sie als Kind durch Wein entwöhnt worden ist. So desteto convino.

Die Farbe sieht man selbst bei den kleinern Thieren als ein Kennzeichen des Temperaments an. Wenn z. B. Jemand in der Stadt an hektischen Fiebern oder Schwindsucht leidet, so gibt man ihm den Rath, aufs Land zu gehen und die warme Milch von einer schwarzen Kuh zu trinken, denn diese hält man für kühlender und wirksamer gegen das Fieber, als die Milch von einer andersfarbigen Kuh.

Wenn ein Glied — z. B. das Knie — rheumatisch anschwillt oder bei einer Geschwulst der Drüsen, hält man es für ausgemacht, daß, welches andere Mittel auch dabei gebraucht werde, die Hülle um das kranke Glied oder den afficirten Theil des Körpers von schwarzer Wolle oder von einem andern dunkeln Wollenzeuge seyn muß.

Auch in Bezug auf Speise und Trank wird diese Eintheilung in heiß und kalt nie übersehen.

Ein „Traguito“ oder ein kleiner Schluck Italia (farbloser Branntwein, den man an der Küste macht) wird von den alten Männern als fresco oder kühlend angesehen, wenn er gleich nach Tisch genommen wird, und da sie den Traguito nicht jeden Tag nehmen, so wird er gewiß die Verdauung der fetten Speisen, die sie gewöhnlich essen, erleichtern, und so den Namen fresco verdienen. Doch wenn sie auch Wein während ihrer Mahlzeit als gesund und gut nach den Helados, oder Eis, das sie außerordentlich lieben, zulassen, so trinken sie doch Wein bei andern Gelegenheiten sehr mäßig, da sie ihn für zu erhitzend halten, um ihn gewöhnlich zu trinken. Nach manchen Früchten halten es die Eingebornen nicht für gut, Wein oder geistige Getränke zu nehmen; der Art ist der kleine Pisang (short plantain), genannt platano de guinea, wonach man einen Mundvoll Liqueur für wahrhaft giftig halten würde. Ausländer scheinen diese strenge Regel nicht genau zu befolgen, und uns ist kein Fall vorgekommen, wo ihre Verletzung ernsthafte Folgen gehabt hätte.

Verschiedene Arten von Früchten und Pflanzensäften, die an sich als kühlend gelten, sind nicht selten sehr hitzig in ihren Wirkungen, je nachdem man sie unter besondern Umständen genießt. Die Melone ist ihrer kühlenden Natur wegen berühmt; aber ein Maulthiertreiber, der auf seinem Wege von den Cordilleren nach der Küste nur Einmal in seinem Leben von einem gastrischen Fieber ergriffen worden ist, weil er seinen ausgedörrten Gaumen durch eine Melone kühlte, kann erzählen von der innern Hitze, Aufregung und Bewegung, die er darauf gefühlt hat. Keine kühlende Frucht ist unschädlicher als die Granadilla, die am angenehmsten den Fieberkranken oder den durstigen Reisenden erquickt in den glühenden Felsenschluchten und engen Thälern im Innern, wo diese Frucht oft in Fülle wächst, und die man auch zu ihrer Jahreszeit an der Küste trifft.

Geflügel wird, im Temperament, weit kühlender gehalten, als Schafe und Ochsen, daher gebraucht man das Fleisch der letztern fast gar nicht, und der Arzt würde als leichtsinnig und unwissend angesehen werden, der Rindfleisch-Thee (beef-tea) bei einer akuten Krankheit verschreiben wollte; aber Hühner-Thee wird für das kühlendste der Auflösungsmittel gehalten, und ganz passend in entzündlichen Krankheiten und beim wärmsten Wetter.

Dieser Hühner-Thee, oder agua de pollo, wie er genannt wird, besteht aus drei Tassen voll Wasser auf die Hälfte eines kleinen noch nicht flügge gewordenen Hühnchens, nebst einigen Malvenblättern und dem Herzen des Lattich (cojollo de lechuga), wodurch besonders die kühlende Eigenschaft erhöht werden soll. Wenn diese Ingredienzien gehörig zusammengekocht haben, wird das Decoct klar abgegossen und gebraucht. Die große Wirksamkeit dieses Trankes wird von Doctoren aller Farben, Matronen und Ammen aller Arten und Temperamente anerkannt.

Es ist unnöthig zu bemerken, daß im Allgemeinen reines Wasser oder eine Tisane von abgekochter Gerste mit einigen der säuerlichen Früchte des Landes sehr angenehm das agua de pollo ersetzen würde; wenn man aber das letztere vorzieht, so muß man wissen, daß es sich im warmen Wetter schnell zersetzt, und dann eher aufregt als besänftigt. Bei gastrischen Uebeln verordnen die alten Aerzte in Lima als Purgativ Mandelöl, das oft ziemlich schlecht ist, und nehmen ihre Kranken gegen den Gebrauch des besten Ricinusöl ein, das aus Europa kommt, indem sie ihnen sagen, es sey aus dem Samen des „Higuerilla“ oder Ricinusölstrauchs gezogen, das überall in den warmen Thälern des innern Landes wächst, und von dem man glaubt, der Same wirke außerordentlich drastisch, da die Bauern zwei oder drei Körner nehmen, sie zerstoßen und so verschlingen, worauf freilich eine starke Wirkung erfolgt. Auch wird aus dem Samen in den einheimischen Apotheken ein sehr unreines Oel bereitet, das unter dem Namen von Higuerilla-Oel in den Lampen gebrannt wird. Es ist natürlich, daß bei diesen Voraussetzungen ein starkes Vorurtheil gegen das bessere Oel herrschen muß, doch sollte man sie aufmerksam machen, daß der Fehler nicht im Mittel, sondern in der Bereitung liegt.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 75** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Graf Xavier de Maistre. — Die Opfer der Gesellschaft. (Fortsetzung.)

Der Abonnementspreis dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; er beträgt für den Abnehmer des Auslandes jährlich 9 fl., halbjährlich 4 fl. 30 kr., vierteljährlich 2 fl. 15 kr. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.)

№ 6.

Intelligenzblatt
zum
Ausland.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Leben des Landwirths

Andreas Hofer,

Oberanführers der Tyroler
in
ihren glorreichen Kämpfen von 1809.
Vom
Vollender des „Marschall Vorwärts.“

Subscriptionspreis 14 gGr. Ladenpreis 18 gGr.

Ein Geschichtschreiber, der bei den Tyroler Aufständen von 1809 selbst eine hohe Rolle spielte, hat sich nicht gescheut, die Bedeutung des trefflichen Hofer zu verkleinern und sich selbst um so größern Ruhm anzueignen. Gegenwärtige Biographie tritt nun dieser Anmaßung kühn entgegen, indem sie den schönen Charakter des Landwirths und die glänzenden, ewig denkwürdigen Ereignisse, in denen er thätig war, im Lichte der Wahrheit erscheinen läßt. Sie bildet zugleich eine Abtheilung der „Galerie der Helden,“ wovon bereits die Lebensbeschreibungen Blüchers (angefangen von Dr. Rauschnick), Washingtons (von Hofrath Ed. Gehe) und Schills (von Dr. H. Döring) erschienen.

Der Verleger **W. Langewiesche.**

Gedichte
von Eduard Mörike.

In der Unterzeichneten sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte
von
Eduard Mörike.

8. in Umschlag brosch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Die Freunde ächter Poesie, die das Gesunde, Frische, Ungekünstelte, frei aus der überwallenden Phantasie und dem reichen Gemüth Entsprungene von dem Gemachten und Erzwungenen mit feinem falschen Glanze zu unterscheiden wissen, und nur von dem sich wahrhaft erquickt und erhoben fühlen, was jenem unergründlichen, geheimnißvollen Born entquoll, werden diese Sammlung von Poesien aufs herzlichste willkommen heißen, sich an der schönen und seltenen Verbindung des Innigempfundenen mit dem Lebendiggeschauten und dem Blühendphantastischen, an der Vermählung des tiefsten Naturssinns mit dem offensten und weichsten Gemüth, so wie an der Fülle und Zierlichkeit der Form lebhaft erfreuen und dem Verfasser die Stelle unter den Lyrikern deutscher Zunge anzuweisen sich beeilen, um welche, in eingeschränkter Zurückgezogenheit von dem lustigen Leben und Treiben der Welt, den innern Anschauungen, Bildern und Spielen seiner Seele sich hingebend, der sorglose Dichter bisher sich zu bewerben versäumte.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

24 Holzschnitte
zu Schillers Werken.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Holzschnitte

zur Taschen-Ausgabe von

Schillers Werken in zwölf Bänden.

Zweite Lieferung:

I. II. Verbrecher aus verlorner Ehre (zwei Blatt). — III. Dreißigjähriger Krieg. — IV. Geschichte des Abfalls der Niederlande. — V. Herzog Alba zu Rudolstadt 1574. — VI. Cabale und Liebe.

Preis 15 kr. oder 4 gr.

Der Beifall, dessen sich unsere neueste Ausgabe von

Schillers sämmtlichen Werken in 12 Bänden,

Taschen-Ausgabe,

zu erfreuen hat, veranlaßte uns zu dieser Reihenfolge von 24 Holzschnitten im Format derselben, und besonders für diese gefertigt.

In Wohlfeilheit des Preises schließt sich die Illustration dieser Ausgabe selbst vollkommen an.

Die vier Lieferungen je von sechs Holzschnitten werden zusammen nur 1 fl. oder 16 gr. kosten.

Stuttgart und Tübingen, im Junius 1839. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Technologische Encyklopädie,

oder

alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum Gebrauche für

Cameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabricanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben von **Joh. Jos. Prechtl,**

k. k. n. ö. wirklichem Regierungsrathe und Director des k. k. polytechnischen Instituts in Wien ꝛc.

Neunter Band.

Kupfer — Metallgießerei.

Mit den Kupfertafeln 178 bis 202.

Gr. 8. Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.

Der vorliegende Band dieses mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Werkes enthält die Artikel: Kupfer, Kupferschmied-Arbeiten, Kupferstecherkunst, Kurbel, Lampe, Leder (mit Inbegriff der gesammten Leder-Fabrication), Lehm, Leim und Leimbereitung, Liqueurfabrication, Lithographie, Löthen, Mangan, Mange, Maaß (Längenmaaß, Winkelmaaß, Streichmaaß), Meerschaum, Meißel, Messing, Messinggießerei, Metallgießerei. Diese Artikel bilden eben so viele Original-Abhandlungen, in denen der Gegenstand nach seinem wesentlichen und neuesten Zustande sachkundig und erschöpfend dargestellt ist, so daß ein Jeder hier auf wenigen Bogen zusammengedrängt finden kann, was er selbst mit Benützung einer bedeutenden Büchersammlung nicht aufzufinden im Stande wäre, da die einzelnen Artikel oft wichtige, den Verfassern eigenthümliche, noch nicht durch den Druck bekannt gemachte Erfahrungen und Beobachtungen enthalten.

Die ersten acht Bände, mit 177 Kupfertafeln, kosten jeder 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

So eben ist erschienen:

Das sechste Heft der

Deutschen

Vierteljahrs Schrift.

April—Junius 1839.

Der Inhalt desselben ist:

Die deutschen Universitäten. — Die schweizerische Nationalität. — Aphorismen über Forstwesen. — Leichenhäuser oder keine? — Ueber rhetorische Improvisation. — Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart. — Die Freiheiten und Beschränkungen des auswärtigen Handels. — Der Streit zwischen Moral und Geschmack. — Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte. — Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit. — Das Vaterland und die Kirche. — Kurze Notizen.

Inhalt der frühern Hefte:

I. Was wir bezwecken. — Ueber alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerika's. — Die Steinkohlen-Gebilde, in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung. — Der Pauperismus. — Die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaften. — Die litterarischen Zustände Belgiens. — Heine's Schriften und Tendenz. — Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage. — Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung. — Ueber den Somnambulismus. — Aphorismen über Kriegskunst. — Ueber Diplomatie.

II. Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens. — Wöhnlichkeit und Lebensgenuß in Deutschland. — Die Cholera. — Die Romane. — Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der französischen Staats- und Rechtsgeschichte. — Die Menschenracen. — Die Gesangbuchsreform. — Ueber die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines. — Uebersicht der Leistungen der Konstantinopolitanischen Presse in den letzten sieben Jahren.

III. Die Leistungen einiger Pariser Vereine in Hinsicht auf das allgemeine Wohl. — Die jetzige Stellung des Adels, besonders des deutschen. — Der bergmännische District zwischen Birmingham und Wolverhampton, mit besonderer Bezugnahme auf die Gewinnung des Eisens. — Ueber die Neger-Sklaverei in den Vereinigten Staaten und in Texas. — Welche Früchte hat bisher die deutsche gewerbwissenschaftliche Litteratur getragen? — Ueber die Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdharzes zu Fußpfaden, Fahrbahnen und architektonischen Zwecken in Frankreich. — Die Sprachlehr-Methoden Hamiltons und Jacotots. — Ueber die Versammlung der deutschen Landwirthe. — Die Vorsorge und Versorgungs-Anstalten der Mittelstände. — Ueber den Mißbrauch geistiger Getränke. — Die zweckmäßigste Pflege der schönen Kunste in Deutschland. — Duldsamkeit. — Kurze Notizen.

IV. Ueber die Schwankungen der Goldproduction mit Rücksicht auf staatswirthschaftliche Probleme. — Die Litteratur, ihr Zusammenhang mit dem Leben und ihr Einfluß darauf. — Die Stellung Kants zur Philosophie vor und nach ihm. — Das englisch-amerikanische Bankwesen in seinen commerciellen, politischen, staatswirthschaftlichen und moralischen Beziehungen. — Ueber die preußische Municipal-Verfassung. — Der Arzt und die Euthanasie. — Die Findelhäuser und die Waisenhäuser. — Die Statistik der Cultur im Geist und nach den Forderungen des neuesten Völkerlebens. — Aphorismen über Kriegskunst. — Kurze Notizen.

V. Das deutsche Journalwesen. — Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien. — Ueber die Hochebene von Bogota. — Trostworte für Kleingläubige. — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland. — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Ueber die Lesevereine in Deutschland. — Ueber den Grund, das Wesen und die Gränzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft, von Dr. Schellwitz. — Die Holznoth. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gr.

Stuttgart und Tübingen, im April 1839. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Mit dem so eben erscheinenden 12ten Hefte ist der III. Band der

Historisch-politischen Blätter

für das katholische Deutschland,

herausgegeben

von **G. Phillipps** und **G. Görres**

geschlossen, womit zugleich die erste Hälfte des Jahrganges 1839 vollständig ist.

Der Inhalt dieses Bandes ist folgender:

1. Neujahrspredigt des vereinenden Geistes bei der 5599sten Jubelfeier des Sündenfalls. — 2. Betrachtungen über Tyrol

auf einer Wanderung durch Passeier. — 3. Brand Magdeburgs im Jahr 1631. — 4. Briefliche Mittheilungen aus Schlesien, vom Rheine und aus Ostpreußen. — 5. Rückblick auf den Jahrgang 1838 dieser Zeitschrift. — 6. Der segnende Gregor. — 7. Zeitläufte: Vermeintliche belgische Umtriebe. — Die Maaßregeln der preußischen Provincialbehörden. — Die Stimme aus Berlin von Joel Jakoby. — 8. Zweites Sendschreiben an Heinrich Leo. — 9. Betrachtungen über Tyrol auf einer Wanderung durch Passeier. (Fortsetzung.) — 10. Die königl. preußische Erklärung vom 31 Dec. 1838. (Erster Artikel.) — 11. Briefliche Mittheilungen aus Berlin, Koblenz, Heidelberg, Rheinbayern, Tyrol, Turin, und über die Berliner Conferenzen. — 12. Joseph II und seine Zeit. (Erster Artikel.) — 13. Zweites Sendschreiben an Heinrich Leo. (Schluß.) — 14. Die königl. preußische Erklärung vom 31 Dec. 1838. (Zweiter Artikel.) — 15. Die Elberfelder Zeitung und der Bischof von Gent. — 16. Die Berliner allgemeine Kirchenzeitung und der Erzbischof von Köln. — 17. Das Armenwesen. — 18. Rechtshistorische Notiz aus dem Jahre 1170. — 19. Briefliche Mittheilungen vom Niederrhein, aus Mainz, Königsberg und Linz. — 20. Luther. (Ein Versuch zur Lösung eines psychologischen Problems. Dritter Artikel.) — 21. Protestantische Anschauungen und Zustände. — 22. Denkmal des Arminius. — 23. Deutschland und die Deutschen. (Ein Sendschreiben an die Redaction.) — 24. Betrachtungen über Tyrol auf einer Wanderung durch Passeier. (Fortsetzung.) — 25. Zeitläufte: Charakter der antikirchlichen Tendenzen in unserer Zeit. — Indifferentismus und Absolutismus. — Freimüthige Erklärung des letzteren von Berlin aus. — Eingestandener Plan zur systematischen Aufreizung der Katholiken. — 26. Luther. (Ein Versuch zur Lösung eines psychologischen Problems. Dritter Artikel. Schluß.) — 27. Englische Fabricate in Berlin. — 28. Der Kampf der Monarchie und Revolution in Spanien unter Don Carlos und Maria Christina. (Erster Artikel.) — 29. Briefliche Mittheilungen von Köln am Rhein und Norddeutschland. — 30. Berufung des Dr. Strauß nach Zürich. — 31. Litterarischer Prospect. — 32. Die Höfe und Cabinette Europa's im achtzehnten Jahrhundert. — 33. Die barmherzigen Schwestern in Spanien. — 34. Briefliche Mittheilungen aus Marseille, von der Isar, aus Tyrol, Schlesien und dem Haag. — 35. Die Rheinländer. (Aus den Rheinlanden eingesandt.) — 36. Der Kampf der Monarchie und Revolution in Spanien unter Don Carlos und Maria Christina. (Zweiter Artikel.) — 37. Litteratur: Bayerns auswärtige Verhältnisse seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt von C. M. Frhrn. v. Aretin. — 38. Briefliche Mittheilungen aus Königsberg, vom Niederrhein und von der Donau. — 39. Ueber den Frieden des Protestantismus mit der Kirche. (Erstes Antwortschreiben.) — 40. Schicksale eines Schwaben in Frankreich und Algier. — 41. Köln und Zürich. — 42. Litteratur: Bayerns auswärtige Verhältnisse seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt von C. M. Freiherrn v. Aretin. (Schluß.) — 43. Getäuschte Erwartung. — 44. Glosse über Joel Jakoby. — 45. Briefliche Mittheilungen aus Berlin und vom Bodensee. — 46. Verona und seine Mildthätigkeit. — 47. Was bezeugt die Geschichte? — 48. Beobachtungen eines reisenden Engländers über die kirchlichen Verhältnisse und Volkserziehung in Preußen. — 49. Briefliche Mittheilungen aus Eichstädt und aus Cleve. — 50. Die päpstliche Darlegung vom 11 April 1839. — 51. Aphorismen über die Ursprünge der englischen Verfassung. — 52. Ueber den Frieden des Protestantismus mit der Kirche. (Zweites Antwortschreiben.) — 53. Glossen über Lord Melbourne und einen Correspondenten der Allgemeinen Zeitung, die „karlistischen Schlachten" betreffend. — 54. Die Dragonaden in der obern Pfalz. — 55. Historische Notiz über den Fürstbischof von Münster, Grafen Galen. — 56. Ueber die äußerste Linke der katholischen Kirche im Großherzogthum Baden. — 57. Briefliche Mittheilungen vom Niederrhein, aus Berlin und Tyrol. — 58. Ueber Fragen der Gegenwart von einem Protestanten. — 59. Ein Wort zur Verständigung mit dem Verfasser des vorstehenden Schreibens. — 60. Kaiser Ferdinand II im Kampfe gegen die protestantischen Stände Oberösterreichs. (Erster Artikel.) — 63. Ueber die äußerste Linke im Großherzogthum Baden. (Schluß.) — 62. Neue urkundliche Aufklärung über die Geschichte der Königinnen Maria Stuart und Elisabeth. (Erster Artikel). — 63. Verona und seine Mildthätigkeit. (Schluß.) — 64. Ueber den Frieden des Protestantismus mit der Kirche. (Drittes Antwortschreiben.) — 65. Kaiser Ferdinand II im Kampfe gegen die protestantischen Stände Oberösterreichs. (Zweiter Artikel.) — 66. Ueber Fragen der Gegenwart von einem Protestanten. (Fortsetzung und Schluß.) — 67. Die alten rheinischen Fürsten. — 68. Briefliche Mittheilungen aus Berlin, von der Mosel, vom Ermland, Niederrhein und Rom.

Preis des Jahrgangs von 2 Bänden 12 fl. rhn. oder 7 Rthlr. 4 gr.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen darauf an. — München, 15 Junius 1839.

Litterarisch-artistische Anstalt.

Neue Lehrbücher der englischen und französischen Sprache.

Cobbetts, William, englische Sprachlehre. Mit steter Hinweisung auf die deutsche Sprache, und mit Erläuterung der Vorbegriffe aus der allgemeinen Sprachlehre für Deutsche bearbeitet, für Schulen, zum Privat- und Selbstunterricht eingerichtet, mit mancherlei Uebungsstücken und einem besondern Anhange, für Kaufleute begleitet von Dr. J. H. Kaltschmidt. Zweite umgearbeitete Auflage. gr. 8. 27 Bogen. 18 gr.

Lang, J. G., Theoretisch-praktische französische Grammatik, in einer neuen und faßlichern Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln. gr. 8. 48 Bogen. 1 Thlr.

Beide Werke zeichnen sich nach dem Urtheile competenter Richter durch Vollständigkeit und eine wahrhaft praktische Methode so vortheilhaft vor den meisten Sprachlehren aus und sie empfehlen sich zugleich so sehr durch eine zweckmäßige typographische Einrichtung, durch gutes weißes Papier und einen sehr wohlfeilen Preis, daß ich an einer baldigen großen Verbreitung nicht zweifeln kann.

Lehrern der englischen und französischen Sprache, die sich, bevor sie die Werke einführen, noch näher damit vertraut machen wollen, gebe ich gern Exemplare gratis, wenn sie sich direct oder durch irgend eine Buchhandlung an mich wenden.

Leipzig, im Mai 1839. **F. A. Brockhaus.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Guter Rath
beim
An- und Verkauf
von
Landgütern
von J. G. Elsner.

8. in Umschlag broschirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Mißgriffe bei Kauf und Verkauf von Gütern haben nur allzu oft schon argen Unheil gestiftet und den Grund zum Untergang ganzer Familien gelegt. Wie man solchen am sichersten entgehe, dazu gibt das hier angezeigte Werkchen Anleitung. Völlig aus dem Leben entlehnt und klar und erschöpfend ist der Gegenstand gegeben. Sonach kann es wohl mit vollem Recht eine werthvolle und dankenswerthe Gabe des verdienten Verfassers genannt werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Ueberſetzungs-Anzeige.

Im Verlage der Unterzeichneten wird von

Uſtrialows Geſchichte Rußlands

eine Ueberſetzung erſcheinen. Der erſte Band, enthaltend die ältere Geſchichte bis zur Thronbeſteigung Peters des Großen, ſoll noch in dieſem Jahre, der zweite, die neuere Geſchichte von Peter dem Großen bis zum Tode Alexanders, wo möglich bis zur nächſten Oſtermeſſe fertig werden.

Stuttgart, im Junius 1839. J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Bei der Unterzeichneten ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fr. Gottl. Klopſtocks
ſämmtliche Werke

in zwei neuen Ausgaben.

I.
Pracht-Ausgabe
in Einem Band

auf dem ſchönſten Velinpapier, circa 100 Bogen.

Mit dem wohlgetroffenen Portrait des Verfaſſers nach Juel.

Format, Druck und Papier ganz wie die ſchöne, mit ſo allgemeinem Beifall aufgenommene Edition von Goethe's Werken in 8 Bänden.

Subſcriptionspreis: 6 fl. oder 3 Thlr. 12 gGr.

Dieſe Ausgabe erſcheint in zwei Lieferungen, wovon die erſte, 20 Bogen ſtark, fertig und verſendet iſt, die zweite aber im Laufe des Sommers 1839 beſtimmt ausgegeben wird.

II.

Wohlfeile und elegante
Stereotyp-Ausgabe

in neun Bänden klein Octav,
auf ſchönem Velinpapier, mit dem Bildniſſe des Verfaſſers in Stahl,
circa 180 Bogen.

Format, Druck und Papier gleich der neueſten Ausgabe von Schillers Werken in 12 Bdn. fl. 8.

Subſcriptionspreis: 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 20 gGr.

Dieſe Ausgabe erſcheint in drei Lieferungen zu je drei Bändchen. Die erſte liegt fertig vor, die zweite erſcheint im Monat April und die dritte im Monat Junius dieſes Jahres.

Moriz Aug. v. Thümmels
ſämmtliche Werke

in acht Bändchen klein 8.

Neue wohlfeile und elegante Stereotyp-Ausgabe, circa 110 Bogen auf ſchönem Velinpapier.

Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers in Stahl.

Subſcriptionspreis: 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr. 8 gGr.

Format, Druck und Papier wie die Stereotyp-Ausgaben von Schiller und Klopſtock.

Die erſte Lieferung von zwei Bändchen liegt zur Verſendung bereit; die zweite von drei Bändchen erſcheint im Laufe des Monat April, und die dritte, aus den letzten Bandchen beſtehend, im Monat Junius dieſes Jahres.

Wir glauben, dieſen ſchönen, ſo ungemein billigen Ausgaben keine weitere Empfehlung beigeben zu dürfen. Klopſtocks und Thümmels Werke werden in der deutſchen Litteratur und im Herzen des Volkes fortleben, ſo lange die Sprache verſtanden wird, welche ſie ſo meiſterhaft gehandhabt und zu deren Ausbildung ſie ſo mächtig beigetragen haben. Der gebildete Deutſche, welcher ſich mit den Dichtern ſeines Volkes umaeben und die Geſchichte ſeiner Sprache und Litteratur kennen lernen will, kann die Schöpfungen jener unſterblichen Geiſter nicht entbehren.

Leipzig, im Monat März 1839. G. J. Goſchen'ſche Verlagshandlung.

Jean Pauls Selina.

Selina,

oder

Ueber die Unſterblichkeit

von

Jean Paul.

2 Thle. 8. Herabgeſetzter Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

In dieſem Werk iſt die unerſchütterlichſte Unſterblichkeitsüberzeugung — abgeſehen von den poſitiven Religionslehren oder Theologien aller Völker und Zeiten, ſowohl deren mehr oder minder unmittelbare Richtung auf das Höhere, Ueberirdiſche und Unendliche anerkennend — ausgeſprochen. Jean Paul hat, wie bekannt, dieſer Ausführung mit aller Anſtrengung ſeines eben ſowohl ſchöpferiſch poetiſchen als philoſophiſch tiefſinnigen Geiſtes den höchſten Grad der Vollendung gegeben, um ſie zu einem ebenbürtigen Seitenſtück von jedem, und beſonders von einem der trefflichſten ſeiner früheren Werke, von dem Campanerthale, zu machen. Wer mit Aufmerkſamkeit das Campanerthal geleſen hat, wird in der Selina, ſobald er nur einige Seiten überblickt haben wird, ſogleich einheimiſch oder mit heimathlichen Erinnerungen an jenes irdiſch himmliſche Thal, an jenes Unſterblichkeits-Tempe beglückt; er wird ſich verwandt fühlen mit der Geſellſchaft, die dort vor vielen Jahren zuſammentraf, und die er dort ſelber kennen gelernt zu haben wähnt; vor Allem aber wird er emporgehoben und beſeligt werden durch jene, dem Irdiſchen entfremdete, auf das überirdiſche Jenſeits gerichtete Gemüthsſtimmung.

Von demſelben Verfaſſer ſind ferner in unſerm Verlag erſchienen:

Dämmerungen für Deutſchland. 8. 36 kr. oder 8 Gr.

Ueber die deutſchen Doppelwörter; eine grammatiſche Unterſuchung in zwölf alten Briefen und zwölf neuen Poſtſcripten. 8. 36 kr. oder 8 Gr.

Politiſche Faſtenpredigten während Deutſchlands Marterwoche. 8. 36 kr. oder 8 Gr.

Freiheitsbüchlein, oder deſſen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog Auguſt von Sachſen-Gotha, deſſen Briefwechſel mit ihm, und die Abhandlung über die Preßfreiheit. 8. 24 kr. oder 6 Gr.

Herbſtblumine, oder geſammelte Werkchen aus Zeitſchriften. 3 Bändchen. 8. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 Gr.

Levana, oder Erzieblehre. 3 Theile. 2te verbeſſerte und vermehrte Auflage mit Ergänzungsblatt. 8. 6 fl. od. 3 Rthlr. 12 Gr.

Mars und Phöbus. Thronwechſel im Jahr 1811. Eine ſcherzhafte Flugſchrift. 8. 12 kr. oder 4 Gr.

Muſeum. 8. 45 kr. oder 10 Gr.

Vorſchule der Aeſthetik nebſt einigen Vorleſungen in Leipzig über die Parteien der Zeit. Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. 8. 3 Theile. Herabgeſetzter Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

☞ **Wer dieſe zehn Schriften zuſammen nimmt, erhält ſie um den äußerſt billigen Preis von 10 fl. 48 kr.**

Stuttgart und Tübingen, Auguſt 1838.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Nr. 181.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

30 Junius 1839.

Ausflug von Surabaya nach Madura.

(Schluß.)

Ehe ich mich weiter entferne, bemerke ich noch, daß nicht weit vom Strande entfernt die fürſtlichen Graber zu Aier=mata liegen. Aier bezeichnet Waſſer und mata das Auge, beide Worte vereinigt: „Thränen", ſind der Name einer Quelle, deren kryſtallhelles Waſſer hier entſpringt. Ein Madureſe erzählte mir, daß einſt ein Eingeborner den böſen Geiſt um ein Gamelan=Spiel (verſchiedene indiſche muſikaliſche Inſtrumente, welche zuſammen gehören) gebeten, und dasſelbe auch ſogleich erhalten habe. Unglücklicherweiſe ſey ihm ein Stück davon abhanden gekommen, der böſe Geiſt ſey darüber grimmig geworden und habe dem Madureſen ſeine geliebte Braut geraubt. Der Bräutigam habe ſich zu Tode gegrämt, ſeine Thränen aber über den Verluſt der Geliebten wären hieher geſtrömt und dieſer Quell daraus entſtanden, welcher niemals verſiegen würde. Die Gräber ſelbſt ſind einfach, da der Islam bildliche Darſtellungen verbietet. Ein aufgerichteter Stein, mit einer arabiſchen Inſchrift ziert den Hügel. Der Stein welcher hiezu benutzt wird, iſt bei dem Bruche ſehr weich, verhärtet jedoch ſchnell an der Luft. Die Eingebornen nennen ihn Bata=Kumbong Tjendoro. Man findet drei Arten davon. Die feinere Art (alus) wird zu dem genannten Zwecke benutzt, die gröbere (kassar) jedoch als Bauſtein; von der dritten Art (batu-tiram) wird Kalk gebrannt.

Ueber den vornehmſten Gräbern ſind Dächer und um dieſelben Umhänge von weißem Zeuge, welche bei feierlichen Gelegenheiten geöffnet werden. Vor demſelben am Eingange liegt eine Matratze (bali bali), auf welcher mehrere der im Leben am meiſten benutzten Gegenſtände umher liegen, als Kleider, Trinkgeſchirr, Siridoſe u. dgl. Das erſte Grab iſt das von Ratu=Iba; etwas tiefer liegt das vom Pangerang Sending Kamal, daneben befindet ſich unter einem Ueberdach die Grabſtätte der jungen Radin (Prinzeſſin) Riu Tjepret, welche hier mit 40 andern Kindern begraben wurde. Man erzählt, ſie ſey bei dem Färben von einem Sarong in kochendes Waſſer gefallen, und in Folge deſſen geſtorben. Ihr Vater Pangerang Kamal ſey über die Unvorſichtigkeit der Bedienten ſo ergrimmt geweſen, daß er deren Kinder, 40 an der Zahl, habe ermorden, und neben ſeiner Tochter beiſetzen laſſen, um deren abgeſchiedenem Geiſte ſeine innige Trauer zu bezeugen. Der Weg nach Balega, welches 6540 Einwohner hat, iſt ſchön, und bietet durch Abwechſelung von Hügeln und Thälern pittoreske Anſichten dar. Die Deſſa's ſind gut bevölkert, und die Aecker ſcheinen fruchtbarer als in dem Diſtricte von Bangkallan zu ſeyn.

Einen der Madureſen, welcher ſich durch laute Munterkeit und Gefälligkeit gegen mich auszeichnete, hatte ich mir als Wegweiſer genommen, und durchwanderte, von dieſem begleitet, einen Theil der Inſel. Von vielen Eingebornen begleitet, ſetzte ich meinen Weg fort. Nachmittags ſagte mir mein Führer, er wolle mich auf einen Punkt bringen, wo es mir beſonders gefallen würde, und von welchem aus ich auch leicht zu meinem Boot gelangen könnte. Ich überließ mich ſeiner Leitung. Er führte mich dem Strande wieder zu, aber auf das Plateau eines Berges, welches durch die Regenzeit in einen Sumpf verwandelt war und erbot ſich, mich auf den Rücken hinüber zu tragen. Auch hiezu war ich bereitwillig. Als wir in die Mitte des Sumpfes gekommen waren, nur noch von wenigen Madureſen begleitet, machte mein ſchwarzer Bote den kecken Verſuch, mich meiner Uhr zu berauben, welche, ſo oft ich darnach geſehen, ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen hatte. Meine frühere Mäßigung verließ mich, und ich ſtieß ihn mit der Fauſt unter mir zu Boden, indem ich von ſeinem Rücken hinwegſprang und mein Jagdmeſſer zog, die einzige Waffe, welche ich bei mir hatte. Der Madureſe erhob ſich aus dem Sumpf, ohne einen Ton von ſich zu geben und entfernte ſich mit ſeinen Landsleuten, während ich nach der entgegengeſetzten Seite hin watete und den Weg nach jenem hervorſtechenden Punkt einſchlug, wo ich die Matroſen zu finden hoffte. Nach einer Stunde fand ich dieſelben von vielen Madureſen umgeben, aber der freundliche Verkehr unter ihnen hatte aufgehört. Ein Matroſe hatte einer Madureſin ſeine Zuneigung bezeugen wollen, wodurch ein Streit mit deren Manne oder Anverwandten herbeigeführt worden war, welchen jener mit ſeinem Meſſer verwundet hatte. Nur durch Feſtigkeit und den

Schein der Unbesorgtheit glaubte ich die üblen Folgen dieses Streites vermeiden zu können. Ich ließ deßhalb die Matrosen in Reihe und Glied dicht aneinander treten und ging an ihrer Spitze langsam dem Ufer zu. Nach einer halben Stunde waren wir dorthin gelangt. Ich sah hier auch meinen Boten wieder, welcher sich unterdessen vom Koth gereinigt hatte, und sichtlich damit beschäftigt war, seine Landsleute gegen uns aufzureizen. Ein dichter Haufen Maduresen stand da, wo sich jene Tuffsteine ins Meer erstreckten und schien uns von unserm Boot trennen zu wollen; eine andere Menge schrie wild durcheinander, während wieder andere laut lachten und mir die geraubten Sachen höhnend zeigten. Wir rückten im ruhigen Schritte näher; man machte uns gutwillig Platz, nur ungefähr zwanzig Eingeborne wollten nicht weichen, um uns zu unserm Boot zu lassen, doch war auch ihr Benehmen unschlüssig, sie machten keine entschieden feindliche Bewegung und trugen ihr Kris noch im Gürtel. Hinter uns war es frei, nur zu beiden Seiten und vor uns war der Raum von den Maduresen eingenommen. Da ich es für unräthlich hielt zu warten, bis sie einen Entschluß gefaßt hatten, so befahl ich den Matrosen, schnell ihre Messer zu ziehen, aber nur im Fall eines wirklichen Angriffs Gebrauch davon zu machen; ich entblößte rasch meinen Hirschfänger und wir rückten eilig und gewaltsam vor, indem wir die Maduresen zur Seite stießen. Ein Paar derselben sprangen um uns auszuweichen, auf jene Tufmauer, diese warfen wir ins Wasser und gelangten so stürmend in unser Boot. Ich ließ augenblicklich abstoßen. Ein heftiges Geschrei und ein dichter Steinregen begleitete uns, ohne jedoch, einige kleine Quetschungen abgerechnet, den geringsten Schaden zu thun. Ohne Störung gelangte ich mit Sonnenuntergang nach der Bethsy und Sara.

Früher war die Insel Madura der Jurisdiction der Residentschaft Surabaya untergeordnet, bildet aber jetzt eine eigene Residentschaft, unter den Namen Madura und Sumanap, und hat in 1110 Dessa's 218,000 Einwohner.

Die besten Salinen sind in Sempeng und Tjandie, und liefern dem Gouvernement, welches sie unterhält, bedeutende Einkünfte. Man bringt das Seewasser zu diesem Endzweck in große Wannen, und setzt es in diesen mehrere Tage der Luft aus, um ihm seine Bitterkeit zu benehmen, sodann wird es in große flache Pfannen gelassen, die Sonnenstrahlen dampfen es alsdann bis zur Krystallisation ab. Es ist ein Hauptgegenstand für den inländischen Handel, und unzählige Schiffe holen dasselbe für die verschiedensten ostindischen Inseln. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß dieser Handelsartikel auf Java und Madura der Regierung jährlich über zwei Millionen Gulden einbringt. Früher wurden diese Salinen verpachtet, während jetzt der Reident die Administration derselben zu besorgen hat. Auf Madura ist für den Salzhandel der kleine Hafen von Sumanap besonders wichtig.

Da die indianischen Vogelnester einen wichtigen Handelszweig ausmachen, so erlaube ich mir auch hierüber einige Worte hinzuzusetzen. Das Nest wird von einer kleinen Schwalbenart (hirundo esculenta) mit grau-blauem Gefieder gebaut, ist von weißlicher Farbe, und hat eine etwas längliche Form. Gekocht löst es sich in schleimige Fäden auseinander, und wird zu Suppen, Pasteten und dgl. gebraucht, sein Geschmack ist fade, und es scheint nur einen Nahrungsstoff zu enthalten. Die Schwalben nähren sich von Insecten, welche ihnen diesen Stoff liefern. Sie bauen ihre Nester in großer Masse gemeinschaftlich in den tiefsten Spalten und Höhlen der Felsen, häufig in der Nähe des Meeres, oft aber auch in ziemlicher Entfernung davon. Die Eingebornen, welche die Nester sammeln, kriechen mit Hülfe von Bambusleitern in diese tiefen Schlünde, nachdem sie vorher durchaus entkleidet sind, um nichts entwenden zu können. Ein mohammedanischer Priester spricht, ehe sie an dieß gefährliche Werk gehen, den Segen über sie, und wiederholt nach ihrer Zurückkunft dieselbe Ceremonie. Sowohl die Priester als die Aufseher und die Arbeiter werden sehr gut bezahlt, um sich auch noch hiedurch ihrer Treue bei dem Sammeln eines so kostbaren Artikels zu versichern. Die gesammelten Nester werden an der Sonne getrocknet. Die ganze Mühe, welche diese reichen Minen, denn so kann man sie nennen, dem Aufseher machen, beschränken sich auf die Beachtung der Zeit, in welcher die Schwalben die Eier legen und die Jungen das Nest verlassen, weil man den Vogel in diesem Zeitraum ungestört läßt. Unterläßt man diese Vorsichtsmaßregel, so verlassen die Schwalben ihren Wohnplatz, um sich einen sicherern Aufenthaltsort zu suchen.

Ein Theil der Nester wird eingesammelt, ehe die Eier gelegt werden, und dieß ist die beste Sorte; sie ist reiner und weißer als die mittlere und letzte Sorte, welche aus den Nestern besteht, welche die Schwalbe mit großer Eile, nach Verlust ihres ersten baut, und aus denen, welche den Jungen zum Aufenthalt dienten. Diese beiden Sorten sind weniger schön, und haben eine grauere Farbe, während die letztere derselben durch Federchen verunreinigt ist, welche oft schwer davon zu trennen sind.

Zweimal in einem Jahre werden die Nester eingesammelt. Wenn man mit Sorgfalt zu Werke geht, und durch Beobachtung der genannten Vorsichtsmaßregel die Vögel ungestört läßt, so bleibt die jährliche Ausbeute dieser Felshöhlen sich ziemlich gleich. Eine gut verwahrte Höhle liefert gewöhnlich unter 100 Theilen 53 Theile von der besten Qualität, 35 Theile von der zweiten, und 12 Theile von der dritten.

Der Preis ist nach der Qualität verschieden. Von der besten Sorte wird der Pickol (125 holländische Pfunde) mit 3000 Piastern bezahlt, von der zweiten Sorte mit 1400 — 1500 Piastern, und von der dritten Sorte mit 700 — 800 Piastern. (Der Piastern oder die spanische Mat, wie man sich in den holländischen Colonien ausdrückt, kommt dort im Werthe drittehalb holländischen Gulden gleich.)

Ein holländisches Pfund enthält gewöhnlich 50 bis 60 Nester, und wurde in der letzten Zeit in Canton, wohin dieser Artikel größtentheils geführt wird, mit 40 Piastern bezahlt. Doch werden hier die Nester noch viel genauer als auf den Inseln sortirt. Zuerst machen die Chinesen drei Hauptclassen davon unter den Namen von pas-kat, cho-kat und tung-tung; jede dieser drei Classen hat wieder drei Unterordnungen. Hie-

nach machen ſie die Preiſe von 1200 bis 4200 Piaſter für den Pikol.

Die Chineſen lieben dieſe Speiſe ſehr, doch können natürlich nur die Reichen ſich dieſelbe verſchaffen. Die beſte Sorte davon geht immer in die Reſidenz, und iſt für den Hof beſtimmt. Ein Chineſe auf Java, bei welchem ich eines Mittags aß, verſicherte mir, daß dieſe Neſter nicht allein eine nährende und ſtärkende Kraft beſäßen, ſondern auch als Aphrodiſiacum wirkten. Nach den Erfahrungen, welche ich jedoch darüber gemacht habe, wirken ſie gar nichts, ſondern ſind eines der indifferenteſten, geſchmackloſeſten Nahrungsmittel.

Ungeheure Dampfmaſchine zu Carliſle in Cornwallis.

(High pressure expansive condensing steam-engine. Aus dem Carlisle Journal.)

Sonnabend den 25 Mai wurde die von den HH. Harvey u. Comp. von Hayle in Cornwallis nach dem Plane des Hrn. W. Weſt für die Carliſle-Canal-Company erbaute Dampfmaſchine zum erſtenmal in Gang geſetzt. Sie ſoll den Carliſle Canal mit Waſſer aus dem Fluß Eden füllen, zu welchem Ende das Waſſer etwa 58 Fuß hoch gehoben werden muß: der Dampfcylinder hat 60 Zoll, der der Pumpe 45 Zoll im Durchmeſſer; die Länge des Kolbenhubes iſt 10 Fuß. In weniger als drei Minuten war das Waſſer bis zum obern Theile der Pumpe emporgehoben, und ergoß ſich dann in einem fortlaufenden raſchen Strome zu 6624 Gallonen in der Minute: in zwölf Stunden kommen ſonach 4,769,280 Gallonen oder 763,200 Kubikfuß Waſſer in den Canal, und zwar mit einem Aufwande von weniger als fünf Schilling für Brennmaterial. Der Canal von Carliſle nach dem Solway Frith iſt etwa 12 Meilen lang. Nach einem Monat, wenn die „Harvey and West new patent Valves," für diejenigen ſubſtituirt ſeyn werden, ſoll die Arbeit noch beſſer gehen und mit weniger Reibung, auch der ſchwere Schlag und die darauf folgende Vibration, die allen Pumpmaſchinen gemein iſt, beſeitigt werden. Hrn. Weſts Maſchine an einem korniſchen Kupferwerk hob bei einer Probe 125,000,000 Pfd. mit 94 Pfd. Kohlen Einen Fuß hoch, und während 12 Monaten im Durchſchnitt 90 Millionen. Bei den Waſſerwerken zu Portsmouth und Farlington ſoll der Verbrauch an Brennmaterial bei größerer Thätigkeit volle 75 Procent betragen.

Bemerkungen über die Bevölkerung in Lima.

(Schluß.)

Bei allen biliöſen Krankheiten, die faſt täglich vorkommen, iſt der Gebrauch von Pflanzenſäuren allgemein in Lima; aber bei Bruſtleiden, mögen ſie einfach katarrhaliſch ſeyn, oder in ernſten Geſtalten als Lungenkrankheiten, oder Auszehrung vorkommen, glaubt man feſt, daß Säuren aller Art ſchädlich ſind. Los acidos son malos para el pecho; los acidos cierran el pecho.

Dieſe Meinung ſcheint zum Theil aus der Annahme früherer Aerzte entſtanden zu ſeyn, daß Säuren die animaliſchen Fluida congeliren und Verſtopfungen und Krankheit hervorbringen. Daher kommt die gewöhnliche Klage: „El enfermo tomo fresco de lemon y con el acido se le ha tupido el pecho. Auch ſind wir wohl überzeugt, daß bei Frauen von zarter Geſundheit, deren Organe des Athmens ſo empfindlich gegen jeden Eindruck ſind, daß ſogleich die kühlende Wirkung eines erfriſchenden ſäuerlichen Getränkes auf den Magen ſich ſchnell auch auf die Oberfläche des Körpers und der Lungen ausdehnt, dieß in gewiſſer Hinſicht eine Art von Conſtriction auf die athmenden Gefäße ausübt, welche die geſunde Bewegung ſtört.

In den ſchwülen Monaten Januar, Februar und März iſt in Lima ein Bruſtübel ſehr gemein, daß von einem kurzen trocknen Huſten, unreiner Zunge, am Abend Fieber und einer Unruhe begleitet iſt, die den Schlaf verſcheucht. Der Kranke wird niedergeſchlagen und ängſtlich, und fürchtet Anfälle von Auszehrung oder Blutſpeien. In ſolchen Fällen thun die frescos oder kühlenden ſäuerlichen Getränke oft Wunder, und ein Aufenthalt von wenigen Wochen in dem hübſchen Dorfe Miraflores, einige Meilen von der Hauptſtadt, und Seebäder vollenden die Cur. Doch häufig wird ein großer Mißbrauch mit dieſen frescos getrieben, indem Gewürze hinzugethan werden, die eine ganz entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen, und ſelbſt unſchädliche werden durch Uebermaaß oder durch den Gebrauch, während der Körper in lebhafter Tranſpiration iſt, oft zu lebensgefährlichen.

Doch wenn Milch, rein oder in Verbindung mit andern Subſtanzen, genoſſen worden iſt, wird die Säure höchſt ſchädlich gehalten (acido sobre la leche es malo). Als ich einſt zu einer Dame gerufen wurde, die ſchon ein Jahr an einem Uebel litt, und ich ſie fragte, warum ſie nicht früher einen Arzt befragt habe, antwortete ſie mir: „Vorm Jahre, als ich von Valparaiſo gekommen war, ließ ich Dr. — —, (einen franzöſiſchen Arzt) rufen, der mir ſagte, ich ſollte nichts als Reis und Milch abwechſelnd mit Limonade genießen. Ich war ſo betroffen über den entſetzlichen Irrthum dieſes Mannes, der mir etwas vorſchrieb, von dem Jedermann weiß, daß es nicht nur den Kranken, ſondern auch den Geſunden höchſt nachtheilig iſt, daß ich damals beſchloß, mein Uebel lieber der Natur zu überlaſſen, als mein Leben zu wagen bei Doctoren von noch geringerem Anſehen." Der Arzt hatte augenſcheinlich das obige Sprüchwort nicht beachtet. Uebrigens muß hier bemerkt werden, daß die Peruaner für ihre eingemachten Früchte Sorge tragen, den eigenthümlich kräftigen und ſchönen Wohlgeſchmack zu benehmen durch ein Uebermaaß von Zucker, wie ſie auch den natürlichen Duft ihrer ſchönſten Blumen verderben, indem ſie ſie mit künſtlichem fremdem Parfum beſprengen.

Es gehört zu den geſellſchaftlichen Pflichten in Peru, die oft mit großer Unbequemlichkeit verbunden ſind, daß Freunde und Bekannte die Gemächer der Kranken anfüllen, wenn dieſe auch nicht im Stande ſind, an der Geſellſchaft und der Unterhaltung Theil zu nehmen. Auch die Wöchnerinnen ſind dieſem Unweſen nicht ganz entzogen; nur iſt den ſie Beſuchenden ein Zwang auferlegt: alle Blumen und Wohlgerüche aus der Nähe der Kranken fern zu halten. Los odores son malos para as recien paridas. Dieſe Vorſichtsmaaßregel iſt um ſo nothwendiger, da die Frauen aller Stände gern ihre Kleider parfumiren, und bei Abendbeſuchen ihre Haare mit Blumen ſchmücken, worin die wollhaarige Negerin und Mulattin ſich beſonders auszeichnen.

Während der Geburt empfinden Frauen oft eine Leere und Erſchöpfung im Magen, das ein Gefühl der Ohnmacht mit ſich führt, und fatiga genannt wird. Bei gewöhnlichen Fällen, wenn dieſer Zufall Frauen begegnet, die nicht in dieſer Lage ſind, nimmt man Zuflucht zu ſtärkenden Tropfen u. ſ. w., auch wohl zu anfreizenden Bähungen in der

Gegend des Magens angewendet, gemeiniglich Miſchungen von Kampfer oder Kölniſch Waſſer und andern Mitteln der Art; in unſerem Fall ſind ſie nicht anwendbar. Iſt ein ſolches Gefühl der Schwäche vorhanden, ſo wird der Kranken gewöhnlich ein Biſſen warmes geröſtetes Brod oder die Bruſt eines Huhnes mit geſtoßenem Zimmet überſtreut und mit Wein angefeuchtet gegeben (la pechuga de gallina con vino y canela).

Ein ſehr häufig vorkommendes Uebel, das oft Anlaß zu ſchlimmen Verſtopfungen in den Eingeweiden und Leberkrankheiten gibt, entſteht aus einer Gewohnheit, kaltes Waſſer zu trinken nach heftigem Aerger (tomar agua fria en cima de colera). Ein Geiſtlicher von ſehr reizbarem Gemüth und Epikuräer im Geſchmack zog uns einſt wegen Verhärtung und Vergrößerung der Leber zu Rathe, die einige Zeit nachher in ein tödtliches Geſchwür endigte, und gab als Urſache ſeiner Krankheit obige Gewohnheit an, nachdem er mit ſeiner Köchin, einem Zamba-Mädchen, einen Streit gehabt, das ihm wahrſcheinlich eine Lieblingsſauce verdorben hatte. Das war das Erſtemal, wo unſere Hülfe gebraucht wurde für ein Uebel, das aus kaltem Trinken nach dem Aerger entſtanden war. Später hatten wir öfters Gelegenheit, dieſe Fälle zu beobachten, da das Klima des Landes und die eigenthümliche Stellung der Menſchen gegeneinander häufig zu heftigen Auftritten Anlaß gibt. Auch fühlen die Eingebornen ſogleich Reue, wenn ſie ſich den Ausbrüchen ihres reizbaren Temperaments überlaſſen haben, und halten ſich in ſtrenger Diät, bis ihr Puls wieder ruhiger ſchlägt. Eine Frau aber, Mutter oder Amme, läßt lieber das Kind einen ganzen Tag ſchreien, als daß ſie es wagen ſollte, ihm die Bruſt zu reichen, deren Milch im Aufruhr ihres Zornes ihm zu Gift werden würde.

In jeder anhaltenden Krankheit iſt es peinlich, die Abneigung beider Geſchlechter zu ſehen, ſich zu reinigen und waſchen und zu raſiren. Doch ſind ſie dem Baden gar nicht abgeneigt, und wiſſen die Vergnügungen eines Badeortes drei Monate des Jahres hindurch wohl zu genießen. Chorrillos, 5 Stunden ſüdlich von Lima, iſt der Lieblingsbadeort, und während der heißen Sommermonate von Spielern und Perſonen von Rang und Vermögen ſehr beſucht. Es iſt nur ein kleines, aus Lehm und Rohr gebautes Fiſcherdorf. Die indianiſchen Eigenthümer der Hütten und hübſch gebauten Häuschen oder Ranchos vermiethen ſie während der Badezeit den Gäſten zu hohem Preiſe. Einige nehmen ſie fürs ganze Jahr oder bauen ſich ſelbſt leichte Sommerhäuſer, die ſie geſchmackvoll meubliren, und die Sommermonate in Luſt und Fröhlichkeit zubringen. Chorrillos wird gegen den Südweſtwind durch ein hohes Vorgebirge, Moro Solar, geſchützt, das ſich wie ein rieſiger Guaca erhebt, und die zahlreichen Denkmale oder heidniſchen Tempel dieſes Namens überblickt, die auf der von Natur reichen, jetzt aber großentheils wüſten und verlaſſenen Ebene zerſtreut ſind, die ſich von Lima nach Chorrillos ausdehnt.

Während der rauhen, nebligen Monate Julius und Auguſt erfreut ſich Chorrillos eines klaren Himmels und angenehmer Luft. Die Südweſtwinde, mit ſchweren Wolken beladen, erſchöpfen ihre Kraft an dem freundlichen Moro Solar und trennen ſich in zwei Wegen, der eine geht nach Miraflores weiter, der andere nach der Hacienda de San Juan, während ſie Chorrillos heiter und rein laſſen. So fühlt es die eiſigen Nebel des Winters nicht, und bleibt der Zufluchtsort der Kranken, auch wenn die Spieltiſche leer ſtehen.

Früher waren die Seebäder nur für Hautkranke vorzüglich erſprießlich erachtet, doch ſeit 40 bis 50 Jahren hat man die Seebäder dem Flußbad oder den kalten Bädern bei dem alten Alameda und der Quelle Piedra-liſa vorgezogen. Im Allgemeinen lieben die Frauen Reinlichkeit, und die Indianer an der Küſte wegen ihrer Fiſcherei, noch mehr die, welche während der Badezeit die Frauen durch die Brandung führen, müſſen wohl Reinlichkeit üben; aber die Gebirgsbewohner haben faſt in ihrem ganzen Leben vielleicht nie ihren ganzen Körper gewaſchen, und ihre Haut, beſonders in den warmen Thälern, iſt mit einer dichten Kruſte von Schweiß und Schmutz bedeckt, die man nicht leicht wegwiſchen kann.

Doch darf man die Limaner nicht vorſchnell verurtheilen wegen ihrer Beſorgniß vor kaltem Waſchen. Sie ſind meiſt ſo zärtlich erzogen und den Eindrücken der wechſelnden Luft ſo wenig ausgeſetzt geweſen, daß auch bei leichtem Uebelbefinden der Limane einen Ausſchlag am Mund oder einen Schnupfen dazu erhalten würde, wenn er ſich kalt waſchen oder raſiren wollte, und welche Folgen die Entzündungen in der Naſe und im Gaumen noch haben könnten, iſt gar nicht abzuſehen.

Sobald der Arzt einen Kranken ſo ſchlecht findet, daß er an ſeiner Geneſung zweifelt, ſo darf er niemals unterlaſſen, den Kranken oder ſeine Freunde von der Gefahr zu unterrichten, damit er eine ärztliche Conſultation berufen könne, und Zeit habe, für ſeine teſtamentlichen Verfügungen und die letzten Gebräuche der Religion, oder wie man es nennt morir en regla.

Intereſſant iſt es, den großen mediciniſchen Juntas in Lima beizuwohnen. Oft wird mit großem Aufwand an redneriſchem Talent über die Doſis, die Zuſammenſetzung und Anwendung eines ganz gewöhnlichen Krautes geſprochen, und nicht ſelten endigen dieſe gelehrten Unterhaltungen mit der einfachen Anwendung der Jeringa und des agua de pollo. Früher waren dieſe Juntas häufiger als nothwendig, denn es gehörte zum guten Ton, eine Menge Aerzte zu haben; und man erzählt ſich eine lächerliche Geſchichte, wo zwei Doctoren täglich im Hauſe des Kranken zuſammenkamen, in ihr Conſultationszimmer ſich verfügten und dort einige Zeit verweilten. Aber ihre Conſultation beſtand nur in den beiden Reden: „Como el enfermo hoy?“ — Iſt der Kranke heute? — worauf die Antwort erfolgte: „Como no? si, comera.“ — Warum nicht? ja, er ſoll eſſen. Dieß dauerte ſo lange, bis der Herr des Hauſes, der ſie vielfach beobachtet hatte, ſie endlich verſicherte, er habe jetzt die Worte auswendig gelernt und wolle die Berathung allein fortſetzen, und ſie entließ.

Die mediciniſche Junta tritt gewöhnlich des Morgens und Abends zuſammen, bis der Kranke außer Gefahr iſt. Sobald ſie auseinandergeht, ſagt der Präſident oder einer der Aerzte, indem er ſich vom Sitz erhebt: „Vamos a consolar el enfermo,“ und ſämmtliche Mitglieder treten ins Krankenzimmer und beruhigen und tröſten den Kranken, worauf einer von ihnen die Diät und die Arznei angibt, über welche man ſich vereinigt hat. Hält man die größere Junta nicht mehr für nöthig, ſo werden oft noch drei bis vier Aerzte von der Familie erſucht, gemeinſam den Kranken zu behandeln. Doch die Geneſung wird nur dem Schutzheiligen zugeſchrieben, der Tod aber ſtets der Ungeſchicklichkeit des Arztes.

Daher werden in Familien, wo häufige Todesfälle ſtattfinden, die Aerzte eben ſo oft gewechſelt, ja ſelbſt während der Krankheit zieht man es vor, auf dieſe Weiſe die Meinung Anderer zu hören, vielleicht weil die Berufung einer Junta koſtſpielig iſt. Bei einer Conſultation erhält jeder Arzt 4, auch 4½ Dollars, während jeder einfache Beſuch mit einem Dollar bezahlt wird.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.
(Beilage: Umſchlag zum Monat Junius.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Zwölfter Jahrgang.

1839.

Julius.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1839.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nro erscheinen, 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Litterar. artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Maschinenkunde

und

Maschinenzeichnung

von

S. Haindl,

königl. b. Professer.

1ste Lieferung,

bestehend aus 11 Bogen Text in Quarto,

und 11 Bogen der Zeichnungen in groß Quer-Folio

(das Blatt 2′ lang, 1′ 7″ breit bayer. Maaß).

Preis 3 fl. 24 kr. rhein. — 2 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr. C.M.

Inhalt:

1) Schrauben, scharfe, flache, linke, rechte, einfache, mehrfache, in Holz und Metall ꝛc. ausgeführt. 2) Wellen, Zapfen und deren Lager, wagrechte, senkrechte und schiefe, hölzerne und eiserne, massive und hohle Wellen und deren Zapfen, offene und geschlossene Zapfenlager, fixe und bewegliche, stehende, hängende und schwebende ꝛc. 3) Holzverbindungen, wagrechte, senkrechte und schiefe, Verzapfungen, Verblattungen ꝛc. 4) Verzahnungen, cylindrische und konische Räder, Zahnstöcke, Daumen und excentrische Scheiben ꝛc., mit Rücksicht auf Berechnung, Eintheilung und Form der Zähne; hölzerne, eiserne und gemischte Räder ꝛc.

Das ganze Werk, welches aus drei gleich starken Lieferungen bestehen wird, soll in systematischer Ordnung das ganze Gebiet der Maschinenkunde und des Maschinenzeichnens umfassen.

Der Hr. Verfasser, bereits im zweiten Decennium als Lehrer dieser Partien an der königl. polytechnischen Schule in München, so wie noch an vier der ersten Kunst- und technischen Bildungsanstalten wirkend, und seit mehreren Jahren die Stelle eines Civil-Ingenieurs vertretend, hat, geleitet durch seine mehrjährigen praktischen Kenntnisse und Erfahrungen im Bau- und Maschinenwesen, dieses Werk nach dem übereinstimmenden Urtheile Sachverständiger so bearbeitet, daß selbes nicht nur für die bereits mehrfach ins Leben gerufenen technischen Bildungs-Anstalten als das erste in Deutschland erschienene Werk empfohlen zu werden verdient, sondern auch für Mechaniker, Maschinenbauer, Fabricanten, Hütten- und Hammerwerks-Besitzer, Müller ꝛc., so wie für jeden Freund der Technik bei dem raschen Aufblühen des Maschinenwesens um so mehr von großem Nutzen seyn wird, als der Hr. Verfasser, abhold jenem bloßen Wiederkauen und Aufpfropfen fremder Anordnungen und Constructionen, ohne Rücksicht auf die obwaltenden Umstände und vorhandenen Verhältnisse, das Ganze den Bedürfnissen aller jener Länder entsprechend anzupassen eifrigst bemüht war, welche noch nicht, gleich den Engländern, Franzosen und Amerikanern, jene hohe Stufe technischer Ausbildung erreicht haben.

Diesem zufolge wurden, wie es in einigen sonst vorzüglichen ausländischen Werken geschehen ist, Constructionen in Holz keineswegs umgangen, sondern dieselben sind, so weit es die Verhältnisse des Continents erfordern, denen in Eisen vorangestellt; jedoch vermißt man auch letztere, so wie jene, welche theils aus Holz, theils aus Eisen bestehen, nicht; wobei bei gleichem, oder doch nicht beträchtlich größerem Kostenaufwande Schönheit der Formen immer berücksichtigt wurde.

Bei allen von dem Hrn. Verfasser, vorzüglich aber bei den von ihm in Metall ausgeführten Maschinen wurde das Gewicht der einzelnen Theile und ein Kostenüberschlag aufgeführt. Bei allen Zeichnungen sind mit der höchsten Genauigkeit die Maaße nach deutschem und französischem metrischem Maaßstabe eingeschrieben; die verschiedenen Stoffe: als Eisen, Messing, Holz ꝛc. sind sowohl durch eigene Schraffuren als besonders mit Benützung des erst seit kurzem in der J. G. Cotta'schen lithographischen Druckerei ausgebildeten Farbendruckes in den ihnen zukommenden Farben dargestellt, wodurch die Platten an Deutlichkeit bedeutend gewinnen, und sich nicht nur als Originale für den Unterricht, sondern auch als Arbeits- oder Werkstattzeichnungen selbst für solche, welche die im übrigens ungekünstelten, leicht verständlichen Styl geschriebene deutsche Erklärung nicht lesen können, vollständig eignen.

Die Platten wurden von Hrn. Kurz, einem der ausgezeichnetesten Schüler des Hrn. Verfassers, und bereits selbst im vierten Jahre Lehrer an der Gewerbs- und polytechnischen Schule in Augsburg, mit einer Präcision gestochen, welche so wie die übrige Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gerichtsärztliche Arbeiten

von

Karl Friedrich Burdach,

k. preuß. Geh. Medicinalrathe, Dirigenten des Medicinal-Collegiums und Prof. zu Königsberg.

Erster Band.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt: Ueber die Advocatur der Aerzte. Ueber den Beweis der Vergiftung. I. Arsenikvergiftung, erwiesen durch das gleichzeitige Erkranken nach derselben Speise, die Krankheitserscheinungen, die Leichenöffnung und die Ausgrabung. II. Arsenikvergiftung, erwiesen durch die Krankheitserscheinungen, die Leichenöffnung und den Gehalt des Ueberrestes der genossenen Speise. III. Arsenikvergiftung, durch die Krankheitserscheinungen und den Leichenbefund wahrscheinlich gemacht, ohne nähern Beweis. IV. Vergiftung durch Schwefelsäure im Schlafe. Ob Mord? ob Selbstmord? I. Selbstmord undenkbar. Stich in die Brust. II. Selbstmord wahrscheinlich. Erwürgung. III. Selbstmord möglich. Zerbrechung des Kehlkopfs. Ueber die nähere Bestimmung der Tödtlichkeit einer Verletzung. Kopfverletzungen. 1. Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit. a) Schädelbruch mit Extravasat. b) Desgleichen mit Depression und Erweichung des Gehirns. 2. Bedingt nothwendige Tödtlichkeit. a) Zerreißung innerer Hirngefäße. b) Schleichende Entzündung und Eiterung des Gehirns. c) Hirnerschütterung bei Trunkenheit und Erkältung. 3. Individuell nothwendige Tödtlichkeit. a) Zerreißung des Querblutleiters. b) Extravasat in den Hirnhöhlen und unter dem kleinen Hirne. c) Schädelbruch und Extravasat. d) Extravasat. 4. Zufällige Tödtlichkeit. a) Meningitis. b) Schleichende Entzündung und Eiterung des Gehirns. c) Arachnitis. 5. Anderweitige Ursache des Todes. Brustwunde und Erstickung. a) Stich durch die Brust in die Leber. b) Erstickung durch Betten. c) Zusammendrückung des Kehlkopfes. d) Desgleichen. e) Erkrankung. Verletzungen des Unterleibes. I. Peritonitis mit Ergießung nach einem Stiche. II. Desgleichen nach Verwundung mit einem glühenden Eisen. III. Berstung der Milz nach einem Stoße. Vielfache Mißhandlungen. I. Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit. II. Desgleichen. III. Anderweitige Ursache des Todes.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in alle Buchhandlungen versandt worden:

Guter Rath

beim

An- und Verkauf

von

Landgütern

von J. G. Elsner.

8. in Umschlag broschirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 3 Gr.

Mißgriffe bei Kauf und Verkauf von Gütern haben nur allzu oft schon argen Unheil gestiftet und den Grund zum Untergang ganzer Familien gelegt. Wie man solchen am sichersten entgehe, dazu gibt das hier angezeigte Werkchen Anleitung. Völlig aus dem Leben entlehnt und klar und erschöpfend ist der Gegenstand gegeben. Sonach kann es wohl mit vollem Recht eine wertvolle und dankenswerthe Gabe des verdienten Verfassers genannt werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehenden Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico. 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Abenteuer eines Banianen. Nr. 181—186. — Notizen über das Königreich Madura. Nr. 182. — Die Besitzungen der Portugiesen auf der Ostküste Afrika's. Erster Artikel. Nach José Accurtio das Neves. Einleitung. Nr. 182. 183; von den dortigen Minen und andern Naturproducten Nr. 184; über den Handel und die Banianen in Mozambique. Nr. 186. 187. Zweiter Artikel. Nach Sen. X. Botelho. Allgemeine Bemerkungen Nr. 195—197. Inhambane Nr. 198. 199. Sofala Nr. 200—207. Geographische Bemerkung Nr. 208. 209. District von Sena und Tete. Nr. 210. 211. Monomotapa. Nr. 212. — Racenverschiedenheit in Frankreich. Nr. 185—186. — Altvulcanische Erscheinung in den Cordilleren. Nr. 184. — Neuere Beobachtungen über Sternschuppen. Nr. 185. — Bruchstücke über Cuba. Nr. 186—196. — Die Nord- und Südwestwinde in Buenos Ayres. Nr. 187. — Die Seebäder und künstlichen Mineralwasser in Helsingfors. Nr. 188. — Achille le Duc. Nr. 188—190. — Zug durch Kurdistan. 1) Gebirge; Schilderung des Volks; die kurdische Gränze Nr. 189. 190. 2) Kurdische Dörfer; gastliche Aufnahme; ein Zug übers Gebirge. 193—194. — Das Dampfboot „die brittische Königin." Nr. 190. — Bemerkungen über die canarischen Inseln. Nr. 191—193. — Die Thiere auf der Känguru-Insel. Nr. 193. — Etwas über Finnenschädel. Nr. 194. — Ueber das jetzige und frühere Niveau Aegyptens. Nr. 195. — Reise in Schweden im J. 1828. Neue Ansiedelungen in Lappland. Nr. 196—196. — Litteratur in Bombay. Nr. 197. — Die Abolitionisten in den Vereinigten Staaten. Nr. 198. — Iwan I. Historische Rückblicke. Nr. 199—205. II. Neuere Verhältnisse; Khorasan. Nr. 205—209. — Nachrichten von französischen Reisenden. Nr. 199. — Die Trappisten in Meilleray bei Nantes. Nr. 201. — Italienische Skizzen: Opern- und Schauspielhäuser. Nr. 201. — Das Land der Otuomis. Nr. 202. — Die Vorzeit Marseille's. Nr. 203—205. — Orientalische Litteratur in Paris. Nr. 204. — Der Schwur des Pascha. Nr. 204—206. — Das Tempe der Provence. I. Nr. 206; II. Nr. 208; III. Nr. 212. — Englische Sitten: der reiche alte Hagestolz; die Lehrburschen; der elegante Bettler. Nr. 207. — Wolferts Roost. Eine Skizze nach Irving. Nr. 209. — Neueste landwirthschaftliche Bestrebungen in Frankreich. Nr. 210—211. — Einige Bruchstücke zur Statistik von Ungarn. Nr. 211. 212.

Chronik der Reisen.

Besuch der Sindschar Berge. Nr. 197. — Reise russischer Künstler auf der Wolga. Nr. 209.

Kleinere Mittheilungen.

Nachrichten von Australia felix. Nr. 182. — Nachrichten von Port Phillip. ibid. — Ungeheurer Hagel in Südamerika. Nr. 185. — Kleinasiatische Alterthümer. ibid. — Erdbeben in England. Nr. 185. — Ungewöhnliche Geburt. Nr. 186. — Merkwürdige Leyer. ibid. — Vulcanischer Ausbruch bei Baku. Nr. 187. — Das Gewerbe der Claqueurs. ibid. — Der artesische Brunnen bei Grenelle. Nr. 188. — Die Lage der Stadt Adelaide. Nr. 189. — Anwendung eines artesischen Brunnes als Wasserkraft. Nr. 190. — Historia Britannorum versificata. Nr. 191. — Erdstöße in Frankreich und in England. ibid. — Studium der byzantinischen Kunst in Frankreich. Nr. 192. — Raschideddins geschichtliches Werk. Nr. 194. — Zunahme des Weinbaues am Cap. ibid. — Wurf einer Giraffe in Europa ibid.; Bemerkungen über die neugeborne. Nr. 192. — Zustände und Aussicht des Eisenhandels in England. ibid. — Die Aurora-Inseln. ibid. — Erforschung des weißen Nils. ibid. — Merkwürdiges Ausströmen von Gas. Nr. 196. — Ungeheurer Papiervogen. ibid. — Tod auf Dampfbooten in England. ibid. — Ueber die Ansiedlungen der Europäer in Neuseeland. Nr. 198. — Unterirdischer Wald. Nr. 199. — Anekdoten aus der Belagerung von Bhurtpur. ibid. — Madisons Papiere. Nr. 200. — Volksgesänge in Rußland. Nr. 202. — Ankauf für die Nationalgalerie in London. ibid. — Ausschmückung des Vendomeplatzes. ibid. — Die Kathedrale in Sorbona. Nr. 203. — Neues Wurfgeschoß. Nr. 204. 207. — Caricaturen H. B.'s Nr. 207. — Mastodon Giganteum. ibid. — Pariser Statistik. ibid. — Ueber Mammuthknochen in der Nordsee. Nr. 208. — Giftige Fische. Nr. 210. — Ermordung von Eingebornen in Australien. ibid. — Unruhen im Dekkan. ibid. — Chinesische Marine. ibid. — Etwas über Corea. Nr. 211. — Auffindung civilisirterer Eingebornen in Australien. ibid. — Katholische Mission in Neuseeland. ibid. — Pferdeseuche am Cap. ibid. — Apparat zur Trinkbarmachung des Seewassers. Nr. 212. — Lebendige Schildkröten in Paris. ibid. — Merkwürdige Wirkung des Blitzes. ibid.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem resp. Verlag erscheinenden Schriften, sofern diese in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Litteratur des Auslands" gehören: als Uebersetzungen neuer poetischer, philosophischer und religiöser Werke aus fremden Sprachen in diesen Blättern angezeigt und beurtheilt wünschen, werden gebeten, die Einsendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. G. Pfizer in Stuttgart zu machen.

Nr. 182.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

1 Julius 1839.

Abenteuer eines Banianen.

(Von ihm ſelbſt erzählt.)

Wie die Zugvögel, die man nur in den erſten Tagen des Winters und Frühlings bemerkt, haben auch die Savojarden ihre Wanderungszeit. Sobald die letzte Ernte eingebracht iſt und der Schnee die Gipfel der Gebirge weiß macht, gehen auch die Kinder der armen Familien fort, um anderswo die Wintermonate zu benutzen und laufen ſingend dem Glück nach.

Im Jahre 1820 war ich 8 Jahre alt. Ich verließ wie die Andern mein Vaterland im Gefolge einer Geſellſchaft fremder Kaufleute, die mich in Dienſt nahmen. Zehn Jahre verſtrichen, zehn Jahre voll Mühe und Luſt, wo ich nach und nach Seiltänzer und Kaminfeger, Stallknecht, Kammerdiener, Factotum eines Dichters war, der ſich ſeitdem in der Politik verloren hat, Burſche (mousse de chambre) auf einem genueſiſchen Schiffe und coque am Bord eines Kriegsſchiffs. Mit 18 Jahren hatte ich die drei Theile des alten Continents geſehen, hatte mir ſelbſt die wenige Erziehung gegeben, die ich beſaß, und was das Beſte an der Sache war, es war mir gelungen, eine Birne für den Durſt zu behalten (wie meine geizigen Landsleute ſagen), 1000 Fr. in Goldſtücken in meinen Gürtel zu nähen.

In dieſem Alter der Täuſchung war ich ſchon ganz nüchtern. Das Unglück, mein unzertrennlicher Gefährte, zeigte mir eine beſcheidene Hütte am Abhang meines Gebirgs, drei Hufen Landes von Caſtanienbäumen beſchattet, wie ein irdiſches Paradies, wo meine Tage frei und glücklich vergehen ſollten. Aber um dieſe Güter zu erwerben, reichten 1000 Francs nicht, ich brauchte Tauſend Thaler. Um ſie zu erhalten, nahm ich einen Weg, den ich für den kürzeſten hielt, und ach! er war der längſte. Nach dem Feldzug gegen Algier, den ich als Coque mitgemacht hatte, landete ich in Toulon und ging ſogleich nach Marſeille. Dort glaubte ich eine vortheilhaftere Stellung auf einem Schiffe zu erhalten. Es war nichts. Ich war genöthigt, den Maurern zu dienen, oder den HH. Méry und Barthélemy welche ein Gaſthaus in meiner Nähe bewohnten, die Stiefeln zu putzen. Dann machte ich in unbeſchäftigten Augenblicken, während ſie politiſche Satyren ſchrieben, Klagelieder und Dramen oder Myſterien, die ich aus der heiligen Schrift nahm: die Klagelieder für die Hauſirer, die Myſterien für die Schiffer im Hafen, die ſie mir mit 40 Frk. bezahlten, und noch 50 Proc. bei jeder Aufführung als Recht des Verfaſſers. Dieſe literariſchen Nebenverdienſte hatten mein Vermögen über meine beſcheidenen Hoffnungen geſteigert, als ein unerwarteter Umſtand aus mir einen Blutegelhändler machte.

An einem Sonntag Abend kam ich von meinem einſamen Spaziergang zurück, ein Stück Brod zum Nachteſſen verzehrend und Seneca leſend. In der Allee von Meilhan fand ich einen erbrochenen Brief, der von einem Kaufmann von Rio-Janeiro geſchrieben war. Der Geſchreibe dieſes Briefes lautete folgendermaßen: „Ein Artikel von unwiderſtreitbarer Wichtigkeit wären Blutegel; wenn Sie mir 20,000 im Laufe des July ſchicken könnten, ſo garantire ich, das Stück wenigſtens zu 300 Reis zu verkaufen.“

Dreihundert Reis ein Blutegel, rief ich erſtaunt; dreihundert Reis! Ich weiß nicht, wie viel ein Reis werth iſt, aber was ſchadet's? Da es ein gutes Geſchäft für einen Andern iſt, ſo dünkt mir, kann es eben ſo auch für mich ſeyn. Voll von dieſem Gedanken, eilte ich mein Project zwei Piemonteſen mitzutheilen, bei denen ich wohnte, die mit Saiten handelten, und beide nicht ohne mercantiliſche Kenntniſſe waren. Nachdem ſie den Brief hatten leſen hören, rief der Jüngſte in ſeiner bildlichen Sprache aus: „da die Stimmgabel des Zufalls für uns die Saite des Glücks anſchlägt, ſo müſſen wir eilen, ihren Tönen zu lauſchen.“ Sogleich gingen wir an die Börſe, uns zu erkundigen, ob Schiffe mit Fracht nach Rio da wären; ein einziges befand ſich im Stande abzuſegeln: es war la Circonſtance, Capitän Cernat; wir wurden mit dem Rheder über den Preis der Ueberfahrt und den Frachtlohn unſrer Waare einig, und während Einer von uns ſich beſchäftigte, unſere Papiere in Ordnung zu bringen, kauften die Andern drei leere Bordeauxfäſſer, ſägten ſie von einander, legten jede Hälfte mit Bleiplatten aus, füllten ſie mit trefflicher Erde, wo 10,000 Blutegel mit Bequemlichkeit während der Ueberfahrt lebten; wir trugen Sorge, ſie jeden Tag mit einem Glaſe ſüßen Waſſers

zu begießen, und aus den Gefäßen diejenigen herauszunehmen, die gestorben waren. Als dieser erste Theil unsrer Ladung vollendet war, kauften wir verschiedene kleine Waaren, wie seidene Gürtel, Schnallen, Spieldosen, Arbeitskästchen und packten Alles in einen Kleiderkoffer, ohne daß man es wahrnehmen konnte. Endlich am 2 Mai 1831, fünf Tage, nachdem ich den Brief gefunden, gingen wir unter Segel und passirten die Meerenge.

Ich enthalte mich jeder empfindsamen oder beschreibenden Erzählung unsrer Ueberfahrt. Es war eine wahre Damenreise.

Am 21 Junius erreichten wir, von günstigen Winden getrieben, den Aequator. Gegen Abend desselben Tages fiel, nach mehrmaligem Wechsel, der Wind plötzlich und hielt uns im Netze der abscheulichsten Windstille fest. Am folgenden Tage mäßigte kein Lüftchen die erstickende Hitze, die wie Blei auf uns lag; die Segel hingen schlaff an den Masten und wären unbeweglich gewesen, wenn das Meer, das noch bewegt war, sie nicht ein wenig angeschwellt hatte; aber bald heiterte sich der Horizont auf zum Verzweifeln, und in dieser Breite, die auf Null steht, konnte man leicht voraussehen, daß unser Aufenthalt mitten im Ocean sich um einige Wochen verlängern würde.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen über das Königreich Madura. *)

Das Königreich Madura umfaßt die Abtheilungen Bangkallan, Palega und Sampang. Der Sultan ist reich, indem ihm allein die indischen Regierungen über eine halbe Million Gulden eintragen. Das Land wird von mehreren kleinen Flüssen durchströmt, von welchen drei in dem Districte Bankallan sind, einer zu Palega und einer zu Sampang. Schon aus der Kleinheit der Insel kann man schließen, daß diese Flüsse unbedeutend sind, und der daraus folgende Wassermangel ist ein hinlänglicher Grund der geringeren Fruchtbarkeit. Sie entspringen mit klaren und vortrefflichen Quellen, welche aber, so wie sie sich dem Strande nähern, in Brackwasser verwandelt werden.

Die bedeutendsten Producte des Königreichs Madura sind Mais, Reis, Katjang, Baumwolle, ein wenig Zuckerrohr und Indigo. Doch reicht der Ertrag der Aecker nicht hin, um die Einwohnerzahl zu ernähren, deren Zahl sich auf 77,761 Seelen beläuft. Es werden deßhalb jährlich von Java ungefähr 1000 Kojangs Reiskörner und 100,000 Bund Reis im Stroh eingeführt. Das Weben des Kattuns und die Fischerei beschäftigt eine große Menge von Einwohnern, dennoch scheinen im Allgemeinen die Madureſen arm zu seyn. Der Sultan ist alleiniger Herr des Bodens und gibt Dörfer und Ländereien an die Glieder seiner Familie, denen jene zum Unterhalt dienen. Die Aecker werden wieder an Chinesen zu möglichst hohen Preisen verpachtet, welche nun auf ihre Weise die Unterthanen ausplündern. Nicht ganz unbedeutend ist die Pferde- und Büffelzucht.

Der District Bangkallan hat nach den neuesten Angaben 63,714 Einwohner, würde aber ungleich mehr Bewohner ernähren, wenn man die Felder durch künstliche Bewässerung fruchtbarer machte. Schwieriger mag dieß hier seyn als auf Java, wo die Zahl der Flüsse sehr groß ist, doch würden sich leicht Brunnen graben lassen, welche man zu diesem Zwecke benutzen könnte. Man kann jedoch mit Recht erwarten, daß mit dem täglich wachsenden Einfluß der Holländer auf Madura nach und nach diesen Mängeln abgeholfen werde.

Der District Sampang hat über 7500 Einwohner, und ist von dem kleinen Reiche Pamakassan durch den Fluß Tjarjern geschieden. Dieß Ländchen liegt an der Nordküste zwischen Madura und Sumanap. Es hat eine geringe Einwohnerzahl, welche sich nicht auf volle 18,000 S. beläuft, worunter noch 1000 Chinesen sind; der Boden ist schlecht, und die Bewohner desselben haben oft mit Wassermangel zu kämpfen. Der Mais macht das Hauptnahrungsmittel aus, und selbst der Reis, welcher hier sparsam wächst und von schlechter Qualität seyn soll, wird damit vermengt gegessen

Der Panumbahan (Herrscher) hat Wollenwebereien, und läßt Sarongs verfertigen, um sie auszuführen. Aber selbst nicht einmal die hinlängliche Menge von Wolle bringt dieser Landesstrich auf, dieselbe muß von Bali eingebracht werden. Das einzige Merkwürdige, welches dieß Land darbietet, sind die vielen Salzpfannen und Salzmagazine; auch sieht man hier eine große Menge von Kalkfelsen, und das Kalkbrennen ernährt einen Theil der Bewohner.

Hieran schließt sich das Reich Sumanap, welches die östliche Hälfte der Insel einnimmt; der Hauptort dieses Reiches führt denselben Namen, der Sultan hat hier seine Residenz. In der Mitte seines Dalam (Palast) entspringt der Fluß Maringan, welcher hier als Bad dient; obgleich er nicht größer als andere inländische Flüsse ist, so befahren ihn doch kleine Fahrzeuge (Prauw), welche für den inländischen Handel von großer Wichtigkeit sind. Der weiche Stein wird in Sumanap besonders viel gefunden und darunter ein feiner Alabaster, welcher jedoch nur vom Sultan benutzt wird.

Zu Pajong, einem Dessa, findet man das Fundament eines indischen Tempels, bei dessen Trümmern sich noch ein Siwa- und Buddabild befand, welche der Resident-Assistent zu Sumanap in Besitz genommen hat, und zur Verzierung seines Hauses gebraucht. — Die Salzfabrication ist hier stark, und mehr als 800 Salzpfannen werden zur Krystallisation desselben benutzt.

Sumanap selbst hat eine Bevölkerung von 132,762 Seelen, darunter sind 2200 Chinesen, 270 Araber und 2000 Malaien. Auch auf diesem Theile der Insel ist der Ackerbau von wenig Gewicht, woran ebenfalls der Wassermangel Schuld ist. Der Sultan wendet zwar vielen Fleiß auf diesen Gegenstand, und hat mehrere künstliche Wasserleitungen angelegt, welche jedoch im Verhältniß mit der trockenen Bodenoberfläche noch gering sind. Das Land bringt fast nur Mais hervor und Reis in so geringer Quantität, daß man auf Java annimmt, die jährliche Ernte desselben reiche höchstens hin, um die Bevölkerung auf drei Monate zu ernähren; die Einfuhr dieses letzt-

*) S. Ausflug von Surabaya nach Madura Nr. 179 bis 181.

genannten Artikels von Java iſt deßhalb ſehr bedeutend. Dagegen werden von Sumanap Oel, Büffelhäute, Tamarinden und Sarongs ausgeführt; im Jahre 1830 betrug die Anzahl der letzten 4789. In demſelben Jahre liefen 100 verſchiedene Schiffe von anderen Inſeln, Java abgerechnet, in den ſamanap'ſchen Hafen ein, und 121 verführten die genannten Producte nach Ambon, Benkulen, Banka, Bali, Macaſſar, Palembang, Riouw, Sukadana, Timor u. ſ. w.

Die Viehzucht iſt eine Lieblingsbeſchäftigung der Bewohner von Sumanap und die madureſiſchen Büffel ſind im oſtindiſchen Archipel beſonders beliebt, ſowohl der Milch und Häute wegen, als auch als Feinde der Tiger, mit welchen man ſie zur Beluſtigung kämpfen läßt. Dieſe Art des Schauſpiels liebt man ſehr, ſowohl auf Madura als auch auf Java.

In dem vorhin genannten Jahre wurden 1880 Büffel ausgeführt, außerdem 4000 Stück Häute derſelben, während man den jährlichen Bedarf des Landes ſelbſt zu 6000 annimmt.

Verſchiedene kleine Inſeln welche in der Nähe des Reichs von Sumanap liegen, ſtehen ebenfalls unter der Herrſchaft des Sultans. Dieſe ſind:

Sapudie mit . .	7400	Einwohnern
Na-as	3000	—
Gillie-genteng . .	1900	—
Gillie-radja . . .	2100	—
Gillie-ang . .	1850	—
Puteran . . .	7250	—
Kangeang . .	1541	—
Gongra . . .	270	—

Die wichtigſte dieſer kleinen Inſeln iſt Kangeang, weil hier außer hinlänglichem Waſſer auch Jaliholz gefunden wird. Uebrigens waren dieſe Inſeln auf Java ziemlich unbekannt und außer den genannten Notizen konnte ich nur noch erfahren, daß die Häuptlinge daſelbſt vom Sultan von Sumanap angeſtellt werden.

Man hat auf Madura zwei Arten von Baumwolle, den Wollbaum (bombax pentandrum), und den Wollſtrauch (eine Species des gossypium herbaceum). Der erſte bringt nur eine ſehr grobe Sorte von Wolle hervor, welche, malayiſch Kapok genannt, zur Füllung von Matratzen und dergleichen benutzt wird. Der zweite, Kapas genannt, bringt die zartere und weichere hervor, welche die Eingebornen zu ihrer Kleidung benutzen. Letzterer iſt eine ſtarke Pflanze, welche ein und einen halben Fuß hoch wird. Man ſäet ſie nach der Reisernte, und ſie erlangt innerhalb drei Monaten ihre Reife. Eine eiförmige Frucht enthält alsdann die Baumwolle, in deren Mitte ſich die Fruchtkörner befinden. Die Bearbeitung derſelben iſt nicht ohne Schwierigkeit, welche bedeutend vermehrt wird durch das Reinigen von den Kernen. Die Madureſen gebrauchen hiezu einen Apparat, welcher aus zwei hölzernen Cylindern beſteht, die gegen einander gedreht werden und zwiſchen denen man die rohe Wolle hindurchzieht. Dieſe Arbeit iſt ſo ſchwierig, daß ein Mann zwei volle Tage Arbeit hat, um ein Kati (1⅛ Pf.) zu reinigen. Nach Abſonderung der Kerne wird ſodann die Wolle geklopft (geblek) und auseinander gezogen (piudi), ſodann auf einen Stock gewunden (pusuh). Von der ſo bearbeiteten Wolle kann eine Perſon in zehn Tagen ein Kati ſpinnen. Vier Tage hat wieder eine geſchickte Weberin nöthig, um einen Sarong zu weben, wozu ein Stück Zeug gehört, welches 9 Fuß lang und 3 Fuß breit iſt. Jede Frau webt ſelbſt, was für den Bedarf ihres Hauſes nöthig iſt, und es gereicht ihr zum Ruhm, eine beſonders geſchickte Weberin zu ſeyn.

Die Beſitzungen der Portugieſen an der Oſtküſte Afrika's.

Erſter Artikel.

(Nach Joſe Accurſio das Neves.)

Die Portugieſen verachteten bis jetzt ſich an der Küſte vom Cap Negro an bis zur äußerſten Südſpitze Afrika's, ſo wie bis zur Bai Lourenço Marques nach Norden hin feſtzuſetzen. Sie betrachteten dieſe Küſtenländer, die ſie bloß durch Schiffbrüche, die ſie daſelbſt erlitten, kannten, als unbewohnbar. Ebenſo hatten ſie nicht daran gedacht, das Cap der guten Hoffnung zu beſetzen, als dieſes noch von keiner europäiſchen Macht geſchehen war. Portugal beſitzt deßhalb heutzutage nur einen geringen Theil dieſer Küſte, welcher in der Bai von Lourenço Marques beginnt, ungefähr im 26° S. B. und ſich bis zum Cap Delegado unter 10° die Küſte entlang erſtreckt. Der andere Theil dieſer Beſitzung erſtreckt ſich von Quillimane ins Innere bis Zumbo, den Lauf des Fluſſes Zambeſe aufwärts. Dieſe Geſammtbeſitzungen machen das Gouvernement oder die General-Capitania, wie ſie ſonſt hieß, von Mozambique aus. Von der Erſtreckung ins Innere und ſeinen Gränzen weiß man nichts Genaues. — Die Küſte wird von vielen afrikaniſchen Volksſtämmen und Arabern bewohnt, die zum Theil unabhängig, zum Theil der portugieſiſchen Oberherrſchaft unterworfen ſind. Die verſchiedenen Nationen, die nach dem Innern zu wohnen und mit Mozambique in Handelsverkehr ſtehen, ſind beſonders die Muſaos und Mocuas, die, zuweilen mit Lanzen und Wurfſpießen, ſelbſt mit Feuergewehr bewaffnet, verſchiedentlich verheerende Einfälle in die portugieſiſchen Beſitzungen gemacht haben. Dieſe wilde Nation erſtreckt ſich über einen großen Theil des innern Afrika's, vom Zambeſe-Fluß aus nördlich. Der Zambeſe ſcheidet ſie von den Kafferſtämmen, die ebenfalls nicht immer freundſchaftlich mit den Portugieſen umgehen. Die eigentlichen Etabliſſements der Portugieſen, wo dieſe die Herren ſind, ſind die Bai von Lourenço Marques, das Cap Correntes, Inhambane, Sofalla, Quillimane, Mozambique und Cap Delegado. — Die Bai von Lourenço Marques iſt ein Punkt von großer Wichtigkeit nicht nur für die Schifffahrt, ſondern auch für den Handel ins Innere. Drei beträchtliche Flüſſe münden in dieſer Bai aus: der Eſpiritto Santo, welches der größte auf der Nordſeite, der Lourenço Marques in der Mitte und der Maputo, ſüdlicher. Die Kaffern, und noch mehr die Manchavas-Nation, bringen hieher ihr Elfenbein, ſo wie die Zähne der Seepferde (Wallroß), auch Ambar. Verſchiedentlich haben die Holländer, Franzoſen und Engländer Verſuche gemacht, ſich hier anzuſiedeln und Handel zu treiben, was jedoch immer wieder, zum Theil durch die Eingebornen, welche die Niederlaſſungen zerſtörten, zum Theil durch das portugieſiſche Gouvernement, vereitelt wurde.

Inhambane iſt eine kleine Villa mit ihrem Hafen, in welchen

aber nur kleine Fahrzeuge einlaufen können. Gegenwärtig iſt dieſer Ort ſehr unbedeutend, könnte aber durch ſeine vortheilhafte Lage für den Handel ſehr emporkommen, wenn deßhalb die Mittel angewendet würden. — Sofalla, einſtens eine der reichſten Handelsſtädte und von reichen Kaufleuten bewohnt, iſt heutzutage zu einer elenden armſeligen Villa herabgeſunken, faſt ganz entvölkert und nur noch von wenigen arabiſchen und portugieſiſchen Familien bewohnt. Der Glanz und die Wohlhabenheit dieſer Stadt, als ſie noch im Beſitze der Araber war, und den ſie auch noch einige Zeit ſpäter unter portugieſiſcher Herrſchaft hatte, erweckten in dem König Don Manoel den Wunſch, ſie zu beſitzen, der auch nachher durch Pedro Anhaia erfüllt wurde, welcher daſelbſt im Jahre 1505 ein Fort errichtete und ſich die Stadt unterwarf. Sie wurde der Sitz der Gouverneure der afrikaniſchen Beſitzungen der Oſtküſte bis zur Regierung der Königin Dona Katharina, welche aus Furcht vor den Angriffen der Türken die Befeſtigungen in Mozambique anlegen ließ, und von der Zeit an die Gouverneure ſechs Monate in Mozambique und ſechs Monate in Sofalla ihre Reſidenz nehmen mußten. Von da an kam Sofalla in Verfall, und die Gouverneure behielten darauf ihren beſtändigen Sitz in Mozambique. Dem in die größte Decadenz verfallenen Sofalla iſt nichts Anderes übrig geblieben, als die Elemente ſeiner frühern Größe, die ihm Niemand nehmen kann und die nur wieder erweckt zu werden brauchten, allein dazu fehlt es wohl nicht den Portugieſen an gutem Willen, als vielmehr an Geſchick und Thatkraft der Gouverneure, um dieſes zu bewerkſtelligen.

Auf dem großen angeſchwemmten Landſtriche, der durch den Rio Zambeſe gebildet worden iſt, liegt an deſſen Mündung die Villa Quillimane. Uebrigens hat der Zambeſe, einer der größten Flüſſe Oſtafrika's, mehrere Mündungen, die eben ſo viele Flüſſe bilden. Die vorzüglichſten davon ſind: der Cuama, der Quillimane, der Luabo und der Luabeil. An dem Quillimane liegt die Villa gleichen Namens, die klein iſt und dabei einen ſchlechten Hafen hat; allein dennoch herrſcht daſelbſt vieler Verkehr, denn ſie iſt gleichſam das Thor, durch welches man nach den Etabliſſements in dem Sertao vordringen kann, und den Handel mit dem Innern treibt; auch gehen von hier der größte Theil der Lebensmittel nach Mozambique. Die einzigen Vertheidigungsanſtalten gegen einen Feind von außen beſtehen hier aus einem hölzernen Gebäude, worin die Beſatzung einquartiert iſt, und einigen aufgepflanzten Kanonen. Man bedarf auch hier keiner andern, weil wegen ſtürmiſcher See und Mangel an Landungsplätzen nicht leicht ein Angriff zur See zu erwarten iſt.

Ungefähr 26 Legoas oberhalb Quillimane iſt die Barre von Quinzungo oder Quiçungo, und noch etwas weiter die von Angora, wo die Pangayos aus Mozambique ihren Handel treiben. Kaum können dieſe Plätze aber als Portugal angehörend betrachtet werden, denn in dem erſten haben die Eingebornen und in dem letzten die Araber mehr Macht wie die Portugieſen.

Mozambique, die Hauptſtadt des Gouvernements, ſo wie des Bisthums, was aber ſeit vielen Jahren keinen Biſchof gehabt, liegt auf einer kleinen Inſel unter 15° S. B. mit einem Umfange von ungefähr einer Legoa. Die Inſel iſt nur eine bloße Sandbank, die ſich ins Meer erſtreckt, und die ſchlechterdings keine Art von Vegetation hat. Sie beſitzt nicht einmal einen Brunnen, allein ihre vorzügliche Poſition, indem ſie mit dem feſten Lande den ſicherſten Hafen in dem großen Canal zwiſchen dem Feſtland und Madagascar bildet, gibt ihr eine große Importanz, was ſich auch früher die Araber, bevor die Portugieſen nach dem Orient vordrangen, zu Nutze zu machen wußten. Noch heutzutage iſt dieſer Hafen eine Station für alle Schiffe, die nach Aſien ſegeln, beſonders der portugieſiſchen; er macht den Vereinigungsknoten oder Glied der Kette zwiſchen der europäiſchen Hauptſtadt und den indiſchen Beſitzungen, zu gleicher Zeit iſt er aber auch der Mittelpunkt des portugieſiſchen Handels in Oſtafrika. — Die Inſel iſt außer ihrer Sterilität auch ſehr ungeſund; allein die Einwohner nehmen dann ihre Zuflucht auf den Continent. Das Feſtland gegenüber macht eine große Einbiegung, ſo daß zu beiden Seiten zwei vorſtehende Landſpitzen entſtehen. Auf der nördlichen liegt der Ort Cabaceira und auf der ſüdlichen Sancule. Auf der nördlichen ſchmalen Landzunge liegt der Ort Moſſaril. In dieſen Gegenden haben der Gouverneur, ſo wie alle Behörden und wohlhabenden Perſonen ihre Landſitze mit Blumengärten und Quintas mit ſchattigen Bosquets und Obſtbäumen, beſonders Orangen, Limonen und Palmbäumen u. ſ. w. Hier herrſcht ſtets heitere geſunde Luft.

Die Etabliſſements der Portugieſen am Cap Delegado beſtehen auf den Inſeln gleichen Namens, denn das Feſtland iſt in den Händen der Araber und unabhängigen Neger. Der Inſeln ſind mehr als 50 in einer Gruppe vereinigt, die meiſten ſind ſehr klein und nur 7 von ihnen ſind bewohnt. Amiſa iſt die größte, nach ihr ſind Querimba und Oibo oder Ibo die anſehnlichſten. Querimba mag wohl eine Legoa im Umkreiſe haben. Sie ſind ſehr fruchtbar, und zu gleicher Zeit haben ſie ein geſundes Klima. Sie ſind mit Bäumen bedeckt. Man hält viel Vieh daſelbſt, und das Meer iſt außerordentlich fiſchreich, ſo daß auf dieſen Inſeln Ackerbau und Handel leicht in blühenden Zuſtand kommen könnten. Oibo iſt die Hauptſtadt dieſer Inſeln und zur Villa erhoben. Sie iſt die einzige, welche einen Hafen beſitzt. Bei niederer Ebbe kann man zu Fuß nach der Inſel Querimba kommen, und dieſes iſt auch der Fall mit einigen andern dieſer Inſeln. Zwiſchen manchen derſelben können aber auch große Schiffe ſich vor Anker legen. Dieſe Inſeln waren ehedem ſehr bevölkert, wovon noch die vielen ſteinernen Wohnhäuſer den Beweis abgeben, allein ſie wurden durch die Einfälle der Araber, ſo wie der Sacalavas, ein wildes Volk, welches auf der nördlichen Hälfte der Inſel Madagascar wohnt, zerſtört. Nur Oibo blieb verſchont, ſie konnten ſie nicht nehmen, weil ſie befeſtigt war und vertheidigt wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Nachrichten von Auſtralia Felix. Von Port Philipp iſt (wie es ſcheint im Anfange dieſes Jahres, denn ein Datum iſt nicht angegeben) eine Expedition aufgebrochen, um nach der Karte des Majors Mitchell Auſtralia Felix aufzuſuchen. Sie gelangten auch wirklich dahin, und die Briefe ſchildern das Land und den Graswuchs als höchſt üppig. Die Schwarzen waren zahlreich und ſehr zudringlich. (Asiatic Journal. Junius 1839.)

Nachricht von Port Philipp. Dieſe Niederlaſſung ſteigt mit unglaublicher Schnelle. Man rechnet bereits, daß die Zahl der dort befindlichen Schafe nicht viel unter einer Million beträgt; in der letzten Wurfzeit haben ſich die meiſten Heerden verdoppelt. (ibid.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Nr. 183.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Julius 1839.

Racenverschiedenheit in Frankreich.

Das Edinburgh Review enthält in seiner neuesten Nummer eine Beleuchtung des Werks: Essai sur la Statistique de la population française, considérée sous quelques-uns de ses rapports physiques et moraux. Par le comte A. d'Angeville. Wir entheben daraus einige Data, die ein nicht uninteressantes Corollar zu der neulich mitgetheilten Criminalstatistik von Frankreich bilden. Es ist interessant, wie man jetzt, nachdem die Thorheit den Menschen zu generalisiren, so ziemlich ausgelaufen, allmählich wieder zur alten Weisheit zurückkehrt, und die Racenunterschiede beachten lernt, die trotz der frühern vornehmen Nichtachtung und trotz des Firnisses, den unsere Bildung darüber auszubreiten strebt, doch immer wieder hervortreten. Das, was man Nationalcharakter nennt, dieß Gesammtergebniß der Strebnisse und Gewohnheiten, welche die Sinnesart eines Volks bilden, beruht weit mehr auf Ursachen, deren letzten Grund wir nicht angeben können, als auf solchen, die der statistische Anatom verfolgen zu können glaubt. Es liegt in erblichen Tugenden und Lastern eine Stärke, welche zum mindesten viele Generationen hindurch gegen allen Einfluß äußerer Umstände sich behauptet: der Schiffer auf den amerikanischen Seen ist noch ein Franzose bis ins Herz hinein, der Löwenjäger am Cap immer noch ein Holländer, trotz der seltsamen Verschiedenheit ihrer jetzigen Gewohnheiten von denen ihrer europäischen Ahnen. Groß ist allerdings der Einfluß des Klima's, der Gesellschaft, des Unterrichts, aber Quetelet, der durch seine statistischen Arbeiten über den moralischen Zustand des Menschen in verschiedenen Ländern sich ein gründliches Urtheil hierüber erworben hat, macht die sehr richtige Bemerkung, daß diese Einflüsse durch noch kräftigere, nämlich die erblichen Neigungen und Anlagen verschiedener Racen, in sittlicher Hinsicht eben so wohl, wie in intellectueller überwältigt werden. Was aber weder Quetelet noch ein Anderer bemerkt, das ist der Umstand, daß die Besonderheiten, welche die verschiedenen Menschenracen bezeichnen, in Zeiten des Friedens und der ruhigen Gewohnheiten stärker werden, indem hier der Eindruck, welchen die Vermischung der Racen in Zeiten des Wechsels und der Wanderung hervorbrachte, wieder verschwindet.

Wenn immer eine Race durch den Zutritt von Fremden, — vorausgesetzt, daß diese minder zahlreich sind, als die ursprünglichen Bewohner, und daß den Wechselheurathen kein Hinderniß im Wege steht — gekreuzt wird, so wird der Einfluß der neuen Ankömmlinge in den nächsten Generationen am sichtbarsten seyn. Aber mit jeder neuen Generation wird das fremde Blut sich, so zu sagen, über eine weitere Oberfläche in schwächern Verhältnissen verbreiten, bis aller bemerkliche Unterschied verschwindet, und der ursprüngliche Stamm völlig wieder vorherrscht. Das spanische Amerika bietet gegenwärtig das merkwürdigste Beispiel dieser Art dar.

Manche Schriftsteller, welche viel über die Verschiedenheit der Racen in Europa geschwatzt, haben dieses große Gesetz der Gesellschaft nicht hinreichend erwogen: sie schienen meist anzunehmen, daß diese Racen sich mehr und mehr vermischten, während es gewiß ist, daß, die wenigen Fälle ausgenommen, wo die Einwanderung fremden Bluts immer noch fortdauert, diese Vermischung immer geringer wird. Während der langen stationären Periode, welche der großen Völkerbewegung bei dem Fall des römischen Reichs folgte, mußte der durch die Vermischung getrübte Strom allmählich sich wieder aufhellen. Der Einbruch deutscher Völker in den Westen Europa's mußte in seinen Folgen für die physische Constitution der Landeseingebornen bald verwischt werden, ja er konnte nie sehr bedeutend seyn. Die 5 oder 6000 Franken Chlodwigs, die 60,000 Burgunder müssen sich bald mit den Millionen von Provincialen verschmolzen haben, unter denen sie sich niederließen. Viel zahlreichere Eroberer sind durch denselben natürlichen Proceß allmählich wieder verschwunden: so nimmt das maurische Blut in Spanien, so das slavonische im nördlichen Deutschland mehr und mehr ab. Wohl möchte nach Jahrhunderten der Verwirrung der alte hellenische Typus in den Berg- und Inselbewohnern Griechenlands wieder erscheinen. Auch der römische Stamm mag sich von der temporären Beimischung fremder Elemente mehr und mehr gereinigt haben, denn seit vielen Jahrhunderten bot die alte Hauptstadt der Welt nur wenig Einwanderern eine Lockung dar, und wahrscheinlich sind die jetzigen Bürger Roms die ächtern Repräsentanten der alten Quiriten, als die Einwohner desselben zu den Zeiten der Antonine.

Was von ganzen Reichen wahr iſt, gilt auch von Provinzen: blühende Städte und große Linien der Handelsverbindung ausgenommen, neigen ſich die Bevölkerungen einzelner Districte mehr zur Trennung von einander als zum Zuſammenſchmelzen. Daher dieſe Einwurzelung der Gewohnheiten, Sitten, Dialekte und Charaktere, was mitten unter der anſcheinenden, durch die Civiliſation hervorgebrachten Gleichförmigkeit das Staunen oberflächlicher Beobachter erregt. Wenden wir nun dieſe Bemerkungen auf die Beleuchtung des auffallenden Unterſchieds an, der in geiſtiger Bildung wie in Moralität zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Theilen von Frankreich beſteht, welche Länder doch ſeit Jahrhunderten durch dieſelben Geſetze, Sprache und Religion vereint ſind. Hr. Quetelet theilt in einer merkwürdigen Abhandlung über dieſen Gegenſtand, die Racen, welche gegenwärtig Frankreich und die Niederlande bewohnen, in drei Gruppen ein: die Deutſchen — denen er eine entſchiedene Neigung beilegt, mit Eigenthum und Perſonen ziemlich frei zu verfahren, — im Norden und Oſten die pelagiſchen Stämme (unter denen er wohl die Aquitanier und Ligurier verſteht) längs dem Mittelmeere: bei ihnen herrſchen die Verbrechen gegen die Perſonen vor; endlich die eigentlichen Celten, in der Mitte und im Weſten, welcher Stamm vielleicht die wenigſte Energie, gewiß aber die meiſte Moralität unter den dreien hat. Dieſe Eintheilung ſcheint uns nicht ganz hiſtoriſch genau, wir führen ſie aber an als ein Beiſpiel der Anwendung der ethnographiſchen Wiſſenſchaft auf das Studium der Erſcheinungen der neuern Geſellſchaft.

(Fortſetzung folgt.)

Abenteuer eines Banianen.

(Fortſetzung.)

In der That verſtrichen vier Wochen, ohne die geringſte Veränderung in der Atmoſphäre hervorzubringen. Das Meer war ſpiegelglatt, und nicht eine Wolke trübte den Azur des Himmels. Wann werden wir etwas günſtigen Wind erhalten? waren die Worte, die man ſich am Morgen zurief, und des Abends wiederholte. Der Wind, und immer der Wind, herrſchte in den müßigen Geſprächen und konnte doch nicht herbeigebracht werden. Aber mehr als die Matroſen und die andern Paſſagiere hätten ich und meine Handelsfreunde gewünſcht, die Segel zum Berſten mit Wind gefüllt zu ſehen. Unſer Schmerz war groß, als wir ſehen mußten, wie unſere armen Thiere die Augenlieder ſchloſſen. Aus Mangel an hinreichender Menge friſchen Waſſers erlaubten ſie ſich zu ſterben und ſaugten ſo wie wahre Blutegel unſern Gewinn. Doch wußten wir uns zu tröſten. Wir kannten vollkommen das gemeine Sprüchwort: hundert Thaler Sorgen bezahlen nicht zwei Heller Schulden, und wir warteten in philoſophiſcher Ruhe, bis die Herren Cherubim mit gefüllten Backen die Gefälligkeit haben würden, uns zu erlauben von Père la Ligne Abſchied zu nehmen, als ein Opfer ſich bot, ſie uns günſtig zu machen.

Am zweiunddreißigſten Tage dieſer verwünſchten Windſtille war das Repertorium der Ergötzlichkeiten am Bord erſchöpft, und der Capitän hielt für gut, um ſeine Leute zu vergnügen jene Saturnalien zu erneuern, die unter dem Namen „Feſte der Wendekreiſe" bekannt ſind, und die man jetzt wenig mehr feiert. Zum bloßen Zeitvertreib alſo vermummten ſich Matroſen und Paſſagiere, ſo gut ſie konnten, in eine groteske Kleidung, um die Rolle zu ſpielen, die jedem perſönlich übertragen war, und ſich taufen zu laſſen, wenn ſich Gelegenheit fände. Um das Schauſpiel noch ergötzlicher zu machen, verfiel unſer gefälliger Capitän darauf, ſtatt der gewöhnlichen Waſſerkufe ein Beiſegel ſo über Bord aufſtellen zu laſſen, daß es ein ungeheures Waſſerbecken bildete, dem die gefräßigen Bewohner des Oceans nicht beikommen und das als Weihkeſſel dienen konnte.

Zu dieſem Zweck wurden zwei Enden dieſes Segels an die Vorkhölzer des Backbords angebunden und die beiden andern von dem Tauwerk gehalten, das man an den Raaen des Fockmaſtes befeſtigt hatte; eine Eiſengans (gueuse), die man in dieſes unſichere Bad warf, dehnte das Segel aus und bildete ein großes Baſſin, wohin Jeder, der den Aequator noch nicht paſſirt hatte, geworfen wurde, nachdem er zuvor mit einem hölzernen Säbel raſirt worden war. Schon waren mehrere Paſſagiere, wie auch ich, über Bord geſprungen, als Einer meiner Handelsfreunde, entweder um ſeine Bravour zu zeigen oder weil er das Untertauchen in den Weihkeſſel für zu proſaiſch hielt, den Händen des Barbiers entſchlüpfte, als er die Taufe erhalten ſollte, die Wandtaue erkletterte, bis an das Ende der Fockmaſtraae hinkroch, und ehe man ſeine Abſicht errathen konnte, den ſchönſten Taucherſprung Kopf über machte, den ich je geſehen. Er war noch nicht auf die Oberfläche gekommen, als ein Schiffsjunge, der, als Teufelchen gekleidet, auf dem Gierbaum der Brigantine herumſprang, einen fürchterlichen Hai ſah, den wahrſcheinlich der Sturz des Piemonteſen herbeigezogen hatte. Majeſtätiſch kam er bis an den Ort heran, wo der unglückliche Cagnaſſo auftauchte, der kaum die Augen geöffnet hatte, als er ſich dem furchtbaren Herrn der Gewäſſer gegenüber ſah. Bei dem Ruf: „ein Haifiſch", den der Schiffsjunge ausſtieß, während er mit der Hand auf das Thier zeigte, wurde jedoch die Ceremonie aufgehoben, und Alles drängte ſich auf die Vorderſchanze, Jeder verfolgte mit Angſt und Schrecken die Bewegungen des fürchterlichen Fiſches und ſeines ſchwachen Gegners mit den Augen.

Ich glaube nicht, daß ein unvermeidlicher Schiffbruch eine Beſtürzung gleich der, die ſich jetzt in Aller Blicke malte, hervorgebracht hätte. Es war ein entſetzlicher Anblick, dieſen Tiger der Meere, begleitet von ſeinen zwei ewigen Piloten, heranſchwimmen und zurückweichen zu ſehen, wodurch er ſeinen Appetit mehr reizte, ſeine Beute zu verſchlingen. Kaum hatte mein unglücklicher Handelsfreund Kenntniß von der Gefahr, als er an das Beiſegel zu kommen ſuchte. Doch das Thier erlaubte ihm dieſen Rückzug nicht, der ihm übrigens auch nichts genutzt hätte, da der Hai nur den Augenblick erwartete, wo er aus dem Waſſer hervorkäme, um ihn zu verſchlingen. In dieſer entſetzlichen Lage behielt mein Piemonteſe die bewundernswürdigſte Ruhe. Schon hatte er dicht an der Seite des Haifiſches das Schiff umſchwommen, ohne daß man Mittel hätte finden

können ihn zu retten; doch wollte man eben das Boot herablaſſen, als der Schiffer, noch ganz bedeckt mit dem Flitterſtaat des improviſirten Neptuns, ſeine Tunika und ſeinen Dreizack bei Seite warf, mit einem Sprung auf die Raae des Hauptmaſtes ſich ſchwang und ein Ende des Tauwerks, das er durch den Block (poulie d'empointure) geſteckt hatte, in das Meer hinabließ. Er ſagte den armen Teufel ſich mit Schultern feſt daran zu binden, weil man ihn heraufziehen wolle, was er auch ſehr geſchickt that, denn trotz der Ermattung, die ſeine Glieder ergriffen haben mußte, hatte er die Vorſicht, noch einen Knoten einen Fuß hoch über ſeinen Kopf in das Seil zu machen, um ſich gegen den Stoß der Raae zu ſichern. Dann rief er mit einem Blick auf den Hai, der ihn zu beobachten ſchien: „Zieht!“ und drei Männer, die das andere Ende des Taues hielten, ließen ſich vom Maſtkorb in die Pagaje fallen, auf die Gefahr hin, die Beine auf dem Verdeck zu brechen. So hatte dieſe dreifache Kraft ihn in weniger als zwei Secunden, fünf und dreißig Fuß über den Meeresſpiegel gehoben. Doch, trotz der Schnelligkeit dieſes Aufſteigens wurde er ergriffen. Ich ſah, wie das Ungeheuer ſich auf die Seite neigte, einen breiten mit drei Reihen dreieckiger Zähne verſehenen Rachen öffnete, ſich aus ſeinem Elemente in verticaler Richtung erhob, die drei Menſchen eine Secunde lang im Gleichgewicht hielt, dann zurückfiel — und an dem Fiſchtau ſahen wir nur noch einen verſtümmelten Körper hängen, deſſen Eingeweide am rechten Beine herabhingen: das linke war abgeriſſen!

Zwei Stunden darauf ſtarb er.

Armer Cagnaſſo! Mein anderer Aſſocié und ich bedauerten ihn aufrichtig; nicht, weil er uns zu ſeinen Erben machte, ſondern weil er wirklich ein guter, heiterer Geſellſchafter war.

Wie ſonderbar!! Hätte man nicht ſagen ſollen, daß dieſes Unglück uns Glück brächte? An demſelben Abend hatten wir Wind.

Wie in allen Städten Spaniens und Portugals haben die Perückenmacher in Rio immer noch das Privilegium, Ader zu laſſen und Blutegel zu ſetzen. Dieſe Gewohnheit, die ich nicht kannte, erfuhr ich ſogleich, als wir in die Bucht gekommen waren und die Sanitäts-Commiſſion uns ihren Beſuch gemacht hatte. Das Geſundheits-Boot hatte ſich kaum entfernt, als wir das der Douane herankommen ſahen, von einer unzähligen Maſſe Piroguen begleitet. Dieſe Fahrzeuge waren nur von einen Weißen und einen Schwarzen beſetzt, die ſie führten. Sobald die Zollbeamten in die Kajüte hinabgeſtiegen waren, ſah ich aus den Piroguen gegen zwanzig Barbiere ſich auf den Verdeck ſtürzen, die Alle zugleich ſchrieen: „Senor vende se bochas de sange?“ Haben die Herren Blutegel zu verkaufen? Wir hüteten uns wohl zu antworten, ehe die Beamten ſich entfernt hatten; doch nahmen wir die Adreſſe unſerer künftigen Käufer, deren Menge uns ein gutes Zeichen war, daß der Verkauf leicht und vortheilhaft ſeyn würde.

Das Erſte, woran wir dachten, als wir ans Land kamen, war, einen Ort zum Aufbewahren unſerer Waaren zu ſuchen, die wir nur zum Theil und hinter dem Rücken eines Zollbeamten ausſchiffen konnten, der dafür ſorgen ſollte, daß nichts ohne die Erlaubniß der Douane das Schiff verlaſſen ſollte. Einen ſolchen Ort fanden wir im Hauſe eines Italieners, den mein Handelsfreund, ein politiſcher Flüchtling, als einen ſeiner Gefährten des Exils erkannte. Dieſer Mann, der ſchon einige Jahre in Braſilien war, wo er von Contrebande lebte, gab uns alle nöthigen Anweiſungen, um die Rechte Seiner braſilianiſchen Majeſtät zu umgehen, und ſeiner Erfahrung verdankten wir den vollſtändigen Erfolg bei der Landung unſerer Waaren.

Da ich glaube, der Leſer wird ſich ſehr wenig intereſſiren, wenn ich ihn in die Geheimniſſe des kaufmänniſchen Lebens einführe, ſo genüge es, ihm zu ſagen, daß, nachdem wir bei allen Barbieren der Stadt herumgelaufen waren, und ihnen Proben unſerer Waaren gebracht hatten, es uns gelang, unſere Blutegel zu dem ziemlich hohen Preis eines Conto de reis (5000 Fr.) zu verkaufen. Sie hatten uns nur 1500 Fr. ohne die kleinen Ausgaben für Unterhalt und Fracht, gekoſtet, die für Jeden noch 150 Fr. machten. Alſo hatten wir faſt 3000 Fr. reinen Gewinn. Das war Aufmunterung! Unſern kleinen Kram konnten wir in Rio nicht verkaufen. Dieſe Stadt, von der mehrere Straßen nur einen ungeheuern Bazar bilden, iſt mit dieſen Artikeln beſſer verſehen, als unſere Fabrikſtädte in Europa. Um den Verkauf zu bewerkſtelligen, mußte man zu den Mäklern ſeine Zuflucht nehmen, die ihre Procente verlangten, die unſern Gewinn überſtiegen; das war unſere Sache nicht. Unſer Wirth, der Italiener, den wir befragten, kam uns zu Hülfe. Er rieth uns, einen Streifzug ins Innere zu machen, gab uns einen Weg an, den er ſelbſt im vorigen Jahre gemacht hatte, und verſicherte uns, daß wir mit Geduld, Muth und einem nicht zu engen Gewiſſen einen glücklichen Erfolg nicht verfehlen könnten. Dieſer Rath mißfiel mir keineswegs; denn ohne die Vortheile zu berückſichtigen, die, wie es ſchien, er uns bringen mußte, eignete ſich auch mein abenteuernder Sinn vollkommen für eine ſolche Lebensart. Wir vervollſtändigten alſo unſern Kram mit Quincaillerie und kurzen Waaren, theilten ſie der Ordnung wegen in zwei beſondere Kiſten und machten uns auf den Weg bei einem Wärmegrade, dem ſich unſer Temperament nur ſehr ſchwer gewöhnen konnte. Dieſer neue Stand ſchien mir anfangs ſehr ſchwierig, beſonders, da wir unſere Waaren in den Landhäuſern (facendas) anpreiſen mußten, wo man uns nicht verſtand. Doch mit Hülfe des wenigen Latein, das ich kannte, des Provençaliſchen und Italieniſchen gelang es mir bald, mich portugieſiſch auszudrücken; ſelten geſchah es, daß ich nicht verſtanden wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Die Beſitzungen der Portugieſen an der Oſtküſte Afrika's.

Erſter Artikel.

(Fortſetzung.)

Kehren wir aber nun wieder zur Mündung des Rio Zambeſe zurück, um einen Blick auf die Beſitzungen des Innern zu werfen, die ſich faſt allein nur auf die Ufer längs deſſen Küſte hinauf beſchränken.

Dieſe Beſitzungen theilen ſich in vier Diſtricte, welche den vier Villas, Senna, Tette, Manica und Zumbo angehören, die zuſammen ein dem von Mozambique untergeordnetes Gouvernement ausmachen, welches den Namen Governo dos Rios de Senna führet. Der Gouverneur hatte ſonſt ſeinen Sitz in der Villa de Senna, nachher wurde derſelbe nach Tette verlegt. So wie man früher dem Lacerda, Gouverneur dieſer Diſtricte, beſondere Inſtructionen wegen der Ausforſchung des Innern des Landes gab und zur Communication nach Angola, ſo hat man gegenwärtig auch dem neuernannten Gouverneur dahin (1839) beſondere Inſtructionen zur Hebung des Ackerbaues und der Anſiedlungen gegeben, ſo daß er ganz eigenmächtig darin verfahren kann, und unabhängig vom Generalgouverneur in Mozambique iſt. Da nun aber zur Ausführung der Plane manche andere Maaßregeln nöthig ſind, welche den bisherigen Gang der Geſchäfte alteriren und für deren Aufrechthaltung doch der Generalgouverneur verantwortlich iſt, ſo muß hiedurch nothwendigerweiſe eine Störung hervorgehen, die um ſo empfindlicher ſich geſtaltet, je mehr ſich dabei der Untergouverneur der Oberherrſchaft des Generalgouverneurs zu entziehen ſucht, was ſtets der Fall iſt, da hier Niemand gern einen Andern über ſich anerkennt. Ungeachtet daß durch ſolche Mißgriffe des Gouvernements in Liſſabon ſchon ungemeiner Schaden für die überſeeiſchen Beſitzungen hervorgegangen, ſo iſt es dadurch doch noch nicht klug geworden, und fällt immer in neue Fehler.

Von Quillimane bis zur Villa de Senna rechnet man 60 Legoas und eben ſo viel von Senna nach Tette, allein mehr denn 100 Legoas von Tette nach Zumbo; dieſes würden zuſammen alſo 220 Legoas ausmachen; nach Andern wird die Entfernung von Quillimane nach Zumbo auf 800 Legoas geſchätzt. — Die Reiſe von Quillimane nach Senna macht man zu Waſſer den Zambeſe hinauf, und ohne Schwierigkeiten; von da an aber weiter aufwärts iſt ſie ſchwieriger, ja an manchen Stellen ſogar gefahrvoll, beſonders an einem Engpaſſe, Lupata genannt, der beinahe auf der Hälfte Wegs zwiſchen Senna und Tette iſt. Der Strom iſt daſelbſt außerordentlich eingeengt zwiſchen Felſenmaſſen, und die Stromſchnellen dadurch ſo heftig, daß die Fahrzeuge, ohne die allergrößte Vorſicht zu beobachten, leicht an die Felſen geſchleudert werden und zertrümmern. Von Senna aus führt ein beſonderer Weg ins Land hinein durch den Landſtrich von Barue nach der Villa de Manica, wo ehemals ein kleines befeſtigtes Fort war, jetzt iſt es aber nur noch ein erbärmliches Präſidium. Von Tette bis Zumbo bringt man beinahe einen Monat auf der Reiſe zu, indem man die erſten vierzehn Tage die Reiſe zu Lande macht, um die Waſſerfälle des Fluſſes bis nach Chicova zu vermeiden; von da aufwärts fährt man in kleinen Barken. Dieſer ganze große Landſtrich von 500 Legoas ins Innere (der ſich wohl nur auf die Hälfte reduciren möchte, wenn man genaue Meſſungen anſtellte) gehört, mit Ausnahme einiger kleinen Diſtricte, die den Eingebornen gehören, die aber den Durchgang nicht weigern, den Portugieſen. Was würde aus denſelben nicht werden können, wenn ſich Coloniſten an den Ufern des Fluſſes anſiedelten und dieſer mit Dampfſchiffen befahren würde? Die Compagnie des Ackerbaues, welche man jetzt zu dieſem Zweck errichten will, wird wahrſcheinlicherweiſe dieſen Zweck nicht erfüllen, denn ſelten gedeihen ſolche Anſiedlungen da, wo man planmäßig damit zu Werke geht; ſo etwas muß ſich mehr von ſelbſt machen, wie die Anſiedlungen in Nordamerika, als durch ein Directorium, welches ſeine Vorſchriften gibt. —

Die Diſtricte von Senna und Tette enthalten außer den beiden Villas noch einige andere auf europäiſche Art erbaute Ortſchaften mit Militärbeſatzung. Senna liegt in einer ſehr ungeſunden Gegend, und iſt dadurch noch ungeſünder geworden, nachdem die Einwohner große Gruben gemacht, um Leimkuchen zu fabriciren, worauf die Wohnhäuſer erbaut ſind, ſo daß in dieſen Gruben nun ſtehende Sümpfe entſtanden, die durch das Austreten des Zambeſe ſich ſtets mit Waſſer füllen. Manica und Zumbo ſind nur unbedeutende Marktflecken, die von den Handelsleuten von Zeit zu Zeit bezogen werden, um dort ihren Handel mit den Eingebornen zu betreiben. — Im Anfange dieſes Jahrhunderts vertrieben die Kaffern die Portugieſen aus Zumbo, allein im Jahre 1820 wurde es von neuem von den Portugieſen in Beſitz genommen; jedoch iſt dieſer Beſitz nur ſehr prekär, da man keine gehörige Stärke von Truppen hat, um ſich mit Gewalt halten zu können, übrigens iſt aber die Wiedereroberung eben ſo leicht, und ohne Blutvergießen, wenn man nur den Häuptlingen der barbariſchen Stämme, welche in der Nachbarſchaft leben, einige Geſchenke europäiſcher Handelsartikel zufließen läßt. —

Der rechtmäßige Beſitz der Portugieſen dieſer großen Landeserſtreckung iſt nicht nur auf das Recht der Eroberung allein gegründet, ſondern ſtützt ſich auch auf alle Verträge mit den ehemaligen Beſitzern. So z. B. trat der Herrſcher von Monomotapa durch Intervention von Diego Simoes Madeira, im Jahre 1607, an Portugal nicht nur ſeine Goldminen, ſondern auch die Hälfte ſeiner Staaten ab, nicht nur damit die Portugieſen ihm zur Erhaltung der andern Hälfte beiſtänden, ſondern auch aus Dankbarkeit für den ihm ſchon geleiſteten Beiſtand. Die Portugieſen erfüllten ihren Vertrag, allein der Kaiſer von Monomotapa, da er ſchon nichts mehr zu fürchten, wollte demſelben untreu werden; man brachte ihn aber bald durch Waffen zur Raiſon, und ſeitdem ſind die Portugieſen im ruhigen Beſitze. —

Die Auflöſung und Zerſtückelung jenes großen Reichs in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ſeine Zertheilung unter eine Menge kleiner Häuptlinge, indem nur noch ein Schattenkaiſer in dem Beherrſcher von Changanira übrig blieb, veränderte ganz und gar die politiſche Lage des öſtlichen Afrika's; alle die kleinen Chefs, die nur ſehr ſchwach ſind, bekriegten ſich nun untereinander und verwüſteten ihre Länder, was ſie nur noch mehr ſchwächte und günſtiger für die portugieſiſchen Beſitzungen war, denn es verlor dadurch ſeine mächtigern Feinde, von denen es etwas zu fürchten, und die kleinen wurden leicht durch ein Geſchenk gewonnen. So erhielt z. B. der Kaiſer von Monomotapa ſtets ein Geſchenk von Portugal, und ſelbſt der nachherige Herrſcher von Changanira erhielt es noch während einiger Jahre. Nach und nach ſchlief aber dieſe Sitte ein, und ſeit vielen Jahren iſt ſie ganz abgekommen.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Ungeheurer Hagel in Südamerika. Darwin, deſſen wir bereits gedachten, erzählt es als eine beglaubigte Thatſache, die während ſeines Aufenthalts in den Pampas ſich ereignete, daß in einer Nacht Hagel in der Größe von kleinen Aepfeln von außerordentlicher Härte niederfiel, ſo daß eine große Anzahl wilder Thiere umkam.

Kleinaſiatiſche Alterthümer. Die Litterary Gazette vom 15 Junius meldet als Gerücht, daß die engliſche Regierung ein Schiff nach Kleinaſien abſenden werde, um die durch den mehrfach erwähnten Reiſenden Ch. Fellowes in jenen Ländern geſammelten Antiquitäten nach England zu bringen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ch. Widenmann.

Nr. 184.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

3 Julius 1839.

Altvulcaniſche Erſcheinung in den Cordilleren.

Für einen eifrigen Geologen ſind die Cordilleren mit ihrer großen Vulcanenreihe, von denen noch viele thätig ſind, und ihrem ſchmalen Streif von weſtlicher Küſte, die unaufhörlich von unterirdiſchen Stößen bebt, ein geweihter Boden. Hr. Darwin, der, wie wir ſchon mehrfach bemerkten, die Schiffe Adventure und Beagle auf ihrer Fahrt zur Aufnahme der ſüdamerikaniſchen Küſten als Naturforſcher begleitete, ließ ſich nicht abſchrecken, über die hohe Andenkette auf dem Uspallatapaß nach Mendoza zu gehen. Der Uspallatapaß windet ſich um die Südſeite des großen Aconcaguagipfels, der nach den ſorgfältigen Meſſungen des Capitäns Fitzroy eine abſolute Höhe von 23,000 Fuß hat, und alſo faſt ſo ziemlich als der höchſte Gipfel der Anden angeſehen werden muß. Als der Reiſende fand, daß die niedere Bergkette, welche der großen Cordillere parallel läuft, aus untermeeriſchen Laven und Niederſchlagen beſtand, welche den horizontalen Lagerungen an den Ufern der Südſee genau glichen, begann er, ſich nach verkieſeltem Holz umzuſehen, welches dieſen Formationen eigenthümlich iſt, und bald fand er ſich auf eine außerordentliche Weiſe befriedigt. An einem kahlen Abhang in einer Höhe von etwa 7000 Fuß ſah er einige ſchneeweiße, hervorſtehende Säulen, die bei näherer Unterſuchung ſich als verſteinerte Bäume zeigten: 11 davon waren verkieſelt, und 30 bis 40 in einen grob kryſtalliſirten, weißen Kalkſpath verwandelt. Dieſe Bäume gehörten dem Araucariageſchlecht an, doch hatten ſie einige Verwandtſchaft mit dem Eibenbaum. Es iſt intereſſant, die Folgerungen, welche Hr. Darwin aus ſeinen Entdeckungen zieht, zu vernehmen.

„Es bedarf, ſagt er, nur geringe geologiſche Uebung, um die wunderbare Geſchichte zu erklären, welche dieſer Anblick entfaltet, obwohl ich geſtehe, daß ich anfangs ſo ſehr erſtaunt war, daß ich meinen Augen nicht trauen konnte. Ich ſah die Stelle, wo eine Gruppe ſchöner Bäume einſt an den Ufern des atlantiſchen Oceans ſtand, als dieſer, der jetzt 700 (engl.) Meilen weit entfernt iſt, an den Fuß der Anden reichte. Ich ſah, ſie waren entſprungen auf einem vulcaniſchen Boden, der über die Meeresfläche erhoben worden war, und das trockene Land mit ſeinen aufrecht ſtehenden Bäumen hatte ſich dann wieder in die Tiefen des Oceans geſenkt. Hier wurde es bedeckt durch Niederſchläge, und dieſe wieder durch unermeßliche Ströme untermeeriſcher Lava, wovon eine einzige Maſſe die Dicke von 1000 Fuß erreichte. Dieſe Ströme von geſchmolzenen Steinen und Waſſerniederſchlägen hatten ſich fünfmal über einander hingelagert. Der Ocean, der eine ſolche Maſſe aufnahm, muß tief geweſen ſeyn, aber wiederum übten die unterirdiſchen Kräfte ihre Gewalt aus, und ich ſah jetzt, wie das Bett dieſes Meeres eine Bergkette von 7000 Fuß Höhe bildete. Eben ſo wenig ſchlummerten die entgegen geſetzten Kräfte, welche ſtets beſchäftigt ſind, die Unebenheiten des Bodens wieder auszugleichen: die ungeheuren Schichten waren von vielen breiten Thalern durchſchnitten, und die jetzt in Kieſel verwandelten Bäume ſtanden aus dem vulcaniſchen, zum Fels gewordenen Boden hervor, aus dem ſie in ihrem grünen, blühenden Zuſtande ihre hohen Häupter erhoben hatten. Alles dieß iſt unwiederbringlich öde und unfruchtbar: an dem Stein der ehemaligen Bäume kann auch nicht einmal ein Moos haften. So ungeheuer und faſt unbegreiflich ſolche Veränderungen erſcheinen müſſen, ſo ſind ſie doch alle in Vergleich mit der Geſchichte der Cordilleren in einer neuern Periode vorgekommen, und dieſe Cordillere ſelbſt iſt neu in Vergleich mit einigen andern foſſilienführenden Schichten Südamerika's.“

Abenteuer eines Banianen.

(Fortſetzung.)

Zwei Monate reiſten wir ſo von Flecken zu Flecken, uns und unſere Waaren ſchleppend, und dem Vorurtheil des Landes trotzend, das jeden Weißen mit Verachtung anſieht, der irgend etwas zu tragen ſich erniedrigt. Eines Tages gingen wir von Ilha-Grande nach Santa Maria; der Weg, den wir verfolgten, war ſandig und machte unſere Reiſe ſehr beſchwerlich. Die Sonne ſtand gerade über uns, eine drückende Hitze umgab uns, und nicht der leichteſte Luftzug, uns zu erfriſchen, nicht einmal Schatten genug, uns vor den glühenden Strahlen zu

ſchützen, die uns verzehrten. Es fehlte nicht an Bäumen; aber die Wälder, die am Weg hinzogen, waren ſo dicht, die Lianen und die in einander verſchlungenen Geſträuche bildeten eine ſo undurchdringliche Hecke, daß wir kaum den Arm durchbringen konnten; und wenn wir je zuweilen eine Oeffnung trafen, groß genug, um hindurch gehen zu können, ſo zwangen Myriaden von Inſecten uns bald, daraus zu weichen. Endlich, gegen Mittag, nachdem wir, gebeugt unter unſerer Laſt, ſechs Stunden gegangen waren, kamen wir am Ufer des Affenfluſſes (Rio dos Macacos) an, wo wir im Schatten eines großen Bananenbaumes einſchliefen.

Ich ſchlummerte ſchon lange, als ein ſeltſames Geräuſch, das faſt dem Grunzen eines Schweines glich, mich aufweckte. Ich rief meinen Gefährten, um uns wieder auf den Weg zu machen, und da ich an dem Platze, wo er eingeſchlafen war, nur ſeinen Ballen ſah, erhob ich mich und ging einige Schritte nach dem Fluß zu, wo ich ihn mit lauter Stimme rief. Da antwortete mir mitten aus dichtem Schilfrohr, das zur Hälfte aus dem Sumpfe hervorwuchs, ein halb erſtickter Schrei, ein Röcheln. Ich ging weiter und ſah einen ungeheuern Kaiman rückwärts gehen und meinen unglücklichen Kameraden ins Waſſer ziehen, der, ſobald er mich erblickte, verſchwand. Mein armer Freund gab kein Lebenszeichen mehr. Sein Kopf war fürchterlich zerſchellt und ſeine beiden Füße abgeſchnitten, als wenn ſie mit der Axt abgehauen wären. Sein Tod, der der meine geweſen wäre, wenn ich, wie er, dem Fluſſe zunächſt gelegen hätte, machte auf mich einen ſolchen Eindruck, daß ich länger als eine Stunde den Leichnam anſtarrte, ohne im Stande zu ſeyn, den geringſten Entſchluß zu faſſen. Doch die Nacht näherte ſich, und ließ mich an meine eigene Sicherheit denken, und ich beſchloß weiter zu gehen. Ehe ich mich aber entfernte, ließ ich die Ueberreſte meines Freundes in eine kleine Schlucht hinabrollen (nachdem ich erſt einen Gürtel mit 10 Unzen Gold abgenommen hatte); ich bedeckte ſie mit Blättern des Bananenbaumes, auf die ich etwas Erde warf, band ſeinen Ballen an den meinen, und entfernte mich von dem unglücklichen Orte, wiederholt ausrufend: „Armer Fenoglio!“

Wenn mich das Gold des Unglücklichen etwas über ſeinen Verluſt tröſtete, ſo war mein Banianenherz nicht weniger von dieſem Ereigniß getroffen. Durch dieſen Schlag wichen meine Ausſichten auf Vermögen ernſten Beſorgniſſen. Ich wurde ſo entmuthigt, daß ich anfangs die Abſicht hatte, ſogleich nach Rio zurückzukehren, und ich führte ſie nur deßhalb nicht aus, weil mich noch zehn Meilen von Ilha Grande trennten, und meine doppelte Laſt, die einen Centner wog, mir nicht erlaubte, dieſe noch an dem Abend zurückzulegen. Ich ſetzte alſo meinen Weg fort, konnte aber trotz meines Muthes keine Wohnung erreichen. Dieſe Nacht brachte ich unter freiem Himmel zu, ohne ein Auge ſchließen zu können, ſo ſchreckten und beunruhigten mich das Gebrüll der Jaguars und die Stiche der Inſecten.

Als ich am folgenden Tage nach Santa-Maria gekommen war, eilte ich meine Quincailleriewaaren zu verkaufen, um mich dieſer Laſt zu entledigen. Auch vertauſchte ich zwölf Duzend Inſtrumentſaiten meines verſtorbenen Freundes gegen ein Pfund Goldſtaub, ſetzte meinen Weg weiter nach Saint-Paul fort, verkaufte meine Bänder und Nadeln und kam nach Rio mit einem Vermögen von 6500 Fr., eine Summe, von der ich die Hälfte den Verwandten Fenoglio's zu übergeben beſchloß, wenn ich je reich genug werden würde.

So hatte Plutus ſich herabgelaſſen, mir zu lächeln, wie ein Mytholog des achtzehnten Jahrhunderts ſagen würde. Wäre in dieſem Augenblicke nur Einmal die Klugheit mir zu Hülfe gekommen, ſo hätte ich mich ſogleich mit einigen tropiſchen Colonialwaaren nach Frankreich eingeſchifft, deren Einfuhr wahrſcheinlich mein Vermögen verdoppelt hätte; aber Glück und Klugheit wollte ſich in einem ſo tollen Kopfe, wie der meinige, nicht verſtehen. Mir ſelbſt überlaſſen, ſagte ich zu mir, wie Ampot zu Karl IX ſagte: „Der Hunger kommt im Eſſen!“ Und ich verzieh mir dieſen rohen Appetit nach den Gütern dieſer Welt, obgleich der Tod meiner beiden Handelsfreunde oft mir die Gefahren vor die Augen führte, mit denen das Leben eines Banianen beſäet iſt. Konnte ich mich denn aber wegen eines Fehlers tadeln, welcher dem menſchlichen Geſchlechte eingepflanzt iſt?

(Fortſetzung folgt.)

Racenverſchiedenheit in Frankreich.

(Fortſetzung.)

Eine Linie, quer durch Frankreich von Nantes nach Mezieres oder nahe an den Punkt, wo die belgiſche und preußiſche Gränze zuſammenſtoßen, gezogen, hat im Norden den größten Theil der dichtbevölkerten Departements von Frankreich. Auch bezeichnet dieſe Linie die Nordgränze der weinerzeugenden Abtheilung von Frankreich. Berückſichtigt man aber die moraliſche und intellectuelle Statiſtik, ſo fühlt man ſich geneigt, dieſe Linie etwas anders zu ziehen. Die, welche Hr. Charles Dupin von Nordweſten nach Südoſten zieht, ſo daß die Bretagne im Süden, Burgund und die Franche Comté im Norden liegt, ſcheint zwei Nationen zu theilen. „Man möchte glauben, ſagt Hr. d'Angeville, daß zweierlei Bevölkerungen an einer Linie gegen einander ſtießen, welche den Hafen von St. Malo mit Genf verbinde.“ Dieſe Linie theilt die Agriculturländer Frankreichs von den manufactur- und handeltreibenden mit merkwürdiger Genauigkeit. Nordwärts derſelben liegen faſt alle Departements, wo die Natur der Einwohner die durchſchnittliche Größe überſteigt, ſüdweſtlich faſt alle, wo ſie unter derſelben bleibt. Dieſe Linie trennt faſt eben ſo genau die beſſer genährte Bevölkerung von der ſchlechter genährten, die beſſer von der ſchlechter unterrichteten, die beſſer von der ſchlechter wohnenden. Der Kriegsdienſt iſt im Süden am wenigſten populär, und wird es mehr und mehr, je mehr man ſich den nördlichen und nordöſtlichen Gränzen nähert, was mit der alten Bemerkung Strabo's über die Gallier faſt wörtlich zuſammentrifft. Politiſcher Eifer, inſofern er ſich in der Ausübung des Wahlrechts zeigt, iſt am ſtärkſten im Süden, eben ſo der religiöſe Eifer, doch mit einigen ſcharfen Ausnahmen.

Die Unpopularität und geringere Wirksamkeit der Gesetze — wie sie sich durch das stärkere Verhältniß der Lossprechungen gegen die Verurtheilungen, die Schwierigkeit der Steuererhebung und die Zahl der widerspänstigen Conscribirten zeigt — herrschen auch bedeutend auf der Südseite der Trennungslinie vor.

Es geht nun augenscheinlich daraus hervor, daß der Süden Frankreichs in den meisten Beziehungen, welche die äußere Civilisation bilden, gegen den Norden zurücksteht. Man hat verschiedene Ursachen zu Erklärung dieser Erscheinung angeführt und einige haben allerdings nicht unbedeutend beigetragen. Der Süden Frankreichs hat, im Allgemeinen genommen, weniger schiffbare Flüsse und schlechtere Landverbindungen, was allerdings ein Hinderniß für die Entwickelung der Industrie ist. Einiges ist auch politischen Ursachen zuzuschreiben, deren Einfluß noch jetzt nach Jahrhunderten gefühlt wird. Der Süden Frankreichs hat sich nie völlig erholt von der Vernichtung seiner Nationalität durch den Einbruch des Nordens im 12ten und 13ten Jahrhundert. Seine Municipalfreiheiten wurden vernichtet, seine vornehmsten Familien fielen durch das Schwert, seine zierliche Sprache ward zu einem Provincialdialekt herabgewürdigt. Der Geschichtschreiber Thierry sagt selbst: „Die unglücklichste Epoche in der Geschichte des südlichen Frankreichs ist die, wo seine Einwohner Franzosen wurden, und wo der Monarch, den ihre Voreltern nur als den König von Paris gekannt hatten, sie als seine Unterthanen von der Langue d'Oc zu bezeichnen begann."

Eine tiefere Ursache liegt aber im Charakter dar verschiedenen Racen, denen dieser schöne Theil Europa's seit dem Beginn der bekannten Geschichte anheimfiel. Westlich und nordwestlich waren die Celto-Gallier, oder Gallo-Cambrier, oder Kymren (um nur einige von dem Heer von Namen zu geben, womit neuere Alterthumsforscher dieß vielbesprochene Volk tauften); im Südwesten die Aquitanier oder Basken, von denen schon Strabo sagt, daß sie mehr den Spaniern als den Galliern glichen; im Südosten der ligurische Stamm, also von iberischer Abkunft. Dieß sind die drei Hauptfamilien, welche das südliche und westliche Frankreich bevölkerten. Von einander selbst in vielen Beziehungen verschieden, stehen sie alle, und namentlich die beiden letztern, in den meisten soliden Eigenschaften des geselligen Lebens dem belgischen Stamm und den eigentlichen Galliern nach, von denen der Nordosten und Osten von Frankreich bevölkert sind. Dem Südfranzosen fehlen bei allem Talent, Energie und Lebhaftigkeit doch die Neigung zur Industrie und die Kraft der scharfern Logik, eben so die höhere Erfindungsgabe. In der Wissenschaft, der Literatur und in den Künsten steht er augenscheinlich zurück. Mit Ausnahme Montaignes und Montesquieu's, die beide Gascogner waren, und des Auvergnaten Pascal, ist, so viel wir uns erinnern, auch nicht Einer der großen und wahrhaft originellen Schriftsteller in der südlichen Hälfte des Königreichs geboren. Selbst in gewöhnlichen literarischen Arbeiten ist fast alles Bessere durch Leute aus dem Norden geliefert worden. Der jüngere Crebillon, der lange Jahre Censor war, soll, wie Mercier sagt, die vermuthliche Güte eines Gedichts immer zum voraus durch die geographische Lage des Geburtsorts des Dichters bestimmt haben. „Vielfältige Erfahrung," äußerte er sich, „hat mir gezeigt, daß von zwanzig Schriftstellern aus dem Süden neunzehn abscheulich sind, während von einer gleichen Zahl aus dem Norden wenigstens die Hälfte Talent zeigt und großer Dinge fähig ist. Die schlechtesten Verse werden zwischen Bordeaux und Nismes gemacht. Das ist die geographische Breite schlechter Dichter. Alle diese Schriftsteller haben gewöhnlich nichts als Wind im Kopfe, während die aus dem Norden gesunden Verstand haben, und nur der Ausbildung bedürfen."

Diese Inferiorität ward jedoch auf der andern Seite wieder aufgewogen. Es ist auffallend, in welchem Grade der besondere Charakter, welcher lange Zeit die Elite der französischen Nation auszeichnete, — die Färbung des alten Hofs, der Ton der eleganten und witzigen Cirkel, das Wesen der feinen Gesellschaft, — ursprünglich aus dem Süden stammt. Wo immer Leute aus dem Süden und Norden in Berührung kommen auf einem Schauplatz, wo äußere Vortheile, rasche Besonnenheit und Witz über wesentliche Eigenschaften den Sieg davon tragen konnten, wie zu Paris und Versailles, haben die erstern fast ohne Ausnahme ihre solidern Rivalen aus dem Felde geschlagen. Die unter unserm Volke herrschende Ansicht vom französischen Charakter paßt fast nur auf den homme du midi, und gar nicht auf den Normannen, Picarden oder Lothringer. Dieß war namentlich der Fall seit der Regierung Franz I, mit dem die Hofgeschichte Frankreichs beginnt. „Seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts, sagt Thierry, bestanden die Leute, die am Hof in Gunst standen, die sogenannte noblesse de cour, in großer Mehrheit aus Gascognern oder südlichen Familien überhaupt." Ob die erbliche Verbindung mit dem Hofe ihnen eine besondere Gewandtheit in politischen Verhältnissen gab, oder ob die zu einem politischen Führer nothwendigsten Eigenschaften eben nicht gerade auf den solidern Geistesfähigkeiten beruhen, sondern auf Kühnheit, Besonnenheit und Feuer, — immerhin ist es gewiß, daß politische Gewalt, wie durch eine Art Fatum, fast unwandelbar auf Leute vom linken Ufer der Loire fällt. In unsern Tagen haben Villèle, de Cazes, Martignac, Polignac, Périer, Soult, Guizot u. s. w. dieß alte Vorrecht ihrer Landsleute behauptet.

(Schluß folgt.)

Die Besitzungen der Portugiesen an der Ostküste Afrika's.

(Fortsetzung.)

Von den dortigen Minen und andern Naturproducten.

Die Gierde nach Gold und Silber, und der Ruf der reichen Minen von Butua oder Abutua, von Manica und Chicova war es hauptsächlich, welche die Portugiesen nach jenen barbarischen Ländern führte, woselbst in den Expeditionen eines Francisco Barreta, eines Vasco Fernandes und Diego Simoes so vieles Blut vergossen. Es gingen damals Gerüchte von dem Reichthum dieser Minen, daß man Goldklumpen darin gefunden, welche 12,000 Ducaten, und sogar einen, welcher 400,000 Ducaten Werth gehabt. — Man war damals

der Meinung, daß das Gold an den Wurzeln der Bäume entstehe, und so lange fortwachse, als der Baum grüne. Durch solche trügerische Hoffnungen angespornt, drangen die Portugiesen mit bewaffneter Hand ins Land ein, und suchten in Afrika ein Eldorado, so wie es die Spanier im Innern von Amerika suchten. Zweihundert jener kühnen Unternehmer unter Vasco Fernandes fanden mitsammt ihrem Anführer den Tod unter barbarischen Nationen. — Auch in spätern und selbst neuern Zeiten wurden noch viele ein Opfer dieser Sucht nach Gold, theils wurden sie durch die Insalubrität des Klima's dahingerafft, theils fielen sie durch mörderische Hände der Barbarenvölker.

Es ist zwar nicht zu zweifeln, daß alle jene Nachrichten über den Reichthum der Minen großen Uebertreibungen unterworfen, so wie es auch in Amerika oft der Fall war; auch glaubt der Mensch in diesem Stücke so gern ans Wunderbare. So viel ist nur ausgemacht, daß die Minen existiren und auch reich seyn müssen, wenn wir nur in der Geschichte zurückgehen und in die Zeitepoche, in welcher die Phönicier, Hebräer und Araber so vieles Gold aus Sofalla bezogen. Auch zeigen wohl die Reste großer Gebäude mit Inschriften in unbekannten Sprachen, welche die Portugiesen in der Gegend von Zumbo fanden, daß hier ein civilisirtes reiches Volk existirt haben müsse, und das Gold, was die Kaffern und Neger auf unsere Märkte bringen, so wie das, was von den Portugiesen aus den Flüssen gewaschen wird, besonders bei Manica und in der Nachbarschaft von Tette, beweist von dem Goldreichthume dieser Besitzungen.

Die Kaffern und Neger beschäftigen sich am meisten mit dem Goldwaschen aus dem Flußsand oder durch Ausgrabungen, wobei sie nicht tiefer gehen, als die Höhe eines Menschen ist, und die Portugiesen arbeiten auf dieselbe Art; eine materielle Arbeit, die von hier aus nach Brasilien verpflanzt wurde, und wo man noch bis zum Jahre 1816 auf dieselbe Art verfuhr, bis endlich durch den Obristen v. Eschwege daselbst neue Manipulations- und Aufbereitungsmethoden, besonders aber die ersten Pochwerke eingeführt wurden.

Unvollkommnere Nachrichten hat man über die Silberminen von Chicova, was aber Diego de Couto und Faria e Sousa darüber geschrieben haben, indem sie sich auf authentische Facta berufen, scheint so positiv zu seyn, daß man an dem Reichthume derselben wohl nicht zweifeln darf. Betrachtet man aber so manchen portugiesischen Autor, der über metallische Reichthümer Brasiliens geschrieben, wie z. B. ein Dr. Couto, der als erster Mineraloge in Brasilien galt, und der den so häufig als ganze Bergmassen anstehenden Eisenstein für Kupfererz hielt u. s. w., dann ein Feijo, der über Silbererze in Ceara berichtete, die sich als Arsenikkiese auswiesen, und der auch Mineralog und Metallurg seyn wollte, und als solcher auftrat, dann kann man nicht umhin, auch jene Nachrichten des afrikanischen Couto, Faria und Sousa in Zweifel zu ziehen. — Daß jene Länder auch Eisen, Kupfer, Blei, so wie Salz und Steinkohlen, auch Reißblei hervorbringen, hat man gesehen, ob aber in so großer Menge, wie gesagt wird, müssen wir dahingestellt seyn lassen, denn der Portugiese pflegt in diesem Stücke gar nicht sparsam mit dem Wörtchen *viel* zu seyn. Und wenn man nur hier und dort eine Anzeige von diesem und jenem Metalle findet, so heißt es doch gleich *muito* ferro, *muito* cobre u. s. w. —

Das Thiergeschlecht, so wie die Vegetation, ist mit geringem Unterschiede dieselbe, wie in Angola, zuweilen aber noch vorzüglicher. Die Schildkröten z. B. sind daselbst von außerordentlicher Größe, und das Schildpatt derselben von vorzüglicher Güte und höher im Handel geschätzt; auch kommen daselbst häufiger Wallroß- und Elephantenzähne vor.

Die Nahrungsvegetabilien bestehen hauptsächlich aus Mais, Reis und Mandioca. Die Orangen sind dort vorzüglich gut, und werden in Menge nach Bombai exportirt. Der Kaffee vom Rio Senna ist der beste, der bekannt ist. Es scheint, daß diese Gegenden das ursprüngliche Vaterland des Kaffees sind, und ihn die Europäer zuerst kennen lernten, indem die alten Schriftsteller anführen, daß der Kaffee zuerst aus dem östlichen Aethiopien nach Arabien gekommen, also aus diesen Gegenden. — Die üppigen Wälder und die außerordentliche Größe der Bäume sind wohl die besten Beweise der Productivkraft des Erdreichs. Es würde auch hier der Ackerbau zum größten Flor gebracht werden können, und besonders da es nicht an Menschen zur Arbeit fehlt, allein die Neger sind hier eben so faul und zum Müßiggange geneigt, wie an der Westküste. Bis jetzt besteht der Ackerbau, so wie in Brasilien, noch darin, daß man Wald fällt, das Holz verbrennt und dann den Samen ausstreut, alles Uebrige von der Natur erwartend. Dieß der Landbau jener Völker. — Die Canarins aus Goa, die seit undenklicher Zeit sich an den Flüssen dieses Landes niedergelassen, sind noch in dieser Hinsicht die industriösesten und fleißigsten; nur schade, daß diese Kaste noch immer eine so große Abneigung hat, sich durch Heurathen mit europäischer Race zu vermischen, obgleich diese Abneigung schon etwas geringer wie früher ist. — Neue Ansiedlungen würde dieses Land emporbringen, und man hat verschiedentlich deßhalb auch Versuche gemacht, so z. B. im Jahre 1824, wo man die Colonisation der Bai von Lourenço Marques beabsichtigte. Man errichtete daselbst eine Factorei für Rechnung einer Compagnie, deren Director Vicente Thomas dos Santos war. Es wurde derselben der exclusive Handel mit Elfenbein in dieser Bai, so wie das Privilegium der Befreiung von allen Abgaben der Handelsartikel ertheilt, die aus Portugal kamen, oder auch von da ausgeführt wurden. Dieses Privilegium galt auf 14 Jahre, auch versprach man dieselben Privilegien für ein Etablissement in Inhambane. — Die Compagnie dagegen sollte in Zeit von einem Jahre alle Einrichtungen von Häusern, Magazinen u. s. w. zum Handel treffen. Sie sollte hinreichenden Vorrath von allen Handelsartikeln besitzen, selbst von Lebensmitteln für die Truppen. Jährlich sollte ein Schiff der Compagnie nach diesen Etablissements schiffen mit freier Passage für zwölf Familien, die sich dort anbauen wollen u. s. w. Seit dieser Zeit existirt nun zwar die Compagnie, allein man hört schlechterdings nichts von ihren Fortschritten in der Colonisation. Von beiden Seiten scheinen die Bedingungen eingeschläfert zu seyn, man sagt, die Compagnie habe verschiedene Verluste erlitten, oder mit Einem Worte, sie hat das Schicksal aller Compagnien in Portugal, wobei es auf Thätigkeit und gute Verwaltung ankommt, und die aus Mangel dieser Eigenschaften, die in Portugal nicht zu Hause sind, dann zu Grunde gehen. Das Beste bleibt aber immer in den Händen der Administratoren. — Der jetzt 1838 errichteten neuen Compagnie für die Colonisation dieses Landes, die aber eigentlich noch im Entstehen begriffen ist, wird es wohl nicht besser ergehen. Das Privilegium des freien Handels, was die Unternehmer eigentlich wollen, machen sie sich wohl zu Nutze, indessen die Beförderung der Colonisation ist ihnen viel zu mühsam und nicht lohnend, da die Folgen oder die Vortheile davon erst den Kindeskindern zu Gute kommen können.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 185.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

4 Julius 1839.

Neuere Beobachtungen über Sternſchnuppen.

Das bekannte American Journal of Science and Arts enthält in ſeiner Nummer vom Januar d. J. einen Bericht über die Sternſchnuppen, die am 7 December 1838 beobachtet wurden, mit Bemerkungen über Sternſchnuppen überhaupt. Bekanntlich ſind die Nächte vom 13 bis 15 Nov. durch die große Zahl der Sternſchnuppen, die man öfters in denſelben bemerkt, ausgezeichnet, und man hat, namentlich auf Arago's Betrieb, angefangen, Beobachtungen über die Zahl derſelben und ſonſtige nähere Umſtände zu ſammeln. Ein anderer Zeitpunkt, wo man Sternſchnuppen in größerer Anzahl beobachtet, iſt der 10 Aug. Ein Hr. Edward Herrick, an der Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften in Connecticut, der die Angabe aufgefunden, daß am 6 Dec. 1798 gleichfalls eine beſonders große Zahl von Sternſchnuppen beobachtet worden ſey, machte ſich an die Arbeit, und beobachtete die Sternſchnuppen vom 6 bis 15 Dec. v. J., und fand, daß ein Zeitraum meteoriſcher Fülle (season of meteoric abundance) vom 6 bis mindeſtens zum 11 December geherrſcht habe. Während der Abende des 6 und 7 waren die Sternſchnuppen ſo zahlreich und glänzend, daß ſie in verſchiedenen Theilen der Stadt die Aufmerkſamkeit der Volksmenge auf ſich zogen.

Aus den angeſtellten Beobachtungen kann man ſchließen, daß am Abend des 7 Decembers 4 bis 5 Stunden lang 125 bis 175 Sternſchnuppen in der Stunde erſchienen. Vergleicht man dieß mit der bis jetzt angenommenen durchſchnittlichen Zahl für die Stunde in dieſer Zeit der Nacht, welche etwa 25 beträgt, ſo ergibt ſich, daß man etwa ſechsmal ſo viel als gewöhnlich ſah. Nimmt man Quetelets allgemeine Durchſchnittszahl, nämlich 16 in der Stunde an, ſo beträgt die Zahl der wirklich beobachteten Sternſchnuppen neunmal ſo viel. Umfaſſendere Beobachtungen werden vermuthlich dieſe beiden Durchſchnittszahlen anders ſtellen, es kann jedoch immerhin kein Zweifel ſeyn, daß die Erſcheinungen am 6ten und 7ten ungewöhnlich zahlreich waren; daß auch mehrere Tage nachher noch die Meteore die gewöhnliche Zahl überſchritten, daß aber am 15ten die meteoriſche Jahreszeit völlig vorüber war.

Es gibt noch andere Zeiten im Jahre, wo die Meteore ungewöhnlich zahlreich ſeyn können: einige davon ſind October 3 bis 15, Junius 10 bis 20, Januar 2, Februar 15, Julius 28, September 11, November 8. Die zwei erſten Zeitpunkte ſcheinen namentlich beachtenswerth. Man ſcheint jetzt bereits hinreichend zu wiſſen, um den Satz aufzuſtellen, daß Sternſchnuppen kleine Körper von verſchiedener Größe, Stoff und Dichtigkeit ſind, welche ſich um die Sonne drehen und leuchtend ſind in Folge der Hitze, welche ihr zufälliger Durchgang durch unſere Atmoſphäre erzeugt. Dieſe Anſicht iſt keineswegs neu. Man findet ſie ſchon in Plutarchs Leben Lyſanders, und obgleich ſie nie allgemein angenommen wurde, ſo hatte ſie doch ſtets ihre Vertheidiger. Coquerel gab ihnen den nicht unangemeſſenen Namen: „mikroſkopiſche Planeten.“ So viel wir wiſſen, haben ſie dieſelben aſtronomiſchen Verhältniſſe, wie die größeren leuchtenden Meteore, die man Feuerbälle, Bolliden, Meteoriten u. ſ. w. nennt. Die Atmoſphäre trifft auf ſie wahrſcheinlich zu jeder Stunde des Jahres, aber an manchen Theilen der Erdbahn in viel größerer Anzahl als an andern. Die Vertheilung dieſer Körper im Sonnenſyſtem läßt ſich noch nicht beſtimmen. Die Mehrzahl derſelben mag ſich in Gruppen bewegen, und ſie bilden vielleicht einen oder mehrere breite Zonen oder Ringe, ſo daß die Meteore in einigen Theilen derſelben ausnehmend zahlreich ſind. Wenn nach gewiſſen Perioden*) die Erde in dieſe dicht gefüllten Räume kommt, ſo ergeben ſich die großen Meteorfälle, wie man dieſe vor und nach Chriſto mannichfach beobachtet hat: die letzten waren in den Jahren 1799, 1803, 1832 und 1833. Man kann annehmen, daß die Erde in andern Jahren durch einen Theil des Ringes geht, wo die Meteore minder zahlreich ſind, ſo daß dann nur eine weit mindere Zahl fällt. Ob es mehrere ſolcher Ringe gibt, ob dieſe Meteore Bruchſtücke zerſprengter Planeten ſind, oder urſprünglich unabhängige Körper, alles dieß ſind Fragen, die ſich für jetzt noch auf keinen Fall löſen laſſen.

*) Der Cyklus des Meteorfalls im November ſcheint 33 oder 34 Jahre zu ſeyn, der des Falls im April etwa 27.

Racenverschiedenheit in Frankreich.

(Schluß.)

Eine genauere Untersuchung zeigt, daß diese beiden großen Abtheilungen, 32 Departements im Norden, 54 im Süden, mehrere Unterabtheilungen umfassen, die eine genauere Forschung verdienen. Die Normänner sind ein besonderes Geschlecht, das sich von seinen Nachbarn im Osten und Westen mannichfach unterscheidet. Hinsichtlich des Fortschritts der Bevölkerung bietet die Normandie ein ganz eigenthümliches Verhältniß dar. Todesfälle und Geburten sind minder zahlreich als in andern Gegenden Frankreichs, die Vermehrung geht sehr langsam vor sich, im Eure-Departement steht sie trotz des anscheinend großen Wohlstandes völlig still. Das Leben dauert lang, der Lebensunterhalt ist gut, und die Körpergröße übersteigt den mittlern Durchschnitt in Frankreich. Unterricht ist ziemlich, das Verbrechen aber verhältnißmäßig noch mehr verbreitet; auch die Zahl der unehelichen Kinder und Findlinge ist bedeutend. Auffallend ist, daß die Normannen keine sonderliche Unterwürfigkeit unter das Gesetz zeigen: die Steuern gehen nicht leicht ein, und die Conscribirten sind widerspänstig, das Volk überhaupt moult fort à justitier, wie ihr Landsmann Wace sie schon vor 600 Jahren schilderte. Dabei sind sie äußerst proceßsüchtig, und in dieser Beziehung, so wie in ihrer Abneigung gegen den Militärdienst zeigen sie einen mehr südlichen als nördlichen Charakter. Weder in politischer noch in religiöser Hinsicht sind sie sehr eifrig, und die statistischen Untersuchungen bestätigen den ihnen allgemein zugeschriebenen Charakter, der durch Schlauheit, Energie, Unabhängigkeit und etwas Selbstsucht bezeichnet, aber durch den Einfluß von Reichthum und Bildung gemildert ist.

Die Picardie, Artois und die andern Departements der belgischen Gränze bilden einen der werthvollsten Theile des Reichs, theils wegen des Reichthums, theils durch den moralischen und physischen Charakter der Einwohner. Das Blut der alten Belgen hat, wie in den Tagen Cäsars, ein entschiedenes Uebergewicht über das der andern celtischen Stämme behauptet. Was Manufacturen und Handel betrifft, kommt kein District an gleicher Ausdehnung diesem gleich. Die Bevölkerung, namentlich in den Departements Nord und Pas de Calais, ist sehr dicht, und wächst mit mäßiger Schnelle an. Das Volk ist gut genährt, und die mittlere Lebensdauer, mit Ausnahme der großen Städte, ziemlich lang. Hinsichtlich des Unterrichts sind diese Departements nicht so weit voran, als man bei ihrem Reichthum und ihrer Industrie vermuthen sollte, und Pauperismus ist das fressende Uebel dieses Theils von Frankreich. Verbrechen sind häufig in der Picardie, selten im französischen Flandern (Dep. du Nord) trotz der dichten Bevölkerung. Französisch Flandern steht hinsichtlich der Nahrung des Volks, so wie der Körpergröße der Conscribirten am höchsten, ein hinreichender Beweis, daß die Industrie im Allgemeinen nicht die Tendenz hat, die Race zu verschlechtern.

Elsaß und Lothringen sind von einer gemischten Bevölkerung bewohnt, die von dem reinen celtischen Franzosen in Gewohnheiten, und bekanntlich auch großentheils in der Sprache abweichen. Sie sind ein kühnes und besonders energisches Volk, mit den Fehlern und Tugenden eines solchen Charakters. In keinem Theile Frankreichs ist der Militärdienst so populär; die Reiterei wird noch bis auf diesen Tag hauptsächlich aus diesen Departements recrutirt, und der Handel mit Stellvertretern, wobei ein ordentlicher Mann in Zeit von vier bis fünf Jahren 1200 bis 1500 Franken ersparen kann, wird großentheils von Elsassern und Lothringern betrieben. Die politische Aufregung ist hier groß, hier waren die eifrigsten Anhänger der kaiserlichen Regierung, gegenwärtig aber ist die Gesinnung wesentlich republicanisch. Die Bevölkerung mehrt sich rasch, der Unterricht ist weiter, als irgendwo in Frankreich verbreitet, und die Industrie, namentlich im Elsaß, sehr entwickelt. Leider muß man hinzusetzen, daß Elsaß eines der Länder Frankreichs ist, wo die meisten Verbrechen vorkommen, was seinen Grund hauptsächlich in den Zollinien und der staatsökonomischen Weisheit der Kammern hat. Die häusliche Moralität steht gleichfalls nicht sehr hoch, das Kinderaussetzen ist hier aber sehr selten, wie überall, wo der Unterricht vorherrscht.

Die östlichen Theile von Burgund und Franche Comté haben wieder eine andere Race, die viele werthvolle Eigenschaften besitzt. Reichthum und Industrie ist hier nicht viel zu finden, aber die Leute sind nüchtern und thätig, und ungewöhnlich kräftig und gesund, auch kommt ein Departement der Franche Comté (Jura) hinsichtlich der Körpergröße gleich nach dem Departement du Nord. Das Unterrichtswesen steht hier am höchsten: in den Departements Doubs und Jura können von 1000 Recruten nur 170 nicht lesen und schreiben, während die Durchschnittszahl in Frankreich 486 von 1000 ist. Die Zahl der Verbrechen ist mittelmäßig, der moralische Zustand ziemlich gut, namentlich hinsichtlich der Kinderaussetzung, die fast unbekannt ist, das religiöse Gefühl ist stark, was beweist, daß dasselbe in Frankreich mit einem hohen Stand des Unterrichtswesens nicht unvereinbar ist.

Die Bretagne liegt trotz ihrer nördlichen Breite im Süden oder eigentlich im Südwesten der großen Theilungslinie, und ihre Characterzüge bieten den möglich stärksten Contrast gegen die des nördlichen Frankreichs. Hier ist die Industrie sehr wenig entwickelt, Verbrechen äußerst selten, der moralische Zustand sehr gut und doch der Unterricht in hohem Grade zurück. Das Departement Finisterre, der westlichste Theil des Reichs, steht in dieser letztern Beziehung am tiefsten: fast vier Fünftheile der Einwohner erhalten gar keinen Unterricht. Die religiöse Gesinnung ist kräftig, die politische Aufregung sehr gering; das Departement Ille und Vilaine, in welchem Rennes, die alte Hauptstadt der Bretagne, liegt, steht hinsichtlich der Zahl der Wähler, die ihr Recht ausüben, von ganz Frankreich am tiefsten, und im Ganzen genommen herrscht in der Bretagne ein ziemlich hartnäckiger und passiver Royalismus. In physischer Hinsicht lebt die bretagnische Race im Ganzen nur kurz, im Durchschnitt bloß 30 Jahre, ist sehr schlecht genährt, wohnt schlecht, und ist von sehr geringer Körpergröße. Anjou, Maine und Vendee, die Sitze der Bevölkerung, die sich durch

so viel Muth und Aufopferung auszeichnete, unterscheiden sich von der Bretagne in moralischer Beziehung nur wenig, in allen sind Verbrechen selten, und das Unterrichtswesen steht sehr tief. Die körperliche Constitution dieses Stammes ist günstig, nur sind sie in der Regel sehr klein. Die Zahl der unehelichen Kinder und der Findlinge ist ausnehmend gering.

Die mittlere Region des südlichen Frankreichs zwischen den Thälern der Rhone, der Loire und Garonne ist ausnehmend groß und umfaßt mehr als 10 Departements, die dem statistischen Beobachter ziemlich gleichförmige Züge darbieten, und der elendeste Strich nicht Frankreichs allein, sondern vielleicht des civilisirten Europa's sind. Dieser ganze District ist rein ackerbauend und die Armuth ziemlich allgemein, der Menschenstamm ausnehmend klein und keineswegs robust. In einer großen Provinz, dem Limousin, bilden Castanien einen bedeutenden Theil der täglichen Nahrung, und diese Bevölkerung scheint hinsichtlich der Lebenslänge in ganz Frankreich am schlechtesten daran zu seyn. Der moralische Zustand dieses Landstrichs bietet größere Verschiedenheiten: im Allgemeinen werden von diesen armen vernachlässigten Racen wenig Verbrechen begangen, aber Auvergne, das wenig Industrie und Erziehung hat, zeigt viele Vergehen gegen Personen und Eigenthum, und Aveyron und Lozère, das Gebiet der Cevennen, sind von einem besonders rohen Volke bewohnt, das durch die langen Religionskriege völlig demoralisirt scheint, und in ganz Frankreich ziemlich den schlimmsten Anblick darbietet. Der Kriegsdienst ist in diesem ganzen Theile des Landes unpopulär, die religiöse Gesinnung ist eifrig, die politische Aufregung meist groß, und seltsamer Weise ist dieß arme Land auch noch das Schlaraffenland der Advocaten; in dem bettelhaften kleinen Departement Lozère, am Südabhang der Cevennen, kommt ein Proceß auf 69 Einwohner, Männer, Weiber und Kinder.

Die Bewohner des Garonnethals, die eigentlichen Gascogner, gegen die ihre Landsleute so viel sprüchwörtliche Witze abschießen, bietet viel angenehmere Züge dar. Die Industrie ist zwar nicht so entwickelt, wie in den nördlichen Departements, doch herrscht viel Wohlstand. Das Leben ist lang in diesem begünstigten District und die Zahl der Individuen, welche über 100 Jahre alt werden ist viel größer als in irgend einem Theile Frankreichs. In moralischer Hinsicht steht das Departement der Gironde sehr hoch, obgleich es die große Handelsstadt Bordeaux einschließt. Parteigeist und Religionseifer sind gleich stark, aber das Volk nüchtern und ordentlich, nur zeigt es eine sehr entschiedene Abneigung gegen Steuern und Kriegsdienst. Im Ganzen genommen wäre es nicht leicht, irgend einen Theil Frankreichs zu bezeichnen, wo Boden Klima und Volk zusammen genommen einen so erfreulichen Anblick darbieten.

Die Pyrenäen-Bewohner werden gewöhnlich von Reisenden günstig geschildert, aber statistische Ergebnisse scheinen die schmeichelhafte Schilderung keineswegs zu bestätigen. Sie sind ein starkes, lange lebendes Geschlecht, aber bei geringem Unterricht und wenig Industrie zeigen sich viel Verbrechen und eine große Lockerheit in den häuslichen Sitten; selbst Pauperismus scheint, was man nicht erwarten sollte, in diesem entlegenen Lande sehr entwickelt. Doch ist ein Unterschied zu machen zwischen den Basken der westlichen Pyrenäen, die ein vergleichungsweise ausgezeichneteres Geschlecht sind, und den Bewohnern des östlichen Theils derselben Kette, von denen namentlich die im Roussillon die schlechtesten zu seyn scheinen.

Die Provence steht, was Verbrechen betrifft, ziemlich günstig, obwohl gewaltthätige Handlungen gewöhnlich und die Sittlichkeit sehr locker ist. Das Unterrichtswesen erreicht nicht den Durchschnittspunkt, aber die religiöse Gesinnung ist stark ausgesprochen. Man hat bemerkt, daß in dieser Gegend sowohl, als in dem an der See liegenden Theile von Languedoc die Menschen bedeutend größer sind, als in den übrigen Theilen von Südfrankreich. Wahrscheinlich liegt der Grund in der Anzahl großer Seestädte, denn in Frankreich ist das Volk in den Städten fast immer besser genährt und größer, als das auf dem Lande. Auch die Unterhaltsmittel sind gut, aber das Leben in diesem von Kranken so häufig besuchten Theil der Erde ist sehr kurz, kaum mehr als 30 Jahre. Es scheint fast nicht zu bezweifeln, daß das trügerisch glänzende und milde Klima an der Südküste Frankreichs der menschlichen Constitution nicht sehr günstig ist.

Dieß sind einige der Hauptmassen der Bevölkerung im Umkreise dieses schönen Reiches. Wir haben, bemerkt das Ed. R. am Schlusse, mit diesem kurzen Umriß mehr nur die Richtung angezeigt, welche die Forschung befolgen soll, als daß wir im Stande gewesen wären, den Rahmen auszufüllen.

Abenteuer eines Banianen.

(Fortsetzung.)

Anstatt also nach Savoyen zu gehen, und die Einsiedelei, den goldenen Traum meiner Jugend, zu bauen, machte ich Luftschlösser. Gleich am Abend meiner Ankunft suchte ich den Italiener, meinen frühern Wirth, auf, und erzählte ihm den Tod Fenoglio's, wie dieser ihm erst vor kurzem den Cagnasso's erzählt hatte. Doch schien der Schmuggler mehr über den glücklichen Fortgang meiner Geschäfte erfreut, als vom Tode seines Freundes ergriffen. Nach einer Masse von Glückwünschen rieth er mir, mich mit ihm auf ein chilenisches Schiff, das nach Cobija (Bolivia) bestimmt war, einzuschiffen, wo er die Stelle eines Supercargo erhalten hatte. Ich nahm den Vorschlag mit Enthusiasmus auf. Ich hatte die Incas von Marmontel gelesen, und wollte die Peruaner sehen, von denen meine Einbildungskraft noch eben so erfüllt war, als im Alter von vierzehn Jahren, wo ich die Kamine in den Dörfern des Gard fegte, und Florians Estelle in der Hand das fruchtbare Thal des Rewistan in einem vom Mistral ausgetrockneten Lande suchte.

Ich kaufte auf der Rhede, und von meinem neuen Associé unterstützt, drei Ballen englischer Zeuge, welche wir in der Nacht aus- und einschifften, mit Gefahr, uns selbst von den Beamten des Wachtschiffes einpacken zu lassen. Ich nahm meine Papiere beim Consul, worin mein Charakter als Kaufmann officiell anerkannt wurde, wechselte mein letztes Billet

von 200,000 Reis gegen 200 spanische Piaster ein, und einige Tage nachher gingen wir gegen S. S. O. unter Segel.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die chilenische Brigantine noch nie eine so ungewöhnliche Equipage getragen hatte, als die unsrige, seit ihr Kiel die große Fluth durchfurchte. Der Capitän, Kinson mit Namen, war ein Engländer: er hatte ein Schiff der ostindischen Compagnie commandirt, und war, ich kann nicht sagen weßhalb, cassirt worden. Am Tage vorher, ehe er vor das Kriegsgericht gestellt werden sollte, entkam er aus den Capgefängnissen und schiffte sich nach Valparaiso ein, wo er das Commando des Condor erhielt. Der zweite Befehlshaber war ein Oranier, d. h. ein holländischer Malaye, auf einer der kleinen Inseln geboren die in der Nähe von Java liegen, und schiffte sich noch jung auf einer niederländischen Kriegscorvette ein, auf der Station von Surabaya, diente eine ziemliche Reihe von Jahren unter verschiedenen Flaggen, lernte fast alle europäischen Sprachen, von denen er die meisten geläufig sprach, kam endlich nach Rio, wo der Consignataire des Condor ihn dem Capitän Kinson zum Lieutenant gab, ohne seine früheren Leistungen zu kennen, oder ihn das Examen rigorosum durchmachen zu lassen, ein Examen, das mathematisch bewiesen hätte, daß er keine Idee von seinem neuen Stande hatte. Dieser Andere, Christian Rack, war trotz seines erstaunlichen Gedächtnisses nicht im Stande, eine Berechnung der Breite zu machen; die Fähigkeit, Worte zu behalten, war die einzige, die er besaß. Obgleich seine Stirn sehr hoch war, hatte er doch eine Organisation, die so wenig fürs Nachdenken geschickt war, daß der Capitän ihm nie den Werth eines Logarithmen begreiflich machen konnte. Doch füllte er seine Stelle aus. Der Steuermann war aus Languedoc, Matrose im vollen Sinne des Wortes, der keine andere Erziehung hatte, als eine summarische Kenntniß der Musiknoten, eine Kunst, für die er, wie er sagte, eine entschiedene Anlage hatte, obgleich er ganz falsch hörte. Dieß Mißgeschick verhinderte jedoch nicht, daß eine große Dame von Valdivia sich in unsern Künstler verliebte. Doch mehr Seehund als Dilettant und gelangweilt von der Liebe der Dame und dem Leben auf dem Festlande, schiffte er sich bald wieder ein. Die zwölf Leute der Equipage endlich, die sowohl in Valparaiso als in Rio geworben worden, waren Dänen, Peruaner, Holländer, Brasilianer, Engländer ꝛc.

Die Sprachen aller der Nationen, die man am Bord sprach, waren nicht sehr geeignet, die vertraulichen Unterhaltungen am Abend zu verlängern; doch der Dienst litt keineswegs durch Mißverständnisse, die daraus hervorgehen konnten. Alle diese von Kriegsschiffen ihres Vaterlandes entlaufenen Abenteurer, die, nach ihrem Ausdruck, frei auf dem Schiffe leben wollten, waren treffliche Matrosen. Und wenn auch das Englisch gegebene Commando nicht immer verstanden wurde, so halfen Gewohnheit und Uebung aus. Ein Neger als Koch und sein Sohn, ein aufgeweckter kleiner Schiffsjunge endlich, machten diese heterogene Equipage vollständig.

Am 28 März 1832 umschifften wir das Cap Horn. Hier befand ich mich zum erstenmale den Wasserbergen gegenüber, die ich bisher nur in den Berichten der Reisenden gesehen hatte. Das Gemälde, das sich einige Tage lang meinen Augen darstellte, war so fürchterlich grandios, daß ich mich noch heute frage, wie es kam, daß das alte Gerippe des Condor nicht mitten in diesem Meer, das gegen seine Seiten anschlug, scheiterte.

Seit fünf Tagen hatten wir den Archipel von Chiloe erkannt. Wir segelten mit leichtem Winde gegen Nordwest, alle Segel und Beisegel entfaltet, als wir am Horizont, klein und schwarz wie eine dichte Wolke, die Insel Juan-Fernandez sahen. Das Wetter war köstlich und das Meer ruhig; wir setzten unsern Weg fort bis ungefähr drei Meilen von den unsichtbaren Riffen, welche die Küsten auf der Seite umgeben, von der wir uns näherten und wo die Nacht uns überfiel. Man entschloß sich bis zum Tagesanbruch zu laviren, als der Condor durch einen unvorhergesehenen Windstoß den Wind von vorn erhielt, der von Westnordwest nach Ostsüdost herumsprang. Hier wurde unsre kleine Equipage auf eine harte Probe gestellt, denn der Orkan gab ihr bei seinem häufigen Wechsel so viel Faden aufzuwickeln, daß das Manöuvre, das sie ausführte, einer Kriegsbrigg Ehre gemacht hätte. Unglücklicherweise stand damals unser Schiff in jenem dreieckigen Raum, den die Inseln Juan-Fernandez, Goat und Massafuera bilden. Die Winde, welche in drei Stunden den ganzen Compaß umlaufen hatten, ließen uns nie Raum genug, um aus dieser schlechten Stellung herauszukommen. Erst nachdem wir alle Mittel versucht hatten, legten wir bei: aber bald wurde der Sturm so heftig, er erhob solche Wassermassen, daß wir fliehen mußten, sonst wäre der arme Condor durch diese Meute von Wogen in Stücke gerissen worden. Ach es hatte kein Grab das edle Schiff, das seiner so würdig war; der Ocean hatte nicht den Ruhm, es zu besiegen! die Wogen, die sich mit solcher Wuth auf sein Unterwerk gestürzt hatten warfen es, erzürnt über seine Hartnäckigkeit auf die Klippen von Juan-Fernandez. Tödtlich verwundet starb er wie ein Tapferer nicht auf einem Lorbeerbette, sondern auf einer Korallenbank.

(Schluß folgt.)

Erdbeben in England. Zu Bridgewater und in der Umgegend verspürte man am 22 Mai um 11 Uhr Morgens einen Erdstoß. Personen, die im Bette lagen, fühlten den Stoß am stärksten. Dieser dehnte sich auf ein Gebiet von etwa 16 (englischen) Meilen aus. In diesem Augenblick blies ein frischer Wind, und der Barometer erlitt keine Veränderung. (Dorset County Chronicle.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 76** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gedichte von Thomas Moore. — Graf Xavier de Maistre.** (Fortsetzung.) — **Die Opfer der Gesellschaft.** (Schluß.)

In den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für das Abonnement jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 186.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Julius 1839.

Bruchstücke über Cuba.

(Aus den Papieren eines deutschen Reisenden.)

Der zum ersten Mal auf einer westindischen Insel landende Europäer fühlt sich durch den Anblick einer in den meisten Beziehungen fremdartigen Natur nicht wenig ergriffen. Fehlt auch der Landschaft die Großartigkeit der Umrisse und dem Pflanzenwuchse die Macht und Schönheit, welche um Rio Janeiro, Bahia und an vielen andern Küstenpunkten des südamerikanischen Festlandes den Ankömmling mit wortlosem Erstaunen erfüllen, hat eine alte, auf engen Raum beschränkte Cultur des Bodens manchen eigenthümlichen Zug der tropischen Gegenden bereits verwischt, so bleibt dennoch vieles Ungewöhnliche übrig, und jeder Schritt erinnert an die weite Entfernung der ärmern Gestade des nördlichen Europa's. Böte aber die Bekleidung des Landungsplatzes nichts Anziehendes dar, erschiene der Strand in nackter Armuth, so würde schon das Klima den Fremden anregen. So dunkelblau und glänzend, so wolkenlos und erheiternd dehnt das Himmelsgewölbe sich nur an Festtagen der Natur über europäische Landschaften aus; eine so milde, mit Wohlgerüchen vermischte Luft bringt ein übrigens schnell vergänglicher Frühling allein den schönsten der mittelländischen Inseln. Die Beständigkeit der Witterung, die Freundlichkeit des Tages, die Stille der lauen Nächte erheitern unmerklich auch den Verstimmten. Wer gewohnt ist an der reinsten aller Quellen, im Umgange mit der Natur, seine besten Freuden zu suchen, findet Gelegenheit zum reichsten Genuß. Die mindest einladenden der westindischen Küsten gleichen immer noch blühenden Gärten, verglichen mit den unübersehlichen Ebenen des sandigen und pflanzenlosen Strandes des nördlichen Deutschlands. Das tropische Meer vermöchte allein schon zum Frohsinn zu stimmen. Sein schönes Blau, seine pulsartige, sanfte Bewegung, das auf und in ihm herrschende Leben von tausend Geschöpfen erheitert und beschäftigt den Beobachter, den der Anblick eines öden, nördlichen Oceans, einer unter dem Schatten dichter Wolken schwarzgrau erscheinenden Wassermasse zum Ernst, vielleicht zum Mißmuth gestimmt haben würde. Welchen Genuß bereitet aber der erste Ausflug in das Innere! Ungeduldig eilt der Fremde, dem Gedränge der Hafenstadt zu entkommen, um in der Nähe die Herrlichkeiten zu schauen, die zu erwarten ihn Alles berechtigt. Wirklich bietet auch die Natur auf jedem Schritte ihm etwas Neues dar. Auf die Gärten der Stadt, wo Cultur unverkennbar größern Antheil an der Ueppigkeit der Pflanzen und der Fruchtbäume hat, als die Güte und Fruchtbarkeit des Bodens, folgen offenere Gefilde, sorgfältig benutzt zwar, aber schon im Gewande einer reinen Natur. Später führt der Weg durch Waldungen, die, bisher der Art der Colonisten entgangen, gewahren lassen, welche Kraft der tropischen Vegetation beiwohne. Sorgfältig gepflegte Pflanzungen wechseln mit unangebauten Hügelreihen, in deren Zwischenthälern Weidegründe unter dem Schatten breitästiger Bäume grünen und hohe Palmen emporstreben. Die Natur entspricht den Erwartungen, die sich der Reisende schuf, als er vom Deck seines Fahrzeuges zum ersten Male die Insel, einem schönen Gemälde vergleichbar, vor sich liegen sah; das Andenken des ersten in ihr verlebten Morgens bleibt ihm in voller Frische, während andere und viel spätere Eindrücke verloren gehen.

Es ist in der That ein merkwürdiger Beweis von der Herrschaft, die der weiße Mensch sich über die Erdoberfläche zu verschaffen gewußt hat, daß die wichtigsten der Pflanzen aus andern Welttheilen abstammen, welche gegenwärtig auf den Antillen, alles Andere verdrängend, cultivirt werden, und die Gegenstände eines Handels von dem erstaunlichsten Umfange abgeben. Welche Reisen haben schwache Sprößlinge oder Samenkörner machen müssen, und wie hat der feste Wille, die Ausdauer und das sinnreiche Verfahren der Menschen zuletzt die Floren entgegengesetzter Welttheile vereinigt, und Pflanzen gezwungen, da einheimisch zu werden, wo mancher äußere Umstand ihrem Gedeihen entgegenstand. Das Zuckerrohr gibt einen der merkwürdigsten Belege. Schon vor zweitausend Jahren war in China das Verfahren, aus seinem Safte Krystalle herzustellen, bekannt, denn zu Theophrasts Zeiten kömmt grober Zucker zum ersten Male nach Griechenland, wo er unter dem Namen von „indischem Salze" großes Aufsehen erregte. Plinius beschreibt deutlich den Candiszucker. Zur Zeit der portugiesischen Herrschaft in Indien von den Eingebornen mit Ge-

heimthuerei zuerſt an die Europäer verkauft, wird er von dieſen für eine Art von Honig gehalten, ſpäter von Frömmlern für die eigentliche Manna des Himmels erklärt, dann von den ungeübten Scheidekünſtlern jener Zeit zwar als Pflanzenſtoff erkannt, allein für Product einer Ausſchwitzung wie das arabiſche Gummi angeſehen, endlich gar als Fabricat indiſcher Hexen gerühmt, obwohl Marco Polo die Myſterien der Bereitung ſchon genau beſchrieb. Welche Reiſe aus dem inneren Indien nach Arabien, Aegypten, Sicilien, Madeira, Hiſpaniola, Braſilien, dem ganzen Weſtindien, zuletzt nach Louiſiana und Peru, und in wie kurzer Zeit! Man hat mit vielem Recht behauptet, daß es ein Werk vom größten Intereſſe ſeyn würde, welches die Wirkungen der Entdeckung und Verbreitung nützlicher Pflanzen auf die Schickſale ganzer Völker auseinanderſetzte. Es iſt ſehr zu bezweifeln, ob ohne Zuckerrohr jemals Negerſklaverei in Amerika gewöhnlich worden ware, ob die Eroberer ohne die Einführung der jetzt herrſchenden Culturzweige die metallarmen Antillen nicht zeitig wieder verlaſſen haben würden. Eine überraſchende Menge von Reſultaten der wichtigſten Art müßte ſich ergeben, wenn man unterſuchte, welche Veränderungen der Gewohnheiten, Intereſſen und Politik europäiſcher Völker ſich aus dem Erfolge der kleinen Expedition des Pierre d'Etienne entwickelten, die mit Zuckerrohrpflanzen beladen die Spur des Columbus verfolgte. Jene gewaltſamen und geräuſchvollen Umſtürzungen, die Werke großer Eroberer, welche von der Geſchichte als bedeutungsreiche Momente hervorgehoben werden, verſchwinden hinſichtlich ihrer Nachwirkungen auf die Geſchlechter ſpäter Jahrhunderte und entfernter Länder in Nichts, wenn wir ſie mit dem Eindruck vergleichen, den Marco Polo's Entdeckung des Zuckerrohrs und der Seide, Raleighs Auffindung des Tabaks und der Kartoffel auf Civiliſation, Größe und Glück ganzer Welttheile gehabt haben. Die Macht und der Reichthum Spaniens, die nur verloren gingen, weil das Volk nicht verſtand ſich beider würdig zu beweiſen, waren die unmittelbare Folge von Columbus' großer Entdeckung; die Abgabe allein von dem Zucker von Hiſpaniola baute die zwei Palaſte von Madrid und Toledo. Keineswegs fällt aber die Verbreitung aller Pflanzen, welche die werthvollen Gegenſtände des Antillenhandels liefern, in das durch kühne Unternehmungen und eine große Thätigkeit ſich auszeichnende 16te Jahrhundert, und namentlich beſitzt Cuba am Kaffee nur erſt ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts einen Culturzweig, der zwar lange auf andern Inſeln einheimiſch, von den Spaniern nicht beachtet wurde, jetzt hingegen von äußerſter Wichtigkeit iſt. Der Spanier geht ungern von dem Gewohnten ab, ſey es aus Trägheit oder aus jenem ſprüchwörtlichen Stolze, der ſelbſt im Verlaſſen des Alten ein ſtillſchweigendes Eingeſtändniß früheren Irrthums oder Unvollkommenheit ſieht. Cuba iſt faſt 200 Jahre nichts Anderes geweſen, als ein vernachläſſigtes Land, deſſen Bewohner zwar der Regierung gegenüber auf auszeichnende Behandlung Anſpruch machten, aber ſich begnügten Viehzucht zu treiben, und von dem Abſatze nach den Hafen zu leben, die für die Schifffahrt nach Mexico die Zwiſchenſtationen abgaben. Erſt um 1740 begann man Zuckerbereitung im Großen zu treiben, aber noch zur Zeit der Eroberung der Havana durch die Engländer (1763) war die Ausfuhr ſehr unbedeutend, und wuchs erſt von jener Zeit an, obgleich ziemlich langſam. Vor der Revolution von St. Domingo beſtanden faſt gar keine Kafferpflanzungen (Cafetales) auf Cuba, oder ſie wurden nur nebenbei betrieben. Die mit dem Leben entkommenen Franzoſen fanden die erſte Zuflucht auf dieſer Inſel, und viele, die ſich anfangs nach den Vereinigten Staaten gewendet hatten, kamen ſpäter ebenfalls nach Cuba, als die ſpaniſche Regierung ſie zur förmlichen Niederlaſſung berechtigte und ihnen Unterſtützung zukommen ließ. In jener Zeit entſtanden in dem Partido von San Luis, im Südoſten von Havana, unfern der Südküſte der Inſel, die erſten größeren Cafetales nach dem Muſter von St. Domingo, und noch jetzt enthält jener Diſtrict die größten und einträglichſten Pflanzungen. Anfangs erfreute ſich dieſer neue Culturzweig keines großen Beifalls; er wurde von reichen Capitaliſten gering geſchätzt, weil zu ſeiner Betreibung verhältnißmäßig zum Zuckerbaue wenige Mittel erforderlich ſind, und weil die große Zahl vorhandener Sklaven nur auf Zuckerpflanzungen zu beſchäftigen war, die weit mehr Hände erfordern. Mit der Zeit iſt aber gerade die entgegengeſetzte Neigung herrſchend, und eine große Menge von Rohrpflanzungen (Ingenios) aufgegeben worden; und indem auch Unbemittelte Gelegenheit fanden, ſich anzuſiedeln, vermehrte die Zahl der Niederlaſſungen ſich ſo, daß man gegenwärtig da meilenweit zwiſchen reinlichen Cafetalen hinreitet, wo vor 20 Jahren der Wald ſich undurchdringlich erſtreckte.

(Fortſetzung folgt.)

Abentener eines Banianen.

(Schluß.)

Selbſt der, der nie auf einem Schiffe war, kann ſich leicht eine Vorſtellung von den Scenen machen, die von 1 Uhr des Morgens bis zu dem Augenblick am Bord vorgingen, wo der Tag unſere entſetzten Geſichter beleuchtete. Man denke ſich Anfangs zwölf Menſchen gewaltſam auf das Verdeck hingeworfen, ſo wie das Schiff dem Winde erlag; acht erhoben ſich und hielten ſich am Bolzen feſt, während die andern vier ſich den Kopf an den Bolzhölzern des Steuerruders zerſtießen, auf deſſen Seite der Condor den letzten Seufzer ausſtoßen wollte. Man denke ſich einen Capitän in Verzweiflung auf dem Verdeck herumrennend, ſchreiend wie unſinnig, den aber Niemand verſtand, denn der Sturm ſchrie ſtärker als er. Man denke ſich den javaniſchen Sprachkünſtler von einer Welle fortgeriſſen, im Augenblick, wo er das Hiſſtau des Vorſtegſegels führte, das einzige, das wir noch aufhatten; den Unterſteuermann, der Gott und dem Teufel am Helmſtock des Steuerruders fluchte, die ihn gegen eine Wand breit drückte, wo er unter fürchterlichen Schmerzen ſtarb, und man wird eine ziemlich richtige Idee von dem haben, was ich am 1 Mai 1832 geſehen und nicht wieder ſehen möchte, und wenn man mir auch den ſchönſten Waarenballen in der Welt gabe.

Der Orkan dauerte fort. Sobald der Tag zu grauen begann und wir die Unmöglichkeit sahen, das Schiff wieder aufzurichten, vereinigten wir uns, die Schaluppe ins Meer zu lassen, und unser Heil zu versuchen. Kaum war das Fahrzeug losgebunden, so machte ich mich davon, während man die Taljen in Bereitschaft setzte, und ging in die Cajüte hinunter, um meinen Sack mit den Piastern zu holen, den ich mit mir zu retten hoffte. Auf der Schanze angekommen, wo das Wasser schon aus dem Schiffsraum eindrang, wollte ich in meine Cajüte gehen, als ich mich von einer eisernen Hand ergriffen fühlte, deren Eigenthümer, mein Handelsfreund, der Supercargo, denn er war es, mir mit einem fürchterlichen Hohngelächter sagte: „Ha, verfluchter Savoyard! du wirst weder dich, noch dein Geld davon bringen!“ Ich wandte mich um, und obgleich das Licht, das durch die Sparrenlucke hereinfiel, noch sehr dunkel war, sah ich doch die Klinge eines Dolches blitzen, die sich in irgend einem Theile meines Körpers würde einquartiert haben, hätte nicht in diesem Augenblick der Leichnam unseres armen Schiffes eine doppelte Schwenkung gemacht, welche den Mailänder an das andere Ende der Schanze warf. Erbittert wollte ich den Verräther in die Unmöglichkeit versetzen, den Versuch zu wiederholen, und warf mich auf ihn, ehe er sich erheben konnte. Schon hatte ich ihn gefaßt, als eine zweite Woge, fürchterlicher als die erste, auf das Verdeck fiel, und das Wasser in Strömen in die Cajüte stürzte. Ich glaubte, mein letzter Augenblick sey gekommen! Ich ließ meinen Gegner los, um hinauf zu steigen, doch er wollte mich lebend nicht lassen. Da begann ein Kampf, vier Fuß im Wasser, in dem der Savoyarde, wenn auch der Kleinere, Sieger blieb. Halb ertrunken, halb erwürgt, starb mein dritter Associé.

Kaum waren fünf Minuten vergangen, seit ich herabgestiegen war, voll Unruhe eilte ich wieder hinauf, und fand keine lebende Seele mehr, und doch konnten sie in zehn Minuten die Schaluppe nicht hinabgelassen und sich entfernt haben. So mußten sie weggespült worden seyn. Nichts war auf dem Verdeck geblieben — Küche, Schaluppe, Menschen — Alles verschwunden, nur einen Hühnerkorb sah ich in geringer Entfernung vom Schiffe, der von der Strömung ans Land getrieben wurde.

Ein fürchterliches Krachen weckte mich aus meinen Gedanken: der Condor spaltete sich an mehreren Stellen, ich wußte nicht, welchen Entschluß ich fassen sollte. In den Webeleinen eines Wandtaues festgeklammert, sah ich mit Verlangen nach dem Lande, das mir nicht über eine Meile entfernt schien, als eine dieser Wogen auf das Schiff stürzte, und mich 10 Klafter weit ins Meer warf. Auf die Oberfläche zurückgekommen, versuchte ich mich an einigen Trümmern zu halten, doch da die Fluth mir entgegen war, so beschloß ich, mich von dem Meere forttreiben zu lassen; ich brauchte nur ganz steif zu bleiben, und dem Treiben der Wellen zu folgen.

Nachdem ich an mehr als einer Klippe angestoßen war, kam ich mehr todt als lebendig an dieselbe Küste, wo zweihundert Jahre zuvor der englische Matrose Silkains auf dieselbe Weise gelandet war. Doch Juan-Fernandez, die Insel des Robinson Crusoe, ist jetzt nicht mehr verlassen. Als Chili das Joch des Mutterlandes brach und eine Republik bildete, machte es Juan-Fernandez zum Verbannungsort, wohin jährlich der Ueberschuß von Verbrechern und öffentlichen Dirnen transportirt wird. Mit Einem Wort, es ist das Botany-Bay von Chili.

Für mich aber war dieser Aufenthaltsort des Auswurfs der Menschheit der gastfreundlichste Ort, den ich je auf meinen Wanderungen getroffen. Die Gesellschaft, die oft um eine Kleinigkeit wie Milchsuppe überläuft, hatte hier die Schaar der ehrlichen Leute hergebracht. Doch Scherz bei Seite, ich werde nie vergessen, wie freundlich ich von Wesen, fast so arm als ich, empfangen wurde. Und an dem Tage, als ich mich auf der peruanischen Brigg l'Independenzia einschiffte, und die braven Leute mir Lebewohl sagten, trat eine Thräne in mein sonst ziemlich unbewegtes Auge, und von dem Augenblick an, wo ich sie verließ, bis ich Lima erreichte, hörte ich nicht auf, sie zu segnen.

In Lima fand ich kein anderes Mittel, mich zu erhalten, als an Bord eines amerikanischen Wallfischfahrers als Novize zu gehen, oder mich in die Reihen der peruanischen Miliz zu stellen. Ich wählte das erstere. Der Capitän des William Penn vertauschte mich in Rio gegen einen amerikanischen Matrosen, dessen Schiff an der afrikanischen Küste Schiffbruch gelitten, und den der Capitän des französischen Wallfischfahrers „l'Etoile polaire“ aufgenommen hatte. Mein neuer Capitän machte einen dummen Streich, denn die Folge bewies, daß er einen Einäugigen für einen Blinden hingegeben hatte.

Beim heiligen Saligo, dem Schutzpatrone der Fischer, schwöre ich, daß meine Leiden noch nicht zu Ende waren, denn nach einer zehnmonatlichen Wallfischjagd in den Südmeeren, nach vierjährigen Fahrten, wo ich 15,000 Lieues zurücklegte, kam ich fünfzehn Mal ärmer nach Frankreich zurück, als ich ausgegangen.

In Paris suchte ich meinen ersten Herrn auf, der in dieser Zeit der Politik, wie früher der Poesie, überdrüssig geworden, jetzt über Seewesen und Reisen schrieb, und an der Abschaffung der Sklaverei in den Colonien arbeitete. Er gab mir Wohnung und eine Feder in die Hand, um meine Abenteuer zu beschreiben, und da man als Drucker oft mehr verdient, denn als Schriftsteller, brachte er mich in die Buchdruckerei seines Journals. Hier habe ich schon 1500 Franken gewonnen, die in der Sparcasse niedergelegt sind. Es lebe Europa! es lebe Paris! Ich träume wohl noch von meinem Berghüttchen, doch um Glück zu machen, sprecht mir nicht mehr davon, zu den Antipoden zu gehen.

Die Besitzungen der Portugiesen an der Ostküste Afrika's.

(Fortsetzung.)

Ueber den Handel und die Banianen in Mozambique.

Die natürlichsten und die directesten Handelsverbindungen der portugiesischen Besitzungen in Ostafrika sind die mit den asiatischen Be-

ſitzungen. Alle die Etabliſſements jenſeits des Cap der guten Hoffnung machen ein Ganzes für ſich aus, ſo wie die dieſſeitigen an der Weſtküſte wieder ein beſonderes Ganze bilden, was nach ganz andern Principien behandelt wird. Der directe Handel Aſiens mit Mozambique fand ſtets Aufmunterung und Unterſtützung von Seite des Gouvernements, da hingegen dem aſiatiſchen Handelsverkehr mit der Weſtküſte ſtets Hinderniſſe, wo nicht gar Verbote in den Weg gelegt wurden. Der Handel und Verkehr Portugals mit Mozambique war von jeher geringfügig, dagegen der Handel von Mozambique nach Aſien äußerſt lebendig. Der König Don Joſé verordnete durch ein Alvara vom 15 Junius 1755, daß der Handel nach Mozambique und allen oſtafrikaniſchen Häfen für alle Bewohner Goa's ganz unbeſchränkt ſey, nur mit Erlegung der gewöhnlichen Zollabgaben; allein dieſes Geſetz wurde verdreht, und man beſchränkte dieſe Freiheit nur auf den Hafen von Mozambique, die andern ſchloß man aus, wodurch dem Handel ein großes Hinderniß in den Weg gelegt war, und zwar bloß durch die Selbſtſucht der Gouverneure, welche vom Mutterland aus von jeher nie gezügelt werden konnten. Ueberdem wurde der Handel der Portugieſen auch noch durch die Concurrenz der Banianen, ſo wie der Franzoſen von den Mauritius-Inſeln geſchwächt, indem er dieſen von manchen Gouverneuren als vortheilhaft für ſich oder das Land in die Hände geſpielt wurde. — Während der Regierung der Königin D. Maria I wurden deßhalb neue Verhaltungsbefehle nach Mozambique geſandt, um den Handel zu beleben, indem man die Zölle herabſetzte und die Freiheit, nach allen Häfen zu handeln, ohne Dependenz von der Hauptſtadt, beſtätigte; allein die Ausführung dieſes Planes fand abermals Oppoſition in der Hauptſtadt jener Beſitzung, weil ſie dadurch gelitten haben würde, und der damalige Gouverneur leiſtete keine Folge, im Gegentheil, er ſandte einen andern Plan ein, um die königliche Genehmigung zu erhalten. Allein der damalige Marineminiſter, Martinho de Mello e Caſtro, dem die Fortſchritte jener Beſitzungen beſonders am Herzen lagen, ſtarb bald darauf, und es kamen alle Plane in Vergeſſenheit, ſo daß nun eigentlich der Handelsverkehr in Oſtafrika ſich ſelbſt oder der Willkür der Gouverneure, und was dieſe darüber verfügen, überlaſſen iſt. Der Handel Portugals mit Mozambique iſt gegenwärtig und ſchon ſeit vielen Jahren faſt auf eine gänzliche Nullität reducirt. Der von Mozambique nach dem portugieſiſchen Aſien findet zwar noch ſtatt, allein äußerſt geſchwächt. Jährlich kommen nur noch regelmäßige kleinere Schiffe aus Goa und Damao, welche Waaren aus Malabar bringen, und nehmen alsdann zur Rückfracht Elfenbein und andere geringere Landesproducte. Einiger Handel wird auch noch durch die Schiffe, die von Portugal nach Indien fahren und in Mozambique anhalten, betrieben. Der ſtärkſte Handel wurde aber ſtets mit Sklaven von da aus nach andern portugieſiſchen Beſitzungen, ſo wie nach Batavia u. ſ. w. betrieben, der jetzt zwar geſetzlich aufgehört, jedoch noch insgeheim fortbetrieben wird; ja nach den Berichten des letztverſtorbenen Gouverneurs in Mozambique, Marquis de Aracaty (Oeynhauſen), würde Portugal Gefahr laufen, ſeine oſtafrikaniſchen Beſitzungen aufs Spiel zu ſetzen, wollte man mit Strenge gegen die Sklavenausfuhr verfahren. Man drückt alſo ein Auge zu, und der Sklavenhandel nach Braſilien, ſo wie nach einigen andern Ländern, vorzüglich nach der Inſel Bourbon und Madagascar, hat ſeinen heimlichen Fortgang, der nur zuweilen durch engliſche Kreuzer geſtört wird, welche manches Sklavenſchiff wegnehmen. Man hat jedoch berechnet, daß wenn von ſechs Schiffen auch nur ein einziges mit ſeiner Ladung ankommt, der Gewinn davon ſo beträchtlich iſt, daß die Unternehmer gern dieſes gewagte Spiel fortbetreiben. Nach Braſilien werden außer Sklaven beſonders Schildpatt ausgeführt. Elfenbein von Mozambique iſt theurer als das von der Weſtküſte, weßhalb daſſelbe weniger nach Europa geführt wird.

Die Banianen ſind faſt die einzigen handeltreibenden Menſchen in Mozambique, und man hat ſchon viel hin und her berathſchlagt, ob man ſie dulden ſolle oder nicht, und da noch immer nichts Feſtes darüber beſtimmt iſt, ſo werden ſie bald geſchützt, bald verfolgt von den Gouverneuren. Sie ſind eine indiſche Kaſte, die eben das in Aſien und dem öſtlichen Afrika ſind, was die Juden in Europa. Sie ſind ein handeltreibendes und ſchacherndes Volk, unternehmend, thätig und induſtriös für ihren Vortheil. Seit langen Zeiten in Cambaya und Guzerate etablirt, erhielten ſie auch die Erlaubniß ſich nach Damao und Diu überzuſiedeln. Im letzten Orte hatten ſie ihr Hauptetabliſſement. Im Jahre 1686 wirkten ſie ſich das Privilegium einer Handelscompagnie nach Mozambique aus, welches von dem Grafen Alvor, damaligem Gouverneur des portugieſiſchen Indiens, beſtätigt wurde und auf drei Jahre unter Feſtſtellung von neunzehn Artikeln gelten ſollte, deren ausführliche Anführung von keinem weitern Intereſſe iſt. Unter andern vortheilhaften Bedingungen wurde den Banianen in ihren Privilegien auch zugeſtanden, daß ſie ſich auf Palankins, gleich den Portugieſen, konnten tragen laſſen, ſo wie auch, daß ſie ſich wie dieſe der Sonnenſchirme bedienen durften. Anfänglich erſchien kaum ein halbes Dutzend dieſer Banianen in Mozambique, und zwar im Jahre 1687. Nach und nach kamen mehrere und erhielten den größten Einfluß auf den Handel der Inſel, denn derſelbe war nur auf Mozambique mit Diu beſchränkt. Obgleich der Vertrag nur auf drei Jahre abgeſchloſſen, ſo verlängerte er ſich ſtillſchweigend bis 1755, wo endlich der Handel allen Bewohnern des portugieſiſchen Aſiens freigegeben wurde. Bis dahin hatten die Banianen ſich mit ihrem Handel nur auf die Stadt und Inſel Mozambique beſchränken müſſen, allein einige Jahre ſpäter erhielten ſie auch die Erlaubniß den Handel auf dem Continent zu treiben, und da dehnten ſie ihn auch ſogleich direct nach dem Rio de Senna hin aus, ſo wie nach den Inſeln des Caps Delegado bis zu den wilden Volksſtämmen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ungewöhnliche Geburt. Im Dorfe Sagradowka, im cherſon'ſchen Kreiſe, auf den Gütern der Fürſtin Kotſchubei, lebte Marina, die Frau des Bauern Awwakum Liſowoi; ſie war 25 Jahre alt und ungefähr im fünften Monate ſchwanger. In der Nacht vom 13 auf den 14 Februar d. J. ging ſie aus ihrer Hütte, fiel nieder und gebar am Morgen vier Mädchen und Einen Knaben. Die Kinder ſtarben bald nach der Geburt. Sie waren 14 Zoll (7 Werſchok) groß und alle Körperformen vollkommen ausgebildet. (Ruſſ. Journ. des Miniſt. des Innern. Febr. 1839.)

Merkwürdige Leyer. Man hat bei den Nachgrabungen in der Umgebung von Conſtantine eine Leyer von bisher unbekannter, und, wie man ſagt, ſehr zierlicher Form gefunden. (Echo du Monde Savant vom 8 Junius.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 187.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

6 Julius 1839.

Der Nord- und Südweſtwind in Buenos-Ayres.

(Aus Sir Woodbine Parish's: Buenos-Ayres and the Provinces of the Rio de la Plata.)

Was im ſüdlichen Italien der Scirocco, das iſt in Buenos-Ayres der Nordwind, und namentlich ſind es die Frauen, welche davon am meiſten leiden, beſonders weil er oft ein heftiges Kopfweh verurſacht. Man kann manchmal viele Frauen in der Straße ſehen, welche große geſpaltene Bohnen an die Schläfe befeſtigt haben, und dieß iſt ein ſicheres Zeichen, woher der Wind weht. Die Bohne, welche roh aufgelegt wird, wirkt wie ein leichtes Zugpflaſter, und wirkt der Abſpannung entgegen, welche der Zuſtand der Atmoſphäre verurſacht. Indeß iſt nicht allein der menſchliche Körper angegriffen, die Unannehmlichkeit ſteigert ſich durch die Wirkungen, welche der Wind auf Haushaltungsgegenſtände ausübt: das Fleiſch wird ſtinkend, die Milch gerinnt, und ſelbſt das Brod wird oft ſchlecht. Jedermann klagt, und man erhält auf alle Klagen nur Eine Antwort: Señor, es el viento norte.

Wenn jedoch das Uebel den höchſten Grad erreicht hat, ſo iſt auch die Hülfe nicht fern. Bald gibt das Queckſilber ſichere Anzeichen eines nahenden Südweſtwindes. Der Pampero, ein rauſchender Wind, bricht plötzlich durch die Stille der ſtockenden Atmoſphäre, und in wenigen Secunden iſt der Incubus weggefegt: der Sturm bildet ſich auf den Schneehöhen der Anden, ſtrömt mit ungebrochener Kraft über die zwiſchenliegenden Pampas hin, und wird oft zum Orkan, ehe er Buenos-Ayres erreicht. Dann ergibt ſich ein ganz anderer Zuſtand der Dinge, und wegen des plötzlichen Eintritts der Veränderung ereignen ſich oft höchſt komiſche, freilich manchmal auch ſehr ernſte Scenen, namentlich auf dem Strom, wohin, beſonders am Abend, ein großer Theil der Bevölkerung eilt, um ſich während des heißen Wetters abzukühlen. Hier kann man Hunderte und aber Hunderte von Männern, Weibern und Kindern bis an den Hals im Waſſer ſitzen ſehen, wie ſo viele Fröſche im Sumpfe. Kommt nun, wie es oft geſchieht, der Pampero ganz unerwartet über eine ſolche Verſammlung, ſo kann man das Gekrabbel und die Verwirrung leichter denken, als erzählen; glücklich, wer ſich ſeine Kleider von einem Diener hat bewachen laſſen, denn ſonſt iſt, lange ehe er aus dem Waſſer kommen kann, jedes Stück davon im Winde verweht. Nicht ſelten iſt der Pampero von Staubwolken aus den ausgedörrten Pampas begleitet, die ſo dicht ſind, daß ſie völlige Dunkelheit erzeugen, wobei ſchon Badende im Fluß ertrunken ſind, ehe ſie ihren Weg ans Ufer finden konnten.

Während einer ſolchen Finſterniß ging einmal ein Gang von 20 Verbrechern, die am Ufer in Eiſen arbeiteten, durch, und auch nicht ein einziger war wieder zu finden. Es iſt ſchwer, einen Begriff von einem ſolchen Staubſturm zu geben: der Tag wird in Nacht verwandelt, und nichts gleicht der temporären Dunkelheit, die oft mitten im Tage eine Viertelſtunde dauert; ſehr häufig wird ſie durch einen ſchweren Regen niedergeſchlagen, der ſich im Herabfallen mit den Staubwolken vermiſcht, und im vollen Sinne des Worts einen Kothregen bildet. Manchmal ſind die Folgen ernſter, und der Pampero iſt von Donner und Blitz begleitet, wie man ſie kaum irgendwo in der Welt findet. Azara berichtet, daß bei einem ſolchen Sturme 19 Perſonen vom Blitze erſchlagen wurden.

Die Atmoſphäre indeß iſt aufgeklärt, man athmet aufs neue, und die ganze Natur ſcheint ſich neu zu beleben unter der ermunternden Friſche des Windes: das Volk, gutmüthig und ſorglos, lacht über die minder ernſten Folgen, und vergißt bald die ſchlimmſten, glücklich in dem Glauben, daß es wenigſtens von den epidemiſchen Krankheiten anderer Länder frei iſt. Indeß müſſen doch ſolche Veränderungen in dem gewöhnlichen Gange der Natur ſeltſame Folgen nach ſich ziehen, und obwohl die vorübergehenden Wirkungen einer überladenen Atmoſphäre ſchnell durch einen Pampero zerſtreut ſind, ſo ſcheint doch in dieſem eigenthümlichen Klima der menſchliche Körper für Affectionen empfindlich, die man anderswo nicht im mindeſten beachten würde. Abgeſehen von denen, die der Nordwind unmittelbar erzeugt, brechen auch alte Wunden auf, neue heilen ſchwer, eine anſcheinend unbedeutende Verrenkung kann eine Schwäche des Theils nach ſich ziehen, von der man ſich in Jahren kaum erholt, und die Maulſperre aus den unbedeutend-

ſten Zufällen iſt ſo gewöhnlich, daß ein großer Theil der durch Verletzungen herbeigeführten Todesfälle in den öffentlichen Spitälern hierin ihren Grund hat.

Bruchſtücke über Cuba.

(Fortſetzung.)

Das Verfahren der Kaffeepflanzer wird am beſten dadurch verdeutlicht, daß man die Anlegung einer Pflanzung mitten im Walde beſchreibt, und den Gang der Geſchäfte innerhalb der erſten Jahre verfolgt. Wer eine Niederlaſſung dieſer Art beabſichtigt, bedarf gerade keines ſehr großen Capitals, zumal wenn er geſonnen ſeyn ſollte, die Hand ſelbſt an das Werk zu legen, die Aufſicht perſönlich zu führen, wozu jedoch Erfahrungen gehören, die nicht in Einem Jahre zu erlangen ſind. Ehemalige Majorale, die ihre Erſparniſſe vortheilhaft als Pflanzer anzulegen ſuchen, haben in dieſer Beziehung nothwendig den Vortheil vor dem Fremden, der ſein Unternehmen der Sorge Anderer anvertrauen und Gehalte zahlen muß. Ein als nüchtern und arbeitſam bekannter Mann findet übrigens leicht einen Theilnehmer oder Credit bei einem Handelshauſe bis zur Hälfte der Summe, die zur Begründung eines Cafetals erforderlich iſt. Das Syſtem des Creditirens iſt zwar nothwendiges Ergebniß der Zuſtände in allen im Wachſen annoch begriffenen Colonien, allein in Cuba iſt es im höchſten Grade entwickelt, indem es von verhältnißmäßig wenigen Gefahren für die eine Partei, von ſehr vielem Nutzen für die andere iſt. Indeſſen kann es unvorſichtigen Anfängern, oder ſolchen, die ſich durch das Beiſpiel zu dem allgemein herrſchenden Luxus hinreißen laſſen, ſehr verderblich werden. Nichts iſt leichter, als ſich in dasſelbe tief zu verwickeln, zumal wenn die baaren Mittel erſchöpft ſind, ehe die Pflanzung Ertrag zu geben angefangen hat. Gewöhnlich übernimmt ein Handelshaus der nächſten Hafenſtadt die Lieferung der Bedürfniſſe und die Zahlung von Anweiſungen gegen Verpfandung der Neger der Pflanzung, und unter der Bedingung, den Vertrieb der ſpäter zu erwartenden Ernten zu erhalten. Die meiſten, ſelbſt die älteren und wohlhabenden Pflanzer, ſtehen in ſolchen Verbindungen, nicht ſowohl aus gelegentlicher Geldnoth, als aus Bequemlichkeit, indem ein zuverläſſiger Agent an der Küſte manche Reiſe und Mühe erſparen kann. Der ärmere Anfänger zahlt die Intereſſen von dem vorgeſchoſſenen Capitale nicht zu den gewöhnlichen Zeiten, ſondern erſt nach Eintreten der Tragbarkeit ſeiner Kaffeeſträuche; da in dieſem Falle Zins von Zins gerechnet wird, ſo kann das ganze Verhältniß leicht alle Nachtheile der Abhängigkeit von einem Wucherer über den Vorgenden bringen, wenn er ſich anfangs nicht wohl vorgeſehen, und die Catalanen und creoliſchen Kleinverkäufer vermieden hat. Die erſte Sorge iſt das Ankaufen eines hinreichend großen Landſtücks, indem zu berückſichtigen iſt, daß eine gut betriebene Pflanzung innerhalb einiger Jahre ſo viel reinen Ertrag geben wird, daß Vergrößerung vorgenommen werden kann. Daher herrſcht kein Verhältniß zwiſchen dem angebauten und vom Walde bedeckten Lande einer neuen Niederlaſſung, vielmehr verſchwindet in dem letztern das kleine, urbar gemachte Viereck, deſſen Gränzen indeſſen ſich ſchnell erweitern werden.

Der größere Theil des Bodens gehört in entlegenen Gegenden dem Könige, näher zu den Städten aber patriziſchen Familien, deren Ahnen das Land bald als Belohnung für geleiſtete Dienſte, bald als Entſchädigung für baare Vorſchüſſe oder ſonſtige Schuldforderungen erhielten. Solche Vermögen ſind bisweilen ſehr groß, indeſſen ändert die örtliche Lage der Ländereien den Werth derſelben. Die Familie Pedroſo beſitzt an 2,400,000 Peſos in Grundſtücken; der Conde Loretto iſt Eigner der beſten Ländereien um Havana, und der Conde Oreilly war ehedem faſt alleiniger Herr in dem fruchtbaren Quartier von Laguna de Palos, öſtlich von Matanzas. Je nachdem der Boden von einem Privatmann oder der Krone gekauft werden muß, ändern ſich die Bedingungen, aber auch die Vortheile. In dem Innern iſt zwar das Land, wie wir ſogleich ſehen werden, zu verhältnißmäßig ſehr billigen Preiſen von der Regierung zu erlangen, allein mit der Anſiedelung in ſolchen halbwilden Gegenden ſind manche ſehr große Nachtheile verbunden. Die Einrichtung der Pflanzung koſtet um ſo mehr, je entlegener die Städte ſind, und je weiter her man die Handwerker kommen laſſen muß; aber der größte Uebelſtand iſt bei dem Mangel ſchiffbarer Flüſſe oder erträglicher Landſtraßen die Entfernung lebhafter Seehäfen, wo man die Producte verkaufen könnte. Die Regierung befaßt ſich nämlich durchaus nicht mit Herſtellung öffentlicher Wege, ſondern überläßt es den Anſiedlern ſich zu helfen, wie ſie eben können; höchſtens ſorgen die Diſtrictsbehörden für Beobachtung gewiſſer alter Geſetze, welche jeden Pflanzer zwingen, einer von ihm verlegten Landſtraße eine feſtgeſetzte Breite zu geben. Seit dem Jahre 1819 hat die Regierung zu Madrid die Coloniſirung des Innern zu beleben verſucht, und zu dieſem Zwecke nicht nur Häfen geöffnet, Fremden unter leicht erfüllbaren Bedingungen die Niederlaſſung geſtattet, ſondern auch den Boden billig zu verkaufen begonnen. Auf den Ländereien laſtet geſetzlich überall dieſelbe Grundſteuer, ſie mögen nun im Naturzuſtande daliegen oder auf das beſte angebaut ſeyn, denn man zahlt für die Caballeria (eine C. = 186,524 □ Varas, oder 130,118 □ Metres) jährlich den Tributo von 50 Peſos. Der Käufer übernimmt die Erlegung dieſer Summe, er mag nun von Privatleuten oder der Krone ſein Land erhandelt haben. Im erſtern Falle wird er aber den Werth des Bodens je nach Umſtänden zu bezahlen haben; in den Kaffee bauenden Diſtricten, wo gutes Land ſelten zu werden beginnt, mit 1500 bis 3000 Peſos, um die Havana mit 4000 Peſos für die Caballeria. Die Zahlung geſchieht terminweiſe, doch müſſen die Neger und Viehheerden als Unterpfand eingeſetzt werden. Das Geſetz erlaubt es, beide mit Beſchlag zu belegen, wenn Zahlungsunfähigkeit des Käufers befürchtet wird, allein es geſtattet die Wegnahme derſelben nur in ſehr dringenden Fällen. Gerichtshändel ſucht man, ſo lange es geht, zu vermeiden, denn ſie ſind in allen ſpaniſchen Colonien unglaublich koſtſpielig. Die Zuckerpflanzer genießen alter Privilegien, des Inhalts, daß ihnen weder wegen öffentlicher noch

wegen Privatschulden irgend etwas zum Geschäftsbetriebe Gehöriges weggenommen werden darf. Man kann sich gegen sie nur dadurch entschädigen, daß man ihre Producte unter Embargo legt, zu welchem Zwecke die Behörde Commissäre ernennt. Die Ländereien der Krone werden als Lehngüter an Privatleute übertragen, gemeinlich ohne eigentlichen Verkauf, jedoch findet die Einrichtung statt, daß der Colonist eine Summe von 100 bis 300 Pesos für die Caballeria bei der Uebernahme unter dem Namen des Regalito zahle. Es ist leicht, Nachsicht wegen der Zahlung auf ein Jahr zu erhalten. Der Tributo kann abgekauft werden; gemeinlich reicht eine runde Summe von 500 bis 1000 Pesos für die Caballeria hin, um ein Grundstück auf ewige Zeit abgabefrei zu machen. Wir wissen nicht, ob dieses Verfahren nur vorübergehende Geltung zur Zeit der größten Finanznoth gehabt, oder überall Anwendung finde. Grundstücke sind übrigens in den spanischen Colonien nie sehr besteuert gewesen, denn man hat es angemessener gefunden, die Zölle des Seehandels zu den wichtigsten Hülfsquellen des Staats zu machen. Vom Kaffee z. B. hat man viele Jahre lang 4 Pr. des Werthes Ausfuhrzoll, wenn unter spanischer, 6 Pre. wenn unter fremder Flagge, bezahlt. Jedoch haben die Zustände Spaniens seit 1808 eine so erstaunliche Menge von Abänderungen in diesen Beziehungen und so viele Schwankungen eingeführt, daß sich über dieses Abgabensystem nichts Allgemeines sagen läßt.

Ohne Genehmigung der Regierung kann kein Privatbesitzer seine noch unangebauten Ländereien an einen Colonisten verkaufen. Um dem Unterschleife vorzubeugen, soll jedes abzutretende Landstück von den angestellten Feldmessern aufgenommen werden, indessen nimmt man es damit nicht genau, indem das System der Bestechung bei allen Beamteten anwendbar ist. Mancher Landeigner besitzt viel mehr Land, als er nach Maaßgabe der von ihm gezahlten Abgaben haben sollte. Die Bestätigung des Verkaufs durch die Regierung wird außerdem hinsichtlich ausländischer Ansiedler noch deßhalb verlangt, weil ein Nichtkatholik nicht Besitzer von Ländereien seyn soll, und nur dann erst zur Besitzergreifung ermächtigt wird, wenn ein achtbarer Eingeborner sich für seine Rechtgläubigkeit verbürgt hat.

Die richtige Auswahl angemessenen Bodens ist nicht leicht, indem die alten Kaffeepflanzer selbst nicht ganz einig über diesen Punkt sind. Im Allgemeinen scheint es, als ob die sogenannte Mulatto-Erde am geeignetsten zu jener Cultur sey. Sie besteht aus einem Gemenge von grauem Lehm und der rothen, mit Eisenoxyd verbundenen Erde, welche einen großen Theil der Insel bedeckt. Die letztere ist zwar sehr fruchtbar, allein sie erfordert günstige Witterung, indem sie bei irgend anhaltender Trockenheit zur Steinhärte eintrocknet oder zu Pulver zerfällt. Schwarzes und feuchtes Land entspricht dem Zuckerrohr, keineswegs aber dem Kaffee, der auf demselben zwar äußerst rasch emportreibt, zwei bis drei gute Ernten liefert, aber dann an Erschöpfung leidend eingeht. Auf sehr trockenem sandigem Lande gedeiht der Kaffee gar nicht, eher noch auf felsigem Boden, wenn derselbe nicht gar zu entblößt ist von guter Pflanzenerde. Doch bleibt der Strauch klein, bringt wenige und geldliche Blätter, und trägt spät und sparsam. Auch auf dem besten Lande hat man mit hervorragenden, oder dünn bedeckten scharfen Kämmen von Kalkfelsen zu kämpfen. Sind sie niedrig, so läßt man sie bis zur Tiefe von zwei oder drei Schuhen unterhalb der Bodenfläche mit Schmiedehämmern zertrümmern und räumt sie weg, sind sie aber weit verbreitet oder erheben sie sich in der Mitte eines regelmäßig bepflanzten Feldes als Hügel so bleibt, um den häßlichen Anblick dieser Unterbrechung zu vermeiden, nichts übrig, als Löcher in das Gestein hineinzuarbeiten, diese mit guter Erde anzufüllen und zu bepflanzen. Weniger als die Art des Bodens vermag man beim Ankaufe des Landes die Verhältnisse zu berücksichtigen, welche auf die Witterungszustände gewisser Gegenden einwirken, so wünschenswerth dieses im Ganzen auch wäre. Die Witterung ist in Cuba lange nicht so gleichförmig wie auf den südlichen Antillen, und oft ganz anders an der Nord- als an der Südküste der Insel. Gegen Norden geschützte Lagen sind gesucht zu Kaffeepflanzungen, weil von Zeit zu Zeit im Winter (Februar) Nordwinde mit großer Heftigkeit wehen, und dann wohl einmal das Quecksilber des Thermometers auf den Gefrierpunkt hinabsinkt. Einer solchen Temperatur widersteht der Strauch einige Stunden, allein von einer Kälte von zwei Graden wird er unfehlbar getödtet. In dem schönen Thale von Madruga, im Südwesten der Havana, welches aber nach Norden offen ist, gingen vor einigen Jahren in einer Nacht, zwischen 1 und 5 Uhr Morgens, mehr als eine halbe Million Kaffeebäume nur dadurch verloren, daß während jener kurzen Zeit bei sehr starkem Nordwinde ein Grad Kälte geherrscht hatte. Es beweist dieses zur Genüge, daß alle Versuche, den Kaffee in Ostflorida oder Louisiana einheimisch zu machen, mißlingen müssen. Große Hitze und Trockenheit schaden dem Kaffee nicht minder, besonders wenn die letztere in die Zeit fällt, wo eigentlich die periodischen Regen eingetreten seyn sollten. Junge Stamme gehen dann ein, ältere werfen Blätter und Früchte ab. Besser wird heftiger Regen vertragen, an welchem es in dieser Insel nicht fehlt, denn die im Mai beginnenden Ergießungen verlängern sich oft bis in den December. In der Blüthezeit, im Januar bis März werden heftige Platzregen ungern gesehen. Zu den vorbereitenden Geschäften gehört endlich noch der Ankauf der Sklaven, die den Wald zur Pflanzung umschaffen sollen. Man wagt hiebei noch mehr als bei der Auswahl des Landes, und muß die Eigenschaften kennen, auf die es zunächst ankömmt. Selten bringt man die ganze Zahl durch Ankauf eben gelandeter Bozales zusammen, denn der Afrikaner muß, obgleich in geringerem Grade als der Weiße, den Proceß der Acclimatisirung durchlaufen, ist selten gleich anfangs fähig, die harte Arbeit des Ausrottens der Waldung zu übernehmen, versteht nichts von dem gebräuchlichen Systeme des Landbaues, und bedarf fortdauernder Beaufsichtigung.

(Fortsetzung folgt.)

Vulcanischer Ausbruch bei Baku.

Mitten in der Nacht vom 26 auf den 27 Januar d. J. (a. St.) erfolgte 15 Werste von Baku in der Nähe des Dorfes Balachli ein vulcanischer Ausbruch mit einem starken Getöse, das man auf 20 Werste

weit hörte; der Ausbruch der Flamme war so heftig, daß er die Umgegend auf 40 Werste erhellte, und bis zum Morgen in Form eines hellbrennenden Holzhaufens sichtbar war; die Erdschollen wurden auf 3 Werste weit fortgeschleudert; ein dicker schwarzer Dampf drang in einer ungeheuren Säule empor, folgte einer Wolke gleich der Richtung des Windes, und ließ auf seinem Wege 40 Werste weit eine große Menge kleiner hohler Kügelchen wie Schrot zurück, die sich aus der Verbindung verbrannter Stoffe mit Schwefel gebildet hatten. Am folgenden Tag erlosch zwar die Flamme, aber an demselben Orte wallte die Erde auf, und es erfolgten von Zeit zu Zeit kleine Ausbrüche. An einigen Stellen floß auch Lava, doch in geringer Menge, viel weniger als bei dem Ausbruche des Berges Masafyr im Jahre 1850. Nach dem Ausbruche war die Atmosphäre auf eine weite Entfernung mit Schwefelgeruch geschwängert. An vielen Stellen waren auch Risse im Boden, so daß die Einwohner sich scheuten ihr Vieh in der Nähe weiden zu lassen, aus Furcht, es möchte hineinfallen. (Russ. Journ. des Minist. des Innern. Febr. 1859.)

Die Besitzungen der Portugiesen an der Ostküste Afrika's.

Ueber den Handel und die Banianen in Mozambique.

(Schluß.)

Die Compagnie der Banianen in Diu löste sich erst im Jahre 1777 auf, und nun handelte jeder für eigene Rechnung, und ungeachtet der Verfolgungen, die sie oft von den Gouverneuren zu ertragen haben, so daß noch vor kurzem deßhalb Vorstellungen an die Cortes gemacht wurden, indem der vorletzte Gouverneur sogar allen Banianen den Aufenthalt in Mozambique versagte, und die Angesessenen binnen kurzer Zeitfrist das Land verlassen mußten, so ist doch ihr Handel in einem stets blühenden Zustand, und man kann wohl sagen, daß der größte Theil des Handels in ihren Händen ist. Das Gouvernement hat denn endlich auch so weise gehandelt, jene Verfolgungen zu verwerfen und die Banianen als portugiesische Unterthanen in Schutz zu nehmen, besonders da dort keine gebornen Portugiesen mit einigen Mitteln existiren, um größere Handelsgeschäfte wie die Banianen zu betreiben. Der Gouverneur Balthazar Manoel Pereira de Lago, welcher besonders den Banianen nicht gewogen war und sie dennoch am meisten begünstigte, ihnen erlaubte sich am Rio Senna niederzulassen, sagte in einem seiner Berichte an den König, nachdem er den Banianen alle möglichen Ehrentitel als Spitzbuben und Betrüger gegeben, daß er sie dennoch begünstige, denn er sehe wohl ein, daß ohne dieses Volk Mozambique zu Grunde gehen würde. Sie sind es, in deren Händen alle Industrie und aller Handel des Landes ist: wollte man sie vertreiben, so würden beide, Industrie und Handel, ihre Endschaft erreichen. Die Politik müsse diese Menschen dulden, und von ihnen allen Vortheil fürs Land zu ziehen suchen, durch Zugeständniß von Ländereien zum Ackerbau, um diese Menschen zu wirklichen portugiesischen Vasallen zu machen.

Sebastiao Xavier Botelho in seiner Memoria Estatistica der portugiesischen ostafrikanischen Besitzungen vom Jahre 1835, aus der wir in der Folge noch Mehreres herausheben werden, da sie die richtigsten Notizen über dieses Land ertheilen, sagt Folgendes von den Banianen: hatte Gelegenheit dieselben während fünf Jahren kennen zu lernen, und kann versichern, daß sie keine der Tugenden besitzen, welche der Abbé Raynal ihnen beilegt, und es erfordert die größte Vorsicht und Aufmerksamkeit, um nicht von ihnen betrogen zu werden. Bewahren sie noch einige Ehrlichkeit im Handel, so ist dieses unter sich. Es gibt kein Volk, das sich mehr schmiegt und biegt und sich Alles gefallen läßt, wenn es nur Jemanden hinter das Licht führen kann, und es scheint sogar bei ihnen zu einem religiösen Verdienste zu gehören, einen Menschen, der nicht ihres Glaubens ist, zu betrügen.

Dieses Volk aus Hindustan lebt bloß von Handel und Schacher, und überhaupt in seiner ganzen Lebensweise gleicht es sehr den Juden, Armeniern und Zigeunern. Sie ergreifen Alles und unterwerfen sich Allem, selbst dem niedrigsten Geschäfte, um nur reich zu werden. Sie verkaufen leicht auf Credit, nicht aus Zutrauen zu den Creditoren, sondern weil sie für die Zeit des Credits die wucherigsten Zinsen nehmen. Ungeachtet ihres sanften und geschmeidigen Wesens sind sie die größten Unmenschen in Behandlung ihrer Sklaven, welches ihr Haupthandelsgeschäft war, so lange dieser Handel öffentlich getrieben werden durfte. Die vorzüglichsten Etablissements der Banianen sind in verschiedenen Theilen von Hindustan verbreitet, und dort ist es, wohin alles durch den asiatischen und ostafrikanischen Handel Verdiente zusammengebracht wird. Ihre Commissäre leben mit ihren Familien in Diu und Damao, und von da aus senden sie jährlich zwei bis drei Schiffe nach Mozambique mit Waaren aus Bombaim, Surrate, Madraste, Guzerate und der ganzen Küste des Reichs Gombaia, und nehmen dann zur Rückfracht Gold, Elfenbein, Ambar und europäische Handelsartikel. In Mozambique halten sich 80 bis 100 Banianen auf, die zusammen eine Art Factorei bilden, und die sich stets erneuern, indem einige mit jeder Munson, wenn sie sich bereichert haben, abgehen und andere in dieser Absicht ankommen. In Mozambique ist ihnen weder die Ausübung ihrer Religion, noch mit ihren Weibern zu leben erlaubt; Erlaubniß, die ihnen doch in den portugiesisch-asiatischen Besitzungen zugestanden. — Dieses ist einer der Hauptgründe, weßhalb die Banianen keine bleibenden Etablissements errichten, die zum Vortheil und großen Gewinn des Landes beitragen könnten, allein Portugal hat in diesem Betrachte von jeher sich stets durch die verkehrteste Politik ausgezeichnet. — Botelho bemerkt in dieser Hinsicht: man würde gar nicht damit zu Ende kommen, wollte man alle die Irrungen und Verkehrtheiten aufzählen, die von dem Gouvernement in Lissabon ausgehen und sich in den Händen der Gouverneure verdoppeln, die in Hinsicht der Administration der überseeischen Besitzungen begangen werden, aus denen man nie Vortheile zu ziehen gewußt, und die heutzutage so herabgekommen, daß man nicht einmal mehr mit diesen Eroberungen groß thun kann, und doch könnten alle diese Besitzungen für Portugal von der größten Wichtigkeit seyn, Portugal durch sie allein könnte gerettet werden und reich seyn.

Das Gewerbe der Claqueurs in Paris. Zu einem theatralischen Erfolg in Paris sind bekanntlich bezahlte Klatscher fast unerläßlich, um so mehr, als die Zunft, wenn man sie nicht bezahlt, zu pfeifen anfängt. Kürzlich kam es von Seite eines solchen entrepreneur de succès dramatiques zur Klage gegen die Directoren des Ambigu comique, die ihn in Sold genommen hatten. Der königliche Gerichtshof von Paris erklärte aber, wie billig, einen solchen Vertrag für nichtig, als den Gesetzen, der öffentlichen Ordnung und den Sitten zuwider.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 188.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Julius 1839.

Die Seebäder und künstlichen Mineralwasser in Helsingfors.

(Von Th. Bulgarin, in der Nordischen Biene vom 27 Mai (8 Jun.) mitgetheilt.)

Ungern trennt man sich von Reval und seinen alterthümlichen Gebäuden, wo man wie im 15ten Jahrhundert lebt und unaufhörlich an die alte Hanse und das Ritterthum gemahnt wird. Immer zu früh ruft die Kanone auf das Dampfschiff, das die Fahrt über den finnischen Meerbusen in der kurzen Zeit von fünf Stunden zurücklegt. Kaum kann man das Mittagsmahl an der allgemeinen Tafel in der schönen und ziemlich geräumigen Cajüte einnehmen, so stellen sich auch schon die finnischen Felsen dar, wie eigensinnige Festons in der gothischen Architektur und laufen in langer Kette am Horizont hin. Noch eine halbe Stunde, und unser nordisches Gibraltar, das granitne Sweaborg liegt vor den Augen da. Hinter demselben eröffnet sich das reizendste Panorama. Der breite Hafen ist von einer Reihe regelmäßiger, mächtig großer Gebäude eingeschlossen, die im Amphitheater gebaut sind. Hinter denselben auf mächtigen, hohen Granitfelsen, thront das breithürmige Observatorium, die prächtige Kathedrale und das Universitätsgebäude. Das ganze Gemälde ist von dem Grün der Garten, wie von einem Rahmen eingeschlossen, und spiegelt sich in den Gewässern. Das Dampfboot wird mit der Regimentsmusik empfangen und die halbe Stadt strömt den Badegästen entgegen. Das schöne Klima, die angenehme Luft, welche vor der Sonnengluth und den nordischen Stürmen durch die Granitgiganten geschützt ist, die neuen Sitten, die neue Sprache und Gewohnheiten, Alles wirkt wohlthätig auf den Ankömmling.

Das Leben in Helsingfors zeichnet sich durch Einfachheit und Ungezwungenheit in allen Beziehungen aus und Alles ist unglaublich wohlfeil. Unterhaltung braucht man nicht viel zu suchen, die Einwohner selbst bemühen sich, daß es den Gästen nicht daran mangle. Das kleine Dampfboot Lentaja, oder eine ganze Reihe Phaetons, Stuhlwagen und Cabriolets führen den Fremden in die reizenden Umgebungen. Das Beste von Allem in Helsingfors ist die Einrichtung der künstlichen Mineralwasser und Bäder, die erst im vorigen Jahre eröffnet wurden. Am Ufer des Meeres, im Umkreis mächtiger Felsen, ist das Badehaus errichtet. Ordnung und Reinlichkeit sind seine Hauptvorzüge. In langen Corridoren betritt man eine Reihe Badezimmer, die nicht nur mit Bequemlichkeit, sondern mit Luxus ausgestattet sind. Der Preis wechselt, von dem luxuriösesten Zimmer mit Marmorwannen an bis zum einfachsten, von 5 Rubel bis auf 75 Kopeken.

Zum Baden im offenen Meere ist eine besondere Anstalt eingerichtet. Es besteht aus einem schön geschmückten Zimmer, von dem eine Treppe mit Geländer ins Meer hinabführt; die dazu ausgewählte Stelle ist unvergleichlich, denn man kann sie ein ungeheures Granitbassin nennen. Es ist völlig gegen den Wind geschützt, aber der Wellenschlag ist durch das Hinderniß, welches das Meer an den Felsen findet, sehr stark. Der Genuß, den man bei einem solchen Bade fühlt, ist unbeschreiblich. Alle Nerven werden auf eine angenehme Weise erschüttert, die Brust befestigt sich, der Athem wird freier, und der Appetit, den man nachher fühlt, ist vortrefflich. Für ein solches Bad zahlt man nur 25 Kopeken. Dabei befindet sich noch eine Schwimmanstalt mit einem besondern Lehrer.

Die Anstalt für künstliche Mineralwasser findet sich in einem schönen, von einem Garten umgebenen Gebäude. Ein schöner, geräumiger Saal, in welchem die Fahnen angebracht sind, ertönt oft von dem Klange der Ballmusik und der Concerte. Hier versammeln sich Gesunde und Kranke zum gemeinsamen Mahle. Neben dem Saale finden sich Ankleidezimmer für Damen, Lesezimmer mit Journalen, Billardzimmer und Buffets. Niemand verlangt hier Geld, man ißt, man tanzt, man spielt, man vergnügt sich, schreibt bloß seinen Namen und was man verlangt in ein Buch ein, und benimmt sich dann mit dem Buffet: Frühstück mit Liqueur, ein vortreffliches Mittagsmahl mit Kaffee — kosten nur 1 Rubel 20 Kopeken, der Eintritt in den Ball oder das Concert 1 oder 2 Rubel, wobei noch erfrischende Getränke, Früchte und dergl. mit eingeschlossen sind. Auch die künstlichen Mineralwasser sind ungemein wohlfeil: für warme Karlsbader und Emser Wasser zahlt man wöchentlich 11 Rubel, für kalte Marienbader, Kissinger,

Pyrmonter u. ſ. w. 9 Rub.; für ſchäumende Waſſer: Selters. Saidſchütz, Narſan und dgl. nur 7 Rubel. Und dabei gibt man noch zwei bis drei Bäle in der Woche. Man hat in der That alle mögliche Mühe, in einem Sommer anderthalb tauſend Rubel auszugeben.

Man gelangt aus der Mitte der Stadt in einer halben Stunde nach den Bädern, und fährt entweder in einem bequemen Stuhlwagen, welche man hier Diligencen nennt, oder auf dem kleinen Dampfboot für 20 Kopeken dahin. Die Verbindung iſt den ganzen Tag nie unterbrochen, und man kann deßhalb ſeine Zeit zum Baden wählen, wie man Luſt hat. Das Leben in Helſingfors iſt zwar etwas einförmig, aber es iſt ſo originell, ſo ungezwungen, daß man mit Vergnügen einige Monate daſelbſt zubringt.

Bruchſtücke über Cuba.

(Fortſetzung.)

In den Tropengegenden Amerika's findet bei Anlegung von Pflanzungen überall dasſelbe Verfahren Anwendung. Seit der Eroberung durch die Weißen hat ſich in dieſer Beziehung kaum etwas geändert, obgleich die Zunahme der Bevölkerung, der wachſende Preis guter Ländereien, und die Nachtheile, welche aus der nothgedrungenen Zerſtreuung der Bewohner über weite Flächen entſtehen, wohl darauf hinwieſen, daß auf die Länge ein ſolches Syſtem nicht beizubehalten ſey. Man verfährt, als handle es ſich um die einſtweilige Niederlaſſung einer Nomadenhorde, der es bei dem Weiterziehen gleichgültig ſeyn kann, wer auf ſie folgen möge. Ueberall herrſcht eine blinde Zerſtörungsſucht und Begierde nach zeitweiligem Gewinn, ohne Berückſichtigung der Zukunft. In Weſtindien hat die Noth allmählich den Bewohnern die Augen geöffnet, ſelbſt in Cuba wird fruchtbares und den Märkten nahe gelegenes Land ſelten, aber auf dem ſüdamerikaniſchen Continente verhängt arbeitſcheue Habſucht über die herrlichſten Gegenden eine Verwüſtung, deren Folge ſelbſt in dem fruchtbarſten Lande der Welt noch von den ſpäteſten Generationen bitter empfunden werden wird. Ein Haufen von Vagabunden, die oft nicht einmal genug Gehülfen beſitzen, um die gewonnenen Ernten zu bergen, machen ſchrankenloſe Angriffe auf die herrlichſten Waldungen, rotten ſie aus, begründen eine unbedeutende Pflanzung, und verlaſſen ſie wieder nach Erzielung einiger Ernten. In einer unglaublichen Ausdehnung ſind die koſtbarſten Holzarten dem Feuer durch die Hände roher Anſiedler gleichgültig übergeben worden; dasſelbe Loos traf nutzloſes Gebüſch, theure Farbhölzer und Stämme, die in Europa für Zwecke der feinſten Tiſchlerarbeit ſtets geſucht ſind. Selten erwählt einer jener Coloniſten ein Stück Land in der Abſicht, ſich auf ihm feſt anzubauen; keinem wird es je einfallen, Verſuche zu machen und Erfahrungen zu ſammeln, um die Ergiebigkeit des Bodens zu vermehren, oder doch ſeiner Erſchöpfung vorzubeugen; zufrieden mit einer oder zwei großen Ernten, rotten ſie alle Jahre ein anderes Stück Wald aus.

Dieſes verwüſtende Verfahren einer räuberiſchen Agricultur hat bereits große Provinzen zu werthloſen Haiden umgeſchaffen, denn der Urwald wächst nicht wieder empor. An die Stelle der kräftigen Waldbäume treten, wenn der Coloniſt ſich entfernt hat, Bäume von niedrigem Wuchſe, weichem Holz und geringer Nützlichkeit; Regen und Sonne wirken auf das entblößte Erdreich ein, das ſich im Sommer in Staub verwandelt, und von den Winden davon geweht in der entgegengeſetzten Jahreszeit von den Fluthen fortgeriſſen wird, bis am Ende nur grober Sand, Kies oder kahler Felſen die Oberfläche bedecken. Nicht minder ändert ſich das Klima, wo jenes rohe Syſtem die unbeſchränkteſte Anwendung gefunden hat; die Regen werden ſeltener, die Quellen verſiegen, und große Landſtrecken, die einſt zu den fruchtbarſten gehörten, können zu gänzlich unbewohnbaren werden. Beiſpiele liefern die Provinzen Piauhy und Ceara. Auch in Cuba hat in früheren Zeiten dieſelbe Verwüſtung geherrſcht, und die natürlichen Folgen gehabt. In der Nähe von Havana ſucht der Fremde umſonſt nach jenen mit der üppigſten Vegetation geſchmückten Landſchaften, deren Bild die Phantaſie der Ungereiſten bei Nennung tropiſcher Gegenden ſich zu erſchaffen pflegt. Eine mühſame und unabläſſige Cultur wird erfordert, um die ſchönen Gärten grünend zu erhalten, welche in der Nachbarſchaft der Stadt mit dürren Angern und pflanzenarmen oder felſigen Anhöhen abwechſeln. Der Kalkboden des weſtlichen Theils der Inſel vertrug die unvorſichtige Ausrottung der Wälder noch weniger, als das mit klafterhoher Pflanzenerde bedeckte Urgebirge Braſiliens. Man beobachtet im Innern lange, aber niedrige Hügelketten, die zwar nie cultivirt geweſen, deren Waldungen aber durch große Brände abſichtlich oder zufällig von den Coloniſten zerſtört worden ſind. Sie ſind von keinem Nutzen, denn was von Bäumen auf ihnen vorkömmt, liefert ſelten gutes Bauholz, und der kahle, durch nackt hervorragende Spitzen unwegſame Boden ernährt nicht einmal Gräſer zum Futter für die Hausthiere.

Gegenwärtig iſt zwar der planloſen Ausrottung dadurch ein Ziel geſetzt, daß jungfräulicher Boden und ein angemeſſener Waldſtand zu neuen Pflanzungen geſucht werden, und es daher im Intereſſe großer Landeigenthümer liegt, ihre Beſitzungen zu ſchonen, allein eine jede neue Niederlaſſung erfordert das Fällen eines großen Stückes der Waldung, dem mit jedem Jahre ein anderes folgt, bis zuletzt nur noch ſo viel übrig bleibt, als zur Hervorbringung des Nutzholzes unumgänglich erfordert und daher geſchont wird. Klagen über Holzarmuth und Mangel an Waſſer laſſen ſich in den angebauten Gegenden der Inſel immer lauter vernehmen, und beweiſen, daß die in neuen Zeiten gewöhnlichere Berückſichtigung der Forſte viel weiter ausgedehnt werden ſollte. Manche Zuckerpflanzungen erfordern jetzt nur darum einen größern Aufwand, weil alles Holz zu den Maſchinen und ſelbſt zum Häuſerbau in der Entfernung aufgeſucht und gekauft werden muß. In der Nähe der Nordküſte, unfern von Matanzas, aber auch im Innern zwiſchen dieſer Stadt und dem Hafen von Trinidad iſt die Zahl natürlicher Quellen ſo vermindert worden, daß in

trockenen Jahren die Neger der Cafetalen, welche nicht nothwendig wie die Ingenios an einem ſtarken Strome angelegt zu ſeyn brauchen, bisweilen großen Entbehrungen ausgeſetzt ſind.

Man iſt gezwungen, das Waſſer in Fäſſern auf Packpferden eine bis zwei Stunden weit herbeizuholen, denn Brunnen zu graben, iſt darum eine ungemein koſtſpielige Sache, weil in der Regel erſt in einer Tiefe von 80 bis 200 Fuß hinreichend ſtarke Waſſeradern ſich finden, und der Kalkſtein außerordentlich hart iſt. Da es nicht immer möglich iſt, den erforderten Bedarf zur rechten Zeit herbeizuſchaffen, ſo ſtillen, trotz des Verbots, die Sklaven ihren Durſt aus kleinen Tümpeln, die ſich an beſchatteten Orten erhalten, und leiden dafür an einem ſehr ſchmerzhaften Uebel. Der Fadenwurm (Filaria medinensis), der ſich unter der Haut erzeugt, Lahmheit hervorbringt, und ſogar zu lebensgefährlichen Krämpfen Veranlaſſung geben kann, iſt in ſolchen Gegenden eine große Plage, und zwar nicht allein der Neger, ſondern auch der Weißen, die den örtlichen Einflüſſen gleichmäßig ausgeſetzt ſind, gewiß ein Beweis, daß er der afrikaniſchen Race nicht eigenthümlich angehöre, und daß das Wohnen in ſumpfigen Gegenden, beſonders aber der Genuß ſchlechten Waſſers ihn in Weſtindien ſo gut als in Afrika im Körper von Menſchen der verſchiedenſten Abſtammung hervorbringen könne. Weit weniger ſchädlich als das Waſſer dieſer kleinen Pfützen iſt dasjenige der Ueberſchwemmungen, welche in der Regenzeit den größten Theil der Savannen zudecken, die an der Südküſte der Inſel von Batabano bis Trinidad ſich erſtrecken, und ausſchließlich von Eingebornen bewohnt werden, die nach alter Sitte allein Viehzucht betreiben. Im Sommer kann die Trockenheit dieſer graſigen Flächen, die nur am Horizonte mit Waldungen bekränzt, außer einzelnen Gruppen von Palmen, keine höheren Bäume beſitzen, über den durſtigen Reiſenden große Qualen bringen, denn ſie entbehren die natürlichen Waſſerbehälter, oder wie man ſagen könnte, die vegetabiliſchen Quellen, die gerade in den dürrſten Wäldern am häufigſten vom Creolen dem Fremden als große Merkwürdigkeit angeprieſen werden.

Unter den Schlingpflanzen der Wälder kommt häufig eine wilde Rebe vor, aus deren Trauben, nach Herrera's Bericht, die erſten Spanier einen „etwas ſauern" Wein gemacht haben ſollen. Zerhaut man mit dem Waldmeſſer einen ihrer ſtärkeren Stämme, ſo fließt aus der Schnittfläche des oberen Endes ein helles, geruchloſes und dem Thau an Geſchmack ähnliches Waſſer im ſchnellen Strome, und bisweilen wohl in hinreichender Menge hervor, um ein mäßiges Trinkglas zu füllen. So überraſchend dieſes nun auch für den Neuling ſeyn mag, ſo vermag dieſe Flüſſigkeit ſchon wegen ihrer hohen Temperatur ihm den Mangel an wahren Quellen nicht zu erſetzen, abgeſehen davon, daß bei der äußeren Aehnlichkeit vieler ſchlingenden Pflanzen es leicht möglich iſt, anſtatt der waſſerhaltenden Rebe irgend einen Stamm zu durchſchneiden, deſſen Feuchtigkeiten bitter, ſcharf, vielleicht ſogar giftig ſind. Erwägt man, welche Unannehmlichkeiten in einem heißen Lande die Entbehrung eines guten Trinkwaſſers über die Bewohner verhänge, ſo wird die Vorliebe aller Creolen für dasſelbe erklärlich, und man hört auf, über die Unermüdlichkeit zu ſtaunen, mit welcher der glückliche Beſitzer die kühle, reine Quelle ſeiner Pflanzung preiſt, und ganze Geſellſchaften ſich ſtundenlang mit dieſem Gegenſtande beſchäftigen können.

Die Fällung des Waldes wird gewöhnlich eingebornen Farbigen übertragen, die von dieſem Geſchäfte leben, und es mit großer Fertigkeit betreiben. Die eigenen Neger wendet man, zumal wenn ſie Bozales ſind, ungern an, da ihre Geſundheit leicht durch die ſtarke Ausdünſtung des bloßgelegten Bodens leidet, und die wenigſten von ihnen gleich anfangs die Art geſchickt zu handhaben wiſſen. Die Jahreszeit iſt keineswegs gleichgültig, denn der gegen Ende der trockenen Monate geſchlagene Stamm iſt bereits in erneueter Vegetation begriffen geweſen, mit Saft überfüllt und daher ſchwer verbrennlich. Man wählt vielmehr das Ende der naſſen Periode im October, eine Zeit, die, ſo weit es möglich iſt, Klima und Pflanzenleben zweier ganz unähnlicher Weltgegenden zu vergleichen, am erſten noch dem Herbſt unſers Welttheils analog gedacht werden kann. Die größte Zahl der Bäume hat dann geblüht, viele haben bereits ihre Früchte gereift und ein bemerklicher Stillſtand der Vegetation iſt eingetreten. Iſt einmal der Anfang im Niederſchlagen der Holzung gemacht, ſo rückt das freilich unvermeidliche Geſchäft der Zerſtörung raſch vorwärts, die ſtärkſten Stämme läßt man unberührt oder begnügt ſich durch Einhauen eines tiefen Ringes, ſie zu tödten, ein übrigens tadelnswerthes Verfahren, weil die nach ein bis zwei Jahren herabſtürzenden Aeſte die unten angepflanzten jungen Kaffeebüſche vernichten. Kleine Bäume werden nur an einer Seite obenhin zerhauen, und indem man einen der größten mit genauer Berechnung über ſie wegſtürzen macht, im Augenblick zertrümmert. Ein ſolcher Wald gleicht einem ungeheuren Verhau, und bietet in der Mitte der grünen Umgebungen, die vielleicht im nächſten Jahre dasſelbe Schickſal trifft, einen unangenehmen Anblick. Nur die feineren Holzarten, unter welchen aber der Mahagoni (Caoba der Spanier) jetzt ſehr ſelten geworden, der Almaſſico (Amyris), deſſen harziges Holz unter der Erde nicht leicht verfault, und die weſtindiſche Ceder (Cedrela), die zur Verfertigung von Thüren, Fenſtern, Dielen und Hausgeräth viel verwendet wird, ſchafft man zur Seite, die übrigen Bäume beſtimmt man zur Verbrennung.

(Fortſetzung folgt.)

Achilles le Deuc.

(Aus dem Journal de la Marine 1839. 2. Heft.)

Achilles le Deuc, Capitän eines Negerſchiffes und geſtorben 1851, war einer jener Menſchen, die in unſern Tagen ſelten geworden ſind. Der Geſchmack an abenteuerlichen Fahrten iſt vergangen: die alten Corſaren des Kaiſerreichs hatten noch im Negerhandel Erinnerungen an ihr früheres Handwerk gefunden. Das Geſetz von 1851 ließ ſie alle verſchwinden, denn es drohte mit den Galeeren, und dieſe Strafe machte größere Wirkung, als eine angedrohte Todesſtrafe.

Achilles le Deuc war von guter Familie, und 1814 aus der poly-

technischen Schule geschickt worden, weil er mit zu viel Wärme den Alliirten sich angeschlossen. Er machte sich zum Sklavenhändler.

Sein Leben ist voller Abenteuer, die allen Frères de la côte *) der Restauration im Gedächtnisse sind. Einige dieser Abenteuer figuriren jetzt in einigen unserer Seeromane.

Achilles le Duc hatte eine unveränderliche Gewohnheit: er hatte auf seinem Schiffe weder unten noch am Verdeck Schlafzimmer. Als Diogenes einen Bauer aus der Hand hatte trinken sehen, warf er seinen erbärmlichen Holzbecher weg: Achilles hatte Pritsche, Matratze und Decke eben so unnütz gefunden, und brachte sein Leben in seinem Mantel zu, und seine Officiere mußten sich entschließen, es wie er zu machen. Uebrigens war er ein guter und trefflicher Gesellschafter, der nur zwei Dinge auf der Welt für die Gesundheit zuträglich hielt, den Rum und das Kneten des Körpers (massage). Kam man an der Küste in seinen Baracon, **) oder auf sein Schiff, so konnte man ihn fast stets auf seiner Matte liegend finden, umgeben von drei oder vier Negerinnen, die kein anderes Amt hatten, als ihn fortdauernd zu kneten (masser).

Achilles war ein schöner Bursche, von erstaunlicher Stärke, von der er mehrere Proben gab. Er war einst in St. Thomas in einem Bamboula von Farbigen, und ergötzte sich, mit einer jungen Mulattin zu tanzen. Der Liebhaber, ein starker, kräftiger Mensch, sah nicht aus, als gefielen ihm Achilles' Manieren: „Parbleu," sagte dieser zu ihm, „soll ich dir einen andern Tanz zeigen? — „Da ist er!..." Und er ergriff den Mulatten und warf ihn über eine vier Fuß hohe Bambushecke.

Achilles bekümmerte sich sehr wenig um das Bezahlen seiner Schulden; doch wenn er nach einer Fahrt eine Gelegenheit nach Frankreich fand, so schickte er vier, fünf oder sechshundert Piaster seiner alten Mutter, je nachdem er in den Händen hatte; fand sich aber keine Gelegenheit, Adieu Sendung! und das Geld war in kurzer Zeit weg, man wußte nicht wie. Ließ sichs ein Gläubiger einfallen, die Bezahlung seiner Schuld zu verlangen, so war er sicher, nichts zu erhalten; sagte er aber dagegen: „Ich höre, Ihr habt eine gute Reise gemacht und da komme ich zu Euch. Leiht mir ein vierzig Dublonen, die ich sehr nöthig brauche..." so eilte Achilles, sie ihm zu geben.

Mit seinen Cameraden war er ungenirt, und wollte, daß sie mit ihm eben so seyen. Er kam zu ihnen, und wenn sie nicht zu Hause waren, öffnete er den Schreibtisch, und nahm, was er gerade brauchte. Dann sagte er ihnen: „Ich bin zu dir gegangen und habe mir aus deinem Schreibtisch ein fünfzig Dublonen genommen, die ich brauchte..." Und das war Alles, man kannte den Mann. Befand sich aber einer seiner Freunde in Noth, so war Achilles' Börse die seinige.

Der König von Alt-Calabar, bei Boni (Bonny), hatte für Achilles eine väterliche Zärtlichkeit, und Achilles hatte ihn fast zu dem Glauben gebracht, daß er sein natürlicher Sohn sey, und zwar auf folgende Weise: Der König von Alt-Calabar hatte im Austausche von den Engländern alte Gemälde erhalten, über denen man in großen goldenen Buchstaben las: An Duc Ephraim, hatte diesen Namen in Ernst genommen und wollte keinen andern mehr tragen. Die Aehnlichkeit der beiden Namen Le Duc und Le Duc hatte Achilles sehr geholfen, und er ermangelte nie, wenn er den König besuchte, sich als seinen natürlichen Sohn melden zu lassen. Auch war sein Gesicht so oft den Strahlen der afrikanischen Sonne ausgesetzt gewesen, daß es fast die Farbe der Unterthanen des Negerkönigs angenommen hatte.

Achilles hatte die abscheuliche Manier, nach dem Mittagessen die Tische umzuwerfen und Alles zu zerschlagen. Auch hatte er am Bord kein anderes Geschirr, als von Holz (de literie). Es war Gebrauch an der Küste, dem König vor der Ueberreichung des Paquets *) ein großes Mahl zu geben, und alle Capitäne der Sklavenschiffe unterließen nicht, ihm Vorstellungen zu machen.

„Achilles, sagten sie, mache doch nicht deinen gewöhnlichen Kehraus. Wir sind hier nicht in Saint-Thomas: man kann nichts ersetzen, nichts kaufen und wir hätten kein Geschirr mehr." Achilles versprach Alles, was man wollte; aber endlich war er seiner nicht mehr Herr, und ungeachtet der Gegenwart des Königs und seiner Leute riß er die Tafel nieder. „Ah! schrie er, ihr müßt es wie ich machen! Eßt aus Kürbissen und Couis. **) Rette sich, wer kann!..." Und das Tafelgeschirr rollte am Boden herum. Bei Hofe, wo die Liqueure in schönen englischen Karafinen gegeben wurden, war die Verwüstung dieselbe; nicht eine Karafine entging ihrem Schicksal. Der König lachte. Doch am andern Morgen gab ihm sein Sohn den doppelten Werth dessen, was er den Tag zuvor zerbrochen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Küstenbrüder, Filibustier.

**) Bambushütte, wo die Neger vor ihrem Einschiffen verwahrt werden.

Der artesische Brunnen bei Grenelle. Endlich sieht man bei dieser wichtigen Unternehmung einem Ende entgegen. Bekanntlich bohrt man seit geraumer Zeit in dem ungeheuren Kreidelager der Seine, und die Dicke dieser Formation, welche an dieser Stelle besonders groß ist, begann den Ingenieur zu entmuthigen. Hr. Elie de Beaumont jedoch, der seit einiger Zeit Gelegenheit gehabt hatte, die mit der Sonde heraufgebrachten Stoffe zu untersuchen, kündigte an, daß eine Aenderung in kurzem zu gewärtigen sey. Als man auf 486 Metres (1598 Fuß) hinabgekommen war, kam man von der weißen Kreide in die grüne Kreide; da diese Varietät des Kalkes weniger Widerstand entgegensetzt, als die andere, so hofft man jetzt alle Tage um einen Metre weiter zu kommen. Uebrigens fand man die Schichte der grünen Kreide noch nie über 100 Metres dick, und unter dieser soll sich alsbald das Wasser finden. (Echo du Monde Savant. 22 Jun.)

*) Man nennt Paquet Alles, was zusammen gegen einen Schwarzen angeboten wird.

**) Ein entzweigeschnittener Kürbis, der den Negern als Schüssel dient.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 77 u. 78** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Französische Historiker der Gegenwart.** Von Dr. Mäger. — **Charles Dickens (Boz) und der englische humoristische und komische Roman. — Graf Xavier de Maistre.** (Schluß.) — **Miscellen.**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 6 fl., halbjährlich 12 fl. und vierteljährlich 24 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 189.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

8 Julius 1839.

Zug durch Kurdiſtan.

(Aus Mignan's: Winter Journey, through Russia etc., into Kurdistan.)

1. Gebirge. — Schilderung des Volkes. — Die kurdiſche Gränze.

Die perſiſche Stadt Miandab liegt an den Gränzen eines der ſchönſten und berühmteſten Länder des Orients, des Landes der Kurden oder Kurdiſtans, von den Alten Carducia genannt. Es bietet eine unermeßliche Reihenfolge von Berg und Thal dar, und weite Ebenen von unerſchöpflicher Fruchtbarkeit wechſeln mit Bergen ab, die faſt die Höhe des Montblanc erreichen. Die höchſte Spitze der großen Zagroskette erhebt ſich auf mehr als 14,000 Fuß, und zwiſchen dem Fuß dieſer Kette und dem Araxes tragen die Bergmaſſen zahlreiche, mehr oder minder breite Hochflächen. Wo dieſe Ebenen nicht vorkommen, erreichen die Berge die größte Höhe: Euphrat und Tigris winden ſich um den Fuß derſelben und fließen dieſen Ketten ſo ziemlich parallel. Die große Kette iſt von dem Tigris durchſchnitten, nahe bei dem alten Ninive, von wo an dieſe beiden Ströme die gränzenloſen Ebenen Meſopotamiens einſchließen.

Dieſe hohen Ketten enthalten viele Erzeugniſſe des Mineralreichs, aber ihre Schätze liegen unerforſcht, weil das Land in den Händen unwiſſender Barbaren iſt. Viele Berge haben unerſchöpfliche Salzminen, namentlich zwiſchen Wan und dem Ararat. Salpeter, Schwefel und Arſenik trifft man gleichfalls, und mit Alaun iſt der Boden tief geſchwängert. Nahe den Quellen und Ufern der großen Ströme und ihrer Nebenflüſſe ſind Minen von gold- und ſilberhaltigem Kupfer, und die Felſen in der Nachbarſchaft enthalten Adern des ſchönſten Marmors. Im Norden beſtehen die Felſen aus Kalkſtein, im Süden aus Granit; vulcaniſche Felſen kommen bei Urumiah vor, und Mineralquellen ſind häufig. Am Berge Zagros kommt ein äußerſt bröcklicher Stein vor, der durchaus mit einem blauen Stratum gefüllt iſt, das dem Türkis gleicht.

Die Gebirge ſind bis zu einer Höhe von 6000 Fuß mit Wäldern bekleidet, doch finden ſich dieſe auch noch höher hinauf an geſchützteren Stellen. Die Bäume ſind der Wallnußbaum, der hier eine rieſenhafte Höhe erreicht, die Buche, die Fichte, die Eiche (ziemlich verkrüppelt), die Ceder, die Platane, der Maulbeer-, Kirſch-, Apfel-, Birn-, Miſpel- und Aprikoſenbaum. Aus den Kernen der Frucht dieſes letztern wird ein vortreffliches Oel gezogen. Das Gebüſch beſteht aus Wachholder, wilden Kirſchen, wilden Roſen, Haferdiſtel, wildem Krapp und Reben. Die Süßholzwurzel wird zur Feuerung verwendet; die Pflanze wächst an ſteinigen dürren Stellen in Fülle, und Stücke Gummi, groß wie Schlangeneier, bilden ſich an den dickſten Zweigen. Eine andere Pflanze, die beſondere Aufmerkſamkeit verdient, wächst in dicken runden Büſchen, die mit langen Dornen bedeckt ſind: ſie deckt die niedrigſten Striche des Landes, manchmal in ſolcher Fülle, daß ſie den Reiſenden am Fortkommen hindert. Es iſt dieß dieſelbe Pflanze, die in Indien, Arabien, Perſien, der Tatarei und in Afrika in Menge wächst, und die Lieblingsnahrung des Kamels bildet. Das Kauen derſelben macht einen ſchäumenden Speichel, der demſelben eine ſehr angenehme Empfindung zu gewähren ſcheint. Ihr dauerndes Grün erfriſcht das Auge des Wanderers, und durch die dem Beduinen wohlbekannte Eigenſchaft ihrer zähen tiefgehenden Wurzeln, die ſparſame Feuchtigkeit eines dürren Bodens anzuziehen, werden ſie auch noch zur Erzeugung eines geſunden Nahrungsmittels für den Menſchen benützt. Man macht im Frühjahr in den Stamm der Pflanze, nahe an der Wurzel, einen Einſchnitt, ein einziges Samenkorn der Waſſermelone wird in den Spalt gelegt und die Stelle wieder mit Erde bedeckt. Der Same wird eine paraſitiſche Pflanze, und der Nährſtoff, den die ſchwache, faſtige Wurzel der Melone nicht an ſich ziehen könnte, wird in reichlichem Maaß durch die zähe, tief gehende Wurzel dieſes Dornſtrauchs gewonnen. So gewinnt man aus einem ſalzigen Boden, der ſonſt gar keinen Anbau verträgt, jährlich Waſſermelonen in Menge. Die ſchönen Scharlachblüthen der Pflanze, welche den Namen hedysarum alhagi führt, erſcheint erſt nach dem Frühjahr, und ihr folgt die kurze, halsbandförmige Schote, die dieſer Gattung eigenthümlich iſt.

Die günſtige Lage dieſes herrlichen Landes und ſein himmliſches Klima ſind die wahrſcheinlichen Urſachen der Fülle von

Erzeugnissen, wie sie sich selten in einem andern Theile der Welt beisammen findet. Ein tiefer, reicher Boden herrscht in den meisten Strichen des Zagros vor.

(Schluß folgt.)

Bruchstücke über Cuba.

(Fortsetzung.)

Ehe diese Verbrennung aber angeordnet werden kann, muß der größere Theil der trockenen Zeit verstrichen seyn, die Sonne auf das Verhau frei und ausdorrend eingewirkt haben. Inzwischen reinigen die Neger einen kleinen Raum von den niedergestreckten Stämmen, stets eine sehr zeitraubende und anstrengende Arbeit; einige größere Hütten (Bohios), leicht mit Palmenblättern gedeckte Schutzdächer ohne Seitenwände, steigen empor, und die am schnellsten wachsenden Nahrungspflanzen werden dem jungfräulichen Boden anvertraut, damit der Colonist nach vier Monaten der größern Hälfte der beträchtlichen baaren Ausgaben für die Ernährung seiner Sklaven sich überhoben sehen möge. An einem besonders windigen Tage des Februars oder März zündet man endlich die niedergeschlagene Waldung an. Die Flamme fliegt mit Blitzesschnelle von einem Ende zum andern, verbreitet sich durch das dürre, aber lederartige, oft harzige Laub, und steigt unter fortwährendem Krachen der berstenden Stämme endlich wie eine thurmhohe Säule empor, deren Furchtbarkeit nur dann völlig begreiflich ist, wenn man weiß, daß sie auf einem Viereck von wenigstens 250,000 □Fuß wüthet und reichliche Nahrung findet. Zahllose Geschöpfe, die sich ruhig eingenistet, verbrennen in ihrem übel gewählten Wohnorte; Ameisen, Termiten, Käfer und andere Insecten, denen die Zerstörung gefallener Bäume von der Natur überwiesen worden ist als Zweck ihrer Existenz, kleine Vögel, die sich arglos angebaut, Schlangen und Eidechsen, namentlich Iguanen und schöngefärbte Anotis, die in Cuba an allen sonnigen Orten in überraschender Zahl wohnen, suchen halbversengt sich zu retten, aber sie werden in der Verwirrung dem kleinen westindischen Falken zur Beute, der am Rande der Feuersbrunst lauert, und zu allen Zeiten von den Eingebornen gern gesehen wird als Vertilger der vielen Reptilien, unter welchen jedoch, wie allgemein behauptet wird, bis jetzt noch nicht Eine giftige Art gefunden wurde. Mehrere Wochen glimmt das Feuer fort, wenn nicht ein unwillkommener Regen es auslöscht und die Hälfte der aufgewendeten Arbeit unnützlich macht. Wenn die Verbrennung wohl gelungen ist, so erscheint zwar der Boden weit und breit mit schwarzverkohlten Stämmen bedeckt, die durch Härte und Umfang der Gluth widerstanden haben, allein es ist nun möglich zwischen ihnen hindurchzugehen und mit Zugochsen die hinderlichsten auf einen Haufen zusammen zu schleifen, dessen Anzündung in den Abendstunden den Sklaven gewöhnlich ein Fest, einen Tanz, nämlich um die lodernde Masse, bereitet. Was sonst von Resten in dem Felde herum liegt, zerfällt unter der Einwirkung des Wetters gewöhnlich innerhalb des Zeitraums von drei bis vier Jahren, und vermehrt die Fruchtbarkeit des Bodens. Dem Auge zeigt sich nun eine schwärzliche Fläche, bedeckt mit zahllosen, drei bis vier Fuß hohen Stümpfen, und in ihrem äußersten Winkel einige niedrige Hütten, die kaum vom Hintergrunde des Waldes unterscheidbar sind. Man kann sich kaum überreden, daß es möglich seyn werde, in wenigen Jahren diese unerfreuliche Scene der Verheerung in eine regelmäßige grünende Pflanzung umzuschaffen, die mit wohnlichen Gebäuden versehen, breiten Wegen durchschnitten und durch viel versprechende Reihen tropischer Bäume geschmückt, einen der schönsten Anblicke gewähret.

Vollkommene Symmetrie in Vertheilung des Landes trägt hierzu allerdings sehr viel bei, und da sie die Bearbeitung des Bodens und systematische Folge derselben sehr erleichtert, so wird sie von allen Colonisten beobachtet, selbst von den sonst nachlässigeren Spaniern, die übrigens in der rechtwinkeligen Anlage aller Ortschaften Amerika's, von der Hauptstadt bis zum geringen Pfarrdorfe hinab, gewiß einen Beweis von Liebe zur geometrischen Precision gegeben hatten, so gerechter Tadel sich auch gegen die von ihnen getroffene Wahl der Plätze selbst aussprechen läßt. Zu den nothwendigen Eigenschaften eines jeden Majorats gehört auch die Fähigkeit die Pflanzung in allen ihren Theilen, mit Berücksichtigung der künftigen Vergrößerungen durch erneuetes Ausrotten des Waldes abstecken zu können. Selbst die gewöhnlichsten Creolen entwickeln in dieser Hinsicht eine bedeutende Geschicklichkeit; sie arbeiten schnell und sicher, ungeachtet sie sich nur der Signalstangen, der Meßkette und höchstens eines Compasses, fast niemals eines eigentlichen Meßtisches bedienen. Im Mittelpunkt wird ein gleichseitiges Viereck unter dem Namen des Patio (nicht Batteo, wie oft sehr irrig geschrieben wird) oder Hofes, zur Errichtung der Wohngebäude, der Magazine und der Vorrichtungen zum Trocknen der Kaffeebeeren vorbehalten; die zwei Hauptalleen müssen, wenn der Grundplan regelmäßig ist, im Mittelpunkte dieses Platzes sich rechtwinkelicht durchschneiden, und werden von hier aus bis zu dem äußern Zaune abgesteckt, der in den ersten Jahren aus unverbrannten und aufeinander gelegten Baumstämmen besteht, später durch eine dichte Hecke des stachlichten Limonenstrauches oder der prachtvoll rothblühenden Erythrina ersetzt wird, deren Stämme es mit unsern Weiden gemein haben, schnell zu wurzeln und durch Verschneiden der Kronen gezwungen werden, sich zeitlich in lange, leicht verflechtbare Zweige auszubreiten. Die Pflanzer geben diesen großen Alleen, je nachdem sie ihr Land sparen oder Schönheit der Ansichten bezwecken, verschiedene Breite, manche nur 16, andere bis 25 castilische Varas. Nach Feststellung der Haupteintheilungen hat die Abgränzung der viereckigen Felder mittelst anderer, aber schmaler Baumgänge keine weitere Schwierigkeit. Man gibt den erstern gemeinlich eine Länge von 200 Varas für jede Seite; ein jedes wird also 10,000 Kaffeebäume halten können, indem es gebräuchlich ist, jedem zwei Varas Abstand vom Nachbar zu gestatten.

Das Bepflanzen des Ganzen dieser regelmäßig eingetheilten Grundfläche erfordert längere Zeit und größere Mittel, als der Pflanzer anfangs zu verwenden hat. Gewöhnlich begnügt man sich daher mit der Hälfte oder zwei Drittheilen des urbar gemachten Landes, das aber nicht sogleich mit jungen Kaffee-

bäumen bepflanzt werden kann, wo der Boden allzu fruchtbar iſt, und durch eine ſchnellwachſende Nahrungspflanze, namentlich durch Mais, erſt etwas ausgeſogen werden muß. Ein anderer Vortheil dieſer vorläufigen Benutzung des Bodens beſteht in dem Schatten, den die gewaltig hoch werdenden Stauden den bald nachher gelegten Kaffeepflänzchen gewähren, die bis zu ihrer Verſetzung an die Kühle des Waldes gewöhnt geweſen ſind. Das Pflanzen des Kaffee's geſchieht nämlich auf doppelte Weiſe, einmal durch einfache Stecklinge, ein ſchwieriges und nur da angewendetes Verfahren, wo vollſtändige Pflanzen nicht zu haben ſind, oder ihr Transport zu koſtſpielig ſeyn würde, und zweitens durch Verſetzung junger Individuen, die aus Samen gezogen worden ſind. Die erſte Manier heißt kurzweg „sembrar", die zweite „sembrar a la Motte", wahrſcheinlich von dem Erfinder, einem Pflanzer von St. Domingo. Auf älteren Pflanzungen ſind meiſtens Baumſchulen (Semilleras) für den Kaffee vorhanden. Sie liegen im nahen Walde und erfordern weiter keine Vorarbeit bei der Anlegung als Ausrottung des Unterholzes und Entfernung der ſeit langer Zeit aufgehäuften Reſte zerfallener Bäume. Ohne ſtrenge Ordnung zu beobachten, ſäet man theils reife Samen aus, theils ſteckt man abgeſchnittene Zweige alter Kaffeebäume, die im Schatten weit leichter wurzeln, als auf den ſonnigen Feldern, und nach einem Jahre iſt die Semillera ſchon ſo wohlbeſtanden, daß aus ihr theils die eingehenden Bäume erſetzt, theils Pflanzen, von welchen das Tauſend mit zehn Peſos bezahlt wird, verkaufsweiſe abgegeben werden können, und ſomit die Einkünfte des Beſitzers ſich anſehnlich vermehren. Die Reihen der Kaffeepflanzen im Felde ſind um ſo regelmäßiger, da keine der fußtiefen Gruben, in welche jene verſetzt werden, ohne Berückſichtigung der feſtgeſetzten Diſtanz von den Negern gegraben werden darf. Das junge Bäumchen muß in der Mitte gekappt, die Wurzel wohl bedeckt und die Stellung völlig ſenkrecht ſeyn, wenn Alles wohl gelingen ſoll, vor Allem aber die Jahreszeit und der Zuſtand der Witterung in Anſchlag gebracht werden. Der Verlauf der erſtern iſt in Cuba an der nördlichen Gränze der Tropenregion keineswegs ſo regelmäßig, wie auf dem ſüdamerikaniſchen Feſtlande zunächſt dem Aequator. Die Regen bleiben bisweilen mehrere Wochen über die Zeit aus, und daher wählt man am beſten den Maimonat zum Pflanzen des Kaffee's. Jedenfalls tritt, wenn auch verſpätet, die naſſe Jahreszeit mit Anfang Junius ein, und belebt die jungen, der Trockenheit leicht unterliegenden Bäumchen. In den nächſten zwölf Monaten verlangt die Kaffeepflanzung keine andere Sorge, als Reinhalten von dem Unkraute, welches freilich auf ſolchem Boden mit der erſtaunlichſten Schnelligkeit empor ſchießt. Die Gluth des Feuers hat in vielen Baumſtümpfen die Lebenskraft nicht getödtet, ſaftige Schößlinge, mit ungewöhnlich breiten Blättern verſehen, ſtreben aus ihren unverſehrten Wurzeln empor, und drohen die Felder in häßliche Gebüſche zu verwandeln, aber weit ſchlimmer und größere Arbeit erfordernd, entwickelt ſich eine eigenthümliche Schicht krautartiger Gewächſe zunächſt dem Boden. Sie ſcheinen von der Natur ſelbſt mit einer Lebenszähigkeit ausgerüſtet zu ſeyn, die ſie befähigt, aller Anſtrengung des Menſchen zu ihrer Ausrottung zu trotzen, und drängen ſich da ſogleich ein, wo eine fleißige Hand die Cultur eines Landſtückes unternimmt, läge es auch weit von jeder andern Niederlaſſung entfernt und vom Walde umgeben, der dieſelben, die Sonne liebenden Unkräuter nie beherbergte. Ein wahre Peſt der Felder ſtellen die umherkriechenden Commelynen (hierba de Don Carlos) dar, Pflanzen, deren cyanenblaue Blumen wir wohl in den botaniſchen Gärten bewundern, die aber dem weſtindiſchen Coloniſten die verhaßteſten ſind. Die größte Trockenheit der Luft, Abbrennen der von ihnen in Beſitz genommenen Orte und ſelbſt das Hervorhacken der Wurzel tödtet ſie nicht, denn bleibt von ihnen nur eine unberührte Wurzelfaſer im Boden, ſo drängen ſich bald neue Zweige hervor, die in allen Richtungen wurzelnd, ein bis in das Unendliche theilbares Leben beſitzen. Zwiſchen dieſen wuchern Gräſer mit büſchelförmig geſtellten, breitgedrückten Aehren, unausrottbarer als unſer Queckengras, und ſogar manche europäiſche Unkräuter, die, wahrſcheinlich mit Gartenſämereien lang vergangener Zeit eingeführt, an Größe und ſonſtiger Entwicklung ein fremdartiges Anſehen gewonnen haben. Während der Regenzeit iſt die Kraft der Vegetation ſo groß, daß die Sklaven wöchentlich zwei bis drei Tage auf Ausjätung des Unkrauts verwenden müſſen, welches mit der Zeit dennoch zunimmt, und in alten Pflanzungen, wo Arbeiten ſich häufen, durch Ausſaugung der Erde größern Schaden bringt, als man auf den erſten Blick vermuthen möchte. Bisweilen pflanzt man Bananen auf neu beſetzte Kaffeefelder, und erlangt hierdurch nicht nur einen ſehr wirkſamen Schutz gegen die ſenkrechten Sonnenſtrahlen, ſondern nach zwölf Monaten auch eine reichliche Aernte von Früchten, die dem Neger unentbehrlich ſind. In einem feuchten und lockern Boden iſt jedoch die Banane dem Kaffee ſchädlich, da ſie Fäulniß ſeiner Wurzeln herbeiführt, während ſie auf rothem, feſtem und trockenem Sande die ſchnelle Verdünſtung verhütet und hierdurch nützlich wird. Man muß ſie, als viele Nahrung erfordernd entfernen, ſobald der Kaffee empor zu ſchießen beginnt und feſtgewurzelt iſt. Die Coloniſten ſind über dieſen Punkt nicht einerlei Meinung, indeſſen wird das angeführte Verfahren von fremden Pflanzern nach dem Muſter S. Domingo's vorgezogen. Ein anderer Beweis von der Fruchtbarkeit des eben erſt urbar gemachten Bodens liegt in der Neigung gewöhnlicher Nutzpflanzen ſich ſelbſt auszuſäen und dann als Unkraut ſich zu erhalten. Wie einträglich es auch ſeyn mag, zwiſchen dem jungen Kaffee im erſten Jahre Schminkbohnen zur Nahrung für die Sklaven zu erbauen, ſo ſieht man ſich doch häufig gezwungen, es zu unterlaſſen, denn die Pflanze wächst im zweiten Jahre, wo man ihrer wenigſtens an ſolchen Orten nicht bedarf, von ſelbſt wieder empor, ſaugt das Erdreich aus und umſtrickt den jungen Kaffee mit ihren Ranken.

(Fortſetzung folgt.)

Die Lage der Stadt Adelaide.

Man hält in England die Lage dieſer künftigen Hauptſtadt von Südauſtralien für beſonders vortheilhaft, und die Stadt für höchſt

blühend. Indeß ſind die hochtönenden Straßennamen größtentheils noch eitel Rauch, und ſollen ſich erſt mit Häuſern und Bewohnern füllen. So ſchreibt wenigſtens der Arzt Leigh, der dieſelbe im Julius des Jahres 1837 beſuchte. Ueber die Lage der Stadt äußert er ſich S. 129 folgendermaßen: Die Lage der Stadt Adelaide iſt ſehr ungünſtig gewählt; ſie liegt 7 Meilen von einem ſchiffbaren Fluß, und dieſer Fluß ſelbſt iſt ſchwer zu beſchiffen, da die mannichfachen Untiefen und Riffe die Einfahrt ſchwierig und gefährlich machen.*) Für Viehzüchter wird Adelaide ſtets ein ſehr paſſender Ort ſeyn, wie man es aber als einen Vereinigungspunkt für den Handel wählen konnte, iſt unbegreiflich. Waaren von einem im Hafen von Adelaide liegenden Schiffe nach Adelaide zu bringen, koſtet eben ſo viel, als die ganze Fracht von England her.

Achilles le Deuc.

(Fortſetzung.)

Der Herzog Ephraim hat aber Achilles noch größere Beweiſe ſeiner Neigung gegeben.

Eines Tages ging Le Deuc mit einem ſeiner Freunde bei einem Baracon vorbei, den die Equipage eines engliſchen Schiffes errichtet hatte, um Palmenöl ſchmelzen und zubereiten zu laſſen. „Sieh, ſieh doch!...“ ſagte in ſchlechtem Franzöſiſch ein Neger dieſes Baracon zu ſeinem Cameraden, „da ſind die Verkäufer von Menſchenfleiſch!...“ „Was ſagſt du, Schwarzbrauner?“ erwiedert Achilles, indem er die Hand an ſeinen Gürtel legt.

Der Neger, der einen kräftigen Mann mit großem Schnurrbart, 5 Fuß 8 Zoll hoch ſah, den Gürtel mit einem Säbel und einem paar Piſtolen verſehen, zog ſich hinter ſeine Cameraden zurück. — Achilles wollte eben einige Herren des Königs beſuchen und bei ihnen einige Flaſchen Rum leeren. Als er wieder bei dem engliſchen Baracon vorbeikam, wiederholte der Neger, von mehrern engliſchen Matroſen aufgemuntert, ſeine Rede. — Achilles ergreift ſeine Piſtole ... „Freund,“ ſagte er zu ſeinem Begleiter, „ſieh einmal, wo ich den Schwarzen treffen werde.“ Und er zielte gut ... Dieſer aber wich durch eine ſchnelle Bewegung der Kugel aus, die durch die Bambuswand ging, und den Lieutenant des engliſchen Schiffes tödtete, der beſchäftigt war, das Schmelzen des Oeles zu beaufſichtigen.

Ein fürchterlicher Lärm erhob ſich ſogleich in dem Baracon; ein Dutzend Menſchen eilte heraus und ſtürzte ſich auf Achilles, doch er ließ ſie nicht herankommen, und erreichte glücklich ſein Schiff.

Der Capitän des Schiffes beſchwerte ſich, doch der König ſagte, er miſche ſich nicht in die Streitigkeiten der Weißen. Der Engländer mußte ſich alſo nach Fernando Po begeben, einer Niederlaſſung ſeiner Nation in einiger Entfernung, um Gerechtigkeit zu erhalten.

Damals befand ſich auf der Rhede von Fernando eine engliſche Corvette und die Schaluppe Black Jack, der Schrecken aller Negerſchiffe; ſie war mit einer langen Feldſchlange verſehen, die von einem trefflichen Zieler bedient wurde.

Eines Tages benachrichtigte man den König von Alt-Calabar, daß zwei engliſche Kriegsſchiffe vor der Mündung des Fluſſes geankert hätten, und daß Boote dieſen herauf führen. Sogleich ließ er Achilles davon in Kenntniß ſetzen, und ſchickte ihn zu einem benachbarten König, ihm den Rath gebend, nicht eher ſich ſehen zu laſſen, bis die Engländer fort ſeyen, er würde Alles auf ſich nehmen. In der That, der alte Negerhäuptling gab vor, nicht zu wiſſen, wo Achilles ſey, und die beiden Boote kehrten zurück. Doch die beiden Kriegsſchiffe verließen den Ankergrund nicht, und blokirten den Fluß. Die Ladung des Achilles war voll, und er mußte fort; aber das Schiff, das er commandirte, l'Alerte, hatte nicht mehr als ſieben bis acht Stücke Geſchütz, und mit dieſem Fahrzeuge konnte er nicht hoffen, den Ausgang zu erzwingen. In dieſer Noth wandte er ſich an einen alten Negerhändler, jetzt Bäcker in St. Thomas, der eine große wohlbewaffnete Brigg commandirte, die ſich auch auf der Rhede befand, und verſuchte mit ihm einen Ausweg zu erzwingen.

Der Fluß Alt-Calabar hat zwei Ausflüſſe, die durch eine Inſel gebildet werden. Im nördlichen Ausfluß iſt Waſſer, und hier lag die Corvette vor Anker; im ſüdlichen war gerade genug für unſere zwei Negerſchiffe, und hier war der furchtbare Black Jack aufgeſtellt. Doch zogen ſie dieſen vor zu ihrer Abreiſe, und nachdem ſie ſich leiſe in einer Nacht hatten hinabtreiben laſſen, erſchienen ſie unvermuthet mit Anbruch des Tages am ſüdlichen Ausfluß. Die Brigg des alten Capitäns eröffnete den Zug und ging der Alerte voran. Sobald die Corvette die beiden kühnen Negerſchiffe bemerkte, lichtete ſie ſogleich die Anker: doch war es wahrſcheinlich, daß, ehe ſie die Spitze der Inſel umſegeln konnte, die beiden Franzoſen im offenen Meere ſeyn würden, wenn es ihnen gelänge, dem geſchickten Zieler des Black Jack zu entgehen, und einmal auf dem hohen Meere, mußte ihr ſchnellerer Lauf ihre Sicherheit garantiren.

Die Brigg war bald der engliſchen Schaluppe gegenüber, und dieſe verlängnete ihren Ruf nicht. Ihre erſte Kugel beſchädigte die Maſtſtangen, und die Brigg antwortete mit einer Kartätſchenladung, die Unordnung und großen Schaden dem Engländer verurſachte; ſelbſt der berühmte Zieler fiel als ein Opfer; ſchwer verwundet, wurde er durch einen andern Kanonier erſetzt. Aber die Negerſchiffe bemerkten bald die Veränderung, denn keine Kugel der langen Feldſchlange erreichte ſie ſeitdem mehr; ihre Lagen aber ſetzten der armen Schaluppe ſo zu, daß ſie bald genöthigt wurde, abzulaſſen, und mit allen Segeln, die ſie tragen konnte, zu fliehen. Ohne weitere Zufälle kamen die Negerſchiffe durch die Meerenge; zwei oder drei Nachſchüſſe, die im Schlamm ſtecken blieben, beantworteten ſie, indem ſie vor der Corvette, die mit allen Segeln ihnen nacheilte, ihre Flagge aufſteckten, und bald ſahen die Engländer am Horizont eine Beute verſchwinden, auf die ſie zu ſicher gerechnet hatten.

Einige Tage nachher wurde Achilles von einer engliſchen Fregatte verfolgt, und in einer finſtern Nacht überfallen und gefangen. Die Fregatte kam gerade nach Fernando Po zurück; Le Deuc wurde dort ſogleich als der Mörder des engliſchen Lieutenants erkannt, blieb aber nicht lange gefangen. Er verlangte in England verurtheilt zu werden, und da die Fregatte, an deren Bord er war, an der Küſte Schiffbruch litt und die Mannſchaft durch die Eingebornen zu Sklaven gemacht wurde, entkam Le Deuc, und gelangte glücklich nach Alt-Calabar. Er hatte ſich ſchwarz anſtreichen und nach beſten Kräften die Kenntniß der afrikaniſchen Dialekte, die er erlangt hatte, benutzen müſſen, um die Staaten zu durchreiſen, deren Könige ſeinem Adoptiv-Vater feindlich waren.

(Schluß folgt.)

*) Auch der viel gerühmte Golf von St. Vincent iſt aus gleichen Gründen ſehr gefährlich, und ſo wird Adelaide, zu dem man nur auf dieſem Golf gelangen kann, ſchwerlich je eine eigentliche Handelsſtadt werden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 190.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

9 Julius 1839.

Das Dampfſchiff „die brittiſche Königin."

Noch ſind bekanntlich hinſichtlich der Dampfſchifffahrt auf große Entfernungen eine Menge Fragen zu löſen, über welche die bisherige Erfahrung keinen genügenden Aufſchluß gab. Iſt es paſſend, auf dem Weltmeere große oder kleine Dampfboote, ſehr ſtarke oder mäßige Triebkraft zu haben? Was iſt überhaupt das richtige Verhältniß der Triebkraft zum Tonnengehalt? Zur Löſung dieſer Fragen ſoll nun das im Titel genannte Dampfſchiff beitragen, das ein wahrer Leviathan des Meeres iſt, indem ſeine Länge von einem Ende des Decks zum andern einen guten Büchſenſchuß, und ſeine Breite über ſechzig Fuß beträgt. Wer irgend in England Theil nimmt an der Verbeſſerung und Ausdehnung der Dampfſchifffahrt, erwartet mit Spannung die Vollendung dieſes prachtvollen Fahrzeuges, das in der Theorie der Dampfſchifffahrt Epoche machen wird. Es ſoll fürs erſte die Vortheile und Nachtheile großer Dampfſchiffe zeigen; im Vergleiche mit dem „Great Western" ſoll es namentlich über die Vortheile gewiſſer Eigenthümlichkeiten des Baues entſcheiden, denn nicht leicht können zwei Schiffe hinſichtlich des Baues verſchiedener ſeyn, als der „Great Western" und die „British Queen." Man glaubt, daß das erſtere Fahrzeug bei ſchlechtem, das letztere bei günſtigem Wetter ſchneller fahren wird. Ein zweiter Punkt von kaum geringerer Wichtigkeit iſt, wie oben ſchon bemerkt, die Frage über das Verhältniß der Triebkraft zum Tonnengehalt. Der Great Western hat 1341 Tonnen und 450 Pferdekraft; die British Queen 1868 Tonnen und 500 Pferdekraft; das Verhältniß iſt alſo bei den letztern viel geringer. Auch ſoll eine entſcheidende Probe über die Vortheile einer von einem Hrn. Hall erfundenen neuen Methode zur Verdichtung des Dampfes angeſtellt werden. Die Maſchine, neben der die Arbeiter ſich wie Zwerge ausnehmen, iſt etliche dreißig Fuß hoch, 84 Fuß lang und wiegt 500 Tonnen.

Ein Correſpondent des Athenäum (ſ. Nr. vom 15 Jun.) bemerkt, man ſehe das Schiff für durchaus nicht ſo groß an, als wenn man es neben andern betrachte; ein großer Beweis für die Symmetrie des Baues. Man erwartet, daß das Ganze vor Ende Julius beendigt ſeyn werde.

Bruchſtücke über Cuba.

(Fortſetzung.)

Auf gutem Boden und bei ſorgfältiger Abwartung beginnen die Kaffeebäume im Alter von 18 — 20 Monaten zu blühen. Sie ſind dann vier bis fünf Fuß hoch und gewähren durch pyramidale Geſtalt, dunkles Grün der glänzenden und lederartigen Blätter, und die im Januar und Februar hervorbrechenden weißen Blüthen einen ſchönen, trotz der Einförmigkeit keineswegs ermüdenden Anblick. Gegen Anfang Auguſt zeigen ſich die erſten reifen Beeren, die man im September zu ſammeln beginnt, jedoch als die erſte Ernte niemals ſehr beträchtlich. Die Sklaven ziehen des Morgens mit breiten und flachen Körben auf die Felder, pflücken die Beeren einzeln ab, indem das Abſtreifen mit der hohlen Hand, wegen ungleicher Reife der Früchte und großer Verletzbarkeit der Zweige verboten iſt, und müſſen des Abends eine feſtgeſetzte Menge abliefern. Der Aufſeher nimmt die ankommende Ernte entgegen, und mißt ſie vorläufig in einer Tonne ohne Boden, während Weiber und Kinder beſchäftigt ſind, von den reifen, bräunlich purpurrothen und ſaftigen Beeren die unreifen und grünen zu trennen, deren Körner verſchrumpft und ſchwärzlich erſcheinen und die Güte des zum Verkauf fertigen Kaffee's bedeutend vermindern würden. Mit dem nächſten Morgen fängt das Einſammeln von neuem an, und wird durch alle Felder fortgeſetzt. Nach acht bis zehn Tagen ſind die bei der erſten Ernte verſchonten Beeren ebenfalls gereift, eine zweite allgemeine Einſammlung folgt und beendet die mühſamſte der Arbeiten einer Cultur, die, verglichen mit derjenigen der europäiſchen Cerealien, gewiß eine einfache genannt werden mag, und in der beſchriebenen Weiſe fortgeſetzt wird, bis der Baum ein Alter von 18 bis 20 Jahren erreicht hat. Iſt er dann nicht von ſelbſt dem Abſterben nahe gekommen, ſo rottet ihn der Pflanzer aus, denn mit dem ſechzehnten Jahre nimmt ſeine Ertragsfähigkeit ab. Man ſetzt junge Individuen an die Stelle der eingegangenen, und verfährt hiebei ganz ſo wie bei der erſten Anlegung der Pflanzung. Der ſo entſtandene Verluſt wird auf 9 bis 10 Procent der Geſammtzahl in einem Jahre geſchätzt, jedoch kann dieſes

Verhältniß ſich verdoppeln und verdreifachen, wenn Nachläſſigkeit eingeriſſen iſt, Inſecten beſonders häufig geweſen ſind, oder einmal in der trockenen Zeit ein ungewöhnlicher Kältegrad geherrſcht hat.

Die Bereitung des Kaffee's zur Exportation verlangt zwar viel weniger Vorrichtungen, als die Gewinnung des Zuckers aus dem Rohre, allein ſie kann durch Ungeſchick oder Nachläſſigkeit der Arbeiter leicht mißglücken. Um den zweiſamigen Kern von ſeiner fleiſchigen Hülle zu befreien, befolgt man in Cuba ein dem braſiliſchen entgegengeſetztes Verfahren. Die Urſache der ſchwärzlichen Farbe der geringeren Kaffeeſorten aus dem Innern Braſiliens iſt die Gewohnheit der Pflanzer, die reife Beere ſo lange mit Waſſer zu übergießen, bis das Fleiſch durch Fäulniß ſich ablöst. Die unter ſolchen Umſtänden unvermeidliche Gährung erſtreckt ſich auch auf die Samen, nimmt ihnen einen großen Theil ihres Aroma und ſchwärzt ihre Oberfläche, die bei einer richtigen Behandlung graugrün werden und ein ſilberglänzendes Häutchen zeigen muß. In Cuba ſucht man hingegen die Beeren ſchnell zu trocknen, und entfernt das hart gewordene Fleiſch zugleich mit der Samenhülle durch Zerquetſchung auf einer weiter unten zu beſchreibenden Mühle. Ohne beſondere Vorrichtungen wäre der erſte Zweck kaum erreichbar; die Menge der geſammelten Früchte iſt ſo groß und der Boden ſelbſt an ſonnigen Orten des Morgens ſo feucht, daß eine gewöhnliche Tenne aus geſtampfter Erde nicht ausreichen würde. Man erbaut vielmehr aus Bruchſteinen ſogenannte Secaderos (Glacis oder Sechoir der franzöſiſchen Pflanzer), mäßig geneigte viereckige Flächen, 50 Fuß lang, 30 bis 36 Fuß breit, die ſich an der hintern höchſten Seite etwa vier Fuß über den Boden erheben, und nach allen Seiten mit einer 18 Zoll hohen Kante verſehen ſind. Ihre Oberfläche iſt vollkommen eben und beſteht aus mehrern Lagen von Mörtel, die zuletzt mit einer zolldicken Decke eines Cements überzogen werden, der eine ſehr vollkommene Politur annimmt, und durch Beimengung von Hammerſchlag eine ſchwärzliche Farbe erhält. Nach Süden geneigt und in Reihen angelegt, erinnern dieſe Vorrichtungen an die Treibbeete unſerer Gärten, allein ſie nehmen vermöge ihrer Beſtandtheile unter der Sonne der Wendekreiſe eine weit höhere Temperatur an, nicht ſelten von 60 — 65° R., die ſie lange bewahren, denn noch um Mitternacht findet man die unmittelbar über ihnen liegende Luftſchicht durch die Ausſtrahlung um 10 — 12° wärmer als die übrige Atmoſphäre. In gewöhnlichen Jahren erfüllen die ziemlich koſtſpieligen Secaderos ihre Beſtimmung vollkommen, im Sommer haben ſie noch den Nebennutzen als Ciſternen dienen zu können, indem auf ihnen die ſeltenen Regenergießungen aufgefangen werden, wo es an Waſſer für die Hausthiere fehlt. In ſehr feuchten Gegenden oder bei lange anhaltenden Regen ſind ſie jedoch unnützlich, und daher ſind mehrere Verſuche gemacht worden mit Trockenhäuſern, die nach Art großer Gewächshäuſer durch Röhren geheizt werden können, und in Jamaica, wo Kaffee nur auf hohen Bergen und in einer ſehr feuchten Region gebaut wird, häufig ſeyn ſollen. Man vermag durch anhaltende Feuerung allerdings einen ſehr hohen Hitzegrad zu erzeugen, allein das Trocknen der Beeren geht darum weniger ſchneller als im Freien von Statten, wo die ſich entbindende Feuchtigkeit vom Winde entführt wird. Auf St. Domingo trocknete man den Kaffee auf ſehr großen geflochtenen Hürden, die bei ungünſtigem Wetter in die Fächer beſonderer Gebäude eingeſchoben werden. Der Secadero von Cuba hat manche Vorzüge, ungeachtet des Raumes, den er wegnimmt, der Koſten ſeiner Erbauung und der zu ſeiner Erhaltung nothwendigen Vorſorge. Schon bei mäßig hellem Wetter trocknet das Fleiſch der Beeren auf ihm in 10 bis 12 Tagen zur hornartigen Härte ein. Die Schicht der aufgeſchütteten Früchte iſt gegen 4 Zoll hoch, wird häufig mit Schaufeln umgekehrt, des Abends aber in Haufen geworfen, die gegen den durchnäſſenden Nachtthau mit großen kegelförmigen Körben bedeckt werden. Verluſte ſind jedoch nicht immer zu vermeiden, denn wenn die Regenzeit ungewöhnlich lange anhält, im November die nordweſtlichen Stürme wochenlanges dunkles Wetter, erneuerten Regen und eine Temperatur von kaum 12 bis 15° R. herbeiführen, da wird es unmöglich, die aufgehäufte Ernte zu trocknen, Gährung tritt ein, Schimmel entwickelt ſich, und im beſten Falle gehört der endlich gewonnene Kaffee zu den geringſten Sorten, die kaum die Transportkoſten nach dem Hafen bezahlen. In neuen Zeiten ſind Maſchinen in Gebrauch gekommen, die, wenn ſie gut gearbeitet ſind, das Fleiſch von dem Samen trennen, und die weitläuftigen Apparate zum Trocknen entbehrlich machen. Die Beeren fallen aus einem hölzernen Trichter zwiſchen eine ſich drehende Walze und die ihr gegenüber befeſtigten metallenen Leiſten. Die erſtere iſt mit einem ſtarken Blech voll ſcharfer Erhöhungen verſehen, und reißt das Fleiſch leicht von den Beeren, ohne die Samen zu zerquetſchen. Die Oeffnungen nach unten ſind von der Art, daß die weichen Hüllen nicht mit den entblößten Samen zugleich in einen mit Waſſer erfüllten Trog fallen können, in welchem durch dieſelbe Maſchinerie getrieben ein großer Quirl ſich raſch umher bewegt, und die vielleicht noch anhängenden fleiſchigen Theile abwäſcht. Dieſe Maſchine mag mit einem Brunnen oder einer Maismühle in Verbindung geſetzt werden, und erfordert nur ein Pferd, um zu arbeiten, allein ſie koſtet weit mehr als die Secaderos, und gerathet unter den rohen Händen der Neger leicht in Unordnung. Die auf eine oder die andere Art bereitete Steinfrucht kömmt endlich unter das Quetſchrad, eine große, zehn Schuh breite, aus ſehr gewichtigem und hartem Holze verfertigte Scheibe, die an einer beweglichen, am entgegengeſetzten Ende mit einer ſenkrechten Säule verbundenen Achſe von 15 Fuß Länge ſich umdrehend, innerhalb eines tiefen Geleiſes aus Stein im Kreiſe umherläuft. Die in das letztere geſchütteten Steinfrüchte des Kaffee's, oder die eingetrockneten Beeren, ſpringen unter dem Quetſchrade ſchnell in Stücke, während die glatten, harten Samenkörner, die ſogenannten Bohnen, ſelten verletzt werden. Eine Spreumühle ſondert die Körner von den nutzloſen Theilen, und im Magazine leſen endlich Kinder, Alte und Reconvaleſcenten des Hoſpitals die unreifen, mißfarbigen oder zerbrochenen Samen heraus, die unter dem von St. Domingo ſtammenden Namen Triage zum

Hausgebrauche dienen, und nur von ärmeren Pflanzern zum Verkaufe nach den Hafen gesendet werden, von wo jedoch auch die schlechtesten Sorten ihren Weg nach Europa finden. Den gereinigten und sortirten Kaffee packt man in grobe Säcke, die im Lande selbst aus dem Bast eines herrlichen Baumes bereitet werden, welcher an allen Waldströmen häufig in der Regenzeit mit großen, malvenartigen Blumen prangt. Die schwerfälligen, mit Ochsen bespannten Karren einheimischer Fuhrleute führen zuletzt den Ertrag des Cafetals nach dem nächsten Hafen, wo stets die Ankunft der Ernten aus den Innern eine geschäftigere Zeit veranlaßt, und zahlreiche Kauffahrer herbeizieht. Der erste Kaffee kömmt gewöhnlich Anfang Decembers zu Markt und wird etwas besser bezahlt, als die späteren Sendungen, welche bis in den März fortdauern.

(Fortsetzung folgt.)

Zug durch Kurdistan.

1. Gebirge. — Schilderung des Volkes. — Die kurdische Gränze.

(Schluß.)

Die geographische Eintheilung von Kurdistan ist ungefähr folgende:

Das eigentliche Kurdistan oder das Land zwischen 34° 30′ N. B. und 38° 40′ u. 63° 10′ O. L. zählt etwa	500,000 Einw.
Ardelan	300,000 —
Adiabene	200,000 —

Hievon sind etwa vier Fünftheile sunnitische Kurden, der Ueberrest besteht aus chaldäischen Christen, den Nachkommen derjenigen, welche vor der Verfolgung Justinians flohen, von einem erblichen Priester regiert werden, und bis auf diesen Tag die Wildnisse des Dschidda-Dag bewohnen, dessen Höhe kaum geringer als die des Kaukasus ist.

Aus dem Verhaltniß der Volkszahl zu der Ausdehnung des Landes läßt sich abnehmen, daß ein großer Theil desselben unbewohnt ist; es ist indeß schwer, die Volkszahl richtig zu schätzen. Die Unterdrückung und die Grausamkeiten, die sie erfuhren, die Rache, die sie gegen ihre türkischen und persischen Nachbarn übten, und vor Allem die Unabhängigkeit, die sie von alter Zeit her bis jetzt behauptet haben, alles dieß gibt dem Lande ein besonderes Interesse.

Dieß Volk führt Krieg, wie die Völker des Alterthums und die Araber noch in unsern Tagen, nicht um politischer Zwecke, sondern um der Beute willen, die der Preis ist. Sie sind ausnehmend eifersüchtig auf ihre Unabhangigkeit, und erfreut über die Nähe der Türken und Perser, da sie auf diese Weise die Mittel erhalten, sich zu bereichern. Roß und Schwert haben sie zu Meistern der Ebene gemacht: sie wurden Lehenbesitzer des Bodens, mit der Verpflichtung zum Kriegsdienst für den Schah, und die Kurden des Tieflandes dienen den Mächtigern als Bebauer des Bodens. Aber Tausende zogen sich in die uneinnehmbaren Berghöhen hinauf, oder wenn das türkische oder persische Joch ihnen zu schwer wurde, warfen sie es ab und flohen zu ihren freien Landsleuten. Die leeren Stellen wurden indeß allmählich durch starke Auswanderungen wieder angefüllt, und wo diese Auswanderer immer sich niederließen, wurden sie kühn, abgehärtet und unerschrocken.

Türkische Unterdrückung auf der einen und persischer Despotismus auf der andern Seite waren die Quellen aller Hauptmängel im kurdischen Charakter. Der stärkste Contrast gegen die Bewohner der Ebene, die sogenannten „Bauern-Kurden," findet sich in den Gebirgen, wo nur die kriegerischen Kurden hausen, und kein Fremder einzudringen wagt. Hier sind die Kurden abgehärtet und tapfer, lieben ihre Heimath und ihre Familien leidenschaftlich, und leben äußerst einfach. Freilich sind sie auch unruhig und verrätherisch, aber dieß ist die natürliche Folge eines Lebens, das von der Wiege bis ins Grab unaufhörlichen Gefahren und plötzlichen Angriffen eines mitleidlosen Feindes ausgesetzt ist. Es ist nur zum Erstaunen, daß die Kurden noch so manche gute Seite erhalten haben.

Seit undenklichen Zeiten war Kurdistan fortwährend der Schauplatz von Krieg, Raub und Unruhen. Einige südöstliche Districte haben manchmal einen kleinen Tribut an Persien gezahlt für die Erlaubniß, ihre Heerden hier in Ardelan weiden lassen zu dürfen; aber keine persische Armee wäre so leicht im Stande, die räuberischen Häuptlinge der Westgränze, die völlig unabhängig sind, zur Unterwerfung zu bringen. Das Terrain dieses Landes begünstigt diese Unabhangigkeit, denn es ist sehr gebirgig, von fruchtbaren Schluchten durchschnitten, über die es schwer, und manchmal ganz unmöglich ist, eine Armee zu führen. Die Kurden verkehren nur mit einander über Baumstamme, die vermittelst Stricken, die sich leicht wieder wegnehmen lassen, über die Schluchten hingeworfen werden. Sie waren darum auch nie ganz unterjocht, machten sich schnell los von der Herrschaft der Nachfolger Alexanders, und es ist merkwürdig, daß keiner der zahlreichen Tatarenstämme, die Persien so oft überzogen, je dauernd in Kurdistan sich festsetzte.

Die Iljats oder wandernden Hirten von kurdischem oder turkomanischem Stamm ziehen mit ihren wenig zahlreichen Heerden, die nebst einigen Datteln ihren ganzen Reichthum ausmachen, durch das ebene Land. Die Perser von Adserbeidschan verheeren manchmal die nordöstliche Gränze, und das Elend, das auf solche Züge folgt, läßt sich kaum fassen. In einigen Theilen des offenen Landes ist die ganze Einwohnerschaft fortgeschleppt und als Sklaven verkauft oder zu Tode gemartert worden. Einige blühende Dörfer sind auf diese Weise ganz in Asche verwandelt worden, und aller Anbau hat aufgehört. Hier kann man sehen, wie der Bauernkurde mit der Flinte auf dem Rücken seine Acker besucht, und glücklich genug ist, wenn er den Ertrag in seine Kornkammer in den Bergen bringen kann, ehe die Hand des Verderbers darüber kommt. Wachen sind allenthalben aufgestellt, um ihn zeitig zu warnen, nicht nur vor der Annaherung des Feindes, sondern auch der kriegerischen Kurden, vor dessen übler Behandlung er nie sicher ist, und die viele Vorrechte vor den Rayahs voraus haben, wie diese armen Bebauer des Bodens genannt werden.

Die Stämme von der Gränze ſind in ihren Gewohnheiten verſchieden, je nach ihrer Lage: in einigen Gegenden ſind ſie gaſtfreie, gegen den Fremden freundliche Hirten, an andern Orten ſind ſie zurückhaltend und ſcheuen allen Verkehr, wieder an andern Orten ſind ſie räuberiſch und grauſam, ſo namentlich die von der Nordweſtgränze und in der Nachbarſchaft von Wan. An den Gränzen von Georgien gegen Norden greifen die Kurden die Städte und Dörfer an, und führen die hübſcheſten georgiſchen Mädchen mit fort. An den Ufern des Tigris im Süden vertauſchen ſie ihre Gefangenen an regelmäßige Händler, welche die Harems der reichen Einwohner von Bagdad, Baſſorah und andern türkiſchen Städten verſorgen. Gegen Oſten ſind ſie nicht ſo grauſam, obgleich ſie zu ihrer Selbſtvertheidigung einen trotzigen Charakter zu Tage legen müſſen; nichtsdeſtoweniger führen ſie Blutfehden fort vom Vater auf den Sohn, gleich den Arabern und den Griechen von Morea.

Kurdiſtan iſt ſo gebirgig und ſchwer zu paſſiren, namentlich im Winter und Anfang des Frühjahrs, daß Reiſende ſelten hier durchziehen. Große Karawanen verſuchen nicht einmal die Straße, da nur ſchmale Fußpfade durch dicke Wälder oder an ſchroffen Abgründen vorbeiführen; ſie gehen darum ſtets über Teheran und Jöfahan nach Fars, oder über Hamadan und Kermanſchah nach Adiabene und dem ſüdlichen Meſopotamien. Die Perſer denken nicht daran, anders als mit Gewalt oder Beſtechung in das Land einzudringen, und ſie behaupten ſogar ganz ernſthaft, wenn ein armer Reiſender die kurdiſche Gränze betrete, ſo werde er geprügelt, weil er nicht hinreichend Geldeswerth mitnahm, daß der Raub ſich verlohne.

Achilles le Deuc.

(Schluß.)

Zwei Jahre darauf wurde er wieder von einer franzöſiſchen Fregatte ergriffen. Nach Guadeloupe geſchickt, erhielt er die Erlaubniß, ſeine Gefängnißzeit im Hoſpital zuzubringen, wo er ein luſtiges Leben führte. Kam ein Kauffahrteiſchiff-Capitän aus ſeinem Vaterland oder von ſeinen Bekannten, ſo war Achilles ſogleich mit ihm vertraut. Hatte der Neuangekommene eine Partie Champagner, den er nicht anbringen konnte — Parbleu, ich nehme ſie dir ab' rief Achilles. Denn es gehörte auch zu den unveränderlichen Gewohnheiten des Achilles, Jedermann beim erſten Anblick zu duzen.

Der Champagner kam, und hatte er keine andern Gäſte, ſo ließ Achilles einige Soldaten oder convaleſcirende Matroſen kommen und leerte mit ihnen ſeine Flaſchen.

Als der Tag der Unterſuchung herankam, vertheidigte ſich Achilles ſelbſt, und bewies, daß wenn er Sklavenhandel treibe, es einzig aus Menſchenliebe geſchehe. Doch trotz ſeiner Beredſamkeit verlor er ſeinen Proceß und wurde verurtheilt.

Im Jahre 1830 war Le Deuc bei ſeinem Vater, dem alten Ephraim, als er die Julius-Revolution erfuhr, und er übernahm es, die neuen Flaggen aller Negerſchiffe zu verfertigen. Er wollte auch den Sieg auf ſeine Weiſe feiern. Bei einem Bankett zerbrach er eine ungeheure Maſſe Flaſchen und Tiſchgeſchirr, und man verbrauchte mehr Pulver, als zum Ankauf von fünfzig Negern erforderlich geweſen wäre. Darauf nahm er einen Herrn am Hof Ephraims und ſetzte ihn feierlich als franzöſiſchen Conſul ein. Er gab ihm ein Diplom und Inſtructionen, die von ihm unterzeichnet waren, und ermächtigte ihn von dieſem Augenblick an, ſeine Bambushütte mit der dreifarbigen Fahne zu ſchmücken. Das Sonderbarſte dabei war, daß der alte Neger die Sache ganz ernſthaft nahm, und kein einziges franzöſiſches Schiff kam mehr in den Fluß, an deſſen Bord er nicht zuerſt gekommen wäre, um ſeine Abgabe von der Ladung als franzöſiſcher Conſul zu erhalten.

Der Tod des Achilles krönte würdig ſein Leben voll Thorheiten und origineller Sorgloſigkeit.

Trotz ſeiner Ueberzeugung, daß das Gliederkneten und der Rum die beiden einzigen Heilmittel des Menſchen ſeyen, ſah er bald, daß er nicht lange mehr widerſtehen könne. Als er nach St. Jago de Cuba mit einer Ladung Schwarzer zurückkam, ward er krank. Da bemerkte er, daß es nicht immer angenehm iſt, kein anderes Bett als ſeinen Mantel zu haben, beſonders wenn es zwei oder drei Tage lang regnet und einen der Fieberfroſt ſchüttelt. Als er ſich nicht mehr halten konnte, ließ er ein Waſſerfaß entzweiſchlagen und legte ſich hinein.

Hier ſah er ſeinem Tode mit gewöhnlicher Sorgloſigkeit entgegen. „Du biſt Schuld, daß ich ſo ſchnell fort muß," ſagte er einem alten Matroſen,*) ſeinem Günſtlinge, der ſeit zehn Jahren ihn nicht verlaſſen hatte, „du haſt mich nicht genug geknetet und Rum gegeben ..." — „Oh, Capitän, wie können Sie das ſagen!" rief der alte Matroſe ſchluchzend. Dieſen Morgen noch haben Sie die halbe Flaſche ganz ausgetrunken, die ich Ihnen gebracht habe! ..." — „Das iſt einerlei, das war nicht genug!" ſagte Le Deuc mit ſchwacher Stimme ... „Meine Herren," fuhr er fort, ſich, ſo weit es das Lager erlaubte, das er gewählt hatte, zu ſeinen Officieren wendend, „ich ſehe, ich muß Ihnen gute Nacht ſagen, denn die Flagge iſt ſchon unten, und bald werde ich über die Richtung des Windes hinweggehen ... Du, mein alter Briſe-Lor, du wirſt zu V. gehen; ich habe dich ihm empfohlen. Alles, was ich bedauere, iſt, daß ich ihn und mehrere andere Cameraden nicht noch einmal ſehen kann. Nun, was hilft's! Meine Herren, ich bitte Sie, ihnen zu ſagen, daß wenn ich noch etwas zurücklaſſe, ich es ihnen vermache." Und er ſtarb.

Anwendung eines arteſiſchen Brunnens als Waſſerkraft. Hr. Arago theilte in der franzöſiſchen Akademie einige Angaben über einen arteſiſchen Brunnen zu Tours mit, den derſelbe Hr. Mulot grub, welcher jetzt die Arbeiten in der Vorſtadt Grenelle leitet. Er befindet ſich in einer Seidenfabrik. Der Brunnen hat 212 Metres Tiefe, und liefert, wenn man ihn etwa 1½ Fuß über dem Boden ſpringen läßt, 4000 Litres Waſſer in der Minute. Dieſe ungeheure Waſſermaſſe führte auf den Gedanken, ſie zugleich als bewegende Kraft zu benutzen, und man verlängerte zu dem Ende die Röhre bis auf 6 Fuß über den Boden. Dadurch verminderte ſich die Maſſe des ausſtrömenden Waſſers freilich auf 1800 Litres in der Minute, ſie genügt aber, um vermittelſt eines Rades ſämmtliche in der Fabrik nöthige Maſchinen zu treiben. (Echo du Monde Savant. 22 Jun.)

*) Der alte Matroſe, für den Achilles ein Gott war, und der ihn ſo wenig als ſein Schatten verließ, war ein zweiter Le Deuc, er konnte den berühmten Sklavenhändler nur vier Wochen überleben.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 191.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Julius 1839.

Bruchstücke über Cuba.

(Fortsetzung.)

Schilderung der Cafetales.

Hat einmal ein Pflanzer es dahin gebracht, sein Eigenthum schuldenfrei zu machen, so bleibt ihm bei verständiger Wirthschaft jährlich eine hinreichende Summe übrig, um nicht nur das Cafetal zu vergrößern, sondern um dasselbe auch so zu verschönern, daß man ihn, der ein großes, einem Garten gleichendes Grundstück, ein mit Luxus eingerichtetes Haus, so wie Alles, was das Leben angenehm machen kann, besitzt, und in der Mitte einer schönen Natur unter dem blauen Tropenhimmel lebt, glücklich preisen möchte, drängte sich nicht überall die Negersklaverei wie ein Gespenst in den Vordergrund dieser lachenden Scene. Ein acht bis zehn Jahre altes Cafetal vereint die Reize des ländlichen Aufenthaltes mit den Bequemlichkeiten der Stadt. Rings umher zieht sich eine dichte, mit Blüthen oder nutzbaren Früchten beladene Hecke, nur die nach der Heerstraße gerichtete Seite ist gewöhnlich durch eine niedrige Mauer geschlossen. Ein geschmackvoll gearbeitetes Gitterthor bildet den Haupteingang, und führt auf eine der vier, die Pflanzung kreuzenden Hauptalleen, von welchen jedoch nur die der Hauptfronte entgegengesetzte von Wirthschaftskarren befahren, und von berittenen Besuchern der niedrigeren Stände benutzt werden darf. Herrliche Fruchtbäume, ausgezeichnet durch Glanz des Laubes und breite, schattige Kronen fassen diese Hauptalleen ein; mit Erstaunen bemerkt man als stattlichen Baum die aus Indien ursprüngliche, hieher verpflanzten Mangos, deren Früchte von schöner Farbe, zwar anfangs dem Europäer wegen ihres leichten Terpenthingeruches nicht recht zusagen, aber zu den gesundesten des Landes gehören, und in solcher Menge reif herabfallen, daß selbst die Neger sich an ihnen übersättigen; die Avogados mit dunkelgrünen, breiten Blättern und Früchten, die zu den zartesten der Welt gehören; die Mammea mit großen, zimmetbraunen, sehr aromatischen, aber dem Fremden nicht immer gut bekommenden Aepfeln, und abwechselnd mit diesen hochstämmigen Bäumen die niedrigen und dünner belaubten Anonen, Anacardien und Sapotillas, die alle durch irgend eine Eigenthümlichkeit die Aufmerksamkeit des Neulings fesseln. Die Luft dieser kühlen Gänge ist mit Wohlgerüchen erfüllt, Tausende von gelben Schmetterlingen aus der Familie der Ritter, Doncellas von den Eingebornen genannt, und eine nicht geringere Menge von kleineren Tagfaltern aller Farben, gaukeln, des Schutzes gegen die Mittagssonne sich freuend, zwischen den Bäumen umher, oder sie sitzen saugend auf den zuckerreichen Mangos, die unbeachtet am Boden liegen, aber nicht verloren gehen, indem unübersehliche Schaaren von Ameisen, diesen eben so wohlthätigen als plagenden Bewohnern tropischer Gegenden, sie aufzehren. Der Ueberfluß an kleinen Insecten anderer Ordnungen lockt kleine, sehr unschädliche Eidechsen herbei, die, wie man fast glauben möchte, mit dem Vermögen willkürlicher Farbeveränderung versehen, bald braun wie die Rinde des Baumes erscheinen, auf der sie eben sitzen, bald smaragdgrün leuchten, und auf den im Spiele hervortretenden Hautfalten und Kämmen des Halses den Schiller des Regenbogens entwickeln.

Die schmäleren Gänge sind, um die allzugroße Beschattung des nahen Kaffee's zu vermeiden, mit wenigen hohen Bäumen und Sträuchern eingefaßt, die mehr durch Blüthe als der Frucht wegen sich auszeichnen, großentheils aus weit entfernten Ländern stammen, aber völlig einheimisch geworden sind. Viele sind zuerst durch die botanischen Gärten der französischen und englischen Inseln verbreitet worden, andere haben die Neger mit sich aus Afrika gebracht. Zu den ersteren sind die schönen, neuholländischen Akazien zu rechnen, die in Cuba wahrscheinlich höher und laubreicher werden, als auf dem dürren Boden ihres Vaterlandes, die ostindischen Gardenien mit herrlich duftenden Blüthen, der seltene Firnißbaum aus China, dessen Nüsse noch schmackhafter sind, als die unseres Wallnußbaumes, die sogenannte indische Stachelbeere von Timor, die Bebennuß, und eine große Zahl von merkwürdigen Sträuchen, die nur in Honduras, auf dem Isthmus von Panama oder in der Tierra firma wild wachsen, aber in vergangenen besseren Zeiten auf höheren Befehl nach Havana verpflanzt und im dortigen botanischen Garten cultivirt worden sind. Aus Afrika kamen durch die Sklaven die Samen der schönen guineischen Oelpalme und

der Baobab (Adansonia), die aber beide wegen ihrer Größe in die Ecken der Pflanzung verwiesen werden; die erste liefert auch in Cuba das Oel, welches dem Neger zur Erhaltung seiner Haut willkommener ist, als irgend ein ähnliches Mittel; die zweite erregt Verwunderung durch ihr schnelles Wachsthum, und die spannenbreiten, an ellenlangen Stielen herabhängenden Blumen; ihre Früchte enthalten ein säuerliches, saftiges Fleisch, welches, mit Zucker versetzt, als Gegenmittel der die Neger oftmals befallenden Dysenterien geschätzt wird. Europäische Gartenblumen, in Reihen entlang dieser Seitenwege gepflanzt, Hahnenkamm, Strohblume und niedrige Sonnenrosen stechen sonderbar von den imponirenden Gewächsen der Aequatorialländer ab, doch erfreut wohl ihr Anblick den von seinem Vaterlande weit getrennten Colonisten, da die Versuche, andere Gewächse der kalten Länder hier einheimisch zu machen, meistentheils mißlingen.

Die Wege zwischen den Feldern des Kaffee's fassen gewöhnlich Reihen von Ananas ein, die in Cuba von berühmter Güte, aber wenig von den Landleuten geschätzt sind, übrigens im Uebermaße genossen schon manchem nicht acclimatisirten Europäer den Tod gebracht haben. Jenseits dieser stets mit größter Sorgfalt erhaltenen Gänge erstrecken sich die mit geometrischer Schärfe in unabsehliche Reihen gepflanzten Kaffeebäume, die, sobald sie sechs Schuh hoch geworden, durch Beschneiden auf gleicher Höhe gehalten und nach Gärtnerart ausgeputzt, weniger das Ansehen einer gemeinen Culturpflanze haben, von welcher auf einer Besitzung sich oft 2 bis 300,000 Individuen vereint befinden, als vielmehr den sorgsam gepflegten und seltenen Gewächsen einer botanischen Anstalt gleichen. Am Ende der perspectivischen Hauptalleen breitet sich der Patio aus, eine reinliche, oft achteckige Fläche von einigen hundert Schritten im Durchmesser, an den Seiten mit den schönsten der acclimatisirten Zierpflanzen geschmückt, oft mit Hecken der immerblühenden Rose unserer englischen Anlagen umgeben, die im tropischen Amerika unter allen verwandten allein noch gedeihet. Wo im ersten Jahre nach Fällung des Urwaldes eben nur ein niedriges Bretterhaus stand, umgeben von einigen Hütten zur Beherbergung der Neger, da erhebt sich nun ein stattliches Gebäude von zwei Stockwerken, zierlich, und nach Maßgabe der Bestimmung selbst großartig im Aeußern, höchst zweckmäßig und geschmackvoll im Innern, einladend durch das Ansehen von Ruhe, von Reinlichkeit und Kühle. Die Feuchtigkeit des Klima's und die Insecten, die, zunächst dem Boden lebend, nur zu gern als Mitbewohner der Häuser sich aufdrängen, verlangen Berücksichtigung, und daher ruhen die meisten besseren Gebäude auf 8 bis 10 Fuß hohen steinernen Pfeilern, zwischen welchen die Luft frei circulirt. Der Oberbau besteht gewöhnlich ganz aus Holz; das Balkenwerk kommt bisweilen fertig gezimmert aus den Vereinigten Staaten, und braucht nur zusammengesetzt zu werden. So hoch sind die Arbeitslöhne in der Insel, daß ungeachtet der Fracht und des Zolls ein mittelgroßes Wohnhaus, zumal wenn gute Verhältnisse und Einrichtungen des Innern verlangt werden, wohlfeiler aus dem Norden zu beziehen ist. Zur äußeren Verkleidung dient das Holz der einheimischen Ceder (Zucker- oder Cigarrenkistenholz), weil es theils wohlfeil, theils leicht zu bearbeiten ist, sich durch gleichmäßige, angenehme Färbung empfiehlt, und daher jeden Anstrich überflüssig macht. Breite und schattige Balcons umgeben jedes Stockwerk; sie tragen in Töpfen gezogene tropische Gewächse, und sind nicht selten an der Sonnenseite mit dem indischen Jasmin übersponnen, dessen weiße Blumen besonders des Nachts einen dem Fremden fast zu starken Geruch aushauchen. Die Zimmer sind selten mit Tapeten ausgekleidet, indem Insecten, zumal Scorpione, sich unter diesen einnisten, dafür aber mit hellen Lackfarben ausgestreichen, welche das Abwaschen der Wände, in diesem Klima eine große Annehmlichkeit, gestatten. Teppiche verbietet die Wärme, aber die Fußböden sind gemeiniglich polirt. Die ganze Einrichtung deutet auf große Wohlhabenheit, häufig auf Luxus, den Fehler aller reichen Pflanzer; für jede Bequemlichkeit ist mit vieler Umsicht gesorgt, englische Solidität leuchtet mit Glanz, aber auch mit sybaritischer Weichlichkeit gepaart überall hervor; vor allen andern sind die zwei größten Bedürfnisse des Menschen unter diesem Himmel, eine kühle, reine Luft und reines, kaltes Trinkwasser, berücksichtigt. Alle Räume sind hoch und luftig, zwischen den breiten Flügelthüren und zahlreichen Jalousiefenstern herrscht stets ein leichter Windzug, der hier nie die schlimme Wirkung hat wie in kalten Klimaten, vielleicht darum, weil die Verschiedenheit der Temperaturen zwischen der bewegten Luftsäule und der ruhigen Atmosphäre nicht sehr groß ist, oder weil die Luftströmung breit den ganzen Raum durchzieht, nicht durch die schmale Oeffnung übelpassender Fenster oder halbgeöffneter Thüren pfeifend hindurchfährt, wie in den unfreundlicheren Häusern des Nordens. In den Ecken der Säle stehen auf hohen Gestellen große Behälter, die aus einem sehr grobkörnigen und porösen Sandstein in Frankreich gehauen, bedeutende Handelsartikel abgeben, und das hineingegossene Wasser tropfenweis, von allen anhängenden Erdtheilen gereinigt, in kühle Gefäße hinabfallen lassen. Entfernt von dieser „Casa grande" liegen die Magazine, die Secaderos und das einfache Haus des Aufsehers, hinter diesen in einer regelmäßigen Gasse die große Küche, das Hospital, die niedrigen Hütten der Sklaven und die Plätze, wo die Pferde angebunden stehen, denen man selten einen Stall, sondern nur den Schatten eines Baumes, oder in der Regenzeit den Schutz eines leichten Daches gewährt. Das äußere Ende der Pflanzung nehmen die zur Erbauung der gewöhnlichen Vegetabilien bestimmten Felder ein, deren Anblick zwar nicht dem eines Vierecks mit Kaffee an Schönheit gleich kommt, aber den Europäer durch die Ueppigkeit der Gewächse und ihre mannichfaltigen Formen anzieht. In bunter Abwechselung reihen sich Flächen mit Guineagras, einem nützlichen Grünfutter für Pferde und Zugochsen, an Felder mit Mais, der nicht allein der Körner wegen gebauet wird, sondern kurz vor Entwickelung der Blüthe mit der Wurzel ausgezogen, unter dem Namen Maloja ein sehr nährendes Futter für die Pferde abgibt, in der trockenen Zeit sogar das einzige Nahrungsmittel für sie ist, und in den Städten ziemlich theuer bezahlt wird. Unserm Hopfen vergleichbar winden sich an hohen Stangen die biegsamen

Ranken der Yams empor, deren große mehlige Wurzel ein Haupterforderniß der Negermahlzeiten darstellt; am Boden kriechen mit Blumen, wie die der blauen Winde unserer Gärten, geschmückt, die Bataten umher, und an andern Orten bildet die eßbare Aronsstaude, deren kolossale Wurzelknollen jedoch nur der Gewohnte schmackhaft finden kann, mit ihren an fünf Fuß breiten Blättern dichte Gehege. Es ist unmöglich, alle Gewächse aufzuzählen, die hier sonst noch gebaut werden: den Sesam, dessen Oel der alles Fette liebende Neger zu festtäglichen Gerichten von wunderlicher Zusammensetzung verwendet, die vielerlei Kürbisse, von denen einige Spielarten dem Sklaven nicht nur, sondern auch dem ärmeren Creolen den größten Theil seines Küchengeschirres liefern; die wenigen der gut gedeihenden europäischen Nahrungspflanzen, unter welchen jedoch die Kartoffel keinen Platz findet, da ihre Knollen stets wässerig und unschmackhaft bleiben; die an Kraftmehl reiche Pfeilwurzel, die Hibiscus mit schleimiger, fader Frucht, die aber nach den veralteten Ansichten einer Diätetik, der man in allen spanischen Colonien begegnet, den eben angekommenen Fremden als angemessenste, in diesem Sinne ungemein gesunde Nahrung empfohlen wird, und die Gewürze von großer Schärfe, wie sie von dem abgestumpften Gaumen des Westindiers als Reiz verlangt werden. Den größten Raum nimmt die Pflanzung von Bananen (Pisangs) ein, Pflanzen, die zwar da, wo sie zu vielen Hunderten wachsen, und ihre großen Blätter vom Winde zerrissen werden, das saubere Ansehen nicht haben, welches sie zu einer Zierde mehrerer Gewächshäuser machte, aber dem aufmerksamen Europäer nach Jahren noch interessant bleiben, weil nächst den Palmen keine andere Pflanzenform die tropische Landschaft so sehr auszeichnet, als sie.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die canarischen Inseln.

(Aus einem Schreiben des Hrn. Professor Berthelot zu Orotava auf der Insel Teneriffa, aus dem Französischen übersetzt und eingesandt von Dr. Karl Iken aus Bremen.)

Die canarischen Inseln müssen die Aufmerksamkeit jedes Beobachters sowohl in Hinsicht ihrer politischen als auch ihrer physischen Geschichte fesseln. Diese Inseln waren schon im Alterthum unter dem Namen „der glückseligen Inseln“ berühmt und hochbegünstigt; die Sitten und Gebräuche der Einwohner dieses kleinen Archipels könnten ein Gegenstand merkwürdiger Nachforschungen in Rücksicht ihres weit hinaufreichenden frühen Ursprungs werden. Der tapfere Widerstand dieser Völker zur Zeit der Eroberung der sieben Inseln bietet ein interessantes Gemälde dar, in welchem man auf der einen Seite alle heroischen Tugenden einer bis zur Verzweiflung für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Nation, auf der andern Seite aber alle Laster und Zügellosigkeiten eines Haufens von Abenteurern hervorragen sieht, die in jenen noch an die Barbarei gränzenden Zeiten ihren Sieg auf die gänzliche Vertilgung derjenigen gegründet hatten, welche sie unterwerfen wollten. In diesem grausamen Vernichtungskampfe hatten die Sieger, die einer gebildeten Nation anzugehören behaupteten, die Besiegten, die von ihnen Barbaren genannt wurden, auf die unbarmherzigste Weise niedergemetzelt, und so wurde die ursprüngliche Menschenrace, die ehemals den canarischen Archipelagus bevölkerte, ausgerottet, und nur einige vertrocknete Mumien, die man noch zuweilen in Grabhöhlen wieder auffindet, sind die traurigen Ueberbleibsel der uralten Besitzer dieser Eilande.

Was die Naturgeschichte betrifft, so bietet das Pflanzenreich eben so sehr durch die weite Verbreitung der Erzeugnisse desselben, als durch seinen reichhaltigen Ertrag und seine Verschiedenheiten alles mögliche Interesse dar. Die canarischen Inseln vereinigen in ihrem Bezirke durch ihre geographische Lage eine große Anzahl von Pflanzen beider Halbkugeln der Erde. Die Vortheile einer so besonders begünstigten Lage der Breite, verbunden mit der Höhe der Gebirge, der Tiefe der Bergschluchten, der Mannichfaltigkeit der Landschaften und mit allen Nebeneigenschaften des Erdreichs, scheinen diese glückliche Lage noch mehr zu begünstigen und hervorzuheben.

Das Mineralreich bietet zwar wenig Ausbeute dar, hingegen sind die vulcanischen Erzeugnisse auf allen diesen Inseln im Ueberfluß vorhanden. Das aufmerksame Untersuchen dieser Denkmäler vormaliger Erdumwälzungen und Erschütterungen, der Anblick so vieler erloschenen Vulcane und anderer solcher Berge, die noch jetzt in Thätigkeit sind, muß sehr wichtige Beobachtungen liefern für alles das, was die geologische Geschichte dieser sieben Inseln betrifft. Ich bedauere, mich für jetzt nicht weitläufiger über diesen speciellen Gegenstand auslassen zu können. Dieser Archipel ist vor undenklichen Zeiten durch das Feuer der Vulcane verheert worden, und auf die Spuren dieser ältern furchtbaren Unglücksfälle stößt man noch bei jedem Schritt. Die Geschichte der vulcanischen Ausbrüche der canarischen Inseln müßte ein eben so denkwürdiges als unterhaltendes Werk darbieten, wenn man die Data in chronologischer Ordnung sammeln könnte, aber unglücklicherweise kann man kaum über die Zeit der Eroberung zurückgehen. Man weiß nur so viel, daß als der Abenteurer Alonzo de Lugo die Insel Palma um 1492 eroberte, einer der Prinzen, welche diese Länder regierten, Namens Echedey, ihm sagte, daß die Explosion eines Vulcans den großen Berg Tocande verschlungen habe, der die Heerden überflüssig mit Futterkräutern versorgte, und daß dieses Ereigniß bei Lebzeiten seines Vaters sich zugetragen habe.

Der Vulcan Tagalate auf derselben Insel Palma verursachte einen schrecklichen Ausbruch im Jahre 1646; der Gipfel desselben raucht gegenwärtig noch. Es kommt ebenfalls ein schwefelartiger Rauch aus den verschiedenen Spalten des Gipfels des bekannten Pico de Teyde auf der Insel Teneriffa hervor. Die Ausbrüche dieses Vulcans, von denen man die Data noch aufbewahrt, sind folgende: 1) Der Ausbruch, welcher die Stadt Garachico am 5 Mai 1706 verwüstete. — 2) Der Ausbruch, der in demselben Jahre das Gebiet von Guimar überschwemmte, und 3) der letzte Auswurf, welcher durch einen der untern Theile dieses Berges am 9 Junius 1798 hervorbrach. — Die Insel Lanzerotte ist schon oftmals der Schauplatz dieser großen Naturerscheinungen gewesen; der Ausbruch am 1 September 1730 zog die erstaunenswürdigsten Umstände nach sich. Noch im Jahre 1824, in der Nacht des 30 Julius, spürten die Einwohner von Lanzerotte starke Erschütterungen, die aus dem Mittelpunkte der Insel zu kommen schienen. Diese außerordentlichen Bewegungen waren mit dem drohenden Rollen von tausend unterirdischen Donnerschlägen begleitet, als am andern Morgen zwischen halb 8 und 9 Uhr an zwölf verschiedenen

Stellen auf einer kleinen Ebene in der Entfernung einer halben Stunde vom Dorfe Ticagua die Erde ſich öffnete. Dieſe verſchiedenen Oeffnungen vereinigten ſich alsbald in drei Hauptſchlünde, die unter heftigen Detonationen eine entſetzliche Menge brennender Steinmaſſen auswarfen. Dieſe gräßlichen Ausleerungen bildeten einen Berg, der eine Meile (une mille) im Umfang und ungefähr eine Höhe von hundert Toiſen hat. Unter dem 28 Auguſt 1824 ſchrieb man mir aus Lanzerotte, daß der Vulcan noch immer in großer Thätigkeit ſey, und daß er durch einen jener Schlünde eine große Menge Waſſer ausgeworfen habe. Man erwartete eine genauere Erzählung von dieſem Ausbruche, ſo wie auch von den zwei andern Ausbrüchen, welche ſich in einem andern Theile der Inſel gezeigt haben.

Ueber das Thierreich möchte ich mich hier etwas weiter in einer Ueberſicht ſeiner Erzeugniſſe auslaſſen, nicht weil ich mich dieſem Theile der Wiſſenſchaft insbeſondere gewidmet habe, ſondern weil viele Perſonen in Europa die canariſchen Inſeln aus dieſem Geſichtspunkte mehr kennen zu lernen wünſchen, und ich daher glaube, daß einige vorläufige allgemeine Bemerkungen darüber am willkommenſten ſeyn werden.

Die Claſſe der Säugethiere iſt in dieſem Lande ſehr beſchränkt. In die erſte Reihe muß man jedoch die Ziegen, die Schafe und die Schweine ſetzen, die man niemals mit andern Racen vermiſcht hat, und die folglich ihr angeſtammtes Gepräge ſeit der Eroberung der Inſeln noch beibehalten haben. Da die erſten Einwohner der canariſchen Inſeln als ein ſehr altes Volk betrachtet werden müſſen, und da ſie niemals mit einer andern Nation in Umgang und Verbindung kamen, ſo muß man die Thiere, die ich ſo eben nannte, ganz als einheimiſche Thiere betrachten, weil die Zeit der Einführung jener Thiere in dieſe Inſeln ſich weit in die Dunkelheit früherer Zeiten verliert. Die Ziegen insbeſondere haben ein äußeres Anſehen (une physiognomie), welches eine dieſer Himmelsgegend ganz eigenthümliche Art bezeichnet.

Die Hunde, welche man um die nämliche Zeit auf der Inſel Lanzerotte und auf der großen canariſchen Inſel fand, müſſen aus demſelben Grund auch unter die einheimiſchen Thiere geordnet werden; ſie bilden eine Art, die zwiſchen dem Haushund und dem Schäferhund oder dem Wolfshund das Mittel hält (une espèce, qui tient le milieu entre les Mâtins et les chiens de bergers ou chiens loups). Die große Anzahl dieſer Thiere auf der großen canariſchen Inſel hat, nach dem Berichte des Plinius, dieſer Inſel den Namen gegeben: „proximam ei canariam — vocari a multitudine canum ingentis magnitudinis, ex quibus perducti sunt Jubae duo," ſagt Plinius im 6. Buch, im 55. Capitel; dem König Juba wurden nämlich zwei canariſche Hunde gebracht. — Andere Thiergattungen ſind die Kaninchen, welche von gleicher Art wie die europäiſchen ſind. Man bemerkt eine Varietät, die ganz ſchwarzen Kaninchen, die wegen der Feinheit des Haares, ſo wie auch wegen des Glanzes, den es an ſich hat, ſehr ausgezeichnet iſt. — Es folgen hierauf die Fledermäuſe aus der Gattung der Blattnaſen oder der Rhinolophes fer à cheval (das heißt: mit dem Wulſt auf der Naſe oder mit dem Hufeiſen verſehen, die Fledermaus mit dem Namen: „die Hufeiſennaſe," Vespertilio ferrum equinum). Alle übrigen Säugethiere, die man auf dieſen Inſeln ſieht, als wie die Kamele, Pferde, Ochſen, Ratzen u. ſ. w., ſind zu verſchiedenen Zeiten daſelbſt eingebracht worden. (Nur ſind die Ratzen natürlich nicht mit Abſicht, ſondern zufällig eingebracht, oder vielmehr eingewandert.)

(Fortſetzung folgt.)

Historia Britannium versificata.

(Echo du Monde Savant. 26 Junius.)

Ein Hr. Gaulle hat eine für die Literärgeſchichte des Mittelalters ſehr intereſſante Entdeckung gemacht, nämlich eine bis jetzt unbekannte Ueberſetzung des berühmten Romans le Brut. Dieſer Ueberſetzung in lateiniſchen Verſen und im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts verfaßt, könnten wohl die alten armorikaniſchen Texte zu Grunde liegen, in denen die Gelehrten noch immer den Urſprung der Romane von der Tafelrunde ſuchen. Das Manuſcript, welches dieſe verſificirte Chronik enthält, iſt ein Foliobaud in Pergament von 270 Blättern, welcher allerlei theils bekannte, theils unbekannte auf die Geſchichte Englands bezügliche Werke enthält, und wovon Blatt 55 bis 85 die genannte Chronik enthält. Sie iſt in 10 Bücher getheilt, wovon jedes einen Prolog oder ſummariſchen Inhalt hat; Blatt 74 und 75 fehlen, weßhalb das 7. Buch unvollſtändig iſt. Die Erzählung beginnt mit der angeblichen Regierung von Brutus, dem Sohn des Aeneas, und endigt, wie die Histoire de Geoffroy de Monmouth und le Brut de Wace, mit dem Tode Cadwalladers im Jahre 689 n. Ch. Es iſt dieß eine bisher unbekannte Ueberſetzung der wunderbaren armorikaniſchen und galliſchen Sagen, deren Held Arthur iſt, und die Geoffroy de Monmouth zuerſt überſetzte. Sie iſt indeß kein Auszug aus dem Werke dieſes Letztern, ſondern die eigene Arbeit eines Unbekannten, der ſein Werk dem Biſchof von Vannes, Gadioc, der im Jahre 1254 ſtarb, dedicirt hat.

Miscellen.

Erdbeben in Frankreich. Am 10 Junius gegen 1 Uhr Nachmittags fand ein leichter Erdſtoß ſtatt in den Gemeinden Martigne Briant, Tigné u. ſ. w. (Departem. Mayenne et Loire, Arr. Saumur). Die Richtung ging ungefähr von Nordweſt gegen Südoſt. (Echo du Monde Savant vom 26 Junius.)

Erdbeben in England. Die Stöße mehren ſich in England in dieſem Jahre bedeutend. Am 11 Junius fand in der Nähe von Manchester, namentlich um Burnley, ein ſolcher ſtatt. (Litterary Gazette vom 22 Junius.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 79** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Fürſt von Talleyrand.** Von Mignet. — **Charles Dickens (Boz) und der engliſche humoriſtiſche und komiſche Roman.** (Fortſetzung.)

Das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit angetreten werden. es beträgt: für die Abnehmer des Auslands 8 jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Abonnenten, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 192.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

11 Julius 1839.

Die Thiere auf der Känguru-Inſel.

(Aus Leigh: Reconnoitering Voyages, Travels and Adventures in the New Colonies of South Australia.)

Die Känguru-Inſel, am Eingang in den Golf von St. Vincent gelegen, erhielt bekanntlich ihren Namen von der großen Zahl Kängurus, die Flinder darauf fand, man hat aber unter denſelben ſo furchtbar aufgeräumt, daß ihre Zahl ſehr klein geworden iſt. Das zweite einheimiſche Thier iſt das Opoſſum, eine etwas andere Art als auf dem Feſtland von Auſtralien: es ſchläft am Tage und ſucht ſich ſeine Nahrung bei Nacht. Es hat die Größe eines ſpaniſchen Kaninchens, ſieht auch, wenn es auf dem Baum ſitzt, ſo aus, iſt aber in anderer Beziehung völlig davon verſchieden: die Vorderpfoten ſind ſehr kurz, mit langen Nägeln, die Hinterfüße ſehr groß, und wie beim Känguru außer allem Verhältniß mit den Vorderfüßen. Sein Schweif gleicht dem eines Fuchſes, das Thier hat eine graue Sandfarbe und wiegt etwa 10 Pfund. Es gehört zu den Beutelthieren und bringt ſeine Jungen, wie das Kängurumweibchen. Eine Art des Känguru, Namens Wallaba, findet ſich gleichfalls auf der Inſel. Es unterſcheidet ſich von der gewöhnlichen Art durch eine etwas geringere Größe und dadurch, daß es ſich, wie das Opoſſum, ſeine Nahrung bei Nacht ſucht. Die weitern vierfüßigen Thiere ſind die auſtraliſche Ratte, die eine ſehr angenehme und nährende Speiſe ſeyn ſoll, und die gemeine braune europäiſche Ratte, mit der vermuthlich irgend ein hier anlegendes Schiff die Coloniſten beſchenkt hat. Ebenſo iſt die Katze gewiß nur ein Abkömmling der europäiſchen, aber ſehr verwildert, anderthalbmal ſo groß, wie die gewöhnliche, mit einem wahren Tigerkopf, erſtaunend langen Fängen und einem buſchigen Schweif, der einigermaßen dem Löwenſchweife gleicht, denn der Buſch ſitzt am Ende. Obgleich das Thier nicht ſehr groß iſt, muß es doch furchtbar beißen können, denn ſeine Schneidezähne ſind einen Zoll lang. Sie ſind ſehr zahlreich, richten unter dem Geflügel große Verwüſtungen an, und tödten gleich dem Fuchs und Marder mehr, als ſie freſſen können, indem ſie das Blut ausſaugen. Wilde Hunde finden ſich auf der Inſel nicht, vielleicht in Folge der zahlreichen Schlangen.

Die Inſel, welche aus Einem verflochtenen Buſchwerk beſteht, iſt der Aufenthalt einer Menge dieſer Thiere, welche man in allen Richtungen hin und her ſchlüpfen ſieht. Es iſt nur zu verwundern, daß nicht mehr Leute gebiſſen werden, denn ſie liegen oft bewegungslos, wie ein dürres ſchwarzes Holz über den Weg, und tritt man auf ſie, ſo iſt man auch faſt gewiß gebiſſen. Die Hunde leiden am meiſten, und im Sommer herrſcht eine große Sterblichkeit unter ihnen: ein großer Hund lebt nach dem Biß nur noch 7 oder 8 Minuten und ſchwillt auf wie eine Tonne. Die Stadt Kingscote iſt auf einem Landvorſprung gebaut, den die Coloniſten Snakes Point nennen. Doch ſind die Schlangen jetzt durch die Urbarmachung des Bodens an dieſem Punkt ſeltener geworden. Die gewöhnlichen Schlangen ſind ſchwarz und meſſen 5 bis 6 Fuß, doch wollen die Coloniſten auch ſchon eine geſehen haben, die der indiſchen Boa an Größe gleichkam, wobei freilich die Furcht das Ihrige hinzugefügt haben mag. Wenn man auf der Jagd in das Unterholz eindringt, ſo iſt es am beſten, Beinkleider von ungegerbtem Leder zu tragen. Einige Leute, die aus einem Schiff deſertirt waren, und im Innern des Landes umherſchwarmten, ſtießen auf den Morganfluß, etwa 8 (engl.) M. von Kingscote; da das Wetter heiß war, wollten ſie ſich baden, ihr Hineinſpringen lockte aber eine Menge Waſſerſchlangen herbei, und ehe ſie herauskommen konnten, waren ſie mit Aalen bedeckt.

Dieſe Inſel, ſo wie Vandiemensland und alle ſüdauſtraliſchen Länder ſind reich an Schlangen. Ein Schiffscapitän, der bei Port Lincoln landete, und einen Ausflug ins Innere machte, ſtieß mit ſeinen Leuten auf eine große Schlange, die genau der Cobra di Capello glich. Der Capitän hatte ſie gerne lebendig gehabt, um ſie in einen Käfig einzuſperren, und man warf ihr deßhalb eine Schlinge um den Hals, packte ſie, und ein Matroſe trug ſie fort. Bald aber ſchrie er, die Schlange habe ſich um ſeinen Arm gewunden und mache ihm die größten Schmerzen. Seine Cameraden faßten den Schweif und wollten ſie abwickeln, inzwiſchen aber zog ſie den Kopf aus der Schlinge, und ſtreckte bereits ihre geſpaltene Zunge heraus. Wollte man

den armen Matroſen retten, ſo war keine Zeit zu verlieren, und mit Einem Schlag eines Robbenmeſſers ward das Unthier enthauptet. Der Arm des Matroſen war aber 14 Tage lang ſchwarz und blau; ich ſah die Schlange ſpäter, ſie maß 4 Fuß und hatte die Dicke eines Mannsarmes. Es war eine der giftigſten. Eine kleine Schlange von etwa Einem Fuß Länge und glänzend ſchwarzer Farbe ſoll beſonders giftig ſeyn.

Ein anderes Thier, das ſehr häufig auf der Inſel vorkommt, iſt der Guano; es gleicht in ſeinem Aeußern dem Crocodil, aber der Kopf iſt verſchieden, und gleicht einigermaßen einem Schlangenkopfe. Ich habe welche geſehen, die vier Fuß lang waren; ſie ſind nicht giftig, und fliehen beim Anblick der Menſchen, wenn ſie aber heftig verfolgt werden, ſo wenden ſie ſich gegen den Verfolger um, der dann einen tüchtigen Biß davon tragen kann. Sie ſind ſehr verderblich für junge Hühner, und leben überhaupt ganz von Raub, ſind darum auch ſehr ſchlau und ausnehmend ſchnelle Läufer. Sie ſind von dunkler, bräunlich-grüner Farbe, mit einem grau und ſchwarz gefleckten Bauche. Sie graben ſich in die Erde ein, und werfen eine kleine Erhöhung auf, worin ſie viele Eier legen, die denen der Schlangen gleichen, aber viel größer ſind. Die Eingebornen eſſen das Thier und die Eier, und die Engländer, die gleichfalls davon koſteten, ſagten mir, es ſchmecke wie Hühnerfleiſch. Ich habe Fleiſch von Wallfiſchen, Meerſchweinen, Haifiſchen, Ratten, Katzen und Robben gegeſſen, aber mich müßte der Hunger gewaltig treiben, wenn ich an einem Guano Geſchmack finden ſollte. Dieſe Thiere ziehen ſich, wie die Schlangen, während der Regenzeit in ihre Winterquartiere zurück.

Um meinen Katalog von den eingebornen, kriechenden Thieren der Känguru-Inſel zu ſchließen, muß ich bemerken, daß ſie ſehr reich an Scorpionen, Taranteln, Hunderfüßen, Termiten, Königsameiſen und andern Ameiſenarten iſt.

Bruchſtücke über Cuba.

(Fortſetzung.)

In ſolcher Geſtalt erſcheinen aber nur die Cafetales der wohlhabenden Pflanzer von nicht ſpaniſcher Abkunft. Schon die Zuckerpflanzungen haben viel weniger Einladendes. Die unüberſehlichen Felder des ſechs bis neun Fuß hohen Rohres erſcheinen auf den erſten Blick wie das Geröhrig ausgedehnter Sümpfe; ſie beſchränken die Fernſicht, ermüden durch ihre Einförmigkeit und haben das Anſehen einer großen Verwüſtung, wenn nach der Ernte die zurückgelaſſenen und vertrockneten Blätter zur Düngung des leicht erſchöpften Bodens angezündet werden und weite Flächen mit verkohlten Wurzelenden oder Aſchenhaufen bedeckt liegen. Zwar iſt die Menge ihrer Gebäude ſchon darum größer, weil die Manufactur viele Räume und Maſchinen erfordert, und die Pflanzer entwickeln auch hier nicht ſelten großen Luxus, allein der Reiz der ſchönen Vegetation geht ihnen ab, und nirgends tritt die Sklaverei in widrigerer Form entgegen als hier, wo eine ſehr harte Arbeit Tag und Nacht fortgeht, der Neger gewöhnlich mit vermehrter Strenge behandelt wird und ſelbſt ſeine Lebensdauer eine kürzere iſt. Die Spanier und ihre creoliſchen Nachkommen ſind niemals geneigt, ohne dringende Nothwendigkeit von der gewohnten Sitte abzugehen, und daher lebt mancher reiche Zuckerpflanzer wie ſeine frühern Vorfahren in einer niedrigen Hütte mit Lehmwänden und Palmendach, entbehrt wohl ohne es zu fühlen, im Häuslichen ſehr gewöhnliche Bequemlichkeiten, aber vergeudet ſeine großen Einnahmen im Spiel, dem allen Creolen anhängenden Laſter, bei Beſuchen in den Städten oder durch Galanterien, die, wenn ihr Gegenſtand der Kaſte „von reinem Blute" angehört, vielleicht koſtſpieliger ſind als in irgend einer andern Weltgegend. Am primitivſten verhalten ſich das Leben und die Einrichtungen eines Eingebornen, der, wenn auch Beſitzer reicher Gaue, die Viehzucht betreibt, die vor wenig mehr als einem halben Jahrhunderte den wichtigſten Zweig einheimiſcher Induſtrie ausmachte.

Im Südoſten der Havana liegt ein Landſtrich, der von den der Nordküſte näher liegenden Gegenden ſich ſehr unterſcheidet. Dieſe ſind uneben und von zahlreichen Hügelketten durchſchnitten, die zwar nur an wenigen Orten zu eigentlichen Bergen ſich erheben, aber, von der See aus geſehen, ſo imponirend ſich darſtellen, daß ihnen gemeinlich eine doppelt größere Höhe zugeſchrieben wird, als ſie wirklich beſitzen. Für Zwecke des Landbaues ſind ſie meiſtens unnützlich, denn der ſie bildende Kalkſtein ſteht in unwegſame Klippen zerriſſen ohne Erddecke hervor und Feuchtigkeit erhält ſich nicht auf ihnen, ſondern ſickert durch zahlloſe Spalten oder ſchornſteinförmige Oeffnungen in das Innere, wo oft ſehr geräumige, von Fledermäuſen zu Millionen bewohnte Höhlen ſich vorfinden. Ein mittelmäßig hoher Waldwuchs verdeckt dennoch ihre unfruchtbaren Seiten, wo die Pflanzer noch nicht verwüſtend eingegriffen haben. Wellenförmige Ebenen, ſelten von großer Ausdehnung, liegen zwiſchen dieſen Anhöhen, meiſtens mit Kaffee- oder Zuckerpflanzungen, ſeltener mit Tabak bedeckt, der mehr im Weſten der Hauptſtadt, in der ſogenannten Vuelta de abaxo, der vorherrſchende Gegenſtand des Ackerbaues iſt. Zunächſt der Küſte iſt zwar das Land nicht ſelten ſehr ſandig oder felſig, allein eine Stunde landeinwärts beginnt jener Boden ſich zu zeigen, der wegen des ſtarken Eiſengehalts ziegelroth gefärbt, ſelten mit kleinen Steinen untermengt, und der Erfahrung nach der Kaffeecultur am angemeſſenſten iſt, obgleich er die Eigenſchaft hat, im Sommer zur Steinhärte zuſammenzutrocknen. Auf den Landſtraßen verwandelt ſich dieſe Erde im Sommer in ein ſehr feines Pulver, welches den umherſtehenden Bäumen, den Hauswänden, den Kleidern der Reiſenden und ſelbſt dem Hausgeräth ſein rothes Colorit mittheilt, in der Regenzeit aber zum grundloſen Brei erweicht. Flüſſe ſind nicht zahlreich, aber raſchfließende Bäche durchſchneiden das Land, die in der Nähe der Küſte ſich plötzlich ſo ſehr ausdehnen, daß ſie als Eſteros — Meeresarme — kleinen Segelfahrzeugen zugänglich werden. Der Strand ſelbſt iſt an den meiſten Orten felſig und ſteil, aber dürr und mit einer eigenthümlichen, ſparrigen oder dornigen Buſchvegetation dicht bedeckt. Ungefähr in der Mitte zwiſchen den zwei Küſten verſchwinden jene Hügel, und bis zu dem ſüdlichen Strande

zieht ſich eine flache, an vielen Orten kaum merklich über das Meer erhöhte Ebene. Der Boden iſt entweder ſandig und nur mit einer dünnen fruchtbaren Erdrinde verſehen, oder er iſt ſchwarz und dann zu keiner Jahreszeit völlig trocken, ſondern fähig die üppigſte Vegetation zu ernähren. Auf dem letztern liegen zahlreiche Ingenios, und auf den wie Inſeln oder Landzungen bisweilen untermiſchten Stellen von rothem Lande wird Kaffee, Baumwolle und Tabak wie anderwärts gebaut, jedoch bleiben jenſeits dieſer Ketten von Pflanzungen ſehr ausgebreitete, minder fruchtbare Landſtriche übrig, die zum Anbau ſich wenig eignen. Auf ihnen ſind Bäche ſelten, wohl treten aber Eſteros in Hunderte von Armen getheilt von Süden her tief in das Land. Der Pflanzenwuchs iſt ganz verſchieden. Große Walder umgeben beckenförmige Niederungen, eigentliche Savanen, die während der Regenzeit bis auf wenige hervorragende Anhöhen unter Waſſer ſtehen. Die Baume ſind hoch und kräftig, und da hier weder die Art noch Waldbrände thätig geweſen, tragen die Forſte den erhabenen und ernſten Charakter des tropiſchen Urwaldes. Wenige Schritte verſetzen aus ihrem feuchten Schatten auf die großen, graſigen Ebenen, wo zwar verſtreute Gruppen von Büſchen die Einförmigkeit unterbrechen, aber nur ſelten ein Baum mit dichterer Krone ſich hoch genug erhebt, um Schatten gegen die glühende, in der Mittagsſtunde durch keinen Luftzug gemilderte Hitze darbieten zu können. Graſer und krautartige Pflanzen gedeihen dafür mit Ueppigkeit, und ſelbſt an ſolchen Stellen, wo der Sand faſt nahrungslos erſcheint. Dörfern begegnet man kaum in Tagereiſen weiten Entfernungen; die Niederlaſſungen der Landeigenthümer ſind klein und weit von einander entlegen; die lebhafte Verbindung, das geſchäftige Treiben der nördlichen Diſtricte weicht auf dieſen Savanen einer todten Stille, die nur durch das entfernte Gebrüll der Heerden, oder durch das ſchrille Geſchrei der gelben Aras und weißköpfigen Papagaien unterbrochen wird, die der einſame Reiter von einem fruchtbeladenen Stamm der überall wild wachſenden ſauern Orangen verſcheucht. In der Regenzeit bilden ſich auf dieſen Savanen ſtundenlange Seen, die ſelten mehr als zwei Fuß tief, die Verbindung der wenigen Niederlaſſungen nicht hindern, von dem Fremden aber ohne Führer nicht durchritten werden ſollten, da es ſchwer iſt, in der fernen grunen Gränzwand des Waldes den kleinen Punkt zu entdecken, wo der Pfad auf trockenem Lande ſich weiter fortſetzt. Zahlloſe Waſſervögel, größtentheils mit denjenigen Louiſianas und der Floridas identiſch, ſtellen ſich ein mit dem periodiſchen Regen, aber zugleich mit ihnen auch Schaaren von Stechmücken, über deren Plage man ſonſt in Cuba eben nicht zu klagen hat. Näher der Südküſte verſchwinden die hochſtammigen Waldungen und die Sumpfigkeit des Bodens nimmt ſo zu, daß einzelne Gegenden ſelbſt in der trockenſten Zeit unzugänglich ſind. Zuletzt bezeichnet ein mehrere Stunden breiter Gürtel von Mangle (Mangrove) die Gränze des ſußen Waſſers, wenn auch nicht die Nähe des Meeres, das von dieſen Niederungen aus nicht ſichtbar iſt, oft wegen der Sümpfe in meilenweiten Strecken nicht erreicht werden kann. Zwiſchen den düſtern, aber unabſehlich langen Streifen der Manglewaldung verlaufen labyrinthiſche Canäle, die Niemand kennt als die Schleichhändler und die furchtbaren Piraten, die lange Jahre hindurch in ihnen unaufſindbare Schlupfwinkel beſaßen. Jenſeits der niedrigen und ſumpfigen Küſte liegen zahlloſe kleine Inſeln von ganz gleicher Beſchaffenheit. Sie gehören zu den unter dem Namen der Gärten des Königs (jardines del rey) auf den Karten angegebenen, aber ſelbſt den Bewohnern der Savanen faſt unbekannten Gruppe, die nur von der Seeſeite her in Booten zugänglich, aber vermieden wird, weil ſie nicht minder als die entgegengeſetzten Niederungen Cuba's ſehr ungeſund iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Studium der byzantiniſchen Kunſt.

Hr. Didron, Secretär des hiſtoriſchen Comité's der Künſte und Denkmäler, beabſichtigt eine Reiſe nach Griechenland, um die griechiſch-chriſtliche Religion in ihrer Architektur, Sculptur, Malerei und Liturgie an der Quelle zu ſtudiren. Er will die Diöceſe beſuchen, deren Hauptort Miſtra iſt, das Erzbisthum Athen, die apokalyptiſchen Kirchen von Smyrna, Epheſus, Milet und die Klöſter des Berg Athos. Hr. Didron nimmt zur Aufnahme der Denkmäler zwei Zeichner mit, wovon einer, Hr. Paul Durand, Neffe des gelehrten Monmerqué, von dem Comité der Künſte und Denkmäler mit den graphiſchen Arbeiten beauftragt iſt (Echo du Monde Savant vom 26 Juniue.)

Bemerkungen über die canariſchen Inſeln.

(Fortſetzung.)

In der Claſſe der Vögel muß man zwei Abtheilungen machen; die erſte wird die einheimiſchen oder hier bleibenden Vögel in ſich begreifen; die zweite aber die reiſenden Zugvögel, die von Afrika zu uns kommen, wenn die Winde eine Zeitlang aus Oſten oder Süden wehen. Von dieſen letztern will ich in der hier folgenden Ueberſicht nur die anführen, die ich in verſchiedenen Jahreszeiten ſelber geſehen habe. In meiner Claſſification folge ich der Methode des Conſtant Duméril, nämlich hinſichtlich der Vögel, Mollusken, Fiſche und Inſecten. Bei den Cruſtaceen oder Schalthieren folge ich der Methode des Latreille. (Bekannt iſt Froriep's Verdeutſchung von Duméril's analytiſcher Zoologie, Weimar 1806, in Octav, die vor uns liegt, und deren Methode hier beibehalten wird, da das Werk zu empfehlen iſt. Im franzöſiſchen Original dieſes Schreibens aus Teneriffa iſt dieſe Ueberſicht der Vögel in eine fleißig ausgearbeitete förmliche Tabelle gebracht, die ſich aber in einer deutſchen Zeitſchrift nicht wohl wiedergeben läßt, da der Tabellendruck unbequem iſt, weßhalb wir ſie in eine andere Form brachten, jedoch unbeſchadet des Inhaltes. A. d. Ueberſ.) Einheimiſche oder hierbleibende Vögel ſind zuerſt Raubvögel mit dem Federhals, oder p'umicolles, darunter zwei Arten von Habichten, zwei Arten Sperber und zweierlei Falken. Dann die Familie der Nachtvögel, oder nyctérions, z. B. zwei Arten von Nachteulen, wovon die eine ganz weiß iſt. In der zweiten Ordnung kommen nun die Klettervögel, grimpeurs, zuerſt die Familie der Keilſchnäbel, cunéirostres, z. B. eine Art des grünen Spechtes. Dieſer Vogel wird hier

zu Lande Petz genannt; man kann ihn aber nur in einem eisernen Käfig groß ziehen, denn er zerstört Alles mit seinem scharfen Schnabel um sich her. Er wird jedoch sehr zutraulich; seine Größe ist so wie die der kleinen Drossel in Europa. Die Federn am Kopfe sind sehr lebhaft roth, der übrige Theil seines Körpers ist glänzend schwarz, mit weißen Federn untermischt. — In der dritten Ordnung bieten uns die Schwimmfüßigen oder palmipèdes, in der Familie der Langflügler, makropiera, eine Art der Möven. — Zur vierten Ordnung, hühnerartige Vögel oder gallinacées, rechnet man die Familie der Tauben oder Peristeren, worunter hier zwei Arten von Holztauben, ramiers, deren eine sehr groß ist. Eine Art von Turteltauben, tourterelles, ist dieselbe wie die von Afrika, aber sie nistet auf den canarischen Inseln. Sodann folgt die Familie der Alektriden oder eigentlichen hühnerartigen Vögel: von zwei Arten des Rebhuhnes ist die erste die europäische, oder das rothe Rebhuhn, la perdrix rouge. Die Bewohner der canarischen Inseln nennen die zweite Art: Gangaz; sie ist sehr häufig auf der Insel Lanzerotte, und es ist kein Zweifel, daß sie von Afrika herübergekommen seyn wird, um sich hier anzusiedeln. — Ferner eine Art von Wachteln, dieselbe, die man in Europa zu schießen pflegt. Dieß ist einer der gemeinsten Vögel auf den canarischen Inseln, obgleich die Jagd doch jährlich ungefähr zwei bis dreitausend derselben vertilgt. — Sodann eine Art von Trappen, outardes: sie findet sich jedoch nur auf den beiden Inseln Lanzerotte und Fortaventura, wo sie ziemlich gemein ist. — Die Stelzenfüßler, oder échapiers in der fünften Ordnung, zeigen uns erstlich die Familie der Schmalschnäbler, pressirostres. Ich glaube, in diese Ordnung muß man die Rohrdommeln setzen, les butors, von denen man hier eine Art antrifft.

Die Singvögel, Wandervögel, oder sperlingsartige, les passereaux in der sechsten Ordnung, bieten zuvörderst in der Familie der Zackenschnäbler, crenirostres, eine Art von Amseln, oder merles, dieselbe, die in Europa ist. Eben so in der Familie der Vollschnäbler, plenirostres, auch die gemeine Art von Raben. Es zeigt sich auch ein Vogel, den man hier zu Lande Alcairon nennt, er nähert sich sehr den Holzhähern, geais, oder Mandelkrähen: seine Größe ist wie die der Amseln, sein Kopf sehr aufgedunsen, seine Farbe weißlich blau. Der Alcairon lebt einsam, man trifft ihn auf trocknen Seeküsten an. Er baut sein Nest auf der Euphorbia antiquorum. Die dritte Familie mit kegelförmigen Schnäbeln, conirostres, wozu die Finken, pinsons, bieten eine Art, die abweichend ist von der europäischen; unter den Stieglitzen, chardonnerets, kommt eine Art vor, die nämliche wie die in Europa. Auch unter den Hänflingen, linottes, ist die europäische Art. Von Zeisigen, serins, nur eine Art; es sind die nach den canarischen Inseln benannten Canarienvögel. Von Sperlingen, moineaux, eine Art, mit gelben Federn unter der Kehle. Waldfinken, fringilles, zeigen sich in einer Art, so groß wie eine kleine Wachtel: es scheint mir derselbe, wie der, den ich in der Provence gesehen habe. Nach der Wachtel ist dieser Vogel der häufigste auf den canarischen Inseln. In der vierten Familie, den Pfriemenschnäblern, subulirostres, sind die Meisen, mesanges, davon hier zwei Arten, dieselben wie in Europa. Von Kohlmeisen, marbonnières, nur eine Art. Lerchen, eine Art, es ist die Läuferin, la coureuse. Von Bachstelzen, bergeronettes, eine Art, und zwar dieselbe wie in Frankreich. Rothkehlchen, rouge gorge, eine Art, gleichfalls so wie die in Frankreich. Von Grasmücken, fauvettes, drei Arten, wovon zwei diesen Himmelsstrichen eigenthümlich sind; eine derselben hat einen schwarzen Kopf, und dieß ist der Vogel, dessen Gesang der angenehmste ist. — In der Familie der Dünnschnäbler, tenuirostres, stehen die Klettervögel, grimpereaux, oder Baumspechte, davon eine Art, die europäische, vorkommt. Vom Wiedehopf, huppe, auch eine Art, die europäische.

Die ausländischen oder Zugvögel, voyageurs, bilden eine zweite Classe, wo unter den Raubvögeln wiederum die Federhälse oder plumicolles, z. B. von Falken eine blaue Art von der Größe der europäischen. — Unter den Klettervögeln, in der Familie der Keilschnäbel, sind hier vom Kukuk, coucou, zwei Arten. — Von fremden Schwimmvögeln, in der Familie der Langflügler, zeigt sich nur eine Art von Möven; unter den Seeschwalben, sternes, zwei Arten. Neulich habe ich einen Vogel erlegt, der mir einige Aehnlichkeit mit dem Sturmvogel, l'oiseau des tempêtes, zu haben scheint, der aber wegen der besondern Bildung seines Schnabels vielleicht eine ganz neue Gattung bilden könnte. Seine Nasenlöcher vereinigen sich zu einer einzigen Röhre (tube), die bei dem Anfang des Schnabels einen sehr deutlichen Trichter bildet. Ich besitze diesen Vogel ausgestopft. — In der Familie der Sägeschnäbler, serrirostres, sind unter den Enten mehrere Arten, worunter man eine nankingfarbene, eine andere von schwarzer Farbe und eine dritte braune von der Größe einer Turteltaube unterscheidet. — Nur eine Art von Tauchervögeln oder Greben, plongeons ou grèbes, zeigt sich hier in der Familie der Kurzfittige, uropodes. — Das Hühnergeschlecht, die Familie der Alektriden, oder die vierte Ordnung, liefern eine Art fremder Wachteln, größer als die gewöhnliche Wachtel, und fast weiß (die also bei uns in Europa für eine rara avis gelten könnte. A. d. U.). — Unter den Stelzenvögeln, fünfte Ordnung, ist in der Familie der Breitschnäbler, latirostres, eine Art von Löffelgänsen, spatules. In der Familie der Schneideschnäbler, cultrirostres, sind mehrere Arten von Reihern hierher, hérons, worunter man den kleinen asiatischen Reiher, aigrette d'Asie, und eine andere chocoladenfarbige Art hier unterscheidet. — Von Störchen kommen mehrere Arten zu uns, die sonderbarste ist die, welche krummgebogene Beine hat, jambes arquées. — Unter den Schmalschnäblern zeigen sich zwei Arten des Wasserhuhns, poules d'eau, ou foulques, und eine Art von Strandläufern oder râles. — Die Scharfschnäbler, tercirostres, bilden eine vierte Familie, wozu die Schnepfen, bécasses, doch nur eine Art, so wie die in Europa. Auch von Wasserschnepfen, bécassines, eine Art, und eben so vom Regenpfeifer, plavier. — Fremde Singvögel gibt es hier ebenfalls, z. B. unter den Zackenschnäblern die Drosseln oder Krammetsvögel, grives, eine Art, es ist die kleine europäische Drossel. — Von der Familie der Vollschnäbler gibts eine Art Holzhäher als Zugvogel, merkwürdig wegen ihrer lebhaften schönen Farben, womit sie pranzt. — Von Keilschnäblern, z. B. Staare, etourneaux, eine Art, dieselbe wie in Europa. Auch eine Art des Goldammers, loriot. — Eine graue Art von Bachstelzen ist ein Nachkomme von der Familie der subulirostres. Das Weißschwänzchen, cul blanc, eine Art, ist die europäische. — Von Schwalben sehen wir hier zwei Arten Hausschwalben ankommen, hirondelles, und eine Art Mauerschwalben, martinets. Bekanntlich ist dieß die erlauchte Familie der Flachschnäbler oder planirostres! Die Dünnschnäbler dagegen sind die tenuirostres, z. B. eine Art vom Eisvogel, martin pêcheur.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 193.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

12 Julius 1839.

Zug durch Kurdiſtan.

2. Kurdiſche Dörfer. — Gaſtliche Aufnahme. — Zug übers Gebirg.

Unſere Maulthiertreiber waren beim Aufladen ſehr ſaumſelig, denn ſie hatten die Nacht über im Karawanſerai gehört, die Kurden in dieſer Gegend fürchteten weder Gott noch den Teufel, und wir würden entweder ausgeplündert oder zu Tode gehungert, da es unmöglich ſeyn würde, einen Verkehr mit ihnen zu eröffnen. Nur mit Mühe und mit Hülfe eines Trinkgeldes konnten wir ihre Furcht beſchwichtigen, zogen aus den Thoren von Miandab, wandten uns ſeitwärts über eine Ebene und dann in ein tiefes Thal, das mit rohem Schilf und Gras bewachſen und von einem Bach bewäſſert war, den die Schneeſchmelze auf den Bergen nährte. Bald erblickten wir rechts einige kurdiſche Dörfer, etwas angebauten Boden und einige kleine Heerden. Die Häuſer waren ſchlecht gebaut aus Lehm und gehacktem Stroh, ſehr nieder, mit einer kleinen Thür, um Luft und Licht hinein zu laſſen, und einem dünnen Dache von Riedgras. Andere beſtanden aus zwei Steinmauern mit einem Dach aus dunkelbraunem oder ſchwarzem Filz von Ziegenhaar; auf jeder Höhe der Umgegend ſtand ein Wachtthurm. Dieſe Kurden hatten augenſcheinlich ihren jetzigen Wohnſitz gewählt, um von jedem Reiſenden, der bei ihnen vorüberziehen würde, eine Contribution zu erheben. Unſere Leute, die faſt vor Durſt ſtarben, wollten, aus Furcht vor Plünderung, doch nicht anhalten, mein Mihmandar (Reiſemarſchall) aber und ich ritten auf eines der Häuſer zu, und ein hochgewachſener, ſchwärzlicher Kurde mit einem eigenthümlichen, trotzigen Geſichte gab uns eine Schaale Milch. Er hatte einen langen Schnurrbart und dunkle, durchdringende Augen, grüßte uns mit einer Artigkeit, die von ſeinem abſtoßenden Ausſehen ſeltſam abſtach, und ich ergriff die Gelegenheit, ihn über den Zuſtand der Wege und des Landes zu befragen. „Bei dem gegenwärtigen unruhigen Zuſtande Kurdiſtans, erwiederte er, rathe ich Euch, wohl auf der Hut zu ſeyn, und nicht nach Einbruch der Nacht zu reiſen.“ Wir dankten ihm für ſeinen Rath und ſeine Höflichkeit und zogen weiter, gewöhnlich 4 engliſche Meilen in der Stunde, wonach die Maulthiertreiber ihre Entfernung berechnen; acht bis neun Stunden gelten für eine gute Tagereiſe.

Wir kamen an einer ſtarken Schaar wohlbewaffneter und berittener kurdiſchen Reiter vorüber, deren außerordentliche Kleidung und tout ensemble ſie ſo auffallend von den Perſern, an die wir ſeit ſo langer Zeit gewohnt waren, unterſchieden, daß der Anblick uns ungemein intereſſirte. Ihre Beniſche, Waffen, und Pferdeausrüſtungen glichen mehr denen der Türken, und ihr wildes Ausſehen ſtimmte merkwürdig zu ihrem unſtäten Leben. Dieß war vermuthlich ein Expeditionscorps, und beſtand wenigſtens aus 100 Mann, denen eine Zahl lediger Pferde folgte, wahrſcheinlich um die Beute aufzunehmen. Mein Mihmandar ſagte, nach einer ſolchen Expedition zögen ſich die Kurden mit großer Vorſicht zurück, ſeyen aber ſtets zum Kampfe bereit, bis ſie ihre unzugänglichen Berge erreicht, und ihren Raub in Sicherheit gebracht hätten. Zwei aus dem Zuge kamen zu uns, und fragten mich in einem halb perſiſchen, halb türkiſchen Dialekt, ob wir nach Suleimanieh gingen; „denn, ſagten ſie, wir möchten gleichfalls dieſe Stadt beſuchen, Soliman Paſcha unſern Reſpect bezeugen, und wo möglich ſeinen Kopf zu einem Spielball erhalten.“ Da mir das Ausſehen dieſer Herren nicht anſtand, ſo beſchloß ich, mich durch eine Kriegsliſt aus der Affaire zu ziehen, und rief mit verſtelltem Erſtaunen aus: Suleimanieh! Suleimanieh! Nein wir gehen nach Hamadan, zu einer Abtheilung von Prinz Abbas Mirzas *) Armee zu ſtoßen, die nach Kirmanſchah zieht, von da wollen wir gegen Soliman Paſcha marſchiren, dem wir eine tüchtige Summe Geldes abzupreſſen hoffen.“ Dieß that die gewünſchte Wirkung, ſie machten rechts um, und ſprengten ihren Gefährten nach.

Wir ritten 26 Meilen weit durch ein ſehr fruchtbares und ausgezeichnet gut bebautes Land; die Dörfer waren aber ſo dünn darüber zerſtreut, daß ich erſtaunt war, ſo wenig Land brach liegen zu ſehen. Die Bewohner dieſer Dörfer ſind Landbauer und Hirten, welche Beſchäftigungen nicht immer vereint

*) Dieſe Reiſe wurde nämlich ſchon vor 16 Jahren gemacht, erſchien aber erſt dieſes Jahr im Druck.

ſind: nach dem vortrefflichen Zuſtand der Felder und der Zahl ihrer Schafe und Rinderheerden müſſen ſie ſich in ſehr günſtiger Lage befinden. *) Sie hatten bei weitem mehr guten Boden, als ſie anbauen konnten, und bearbeiteten darum zunächſt nur, was den Dörfern nahe lag. Dieſe waren mit Korn, Wolle, Käſe und Butter reichlich verſehen, und gaben dieſe letztern Gegenſtande an die Reiſenden, von denen ſie ſich, wenn auch nicht gerade immer an Geld, doch ſonſt durch Geſchenke u. dgl. bezahlen laſſen.

Die Thäler, welche dieſen Theil des Landes durchſchneiden, ſind ſtets frei von der heftigen Sommerhitze, und obwohl in einigen abgelegenen Stellen ziemlich kalt, erfreuen ſie ſich doch eines gemäßigten und ziemlich gleichförmigen Klima's. Während des Winters ſind dieſelben mit Schnee bedeckt, und auf den umliegenden Gipfeln verſchwindet der Schnee an einigen Stellen nicht vor der Mitte des Sommers.

(Schluß folgt.)

Bruchſtücke über Cuba.

(Fortſetzung.)

Dieſer an 60 Leguas lange Landſtrich zerfällt in Ländereien, die, der Krone gehörend, noch unbewohnt daliegen, und in große Güter (Eſtancias oder Haciendas de ganado), wo Viehzucht ausſchließlich betrieben wird. Die Grundfläche einer ſolchen Beſitzung beträgt nicht ſelten mehrere Quadratmeilen, allein die eigentliche Niederlaſſung, ſo weit ſie eingezäunt worden, gleicht an Umfang meiſtens nur einem größern Cafetal. Man nennt die letztere den Viehhof (Potrero), und legt ſie immer in Entfernung vom Walde an, der den Heerden keine Nahrung gewährt, vielmehr das Auffinden verlaufener Thiere erſchwert, und das Wildwerden derſelben befördert. Rings um dieſe Fläche zieht ſich ein Zaun aus Stämmen, die bis zur Höhe von acht Fuß über einander gelegt und mittelſt Schlingpflanzen feſt verbunden eine nicht ſelten Stunden lange, im Zickzack fortlaufende Linie bilden, die ein eingeſperrtes Thier weder überſpringen noch durchbrechen kann. Wo der Boden hinlänglich feucht iſt, erſetzen dicht gepflanzte Stämme einer Ampris den Zaun; ſie haben die Eigenſchaft ſchnell Wurzeln zu ſchlagen (daher auf den engliſchen Inſeln der Name „life-wood“) und Stämme von einem Fuß Dicke, an beiden Enden abgekappt, bringen ſchon im erſten Jahre nach ihrer Einſenkung in den Boden zahlreiche Seitenäſte und Kronen hervor. Das zur Anlage des Potrero ſorgfältig ausgewählte Land entſpricht ſtets den Erwartungen. Ein feiner, weicher Raſen bedeckt dasſelbe, und gewährt dem Europäer den ſonſt in tropiſchen Gegenden ſeltenen Luxus eines Lagers im grünen Graſe. Da man die Heerden zu keiner Zeit in Stallungen unterbringt, ſo ſorgt man für Schatten. In der That erinnern dieſe Beſitzungen durch ihre Baumgruppen, ihre Durchſichten und friſches Grün an die Parks unſeres Welttheils, aber an ihnen hat die Kunſt nichts, die Natur Alles gethan. Umſonſt würde die erſtere verſuchen, die Wirkungen hervorzubringen, welche die ihren Namen vor allen andern verdienende Königspalme auf dieſe landſchaftlichen Anſichten ausübt. Der Inſel ausſchließlich angehörend, und aus den Wäldern des Nutzens wegen verpflanzt, ſteht ſie zu Hunderten als ſchönſte Zierde auf den Potreros herum. Sie ſteigt ausgewachſen über hundert Schuhe in ſenkrechter Richtung empor, und trägt eine Krone von glänzend grünen Blättern, die man regelmäßig abſchneidet, und in bewohnteren Gegenden zu nicht unbedeutendem Preiſe als beſtes Deckungsmittel der Dächer verkauft. Die ſchwindelnde Höhe des glatten und ſäulenartigen Stammes hindert dieſe Ernten nicht, denn man erſteigt ihn nach Negerſitte mittelſt zweier die Füße ſtützenden Schlingen, die abwechſelnd höher geſchoben werden. Die abfallenden Früchte von korallenrother Farbe ſind ein vorzügliches Maſtfutter, und der abgeſtorbene, im Innern hohle Stamm, gibt, der Länge nach geſpalten, natürliche Rinnen zu offenen Waſſerleitungen. Ueber die durchrieſelnden Bäche wölben ſich Dalbergien, ſchön belaubte Bäume mit den Blüthentrauben der rothen Akazie unſerer Gärten, oder die Guaſſima, deren ſchleimige Rinde in der Zuckerbereitung von Wichtigkeit iſt. Nirgends erſcheinen die Rieſen unter den Graſern, die 50 Schuh hohen Bambus, ſo ſehr zu ihrem Vortheil, als in der Mitte dieſer unverkünſtelten Natur; der geringſte Luftzug ſetzt die gefällig überhängenden Rohre in Schwankung, und wenn nächtliche Stille über der Gegend liegt, kein anderer Baumzweig ſich bewegt, vernimmt man noch ihr leiſes, geiſterhaftes Rauſchen.

Allein die Schönheit des Bildes erſtreckt ſich nicht weiter. Der Menſch dieſer Landſtriche ſticht in verletzendem Grade von der ihn umgebenden Natur ab. Wie wenig hat er gethan, um ihrer Wohlthaten ſich würdig zu machen durch bürgerlichen Fleiß und ſittliche Bildung! Ihm iſt die Viehzucht das angenehmſte Geſchäft, nicht weil ſie ihm größeren Vortheil bringt, ſondern weil ſie einen ausdauernden Fleiß am wenigſten erheiſcht, und große Ungebundenheit geſtattet. Es iſt kaum glaublich, in welcher rohen Weiſe die Hateros, Beſitzer der kleinen Viehhöfe in den Savannen, leben, aber ſelbſt der reiche Hacendado, auf deſſen ausgedehnten Ländereien vielleicht einige tauſend Nutzthiere weiden, verbringt ſeine Exiſtenz, ohne je das Bedürfniß der Civiliſation ernſtlich zu fühlen, mindeſtens ohne alle Neigung, ihr irgend ein Opfer zu bringen durch Entſagung ſeiner trägen Gewohnheiten. Eine Hütte mit Lehmwänden und niedrigem Palmendach, ohne Fenſter und oft ohne innere Abtheilungen, mit Kühhäuten ſtatt der Thüren, und mit dem unebenen Erdboden ſtatt der reinlichen Flur oder Diele, genügt dem Reichſten, wenn die Abgelegenheit ſeines Beſitzthums ihn vor ſtädtiſchen Beſuchern ſchützt, und hiedurch der Sporn des Stolzes und der Eitelkeit verloren geht, der auf den Spanier in beiden Hemiſphären am mächtigſten einwirkt. Bei ihrer vorherrſchenden Trägheit ſorgen dieſe Menſchen nicht

*) Der kriegeriſche Kurde verachtet den Hirten, ſelbſt der Landbauer ſieht auf ihn als untergeordnet herab, aber die Sorge für die Heerden fällt meiſtens den Weibern und Kindern zu.

einmal für ihre Bequemlichkeit; in ihrem Weſen ſpricht ſich ein ſeltſames Gemiſch aus von weichlicher Arbeitſcheue und auf Abhärtung deutender Bedürfnißloſigkeit. Der Creole des niedrigen Standes lebt in Entfernung von den Städten, ohne irgend einen der Genüſſe eines civiliſirten Volkes, und betrachtet ſie mit großer Gleichgültigkeit. Geſelligkeit herrſcht wenige unter den reichen Hacendados; die Höfe ſind weit von einander entlegen, und in der regnichten Jahreszeit gehört mehr als gewöhnliche Reitkunſt und ein ſehr ſtarkes Pferd dazu, um einige Stunden zurückzulegen, ſo bodenlos verdorben und ſelbſt gefährlich ſind die Pfade durch die Wälder, welche die Savannen von einander trennen. Mit den wenigen zum Betriebe der Viehzucht erforderlichen Sklaven leben die Hateros auf ſehr vertraulichem Fuße; muß man auf der einen Seite die größere Menſchlichkeit dieſes Verhältniſſes anerkennen, ſo kann man ſich auf der andern nicht verbergen, daß aus ihm leicht eine allgemeinere Rohheit entſpringe, die an ſich ſchon aus dem vorherrſchenden Geſchäfte leichter entſteht, als aus dem einfachen Landbaue.

Der Widerwille gegen Annahme der auf vorgeſchrittene Civiliſation deutenden Einrichtungen, wie wir ſie oben von den Cafetales redend beſchrieben haben, rührt nicht allein aus Trägheit, ſondern auch aus Stolz her. Es gibt nicht leicht einen halbnackten Hatero, der ſich nicht für einen „Caballero" hielte, und mitten in einer Wildniß, wo eben nur einige europäiſche Waaren an die alte Welt erinnern, ſonſt Alles den primitiven Zuſtand der Geſellſchaft verrathet, mag man auf alle Vorurtheile und Anſprüche treffen, welche ſonſt nur die Auswüchſe einer ſehr alten Civiliſation ſind. Der caſtiliſche Stolz, ſprüchwörtlich ſeit Jahrhunderten, hat ſich in den Colonien vielleicht nirgend ſo ſehr erhalten, als in dem Innern von Cuba und in Mexico, zwei Ländern, die hinſichtlich der Abſtammung ihrer ſpaniſchen Coloniſten und ihres politiſchen Standpunkts viele Aehnlichkeit beſitzen. An den Küſten der Inſel, zumal in dem ganzen weſtlichen Diſtricte, haben ſich die höheren Claſſen der eingebornen Bevölkerung mit den ſehr zahlreichen fremden Coloniſten und Kaufleuten verſchmolzen, aber im Innern beſteht noch viel von jener Nationalität, welche zwar manche lobenswerthe Seite, aber auch manche Schwächen darbietet, aus welchen der geſellige Zuſtand und die politiſchen Schickſale der ſpaniſchen Colonien in Amerika ſich mühelos erklären laſſen. Der Landmann im Innern der Inſel, der eigentliche Montero, iſt allerdings verwildert zu nennen, und die ärmſten der Hateros ſind wenig civiliſirter, als die roheſten Gauchos der Pampas, aber ſie ſind es nicht allein durch eigene Schuld. Es iſt Sitte geworden, die ſpaniſche Regierung gegen die Anklagen der abſichtlichen Vernachläſſigung moraliſcher Intereſſen in den Colonien in Schutz zu nehmen; man hat die glänzenden, wiſſenſchaftlichen Anſtalten von Mexico, Bogota und ſelbſt Quito angeführt, allein vergeſſen, hinzuzuſetzen, daß dem Landvolke von Chile bis Neumexico nirgends nur ſo viel Gelegenheit zur Erhaltung einer gewöhnlichen Bildung ernſtlich geboten wurde, als gegenwärtig in den meiſten Ländern des mittlern und nördlichen Europa's. Aus dem Montero wäre viel zu machen geweſen, denn daß ſelbſt ſein erblicher Fehler, die Trägheit, nicht unbeſieglich iſt, hat das Beiſpiel aller derjenigen bewieſen, die in den durch den Handel zunächſt berührten Diſtricten leben, und, dem Beiſpiele der fremden Anſiedler folgend, gewerbfleißigere Gewohnheiten angenommen haben. Sie ſind großer Anſtrengungen fähig, wenn anders die Arbeit mit ihren Neigungen übereinſtimmt, und ſcheuen dann kein Ungemach; allein man hat ſie weder aufgemuntert, noch auf ihren Vortheil aufmerkſam gemacht, und eine oder zwei große Unternehmungen, welche der Inſel ſehr vielen Nutzen verſprechen, und in einem großen Theile des Innern die Induſtrie beleben, ſind in der neueſten Zeit begonnen worden, und zwar von Fremden ausgegangen. Der Montero verbirgt unter äußerer Apathie einen ſehr kräftigen Charakter, und bedarf nur der Erziehung, um Tüchtiges zu leiſten. Er iſt nicht ohne Bürgertugenden, denn in den meiſten Fällen iſt er ein guter und ſchonender Gatte, ſo wie ſehr zärtlicher Vater; Zänkereien, häuslicher Unfrieden, Nichtachtung weiblicher Rechte wird man kaum jemals in einer ſolchen Familie beobachten. Der Mann des niedrigſten Standes ſpricht von ſeiner Frau nie anders, als unter dem Namen der „Señora," und der Fremde bemerkt mit Verwunderung, daß ſtarke Züge der freilich ſehr übertrieben dargeſtellten ritterlichen Galanterie der Spanier ſich unter einfachen creoliſchen Landleuten erhalten haben.

(Fortſetzung folgt.)

Bemerkungen über die canariſchen Inſeln.

(Schluß.)

Nun zu den kriechenden Thieren, Reptilien oder Amphibien! Hier bietet die Familie der Ophidier oder Schlangen keine einzige Art dar, was freilich auffallend iſt in einem ſo warmen Land. Unter den Eidechſen oder Sauriern findet man dagegen deſto mehr, und zwar eine Menge verſchiedene Arten von platten Eidechſen, lézards-lacertæ. Die Froſchfamilie, die Batrachier, bevölkern dieſe Inſeln mit zwei Arten, dem grünen und grauen Froſch.

Fiſche. Der Theil des atlantiſchen Oceans, der unſere canariſchen Inſeln beſpült, iſt überflüſſig reich an Fiſchen. Die Verſchiedenheit ſowohl wie die Eigenthümlichkeit der Arten, die man längs den Küſten fängt, beweiſt, daß die canariſchen Inſeln in einer der Zonen liegen, die für das Studium einer eben ſo nützlichen, als intereſſanten Thierclaſſe am günſtigſten ſind.

Die Claſſe der Molusken oder Weißfiſche enthält einige ſeltene Arten. Unter den Kephalopoden oder Kopffüßlern findet man folgende: des Poulpes, des Seiches et des Calmars. Man fängt zuweilen auch den Papiernautilus, nautilus papyraceus. In der Ordnung der Gaſteropoden, Familie der Dermobranchien, ſieht man die Doris, Eloiden, Patellen, Ormiers und Chitons oder Oscabrions, Käfermuſcheln. — Unter den Adelobranchien der Gaſteropoden findet man viele Colimaçons, Escargots, einige Nérites und eine ſehr ſonderbare Schnecke, die in dem feuchten Erdreich lebt. Dieß merkwürdige Thier hat das Anſehen der Schnecke ohne Gehäuſe; wenn

man aber die klebrige Haut, die sie bedeckt, wegnimmt, so entdeckt man eine innere Schale oder Gehäuse (coquille), das die zartesten Organe zu beschützen scheint. — Die Familie der Siphonobranchien unter den Gasteropoden enthält einige Kinkhornschnecken, buccins, eine Art von Schraubenschnecken (de vis) und zwei Arten von Cypräen oder Porcellanschnecken. — Unter den Acephali, oder Kopflosen, findet man hier bei uns Austern und Pilgrimme, huitres et pélerines. — Endlich liefern die Brachiopoden oder Armfüßler uns sogenannte Balaniten oder Meereicheln, Eichelmuscheln, und Anatifen oder Fußzehen — anatises ou poucepieds (anatifera pollicipes. Linn.) — Im Ganzen genommen sind die Küsten der canarischen Inseln wenig geeignet für die Mollusken mit Muschelgehäusen, wegen der vielen Seeklippen, Laven und steilen Felsmassen, die sie umgeben. — Die Classe der Schalthiere oder Crustaceen liefert uns eine große Menge von Arten, worunter man sehr seltene und einige noch nicht beschriebene findet. — In der Familie der Decapodes brachyures enthält das Geschlecht der Krabben (cancer Linn.) eine unendliche Menge Arten, unter welchen man schwimmende Krabben, krummgebogene, kreisförmige, elliptische, viereckige, dreieckige und Meerspinnen, inachus L., unterscheidet. Die Familie der Décapodes macroures versieht uns reichlich mit Flußkrebsen, mehrern Einsiedlern oder St. Bernhardskrebsen, Hummern und Heuschreckenkrebsen (langoustes). Unter dieser letztern Gattung bemerkt man die Art mit großen platten Fühlhörnern oder Antennen, in Gestalt von Spachteln. — Von der Ordnung der Stomapoden fängt man Mantelkrebse, mantes de mer, cancer Mantis Linn. — Von der Ordnung der Amphipoden sieht man mehrere Krabben der See und des süßen Wassers, oder chevrettes. — Das Geschlecht der Isopoden zeigt Kellerasseln, Fischläuse und Asseln, cloportes, poux de poissons, et aselles. — Endlich findet man in der Sippschaft der Branchiopoden kleine Arten, die man auch in Europa antrifft, und andere, welche diesen Himmelsstrichen eigenthümlich sind.

Insecten. Die Sammlungen in meinem Besitze dienten mir als Führer bei der Aufzählung der Crustaceen, Mollusken und einiger Vögel; bei den Insecten würde es aber zu weit führen, alle die Arten zu nennen und zu beschreiben, die ich zu sammeln so glücklich gewesen bin. Ich will mich daher begnügen, die hauptsächlichsten anzuzeigen, und in die Ordnungen zu stellen, wozu sie gehören. — In dem Geschlechte der Ungeflügelten, Aptera, ist die Familie der Spinnen sehr zahlreich. Man findet eine Art von der Gattung der Tarantelspinnen, deren Biß sehr giftig ist. — In der Familie der Tausendfüße findet man an den Südküsten von Teneriffa Skolopendren von 1 Fuß Länge und 1 Zoll breit!! (Salamandreen?). Die Ordnung der Zweigeflügelten, Diptera, bietet nur wenig Gattungen dar. In der Familie der Skleroſtomen sieht man einige nichtige Arten von Schnaken (cousins, Mücken; zwei Arten von asiles, Raubfliege, asilus, und die Kamel-Laus, l'hippobosque des chameaux, die, wie ich glaube, nicht bekannt war. Die Familie der Sarkoſtomen gibt Stoff zu wenig Beobachtungen. Zwei Arten von Fliegen, mouches, die ich in Amerika gesehen zu haben meine, und eine Art von Syrphe. Das Geschlecht der Wasserfliegen, hydromyes, zeigt einige schöne Tipulä. — Die Ordnung der Lepidoptera, Schmetterlinge, ist ziemlich zahlreich an Nachtschmetterlingen. Der Sphinx tytimali, le rayé (der gestreifte Schmetterling), die vergoldete Phaläna und die mit silbernen Punkten sind die Arten, die sich am meisten auszeichnen. Die Tagfalter sind in geringerer Anzahl vorhanden; man findet den Vanilleschmetterling, den Citronenvogel, den Elitus, einen kleinen sehr merkwürdigen Argus, und einen ganz neuen Schmetterling, hier zu Lande Moro indiano genannt. In der Ordnung der Vierflügler, Hemiptera, ist die Gattung Punaise, Wanze, cimex Linn., leider sehr ausgebreitet; ich besitze 28 verschiedene Arten von Wanzen!! Man findet auch drei Arten von Wasserskorpionen, Nepes — Nepa L. — Die Abtheilung der Hymenoptera zeigt nur zwei merkwürdige Ichneumons: ein schwarzer und der andere rosenroth mit Moschusgeruch. — Die Gruppe der Neuroptera enthält mehrere Arten von hübschen Libellen, libelules, Wasserjungfern. In der Sippschaft der Orthopteren findet man vier Arten von Schaben, Blattes, vier Arten Mantis (mantes), eine Art von Truxale, eine Maulwurfsgrille (grillon taupe, die sehr verwüstend und räuberisch ist) und mehrere Arten von Grashüpfern oder Heupferden, sauterelles.

Die Abtheilung der Käfer, oder Koleoptera, hat fünf Arten Kornwürmer, charançons, curculio Linn.; eine derselben ist sehr merkwürdig und findet sich auf der Pflanze Cocalia kleinia. Ich habe ihn den Capucinerkornwurm genannt, le charançon capucin. — Ferner fünf Arten von Holzböcken, capricornes — cerambyx Linn., und darunter den cerambyx aser L. — Ferner eine andere kleinere Art, die auch auf der Cocalia kleinia und auf dem Sempervivum canariense lebt. Sodann vier Arten hydrophiles; zehn bis zwölf Arten von Skarabäen, worunter man den heiligen findet (Scarabæus sacer L., heilig bei den Aegyptiern und oft in Stein geschnitten). — Dann mehrere Arten von Laufkäfern, carabus; eine neue Art von Stachelkäfern oder chataigne, hispa L., auf den Blättern einer Cistenrose (cistus). Zwei Arten von Staphilinen. Eine Art von spanischen Fliegen oder Kantharіden. Endlich noch ein ganz neues Geschlecht, genre pinus Larix, welches ich unter der Rinde des Lärchenbaumes gefunden habe, und welches den Uebergang von den Lucanis zu den Scarabæis zu bezeichnen scheint. — In den andern Geschlechtern sind die Arten, die man antrifft, fast alle auch dem europäischen Welttheil angehörig.

Thierpflanzen oder Zoophyten. In dieser Classe findet man einige schöne Madreporen, zwei Arten von sehr merkwürdigen See-Igeln (d'Oursins), eine Menge Seesterne, worunter man auch das Medusenhaupt bemerkt. Die Seefedern werden in der Bai von St. Croix in großer Menge gefischt.

Dieses ist meine flüchtige Uebersicht der thierischen Erzeugnisse der canarischen Inseln. Sie gibt nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von der eigentlichen Naturgeschichte derselben; indeß die schnelle Abreise des Schiffes, meine täglichen Geschäfte und meine nicht großen Kenntnisse erlauben mir nicht mehr hinzuzufügen. Mit einer andern Gelegenheit will ich gern, wenn es gewünscht wird, alle Erfahrungen mittheilen, welche eine sechsjährige Beobachtung über die Geologie dieser Inseln, über ihre Temperatur und die verschiedenen atmosphärischen Veränderungen, die sich kundgeben, mir hat verschaffen können, und dann werde ich auch versuchen, von den reichen Schätzen des Pflanzenreichs auf die genaueste Weise Kenntniß zu geben, theils durch meine Beschreibungen, theils durch wirkliche lebendige Probe-Exemplare, die ich zu übersenden mich erbiete.

S. Bertheiot,
Doctor und Professor in Orotava auf der Insel Teneriffa.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 195.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

14 Julius 1839.

Ueber das jetzige und frühere Niveau Aegyptens.

Dieß iſt der Titel einer Abhandlung des bekannten Forſchers in den agyptiſchen Alterthümern, Hrn. J. G. Wilkinſon, und wir theilen nach dem Athenäum (29 Junius d. J.) einen Auszug aus derſelben mit, da manche darin aufgeſtellte Sätze gegen die bisherigen ziemlich allgemeinen Annahmen ſtreiten. Eine der hauptſächlichſten iſt, daß das Delta Aegyptens ſeit der hiſtoriſchen Zeit ziemlich bedeutend ins Meer vorgerückt ſey; dieſem widerſpricht aber die Lage alter Städte, welche, wenn dem ſo wäre, jetzt weit landeinwärts liegen müßten. Die Angabe Homers, daß die Inſel Pharos von „Aigyptos“ eine Tagfahrt entfernt ſey, erklärt Hr. Wilkinſon dahin, daß unter Aigyptos nicht das Land der Aegypter, ſondern der Nil verſtanden geweſen ſey. Eine zweite, noch verbreitetere, und ſcheinbar auch begründetere Meinung iſt, daß die Ueberſchwemmung jetzt nicht mehr ſo weit ſich verbreite, als früher. Dieß mag wahr ſeyn, ſo weit die ſchlechtere Unterhaltung der Canäle daran Schuld iſt (wodurch aller Wahrſcheinlichkeit nach auch die Iſolirung der Oaſe von Fayum herbeigeführt wurde), aber in anderer Beziehung iſt es nicht wahr. „Es iſt augenſcheinlich, ſagt Hr. Wilkinſon, daß wenn das Bette des Fluſſes, ſo wie die anſtoßenden Ufer, um zehn Fuß ſich heben, das Waſſer natürlicher Weiſe in horizontaler Richtung viel weiter über den Abhang gegen die Küſte hin fließen muß, über welche der Alluvialniederſchlag ſich ausbreitet. Daß der Fluß und das Land merklich ſich erhöhen, zeigt ſich an den alten Denkmälern, die bei ihrer Errichtung über dem Niveau des Nilſchlammes und der Ueberſchwemmung ſtanden. Dieß erſieht man namentlich aus der Lage zweier Koloſſe auf der Ebene von Theben, deren Piedeſtale nicht auf dem Alluvialboden, ſondern auf dem Sande der Wüſte ſtehen, und jetzt 6′ 10″ bis 7′ unter dem angebauten Erdreiche begraben liegen; noch mehr zeigt ſich dieß an einer Gruppe von Statuen in einiger Entfernung hinter dieſen Koloſſen, die gleichfalls jetzt bis um die Mitte im Alluvialboden begraben liegen. Die Entfernung der Koloſſe von den Statuen beträgt 300 Fuß, die erſtern ſind 7′, die letztern 5′ 3″ tief vergraben, was 1′ 9″ oder durchſchnittlich etwa 20″ auf 300 Schritte für den allmählichen Abhang des Bodens gibt, über den der Nilſchlamm ſich ausbreitet. Aus dieſen und andern Beobachtungen kann man den Schluß ziehen, daß der Boden in 1700 Jahren ſich durch den Nilſchlamm bei Elephantine am erſten Katarakt um 9 Fuß, bei Theben um etwa 7, bei Heliopolis um 5′ 10″ u. ſ. w. gehoben hat, daß alſo dieſe Erhebung gegen die See zu wegen der größern Ausbreitung des Delta's immer ſchneller abnimmt. Die Höhe der Ufer und die Senkung des Landes im Innern ſind bezeichnet durch die Dämme, welche in Einem Niveau mit dem Ufer beginnen, in horizontaler Richtung ſich weiter erſtrecken, und oft nahe am Rande der Wüſte 12 bis 15 Fuß ſich über das Land erheben.“ Auch die gewöhnliche Anſicht über den Einbruch des Sandes ſcheint ausnehmend übertrieben. Der Sand macht Eingriffe ins Land von der Weſtſeite her, da wo Thäler gegen die Wüſte ſich öffnen; dieß iſt aber ein ſehr geringer Theil gegen die Geſammtoberfläche des Landes, und aus einem Vergleich der Ausdehnung des Alluvialniederſchlags und der theilweiſen Einbrüche des Sandes ergibt ſich, daß die wohlthätigen Wirkungen des erſtern den Schaden des letztern weit überwiegen, und daß jetzt mehr Land anbaufähig iſt, als je früher.

Die Durchſchnitte quer durch die Wüſte nach dem rothen Meer zeigen das allmähliche Aufſteigen aus dem Nilthal gegen Oſten, bis man die Höhe einer ziemlich weiten Bergebene erreicht, von der alle Thäler und Gewäſſer ſich öſtlich gegen das rothe Meer, und weſtlich gegen den Nil wenden. Da wo die Urkette mit den ſecundären Gebirgen zuſammenſtößt, iſt der Abfall gegen die See gewöhnlich kürzer und raſcher, aber der allgemeine Charakter iſt derſelbe. Auf der libyſchen Seite iſt ein ähnliches Aufſteigen bis zur Höhe der Kalkſteinkette, welche das ausgedehnte Tafelland dieſes Theils von Afrika bildet. Die Oaſen ſind nichts als Senkungen in dieſer Bergebene und zwar von ungleicher Tiefe. Die kleine Oaſe liegt viel höher als die große, woraus man ſchließen kann, daß die Quellen der erſtern aus einem viel ſüdlicher liegenden Theile des Nils kommen, wo das Niveau des Fluſſes höher iſt. Das Waſſer des Nils dringt zur großen Oaſe durch, vermittelſt eines Thonlagers, das ſeine Grundlage bildet. Der einzige Unterſchied

in den Quellen der großen und kleinen Oase ist, daß die der letztern eine weit ausgedehntere Thonschichte durchlaufen müssen, ehe sie die höher gelegene kleine Oase erreichen.

Bruchstücke über Cuba.

(Fortsetzung.)

Auf den größern Estancias beschäftigt man sich ausschließlich mit Pferde- und Rindviehzucht; der kleine Hatero, dem es an Mitteln gebricht, legt sich, zumal in der Nähe eines Hafens, häufig auf die Zucht des Borstenviehs. Schafheerden sind sehr selten, denn das Land mit seiner Feuchtigkeit und üppigen Vegetation eignet sich nicht für diese Thiere; die im Sommer trockene und halbverdorrte Savane ist in der Regenzeit ein Landsee, und die Wälder bieten den Schafen keine Nahrung. Man hält diese auch nur zum Schlachten und füttert sie mühsam heran in den Pflanzungen der Fremden, so mager sie in der Regel auch bleiben; ihre Wolle ist werthlos und grob. In neuern Zeiten kam das sogenannte Bahamaschaf von New-Providence herüber, eine Spielart des englischen Schafes, allein nur an den Küsten Cuba's gibt es Ländereien, so kahl, trocken und salzreich, wie in jenem Archipel, und daher beschränkt sich die Verbreitung auf wenige Niederlassungen. Eigentlichen Fleiß widmen die Estanceros nur der Zucht der Pferde, nicht dem Rindvieh, das sich selbst überlassen ist und so fortpflanzt. Wirklich ist aber auch das einheimische Pferd der Aufmerksamkeit werth, denn wenn auch nicht schön nach den im nördlichen Europa geltenden Ansichten, so besitzt es doch einen stark ausgesprochenen Racencharakter und manche in dem Klima der Insel äußerst schätzbare Eigenschaften. Man sagt, daß es unter allen in den spanischen Niederlassungen vorkommenden Spielarten der andalusischen Race am treuesten geblieben sey. Die Größe ist nur eine mittlere; der Körper ist verhältnißmäßig zur Höhe der Stellung kurz zu nennen; die Hintertheile zeigen eine volle Abrundung; der starke, aber etwas kurze, Hals ist sehr gewölbt, der Kopf klein, die Stirne breit, die Augen liegen tief, sind beschattet durch hervortretende Stirnknochen, und blicken mit vielem Feuer umher; an den Füßen fällt anfangs die Stärke und eine gewisse Unzierlichkeit auf, indessen sind beide nicht Folgen einer Vernachlässigung, wie sie an dem Hufe sich zeigt, dem man flach zu werden und in die Breite zu wachsen erlaubt; Mähnen und Schwanz sind sehr stark und lang, und werden nie verstümmelt. Das ganze Thier hat ein rundes, kurzes Ansehen, allein man erkennt leicht seine Muskelkraft in jeder Bewegung und das innere Feuer aus der stolzen und schönen Haltung. Zwar gibt es Braune und Schimmel, doch ist die vorherrschende Farbe bald fahles Gelb, bald helles Rothgrau, mit dunkelschwarzen Mähnen und Schwanz. Man hält die so gefärbten Thiere für ächte Repräsentanten der Race und bezahlt sie besser als andere. Die Fremden in den Städten allein lassen ihre Pferde bisweilen beschlagen; auf dem Lande ist das Handwerk eines Hufschmieds unbekannt, doch hindert dieses nie die Zurücklegung langer Reisen auf scharfen Kalkfelsen oder durch die morastigen Ebenen des Südens. Der Gang aller ist der berühmte spanische Paß, eine schnelle, und dabei für den Reiter in diesem Klima die angenehmste und am wenigsten ermüdende Bewegung, die keineswegs immer eine eingelernte ist, wie Fremde zu glauben geneigt sind, sondern als natürliche schon an den Fohlen bemerkt werden kann. Manche Paßgänger überholen den schärfsten Traber, und würden diesen innerhalb einer Stunde ermüden; aber selbst die gewöhnlicheren Pferde des Landes legen die Legua (20 = 1°) in 25 bis 30 Minuten zurück, eine Schnelligkeit, die an sich zwar nicht groß ist, aber Bedeutung erhält, wenn man weiß, daß sie während einer Tagereise von 12 bis 15 Leguas auf den unwegsamsten Pfaden nachhält. Die Eingebornen reiten zur Abwechslung vom Paß einen Handgalopp und legen auf diese Weise in kurzer Zeit sehr große Entfernungen ohne Ermüdung zurück. Ihre Reitkunst im europäischen Sinne mag keine große seyn, aber um so merkwürdiger ist ihr Gleichgewicht. Der Sattel des Montero hat in den spanischen Colonien mit Ausnahme einiger Gegenden von Mexico nicht seines Gleichen. Vier einen Fuß dicke, wohlgepackte, an den Enden abgestutzte Rollen von Stroh, der Länge nach mit Faden geschnürt, bilden das Gestell. Ueber sie breitet sich eine gepolsterte Lederdecke, die hinten und vorn bunt verzierte Sattelbogen trägt; eine zweite Decke folgt, und ein breiter Gurt befestigt diesen unförmlichen Apparat, der stets ohne Steigbügel, nur mittelst Voltigirens vom Reiter erreicht wird. Mit weit gespreizten Beinen, aber dennoch sicher, galoppirt dieser über Stock und Stein, und hat es mit der Erreichung des Zieles keine Eile, so setzt er sich wohl in die Quere, raucht bequemlich die papierne Cigarre, deren kunstgemäße Drehung zwischen den Vorderfingern nicht eben leicht zu lernen ist, oder greift nach der Guitarre mit Metallsaiten, um in einem reimlosen Gesange und nach einer Melodie, welche die Fesseln des Tactes nicht anerkennt, irgend eine aus den nächsten Umgebungen entsprungene Idee einzukleiden, und die Langweiligkeit des Weges zu vergessen. Auf den von Creolen zugerittenen Pferden hat ein solches Experiment nichts Gefährliches, denn die meisten sind an strengsten Gehorsam gewöhnt, obgleich Hengste, indem die allgemeine Sitte gebietet, daß Weiße nur solche reiten. Sie haben nur Einen Fehler, denjenigen der Kampflust und Unverträglichkeit, unter welchem der fremde Vorüberreitende eben so leicht leiden kann als sein Thier, ein sehr eigenthümlicher Zug vieler Hausthiere in Cuba. Die ächten spanischen Doggen, die sogenannten Bluthunde, dulden kaum Individuen einer andern Race auf demselben Gehöfte; häufig ziehen sie des Nachts aus, um die Wächter benachbarter Pflanzungen anzufallen, und in den gelieferten Gefechten bleiben nicht selten Todte auf dem Platze. Von den Katzen, die übrigens fast ohne Ausnahme einen dunkelgrauen Pelz besitzen, und auf dem Lande, bei ihrer Neigung nach den Wäldern zu entfliehen, schwer zu erhalten sind, sagt man dasselbe. Bisweilen bringt man Pferde von den Vereinigten Staaten nach der Insel, allein obgleich größer und zum Theil auch schöner als die einheimischen, kommen sie diesen weder an Ausdauer noch an Sicherheit des Ganges gleich. Die Preise der letztern sind je-

doch hoch, denn acht bis zehn Unzen (Dublonen 1 = 17 Peſos) kauft man nur ein Pferd von mittelmäßiger Güte. Für den Gebrauch der ſchwarzen Correos hält man auf den Pflanzungen Stuten, die ſelten mehr werth ſind als 20 bis 30 Peſos, oder wohl auch eine kleine, ſehr ſtruppige Art von Maulthieren.

Zum Transport von leichtern Dingen dienen Packpferde, man nimmt hiezu die unanſehnlichſten Thiere, die, auf den Pflanzungen der Vorſorge eines Negers überwieſen, meiſtens ein ſchlimmes Loos haben, aber ſorgfältiger gepflegt Beweiſe von außerordentlicher Kraft ablegen. Wo die Wege ſo grundlos verdorben ſind, daß ſelbſt die Ochſenkarren mit verdreifachter Beſpannung ſtecken bleiben, arbeiten jene geduldigen Thiere ſich mit Ladungen durch, die in zwei große Körbe (Serones) zu beiden Seiten vertheilt, zwiſchen zwei und drei Centner wiegen. Beſondere Pflege erhält übrigens kein Pferd, Putzen iſt ganz ungewöhnlich, doch waſcht man werthvolle Thiere in der trockenen Zeit täglich wenigſtens einmal. Die Aehren und die grüne Staude des Mais, Guineagras oder das minder nahrhafte Bermudagras ſind das Futter der Reitpferde; die zum Laſttragen beſtimmten müſſen ſich in den trockenen Monaten mit dem Unkraut begnügen, das an den Waldrändern emporwächst. In den Eſtancias bleiben die Pferde ſich ſelbſt überlaſſen, und nähren ſich von dem Graſe der Savanen; in der unfruchtbarſten Zeit nimmt man ſie in die Potreros auf, wo ſie eine geſchonte Weide finden. Bleiben die Regen lange aus, ſo wird auch dieſe erſchöpft, und die Eſtanceros füttern dann mit den Zweigen eines gewiſſen Baumes oder mit Maisähren, die jedoch oft einen ſehr anſehnlichen Preis haben und nur angebundenen Pferden gegeben werden können, indem der Genuß von Waſſer auf jene Körner — wir wiſſen nicht mit welchem Rechte — allgemein für äußerſt gefährlich gehalten wird.

Pferdezucht gefällt den Creolen um ſo mehr, je weniger ſie es lieben und für anſtändig halten, irgend einen längern Weg zu Fuße zurückzulegen. Der gewöhnlichſte Handwerker, der Maurer oder Zimmermann, kommt reitend auf der Pflanzung an, wo ihm eine Arbeit übertragen worden iſt, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß man während ſeines Aufenthaltes ſein Pferd verpflegt. Die Eſtanceros verwenden viele Sorgfalt auf die Erhaltung guter Racen, und ſchätzen ausgezeichnete Thiere in ſo hohem Maße, daß ſie ſich weigern, dieſelben zu verkaufen. Für das erprobte Reitpferd ſorgt der Landmann mit vieler Zärtlichkeit, aber er ſtraft ſeine Widerſpänſtigkeit mit großer Strenge mittelſt des metallenen Halbringes (Cabezon) der über der Naſe angebracht, hinten mit Riemen befeſtigt, inwendig ſcharf gezähnt iſt und das fehlende Gebiß vollkommen erſetzt, indem es bei irgend heftigem Anziehen der Zügel die Haut ſogleich blutig reißt. Die Fremden haben zuerſt des gewöhnlichen Zaumes ſich bedient, aber die Landleute geben ihrem alten Apparat den Vorzug, weil ſeine Anwendung dem unbändigen Pferde ſtets ſchmerzhaft bleibt. Die Heerden der Pferde ſtreifen im Sommer frei auf den Savanen der Eſtancias herum, allein in der Regenzeit bringt man ſie in die Umzäunungen, indem dann, zumal in der Nähe der Südküſte, die Alligatoren die Ueberſchwemmungen benutzen, um landeinwärts zu gehen und den Fohlen nachzuſtellen. Sie ſollen ſich nach dem Berichte der Landleute langſam zwiſchen die Heerden ſchleichen, jüngern Thieren durch einen plötzlichen Schlag mit dem breiten und ſehr kräftigen Schwanze die Beine zerſchlagen, um ſich ihrer leicht zu bemächtigen, und überhaupt viel kühner und gefährlicher ſeyn, als man durch alte Vorurtheile verführt, von ihnen, dem ſogenannten kleinen Kaiman Weſtindiens, annimmt.

(Schluß folgt.)

Ueber die Beſitzungen der Portugieſen in Oſtafrika.

Zweiter Artikel.

(Nach Seb. Xav. Botelho.)

Was wir bisher aus ſchriftlichen Berichten, und dem, was der neueſte portugieſiſche Hiſtoriker José Accurſio das Neves zuſammengetragen, über die oſtafrikaniſchen Beſitzungen der Portugieſen mitgetheilt, iſt noch immer höchſt unvollkommen, und wenig belehrend ſowohl für die Geographie als für die Statiſtik, ſo daß der neueſte Schriftſteller und Verfaſſer der ſtatiſtiſchen Memoiren über jene Beſitzungen, Sebaſtiao Xavier Botelho, welche im Jahre 1835, alſo ſpäter als das Werk von Accurſio das Neves, herauskam, ſelbſt geſteht, daß man gegenwärtig faſt noch eben ſo weit in der Kenntniß dieſes Theils von Afrika zurück ſey, als zur Zeit, wo man es entdeckte und in Beſitz nahm; denn alle ältern Schriftſteller und Berichterſtatter hätten nur ſtets mit der größten Genauigkeit die heroiſchen Thaten der Portugieſen beſchrieben, und ſich darin gefallen, ſie Schritt vor Schritt darin zu begleiten, ohne auch nur die geringſte Aufmerkſamkeit dem Lande zu ſchenken, worin dieſe Thaten verrichtet wurden, und auf die Art ſeyen die Portugieſen noch eben ſo fremd in ihrem eigenen Hauſe, wie in einem fremden, was ſie noch nie betraten, ja was noch mehr iſt, daß man noch nicht einmal eine gehörige exacte Karte der Häfen jenes Landes beſitzt, geſchweige denn über das Innere. Die einzige, welche exiſtire, ſey auf Befehl des Gouverneurs Pedro de Saldanha durch einen ganz gewöhnlichen Steuermann aufgenommen, und dieſe wimmle von Fehlern, ſelbſt in den Breiten habe ſich derſelbe geirrt. Die Route zur See von Pimentel, die in Hinſicht der pittoresken Beſchreibungen der Küſten ſo vorzüglich ſey, zeige aber die größten Irrthümer, wenn es ſich um die wahre geographiſche Lage handle, und beſonders in Hinſicht der Länderſtriche des Innern. Nehme man die Werke des Joao de Barros, Diego de Couto und Faria de Souſa und anderer vaterländiſcher Schriftſteller, wie Fernao Lopes de Caſtanheda in ſeiner Hiſtorie von Indien, Damiao de Goes, Don Jeronimo Oſorio, den Pater Joao Lucena u. ſ. w. zur Hand, ſo finde man hierin nur Sagen aufgezeichnet, die durch nichts conſtatirt würden, und von deren Unwahrheit ſich ein Augenzeuge leicht überzeugen könne. Botelho zählt nur eine Menge Irrthümer auf, worin dieſe Schriftſteller verfallen ſind, und ſchließt damit, daß Alles, was man in fremden Sprachen über das portugieſiſche Oſtafrika geſchrieben, nur das Nachbeten aller Irrungen der portugieſiſchen Schriftſteller ſey, und nun weiſt derſelbe alle die Irrthümer namentlich nach. Z. B. daß die Erſtreckung von Quillimane nach Zumbo nicht 500, ſondern wohl kaum 200 Legoas betrage; daß man die Bevölkerung der ganzen Capitania

von Mozambique zu 120.000 Bewohnern anschlage, worunter kaum 5000 Weiße, da außer den Negern, die in den Städten oder Flecken wohnten, schlechterdings ihre Anzahl nicht einmal muthmaßlich zu bestimmen wäre, weil viele Tausende zerstreut in den Sertoes ihren Aufenthalt hatten, wovon man gar nichts wüßte; daß man das Reich Mombaça seit dem Jahre 1631 verloren, da es doch bekannt ist, daß es seit dem Jahre 1729 wieder unter portugiesische Botmäßigkeit kam, nachher aber nach der Regierung des Königs D. Jozé I durch Aufruhr verloren ging. Dieses war übrigens auch kein großes Reich, wie erwähnt wird, und führt heutzutage den Namen Melinde in Vereinigung mit Sofala und Anjoanes, allein es ist fast ganz entvölkert und ohne allen Commerz. Ferner, Quiloa bezahlte nie einen Tribut an die Portugiesen; es kam im Jahre 1529 unter portugiesische Herrschaft, und fiel durch Gewalt der Waffen, kurze Zeit vor dem Aufstand in Mombaça, an den Imam von Mascate. Es hat weder Handel, noch Erzeugnisse des Bodens zur Ausfuhr; die Bewohner sind wild und in kleiner Anzahl. — Die Villa Inhambane hat nie mit Perlen gehandelt, wie irrigerweise gesagt wird, denn es werden daselbst weder Perlen gefischt, noch hieher zum Markte gebracht. Bloß in den Gewässern von Sofala und bei den Inseln von Bassaruto gewinnt man dieselben. — Sofala liegt auch nicht an den Ufern des Rio Cuama, wie angeführt wird, sondern an der Meeresküste, 60 Legoas von der Mündung des Cuabo, welches einer der beiden Arme jenes Flusses ist. — Der Stadt Mozambique gibt man eine Bevölkerung von 45,000 Einwohnern, während sie jetzt, wo ihre Bevölkerung beträchtlich zugenommen, noch lange nicht die Hälfte so viel habe. Was von der Ausfuhr so vieler Handelsartikel aus Mozambique gesagt wird, unter denen Gummi, Harz, Pfeffer, Tigerfelle, Färbestoffe, Apothekerwaaren, Balsam und dergleichen angeführt werden, sagt Botelho, sey Alles falsch, nichts von dem komme dort im Handel vor, und die ganze Exportation beschränke sich auf Elfenbein, Wallroßzähne, etwas Amber und einiges Schildkrot. — Was nun gar die Namen der Orte, Flüsse, Inseln und dergleichen betreffe, so würden diese von den englischen und französischen Schriftstellern alle verhunzt, so habe man z. B. die Villa Tete am Rio Sena sogar nach dem Französischen in tête, Kopf, übersetzt. — Nach Zumbo verlege man reiche Goldgruben, da es doch ausgemacht, daß dort weder Gold gegraben, noch gewaschen werde, und dasjenige, was hier auf den Markt einmal des Jahres gebracht werde, aus Abutua, der Hauptstadt des Königreichs Xingamira, komme, wo die Hauptgoldminen sind; auch das Gold, was auf den Jahrmarkt von Manica komme, habe seinen Ursprung in dem Reiche von Monomotapa, und keinesweges in den portugiesischen Besitzungen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die neugeborne Giraffe. Dieses Thier, dessen wir in unserem gestrigen Blatte gedachten, ist nach den neuesten Blättern wieder gestorben, wie man vermuthet, weil es die Kuhmilch nicht vertragen konnte, mit der man es in Ermanglung der Muttermilch aufziehen wollte. Prof. Owen las in der zoologischen Gesellschaft am 25 Junius einige Bemerkungen über die Geburt dieses Thieres vor. Die Zeit der Trächtigkeit war, so viel man ermitteln konnte, 14 Monate und 18 Tage, oder 15 Mondsmonate. Das junge Thier war gleich nach der Geburt völlig regungslos und scheinbar todt oder strangulirt, denn Lippen und Nase waren mit Blut gefärbt, nach einigem leichten Reiben aber folgte Athem und Bewegung bald. Die Mutter war keinesweges geschwächt. Das Thier kam zur Welt, wie andere Wiederkäuer, mit offenen Augen, aber die Hufe waren unverhältnißmäßig groß, sehr weich und an den auseinanderstehenden Extremitäten weiß; das Fell war so deutlich gezeichnet, wie bei den Erwachsenen; an der Stelle der Hörner waren steife und lange schwarze Haare, und die Mähne war gut entwickelt. Es machte kräftige Anstrengungen zu stehen, richtete sich auf den Vorderknieen auf, und konnte sich zwei Stunden nach der Geburt auf ausgestreckten Füßen halten; nach zehn Stunden hatte es Kraft genug zu gehen. Die Länge des jungen Kamelopards von der Schnauze bis zum Anfange des Schweifes ist 6' 10", und wenn es steht, mißt es bis zur Schnauze 6' Höhe.

•

Zustand und Aussichten des Eisenhandels in England. Ein Hr. J. Johnson hat der polytechnischen Gesellschaft in Liverpool ein Memoire über diesen Gegenstand mitgetheilt, dem zufolge in Schottland gegenwärtig 50 Hochöfen in Thätigkeit, 5 außer Thätigkeit sind, 7 gebaut werden und 26 beabsichtigt sind. Im südlichen Wales sind 122 in und 7 außer Thätigkeit, 31 werden gebaut und 91 sind beabsichtigt. Im Jahre 1740 wurden im ganzen Königreiche 17,350 Tonnen Gußeisen erzeugt. Hr. Johnson hält es für wahrscheinlich, daß im Jahre 1842 Schottland allein über 560,000 Tonnen, und das südliche Wallis binnen fünf Jahren eine Million Tonnen erzeugen wird. (Athenäum vom 29 Junius.)

•

Die Aurora-Inseln. Zwei nordamerikanische Fahrzeuge, die Medina und Mary Jane, haben auf einer neuerlichen Fahrt in den südatlantischen Ocean die sechs Aurora-Inseln wieder entdeckt, welche halbwegs zwischen den Falkland-Inseln und Südgeorgien liegen. Sie wurden schon vor 80 Jahren von dem Schiffe San Miguel entdeckt, und 40 Jahre später sandte die spanische Regierung das Schiff Atrevida aus, um sie aufzusuchen und näher kennen zu lernen. Seit dieser Zeit haben sie viele, namentlich auch Weddel, der bekannte antarktische Seefahrer, vergebens gesucht, und man hat sie ziemlich allgemein aus den Karten wieder weggelassen. Hr. Burrows, dem die zwei nordamerikanischen Schiffe gehören und der die Reise selbst mitmachte, sagt, diese Inseln seyen sechs an der Zahl, etwa 500 Fuß hoch, und sie erstreckten sich von Norden nach Süden dritthalb Meilen weit, ohne daß eine Durchfahrt für ein Schiff dazwischen wäre; 26 Meilen weiter gegen Süden liegen die sogenannten „zottigen Felsen" (shag-rocks). Die Inseln sollen unter 55° 22' S. B. und 45° 18' W. L. (v. Gr.) liegen.

•

Erforschung des weißen Nils. Lord Prudhoe, bekannt durch seine Reisen in Sennaar, meldet der geographischen Gesellschaft in London in einem Schreiben vom 25 Mai aus Alexandrien Folgendes: Die Flottille, welche der Pascha von Aegypten zu Khartum versammelt hatte, um den weißen Nil (Bahr el Abjad) zu erforschen, ist kürzlich von ihrer Versuchsfahrt den Strom aufwärts zurückgekehrt, sie war 55 Tage unterwegs, und hatte das Land der Schillukhs, ohne auf Widerstand zu stoßen, erreicht. Sie besteht aus sechs Booten, von denen jedes 50 Bewaffnete hat; sobald sie Lebensmittel auf ein Jahr eingenommen hat und das Wasser zu steigen beginnt, wird sie abfahren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 194.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Julius 1839.

Etwas über Finnenschädel.

(Auszug aus einem Briefe des Hrn. Hueck an Hrn. Sjögren, mitgetheilt im Bulletin scientifique der russischen Akademie Nr. 116.)

Sie haben die große Gefälligkeit für mich gehabt, mir einen ächten Finnenschädel von einem 22jährigen Manne aus dem Kirchspiele Jämsä in Tawastland zukommen zu lassen. Wenn nun anders dieser Schädel den Typus der Finnen Finnlands in der That an sich trägt, so scheinen diese zwar Vieles mit ihren nördlichen und südlichen Nachbarn gemein zu haben, dennoch zeigen die Lappen- wie die Esthenschädel einen prägnanteren, beiden gemeinsamen Charakter. Ob dieser Charakter der Esthenschädel, wie ich ihn zu schildern versucht habe, und wie er sich in allen Theilen Ehstlands wiederfindet, nur diesem Volke und den Lappen zukommt, oder ob er auch anderen finnischen Stämmen ursprünglich eigen ist, und bei den Finnen Finnlands durch Vermischung mit andern Völkern nur sich verwischte? das mögen fortgesetzte Untersuchungen entscheiden. — Der Knochenbau des Schädels ist im Ganzen zart. Die Form nähert sich der von Weber bezeichneten, im Ganzen seltneren Kielform, während bei den Esthen und Lappen die viereckige vorherrscht. Die Stirn ist im Vergleich zur Scheitelbreite schmal. Der ganze Schädeltheil zeigt keine auffallenden Höcker oder Leisten, und ist, bis auf eine geringe Erhebung längs der Pfeilnath, im Ganzen sehr gleichmäßig zugerundet. Der Gesichtstheil ist sowohl bei Betrachtung des Schädels en profil als en face kleiner als der Schädeltheil. Dabei erscheint die Gesichtsform länglich, das Kinn spitzer, der Unterkiefer zarter gebaut, obwohl auch hier ein breiter ramus adscendens. Nehmen wir längere, schmalere und geradere Nasenbeine, eine wenig vertiefte glabella und schwächere arcus supraciliares hinzu, so gibt dieß dem Ganzen ein edleres Ansehen. Wenn ich die bedeutendere Entwicklung der Nebenhöhlen der Nase als charakteristisch für die Esthen und Lappen ansehe, so ist eben dieser Charakter hier nur wenig ausgeprägt. Dagegen erkennt man die finnische Race an dem überhaupt niedrigen Gesichte, insbesondere aber an dem flachen, harten Gaumen (welche Bildung ich für den Grund jener mangelhaften Aussprache der der Zischlaute bei den finnischen Völkerschaften zu halten geneigt bin).*)

Es würde mich sehr freuen, wenn ich durch Ihre mannichfaltigen Verbindungen in Rußland in Stand gesetzt wäre, die Untersuchungen der Schädel finnischer Völker fortzusetzen, um durch eine sichere Bestimmung der allgemeinen Charaktere nun auch die in alten Grabhügeln gefundenen Schädel (z. B. die aus den sogenannten Tschudengräbern in Sibirien) richtiger beurtheilen, und das Volk, dem sie angehörten, bestimmen zu können. Leider besitze ich noch keinen ächten Russenschädel von unvermischter Race, denn bei denen in unserm Cabinette befindlichen spielt theils das Finnische, theils das Mongolische hinein. Eben so fehlen mir Polenschädel. — Bei den in Dresden von mir untersuchten war die Vermischung mit dem Jüdischen sehr merkbar. — Auch Littbauer fehlen mir noch, die gewiß bestimmtere Charaktere an sich tragen, als die Letten. — Mein Interesse für die Untersuchung alter Gräber ist durch einige erfolgreiche Nachgrabungen und Vergleiche gefundener Schädel auf einer im vorigen Sommer durch Livland unternommenen Reise sehr gesteigert worden. Wahrscheinlich kommt im nächsten Jahre eine zweite Reise zu Stande, wobei ich auch die Sitze der Liven am Angernschen Strande und bei Salis zu berühren denke. — Livland bietet in der That dem Historiker und Antiquaren manche interessante Denkmäler dar, zu welchen ich auch die alten Burgen oder Erdwälle der Eingebornen rechne, von denen mir 15 aus eigener Anschauung bekannt sind, während ich über 44 derselben Notizen gesammelt habe. Sie scheinen mit den von Ihnen an der Dwina beobachteten überein ustimmen.

*) Dieß, so wie überhaupt eine große Einfachheit in den Lauten ist allerdings eine Eigenschaft, die sich besonders bei den Finnen Finnlands auf eine höchst charakteristische Art zeigt, während man schon bei den verwandten Völkern in den Olonetzischen und Archangelschen Gouvernements weit mehr Mannichfaltigkeit im Allgemeinen und selbst complicirtere Zischlaute findet, deren Zahl in den lappischen Mundarten sich noch mehr und bis zum Erstaunen vermehrt, so daß selbst reichere Alphabete, wie z. B. das russische, nicht mehr ausreichen, um sie alle gehörig zu bezeichnen. S.

Zug durch Kurdiſtan.

2. Kurdiſche Dörfer. — Gaſtliche Aufnahme. — Zug übers Gebirg.

(Schluß.)

Wir kamen gegen Abend nach Bogam, dieß Dorf war aber auf Befehl Abbas Mirza's verheert worden, ſo daß wir uns durchaus nichts verſchaffen konnten, und deßhalb am andern Morgen vor Tagesanbruch uns wieder auf den Weg machten. Gegen Mittag kamen wir in ein Dorf, deſſen Häuptling uns gaſtfrei aufnahm, und ſeinen Frauen befahl, uns das beſte Zimmer im Harem zu räumen, was ſogleich in der beſten Laune vollzogen wurde. Die Frauen drängten ſich um meine Gattin und Kinder, und näherten ſich auch mir mit der größten Herzlichkeit, ſie hatten weder ein Verlangen, noch einen Grund, ſich zu verſchleiern, obwoh ſie wirklich ſchön waren, ſchwarze Augen und dunkles, fließendes Haar hatten. Es galt indeß für unanſtändig, ſie ſtarr anzuſehen, obgleich ſie augenſcheinlich über unſere Aufmerkſamkeit nicht böſe waren. Nachdem man uns vortrefflichen Schafkäſe und ſchmackhafte Brodkuchen vorgeſetzt hatte, lud mich der Häuptling in ſein eigenes Quartier ein, das jenſeits des Hofes lag. Ein Schaf war hier geſchlachtet worden, und briet nun, mit Mandeln und Roſinen gefüllt, an einem praſſelnden Feuer. Wir verzehrten unſer Mahl à l'Arabe, worauf einige von der Geſellſchaft aufſtanden, und mit großer Kraftanſtrengung im Zimmer umhertanzten. Dabei ſtimmten ſie einen Kriegsgeſang an, worin ſie ihrer Siege über Türken und Perſer ſich rühmten. Mein perſiſcher Mihmandar nahm auch keinen Anſtand, die ganze Geſellſchaft für Räuber zu erklären. Der Häuptling gab uns noch verſchiedene getrocknete Früchte, köſtliches Confect und ausgezeichnet guten Scherbet.

Am Morgen rauchte ich auch eine Pfeife mit dem Häuptling, und dann ſetzten wir unſere Reiſe fort gegen Suleimanieh, die Hauptſtadt von Kurdiſtan. Am Abend kamen wir in ein elendes Dorf, das wir am andern Morgen bald wieder verließen, wobei uns indeß die Einwohner verſicherten, es werde unmöglich ſeyn, über die Berge zu kommen, ohne die Maulthiere zu erleichtern. Ich glaubte, es ſey nur auf eine Geldprellerei abgeſehen, und wollte ihre Dienſte nicht annehmen, ſie kannten aber den Zuſtand der Wege beſſer als wir, und folgten den Maulthiertreibern, völlig überzeugt, daß ihre Dienſte unerläßlich ſeyen. Der Morgen war bitter kalt, und als wir der Bergkette uns näherten, mußte das Vieh ſich durch einen in den nackten Fels ausgetretenen Pfad winden, der kaum breit genug war, daß unſer Gepäck durchkonnte. Die Nordſeite dieſer Kette war außerordentlich ſteil, und wir waren jetzt froh um die Hülfe der Dorfbewohner, die mit triumphirendem Geſchrei herbei kamen und über unſere Verlegenheit lachten.

Wir brauchten vier Stunden bis wir hinaufkamen, und der tiefe Schnee hinderte die Maulthiere dergeſtalt, daß wir ſie ihrer Laſt entledigen mußten. Selbſt dieß half noch nicht ſonderlich, da große, mit Schnee bedeckte Felſenſtücke auf dem Wege lagen, ſo daß ſie faſt bei jedem Schritt bis an den Gürtel einſanken. In der Nähe des Gipfels war der Weg durch den aufthauenden Schnee ſo tief gefurcht, daß ich fürchtete, wir würden nicht hinaufkommen, und die Schwierigkeit dieſer Stelle ward noch vermehrt durch das Benehmen einer Anzahl Kurden, die von oben herab Steine gegen unſere Träger wälzten. Endlich kamen wir auf die Höhe des Berges, wo unſere Maulthiere völlig aufgehalten und unſere Felleiſen auf den Schnee geworfen wurden. Die Rauferei wurde jetzt ernſtlich geführt mit großen Kutt eln, Säbeln und Luntenflinten, auf die man eine zweizinkige Gabel, genau wie eine engliſche Heugabel, geſteckt hatte.

Der Feind verlor bald vier von ſeinen Kämpfern, die durch tüchtige Knüttelſchläge niedergeworfen und mit zerſchlagenen Köpfen fortgetragen wurden; die übrigen hätten dieſem Argumentum baculinum, wobei ſo wenig zu gewinnen war, wahrſcheinlich nachgegeben, allein zwei oder drei Rädelsführer von entſchloſſenerem Sinne trieben die andern an, ihre verwundeten Cameraden zu rächen. Als meine Familie abgeſtiegen war, und ich ſie zu einer Felſenbank in der Nähe geführt hatte, lud ich meine Piſtolen, trat unter die Angreifer, und drohte den zu erſchießen, der nicht ablaſſe. Nun rief Alles plötzlich: „Sie haben Gewehre! ſie haben Gewehre!“ Dieß kühlte ihren Muth bedeutend, ſie wichen, und wir verfolgten ſie bis an einen Abhang, wo wir ſie hinabſtießen, ſo daß ſie unten faſt im Schnee begraben wurden.

Nach einem ermüdenden Bergabſteigen, das mehrere Stunden wegnahm, kamen wir in ein offeneres, doch immer noch bergiges Land. Der Boden dieſer Thäler ſchien von ungleicher Fruchtbarkeit, war aber durch zahlreiche kleine Bäche bewäſſert, das Klima ward milder, wir ſtießen auf weite Wieſenſtrecken, ſo wie auf einige kleine Dörfer, deren Bewohner die Erzeugniſſe ihrer Heerden an die Bewohner von Bannah verkaufen. Auch hier fanden wir die Zwergeiche in weiten Strichen untermiſcht mit Felſen, die von Kriechpflanzen wie von Matten überzogen waren, und kamen ſodann in einen dichten Wald, der uns durch die Mannichfaltigkeit der Landſchaften, die ſich dem Auge darboten, ſehr ergötzte.

Um durch denſelben ſicher hindurch zu kommen, mietheten wir einen kurdiſchen Hirten, der gerade von Bannah zurückzukehren ſchien und ſich ſeiner Aufgabe treu entledigte. Während des Marſches kamen wir an einem wohlberittenen Trupp verdächtiger Burſche vorüber, die, als ſie unſern Führer grüßten, ſehr angelegentlich ſich nach unſerer Geſundheit erkundigten und etwas mehr als meine Neugierde erregten. Ich ließ deßhalb unſern Führer fragen, ob dieſe wohl unſere Maulthiere ihrer Laſt entledigt hätten, wenn wir ſchwächer an Zahl und minder vorbereitet geweſen wären. „Ganz gewiß,“ ſagte er, „und wir (hier meinte er ſeine Dorfgenoſſen) hätten dasſelbe gethan. Glaubt ihr, ein Kurde beſinne ſich, wenn eine ſchöne Gelegenheit ſich bietet?“ Dieß offenherzige Geſtändniß wurde mit dem größtmöglichen Sangfroid ausgeſprochen, und erzeugte ein herzliches Lachen unter unſern Maulthiertreibern, die bemerkten, der Führer werde dießmal wohl keine „ſchöne Gele-

genheit" haben. So zogen wir fort, sehr belustigt von unserem neuen Gefährten, den wir, als wir seiner nicht mehr bedurften, mit einem kleinen Bakschisch entließen, der ihn völlig befriedigte.

Bruchstücke über Cuba.

(Fortsetzung.)

Die Eltern sind ausnehmend nachsichtig, allein die Kinder bezeigen ihnen Achtung und Aufmerksamkeit. Allgemein eingeführt ist die Sitte, daß die letztern, ehe sie sich des Abends zur Ruhe legen, dem Vater die Hand küssen, und von diesem den Segen mit den Worten „Dios te haga buen santo" (Gott mache dich zu einem seiner Heiligen) empfangen. Was aber die Eltern nicht wissen, lernen dort auch die Kinder nicht. Zur Zeit der Constitution der Cortes von 1812 brachte es ein Provincialbeschluß dahin, daß in allen größern Dörfern Elementarschulen begründet und aus Staatsmitteln erhalten wurden; das Gesetz bestimmte sogar, daß nach einer gewissen Reihe von Jahren das Bürgerrecht nur solchen Individuen zu verleihen sey, welche lesen und schreiben könnten. Der Fall jener Verfassung (1823) vernichtete diese Einrichtungen, und je entfernter der Montero von den Hafenstädten lebt, wo allein Schulen besserer Art vorhanden sind, um so unwissender ist er auch. Gibt es doch in den Städten genug Weiße der niedrigern Stände, die nicht einmal lesen können, und selbst in den gebildetern Classen kann die Liebe zu einer nützlichen Lecture nicht groß seyn, sonst würden die importirten Bücher nicht der Mehrzahl nach aus flachen, aus dem Französischen übersetzten Romanen bestehen, und wissenschaftliche Werke 300 Prc. theurer seyn als in Europa und den Vereinigten Staaten. Aeußerliche Erziehung macht auch unter den Landleuten der entlegenern Gegenden der Insel den Mangel einer gründlichern Bildung häufig vergessen. Im Umgangstone herrscht eine Schonung und Rücksicht, die man in viel civilisirtern Ländern Europa's vermißt. Der gemeinste Hatero, roh, wie er in der Mitte seiner Neger und Heerde erscheinen mag, vernachlässigt nie die Formen der Höflichkeit, und gibt ihm irgend etwas ein Recht abenteuerliche Ansprüche auf Rang zu machen, so ist es jenes geschliffene, ihm sehr natürlich stehende und keineswegs kalte Benehmen. Man wird nie hören, daß ein solcher im Umgange mit Weißen sich schmutziger oder gemeiner Ausdrücke bedient, und selbst im Zorne vergißt er nicht leicht den Anstand, so furchtbar jene Gemüthsbewegung ihn sonst zu ergreifen vermag. Gegen Fremde sind alle Eingebornen zuvorkommend, mindestens im Aeußern, obgleich gerade die erstern sich sehr oft jedes Zutrauens unwürdig gezeigt haben, aber d r Montero zeichnet sich in dieser Hinsicht besonders aus. Seine Gastfreundschaft kennt keine Gränzen; wer sie genossen hat, wird ungeneigt seyn, dem kalten Ausspruche beizupflichten, daß sie keine Tugend in uncivilisirtern Ländern sey, wo der Eingeborne im Zusammentreffen mit einem Reisenden eine angenehme Unterbrechung der eigenen Langeweile finde, die ihm drückender sey, als der unbedeutende Aufwand gastfreier Aufnahme. Im Wesen dieser Landleute liegt viel Männlichkeit, und ungeachtet der mächtigen Abneigung aller gegen eine sitzende und anhaltende Industrie, sind sie darum nicht in regungslose Schlaffheit versunken. Die Liebe zu den Waffen, ein Zug der alten Spanier, hat sich vielleicht in keiner Colonie so erhalten, als in Cuba. Ein Creole des Innern würde sich für armselig ausstaffirt ansehen, wenn an seiner Seite, er sey zu Fuß oder zu Pferd, der Machete fehlte, jenes sehr lange Schwert ohne Gefäß und mit sonderbar gearbeitetem Griffe, welches nicht allein die Furcht vor plötzlichen Negeraufständen zu tragen gebietet. Man spricht viel von Messerstichen, mit welchen die spanischen Creolen sogleich bei der Hand seyn sollen, aber jedenfalls beruhen diese Erzählungen auf Uebertreibungen. Morde sind in den Seestädten allerdings sehr häufig, aber die sich dort versammelnde Hefe aller seefahrenden Nationen macht sie erklärlich. New-Orleans gehört zwar zur nordamerikanischen Union seit langen Jahren aber die Verworfenheit der niedrigen Volksclassen ist eben so groß als in Havana und Vera-Cruz, wo Spanier regiert haben.

In Louisiana ist rohe Willkür vielleicht mehr zu Hause als in Cuba, wo wenigstens ein Angeklagter, wenn einmal die Gesetze in Anwendung gebracht werden, nicht wagen dürfte, bewaffnet vor den Richter zu treten, und mit seinem Pöbelanhange ihn einzuschüchtern. Zur Zeit der Constitution hat es in Havana Perioden gegeben, wo keine Nacht ohne Ermordung vorüberging. General Tacon hat später in wenigen Monaten durch energisches Eingreifen die öffentliche Sicherheit vollkommen hergestellt. Hätte die Mehrzahl der Eingebornen aus Banditen bestanden, wie behauptet worden ist, so dürften auch die besten Maßregeln keinen Erfolg gehabt haben. Im Innern der Insel sind Morde ziemlich selten, unter den Landleuten selbst kommen sie fast gar nicht vor. Straßenraub ist allerdings nur zu häufig, und wird oft zum Raubmorde, allein die Thäter sind meistentheils Farbige und aus den Hafenstädten entflohene Verbrecher, die bei der Schlechtigkeit politischer Einrichtungen ihr Handwerk in entlegenern Gegenden lange Zeit und ungestört treiben mögen. Nur im Spiele werden die Monteros leicht leidenschaftlich, und die großen Kirchenfeste, wo die Bewohner weit umher verstreuter Estancias sich um die einzige Capelle eines Districts versammeln, Feierlichkeiten mit Lustbarkeiten abwechseln, geben oftmals Veranlassung zu sehr blutigen Händeln. So wenig man auch geneigt seyn kann, den dabei gewöhnlichen Gebrauch des Messers in Schutz zu nehmen, so muß doch zugegeben werden, daß der Anfall des Beleidigten kein meuchlerischer ist, und, insofern eine Art von Duell stattfindet, der einen Partei Gelegenheit geboten ist, entweder zurückzutreten und die blutige Entscheidung zu vermeiden, oder sich durch persönliche Geschicklichkeit zu vertheidigen.

Ausschweifungen im Trunke, wie im Norden, kommen sowohl im häuslichen Leben als bei großen Festen kaum jemals vor; es gibt nicht leicht ein nüchterneres Volk als die Landleute in Cuba, und ihnen muß die unbändige Trinksucht der Fremden aller Stände doppelt abscheulich erscheinen, zumal da es allbekannt ist, daß sich Niemand diesem Laster unter dem

westindischen Himmel hingibt, ohne in wenigen Jahren mit dem Leben zu zahlen. Gerade aber die Fremden werden am ersten in gefährliche Streitigkeiten mit den Landleuten bei Gelegenheit großer Feste verwickelt weil sie der Mehrzahl nach ohne viele geistige Getränke nicht fröhlich seyn können. Die Opfer der nächtlichen Meuchelmorde in den Häfen sind fast ohne Ausnahme Seeleute, die trunkenen Muthes liederliche Häuser besuchten, und entweder die Raubgier reizten oder mit ächt englischem, rohem Uebermuthe erfüllt, an den von ihnen herzlich verachteten Creolen Händel suchten. Die Meinung aller gebildeten Fremden, die sich länger in Cuba aufgehalten, geht dahin, den Landleuten des Innern einen achtbaren Charakter zuzuschreiben; man hat von ihnen nichts zu befürchten, sobald man die gewöhnliche Klugheit nicht vergißt, und den eingeführten Sitten sich unterwirft. Von den Städtern läßt sich weniger Gutes sagen, denn in sehr lebhafter Verbindung mit allen seefahrenden Völkern Europa's und Amerika's haben sie zwar im Aeußern Civilisation erlangt, die hinter derjenigen von Cadiz und Barcelona nicht zurückbleiben möchte, allein sie gelten weder für aufrichtig noch redlich. Die niedrigste Volksclasse der Städte besteht fast allein aus Farbigen, und auf sie finden die Beschreibungen fast buchstäbliche Anwendung, die man öfters von der Verwilderung, der Bosheit und der Ruchlosigkeit der Eingebornen Cuba's, Portorico's und der Küsten des Golfs von Mexico hingeworfen hat, ohne die Classen der Bevölkerung zu berücksichtigen.

So lange die spanische Regierung bei aller sonstigen Unmacht es vermag, die Hauptstädte der beiden ihr noch übrigen Inseln in Unterwürfigkeit zu erhalten, wird sie auch den Verlust dieser Colonien nicht zu fürchten haben. Die Landleute sind loyaler als sonst Creolen zu seyn pflegen, und nehmen außerdem keinen Theil an politischen Streitfragen. Die mehrfachen Veränderungen des Systems der Regierung sind an ihnen unbemerkter vorüber gegangen als man meinen sollte, denn keine hat ihr Interesse sehr berührt; die Constitution hatte noch nicht genügende Früchte getragen, um schätzenswerth zu seyn, als sie fiel, und da die Persönlichkeit des Generalcapitäns der Insel den Gang der Regierung bedingt, so konnte den Meisten das Bestehen dieser oder jener Form im Mutterlande vollkommen gleichgültig seyn. Im Allgemeinen ist Spanien in der Wahl jener hohen Beamteten seit Anfang dieses Jahrhunderts sehr glücklich gewesen. Der Klugheit, der Energie und der Unermüdlichkeit von Männern, wie die Generale Vives und Tacon es waren, ist es allein zuzuschreiben, daß die größte und reichste aller westindischen Inseln nicht nur in den Strudel amerikanischer Revolutionen nicht hineingezogen worden ist, sondern mit Ausnahme entlegener Landstriche des Innern sich einer Cultur und eines Productenreichthums rühmen mag, zu welchen die englischen und französischen Antillen kaum in ihren bessern Zeiten das Seitenstück liefern konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Raschideddins historisches Werk. Der Dschami el Tewarikh, der lange für verloren galt, ist jetzt zum Theil wieder aufgefunden worden. Nach einer Mittheilung in der asiatischen Gesellschaft zu London umfaßt das Originalwerk 4 Bände: der erste enthält die Geschichte der Türken und Mongolen bis zur Zeit Oldschaitus; der zweite setzt dieselbe Geschichte fort bis zur Lebenszeit des Verfassers; der dritte Band enthält die Geschichte Mohammeds und der arabischen Stämme, von denen er abstammte, und der vierte war hauptsächlich geographisch. Von allen diesen kannte man nur die Existenz des ersten, wovon kürzlich ein Theil auf Kosten der französischen Regierung herausgegeben und von Quatremère mit einer Uebersetzung begleitet wurde; die übrigen Bände werden selbst von orientalischen Schriftstellern nur selten erwähnt, und man glaubte, sie seyen schon seit Jahrhunderten gänzlich verloren. Derjenige Theil, von dem eine Analysis in der Versammlung der asiatischen Gesellschaft vorgelesen wurde, ist ein Bruchstück des zweiten Bandes. Die Abschrift ist sehr alt, und wurde noch zu Lebzeiten des Verfassers gefertigt, wie man glaubt, vier Jahre nach Vollendung des Werkes. Es sind zahlreiche Abbildungen dabei. Diese Mittheilung soll in der nächsten Nummer des Journals der asiatischen Gesellschaft ausführlich erscheinen. (Athenäum vom 29 Junius.)

•

Zunahme der Capweine. In Folge von Napoleons Sperrsystem beförderte England die Weinerzeugung am Cap, und sie hob sich seit dem Jahre 1810 fast auf das Dreifache, nämlich von 7855 Leggers (à 216 Pinten) zu 19,250 Leggers, und könnte eine fast unendliche Ausdehnung erhalten, da der Boden, auf welchem der Wein gedeiht, im Allgemeinen zu einer andern Culturart nicht taugt. In neuerer Zeit ist jedoch der Wein wieder unwerth geworden, und man bezahlt die Bouteille mit 4 P. (12 kr.). (Leighs Reise.)

•

Wurf einer Giraffe in Europa. Die Geburt einer Giraffe in Europa ist ein zoologisches Ereigniß. Das Junge ist 6 Fuß hoch und sehr lebendig. Die Mutter, die demselben gleich nach der Geburt viele Zärtlichkeit gezeigt hatte, läßt es nicht mehr sich nahe kommen, und man zieht es deßhalb mit Kuhmilch auf. Man schiebt diese Nachlässigkeit der Mutter auf den Zustand von Sklaverei, in dem sie sich befindet, denn dieselbe Erscheinung zeigt sich bei den Dromedaren und andern Thieren in der Menagerie. (Echo du Monde Savant. 26 Jun.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 80** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Verse, gedichtet in J. J. Rousseau's Zimmer in Eremitage. — Der Fürst von Talleyrand.** (Fortsetzung.) — **Charles Dickens (Boz) und der englische humoristische und komische Roman.** (Fortsetzung.)

In den Monatsumfang dieses dem Auslande hingegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Theilnahme des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 196.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

15 Julius 1839.

Reiſe in Schweden im Jahre 1838.

Neue Anſiedlungen in Lappland.

Der Verfaſſer dieſer Reiſe, die vor einigen Tagen in London erſchien, iſt H. Laing, der ſchon im letzten Jahre eine überaus intereſſante Beſchreibung ſeines Aufenthaltes in Norwegen gegeben hatte. Er beſuchte im Jahre 1838 Schweden von Norwegen aus, zuerſt die mittleren Provinzen und Stockholm, reiste dann auf dem Dampfboot das baltiſche Meer hinauf bis Umea, beſuchte von da die neuen Anſiedelungen im Innern auf der Gränze von Lappland, kehrte nach Stockholm zurück, und bereiste die ſüdlichen Küſten des Landes. Er iſt ein halb politiſcher, halb national-ökonomiſcher Schriftſteller, ein Mann von Kenntniſſen und von Talent, der einige große Mängel als Reiſender hat, z. B. ſeine Abneigung gegen die Alterthümer und alte Literatur des Landes, von der er nichts verſteht, der aber über die jetzigen Zuſtände wohl gehört zu werden verdient. Wir übergehen ſeine Bemerkungen über die politiſche Lage des Landes, über Stockholm und die bereisteren und bekannteren Provinzen, um ihm auf ſeinem Ausflug in die neuen Anſiedelungen im Innern zu folgen, von denen er ein Bild gibt, das man in einem europäiſchen Staate kaum erwarten ſollte.

Degerefors, im Julius 1838.

Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen in Umea (der Hauptſtadt von Umea Lapmark) beſchloß ich einen Ausflug ins Innere zu machen, ſo weit der Weg mich führen würde. Rings um die Stadt iſt die Gegend flach, ſandig und ſehr unfruchtbar, und Roggen iſt die einzige Frucht, welche gut zu gedeihen ſcheint. Alle Sommerſaat und die Kartoffeln leiden durch Mangel an Regen, und da ſeit ſieben Jahren die Ernten unzulänglich und in den letzten Jahren ganz ſchlecht waren, ſo herrſcht allgemeine Beſorgniß, und die Leute im Innern ſind auf Holzbrod beſchränkt. Die Ebene von Umea ſcheint aus der Entfernung ſehr dicht bewohnt, da man überall kleine Häuschen darüber hin gebaut ſieht; es fiel mir auf, daß aus keinem derſelben ſich weder Rauch noch Stimmen erhoben, und ich fand bei näherer Unterſuchung, daß es Scheunen waren, und jedes Feld eine derſelben hat, welche die ganze Ernte enthalten kann. Dieß war nöthig, ehe Karren eingeführt, und ſo lange die Wege nur im Winter Transporte erlaubten, aber die Gewohnheit hat das Bedürfniß überlebt. Die ganze Bevölkerung der Stadt und Umgegend beſteht in 12 bis 13,000 Seelen. Der Weg führt bald in den Wald, der die ganze Gegend bedeckt, und da der Boden aus trockenem Sand und Kies beſteht, ſo iſt nichts nöthig geweſen, um eine Straße zu bilden, als ſie durch den Wald zu hauen und die Bäume über die Sümpfe und Hohlwege zu legen, die man trifft. Das ganze Land iſt ſo platt, daß man ſelten laufendes Waſſer, aber viele Seen trifft. Der erſte bewohnte Ort, den ich traf, iſt Hiſſio, etwa 15 engliſche Meilen im Wald, bewohnt von 20 Familien und umgeben von etwa 300 Morgen dürrem Land, von dem der Wald abgerodet iſt. Ich erhielt hier bei einer reinlichen Bauernhütte ein neues Pferd. Trotz der Armuth des Bodens war das Häuschen ſo wohl mit allem Nöthigen verſehen, daß ich daraus ſchließe, daß Ackerbau nicht die einzige Erwerbsquelle der Bewohner iſt.

Nach Hiſſio kommt man wieder in den Wald, und nichts kann einförmiger ſeyn, als der ſandige Weg, auf deſſen beiden Seiten man nichts ſieht als Fichte hinter Fichte, ſo weit das Auge hindurchdringen kann und ohne Geſträuch dazwiſchen. Der Boden iſt mit weißem Rennthiermoos bedeckt, das einen ſonderbaren Anblick gibt, und weiten Flecken von braunem, niedrigem Heidekraut. Der gänzliche Mangel an Gras und der feine Teppich von Moos und Heidekraut iſt nicht unangenehm, da der Contraſt der Farben, weiß und braun, ſtatt des gewohnten Grün etwas Eigenes hat. Ich kam bei zwei Anſiedlungen einzelner Coloniſten vorbei, und erreichte dann den See Tafvelſio, der von vielen derſelben umgeben iſt. Wenn man in einem Luftballon wäre, ſo würden dieſe kleinen, ausgehauenen Stellen in der Mitte des dunkeln Mantels von Fichten, der das ganze Land einhüllt, kaum bemerklich ſeyn, ſie ſind nur Inſeln in dieſem Waldmeer. Ich erhielt an dem Ufer des Sees in einem einzeln ſtehenden Hauſe ein Pferd und ein Mädchen, um es zurückzubringen, und fuhr wieder etwa 10 Meilen durch den Wald, bis zu einer beträchtlichen Anſiedlung, welche Roda heißt, und an dem Ufer eines bedeutenden Fluſſes, der den Namen Wandal führt, liegt. Der Fluß fällt von Norden aus

in den Umea. Man ſieht hier 20 bis 30 Häuſer und beſſern Boden als bisher. Von hier aus führte mich der Weg wieder durch den Wald, der nur hin und wieder die Spuren der Arbeit einzelner Coloniſten am Ufer hin zeigt. Die Ausrodungen werden ganz auf dieſelbe Art wie in Amerika betrieben; man haut die Bäume um und verbrennt ſie, und ſäet Getreide in in der Mitte der Strumpen. Dieſe werden nach und nach ausgehauen und Kartoffeln gepflanzt, im Verhältniß, als die Ausrodung um ſich greift. Das Blockhaus wird dann von Jahr zu Jahr erweitert. Kühe und Ziegen leben im Sommer im Wald und im Winter von Birkenblättern und Sumpfgras, die man im Herbſt einſammelt. Die Fiſche in den Flüſſen und Seen bilden einen großen Theil der Nahrung, und Holzbrod war bei den ſchlechten Jahrgängen der letzten Zeit das einzige, welches die Coloniſten aßen. Der ganze Zuſtand dieſer faſt unbekannten Bevölkerung iſt ſehr intereſſant. Sie iſt in Lappland zahlreicher als die Lappländer ſelbſt, denn ſie iſt auf 10,000 Seelen geſchätzt und dieſe nur auf 4000. Ich erreichte Degersford nach einer Fahrt von etwa 20 Meilen von dem letzten Poſthauſe, es liegt auch am Wandal und enthält eine Kirche und einen Geiſtlichen, deſſen Sprengel aus den alten und neuen Anſiedlungen in einem weiten Kreiſe herum beſteht. Hier iſt ein Raum von einer Meile Länge und einer halben Meile Breite vom Fluß an den Wald hin umgebrochen und bepflanzt. Ich werde einige Zeit hier bleiben.

Es iſt ſonderbar, daß die Kühe dieſes kalten Landes eine feinhäutige, feinhaarige, zierliche Race ſind, und ein weit ſchönerer Schlag, als die ich auf dem Weg nach Stockholm ſah. Ihre Farbe iſt im Allgemeinen milchweiß oder gelb und weiß, ich habe nicht Eine Schwarze getroffen. Sie ſcheinen viele Milch zu geben, und dieſe iſt wenigſtens gegenwärtig ſehr fett, Ich lebe davon und von Fiſchen, und wohne ſo gut in einem Bauernhaus, als ſich nur erwarten läßt; Alles iſt überaus reinlich gehalten. In ganz Lappland iſt die Gewohnheit, daß ein Reiſender zu dem Pfarrer geht, wo er gewiß iſt, herzlich empfangen zu werden; und wenn ich nur hier durchgereist wäre, ſo wäre ich auf eine Nacht in die Pfarre gegangen, da ich aber einige Zeit hier bleibe, um dieſe Colonien in der Wildniß zu ſtudiren, ſo habe ich vorgezogen, mich bei einem der Anſiedler ſelbſt einzurichten.

(Fortſetzung folgt.)

Bruchſtücke über Cuba.

(Schluß.)

Die Race des Rindviehs iſt weder groß noch ſchön, allein ſehr kräftig. Man wendet weniger Fleiß auf die Verbeſſerung als auf die Vermehrung der Heerden. Der Verbrauch an Zugochſen iſt im ganzen Lande ſehr bedeutend, denn nur in den dicht angebauten Gegenden um die Städte hat man begonnen, der Pferde oder Maulthiere zum Ziehen leichter aus den Vereinigten Staaten gebrachter Wagen ſich zu bedienen. Ochſen verrichten alle ſchweren Arbeiten der Zuckerpflanzungen, und überhaupt des Landbaues; ſie ſchleifen die unverbrannten Baumſtämme einer neu angelegten Pflanzung von den Feldern und ziehen durch den ziegelrothen Schlamm der Heerſtraßen die plumpen, mit manchen tauſend Pfund an Kaffee oder Zucker beladenen Karren nach der Hafenſtadt. Manche Beſitzer kleiner Güter ſpielen in den am beſten cultivirten Diſtricten die Rolle der Frachtfuhrleute zu ihrem großen Vortheile, ungeachtet der Langſamkeit ihrer Reiſen und der Schlechtigkeit ihres Geſchirres, denn der Kaffeepflanzer kann nur dann erſt an die Anſchaffung eines Geſpannes denken, wenn ſeine Niederlaſſung ſo weit gediehen iſt, daß ſie neben dem Hauptgegenſtande der Cultur hinreichendes Futter hervorbringt. Die Ochſen ziehen mittelſt eines Stirnjoches und tragen in der durchbohrten Naſenſcheidewand einen Ring, um bei dem Ausſpannen leicht angebunden zu werden. Die Leitung durch ein beſonders eingelerntes Thier (el capitan), die Sitte, jedem Einzelnen einen Namen beizulegen, der wohl verſtanden wird, der Gebrauch von zwölf Fuß langen Stangen mit Eiſenſpitzen zum Antreiben der Säumigen, und ſelbſt die rohe Bauart der Karren erinnern an das mittägige Europa. Die Eſtanceros ziehen aus ihren Ochſenheerden durch Bereitung von gedörrtem Fleiſche einen nicht unbedeutenden Nutzen, indem man mit dieſem die Sklaven ſpeiſt. Indeſſen reicht dieſes Product der einheimiſchen Viehzucht keineswegs für den Verbrauch hin; Schiffe unter fremden Flaggen bringen aus dem ſüdlichen Braſilien und Buenos-Ayres große Mengen von getrocknetem Fleiſch nach der Havana, wo dieſe Ladungen in Verbindung mit den geſalzenen Fiſchen aus Nordamerika bisweilen die Landungsplätze mit einem nichts weniger als einladenden Geruch erfüllen. Im Ganzen wird aber die Bereitung dieſer Waare in Cuba nicht ſo verſtanden, wie in den Pampas, und hat bei der großen Feuchtigkeit des Klima's allerdings auch bedeutendere Schwierigkeiten. Ehedem achtete man nur die Häute als Ergebniſſe der Viehzucht, und ließ das Fleiſch verderben; die Zunahme der Pflanzungen, ſeit es den Fremden geſtattet worden, ſich anzuſiedeln, hat hierin, wie in den meiſten andern Verhältniſſen, eine große Veränderung hervorgebracht. Die Induſtrie iſt jedoch noch nicht ſo weit geſtiegen, daß man ſich auf den Eſtancias auch der Milchwirthſchaft befleißigte. Ueberhaupt gleichen ſich die ſpaniſchen Coloniſten überall in ihrer Gleichgültigkeit gegen dieſen einträglichen Zweig der Landwirthſchaft, und ſelbſt in der Abneigung gegen Genuß der Milch und friſcher Butter. Irland und Nordamerika treiben mit der letzteren einen beträchtlichen Handel nach dem tropiſchen Amerika, wo der Eingeborne ſo verwöhnt iſt, daß er den ſcharfen an das Ranzige gränzenden Geſchmack der Faßbutter vorzieht, und für nothwendige Eigenſchaft hält. Die Creolen Cuba's mögen nicht ſo Unrecht haben, wenn ſie behaupten, daß die einheimiſchen Kühe wenig Milch lieferten, jedoch iſt dieſes nicht Wirkung des Klima's, ſondern des ſchlechten und in der trockenen Zeit unzureichenden Futters, ſo wie der geringen Beſchaffenheit der Race, die erſt in den letzten Jahrzehnten von Nordamerika aus durch fremde Coloniſten veredelt worden iſt. Der Handel mit Heerden liegt in den Händen von Großhändlern, die in

Begleitung zahlreicher Packpferde die Insel von einem Ende zum andern durchziehen, und in den abgelegeneren Gegenden einen großen Theil der Zahlung in mitgebrachten fremden Waaren leisten. Wenn die Heerde auf mehrere hundert Stück angewachsen ist, so tritt man den langen Weg nach Havana und den stark bevölkerten Gegenden an, reist aber nur in den kühlen Stunden oder mondhellen Nächten, um Erschöpfung der Thiere zu vermeiden. Wo sich Potrero's an der Straße befinden, bleibt der Zug des Nachts liegen, denn am Wege ist Gras überall selten. Für jedes Stück wird auf die Nacht ein halber Real an den Eigener der Weide entrichtet; dieser Aufwand erreicht ziemlich große Bedeutung, wenn die Heerde von St. Jago de Cuba, oder von Puerto Principe, wie oft geschieht, bis in das westliche Ende der Insel getrieben wird, und verursacht in Verbindung mit den in den Wildnissen unvermeidlichen Verlusten die auffallende Theuerung des frischen Fleisches in den Hafenstädten. Einem solchen Zuge zu begegnen, hat für den einzelnen Fremden wenig Angenehmes, denn die ihn begleitenden Treiber, meistens Farbige, gelten für die rohesten aller Eingebornen. Die Elemente des altspanischen Volkscharakters düstere Bigoterie mit großem Stolz verbunden, herrschen in ihrem Wesen noch immer vor, und veranlassen sie, die Ausländer mit um so größerer Abneigung zu betrachten, je weniger sie Gelegenheit haben, in ihren abgelegenen Wohnorten des Innern jene genauer kennen zu lernen. Indessen ist der Anblick dieser Karawanen von Interesse. Die hin und her galoppirenden Treiber in bunter Kleidung, mit abenteuerlich großen Basthüten und langen Lanzen, entwickeln viele Gewandtheit im Reiten und bedienen sich des Lasso's so geschickt wie die Gauchos der Pampas; ihr Aufzug, ihre Beschäftigung und selbst ihre Sprache tragen den Stempel einer Nationalität, die man an den Eingebornen der Städte und der kaffeebauenden Districte wo europäische Kleidung und Lebensweise immermehr Eingang findet, bereits zu vermissen beginnt.

Im Allgemeinen ist gegenwärtig die Viehzucht in Cuba nicht mehr so einträglich als in frühern Zeiten. Mit der vermehrten Production von Colonialwaaren hat der Handel einen außerordentlichen Umfang erreicht, aber Luxus hat in gleichem Maße zugenommen. Das Leben ist selbst auf dem Lande theurer als sonst. Der Pflanzer mag dieses ruhig ansehen, da sein Gewinn sich jährlich steigert, aber nicht so der Estancero, der alle alten Nachtheile seines Geschäfts zu bekämpfen hat, der im Innern wohnt, und welchem die Verbesserungen und das Emporblühen großer Küstendistricte keine neuen Vortheile, nicht einmal gute Landstraßen gebracht haben. Freilich ist die Arbeit einer Estancia nicht mit derjenigen einer Pflanzung zu vergleichen, und verlangt im Verhältnisse ein unbedeutendes Capital, allein es ist wahrscheinlich, daß in der Nähe größerer Städte gelegene Viehhöfe, wenn irgend der Boden sich dazu eignet, nach und nach mit Kaffee bepflanzt werden dürften, eine Cultur, die unter den Eingebornen, so neu sie im Ganzen auch ist, ungemeinen Beifall gefunden hat. In den Savanengegenden müssen jedoch immer die Hatos fortbestehen, denn sie eignen sich zu keinem Anbau, um so besser aber zu Weiden. Solche kleine Besitzungen werden um so zahlreicher, und die wüsten Grasebenen müssen um so bevölkerter werden, je mehr die Eigener der Estancias, die bisweilen einen Umfang von zwei Tagereisen haben, das Land in kleinen Stücken an ihre Hirten zu verkaufen fortfahren. Im Augenblick ist freilich der arme Hatero, der höchstens die Zucht des Borstenviehes betreibt, unter seinen Landsleuten am übelsten daran; allein unter einer guten Regierung und bei der unfehlbaren Ausbreitung der Agricultur über alle geeigneten Gegenden der Insel kann es nicht fehlen, daß gradweise auch die Viehzucht große Vortheile gewährt, zumal wenn man sie auf andere Weise betreibt, als zeither. Ihre Vergrößerung wird wahrscheinlich auch mit doppelt rascher Zunahme der weißen Bevölkerung verbunden seyn, und könnte also der reichsten der westindischen Inseln eine neue Sicherheit gegen das Schicksal geben, das früher oder später alle andern treffen muß, wo die ausschließliche Cultur des Kaffee's und Zuckers unverhältnißmäßige Zahlen von Negern auf engem Raume zu versammeln veranlaßt hat.

Merkwürdiges Ausströmen von Gas.

Das Athenäum vom 29 Junius theilt das Schreiben eines Hrn. Byrne mit, welches über eine merkwürdige Erscheinung dieser Art Nachstehendes mittheilt. Im Thale von Comdare (Glamorganshire) ist ein Wasserfall, der kürzlich in Folge eines bisher unbemerkten und wahrscheinlich ganz neuen Phänomens ein besonderes Interesse erhalten hat. Es strömt nämlich aus dem Bette des Flusses von selbst ein Gas aus, das, einmal entzündet, fortbrennt mit einer gelblichen Flamme, die mit lebhaften weißen, orangefarbenen, purpurnen und blauen Striemen untermischt ist. Es sind mehr als zwölf Oeffnungen, durch die das Gas unter dem Wasser ausströmt, so daß es steigt und Blasen wirft; andere an dem trocknen Ufer, welche sich täglich vergrößern. Eine der Oeffnungen ist bedeutend größer als die übrigen, und die Flamme, die aus derselben hervorbricht, ist etwa 2 Fuß lang und 1½ Fuß breit. Der Boden besteht hauptsächlich aus Thonschiefer, der heiß genug ist, daß man die Hand daran verbrennen kann; Fische, die im Flusse gefangen wurden, hat man darauf gekocht. Die Bauern der Umgegend haben das Wasser schon längere Zeit Blasen werfen sehen, aber erst seit den letzten zwei Monaten ist ein Minenarbeiter aus Staffordshire durch das Geräusch und die Höhe der Blasen, und dann durch die Anwendung des Feuers besonders aufmerksam gemacht worden. Bei Nacht ist der Anblick unbeschreiblich. Nicht weniger als zwölf große hellleuchtende Flammen brechen aus dem Bette des Flusses und unter dem Felsen hervor, über den der Wasserfall herabstürzt; der reiche Schimmer des mannichfachen Lichtes, das auf die Bäume und andere Gegenstände in der Nähe geworfen wird, das Geräusch des Wasserfalles und der Reflex des Ganzen im Wasser bieten einen höchst imposanten Anblick dar.

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Eben so unrichtig sey es zu behaupten, daß Mozambique der Sitz eines Bischofes sey, da es nur eine einfache Prälatur ist, mit einem

Administrator, der kirchliche Jurisdiction hat. — Daß auf den Inseln Querimba's großer Handel mit Elfenbein und Ebenholz getrieben würde, sey eben so falsch; nur an den Flüssen von Sena wachse das letztere. Dem Geographen d'Anville läßt Botelho noch die meiste Gerechtigkeit widerfahren, seine Karte jener Gegenden Ostafrika's erklärt er noch für die richtigste, mit Ausnahme des innern Landes, welches, weil es in den Händen der Portugiesen, die weniger als andere Nationen sich beeifern ihr eigenes Land zu kennen, noch eine terra incognita sey. — Für genau in dieser Karte angegeben hält er den Gebirgszug, welcher diesen Theil Afrika's von Norden nach Süden durchzieht. Für exact den See von Maravi, der mehr als 500 (engl.) Meilen Länge und Breite hat; für genau die Angaben des Rio Barbela im Reiche Congo und des Rio Zambeze in Mocaranga nebst seinen Wasserfällen. — Botelho sagt, daß er außer seinem Selbstbeschauen alle Archive zu Rathe gezogen, um zur bessern Kenntniß des Landes zu kommen, allein in Allem, was statistische und geographische Notizen betreffe, habe er stets die größte Sterilität vorgefunden. — Nur mit eigenen Augen habe er sich überzeugen können, daß die orientalische Küste Afrika's im Ganzen genommen ein reiches Land sey von dem Cap dos Correntes an bis zu den Querimbas-Inseln. Nach dem Innern sey dieses Terrain, was den Portugiesen gehöre, an einigen Stellen nur schmal, an andern verbreite es sich aber tief ins Innere; es sey etwas sehr Leichtes, allenthalben dieses Terrain zu erweitern, wenn man wolle, man brauche nur mit bewaffneter Hand einzurücken, und die Kaffern würden sich zurückziehen; es sey nichts Leichteres, als in diesem Land Eroberungen zu machen, allein um so schwerer dieselben zu behaupten; wozu übrigens ein entvölkertes Land erobern? — Ueberdem ließen sich die Kaffern auch nicht durch das Schwert regieren, sondern nur durch Sanftmuth und gute Behandlung. — Wenn wir auch durch schlechte Politik und Ignoranz der Gouverneure und der Minister, so wie aus Privatinteresse dieser Menschen einen großen Theil unserer ostindischen Besitzungen verloren (fährt Botelho fort), so bleibt uns dennoch ein ostafrikanisches Besitzthum von mehr denn 4000 Quadratmeilen, was die größten Naturreichthümer in sich schließt, ein Besitzthum, was aber nur durch moralische und nicht physische Kraft erhalten werden kann, denn noch jetzt können uns die Kaffern die gewaltsame Eroberung des Landes nicht verzeihen. — Schwer ist es aber ein Land zu beherrschen, dessen civilisirte Bewohner meistens nur aus dem Vaterlande dorthin versetzte Verbrecher sind, dann aus Sklaven bestehen, welche diesen unterthan sind, und zum dritten aus rohen Volksstämmen, die keine Oberherrschaft anerkennen, zum wenigsten nicht gehorchen, wenn ihnen befohlen wird. Dieses war denn auch ein Hauptgrund, weßhalb im Jahre 1821, nachdem im Jahre 1820 die Freiheit in Portugal gepredigt wurde, daß alle diese Menschen glaubten, Freiheit bestehe in Zügellosigkeit der Leidenschaften und der ungestraften Ausübung aller Verbrechen; und somit brach denn auch dort eine allgemein überhandnehmende Anarchie aus, aller Respect gegen die Behörden hatte ein Ende; alle Verträge mit den Xeques und Häuptlingen des Landes wurden gebrochen und aufgehoben, diese drohten, andere lehnten sich ohne weiteres auf und begingen Feindseligkeiten. Die untergeordneten Gouvernements trachteten sich unabhängig von dem Generalcapitän zu machen. Sena riß sich auch wirklich von Mozambique los, bildete ein eigenes Gouvernement, und versuchte Alles, um sich an Brasilien anzuschließen. In Quillimane öffnete man die Häfen allen Schiffen zum freien Handel trotz den bestehenden Gesetzen. Die Einkünfte wurden ganz nach der Willkür einzelner Menschen, die sich des Ruders bemächtigt, verwaltet, und große Summen flossen in ihre eigenen Taschen. Die Bai von Lourenço Marques wurde zum Freihafen für französische Schiffe gemacht, und in diesem Zustande der Wirren drohte Radama, König der Sacalaven, der Herr von beinahe ganz Madagascar, mit einem Einfall in Mozambique; der Imam von Mascate, ein mächtiger König mit Land- und Seemacht, drohte von der andern Seite (Freund und Alliirter der Engländer). Die Sklaven wollten nichts mehr von ihren Herren wissen, die Soldaten hatten keine Subordination mehr. Dieses waren die Folgen des Freiheitschwindels des Jahres 1820, in welchem man so weit ging, auch die Colonien emancipiren zu wollen, und sie dadurch in Gefahr brachte, mit Einemmale für Portugal verloren zu gehen. Der erste und unersetzliche Verlust für Portugal war auch sogleich das in der Civilisation weiter vorgeschrittene Brasilien. Was noch die Integrität von Mozambique in jener Zeit erhielt, war, daß Quillimane sich nicht an Sena anschloß, und folglich noch eine gewagte Einigung mit Mozambique bestand, die manchen Angriffen trotzen konnte. Erst im Jahre 1829 vereinigte sich auch wieder Sena mit Mozambique, allein nun wollte man sich an dieser Provinz rächen; die alte Tyrannei der Gouverneure kam wieder zum Vorschein, das System der Verfolgung gewann die Oberherrschaft und viele wohlhabende Colonisten mußten flüchtig werden. Dieses bewirkte denn auch, daß die Kaffern aufständig wurden und viele Verheerungen anrichteten. — Auf ähnliche Art verfiel man von jeher in die größten Irrthümer, die zum Theil durch den Zeitgeist hervorgebracht, meistens aber in der Aufgeblasenheit, in der Ignoranz und den Capricen der Gouverneure ihren Grund hatten. Schon der einzige Punkt, diese Besitzungen nur mit Missethätern zu bevölkern, zu colonisiren, ist schon allein hinreichend, daß aus denselben nie etwas Ordentliches werden kann, da sich diese Menschen nie ein ruhiges arbeitsames Leben und bleibende Besitzungen schaffen u. s. w. —

Im Auszug und mit eingeflochtenen eigenen Bemerkungen haben wir hier wiedergegeben, was Botelho, der, wie schon gesagt, fünf Jahre lang Generalcapitän der Besitzungen in Ostafrika war, im Allgemeinen in der Einleitung seines Werkes erwähnt, und gehen von da an nun zu den einzelnen Capiteln über, indem wir das Interessanteste für Geographie und Statistik herausheben, so wie Manches, was nicht allgemein bekannt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ungeheurer Papierbogen. In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft zu London am 15 Junius wurde ein Papierbogen vorgelegt, welcher 60 Fuß lang und 25 Fuß breit war; er ist zu Kamaon in Indien gefertigt worden. Ein Hr. Traill theilt nähere Angaben über das Verfahren bei der Bereitung des Papieres mit, das auch die besonders in Indien sehr nützliche Eigenschaft hat, nicht von Insecten angegriffen zu werden.

Tod auf Dampfbooten in England. Aus einem Bericht ans Parlament geht hervor, daß in den letzten zehn Jahren 92 Unfälle auf Dampfbooten stattfanden, welche 653 Personen das Leben kosteten; in den zwei letzten Jahren fanden 22 Explosionen statt, wobei 157 Personen das Leben einbüßten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 197.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Julius 1839.

Literatur in Bombay.

(Aus einem Briefe aus Calcutta den 10 März 1839.)

Sie klagen über die Schwierigkeit, welche man in Europa finde, zu erfahren, was in Bombay erscheint und sich die Bücher kommen zu lassen. Der Fall ist hier fast derselbe: seitdem die asiatische Gellschaft in Bombay den großen Fehler begangen hat, sich der Londoner anzuschließen, hort man auch hier wenig mehr von ihr, und man sollte eigentlich in London am besten wissen, was sie thut; wahrscheinlich nicht sehr viel, denn eine Gesellschaft, welche ihre Selbstständigkeit aufgibt und ihre Arbeiten der Sammlung einer andern einverleibt, stirbt nothwendig ab. Es ist Schade für sie, denn die drei Bände von Memoiren, welche sie ehedem herausgegeben hat, sind ein ehrenvolles Denkmal ihrer Thätigkeit. Sie wissen ohne Zweifel, daß sich in Bombay seit einigen Jahren eine geographische Gesellschaft nach dem Muster der Londoner gebildet, und daß sie zwei Bände sehr guter Verhandlungen herausgegeben hat; da Sie diese aber ohne Zweifel erhalten haben, so will ich nicht länger davon reden. Die Parsen in Bombay haben den Zendtext des Vendidad in einem lithographirten Folianten herausgegeben, die Kosten sind von einem reichen Kaufmann bezahlt worden, und das Buch ist auch in Indien nicht in den Buchhandel gekommen, sondern für das Bedürfniß der Secte verwendet worden. Die Parsen sind die einzigen Eingebornen, welche sich bis jetzt der Lithographie bedienen, denn obgleich die Bengalesen anfangen viel zu drucken, so kenne ich doch kein Beispiel, daß ein Eingeborner ein lithographirtes Werk herausgegeben hätte; aber die Parsen haben seit zehn Jahren wenigstens ein Duzend Werke über ihre Religionssachen, besonders über ihren Kalenderstreit lithographirt.

Ein Capitän Harris von der Bombay-Artillerie hat eine Reise in die Kaffrerei drucken lassen, worin er seine Abenteuer lebendig genug beschreibt; der Mann ist ein großer Nimrod und Jäger vor dem Herrn, und hat in sechs Monaten 14,000 Kugeln verschossen, wovon er in seinem Buch weitläufigen Bericht gibt. Er hat seitdem der Londoner geographischen Gesellschaft angeboten, auf ihre Kosten eine neue Reise in Südafrika zu machen, um den berühmten inländischen See in Monomotapa, von dem die Portugiesen so viel reden, zu entdecken; aber er ist nicht der Mann zu einer wissenschaftlichen Reise, man müßte ihm wenigstens einen Naturforscher mitgeben. Dieß erinnert mich an einen andern Hauptmann der Armee von Bombay (jetzt Major) Jervis, der unter dem Titel, Indian Metrology, in Bombay ein Buch herausgegeben hat, das wohl der Mühe werth wäre, in Europa bekannt zu werden, aber schwerlich diese Ehre haben wird, indem es nur zu 175 Exemplaren abgezogen wurde, und selbst von diesen der größte Theil durch einen Zufall zu Grunde ging. Der Verfasser handelt von den verschiedenen Zeit-, Raum- und Längenmaßen und den Gewichten, welche in Indien gebräuchlich sind und waren, und läßt sich bei dieser Gelegenheit in lange und detaillirte Abhandlungen über Chronologie und Astronomie, oder vielmehr Geschichte der Astronomie ein. Sein System als solches wird zwar in Europa gegenwärtig wenig Beifall finden, als etwa bei Juden und in Orford, denn der Major leitet Alles von den Patriarchen ab, und Niemand hat das Verjüngerungssystem der indischen Alterthümer so weit getrieben als er. Allein was auch seine Hirngespinnste über die ursprüngliche und geoffenbarte Elle (welche er in der Hälfte der Länge des Pendels in der Breite von Jerusalem findet) seyn mögen, so enthält doch das Werk eine sehr große Masse positiver Data über Maaße und Gewichte, welche man sonst nirgends findet, und die er aus den Papieren des trigonometrischen Bureau's gezogen hat, so wie eine Menge von Tabellen zu chronologischen Berechnungen, welche dem Historiker von Werth seyn müssen. Das Werk ist offenbar mit völliger Ueberzeugung geschrieben, und setzt eine vieljährige Arbeit und ungewöhnlich günstige Gelegenheiten zur Erläuterung einer Menge von Localnamen und Gewohnheiten voraus, und es ist Schade, daß seine überaus große Seltenheit es wahrscheinlich der Untersuchung europäischer Gelehrten entziehen wird, welche im Stande wären, das Korn, das darin ist, von der Spreu zu sichten, denn ich bin überzeugt, daß der Gewinn für die Wissenschaft nicht unbedeutend wäre. Dieß ist Alles, was mir von neuerer Literatur in Bombay bekannt ist. Ihre Klagen über die schlechte Einrichtung des Buchhandels von In-

dien nach Europa beantworte ich mit gleichen über die noch viel schlechtern des von Europa nach Indien. Wir müssen alle europäischen Bücher, je eine Rupie per Schilling, also um das Doppelte bezahlen, und doch müssen wir Jahre lang auf Werke warten, deren wir nothwendig bedürfen; viele, besonders die auf dem Continent erschienenen, kommen trotz aller Verschreibungen gar nie an, und gelehrte Zeitungen in solcher Unvollständigkeit, daß man sich keinen Begriff davon machen kann, was in Europa erscheint, und welche Fortschritte die Wissenschaft macht, und jetzt, da Prinsep weg ist, der allein eine ausgebreitete literarische Correspondenz mit dem Continent unterhielt, werden wir darüber in völlige Unwissenheit versinken. Es ist hier offenbar eine Lücke auszufüllen, aber wie und von wem weiß ich nicht. Es geht uns nicht viel besser mit unsern Communicationen mit andern europäischen Niederlassungen im Orient selbst, und wir hören bisweilen aus London, daß in Singapur, Canton oder Batavia etwas erschienen ist, das uns hier erwünscht und wichtig wäre.

Reise in Schweden im Jahre 1838.

Neue Ansiedlungen in Lappland.

(Fortsetzung.)

Die Bewohner dieser isolirten Culturstellen im Innern können selten mehr Getreide bauen, als für ihre Familie mit Hülfe von Fischen, Schneehühner und Holzmehl nothwendig ist. Um ihre Steuern zu bezahlen und sich etwas Geld zu ihren übrigen Bedürfnissen zu verschaffen, haben sie einige Nebenzweige von Industrie, deren einer die Bereitung von Salpeter ist, welcher von der Regierung zu einem gewissen Preise angenommen wird, so daß der Bauer damit seine Steuer bezahlen kann, obgleich seine Arbeit dabei nur schlecht bezahlt ist. Dieß hat unter dem Vieh eine sonderbare Gewohnheit eingeführt. Die Kinder und Weiber sammeln den Urin des Viehs in Kübeln, und haben es dazu gebracht, daß es wartet, bis ein Kind mit dem Kübel erscheint. In keinem Lande, selbst nicht in Flandern, wird mehr auf Dünger gesehen als hier, und Alles, was dazu dienen kann, wird in kleinen Fassern auf das Feld geführt. Pottasche ist ein anderer Zweig von Manufactur, und wird aus den Aschen der Baumblätter bereitet, aber die Nadeln der Tannen und Fichten geben keines. Ein Faß guter Asche liefert 40 Pfund roher oder 35 Pfund gereinigter Pottasche, welche den Bauern etwa drei Shilling englisches Geld eintragen. Diese Industrie dehnt sich aus, und in dem Ort, wo ich bin, ist ein Ofen, wo jeder nach der Reihe seine Pottasche brennt. Ein dritter Artikel ist Theer. Dieser wird auf folgende Art bereitet: man wählt Forchen (pinus silvestris), welche entweder krumm gewachsen sind, oder an einem Orte stehen, wo man nicht hoffen kann, sie zur Sägemühle zu bringen, und schält dann die Rinde vom Boden an einige Fuß hoch aufwärts ab. Dieß geschieht nach und nach, so daß der Baum nicht abstirbt, sondern 5 bis 6 Jahre lang fort vegetirt, aber ohne weiter zu wachsen. Der Saft, der auf diese Art zurückgehalten wird, macht, daß der Baum mehr Theer gibt, und wenn der Baum nach sechs Jahren umgehauen wird, so findet man ihn ganz in die Substanz verwandelt, aus welcher der Theer destillirt wird. Eben so werden die Wurzeln und die verkohlten Stumpen der Bäume, welche beim Umbrechen des Landes ausgehauen werden, zur Fabrication benutzt. Beim Distilliren macht der Zustand des Wetters, Regens und Windes, während der Ofen gefüllt wird, einen Unterschied von 15 bis 20 Procent im Ertrage. Der Transport des Theers an den Fluß ist sehr mühsam. Die Fässer sind sehr stark, weil sie unterwegs oft in das Wasser geworfen werden müssen, das sie über Wasserfälle herunterschwemmt. Der Preis, der den Bauern bezahlt wird, ist nicht über 6 Shilling englisches Geld per Faß, und er bezahlt die Reise, Zeit und Arbeit der Fabrication nicht, so daß die Bauern, welche sich damit abgeben, immer die ärmsten sind, aber sie müssen den Kaufleuten in den Städten, die gewöhnlich ihre Gläubiger sind, die Artikel liefern, welche diese verlangen, und haben nicht die Wahl zu fabriciren, was ihnen auf einem freien Markt am meisten einbringen würde.

Die Weiber sind in ganz Nordschweden in jeder Hütte mit Weben beschäftigt, und fabriciren alles wollene und linnene Tuch, das in der Familie getragen wird, und noch darüber eine große Quantität für die Städte. Flachs und Hanf werden auf den meisten Höfen gebaut, und die Regel überhaupt in Schweden ist, daß in jeder Familie, vornehm oder niedrig, so viel möglich im Hause fabricirt wird. Es ist daher unmöglich, daß Handel und Manufacturen in einem Lande blühen können, wo Gewohnheit, Mangel an Geld und Entfernung von Städten diese Lebensart eingeführt haben. Die Leute kaufen nur, was sie durchaus weder entbehren, noch selbst verfertigen können, und dieß sind nur wenige Artikel. Aber der Mangel an Mitteln, wo jeder sein Product verkaufen und sein Bedürfniß einkaufen kann, ist die nothwendige Folge der Beschränkung des Handels und Gewerbes auf privilegirte Personen und Orte. Ein Volk in dieser Lage kann nie einen bedeutenden Fortschritt in Handel und Manufacturen machen, und in dieser Lage ist Schweden.

Ich stand heute früh auf und ging an den Wasserfall, um zu fischen. Hier stieß ich unerwartet auf eine kleine Versammlung von sechs oder acht Männern, Weibern und jungen Leuten, die in einer Vertiefung am Ufer saßen, wo man so früh am Morgen höchstens einen Fischer hatte vermuthen sollen. Ein Mann mit unbedecktem Haupt las den übrigen aus der Bibel vor, und war im Begriff zu endigen und sein Buch zu schließen. Sie waren etwas betreten, bis sie sahen, daß ich fischte und nicht auf sie Acht gab, und als mein Hausherr auch mit seiner Angelruthe kam, und sie fanden, daß ich bei ihm und nicht in der Pfarre wohne, so schienen sie zufrieden und kamen, mein Fischergeräthe und meinen guten Erfolg zu bewundern. Ich hatte schon gehört, daß in Nordschweden und Lappland, besonders in diesen Colonien, eine enthusiastische Secte existire, welche der Clerus zu unterdrücken suche. Die Sectirer heißen Läsare, die Leser, von ihrem Lesen der Bibel. Sie müssen sich ruhig verhalten, denn sie können zwar nicht

offen verfolgt werden, und es gibt in Schweden ein gebildetes Publicum, das keine Religionsverfolgung dulden würde, aber der Geiſtliche iſt ſehr einflußreich in den Gemeinden und wird von den Beamten unterſtützt, ſo daß ein armer Mann, der zu viel oder zu wenig Eifer in ſeiner Religion zeigt, die Folgen ſeines Verlaſſens des ordentlichen Wegs der Kirche in ſeinem weltlichen Wohl bald fühlen würde. Die Läſare bilden keine Kirche, denn ſie haben keine Organiſation und Regeln, was wahrſcheinlich ungeſetzlich wäre, ſind aber zahlreich und im Zunehmen, und ihre Predigten und Zuſammenkünfte werden von Leuten aus großen Entfernungen beſucht. Ich konnte von ihren beſondern Lehren keinen deutlichen Begriff erhalten; man ſagt, ſie predigen die Alleinſeligmachung des Glaubens und die Nutzloſigkeit der guten Werke, und einige ihrer Führer ſollen ſich für Chriſtus ausgegeben haben, allein die Wahrheit iſt, daß der Abſtand zwiſchen der höhern und niedern Claſſe in Schweden ſo groß, und ihre Berührungspunkte ſo wenig ſind, daß die erſtere wenig von der letztern weiß. Dieß iſt überall der Fall, aber in Schweden mehr als irgendwo, weil alle Claſſen in privilegirte Corporationen vereinigt ſind. Ich zweifle daher an der Richtigkeit deſſen, was man mir von dieſer Secte ſagt, um ſo mehr, als man verſucht, ſie und den Gebrauch von Redensarten aus der Schrift, den ſie ſich angewöhnt haben, lächerlich zu machen. Es mögen Heuchler unter ihnen ſeyn, und ſie mögen lächerliche Anſprüche machen, aber es iſt doch ein merkwürdiges Factum, daß ſich in dem am wenigſten verdorbenen Winkel des Landes ein Religionsgeiſt erhebt, welchen die lutheriſche Geiſtlichkeit zu unterdrücken ſucht, und dem ſie durch ihre Predigten und Lehren nicht Genüge leiſten können. Er muß nothwendig ſeinen Einfluß auf die Moralität und die Gewohnheiten des Volkes ausüben, und es iſt wahrſcheinlich, daß die Wiedergeburt von Schweden, das Wiedererwecken der Nation zur Freiheit und Moralität durch Mittel geſchehen wird, welche denen, die in England im Werke ſind, gerade entgegengeſetzt ſcheinen. In England dringt der Einfluß einer moraliſchen Mittelclaſſe in die untern ein, in Schweden wird der Impuls von unten kommen, und der Bauernſtand muß auf die Geiſtlichkeit und den Adel wirken, von denen jener gegenwärtig durch Corporations- und politiſche Rechte zu weit von ihren Gemeinden entfernt ſteht, und dieſer demoraliſirt, träg, von Hofgunſt abhängig und von der öffentlichen Meinung unabhängig iſt. Es war nun eine Verſammlung von Läſare, auf die ich auf dieſe Art ſtieß, während ſie wie ehemals unſere Cameronier in einer Aushöhlung am Ufer ſaßen. Ich fragte ſpäter meinen Wirth, was dieſe Leute ſo früh da thun; er verſicherte mich, daß ſie Waſſer aus einer kleinen mineraliſchen Quelle, welche ſehr heilſam ſey, tränken, zeigte mir auch eine Quelle, und ich machte keine weiteren Fragen mehr.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Beſuch der Sindſcharberge in Meſopotamien.

Ein Hr. Forbes, der ſich im September v. J. zu Moſul befand, beſchloß von dort aus die wenig bekannten Sindſcharberge zu beſuchen. Der nordöſtlichſte Vorſprung derſelben liegt 82 engliſche Meilen weſtlich von Moſul. Nachdem Hr. Forbes alle einigermaßen merkwürdigen Orte in den 1500 Fuß hohen Bergen beſucht hatte, wandte er ſich nordwärts gegen Niſibin. Die Sindſcharberge ſind nur von Jezidi's, oder, wie ſie ſich ſelbſt nennen, Daſinis bewohnt, beten den Teufel an, und haben manche ſeltſame Gebräuche und Meinungen. Das Gerücht und der Schrecken, den ihre Räubereien verurſachten, hat ihre Anzahl ſehr übertrieben; ſie haben gegenwärtig 17 bewohnte und 7 zerſtörte Dörfer mit einer Volkszahl von 6000 Seelen.

Ueber die Beſitzungen der Portugieſen in Oſtafrika.

Zweiter Artikel.

(Fortſetzung.)

Die äußerſten Gränzen dieſer Beſitzungen beginnen an der Küſte ſüdlich mit der Bai von Lourenço Marques, die auch unter den verſchiedenen Namen Bai von Alagoa oder Formoſa bekannt iſt. Dieſe Bai erſtreckt ſich Oſtnordoſt bis zum Ausfluſſe des Rio Eſpirito Santo, und einer Stelle, welche den Namen Unhoca führt, und vertieft ſich 14 Legoas ins Land hinein, wo dann der Ankerplatz für die Schiffe gegenüber dem Fort iſt, welches die Portugieſen hier auf dem Eigenthum des Regulus Matolla gebaut haben. Der Portugieſe Lourenço Marques war der erſte, welcher hier den Elfenbeinhandel mit den Kaffern in Gang brachte. Mehrere folgten ſeinem Beiſpiel, und um dieſes leichter auszuführen, errichteten ſie eine Factorei und ein kleines Fort, allein auf eine ſo erklärliche Art, daß bald Alles wieder in Ruinen zerfiel. Die Holländer machten darauf verſchiedene Verſuche, ſich in dieſer Bai feſtzuſetzen, und eröffneten ſogar eine Straße zu Land vom Cap der guten Hoffnung bis zum Rio Eſpirito Santo, und da ſie die Kaffern auf die leutſeligſte Art zu behandeln wußten, ſo machten ſie viel Glück im Handel. Auch die Engländer kamen von Bombay aus nach dieſer Bai des Handels wegen. Im Jahre 1780 wurden aber die Holländer von den Portugieſen durch Gewalt der Waffen vertrieben, und ſeit der Zeit ſtiftete man eine neue portugieſiſche Factorei, währenddem die Engländer ihre Handelsverbindungen auf ihren Schiffen abmachten und ſich dabei am beſten ſtanden. Um die Kaffern mehr an ſich zu ziehen und gegen die Portugieſen aufzuhetzen, bedienten ſie ſich der Liſt, mohammedaniſche Miſſionäre aus Surat unter dieſelben zu verſetzen, welche die mohammedaniſche Religion unter ihnen verbreiteten, und Freundſchaft für die Engländer und Haß gegen die Portugieſen, ihre Unterdrücker, predigen mußten. Der Landſtrich, welcher die Bai begränzt, iſt der fruchtbarſte, der ſich denken läßt, und hat Ueberfluß an Viehheerden, ſowohl Rindvieh als Schafen. Der Haupthandel in Landesproducten beſteht hier im beſten Elfenbein, einer Menge Ambar, Kupfer und Wachs. Noch mehr würde dieſer Handel in Flor kommen, wenn man ſich deßhalb nur mehr Mühe geben wollte. Die Bai iſt außerordentlich fiſchreich, und beſonders halten ſich hier immer viele Wallfiſche auf, welche von den Holländern, Engländern und Amerikanern gefangen werden. Im Jahre 1780 befahl König Don Joſé die Errichtung eines Präſidiums und den Bau eines Forts zur Niederlaſſung und zum Schutz einer Factorei für das Aufleben des Handels, allein dieſe weiſen Vorſchriften wurden nur zu ſchlecht befolgt. — Das Präſidium oder der Militärpoſten, wie es heißt, beſteht aus einer Compagnie Soldaten mit ihrem Capitänlieutenant und Fähndrich, insgeſammt 60 Mann, die unter der Be-

satzung von Mozambique ausgesucht werden, und nicht nach ihren Verdiensten, sondern ihre Schlechtigkeit wird berücksichtigt, da man von ihnen in Mozambique befreit seyn will. Das Soldatenquartier ist ein bloßer Strohschoppen mit Palmblättern bedeckt, tief und sumpfig gelegen, folglich höchst ungesund. Eben eine solche ungesunde Lage hat das dabei erbaute Factoreihaus, so daß sowohl Soldaten als andere Bewohner gleiche Lebensgefahr erdulden, denn die meisten werden von Fiebern dahingerafft. Das Fort ist eben so schlecht und unzweckmäßig erbaut, es ist eine bloße Redoute aus Pfählen und Faschinen, die weder den Eingang der Bai vertheidigt, noch sich gegen einen Angriff vom Lande her vertheidigen kann; übrigens ist auch die Garnison keiner Vertheidigung fähig, da sie kaum eine Kanone abzufeuern versteht. Die Factorei hat einen Factor und einen Schreiber, auch einen Capellan und einen Chirurgen, und im Fort residirt ein eigener Commandant mit dem Titel eines Governador. Alle diese Angestellten, wenn sie nicht besonders von dem Gouvernement in Lissabon dazu ernannt werden, sind von dem Generalgouverneur und der Finanzjunta in Mozambique ernannt. Außer den Bewohnern des Präsidiums und der Factorei bestehen alle andern Bewohner aus eingebornen Afrikanern oder Asiaten. Nicht über ein halb Duzend von ihnen besitzt aber weder Haus, noch Hof, noch haben sie Familie, und sie leben in erbärmlichen Hütten nach Art der Kaffern. Im Ganzen genommen und selbst bei der Wahl der Angestellten hat man stets solche Mißgriffe gethan, daß diese Colonie nie hat gedeihen können, und ohne die Wahrheit zu verletzen, kann man wohl sagen, daß alle die Angestellten an Schlechtigkeit und Bosheit den allerschlechtesten Häuptlingen der Kaffern den Rang streitig machen. Wenn Botelho in seiner Beschreibung seine eigenen Landsleute nicht schont und sie als ein Aneband und Inbegriff von Allem, was nur schlecht genannt werden kann, schildert, so wird man doch wohl ihm mehr als einem Fremdlinge glauben, der meistens nur vom Hörensagen seine Notizen nimmt. Botelho nennt es eine Pest, die in allen Forts und Factoreien grassire, und nicht nur hier, sondern in allen afrikanischen Besitzungen der Portugiesen, denn es gäbe kein Mittel, der Habsucht der Governadoren und der Factoren Gränzen zu setzen. Sie wollen nur Alles für sich und nichts für Andere, und um dieses zu bewerkstelligen, erlauben sie sich alle Mittel, da sie die Gewalt in Händen haben, Verrath, Raub und Mord. Nur schnell und in der kürzesten Zeit reich zu werden ist ihr System, gleichviel, auf welche Art sie zum Reichthum gelangen. Hieraus entsteht natürlicherweise die Unzufriedenheit derer, die sie gouverniren sollen, und der Raub am königlichen Eigenthum. Diese genannten Uebel haben nun besonders von jeher bei der Factorei von Lourenço Marques stattgefunden, und oft ging dieses so weit, daß sie die benachbarten Kaffern unter sich aufzuwiegeln suchten, um alsdann als Schiedsrichter zwischen sie zu treten, sie zu ergreifen und als Sklaven zu verkaufen. Man würde kein Ende finden, wollte man alles das, was hier nicht nur gegen die Gesetzlichkeit und das Recht, sondern auch was gegen die Menschlichkeit verübt wird, anführen und aufzählen. Es möge damit genug seyn, nur noch im Allgemeinen zu sagen, daß die größten Schandthaten und Ausschweifungen hier nicht nur sich einschleichen, sondern sie werden öffentlich autorisirt, denn wenn das Laster von den ersten Personen ausgeht, so nimmt man es zum Exempel. Der Mangel einer civilisirten Bevölkerung ist es denn auch, der am meisten dazu beiträgt, daß man so wenig Nutzen aus dieser Besitzung zieht. Ueberdem ist dieser Mangel auch der ächte Schutz für die Verbrechen, die Ränkereien und Tyranneien der Gouverneure und Factoren, sobald diese zusammen einverstanden, denn sie stehen unter keiner Controle eines gebildeten Publicums, welches mehr zu fürchten als die Eingebornen und Sklaven, die sich Alles ohne Appellation müssen gefallen lassen. Zum Schlusse nur noch so viel: die Bai von Lourenço Marques besitzt Alles, was der Mensch bedarf, um gut zu leben und einen florirenden Handel zu treiben. Die Natur hat hier Alles hervorgebracht, die Kunst hat aber hier noch nichts gethan. —

Nach der Spitze zu, wo die Bai von dem Cap das Correntes begränzt wird, liegt das Königreich Manhiça und der See der Abundancia genannt, der über eine Legoa lang ist und süßes Wasser hat. Seine Ufer sind sehr fruchtbar, so wie seine Gewässer außerordentlich fischreich. Sie werden ganz und gar von Kaffern bewohnt, die ihren Maioral oder Häuptling haben, der dem Regulus von Manhiça unterthan ist. Es ist dieses ein aufgeräumter Volksstamm, der seine Freude an Tanz, Musik und Festen hat; da sie aber delicater als andere behandelt seyn wollen, so entstehen oft Streitigkeiten und alsdann Angriffe auf die Weißen, sie schwingen ihre Waffen gegen sie, was sie mit dem Worte pemberar bezeichnen, und greifen mit durchs Feuer gehärteten Stöcken an, Umbos genannt, womit sie fähig sind, einen Ochsen niederzuschlagen; sobald sie aber ein Schießgewehr knallen hören, werfen sie sich auf die Erde, und kriechen auf Händen und Füßen fort, bis sie sich in Sicherheit glauben. —

Setzen wir unsere Beobachtungen längs der Küste nach Süden fort, so befinden wir uns in dem Reiche von Manhiça: dieser Herrscher zeichnet sich vor allen andern durch sein zuvorkommendes und höfliches Wesen aus, was derselbe durch den häufigen Verkehr mit den Portugiesen angenommen. Er lebt in einem großen Ort, umgeben von Männern und Weibern, die stets bereit sind, seine Befehle zu vollziehen. Im Schatten eines großen Baumes, den sie hoch verehren, und unter welchem sie sich für inspirirt halten, hält er seine Rathsversammlungen, und werden die Beschlüsse gefaßt und Sentenzen vollzogen, was sie Milandos nennen.

Die Bai von Lourenço Marques liegt unter dem 26° S. B.; wendet man sich nun nach Norden hin, so stößt man unter dem 25° auf den Rio do Oiro, welcher das Land des Regulus Inhaca durchströmt. An seiner Mündung haben die Seefahrer alle Vorsicht und Wachsamkeit zu beobachten, um nicht in die Hände der Kaffern zu fallen, die sich hier als die schlauesten Räuber aufhalten und angreifen.

Der Rio do Oiro hat nur die Breite eines tiro de besta; was darunter verstanden wird, ist räthselhaft, selbst die wenigsten Portugiesen verstehen diesen Ausdruck, und möchte wohl die Länge eines Pferdegespannes bezeichnen, so daß er nur ganz kleine Fahrzeuge tragen kann, welche den Namen Almadias führen. So wie man diesen Fluß überschreitet, betritt man das Königreich Manhiça, dessen Herrscher die Portugiesen stets aufs freundschaftlichste behandelt. Diese Staaten werden alsdann von dem Reiche Ponda begränzt, von den Portugiesen gewöhnlich Imbane genannt. Der Häuptling hat den größten Verkehr mit den Bewohnern von Mozambique, und behandelt sie ebenfalls aufs freundschaftlichste. Nachdem man den Rio do Oiro passirt, kommt man unter dem 24° 30' S. B. über einen andern Arm dieses Flusses, welcher die Staaten Ponda und Gamba von einander trennt. An den Quellen dieses Flusses stößt der Rio Inhambane, in dessen Nachbarschaft ehemals ein Staat gleiches Namens war, der jetzt den Portugiesen gehört, und an dessen Küste am Meer unsere Villa de Inhambane liegt.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 198.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Julius 1839.

Die Gesellschaft für Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten.

(Aus einem Brief aus New-York, vom 12 Junius.)

Man hört wahrscheinlich in Europa weit mehr von unsern Streitigkeiten mit Canada, von Baumwollenernte, von Eisenbahnen und von der Ausbreitung im „fernen Westen," als von dem innern, bittern und tödtlichen Streit, welcher die Vereinigten Staaten in Abolitionisten und Antiabolitionisten theilt, und doch ist es diese Frage, welche alle andern beherrscht, aber die Leidenschaften, die sie in Bewegung setzt, sind so furchtbar, daß man öffentlich weit weniger davon hört, als von einer Menge Fragen, welche nur ein sehr oberflächliches Interesse erregen, während diese die Eingeweide der Republik zerfleischt. Es ist kürzlich der sechste jährliche Bericht der Antislavery Society erschienen, in welchem die Centralcommission den Mitgliedern Glück zum Fortgange ihrer Sache wünscht; die Zahl der Hülfsgesellschaften hat sich im Verlaufe des Jahres von 1346 auf 1650 erhoben, und die Zahl der Journale, welche sich der Emancipation entweder ausschließend oder hauptsächlich widmen, hat beträchtlich zugenommen; sie bestehen jetzt aus neun wöchentlichen und vier monatlichen Zeitschriften, welche neben den Vertheilungen an die Gesellschaften 25,000 Exemplare an Subscribenten absetzen. Die Centralgesellschaft hat im verflossenen Jahre 47,280 Dollars Beiträge erhalten, d. h. 4365 mehr, als letztes Jahr, und die Hülfsmittel der Localgesellschaften haben ebenfalls in schnellem Maaße zugenommen. Namentlich hat die Gesellschaft von New-York sich sehr durch ihren Eifer und die Zahl und Respectabilität ihrer Mitglieder ausgezeichnet. Der Mangel an Centralisation und das Zerspalten der Gesellschaften nach Staaten und Städten läßt die Wichtigkeit derselben nicht in ihrem wahren Lichte erscheinen, aber ihre Wirksamkeit wird dadurch sehr erleichtert und in ihrem Totaleffect vermehrt. Wie tief dieser Streit die ganze amerikanische Welt durchdringt, sieht man am besten in ihrer Wirkung auf die großen kirchlichen Corporationen. Die Generalversammlung der presbyterianischen Kirche hatte im Jahre 1818 Sklaverei für „eine grobe Verletzung der heiligsten Menschenrechte, und gänzlich unvereinbar mit dem göttlichen Gesetz" erklärt, allein damals war es nur ein theoretischer Streit, und der sklavenhaltende Theil der Presbyterianer legte keine große Wichtigkeit auf die Erklärung. Aber seitdem es ein Streit auf Leben und Tod geworden ist, hat die Generalversammlung, um Frieden in ihrer Kirche zu erhalten, sich aller Einmischung in dieser Sache enthalten, aber ohne durch dieses kleinmüthige Betragen ihren Zweck zu erreichen, denn die Presbyterianer haben sich darüber dennoch in zwei bitter feindliche Secten getheilt. Die presbyterianischen Kirchenversammlungen der südlichen Staaten haben sich von der Generalversammlung wegen ihrer Lauigkeit getrennt, und z. B. in Charlestown ein Journal gegründet, um ihre Interessen zu vertheidigen, sie haben ebenfalls aus Richmond den Redacteur einer presbyterianischen antiabolitionistischen Zeitung nach Philadelphia geschickt, um dort in der Mitte ihrer Feinde ein Organ zu ihrer Vertheidigung zu gründen. Auf der andern Seite hat sich die presbyterianische Versammlung des Staates Ohio in ihrer letzten Session von der Generalversammlung getrennt, und sich auf eine ganz emancipistische Basis organisirt. Dieselben Spaltungen gehen in der methodistischen Kirche vor sich. Die Stifter derselben, Wesley, Coke und Asbury waren durchaus gegen die Sklaverei, aber die Generalconferenz, ebenfalls um Frieden zu erhalten, ließ eine Ausgabe ihrer officiellen Dogmatik für die südlichen Staaten drucken, in welcher der Theil, der von Sklaverei handelt, ausgelassen ist. Dieß war aber nicht genug für die sklavenhaltenden Methodisten, und die Conferenzen von Georgia, Süd-Carolina und von Baltimore haben letztes Jahr in ausdrücklichen Erklärungen das Fortbestehen und die Gerechtigkeit der Sklaverei vertheidigt. Dieß hat die Generalconferenz noch schüchterner gemacht, und in allen Conferenzen der nördlichen Staaten zwei Parteien erweckt, deren eine die Abschaffung der Sklaverei als Kirchengrundsatz aufstellt, die andere, um sich nicht den südlichen Staaten zu verfeinden, sie als eine der Kirche fremde Sache erklärt. Diese letztere Partei hat z. B. in New-York die Majorität in der letzten Conferenz gehabt, und wie überhaupt die Furcht grausam macht, Prediger, welche Versamm-

lungen der Abolitioniſten beſuchen, abgeſetzt. Dagegen waren dieſe in der Conferenz von Neuengland in der Majorität, und haben ihre Privilegien von der Verſammlung anerkennen laſſen. So durchdringt dieſe große Frage alle kirchlichen und bürgerlichen Verhältniſſe, und im Verhältniß, als die Zahl der Abolitioniſten zunimmt, muß ſie immer bedeutender werden, bis ſie mit der Abſchaffung der Sklaverei oder der Trennung der nördlichen von den ſüdlichen Staaten endigt. Die Furcht vor dieſem letzten Reſultat hält im Norden viele zurück, und das beſtändige Streben der großen Maſſe der amerikaniſchen Staatsmänner iſt, die Discuſſion darüber zu verhindern; allein bei der ſchnellen Zunahme der Zahl der Abolitioniſten wird es bald ihr Intereſſe werden, ſie zu befördern, denn die Majorität iſt der Götze von Amerika, vor dem ſich Alles beugt. Die Abolitioniſten haben eine neue Maaßregel genommen, ſich aller Producte von Sklavenarbeit zu enthalten, wie ehemals die engliſchen gethan haben; ſie ſcheinen zwar anzuerkennen, daß es eine an ſich unmächtige Demonſtration iſt, allein ſie halten es für ihre Pflicht. Man hat kürzlich in den engliſch-weſtindiſchen Inſeln den Vorſchlag gemacht, die freien Neger und Mulatten in den Vereinigten Staaten einzuladen, ſich dort niederzulaſſen, weil es an Arbeitern fehlt, allein es iſt zweifelhaft, ob eine beträchtliche Zahl derſelben, trotz der ſchlimmen Lage, in der ſie in Amerika ſind, ſich dazu bewegen laſſen, und die Abolitioniſten ſind nicht geneigt, die Sache zu unterſtützen, da ſie den weſtindiſchen Pflanzern nicht trauen.

Reiſe in Schweden im Jahre 1838.

Neue Anſiedlungen in Lappland.

(Schluß.)

Ich hatte von einer Art Erde gehört, die man in dem Fjelde finde, und die in dieſer Gemeinde als Surrogat für Mehl diene, und das gewöhnliche Surrogat von gemahlener Forchenrinde erſetze. Ich ſchenkte meinem Hausherrn einige Fiſchangeln, und bewog ihn dadurch, mir die Sache zu erklären und ein Specimen von der Erde zu geben, obgleich er ſo widerwillig als wie irgend ein Schotte war, die Armuth ſeines Landes bloß zu legen. Vor etwa fünf Jahren hieb ein armer Mann in dieſer Gemeinde, der etwa 40 Meilen weg im Walde wohnt, einen Baum um, der im Fallen das Moos, aus dem er herausgewachſen war, aufriß, und ſo eine weiße, mehlartige Subſtanz an den Tag brachte. Der Mann miſchte ſie mit Mehl, und fand, daß das Brod, das er aus dieſem Teig gebacken, keinen ſchlechten Geſchmack hatte. Die ganze Gemeinde und ihre Nachbarn ſtrömten an den Ort hin, um Theil an dem außerordentlichen Segen von Mehl zu nehmen, das gerade zu einer Zeit erſchien, wo ſie genöthigt waren, ſich mit Rindenbrod zu begnügen. Die Beamten des Diſtricts hörten am Ende davon, und verboten den Gebrauch, bis man ſich überzeugt habe, daß es nichts Schädliches enthalte, und ſchickten davon nach Stockholm, damit man es analyſire. Man fand, wie man mir ſeitdem geſagt hat, daß es aus feinem Flintenſtein und Feldſpath mit einiger Miſchung von Kalk, Kreide, oxydirtem Eiſen und einem organiſchen Reſiduum beſtand, das Ammoniak und Oel gab. Ich konnte die Proportionen dieſer Beſtandtheile nicht erfahren. Alles, was mir mein Hausherr ſagen konnte, war, daß man ſie gegen den Gebrauch desſelben gewarnt habe, weil es unverdaulich ſey, und im Magen liegen bleiben werde, daß aber die Leute, welche es in der Suppe und im Brod gegeſſen, nicht dadurch gelitten haben und noch leben, und daß man es daher in der Stille noch immer eſſe. Dieſe Subſtanz iſt gelblich weiß, ſehr leicht, und braust unter Säuren nicht auf. Rindenbrod iſt gegenwärtig im allgemeinen Gebrauch in dieſem Diſtricte. Die neuen Coloniſten haben kein anderes Mehl, und backen es ſehr dick, damit es zuſammenhalt. Es iſt bitter und trocken, aber, mit Butter beſtrichen, eßbar. Die älteren Coloniſten haben Kornmehl, und miſchen es zur Hälfte mit Rindenmehl, und backen ihr Brot in dünnen Kuchen. Dieß iſt ſo eßbar, daß gute Haushälter, wenn ſie auch vermöglich ſind, es beſtändig brauchen, um ihr Saatkorn zu ſparen, auch wenn das Getreide gerade nicht theuer iſt, und die rothen Wangen der Bauernmädchen beweiſen, daß es keine ungeſunde Speiſe iſt, begleitet mit Butter, Milch und harter Arbeit. Dennoch hat auch dieſes halbe Rindenbrot einen ſtarken Holzgeſchmack, und wird ſo hart wie ein Brett, wenn man es lange aufhebt. Das Korn koſtet gegenwärtig 4½ Shilling (engl.) per Buſhel (engl.), und da der Taglohn auf 12 Skilling Banko ſteht, ſo iſt ein Tagwerk mit $^1/_{11}$ Buſhel bezahlt; allein der gewöhnliche Preis des Korns iſt nur etwa die Hälfte des gegenwärtigen.

Die Bevölkerung aller Gemeinden in Lappland hat durch die neuen Anſiedelungen in den Wäldern ſehr zugenommen, in Lappland ſind dieſe der directen Landſteuer enthoben, und in den Gränzdiſtricten wenigſtens auf eine Reihe von Jahren, worüber der Coloniſt mit dem Kronbeamten einen Vergleich trifft. Er wendet ſich an den Beamten, der den Grund und Boden in Augenſchein nimmt, und an den Coloniſten unter der Bedingung abtritt, daß dieſer in einer gewiſſen Anzahl Jahren eine beſtimmte Zahl Morgen umbreche. Zwiſchen den Jahren 1805 bis 1830 hat die Gemeinde, in der ich hier lebe, von 1037 Perſonen zu 1899 zugenommen, und die umliegenden neun Gemeinden haben von 5950 ſich auf 9812 Seelen gehoben. Sie haben Raum im Ueberfluß, denn dieſe neun Gemeinden enthalten eine Oberfläche von 15,650,000 engliſchen Morgen. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die Bevölkeruug bedeutend und zu ihrem und des Staates Vortheil anwachſen kann; alles, was fehlt, ſind Wege, Capital, um die reichen Eiſenminen, die das Land enthalt, zu bearbeiten, und freier Handel; allein ſo lange das elende Syſtem von Privilegien zum Handel und Verkauf nicht abgeſchafft iſt, kann man nichts anders hoffen, als die Zunahme des gegenwärtigen Fortſchrittes, der darin beſteht, daß arme Auswanderer aus den benachbarten Provinzen ſich hier ernähren, theils durch Fiſchen, theils durch Ackerbau, theils durch Production von Theer und Pottaſche für die privilegirten Könige des Landes, die Handelszunft. Auf dieſe Art mag dieſer Diſtrict allerdings

bevölkert werden, aber dieſe arme Population wird der Regierung in Fehljahren zur Laſt werden, von denen man jenſeits des 60° Eines auf alle fünf Jahre rechnet. Dieſe Gränzer ſind übrigens eine ſehr intereſſante Bevölkerung. Sie nehmen die ganze Landgränze von Schweden zwiſchen den alten bebauten Landſtrichen und der Wüſte ein, wo ſich nur ein urbar zu machender Platz findet. Einige dieſer Colonien ſind ſchon alt, und gehören in jeder Rückſicht zu dem alten Schweden, andere beſtehen aber nur aus ausgehauenen Waldſtellen, 30 bis 40 Meilen von der übrigen Welt entfernt, an denen ſich aber nach und nach Anſiedelungen von 10 bis 20 Familien gebildet haben; eine Anzahl von dieſen, in dem unabſehbaren Wald weit aus einander zerſtreut, bilden eine Gemeinde. Einzelne Familien, welche neue Anſiedelungen gründen, vertiefen ſich in den Wald, wo ſie von aller Verbindung mit der Welt abgeſchnitten ſind, und leben von Fiſchfang in Fluß und See, von ihren Kühen und Ziegen, die ſie im Walde halten, und einer Handvoll Getreide, das ſie unter den ſchwarzen, verkohlten Stumpen der Bäume ziehen, die ſie um ihre Blockhäuſer herum niedergebrannt haben. Dieſe ſind nicht ſelten 70 bis 80 engl. Meilen von der Kirche entfernt, allein dennoch beſuchen ſie ſie regelmäßig, ſelbſt wenn ſie ſich ſchon Freitags auf den Weg machen müſſen. Dieß geſchieht meiſtens jeden dritten Sonntag, und Jedermann weiß, an welchen Sonntagen vollſtändiger Gottesdienſt gehalten wird, wozu dann die ganze Gemeinde zuſammenkommt; an den übrigen Sonntagen werden nur die Gebete geleſen, und nur die unmittelbaren Nachbarn erſcheinen dabei. Neben dem Gottesdienſte haben die Coloniſten freilich noch manche weltliche Geſchäfte mit ihren Nachbarn, die ſie vor und nach der Kirche abmachen, ſelbſt die entfernteſten und ärmſten haben Bedürfniſſe einzukaufen, wie Salz, Pulver oder Mehl, und etwas zu verkaufen oder zu vertauſchen, Häute, Butter, Wildpret, gefrorne oder getrocknete Fiſche, oder Theer. Dieß geſchieht an den Kirchſonntagen; eben ſo werden die Befehle der Obrigkeit dann angekündigt, Taufen, Heurathen und Begräbniſſe finden ſtatt, und die, welche kein Geſchäft haben, kommen, um Menſchen zu ſehen, aus einem Inſtincte von Geſelligkeit. In dieſen großen Gemeinden findet ſich um die Kirche herum immer eine Art von Dorf von leeren Häuſern, zum Theil bloßen offenen Schoppen oder Ställen, zum Theil Häuſern mit einem oder zwei Zimmern. Dieſe gehören den entfernteren Gemeindemitgliedern; dieſe bringen ihre Proviſionen und Futter für ihre Pferde mit, und finden für Geſchäfte oder ſchlechtes Wetter ein Obdach. Dieſe Kirchendörfer ſind gewöhnlich unbewohnt und verſchloſſen, aber die Jahrmärkte werden in ihnen gehalten, und die Häuſer an die Krämer vermiethet.

Man ſollte glauben, daß die Erziehung in ſolchen entfernten und armen Anſiedelungen ſehr vernachläſſigt ſey, da die Leute kaum ihr Leben friſten können, und zu arm ſind, einen Schulmeiſter zu haben, oder ihre Kinder an entfernte Schulen zu ſchicken. Allein es ſey zur Ehre des ſchwediſchen Volks geſagt, daß es unter allen Völkern allein dem Schulmeiſter vorangegangen iſt, und daß faſt Alle ſo gut leſen und ſchreiben können, daß ſelbſt die Aermſten im Stande ſind, ihre Kinder ſelbſt zu unterrichten, und ſie ſogar den Katechismus zu lehren. Man rechnet, daß in der ganzen Bevölkerung, ſelbſt die Lappländer mitbegriffen, nicht Einer unter 1000 unfähig iſt, zu leſen. Dieſe allgemeine Verbreitung der Elementarerziehung wird Guſtav Waſa und ſeinen unmittelbaren Nachfolgern zugeſchrieben. Johann III erließ im Jahre 1574 einen Befehl, daß jeder Edelmann, der nicht leſen könne, aus dem Adelsregiſter geſtrichen werde, Karl XI befahl im Jahre 1684, daß die Geiſtlichkeit dafür zu ſorgen habe, daß jeder Unterthan leſen lerne, und gab das Geſetz, daß Niemand heurathen dürfe, der das Abendmahl nicht genoſſen, zu dem man nicht zugelaſſen wird, wenn man nicht leſen kann, und Religionsunterricht erhalten hat. Dieſes Geſetz hat Familienerziehung ſo allgemein verbreitet. Man findet nur da Dorfſchulen, wo Ländereien oder Renten dazu vermacht worden ſind; ihre Geſammtzahl iſt unbekannt, aber z. B. in der Provinz Werio haben unter 80 Gemeinden nur 29 eine Schule, und doch findet ſich in dieſer Provinz unter 40,000 Einwohnern nur Ein Menſch, der nicht leſen kann. Man glaubt, daß mehr als die Hälfte der ſchwediſchen Gemeinden keine Schule haben, und die Kinder nur zu Hauſe Unterricht erhalten. Peter Läſtad, einer der gegenwärtigen Miſſionäre in Lappland, und Sohn eines dieſer Anſiedler im Walde, gibt in ſeinem Werke, betitelt: „Ein Jahr Miſſionsdienſt in Lappland,“ das im Jahre 1836 erſchienen iſt, intereſſante Nachrichten über die Entbehrungen, welche ſeine Eltern in dem wilden und einſamen Walde, 40 Meilen von jeder andern Wohnung, zu erdulden hatten. „Und doch, ſagt er, vergaßen unſere Eltern, trotz ihrer Armuth und ihrem beſtändigen Kampfe gegen das dringendſte Bedürfniß, nie, uns unſere Leſeſtunde zu geben. Ehe wir recht ſprechen konnten, lehrte uns der Vater unſere Gebete, und wir begannen und endigten unſern Tag damit; die Mutter gab ſich alle Mühe, uns leſen zu lehren, im fünften Jahre konnte ich ein gewöhnliches, ſchwediſches Buch leſen, und im ſechsten vernünftige Antworten auf die Hauptpunkte der Religion geben.“ Dieß war in einer der ärmſten Hütten unter dem armen Volke der neuen Colonien, denn die Eltern hatten nichts als den Ertrag ihres Fiſchfangs, den Leim, den ſie aus Rennthierhörnern, die ſie ſammelten, kochten, und etwas Milch.“ In demſelben Werke ſieht man die hohe Achtung, in der in dieſen Gegenden Gelehrſamkeit ſteht, denn Schüler, welche das Gymnaſium von Hernoſand durchlaufen haben, denen es aber an Mitteln fehlt, ihre Studien auf der Univerſität zu verfolgen, erhalten Empfehlungen von dem Conſiſtorium, und eine Erlaubniß, milde Gaben einzuſammeln, und jeder Bauer hält es für ſeine Pflicht, etwas zu geben, gewöhnlich 12 Skilling, und der arme Student kann ſo 300 bis 700 Thaler zuſammenbringen.

Ueber die Beſitzungen der Portugieſen in Oſtafrika.

Zweiter Artikel.

Inhambane.

Inhambane war der erſte bevölkerte Ort, welchen die Portugieſen an der Oſtküſte Afrika's vorfanden, als ſie im Jahre 1491 das

Cap der guten Hoffnung umsegelten und die neue Straße nach Indien eröffneten. Inhambane war damals ein besonderer Staat oder Königreich, wie alle die verschiedenen Besitzungen der afrikanischen Stammhäuptlinge von portugiesischen Schriftstellern und Berichterstattern betitelt werden. Die Hauptstadt hieß Tongue und die Bewohner waren Götzendiener. Dieses Reich ist seitdem ganz und gar verschwunden, kaum daß man seiner noch gedenkt. — Die Villa gleichen Namens, welche die Portugiesen jetzt hier besitzen, nahm mit der Stiftung einer Factorei ihren Anfang, so wie alle die andern Villas. Sie liegt unter dem 25° 50′ S. B. an der Meeresküste, und besteht aus lauter Hütten mit Stroh bedeckt, die zerstreut unter Palmen und Mangos, so wie andern Fruchtbäumen liegen auf einem sumpfigen Terrain, in welchem der Fluß Inhambane langsam zum Meere schleicht und mit geringer Tiefe. Dieser an sich unbedeutende Ort, der freilich für den Handel von großer Wichtigkeit werden könnte, wurde unter der Regierung des Königs Don José zu gleicher Zeit mit allen andern portugiesischen Ortschaften an der Ostküste zur Villa erhoben, und hatte auch mit ihnen gleiches Schicksal, wegen der schlechten Verwaltung von oben herab in seiner Unbedeutenheit zu verharren. — Der Grund und Boden nicht nur des ganzen Districtes, welchen die Portugiesen inne haben, sondern auch der der 22 Regulos oder Häuptlinge der Kaffernstämme, welche an diesen District gränzen, ist der fruchtbarste, den es nur geben kann, und wenn in dieser Hinsicht einer portugiesischen Feder zu trauen ist, die so leicht in Hyperbeln übergeht, so müßte man wohl hier ein Paradies vermuthen, und besonders wenn man sich dazu auch noch die Nuditäten der Volksstämme, wie die der ersten Menschen, hinzumalt; der Boden erzeugt nicht nur alles, was die Nothdurft erfordert, sondern er bringt Alles im größten Ueberflusse hervor. Heerden von Vierfüßlingen sowohl zahmer als wilder Thiere, Schwärme von befiederten Geschöpfen aller Art beleben sowohl die Wohnplätze der Menschen, als auch die Einöden; auch die delicatesten Fische in den Gewässern spielen keine unbedeutende Rolle unter den Reichthümern dieser Gegenden. Die vielen Flüsse führen krystallhelles und das gesündeste wohlschmeckendste Wasser; die Wälder haben die schattigsten und kühlendsten Bäume, und liefern das vorzüglichste Bauholz; die Bäume sind eine Zierde der Thäler durch ihre Höhe und Stärke mit dickem Laubwerke, durch welches keine Sonne dringt, und stehen überdieß so fest gewurzelt, daß auch der stärkste Sturm sie kaum zu bewegen im Stande ist; Berge, Thäler und Flüsse sind eine Quelle des Reichthums; alle europäischen Gartengewächse und Feldfrüchte gedeihen hier aufs wunderbarste ohne große Fürsorge und Pflege; Orangen und Limonen wachsen hier wie jeder andere Baum wild, und so schön und prachtvoll werden sie mit Früchten beladen, wie in unsern cultivirtesten Orangengärten. Der Boden und das Klima sind so üppig und fruchtbar, daß sie hier als Steckreiser angehen, und weder gepfropft, noch oculirt zu werden brauchen. — Trauben, die hier an Bäumen wachsen (?), gibt es in großer Menge, die Bäume werden sehr hoch, und die Blätter so groß und so vortheilhaft gestaltet, daß die Kaffern sich derselben als Evenkaillen bedienen, um sich Kühlung anzufächeln. So schön dieser Baum, so übelschmeckend sind aber seine Trauben. Alle Früchte Brasiliens sind auch hier einheimisch, wozu denn auch besonders die Banane und die Ananas gehört, die hier noch wohlschmeckender, und letztere überdieß noch wohlriechender sind. Auch an Medicinalpflanzen ist das Land reich: Kamillen, Tamarinden, Ipecacuanha, Salbey, Melisse u. s. w. — Baumwolle, Kaffee, Mandioca, Zuckerrohr wachsen auf eine grandiose Art, und besonders ist letzteres weit stärker als das brasilianische; die Canna fistula kommt an Größe der Bäume, die wie unsere Nußbäume gestaltet sind, ganz der von S. Domingo's gleich, und hängt so voller Früchte, die oft eine Länge von 5 bis 6 Palmen haben, daß der leiseste Wind sie aneinanderschlägt. Es hält schwer zu entscheiden, wenn dieser Baum am schönsten sich darstellt, ob mit seinen goldenen Blumenbüscheln prachtvoll überdeckt und Wohlgeruch verbreitend, oder mit Früchten beladen, die ein harmonisches Geräusch hören lassen bis zum stillen Flüstern. — Die Nicociana, die hier wächst und einen großen Handelsartikel abgeben könnte, gibt der von Havana nichts nach. Die Palmen von ungemeiner Höhe zum Himmel emporgewachsen geben mit ihren Fruchtbündeln oder Trauben, wovon in jedem Monat eine neue hervorkommt, eine der größten Zierden dieser Gegenden. — Gehen wir vom Pflanzenreich aufs Thierreich über, so zeichnen sich unter den wilden besonders die Elephanten, Flußpferde, das wilde Rindvieh (wahrscheinlich sind hierunter Antilopen verstanden), Javalis und wilde Schafe und Bergziegen aus. Hausvieh ist in Ueberfluß, und die Weiden sind nicht nur die fettesten, sondern auch in der größten Ausdehnung vorhanden. Der Landbau bietet gar keine Schwierigkeiten dar, denn der Waldboden, der nur hier urbar gemacht wird, hat wenig Wurzeln und bedarf keines Pfluges. Die Natur thut hier Alles, und nach der Beschreibung des Hrn. Botelho sollte man wohl auf die Idee kommen, daß hier das ächte Schlaraffenland sey, in welchem dem Menschen Alles in den Mund wachse. — Der Haupthandelszweig für die Ausfuhr ist Amber, Kupfer, Elfenbein, Wachs, Honig und Mafurre, welches ein fettiges Baumharz ist, dessen man sich zum Anstreichen oder Kalfatern der Schiffe bedient. —

(Schluß folgt.)

Neuseeland. Das Einströmen der Europäer ist fortwährend so stark, daß z. B. in der bekannten Inseln-Bai die europäische Bevölkerung die einheimische überwiegt, und das Ansehen des einheimischen Häuptlings völlig zu Ende ist. Die Sidney Gazette bemerkt, daß der Hafen der Inseln-Bai jetzt einer der sichersten und meist besuchten der Südsee sey. Wir haben schon früher (s. den Artikel Neuseeland Nr. 66 ff.) die Nachricht mitgetheilt, daß die in der Inseln-Bai sich aufhaltenden Europäer unter sich eine Verbindung zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung, und namentlich zur Verhinderung des Ausreißens der Matrosen geschlossen haben, da diese unter den Eingebornen durch ihre Rohheit am meisten Unheil anrichten. Diese Verbindung hat die wohlthätigsten Folgen, und es herrscht allgemeine Sicherheit. Die Colonisation wird sich von hier aus weiter verbreiten, und es ist wohl kein Zweifel, daß die Engländer nach und nach Besitz von den Inseln nehmen werden, wenigstens fürs erste von der nördlichern.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 81 u. 82** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Hymne auf den Tod der Herzogin von Broglie.** Von Lamartine. — **Der Fürst von Talleyrand.** (Schluß.) — **Charles Dickens (Boz) und der englische humoristische und komische Roman.** (Fortsetzung.) **Miscellen.**

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande hinsichtlich seiner Literatur gewidmeten, aus wöchentlich 2–3 Blättern bestehenden, Journals können jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 9 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 199.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

18 Julius 1839.

Iran.

(Mit einer Karte.)

1. Hiſtoriſche Rückblicke.

Iran iſt der Name, unter welchem das Land vom indiſchen bis zum kaſpiſchen Meer, und vom Tigris bis zum Indus im Orient bekannt iſt, und der Name Perſien hat bekanntlich ſeinen Urſprung nur darin, daß die kajaniſche Dynaſtie, welche die bekannten Kriege mit Griechenland führte, und endlich durch Alexander geſtürzt wurde, ihren Hauptſitz in der Landſchaft Fars aufgeſchlagen hatte. Der Name Iran (Aria, Ariene) iſt uralt, und noch iſt es nicht gelungen, ſeine Bedeutung mit Sicherheit feſtzuſtellen. Ein Blick auf die Karte genügt, um die Wichtigkeit dieſes Landes für die Geſchichte von ganz Aſien zu erkennen, und es hat auch zu allen Zeiten an allen großen Ereigniſſen in jenem Welttheil handelnd oder leidend Theil genommen. Ueber ſein Verhältniß zu den übrigen Ländern Aſiens iſt ſchon die ſagenhafte Geſchichte der Piſchdadier lehrreich. Sie berichtet, daß Zohak von Weſten her in Dſchemſchids Reich eingebrochen, dieſen König gefangen, mit einer Säge zerſchnitten und dann 1000 Jahre geherrſcht habe. Man hat nicht ohne Grund vermuthet, daß unter Zohak das aſſyriſch-babyloniſche Reich zu verſtehen ſey, das ſeine Herrſchaft über die Weſthälfte Irans ausdehnte, und ſo das Reich in zwei Theile trennte — eine Theilung, die ſich nicht ſelten in der ſpätern Geſchichte wiederholte.

Aber bald erhob ſich das iraniſche Geſchlecht der Kajaniden, brach das Joch und mit ihm die aſſyriſche Herrſchaft — ein Ereigniß, von dem auch die Griechen eine ungewiſſe Kunde in der Geſchichte Sardanapals mittheilen — und nun beginnt die glänzendſte romantiſche Epoche des Reichs von Iran, in welcher es eine Macht und einen Glanz entfaltete, wie in keiner ſpätern Periode. Es iſt ein eigenthümlicher Umſtand, daß Firduſi in ſeinem berühmten Buch der Könige ſehr wenig von den weſtlichen Reichen Aſiens meldet, die nach dem Sturz des aſſyriſchen Reichs den Perſern halb von ſelbſt zugefallen zu ſeyn ſcheinen. Das Hauptintereſſe ſeiner romantiſchen, doch augenſcheinlich auf wahren Grundlagen beruhenden Erzählung, liegt im Nordoſten Perſiens, wo Iran und Turan ſich bekämpfen, und Tſchin (China) als dritte Macht, häufig dazwiſchen tritt. Man hat dieſe Periode der perſiſchen Geſchichte, als faſt völlig fabelhaft, gewöhnlich zu ſehr aus der Acht gelaſſen, indeß iſt es höchſt wahrſcheinlich dieſe Periode, aus welcher die perſiſch-redende Bevölkerung am Orus und Sir bis Kokand und Ferghana hinein, die ſogenannten Tadſchik, ſpäter unter dem Namen Sarten, jetzt gewöhnlich Bucharen, bekannt, ſich herſchreibt; ſie machen noch an den meiſten Orten die Mehrzahl der Bewohner aus, und die turaniſche Bevölkerung der Turkomannen und Usbeken, iſt nur wie ein leichter Ueberwurf darüber hingebreitet. Ebenſo muß die kajaniſche Dynaſtie — wie auch das Völkerverzeichniß in den Keilinſchriften beweiſt — in Afghaniſtan und bis gegen die Ufer des Indus hin eine ziemlich ſichere Herrſchaft behauptet haben, denn auch dort ſind die Tadſchik die Hauptclaſſe des Volks, die nach Malcolm, „ungeachtet aller Kriege, Revolutionen und Völkerſtürme, die über Iran hinzogen, ſich gleich geblieben iſt.“ Ritter macht hiezu (Aſien, Bd. VI p. 186) die umfaſſende Bemerkung: „ſo weit die Tadſchik auch durch Perſien, Afghaniſtan und Beludſchiſtan bis zur hohen Bucharei verbreitet ſind, überall haben ſie einen altperſiſchen Dialekt beibehalten, der nicht Neuperſiſch, nicht Puſchtu, nicht turkomaniſch, aber mit allen dreien gemiſcht iſt. Sie wurden die arbeitende Claſſe für alle neuern, einwandernden Dynaſtien, die immer als nomadiſche Völkerhorden und Reiterſchaaren auftraten. Gegenwärtig bildet die Mehrzahl von ihnen friedliche, fleißige Landleute, die von der Bucharei durch Iran, ſogar bis Anatolien und Syrien, bis gegen die Gränzen Aegyptens hin in ähnlichen Verhältniſſen ſtehen. Sie ſind weit civiliſirter, einſichtiger, gebildeter und kunſtreicher als ihre rohen Gebieter, für die ſie arbeiten müſſen, und denen ſie das Viertheil oder die Hälfte des Ertrags ihrer Felder zu liefern haben. Wahrſcheinlich ſind ſie wirklich zum Theil die im Lande gebliebenen Urperſer, welche zum Islam übergingen, und noch jetzt eifrige Sunniten ſind, während bekanntlich die herrſchende Claſſe in Perſien zu den Schiiten gehört.“

Zu dieſem Grundſtamm des Volkes legte die lange, glückliche Herrſchaft der Kajaniden den Grund, und als dieſe durch die Siege Alexanders geſtürzt war, trat zum erſtenmal ein Zuſtand ein, der in neuern Zeiten der gewöhnliche geworden iſt.

Die Periode der Arſaciden, welche von mehrern Schriftſtellern nicht unwahrſcheinlich für Kurden *) gehalten werden, zeichnet ſich aus durch Rohheit, durch Unterdrückung oder wenigſtens Nichtachtung der Zoroaſterreligion und ihrer Diener,**) ſo wie durch die Herrſchaft kriegeriſcher Clanhäuptlinge, als deren Haupt, und nicht als der Beherrſcher Irans, die Arſaciden betrachtet werden können. In Fars aber hatte ſich, wie es ſcheint, die alte, unter den Kajaniden errungene Bildung erhalten, und von dort ging denn auch der Aufſtand gegen die Arſaciden aus, die vor dem überlegenen Geiſte des erſten Saſſaniden und der nachhaltigen Kraft der Provinz Fars ſchnell das Feld räumten.

Ardeſchir, der Gründer der Dynaſtie, den man vielleicht darum für einen rohen Krieger nehmen möchte, zeigt ſich weit gebildeter, als ſein Gegner, und ſeine innern Einrichtungen, die Macht und Gewalt, die er in die Hände der zoroaſtriſchen Geiſtlichkeit legte, die Einheit des Glaubens, die er und ſein Nachfolger unter manchen ungünſtigen Umſtänden verfolgte, zeigen hinlänglich, daß es hier wirklich ein geordnetes Reich und eine bürgerliche Exiſtenz gab, und daß die Zahl und die Kraft der ruhigen Städtebewohner die unruhigen, wandernden Kriegerſtämme überwog, wie dieß auch das faſt ängſtliche Feſthalten an Einem königlichen Hauſe beweiſt, welches gegen die raſchen Revolutionen und Dynaſtiewechſel der neuern Zeit auffallend abſticht. Auch während dieſer Periode tritt hauptſächlich nur Weſtperſien hervor: die Bewegungen in Mittelaſien hatten ſchon begonnen, Iran und Turan treffen ſich wieder, wie unter den erſten Kajaniden in Khoraſſan und am Orus, die weit nach Oſten bis Ferghana gehende Herrſchaft der Perſer bleibt verloren, und nur in einzelnen glänzenden Perioden, wie unter Nuſchirwan, macht Weſtperſien ſeine Anſprüche auf Oſtperſien bis zum Indus hin geltend. Der Hauptkampf des Reichs iſt aber gegen die Römer, und bereits auch gegen die Araber gerichtet, die mehrfach mit zahlreichen Heeren in Iran einbrechen, und ſo das Vorſpiel der Eroberung nach Mohammed bilden.

Dieß letztere Ereigniß vernichtet auf lange hinaus alle perſiſche Eigenthümlichkeit, und bricht die Kraft des angeſeſſenen, Ackerbau, Handel und Gewerbe treibenden Volks; die wandernden Stämme, verſtärkt durch zahlreiche Araberhorden, die ſich im Lande niederließen und es zum ſtändigen Wohnſitze wählten, gewinnen wieder das Uebergewicht. Noch bei weitem verſchlimmert ward dieſer Umſtand durch die allmähliche Schwächung des Khalifats, das Perſien gar nicht mehr ſchützen konnte, ſo daß es den Einbrüchen der Turkomanen, welche im 12ten und 13ten Jahrhundert durch die Unruhen in Mittelaſien in immer heftigere Bewegung kamen, nicht mehr widerſtehen konnte. So ward der Stand der ruhigen Städtebewohner und anſäſſigen Landbauer in immer tiefere Knechtſchaft hinabgeſtoßen, und der Einbruch und die Herrſchaft der Mongolen vollendete, was die Horden der Araber und Turkomanen nur allzu gut begonnen hatten; die Militärkräfte des vielfach zerriſſenen Iran beruhten bald nur noch auf den wandernden Hirtenſtämmen von der luriſchen, arabiſchen, kurdiſchen und turkiſchen Zunge.

Bei allem dem wirkte indeß der alte Glanz des iraniſchen Namens, die Bildungsfähigkeit der Bewohner, und die vorhandene Maſſe von geiſtigem Beſitzthum mit ſolcher Kraft, daß nicht nur nach einigen Jahrhunderten die perſiſche Literatur der arabiſchen den Rang ablief, die perſiſche Sprache vom 12ten Jahrhundert an die Sprache der Bildung und der Politik vom Euphrat bis nach Indien hinein wurde, ſondern auch, daß die Idee einer Einheit des perſiſchen Reichs vom Tigris bis zum Indus nie ganz erſtarb. Ein Beweis hievon mag auch darin liegen, daß einige unter dem Khalifat ſich erhebende Dynaſtien einen großen Werth darein ſetzten, ihren Urſprung von alten perſiſchen Königsgeſchlechtern abzuleiten, augenſcheinlich, um dadurch in den Augen ihrer Unterthanen einen höhern Glanz zu erlangen, und ihre Treue und Anhänglichkeit deſto ſicherer zu gewinnen. Indeß gelangte, die aus dem Sedſcheſtan ſtammenden Soffariden und die dilemitiſchen Bujiden ausgenommen, kein eigentlich perſiſches Geſchlecht zu Macht und Anſehen, ſondern hauptſachlich turkomaniſche Fürſten. Dieſe ſpielen überhaupt die bedeutendſte Rolle. Bei den Bewegungen in Aſien bildeten turk-tatariſche Stämme den Vortrab, und wurden gewiſſermaßen in Perſien völlig einheimiſch. Wie ſie vor Dſchengis Khan ſchon die Hauptmacht in Händen gehabt hatten, ſo auch wiederum, nachdem der Sturm unter Dſchengis Khan und ſeinen nächſten Nachfolgern ausgetobt hatte; und daſſelbe Spiel erneuerte ſich nach Timurs Auftreten am Ende des 14ten und Anfang des 15ten Jahrhunderts. Nach Dſchengis Khans und Hulagu's Einbrüchen ſehen wir die Periode der Attabegen, wo einzelne turktatariſche Hordenführer ſich zum Meiſter in den verſchiedenen Provinzen aufwarfen, und nur Lariſtan, wie ſeit alten Zeiten, ein einheimiſches, perſiſches Geſchlecht zu Fürſten hatte. Nach Timurs Tode ließ ſich Alles auf dieſelbe Weiſe an, und die Streitigkeiten zwiſchen den Stämmen vom ſchwarzen und weißen Schöps hätten ganz dieſelben Zuſtände wieder herbeigeführt, wenn nicht der ſchlaue Ismael Sofi, den man nicht mit Unrecht den Gründer des neuperſiſchen Reichs nennt, eine perſiſche Dynaſtie, wenn auch mit turkomaniſchen Kräften, gegründet hätte.

Seit jener Zeit hat ſich die Einwohnerſchaft Perſiens nicht weſentlich geändert, und wir wollen deßhalb eine flüchtige Skizze derſelben mittheilen, weil außerdem die ſpätere Geſchichte ein völlig unverſtändlicher Wechſel von Herrſchern iſt, in welchen man ohne Kenntniß der verſchiedenen Stämme auf keine Weiſe den Faden heraus finden kann. Wenn ſeit der Mitte des 7ten Jahrhunderts Perſien jeden Anſtoß von dem arabiſchen Khalifat und ſeinen oft genug widerſpänſtigen Provincialgouverneuren

*) Malcolm hat in ſeiner Geſchichte Perſiens namentlich dieſe Idee aufgeſtellt, und wenn man die Lage ihrer Hauptſtadt Rhe, den Schauplatz ihrer Kämpfe mit den Seleuciden und Römern, ſo wie ihre engen, bald feindlichen, bald freundlichen Verhältniſſe mit dem Königreich Armenien betrachtet, ſo kann man nicht anders, als dieſe Anſicht für höchſt wahrſcheinlich halten. Von Oſtperſien weiß man unter dieſer Dynaſtie nichts, und in die Geſchichte Baktriens, welches den bedeutendſten Theil von Oſtperſien umfaßt, fängt jetzt erſt an, allmählich ein Lichtſtrahl zu fallen.

**) Darum fehlen auch über dieſe Periode ſo ſehr die alten Nachrichten aus Pehlwibüchern, und Firduſi, der aus ſolchen ſchöpfte, iſt über dieſe Periode am dürftigſten.

erhielt, seit der Mitte des 10ten Jahrhunderts von turkomanischen Stammhäuptlingen, die erst als Leibwachen, dann als Provincialgouverneure, endlich als unabhängige Fürsten auftraten: seit der Mitte des 12ten Jahrhunderts wiederholt von den Mongolen, so geht seit Ende des 15ten Jahrhunderts die Hauptbewegung doch wieder von Persien selbst aus; die großen Stürme von außen her haben aufgehört, eine gewisse Volkseinheit fängt an sich kund zu geben, und wenn auch viele der turkomanischen Stämme, wie z. B. das jetzige Herrschergeschlecht der Kadscharen, noch nicht persisch sprechen, auch viele Araber noch die Sprache ihrer Heimath beibehalten haben, so macht sich doch der Absorptionsproceß geltend, und man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß er in den letzten drei Jahrhunderten wesentliche Fortschritte gemacht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten von französischen Reisenden

Hr. Fresnel ist zum Consularagenten in Mokka ernannt worden, was ihn der Localität seiner himjaritischen Studien näher bringt, so daß man die Vollendung seiner Grammatik dieses ältesten aller arabischen Dialekte, und vielleicht die Erklärung der in Südarabien kürzlich entdeckten Inschriften hoffen darf. Seine Absicht scheint zu seyn, vor Allem nach Hidschr in der Provinz Nedschd, 15 Tagereisen von Medina, zu gehen, wo sich alte himjaritische Monumente mit Inschriften und Sculpturen finden. Ueberhaupt wird der Orient gegenwärtig vielfältig von Franzosen bereist, welche Vorkenntnisse mit sich bringen, und daher hoffentlich von der Nation den bisher wohlverdienten Vorwurf, daß sie die schlechtesten Reisenden liefern, abwalzen werden. Ich meine dabei nicht die halbpolitischen, halbschöngeisterischen Reisenden, die Konstantinopel besuchen, und deren tiefe Beobachtungen man im Journal des Débats zu bewundern Gelegenheit haben wird, sondern einige wahre Gelehrte, von denen man während ihrer Reisen wenig hören wird, die aber hinlänglich mit Sprach- und Sachkenntnissen ausgerüstet sind, um beobachten und lernen zu können. Theroulde, ein Schüler von Burnouf, ist in Indien, und hat, nachdem er zwei Jahre in Calcutta zugebracht hat, seine Reise am Ganges hinauf fortgesetzt; seine letzten Nachrichten sind von Allahabad, er will bis Lahor und Kaschmir gehen, und wird wohl solidere Resultate mit sich bringen, als der hohle und geschwätzige Jacquemont. Borè, ein Schüler von Sacy, ist in Etschmiazin, und wird von da Persien und Mesopotamien bereisen. Man ist hier auch im Begriff, einen diplomatischen Agenten nach Persien zu schicken, allein die Leute, von denen bisher die Rede war, werden unsere Kenntnisse von dem Land nicht sehr bereichern. Botta, der Sohn des Geschichtschreibers von Italien, ist kürzlich aus Arabien und Nubien zurückgekommen, wo er große, naturhistorische Sammlungen gebildet hat; er wird, sobald sie angekommen sind, wieder in den Orient abreisen. D'Abbadie ist vor einigen Monaten aus Abyssinien zurückgekommen, wo er seinen Bruder zurückgelassen hat, der in diesem Augenblick im Lande der Galla ist; er selbst ist im Begriff, wieder nach Gondar zurückzugehen, und es ist mehr von ihm zu hoffen als von Armand Lefevre, den die Regierung dahin geschickt hat, der sich aber in Aegypten mit politischen Artikeln über den Orient für die Revue des deux Mondes zu beschäftigen scheint. Die Reise von Combes und Tamisier nach Abyssinien, die in vier Bänden erschienen, ist nicht ganz werthlos, obgleich die Verfasser weder die nöthigen Vorkenntnisse, noch die nöthige Beobachtungsgabe gehabt zu haben scheinen, und in einem schlechten, rhetorischen Styl schreiben, welcher über Alles einen gleichförmigen Firniß zieht, und keinen lebendigen Eindruck läßt. Sie sind auch nicht lange genug in dem Lande geblieben, und doch kann man nur bei langem Aufenthalt an Einem Ort ein Volk recht studiren. Die meisten Reisenden machen den großen Fehler, daß sie immer unterwegs sind, und nur recht viel Meilen machen wollen, aber wenigstens sollten die Regierungen den von ihnen ausgeschickten Reisenden befehlen, Jahre lang an einem interessanten Ort zu bleiben. Russel in seiner Beschreibung von Aleppo, und Lane in seinem Werk über Cairo haben mehr für unsere Kenntniß des Orients gethan, als Duzende von Reisenden, welche den halben Orient durchstreift haben.

Unterirdischer Wald.

Bei South Stockton hat man kürzlich einen sehr großen unterirdischen Wald gefunden, der fast ganz aus Eichen von ungeheurer Größe besteht. Die Bäume erscheinen oft theilweise über dem Boden, wenn der Wind und das Wasser den leichten Boden wegfegen, und dann werden sie von den Anwohnern vollends ausgegraben und an die Tischler verkauft, welche das Holz vortheilhaft zu feinen Arbeiten verwenden. Der Wald muß wenigstens hundert englische Quadratmeilen bedeckt haben, und die Bäume, einige Fuß von ihren Wurzeln abgebrochen, liegen alle in derselben Richtung. Wenn ein Bauer einen solchen Baum heraushebt, scheint er ganz verfault, das Holz wird aber, sobald es der Luft ausgesetzt worden, sehr hart, so daß man es nicht mit gewöhnlichen Werkzeugen bearbeiten kann; dagegen spaltet es sich leicht, und so gerade, als würde es mit der Säge durchschnitten. Wie groß die Bäume sind, kann man daraus abnehmen, daß man welche aus dem Boden gehoben hat, die 1110 Kubikfuß maßen. Ueber den Untergang des Waldes weiß auch die Sage nichts, doch ist es höchst merkwürdig, daß sich unzweifelhafte Spuren finden, daß die Hand des Menschen in diesem Walde thätig war. (Engl. Bl.)

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Zweiter Artikel.

Inhambane.

(Schluß.)

Die Häuser in Inhambane gleichen in ihrer Bauart ganz denen der Kaffern, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht rund sind. Die Wände sind aus Leimkuchen oder aus Thon mit Sand gemengt aufgerichtet, und manche werden mit Kalktünche überzogen. Sie sind mit Ziegeln gedeckt, wodurch sich dieser Ort von andern der Küste auszeichnet, wo die Häuser mit Palmblättern gedeckt sind. Hienach scheint es also, als wenn die ganze Aehnlichkeit mit den Kafferwohnungen nur

darin beſteht, daß die Häuſer von allen Seiten und von oben verſchloſſen, alſo einander ſo wenig ähnlich ſind, wie ein Gänſeſtall einem Vogelbauer. — Die benachbarten Kaffern führen dieſelbe Lebensweiſe wie die von Lourenço Marques; Nahrung und Kleidung, Gewohnheiten und Führung der Waffen ſind ganz übereinſtimmend mit jenen. Sie zeigen Muth und Behendigkeit, ſie verſtehen ihre Lanzen zu führen und ſich mit ihren Schilden zu decken, ſie fechten Mann gegen Mann wie die Löwen, und kehren dem Feinde nicht den Rücken. Nur Gewehrfeuer kann ihren Muth niederſchlagen, ſie werfen ſich alsdann zur Erde und ſuchen kriechend ihr Heil in der Flucht, und dahin, wo ſie durch Wald geſchützt ſind, dann aber ſind ſie barfuß ſchneller auf den Füßen, als ihre beſchuhten und beſtiefelten Verfolger. Dieſe Kaffern, ſo lange man ſie nicht mißhandelt, ſind von ſanfter Gemüthsart, freundlich und geſprächig, arbeitſam und handelsſüchtig, und bringen ihre Producte zu Markt. Die benachbarten Regulos kommen oft ſelbſt nach der Villa oder ſchicken Boten dahin, um ſich mit allem Möglichen zu verſehen, was ihnen mangelt. Zeuge zu Kleidungen und Glaskorallen ſind die von ihnen geſuchteſten Artikel, wofür ſie Elfenbein hergeben. —

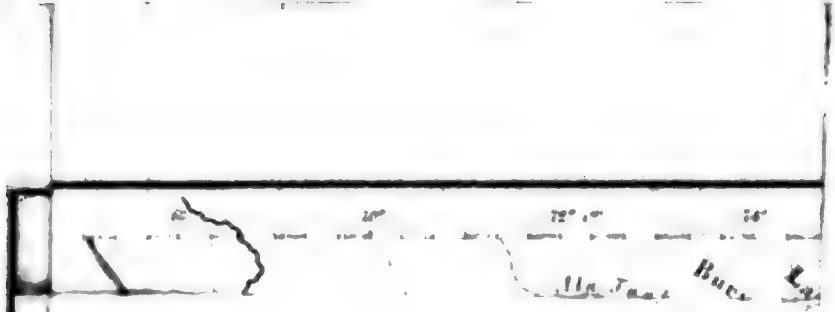
Was dieſes Land unter einer beſſern Verwaltung für Vortheile gewähren könnte, iſt unberechenbar, allein ſo wie jetzt, von einer kleinen Factorei zu einer Villa erhoben, die bloß von deportirten Verbrechern und aſiatiſchen Abenteurern bewohnt wird, von denen dieſe ein unerſättliches Streben an den Tag legen nach Reichthümern, jene aber hier ihr Jubiläum in Schlechtigkeiten und Verbrechen nach alter Gewohnheit feiern, da iſt wohl unter ſolchen Umſtänden kein Aufkommen und kein Nutzen für das Mutterland zu erwarten. — Die Villa hat gegenwärtig, wo ſie am ſtärkſten bevölkert iſt, 174 Wohnhäuſer mit einer Bevölkerung von 701 Perſonen beiderlei Geſchlechtes und jeden Alters, Mauren (worunter man die Mohammedaner verſteht) und freie Neger mitgerechnet. Sie hat einen Gouverneur, der zu gleicher Zeit auch Capitao Mor iſt, und als ſolcher der Commandant der Landwehrtruppen. Auch iſt hier ein Präſidium oder Militärpoſten, der aus einer Compagnie von ſechzig Mann beſteht mit ihrem Capitän, Lieutenant und Fähndrich, ſammt und ſonders die auserleſenſten ſchlechteſten Subjecte unter der Beſatzung von Mozambique, und zuſammengeſetzt aus Europäern, Mauren, Kaffern und Meſtizen. — Was das Kirchenweſen hier betrifft, ſo iſt dieſes meiſtens eben ſo ſchlecht beſtellt; obwohl hier zwar ein Vicarius exiſtirt, herrſcht doch nichts Religiöſes bei ihm vor, dann als Miſſionär nach Afrika verſetzt, verwandeln ſich dieſe Menſchen ſogleich in Handelsleute, und legen dabei mehr Schlechtigkeiten an den Tag und zeigen ſich erfahrner in den größten Laſtern, als andere Claſſen. — In Hinſicht der Finanzverwaltung iſt ihr Vorſtand ein Factor mit ſeinem Eſcrivao, die von demſelben ſchlechten Kaliber wie alle die andern ſind. — Die Municipalverwaltung ſteht unter einem Juiz Ordinario und drei Beiſitzern oder Vereadores, einem Procurator und einem Eſcrivao. Es exiſtirt hier aber weder ein Rathhaus, noch ein Gefängniß, noch hat dieſe Municipalkammer Einkünfte. Es ſind Ehrenſtellen, welche die zu dieſen Stellen Ernannten begleiten, die ſie ſich doch zu mancherlei Vortheilen zu Nutze zu machen verſtehen, und beſonders da dieſe Stellen bei der geringen Bevölkerung nur immer in gewiſſen Familien bleiben, und ſo zu ſagen erblich ſind. — Dieſe Uebel ſind allgemein vorherrſchend in allen den afrikaniſchen Villas, denn was von dieſen geſagt iſt, kann auf alle andern angewendet werden. Militär- und Civiladminiſtration kann gar nicht ſchlechter ausgedacht und geführt werden, und mit den Geiſtlichen verhält es ſich ebenſo. Religion und Chriſtenthum kennt man nur dem Namen nach, da es hier ganz und gar an religiöſen Geiſtlichen fehlt. Die Miſſionär-Parochen lehren weder Chriſtenthum, noch wird es von ihnen gepredigt, ſie ſind ſo ungemein unwiſſend, daß ſie ſelbſt kaum wiſſen, was Chriſtenthum iſt, kaum daß ſie eine Meſſe zu leſen verſtehen, und Wochen und Monate verfließen oft, ohne daß ſie Meſſe leſen. Die Urſache hievon liegt beſonders darin, daß ſie zu ſchlecht bezahlt werden, das Opfer, eine ſolche Stelle anzunehmen, zu groß iſt, folglich kein rechtlicher Menſch zu einer ſolchen Annahme ſich verſtehen will, und wer es annimmt, iſt entweder zur Strafe dahin verurtheilt, oder er hat ſonſt gar keine Lebensausſicht, und bekümmert ſich dann weniger als Hirt um ſeine Schafe, ſondern nur wie er auf andere Art ſich aufs ſchnellſte durch Handel ſo viel erwerben kann, daß er damit in ſeiner Heimath genug hat. Aus demſelben Grunde, wie hier die Religionsübungen vernachläſſigt werden, vernachläſſigt man auch und thut nichts für die Erhaltung und Zierde der Kirchen, die ein Strohdach haben, klaffende Fenſter und Thüren, und ſo entblößt von allem Schmuck und Reverenz, daß kaum mit Anſtand Gottesdienſt darin gehalten werden kann. — Eine ſolche Schilderung iſt gewiß nicht geeignet, eine gute Idee von dieſen Beſitzungen zu erwecken.

Nimmt man von Inhambane ſeine Richtung längs der Küſte weiter nach Norden, ſo ſtößt man in einer Entfernung von 18 Legoas auf den kleinen Rio Boene, deſſen Gewäſſer ſich 6 Legoas weiter mit dem Rio Morambele vereinigen. An der Mündung dieſes Fluſſes befindet ſich ein kleiner Hafen für kleinere Schiffe, worin einiger Handel mit Elfenbein, Amber und Schildkrot getrieben wird. Die Portugieſen haben hier aber kein Beſitzthum, und die Kaffern treiben daſelbſt manchen Unfug durch Ueberfälle und Räubereien. Jenſeits dieſes Fluſſes ſtößt man auf einen andern, Sane oder Sabe genannt, der mit einer Landſpitze das Cap S. Sebaſtiao bildet. Wenn man dieſes Cap umſegelt, gelangt man zu dem Landſtriche des Regulos Inbache mit einem Fluſſe gleichen Namens, der ſeine Mündung den Inſeln Bazaruto gegenüber hat, nicht fern der Küſte von Sofala.

(Fortſetzung folgt.)

Anekdote aus der Belagerung von Bhurtpur. Bekanntlich wurde dieſe Veſte zweimal, das erſtemal 1805 von General Lake ohne Erfolg, das zweitemal 1825 bis 1826 von Lord Combermere mit glücklichem Erfolg angegriffen. Ein Sipahiregiment hatte bei der erſten Belagerung eine Baſtion erſtiegen und ſeine Fahne daſelbſt aufgepflanzt, die von Kugeln ganz zerriſſen wurde. Bald darauf ſollten die Regimenter neue Fahnen erhalten und die alten verbrannt werden, alle Anſtalten wurden getroffen, aber die Sipahis riſſen die Fahne zuvor in ſchmale Streifen und bewahrten dieſe auf, ein Umſtand, den man damals wenig beachtete und bald vergaß. Als Lord Combermere Bhurtpur belagerte, befand ſich daſſelbe Regiment (das 31ſte bengaliſche) wieder dabei, und als es nach einem Zwiſchenraume von 20 Jahren wieder zum Sturm auf die für unüberwindlich gehaltene Veſte ging, wurden die Fetzen der alten Fahne als heilige Reliquie hervorgeholt, an die neue Fahne gebunden, und jeder Sipahi ſchwor, ſein Aeußerſtes zu thun, um ſeine hier gefallenen Cameraden zu rächen. (Asiatic Journal. Junius 1839.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte von Mittelaſien.)



(Beilage: Karte von Mittelaſien.)

Nr. 200.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Julius 1839.

Die Trappisten in Melleray bei Nantes.

Paris, 20 Junius 1839.

Seit der Zerstörung der Trappe von Melleray im Jahre 1831 hatte man wenig mehr von den Trappisten gehört, bis sie vor wenigen Wochen der Tod ihres Abtes Ambroise wieder vor das Auge des Publicums gebracht hat. Ihre Vertreibung war eine höchst ungerechte und brutale Handlung gewesen, man hatte politische Gründe vorgeschützt und behauptet, daß sie in Verbindung mit der Herzogin von Berry gestanden seyen, aber diese Anklage beruhte auf nichts, als daß man bei einigen verhafteten Carlisten Briefe des Abts gefunden hatte, in welchen er mit Anhänglichkeit von der Herzogin gesprochen hatte, welche früher die Beschützerin des Ordens, und besonders seines Klosters gewesen war. Die Anklage hatte so wenig reellen Grund, daß man auch nicht gerichtlich, sondern administrativ gegen die Mönche verfuhr, und der wahre Grund ihrer Verbannung war die Eifersucht der umliegenden Dörfer gegen die Industrie der Trappisten. Der Abt Antoine war ursprünglich ein Mann von der Welt, dessen eigentlicher Name Saulnier de Beauregard war. Er kam im Jahre 1817 mit 57 Mönchen aus Lulworth in England in die Bretagne, und gründete die Trappe von Melleray, die sich bald durch ihre (keineswegs im ganzen Orden gewöhnliche) Reinlichkeit und die intelligente Industrie der Mönche auszeichnete. Ihre Zahl wuchs auf 195, und sie gaben einen sprechenden Beweis ab, was das Princip von Association auch bei mäßiger Arbeit thun kann. Obgleich der größte Theil ihrer Zeit in der Kirche und in Meditation und Lesen von Andachtsbüchern zugebracht wird, und sie bei ihrer spärlichen und schlechten Nahrung und ihrem kurzen Schlafe nicht sehr kräftig seyn können, so bauten doch die Mönche bald ihr Kloster, die Wirthschaftsgebäude, Scheunen u. s. w., brachen wüstes Land um, hatten 17 verschiedene Werkstätten, in denen sie nicht nur einen großen Theil ihrer Bedürfnisse und alle ihre Ackerbaugeräthe verfertigten, sondern auch noch verbesserte Pflüge, Säemaschinen u. s. w. zum Verkaufe fabricirten. Ihre Methoden waren die besten englischen, und ihre Producte standen bald in so gutem Rufe, daß sie vor allen auf den Märkten aufgesucht wurden; daher der Haß der Bauern und Pächter des umliegenden Arrondissements von Chateaubriand, das freilich zu einem der ungebildetsten in Frankreich gehört, und sich auf Dupins Karte durch eine besonders schwarze Nuance auszeichnet. Sie behaupteten, daß die Trappisten unter dem Marktpreise verkauften, wozu sie, wie jeder andere, das vollkommene Recht gehabt hätten, was aber nicht glaublich ist, denn es wäre gegen ihr directes Interesse in jeder Rücksicht gewesen, und sie waren keineswegs reich genug, um muthwillig ihr Einkommen zu verringern. Denn nicht nur verlangte ihre unbeschränkte Gastfreundschaft viele Opfer, indem sie jeden, der kommen wollte, drei Tage beherbergten, ohne nach seinem Namen oder seinem Zweck zu fragen, und alle, die sich auf längere Zeit zu religiöser Sammlung von der Welt zurückziehen wollten, Wochen und Monate lang beherbergten, sondern sie nährten mehr als hundert Arme aus der Umgegend täglich. Ihren Gästen gaben sie gewöhnlich Fastenspeisen, die sie selbst nie berühren, denn ihre eigene Nahrung besteht nur aus Brod, im Wasser gekochten Hülsenfrüchten und Früchten, und sie sind darin so strenge gegen sich, daß sie mit dem päpstlichen Stuhl in große Schwierigkeiten fielen. Sie wollten nämlich die strenge Observanz einführen, welche darin besteht, daß täglich nur Einmal gegessen wird; der Papst fand es zu hart, und bestand darauf, daß sie auch Abends ein Mahl einnehmen, und sie waren nach langem Sträuben genöthigt, sich dieser Entscheidung zu fügen, da sonst die Regel nicht von ihm bestätigt worden wäre, aber sie erfüllen die Absicht des Papstes wohl nicht sehr pünktlich, denn sie essen nichts als ein kleines Stück Brod.

Sie kamen vor einiger Zeit wieder aus Irland zurück, ihr verlassenes und halbzerstörtes Kloster in Besitz zu nehmen, und sind tolerirt; aber man erlaubt ihnen nicht, in einer Zahl von mehr als zwanzig zusammen zu wohnen, weil man unsinnigerweise das Gesetz über die Associationen anwendet, das nicht mehr auf sie anwendbar ist, als es auf eine Fabrik mit mehr als zwanzig Arbeitern angewendet werden könnte. Denn da der Orden nicht vom Staat anerkannt ist, so gilt sein Eigenthum vor dem Gesetz als das Eines aus ihrer Mitte, und wenn dieser stirbt, vermacht er es einem der Ueberlebenden,

und die übrigen sollten in den Augen des Gesetzes als seine Arbeiter gelten; daß sie keinen Lohn, sondern bloß ihren Unterhalt erhalten, kann vor dem Gesetze keinen Unterschied machen. Die Trappe von Melleray besteht daher gegenwärtig nur aus neunzehn Brüdern, eine Zahl, die zu gering ist, als daß sich bei ihr die Vortheile des Systems der Association vollkommen entwickeln könnten, und sie können gegenwärtig nur in geringem Maaßstabe eine Musteranstalt für Ackerbau bilden, wie sie der Abt Antoine entworfen hatte, was freilich ihren beschränkten Nachbarn sehr lieb seyn wird, aber ein großer Verlust für die Bretagne ist, welche in Ackerbaumethoden noch so weit zurück ist. Man kann ihren Entschluß, sich so von der Welt abzuschließen, für eine große Thorheit halten, worüber sich freilich ein Dritter, der nicht in der Gemüthsstimmung ist, die dazu führen kann, und die Schicksale nicht gehabt hat, welche einen solchen Entschluß einflößen können, nicht urtheilen sollte; aber man sollte ihnen keinen Vorwurf darüber machen, daß sie mehr und besser produciren, als Andere, und sich mit Wenigerem begnügen, denn offenbar tragen sie in bürgerlicher Hinsicht mehr zum Nationalwohlstand bei, als eine gleiche Zahl isolirter Arbeiter. Der Abt Antoine vermachte bei seinem Tode die Güter der Trappe an den Bruder Andri, da aber Vermächtnisse an Nichtverwandte eine sehr hohe Steuer bezahlen, so hat dieser 15,000 Franken an die Administration des Enregistrements zu bezahlen, was bei der gegenwärtigen Lage des Klosters gänzlich über die Kräfte der Gemeinschaft geht, und er ist deßwegen gegenwärtig hier, um eine Beisteuer dazu zu erhalten. Aber sie wissen es nicht anzufangen, weil alle ihre Verbindungen mit der Welt mit dem Tode des Abts abgebrochen sind, indem er seit der Wiedereinführung des Ordens in Frankreich der einzige war, dem die Regel erlaubte, mit der Welt in Verbindung zu stehen; und da hier immer ein gewisser Grad von Charlatanerie dazu gehört, um etwas zu erhalten, so werden die armen Mönche wahrscheinlich schlecht genug dabei fahren.

Iran.

1. Historische Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Wir wollen mit den Afghanen beginnen, die, obwohl in allen wesentlichen Dingen unabhängig, doch die Hoheit des Herrschers von Iran, wenn auch nur nominell, anerkennen und die bedeutendste eigene Geschichte haben. Sie sind nicht ursprünglich einheimisch in dem Lande, das jetzt ihren Namen trägt, und vom Indus bis gegen Herat sich erstreckt, sondern sind höchst wahrscheinlich vom Paropamisus her eingewandert. Neben, oder vielmehr unter ihnen steht die oben schon erwähnte dienende Classe der Tadschiks, die persisch, nicht afghanisch oder Puschtu reden, und aller Wahrscheinlichkeit nach eben so aus der Zeit der Kajaniden stammen, wie die Tadschiks in Bukhara, Samarkand, Taschkend, Ferghana u. s. w. Starke Colonien von Hindus, auch von Juden, finden sich gleichfalls im Lande, und über manche einzelne Stämme haben wir noch zu wenig Nachrichten, um ihre Herkunft beurtheilen zu können. Der Zahl nach mögen sich Afghanen und Tadschiks die Wage halten, dann kommen die Hindus, zu einer eigentlichen geschichtlichen Nachweisung aber, wie sich in diesem Lande, das seit Jahrtausenden den Durchzug der Eroberer von und nach Indien bildete, die Völkerschaften über einander gelagert, fehlen uns, wie Ritter auch schon bemerkt, noch die nöthigen Kenntnisse. Ziehen wir jedoch die nach und nach aufdämmernde Geschichte des baktrischen Reichs zu Rathe, so möchte sich Folgendes als das Wahrscheinlichste ergeben.

Zur Zeit der Kajaniden herrschten hier die Iranier unbeschränkt; als das große Reich unter den Angriffen des macedonischen Alexander fiel und hier ein griechisches Reich entstand, erhielt die persische Bevölkerung den ersten Stoß und sank durch die Angriffe nordischer Stämme, unter denen das baktrische Reich erlag, immer tiefer. In den ersten Jahrhunderten vor und nach Chr. finden wir hier buddhistische Fürsten, wie aus den jetzt bekannten baktrischen Monumenten fast unwidersprechlich hervorgeht, also ein Vorherrschen der Hindus, aus welcher Zeit denn auch ein großer Theil der jetzt noch im Lande wohnenden Hindus stammen mag. Wahrscheinlich geschah es zur Zeit Nuschirwans, des Sassaniden, daß die Afghanen vom Paropamisus (dem Lande Gur) ostwärts zogen, ihm die in Baktrien herrschenden Buddhistenfürsten stürzen halfen, und sich dann im Lande festsetzten. Sprache, Sitten und Einrichtungen bezeichnen sie als ein persisches Stammvolk, und die Aehnlichkeit ihrer jetzt noch bestehenden Gesellschaftsverfassung mit der alten persischen (Siehe Ritters Erdkunde von Asien, Bd. VI. 1 Abth. p. 196 ff.) ist höchst merkwürdig. Ihr Kampf gegen die einbrechenden Araber war, wenn auch nicht sehr lange, doch blutig; denn wahrscheinlich vereinigten sich mit ihnen Tausende von Feueranbetern, die aus dem Innern Persiens vor den wilden arabischen Schaaren flohen, und später eine neue Heimath in Indien suchten; bald aber ließen sich die Afghanen von dem kriegerischen Geist der Araber fortreißen, und machten mit ihnen Einfälle in Indien. Damals, noch im 7ten Jahrhundert, ward die Hindubevölkerung von der Ebene, wo Peschawer liegt, ausgetilgt, und die Afghanen breiteten nicht nur ihre Herrschaft, sondern ihr Besitzthum bis an den Indus und bald noch weiter aus. Natürlich überwog die afghanische und Tadschik-Bevölkerung bald die wenig zahlreichen arabischen Schaaren, und von nun an stehen Afghanen als das wichtigste Volk zwischen Persien und Indien da. Als die Dynastie der Ghaznaviden, d. h. der Herrscher in Ghizni sich erhob, waren es hauptsächlich Afghanen, die sie unterstützten, und ihre Herrschaft auf der einen Seite bis tief nach Westpersien hinein gegen die schwachen Khalifen, auf der andern gegen die indischen Länder ausbreiteten. In Indien selbst herrschten Jahrhunderte lang afghanische Dynastien, und als Timur Indien verwüstet hatte, als Baber das Reich der Mongolen in Indien stiftete, waren es wieder hauptsächlich Afghanen, welche die Armeen der Herrscher von Delhi bildeten, und mit dem Islam persische Sprache und Sitten in Indien heimisch machten. Wären ihre Kräfte nicht größtentheils und zwar

Jahrhunderte lang nach Indien gerichtet gewesen, so hätten sie auf die Schicksale Persiens schon damals einen viel entscheidendern Einfluß üben müssen.

Wir setzen nun die Aufzählung der Hauptstämme fort, und zwar von den Afghanen südwärts und dann westwärts, bis wir wieder zu dem Lande kommen, in dessen Verhältnisse die Afghanen mannichfach eingreifen, in Herat und Khorasan, jener Provinz, wo Iran und Turan sich fortwährend berühren, und wo auch der wahre Grund des jetzigen Kampfes liegt, der in Persien entbrannt ist, und dessen Folgen man noch nicht absehen kann. Hier treten die südlichen Nachbarn der Afghanen, die Belludschen, auch als handelnder Theil auf, denn auch sie haben Eroberungen in Indien gemacht, und ihre dortige Herrschaft ist von den Engländern so gut wie gebrochen. Die Belludschen sind, wie die Afghanen, ein ächter persischer Stamm, der das wie ein vielfacher Felsengürtel zwischen dem indischen Meer und der persischen Sandwüste hinziehende Gebirgsland bewohnt und meist vom Ertrage seiner Heerden lebt, denn der Ackerbau ist gering und nur einige Oasen bieten Gelegenheit dazu. Sie galten früher als Erbfeinde der Afghanen, wahrscheinlich, weil diese die Buddhareiche in Baktrien zerstören halfen und der Buddhadienst vor dem Eindringen des Islam unter den Belludschen ziemlich allgemein gewesen zu seyn scheint. Ein weiterer Grund der Feindschaft mag darin liegen, daß die Belludschen fortwährend von den Afghanen politisch überflügelt wurden, vielleicht bloß deßhalb, weil das Land der Belludschen weit weniger offen ist, und in Steilabstürzen ostwärts und westwärts gegen das Tiefland abfällt. Indeß waren sie früher gewiß auch politisch nicht unthätig, und bildeten wohl mit den larischen Stämmen die Hauptmacht des Hauses der Soffariden; in neuern Zeiten haben sie entschiedener, namentlich nach Indien hin in die politischen Angelegenheiten eingegriffen, wie wir späterhin sehen werden.

Ihnen zur Seite südlich und östlich wohnen die Brahuis, angeblich kein persisches Volk, sondern, nach Pottinger, ein aus den Mongolenzeiten versprengter, tatarischer Stamm, nach Andern ein indischer, den die wilden Kriegszüge der Ghaznaviden dahin verjagten. Ihre Sprache soll nicht persisch seyn, und ihre politische Wirksamkeit ist sehr unbedeutend gewesen, vielleicht auch in der der Belludschen mit aufgegangen, mit denen sie vielleicht sich einst verschmelzen werden.

Wichtiger in jeder Hinsicht sind die westlichen Nachbarn der Belludschen, die Laren oder Loren. In Parallelzügen zieht das Gebirge am Südrande Persiens hin, und hier wohnen die Wanderhorden lurischer oder larischer Züge durch Farsistan hindurch bis gegen die Zagroskkette, wo sie sich an die Kurdenstämme anschließen. Hier treffen wir zuerst auf die Memacenni oder Memassani, die sich nach dem alten Helden von Sedschestan und seinem Vater Rustami und Sali nennen, und eigene, hoch in das Alterthum hinaufreichende Annalen haben sollen. An diese stoßen, außer mehrern unbedeutenden Stämmen, die Bakhtiari, von wenigstens 100,000 Familien, die im Herzen von Fars und bis gegen Ispahan hin hausen, dann nordwestlich aufwärts gegen Kermanschah hin die Feilis, gleichfalls ein larischer Stamm, und so zahlreich, wie die Bakhtiari. Wie die verwandten Afghanen und Belludschen von Osten und Süden her in ihren Tschupaus (Raubzügen) gegen die Mitte Persiens in die Wüste eindringen, so die Laren von Süden und Westen her. Man darf nicht vergessen, daß unter ihnen das erste persische Geschlecht mit Ben Leis, dem Sohne des Zinngießers (Soffar) sich gegen die arabische Herrschaft erhob, wie einst der Schmied (Kaweh) von Ispahan die Fahne des Aufstands gegen den assyrischen Zohak aufpflanzte.

Von den Laren nordwärts sitzen die Kurden. Sie sind bekannter als die Belludschen und Laren, in deren Land kaum ein europäischer Reisender eindrang, aber um nichts civilisirter, ja eher noch wilder und trotziger; doch ist dieß nicht ihre Schuld. Wenn die Belludschen und großentheils auch die Laren wesentlich in Ruhe gelassen wurden, und der Herrscher von Iran nur die allgemeinen Abgaben und die Heeresfolge von ihnen begehrte, so liegt dagegen Kurdistan gerade an der Stelle, wo Perser, Armenier, Lycier, Griechen, Römer, und in späteren Jahrhunderten Tataren und Türken zusammenstießen. Der Besitz dieses Landes, das noch überdieß an allen Naturgaben eine reiche Fülle darbietet, war in militärischer Beziehung zu wichtig, als daß nicht alle Eroberer darnach gestrebt hätten. Die Griechen berichten uns, daß die Perserkönige nie völlig Herr in dem wilden Lande geworden seyen, Alexander bezwang sie, aber nach seinem Tode rissen sie sich schnell genug los, und sie waren es wahrscheinlich, die das parthische Reich begründeten; die weltstürmenden Araber konnten das Land nicht besiegen, und nicht besser erging es den spätern Eroberern; aber die unaufhörlichen Angriffe machten die Kurden zu wilden, unruhigen Räubern, was um so mehr zu bedauern ist, als ihr Land sich zu segenreichem Ackerbau eignet, und sie viel weniger als die Belludschen und östlichen Laren auf das Hirtenleben beschränkt sind.

Von dem kurdischen Gebirge Zagrosch nordöstlich und östlich liegt das Land der Dilemiten, das sich nordwärts an das Hochland Aderbeidschan und das gebirgige Küstenland Talysch anschließt, östlich aber an die eigentliche Elburskette. Von wenigen Landstrichen sind wir so schlecht, und kaum von einem Volksstamme so gar nicht unterrichtet. Zwar die Karawanenstraßen kennen wir sehr wohl, aber was abseits von diesen liegt, ist uns völlig unbekannt. Dennoch kam aus diesem Gebirgslande ein persisches Herrschergeschlecht, die Bujiden, auch nach dem Lande die Dilemiten genannt; noch im zehnten Jahrhundert soll, nach Ebn Haukals Angabe, ein großer Theil des Volks dem Islam fremd gewesen seyn, und ein Theil sogar eine nicht persische Sprache geredet haben. Das letztere kann, wenn überhaupt wahr, nur von einem geringen Theile gelten, denn selbst die Bewohner des Landes Talysch sprechen noch einen rohen persischen Dialekt.

Von Hindukusch an bis Talysch schließen so Gebirge mit persischen Stämmen das Land Iran ein, und alle diese Stämme, die einen mehr, die andern weniger, breiten sich gegen die Mitte hin aus: so die Afghanen gegen Herat, die Laren gegen Ispahan, die Kurden und Dilemiten gegen Rhé. Jeder Stamm

ſchiebt ſeine mehr dem Ackerbau ergebenen Söhne vor, aber in unruhigen Zeiten werden dieſe wieder aufgerieben, oder flüchten in ihr heimathliches Gebirge. Nur der Stamm Lek oder Lak, zu welchem das Zendvolk gehört, ſcheint ganz in der Ebene heimiſch, und iſt in Iran, Kerman und Farſiſtan zerſtreut. Man kann wohl ſagen, daß dieſer Kranz von Gebirgen und Volksſtämmen den Beſtand von Perſien als ein Ganzes geſchützt hat, denn ſo oft auch fremde Völker und Heere hineindrangen, ſo hörte doch, ſobald die Kraft deſſen erſchlaffte, der ſie geführt, die Verbindung mit dem alten Heimathlande wieder auf, und die fremden Eindringlinge wurden entweder vernichtet, oder verloren ſich allmählich im Volke. Dieſe Veränderung geht ſeit einigen Jahrhunderten mit den arabiſchen und turkomaniſchen Einwanderern vor, die ſo lange die Hauptrolle in dem fremden Lande ſpielten, deſſen herrſchende Familie noch jetzt einem turkomaniſchen Stamm angehört. Die arabiſchen Stämme, gewöhnt an Sandwüſten, wohnen hauptſächlich in Kerman, Sedſchestan, Khoraſan und zum Theil auch in Afghaniſtan. Es iſt eine nicht unintereſſante Bemerkung, daß ſie im Tiefland, alſo da, wo ſie ihr altes in Arabien gewohntes Leben am eheſten fortſetzen konnten, auch ihre Sprache beibehielten, während ſie ſolche da, wo ſie ins Gebirge kommen, wie in Khoroſan und Afghaniſtan, faſt ganz verloren haben.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Beſitzungen der Portugieſen in Oſtafrika.

Zweiter Artikel.

Sofala.

Sofala, dieſer ehemals ſo wichtige Ort, liegt an dem Fluſſe gleiches Namens unter dem 20° 20′ S. B. Die Villa iſt zwiſchen zwei kleinen Flußorten gelegen mit ſalzigem Waſſer, welche alsdann nur Eine Mündung haben, an dem Orte Quiſanga genannt, welcher auch zugleich der Hafen iſt. Der ſüdliche Arm heißt Inhaſacuare und der nördliche Cavene, und iſt mit kleinen Fahrzeugen ſchiffbar. Der Diſtrict von Sofala gränzt nördlich an die Staaten von Monomotapa, ſüdlich an die des Königs von Sabia, weſtlich an die von Manhiça und öſtlich an die Gewäſſer des Canals von Mozambique. Sofala war ehemals ein mächtiges Königreich, und der König hielt ſeine Hofhaltung, oder Zimboe, wie es noch jetzt heißt, zwei Legoas von der Küſte entfernt, an einem Orte, den man Quiteve nannte. Dieſer Diſtrict iſt der reichſte Oſtafrika's an Goldminen. Die Alterthumskundigen fabeln von dieſen Gegenden, daß hier die Paläſte der Königin Saba geſtanden, zu welcher Salamon zu Beſuch kam, deſſen Flotten mit Gold, Perlen und Elfenbein beladen wurden. — Das Gold kam ehemals hier ſo häufig vor, daß die Einwohner einen größern Werth dem Kupfer beilegten. Als die Portugieſen hier zum erſtenmal erſchienen, fanden ſie einen König mit großem prachtvollem Hofſtaate, und ſtets mit einer Escorte Soldaten umgeben. Er war puritaniſcher Mohammedaner, übrigens aber hatte er dieſelben Sitten und Gebräuche der Könige von Sabia und Manhiça, und erkannte mit dieſen den Herrſcher von Monomotapa als Oberhaupt an.

Als ſich die Portugieſen in Sofala niederließen, wurde, wie überall, damit der Anfang gemacht, eine Factorei an der Küſte zu ſtiften und den Handel ins Innere zu eröffnen. Dieſer Landſtrich nördlich von Inhambane bis Quillimane fiel den Portugieſen ganz und gar durch freundſchaftliche Verträge anheim, und nicht durch Gewalt der Waffen. Sofala, ehemals ſo reich und opulent, reducirte ſich unter portugieſiſcher Herrſchaft zu einem elenden Dorfe mit den Gerechtſamen einer Villa, die ſich in zwei kleine abgeſonderte Orte theilt. Der eine Theil iſt bloß von zuſammengerotteten Mauren bewohnt, in dem andern reſidirt das Gouvernement, die Factorei und Municipalkammer mit einer kleinen Zahl von Einwohnern, die aus Eingebornen, Meſtizen und nur einigen Weißen beſtehen. Die Gebäude ſind aus Sebe erbaut (wahrſcheinlich eine Rohrart), mit Lehmen überworfen, die Dächer mit Macuta oder Palmblättern bedeckt, und zwar ſo, daß ſich kein Haus von dem andern als nur durch ſeine Größe auszeichnet. Auf einem kleinen Hügel in einer ſumpfigen Ebene und zwiſchen dichtem Gebüſch, in welchem die ſo beſchriebenen Hütten zerſtreut liegen, erhebt ſich ein zweiſtöckiger runder Thurm, welcher das Fort vorſtellt und aus behauenen Steinen beſteht, die aus Portugal hieher gebracht wurden. Derſelbe iſt noch ein Reſt der ehemaligen portugieſiſchen Größe, und ganz dazu gemacht, den Eingang des Hafens zu vertheidigen. In ſeinem Innern hat er nach Sitte jener Zeiten eine tiefe und gut conſtruirte Ciſterne von 52 Palmen Länge, 35 Breite und 31 Tiefe. — Zur Zeit der Regierung des Königs Don Manoel wurde derſelbe im Jahre 1505 von Pedro de Anaca erbaut. Südlich ſtößt an denſelben eine viereckige Batterie mit abgerundeten Balwarten auf den vier Ecken. Innerhalb dieſes befeſtigten Raumes liegen die Wohnung des Gouverneurs, die Magazine für Lebensmittel und Munition, ſo wie die Soldatencaſerne; alles dieſes ſehr ſchlecht und enge ineinander gebaut. Ehemals ſtand daſelbſt auch eine Capelle, wovon jetzt aber keine Spur mehr exiſtirt als einige Grabſtellen mit Lapidarſchriften, wovon die älteſte vom 29 December 1515 eines daſelbſt verſtorbenen Gouverneurs iſt. — Die Hauptkirche in Sofala iſt die von Roſario; ihre Capelle iſt aus Stein erbaut, das Schiff der Kirche aber mit Stroh gedeckt. Sie beſaß in frühern Zeiten einen großen Reichthum und Schmuck an Gold, allein mit der Zeit iſt derſelbe durch die Habſucht der Parochen, ſo wie der Kirchenvorſteher verloren gegangen. Der Parochus, der ſtets ein Dominicaner von Goa bisher war, hat einen fixen Gehalt, zwar nicht an Geld, ſondern an Stoffen, und erhält vierteljährig 70 Ellen Tücher, welche, mit Ausnahme von Mozambique, die laufende Münze an der ganzen Oſtküſte iſt, mit der man Alles erhandeln kann, außerdem erhält er auch noch 80 Cruzados jährlich für ſeinen Tiſch. —

(Fortſetzung folgt.)

Madiſons Papiere. Im Laufe dieſes Jahres ſollen in Amerika dieſe Papiere erſcheinen. Sie enthalten nicht nur eine große Anzahl Briefe Madiſons an ausgezeichnete Männer ſeiner Zeit, ſondern auch einen vollſtändigen Bericht über die geſammten Debatten des Convents, welcher die Conſtitution der Vereinigten Staaten annahm von Madiſons eigener Hand, und zwar zu jener Zeit ſelbſt geſchrieben. Dieß iſt um ſo werthvoller, als Alles, was man bis jetzt über die Debatten des Congreſſes und des Convents von 1782 bis 1787 hat, höchſt fragmentariſch iſt. (Athenäum vom 29 Junius.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 201.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Julius 1839.

Italienische Skizzen. *)

Opern- und Schauspielhäuser.

Unter den Gegenständen, welche die Aufmerksamkeit der Italien besuchenden Reisenden besonders anziehen, nimmt gewiß die große Anzahl wohlgebauter, geräumiger und geschmackvoll verzierter Theater, wie sie in Deutschland nur selten in Hauptstädten vorkommen, einen der vordersten Plätze ein. Mögen die Städte noch so nahe bei einander liegen, mögen sie noch so klein seyn, ein Theater haben sie sicher aufzuweisen; seine Herstellung ist gewissermaßen Sache der Gemeinheit, und der Municipalstolz thut sich nicht wenig auf dessen etwaige vorzügliche Beschaffenheit zu Gute. Wenn hiedurch auf die Vortrefflichkeit der Bauart hingewirkt wird, so erklärt sich die größere Geräumigkeit aus dem Umstande, daß in Folge der allgemeinern Theilnahme an diesem Vergnügen das Theater im Verhältniß zur Einwohnerzahl auf weit mehr Besucher zählen kann. Da ferner auch in den volkreichsten Städten, als Neapel, Mailand, Venedig, Palermo, Turin, Genua, Florenz u. s. w., die große Oper immer nur in einem Hauptheater aufgeführt wird, so zerstreuen sich die Theaterfreunde, d. h. das gesammte gebildete Publicum, weniger, und die fast ausschließende Bestimmung jener Theater zu Opern und Balletten erlaubt ihnen, einen Umfang anzunehmen, in welchem das recitirende Schauspiel völlig verhallen würde. Die geschmackvolle Verzierung, welche der Italiener auch in seinem unbedeutendsten Bau- oder Bildwerke anzubringen nicht unterläßt, ist vor Allem als ein Abzeichen des herrschenden Kunstsinnes bei der Ausschmückung der dem öffentlichen Vergnügen und der Kunst gewidmeten Anstalten an ihrer rechten Stelle. In einem italienischen Theater fällt auf den ersten Blick die im Verhältnisse zum Umfange desselben oft ungemein große Logenzahl auf. Sie wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß, der herrschenden Sitte gemäß, die Damen ausschließend in die Logen verwiesen sind, und daß für jede wohlhabende Familie, die sich nicht gänzlich von der Welt absondert, der Besitz einer Loge zu den unerläßlichen vom guten Tone geforderten Dingen gehört; die Logen sind in der Regel auch die Stützen des Theaters, welches durch sie oft beinahe allein erhalten wird. Das Vorbild aller ähnlichen Anstalten bleibt das große Theater alla Scala in Mailand. Von Erstaunen und Bewunderung wird jeder durchdrungen, der zum erstenmale in diesen ungeheuren Saal, welcher nahe an 4000 Menschen faßt, eintritt. In einem nach der Bühne zu verlängerten Halbkreise erheben sich 213 mit zierlichen Vorhängen von perlfarbener Seide eingefaßte Logen, auf deren in mattem Weiß schillernden mit halberhobenen vergoldeten Arabesken ausgestatteten Brüstungen das Auge wohlgefällig ruht. — Aber Alles überbietet an Geschmack und Pracht das reich in Gold verzierte, von vier korinthischen Säulen getragene Portal der Bühne, welche mit ihrer ansehnlichen Breite und unübertroffenen Tiefe einen würdigen Raum für die kunstreichen Schöpfungen des berühmten Decorationsmalers Sanquirico darbietet. Der großartige, aus dem reinsten böhmischen Krystallglase zusammengesetzte Lustre, welcher mit seinem lieblichen Farbenspiele einem riesigen Diamanten gleicht, gießt sein helles Licht über den weiten Saal aus, und beleuchtet den von dem rühmlich bekannten Ornatisten Vaccani kunstreich gemalten, mit allegorischen und mythologischen Figuren von Hayez's Meisterhand ausgeschmückten Plafond. Einen magischen Anblick gewährt es, wenn dieses Theater bei feierlichen Gelegenheiten festlich beleuchtet wird. Es flimmern dann, nebst der gewöhnlichen Erleuchtung, rings im hohen Kreise 1000 Kerzen, welche zwischen die einzelnen Logen vertheilt, ihren blendenden Lichtglanz auf die Versammlung werfen. Die sonst so helle Bühne scheint in den Hintergrund gedrängt, aber die Logen treten aus ihrem Halbdunkel hervor, und rücken ihren köstlichen Inhalt näher dem entzückten Auge, das von Pracht und Schönheit gefesselt, bewegungslos starrt, bis es, von dem strahlenden Farbenwiderschein des reichen Schmuckes ermüdend, weiter gleitet, und dennoch bei stets erneuertem Genusse keinen Ruhepunkt findet. Dieser große Weihetempel der Musen ist übrigens so kunstreich angelegt, daß der leiseste Ton menschlicher Stimme, der zitternde Laut des schwächsten Instrumentes in jedem Winkel des Saales deutlich vernommen wird.

*) Von Carl Czerny. Mailand 1839.

Eine Italien eigenthümliche Gattung von Theatern bilden die Tagstheater, welche, den Circus der Alten nachahmend, in amphitheatralischer Form erbaut sind; die Zuschauer versammeln sich in denselben des Nachmittags, und wohnen, meist unter freiem Himmel, den Vorstellungen bei. Sie sind hauptsächlich für die untere Volksklasse berechnet, und fassen, da sie statt der Logen, Stufenreihen (gradinate) enthalten, eine große Menschenmenge. Unter ihnen zeichnen sich durch Geräumigkeit und geschmackvolle Anlage jene von Triest, Mantua und das kürzlich neu errichtete in Genua aus, welche, von Stein erbaut mit durchbrochenen Wänden und einer Ueberdachung versehen, auch zu Vorstellungen mit nächtlicher Beleuchtung geeignet sind. Das Tagstheater in Triest enthält 14 Stufenreihen und faßt 3600 Zuschauer, in dem Genueser hingegen, welches zum dritten Theile von einer doppelten Logenordnung und zu zwei Drittheilen von einer sechsfachen Sitzreihe eingefaßt wird, haben 4650 Menschen Raum. Am interessantesten dürfte aber immer hin das Tagstheater seyn, welches in der großen Arena zu Verona aufgeschlagen wird, wobei die Zuseher dieselben Plätze einnehmen, die schon vor zweitausend Jahren von dem schaulustigen Publicum zu ähnlichem Zwecke benutzt wurden. Den anziehendsten Anblick gewährt ein solches Theater an den Sonntagsnachmittagen, wenn der weite Raum von einer Menge aus allen Volksclassen, welche sich in dem großen, erhabenen Halbcirkel bei heller Tagesbeleuchtung in aller Mannichfaltigkeit der Trachten (besonders in Triest) und Physiognomien hinlagert, angefüllt ist. Es ist hier der Ort nicht, von den eigentlichen Amphitheatern, die für Wettrennen, Reiterkünste und ähnliche Productionen bestimmt sind, zu handeln; doch mag im Vorbeigehen der großen Arena in Mailand, welche rücksichtlich des Umfanges und der Bauart ihres Gleichen nicht hat, und 30,000 Menschen in sich aufnimmt, Erwähnung gemacht werden.

Iran.

1. Historische Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Aufzählung der Stämme, worin, aus später anzuführenden Gründen, Khorasan ganz übergangen ist, bietet es nun ein besonderes Interesse, den Antheil zu verfolgen, den dieselben in verschiedenen Zeiten und Umständen seit den letzten drei Jahrhunderten auf das Schicksal des großen Landes Iran ausgeübt haben.

Zu Ardebil im alten Lande Dilem, das noch immer, wie unter der Herrschaft der Bujiden, schiitisch ist, lebte ein frommer Moslem, Namens Sofi-ed-din. Der Ruf seiner Heiligkeit lockte Fürsten zu seinem Besuche, und als der furchtbare Timur von seinem Zuge nach der Türkei zurückkehrte, wollte er gleichfalls den Segen des heiligen Mannes holen, und fragte ihn, mit was er ihm eine Gefälligkeit bezeigen könne. Der Heilige bat ihn, die gefangenen Türken frei zu lassen, was auch sogleich geschah. Dieß ereignete sich im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts. Die dankbaren Stämme erklärten sich alsbald für seine eifrigen Schüler, und ihre Nachkommen blieben dieser Gesinnung der Dankbarkeit treu, besonders, da der Einfluß des Heiligen auch auf seine Nachkommen forterbte, welche bald dadurch so mächtig wurden, daß sie die Eifersucht der Fürsten vom weißen Schöps, welche damals Persien beherrschten, stark rege machten, um so mehr, als bereits ein Enkel Sofi-ed-dins, Dschuneid, seinen Glauben mit Waffengewalt in Schirwan auszubreiten suchte. Aber Dschuneid und sein Sohn Heider kamen im Kampfe gegen den Herrscher von Schirwan um, die zwei ältesten Söhne des letztern wurden aus Furcht vor ihrem Einfluß nach Farsistan geführt, von wo sie nach vier Jahren entflohen, und in Ardebil die Fahne des Aufruhrs aufpflanzten, jedoch geschlagen wurden. Der älteste fiel, der zweite floh, und starb in Ghilan; der jüngste, Ismael, während dieser Begebenheiten noch ein Kind, sammelte kurz darauf, kaum 14 Jahre alt, seine Anhänger, zog gegen Schirwan, wo sein Groß- und Urgroßvater gefallen waren, und besiegte den Fürsten dieses Landes. Auf diese Nachricht eilte Alwand Bek, aus dem Stamme der Fürsten vom weißen Schöps, herbei, um den jungen Krieger, der sich bereits Meister von Adserbeidschan gemacht hatte, bei Zeiten zu unterdrücken, aber schon war dieß zu spät, und Alwand Bek selbst ward geschlagen; ebenso im folgenden Jahre ein zweiter Fürst aus dem Geschlechte derer vom weißen Schöps, und Ismail war kaum vier Jahre, nachdem er seinen Zufluchtsort in Ghilan verlassen, der anerkannte Schah Persiens.

Man hat Ismael Schah den Gründer des neupersischen Reichs genannt, und dieß ist auch in so fern richtig, als von nun an kein auswärtiger Eroberer mehr den Thron von Iran bestieg; aber ein Hauptvortheil seiner Stellung lag anerkanntermaßen darin, daß er keinem der Hauptstämme Persiens angehörte, und somit auch nicht die Eifersucht der übrigen gegen sich rege machte. Zudem waren seine Hauptstützen sieben türkische Stämme, die Nachkommen derer, für welche Sofi-eddin von dem grausamen Timur Gnade und Freiheit erbeten hatte. Die Namen dieser Stämme sind: Ustajalu, Schamlu, Nikallu, Baharlu, Silkadder, Kadschar und Affschar. Diese erhielten eine ausgezeichnete Kleidung, wozu namentlich ein rother Turban gehörte, woher sie den türkischen Namen „Kisilbasch," Rothkopf, erhielten. Die Häupter dieser Stämme regierten das Land, und die Könige, namentlich Ismaels erste Nachfolger, waren um so mehr in ihren Händen, als schon Ismael selbst die Gewohnheit eingeführt hatte, seine Söhne in ihrer Jugend den Fürsten der verschiedenen Stämme zu übergeben, um sie bei ihnen erziehen zu lassen. Die Geschichte der ersten Sofis ist also nichts weniger als eine persische Geschichte, sondern größtentheils nur die der innern Streitigkeiten dieser turkomanischen Stämme.

Diese Turkstämme sind bei weitem die zahlreichsten unter den Iljats oder wandernden Stämmen Persiens, aus dem natürlichen Grunde, weil von ihnen die wenigsten Schahr-Nischin oder Städtebewohner geworden sind. Die Turkstämme zerfallen wesentlich in zwei Abtheilungen, in diejenigen, welche vom Kaukasus, und in die, welche vom Orus herkamen; doch findet eine Verbindung zwischen beiden über Masanderan und

Ghilan ſtatt. Tief ins Innere des Plateau's von Iran hinein erſtrecken ſich nur wenige, und dieſe mögen mit einigen Häuptlingen der Ak- und Kara-Kuinlu (der Stämme vom weißen und ſchwarzen Schöps), dahin gelangt ſeyn. Bei weitem die Mehrzahl kam vom Kaukaſus her. Man rechnet die Kadſchar zu 3800 Familien, die Affchar zu 88,000, beide hauptſächlich in Adſerbeidſchan und Maſanderan, aber auch tiefer herein bis Kaswin, Hamadan und Tehran zu Hauſe; Abtheilungen der letztern finden ſich ſogar in Khuziſtan, Kerman, Khoraſan und Farſiſtan. Die Schekagi 50,000 Familien und die Schahſeven 20,000 F., meiſt in Adſerbeidſchan; doch wurden ſie ſpäter von Schah Nadir in ganz Perſien zerſtreut. Dieß ſind die bedeutendſten Stämme; von den übrigen können wir noch nennen: Dumbalu 12,000 Familien, Kadim 8000 F., Kara Tſcharlu 12,000 F., Kujunli 7 bis 8000 F. in Adſerbeidſchan und den benachbarten Ländern, Kara Genzen 12,000 Familien um Hamadan, Bulwerdi 5000 F., Kaſchkai 12,000 bis 18,000 F., Far Modanlu 12,000 F. u. ſ. w. in Farſiſtan. Alle dieſe hatten den Weg über den Kaukaſus gefunden, ein großer Theil ihrer Stammgenoſſen zog in dem Lande zwiſchen Adſerbeidſchan und dem Kaukaſus umher, und der Umſtand, daß Turkomanen die Regierung Perſiens leiteten und am Ende gar den Thron deſſelben beſtiegen, war Urſache der innigen Verbindung der Könige Perſiens mit allen Turkomanenſtämmen ſüdlich vom Kaukaſus, ſo wie der Herrſchaft, welche ſie über Georgien, Schirwan u. ſ. w. ausübten. Das ſchwankende Verhältniß dieſer Horden zu Perſien war die Hauptveranlaſſung der neuern Kriege mit Rußland, dem ſich endlich ſämmtliche Horden bis Adſerbeidſchan hin unterwarfen, ſo daß Perſien hier auf ſeine Naturgränzen zurückgewieſen iſt. Nur bei Talyſch ſind dieſe verletzt, denn dieß ſollte noch zu Perſien gehören, aber ſeit dem letzten Kriege iſt es Beſitzthum Rußlands geworden. Von denen, welche über den Orus hergekommen, haben wir nur fünf Stämme: die Teke, die Saruk, die Enſari, die Goklan und die Yamud zu nennen. Die drei erſten bei Merw, am obern Sihon und am Tedſchend, etwa 100,000 Köpfe ſtark, ſind noch ganz frei, die beiden letzten aber, 36,000 Köpfe ſtark, ſind ſeit etwa 10 Jahren in Abhängigkeit von Perſien getreten, ſtanden aber zu der Zeit der Sofi's, wovon hier die Rede iſt, noch ganz feindlich entgegen. Zu bemerken iſt auch für die ſpätere Geſchichte, daß dieſe Turkomanen ſelbſt wieder von den ſtammverwandten Usbeken in Bokhara und Samarkand getrennt ſind, und ihnen zum Theil feindlich gegenüberſtehen, während ſie mit dem Khan von China in gutem Vernehmen ſind, und meiſt den bedeutendſten Theil ſeiner Armee ausmachen.

Man erſieht hieraus, welche Macht die Turkomanenſtämme in Perſien ausüben mußten. Die alten einheimiſchen Stämme, die wir oben aufgezählt, hielten ſich möglichſt in ihren Gränzen, bewahrten die alte heimiſche Sitte und Sprache, aber nur nach und nach miſchen ſie ſich wieder in die politiſchen Angelegenheiten ihres Landes. Den erſten Anſtoß dazu gab Abbas der Große, dem ſein Vater Mohammed Mirza die Verwaltung von Khoraſan unter der Obhut zweier turkomaniſchen Häuptlinge übergeben hatte.

Khoraſan iſt diejenige Provinz, an der ſeit Jahrhunderten immer das Schickſal Perſiens hing, denn wer Khoraſan in Beſitz hat, beherrſcht das ganze Flachland Perſiens. Wer ſeine älteren Bewohner waren, wiſſen wir nicht, indeß kann es gar kein Zweifel ſeyn, daß dieſes ein perſiſches Volk war; im ganzen Oſten und Süden dieſes rauhen Landes hauſen Stämme, jetzt gewöhnlich mit dem Namen Eimaks und Hazareh*) bezeichnet, die hinſichtlich ihrer Geſtalt und Geſichtsbildung einen ſtarken Gegenſatz bilden gegen die Afghanen, deren Nachbarn ſie ſind, und deren ehemalige Sitze ſie wahrſcheinlich eingenommen haben. Ihre Geſichtsbildung ſoll mongoliſch ſeyn, und nach Sultan Babers Denkwürdigkeiten ſollen ſie auch noch zu ſeiner Zeit (Anfang des 16ten Jahrhunderts) mongoliſch geſprochen haben; jetzt aber reden ſie einen perſiſchen Dialekt. Eine ſolche Aenderung der Sprache wäre aber ganz unbegreiflich ohne Vermiſchung mit einem vorher vorhandenen einheimiſchen Volke von perſiſcher Sprache. Abbas der Große (1588—1627) brachte eine große Veränderung in die Bevölkerung Khoraſans. Schon Schah Ismael, der Stifter der Dynaſtie, hatte 5000 kurdiſche Familien an die nördlichen Gränzberge Khoraſans verſetzt; Abbas der Große folgte ſeinem Beiſpiele und wollte 40,000 dahin verpflanzen, nicht bloß um die ſtets bedrohte Gränze von Khoraſan zu ſchützen, ſondern auch, um die Macht der Kurden zu ſchwächen; es gelang ihm aber nur mit 15,000, denn die Kurdenhäuptlinge widerſetzten ſich der weitern Verpflanzung, ſobald ſie den Zweck erkannten. Indeß iſt dieſe Bevölkerung jetzt auf etwa 50,000 Familien angewachſen.

Ruhe für das Land ward nicht erzielt, denn die Kurden blieben rebelliſch und räuberiſch, und machten oft mit den Turkomanen gemeinſame Sache, hinderten aber doch die Einbrüche der Usbeken im Großen. Dieſe hatten nämlich, während Abbas gegen die Türken zog, Herat und ſelbſt die heilige Stadt Meſchhed erobert, und wichen nur nach einer blutigen Schlacht. Abbas hat dieſe Provinz, wenn auch nicht auf lange Zeit ſicher geſtellt, doch entſchieden wieder zu einer perſiſchen Provinz gemacht, die aber allmählich ſo ſchwer im Zaum zu halten war, als das eigentliche Kurdiſtan. Von Tſchinnaran (nordweſtlich von Meſchhed, ſ. d. Karte) bis nach Aſtrabad hin, durch alle Nordabhänge und Steilthäler der Elbrusketten in einem ihrer alten Heimath ähnlichen Lande, hatten ſie Ländereien erhalten unter der Bedingung der Gränzwacht, aber ihr unbändiger Sinn war nicht zu beugen, und um ſie nur einigermaßen einer Controle zu unterwerfen, wurde einer ihrer Häuptlinge zum Il-Khaneh mit königlichem Anſehen ernannt, und für die andern Häuptlinge verantwortlich gemacht. So war Iran auf dieſe Weiſe an ſeiner verwundbarſten Seite geſchloſſen, und die Usbeken zum mindeſten verhindert, feſten Fuß in dieſem Lande zu faſſen, das den Namen, welchen Nadir Schah ihm gab, „das Schwert Perſiens" bald verdienen ſollte.

(Fortſetzung folgt.)

*) Eimak iſt ein türkiſches Wort, und bedeutet Horde; man nennt ſie gewöhnlich „tſchar Eimak," die vier Horden; Hazareh ſoll ein altperſiſches Wort ſeyn, das einen tapfern Krieger bedeutet.

Ueber die Beſitzungen der Portugieſen in Oſtafrika.

Zweiter Artikel.

Sofala.

(Fortſetzung.)

Im Jahre 1765 wurde Sofala zur Villa erhoben, und der Municipalkammer ertheilte man alle Rechte des Senats von Liſſabon, ſo wie dem ganzen Diſtricte von Sofala den Titel eines Königreichs, den es auch jetzt noch hat. Der Diſtrict der Villa erſtreckt ſich eine Legoa im Umfang und bis zu einem Ort Inhacamba genannt. Da die Dächer der Häuſer hier alle aus Stroh ſind, ſo entſtehen öftere Brände, die ſelten ſchnell gelöſcht werden können.

Die Villa hat großen Mangel an gutem Trinkwaſſer, ſo daß die Ciſterne faſt das einzige iſt, und war ein trockenes Jahr, ſo reicht auch dieſes nicht zu, und das Waſſer muß auf eine Stunde Entfernung herbeigeholt werden von dem Orte Relangana. Die ganze Bevölkerung aller Kaſten, aller Farben, aller Geſchlechter und jeden Alters beläuft ſich nicht höher als 1225 Seelen. Die ganze Adminiſtratiō-Verwaltung, Militär, Civil und Geiſtliche iſt der in den frühern Orten beſchriebenen gleich. Die Beſatzung beſteht aus einer Compagnie von 80 Mann, die aus Mauren und Kaffern zuſammengeſetzt iſt, die mehr ſich auswärts aufhalten, als daß ſie in ihren Quartieren ſind. Sie haben beinahe gar keine Disciplin, und gehorchen daher eben ſo wenig ihren Officieren, ſie ſind feig und voller Falſchheit, und die erſten, welche auf die Seite der Regulos und Kaffern des Sertoes treten, wenn es dieſen einfällt, gegen die Portugieſen ſich aufzulehnen und ſie zu bekriegen. Auch ein Corps von 30 Mann Milizen hat man hier errichtet, deren Officiere ſich mit galonirten Uniformen ſchmücken, die Soldaten haben aber weder Waffen, noch ſind ſie uniformirt. —

Südöſtlich, mehr der Küſte nahe und nur wenige Schritte entfernt von der Villa, liegt das Dorf Bazar der Mauren genannt, weil derſelbe ganz von dieſen bevölkert iſt, allein da derſelbe ſo ſehr den Winden ausgeſetzt iſt und in einer Sandwüſte liegt, die ganz von Waſſer durchſchnitten wird, ſo iſt derſelbe faſt ganz entvölkert, und nur Weiber findet man hier, da die Männer lauter Seeleute ſind, welche die Küſte nach Mozambique beſchiffen. Die Weiber ſind arbeitſam und verfertigen beſonders Töpferwaaren, die ſie auch mit allerhand farbigen Erden zu bemalen verſtehen und dieſe Malereien alsdann poliren, worauf ſie dann in einem offenen Feuer, was um dieſelben angezündet wird, gebrannt werden. Sie gebrauchen zu dieſer Fabrication weder Maſchinen noch Brennofen. Die Exportation dieſer Töpferwaaren ſowohl ins Innere des Landes, als auch zu Schiff iſt ſehr beträchtlich, und wirft einen guten Verdienſt ab. —

Es ſcheint, als wenn das Meer hier immer mehr Land losreißt, denn der Sage nach war das Meer noch vor wenigen Jahren über eine halbe Viertellegoa von dem Thurm entfernt, und jetzt brechen ſich ſeine Wogen an demſelben und drohen ihm den Untergang, ſo wie den Untergang der ganzen Villa; Sofala iſt ein ſehr wichtiger Punkt ſowohl für Handel als Ackerbau, auf den ein beſonderes Augenmerk gerichtet werden ſollte. Der Diſtrict, welchen die Portugieſen hier beſitzen, erſtreckt ſich eigentlich nicht weiter als bis an die Gränzen der Villa, die ſüdlich an die Länder des Königs von Quiteve ſtoßen, nördlich aber gehört noch ein Landſtrich von 6 Legoas Länge dazu, worin die Ortſchaften Dange, Jangue, Dindira, Chuvavo und Macanzane liegen. — Der fruchtbarſte Landſtrich dieſer Gegend iſt der von Inhacamba, wo die Landeigenthümer der Villa ihre Sklaven zum Landbau haben.

Das Land jenſeits des Fluſſes oder Meerarmes ſüdlich gehört, wie ſchon geſagt, dem König von Quiteve, und iſt durchaus von Kaffern bewohnt, die ihre Häuptlinge haben, ſogenannte Inhamaſſangos.

Der Hafen von Sofala iſt ſehr enge am Eingang und erweitert ſich nach innen. Das Land Empara nimmt hier bei Como ſeinen Anfang und theilt ſich in vier Diſtricte, wovon jeder ſeinen Inhamaſſango hat, die unter dem Regulus von Empara ſtehen. — Dieſem Diſtricte zunächſt folgt nach Weſt und Norden zu das Land Garabua, an welches der Inhacurua ſtößt. Ungefähr 4 Legoas von Sofala ſüdlich liegt die Inſel Buene, die ¾ Legoa lang und ⅝ Legoa breit iſt. Von der ſüdlichen Seite iſt dieſelbe ganz mit Palmen umgeben. Der Fluß gleichen Namens trennt ſie vom feſten Lande. Sie wird von einem Regulus beherrſcht, welcher dem König von Quiteve unterthan iſt, übrigens iſt ſie ſandig, unfruchtbar und ungeſund, alſo von wenigem Belang: die Eingebornen ſind Kaffern. — Verfolgt man weiterhin die Küſte, ſo ſtößt man auf eine andere größere Inſel, Chiloane genannt, welche auf 4 Legoas lang und breit iſt. Sie iſt ſehr fruchtbar und hat in ihrer Mitte einen fiſchreichen See. Das der Inſel gegenüberliegende und zugleich ſehr naheliegende Feſtland beſteht aus den beiden Diſtricten Ampeta und Cherinda, die zum Reiche Maranga gehören. — In einer Entfernung von 18 Legoas von Maranga fließt der Rio Save, der die Gränzſcheide von Mambone iſt. Der Save iſt ein Arm des Rio Zambeze oder Cuama, der von dem Diſtricte Sena an die Länder Manhiça, Quiſſanga und einen Theil von Madanda durchſtrömt, bis er ſich endlich auf der Gränze von Mambone und Maranga ins Meer ergießt. — Das Land Mambone theilt ſich in neun Diſtricte, wovon jeder ſeinen Inhamaſſango hat, und unter dem Oberhaupte des Matique ſteht. Das Territorium gehört zum portugieſiſchen Dominium, und ſoll durch gerichtliche Execution an Portugal gekommen ſeyn. Wie dieſes, wo man es mit quaſi wilden Volksſtämmen, wie die Kaffern ſind, zu thun hat, zu verſtehen iſt, darüber läßt uns der Autor im Dunkeln. Dieſes Territorium nimmt aber einen Landſtrich an der Küſte von 25 Legoas Länge ein und endigt bei dem Cap San Sebaſtian, was den Namen Pian führt. Nach dem Innern hat er eine Breite von 9 Legoas. — Längs der Küſte ſtößt an das Land Mambone das Land Inhamnar, was ehemals reich war, und von wo viel Harz, Honig, Wachs und Manna ausgeführt wurde. Die Landins-Kaffern richteten hier aber große Verheerungen an. Der Rio Guvuro macht die Gränze des Reichs Mambone, und man betritt die Küſte von Bazaruto. Dieſe Küſte iſt hoch und durchgängig reich an Perlen. In alten Zeiten exiſtirte hier ein beſonderes Reich, Stiruuto genannt, mit ausgedehnten Provinzen nach dem Innern zu, die ſich weſtlich bis nach Dope und dem Diſtricte von Inhambane erſtreckten. Der letzte Beſitzer dieſes Reichs hieß Mieiſſa, und machte im Jahre 1721 der Krone Portugal ein Geſchenk mit dieſem Landſtriche zur Belohnung des Beiſtandes an Truppen, welche der Gouverneur von Mozambique ihm in dem Kriege gegen deſſen Bruder Mangeſſa leiſtete, der ihn vom Throne ſtoßen wollte. Der Prinz Nhamagima, ein anderer Bruder des Königs, kam deßhalb als Geſandter nach Sofala, und wurde davon ein beſonderes Protokoll aufgenommen, welches noch in dem Archive der Municipalkammer von Sofala aufbewahrt wird. Bald darauf ließ man aus Goa Taucher kommen, um die Küſte auf Perlen zu unterſuchen, und man fand ſowohl größere als kleinere in einer Tiefe von 15 Faden; allein in jeder Hinſicht wurden dieſe Arbeiten ſo ſchlecht geleitet, daß man ſie ſehr bald wieder aufgab.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 202.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

21 Julius 1839.

Das Land der Otuquis. *)

Otuquis, urſprünglich ſo viel als Zunge bedeutend, iſt der Name eines Fluſſes und eines an demſelben wohnenden Indianerſtammes, von welchem aber nur ein in der neuen Stadt Oliden oder dem früheren Dorfe Sto. Corazon de Jeſus wohnender kleiner Reſt übrig iſt. Seit 1836, wo das um jenen Fluß liegende Land in den Beſitz des Hrn. Manuel Luis de Oliden kam, führt auch dieſes den ihm von ſeinem neuen Beſitzer gegebenen Namen Otuquis. Dasſelbe gehörte früher zur Provinz Chiquitos, bildet als eine neue Provinz des Departements Santa Cruz de la Sierra ein 2500 Quadratmeilen betragendes Viereck, und wird öſtlich durch den Paraguayſtrom von der braſilianiſchen Provinz Matto Groſſo getrennt, nördlich und weſtlich aber von der Provinz Chiquitos und ſüdlich von den auf den Gränzen dieſes Landes, der La Plata-Staaten und Paraguay's liegenden Ebenen von Gran Chaco begränzt. Das Land liegt in der heißen Zone und ſein ſüdliches Ende iſt ſogar noch drei Grade von der Gränze der gemäßigten Zone entfernt; aber es iſt ein amerikaniſches Land und unterſcheidet ſich deßhalb in ſeiner Klima-Beſchaffenheit ſehr von den in gleichen Breiten gelegenen Landſtrichen Afrika's. Amerika iſt im Allgemeinen ein feuchtes Land, und ſeine Tropenländer leiden hauptſächlich deßhalb nicht an gleicher Hitze. Dazu kommt noch, daß — was beſonders in den heißen Landſtrichen für ihre Bewohnbarkeit von Wichtigkeit iſt — Otuquis aus Ebenen und Gebirgen beſteht. In jenen iſt Hitze und Feuchtigkeit, in dieſen Wärme und trockene Luftbeſchaffenheit der vorherrſchende Charakter. In mäßig hohen Theilen der letztern findet der Mitteleuropäer faſt das ganze Jahr hindurch eine Luft, wie ſie ihn in den gemäßigten Sommern ſeiner Heimath umweht; in den erſtern aber hat ſein Körper faſt beſtändig zugleich eine Schwüle und Feuchtigkeit der Luft zu erleiden, denen er bei unausgeſetztem Verweilen in einem ſolchem Lande oft erliegt, und in Bezug auf welche er ſich viel ſchwerer acclimatiſirt, als in Betreff der trockenen Hitze des tropiſchen Afrika's.

Ein Hauptunterſchied findet zwiſchen den einzelnen Tropenländern und den Landſtrichen der gemäßigten Zone ſtatt. Für dieſe nämlich liegt der Unterſchied der Jahreszeiten hauptſächlich in dem Gegenſatz zwiſchen kalt und warm, ſo daß ſie einen Sommer und Winter, d. h. eine warme und kalte Jahreszeit, und zwei Uebergangsperioden zwiſchen beiden haben. In den tropiſchen Ländern dagegen iſt einestheils die Hauptbefeuchtung des Bodens durch Waſſerniederſchläge aus der Luft auf eine beſtimmte Zeit des Jahres beſchränkt, und umgekehrt die Wärme über das ganze Jahr hin eben ſo vertheilt, wie in der gemäßigten Zone die Feuchtigkeit. In jenen gibt es alſo keinen eigentlichen Sommer und Winter in unſerm Sinne dieſer Wörter oder keine kalte und warme Zeit, ſondern das Jahr zerfällt in eine trockene und naſſe Jahreszeit oder in die Zeit der Sonne und die der Wolken, wie die Indianer am Orinoco ſich ausdrücken. Sommer und Winter ſind alſo gleichfalls Bezeichnungen für entgegengeſetzte Jahreszeiten, aber nicht mit vorherrſchender Beziehung auf Temperatur, ſondern auf Feuchtigkeitsverhältniſſe, und dieſe Wörter können ſomit von uns nur vergleichungsweiſe von der Aequatorialzone gebraucht werden. Im Grunde müßten wir ſogar in Bezug auf die Aehnlichkeit der Wirkungen, welche der vorherrſchende klimatiſche Charakter der beiden Hauptzeiten des Jahres dort und bei uns in der Natur hervorbringt, gerade die wärmere Zeit dieſer Zone den Winter, die kühlere den Sommer derſelben nennen; denn während jener Zeit zeigt die Natur in den trockenen Gegenden der Tropen die Erſcheinungen, welche in der gemäßigten Zone den Winter charakteriſiren: die Amphibien verſenken ſich in die Tiefe und halten ihren Winterſchlaf, wie in dieſer zur Zeit der Kälte; die Bäume verlieren ihre Blätter, die Kräuter erſterben vertrocknend, und die Natur gewährt den Anblick der Verödung, wie bei uns im Winter; mit der zurückkehrenden Zeit der Feuchtigkeit aber belebt ſich dort, wie hier mit der Wiederkunft der Frühlingswärme, Thier- und Pflanzenwelt von neuem.

Bei der geringen Abdachung, welche die Ebenen des Landes gegen ihren gemeinſchaftlichen Abflußcanal, den Paraguay, hin haben, müſſen nothwendig die Ueberſchwemmungen derſelben in der Regenzeit ſehr groß, ihre Luftbeſchaffenheit aber aus dem gleichen Grunde und wegen ihrer Walddedeckung äußerſt feucht

*) Nach Dr. Kriegk's Werkchen. Frankfurt 1838.

seyn. — In dem benachbarten, aber weniger heißen Lande Paraguay fällt, nach Rengger, das Thermometer in der Mittagsstunde neun Monate des Jahres hindurch nicht unter + 20° R., und in drei bis vier derselben (December bis März) steht es dann gewöhnlich auf 24 bis 25°; an den heißesten Tagen steigt es in den südlichen Theilen dieses Landes bis 28°, in den nördlichen bis 30°. Während der kühlen Zeit des Jahres (d. h. im Julius bis September), ist der gewöhnliche niedrigste Grad in Paraguay + 8, der gewöhnliche höchste und jeden Tag eintretende 15 und darüber. In manchen Jahren fällt daselbst zwar das Thermometer wohl auch Nachts zuweilen bis auf Null, und es bildet sich Reif; an der Nordwestgränze von Paraguay ist dieß aber eine unbekannte Erscheinung.

Einen Gegensatz gegen die Feuchtigkeit und Hitze der Ebene bilden die Höhen der Gebirge des Landes und ihre Vertiefungen. Auf jenen ist gar häufig die Luft so kalt (das heißt, nach tropischen Begriffen kalt) und so trocken, wie in Potosi selbst (welches, im Vorbeigehen bemerkt, so hoch liegt als der Gipfel der Jungfrau in der Schweiz) und im Allgemeinen so gesund, daß man daselbst niemals eine epidemische Krankheit gekannt hat. Gemäßigt und gesund ist das Klima in den Faldas (Einschnitten oder Vertiefungen) der Cordilleren von Santjago und Sunsas; das Dorf Santjago z. B. hat eine milde und reine, namentlich von allem Ungeziefer freie Luft und ein Klima, welches dem von Chuquisaca (oder la Plata in der gleichnamigen Provinz) ähnlich ist; das Dorf Corazon (welches wahrscheinlich viel niedriger liegt) hat ein Klima, das eher heiß als gemäßigt zu nennen ist.

Iran.

1. Historische Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Abbas, nicht mit Unrecht der Große genannt, hatte die Wunden seines Reichs erkannt, und sein Streben ging ganz direct dahin, die Gewalt der kriegerischen Wanderhorden zu brechen, und die Zahl der ruhigen, gewerbsthätigen Unterthanen seines Reichs zu vermehren: er beschützte die Christen, verpflanzte Tausende von Armeniern nach Persien, das sie durch ihre Industrie und ihren Handel bereicherten, strafte mehrere der zügellosen Hauptlinge der Kisilbasch mit Strenge, und seine Aenderungen im Kriegswesen, die auf eine europäische Einrichtung hinwiesen, waren besonders geeignet, den schlimmen Einfluß der turkomanischen Wanderhorden nach und nach zu zerstören. Wir haben oben gesehen, mit welchen Kräften Ismael Schah auszog, um sein Reich zu erobern. Es waren die sieben turkomanischen Stämme, welche von ihrer besondern Kleidung den Namen Kisilbasch erhielten. Sie stellten 50,000 bis 60,000 Reiter, die von ihren eigenen Anführern befehligt waren, und der Schah konnte keinen höheren Anführer ernennen, außer er gehörte einer Kisilbasch-Familie an. Abbas verminderte die Zahl dieses Corps auf 30,000, und hob dagegen 10,000 Reiter, Gholam *) genannt, und 12,000 Mann Fußvolk, Tuffenkdschi (Musquetier), aus, die von ihm selbst bezahlt wurden. So gründete er seine Unabhängigkeit von den Turkomanenstämmen, und kann mit mehr Recht als Ismael Schah selbst als der Gründer der neupersischen Monarchie betrachtet werden. Seinen nächsten Nachkommen fehlte die Größe, aber tolerant nach ihres Ahnherrn Beispiel waren sie Alle, und der Schrecken, mit welchem Abbas seinen Thron umgeben hatte, schützte sie vor äußerem Krieg. Persien hatte seit den Sassaniden nicht so lange Ruhe im Innern genossen, und die Einrichtungen von Abbas gewannen Boden, wenn auch der kriegerische Geist der Nation, namentlich durch die Ausschweifungen des Hofes, erschlaffte.

Eine solche Erschlaffung bleibt nirgends ungestraft, am wenigsten aber im Orient; dießmal jedoch kam die Strafe zum mindesten nicht von einem Turkomanenstamm, deren Fürsten an der Verweichlichung reichlichen Antheil genommen zu haben scheinen, sondern von den Afghanen, die nach langen Jahrhunderten endlich wieder thatkräftig in das Geschick Persiens eingriffen. Abbas der Große hatte Candahar erobert, und die westlichen Afghanenstämme, die Ghildschis und Abdallis **), seiner Herrschaft unterworfen. Die persischen Gouverneure behandelten sie ziemlich hart, da sie aber gegen Abbas sich nicht aufzulehnen trauten, schickten sie heimlich zwei Abgeordnete an ihn, beide aus dem Stamme der Abdallis, Sidu und Ahmed, letzterer aus der Familie Barekzei. „Die beredten Vorstellungen des ersten fanden Gehör, und er stieg so sehr in der Achtung von Abbas, daß dieser ihm nicht nur sein Begehren gewährte, sondern auch ihn zum Aeltesten (Risch sefid, Weißbart) und zum Vorstand seines Stammes ernannte, und durch ein öffentliches Schreiben verordnete, daß seine Person heilig gehalten und seine Gewalt geachtet werden sollte.“ So Malcolm in seiner Geschichte Persiens nach einem persischen Manuscripte, welches jedoch bemerkt, daß beide, Sidu und Ahmed, zu Vorständen ihres Volks ernannt worden seyen, und dann hinzusetzt: „Die Afghanen waren über diese Anordnung sehr erfreut, und gehorchten derselben vollständig und mit Ehrfurcht. Die Zeit hat diese Ehrfurcht bestätigt, und die Erhebung der also gewählten Häuptlinge ist ein Erbtheil ihrer Familien geworden. Die Familie Sidu's errang die königliche Würde, während die Ahmeds, d. h. die Barekzeis, nur eine hohe Stellung und Gewalt errangen. Die Siduzeis sind so verehrt, daß wenn einer von ihnen einen Emir eines andern Stammes ermorden wollte, es für Unrecht gälte, wenn dieser zu seiner Sicherheit den Siduzei angreifen wollte. Wenn ein Afghane anders handelte, würde er als von seinem Stamme verstoßen betrachtet werden. Eine Ausnahme von der Regel bilden die Barekzeis, die, ohne ein Verbrechen (sacrilege) zu begehen, einen Siduzei ermorden können. Viele Afghanen aber sprechen auch den Barekzeis dieses Vorrecht ab.“ In dieser Erzählung liegt der

*) Das Wort bedeutet Sklave, aber auch Diener, Page u. s. w., und hat keineswegs eine schimpfliche Bedeutung.

**) Später durch eine Grille Ahmed Schahs, des Stifters des afghanischen Reichs, Durani genannt.

Grund der ganzen spätern Geschichte, der Einbruch der Afghanen in Persien, die Erhebung des Hauses der Siduſei auf den Thron von Afghaniſtan, die Streitigkeit der Siduſeis und Baraksei, die Verjagung der erſten und die Bemühungen, ſie wieder einzuſetzen, in neuerer Zeit.

Wir haben oben ſchon bemerkt, daß Abbas der Große die Häuptlinge der Kiſſilbaſch demüthigte, aber eigenthümlich iſt, daß ſeine Nachfolger es zu einer Art Syſtem gemacht zu haben ſcheinen, die Turkomanenhäuptlinge niederzuhalten. Die ruhige Periode nach Abbas des Großen Tode mochte auch ihren kriegeriſchen Beiſtand wenig erfordert haben. Völlig ſeltſam aber muß es erſcheinen, daß ſie in dem unter Schah Huſſein ausbrechenden Kampfe mit den Afghanen ſich gar nicht miſchten, ja einer Einmiſchung auf eine ſtudirte Weiſe auswichen.*) Die gewöhnlichen Geſchichtſchreiber über Perſien geben uns über dieſen eigenen Umſtand keinen Aufſchluß, und wir machen darum bloß auf den zweiten aufmerkſam, daß in dieſem merkwürdigen Kampfe, der ſich entſpann, ſeit Jahrhunderten zum erſtenmal, nur perſiſche Elemente auftraten, mit alleiniger Ausnahme des Wali der Araber, d. h. des Anführers der von den arabiſchen Stämmen in Perſien geſtellten Truppen, und dieſer ſpielte eine verrätheriſche Rolle. Eine weitere Merkwürdigkeit iſt der hier zum erſtenmal in ſeiner ganzen Herbheit auftretende Streit der Sunniten und Schiiten, der noch immer das ganze Plateau von Iran zerreißt, und erſt in neuerer Zeit durch die Abnahme des religiöſen Eifers unter den höheren Claſſen milder wird. **)

Während die Abdalli-Afghanen unter der Leitung der Siduſeis ruhig blieben, fingen die Ghildſchis in und um Candahar an ſich rebelliſch gegen die perſiſchen Gouverneure zu zeigen. Huſſein ſandte im Anfang des vorigen Jahrhunderts Gurgin Khan, Wali von Georgien, das heißt, den zum Islam übergetretenen Fürſten dieſes Landes, mit einer ſtarken Macht als Gouverneur dahin, und dieſer regierte ſie mit eiſerner Fauſt, ſo daß ſie nicht zu murren wagten. Indeß beklagten ſie ſich doch in Iſpahan, und als dieß Gurgin Khan erfuhr, nahm er einen der angeſehenſten Ghildſchis, Namens Mir Weis, gefangen, und ſchickte ihn nach Iſpahan mit der Bitte, dieſen gefährlichen Mann dort gefangen zu halten. Mir Weis, ein Mann von ausgezeichnet klarem Verſtande, vieler Gewandtheit und großem Vermögen, erkannte bald die gänzliche Erſchlaffung des perſiſchen Hofes, ſchloß ſich an die Partei der Feinde Gurgin Khans an, und brachte es dahin, daß er nicht nur auf freien Fuß geſtellt, ſondern auch ſtarker Verdacht gegen Gurgin Khan gefaßt wurde, dem die feigen Miniſter Huſſeins nur keine Worte zu geben ſich getrauten. Mir Weis machte, um ſeine Plane reifen zu laſſen, eine Pilgerfahrt nach Mekka, beſprach ſich dort mit den Häuptern des ſunnitiſchen Glaubens, dem er ſelbſt, wie alle Afghanen, angehörte, und wirkte eine Erklärung von ihnen aus, daß es ein verdienſtliches Werk ſey, gegen die ketzeriſchen Schiiten einen Krieg zu unternehmen. Nach Iſpahan zurückgekehrt, wirkte er ſich dort die Erlaubniß aus, in ſein Vaterland zurückzukehren, und obwohl dieß ein entſchieden feindlicher Schritt gegen Gurgin Khan war, der noch immer dort befehligte, ſo wiegte er doch denſelben in Sicherheit ein, während er zugleich Alles zum Aufſtand in Bereitſchaft ſetzte. Gurgin Khan wurde mit ſeinen vornehmſten Begleitern verrätheriſch ermordet, und der Aufſtand der Ghildſchis war bald allgemein. Dieß geſchah im Jahre 1709. Hätte der perſiſche Hof die mindeſte Energie beſeſſen, ſo hätte es ihm leicht werden müſſen, des Aufſtandes Meiſter zu werden, der ſich ſehr in die Länge zog. Mir Weis und, als er nach wenigen Jahren ſtarb, ſein Sohn Mahmud, machten Einfälle bis gegen Herat, und die unruhigen Khoraſaner ſäumten nicht, daran Theil zu nehmen, ſo daß ſich die Raubzüge oft bis in die Nähe von Iſpahan erſtreckten. Mehr und mehr nahmen alle Afghanenſtamme an dem Aufſtande Theil, auch die Abdallis; merkwürdig aber iſt, daß Mahmud auch die Belludſchen mit ſich fortriß, durch Kerman und Sedſcheſtan zog, aus der Oaſe Yezd einige tauſend Feuerdiener aufbot, und ihnen in ſeinen Aufforderungen von dem alten Unrechte, das ihr Stamm erduldet, und von ihrer großen Unterdrückung ſprach. Ganz Oſtperſien zog gegen Weſtperſien, deſſen Bewohner meiſtentheils verweichlicht und unkriegeriſch waren; nur die Wali's von Lariſtan und der Häuptling der Bakhtiari blieben dem Schah treu, die Kurden aber, als Sunniten, machten Einfälle bis nach Kasvin. Die Feigheit und Unentſchloſſenheit Huſſeins und endlich die Verrätherei des arabiſchen Wali lieferte Iſpahan und Huſſein in die Gewalt Mahmuds, der mit kaum 20,000 Afghanen vor der Stadt lag, welche 600,000 Einwohner zählte, und ſie in die furchtbarſte Hungersnoth verſetzt hatte, indem er die Zufuhren abſchnitt, welche der Wali von Lariſtan und der Häuptling der Bakhtiari in die Stadt bringen wollte. Oſtperſien ſiegte völlig, und Huſſein ſelbſt überlieferte dem Sieger Mahmud die Zeichen der königlichen Würde.

Indeß waren die Afghanen zu roh, zu wenig zahlreich, und zugleich zu turbulent und ungehorſam gegen ihre eigenen Führer, als daß ſie ſich hätten halten können, und ſie fielen darum bald. Merkwürdig iſt aber die Tendenz, die namentlich der endlich in Raſerei verfallene Mahmud verfolgte, in mehreren Städten die männlichen Einwohner zu ermorden, und an ihre Stelle Kurden und Afghanen zu ſetzen, ein Unternehmen, das freilich längere Zeit gebraucht hätte, um die erwarteten Früchte zu tragen. Dazu aber ließ den ungebildeten Afghanen das Schickſal keine Zeit. (Fortſetzung folgt.)

*) Als der Sohn Huſſeins in der höchſten Noth ſeines Vaters ſich nach Kasvin begab, und den Häuptling der Schah-Seven (Königliebe), eines von Abbas dem Großen zu ſeinem beſondern Dienſt zuſammengeſetzten Turkomanenſtammes, der unter Abbas ſelbſt manchmal 100,000 Krieger zählte, und jetzt noch auf 20,000 Familien angeſchlagen wird, um Hülfe für ſeinen Vater anging, verweigerte dieſer jeden Dienſt, unter dem nichtigen Vorwande, er habe nur dann die Verpflichtung zum Kampfe, wenn der König ſelbſt ihm den Befehl gebe.

**) Neuere Reiſende, wie Fraſer und Wilbraham, ſind der Anſicht, die Erſchlaffung des Religionseifers in Perſien ſey ein Symptom der Auflöſung des Staats. Wir möchten umgekehrt behaupten, ſie ſey ein Symptom künftiger größerer Einheit, indem ein Hauptelement der innern Zwietracht dadurch geſchwächt wird. Der Sufismus, dieſer Rationalismus des Islams, macht in Perſien ſichtliche Fortſchritte, und muß den Secteneifer allmählich mildern.

Ueber die Beſitzungen der Portugieſen in Oſtafrika.

Zweiter Artikel.

Sofala.

(Fortſetzung.)

Fünf Legoas von der Inſel Buene liegen die Inſeln, die den gemeinſchaftlichen Namen Barazuto führen, und deren drei ſind, ungefähr anderthalb Legoa von dem Feſtland entfernt. Die nördlichſte von ihnen, welche Chizini heißt, hat 8 Legoas im Umfang, und hat gegenwärtig keine Bewohner; die mittlere iſt die größte von anderthalb Legoa Länge, führt den eigenthümlichen Namen Bazaruto und iſt bewohnt. Die dritte ſüdlich heißt Benguerua und iſt kleiner, aber bevölkerter als die andern wegen ihres außerordentlich fruchtbaren Bodens. Unter andern Erzeugniſſen dieſer Inſel hat man hier eine außerordentlich große Art Schafe, die das wohlſchmeckendſte Fleiſch haben. Der Canal zwiſchen den Inſeln und dem Feſtland iſt zwar tief und gut gelegen, um hier vor Anker zu gehen, allein er iſt ſo voller Ratten, daß dieſe in kurzer Zeit die ſtärkſten Ankertaue zerfreſſen. Einige Zeitlang wurden mit gutem Erfolg an dieſen Inſeln Perlen gefiſcht, allein aus Mangel an Tauchern mußte dieſes wieder aufgegeben werden. Da die Küſten ſehr flach ſind und das Meer ſeicht, ſo daß ſie während der Ebbe ganz trocken in weiter Erſtreckung daliegen, ſo findet man ſie voller Muſcheln, ſo wie unſere Auſtern, welche die kleinen Perlen enthalten.

Das Territorium Mambone, von dem oben die Rede war, gränzt nördlich an den Rio Save, weſtlich und ſüdlich an Vorranga und öſtlich ans Meer. Es iſt einer der fruchtbarſten Landſtriche der Küſte. Beſonders bringt er den vortrefflichſten Anil hervor, ſo wie Baumwolle und Tabak. Die Luft iſt geſund, das Land eben mit den ſchönſten Weiden für Viehzucht, und es gibt auch beinahe keine Kaffernfamilie hier, die nicht eine Heerde Rindvieh hätte. Beſonders trifft man hier aber in den Wildniſſen viele Büffel und Elephanten. — Die Einwohner von Mambone ſind Botangas-Kaffern, nur die an dem Ainßufer ſind gemiſchten Stammes aus Quiteven und Vorrangas-Kaffern. Dieſe ſind auch etwas gebildeter als erſtere. In frühern Zeiten gehörten dieſe Kaffern zu den portugieſiſchen Unterthanen, allein ſie lehnten ſich zuletzt auf und machten ſich frei; bloß die, welche die Flußufer bewohnen bis zum Orte Chitete, erkennen noch portugieſiſche Herrſchaft an. Ein Weißer, der in den abgefallenen Landſtrichen ſich blicken ließe, würde die größte Lebensgefahr beſtehen. Botanga iſt ein ausgedehnter Landſtrich, der verſchiedenen Regulos angehört, die ſtets mit gewaffneter Hand ſich gegen die Landins-Kaffern zu vertheidigen haben, welche ſich auch ſchon eines großen Theils des Landes bemächtigt und die Eingebornen vertrieben haben. — Dieſe Landins-Kaffern waren die erſten, welche ſich gegen die Portugieſen empörten, es iſt ein kräftiger, muthiger und kriegeriſcher Menſchenſchlag, der vom Raube lebt, und das Land der Botangas verheert und verwüſtet, und dieſen weniger kriegeriſchen Stamm vertreibt, um in den Beſitzthum des Elfenbeins zu kommen, welches hier in großer Menge vorkommt. Den Landis-Kaffern iſt heutzutage ſo zu ſagen der ganze Diſtrict tributbar, und in Inhambane ſetzen ſie ihr Elfenbein ab. Die Botanga-Kaffern haben einen ganz verſchiedenen Körperzuſchnitt von den andern Kaffernſtämmen, häßlich und ungemein mager. Sie gehen ganz nackt, ihren Körper mit Kokosöl und rother Farbe eingeſchmiert. Sie tragen nur einen kleinen Schurz von Schaffellen, der an den Hüften mit einem Seile befeſtigt iſt, und zwiſchen den Beinen durchgezogen wird, um ihn wieder auf dem Rücken an demſelben Gürtelſeile zu befeſtigen.

Nehmen wir unſere Richtung nördlich von Sofala, ſo kommt man bei Macanzane zum Territorium von Pangoe, was etwas von der Küſte entfernt iſt und an Dandire ſtößt, das ſich nach der Küſte zu zieht. Sowohl das eine als das andere gehört den Portugieſen, und beide ſind nur von wenigen Meilen Ausdehnung. Ein großer Theil davon zeigt ein ſteiniges und felſiges Terrain mit dichten Wäldern und dem vorzüglichſten Bauholz. So fruchtbar das Land auch an andern Stellen iſt, ſo geben ſich die Einwohner doch ſo wenig mit dem Ackerbau ab, daß die Erzeugniſſe nicht für die Lebensbedürfniſſe zureichend ſind. — Der Küſte am nächſten an der Mündung des Rio Buze liegt das Territorium von Macanzane, deſſen Bewohner bloß Landbau treiben. Etwas weiter nördlicher eine Meile kommt man zu einem Orte Chirora genannt, woſelbſt zwei Flüſſe ins Meer ausmünden; der nördliche führt den Namen Inhaduco oder Orema, der das Reich Sofala von dem von Boena trennt. Der ſüdliche heißt Buze oder Jaro. Beide Flüſſe entſpringen in den Gebirgen von Hoch-Quiteve, und ſo waſſerreich dieſelben in der Regenzeit ſind, ſo waſſerarm und beinahe zum Vertrocknen werden ſie im hohen Sommer.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Volksgeſänge in Rußland. Auch in Rußland ſucht man mehr und mehr dieſe Art von Poeſie, von der viele ſich ſo vornehm abwenden, wieder ans Licht zu ziehen, und zwar nicht bloß die alten, ſondern auch die neuen Lieder, in denen ſich manche ſpöttiſche Bemerkung über die Umformung der alten ruſſiſchen Einrichtungen in neue mit fremden europäiſchen Namen findet. Es ſind bereits fünf Bände bei Sacharow erſchienen. (Nordiſche Biene vom 17 Junius.)

Ankauf für die Nationalgalerie in London. Man kauft für dieſe Sammlung, welche in wenigen Jahren eine der bedeutendſten in Europa werden muß, fortwährend Gemälde an. Kürzlich wurde ein Velasquez, ein Stiergefecht vorſtellend, von Lord Cowley um 4000 Pfd. St. gekauft. (Engl. Bl.)

Ausſchmückung des Vendomeplatzes. Es iſt der Vorſchlag, dieſen Platz mit 12 Bronzeſtatuen der berühmteſten Generale des Kaiſerreichs zu ſchmücken. (Franz. Bl.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 83** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Sündenbekenntniß zweier engliſcher Dichter. — Charles Dickens (Boz) und der engliſche humoriſtiſche und komiſche Roman. (Fortſetzung.)

Zu dem Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Wiedenmann.

Nr. 203.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

22 Julius 1839.

Die Vorzeit Marſeille's.

Etiam perière ruinae! Lucan.

Auf den Anhöhen, welche ſich dicht am Meere über dem heutigen Marſeille erheben, ſtanden einſt Tempel in ſchattigen Hainen, den Göttern der Griechen geweiht. Hier ſtand man zu Minerva, welche den Oelbaum begünſtigt; zu Neptun, dem Beſchützer des Meeres; zur erntegebenden Ceres; zu Pan, dem Heerdenfreunde, und zu Venus, welche das Leben durch Liebreiz und Anmuth beglückt. Theſſalien mit ſeinem Cultus, wie er an den hellen Gewäſſern des Peneus und des Sperchius, in dem friſchen ſchattigen Tempe, an den nackten Felshäuptern des Pelion und Oſſa, — Theſſalien und Phocäa hatten ſich, 600 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, an dieſen altgalliſchen Geſtaden angeſiedelt.

Phocäer verließen während der Epoche eines Cyrus die Heimath; um nicht in die Gewalt der Perſer zu fallen, ſchifften ſie ſich mit ihren Frauen und Kindern mit reicher Habe und ihren Götterbildern ein, landeten in Chios und Cyrne, dem heutigen Corſica, und erreichten zuletzt die Geſtade der Provence. Durch ein Gelübde hatten ſie ſich verpflichtet, nie mehr heim- und zurückzukehren, oder erſt dann, wenn ein Maſſe von Eiſen, die ſie feierlich ins Meer geworfen, wieder von ſelbſt auftauchen werde. Solche Auswanderung und ſolcher Schwur gaben zu der ſprüchwörtlichen Redesart Anlaß: ſo lange die Eiſenmaſſe der Phocäer auf dem Meeresgrunde bleiben wird, und veranlaßten zugleich den Dichter Horaz, ſie in ſeinen Oden zu beſingen.

Wo ſonſt nur der rohe Jäger ſeinen Bogen ſpannte, erhob ſich allmählich eine reichgeſchmückte, mit Athen, Carthago, Tyrus und Sidon wetteifernde Stadt. Aus ihrem Mittelpunkte ragte der nach epheſiſchem Vorbilde erbaute Dianentempel empor, und wie Strabo will, ſo erhielt Rom erſt von hier ſeinen Cultus der epheſiſchen Diana. Die Colonnade ihres Tempels ſah auf das Meer hinaus; man gelangte durch eine lange Allee gigantiſcher Tamarindenbäume dahin, ſo wie zu den Prieſterwohnungen in der Nähe. Bei ſtiller Nacht und ruhig wogender See ſah man auf der andern Seite des Golfes das Feuer eines Leuchtthurmes deutlich herüberblicken, der ſich neben dem reizenden Tempel von Venus Pyrrhena erhob. Der ganze Olymp hatte, ſo weit das Auge die heutigen Anhöhen und Thäler zwiſchen den Felſen der Etoile und dem Meere beherrſcht, ſeine heiligen Stätten, und wo Notre-Dame de la Garde gegenwärtig von der Höhe auf die bedrängten Seefahrer niederſchaut, thronte ehedem Neptun mit ſeinem Dreizack als Protector. Etwas tiefer hinab dehnte ſich die Nekropolis der Stadt aus, mit ihren Gräberſtraßen, wie ſie Herculanum und Pompeji haben; man durfte nur den Hafen Lacydon *) gleich einem Styx durchſchiffen, um in die elyſäiſchen Felder zu gelangen, auf denen heute rue Paradis erbaut iſt. Dicht neben Marmordenkmälern und Cypreſſengruppen begann die lange Reihe zierlicher Landhäuſer, von Eichen und fächerartigen Pinien beſchattet und überragt, wo das Volk ſeine Hymnen zu Bacchus und zu Ceres ſang. Damal erkannte Ariſtoteles, Alexanders erlauchter Lehrer, hier ſein Muſter und Vorbild einer Republik, und ſchilderte Maſſilia's πολιτειωτέρα ὀλιγαρχία, wie er ſie nennt, in einer Abhandlung, von welcher uns Athenäus nur ein Bruchſtück liefern konnte. Alle Fremden, Reiſende ſowohl als Flüchtlinge, fanden damals hier willkommene Aufnahme und ein Aſyl. Cicero war für das damalige Marſeille ſo günſtig geſtimmt, daß er ausruft: „ich werde dich nicht vergeſſen, Maſſilia. Deine Tugend ſteht auf ſo hoher Stufe, daß dir die Mehrzahl aller Völker weichen muß, und Griechenland ſelbſt ſich nicht mit dir meſſen darf. Zwar biſt du von Attika weit entfernt, bei dir ſtehen Sprachen und Sitten im Widerſpruche zu deinen Umgebungen, du haſt nur Barbaren zu Nachbaren, aber deſſen ungeachtet vermagſt du dich auf ſolcher Höhe zu erhalten, daß es leichter iſt, deine Geſetze zu loben, als ihnen nachzuleben.“ — Tacitus ſagt nicht weniger Rühmliches, wenn er Agricola preiſt, jeder Ausſchweifung nur deßhalb widerſtanden zu haben, weil er ſeine Erziehung in Maſſilia's Akademie genoſſen, in einer Schule der Tugend und Wiſſenſchaft.

(Fortſetzung folgt.)

Iran.

1. Hiſtoriſche Rückblicke.

(Schluß.)

So ſiegreich die Afghanen im Felde waren — der mit ihnen verbundene Guebernfürſt eroberte für ſie Farſiſtan — ſo

*) Der griechiſche Name des Hafens von Marſeille.

konnten ſie ſich doch nur durch eine engere Verbindung mit den Kurden einige Zeit halten. Die Kurden waren Sunniten, wie die Afghanen, und ſahen wie dieſe mit Verachtung auf die verweichlichten Perſer herab. Allein dieß verweichlichte Volk war zahlreich, und die afghaniſchen Herrſcher ſtanden mitten unter ihren Unterthanen vereinzelt da mit einem ſchwachen Heere. Dennoch hätte ihre Herrſchaft noch geraume Zeit dauern mögen, wäre nicht ein Feind gegen ſie aufgeſtanden, deſſen ausgezeichnete Eigenſchaften ihn, ſobald er die erſten Schwierigkeiten einer ſolchen Laufbahn überwunden, ſchnell auf den Gipfel der Macht emporhoben. Dieß war Nadir Kuli, ſpäter Nadir Schah. Obwohl aus einer türkiſchen, freilich ganz niedern Familie entſproſſen, war er doch ganz Perſer, und ſeine Thaten und Plane werfen auf den Zuſtand und die Lage Perſiens ein großes Licht.

Aus ſeinen frühern Schickſalen brauchen wir nichts zu erwähnen, als daß er frühzeitig als Räuber auftrat in ſeinem Heimathlande, der durch Abbas den Großen ſo zu ſagen wieder perſiſch gewordenen Provinz. Nach wenigen Jahren ſtand er an der Spitze von mehreren Tauſend harten Kriegern, und mit dieſen zog er unter der Fahne von Schah Tamasp, dem Sohne des unglücklichen Huſſein, gegen die Afghanen, die er in wenigen Monaten aus Perſien verjagte. Seine perſönlichen Schickſale, die Art wie er Tamasp entfernte und ſelbſt den Thron beſtieg, gehören nicht hieher, wohl aber der Umſtand, daß er bei ſeiner Thronbeſteigung, zu der er ſich anſcheinend nöthigen ließ, die Bedingung machte, daß die ſchroffe Trennung der Schiiten von den Sunniten aufhören und die Schiiten ſich, als fünfte große rechtgläubige Secte, dem Kalifen wieder unterwerfen ſollten. Eifer für den Glauben der Sunniten, dem er wenigſtens ſeiner Herkunft nach nicht angehören konnte, trieb ihn nicht, ſondern politiſche Gründe, zu denen zwar auch der perſönliche Zweck, das Andenken an die ſchiitiſche Dynaſtie der Sofis auszutilgen, gehören mochte, der hauptſächlichſte aber gewiß der war, dem Glaubenshaß, der ganz Iran zerriß und ſeine tapferſten Stämme, die Afghanen und Kurden, dem Reich entfremdete, ein Ende zu machen. Der Plan ſchien zu gelingen, und gewiß war er ein Hauptmittel zur Gewinnung und Unterwerfung der Afghanen, die noch immer Einfälle in Khoraſan und gegen Herat machten.

Die Wiedervereinigung Afghaniſtans mit Iran war für die Ruhe und Sicherheit Perſiens nothwendig geworden, und Nadir Schah unternahm dieß, ſobald er die Türken abgewehrt, und einen Aufſtand des lariſchen Stammes der Bakhtiari gedämpft hatte, von denen er einen großen Theil in ſein Heer aufnahm, welches dadurch immer mehr den ehemaligen turkomaniſchen Charakter verlor. Der Zug gegen Afghaniſtan brachte ihn in Zerwürfniſſe mit dem Großmogol, dem der öſtliche Theil dieſes Landes noch unterworfen war, und der unkluger Weiſe die vor Nadir fliehenden Afghanen aufnahm, ſo daß dieſer zu ſeinem Kriegszug nach Indien ſich gewiſſermaßen genöthigt ſah. Er erkannte aber allzu wohl, daß Indien keine für ihn haltbare Eroberung ſey, ſcheint das Verhältniß Perſiens und Afghaniſtans zu Indien recht gut eingeſehen und wohl gefühlt zu haben, daß Indien nur eine auswärtige Eroberung des letztern Landes und ein Sammelplatz ſeiner Krieger ſey. So kehrte er zurück und ſetzte bloß den Indus, bis an welchen allerdings gegenwärtig die perſiſch-afghaniſche Bevölkerung reicht, als Gränze der Reiche Indien und Perſien feſt. Nicht minder vorſichtig und klug benahm er ſich gegen die Turkomanen und Usbeken: er bezwang den König von Bokhara und von Kharism (Khiwa), aber er ſetzte den Orus als Gränze feſt, und machte zur Bedingung, daß beide ſich aller Einfälle in Khoraſan enthalten ſollten.

Die Abwehrung der Türken im Weſten, und die Sicherung der Gränzen im Oſten und Norden erhoben ſeinen Ruhm, den er durch wahre Großmuth und Hochherzigkeit verdiente, auf den Gipfel, ſo ſehr, daß ſeine ſpätern Unthaten ihn nicht verdunkeln konnten, und die Perſer von den letzten noch jetzt mehr mit Mitleiden, als mit Abſcheu ſprechen. Zwei Umſtände führten ſeinen Untergang herbei. Ein Anſchlag auf ſein Leben machte ihn mißtrauiſch und grauſam, und die ſchiitiſche Geiſtlichkeit, welche ihm die Unterdrückung ihres Glaubens verziehen hatte, verzieh ihm den Verluſt ihrer Güter nicht, denn er nahm, wie Karl Martell, die reichen Güter derſelben, und vertheilte ſie an ſeine Krieger. Daher fachten ſie in allen ſchiitiſchen Provinzen den Haß des Volkes gegen ihn an, und in Maſanderan und Fars, in Schirwan und Kerman brachen faſt zugleich Aufſtände gegen ihn aus; auch das ſtets unruhige Khoraſan, ſeine Heimath und Lieblingsprovinz, rebellirte wieder, und eben als er dahin ziehen wollte, wurde er von einigen ſeiner höhern Officiere, welche glaubten, auch ſie ſeyen von ihm zum Henkerbeile beſtimmt, verrätheriſch ermordet.

Nadir Schah war ein Uſurpator geweſen, und trotz alles deſſen, was er für Perſien that, ſeiner Toleranz gegen die Chriſten, ſeiner Beförderung des Handels u. ſ. w., hatte doch nur ſeine perſönliche Kraft das Ganze zuſammengehalten, und die Verwirrung bei ſeinem Tode war entſetzlich. Je weniger aber ein kräftiger Geiſt oder die Anhänglichkeit an ein altes Herrſchergeſchlecht auf das Schickſal des Landes einwirkte, deſto freier traten die Neigungen und die Kräfte der einzelnen Provinzen und ihrer Häupter hervor. Zuerſt trat Ahmed Khan, der Afghane, aus dem Stamme der Siduſei, auf, zog mit ſeinen Schaaren zurück in ſein Land, und gründete hier ein oſtperſiſches Reich, das von Herat bis an den Indus und noch über dieſen hinaus ging, denn er war es, welcher wenige Jahre nach Nadir Schahs Tode der ſinkenden Herrſchaft der Mohammedaner in Iran durch ſeinen berühmten Sieg auf den Feldern von Panniput aufs neue aufhalf. Seine Züge nach Indien regten auch die Belludſchen an, welche ſich des untern Induslaufs bemächtigten, und in der Familie der Talpurs die Herrſchaft der Amirs von Sind gründeten. Abermals ward ſo die Kraft von Oſtperſien gegen Indien gewendet. Gegen Weſtperſien hin benahm er ſich viel zurückhaltender: er machte Herat zur Weſtgränze ſeines Staates, ſuchte Khoraſan als eine von Weſtperſien unabhängige Provinz und als Mittelmacht zwiſchen dem Oſten und Weſten zu conſtituiren, und ein ſchwacher Verſuch gegen Maſanderan, den der Turkomanenſtamm der Kadſcharen von ſeiner Hauptſtadt Aſtrabad aus vereitelte, be-

nahm ihm vollends die Luſt, weiter nach Perſien einzudringen, wo die Afghanenherrſchaft nicht in gutem Andenken ſtand.

Im Weſten hatte das Walten Nadir Schahs nicht minder bedeutende Folgen. Der lariſche Stamm der Bakhtiari, den Nadir zuerſt bekämpft, dann auf ſeinen Kriegszügen mit ſich fortgeriſſen hatte, war unter dieſer Aufrüttelung erſtarkt, und ſein Haupt, Ali Merdan Khan, warf ſich zum Regenten auf. Ihm ſchloß ſich ein Häuptling des gleichfalls zu den Laren gehörigen Stammes der Zend, Kerim Khan, an, der bald durch ſeine Gerechtigkeit und Milde den Vorrang über ſeinen Nebenbuhler errang. Merkwürdig iſt es, daß dieſer einen Aufruf an alle ächt perſiſchen Stamme des Weſtens erließ, endlich einmal die fremden Herrſcher und das fremde Joch abzuſchütteln, und der Thaten ihrer Väter eingedenk wieder ein perſiſches Reich zu begründen. Kerim Khan regierte, wenn auch nicht ungeſtört, doch mit Glück über 20 Jahre, und ſein Name wirkte wenigſtens ſo weit nach, daß ſeine Familie ſich noch faſt anderthalb Jahrzehnte, wenn auch nicht auf dem Throne, doch in einzelnen Provinzen behauptete, bis endlich der Geiſt und die Kraft des Kadſcharen Aga Mohammed Khan völlig ſiegte.

Es iſt unverkennbar, daß in den dritthalb Jahrhunderten vor Aga Mohammed, dem Stifter der jetzigen Kadſcharendynaſtie, der Geiſt der Nationalität weſentliche Fortſchritte in Perſien gemacht hat, und daß ſeit Abbas dem Großen die Turkomanenſtämme in entſchiedenem Sinken begriffen ſind. Was mehr dazu beigetragen, ob die wohlerwogenen Plane Abbas des Großen und Nadir Schahs, oder der fortſchreitende Geiſt der Zeit, welcher der rohen Tapferkeit der Turkomanenſtämme einen Theil ihrer Wichtigkeit nahm, dieß möchte ſchwer zu entſcheiden ſeyn; das aber unterliegt keinem Zweifel, daß ſeit den drei letzten Jahrhunderten die ächten alten Perſerſtämme, Afghanen, Belud chen, Laren (in ihren Unterabtheilungen der Bakhtiaris und Zends), ſo wie endlich die Kurden eine Rolle in Perſien geſpielt haben, wie ſeit dem Sturze der Saſſaniden nur noch in kurzen Zeiträumen die Dilemiten und die Laren von Sedſcheſtan und Kerman. Auch iſt es ganz gewiß, daß die ächten Perſer den Schimpf fühlen, daß ein turkomaniſches Geſchlecht über ſie herrſcht, und wie dieſes Nationalgefühl ſchon ſeit Abbas dem Großen, namentlich aber ſeit Nadir Schah, Einfluß auf das Schickſal des Landes übte, ſo wird auch für die Zukunft ſeine Bedeutung ſicherlich nicht abnehmen, und mit der immer nothwendiger werdenden europäiſchen Einrichtung des Militärs, die dem Herrſcher ein ungeheures Uebergewicht über die einzelnen Stämme gibt, allmählich dahin wirken, Perſien wieder zu einem großen und mächtigen Reiche zu vereinen, das in der Wagſchale der aſiatiſchen Völker und Schickſale von entſcheidendem Gewicht iſt.

Die Kathedrale von Cordoba.

In England erſchien kürzlich ohne Namen ein Werk, betitelt: A Summer in Andalucia, das, wie man vermuthet, denſelben Verfaſſer hat, wie das Journal of Excurcions in the mountains of Ronda and Granada, nämlich einen Capitän Scott. Das Athenäum entlehnt unter Anderem folgende Schilderung: Man hat die Schönheiten der Moſchee (mezquita heißt der Bau immer noch bei den Spaniern) ſehr überſchätzt. Aeußerlich erweckt nichts beſondere Aufmerkſamkeit, als einige Gänge mit hufeiſenförmiger Wölbung. Mauern von gelbem Stein mit ſchweren Strebepfeilern und gezackten Zinnen geben ihr mehr das Anſehen einer Veſte, oder eines der befeſtigten Klöſter in den Ebenen von Paläſtina, als das eines religiöſen Baues inmitten einer großen und reichen Stadt. Ein neuer Reiſender hat die Maſſe von kleinen ſchlanken Säulen, in denen das Auge ſich verirrt, nicht mit Unrecht einer Anpflanzung junger Bäume verglichen, einen merkwürdigen Umſtand aber haben die meiſten Reiſenden überſehen, daß der ganze Bau aus Materialien aufgeführt iſt, die griechiſchen und römiſchen Tempeln in und außerhalb der Halbinſel entnommen ſind. Ambroſio Morales, ſelbſt aus Cordoba gebürtig, hat zuerſt darauf hingewieſen, daß die Materialien eines Janustempels, der unter den Gothen zu einer chriſtlichen Kirche geweiht worden war, zum Bau der Moſchee gedient hatten. Der engliſche Reiſende Swinburne drückt gleichfalls die Meinung aus, daß einige, wo nicht alle Säulen und Capitäler, die Ueberreſte römiſcher Tempel ſeyen, und er irrte ſich auch nicht, denn die arabiſchen Schriftſteller ſelbſt erzählen, daß von den 1200 Säulen (die auf 854 geſchmolzen ſind) 215 aus Nismes und Narbonne, 60 aus Sevilla und Tarragona kamen, 140 von Kaiſer Leo zu Konſtantinopel geſchenkt, und der Ueberreſt aus Tempeln zu Carthago und andern Städten Afrika's genommen wurden. Bei näherer Unterſuchung findet ſich auch, daß die Säulen keineswegs gleichförmig ſind — es ſind welche da aus Jaſpis, aus verde-antico, aus Porphyr und dem ſchönſten Marmor — daß ihre Durchmeſſer nicht gleich ſind, daß die Schäfte deren, die zu lang waren, abgeſägt oder 4 bis 5 und 6 Fuß tief in den Boden eingeſenkt, oder wenn ſie zu kurz waren, durch große, unproportionirte korinthiſche Capitäler erſetzt wurden, was alle Harmonie und Uniformität zerſtörte. Die Wuth der Araber, Reſte römiſcher Städte und Tempel für ihre Bauten zu benützen, herrſchte allenthalben, und man kann ihre Spuren vom Tigris bis zum Guadalquivir verfolgen.

Ueber die Beſitzungen der Portugieſen in Oſtafrika.

Zweiter Artikel.

Sofala.

(Schluß.)

In einer Entfernung von 18 Legoas den Rio Buze aufwärts ſtößt man auf eine ungeheure Felſenmaſſe, die von einem Ufer zum andern reicht, und unter welchem ſich das Waſſer durchgearbeitet, ſo daß dieſer Felſen einen großen natürlichen Brückenbogen bildet, Inhamuticuma genannt. Der Rio Inhabuco oder Orema empfängt ſeine Gewäſſer aus einem andern, Ruvue genannt, der einen Arm nach dem Rio Buze ſendet und einen andern nach dem Rio Zambeze. Zwiſchen dem Ausfluſſe der beiden genannten Flüſſe liegt Chironde, ein Landſtrich von 8 Legoas Länge und 6 Breite, bis zum Rio Morende, iſt Eigenthum der Krone. Er iſt ſehr bevölkert von Kaffern, die Ackerbau treiben. Zwei Inhamaſſangos beherrſchen das Land, der muthigſte davon heißt Manotura und der andere Jovo; außer dieſen Behörden gibts aber auch noch einen Maquerazuro, der ein richterliches Amt hat, ſo eine Art Maire oder Schulze iſt. — Chironde gehörte ehedem zu

Quiteve, und kam durch richterliches Erkenntniß an Portugal durch folgendes Ereigniß: ein gewisser Handelsmann war in den Sertao (alle unbebaute und wenig bevölkerte Gegenden nennt der Portugiese Sertao: Wildniß) vorgedrungen, um in dem Reiche Quiteve seine Waaren gegen Elfenbein u. s. w. zu vertauschen, als er mit einemmale von einem Prinzen dieses Reichs, der gegen einen andern Krieg führte, überfallen und nach hartnäckigem Widerstand und der Flucht seiner Sklaven endlich getödtet und beraubt wurde. Die Nachricht dieses Unglücks gelangte bald darauf in seine Heimath und zu den Ohren seiner Frau, Maria da Maia ihres Namens, die alsbald alle ihre Sklaven und Freunde bewaffnete und an ihrer Spitze gerade auf die Residenz des Königs losmarschirte, Alles verheerend und tödtend, was ihr in den Weg trat. Der König, dadurch in Schrecken gesetzt, ließ dem Prinzen, welcher den Mann getödtet und beraubt, den Kopf abschlagen, und schickte denselben mit vielen andern Geschenken als Beigabe an die erzürnte Frau, so wie auch die Schenkungsacte des Landstrichs von Chirunde, um sie für ihre Kriegskosten zu entschädigen. — In diesem Districte von Chirunde liegen eine Menge bevölkerter Ortschaften, unter Anderm auch Zemba, welcher im Jahre 1755 von Quiteve getrennt und von dem König Bandirante einem Bewohner von Sofala geschenkt wurde. Darüber entstanden manche Streitigkeiten, man griff zu den Waffen, und die Portugiesen sahen sich genöthigt einzuschreiten, um diesen Rebellionen ein Ende zu machen, wodurch ihnen mehrere Districte zufielen, die zum Reiche Sofala gehören. Hier enden die portugiesischen Besitzungen in Sofala, deren Benennungen im Einzelnen noch sehr vielfältig, aber von keinem weitern Interesse sind, und der Beschreibung ihrer Lage nach, so wie die Bestimmung ihrer Gränzen mehr Verwirrung als Aufklärung in die afrikanische Geographie bringen würden; wir übergehen diese also, und geben nur noch einen Auszug aus dem Werke Botelho's über die andern Besitzungen. —

Verfolgt man die Richtung von Sofala nach Quillimane, so stößt man stets auf Oerter und Kaffernstämme, die sich in Allem einander gleich sind, bis auf die von Mozambique, welche von den andern in Allem verschieden sind. Der erste Ort, welchen man antrifft, ist Quizungo an einem Flusse gleichen Namens: das Klima an diesem Ort ist außerordentlich veränderlich, die Nächte sind ungemein kalt und die Tageshitze unerträglich. Der vorzüglichste Handel mit den Portugiesen besteht in Elfenbein und Nahrungsmitteln aus Feldfrüchten, die hier in großer Menge gezogen werden. Ungefähr 5 Legoas weiter ist die Mündung des Rio Laranga mit einem guten Hafen. Erst in einer Entfernung von 30 Legoas von diesem Fluß ergießt sich der Rio Loabo ins Meer, der einer der Hauptarme des Rio Cuama ist. Die Kaffern, welche diese Gegenden bewohnen, sind falsch, verrätherisch, und man kann mit ihnen weder Handel treiben, noch Freundschaft stiften. Sie rauben und plündern bei jeder Gelegenheit, sowohl zu Wasser als zu Lande. Das Land ist reich an Elephanten und Flußpferden, die zwischen dem Cuama und dem Rio Linde, der nur 2 Legoas von Quillimane entfernt ist, weiden. Das ganze portugiesische Territorium, welches zwischen den Flüssen Loabo und Chimane liegt, begreift Zumbo, Manua, Pite, die Thäler von Sena und Quillimane in sich, und ist von natürlichen Canälen durchschnitten, die von dem Rio Cuama ausgehen. Es ist reich an Naturproducten, allein die Gegenden und Ortschaften sind entvölkert, arm und unbebaut. Hier möge es nun am rechten Orte seyn, etwas Mehreres über den beträchtlichen Fluß Cuama oder Zambeze zu sagen, der einer der Hauptströme Aethiopiens ist. Die Quellen dieses Stromes sind unbekannt, Einige behaupten aber, daß sie in denselben Gegenden sind, wo der Nil seinen Ursprung nimmt. In zwei Armen ergießt er sich ins Meer. Der größere, der Loabo, hat seine Mündung im 19ten Grade südlicher Breite, der kleinere, der von Quillimane, in 17¾ Grad. Der Loabo ergießt sich mit solcher Gewalt ins Meer, daß seine Strömung 8 Legoas weit ins Meer verspürt wird. Die Fluth dringt nur 5 Legoas den Strom hinauf. Seine Gabelung ist 30 Legoas von der Mündung aufwärts in dem Territorium von Quipanga. Das Inselland zwischen den beiden Flüssen führt den Namen Chingoma und ist portugiesisches Eigenthum. Sonst war es reich und bevölkert, gegenwärtig herrscht das Gegentheil. Die geringste Breite des Loabo beträgt ⅓ Legoa, allein seine Beschiffung bleibt stets gefährlich wegen der vielen entwurzelten Bäume, die auf seinem Grunde liegen und oft bis an die Oberfläche ragen. Seine Ufer sind waldig, im Monat März und April führt er das meiste Wasser und dadurch oft Ueberschwemmungen herbei, ohne daß es hier regnet, oder daß man hier vom Aufthauen des Schnees oder Eises etwas wüßte. Es ist also zu vermuthen, daß derselbe sehr weit in hohen schneeigen Gebirgen seinen Ursprung hat.

Dieser Fluß enthält außerordentlich viele Krokodile, sowohl von der größten Art wie die im Nil, als auch von der kleinern, außerdem aber auch eine große Menge Flußpferde, die oft den kleinern Fahrzeugen gefährlich sind. An Fischen ist er außerordentlich reich, auch in seinen Nebenarmen, deren derselbe sehr viele hat. Einer der beträchtlichsten ist der Rio Chiri, der sich in 10 Legoas Entfernung, bevor man nach der Villa de Sena kommt, einmündet. An seiner Mündung liegt die Insel Inhagoma, die 10 Legoas lang und 1¾ Legoa breit ist. Von der Villa de Sena, die dicht an seinen Ufern liegt, 60 Legoas aufwärts das Reich Alongas, welches die Gebirge von Lupata durchschneidet. Zwischen Mongas und der Villa de Tete nimmt derselbe den beträchtlichen Rio Chireira auf, mit dem sich der Cabreze und Mavoro vereinigt haben, zwei Flüsse, die wegen ihrer reichen Goldführung berühmt und gekannt sind. Von da, d. h. von Sena aufwärts nach Tete, sind es 60 Legoas und 120 nach dem Reiche Inhabazoe, welches Monomotapa eroberte und davon einen guten Theil an Portugal abtrat, z. B. Manisa, Zumbo, Tete und Sena. Von Tete aus ist der Fluß schiffbar bis in das Reich Sacumbe, in welchem er auf einer Erstreckung von 24 Legoas bis an die Gränzen des Reichs Chicova wegen Felsenriffen und Stromschnellen unbefahrbar ist. Alsdann wird er aber wieder schiffbar in unbekannte Länder hinein ohne daß man weiß, wie weit hinauf dieses ausführbar ist. Die ganzen Flußufer, sowohl zur rechten als linken Seite, wovon die eine Borore, die andere Mutanga heißt, sind stark bevölkert und bebaut wegen ihrer Fruchtbarkeit. Elephanten, Löwen und Tiger gibt es hier in Menge, so wie Büffel und Gazellen. Die Gegenden sind aber äußerst ungesund, die Bewohner und selbst die Eingebornen haben alle eine wahre Todtenfarbe, sie leiden sammt und sonders an der Leber, an Verstopfungen und Fiebern, maleitas genannt, die, wenn man sie nicht augenblicklich und kräftig behandelt, in Zeit von drei Tagen tödtlich sind. Der Durst nach Gold, welches hier so reichhaltig wie vordem in Brasilien vorkommt, bringt viele Menschen ums Leben, indem sie ihre Gesundheit, ja ihr Leben in diesen ungesunden Gegenden aufopfern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Wiedenmann.

Nr. 204.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

23 Julius 1839.

Orientaliſche Literatur.

Paris, den 30 Junius.

Wenn man den Bericht lieſt, den Silveſtre de Sacy vor 30 Jahren aus Gelegenheit der von Bonaparte verſprochenen zehnjährigen Preiſe über den Zuſtand der orientaliſchen Literatur abſtattete, ſo muß man ſich über die Fortſchritte wundern, welche ſie ſeitdem gemacht hat und täglich noch macht, obgleich die großen Meiſter der Wiſſenſchaft großentheils todt ſind. Damals erkannte man den Preis für die Fortſchritte, die in einer zehnjährigen Epoche gemacht worden waren, Chezy für ſeine Ueberſetzung des Roman Medſchnun und Leila von Dſchami zu, und Sedillot für ſeine Abhandlung über die aſtronomiſchen Inſtrumente der Araber, welche vormals kaum begonnen war, und erſt im Jahre 1834 gedruckt wurde. Gegenwärtig liefert faſt jedes Jahr ſo viel als damals eine zehnjährige Epoche, und die Arbeiten ſind ſolider, mit beſſerer, grammatiſcher und hiſtoriſcher Kenntniß gearbeitet, und namentlich die Ueberſetzungen getreu und nach einem beſſeren Syſtem als damals, mit der Ausnahme von Sacy's eigenen Werken, welche immer Muſter von philologiſchen Arbeiten bleiben werden. Ich habe Ihnen vor einigen Monaten über den Zuſtand der orientaliſchen Literatur geſchrieben, und finde jetzt ſchon wieder Veranlaſſung, über einige neuere, ſeitdem begonnene oder angekündigte Werke zu berichten. Die wichtigſten gehören der arabiſchen Literatur an, welche ihren alten Rang wieder einnimmt, nachdem die chineſiſche und ſpäter die indiſche Literatur ihr eine Zeitlang vorgezogen worden waren. Hr. v. Slane hat den Druck ſeiner engliſchen Ueberſetzung des biographiſchen und bibliographiſchen Lexikons von Ibn Khallikan angefangen: ſie wird fünf Bände in Quart bilden, und iſt eine, nicht nur für Geſchichte der Literatur, ſondern auch für Sittengeſchichte der Araber höchſt wichtige Arbeit; ſie wird auf Koſten der Londoner Committee der Ueberſetzungen hier gedruckt. Cauſſin de Perceval iſt im Begriff, die Biographien der alten arabiſchen Dichter, aus dem Kitab el Aghani gezogen, in drei Bänden herauszugeben. Man hat in den geiſtreichen Lettres sur l'histoire des Arabes avant l'Islamisme von Fresnel geſehen, wie viel ſich für die klare Anſicht der alten arabiſchen Zuſtände aus dieſer reichen Quelle ziehen läßt. Zum Unglück iſt das Kitab al Aghani ein Buch von zu großem Umfange, als daß ſich in dieſem Augenblick an eine Ausgabe des Textes oder nur an eine vollſtändige Ueberſetzung denken ließe. Die aſiatiſche Geſellſchaft hatte mit Ahmed Effendi in Cairo über eine in Cairo zu lithographirende Ausgabe des Werks unterhandelt, welche aus 20 Bänden von je 30 Bogen beſtehen ſollte, allein die Unterhandlung wurde abgebrochen, weil die Koſten alle vorläufigen Berechnungen weit überſtiegen. Hr. Cauſſin thut daher ein ſehr verdienſtliches Werk, wenigſtens einen Auszug aus dieſem großen Magazin alter arabiſchen Tradition zu geben, und in einigen Jahren werden ſich wohl Mittel finden, das Ganze herauszugeben. Hr. Quatremere hat den Druck des zweiten Bandes der Geſchichte der mameluckiſchen Sultane von Aegypten von Makrizi angefangen. Von Cairo aus wird ein Buch angekündigt, das die Neugierde der Geographen in hohem Grade erregen wird, nämlich die franzöſiſche Ueberſetzung der Reiſen des Scheich Muhammed al Taunizi im Sudan, welche hier in zwei Bänden erſcheinen ſoll. Dieſer Scheich hatte den Feldzug von Morea als Feldprediger eines ägyptiſchen Regiments mitgemacht, und war ſpäter als Interprete bei der mediciniſchen Schule von Abuſabel bei Cairo angeſtellt geweſen, wo er auf Verlangen des franzöſiſchen Profeſſors der Medicin, Perron, die ausgedehnten Reiſen, die er in ſeiner Jugend im Innern von Afrika gemacht hatte, redigirte. Er war einer der Miſſionäre, welche die ägyptiſchen Moſcheen, namentlich die von Alazhar, jährlich in die Mitte von Afrika ſchicken, wo ſie, den Koran in der Hand und mit dem grünen Turban der Nachkommen des Propheten ſicher reiſen, und freien Zugang in Länder haben, welche noch kein europäiſcher Fuß betreten hat. Der Scheich gibt überall nicht nur die Beſchreibung des Landes und ſeine Reiſeſchickſale, ſondern die Geſchichte der verſchiedenen Staaten, ſo weit er ſie erfahren konnte. Die aſiatiſche Geſellſchaft wird nächſtens auch einen Beitrag zur Kenntniß von Afrika liefern; ſie hat nämlich aus Algier eine Sammlung von Volksliedern der Berbern erhalten, welche ſie in Text und Ueberſetzung in ihrem Journal drucken wird. Man hat bis jetzt noch keinen Text in Berber-

ſprache gedruckt, daher iſt die grammatiſche Structur derſelben noch unbekannt, und man entbehrt deßhalb bis jetzt des wichtigſten Elements, um zu beſtimmen, welcher Menſchenrace dieſes ſonderbare Volk angehört. Man hat zwar verſchiedene, mehr oder minder bedeutende Wörterbücher, aber dieſe geben immer nur ſehr unſichere Anzeigen über die Familie, der eine Sprache angehört, während die Grammatik die Baſis aller dieſer Unterſuchungen ſeyn muß.

In perſiſcher Literatur iſt nichts erſchienen, als eine Ausgabe des Bachtiarnameh, eines Mährchenbuchs, das unter dem Titel: die zehn Veziere, in mehrern orientaliſchen Sprachen bekannt iſt. Die perſiſche Redaction wurde ſchon im J. 1801 von Sir W. Ouſeley herausgegeben, da aber das Buch ſelten geworden iſt, ſo hat es ein ungenannter Herausgeber nach einem Manuſcript neu lithographirt. Eine wichtigere Arbeit iſt die Behandlung von Joſeph Müller aus München über die Pehlwiſchrift, deren Anfang im aſiatiſchen Journal erſchienen iſt. Es iſt die erſte Arbeit, die ſeit Anquetil du Perron über dieſe Sprache erſchienen, welche bei der gegenwärtigen Richtung der Studien auf altperſiſche Schriften und Sprachen immer intereſſanter wird, und es iſt ſehr zu wünſchen, daß Hr. Müller ſie vollende.

In Sanscritliteratur iſt nichts erſchienen; man druckt an E. Burnoufs Brahmapurana, deſſen erſter Band am Ende des Jahres erſcheinen ſoll, und an der neuen Ausgabe des Amarakoſcha, welche Loiſeleur nach der von Colebrooke herausgibt. Garcin de Taſſo kündigt ein Werk in drei Bänden über die Geſchichte der Hinduſtani-Literatur an, das Notizen über 600 Dichter enthalten ſoll; allein dieſe ganze Literatur iſt neu und wenig intereſſant, ſie ermangelt aller Originalität, und beſteht aus Nachahmungen perſiſcher Dichter; ſie iſt das Product der Mohammedaner von Hoch- und Mittelindien.

Staniſlas Julien arbeitet an der Herausgabe von den Berichten drei chineſiſcher Buddhiſten, welche im ſiebenten Jahrhundert Pilgerreiſen nach Indien unternahmen. Remuſat hat in ſeinen Anmerkungen zu den Fo-koui-ki einige Auszüge daraus gegeben, aber er beſaß das vollſtändige Werk nicht. Man kann aus Remuſats Arbeit ſehen, welches große Licht Materialien dieſer Art auf die Geſchichte von Indien werfen, wo ſie die Chronologie einer Menge von Ereigniſſen fixiren, die man nie aus indiſchen Quellen hätte feſtſtellen können.

Die Vorzeit Marſeille's.

(Fortſetzung.)

Als die Römer ſich in der heutigen Provence anſiedelten, fanden ſie Sprache und Gebrauch, Münze, Sitten und Gewohnheiten, kurz Alles noch griechiſch. Endlich indeß gewann Rom die Oberhand, und die hieſige Cultur glich alsdann ſo ſehr der römiſchen, daß man dieſe Uferbezirke für ein zweites Italien erklärte, und auch Strabo ſpricht von Romé enger Freundſchaft für Maſſilia.

Mancher entfernt Wohnende, dem Alles, was ich hier äußerte, ja wohl noch mehr zum Lobe des alten Marſeille bekannt iſt, kommt auf ſeinen Reiſen vielleicht mit der Hoffnung hieher, wenigſtens noch die Trümmer eines zweiten Athen zu finden, Bruchſtücke von alten Arſenalen, Tempeln, Amphitheatern und Naumachien. Er glaubt, ein reiches Muſeum mit koſtbaren Sarkophagen und ſonſtigen griechiſchen oder römiſchen Herrlichkeiten anzutreffen; er frägt wißbegierig nach den Tempeln und Hainen einer epheſiſchen Diana, dem Epheſion, und des delphiſchen Apollo, von denen Strabo berichtet; er ſucht den Wald, wie ihn eine Pharſalias ſchildert, — aber ach, wie bitter iſt die Enttäuſchung! Die Zeugen ehemaliger Größe ſind verſtummt, auch von ihnen iſt jede Spur verloren, und wo einſt griechiſche Hymnen erſchallten, tönt heute ein Hoſannah in excelsis. — Fürwahr, wenn man nicht noch zahlreiche, unbeſtritten ächte Münzen des altgriechiſchen Marſeille hätte, die durch ihr Gepräge den edelſten Geſchmack und den beſten Styl verrathen, ſo würde man ſich leicht verſucht fühlen, alle den Maſſilioten hinſichtlich ihres Kunſtſinnes von claſſiſchen Autoren geſpendeten Lobſprüche für Uebertreibung zu halten. Dieſe Münzen ſind theils von Silber, theis von Bronze. Auf ihrem Revers ſieht man bald den Kopf einer Diana, einer Flora oder Minerva, bald den von Apollo oder Mars mit Helme; nicht ſelten auch erſcheint ein ſchreitender Löwe, ein Stier, Delphin oder Adler und die Nachteule; am häufigſten indeß ein Rad mit vier Speichen und dem Stadtnamen Maſſaliäton ΜΑΣΣΑΛΙΗΤΩΝ — oder auch nur abgekürzt ΜΑΣΣΑ und ΜΑ.

Um außerdem noch jene Ungläubigen eines Beſſeren zu überzeugen, welche bei dem jetzigen Mangel claſſiſcher Baudenkmäler den Einfluß des griechiſchen Marſeille nicht nur auf das ganze Littorale dieſer Gegenden, ſondern ſelbſt auf entferntere Bezirke bezweifeln wollten, ſo mögen ſie die zahlreichen Anklänge an frühere Vorzeit in Sprache und Sitte des heutigen Volkes beherzigen. Gegenwärtig begnüge ich mich, auf manche Localitätsnamen dieſer Meeresküſte hinzudeuten, die mir theils griechiſchen, theils römiſchen Urſprungs zu ſeyn ſcheinen.

Eines der Dörfer im Weichbilde der Stadt heißt Les Acates der Sage nach ſo bezeichnet, weil hier ein dem Pan gewidmeter Hain von Ahornbäumen ſtand, einer Baumart, deren griechiſche Benennung Ἄχαστος iſt. — In dem Namen des Dorfes Mazargues, wo noch viele Marſilleſen ihre Landhäuſer beſitzen, und einſt viele Römervillen ſtanden, liegt entweder das griechiſche μας αγρὸς (Haus im Felde) oder das lateiniſche ager dialektiſch umgeändert, das ſich in ſo vielen Ortsnamen um Nimes wiederfindet: wo es die Dörfer Fabiargues, Aimargues, Caiſſargues, Domeſtargues, Daſſargues, Gallargues, Arpaillargues und ſo noch 52 ganz ähnlich zuſammengeſetzte gibt, d. h. ein ager Fabii, Aemilii, Cassii, Domitii, Galii, Appalii u. ſ. w. — Die kleinen Dorfſchenken oder Guinguettes der Provence, welche ſich gewöhnlich an den uralteſten Straßengängen befinden, heißen Begoude oder Begudo, und gewöhnlich trifft man eine Quelle bei ihnen an. Ihr Name iſt das griechiſche πηγ-οδον, von πηγή Quelle, Springbrunnen und ὁδος Weg, alſo Quelle am Wege, zur Labe für die ermatteten Wanderer.

Unfern von Marſeille, bei Saint-Louis, wo noch eine öde

Fläche Plaines des Morts heißt, weil hier eine Schlacht stattgefunden, erhebt sich dem Landhause des Hrn. Bérard gegenüber ein konischer Hügel mit Piniengebüsch, der für den Tumulus von Protis, dem angeblichen Gründer von Marseille gehalten wird.— Das Dorf les Crottes erhielt seinen Namen von *Κρυπτη*, Wölbung, Gruft; und in der That befinden sich dicht in seiner Nähe viele Tuffsteinaushöhlungen. — Bei dem Weiler Nerte, der provenzalischen Bezeichnung der Myrte, stand ein der Venus geheiligter Myrtenhain, und über ihm ragt Col Simon empor, ebenfalls mit historischen Anklängen, der höchste Berggipfel dieser Gegenden, von dem man eine prachtvolle Aussicht genießt. Bei dem Dörfchen le Rove, in dem waldreichen Vallon du Loup, das wirklich eine Art Wolfsschlucht ist, gab es einen Jupitertempel. — Fast der Name eines jeden Vorgebirges und jeder Rhede am Seeufer bei Marseille endigt in U, was auf griechischen Ursprung hindeutet. Außer der Insel Riou zwischen Marseille und Cassis und dem Cap Morgiou, findet man hier unter Anderm das Thal von Bourlion; dann den Col, Hafen und Bec von Sormiou, die Felsspitze Caseau, das Cap Alou, die kleineren Häfen, Courlieu, Mion und ähnliche mehr. — Die Seeküste vom Vorgebirge Méjan bis nach Vone, auf welcher sich noch jetzt Ueberreste römischer Alterthümer zeigen, heißt bei Strabo Latomion oder „das Vorgebirge der Steinbrüche," weil man hier die für Marseille bestimmten Bausteine ausbeutete und größtentheils noch gewinnt. Cap Croisette, welches den Südosteingang in Marseille's Golf für die Seefahrer andeutet, ist das Cap Zao eines Plinius, von *Ζάω*, ich ernähre mich, weil die Umgebung desselben sich noch heut äußerst fruchtbar zeigt. — Der Name des Cap Couronne ist nicht französisch, sondern ein Umgestaltung des provenzalischen Worts Kairon, wodurch eine große Steinmasse bezeichnet wird. Zwischen der Felsspitze Niche und dem Cap Couronne liegt der Hafen von Carro, wo jetzt Couronne-Neuf's Bausteine nach Marseille verladen werden, und es an Ueberresten aus classischer Zeit ebenfalls nicht mangelt. In dieser Gegend stand das alte Dilis, vielleicht von *δαυλὸς*, dichter Wald abgeleitet, weil in den Tagen des alten Marseille Cap Couronne mit Wald bedeckt war. Oder es nannten etwa die phocäischen Massilioten, damit an die frühere Heimath erinnernd, diesen Ort nach Daulis in Phocis, östlich von Delphi, und Thucydides zufolge, berühmt als Schauplatz der Abenteuer zwischen Philomele und Prokne. Auch Homer erwähnt dieser Stadt (Iliad 2, v. 520) und bei Strabo (IX) heißt sie Daulia.

(Schluß folgt.)

Der Schwur des Pascha.

(Aus der Revue britannique. Junius 1839.)

Die Heilighaltung des Schwures ist einer der bemerkenswerthesten Züge im Charakter der Türken. Hier spricht sich der Ernst und die Würde des Muselmannes am stärksten aus. Gewiß, es gibt unter den Türken, wie überall, Verräther und Schurken, aber Wortbrüchigkeit findet man bei ihnen nicht, wie oft unter den Christen. Es geht mit der Loyalität des Türken wie mit der Gastfreundschaft des Arabers, sie ist sprüchwörtlich erblich geworden, sie wurzelt im Boden und Cultus, und zeigt sich vorzugsweise bei den Feindschaften, daß sie über den Schwächen des menschlichen Herzens erhaben ist. Hat ein Muselmann einmal seinen Schutz versprochen, so ist sein Wort unverbrüchlich, und der Haß und das Interesse würden vergeblich ihre Beredsamkeit aufbieten, um dieses heilige Band zu lösen; doch auch dann, wenn ein Türke geschworen hat sich zu rächen, so kann kein Gesetz, keine Macht in der Welt ihn von der Erfüllung seines Willens zurückhalten, oder die Kraft seines Schwures mindern. Ein tragisches Ereigniß, das während meines Aufenthaltes im Orient sich bei Konstantinopel zutrug, kann als blutiger Beweis dieses türkischen Nationalzuges dienen.

Ich mußte mich von Konstantinopel nach Salonichi begeben, und machte die Reise auf türkische Art, d. h. zu Pferde unter der Begleitung eines Tataren. Ganz besondere Fermane empfahlen mich hinreichend an Mustapha, den Pascha von Salonichi, einen Mann von vielem Einfluß bei der hohen Pforte und Liebling des Sultans. Ein armenischer Bankier in Konstantinopel hatte mir auch einen Credithrief für einen seiner Landsleute mitgegeben, der gewöhnlich in Mielnik wohnte, einem großen Flecken auf der Straße nach Salonichi. In der Türkei sind die Wechsel- und Handelshäuser Monopole der Armenier, und ein Engländer, der lange in der Türkei gelebt hat, bringt eine eben so genaue Kenntniß der armenischen Sitten nach London, als hätte er Jahre lang in Asien, zu Erzerum oder an den Ufern des Euphrat gelebt.

So wie ich nach Mielnik kam, ließ ich mir das Haus Pascals, des Armeniers, zeigen. Anfangs wollte er mich nicht annehmen, was mich etwas überraschte, doch nachdem er meinen Brief gelesen hatte, wurde er zugänglicher und ließ mich hereinführen. Ich fand in Pascal einen Mann von gesetztem Alter, mit einer ernsten, zerstreuten Miene, ziemlich melancholisch, denn er ließ von Zeit zu Zeit schwere Seufzer hören, und selbst im Aeußern herrschte der Kummer, der ihn im Geheim verzehren mochte, so sichtbar vor, daß ich gleich bei meinem ersten Besuche überzeugt war, es müsse ihn ein häusliches Unglück betroffen haben, so daß ich schon in meiner ersten Unterhaltung mich vielfach wegen der Lästigkeit meines Besuchs entschuldigte.

„Du hast Recht und Unrecht mit deinen Vermuthungen," sagte mir der Armenier darauf; „meine Familie ist gesund und wohl, Gott sey gedankt, aber morgen muß mein Freund sterben."

Diese Antwort war berechnet, meine Neugierde aufzuregen, und sogleich legte ich eine so lebhafte Theilnahme an dem Unglück seines Freundes in Worten und Gebärden an den Tag, daß er nicht anstand, mit der größten Ausführlichkeit das Ereigniß zu erzählen, das ihn so tief beugte.

Im Januar 1838 fanden Kaufleute, die in kurzen Tagereisen von Mielnik nach Salonichi gingen, in einiger Entfernung von ersterer Stadt die Leichname zweier ermordeter Menschen, von denen der eine offenbar ein Mann von hohem Stande, der andere ein Tatar gewesen war. Der erstere war mit einer Pistolenkugel, die ihm die Brust durchbohrt hatte, der treue Tatar aber, wahrscheinlich in der Vertheidigung seines Herrn, mit mehreren Hieben des Yatagan getödtet worden. Ihre Leichen waren völlig entkleidet, man hatte ihnen nur den Fez und das Untergewand gelassen; ihre Pferde fand man nicht weit davon, ihres Gepäckes beraubt, in der Ebene.

Bei dem Anblick dieser Leichen hielten die Kaufleute es für besser, um den Verdacht des Mordes nicht auf sich zu laden, sie nach Mielnik

zu bringen und den Mord anzuzeigen. Sie fingen daher die Pferde ein, beluden ſie mit den Leichnamen und kehrten nach Mielnik zurück, wo der Aga ihre Ausſage zu Protokoll nahm, und die Ermordeten in der Hauptmoſchee ausſtellte, um ihre Namen zu entdecken.

Nun wollte der Zufall, daß Muſtapha Paſcha denſelben Tag in Mielnik erwartet wurde, und der Aga glaubte, er dürfe vor der Ankunft ſeines Vorgeſetzten keine Nachforſchungen anſtellen, die Mörder zu ergreifen. Sobald Muſtapha in die Thore von Mielnik trat, erfuhr er von der aufgeregten Volksmaſſe die Kunde des entſetzlichen Vorfalls, doch Niemand konnte ihm die Namen nennen, man ſprach nur von den Leichnamen, die den Blicken der Menge in den Hallen der Moſchee ausgeſtellt waren. Muſtapha, erzürnt über dieſe That, wandte ſein Pferd nach dem heiligen Orte, ſtieg ab und trat, von einer ungeheuren Volksmenge umgeben, in das Gebäude.

Mitten im Tempel ſah man, auf einem Teppich, das Antlitz verhüllt, die Füße nach Oſten gewandt, die beiden Gemordeten; ſie lagen auf dem Rücken, einer gegen den andern. Muſtapha näherte ſich langſam, doch als er ſich auf die Kniee niedergelaſſen hatte, um ihre Züge beſſer zu erkennen, ſtieß er plötzlich einen Schrei des Entſetzens aus, raufte ſich den Bart und warf ſich auf dem Boden des Gebäudes nieder, und blieb, die Stirne gegen die Erde gedrückt, in einen unbeweglichen, lautloſen Schmerz verſunken.

Nach einer langen Pauſe, während welcher Niemand ihn zu unterbrechen wagte, erhob er ſich; ſein Geſicht war bleich, doch ſtreng und ruhig, wie wenn die Ruhe eines feſten Entſchluſſes die Heftigkeit des Schmerzes gebrochen hätte. Jetzt beugte er ſich noch einmal über die beiden Gemordeten, ergriff die Hand des ihm zunächſtliegenden Leichnams und rief mit einem Blick zum Himmel:

„O Seid Mohammed! als du beim Uebergange über den Balkan mein Leben gegen die Wuth der Ruſſen beſchütztest, ſchwor ich, du ſollteſt mir von jetzt an ein Bruder ſeyn, und jüngſt gelobte ich bei Allah und ſeinem heiligen Propheten, daß unter meiner Regierung kein Verbrechen ungeſtraft bleiben ſollte! Dieſen Schwur wiederhole ich in deinem Namen und vor deinem Leichnam! Ich werde deine Mörder bis in die unbekannteſten Gegenden der Erde verfolgen; ich werde ihr Blut tropfenweiſe zur Sühne des Verbrechens vergießen laſſen, ihre Augen ſollen den Geyern zur Speiſe dienen und ihr Fleiſch von den Schakals zerriſſen werden, ihre Gebeine bleichen in den Stürmen des Himmels. Eher ſoll der Sarg meines Vaters entehrt werden, ehe ich meine Gelübde, meine Schwüre vergeſſe! O Seid, o mein Bruder! du hörſt mich! du hörſt mich! Ich habe geſprochen!..."

Muſtapha warf noch einen letzten Blick auf den Mann, den er ſo ſehr geliebt, und entfernte ſich aus der Moſchee, ohne ein Wort, eine Gebärde ferner hinzuzufügen.

Seine einzige Sorge war von jetzt an, nichts zu unterlaſſen, um die Spuren der Mörder auf ihrer Flucht aufzufinden, und er verſprach eine Belohnung von 20 Beuteln jedem, der ihm die erſten Anzeigen über den Ort ihres Aufenthaltes geben könnte. Während dieſer Nachforſchungen hielt er ſich im Hauſe Sereskis, eines reichen Armeniers, auf, wo er gewöhnlich während ſeiner Anweſenheit in Mielnik wohnte, zog ſich in ſeine innerſten Gemächer zurück, und überließ ſich drei Tage und drei Nächte lang dem bitterſten Schmerze.

Man erfuhr jetzt in der Stadt, daß der Ermordete Seid Mohammed, der innigſte Freund Muſtapha's, geweſen, der als Courier von der Pforte nach Salonichi mit Depeſchen und 400,000 Piaſtern öffentlicher Gelder an den Paſcha geſchickt worden war. Seid Mohammed war am Nachmittag in Mielnik angekommen und von einigen Bewohnern im Bade geſehen worden, von wo er ſich in die Moſchee begeben hatte, um ſein Gebet zu verrichten. Nicht ohne Grund vermuthete man, daß er das Opfer einiger albaniſchen Räuber geworden ſey, die ſchon ſeit einiger Zeit die Umgegend unſicher machten, ſo daß, den Lehren des orientaliſchen Fatalismus entgegen, die die Unmöglichkeit behaupten, dem Verhängniſſe zu entgehen, wenig Türken ohne eine ſtarke militäriſche Escorte den gefährlichen Weg nach Salonichi wagten.

Nach drei Tagen der Trauer erhielt endlich Sereski, der Armenier, Zutritt zu dem Paſcha, der ſich über die Mittel berathſchlagen zu wollen ſchien, die nöthig wären, die Schuldigen zu ergreifen. Der Armenier theilte zwar allen Schmerz, allen Zorn ſeines Gaſtes, und ſuchte ihn durch Erhebung und Lobpreiſungen der Tugenden Seids zu tröſten; zugleich aber ſuchte er für ſich ſelbſt den Platz zu gewinnen, den der Verſtorbene in Muſtapha's Vertrauen beſeſſen. Doch ſo bereitwillig der Paſcha war, ſeiner ihm erwieſenen Freundſchaft Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſo wenig wollte er von ſeinem Vorhaben ablaſſen, und forderte den Armenier ſelbſt auf, ihm zur Auffindung der Mörder behülflich zu ſeyn. Als die erſten Schritte geſchehen waren, überließ ſich Muſtapha ſeinen trüben Gedanken.

In dieſem träumenden, halb wachen Zuſtande öffnete ſich der perſiſche Teppich, welcher den Eingang des Zimmers verhüllte, und eine kleine feenartige Geſtalt ſchritt furchtlos in die Höhle des verwundeten Löwen, in ihren Händen einen großen Korb mit Blumen tragend, die ein geſtickter Schleier bedeckte. Es war Irene, einzige Tochter Sereskis, deren natürliche Anmuth nicht ohne Einfluß auf den Paſcha war. Vor ſechs Jahren, als die Frau des Armeniers Joſhua während der Geburt dieſes Kindes geſtorben, hatte ſich Muſtapha gerade im Hauſe des Armeniers befunden, und dieſer Umſtand trug nicht wenig bei, ſeine Gunſt dem Vater und dem Kinde zu gewinnen. Je mehr das Kind herangewachſen war und an Liebenswürdigkeit und Anmuth gewonnen hatte, je offener hatte ſich des Paſcha's Vorliebe für daſſelbe gezeigt, ſeine häufigen Beſuche in Mielnik kamen zum großen Theil auf Rechnung des Kindes, und oft hatte er dem Vater verſprochen, ſollte je Irene eine Waiſe werden, ſo würde er ſie adoptiren.

(Schluß folgt.)

Neues Wurfgeſchoß. Am 14 d. M. wurde zu Kingſton in England ein Verſuch mit einem neuen wahrhaft furchtbaren Wurfgeſchoß gemacht, das nicht nur die Kanonenkugel, ſondern auch die Haubize zu erſetzen beſtimmt iſt. Das Gewicht des ganzen Wurfapparats belief ſich nicht über 12 bis 13 Pfund (!). Eine geſchickte Hand ſchleuderte das Wurfgeſchoß auf eine in einer gewiſſen Entfernung aufgeſtellte Barke; es durchſchnitt die Luft ohne Geräuſch, aber am Ziel angelangt, that es eine furchtbare Wirkung. Die Exploſion war ſo heftig, daß die Barke in Stücke ſprang, die nach allen Richtungen umherflogen; mehrere fielen in die benachbarten Felder. Die Exploſion erſchütterte Häuſer in großer Entfernung. Zu Kingſton glaubte man, die Pulvermühle zu Hounslow ſey geſprungen, und war in großer Beſorgniß. (Engl. Bl.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 207.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

26 Julius 1839.

Engliſche Sitten.

Der reiche alte Hageſtolz. — Die Lehrburſchen. — Die eleganten Bettler.

(Nach Boz's [Charles Dickens] Skizzen.)

Im Allgemeinen weiß man nicht, auf welche traurige Weiſe gewiſſe Claſſen von Leuten in London leben und ſterben. Den gewohnten Beziehungen des Lebens entfremdet, erregen ſie weder Mitgefühl noch Liebe, und bei ihrem Tode kann man nicht ſagen, daß ſie vergeſſen ſeyen, da Niemand während ihres Lebens an ſie gedacht hat.

So findet man Greiſe, mit rothem Geſicht, die Portweine lieben, und, da ſie ihres Reichthums oder anderer eingebildeter Urſachen wegen aller Welt mißtrauen, ſich endlich darin gefallen, alle Menſchen zu haſſen und ihnen unangenehm zu werden. Solch ein alter Mann hat meiſt eine reich meublirte Wohnung, eine gut gewählte Bibliothek, köſtliches Silbergeſchirr, zahlreiche Gemälde, doch alles das nicht zur eigenen Befriedigung, ſondern um Anderer Eiferſucht zu erregen, die es ihm nachthun möchten, aber nicht reich genug ſind. Sie ſind Mitglieder von zwei oder drei Clubs, deren übrige Mitglieder ihr Vermögen beneiden, ihnen ſchmeicheln und ſie verabſcheuen. Zuweilen begegnet ihnen ein armer Verwandter, ein verheuratheter Neffe vielleicht und bittet um einige Unterſtützung; da declamirt er mit tugendhaftem Unwillen gegen frühe Heurathen, die Fehler einer Frau, die Unklugheit, eine große Familie zu haben, und die Dummheit, mit 125 Pf. St. jährlicher Einkünfte Schulden zu machen, ſtellt ſich endlich als Tugendmuſter auf und ſchließt mit einer Verweiſung an die Armencaſſe des Kirchſpiels. Er ſtirbt nach einem Mittageſſen am Schlagfluſſe und hinterläßt ſein Vermögen einer Bibelgeſellſchaft, die ihm ein marmornes Denkmal ſetzen läßt, das ſeinen chriſtlichen Sinn preist und ihm Seligkeit in jenem Leben garantirt.

Keine Claſſe von Menſchen ergötzt mich mehr, als die Lehrburſchen von London. Sie ſind zwar kein organiſirtes Corps, durch ein feierliches Verſprechen gebunden, Schrecken den friedſamen Bürgern einzujagen, wenn ſie ſich beleidigt glauben, denn ihr Muth wird leicht durch die religiöſe Furcht vor der Polizei, und der wenig verſprechenden Ausſicht auf das Gefängniß gezähmt. Doch bilden ſie eine beſondere Claſſe. Vor vierzehn Tagen brachte mich der Zufall hinter eine kleine Gruppe derſelben. Es war 3 oder 4 Uhr des Nachmittags, wo ſie ſich, wie ich leicht ſah, nach dem Park begaben. Es waren vier, die ſich in einer Reihe am Arm führten, mit weißen Handſchuhen, hellen Beinkleidern, deren Zeug keinen Namen hatte, in Röcken, für die unſere Sprache keine Benennung hat, halb Oberrock, halb langer Frack, deſſen Kragen nach anderer Mode war als die Aufſchläge, und deſſen Taſchen ganz beſonders waren, Alle bewaffnet mit einem großen Stocke, der an dem einen Ende mit einem dicken Bande geſchmückt war, und den ſie anmuthig ſich drehen ließen, Alle, um frei und ſorglos zu ſcheinen, ſchleppten ſich mit einer ſo komiſchen Nonchalance fort, daß ſie unwiderſtehlich zum Lachen reizte. Beſonders war einer intereſſant mit einer Uhr, ſo groß wie ein Apfel von Ritsbonne, die er alle Augenblicke aus ſeiner Taſche zog, um ſie mit den Thurmuhren zu vergleichen. Als ſie endlich im St. James-Park ankamen, miethete ſich der, deſſen Stiefel am beſten ausſahen, einen zweiten Stuhl, und ſtreckte ſeine Füße mit einer ächt bäuriſchen Nachläſſigkeit darauf aus.

Doch ſieht man in den Straßen noch andere Leute, die der Hauptſtadt ganz eigenthümlich zu ſeyn ſcheinen. Man trifft ſie aber nirgends anderswo, als in den Straßen, ſie ſcheinen zur Stadt zu gehören. Ich wähle unter ihnen eine Claſſe aus, die man ganz bezeichnend *elegante Bettler* genannt hat.

Bettler findet man überall, Eleganz nicht weniger in und außer der Stadt; doch die Vereinigung der Eleganz mit dem Elend ſcheint London eigenthümlich zu ſeyn. Doch verſtehen wir unter der Benennung „eleganter Bettler" nicht jene herumſchweifenden Faullenzer, deren ſchmutziges Aeußere, ihre Nachläſſigkeit, ihre Anweſenheit vor den Thüren der Concerte und Theater ihre Abneigung gegen Geſchäfte verräth: wir meinen diejenigen Perſonen von 50 Jahren, welche in ganz ſchwarzem Anzug geſehen werden können, dem der allzu häufige Gebrauch der Bürſte längſt die Wolle genommen und den Glanz eines gewichſten Fußbodens gegeben hat; deren Steigriemen an den

Beinkleidern straff angezogen sind, theils um der Mode zu huldigen, mehr wohl noch, um die alten Schuhe abzuhalten, von den Fersen zu fallen; deren weißgelbes Halstuch nur deßhalb so künstlich gelegt ist, um die Auflösung der Continuität des Kleidungsstückes zu verbergen, das es bedeckt. Ein einziger Blick auf das leidende Gesicht, auf die schüchterne Miene, die nur Armuth gibt, reicht hin, um dein Mitleid zu erregen, wenn du kein Philosoph oder Staatsökonom bist.

Ich kannte früher einen solchen Menschen, und kann ihn noch nicht vergessen. Zuerst zog er meine Aufmerksamkeit auf sich durch die Gewohnheit, sich im Arbeitszimmer des brittischen Museums immer mir gegenüber zu setzen. Vor ihm lagen ein paar Bücher so bettelhaft elegant, wie er, theils zerrissen, theils vergelbt, deren Einband, früher sehr schön, jetzt von Nässe und Würmern zerfressen war. Mit dem Schlage zehn Uhr jedes Morgens war er auf seinem Platz, am Abend war er stets der letzte, der sich entfernte, und dann zeigte seine Miene, daß er nicht wisse, wo er Wärme und Ruhe suchen dürfe. Stets saß er so nahe als möglich am Tische, um die Abwesenheit einiger Knöpfe an seinem Rocke zu verbergen, sein Hut wurde stets unter seine Füße gestellt, augenscheinlich um ihn den Blicken zu entziehen.

Gegen zwei Uhr aß er ein kleines Brod, doch nicht offen, wie einer, der sich die Zeit damit vertreibt, sondern brachte es stückweis aus der Tasche, und verzehrte es heimlich — es war ja sein Mittagessen!

Als ich ihn zum erstenmal sah, glaubte ich, es wäre nicht möglich, in einem schlechteren Aufzuge zu erscheinen; doch mit jedem Tage wurde sein Anzug bettelhafter. Als die Knöpfe seiner Weste abgegangen waren, knöpfte er seinen Rock zu, und als die eine Reihe Knöpfe auch bei diesem sich abtrug, kam die andere Reihe daran. Doch erschien sein Anzug im Anfang der Woche jedesmal sorgfältiger als gegen Ende derselben. Nie war er ohne Handschuh und Steigriemen an den Beinkleidern. Dieß dauerte eine oder zwei Wochen, endlich blieb er aus. Ich hielt ihn für todt.

Nein, nach acht Tagen kam er wieder. Stolzer war sein Gang, würdiger sein Betragen — denn sein Kleid hatte einen schönen Glanz, war wieder schwarz geworden, doch war es das vorige noch, auch der Hut hatte sich scheinbar verjüngt, wenn er auch seine alte, spitze Form beibehalten hatte. Er hatte mit einer Flüssigkeit die Farbe für kurze Zeit erneuert. Doch die Wirkung war nicht von langer Dauer. Schon nach acht Tagen erschienen am Knie und den Ellenbogen die weißlichen Flecken wieder, der Hut nahm seinen Platz wieder zu seinen Füßen ein, und er schlüpfte wieder wie früher zu seinem Sitze.

Man trifft diese Leute in der Holbornstraße zwischen 8 und 10 Uhr des Morgens, unter den Zuschauern in den Höfen der Schuldgefängnisse, zuweilen selbst in der Börse; doch hier sprechen sie mit Niemand, Niemand redet sie an. Stunden lang gehen sie hier, auf gigantische, verbrauchte Regenschirme gestützt, oder ein wenig Zwieback von Abernethy kauend. Nur einmal sah ich zwei mit einander sprechen, doch war das eine Ausnahme, eine Prise Tabak hatte wohl Veranlassung gegeben.

Die eleganten Bettler haben oft keine Beschäftigung, zuweilen sind es Mäkler, Schuldeinsammler, ruinirte Advocaten, Schreiber u. s. w. Stets sind sie um so mehr zu bedauern, je mehr sie ihre Armuth zu verbergen suchen.

Iran.

2. Neuere Verhältnisse. — Khorasan.

(Fortsetzung.)

Aus dieser Erzählung geht hervor, daß die englische Regierung noch keineswegs die Wichtigkeit dieser Sache in ihrem vollen Umfang kannte, und Randschit Singh, der so dienstfertig sich einmischte, hatte wohl keinen andern Zweck, als im Trüben zu fischen, und namentlich sich der Stadt Schikarpur zu bemächtigen, was er schon mehreremal umsonst versucht hatte. Abbas Mirza hatte nach der Eroberung von Kutschan und der Demüthigung der dortigen Kurdenhäuptlige aus Mangel an Geld Khorasan verlassen und im folgenden Jahr 1833 wurde von ihm kein neuer Zug dahin unternommen, weil er sichtlich dem Grabe zuwankte und auch wirklich im folgenden Jahre starb. Dagegen schickte er seinen ältesten Sohn Mohammed Mirza dahin, der auch wirklich den Beherrscher von Herat zu einer Uebereinkunft zwang, kraft deren er 80,000 Tomans zahlen, die Veste Ghorian überliefern, und sich künftig aller Einfälle enthalten sollte. Als aber Mohammed Mirza in Folge des Todes seines Vaters Khorasan verließ und bald darauf auch Feth Ali selbst starb, wodurch Mohammed Mirza volle Beschäftigung im eigenen Lande erhielt, weigerte Kamran sich, die Bedingungen zu erfüllen. Aber Mohammed Mirza, Abbas Mirza's erstgeborner Sohn, bestieg unter dem vereinigten Beistand von England und Rußland den Thron gegen alles Erwarten ohne bedeutenden Kampf, denn engliches Geld hielt die Truppen zusammen und die englischen Officiere in persischem Dienst thaten ihr Möglichstes. Nur gegen zwei Prätendenten mußte man wirklich mit gewaffneter Hand auftreten: gegen Ali Mirza, Feth Ali's Sohn, der als Gouverneur von Teheran den Namen Zilli Sultan (Schatten des Herrschers) führte, und durch seine Stellung im Stande war, sich des Schatzes des verstorbenen Königs zu bemächtigen; allein derselbe besaß keineswegs die nöthige Energie, und als Mohammed Schah mit den Truppen aus Adserbeidschan herbei kam, gingen Ali Mirza's Anhänger nach und nach zu ihm über. Bedeutender war der Kampf gegen Hussein, den Generalgouverneur der großen und wichtigen Provinz Fars, der, von einer bedeutenden Anzahl seiner Brüder, Söhne und Neffen umgeben, sich unter dem Namen Hussein Schah proclamiren ließ. Doch wurden auch die Truppen dieses Prätendenten von Sir Henry Bethune ohne Mühe aus dem Feld geschlagen, und Schiras, die Hauptstadt von Fars, noch vor seiner Ankunft durch den Il-Khaneh, das Oberhaupt der Iliyats der Provinz, den Hussein Mirza durch üble Behandlung gegen sich aufgereizt

hatte, eingeſchloſſen und erobert, wobei Huſſein Mirza ſelbſt in die Hände des Feindes fiel. Mehrere ſeiner Söhne hatten ſich mit dem Sabel in der Fauſt durchgeſchlagen, und namentlich Timur Mirza, der die Tochter des Häuptlings des lariſchen Stammes der Mammaſſeni geheurathet, war bereit, unterſtützt von ſeinem Schwiegervater und andern Clanhäuptlingen, den Kampf fortzuſetzen, ließ ſich jedoch durch ſeinen ältern Bruder, Reza Kuli Mirza, hievon abbringen, obwohl dieſer von den Bakhtiaris und andern lariſchen Stämmen, ſo wie von den Arabern auf der Oſtküſte des perſiſchen Golfs die lockendſten Anerbietungen erhalten hatte. Dieſe mochten freilich ſehr geneigt ſeyn, nach der gewaltſamen Unterdrückung, die ſie durch Aga Mohammed und Feth Ali Schah erfahren, einmal wieder auf dem politiſchen Schauplatz aufzutreten, Reza Kuli Mirza wies aber, dem Wunſche ſeines gefangenen Vaters zufolge, alle Anträge zurück, überſchritt den Euphrat, und ging nach Basra.

Dieſe Begebenheiten hinderten während der Jahre 1834 und 1835 alle weiteren Unternehmungen gegen Khoraſan, und die Engländer hatten ſich ſchon geſchmeichelt, daß alle dieſe Plane aufgegeben ſeyen. Zu ihrem größten Verdruß aber rüſtete ſich Mohammed Schah ſeit dem Anfange des Jahres 1836 mit möglichſter Kraft zu einem Kriegszuge, und im Auguſt jenes Jahres brach er auf, angeblich nur, um die Turkomanen jenſeits Aſtrabad, namentlich die Goklan und Jamud, zur Unterwerfung zu bringen. Indeſſen wußte man wohl, daß der Zug eigentlich gegen Herat gerichtet ſey, und der perſiſche Miniſter, Hadſchi Mirza Agaſſi, ſprach von den Rechten des Schahs auf einen großen Theil von Afghaniſtan, wogegen der engliſche Geſandte Hr. Ellis die ſehr verſtändliche Bemerkung machte, daß „die engliſche Regierung dieſen Plan nicht mit Gleichgültigkeit anſehen werde.“ Indeſſen konnte engliſcherſeits, ſo ſehr man auch jetzt über die Abſicht des Schahs enttäuſcht war, gegen einen Kriegszug der Perſer nach Herat nicht viel eingewendet werden. Kamran, der ſeine Lage wohl erkannte, benahm ſich völlig feindſelig gegen Perſien, und verband ſich mit benachbarten Stämmen, mit Turkomanen und Hazarehs, zu Einbrüchen in das perſiſche Gebiet. In einer Unterredung, welche der engliſche Geſandte am 17 April 1836 über dieſen Gegenſtand mit dem Schah hatte, erklärte dieſer, „daß ſeine Pflicht als König und als Moslem ihn nöthige, gegen Khoraſan zu ziehen. Kamran Mirza*) und die unter ihm ſtehenden Afghanen ſeyen von Sedſcheſtan aus in Khoraſan eingefallen, hätten 12,000 Perſonen als Sklaven weggeführt, und die Häuptlinge von Khain und Khaf, beides Städte in Khoraſan, hätten den Schah benachrichtigt, daß ſie, ohne ſchleunige Hülfe von ſeiner Seite, ſich Kamran unterwerfen müßten.“ In einem ſpätern Schreiben bemerkte Hr. Ellis, „der ruſſiſche Geſandte habe in Gegenwart des Schahs erklärt, da dieſe Expeditionen (die eine gegen die Turkomanen und Uzbeken, die andere gegen Herat) zu dem Zweck unternommen würden, um dem Sklavenhandel, den die Turkomanen, Uzbeken, Hazarehs und Afghanen trieben, für immer ein Ende zu machen, ſo würde der Erfolg dieſer Unternehmungen für Perſien und Rußland ſehr vortheilhaft ſeyn, da die Unterthanen beider Länder in Sklaverei geſchleppt würden.“ In gleicher Weiſe äußerte ſich der Nachfolger des Hrn. Ellis, Hr. M'Neill, in einer Depeſche vom 24 Februar 1837: „Setzt man auch die Anſprüche Perſiens auf die Souveränetät von Herat völlig bei Seite, und betrachtet man die Frage als einen Streit zwiſchen unabhängigen Herrſchern, ſo bin ich geneigt, den Beherrſcher von Herat für den Angreifer zu halten. Bei dem Tode Abbas Mirza's, als der jetzige Schah von ſeinem erfolgloſen Zuge gegen Herat zurückkehrte, wurden Unterhandlungen eröffnet, die mit dem Abſchluß einer Uebereinkunft endigten, welche die Einſtellung der Feindſeligkeiten und die Beſtimmung einer Gränzlinie zum Gegenſtand hatten. Seit jener Zeit hat Perſien keine Feindſeligkeiten gegen die Afghanen begangen. Bei dem Tode des verſtorbenen Schah aber hat der Beherrſcher von Herat räuberiſche Einfälle in das perſiſche Gebiet gemacht, im Verein mit den Turkomanen und Hazarehs, und perſiſche Unterthanen fortgeſchleppt, um ſie als Sklaven zu verkaufen. Dieſe Kriegführung wurde von den Afghanen von Herat ohne Unterbrechung fortgeſetzt, und Perſien iſt dieſen Angriffen durch keine feindſelige Maaßregeln begegnet, wenn man nicht die öffentliche Ankündigung, daß es Herat angreifen wolle, als eine ſolche betrachten will. Unter dieſen Umſtänden kann meiner Meinung nach kein Zweifel ſeyn, daß der Schah völlig in ſeinem Recht iſt, wenn er den Prinzen Kamran angreift, und obwohl die Einnahme Herats durch die Perſer gewiß ein großes Uebel wäre, ſo könnten wir uns doch nicht wundern, wenn der Schah unſere Vorſtellungen bei Seite ſetzte, und ſein Recht in Anſpruch nähme, einen Feind zu bekriegen, der ihn auf die gröbſte Weiſe herausforderte, und den er ſeiner Pflicht gegen ſeine Unterthanen gemäß ſich für verbunden halten kann, zu ſtrafen, oder ſogar ganz zu vernichten.“ Dieſe Anführungen aus der diplomatiſchen Correſpondenz der beiden engliſchen Geſandten am perſiſchen Hofe zeigen hinreichend den Stand der Sache in ſpecieller Beziehung auf Herat, die Begünſtigung der Plane des Schahs durch Rußland, und die Unmöglichkeit, in welche England ſich verſetzt ſah, einen gültigen Grund gegen einen Zug der Perſer nach Herat vorzubringen, wenn man nicht geradezu offen erklären wollte, daß die Einnahme Herats durch Perſien wegen der Verbindung dieſes Landes mit Rußland für die engliſchen Intereſſen in Indien in hohem Grade gefährlich ſey.

Der Kampf mit den Turkomanen in der Nähe von Aſtrabad hinderte den Schah, noch im Jahre 1836 gegen Herat zu ziehen, aber im Julius 1837 brach er abermals auf, kam jedoch erſt im October vor Herat, deſſen Belagerung ſich nun, wie bekannt, bis in den September des folgenden Jahrs hinzog. In dieſe Zeit fallen die bedeutendſten Unterhandlungen ſowohl zwiſchen England und Perſien, als zwiſchen England und den Beherrſchern von

*) So wird Kamran hier titulirt; denn Mirza, dem Namen nachgeſetzt, bedeutet Prinz, und wir werden weiter unten ſehen, daß der Titel Schah, den Kamran ſich allmählich beilegte, zu weiterem Streit Anlaß gab.

Afghaniſtan. An beiden Orten ſiegte der ruſſiſche Einfluß, in Perſien völlig, in Afghaniſtan nur nach längerm Schwanken. Da mit den Unterhandlungen mit Afghaniſtan der Marſch einer Armee gegen dieſes Land zuſammenhängt, die Unterhandlungen mit Perſien aber die Beſetzung der Inſel Kharrak zur Folge hatten, ſo wollen wir hier vorerſt über die letzteren noch Einiges beifügen. Weil der engliſche Miniſter keine gültigen Gründe anführen konnte, um den Schah von einem Zuge gegen Herat abzuhalten, ſo war er äußerſt bemüht, eine Unterhandlung einzuleiten, und Hr. Ellis ſchrieb an Prinz Kamran, „er möchte, um dem Krieg auszuweichen, einen vertrauten Unterhändler an den Schah ſenden.“ Auf dieſe Mittheilung ſcheint gar keine Antwort erfolgt zu ſeyn; vielmehr verfuhr Kamran immer herausfordernder, indem er mehrere in Herat ſich aufhaltende Perſer hinrichten ließ, und viele perſiſche Familien aus der Stadt jagte. Im Frühjahre 1837 ließ ſich indeſſen Kamran doch bewegen, Friedensvorſchläge zu machen. In ſeinem Briefe an den Schah aber nahm er gleichfalls dieſen Titel an, und verlangte, daß ihn der Schah von Perſien ausdrücklich anerkenne. Dieß zeigt freilich den ganzen, tiefer liegenden Grund des Streites, bei dem es ſich um die Oberherrſchaft über Herat handelt, und da kein Theil hierin nachgeben wollte, ſo war der Krieg unvermeidlich. Zudem waren die Handlungen Kamrans und die Sprache, die ſein Miniſter in Khoraſan führte, mit den Friedensvorſchlägen keineswegs im Einklang. Der engliſche Miniſter kam dadurch in eine immer ungünſtigere Stellung, und ſeine Bemühungen, die Rechte Kamrans auf die Souveränetät Herats zu beweiſen, konnten bei einem Perſer keinen Eingang finden.*) Kamran gab durch Aufreizung zu Räubereien fortwährend zu Klagen Anlaß, und ſo war der Krieg entſchieden. So unglücklich und ungeſchickt indeſſen England in den Unterhandlungen war, ſo geſchickt wußte es den verwundbaren Punkt des Schahs zu treffen, indem es eine kleine Flotte in den perſiſchen Meerbuſen ſchickte, die Inſel Kharrak und einzelne andere Punkte beſetzte, und die Söhne Huſſeins, des ehemaligen Gouverneurs von Fars, die inzwiſchen einen Beſuch in England gemacht hatten, nach Bagdad ſchickte, von wo aus Verbindungen mit allen benachbarten Stämmen, ſowohl mit den Arabern auf der Oſtſeite des Euphrats als mit den lariſchen Stämmen angeknüpft wurden. Dieſe Schritte, verbunden mit der Tapferkeit, welche die Afghanen und der von dem Generalgouverneur mit ſpeciellen Aufträgen nach Afghaniſtan geſandte Lieutenant Pottinger in der Vertheidigung von Herat zeigten, führten endlich die Aufhebung der Belagerung dieſer Stadt gegen das Ende des vorigen Jahres herbei.

(Fortſetzung folgt.)

*) Kamran war nach ſeines Vaters Tode im Jahre 1829 nach Teheran gegangen, hatte dem Schah ſeine Unterwürfigkeit bezeugt, und war dafür durch einen Firman mit dem Fürſtenthume Herat belehnt worden.

Miscellen.

Caricaturen H. V.'s. Dieſer unerſchöpfliche Caricaturiſt hat eine neue Centurie, die 7te, begonnen, und die 601ſte Nummer findet beſonders großen Beifall; ſie führt den Titel: das Schiff in der Noth, und die Mannſchaft iſt beſchäftigt, die Ladung über Bord zu werfen. Der Name des Schiffes auf dem Hintertheil heißt der Whig-Radical, und darunter ſteht: Melbourne, O'Connell und Compagnie. Seine Herrlichkeit ſteht am Steuerruder, und ruft ſeinen Leuten zu, Alles über Bord zu werfen: Dieſem Befehle folgt Lord Normanby und wirft die Jamaica-Bill hinaus, während Lord Glenelg bereits unten liegt und mit den Wellen kämpft; Lord John Ruſſel und der Kanzler der Schatzkammer heben die iriſche Corporations-Bill in die Höhe, um ſie gleichfalls überzuſtürzen; die iriſche Eiſenbahn, die Reſolution über Canada und der Unterrichtsplan der Regierung ſchwimmen bereits auf dem Waſſer. Andere Miniſter ſehen ſchreckenvoll nach einem geiſterhaften cerberusartigen Felſen, mit den Geſichtern von Wellington, Peel und Stanley. Auf der andern Seite und oberhalb iſt eine Wolke, Brougham, aus der der Sturm hervorkommt, und die „Times“ ſteht hinten in einer andern ominöſen Geſtalt.

•

Neues Wurfgeſchoß. Wir haben ſchon vor einigen Tagen (ſ. Nr. 204) hievon Erwähnung gethan, und führen nun aus einem andern Blatte Folgendes nach: „Ein großes und ſtark gebautes Boot war das Ziel, die Entfernung wurde völlig freigegeben mit der einzigen Bedingung, daß man das Ziel ſehen könne. Der Erfinder, Capitän Warner, ſchleuderte mit eigener Hand das zerſtörende Geſchoß, welches das Boot an der Waſſerlinie erreichte, ſodann platzte, daſſelbe emporhob und dann die Planken in Splitter zerriß. Eine einzige Planke behielt eine Breite von etwa 5 Zoll und 2 Fuß Länge, die übrigen und der Kiel ſelbſt, als ſie nach Verfluß von einigen Secunden ins Waſſer zurückfielen, boten nichts als eine Maſſe von ſchwimmenden Splittern dar, und einige Theile des Holzes wurden bis in eine bedeutende Entfernung in die benachbarten Felder geſchleudert. Die ganze Zerſtörung wurde vermittelſt 2½ Pfund Brennſtoff bewirkt, welche durch ein Inſtrument von vielleicht 10 bis 12 Pfund Gewicht fortgeſchleudert wurden. Es fand durchaus kein Rückſtoß, kein Rauch oder Geräuſch ſtatt, bis die Bombe ſelbſt gegen das Schiff explodirte, und dann war die Erſchütterung der Luft furchtbar, indem der nächſtſtehende Zuſchauer niedergeworfen wurde, und man fühlte ſie zum mindeſten in größerer Entfernung als das Abfeuern eines 80Pfünders. Kein Linienſchiff hätte dem Stoße widerſtehen können, und ſeine gänzliche Zerſtörung ſelbſt durch die kleine Menge Brennſtoff wäre faſt unvermeidlich. Der ſeltſamſte Umſtand iſt vielleicht, daß keines von den Bruchſtücken im mindeſten gefärbt war, die Kraft iſt demnach völlig neu, und das Geheimniß wird ſtreng bewahrt.

•

Maſtodon Giganteum. Im vorigen Jahre wurde ein vollſtändiges Skelett im Ohio-Thale gefunden. Die Knochen lagen im Süßwaſſermergel unter Rollſteinen, wie ſie in der Umgegend häufig ſind. In Tenneſſee fanden ſich die Knochen des Maſtodon und des Urelephanten nebeneinander.

•

Pariſer Statiſtik. Im Jahre 1837 wurden in Paris geboren 29,192 Kinder, geſtorben ſind 28,135 Perſonen. Die Zahl der unehelichen Kinder war 9472, oder ungefähr ein Drittheil, die Zahl der Ehen betrug 8566.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 206.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

25 Julius 1839.

Das Tempe der Provence.

I.

Platanes élancés, chênes, troncs séculaires,
Vénérables ormeaux, sycomores pompeux,
Salut! je vous revois, forêts hospitalières,
Daignez me recevoir sous vos toits spacieux.

Béranger.

Die zwiſchen den Städten Aix und Toulon ſich öffnende Thalſchlucht, worin die Quelle von Saint-Pons eben ſo mächtig, aber noch maleriſcher, als die Quelle von Vaucluſe zur Seite einer gothiſch-reichen Abteiruine aus dem Felſen hervorſchäumt, iſt das wahre Theſſalien der Provence. Hier gibt es einen hellen Penens, ein friſches Tempe, dicht zu den Füßen eines ſteilen Oſſa und Pelion. Die joniſchen Griechen, welche Marſeille gründeten, mußten ſich hier plötzlich wieder in die reizendſten Thäler ihres Vaterlandes zurückverſetzt glauben. Und alle durch Lombarden und Sachſen gegen das Ende des ſechsten Jahrhunderts aus Cemellum oder Cemenelion,*) der Hauptſtadt der Seealpen, vertriebenen Römer fanden keinen ähnlich reizenden Ort, um ihren bisherigen Wohnſitz mit dieſem zu vertauſchen.

Der Sage nach ſtand hier zur Zeit, als das Land durch Griechen und Römer bewohnt war, ein Venustempel, und in der That, wo hätte man ihn füglicher erbauen ſollen, als in ſolch' köſtlicher Wald- und Felseinſamkeit, Tharands „heiligen Hallen" im Plauiſchen Grunde bei Dresden ähnlich; hier, wo ſtets magiſches heiliges Helldunkel herrſcht, wo Alles die ſtillen ſanften Gefühle des Herzens anregt!

Ich liebe keine Uebertreibung, und habe es mir zur ausdrücklichen Pflicht gemacht, auch in dieſen Schilderungen nur der Wahrheit treu zu bleiben; aber denjenigen, welche die Provence nur nach ihren Heerſtraßen kennen, muß es dennoch, ich fühle es wohl, unwahrſcheinlich vorkommen, wenn ich ſage, daß Saint-Pons an die reizenden Pyrenäenthäler von Argeles und Lourdes erinnert. In dieſen hat ſich ſo Vieles vereinigt, was gefallen muß: eine reiche Vegetation, romantiſche mit Epheu und Schlingpflanzen bedeckte Burgtrümmer, alte Wallfahrtscapellen, und vor Allem ein Volk, das noch wunderbare Geſchichten und merkwürdige Sagen zu erzählen weiß. Nun wohl! man komme hieher, um dasſelbe, ja noch mehr wiederzufinden.

Unter den ſchönſten Punkten der Erde, welche ich auf vielfachen Reiſen kennen lernte, ſtelle ich auf ein und dieſelbe Stufe der Schönheit: Iſola madre im Lago maggiore, Fürſtenſtein in Schleſien, das Hirſchberger und Schmiedeberger Thal des Rieſengebirges, die Gegend um Meran in Tyrol, einzelne Theile der ſächſiſchen Schweiz, die Wengernalp und das Haslithal im Berner Oberlande, und endlich, um auf meinen Gegenſtand zurückzukommen, dieſes provenzaliſche Saint-Pons, das mir wie Warmbrunns und Hirſchbergs Gegend erſcheint, jedoch aus dem Schleſiſchen ins Italieniſche überſetzt. — Solch wahres Kleinod, dieſer in pittoreske Felſen gefaßte Edelſtein, iſt reizender, als jenes Thal, wie es uns Goethe's Wahlverwandtſchaften ſchildern. Sauſſure, der ſich bekanntlich auf Naturſchönheiten verſtand, ohne eben Enthuſiaſt zu ſeyn, bezeichnet dieſes Ganze, um ſeine eigenen Worte beizubehalten, als „vraiment admirable," als „l'ouvrage des Fées," und man hat ſeine Reiſen nur nachzuſchlagen, um ſolche Ausſprüche darin zu finden.

Hundertmal hat man in neuerer Zeit geleſen: „Alles, was Dichter über die Schönheit der Provence ſagen, iſt reine Erfindung und Uebertreibung; die Provence iſt ſonnenverbrannt, ausgeſengt und ſtaubig, wie ſelten ein Land in der Welt.", Wahr iſt dieß allerdings von der großen, durch die Flachgebiete führenden Heerſtraße; ganz falſch aber von den vielen ſeitabwärts liegenden Schluchten, die aber deßhalb, weil ſie nicht aus dem Poſtwagen zu betrachten ſind, von den bequemen Touriſten nicht beſucht werden, und demnach von ihnen wenigſtens ganz und gar nicht gekannt ſind, obwohl denſelben ihre pleasure grounds ſo wenig fehlen, als Londons Umgegend.

Was man eine großartig ſchöne und zugleich üppig milde Natur nennt, zeigt ſich übrigens in der Provence nirgends ſo gediegen, als in Saint-Pons und dem damit verbundenen Gemenos. Es ſind hier nicht die regelloſen, von Alleen durch-

*) Heut Cimtez, dicht bei Nizza.

ſchnittenen, unerfreulichen Waldungen Chantilly's anzutreffen, nicht die verwahrloſten Gärten von Ermonville, ſondern herrliche, üppige Promenaden, die das haben, was in Frankreich ſo häufig fehlt: Schatten, Einſamkeit, Ruhe. Hier würden ſich ſelbſt Engländer gefallen, die ſich auf Parkanlagen verſtehen. Ja, wenn der berühmteſte aller Parkomanen des Continents, wenn Fürſt Pückler-Muskau Gemenos und St. Pons geſehen hätte, ſo würde dieſer Gegend ſein hohes Lob gewiß nicht gefehlt haben.

Es gibt hier keine geräuſchvolle Heerſtraße, kein anmaßendes Schloßgebäude, keine Statuen: dafür aber rauſchende Bache, groteske Felſenmaſſen, eine in Epheu begrabene Ruine, einen prächtigen Waſſerfall, und Cypreſſen- und Ulmenhaine. Cedern und Platanen haben faſt eine Höhe erreicht, wie auf Iſola bella; und nur hier, nur in den Wäldern der Sainte-Baume und in einigen Thälern um Aix beſitzt die Provence Eichen, von denen man mit Hölderlein ſagen könnte:

> Ihr drängt euch, fröhlich und frei, aus kräftiger Wurzel,
> Unter einander herauf, und ergreift, wie der Adler die Beute,
> Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken
> Iſt euch heiter und groß die ſonnige Krone gerichtet.

Marquis d'Albertas hatte hier eine Menge exotiſcher Gehölze anpflanzen laſſen, die trefflich gedeihen und eine überraſchende Fülle und Schönheit erreichten. Die Richtung dieſes Thales von Nordoſt nach Südweſt trägt ebenfalls viel dazu bei. Der Seewind, welcher einen großen Theil des Jahres hindurch weht, führt den Samen dieſes Gehölzes weit ins Gebirge hinauf bis gegen die Magdalenengrotte der Sainte-Baume, wodurch die fremde Vegetation auch hier in ſolchem Grade zunimmt, daß die alteinheimiſche bald gänzlich verdrängt ſeyn dürfte. Ueberall ſieht man die herrlichſten Platanen, den Maulbeerbaum, den Bruſtbeer- und Granatbaum, Feigenbäume, Akazien, den Ahorn, die Linde, Kaſtanien und viele andere Bäume und Geſträuche mehr.

In Saint-Pons bildet die Bergkette der Rouſſargue einen Felskeſſel und zwei ſteile Felsabſtürze, einen zwiſchen den Höhen von Baſſan und Roque-Fourcade, von welcher Piniengruppen wie Federbüſche von Ritterhelmen herabwehen; den andern zwiſchen Roque-Taillade und der Baou oder Grotte der Bretagne. Aus bemooster Felswand ſtürzt ein wahrer Moſesquell hoch, brauſend, in prachtvoller Cascade und gleich ſo mächtig hervor, daß ſeine Waſſermaſſe reich genug wäre, augenblicklich einen Kahn zu tragen, wenn die alpenähnliche Natur der Oertlichkeit es nicht verhinderte.

Dicht an dieſer Cascade feſſeln merkwürdige, gut erhaltene Ueberreſte der gothiſchen Abtei des heiligen Pons den Blick jedes Beſuchers. Zumal iſt die Kirchenruine von außerordentlicher Schönheit, prachtvoll in den dichteſten Laubhain, in Epheu und Schlingpflanzen, in Lorbeer- und Myrtengebüſche wie tief eingeſenkt. Laubgewinde und natürliche Guirlanden hängen über alte Mauern. Das Ganze rings umher erinnert an die ſüdamerikaniſchen Urwälder, wie ſie uns Alexander von Humboldt und Prinz von Neuwied ſchildern, an die reichen Naturgemälde eines Bernardin de Saint-Pierre. Ein Walter Scott würde dieß Alles benützen können, um das trefflichſte Genrebild für einen mittelalterlichen Roman darnach zu malen. Zwar hat dieß ſchon Arnaud in ſeinem „Elys von Soult oder der Hof der Päpſte in der Mitte des 14ten Jahrhunderts“ (Paris 1814) verſucht, aber mit ſehr geringem Erfolge. Sein Buch ſchildert nicht minder ungenügend Avignons Peſt und die am Abhange des provenzaliſchen Berges Ventour gelegene Burg der Barone von Soult: es iſt Schade, daß ein höchſt intereſſanter Stoff wie dieſer, einem ſolchen Bearbeiter verfallen iſt.

Iran.

2. Neuere Verhältniſſe. — Khoraſan.

(Fortſetzung.)

Während der Regierung Aga Mohammeds und in den erſten Jahren Feth Ali Schahs fand zwiſchen Oſt- und Weſtperſien nur geringe Berührung ſtatt: das Bündniß der Engländer im Jahre 1800 mit Weſtperſien, um Oſtperſien oder Afghaniſtan von Einbrüchen in Indien abzuhalten, war von ſehr geringer Bedeutung. Doch ſind einzelne Umſtände aus der Geſchichte Afghaniſtans anzuführen. Ahmed Schah, der die Dynaſtie der Siduſei im Jahre 1747, dem Todesjahre Nadir Schahs, gegründet, beherrſchte außer Afghaniſtan ganz Beludſchiſtan, Mekran, das von den Belludſchen eroberte Sind, Kaſchmir und einen großen Theil des Pendſchab, Balkh, und in Khoraſan war ſein Einfluß, den er unter dem Namen der Nachkommen Nadir Schahs übte, ſehr bedeutend. Seine Herrſchaft erhielt ſich durch fortwährende Kriege, welche ihm die Mittel lieferten, ſein Heer zu unterhalten und zu bereichern. Mit ſeinem Tode fielen die Belludſchen ab, der Einfluß in Khoraſan ging durch ſeinen unkriegeriſchen Sohn Timur Schah verloren, und in Balkh ſetzten ſich die Usbeken feſter. Bald nach Zemans Thronbeſteigung im Jahre 1793 kam es auch zu Uneinigkeiten in der königlichen Familie, und Zemans Bruder Mahmud ging nach Perſien, von wo ihn Feth Ali, der ſich eben nach Khoraſan rüſtete, nach Afghaniſtan zurückführen wollte, in der Abſicht, die Gränzprovinzen, namentlich die Stadt Herat, bei dieſer Gelegenheit wieder zu erobern. Dieß gelang aber nicht, denn eiferſüchtig bewachten, auch noch in ſpäterer Zeit, die Afghanen dieſe Beſitzung, die ſtets mit den Waffen geſchirmt werden mußte, da die Einwohner von Herat als Schiiten den Perſern freundlicher als den Afghanen geſinnt ſind.

Indeß gerieth das Reich dieſer letztern mehr und mehr in Verfall: die Familie der Bareksei, welche wir aus den früheren Angaben kennen, war mit den Siduſei in bitteren Hader gerathen, der, wie bekannt, im Jahre 1819 mit der Vertreibung der Siduſeis endigte. Seit jener Zeit lebte Mahmud, der letzte eigentliche König aus dem Stamme der Siduſei, zu Herat, wo er zum Vaſallen Perſiens herunterſank und 1829 ſtarb. Der alte Zeman lebt geblendet zu Ludianah von einer Penſion der oſtindiſchen Regierung, und eben dort hielt ſich noch vor kurzem ſein Vollbruder Schah Schudſcha auf, der jetzt wieder als Kronprätendent im Gefolge der Eng-

länder aufgetreten iſt. Die Familie der Barekſei ſelbſt zerfiel in ſich, und theilte das Land in die drei Fürſtenthümer Peſchawer, Cabul und Candahar. Kaſchmir ging an die Sikhs verloren, wie auch das Pendſchab; Sind benahm ſich unter den Beludſchen-Häuptlingen, den Talpuris, ganz unabhängig, in Balkh wurde der ſchon ſeit geraumer Zeit nur nominelle afghaniſche Gouverneur von dem Usbekenhäuptling, Murad Beg, der ſeinen Sitz in Khunduz nahm, vollends vertrieben, und von Oſten her drängten die Sikhs immer mächtiger, überſchritten ſogar im Jahre 1823 den Indus, und drangen nach langen Kämpfen bis Peſchawer vor, deſſen Fürſt, aus der Barekſeifamilie, ſich zu einem Tribut an Randſchit Singh bequemen mußte. Die Hinderniſſe gegen weiteres Vordringen waren weder die unter einander uneinigen Herrſcher von Cabul und Peſchawer, noch die von Candahar, ſondern die Gebirge, in die man von der Ebene von Peſchawer aus eindringen mußte, und die glaubenswüthigen Afghanen des Oſtens, die ſich in unaufhörlichen Ghazia's den Sikhs trotz ihrer europäiſchen Disciplin furchtbar machten. Dieß war die Lage der Dinge in Oſtperſien, als Abbas Mirza ernſtlichere Schritte zu machen anfing, um ſich in Khoraſan und wo möglich auch in Herat feſtzuſetzen.

Rußlands Entwürfe in Aſien, die immer engere Verbindung, in welche es von Sibirien und von Orenburg aus mit Bukhara und den Orusländern überhaupt trat, die Ausbreitung ſeines Handels, und endlich der Friedensſchluß mit Perſien vom Jahre 1827, welcher Rußland alles Land bis an den Araxes gab, und noch jenſeits dieſes Fluſſes den Landſtrich Talyſch, von dem aus man ſich den Weg mit leichter Mühe nach Ghilan und Maſandaran öffnen konnte; alles dieß hatte den Neid und die Aufmerkſamkeit Englands in hohem Grade rege gemacht, und man drang immer mehr darauf, aus Perſien das Bollwerk gegen Rußlands Umſichgreifen in Aſien zu machen. Alles wurde zu dem Ende aufgeboten, Officiere der anglo-indiſchen Armee nach Perſien geſchickt, um das Heer des Schah zu disciplíniren, und Hr. Lindſay (ſpäter Sir Henry Bethune) wurde zum Commandanten der Artillerie des Schahs ernannt. Oberſt Chesney entwarf noch im Jahre 1833 ein ſehr gelehrtes Memoire über die Vertheidigungsmittel Perſiens gegen Rußland.

Indeß hatte ſchon im J. 1831 der Kronprinz Abbas Mirza ſeine Waffen gegen das ſtets rebelliſche Khoraſan gewendet, wo die Kadſcharenherrſchaft, namentlich unter den Kurden, ſehr verhaßt war, und nur Gehorſam fand, wenn ein Heer in der Nähe ſtand. Man kann die Bevölkerung des weſtlichen Khoraſans in drei Hauptclaſſen theilen: im Südoſten bei Tubbus, Khaff und Turſchiz hauſen Araberſtämme am Rande und zum Theil in der Wüſte ſelbſt, theils Sunniten, die arabiſch reden, theils Schiiten, die perſiſch reden; weiter gegen Norden um Turbut Heideri, Niſchapur und Abbasabad, hauptſächlich Turkomanenſtämme, Schiiten und ſomit im Allgemeinen der Kadſcharendynaſtie zugethan; noch weiter gegen Norden aber von Tſchinnaran weſtwärts bis gegen den Attrek hin die Kurden, Sunniten und gegen die Kadſcharenfamilie, die ſich bei ihren jeweiligen Erſcheinungen im Lande völlig räuberiſch benahm, in hohem Grade erbittert. Weiter im Oſten jenſeits Herat hauſen die Eimaks und Hazareh, jene zwei Völker von angeblich mongoliſcher Abkunft, die aber ſo zu Perſern geworden ſind, daß Morier*) ſie geradezu für afghaniſcher Abkunft erklärt. Die Eimaks ſind Sunniten, die Hazarehs Schiiten, darum leben ſie in unaufhörlicher Fehde, und ſchließen ſich bei Streitigkeiten zwiſchen Afghanen und Perſern, die Sunniten an die erſtern, die Schiiten an die letztern an. Aus dieſen Angaben läßt ſich ohne Mühe erkennen, gegen wen fürs erſte der Zug Abbas Mirza's gerichtet war, nämlich gegen die Kurdenhäuptlinge, namentlich gegen die Veſte Kutſchan, die, von 8000 Mann vertheidigt, nur nach verzweifelten Anſtrengungen und hauptſächlich durch die von europäiſchen Officieren geleitete Artillerie fiel.

Der Reiſende Burnes befand ſich damals gerade in Khoraſan, und beſuchte das Lager des Prinzen. Es iſt bekannt, daß ſeine Reiſebeſchreibung vorher der Cenſur der oſtindiſchen Compagnie unterlag, welche ſeine politiſchen Raiſonnements und Beobachtungen faſt ganz wegſchnitt. Doch iſt hinreichend erſichtlich, daß er den Stand der Dinge richtig erkannte, und auch ſpäter in einer Unterredung dem Herzoge von Wellington auseinanderſetzte, aber die Zeit der Täuſchung war für England noch nicht vorüber, und der Schleier fiel erſt, als Abbas Mirza und Feth Ali todt waren, und der jetzige Schah die Züge gegen Khoraſan und Herat erneuerte.

Im Lager Abbas Mirza's traf Burnes auch Yar Mohammed Khan, den Miniſter des Schahs von Herat. Was mit dieſem verhandelt wurde, iſt unbekannt; wahrſcheinlich hatte ihn Kamran dahin geſendet, um das Terrain zu ſondiren, ſeine Erkundigungen ſcheinen aber nicht ſonderlich günſtig geweſen zu ſeyn, und er ſuchte ſich zu entfernen, was ihm jedoch nicht gelang, ſondern Abbas Mirza hielt ihn in ehrenvoller Gefangenſchaft zu Meſchhed, von wo er wahrſcheinlich erſt nach Abbas Mirza's vorläufigem Abzuge aus Khoraſan, vielleicht auch erſt nach deſſen im Jahre 1834 erfolgtem Tode ſich entfernen konnte. Allein Kamran hatte genug geſehen, um die künftigen Plane Abbas Mirza's, die übrigens kein Geheimniß ſeyn konnten, zu errathen, denn im folgenden Frühjahre (1833) ſollte der Zug des Prinzen nach Herat und Merw gehen, angeblich um auch hier die räuberiſchen Turkomanen im Zaume zu halten. Zeitlich trat er darum in Verbindung mit ſeinem Oheim, Schah Schudſcha, der, wie oben erwähnt, zu Ludianah von einer engliſchen Penſion lebte, und dieſer entſchloß ſich zu einem Zuge gegen Afghaniſtan, um ſeinen Thron wieder zu erlangen. Früh im Jahre 1832 wandte er ſich wiederholt an die engliſche Regierung, und bat ſie um Unterſtützung, indem Abbas Mirza Herat belagern wollte. Der Afghane war ſichtlich beſſer unterrichtet über den Stand der Dinge in Perſien und die Richtung der perſiſchen Politik, als die engliſche Regierung, und namentlich als Lord W. Bentinck, der in einem Schreiben vom 20 Oct. 1832 an Schah Schudſcha dieſem jede Hülfe abſchlug, und alle Einmiſchung in dieſe Angelegenheit verweigerte.

Was aber die engliſche Regierung nicht that, das leiſtete

*) S. Journ. of the geograph. Soc. Vol. VII. 2 p. 238 ff.

Randſchit Singh, freilich auf eine höchſt ungenügende und ſelbſtſüchtige Weiſe. Ein Vertrag ward zwiſchen beiden geſchloſſen, demzufolge Randſchit Singh einiges Geld an Schudſcha zahlte und zugleich die Familie der Barekſei in Peſchawer angreifen wollte, wogegen Schah Schudſcha alle Anſprüche auf die Provinzen jenſeits des Indus aufgab, und ſogar einen Tribut verſprach.

Die Aehnlichkeit zwiſchen dem damaligen Zuge Schah Schudſcha's und dem jetzigen der Engländer, die ihn als Puppe vorſchieben, iſt auffallend. Er brach am 28 Januar 1833 auf, erreichte am Ende dieſes Monats Bahwalpur, deſſen Fürſt ihn gerade ſo weit unterſtützte, als er mußte, marſchirte hierauf nach Schikarpur, und legte, als die Emirs von Sind ihm den geforderten Tribut nicht zahlen wollten, der Stadt eine Contribution von drei Laks Rupien auf. Nun zogen die Amirs von Sind gegen ihn, wurden aber aufs Haupt geſchlagen und genöthigt, gleichfalls Geld und ſonſtige Unterſtützung zu liefern. Am 2 Februar des folgenden Jahres brach Schah Schudſcha von Schikarpur auf und marſchirte gegen Candahar, wo er in der Mitte Aprils 1834 die Truppen dieſes Fürſtenthums traf und völlig ſchlug; Kamran von Herat war nämlich kurz zuvor mit 10,000 Mann zu ihm geſtoßen. Inzwiſchen hatte Randſchit auch Peſchawer angegriffen und erobert, Candahar fiel nach kurzer Belagerung am 7 Junius, nun aber eilte Doſt Mohammed aus Cabul herbei und ſchlug nach einer hitzigen Schlacht Schah Schudſcha aufs Haupt. Von afghaniſchen Reitern verfolgt floh er gegen Herat, und kehrte ſpäter auf Umwegen nach Indien zurück. So endete dieſer ohne engliſche Unterſtützung unternommene Zug gegen Afghaniſtan.

(Fortſetzung folgt.)

Der Schwur des Paſcha.

(Schluß.)

Ein fernes Getöſe kündigte die Ankunft des Verurtheilten an. Sereski zeigte ſich auf dem Wege von Mielnik, in reiche Feſtkleider gehüllt, die Hände auf den Rücken gebunden. Seine Augen vermieden mit Entſetzen den Anblick des fürchterlichen Pfahles, und er beugte ſich zur Erde, an der ſein Kopf von Verzweiflung gefeſſelt ſchien. Zwei Leitern zur rechten und linken Seite waren an den Pfahl gelehnt. Schnell entriſſen der Henker und ſeine Gehülfen dem Armenier ſeine Kleider. Ein dumpfes Stillſchweigen herrſchte in der Menge, jeder Mund war ſtumm, alle Blicke auf die Gruppe geheftet, welche die Henker und das Opfer bildeten. Endlich ſahen wir einen Henker ſich nach und nach über die Menge erheben, leicht auf einer der Leitern hinaufſteigen und an der Spitze warten, während ſeine Cameraden auf der andern den unglücklichen Sereski ſo zu ſagen aufhißten. Als er oben angekommen war, reihten ſich die Henker im Kreis um ihn her, ſo daß man nichts mehr von ihm ſah. Einen Augenblick nachher erhoben ſie ihn über ihre Köpfe, und ſogleich tönte der erſte Schrei ſeiner herzzerreißenden Todesangſt jämmerlich durch die Luft. Darauf warfen die Henker die Leitern zurück, und glitten mit der Schnelligkeit des Gedankens den Pfahl herab einer nach dem andern, und von allen Seiten der Ebene konnte die athemloſe Menge die fürchterlichen Convulſionen des unglücklichen Armeniers ſehen.

Mein Auge ſuchte das Geſicht des Paſcha's. Er hatte ſeinen Fez über die Augen gezogen, ob vor der Sonne oder aus anderem Grunde? Seine Lippen waren geſchloſſen, und mit Ruhe hörte er die Verwünſchungen an, mit denen ihn Sereski überhäufte. In den Windungen ſeines Todesſchmerzes hatte er die Bande geſprengt, die ſeine Hände banden, und er warf ſie wie Windmühlenflügel um ſich herum, während er den Paſcha bedrohte.

„Fluch," rief er, „Fluch dem Tage, wo ich dich ſah, Paſcha der Hölle! Fluch der Stunde, wo du mein Haus betratſt, Fluch meinem Kinde, das mich verrieth! Fluch Gott, der mich verläßt!... Ach!... Fluch!..."

Das Röcheln des Todes unterbrach das Wort in ſeinem heißen Munde.

„Waſſer, Waſſer!..." murmelte er endlich mit heiſerer Stimme.

Muſtapha wandte ſich zu ſeinem Mundſchenk und ſagte ruhig: „Er trinke, der Unglückliche, und ſterbe."

Ein einziger Tropfen, der einem Hingerichteten, während er auf dem Pfahl iſt, gereicht wird, gibt ihm augenblicklichen Tod. Auch ſtehen gewöhnlich Wachen um den Pfahl, um ihnen dieſen Gnadenſtoß zu geben, wenn ſolche Verurtheilte oft mehr als zwei Tage auf ihrem Marterholze ſchweben, da oft der Fall eintritt, daß die Spitze des Pfahles kein dem Leben weſentliches Organ verletzt.

Man legte eine Leiter an, und der Mundſchenk des Paſchas näherte ſich dem Sterbenden mit einem Glas Eiswaſſer; aber Sereski ſammelte noch einmal alle ſeine Kraft, riß dem Mundſchenk den Becher aus der Hand und ſchleuderte ihn gegen den Kopf des Paſcha, indem er heulte: „Ich will nichts von dir, Verfluchter!"

Seine Arme fielen an ſeinen Körper herab, ſein Kopf ſank in ſeine Achſeln, er wand ſich noch einmal wie eine Schlange um einen Stamm, und mit einem Fluch ging ſeine Seele in den Schooß der Ewigkeit.

Darauf kehrte der Paſcha nach Mielnik zurück, die Menge zerſtreute ſich, und ich eilte in das Haus Pascals. Vor der Thüre hielt ein arabiſcher Wagen, mit Ochſen beſpannt, eine Menge Volk umgab ihn gaffend.

„Wem gehört der Wagen?" fragte ich, als der Armenier mir entgegentrat.

„Der Paſcha läßt Irenen, die er adoptiren will, dem Gelübde gemäß, das er ihrer Mutter gegeben, nach Saloniki bringen. Den Fünftheil ihres väterlichen Vermögens hat er den Armen gegeben, denn er ſelbſt wird ihr eine reiche Mitgift geben. Irene iſt jetzt in meinem Hauſe, da ihres Vaters Haus niedergeriſſen wird."

„Und wird ſie fürderhin im Hauſe des Paſcha ſeyn?" fragte ich.

„O zweifelt nicht! Sie trägt nicht die Schuld des Vaters, und erfährt wohl nie ſein trauriges Ende. Sie glaubt ihn in Konſtantinopel, und dort wird er wahrſcheinlich für ſie auch ſterben."

Laute Stimmen von Frauen zeigten Irenens Abreiſe an. Der Armenier eilte ſie zu begrüßen. Am folgenden Tag, als ich Mielnik verließ, ſah ich die Geyer beſchäftigt, Sereski's Augen zu verzehren, ſein Kopf allein ſtak auf dem Pfahle, während Schakals ſich um ſeinen Leichnam riſſen. Und als ich drei Wochen nachher von Saloniki nach Konſtantinopel zurückkehrte, lagen ſeine Gebeine auf dem Feld, und ſein nackter Schädel bleichte an dem Pfahle. — Der Schwur des Paſcha war erfüllt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Wiedemann.

Nr. 205.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

24 Julius 1839.

Iran.

2. Neuere Verhältniſſe. — Khoraſan.

Mit Aga Mohammed war ein turkomaniſches Geſchlecht auf den Thron gekommen, aber die Zeit war nicht mehr, wo er ſich ganz als Turkomane benehmen und von ſeinem Nomadenlager aus das Reich beherrſchen konnte. Er mußte Perſer werden, ſo turkomaniſch auch der Anfang ſich anließ, denn das Heer, mit welchem er im Jahre 1795 nach Georgien zog, beſtand wieder ganz aus Reiterei nach alt-turkomaniſcher Weiſe, obgleich Aga Mohammed den Werth europäiſcher Taktik recht wohl zu ſchätzen wußte, und ihm auch zu begegnen verſtanden hätte, wenn es wirklich zwiſchen ihm und den Ruſſen zum Kampfe gekommen wäre.*) „Ich werde der Thor nicht ſeyn," ſagte er zu ſeinem Miniſter Hadſchi Ibrahim, „mich mit meinen Reiterſchaaren auf ihre Kanonen und ſtählernen Mauern zu ſtürzen, aber ich werde ihnen nicht einen Tag, nicht eine Nacht Ruhe laſſen."**) Wer die ſtarke und die ſchwache Seite unſeres europäiſchen Heerweſens mit ſolcher Richtigkeit zu beurtheilen verſtand, der wird wohl auch die rohe Kriegskunſt der Perſer und Afghanen richtig aufgefaßt haben. Auch war Aga Mohammed wirklich ein glücklicher Krieger.

Sein Charakter war hart, ſein Verfahren oft grauſam, verrätheriſch, aber ſein Wirken für Perſien war höchſt wohlthätig. Nach Nadir Schahs, nach Kerim Khans Tode hatten einzelne Häuptlinge theils nach Unabhängigkeit, theils nach dem Throne geſtrebt, Aga Mohammed demüthigte ſie, und jeder aufſtrebende Häuptling ward unbarmherzig aus dem Wege geräumt, um, wie er ſich oft ausdrückte, ſeinem Neffen Baba Khan, dem nachherigen Feth Ali Schah, eine ruhige Regierung zu bereiten, ein Zweck, den er auch wirklich erreichte. Nicht minder ſtreng benahm er ſich gegen Ruheſtörer jeder Art. Unter Abbas dem Großen und ſeinen Nachfolgern, unter Nadir Schah, hatte das Land Ruhe genoſſen, und der Handel war aufgeblüht; die Unruhen nach Nadir Schahs und Kerim Khans Tode hatten jedem kleinen Häuptling eine Bedeutung gegeben, und viele legten ſich ungeſtraft aufs Plündern: Aga Mohammed ſtellte mit unnachſichtiger Strenge die Ruhe her, und der Schrecken ſeines Namens verſchaffte dem Landmann und Kaufmann eine wohlthätige Sicherheit.

In ſeinen auswärtigen Verhältniſſen zeigte er gleichfalls eine ausgezeichnete Mäßigung und Klugheit. Es fiel ihm nicht ein, das afghaniſche Reich zu ſtören, vielmehr machte er mit Zeman Schah (dem Enkel Ahmed Abdallis) ein Bündniß gegen Bukhara, um die Turkomanen und Usbeken völlig zur Ruhe zu verweiſen, und nur der drohende Krieg mit den Ruſſen hinderte die gemeinſame Ausführung des Plans. Khoraſans zahlreiche und unruhige Häuptlinge*) unterwarfen ſich ihm, ſtellten Geiſeln und zahlten Tribut, und zwar Araber, Turkomanen und Kurden gleich bereitwillig. Aga Mohammed konnte ſich über den Werth dieſer Unterwürfigkeit nicht täuſchen, aber er hatte ſein Augenmerk nach Nordoſten, auf Georgien und Rußland zu wenden, wohin ihn die dringendſten Intereſſen ſeiner Familie und ſeines Reichs riefen.

In einem großen Theile Armeniens und Georgiens, in Karabagh, Scheki, Schirwan und Daghestan, ſo wie ſüdwärts in Adſerbeidſchan und oſtwärts nach Ghilan und Maſanderan hin, bilden turktatariſche Horden theils die Hauptmaſſe, theils den wichtigſten Theil der Bevölkerung. Seit Ismael Sofi am Ende des 15ten Jahrhunderts Schirwan und die angränzenden Provinzen erobert hatte, beſtand ein enges Verhältniß mit Perſien und die meiſten Stämme ſind Schiiten, aber die perſiſchen Schahs waren keineswegs immer im Falle, ihre Oberherrſchaft

*) Der Tod der Kaiſerin Katharine kam dazwiſchen, und das ruſſiſche Heer ward ſchnell aus Georgien abgerufen.

**) Malcolm erfuhr dieſe Aeußerung von Hadſchi Ibrahim ſelbſt, und theilte ſie in ſeiner Geſchichte Perſiens mit.

*) Unter dieſen befand ſich Iſaak Khan, an der Spitze der ſogenannten Kara Tatar, oder ſchwarzen Tataren, der ſich von dem Stand eines Tadſchik, als welcher er unter dem niedrigſten Mitglied eines Kriegerſtammes ſtand und eigentlich von Geburt gar nicht für die Waffen beſtimmt war, emporgeſchwungen hatte, nicht nur zu Macht und Anſehen, ſondern auch zu einer für ſeine Verhältniſſe höchſt ſeltenen Bildung. Die Erſcheinung, daß ein Tadſchik zu kriegeriſchem Anſehen gelangte, war aber ſo ſeltſam, daß ſchon dieſer Umſtand den Haß aller ſeiner Nachbarn gegen ihn rege machte.

geltend zu machen, und somit wurden diese Länder ein ewiger Tummelplatz der einzelnen Häuptlinge, der Türken und Perser, zu denen sich seit Peter dem Großen auch noch Rußland gesellte. Es wäre verlorene Mühe, einen Sinn und Zusammenhang in diese Kämpfe bringen zu wollen, und es geht nur so viel daraus hervor, daß die einzelnen Häuptlinge sich bald an die Perser, bald an die Türken, bald auch an Georgien und später an Rußland anschlossen, nur um nicht Einem dauernd gehorchen zu müssen, und möglichst unabhängig zu bleiben. Dabei überwog indeß Persien meistentheils, einerseits weil es die Mehrzahl der Stämme als Schilten auf seiner Seite hatte, andererseits weil die turkomanischen Horden in Persien eine so große Rolle spielten. Das Hin- und Herschwanken der Häuptlinge wurde indeß gefährlich, als Rußland mit seiner consequenten Politik die einmal gewonnene Beute nicht mehr fahren ließ, die einzelnen Khans und Beks, wenn sie um Schutz baten, aufnahm, und in ihren Besitzungen auch wirklich schützte, aber auch nachher nicht mehr los ließ. Rußland hat sich auf diese Weise nach und nach des ganzen Landes zwischen dem Kaukasus und Araxes bemächtigt. Wer einmal einen Theil dieser Stämme an seinen Siegeswagen gefesselt, wird leicht die andern mit sich fortreißen können.

Aga Mohammed erkannte diese Gefahr, die für ihn und seine Familie um so größer war, als seine Hauptmacht auf den turkomanischen Stämmen beruhte, und er sich auf die übrigen in keiner Weise verlassen konnte. Daher concentrirte sich auch die Politik der herrschenden Dynastie der Kadscharen in Adserbeidschan, der Gränzprovinz gegen Norden, die, wesentlich persisch, doch aber vielfach von befreundeten Turkomanenstämmen bewohnt, den besten Anhaltspunkt gegen Rußland gab. Andere Bündnisse, wie das von Persien mit England im Jahre 1800, um die Afghanen von Einfällen in Indien abzuhalten, und das mit Frankreich im Jahre 1808, um einen Plan zum Angriff des brittischen Indiens zu verabreden, waren vorübergehende Episoden, welche in die Hauptrichtung Persiens, die seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auf die Erhaltung des Uebergewichts über die Turkomanenstämme gerichtet war, keine Aenderung bringen konnten.

Daß Persien gegen Rußland nicht glücklich war, hat nebst der Ueberlegenheit der europäischen Taktik seinen Grund namentlich in der financiellen Erschöpfung des Landes. Aga Mohammed hatte seinem Neffen den Weg zum Throne so leicht gemacht, daß fast gar kein Widerstand dagegen sich erhob, und seit geraumer Zeit die gefährlichen Clanhäuptlinge so eifrig aus dem Wege geräumt, daß Feth Ali Schah keine Schwierigkeit fand, seine Söhne in alle Provinzen als Gouverneure zu senden. Diese sahen sich aber als bevorrechtet an, Niemand wagte gegen sie zu klagen, und so saugten sie das Land aus und machten ihre Familie, die man ohnehin als barbarische Fremdlinge betrachtete, vollends verhaßt. Die räuberischen Prinzen sandten wenig oder nichts in den allgemeinen Schatz, und es fehlten deßhalb die Mittel, den Krieg mit Nachdruck zu führen. Feth Ali's Sohn, der bekannte, zum Thronerben bestimmte Abbas Mirza, saß zu Tebris in Adserbeidschan mitten unter den turkomanischen Stämmen, unterhielt so viel Truppen, wie möglich, disciplinirte einen Theil seiner Turkomanen auf europäische Weise, war aber für sich allein zu schwach, und wurde zu wenig unterstützt, um seinen Bemühungen, die turkomanischen Stämme unter Rußlands Scepter wieder unter persische Botmäßigkeit zu ziehen, gehörigen Nachdruck zu geben. Er unterlag vor der Macht der Russen, und von nun an wandte er sich, wohl nicht ganz mit seinem Willen, gegen Osten, um dort zu gewinnen, was im Westen verloren ging.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vorzeit Marseille's.

(Schluß.)

An Julius Cäsar, welcher die Stadt eroberte, erinnern viele Bezeichnungen. So z. B. die Bucht Frioul, Fretum Julii, und eine zweite Bucht Joliette, Portus Julii, wo Cäsars Flotte vor Anker lag. Eine Straße wird Casteou-Joly, Castellum Julii genannt, und der Cours Julien ist das alte Forum Julii. — Dorf Saint-Julien steht an der Stelle, wo Julius Cäsar ein Beobachtungslager und später das erwähnte Castell oder Julii Castra erbaut hatte. So wie in Griechenland viele Punkte die sonst Helios, dem Sonnengotte, geweiht waren, heut den Namen St. Elias tragen, so konnte man wohl auch aus Kaiser Julius einen heiligen Juliano oder Julien machen. Noch sieht man in diesem Marseillesischen St. Julien eine antike Mauer, einen in Felsen gehauenen Brunnen, der für Römerwerk gilt und einen Votivaltar, dem Kreuze vor der Kirche als Fußgestell dienend. — Dorf Aren, dicht bei Marseille am Meeresstrande gelegen, hat seinen Namen von Arena, Sand; und noch jetzt heißt dieser altprovenzalisch Areno. Das Ufer ist wirklich sandig, und hier münden sich die Gewässer der Aygalades und von Plombières in die See ein. — Wo Dorf La Capelette liegt, befand sich sonst ein kleiner Panstempel.

Viele Berge der Provence, deren Gipfel eine Art Bresche oder natürliches Thor zu bilden scheinen, kennt man unter der Bezeichnung Sambue, nach dem griechischen Σαμβυξ ein dreieckiges, der Harfe ähnliches Musikinstrument. Nicht minder scheinen andere Felsengruppen um Marseille altgriechische Benennungen zu tragen, wie etwa Berg Kairon über St. Loup und dem Flusse der Huveaune, und Berg Centron, vom Volke in Saint-Tronc verstümmelt.

Das heutige provenzalische Städtchen Trets ist die massiliotische Colonie Τρίτεια oder Τρίτεα, in deren Nähe sich das Dorf Pourrières befindet, d. h. die nach den in Fäulniß übergegangenen Leichen so bezeichneten Campi Putridi, wo Marius am echten Ufer des Flusses Arc in dreitägiger Schlacht Cimbren und Teutonen (Tiguriner, Züricher) besiegte; eine Stadt, von welcher außerdem noch Plutarch, Vellejus Paterculus, Livius, Aulus Gellius, Florus, Orosius u. a. m. sprechen. Um das Andenken an dieses Ereigniß den Nachkommen zu erhalten, nannte man den hohen Berg in der Nähe Siegesberg, jetzt St. Victoire, auf dessen nördlichem Abhange sich noch

Spuren der Aurelianiſchen Römerſtraße zeigen. Die auf ihm befindlichen Ruinen kennt das Volk als lou deloubré de la Vittorie, d. h. als Siegestempel, und eine Maierei am Fuße des Berges, ebenfalls als lou deloubré. — Die Stadt Trets wird von einem zweiten Berge, von dem Olymp beherrſcht, der ſeinen alten Namen bis heute behielt und der ihm von den Maſſilioten gegeben wurde, weil er einen Doppelgipfel hat.

Zwiſchen Aix und Arles erhebt ſich die Bergkette der Alpinen, Alpines oder Aupies, deren Name uralt zu ſeyn ſcheint, und wahrſcheinlich ſchon in dem zweiten Buche des Polybius vorkommt. Dieſe Höhen ſind von dem Thale Moirane durchſchnitten, wo noch viele alte Gräber gefunden werden und das vielleicht nach *μοῖρα*, Schickſal, oder nach *μοῖραι*, Parzen, heißt. Unfern davon fließt die Quelle Nay, worin *ναιάς*, Najade, unverkennbar ſeyn dürfte. In dieſer Gegend nennt man den Haſen noch Lagoy, von dem griechiſchen *λαγώς*. — Die Gipfel der Alpinen werden als Calans bezeichnet, ein gewöhnlich von dem provenzaliſchen cala, hinabſteigen, abgeleitetes Wort, welches jedoch, ebenſo wie das italieniſche calare, wahrſcheinlich ligurischen Urſprungs iſt. Alle dieſe Berge haben keine andern Gewäſſer als Wildbäche, auf dem nördlichen Abhange die ſogenannten Laourouns und auf dem ſüdlichen die Gaudres; jenes etwa von dem lateiniſchen arare, provenzaliſch looura, Bebauer, abſtammend, um dadurch gleichſam die Furchen oder Flußbette der Torrenten anzudeuten; das zweite nach dem griechiſchen *χαράδρα*, Torrent oder Felſenſturz.

Am Abhange der Alpinen liegt das Städtchen St. Remy mit ſeinem herrlichen Triumphbogen und ſeinem hohen Mauſoleum aus altrömiſcher Zeit. Sonſt hieß es Glanum, und griechiſch bei Ptolomäus *Γλανον*, und auch alte, hier aufgefundene Münzen tragen den Revers *Γλανίκων*. Wahrſcheinlich ſtammt dieß von *γλαυνος*, jenem Kleidungsſtück, welches die Römer als Cappa kannten und noch heut provenzaliſch glaoudo oder glodo heißt. Es iſt das blaue Hemde, die Blouſe der franzöſiſchen Fuhrleute, und dieſe Art einfacher Tunica wurde auf Glanums Jahrmarkte als Haupthandelsartikel verkauft. — Vor mehrern Jahren entdeckte man in den Umgebungen der Stadt einen griechiſchen Bronzehelm von der ſchönſten Form, ähnlich denen, wie ſie gewöhnlich den Minervaſtatuen gegeben werden. Sein ganzer Vordertheil iſt vollkommen erhalten, der hintere allein iſt beſchädigt. Hr. v. Lagoy, deſſen Familiennamen ebenfalls griechiſch iſt, bewahrt ihn in ſeiner Sammlung zu Sanct Remy auf.

Hier ſowohl als in Arles, Aix und den übrigen benachbarten Städten trugen die Wittwen noch während des Mittelalters das ſogenannte Plechon garlando, d. h. eine Art Nonnenſchleier, von den griechiſchen Damen entlehnt, welche dieſes Kleidungsſtück *πλεκών* nannten.*) Freudenmadchen war es ſtreng unterſagt, und man lieſt in den alten Statuten der Stadt Arles: Nulla meretrix .... sit ausa portare Plechium vel velum in capite, quod si fecerit, omnis proba mulier habeat potestatem auferendi.

*) Pollux, l. 7, Cap. 55.

Doch ich will hier abbrechen, um dieſen Gegeſtand ein andermal aufzunehmen, wo von jenen Sitten und Gebräuchen, von jenen Ueberreſten in der Mundart die Rede ſeyn ſoll, die mir aus griechiſcher und römiſcher Vorzeit abzuſtammen ſcheinen. Der Gegenſtand iſt ſchön und reich, aber ſeine gehörige Erforſchung koſtet mehr Zeitaufwand, als man vielleicht vermuthet.

Der Schwur des Paſcha.

(Fortſetzung.)

Bei dem ernſten und trüben Blicke des Paſcha mäßigte das Kind ſeinen leichten Schritt, und ſetzte ſich ruhig zu den Füßen Muſtapha's nieder, mit ſeinen Blumen zu ſpielen. Als dieſer aber immer noch kein Zeichen des Lebens gab, berührte ſie die gebräunten, mit glänzenden Ringen geſchmückten Finger des Paſcha, und ſagte, indem ſie ihn freundlich anlächelte: „Paſcha, wenn du ein wenig mit mir lachen willſt, wie du es immer thuſt, ſo gebe ich dir meine ſchönſten Roſen.“

„Kind,“ entgegnete Muſtapha mit düſterem Ton, „ich brauche deine Roſen nicht, denn mein Herz iſt voll Dornen.“

„Dann will ich dir einen Talisman geben,“ fing Irene wieder an, „der dir dein von den Dornen wundes Herz heilen ſoll.“

„Nimm fort die Roſen und den Talisman und laß mich! Mein Herz iſt ſchwer, es hört dich nicht.“

Doch Irene ließ nicht ab. Mit dem geheimnißvollen, ſchlauen Weſen, das Kinder ſo gern annehmen, die etwas wiſſen und verbergen, wickelte ſie den Shawl, der ihr als Gürtel diente, auseinander, und zog aus ſeinen Falten einen goldenen Ring hervor, in dem ein Saphir von großem Werthe gefaßt war.

„Hier,“ rief ſie ſcherzend, und ließ ihm den Edelſtein ſehen, „ſieh! Lache und ich gebe dir den Ring.“

Und Muſtapha lachte, aber ſo fürchterlich und ſeine Blicke ſprühten ſo wildes Feuer, als er ihr den Ring entriß, daß Irene entſetzt zurückwich, und bittend ihre kleinen Händchen zu ihm aufhob.

„Irene, wer hat dir den Ring gegeben?“ Das Kind antwortete nicht. „Sprich.“

„Ich bin bös geweſen,“ rief ſie endlich weinend, „Vater wird ſchelten ...“

„Wo haſt du den Ring her?“ fragte Muſtapha ruhiger.

„Vor drei Tagen kam ich des Morgens in das Zimmer, wo Vater ſein Geld und ſeine Juwelen verwahrt, er war bei einem Koffer beſchäftigt, und ich ging hin und wollte die hübſchen Steine betrachten, und als ich mich bückte, um beſſer zu ſehen, ließ der Vater dieſen Ring aus ſeinen Händen rollen; ich hob ihn raſch auf und ſteckte ihn in meinen Buſen, und jetzt wage ich nicht, ihn meinem Vater zurückzugeben, denn er würde ſchelten ...“

Der Paſcha beruhigte das Kind, gebot ihm Stillſchweigen gegen ſeinen Vater darüber, daß er den Ring behalte, und entließ es ſcheinbar beruhigt. Doch ſobald er allein war, rief er aus: „Allah Kerim! Gott iſt groß! Er hat das Kind des Ungläubigen erwählt, eine Entdeckung und dem Verbrechen Rache zu verſchaffen! — Ja, es iſt der Ring, den ich Seid Mohammed gegeben, als er mir das Leben gerettet hatte ... Hier die Worte, die ich ſelbſt darein graben ließ; es iſt kein Zweifel, es iſt Seids Ring! Doch wie kommt er in den Beſitz Sereki's?“

Der Paſcha ſchlug dreimal in die Hände, und befahl dem Schwarzen, den Armenier zu ihm zu rufen.

„Ungläubiger Hund!“ rief Muſtapha, als dieſer eintrat, „wo haſt du dieſen Ring her?“ Der Armenier war wie vom Blitz getroffen, als er den Saphir in des Paſcha's Händen ſah. Todtenbläſſe überzog ſein Geſicht und ſeine Glieder zitterten convulſiviſch. Doch gewann er ſo viel Faſſung, dem Paſcha ſagen zu können, er habe ihn von einem Albaneſen gekauft.

„Wo iſt der Albaneſe?“ fragte Muſtapha wüthend, „nenne mir ihn!“

„Das kann ich nicht, Herr,“ erwiederte Sereski, indem er ſeinen Kopf zur Erde beugte. „Ich kenne ihn nicht.“

„Du lügſt, Hund!“ ſchrie der Paſcha. „Der Ring iſt von Seid Mohammed. Du kennſt die Mörder. Nenne ſie!“

Auf ſein fernered Weigern wurde der Armenier und ſeine Diener vor den Kadi gebracht, dem der Paſcha die Unterſuchung auftrug, und auf die fernere Weigerung des Mannes, etwas zu geſtehen, erhielt er die Baſtonnade auf die Fußſohlen. Doch er entdeckte nichts, und mußte endlich weggebracht werden, als die Schmerzen ihm das Bewußtſeyn raubten. Auch die Diener Sereski's gaben keine Auskunft unter der gleichen Strafe. Doch als ein alter Jude, der vertraute Diener des Armeniers, endlich an die Reihe kam, wurde er von den erſten Streichen auf die Fußſohlen ſo ergriffen, daß er ſich den Händen der Henker entwand und vor dem Paſcha ſich niederwarf und rief:

„Gnade, Gnade, Herr! Ich will Alles ſagen!“

Sogleich wurde er von der Tortur befreit, und er geſtand, daß der Armenier der Mörder ſey. In geringer Entfernung nämlich von Mielnik nach Konſtantinopel zu habe er einen Garten und einen Kiosk. Da er wußte, daß Seid Mohammed mit öffentlichen Geldern Mielnik paſſiren mußte, brachte er wie gewöhnlich die Nacht in ſeinem Kiosk zu, um keinen Verdacht durch ſeine Abweſenheit zu erregen. Gegen Morgen weckte er den Juden und beide, nachdem ſie ſich als Albaneſen verkleidet und mit Piſtolen und Yataghan bewaffnet hatten, kamen ungeſehen in die Ebene, die ſich von Salonichi nach Mielnik ausdehnt, und verbargen ſich in den Ruinen einer alten Moſchee, deren Brunnen dazu diente, die Pferde der Reiſenden zu tränken, deren Weg hier vorüberführte.

Sie hatten ſich noch nicht lange hier aufgeſtellt, als Seid Mohammed und ſein Tatar erſchienen und beim Brunnen abſtiegen. Während dieſer die Pferde tränkte, hatte Mohammed einen Teppich auf die Erde gebreitet und ſich, mit dem Geſicht nach Mekka gewandt, auf die Kniee geworfen, um als guter Muſelmann ſein Gebet zu verrichten. In dieſem Augenblicke feuerte Sereski das Piſtol ab, und als der Tatar, von dem Schuß erſchreckt, herbeieilte, fand er den Reiſenden auf dem Teppich im Todeskampf, und ehe er noch Zeit hatte, ſich vom Schreck und der Ueberraſchung zu erholen, hatte ihn ſelbſt der Armenier mit ſeinem Yataghan niedergehauen. Während dieſer Vorgänge hatte der Jude die Pferde von den Mantelſäcken befreit, der Armenier hatte die Ermordeten geplündert und die ganze Beute wurde in einen Keller unter dem Kiosk in Sicherheit gebracht. Lange vorher, ehe die Kaufleute nach Mielnik mit den Leichen zurückkehrten, waren der Jude und der Armenier wieder in der Stadt. Auch, geſtand der Jude, ſey das nicht das Erſtemal geweſen, wo der Armenier ſich mit Blut befleckt, obgleich ſeine ſtrengen Sitten und zahlreichen Almoſen von ihm ſtets den Verdacht abgewandt hätten.

Solche Heuchelei erſtaunte den Paſcha. Um ſich genau von der Wahrheit der Ausſage zu überzeugen, ließ er ſich von dem Juden nach der Moſchee führen, und unterſuchte die Keller des Kiosk, wo er die Piaſter und Edelſteine Seids und die albaneſiſchen Kleider fand, die ſie verhüllten.

Vor Abend waren der Paſcha und der Jude wieder in Mielnik zurück. Doch die Strafe des Verbrechens konnte nicht unmittelbar erfolgen. Eine Reform in der Verwaltung des Reichs, welche dem Sultan Mahmud am meiſten Ehre macht, iſt ohne Zweifel die Verordnung, die dem Paſcha das Criminalrecht nimmt. Es ſind jetzt Criminalgerichte in der Türkei errichtet, die dem Verurtheilten die Appellation geſtatten und das Urtheil des Kadi einer Prüfung unterwerfen. So verging einige Zeit, ehe das Urtheil vollſtreckt wurde, das den Juden verurtheilte, an der Thüre ſeines Herrn gehenkt zu werden, während dieſen der Pfahl erwartete. Die Güter des Armeniers wurden in fünf Theile getheilt, wovon vier Theile der Familie Seids zufielen, der fünfte Irenen blieb.

So wie das Urtheil geſprochen war, verlangte Sereski Gehör beim Paſcha, und ſuchte mit Bitten und Thränen ſein Leben zu erhalten, doch Muſtapha blieb unbeweglich, und der Armenier wurde mehr todt als lebendig fortgetragen. Ein heftiges Fieber drohte ſein Leben vor der Strafzeit zu endigen, aber ärztliche Hülfe und die beſorgteſte Pflege friſteten die Tage des Unglücklichen, der völlig wieder hergeſtellt war, als der Tag des Gerichts anbrach.

So weit die Erzählung Pascals, des Armeniers. Natürlich blieb ich einen Tag in Mielnik. Früh am Morgen des andern Tages ſtrömte die Menge nach dem Thore von Salonichi, und breitete ſich in der Ebene bei den Ruinen der alten Moſchee aus, wo das Urtheil vollzogen werden ſollte. Für den Paſcha und ſein Gefolge war eine Tribune mit Teppichen und Polſtern errichtet worden; ſeine Garde hatte ſich vor ihr aufgeſtellt.

Mit düſterem Blicke betrachtete er die Vorbereitungen zur Hinrichtung, und endlich verweilte ſein Auge auf den Ruinen der Moſchee und dem Brunnen, wo Reiſende die Verſe Saadi's des Dichters eingegraben hatten: „Andere, wie ich, haben an dieſer Quelle getrunken, und doch haben ſich ihre Augen im Tode geſchloſſen.“ Sie ſchienen das ſchwere Gefühl noch zu vermehren, das auf ihm zu laſten ſchien, doch gewann er vollkommene Ruhe, als jetzt der Verbrecher herbeigeſchleppt wurde, denn die Angſt vor dem ſchrecklichen Tode, dem er entgegen ging, ſchien Sereski völlig gelähmt zu haben.

(Schluß folgt.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 84** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Sündenbekenntniß zweier engliſcher Dichter.** (Schluß.) — **Charles Dickens (Boz) und der engliſche humoriſtiſche und komiſche Roman.** (Schluß.)

In das Abonnement dieſes dem Cotta'ſchen Literaturblatte, aus welchem wöchentlich 4–5 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Cotta'ſchen Blattes 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 208.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

27 Julius 1839.

Das Tempe der Provence.

II.

Der heilige Pons, der in Deutſchland ein unbekannter Apoſtel iſt, lebte in Cemenelion, das ich bereits erwähnte. Die Ruinen dieſer, früher als Maſſilia, von Altgriechen angelegten Stadt zeigen ſich noch jetzt, drei Viertelſtunden von Nizza entfernt, auf einer Anhöhe, welche das offene Meer beherrſcht, und von tauſend aromatiſchen Blumen und Kräutern umduftet, von üppigen Baumgruppen und Geſträuchen umgeben iſt. Noch erkennt man das ovale Amphitheater, obwohl es zum Olivengarten geworden; noch findet man Arkaden für die Waſſerleitung des Falicon, noch die Spuren alter Bäder unfern eines ehemaligen Apollotempels, heute freilich weder von Göttern noch Menſchen, ſondern nur vom Vieh bewohnt. Hier lebte Saint-Pons, befreundet mit den Familien Manilius, Caſſius, Servilius, Valerius, Gabinus und Verus, und ſtarb endlich unter Valerians Regierung den Märtyrertod.

Seine Reliquien wurden 254 nach Thomières in das Languedoc gebracht, wo Raymond Pons, Graf von Toulouſe, ſpäterhin, d. h. 936, ein Kloſter zu Ehren dieſes Heiligen ſtiftete. Von dieſer Zeit an geſchah Aehnliches auch in manchen Gegenden der Provence. Doch ſein hieſiges Kloſter kam erſt im J. 1205 auf Koſten einer Ritterdame Garſende zu Stande. Um ſo glücklicher indeß, denn die Gebäude wurden auf ſolche Weiſe in den ſchönen Tagen gothiſcher Baukunſt vollendet, und tragen, obwohl mehr noch durch frühere Sorgloſigkeit und den Terreur der Revolution, als durch den Zahn der Zeit angetaſtet, gegenwärtig noch den Stempel frommer Genialität, der jener Architektur eben ſo aufgedrückt zu ſeyn und inne zu wohnen ſcheint, wie etwa dem Frühlinge Zephyr und Blumenreiz, wie dem Herbſte Traubenluſt und maleriſche Landſchaftsfärbung. Mit der Romantik der hieſigen Natur begnügten ſich die Ciſtercienſer-Nonnen dieſes Kloſters bis um die Mitte des 15ten Jahrhunderts, dann aber brach auch hier üppiges Leben herein.

Mehr als Eine ſchwache Eva fand ſich damals in ſolch irdiſchem Paradieſe, und der Unfug nahm ſo ſehr überhand, daß die Nonnen auszuwandern gezwungen wurden, und ſich nach Hyères wenden mußten, wo ſie es in St. Pierre de la Manarre nicht chriſtlicher, ſondern nur ſchlauer trieben als zuvor. Seit jener Verbannung brach St. Pons in Trümmer zuſammen; von der gothiſchen Kloſterkirche ſteht heute nur das rechte Seitenſchiff, aber ſo groß und mächtig, daß man die Burgruine des Oybin unſern Zittau vor ſich zu ſehen glaubt, und mit Mauern, zwiſchen deren Riſſen und Spalten ſtarke Bäume hervorgewachſen ſind. — Eh' ich von dieſem Kirchenweſen ſchweige, will ich noch an jenen zweiten Heiligen Pons erinnern, der, nebſtbei als Pierre Barthélemy bezeichnet, in Marſeille geboren wurde und dem erſten Kreuzzuge als Prieſter beiwohnte. Er war es, welcher Longinus' Lanze entdeckte, womit des Heilands Leichnam durchbohrt worden, deſſen Blut dann St. Johannes im Becher des heil. Grabes auffing, in jenem überheiligen Gefäße, dem zu Ehren auf den Pyrenäenabhängen der Montſalvatſch mit ſeinen Architektur- und ſonſtigen Wundern emporſtieg, wie dieß ſo herrlich in Wolfram v. Eſchenbachs Titurel beſungen iſt.

So wie die Pariſer Welt ins Thal von Montmorency ſtrömt, ſo und noch mehr findet ſich an Sonn- und Feſttagen Marſeille's ſinnige Bevölkerung im Thale von St. Pons und in Gemenos ein; auf ſolche Weiſe und zwar mit vollſtem Rechte ganz den Geſchmack ihres ehemaligen Präfecten, des trefflichen Grafen von Villeneuve, theilend, der in ſeiner Statiſtik des Departements der Rhonemündungen ſchrieb: St. Pons est un des lieux les plus remarquables et, sans nul doute, le paysage le plus intéressant de tout le Midi.

Um den hieſigen Rieſenquell, denn er iſt koloſſal, haben gegenwärtig, ſeit Venus und alle ſpätern Venuskinder den Hain verlaſſen, zwar keine Liebesgötter mehr ihren Sitz; aber Tauſende von Nachtigallen, welche unermüdlicher trillern und ſchmettern als Malibran, Perſiani, Garcia, als Löwe und Schröder-Devrient. Auffallend bleibt es jedoch, daß man zu Anfang des Sommers 1835, d. h. zur Zeit, als die Cholera in dieſen Gegenden herrſchte, keine einzige Nachtigall weder hier noch in Gemenos und den angränzenden Thälern der Huveaune bemerkte. Höher auf den Bergen aber, ja ſchon auf den Hü-

geln der Sambuque hatten ſie ihre gewohnten Standorte nicht verlaſſen, und waren nicht in geringerer Sängerzahl verſammelt als gewöhnlich.

Hinter der Cascade zieht ſich zwiſchen prächtigen Felswänden dichte Gebirgswaldung empor, die allmählich einen etwas mehr nordiſchen Charakter anzunehmen beginnt. Der romantiſche Weg bleibt noch länger als eine Stunde breit und bequem, wird aber dann zum Fußſteige, der an Getreid-, Sägemühlen und Wieſenſtrecken vorüberführt, in überraſchenden Windungen, die ſtets Neues, Ungewöhnliches zeigen, der über giganteſche Felsterraſſen und endlich ſteil anſteigend bis an den Fuß der ſogenannten, noch in die Wolken emporragenden Baou de Bretagne leitet, und von ihr dann über die einſtige Seefläche des Plan d'Aups nach der Magdalenengrotte von Sainte-Baume. Die Baou oder Felſenmaſſe von Bretagne gleicht einer ſchwerfälligen Befeſtigung, an Sachſens Lilien- und Sonnenſtein erinnernd, mit Cyclopenmauern, einem von Titanen gebauten Bollwerke. Steht der Wanderer auf ihrer Plattform, 900 Metres über dem nahen Meeresſpiegel, ſo ſchaudert er beim Anblick des Abgrundes, der unter ihm gähnt. Es iſt ein Seitenſtück zur Mayrewand am Rhonegletſcher, und nicht ganz ſo ſchwindelerregend wie die majeſtätiſche Naturſteintreppe der Gemmiwand, die, wie durch Geiſterhand gehalten, in Alpenluft über den Leukerbädern zu ſchweben ſcheint.

Iran.

2. Neuere Verhältniſſe. — Khorafan.

(Fortſetzung.)

Die Verhandlungen über Herat bilden nur die eine und zwar nicht die intereſſanteſte Seite dieſer Angelegenheit, wie es ſcheint, weil die ruſſiſchen Emiſſäre in Perſien ihr Benehmen beſſer zu verſchleiern wußten, als die in Kabul. Vor Allem iſt zu bemerken, daß hier drei aſiatiſche Mächte in Frage kommen, nämlich Afghaniſtan, Bukhara und Perſien. Die beiden erſten fürchteten die perſiſche Macht und den perſiſchen Ehrgeiz, und waren nicht ſehr geneigt, mit Perſien in Unterhandlung und Verbindung zu treten. Schon im Jahre 1836, als Mohammed Schah nur gegen die Turkomanen bei Aſtrabad zog, fand bereits ein Bündniß zwiſchen Bukhara und dem Fürſten von Kabul ſtatt, welcher letztere mit Geld und Truppen unterſtützt werden ſollte. Aus dieſem Bündniß entſprang fürs erſte der Wunſch, den Usbekenhäuptling von Balkh, der gewöhnlich zu Khunduz ſeinen Sitz hatte, und alſo zwiſchen Kabul und Bukhara gelagert war, zu vernichten, was aber nicht gelungen zu ſeyn ſcheint. Dagegen wurde Doſt Mohammed durch das aus Bukhara erhaltene Geld in den Stand geſetzt, eine Armee gegen Randſchit Singh auf die Beine zu bringen und zu unterhalten, was eine Niederlage der Sikhs in der Umgegend von Peſchawer zur Folge hatte. Ehe dieſes Bündniß mit Bukhara völlig in Ausführung gebracht war, hatte Doſt Mohammed, weil er von den Sikhs hart bedrängt wurde, ſich an Perſien gewendet, dem Schah ſeine Unterwürfigkeit bezeugt, und um Hülfe gegen die ungläubigen Sikhs gebeten, welche ihm auch zugeſagt, aber wegen Mangel an Kräften nicht geleiſtet wurde. Es handelte ſich nun für Rußland darum, Bukhara und Kabul auf der einen, Perſien auf der andern Seite zu einem gemeinſamen Ziele zu leiten, die Beſorgniſſe von Kabul und Bukhara vor den perſiſchen Anſprüchen zu beſchwichtigen, und Perſien ſelbſt in dieſer Beziehung auf einen mildern Ton zu ſtimmen. Daraus erklärte ſich der Umſtand, daß der ruſſiſche Geſandte am perſiſchen Hofe nicht immer gleich eifrig war, den Angriff gegen Herat zu befördern.

Natürlich war dieſes Verſtändniß Doſt Mohammeds mit Perſien auf der einen und Bukhara auf der andern Seite den Engländern kein Geheimniß, und der bekannte Capitän Burnes erhielt ſchon im Jahre 1836 den Auftrag, ſobald die Handelsverhältniſſe des Indus geordnet ſeyen, ſich nach Kabul zu begeben, angeblich um dort über den brittiſchen Handel zu wachen. Indeſſen war er ſchnell, wie aus ſeinen ſpäter veröffentlichten Berichten hervorgeht, tief in politiſche Unterhandlungen verwickelt. Doſt Mohammed ſchrieb an den Generalgouverneur Lord Auckland, und verſicherte ihn ſeines Wunſches, mit den Britten in Freundſchaft und Bundesgenoſſenſchaft zu bleiben. Dieß mochte fürs erſte ernſtlich gemeint ſeyn, weil er ſtets in Furcht vor den Perſern lebte, und ſein Bruder in Kandahar, mit welchem er von alter Zeit her nicht in gutem Vernehmen ſtand, bereits einen perſiſchen Geſandten offen an ſeinen Hof aufgenommen hatte. Unter dem 23 December 1837 aber meldete Burnes dem Generalgouverneur, daß unter ruſſiſcher Mitwirkung zwiſchen Kandahar und Perſien ein Vertrag geſchloſſen worden, und ein ruſſiſcher Unterhändler, der bekannte Capitän Witkewitſch, in Kabul angekommen ſey. Ein gleichfalls zur Kenntniß der engliſchen Regierung gekommener Brief eines Agenten von Doſt Mohammed meldet dieſem, daß ein ruſſiſcher Abgeordneter zu Randſchit Singh gehen werde, um ihn aufzufordern, Peſchawer zu räumen (welches derſelbe ſeit dem Zuge Schah Schudſcha's beſetzt hielt); im Weigerungsfall werde er von Perſien angegriffen werden. Die betreffende Stelle des Briefs lautet folgendermaßen: „der ruſſiſche Geſandte, welcher ſtets bei dem Schah iſt, hat einen Brief eingeſendet, den ich hier anſchließe; das Weſentliche ſeines mündlichen Auftrags an Sie iſt, daß wenn der Schah Alles liefert, was Sie bedürfen, es um ſo beſſer iſt; wenn nicht, ſo wird die ruſſiſche Regierung Sie mit allem Nöthigen verſehen.“ Der Zweck dieſes Schreibens und dieſer Unterhandlung überhaupt geht ſichtlich dahin, den Afghanenfürſten durch die Ausſicht auf die Wiedereroberung von Peſchawer zu locken, und den ohnehin unverſöhnlichen Bruch mit Randſchit Singh ſo zu erweitern, daß es den Engländern unmöglich würde, hier eine Abhülfe zu treffen. Zugleich gab man eine Art Garantie gegen die Anſprüche Perſiens, und Lieutenant Leech, der von Burnes nach Kandahar geſchickt worden war, meldete, der dortige ruſſiſche Emiſſär fordere den Fürſten von Kandahar auf, gegen die Sikhs zu marſchiren, habe zu dieſem Ende Geld verſprochen und die Verſicherung gegeben, daß Rußland während eines ſolchen Kampfes Perſien zur Ruhe verweiſen werde. Ein aufgefangener Brief

des Capitäns Witkewitsch an den russischen Botschafter am persischen Hofe vom Julius 1838, der gleichfalls von der englischen Regierung unter den sogenannten indischen Papieren bekannt gemacht wurde, läßt hierüber keinen Zweifel. Die augenscheinliche Tendenz aller dieser Bemühungen war, Herat, diese einzige noch übrige Besitzung der Siduseifamilie, in die Hände Persiens zu bringen, und die ganze Macht der Pareksei's in eine consistente Masse zu vereinigen, zu dem ostensibeln Zweck, Peschawer wieder zu erobern, und die Macht der Sikhs über den Indus zurückzuwerfen. Dieß war für England von der höchsten Bedeutung, denn sobald die Macht der Sikhs gebrochen war, stand wieder allen mohammedanischen Intriguen in Indien, und allen afghanischen Einfällen Thür und Thor offen.

Wie wohl berechnet es von Seiten Rußlands gewesen, den afghanischen Häuptlingen Peschawer als Lockspeise vorzuhalten, ergab sich aus dem Verlauf der Unterhandlungen, denn alle Versuche zu einer friedlichen Beilegung scheiterten an diesem Punkt. Die Provinz Peschawer war schon seit längerer Zeit an Randschit Singh tributbar, aber im Jahre 1834 bei Gelegenheit von Schah Schudscha's Zug gegen Kandahar hatte er sich desselben ganz bemächtigt, was den Haß und die Feindseligkeiten der Afghanen gegen ihn immer mehr steigerte. Unaufhörliche Anfälle erfolgten, und im Jahre 1837 hatte, wie oben erwähnt, Dost Mohammed eine Armee zusammengebracht, mit welcher er die Sikhs in der Nähe von Peschawer am ersten Mai dieses Jahrs auf das Haupt schlug. Dennoch behaupteten sich die Sikhs in der Stadt selbst, und Dost Mohammed zog wieder gegen die Berge zurück. So wie die Sachen einmal standen, war keine Uebereinkunft zwischen den Sikhs und Afghanen mehr möglich; Randschit Singh mußte entweder die Afghanen von Peschawer aus im Zaum halten, oder, wenn er Peschawer aufgab, wurde er über den Indus zurückgeworfen, und konnte dann auf die Treue seiner mohammedanischen Unterthanen, welche die Zahl seiner Sikhs bei weitem überwog, keinen Augenblick mehr rechnen. England konnte also auch nicht auf eine Zurückgabe Peschawers bei Randschit Singh dringen, und eine Uebereinkunft war somit nicht möglich. Wahrscheinlich war auch der Streit über Peschawer nur ein Vorwand, um die Einmischung der Engländer in diese Angelegenheiten auf eine gute Art abzulehnen. Burnes scheint diesen Stand der Dinge vollkommen erkannt zu haben, und obwohl er das Hoffnungslose aller weitern Verhandlungen einsah, so setzte er dieselben dennoch fort, weil schon seine bloße Gegenwart in Kabul Uneinigkeit unter den Großen des Staats veranlaßte und den Einfluß von Witkewitsch zum Theil vernichtete. So erreichte er, daß die Truppen von Kabul gerade in dem gefährlichsten Augenblick nicht gegen Herat zogen, um die Perser im Angriff der Stadt zu unterstützen, obwohl der persische und der russische Abgesandte aufs stärkste in Dost Mohammed drangen; dieß geschah in einem Zeitpunkt, wo eine Vermehrung der persischen Macht vor Herat den Fall dieser Stadt unvermeidlich gemacht hätte.

Sobald Burnes erfuhr, daß es um Herat nicht mehr so schlecht stehe, und daß es der Belagerung widerstehen würde, so entschloß er sich, die Unterhandlung zum Schluß zu bringen. Vorher aber, im April des vorigen Jahres, als die Fürsten von Kandahar und Kabul den Fall von Herat als höchst wahrscheinlich betrachteten, besprachen sie sich noch mit Burnes über die Hauptpunkte des Streits, und verlangten vor Allem eine sichere Stellung gegen die persische Macht, boten ihm in einer Unterredung an, mit Randschit Singh durch den Generalgouverneur von Indien in Unterhandlung zu treten, Witkewitsch zu entlassen, und allen Verkehr mit Persern und Russen aufzugeben. Dagegen forderten sie ein directes Versprechen, sie gegen Persien zu schützen. Dieß Versprechen aber konnte Burnes nicht geben, und erwiederte bloß, Lieutenant Leech befinde sich zu Kandahar auf seinen Befehl und mit dem Gutheißen des Generalgouverneurs. Hierauf erwiederten die Fürsten: „Dieß mag ganz richtig seyn, aber ein mächtiger Feind bedroht uns, und wenn ihr bloß solche allgemeine Ausdrücke braucht, und nichts thut, als Hrn. Leech nach Kandahar schicken, so müssen wir selbst Maaßregeln ergreifen, um uns auf die möglich beste Weise zu schützen." Vier Tage nach dieser Unterredung kamen Abgeordnete der Fürsten abermals zu Burnes, und der Sprecher derselben äußerte sich sehr klar und bestimmt folgendermaßen: „Es ist augenscheinlich, daß dieß kein Streit mehr zwischen einem Stamm und dem andern ist, sondern Rußland und Persien stehen gegen England und die Sikhs; denn Capitän Witkewitsch hat dem Fürsten öffentlich erklärt, daß die Interessen des Kaisers und des Schahs dieselben seyen, und obwohl wir dem Schah selbst nicht trauen, so können wir uns doch sicher auf Rußland verlassen." Burnes konnte die gewünschte Garantie nicht geben, und so war die nothwendige Folge, daß die beiden Fürsten sich völlig in die Arme Rußlands warfen. Dem englischen Abgesandten blieb nun nichts Anderes übrig, als sich zu verabschieden, der russische Abgeordnete wurde offen und ehrenvoll aufgenommen und beide Fürsten wandten sich schriftlich an den Kaiser.

(Schluß folgt.)

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Geographisches.

Wir waren bisher bis zum Rio Cuabo gekommen, und gehen nun an der Küste weiter nördlich von der Villa de Quillimane hinauf bis zur Landspitze, Bajona genannt, welche Mozambique gegenüberliegt, und die halbmondförmige Bai von Mocambo bildet, wo sich stets eine Menge Wallfische aufzuhalten pflegen. Nach dem Innern des Landes erstreckt sich das Reich Macua mit denen von Manrusa und Mongala bis zur Spitze des Cap Delgado. Auf der ganzen Erstreckung von Quillimane bis Bajona, welches 60 Legoas beträgt, findet man nur den Hafen von Quizungo, der unter dem 17ten Grad südlicher Breite liegt. Dieser ganze Landstrich ist von Kaffern bewohnt, die unter verschiedenen Regulos stehen und nur wenigen Handel treiben. Längs der Küste liegen mehrere Inseln, unter andern die von Angore, welche eine Inselgruppe bilden und von schwarzen Arabern bewohnt werden, beherrscht von einem Sultan, der stets von den Magnaten unter den Neveus des Verstorbenen und zwar aus der weiblichen Linie gewählt wird, und in seiner königlichen Würde von dem portugiesischen Gou-

vernement Mozambique bestätigt wird, eben so wie der Schah oder Beherrscher des Archipelagus von Mojuncal. Zwischen den beiden Landspitzen Bajona und Quitangonha breitet sich die Bai von Mozambique aus mit der Insel und der darauf liegenden Stadt gleichen Namens, welche unter dem 15ten Grad und 8 Minuten südlicher Breite liegt. Sie ist mit ihrem Districte der beste Landstrich der portugiesischen Besitzungen in Ostafrika; daran gränzen die Besitzungen der drei Regulos von Maurusa, Ituculo und Cirato. Das Territorium landeinwärts gehört zum Reiche Macua, welches ehedem das mächtigste in Ostafrika war. Die Häuptlinge, Xeques, Schahs, oder wie man sie sonst nennen will, dieser Länder sind Mauren, leben ganz unabhängig und ihre Regierungsform ist ganz monarchisch, sie sind Herren über Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen. Sie haben ihre Großen des Reichs und einen Hofstaat; die Thronfolge geht auf den Neven weiblicher Linie über, der gleichsam Adjutant während Lebzeiten des Onkels ist, die Großen wählen aber einen andern, wenn dieser sich feig benimmt. Die Bestätigung aller dieser Xeques geschieht von dem Gouvernement in Mozambique, und beziehen alsdann auch von da den Sold eines Capitäns, der Nachfolger, Adjutant, aber den eines Lieutenants. Diese Xeques sind Nachfolger derer, denen das Land eigenthümlich zugehörte, zur Zeit, als die Portugiesen hier Besitz nahmen und die sich ihnen unterwarfen. Man ließ ihnen den Nießbrauch ihrer Besitzungen mit der Bedingung, den Portugiesen gegen die Feinde des Innern oder auch von außen beizustehen, und die genannten Xeques sind auch wirklich die steten Wächter zur Vertheidigung des Landes gegen die Einfälle der Kaffern, sowohl zu Land als zu Wasser, und sind noch stets den Portugiesen treu ergeben gewesen.

Gehen wir nun zu einigen nähern Bezeichnungen der Hauptpunkte dieser afrikanischen Besitzungen über, wozu besonders der District des Rio de Sena und die Villa de Quillimane gehört, die jetzt auch unter dem Namen Villa de S. Martinho bekannt ist. Sie liegt unter dem 18ten Grad 11 Minuten südlicher Breite und 6 Legoas aufwärts der engen Mündung des Flusses. — Dieser Flecken verdankt seine Entstehung, wie alle andern, dem Handel, und eine Factorei war das erste, was man hier stiftete. An Armuth, Entvölkerung, schlechter Verwaltung aller Zweige kommt sie mit allen übrigen portugiesisch-afrikanischen Villas ganz überein. Das Territorium von Quillimane ist sumpfig und von vielen Gewässern durchschnitten, dabei schattig und fruchtbar, das Klima aber und das schlechte Wasser höchst ungesund.

Quillimane ist wegen seiner Localität einer der wichtigsten Orte für den Handel des Districtes von Rio Sena, denn es ist der einzige Hafen, von wo aus die Waaren flußaufwärts ins Land gesendet werden können, und eben so wieder für die Ausfuhr nach Mozambique. Früher war es integrirender Theil des Gouvernements von Mozambique, und hatte einen Commandanten mit dem Titel eines Capitao Mor, der unter dem Gouverneur von Sena stand, welcher ebenfalls von dem Generalgouverneur von Mozambique ernannt und abhängig war. Dieser Commandant war nun Alles in Allem, Civil- und Criminalrichter, so wie Finanz-Factor, und wenn er mit dem Gouverneur von Sena in Einverständniß lebte, wie dieses meistens der Fall war, weil es so ihre Particulär-Interessen mit sich brachten, so konnte Niemand neben ihnen bestehen, sie hatten den Alleinhandel, und es würde ein vergebliches Bemühen Anderer gewesen seyn, etwas davon abzubekommen. Nach der Erhebung zur Villa und nachdem man dem Capitao die Jurisdiction genommen, änderte sich dieses zwar in etwas, allein besser wurde es nicht. Der König D. Joao VI machte endlich aus Quillimane ein besonderes Gouvernement, so daß die Beamten, diese kleinen Paschas, besser beaufsichtigt und keinen so großen Druck mehr sowohl auf die Unterthanen, als auch auf die Regulos ausüben konnten.

Ungeachtet Quillimane nach Mozambique der wichtigste Hafen für die afrikanischen Besitzungen ist, so besitzt diese Villa keinerlei Art von Befestigungen gegen irgend einen Angriff. Sie ist überdieß so ärmlich, daß sie nicht einmal ein Rathhaus, noch ein Gefängniß, noch ein Zollhaus hat. Uebrigens hat sie eine Compagnie Soldaten zur Garnison von 60 Mann, mit einem Capitän und Lieutenant, auch soll sie ein Milizregiment stellen, was aber außer den Officieren nur aus 75 Mann besteht und aus dem schlechtesten Gesindel zusammengesetzt ist. Die ganze Bevölkerung der Villa besteht aus 180 Bewohnern, die sich zum Christenthum bekennen, unter denen 56 Männer, 54 minderjährige Knaben, 58 Weiber und 40 minderjährige Mädchen sind. Die meisten von ihnen sind aus Goa und Damao, nur wenige sind Europäer. Soldaten der ersten und zweiten Linie sind hierin nicht mitgerechnet, da diese aus Negern, Mauren und Mestizen bestehen. Unter den Linientruppen zählte man im Jahre 1835 nur 10 Portugiesen, unter den Milizen nicht einen, übrigens haben diese auch weder Waffen noch Uniformen. Die Kaffern, welche zu den Milizen gehören, bedienen sich als Waffen der Bogen und Pfeile, der Azagaien (Spieße) und kleiner Beile. — Der Häuser, die aus Lehm gebaut und mit Ziegeln gedeckt sind, zählt die Villa 58, und außerdem 54 Strohhütten; nur zwei steinerne Häuser auf europäische Art gebaut zeichnen sich darunter aus. Der District der Villa ist in 38 Besitzungen getheilt, und diese von Kaffern bewohnt, die man ungeachtet ihres Vagabundenlebens als Leibeigene behandeln möchte, sie selbst verkauft, was denn auch den Hauptgrund abgibt, daß dieser District fast ganz entvölkert ist.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Mammuthknochen in der Nordsee. Die Fischer an der Ostküste von England werden in ihren Arbeiten häufig durch große Rollsteine und Knochen von Säugethieren gehindert, die sich in ihr Netzwerk verwickeln, und um ihren Fischgrund davon rein zu halten, bringen sie diese Massen ans Ufer. Ein Capitän Martin, der zu Ramsgate wohnt, hat diese thierischen Ueberreste gesammelt, welche hauptsächlich aus Stoßzähnen, gewöhnlichen Zähnen und Knochen vom Mastodon bestehen. Man erhielt sie zwischen Dungeneß und Boulogne, Dover und Calais, und zwischen Yarmouth und der Küste von Holland; Capitän Martin bemerkt, daß man sie in tiefern Gründen oder unterseeischen Thälern finde. Auch die Rollsteine sind in solchen Niederungen angehäuft.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 85 u. 86** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Philarete Chasles, über die gegenwärtige englische Literatur. — Proben aus dem Drama: Der Alchimist. Drama in fünf Aufzügen. — Der englische Ernst und das französische Vaudeville.**

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 209.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

28 Julius 1839.

Wolfert's Rooſt.

(Nach Waſhington Irvings „Crayon Papers“ (Bleiſtiftzeichnungen).

Irving, der bekannte Humoriſt und treffliche Skizzenzeichner, gibt unter dem obigen Titel eine hiſtoriſche Beſchreibung einer Gegend ſeines Vaterlandes am Hudſon. Diejenigen unſerer Leſer, welche ſein „Skizzenbuch aus Bracebridge-Hall“ kennen, werden ſich erinnern, daß er alle ſeine Legenden nur der Zeit der holländiſchen Beſitznahme der Länder am Hudſon, den Schriften oder Erzählungen des Dieterich Knickerbocker zu verdanken zu haben vorgibt. Im Eingang obiger Erzählung nennt er dieſen Knickerbocker den Freund ſeiner Jugend, der, um den Reſt ſeiner Tage in Ruhe zu verleben, die alte holländiſche Beſitzung Wolferts Rooſt erkauft, doch unter dem tyranniſchen Scepter einer keifenden Frau ſich nun damit erholt habe, dem Knaben Irving ſeine alten Chroniken und Legenden vorzuleſen oder zu erzählen. Später habe ſich Irving von ihm getrennt, um fremde Länder zu ſehen, und als er wiedergekehrt ſey, habe er ſeinen alten Freund nicht mehr gefunden. Zu ſeiner Erinnerung aber habe er das Haus „Wolferts Rooſt“ an ſich gekauft, und gebe jetzt ſeine Geſchichte, die er alſo erzählt.

„Fünfundzwanzig Meilen ungefähr von der alten und berühmten Stadt Manhattan, früher New-Amſterdam, jetzt New-York genannt, an dem öſtlichen Ufer derjenigen Ausdehnung des Hudſon, welche die holländiſchen Seeleute früherer Zeit Tappan Zee nannten, in der That das große mittelländiſche Meer von Neu-Niederland, ſteht ein kleines, altmodiſches, ſteinernes Gebäude, ganz aus Giebeln zuſammengeſetzt, und ſo voller Winkel und Ecken, wie ein alter aufgekrempter Hut.

Sein Urſprung geht weit zurück in die ferne Gegend, die man gemeiniglich das fabelhafte Zeitalter nennt, in dem eine gewöhnliche Thatſache zur Hieroglyphe und mit ergötzlicher Dichtung ausgemalt wird. In jenen Tagen war die öſtliche Küſte des Tappan Zee von einem unverbildeten Geſchlechte bewohnt, das ganz in Einfalt der Natur lebte, d. h. vom Jagen und Fiſchen, und ſich zuweilen mit ein wenig Todtſchlagen und Scalpiren beluſtigte. Jeder Strom, der von den Gebirgen nach dem Hudſon ſtrömte, hatte ſeinen kleinen Satſchem, der über eine Handbreit Wald auf beiden Seiten des Fluſſes herrſchte, und ſeinen Sitz an der Mündung hatte. Der Häuptling, der in jenem Gebäude herrſchte, das ſpäter Wolfert's Rooſt genannt wurde, war nicht allein Krieger, ſondern auch Arzt, oder ein Prophet, ein Beſchwörer, was bei den Indianern daſſelbe bedeutet. Von ſeiner Kriegsluſt zeugen die Waffen, die noch immer um den Rooſt ausgegraben werden; von ſeiner Zaubermacht gibt eine Quelle Zeugniß, die am Fuß des Ufers dicht am Fluſſe hervorſprudelt, und die er mit verjüngenden Kräften ſoll begabt haben, faſt wie die berühmte Quelle der Jugend in den Floridas, nach welcher der alte Ponze de Leon ſo vergeblich ſuchte. Doch widerſprechen dem die Sagen der Holländer, die erzählen, die Quelle ſey von Femmetie van Blarcom, Frau des Gooſen Garret von Blarcom, eines der erſten Anſiedler, von Holland in einem Butterfaß eingeſchmuggelt worden, indem ſie dieſelbe bei Nacht, ohne Wiſſen ihres Gemahls, aus der Nähe ihres Landhauſes bei Rotterdam mitnahm, da ſie gewiß war, im neuen Lande kein ſolches Waſſer zu finden — und ſie hatte Recht.

Der Zauberer hatte eine große Leidenſchaft für ſtrittige Gebietsfragen und Beſtimmung der Gränzlinie, wodurch er in ſtäten Streit mit den andern Satſchems kam, denn jedes kleine Flüßchen hatte ſeinen Häuptling, der ſeine Handbreit Land kräftig vertheidigte. Doch unſer Satſchem war auch Zauberer, und ſo brachte er es hier mit Streit, dort mit ſeinem Hocus-Pocus dahin, daß endlich alles Land mit Bergen und Thälern, hellen Quellen und klaren Bächen, das von den labyrinthiſchen Windungen des Neperan und Pocantico eingeſchloſſen wird, ihn als Herrn erkannte.

Beſonders ſchwierig war die Beſitznahme des letztern Stromes oder des Thales, das er durchfließt, und vielfach und blutig waren die Kämpfe, die er mit dem furchtbaren Satſchem von Sing-Sing zu beſtehen hatte, und innig bedaure ich, daß ich denen meiner freundlichen Leſer, welche blutdürſtig im Roman an Mord und Todtſchlag ſich erfreuen, nichts Näheres von dieſen Schlachten, Hinterhalten, Ueberfällen und Würgſcenen

erzählen kann. Endlich blieb der Zauberer Sieger, doch schrieb man seinen Sieg mehr einer Arzenei oder großem Zauber bei, wodurch der Satschem Sing-Sing mit seinen Kriegern in den Schluchten und Felsen des Thales in Schlaf gebracht wurden, wo sie bis auf den heutigen Tag schlafen, woher auch das Thal des Pocantico die Benennung des „Sleepy Hollow" führt. Oft hört der Landmann in abgeschlossenen, ruhigen Theilen des Thales an sonnigen Tagen, wenn er seine Pflugstiere zur Arbeit antreibt, verwundert von den Bergen her schwaches Rufen, das von den bezauberten Kriegern herrührt, die halb erwachend aufschrecken, und nach ihren Waffen greifen, doch wieder in Schlaf zurücksinken.

Die Eroberung des Pocantico war die letzte des Zauberers, denn trotz seines Zaubers fiel er im Gefecht, als er seine Gränze gegen Osten ausdehnen wollte, und sein Grab zeigt man noch an den Ufern des Sprain. Doch hinterließ er seinen Nachfolgern ein mächtiges Reich, das die Besitzer des Rooſt immer noch aufsprechen können, wenn jedem sein Recht wurde.

Dem Zauberer folgte eine lange Reihe von Häuptlingen, doch nur der Letzte von ihnen ist merkwürdig, weil er Alles, was sein Ahnherr durch Zauberspruch und Krieg entschied, durch Essen und Trinken gewann. Er sorgte namentlich für die Vermehrung der Austernlager, und alle die, welche noch jetzt längs der Küste der Tappan Zee existiren, sind von ihm errichtet. Entstand ein Streit zwischen ihm und seinen Nachbarn, so lud er sie alle zu einem großen Festmahl, und selten blieb die Sache unentschieden. Die ungeheuren Haufen von Austerschalen, welche die hohen Ufer des Flusses bedecken, sind eben so viel Denkmale seiner gastronomischen Siege, und sind irrthümlich von Geologen als Beweise der Sündfluth angeführt worden. Neuere Forscher in unserer früheren Geschichte haben sogar gefunden, daß er dieselbe Person war, mit der Master Hendrick Hudson und sein Genosse Robert Jnet den klugen Versuch machten, und ihn auf ihr Schiff nahmen, wo sie ihn so mit Wein und Aquavit anfüllten, daß sie Alle sehr lustig waren, um zu erfahren, wie weit er es ehrlich meine. Welche Versuche Master Hendrik und sein würdiger Gehülfe mit seiner Frau angestellt haben, die sich auch auf dem Schiffe befand, wird nicht erzählt, auch die moralischen Folgen dieses Experiments sind nicht bekannt. Nur so viel erzählt die Sage, daß der Satschem beim Landen seiner Frau einen tüchtigen Rippenstoß applicirt habe, nach der ehrlichen Sitte der Eingebornen, und daß er ein tüchtiger Trinker geblieben sey bis an seinen Tod, und seine Länder für Aquavit verhandelt habe, wodurch der Rooſt und seine Ländereien von Yonkers bis Sleepy Hollow in die Hände der Hollander gekommen sey.

Doch blieben sie nicht lange im ruhigen Besitz, denn im Jahre 1654 machten die schurkischen Yankees von Connecticut einen kühnen Einfall in die Nachbarschaft, und gründeten eine Colonie, Westchester genannt, oder nach den holländischen Berichten West-Dorp, worauf Thomas Pell behauptete, er habe das umliegende Land von den Jndianern gekauft. Dieß geschah unter der ritterlichen Regierung von Peter Stuyvesant, und erregte den Zorn dieses alten Helden, der, ohne weiter über Ansprüche und Urkunden zu streiten, mit einemmal auf das Nest der schurkischen Eindringlinge losfuhr, 25 von ihnen in Ketten zu den Manhattoes fortführte, und nicht eher ruhte mit seiner Hand und seinem hölzernen Beine, bis er die Yankees nach Connecticut zurückgetrieben oder sie gezwungen hatte, den Hochmögenden zu huldigen; und darauf errichtete er Vorposten, weit in das Land der Jndianer hinein, von denen einer Rooſt war. Doch gaben die Yankees das schöne Land nicht ganz auf, sondern leisteten die Huldigung, und setzten sich durch Verheurathung und Vermehrung und andere solche boshafte Mittel in den Besitz eines großen Landstrichs der Westchester Grafschaft, wo ihre Nachkommen längs dem Sund bis heutigen Tags gefunden werden können.

Als nun bald nach diesem Ereigniß die Engländer das Land unterwarfen, zog sich Wolfert Acker, einer der kampflustigen Räthe Peter Stuyvesants in diese Einöden zurück und nannte es Wolferts Rust (Wolferts Ruh), aus welcher Benennung denn Rooſt wurde. Doch fand der würdige Mann die gewünschte Ruhe hier nicht. Denn sein zänkisches Weib und, mehr als dieß, der erwachende Zauber des Landes trieben ihn unstät umher. Die Holländer zwar nagelten Pferdehufen an ihre Thüren, um den herumstreifenden Geistern zu wehren, und daher schreiben sich die Hufeisen, die man noch immer an den Thüren der Scheunen und Bauernhäuser dieser Gegend sehen kann. Doch schien es nicht viel zu helfen. Vermuthlich wurde Rooſt schwer heimgesucht, und Wolfert hatte keine Ruhe bei Tag und Nacht. Wenn das ganze Land ruhig war, so heulte und pfiff der Wind um sein Dach, Hexen schwärmten um seine Giebel und spien in seine Feueressen, seine Kühe gaben blutige Milch, die Pferde brachen aus ihren Ställen und liefen in die Wälder. Es fehlte nicht an Stimmen, die das Alles erklärten, daß Wolferts Frau im Einverständniß mit dem bösen Feinde sey, und daß sie sogar den Hexensabbath in Sleepy Hollow mitfeierte, ja ein Nachbar, der nahebei wohnte, versicherte, er habe das Weib auf einem Besenstiel reiten sehen, obgleich Andere behaupten, der Besenstiel sey nur von ihr geschwungen worden, um einer Redefigur in einer ihrer Gardinenpredigten mehr Nachdruck zu geben. Gewiß ist es, Wolfert Acker nagelte ein Hufeisen an die Außenthür während eines ihrer nächtlichen Ausflüge, doch da sie ohne Anstand ins Haus zurückkam, so konnte sie nicht so viel von einer Hexe haben, als man sagte.

Die nächste Zeit nach Wolfert Acker ist wenig bekannt und gehört zu den dunkeln Zeiten des Rooſt, vielleicht werfen die historischen Untersuchungen unserer antiquarischen Zeit ein helleres Licht auf sie. Von größerer Wichtigkeit ist für diese Wohnung des Friedens die Zeit des Revolutionskriegs, wo sie einen kriegerischen Charakter annahm. Jakob von Tessel oder van Terel war damals ihr Besitzer. Es war ein kräftiger, langer Mann, so kräftig an Geist wie am Körper, und wie die Satschems der alten Zeit herzlich den Abenteuern des Kriegs ergeben. Doch ehe wir von ihm sprechen können, müssen wir die Wohnung genauer beschreiben, was nächstens geschehen soll.

Iran.

2. Neuere Verhältnisse. — Khorasan.

(Schluß.)

Was sich so zwei Jahre lang in trägen Unterhandlungen hingeschleppt hatte, entwickelte sich nun, nachdem man sich so klar gegen einander ausgesprochen, sehr rasch. Was Schudscha im Jahre 1833 auf eigene Faust bei gleicher, aber noch minder entwickelter Lage versuchte, das wurde nun von den Engländern ernstlich unternommen. Jetzt war Schudschah nur noch die Puppe, der Vorwand, den man brauchte, um in Afghanistan einzudringen; ein Bündniß mit Randschit Singh wurde geschlossen, und die englische Armee begleitet von der, die man im Namen Schah Schudscha's zusammenbrachte, setzte sich in Bewegung. Das Erste für die Engländer war, sich des Induslaufes zu bemächtigen, und so war auch den Emirs von Sind das Todesurtheil gesprochen: sie mußten sich unterwerfen, und die englische Macht zog nun über den alten Strom, während Randschit Singh sich rüstete, von Peschawer aus tiefer in Afghanistan einzudringen; zum erstenmal wieder seit anderthalb Jahrtausenden, daß von Indien aus dem Umsichgreifen des persischen Stammes und des Muhammedanismus kräftig entgegengetreten wird.

Es kann für Persien im Allgemeinen nur wohlthätige Folgen haben; denn Perserstämme, die sich seit langem als kaum zu Iran gehörig betrachtet hatten, werden jetzt gezwungen, sich wiederum zu vereinigen, und nach einem gemeinsamen Ziele zu handeln. Westpersien, so gut wie Afghanistan und Beludschistan, sind gegen die Engländer und die Hindus in ihrem Gefolge in die Reihe getreten. Selbst Bukhara, so lange feindlich gegen Persien, hat sich jetzt aus Politik mit demselben verbunden, *) und steht jetzt als eine Art Mittelmacht zwischen Westpersien und Afghanistan da: das gemeinsame Schlachtfeld für alle, wenn sie sich befehden, ist Khorasan, gegenwärtig aber bedürfen sie einander zu sehr, um unter einander zu hadern, nur Herat steht allein da, ohne Hülfe, ohne Beistand. Den Angriffen Persiens und dem Hasse der übrigen afghanischen Fürsten aus der Barekzeifamilie ausgesetzt, allenthalben von Feinden oder falschen Freunden umrungen, ist Kamran, der ohnehin dem Grabe zuwankt, nicht im Stande, dem Sturm Widerstand zu leisten. Ist vollends eine neuere Nachricht wahr, daß sich Lieutenant Pottinger mit Kamrans erstem Minister überworfen hat, so möchte dieser, — und es kann wohl kein anderer seyn, als der früher schon erwähnte Yar Mohammed Khan, — leicht der gefährlichste Feind werden.

Die Engländer haben unaufhörlich die Sage wiederholt, Dost Mohammed werde sich nicht schlagen, sondern ohne Kampf den Thron an Schah Schudscha abtreten, allein die oben mitgetheilten Unterhandlungen lassen einen solchen Ausgang keineswegs als wahrscheinlich betrachten. Aber auch den Fall gesetzt, Dost Mohammed träte ab, oder würde von den Engländern dazu genöthigt, so würde doch Schah Schudscha's Herrschaft, oder vielmehr die Hrn. Macnaghtens, der zum Residenten an seinem Hofe, d. h., wie sich der Correspondent des Asiat. Journ. ausdrückt, zum Regenten von Afghanistan ernannt ist, nicht lange halten. Es wäre die kostspieligste Eroberung, welche England machen könnte; ohne Hoffnung, das afghanische Volk dauernd für sich zu gewinnen, von Bukhara und Persien her feindlich bedroht, müßte stets eine wohlgerüstete Armee dastehen, um das Land mit den Waffen zu behaupten. Jetzt erst fängt man an, über das Verhältniß der Engländer zu Randschit Singh klar zu sehen: er war das Bollwerk gegen die afghanischen Stämme, deren unbezwinglicher Kriegsgeist und Fanatismus die Engländer unaufhörlich beschäftigt hätte. Randschit Singhs Stellung hat ihnen den Dienst geleistet, die Afghanen fern zu halten: mit seinem Tode und in Folge des jetzigen Kriegszugs bricht diese Schranke nieder, und die Engländer werden bald zu ihrem Schaden finden, daß die unermüdlichen Reiterschaaren der Beludschen und Afghanen sehr beschwerliche Feinde sind. Der Kampf zwischen Indien und Persien, der schon im ersten Jahrhundert der Hedschra begann, aber seit Mahmud dem Ghaznaviden (1000 n. Chr.) jenen furchtbar zerstörenden Charakter annahm, der bis in die neuesten Zeiten, bis Schah Zeman fortdauerte, der noch in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts mit seinen Reiterschaaren bis vor Delhi streifte, hat eine neue Gestalt angenommen: die Hindus, von den Engländern geführt und unterstützt, dringen wieder vor, und es fragt sich, ob der Strom rückwärts gehen soll, wie in der spätern Zeit des baktrischen Reichs.

Im Westen blieb Persien in den letzten Jahrhunderten im Wesentlichen ungeändert, wenn gleich in den Kämpfen mit dem türkischen Reich die Gränzen wiederholt verrückt wurden. Die eigentliche Granze Persiens im Südosten, die Gebirge von Laristan, hat keinen Feind zu fürchten, jenseits derselben aber bis gegen den Euphrat hin schwankt die Bevölkerung: die Angesessenen sind Perser, Tadschiks, die Umherwandernden, Nomadischen sind Araber. Aber aufwärts macht der Tigris wieder die Gränze, und noch höher hinauf sind die Gebirge von Kurdistan hingelagert, die mit ihren trotzigen Bewohnern das persische Land zugleich schirmen und befehden. Nur die nordwestliche Ecke, nämlich Adserbeidschan, bietet einen sonderbaren Anblick dar durch das Ueberwiegen der Turkomanenbevölkerung; aber wenn nicht alle Zeichen trügen, so trägt der persische Stamm des Volks und die persische Bildung mehr und mehr über die turkomanische Rohheit den Sieg davon. Doch ist dieß ein Punkt, der wegen der Nähe der vielen Turkomanenstämme im

*) Bekanntlich soll der englische Oberst Stoddart dort gefangen zurückgehalten werden. Oberst Stoddart war der englischen Gesandtschaft in Persien zugegeben, und wurde zu verschiedenen Sendungen, unter Anderm auch von Hrn. M'Neil zu einer Sendung an Kamran benützt. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß er mit einer politischen Sendung nach Bukhara beauftragt wurde. Der Grund, weßhalb man ihn gefangen hält, läßt sich ziemlich errathen. Es ist wohl derselbe, weßhalb man die Eingänge nach Cabul von Süden her hermetisch geschlossen hat, so daß seit dem Anfang dieses Jahrs keine Nachricht über das was in Cabul vorging, mehr durchdrang. Oberst Stoddart mochte leicht in Bukhara den Mittelpunkt für manche politische Bewegungen der letzten Jahre finden, und darum darf auch nicht ein Brief von ihm nach Herat oder sonst wohin gelangen.

Norden noch häufig zu Zerwürfniſſen zwiſchen Rußland und Perſien Veranlaſſung geben wird, da das jetzige Bündniß unmöglich anders als temporär ſeyn kann.

Die erfreulichſte Ausſicht für Perſien öffnet ſich aber in Khorafan: ſo verworren es dort auch noch ausſieht, ſo läßt ſich doch unmöglich verkennen, daß die ſchlimmſte Zeit der Turkomaneneinfälle vorüber iſt. Wenn man erwägt, daß trotz der großen Erſchlaffung, in welcher Perſien ſich ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts befindet, doch ſchon einige Turkomanenſtämme räthlich befunden haben, ſich an Perſien anzuſchließen, und deſſen Oberherrſchaft anzuerkennen, wenn man bedenkt, daß auf die bloße Nachricht vom Anmarſch Abbas Mirza's die benachbarten Stämme die größte Furcht zeigten, ſo iſt alle Hoffnung vorhanden, daß den räuberiſchen Einbrüchen derſelben mehr und mehr ein Ziel geſetzt werden wird. Mehr bedarf es aber nicht, um die Umgegend von Herat, von Merw, Meſchhed u. ſ. w. in blühende Gärten zu verwandeln.

Wie auch der Kampf, welcher jetzt ſich entſpinnt, ausgehen mag, immerhin wird Perſien ſich zu größeren Anſtrengungen als bisher genöthigt ſehen; es wird mehr und mehr den europäiſchen Einrichtungen die Thore öffnen, und die feine Bildung, welche ſeit dem erſten Sofi die Perſer geiſtig über ihre Nachbarn hob, wird gleichfalls hierzu das Ihrige beitragen. Der Anfang zur europäiſchen Disciplinirung iſt gemacht; was Perſiens Herrſcher ſelbſt nicht thun, werden vielleicht Ruſſen und Engländer thun, wovon die letzten ſchon genau berechnet haben, was perſiſche disciplinirte Truppen koſten können. Iſt aber einmal ein tüchtiger Stamm disciplinirter Mannſchaft vorhanden, ſo wird der Schah mehr und mehr ſein Uebergewicht über die wandernden Kriegerſtämme begründen und die innere Ruhe erhalten, die faſt allein hinreicht, um Perſien zu heben.

Reiſe ruſſiſcher Künſtler auf der Wolga.

Petersburg, Junius.

Die Gebrüder Tſchernezow, beide Landſchaftsmaler und Akademiſten in der hieſigen Akademie der Künſte, ſind vor wenigen Wochen erſt von einer Kunſtreiſe durch Rußland wieder hieher zurückgekehrt, die bei uns eben ſo neu in ihrer Art, als reich an mannichfaltiger Ausbeute für ihre Unternehmer geweſen iſt. Von einem unſerer vermögenden Mäcene mit den zu dieſer koſtſpieligen Reiſe erforderlichen Mitteln verſehen, begaben ſie ſich im April vergangenen Jahres von hier nach Rybinsk, einem Kreisſtädtchen im Gouvernement Jaroslaw. Hier erſtanden ſie ein eigenes Fahrzeug, richteten es ganz für ihre Bedürfniſſe ein, und zwar in Form eines Hauſes, mit Fenſtern, einem Küchenherd, Tiſchen zum Zeichnen, Haus- und Künſtlergeräth verſehen, engagirten zur Führung des Fahrzeuges einen Lootſen mit mehrern Ruderern, verſahen es mit einem Segel und Rudern, und traten ſo am 5 Junius, immer der Strömung der Wolga folgend, die Reiſe an. Die Wolga, der Hauptſtrom des europäiſchen Rußlands, welchem die Binnenſchifffahrt und innere Induſtrie ihr regſtes Leben verdankt, iſt an ihren Ufern, die ſich über 5000 Werſte ausdehnen, reich an ſchönen maleriſchen Gegenden, die ſchon längſt den Künſtlerpinſel erwarteten. Die Brüder Tſchernezow, beide aus den von ihnen jetzt bereiſten Wolgagegenden gebürtig, die ſchon lange die Ausführung dieſes Lieblingswunſches nährten, haben zuerſt dieſe ſchwierige Aufgabe gelöſt, nur, wie es ſcheint, zu ſehr im Detail. Der reiche Inhalt ihrer Collectionen enthält Anſichten von allen Städten und Landſchaften, die an beiden Ufern mehrberegten Stromes liegen, nächſtdem an 500 Plane, Abriſſe und Zeichnungen von Alterthümern, Coſtumen, an 80 in Oelfarben aufgetragene Skizzen. Die Sammlungen der von ihnen an Ort und Stelle aufgefundenen Münzen, Verſteinerungen, Schalthieren und andern merkwürdigen Naturgegenſtänden ſandten ſie ſchon zum voraus aus Aſtrachan hieher.

Ueber die Beſitzungen der Portugieſen in Oſtafrika.

Geographiſches. Quillimane.

(Fortſetzung.)

Die Gegenden ſind ſo fruchtbar, daß ſie jährlich zwei Ernten geben, allein die Faulheit der Bewohner, deren Nobleſſe meiſtens aus degradirten Verbrechern und aus Canarins (Eingebornen aus Goa) beſteht, zieht keinen Nutzen davon. Dieſe widmen ſich einzig dem Handel nach dem Sertao, und ſchwelgen in Laſtern. Quillimane hat eine Mutterkirche und eine Capella, oder Ermida, wie man ſie zu nennen pflegt, mit einem einzigen Prieſter, und wenn derſelbe erkrankt, ſo kann gar kein Gottesdienſt gehalten werden, der überhaupt aber auch nur dem Schein nach ausgeübt wird. — Was die Landproducte betrifft, ſo bringen dieſe Gegenden Alles in Ueberfluß hervor, und ohne viele Mühe, beſonders Weizen, Reis, Mais, Zuckerrohr, was hier wild wächst, Lein, Baumwolle, und aus dem Palmenſaft bereitet man einen herrlichen Wein. Wenn man hier nur ſäet, ſo kann man auch ernten. — Quillimane für ſich hat eigentlich keinen Handel, allein ſeine Localität macht es zu dem beſten Entrepot der aſiatiſchen und europäiſchen Handelsartikel, die ins Innere des Landes gehen ſollen. Quillimane iſt alſo eigentlich ein Expeditionsort für ankommende und abgehende Waaren, die von Mozambique eingeführt und abgeholt werden. Der Zoll-Factor hat von den eingehenden Waaren, welche beſonders in Glaskorallen, Pulver, Flinten, Eiſenwaaren aller Art, Baumwollzeugen aller Farben, rohem und gegerbtem Leder u. ſ. w. beſtehen, den Zoll zu erheben. Die Rückladungen beſtehen in Gold, Elfenbein, Zähnen von Flußpferden und Sklaven. — Dieſer Handel belebt die Schifffahrt, die denn auch den Haupterwerbszweig der Bewohner abgibt. Dieſe Schifffahrt den Fluß aufwärts bis zur Villa de Sena wird in eigentlichen Canots gemacht, die hier den Namen Cochos (Kutſchen) führen, und nur aus einem einzigen ausgehöhlten Baumſtamme beſtehen von allen Größen. Man hat welche, die bis zu 80 Ballen Tuch laden, allein ſie ſind höchſt unſicher, und beſonders beim Segeln. — Der Handel nach Sena würde außerordentlich belebt werden, und die 5612 Quadratlegoas, welche die Portugieſen an den Flüſſen Cuabo und Muto, die von Tete und Sena herabkommen und bei Quillimane ausmünden, beſitzen, würden zu einem der reichſten Länder werden, wenn man die Hinderniſſe aus dem Wege räumte, welche die Schifffahrt beſchweren: nämlich die Barra oder Mündung des Fluſſes müßte erweitert und das Flußbett von den hineingeſtürzten Uferbäumen gereinigt werden, um ſie für größere Fahrzeuge zugänglich zu machen. Ein einträglicher Handel zur Ausfuhr würde alsdann auch mit dem vortrefflichſten Holze für Schiffbau getrieben werden können, welches längs den Ufern jener Flüſſe wächst, und ganz den braſilianiſchen Holzarten an Güte gleichkommt.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Wiedenmann.

Nr. 210.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Julius 1839.

Neueste landwirthschaftliche Bestrebungen in Frankreich.

Die großen Güter bedeckten, wie überall, wo die Reste der Lehensverfassung bestanden, den bedeutenderen Theil von Frankreichs Boden. Da ihnen die Handleistung der Frohnverpflichteten nicht mangelte, so wurden sie nach der Routine bearbeitet. Durch die Revolution kam Theilung des Grundbesitzes unter die Massen, und wo sich große Güter erhielten oder neue gestalteten, blieben sie aus Mangel an Arbeitern während der Republik und des Kaiserreichs zum Theil unbebaut liegen, zum Theil in den Händen unwissender Pächter, welche den, bei dem geringen Werthe der Güter selbst, verhältnißmäßig geringen Zins, leicht herausbringen konnten. Frankreich bedurfte keiner bedeutenden Production, da die Volkszahl sehr vermindert und von dem Reste noch ein stehendes Heer im Auslande ernährt ward. Die weiter und weiter hinausgeschobenen Gränzen des Kaiserreichs gestatteten überdieß eine leichte Einfuhr von Cerealien und besonders von Mastvieh. Zugleich hatte der französische Geist seine Herrschaft über ganz Europa verbreitet, und in den neugeschaffenen Monarchien eine Menge kleiner Höfe nach dem Zuschnitte der Tuilerien gebildet. Englands Industrie war gänzlich vom Continent ausgeschlossen, Deutschlands und Italiens Fabriken waren gestört, und so konnte man Capitalien nicht besser als in dem Handel anlegen, der in der That im Jahre 1811 zu einer für jene Zeit kolossalen Höhe stieg. Da auch der Arbeitslohn im Verhältnisse stieg, so griff der Feldbauer nach und nach zu dem Weberschiff, und legte sein geringes Ersparniß bei seinem Fabrikherrn an. Darum dauerte also der Verkauf der Güter fort, selbst nach der Rückkehr des Adels. Denn durch allerlei Leiden waren die Marquis und Barone im Auslande gezwungen worden, sich zu Geschäften herabzulassen, die ihnen früher entehrend dünkten. Zurückgekehrt konnten sie um so weniger dem Adelstolz fröhnen, als ein neuer Verdienstadel gebildet, und die Gleichheit vor dem Gesetz in das bürgerliche Leben tief eingedrungen war. So geschah es, daß während ein Theil seine alten Güter wieder an sich brachte, ein anderer, nicht unbeträchtlicher, in mercantilischen Unternehmungen sein Geld anlegte. Das Verwerfen des Majoratgesetzes (loi d'ainesse oder loi d'amour genannt) und noch mehr die Juliusrevolution zerstörten die Hoffnungen zur Realisirung einer poetischen Adelsidee, und bis auf Weiteres ist die freie Zerspaltung und die Beweglichkeit der Güter das Lebensprincip des neuen Ackerbaues. Bei dem Verkaufe der confiscirten Kloster- und Rittergüter war in der Revolution eine Gesellschaft entstanden, die, weil sie die Besitzungen für Spottpreise an sich zu reißen wußte und Wucher damit trieb, von den Bauern la bande noire, in der Rhein- und Moselgegend, wenn wir nicht irren, Schinderhannesbrüder genannt wurde. Durch sie wurden die Besitzungen gekauft und verkauft, und noch jetzt, wo in allen Städten die Gütermäkler bande noire genannt werden, finden sich die Reste des Vereins als Unterhändler.

So haben sich besonders in der Nähe der größern Städte eine Menge kleiner Wirthschaften gebildet, die bei Gartenbau, Federvieh-, Geißen- und anderer Viehzucht aus Allem Geld zu machen wissen. Müssen sie auch Futter kaufen, so wird ihnen die Milch theurer bezahlt; bedürfen sie mehr des Dunges als andere Wirthschaften, so führen sie mit Eseln den Kehricht der Stadt und selbst den Gemüseabfall als Viehfutter nach dem Verkaufe ihrer kleinen Producte zurück. Diesen Wirthschaften fehlt es an Thätigkeit nicht, Frau und Kind und Kegel muß Hand ans Werk legen; die Träume der Milchfrau Lafontaine's wiederholen sich millionenmal in den Köpfen dieser industriellen Landwirthe, für sie bedarf es so wenig des Unterrichts, als für die kleinen Savoyarden und die Hausirer aus Oberitalien. Aber dieser kleine Besitz kann weder Getreide, noch Fleisch, noch Wolle produciren, wenigstens nur für den eigenen Gebrauch; den größeren Gütern muß es somit überlassen bleiben, die Städter zu nähren. Wie sind aber diese größern Güter mit Erfolg zu verwalten, da ihnen gewöhnlich die Handarbeit mangelt, und der Tagelohn sehr theuer wird? Das war die große Frage, welche sich die neuere europäische Agricultur vorlegte. Die Fortschritte der Franzosen in den Naturwissenschaften führten eine gewisse Schule darauf, den Landbau als eine Fortsetzung der Naturlehre, und namentlich der Physik,

der Chemie und der Pflanzenphysiologie zu betrachten, und wie in der Arzeneilehre Alles auf chemische Producte zurückgeführt werden sollte, so ward diese nicht von Beobachtung des Landbaus selbst, sondern von der Analyse zur Synthese übergehende fast ganz theoretische Behandlung im höchsten Grade einseitig und augenblicklich dem Ackerbau schädlich. Indessen verdankt man dieser Schule, um der allgemeinen Vortheile nicht zu gedenken, die verschiedenen, aus den ersten Naturproducten erzeugten Kunstproducte, die verschiedenen Anwendungen der Kartoffel zu Mehl und Stärkemehl, zu Branntwein und Syrup, und die so überaus wichtige Zuckerbereitung aus Runkelrüben.

Von England, der Friedensburg Europa's aus, wo keine feindliche Invasion die ruhige Ackerbestellung hinderte, kam ein neues agronomisches Element, das der Koppelwirthschaften. Deutschland früher als Frankreich wurde mit diesem Systeme vertraut, aber auch eine neue, gemischte und positive Schule bildete sich in der deutschen und französischen Schweiz, welche durch die Namen Pictet, Cullin, Fellenberg, und durch ihr Organ, die Bibliothèque universelle, auf Frankreich einwirkten, und hier in Chaptal, Tessien und Yvert geistreiche Theoretiker hervorriefen. Und so wurden in mehreren größeren Städten Lehrstühle für Agricultur geschaffen, die freilich bis jetzt sich noch nicht von den Einflüssen der analytischen Schule losmachen, und deßhalb auch nur für eine Art Horticultur arbeiten konnten, indessen doch auf einen vergessenen Gewerbszweig aufmerksam machten. Besonders aber halfen zwei Institute, das zu Roville unweit Nancy, durch Dombasle gestiftete, und das daraus hervorgegangene durch v. Bella in Grignon bei Paris, eine rationelle Behandlung des Landbaus in Frankreich verbreiten. Dombasle gehörte als Eleve der polytechnischen Schule zu den Chemikern und Mechanikern in der Landwirthschaft. Er begann seine Wirthschaft auf einem höchst ungünstigen Terrain im Moselthale, das, auf einer Kieselage des alten Flußbeckens ruhend, in trockenen Jahren durch die Unterlage austrocknete, und in nassen Jahren mit dem Steigen des Wassers alles Unglück eines nassen Terrains theilt. Der wackere Mann mußte deßhalb von Jahr zu Jahr seinen Feldwechsel ändern, bis er die Beschaffenheit seines Grundes genau kannte. Mit einer seltenen Offenherzigkeit theilte er in seinen Annalen alle günstigen und ungünstigen Resultate mit, und wirkte gerade durch den Scharfsinn, mit dem er seine Rechnungen und die daraus folgenden Schlüsse prüfte, mehr als durch Darlegung eines günstigen Erfolgs. Gänzlich von dem System zurückgebracht, als ließe sich viel durch chemische Combinationen machen, drang er auf praktische Entwicklung und auf möglichst genaues Buchhalten. Er wußte durch Klarheit des Vortrags seine Schüler zu begeistern, und den von deutscher und englischer Landwirthschaft entlehnten rationellen Grundsatzen Eingang zu verschaffen. Leider scheint sein Institut, eben durch die unglückliche Wahl seines Terrains, sich nicht in der Blüthe erhalten zu können, doch ist zu wünschen, daß seine Werkstatt für Ackergeräth, welche die einzige vorzügliche in Frankreich ist, weil sie kein Geräth verkauft, das nicht auf dem Gute selbst als brauchbar erprobt worden, die Anstalt und ihren edlen Stifter überleben möge.

Das Institut zu Grignon bei Paris hat eine geringere praktische Wichtigkeit. Es ist größtentheils von begüterten, jungen Leuten besucht, die einer Reihe von Cursen über alles ins landwirthschaftliche Fach Einschlagende folgen, gewisse aus Deutschland herüber gebrachte Systeme, wäre es auch mit Einbuße großer Summen, welche dem Institut zu Gebote stehen, durchgeführt sehen, und wenn sie bedeutendes Vermögen besitzen, auch nach Umständen dieselben späterhin einführen können. Inzwischen ist durch ihre Bestrebungen doch die Menge der Ackerbauer vergrößert und eine Publication, wie die der Maison rustique du 19. siècle unter der Leitung eines Arztes, Bivio, möglich geworden. Von demselben Verfasser erscheint seit dem Jahre 1836 das Journal d'agriculture pratique de Jardinage et d'économie domestique; es setzt seine Leser von Allem in Kenntniß, was im Auslande und namentlich in Deutschland für Landwirthschaft geschehen ist und geschieht. Ruhmvoll für Deutschland, ehrenwerth für Frankreich und heilbringend für die Zukunft bleibt immer diese Anerkennung. Während Cousin deutsche Philosophie übersetzt und deutsche Schulen durchläuft, (oft daran vorbeiläuft), während Burnouf sich auf deutscher Hellenisten Autorität stützt, während Quinet und Mermier die Poesie als deutsches Lebenselement bezeichnen, Montalembert die Wiege neuerer Kunst in München sucht, und Ludwig Philipp dem deutschen Meister Cornelius als Cabinetführer dient, Michelet mit Sehnsucht nach dem historischen Deutschland und seinem gründlichen Quellenstudium blickt, erklärt Bivio: der Franzose ist Künstler, der Engländer Kaufmann, der Deutsche Ackerbauer. Schwerz, Thaer, Koppe, Block, Wulfen, Vogt, Thümen und Andere sind jetzt in Frankreich genannt, wo nicht selbst übersetzt. Mehr noch werden sie es bald durch einen Mann werden, der in landwirthschaftlicher Hinsicht eine Reise macht und auf gastliche Zuvorkommenheit deutscher Landwirthe rechnet.

Derselbe ist Hr. Cäsar Nivières, ein Gutsbesitzer in dem Theile der Voralpen, welcher noch heute Bugey heißt. Peyzieu, seine kleine Besitzung, liegt gleichweit von Genf und von Lyon, eine kleine Stunde von Belley. Nach den zur Jurisprudenz nöthigen Vorstudien erkannte Nivières, sein Beruf sey der Ackerbau, und ging an den Pflug, ohne eben weitere festere Principien zu haben, als daß Düngerhervorbringung die Basis des Ackerbaus sey. Mit praktischem Blicke ausgestattet, ging Nivières schrittweise, und hat in 15 Jahren, was wohl zu beachten ist, niemals einen Fehlschritt und damit verbundenen Rückschritt gethan, den Werth eines Gutes in dieser Frist von 80,000 Franken um mehr als das Doppelte erhöht und sein Betriebscapital sehr bedeutend verzinst. Diese Resultate wurden erst langsam in seinem Departement, später auch anderweitig bekannt, und als Hr. Nivières auf eine Schrift über die Wahl eines Feldwechsels zum Mitglied der landwirthschaftlichen Gesellschaft in Lyon ernannt ward — einer Gesellschaft, die mehr aus Liebhabern als Sachkundigen besteht, so beschloß er in Lyon selbst in einer Reihe von Vorträgen seine Ideen zu entwickeln. Mitten in einer Fabrikstadt die Vorzüge der Landwirthschaft auf Kosten der Fabrication zu erheben, schien eine

Tollheit. „Wollt Ihr unsere rue merciere pflügen oder uns eine Maschine vorzeigen, welche den Pflug la grange mit dem Webstuhl à la Jacquart verbindet," rief man dem Landmann zu. Vous verrez, antwortete er ruhig. Anfangs aus Neugier, später aus Interesse, wohnten fortwährend gegen 500 Personen seinen Vorträgen bei. Mit großer Klarheit sprach der schlichte, nur auf dem Lande erzogene Mann seine Ideen aus, und erstaunte, ja überzeugte alle Welt. Kaufleute wollten ihm sogleich ihre Söhne geben, Andere, welche Besitzungen hatten, forderten von ihm Verwalter, kurz es entstand eine Begeisterung, welche zur Folge hatte, daß das Gouvernement ihm auf Antrag der Behörden des Rhone- und Aindepartements eine gewisse Unterstützung zu einer landwirthschaftlichen Reise durch Deutschland zugestand.

(Schluß folgt.)

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Geographisches.

(Fortsetzung.)

District von Sena und Tete.

Geben wir nun einige Details über diese Besitzungen: von Quillimane, der Villa, rechnet man bis zur Villa de Sena, wie schon erwähnt, 60 Legoas den Fluß aufwärts, welche mit leeren Canots in 7, mit beladenen aber in nicht weniger als 12 bis 14 Tagen zurückgelegt werden, indem man die Nacht über stille liegt. Der District von Sena führt den Titel einer Capitania, und liegt zwischen dem 15 und 20° S. B. und dem 46 bis 56° der Länge von der Insel Ferro. Nach dieser geographischen Bestimmung der Länge und Breite sollte man glauben, es sey die größte dieses Districts in ihren bestimmten Gränzen, allein nun drückt der Geograph Botelho dieselbe noch in Legoas aus (20 auf 1°) und sagt, von Osten nach Westen bis zum Reiche Chicova hat derselbe eine Länge von 575 Legoas, und daß er seine Breite von Norden nach Süden nicht genau angeben könne, weil die Gränzen nicht genau bezeichnet wären, sich bald erweiterten, bald verengerten, allein man könne ohne großen Irrthum dieselbe zu 528 Legoas annehmen, so daß das ganze Territorium einen Quadratinhalt von 5600 Legoas hätte. Welchen Nutzen für die Geographie kann man wohl aus einer so verrückten Rechnung eines der vorzüglichsten portugiesischen Geographen über Ostafrika ziehen, der so schwankende Berechnungen aufstellt, daß die Differenzen in der Länge und Breite von vielen hundert Legoas und in Hinsicht der Quadratlegoas diese Differenzen viele Tausende betragen. Lassen wir also die Gränzbestimmungen und Ausdehnungen, welche die Portugiesen stets mit dem kleinsten Maaßstabe zu messen pflegen, und damit krumme Linien zu geraden machen, um am Ende nur eine lange Zahlenreihe zu erhalten, bei Seite gesetzt, und beschränken uns darauf, daß der District von Sena seinen Anfang an der Küste nimmt und ins Innere des Landes hinein bis zu den lupatischen Gebirgen reicht.

Die Villa de Sena, die heutzutage den Namen S. Marçal führt, hat gleichzeitige Entstehung mit den andern Villas, hat aber Vieles vor den andern voraus. Sie liegt am südlichen Ufer des Rio Zambeze und am Fuße zweier hohen Berge, die mit den gegenüberliegenden Bergen correspondiren; übrigens aber, da sie in der Niederung am Flusse hin sich ausbreitet, wo Jahr aus Jahr ein bis zum hohen Mittage dicke Nebel über der Gegend ruhen, so ist ihr Klima höchst ungesund. Es ist hier der Sitz des Gouverneurs, welcher dem von Mozambique untergeordnet. Von sonstigen Beamten existiren hier ein Factor, der die Staatsfinanzen handhabt, d. h. er erhebt die Zölle, und je nachdem sein Gewissen weit oder enge ist, behält er davon mehr oder weniger für sich; ein Capitao Mor, der die Flußpolizei hat, ein anderer Capitao Mor, der die Landwachen commandirt, ein Vicar für den Gottesdienst, ein Juiz für die Rechtspflege, die hier ohne Rechtskenntnisse nach Gutdünken gehandhabt wird, und eine Municipalkammer. Außerdem existirt hier eine militärische Besatzung in dem Fort S. Marçal.

In ältern Zeiten war diese Villa sehr bevölkert, was auch schon daraus hervorgeht, daß sie noch jetzt vier Kirchen hat, die fast immer leer stehen. Die Bevölkerung der Villa, so wie des ganzen Districtes theilt man in vier Classen, in Weiße, in getaufte Mestizen, in Kaffern-Sklaven beiderlei Geschlechts und jeden Alters, und in freie Neger, die gleichsam als Hintersassen in den Besitzungen anderer sich niedergelassen. Im Jahre 1806 zählte man im ganzen Districte, Quillimane mit indegriffen, von erster Classe, Erwachsene und Kinder zusammen, 502 Köpfe. Von der zweiten, dritten und vierten Classe 21, 827, von denen der größte Theil aus freien ackerbautreibenden Negern bestand. Gegenwärtig besteht die ganze Bevölkerung der Villa de Sena aus 25 Personen freier Menschen, um aber die Zahl der übrigen ausfindig zu machen, darum hat sich Niemand mehr bekümmert. Die Häuser werden von Lehmkuchen erbaut, und die Wände erhalten eine außerordentliche Dicke und sind weiß angestrichen, auch verstehen sie dieselben mit verschiedenen Farben im Innern anzumalen, und diesen eine Politur zu geben wie den Marmorsteinen. Die Dächer sind mit Stroh gedeckt, und da man die Zimmerdecken auch noch mit einer dicken Lage Lehmkuchen überdeckt, so kann nie die durch die heißen Sonnenstrahlen hervorgebrachte Hitze in das Innere der Häuser dringen, die überdieß noch rundum in einer Entfernung von 20 Fuß von den höchsten schattigsten und immergrünen Bäumen umgeben sind, durch die keine Sonnenstrahlen hindurchdringen, was dieser Villa ein ganz eigenthümliches comfortables Ansehen gibt. Der ganze große District von Sena ist in sogenannte Prazos oder kleinere Districte getheilt, wovon manche so groß sind, z. B. der Prazo von Cuabo, wie ganz Portugal. Jede Prazo hat seine bevölkerten Ortschaften und die ihm zugehörigen Landbauer, die unter einem Maioral oder Obern stehen, den man Fumo nennt: dieser muß ihre Streitigkeiten schlichten und regiert überhaupt seinen District, hat aber dem Capitao Mor der Schiffahrt der Flüsse Rechenschaft abzulegen, und man kann auch an den Gouverneur von Sena appelliren, und von diesem an den Generalcapitän von Mozambique, je nachdem der Gegenstand ist. — Der ganze District ist gegenwärtig in 100 Prazos vertheilt, welche der Krone Portugals an Lehngeldern und Zehnten nicht mehr als 1207 Gold-Maticaes (jeder Maticae zu 2720 Reis) oder 5488 Thaler einbringen. Die Maiorals sind die eigentlichen Lehnsbesitzer dieser Prazos, und vererben auf die weibliche Nachkommenschaft mit der ursprünglichen Bedingung (die aber nicht mehr geachtet wird), daß sich die Erbtochter mit einem Portugiesen verheurathe. Man wollte dadurch europäische Portugiesen anziehen, um sich dort niederzulassen und die Civilisation schneller zu verbreiten, allein die Wirkungskräfte der afrikanischen Schönheiten scheinen nicht wirksam genug zu seyn, denn es finden sich nur wenige Portugiesen

die auf dieſe Art ihr Glück verſuchen. — Das Gold, das von Sena ausgeführt wird, hat keinerlei Art Abgaben zu entrichten; leider iſt noch nie welches davon nach Portugal gekommen, und nimmt meiſtens ſeinen Weg nach Aſien. Es kommt größtentheils aus den Sertoes von Quiteve, Manhiça, Mazaguro, Abutua, Zumbo, Meronque und Mano, denn die Gegenden der portugieſiſchen Beſitzungen, wo es ſich ſonſt in ſo großer Menge fand, werden gegenwärtig nicht mehr bearbeitet. Sena iſt aber der Ausfluß jener Gegenden für das Gold. In dem Diſtricte von Tete gibt es auch viele Eiſenminen, welche benutzt werden zu allerhand Fabricaten von den Maraven-Kaffern. Zumbo, Motzes und Corumbe haben viele Kupferminen. —

Die Handelsartikel, welche hier eingeführt und gegen welche die einheimiſchen Producte aus dem Naturreich eingetauſcht werden, ſind hauptſächlich engliſche Fabricate, die von Bombay und Madras hieher gebracht werden, und zwar von den groben und bunten Zeugen zu Kleidungsſtücken an bis zu den unbedeutendſten Gegenſtänden des Schmuckes unciviliſirter Völker, den Glaskorallen, ſo daß der größte Theil des Gewinnes den Engländern zu Gute kommt, da Portugal auch nicht ein einziges Fabricat auszuführen hat, was dort zu brauchen und mit Vortheil eingeführt werden könnte. — Das Jahr 1806 kann wohl als dasjenige angenommen werden, in welchem der Handel dort im größten Flor war, in Vergleich mit der jetzigen Erbärmlichkeit und Armuth. In demſelben wurden aus dem Diſtricte von Sena 6786 Mateaes Goldſtaub ausgeführt = 25,475 Thaler, Elfenbein 4575 Zähne, ſowohl große als kleine, 15,717 Alqueiras (Metzen) Reis nach Mozambique und Ile de France, 6142 Alq. Weizen, außer Erbſen, Bohnen u. dgl., 700 Flaſchen Oel u. ſ. w. Die Ausfuhr aller dieſer Gegenſtände hat ſich gegenwärtig über ein Drittel vermindert, und von vielen Dingen, z. B. Oel und Mais, wird gar nichts mehr exportirt. In dem Verhältniſſe der geringern Exportation hat ſich erklärlicherweiſe auch die Importation vermindert, denn dort curſirt keine Münze, ſondern durchgängig herrſcht der Tauſchhandel gegen andere Bedürfniſſe. So führte man z. B. in jenem Jahre 611 Ballen Zeuge ein und gegenwärtig nur 150 u. ſ. w. — Die Urſachen der Verminderung dieſes Handels werden leider nicht angegeben, wahrſcheinlich liegen ſie in der durchgängig ſchlechten Verwaltung, dem Druck, den die Handelsleute von den Gouverneuren und Behörden zu ertragen; dem Monopol des Handels, den nur dieſe Menſchen allein an ſich reißen u. ſ. w. Alles dieſes beſtand nun freilich früher ebenfalls, allein es mag doch wohl nicht ſo arg wie gegenwärtig geweſen ſeyn, ſo daß Käufer und Verkäufer abgeſchreckt werden.

Bedenkt man, daß der große Rio Zambeze von Quillimane bis Zumbo, alſo gegen 300 Legoas ſtromaufwärts, ſchiffbar iſt, daß mehrere Nebenarme deſſelben ebenfalls auf große Erſtreckungen ſchiffbar ſind, wie z. B. der Rio Revugo auf dem nördlichen Ufer, der aus dem Lande der Maraven kommt und unterhalb Tete eine halbe Legoa ſeine Mündung hat, ferner auf derſelben Seite der Rio Ghiri, deſſen Urſprung unbekannt, da er noch weiter und jenſeits des Maraven-Landes ſeine Quellen hat, und ſich zwiſchen Sena und Quillimane bei Marumbala in den Zambeze ergießt, dann auf der Südſeite der Rio Arranha, der Monomotapa durchſtrömt und zwiſchen Sena und den lupatiſchen Gebirgen, wo dieſe eine große Gebirgskehle bilden, ſich ergießt, dann herrſcht wohl nicht der geringſte Zweifel, welche Wichtigkeit dieſe fruchtbaren Beſitzungen durch Induſtrie, Ackerbau, Handel und Schiffahrt erlangen könnten, wenn etwas zur Verbeſſerung derſelben gethan würde, und worauf ſchon weiter oben angeſpielt wurde, beſonders da auch nirgends fahrbare Straßen exiſtiren, und aller Transport zu Lande nicht einmal auf Thieren, ſondern auf dem Rücken der Kaffern geſchieht. Aus dieſem Grund erzeugt der Landmann nicht mehr, als er für ſich und ſeine Familie gebraucht, aus eben dieſem Grunde betreibt man kein Geſchäft der Induſtrie, weil man keinen Abſatz für die Fabricate findet; einzig und allein wird nur von den Kaffern einiges Eiſen erzeugt, und man muß wirklich ihre Geſchicklichkeit bewundern, wie ſie daraus die verſchiedenartigſten Werkzeuge machen, ohne zu dieſer Verfertigung künſtlicher Werkzeuge ſich zu bedienen; auch in Gold führen ſie Filigran-Arbeiten aus, die an Feinheit nicht delicater ſeyn können, ſie verſtehen aufs beſte das Gold zu den feinſten Fäden oder Drath zu ziehen.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Giftige Fiſche. An Bord des Schiffes Ganges, welches von Mauritius nach Indien ſegelte, fand eine große Sterblichkeit ſtatt. Daſſelbe ſtieß auf eine Fiſchbank, und ſetzte die Boote aus, um zu fiſchen; der Fang war reichlich und die Mannſchaft verzehrte einen guten Theil davon, binnen wenigen Tagen aber ſtarben fünfzehn Leute in einem außerordentlichen Zuſtand, indem ſie wie Meerſchweine aufgeſchwollen waren. (Oriental Herald. Julius.)

Ermordung von Eingebornen in Neuſüdwales. Am 18 Dec. v. J. wurden ſieben Weiße, wahrſcheinlich ſogenannte Emancipiſten oder freigelaſſene Verbrecher, zu Sydney hingerichtet. Sie hatten mit kaltem Blute gegen dreißig Eingeborne, Männer, Weiber und Kinder, ermordet. Es wirft ein furchtbares Licht auf den Zuſtand der Geſellſchaft, daß nicht nur ein Theil der Preſſe offen für dieſe Mörder Partei nahm, ſondern daß auch die Regierung Maaßregeln ergriff, welche darauf hindeuteten, daß ſie eine gewaltſame Befreiung der Verurtheilten fürchte. (ibid.)

Unruhen in Dekkan in Indien. Vor einigen Monaten fand man zu Punah, dem ehemaligen Regierungsſitze des Peiſchwa der Mahratten, eine Proclamation angeſchlagen, worin den Einwohnern bekannt gemacht wird, daß ſich eine große Verbindung im Innern des Landes gebildet habe, welche bereits gegen die Engländer und viele ihrer Regimenter den Krieg begonnen hätte; alle Hindus, alle alten dem Peiſchwa ergebenen Sirdars werden aufgefordert, mit zu der Verſchwörung zu treten. Die eingebornen Regimenter werden namentlich ermahnt, ihre europäiſchen Officiere nebſt deren Familien zu ermorden und ſich der Sache der Hindus anzuſchließen. Man hat dem Magiſtrat in Punah die größte Wachſamkeit hinſichtlich der Stimmung in Dekkan empfohlen. (Asiatic Journal. Julius.)

Chineſiſche Marine. Die Canton Preß zählt die Kriegsdſchonken der verſchiedenen chineſiſchen Provinzen auf, und berechnet die Geſammtzahl derſelben auf 1755. Dieß ſind Schiffe jeder Größe, keines aber führt mehr als 20 Kanonen; die meiſten nur 6 oder 8.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Wiedemann.

Nr. 211.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Julius 1839.

Einige Bruchstücke zur Statistik von Ungarn.

(Mitgetheilt von J. G. Steuer.)

Daß in diesem Lande der Adel von jeder directen Besteuerung frei ist, dieß ist bekannt. Nur der Bauer zahlt Grundsteuer, und insofern er zeither glebæ adscriptus war, und seinen Grund und Boden eigentlich nur zum Nießbrauche von seinem Grundherrn hatte, könnte man sagen, daß mittelbar dieser durch jenen besteuert wird, weßhalb auch dem Grundherrn sehr daran liegen muß, daß diese Besteuerung nicht erhöht werde. Im Verhältniß zur Größe und zum Reichthume des Landes ist die Grundsteuer höchst unbedeutend, und sie hat auch nur einzig und allein zur Aufgabe, das constitutionsmäßig zu stellende Militär zu besolden. Der Etat desselben erfordert, da er im Verhältniß zur Größe und Volkszahl des Landes sehr gering ist — irre ich nicht, so beträgt er 30,000 Mann — die im Ganzen unbedeutende Summe von 530,000 Conventionsgulden. *) Die Aufbringung dieser Summe ist nach Porten (Portæ) vertheilt, und nach Maßgabe, daß ein Comitat mehr oder weniger Porten hat, je nachdem ist auch sein Beitrag geringer. Zur Unterhaltung des ungarischen Militärs sind eigentlich nur 500,000 Gulden erforderlich, die übrigen 30,000 Gulden werden auf Werbungen verwandt, da die gewöhnlichen Gestellungen niemals die volle Zahl von Recruten geben. Denn es flüchtet sich zu der Zeit der Gestellung in der Regel die junge Mannschaft, und die Zurückbleibenden werden wie das Wild eingefangen. War es doch ehemals in Deutschland auch nicht anders. Die Besteuerung, so wie die Recrutengestellung richtet sich nach der vorhandenen Seelenzahl und nach dem Viehstande. Um nun dabei nicht zu hoch angezogen zu werden, suchen die Ortsrichter die Zahl von beiden so gering als möglich anzugeben. So kann man es sich dann leicht erklären, wie es vorkommt, daß zuweilen die Dorfrichter eine förmliche Unterhandlung unter einander führen, wie viel sie sollen im Jahre in ihrer Gemernde geboren werden und sterben lassen. Daß aber unter solchen Umständen die angegebenen Zahlen höchst trüglich und überall viel zu niedrig sind, das folgt von selbst. Mir ward von glaubwürdigen Männern versichert, daß man mindestens ein Viertheil zu der Bevölkerung zuschlagen müsse, wie sie in den statistischen Tabellen angegeben ist, wenn man der Wahrheit nahe kommen wollte, denn um so viel verheimlichte man überall. Sonach muß Ungarn anstatt acht Millionen Einwohner deren 10 Millionen zählen. Bei der Viehzahl soll es noch weit schlimmer seyn, und dieselbe allenthalben aufs Geringste geschätzt, um ein Drittheil zu niedrig angegeben seyn. Daß dem wirklich so sey, davon kann man sich augenscheinlich überzeugen, wenn man die vielen und zahlreichen Viehheerden auf den Feldern weiden sieht, welche fast im vollen Sinne des Wortes dieselben an mehrern Orten bedecken. Alles bestätigt die noch nicht allzu bekannte Thatsache, daß Ungarn ein Land ist, welches eine Kraft und einen Reichthum enthält, wie ihn nur wenige andere Länder Europa's besitzen. Noch aber ist beides nicht zu der Entwicklung gekommen, wo es sich in seiner ganzen Wichtigkeit geltend machen könnte. Wer weiß aber, ob dieß nicht schon der nächsten Zukunft vorbehalten ist, zumal wenn im Osten von Europa Umformungen und Umwälzungen vorgehen sollten, die eine gewaltsame Rückwirkung auf den Westen zeigen müßten.

Merkwürdig niedrig sind die Staatsbesoldungen in Ungarn. So z. B. erhält der Reichspalatin jährlich 24,000 Gulden! der Reichspersonal (Oberpräsident des Landes) 12,000 fl., der Judex curiæ (Oberstlandrichter) 6000 fl. u. s. w. Die Obergespanne der größern Comitate haben 2400 fl., die der kleinern nur 800 fl. Vicegespanne so wie Ober- und Unterstuhlrichter stehen natürlicherweise noch niedriger. Fast alle Aemter sind eigentlich nur Ehrenposten, auch beziehen mehrere Obergespanne ihren Gehalt gar nicht, sondern schenken ihn dem Staate. Indeß finden doch auch Ausnahmen von dieser Regel statt, und es ist in einigen Comitaten mit der Würde eines Obergespanns die Nutznießung von bedeutenden Ländereien und Gerechtsamen verbunden. Wo dieß aber nicht der Fall ist, da muß der, welcher sie bekleidet, sehr wohlhabend seyn, um sie mit Ehren durchzuführen: denn schon bei seiner Installation

*) Die indirecten Steuern werden erhoben bei den sogenenannten Dreißigämtern, ferner von der Lotterie, dem Salze u. s. w.

hat er Feste zu geben, die manchen mehr denn 50,000 Gulden C. M. kosten.

Der Obergespann ist die höchste Instanz des Comitats in juridischer und polizeilicher Rücksicht. Von ihm kann nur an das höchste Landesgericht, das Septemvirat, appellirt werden. In der Regel aber ist derselbe mehr Repräsentant als Ausüber seiner Würde, welches letztere der Vicegespann über sich hat. Dieser übt so ziemlich die Functionen eines Kreishauptmanns, wie sie in den deutschen österreichischen Erbstaaten bestehen. Ist er ein thätiger und umsichtiger Mann, so wird man es bald im ganzen Comitate gewahr, vornehmlich an den Landstraßen und Wegen. Sein Unterpersonale sind die Ober- und Unterstuhlrichter, die unmittelbar seine Anordnungen durchzuführen haben. Aber keineswegs hat er unbeschränkte Macht, Alles, was er für gut findet, auszuführen, sondern es muß erst bei einer Congregation (Comitatsversammlung) zum Vortrag gebracht und genehmigt worden seyn. Auf den Vortrag und die Energie, mit welcher der Ober- und der Vicegespann in diesen Congregationen ihre Vorschläge zu unterstützen wissen, kommt es dann freilich an, ob sie genehmigt oder verworfen werden. Man sieht, daß bis tief in alle Verwaltungszweige herab die Constitution ihren Einfluß zeigt. Gut ist dieß in vieler Art, weil dadurch Willkürlichkeiten und Mißbräuchen kräftig vorgebeugt ist, obgleich es auch gleichzeitig die Ausführung mancher guten Sache hemmt und in die Länge zieht.

(Schluß folgt.)

Neueste landwirthschaftliche Bestrebungen in Frankreich.

(Schluß.)

Die Basis seines ganzen Raisonnements war folgende: Ein Gut in unsern Departementen bringt dem Besitzer, wenn er nicht Gartenbau treibt, höchstens eine Ausbeute von drei Procent. Durch Verlassen einer alten Productionsmethode, durch geregeltes Arbeiten und eine genaue, einfache Buchhaltung ist es möglich, den Werth jedes vernachlässigten Gutes, und fast alle sind es, in 15 bis 20 Jahren um das Doppelte zu erhöhen, und aus dem für Ackergeräth, Arbeitslohn, Viehstand u. s. w. verwendeten Betriebscapital 10 bis 15 Prec. zu ziehen. Dazu ist aber besonders Viehzucht nöthig, und in unsern Gegenden, wo es viel Zugrindvieh gibt, das Fettmachen desselben. Seit 40 Jahren ist im Durchschnitt der Getreidepreis immer derselbe geblieben, der Preis des Fleisches immer gestiegen; Fleischproduction ist mithin, da man hier zu aller Zeit mageres Vieh kaufen, fettes verkaufen kann, für unmittelbare Einnahme und mittelbaren Gewinn, d. h. Bereicherung des Bodens, die Grundbeschaftigung des angehenden Landwirths. Nur wenn der Boden gehörig gesättigt ist, und die Düngerbereitung Ueberschuß gewährt, ist es erlaubt, Wein zu bauen, Hanf und Maulbeerbäume zu pflanzen. Auf jeden Fall kann man also dem Ackerbau mit Zuversicht die im Handel überflüssigen Capitalien zuweisen, und dadurch vernünftigerweise die Fabriken beschranken, die wegen zu großer Production fast alle 5 bis 6 Jahre eine Krise zu gewartigen haben. Die Masse der Fabrikarbeiter aber, die dem Landbaue entzogen wurden, weil man ihnen ein glänzenderes Loos vorspiegelte, wird, wenn sie sichere Beschäftigung findet, zu dem heimatlichen Heerde zurückkehren, wo sie wenigstens nie Hunger leidet. Der kleine Besitzer, welcher nicht eigenes Zugvieh hat, war bis jetzt dem größern Bebauer dergestalt anheimgefallen, daß er sich in dem Bugey ohne Lehnssystem, demselben zu einer Art Frohndienst verpflichtet hatte. Seine Arbeit ward ihm nur von dem größern Besitzer durch Bestellen seines kleinen Ackers und durch Nahrung während der Arbeit vergütigt. Nivieres hat in Peyzieu seinen Arbeitern außer Leihen des Zuchtviehs zur Bestellung ihrer kleinen Wirthschaft einen Taglohn von 30 Sous bieten können; überall wird demnach der kleine Besitzer Mittel finden, sich zu vergrößern, und überall wird es im Interesse des großen Besitzes seyn, sich mit kleinen Besitzen zu umgeben. So wird auf der einen Seite der Grund nd Boden die Sparcasse jedes Arbeiters und das Streben nach größern Gütern, die allein für systematische Bearbeitung sich eignen, dem Parceliiren entgegen arbeiten, während auf der andern Seite durch Theilung des Besitzes unter verschiedene Familienglieder es unmöglich wird, unermeßliche Güter zusammenzubringen.

Nachdem Nivieres diese Grundsätze solchergestalt ausgesprochen, wurden ihm von allen Seiten Vorschläge und Anträge zur Verwaltung von Gütern und zur Aufnahme von Eleven gemacht. Er hat jetzt vier Stunden von Lyon auf dem Plateau, das die Saone von dem Ain scheidet, eine größere Besitzung gekauft, die als Centralpunkt eines neuen landwirthschaftlichen Strebens dienen soll. Dieser merkwürdige Landstrich, Bresse genannt, ist ein vortreffliches Land, das fast ohne Dünger noch gesegnete Ernten liefert. Eine Menge, halb natürliche, halb künstliche Seen und Teiche, haben eine Bebauungsart erzeugt, bei der Wasser und Fischzucht die Brache und den Dünger vertritt. Pestilenzielle Dunste verbreiten bösartige Fieber, welche durch Austrocknen der Lachen siegreich bekämpft werden. Der Pächter bestellt das Feld gewöhnlich um die Hälfte der Bruttoernte, wonach bei Einlage des Betriebscapitals, wozu der Pächter nicht beisteuert, dem Eigenthümer fast gar nichts abgeworfen wird. So ist hier ein Land von etwa 40 Quadratlieues fast ganz aufs neue urbar, und man könnte sagen, bewohnbar zu machen. Schon hat sich eine Art Association gebildet, welche durch Hrn. Nivieres und seine zu bildenden Schüler ihre Güter verwalten lassen will. Eine landwirthschaftliche Schule wird also das nächste zu befriedigende Bedürfniß. Für dieselbe sind aber als Hauptgrundsatze aufgestellt: 1) Jeder Zögling muß alle landwirthschaftlichen Geschafte selbst mit verrichten, wie auch Nivieres es immer gethan hat. 2) Praktische Ausbildung während eines Lehrcurses von drei Jahren, bei welchem eine vereinfachte Buchhaltung, für welche jeder Großknecht, der liest und schreibt, das Journal liefern kann, und außerdem die nöthige Naturkunde und Technologie gelehrt wird. 3) Höchste Einfachheit der Sitten und Lebensweise, religiöse Erziehung, augenblickliche Entfernung jedes untauglichen Subjectes. 4) Bildung einer Weibli-Schule, sobald es die Umstande erlauben. Welche weitere Plane sich daran knüpfen,

darf nicht weiter erörtert werden, da schon zu viel von Planen gesprochen ist. Ein Mann, wie Nivierés, der jetzt 38 Jahre alt, allen Eifer, alle Festigkeit und alle Einsicht hat, um ein so großes Werk zur Ausführung zu bringen, muß, wir hoffen es, von unsern deutschen Landsleuten sich der freundlichsten Aufnahme und der uneigennützigsten Theilnahme zu gewärtigen haben.

Etwas über Corea.

Die Canton Preß vom 10 November theilt nachfolgende nicht uninteressante Details über dieß Land mit. Corea ist eine Halbinsel mit vielen Häfen, dennoch hat sie so gut wie gar keinen Handel: keine einzige Dschonke, wenn nicht durch Unwetter verschlagen, geht nach Corea. Die gegenüberliegende Küste von Schang-tung kann man in 10 bis 12 Stunden erreichen; Schang-tung hat weder Brenn- noch Bauholz, Corea aber Ueberfluß an beidem, und doch gehen die Einwohner von Jokien, die sonst, wo es etwas zu gewinnen gibt, nicht lässig sind, auch die Gesetze wohl zu umgehen wissen, nie hinüber, um diese Lebensbedürfnisse zu holen. Zudem ist diese völlige Abgeschlossenheit kein altes Herkommen, sondern bloß von der Politik neuerer Zeit geboten. Aller Handel Corea's beschränkt sich auf einen im Herbst und Frühjahr an den Gränzen der Mandschurei abgehaltenen Markt, und auf einen geringen Tauschhandel, der auf einer Insel zwischen Japan und Corea betrieben wird. Kein Fremder konnte je offen in diesem Lande reisen, selbst chinesische Gesandte werden ängstlich bewacht und wie Gefangene behandelt, und als die Jesuiten ihrer Zeit auf Befehl des Kaisers die Mandschurei trigonometrisch aufnahmen, erhielten sie strengen Befehl, die Gränzen dieser abgeschlossenen Nation nicht zu überschreiten. Im 17ten Jahrhundert scheiterte ein holländisches Schiff an einer Insel Corea's, die Mannschaft wurde freundlich aufgenommen, durfte aber das Land nicht mehr verlassen.

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Der District von Sena und Tete.

(Fortsetzung.)

Erziehung.

Daß in diesem Lande, dessen Bewohner entweder dahin verwiesene Verbrecher, oder Individuen ohne Vermögen und Bildung sind, oder noch in dem fast rohen Naturzustande leben, die Erziehung auf der untersten Stufe steht, wo überdieß das heiße Klima auf physische und intellectuelle Kräfte der Menschen eine so nachtheilige Wirkung äußert, die Arbeit flieht und den Lastern fröhnt, ist nicht anders zu erwarten; man thut so wenig, daß man sogar den beschränkten Handel nicht einmal selbst betreibt, sondern durch messambazische Sklaven, die der Wege im Sertao kundig sind, betreiben läßt, man beladet sie mit Waaren, schickt sie damit in die unbekannten Länder, und zur gehörigen Zeit kehren sie mit Rückfracht an Gold und Elfenbein in die Heimath zu ihren Herren zurück, die sich's indessen in ihren mit Umzäunungen befestigten Wohnungen wohl seyn lassen, und sich in Gegenden, wo die Flüsse und Bäche goldhaltig sind, allenfalls, wenn es hoch kommt, mit Waschen dieses Metalles beschäftigen. Ihre Kinder wachsen dabei wild auf ohne den geringsten Unterricht, denn man hat hier nicht einmal öffentliche Schulen, auch keine Einkünfte, um etwas darauf zu verwenden, nicht einmal zum Unterricht für Lesen und Schreiben.

Militär und Administration.

In dem ganzen Districte von Sena liegt eine Militärstärke der Linientruppen von 5 regulären Compagnien, jede mit ihrem Capitänlieutenant und Fähndrich, 2 Sergeanten, 4 Corporalen, 2 Tambourern und 60 Soldaten. Von diesen liegt eine Compagnie in Villa de Sena, zwei in Tete, eine in Zumbo und eine in Manhiça. Diese Soldateska ist unstreitig die lasterhafteste und verworfenste von ganz Afrika, denn wegen der Ungesundheit des Klima's werden hieher nur die größten Verbrecher zur Strafe geschickt, oder unter Verbrechern die Recruten dahin ausgewählt. Soldaten und Officiere geben sich einander an Schlechtigkeit nichts nach. Außer diesen Linientruppen gibt es noch vier Milizregimenter, auf dieselbe Art organisirt wie vordem die Milizen in Portugal, mit dem Unterschiede, daß es bloß nominelle Corps sind, die zwar Officiere haben, die Pruuk mit reichen Uniformen treiben, allein ohne Soldaten und ohne Waffen, folglich eine Institution, die zu nichts dient, als daß der Officier sich Ansehen gibt, und Druck auf Menschen ausübt, von denen er glaubt, daß es seine Untergebenen sind.

Die Justiz wird hier durch einen Juiz Ordinario, d. h. ein unstudirter Rechtsgelehrter, verwaltet. Von ihm kann an den Ouvidor in Mozambique appellirt werden. Criminalsachen gehen zur Entscheidung an die Criminaljunta in Mozambique. — Die Staatseinnahme, die einzig in Lehngeldern und Fünften bestehen, so wie Zollabgaben, werden von zwei Factoren verwaltet, und diese leisten auch die Bezahlungen an das Militär und sonstige Angestellte. Der Handel in den Sertao geht ganz durch die Hände des einen der Factoren, welcher denn auch der angesehenste Mann in diesem Staat ist und der sein Schäfchen zu scheeren weiß. —

An den District der Villa de Sena gränzt der von Manhiça, wo von jeher die reichsten Goldminen Ostafrika's sich befanden; die Villa liegt südlich von der Villa de Sena 90 Legoas entfernt, und das Zwischenterrain durchgängig portugiesisches Eigenthum. Das Gold kommt dort ganz auf der Oberfläche vor, und findet sich meistens in gediegenen größern Goldblättchen oder abgerundeten Stücken, weniger als feiner Goldsand oder Staub. Außer dem Gold will man auch, wie die Sage geht, Smaragden, Sapphire und Topase gefunden haben. Ehemals hatten die Portugiesen hier eine beträchtliche Factorei, und jährlich wurde hier eine große Messe gehalten, die ihren Anfang in der ersten Woche des Monats April nahm und bis Ende Mai dauerte. Heutzutage existiren nur noch die Ruinen beträchtlicher Gebäude, die dort sich befanden, die ganze Villa hat nur noch sechs Wohnhäuser. Aus den entferntesten Gegenden Afrika's kamen hieher die Kaffern zum Handel mit Elfenbein und Gold gegen europäische und asiatische Zeuge, allein der Druck und die Chicanen, welche die Angestellten gegen sie ausübten und die immer größer wurden, machten, daß die Handelsleute endlich alle wegblieben, und seitdem kam der Ort in Verfall, so daß außer den sechs Bewohnern nur noch hier das Fort mit der Compagnie Soldaten existirt, um sie vor den Einfällen der Kaffern zu schützen.

Von mehr Bedeutung ist noch die Villa de Tete, welche 80 Legoas stromaufwärts von der Villa de Sena am südlichen Ufer des Flusses liegt, und eigentlich den Namen Tete de S. Thiago führt. Der Strom, wenn er von starken Gewässern überströmt, nimmt hier eine Breite von 1½ Legoas ein, bei niederem Wasserstand aber, der fast das ganze

Jahr durch existirt, hat er kaum die Breite einer völligen ¼ Legoe, und sein Bett ist so seicht, daß nur kleine Fahrzeuge, die sogenannten Kutschen, sich darauf halten können. Vom Monat November bis Mai enthält er das meiste Wasser. Von Sena bis Tete erstrecken sich die Gerichtsbarkeiten beider Villas längs der Südseite des Stromes. Die Nordseite gehört den Maraven-Kaffern. Die Villa Tete liegt auf einem etwas erhabenen felsigen Terrain, südlich von ihr liegt die große Serra de Caracira, so wie minder beträchtliche Berge sie von andern Seiten umgeben. — Auch diese Villa hat ihren vormaligen Glanz und ihre Bevölkerung verloren, und ist gegenwärtig arm; sie hat nur noch 48 Feuerstellen, in welchen zwei Europäer zu finden, alle übrigen Bewohner stammen entweder aus Goa oder sind Mestizen und freie Neger, die zwei Compagnien Soldaten mit eingeschlossen. — Die Wohnhäuser hier sind ganz auf die Art, wie die von Sena, mit dem Unterschiede, daß sie aus Stein erbaut. — Das hier an dem Ufer des Flusses erbaute Fort ist quadrat mit vier Bastionen und mit Artillerie besetzt, und hat seine gut eingerichteten Casematten. Außer dieser Befestigung gibts zur Vertheidigung der Villa noch zwei zweckgemäß angelegte Schanzen. In der Villa sind zwei Kirchen, wovon die eine, S. Thiago, reich an Schmuck ist und einen Vicar hat. Die ganze übrige Civilverwaltung in Tete ist auf denselben Fuß eingerichtet, wie die in Sena, und ist wie dort in den Händen von Ignoranten und schlechten Menschen, die Alles drunter und drüber gehen lassen, und denen Alles feil ist, ohne Furcht vor Gott und Menschen. Man kann überhaupt als Axiom aufstellen, daß in ganz Ostafrika, was Verwaltung der Gerechtigkeit betrifft, diese nur für Geld zu erlangen ist. Wenn so etwas ein ehemaliger Generalcapitän der afrikanischen Besitzungen sagt, dann kann man wohl unbedingten Glauben schenken. — Das Territorium von Tete ist ausgebreiteter als das von Quillimane, und besteht aus 59 Mafos, von denen mehrere dem Mönchsorden von S. Dominges angehören, der hier von Zeit zu Zeit seine Missionarien hatte.

Von Tete 60 Legoas den Fluß aufwärts liegt endlich der letzte portugiesische Ort, Zumbo genannt, und der am tiefsten ins Innere von Afrika greift. Der Fluß ist von Tete aus nur noch 40 Legoas schiffbar, und bis zu dem Orte Chicova werden dann alle Handelsartikel auf den Schultern der Kaffern weiter transportirt. In einer Entfernung von 6 Legoas, bevor man nach Zumbo kommt, stößt man auf einen sich weiterstreckenden und mächtigen wildaussehenden Gebirgszug, welcher den Namen Mielonga führt, wo die Bewohner der Nachbarschaft Gold waschen, jedoch ist dieses unbedeutend, und das Gold ist auch von geringem Werth. — Aus alten Handschriften geht hervor, daß der Ort Zumbo ehemals Insel Merué genannt wurde, und daß der Stifter dieses Dorfes ein Eingeborner aus Goa war, Namens Pereira, und hier eine kleine Handelscolonie anlegte. Mit der Zeit nahm sie an Reichthum und Bevölkerung zu, jetzt aber ist dieser Ort dermaßen in Verfall, daß er nur noch vier Wohnhäuser hat, nebst einer Kirche, die dem Einsturze nahe. Etwas über 6 Legoas von Zumbo liegen die ehemals so reichhaltigen Goldminen von Barda-Pomba, die jetzt aber auch keine Ausbeute mehr geben, so wenig wie andere in der Nachbarschaft. — In Chicova, wo alle Waaren, wie schon erwähnt, ausgeschifft werden und zu Lande nach Zumbo transportirt werden müssen, braucht man längs den Ufern des Stromes hinan fünf Tage. —

In den Werken aller Geschichtschreiber, besonders in denen des Chronikenschreibers Diego de Couto, wird viel von den reichen Silberminen von Chicova gesabelt, allein bis jetzt hat man noch keine Spur davon gefunden, ungeachtet daß vor ungefähr 40 Jahren ein Dominicanermönch eine Silberplatte gefunden haben wollte, woraus er manches Geräthe verfertigen ließ, was noch jetzt lebende Personen gesehen, indessen die Silberplatte selbst hat Niemand gesehen, so daß also auch an der Wahrheit dieser Sagen gezweifelt werden muß. Die Gegend von Chicova ist aber reich an Gold, allein der Regulus oder Häuptling hier läßt das Gold nicht gewinnen, aus Furcht, daß seine Nachbarn, und hauptsächlich der Kaiser von Monomotapa, dessen Residenz nur 5 Legoas entfernt ist, dadurch angelockt, einen Einfall ins Land macht. In Zumbo setzen die Kaufleute einen Theil ihrer Waaren ab für den Bedarf der Nachbarschaft, die dafür Gold und Elfenbein als Tausch bietet. Die übrigen Waaren werden weiter ins Land befördert durch die Mossambazes, die damit das große Reich Kingamira durchziehen. In Abutua, der Hauptstadt dieses Landes, finden sie dann besonders das meiste und feinste Gold. Der König dieses Landes hat den Alleinhandel mit Gold; jedem seiner Unterthanen ist dieser Handel bei Todesstrafe untersagt, mit Ausnahme des schlechten und leichtern Goldstaubes. — Die Mossambazes bringen gewöhnlich ein ganzes Jahr auf diesen Handelsreisen zu, und überhaupt ist auch dieser Handel in den Händen jener Sklaven großen Gefahren ausgesetzt, indem sie den Handel für sich statt für ihre Herren treiben, und oft mit den Waaren durchgehen, was in dem dortigen Sprachgebrauch „Pandurar" heißt. Auch geschieht es sehr häufig, daß die Hütten, worin die Handelsleute übernachten, entweder aus Unvorsicht, oder mit Vorsatz ein Raub der Flammen werden, um die Gelegenheit zu stehlen nicht vorübergehen zu lassen. — Ungeachtet all dieses Mißstandes für den Handel werden doch von Abutua in den ungünstigsten Jahren über 700 Mark Gold nach Zumbo gebracht.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Civilisirte Eingeborne in Australien. Ein Capitän Butcher hat kürzlich den Big River in Australien näher untersucht, und gefunden, daß an seinen Ufern herrliches Schiffbauholz, namentlich Cedern, wachsen. Seit geraumer Zeit wird überhaupt aus diesem Lande solches Holz ausgeführt, und dieß hat öfters Gelegenheit gegeben, tiefer ins Land einzudringen. Der Missionär Lang zeigte bei einer öffentlichen Versammlung an, daß diese Holzhändler in der Nähe des Big River auf eine Race von Eingebornen gestoßen seyen, welche weit größere Fortschritte in der Civilisation gemacht hätte, als alle bisher getroffenen Eingebornen. Sie leben in ordentlichen Dörfern beisammen, und treiben Jagd und Fischfang. (Asiatic Journal. Julius.)

Katholische Mission in Neuseeland. Nach einem Schreiben aus Kororarika von der Insel-Bai vom 17 November soll der katholische Geistliche Dr. Pompallier, Bischof von Maroue, große Fortschritte in der Bekehrung der Eingebornen zu Hokianga gemacht haben, wo auch eine wesleyanische Mission ist. (ibid.)

Pferdeseuche am Cap. In mehrern Districten dieser Colonie herrscht eine eigenthümliche Pferdeseuche, welche diese Thiere zu Tausenden hinrafft; im Districte Swellendam allein sollen ihrer 3000 gefallen seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 212.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

31 Julius 1839.

Das Tempe der Provence.

III.

Den ſchönen Weg, der zur weitberühmten Magdalenengrotte führt, will ich meine Leſer nicht führen, obwohl ich ihn mehr als einmal machte; wir werden auf anderem und zwar noch intereſſanterem Pfade zu ihr gelangen, und wenden uns jetzt wieder hinab und der Fläche zu, um langſam in dem ſchönen Thale vorzuſchreiten, das ſich von St. Pons bis zu dem Schloß und Städtchen Gemenos erſtreckt. Ob dieſes ſeinen Namen von dem Tempel des Zwillingspaares Caſtor und Pollux, dieſer Lucida sidera, entlehnte, der in den Tagen der Mythe hier emporragt, mag dahin geſtellt bleiben. Gewiſſer iſt's, daß Urkunden des Jahres 1026 einen Arnulfus de Geminis als hieſigen Grundeigenthümer bezeichnen.

Gemenos iſt das Verſailles der Provence, wohl verſtanden ein mit dem Storchſchnabel gezeichnetes Abbild davon, was Schloß, Statuen und Springbrunnen betrifft. Aber die hieſigen, freifluthenden Gewäſſer, und zumal die hieſigen Baumgruppen ſind unendlich ſchöner, als ſie einige Lieues von Paris fern durch Ludwigs XIV Millionen herbeizuſchaffen waren. Ganz Verſailles, Park und Umgegend mit einbegriffen, hat keinen einzigen majeſtätiſchen Baumſtamm, kein dichtes Laubdach aufzuweiſen, und die eine große Gartenallee von Schönbrunn bei Wien iſt in dieſer Beziehung mehr werth, als aller mühſelig zu Verſailles erkünſtelte Wald in Bauſch und Bogen genommen.

Dieſelben Vortheile hat, wie geſagt, auch Gemenos. Die Gewäſſer der herrlichen Quelle, die ſogleich zum Fluſſe wird, ſind bald zu reizenden, nie verſiegenden Cascaden verwendet, bald zu Wieſen- und Gärtenbewäſſerungen, bald zu einem mit Trauerweiden und thurmhohen Cypreſſen eingefaßten Teiche oder zum Baſſin umgeſchaffen; ſie dienen hier einer Papiermühle, dort Glashütten und ähnlichen Fabriken; ſie tragen bald den zierlichen Nachen, bald bewegen ſie das nützliche Mühlrad. Ueberall iſt Goethe's Wort auch hier zur Wahrheit geworden:

„Natur und Kunſt, ſie ſcheinen ſich zu fliehn,
Und haben ſich, eh' man es denkt, gefunden!"

In England ſieht man keine herrlicheren Matten, keine friſcheren Raſenflächen wie hier, und die Waſſerfälle des immer lebendigen Fluſſes durchſchlängeln und durchrauſchen dieſe anmuthig grünen, baumreichen Wieſengründe. Sie dehnen ſich heute zur Rechten und zur Linken dort aus, wo noch vor einem halben Jahrhundert beträchtliche Sümpfe, die ſogenannten Paluns, ſtagnirten, die ſich bis an die Ebene von Luges und bis in das „Schiffsthal" (Vallon du Vaiſſeau) erſtreckten, heute aber theils ausgetrocknet ſind, theils ihren Abfluß durch unterirdiſche Mündungen haben, vom Volk hier als Embugs bezeichnet.

Marquis d'Albertas verſtand es, dieſe reiche, vor ſeiner Zeit jedoch verwahrloſte Natur wiederum zu beleben und zu veredeln. Er hatte ſo viel ächtes Schönheitsgefühl als etwa Frankreichs ſinnigſter Gartenkünſtler, als Gabriel Thouin, oder als Larenburgs Schloßhauptmann Riedl. Wenn Frankreichs impoſanteſter und ſchönſter Park in Epinal zu ſuchen iſt, ſo ſteht ihm Gemenos vielleicht nur inſofern nach, als das hieſige Thal nicht überall Breite genug hat, und nicht früher fernſchweifende Ausſichtspunkte gewährt, als bis man, durch Alleen kommend, dem neuen Schloßgebäude und mithin dem reizenden Marktflecken Gemenos ſich ſelbſt nähert, welcher von Abtei St. Pons kaum mehr als eine halbe Stunde entfernt iſt.

Um Zeit- und Nachwelt erwarb ſich Marquis d'Albertas bedeutende Verdienſte, nicht allein dadurch, daß er ſeine Reichthümer zu ſolchen und ähnlichen Schöpfungen verwendete, ſondern vielmehr, daß er Vater und Freund ſeiner Untergebenen war und ſchöne Stiftungen ins Leben rief, welche ſeinen Namen nicht in Vergeſſenheit gerathen laſſen. Und welcher ſonſtige Lohn ward ihm dafür zu Theil? Es war im Jahre 1789; die Revolution ſchwang ihre Oriflamme bereits im größten Theile der Provence, nur Gemenos ſchien noch wie in Frieden und glücklicher Bürgerlichkeit zu ſchlummern. An ſeinem Namenstage veranſtaltete er ein ländliches Feſt, bei welchem alle Vaſallen im reizenden Schloßgarten bewirthet wurden; darunter auch der Schulmeiſter des Ortes, obwohl ihn die Gemeindevorſteher ſeines heilloſen Lebenswandels wegen mit Abſetzung bedroht hatten. Solchen vermeintlich unverdienten Schimpf

glaubte er dem Gutsherrn zuschreiben zu müssen; im Augenblick der größten Volkslust zog er demnach eine Pistole aus der Tasche und schoß den Marquis meuchlings nieder; eine tragische Begebenheit, von der noch heute Jung und Alt zu erzählen weiß.

Der ehemaligen hiesigen Sümpfe wegen waren die Umwohner weit blässer als alle übrigen Provençalen, ja so kreideartig, daß sie für eine Colonie von Müllern gelten konnten und man blasse Leute im provençalischen Sprüchwort „die Nebel-Bleichen von Gemenos" (leis nèblats de Gèmos) nannte. Heute ist dieß ebenfalls anders geworden; heute, „wo in diesem Himmel jeder Fleck ein Paradies ist," blühen die Rosen nicht nur in dem Schloßgarten, sondern selbst auf Lippe und Wange der modernen Tempe-Bewohnerinnen, denen nichts zu mangeln scheint, leider selbst nicht immer erwünschte Gefälligkeit gegen die famöse und hie und da berüchtigte Zunft oder Kaste der Touristen.

Einige Bruchstücke zur Statistik von Ungarn.

(Schluß.)

Daß Ungarn, vermöge der Güte seines Bodens und der Begünstigung des Klima's, ungleich mehr Producte erzeugen könnte, als dieß bis jetzt der Fall ist, das ist eine ziemlich allgemein bekannte Thatsache. Wenn man aber davon die Schuld einzig und allein auf das Zurückbleiben im rationellen Betriebe des Landbaues schiebt, so hat man Unrecht. Eine Menge veralteter Observanzen und Rechte, welche mit der Zeit sich wie Schlingpflanzen in die ungarische Constitution gedrängt haben, sind mehr Ursache, wie der Mangel besserer Einsicht. Unter Anderm ist das Compascuum (das gemeinschaftliche Weiderecht) ein Haupthinderniß einer höheren Agricultur. Jedes einzelne Mitglied einer Gemeinde kann Einspruch thun, wenn auch nur ein Joch von den vielen Tausenden, die zur Weide liegen bleiben müssen, zum Anbau verwendet werden sollte. Was seit so vielen Jahrhunderten zur Observanz geworden, das gilt nunmehr als heiliges Recht. Nur die sogenannten Pusten und mitunter in den Feldmarken einzelne Ackertafeln sind von dieser Belastung ausgeschlossen, und können nach Belieben von dem Eigenthümer benutzt werden. Glücklicherweise fühlt man das Drückende und Nachtheilige dieses Verhältnisses allgemein, und man hat insbesondere auf dem Landtage von 1836 viel zur Abschaffung desselben gethan, wird wohl auch auf dem gegenwärtigen die etwa noch erforderlichen Erganzungen zufügen. So ist denn gegenwärtig ein Gesetz zur Ablösung von Servituten und Auseinandersetzung der Grundstücke vorhanden, wonach dieselben nicht allein von der Last des Compascuums befreit, sondern auch für jeden einzelnen Besitzer zusammengelegt (commassirt) werden. Dieses Gesetz scheint seine Basis von der in den preußischen Staaten geltenden Gemeinheitstheilungs-Ordnung entnommen zu haben.

Man hat freilich über die Landesproduction von Ungarn im In- und Auslande zeither immer die Meinung gehegt, daß es nicht heilsam seyn würde, wenn sie vermehrt werden sollte, weil es ja ohnedieß schon sehr schwierig sey, den Ueberfluß von Erzeugnissen los zu werden und in Geld umzusetzen. Dieß ist aber ein offenbarer Irrthum. Man erwäge nur zunächst die Thatsache, daß in Ungarn schon oft genug Mangel und Hungersnoth geherrscht haben, und gewöhnlich dort schneller eingetreten sind, wie in andern Ländern. Selbst in diesem Augenblick ist dieß in einigen Comitaten in den Karpathen der Fall. Dieß liefert den Beweis, daß man in diesem gesegneten Lande viel zu wenig auf Vorräthe hält, was man bei einer bessern Agricultur und vermehrten Production weit eher thun könnte. Ueberdieß ist es ein bekannter Erfahrungssatz, daß man in dem Grade wohlfeiler erzeugt, als die Landwirthschaft wahrhaft rationell betrieben wird, man alsdann folglich auch niedrige Preise weniger zu fürchten hat. Und zu allem diesem kommt gegenwärtig noch der Umstand, daß der Handel im Allgemeinen und der mit Getreide insbesondere große Fortschritte macht, und dem Landwirthe den Absatz seiner Producte erleichtert.

Dieser Gegenstand führt mich zu den Handelsverhältnissen in Ungarn, deren Kenntniß ganz besonders zu der Statistik des Landes gehört. Wo, wie in Ungarn, die landlichen Erzeugnisse die Hauptgegenstände des Handels sind, da erfordert es wieder Kräfte zur Transportirung derselben, weil Volumen und Gewicht bei Roherzeugnissen ungleich größer sind, wie bei verarbeiteten. Erleichtert aber wird der Transport durch Wasserstraßen und gute Wege und Landstraßen. Die Schwierigkeit des Transportes, die bei der Erbärmlichkeit der letztern oft zur absoluten Unmöglichkeit wird, legt dem Handel unerträgliche Fesseln an. Für Käufer und Verkäufer ist die Sache überaus lästig, weil erstere die Producte nicht zur rechten Zeit an dem Orte haben können, wo sie Gewinn damit machen würden, und weil letztere von einer eingetretenen günstigen Conjunctur keinen Gebrauch machen können, weil es geradezu unmöglich ist, ihre Erzeugnisse zur rechten Zeit zur Stelle zu schaffen. Zu Wasser findet dieser Uebelstand nicht statt, weil die Donau, und neuerdings auch die Save zur Dampfschifffahrt so fleißig benutzt wird, vermittelst deren alle Producte und Waaren auf die Stunde an ihren rechten Platz gebracht werden können. Werden erst die neu projectirten Eisenbahnen fertig seyn und benutzt werden, so ist gar noch nicht abzusehen, welchen günstigen Einfluß sie auf die materielle Wohlfahrt des Landes äußern werden. Die nächste Folge hievon wird eine Zunahme des Geldreichthums und eine große Vermehrung der Bodenerzeugnisse seyn. Bei dem Geldreichthum komme ich auf ein Hauptgebrechen an welchem die materielle Wohlfahrt der ungarischen Bevölkerung gegenwärtig leidet: es ist dieß der herrschende Geldmangel.

Diese Thatsache führt mich auf einen, in Ungarns Statistik höchst wichtigen Gegenstand — die Geldgeschäfte der Grundbesitzer. Man frage einmal, wodurch so viele Kaufleute und Banquiers in Pesth und Wien so unermeßlich reich geworden sind, und man wird von jedem, der mit der Sachlage genauer bekannt ist, die Antwort bekommen, durch die ungarischen Grundbesitzer. Vom reichsten Magnaten bis auf den kleinsten Grundherrn herab sind in allen Abstufungen eine Menge Individuen, die, entweder durch zu großen Aufwand

oder durch unverſchuldete Umſtände und Ereigniſſe ſo in die Klemme gerathen ſind, daß ſie ſich zu manchen Zeiten um jeden Preis Geld verſchaffen müſſen. Empfindlich rächen ſich in ſolchen Fällen die Juden für die Zurückſetzung und Geringſchätzung, die ſie anderweitig erfahren, und mit Triumph im Herzen machen ſie die Vermittler oder auch die Darleiher ſelbſt. Aber auch Chriſten genug benutzen ſolche günſtige Gelegenheit, viel zu verdienen. Man erſtaunt, wenn man einen Blick in dergleichen Geſchäfte thut, und findet ſchnelles Reichwerden auf der einen, und raſchen Verfall auf der andern Seite ganz in der Ordnung. Die gewöhnlichſten und erſten Negocen ſind Abſchlüſſe auf Producte, insbeſondere auf die Wolle, gewöhnlich auf mehrere Jahre hinaus, zu einem niedrigen Preiſe, aber mit bedeutender Prämie, welche einen anderweitigen Verkauf erſchwert, oder doch wenigſtens nicht mehr vortheilhaft macht. Es bekommt nämlich der erſte Käufer vom Verkäufer ein bedeutendes Abſtandsgeld für jeden Centner, wenn die Wolle an einen Andern verkauft wird. Dabei wird noch die Daranzahlung zu hohen Procenten verzinſet. Man hat berechnet, daß dergleichen Geſchäfte ſehr häufig ſich zu 20 Proc. Verzinſung des empfangenen Capitals für den, der es aufnahm, belaufen. — Die dabei Betheiligten werden am beſten wiſſen, ob ich Wahrheit ſchreibe.

Eine ſteigende Agricultur, wozu auch eine fortwährende Veredlung der Viehbeſtände, wie unter Anderm der Schafe gehört, einerſeits, und ein im Lande ſelbſt mehr geregelter und mehr aufblühender Handel andrerſeits, kann allein dieſem immer mehr überhand nehmenden Uebel ſteuern. Veredelte Roherzeugniſſe locken fremde Kaufleute ins Land und zerſtören das den Erzeugern ſo verderbliche Monopol der Inländer; der Werth dieſer Roherzeugniſſe iſt größer, ſie bringen folglich mehr Geld in die Caſſe des Producenten; ein geregelterer Handel ſchafft allen Waaren einen leichtern Abſatz und bringt das vorhandene Geld mehr in Circulation. Und ſo laſſen ſich noch mehrere ähnliche Folgerungen ziehen.

Ueber die Beſitzungen der Portugieſen in Oſtafrika.

Das Goldland der Maraven. Monomotapa.

(Schluß.)

Von Chicova aus nahmen auch ſonſt manche Kaufleute ihre Richtung nach dem Gebirge von Mironga, eine Reiſe von ſieben Tagen, wo man eine Factorei und ſogar ein Kirchſpiel nebſt Capitao Mor hatte, allein gegenwärtig iſt dieſer Ort zur Einöde geworden, nicht eine einzige Wohnung iſt mehr vorhanden, und man ſchlägt nur noch Hütten auf, wenn man in jene Gegend zum Handel reiſt, die nach der Abreiſe bald wieder verfallen. Einen ſolchen vergänglichen Ort, an welchem man einen Markt zum Austauſch zu halten pflegt, nennt man „Bares.“ Der, welchen die Portugieſen an der Serra de Mironga einnehmen, liegt auf dem Territorium der Maraven, das wahre Goldland, denn hier gibt es kein Fleckchen, wo man nicht auf Gold ſtößt, und zwar vom feinſten. — In dem Lande der Maraven haben die Portugieſen auch noch die Barra von Cabrabaça, Bire, Coſſunea und Mano. Der letztere Ort iſt am allereinträglichſten, denn hieher kommen die Bewohner von Tete mit ihren Sklaven, um Gold zu graben, weßhalb man hier auch einen Capitao Mor hat, um Ordnung zu halten, und einen Vicar, um Meſſe zu leſen, was ungefähr auf dieſelbe Art geſchieht, wie in militäriſchen Lagern, wo keine Kirche iſt. — Dieſe Goldgräbereien werden einzig von Sklavennegerinnen betrieben, während die Männer zu ihrer Vertheidigung Wachen halten, Holz aus dem Wald und Nahrungsmittel aus den fernen Wohnorten herbeiſchaffen. Die Negerinnen müſſen dem Aufſichter, Inhacoda genannt, täglich das gewonnene Gold abliefern. Sie ſind immer in Rotten von 12 Köpfen getheilt, die jede ihren Inhacoda hat, welche alsdann am Sonnabend das ganze Gold von der Woche an den Herrn abliefern, das Product von zwei Tagen abziehend, um davon die Sklaven zu nähren und zu kleiden, wobei ſich wahrſcheinlicherweiſe die Inhacodas ſehr gut ſtehen müſſen, und beſonders, wenn ſie auf reiche Lagerſtätten kommen. Die Art des Goldgrabens iſt ganz kunſtlos; man gräbt mit einer Spitzhaue die Erde auf, und ſobald man aufs Goldlager kommt, gräbt man ihm ſo lange nach, bis das Geſtein zu feſt wird, und geht dann darüber hinaus zu einer weichern Stelle. Von der Aufbereitung wird in der Beſchreibung nichts erwähnt, wahrſcheinlich verhält es ſich aber hier ganz wie in Braſilien, und auch am Ural, wo man das Gold unter der Dammerde auf dem feſten Gebirgsgeſtein in Körnern aufgelagert findet, dieſe mit der Erde oder dem Sande zuſammenkratzt und dann verwäſcht. Senhor Botelho iſt daher auch in einem Irrthum befangen, wenn er behauptet, daß hier beim Tiefergraben und bei regelmäßiger Arbeit das Gold ſchäffelweiſe gewonnen werden könne; dem iſt aber nicht ſo, denn das Gold, das auf dieſe Art erſcheint, kann zwar eine reiche Ausbeute geben, allein da es als mechaniſcher Abſatz und Niederſchlag zu betrachten, ſo kann das tiefere Eindringen in die Gebirgsart, auf der es lagert, ganz und gar nichts zu einer größern Ausbeute beitragen, man würde die Goldgränze überſchreiten. — Die Maraven-Kaffern, Herren des Landes, wo man die Goldgräbereien treibt, ſind in dem Aberglauben befangen, daß durch Berührung des Goldes ihnen ein unvermeidlicher Tod folgen würde, ein Aberglaube, der gegenwärtig ſchon viel abgenommen, ſie geſtatten daher den Speculanten, die Goldgräbereien in ihrem Lande zu betreiben, weil ihnen dadurch viele Vortheile entſpringen und viele Waaren zugeführt werden. Das Gold, das in dieſen Minen gewonnen wird, bezahlt keinen Quinto. Was auch in dieſer Hinſicht für große Vortheile für Portugal zu ziehen ſeyn würden, wenn in der Verwaltung dieſer afrikaniſchen Beſitzungen eine gänzliche Reform vorgenommen würde, iſt nur zu einleuchtend; die Art und Weiſe dieſer Reform gehört nicht hieher. Wenden wir uns nun zu dem ſogenannten Kaiſerthum Monomotapa, an welches die portugieſiſchen Beſitzungen ſtoßen, und mit welchem kein unbeträchtlicher Handel getrieben wird.

Monomotapa theilt ſich in das morgen- und abendländiſche Kaiſerthum, von welchen letzteres, das ausgedehnteſte, den Namen Mocaranga führt. Mocaranga iſt aus acht verſchiedenen Königreichen zuſammengeſetzt: Corriero-Medra, Mujau, Mococo, Turgeno, Gengir-Bomba, Mano-Emuges, Ruenga und Borore. Das abendländiſche Reich, welches den ſpeciellen Namen Monomotapa hat, beſteht ebenfalls aus acht Reichen: Chicova, Sacumbe, Inhabaſaé, Chiroro, Manhiça, Chingaintra und Sofala. Alle dieſe Reiche, mit Ausnahme von Sofala, welches independentes Beſitzthum der Portugieſen, ſind dem

Kaiser tributär. Dieses große Reich erzeugt alle Naturproducte im größten Ueberfluß, es ist reich an Gold und Edelsteinen verschiedener Art (?), Pflanzen- und Thierreich gedeiht mit der größten Ueppigkeit, die hohen Gebirge sind kalt, die Thäler heiß. Von Norden nach Süden wird es von dem lupatischen Gebirge, auch Espinhaio do Mundo (der Welt Rückgrad) genannt, durchzogen, dessen Gebirgsrücken über die Wolken hinausragt und mit ewigem Schnee bedeckt ist. — Die Regierungsform dieses Landes ist despotisch, und der Chef führt den Titel Imperator (der gleichbedeutende Name in der Landessprache wird nicht mitgetheilt). Traditionen, Gebräuche und alte Gewohnheiten sind das Gesetzbuch. Die Religion des Landes ist meistens in dem Naturrechte gegründet; sie erkennen einen Gott, Herr des Weltalls, ohne ihm einen Cultus zu widmen, und sehen sich untereinander wie Kinder Gottes an. Von Aberglauben voll, glauben sie an Wunderelixire und Hexereien; auch halten sie einige religiöse Fasttage, zu denen auch der Tag des Geburtsfestes des Kaisers gehört.

Die Eingebornen sind ächte Neger mit wolligem krausem Haar, und gehen außer einer Bedeckung um die Hüften, gleich denen der westlichen Küste, nackend, allein es herrscht eine große Verschiedenheit in der Bauart ihrer Häuser und des Landbaues, in der Lebensart und der Art Krieg zu führen. Sie haben ihre eigene Sprache, und ihre Waffen bestehen in Säbeln und Flinten. — Der Kaiser führt eine Ehrenwache, hat einen Hofstaat nach Art der europäischen Fürsten, und wird von den Großen des Reichs kniend bedient. — Jeder Ort seines Aufenthaltes wird als Residenz betrachtet, und führt den Namen Zimboé. Außer den Königen und Herren, die ihm unterthan sind und Tribut in Gold zahlen, besitzt derselbe als Privateigenthum einen Landstrich von 800 Legoas. An großen Festtagen zeigt er sich in großem Schmuck mit den Insignien seiner Würde. Diese bestanden in einer kleinen Hacke mit elfenbeinernem Styl, die er an der Seite an einem Gürtel trug als Emblem des Ackerbaues, und zwei Azagaien, wodurch er andeutete, daß er mit der einen Gerechtigkeit handhabe, mit der andern sein Volk vertheidige. — Ein Verbrechen, welches hier am meisten bestraft wird, ist das der Hexerei; ein Hexenmeister wird ohne Umstände zum Tode verurtheilt. Wenn der Kaiser trinkt, hustet oder niest, so wünschen alle Gegenwärtigen ihm mit lauter Stimme Gesundheit, und alle, die dieses außerhalb vernehmen, wünschen es auch, es geht von Mund zu Mund, und durchläuft die ganze Residenz. An seinem Hofe werden die Kinder der Könige und Herren erzogen, die ihm unterthan sind, nicht nur damit diese Kinder gegen ihn persönliche Zuneigung erlangen, sondern damit die Väter von dieser Seite gebunden sind und nicht gegen ihn aufstehen; es sind die Geiseln und Unterpfänder, die ihm sein Land und seine Würde sichern. — Selbst in Friedenszeiten unterhält er eine starke Armee, die von einem Generalissimus befehligt wird, der den Titel Juno führt, und auf diese Art flößt er auch so vielen untergebenen Monarchen Respect ein. Jährlich sendet derselbe mehrere seiner Hofdiener nach den verschiedenen untergebenen Reichen, um die Verwaltung der Könige zu prüfen und den Unterthanen neues Feuer zu geben. Letzteres geschieht auf folgende Art: sobald jener Fiscal an den Hof irgend eines untergebenen Königs kommt, läßt derselbe öffentlich ausrufen, daß jeder sein Feuer im Haus auslöschen solle, dagegen ist der Fiscal der einzige, welcher eine brennende Fackel behält, und an dieser zünden dann alle andern ihr Feuer wieder an, als Zeichen des Gehorsams und der Unterthanenpflicht. Wer dieses nicht thut, wird als Rebelle behandelt. Um Aufständen zuvorzukommen und die Polizei zu handhaben, ist Juno, der Obergeneral, mit seinen Truppen fortwährend in Bewegung. —

Zu den Privilegien, welche der Kaiser den Großen seines Reichs zu geben pflegt, gehören auch die, daß sie ihre Hausthüren verschlossen haben konnten, alle andern müssen offen stehen, denn der Herrscher besitzt die Mittel, sie gegen Spitzbuben und Uebelthäter zu vertheidigen, und besonders ist es Pflicht des Kaisers, die Armen unter seinen Schutz zu nehmen. — Der Kaiser hat ein ausnehmend großes Serail mit vielen Weibern, und die Großen des Reichs halten so viele, als sie nur ernähren können, allein die erste der Frauen ist die Herrin aller andern, und ihre Kinder sind allein erbfähig. — Wie viel oder wie wenig man von den Erzählungen über dieses Kaiser- und Königthum und den Herrscher desselben glauben soll, wovon auch die ältern Schriftsteller, besonders Diego de Couto, so viel und umständlich gefaselt haben, und denen man, ohne daß sich noch je ein portugiesischer Gelehrter an den Hof dieses Kaisers begeben, Alles nachschreibt, so wie auch Botelho gethan, lassen wir dahingestellt seyn. — Wenn man aber so manchen Großen dieses Reichs, Prinzen und Prinzessinnen, als Sklaven nach Brasilien bringen sieht und die sich in keinem Grad der höhern Bildung von den Negern der gemeinsten Classe unterscheiden, dann bekommt man wahrlich keine große Idee von jenen afrikanischen Höfen der Kaiser und Könige, welche die portugiesischen Schriftsteller so gern nach europäischem Maaßstabe messen. —

Zur Zeit, als die Portugiesen ihre Eroberungen in Afrika ausbreiteten, schlossen sie Friede und Freundschaft mit dem Kaiser von Monomotapa, der ihnen dafür Sofala, Manhiça und Zumbo gab, welches zur Zeit der Regierung des Königs D. Sebastiao geschah, und in Monomotapa herrschte damals der Kaiser Panzagutte. Vom Jahre 1759 an kam das große Reich in Verfall, es zertheilte sich in drei Theile, aber doch noch mit Anerkennung eines obern Chefs, dem man noch einen gewissen Tribut zahlte, allein auch dieses hörte mit der Zeit auf, es traten immer mehr Prätendenten auf, die miteinander kriegten und immer mehr sich schwächten, so daß das Kaiserreich eigentlich zu Grunde ging; der mächtigste Herrscher in diesem Land ist nur noch der Regulus von Changamira.

Miscellen.

Lebendige Schildkröten in Paris. Das Museum in Paris hat zwei lebendige Landschildkröten von der größten Art erhalten, denen man darum den Namen Elephantenschildkröten gab: die Schale ist 5′ 6″ lang und 2′ 3″ breit. Sie kommen aus den Inseln im Canal von Mozambique. (Echo du Monde Savant vom 15 Julius.)

Apparat zur Trinkbarmachung des Seewassers. Auf Befehl des französischen Marineministers wurde der von den HH. Peyre und Rocher erfundene Apparat zu Rochefort erprobt, und dann an Bord der Brigg le Borda gebracht. Das Volumen des Apparates ist nicht größer als eine gewöhnliche Schiffsküche. Derselbe liefert das nöthige Wasser für die zahlreichste Mannschaft, und zugleich wird dabei Brod gebacken und die Speisen gekocht. Die Kriegsschiffe sollen sämmtlich mit solchen Apparaten versehen werden. (ibid.)

Merkwürdige Wirkung des Blitzes. Bei einem Gewitter am 8 Junius schlug der Blitz im Forste von Senart perpendiculär in eine Eiche, spaltete und zerriß den Baum aber cirkelförmig an mehr als fünfzehn Orten, streifte ihm die Rinde und alle Zweige ab, so daß derselbe kahl und nackt dastand. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Julius und Intelligenzblatt Nr. 7.)

№ 7.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Ankündigung

von

Supplementen

zu den sämmtlichen Werken Schillers.

Die verschiedenen Nachträge zu den Werken Schillers, welche in der jüngsten Zeit erschienen sind, und das ungemeine Interesse, welches Deutschland für Alles an den Tag legt, was Schillers geistiges Wirken und seine Person betrifft, machen es der Familie des zu früh Dahingeschiedenen zur Pflicht, in der rechtmäßigen Verlagsbuchhandlung der Schiller'schen Werke Supplemente zu denselben herauszugeben, welche des Nationaldichters würdig seyn und soviel als möglich in seinem eigenen Geiste veranstaltet werden sollen.

Diese Sammlung wird in ihrer ersten Abtheilung nicht nur manche Gedichte, Aufsätze und Varianten enthalten, die den bisher erschienenen Nachträgen fehlen, sondern sie soll sich auch durch ihre Anordnung und durch die strenge Verbindung alles Einzelnen zu einem Ganzen auszeichnen. Ein genaues chronologisches Inhaltsverzeichniß aller Schriften Schillers nach Jahr, und wo möglich Monat und Tag, wird theils zum bessern Verständniß der Werke selbst dienen, theils wird es für den Leser ein Leitfaden seyn, durch welchen er den Zusammenhang der einzelnen Bestandtheile unserer Sammlung mit den ganzen Werken Schillers leicht ersehen und ihre Stelle schnell auffinden kann.

Die meisten dieser Gedichte und Aufsätze haben zwar an und für sich nur einen untergeordneten Werth, sonst würde sie unser Vater selbst der Oeffentlichkeit übergeben haben, wenn es auch auf der andern Seite wahr seyn mag, daß er, wie ein geistreicher, nun auch da ingeschiedener Zeitgenosse aussprach, „keine uninteressante, charakterlose Zeile geschrieben habe." Aber sie sind Documente seiner Schicksale und Verhältnisse, oft Hülfsmittel zum Verständniß seiner Schriften, besonders aber bezeichnen sie nothwendige Momente und Stufen in der Geistesentwicklung eines Mannes, dessen Bildungsgang einer der seltensten und merkwürdigsten genannt wurde, den je ein Mensch genommen habe, so daß derselbe zu einem Problem der forschenden Betrachtung geworden ist.

In diesen innern Zusammenhang und in diese höhere Beziehung müssen also alle Gedichte und auch nur fragmentarische Aufsätze unserer Sammlung gestellt werden.

Wir hoffen, daß diese uns unerläßlich scheinende Aufgabe dadurch erreicht werden wird, daß Hr. Director Hoffmeister in Kreuznach, welcher nach unserm Wunsche und in unserm Einverständniß die Sammlung unternommen hat, durch kurze Anmerkungen und Hinweisungen unter dem Texte alle jene gesammelten Productionen in eine innige Verbindung mit seiner Schrift:

„Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke"

eben wird — einer Schrift, welche wir, wenn sie auch eine andere Betrachtung der Werke und der Geistesrichtung Schillers nicht ausschließt, der Gründlichkeit ihrer Forschung, ihrem Geiste und ihrer ganzen Fassung nach als ein unseres Vaters würdiges litterarisches Monument anerkennen und hochschätzen.

Die zweite Abtheilung der Supplemente wird eine Auswahl bedeutender Schiller'scher Briefe enthalten, von denen viele bisher noch nicht durch den Druck veröffentlicht worden sind, und welche durch nothwendige Bindungsglieder vermittelt und durch Erläuterungen in Hinweisung des Herausgebers auf sein obengenanntes Werk aufgehellt werden sollen.

Bei Anordnung und Auswahl dieser Briefe wird das Ziel verfolgt werden, daß aus ihnen gleichsam eine vollständige Selbstbiographie und Selbstcharakteristik Schillers hervortrete. Nur so kann auch hier das Einzelne durch den Dienst, den es dem Ganzen leistet, eine Schillers würdige Stellung erhalten, welcher immer darnach trachtete, die Einheit in der Mannichfaltigkeit zu finden und zu bewahren.

In der dritten zuletzt erscheinenden Abtheilung endlich, welche Stimmen der Zeit und Kritiken bedeutender Zeitgenossen enthalten wird, soll Schiller als Mensch, Dichter, Geschichtschreiber und Denker durch die Auffassung und durch das Urtheil Anderer gleichsam im Spiegel seiner und unserer Zeit charakterisirt werden, und dieser Versuch dürfte wohl der erste seyn, unsern Vater in der fortschreitenden Betrachtung seiner Mitwelt darzustellen. Die Aussprüche und Kritiken bedeutender Zeitgenossen werden theils vollständig, theils im Auszuge wörtlich mitgetheilt, und chronologisch, oder auch dem Inhalte nach geordnet werden.

Diese Sammlung wird die Aufgabe zu lösen suchen, einerseits eine große Mannichfaltigkeit verschiedener Aussprüche über Schiller und seine einzelnen Werke zu liefern, andrerseits aber zugleich im Allgemeinen, im größern Umrisse, den Gang anschaulich darzustellen, welchen die Kritik über Schiller vom Anfang seiner litterarischen Erscheinung an bis zu unsern Tagen genommen hat.

Von selbst versteht es sich in dieser Beziehung, daß auch ungünstige, ja abgeneigte Urtheile aus diesen Supplementen nicht ausgeschlossen bleiben, denn auch hier muß Schillers eigener Ausspruch gelten: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht," vor welchem einzelne einseitige und falsche Stimmen vergeblich sich erheben.

Die Familie aber glaubte ihren verewigten Vater dadurch am höchsten zu ehren, daß sie Alles aufbot, ihn seinen Zeitgenossen und seiner Nachwelt im Lichte der Wahrheit erscheinen zu lassen.

Köln, im Julius 1839.

Im Namen der von Schiller'schen Familie:

Ernst v. Schiller, königl. preußischer Appellationsgerichtsrath.

* * *

Die unterzeichnete Verlagshandlung der Schiller'schen Werke, welche von der v. Schiller'schen Familie auch mit Herausgabe dieser Sammlung beauftragt worden ist, beehrt sich die vorstehende Anzeige zur Kenntniß des Publicums zu bringen.

Sie wird es sich zur Ehrenaufgabe machen, auch diese Sammlung in Ausstattung und Preis so auszuführen, wie der unsterbliche Name Schillers und seine zahllosen Verehrer es heischen; vorläufig nur so viel, daß der Umfang vier bis fünf Bändchen des Taschenformates und der Preis des Ganzen fl. 3 bis fl. 4 oder Rthlr. 1. 20 Gr. bis Rthlr. 2. 12 Gr. nicht übersteigen wird.

Stuttgart, im Julius 1839. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Smidt, H.: Eine Fahrt nach Helgoland und die Sagen der Niederelbe. 12. brosch. 16 gGr.

Tietz, F., Brasilianische Zustände. Nach gesandtschaftlichen Berichten bis zum Jahre 1837. 8. brosch. 16 gGr.

Berlin, den 1 Junius 1839.

Voß'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen über das Gebet des Herrn.

8. brosch. Preis 45 kr. oder 11 gr.

Die Absicht des Verfassers war, die Einwirkung der Glaubensformen auf das äußere Leben, die Verhältnisse der Regierungsformen zur Menschheit, und die Stellung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu einander in versöhnendem Sinne zu besprechen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Reden und Vorträge über Gegenstände aus dem Gebiete der Naturforschung

von

Karl Fr. Ph. v. Martius.

8. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: Reden zu Linné's Gedächtniß. — Ueber den philosophischen Gedanken in Linné's Werken. — Aus Linné's Rede vor dem Könige von Schweden. — Die Stufenalter des Menschenlebens. — Vom magischen Einflusse der Natur auf den Menschen. — Die Leiden und Freuden des Naturforschers. — Linné'sche Lieder und Litanei. — Vier Vorträge über die Metamorphose der Pflanzen. — Die Seele der Pflanzen. — Die Unsterblichkeit der Pflanze. — Die Anforderung der Zeit an den Naturforscher.

Der Hr. Verfasser behandelt vier mehrere Gegenstände von hohem allgemeinem Interesse. Seiner Darstellung liegt überall eine begeistigende Ansicht von der Natur zum Grunde, und er sucht die Beziehungen zwischen der physischen und moralischen Welt hervorzuheben.

Der Erlös des Werkchens ist für die Unterstützung von Waisen an der Cholera Verstorbener bestimmt.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Schulgrammatik nach Jacob Grimms Grundsätzen.

Im Verlage der Schweiger'schen Buchhandlung in Clausthal ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neuhochdeutsche Schulgrammatik für Gymnasien und Progymnasien. Mit Rücksicht auf Sprachvergleichung, bearbeitet von Karl August Julius Hoffmann, zweitem Conrector am Gymnasium in Celle. 17½ Bogen gr. 8. 18 gGr.

Neuhochdeutsche Elementargrammatik. Mit Rücksicht auf die Grundsätze der historischen Grammatik bearbeitet von demselben. 8¼ Bogen. 8. 8 gGr.

Zur Herausgabe dieser Werke wurde der Verfasser, ein Schüler Jacob Grimms, durch den Hrn. Oberschulrath und General-Inspector sämmtlicher gelehrten Schulen des Königreichs Hannover, Ritter Dr. Kohlrausch, veranlaßt. Kaum erschienen, sind dieselben bereits in zahlreiche Lehranstalten eingeführt.

Für Lesecirkel und Leihbibliotheken.

Bei **A. Wienbrack** in Leipzig sind so eben nachstehende empfehlenswerthe Romane erschienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

Gräfin Elisabeth Löwenskiold.

Novelle von **Penseroso.**

4 Bände. 8. Preis 4½ Rthlr.

Der Uebel grösstes ist die Schuld.

Wahrheit im Romangewande,

von

Wilhelmine Lorenz.

2 Bände. 8. Preis 2⅓ Rthlr.

Der Rebell.

Historischer Roman

von

F. Th. Wangenheim.

2 Bände. 8. Preis 2 Rthlr.

Weibertreue und Fürstenwort.

Historische Novelle

von

F. Th. Wangenheim.

8. Preis 1 Rthlr.

Die Verfasser obiger Romane sind durch eine Reihe früher erschienener, mit vielem Beifall aufgenommener Unterhaltungsschriften der Lesewelt bereits rühmlichst bekannt. Auch diese ihre neuesten Erzeugnisse werden nur dazu beitragen, denselben die Gunst des gebildeten Publicums zu erhalten, und dürfen mit Recht Jedem empfohlen werden, der eine angenehme Lectüre sucht, die Geist und Herz auf gleich anziehende Weise beschäftigt.

So eben erschienen in der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin und sind durch alle Buchhandlungen zu haben:

Blum, Karl. Theater. Inhalt: Das laute Geheimniß, Lustspiel in 5 Acten. Der Ball zu Ellerbrunn. Lustspiel in 3 Acten. 1⅓ Rthlr. — Der allgemeine Beifall und die beistimmende höchst günstige Kritik nach jedesmaliger Aufführung verbürgen den Lesern volle Befriedigung.

v. Lossau, k. pr. General-Lieutenant. Ideale der Kriegführung in einer Analyse der Thaten der größten Feldherren. Bd. III Abtheilung 2, enthaltend: Friedrich der Große. gr. 8. Nebst Karte in Fol. 2⅓ Rthlr.

Répertoire du théâtre français à Berlin. Nr. 200–205. Rodolphe p. Scribe (d. i. Goethe's Geschwister!) 4 gr. Le rêve d'un mari p. Andrieux. 4 gr. Une fille d'Eve p. Dumanoir 4 gr. Napoléon Bonaparte p. Dumas. 8 gr. Henri III et sa cour p. Dumas. 8 gr. (Zum Unterricht sehr empfehlungswerth!) Mademoiselle de Belle-Isle, comédie en 5 actes p. Dumas. 8 gr.

Teatro italiano, Nr. 8. Aristodemo, tragedia di Monti. 6 gr. Nr. 9. Il calzolago inglese in Roma, comedia di G. de Rosa. 6 gr.

Woicicki, polnische Volkssagen und Mährchen, aus dem Polnischen von Lewestam. 20 gr. Vom Original erscheint bereits die 2te Auflage.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichtchen für meine Söhne

von A. v. Kotzebue.

Neue Auflage.

Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: Der Tausendkünstler. — Die Pomeranzenschalen und Melonenschalen. — Der alte Oberrock und die alte Perrücke. — Beiohnte Theilnahme. — Was geht es mich an? — Der Großsprecher. — Der Lügner. — Die Reise nach Köln. — Die wüste Insel. — Die Gefahren der Einbildungskraft. — Oswald und Gustchen.

Es mangelt zwar nicht an Erzählungen für Knaben, und die Verfasser derselben haben es herzlich gut gemeint; doch kennen wir nur wenige, die im Stande wären, die Einbildungskraft ihrer jungen Leser zu fesseln, und ohne diesen Zauber darf man sich keine Wirkung versprechen. Viele sind zu trocken, mit Moral überladen, die doch nur der Knabe selbst aus den Begebenheiten ableiten sollte. Die Lehre: meide diesen oder jenen Fehler! wird ihm eitel vorschweben, wo hingegen das Bild des Jünglings, der diesen oder jenen Fehler beging und dafür büßt, — Nicht für Knaben allein, mehr noch für Jünglinge sind diese Erzählungen geschrieben.

Stuttgart und Tübingen, im Junius 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Geschichte Napoleons.

Aus dem Französischen des

Hrn. v. Norvins,

übersetzt von Friedrich Schott.

6 Theile mit 18 Schlachtplanen.

Zweite wohlfeile Ausgabe in drei Bänden.

Velinpapier, cartonnirt. 4 Rthlr. —

Weißpapier, cartonnirt. 3 — —

— broschirt. 2 — 18 gr.

Nicht durch Illustrationen und Stahlstiche, wie die meisten Ausgaben neuester Zeit, empfiehlt sich dieses Werk, wohl aber durch des geistreichen Herausgebers historische treue und unparteiische Schilderung der Begebenheiten dieses großen Mannes und seiner Zeit, so wie durch die richtige Darlegung der Motiven, welche Napoleons Riesenplanen und Handlungen zum Grunde lagen und dessen so vielfach verkannten Charakter im helleren Lichte erkennen lassen. Die dem Werke beigegebenen 18 Plane der denkwürdigsten Schlachten dieses größten Feldherrn unseres Zeitalters sind eine würdigere Zugabe zu demselben als Bilder der Phantasie.

Den zahlreichen Verehrern Napoleons und Freunden der Geschichte bieten wir dieses gediegene und umfassende Werk (82 Bogen Medianformat) zu einem so billigen Preise dar, daß es selbst Unbemittelten möglich wird, es sich anschaffen zu können.

Leipzig, im Junius 1829.

Lehnhold'sche Buchhandlung.

Bei **J. E. Schaub** in **Düsseldorf** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Münchhausen.

Eine Geschichte in Arabesken.

Von

Karl Immermann.

1ster Theil. 458 Seiten in 8., auf feinem Maschinen-Velinpapier, in eleg. Umschlag geheftet 2 Rthlr. 8 gr. — 2ter Theil. 352 Seiten und XI. Preis 2 Rthlr.

Auch unter dem Titel:

Karl Immermanns Schriften.

8ter und 9ter Band.

Der Nachkomme des bekannten Erzählers, welcher in diesem neuesten Werke Immermanns auftritt, nimmt seine Mittheilungen nicht, wie sein Ahnherr, hauptsächlich aus dem Kreise der Jagd- und Reiseabenteuer, sondern mehr aus dem Gebiete der moralischen Welt. „In diesem Erzwindbeutel hat Gott der Herr einmal alle Winde des Zeitalters, den Spott ohne Gesinnung, die kalte Ironie, die gemüthlose Phantasterei, den schwärmenden Verstand einfangen wollen, um sie eine Zeitlang stille gemacht zu haben." Indessen versteht sich für die, welche den Verfasser der Epigonen näher kennen, von selbst, daß den verneinenden Tendenzen gegenüber auch das Bleibende und Kernhafte der Zeit, und zwar um so deutlicher, je mehr jene scharf gezeichnet sind, in diesem Werke seine Stelle finde.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Französischer Zoll-Tarif.

Nach den ältern Zollverordnungen und den während der Republik, dem Kaiserreiche, der Restauration und der jetzigen Regierung erschienenen Gesetzen, mit Inbegriff des jüngsten

von 1836

bearbeitet und in alphabetische Ordnung gebracht

von

L. E. F. Steinheil.

gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

In obigem Tarife sind alle Waaren, die bei der Ein- und Ausfuhr an den französischen Gränzen vorkommen können, in alphabetischer Ordnung aufgestellt, und hat der Hr. Verfasser selbst die Mühe sich nicht verdrießen lassen, sie unter den verschiedenen Benennungen, unter denen sie in diesen oder jenen Gegenden mehr bekannt sind, einzureihen ohne, wie dieß in den meisten Werken dieser Art der Fall ist, von einer Benennung auf die andere hinzuweisen, wodurch der Suchende viele Zeit und oft selbst die Geduld verliert, besonders wenn die Gesetze so dunkel sind, daß nur der Geübtere sie durch vorhergegangene erklären und die zu verzollende Waare unter ihre eigentliche Rubrik bringen kann.

Auch der Ungeübteste wird den Zollsatz jeder vorkommenden Waare in eben so kurzer Zeit und mit gleicher Leichtigkeit, als ein Wort in einem Lexikon finden.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

bei Imle & Liesching in Stuttgart ist so eben erschienen und vorräthig in allen Buchhandlungen:

Celtica I.

Sprachliche Documente zur Geschichte der

Kelten,

zugleich als Beitrag zur Sprachforschung überhaupt

von

Dr. Lor. Diefenbach.

Preis 2 fl. 48 rhein. od. 1 Thlr. 15 gr.

Dieses für den Historiker, wie für den Sprachforscher gleich wichtige Werk darf der allgemeinen Aufmerksamkeit um so mehr empfohlen werden, als sich der Verfasser zur Aufgabe gemacht hat, nicht bloß Quellenstudien, sondern auch eine möglichst vollständige Quellensammlung für diesen Gegenstand dem kritischen Leser in die Hand zu geben. Dieser 1ste Theil wird wegen seines besondern Interesses für den Sprachforscher auch gesondert abgegeben. Die zwei folgenden bisher. Theile erscheinen noch in diesem Jahre.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rede

bei der Vermählungsfeier

Ihrer Königl. Hoheiten

des Erbprinzen

Wilhelm von Oranien

und der Prinzessin

Sophie von Würtemberg

am 18 Junius 1839,

gehalten von

Dr. Karl Grüneisen,

k. würtemb. Hofprediger und Oberconsistorialrath.

Preis 12 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Julius 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Cetaceen

zoologisch-anatomisch dargestellt

von

Wilhelm Rapp,

Professor der Anatomie in Tübingen.

Mit Abbildungen.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Inhalt.

Vorrede. Geschichtliches. I. Zoologischer Theil. Pflanzenfressende Cetaceen: Manatus. Halicore (Dugong). Stellerus. Aechte Cetaceen: Delphinus. Monodon (Narwall). Physeter. Balaenoptera. Balaena. II. Anatomischer Theil. Von den Knochen. Von den Muskeln. Auge. Gehörorgan. Nasenhöhle. Allgemeine Bedeckungen. Nervensystem. Verdauungswerkzeuge. Athmungswerkzeug. Harnwerkzeuge. Gefäßsystem: Herz, Schlagadern, Blutadern, lymphatische Gefäße. Werkzeuge der Fortpflanzung: männliche Fortpflanzungswerkzeuge, weibliche Fortpflanzungswerkzeuge, Milchdrüse. Erklärungen der Abbildungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Ueber die

Blitzableiter,

ihre Vereinfachung und die Verminderung ihrer Kosten.

Nebst einem Anhang

über das Verhalten der Menschen bei Gewittern.

Eine gemeinfaßliche

Belehrung für die Verfertiger der Blitzableiter, so wie für die Hausbesitzer.

Im Auftrage der königl. Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg

verfaßt von deren Mitgliede und wissenschaftlichem Secretär

Prof. Dr. Plieninger.

Mit 35 Abbildungen auf 3 Steindrucktafeln.

Preis 1 fl.

Der Gedanke, durch Aufstellung wohlfeilerer Vorrichtungen zu Abhaltung des Blitzes von den Gebäuden dieser wohlthätigen Einrichtung mehr Eingang auch unter den minder begüterten Einwohnern des Landes zu verschaffen, wurde zunächst durch mehrfache, bei der **Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg** eingekommene Berichte von Blitzschlägen veranlaßt, welche sowohl auf nicht mit Blitzableitungen versehene Wohngebäude und Scheunen der Landbewohner, als auch auf die zwar mit metallenen Verzierungen auf den Gipfeln, jedoch nicht mit Ableitungen versehenen Kirchthürme und Kirchen wiederholt, und mit mehr oder weniger Verwüstungen in den letzteren Jahren sich ereignet hatten. Die Abfassung dieser Schrift aber soll, wie es der Titel angibt, eben sowohl den Techniker, welcher mit Verfertigung und Aufrichtung der Blitzableiter zu thun hat, in den Stand setzen, mit Hülfe der versinnlichenden Zeichnungen die Einrichtung der wohlfeileren Apparate und die Art ihrer Aufrichtung kennen zu lernen und nachzuahmen, als auch dem Hausbesitzer es möglich machen, durch die, nach dem laufenden Schuh berechneten Preise der eisernen Leitungsstangen, so wie durch die angefügten Kostenüberschläge überhaupt, und durch die in passender und bündiger Uebersicht mitgetheilten Grundsätze und Erfordernisse bei einer Blitzableitung, die Anbringung und Errichtung eben sowohl, als auch die Kosten derselben für sein Haus nach Maaßgabe von dessen Höhe, Standort, Umgebung, Bauart ꝛc. zu beurtheilen und zu berechnen. Was die vorgeschlagene, von der bisher üblichen abweichende Einrichtung der wohlfeileren Blitzableitung betrifft, so ist dieselbe auf die seit Jahrzehnten gemachten Erfahrungen begründet, und daher keineswegs, als auf bloßen theoretischen Ansichten beruhend, für unerprobt und zweifelhaft anzusehen. Die Ersparniß an Kosten, welch letztere sich selbst für ein Privatwohnhaus von der geringsten Höhe und Ausdehnung bei der bisherigen kostspieligen Einrichtung zum mindesten auf 80 — 100 fl. belaufen, und deren bedeutender Belang als die Hauptursache anzusehen ist, warum die Errichtung von Blitzableitern sich bis jetzt nur auf die größeren Städte beschränkt hatte, betrifft zunächst die Auffangstange, welche, statt massiv von Eisen und von einer Höhe von 15 — 20 Fuß zu seyn, nach der neuen Einrichtung eine hölzerne, in das Sparrwerk befestigte Tragestange, nach Art der bei Pulverthäusern vorgeschriebenen Einrichtung, erhält, auf welcher eine sogenannte Helmspitze von hinreichender Länge und Masse, aus starkem Schmiedeeisen verfertigt, verzinnt und mit einer Spitze von Patentsilber armirt, befestigt und mit einer starken Ableitung bis zu der Zuleitung auf dem Dachgrath versehen wird. Die zweite Ersparniß betrifft die Wahl der, schon von Reimarus empfohlenen und in Norddeutschland allgemein üblichen, jedoch nicht bleiernen, sondern eisernen oder kupfernen, und nicht auf dem Gebäude unmittelbar angenagelten, sondern auf Tragstiften befestigten Schienen oder Flacheisen statt der Eisenstäbe, welch erstere außer dem Vortheil, bei gleichem Gewicht eine doppelte bis dreifache Oberfläche, also größere Leitungskraft darzubieten, noch durch die Art ihrer Anfertigung und Anbringung vor der Oxydation durch den Regen mehr gesichert sind, als das Stabeisen oder die Drahtzöpfe, und bei gleichem Gewicht beinahe den dritten Theil des Preises vom Stabeisen kosten. Die dritte Ersparniß betrifft die Versenkung, bei welcher die Umwicklung des Stabeisens mit Tafelblei, durch Einlegung des Stabeisens in ein mit Kohlenpulver gefülltes, hölzernes oder thönernes Versenkungslager, wie dieß in Frankreich in Anwendung ist, erspart wird — eine Einrichtung, welche zugleich auf den Schutz des Versenkungsstabes gegen Oxydation mehr berechnet ist, als die Anwendung des Tafelbleies, da die Berührung des Eisens und des Bleies unter dem Einfluß der Erdfeuchtigkeit nothwendig auf baldige Zerstörung des einen oder des andern oder beider Metalle durch Oxydation hinwirken muß. Durch diese, wie leicht ersichtlich, die Sicherheit der Vorrichtung keineswegs vermindernden Modificationen wird eine Ersparniß von mehr als der Hälfte der bisherigen Kosten einer Blitzableitung erzielt, welche sich bei niedrigen, ländlichen Gebäuden durch Vereinfachung in der Art der Anbringung und durch Selbstverfertigung der hölzernen Requisiten noch weiter treiben läßt. Vorausgeschickt ist eine kurze und populäre Mittheilung der Hauptsätze aus der Lehre von der Gewitterelektricität, auf welche bei der Darstellung und Beschreibung der Blitzableitungs-Vorrichtung und der Grundsätze bei ihrer Aufrichtung Bezug genommen wurde, und welche zugleich als Grundlage zu Bekämpfung mancher noch vorhandener, zum Theil abergläubischer Vorurtheile gegen die Blitzableitungen benutzt wurden. Den Beschluß macht ein Anhang über das Verhalten der Menschen bei Gewittern, sowohl in dem mit Blitzableitung versehenen oder nicht armirten Haus, als auch im freien Feld und im Walde. Dieser Anhang, in Verbindung mit der eben erwähnten Einleitung über die Natur der Gewitter-Elektricität, sichert der Schrift zugleich eine Brauchbarkeit für Belehrungen in Sonn- und Werktagsschulen, in welcher Beziehung dieselbe von der k. würtembergischen höchsten Staatsbehörde nicht nur zu Anschaffung von Seite der Verwaltungsbeamten für Belehrung der in ihren Bezirken mit Aufrichtung von Blitzableitungen beauftragten Gewerbe, sondern auch zu Anschaffung für die Schulen empfohlen worden ist.

Die zu der wohlfeileren Einrichtung der Blitzableiter, wie sie in vorliegender Schrift angegeben ist, gehörigen sogenannten Helmspitzen und die Schienenstäbe, sofern diese von den gewöhnlichen Schlossern wegen Mangels an einer hinreichend großen Esse nicht gefertigt werden können, hat die Fabrikschlosserei **G. Lachenmaier** in Königsbronn, um die in der Schrift angegebenen Preise, verzinnt und mit den patentsilbernen Spitzen versehen, in Vorrath zu fertigen übernommen, woher dieselben, oder auch von dem **Lachenmaier**'schen Eisenwarenlager zu Stuttgart, künftig bezogen werden können.

Stuttgart und Tübingen, im Junius 1839. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Zwölfter Jahrgang.

1839.

August.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1839.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nro erscheinen, 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Beiſatz zum Titel unſerer Zeitſchrift: „Ein Tagblatt für Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Beſtimmung deſſelben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeſchichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zuſtände anderer Völker iſt die eigentliche Aufgabe, die jedoch immer nur ſehr bruchſtückweiſe gelöſ't werden kann, denn der Umfang iſt groß, und es handelt ſich deßhalb hauptſächlich darum, aus dem reichen Schatze der Nachrichten dasjenige auszuwählen, was für den Augenblick intereſſant und wichtig iſt. Entwicklung der Thatſachen aus ihren verſchiedenen Urſachen iſt dabei ein Haupterforderniß. Dieſer Zweck unſerer Zeitſchrift erfordert mannichfachen Wechſel, je nachdem die öffentliche Aufmerkſamkeit ſich auf dieſen oder jenen Gegenſtand der Weltbegebenheiten hinlenkt, und in dieſem oder jenem Welttheile ſich Merkwürdiges ereignet, und neue Erſcheinungen ſich kund geben.

Die Redaction glaubt dieſem Zwecke um ſo gewiſſer treu zu bleiben, wenn ſie es ſich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenſtande zu machen, in ſo weit dieß, ohne in wiſſenſchaftliche Erörterungen einzugehen, möglich iſt. Dieſe Quelle hat ſich auch ſo ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction ſich veranlaßt ſahen, hinſichtlich dieſes ſpeziellen Gegenſtandes eine Erweiterung eintreten zu laſſen in der „Sammlung von Reiſen und Länderbeſchreibungen"; wenn auch dieſe noch ſo reichlich ausgeſtattet wird, ſo bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinſichtlich andrer Welttheile zu ſtellen iſt, ſo ſchwierig und noch weit fragmentariſcher werden die Mittheilungen über Europa. Mit der ſteigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältniſſe, nicht nur die politiſchen, ſondern auch die geſellſchaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet überſehen, und mit nie wankendem Geiſte die mannichfachen Erſcheinungen erklären! Die europäiſche Welt iſt in einem Uebergangsprozeſſe begriffen, in einem ſocialen nicht weniger als in einem politiſchen, wie wenig Begebenheiten ſtellen ſich in dieſer trüben Gährung klar heraus, und wie ſehr werden ſie durch Leidenſchaften aller Art entſtellt! Auch iſt in Bezug auf Europa dem Ausland die Gränze ſchärfer gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in ſein Gebiet, und nur die rein menſchliche Seite davon, die oft genug entſtellt wird, darf es herausheben und zum Gegenſtand ſeiner Schilderung machen.

Wenn man nach dieſen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Ausführung betrachtet, ſo kann das Fragmentariſche und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es iſt auch um ſo verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachſende und ſich erneuernde Stoff nicht geſtattet, Verſäumniſſe nachzuholen. Daß indeß die Leſer des Auslandes dem großen Umfange des geſteckten Ziels Rechnung getragen, und ſich an dem Fragmentariſchen und Lückenhaften nicht geſtoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn troß ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlaſſen.

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehenden Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Die Schiffer von Pollet Nr. 213. 214. — Schilderung Sultan Mahmuds des Reformators; ſein Hofſtaat ſonſt und jetzt. Nr. 215—218. — Braſilianiſche Litteratur; Maximen des Marquis von Marica, Nr. 214. 215. — Die Departementalpreſſe in Frankreich. Nr. 215—220. — Die geographiſche Geſellſchaft in London. Nr. 216. — Apborismen über den Orient: Ibrahim Pascha. Nr. 217; die osmanniſchen Herrſcher. Nr. 219; die Engländer als aſiatiſche Macht. Nr. 222; Rußland als aſiatiſche Macht. Nr. 224; die Kriſe der Türkei. Nr. 254; die Stellung Frankreichs. Nr. 211. — Die Sclavenfrage in den Vereinigten Staaten. Nr. 218. — Die portugieſiſchen Beſitzungen in Oſtafrika: Mozambique. Nr. 219—222; die Inſeln des Cap Delgado. Nr. 224. — Das Reiſen in Ungarn. Nr. 220—223. — Briefe über die heutige Provence I. Nr. 221; II. Nr. 227; III. Nr. 231; IV. Nr. 253; V. Nr. 237. — Das Dorf und Fort St. George d'Elmina mit ihren Umgebungen an der Goldküſte von Afrika. Nr. 223—227. — Ceylon. Nr. 225. 224. — Das Heerweſen der Vereinigten Staaten. Nr. 225. — Briefe über das Harem Mehemed Ali's aus das Damen-Comité der Geſellſchaft zur Beförderung des Unterrichts der Frauen im Orient. Nr. 225—228. — Der proteſtantiſche Miſſionär Medhurſt und ſein Wirken unter den Chineſen. Nr. 226—229. — Ueber die Ferſonen in der Türkei: die Marine Nr. 228. 229; die Juſtiz. Nr. 230. — Das Holzſchnitzeln bei den Amerikanern. Nr. 229. — Die Kalmücken an der Wolga. Nr. 250—255. — Mittheilungen aus Italien: San Marino. Nr. 252. 255. — Eine Nacht aus meinem Wanderleben: Madrid 1837. 1) Der Prado; die königl. Familie. Nr. 235. 236. 2) Das Geſpräch; ein junger ſpaniſcher Dichter. Nr. 237; 238. 3) Bodenverhältniſſe; das Thal des Manzanares; Badezeit; Tänze. Nr. 239. 4) Die Begegnung am Stadtthor; das Bad. 5) Die Gefahr. Nr. 241. 242. 6) Nächtliches Schwärmen; Luiſa. Nr. 245. — Die Unterbrechung des Opiumhandels in China. Nr. 256. — Erinnerungen aus Armenien (von Eichwald). 1) Aufenthalt in Eriwan. Nr. 238. 239. 2) Reiſe nach Kulpa im März 1834. Nr. 242. 243. — Erinnerungen aus Perſien. Jeraleddin-grad. Reiſe nach Wladikaukas. Nr. 240. — Hindu-Wallfahrtsorte. 2) Dwarcanath. Nr. 240—243.

Chronik der Reiſen.

Bore in Perſien. Nr. 216. — Stinners Reiſen in Vorderindien. Nr. 230—235. — Expedition der Corvette Heroine. Nr. 236—239.

Kleinere Mittheilungen.

Chriſtenverfolgung in Tonkin. Nr. 213. — Tournier in Schottland. ibid. Nr. 221. — Münzkoſten in Frankreich. ibid. — Glasmalerei in Frankreich ibid. — Krankheiten unter den engliſchen Truppen im Mittelmeer. Nr. 214. — Filtrirtes Waſſer in Paris. ibid. — Gefrorner Brunnen. Nro. 217. — Die Körperſtrafen im Militär der Vereinigten Staaten ibid. — Ein ſchwarzer Flaer. Nr. 218. — Pferde mit Striemen. ibid. — Höhe eines Nordlichts. Nr. 219. — Baumwollenbäume in England. ib. — Entdeckung von Queckſilberminen in Toscana. Nr. 220. — Vulkaniſcher Ausbruch in Mittelamerika. ibid. — Ein Manuſcript als Fideicommiß. ibid. — Die Ruinen eines ſerbiſchen Caſtells in Macedonien. Nr. 221. — Lebendiger Vampyr in England. ibid. — Ungeheure Briefzahl in London. ibid. — Matrelenfang in Fécamp. ibid. — Entdeckung einer andern Inſel in der Südſee. ibid. — Prophezeihung in Cuba. Nr. 222. — Der franzöſiſche Orientaliſt Galles. Nr. 223. — Templergrab in Paris. ibid. — Der große Vulkan auf der Inſel Hawaii. Nr. 226. — Die Mäuſe als Fabrikarbeiter. Nr. 225. — Aberglauben in Kleinrußland. Nr. 228. — Ein Thags-Dilettant in England. Nr. 229. — Bedarf an Eichenholz zum Schiffsbau. ibid. — Journal für Blinde. ibid. — Eigenthümlicher Sarg eines Templers in Paris. ibid. — Herkunft der Fee Melusine. Nr. 231. — Celtiſch-griechiſche Münzen. ibid. — Electromagnetiſche Maſchine. Nr. 232. — Raſcher Flug der Tauben. Nr. 234. — Zahl der Apotheker in Paris. ibid. — Comprimirter Torf. Nr. 231. — Der Coreaner. Nr. 236. — Seewaſſer als Heilmittel. Nr. 237. — Reiſe nach Tibet. Nr. 238. — Nachricht von dem Reiſenden Lefèvre. ibid. — Eiſendampfboote. Nr. 240. — Der See Chapala. Nr. 241. — Eine Boa ähnliche Schlange in den Alpen. Nr. 241. — Die Megrumas Thags. Nr. 242. — Friede der Boers mit den Zulas. ibid. — Vulkaniſcher Regen. Nr. 245. — Frequenz der Eiſenbahn in St. Germain. ibid.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem resp. Verlag erſcheinenden Schriften, ſofern dieſe in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Litteratur des Auslands" gehören; als Ueberſetzungen neuer poetiſcher, philoſophiſcher und religiöſer Werke aus fremden Sprachen in dieſen Blättern angezeigt und beurtheilt wünſchen, werden gebeten, die Einſendung ihrer Buchhändler-Gelegenheit an Dr. G. Pfizer in Stuttgart zu machen.

Nr. 217.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 August 1839.

Aphorismen über den Orient.

Ibrahim Pascha.

Zum ersten Mal seit zwei Jahrhunderten sehen wir wieder ein orientalisches Heer, das sich durch Kriegszucht seinem Nachbar furchtbar macht, und das vor einer europäischen Truppe zum mindesten nicht so rasch zerstieben würde. Mehemed Ali und sein Sohn Ibrahim haben es geschaffen, und das Werkzeug ist, wenn auch auf Kosten der Länder, die es nähren und unterhalten, erstarkt. Wenn irgendwo, so gilt im Orient im weitesten Umfange des Wortes der Satz: das Glück der Schlachten ist das Urtheil Gottes; und diesem Urtheil unterwerfen sich Tausende und aber Tausende mit einer Leichtigkeit, von der man in Europa keinen Begriff hat. Als im J. 1826 der russisch-persische Krieg ausbrach, und die persischen Heerhaufen längs dem Westufer des kaspischen Meeres vordrangen, da schlossen sich alle dortigen Stämme voll Eifer den Persern an, die eben so leicht bis nach Astrachan hatten vordringen können, wenn nicht einzelne Festungen das Hauptcorps aufgehalten hätten. Eben diese Stämme nun, welche damals mit Enthusiasmus sich gegen die Russen erhoben hatten, führte Paskewitsch zwei Jahre später mit Leichtigkeit gegen die Türken; sie folgten dem Siegesgotte. Solche Erscheinungen erklären den raschen Schicksalswechsel im Orient, einen Wechsel, der oft ans Fabelhafte gränzt.

Ibrahim Pascha ist mehr Araber als Türke, ob aus wirklicher Gesinnung oder Politik, kann uns hier gleichgültig seyn. Er hat, wenn ihn nur einigermaßen das Glück begünstigt, die Stämme der Wüste für sich, und wird, auch wenn sein staatskluger Vater stirbt, noch immer als Krieger und Fürst eine wichtige Rolle im Orient spielen, aus dem einfachen Grunde, weil er die Neigungen der Völker, wenigstens des streitbaren Theils, für sich hat, einen tüchtigen Kern versuchter, wohldisciplinirter Soldaten besitzt, und keine europäische Macht so leicht im Stande ist, einen Landkrieg gegen ihn zu führen. Hiebei ist noch zu bemerken, daß sein neuester Sieg bei Nisibi ihn nothwendig zu dem Besitz von Diarbekir und Mosul führt, und somit zum Herrn von Mesopotamien macht, während der tapfere Kurschid Pascha Arabien durchzogen, dessen wilden Söhne theils mit Güte, theils mit Gewalt unterworfen, und der Imam von Sana selbst, aus Haß gegen die drohenden Engländer, sich Mehemed Ali in die Arme geworfen hat.

Bald wird also Mehemed Ali's Reich vom Tigris bis in die libysche Wüste reichen, und fast alle ostarabischen Völker, — im Gegensatz gegen die westarabischen oder mogrebinischen, welche mit der großen Syrte beginnen — unter sich vereinigen. Dieß Reich kann freilich durch Angriffe von außen her bedeutend erschüttert werden, allein zwei Dinge geben ihm einen Halt: der Haß gegen die Osmanen und der Haß gegen die Engländer. Man hat oft genug gesagt, daß Mehemed Ali's politische Stellung dahin wirken müsse, die Araber als Nation auf einen höhern Standpunkt zu heben, und kann dieß nicht genug wiederholen. So wenig es auch die Absicht Mehemed Ali's war, so konnte doch sein Thun keine andern Folgen haben, und der graue Staatsmann erkannte mit unendlich richtigem Tacte, daß die Zukunft seines Reichs in Arabien liege. Er ist von europäischen Beobachtern oft und vielfach getadelt worden, daß er seine Kräfte nutzlos in Arabien mit Unterjochung armer kriegerischer Stämme vergeude, der Erfolg aber hat seine Klugheit gerechtfertigt: sein Heer hat — was seit Jahrhunderten für fast fabelhaft galt — Arabien von einem Ende zum andern durchzogen, und mehr und mehr beeilen sich die Stämme und die Fürsten, an den Mächtigen sich anzuschließen. Englands Unternehmung gegen Aden hat in dieser Beziehung dem alten Mehemed Ali wesentliche Dienste geleistet, denn nie werden sich die Araber mit den Engländern befreunden, und noch weniger werden Bündnisse mit einzelnen Fürsten zu bedeutenden Landerwerbungen führen.

Der Erbe von Mehemed Ali's Macht in Arabien ist Ibrahim Pascha. Wie auch das Kriegsglück sich noch wenden, welche Veränderung auch europäische Einmischung herbeiführen mag, nicht wohl wird es gelingen, eine weitere Erhebung und größere Vereinigung des Araberstammes zu hintertreiben, und hierin liegt die große Wichtigkeit des jetzigen Kampfes für künftige Völkerschicksale. Daß Ibrahim Pascha selbst Türke ist, mannichfach in die türkischen Angelegenheiten verflochten, daß

er, wenn die erſte Erſchütterung vorüber, vielleicht bald wieder unter dem Namen eines türkiſchen Paſcha ſeine Macht ausübt, alles dieß ändert den Stand der Sache nicht. Das türkiſche Reich kann dem Namen nach noch lange beſtehen, wie auch das Khalifat lange noch beſtand, als ihm alle wahre Kraft längſt entwichen war; deßwegen können ſich doch innerhalb ſeines nominellen Umfangs neue Staaten und Reiche bilden, und eine andere Ordnung der Dinge begründen. Die Form kann noch fortbeſtehen, und wird vielleicht nur durch eine faſt unausbleibliche europäiſche Einmiſchung geändert werden. Erfolgt aber dieſe, ſo möchte der Stern Ibrahims noch keineswegs im Zenith ſtehen.

Die Departementalpreſſe in Frankreich.

(Fortſetzung.)

Die conſtitutionellen Departementaljournale, welche im Jahre 1830 gegen die Ordonnanzen proteſtirten, erklärten ſich nach den drei Tagen ſofort für die neue Regierung, der ſie größtentheils treu geblieben und von unberechenbarem Nutzen geweſen ſind. Die Provincialpreſſe hat nicht wenig zur Wiederherſtellung der Ordnung und der guten Sitten in Frankreich beigetragen, indem ſie die Provinzen vor der Ueberſchwemmung neuer Religionen und philoſophiſcher Syſteme bewahrte, welche in Paris auftauchten und Alles zu materialiſiren drohten. Dafür hat die Departementalpreſſe gegenwärtig eine ſichere Exiſtenz; ihr Einfluß nimmt immer mehr zu, und manche Provincialblätter machen den Pariſer Journalen eine verderbliche Concurrenz. Während der Reſtauration betrug die Anzahl der Provincial-Abonnenten auf Pariſer Blätter 55 bis 60,000; bis zu Anfang des Jahres 1833 hat dieſe Anzahl zwiſchen 60 und 65,000 geſchwankt, allein von jener Zeit an iſt ſie immer kleiner geworden, und war im J. 1834 bereits auf 30,000 herabgegangen. Die Vierzigfrankenjournale, wie die Preſſe, das Siecle u. ſ. w., haben die Abonnentenzahl der Pariſer Blätter in den Provinzen allerdings wiederum erhöht, jedoch im Ganzen den Departementalzeitungen keinen bedeutenden Abbruch gethan, da dieſe gegenwärtig nahe an 100,000 Abonnenten zählen. Zu dieſer weitern Ausdehnung in den letzten Jahren haben beſondere Urſachen mitgewirkt. Zunächſt geben die Provincialblätter die Localnachrichten, Stadtneuigkeiten ꝛc., und ſtehen fortwährend in der engſten Verbindung mit den Pariſer Journalen, welche Exemplare mit ihnen austauſchen, obſchon ſie dabei verlieren, allein ſie würden ſonſt gar nicht wiſſen, wie es in den Provinzen ausſieht, und was daſelbſt vorgeht; die Pariſer Journale halten es nicht wie die deutſchen politiſchen Journale, welche in allen wichtigern Städten der verſchiedenen Länder des deutſchen Bundes Berichterſtatter haben; ſelbſt die beſten Pariſer Blätter liefern keine Privatcorreſpondenzen aus den großen Städten Frankreichs, ſondern entnehmen alle Nachrichten den Departementalzeitungen. Dieſe ſchöpfen wiederum das Wichtigſte aus jenen und befriedigen ſomit die Anſprüche derjenigen Leſer, welche auf kein Pariſer Journal abonnirt ſind und alſo durch die Ortszeitungen die Weltbegebenheiten erfahren. Vermittelſt der Privatcorreſpondenz geben die Departementalblätter die Nachrichten aus Paris vierundzwanzig Stunden eher als die Pariſer Blätter, welche erſt nach dem Abgang des Couriers gedruckt und alſo erſt mit der Malle des nächſten Abends verſchickt werden. Dazu rechne man noch, daß ein Abonnement auf ein Provincialblatt nur die Hälfte, das Drittel, oft bloß ein Viertel von dem koſtet, was man für ein Pariſer Journal bezahlen muß; die Preiſe wechſeln zwiſchen 20 bis 40 Franken. Mehrere Pariſer Blätter haben allerdings ihr Abonnement bedeutend erniedrigt und ſogar auf 25 Fr. heruntergeſetzt; da aber eine Provincialzeitung gewöhnlich nur Leſer in dem Departement hat, wo ſie erſcheint, ſo bringen dieſe neuen beiſpiellos billigen Journale viel eher den alten Pariſer Zeitungen zu 80 Fr. Nachtheil, als den Provincialblättern, welche zugleich die localen und allgemeinen Intereſſen abhandeln. Schon der Umſtand, daß die Pariſer Buchhändler, Kaufleute und Speculanten aller Art ihre Bücher, Unternehmungen und Erfindungen jetzt auch in den Provincialblättern anzeigen laſſen, beweiſt die zunehmende Wichtigkeit der Departementalpreſſe und die geringere Verbreitung der Pariſer Journale, denen man ſonſt allein dieſe Ankündigungen hingab.

Gewöhnlich erſcheinen die Provincialzeitungen in kleinerem Format, auf ſchlechterem Papier und nicht ſo oft, als die großen Pariſer Journale; viele haben jedoch mit ihnen gleiches Format und Papier; die meiſten kommen wöchentlich zwei- bis dreimal heraus, mehrere alle Tage, mit Ausnahme von Sonntag, wo in ſämmtlichen Departements von Frankreich keine Zeitung ausgegeben wird. Ein Journal in der Provinz iſt eine viel weniger umfaſſende und gewagte Unternehmung, als in Paris; die Koſten betragen nicht ſo viel; man braucht nicht die Menge Menſchen, welche das tägliche Getriebe eines Pariſer Blattes in Bewegung ſetzt; man iſt nicht gezwungen, ſich Tag und Nacht abzuarbeiten, damit ja nicht der rechte Augenblick verpaßt werde; allein mit einem Provincialblatt ſind viele Verdrießlichkeiten und Unannehmlichkeiten anderer Art verknüpft. In der Regel hat eine Departementalzeitung nur ſo viel aufzuwenden, daß ſie bloß einen einzigen Redacteur bezahlen kann, welcher die leitenden Artikel ſchreiben, die vermiſchten Nachrichten zuſammenſtellen, das Feuilleton ausſuchen, die Annoncen ordnen, außerdem noch die financielle Verwaltung beſorgen, ſämmtliche Aushängebögen corrigiren, kurz Alles in Allem ſeyn muß. Er iſt in ſeiner Wirkſamkeit ſehr eingeſchränkt, nicht ſo wohl durch die geringe Anzahl ſeiner Abonnenten, welche ſelten über 500 hinaufgehen, als durch den Geiſt ſeiner Leſer, deren kleinſtädtiſche Familienüberlieferungen und alberne Pinſeleien er berückſichtigen und ſchonen ſoll. Es hat mich jedesmal betrübt, wenn ich mit angeſehen, wie ſich franzöſiſche Provincialjournaliſten in unbekannter Anſtrengung, in unbelohnter Thätigkeit quälten und es zu keinem Reſultate brachten. Die Zeitungsſchreiberei in Paris verſüßt wenigſtens die Bitterkeiten und Gefahren, welche ſie mit ſich bringt, und verleiht eine angenehme, beneidenswerthe Stellung: der Redacteur und Chef eines jeden Journals, das in Paris erſcheint, iſt der Repräſen-

tant einer Macht, welcher von Vielen geachtet, von Allen gefürchtet wird; derjenige, welcher mit dieser Gewalt bekleidet ist, gelangt zu Ruhm, Ehrenstellen, Popularität und Ansehen, ja sogar zu Wohlstand und Reichthum; droht ihm Gefahr, so wird die öffentliche Aufmerksamkeit rege und interessirt sich für seine Sache; geht er als Sieger aus dem Kampfe hervor, so begrüßt ihn das Jubelgeschrei des Publicums; bleibt er auf dem Schlachtfelde, so folgen zehntausend Bürger seiner Bahre. Der Journalist in der Provinz hat kein so glückliches Loos: er mag das ganze Jahr hindurch die vorzüglichsten leitenden Artikel, die geistreichsten Feuilletons schreiben, er findet nur flaue Anerkennung in seiner nächsten Umgebung und gar keine Beachtung und Aufmunterung von seinen Pariser Collegen, die ihn völlig ignoriren. In der Stadt, wo er lebt, meiden alle Leute von der Gegenpartei, die er angreift, seinen Umgang; er ist von allen Gesellschaften ausgeschlossen, wo er politische Gegner antrifft, denn die politischen Nuancen und Leidenschaften, welche sich in Paris im geselligen Umgange ganz verwischen, sind in den Provincialstädten noch schroff und ernsthaft; ich kenne Departements, wo die Bürgerligen ihren „Redacteur" steinigen würden, wenn er von den Adeligen eine Einladung zu einer Soirée oder zu einem Ball annähme. Unabhängigkeit und Vermögen zu erwerben, ist bei einem Gehalte von 1200—3000 Franken nicht wohl möglich, und für diesen kargen Lohn muß er zehnmal im Jahr sein Leben aufs Spiel setzen wegen eines Scherzes, den er sich über eine Schauspielerin oder über einen Präfecturrath erlaubt. In den Provincialstädten versteht man durchaus keinen Spaß und ist gleich mit dem Herausfordern bei der Hand; da die Journalisten in der Provinz ganz allein stehen und als Geranten unterzeichnen, so müssen sie natürlich jede Zeile mit ihrer eigenen Haut verantworten, welches häufige Duelle veranlaßt; denn die Polemik in der Provinz artet leider oft in gehässige Persönlichkeiten aus, die nicht, wie in Paris, den Tag darauf vergessen werden, weil das uneingeweihte Lesepublicum sie nicht versteht oder übersieht, und der Beleidigte den Urheber nicht kennt oder wenigstens nicht zu sehen bekommt. In den größeren und kleineren Provincialstädten trägt jeder seinen Ingrimm lange mit sich herum, weil der Gegenstand desselben täglich an seinem Hause vorübergeht. Haß und Verleumdung stürmen von allen Seiten auf den armen Provincialisten in Frankreich ein; kümmerliches Auskommen ist ihm sein Leben lang beschieden, und wenn er stirbt, folgen sein Hund, (wenn ihn die Bosheit am Leben gelassen hat) und einige Freunde seiner Leiche, welcher der Priester den Segen verweigert hat. Es gehört viel Muth und Entsagung dazu, eine ähnliche Existenz zu ertragen, und es wundert mich nicht, daß die französischen Journalisten, wenn es nur irgend thunlich, aus ihrer Provinz auswandern und in Paris ihr Heil versuchen. Es gibt jedoch Journalisten, welche bei ihren Penaten, d. h. in ihrer Vaterstadt bleiben und ohne Murren ihr saures Amt verwalten.

Die technische Eintheilung eines Provincialblattes ist ungefähr dieselbe, wie die eines Pariser Journals; auf der ersten Seite finden wir einen räsonnirenden Artikel, der wie die premiers Paris, die Frage des Augenblickes behandelt und häufig nur der Widerhall oder die Umschreibung dessen ist, was die Pariser Blätter sagen; darnach kommen die Entrefilets, kleine polemische Abfertigungen oder kurze Anzeigen von Begebenheiten, welche später zu ausführlichen Artikeln Stoff geben; dann folgen Localnachrichten aus dem Departement und Correspondenzen aus Paris, welche gewöhnlich nur die Neuigkeiten enthalten, womit die Pariser Correspondenzbureaux alle Departements von Frankreich versorgen; bisweilen findet man auch Privatcorrespondenzen, welche gute Freunde und Bekannte in Paris den Redacteuren der Provinz zuschicken, ohne sich dafür bezahlen zu lassen, und die deßhalb sehr vernachlässigt sind. Die vermischten Nachrichten sind bloße Auszüge aus Pariser Blättern und aus Provincialzeitungen anderer Gegenden. Das Feuilleton pflegt gewöhnlich auch aus Pariser Journalen genommen zu werden; jedoch bringt es mitunter Originalarbeiten, wie kleine Novellen, Theaterkritiken über das städtische Theater, wöchentliche Uebersichten über Kunst und Litteratur, Blicke ins gesellige Leben ꝛc., und ist oft mit Geist redigirt. Die sogenannten Artikel Variétés sind nur in wenigen Provincialjournalen gebräuchlich: den Beschluß des Blattes machen Ankündigungen aller Art.

(Fortsetzung folgt.)

Gefrorner Brunnen.

In Sillimans Journal of Science ist eines Brunnens zu Oswego im Staate New-York gedacht, welcher 77 Fuß tief ist, auf einem Tafellande 20 Fuß über dem Susquehannah in einer Entfernung von dreiviertel (englischen) Meilen liegt. Das Wasser darin ist 4 bis 5 Monate im Jahre so fest gefroren, daß man sich des Brunnens gar nicht bedienen kann. Vorigen Winter war das Eis in einer Tiefe von 61 Fuß so fest, daß man es mit einem schweren Eisengewichte nicht durchbrechen konnte. Ein Thermometer, den man hinabließ, fiel von 68° auf 30° F. (+ 16° R. bis — 1° R.). Der Brunnen ist vor etwa 20 Jahren gegraben worden, und bei heißem Junimetter sollen die Arbeiter die Kälte kaum haben ertragen können. Jetzt zieht man oft im Junius und Julius Eis herauf. Kein ähnliches Phänomen zeigt sich in der Nachbarschaft. Ein Licht fackelt noch bei 30 Fuß Tiefe, dann wird es ruhig, auf dem Grund aber löscht es bald aus.

Sultan Mahmud II, der Reformator.

Des Sultans Hofstaat sonst und jetzt.

(Fortsetzung.)

Wir übergehen noch einige weniger bedeutende Baschi's, und erwähnen noch der Asnaoglander, kaiserliche Kammerdiener, und der Odaoglander, Kleiderdiener. Die Beghzades, Kinder der hohen Personen des Reichs, die mit einer Schwester oder Tochter des Sultans vermählt sind, und die, aber abgesondert von den Idschoglans, wie diese erzogen, und wenn der Sultan von ihnen etwas hinsichtlich der Thronfolge zu fürchten glaubte, in aller Stille erdrosselt wurden. Oft gelangen sie aber, wenn die Laune des Herrschers ihnen günstig, zu hohen Staatsämtern. — Es folgen nun noch die Ditley's, Stumme, und die Gengek, Zwerge des Serails, die ein Lustigmachercorps des Sultans bilden.

Eine bedeutende Bevölkerung des Serails bilden die Bostandschi's, die ihren Namen von der Beschäftigung: die Besorgung der kaiserlichen Gärten (Bostan), haben, zugleich aber ein Polizeicorps bilden, das die Aufsicht nicht allein im Serail, sondern am ganzen Bosporus hat. Auch werden sie zu Ruderern der kaiserlichen Schiffe und als Henkersknechte gebraucht, in welchem letztern Fall sie noch den speciellen Namen Mumdschi führen. Der oberste Chef aller Bostandschi's ist der Bostandschi Baschi, der das Amt eines Polizeigouverneurs über beide Gestade des Bosporus, Oberinspectors aller kaiserlichen Schlösser, Gärten und Springbrunnen, und Oberrichters in allen in diesen Orten vorfallenden Rechtshändeln bekleidet. Außerdem führt er auch bei den Lustfahrten des Sultans auf dem Meere das Steuerruder des kaiserlichen Bootes. Seine Einkünfte sind ungeheuer. — Eine eigene Zunft im Innern des Serails bilden die Sachaler, Wasserträger, so wie die Baltadschi. Die letztern sind Arbeitsleute und Holzhacker, und verrichten übrigens nur niedere Dienste. Es würde zu weitläufig werden, noch alle die jetzt nicht mehr bestehenden Corps der Leibtrabanten, kaiserlichen Lustringer und Fechter, Musiker und dergleichen aufzuführen, die unter dem Haz Oda Baschi stehen, wir wenden uns daher zu dem Departement des Serai Agasi, unter welchem der Hammamdi Baschi, Oberbademeister und Chef aller Hammamdi, steht, Leute, die hundertlei Geschäfte bei dem bekanntlich sehr complicirten türkischen Bade haben. — Der Chasnadar Baschi, Oberschatzmeister, hat unter seinen Befehlen den Chasna Ketodasi, Unterschatzmeister; den Sugom Baschi, zweiten Inspector der Schatzkammer; den Chasna Kiatib, Registrator des Schatzes; den Chasnadar Aga, Schatzmeister der kleinen kaiserlichen Schatulle; den Amaldar Agasi, Schatzschlüsselbewahrer; den Aßnarglander Baschi, Oberaufseher der kaiserlichen Kleinodien. Zu diesem Departement gehören auch noch die Hof-, Gold- und Silberarbeiter und die Therfiler, Serailsschneider. — Unter dem letztern der vier großen Hofchargen, dem Kilardschi Baschi, Obermundschenk und Obertafelmeister, stehen der Kilar Ket Odasi, sein Substitut; dann der Ekmedschi Baschi, Oberbackmeister und kaiserlicher Mund- und Hofbäcker mit seinen Ekmedschi's; der Halwaschi Baschi, Chef der Halwaschi oder Conditoren; der Ataschis Baschi, Oberküchenmeister mit seinen Leuten; der Muhazi Aga, Generaleinkäufer für die sieben kaiserlichen Serailsküchen; der Mutbak Emini, Oberrechnungsrath der Küchenprovision; der Pekimel Emini, Obereinkäufer des Zwiebacks; der Scherbetdschi Baschi, Aufseher der Scherbetbereiter; der Kahvedschi Baschi, Aufseher der Kaffeebereiter, und eine Menge anderer kleiner Magen- und Mundchefs. —

Unter dem Oberbefehle des Kapi Aga steht noch der Hekim Baschi Effendi, erster Arzt des Sultans und Chef des Medicinalwesens. Er muß ein Geistlicher seyn, und zeichnet sich in ärztlicher Hinsicht gewöhnlich durch große Unwissenheit in seinem Fach aus, ebenso wie sein ebenfalls geistlicher College, der Dscherrah Baschi, erster Chirurgus des Sultans. Eine noch jetzt angesehene und unentbehrliche Person des Serails ist der Munedschim Baschi, Hofastrolog, dessen Geschäft darin besteht, dem Sultan die glücklichen oder unglücklichen Tage zu bezeichnen, wonach sich dieser dann beim Beginn seiner Unternehmungen richtet. Auch ist noch der Muhasebehdschi Baschi, erster Rechner des Sultans, zu erwähnen, obgleich dessen Unfehlbarkeit sehr zu bezweifeln, da sich die türkischen Sultane bekanntlich schon oft „verrechnet" haben, was dann natürlich auf den Kopf dieses Beamten zurückfallen dürfte. — Ein Amt des Serails, zu welchem auch sogar Christen und Franken gelangen können, ist das des Mehmar Aga, des Oberbaumeisters, der aber in solchem Fall außerhalb des Serails wohnen muß. Unter ihm stehen die Meimargiler, Steinmetzen, Maurer und Zimmerleute des Sultans. — Unter den Befehlen des Kapi Aga steht auch die großherrliche Münze mit dem Chef derselben, dem Zarphana Emini; dann der kaiserliche Marstall mit dem Bujuk Emir Achor, Oberstallmeister, und dessen Unterchefs. —

Wir wenden uns jetzt von Weiß zu Schwarz, nämlich von dem Departement des Kapi Aga, zu dem schwarzen Haupt-Eunuchen, dem Kislar Aga und dessen Gebiet, einem Mann, dessen Macht und Einfluß unberechenbar ist. Er vereinigt in sich die Aemter eines Gouverneurs und Richters des ihm speciell untergebenen Theils des Serails, die des Oberhofmeisters aller Frauen, Prinzen und Prinzessinnen des Herrschers, eines Oberintendanten aller kaiserlichen Dschamien, Moscheen und Capellen, so wie aller milden Stiftungen im ganzen Reiche, bei welchen er alle Unterbeamtenposten, mit Ausnahme der der Imams, nach Willkür besetzt. Früher — bis zum Jahre 1757 — war er zugleich Beglerbeg aller der die Revenuen der Sultaninnen bildenden, aus Städten, Dörfern und Gütern zusammengesetzten Landstriche, Haremai genannt. Außerdem ist der Kislar Aga Oberschlüsselbewahrer aller Schlüssel zu den Palästen, Gebäuden und Gärten des Harems, so wie speciell zu allen Gemächern der darin lebenden Frauen. Durch seine Hand gehen alle die bedeutenden Geschenke, die von den Großen des Reichs den vielvermögenden Damen des Harems aus irgend einer, wohl größtentheils egoistischen, Absicht zufließen, von denen natürlich der Kislar Aga immer einen erklecklichen Theil in seinen Beutel fallen läßt. Durch dergleichen Extraeinnahmen steigen seine Einkünfte, die schon an und für sich bedeutend sind, ins Ungeheure. Gleich dem Kapi Aga, und vorzugsweise vor diesem auch selbst in den Gemächern des Harems, darf er vor dem Sultan erscheinen. Tritt er vor dem Ende seines Lebens von seinem Posten — was aber nur höchst selten zu geschehen pflegt — so darf ihm als Ersatz keine geringere Stelle als die eines Pascha's von drei Roßschweifen verliehen werden. Unter dem Kislar Aga stehen wenigstens dreihundert hohe schwarze Eunuchen, die nächst ihm die Aufsicht des Harems führen, in dessen Gemächer sie ungehindert aus- und eingehen können, da von ihnen die Eifersucht des Sultans natürlich nichts zu befürchten hat. Außer ihnen gibt es dann noch eine Menge schwarzer verschnittener Pagen und niederer Diener.

(Schluß folgt.)

Militärstrafen in den Vereinigten Staaten. Auch die Nordamerikaner haben das Prügeln und Peitschen beim Militär abgeschafft, dafür aber sie durch andere Strafen ersetzt, die so schlimm, wo nicht schlimmer sind. Eine der gewöhnlichsten ist, daß man dem Mann 56 Pfund Kugeln in den Tornister gibt, und ihn sechs Tage und Nächte lang mit diesem Gewicht auf der Schulter immer drei Stunden lang gehen und dann Eine Stunde ausruhen läßt. Gegen das Ende wird diese Strafe bedeutend schwer; die Füße der Leute werden wund und schwellen auf, so daß sie mehrere Tage nachher gar nicht gehen können. Capitän Marryat, dessem Werk über Amerika diese Angabe entlehnt ist, fragte den commandirenden Officier in einem der Forts, was denn geschehen würde, wenn der Mann geradezu den Tornister wegwürfe, und sich weigerte weiter zu gehen. „Man würde ihn dann bei den Daumen aufhängen, bis er ohnmächtig würde," war die Antwort.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Wiedenmann.

Nr. 218.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

6 Auguſt 1839.

Die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten.

Immer und immer kehrt dieſe Frage wieder, und es zeigt ſich in derſelben recht klar, daß ſelbſt in Nordamerika, ſo ſehr dieſes auch als ein geordneter Staat daſteht, es ſich vor Allem um die Bildung der Race der Einwohner handelt, wie in allen andern amerikaniſchen Ländern. Der Congreß hat alle Discuſſionen über die Sklavenfrage abgelehnt, aber er kann die Petitionen um Abſchaffung der Sklaverei nicht hindern, und ſo entſpinnt ſich die Debatte immer wieder. Der bekannte Henry Clay hat am 7 Februar über dieſe Petition eine Rede gehalten, die man als das Manifeſt der Sklavenſtaaten gegen die Abolitioniſten betrachten kann; ſie iſt als beſondere Broſchüre in Boſton erſchienen, und zugleich hat der bekannte Dr. Channing in einem veröffentlichten Schreiben ſeine Anſichten ausgeſprochen. Neues, eigentlich Neues, geben beide durchaus nicht, und viele ſehr wohlgeſinnte Amerikaner ſind darum aller Discuſſionen über dieſen Gegenſtand gänzlich müde: ſie ſehen die Wichtigkeit der Sache völlig ein, halten aber jede weitere Discuſſion für gänzlich überflüſſig und nutzlos. Es geht freilich damit Vielen, wie es in England manchen Parlamentsgliedern mit Irland geht: widerwillig beſchäftigt man ſich mit der fatalen, nie endenden Sache, und wirft den armen Irländern hier und da einen Brocken hin, um des ewigen Mahnens los zu ſeyn. Aber wie das durch vielhundertjährige Tyrannei in Irland angehäufte Elend immer wieder anklopft und Abhülfe begehrt, ſo kehrt auch in Amerika die unſelige Sklavenfrage immer wieder, und immer deutlicher ſtellt es ſich hervor, daß ſie es iſt, welche alle anderen Fragen mehr oder minder beherrſcht.

Die Abolitioniſten, als Partei betrachtet, ſind für die Vereinigten Staaten ein wirklich furchtbares Uebel, und Dr. Channing, deſſen ächte Philanthropie und wahren Abſcheu vor der Sklaverei Niemand bezweifeln kann, ſagt ſich ſelbſt entſchieden von ihnen los. Clay ſchildert diejenigen, die er die Ultra-Abolitioniſten nennt, mit folgenden Worten: „ſie ſind entſchloſſen, ihren Zweck auf jede Gefahr hin zu verfolgen, ohne Rückſicht auf die Folgen, ſo traurig auch dieſe ſeyn mögen: die Rechte des Eigenthums gelten ihnen nichts, den Mangel geſetzmäßiger Gewalt auf Seite des Congreſſes achten ſie nichts, die anerkannte und unbeſtreitbare Gewalt der Staaten gilt ihnen nichts, einen Bürgerkrieg, Auflöſung der Union und einen Umſturz der Regierung, in welcher die ſehnſüchtigſten Hoffnungen der civiliſirten Welt ſich concentriren, achten ſie für nichts.“ Wenn Clay hiermit gewiß viele zu ſtreng beurtheilt, ſo hat er doch in der Tendenz der Partei Recht, wenn man gleich den Schluß, den er aus dieſem Allem zieht, nicht rechtfertigen kann, denn dieſer läuft darauf hinaus: „die Neger ſind einmal da, kein praktiſcher Vorſchlag, ſie zu entfernen oder von uns zu trennen, iſt je gemacht worden: die Coloniſation kann nichts für die Sklaven thun, die Emancipation eben ſo wenig, denn ſie iſt gleich bedeutend mit Vernichtung; entweder die Weißen oder die Schwarzen müſſen die Herren ſeyn.“ Man ſollte meinen, es ſey noch ein dritter Zuſtand möglich, nämlich eine Amalgamation der weißen und ſchwarzen Race in eine Mulattenbevölkerung, aber vor dieſem Gedanken ſchon tritt die weiße Race mit einem inſtinctartigen Schauder zurück. Und doch iſt dieſe Amalgamation der einzige gütliche Ausgang, der ſich denken läßt, denn er allein ſtellt die Möglichkeit in Ausſicht, eine Menſchenclaſſe in den Sklavenſtaaten zu begründen, die hinſichtlich ihrer Rechte eben ſo wohl wie hinſichtlich der Farbe zwiſchen Freien und Sklaven in der Mitte ſtehen könnte. Eine ſolche Stufenfolge iſt das einzig mögliche Rettungsmittel, denn der Sprung vom Sklaven zum freien amerikaniſchen Bürger iſt allerdings zu groß.

Hr. Clay verkennt den Einfluß der engliſchen Emancipation nicht, und bemerkt: die Aehnlichkeit zwiſchen Großbritannien und den Vereinigten Staaten in den Geſetzen, in Sprache, Einrichtung und durch den gemeinſamen Urſprung iſt der Art, daß keine große Maaßregel nationaler Politik in dem einen Lande ergriffen werden kann, ohne einen bedeutenden Einfluß auf das andere auszuüben.“ Freilich wirft Clay einen bittern Seitenblick auf die Abſichten Englands, das dieſen Zunder in die Vereinigten Staaten warf, indem er ſagt: „wären drei bis vier Millionen afrikaniſche Negerſklaven in England geweſen, und ihre Eigenthümer im Parlament geſeſſen, die Emancipation wäre nicht ſo leicht und ausführbar erſchienen.“ Indeß iſt mit ſolchen Recriminationen nichts gethan: England hat den

Schlag mit wohl überlegter Sicherheit geführt, und Nordamerika muß die Folgen tragen: die Abolitionisten steigen mit jedem Tage an Macht und Einfluß, sie haben kürzlich erst noch die Wahlen im Staate Ohio entschieden, und der Fortschritt dieser Partei, der Einfluß, den sie auf das Geschick der Vereinigten Staaten haben wird, ist gegenwärtig fast das einzige große Problem, das uns die nicht sehr ferne Zukunft Nordamerika's lösen muß.

Die Departementalpresse in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die meisten Departements besitzen mehrere Journale, welche die verschiedenen politischen Meinungen repräsentiren; einige Departements haben nur Zeitungen von Einer Farbe, andere haben vier, fünf Blätter ohne alle Farbe. Die größte Anzahl von Journalen treffen wir im Norden von Frankreich; das Departement der unteren Seine hat deren allein zwanzig. Besondere Erwähnung darunter verdienen: das „Journal du Havre" von dem Seeromanschreiber Edouard Corbié im liberalen Sinne redigirt, ist als ein Organ des Havrer Kaufmannsstandes wichtig und bringt über Handelsfragen sehr belehrende, jedoch mit Umsicht zu benutzende Artikel, welche von speciellem Handelsinteresse der Stadt Havre eingegeben sind; das Journal de Rouen, dem System Laffitte's und Odilon Barrots zugethan, etwas gemeinplätziger und wiederkäuender Natur, wie das Siècle, dem es einen großen Theil seiner leitenden Artikel und Feuilletons entlehnt. Besser redigirt sind die ministeriellen Journale, das Memorial de Rouen und das Echo de Rouen, welche bisweilen sehr vernünftige, zeitgemäße Ideen entwickeln. Außer den ebengenannten Blättern, welche täglich mit Ausnahme von Sonntag erscheinen, gibt es in Rouen noch zwei kleine Unterhaltungsblätter, der „Ecrin" ein Klatschblatt, dessen einzige Würze in Persönlichkeiten besteht; der „Colibri," ein politisch und litterarisch-satyrisches Journal, ahmt in Form und Inhalt das Charivari nach; jedoch springen hier die Brunnen der Laune bei weitem nicht so hoch und reich, als in jenem unvergleichlichen Musterblatt, dessen humoristischer Strom täglich über die Ufer tritt, Alles umreißt, aufwühlt und mit dem Heiligsten gaukelt. — Zwei gut geschriebene Zeitungen sind die beiden liberalen Oppositionsblätter in Dieppe, das „Mémorial Dieppois" und der „Phare de Dieppe," welche sich vorzugsweise mit Localinteressen beschäftigen; ihrem Eifer ist es bereits gelungen, manche städtische Uebel und Gebrechen abzustellen, deren Dieppe mehr hat, als irgend eine andere Stadt in Frankreich; denn dieses ehemalige französische Venedig, wie man es wegen seines großen Reichthums und blühenden Handels nannte, ist so tief heruntergesunken, daß auf sechs Einwohner immer ein Bettler kommt. Es erscheinen in Dieppe noch zwei andere Journale, die „Vigie" und das „Journal de Dieppe," welche weiter keine Bedeutung haben; von sehr geringfügigem Interesse sind ferner verschiedene kleine Journale, welche im unteren Seinedepartement herauskommen, wie das „Echo de Bray" in Neufchatel, die „Abeille cauchoise" in Yvetot, der „Papillon" in Bolbec ꝛc., litterarische Unterhaltungsblätter, welche oft bloß aus gerichtlichen und andern Ankündigungen bestehen, denen einige Anekdoten, Novellen, Charaden, Gedichte u. dergl. vorangesetzt oder schlüßlich beigefügt sind. — Das Manchedepartement in der untern Normandie scheint sich um die Tagspolitik wenig zu bekümmern; wir finden daselbst zwar sieben Zeitungen, aber keine einzige davon hat das Banner irgend einer Partei aufgesteckt: das „Journal de la Manche" in St. Lo, das „Journal de Cherbourg," „Journal de Valogne," „Journal de Coutances," „Journal d'Avranches" enthalten nichts, als trockene Register von Facten und Annoncen. Im Calvados dagegen hat die Opposition zwei, und die Regierung ebenfalls zwei Journale, welche theils in Caen, theils in Lisieux erscheinen: der „Pilote du Calvados" und der „Patriote du Calvados et de l'Eure" unterstützen die Ideen des linken Centrums und der äußersten Linken, welche das „Memorial du Calvados" und der „Normand" zu bekämpfen suchen. In Bayeux erscheint ein gutes, belletristisches Blatt, der „Indicateur" betitelt, und sorgfältig redigirt.

Im Departement du Nord kommen achtzehn Journale heraus, worunter jede der drei Hauptparteien in Frankreich zwei Organe hat: das „Journal de Dunkerque" und der „Nord" in Lille vertheidigen die jetzige französische Regierung, was leider oft in banalen Redensarten geschieht; das „Echo du Nord" und der „Libéral du Nord" vertreten die Opposition sehr häufig mit seichten und hohlen Raisonnements; den Legitimisten gehören die in Lille erscheinende „Gazette de Flandre et d'Artois" und die „Feuille de Douai," zwei gut geschriebene Zeitungen, welche jedoch wenig Anklang finden in einem Departement, wo die industrielle Bewegung vorherrscht, welche die Julusrevolution noch mehr begünstigt hat und welche die Legitimisten nach ihrer Niederlage im J. 1830 mit aller Gewalt hemmen wollten, indem sie ihre Capitalien aus den Geschäften zurückzogen. Im Departement des Pas de Calais, wo im Ganzen 13 Journale bestehen, haben die Oppositionsblätter das numerische Uebergewicht über die ministeriellen Zeitungen; sie sind fünf gegen zwei, letztere zeichnen sich jedoch durch bessere Schreibart und sorgfältigere Redaction vor den erstern aus. Der „Courrier du Pas de Calais" in Arras und der „Annotateur Boulonnais" in Boulogne vertheidigen die Regierung oft mit guten, gewichtigen Gründen, denen die Journale der Opposition, wie die „Colonne" in Boulogne und die „Revue artésienne" häufig nur schlechte, federleichte Erwiederungen entgegensetzen. Der radicale „Progres" in Arras und das legitimistische „Journal de Calais" thun weiter nichts, als daß sie, wie Staare, die Phrasen nachplappern, welche ihnen der National und die Gazette de France vorsprechen. In Boulogne erscheint auch eine englische Zeitung für die Legion von Engländern, welche in der Stadt und Umgegend lebt; Saint-Omer hat zwei neutrale Blätter, das „Mémorial artésien" und den „Guetteur," welche hauptsächlich Auszüge aus andern Journalen liefern. — Eine auffallende Erscheinung ist, daß im Departement der Eure, welches bei den letzten Wahlen lauter Oppositionsdeputirte in die Kammer geschickt hat, keine politischen Zeitungen, sondern nur Intelligenzblätter existiren. Das

Departement der Aisne hat an dem „Argus Soissonnais," „Observateur Soissonnais" und „Courrier de l'Aisne," welche in Soissons herauskommen, drei friedliche litterarische Journale, welche sich nur mit kleinen Erzählungen und schlechten Gedichten abgeben; der „Observateur de l'Aisne" in Laon und der „Guetteur" in Saint-Quentin betriegen das Ministerium, welches an dem „Journal de Saint-Quentin" einen mittelmäßigen Sachwalter hat. Im Departement der Côte d'Or erscheint, neben mehreren neutralen Blättern, bloß ein ministerielles Journal, der „Spectateur" in Dijon, mit Geschick und Einsicht redigirt; umgekehrt ist es im Departement der Marne, wo der „Industriel de la Champagne" in Rheims gegen die Regierung wirkt, welche hier kein Organ der Oeffentlichkeit hat: denn das „Journal de Rheims," „Journal de la Marne" und „Echo de la Marne" in Chalons sind weder für die eine noch für die andere Partei. —

In dem Meurthe-, Maas- und Mosel-Departements sind die Gegensätze schneidend: der „Patriote de la Meurthe" in Nancy predigt Demagogie und erhebt das Feldgeschrei: écrasez l'infame! das „Journal de la Meurthe" ebendaselbst arbeitet nach Kräften diesen unheiligen und heillosen Bestrebungen entgegen; seine Worte würden mehr Eingang finden, wenn es nicht von der Präfectur bezahlt wäre, denn der französische Zeitungsleser hat sich nun einmal die fixe Idee in den Kopf gesetzt, daß man officiellen Regierungsjournalen keinen Glauben beimessen dürfe, wie wenn die Oppositionsblätter mehr Glauben verdienten und nicht auch von den Parteien bezahlt würden. Das „Journal de la Meuse" in Bar le Duc füllt seine Spalten mit alltäglicher Oppositionspolemik, worauf der „Franc Parleur" in Verdun leider mit dicken Ministerialobbudeleien antwortet. In Metz ist die Spaltung noch größer als in Nancy: die legitimistische „Gazette de Metz" findet das alleinige Heil der Menschheit in einer absoluten Opposition gegen alles Neue als solches und in einer blinden Anbetung alles Alten und Positiven, welches der demokratische „Courrier de la Moselle" als lächerlich und absurd verwirft, während der „Indépendant" die Jacobiner und Legitimisten mit stumpfen Waffen bekämpft. Im Straßburger „Courrier du Bas Rhin," halb deutsch, halb französisch gedruckt, spukt und poltert ebenfalls der Geist des alten Liberalismus, welchen das ministerielle Organ, das „Journal du haut et du bas Rhin," in sehr schlechtem Französisch beschwört. Das Departement des Oberrheins scheint die politischen Meinungen des benachbarten Oberrheins nicht zu theilen; denn der „Glaneur" von Colmar, die „Affiches de Mulhouse," der „Industriel alsazien" in Belfort sind ganz unschuldige Blätter, welche sich nur mit Fragen der Industrie und Landwirthschaft und mit leichter Literatur befassen.

Sehr friedlicher Natur sind gleichfalls die Journale des Departements der Yonne: das „Echo de l'Yonne" in Auxerre und das „Journal de l'Yonne" in Tonnerre vermeiden die Debatten der Tagspolitik. Stürmischer geht es im Loiret her: das Oppositionsblatt, „Journal du Loiret" und der ministerielle „Garde national" in Orleans liegen das ganze Jahr hindurch in einem Streit, womit sie wenig Ehre erwerben; denn beide Theile wälzen sich in einer nichtswürdigen Polemik herum und sind ungeschickte Kämpfer, welche bei jeder Bewegung und bei jedem Ausfall, den sie vornehmen, so viele Blößen geben, daß die legitimistische Zeitung „l'Orléanais," nicht so unbarmherzig ist, rücksichtslos auch nur die Geschosse des Witzes gegen die streitenden Parteien hinzuwenden. Die Journale in den Departements der Orne, Oise, der Seine und Oise, der Seine und Marne, der Obermarne, der Ardennen, der Vogesen und der Obersaone sind vernünftiger und geben ihre Erbosung nicht der Schadenfreude der Welt zum Spectakel: das „Journal von Alençon," das „Journal de l'Oise" in Beauvais, „die Presse de Seine et Oise" in Versailles, die „Chronique de Seine et Marne" in Fontainebleau, das „Jour. de la Haute Marne" in Chaumont, die „Abeille des Vosges" in Neufchateau, der „Courrier des Ardennes" in Charleville, das „Journal de la Haute Saone" in Vesoul sind lauter Zeitungen, die sich brüderlich mit einander vertragen. In den Departements der Aube, der Eure und Loire verhalten sich die Blätter etwas unruhiger und kampflustiger, jedoch werden die Attaken von beiden Seiten nach den Regeln geführt, welche Brauch und Anstand vorschreiben. Der „Propagateur de l'Aube" in Troyes und der „Glaneur in Chartres bringen mit Mäßigung ihre Beschwerden gegen das Ministerium vor, welche der „Moniteur Beauceron" und das „Journal de l'Aube" mit gleicher Mäßigung von dem Ministerium abzuwälzen suchen. Im Departement der Somme sind die Feinde der Regierung im ausschließlichen Besitz der Oeffentlichkeit; es gibt daselbst eine legitimistische „Gazette de Picardie" und eine liberale „Sentinelle Picarde;" beide erscheinen in Amiens, wo außerdem noch der „Glaneur" herauskommt, welcher, wie sein Name schon andeutet, ein bloßer Aehrensammler auf dem Felde der Journalistik ist. Das umgekehrte Verhältniß findet im Doubsdepartement statt, wo die Opposition stillschweigt, und das Ministerium allein das Wort führt. Der „Impartial de Besançon" ist eines der besten officiellen Provincialjournale, und enthält bisweilen über schwierige, höchst verwickelte industrielle Fragen gediegene Artikel, welche den Débats keine Unehre machen würden. Der Regierung wäre sehr viel damit geholfen, wenn sie lauter solche Vertheidiger in den Departements hätte, wo sie ihre Sache oft vernagelten Köpfen anvertrauen muß, mit denen man eben so wenig eine Schlacht gewinnen kann, als mit vernagelten Kanonen. Schlechte officielle Zeitungen schaden der Regierung, anstatt ihr zu nützen, und man sollte den Journalisten, welche durch das officielle Ansehen ihres Unverstandes das Uebel nur noch ärger machen, Stillschweigen auferlegen, wenn man ihnen auch den Gehalt verdoppeln müßte. Die beste Sache kann durch eine ungeschickte Vertheidigung verdorben werden.

(Fortsetzung folgt.)

Sultan Mahmud II, der Reformator.

Des Sultans Hofstaat sonst und jetzt.

(Schluß.)

Eben so wie das des Kapi Aga, ist dieses schwarze Departement auch in verschiedene Abtheilungen — Oda's — eingetheilt. Die der vertrautesten Hofchargen dieses Theiles des Serails nächst dem Kiosk

Aga ſind: der Chaſne Vekili, Oberaufſeher des Schatzes des Harems; der Oberpolizei-Intendant, eine Art ſchwarzer Boſtandſchi Baſchi; der Oberthürhüter, der das zu dieſer Serailsabtheilung führende Thor mit ſeinen Untergebenen vor dem Eintritte jedes Mannes, außer des Sultans, zu bewachen hat; dann der Validet Aga, Oberthürhüter der Gemächer der Sultanin Valide (Kaiſerin Mutter); der Baſch Kapi Oglani, Oberpförtner der Gemächer der Haremsdamen; ferner der Jaſidſchi Effendi, Secretär des Kislar Aga. Dahin gehört noch der Schahſabelar Aga, Oberaufſeher der Sultansſöhne, eine einflußreiche Stelle, da es einem ſolchen leicht wird, die Gunſt des künftigen Thronfolgers zu erringen, obgleich ihm dieß, wenn der Kaiſer daraus vielleicht ein Complot gegen ſich ſelbſt argwöhnt, auch wohl zum Verderben werden kann. — Mehrere Oberhofchargen unter den Befehlen des Kislar Aga ſind ähnlich denen des Kapi Aga. — Die Sultanin Valide, Mutter des regierenden Sultans, ebenfalls Bewohnerin des Harems, hat gleichfalls einen ſehr bedeutenden Hofſtaat, ſo wie auch die kaiſerlichen Töchter. Hier wären denn auch noch der Damen zu erwähnen, die dieſes Revier beleben. Die Sultanin Valide, ſo wie die Prinzeſſinnen haben gewöhnlich jede in ihrer Umgebung hundert Sklavinnen, die unter Aufſicht von eigenen Gouvernanten in verſchiedene Odas getheilt ſind. — Die Anzahl der kaiſerlichen, die eheliche Gunſt des Sultans genießenden Damen — Odaliſken — hängt von der Laune und Neigung des Herrſchers ab. Die Zahl läßt ſich bei der ſchwer zu erlangenden Kenntniß dieſes geheimen Departements nicht genau angeben, kann ſich aber wohl auf einige Hundert belaufen. Nach mohammedaniſchem Religionsgeſetz darf ein Gläubiger nur vier rechtmäßige Ehefrauen beſitzen; die ſultaniſchen vier, aus der Maſſe der Odaliſken gewählten, haben den kaiſerlichen Titel: Baſche Kadun, die, nebſt der Oberhofmeiſterin Kadun Kiaja, auch die Oberaufſicht über alle Odaliſken, natürlich mit Hülfe der ſchwarzen Eunuchen, führen. Eine Menge Lehrer und Lehrerinnen unterrichten ſowohl die Baſche Kadunen, als auch die übrigen Odaliſken in den Wiſſenſchaften des türkiſchen Harems, nämlich: im Nähen, Sticken, in der Muſik, in wollüſtigen Attituden und Tänzen, ſo wie in den ſpeciellen Künſten, ſich zu putzen und zu parfumiren. — Da ſich in dem Gebiete des Harems natürlich auch Moſcheen und Capellen befinden, ſo ſind die dabei angeſtellten Geiſtlichen ſchwarze Eunuchen vom erſten Rang, weßhalb auch nicht zu befürchten, daß dort die Hauptlehren der in unſern nördlichen Gegenden in neuerer Zeit entſtandenen „Muckerſecte“ praktiſch ausgeführt werden. —

So war einſt der Hofſtaat des Serails, der Reſidenz türkiſcher Sultane. Wie ceremonienreich einſt ſein Dienſt war, kann man aus folgender Ceremonie entnehmen, die ſtattfand, wenn es dem Großherrn beliebte, außer der Mahlzeit ein Glas Waſſer zu trinken. Sobald nämlich der Sultan Verlangen danach trug und dieß äußerte, eilte ein ſchwarzer Page, ein Kislar Idſchoglan, zum Kislar Baſchi und rief: „Sü!“ (Waſſer!) Ein zweiter dienſtthuender Page aber begab ſich ſofort zum Chaſnadar Aga und ließ ſich von dieſem zehn Zechinen, ein bei ſolcher Gelegenheit übliches kaiſerliches Geſchenk, auszahlen. Dann wurde das verlangte Waſſer vom Kilardſchi Baſchi, umgeben von hundert Pagen, in einem Porcellanbecher, der in einer großen goldenen mit Edelſteinen beſetzten Schale ſtand, bis zu der Thüre des kaiſerlichen Gemachs gebracht. Hier läßt er die Pagen bis auf die zwei dienſtthuenden zurück, die ihn unter die Arme faſſen und bis vor den Sultan geleiten, der dann — einen Schluck Waſſer trinkt!! —

Bogen ließen ſich füllen mit Beſchreibung des Gepränges, in deſſen Umgebung ſich ſonſt der Sultan außerhalb des Serails zeigte. Sechs und zwanzig Boſtandſchis ruderten ſonſt mit vergoldeten Rudern das kaiſerliche Boot, in welchem unter reichem Baldachin der Beherrſcher der Gläubigen ſich auf einen ſeiner Luſtſchlöſſer begab. Schimmernde Hofbeamten lagen zitternd zu ſeinen Füßen. In einer andern Gondel fuhr dicht vor der kaiſerlichen der Tülbendar Aga, den koſtbaren kaiſerlichen Turban mit erhobenen Händen nach allen Seiten neigend, als Zeichen der Huld des Herrſchers gegen ſein Volk. Zwanzig prächtige Boote ſchwärmten um den Mittelpunkt der Größe, und die Feuerſchlünde des Serails donnerten dem Padiſchah ihren erſten Gruß nach, während die Truppen, aufgeſtellt an den Ufern, ſich vor ihm huldigend bis zur Erde neigten. — Wie anders iſt es jetzt?! — Von Scutari nach Pera auf einem kleinen Kaik heimkehrend, rauſchte ein kleines ſchwarzes Boot an mir vorüber, gerudert von einfach gekleideten griechiſchen Matroſen. In der Mitte zweier oder dreier Diener ſaß darinnen ein ernſter Mann; ſeine blitzenden Augen ſchweiften lebhaft über das großartige Panorama hin, das hier Meer und Erde bilden. Es war der Sultan Mahmud II, der ſich aus dem Serail nach der aſiatiſchen Küſte begab. — So prunklos ſah ich ihn an einem Freitage auf dem Wege zur Moſchee, in der früher beſchriebenen einfachen Tracht zu Roſſe ſitzend. Höchſtens dreißig Hofbeamte, größtentheils in neumilitäriſcher Tracht, folgten ihm, als er durch das Spalier ſeiner neugeſchaffenen Garden, auf dieſe wohlgefällig hinabblickend, ritt. Unter den Klängen der europäiſch organiſirten Militärmuſik blitzte es wie Kriegsluſt aus dem feurigen Auge. Nichts, was an das weichliche Leben des Serails erinnerte, umgab den Sultan, aber deutlich ſprach es aus den ernſten Zügen des kräftigen Mannes: „Anch' io sono imperatore!“ —

Miscellen.

Ein ſchwarzer Tiger. Ein Capitän Saunier hat von Batavia eine Naturmerkwürdigkeit mitgebracht, die ſelbſt in dieſem Lande ſo ſelten iſt, daß die Eingebornen in Menge auf ſein Schiff kamen, um ſie zu ſehen. Es iſt dieß ein Tiger, deſſen Fell ganz ſchwarz iſt, mit Ausnahme des Schnauzbartes, deſſen Haare weiß ſind. Dieß merkwürdige Thier wurde in einem Walddickicht, wahrſcheinlich kurze Zeit nach ſeiner Geburt, gefangen, und iſt jetzt 14 bis 16 Monate alt; ſeine Höhe beträgt 2½ Fuß, ſeine Länge 4½ bis 5 Fuß. Während der Ueberfahrt blieb das Thier in ſeinem Käfig faſt immer liegen; es iſt ziemlich zahm und folgſam gegen ſeinen Hüter, einen Matroſen. Dieß ſeltene Exemplar ſoll für den Jardin des Plantes in Paris beſtimmt ſeyn. (Echo du Monde Savant vom 27 Julius.)

Seltſam gezeichnete Pferde. In der Sitzung der königlichen Geſellſchaft zu London las ein Hr. Macdonald ein Memoire vor über die Striemen an einer beſondern Pferderace in Schottland, die man Eel-back-dun, dunkelbraune Aalsrücken, nennt. Man findet an denſelben, auch wenn ſie faſt rein arabiſchen Blutes ſind, oft Striemen an den Beinen, die denen des Quagga oder Zebra gleichen. Dieſe Eigenthümlichkeit erſcheint oft erſt wieder in einer ſpätern Generation, während ſie bei den zwiſchenliegenden fehlt.

München in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 219.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 August 1839.

Aphorismen über den Orient.

Die osmanischen Herrscher.

Als Ibrahim Pascha im Jahre 1832 Damaskus erobert hatte, fragte ihn ein Imam, in wessen Namen er die Khutbé (das Kirchengebet) verrichten solle, mit andern Worten, ob Ibrahim auf die Entthronung des Sultans ausgehe. Statt aller Antwort ließ ihm Ibrahim die Bastonnade geben, mit dem Bedeuten, daß es im türkischen Reiche nur Einen Herrscher gebe, den Sultan. Die Herrschaft der osmanischen Sultane, der Nachfolger der Khalifen, ist in den Glauben der asiatischen Völker übergegangen, wie einst das Khalifat, wie einst im Abendlande das römische Reich: die Form blieb lange bestehen, nachdem der Geist und die Kraft ausgezogen war. So kann auch jetzt noch die Form der türkischen Herrschaft lange bestehen, auch wenn der Herrscher ein Kind ist, und leichtfertige Dirnen oder schlaue Intriganten mit ihm spielen. Niemand hat fürs erste ein Interesse, diese Form zu zerbrechen, weil ein solcher Schritt nur den alten Kriegsgeist der Türkei noch einmal zur hellen, vielleicht gefährlichen Flamme anblasen könnte. Aber es läßt sich unter dieser Form auch so ziemlich Alles erreichen: Mehemed Ali und sein Sohn siegen, Abdul Medschid wird sie, je nachdem es der einflußreichen Partei in seinem Rathe gefällt, mit Ehren und Würden, mit Auszeichnungen und Gefälligkeiten überhäufen, oder auch das Anathem über sie aussprechen, auf die Gefahr hin, die Truppen seines rebellischen Pascha's vor den Mauern seiner Hauptstadt erscheinen zu sehen, und die Hülfe der ungläubigen Russen annehmen zu müssen. Man hat sich ausnehmend gewundert, daß Abdul Medschid an Mehemed Ali die Insignien seines Ordens übersandt habe, es ist dieß aber ein Vorfall, der sich aus jedem Blatte der Geschichte des Orients, und namentlich des Khalifats, erklärt.

Es hat allen Umständen zufolge in Konstantinopel und Alexandrien der Plan bestanden, Mehemed Ali in die erstere Stadt zu berufen, und ihn bei der Unmündigkeit des Sultans mit der Würde eines Reichsverwesers zu bekleiden. Wenn heute die europäische Politik es zuließe, daß Ibrahim Pascha seine Waffen bis Konstantinopel trüge, er würde weit entfernt seyn, den armen Knaben Abdul Medschid zu entthronen, sondern sich von ihm zum Seraskier oder Oberbefehlshaber aller Heere ernennen lassen, Abdul Medschid aber würde nach wie vor mit dem Säbel Osmans umgürtet seyn, und der „Beherrscher der Gläubigen" heißen. Ein solches Ereigniß würde in den Augen eines Orientalen nichts so Außerordentliches haben: ein hochgestiegener Osmane hätte einen andern von der Leitung der Angelegenheiten verdrängt, die Würde des Sultans würde nicht leiden, und nach Mehemed Ali's Tode wäre wieder die Freiheit der Wahl gegeben. Das Khalifat hat [illegible] mere Erschütterungen erfahren, als die jetzt das türkische Reich betroffen haben, und doch nahm es erst ein Ende mit dem furchtbaren Einbruch der Mongolen unter Hulagu.

Man darf orientalische Reiche, und das türkische insbesondere, keineswegs nach unserm Maaße messen, und Urquhart hat sehr Recht, wenn er die Localfreiheiten und die Localaristokratie als die Hauptstütze des Reichs und das gemeinsame Band ansieht: Alles findet, wenn auch nach heftigen Kämpfen, wieder seinen Platz, unbeschadet der Reichseinheit. Ohne fremden Einfluß wären die Moldau und Walachei, wären Serbien und Griechenland, obgleich größtentheils (und jetzt ganz) christliche Länder nicht abgerissen worden von dem Ganzen, und selbst das ganz mohammedanische Aegypten hätte ohne fremdes Zuthun nicht diesen Grad von factischer Unabhängigkeit erlangt, den es jetzt besitzt.

Darum haben diejenigen nicht Unrecht, welche behaupten, das größte Unglück für die Türkei wäre eine europäische Einmischung. Ohne eine solche wird der drohende Sturm ohne bedeutende Aenderung vorübergehen, mit derselben weiß Niemand, wann und wo er enden wird. Zwar würde auch von europäischer Seite die Form und der Name des osmanischen Reichs geraume Zeit geachtet werden, aber der Strudel eines europäischen Kriegs, der auch die Länder von der Donau bis zum Indus in seinen Kreis zöge, würde dieselbe doch nicht lange verschonen. Jedenfalls würden von den westlichern Völkern des osmanischen Reichs Slaven und Albanesen sich zu größerer Bedeutung aufraffen, und wie sie vor und nach der

Eroberung des griechischen Konstantinopels es waren, welche dem Strom der Sieger am kräftigsten und längsten widerstanden, so würden sie sich auch wieder als die schlimmsten Feinde des osmanischen Namens in seiner Todesstunde zeigen.

Das läßt sich nicht läugnen; der kritische Zeitpunkt für das osmanische Haus ist eingetreten: es wird eines langsamen Todes sterben, wenn man die Sache ihren natürlichen Gang gehen läßt, aber wenn europäische Mächte sich einmischen, — und England wie Rußland sind seit geraumer Zeit zugleich asiatische Mächte geworden — dann kann Alles in den Strudel energischer Ereignisse hingerissen werden, und das Schicksal sich schnell erfüllen. England hat, seit seine indischen Besitzungen von Persien aus bedroht sind, an dem Sturze Mehemed Ali's gearbeitet, um den Weg über Aegypten frei zu haben; die neuesten Ereignisse haben Mehemed Ali unermeßlich begünstigt und gekräftigt, den Sultan, das Werkzeug Englands, dagegen geschwächt; wohin wird jetzt die Schaale sich neigen, wird England alle Mühe und Anstrengung umsonst aufgewendet haben?

Die Departementalpresse in Frankreich.

(Fortsetzung.)

In dem Westen von Frankreich, welchen man gewöhnlich als den unwissendsten Nachzügler der französischen Cultur hinstellt, bemerken wir indeß keine Armuth an Journalen, welche man noch als Maaßstab der Bildung eines Landes oder Volkes anzulegen pflegt. In dem uncultivirten äußersten Westende von Frankreich, im Departement des Finisterre, treffen wir sechs Journale, wovon allerdings nur ein einziges eine bestimmte politische Farbe hat, der „Armoricain" in Brest, welcher die französische Regierung mit vielem Tact vertheidigt. Außerdem erscheinen noch in Brest der „Publicateur," ein Intelligenzblatt mit Charaden, und der „Omnibus," ein Unterhaltungsblatt, wie der Charivari, mit Lithographien und Zeichnungen begleitet, auf hübschem Papier gedruckt; es wird wöchentlich einmal ausgegeben, und während der Zwischenacte im Theater um 3 Sous verkauft. Das Departement der Ile und Vilaine hat gleichfalls ein gutes, ministerielles Blatt aufzuweisen; ich meine den „Auxiliaire breton" in Rennes, welcher mit großer Fassung, Ruhe und Besonnenheit redigirt wird; man schätzt nicht bloß den politischen Theil dieses Journals, sondern auch die wöchentlichen Feuilletons über Concerte, Theater und geselliges Leben in Rennes, welche die Frau des Redacteurs en Chef verfaßt. Die „Vigie de l'Ouest" in Saint-Malo, der „Indicateur breton" in Vannes, der „Morbihannais" in Ploërmel, und verschiedene andere Blätter, welche im Departement der Côtes du Nord, in Lannion, in Saint-Brieux und Guingamp erscheinen, sind allerdings im Allgemeinen genommen von geringem Belang, enthalten jedoch das Vollständigste, was man über den speciellen Zustand des Morbihan und der Côtes du Nord findet. — In dem unteren Loiredepartement herrscht unstreitig nach dem unteren Seinedepartement die meiste literarische und wissenschaftliche Thätigkeit: in Nantes kommen jährlich viele Werke über bretagnische Geschichte und Alterthümer heraus, wovon man in Paris nichts erfährt, weil die Pariser Journale sie mit Stillschweigen übergehen. An Zeitungen ist eben so wenig Mangel; wir nennen zunächst den „National de l'Ouest," welcher, wie seine Geistesbrüder in Paris, auf dem abgegriffenen Liberalismus herumrutscht, und mit den abgenutzten Namen, als Obscuranten, Ultras, Jesuiten, Alles todt schlägt, was ihm vor die Füße kommt. Ihm steht die legitimistische „Hermine" gegenüber, welche das Lilienwappen der vertriebenen Königsfamilie als Titelvignette und die Worte „potius mori quam fœdari" als Motto führt. Diese Embleme deuten zur Genüge an, daß die „Hermine" die Partei der orthodoxen Legitimisten vertritt, welche sich starr und steif an alte, verwitterte Formen klammert. In einer unbegreiflichen Inconsequenz befangen, reicht ihr Blick nicht weiter zurück, als ihre Diplome und Familienurkunden, und ihre Liebe zum Alten erstreckt sich nicht weiter, als ihr Stammbaum, und keineswegs auf dasjenige, was älter ist, als alle menschlichen Institutionen, und was diesen erst Werth und Festigkeit verleihet. Diese der Zahl und moralischen Kraft nach unendlich schwächere Partei, welche das entgegengesetzte Extrem der Radicalrepublicaner hervorgerufen hat, würde in dem großen Drame der Zeit noch eine ehrenwerthe Rolle spielen, wenn sie bloß als undurchdringlicher Damm gegen die Excesse der Jacobiner Stand hielte, aber zum Unglück verschmähet und verstößt sie auch alle diejenigen, welche mit Ruhe und Festigkeit zwischen die Kämpfenden treten, und allein den Beruf haben, die Geburt einer besseren Zeit zu vermitteln. Diese Letzteren haben in Nantes ein Organ an dem „Breton," an dessen Redaction tüchtige Männer mitwirken, welche über allen Parteigeist erhaben, und gleich weit entfernt von blinder Anbetung des Alten und von fanatischer Neuerungssucht, zunächst das ins Leben einzuführen trachten, was für den Augenblick nothwendig und möglich ist. Ihren Bemühungen verdankt die Stadt Nantes vortreffliche Gewerbschulen, unentgeltliche Unterrichtsanstalten für angehende Handwerker, die besten Kleinkinderschulen in ganz Frankreich u. s. w. Alle diese Schöpfungen hat die industrielle Gesellschaft in Nantes ins Daseyn gerufen, welche den Redacteur des „Breton," Hrn. Simon, ferner die HH. Robineau de Bougon, den Director der höheren Primärschule Leloup, den Privatlehrer Dugue-Brieugne, den Buchdrucker Mellinet und andere geachtete Männer unter ihren Vorstehern zählt, die gleichsam eine Atmosphäre von ehrenfester Gesinnung, von wahrer Aufklärung und tugendhaftem Wandel um sich verbreiten, einfache, herrliche Menschen von antiken Sitten, welche für einen größeren Wirkungskreis geschaffen sind. Außer den oben erwähnten politischen Journalen erscheint noch in Nantes eine Handelszeitung, der „Lloyd nantais," und ein Unterhaltungsblatt, „la Corbeille nantaise," mit artistischen Beilagen, sehr elegant ausgestattet und geistreich redigirt; es hat ungefähr denselben Inhalt, wie der „Vert-Vert," und wird ebenfalls während der Zwischenacte im Stadttheater feilgeboten.

Die Departements der Vendée und der Mayenne, die

Kriegsschauplätze der Chouans, haben merkwürdigerweise keine Parteijournale, welche in den weiter entlegenen Gränzdepartements der Bretagne wieder zum Vorschein kommen. In Mans (Sarthedepartement) kämpfen der ministerielle „Ami des lois" und der demokratische „Courrier de la Sarthe," welcher seinem Gegner an geistigem Rüstzeug überlegen ist, und seine Principien mit einer gewissen Ruhe und Würde, jedoch bisweilen in einer abstracten, dunkeln Sprache darlegt. Der „Ami des lois" ist einer von jenen Freunden der Regierung, deren Stillschweigen man befehlen oder erkaufen sollte. Im Departement Maine und Loire ist die Regierung besser vertreten durch den „Courrier de Saumur," welcher nach doctrinären Ideen nicht ohne Talent, jedoch in einem etwas declamatorischen Style redigirt wird. Die legitimistischen Journale in Angers, das „Mémorial angevin" und der „Indépendant" drehen sich in einem kleinen Kreise engherziger Ideen herum, und sind gedruckte Zeugen großer Geistesarmuth. In anderen Theilen des mittleren Frankreichs haben die Legitimisten bessere Organe, z. B. im Rhonedepartement den „Reparateur" und die „Gazette du Lyonnais," welche in Lyon erscheinen, und mit Klugheit die Interessen ihrer Partei verfechten. Nicht minder gescheidt ist der „Censeur de Lyon" redigirt, welcher unter den Oppositionsblättern der französischen Provincialpresse einen der ersten Plätze einnimmt, und woneben der ministerielle „Courrier de Lyon" nicht in dem vortheilhaftesten Lichte erscheint. — In den Departements der Charente, der beiden Sèvres, der Vienne, des Loir und Cher sind die politischen Meinungen dem Anschein nach ziemlich gleich vertheilt; in jedem dieser Departements finden wir ein ministerielles und ein Oppositionsjournal, wovon sich gerade keines durch hervorstechende Eigenschaften vor den übrigen auszeichnet. Der ministerielle „Charentais" ist weder starker noch schwächer, als sein Gegner, das „Echo de la Charente," welches mit ihm in Angouleme herauskommt; die „Revue de l'Ouest" und der „Niortais" in Niort, das „Echo du peuple" und der „Nouveau Patriote de l'Ouest" in Poitiers, der „Constitutionnel de Loir und Cher," und das „Journal de Loir und Cher" in Blois wandeln sämmtlich die breite Mittelstraße, und sind gebrechliche Stützen sowohl für die Regierung, als für die Opposition. Wichtigere Zeitungen in den Departements des mittleren Frankreichs sind: die „Gazette du Centre" in Limoges, „Gazette du Berry" in Bourges, „Gazette d'Auvergne" in Clermont, und das „Mémorial de la Nièvre" in Nevers, lauter legitimistische Journale, welche den verschiedenen Abschattungen der Legitimität angehören, und je nach diesen den Ton der „Gazette de France," der „Europe," der „Quotidienne," der „Mode" oder der „France" anstimmen; ferner der „Progressif de Limoges," die „Revue du Cher" in Bourges, der „Progrès" in Moulins, der „Patriote de Saône et Loire," in Chalons, der „Patriote des Alpes" in Grenoble und der „Patriote jurassien" in Lons Le Saulnier, liberale Oppositionsblätter, theils im Sinne der äußersten Linken, theils im Geiste der gemäßigten Linken geschrieben; endlich die „Annales de la haute Vienne" in Limoges, das „Journal du Cher" in Bourges, der „Ami de la Charte" in Clermont, das „Mémorial de l'Allier" in Moulins, das „Journal de Saône et Loire" in Macon, der „Drapeau tricolore" in Chalons an der Saône, der „Mercure Ségusien" in Saint-Etienne, und der „Courrier de l'Isère" in Grenoble, sämmtlich officielle Zeitungen, von denen manche gut, manche mittelmäßig und noch andere schlecht redigirt sind.

(Schluß folgt.)

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Mozambique.

Wir gehen nun zu dem eigentlichen Mozambique über, als den Hauptsitz des Gouvernements der portugiesischen Besitzungen im östlichen Afrika, und von dem alle diese den Namen führen. Diese Gouvernementsstadt liegt auf einer Insel unter dem 15ten Grad 5 Minuten südlicher Breite, nicht fern vom festen Lande. Die größte Länge der Insel beträgt nicht mehr als ¾ Legoa, so wie ihre Breite wohl kaum ⅛ Legoa ist. — Die vornehmsten Bewohner Mozambique's waren vordem lauter Fremdlinge dunkler Farben von verschiedenen Nationen, welche hier vom Handel mit Gold und Edelsteinen lebten, vom rothen Meere kamen und über den Isthmus von Suez nach Alexandria gingen, damals der Mittelpunkt des europäischen Handels mit Asien, so lange das Cap der guten Hoffnung nicht umschifft war. Die Eingebornen der Insel, so wie des Festlandes waren Neger, welche in kleinen Fahrzeugen, Zambucos genannt, Schifffahrt an der Küste trieben. Sie gehörten dem mohammedanischen Glauben an, waren gut gestaltet und wohlhabend. Sie kleideten sich in baumwollene gestreifte Zeuge, trugen eine mit Seide und Gold durchwirkte Mütze und türkische Säbel mit Schildern am Arm. Von Gemüth waren sie hartherzig und falsch im höchsten Grad. Als Vasco de Gama zum erstenmal bei dieser Insel im Jahre 1497 anlangte, wurde dieselbe von einem Xeque, Vasall des Königs von Quiloa, beherrscht, und ihre Sprache war die arabische. Nachdem die Portugiesen sich zu Herren der ganzen Küste von Lourenço Marques bis zum Cap Aneber gemacht, wurde der Gouvernementssitz zuerst in Sofala errichtet, und der Gouverneur erhielt den Titel eines Capitao Mor, und stand so wie ganz Ostafrika unter dem Vicekönig von Indien. So blieb es bis zum Jahre 1759, in welchem der Gouvernementssitz von Sofala nach Mozambique verlegt und hier nun ein von dem Vicekönig von Indien ganz unabhängiges Gouvernement gestiftet wurde; die Gouverneure erhielten den Titel Generalcapitän.

Als Mozambique noch in den Händen der Araber sich befand, war es der gemeinschaftliche Mittelpunkt des afrikanischen Handels, als es darauf in portugiesische Hände kam, wurde es eine fixirte Station für die Schiffe, die von Portugal nach Indien segelten, weßhalb dann auch Alfonso d'Albuquerque und nach ihm Dom Joao de Castro die Insel stark befestigten. An der ganzen Ostküste gibt es keinen bessern Hafen und der so gegen alle Winde geschützt ist, wie der Canal zwischen Mozambique und dem Festlande. Der Eingang desselben wird durch ein gut gebautes Fort vertheidigt, welches zugleich auch die ganze Stadt bestreicht und mit guter Artillerie besetzt ist. — Außer diesem größern Fort existiren aber auch noch andere kleinere, wie das von S. Lourenço,

S. Sebastiao und S. Antonio, so wie auch mehrere Schanzen, deren man fünf zählt. — Die Stadt hat enge Straßen, die Häuser, obgleich von keiner ausgezeichneten Architektur, sind gut gebaut. An Quellwasser ist außerordentlicher Mangel, allein jedes öffentliche Gebäude, so wie die größern Privathäuser haben ihre Cisternen, die selbst die Schiffe mit Wasser versehen, so daß das Wasser zu gleicher Zeit ein Handelszweig ist. — Von öffentlichen Gebäuden zeichnen sich viele durch ihre Größe aus, wie z. B. die Kathedrale, das Kloster S. Domingos mit seiner Kirche, worin aber nie mehr denn zwei Mönche wohnten; im Jahre 1826 wurde aber die Hälfte davon den Sipahis-Jägern als Caserne eingeräumt; die Kirche von Misericordia mit ihrem Hospital für zwölf Arme, die hier aufs beste versorgt sind; die Kirche von S. Paulo; das Kloster S. Joao de Deos mit einem Mönch, worin ein Militärhospital im Jahre 1826 errichtet wurde, und eine Caserne. — Außer diesen kirchlichen und klösterlichen Gebäuden zeichnet sich noch besonders der Palast des Gouverneurs aus, von dem die Aussicht über den ganzen Hafen ist; er war ein Werk der Jesuiten, die hierin ihren Sitz hatten, so wie das ihm gegenüberliegende Zollhaus; ferner das Rathhaus, was in keiner der überseeischen Besitzungen seines Gleichen an Größe und guter Bauart hat. Auch an öffentlichen Plätzen ist Mozambique nicht arm, und unter ihnen zeichnet sich besonders der Bazar und der Platz von S. Joao durch seine Größe aus. — Das Festland, welches so nahe der Insel ist, und voller Landhäuser und kleiner Ortschaften, macht hier gleichsam die Vorstadt der Inselstadt, wo die Vornehmsten der Stadt ihre Landhäuser haben, und sich der Gesundheit und der bessern Luft wegen den größten Theil des Jahres aufzuhalten pflegen. Alle diese Landhäuser sind mit hohen schattigen Bäumen umgeben, so wie auch die Straßen damit besetzt. Im Monat Januar entblättern sich diese Bäume, allein da sich nun der Boden ganz und gar mit gefallenen Blättern dick bedeckt, diese faulen und in Gährung übergehen, so verursachen auch diese in jener Jahreszeit viele Fieber und Krankheiten, zu welcher Ungesundheit auch das dichte Gebüsch von Mangen beiträgt, womit die Küsten in beträchtlicher Erstreckung bewachsen sind und sumpfige Stellen in sich schließen. Die nächsten Landstriche um Mozambique gehören verschiedenen Xeques, z. B. dem von Quitangonha oder Matibana, Maurusa, Ituculo, Girato und Sanculo. Landeinwärts beginnt das Königreich Macua. — Diese Xeques sind Mauren oder Mohammedaner, und außerdem, daß sie die portugiesische Oberherrschaft anerkennen, sind sie ganz unabhängig, und Herren über Leben, Tod und Eigenthum ihrer Unterthanen. —

Was die Verwaltung aller Besitzungen Ostafrika's betrifft, so steht diese durch alle Zweige hindurch unter einem obersten Chef, welches der Generalgouverneur von Mozambique ist, und dem wenig, so wie allen andern Generalgouverneuren oder Generalcapitänen der auswärtigen Besitzungen, an königlicher Gewalt abgeht. Diese Art von Regierungsverfassung hat bei der weiten Entfernung vom Mutterlande, von wo nicht so schnell eine Abhülfe gegen Klagen kommen kann, sehr viel Gutes, so lange das Gouvernementsruder in rechtlichen Händen ist, allein es ist auch um so nachtheiliger in den Händen eines Allmächtigen, der nur sein Privatinteresse im Augen hat, so wie es unter zehn Gouverneuren neun zu thun pflegen, und die alsdann den größten Druck ausüben. Da nun überdieß die Auswahl dieser Gouverneure in Lissabon stets auf Fürsprachen erfolgte, dieser und jener herabgekommenen Familie durch die Ertheilung eines solchen Gouvernements wieder auf die Beine zu helfen, die übrigen Eigenschaften gar nicht berücksichtigt wurden, ob der Mensch auch Fähigkeiten besaß oder nicht, so traf es sich dann auch oft und sehr oft, daß man die personificirte Ignoranz beförderte und die Unrechtlichkeit obendrein privilegirte. Dieses und daß alle drei Jahre ein neuer Blutsauger abgeschickt wurde, war der Hauptgrund, daß sich die auswärtigen Besitzungen nie heben konnten, im Gegentheil diejenigen, die durch ihre vortheilhafte Lage und andere Zufälligkeiten, welche der Drang der Umstände herbeigeführt, zu einer glücklichen Zeit sich erhoben hatten, sanken nach und nach wieder in ihr Nichts zurück, zu ihrer Unbedeutenheit, die sie vordem gehabt. —

Die Militärstärke in Mozambique besteht aus zwei Bataillonen Infanterie, wovon das eine Jäger sind, jedes von 5 Compagnien, und 2 Compagnien Artillerie, jede von 60 Mann. Militzregimenter existiren zwar dem Namen nach und haben ihre Officiere, allein nicht einen einzigen Soldaten. Außer den Militärbehörden gibt es einen Capitao Mor der Stadt, ferner einen Capitao Mor der Banianen, welches der reichste unter ihnen ist, und einen Capitao Mor des Festlandes, welcher den schriftlichen Verkehr mit den Xeques hat, und diesen die Befehle des Gouvernements zusendet, auch die Verhaftung flüchtiger Sklaven anzuordnen hat; dieser hat seinen Oberstab, der aus einem Major, einem Capitän, zwei Adjutanten, welche Macondes genannt werden, und vier Sergeanten besteht.

Die Xeques mit ihren Bewaffneten vermehren im Nothfall die Militärmacht, sobald sie von dem Generalgouverneur dazu aufgefordert werden, und können sogleich mit 4000 Mann zu Hülfe kommen, lauter robuste und couragirte Neger, die mit Flinten, Bogen und Pfeilen und Zagaien bewaffnet sind.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Höhe des Nordlichtes. In der Sitzung der königlichen Gesellschaft zu London las ein Hr. Farquharson den Bericht über eine zu Alford vorgenommene geometrische Messung der Höhe eines Nordlichtes vor. Diesem zufolge soll der obere Rand des Nordlichtes 5695 Fuß über dem Niveau des Flusses Manse gewesen seyn, der untere Rand aber nur 2481 Fuß.

Baumwollenbäume in England. In dem Garten des Pfarrhauses zu Northallerton finden sich gegenwärtig drei Baumwollenbäume, die sehr reichlich tragen, namentlich zwei davon. Sie sind schon seit mehrern Jahren gepflanzt, bringen aber erst dieß Jahr Frucht. (Atlas.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 89 u. 90** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Wanderer.** Eine Erzählung von Wordsworth. — **Philarete Chasles, über die gegenwärtige englische Literatur.** (Fortsetzung.) — **Karlos Segundo.**

Jn das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 220.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 August 1839.

Das Reisen in Ungarn.

(Von J. G. Ebner.)

Die wunderbaren Vorstellungen, welche man sich in Deutschland gewöhnlich von der Uncultur des Landes sowohl, wie von der Rohheit des Volkes in Ungarn macht, alsdann auch die Besorgniß wegen Unsicherheit der Landstraßen und Gasthöfe, lassen das Reisen in diesem Lande wie eine höchst gewagte und überaus beschwerliche und gefährliche Sache erscheinen. Ich glaube daher nichts Unverdienstliches zu thun, wenn ich hier in einigen Zügen, ganz mit der Wahrheit und den bestehenden Verhältnissen übereinstimmend, darstelle, mit welchen Beschwerden das Reisen in Ungarn verbunden ist, welche Annehmlichkeiten es aber auch gewährt.

Drei Wehe sind es, mit welchen man beim Reisen in Ungarn zu kämpfen hat. Das eine liegt in den Wegen, das zweite in den Wirthshäusern, und das dritte in der Witterung. Von diesen dreien will ich zuerst handeln.

Wie man auch immer reisen mag, sey es zu Fuße oder zu Rosse, sey es mit eigener Equipage oder mit Lohnkutschern, sey es mit ordinärer oder mit Extrapost, mehr oder weniger bedarf man bei jeder Art gute Wege, wenn die Freuden der Reise nicht getrübt und die Leiden derselben nicht vermehrt werden sollen. Viel und mancherlei ist bereits über Landstraßen und Wege in Ungarn veröffentlicht worden, Alles aber läuft da hinaus, daß Jeder, welcher nicht nothgedrungen reist, nur die gute Jahreszeit zu seiner Reise wählen möge. Sehr Unrecht würde man jedoch dem Lande thun, wenn man den Jammer über schlechte Wege auf alle Gegenden desselben ausdehnen wollte. Man findet in Ungarn gebaute Straßen, welche den besten in Deutschland nicht nachstehen, man trifft jedoch auch Wege, wovon man in der übrigen civilisirten Welt kaum einen Begriff mehr hat. Höchstens in einigen Marschländereien Deutschlands, wie z. B. im Oderbruche, bieten die Verbindungswege bei nassem Wetter noch ein Bild im Kleinen, wie es in vielen Gegenden Ungarns im Großen aufgerollt ist. In den mit klaftertiefer Moorerde begabten Ebenen zwischen der Donau und Theis, und zwischen diesen und ihren Nebenflüssen ist im Frühjahre und Herbst nur ungarisches Gespann und ungarisches Fuhrwerk im Stande, sich durch einen ununterbrochenen Sumpf fortzuarbeiten. Dagegen kann man zu allen Zeiten fast in den sämmtlichen Gebirgscomitaten auf fester Straße dahin rollen, wenigstens was die Hauptstraßen anlangt. Die Verbindungswege sind indeß auch dort von der Art, daß man sie am passendsten mit den bekannten böhmischen Landwegen vergleicht, die bei jedem, den sein Schicksal jemals verdammte, darauf zu fahren, eine bleibende Erinnerung hinterlassen. Nur eine einzige Scene will ich malen, wie ich sie dieß Jahr im Mai bei Bugh und Hatvan gesehen, und diese einzige wird hinreichen, dem Unkundigen einen anschaulichen Begriff von einer schlechten ungarischen Straße zu geben.

Ich komme mit meinem leichten, von sechs Vorspannpferden gezogenen Wagen an. Vor mir höre ich ein Lärmen und Schreien, als ob man den Türken eine Schlacht lieferte. Eine lange, im Kothe fast versunkene Wagencolonne bestärkt die Täuschung, denn man kann sie für retirirendes Kriegesfuhrwerk halten. Mit Mühe und nicht ohne Gefahr komme ich an ihr vorüber, indem ich durch Sümpfe und Bäche mich durchwinde, in denen die kleinen Rosse bis an den Bauch einsinken. Grauenhaft sehe ich die Pferde an den Lastwagen mißhandeln; leider ist dieß die ultima ratio des Fuhrmanns, wenn er nicht im Kothe stecken bleiben will. Halbe Tage bringt er damit zu, Strecken von einer Viertelmeile zurückzulegen. Kaum ist er flott geworden, so sitzt er in einem neuen Sumpfe fest und dieselbe Barbarei beginnt. Aber es erwarten uns noch tollere Scenen: in dem Dorfe Heriz, jenseits Bagh, gerathen wir in einen Normalsumpf, der für jeden zum Styx werden müßte, der hinein geräth, wenn man nicht kunstvoll eine Brücke von Ruthen darüber gebaut, und diese mit Mist bedeckt hätte. Aber diese Brücke ist ein gebrechlicher Bau, denn die Ruthen brechen endlich unter den Rädern der Lastwagen, und diese sind dann fest gebannt, bis unerhörte Anstrengung und gegenseitige Hülfe den Versunkenen befreit. Mit der Oertlichkeit bekannt, fahren Fuhrleute und Bauern nie allein, sondern stets in Gesellschaft, die sich dann gegenseitig hülfreich beisteht. Man glaubt endlich etwas Schlimmeres, als das bereits Gesehene und Er-

fahrene nicht mehr treffen zu können, aber man juble nicht zu früh. Jetzt gerathen wir auf einen Weg, welcher Abwechslung bietet, d. h., auf welchem man bald im Sumpfe verſinkt, bald im ſtarren und ſtraffen Kothe die Räder ſo voll bekommt, daß ſie wie Mühlſteine werden und ihre Umdrehung geradezu verſagen. Wer da nicht mit Werkzeugen zur Hülfe verſehen iſt, der kommt übel an. Der Erfahrne weiß ſich zu helfen, aber der Unkundige möchte verzweifeln. Eine praktiſche Methode haben die Vorſpannbauern: ſobald eine Stelle kommt, wo das Waſſer ſtehen geblieben iſt, — und daran fehlt es nicht — ſo ſetzen ſie ihre Pferde in volles Jagen, und es fliegt der Koth, vom Waſſer erweicht, hoch in die Luft, und ſpielt in luſtigen Flocken dem Reiſenden um den Kopf.

(Fortſetzung folgt.)

Die Departementalpreſſe in Frankreich.

(Schluß.)

Im Süden von Frankreich hat das franzöſiſche Miniſterium oder vielmehr die Regierung einen ſehr tüchtigen Vertheidiger an dem bekannten Publiciſten Fonfrède, welcher gegenwärtig am Courrier de Bordeaux arbeitet. Hr. Fonfrède iſt in der That ein ausgezeichneter Journaliſt, welcher, wie faſt alle ſüdfranzöſiſchen Schriftſteller, eine erſtaunliche Leichtigkeit, Kühnheit und Gewandtheit des Styls beſitzt: das iſt eine unausſprechliche Fülle und Mannichfaltigkeit von Worten und Wendungen, eine Elaſticität der Sprache und des Vortrags, welcher einem Strome gleich dahin fließt, deſſen Wellen wie Pfeile fortfliehen, ſich heben und ſenken, und bisweilen über die Ufer ſchlagen, weil der Darſtellung das richtige Maaß fehlt. Seine Darſtellung hat mitunter etwas Schwülſtiges, das ans Lächerliche ſtreift, wie z. B. ſeine Tirade, welche dem Cormenin vorwirft, er habe mit ſeiner Broſchüre gegen die Apanagen mehr Unglück über Frankreich gebracht, als eine zehnjährige Hungersnoth. Man muß es mit den großen Phraſen, die hie und da vorkommen, nicht ſo genau nehmen. Fonfrède's Styl trägt die Zeichen des Landes, welchem er angehört; ſeine Schreibart, ſeine geſchmeidige Wortfügung, die ganze Structur ſeiner Darſtellung beweiſt, daß in ſeinen Adern heißes, revolutionäres Blut fließt. Nach ſeiner entſetzlichen Entrüſtung über die Deputirtenkammer, über die Coalition, nach ſeinen Prophezeyungen über dieſe monſtröſe Ausgeburt verletzter Eitelkeit und unerſättlicher Herrſchbegierde, hätte man den jüngſten Tag für Frankreich erwarten ſollen, der ſo nahe noch nicht war und noch nicht iſt. Die ſüdlichen Menſchen declamiren heftig und geſticuliren ſtark; wir kaltblütigen Nordländer nennen ſolche Uebertreibung, die ſich mit unſerer Natur nicht verträgt, Unnatur, welche aber bei ihnen ganz natürlich iſt und worin ſie ſich auf das freieſte und unbefangenſte bewegen. Die Artikel Fonfrède's haben viel Aehnlichkeit mit den premiers Paris, welche Armand Marraſt zur Zeit in der Tribune ſchrieb, und welche Granier de Caſſagnac gegenwärtig in der „Preſſe" ſchreibt. Marraſt und Caſſagnac ſind ebenfalls Südfranzoſen, wie Fonfrède; alle drei haben dasſelbe Feuer der Darſtellung und etwas Chevalereskes, Romantiſches und vornehm Revolutionäres in ihrer ganzen ſchriftſtelleriſchen Bildung und Haltung, ſo lange ſie nicht leidenſchaftlich werden; alle Leidenſchaftlichkeit zieht ins Gemeine. Fonfrède hat einen großen Vortheil vor den Pariſer Journaliſten voraus, denen er ſehr derbe Wahrheiten zuruft. Die Pariſer Zeitungsſchreiber ſtecken im dickſten Dickicht der Tagespolitik, wo ſie oft den Wald vor Bäumen nicht ſehen und ſich von den Intereſſen des Augenblicks abſorbiren laſſen. Wer ſcharfe Augen hat und die Sprache der Journale zu deuten verſteht, ſieht viel klarer, wenn er das Treiben der Parteien und die Angelegenheiten der Menſchen von einer Provincialſtadt aus beobachtet, wo die Stille philoſophiſcher Einſamkeit alle äußern Eindrücke abwehrt und wo der betäubende Lärm der Partei-Intereſſen und Leidenſchaften das Urtheil nicht influenzirt. Fonfrède hält ſich über den Parteien, und wenn die andern Regierungsjournaliſten dieſes Beiſpiel nachahmten und ſich nie zu Parteigängern erniedrigten, könnte die Regierung aus dem Kampfe mit den Oppoſitionsblättern großen Vortheil ziehen, ſtatt daß er ihr, wie es jetzt häufig der Fall iſt, Nachtheil und Schaden brächte. Die Armuth und Leidenſchaftlichkeit der Schriftſteller, welche ſich dem Dienſte einer Partei geweiht, gelten als Zeugen der Armuth und Leidenſchaftlichkeit dieſer Partei, denn in dem aufgeführten Geſchütz glaubt man mit einigem Recht den Vorrath des Zeughauſes zu erkennen.

Die Oppoſition hat in Bordeaux ein dürftiges Organ an dem „Indicateur," und die „Guienne" vertritt eben nicht zum beſten die Claſſe der Legitimiſten. In Toulouſe beſitzt jedoch die liberale Partei der äußerſten Linken einen vorzüglichern Repräſentanten, als die Regierung. Die „Emancipation" iſt eine ſehr gut geſchriebene Zeitung, deren leitende Artikel mit vieler Einſicht und Beſonnenheit abgefaßt und deren Feuilletons in der Regel belehrend ſind. Die miniſterielle „France méridionale" enthält bisweilen gute Aufſätze über Induſtrie und Handelsfragen; die „Gazette du Languedoc," ebenfalls in Toulouſe erſcheinend, predigt kraß legitimiſtiſche Grundſätze in einer Sprache, die ſehr wenig an die alte Zeit der Kirche und des Königthums erinnert. — Die Marſeiller Journale ſind im Ganzen gut redigirt und geben ein treues Bild von den Zuſtänden in Marſeille, und im Departement der Rhonemündung. Das Oppoſitionsblatt, der „Semaphore," verwendet faſt noch größere Sorgfalt auf ſeine Redaction, als der miniſterielle „Garde national" und die legitimiſtiſche „Gazette du Midi;" alle drei Journale ſind in algieriſchen und orientaliſchen Angelegenheiten ziemlich gut unterrichtet, und enthalten gründliche Anſichten über Kunſt und Induſtrie, vernünftige Vorſchläge zu nützlichen Verbeſſerungen, intereſſante Forſchungen über Landesalterthümer, Sittengemälde, Chroniken des Mittelalters und Berichterſtattungen über Bücher und Erfindungen, die in der Provinz Lärm machen. Es ſpricht ſich in dieſen Blättern die Tendenz nach Eigenthümlichkeit aus, welche in den übrigen größern Städten Frankreichs, mit Ausnahme von Nantes, weniger ſichtbar iſt. Das neuerdings geſtiftete, demokratiſche Journal in Aix, „l'Ere nouvelle" betitelt, hält nicht, was der Titel verſpricht, denn die darin

vorgetragenen Ideen sind längst veraltet. In Toulon erscheinen der „Eclaireur de la Mediterrannée" und der „Toulonnais," wovon jener die Regierung, dieser die Opposition vertritt; beide sind nachlässig redigirt und enthalten einen Wust von unverdauten Artikeln. Gleich große Verworrenheit herrscht in den ministeriellen Blättern, wie dem „Courier du Gard" in Nismes dem „Courier du Midi" in Montpellier, dem „Messager de Vaucluse" in Avignon, dem „Courier de la Drome" in Valence, dem „Echo du Cantal" in Aurillac, welche jedoch von Zeit zu Zeit interessante Beiträge zur Geschichte der Landessitten und Gebräuche liefern. Der republicanische „Radical" in Cahors die „Sentinelle des Pyrenées" in Bayonne, ein Oppositionsblatt der Linken, und das legitimistische „Journal de la Drome" in Valence bewegen sich in einem schrecklichen Ideenchaos, und bringen Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes in bunter Mischung.

Die größern Städte des südlichen Frankreichs haben natürlich außer den politischen Journalen noch besondere belletristische Blätter, von denen wir folgende anführen: den „Lutin" in Bordeaux, die „Discipline" in Toulouse, den „Moniteur provençal" in Marseille, den „Artiste du Midi" in Nismes, das „Album" in Orange, den „Publicateur scientifique et litteraire" in Perpignan, den „Dimanche" in Alby (Tarndepartement). Alle diese Journale, welche gewöhnlich nur einmal, höchstens zweimal in der Woche erscheinen, befassen sich ausschließlich mit belletristischer Literatur: im Allgemeinen kann man ihnen vorwerfen, daß auf ihre Redaction zu wenig Fleiß und Mühe verwendet wird, was wohl hauptsächlich daher kommen mag, weil sie viele Gratis-Mitarbeiter haben, welche durch verschiedene Studien und Absichten getrennt sind. Die Einen schreiben darin, um sich wichtig zu machen; die Andern, welche es in Paris zu keinem literarischen Rufe bringen konnten, haben sich in die Provinz begeben und suchen daselbst eine Celebrität zu erwerben, welche ihnen Paris verweigerte; noch Andere debütiren darin als Literaten. In keinem jener Blätter herrscht unter diesen Umständen ein fortlaufender Geist und eine gleichmäßige Schreibart. Neben den gediegensten Arbeiten und Aufsätzen verschiedener Art findet man flache, alberne Rhapsodien und besonders viele schlechte Gedichte, wovon es überhaupt in den Provincialblättern wimmelt. Der Puls der französischen Dichterader schlägt in den Departements, wenn auch nicht sehr voll, doch immer noch voller, als in Paris, wo er so ziemlich ganz still steht; es gibt in der Provinz noch schwärmerische, empfindsame Jünglinge, welche die Blumen und Käfer besingen und ihre süße Herzenspein und Schwermuth in Versen aushauchen. Uebrigens bilden diese belletristischen Journale der Departements bei allen ihren Mängeln und Gebrechen die vollständigste Sammlung, woraus wir eine richtige Vorstellung über das literarische Treiben in den Provinzen Frankreichs gewinnen können.

Wenn die französische Departementalpresse fortan in dem Maaße und Umfang zunimmt, wie sie seit mehrern Jahren zugenommen hat, so kann ihr ein bedeutender Einfluß auf die öffentliche Meinung nicht entgehen. Unlängst vertheidigten zwei oder drei Pariser Journale die bestehende Ordnung der Dinge, und die Zahl der Oppositionsblätter war sehr beträchtlich, wovon die natürliche Folge war, daß diese mehr Leser hatten als jene, und also die öffentliche Meinung irre leiten konnten. Allein seitdem die Organe der vernünftigen Doctrinen über ganz Frankreich verbreitet und stets bereit sind, heilsame Lehren zu predigen, die Verleumdungen aufzudecken, die Parteien zu bekämpfen, die Facten und Principien zu discutiren, macht die gute Sache Fortschritte, die gesellschaftliche Ordnung wird fester und nützliche Kenntnisse kommen unters Volk. Wenn Frankreich, und namentlich das Centrum von Frankreich noch einige Vorurtheile ablegt, wie es zu hoffen steht, so werden die Franzosen einsehen, was sie ihrer Departementalpresse seit der Juliusrevolution verdanken, und was sie für die Zukunft davon zu erwarten haben.

C. C.

Quecksilber in Toscana.

Die Gazzetta di Firenze vom 20 Julius theilt einen Artikel mit über die Auffindung zweier Quecksilberlager im Florentinischen, das eine bei Selvena am Fuße des Monte Amiata, das andere bei Levigliane in der Nähe von Serravezza. Bei dem ungeheuren Steigen des Quecksilbers in den letzten Jahren, wo sogar in Amerika viele Bergwerke aus Mangel an Quecksilber stille stehen, ist der Fund von großer Bedeutung. Graf Vincenzo Piccolomini von Siena, der sich durch seine Reise in Mexico einen Namen gemacht hat, untersuchte beide Localitäten, und fand die geognostischen Verhältnisse in beiden so ziemlich gleich; man hofft, daß das Ergebniß dem der berühmtesten Quecksilberminen Europa's entsprechen werde.

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Mozambique.

(Fortsetzung.)

In Rechtssachen und Verwaltung der Justiz handelt der Generalcapitän als oberster Richter und Präsident des Gerichtstribunals, in Hinsicht der Finanzen als Präsident der Finanzjunta, und in geistlichen Angelegenheiten als Stellvertreter des Königs. — Die gewöhnliche Justizverwaltung steht unter zwei Beamten, die Rechtsgelehrte sind, einem Ouvidor und einem Juiz de Fora, welch Letzterer auch zugleich Auditeur der Truppen ist. — Das oberste Justiztribunal, welches den Titel Junta do Desembargo do Paço führt, besteht aus dem Generalcapitän und jenen beiden Beamten. Ueber Verbrechen abzurtheilen, existirt eine Junta Criminal mit dem Generalcapitän als Präsident und sechs stimmfähigen Mitgliedern, zu denen die zwei genannten Beamten, das erste Municipalmitglied, ein Obrist, ein Obristlieutenant und ein Major gehören. — Die Verwaltung der Staatseinkünfte gehört der Junta da Fazenda, welche aus vier stimmfähigen Mitgliedern besteht, einem Escrivao, einem Cassenführer, dem Ouvidor als Executionsrichter und dem Juiz de Fora als Staatsanwalt; ganz auf die nämliche Weise, wie diese Verwaltung in allen auswärtigen Besitzungen und besonders in den Capitanias von Brasilien eingerichtet war und nach einer Verordnung vom Jahre 1787 ins Leben trat. — Der General-

capitän präſidirt die Junta und entſcheidet bei gleichen Stimmen. Er erkennt Niemand über ſich an als den König und den Präſidenten der Schatzkammer in Liſſabon. So war es ſonſt, jetzt nach der neuen Conſtitution ſteht der König hinter dem Geſetz, und gewiſſermaßen iſt der Generalcapitän noch ein größerer Freiherr; nur dem Marineminiſter hat er Rechenſchaft zu geben; dagegen iſt der Generalcapitän aber durch ſeine Untergebenen beſchränkt, ſie gehorchen ihm nicht, wenn ſie glauben, daß er gegen das Geſetz handelt, und unter ſolchen Umſtänden herrſcht keine ordentliche Subordination mehr, daher denn auch nun die fortwährenden Zwiſte und Intriguen gegen den Generalcapitän von Seite aller derer, denen er es nicht nach dem Sinne macht; ein Zuſtand, der weit ſchädlicher auf jene Beſitzungen ſeinen Einfluß äußert, als der frühere Deſpotismus der Generalcapitäne. Unter der Finanzjunta ſtehen beſonders die Zollhäuſer, welche die vorzüglichſten Quellen der Einnahmen abgeben. —

Das geiſtliche Regiment führt ein Adminiſtrator der Prälatur, der in den letzten Zeiten den Titel Biſchof führte, und deſſen geiſtliche Gerichtsbarkeit ſich nur ſo weit erſtreckt, um Heurathsdispenſationen zu ertheilen bei Verwandtſchaften im dritten und vierten Grade. Mit noch einigen Beiſitzern formirt er eine geiſtliche Kammer, und hat das Recht die weltgeiſtlichen Stellen zu beſetzen und die Ordensbrüder als Miſſionäre dahin zu verſetzen, wo geiſtliche Stellen vacant ſind, auch denſelben kanoniſche Strafen bei Vergehen zuzuerkennen. Sowohl dieſer Adminiſtrator, ſo wie die Vicarien haben fixe Beſoldungen, allein dieſelben ſind ſo gering, daß ſie nicht ſechs Monate davon leben können, weßhalb ſie denn auf allerhand Nebenverdienſte denken müſſen, die nicht immer auf dem rechtlichſten Weg erlangt werden. Außerdem daß die Geiſtlichen in den oſtafrikaniſch-portugieſiſchen Beſitzungen nicht nur die ignoranteſten Menſchen von der Welt ſind — denn ein wiſſenſchaftlicher und rechtlicher Mann verſteht ſich nicht dazu nach Afrika zu gehen — ſind ſie überdieß auch die laſterhafteſten Menſchen, die nur ihren Leidenſchaften fröhnen und denen die Religion oft zum Deckmantel dienen muß.

Die Bevölkerung der Stadt Mozambique, welche aus nur wenigen Europäern, vielen Meſtizen, Negern, Kaffern, Banianen aus Diu und Damao, einer großen Menge Arabern aus Maſcat, Zanzibar, Quiloa, Mombaça, Madagascar und den comoriſchen Inſeln beſtehen, iſt unmöglich genau anzugeben, da die meiſten ſich nur temporär und des Handels wegen hier aufhalten, übrigens daſelbſt auch keine Regiſterbücher über Verſtorbene und Geborne geführt werden, was nur unter den Chriſten einzuführen möglich wäre. — Im Jahre 1829 exiſtirten daſelbſt 59 Banianen mit ihren männlichen erwachſenen Familien, die zuſammen aus 112 Köpfen beſtanden, denn Weiber und Kinder bringen dieſelben nie aus Aſien mit. Es fanden ſich damals auch 507 Mauren, Weiber und Kinder eingerechnet, wovon 261 männlich und 247 weiblich waren. Die eigentliche Stadt hat nur 150 Häuſer, die von 557 Chriſten bewohnt wurden, worunter 90 Weiße, die übrigen alle farbig, Schattirungen bis zum Schwarzen. Außer den weißen Chriſten müſſen dazu auch unter den Soldaten und Officieren der Garniſon ungefähr 200 Köpfe gerechnet werden, eine Zahl, die aber ſtets ſehr variirt, und im Jahre 1824 nur 19 betrug. Sklaven, theils in der Stadt, theils in den Landhäuſern, welche hier Granjas heißen, zählte man 5000 beiderlei Geſchlechts nebſt Kindern, ſo daß alſo die ganze Bevölkerung, mit Ausſchluß des Militärs, ungefähr 5619 Köpfe in jenem Jahre betrug. Ob die Mauren und Banianen, deren beinahe noch einmal ſo viel als Chriſten waren, auf offener Straße logirten oder in Häuſern wohnten, läßt Senhor Botelho ganz unberührt, und ſomit bleibt man wieder im Dunkeln über die Häuſerzahl der Stadt, wovon nur die der Chriſten angeführt zu ſeyn ſcheinen.

Nachdem die Portugieſen Herren von Indien waren, wurde Mozambique der Mittelpunkt des Handels zwiſchen Aſien und Afrika; Mozambique verband Portugal mit Arabien, Perſien und China, wozu beſonders der gute Hafen beitrug, der auch allen andern Nationen verſchloſſen blieb, und ſo lange, bis D. Joao VI mit ſeiner Familie nach Braſilien flüchtete. Der ausſchließliche Handel portugieſiſcher Schiffe mit afrikaniſchen Producten erreichte hiemit ſein Ende. Von Goa aus wird noch jetzt jährlich ein Schiff der Krone, in welchem die Kaufleute ihre Waaren laden, nach Mozambique geſchickt, und bringt dann als Rückfracht Elfenbein, Gold, Sklaven und Schildkrot. Von Damao wird in derſelben Abſicht ein anderes Schiff von den Kaufleuten befrachtet, ſo wie auch eines von Diu. Bis zum Jahre 1807 hatten die Kaufleute von Rio de Janeiro und Bahia verſchiedene Factoreien in Mozambique, welche beſonders Handel mit Sklaven nach Ile de France trieben. Aus Havana und Bourbon kommen oft Schiffe mit ſpaniſchen Duros (Speciesthalern) beladen, und unter Vorwand der Ausbeſſerung der Schiffe kaufen ſie für baares Geld Sklaven, Elfenbein, Gold und Schildkrot. Der freie Handel, die Tractate von 1810 und 1815, die Einſchränkung des Sklavenhandels, vernichteten beinahe ganz den portugieſiſchen Handel in Oſtafrika, und beſonders in Mozambique. Nur der Handel mit Rio de Janeiro erhielt ſich noch, welches jährlich 14 bis 16 Schiffe dahin ſandte, welche im Mai ankamen und im October wieder abſegelten. Elfenbein allein, welches jährlich durch die Banianen von den Mojans und Macuas eingetauſcht wird, beträgt gegen 4000 Centner portugieſiſchen Gewichts. Daſſelbe geht von Mozambique nach Damao und Diu, von da nach Surate und Bannagar bis nach Guzerate.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Vulcaniſche Ausbrüche in Mittelamerika. Das Echo du Monde Savant vom 27 Julius theilt nachſtehenden Auszug eines Briefes aus Centralamerika vom 1 April d. J. mit: „Die Stadt San Salvadore de Guatimala, der Sitz der Regierung, iſt im größten Schrecken, und ſteht vielleicht auf dem Punkte, verſchlungen zu werden. Seit dem 21 März laſſen ſich furchtbare Erdſtöße ſpüren, beſonders furchtbar waren die Tage des 21 und 27. Ein Berg iſt eingeſunken und hat ein Dorf mit ſeiner ganzen Bevölkerung mit hinabgeriſſen. Der Lauf eines Fluſſes iſt aufgehalten. Auf dem Gebiete der Stadt hat ſich der Boden allenthalben geſpalten, und die Bevölkerung lagert auf den Feldern, um nicht von den allenthalben einſtürzenden Mauern erſchlagen zu werden. Die Erde iſt in fortdauernder Bewegung, und ein furchtbares unterirdiſches Geräuſch, das kein Ende nehmen will, ſcheint anzukündigen, daß ein Vulcan ſich an der Stelle der Stadt erheben wird. Der Schrecken iſt allgemein. Das Haus des franzöſiſchen Conſuls iſt eines von denen, die am meiſten gelitten haben.“

Ein Manuſcript als Fideicommiß. In dem Schloſſe Beloil im Hennegau iſt eine höchſt werthvolle Bibliothek, in welcher ſich ein Manuſcript befindet, wofür ein früherer Fürſt von Ligne 11,000 Goldthaler ausgeſchlagen hat, die ihm Kaiſer Rudolph II bot. Es enthält die Leidensgeſchichte Jeſu; die Linien und die einzelnen Buchſtaben ſind à jour durchſchnitten, wie Spitzen. Das Manuſcript ſoll Heinrich VII und VIII von England, ſo wie auch Maria Stuart gehört haben, und kam dann an das Haus Ligne, in welchem es ein Fideicommiß bildet. (Echo du Monde Savant vom 27 Julius.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 221.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

9 Auguſt 1839.

Ueber die heutige Provence.

I.

Avignon, Mai 1839.

Die Maſſe der Provençalen iſt äußerſt beweglich, leicht aufzureizen und von choleriſchem Charakter: ſklaviſch ausdauernde Arbeit iſt ihr verhaßt; ein Bauernleben voll ſerviler Anſtrengung, wie etwa in vielen Gegenden ſelbſt das deutſche, iſt ihr ein Gräuel. Sprüchwörtlich heißt es: „Wenn man durch Arbeit reich würde, ſo trügen die Eſel einen Sattel von Gold!“ (Se per trabaillar l'on venie riche, lous azes pourtarien lou bast d'or). Damit will ich keineswegs ſagen, daß der provençaliſche Bauer dem Lazzaroni gleicht, nein, er iſt thätig, aber aus leidiger Reſignation; nur weil ihn die Erfahrung gelehrt hat, daß man in warmer Zeit die Hände rühren muß, um in kalter nicht zu verhungern, daß „dem faulen Arbeiter die Ratten den Samen freſſen“ *) und daß Arbeit wirklich ein Schatz iſt.

„Fette Erde macht den Menſchen faul!“ (lou pays gras fa l'home porevous). Doch, durch den üppigen Boden iſt es der Provençale nicht geworden, zumal nicht der Einwohner des Departements der Rhonemündungen, das beinahe drei Fünftheile unfruchtbare Oberfläche hat. Das Auge fühlt ſich ermüdet durch dieſe öden Felſen, von deren Nacktheit der Sonnenſtrahl brennend zurückprallt, die keine Wolke mehr anzuziehen vermögen. Die tiefern obern Partien des Bodens ſind nur allzu oft ſo ſehr mit Kieſeln überſäet, daß der Pflug nicht einzudringen vermag. Der Humus wird durch die Entholzung der Berge, durch die deßhalb überhand nehmenden Stürme davon getragen und durch Wildſtröme weggeſpült, ſo zwar, daß die wilde, ungezügelte Natur über das ungenügende Werk der Menſchenhand zu triumphiren ſcheint. — Jeder einheimiſche Mann von Fach fühlt dieß nur allzu ſehr, und Graf von Villeneuve, der hochverdiente frühere Präfect dieſes Departements, nahm keinen Anſtand, ſolche Klagen auf energiſche Weiſe verlauten zu laſſen. **)

In unſern Tagen und zunächſt auch um Marſeille, wo Handel und Fabriken ſo viele Hände in Anſpruch nehmen, wird der Ackerbau immer mehr vernachläſſigt, den man für die letzte aller Beſchäftigungen und mit Verachtung über die Achſel anſieht. Selbſt der Finanzminiſter ſah ſich gezwungen, in der Deputirtenkammer (am 23 Mai 1837) auszurufen: Un des grands inconvéniens de l'agriculture en France est que l'agriculture n'est pas généralement estimée, et que beaucoup de personnes regardent comme au-dessous d'elles la profession de l'agriculteur. Fenelon war anderer Meinung, denn ſchon er behauptete: L'agriculture est la richesse des nations. Frankreich, eigentlich doch vor Allem ein ackerbauender Staat, ſollte dieß wieder mehr beherzigen, als es ſeit der Revolution geſchieht. Spanien hat eine ähnliche Regel vergeſſen und iſt dadurch mit in Elend verſunken. Nach der Entdeckung von Amerika trugen die ſpaniſchen Bauern ſeidene Kleider, da ſie plötzlich durch vieles Gold geblendet wurden; ihre Ackergründe blieben unbebaut. Heut wird dieß, nebſtdei aus ganz andern Gründen, mit jedem Tage ärger; bald muß das Land ohne Producte, mithin ohne Einnahme, ohne Geld, ohne Brod ſeyn. Will man in Frankreich ein ähnliches Reſultat erleben?

In der Provence und dem Languedoc hatte der Ackerbau, der in den übrigen Theilen Frankreichs allzulange Zeit durch Feudaldeſpotismus und Bürgerkriege zurückgedrängt wurde, allerdings ſchon früh Hülfe und Schutz gefunden. Eine beſtändige Commiſſion diente ſonſt als Vermittlerin zwiſchen den Landbebauern und der öffentlichen Verwaltung. Doch reichen die Ruralgeſetze auch hier nur bis in die Tage Heinrichs IV hinauf; ſie wurden ſpäter durch Richelieu vernachläſſigt und durch Colbert beeinträchtigt, der dem Ackerbau den Handel vorzog. Erſt dem Sturze von Laws Bankſyſtem war es vorbehalten, die Oekonomiſten wieder zur wahren Quelle des Wohlſtandes zurückzuführen, und die Provincialverwaltungen trugen damals kräftig zu dieſer Rückkehr bei.

*) Sprüchwort.

**) Unter andern in ſeiner Statistique des Bouches du-Rhone, wo es heißt: Nous n'avons pas de blé pour notre nourriture, la terre manque à nos bras, nos rochers sont à peine suffisantes pour contenir et nourrir nos vignobles; les graviers et les débris des montagnes, liés par quelques atomes de terre, nous procurent l'olive, l'amande, la figue et la câpre; tout le reste est nud ou marécageux.

Die heutige Vertheilung oder Zersplitterung des Eigenthums in kleinere Parcellen hat die Cultur allerdings thätiger und sorgfältiger gemacht. Die Entlassung der kaiserlichen Armeen, die Revolutionen selbst, haben das offene Land mit hellsehenden, unternehmenden Menschen bevölkert; aber diese Elemente des Erfolgs sind allzuoft durch die Fehler der Staatsverwaltung, durch die Mißgriffe der neuesten Gesetzgebung fruchtlos gemacht. Man hat in Paris eine Centralgesellschaft, ein Generalconseil für den Ackerbau; es ist die Spitze des Gebäudes, doch die Basis, die Localvereine, welche allein Vertrauen verdienende Materialien und Documente liefern könnten, wo soll man sie suchen? Jedes der 86 Departements von Frankreich zählt Einen Correspondenten. Glaubt man sich durch so ungemein beschränkte Mittel schmeicheln zu können, über alle nöthigen Einzelnheiten und ihre Anwendung Aufklärung zu erhalten? Es fehlt den Provinzen alles selbstständige Leben; Paris hat auch in dieser Hinsicht Alles an sich gerissen; es saugt an dem Mark der Provinz, um endlich einen siechen Körper, wenn keinen Cadaver, zurückzulassen. — Wie so anders ist dieß glücklicherweise in Deutschland, das von Frankreich endlich mit Muth und Selbstverläugnung nachgeahmt werden sollte. Wie ist das interessante Land zu bedauern, keinen einzigen Mann aufweisen zu können, wie es — um in dieser Specialität zu bleiben — Erzherzog Johann ist, und zwar schon durch die Stiftung und weise Leitung seiner steyermärkischen Ackerbaugesellschaft und ihrer 30 Töchterinstitute!

Auf welcher Stufe die Kenntniß des Acker- und Gartenbaues in Frankreich steht, beweist, ich sollte glauben, zur Genüge unter andern schon jene eben so lächerliche als famöse Mystification mit dem Riesenkohl. Ein Pariser Mühenfabricant nimmt für 10 Franken gewöhnlichen Kohlsamen, läßt Anzeigen zu Hunderttausenden drucken, und verkauft bald durch das ganze Land seine Entdeckung des chou colossal mit solchem Erfolge, daß er fünf Millionen gewinnt, noch ehe man Zeit findet, ihn seines kolossalen Betruges wegen vor Gericht zu stellen. Wahrlich, ein Puff ohne Gleichen in der agronomischen Welt!

Das Reisen in Ungarn.

(Fortsetzung.)

Man frägt vielleicht, ob eine solche Straße viel befahren wird? Als Antwort dient darauf: daß stets eine Menge Fuhrwerk darauf geht, daß sie aber insbesondere zur Zeit der Pesther Märkte mit solchen bedeckt ist, indem aus der ganzen nordöstlichen Gegend Ungarns, nicht minder aus Gallizien, die Producte auf derselben nach Pesth geschafft werden.

Aber vielleicht ist es unmöglich, Material zum Bauen und Bessern dieser Straße herbeizuschaffen? Mit nichten! In nicht gar weiter Entfernung ist es zu finden, und es bedarf nur des ernsten Willens, um dem Uebelstande abzuhelfen. Was am meisten auffällt, ist das, daß gerade der Pesther Comitat sich in seinen schlechten Wegen auszeichnet. Dieß geht so weit, daß er schon von den andern öffentlich getadelt und verspottet worden ist, ohne daß dieß irgend einen guten Erfolg gehabt hätte. In dem daran stoßenden Hevescher Comitat geht auch alsbald ein besserer Weg an, und was dort noch in argem Zustande war, das wird in diesem Jahre vollends gebaut. Machte man nicht in Deutschland gleiche Erfahrungen, man würde es kaum glaublich finden, daß in einem und demselben Lande die Kreis- und Districtsverwaltung so verschieden seyn könnte.

Das Uebel der Wege zu vermehren kommt noch hinzu, daß die Brücken meistentheils so schlecht sind, daß man nicht selten Leibes- und Lebensgefahr auf denselben ausgesetzt ist. Gleichsam als ob hierin sich keine etwas gegen die andere herausnehmen wollte, kam es in diesem Frühjahre sogar auf der Schiffsbrücke zwischen Pesth und Ofen vor, daß unter einem mit Baumaterialien beladenen Wagen einige Tramen brachen, und dieser hinab, glücklicherweise aber in einen Kahn stürzte. — Wie viele Brücken habe ich nicht getroffen, wo Bohlen durchgetreten waren, oder diese so schütter lagen, daß die Pferde nur mit Mühe darüber kommen konnten.

Und noch eines ist bei der Schlechtigkeit der Wege anzuführen, das ist der Mangel an Wegweisern und Meilenzeigern. Da mögen Hauptstraßen sich scheiden, oder Nebenwege von denselben abgehen, nirgends ist auch nur eine Idee von einem Wegweiser. Dieß ist insbesondere schlimm für den Fremden, welcher der Landessprache nicht kundig ist, und also nicht genau fragen kann. Freilich wäre im Anfange wohl zu fürchten, daß die Rohheit sich an den Wegweisern, wenn man welche setzte, vergreifen würde; aber kommt dieß anderwärts nicht auch vor? Man dürfte nur im Wiederaufrichten nicht ermüden, und die Sache würde in kurzer Zeit Bestand bekommen.

Ich gehe zum zweiten Wehe, d. i. zu den Wirthshäusern. Es ist ein alter bestätigter Satz, daß zur Annehmlichkeit oder auch zur Ausgleichung für manche Beschwerde und vielfaches Ungemach, was mit dem Reisen verknüpft ist, gute Wirthshäuser und Gasthöfe erforderlich sind. Was zuerst die Bequemlichkeit in denselben anbelangt, so bleibt da mitunter so viel zu wünschen übrig, daß man am Ende alles Wünschen vergißt, und nur froh ist, wenn man nicht allzusehr mit Unsauberkeit zu kämpfen hat. Ueber den Tisch hat man im Allgemeinen weniger zu klagen, und wenn man sich nur erst ein wenig an die ungarische Küche gewöhnt hat, so findet man sie gut, und insbesondere die Speisen meistentheils sehr kräftig. Obgleich nun aber so Manches an Bequemlichkeit in den hiesigen Einkehrwirthshäusern fehlt, so findet man dennoch auch auf dem Lande fast überall eingerichtete Extrazimmer; wenigstens ist dieß an den großen Landstraßen der Fall. Um die Betten steht es freilich nicht überall am besten. Das hat aber seinen guten Grund, denn es führen die meisten inländischen Reisenden ihre Betten bei sich, so daß man gewöhnlich, wenn man ein Zimmer fordert, gefragt wird, ob man auch ein Bett verlange. Gut ist es daher, wenn man sich wenigstens mit einigen reinen Leinenzeugen und einer Decke versieht, die man mit sich führt, was man freilich nur alsdann ohne Unbequemlichkeit thun kann, wenn man im eigenen Wagen reist. Wer jedoch nur nicht verwöhnt ist, der richtet sich am

Ende auch hier ein, fordert ein reines Leintuch zum Ueberbreiten über das eben nicht sehr einladende Bett, deckt sich mit einem seiner Kleidungsstücke und schläft, wenn er müde ist, woran es bei schlechtem Wege nicht fehlt, recht gut.

Für den Deutschen ist es ein erfreulicher Ton, wenn er im fremden Lande seine Muttersprache hört, und er vergißt und übersieht darüber manche Mängel. Die Einkehrwirthshäuser an den großen Landstraßen sind in ganz Ungarn häufig von deutschen Wirthen besetzt, was den Reisenden vorweg schon günstig stimmt. Betritt er nun auch das mit ärmlichen Meubles besetzte Gemach, und blicken ihn in demselben die schmutzig grauen Wände an, so übersieht er dieß leicht, bestellt sich sein Nachtmahl, trinkt, wenn er ihn haben kann, einen guten Wein dazu, unterhält sich mit dem Wirthe, und wirft sich sodann in Morpheus Arme.

Aber wie steht es früh, wenn er abreisen will, um die Zeche? — diese ist, wenn wir sie nach den Sätzen in Deutschland beurtheilen, sehr maßig, obgleich sie nach ungarischen Verhältnissen für hoch gelten muß. Der Umstand, daß auf dem Lande und in den kleinen Stadten die Wirthshäuser sämmtlich herrschaftlich und verpachtet sind, und daß man die Summe bei jeder neuen Verpachtung durch Licitation immer höher schraubt, macht, daß die Wirthe trachten müssen, zu ihrem Gelde zu kommen, was sie nur durch Uebersetzung der Gäste können. Hierin geht die Hauptstadt Pesth mit gutem Beispiele voraus, wo ebenfalls die meisten Basthöfe verpachtet sind. Hört man, daß es dort deren gibt, welche eine jährliche Pacht von 15,000 Gulden Conv. Münze zahlen, so kann man sich einen Begriff machen, wie die Contos der Gäste ausfallen, zumal wenn man hört, daß die Wirthe dabei noch reich werden. Man könnte dieß mit einigem Fuge eine Nachbesteuerung der ehemals in Ungarn herrschenden Gastfreundschaft nennen, welche bald anfangen wird, nur noch eine historische Erinnerung zu seyn.

Das dritte Wehe liegt in der Witterung. In wenigen andern Ländern Europa's setzt diese dem Reisenden so zu, wie in Ungarn. Schneller Wechsel von Sonnenschein und Regen, von Wärme und Kälte, von stiller Luft und Sturm sind so bekannte Dinge, daß der Inländer auf jeder Reise sich für alle diese Fälle vorsieht. Der ächte Ungar nimmt daher auch mitten im Sommer seine Pelzbunde mit, wohl wissend, daß, wenn ihn auch heute die Sonne halb brät, er jene vielleicht morgen schon nöthig hat, wenn er nicht frieren will. Ueberdieß liebt er es auch, viel in der Nacht zu reisen, wo es oftmals empfindlich kühl ist, wenn gleich schwüle Nächte im Sommer an der Tagesordnung sind. Der schnelle, ja oftmals plötzliche Temperaturwechsel ist Ursache von einer eben so schnell sich andernden Witterung. Zuweilen wird man vom Regen überrascht, wo man es gar nicht ahnete, und ein Gewitter fängt an, sich zu entladen, wo man vor wenig Minuten nur einige kleine Wolken beobachtete. Ein Gleiches, und aus denselben Ursachen hervorgehendes, ist der nicht selten urplötzlich entstehende Wind, wozu auch noch die Wirbel gehören, von denen man alsdann umtanzt wird. Hagel- und Wolkenbrüche gehören insbesondere in und an den Gebirgszügen gar nicht zu den Seltenheiten, und die damit verbundenen Ueberschwemmungen setzen den Reisenden nicht selten in große Verlegenheit. Komme ich einmal auf diese, so bemerke ich zugleich, wie das Austreten der Ströme und Flüsse, vornehmlich im Frühjahre, denselben oft genug zwingt, große Umwege zu machen, um das Ziel seiner Reise zu erreichen. Bekanntlich sind manche Gegenden Ungarns schon oftmals von Erdbeben betroffen worden. Untersucht man die Erd- und Bergformation dieses Landes auch nur oberflächlich, so findet man in dieser Beziehung J. F. Hugi's Theorie über die Erdbeben vollkommen bestätigt, nach welcher nämlich ihre Grundursache in den Einwirkungen der Atmosphäre auf die Erdschichten liegen soll. In einer ähnlichen Wechselwirkung hat auch unstreitig der häufige rasche und auffallende Witterungswechsel seinen Grund.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen eines serbischen Castells in Macedonien.

(Aus Boué's Reisen.)

Obgleich die Zeit und die zerstörenden Hände der Türken und der Nomaden des Mittelalters so wenig Reste römischer und griechischer Gebäude übrig gelassen haben, so findet man doch noch viele alte serbische Kirchen und Castelle. Ein gothisches Castell steht zu Prisrend in Macedonien, einst der Sitz der serbischen Könige. Zu Perlepe in Macedonien finden sich auf einem höchst eigenthümlich gestalteten Granitberge die Ueberreste des großen Castells des Marko Kralowitsch, eines der berühmtesten serbischen Helden. Der ganze Gipfel des Berges, der sich etwa 250 bis 300 Fuß über die Ebene erhebt, war mit einer hohen steinernen Mauer eingeschlossen, und es befanden sich daselbst zur weitern Vertheidigung des Platzes wenigstens fünf viereckige Thürme, deren Ueberreste noch auf fünf Hügeln bei dem Thore der Festung zu sehen sind. Der Boden ist durch einen schmalen Hohlweg getheilt, an dessen einer Seite zwei und an der andern Seite die übrigen Thürme, so wie die Ueberreste von sieben bis acht Gebäuden stehen, nämlich das Schloß mit einem kleinen Garten, die Ställe, eine kleine Capelle am Rand eines Abhanges, ein Zufluchtsthurm mit einem in den Felsen gehauenen Zimmer und Kamin u. s. w. Man sieht noch die in Stein gehauenen Stufen, die als Treppe dienten, und vielleicht einst mit Holz bedeckt waren. Der höchste Thurm ist schwierig zu erreichen, da die Stufen zum Theil fehlen. Die Citadelle hatte nur ein Thor, und zwar on der Seite nach Perlepe hin; der Eingang zu demselben wurde durch einen großen viereckigen Thurm vertheidigt, in welchem sich die einzige auf dem Berge vorkommende Quelle befand. Von dem Gipfel des Berges hat man eine weite Aussicht über das Land, welches gegen Norden, Osten und Westen gebirgig, gegen Süden aber flach ist.

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Mozambique.

(Fortsetzung.)

Nun noch Einiges über den öffentlichen Unterricht, Gewohnheiten, Klima u. s. w. Die Unwissenheit, in welcher hier die Menschen, nicht

nur die Kaffern, ſondern auch die Abkömmlinge der Europäer, leben, iſt über alle Beſchreibung groß; nicht daß es ihnen an Talenten fehlte, wohl aber an Unterricht in allen Anfangsgründen. In den ganzen weitläufigen Beſitzungen der Portugieſen exiſtiren kaum zwei Schulen, um Leſen und Schreiben zu lernen, die eine in Mozambique, die andere in Quillimane, deren Lehrer aus Goa gebürtig, und folglich eben ſo unwiſſend in der Sprache, wie die Schüler ſind. Um Verbeſſerung der Schulen hat ſich das Gouvernement nie bekümmert, tüchtige Lehrer mit einem anſtändigen Gehalt aus Portugal dahin zu ſenden, iſt ihm noch nie in den Sinn gekommen. Um aber einigermaßen die Inſtruction dort zu befördern, hat man vor einigen Jahren den Vorſchlag des Miniſteriums in den Cortes angenommen, in Liſſabon ein afrikaniſches Inſtitut zu ſtiften, worin zehn junge Afrikaner erzogen werden ſollen, um künftig in ihrem Vaterlande Lehrſtellen zu bekleiden. Dieſe jungen Leute ſind auch wirklich ſeit längerer Zeit hier angekommen und werden auf Staatskoſten erzogen. Ob ſie nach Vollendung der Erziehung in einer Reſidenz aber auch noch Luſt behalten werden, die Schulmeiſter unter Kaffern zu ſeyn, möchte man wohl bezweifeln, und es iſt vorauszuſehen, daß die Abſichten des Gouvernements an der Ungebundenheit und dem freien Willen jedes Einzelnen hier ſcheitern. — Die Trachten in Mozambique der vornehmern Claſſen ſind ganz europäiſch, und jede neue Mode wird mit Gold anfänglich aufgewogen, ungeachtet dieſelben ſo ziemlich verſpätet dort ankommen. Die Männer im Durchſchnitt ſind fleißig und arbeitſam, die Weiber dagegen müßig und faul, ſtets umgeben von ihren Sklavinnen nach arabiſcher Sitte. Im Innern des Hauſes, und folglich in ihrem Negligée, tragen ſie nach Art der Negerinnen die Arme ganz nackt, und um den Hals binden ſie ein großes Tuch von Kattun oder Seide, welches ſie ganz umgibt, bis auf die Mitte der Beine reicht, und mit einer ſtarken ſilbernen oder goldenen Schnur um die Hüften feſtgehalten wird. Wenn ſie ausgehen, kleiden ſie ſich ganz europäiſch, und laſſen ſich von vier Negern in einem Palankin tragen, begleitet von allen Sklavinnen, die mit Gold, Perlen und Edelſteinen prangen. Hierin ſetzen ſie ihren ganzen Stolz. Selten erſcheint das weibliche Geſchlecht öffentlich, und ſie ſind dann äußerſt befangen in ihrem ganzen Benehmen, ſo wie in ihrer Sprache. Sie ſpeiſen nie in Gemeinſchaft mit den männlichen Gliedern der Familie, und ziehen die Geſellſchaft ihrer Negerinnen vor. Die Männer lieben einen guten Tiſch, ſind zwar keine Feinſchmecker, allein Vielfreſſer. Die größte Mannichfaltigkeit von Speiſen wird aufgetiſcht, und nach aſiatiſcher Art alles mit den ſtimulirendſten Gewürzen. — Die Banianen tragen ſich ganz orientaliſch, und unterſcheiden ſich von den Bewohnern der Küſte von Guzerate nur darin, daß ſie keine Beinkleider haben und im Winter ein langes rothes Oberkleid als Unterſcheidungszeichen ihrer Kaſte tragen. Den Kopf ſchmücken ſie mit einer Art Turban, ihre Schultern mit einem großen oft ſehr weiten Shawl. Sie eſſen von keinem Thiere, tödten keines, ſelbſt nicht das geringſte Inſect, und ernähren ſich meiſtens von Milch; doch trinken ſie kein Getränk, was einer Gährung unterworfen war. Ihre Religion iſt die des Confucius mit Pythagoräiſchen Grundſätzen untermengt. — Die Heiden, von den Portugieſen Gentios genannt, befolgen die Lehren des Zoroaſter, untermengt mit mohammedaniſchem Glauben. Dieſe genießen alle Fleiſcharten, mit Ausnahme deſſen von wiederkäuenden Thieren und dem Schweinefleiſch; ſie trinken keinerlei Art geiſtiger Getränke, tödten auch kein Thier, weil ſie an Seelenwanderungen glauben. — Die Mauren, ou Mouros, ſind bekanntlich Mohammedaner, und nähern ſich in ihren Gewohnheiten mehr den Aſiaten, halten ſich aber nicht ſo abgeſondert, ſondern leben familiär mit allen, und geben ſich auch zu allen Arbeiten her, für den Seedienſt, als Soldaten, zur Fiſcherei und häuslichen Beſchäftigungen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Vampyr in England. Kürzlich wurde ein ächter Vampyr nach London gebracht. Die Menge drängte ſich auf das Schiff, um dieß ſeltene Thier zu ſehen, über welches ſo furchtbare Sagen umlaufen. Man brachte es in die Gärten von Surrey, wo es vorerſt bleiben ſoll. Das Thier iſt von der Art, wie man ſie auf Sumatra findet; ſein Anblick iſt widerlich, und es rechtfertigt vollkommen den Namen, welchen ihm Linné gegeben hat: verspertilio spectrum (die geſpenſtiſche Fledermaus). Es bleibt beſtändig oben an ſeinem Käfig hängen, wo es ſich mit ſeinen ungeheuren Krallen am Ende der Flügel feſthält. Den Kopf läßt das Thier hängen, und man ſieht darin ſeine Augen, die einen außerordentlichen Glanz haben, herumrollen. Azara, der bekannte Naturforſcher, behauptet, der Vampyr halte Pferde, Maulthiere und Eſel an; das Thier, welches er angreift, ſtirbt gewöhnlich am Krebs. Derſelbe Naturforſcher behauptet, er ſey während ſeiner Reiſe auf dem Felde oft Nachts von dieſem Thiere gebiſſen worden; man fühlt die Wunde im Augenblick, wo ſie gemacht wird, nicht, weil der Vampyr ganz ſanft die Blutgefäße der Haut anfangt, ohne die Venen und die Arterien anzugreifen, und weil er während des Saugens durch das Schwirren ſeiner Flügel den Menſchen in Schlummer bringt. (Engl. Bl.)

•

Ungeheure Briefzahl in London. Nach dem Globe war am 15 Julius die Zahl der Briefe, welche durch die Poſt gingen, zahlreicher als je; ihre Anzahl betrug über 90,000, und das Porto 4050 Pfd. St., was um 530 Pfd. die bisherige ſtärkſte Einnahme an Einem Tage überſchreitet. Dieſe ungeheure Zahl Briefe kam daher, daß die indiſche Poſt, die aus den Colonien und vom Continent, ſo wie die Briefe aus England, Schottland und Irland zuſammentrafen. Um dieſe Briefe auszuleſen, waren 200 Angeſtellte 5 Stunden lang ununterbrochen beſchäftigt.

•

Makrelenfang im Becamp. Vom 11 April bis 8 Julius kamen 60 große Fahrzeuge vom Makrelenfang zurück, und brachten 2,740,455 geſalzene Fiſche mit, die im Durchſchnitt 15 C. das Stück koſteten, ſo daß der Ertrag 411,065 Fr. ausmachte. (Franz. Bl.)

•

Das Turnier zu Eglington Caſtle. Es iſt entſchieden worden, daß bei dieſem Turnier, deſſen wir ſchon wiederholt gedacht, die edlen Herren und die edlen Damen, als ächte Nachkommen der Normannen, ſich nur der franzöſiſchen Sprache bedienen ſollen (wie dieß bekanntlich der König im Parlament bei manchen Gelegenheiten auch thut).

•

Entdeckung einer neuen Inſel in der Südſee. Capitän Wood vom Schiff Richmond hat unter 15° 37′ S. B. und 175° 25′ W. L. (Gr.?) eine ziemlich große, mit Wald bedeckte und, wie es ſcheint, wohl bevölkerte Inſel entdeckt. (Echo du Monde Savant. 29 Junius.)

München in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 222.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 August 1839.

Aphorismen über den Orient.

Die Engländer als asiatische Macht.

Die Engländer sind die factischen Beherrscher der ganzen vorderindischen Halbinsel, ja ihre Macht erstreckt sich seit einiger Zeit auch schon in die hinterindische Halbinsel hinein; doch haben wir es mit dieser letztern hier nicht zu thun, sondern nur mit ihren westlichen Verhältnissen. So lange kein engerer politischer Zusammenhang zwischen der Türkei, Indien, Persien, Aegypten und Rußland bestand, so lange war Indien eine englische Colonie, wie jede andere, wo sich in früheren Zeiten die Colonienbesitzenden Staaten Europa's bekämpften, jedoch ohne weitere Consequenzen für Europa. Jetzt ist dieß anders: Rußland, Persien, Bukhara, Khiwa, Afghanistan, Brittisch-Indien, Aegypten und die Türkei sind Staaten, die wesentlich auf einander einwirken, und keinen bedeutenden politischen Schritt thun können, ohne daß die übrigen wesentlich davon afficirt würden.

Es würde zu weit führen, wenn wir jetzt in die Entstehungsgeschichte der gegenseitigen Verhältnisse eingehen wollten, und wir begnügen uns, hier zu wiederholen, daß die Unternehmung des Schahs von Persien gegen Herat den großen Wendepunkt bildet, an den sich die neuere Lage der Dinge anschließt, und aus dem sie auch hauptsächlich entsprungen ist. Wir müssen hier auf den Artikel: Die Stellung Persiens (Jahrgang 1837, Nr. 91 f.) zurück verweisen, wo wir aus dem englischen Werke: Russia's progress in the East die Herat betreffende Stelle anführten, die sich in wenigen Worten auf Folgendes reduciren läßt: „So lange Rußland Herat noch nicht in Besitz hat, ist seine Einwirkung auf Indien so ziemlich Null, sobald es aber mittelbar oder unmittelbar Herat besetzt hält, so hat es den Hebel in der Hand, vermittelst dessen es den Bau der englischen Herrschaft in Indien erschüttern und stürzen kann, denn nicht nur erhält jeder Aufstand, jede Bewegung in Indien ein ganz anderes Gewicht, wenn eine solche Macht, wie Rußland, im Hintergrunde steht, und sie unterstützen kann, sondern Rußland ist dann auch im Stande, in viel kürzerer Zeit Indien anzugreifen, als England ums Cap der guten Hoffnung herum Truppen dahin bringen kann." In diesem Satze liegt das ganze Geheimniß der Intriken und Bewegungen in Asien seit mehreren Jahren.

Seit Persien, durch Rußland aufgemuntert, Herat ernstlich bedrohte, sind auch die beiden wahren Gegner, Rußland und England, als deren verlorene Schildwachen der Schah von Persien und der Fürst von Herat betrachtet werden müssen, einander immer näher unter die Augen gerückt, und werden sich in nächster Zukunft im schwarzen Meere oder in den Dardanellen begegnen, wenn nicht, was kaum glaublich ist, Rußland zurückweichen und mit Einem Schlage die Frucht zwanzigjähriger Arbeit und Anstrengung verlieren will.

So wie Rußland und Persien Herat näher rückten, wurde es für England von der höchsten Nothwendigkeit, einen kürzern Weg nach Indien zu finden, als den um das Cap der guten Hoffnung. Der Weg über Aegypten war der bequemste, und dieser sollte eingeschlagen werden, aber Mehemed Ali weigerte sich, und so galt es, ihn zu zwingen. Hier entwickelt sich Englands Plan: um einen Vorwand gegen ihn zu haben, benutzte die englische Regierung den Haß des Sultans gegen Mehemed Ali, und schloß einen Handelsvertrag mit dem erstern ab, dessen einzig wichtiger Punkt die Abstellung der Monopole im ganzen türkischen Reiche war. Da Mehemed Ali noch immer nominell der Vasall des türkischen Reichs ist, so mußte er sich einem für dessen ganzen Umfang geltenden Vertrag unterwerfen, und im Weigerungsfalle sollte er durch den Sultan und mit Beihülfe der Engländer dazu gezwungen werden. Der Verlust seiner Monopole aber war für Mehemed Ali der Verlust seiner Macht, und von dem Augenblick an war der Kampf unvermeidlich. Mehemed Ali erkannte recht wohl, daß er sich gegen die Engländer mehr als gegen die Türken rüsten müsse, und betrieb den Marsch seines Heeres durch Arabien an den persischen Golf, um sich hier festzusetzen, einerseits damit ihm die Engländer nicht vom Euphrat stromaufwärts in die Flanke kommen könnten, andererseits, um von Mesopotamien aus das Taurusgebirge zu umgehen, und desto leichter über Diarbekir, die große Heerstraße nach Kleinasien, vordringen zu können. Sobald diese Bewegung Mehemed Ali's offenkundig wurde, gab

der Sultan Befehl, in Syrien einzurücken, und die Engländer rüſteten ſich, ihn auf jede Weiſe zu unterſtützen.

Die Stellung Englands war im höchſten Grade unangenehm: im innern Aſien wurde das Bündniß zwiſchen Rußland, Perſien, Bukhara, Khiwa und Afghaniſtan immer enger, Herat wurde von allen Seiten bedroht, die Turkomanen ſuchten die von Herat noch abhängigen Diſtricte in der Nähe von Balkh, nämlich Schibbergan, Andkho und Maimuna, zu erobern, und ſo das letzte Hinderniß, das einer allgemeiner Berennung Herats entgegenſtand, aus dem Wege zu räumen, Perſien rüſtete gleichfalls gegen Herat, und ſammelte ein Heer an ſeiner Weſtgränze, um bei dem ausbrechenden Kampfe zwiſchen Mehemed Ali und der Pforte auf alle Fälle gefaßt zu ſeyn, England aber mußte, wenn es ſich nicht der Gefahr ausſetzen wollte, ein Heer von räuberiſchen Afghanen und Turkomanen in Indien zu ſehen, wo eine geheime Verſchwörung die meiſten Fürſten gegen die engliſche Macht verband, ſelbſt den Krieg gegen Afghaniſtan beginnen. Hiezu kam noch, daß es in Europa ſelbſt bei der Unterdrückung Mehemed Ali's von Seite Frankreichs auf Hinderniſſe ſtoßen konnte, und endlich eine Niederlage des türkiſchen Heeres durch die kriegsgeübten Schaaren Ibrahim Paſcha's eine höchſt wahrſcheinliche Sache war. Die Stellung war äußerſt kritiſch, indem Rußland mit ſeinen Verbündeten vom ſchwarzen Meere bis an den Indus eine nur durch Herat unterbrochene Phalanx bildete, England aber ſeine Straße von Gibraltar über Malta nach Indien durch die Macht Mehemed Ali's unterbrochen ſah; da trat mit einem Male ein unvorhergeſehener Umſtand ein, der dieſelbe völlig änderte.

Der Sultan, der ſchon ſeit einem Jahre gekränkelt, wurde auf einmal bedenklich krank; bald erkannte man, daß an eine Erhaltung ſeines Lebens nicht zu denken ſey, ſein Tod aber nothwendig der ruſſiſchen Partei in Konſtantinopel das Uebergewicht geben müſſe. Nun erfolgte eine gänzliche Umwandlung der Stellung Mehemed Ali's zu England. Schon lange bekämpften ſich in England hinſichtlich der orientaliſchen Politik zwei Parteien: die Einen wollten wegen der Wichtigkeit Konſtantinopels den Sultan auf jede Gefahr hin und zum Nachtheil Mehemed Ali's unterſtützen, Andere aber, namentlich Waghorn erklärten, die Türkei ſey nicht mehr zu halten, ſie werde eine unfehlbare Beute Rußlands werden, man müſſe ſich mit dem mächtigen und aufblühenden Araberreich Mehemed Ali's verbinden, und von dort aus den Ruſſen entgegen treten. Sobald des Sultans Krankheit keine Hoffnung mehr gab, erhielt dieſe letztere Anſicht das Uebergewicht: ein Bündniß Englands mit Mehemed Ali, der jetzt mit Einemmal ſich geneigt zeigt, den Engländern den Durchmarſch durch Aegypten zu öffnen, wurde geſchloſſen, und Mehemed Ali nebſt Ibrahim Paſcha, als Großwürdenträger des türkiſchen Reichs, ſollen nun an deſſen neuer Kräftigung arbeiten. Die von dem neuen Divan abgefallene Flotte könnte, mit der ägyptiſchen und engliſchen vereinigt, plötzlich vor Konſtantinopel erſcheinen, die Feinde Mehemed Ali's, die man als ruſſiſch geſinnt entfernen würde, völlig ſtürzen, und eine neue Regierung unter dem Namen Abdul Medſchids, aber mit Mehemed Ali's Geiſt und Kraft begründen. Dieß würde auf einmal dem erſchlafften türkiſchen Staat ein neues Leben einhauchen, und er könnte noch einmal in den Stand geſetzt werden, in den Kampf mit Rußland zu gehen, vor welchem der Halbmond ſeit achtzig Jahren ſchon ſo weit zurückgewichen iſt.

Das Reiſen in Ungarn.

(Fortſetzung.)

Nachdem ich nun kurz geſagt, welche Wehen zu erwarten und zu überwinden ſind, wenn man in Ungarn reiſen will, ſo komme ich zum zweiten:

Zu den verſchiedenen Arten, wie man hier reist. Ein jeder kann ſich alsdann die für ihn am bequemſte und zuträglichſte auswählen.

Fußreiſende trifft man in Ungarn nur ſelten; auch wählt man dieſe Art hier in der Regel nur alsdann, wenn man durch Armuth dazu gezwungen iſt. Daher trifft man auch faſt niemals auf geniale oder ſentimentale Wanderer, wie dieß in Deutſchland ſo häufig der Fall iſt. Die große Entfernung der Ortſchaften eben ſo, als die Unſicherheit der Witterung, würden auch eine derartige Reiſe gar ſehr verleiden. Zu ſolcher Verleidung würde auch noch ein anderer Umſtand das Seinige beitragen, nämlich die vielen Hunde, welche man in allen Ortſchaften hält, und welche den Vorübergehenden anfallen und ihn weite Strecken begleiten. Da nun auf das erſte Signal alsbald aus jedem Hauſe einige herausfahren, ſo bildet ſich gar bald eine Meute, die den Fußgänger zu zerreißen droht, und deren er ſich nur mit Mühe durch Steine und einen derben Stock erwehrt. Außer allem dieſem trägt auch noch die oftmalige große Einſamkeit auf dem Wege viel zur Verleidung des hieſigen Fußreiſens, ſo wie der Umſtand bei, daß man einen jeden, welcher auf dieſe Weiſe reiſet, für einen armen Schlucker hält, und als ſolchen behandelt.

Gewöhnlicher, als in den öſtlichen europäiſchen Ländern, iſt in Ungarn das Reiſen zu Pferde. An ſich iſt der Ungar ein geborner Reiter, und die ſchlechten Wege zwingen ihn, wenn er raſch vorwärts kommen will, zu dieſer Art des Reiſens. Da ſtößt man denn auch oft genug auf dergleichen, und ſie zeigen mitunter ſehr maleriſche und romantiſche Geſtalten. Faſt alle ſind bewaffnet, theils aus Gewohnheit, theils wegen ihrer Sicherheit. Mann und Roß ſind dabei ein Guß, und es ſcheint ſie nur ein Geiſt zu beleben.

Mit der Poſt zu reiſen, was jetzt in Deutſchland wegen der damit verbundenen großen Bequemlichkeit, Raſchheit und Billigkeit ſo ſehr üblich iſt, das kann man in Ungarn nur mit großen Beſchränkungen, und auch nur auf den Hauptrouten mit einiger Bequemlichkeit und Schnelligkeit. So große und raſche Fortſchritte aller Art Ungarn auch in neuerer Zeit macht ſo erſtrecken ſich dieſelben doch auf das Poſtweſen noch wenig, und ſo unglaublich es auch ſcheinen mag, ſo iſt es doch nichtsdeſtoweniger wahr, daß es ganze Comitate von 30 bis 40 Quadratmeilen gibt, wo noch wenige oder gar keine regelmäßigen

Posten im Gange sind. Diesem Mangel hat im heurigen Jahre eine Actiengesellschaft abzuhelfen gesucht, indem sie Eilwagen nach mehreren Richtungen von der Hauptstadt aus eingerichtet hat, welche regelmäßig ihre Fahrten machen, und auf denen man für ein mäßiges Personengeld befördert wird. Die mitunter so sehr schlechten Wege haben freilich den Unternehmern die Sache schon jetzt verleidet, und es ist nur zu wünschen, daß sie ihr gutes Werk nicht am Ende wieder ganz aufgeben mögen.

Selten sieht man Extraposten, die auch in vielen Gegenden, aus dem eben angeführten Grunde, gar nicht zu haben wären. Ersatz dafür gewährt der Bauernvorspann, welcher auf den Hauptrouten, vornehmlich auf der von Preßburg nach Pesth regelmäßig eingerichtet und wohlfeiler ist, wie in Deutschland die Extrapost. Man wird mit diesem Vorspann ungemein schnell befördert, indem die vier Pferde, welche man dazu bekommt, in stetem Jagen bleiben und die Umspannung auf der Station selten viel länger als fünf Minuten dauert; die gewöhnliche Taxe dafür ist ein Gulden Conv. Münze für die Meile. Von diesem, jedem Fremden zu Gebote stehenden Vorspann ist der, zu welchem die Staatsbeamten, so wie der Adel und seine Beamten berechtigt ist, verschieden. Dieser ist gezwungen und muß für eine weit niedrigere Taxe geleistet werden; in der Regel werden für den erstern bessere Pferde gegeben werden. Unterhaltend ist für den Fremden bei dem Vorspann das immerwährende Zureden des Bauern zu seinen Pferden; jedes hat seinen Namen, den er ihm zuruft, und bald mit schmeichelnden, bald mit drohenden Zusätzen begleitet, wohl auch zuweilen mit einem Peitschenhiebe verstärkt. Bergauf geht es damit überaus langsam, so wie aber der Gipfel erreicht ist, wird die Peitsche geschwungen, von einem Anruf begleitet und im Carriere geht es dahin. Man braucht gewöhnlich für die Station von 2 ungarischen Meilen nicht mehr als 1½ Stunde, was selbst bei nicht ganz gutem Wege der Fall ist.

Ehemals reiste man weit mehr, wie jetzt, mit Landkutschern. Es gibt deren in jeder bedeutenden Stadt eine Menge. Sie haben gewöhnlich drei bis vier Pferde vor dem Wagen, fahren aber dessen ungeachtet, weil sie immer viel Gepäck mit aufladen, nicht rasch. Die meisten gehen von Preßburg nach Pesth, auf welcher Tour sie (26 Meilen) in der Regel drei Tage zubringen. Das Personengeld ist nicht hoch und kommt dem ziemlich gleich, was man in Deutschland für dergleichen Gelegenheit zahlt. Stellwagen fahren ebenfalls zwischen den bedeutenden Städten, nur sind sie sehr unbequem und gehen auch nicht immer regelmäßig.

Von den neu eingerichteten Eilwagen sprach ich schon. Sie gehen nach mehrern Richtungen von Pesth aus und sind ziemlich den Posteilwagen in Deutschland gleich.

Mit eigenen Pferden reist man in Ungarn wegen des wohlfeilen Futters ziemlich billig, obgleich diese Art wegen des langsamen Fortkommens auch ihre Schattenseite hat.

Gegenwärtig gehen die meisten Reisenden von Wien hinab mit den Dampfschiffen. Wer wollte auch diese Art nicht jeder andern vorziehen, da er die Reise von 36 Meilen in einem Tage zurücklegen kann, und dazu weniger Geld bedarf, als wenn er mit der Post in zwei Tagen, oder mit dem Landkutscher gar erst in vier Tagen ans Ziel gelangt, und dabei noch die Annehmlichkeit genießt, des unangenehmen Gefühls, welches schlechte Wege machen, überhoben zu seyn. Auch von Pesth hinab bis nach Orsowa wählt man, wenn man nicht etwa Seitentouren zu machen hat, diese Reisegelegenheit. Gewöhnlicher Schiffe bedienen sich in der Regel nur die geringern Volksclassen zum Reisen. Auf diesen ist tiefer hinab die Reise nicht allemal ohne Gefahr, wie erst neuerlich ein betrübender Unfall bewiesen hat. Mit den Dampfschiffen ist jedoch bis jetzt die Reise immerdar und überall glücklich zurückgelegt worden, und noch nie haben die Passagiere, außer der Unannehmlichkeit eines bisweiligen Auflaufens auf den Sand und damit verbundener Verzögerung der Fahrt, irgend einen Unfall erfahren.

Ich füge diesen verschiedenen Arten des Reisens noch eine dem Lande fast eigenthümliche bei. Es ist die mit gewissen Fuhrgelegenheiten. Wer das Buch „Caragoli" von Otto von Pirch gelesen hat, der wird sich erinnern, daß derselbe mit einer solchen Gelegenheit die Reise von Pesth nach Neusatz machte. Fleischhauer und Victualienhändler, vornehmlich aber Juden, reisen auf diese Art, die dem Lande angemessen ist. Ihr Wagen ist ein Leiterwagen mit einem Verdeck von einer Schilfmatte; die Räder und die Leitern sind niedrig. Inwendig sind feste Sitze von Heu oder Stroh mit einer Rücklehne versehen. Man führt eine Menge von Lebensbedürfnissen mit sich und übernachtet gewöhnlich darin, oder bivouakirt im Sommer neben demselben.

(Schluß folgt.)

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Mozambique.

(Schluß.)

Die Kegues oder Häuptlinge sind alle mohammedanischen Glaubens, und ihre Harems sind voller Concubinen, die jedoch von keinen Eunuchen bewacht werden. Ungeachtet dieselben portugiesische Unterthanen sind, so haben sie doch das Recht über Leben und Tod der eigenen Unterthanen, und sie führen strenge Justiz; sie leben aber in steter Angst ermordet zu werden, und jeder besitzt deßhalb drei Wohnhäuser und wechselt nächtlich mit ihnen, so daß man nie weiß, in welchem er schläft. — Was nun die Neger betrifft, mit denen man in Verkehr steht, so haben diese einerlei Gewohnheiten mit den Kaffern, sie gehen durchaus nackt, sowohl Männer als Weiber, nur mit einem kleinen Schurz um die Hüften, Tanga genannt, der, je nach ihrer Wohlhabenheit, aus besserem oder schlechterem Zeuge besteht. Kaffern und Neger beiderlei Geschlechts sind außerordentlich dem Trunk ergeben; Cachaça, der schlechteste Branntwein aus Zuckerrohr, so wie der Sura, welches ein berauschendes Getränk aus Kokosbaumsaft ist, der Kimbalan, welcher aus dem Safte der Acaju-Frucht bereitet und auch Pombe heißt, sind ihre Lieblingsgetränke, die sie in Uebermaaß zu sich nehmen, so lange sie noch auf den Beinen stehen und dieselben bezahlen können. Das gewöhnlichste Nahrungsmittel der Kaffern und Neger ist Maismehl, welches mit Fischen zusammengekocht wird und dann Murrama heißt.

Ihr Brod sind feste Klöse, oder Klälchen, wie sie in manchen Gegenden heißen, aus Reis mit Kokos, was sie Ducates nennen, oder auch aus Maismehl, und dann heißen sie Opos.

Was das Klima von Mozambique betrifft, so ist es nicht so pestilenzialisch, wie es gewöhnlich geschildert wird, und seine Ungesundheit rührt mehr von der schlechten Polizei und dem ausschweifenden Leben der Einwohner, als von einer natürlich ungesunden Luft her. Die Nächte sind warm, die Atmosphäre rein, der Himmel hell gestirnt, der Mondschein silberglänzend wie nirgends. Nur der nächtlich fallende Thau, Cacimba genannt, der durch alle offenen Poren dringt und nach Mitternacht zu fallen anfängt, wirkt äußerst nachtheilig auf den menschlichen Körper, wenn man sich demselben aussetzt, und besonders greift es diejenigen an, welche dieses nicht gewohnt und Neulinge im Lande sind. Es schwächt die robustesten Menschen, erschlafft die Nerven, schlägt den Geist nieder, die Verdauungswerkzeuge gerathen in die größte Unordnung, es entstehen Fieber und die schwersten Krankheiten, die in Zeit von drei Tagen über Leben und Tod entscheiden, wenn nicht schnelle Hülfe geschafft wird, welche in großer Transpiration besteht. Bei den Einheimischen und dort Geborenen hat das Klima keinen Einfluß auf ihre Gesundheit, sie sind von starkem Körperbau, wohlgenährt und gesundaussehender Farbe. Vom Monat Februar bis Ende April und dann wieder vom September bis Ende October herrscht die Zeit der gewöhnlichsten Krankheiten, und auch unter den Eingebornen kommen dann mehrere Uebel zum Vorschein. Intermittirende Fieber, Leberverstopfungen, die in Nervenfieber und Typhus ausarten, sind die gewöhnlichsten Krankheiten. Epidemische und ansteckende Krankheiten gibt es gar nicht. Der größte Theil der in schwere Krankheiten Verfallenden wird wieder hergestellt, die Rückfälle sind aber sehr häufig und die Folgen traurig, die Convalescenz äußerst langsam. Sehr selten sind hier die inflammatorischen Krankheiten, und die asiatische Cholera hat daselbst noch keinen Eingang gefunden. — Die Ursache des so schlechten Rufes des afrikanischen Klima's ist besonders die große Sterblichkeit unter den aus Portugal hieher verwiesenen Verbrechern, die gewöhnlich bald darauf dahin sterben, bevor noch neue wieder aus Europa ankommen, und diese nimmt man gewöhnlich als Maaßstab; allein man muß dabei das Leben dieser Menschen in Betracht ziehen; erstlich aus den Gefängnissen in Portugal, worin sie wohl Jahre lang schon geschmachtet und eine todtenähnliche Gesichtsfarbe erhalten, werden sie alsdann in einen engen Schiffsraum zusammengepackt, und bei magerer Kost haben sie eine lange Seereise zu ertragen, so daß sie in dem geschwächtesten Zustand an dem Ort ihrer Bestimmung ankommen. Hier abermals im Gefängniß einquartiert oder nach einem ungesunden Präsidium gesendet, wo sie alsdann mit Einemmale sich allen Lastern hingeben, um die verlorne Zeit wieder einzubringen, ist es kein Wunder, daß die meisten ein Opfer des Klima's werden. — Seit dem Jahre 1825 sind mehrere polizeiliche Maaßregeln in Mozambique getroffen worden, wodurch der Gesundheitszustand der Menschen sehr gebessert ist, und daher Mozambique gegenwärtig die gesundeste Luft von ganz Ost- und Westafrika hat. Im Grunde genommen führt man dort aber ein höchst trauriges Leben, der gebildete Mann fühlt sich hier wie in eine Einsamkeit versetzt, man sehnt sich nach geistiger Unterhaltung vergebens, und in dieser Sehnsucht geht der Geist unter, leidet der Körper.

In Hinsicht der Sprache der eingebornen Afrikaner ist Botelho's Meinung, daß die Grundsprache den Kaffern angehört, woraus dann mit der Zeit so viele Dialekte entstanden, daß viele Völkerstämme Ostafrika's sich nicht mehr untereinander verstehen. Die Kaffernsprache ist eine vielfältige Zusammensetzung von kurzen wohlklingenden und an Vocalen reichen Worten, ohne Nasen- und Kehllaute. Nicht so die Hottentotten, die jedes Wort durch die Nase und Kehle ziehen. — Die Kaffern von Inhambane, die Landims, so wie die von Quiteve haben eine sanfte Aussprache, ihr Dialekt ist ein Gemisch von Monomotapa und Matibana. Der Dialekt der Kaffern von Santa Luzia, Lourenço Marques und andern ist von dem makoviſchen Dialekt hergeleitet, der einen Hottentottenursprung hat. Der Dialekt der Kaffern von den Inpatischen Gebirgen ist von dem aus Monomotapa entsprungen. Die Kaffern zwischen Sena und Tete, welches die civilisirtesten sind, haben den Dialekt von Bororo. In Kinganira, Gotanga und Abutua herrscht die monomotapaische Sprache, die am weitesten verbreitet ist. — Die Art und Weise, wie die Kaffern zählen, ist folgende: sie zählen bis 5, und setzen zu dieser Zahl 1, 2, 3, 4, um 9 herauszubringen, und auf diese Art machen sie stets Zusätze zu allen Zahlen, bis sie auf 100 kommen, womit ihr Zählen ein Ende hat. Z. B.

1	heißt	moza	15	heißt	moloco na tana
2	—	pili	16	—	moloco na tana moza
3	—	taru	17	—	moloco na tana pili
4	—	xexe	18	—	moloco na tana taru
5	—	tana	19	—	moloco na tana xexe
6	—	tana moza	20	—	loco mili
7	—	tana pili	30	—	loco mirsru
8	—	tana taru	40	—	loco michiu
9	—	tana xexe	50	—	loco mitana
10	—	moloco	60	—	loco mitana moza
11	—	moloco na moza	70	—	loco mitana pili
12	—	moloco na pili	80	—	loco mitana taru
13	—	moloco na taru	90	—	loco mitana xexe
14	—	moloco na xexe	100	—	moloco moloco

Prophezeyung in Cuba. Vor kurzem trat in Cuba ein Prophet auf, und verkündigte, die ganze Insel Cuba werde am 24 Junius durch Feuer verzehrt werden. Dieß erregte großen Schrecken. Die Einwohner fingen an ihre Sünden zu beichten und die Kirchen waren unaufhörlich voll. Leider ist das Schiff, welches die Nachricht nach Philadelphia brachte, schon am 22 Junius abgesegelt, so daß man also über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Prophezeyung noch nichts weiß. (Engl. Bl.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 91** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Wanderer.** (Fortsetzung.) — **Philarete Chasles, über die gegenwartige englische Literatur.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 8 fl., halbjährlich 4 fl. und vierteljährlich 2 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 223.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

11 Auguſt 1839.

Fort und Dorf St. George d'Elmina mit ihren Umgebungen auf der Goldküſte Afrika's.

(Mitgetheilt von Dr. med. Joh. Math. Birkmayer.)

Fort und Dorf St. George d'Elmina und hinter beiden das auf einem ziemlich ſteilen Berge befindliche Fort St. Jago mit ſeinen ſtattlichen Zinnen liegen in der Mitte einer mehrere Meilen langen Bucht, an deren öſtlichem Ende das ſchöne Fort Cap Coaſt in das Meer hineinragt. Das Dorf, die Forts und ihre reizenden Umgebungen bieten ſich den zur See Ankommenden ſehr ſchön dar; die von den Zinnen herabwehenden holländiſchen Flaggen und das Feuer der uns begrüßenden Geſchütze verſchönerten den Anblick. Das Meer, erzürnt über die rieſigen Felsblöcke und ſteinigen Ufer, welche ſich ſeinen Wogen trotzig entgegen ſtellen, ſchäumt und brüllt und drängt mit um ſo größerem Ungeſtüm ſeine Wellen zwiſchendurch und darüber hin dem Lande zu; aber ſicher ſchaukelt das leichte Boot von gewandten Ruderern geleitet über die Brandung hin, erklimmt die aufrauſchende Woge und fällt mit ihr über die unter der Fläche verborgenen Klippen. Ein unbedeutendes Flüßchen, das ſich kaum zwei Meilen weit in das Land hinein erſtreckt, bildet bei ſeiner Einmündung in das Meer eine ſchmale Zunge, worauf das Fort und ein Theil des Dorfes St. George d'Elmina ſich befindet; auf der andern Seite liegt der übrige Theil des Dorfes und das Fort St. Jago. Auf dieſem Flüßchen, das zugleich den Hafen für die kleinern Fahrzeuge bildet, fuhren wir dem Landungsplatze zu, wohin die Neugierde eine große Menge Neger und Negerinnen jeden Alters gelockt hatte; wir mußten es uns gefallen laſſen, daß Alt und Jung oft unſere Haut betaſtete und bewunderte. Ein breiter, gepflaſterter Weg führte uns zwiſchen den Negerwohnungen und den Mauern des Caſtells eine kleine Anhöhe hinauf zum Fort. Nachdem wir Graben und Thore paſſirt hatten, traten wir in den ſchönen, großen Feſtungshof ein und ſtiegen ſodann auf einer doppelten, ſteinernen, bedeckten Treppe, vor welcher vier meſſingene Kanonen paradirten, zur Wohnung des Reſidenten. Er, nebſt ſämmtlichen Officieren, Beamten und Honoratioren empfing uns in einem weiten, luftigen Saale freundlichſt. Sobald der Anſtand es erlaubte, entfernte ich mich mit einem Officier, der ſich mir ſehr zuvorkommend zu meinem Führer angeboten hatte, um meiner Neugierde zu genügen. Zunächſt war das Caſtell der Gegenſtand unſerer Betrachtung; es gehörte früher den Portugieſen, welche es im Jahre 1482 gebaut haben. Eine in einen Stein an der Mauer desſelben gehauene Inſchrift ſagt, daß der Bau 1482 durch den Portugieſen Don d'Azambuja mit Einwilligung des damaligen Negerkönigs Caramanda begonnen worden iſt. Zur Zeit der Portugieſen war es ein unregelmäßiges Viereck mit nicht ſehr großen Bollwerken, jedoch konnte es wegen ſeiner vortrefflichen Lage einen ziemlich ſtarken Anfall aushalten. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß es den Namen Mina wegen der großen Menge Goldes, welches daſelbſt geſammelt und nach Portugal gebracht wurde, bekommen hat. Nicht ſehr lange waren die Portugieſen im Genuſſe des hier zu findenden lockenden Metalls; hundert Jahre nach der Erbauung des Caſtells verloren ſie es nebſt den übrigen Beſitzungen längs der Küſte. Die Holländer konnten die Portugieſen nicht lange im Beſitze eines Landes ſehen, deſſen Erzeugniſſe ihnen ſo große Reichthümer gewährten; ſie verſuchten daher im Jahre 1625 die Hauptbeſitzungen wegzunehmen, jedoch mit dem unglücklichen Erfolge, daß die Häupter beinahe aller Theilnehmer an der Expedition, durch die Mina'ſchen Neger abgeſchlagen und als Siegeszeichen herum getragen wurden. Unter der Regierung des Grafen Moriz von Naſſau ging es erwünſchter. Dieſer ſandte am 25 Junius 1637 neun Schiffe mit 800 Soldaten von Fernambuk ab, unter Befehl des Oberſt Kuhn, die bei ihrer Ankunft an der Küſte in der Nähe von Commanie ans Land geſetzt wurden, und durch 200 Matroſen verſtärkt nach Elmina zogen. Der Empfang von Seite der Neger war hitzig, und ein Capitän, ein Lieutenant, drei Fähndriche und ungefähr vierzig Mann fielen. Nichtsdeſtoweniger trieb Kuhn die Neger zurück, und bemächtigte ſich des Berges St. Jago, und ließ hier, Elmina gegenüber, verſchiedene Kanonen und Mörſer auffahren. Von hier aus beſchoß er das Caſtell vier Tage lang ſo nachdrücklich, daß der portugieſiſche Gouverneur bald zur Uebergabe gezwungen war. Ueber dem Eingangsthore des Thurmes ſtehen in Stein gehauen folgende Worte: „Illustrissimo et generosis

simo J. Maurit. Nassoviae comite, Brasiliam gubernante, Kuinio Tribuno imperatore occupata fuit haec fortissima arx, anno MDCXXXVII, die XXIX augusti.“

Die Holländer vergrößerten und vermehrten seitdem die Werke, besonders während und nach dem Kriege mit den Engländern im J. 1782; vor Allem ist zu nennen die schöne Seebatterie mit so vielen metallenen 12-, 18-, und 24Pfündern, daß ein feindliches Kriegsschiff einen furchtbaren Empfang zu fürchten hätte. Der große, viereckige Festungshof ist von großen, schönen Gebäuden eingeschlossen, welche eben so schöne Wohnungen für die Beamte und Officiere, jedoch mit der Aussicht in das Innere des Hofes, als feste Gewölbe, früher der traurige Aufenthalt der aufgekauften Sklaven und Kriegsgefangenen, jetzt als Magazine benutzt, enthalten. Die Mitte des großen, inneren Festungshofes gegen Süden zu nimmt ein sehr schönes Gebäude ein, worin die Lebensmittel und die Soldaten sich befinden. Neben und fast in gleicher Höhe mit den Dächern der Festungsgebäude führen breite Galerien mit Brustwehren die östliche, westliche und südliche Seite entlang; vier viereckige thurmähnliche Gebäude, von nur Einem Stockwerke, mit platten von einer Brustwehr umgebenen Dächern befinden sich an den vier Ecken. Auf der Nordseite ist ein geräumiger Platz am Castell, der „Katteplaats“ genannt, wo die Arbeitsleute, Maurer, Schmiede u. s. w., ihre Ober- und Unteraufseher nebst dem Fabrikmeister wohnen, auch befindet sich hier das zum Train Gehörige. Dieser Platz hat eine ungemein schöne, nicht sehr hohe Bastei, welche an die östliche mit der kleinen einfach schönen Kirche angränzt, und die Bai nebst dem Strande bestreichen kann; sie heißt die Galgenbastei, weil hier früher ein Galgen stand, und noch der Geißelpfahl sich hier befindet. Was das Castell früher noch fester machte, sind zwei durch die Felsen gehauene jetzt fast vertrocknete Wassergräben, die längs der Westseite bis zur See sich erstrecken und mit einer Batterie endigen. Hier an dem äußern Graben steht ein Gebäude, das früher zu einer Art von Schauspielhaus diente; über jeden dieser Gräben führt eine Zugbrücke. Die hohen Mauern mit ihren Basteien und Batterien nebst der Menge von Geschützen, machen das Fort, wenn es gut vertheidigt wird, fast uneinnehmbar.

(Fortsetzung folgt.)

Das Reisen in Ungarn.

(Schluß.)

Wer das erstemal nach Ungarn kommt, der trifft dort so Vieles, was ihm neu ist und was seine Aufmerksamkeit fesselt, daß er darüber manches Unangenehme übersieht und vor langer Weile bewahrt bleibt. Die Schönheit des Landes, welche sich mit wenigen Ausnahmen und fortwährend mit abwechselndem Reize zeigt, die Originalität des Volkes, so wie manche wunderbare atmosphärische Erscheinungen bieten eine immerwährende und höchst interessante Abwechslung. Ich will Einiges der Art anführen, wie es mir gerade die Erinnerung aus mehrern Reisen in Ungarn gibt.

Wir kommen in die Nähe eines Dorfes; vor demselben sehen wir ein paar Erdhütten, aus denen einige Geschöpfe, die wir für Affen zu halten geneigt sind, heraushüpfen. Es sind Zigeuner, deren Kinder uns sogleich bettelnd anfallen, und die wir nicht los werden, wenn wir ihnen nicht eine Gabe reichen. Neben der Hütte hat der Mann ein Feuer angemacht, an welchem ein einfacher Blasebalg angebracht ist, den das Weib zieht. Ein Amboß kaum eine Hand breit steht daneben, und mit einer Zange hält der Mann ein Stück Eisen ins Feuer, schmiedet es, sobald es heiß genug ist, und macht bei dieser mangelhaften Vorrichtung doch eine Arbeit, über deren Nettigkeit und Solidität man erstaunt. Wünschen wir es, so kommt eine Dirne an unsern Wagen und sagt uns für einige Kreuzer unsere Zukunft voraus.

Fahren wir über die weiten Gefilde hin, wo oftmals die Ortschaften einige Meilen von einander entfernt liegen, so stoßen wir auf große Bivouacs, in denen eine Menge Bauern lagern, die ihre Pferde losgekoppelt und auf die Weide gejagt haben; sie selbst sitzen um ein Feuer und machen ihre einfache Küche. Wenn die Pferde ein wenig gesättigt sind, werden sie wieder eingefangen, angespannt und die Fahrt geht weiter; so machen diese Menschen viele Tagreisen, wobei sie kaum ein paar Kreuzer ausgeben, denn auch in der Nacht bringen sie ihre Pferde in keinen Stall.

Es führt uns unser Weg oftmals über ausgedehnte Pusten. Dieß sind Länderstrecken, welche in der Vorzeit und zum Theil auch jetzt noch nur zur Weide für das Vieh gebraucht werden, und welche dem Grundherrn ohne alle Beschränkung zur freien Benutzung gehören. Wo die Cultur bereits schon sehr vorgeschritten ist, da sehen wir auf diesen Pusten große Tafeln des üppigsten Getreides, und da leuchten uns Maierhöfe und Schäfereien freundlich entgegen. Aber ein sehr interessantes Bild gewähren dazwischen die zahlreichen Viehherden aller Art: die weißen, fern leuchtenden, und fein und schlank gebauten Rinder mit ihren geweihartigen Hörnern und den feurigen und sprechenden Augen — an denen uns recht klar wird, was Homer mit seiner ochsenäugigen Juno sagen wollte, — die sich tummelnden Pferde, gehütet und getrieben von reitenden Hirten, die sich weit ausdehnenden Schafheerden, mit denen man Ungarn allenthalben fast bedeckt findet. Im Vorbeigehen sey es gesagt: wenn man diese Heerden sieht, und vergleicht damit, was sich dem Reisenden in Deutschland zeigt, so möchte man schließen, daß Ungarn, im Verhältniß zur Fläche des Landes, dreimal mehr Schafe haben müsse, wie Deutschland. Daraus wird klar, wie unrichtig die statistischen Angaben über diesen Gegenstand sind. Und dieß bestätigt sich um so mehr, wenn man die ungeheuren, beinahe unerschöpflich scheinenden Wollmassen sieht, welche fast das ganze Jahr hindurch, insbesondere aber zur Zeit der Märkte, von Pesth abgeführt werden. — Ueberhaupt wird man beim Reisen in Ungarn fast bei jedem Schritte auf den unermeßlichen Reichthum der Naturerzeugnisse des Landes hingewiesen.

Sieht man die mangelhafte Agricultur, wo man mit einem simplen Pfluge die Erde nur flach bearbeitet und die Saat mit zusammengeflochtenen Dornen einschleppt, so muß man erstaunen, wenn darnach eine Frucht wächst, wie sie nur die allergesegnetsten Gegenden Deutschlands hervorbringen.

Wir begegnen häufig Ochsen- und Eselfuhrwerken. Charakteristisch sehen wir diese Thiere sich benehmen: die Esel mit einem philosophischen Gleichmuth, wie er selbst der Stoa Ehre machen würde, kommen, wenn ihnen die Peitsche um die Ohren pfeift, im Geschwindschritte, zuweilen auch im kurzen Trabe daher, weichen, mit dem allgemeinen Gebrauch genau bekannt, das halbe Gleis aus und lassen sich von ihrer Bahn nur mit Mühe weiter ablenken. Von ihrem Stoicismus sah ich einst eine glänzende Probe. Ein rechtes Normalthier hatte sich, obgleich an den Wagen gespannt, bequem in den Koth gestreckt, und war mit allen Argumenten ad asinum nicht empor zu bringen; sein Treiber ermüdete eher mit der Züchtigung als den Esel sein Gleichmuth verließ. Endlich, nach etwa einer viertelstündigen Pause stand er freiwillig auf, und ging, als ob nichts vorgefallen wäre, ruhig weiter. Kommt einem Ochsenfuhrwerke eine Equipage entgegen, so weichen die Thiere von selbst das ganze Gleis aus, was sie bei ihres Gleichen oder bei einem Bauerwagen niemals thun. Mehr denn hundertmal hat mich dieser Zug unterhalten.

Kommt man in einem Gasthof an, so findet man in der Regel den Wirth und den Kellner zur Bewillkommnung bereit, wenigstens ist letzterer auf dem Platze. Dieß gilt aber nur von den Hauptstraßen und von den sogenannten Einkehrwirthshäusern (ungarisch: Vendeg fogado, was von Kotschma, ein ordinäres Wirthshaus oder eine Schenke, sehr verschieden ist). In den kleinen Landstädten, so wie in Flecken und Dörfern, bestehen fast alle Häuser nur aus einem Erdgeschoß, sind aber gewöhnlich groß und aus einigen Flügeln bestehend. Geht man um den Corridor hin, welcher fast überall um das ganze Haus im Innern läuft, so kann man ziemlich genau wissen, wie viele Gäste schon da sind, indem es in Ungarn Sitte ist, bei der milden Jahreszeit die Thüren offen zu lassen. — Da in allen Gasthäusern der Art ein besonderes Speisezimmer vorhanden ist, so thut der Fremde wohl, seine Mahlzeit darin zu nehmen, weil er da Gelegenheit hat, Beobachtungen und zuweilen nicht uninteressante Bekanntschaften zu machen. Am Tische wird er, wenn er nur erst einige Tage in Ungarn gereist ist, bald inne, von welcher Nation die mit ihm speisenden Fremden sind. An Sprache und Sitte erkennt der Deutsche leicht seinen Landsmann; den Slowaken verräth seine gebrochene Rede, wenn er nicht in der eigenen Mundart spricht, und den Ungarn, neben der Sprache, sein gerades und stolzes Wesen. Läßt sich der Fremde aber mit ihnen in eine Unterhaltung ein, so findet er sie beide gefällig, doch fern von aller Zudringlichkeit. Die Bekanntschaft ist dann leicht gemacht, vorausgesetzt, daß er nicht etwa selbst Prätensionen macht, und jene von sich zurückstößt. Vornehmlich wird er damit bei dem Ungar, dem Magyaren, übel ankommen, weil dieser in seinem Vaterlande eine fremde Superiorität durchaus nicht anerkennt und in keiner Art gelten läßt, obgleich er keineswegs fremdem Verdienste die Anerkennung versagt.

Unzählig oft habe ich von solchen, die nie in Ungarn waren, die Besorgniß äußern gehört, daß es in jenem Lande sehr unsicher zu reisen wäre. In dieser Hinsicht ist man nun aber in großem Irrthum, und ich kann, nachdem ich Tausende von Meilen in diesem Lande gereist bin, mit gutem Grunde und voller Ueberzeugung behaupten, daß es dort in Hinsicht der öffentlichen Sicherheit fast nicht um ein Haar schlimmer ist, wie in Deutschland. Freilich sieht man oft Reisende bis an die Zähne bewaffnet, als ginge es gegen die Räuber in den Abruzzen, aber dieß sind entweder Furchtsame, oder solche, welche ohne Grund jene Besorgniß hegen, oder auch solche, die aus alter Gewohnheit, und weil der Ungar überhaupt gern Waffen trägt, diese bei sich führen. Straßenraub gehört in der That in Ungarn zu den größern Seltenheiten, wie in Deutschland, und wenn Diebstähle vorkommen, so erstrecken sie sich weit mehr auf Vieh, als auf andere Effecten. Ich habe Erkundigungen bei den Strafanstalten in den Comitatshäusern eingezogen, und aus diesen ergibt sich, daß unter hundert dort sitzenden Verbrechern immer kaum Einer ist, welcher wegen Straßenraubs oder nächtlichen Einbruchs in die Wohnungen verhaftet worden wäre; meistentheils sitzen sie wegen Viehdiebstahl, Schlägereien u. dgl. Selbst die so sehr verrufenen Gegenden im Bakonyer Walde sind wenig mehr zu fürchten, und es werden die dort hausenden Schweinhirten durch die Landespolizei streng im Zaume gehalten. Die Furcht wegen Straßenraub wird meistentheils von denen unterhalten, welche im Auslande eine Art von Bravour darein setzen, das Wagestück einer Reise durch Ungarn unternommen zu haben.

Im Ganzen ist das Reisen in diesem Lande sehr wohlfeil, und wenn man auch gegenwärtig mit gutem Grunde über Theurung in der Hauptstadt Pesth klagt, und unter andern die Gasthofstaren höher wie in Wien findet, so erstreckt sich dieß noch nicht über das ganze Land. Ich kann versichern, daß ich für 5 fl. C. M. täglich gereist bin, und dabei alles genossen habe, was etwa die Gelegenheit bot. Und wohl zu merken, es ist hier die Rede von einer Reise mit eigener Equipage. Freilich muß ich wohl hinzusetzen, daß ich genügsam bin, und namentlich nicht zu den Gourmands, auch nicht zu den Vielessern gehöre. Ueber 6 fl. würde ich übrigens auf den meisten Touren durch das Land kaum auszugeben im Stande gewesen seyn.

Als besondere Vorsichtsmaaßregel ist schließlich dem fremden Reisenden in Ungarn zu empfehlen, daß er weder zu viel Wasser, noch zu viel Wein trinke; beides kann ihm übel bekommen. Ueberdieß findet er auf manchen Touren einen so elenden Wein, daß er ihn kaum trinken kann, daher er wohl thut, sich immer erst ein wenig im voraus zu erkundigen, und sich auf solche Falle mit einigen Flaschen guten Weines zu versorgen. Auch Lebensmittel mag er auf solchen Routen bei sich führen, sonst kann es ihm zuweilen begegnen, daß er kaum ein Stück erdschwarzes, fast nicht zu genießendes Brod bekommt. Sollte er übrigens auch etwa Geld oder kostbare Effecten bei sich führen, so mag er nicht ängstlich damit seyn, um dadurch

nicht die Aufmerkſamkeit und die Habſucht zu reizen. Oft genug iſt es ſchon — und dieß in Ungarn nicht allein — vorgekommen, daß man durch ein zu ängſtliches Hüten ſeiner Schätze die Habgier gereizt, und am Ende ſein Gut und Leben dabei verloren hat.

Ceylon.

Aus einem Miſſionsjournale, the Friend, Januar 1839, entlehnen wir folgenden Aufſatz über das Fortſchreiten und die Ausſichten dieſer Inſel.

Die Lage von Ceylon, mag man ſie aus geographiſchem, politiſchem oder religiöſem Geſichtspunkte betrachten, muß ſie zu einem Lande von ungeheurer Bedeutung für künftige Zeiten machen, und es iſt nicht unmöglich, daß die Inſel beſtimmt iſt, denſelben Einfluß auf Aſien zu äußern, den England auf den Continent von Europa ausgeübt hat. Durch ſeine Lage an Indien, durch die Religion an China, Siam und Birma gebunden, wird die Befreiung Ceylons aus den Stricken eines barbariſchen Aberglaubens ein mächtiges Beiſpiel für diejenigen werden, die noch unter dem Zauber der ältern Bramines ſtehen; ſeine Küſten können ihren verfolgten Kirchen zum Zufluchtsorte dienen, und der Fall des Buddhismus auf Ceylon wird wahrſcheinlich ſeinen Fall in der ganzen Welt nach ſich ziehen. Getrennt von den übrigen Ländern durch ſeine inſulariſche Lage, kann man ſchon jetzt ſeinen Eingebornen einen Grad politiſcher Freiheit geſtatten, dem es ſehr unklug wäre, unter den jetzigen Umſtänden auf die verſchiedenartige Bevölkerung der angloindiſchen Beſitzungen auszudehnen.

Stets iſt die Inſel Ceylon von den verſchiedenen Nationen, mit denen ſie in Verbindung geſtanden, mit beſonderem Intereſſe betrachtet worden. Seine heiligen Legenden und der jährliche zahlreiche Beſuch des Tempels Calany machen es zu einer geheiligten Inſel. Seine Gewürze, Edelſteine und Perlen ſind ſeit den älteſten Zeiten berühmt; ſeine Palmenhaine, die die Ufer umgeben, ſeine reichen Thäler und die herrlichen Landſchaften, die die wolkenbedeckten Höhen ſeiner Gebirge darbieten, werden es zu einem Lieblingsplatze der Reiſenden machen, die jene fernen Gegenden beſuchen. Die gegenwärtige Wichtigkeit Ceylons als einer engliſchen Colonie aber verdient unſere beſondere Aufmerkſamkeit.

Die Bevölkerung von Ceylon kann jetzt nicht viel unter 1,500,000 ſeyn. Es hat zweimal die Bevölkerung aller engliſch-weſtindiſchen Inſeln, und auch im Einkommen ſteht dieſe Inſel an der Spitze der übrigen Colonien. Es beträgt Dreiviertel der Einkünfte der geſammten engliſch-weſtindiſchen Inſeln, mehr als das der Inſel Mauritius und Neuſüdwales, und doppelt ſo viel als das von Jamaica. Wenn die geſammten Einkünfte auf die geſammte Bevölkerung von Ceylon vertheilt würden, ſo käme auf jede Perſon faſt 6 Schilling, was weniger wäre als der Durchſchnitt faſt jedes europäiſchen Staates, obgleich mehr als der Durchſchnitt in den Beſitzungen der oſtindiſchen Compagnie. Die Zählung von 1835 gibt eine Bevölkerung von 50 Köpfen auf eine Quadratmeile, während in England durchſchnittlich 268 angenommen werden. Daher iſt die Inſel noch weit entfernt, erſchöpft zu ſeyn, und kann eher im Anfang ihrer Laufbahn betrachtet werden, um Reichthum und Wichtigkeit zu erhalten. Der Handel leidet unter Anomalien, die wir hier nicht wie ſich's gebührt beſprechen können. Bei ungeheuren einſt bebauten, jetzt wüſte liegenden Strecken Landes ſteigt die jährliche Korneinfuhr bis zum Werthe von faſt 200,000 Pfd. St. Dieß wäre an ſich kein Nachtheil, wenn Manufacturen und Handel den größern Theil der Bewohner beſchäftigte. Aber die Hälfte der Einwohnerzahl treibt Ackerbau, und dieß zeigt, daß noch große Kräfte unbenutzt bleiben. Im vorigen Jahre waren die bedeutendſten Ausfuhrartikel Kaffee, Zimmt, Kokosnußöl, Arrak, Tabak und Coir. *) Alle dieſe Artikel erfordern im Verhältniſſe wenig Mühe, und ſo beſteht zwiſchen den Producten des Landes und den Gewohnheiten der Bewohner eine gegenſeitige Uebereinkunft, die ihnen Schätze in den Schooß ſchüttet, faſt ohne ihnen die geringſte Mühwaltung aufzulegen. Unter den Einfuhrartikeln bedauern wir Opium aufgeführt zu finden. Wir tadeln den Handel an ſich nicht, doch möchten wir ſeinen Nutzen nicht nach Pfunden und Schillingen abwiegen, ſondern ſeinen Werth darein ſetzen, daß er die Wiſſenſchaft fördert, die eigene Thatkraft des Menſchen weckt und der Wahrheit größere Anerkennung und Ausbreitung verſchafft. Kein Volk kann glücklich in Unthätigkeit ſeyn. Dieſe Behauptung findet bei dieſen öſtlichen Nationen ihre Beſtätigung. Schwäche hat ſie zu Sklaven ihrer Könige und Prieſter gemacht, und hat ſie endlich den Europäern in die Hände gegeben. Auch können wir nicht ſagen, daß England müßig geweſen iſt, ſeit es Ceylon beſitzt.

Der Gouverneur North ſuchte durch Milde das beſiegte Volk zu gewinnen; mit Ernſt hielt Gouverneur Maitland die Ordnung aufrecht; durch Milde und Klugheit ſuchte Gouverneur Brownrigg wieder zu gewinnen und zu verſöhnen; Gouverneur Barnes ſuchte mit unternehmendem Geiſte die Kräfte des Landes zu entwickeln und den Verordnungen Gehorſam zu verſchaffen; Gouverneur Wilmot Horton emancipirte durch ſeine Hinneigung zu liberalen Inſtitutionen das Volk von Unterdrückung, und der jetzige Gouverneur wünſcht aufrichtig das Wohl des Volkes zu befördern und den chriſtlichen Glauben unter den Eingebornen zu verbreiten, ohne den ungeſtümen Eifer zu beſitzen, der durch Uebereilung ſeine eigene Abſicht vereitelt. Der Sturz des Buddhismus iſt keine Frage mehr, die Angriffe der Miſſionarien werden mit ihrer größern Vertrautheit mit der Sprache des Landes und den Abgeſchmacktheiten der einheimiſchen Bücher immer wirkſamer; die Eingebornen ſelbſt werden täglich bekannter mit den chriſtlichen Ideen, und ſchon werden an 20,000 Kinder mehr oder weniger unmittelbar in europäiſchem Geiſt erzogen. So läßt die Kirche in Ceylon die erfreulichſten Reſultate hoffen. Zu dem letzten Calany-Feſt ging Niemand aus den vier nächſtliegenden nicht weit von Negombo entfernten Dörfern, und die Zahl derer, welche aus vier andern Dörfern es feierten, war viel geringer als in den vorigen Jahren.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Der Orientaliſt Salles. Nachrichten aus Alexandrien zufolge hat der genannte Gelehrte bereits Aegypten verlaſſen, um über Griechenland nach Frankreich zurückzukehren. Er hat in zwei Jahren Syrien, die Wüſte von Sinai, Aegypten und einen Theil Nubiens durchreiſt, und kehrt jetzt mit einer koſtbaren Sammlung arabiſcher Manuſcripte nach Frankreich zurück. (Franz. Bl.)

Templergrab. Man hat in Paris auf einem Platze, der wahrſcheinlich zum Kirchhofe der Tempelritter gehörte, eine große Menge Gebeine und einen wohlerhaltenen bleiernen Sarg gefunden. (ibid.)

*) Kokosnußfaſern, die jetzt zu einer Menge Gegenſtänden, z. B. zu Matratzen u. ſ. w., gebraucht werden. A. d. R.

München in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 224.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 August 1839.

Aphorismen über den Orient.

Rußland als asiatische Macht.

Die Stellung Rußlands zu Asien trägt einen ganz andern Charakter, als die der Engländer: die letztere ist so zu sagen zufällig, modern, die erstere nothwendig und seit Jahrhunderten begonnen. Die Engländer trieben anfänglich nur Handel nach Indien, legten Factoreien an, befestigten diese wegen der Unruhen im innern Lande, und wurden so allmählich in die Verhältnisse des letztern hineingezogen, die ihnen ursprünglich fremd waren. Rußlands Stellung in Asien schreibt sich mehr von der Mongolenherrschaft her: als die Macht der goldenen Horde sank, und das große Reich von Kiptschak sich in drei Theile, die Krim, Astrachan und Kasan auflöste, brachen die Russen das Band der Knechtschaft, das über 200 Jahre auf ihrem Lande gelastet, eroberten in der Mitte des 16ten Jahrhunderts die Reiche von Kasan und Astrachan, und im Verfolg dieser Siege drangen sie bis nach Sibirien. Aber die Krim, in engem Verbande mit dem osmanischen Reich, war nicht so leicht zu vernichten, und im Westen war Rußland schwach, da Polen und Litthauen während der Knechtschaft Rußlands zu übermächtig geworden waren. So blieb Rußland fürs erste nichts übrig, als sich gegen Osten und Südosten zu wenden, und wir sehen auch, daß nicht nur Peters Vorgänger, sondern auch Peter selbst hauptsächlich in diesen Richtungen beschäftigt waren, wenn gleich diesen Bestrebungen wegen des spätern Vordringens gegen Westen mindere Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Aber Rußland war an den Ufern des kaspischen Meeres gegen Persien, gegen die Reste der turk-tatarischen Stämme im Norden und Süden des Kaukasus, ferner am Jaik und Irtysch beschäftigt, theils einzelne Stamme Rußland zu unterwerfen, theils den russischen Handel nach Asien auszudehnen, und dieß letztere gelang auch so gut, daß nicht nur Karawanen aus Bukhara und Taschkent nach Orenburg, Troizk und den sibirischen Gränzstädten kamen, sondern auch russische Karawanen mit indischen in Balkh zusammentrafen. Wenn gleich diese Verbindung später wieder durch politische Stürme unterbrochen wurde, so war sie doch eingeleitet, und die Zahl so wie die Mannichfaltigkeit russischer Waaren, die sich jetzt auf den Märkten von Cabul findet, beweist, daß dieser Verkehr seit dem Anfang dieses Jahrhunderts mehr und mehr an Ausdehnung zugenommen hat.

Rußlands Eroberungen nördlich und südlich vom Kaukasus sind eine natürliche Folge der immer noch andauernden Reaction gegen die ehemalige Mongolen- und Tatarenherrschaft, und mit Ausnahme der christlichen Georgier und Armenier, sind es im Grunde auch nur Mongolen- und Tatarenstämme, welche dem Scepter Rußlands gehorchen, und dem Verhängniß sich unterwarfen, daß sie, einst das herrschende Geschlecht, jetzt das unterworfene sind. Die Russen sind ihnen keineswegs in der Art fremd, wie die Engländer den Indiern, sondern sie haben seit mehr als einem halben Jahrtausend in Krieg und Frieden ihre Bekanntschaft gemacht. So ist Rußland eine wahrhaft asiatische Macht, aber mit europäischen Einrichtungen, geworden, und steht den Asiaten auch schon darum, weil es eine bei weitem größere Anzahl derselben als Werkzeuge benützen kann, bei weitem nicht so fremd gegenüber, — kein geringer Vortheil mit Asiaten.

Erst als Peter seine Stellung im Rücken gegen Asien durch Festsetzung längs des ganzen Westufers des schwarzen Meeres gesichert, wandte er sich wieder westwärts, wo ihm seine Unternehmungen gegen die Türkei schlecht genug gelangen; erst unter Katharina II drangen die Russen wieder vor, und jetzt fiel auch die letzte Abtheilung des alten Reichs von Kiptschak, nämlich die Herrschaft der Khane der Krim. Dieser Fall gab Rußland das lang erstrebte Nordufer des schwarzen Meeres, und vernichtete vollends alle Folgen der alten Mongolenherrschaft.

Von jetzt an hatte übrigens Rußland kaum mehr eine Wahl: es mußte seine Eroberungen ausdehnen über alle Reste der Mongolen und Tataren in Europa und Kleinasien oder es sah sich ewigen Unruhen ausgesetzt. Die zu den Mongolen gehörigen Kalmüken in der astrachanischen Steppe unterwarfen sich bald, aber die turk-tatarischen Stämme, deren Verwandte bis tief hinein nach Persien saßen, boten weit größere Schwierigkeiten dar. Indeß hat Rußland diese Schwierigkeiten besiegt, und nicht nur gehorchen ihm alle turk-tatarischen Stämme im

Norden und Süden des Kaukaſus, ſondern ſeine Verbindung mit dieſen hat ihm auch den Verkehr mit Khiwa und Bukhara mehr und mehr geöffnet, und man kann wohl mit Zuverſicht behaupten, daß ſein Einfluß in Perſien ſich weſentlich auf die turkomaniſchen Stamme in dieſem Reiche gründet. Ruſſen und Turkomanen ſtehen wie in Einem Phalanx da, von den Quellen des Euphrat bis hoch hinauf am Orus; der Schah von Perſien, ſelbſt ein Turkomane, iſt in dieß Bündniß gezogen, die afghaniſchen Fürſten ſind durch die falſche Politik der Engländer gleichfalls dazu gezwungen worden, und ſomit gebietet Rußland direct oder indirect über die Macht von Khiwa, Bukhara, Iran und Afghaniſtan.

Seine Stärke liegt im Oſten gegen den Indus hin, wo es die in der Luft ſchwebende Herrſchaft der Engländer durch Afghanen- und Turkomanenheere wenn auch nicht ſtürzen, doch in ihren Grundveſten erſchüttern kann; ſeine Schwäche im Weſten, wo es zwei zugängliche Punkte darbietet: der erſte iſt den Euphrat aufwärts, wo die alten lariſchen Stämme, in Verbindung mit den Arabern, gegen die Turkomanenherrſcher in die Waffen gebracht werden können, weßhalb ein turkomaniſch-perſiſches Heer in Adſerbeidſchan ſich zuſammen zog, wahrſcheinlich, um gegen Kirmanſchah nöthigenfalls gebraucht zu werden; der andere Punkt iſt der Kaukaſus, deſſen kriegeriſche Stämme gegen Rußland fortdauernd unter den Waffen ſtehen, von den Engländern aufgereizt und nach Kräften unterſtützt worden ſind, ſo daß alle mit der ruſſiſchen Herrſchaft Unzufriedenen in Bewegung erhalten werden. Hier muß Rußland zur Sicherung ſeiner ganzen Stellung in Aſien den Einfluß der Fremden und den Aufſtand der Einheimiſchen unterdrücken, und dieß kann es nur durch eine directe oder indirecte Herrſchaft über Konſtantinopel erreichen.

Fort und Dorf St. George d'Elmina mit ihren Umgebungen auf der Goldküſte Afrika's.

(Fortſetzung.)

Der Aufenthalt im Fort iſt ſehr ungeſund, und überliefert die meiſten Europäer dem Tode. Verſchiedene Umſtände begünſtigen die Sterblichkeit. Elmina liegt in einer Bucht, ſo daß die ober- und unterhalb angränzenden Beſitzungen ſich weit in das Meer hinein erſtrecken; hierdurch wird die ohnedieß große Hitze vermehrt, weil die Seewinde ungehinderter an den hervorragenden Landſtrichen, als in den Zwiſchenbuchten wehen. Die große Negerei, Krom oder Dorf, wo 10 bis 12,000 Menſchen in einem geringen Umfange beiſammen wohnen, liegt über dem Caſtell, alſo über dem Winde; der innere Hof deſſelben, ringsum von hohen Gebäuden umgeben, hat nur eine kleine Oeffnung, wodurch man über die Gräben aus demſelben in das Dorf gelangt; die Luft ſteht daher in demſelben ſtill, und wird noch durch die daſelbſt wohnenden Soldaten, Arbeiter und Gefangenen verdorben. Beſtändig kommt über das Caſtell von der Negerei ſchlechte Luft, was in einem ſo heißen Klima offenbaren Nachtheil für die Geſundheit der hier wohnenden Menſchen bringen muß. Der Mündung des kleinen Flüßchens, ſo wie der Einſtrömung des Seewaſſers neben dem Caſtell kann ebenfalls ein großer Theil des ſchädlichen Einfluſſes auf die Geſundheit der hier ſich aufhaltenden Europäer zugeſchrieben werden, da zur Zeit der Ebbe aus dem ſchlammigen Grunde ſchädliche Dünſte von der heißen Sonne ausgezogen werden. Allein dieſem Uebel iſt nicht abzuhelfen, da in dieſem Flüßchen ein großer Fetiſch wohnt, der dem „Benjan," einer der höchſten Gottheiten Elmina's, geheiligt iſt, und auf der andern Seite macht dieſes Flüßchen Elmina zum bequemſten Landungsplatze für kleine Fahrzeuge.

Auf der Südweſtſeite des Caſtells liegt das Dorf Mina zwiſchen dem Flüßchen und der See auf derſelben Landzunge, worauf das Caſtell ſteht; es iſt ziemlich groß, und hat, wenn man ſo ſagen will, nur Eine Straße, die vom Caſtell durch das Dorf nach Commanie führt. Dieſe Straße iſt ſo ſchmal, daß kaum drei Menſchen neben einander gehen können, zumal wenn Vormittags die Frauen darin mit Fiſchen und anderen Lebensmitteln nebſt verkäuflichen Hausgeräthſchaften, als Meſſern, Beilen, Sandalen ꝛc. zu Markte ſitzen. Außer dieſer Straße gibt es nur Winkel und Wege, die oft nicht Schulterbreite haben, und ſo ſchmutzig ſind, daß man ſelbſt in der trockenen Jahreszeit kaum mit trockenen Füßen durchgehen kann; frei herumlaufende Schweine, Ziegen, Hühner verengen noch dieſe Durchgänge. Die freieren Stellen nächſt dem Fort werden des Nachts während der ſchönen Jahreszeit häufig von Negern und Negerinnen eingenommen, die, in ihr Schamtuch gehüllt, auf bloßem Boden ſchlafen. In einem etwas geräumigeren Winkel des Dorfes ſah ich ein barbariſches Siegesdenkmal. Es waren nämlich große, platte Steine bis zur Höhe von ſechs Fuß in die Runde über einander gelegt, in deren mit Erde aufgefüllter Mitte ein junges Platanenbäumchen mit der holländiſchen Flagge auf dem Gipfel ſtand; rings um die ſteinernen Mauern waren die Schädel erſchlagener, feindlicher Neger aufgehangen. Auch an vielen Häuſern paradiren Schädel erlegter Feinde. Die meiſten Häuſer beſtehen aus Riedwerk und Lehm, mit Stroh oder Palmenblättern bedeckt, manche ſind mit weißer Erde überſtrichen und mit Schindeln gedeckt; die der Vermöglichern ſind aus Steinen gebaut, zum Theil ſehr ſchön eingerichtet mit Canapees, Seſſeln; Gemälde in hübſchen Rahmen zieren die Wände, porcellanene Vaſen und Taſſen, Kryſtallflaſchen und geſchliffene Gläſer prangen auf Tiſchen und Commoden. Die Wohnungen der ärmſten Neger beſtehen aus vier Pfählen, deren untere Enden durch Flechtwerk verbunden ſind, und auf deren obern Enden ein einfaches Laubdach ruht.

Von dem Fort führt ein Weg über das kleine Flüßchen nach dem ungefähr fünfzig Schritte entfernten, ganz rund geſtalteten Berg St. Jago, der das Fort gleichen Namens, auch Koenradsburg genannt, trägt. Es wurde im Jahre 1666 erbaut, und bietet mit ſeinen weißen, reinlichen Mauern, Thürmchen und Warten einen recht freundlichen Anblick; es iſt mit 36 Stücken verſehen und beherrſcht vermöge ſeiner Lage das Caſtell. Am Fuße des Berges, eine halbe Viertelſtunde von Koenradsburg entfernt, befindet ſich eine Batterie, welche die platte Gegend

gegen Nordweſten beſtreicht. Auf der andern Seite am Fuße des Berges, eine Viertelſtunde von Elmina entfernt, iſt der früher ſogenannte Landstuin, ein ziemlich großer, ſehr ſchöner Garten, worin General Bartels ein hübſches, ſehr geſchmackvoll und bequem eingerichtetes Landhaus erbaut hat. Ein reicher Mulatte iſt jetzt Eigenthümer desſelben, und hat dieß Beſitzthum noch verſchönert und mit Oekonomiegebäuden vermehrt; die hier angelegte Rindviehzucht will nicht ſonderlich gedeihen. An dieſen Garten gegen die See hin dehnt ſich das Töpferdorf aus, beſtehend aus ungefähr 60 Hütten, von Negern bewohnt, deren Frauen ziemlich hübſche, irdene Geſchirre verfertigen. Hier ſieht man die Ueberreſte eines Gebäudes, das früher zu einer Art Herberge diente, verſehen mit einem Billard, wo ſich die Beamten und Officiere in ihren Mußeſtunden erluſtigten. Dieß Gebäude wurde geplündert und ſehr beſchädigt, als die Elmina'ſchen Neger am 4 Auguſt 1808 den Reſidenten J. V. Hoogenboom auf die jammerlichſte Weiſe ermordeten. Nicht weit von jener Batterie am Fuße des Berges St. Jago, ſieht man den Kirchhof der Europäer, von einer weißen Mauer umgeben, über deren Eingang die Aufſchrift zu leſen iſt: „O wohlthätige Mutter, empfange deine Kinder wieder!" In der Mitte ſteht ein von Steinen erbautes Grabgewölbe, von hohen Platanen beſchattet, in welchem die Ueberreſte verſchiedener Generale, Reſidenten u. ſ. w. ruhen. Viele Tauſende von Europäern fanden hier ihr fernes Grab. Von hier führte uns eine ſchöne Allee von Parapluiebäumen durch ein ſchmales, üppiges Thal an Gärten und Platanen vorbei, in das Dorf zurück. Im Speiſeſaal des Reſidenten erwartete uns bereits eine zahlreiche Geſellſchaft und ein treffliches Mahl; inländiſche Gerichte wechſelten mit europäiſchen ab, und reizten den Gaumen auf das angenehmſte; der größte Feinſchmecker hätte der Kunſt der ſchwarzen Köche Gerechtigkeit müſſen widerfahren laſſen; an Stoff zur Unterhaltung fehlte es nicht, da wir Neuangekommenen über Land, Sitten und Lebensweiſe genug zu fragen, und den ſeit Jahren von Europa ferne hier lebenden Tiſchgenoſſen genug in Betreff ihres Vaterlandes zu antworten hatten.

Als das Mahl vorüber, und die allgemeine Neugierde befriedigt war, öffneten Deutſchlands, Frankreichs und Madeira's köſtliche Weine die Herzen zu vertraulicheren Ergüſſen. Jetzt erſt konnte ich meinen Tiſchnachbarn volle Aufmerkſamkeit ſchenken; bald näherten ſich unſere Gemüther im traulichen Geſpräche, wir erzählten uns unſere Erlebniſſe, freudige und traurige, und, während vorher die Gläſer in allgemeinen Toaſten zuſammen geklungen hatten, hoben wir ſie jetzt zum Andenken an das, was uns beſonders theuer war. Mein Tiſchnachbar zur Rechten war der Militärcommandant des Forts St. George Maaſe, ein geborner Hamburger, zur Linken der Militärarzt Dr. Falkenburg, ein Holländer. Wir waren in kurzer Zeit Freunde geworden, und ſchieden ungern von einander, als ſpät am Abend meine Pflicht mich mahnte, den höchſt betrunkenen Capitän an Bord unſeres Schiffes zu begleiten. Die Fluth war gerade im Rückkehren, und bedeckte nur leicht den felſigen Grund; der Capitän trieb durch Fluchen und Schimpfen die Ruderer zu größerer Eile, ſo daß dieſe, aus dem Tacte gekommen ſtatt das Boot mit der über die Felſen hin brandenden, Woge darüber hingleiten zu laſſen, dasſelbe gerade in die Brandung hinein und mit dem Vordertheil auf den ſteinigen Grund trieben. Zum Glück hob die wachſende Fluth das Boot wieder in die Höhe, neigte es von einer Seite zur andern, und ließ einen Theil des Waſſers, womit uns die Brandung überſtrömt hatte, wieder ablaufen; das übrige eingedrungene Waſſer wurde ſchleunigſt ausgeſchöpft, und wir kamen mit der kalten Taufe, welche den Capitän ziemlich nüchtern gemacht hatte, davon, und erreichten bald unſer Schiff.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Beſitzungen der Portugieſen in Oſtafrika.

(Schluß.)

Inſeln des Cap Delgado.

Nördlich von Mozambique im 12ten Grad ſüdlicher Breite liegen die Inſeln des Cap Delgado, auch Quirimba genannt, 31 an der Zahl, von denen nur 5 bewohnt ſind, nämlich Arimba, Carimba, Ibo, Malemne und Anize. Ibo iſt die vorzüglichſte und die bevölkertſte; Anize die größte mit 10 Legoas im Umfang, allein faſt menſchenleer. Die andern haben gleichfalls Mangel an Bevölkerung. Ibo iſt die Reſidenz des Gouverneurs, hat eine Municipalkammer und einen geiſtlichen Vicar; ſie iſt der Haupthafenort, worin alle Schiffe, die Commerz mit den Inſeln treiben, anlegen und die Zölle entrichtet werden, die ein Factor des Gouvernements, eben ſo wie in den andern Handelsflecken Oſtafrika's, einnimmt. Der Gouverneur ſteht unter dem Generalcapitän von Mozambique, und wird auch von dieſem ernannt, wenn Niemand direct vom König dazu beſtimmt iſt. Es exiſtirt in dieſer Villa zwar ein Fort, welches ſowohl den Hafen als den Flecken vor einem feindlichen Anfall vertheidigen könnte, in ihm ſind die Soldatenquartiere, Magazine für Lebensmittel und Munition, allein das Ganze iſt in einem furchtbar ruinirten Zuſtand, an manchen Stellen liegt kein Stein mehr über dem andern; die Soldaten ſind ganz und gar ohne Disciplin, ſelten findet man ſie in ihren Quartieren und ſie gehen ſtets mit Meutereien um. Außer dieſem Fort exiſtirt noch eine vortheilhaft angelegte Batterie mit Artillerie und Munition gut verſehen, welche den ganzen Hafen beſtreicht, ſo wie auch noch zwei andere Forts, das von S. José und S. Antonio. Die Garniſon beſteht gewöhnlich aus einer Compagnie Soldaten mit einer Stärke von 87 Mann. Die meiſten davon ſind Eingeborne und unerfahren im Kriegshandwerke.

Die fünf Inſeln zuſammen enthalten nur 160 Wohnhäuſer aus Holz erbaut und mit Stroh gedeckt, und gleichen mehr miſerabeln Strohhütten als ordentlichen Gebäuden. Nur das Haus des Gouverneurs und die Kirche ſtechen mehr durch ihre Größe hervor. Die Menſchenzahl betrug im Jahre 1829 kaum 609 Köpfe, worunter 250 Männer und 260 Weiber waren, mit 129 unerwachſenen Kindern, welche geringe Zahl eine außerordentliche Unfruchtbarkeit der Weiber andeutet. Nur die Angeſtellten und einige europäiſche Soldaten ſind chriſtlichen Glaubens, das übrige Volk beſteht aus Kaffern, Mauren und Arabern mit ihren eigenthümlichen Religionen. Das Klima dieſer Inſeln iſt geſund und fruchtbar. Schafe und Ziegen hält man hier viel

und ſind von der beſten Art; die Küſten wimmeln von Fiſchen, und ſie vorzüglich gibt es hier viele Schildkröten, die ein großer Handelszweig ſeyn könnten, allein die Indolenz der Menſchen iſt ſo groß, daß ſie denſelben ganz den Händen der Mojojos überlaſſen. (Wer dieſe Mojojos ſind, wird nicht geſagt.) In ältern Zeiten waren dieſe Inſeln weit bevölkerter, und noch jetzt findet man von dem Wohlſtande, der damals herrſchen mußte, die Ruinen großer Gebäude, ſo wie in Quiloa, Zanzibar und Mombaça, und man ſagt, daß der Mangel an Waſſer die Urſache der nachfolgenden Verödung an Menſchen geweſen, was indeſſen gegenwärtig kein Hinderniß einer zunehmenden Bevölkerung abgeben kann, indem man Brunnen graben und Ciſternen anlegen könnte.

Die Inſel Ibo wird beſonders von den Arabern aus Zanzibar, Quiloa, Mombaça, und den comeriſchen Inſeln beſucht, welche in kleinen Fahrzeugen, Pangaires genannt, daſelbſt landen, Erfriſchungen einnehmen und die nordöſtliche Munſon, die im October beginnt, abwarten, um alsdann nach Mozambique zu ſegeln, von wo ſie dann mit den ſüdlichen Streichwinden im Junius, Julius und Auguſt mit Ladung zurückkehren. Von dieſem Handel ziehen die Araber und die Franzoſen auf Bourbon, die zu jeder Jahreszeit dieſe Meere durchſchiffen, den Hauptvortheil, und beſonders von dem Sklavenhandel, der gegenwärtig freilich nur im Verborgenen und durch Contrebande getrieben werden kann.

Hiemit endet die Beſchreibung der oſtafrikaniſchen Beſitzungen durch Sebaſtiao Xavier de Botelho, die noch viel zu wünſchen übrig läßt, ungeachtet dieſelbe mit einem großen Wortreichthum abgefaßt iſt, und, wie man behaupten will, in claſſiſchem Styl, jedoch in einer Darſtellungsfolge, die nicht nur öftere Wiederholungen herbeigeführt, ſondern auch große Widerſprüche und oft ein Durcheinander der heterogenſten Gegenſtände. Ueberdieß bedient ſich derſelbe auch vieler Worte und Ausdrücke, die dem dortigen Sprachgebrauche eigenthümlich ſind, die aber demjenigen ein Räthſel bleiben, welche denſelben nicht kennen. Wir haben aus allen dieſen Gründen vorgezogen, anſtatt einer vollſtändigen Ueberſetzung nur einen Auszug über die Hauptgegenſtände zu geben, von denen wir glauben, daß ſie noch wenig in Deutſchland bekannt ſind.

Ceylon.

(Schluß.)

Unter dieſen und manchen andern günſtigen Auſpicien iſt der Miſſionsſitz in Amblamgodda erneuert worden, im Laufe des Jahres iſt eine Kirche der Wiedertäufer im kandiſchen Diſtrict Matella angefangen worden, und bei einer Miſſionärverſammlung derſelben Geſellſchaft in Colombo waren der Gouverneur, der Oberrichter, Militär- und Civilbeamte und Miſſionarien der Epiſkopalkirche, der Wiedertäufer und der Wesleyaner in ächt chriſtlichem Sinne verſammelt. Seit 1837 iſt die Miſſionsgeſellſchaft der Epiſkopalkirche mit 18 Arbeitern, 9 Congregationen, 58 Dienern des Gottesdienſtes, 409 Knaben und 76 Mädchen, die in den Schulen erzogen wurden, vermehrt worden. Auch wurde vor nicht langer Zeit den römiſch-katholiſchen Prieſtern eine Bittſchrift von vielen Tauſenden ihrer Schüler übergeben, worin ſie dauerndere und wirkſamere Unterweiſung verlangen, oder drohen, ſich im Weigerungsfall nach Rom an den Papſt ſelbſt zu wenden. Die guten Leute ſollten lieber gleich Proteſtanten werden, da ſie auf keine andere Weiſe ihre Abſichten erreichen können.

In Bezug auf die ſocialen Vortheile müſſen wir die Zahl und Trefflichkeit der Straßen erwähnen, welche durch die ganze Inſel Handel und Civiliſation bedeutend erleichtern; die Errichtung von Sparcaſſen und die Errichtung von Geſellſchaften, die ähnlich den „Freund in der Noth"-Geſellſchaften den bedürftigen Armen Unterſtützung gewähren. In allen bedeutendern Miſſionsſtationen hat man angefangen Leſebibliotheken zu errichten. Die Eingebornen ſind jetzt gewohnt, etwas mehr Geld zu ihrer häuslichen Bequemlichkeit zu verwenden, und leben im Allgemeinen anſtändiger. Jeder Zweig des Handels, der im Bereich ihrer Kräfte liegt, wird von ihnen ergriffen, und Einige ſind große Kaffeepflanzer. Das Kaſtenweſen verliert an Kraft, und die Leute ergreifen jede neue Beſchäftigung, wenn der Lohn entſprechend iſt. Die Erweiterung ihrer politiſchen Freiheiten hat Wunder gewirkt, wenn ſie ſie auch anfangs mit argwöhniſchen Augen anſahen. Da ſie jetzt in den geſetzgebenden Rath zugelaſſen werden, mit der Ausſicht auf andere hohe Aemter, ſind ſie wie aus einem Traum erwacht.

Es wäre zu wünſchen, daß die Europäer ſich bereiter zeigten, die Eingebornen an den Wohlthaten des geſelligen Verkehrs Theil nehmen zu laſſen. Es iſt nicht Mangel an geiſtiger Bildung, der die Eingebornen höhern Standes bisher von europäiſchen Cirkeln ausgeſchloſſen hat, ſondern ihre untergeordnete Stellung, welche ſie verführte, ihre einflußreichern Bekannten mit ihren Privatverhältniſſen zu beläſtigen, wo jede Erwähnung der Familienſorgen und Angelegenheiten verbannt bleiben muß. Wäre ihre Stellung gleicher, ihre Anſprüche würden ſchnell der Geſellſchaft entſprechen. Daß es Perſonen gibt, deren Fähigkeiten und Charakter gleich empfehlenswerth ſind, iſt zu oft bewieſen worden, um noch Beſtätigung zu verlangen. Bei einer neulichen Rundreiſe erhielt F. De Livera, Eſq., der Bezirksrichter von Tangalle in der ſüdlichen Provinz, vom Unterrichter ein öffentliches Anerkenntniß ſeines reifen Urtheils, das er in ſeinen Entſcheidungen an den Tag gelegt habe. In Colombo laſſen die höchſten eingebornen Familien des Landes ihre Töchter europäiſch erziehen, und dieſe jungen Damen haben bei einem Examen die großen Fortſchritte gezeigt, die ſie in Wiſſenſchaften und Fertigkeiten erlangt haben. Dieß, beſonders das öffentliche Examen, hat ſelbſt die Aufmerkſamkeit des Gouverneurs erregt. Uebrigens kennen wir in Bezug auf Sanftmuth des Charakters nichts Reizenderes und Liebenswürdigeres, als eine wohlerzogene Ceyloneſerin.

Doch ungeachtet aller dieſer Lobſprüche müſſen wir bemerken, daß jetzt noch Alles nur Anfang, nur chaotiſche Anzeichen eines künftigen Lebens der Geſellſchaft iſt. Vor Allem iſt eine beſſere Schulcommiſſion nöthig, noch ſind wenig Elementarbücher für die Wiſſenſchaften in der Landesſprache vorhanden zum Unterrichte der aufwachſenden Generation; Sklaverei beſteht noch, und manches Andere wäre noch zu wünſchen, was wir aber bei einer andern Gelegenheit auszuſprechen gedenken. Auch ein Inſtitut wie die königliche aſiatiſche Geſellſchaft zur Aufhaltung der Religion Topographie, Philoſophie und frühere Geſchichte des Landes, wie ſie in den indiſchen Präſidentſchaften beſteht, wäre ſehr zu wünſchen. So wären noch manche Mißbräuche abzuſchaffen, wie z. B. die große Verbreitung und Vermehrung der Arrakbereitung, die das Volk zur Unmäßigkeit verleitet, die Beſoldung und Erhaltung der Buddha-Prieſterſchaft von Seite des Gouvernements und Anderes; doch im Ganzen iſt es erlaubt, auf eine reiche, glänzende Zukunft für Ceylon in nicht weiter Ferne hinzuſchauen, wo der Dienſt des wahren Gottes ſeine Segnungen über dieſes ſchöne Land ausgießen wird.

München in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 225.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 August 1839.

Das Heerwesen der Vereinigten Staaten.

Die instinctartige Furcht, womit, früher besonders, der Engländer stehende Truppen als gefährlich ansah, ist in reichlichem Maaße auf die Nordamerikaner übergegangen, und sie haben nach dem Revolutionskriege alle Vorschläge des verständigen Washington, dem Heerwesen eine wirksame Form zu geben, so lange von sich gewiesen, bis die dringende Noth sie zwang, einige Schritte zu thun. Washington hatte vorgeschlagen, jedes Jahr einen Theil der Miliz in einem Lager zu versammeln, und einige Wochen oder Monate zu üben, um stets eine bereite Mannschaft bei der Hand zu haben. Dieß war aber den eifersüchtigen Republicanern schon zu soldatisch, und wurde vom Congreß abgelehnt. Im Jahre 1785 betrug das stehende Heer der Vereinigten Staaten nur 700 bis 800 Mann, stieg aber jetzt allmählich, und im Jahre 1790 sogar auf 6000 Mann, weil mehrere Niederlagen, welche die Amerikaner von den noch immer nicht beruhigten Stämmen an der Westgränze erlitten, ihnen über die Nothwendigkeit militärischer Anstalten endlich die Augen öffneten. Im Jahre 1796 war indeß die Truppenzahl schon wieder auf 3000 Mann herabgesunken, dagegen im Jahre 1792 festgesetzt worden, daß jeder freie weiße, körperlich fähige Bürger der Vereinigten Staaten zwischen 18 und 45 Jahren in die Miliz einzutreten habe, und sich selbst mit Waffen und Uniform versehen müsse. Das amerikanische Heer zerfällt demnach in zwei wesentlich geschiedene Theile, in die stehenden Truppen und die Miliz, welche je nach Erforderniß zum Dienste aufgerufen wird.

Es würde hier zu weit führen, wenn wir die mannichfachen Umwandlungen der stehenden Truppen seit dem Anfang der Vereinigten Staaten aufzählen wollten, *) und wir halten es für angemessener, über beide Theile des Heerwesens einige Bemerkungen anzufügen. Die stehenden Truppen betragen gegenwärtig nach Marryatts Angabe 7834 Mann, darunter 2 Regimenter Dragoner 1335 Mann, 4 Artillerie-Regimenter 1606, 7 Infanterie-Regimenter 3118, Recruten 1418. Der geringe Rest besteht aus Militärbeamten, Ingenieuren und höhern Officieren. Diese Truppe leidet an mehreren wesentlichen Gebrechen: die Officiere sind, wo nicht alle, doch die meisten in der Militärakademie zu Westpoint tüchtig gebildete und kenntnißreiche Männer, die Soldaten aber sind geworben: kein Amerikaner, so lange er noch immer eine Auskunft weiß, tritt ins Militär, und sie sind darum sehr wenig zahlreich; die Mehrzahl besteht aus irischen und armen deutschen Auswanderern, so wie aus Deserteuren der englischen Regimenter. Die Truppe, obwohl gut bezahlt und organisirt, steht demnach hinsichtlich der Zusammensetzung auf derselben Stufe, wie der schlechtere Theil der europäischen Truppen vor 60 Jahren, und sie kann nur durch Zwang und harte Strafen zusammengehalten werden; Desertionen sind nicht selten, und wird ein Deserteur wieder eingefangen, so erhält er von den philanthropischen Republicanern 50 Peitschenhiebe, wird glatt rasirt, gebrandmarkt und dann fortgejagt. An eine freundlichere Verbindung zwischen dem Officier und einer solchen Mannschaft, an ein Vorrücken vom Soldaten zum Officier ist bei einer solchen Zusammensetzung nicht zu denken. Die Officiere selbst, obgleich fast lauter Amerikaner, sind von dem Volke nicht gut angesehen, und die Regierung unterstützt sie sogar, um bei dem Volke nicht zu verstoßen, häufig nicht gehörig in der Erfüllung ihrer Pflicht. Urlaubsbewilligungen sind sehr selten und beschränkt, und sie haben nur die Wahl zwischen einem Außenposten im indianischen Lande, oder dem Krieg in Florida, wo sie bekanntlich keine Lorbeeren erringen.

Die Miliz kann nur im Fall eines Krieges oder eines innern Aufstandes aufgeboten werden, und sie hat alle Vorzüge und alle Nachtheile, die wenig disciplinirten Corps gewöhnlich anhängen. Beim Zusammenstoß mit geübten Truppen auf offenem Felde würde sie zerstieben, hinter Wall und Graben und auf coupirtem Terrain kann sie gute Dienste leisten, und hat sie bei guter Anführung auch schon geleistet. Indeß leider diese Einrichtung noch an andern Nachtheilen. Im Anfang, als die Miliz zuerst errichtet wurde, gestatteten die Finanzen des Landes nicht, die Milizpflichtigen zu kleiden und zu bewaffnen. Der Krieg hatte eine große Masse Waffen unter das

*) Ziemlich vollständig ist dieß geschehen im United Service Journal, Mai 1839 verglichen mit dem Julinoheft d. J.

Volk gebracht, und für die Jagd waren viele mit Gewehren verſehen. Man verordnete alſo, daß die Bürger ſelbſt ſich ihre Waffen anſchaffen ſollten, und unterwarf dieſe einer Aufſicht und Controle. Was anfangs die Nothwendigkeit geboten hatte, wurde ſpäter abſichtlich fortgeſetzt, und dieſe Laſt drückt nun auf den Armen ziemlich ſchwer: bei Muſterungen erſcheinen dieſe deßhalb oft mit Stangen oder Baumzweigen, und noch häufiger mit ſchlechten und gefährlichen Waffen. Was der Congreß und die einzelnen Staaten den Milizen an Gewehren liefern, reicht bei weitem nicht aus. Solche Dinge machen die Miliz lächerlich, und bringen ſie in Verachtung, was nebſt dem Umſtande, daß die Officiere meiſt vom Volke gewählt werden, Inſubordination zur Folge hat, ſo daß Uebungslager häufig mit Trinkgelagen und Schlägereien endigen. Darum mehren ſich die Stimmen, daß man das Milizſyſtem abſchaffen ſolle, und ſelbſt der Staat Neu-York hat ſich kürzlich in dieſer Weiſe vernehmen laſſen.

Neben der Infanterie-Miliz befindet ſich Miliz-Artillerie und reitende Schützen, die aus Freiwilligen beſtehen. Dieſe bilden eigentlich die Elite der Miliz, ſind häufig gut gekleidet, bewaffnet und disciplinirt, und ſind in der That die einzigen, auf welche man ſich bei der Unterdrückung innerer Unruhen ſo ziemlich verlaſſen könnte. An Paradedisciplin fehlt es ihnen freilich ſehr, aber doch möchte eine Vermehrung dieſer Truppe mit Beibehaltung der Milizcadres, denen die Regierung durchaus die Gewehre liefern müßte, für die Zukunft den Stamm zu einem nationaleren Militär enthalten. Der abgedroſchene Satz: im Frieden iſt Niemand, im Kriege Alles Soldat, und: jeder Bürger iſt verpflichtet, ſein Vaterland zu vertheidigen, ſcheint auch in Amerika mit der ſichtbar werdenden Unzulänglichkeit und Unbrauchbarkeit der Miliz ſeinem Ende entgegenzugehen.

Fort und Dorf St. George d'Elmina mit ihren Umgebungen auf der Goldküſte Afrika's.

(Fortſetzung.)

Am folgenden Morgen fuhr ich wieder dem Lande zu: kaum 25 Schritte vom Boote entfernt, ſah ich zwei dem Anſcheine nach todte Körper auf den Wellen treiben; ich hielt ſie für Baumſtämme, erkannte aber bald, als ich die rothen mit Zähnen beſetzten Rachen gähnen ſah, daß es Kaimans waren, die auf den Wogen ſchaukelnd ſich ſonnten. Von weitem ſchon hörte ich häufiges Schießen, und in die Mündung des kleinen Flüßchens gelangt, ſah ich längs deſſen einem Ufer eine Menge Neger, die unaufhörlich in das Waſſer ſchoſſen. Unruhig über den zweideutigen Empfang, wollte ich ſchon nach meinem weißen Taſchentuche als Friedenszeichen greifen; unſere ſchwarzen Ruderer gaben mir jedoch zu verſtehen daß ich außer Sorgen ſeyn möge, und wir landeten auch bald ungefährdet. Nachher erfuhr ich, daß gerade dieſer Tag ein hoher Feſttag des im Flüßchen wohnenden Fetiſches ſey und ihm zu Ehren in das heilige Waſſer geſchoſſen werde. Auf einem freien Platze nächſt dem Flüßchen ſang eine Anzahl junger Mädchen und tanzte nach dem Schalle ihrer muſikaliſchen Inſtrumente; es war ein herzzerreißendes Gepfeife, Geblaſe und Getrommel und betäubender als der Lärm eines Weihnachtsmarktes; um ſich hievon einen Begriff machen zu können, beſchreibe ich ihre muſikaliſchen Inſtrumente. Sie haben verſchiedene Arten von Trommeln, eine Art, welche nur die Vornehmſten gebrauchen und durch Sklaven auf den Köpfen vorantragen laſſen, wird von neben ihnen gehenden Perſonen mit einem Schlägel geſchlagen. Sie werden aus geklopftem Holz verfertigt, mit Elephantenhaut überzogen und geben einen angenehmen Schall. Eine andere Art hat die Geſtalt einer Sanduhr: von einem Fell zum andern über den Rand hin laufen Baſtriemen zum Spannen. Der Neger trägt dieſe Trommel unter dem Arme, um durch Drücken auf die Riemen die Felle mehr oder weniger zu ſpannen und verſchiedene Töne hervorzubringen; ſie wird mit einem Stocke geſchlagen. Eine dritte Art Trommel beſteht aus einem mit Fell überzogenen Calabas oder der getrockneten Schale eines großen Kürbiſſes, woraus die Neger zum Theil ihre Trinkgefäße und mehrere andere Dinge verfertigen. Der Neger hat dieſe Trommel vor ſich hangen und ſchlägt ſie mit beiden flachen Händen: an den Handgelenken hangen eiſerne Ringe, woran verſchiedene kleine Stückchen Metall befeſtigt ſind, die bei dem Schlagen Lärmens genug machen. Noch eine kleine Art von Trommel nehmen die Neger ſitzend zwiſchen die Beine und ſchlagen ſie mit den Fingern.

Kleinere Elephantenzähne, an deren ſpitzem Ende eine viereckige Oeffnung ſich befindet, dienen ihnen zum Blaſen ſtatt der Hörner. Einer Art von Flöte, welche die Neger aus dickem Schilfrohr verfertigen, wiſſen ſie einige angenehme Töne zu entlocken. Am weiteſten Ende des Schilfrohres machen ſie einen Einſchnitt in Geſtalt eines V und halten dieſen gegen die untere Lippe, ſo daß ſich durch das Blaſen die Luft in dieſer Kerbe ſtößt und den Ton gibt, den ſie durch die am dünneren Theile der Flöte angebrachten Löcher nach Gefallen erhöhen oder tiefer machen können. Bei Muſiken bedienen ſich die Neger immer deren ſechs bis acht von verſchiedenem Umfange; eine Flöte für die erſte Stimme hat 3 Löcher, und auf dieſer wird die Geſangweiſe geſpielt; eine für die zweite Stimme hat 2 Löcher, und die dritte für den Baß hat nur Ein Loch. Mit langhalſigen getrockneten Kürbiſſen, worin einige Bohnen liegen, wird der Tact gegeben. Eine Art Glocken, die mit Stöcken geſchlagen werden, tönen nicht übel; in Ermangelung dieſer Glocken laſſen ſie zwei Stücke Eiſen zuſammenklingen. Ein Stück harten Holzes, auf das ſie ein dünneres breites ſchnellen laſſen, gibt einen Ton wie unſere hölzernen Kinderratſchen. Von Saiteninſtrumenten ſah ich nur eines, das Aehnlichkeit mit unſeren Guitaren hat, aber freilich viel einfacher gebaut iſt: ein viereckiges hohles Käſtchen gibt die Reſonanz, die ſechs Saiten, aus getrockneten Schlingpflanzen beſtehend, laufen von dem auf dem Käſtchen befindlichen Sattel längs dem Griff und werden an deſſen Ende an eingeſchlagenen Zapfen befeſtigt und geſpannt. Auf dieſem Inſtrumente bringen ſie einige wohlklingende, aber natürlich nicht zuſammenſtimmende Töne hervor. — Ein ſolches Muſikcorps kann freilich einen Europäer nicht zum Tanz ermuntern, aber die Negerinnen wurden dadurch ſehr begeiſtert und ermüdeten ſich in verſchie-

denen, oft ſehr unnatürlichen und unſittlichen Bewegungen, Neigungen und Wendungen des Körpers, während die Füße oft kaum vom Platze kamen oder nur langſam ſich fortbewegten; die Arme hoben ſie bald in die Höhe, bald beſchrieben ſie damit allerlei Figuren um den Körper; der mittlere Theil desſelben war dabei am thätigſten, die Augen waren gewöhnlich halb geſchloſſen. Bei ſolchen Tänzen wird immer irgend ein Fetiſchbild, dem zu Ehren der Tanz ausgeführt wird, von dem Fetiſchprieſter oder der Prieſterin den Tanzenden von Zeit zu Zeit heimlich gezeigt. Die Männer halten es für eine Schande bei Frauentänzen mitzutanzen; ihr Tanz, dem ich ſpäter öfters zuſah, iſt lebhafter, und ſie machen dabei allerlei Pantomimen, meiſt kriegeriſcher Art; ein ſchauderhaftes Schreien und Brüllen miſcht ſich mit den Mißtönen der oben beſchriebenen Inſtrumente. — Eine große Menge Zuſchauer jeden Alters und Geſchlechtes umſtand die Tänzerinnen; auch ich befand mich unter den erſteren. Während ich dem Tanze zuſah, bemerkte ich, daß öfters Neger und Negerinnen ſpöttiſche Blicke auf mich warfen, und ſich dabei etwas in das Ohr flüſterten; ich fragte meinen Begleiter, was dieß zu bedeuten habe, und erfuhr von ihm, daß die Neger unter ſich gern über jeden neuangekommenen Europäer ſpöttelten, und ihm oft recht witzige Spitznamen geben; mit welchem Namen ſie mich beehrten, blieb mir unbekannt.

Dieß Tanzen dauerte den ganzen Tag fort bis in die Nacht; die müden Tänzerinnen wurden von friſchen abgelöst. Nach der Tafel führte mich und den Capitän ein Mulatte, der früher als Schreiber bei der Reſidentſchaft gedient hatte, und nun vom Handel lebte, im Dorfe herum, und in verſchiedenen Negerfamilien ein. Unſer erſter Beſuch war bei dem ſogenannten König von Elmina. Seine Wohnung unterſcheidet ſich nur durch die auf dem Giebel wehende holländiſche Flagge von denen der bemittelteren Neger, und beſteht gleich dieſen aus zwei Stockwerken, die durch eine einfache hölzerne Treppe verbunden ſind. Die obere Etage war faſt auf europäiſche Weiſe meublirt, und hier empfing uns die ſchwarze Majeſtät mit einer ſo unterwürfigen Freundlichkeit, daß ich mir ſogleich denken konnte, wie armſelig es um ſein Königthum ſtehen müſſe. Der König bewirthete uns mit Rum und einer Art Maisbrod, das ich nur mit Mühe hinabſchlucken konnte. Von einer Hofetikette war natürlich keine Rede; er drückte uns recht kräftig die Hand, wir klopften ihn beifällig öfters auf die Schulter, und ſtießen mit ihm ganz traulich die Gläſer zuſammen, wenn ein Toaſt ausgebracht wurde. Unſere Unterhaltung, die in holländiſcher Sprache geführt wurde, beſtand meiſtens aus kindiſchen, neugierigen Fragen von Seite des Negers, und aus unſeren den Umſtänden angepaßten Antworten. Er fragte z. B., ob wir viel Zwieback, Butter und Käſe, den die Neger ſehr lieben, mitgebracht hätten, ob ſein Bruder, der König von Holland, ſich wohl befinde, und vielleicht einmal ihn beſuche, ob wir keine weiße Frau für ihn mitgenommen, ob man auch in Holland von ſeinen früheren Heldenthaten gegen feindliche Negerſtämme ſpreche, und dergleichen mehr. Auf ſeine Frage nach einer weißen Frau antwortete ich, daß wir keine hätten für ihn bekommen können, da zwar jede gerne die Ehre, Königin von Elmina zu werden, angenommen haben würde, aber viel zu eiferſüchtig ſey, um ſeine Gunſt mit ſeinen vielen ſchwarzen Frauen theilen zu wollen.

Hinſichtlich ſeiner ruhmvollen Thaten ſagte ihm der Capitän, daß ſein Name in ganz Holland durch Lieder und Geſänge verherrlicht und das Andenken an ihn durch die Aufſtellung ſeiner in Gold gearbeiteten Bildſäule im Muſeum zu Amſterdam für ewige Zeiten erhalten werde. Wir hatten übrigens oft Mühe, ihm uns verſtändlich zu machen und ihn zu verſtehen, da ſeine Kenntniß holländiſcher Worte ſehr gering und ſeine Einbildungskraft ſehr armſelig war. Da wir im Geſpräche mit ihm erfahren hatten, daß er ein großer Freund des Rauchtabaks ſey, ſo ſchenkten wir ihm, was wir davon bei uns hatten und verſprachen ihm noch mehr. Von der ſehr zahlreichen Familie des Königs war Niemand im Zimmer anweſend, nur von Zeit zu Zeit blinzelte eine ſchwarze Prinzeſſin verſtohlen zur Thüre herein; als wir jedoch in den untern Stock herabkamen, ſahen wir mehrere ſchwarze Schönheiten, deren eine an meiner Wenigkeit ſolches Wohlgefallen fand, daß ſie mich ganz unbefangen durch ihren königlichen Vater erſuchen ließ, bei ihr zu bleiben, und durch die ſprechendſten Zeichen mir zu erkennen gab, daß ich Gnade vor ihren Augen gefunden habe. Ueberhaupt iſt die Willfährigkeit der Negerinnen gegen die Europäer ſehr groß und widerſtreitet keineswegs ihren Begriffen von Sittlichkeit; ja ſie finden den Genuß der Liebe, die freilich bei ihnen faſt rein thieriſcher Natur iſt, ſo wenig anſtößig, daß ſie heute noch auf offener Straße ſich derſelben hingeben würden, wenn es die Europäer ihnen nicht ſtreng unterſagt hätten.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe über den Harem Mehemed Ali's aus Cairo und ein Schreiben ſeiner Töchter und Schwiegertöchter an das Damencomité der Geſellſchaft zur Beförderung der Erziehung der Frauen im Orient zu London.

Vorwort.

Nachdem Mehemed Ali ſeit fünfzehn Jahren mit ſo beträchtlichen Koſten durch die Abſendung einer großen Anzahl Jünglinge nach den Erziehungsinſtituten von England und Frankreich den erſten Grundſtein zur Einführung europäiſcher Civiliſation und Wiſſenſchaft unter ſeine Araber und Aegyptier gelegt hatte, wendete ſich auch in der letzten Zeit ſeine Sorgfalt auf den weiblichen Theil ſeiner Bevölkerung. Sah dieſer große Mann von dieſer Seite mehr Schwierigkeiten zu überwinden, ſo ging er auch mit größerer Behutſamkeit zu Werke. Er ließ vorläufig die oben erwähnte in London beſtehende Damengeſellſchaft, an deren Spitze die Herzogin von Beaufort ſteht, und die zur Beförderung und Ausführung ihrer wohlthätigen Abſichten Zweiggeſellſchaften im ganzen Lande verbreitet hat, unmittelbar aufmuntern, eine ihres Vertrauens würdige Lehrerin nach ſeinem eigenen Harem zu ſenden, damit fürs erſte in ſeiner eigenen Familie europäiſcher Unterricht allmählich ein-

geführt werde, dann dort unter dem Vorsitze seiner verständigen ältesten Lieblingstochter Nazly Hanum Pläne und Anordnungen zur Einführung von Elementarschulen für das weibliche Geschlecht in seinen Landen zu treffen. Das Comité sendete zu diesem Endzweck eine Miß Halliday nach Cairo ab (jetzt dort an einen Hrn. Lieder, wahrscheinlich einen Deutschen, verheurathet). Die Londoner Damen konnten keine bessere Auswahl treffen; Madame Lieder hatte sich mehrere Jahre auf ihren Beruf vorbereitet, und nach den neuesten Berichten bereits eine Mädchenschule nach europäischem System unter dem Schutz der Familie des Pascha's in Cairo eingerichtet, die von den Töchtern aller Classen eifrig besucht wird. Als dereinstige geschichtliche Documente werden folgende Briefe den Werth haben, daß sie die Anfänge der Einführung europäischer Erziehungsweise unter die Frauen Aegyptens und Arabiens darstellen, so wie das Schreiben der Frauen aus dem Harem Mehemed Ali's nach Europa wohl zu den merkwürdigsten moralischen Erscheinungen unserer Zeit seit dem Entstehen des Mohammedanismus gezählt werden kann.

Auszüge aus Miß Halliday's (jetzt Frau Lieder) Briefen an den Frauenverein in London zur Verbreitung christlicher Civilisation in Asien und Afrika.

Cairo, den 27 März 1839.

Dieser Tag gehört zu den merkwürdigsten meines Lebens. Um 10 Uhr Vormittags begaben wir uns, nämlich Mistreß Kruse, Mistreß Hekekyan *) und ich, auf Eseln nach dem Harem. Unterwegs holten uns Capitän Lyons Janitscharen ab, und Hr. Viceconsul Wahn, der uns gerade begegnete, meinte: „Wir müßten seine Frau ebenfalls mitnehmen, der Ehre unserer lieben alten Insel wegen.“ So geleitet von zwei Janitscharen in Staatsgala, mit ihren silbernen Amtsstäben, zogen wir nach der Casa Debora, und es schlug unterwegs mein Herz im Gebete zu dem Herrn, daß er seinen Weg mir leicht machen wolle. Nicht ohne Bangigkeit kamen wir bei einer langen Auffahrt des befestigten Thores, dem ersten Eingange des Harems, an. An einem zweiten Thore mußten die Janitscharen und Eseltreiber zurückbleiben, während uns mehrere Eunuchen in Empfang nahmen, und durch ein anderes starkes Thor in einen langen stattlichen Saal führten, wo wir mehrere Damen trafen, welche emsig beschäftigt schienen. Man zeigte uns sodann in ein Vorzimmer, wo Kaffee in Tassen, mit Diamanten besetzt, den prachtvollsten, die ich je gesehen habe, gereicht wurde. Es waren junge und schöne Sklavinnen, wahrscheinlich Griechinnen, Georgierinnen und Circassierinnen, welche uns aufwarteten. Die eine brachte Kaffee, eine andere Scherbet, eine dritte Zucker; jede aber war wieder von mehreren Sklavinnen unter einem Baldachin bedient. Sodann wurde eine kostbare Pfeife, deren Mundstück von Bernstein mit Diamanten garnirt war, der Mistreß Hekekyan gereicht, von dieser Dame aber, welche sich mehr an europäische als orientalische Sitten hält, abgelehnt. Hierauf brachte man zwei kleine Mädchen zu uns herein, die sich sogleich ohne alle Scheu mit der größten Innigkeit an mich schmiegten und an Liebkosungen gewöhnt zu seyn schienen; ihre Aehnlichkeit mit dem Pascha sagte mir, daß sie zur fürstlichen Familie gehören. Nach ungefähr einer Viertelstunde wurden wir dann von einer alten Dame, die ein hohes Amt zu bekleiden schien, zu Ihrer Hoheit in ein anderes Seitengemach geführt. Wir fanden Nazly Hanum *) in einer Ecke des Zimmers auf einem hohen Diwan sitzend. Mistreß Kruse und ich grüßten auf europäische Weise, Mistreß Hekekyan aber warf sich ihr zu Füßen und küßte den Saum ihres Kleides. Sie begrüßte uns sehr freundlich mit der Hand, und hieß uns auf den Diwan neben sie uns niederzulassen. Sie ist kleiner Statur, ziemlich wohlbeleibt und ungefähr 40 Jahre alt. Ihre Gesichtszüge machten einen außerordentlichen Eindruck auf mich, besonders ihre Augen; ich habe in der That nie so durchdringende Augen gesehen. Sie soll ihrem Vater außerordentlich ähnlich seyn. Ihr Anzug war sehr einfach, um den Kopf trug sie ein seidenes Tuch, welches mit einer brillantenen Nadel angeheftet war, ihre Ehemisette war von weißem englischem Netzwerk, und so hoch am Halse, daß es die Brust ganz bedeckte; das Oberkleid war von blauem, wie es schien, englischem Tuche. Sie hatte ferner einen kostbaren Kaschmir-Shawl um, von welchem eine prachtvolle Uhr nebst Kette herabhing. Eine ihrer ersten Fragen war, wer von uns die Lehrerin wäre, und als man ihr sagte, daß ich es sey, richtete sie auf Türkisch verschiedene Fragen an mich, welche Mistreß Hekekyan mir übersetzte. Meine reizbare Schüchternheit war jetzt ganz verschwunden. Ihre Fragen waren sehr passend, und zeigten, daß die Verbesserung ihres Hauswesens ihr am Herzen liegt. Sie wünschte sehr, daß ich im Harem wohne, wo mir jede Freiheit gewährt werden solle. Ich lehnte natürlich dieses Anerbieten ab, dankte ihr aber für die mir zugedachte Ehre. Wir kamen zuletzt überein, daß ich für die ersten Monate täglich vier Stunden, von 9 Uhr Morgens bis 1 Uhr Nachmittags, Unterricht ertheilen sollte. Wegen meiner geringen Kenntniß der türkischen Sprache (das Arabische wird im Harem nicht gesprochen) muß im Anfang mein Unterricht auf elegante weibliche Handarbeiten beschränkt bleiben. Zeit, Geduld und Fleiß werden mir aber, wie ich hoffe, hier einen nützlichern Wirkungskreis eröffnen. Ich schien der Prinzessin sehr zu gefallen, denn sie richtete ihre Augen ununterbrochen auf mich. Sie rauchte während der ganzen Zeit, und eine große Anzahl Damen stand unterhalb des Diwans auf jede ihrer Bewegungen wachend. Wir verließen Ihre Hoheit gegen Mittag.

(Fortsetzung folgt.)

*) Frau Hekekyan ist die Gemahlin eines Aegyptiers, der in England Unterricht genossen hatte und sich im Dienste des Pascha's befindet. Der Pascha scheint auch nicht ungern Verbindungen seiner europäisch erzogenen Araber mit Europäerinnen zu sehen, weil er die Vortheile, welche daraus für den weiblichen Theil der Bevölkerung allmählich entstehen würden, wohl zu schätzen weiß.

*) Nazly Hanum ist die älteste und Lieblingstochter des Pascha's, zu welcher der Vater ein unbeschränktes Zutrauen hat.

Der große Vulcan auf der Sandwichinsel Hawaii. Englische Blätter entlehnen aus dem Hawaiian Spectator Nachrichten über den großen Krater von Kirauea, wie sie Graf Strzelecki (?) mitgetheilt habe. Seinen Angaben zufolge kommt kein bekannter Vulcan diesem an Macht, Größe und Ausdehnung gleich. Die schroffe Klippe, welche die nordnordöstliche Mauer des Kraters bildet, hängt über einer Fläche von mehr als 3 Millionen □ Yards halbgekühlter Schlacken, mehr als 800,000 □ Yards davon sind von fließenden Feuermassen bedeckt, die, „wie die Wellen einer bewegten See, nach allen Richtungen hinrollen, und gleich einer wüthenden Brandung heftig an die Wände der Kessel schlagen und ihren Schaum in Form von haarartigem Glas rundherum ausspritzen.“ Es sind fünf Kessel, jeder von etwa 5700 □ Yards im Umfang; ein sechster ist von einer 50 Yards hohen Schlackenmauer eingeschlossen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 226.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 August 1839.

Der protestantische Missionär Medhurst und sein Wirken unter den Chinesen.

Medhurst ist einer der gelehrtesten und thätigsten Missionäre im östlichen Asien. Er ward bereits im Jahre 1816 von der Londoner Missionsgesellschaft, welche schon ein Jahrzehent vorher ihre Aufmerksamkeit auf China gerichtet hatte, ausgesandt, um den Bewohnern des Mittelreiches das Evangelium zu verkünden. In wenigen Jahren erlangte Medhurst solch eine bewunderungswürdige Fertigkeit in den schwierigsten Idiomen des östlichen Asiens, daß er nicht allein in ihnen predigen, sondern auch der chinesischen und malayischen Jugend im indo-chinesischen Collegium zu Malacca in ihrer eigenen Sprache Unterricht ertheilen konnte. Der Missionär verfaßte überdieß eine bedeutende Anzahl von Schriften und erbaulichen Tractaten in der chinesischen und malayischen Sprache, welche über alle Inseln und Länder des östlichen Asiens in reichlicher Fülle verbreitet wurden. Wir wollen das Verzeichniß dieser Schriften, von denen sich die meisten in der chinesischen und orientalischen Büchersammlung zu München vorfinden, zur Charakterisirung der erstaunlichen, in Europa ganz unbekannten Thätigkeit dieses Mannes hieher setzen.

In der chinesischen Sprache verfaßte Medhurst unter dem Namen Schangte oder Jugendfreund folgende Werke und Tractate: ein monatliches Magazin in mehrern Lieferungen; ein Gebetbuch für Kinder; eine Geschichte von Java; eine Abhandlung über das neue Jahr der Chinesen; über das Fest auf den Gräbern der Chinesen; die Sprüche Jesus; über das Speisen der Geister, nämlich der Geister der verstorbenen Ahnen nach der Ansicht der Anhänger des Confucius; über die chinesische Göttin des Meeres; Darstellung der christlichen Moral; das christliche Buch der drei Worte; freundschaftliche Gespräche; zwei Tractate über die chinesische Sitte, durch das Feuer zu springen, wie die Taosse oder die Anhänger des Laotse zu thun pflegen; eine Abhandlung über die Erlösung; verschiedene Predigten; eine Auswahl wichtiger Stellen aus der heiligen Schrift; eine Uebersetzung des Evangeliums nach Markus; ein christliches Schulbuch; eine vergleichende Chronologie der Geschichte China's mit der Geschichte des Westens, worin der Verfasser die Chronologie des alten Testaments mit der chinesischen in Einklang zu bringen sucht; eine Darstellung der Eigenschaften Gottes; über den Fall und die Erlösung der Menschen; eine Harmonie der Evangelien; über das Daseyn Gottes; mehrere Katechismen und andere kleinere religiöse Abhandlungen.

In der malayischen Sprache schrieb Medhurst: eine Einleitung in die heilige Schrift; Inhalt der christlichen Lehre; eine Unterredung mit Mohammedanern; über die Sünde; Ermahnung zum öffentlichen Gottesdienste; mehrere Katechismen — einer derselben ward von der Frau des Missionärs verfaßt — und mehrere christliche Schulbücher. Die andern protestantischen Missionäre, von denen sich mehrere in Penang, Singapur, Malacca, Java und Macao niederließen, schrieben ebenfalls mehrere Bücher in der chinesischen, malayischen, javanischen und mehreren anderen Sprachen des östlichen Archipelagus. Doch blieben sie in Betreff der Masse literarischer Erzeugnisse weit hinter Medhurst zurück. Nach einer Berechnung, die Medhurst am Ende seines Werkes angestellt hat, wurden vom J. 1816 bis 1836 mehr denn 750,000 Bände und Broschüren, beinahe ausschließend christlichen Inhalts, in den Sprachen des östlichen Asiens von der sogenannten Mission jenseits des Ganges gedruckt vertheilt. Hier sind mit inbegriffen 2075 vollständige Exemplare der ganzen heiligen Schrift alten und neuen Testamentes in chinesischer Sprache, 9970 des neuen Testamentes, 31,000 Bücher, verschiedene Theile der heiligen Schrift enthaltend; dann 2000 vollständige Exemplare des neuen Testamentes und 2000 Exemplare einzelner Evangelien in malayischer Sprache. Diese sämmtlichen Werke sollen mehr denn 800 Mill. Seiten anfüllen. So mangelhaft, wie man sich leicht denken kann, mehrere dieser Productionen und Uebersetzungen in wissenschaftlicher Beziehung seyn mochten und wirklich sind, so scheinen sie doch dessen ungeachtet bis jetzt, wie wir aus den eigenen Geständnissen des Missionärs ersehen werden, indirect mehr die Wissenschaft, namentlich die Sprachkunde, als das Christenthum befördert zu haben. Bloß wissenschaftliche Werke schrieb Medhurst nur zwei, nämlich das japanische Vocabular und ein

Wörterbuch des Dialekts der chinesischen Provinz Fokien, welcher viel Eigenthümliches hat.

Medhurst ließ sich im Jahre 1817 zuerst in Malacca nieder, einer Stadt, welche vor der Gründung Singapurs der Hauptstapelplatz des Handels im östlichen Archipelagus war und deßhalb für die Zwecke der Mission Hinderindiens sehr geeignet schien. Malacca zählte damals 25,000 Einwohner, wovon 4000 Chinesen und 2000 Portugiesen waren, der übrige Theil der Bevölkerung bestand aus Malayen. Hier gründete der berühmte Sinolog und Missionär Morrison das anglo-chinesische Collegium, dessen Leistungen eines Theils für das chinesische Sprachstudium in Europa und andern Theils für die Verbreitung der englischen Sprache und europäischen Wissenschaft im östlichen Asien höchst beachtungswerth sind. Medhurst verweilte nur kurze Zeit als Lehrer an dieser Anstalt; er ging von hier aus nach Penang, besuchte einige andere Inseln des östlichen Archipelagus, und nahm endlich im Jahre 1822 seinen bleibenden Aufenthalt in Batavia. Hier setzte er das von Dr. Milne begonnene chinesische Magazin fort, worin auch Gegenstände nichtchristlichen Inhalts besprochen wurden, und suchte zugleich diese, so wie die andern Schriften der Missionäre unter den Chinesen auf Java, auf den nahen Inseln und in China selbst zu verbreiten. Es wurden monatlich 1000 Exemplare dieses Magazins gedruckt. Die Art und Weise, wie diese Schriften vertheilt werden, wollen wir den Missionär selbst erzählen lassen. Derjenige, welcher dieses Geschäft übernimmt, sagt Medhurst, geht mit einigen Tractätlein in der Hand in der Stadt herum, und setzt sich an einem öffentlichen Orte nieder, wo er einige Leute beisammen findet. Er beginnt, in einem der Bücher zu lesen. Es kommen nun, wie sich von selbst versteht, mehrere Neugierige herbei, der Missionär hält ihnen über den Inhalt des Gelesenen eine Predigt, und schenkt ihnen das Büchlein am Ende, wenn sie es annehmen wollen. Wo man nur immer unbeschäftigte Leute sah, ging man hin, und suchte sie in ein religiöses Gespräch zu verwickeln. Die Feiertage der Chinesen, wenn sie nämlich die Gräber ihrer Vorfahren besuchen oder den armen Seelen Speise vorsetzen — von einem wöchentlich wiederkehrenden Feiertage wissen die Chinesen nichts — schienen hiezu natürlich am geeignetsten. Bei diesen Gelegenheiten war niemals Mangel an Zuhörern, die gern einen religiösen Vortrag anhörten. Man scheint aber bei allem dem nach der eigenen Aussage der Missionäre wenig Eindruck auf das verstockte Gemüth der Chinesen gemacht zu haben. Die Chinesen, welche sich auf ein religiöses Gespräch einließen, erwiederten gewöhnlich, daß sie keinen Grund hätten, die Religion ihrer Vorfahren im grauen Alterthume, die Lehre ihrer Weisen, die doch durch mancherlei Wunder ihre Sendung beurkundet hätten, und deren Aussagen über allen Zweifel erhaben wären, zu verlassen. Diese in ihrer erstarrten Cultur verknöcherten Seelen opfern dem ersten besten Bilde oder Idole, welches sie zufällig erwarben, und verschmähen es, durch die erfrischende Quelle des Evangeliums neue Lebenskraft einzusaugen. Medhurst sah in dem Hause eines Chinesen ein Gemälde Napoleons in einem goldenen Rahmen, vor welchem Weihrauch angezündet und die gewöhnlichen Speiseopfer dargebracht wurden. Mehr denn ein Zehentheil ihres Einkommens verwenden die Chinesen auf Java für dergleichen Opfer und andere religiöse Ceremonien, namentlich bei Begräbnissen und der Speisung der armen Seelen. Obgleich die Chinesen, sagt Medhurst, mit Recht als ein habsüchtiges Volk verschrieen sind, so sind sie doch sehr freigebig, ja verschwenderisch, wenn es sich um Ausgaben für religiöse Zwecke handelt. Hielt ihnen der Missionär über die Erlösung durch die Verdienste Christi eine Predigt, so sagte mancher, Christus habe einige Aehnlichkeit mit der Göttin „Kuan sin," welche nicht, wie Medhurst unrichtig sagt, die Mutter Buddhas ist, die bekanntlich „Mava" geheißen hat, sondern „Awalokites wara Bodhisetwa" oder „Padmapani," welche durch Fasten und Selbstpeinigungen ihre Familie auf längere Zeit von den Qualen der Hölle befreite. Andere bemerkten dagegen, daß ihre alten Weisen ihnen geböhlen, sich gut zu betragen, wenn sie hinieden glücklich seyn wollten; aber der Erlöser des Westens hat sich selbst für das Heil der Welt aufgeopfert, wodurch dann auch die Verbrecher selig werden, und demnach der Unterschied zwischen Guten und Bösen aufgehoben werde. Der größte Theil der Zuhörer nahm aber gewöhnlich von der Predigt gar keine Notiz; nicht selten geschah es, daß der Missionär mitten in der feurigsten Rede durch alltägliche Fragen über sein Alter, über seine Reisen und seine Familie unterbrochen wurde. Man kann sich leicht denken, daß es unter diesen niederschlagenden Umständen unmöglich war, auf Java eine chinesisch-christliche Gemeinde zusammen zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Fort und Dorf St. George d'Elmina mit ihren Umgebungen auf der Goldküste Afrika's.

(Fortsetzung.)

Auf der Goldküste längs dem Strande gibt es noch eine Menge so'cher Könige; sie sind nichts weniger als Könige und haben diesen Titel nur von den Europäern entlehnt und in ihre Sprache übergenommen, brauchen ihn aber selbst wenig. Die Neger nennen diese Könige meistens ahin oder ahinora, welchen Namen sie jedem reichen und vornehmen Neger geben, und welcher fast nichts Anderes bedeutet als ein Caboceer (Häuptling). Der einzige Unterschied zwischen dem König und einem Caboceer besteht darin, daß dieser das Haupt Eines Dorfes, Jener mehrerer Dörfer ist. Diese Strandkönige sind, mit Ausnahme weniger, so arm, oder wollen es wenigstens so scheinen, daß es gefährlich wäre, ihnen auch nur eine Kleinigkeit zu leihen, da sie kaum im Stande wären, sie wieder zu erstatten. Sie sind in der That in öffentlichen Angelegenheiten nichts anders, als was ein Caboceer auch ist, und werden nicht selten geringer geachtet, als diese, was man an dem Könige von Elmina und verschiedenen Andern sieht, die sich alle Beschlüsse der Caboceers müssen gefallen lassen, ohne Vieles dagegen sagen zu dürfen. Die Residenzen aller dieser Könige unterscheiden sich nur durch die aufgesteckte Flagge von der Wohnung ei-

nes gemeinen Negers; auch seine Kleidung zeichnet ihn nicht aus, wenn er in seinem Reiche sich sehen läßt; geht er z. B. auf den Markt oder in das Gericht, dann ist er nur mit einem gewöhnlichen Tuche um die Lenden bedeckt, höchstens trägt ein Sklave einen Sonnenschirm über seinem Haupt, und ein paar Jungen gehen neben ihm, der eine mit einem Säbel, und der andere mit einem Kuhschweif, um damit die Fliegen von der Negermajestät abzuwehren. Dieß ist sein ganzes Gefolge, mit welchem er öffentlich erscheint, und er genießt nicht der geringsten Ehrenbezeugung, so daß selbst kein Sklave seinetwegen einen Tritt aus dem Wege thut. Ganz anders jedoch verhält es sich, wenn ein solcher König eine andere hohe Person außerhalb seines Gebietes besucht, oder dergleichen Besuch erwartet. Bei solchen Gelegenheiten wird Alles aufgeboten und hervorgesucht, was nur einigermaßen ihren Glanz und ihre Majestät verherrlichen kann; die Frauen und die verschiedenen Hausklaven werden alsdann so prächtig als möglich gekleidet und reichlich mit Goldzierrathen behangen, die oft im ganzen orfe zusammen entlehnt werden. Der König geht in einem in seiner Art kostbaren Mantel von Tigerfell, das Haupt bedeckt mit einer Mütze von der Gestalt eines Tigerkopfes, unter einem großen und zwei kleinen Sonnenschirmen, die durch Sklaven getragen und beständig über ihm geschwungen werden; eine kleine bewaffnete Bedeckung folgt ihm; auf Elephantenzähnen wird unaufhörlich geblasen, und sein Name und seine großen Thaten werden ausposaunt. Die Musik, bestehend aus verschiedenen Trommeln, eisernen Glocken (Kongkongs) und Flöten, entführt den König zum Gipfel seiner Herrlichkeit, so daß er zuletzt ganz schwindelig wird. Der König von Affiantyn, einem großen Lande, das oberhalb Axim anfängt, und sich beinahe bis an Popo erstreckt, mehrere Tagereisen vom Strande nördlich gelegen, ist vielleicht der einzige König auf der ganzen Goldküste, der mit Recht diesen Namen verdient. Dieser König darf nie die See sehen, selbst nicht das Rauschen der Brandung hören, weil ihm die Fetischpriester, vielleicht aus Politik, glauben machen, daß dieß seinen Tod nothwendig zur Folge haben müsse. So darf auch der Elmina'sche Unterkönig nie die Brücke über das dem großen Benjan geheiligte Flüßchen überschreiten, sondern muß bei großen Aufzügen über dieselbe getragen werden. Die Kinder der Strandkönige werden nicht besser erzogen, als die des geringsten Negers. In ihrer Kindheit laufen sie nackt auf den Straßen herum, gleich den Kindern eines Sklaven, bis sie ihre Mannbarkeit erreicht haben; dann verdient sich der Negerprinz sein Brod als Bedienter bei einem oder dem andern Europäer, oder durch Feldbau, Zapfen des Palmweins, den er aus dem Innern des Landes in das Dorf zu Markte bringt, ohne daß diese Beschäftigung Seiner schwarzen Hoheit die mindeste Schande brächte. Nichts unterscheidet den Prinzen von gemeinen Negersöhnen, bis er König wird, nachdem er acht Tage vorher noch die Kleider seines weißen Gebieters gereinigt oder Palmwein und Früchte kreuzerweise auf dem Markte verkauft hatte. Das Loos der Guinea'schen Strandprinzessinnen ist nicht reizender; diese königlichen Töchter sind so arbeitsam auf dem Felde, als der beste Leibeigene, und schämen sich keineswegs, die Früchte auf dem Kopfe nach Hause zu tragen und Holz und Wasser zu holen; doch einige, welche zur Arbeit zu faul sind, suchen auf gemächlichere Art ihr Leben zu fristen, und da sie so wenig Bedürfnisse haben, gelingt ihnen dieß leicht. Ihr höchstes Glück ist es, wenn sie ein Europäer, sey er auch nur Corporal, zu seiner Frau erhebt. Hofbediente haben diese Strandkönige nicht, außer ihren wenigen Sklaven, wie sie jeder wohlhabende Neger hat. Mit ihren Sklaven, so wie mit allen andern Negern gehen sie gewöhnlich sehr vertraulich um, und lassen sich manchmal mit ihnen bei einem Krug Palmwein finden, wobei sie sich wie Brüder unter einander vergnügt machen. Sie leben auf keine Weise besser als der gemeine Mann, und ihre unersättliche, schamlose Frechheit geht so weit, daß sie, wenn ein armer Neger irgend ein, wenn auch noch so unbedeutendes Geschenkchen anbietet, es mit der größten Gier annehmen, und wenn sie einem Europäer ein Stück Käse oder eine Flasche Branntwein abgebettelt haben, so verbeugen sie sich demüthigst bis zur Erde.

Der König von Elmina hat als Unterbeamte noch einen Vicekönig, einen Unterkönig, der zugleich erster Secretär ist, und noch einen zweiten Secretar, der in allen Versammlungen (pallabers) das Wort führt; ferner haben die einzelnen Viertel, in welche das Dorf getheilt ist, einen Großfähndrich, der das junge Volk und die gewaffnete Mannschaft anführt, einige Große (penins) und einen Ausrufer (tudjo). Dieser hat eine Trommel, und geht, wann der König und die Großen sich in das Castell begeben, um irgend Etwas zu verhandeln oder anzuhören, voraus. Er hat eine leichte, eiserne Kette umhängen, Zierrathen von Schädeln und Zähnen, und trägt eine Mütze von einem langhaarigen, schwarzen Affenfell, auf welcher über der Stirne eine dünne, goldene Platte von eines Thalers Größe befestigt ist. Sein Gang ist möglichst feierlich; in Versammlungen hält er die Ordnung aufrecht, in der rechten Hand trägt er ein breites Schwert oder ein Beil, womit er zugleich das Nachrichteramt ausübt. — Aus diesen Personen besteht die Elmina'sche allgemeine Regierung, die natürlich in Allem der Residentschaft unterworfen und eigentlich nichts als eine magistratische Behörde ist. Ihre Rechtspflege ist sonderbar genug. Wenn z. B. ein Neger von einem andern gescholten oder beleidigt wird, dann nimmt er eine oder zwei Fläschchen Branntwein und geht damit zu dem Fähndrich oder einem Großen seines Districts, bei welchem er seine Klage nebst dem Branntwein anbringt. In einem Augenblick ist durch die Lärmtrommel alles zu dem Districte gehörige Volk zusammengerufen; der Beklagte wird vorgeladen und seine Missethat kurz aber bündig vorgetragen, sodann untersucht, und wenn er gleich nicht ganz Unrecht hat, wird er dennoch in eine kleine Geldbuße verurtheilt. Wenn er nun mit diesem Erkenntniß nicht zufrieden seyn sollte, dann gehen seine Richter auf den Markt, nehmen hier so viel Palmwein, als man ungefähr für die bestimmte Geldbuße kaufen kann, und verhandeln die Klagsache zechend noch einmal zum doppelten Nachtheil des Beklagten. Ist dieser noch nicht zufrieden, dann nehmen sie das nächste beste Schaf oder eine Ziege, die täglich im ganzen Dorfe herumlaufen,

gleichviel wem angehörig, borgen bei einigen Europäern im Fort eine ziemliche Quantität Branntweins, die der Verurtheilte bezahlen muß, und setzen sich noch einmal zu Schmaus und zu Gericht. Zahlt der Verurtheilte nicht, so packen sie ihn auf, und schleppen ihn in das Gefängniß, wo er so lange aushalten muß, bis er oder einer seiner Freunde die Schuld getilgt hat.

(Schluß folgt.)

Briefe über den Harem Mehemed Ali's an das Damencomité der Gesellschaft zur Beförderung der Erziehung der Frauen im Orient.

(Fortsetzung.)

Cairo, den 2 April 1838.

Ich stand heute Morgen früh auf, um mich auf den Antritt meines hiesigen Berufes vorzubereiten. Ich nahm Alles mit, was mir für Ihre Hoheit interessant zu seyn schien, und flehte zu dem Herrn, daß Er mir die Kraft geben möge, welche ich bei diesem Berufe bedarf. Nachdem ich die Wache am ersten Thore passirt hatte, wurde ich von einem Staats-Eunuchen in den Harem geführt. Ich fand die Fürstin auf einem kleinen türkischen Teppiche stehen; sie beabsichtigte eine vollkommene Aufräumung des großen Saales. Als sie mich eintreten sah, unterbrach sie ihr Geschäft und sagte: „Ta, haho yo Siddee Sencora!" (Komm, o Dame!) indem sie mir winkte, ihr in ihr Gemach zu folgen. Ich hielt mich in einer ehrerbietigen Entfernung von ihr, sie bestand aber darauf, daß ich mich neben sie niedersetzen solle. Sie fragte dann im Namen Gottes, des Gnädigsten, des Höchsten, nach meinem Befinden unter den gewöhnlichen Morgenbegrüßungen. Meine Koffer und Beutel wurden hierauf zu ihr gebracht, und über ein Dutzend Damen herbeigerufen, den Inhalt derselben zu beschauen. Jeder Gegenstand wurde mit der größten Aufmerksamkeit untersucht. Ich hatte verschiedene schöne Werke mit Kupfern mitgebracht, und erwartete zu hören, welche sie zum Lernen vorziehen würden. Ich fand aber bald, daß sie alle einstimmig der Meinung waren, keine Bücher zu brauchen, und so wurden diese bei Seite gelegt. Nazly Hanum wünschte mit Musselinarbeit zu beginnen, worauf ich Musselin zurecht legte, und ihr die Art der Manipulation zeigte. Sie schien mit ihrer Arbeit sehr zufrieden, und führte sie wirklich mit besonderer Zierlichkeit aus. In kurzer Zeit hatte ich über ein Dutzend meiner königlichen Schülerinnen bei der Arbeit, einige mit Spitzen, andere mit Musselin, wieder andere mit Modearbeiten beschäftigt. Etwas nach 11 Uhr wurde das Mittagsmahl Ihrer Hoheit von etwa 50 Sklavinnen hereingebracht; man reichte mir ein silbernes Becken und Kanne nebst einer reich gestickten Serviette; eine junge Circassierin goß hierauf Wasser über meine Hände, welcher Dienst bei der Fürstin von einem äußerst schönen Mädchen verrichtet wurde. Ein kleiner mit Silber und Perlen gezierter Tisch wurde dann vor die Fürstin gestellt und mit einem Tuche von Goldsammet bedeckt; drei Sklavinnen erschienen hierauf mit einer großen silbernen Speisetrage von ungefähr 4 Fuß im Diameter, welche sie auf den Tisch setzten. Ich wurde eingeladen, neben ihr Platz zu nehmen, worauf eine Sklavin mir eine gestickte Serviette auf den Schooß legte, eine andere mir ein Tuch von französischem Cambric für den Mund reichte. Der Tisch war voll von Silbergeschirr, die Fruchtgefäße waren von Gold in tiefgeschnittenem Glas eingelegt. Meine Löffel, Messer und Gabel waren von massivem Silber, und nur darin von denen Ihrer Hoheit verschieden, daß die Griffe nicht mit Edelsteinen besetzt waren. Die Teller wurden mit jedem neuen Gerichte gewechselt, und mehr als 50 Gerichte folgten aufeinander, doch so schnell, daß viele kaum gekostet werden konnten. Ich wurde indessen mit Blicken, Zeichen, Nicken und Winken bald zu diesem, bald zu jenem genöthigt, so daß mich zuletzt eine völlige Furcht vor neuen Gerichten ergriff. Obgleich die Fürstin Messer und Gabel hatte, zog sie es doch vor, Fleisch und Geflügel mit den Fingern zu zerstücken, aber sie that dieß auf eine Art, die es durchaus nicht unreinlich erscheinen machte, und zugleich mit einer außerordentlichen Gewandtheit. Sie brach einige hartgekochte Eier und legte sie auf meinen Teller, was eine besondere Ehrenbezeugung ist. Oft legte sie mir den besten Theil einer Speise vor. Wenn sie zum zweitenmal von einer Schüssel nahm, wurde eine kleine Glocke von einer Sklavin gezogen. In der Nähe des Vorzimmers befanden sich nicht weniger als drei große Silberplatten, jede 9 bis 10 Schüsseln enthaltend, und sobald eine geleert worden, wurde sogleich eine andere wieder aufgesetzt. Drei reich gekleidete Negersklavinnen hielten eine solche Platte stehend ohne alle Bewegung, als wären sie drei Statuen. Am Ende des Diwans, an jeder Seite des Zimmers (die Diwane gingen ganz rund um das Zimmer, bloß die Seite der Thüre offen lassend), standen drei junge schöne Mädchen, ebenfalls in prachtvollen Anzügen, ihre Augen beständig auf ihre Gebieterin gerichtet; die eine hielt einen Fliegenwedel, die andere eine Rauchpfanne, eine dritte eine mit Wasser gefüllte Schale, eine vierte ein Becken und eine Kanne, eine fünfte ein goldgesticktes Handtuch und eine sechste die schon erwähnte kleine Glocke. Als zu meiner großen Freude das Mittagsmahl beendigt und unsere Hände gewaschen waren, zog sich Ihre Hoheit in ihr Schlafzimmer zurück und ich ging wieder zu meinen Kindern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mäuse als Fabrikarbeiter. Wir finden in französischen Blättern folgende Mittheilung aus England: Ein Herr aus Kirkaldy hat zwei Mäuse abgerichtet, die eine kleine ihren Kräften angemessene Maschine zum Baumwollenspinnen in Bewegung setzen. Auch ein Hr. Halton aus Dumferline soll zwei solcher Mäuse besitzen, die 100 bis 120 Fäden des Tages spinnen. Man rechnet, daß für einen halben Penny Mehl zum Unterhalt einer Maus während fünf Wochen hinreiche, und in dieser Zeit spinnt sie 3850 Fäden. Hr. Halton soll diese Sache ins Große treiben und 10,000 Mausmühlen errichten wollen, wovon er sich einen jährlichen Gewinn von 2500 Pfd. St. verspricht. Wenn das kein hoax ist!...

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 92** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Dämmerung. — Der Wanderer.** (Fortsetzung.) **— Philarete Chasles, über die gegenwärtige englische Literatur.** (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit angetreten werden: es beträgt für das Ausland jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht bezahlen, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 227.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 August 1839.

Ueber die heutige Provence.

II.

Der Friedensrichter von Aubagne, Hr. Barbarour, ist ein um die Landescultur in mehrfacher Beziehung verdienter Mann. Er ist bereits seit längerer Zeit, obwohl bisher ziemlich erfolglos, bemüht, Musterbauernhöfe und Experimental-Maiereien in Marseille's Umgebung zu begründen, wodurch der äußerst beeinträchtigte Ackerbau wieder in Aufnahme kommen dürfte. Er wünscht Anstalten ins Leben zu rufen, worin erfahrene Männer junge Oekonomen in neue Methoden einweihen und sie lehren sollten, eine dem Klima und Boden angemessene Cultur anzuwenden, um dem Schlendrian entgegen zu arbeiten.

Hr. Barbarour klagt mit Recht, daß die Bauern um Marseille, wie überall, ihren Feldarbeiten untreu werden, um sich den Fabriken zuzuwenden, und einen bequemeren Lebensunterhalt zu gewinnen. Sie gewöhnen sich dadurch nur allzuleicht an Luxus, den sie dann in die Heimathsdörfer zurückbringen, wo der Bodencultur seit geraumer Zeit allzuviele Hände mangeln.

Die Bauernsöhne, sonst, d. h. vor beiden Revolutionen, zumal der ersteren, fast gänzlich von den Studien ausgeschlossen, sind es jetzt nicht mehr; ihre Eltern und Verwandten bieten den letzten Heller auf, sie zu Advocaten, mithin fähig zu machen — Präfecten und Minister zu werden! Der Bauernsohn verachtet den Pflug, was auch immer Horaz und Virgil zu seinem Ruhme geschrieben haben. Er hält den Ackerbau für Knechtesdienst, und eilt der Hauptstadt zu, selbst auf die Gefahr hin, darin vor Hunger umzukommen.

Marseille bevölkert sich mithin täglich mehr, während in den provençalischen Städten des zweiten und dritten Ranges die Bewohnerzahl eher ab-, als zunimmt. Ackerbau und Feldwirthschaft verlieren aufgeklärte Leute, und gebildetere Geister, die unter ihren Mitbürgern Verbesserungen und mancherlei Entdeckungen verbreiten könnten, überliefern ihr Eigenthum feilen Händen, oder verkaufen es vielmehr an Götzendiener des Herkommens. Wohlhabende, aus Manosque, Saint-Maximin, Berre oder Elotat abstammende Personen sind größtentheils jetzt schon in den Collegien und Instituten von Marseille, von Lyon oder selbst von Paris erzogen. Sie können an ihren in geistigem Fortschritt so sehr zurückgebliebenen Landsleuten keinen Geschmack mehr finden, nicht mehr mit ihnen zusammenleben: sie haben bereits Theater, ausgedehnte Journal- und Lesecabinette à la Monpensier und gesellige Cirkel nöthig, die sie nur in Städten ersten Ranges finden, wohin sie demnach so schnell als möglich übersiedeln; wozu außerdem noch Stellensucht das Ihrige beiträgt. — Ist der Vater einmal in Marseille ansässig, so will er den Sohn in den Bureaux unterbringen, die Tochter vortheilhaft verheirathen, und sie nicht in ein wenig comfortables Dorf vergraben. Nach und nach verlassen alle einigermaßen Unterrichteten, alle nach geistigem Luxus oder nach schnellem, mercantilischem Gewinn Strebenden den angestammten Herd, und ziehen nähere Freunde an und nach sich mit in den Strudel des Welttreibens, so daß in untergeordneten Städten und Flecken nur Armuth und Unwissenheit zurückbleiben. Es ist erklärlich, daß bei somit unvermeidlich eintretendem Mangel an Intelligenz und Capital auf dem Lande Ackerbau und sonstige Oekonomiezweige darnieder liegen müssen.

Mit leiser Abänderung, nur Mercur statt Mars nennend, gilt heut buchstäblich von Marseille, ja von jeder französischen größeren Stadt und ihrer Umgebung, was Friedrich v. Logau vor einigen hundert Jahren äußerte:

„Wer nach dem Land jetzund will auf dem Lande fragen,
„Der irrt: Mercur hat es längst in die Stadt getragen!"

Fort und Dorf St. George d'Elmina mit ihren Umgebungen auf der Goldküste Afrika's.

(Schluß.)

Meine Pflicht als Schiffsarzt rief mich häufig, wenn auch nur auf kurze Zeit, vom Lande zurück auf das Schiff, das täglich von einer Menge Neger heimgesucht ward, um gegen Ananas, sonstige Früchte, Affen- und Tigerfelle, Papagai's und Affen, Zwieback, Käse, bunte Tücher und dergleichen bei den

Schwarzen beliebte Artikel einzutauschen. Von dem Werthe des Geldes haben sie fast gar keinen Begriff, und verlangen nur immer für ihre Verkaufswaaren spanische Matten, wenn man ihnen nicht obige Tauschartikel bieten kann; ein sehr schönes Affenfell, das mir einer für zwei spanische Matten bot, bekam ich für ein gebrauchtes, buntes, baumwollenes Sacktuch, einen herrlichen, blaugrauen Papagai, wofür er drei spanische Matten verlangte, für ein kleines holländisches Käslaibchen, das in Holland 12 bis 15 Kreuzer kostet. Einige Neger suchten sich mit vielversprechenden Mienen durch Empfehlungsschreiben zu allerlei Dienstleistungen, als Waschen u. dgl. zu empfehlen; hätten sie lesen können, was früher hier anwesende Officiere und Beamten aus Scherz auf diese Papiere geschrieben hatten, so würden sie sich über unser unwillkürlich ausbrechendes schallendes Gelächter nicht so sehr gewundert haben. — Spieldosen haben bei ihnen einen ungeheuren Werth; manche befiel fast ein unheimliches Grausen, wenn sie aus den kleinen, hölzernen Kästchen so laute wohlklingende Töne kommen hörten; sie betrachteten dieselben mit einer Art heiliger Scheu, als ob ein Fetisch darin wohne. — Auch die im Fort wohnenden Europäer kamen häufig an Bord, um von unsern Vorräthen an Lebensmitteln ihre Bedürfnisse einzukaufen. Mit einem derselben, einem Schullehrer, kehrte ich eines Morgens in das Fort zurück, und folgte seiner Einladung zu einem Frühstücke um so lieber, da ich gehört hatte, daß er eine Europäerin zur Frau habe und ich mich sehnte, einmal wieder eine weiße Frau zu sehen und zu sprechen, nachdem ich drei Monate dieses Vergnügen entbehrt hatte. Ich lernte in ihr eine hübsche und gebildete Dame kennen; aber die eigenthümliche Blässe ihres Gesichtes verrieth, daß die heiße Zone ihrer Gesundheit nicht zusage, der schwermüthige Ton ihrer Stimme zeugte von Seelenleiden, und der schmerzliche Ausdruck in ihren Zügen wurde nicht verwischt durch die Freude, neue Ankömmlinge aus ihrem Vaterlande zu sehen. In aufopfernder Liebe war sie ihrem Gatten gefolgt, wohin ihn seine Bestimmung rief; sie ließ hinter sich den theuren elterlichen Herd, an den sie unvergeßliche Jugenderinnerungen fesselten, sie ließ hinter sich alle die Genüsse und Bequemlichkeiten, welche in einem civilisirten Lande das Leben versüßen; nicht die Thränen bejahrter Eltern, nicht die Bitten liebender Geschwister, nicht die Vorstellungen bekümmerter Freundinnen und Verwandten konnten sie zurückhalten. Die Liebe zu ihrem Gatten erleichterte ihr die Trennung von allen ihr Theuren im lieben Vaterlande, ließ sie verachten die Gefahren und Beschwerden einer langen Seereise, und muthig entgegen gehen Allem, was in fernem fremden Lande sie erwarte. Sie wurde hart geprüft, und ihr Muth blieb dennoch ungeschwächt, so lange ihr Körper es blieb; aber dieser unterlag dem Einflusse eines ungewohnten, ungesunden Klima's, keine weibliche Pflege erleichterte die Leiden der Kranken, da sie die einzige Europäerin auf diesem Theil der Küste ist, und bei dem Mangel an Zerstreuung fühlte sie natürlich dieselben doppelt. Da ein längeres Verweilen auf diesem Boden sie vollends aufreiben würde, mußte sie endlich den traurigen Entschluß fassen, in ihr Vaterland zurückzukehren; ihr Gatte hätte sich ein Gewissen daraus machen müssen, sie zurückzuhalten, und einem sichern, schmerzlichen Tode entgegengehen zu lassen. Kurz nach unserer Abreise segelte sie nach Europa zurück. Auch die Züge ihres Gatten trugen die unverkennbaren Spuren tiefen Grames; seine amtliche Beschäftigung ist wahrhaftig nicht die angenehmste, da er meist nur die von Europäern mit Negerinnen erzeugten Kinder zu unterrichten hat, deren halbnegerartige Charaktere und vernachlässigte Erziehung die Erfüllung seines Berufs ihm sehr erschwert. Er verrichtet zugleich alle vorkommenden kirchlichen Handlungen, und sonderbar contrastirt mit seinem friedlichen Berufe die militärische Uniform mit der Auszeichnung eines ersten Lieutenants; aber er muß sie tragen zur Erhaltung seines Ansehens bei den rohen Negern.

Der protestantische Missionär Medhurst und sein Wirken unter den Chinesen.

(Fortsetzung.)

Medhurst schrieb, wie wir sehen, einige Tractate gegen die Feste der Chinesen und namentlich gegen die Speiseopfer, die sie den armen Seelen darbringen. Ein ächter Sohn des Tao und Schun nahm dieß sehr übel, und schrieb ein eigenes Werk dagegen. Es sey doch entsetzlich, heißt es in diesem Werke, daß solche Barbaren es sich herausnähmen, die Bewohner des Mittelreichs verbessern zu wollen: Leute, welche den Chinesen das Gift, Opium genannt, des schnöden Gewinnstes wegen zum Verderben des ganzen Landes zuführen, *) ermangeln aller Menschlichkeit; Leute, die ihre Flotten und Armeen aussenden, um andern Nationen ihrer Besitzungen zu berauben, haben kein Gefühl für Recht und Gesetz; Leute, welche erlauben, daß Männer und Frauen zusammen in Gesellschaften sind, und Arm in Arm auf den Straßen lustwandeln, haben kein Gefühl für die Schicklichkeit; Leute, welche die Lehren ihrer alten Könige aufgaben, und eine neue Religion annahmen, haben keinen Anspruch auf Weisheit; daß aber endlich diese Barbaren auf Wahrhaftigkeit gar keinen Anspruch haben, ist ja aller Welt bekannt, und man kann sich alles Reden hierüber ersparen. Da ihnen nun von den fünf Haupttugenden vier fehlen, wie wollen solche Barbaren sich anmaßen, die erleuchteten Bewohner des Mittelreichs zu verbessern? Es ist wahr, sie geben Geld genug aus, um gedruckte Bücher zu verbreiten, da sie aber selbst auf beschriebenes und bedrucktes Papier treten, so beweisen sie hinlänglich, daß sie keine Ehrfurcht vor dem Erfinder der Schrift haben. Man bedenke nur, diese Menschen wollen die Welt verbessern, denen es ganz und gar an kindlicher Liebe fehlt, die ihre Eltern vergessen, sobald sie todt sind, sie in bretterne Särge legen, die kaum einen Zoll dick sind — die Chinesen nehmen zu ihren Särgen massives Eichenholz, welches

*) Ueber diesen schändlichen Schmuggelhandel der Engländer beklagen sich die Missionäre aller Confessionen; er ist der Verbreitung des Christenthums in China sehr nachtheilig. Man lese nur die Klagen der katholischen Missionäre in den Annales de la Propagation de la Foi, Jahrgang 1837.

wenigſtens 5 bis 6 Zoll dick iſt; manche nehmen ſelbſt vierfache Särge, damit der Leichnam länger ſich halten möge — die niemals den Manen der Vorfahren opfern und ihnen vermittelſt des Verbrennens von Gold- und Silberpapier zu ihrem Unterhalt in der andern Welt nichts ſenden. Geben doch endlich dieſe Barbaren den Reichen und Mächtigen Aemter, wenn ſie auch gar keine öffentlichen Prüfungen beſtanden haben, während die Armen und Niedrigen, wenn nicht von allen, doch von einem großen Theile der öffentlichen Stellen ausgeſchloſſen werden. Dieß Alles zeigt mehr denn hinlänglich, daß von ihnen für die Bewohner des Mittelreichs nichts Gutes kommen könne. Man kann ſich leicht denken, daß es dem Miſſionär ſehr ſchwer fallen mochte, auf dieſe zum Theil gegründeten, zum Theil mit den Vorurtheilen und der Erziehung der Chineſen zuſammenhängenden Vorwürfe zu antworten. Medhurſt, deſſen Offenheit, Redlichkeit und Unparteilichkeit ſich niemals verläugneten, geſteht dieß auch ein. Er gab dem Vertheidiger des Heidenthums zu, daß die Europäer alle dieſe Gebrechen haben, deren man ſie beſchuldigt. Daran ſeyen aber, fügt er hinzu, weder die Miſſionäre Schuld, noch die Lehre des Heils, die ſie predigen. Eines Tags ſagte Medhurſt im Laufe des Geſprächs mit einigen Chineſen, daß Confucius wenig oder nichts von der jenſeitigen Welt gelehrt oder gewußt habe. Dieß nahm ein alter Chineſe ſehr übel. Wenn Kong-tſe dieſe Aeußerung wüßte, äußerte er, würde er ſicherlich den König der Unterwelt bitten, dieſem Verleumder die Zunge abzuſchneiden. Ihr betet, ſetzte der Chineſe hinzu, zu dem Gott im Himmel, aber der Himmel iſt gar hoch oben und kann auch nicht hören; ihr kniet nieder vor dem Höchſten, aber die Wolken ſind undurchdringlich; er kann euch nicht ſehen. Medhurſt ſuchte den erzürnten Confucier zu beſänftigen und dieſer fuhr dann in ruhigem Tone fort: Ich ſehe ein, meine Herrn, daß euer Beſtreben, die Chineſen zu unterrichten, aus gutem Herzen kommt, aber die Bücher, die ihr austheilt, enthalten neben einigen guten Bemerkungen über einen höchſt dunkeln Gegenſtand ſehr viel Unhaltbares. Unſere alten Weiſen lehrten uns die Pflichten der kindlichen Liebe und des kindlichen Gehorſams; ſie ließen die Geheimniſſe der Geiſter und jener Welt beiſeite, weil ſie nicht unumgänglich für das Wohlbefinden der Menſchen auf Erden von nöthen ſind. In euern Büchern zielt aber Alles auf dieſen einzelnen Punkt hin; die Pflichten der einzelnen Menſchen gegen einander werden nur ſelten berührt. Dieß heißt aber das Wichtige vernachläſſigen und ſich um das Unbedeutende bekümmern. Confucius warnte die Menſchen, daß ſie nicht allzuſehr ſich den religiöſen Cerimonien hingeben, den Göttern ſchmeicheln und alle Hülfe von ihnen erwarten möchten. Denn wenn das unwiſſende Volk ſich allzu viel mit Beten beſchäftigt, ſo verlieren ſie bloß Zeit und Geld, ohne dadurch ſich und Andern zu nützen. Warum macht man überhaupt ſo viel Redens von dieſen Dingen? Es gibt eben ſo viel Religionen, als es Menſchen gibt, man laſſe jeden nach ſeiner Neigung leben und bekümmere ſich nicht um Andere.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe über den Harem Mehemed Ali's an das Damencomité der Geſellſchaft zur Beförderung der Erziehung der Frauen im Orient.

(Fortſetzung.)

Alexandria, den 6 Auguſt 1838.

Die zwei letzten Monate waren für mich eine Zeit großen häuslichen und körperlichen Leidens. Eine Leberentzündung warf mich mehrere Wochen auf das Krankenbett. Eines meiner kleinen Mädchen lag an den Blattern, ein anderes an der Augenkrankheit danieder, und meine liebe kleine Abyſſinierin ſtarb bald nach der Taufe am Zahnen. An dem Sonntag, als die ſchreckliche Feuersbrunſt in Cairo wüthete, war ich im Bett, unfähig die Hand bis zum Kopfe zu bewegen, und mußte doch ſtündlich erwarten, das zerſtörende Element in unſer dichtbebautes Quartier hereinbrechen zu ſehen; aber, Gott ſey es gedankt! der Wind drehte ſich und das koptiſche Quartier blieb verſchont. Angewieſen nach der Küſte zu gehen, als das einzige Mittel, mein Leben zu retten, ging ich am 9 Julius von Cairo nach Roſette in dem Zuſtand einer Sterbenden. Durch Gottes Gnade hatte ſich die gänzliche Kraftloſigkeit etwas gehoben. Ich war drei Tage am Nil, und hatte außer meinen Dienſtboten drei kranke Kinder bei mir. In Roſette wurde ich kurz nach meiner Ankunft heftig von der rothen Ruhr ergriffen. Da es dort keinen Arzt gab, ſo brachte Miß G. mich ſogleich in einem großen Boote ihres Vaters nach Alexandria, wo ich jetzt bin, dem Willen des Herrn ergeben.

Meine Thätigkeit im Harem hat den erfreulichſten Erfolg gehabt. Man erweiſt mir jede mögliche Auszeichnung, und die fürſtliche Familie behandelt mich wie eine ihres Gleichen. Seit meiner Ankunft in Roſette hat Mehemed Ali ſich immer aufs freundlichſte nach mir erkundigen laſſen, und dem dienſtthuenden Effendi aufgetragen, mir die größte Sorgfalt zu Theil werden zu laſſen, da ihm, wie ſeiner Familie, viel an meiner Wiederherſtellung liege. Ich darf in der That ſagen, daß mir während der ganzen Zeit die ungemeinſte, gütigſte Aufmerkſamkeit erzeigt worden iſt.

Ich erhalte 10 Pfd. St. den Monat für meinen Unterricht im Harem. Ich hätte dreimal ſo viel erhalten können, hätte ich es gewünſcht, allein ich hielt dieſe Summe für genügend. Meine Krankheit entſtand aus übermäßiger Anſtrengung in der Schule und beſonders im Harem, da ich während des heißen Wetters, bei mehr als 114° F., durch den niedern Theil des Nils nach der Caſa Debora zu gehen hatte. Der Sand und die Staubwolken waren zu viel für meine Kräfte. Auch die Tafel im Harem trug nicht wenig zu meiner Krankheit bei; der Schüſſeln waren häufig zu viele für mich, und ſo oft ich auch verſuchte, ſie zu vermeiden, ſo konnte Ihre Hoheit doch nicht anders zufrieden geſtellt werden, als bis die von ihr am meiſten geſchätzten Speiſen von ihrer Lehrerin gekoſtet wurden.

Cairo, den 4 October 1838.

Hr. — wird Ihnen mittheilen, daß, Gott ſey Dank, meine Geſundheit jetzt vollkommen wieder hergeſtellt iſt. Im Harem ſtehe ich fortwährend in Gunſt, und habe in der That während meines ganzen Aufenthaltes daſelbſt nichts als Wohlwollen und Güte erfahren. Für die Errichtung allgemeiner Schulen habe ich indeſſen den Augenblick noch gar keine Ausſicht; Ihre Hoheit ſcheint für dieſen Gegenſtand noch vollkommen gleichgültig zu ſeyn. Mehrere andere Haremé haben mich um meine Dienſte erſucht, aber meine Schulen laſſen mir keine Zeit

übrig. Ich kann ohne Schwierigkeiten Bücher mit mir in den Harem bringen, aber ich glaube, es würde eine schwierige Aufgabe seyn, meine Schüler zum Lesen zu bereden. Alle ohne Ausnahme, von der Höchsten bis zur Niedrigsten, setzen nicht den geringsten Werth auf Bildung. Einige der Damen, wie z. B. Ihre Hoheit, können lesen: sie lesen aber nichts als Bittschriften, den Koran u. dgl. So geht der größte Theil meiner Zeit auf Einen Unterricht, dem ich ganz abgeneigt bin, nämlich den Unterricht im Nähen, Sticken, Zeichnen u. s. w. Oft, wenn ich erhitzt und ermüdet nach Hause komme, fühle ich, daß für den beabsichtigten Zweck meiner Arbeiten keine Hoffnung da ist. Dennoch fahre ich fort, das Ende Gott überlassend.

Die Kiste ist richtig und in vortrefflichem Zustand angekommen. Die in ihr enthaltenen Tiverton'schen Modeartikel sind nach meiner Ansicht Muster von geschmackvollen Dessins und vortrefflicher Arbeit. Ich wurde verhindert, die Kiste so bald als ich wünschte an Nazly Hanum zu überreichen, indem Hr. Hekekyan mit dem Pascha in Alexandria war. Er kam am Freitage dem 28 v. M. hieher, und ich lud ihn Tags darauf mit seiner Frau und Familie ein, die Gegenstände in Augenschein zu nehmen. Er wurde von der Schönheit der zahlreichen Beutel, Matten, Börsen, Schuhe, Kinderzeuge u. s. w. sehr überrascht, besonders aber gefielen ihm die wissenschaftlichen Platten für die kleinen Prinzen. Er bemerkte: „Es sind, Miß Halliday, Kenntnisse dieser Art, welche wir am meisten bedürfen." Hierauf wies er mich an, die Kiste am Montage zu übergeben, da Se. Hoheit beabsichtige, an jenem Tage um 5 Uhr nach der Casa Debora zu kommen. Die Nacht vor dieser meiner ersten Einführung bei dem Pascha brachte ich größtentheils im Gebete zu. Am Montage packte ich die Kiste mit der größten Sorgfalt, die Gegenstände in die günstigste Lage bringend, und in der Folgereihe, wie ich sie zu brauchen dachte. Als ich im Harem angekommen war und mich wie gewöhnlich Ihrer Hoheit vorgestellt hatte, ließ sie sogleich die Kiste hereinbringen und wollte sie zu meinem großen Verdruß alsbald eröffnet haben. Ich konnte dagegen nichts einwenden, sagte ihr aber, der Pascha habe den Wunsch geäußert, daß der Inhalt der Kiste ihm zuerst gezeigt werde. Sie sagte, sie wisse dieses, bestand aber nichtsdestoweniger auf die Eröffnung. Die Kiste war daher sehr bald ausgepackt, wie auch ein großer Korb, welcher Puppen, Bücher u. dgl. enthielt. Dieses wurde hier, jenes dorthin geworfen, so daß die Sachen sich bald in der schönsten Verwirrung befanden. Ich bedurfte der größten Geduld in diesem Gewirre, während ich jeden Augenblick die Ankunft des Pascha's befürchtete. Im Harem fand ich, wie ich schon hätte bemerken sollen, über hundert Damen, besonders aus den Familien der Beys und der angesehensten Effendis, welche für die Gelegenheit eingeladen zu seyn schienen. Die Sachen erregten allgemeine Bewunderung. Anfangs nahm Ihre Hoheit nach ächt türkischer Sitte sich in Acht, nicht zu viel Erstaunen zu verrathen, allein als die bessern Gegenstände zum Vorschein kamen, vergaß sie diese Zurückhaltung. Als ich das Portrait der Königin vorzeigte, fragte sie sogleich, ob die Königin verheurathet sey; ich hatte große Mühe ihr verständlich zu machen, daß Ihre Majestät keinen Gemahl habe, sondern aus eigener Autorität und allein regiere, und als ich ihr erzählte, daß die Macht der Königin von England so groß sey, wie die irgend eines Sultans, schien sie in Verwunderung verloren. Ich packte die Sachen jetzt wieder in die Kiste, welches Geschäft ich kaum vollendet hatte, als der Pascha nebst Gefolge ankam. Die Fürstin, deren Schwestern, die Frauen des Pascha's und seine kleinen Söhne kamen ihm alle aus dem Harem entgegen. Er blieb in dem zwischen dem Palaste für allgemeinen Empfang und dem Harem gelegenen mittlern Gebäude. Man ließ mich und die Kiste sehr bald abholen. Das Gemach, wo ich eingeführt wurde, war in französischem Styl prachtvoll meublirt, und hier sah ich, was kein europäisches Frauenzimmer vielleicht je gesehen, den Pascha Mehemed Ali, wie einen der alten Patriarchen inmitten seiner Familie. Er lächelte bei meinem Eintritt, und erkundigte sich in der leutseligsten Weise nach meinem Befinden. Die Kiste ward sodann eröffnet; Nazly Hanum zeigte ihm die Gegenstände, welche sie für die schönsten hielt, die Frauen aber zeigten ihm die Kinderkleider. Seine Blicke verriethen liebevolle Zuneigung für alle Mitglieder seiner Familie. Man schien sich in seiner Gegenwart ganz ungezwungen zu benehmen, und die beiden Kleinen, Mohammed Ali und Allam Bey, fielen ihm wirklich lästig, indem sie fortwährend an seinen Kleidern zogen, und mit der größten Ungeduld Fragen über den Nutzen der verschiedenen Dinge an ihn richteten. Der arme Fischer und seine Frau waren bald von ihrem Gestelle heruntergenommen, da Mohammed Ali glaubte, sie wären besser einzeln; sein Spielzeug entzückte ihn. Der Pascha aber schenkte dem Weltglobus und dem Modell des Themsetunnels die meiste Aufmerksamkeit und erklärte sie ihnen; der Citybesuch der Königin wurde ebenfalls genau examinirt, welcher Gegenstand, wie mir Se. Hoheit sagte, ihm von Hekekyan erklärt worden war. Nachdem die Sachen genug bewundert und gehörig herumgeworfen waren, gab mir der Pascha die Nachtbegrüßung, ein Zeichen für Alle, sich zu entfernen; ich verließ mit der Prinzessin das Gemach, und begab mich bald nach Hause. Wenn der Charakter des Pascha's nach einer solchen kurzen Scene zu beurtheilen wäre, so würde sein Familienleben in dem vortheilhaftesten Licht erscheinen. Es ist zwar in Aegypten wohl bekannt, daß er ein höchst liebevoller Vater ist, dennoch wurde ich von der Güte, wie er sie entfaltete, überrascht. Er ist unter der mittlern Größe und sieht sehr gealtert aus, sein Gesicht ist sehr sonnenverbrannt, und, wie sich nicht anders erwarten läßt, sehr gefurcht, sein Bart milchweiß, seine Augen schwarz, tiefliegend und durchdringend. Sein Anzug war höchst einfach, und er trug nicht den geringsten Zierrath.

Meine Waisen befinden sich sehr wohl und machen im Englischen schnelle Fortschritte. Ich habe gegenwärtig nur drei. Die Kinderanzüge machten ein sehr annehmbares Geschenk aus, und haben sehr hübsche Sonntagskleider abgegeben. Ich wünschte, Sie sendeten mir einige Paar starke englische Schuhe für Kinder von 6, 8 und 9 Jahren; Schuhe sind hier sehr theuer. Englische Frauenzimmerhüte sind gar nicht zu haben. Ich kleide die Kinder nach englischer Art, weil es so am wohlfeilsten ist. Der griechisch-syrische Patriarch hat mir viele Schwierigkeiten gemacht; auf sein Betreiben mußten vor ungefähr drei Monaten alle syrischen Mädchen meine Schule verlassen. Diese kehrten nun zu meiner großen Freude am vergangenen Montage sämmtlich zurück, und sind gegenwärtig eifrig bestrebt einzuholen, was sie versäumt haben. Im Türkischen habe ich wegen meiner Krankheit und des Mangels an Büchern nur geringe Fortschritte gemacht. Meine Geschäfte nehmen in der That auch dermaßen alle meine Zeit in Anspruch, daß ich fürchte, ich werde es noch lange nicht sprechen können. Wenn ich diese Fertigkeit besäße, so würde sich mir ein großer Wirkungskreis eröffnen, denn ich würde sicher im Harem viele Hörer haben, obgleich ich keine Leser finden kann.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 228.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

16 Auguſt 1839.

Ueber die Reformen in der Türkei.

(Von Mr. d'Aubignoſc.)

Marine.

Wenn man nicht ohnehin wüßte, daß die Türkei ein kranker und ſehr kranker Staat iſt, ſo müßte man es aus der Menge der berufenen und unberufenen Aerzte ſchließen, welche ihm Heilmittel verſchreiben. Einer derſelben, Mr. d'Aubignoſc, hat ſo eben unter dem Titel „la Turquie nouvelle“ den erſten Band ſeiner Bemerkungen über den Zuſtand herausgegeben, in welchen die Reformen des Sultans den Staat verſetzt haben. Er gibt ſich den Titel eines ehemaligen Generaladminiſtrators der norddeutſchen Provinzen zur Zeit des Kaiſerreichs, und wurde, wie es ſcheint, im Jahre 1836 von der türkiſchen Regierung nach Konſtantinopel berufen, um Rath bei der neuen Organiſation des Reichs zu geben, ſeine Vorſchläge wurden aber nicht angenommen, und er kam im letzten Jahre wieder nach Paris zurück. Man ſieht nicht recht, wie man dazu kam, ihn in die Türkei zu berufen, denn obgleich er vor 40 Jahren Kriegsgefangener, und als ſolcher fünf Jahre dort geblieben war, ſo hatte er offenbar wenig dort gelernt; er ſagt ſelbſt, daß er nicht türkiſch ſchreibe, aber er muß es auch nicht leſen, denn ſonſt hätte er nicht faſt ohne Ausnahme alle Namen, die er citirt, falſch geſchrieben, und zwar auf eine Art, die ſich auch mit der geringſten Kenntniß orientaliſcher Sprachen nicht verträgt, und welche an der Möglichkeit zweifeln ließe, daß er ſie habe nur ausſprechen hören, wenn das Factum ſeines Aufenthaltes in Konſtantinopel nicht aus andern Gründen unſtreitig wäre. Er ſcheint z. B. von Pertew Paſcha, ehemaligem Miniſter des Innern, begünſtigt worden zu ſeyn, ſchreibt aber ſeinen Namen nie anders als Perter; dagegen klagt er bitter über Reſchid Paſcha, den damaligen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, den er aber Reſchild nennt; der alte Seraskier Chosrew ſcheint von ihm Plane verlangt zu haben, und er ſpricht oft von ihm unter dem unglaublichen Namen von Uzrew. Auf dieſe Art ſind faſt alle Namen in dem Buche verkehrt, aber der Verfaſſer ſcheint keine Ahnung davon zu haben, daß ſeine Kenntniß der Türkei nicht möglichſt vollkommen ſey, und fängt ſein Buch mit der ſonderbaren Phraſe an: „Voltaire hat den Staatskalender für das Buch erklärt, das am meiſten Wahrheiten enthalte; hätte er aber das Buch gekannt, das ich hier dem Leſer vorlege, ſo hätte er ihm den zweiten Platz in der Reihe der gedruckten Wahrheiten angewieſen.“ Das Buch iſt jedoch nicht ſo ſchlecht, als dieſer Bombaſt vermuthen ließe, denn obgleich der Leſer ſich wenig für Vorſchläge intereſſiren wird, die fruchtlos blieben, ſo gut gemeint oder gedacht ſie auch ſeyn mochten, ſo erzählt der Verfaſſer doch manche Züge, die nicht ohne Intereſſe ſind, und von denen wir einige ausheben. Der erſte iſt einer, der zugleich den Mangel an Erfolg des Rathgebers erklärt, welchen die Natur nicht zum Diplomaten beſtimmt zu haben ſcheint.

Vor der Kleiderreform hielten die Türken viel auf Schnurrbärte, und beſonders die Janitſcharen, welche eine Art abergläubiſcher Verehrung vor ihnen hatten; man avancirte ſelten ſchnell in dieſem Corps, wenn man ſie nicht von ausgezeichneter Länge trug; nachher verbot man ſie bei der Vertilgung der Janitſcharen, weil ſie als ein Zeichen von Oppoſition und von Anhänglichkeit an ſie galten. Man arretirte diejenigen, welche ſie auffallend lang trugen, und führte ſie zu Barbiren, welche ſie ihnen abſchnitten, und gab die Baſtonnade, wenn der Beſitzer ſich weigerte, ſich dieſes Schmucks zu berauben. Während der Abweſenheit des Sultans im Sommer 1837 war eine kleine Verſchwörung von Janitſcharen entdeckt worden, deren Urheber in der Stille bei Seite gebracht wurden, ſo daß die Sache faſt unbemerkt vorbei ging, aber doch beim Diwan neue Beſorgniſſe über die Reſte dieſer alten Miliz und ihre Anhänger erregte. Die Schnurrbärte kamen daher wieder in Anregung, und man befahl dieſes Zeichen von Mißvergnügen, wo es ſich ſehen laſſe, mit verdoppelter Strenge zu vertilgen. „Ich machte bei dieſer Gelegenheit den Plan, daß man dieſe kindiſche Urſache von Unruhe neutraliſire, und ſie im Gegentheil zu einem Gegenſtand von Nacheiferung für die Truppen machen ſollte, indem man den Garden das Tragen von Schnurrbärten erlaube, ſo wie den übrigen Soldaten nach einem mehrjährigen Dienſte. Die Miniſter begriffen die Idee nicht, und ich beſchloß, ſie dem Sultan unter Form einer Bittſchrift vorzu-

legen. Ich ſelbſt trug einen ſehr langen Schnurrbart, der mir vor 40 Jahren bei meiner Gefangenſchaft von Seiten der Janitſcharen, welche die Kriegsgefangenen zu bewachen hatten, großen Reſpect zugezogen hatte, und während der letzten ſechs Monate meiner Gefangenſchaft zog er hier ſogar die Aufmerkſamkeit von Selim III ſchon auf ſich. Ich war damals auf Parole frei in der Stadt, und ermangelte nie, mich auf dem Weg einzufinden, den der Sultan Freitags zur Moſchee machte, wobei er jedesmal unter den Verbeugungen, die er dem Volke machte, meinem Schnurrbart eine widmete. Allein die Zeiten hatten ſich ſeitdem geändert. Man hat in der Türkei kein Mittel, direct an den Sultan zu kommen, als indem man auf der Straße, wenn er vorbei kommt, ſeine Bittſchrift mit ausgeſtrecktem Arm erhebt, worauf ſie von den Adjutanten genommen wird. Ich wünſchte ſie ihm aber, um ſeine Aufmerkſamkeit beſſer zu erregen, auf einer ſeiner Luſtpartien zu überreichen; nun hat er ein Luſthaus, genannt Oke Meidan, wo er ſich im Bogenſchießen zu üben pflegt, und das auf einem Hügel über dem Seearſenal, jenſeits der Stadtmauer und etwa eine Stunde von der Winterreſidenz, liegt. Hier fährt er oft in einer vierſpännigen Kaleſche hin, die er ſelbſt führt, und ich ſtellte mich in der Nähe der Straße und eines Kaffeehauſes, das auf einer kleinen Anhöhe liegt, um die ſich der Weg windet. Ich berechnete nun meine Diſtanz, ſo daß der Sultan mich ſehen mußte, während ich mich ihm näherte, und rechnete darauf, daß er anhalten werde. So geſchah es; als er kam, nahm ich mit der linken Hand den Hut ab, und bot ihm mit der rechten ausgeſtreckt die Bittſchrift dar. Der Sultan hatte die Güte anzuhalten, obgleich die Pferde ſtampften und ſich bäumten; er ſah mich an, und ſein Blick drückte Ueberraſchung und Neugierde, aber keinen Zorn aus. So legten ihn wenigſtens ich ſelbſt, mein Dolmetſcher, der Kaffeewirth und einige Raucher aus, die ſich in einer ehrfurchtsvollen Stellung hielten. Nach einer halben Minute, welche die Ungeduld der Pferde verdoppelte, ließ ihnen der Sultan die Zügel ſchießen, und ein Officier, dem er ein Zeichen gegeben hatte, nahm die Bittſchrift und galopirte ihm nach. Aber die Zeit verging, und Niemand hörte mehr von der Bittſchrift reden, die nicht an die Miniſter geſchickt worden war, und ich erfuhr erſt einige Tage vor meiner Abreiſe von Konſtantinopel, daß der Sultan, ſobald er an dem Oke Meidan angekommen war, ſie verlangt und ungeleſen zerriſſen hatte. Mein langer Schnurrbart hatte der Bittſchrift Unglück gebracht."

(Schluß folgt.)

Der proteſtantiſche Miſſionär Medhurſt und ſein Wirken unter den Chineſen.

(Fortſetzung.)

Wir erſehen mit Intereſſe aus dem Berichte des Miſſionärs, daß es heutigen Tages noch auf Java mehrere tauſend Eingeborne gibt in den Gegenden der Tengger Berge, nahe bei Paſſerwen, welche den muhammedaniſchen Bekehrungsverſuchen im 15ten Jahrhunderte widerſtanden, und dem im Laufe des 9ten und 10ten Jahrhunderts hier eingeführten Hinduismus treu anhängen. Sie haben eine beſondere Ehrfurcht vor dem Feuer, und verehren den Vulcan, der über die Hügel, innerhalb welcher ſie wohnen, emporſteigt. Sie nennen den Krater desſelben Bromo (Brahma?), werfen allerlei Gegenſtände als Opfer hinein, und erbitten ſich Heil und Segen von dem feurigen Gott.

Im Jahre 1829 ging Medhurſt auf eine Miſſionsreiſe nach der öſtlichen Küſte der malayiſchen Halbinſel. Er ſchätzt die Anzahl der chineſiſchen Anſiedler, die in der Landſchaft Pahang ſich niedergelaſſen haben, auf nicht weniger als 5000. Von hier aus ging er nach der Weſtküſte von Borneo, und hielt ſich einige Zeit in den blühenden, beinahe einzig und allein von Chineſen bewohnten Städten Mantur und Montradok auf. Wir beſitzen über die Weſtküſte Borneo's einen ausführlichen Bericht des Capitäns Earl in dem Journal der königlichen aſiatiſchen Geſellſchaft zu London, der ſich auch, mit vielen Zuſätzen vermehrt, in ſeinen im Jahre 1837 erſchienenen Wanderungen in den öſtlichen Meeren befindet. Medhurſts flüchtige Notizen über die Weſtküſte dieſer Inſel haben demnach jetzt keinen Werth mehr. Gegen Ende des Jahres 1829 beſuchte er in Begleitung eines andern Miſſionärs die intereſſante Inſel Bali, wo ſich bekanntlich der Brahmanismus, freilich in ſehr verderbter Form, gegen alle mohammedaniſchen Bekehrungsverſuche bis auf unſere Zeit erhalten hat. Auf der Inſel, welche ungefähr eine Bevölkerung von einer Million haben mag, regieren acht ſelbſtſtändige Herren. Der Boden iſt ſehr fruchtbar, und das Volk in eben dieſem Grade dem Müßiggang ergeben. Das weibliche Geſchlecht iſt ſehr hart daran, denn den Weibern allein liegt es großentheils ob, ſowohl das Feld als das Haus zu beſtellen. Die indiſche Sitte, nach welcher die Frauen mit den Leichnamen ihrer Männer ſich verbrennen müſſen, wird hier auch auf die Nebenweiber und Beiſchläferinnen angewendet. Nach dem Berichte des Miſſionärs ſollen manchmal bei dem Leichnam eines Mannes nicht weniger als 50 bis 60 ſolcher unglücklichen Geſchöpfe hingeopfert werden. Wir ſehen aus dem vorliegenden Werke, daß ſich Miſſionäre ſelbſt zu den wilden Dayak nach Borneo gewagt haben. Die Dayak erlaubten ihnen aber nur unter der Bedingung, daß ein blutiger Freundſchaftsbund zwiſchen ihnen und den Sendboten geſchloſſen werde, den Aufenthalt in ihrem Lande. Die Häuptlinge der Dayaks und die Miſſionäre ritzten ſich die Arme auf, ließen einige Tropfen Blutes in Becher, die mit Waſſer angefüllt waren, rinnen, und tranken dieſe dann in Gegenwart einer Maſſe Zuſchauer aus. Nachdem dieſe barbariſche Ceremonie vorüber war, umarmten die Dayaks die Miſſionäre, und ſagten: „Von nun an wollen wir immerdar Freunde bleiben. Möge Gott uns helfen, daß wir den Glauben, den ihr uns bringt, verſtehen mögen!" Die Häuptlinge verſicherten den fremden Ankömmlingen, daß ſie von jetzt an ohne alle Gefahr unter ihnen verweilen könnten; ſie würden ſie mit ihrem letzten Blutstropfen vertheidigen, und eher ſelbſt dem Tode ſich weihen, als zugeben, daß die Miſſionäre erſchlagen würden.

Im Jahre 1835 segelte Medhurst nach Canton, fand aber, daß hier für den Missionär kein ergiebiges Feld sey. Seit 25 Jahren, so lange ungefähr besteht die protestantische Missionsgesellschaft jenseits des Ganges, beschränkten die Missionäre ihre Thätigkeit bloß auf die Orte an den Gränzen des chinesischen Reiches, auf die östlichen Inseln und die malayische Halbinsel, wo sie des Schutzes europäischer Mächte sicher waren. Sie suchten allenthalben die chinesischen Colonisten außerhalb China's zu bekehren, und errichteten Schulen, um auf die heranwachsende Generation zu wirken. In diesen Schulen haben, nach einer Angabe, ungefähr 10,000 Knaben Unterricht erhalten. Man wollte nun es versuchen, ob das Missionsgeschäft nicht auch im Innern des Mittelreiches selbst betrieben werden könnte. Gutzlaffs Bestrebungen in dieser Beziehung sind hinlänglich bekannt. Die Reisen dieses talentvollen, muthigen Mannes erregten allgemeines Aufsehen auf dem Continente wie in England. Man glaubte bis jetzt, es sey nicht möglich, in China weiter als bis nach Canton vorzudringen. Nun sah man plötzlich, daß ein einzelner Mann offen als Fremder hin- und herzog längs den nordöstlichen Küsten, sich längere Zeit in den bevölkertsten Städten herumtrieb, und mit den öffentlichen Beamten, so weit es unter diesen Umständen möglich war, so ziemlich gut fertig wurde. Dieß ermuthigte, und man glaubte, neue Hoffnungen hegen zu können für die Bekehrung des früher für unzugänglich gehaltenen Landes. Man schien ganz vergessen zu haben, daß verhältnißmäßig eine große Anzahl katholischer Geistlichen, europäischer und chinesischer Abstammung, im Mittelreiche leben, ohne jedoch bis jetzt in der Bekehrung der Bevölkerung große Fortschritte gemacht zu haben. Es fehlte zwar nicht an Leuten, welche behaupteten, was Gutzlaff ausführte, werde einem Andern nicht möglich seyn; es wäre dieß ein Mann solch unternehmenden, gewandten Geistes und zugleich eines solchen feurigen, muthigen Temperamentes, daß er sich in allerlei Gefahren und Mühseligkeiten stürzen könne, aus welchen ihn seine Gewandtheit schon wieder herausziehen würde; auch möge seine vollkommene Kenntniß der Sprache, seine genaue Bekanntschaft mit dem Volke und sein gleichsam chinesisches Aussehen ihn in den Stand setzen, das zu thun, was kein Anderer nicht unternehmen dürfte. Es gab auch Leute, welche behaupteten, daß die lebhafte Einbildungskraft und das Selbstvertrauen diesen Missionär vermocht hätten, die Dinge glänzender darzustellen, als sie sind, und daß er mehr, was er hoffte und wünschte, denn was er wirklich sah und erfuhr, berichtet habe. Ja, ein Theil der englischen Gemeinde in China ging so weit, zu behaupten, daß die Christianisirung China's unter den vorhandenen Umständen unmöglich und alle Missionsbestrebungen vergeblich seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Aberglauben in Kleinrußland. I.

Die Russen in den Provinzen fangen mehr und mehr an den Schatz der alten Volksideen und Volksmeinungen, in so fern er sich noch in einzelnen Sprachweisen zeigt, auszubeuten. Eine Beilage zur Gouvernementszeitung von Poltawa enthält in dieser Beziehung einige interessante Bemerkungen, aus denen wir namentlich wegen des bekannten aber noch immer nicht gehörig aufgeklärten Wortes Vrucolakas, welches im continentalen Griechenland, und überhaupt in denjenigen Theilen, wohin Slaven drangen, einen Vampyr bedeutet, Einiges anheben. Die ersten Auszüge aus dem genannten Journal liefert die Nordische Biene Nr. 151 v. d. J. Diese betreffen die Worte Zur, Pek und Didko, die sich in einzelnen besondern Redensarten noch finden: Zur war der slavische Gott Terminus, Pek war ein böser Gott bei den illyrischen Slaven, und dieses Stammwort findet sich auch noch in dem Gotte Pripekal, den die Slaven oder Wenden, nach der Angabe christlicher Schriftsteller, in dem bekannten Julin oder Wineta verehrten; Did, oder mit der Verkleinerungssylbe didko, war der Anteros, welcher Haß zwischen Liebenden zu säen bemüht war.

Interessanter, als diese Nachforschungen nach den Spuren der alten Götternamen, ist eine Auseinandersetzung über den Sinn des Wortes Wowkulaka oder Wolkulaka, was dem Vrukolakas der Neugriechen um so mehr entspricht, als l oft in r übergeht, was gerade bei dem Worte wolk oder Wolf der Fall ist, welches bei den westlichen Slaven wek heißt.*) Der Stamm des Wortes wolk, „Wolf," deutet sehr entschieden darauf hin, daß der Wolkulakas dasselbe gespenstische Wesen ist, das wir im Deutschen mit dem Namen Währwolf bezeichnen. Herodot schon erzählt von den Neuren, einem am Dnieper wohnenden Volke, die Sage, daß jeder derselben sich auf einige Tage im Jahre in einen Wolf verwandelt und dann wieder seine natürliche Gestalt angenommen habe. Der Verfasser meint, diese Sage finde darin ihre Erklärung, daß die alten Neuren (Slaven) an bestimmten Tagen den Göttern Menschenopfer gebracht und die geschlachteten Menschen dann verzehrt hätten, wie denn auch unter Wladimir I in Kiew die Slaven das Blut solcher geschlachteten Menschenopfer tranken. Dem sey wie ihm wolle, die Sage vom Währwolf scheint auch bei den slavischen Völkern geherrscht, und bei den in Griechenland eingedrungenen Stämmen sich mit der dortigen Volkssage von den Empusen verbunden zu haben.

Briefe über den Harem Mehemed Ali's an das Damencomité der Gesellschaft zur Beförderung der Erziehung der Frauen im Orient.

(Schluß.)

Schreiben des Hekekyan Effendi an Miß Halliday (jetzt verheurathete Lieder), begleitet von einer Adresse der ägyptischen Prinzessinnen an den Frauenverein zu London.

Cairo, den 7 December 1838.

Bei meiner Rückkehr von Alt-Cairo fand ich Ihren Brief vor. Meine Zeit gestattet mir nicht zu Ihnen zu kommen; ich ziehe daher vor, Ihnen einen langen Brief zu schreiben. Zuvörderst muß ich Ihnen sagen, daß Se. Hoheit den Pascha die Menschenliebe und Pietät der englischen Damen von der Gesellschaft zur Beförderung weiblicher Erziehung im Orient sehr rührte, und er hat Ihrer Hoheit Nazly Hanum

*) Der Verfasser gibt eine ziemlich ungeschickte Erklärung des Wortes Vrukolakas aus dem Griechischen, was aber nicht hindert, daß seine andern Bemerkungen von Interesse sind.

und den andern Prinzessinnen seiner Familie besonders anempfohlen, diesem Beispiele in seinem Reiche zu folgen. Das zinnerne Kistchen, das dabei erfolgt, enthält mehrere Artikel von orientalischen Frauenanzügen und Putzsachen, alle ausschließlich im Harem des Pascha selbst verfertigt, als eine Anerkennung des Dankes für die von der Gesellschaft überschickten Gegenstände. Zugleich erhalten Sie einen Brief der Damen an die Gesellschaft, der ihre aufrichtigen Gefühle ausdrückt, und einen Beleg von den wohlthätigen Wirkungen gibt, welche die Bemühungen und Aufmunterung der Gesellschaft schon hervorgebracht haben. Die blaue Tarka oder Kopfscherfe, von Crêpe eigenhändig gearbeitet von Ihrer Hoheit der Gemahlin von Ibrahim Pascha, war für Ihre Majestät die Königin (von England) bestimmt, da jene, wie der Kadin Kiaia mir berichtet, geglaubt hatte, Ihre Majestät stehe an der Spitze der Gesellschaft. Ich rieth jedoch, daß bloß an Sie der Wunsch zur Uebergabe ausgedrückt werden möge, und daß nichts der Art in deren Schreiben selbst erwähnt werde, indem ich ihr zugleich den eigentlichen Privatcharakter der Sache erklärte, was sie auch vollkommen begriff. Die aus England bestimmten Werke für Mohammed Ali Bey sind mir übergeben worden, mit dem Befehle Sr. Hoheit des Pascha's, daß ich sie in das Türkische übersetzen solle. Wie sich versteht, liegt mir die Pflicht ob, keine Zeit dabei zu verlieren, allein meine vielen anderweitigen Amtsgeschäfte erlauben mir doch nur diese Arbeit in meinen Mußestunden vorzunehmen. Ich hätte gewünscht, die Werke wären in französischer Sprache geschrieben, da sehr viele unserer Araber, die gerade nicht mit Arbeiten überhäuft sind, diese Sprache kennen.

Es ist nicht meine Absicht Ihnen etwas Schmeichelhaftes zu sagen, wenn ich Ihnen versichere, daß man im Harem ungemein zufrieden mit Ihnen ist. Meine Frau erzählt mir, daß die Frauen über die englischen Damen mit Entzücken sprechen, und erklären, daß sie unter allen ihnen jemals vorgekommenen fränkischen Damen an Talent und sittlicher Bildung am höchsten stehen. Welch ein Schade, daß Sie sich mit ihnen nicht unterhalten können! Ich empfehle Ihnen vor Allem die türkische Sprache zu studiren. Sie werden nicht eher wahrhaft Gutes zu stiften im Stande seyn, bevor Sie sich nicht mit ihnen unterhalten können. So lange es Ihnen nicht möglich ist, ihnen Ihre Ideen mitzutheilen, wird es Ihnen nur gelingen, sie im Nähen, Sticken u. s. w. zu unterrichten, folglich nur Händearbeiten, die allerdings auch geeignet sind, späterhin einen Weg zu deren Herzen zu bahnen. Ich kann Ihnen aber auch nicht zu dringend es anempfehlen, äußerst behutsam und besonnen zu seyn.*) Ihr eigener Endserfolg, oder vielmehr der Ihrer Nachfolger, hängt ganz davon ab. Laßt die Frucht nur erst gereift seyn, mag man sie dann abpflücken. Diesen Proceß können Sie nicht so schnell herbeiführen, indem Sie die größtmögliche dazu nöthige Quantität Wärme und Luft darauf auf Einmal concentriren, wofür sonst Jahre verlangt werden; indem Sie so verfahren, können Sie versichert seyn, daß Sie die Pflanze in ihrem Keim ersticken. Dann aber fällt der Tadel auf jene (d. h. die Frauen) nicht zurück, sondern Sie werden sich Vorwürfe zu machen haben, die Ursache des Mißlingens gewesen zu seyn. Ich schreibe Ihnen dieses in dem bilderreichen Style des Orients, und ich hoffe, Sie verstehen meine Meinung. Ich hoffe, Sie werden mir nicht mit der Parabel der Londoner Weihnachtsbirne antworten.

*) Dieß bezieht sich auf die Einführung der Lehren des Christenthums, der große Hauptzweck des Vereins und seiner weiblichen Apostel.

Schreiben der Frauen des Harems Sr. Hoheit des Pascha Mehemed Ali an den Frauenverein zu London. (Wörtliche Uebersetzung.)

Aufschrift: An die hochehrbaren Mitglieder der Gesellschaft, die sich die Mühe gibt und auch die nöthigen Mittel anschafft, um Unterricht und Erziehung unter die Frauen der östlichen Länder zu verbreiten.

Den 13 Tag des Ramajan, 1254.

Zu dieser Zeit haben wir eine Schrift freundschaftlicher Beweise von Eurer Seite empfangen nebst ausgewählten Geschenken unschätzbaren Werthes und von ungemeiner Schönheit und Pracht, die Früchte Eurer ewig tugendhaft beschäftigten Hände während Eurer Ruhestunden.

Eure wohlwollenden Seelen, getrieben in der Fülle göttlicher Frömmigkeit, durch eine Ueberschwänglichkeit des Mitleides und der Liebe für das Menschengeschlecht, gaben in einem hohen Grad ein freudiges Beharren kund, um unter uns, das heißt unter die Gesammtheit des weiblichen Geschlechte, die Aneignung von Unterricht und Erziehung zu befördern, das Glück und die Lebensruhe desselben zum Zwecke habend, und wahrlich, Ihr seyd uns ein Gegenstand der Bewunderung, der Freude und des zu unserer Nachahmung würdigen Beispieles geworden.

Indem wir in der Bewahrung der Unschuld und Reinheit dem liebenswürdigen Beispiel Eurer vortrefflichen Eigenschaften nachfolgen, fühlen wir es auch als eine verbindliche Pflicht — in so weit als der isolirte Zustand, in dem wir leben, es gestattet — uns anzustrengen, die Mittel und Wege anzuwenden, die für das Glück derer nothwendig sind, welche Mütter seyn, welche Familien und Kinder in diesen Landen haben werden, nämlich, daß wir einen Theil der uns von Gott verliehenen Kraft und Mittel verwenden und opfern wollen mit dem Vorsatze, diejenigen von unsern Mädchen zu unterrichten und zu erziehen, deren Wangen mit den Blumen der Jugend blühen.

Ferner erfüllte die Menschenliebe, welche Ihr zu Gunsten des Unterrichts und Erziehung der Frauen in unsern Landen kund gegeben, unsere Herzen mit sanfter Rührung. Euer Beifall über den schwachen Grad von Bemühung und Eifer, die wir demselben Gegenstande widmeten, hat uns aufgemuntert, und wir waren erfreut über die Zeugnisse der Zuneigung, welche Ihr die Gnade hattet uns zu überreichen.

Zum Schluß ersuchen wir, daß es Euch gefallen wolle, als einen Beweis unserer Erkenntlichkeit und Dankbarkeit und den bestehenden Gebräuchen der Freundschaft gemäß die geringfügigen Darbietungen anzunehmen; es sind Gegenstände, welche bei uns in Brauch und die Früchte der Beschäftigungen unserer Freundschaftshände sind. Und wir bitten Gott den Allerhöchsten, daß Ihr für Eure wohlthätigen Arbeiten, das Glück der Frauen in den verschiedenen Ländern des Ostens zu vermehren, ewige Belohnung empfangen möget, und daß dasselbe sich eben so bei Euch erhöhen möge, als es bei ihnen sich erhöhet. Und wir benutzen auch diese Gelegenheit, Euch zu benachrichtigen, daß Eure Botin, die edle Halliday, welche in diesen Landen in Euren Diensten beschäftigt ist, uns wegen ihres seltenen Wissens gefallen, und ihr ausgezeichnetes Betragen den Grundstein der Zuneigung gelegt hat.

Gez.: Die älteste Tochter Sr. Hoheit Nazly Hanum.
Die jüngste Tochter Sr. Hoheit Zeineb Hanum.
Die Frau Sr. Hoheit Ibrahim Pascha.
Die Frau Sr. Hoheit Ibrahim Pascha des jüngern.
Die Frau Sr. Hoheit Tossun Pascha.
Die Frau Sr. Hoheit Abbas Pascha.
Die Frau Sr. Hoheit Ismael Pascha.
Die Frau Sr. Hoheit Ahmed Pascha.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 229.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

17 Auguſt 1839.

Das Holzſchnipfeln der Amerikaner.

Capitän Marryat, deſſen Buch über die Vereinigten Staaten uns noch nicht zugekommen iſt, woraus aber die Journale bedeutende Auszüge machen, theilt allerlei komiſche Züge aus dem Charakter der Amerikaner mit. Eine ſeiner Schilderungen in dieſer Beziehung iſt das Holzſchnipfeln, das namentlich bei den eigentlichen Yankees im Gebrauch iſt:

„Es iſt eine aus der natürlichen Raſtloſigkeit des Amerikaners hervorgehende Gewohnheit, daß er beim Mangel andrer Beſchäftigung mit ſeinem Meſſer an einem kleinen Prügel oder ſonſt an etwas ſchneidet. Einige ſind aus langer Gewohnheit dieſer Beſchäftigung ſo ergeben, daß wenn ſie nicht ein beſonderes kleines Stück Holz haben, ſie an den Rücklehnen der Stühle oder ſonſt irgend etwas, das ſie erreichen können, herumſchneiden. Ein Yankee, den man in ein Zimmer wies, um daſelbſt die Ankunft des Hausherrn abzuwarten, ſchnipfelte faſt den ganzen Kaminmantel weg. Advocaten ſchneiden im Gerichtshof an dem vor ihnen ſtehenden Tiſch, und die Richter an ihrer eigenen Bank. In einigen Gerichtshöfen legt man kleine Holzſtücke vor bekannte Schnipfler, um die Meubles zu ſchonen. Die ſogenannten Down-Eaſters oder Stock-Yankees ſchnipfeln, wenn ſie einen Handel machen, da es die Pauſen ausfüllt, Zeit zum Nachdenken gibt, und noch überdieß die Ausforſchung des Geſichts verhindert, was bei einem Handel zwiſchen Yankees von großer Wichtigkeit iſt. Ich war einſt Zeuge eines Handels zwiſchen zwei Yankees, welche über ein kleines Landgut Handels eins zu werden wünſchten und zum Holzſchnipfeln ihre Zuflucht nahmen. Sie ſaßen auf einem Baumſtamm, etwa drei oder vier Fuß von einander mit abgewendeten Geſichtern, d. h. einer blickte gegen Oſten, der andere gegen Weſten: der eine hatte ein Stück weiches Holz, und ſägte mit ſeinem Federmeſſer daran, der andere hatte einen ungeſchälten Wallnußſtock in der Hand und ſtreifte die Rinde ab. Das Geſpräch lautete folgendermaßen: — „Nun, guten Morgen — und wie ſteht es mit dem Landgut?“ — „Hum! ich weiß nicht, was verlangt Ihr?“ — „Was gebt Ihr?“ — Pauſe, die mit Schnipfeln ausgefüllt wird. — „Ich ſollte meinen, 2000 Dollars ſey ein Haufe Geld dafür.“ — „Ich ſollte meinen, es wird nicht um 3000 abgehen.“ — „Ein ſchöneres und wohlfeileres Landgut liegt auf der Nordſeite.“ — „Das hat aber keine Sonne.“ — „Die Sonne ſcheint überall.“ — „Man hat mir, wenn ich mich recht entſinne, ſchon ſo viel geboten.“ — „Aber aufs Bezahlen iſt ſich nicht immer zu verlaſſen.“ — „Ich denke, dieſer Wallnußſtock ſoll wirklich elegant werden.“ — Kurze Stille, die Meſſer ſind in harter Arbeit. — „Ich meine, dieß iſt der ſchönſte Wallnußſtock, der je aus einem Wald kam.“ — „2500 Dollars in Terminen würde ich daran rücken.“ — „Bei dieſem Preis dürfte der Termin nur ſechs Monate ſeyn.“ — „Der Kauf iſt geſchloſſen.“ Beide ſtehen auf. „Kommt, jetzt wollen wir Eins dazu trinken.“ (let's liquor on it.)

Capitän Marryat führt auch ein Beiſpiel von einem weiblichen Holzſchnipfler auf, die, umgeben von ihren Freiern, auf einer hölzernen Bank ſaß, und während der Unterredung eifrig mit ihrem Federmeſſer daran ſchnipfelte.

Der proteſtantiſche Miſſionär Medhurſt und ſein Wirken unter den Chineſen.

(Schluß.)

Die Directoren der Miſſionsgeſellſchaft in London waren ungewiß, welchem dieſer verſchiedenen Berichte und Meinungen ſie Glauben ſchenken ſollten, und erſuchten deßhalb den beſonnenen, ihnen längſt bekannten Miſſionär auf Java, Hrn. Medhurſt, eine Miſſionsreiſe längs der Nordoſtküſte des chineſiſchen Reiches zu unternehmen, um ihnen über die Stimmung der Beamten des Reichs und über deſſen Bewohner einen getreuen Bericht zu erſtatten. Medhurſt ſollte allenthalben, wo er landete, Bibeln und chriſtliche Tractate austheilen, und das Land in der Abſicht unterſuchen, ob hier ein Feld für Miſſionszwecke ſey oder nicht. Im Sommer 1835 kam Medhurſt nach Canton; er nahm mit Recht Anſtand, ſich zu ſeiner bevorſtehenden Reiſe eines Opiumſchiffes zu bedienen. Welchen Begriff würden die Chineſen von einem Mann Gottes erhalten, welcher in einem

Schiffe kommt, das dem Lande gegen die ausdrücklichen Gesetze des Reiches, des schnöden Gewinnstes willen, das verderblichste Gift zuführt? Es ward deßhalb für diesen Missionsversuch ein eigenes Fahrzeug ausgerüstet, das sich auf dieser Reise aller Handelsgeschäfte, mochten sie heißen wie sie wollten, enthalten sollte. Gegen Ende August fuhr Medhurst auf der amerikanischen Brick Huron von Canton ab und segelte längs der Küsten von Fokien und Tsche-kiang hinauf nach Kiang-su und Schan-tong. Medhurst liefert uns in seinen Tagebüchern einen ausführlichen Bericht über diese Reise, der sich durch seine Einfachheit und Klarheit, so wie durch das offene Geständniß von der Nutzlosigkeit der Bibel- und allerlei andern Bücherverschleuderungen, vor vielen andern Missionsberichten rühmlich auszeichnet. Neue Angaben oder Thatsachen, zur Kenntniß des Landes und seiner Bewohner, haben wir aber nur wenige darin gefunden. Man glaube nicht, sagt der Missionär, daß uns deßhalb die Schriften aus den Händen gerissen wurden, weil die Chinesen sich unterrichten wollten, oder daß sie gar eine Neigung für den Inhalt derselben hätten; es geschah dieß bloß theils aus Neugierde, etwas zu besitzen, was aus der Fremde kommt, theils aus Habsucht etwas zu erhalten, was nichts kostet. Das unwissende, gemeine Volk hatte gewöhnlich gar keine Ahnung davon, zu welchem Zwecke die habsüchtigen Barbaren eine solche Masse Bücher austheilten; man hörte, wenn Medhurst Zeit hatte, seinen Zweck der herbeiströmenden Bevölkerung aus einanderzusetzen, mit Erstaunen, daß die Barbaren des Westens eine neue Religion in China einführen wollten. Die Beamten, wo immer der Missionär mit solchen zusammentraf, stellten dem Missionär ganz ruhig vor, daß China seit vielen Jahrhunderten Confucius und seine Lehren besitze, deßhalb keines andern Weisen bedürfe; sie wollten und brauchten nichts von einem Erlöser, so wenig wie von allen den Geheimnissen, welche in den Büchern enthalten wären, zu wissen. Die Reichsgesetze verböten überdieß schon das Predigen fremder Lehren; man möge doch endlich einsehen, daß man in einem fremden Lande nach seinen Sitten und Gesetzen leben müsse. Sehr interessant sind die Bemerkungen über den Frieden und die Ruhe, die Medhurst allenthalben im Lande vorfand. Die Chinesen werden hier durchgängig, so wie die Serer bei den Alten, als friedliche, harmlose Menschen geschildert. Medhurst sah längs der ganzen Küste des Kreises Schan-tong nirgendwo beim gemeinen Volke ein Schwert oder sonstige Waffen. Die Soldaten führen bloß, wenn sie auf der Wache sind, nicht aber im gewöhnlichen Leben, ihre Waffen bei sich. Man sieht, daß die Chinesen in dieser Beziehung sich besser auf die gesellschaftliche Ordnung verstehen, als dieß in den Staaten Europa's der Fall ist. Der Zustand der Bevölkerung von Schan-tong ward im Allgemeinen sehr gut befunden. Man sah hier nichts von dieser Ekel erregenden Armuth, der man in den andern Theilen des Reiches begegnet. Die Männer sind großentheils stark und wohlgenährt, arbeitsam und ausdauernd; es schien hier Niemand Noth zu leiden, denn man sah keine Bettler. Alle waren rein und niedlich in baumwollene Kleider gekleidet. Tabak rauchen ist eine allgemeine Sitte, und selten traf man Jemand, der nicht mit einer Pfeife, mit Tabak und dem andern nöthigen Zubehör versehen gewesen wäre. Die Frauen sahen aber bei weitem nicht so gut aus als die Männer; sie sind durchgängig häßlich, und haben eine blasse, krankhafte Gesichtsfarbe, welche wahrscheinlich der barbarischen Sitte, die Füße von Jugend auf so zusammenzuschnüren, daß das natürliche Wachsthum gehindert wird, zugeschrieben werden muß. Dieser Brauch stammt verhältnißmäßig aus sehr neuer Zeit; er ward erst gegen das Jahr 934 unsrer Zeitrechnung allgemeine Landessitte. Medhurst und Gutzlaff fanden, so wie alle andern Reisenden in China, das Land sehr bevölkert. Der Taglohn ist deßhalb so niedrig, daß ein Mann, der von Morgens bis Abends arbeitet, kaum 12 Kreuzer unsers Geldes verdient, womit er dann sich selbst, seine Frau und Kinder zu ernähren hat und sicherlich auch nothdürftig ernähren kann. Selbst in dem verhältnißmäßig so theuern Canton kann der Einheimische für ungefähr sechs leichte Kreuzer zu Mittag essen.

Der Missionär besuchte auf seiner Fahrt die zum Archipel von Tschu-schan gehörige Insel Wu-tu oder Buddha, welche bloß von buddhistischen Mönchen und ihren Angehörigen bewohnt ist. Diese Insel gehört zu den herrlichsten dieser Gegenden, die Natur und die Kunst haben hier alle ihre Kräfte aufgeboten, um diesen Ort lieblich und bezaubernd zu machen. Wohin nur immer das Auge blickt, sieht es die schönsten Gegenden, die lieblichsten Thäler und anmuthigsten Hügel, welche mit einer üppigen Vegetation versehen sind. Auf der Insel finden sich eine Menge Tempel und Klöster mit zahlreichen Abbildungen in Holz, Stein und Erz, die verschiedenen Incarnationen Buddha's, die Heiligen und Götter des ganzen buddhistischen Olympus darstellend. Allenthalben schallen den Reisenden die Worte „Amita Buddha," d. h. „Unsterblicher Weise" entgegen. Es scheint nicht, wie schon an einem Beispiele gezeigt wurde, daß Hr. Medhurst, wie doch eigentlich seines Amtes gewesen wäre, ein gründliches Studium des Buddhismus gemacht oder auch nur die von europäischen Gelehrten über diese indische Religion geschriebenen Werke gelesen habe. Das Wenige, was er über diese so merkwürdige Religion berichtet, enthält mehrere auffallende Irrthümer.

Es wurden auch hier die Bücher, welche Medhurst vertheilte, angenommen, aber, wie er offenherzig hinzufügt, Niemand bat darum mit Thränen in den Augen. Es war nur Gutzlaff vergönnt, solch ein Wunder schauen (the people, however, did not solicit our publications, with tears in their eyes, as when Gutzlaff visited the island p. 486). Gutzlaff scheint auch in der That, durch seine lebhafte Phantasie dazu verleitet, die Sachen ganz anders gesehen zu haben, als sie wirklich sind, oder in deren Darstellung sich wenigstens allerlei Ausschmückungen erlaubt zu haben. Ein schlagendes Beispiel kommt hievon in dem Berichte vor, den Gutzlaff über einen Ausflug nach Fokien Hrn. Medhurst mittheilte, und der sich in dessen Werke abgedruckt findet. „Während ich durch das Dorf ging," schreibt Gutzlaff, „hatte ich einige Bücher verschenkt. Als nun die Nachricht, daß ein Ermahner der Welt gekommen sey, unter den Leuten bekannt wurde, so verließ

das Volk, welches mit dem Einernten der Kartoffeln beſchäftigt war, die Arbeit, und eilte gegen uns zu. Viele dankten uns herzlich, nachdem ſie das heilige Buch erhalten hatten, während Andere uns dafür Zuckerrohr zum Gegengeſchenk anboten. Es war ein wahres Feſt für das ganze Thal (!), welches lange fortleben wird in dem Gedächtniſſe der Einwohner. Die Mütter trieben ihre Kinder an, uns nachzulaufen, um ein Buch zu erhalten, damit ſie ihnen daraus vorleſen könnten (!). Was hätte ich nicht darum gegeben, wenn diejenigen, welche die chineſiſche Miſſion unterſtützen, dieſer Tage hätten gegenwärtig ſeyn können! Es war für mich ein wahrer Tag der Freude, und obgleich ich weiß, daß Neugierde der vorzüglichſte Grund dieſer Büchersucht war, ſo bin ich doch überzeugt, daß Gott das Leſen ſeines Wortes auch bei dem bloß neugierigen Leſer ſegnen kann."

Die Londoner Miſſionsgeſellſchaft hat in den letzten dreißig Jahren bloß zwanzig Miſſionäre nach China ausgeſandt, während nach Indien und den Südſeeinſeln mehr denn hundert gegangen ſind. Medhurſt wünſcht, daß auf die chineſiſche Miſſion eine größere Sorgfalt gewendet werden möchte. Es ſeyen, ſagt er, um das Chriſtenthum unter den Chineſen zu verbreiten, zweierlei Gattungen Miſſionäre vonnöthen: die einen mögen in den europäiſchen Colonien, wo chineſiſche Auswanderer leben, ſich ſeßhaft niederlaſſen, während die andern, deren Aufgabe es iſt, das Chriſtenthum in China ſelbſt zu verbreiten, an den Küſten auf- und abziehen, um dort, wenn es möglich iſt, zu lehren; wo nicht, doch wenigſtens Bücher zu vertheilen. Dieſe Leute müßten der chineſiſchen Sprache und der Sitte des Landes vollkommen kundig ſeyn; ſie müßten, mit Muth und Beharrlichkeit ausgerüſtet, immerdar bereit ſeyn, um jede Gelegenheit, die ſich ihnen zur Erfüllung ihres, was ſie ſich nicht verhehlen dürfen, ſchwierigen Berufes darbieten möchte, zu benutzen. Auch ſolle die Arzneikunde zu Hülfe gerufen werden, um vermittelſt der Heilung körperlicher Uebel ſich den Weg zu bahnen zur Heilung der geiſtigen Krankheiten, unter welchen die Bevölkerung leidet. Dieſe ſicherlich von jedem Menſchenfreunde gebilligte Art und Weiſe, das Chriſtenthum unter den Nichtchriſten zu verbreiten, ſoll auch jetzt ſchon ſchöne Früchte getragen haben. Ein gewiſſer Dr. Parker, der zugleich Arzt und Miſſionär iſt, eröffnete zu dieſem Endzwecke im Jahre 1835 ein Hoſpital für Augenkranke zu Canton; ſchon im Jahre 1827 hatte der Arzt der Factorei der oſtindiſchen Compagnie, Dr. Colledge, ein ähnliches Hoſpital in Macao errichtet. Augenkrankheiten ſind nämlich ſehr gewöhnliche Erſcheinungen in den ſüdlichen Provinzen des chineſiſchen Reichs. Es iſt daher natürlich, daß die armen Chineſen, bei der Unwiſſenheit ihrer eigenen Aerzte, wo ſie noch dazu die Cur theuer bezahlen müſſen, ſich zu den europäiſchen Hoſpitälern hindrängen, wo ſie ohne Entgelt aufgenommen, gepflegt und geheilt werden. Das Verzeichniß der als geheilt aus dem Hoſpital des Hrn. Colledge Entlaſſenen enthält mehrere Tauſende, und Hr. Parker hatte im Verlaufe zweier Jahre 3000 Patienten. Ein Chineſe ließ ſich ſelbſt, da man ihm vorſtellte, daß er auf keine andere Art geheilt werden könnte, den ganzen Arm abnehmen — das erſte Beiſpiel, daß ſich ein Bewohner des Mittelreiches freiwillig dazu verſtand, ſich von einem barbariſchen Arzte verſtümmeln zu laſſen. Der Zudrang iſt groß von allen Seiten her, und die chineſiſche Regierung hat Einſicht genug, keinen ihrer Unterthanen zu verhindern, ſich der fremden Hülfe zu bedienen. Dr. Parker war ſo glücklich, einem erblindeten Secretär des Generalgouverneurs von Kuang long und Kuang ſi das Augenlicht wiederum zu geben. Dieſer Secretär, welcher, wie man ſich leicht denken kann, ein Mann von literäriſcher Bildung war, dichtete ein Lied zur Verherrlichung ſeines Wohlthäters. Dieſes Hoſpital wird großentheils durch Subſcription von der engliſch-amerikaniſchen Gemeinde zu Canton erhalten. Sämmtliche Miſſionäre, ſagt Medhurſt, ſollten wenigſtens etwas von der Arzneikunde verſtehen, die in ihrem ſchwierigen Berufe gewöhnlich mehr nützt, als alle theologiſche und linguiſtiſche Gelehrſamkeit.

Ueber die Reformen in der Türkei.

Marine.

(Schluß.)

Das Bild, das der Verfaſſer von der türkiſchen Flotte macht, iſt traurig genug. Man wird, ſagt er, von Bewunderung ergriffen, wenn man die prachtvollen Schiffe ſieht, welche die Flotte des Sultans bilden. Keine europäiſche Macht hat eine ſchönere Maſſe von Schiffen jeder Größe, und die Illuſion, die man ſich beim erſten Anblick über ihren wirklichen Werth machen muß, dauert bei dem Beobachter einige Zeit lang, indem ein nothwendig langſames Studium ihrer inneren Organiſation dazu gehört, um von dem erſten Eindruck zurückzukommen. Allein die Türken ſelbſt haben die Ueberzeugung, daß ihre Flotte nicht nur der europäiſchen, ſondern auch der ägyptiſchen Marine nachſteht, wie folgendes Beiſpiel beweiſt. Mehemed Ali kam im Jahre 1837 mit zwei Linienſchiffen und drei Fregatten nach Candia; ſobald man es in Konſtantinopel erfuhr, ſchlug man der Pforte vor, dieſe Gelegenheit zu ergreifen, dem Kapudan Paſcha, der damals mit einer dreimal ſtärkern Flotte im Meere war, den Befehl zu geben, den Paſcha nach Europa zu bringen. Der Streit zwiſchen der Türkei und Aegypten hätte damit ein Ende gehabt, denn Ibrahim Paſcha hatte das Reich ſeines Vaters nicht erhalten können. Als dieſer Vorſchlag dem alten Seraskier Chosrew gemacht wurde, antwortete er: unſer Admiral hat dreimal mehr Schiffe, als der Paſcha, und wir könnten ihm leicht noch eine gleiche Anzahl ſchicken, allein unſere Flotte iſt nicht im Stande ſich mit der ägyptiſchen zu ſchlagen. Der Plan iſt gut, und könnte die entſcheidendſten Folgen haben, allein die Unfähigkeit unſerer Marineofficiere macht ihn unausführbar.

Die gute Conſtruction der türkiſchen Schiffe datirt von der Regierung von Abdul Hamid, Vater des Sultans, der einige Jahre vor der Revolution franzöſiſche Marine-Ingenieurs kommen ließ. Sein Nachfolger, Selim III, verfolgte denſelben

Plan, und zur Zeit der französischen Expedition nach Aegypten besaß die Türkei den schönsten Dreidecker in der Welt. Damals wurde auch von einem schwedischen Ingenieur Rhodez das Ausbesserungsbassin gebaut, das die Kenner höher halten, als das in Toulon. Unter der gegenwärtigen Regierung hat die Marine noch weitere Fortschritte gemacht, aber nur in materieller Hinsicht. Man hat die Werften vermehrt, Casernen für das Personal gebaut, die Marinesoldaten uniformirt, eine Seeschule gebildet, und arbeitet an der Gründung einer zweiten, ehe die erste im Gange ist. Es fehlt bei dem allem nichts als eine intelligente Leitung und in den Schulen nichts als Schüler, Professoren, Bücher, Instrumente und guter Wille. Dieser letzte wird am schwersten zu erhalten seyn. In wissenschaftlicher Hinsicht ist die türkische Marine noch immer, was sie unter den früheren Sultanen war, und im ganzen türkischen Reich gibt es Niemand, als den ehemaligen Großadmiral Tahir Pascha, der ein Schiff zu commandiren weiß, allein sein Talent geht nicht über das Manövriren einer Division. Er war früher im Dienst von Algier, später in dem von Aegypten, wo er ein Linienschiff unter sich hatte, allein man wendet dieses Phänomen jetzt bei der Landarmee in Kleinasien an.

Ehe die letzten Reformen eingeführt wurden, war das Verfahren bei Ausrüstung der Flotte folgendes. Die Admiralität machte jährlich die Zahl und die Größe der Schiffe, welche auslaufen sollten, bekannt, und Jedermann konnte sich um das Commando bewerben; man brauchte dazu keineswegs Seemann zu seyn, sondern nur besser zu bezahlen, als seine Concurrenten. Wenn die Anbote der Capitäne angenommen waren, wurden diese in Besitz der Schiffe, die jedem bestimmt waren, gesetzt, und die Admiralität schickte einen Theil der nöthigen Mannschaft auf jedes; z. B. ein Linienschiff von 74 Kanonen braucht 720 Mann, dazu schickte die Admiralität 20 Arbeiter (Zimmerleute, Segelnäher u. s. w.) aus dem Arsenal, ferner 16 Steuerleute, gewöhnlich Malteser, ehemals kriegsgefangene Sklaven; aber seitdem die Insel englisch ist, werden sie von der Pforte in Sold genommen, etwa 60 griechische Matrosen zum Manövriren der Segel, 80 Kanoniere, endlich etwa 100 Marinesoldaten (Galeontschis), welche die Garnison am Bord bildeten. Der Rest der Equipage, d. h. mehr als die Hälfte, wurde von dem Capitän selbst angeworben, oder wenn sich Niemand anbot, gepreßt, wobei man sich auf folgende Art benahm. Die Garnison des Schiffes vertheilte sich in Trupps von 10 bis 12 Mann in der Nähe von frequenten Orten, und führte die Vorbeigehenden aufs Schiff, wo sie vor eine Commission von Officieren gebracht wurden; wenn sie sich bereitwillig erklärten, zu dienen, so wurden sie eingeschrieben, und ihr Sold und ihre Rationen liefen vom Tage an, weigerten sie sich, so bekamen sie die Bastonnade, außer wenn sie sich loskauften. Der Ertrag dieser Abfindungen entschädigte den Capitän für einen Theil der Summe, die er für sein Commando bezahlt hatte. Dieß dauerte bis zu dem Augenblick, wo der Admiral den Tag angab, an welchem die Flotte auszulaufen habe; von diesem Moment an wurde kein Abfinden mehr gestattet, und man behielt alle, die an Bord gebracht worden, fähig oder unfähig, bis die Zahl der Mannschaft voll war. Daher waren auch die türkischen Kriegsschiffe kaum im Stande, als Transportschiffe zu dienen. Seit der Reform aber wird das Commando nicht mehr öffentlich versteigert, sondern nach Gunst vertheilt, was nicht viel besser ist. Die Matrosenpresse dauert noch fort, wird aber etwas anständiger getrieben.

Miscellen.

Erprobung des Verfahrens der Thags in England. Die Litterary Gazette vom 27 Julius enthält Auszüge aus den Selbstbekenntnissen eines Thags, die, freilich mit manchen Abwechslungen, aber doch immer nur dieselben Mordgeschichten enthalten. Ein öffentlicher Beamter in einem Bureau vertiefte sich so sehr in diese Erzählung, daß er gar zu gern einen Versuch gemacht hätte, ob denn die eigenthümliche Art von Schlinge, wie sie die Thags anwenden, das Rumal, wirklich so augenblicklich den Tod herbeiführe. Er bewog einen der jüngern Angestellten die Probe mit sich machen zu lassen, sie gelang aber so völlig, daß der Unglückliche beim ersten Anziehen der Schlinge strangulirt zu Boden fiel, daß es fünf Minuten brauchte, um ihn wieder zum Leben zu bringen. Den Schrecken des Thag-Dilettanten kann man sich denken.

•

Eichenholz zum Schiffsbau. Nach dem Berichte der sogenannten Commissioners for Land Revenue in England enthält ein Linienschiff von 74 Kanonen etwa 2000 Tonnen Holz, wozu 2000 Bäume von 75 Jahren erforderlich sind. Da nicht mehr als 40 Eichen, die eine Tonne Holz geben, auf einem Acre Wald stehen, so muß also aus 50 Acres Wald das taugliche Holz genommen werden, um ein 74 Kanonenschiff zu bauen. (Engl. Bl.)

•

Journal für Blinde. Bei der Versammlung der englischen Naturforscher zu Bristol wurden unter Anderem auch erhabene Lettern gezeigt zum Unterrichte der Blinden. Jetzt ist (bei Simpkin und Marshall in London und Moron in New-York) die erste Nummer eines Magazins erschienen, das 10 Seiten enthält und nur 6 Pence kostet. (Litterary Gazette vom 3 August.)

•

Sarg eines Templers in Paris. Wir haben kürzlich (s. Nr. 225) die Auffindung eines Templergrabes erwähnt; der Sarg ist jetzt geöffnet, und enthielt wirklich die Leiche eines Tempelritters; seine Form ist sonderbar, indem er an den Füßen sehr schmal ist, dann sich bis an die Schultern sehr erweitert, beim Hals verengert und am Kopf wieder erweitert, so daß er fast wie ein bleierner Mantel gestaltet ist. (Echo du Monde Savant vom 7 August.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 93 u. 94** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Luther in Frankreich.** — **Der Wanderer.** (Fortsetzung.) — **Philarete Chasles, über die gegenwärtige englische Literatur.** (Schluß.) — **Die Heimkehr des Schloßherrn.** Von Emile Deschamp.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 1 fl. für diejenigen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 230.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

18 Auguſt 1839.

Die Kalmücken an der Wolga.

Die Ruſſen ſind gegenwärtig faſt die einzigen, welche uns Nachrichten liefern können über das weite Gebiet von der Wolga und dem Jaik bis hinein in die Dſungarei, und ſie ſind auch in vieler Hinſicht geeigneter hiezu, als flüchtige Reiſende, da ſie ein hiſtoriſches und ein politiſches Intereſſe haben, ſich mit den Verhältniſſen jener nomadiſchen Völker zu beſchäftigen, von denen die größten Weltſtürme ausgegangen ſind, und deren ſchwache, noch in Rußland befindliche Reſte ſich zum Theil aus den Zeiten der letzten Weltſtürmer, Dſchingis-Khan und Timur, herſchreiben. Zwar haben ſie für Rußland nicht mehr das hohe politiſche Intereſſe, wie die mit den mongoliſchen Völkern nach Europa gedrungenen turk-tatariſchen Stämme (ſiehe: Rußland als aſiatiſche Macht Nr. 224), aber doch muß die ruſſiſche Regierung auf die Bewegungen dieſer Wanderhorden wegen ihrer mannichfachen Verhältniſſe zu China ein aufmerkſames Auge haben. Das Nachfolgende iſt von einem Profeſſor an der Univerſität Kaſan, Namens Alexander Popow, mitgetheilt und in das Journal des Miniſteriums der Volksaufklärung (April 1839) eingerückt worden.

Als ich die Reiſe zu den Ulusſen (Stämmen) der Kalmücken unternahm, ſetzte ich mir als Zweck vor, die Sitten, Gewohnheiten, Religion und namentlich auch die Sprache derſelben in Vergleich mit denen ihrer Stammgenoſſen, der Mongolen, zu unterſuchen. Eine ſolche Unterſuchung mußte nothwendig uns zur Erkenntniß deſſen führen, was dieß Volk in der Fremde von ſeinem urſprünglichen Beſitzthum bewahrt hat, und was es Neues von ſeinen Nachbarn eintauſchte, da es natürlich durch örtliche Verhältniſſe Manches aufgeben mußte, und auch durch die Länge der Zeit und die Weite des Raumes, die es von ſeiner Heimath trennten, Manches vergaß. Hier beſchränke ich mich nur auf den allgemeinen Zuſtand der Kalmücken, mit Hinweiſung auf die wichtigſten Regenten, deren Gewalt unaufhörlich von einem auf den andern überging; eine genaue Ausführung dieſes Gegenſtandes aber erfordert eine lange, mühſelige Arbeit, die ich jedoch mit der Zeit noch zu Stande zu bringen hoffe.

Bekanntlich haben im 17ten Jahrhundert innere Uneinigkeiten und Kämpfe in der Dſungarei viele Fürſten genöthigt, ihr Vaterland zu verlaſſen, und Abenteuer oder eine ruhige Aufnahme in fremden Reichen zu ſuchen. Einige derſelben, ermüdet vom Kampfe mit ihren Stammgenoſſen und den an den innern Kämpfen Theil nehmenden Chineſen, begaben ſich unter die Herrſchaft Bogdo-Khans, andere verbargen ſich bei den Turkeſtanern, und einer von ihnen, der Beherrſcher der Torgout, Namens Cho-Urluk, zog mit ſeinen ſechs Söhnen und 50,000 ihm unterworfenen Kibitken, gegen die damals erſt ſich erhebenden ſibiriſchen Städte, und griff dieſe an; da aber ſeine Einfälle mehrmals nicht glücklich ausſchlugen, ſo zog er, nach den Erzählungen der Kalmücken, im Jahre 1630 aus, um ſein Glück am Ural zu verſuchen, und unterwarf auf dem Wege die Tataren von Tſchandulus, die Nogaier, die Chatai-Kiptſchaker, die Malibaſchen u. a. ſeiner Herrſchaft; dann kam er an die Ufer der Wolga, wo er ſich, wie es ſcheint, einige Zeit ruhig verhielt. Indeß langweilte ihn bald das unthätige Friedensleben, und er machte neuerdings Raubzüge: ſeine unerſättliche Habſucht verlangte nach Beute, die benachbarten Tataren aber, die durch ſeine Plünderungen ſchon verarmt waren, genügten ihm nicht mehr. Er wandte ſeine Aufmerkſamkeit auf das reiche Aſtrachan, und beſchloß, ſich der Schätze deſſelben zu bemächtigen; hier aber verließ ihn das Glück. Die muthigen Aſtrachaner ſchlugen die Kalmücken tapfer zurück, und dieſe verloren in dem blutigen Kampfe ihren Anführer und viele ſeiner Verwandten.

Der ruſſiſche Hof, damals durch die politiſchen Angelegenheiten des Weſtens in Anſpruch genommen, ergriff keine entſcheidende Maßregeln zur Bezwingung dieſer unruhigen Gäſte, und bemühte ſich, ſie durch gütliche Vorſchläge zur Ruhe zu bringen. Nach dem Tode Cho-Urluks fiel die Herrſchaft über die Torgouten an ſeinen älteſten Sohn Schukur-Daitſchin, welcher der ruſſiſchen Regierung durch ſeine Geſandten vorſchlug, ſich ihr zu unterwerfen, und im Jahre 1655 auch ein ſchriftliches Document einſandte, das den Unterthaneneid (schert) enthielt. Ihm folgte ſein Sohn Punzuk, der das Gleiche that, und unter deſſen Regierung der Fürſt der Choſchouten Kundelün-

Ubaschi mit 3000 Kibitken in die Steppen an der Wolga kam, und sich als Vasallen des Khans der Torgouten anerkannte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Reformen in der Türkei.

(Von Mr. d'Aubignosc.)

Justiz.

Unter allen Zweigen der Verwaltung ist die Justiz am wenigsten durch die Reformen des Sultans modificirt worden; es ist auch der, welcher am schwersten anzugreifen ist, da die Basis der türkischen Gesetzbücher auf dem Koran beruht. Seit der Zeit des Khalifats hatten die Muhammedaner zwei Arten von Justiz: die regelmäßige, welche nach dem geschriebenen Gesetz ertheilt wird, und die Prevotaljustiz, welche durch Delegation der souveränen Macht ausgeübt wurde. Die erste wird von einer privilegirten Corporation von Rechtsgelehrten verwaltet, welche in der Türkei den Namen Ulema führt, und die kirchliche und richterliche Hierarchie in sich vereinigt. An ihrer Spitze stehen der Mufti, der Scherif von Mecca und Medina, die beiden Großrichter von Asien und Europa u. s. w., und so herab bis auf die Priester der Moschеen und der einfachen Dorfrichter. Die Prevotaljustiz dagegen ist in Händen der Administration, und gewisse Stellen geben das Recht zu ihrer Ausübung. Dieser letzte Punkt ist der einzige, in welcher die Justiz reformirt worden ist. Vorher wäre schwer anzugeben gewesen, wie viele Stellen das Recht über Leben und Tod gaben. Nicht nur der Großwessier, der Kapudan Pascha und alle Paschas der Provinzen übten es aus, sondern auch eine Menge von Beys, von Gouverneurs einer Stadt, von Civil- und Militärbeamten. Die Zahl der Köpfe, welche unter der Willkür dieser Menge von Beamten fielen, ist unberechenbar; es sind kaum 21 Jahre verflossen, seitdem Commandanten von Detaschements, die man gegen Aufrührer ausschickte, die männliche Bevölkerung ganzer Dörfer in Bosnien, Servien und an den Donauprovinzen spießen, köpfen oder verstümmeln ließen. Mahmud hat das Prevotalrecht auf eine sehr geringe Anzahl von Beamten beschränkt, und erlaubte auch ihnen keine Willkür in seiner Ausübung, so viel er sie verhindern kann, und die geringe Zahl von Hinrichtungen, die in Konstantinopel vorkam, beweist seinen Geist von Milde. Im Sommer 1837 wurde ein Grieche von einem Muhammedaner im Ehebruch mit seiner Frau entdeckt: er hätte ihn sogleich tödten können, allein da er noch mehr fanatisch als eifersüchtig war, so wollte er ein öffentliches Beispiel, und überlieferte die Schuldigen dem Kadi. Dieses Ereigniß machte großen Lärm. Der Sultan wollte die Gelegenheit benutzen, die in solchen Fällen herkömmliche Strafe zu mildern, aber der Mann war unerbittlich, ergoß sich in Klagen über die Verletzung des Gesetzes, und man mußte nachgeben. Die Schuldigen wurden gehenkt. Diese Hinrichtung und die eines Domestiken, der seinen ehemaligen Herrn, einen angesehenen Ulema, in der Moschee erstochen hatte, waren die einzigen, welche der Sultan zwischen dem October 1836 bis zum Mai 1838 genehmigte. Bei dieser letzten Gelegenheit wurden die Vorrechte der Ulemas verletzt; sie hatten sich feierlich versammelt, den Verbrecher zu verurtheilen, aber der Seraskier, der in Konstantinopel commandirte, bemächtigte sich desselben, und ließ ihn enthaupten, ehe die Ulemas sprechen konnten; sie klagten beim Sultan, und verlangten Satisfaction, allein der Seraskier war Schwiegersohn des Sultans, und man hielt seine Autorität gegen die der Kirche aufrecht. Von diesem Tage an war sichtbar, daß die Macht der letztern gesunken sey, denn früher hatte keine militärische Behörde der friedlichen Versammlung der Ulemas zu widerstehen gewagt.

Uebrigens hat man an einem neuerlichen Beispiele sehen können, daß das Prevotalsystem nur durch den persönlichen Charakter des Sultans gemildert worden ist, und diese Aenderung noch keine Wurzel in der Nation gefaßt hat. Als der Sultan im Frühjahre eine 1837 eine Reise in die nördlichen Provinzen unternahm, so fürchtete er, daß seine Entfernung alle Hoffnungen und Plane wieder beleben, und den Feinden der Reform Gelegenheit zu einem Aufstande geben könne. Er ernannte daher eine Art von Regentschaft unter der Präsidentschaft von Pertew Pascha, dessen Fähigkeit und Festigkeit er kannte. Der Sultan hatte auch Konstantinopel kaum einen Monat verlassen, als die Partei der Janitscharen einen Versuch machte, sich ihres alten Einflusses wieder zu bemächtigen. Fünfzig von ihnen versammelten sich bei einem angesehenen Mann aus ihrer Mitte in dessen Hause, einem großen, roth angestrichenen Gebäude, von dem ihre Verschwörung die des rothen Hauses heißt. Dieses lag am Thore von Galata, in der Nähe der europäischen Vorstadt Pera, von wo die Verschwornen im Nothfall sich auf das Land flüchten konnten. Sie wurden aber verrathen, und in derselben Nacht, in welcher der Aufstand ausbrechen sollte, öffnete der Verräther unter ihnen die Thür den Truppen, mit denen das Haus umgeben war. Drei der Hauptführer, welche in einem Saal unten berathschlagten, wurden sogleich niedergehauen, die übrigen ergaben sich, wurden weggeführt, und nie wieder gesehen. Man erfuhr später, daß sie in derselben Nacht in den Bosporus geworfen worden waren. Dieses Ereigniß machte wenig Aufsehen, und wurde bald wieder vergessen, beweist aber, daß die Prevotaljustiz der türkischen Administration noch nicht fremd geworden ist.

Die Civiljustiz kann in der Türkei von Niemand legal ausgeübt werden, als von Mitgliedern der Ulemas, welche sich durch das Studium des Koran dazu vorbereitet haben. Allein dieser ist durch zahllose Commentare verdunkelt worden, so daß seine Interpretation keineswegs gleichförmig ist, um so mehr, als die Aussprüche berühmter Rechtsgelehrten ihrerseits Autorität bilden; daher die Nothwendigkeit, seine Klage oder Vertheidigung nicht nur auf den Text des Gesetzes, sondern auch auf die Meinungen der Gelehrten zu stützen. Ein Beispiel wird am besten die Lage der Sache zeigen. Der Centralpunkt des Corps der Ulemas ist Konstantinopel, an seiner Spitze steht der Mufti, und ihm zur Seite die Großrichter von Asien und von Europa. Diese drei Richter gelten fast für infallibel

bei den Gläubigen. Nun gibt es in der Türkei keine Advocaten, Procuratoren u. ſ. w., und wer einen Proceß anfängt, ladet ſeinen Gegner ganz einfach vor den Kadi; beide erſcheinen am beſtimmten Tage, und der Kläger bringt ſeine Sache vor. Beide kommen allein, oder ſind nur von ihren Zeugen begleitet. Nun hat aber der Kläger verſucht, ſeine Sache durch eine Conſultation ſicherer zu machen, und hat dazu den Fall ſchriftlich aufgeſetzt, und endigt ſeine Schrift immer mit der Frage: Hat der Kläger Recht oder Unrecht? Dieſe wird nun von ihm bei einem jener drei Oberrichter niedergelegt, und nach drei Tagen erhält er die Antwort, die immer prächtig lautet, da er natürlich ſeine Sache ſo dargeſtellt hat, daß er Recht zu haben ſcheint. Der Angeklagte hat aber ſeinerſeits dasſelbe gethan, ſeine Schrift bei einem andern der Oberrichter niedergelegt, und ebenfalls eine günſtige Conſultation erhalten. Jeder bringt nun ſeine Schrift dem Kadi, der nicht wagt, zwiſchen zwei ſo großen Autoritäten zu entſcheiden, und daher beide bei Seite legt, und nach Gutdünken richtet. Dazu kommt noch ein anderer Umſtand, welcher oft Gelegenheit zu Willkür in der Ertheilung von Juſtiz gibt. Es kommt oft vor, daß der Sultan Geſetze erläßt, welche nicht mit dem Koran übereinſtimmen, und da er Khalife und dabei unbeſchränkter Herr iſt, ſo darf der Kadi nicht verſuchen, im Gegenſatz gegen ſie zu entſcheiden, ſo lange auf die Ausführung der Ordonnanz geſehen wird. Aber dieſe fallen gewöhnlich bald in Vergeſſenheit, und dienen dann nur dazu, dem Kadi zwei ſich widerſprechende Geſetze in die Hand zu geben, zwiſchen denen er willkürlich wählt. Doch muß man aus dieſer falſchen Lage, in der ſich die Richter befinden, nicht ſchließen, daß ſie im Allgemeinen verkäuflich oder willkürlich ſeyen, und die Ulemas haben im Ganzen den Ruf einer großen Unbeſtechlichkeit.

Jedes Mitglied des Corps der Ulemas genießt zwei große Vorrechte: es kann weder mit dem Tode, noch mit Confiscation ſeiner Güter beſtraft werden, und die Regierung hat keine andere Macht über ſie, als daß ſie ſie entſetzen und verbannen kann. Man ſagt zwar, daß ehemals die Ulemas in einem marmornen Mörſer zerſtampft worden ſeyen, und man ſieht im zweiten Hofe des Serails einen großen, ſteinernen Mörſer, der nach der Tradition dazu beſtimmt war, allein die Geſchichte liefert kein Beiſpiel, daß dieſe Strafe je in Anwendung gebracht worden wäre. Die Ausnahme von der Confiscation war die Haupturſache des Reichthums und Einfluſſes des Corps der Ulemas, und die großen Familien hatten ſeit der Errichtung des türkiſchen Reichs die Gewohnheit, ihren älteſten Sohn zum Ulema erziehen zu laſſen, um ſo ihr Erbe zu ſichern. Dieß erklärt z. B., wie zwei Familien, welche faſt die Hälfte des Grund und Bodens von Anatolien beſaßen, ihre ungeheuern Güter bis auf die Zeit der Reformen des Sultans behalten konnten. Eine derſelben, die von Cara Osman Oglu, welche ihren Sitz in Magneſia hat, konnte im Jahre 1790 bei der Verwüſtung von Morea 20,000 griechiſche Familien auf ihre Domänen aufnehmen. Wenn daher ehemals ein Ulema dem Sultan durch ſeine Macht und Reichthümer gefährlich zu werden ſchien, ſo wendete die Pforte ein Mittel an, durch welches es ihr bisweilen gelang, ſich ſeiner zu entledigen. Man zeigte ihm alle Art von Vertrauen, zog ihn in den größten Angelegenheiten zu Rathe, machte ihm die koſtbarſten Geſchenke, und bot ihm am Ende große Stellen oder Geſandtſchaften an, die er allein gehörig verwalten könnte. Wenn man ihn dahin brachte, eine Stelle anzunehmen, ſo war er verloren, denn dadurch trat er aus dem Corps der Ulemas aus und verlor deſſen Vorrechte. Ich habe nicht erfahren können, welcher Mittel ſich der Sultan bedient hat, um die Macht ſeiner großen Vaſallen in Kleinaſien zu brechen, und ihre ungeheuren Domänen zu vermindern; allein die Erben dieſer alten Familien, namentlich der von Kara Osman Oglu, ſind gegenwartig nichts mehr als reiche Privatleute, welche keinen andern Schutz mehr haben, als den, deſſen alle Unterthanen des Sultans genießen.

Chronik der Reiſen.

Capitän Th. Skinners Reiſen in Vorderindien, von Calcutta am Delta des Ganges bis Gangotri, unfern ſeiner Quelle im Himalaya.

(Mitgetheilt von L. Manſchgo.)

Die Reiſen des Capitäns Th. Skinner bieten eine ſo große und anziehende Mannichfaltigkeit, daß eine klare und leicht überſchauliche Zuſammenfaſſung ihrer Hauptmerkwürdigkeiten der Aufmerkſamkeit eines größern gebildeten Publicums nicht unwerth ſeyn dürfte. Gute Reiſeſchilderungen ſind, wie bekannt, viel anſchaulicher und anziehender, als gute Lehrbücher der Erdkunde, und ſelbſt C. Ritters großes, verdienſtvolles Werk über Aſien gibt wenig Auskunft über die naturhiſtoriſch und romantiſch intereſſanten höhern Gebirgsgegenden am Ganges.

Capitän Th. Skinner entwickelt in der Vorrede zu ſeinen werthvollen und anziehenden Reiſeſchilderungen, die unter dem Titel: Excursions in India and a walk over the Himalaya Mountains to the sources of the Jumna and the Ganges, in der zweiten Auflage zu London und unter dem Titel: Major Thomas Skinners Streifereien in Oſtindien u. ſ. w., 2 B., 1837, in Leipzig überſetzt*) von Dr. Steger, erſchienen ſind, folgende Gründe ihrer Veröffentlichung: „Bei meiner erſten Ankunft in Indien war ich ergriffen von dem romantiſchen Schimmer, welcher jedem Gegenſtand eigen ſchien: der blinkende Strom mit ſeinen mannichfaltigen, maleriſchen Schiffen von dem rohen mit Stroh gedeckten Boot an bis zur goldglänzenden Staatsbarke, die ſchönen Palmen und die Dörfer, welche ſie beſchatten, die Stille der Pagoden, die Menſchen und die Thiere, deren Anſehen mir ſo neu war, und der würzige Wohlgeruch, welchen die Gewächſe verbreiten. Jede Scene, die ich vor mir hatte, ſchien mir eine Art von Wichtigkeit zu haben. — Mit dem großen Vergnügen, welches ich bei der Beachtung ſo außerordentlicher und ſtaunenswerther Schönheiten gefühlt, möchte ich auch Andere unterhalten, welche nicht ſo glücklich ſind Augenzeugen zu ſeyn von ſolcher Pracht.“

*) Die etwas flüchtige und ſchwerfällige Ueberſetzung hat die Vorrede des Originals ganz übergangen, und manche ſtörende Fehler unberichtigt gelaſſen.

Wir waren, beginnt Capitän Th. Skinner, beſehligt uns von Calcutta auf dem Ganges nach Dinapore *) zu begeben. Da aber um dieſe Jahreszeit, es war anfangs Februar, der ſeichte durch Alligatoren gefährliche Hoogly in ſeiner obern Gegend mit großen Booten nicht zu befahren war, mußten wir die traurigen und moraſtigen Sunderbunds paſſiren. In ihrem hohen Gras und Wald oder Jungle hauſen in Menge wilde Thiere, beſonders Tiger und Eber. Uebrigens ſind die durch Schlammanſatz entſtandenen Inſeln durch ihren üppigen und herrlichen Baumwuchs zum Holzmagazin der Hauptſtadt beſtimmt.

Jeder Officier von unſerer Mannſchaft beſaß eine Art Arche mit verſchiedenen Thieren, mit Pferden, Ziegen, Schafen, Hühnern u. dgl., mit Frauen und Kindern unterſchiedener Geſtalt, Farbe und Kleidung, mit Wagen und Palankinen u. ſ. w. Demnach beſtand unſere Flotte aus wenigſtens 500 Booten mannichfacher Art, von dem ſechzehnruderigen Schiff an bis zum kleinſten Fahrzeuge dieſes Stromes. Die Boote folgten alle in der Ordnung wie Compagnien, jede Abtheilung mit ihrer eigenen Flagge, ſo daß das Hoſpitalſchiff mit ſeiner breiten, ſchwarzen Wimpel den Nachtrab bildete.

Wir liefen in den Folley-Canal ein, der die Hauptſtadt mit dem Ganges verbindet, und fanden ihn ſehr belebt, man kann ſagen mit Schiffen bedeckt. Weiterhin konnte nur immer Ein Schiff dem andern folgen. Ueber die Ufer, welche eben nicht dicht bevölkert waren, warfen üppige Bambus ihren Schatten, ſie wölbten ſich gleich Trauerweiden anmuthig über das Waſſer. Die Dörfer dieſer Gegend beſtehen meiſt aus Binſenhäuſern oder Hütten, welche Piſang- und Palmbäume umgrünen.

Erſt nach zwölf Tagen konnten wir der lockern Ufer wegen landen. Wenn wir ankerten, was in dichten Gruppen und ſo nahe als möglich geſchah, hatte unſere Flotte das Anſehen eines ſchwimmenden Dorfes, oder wie die Dörfer am Nil zur Zeit ſeiner Frühlingsüberſchwemmungen ausſehen.

Wir kamen nach Comercolly, wo eine ſehr ausgedehnte Seidenmanufactur viele Arbeiter beſchäftigt. Die Fahrt ging nur langſam, wir mußten die Boote ſogar ziehen laſſen, machten alſo in Einem Tage nur drei oder vier engliſche Meilen. Bei dem Dorfe Jellinghy liefen wir in den damals ſchmalen Ganges ein. Die Landſchaft von dem hübſchen Dorfe Bogwangola bis zu den blauen Bergen bei Rajmahal iſt anziehungslos und öde, die Waſſerfahrt wegen der vielen Untiefen und Stromwendungen ſehr langweilig. Manchmal blieben wir an einem Ufer ſtecken, das ſo locker und hoch war, daß wir Mühe hatten es zu erklimmen, und oben fanden wir den Boden von ſo hohem Geröhre bedeckt, daß wir nicht im Stande waren uns einen Weg hindurch zu bahnen. Aber noch ſchlimmer ging es uns, als wir wegen ſeichter Stellen oft durch das Waſſer waten oder uns durchtragen laſſen mußten.

Höchſt willkommen war uns die ſchöne Gegend um Rajmahal oder Radſchamahal, wo der Ganges die letzten Waſſerfälle bildet, indem er aus dem Hügelland in die Ebenen von Bengalen übergeht und hier das Land eine ganz andere Geſtalt gewinnt. In dem heißen Bengalen tragen die Menſchen, wie der Boden und ſeine Erzeugniſſe, das Gepräge des ſüdlichen Klima's, die Menſchen ſind dort nicht nur ſchwärzlich von Farbe und weibiſch von Anſehen, ſondern reden auch eine andere Sprache. *)

Wir paſſirten mehrere unſerer ſchwimmenden Küchen oder eigentlich Küchenboote, die kleinſten und langſamſten Fahrzeuge, ein, indem ſie untergingen. Schon anfangs April regten ſich die heißen Winde, welche nicht nur Hitze brachten, ſondern auch Staubwolken aufwirbelten und unſere Schiffe heftig ſchüttelten. Demnach ſah der Erdboden bald dürr wie eine Wüſte aus, die Bäume verdorrten, Teiche und Seen trockneten aus und die Menſchen glichen ekelhaft hagern Faliren. Unſere Cajüten wurden heiß wie Backöfen.

Anfangs Junius hörten die heißen Winde auf und es folgte ihnen ein erfriſchender Regen, welcher gegen zwei Monate anhielt. Wir kamen nach Monghyr, eine von 20,000 Menſchen bevölkerte feſte Stadt der Provinz Bahar mit berühmten Eiſenarbeiten. Einen Monat ſpäter trafen wir in der Hauptſtadt Patna ein, wo die am Ghaut oder auf der Ufertreppe des Ganges verſammelte Bevölkerung eben badete und ein ſehr belebtes Schauſpiel darbot. **)

Nicht weit von Patna am ſüdlichen Gangesufer aufwärts liegt die wichtige Militärſtation Dinapore oder Dinapur mit 50,000 Einwohnern. Nach einem längern Aufenthalt daſelbſt trat Capitän Th. Skinner ſeine zweite große Reiſe von da nach Meerut oder Mirut an. Unterwegs dahin liegen die merkwürdigen Städte Benares und Allahabad, und weiterhin an der Jumna aufwärts Agra, die zweite Reſidenz der Großmogule mit 160,000 Bewohnern ***) und die große Königsſtadt Delhi.

Das neue, 1631 von Sultan Schah Jehan gegründete Delhi †) liegt 980 engliſche Meilen von Calcutta entfernt. Die Ruinen des alten berühmten Delhi, ſagt Counter, nehmen einen Flächenraum von faſt 10 engliſchen Quadratmeilen ein. Sie ſind die ausgedehnteſten, wenn nicht die größten Baureſte der Welt. Und nicht minder groß ſoll der Flächenraum der alten prächtigen Stadt geweſen ſeyn. Mitten aus jenen ungeheuern, einige gut erhaltene Grabmäler Pataniſcher Herrſcher umgebenden Trümmern von Alt-Delhi, dem altindiſchen Indraprasth, erhebt ſich auf einer Baſis von 145 Fuß im Umfange wie ein mahnender Zeiger ein außerordentlich feſter, 249 engliſche Fuß hoher Thurm, der Cuttub Minar, vielleicht der ſchönſte aller Thürme. Von ſeiner Spitze, zu welcher eine ſpiralförmige Stiege führt, genießt man eine Ausſicht, die zu den ſchönſten Anſichten gehört, die ein Menſch je gehabt. Das alte Delhi war vor dem verheerenden Einfalle der Mohammedaner die größte Stadt Indiens.

(Fortſetzung folgt.)

*) Bergbaus Karte hat Dynapur; man findet überhaupt die Eigennamen ſehr abweichend geſchrieben So hat das Original Gangouttri, Bergbaus und Ritter Gangeetri, die Ueberſetzung, wohl aus Verſehen, Ganganttri.

*) Rajemah'l, ſagt Hr. Counter in ſeinen Scenen von Indien, jetzt ein Dorf, war einſt die wichtige Hauptſtadt von Bengalen und eine königliche Reſidenz. Unweit davon ſteht ein ſehr gut erhaltenes ſchönes Mauſoleum.

**) Patna mit 250,000 Einwohnern, einem Nabob und einem Radſcha, mit wichtiger Weberei, ſtarkem Mohnbau, mit Indigo- und Zuckerfabriken, hat nach Hrn. Counter keine großen Ruinen, war alſo kaum einſt Palibothra, wie man vermuthen wollte.

***) Unweit von Agra an der Jumna prangt das berühmte Grabmal Taje-Mahal, welches der Vater des Aurungzebe, der tyranniſche Sultan Schah Jehan, ſeiner Gattin errichten ließ. Kein indiſcher Wanderer geht ohne Staunen vor dieſem prächtigen Mauſoleum vorüber, das aus weißem polittem Marmor von Candahar, welches, 600 engliſche Meilen fern, in 20 Jahren von 20,000 Menſchen aufgebaut wurde und 800,000 Pfd. St. gekoſtet haben ſoll. Kein Kunſtwerk, ich geſtehe es, ſagt Hodges, hat je ſo einen Eindruck auf mich gemacht, wie dieſes.

†) Nach ſeinem Erbauer eigentlich Shahjehanabad genannt. Wenn dahin, wie es heißt, der Sitz des Generalgouverneurs verlegt wird, erhält Delhi neue Wichtigkeit.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 231.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

19 Auguſt 1839.

Ueber die heutige Provence.

III.

Avignon, im April 1839.

Petrarca's boschi inospiti der Provence des vierzehnten Jahrhunderts ſind, Dank unſerer modernen Cultur, aus ungaſtlichen Wäldern faſt insgeſammt zu äußerſt zugänglichem Geſtrüpp geworden, worin ſich von allem den Jäger anderwärts verlockenden Wildpret oft ſelbſt kein Vogel mehr dem Schuſſe ſtellt.

Die meiſten am Meeresufer ſich erhebenden Berggipfel der Provence ſind jetzt kahl, nichts als weißgraue Felsmaſſen von trauriger Oede, während ſie ſonſt reiche Waldungen trugen, welche unſinnige Vandalen unſerer Tage zu Boden warfen. Das Land hat dadurch nicht allein ſein Bau- und Brennholz verloren, das es jetzt in Corſica und weiterhin aufſuchen muß, ſondern auch einen großen Theil ſeiner Bergweiden; weil die ohne jeden Damm gelaſſenen, durch keine Pflanzung aufgehaltenen Regenwaſſer nun ſchnell zu Wildbächen werden und alle Pflanzenerde abſchwemmen, um ſie in die Tiefe und zwar unwiederbringlich ins Meer ſelbſt zu führen.

Die Ausſicht von dieſen Felſen kann man daher weit eher nur erhaben als lieblich oder anmuthig nennen. Lyons bewachſene Hügel und ſchattenreiche Thäler; jene reizenden Partien, wie ſie an der Loire und Garonne und am ganzen Saône-Ufer von Lyon bis nach Macon hinauf, Auge und Gemüth ergötzen; die Weiden des Jura, der Vogeſen und Franche-Comté oder die vollen Laubgehäge nordfranzöſiſcher Städte darf man an den Küſten der Provence nicht erwarten. Gierig ſucht der Blick wenigſtens das Thal der Aygalades und von Nerte, ſo wie die Bezirke von Wiſte, von Aren, St. Antoine und Cadeneaux, worin die Gewäſſer der Huveaune, des Jarret und Plombieres Fruchtbarkeit und landſchaftlichen Reiz zu erhalten wußten. Dieſe Smaragdflächen und die Matten von Montfuron und Sainte-Marguerite gleichen, um von Marſeille's nächſter Umgebung zu ſprechen, wahren Oaſen der Wüſte und ohne ſie wäre der Anblick eher troſtlos und niederſchlagend als erfreulich.

Alles reichen Grüns ſind die höchſten Partien des ſtädtiſchen Gebietes entblößt, von denen manche gegen 360 Toiſen über den nahen Meeresſpiegel emporragen; es wachſen auf ihnen nur vereinzelte Kermeseichen, Wachholderſtauden und aromatiſche Kräuter. Die tieferen Hügel dagegen, deren Inneres viel Eiſenerz, Gyps und Kreide enthält, ſind auf ihren Abhängen allerdings mit Wein bepflanzt und durch Oelbäume, Apollolorbeer, Cypreſſen, Maulbeerbäume, durch Pappeln, Trauerweiden, Mandel- und Feigenbäume und leichte Pinienwaldung buſchartig, aber immer nur ſparſam überragt. Dieſe Pinien, um von dem pittoreskeſten aller provençaliſchen Bäume zu ſprechen, dieſe Pinèdes ſteigen mit ihren oft mehr als fünfzig Fuß über den Boden erhöhten Nadelholzfächern und leicht bewegten Domen auf allen Anhöhen in die brennende Luft empor; und, weiten Sonnenſchirmen gleichend, deren dunkles Grün faſt an das Schwarze ſtreift, ſind ſie die Hauptzier der Vegetation, obwohl nordiſches Eichen- oder Buchengrün freilich ein ſchattigerer Schmuck zwäre. Dieſe Pinie von Aleppo, pinus halepensis, wurde während der erſten Kreuzzüge nach Marſeille verpflanzt und wächst auf den unfruchtbarſten Punkten, auf den bedeutendſten Anhöhen, den ſteilſten Abhängen, in Felsgrund wie im Ufersande. Sie iſt das Bild der Genügſamkeit und in der Pflanzenwelt, was der arme, verkannte Eſel in der animaliſchen: aller Welt nützend und niemals geſchont und gepflegt; während doch jeder dieſer Bäume ſeine wohlthätige Nymphe hat und einen Dankaltar verdiente. Den Samen der Pinien ſtreuen nach allen Richtungen die Winde aus, und ſie allein verbreiten ſomit eine durch die Menſchen allzuſehr vernachläſſigte Cultur, die ſich wenig darum bekümmern, obwohl ſie die Aeſte zu Feuerholz, ihren Stamm zu Tiſchlerarbeiten, den Saft als Harz und Pech und die Rinde zum Färben verwenden. — Auch die Cypreſſen haben ſich um Marſeille völlig acclimatiſirt; es gibt auf den Hügeln von St. Marcel einen ſchönen Hain davon und leicht könnten ſie zu förmlichen Wäldern vermehrt werden, wenn die Forſtcultur überhaupt nicht ſowohl im Zuſtande der Kindheit, als noch in völliger Barbarei befindlich wäre.

Die Kalmücken an der Wolga.

(Fortſetzung.)

Nach Punzuks Tode im Jahre 1670 kam die Herrſchaft über die Kalmücken an ſeinen älteſten Sohn Ajuka, der im Jahre 1673 nach dem Beiſpiel ſeiner Vorfahren den Eid der Unterthanentreue an Rußland leiſtete. Die Verträge mit den Kalmückenfürſten hatten indeß nur eine Bedeutung auf dem Papier, in der Wirklichkeit wurden ſie nie vollzogen, weil die Kalmücken ihre Unterthanenſchaft nur als ein Bündniß anſahen, und folglich auch den Bruch ihrer Unterthaneneide als kein Verbrechen betrachteten. Sie griffen ihrem Eide zuwider unaufhörlich die Kubaner und die Kirgiskaiſaken an, plünderten auch im Lande des doniſchen Heeres, und betrachteten alle dieſe Unordnungen als ihr natürliches Recht. Endlich konnte die ruſſiſche Regierung die Sache nicht mehr ruhig mit anſehen, und zwang im Jahre 1687 den Khan Ajuka nebſt den übrigen Fürſten einen neuen Eid ewiger Unterthanentreue gegen Rußland unter ſehr ſtrengen Bedingungen zu unterzeichnen. Seit dieſer Zeit wurden die Kalmücken den Befehlen des ruſſiſchen Hofs gehorſamer als früher. Unter der Regierung Ajuka's im J. 1670 kam ſeines Vaters Schweſter, Dortſchi Arapſchan, mit 3000 ihr untergebenen Kibitken in die Steppen an der Wolga, und ſchloß ſich dem Stamm der Torgouten an. In den Jahren 1673 und 1674 kam aus der Dſungarei der Beherrſcher des Stamms Dürbot, Namens Salom Zeren Taiſchi, mit ſeinem Sohne Münke Temur und 4000 Kibitken an. Auch er ließ ſich in den Steppen an der Wolga nieder, und erkannte ſich als Vaſallen des Torgouten-Khans Ajuka an. So bildete ſich aus den drei Hauptſtämmen der Torgouten, Choſchouten und Dürboten in Rußland eine Oirat *) in kleinem Maaßſtabe, wie ſie einſt mit großer Macht in der Dſungarei beſtanden hatte.

Der Tod Ajuka Khans war ein ſtarker Schlag für die unabhängige Regierung der Kalmückenherrſcher. Der ruſſiſche Hof benützte die Streitigkeiten unter den Erben Ajuka's, von denen jeder ſeine geſetzlichen Anſprüche auf den Thron des Khans beweiſen wollte, und beſtätigte im J. 1725 den Sohn Ajuka's, Zeren Dunduk, als Stellvertreter des Khans, und erklärte ihn im J. 1731 zum wirklichen Khan. Aber Zeren Dunduk konnte trotz der Unterſtützung der ruſſiſchen Regierung bei der Schwäche ſeines Charakters und ſeiner Unmäßigkeit im Weine ſeine Würde nicht behaupten; ſein unordentliches Benehmen veranlaßte die kleinern Fürſten zu gegenſeitigen Befehdungen, keiner wollte ſich den Befehlen des Khans unterwerfen und that in ſeinem Ulus, was er wollte. Als der ruſſiſche Hof dieſe Unordnungen unter den Kalmücken bemerkte, entſchloß er ſich, neue Maßregeln zur Herſtellung der Ruhe und Ordnung zu ergreifen, nahm im Jahre 1735 dem Zeren Dunduk die oberſte Gewalt, erklärte ſeinen Neffen Dunduk Ombo, einen Enkel Ajuka Khans, zum oberſten Regenten der Kalmücken, und erhob ihn im Jahre 1737 für ſeinen gegen die Kubaner erfochtenen Sieg zur Würde eines Khans.

Nach Zeren Ombo's Tode brachen abermals Unruhen unter den Kalmücken aus; die einzelnen Fürſten theilten ſich in Parteien, von denen jede ihren Auserwählten auf den khaniſchen Thron erheben wollte, aber die von der ruſſiſchen Regierung unternommene Vermittlung machte den Unruhen ein Ende. Die Hauptveranlaſſer derſelben, der älteſte Sohn Dunduk Ombo's, Namens Galdan-Norbo, kam in einem der vorgefallenen Gefechte um, und die Frau Dunduk Ombo's, Namens Tſchan, eine geborne Kabardinerin, wurde mit ihren Kindern nach Petersburg gebracht, wo ſie die heilige Taufe annahm. Zum Stellvertreter des Khanats wurde ein Enkel Ajuka's, von deſſen älteſtem Sohne Tſchakdur-Tſchaba, Namens Dunduk Dſchabi, ernannt, und ſomit dem Blutvergießen ein Ende gemacht. Seine friedliche Regierung zog die Aufmerkſamkeit des ruſſiſchen Hofs auf ſich, und im J. 1757 wurde nicht nur er ſelbſt zur Würde eines Khans befördert, ſondern auch ſein Sohn Ubaſchi, um innern Unruhen, die aus der Uneinigkeit über die Thronfolge entſtehen konnten, zum voraus vorzubeugen, zu ſeinem geſetzlichen Nachfolger und Stellvertreter des Khanats ernannt. Bald nachdem Dunduk Daſchi die Regierung der Kalmücken übernommen hatte, kamen aus der Dſungarei in die wolgaiſchen Steppen noch einige Kibitken aus dem Stamme Choit mit ihrem Fürſten Detſchit, der gleich damals ſich Rußland unterwarf. Ihm wurde auf dem Wege ein Sohn geboren, Namens Tjumen Dſchirgal, ſo genannt nach der ſibiriſchen Stadt Tjumen, wo Detſchit wegen der Niederkunft ſeiner Gattin anhalten mußte. In der Folge verſchmolzen ſich die Choit und die Choſchout zu Einem Stamme durch die Heurath der Wittwe des verſtorbenen Detſchit mit dem Fürſten der Choſchouten Samian, der zwar ſelbſt von ſeiner erſten Frau zwei Söhne hatte, nichtsdeſtoweniger aber ſeinen Stiefſohn, Tjumen Dſchirgal, mit Zuſtimmung Ubaſchis, zu ſeinem Nachfolger im Ulus der Choſchouten erklärte. Dieſen Umſtand führe ich deßhalb an, um zu erklären, wie der Stamm Choit durch ſeine Verſchmelzung mit den Choſchouten ganz verſchwand, und die erbliche Herrſcherwürde über die letztern an die Choit überging.

Im Jahre 1761 ſtarb Dunduk Daſchi, und die Obergewalt über die Kalmücken ging ohne Streit an Ubaſchi über. Im Anfang ſeiner Regierung kam Zeren Taidſchi mit 10,000 Kibitken aus den Stämmen Choſchout, Dürbot und Choit aus der Dſungarei in die wolgaiſchen Steppen, und vereinigte ſich mit der allgemeinen Maſſe der Torgouten. Eine ſo bedeutende Vermehrung hob die Macht der Kalmücken ungemein, aber die Folge bewies, daß ſie ihnen zum Verderben gereichte. Der unruhige Zeren Taidſchi, mit dem ruhigen Leben in Rußland unzufrieden, kam auf den Einfall, in ſein Vaterland zurückzukehren, und entwarf damals ſchon den Plan zur Vollführung ſeines hinterliſtigen Anſchlags. Sein Zweck war, alle Kalmücken wie-

*) Oirat iſt ein Beiwort von oira, nahe, und bedeutet einen Nachbar oder Bundesgenoſſen. Dieſe Benennung nahmen die Dſungaren an von dem Bund der vier Stämme Tſchoroß, Torgout, Choſchout und Dürbot, den ſie gegen die öſtlichen Mongolen ſchloſſen; den Namen Kalmücken gaben ihnen die Turkeſtaner; das Wort Kalmuk iſt türkiſch und bedeutet zurückbleiben oder der Ueberreſt.

er nach der Dſungarei zu locken, dort die frühere Oirat herzuſtellen, Ubaſchi zum Khan zu erheben, ſich ſelbſt aber zum erſten Großen ſeines Reichs und vielleicht in der Folge zum wirklichen Khan zu machen. Dazu aber mußte er das Haupt der Torgouten und die übrigen Fürſten darauf vorbereiten. Lange Zeit bemühte er ſich umſonſt, Ubaſchi für den Plan zu gewinnen, Rußland, als einen die Kalmücken ſtets unterdrückenden Staat, zu verlaſſen, und ihn durch die Ausſicht auf eine glänzende Zukunft und ein freies Leben in der Dſungarei zu verlocken. Endlich erreichte er ſeinen Zweck: die trügeriſchen Vorſpiegelungen begannen Eindruck zu machen auf Ubaſchi Khan, und er beſchloß, den von dem ſchlauen Zeren längſt vorgezeichneten Plan in Vollzug zu ſetzen. Die Vorbereitungen waren bald gemacht, und am 5 Januar 1771 flohen die Kalmücken zu ihrem eigenen Verderben aus Rußland, und ließen diejenigen ihrer Stammgenoſſen zurück, welche auf der Bergſeite der Wolga umher zogen, und ihnen, weil der Strom noch nicht mit Eis bedeckt war, nicht folgen konnten, oder aus Anhänglichkeit an ihr zweites Vaterland nicht folgen wollten. Dieß wichtige Ereigniß verſetzte der Oirat an der Wolga, welche unter der Herrſchaft der Torgoutenkhane erſtanden, und durch den Einfluß derſelben auf die übrigen Kalmückenfürſten erſtarkt war, einen tödtlichen Schlag. Mit der Entfernung des Khans verſchwand auch die Einheit unter den Fürſten: viele davon ſtrebten nach der khaniſchen Würde, jeder erhob ſeine Verdienſte und verleumdete die andern, und hieraus entſprangen Streitigkeiten, die gegen 30 Jahre dauerten. Endlich ernannte der ruſſiſche Hof, der Ruhe und Ordnung unter den Ulusſen wieder herſtellen und die ſtreitenden Parteien zur Ruhe verweiſen wollte, den Fürſten der Dürbot, Tſchutſchei, zum Stellvertreter des Khans, und übertrug ihm die Obergewalt über alle Kalmücken. Damals wurde auch dem Volke der Kalmücken eine Urkunde ausgeſtellt, die alle ihre frühern Rechte und Privilegien enthielt.

(Fortſetzung folgt.)

Herkunft der Fee Meluſine.

Das Echo du Monde Savant vom 5 Auguſt theilt aus den Anhängen eines hiſtoriſchen Werkes, der Geſchichte des Poitou von Thibaudeau, nachſtehende Angabe über die Fee Merluſine oder Melluſine mit. Nach der begründetſten Meinung iſt die außerordentliche Frau, welche zur Fabel von der Fee Meluſine Anlaß gab, eine Euſtachia Chabot, einzige Tochter Thibault Chabot II, Herrn von Vouvant u. ſ. w., die einen Gottfried von Luſignan heurathete, und im Jahre 1229 ſtarb. Der Glanz des Hauſes, aus dem ſie ſtammte, und deſſen, in welches ſie eintrat, ihre Gelehrſamkeit, ihre natürliche Anmuth, ihre Klugheit und vielleicht auch ihr Geſchmack für die Baukunſt machte ſie berühmt, und ließen ſie in jenen Jahrhunderten der Unwiſſenheit als eine Zauberin oder Fee erſcheinen. Das Volk nannte ſie, wenn es von der erlauchten Mutter der Luſignan ſprach, nur mère Lusignan, eine bekanntlich auch jetzt noch gewöhnliche Redeweiſe, und aus dieſem mère Lusignan iſt Merluſine und Melluſine geworden. Jean d'Arras, der im 14ten Jahrhundert lebte, hat in ſeinem bekannten Roman Melluſine Alles, was er Großartiges von den Luſignans wußte, auf dieſen Namen zuſammengehäuft, und das Ganze mit Fabeln und Allegorien noch ausgeſchmückt.

Chronik der Reiſen.

Capitän Th. Skinners Reiſen in Vorderindien, von Calcutta am Delta des Ganges bis Gangotri, unfern ſeiner Quelle im Himalaya.

(Fortſetzung.)

Das jetzige Delhi iſt nach Skinners Schilderung noch immer höchſt intereſſant, obgleich nur ein trauriger Reſt früherer Größe und Herrlichkeit. Der Großmogul dort, Akbar II, wurde eigentlich mediatiſirt, führt nur den Titel ſeiner mächtigen Vorfahren, beſitzt bloß einen Theil der frühern Einkünfte und behielt außerhalb der Gränzen ſeines Palaſtes keine Macht. Delhi, das jetzt nur 200,000 Menſchen zählt, ſoll unter Aureng-Zeb oder Aurung-Zebe zwei Millionen gehabt haben. Die Häuſer ſind zwei und drei Stockwerke hoch, meiſt von unregelmäßiger Bauart, mit Balconen verſehen, gut übertüncht und oft ſonderbar geziert. Die Straßen ſind, wie faſt durchaus im Orient, meiſt enge und ſchmutzig. Vor den Thüren der Häuſer hängen oft Teppiche von bunten Farben, die Fenſter ſchirmen vielfarbige Blenden und über die Dächer liegen Kleider, gewöhnlich Schärpen von verſchiedener Färbung hingebreitet. Wie überhaupt in den Städten Aſiens, wird auch hier Alles öffentlich betrieben, die Handwerker ſitzen und arbeiten auf einem kleinen offenen Raume vor ihren Buden. In den ſchmalen Gaſſen drängen ſich ſtets Menſchen, Thiere und Wagen u. dgl. Man ſpricht ſelbſt über die unbedeutendſten Dinge auf der Gaſſe ſo laut und heftig als möglich. Dieſes, dann das Arbeiten der Handwerker, vorzüglich das Hämmern der Schmiede, das Geſchrei der Pferde, Kamele und Elephanten, das Geraſſel der Wagen verurſacht natürlich einen betäubenden, dem Ungewohnten höchſt läſtigen Lärm. Delhi findet man ſtets voll ſchimmernder Geſtalten und prunkender Pferde, ſeine Goldſchmiede ſind ausgezeichnet und ſeine Stickereien im ganzen Morgenlande berühmt. Hier werden die einfachen Kaſchmir-Shawls in Gold und Silber geſtickt.

Nicht fern von Delhi, nordöſtlich gegen den Ganges hin, liegt die Stadt Meerut oder Mirut, die wichtigſte Militärſtation der brittiſch-oſtindiſchen Compagnie in Oberindien. Die Stadt ſieht ganz engliſch aus; eines ihrer Hauptgebäude iſt der Palaſt der Fürſtin von Sirdhanna.*) Die Häuſer, wie auch die Gärten von Mirut ſind vorzüglich ſchön, und die Geſellſchaft angenehm. Auch erfreut ſich der Ort ſechs Monate lang eines ſehr ſchönen Wetters, ſo daß es ſchon mit dem Beginne des Aprils in Fülle reife Erdbeeren von vorzüglicher Güte, Pfirſiche und ſelbſt Trauben gibt. Die Bewohner finden ihre vorzüglichen Unterhaltungen in Schauſpielen, auf Bällen und bei Wettrennen. Die geſellſchaftlichen Vergnügungen macht der Kaſtengeiſt ſteif, übrigens werden die Frauen, da ſie hier ſchon ſeltener, beſonders geachtet.

Von Mirut aus unternahm Skinner ſeine dritte große Reiſe weiter nördlich, und zwar zweimal nach Hurdwar, um da die große Meſſe

*) Somroo oder Simru Begghum, welche im 96ſten Jahre ihres Alters geſtorben und von ihren jährlichen 500,000 ſ. C. M. 50 Millionen hinterlaſſen haben ſoll, lebte bei Mirut auf einer Villa. Skinner nennt ſie einen weiblichen Dietzar-Paſche.

und Wallfahrt zu ſehen. Er kam demnach durch Sirdhanna und Murzuffer-Nuggar, welches 56 engliſche Meilen von Mirut gegen Derbhund liegt. Wir ſchlugen, erzählt er, unweit dieſer Stadt unter dicht belaubten, ſchattenden Bäumen bei einem klaren Teich unſere Zelte auf. Nicht fern von dem Lager zogen ſich regelmäßig mehrere doppelte Baumreihen hin, welche Vögel belebten, unter denen ſich am meiſten die Papagaien durch ihr Geſchrei ankündigten. Im Schatten der Bäume lagen trübſinnig einige Fakirs, welche nach Hurdwar pilgerten, und in den Baumgängen nahmen Pferde, Kamele und Elephanten Platz. Die Elephanten, deren dicke Haut ſehr empfindlich, ſchwangen, um die läſtigen Fliegen zu verjagen, abgeriſſene Zweige mit den Rüſſeln um ſich, indeß die Kamele geduldig wie Eſel in ihrer ſonderbaren Stellung auf allen Vieren hockten. Bald brannten viele Feuer zum Kochen, und Speiſen ſandten dann weithin durch die Luft ihren Wohlgeruch. Die verſchiedenen Religionsparteien und Kaſten unſerer zahlreichen Geſellſchaft bildeten geſonderte und ſehr pittoreske Gruppen. Hier kneteten faſt nackte Hindu mit dem größten Eifer Brodteig, dort bereiteten mohammedaniſche Diener für ihre Herren das Mahl aus ſubſtantiöſen Ingredienzen, da verzehrten die Troßknechte in der Nähe der Pferde, welche der Reihe nach angebunden ſtanden, ihr einfaches Eſſen. Wie auffallend verſchieden zeigt ſich hier die Lebensweiſe in zwei Gegenſätzen, welche beide der Glaube erzeugt: hier Menſchen, die lieber ſterben würden als die mindeſte Fleiſchſpeiſe berühren, dort andere, welche ſterben zu müſſen glaubten, wenn ſie nicht Fleiſch eſſen dürften.

Wir nahmen die Richtung weiter gegen Nordoſt dem Ganges zu, und näherten uns der Stadt Hurdwar. Schon eine Stunde und mehr von ihr waren wir Tauſenden begegnet, welche dem heiligen Bad in allen Arten von Wagen zueilten. Es verſammeln ſich dort Menſchen von allen Farben, von allen Altersſtufen und Geſtalten, und in den verſchiedenſten Trachten und Gebräuchen. Aber nichts iſt wohl überraſchender als die Landſchaft um Hurdwar im Vergleiche mit der nur zwei Stunden fernen ſüdlichen untern Gegend. Man kommt aus einer Wüſte auf grüne Fluren, aus einem traurigen Sandmeer in ein Feenland. Wie freut man ſich nach den ſchwülen, überdunſteten Ebenen die bewaldeten Hügel und den großen, raſchen Strom zu erblicken. *)

Kein Ort der Erde kann auf einem ſo kleinen Raum eine ſolche Mannichfaltigkeit von Menſchen aufweiſen als Hurdwar. Hier ſieht man die großen und ſchönen Geſtalten der Sikhs neben den ſchmächtigen, ſchwarzen Bengaleſen, die gelblichen den Tataren ähnlichen, kräftigen Ghorkas neben den weißen, gebildeten Europäern u. ſ. w. Es gränzt an das Unmögliche, die in den Straßen aufgeſtellten verſchiedenen Waaren aufzuzählen, oder auch nur die Orte zu nennen, wo ſie verfertigt werden. Die Kaufleute preiſen ihre Waaren in ihren verſchiedenen Landesſprachen und mit der ſchwülſtigen und lauteſten Beredſamkeit an, woraus eine Mengung und Verwirrung von Sprachen entſteht, welche jedem auffällt, den Europäer aber faſt betäubt. Man hört hier von der heiligen Glocke der Braminen bis zum Gebrüll der wilden Thiere jede Art von Lärm und Muſik; man ſieht in dichtem Gedränge beiſammen Pferde aus allen Erdtheilen, Elephanten, Kamele, Büffel, Ochſen, Schafe aller Art, Hunde, Katzen, Affen, Leoparde und Bären, oft auch die Jungen einer Tigerin, überhaupt alle Thiere Indiens vom Elen bis zur Maus. In derſelben Bude liegen nebeneinander Shawls aus Kaſchemir und Wolltücher aus England, Korallen von dem rothen Meer und Achate aus Guzerat, koſtbare Steine von Ceylon, Gummi und Spezereien aus Arabien, Asa fœtida und Roſenwaſſer aus Perſien, franzöſiſche Sackuhren und chineſiſche Picles, Spießglas, um dem Auge einer Orientalin ein ſchmachtendes Anſehen zu verleihen, und auch Schönheitsmittel einer europäiſchen Toilette. Nicht wenig beluſtigt es, die verſchiedenen Arten von Liſt der Pferdehändler beim Vorführen ihrer Pferde zu bemerken, oder auch deren Künſte, ſo wie die der Elephanten und Kamele zu ſehen.

Während aber die Hindus ihren weltlichen Intereſſen ſo große Aufmerkſamkeit widmen, vergeſſen ſie gar nicht das religiöſe Motiv, welches ſie nach Hurdwar geführt. Es gilt als vorzüglich verdienſtlich, jedes zwölfte Jahr im Frühling hier zu baden. Wenn in einem aſtronomiſch beſtimmten Zeitpunkte die heilige Badeglocke ertönt, ſtürzen ſo viele als können auf Einmal in den geheiligten Ganges, ſo daß ſie Alles, was entgegenſteht, mit ſich fortreißen. So wurden bei dem großen Feſte 1820 mehrere Hunderte erdrückt, und die Soldaten, welche Ordnung hätten aufrecht erhalten ſollen, wurden in den Fluß gedrängt und erſäuft.

Die Zahl der Pilger ſoll in Einem Jahre eine Million und mehr betragen, nach indiſchen übertriebenen Angaben zwei Millionen. Nun iſt eine große Badetreppe erbaut, und ſo folgt ein Haufe dem andern nach dem Gaut oder Damm in das Bad der Reinigung oder Sühnung in der Ganga, die ſie als Vertreterin des geheiligten Waſſers verehren.

Der Gaut oder Ghaut bietet ein eigenes, buntes und lebensvolles Schauſpiel gleich dem Markte dar. Tauſende von Männern und Frauen vollziehen zugleich hier in gänzlicher Unſchuld und gleichgültig gegen ihr Anſehen für Andere ihre ceremoniöſen Waſchungen. Unweit davon ſehen Europäer auf Elephanten dieſem ſeltſamen, frommen Baden zu; da ſammeln Braminen geſchäftig Geld ein, *) dort machen ekelhafte Bettelmönche ihre Verdrehungen und Gaukeleien, und nicht fern davon bieten chriſtliche Miſſionäre den Wallfahrern Bibelüberſetzungen an. Man kann die gläubigen Pilger hier nicht ohne Theilnahme ſehen, wenn man die große Entfernung kennt, woher ſie gekommen, und auch den ſehr beſchwerlichen Weg, welchen ſie zu machen gehabt, ferner wenn man bemerkt, wie froh und glücklich ſie geworden dadurch, daß ſie ihr frommes Werk vollbracht haben.

(Fortſetzung folgt.)

*) Hurdwar oder Hari-dwara liegt nahe den Sewalik-Bergen, 961′ hoch, bei 15 Tagereiſen von Delhi und 1200 engliſche Meilen von Calcutta. Die kleine, faſt nur aus einer langen Straße beſtehende Stadt iſt einer der höchſtgefeierten Pilgerorte, und bildet zur Marktzeit nur einen ſich weit hinziehenden Bazar. H. Count.

*) Man glaubt, ſagt H. Counter, daß ſie bei einem Feſt bei 200,000 Pfd. St. einnehmen.

Celtiſch-griechiſche Münzen. Das Echo du Monde Savant vom 10 Julius enthält intereſſante Angaben über die celtiſchen Münzen, die ganz nach dem Vorbilde der griechiſchen geſchlagen wurden, und zwar ſo, daß die Namen griechiſcher Fürſten, wie Philippos, darauf ſtanden. Dieſe Münzen, z. B. der Stater, wurden auch in Elektrum und in Kupfer geſchlagen. Merkwürdiger Weiſe finden ſich ſogar Münzen, die augenſcheinlich griechiſchen nachgeahmt, deren griechiſche Vorbilder aber nicht mehr aufzufinden ſind.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 232.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 August 1839.

Mittheilungen aus Italien.

(Von J. Löwenthal.)

San Marino.

Der Name San Marino rief so viele denkwürdige Begebenheiten in mein Gedächtniß zurück, ich hatte schon so Vieles, mitunter Widersprechendes über diese Miniatur-Republik gehört und gelesen, daß ich während meines Aufenthaltes in Urbino meiner Lust sie zu sehen nicht widerstehen konnte, und meinen Wanderstab dahin zu lenken beschloß. Ich hatte gerade den schlechtesten Weg über die Dörfer Uditoro und Mercantino eingeschlagen; lange sah ich nur einen Berg mit drei Spitzen vor mir, und als das Städtchen San Marino meinen Augen sichtbar wurde, befand ich mich bereits darin. Ich verweilte dort drei volle Tage, und nachstehende Notizen sind theils das Resultat meiner eigenen Beobachtungen, theils dessen, was ich früher darüber gelesen hatte und durch Autopsie bestätigt fand.

Zwei Maurermeister, Marino und Leone, wurden im Jahre 220 n. Chr. nach Urbino geladen, um beim Wiederaufbau dieser Stadt behülflich zu seyn. Nach vollendetem Werke zogen sie sich der eine auf den Gipfel des Monte Titano, der andere auf jenen des Monte Feliciano zurück, und führten daselbst ein Anachoretenleben. Sie standen wegen ihrer Frömmigkeit beim Volke im größten Ansehen; außerdem erzählte man von großen Wundern, die besonders Marino bei Kranken gewirkt hatte, und so kam es denn, daß mehrere Bergbewohner ihre Hütten in der Nähe dieser Einsiedler aufschlugen, und hier nach und nach zwei kleine Ortschaften entstanden.

Marino starb am 31 August 257, nachdem er zuvor vom Bischof Gaudenzio zum Priester geweiht worden war. Seine irdischen Reste ruhen in der Kirche, welche er selbst zu Ehren des Apostels Peter erbaut hatte. Sowohl er als Leone wurden nach dem Tode kanonisirt. Die Einwohner der nach ihren Gründern benannten Ortschaften San Marino und San Leo wuchsen mit jedem Tage mehr an und bildeten schon um das Jahr 600 einen selbstständigen Freistaat. Das ursprünglich kleine Gebiet wurde durch den Ankauf der Schlösser Penna rossa (1100), Cazola (1170), Pietra eretta und Monte Maggio (1175 vergrößert. Im Jahre 1469 erhielt die Republik vom Papste Pius II die Dörfer Faetano, Serravalle, Mongiardino, Fiorentino und Borgo di Piazze zum Geschenke, als Belohnung der thätigen Dienste, welche sie ihm im Kriege gegen Malatesta, Herrn von Rimini, geleistet hatte.

Als die Linie der Herzoge von Urbino, unter deren Schutz sich die Republik begeben hatte, ausgestorben war, und das Herzogthum Urbino dem Papste als Erbtheil zufiel, wurde San Marino von päpstlichen Soldaten unter Anführung des Cardinals Alberoni am 24 October 1739 unterworfen und im Namen des Papstes in Besitz genommen. Die Einwohner weigerten sich aber, den Eid der Treue zu leisten, und wendeten sich an den damaligen Papst Clemens VII. Dieser sandte den Cardinal Enriquez nach San Marino ab, um sich nach dem Hergang der Sache zu erkundigen, und setzte dann die Republik in ihre frühern Rechte ein, die auch 1748 von Benedict XIV bestätigt wurden. Im J. 1797 schickte Bonaparte den Bürger Monge nach S. Marino, um die Regierung der Freundschaft und des Schutzes der großen Republik zu versichern und ihr die Ausdehnung des Gebietes anzutragen. Jene wurde mit Freude angenommen, diese aber verbeten. „Die Republik," lautete die Antwort, „sey mit ihrem alten Besitzthume zufrieden." Eine solche Genügsamkeit gefiel Bonaparte sehr, und er gab dem in der Umgegend commandirenden General die Ordre, der Republik neun Kanonen in seinem Namen zum Geschenke verabfolgen zu lassen, welche jedoch, man weiß nicht warum, nie abgeliefert wurden. Papst Pius VII erkannte im J. 1817 die Unabhängigkeit San Marino's an Das darauf bezügliche Breve wurde in Marmor eingegraben und an den Gränzen aufgestellt.

Das Ländchen liegt zwischen Cesena, Rimini und Urbino, und hat einen Flächenraum von 17 Q. M. mit einer Bevölkerung von 7000 Seelen, welche theils in der Stadt und dem Flecken San Marino, theils in den oben erwähnten Dörfern oder in den zerstreut liegenden Gehöften wohnen.

An der nordwestlichen Gränze ist der Marecchiafluß; im nord- und südöstlichen Theile entspringen die Ausa und der

Amarano. Der Boden ist äußerst fruchtbar, doch steht der Ackerbau noch auf einer sehr niederen Stufe. Die vorzüglichsten Producte sind: trefflicher Wein, Oel, Getreide, Obst, Seide und gutes Schlachtvieh. Die einzige fahrbare Straße zieht sich am Fuße des Berges hin bis Rimini. Die Stadt San Marino zählt einschließlich der gleichnamigen Vorstadt ungefähr 5000 Seelen, und liegt unter dem 30° 8′ östl. Länge und dem 30° 58′ nördl. Breite, 150 ital. Meilen von Rom, 60 von Florenz und 660 von Paris entfernt. Sie ist von drei Seiten mit starken Mauern umgeben, und an der vierten durch einen jähen Abgrund natürlich befestigt. Ueber der Stadt ragen drei Castelle, oder vielmehr Thürme, von denen nur einer von Mauern eingeschlossen ist, und die dennoch den Namen Festungen tragen. Wegen der auf den Spitzen statt einer Fahne befindlichen eisernen Federn werden sie auch die drei Federn (le tre penne) genannt. Innerhalb der kleinen Bastei ist das sehr gut eingerichtete Gefängniß. Während meines Aufenthaltes war bloß ein Gefangener darin, und der Kerkermeister, der zugleich Commandant der sogenannten Festung ist, versicherte mir, daß er nur äußerst selten jemand zu bewachen habe. Unterhalb des Gefängnisses sind feuchte und finstere Verließe, von welchen jedoch schon seit Jahrhunderten kein Gebrauch gemacht worden ist. Die im Thurme befindliche Glocke wird nur bei besonderen feierlichen Gelegenheiten geläutet, oder wenn der gesammte Rath (Arringo) berufen werden soll. An Festtagen wird auf dem Thurme die Flagge der Republik ausgesteckt, welche, so wie die Cocarde, von blauer und weißer Farbe ist.

(Schluß folgt.)

Die Kalmücken an der Wolga.

(Fortsetzung.)

Die Kalmücken wurden seit ihrem Eintritt in Rußland bis zur Regierung Zeren Dunduks von ihren eigenen Fürsten unter Oberherrschaft der Khane und nach ihren eigenen Gesetzen regiert, welche von Batur-Chun Taidschi im Jahre 1640 verfaßt, und von den andern Khanen und Fürsten auf einem allgemeinen Reichstag in der Dsungarei bestätigt wurden. In dieser ganzen Zeit mischte sich der russische Hof nicht in die Regierung der Khane, und ließ ihre alten Einrichtungen unangetastet, aber seit dem J. 1725 bis auf Ubaschi nahm er die Wahl und Bestätigung der Khane und Stellvertreter in Anspruch, jedoch ohne an der Regierungsform etwas zu ändern. Die Flucht Ubaschis nöthigte die Regierung, hinsichtlich der zurückgebliebenen Kalmücken andere Maßregeln zu ergreifen: sie übertrug das Gerichtswesen in den Ulussen den einzelnen Fürsten mit der Bestimmung, daß sie in allen Punkten unter der Aufsicht des Obercommissärs und des Gouverneurs von Astrachan stehen sollten. Dieß dauerte, bis Tschutschei zum Stellvertreter des Khans ernannt wurde, da man diesem aufs neue gestattete, in Regierungssachen sich nach den alten Gesetzen des Volks zu richten, und nur in zweifelhaften Fällen den allerhöchsten Befehl oder eine Entscheidung vom Collegium der auswärtigen Angelegenheiten einzuholen. Später, im J. 1825, wurden neue Verordnungen über die Regierung des Kalmückenvolks bestätigt, das jetzt unter das Ministerium der Innern Angelegenheiten gestellt wurde, und im J. 1836 wurde eine andere, noch jetzt bestehende Verordnung erlassen. Die specielle obere Verwaltung wurde einem Obercurator anvertraut, welcher, außer seiner Pflicht als Mitglied des unter dem Vorsitz des Kriegsgouverneurs von Astrachan stehenden Rathes, jährlich die Ulusse persönlich inspiciren, in alle Bedürfnisse der Kalmücken eingehen, um die Verbesserung ihres Zustandes sich bemühen und sie der Civilisation näher bringen soll. Eine hohe, aber auch zugleich äußerst schwierige Bestimmung.

So verlor die Oirat an der Wolga durch innere Streitigkeiten ihre Unabhängigkeit, und endlich nach der Flucht Ubaschi's ihre ganze Bedeutung. Statt des früheren khanischen Hofes, an welchen die kalmückischen Fürsten und die tatarischen Mursas zusammenströmten, um die Befehle des Hauptes der Oirat zu vernehmen, und statt der früheren Volksgerichte, wo die Auseinandersetzungen unter den Kalmücken nach den in der Steppe üblichen Gesetzen und alten Gewohnheiten stattfanden, hängen jetzt die Kalmückenfürsten fast in allen Angelegenheiten ihres Uluß von dem obern Rath oder von dem Richter (Sargo) ab, und ihre Gewalt über ihre Untergebenen erstreckt sich nicht weiter, als die Gewalt eines russischen Gutsbesitzers.

Gegenwärtig besteht das kalmückische Volk gleichfalls noch aus drei Hauptstämmen: Torgouten, Dürboten und Choschouten, wie früher, und diese sind in kleine Theile zersplittert. Der erste umfaßt die Uluße: Baga Zochor und Erketen, das Erbe des Khans Dundul Ombo, das an seine später zum Christenthum übergetretenen Söhne, die Fürsten Dundukow, überging, von denen Alexei Dundukow im Jahre 1786 sie der Krone abtrat; Jeke Zochor und Jandyk stehen jetzt seit dem Tode ihres letzten Besitzers Zeren Arschi gleichfalls unter Vormundschaft; Charachus und Erdeni Kitschik wurden wegen der Minderjährigkeit der Erben Balsan und Badma, welche jetzt am ersten Gymnasium zu Kasan erzogen werden, gleichfalls unter Vormundschaft genommen. Der Stamm der Dürbot ist in zwei Uluße, die Groß- und Klein-Dürbot, getheilt; die ersten stehen unter dem Capitän Otschir Chaptschuk, die letztern unter dem Capitän Dedschit-Sambo-Taischi-Tundutow. Der Stamm der Choschouten stand bis zum Jahre 1837 unter der Regierung des Obersten Serbe-Dschab-Tjumenew, der wegen hohen Alters die Regierung seinem jüngern Bruder, dem Lieutenant Zeren Norbo-Tjumenew, übergab. Die ganze Volkszahl der Kalmücken beträgt jetzt nach officiellen Angaben 13,000 Kibitken, eine Zahl, die gegen die wirkliche um wenigstens die Hälfte zu gering ist. Die Localregierung konnte wegen der großen Ausdehnung der Steppen und der unaufhörlichen Wanderungen der Kalmücken bis jetzt keine genaue Volkszählung zu Stande bringen; sowohl die Häuptlinge, als die über die Kron-Uluße gesetzten Saisangen verbergen wohl auch absichtlich die Zahl ihrer Untergebenen, um weniger Steuern zum Unterhalte der kalmückischen

Verwaltung zahlen zu müſſen. Wenn man aber auch etwa 30,000 Kibitken annimmt, ſo iſt dieſe Zahl ſehr unbedeutend in Vergleich mit der Ausdehnung der von ihnen bewohnten Steppen, welche 10,197,587 □Deſſjätinen enthalten, ſo daß auf jede Kibitke etwa 340 □Deſſjätinen kommen; da aber etwa die Hälfte der Kalmücken gar kein Stück Vieh hat, ſo kommen auf jede Familie etwa 700 □Deſſjätinen.

Dieſe Steppen nehmen gegen Oſten den Raum von der Quelle der Kuma bis Aſtrachan ein, und erſtrecken ſich dann aufwärts auf beiden Seiten des Wolgaſluſſes, auf der Wieſenſeite (oſtwärts) bis zu den Nomadenlagern der Kirgiſenhorde, und auf der Bergſeite bis zur Colonie Sarepta; ihre Nordgränze bildet der Bogen zwiſchen der Wolga, Sarepta und Zarizyn; gegen Weſten ſind die Länder der doniſchen Koſaken, gegen Süden die Flüſſe Kuma, Manytſch und Kalaus. Der ganze Strich zwiſchen den Flüſſen Sarpa und Wolga hinab bis zum Manytſch, der Kuma und den Motſchagen*) iſt eine unermeßliche Ebene, der die Natur alle ihre Gaben verſagt zu haben ſcheint. Hier trifft man kein liebliches Grün, keine kühlenden Bäche, nicht einmal Seen mit ſüßem Waſſer; Salzſümpfe, Pfriemengras und Wermuth, das ſind die eichth ümer, welche dieſem lebloſen Striche zugetheilt ſind. Indeß findet der Menſch allenthalben Mittel zu ſeinem Auskommen. Während der Angeſiedelte ſich müht um den blühenden Zuſtand des Handels, des Ackerbaues und der Künſte, beſchäftigt ſich der umherwandernde Kalmüke in dieſer kahlen Einöde mit der Ernährung ſeiner Heerden, und iſt zufrieden mit dem, was ihm die karge Natur zu ſeiner Freiheit gegeben hat. Wenn das Schickſal einen gebildeten Europäer zum Leben in dieſen todten Steppen verurtheilte, ſo würde ihn beim Anblick dieſer öden Einförmigkeit die Schwermuth überfallen, und er würde ſie für ſein Grab halten; der Kalmücke befindet ſich hier ganz wohl, würde ſeine Chuduks**) für keinen prächtigen Brunnen geben, und der Wermuth erſcheint ihm koſtbarer, als die üppigſten Blumen, weil er ein geſundes und nahrhaftes Futter für ſeine Heerden iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Elektromagnetiſche Maſchine.

Eine neuere (im London and Paris Observer vom 4 Auguſt nicht angegebene) Nummer des New-York Herald enthält Folgendes: Wir beſuchten das Etabliſſement, wo eine Maſchine errichtet iſt, welche durch die Anwendung des elektromagnetiſchen Fluidums in Bewegung geſetzt werden ſoll. Die Maſchine, die gerade im Gange war, beſtand aus einem großen 16 bis 17 Fuß im Umfang haltenden Rade, das vertical aufgeſtellt und von vier großen Magneten umgeben war, die mit den kleinern in der Nähe des Centrums auf den äußern Umfang wirken. Wenige Zoll davon ſteht die galvaniſche Batterie in Form eines rechteckigen Gehäuſes, worin ſich eine Reihe von Zink- und Kupferplatten, in eine ſchwache Auflöſung von Schwefelſäure getaucht, befindet. Die Bewegung der Maſchine bietet eines der ſchönſten und außerordentlichſten Experimente des Elektromagnetismus dar, welches wir je ſahen. Das Rad hatte die Kraft von zwei ſtarken Arbeitern, eine andere Maſchine, der Kraft von vier bis fünf Arbeitern entſprechend, wurde uns gezeigt, und Anſtalten ſind getroffen, um Maſchinen von jeder Kraft zu bauen. Wir machen Anſtalt, unſere Dampfmaſchine abzuſchaffen und durch eine dieſer elektriſchen Maſchinen zu erſetzen, um unſere Druckerpreſſe mit doppeltem Cylinder zu treiben. Eine ſolche Maſchine wird etwa dreihundert Dollars (!) koſten, und die Koſten, um ſie den Tag über in Bewegung zu erhalten, werden 25 Cents (58 bis 40 kr.) betragen, abgeſehen von den Zink- und Kupferplatten, die aber nur nach langer Zeit gewechſelt zu werden brauchen. Die Compagnie, welche dieſe große Erfindung zur Vollkommenheit brachte, hat im vorigen Jahre etwa 12,000 Dollars für Experimente ausgegeben; jetzt hat ſie ein Patent darauf genommen, und wird ſich bald als Geſellſchaft organiſiren. Wir betrachten das Problem der Anwendung der elektriſchen Kraft auf die Mechanik als gelöst.

Chronik der Reiſen.

Capitän Th. Skinners Reiſen in Vorderindien, von Calcutta am Delta des Ganges bis Gangotri, unfern ſeiner Quelle im Himalaya.

(Fortſetzung.)

Nachdem Capitän Skinner (im April 1828) das zweitemal dieſes außerordentliche Schauſpiel zu Hurdwar geſehen hatte, ſetzte er ſeine Reiſe von hier aus zur Dſchumna bis zu ihrer Quelle und noch weiter fort. Wir haben nun die großen, geräuſchvollen Städte voll Pracht und Ueppigkeit weit zurück und wandern dem Hochgebirge zu, ziehen durch ſeine kleinen, ſtillen und ärmlichen Dörfer und durch ſeine großartigen, ſeltenen Schönheiten wie durch die einſamen und ſchauerlichen Wildniſſe. Dahin fahren weder Flußſchiffe noch Wagen, weder das Kamel noch das Pferd kann die rauhen, ſteilen und gefährlichen Pfade gehen.

Zunächſt führt uns Skinner durch das ſchöne Dun- oder Dhoonthal voll wechſelnder Reize in ſeinem Hauptorte Dehra und nach Raſpoor, das 600' über Dehra und 3400' über dem Meere zwiſchen großen Wäldern und hohen Bergen liegt. Die Gebirge von Landour und Miſſoura, deſſen Berge ſchon bei 8000' über dem Meere, bilden die erſte Gebirgskette. In Miſſoura, fährt Skinner fort, nahm ich ſechzig Träger für mein Gepäck mit Kleidern, Mundvorrath und Zelten. Das Beladen war keine kleine Mühe. Wir machten viele Packete, jedes bei vier Fuß hoch und einen breit. Die Zelte wurden unter zehn Träger vertheilt. Jede Laſt war zwiſchen 50 und 80 Pfund ſchwer. Sie wurde auf dem Rücken getragen, durfte nur bis zu den Hüften reichen und nicht über die Schulterbreite ragen, wohl aber 2 bis 3 Fuß über den Kopf hinwegſtehen. Die Durchgänge ſind auf manchem Pfade ſo ſchmal, daß die kleinſte Vorragung des Bündels, wenn es an einen Fels ſtößt, den Träger in einen Abgrund ſtürzen könnte.

*) Motſchag (auf kalmückiſch Mazak, das Faſten) heißen die mit Schilf bedeckten Striche am Meere.

**) Chuduk bedeutet einen Brunnen. Da es in dieſen Steppen gar kein ſüßes Waſſer gibt, ſo graben die Kalmücken, wenn ſie nach neuen Weideplätzen ziehen, Brunnen oder, richtiger geſagt, Löcher, welche für ſie und ihre Heerden ein hinreichend ſchmackhaftes, doch größtentheils etwas bitteres Waſſer liefern. Die Kalmücken ſuchen deßhalb ſandige Stellen auf, wo der Boden lockerer und folglich leichter auszugraben iſt.

Es war Anfangs Mai, als wir die Kanboa-Kette paſſirten und die Budvaj-Kette erkletterten. Der Hindu, welcher zuerſt auf ihrem Kamm angekommen war, begrüßte entzückt, ſo laut er konnte, die Dſchumna, welche ſich in der Tiefe um den Fuß hoher Berge herrlich dahin wand. Dieſer Anblick belebte aufs neue den Muth, welchen ſchon die meiſten verloren hatten. Wir ſchlugen im Dorfe Batali unſere Zelte auf. Weiter kamen wir durch die Dörfer Buloli, das etwa 40 Menſchen bewohnten, durch Luchvaril,*) ferner durch Lurar und Dovarie, wo nur Braminen wohnten, nach dem Orte Nonano. Die Dörfer dieſer Gegenden liegen alle zwiſchen hohen Bergen und ganz abgeſchnitten von ihren Nachbardörfern jenſeits der Thäler, denn es erhebt ſich eine Bergreihe über die andere fort und fort. Die Abhänge der Berge beleben Kuh- und Schafheerden, oder bekleiden terraſſenförmige Kornfelder. Die Bauern dieſer Gegenden ſind meiſt kräftig, groß, ſtämmig und hübſch, aber langweilig durch ihre Apathie; ſie ſcheinen nichts von dem Muth und Unternehmungsgeiſt ihrer Nachbarn und frühern Dränger, der meiſt kleinen und häßlichen Ghorkas, zu beſitzen. Die Hauptnahrung, und faſt die einzige, ziehen ſie aus dem Roggen. Ackerbau iſt demnach ihre Hauptbeſchäftigung. Wo ſie nicht arm ſind, eſſen ſie Reis mit gelbem Korn und Gewürzen. Roggen wird bis 14,000' hoch gebaut, da in dieſen Gegenden die Schneelinie erſt mit 20,000' beginnt. Das Rindvieh ſchätzen ſie hoch, ſchlachten weder Kühe noch Ochſen, ſondern eſſen nur das Fleiſch alter, nutzloſer Ziegen. Die Nahrung der Hindu iſt zwar einfach, aber ſie eſſen ſehr viel und halten viel darauf. Die Männer pflügen, und die Weiber ernten. Das Getreide treten Ochſen auf einem jedem Dorf eigenen Platz vor demſelben aus. Der Mann geht nie ohne Spindel und Arbeitskörbchen am Arm aus. Er webt, gewöhnlich vor ſeiner Hüttenthüre ſitzend, ſo viele Wolle, als ihm ſeine Schafe liefern. Eine gewöhnliche Hauptbeſchäftigung der Weiber iſt das Waſſerholen und das Kochen. Dieſe Bergbewohner haben ſelbſt in den ſehr kleinen Dörfern die nöthigſten Gewerbe, z. B. Schmiede, Zimmerleute, Barbiere, Lederer und dergl., und verfertigen ſich ſo das Nöthige meiſt ſelbſt; ſie verſtehen oft weder Handel, noch ſchätzen ſie das Geld; Viele kennen nicht einmal den Namen des nächſten Dorfes, viel weniger noch des nächſten Gebirges. Männer und Weiber ſcheinen im Schmutz und in Lumpen zu wetteifern. So ſehr ſie ſich ſelbſt vernachläſſigen, ſo ſorgfältig bauen ſie ihre Aecker. Die Reiscultur in den tiefern Gegenden, wie um Moralle, iſt außerordentlich beſchwerlich. Ein Reisfeld ſieht wie ein Sumpf aus, und darin waten die Weiber bei der Arbeit. Die Frauenzimmer ſind im Allgemeinen ſehr kräftig und männlich, hoch und ſchlank, von glänzend wallnußbrauner Farbe, ſo daß ſie viele Aehnlichkeit mit den Zigeunerinnen haben. Ihre gewöhnliche Tracht iſt ein kurzes, blaues Leibchen von Baumwolle, und unterhalb von den Hüften abwärts einen um dieſe befeſtigten Rock. Es gewährt einen beſonders pittoresken und charakteriſtiſchen Anblick, mehrere Mädchen mit ihren ſchönen Geſtalten und anmuthigen Bewegungen mit ihren Krügen auf dem Kopfe bei einem Brunnen Waſſer holen zu ſehen. In dieſen Gegenden kennt man weder alte Jungfern noch Hageſtolze; die Mädchen heurathen in Indien gewöhnlich im zwölften Jahre, verblühen vor dem zwanzigſten, und ſind ſchon mit ſechs und zwanzig Jahren ſehr häßliche, alte Weiber. Stets iſt der älteſte Bruder jeder Familie vorzugsweiſe der Vater, der Erzvater, ſo daß es deßhalb keine Waiſen gibt, und ſo auch die Zerſtückelung des Grundes und Bodens vermieden wird, was in dieſen wenig fruchtbaren Gebirgsgegenden nothwendig iſt. Wo eine Frau nicht geachtet iſt, wo ſie vier und mehr Männer hat, und wo der Vater öfter ſeine einzige Tochter verkauft, können häusliche Liebe und ſchöne Verwandtſchaftsbande nicht gedeihen. Wie kann da wahre Religion ſtattfinden? Dieſe Bergbewohner ſetzen ihre Religion darein, daß ſie ihre rohen Braminen anhören, Quellen und Flüſſe verehren und ſich in ihnen baden; daß ſie einen Berg als heilig halten, weil er einem Stier ähnlich,*) oder eine Höhle verehren, weil ſie einem Kuhmaul gleich ſieht. Die Braminen des Hochgebirges ſtehen tief unter denen der Ebene. Uebrigens haben ſie im Allgemeinen ein ſehr eindrucksvolles Aeußere, ihre hellere Farbe macht ſie leicht kenntlich, und zeigt genug, wie ſehr ſie die gebotene Kaſtenſonderung erhalten. Der Gedanke, daß eine ſo himmliſche Gegend ſolche Bewohner hat, verſetzt den Fühlenden in Traurigkeit.

Wir kamen weiter in die Dörfer Kathi und Chitor. Auf dem Wege fort ſchien es, als hätten wir einen bezauberten Garten betreten, wo die verſchiedenen Naturproducte von Aſien und Europa im ſchönſten Wechſel ſich darbieten.

Während das Dorf Mivonda zwiſchen dürren und nackten Felſen liegt, erhebt ſich Lakha Murdul zwiſchen Blüthen und Früchten. Bei unſerer Ankunft in Tulli waren wir bis zum Hinſinken ermüdet. Keine Beſchreibung vermag die eigene Art eines Tagmarſches im Himalaya genügend darzuſtellen. Wetteifernd überragen Reihen von regelloſen Berggipfeln einander in der verſchiedenſten Lage. Da heißt es beſtändig aufwärts klimmen und hinabgleiten; in jeder Thaltiefe ſtellt ſich ein brauſender Wildbach entgegen, der zu durchwaten, und auf jeder Berghöhe ein faſt unzugänglicher Fels, der zu überſteigen.

Aus Tulli vertrieben uns die peinigenden zahlloſen Inſecten, von deren Stichen unſere Füße ſo geſchwollen waren, daß wir kaum gehen konnten. Den Fluß Gobrur paſſirten wir auf einer unbequemen, ſchmalen und unſichern, aber hier gewöhnlichen Brücke, welche aus geflochtenen Zweigen beſtand, und auf den beiden Ufern durch Steine beſchwert und befeſtigt war.

Bei dem Dorfe Baroee, eine Stunde von Rana, das 800' über dem Dſchumna, fanden wir den Roggen noch grün, und im Dhunthale hatten wir ihn ſchon geſchnitten geſehen. Die Berge herum bedeckte rother Spinat, der ſehr hübſch ausſah, und den Dienern ein lang entbehrtes, ſehr willkommenes Gemüſe darbot.

Sechzehn Tage nachdem wir Kathi verlaſſen hatten, am 26 Mai, trafen wir im Dorfe Curſali oder Khurſali ein, das in einem ſchönen, weiten Thal an der Dſchumna liegt. Es iſt das letzte Dorf dieſes Weges, das nächſte an der Dſchumnaquelle. So ſchmutzig und häßlich, durch dicke Hülle entſtellt, die Bauern dieſer höhern Gebirgsgegenden ſind, ſo reizend und herrlich zeigt ſich hier die Natur. „Rufen Sie,“ ſchrieb von da aus Skinner in einer lieblichen Mondnacht, „in Ihrer Einbildungskraft den ſchönſten Garten hervor, den Sie je geſehen, umgeben Sie ihn in Ihrer Phantaſie mit den verſchiedenſten Bergen, ſchmücken Sie ihn mit dem ſchönſten Walde, laſſen Sie einen Fluß über einen Fels herabſtürzen und durch ſeine Mitte fluthen, umſchließen Sie dieſes Ganze mit den herrlichſten, ſchneeblinkenden Alpenkoloſſen — und Sie haben nur ein mattes Bild von der monderhellten Landſchaft, in deren Mitte ich Ihnen dieſes ſchreibe.“

(Fortſetzung folgt.)

*) Ein hübſches Dorf mit regelmäßigen ſteinernen Häuſern und einem hölzernen Tempel.

*) Der Stier iſt, ſo wie der Ganges und Lotos, dem Siwa und deſſen weiblicher Hälfte (Sacti), der Parwati (der großen Naturmutter) geweiht, die Kuh der Liebesgöttin Lakſchmi, der Sacti des Viſchnu.

München, in der Litterariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 233.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

21 Auguſt 1839.

Ueber die heutige Provence.

IV.

Haben dieſe Bezirke der provençaliſchen Seeküſte größtentheils ihren hochſtämmigen Wald verloren, ſo fehlt es ihnen dagegen unter ſolch italieniſchem Himmel und vom Meere gebadet doch wenigſtens nicht an Pflanzen und Bäumen, denen die kräftig einwirkende Sonne brennende Farben und ungleich ſtärkere Wohlgerüche verleiht, als man ſie bei denſelben Gattungen und Arten im Norden findet. Nachdem zumal Thau eingefallen iſt, und je mehr ſie gepreßt und mit Füßen getreten werden, je mehr duften ſie, und mit Vergnügen wandert man ſolchen Blüthengruppen entlang.

Des touffes de mélisse à l'odorant anet,
Et de l'acanthe en fleur, à l'humble serpolet.

Auf ſanfter geneigten Bergabhängen trifft der Herbariſt manch' Myrtengebüſch und den Kirſchlorbeer oder Rousagi, dem man ſein Gift wenigſtens hier nicht zu entziehen ſucht. Häufig zeigt ſich die ſtrauchartige Stech- oder Kermeseiche mit hellglänzenden, ſteifen Blättern, die zu beiden Seiten gleich grün ſind. Kleine Inſecten wählen ſie, um ſich darauf einzuniſten, und in ihre Knoppern oder Galläpfel — provençaliſch Varméou — Eier zu legen, woraus das bekannte ſchöne Kermesroth gewonnen wird. Man trifft die mit Dornen beſetzte Kapernſtaude, und beſonders dicht an Marſeille's Hafen, auf Montagne Bonaparte fehlt es, zumal während des Frühlings, nicht an zahlloſen Blumengruppirungen, deren provençaliſche Namen ich von einzelnen den Sprachfreunden nicht vorenthalten will.

Das Auge ergötzt ſich hier an Lilien, Hieli, jeder Art; an dem Nachtſchatten, Bello do Nuech, der Nachtſchönen mit gelben und rothen Blüthen, die des Abends ſich öffnen und bei Sonnenaufgang verſchämt wieder verſchließen. Man trifft den Aubre-Espin oder Weißdorn und viele officinelle Pflanzen, womit die Felſen des ſüdlichſten Frankreich bis zum Anfange des Sommers, doch nicht länger, in der Regel ganz überdeckt ſind. Ungemein kräftig, wie geſagt, duftet der hieſige Thymian, Faligoulo und verkleinernd Faligoulet; der Rosmarin, Roumanicou, Majoran, Majurano, und gelbe Jasmin, Scovilho; die Meliſſe, Mento, die Narciſſe, Campanetto, hie und da auch Judenblume oder Judiecouvo genannt, etwa weil ſie an Form und Farbe der mittelalterlichen Judenhüte erinnert. Es fehlt die gelbe Camille, Camamieri, nicht, und nicht die Schafgarbe oder das Kraut mit tauſend Blättern, Herbo de millo fuilhos. Auch dem hieſigen Salbei, Sauvi, oder gewöhnlicher Herbo de Bouen-Homé, Gutenmannskraut, ſchreibt man, zumal bei Verwundungen, ſo viel Heilkraft zu, daß es ſprüchwörtlich heißt: „Wer Salbei in ſeinem Garten hat, braucht keinen Arzt.“ Qun a de sauvi dins soun jardin, n'a pas besoun doou medecin; doch ſelbſt ein franzöſiſches Sprüchwort ſagt: Qui a la sauge et la sanique, fait au chirurgien la nique.

Ueberall blicken zwiſchen den Felsritzen die rothe Ranunkel, Rubisso, und die Mohnblume, Ruelo, hervor; der Hahnenkamm oder Cacaraca, durch den Namen auf das Hähnekrähen ſelbſt anſpielend; die gelbe Tulpe, Tulipa Narbonensis; das Fünffingerkraut, Herbo de cinq fuilhos, und eine Menge anderer Kräuter, größtentheils nach den Heiligen des römiſchen Kalenders genannt: wie etwa das Herbo de Santo Jan, de San Jaques, de Nostro Damo, de San Christoou, de Santo Barbo und ähnliche mehr. Buchſtäblich läßt ſich ſeines Blumenreichthums wegen auf Berg Bonaparte die Stelle aus Kleiſts Frühling anwenden:

Hier lacht ſie bereits durch die Knoſpe mich an die geprieſene Roſe.
Hier drängt die Maienblume die Silberglöckchen durch Blätter;
Hier reicht mir die blaue Jacinthe den Kelch voll kühler Gerüche.
Hier ſtrömt der hohen Viole balſamiſcher Ausfluß, hier ſtreut ſie
Die goldenen Strahlen umher. Die Nachtviole läßt immer
Die ſtolzeren Blumen den Duft verhauchen; ſie ſchließet bedächtig
Ihn ein, und hoffet am Abend den ganzen Tag zu beſchämen!

Die Kalmücken an der Wolga.

(Fortſetzung.)

Der Theil der Steppen, welcher an das Land der doniſchen Koſaken ſtößt, iſt von einer unter dem Namen Irkgenei oder

Schire bekannten Bergkette durchzogen, welche bei Zarizyn beginnt und an die kaukasischen Berge sich anschließt. Hier gibt es Stellen, die an Wasser und Gras sehr reich sind, weil aus dem hohen Irkgenei eine Menge Bäche herabfließen, die das Land befruchten und den viehzüchtenden Nomaden fette Weiden verschaffen. Der Eigenthümer des Uluß der Klein-Dürbot Dedschit Tundutow, dessen Güter am Abhang der Irkgenei-Berge hart am Lande der donischen Kosaken liegen, und bis zum Flusse Kalaus gehen, hat im Sinne, hier sechs kalmückische Ackerbauansiedlungen zu machen, nämlich an den Flüssen Artan Selmen, Jaktibai, Amta, Segesta, Dschuruk und Kereft; wenn er dann die Vortheile des Landbaues aus Erfahrung zeigen kann, will er nach und nach auch mehrere an diese Lebensweise gewöhnen. Das Ziel ist schön, und möge es nur bald erreicht werden! Indeß sind in seinem Ulusse schon einige Anfänge gemacht. Viele Kalmücken aus dem Ulusse der Klein-Dürbot beschäftigen sich mit Heumachen, und sammeln für den Winter so viel Futter, daß sie nicht nur ihr Hausvieh nähren können, sondern auch noch davon verkaufen.

Derjenige Theil der Kalmücken-Lande, welcher auf der Wiesenseite der Wolga liegt, bietet eine flache Ebene dar, deren größere Hälfte im Frühling durch das Ueberströmen der Wolga, der Achtuba und einer Menge Eriks und Jlmens *) unter Wasser gesetzt wird. Hier findet sich Alles reichlich: fetter, zum Ackerbau geeigneter Boden, üppige Wiesen und gutes Wasser. Hier liegt der größte Theil der Besitzungen des Ulusses der Choschouten, welcher den Fürsten Tjumenew gehört. Man muß erkennen, daß Serbe-Dschab-Tjumenew diese Vortheile zu benützen versteht. Dieser verständige und gewandte Mann bringt durch sein eigenes Beispiel seine Untergebenen dazu, sich mit der Landwirthschaft zu befassen: er macht alle Versuche vorher selbst, und lehrt sie dann seine Kalmücken, von denen viele auf seine Kosten in hölzernen Häusern untergebracht und mit voller Wirthschaftseinrichtung ausgestattet sind. Dieser väterlichen Sorgfalt ihres Herrn verdanken es die Choschouten, daß sie mehr als alle ihre Stammgenossen die Vortheile einer ansässigen Lebensweise und bürgerlicher Einrichtungen genießen. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo dieser Stamm seine Kibitken ganz aufgibt, und mit der Gesammtmasse der seßhaften Bevölkerung des Gouvernements Astrachan verschmilzt. Fürst Serbe-Dschab baut nicht nur das Feld und treibt Bienenzucht, was seine Lieblingsbeschäftigungen sind, sondern er legt Gärten an, baut Mühlen und Fabriken, und verwendet zu allen seinen Arbeiten Kalmücken. Die Pferdezucht steht bei ihm im höchsten Flor, und der Kaiser hat ihm zur Aufmunterung drei Hengste von arabischer und englischer Race aus seinen eigenen Gestüten zustellen lassen.

Während meiner Reise in die Kalmückensteppe bemerkte ich mit Vergnügen auch im Uluß der Klein-Dürbot einen Anfang von Ackerbau. Zwei Geistliche, Chara Ghelun und Dschambo, Ghelun, beschäftigten sich neben ihren mönchischen Obliegenheiten auch eifrig mit der Landwirthschaft. Chara Ghelun hat ein Vorwerk an dem Flusse Artan Selmen, der in einer Schlucht des Irkgenei läuft, und dort ein russisches Bauernhaus mit einigem Hausrath errichtet, wo er hingeht, um seine kleine Wirthschrift zu beaufsichtigen. Nur Schade, daß er dazu keinen Kalmücken, sondern einen Kleinrussen verwendet; indeß ist sein Bestreben sehr uneigennützig, denn die eine Hälfte seines Ertrags gibt er seiner Mönchsbrüderschaft, die andere seinen armen Verwandten. Dschambo Ghelun verdient noch größere Aufmerksamkeit wegen seines ungewöhnlichen Unternehmungsgeistes und seiner persönlichen unermüdeten Thätigkeit. Er zieht am Flüßchen Burat, nahe bei den Wohnungen der donischen Kosaken, und dem Flusse Manytsch, abgesondert vom ganzen Uluß der Klein-Dürbot, mit seinem ererbten Aimak *) mher, der aus dem Geschlechte der Uldetschin besteht. Für den Ackerbau taugliche Ländereien, die Nachbarschaft der Russen und die Menge freier Hände führte ihn auf den Gedanken, den Landbau unter seinen Stammgenossen einzuführen, und seine Maßregeln hatten einen sehr günstigen Fortgang.

Bis jetzt besteht indeß der Hauptreichthum der Kalmücken durchaus nur aus Vieh, das ihnen Nahrung, Dach und Kleidung liefert. Nach den letzten officiellen Berichten bestanden ihre Heerden aus 245,447 Stücken, worunter 7377 Kamele, 19,024 Pferde, 33,308 Stück Hornvieh, 169,000 Schafe und 6739 Ziegen; im Jahre 1827 aber besaßen sie über 800,000 Stücke, sonach hatten sie seit dieser Zeit fast drei Viertheile ihres Viehs verloren. Die Ursachen dieses ungeheuren Verlusts liegen zum Theil in der Veränderung des Klima's. Seit dem J. 1830 waren die Winter in dem Gouvernement Astrachan so streng, daß die Kälte oft auf 30° R. stieg. Die Kalmücken erlitten im J. 1837 einen furchtbaren Verlust. Eine ungewöhnlich frühe Kalte mit Glatteis setzte das Vieh außer Stand, sich mit den Hufen das Futter aufzustoßen, diese Anstrengung selbst erschöpfte ihre Kräfte und erzeugte viele Krankheiten, ein heftiges Schneegestöber trieb es zu Hunderten und Tausenden in Flüsse, in Teiche, Schluchten und selbst in fremde Ulusse, wo es unwiederbringlich verloren ging.

Viele behaupten fortwährend, bei der gegenwärtigen Wirthschaft der Kalmücken, welche keinen Vorrath für den Winter sammeln und ihrem Vieh kein Unterkommen verschaffen, müsse ihre Viehzucht immer bedeutende Verluste leiden. Aber man darf sie nicht zu streng beurtheilen: ein Kalmücke, der 10 Stück Vieh hat, kann vielleicht bei gehöriger Anstrengung hinreichend Heu für den Winter machen und Hürden für das Vieh in dem baumlosen Lande errichten, aber dieß ist nicht mehr möglich sobald sich das Vieh in die Tausende beläuft; wie viel Holz oder Schilf wäre nöthig, um die Winterhürden zu errichten? welche ungeheure Menge Heu müßte aufgebracht werden, um diese zahlreichen Heerden zu nähren, und wie viele Leute wären

*) Erik heißt im Astrachanischen ein langer Flußarm, Jlmen ein See.

*) Aimak ist eine Volksabtheilung oder ein besonderes Glied eines Stammes; sie bilden das Familieneigenthum der Saisangen (Adeligen), welche jedoch keine Gewalt über sie haben, außer der Vollziehung der Befehle des Häuptlings und einer kleinen Steuer für ihren Unterhalt.

nöthig, um ihnen nur das tägliche Futter zu verabreichen? Wenn man alle diese Ausgaben rechnet, welche bei einer so eingerichteten Wirthschaft unvermeidlich wären, so würde ein solcher halbansässiger Eigenthümer kaum einen Vortheil aus seinen Heerden ziehen. Solche Hürden wären allerdings nützlich für eine große Menge Vieh, das stets gewohnt ist in freier Luft zu weiden: sie würden dadurch vor der Winterkälte geschützt, und dem Hunger wie dem Verlaufen wäre vorgebeugt, aber nie könnte man dasselbe vor den mannichfachen, verheerenden Krankheiten schützen, welche bei der Vereinigung der Heerden in geschlossenen Räumen sich unvermeidlich zeigen müßten. So lange die Kalmücken bei ihrem Wanderleben bleiben, ist es viel besser, ihre Viehzucht in dem jetzigen Zustande zu lassen. Die nördlichen Mongolen und die Buräten, welche in einem noch viel rauhern Klima als die wolgaischen Kalmücken nomadisiren, werden reich dabei, und wenn Unfälle eintreten, so darf man nur sagen, daß der Mensch mit dem Schicksal nicht kämpfen kann. Die Kalmücken sind in den letzten Jahren in große Noth gekommen: jetzt hat die Hälfte derselben gar kein Vieh, und sie bilden die besondere Classe der unglücklichen Baigutschen (Bettler), Leute, welche nicht nur nicht im Stande sind den Alban (die Steuer) zu zahlen, sondern kaum Mittel finden sich zu nähren. Diese unglückliche Lage treibt sie oft aus den heimischen Steppen, und veranlaßt sie, zu andern Beschäftigungen, namentlich zum Fischfang, zu greifen, oder in russischen Dörfern zu leben, um ihren täglichen Unterhalt zu gewinnen. Im J. 1837 wurden an 7621 Kalmücken Erlaubnißscheine gegeben, sich aus ihren Ulussen zu entfernen und zur Arbeit zu verdingen. Dieß ist der sicherste Beweis äußerster Armuth, da der Kalmücke die größte Entbehrung erträgt, nur um seinen gewohnten Aufenthalt nicht zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Italien.

San Marino.

(Schluß.)

Die Gassen in der Stadt St. Marino sind eng, meist abschüssig und schlecht gepflastert, die Häuser, mit wenigen Ausnahmen, von alter und unschöner Bauart. Es gibt hier zwei Apotheken, zwei Kaffeehäuser mit Billards und zwei Spielkartenfabriken, aber keine Kaufläden. Tabak und Salz ist ein Monopol der Regierung. Gute Gasthäuser fehlen, wiewohl San Marino als Curort nicht unbedeutend ist, und der Gebrauch seiner heilsamen Quellen im Julius und August viele fremde Gäste herbeizieht.

In der Stadt sind ein Franciskaner- und ein Nonnenkloster. Von den sechs Kirchen ist außer der neuen, erst unlängst vollendeten, keine der Beachtung werth. Diese hat drei durch Säulen getheilte Schiffe, einen Altar von buntem Marmor mit der Statue des heiligen Marino, verschiedene sehr kostbare Gemälde, und eine Façade von überraschender Schönheit, die dem Architekten, Antonio Serra von Bologna, zur vollen Ehre gereicht. Mehrere Nischen sind zur Aufnahme von Monumenten für verdienstvolle Bürger bestimmt, und werden mit der Zeit ein schönes Pantheon bilden. Den Regierungspalast ziert ein Portikus, oberhalb desselben ist das Wappen der Republik, vorstellend einen Berg mit drei Castellen, mit dem Motto: „Libertas.“ Inwendig ist die kolossale Bildsäule des Papstes Clemens XII aufgestellt.

Das Staatsarchiv enthält unter Anderen höchst wichtigen Urkunden die voluminöse Correspondenz der Herzoge von Urbino, sehr alte päpstliche Bullen, Diplome und Zuschriften der Republiken Venedig, Genua und Florenz, welche erste San Marino mit dem Schwesternamen belegte.

Zur Abendunterhaltung dient den Republicanern ein zwar nicht elegantes, aber ihrer Zahl angemessenes Theater, an Sommerabenden bietet ihnen auf der Promenade vor dem Thore St. Francesco das Ballonspiel ein sehr beliebtes Spectakel.

Die Elementarschulen, worin der Unterricht gratis ertheilt wird, bedürfen noch mancher Verbesserung.

Die Regierung besteht aus dem großen Rathe (Arringo), welcher die vollziehende Gewalt 60 Aeltesten (anziani) nämlich 20 Adeligen, 20 Bürgern und 20 Landleuten überträgt, und nur bei dringenden Veranlassungen wird der ganze Arringo zusammenberufen, wo jede Familie von einer Person repräsentirt wird, und zwei, alle sechs Monate zu wählende Capitani den Vorsitz haben.

Der erste Reichsbeamte und einzige Richter ist der Commissarius, der ein auswärtiger Doctor Juris seyn muß, und nur auf drei Jahre aufgenommen wird, aber dann wieder auf andere drei Jahre bestätigt werden kann. Diese Maaßregel ist, wie die Reichsstatuten besagen, deßhalb getroffen, damit das Recht um so gewissenhafter gehandhabt, und das wichtige Amt eines Podesta nicht auf Unkosten des Staats durch Begünstigung von Seite der Freunde oder Verwandten einem Unwürdigen übertragen werde. Von ihm werden sämmtliche Criminal- und Civilsachen in erster Instanz entschieden. Doch können die Betheiligten dann appelliren, in welchem Falle mehrere auswärtige und heimische Rechtsgelehrte eingeladen werden, ein Appellationsgericht zu bilden.

Indeß sind in San Marino Criminalprocesse äußerst selten, wiewohl die Todesstrafe abgeschafft ist und die Verbrecher überhaupt mit Milde behandelt werden. Die Einkünfte der Republik belaufen sich auf 60,000 Franken, welche durch Erhebung einer geringen Steuer aufgebracht, und wovon der Commissarius, der Arzt, der Chirurgus, der Secretär und der Schullehrer besoldet werden. Die übrigen Mitglieder der öffentlichen Verwaltung beziehen keinen Gehalt, erhalten aber einen kleinen Geldbeitrag zur Bestreitung nöthiger Ausgaben und einen Bedienten, welcher die Livree der Republik tragen und ihnen am Tage stets zur Seite seyn muß.

Alle waffenfähige Mannschaft theilt sich in die Nobel- und Nationalgarde, welche unter einem Commandanten steht, der ebenfalls vom Volke gewählt werden muß.

Sonderbar bleibt es, daß in dem sonst so gut eingerichteten Ländchen die Hazardspiele im höchsten Grade getrieben und

sogar begünstigt werden. Was ich vermißte, war: Straßenbeleuchtung, ein Hospital und eine Buchdruckerei; für die geistigen Bedürfnisse der Einwohner ist überhaupt wenig gesorgt, und in dieser Beziehung steht San Marino selbst hinter manchen kleineren Städten Italiens, geschweige denn Deutschlands, um mehrere Decennien zurück. —

Chronik der Reisen.

Capitän Th. Skinners Reisen in Vorderindien, von Calcutta am Delta des Ganges bis Gangotri, unfern seiner Quelle im Himalaya.

(Fortsetzung.)

Unser Weg nahm nun immer mehr an Beschwerlichkeit zu; der Fluß krümmte sich oft, so daß wir ihn wohl zwölfmal übersetzten, indem wir öfter durch das eiskalte Wasser waten und theils über schmale, unsichere Brückchen oder Stege von Baumzweigen gehen mußten. Nun kam erst noch das steile Bergansteigen oder Klettern mittelst der Hände und Knier. Nachdem wir so den letzten Berg mit der größten Anstrengung errungen hatten, sahen wir auf seinem Gipfel auf einer kleinen Ebene, einen kleinen Altar von losen Steinen vor uns. Die Hindu erwiesen seinen Götterbildern ihre Verehrung, und die Fakire brachten ihnen Rhododendron (Alpenbalsam) auf dem Altare betend dar. Dieser Berggipfel ist der geweihte Eingang zum heiligen Quellorte selbst.

Mäherolll und nicht ohne Sturzbad stiegen wir den Berg hinab. Nun hieß es noch einmal Bergan steigen und über Schneebögen gehen, unter denen die Dschumna wie unter einer Brücke durchrauschte. Meine Diener aus Bengalen, die bisher nur auf fernen Gebirgen Schnee gesehen hatten, staunten nicht wenig, als sie zum erstenmal in ihrem Leben Schnee betraten. Nun hatten wir endlich das Ziel unserer Strapazen errungen, da wir die Dschumna bis zu der Stelle verfolgt haben, wo sie südlich von den Bergen Bunderpuch*) und Dutie unter ewigem Schnee hervorbricht, wo jeder Pfad endet und die Natur mit eiskalter Hand zu verstehen gibt: „Bis hieher und nicht weiter!" Zuerst drängt sich dem Wanderer in dieser kalten und einsamen Gegend von Jumnotri oder Dschumnotri eine heiße Quelle auf, welche aus einem Fels mit großer Kraft und bei der Oeffnung 180° R. heiß hervorbricht. Sie wird beständig von hoch aufsteigendem Dunst umlagert. Die Wallfahrer tauchen, indem sie Gebete sagen, ihre Hände in die Quelle, machen die gebräuchlichen Ceremonien und geben den Braminen Geld.

Das Bett der Dschumna in einer engen Schlucht zwischen ungeheuren Bergen ist das großartigste, das man sich denken kann. Gleich neben ihrem Bett, nur wenige Fuß vor ihrem Hervorquellen unter dem Schnee, sprudelt 57° warmes Wasser auf, welches mit der kalten Dschumna gemengt ein erquickendes Bad den Pilgern bereitet. Außerdem wallen noch von den Felsen viele Gießbäche, worunter der Dummer-Kunter von einer senkrechten Steinwand bei 200' hoch herabstürzt. An diesem geheiligten Orte reiht sich das Eindrucksvolle und Prächtige an das Bescheidene und Einfache. Neben ewigem Schnee springen heiße Quellen hervor; während wir mit Staunen und Bewunderung die hohen, wilden Felsen anstarrten, umdufteten und umblühten uns Veilchen und Erdbeeren in dichter Menge!

Von Dschumnotri kehrten wir über Cursali nach Banassa zurück, und kamen in das kleine Dorf Nichni am Fuße des Conchulgletschers. Wir sahen in dieser Gegend mehr Hunde als Menschen, und zwar bissige, wilde Hunde. Im Dorfe Nonzong hatten wir eine Hitze von 90° F., und eine Unzahl neckender Fliegen und andere wespenähnliche Insecten, die bis zum Wahnsinnigwerden stachen, zu ertragen. Der Weg gegen Gangotri hin ging bald durch sehr hohes und dichtes Gras, bald über Bergabhänge, welche von Fichtennadeln sehr schlüpfrig waren, bald über riesige Baumstämme und Felsstücke, die den Weg versperrten, bald über Stege von Bäumen und bald über hohe Schneebrücken. In unserem Rücken gegen Nordwest erhoben sich die schneebedeckten Gipfel des Bunderpuch und Dootie, und mehr westlich wie weißes Gewölk der hoch verehrte Rudruh Himaleh, der Kedar-Nath und der Badri-Nath. *)

Den 1 Junius langten wir im Dorfe Bukoulie an und kamen durch Epuru, wo das Thermometer Mittags auf 70°, des Nachts und am Morgen gegen 50° stand, weiter über den Gebirgsrücken Chumora mit dem Gipfel Deahra nach dem Dorfe Barsu, das ziemlich hoch über dem Ganges (der Bhagirathi-Ganga) liegt. Unterwegs stießen wir auf einen Schafhirten und auf einen Bär, und bemerkten Wallnußbäume von 30 englischen Fuß im Umfang. Als meine Leute den Ganges ansichtig wurden, brachen sie vor Freude darüber in einen Jubel aus. Die Dörfer am Ganges sind sehr nett, die Cultur bis zum Fuß der Gebirge sehr gut, der Boden fruchtbar. Die Dorfbewohner dieser Gegend fand ich sehr redlich. Man kennt hier kein Verbrechen. Der Vorsteher und Herrscher eines Dorfes ist gewöhnlich der Aelteste.

Der Bhagirathi, wie der heilige Name dieses Gangeshauptarmes lautet, an dem wir den 5 angekommen, ist etwa 80 Yards breit, sehr tief hie und da, führt viel Sand mit sich und sieht schmutzig aus. Wir sahen da viele Meerkatzen. Das nächste Dorf am Ganges war Suchi oder Sukhi, 8528 Pariser Fuß hoch und 1000' über dem Fluß. Hodgson fand 1817 hier nur drei Häuser bewohnt. 10,000' hohe Felspics ragen über das winzige Dörfchen, wo der Gangesdurchbruch am wildesten. Weiterhin wird der Weg sehr beschwerlich, und hie und da auch gefahrdrohend. Wir hatten eine halbe Stunde über lauter lose und spitzige Steine zu gehen, bald Brücken von Flechtwerk zu passiren und dann über 50' hohe Felsen, die wie Pyramiden über den Fluß standen, mittelst Leitern und auf Baumstämmen zu steigen, oder auf einem schmalen Brett über reißende Wildbäche, die leicht Schwindel erregen, zu setzen, so daß die Träger ihr Gepäck fortzubringen verzweifelten. Während hier einerseits das Gleichförmige der Wüste den Geist ermüdet, wird er durch das Ganze andererseits feierlich erhoben.

(Fortsetzung folgt.)

Schülerzahl in Paris. In Paris befinden sich 95,500 Kinder in dem Alter, wo sie die Schule besuchen sollten. Die Primärschulen, die 115 Gemeindeschulen und die 524 Privatschulen enthalten nur 46,200 Schüler, die Pensionen und Collegien noch weitere 5000, im Ganzen also 51,200 Schüler. Demnach bleiben noch 43,300 Kinder über, die keinen Unterricht erhalten.

*) Der Bunderpuch oder Benderputsch, mehr östlich als nördlich von der Dschumna, erreicht eine Höhe von 19,626 Fuß.

*) Der Rudruh Himaleh, 21,009' hoch, liegt westlich von Gangotri und nördlich von dem 21,258' hohen St. Georg; südlich von diesem steht der 11,123' hohe Kedar-Nath und von diesem östlich an der Bischna-Ganga über 10,000' der berühmte Wallfahrtsort Badri-Nath. Nach J. Grimms Himalaya-Karte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 234.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 August 1839.

Aphorismen über den Orient.

Die Krisis der Türkei.

Wäre und bliebe die Türkei allein sich selbst überlassen, so würde sie nichts als das Schauspiel wiederholen, welches orientalische, und namentlich islamitische Reiche so oft dargeboten haben: daß nämlich, wenn die Kraft am Sitze der Regierung erlahmt, ein mächtig gewordener Satrap sich derselben bemächtigt, und das Reich mit oder ohne Belassung der bisherigen regierenden Familie beherrscht; Mehemed Ali und sein Sohn wären nach Konstantinopel vorgedrungen, hätten der dortigen Regierung das Gesetz dictirt, der schwache Knabe Abdul Medschid hätte die Zügel des Reichs dem stärkeren Satrapen übergeben, aber die Insignien der Macht behalten; die Türkei hätte wieder aufleben und erstarken können, wie mancher Emir el Omara die Macht des Khalifats wenigstens auf einige Zeit wieder herstellte. Aber der entscheidende Schritt ist geschehen: die türkische Frage ist offenkundig für eine europäische erklärt worden; die europäischen Mächte haben es übernommen, die Türkei gegen den übermüthigen Satrapen zu schützen, und eben damit ist auch die offenkundige Erklärung abgegeben worden, daß die Türkei sich selbst nicht mehr schützen könne, daß sie eine Leiche sey. Diese Erklärung wird nur denjenigen nützen, welche die Vernichtung der Türkei wünschen, allen andern wird sie wesentlich verderblich werden, und am meisten dem türkischen Reiche selbst, denn jetzt ist die türkische Regierung in den Augen aller Türken geschändet und vernichtet, und Mehemed Ali steht als der einzige Vorfechter des Islams und des türkischen Reiches da: er hat Armeen und Flotten, auf ihn wenden sich alle Blicke der Türken, die noch an ein türkisches Reich glauben und die Fremden, die Giaurs, hassen: alles, was der arme Knabe Abdul Medschid, und was der greise Chosrew verlieren, das haben Mehemed Ali und sein Sohn gewonnen; sie stehen da als die möglichen Retter und Rächer des Reichs, ihre Feinde aber als die schmiegsamen, verächtlichen Diener der Fremden.

Die Meinung entscheidet so viel in den Schicksalen der Reiche und Völker: an dem Obengesagten ist, wenn man auf den Grund der Dinge eingeht, Vieles ganz oder theilweise falsch, aber es läßt sich nicht läugnen, daß die Meinung der Völker im Orient Mehemed Ali zum Schirm und Schild der Völker des Islams gestempelt hat, und daß diese Meinung seine Macht verdoppelt und verdreifacht. Mit der Erklärung der europäischen Mächte, daß sie die Pforte unter ihren Schutz gestellt, haben sie die Verpflichtung übernommen, den Störer des Friedens, Mehemed Ali, zu beugen, d. h. mit andern Worten, sie haben sich verpflichtet, den Krieg zu führen, den die Pforte nicht mehr führen kann, denn in Gutem wird Mehemed Ali nicht weichen. Er hat seit Jahren sich über seine Kräfte angestrengt, und auf den jetzigen Kampf vorbereitet, es handelt sich für ihn und seine Familie um Seyn oder Nichtseyn, er hat alle seine Völker durch Gold und Versprechungen zum Kampfe aufgerufen; die Macht, die er jetzt aufgeboten hat, ist der letzte Pfeil in seinem Köcher, er hat keinen zweiten zu versenden; er ist zu hoch gestiegen, um zurückweichen zu können, seine jetzige Stellung ist unhaltbar, er muß vorwärts, um durch möglichst große Erwerbungen sich im schlimmsten Falle, d. h. wenn man ihn wirklich angreift, möglichst gute Bedingungen zu erwerben, und somit ist man erst am Anfange der großen orientalischen Frage, nicht am Anfange der Lösung, sondern am Anfange der Entwicklung.

Man hat bei der Beurtheilung der gegenwärtigen Lage des türkischen Reichs Manches hinein gemischt, was für die Zukunft dieser Lande von Interesse und Wichtigkeit seyn kann, für die jetzige Lage des türkischen Staates aber von keiner oder nur von störender Bedeutung ist. So haben manche Serbien und Albanien zu christlichen Staaten erhoben nach dem Beispiele Griechenlands, andere aus der Tyrannei, mit welcher Mehemed Ali die armen Fellahs behandelt, seinen baldigen Untergang voraus gesagt. Aber es handelt sich im Augenblick um das Band, welches die türkischen Länder zusammenhält; jetzt sind die christlichen Bevölkerungen des türkischen Reichs nur ein gewaltiges Hemmniß der Einheit, das sich sehr verderblich ausweisen kann, und die Tyrannei Mehemed Ali's ist schwerlich schlimmer, als sie schon hundertmal von türkischen Paschas geübt wurde; wenn Mehemed Ali fallen soll, so

kann der Haß ſeiner gedrückten Unterthanen vielleicht ſeinen Fall beſchleunigen, aber er kann ihn nicht herbeiführen.

Vielfach gibt man ſich jetzt das Anſehen, über das arabiſche Reich Mehemed Ali's zu ſpotten, aber man vergißt, daß arabiſche Reiche mit einer türkiſchen Ariſtokratie Jahrhunderte lang in Nordafrika ſich gehalten haben, und daß das arabiſche Element nur im langſamen Gange der Jahrhunderte allmählich ſich des türkiſchen entledigt. Mehemed Ali iſt ein Türke, und es fällt ihm nicht ein, ſich zum Araber zu machen; aber er kennt die Wichtigkeit des arabiſchen Elements, und wenn er die armen, zum Druck gebornen Fellahs mißhandelt, ſo verfährt er anders gegen die freien Söhne der Wüſte; dieſe ſind auch ſeinem Rufe gefolgt, und ihre Schaaren verſtärken Ibrahims Heer.

Ganz anders ſieht es im eigentlich türkiſchen Reich, d. h. im europäiſchen Theile und in Anatolien aus. Hier iſt das innere Zerwürfniß viel tiefer, unheilbarer und verderblicher. Fallmerayer hat den dortigen Stand der Dinge am richtigſten erkannt: alle Griechen, alle orientaliſchen Chriſten betrachten die griechiſch-ruſſiſche Kirche als ihr wahres Vaterland, und folgen mehr oder minder dem Gebot der großen Macht, welche ſich zu dieſem Glauben bekennt; hier liegt das Verderben des türkiſchen Reichs, und die offenkundige Erklärung, daß der türkiſche Theil der Bevölkerung nicht mehr im Stande ſey, einen rebelliſchen Vaſallen zu vernichten, daß die chriſtlichen Mächte den Schutz desſelben über ſich nehmen, kann das Verderben nur beſchleunigen. Man hat behauptet, wenn Mehemed Ali's Forderungen zugeſtanden würden, ſo ſey die moraliſche Kraft der Türkei gebrochen, und man werde bald von allen Seiten das Geſchrei vernehmen: Hinaus mit dem Leichnam aus dem Kreiſe der Lebenden! Wird ſich dieß Geſchrei jetzt weniger erheben, nachdem Osmans Enkel offen anerkannt hat, daß er ſich ſelbſt nicht mehr vor Mehemed Ali ſchützen könne, und daß die chriſtlichen Mächte ihn vor dem Glaubensgenoſſen ſchützen müſſen?

Die Kalmücken an der Wolga.

(Fortſetzung.)

Die Religion der Kalmücken iſt in der Lehre der Buddhiſten enthalten, die in der Mongolei und in Tibet herrſcht. Trotz der ungeheuren Entfernung, die ſie von der Dſungarei, der Mongolei und Tibet trennt, haben ſie doch bis jetzt die Grundlehre der Religion Schakdſchemunis vollkommen bewahrt, einige äußere Cerimonien des Gottesdienſtes ausgenommen, die ſie örtlicher Umſtände halber aufgegeben oder verändert haben. Die Kalmückenkhane, die ſich in den Steppen der Wolga niederließen, haben, wahrſcheinlich aus Furcht, ihre Unterthanen möchten das Chriſtenthum annehmen, ſtets ſich bemüht, ihren religiöſen Geiſt zu unterhalten. Sie haben häufig Geſandte mit reichen Geſchenken an den Dalai Lama geſchickt, und ihn um Segen für ſich und ihr Volk gebeten. Das Haupt der tibetiſch-mongoliſchen Hierarchie verſah ſie zum Dank für ihre reichlichen Spenden mit heiligen Büchern und ſchickte ihnen gelehrte Lamas. Dieſe liſtigen Glaubenslehrer benützten ihre hohe Würde, die von Buddha ſelbſt geheiligt worden war, um den religiöſen Fanatismus ihrer geiſtlichen Heerde noch mehr zu entflammen. Das gemeine Volk der Kalmücken betrachtete dieſe Lehrer mit Ehrfurcht, und vollzog blind ihre Gebote, es begann keine Unterſuchung der Dogmen ihres Glaubens, und verſtand auch nicht einmal den geheimnißvollen Gottesdienſt, der vor ſeinen Augen in einer ihm fremden Sprache vollzogen wurde; *) es bedurfte eines Gebetes, und die Geiſtlichkeit gab ihm ſechs myſtiſche Worte: om-ma-ni-pad-me-kum, **) welche es unaufhörlich wiederholt, ohne ſich um den Sinn derſelben im mindeſten zu kümmern. Die Kalmücken ſind überzeugt, daß dieß magiſche Gebet und die Vertretung der Geiſtlichkeit ſie bei der künftigen Seelenwanderung aus den Banden der Sanſaren ***) befreit, und die ewige Ruhe in ungeſtörter Nirwana †) verleiht. Man zeigte ihnen die drei Kleinodien (gurban erdeni ††) als den Eckſtein des Glaubens, und ſie fielen nieder mit der größten Ehrfurcht. Kenntniß iſt bei den Kalmücken ein ausſchließliches Eigenthum der Geiſtlichkeit. Sollen die Ereigniſſe längſt vergangener Zeiten erzählt, irgend ein Verhängniß aus den Geſtirnen erkannt, Mittel zur Heilung von Krankheiten aufgefunden werden, ſo darf man ſich nur mit unbegränztem Vertrauen an die Ghelun wenden, und dieſe müſſen den Wunſch des Bittenden vollenden: ſie ſind die Geiſtlichen, die Aſtrologen, die Geſchichtſchreiber und die Aerzte. Dieſes Monopol der Kenntniſſe verſetzte das gemeine Volk in eine knechtiſche Abhängigkeit von den Geiſtlichen. Der Kalmücke unternahm nichts,

*) Der Gottesdienſt wird bei den Kalmücken wie bei den Mongolen in tibetiſcher Sprache gehalten, welche nicht nur der Pöbel, ſondern ſelbſt ein großer Theil der Geiſtlichkeit nicht vollkommen verſteht.

**) Die Buddhiſten ſchreiben dieſem Gebete übernatürliche Kräfte zu, und glauben, daß wer es hundert Millionenmal ausſpreche, im künftigen Leben die Seligkeit erlange. Sie haben große Werke, welche ausſchließlich mit Commentarien über dieſe geheimnißvollen Worte angefüllt ſind. Nach den neueſten Forſchungen der Kenner der Sanskritſprache und der buddhiſtiſchen Alterthümer, bedeutet dieß Gebet höchſt wahrſcheinlich: „das Kleinod (om, die göttliche Trias, dargeſtellt durch die drei Buchſtaben a, u, m) befindet ſich wahrhaftig im Padma (Lotus).“ Bekanntlich entſpringen alle Buddhas aus dem Lotus, und werden auch auf Lotusblumen oder Lotusblättern ſitzend oder ſtehend abgebildet.

***) Sanſara, ein Sanskritwort, im Mongoliſchen Ortſchilang, bedeutet die „rein materielle Welt, wo der Geiſt durch das Fleiſch unterdrückt iſt, das phyſiſche Leben mit allen ſeinen Leiden von der Geburt bis zum Tode.

†) Unter Nirwana (auch ein Sanskritwort) verſteht man „die Befreiung des Geiſtes von der Materie, die Vereinigung mit der Gottheit, den Sitz der Quelle des Verſtandes (Buddha), der ſich frei gemacht hat von allem Wandel des Geſchickes, die ewige Seligkeit.“

††) Unter gurban erdeni verſteht man: Burchan (ſanskr. Buddha, Geiſt, reiner Verſtand), die Gottheit; nom (ſanskr. darma), die heilige Schrift, und Lama, (ſanskr. Sanfga) die Geiſtlichkeit. Dieſe drei Kleinodien bilden gleichſam die unzertrennliche Einheit, welche ſich im Geiſte oder dem reinen Verſtande concentrirt; nom iſt die Erſcheinung des Geiſtes im Wort, und Lama das Werkzeug zur Ausbreitung dieſes Worts.

ohne zuvor den Lama um Rath zu fragen, selbſt Familienangelegenheiten wurden nicht ohne Zuziehung des Geiſtlichen abgemacht.

Die Geiſtlichkeit der Kalmücken wie der Mongolen theilt ſich in drei Grade: der erſte oder niederſte ſind die Mandſchi (bei den Mongolen Bandi, der Hörende oder Lernende); der zweite iſt der Ghezul, *) und der dritte und höchſte der Ghelun; **) außerdem gibt es noch Ehrennamen, wie Bakſchi, eigentlich: Lehrer, bei den Kalmücken aber verſteht man darunter den erſten Ghelun in einem Churul ***) (Kloſter); Ghebkui, der Aufſeher; Umſat oder Ghunſut, der Vorſänger; Gheik, der Schließer, der Gehülfe des Ghebkui, Närba, der Schatzmeiſter oder Oekonom, Burchatſchi, bei den Mongolen Takildſchi, der auf die Reinlichkeit im Churul, auf die Inſtandſetzung der heiligen Geräthe zum Gottesdienſt zu ſehen hat; Emtſchi, der Arzt, und Suruchaitſchi, der Aſtrolog und Aſtronom, der die Verpflichtung hat, einen genauen Kalender herzuſtellen.

Als die Kalmücken zuerſt ſich in den Steppen an der Wolga niederließen, war ihre Hierarchie, nach dem Vorbild der zu Hlaſſa, viel mannichfacher und bedeutender als gegenwärtig. Damals war die ganze Geiſtlichkeit dem Kambu Lama unterworfen, der oft die Würde eines Chutuktu (Heiligen), oder Pandit (Weiſen) hatte; ihm ſtanden mehrere Gehülfen bei, welche die verſchiedenen Theile des geiſtlichen Regiments beaufſichtigten, als Zordſchi-Lama, Tſchanisaba, Zaſak-Lama und andere. Unter ſeinem mächtigen Einfluß ſtanden nicht nur die Geiſtlichkeit und das Volk, ſondern auch die Khane, welche knechtiſch ſeine Gunſt ſuchten und ſtets ſich bemühten, ihn auf ihre Seite zu ziehen. Die jetzige Geiſtlichkeit konnte die Macht der frühern Hierarchie nicht behaupten. Das gemeine Volk der Kalmücken hält jetzt die Ghelun's nicht für Gegenſtände beſonderer Verehrung und fällt nicht mehr vor ihnen zur Erde nieder. Welche Achtung können auch Leute einflößen, welche keinerlei Bildung beſitzen, ihre heiligen Pflichten ſelbſt mit Füßen treten, und durch ihr ſchlechtes Betragen dem Volke ein ärgerliches Beiſpiel geben. In der letzten Zeit hat ſich die kalmückiſche Geiſtlichkeit ſo ſehr vermehrt, daß in einigen Ulufſen auf jede Kibitke gemeinen Volks ein Ghelun kommt. Uebrigens ſucht man die Zahl der geiſtlichen Mitglieder der Geſellſchaft keineswegs aus Frömmigkeit zu vermehren, ſondern aus Eigennutz, weil jeder, der zum Geiſtlichen geweiht iſt, keine Abgaben zahlt, und im Churul auf Koſten des Ulufſes lebt; folglich wälzt der Geiſtliche noch einige Laſt von ſeiner Familie ab, die oft um den täglichen Unterhalt in Noth iſt.

Die Kalmücken ſind bei der Beförderung zu den geiſtlichen Graden nicht ſo ſtreng, wie die Mongolen, und die Erreichung des Grades eines Ghelun's iſt mit gar keiner Mühe verknüpft, weil man zu dieſer Würde gelangt, ohne daß ein beſtimmtes Alter, und namentlich ohne daß gewiſſe Kenntniſſe gefordert werden; darum findet man auch unter der kalmückiſchen Geiſtlichkeit ſehr oft junge Ghelun's, die das Tibetiſche nur leſen können. Bei den Mongolen iſt die Erlangung des Grades eines Ghelun's ſehr ſchwierig: man muß ſchon in reifen Jahren ſtehen, gründliche Kenntniſſe in den Glaubenslehren beſitzen, und durch lange Proben beweiſen, daß man im Stande iſt, die dieſer hohen Würde auferlegten Prüfungen zu beſtehen. Darum gibt es bei den Mongolen ſehr wenig Ghelun's, im Vergleich mit der großen Maſſe der Geiſtlichkeit, deren größter Theil aus Bandis und Ghezuls beſteht, die unter dem gemeinſamen Namen Chowarak bekannt ſind. Die Einweihung zum halbgeiſtlichen Stande, der Männer zu Ubaſchis, der Frauen zu Ubaſunen, wird bei den Kalmücken ſehr ſtreng beobachtet; ſie nehmen jedoch dieſen Stand erſt in ſehr vorgerücktem Alter an. Ich ſah ſehr ſelten Ubaſchis und Ubaſunen; Tſchibaganen gibt es bei den Kalmücken gar nicht. Dagegen bilden bei den Mongolo-Buräten die Ubaſchen und Ubaſunen den neunten Theil der ganzen Bevölkerung, und auch die Claſſe der Tſchibaganen iſt ſehr zahlreich. Eine Frau, die 50 Jahre und darüber hat, bemüht ſich, die Welt und alle ihre Genüſſe zu verlaſſen: ſie legt ſich ſtrenge mönchiſche Prüfungen auf, läßt ſich zur Tſchibagan weihen, ſcheert ſich die Haare, und nimmt die geiſtliche Kleidung an. Wohlhabende Tſchibaganen leben in ihren Familien, arme größtentheils in Klöſtern zum Dienſte der Lamas. Ubaſchis und Ubaſunen leben wie das gewöhnliche Volk, unterſcheiden ſich von demſelben nur durch die Beobachtung beſtimmter Gelübde und eine rothe oder gelbe Binde (orkindschi), welche über die rechte Schulter getragen wird.

Gegenwärtig ſtehen alle geiſtlichen Angelegenheiten und die Geiſtlichkeit ſelbſt unter der unmittelbaren Aufſicht der lamaiſchen Verwaltung, in welcher der älteſte Ghelun, der durch die kaiſerliche Regierung zum Oberlama erhoben wurde, den Vorſitz führt.

(Schluß folgt.)

*) Ghezul iſt ein tibetiſches Wort und bedeutet der „tugendhaft Wandelnde" (bujan-u iosopiu).

**) Ghelun, ein tibetiſches Wort, bedeutet, einen „der um Tugend bittet, oder betet (bojan-i gojakuschi).

***) Churul, eigentlich Verſammlung, vom Wort churachu, ſich verſammeln, iſt ein Götzentempel, worin die kalmückiſche Geiſtlichkeit den Dienſt verrichtet. In jedem Ulus findet ſich beim Zelte des Anführers ein Churul, oder eine große Filzkibitke, welche von den Wohnungen der Ghelun's umgeben iſt; dieſe Wohnungen und der Churul führen die gemeinſame Benennung Kuriè oder Kuré (die Umzäunung oder das Kloſter.)

Chronik der Reiſen.

Capitän Th. Skinners Reiſen in Vorderindien, von Calcutta am Delta des Ganges bis Gangotri, unfern ſeiner Quelle im Himalaya.

(Fortſetzung.)

Vier Stunden von Sucht befindet ſich am Ganges, Dacail gegenüber, das 8544' hoch liegende Dorf Mukba. Von dieſem eine halbe Stunde fern ruhen auf einem Berge, der eine ſehr ſchöne Ausſicht gewährt, Reſte eines ſehr großen Tempels mit tibetaniſcher Inſchrift. Man ſieht, daß ihn geſchickte Künſtler erbaut haben, und daß früher hier viel Cultur geweſen. In dieſer Gegend ſoll es viele taubſtumme Kinder geben. Ich ſah da einen Lehrer mit einer Feder auf Baum-

rinde ſchreiben. Drei Wegſtunden von Mukha iſt Bhairo-Ghati, ein ſehr heiliger Ort, der ſeinen Namen von dem frommen Gangesverehrer Bairo und von Ghat, das Ufertamm heißt und Gebirgspaß, entlehnt hat. Bhairo, durch deſſen Verwendung viele Wunder geſchehen ſind, wird als Heiliger hoch verehrt. Bhairo-Ghati iſt der letzte Ort vor dem Kuhmaulpaß. Unterwegs trifft man öfter große Steinhaufen, welche Pilger zum Andenken errichtet haben.

Endlich erreichten wir den zehnten Tag von Bukoulie weg, am 10 Junius, nachdem wir etwa 6 Meilen von Bhairo-Ghati zurückgelegt hatten, Gangoutri (Gangotri), den geheimnißvollen Gegenſtand einer außerordentlichen Verehrung.

Gangoutri liegt bei 15,000 engliſche Fuß hoch, und ſehr anziehend an der Bhagirathi-Ganga. Ein Tempel bezeichnet die heilige Quelle des Stromes; gegenüber befindet ſich der Badeplatz und die Stelle, wo die Krüge mit dem geheiligten Gangeswaſſer gefüllt werden. Das Flußbett iſt wohl 100 Yards breit, aber nur zum dritten Theil mit Waſſer bedeckt um dieſe Jahreszeit. Das Gangeswaſſer iſt hier noch trüber, dunkler und ſandiger als weiter unten. Das Getöſe der abſtürzenden Waſſerfälle, die ſchwindelnde Wirbel bilden, erinnert an den Niagara. Es ſind zum Obdach der Pilger mehrere lange und ſchmale Hütten errichtet. Einige Pilger wanderten monatelang hieher, um da Gangeswaſſer zu holen oder ihre Andacht zu verrichten. Hier ſieht man Mehrere von der Gegenwart ihres Gottes, den ſie Ram, Ram! anrufen, überwältigt, an den Ufern des heiligen Fluſſes liegen, dort vollbringen Andere, die bis über den Gürtel im Waſſer ſtehen, ihre Andacht, da kneten Einige unter den Auſpicien der Bramanen Sandballen, indem ſie um die Finger heiliges Gras geflochten, und werfen dieſelben mit andächtigem Ernſt als Gaben für das Heil ihrer verſtorbenen Väter in die Fluthen der heiligen Ganga. Zuweilen ſieht man auch einen Fanatiker, der im Fluſſe ſteht, und dieſen um die Gabe der Vorherſehung bittet, um ſich dadurch Geld zu erwerben.

Das Innere des Tempels durfte ich nicht betreten; die Andacht, welche meine Bauern, die Gepäckträger, hier verrichtet hatten, ſtärkte und ermuthigte ſichtbar dieſelben. Jeder Krug, welcher mit dem Gangeswaſſer dieſes großen Wallfahrtsortes gefüllt wird, erhält das Ringſiegel eines Braminen mit der Inſchrift: „Das Waſſer des Bagirathi, Gangoutri.“

Die Braminen werden im Gebirge Pundahs genannt, und treiben hier eigennützig gewandt ein ſehr einträgliches Geſchäft. Jeder Pilger gibt ihnen etwas für ihre Dienſte, und von Reichen, die um das Waſſer, das auch als Zaubermittel gilt, hieher ſchicken, erhalten ſie ſogar anſehnliche Geſchenke. Nur die zur Braminenkaſte gehören, dürfen es holen. Es iſt trübe, wird aber ſehr theuer bezahlt. *) Unfern in den Wäldern ſah ich auch eine Schaar nackter Fakire, die ganz mit Aſche bedeckt und abſcheulich anzuſehen waren. Sie wandern bettelnd von Ort zu Ort, nehmen, fordern, ja rauben von den armen, abergläubiſchen Bauern, was ſie brauchen. — Ich gab den Gedanken auf, über die ſogenannte Quelle des Ganges hier weiter nordöſtlich gegen den 25,000 (?) engliſche Fuß hohen Rudru Himalah, auf welchem der Bhagirathi entſpringt, die Reiſe fortzuſetzen. **) Die imaginäre Quelle liegt ſchon in der That fern genug, um dem frommen Zweck, dem ſie geweiht iſt, zu entſprechen. Im goldenen Zeitalter, ſo erzählte ein Bramine, war die Gangesquelle näher und bequemer, nämlich in Benares, ſpäter, in der ausgearteten Zeit, verſetzte man ſie nach Barahat, **) und jetzt im vierten, ſchlechteſten Zeitalter, befindet ſie ſich in Gangoutri.

Es ziehen ganze Schaaren von Pilgern von da noch etwa vier Tagereiſen weiter zum Schneegebirge Kedar-Nath, aber nur Wenige überſtehen den Weg zu dieſem ſchaudererregenden Leidensorte. Die Hinkommen, ſuchen einen hohen Gipfel (Brigoo) zu erreichen und ſtürzen ſich von da in einen Abgrund. Denn ihrem Glauben nach kommen nur ſolche, die vom Himmel verſtoßen ſind, von dort zurück.

(Schluß folgt.)

*) So gebrauchte man auf der Inſel Ramiſſeram, an der Südſpitze des Dekkans bei Ceylon, bei dem Tempel, dem berühmteſten Wallfahrtsort im ſüdlichen Indien, mit ungeheuren Koſten nur Gangeswaſſer zu den Ceremonien. Orient. Annual 1836.

**) Gewöhnlich läßt man den Bhagirathi-Ganges auf einem gegen ſieben engliſche Meilen langen Schneebette des 21,000′ hohen Gangoutri oder St. Georgsberg, 12,900′ hoch, entſpringen. In Gangoutri, eigentlich Ganga-vatari (Gangaerſcheinung), vereinen ſich drei Quellflüſſe; da ſteht der dunkle Tempel des „großen Gottes,“ des Mahadeo oder Siwa, das Ziel der devoteſten Pilger. Das Gangeswaſſer von hier iſt als heilend bis Ceylon und China geſucht. Gangotri, 9682 Pariſer Fuß über dem Meer, iſt im Gebiete des in Futhi wohnenden Radſcha von Ghurwal, im Diſtrict Ober-Duckner, der zu Aſſam gehört. Der Reſident der oſtindiſchen Compagnie in Nepal, Hodgſon, nach dem die Sindornantilope, die er im ſüdlichen Tibet entdeckt, benannt wurde, verfolgte die Bagirathiquelle bis zu einer dem Montblanc faſt gleichen Höhe von 14,600 engliſchen Fuß.

***) Baradat liegt ſüdlich am Ganges in einem hoch von Gebirgen umſchloſſenen Thale, ſieben Tagereiſen von Gangotri, fünf (über das Gebirge) von Dſchumnotri, ſechs von Serinagur.

Miscellen.

Raſcher Flug der Tauben. Am 29 Julius Morgens 7½ Uhr ließ man zu Orleans 114 Tauben, die von ſämmtlichen Geſellſchaften Antwerpens geſchickt worden waren, fliegen, und um 1 Uhr 14 Minuten kam die erſte Taube nach Antwerpen. Die Entfernung iſt 115 Lieues, und dieſe wurden in 5 Stunden 41 Minuten zurückgelegt. Hr. Jaffens, der Eigenthümer der ſiegenden Taube, erhielt einen Preis. Achtzehn andere Tauben kamen noch vor 2 Uhr an.

Zahl der Apotheker in Paris. Nach den letzten officiellen Angaben befinden ſich in Paris 293 patentirte Apotheker; in der Banlieue noch 50 andere, im Ganzen alſo 343.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 95** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Luther in Frankreich.** (Fortſetzung.) — **Der Wanderer.** (Fortſetzung.)

Zu den Blättern dieſes dem Auslande folgenden Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2 – 3 Bögen erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 235.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

23 Auguſt 1839.

Eine Nacht aus meinem Wanderleben.

Madrid 1837.

Von den Ereigniſſen, welchen man auf der Reiſe begegnet, verdienen in der That auch kleine, unbedeutende, der Erwähnung, weil ſich darin oftmals das Eigenthümliche im Charakter der Völker am deutlichſten abſpiegelt. Ein ſtudirter Nordländer kömmt, um ein Beiſpiel davon zu geben, nach Spanien, etwa mit der maulthiergeſchirrten, luſtig! ſchellenden Diligencia. Abends in der Poſada, wo Nachtlager gehalten wird, bringt er ſich an der reich und zierlich beſetzten Tafel mit Hülfe feuriger Weine bald über die dabei herrſchende ſpaniſche Förmlichkeit, um nicht Steifheit zu ſagen, hinweg. Man erhebt ſich vom Tiſche, und unſer Reiſender kann nicht umhin, der hübſchen, freundlich blickenden Kellnerin, die ihm ſofort von allen ihren Landsmänninnen eine günſtige Meinung beibringt, ein Zeichen ſeines Wohlwollens zu geben, indem er harmlos ihre feine Hand ergreift und einige trauliche Worte an ſie richtet. Wenn ihm nun das ſchlanke Mädchen ſchnell ihre Hand wegziehend, in halb ernſtem, halb ſchalkhaftem, doch entſchiedenem Tone darauf entgegnet: „Bitte, mein Herr, das iſt hier zu Lande nicht Sitte!“ und begütigend hinzufügt: „doch muß man Sie wohl ob Ihrer Art entſchuldigen, weil Sie augenſcheinlich Franzoſe (frances, Franke) ſind;“ — wenn er dabei das geheime, ſtolze, an Hohn ſtreifende Beifallächeln der andern Spanier wahrnimmt, und er ſich nur durch einen Gemeinplatz aus der unerwarteten Verlegenheit zu ziehen weiß: ſo verſchafft ihm dieſer geringfügige Vorfall vielleicht einen hellern Blick in den ſpaniſchen Volkscharakter, als mancher enggedruckte Bogen ſpaniſcher Geſchichten es vermocht hätte.

Dasſelbe geſchieht, wenn der Reiſende, auf anderm Wege in Spanien eintretend, den erſten Maulthiertreiber (arriero) in aufrechter Haltung, unter leichtem Lüpfen ſeines altmodiſchen Huts, einem ernſthaften Granden erſter Claſſe zum Abſchied voll Anſtand die Hand ſchütteln ſieht mit dem Gruße: Adios, Señor, va Usted Cavallero con Dios (Leben Sie wohl und gehen Sie, Herr Ritter, mit Gott!)

In dieſem Sinne, darf ich hoffen, wird auch das Nachfolgende aus meinen Reiſenotizen nicht ohne Intereſſe geleſen und als ein kleiner Beitrag zur Kunde des ſpaniſchen Lebens betrachtet werden.

1. Der Prado. — Die königliche Familie.

Wie ſchön! wie himmliſch ihre Augen!
Wie ſanft, leutſelig ſie doch ſchauen!
Vereint ſteht auf der Stirn der Hohen
Die Majeſtät und Anmuth thronen. — *)

Don Manuel Breton de los Herreros.

Zur gewöhnlichen Stunde (6 Uhr Abends) begab ich mich nach dem Prado, dem täglichen Sammel- und Spazierplatz der eleganten Welt von Madrid und Hof. Man fluthet bereits in einem eigentlichen Menſchenſtrom vorwärts, wenn man ſich dem Thore von Alcala nähert. Von hier aus hat man einen reizenden, impoſanten Anblick auf den ſchönſten und edelſten Stadttheil und über den baumreichen, duftenden Prado hin, mit ſeinen waſſerſpeienden Löwen und Drachen, den ihn erfriſchenden Springfluthen und den eben noch bunt darauf herumſchwärmenden Menſchen. Auf dem mittlern breiten, freien Gange des Prado, zwiſchen den Baumalleen zu beiden Seiten, welcher Gang ſehr paſſend der Salon heißt, entwirrte ſich allmählich das Gedränge, und die Menge der Fußgänger ordnete ſich in eine lange, fortlaufende Reihe, wie zu einem Band oder einem Seil ohne Ende, das ſich in einer langgezogenen Ellipſe bewegt. Mir ſchien das Wandeln im Schatten der Bäume vor dem in der Sonne den Vorzug zu verdienen, und erſt als ich mich an dem Modell des ſchönen, den Patrioten von 1808, die ſich dem Tode weihten, beſtimmten Denkmals, das die Inſchrift trägt:

„Antes morir que ser esclavos“

befeuert hatte, reihte ich mich dem großen Bande an.

Alsbald begegnete ich dem Cortesdeputirten, Hrn. de O..., welchen ich zu ſprechen wünſchte. Er kam eben aus dem Palaſte

*) Cuán hermosa! Sus ojos celestiales
Cuán apacibles miran!
Ved en su fronte pura
La magestad grabada y la dulzura.

der Cortes und erwartete auf dem Prado Gemahlin und Tochter. Diese erschienen auch bald in geschmackvollem Anzug und wie alle andern Damen mit den Nationalabzeichen der Spanierinnen versehen, dem vielbedeutenden sprachekundigen Fächer (des Herzens Dolmetscher, wenn der Mund schweigen muß), und der Mantilla, woraus der Schönen in jeder Falte eine Grazie lächelt. Wir wogten in den beiden langen Reihen der Fußgänger auf und ab, setzten uns mitunter auch auf die Stühle nieder, welche täglich in langen Doppelreihen in der Mitte des Salons aufgestellt werden, und ruhten uns einen Augenblick von der langsamen, ermüdenden Bewegung aus. Es hat einen eigenthümlichen, täglich neuen Reiz, der nur in den Gebräuchen dieses Landes dargeboten wird, alle Schönheiten und Berühmtheiten der Stadt mit einem Male in zwei großen, von Lebenslust rauschenden Strömen voll innerer, beweglicher Mannichfaltigkeit, aus denen Augen hervorglänzen, freundlich lachend wie Veilchen und Vergißmeinnicht am Bache, feurig wie die Sonnen am Himmel, an sich vorüberziehen zu sehen. Man wird dieses Schauspiel nicht müde, wie oft es sich auch wiederholt, denn in ihm sind Dichter, Mimen, Zuschauer einerlei, die Bühne ist die Welt, und Jedermann, weil er darin agirt, ohne daß er es weiß, spielt seine Rolle vortrefflich. Es ist ein ächt nationales Schauspiel: eine mehr als tausendjährige, von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Praxis hat den Mitspielenden die höchste Virtuosität verliehen, und läßt keinen Mißklang, keinen Fehlgriff, nichts Störendes sich einschleichen. Ich kann mir keine Spanierin ohne Fächer, Mantilla und Liebe vorstellen, keine spanische Stadt ohne Paseo, kein spanisches Leben ohne die Pradostunde. Diese Dinge sind nicht bloß in der Gewohnheit, sie sind in Klima, Boden und Volkscharakter begründet. Mantilla und Fächer schützen vor Sonne und Staub, die plumpen Handschirme sind unnöthig, da es selten, im Sommer gar nicht reguet; Klima und nackter Boden machen einen schattigen, frischen Ort zum Lustwandeln nöthig, Tagesschwüle und ein geselliges Bedürfniß der Nation bestimmen dazu eine feste, abendliche Stunde. Dem Ausländer mag die Sitte in der Ferne langweilig und albern erscheinen, aber ein solcher sich antik bewegender Menschenstrom hat für mich mehr Anziehendes als alle unsere pantomimischen Künsteleien oder als das Betrachten des schönsten Flusses, des von Goldfischen schwimmenden Baches oder irgend anderer Naturscenen, deren Genuß uns doch ebenfalls niemals ermüdet, wenn er sich auch täglich erneut.

Auf dem Prado ein ernstes Gespräch mit dem Cortesdeputirten anzuknüpfen, war unmöglich. Nicht etwa verbot es eine höfliche Rücksicht für unsere weibliche Gesellschaft, denn diese fand hinlänglichen Stoff zur Unterhaltung in Anmuth entwickelndem Gehen und Bewegen, in Sehen und Hören, in Lächeln, Nicken und Zuflüstern; noch weniger jene nützliche Vorsicht, welche uns in der lieben Heimath auf öffentlicher Straße alles Politisiren vermeiden läßt, denn hier gilt jetzt Freiheit der Rede im weitesten Sinne des Worts, und von einer geheimen Polizei ist mir glücklicherweise noch keine Spur vorgekommen: aber da flogen leichte Winke, scherzhafte und grüßende Zurufe und Antworten hin und her, hier fesselten den Blick die klarsten, antiken Formen, dort lachten die schönsten, großen Augen, oder sie schossen Feuerblicke mit glühenden Pfeilen, da war ein so stetes Wechseln in den vorüberschwebenden Gestalten, ein so frisches, lebendiges Treiben und Dringen, daß man unmöglich einen Gedanken anhaltend verfolgen konnte. Zudem —

Oh ventura! Deidades de Hipocréne,
Cantad ledas, cantad. Ya se avecina
La sin igual Cristina —

Zudem nahte eben die Regentin Cristine und die königliche Familie, welche die Pradostunde selten versäumt, in prächtigen Kutschen. Neben der Bahn für Fußgänger, dem Salon, läuft nämlich eine andere, kaum minder belebte, für Reiter und Wagen, und viele Personen nehmen abwechselnd an beiden Theil. Hier sieht man die feurigsten, stolzesten andalusischen und afrikanischen Pferde, prächtig geschirrt und verziert, und fast nur in zierlichem oder wild gestrecktem Gallop, im sich täglich erneuenden Schönrennen; die jungen Granden entwickeln ihre Meisterschaft in der Reitkunst, der sie von Kindheit an mit Vorliebe obliegen; — zuweilen jedoch wird man auch, Allen zur stillen Belustigung, an den Ritter von der traurigen Gestalt und dessen abgemagerte, knochenstrotzende Rocinante erinnert. Die Reiter schwärmen um die mit hübschen, freundlichen Mädchen und Frauen besetzten eleganten Wagen, die theils von Pferden, theils von großen, langohrigen Maulthieren gezogen werden. Die königlichen Wagen sind stets mit sechs Pferden oder Mulas bespannt, und haben mindestens zwei Seitenreiter. In einem derselben, dem zum Schutze*) nicht minder als zum Prunke einige Leibgardisten zu Pferde vorausſprengten, andere nachjagten, noch andere zur Seite blieben, befand sich die kleine unschuldige Königin Isabella mit ihrer Schwester Luisa und einer Erzieherin. Es sind zwei allerliebste, freundliche, gesunde Madchen. Die Züge Isabellens**) sind die ihres Vaters, des Königs Ferdinand; nur das blonde Haar, die hohe Stirn und die großen, schönen, blauen Augen hat sie von ihrer Mutter. Sie ist jetzt sieben Jahre alt, und für dieß Alter ziemlich groß und entwickelt. Sie hat viel Freundliches und Sinniges in ihrer Gesichtsbildung wie in ihrem Benehmen. Die zarten, durch weiße Handschuhe vor Sonne und Staub geschützten Händchen sind unaufhörlich in grüßender Bewegung, und nach jeder Spazierfahrt gewiß äußerst ermüdet Jedermann „klatscht dem englischen Kinde Beifall," und wo die kleine Königin nur erscheint, umrauscht sie der lebhafte Zuspruch des Volks:

Ved, ved! es ella! es ella!
La adorable Isabella!

(Schluß folgt.)

*) Der Leser wird sich der wiederholten Angriffe erinnern, die von Carlisten auf die königlichen Wagen in einiger Entfernung von der Stadt ausgeführt wurden.

**) Isabelle wurde am 10 October 1830 geboren; die Vermählung König Ferdinands mit Cristine fand am 11 Dec. 1829 statt.

Die Kalmücken an der Wolga.

(Schluß.)

Die Dſungaren hatten ſchon in der Mitte des 15ten Jahrhunderts, nach dem Falle des Hauſes Tſchoroß, von den öſtlichen Mongolen ſich getrennt, und für ſich unabhängig von ihren Stammgenoſſen zu leben angefangen. Sie nahmen damals keinen Antheil an den Kriegen zwiſchen China und den Kalchas; ſie bedurften der Ruhe nach den heftigen Erſchütterungen, die raſch auf einander folgten, und endlich mit dem Tode Eſen's (im J. 1453) ihrer Macht einen entſcheidenden Schlag verſetzten. In dieſem Zeitraume, der etwa 150 Jahre dauerte, hielten ſie ſich von dem Kriegsgeräuſch entfernt, und traten in Handelsverbindungen mit den ihnen unterworfenen öſtlichen Turkſtämmen, welche manchmal mit reichen Karawanen zu ihnen kamen, und Vieh nebſt andern Erzeugniſſen ihrer nomadiſchen Induſtrie von ihnen eintauſchten. Im Anfange des 17ten Jahrhunderts erſchienen die Oirat abermals auf dem politiſchen Schauplatz, und ſuchten ihre frühere Macht wieder herzuſtellen, geriethen aber, geſchwächt durch innere Uneinigkeit, in der Mitte des 18ten Jahrhunderts völlig unter die Herrſchaft China's. Die Turkeſtaner, als ihre Unterthanen, mußten nothwendig den innigſten Antheil an dieſem Kampfe nehmen, und hielten ſich abwechſelnd bald zu dieſer, bald zu jener der feindlichen Parteien. Dieſer enge Verband zwiſchen den Siegern und Beſiegten war Urſache, daß die Dſungaren mit den Turkeſtanern gleichſam zu einem politiſchen Körper zuſammenſchmolzen, von ihnen viele Gewohnheiten entlehnten, ihren rohen Dialekt milderten, und ſelbſt eine Menge türkiſcher Worte in ihre Sprache aufnahmen. Die Torgouten, welche ſich in den Steppen an der Wolga niederließen, unterhielten gleiche Verbindungen mit den benachbarten Tataren, wie früher mit den öſtlichen Turkſtammen. Der Einfluß des türkiſchen Stammes wurde alſo hier nicht nur nicht ſchwächer, ſondern drang noch tiefer in das Leben der Kalmücken ein. Dieß iſt die Quelle der Verſchiedenheit in der Mundart und in einigen Gewohnheiten, die man zwiſchen den Kalmücken und Mongolen bemerkt.

Wenn die religiöſe Abhängigkeit von Tibet, die Verwandtſchaftsbande mit der Dſungarei und die eigenthümliche Schrift nicht den Volkscharakter der Kalmücken geſtützt hätten, ſo hätten ſie ſich vielleicht ganz unter ihren Nachbarn verloren. Die eigene Schrift erhielten die Kalmücken in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, höchſtens 50 Jahre nach ihrer Annahme des Buddhismus. Der Ruhm dieſer geiſtigen Revolution gebührt einem berühmten Gheiun, der den Titel Saja Pandita oder Ramdſchumba führt, und lange Zeit an dem Hofe des Dalai Lama gelebt hatte, wo er viele Bildung und die höhern, geiſtlichen Grade erlangte. Nach ſeiner Rückkehr aus Hlaſſa bemühte er ſich eifrig um die Bildung ſeiner geiſtlichen Heerde, aber ſeine Arbeiten wurden nur durch geringen Erfolg belohnt, weil die mongoliſchen Schriften für die Kalmücken nicht ſehr verſtändlich waren, und die mongoliſche Schrift, deren er ſich bediente, zu den weicheren Lauten ihrer Mundart nicht recht paßte. Allerdings iſt das mongoliſche Alphabet ſehr unzureichend: es ſind manche gleichartige Buchſtaben darin, womit ganz verſchiedene Töne ausgedrückt werden. Außerdem haben die Mongolen durch die knechtiſche Nachahmung der tibetiſchen Wortbeugung in ihre Bücherſprache eine Menge grammatiſcher Formen eingeführt, welche in der Rede nie gebraucht wurden und nie gebraucht werden; dadurch hat ſich die Bücherſprache von der geſprochenen ſo getrennt, daß ungebildete Leute nur mit Mühe verſtehen können, wenn man ihnen aus irgend einem Buche vorlieſt. Saja Pandita vermied bei der Bildung ſeines aus dem Mongoliſchen umgeformten Alphabets dieſe Mängel: er erſann für jeden Laut ein beſonderes Zeichen, und paßte die Bücherſprache der geſprochenen an. Dann überſetzte er tibetiſche Werke in ſeine Mutterſprache, und ſchrieb ſie mit ſeinen Buchſtaben nieder. Dieß hatte einen großen Einfluß auf die Bildung der Kalmücken, welche von dieſer Zeit an gern die Bücher annahmen, und die Schrift verbreitete ſich raſch unter ihnen. Wenn die Grundlehren des Buddhismus ihnen ſo unzugänglich und dunkel blieben, wie zuvor, ſo machte doch wenigſtens ihre Verſtandesbildung für das bürgerliche Leben bedeutende Fortſchritte. Anfangs beſchäftigten ſich, gelockt durch das Beiſpiel Saja Pandita's, viele Kalmücken eifrig theils mit Ueberſetzungen aus der tibetiſchen Sprache, theils mit eigenen Arbeiten geiſtlichen Inhalts; leider aber wurde der größte Theil der beſſeren Schriften von den Torgouten bei ihrer Flucht nach der Dſungarei mitgenommen, und die gelehrteſten Gheluns, welche ſich fortwährend um die Perſon des Khans befanden, zogen mit den Uebrigen in ihr Vaterland zurück. Dieſer wichtige Verluſt gab der geiſtigen Thätigkeit der in Rußland zurückgebliebenen Kalmücken, welche ihrer Muſterwerke ſich beraubt ſahen, den Todesſtoß, und ſie verloren ganz die Luſt an literariſchen Beſchäftigungen. Jetzt begnügen ſie ſich mit dem, was ſich zufälligerweiſe bei Privatperſonen oder in den Churuls der Fürſten erhalten hat, welche dem Khan Ubaſchi nach der Dſungarei nicht folgen wollten, oder nicht folgen konnten. Gegenwärtig lebt das Kalmückenvolk in Rohheit dahin; die Urſachen dieſes traurigen Zuſtandes liegen in dem großen Mangel an Bildung bei der Geiſtlichkeit, und in den egoiſtiſchen Anſichten der Fürſten, welche die geiſtige Entwicklung bei ihren Untergebenen zu unterdrücken ſuchen, aus Furcht, ſie möchten die heilige Taufe annehmen. Trotz aller Bemühungen der Localbehörden, Aufklärung unter den Kalmücken zu verbreiten, bildet dieſer letztere Umſtand ſtets das bedeutendſte Hinderniß. Jetzt iſt bei der Oberverwaltung eine Lehranſtalt eröffnet, deren Zweck darin beſteht, der kalmückiſchen Jugend den erſten Unterricht zu ertheilen, und ruſſiſche Knaben zu tüchtigen Dolmetſchern und Ueberſetzern zu bilden.

Comprimirter Torf.

Man hat ſchon ſo viele Verſuche angeſtellt, um dieſe Aufgabe genügend zu löſen, ohne der Hitzkraft des Torfes zu ſchaden. Die engliſchen Blätter machen großen Lärm von dem nach mehrern Proben

gelungenen Versuch Lord Willoughby's de Eresby, und die Litterary Gazette vom 8 August nimmt keinen Anstand einer ziemlich unvollständigen Nachricht von der Erfindung des genannten Lords, der ein Patent darauf nahm, aber geneigt ist, die Sache auch Andern unentgeltlich mitzutheilen, folgende Bemerkungen anzuhängen: „Der Werth dieser Erfindung ist für Schottland und Irland, so wie für einige Theile Englands, wo Torf in Menge, aber keine Kohlen gefunden werden, ganz außerordentlich; Moore und Wüsten können dadurch productiv gemacht und mit einer geschäftigen Bevölkerung bedeckt werden; diese Erfindung allein ist hinreichend, um eine völlige Umwandlung im Lande herbeizuführen, und da Wohlhabenheit und Ueberfluß zu verbreiten, wo bisher Elend und Mangel herrschte.“ Man betrachtet demnach diese Erfindung, welche aus comprimirtem Torf ein „vortreffliches Ersatzmittel für Kohlen“ macht, für eben so wohlthätig, als die Entdeckung und Bearbeitung von Kohlenbergwerken. Wir heben aus der obenangeführten Mittheilung der Litterary Gazette noch folgende Punkte aus: Der zum Comprimiren bestimmte Torf muß schwarz und frei von Fibern seyn, denn ein anderer würde die Kosten nicht lohnen; man muß den Torf in der gewöhnlichen Größe, nämlich 8″ lang und 5″ breit und eben so hoch, stechen, denn alle Versuche, größere Massen zu comprimiren, haben fehlgeschlagen. Vor dem Pressen muß man die Stücke fünf bis sechs Tage unter einem Schuppen trocknen lassen, und nach dem Druck müssen sie gleichfalls gedeckt gehalten werden, bis die Feuchtigkeit ganz weg ist. Alle Versuche, Torf vermittelst künstlicher Hitze auszutrocknen, haben fehlgeschlagen. Gehörig gepreßt wird der Torf um ein Drittheil kleiner, hart und compact, und seine Farbe ist fast schwarz. Unter mehrern Verwendungsarten wird die bei Stahlbereitung besonders hervorgehoben, weil der Torf ganz frei von Schwefel ist. Es sind bereits völlig entsprechende Proben damit gemacht worden, und die aus der Fabrik der HH. Philp und Wicker hervorgegangenen chirurgischen Instrumente tragen die Aufschrift: „forged with peat“ (geschmiedet vermittelst Torf).

Chronik der Reisen.

Capitän Th. Skinners Reisen in Vorderindien, von Calcutta am Delta des Ganges bis Gangotrj, unfern seiner Quelle im Himalaya.

(Schluß.)

Von Gangotri kehrte Skinner über Nielung, Mukba und Reithal zurück. Nielung, ein Dorf an der Gahni-Ganga, 10,441′ hoch gelegen an der Gränze von Undett, dem Lande der Ziegen, von welchen die Shawlwolle kommt. In dieser Gegend verwendet man die Schafe als Pack- oder Lastthiere, indem man ihnen 30 bis 40 Pfund schwere Beutel mit Mundvorräthen und mit Getreide auf den Rücken legt. Auf solchen Wegen sind nur Schafe, höchstens auch Ziegen brauchbar. Auf diesem Marsche kamen dem Capitän Skinner auch weiße Bären und Moschusthiere vor. Von Mukba weg mußte er über einen bei 50′ hohen, fast senkrechten Fels hinabgleiten. Uebrigens widerhallten die Thäler von Gesang und Musik, da eben die Ernte eine außerordentliche Fröhlichkeit herbeiführte. Zu den höchstens 7 englischen Meilen von Suchi bis Dungal brauchte er so viel Zeit, wie zu 30 in England. Von Tearo wateten sie über zwei Stunden in einem Moraste. Reithal ist das beste Dorf dieser Gegend mit einem Tempel des Mahadeo. Sie waren entzückt über die veränderten Scenen und über das vergleichungsweise nur ebene Land. Die Hindu begrüßten mit der lebhaftesten Freude ihre heiligen Pflanzen, den Dona, die Ceder (Deo-Dhar), deren weiches Holz man meist zum Bauen verwendet, während ihr Schatten sonst gewöhnlich die Pagoden schirmt. Reithal liegt 6668′ hoch und zählt 55 Häuser, die zwei, auch drei Stockwerke hoch, aber von Holz gezimmert sind. Unten befindet sich der Stall, im zweiten Stock der Kornboden und im dritten wohnt die Familie. Die Wände bestehen aus langen Cederbalken und Steinen, ringsherum läuft eine Galerie und das Schindeldach ragt weit über die Grundmauern weg.

Von Palu aus war schon das Klima anders, alle 2 bis 3 englische Meilen Dörfer und freundliche Gärten am Ganges. Fremde werden in den Dorfschaften von Faullenzern und Neugierigen umringt und in ihren Gebärden nachgeahmt.

Nicht ganz drei Meilen von Reithal liegt Ghosali, die Gegend der Fasanen, und sechs Meilen von Ghosali ist Reithall. Die Canäle der Reisfelder sind mit großer Geschicklichkeit angebracht und mit vieler Sorgfalt gegraben; sie erhalten ihr Wasser von den abrieselnden Bächen. Es empfängt jede Terrasse des abhängigen Feldes von der höchsten bis zur untersten ihr Wasser. Dieselbe Bewässerungsart findet man in Ceylon. Auch die Getreidefelder sind sehr sorgfältig angebaut. Das Dorf Barahat ist, seitdem die Gangesquelle hier war, noch heilig. Den hölzernen Tempel umschattet ein hoher Wallnußbaum, in dessen Stamme viele religiös-mythologische Embleme zu sehen. Es fehlt hier, wie gewöhnlich in ähnlichen Wallfahrtsorten, nicht an Wunderlegenden. Der Ort ist meist voll Unglücklicher, welche diesen gefahrvollen Weg zu Indra's Himmel unternahmen. *)

Die Felder sind voll Rebhühner, Tauben und anderer Vögel. Im Schatten von Feigenbäumen, an einer klar aufsprudelnden Quelle, wurden hier Feigen, Preißelbeeren und Weizenkuchen gefrühstückt. Von Pattherah weg, wo sie dagegen ihr Frühstück mit unzähligen Fliegen theilen mußten, richteten sie auf den rauhen Steinen und bei dem Waten durch Bäche und Sümpfe ihre Fußbekleidung fast ganz zu Grunde. In dem weiten, schönen, glücklichen Thale von Chinalli, wo die Hitze im Schatten zu 98° stieg, trafen sie die ersten Mangobäume und die ersten Elephanten dieser Gebirgsreise; sie fanden hier sehr reichlichen Honig und vier Fuß lange, giftige Schlangen. In der Gegend von Lugrassa gibt es viele Adler. Skinner schoß einen, der 9 Fuß maß. Den ganzen August hatten sie Regen, aber fast immer eine Wärme von 60°. Ehe sie das herrliche Hochgebirge verließen und durch Debra und den Khere-Paß, wo die Gegend der Tiger, Hyänen und Schakale, wieder die schwülen und langweiligen Ebenen betraten, ergötzte sich Capitän Skinner noch zum letztenmal an einem prächtigen Sonnenaufgange, bei dem das ungeheure Schneegebirge in allen Farben schillerte. „Wo ist wieder, rief er aus, so eine Pracht! Wenn die Schwierigkeiten und Beschwerden, sagt er am Schlusse, zehnmal größer gewesen wären, so würde ich diese Reise dennoch unternommen haben. Ich habe erfahren, wie unerquicklich ein Leben der Schwelgerei und Bequemlichkeit ist im Vergleiche mit solchen Genüssen der Kühnheit und Anstrengung!“

*) Indra, dem weiblich die Indrani zur Seite steht, thront auf dem Gipfel des Meru; sein Reich ist die Drei-Himmelwelt des Swarga, die Wohnung der guten Geister, deren Fürst er ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 236.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 August 1839.

Die Unterbrechung des Opiumhandels.

Die englischen Zeitungen haben vor wenigen Tagen berichtet, daß die Maaßregeln der chinesischen Regierung gegen den Opiumhandel endlich so ernstlich geworden sind, daß der englische Resident in Canton sich genöthigt sah, alles im Besitze der dortigen Opiumhändler befindliche Opium an die Chinesen auszuliefern, um schlimmern Folgen, theils gegen die Personen, indem diese mit Gefangensetzung bedroht waren, theils gegen den ganzen englischen Handel auszuweichen. Die Chinesen haben alles ihnen übergebene Opium verbrannt, und die Opiumhändler wenden sich nun um Ersatz an die englische Regierung oder an die Directoren der ostindischen Compagnie, haben aber wohl weder von der einen noch von der andern einen Ersatz zu hoffen.

Der Opiumhandel ist ein schlagender Beweis des gemeinen Krämergeistes, der immer noch die ostindische Compagnie beherrscht. Da man die nachfolgenden Angaben und Ansichten für übertrieben halten könnte, so bemerken wir hier zum voraus, daß wir auch nicht Eine Behauptung aufstellen, die wir nicht aus Bruchstücken anglo-indischer Blätter, wie sie das Asiatic Journal mittheilt, urkundlich belegen könnten, und wer dieses Journal kennt, wird wissen, daß es keine der Politik und dem Verfahren der Directoren feindliche Polemik verfolgt. Daß die Compagnie den Opiumhandel als Monopol ausübt, möchte noch hingehen, aber die Art, wie sie dieß Monopol ausübt, läßt sich unmöglich mit einem andern Namen, als mit dem einer gemeinen Krämerpolitik bezeichnen. Wir müssen hier jedoch zuerst auf das ungeheure Steigen des Opiumverbrauchs in China aufmerksam machen: in den ersten zehn Jahren dieses Jahrhunderts betrug sie (nach Mac Culloch) 2500 Kisten (à 140½ Pfd.) jährlich, in dem Jahre 1821 22 betrug sie 4628 Kisten; nun aber war die Zunahme reißend: nach einer officiellen Liste (Asiatic Journal Oct. 1836) betrug sie im Jahre 1827 28 9535 Kisten, und stieg bis zum Jahre 1835 36 auf die ungeheure Zahl von 26,000 Kisten. Kein Wunder, daß die chinesische Regierung bald die Opiumeinfuhr als eine Nationalcalamität ansah, und immer strengere Maaßregeln dagegen ergriff, die denn endlich auch, wie die oben angegebenen Nachrichten zeigen, einen vollständigen Erfolg hatten. Welchen ungeheuren Vortheil die Compagnie aus diesem Monopol zog, mag man aus dem Nachfolgenden ersehen. Die Ausfuhr aus Bengalen betrug im Durchschnitt etwa zwei Fünftheile des Ganzen, die Ausfuhr aus Malwa, die nicht ganz unter der Controle der Compagnie stand, drei Fünftheile. Nehmen wir als Mittelzahl in den 9 Jahren von 1827/28 bis 1835 36 die Ausfuhr aus Bengalen zu 8000, die aus Malwa zu 12,000 Kisten an, so gibt dieß, die Kiste zu 1500 Rupien oder 150 Pfd. Sterling gerechnet, 12,000,000 und 18,000,000 Rupien. Man rechnet, daß die Regierung 350 Rupien für die Kiste zu zahlen habe, nehmen wir aber auch an, daß sie 400 gezahlt habe, so bleiben per Kiste 1100 Rupien gewonnen, oder nahe an 9 Millionen Rupien. Was das Opium aus Malwa der ostindischen Compagnie trug, wissen wir nicht genau; einer Angabe zufolge aber muß die Abgabe, die an sie fiel, sich auf etwa ein Fünftel des Werthes belaufen haben, also von 18 Millionen Rupien über 3 Millionen. Die ostindische Regierung hatte also von Opium in den Jahren 1827/28 bis 1835/36, oder in neun Jahren, eine durchschnittliche Einnahme von 12 Mill. Rupien, jedenfalls ein bedeutendes Item in ihrem Budget, was jetzt ganzlich zu fallen scheint.

Man ersieht aus dem Obigen, daß Malwa, das nicht direct unter englischer Hoheit steht, mehr als Bengalen lieferte. In Malwa verdreifachte an vielen Orten der steigende Absatz des Opiums den Werth des Bodens. Um sich eine Controle über die Opiumausfuhr zu sichern, hatte die Compagnie mit den Ministern einiger der am meisten Opium bauenden Staaten Verträge abgeschlossen, denen zufolge die Compagnie die Minister, auch gegen den Willen der Fürsten, in ihrer Stelle erhielt (s. Nr. 88 v. d. J.), und ihnen das nicht im Lande selbst verbrauchte Opium zu bestimmten Preisen abnahm; natürlicherweise mußten diese unabsetzbaren Minister sich das Monopol des Opiums in ihrem Lande schon zu sichern.

Allein die Compagnie war damit noch nicht zufrieden, denn wir finden eine Reihe von Angaben aus den letzten Jahren, daß sie den Ackerbauern in Bengalen den Anbau des

Opiums wider ihren Willen aufdrang, *) und überhaupt den Anbau desſelben auf alle Weiſe begünſtigte, um allmählich den Mohnbau in Malwa zu unterdrücken, wie man ihr offen in Indien Schuld gab.

Erwägt man, daß die Maaßregeln der chineſiſchen Regierung einen Handel vernichten, der in den letzten Jahren gegen 80 Millionen jährlich umſetzte, daß für viele Millionen Waaren vernichtet wurden, daß der Preis derſelben ſchon im vorigen Jahre auf ein Drittheil gefallen war, **) und jetzt faſt auf Null ſich reduciren muß, daß alſo eine ungeheure Erſchütterung die oſtindiſche Handelswelt befallen hat, und eine kaum minder bedeutende Umwälzung dem Ackerbau in Malwa und in Bengalen bevorſteht, während die Regierung eine jährliche Einnahme von durchſchnittlich wenigſtens 12 Millionen Rupien verliert, ſo muß man ſagen, daß nicht leicht ein Schlag die indiſche Regierung ſo hart betroffen hat, wie dieſer.

Eine Nacht aus meinem Wanderleben.

Madrid 1837.

1. Der Prado. — Die königliche Familie.

(Schluß.)

In einem andern, nur von zwei Reitern begleiteten Wagen ſaß die Königin-Regentin mit zwei Hofdamen. Sie hat das Glück, faſt Jedermann zu gefallen, bezaubert aber mehr durch Anmuth, als durch Schönheit. Bei aller Herablaſſung, Milde und Freundlichkeit thront in ihrer Haltung eine königliche Würde. Sie iſt von mittlerer Größe, und hat volle, ſchwellende Formen. Ihre Augen ſind wahrhaft ſchön; es liegt darin etwas unbeſchreiblich Anziehendes, Mildes, Rührendes, Geiſtiges; Herzensgüte lacht aus ihnen hervor, und doch zittert in ihrem Blick zugleich eine unverkennbare Schwermuth, die tief aus dem Innern zu kommen und von ihr beſtändig bekämpft zu werden ſcheint. Im übrigen iſt die Königin lebensfroh; oftmals erſcheint ſie zu Pferde auf dem Prado, und erntet im Darlegen ihrer ganzen Anmuth und Geſchicklichkeit im Reiten allgemeine Bewunderung ein. Ihre Tugend wird von der carliſtiſchen Soldateska wie im Ausland vielfach angegriffen und geſchmälert, in Madrid aber ſpricht man von ihren Sitten mit Achtung und Zurückhaltung. Sie iſt beim Volke ſtets ſehr beliebt. Dem Gemahl keines Königs iſt ſo ſehnſüchtig entgegengeſehen worden, als ihr. Schon aus der Ferne ſchallten ihr Lieder entgegen, und als ſie noch auf der Reiſe in Frankreich war, ſang man in Madrid:

Die Roſe von Italiens Au
Verſchönert jetzund Frankreichs Gaue u. ſ. w.*)

Keine Königin iſt vom größten Theile der Nation mit ſolchem Enthuſiasmus begrüßt, keine Frau vielleicht vor ihr von Dichtern ſo viel gefeiert worden, als ſie. Das Volk ſchwärmte förmlich für die junge aufgeweckte Gemahlin ſeines Königs bei ihrer Ankunft in Madrid, und ahnte nur Glück; der liberale Theil der Nation baute ſofort auf ſie die größten patriotiſchen Hoffnungen. Sie bringt den Dichtern den Frühling mit, die Flüſſe berauſchen ſich bei ihrem Anblick, wo ſie geht und wohnt, da iſt die predilecta mansion de los Abriles; Fluren und Garten verſchönern ſich durch ihre Gegenwart:

Schöner ſind die ſchönen Auen,
Freundlicher noch anzuſchauen,
Wenn Criſtinens holder Fuß
Sie berührt mit ſüßem Kuß. **)

In einem dritten größern Wagen ſaß en familia der Infant Don Francisco de Paula, der jüngere Bruder von Don Fernando und Don Carlos, mit ſeiner hochblonden, umfangreichen Gemahlin, der älteren Schweſter Criſtinens und der Herzogin von Berry, und mit mehreren Prinzen und Prinzeſſinnen, ſeinen Kindern. Die Regentin (la dulce y hermosa Cristina) beglückte die Pradowelt kaum eine Viertelſtunde mit ihrer Gegenwart, und kehrte alsbald in das königliche Schloß zurück. Die übrigen Glieder der königlichen Familie verweilten etwas länger, und erſt als auch ſie ſich entfernten, fing die Menge an (alſo mit freiwilliger Beobachtung einer gewiſſen Etiquette) ſich vom Prado zu verlaufen. Gern nahm ich die Einladung des Hrn. de O . . . an, mit ihm behufs unſerer Unterredung nach ſeinem Hauſe zu fahren. Unterwegs fand ich wieder beſtätigt, daß die ſpaniſchen Frauen keine Spur, keinen Hauch von weibiſcher Schwatzhaftigkeit und Mosquirſucht an ſich haben. Kein Wort über das eben Geſehene und Vorgekommene, nicht eine Bemerkung auf Koſten einer hübſchen, abweſenden Freundin! Dieß iſt ein liebenswürdiger Zug im Charakter der Spanierin. Die Pradoſtunde war voll genoſſen, vergangen und damit vergeſſen. Der neue Augenblick wurde nun gelebt und ausgefüllt. Die Spanierin lebt in der Gegenwart, und verliert ſie nie. Sie iſt nicht ſentimental und doch gefühlvoll, ſie iſt nicht romantiſch und doch voll feuriger Liebe. Ihr Herz iſt von geſundem Kern, ihr Gefühl friſch und kräftig. Daher bin ich hier ſehr gern in weiblicher Geſellſchaft; nie fühl' ich mich darin weichlich, krankhaft, unangenehm berührt, nie meinen Geiſt ermattend und ſchläfrig. Lebendig und unmittelbar, wie es der Augenblick erzeugt, quillt das Wort aus dem ſchönen Munde hervor, und Seele, Körper, Hand, Auge, Stirn, Haar, Alles, wie beim Tanze, nimmt Theil an der

*) Sie miſchte ſich ſogar in die Art des Anbaues, und verbot, Indigo und türkiſch Korn in die Opiumfelder zu ſäen, was bisher häufig geſchehen, und namentlich, was das türkiſche Korn betraf, dem Mohnbau eher vortheilhaft als nachtheilig war. S. Asiat. Journ. 1838. kl. Schr. p. 16.

**) Dieß hatte die engliſchen Kaufleute ſo in Wuth gebracht; daß ſie bewaffnete Fahrzeuge ausſchickten, um das Opium trotz aller Maaßregeln der chineſiſchen Regierung mit Gewalt ans Land zu ſetzen.

*) Ya la rosa de Italia
Embellece los campos de la Galia —

**) Mas plácidos, mas bellos
Desde que estampa en ellos
La donosa Cristina
Su planta peregrina.

Rede, und gibt ihr Friſche und Beweglichkeit. Tief, durchdringend, gefährlich iſt mir der Blick der ſpaniſchen Frauen; ſie entfalten darin eine Kraft und Beredſamkeit, eine Innerlichkeit und ſo unbegränzte Hingebung, daß Widerſtand, wo nicht unmöglich, doch zu den ſchwierigſten und ſeltenſten Dingen gehört.

Chronik der Reiſen.

Expedition der Corvette Heroine.

Ein von dem Schiffscapitän Hrn. Cecille, dem Commandanten der Corvette Heroine, an den Marineminiſter eingegebener Bericht vom 6 November vorigen Jahres enthält genauere Angaben über die Mannſchaft des Jean Bart, wovon ein Theil durch die Neuſeeländer auf der Inſel Chatham ermordet wurde. Wir theilen davon folgenden Auszug mit:

„Am 27 October Nachmittags ging ich von Waitangui (Inſel Chatham) mit den beiden Wallfiſchfängern Adele und Rebekka-Sims unter Segel. Der erſtere ſchlug unmittelbar den Rückweg nach Frankreich ein. Ich fuhr zuerſt in der Richtung gegen Wairico (Inſel Pitt), in der Hoffnung, daſelbſt einige von den Leuten zu finden, die der Angabe nach der Ermordung der Mannſchaft des Jean Bart entkommen ſeyn ſollten. Durch Nebel und Windſtille aufgehalten, konnte ich dieſe Inſel erſt am 29 erreichen. Ich fuhr, in ſo fern es die Klugheit geſtattete, ſo nahe als möglich, und ſo, daß ich alle Gegenſtände mit bloßem Auge unterſcheiden konnte, an der öſtlichen Küſte der Inſel, der einzig zugänglichen, hin. Ich hatte am Beſaan- und am großen Maſt die Nationalflagge aufgeſteckt, und ließ in kurzen Zwiſchenräumen einzelne Salven abfeuern, um die Aufmerkſamkeit der etwa am Lande befindlichen Leute zu erregen. Um 1 Uhr ſahen wir Rauch in der Nähe des Ufers, und bemerkten alsbald einige Leute, die Zeichen gegen uns machten, allein leider erkannten wir in ihnen Eingeborne, und nicht die Unglücklichen, die wir ſuchten. Ich legte bei, und ſchickte Hrn. Dubraye, einen Schiffsfähndrich, ans Land, um etwa von den Inſelbewohnern einige Nachweiſungen zu erhalten; allein bei Annäherung des Bootes, in dem er fuhr, entfernten ſich die Wilden, und während einer ganzen Stunde, welche dieſer Officier an der Küſte blieb, ward es ihm nicht möglich, wieder auf ſie zu ſtoßen. Erſt nach Entfernung des Bootes zeigten ſie ſich wieder. Ich blieb bis 4 Uhr auf derſelben Stelle, ohne irgend Etwas zu bemerken, was mir hätte Glauben machen können, es befänden ſich Europäer auf der Inſel. Da das Wetter wieder neblig zu werden drohte, hielt ich es für klug, mich mitten in dieſem gefährlichen Archipel nicht von der Nacht überraſchen zu laſſen, und ſchlug einen Weg ein, um aus demſelben hinauszukommen.

„Es wäre vielleicht zu hoffen, daß die vom Jean Bart entkommenen Leute noch am Leben wären, denn ſechs Monate ſind ſeit der Kataſtrophe verfloſſen, und wenn jene Unglücklichen auf der Inſel Pitt eine Zuflucht gefunden haben, ſo wurden ſie vielleicht von irgend einem Schiff aufgenommen, ſchon ehe der Capitän Ray im Monat Junius vorigen Jahres mit der Rebekka Sims jene Inſel beſuchte. Bei allem dem bleibt dieſer Hoffnungsſchimmer ſehr ſchwach, denn einem Berichte zufolge ſcheint den Tag nach dem Ereigniß ein ſehr heftiger Südwind geherrſcht zu haben, weßhalb es nur zu wahrſcheinlich iſt, daß die Piroguen, auf denen ſich jene Leute befanden, in die offene See verſchlagen wurden, und die Unglücklichen daſelbſt ihr Ende fanden.

„Von der Inſel Pitt aus ſegelte ich gegen die Inſel Chatham, in der Abſicht, dem Häuptling des Stammes Wangaroa, Eimaré, einen Beſuch abzuſtatten. Ich hoffte, es würde mich ein günſtiger Wind ſchnell nach ſeinem Wohnorte führen, und ich könnte ihn auf dieſe Weiſe unerwartet überraſchen. Allein wir hatten immer noch Windſtille und Nebel, und als ich am 1 November am Eingange der großen Bai anlangte, traf ich daſelbſt Nordoſt. Ich mußte einen großen Theil des Tages über laviren, um die Bucht von Wangaroa, wo ich um 5 Uhr Nachmittags Anker warf, zu erreichen. Der Reſt des Tages wurde dazu verwendet, die Corvette zu verholen und vor Anker zu legen, wobei für Eimaré Zeit genug blieb, den Platz zu räumen.

„Am 2 November bemerkte man von Morgens an einige mit Gewehren bewaffnete Neuſeeländer auf den Höhen verſammelt. Nachdem um 9 Uhr Alles zur Landung bereit war, ließ ich einige Kanonenſchüſſe auf den Wohnort, von wo aus man uns beunruhigen konnte, abfeuern, und ging hierauf ans Land; wir zogen gegen das Gebirge, wo die Neuſeeländer waren, fanden aber dabei keinen andern Widerſtand, als ein mit Phormium (neuſeeländiſchem Flachs) und Farrnkraut überwachſenes Terrain. Nachdem wir die Höhe im Lauf erreicht hatten, ſahen wir die Eingebornen in großer Entfernung von uns den nächſten Berg erſteigen. Wir verfolgten ſie fortwährend bis zu einem bedeutenden Wohnorte, der etwa eine Lieue von unſerem Ankerplatz entfernt lag. Wir zündeten ihn an, ſo wie auch einige Piroguen, die im Gebüſch verſteckt waren. Nachdem wir die Hoffnung, die Eingebornen einzuholen, aufgegeben, zogen wir uns auf demſelben Wege zurück, und beſuchten alle Schlupfhäfen an der Küſte, um darin etwa die großen Piroguen der Eingebornen und die, welche zum Jean Bart gehört hatten, zu entdecken; allein unſer Suchen war umſonſt. Um 5 Uhr waren wir wieder in der Bai von Wangaroa zurück, und um 4½ Uhr war die Landungscompagnie, nachdem ſie zuvor den Hauptwohnort Eimaré's angezündet, wieder am Bord.

„Am 3 November um 11 Uhr ſegelten wir gegen die 3 Lieues von Wangaroa entfernte Bai Jean Bart. Ein bedeutender Wohnort im Hintergrunde dieſer Bai wurde niedergebrannt, ſammt einigen kleinen Piroguen, von denen eine aus den kleinen Maſten des Jean Bart gemacht war. In der Aufſuchung der großen Fahrzeuge waren wir inzwiſchen eben ſo unglücklich als zuvor. Die Mannſchaft war erſchöpft; die Leute hatten auf einem ſehr ſchwierigen Terrain ſechs Lieues in ſieben Stunden zurückgelegt, und alle während dieſes ſo mühſamen Marſches einen bewundernswerthen Eifer gezeigt. Ich ließ deßhalb wieder den Weg nach Wangaroa einſchlagen, und um 6½ Uhr befand ſich die Mannſchaft am Bord der Heroine. Auf den verſchiedenen Streifzügen, die wir gemacht, fand man viele Gegenſtände, die dem Jean Bart angehörten, namentlich in der Bai, wo dieſes Schiff zu Grunde ging. Vergebens ſuchte ich das Gerippe desſelben; die Trümmer, die ich an der Küſte ſah, veranlaſſen mich zu glauben, daſſelbe ſey vom Meere zerſtört worden. An den Felſen zertrümmerte Raaen, Wollenzeuge, Blöcke, Beſchläge vom Steuerruder, leere Fäſſer, die Schiffsglocke, der Buchſtabe B ſeines Namens in Kupfer, ein Faß Biscuit und eine Tonne mit Butter ſind die Hauptgegenſtände, die man geſammelt. Auch fand man in einer Hütte ein Bruchſtück eines Briefes mit der Adreſſe des Capitäns Gantran.

Aufenthalt der Corvette zu Taiti.

„Bai Conception (Chili), am Bord der Heroine, am 17 Januar 1839.

„Herr Miniſter!

„Ich verließ am 5 November die Inſel Chatham, um mich nach Taiti zu begeben, und begegnete am 9 dem Wallfiſchfänger Gange; ich befand mich damals unter 25° S. B. und 173° 25′ W. L. Eben dieſes Schiff traf ich in der Inſeln-Bai, in Folge der Deſertion von 18 Mann ſeiner Schiffsmannſchaft außer Stand weiter zu fahren; ich ſetzte es dadurch, daß ich ihm 8 Matroſen von der Heroine gab, in den Stand, ſeine Fahrt weiter fortzuſetzen. Der Capitän von Grandſeigne hatte die verlorne Zeit wieder eingebracht; er hatte 2500 Fäſſer Oel, und ſollte nächſtens ſeine Rückfahrt nach Frankreich antreten; in dem Augenblick, wo wir uns trennten, fing er einen Wallfiſch.

„Am 11 hatte ich mit dem amerikaniſchen Wallfiſchfänger Henry Affon Verkehr. Vor acht Tagen hatte der Capitän dieſes Schiffes den Vaillant, von Havre, der auf dem Fangplatz angekommen war, begegnet. In dieſem Seeſtriche (unter 58° S. B. und 168° W. L.), ſo wie da, wo ich dem Gange begegnete, gibt es Wallfiſche im Ueberfluſſe, weßhalb ich nicht zweifle, daß der Vaillant daſelbſt einen großen Theil ſeiner Ladung machen wird. Auch unter 54 und 55° S. B. und 162 und 160° W. L. ſah ich viele Wallfiſche. Am 26 erblickte ich die Inſel Taiti, und langte am folgenden Tage bei Matavai an. Ich erfuhr, daß die Fregatte Venus und die Corvetten Aſtrolabe und Zelée im September vorigen Jahres zu gleicher Zeit zu Taiti, die erſtere an dem Ankerplatze von Papeiti, die beiden andern zu Matavai geweſen ſeyen; der Capitän der Venus habe die Genugthuung erhalten, die zu fordern er beauftragt geweſen, und ſey ſodann nach der Inſeln-Bai geſegelt. Ich empfing an dem Tage Beſuche von mehrern Häuptlingen, unter anderen kam auch der Gatte der Königin, der Häuptling Paſai, der ſich ſtets als Freund der Franzoſen benommen hat. Er redete mir zu, den Ankerplatz von Matavai, der in den Monaten December, Januar und Februar ſehr gefährlich iſt, zu verlaſſen und nach Papeiti zu gehen, wo die Königin wohnt und die Hauptniederlaſſung ſich befindet. Am Tage darauf ging ich unter Segel und begab mich an obigen Ort.

„Hr. Moërenhout, den ich bei meiner Ankunft ſah, erzählte mir, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen habe, um ſich einer Gebietsſtrecke zu verſichern, die um ſein Haus liege, und deren Verkauf an ihn man verboten habe; er hatte verſucht, auf dieſer Strecke einige Arbeiten zu ſeiner eigenen Sicherheit ausführen zu laſſen, man hatte ihm aber bedeutet, nicht weiter darin fortzufahren. (Seit der Anweſenheit der Venus iſt durch ein Geſetz den Fremden der Erwerb von Ländereien in Taiti verboten.) Ich rieth Hrn. Moërenhout, ſich hierüber unmittelbar an die Regierung zu wenden, bevor wir zur Königin gingen, wobei ich die Abſicht hatte, im Fall einer Schwierigkeit daraus einen Gegenſtand der Reclamation zu machen, indem man merken ließe, der Conſul von Frankreich müſſe zu Taiti die Mittel finden, ſich ſeinem Charakter gemäß und auf demſelben Fuß wie der engliſche Conſul einzurichten. Hierauf erhielt Hr. Moërenhout die Antwort, er könne ganz nach ſeinem Gutdünken über dieß Stück Landes verfügen.

„Am Freitag darauf begab ich mich in Begleitung einiger Officiere der Heroine ans Land, und verfügte mich, nachdem ich den Conſul in ſeiner Wohnung abgeholt, zur Königin, um ihr einen Beſuch zu machen. Sie befand ſich in ihrem neuen Hauſe, das ſehr ſchön, aber nicht ganz vollendet iſt; ſie erwartete und empfing uns in einem großen Gemach beinahe ohne alle Meubles; ihre Mutter, ihre Tante, einige junge Frauen, der Häuptling Tati, der von großem Anſehen und im Beſitz ihres vollen Vertrauens zu ſtehen ſcheint, und noch einige andere Perſonen waren um ſie verſammelt. Pomarré erhob ſich bei unſerem Eintritt und reichte mir die Hand dar. Sie ließ eine taitiſche Frau, die ſehr gut engliſch ſpricht, näher treten, und ließ mir ſagen, ſie wünſche, daß dieſe uns als Dolmetſcherin diene, indem ſie wahrſcheinlich das, was ich ihr zu ſagen hatte, unmittelbar vernehmen wollte, ohne daß es zuvor der Ueberſetzung des Conſuls unterworfen ſey.

(Fortſetzung folgt.)

Die Coreaner.

(Aus der Canton Press. 10 November.)

Der Coreaner bietet eine groteske Figur dar. Außer einem ungeheuren Hut mit einer Spitzkappe trägt er ein paar Aermel von der mäßigen Ausdehnung eines Sackes. Dagegen ſind ihre Schuhe eng anſchließend, und ſie ſind auf ihre kleinen Füße ſo ſtolz, wie eine chineſiſche Dame. Die Männer zeichnen ſich durch ihren ſymmetriſchen Bau, die Weiber, die wie Laſtthiere behandelt werden, durch ihre Häßlichkeit aus. Verheurathete Jünglinge laſſen einen langen Zopf hinabhängen, ſcheeren aber dabei das Vorderhaupt nicht: ältere Leute tragen bloß ein Haarbüſchel, das in einer koniſchen Kappe verſteckt iſt. Alt und Jung ſind die perſonificirte Gravität, und ſie ſitzen ſtundenlang unbeweglich da mit der Pfeife im Munde, die ſelten kalt wird. Im Trinken gebrannter Waſſer thut es ihnen keine Nation gleich, denn ſie ſchlucken Alkohol wie Waſſer. Ihre Branntweine ſind ſtärker als Whiskey und Gin, und wenn einer zwei Flaſchen davon getrunken hat, zeigt er noch nicht die mindeſte Spur von Berauſchung. In ihrem Geſpräch ſind ſie äußerſt furchtſam und ſcheu, und ihre Haltung zeigt oft ſkaviſche Furcht. Ihre Sprache iſt ſehr ſonor und deutlich. Ihr Benehmen iſt ziemlich barbariſch, ja gegen Fremde hochmüthig, die ſie, ſelbſt die Chineſen, mit dem Ehrennamen von Barbaren belegen. Sie waren kaum je unabhängig; die Chineſen fordern aber von ihnen bloß Tribut, und laſſen ſie ſich nach Gefallen regieren.

Brittiſcher Naturforſcherverein. Dieſer ſoll dieß Jahr in Birmingham ſtattfinden, allein man vermuthet, daß die Einladung wegen der dort herrſchenden Gährung abgeſagt werden wird.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 96** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Cheveley, oder der Mann von Ehre.** Von Lady Lyttow Bulwer. — **Luther in Frankreich.** (Fortſetzung.)

In den Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4–5 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährl. 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 237.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

25 Auguſt 1839.

Ueber die heutige Provence.

V.

Avignon, Mai 1839.

So lange man noch in den Thälern der Niederprovence iſt, findet man keinen Anklang an jene zierlich und pittoresk aufgeführten Holzhäuſer, die in der Schweiz und in Tirol, wie auf den geſammten noriſchen und bayeriſchen Gebirgen Auge und Sinn jedes Beſuchers erfreuen.

Mit Frankreichs Dörfern iſt es überhaupt, im Ganzen genommen, kläglich beſtellt; wenige Thäler der Pyrenäen, die nächſten Umgebungen großer Städte, einige nördliche Departements, die fruchtbarſten, provençaliſchen Bezirke und ähnliche Gegenden des Dauphiné, des Languedoc und der Guyenne ausgenommen. In ſolcher Hinſicht ſteht dieß Land mit Italien, dem „Bel paëse," ſo ziemlich auf gleicher Stufe! Ueberall zeigt ſich wenig Poeſie, ſondern derbe Proſa, Schmutz und Unordnung, keine Spur von künſtleriſcher Berechnung, von Luft- und Sonnenbau, von Hausgärten, von lebendigen Hecken vor den Fenſtern. Zſchokke's „Goldmacherdorf" mag ſein Urbild in der Schweiz, in Holland oder Deutſchland haben, ſicher nicht in Frankreich. Stadtähnlich ſtehen die Dorfhäuſer dicht und hoch aufgemauert neben einander, kalt, nackt, ein troſtloſer, unerfreulicher Anblick: Steinklumpen ohne die leiſeſte Spur von Verſchönerungsſinn. Ja, noch heute paßt vollkommen auf ſie, was Tacitus (de Moribus Germanorum) von den ehemaligen römiſchen Dörfern behauptet. Die Provençalen haben einen Widerwillen gegen hölzerne Gebäude, von denen ſie ſogar ſprüchwörtlich ſagen: „Wer mit Erde baut und den Bau mit Holz (Pinienbalken) durchzieht, ſieht bald das Ende ſeines Hauſes!"

Qun bastisse de tarro et enfusto de pin,
De soun houstau vis leou la fin.

Man darf in der Provence alſo keine Gebäude, wie im Berner Oberlande ſuchen, und wir, die wir dieß ſchon längſt durch die Erfahrung wußten, waren deßhalb von der äußeren Erſcheinung der meiſten Dörfer, durch welche Kreuz- und Querzüge uns führten, keineswegs überraſcht.

Das Innere einer Baſtide, wie die Villa um Marſeille und Aix heißt, oder einer Mas, wie ſie um Arles genannt wird, unterſcheidet ſich in der Regel von deutſchen Landhäuſern nur durch größere Einfachheit oder Schmuckloſigkeit; hier gibt es daher wenig zu bemerken. Dafür indeß hat das provençaliſche Bauern- und Pächterhaus, die Ménage, manches Eigenthümliche.

Zur Vorderthür des Hauſes gelangt man durch einen ſo ſchmalen Eingang, daß hier auch nicht der kleinſte Karren einzudringen vermöchte; eine zweite und größere Pforte dagegen blickt aufs Feld hinaus, durch welche Wagen und Pferde gehen. Der Hofraum iſt klein, und zeigt einen Schuppen, eine Ciſterne oder den Ziehbrunnen und die Miſtgrube. Eine etwa vier Fuß hohe, mit halbrundem Fenſter überdeckte Steineinfaſſung dient zur Aufnahme und Abgährung des Moſtes und feurigen Weines; ſie bildet einen Beſtandtheil des Kellers und ſteht mit dem Stall in Verbindung, der gewöhnlich von zwei Mauleſeln oder Eſeln ſchlechthin und einem mageren Pferde bewohnt wird, das ihnen beim Ackern hilft, oder ſeinen Beſitzer in die Stadt zum Markte tragen muß. Mit dieſen Eſeln ſteht der hieſige Landmann übrigens in ſo genauem Rapport, daß ſie ſich gegenſeitig beſſer verſtehen, als der Menſch den Menſchen. Er ruft ihnen zu: Va là! und ſie kommen; Viens ici! und ſie erſcheinen; Tu m'attendras là-bas! und ſie warten; Prend gârda dé pa mé toumba! und der Eſel ſcheint doppelt behutſam aufzutreten. O über den verleumdeten, gutmüthigen Langohr!

Auf der äußerlich angebrachten Stiege gelangt man zu einer kleinen, ſöllerartigen Terraſſe, dem unbedeckten Vorgemache. Die Eingangsthür, über welcher ſich unmittelbar das Dachfenſter des Heubodens zeigt, iſt ſo niedrig, daß Jedermann nur geſenkten Hauptes eintritt.

Die Küche, welche zugleich als Speiſe- und Empfangſaal dient, iſt größtentheils ohne Fenſter, weil das Licht am Tage zur offenen Thür hineinfällt, und man ſich bei anbrechendem Abend am traulichen Herde verſammelt. Er zeigt ſich geräumig genug, durch vorſpringende Mantelüberwölbung fünf oder ſechs einfache Rohrſtühle überdecken zu können, auf und neben denen ſich die geſammte Familie nebſt den etwaigen Gäſten

gruppirt, und zwar um das durch Reiſig und Bundholz genährte Feuer: denn Scheit- oder Klafterholz iſt ungekannt, ſeit die Wälder fehlen. — Zur Seite des Sitzes der Hausfrau hat die Wiege ihren Platz gefunden, durch den verhangenen, das ſchlafende Kind gegen Inſecten ſchützenden Bogen oder Arcole überwölbt, ein Name, worin noch das lateiniſche Arcus zu liegen ſcheint. — In der Mitte des Zimmers ſteht eine rohe, hölzerne Tafel, von Bänken umgeben, und darüber hängt von der Decke an einem trockenen Sumpfrohre oder Moquo eine Lampe herab, hier Kalen genannt. Vergeſſen darf ich nicht zur Seite des Kamins das erforderliche Eiſengeräth zum Nachſchüren; ebenſo fehlt der ſchwerfallige, lärmende Bratenwender nicht, ſollte er auch nur alle hohe Feſttage in Bewegung gerathen. Ein Blick trifft hier im Winkel vier grüne koloſſale Waſſerkrüge und daneben den für das nächſte Bedürfniß verwendeten Mehlſack. Einige Stühle bemerkt man an der Mauer, ſo wie in vertiefter Niſche das Buffet, hier Escudelier genannt, mit dem Geſchirr von Fayence, von Pfeifenerde oder Zinn. Dann hängen an der Wand in bunter Reihe Acker- und Küchengeräthſchaften, wie Sicheln, Senſen, Schaufeln, Siebe, Körbe, eiſerne Keſſel, kupferne Pfannen, Roſte, Trichter ꝛc.; weiterhin fehlt die unzierliche, aber deſſen ungeachtet viel gebrauchte Jagdflinte nicht, denn jeder Bauer iſt geborner Jäger, und tödtet was da fleugt und kreucht.

Der Ueberreſt der Wände iſt mit langen Papierſtreifen, wahren Tapetencarricaturen, bedeckt, worauf mit grellen Farben bald Infanterie- und Cavallerieregimenter zu ſchauen ſind, bald die Geſchichte des keuſchen Joſeph und des verlorenen Sohnes. Den Ehrenplatz dagegen behauptet das Gemälde von Chriſti Geburt, das zur Auszeichnung mit einem Lorbeerkranze umgeben wird, und neben welchem eine Lampe brennt. Ein zweites Wandgeſtell trägt zwei zinnerne Leuchter, die jedoch nur bei großen Feſtlichkeiten dienen; dann einige geweihte Blumen, und das eingeſegnete Korn der heil. Barbara.

Um die ſonſtigen Decorationen vollſtändig aufzuzählen, ſind außerdem noch verſchiedene, mit eingeſponnenen Seidencocons bedeckte Zweige, ſo wie größere und kleinere Aehren, Immortellenkränze und Bouquets anzuführen. All' dieß Letztere füllt den heiligen Raum des Gemaches, und beim Gebet wendet ſich die geſammte Familie nur ihm zu, wie etwa Mohammeds Gläubige nach der Richtung von Mekka.

Im Obergeſchoß iſt die Familie des Hausbeſitzers untergebracht. Wenn nicht völlige Armuth herrſcht, ſo fehlt es hier nicht an dem Himmelsbette mit Vorhängen von Serge, nicht an dem kleinen Weihbrunnkeſſel mit dem ſchwarzen Crucifix, nicht an etwas beſſern bunten Lithographien und dem Nußbaumſchrein und ſeiner feineren Wäſche. Ein Gemach dient hier zur Zucht der Seidenraupe; ein zweites bildet den Speicher, Quarri genannt, von horreum. Ställe und Räume für größere Utenſilien zeigen ſich natürlich zu ebener Erde: der Schweinſtall heißt Suio, von sus; der Schafſtall Jas, von jacere.

Eine Nacht aus meinem Wanderleben.

Madrid 1837.

2. Das Geſpräch. Ein junger, ſpaniſcher Dichter.

Sobald Hr. de O . . . mit mir in ſeine Arbeitsſtube eingetreten war, überreichte ich ihm einen Entwurf zur Befeſtigung Madrids. Ich zeigte ihm, wie leicht dieſelbe zu bewerkſtelligen, wie groß ihr Nutzen ſey; daß man den eilf Bataillonen Ciudadanos von Madrid (eine freiwillige, ſtädtiſche Miliz, Nationalgarde) feſte Anhalte und Stützpunkte geben müſſe, im Fall Don Carlos auf ſeinem Zuge die Hauptſtadt angreifen werde; ohne alle Vorſorge könne die Stadt überrumpelt werden, wie es bereits mehreren Ortſchaften ergangen, ſo Cordova, das bei gehörigen Vorkehrungen Gomez nie hätte einnehmen können; daß es zwar ein liebenswürdiger, aber nur zu oft unheilvoller Zug im ſpaniſchen Charakter ſey, die Gefahr unbeſorgt, ja, unbewehrt zu erwarten, bis es zu ſpät ſey, ihr bei allem Muthe glücklich zu begegnen — — —

Der hochgeſtellte Spanier ſchloß alſo ſeine Antwort auf meine Bemerkungen: „Ihr letzter Vorwurf, mein ſinniger deutſcher Freund, paßt für dießmal nicht; denn Eſpartero rückt in ſchnellen Märſchen an unſere Stadt heran. Was halten Sie von dieſer Bewegung?"

„Ich habe die darüber ſeit einigen Tagen umlaufenden Gerüchte für abſurd gehalten," antwortete ich, „weil ich mir nicht denken konnte, daß dieſer kluge, berechnende General einen ſolchen Mißgriff thun werde."

„Erklären Sie mir doch Ihre Meinung."

„Mit wenig Worten. Navarra und die baskiſchen Provinzen, der Bereich der cantabriſchen Kette, ſind das Bollwerk der Carliſten; dort iſt der Herd der Inſurrection, dort liegen die Hülfsquellen des Feindes. Don Carlos hat dieß Land entblößt, und einen abenteuerlichen Zug mit einer Heeresmacht unternommen, die in keinem Orte Garniſonen zurücklaſſen, und der alle größeren Städte widerſtehen können. Von ihm droht keine wirkliche, nur vorübergehende Gefahr; aber er ſucht Sympathie, Beute, Recruten, er will jenen Provinzen Zeit, Ruhe, Erholung gönnen. Zieht die Nordarmee ihm nach, ſo hat er einen ſeiner Hauptzwecke ſchon erreicht. Eſpartero mußte daher den Abzug jener Colonne dazu benutzen, daß er den Herd der Inſurrection zu erreichen, und die Provinzen durch gerechte Zugeſtändniſſe in Bezug auf ihre Fueros zu beruhigen ſuchte. Da der umſichtige Obergeneral ebenfalls die meiſten Forderungen der Provinzen für gerecht zu halten ſcheint, ſo kann er bei ſeinem Marſche nach der Hauptſtadt nur politiſche Zwecke in Abſicht haben."

„Wie, Sie meinen? — —"

In dieſem Augenblick wurde ein Dritter angemeldet, der uns beiden lieb und willkommen war, der Literat und Dichter Don Luis de Y....., ein Mann von 29 Jahren mit einer in Spanien ungewöhnlich hohen Geſtalt, mit tiefliegenden, jedoch ſanften Augen, von ſittlich reinem Charakter und voll reformatoriſcher, aber dem Zerſtören und Revolutioniren im Grunde durchaus abgeneigter Ideen. Dieſer Mann iſt mir eine höchſt

anziehende Erscheinung in Spanien, wegen seiner in tiefer Ueberzeugung beruhenden Liebe zu Deutschland, zu deutschem Wesen, deutscher Sprache und Literatur. Er hat von Italien aus einen Streifzug durch Oesterreich, Bayern, Franken und Rheinland gemacht, und hält die darauf verwendete Zeit für die glücklichste seines Lebens. Mit unsrer Literatur ist er ziemlich, nur etwas einseitig, vertraut. Sein Leitstern darin ist Hr. W. Menzel, dessen Literaturgeschichte hie und da im Ausland fast alleinige Autorität erlangt hat. Sie macht auf den bessern Ausländer eine Einwirkung, die Menzel selbst wahrscheinlich nicht durchweg gut heißen würde. Der spanische Dichter hegt eine Verachtung gegen Goethe, die kaum auszudrücken ist; er sieht darin das ancien régime in seinem ganzen Egoismus, das zu schönem Fleisch und Blut gewordene Princip des Bösen. Luther und Schiller sind ihm dagegen die edelsten Menschen, Ideale im höchsten Sinne des Worts. Don Luis hat sich eine Prachtausgabe von Schillers Werken aus Deutschland kommen lassen und widmet ihnen täglich wenigstens eine Stunde, wie denn überhaupt die deutsche Literatur in Spanien nicht ganz und gar unbeachtet bleibt, und ihr mehrere der jungen Dichter zugethan sind. England hat darin den Vorgang gemacht, Frankreich, Italien, Spanien folgen. Bei Einigen hat diese deutschsehnsüchtige Richtung Ernst und Wahrheit, die Meisten folgen nur der Mode.

Don Luis, der zu den erstern gehört, trat in ungewöhnlicher Aufregung zu uns ein. „Kennen Sie die Neuigkeit, rief er uns entgegen: der Prätendent ist kaum noch zwei Tagemärsche von Madrid!“ — „Hoho!“ rief der Deputirte: „davon müßten wir Andere auch etwas wissen; Sie sind falsch berichtet.“

Ich stimmte dieser Meinung mit voller Ueberzeugung bei. Don Luis, der die Nationalgardisten-Uniform trug, richtete sich doch empor und entgegnete barsch: „Señor Deputado, die Ciudadanos fürchten alle carlistischen Banden nicht; aber sie fürchten die Schlaffheit, das Ungeschick, ja den Verrath der Regierenden. Nicht bloß in Gold, auch in bewußter Unfähigkeit liegt Verrath. Sind in Madrid die geringsten Vorkehrungen zum Empfange der feindlichen Colonnen getroffen? O nein! Warum kein allgemeiner Aufruf zu den Waffen? Warum sprecht Ihr nicht zu allen Städten, zu allen Landleuten vernehmlich, frei, donnernd:

Mitbürger auf! Greift zu den Waffen!
Steht fest im Sturm, bewährt Euch treu!
Das Wohl des Volks, das frei erschaffen
Von Gott, sey unser Feldgeschrei!
Und sollen wir im Kampf auch fallen —
Die Nachwelt ehrt uns hoch vor Allen!

Aber Ihr Herren fürchtet des Volkes Patriotismus. Es ist bekannt, daß wenn uns Gefahr droht, Regierung und Cortes Madrid verlassen und sich nach Sevilla, Cadiz oder wohl gar wieder nach London und Paris zurückziehen werden. Und das wäre Verrath! Sind etwa zu der großen Reise schon die Bündel geschnürt, die Pferde geschirrt, die Wagen und Galeras geschmiert, daß ihr so sicher und sorglos drein schaut?“

„Ihre vorgefaßte Meinung,“ Don Luis, erwiederte kalt der Diplomat, „verleitet Sie zu mancher Ungerechtigkeit. Ist denn die Sache der Freiheit, der Wiedergeburt Spaniens durchaus an Madrid geknüpft? Fiele diese Stadt, was Eure Tapferkeit und unsere Vorsicht verhindern mögen, einen Augenblick dem Feinde in die Hände, sollten sich alle Volksführer, Deputirte und Beamteten deßhalb hinschlachten lassen? Handeln sie nicht patriotischer, wenn sie ihre Sache nicht verloren geben, so lange sie noch einen freien Ort haben, wo sie stehen, wo sie athmen können?“

„Wohl mag dieß seyn,“ erwiederte Don Luis lebhaft: „aber ich behaupte, es ist verbrecherisch, auch nur den Gedanken an Flucht zu fassen. Wie, ist die Neigung der Nation nicht entschieden uns zugewendet? Warum nimmt das Volk nun nicht lebhaftern Antheil an der Niederdrückung der Faction? Weil es den Machthabern nicht traut. Und warum traut es ihnen nicht? Weil sie nur verkehrte Maßregeln nehmen, weil sie nicht im Geist der Nation handeln, weil sie mit ihr nicht mehr zu sympathisiren vermögen. Und warum dieß? Weil sie schon früher geflohen und sich im Auslande mit fremden Ideen angefüllt haben, die sie hier jetzt wieder unverdaut ausleeren. Unser Volk ist ihnen im Auslande fremd geworden. Ich versichere, was auch kommen mag, keinen Schritt weiche ich aus Madrid. Als Soldado ciudadano will ich meine Pflicht bis zum letzten Athemzuge erfüllen, und müssen wir weichen, dann auf der Straße oder in meinem Hause, eingedenk des Jahres 1808, lieber ruhig den Todesstoß vom ersten carlistischen Buben hinnehmen, als mich auf die Wanderschaft begeben.“

„Ihre Gesinnung,“ antwortete de O...., „ist ehrenwerth, möchten Sie dieselbe allen Mitbürgern einzuhauchen wissen! Sie verkennen jedoch die Schwierigkeiten, womit die Regierung überall zu kämpfen hat, und besonders beurtheilen Sie meine Freunde zu hart, die mit mir das Unglück theilten, lange Zeit fremdes Wasser trinken zu müssen. Wer waren denn die Männer, die von 1808 bis 1812 unter zahllosen Gefahren unsere Verfassung wieder aufrichteten? Sie Alle gingen aus dem Schooße der Nation hervor, sie Alle hatten nur spanische Ideen und Gefühle. Die dem Auslande zugewandten Napoleonisten und Josephinos standen ihnen gegenüber. Und waren nicht die einflußreichsten Männer von den Jahren 1820 bis 1823 auch solche, die fast nie Spanien verlassen hatten? Natürlich gibt es jetzt wegen der wiederholten Emigration und Verfolgung eine größere Anzahl der einst Flüchtigen in unsrer Mitte; aber viele unsrer ersten Redner — ich erinnere Sie nur an Olozaga — gehören nicht zu ihnen. Und wo zeigen sich denn unsere fremdländischen Sympathien? Die carlistischen Lager sind mit Fremden angefüllt; wir vermeiden sie selbst zu unserm Nachtheil. Beweis hier unser Freund — — — Nur einige Polen befinden sich in unsern Kriegerreihen, weil wir nicht kalt und theilnahmlos bei dem Unglück einer tapfern Nation bleiben können.“

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Expedition der Corvette Heroine.

(Fortſetzung.)

Zuerſt wünſchte ich ihr Glück, daß der Zwiſt, der die Reclamationen Frankreichs veranlaßt hatte, glücklich beendigt ſey. Ich ſagte ihr, ich hoffe, daß für die Zukunft der ſchöne Einklang zwiſchen beiden Ländern nicht geſtört werden möchte; der Wunſch des Königs ſey, im Frieden mit den fremden Nationen, und hauptſächlich mit den Taitiern, die ihm von unſern Seefahrern als ein ſanftes, gaſtfreundliches und gutes Volk geſchildert worden ſeyen, zu leben; auch ſie werde, wenn ſie die Franzoſen näher kennen lerne, einſehen, daß man dieſelben verleumdet habe, und daß ſie ihre volle Achtung verdienen; wenn ſie bisher nur wenige derſelben geſehen habe, ſo liege dieß darin, weil unſer Handel bisher in den umliegenden Meeren nur weniges Intereſſe gehabt habe; allein ſie möge daraus nicht ſchließen, wie man ihr gern glauben gemacht hätte, daß Frankreich nicht eine mächtige Nation, und fähig ſey, ſeine Bürger in allen Theilen der Welt zu beſchützen.

Die Königin ließ mir hierauf antworten, ſie habe in der That bis jetzt wenig von der franzöſiſchen Nation ſprechen gehört, auch habe ſie beinahe noch keinen Franzoſen geſehen; gegenwärtig aber, da ſie dieſelben kennen gelernt, würden ſie zu Taiti willkommen und gut aufgenommen ſeyn; ihr Wille ſey es, daß ſie gut behandelt werden, auf daß der Friede nicht mehr geſtört würde. Ich ſagte ihr ferner, meine Officiere und ich wünſchten uns Glück, nach Taiti gekommen zu ſeyn; Bouzainville, unſer Landsmann, der zweite Seefahrer, der es ſeit ſeiner Entdeckung beſucht habe, ſey daſelbſt ſo gut aufgenommen worden und habe eine ſo glänzende Beſchreibung davon gemacht, daß in uns der lebhafte Wunſch entſtanden ſey, daſſelbe kennen zu lernen und Freunde der Bewohner deſſelben zu werden. Pomarré gab zur Antwort, die Franzoſen würden ſtets als Freunde aufgenommen werden.

Nach dieſen erſten Begrüßungen lud ich die Königin an Bord der Heroine ein, was ſie ſehr in Verlegenheit brachte, indem ſie lange mit einer Antwort zögerte. Man ſah, daß ihr Geiſt mit mehrern widerſtreitenden Gefühlen beſchäftigt war. Ich glaubte anfangs, der Wunſch, den ſie als Frau und als Intierin hege, die Heroine zu ſehen und mit Ehren auf derſelben empfangen zu werden, werde durch irgend einen böſen Rath aus verdächtiger Quelle bekämpft; allein bald erfuhr ich, daß die Gegenwart Pituna's die Urſache dieſes langen Zauderns ſey. Die Gefangenſchaft dieſes Häuptlings erregte zu Taiti eine ſonderbare Wirkung; auf der ganzen Inſel ſpricht man nur davon. Die Königin fürchtete, ſo wie er, als Gefangene zurückgehalten und nach Frankreich geführt zu werden. Nachdem ſie wenigſtens fünf Minuten lang überlegt hatte, ſagte ſie endlich, ſie werde an Bord gehen, und der Beſuch wurde auf kommenden Montag feſtgeſetzt.

Wir verabſchiedeten uns bei Pomarré. Wir wußten, daß man auf das Ende unſeres Beſuches wartete, da man eine öffentliche Ceremonie beginnen wollte. Wir benutzten die Gelegenheit, um Zeugen derſelben zu ſeyn. Sie beſtand in einer Darbringung von Tributen und Huldigungen an die Königin, ich glaube aus Veranlaſſung der Geburt des Prinzen, viele Boote waren ſeit mehrern Tagen von den benachbarten, Pomarré unterworfenen Inſeln mit Familien und Geſchenken beladen angekommen. Seit Morgens war überdieß eine Maſſe von Pireguen aus andern Theilen Taiti's herbeigekommen; Männer und Weiber, faſt alle mit Blumen und Seepflanzen auf dem Kopf, ungefähr wie man unſere mythologiſchen Flüſſe darſtellt, trieben ſich am Ufer umher; die Weiber waren mit einem leichten Kleid von lebhaften Farben, das ſie nach Art der Ponchos in Chili trugen, bekleidet; einige auffallend hübſche unter ihnen ſahen in dieſem Coſtume ſehr anmuthig aus.

In einem ſehr großen Hofe nahe am Meere war eine bedeutende Maſſe von Lebensmitteln aufgeſtellt; ſie beſtanden hauptſächlich in gebratenen Schweinen, Fiſchen, Bananen, Brod- und allen Gattungen der ſonſtigen Landesfrüchte. Es war dieß das Geſchenk der Königin an ihre Gäſte. Die ganze Bevölkerung bildete einen großen Kreis um dieſen Haufen von Lebensmitteln, und wurde dabei ganz leicht durch Leute von der Polizei in Ordnung gehalten, ſo daß Niemand die vorgeſchriebenen Schranken überſchritt. Nachdem einige höher geſtellte Perſonen genommen, was ihnen beliebte, ſtürzte ſich die Maſſe auf ein von der Königin gegebenes Zeichen auf dieſe Beute, die auch in einem Augenblicke weg war, indem jeder nahm, was er erwiſchen konnte. Dieſe mit Freudengeſchrei begleitete Plünderung gab zu den burleskeſten Scenen Anlaß, ohne daß jedoch irgend eine Streitigkeit vorfiel, indem jeder mehr Ehrgeiz darein zu ſetzen ſchien, ſich irgend eines Stückes bemächtigt zu haben, als daſſelbe zu behalten.

Später empfing die Königin die Stämme. Sie war in ihren Palaſt zurückgekehrt, und hatte ſich unter einer Art von Schuppen in der Nähe aufgeſtellt. Hier ging es ruhiger und ſchicklicher zu. Jeder Stamm kam im Zuge, die Weiber an der Spitze. Bei der Königin angekommen, warfen dieſe ihre Kränze und leichten Kleider derſelben vor die Füße. Allein gegen den frühern Gebrauch trugen ſie unter dieſen Kleidern noch andere, wodurch der eigenthümliche Anblick, den dieſe Vorſtellung in den frühern Zeiten erzeugte, verdorben wurde. Hierauf kamen die Männer und brachten ihre Geſchenke, beſtehend in Schweinen, Arächten u. ſ. w. Nachdem alle Stämme vorbeigezogen waren, ließ die Königin den Umſtehenden einige dieſer Geſchenke anbieten, wobei wir nicht vergeſſen wurden. Hr. Moërenhout und ich hatten uns unter die Veranda des königlichen Hauſes geſtellt, von wo wir Alles mit Bequemlichkeit ſehen konnten. Man brachte uns mehrere Körbe voll Lebensmittel herbei, denen man einige Schweine beifügte, als wir dem großen Vertheiler zu verſtehen gaben, er möge ſeiner Freigebigkeit Einhalt thun. Es wäre nicht höflich geweſen, der Königin jede Annahme abzuſchlagen, weßhalb ich mir einen Korb Ananas und die Anzüge und Kränze einiger jungen Mädchen geben und an Bord bringen ließ.

Bei dieſem Aufzuge des Volkes wurde der künftige König, der kaum einige Monate alt und nichts weniger als ein hübſches Kind iſt, in ſeinen ſchönen Kleidern dem taitiſchen Volke gezeigt.

(Fortſetzung folgt.)

Seewaſſer als Heilmittel. Der York Herald erzählt den Fall eines jungen Mädchens, das in Folge einer heftigen Erkältung die Sprache faſt ganz verloren hatte. Mehrere der ausgezeichnetſten Aerzte der Stadt verſuchten ihre Kunſt umſonſt, endlich aber brachte die Frau, bei der ſie in Dienſt ſtand, von einem Ausflug nach einem Seeſtädtchen eine Partie Seewaſſer zurück, und gebot ihr dieß zu trinken. In der unglaublich kurzen Zeit von zwei bis drei Tagen wurde ihre Sprache wieder vollſtönend, und ihre Herſtellung war vollſtändig.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 238.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 August 1839.

Erinnerungen aus Armenien.

(Von Sjalski.)

1. Aufenthalt in Eriwan.

Die erste Zeit meines Aufenthaltes in Armenien brachte ich in Eriwan zu, und zwar in demjenigen Theile der Stadt, der den Namen Schagar führt. Dieser Theil, der wie ein Keil in den Berg Tscholmakdsche hineingetrieben ist, ist mit Gärten, die nur von Straßen und Sträßchen durchschnitten sind, wie besäet. Meine Hauswirthin, eine Tatarin, hat sich in die Wohnung ihres zweiten Ehemanns übergesiedelt, und so bin ich jetzt allein im Besitz der übrigen. Um dieses Haus, oder wie die Tataren sagen, diesen Sarai, bin ich nicht sehr zu beneiden: es besteht aus drei Zimmern, einem großen, mit zwei Fenstern, das mit Lehm und geschnittenem Stroh bestrichen ist; vor dem Zimmer ist die Flur, und an dieser zwei andere Zimmer, und oben ein Halbgeschoß. Da ich diese Wohnung mir auf drei Jahre genommen hatte, so war mein erstes Geschäft, sie so viel möglich in einen bessern Stand zu setzen. Das große Zimmer, das ich zum Wohnzimmer bestimmt hatte, ließ ich mit Gjäsch *) bewerfen, und die Decke gehörig festschlagen, um nicht das Vergnügen zu haben, unvermuthet einen Skorpion daraus hervorkommen sehen, woran in diesem Hause kein Mangel war; der Kalkboden wurde mit Matten belegt, die hier sehr hübsch aus Schilf gefertigt werden, der in den Sümpfen in Menge wächst. Dieser Schilf wird gegen fünf Arschinen lang und etwa einen Zoll dick; nachdem man ihn auf der einen Seite aufgeschnitten, wird er platt gedrückt, und dann hat jeder Stengel eine Breite von etwa vier Zoll. Diese werden ins Kreuz gelegt und ziemlich rasch und gut gewoben. Die Matten sind von verschiedener Größe; ich habe welche von 10 Arschinen Länge und 6 Arschinen Breite bestellt, und solche kosten drei Rubel Silber.

Eriwan, der Hauptort der armenischen Provinz, liegt auf einem Ausläufer der Pambakberge, ist auf drei Seiten von Bergen umgeben, und stößt auf der vierten, der nordöstlichen, an eine weite Ebene, die sich 60 Werste weit bis zum Ararat erstreckt. Am Ende der Stadt liegt die im letzten persischen Kriege so berühmt gewordene Festung. Von der linken Seite des Flusses ist der Anblick sehr hübsch; sie steht auf einem steilen Felsen und unterhalb braust die Sanga. Die Häuser, in denen früher der Sardar und andere persische Beamte wohnten, dienen der Festung zur Zierde, namentlich das Serail, das in zwei Etagen mit Ausschnitten, Säulen und Fenstern verschiedener Größe erbaut ist, welche letztere mit verschiedenfarbigem Glase verziert sind.

Die Stadt mit ihren Gärten nimmt zehn Werste im Umfang ein, und zerfällt in drei Theile: Schagar, der in der Niederung steht, Topobaschi, der amphitheatralisch am Berge liegt, Tamirbulach in der Ebene; der Fluß Sanga kommt aus dem See Gochtschai, ist anfangs klein, tiefer unten aber, beim Dorfe Randamal, vereinigt er sich mit der Mizchanka, die aus dem Mizchanithale kommt, verstärkt sich durch viele Quellen, gräbt sich immer tiefer in die steilen, steinigen Ufer, und wird bei der Eriwanischen Veste so reißend, schäumend und tief, daß das unaufhörliche Gebrüll auf den ungewohnten Fremden zur Nachtzeit einen ganz eigenthümlichen Eindruck macht. Die Sanga fließt durch den westlichen Theil der Stadt, bewässert die Gärten auf der rechten, die Thäler und Felder auf der linken Seite, und fällt 15 Werste von Eriwan in den Araxes. Das Flüßchen Kirk-Bulach (40 Quellen), das aus dem tief eingeschnittenen Thal Abbas-dara kömmt, bewässert den nordöstlichen Theil von Eriwan. Die erstaunliche Geschicklichkeit der Asiaten, das Wasser zu ökonomischen Zwecken zu benützen, macht, daß dieß kleine Flüßchen, oder vielmehr dieser Bach, zahllose Vortheile gewährt. Die Einwohner besitzen eine außerordentliche Fertigkeit, den Boden zu bewässern, wo immer Wasser in der Nähe ist, und wenn die Oberfläche des Bodens uneben ist, so sollte man auf den ersten Anblick oft meinen das Wasser laufe den Abhang aufwärts, namentlich ist dieß bei dem Dorfe Kanaker bemerklich, das 7 Werste von Eriwan liegt. In die Veste fließt das Wasser aus den Quellen von Tamir-Bulach; außerdem befinden sich noch drei Hauptwasserleitungen in Eriwan. Aus dem Kirk-Bulach werden viele Canäle geleitet,

*) Eine Art Kalk, nur viel feiner und weißer.

welche die Gärten in den Theilen Schagar und Tamirbulach bewäſſern.

Die Häuſer in der Stadt haben das Anſehen von länglichen Vierecken, und faſt alle ſind aus ungebrannten Backſteinen gebaut; gebrannte ſieht man nur an den Verzierungen einiger Scheidemauern. Das Innere der Zimmer iſt bei Wohlhabenden mit Gjäſch von blendender Weiſe beſtrichen, bei den Unbemitteltern mit Thon, der mit gehacktem Stroh gemiſcht iſt. In der Mitte des Zimmers iſt eine viereckige Grube, eine halbe Arſchine tief, eine Arſchine lang und eben ſo breit; hier wird der Mangal (Pfanne mit Kohlen) hineingeſetzt; über die Grube ſtellt man eine Art von kleinem Tiſch, der mit Kanaus*) oder mit einem Tiſchtuch von Zitz bedeckt iſt. Im Winter ſammelt ſich die ganze tatariſche Familie um den Mangal, raucht in ſorgloſer Faulheit die Pfeife, ſtreckt die Füße gegen die Grube aus, und deckt ſie mit der herabhangenden Decke zu. Die Hauptverzierung der Zimmer beſteht in großen und kleinen Mauereinſchnitten, welche oft mit ausgeſucht ſchönen Stuccaturverzierungen geſchmückt ſind. In dieſen Einſchnitten ſteht das Geſchirr von Fayence und Porcellan, ſo wie die reichſten ſeidenen und wollenen Stoffe daſelbſt untergebracht werden. Aber der Hauptſchmuck der Zimmer beſteht in den Fenſtern: hier erſchöpfen die Aſiaten alle Kunſt, um ihnen Mannichfaltigkeit zu geben, und das Glas ſo zu ſtellen, daß das Zimmer vor fremder Neugier geſchützt wird, und doch ein möglichſt vielfaches und angenehmes Licht hereinfällt. Das Hauptzimmer hat, wenn es ein Eckzimmer iſt, zwei Fenſter, ſtößt es an andere, nur Eines. Die Fenſter ſind etwa zwei Klafter hoch, bald mehr, bald weniger, je nach der Größe des Hauſes; ſie werden in Eine große Rahme geſtellt, und in zwei Theile, den oberen und den unteren, getheilt. Der obere beſteht aus vielen einzelnen dünnen Holzſtücken, die in Quadrate und Dreiecke geſchnitten ſind, mit zwei kleinen Fenſterchen von verſchiedenfarbigem Glas; das untere beſteht aus zwei großen, mit Glas verſehenen Rahmen, die ſich aufheben laſſen. An dieſen beiden Rahmen verſchwendet der Aſiate alle ſeine Erfindungsgabe, um aus der Verbindung verſchiedenfarbiger, dreieckiger und viereckiger Gläschen und Hölzchen ein artiges Ganzes hervorzubringen; dieſe Gläſer laſſen auch wirklich ein matt angenehmes Licht hereinfallen, und ſind im Sommer ſehr nützlich, um die Augen vor dem blendenden Sonnenlicht zu ſchützen. Meubles gibt es in den Zimmern keine, und der Aſiate hat ſolche auch nicht nöthig: er ruht auf dem Boden, auf einem dünnen großen Filz; er ißt auf dem Boden und breitet auf denſelben ein gemuſtertes Tiſchtuch von Zitz aus; ſtatt der Servietten dienen ihnen die Tſchureks, dünne Kuchen, die auf glühenden Steinen gebacken werden. Den Pillau eſſen ſie mit den Händen, und die Bosbaſch, eine Art Suppe, mit den Tſchureks. Das Begießen der Hände mit Waſſer vor und nach dem Eſſen geſchieht aus blechernen oder kupfernen Krügen über einem Napfe, der mit einem ſchön ausgeſchnittenen Teller bedeckt iſt.

*) Ein Seidenſtoff, der dem Taffi gleicht.

Gärten ſind die unveränderliche Zugabe jedes Hauſes; man zählt 1473 Gärten in Eriwan, und es finden ſich darin Früchte in Menge, als Trauben, Birnen verſchiedener Art, — eine derſelben, Gulâb genannt, iſt beſonders ſchmackhaft, außerordentlich groß und wiegt manchmal gegen 2 Pfund — Pfirſiche und Aprikoſen. Die Pfirſiche ſind hier nicht ſehr gut, ſondern ziemlich hart, die Aprikoſen dagegen ſehr ſchmackhaft, aber auch ſchädlich, ein unmäßiger Genuß derſelben, namentlich wenn man bei der unerträglichen Hitze und dem fortwährenden Durſt Waſſer darauf trinkt, zieht ſtets ein Gallenfieber nach ſich, das bei der kleinſten Vernachläſſigung in ein hitziges Gallenfieber übergeht, woran auch der geſundeſte Menſch in drei Tagen ſtirbt. Nach meinen wiederholten Beobachtungen ſtarben junge, kräftige Leute leichter in Folge des Genuſſes von Früchten oder der Verkältung, während ſchwache Perſonen die Krankheit eher ertrugen.

(Schluß folgt.)

Eine Nacht aus meinem Wanderleben.

Madrid 1837.

2. Das Geſpräch. Ein junger, ſpaniſcher Dichter

(Schluß.)

„Und dennoch bublen unſere Machthaber um fremde Hülfe, deren wir nicht bedürfen, wollten wir nur unſere eigenen Kräfte in Bewegung ſetzen. Einen Augenblick gab es, der uns dieß hoffen ließ, als General Mina an die Spitze unſrer Heere trat. Wie tönte damals Madrid wider von dem Chorgeſang:

Soldados ciudadanos
Del gran libertadór,
La patria salvarémos
Al grito de la union!

Die Regierung ſelbſt hat dieſe ſchöne Begeiſterung zerſtört. In unſern Tagen, bei dem Unglück des Vaterlandes, muß man rückhaltlos ſeine Meinung äußern. Urſprünglich begünſtigte die ehrgeizigen Anſprüche des Prätendenten nur der intereſſirte Theil der Ordensgeiſtlichkeit, die von jedem andern Thronfolger als dem ſich mit ihr identificirenden Störung im ruhigen Beſitze ihrer unermeßlichen Reichthümer und ihres großen Einfluſſes beſorgte, welche Befürchtung die Folge auch nur zu ſehr gerechtfertigt hat. Sie wandte ihren Einfluß an, um Don Carlos Freunde zu erwerben, was ihr in der unterſten Volksclaſſe in etwas gelang, dann um die baskiſchen Provinzen für ihre Fueros beſorgt zu machen, worin ſie unſere aufgeklärten Staatsmänner am meiſten unterſtützten. Dieſe, beſeſſen von der traurigen Theorie der Majoritätsherrſchaft, der ſich alle wohlerworbenen Intereſſen und Rechte der Einzelnen unbedingt beugen ſollen, zwangen förmlich jene Gebiete zur Inſurrection, indem ſie denſelben für die geliebten Fueros einſeitig die allgemeine ſpaniſche Verfaſſung aufdringen wollten. So entbrannte der blutige Bürgerkrieg, der noch lange, lange fortdauern kann, denn unſere Hülfsmittel ſind unermeßlich. Jenen entſchieden gegenüber ſteht nur die liberale, vormals flüchtige Partei, mit

ihrem ſtädtiſchen Anhang. Der Kern unſerer Nation hat ſich im Allgemeinen noch ruhig verhalten; er hört, beobachtet, leidet; er hofft auf beſſere Tage, auf den Augenblick, wo er ſelbſt hervortritt und die Sache entſcheidet. Er betrachtet zwar Iſabella als ſeine rechtmäßige Königin, aber bleibt faſt theilnahmlos, weil er die Machthaber nicht liebt, wenig von ihnen hofft, nichts zum Guten ändern und wirken ſieht. Noch iſt es ihm nicht klar geworden, was uns eigentlich noth thut und wie das Nöthige ſich machen ſoll. Aber die Stunde wird kommen, und im ſelbigen Augenblick verſchwindet die carliſtiſche Faction wie der franzöſiſche Liberalismus, und das ſpaniſche, ächt nationale Weſen macht ſich wieder geltend. Dieß iſt meine feſte Ueberzeugung. Und wäre es anders, würde der Krieg nicht längſt entſchieden ſeyn? Darum mühen ſich die beiden Parteien ſeit Jahren ab und kommen nicht vor-, nicht rückwärts, weil keine ganz in der ſpaniſchen Nation iſt und lebt. Ich vertraue feſt auf den geſunden Sinn, auf den guten Geiſt unſers Volkes.

Van á quebrarse, *para siempre*, hispanos,
De tres pesados siglos las cadenas —

Der Carlismus kann nur einen Augenblick ſiegen, das gute Princip aber nicht beſiegt werden; vielleicht würde aber jener das Bewußtſeyn im Volke ſchneller entwickeln und uns zu dem hinführen, was uns noth thut, zum Glauben, zur Sittlichkeit, zum Leben des Geiſtes, wo kein Tod mehr iſt. Dieſe Hoffnung iſt jetzt in mir ſtärker, als da wir Chriſtinen entgegenſangen:

Ah! Qué escucho? Madrid, el dulce instante
Llegó por fin. En ecos reiterados,
Ya del cañon resuena el ronco estruendo;
No presagio de bárbara venganza,
Nuncio si de concordia,
Y termino feliz de tu esperanza."

„Was meinen Sie," wandte ſich der Deputirte nach dieſe begeiſterten Rede an mich: „Kann der Prätendent ſiegreich aus dem Kampfe hervorgehen? Uebrigens glaube auch ich, daß dadurch die gegenwärtige Frage nicht beendigt, ſondern ſpäter nur gewaltiger wieder hervorbrechen würde."

Ich antwortete: „Gelangt Don Carlos auf den Thron, ſo werden ihm Umgebung und Umſtände unausbleiblich ein terroriſtiſches Syſtem aufzwingen. Die ihn beherrſchende, decidirte Partei weiß ſehr gut, daß ſie ihre Herrſchaft nicht anders behaupten kann, als wenn ſie Alles, was ihr entgegen iſt, niederwirft und zerſtört. Philipp II handelte weniger gegen den Geiſt ſeines Volkes, als es gemeinhin geglaubt wird; Carlos V will ein Philipp II ſeyn gegen die Zeit und gegen die Nation. Schrecklich wüthete der Henkerarm unter den Befreiern Spaniens nach der erſten Reſtauration des anciens régime; furchtbarer nach der zweiten; am ſchrecklichſten wird, muß das Beil geſchwungen werden nach der dritten. Ich kann daher Ihre Hoffnungen nicht theilen, halte vielmehr dieſen Krieg für lange entſcheidend und beſtimmend. Jedoch erſcheinen mir die Kräfte des Carlismus nicht ſtark genug, als daß ich ihm den endlichen Sieg in Ausſicht ſtellen möchte."

„Sie haben Recht, Freund," rief der Dichter. „Wir ſind die Stärkern, und werden wir beſiegt, ſo iſt es nur der Fahrläſſigkeit, der Nachahmungsſucht, der Unfähigkeit unſerer Staatslenker zuzuſchreiben, die das Staatsſchiff nicht durch Stürme zu führen wiſſen. Im Uebrigen vertrauen Sie nur dem guten Geiſte; glauben Sie mir — und jeder gute Spanier fühlt dieß mit mir — das ſpaniſche Volk wird ſich nimmermehr knechten laſſen. Was ſprech' ich?

Auf allen Mauerzinnen dort,
Wo des Verbrechens Fahnen
An unſre Schmach noch mahnen, —
Der Tyranneien letztem Hort; —
Dort werden wir der Freiheit Bild,
Fortan des Spaniers heil'ges Schild,
Aufpflanzen, daß es rage
Und fern die Kunde trage:
„Geendet ward der Krieg,
Der Freiheit blieb der Sieg!" *)

Doch genug von dieſer Unterhaltung, die noch geraume Zeit mit einer Lebhaftigkeit fortgeſetzt wurde, welche ſelbſt in Spanien nur durch die drohenden Umſtände hervorgerufen wird. Als Don Luis, der, wie mancher Graf und Herzog, als einfacher Soldat Wachtdienſt thut, ſich eben für dieſen Zweck verabſchiedete, führte mich Hr. de O . . . in die Familienſtube, worin gewöhnlich die Plauderſtunden, die bereits begonnen hatten, verbracht werden. Ich fand eine zahlreiche Geſellſchaft, worin jeder dieſelbe Luſt zum Plaudern, Scherzen und Lachen zu haben ſchien. Ich begegnete keinem ſcharfen Spott, keinem pikanten esprit, vielmehr einem leichten Schaukeln mit Gedanken und Gefühlen, Schonung und Liebe, und durch alle Franqueza hindurch blickte die caſtilianiſche Förmlichkeit. Die Stimmung meines Gemüthes, und zumal die — wer wird ſeine Abkunft verläugnen? — meines Magens paßten wenig zu dem ätheriſchen Spiele der beredten Zungen und Augen, und ich nahm die erſte Gelegenheit wahr, mich zu entfernen.

Chronik der Reiſen.

Expedition der Corvette Heroine.

(Fortſetzung.)

Da die Königin Montags an Bord der Heroine kommen ſollte, ſo hatten der Conſul und ich Tags zuvor beſchloſſen, mich um 1¼ Uhr

*) Ich habe mich bemüht, dem dichteriſch-politiſchen Schwung des Spaniers möglichſt nachzukommen, und dem deutſchen Leſer ein anſchauliches Bild davon zu geben. Als nichts Anderes möge denn auch die ganze Unterredung genommen werden. Der Sinn obiger Verſe findet ſich in folgender Strophe einer cancion patriotica von Don Juan Bautiſta Alonſo, einem der jungen ſpaniſchen Dichter, wieder:

Y allí sobre la almena
En donde el crimen flota
La banderola rota
Del miedo gritador,
El estandarte noble
De libertad pondremos,
Y al mundo anunciaremos:
„La libertad triunfó."

mit zwei Officieren ans Land zu begeben und ſie abzuholen. Als wir zur beſtimmten Stunde zu Hrn. Moërenhout kamen, trafen wir dort den Häuptling Tati, der uns bat, nicht zu drängen, woraus wir ſchloſſen, es werde bei den Fürſtinnen Taiti's gerade ſo ſeyn, wie bei den Frauen vieler Länder, daß ſie ſich nicht beſonders beeilen, immer zur beſtimmten Stunde fertig zu ſeyn. Der Conſul erzählte uns, Tati ſey mehreremale zu ihm gekommen, um zu fragen, ob für die Königin und ihn keine Gefahr drohe, wenn ſie an Bord der Heroine gingen, und ob man ſie nicht nach Frankreich abführen würde. Das Beiſpiel des Häuptlings von Chatham verfehlte nicht, ſeine Wirkung hervorzubringen, denn die Furcht hatte um ſo mehr zugenommen, als ſie ſich bereits aller Gemüther bemächtigt hatte; aus verſchiedenen Theilen der Inſel waren Abgeſandte erſchienen, um die Königin zu bewegen, nicht an Bord zu gehen. Trotz allem dem wurde Tati durch Hrn. Moërenhout, auf den er viel Vertrauen ſetzte, beruhigt: einige Vorbereitungen, die man zur Feier des Empfanges Pomarre's machen ſah, waren hinreichend, wenn auch nicht alle Furcht zu zerſtreuen, doch das Vertrauen etwas zu beſtärken; als wir hierauf bei der Königin erſchienen, fanden wir ſie bereit, uns zu folgen; ihre Mutter, ihre Tante, ein junges Mädchen, die Gatten dieſer Frauen und ein Dutzend Häuptlinge begleiteten ſie; allein der Gegenwart der jungen Damen, welche Pomarre gewöhnlich überall begleiten, wohin ſie geht, wurden wir beraubt: man ſagte uns, der Grund liege darin, weil ſie nicht europäiſch gekleidet ſeyen; ich aber glaube, daß das Verbot einiger Miſſionäre Schuld daran war, die wahrſcheinlich fürchteten, wenn man die Tugend dieſer ſchönen Töchter Eva's mit der Galanterie unſerer jungen Officiere in Berührung bringe, ſo könnten ihre über die frühern Sitten errungenen Erfolge Lügen geſtraft werden.

Als wir am Ufer ankamen, um uns einzuſchiffen, wurde ein Kanonenſchuß gelöst, und zu gleicher Zeit ward die Corvette mit Flaggen bedeckt. Die Königin, die ich begleitete, ward, von einer geheimen Furcht erfüllt, durch dieſen unerwarteten Kanonenſchuß ſehr erſchreckt; allein der Anblick der zugleich an allen Maſten erſcheinenden Flaggen, mit der Farbe Taiti's an der Spitze, gab der Rhede ein feſtliches Anſehen, was ſie wieder beruhigte. Das Geſtade war mit Menſchen überſäet.

Bei ihrer Ankunft an Bord wurde die Königin von 80 Mann unter dem Gewehr begrüßt, wobei die Trommler Marſch ſchlugen. Nachdem ſie die Corvette beſichtigt hatte, begaben wir uns in das Rathszimmer, wo ein Abendeſſen aufgetragen wurde. Der Anblick desſelben machte einen ausgezeichneten Eindruck und trug zur allgemeinen Beruhigung bei; man konnte in der That unmöglich glauben, daß man zum Empfange von Perſonen, die man gefangen zu nehmen beabſichtigte, ſo viel Umſtände gemacht hätte. Die Königin wollte ihren Gemahl zu ihrer Seite ſitzend haben; er iſt ein junger Mann von 22 Jahren, recht hübſch, und weiß ſich in dem europäiſchen Anzuge zu bewegen. Pomarre iſt 27 Jahre alt, ihr Benehmen iſt geſetzt und ſchicklich; ſie iſt nicht übel, und muß vor 10 Jahren ſehr hübſch geweſen ſeyn. Ihre Mutter iſt eine Frau von etwa 45 Jahren, deren Mann in einem Alter von 24. Die junge Fürſtin, die nach dem etwanigen Tode Pomarre's und ihres Sohnes Königin werden ſoll, iſt 14 oder 15 Jahre alt. Dieſes arme Mädchen befand ſich in ihrem Kleid, in ihrem großen Hut und ihren kleinen Schuhen ſehr übel; ihr taitiſcher Anzug kleidete ſie viel beſſer.

Die Königin und ſämmtliche Perſonen ihres Gefolges waren bereits bedient, aber Niemand aß. Ich begriff nicht, was das ſeyn ſollte, bis der Conſul mir ſagte, man warte auf das Gebet. Tati wurde gebeten, dieſe Ceremonie zu verſehen, und ich hatte Gelegenheit mich zu überzeugen, daß wenn man nicht gleich anfangs aß, es den Gäſten an Appetit nicht gefehlt hatte. Da ich auf eine größere Anzahl von Frauen gerechnet hatte, ließ ich viele kleine Kuchen und Backwerk zubereiten; alles, was der Königin hievon gefiel, nahm ſie und legte es für den jungen Prinzen bei Seite. Unſer Brod fand ſie vortrefflich, und verlangte einiges zum Mitnehmen; allein die Cremes ſchmeckten ihr nicht; ſie ſoll bisher weder Milch noch Ochſenfleiſch gegeſſen haben.

Nach beendigtem Mahle wünſchte die Königin auf der Orgel ſpielen zu hören, die ſie im Zimmer bemerkte, was ſogleich geſchah; allein entweder ſpielte der Organiſt ſchlecht, oder ſie fand Vergnügen daran, ſelbſt zu ſpielen, kurz, ſie ſtand vom Tiſch auf, ohne ein Wort zu ſagen, trug ihren Stuhl an das Inſtrument, und ſpielte, bis ſie müde wurde, ſchien ſich aber dabei ſehr gut zu unterhalten. (Die Muſik hat für die Taitier einen ganz beſondern Reiz.)

Pomarre drückte den Wunſch aus, exerciren zu ſehen, und ſtieg auf das Verdeck, wo die ausgerückte Mannſchaft die Handgriffe und die Chargirung mit einer Präciſion ausführte, die unſere Gäſte in Staunen ſetzte.

Eituna war in neuſeeländiſcher Tracht: er ſtand mit ſeinen beiden Gefährten unter den vorderſten; als ihn der Gemahl der Königin Mutter bemerkte, holte er ihn und ſtellte ihn Pomarre vor, die, glaube ich, ihn zu ſehen wünſchte; ſie reichte ihm die Hand. Die neuſeeländiſche Sprache hat ſo viel Aehnlichkeit mit der taitiſchen, daß ſie einander leicht verſtanden. Nach dieſer Zuſammenkunft ſagte Eituna zu uns, daß es unvernünftig ſey, Frauen zu Königen zu machen, weil ſie weder zu fechten verſtünden, noch es könnten.

Um 5 Uhr endlich wollte die Königin ans Land zurückkehren; bei ihrer Abfahrt wurden 21 Kanonenſchüſſe gelöst; wir begleiteten ſie nach Hauſe, wo ſie ſich eiligſt ihres europäiſchen Anzuges entledigte, der dieſe armen nicht daran gewöhnten Indierinnen ſehr ermüdet, und ſie zu wahren Caricaturen macht, während ihr ſo anmuthiger und maleriſcher taitiſcher Anzug ihnen ſehr gut anpaßt. Die Königin, ſo wie die ganze Bevölkerung war über die Aufnahme ſehr geſchmeichelt. Ich habe ſehr bedauert, ihr für den Augenblick kein Geſchenk machen zu können (ſie hatte ſchon eine Orgel); allein ich glaube dennoch, daß wir einen guten Eindruck auf der Inſel zurückgelaſſen haben. Am folgenden Tage, gerade als wir unter Segel gehen wollten, ſchickte mir die Königin einige Schweine, eine Menge Bananen, Taro, Ananas, Kokosnüſſe u. ſ. w., was ich alles unter die Schiffsmannſchaft vertheilte.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Reiſe nach Tibet. Der Abbé Roſſal hat der Pariſer geographiſchen Geſellſchaft ſeine nahe Abreiſe nach Tibet und Lahor angezeigt, wohin er in Miſſionsgeſchäften geht, und ſie um Inſtructionen in geographiſcher Beziehung gebeten.

Nachrichten von dem Reiſenden Lefèvre. Es ſind Briefe von Hrn. Lefèvre (ſ. Nr. 561 v. vor. J.) aus Koſſeir vom 11 April eingelaufen. Die Expedition hatte bereits merkwürdige naturhiſtoriſche Sammlungen gemacht, und ſtand im Begriff nach Dſcheddа abzugehen, um von da aus nach der abyſſiniſchen Küſte überzuſetzen. (Echo du Monde Savant vom 14 Auguſt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 239.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 August 1839.

Eine Nacht aus meinem Wanderleben.

Madrid 1837.

3. Bodenverhältnisse, das Thal des Manzanares um Madrid. — Badezelte. — Tänze.

Der ausgedehnte, mittlere Theil Spaniens, besonders Neucastilien, bildet ein von einigen Flußthälern und Höhenzügen durchfurchtes, im Ganzen ebenes und trockenes Hochland. Es wird rings von hohen, klüftigen Gebirgsketten umzogen, die auf der ihm abgekehrten, tiefer abwärtsfallenden Seite in große Flußthäler oder terrassenartig zum Meere hinabführen. Nördlich gelangt man über die iberische Kette in das Thal des Ebro; südlich über die Sierra morena, die herrlichste, großartigste Aussicht über Andalusien aufschließend, in das Thal des Guadalquivir. Oestlich dem Plateau ziehen sich weitausgedehnte, im Norden mit der iberischen, im Süden mit der Sierra morena zusammenhängende Ketten, die ihre Gewässer in vielen kleineren Thälern durch die gesegneten Gefilde von Valencia dem mittelländischen Meere zuführen. In der westlichen, offneren Richtung durchströmen mehrere mächtige Flüsse, auf den genannten Bergen ihren Ursprung nehmend, das hohe castilische Land, und ergießen sich mit allmählicher Absenkung durch Portugal in großer Breite in den atlantischen Ocean. Zwischen diesen Strömen erheben sich mehrere bedeutende Gebirgszüge, welche die Zuflüsse jener scheiden, und mit ihren letzten Ausgängen hart an die atlantischen Gestade stoßen.

Diese Verhältnisse bewirken, daß das Meer auf die Temperatur und das Klima von Centralspanien von keinem mäßigenden Einfluß ist; daß es hier im Winter empfindlich kalt von den Schneeketten herabweht,*) im Sommer aber Tage und Nächte durch keine Seedunstluft abgekühlt werden, die Sonnenstrahlen ohne Milderung brennen und versengen; — während in allen spanischen Küstenländern, selbst und ganz besonders in Andalusien ein gleichförmigeres und gemäßigteres Klima herrscht. Dieselben Verhältnisse bedingen auch Wassermangel in den meisten Gebieten von Castilien, wohingegen die sie umgebenden Provinzen sich der reichsten Bewässerung erfreuen. Zumal in der Mancha, wo sogar der Guadiana sich einen unterirdischen Weg bahnt, und die sieben Meilen lange Brücke bildet (die, nebenbei bemerkt, selten auf einer Karte bezeichnet ist), ist die Trockenheit hemmend für die Bodencultur, und die vielen Cisternen und Brunnen in Feld und Gärten helfen wenig aus. Das Getreide steht hier auf unübersehbaren, ebenen Feldern und Kämpen dünn, spärlich, und der Reisende fühlt bei einem monatelang ununterbrochen dauernden Sonnenbrande mit den durstlechzenden Halmen heißes Verlangen nach erquicklichem Regen.

An künstliche Bewässerung ist dabei nicht wohl zu denken; denn die Flüsse Castiliens laufen in tief in die Hochebene eingeschnittenen Thälern, die sich wie große Furchen durch das Land ziehen und einen höchst eigenthümlichen Anblick gewähren. Selbst die innern Bergketten sind meist von der großen Hochebene durch solche Einschnitte getrennt, worin die von ihnen ablaufenden Gewässer einfließen und durchziehen; so daß sie fast nur wie tiefe Unterbrechungen der Hochebene erscheinen, obschon ihre Kämme sich Tausende von Fuß hoch über diese erheben. Wollte man die Ebenen künstlich bewässern, so müßten daher noch riesige Pumpwerke erfunden werden, mittelst welcher das Wasser aus den Einschnitten auf das weite, bebaute Flachland hinaufgeschafft würde.

Der Wassermangel erschwert den castilianischen Ortschaften, besonders in der längern heißern Jahrszeit, auch das Waschen und Baden, was doch diesem Lande Hauptbedürfnisse sind. Noth und Erfindungsgabe haben deßhalb hier zu der größten Oekonomie im Verbrauch des Flußwassers geführt, da es glücklicher Weise an frischem Quellenwasser in dem steinreichen Boden nur an wenig Orten mangelt. Das bevölkerte Madrid kann als Beleg dazu dienen.

Spaniens Hauptstadt ist auf dem Plateau am Rande eines jener oben beschriebenen Thaleinschnitte gelegen, durch dessen Tiefe der Manzanares fließt, welcher, etwa acht geogr. Meile.

*) Merkwürdig genug hat man schon öfter in Sommernächten an der Ecke des königlichen Schlosses in Madrid, die am meisten den directen Windstößen von der fast immer mit Schnee bedeckten Sierra de Guadarrama ausgesetzt ist, Schildwachen erstarrt, todt gefunden, und dieser Posten wird auch in den wärmsten Nächten nicht ohne einen dicken Mantel bezogen.

von hier, auf der noch immer mit Schnee bedeckten Sierra de Guadarrama entſpringt, ſich, vereinigt mit dem ungleich beträchtlichern, Caſtilien weit durchziehenden Henares, unfern Aranjuez in den Tajo ergießt. Das Waſſer des Manzanares, von jener Schneekette herabkommend, iſt friſch, kühl, klar und angenehm; allein Sommers ſo unbedeutend, daß, als ich höher hinauf, wo er noch in einem Becken fließt, nachſuchte, ich nirgend eine zum Baden nur irgend paſſende Tiefe fand. Um nun dennoch zahlreiche Badeplätze zu erhalten, theilt man den Fluß, ohne einen Tropfen Waſſers daraus zu verlieren, in viele kleine, gleichſtarke, parallel und an zwanzig Schritt von einander entfernt laufende Arme, die ſich abwärts wieder vereinigen, was die Breite des Thales gemächlich zuläßt; — jedes der ſo entſtehenden Bächlein, nicht viel ſtärker als eine reiche Quelle, ergießt ſich in ein Badebaſſin, das mit Sorgfalt entweder quadratförmig oder länglich oder rund ausgegraben, feſtgepfählt und mit feinem Kieſel oder Gries ausgelegt worden iſt, und füllt dasſelbe mit Waſſer an; ſodann läuft es in einer Rinne wieder ab und fließt, nachdem es ſich völlig abgeklärt hat, weiterhin in ein zweites, ebenſo in ein drittes und alle anderen in langer Reihe hintereinanderfolgenden Baſſins, wodurch alſo eine große Zahl zum Baden geeigneter Tümpel entſteht. Die Inhaber derſelben (die ſich beim Stadtmagiſtrat darum bewerben) bauen über jedes Baſſin ein hohes, von allen Seiten geſchloſſenes Zelt aus dichten kühlenden Strohmatten, legen das Innere damit aus und bringen Bänke und andere Bequemlichkeiten für die Badenden an. Die Baſſins ſind von verſchiedener Tiefe, für Kleine und Große, Weiber und Männer (dieſe natürlich ſtets ſtreng von einander geſchieden), für Schwimmende und Nichtſchwimmende, welchen letztern mitunter Unterricht im Schwimmen ertheilt wird. In verſchiedener Höhe über dem Waſſer ſind Seile ausgeſpannt, andere hangen herunter; ſo daß dadurch noch für allerlei Spielereien und gymnaſtiſche Turnübungen vielbenutzte Gelegenheit geboten wird. Der Eintrittspreis zu dieſen angenehmen und wohlthätigen Badeplätzen iſt verſchieden, doch immer gering. Das Ganze bietet den Anblick eines langgedehnten ziemlich regelmäßigen Zeltlagers dar. Zu wünſchen bleibt noch, daß das Baden nur mit Schwimmhoſen geſtattet und im Innern der Zelte mehr die Scham aufrecht erhalten würde.

Oberhalb der Badeplätze wird nicht gewaſchen. Dieß geſchieht an einigen freigehaltenen Armen des Manzanares und dann mehr abwärts, wo man beſtändig ein Gewimmel von Waſchweibern, die Wäſche auf zahlloſen ausgeſpannten Leinen flattern und die angränzenden Wieſen weit und breit davon bedeckt ſieht. Das Alles macht das Thal noch belebter und wirklich dem Lagerplatze eines Nomadenſtammes ſehr ähnlich, der Ruhetag und große Wäſche hält.

Am anziehendſten iſt das Leben in dieſer Thalgegend jedoch an Sonn- und Feſttagen. Den Händen der Waſchweiber glücklich entronnen, tritt der Manzanares nämlich ſogleich in ein ſchattiges, hohes Gebüſch ein und durchwandelt es in zierlichen Windungen. In dieſem Gehölze nun, gerade unterhalb des neuen, ſchönen, hochgelegenen, königlichen Schloſſes, das über das Thal hinweg weit nach der Sierra de Guadarrama hinſchaut, verſammelt ſich ſonntäglich die tanzluſtige Welt aus den niedern Ständen des Volkes, die weniger Gebrauch vom Prado machen. Da finden ſich Burſchen und Mädel aus der Hauptſtadt und allen Provinzen ein; dort ſieht man faſt alle die zahlreichen Provincialtrachten Spaniens durcheinander und ſich an Schmuck und Zierde überbieten: die farbenreiche von Valencia, die naive galliziſche, die dunkle, volle, ſtolze von Altcaſtilien und den ammenreichen Gebirgen von Burgos. Bei allem Drängen und Treiben nie Unordnung, bei aller Hingebung an die Fröhlichkeit nie Verletzung des Anſtandes und der durch die Sitte ſtreng gebotenen Form. Das Gedränge, das Durcheinander entwirret ſich immer fort, wie die ſchwärmeriſch-melancholiſchen Geſänge mit Begleitung der Guitare, die Caſtagnetten zu ſchmettern anheben. Dann bilden ſich mehr und mehr um einzelne Sänger und Citherſchläger (die meiſt aus Wohlgefallen dieß Amt übernehmen) unter den hohen, dichtlaubigen Platanen gleichartige Gruppen, und faſt in jeder derſelben ſieht man beſondere Nationaltänze, worin ſich die Eigenthümlichkeiten der Provinzen abſpiegeln, en danza gentil (bei dieſem unüberſetzbaren Ausdruck hüpft der Spanierin das Herz) oft auch ſehr leidenſchaftlich ausführen. Nicht bloß die Füße tanzen, auch die Hände, Arme, Haare, Augen, ja die Lippen, der Buſen, die Herzen, Alles iſt in lebhafter Bewegung. Das ſüße Vergeſſen (el dulce abandono) lacht im Auge, blüht auf Lippe und Wange. Was fehlt dem Spanier, der Spanierin, wenn er mit ihr tanzt, die er liebt! Welche Anmuth, welche Erregbarkeit entwickeln ſie voreinander, wie verſchlingen ſich ihre Blicke, wie rauſcht das Entzücken, das ſie ſich gegenſeitig gewähren, aus ihren Bewegungen. Ein ernſter oder gar mürriſcher Tänzer würde dazwiſchen unausſtehlich und undankbar ſeyn. Den trockenen Mozo dort erkennt man nicht wieder, wenn er tanzt; und die Spanierin iſt nie ſchöner, lebendiger, feuriger, beredter, hingebender, als wenn ſie tanzt — die Haßliche wird hübſch, intereſſant, ausdrucksvoll, die Hübſche wird unwiderſtehlich bezaubernd. Die glühende Lippe kühlt ſich dabei nur dann und wann an friſchem Waſſer oder Limonenſafte, auch Obſt und leichtes Backwerk naſcht mitunter der Mund. Sonſt iſt der Tanz allein die Freude des Feſttags. Sie dauert im Thale bis die Sonne Abſchied winkt. Schnell wie hier der Uebergang von Tag zu Nacht vor ſich geht, drängt nun die Menge in die Stadtthore hinein, auf Gaſſen und Plätzen hier noch oft den Tanz bis zum andern Morgen fortſetzend, und ehe noch die Sterne am Himmel blinken, iſt das Thal verlaſſen und ſtill, als habe kein Sterblicher je darin geathmet; ebenſo werden Werkeltags, bei anbrechendem Abende die Waſchbänke und Badezellen leer. Dieß plötzliche Abbrechen der Geſchäfte und der Fröhlichkeit, das allgemeine Verlaſſen ihres Tummelplatzes tritt jetzt dem Fremden als bloße auffallende Sitte entgegen; ſie hat aber ihren guten Grund in der großen Leichtigkeit, womit der ſpaniſche Räuber vom Diebſtahl und Raub zum Morde übergeht — ein Charakterzug, den wir faſt bei allen ſüdlichen, mehr heiß- als vollblütigen Völkern wieder finden, und den der brudermörderiſche Krieg noch mehr zu entwickeln geeignet iſt.

Nach dieſer Abſchweifung komme ich auf mein Thema, die Ereigniſſe des geſtrigen Abends und der Nacht zurück, wovon ich mich übrigens nur ſcheinbar, um die Erzählung derſelben nur einmal zu unterbrechen, ſehr weit entfernt habe.

Erinnerungen aus Armenien.

8. Aufenthalt in Eriwan.

(Schluß.)

Man rechnet in Eriwan 2500 Familien, darunter 1500 tatariſche, der Reſt armeniſche; die geſammte Einwohnerzahl beläuft ſich auf 10,000 Seelen. Khane, Beks, Meliks, die tatariſche und armeniſche Geiſtlichkeit betragen 188 Familien. Die Zahl der Häuſer beträgt 1736, darunter 1227 tatariſche. Es gibt eine griechiſch-ruſſiſche, ſechs armeniſche Kirchen und acht Moſcheen, wovon zwei in der Citadelle; von denen in der Stadt ſehen mehrere dem Verfall entgegen. Von zwei Bazaren befindet ſich der größte mit ſechs Karawanſerais in der Mitte der Stadt, der andere kleinere in dem, Schagar genannten, Theile; auf dem größeren Bazar ſind 850 Buden. Bäder finden ſich acht, die Zahl der Brücken iſt fünf, nur eine derſelben, über die Sanga, iſt bemerkenswerth: ſie iſt aus gebrannten Backſteinen in drei Bogen erbaut, wie man ſagt, durch einen frommen Tataren, der dadurch ſeinen Namen verewigen wollte, was ihm jedoch keineswegs gelungen iſt, denn derſelbe iſt ſelbſt den Tataren nur wenig, den Armeniern noch weniger, und den Ruſſen gar nicht bekannt. Unterrichtsanſtalten finden ſich zwei: eine ruſſiſche, worin außer den gewöhnlichen Lehrgegenſtänden tatariſch und armeniſch gelehrt werden, und eine tatariſche in der Moſchee Huſſein Ali Khans, worin ſich 200 Schüler befinden.

Außer dem Gartenbau beſchäftigen ſich die Einwohner auch mit der Bienenzucht, jedoch in geringem Grade; auch die Seidenzucht iſt in der Kindheit, obwohl an Maulbeerbäumen kein Mangel iſt. In der Sanga fängt man Forellen und eine Art Karpfen, die ſehr feſtes Fleiſch haben und ſchmackhaft ſind, außerdem eine Aeſche (chromulja), welche gleichfalls ſchmackhaft iſt, aber einen ſehr ſchädlichen Rogen hat. Im erſten Jahre meines Aufenthalts hatte ich einen ſeltſamen Vorfall in Betreff dieſes Fiſches. Da ich die Eigenſchaft des Rogens nicht kannte, ließ ich ihn ſammeln, einſalzen, und mit verſchiedenen Specereien zubereiten. Mein armeniſcher Bedienter ſah dieſe Zubereitung, ſchwieg aber ſtill, und als ich mit meiner Familie davon gegeſſen hatte, befiel uns alle Schwindel, Kopfſchmerz und alle choleraartigen Anwandlungen in einem hohen Grade; ich gerieth in Beſorgniß, fing an, meine Leute auszuſchelten, und meinte, ſie hätten den Rogen in einem unreinen Gefäße aufbewahrt, oder etwas Schädliches zugeſetzt; aber der Armenier ſagte mir endlich, bei ihnen eſſe man den Rogen nie. — „Warum nicht?“ — „Weil er ſehr ſchädlich iſt.“ — Du haſt aber den Rogen zubereiten ſehen, warum ſagteſt du denn kein Wort?“ — „Ich glaubte, ein ruſſiſcher Magen könne Alles vertragen, und das ſey für Euch wie nichts.“ Nach drei Stunden erholten wir uns, nachdem wir Alle mehr oder minder gelitten hatten, den Armenier aber entließ ich am folgenden Tage, da ich ſeine Zurückhaltung und ſeinen Glauben an die Stärke eines ruſſiſchen Magens fürchtete.

Das erſte Jahr, 1832, lebte ich glücklich in Eriwan, Niemand von uns wurde krank. Der Sommer war mäßig heiß, nur ein Ausſchlag an meinen Kindern ſchreckte mich. Plötzlich zeigten ſich an ihnen gelbe Bläschen, wie bei den Blattern, und dieſe waren ihnen noch nicht eingeimpft. Ich ſchickte zum Doctor, der gerade aus Kanaker zur Inſpection kam, und dieſer ſagte mir, es ſey dieß der Biß gewiſſer Fliegen. Ein unerträgliches Jucken und Geſchwüre beunruhigten die Kinder ungemein. Das Jahr 1833 kam heran, der Winter war hart, die Kälte ſtieg auf 20 Grad, der Schnee war tief und die Holztheurung ſtieg ſo hoch, daß man dasſelbe faſt pfundweiſe verkaufte; die Einwohner, an Kälte nicht gewöhnt, erfroren auf den Wegen, und faſt jeder, der es wagte, eine Laſt Holz, Butter, oder ſonſt irgend etwas auf den Markt zu bringen, erfror die Naſe, die Backen, die Hände oder die Füße; man konnte unaufhörlich Leute ſehen, die in einem ſolchen Zuſtande in die Stadt kamen. Ich hatte keinen Mangel an Holz, feuerte Morgens und Abends meinen Kamin, und verſchaffte meinen Kindern ſo ziemlich Wärme, dennoch zeigten ſich bei ihnen an den Fußſohlen Wunden, welche nur mit Mühe heilten. Ein aſiatiſcher Hakim rieth uns, die Fußſohlen mit China (Hennah) zu reiben. Dieß iſt ein Färbemittel, das grünlich ausſieht, aber roth wird, wenn man es zergehen läßt; man braucht es auch zum Färben der Haare und Nägel. Von dieſer Farbe wird die Haut ſehr feſt, und dieß ſchützte unſere Kinder vor der Krankheit. Endlich kam der Frühling heran. Hier wirkt die Sonne mit außerordentlicher Stärke; noch war der Schnee nicht weg, und ſie brannte ſo heftig, daß man nur in der leichteſten Kleidung ausgehen konnte. Der Frühling iſt hier reizend: der liebliche Duft von den Bäumen, das friſche Grün, der leichte kühle Wind, das Gemurmel des Waſſers, das in verſchiedenen Richtungen zur Bewäſſerung durch die Gärten läuft, die Baſſins, der helle, klare, wolkenloſe Himmel, alles dieß belebt den Menſchen. Nur im Frühjahr kann man in Eriwan ſeyn, im Sommer iſt die Hitze unausſtehlich. Einen Herbſt gibt es hier eigentlich gar nicht, die Hitze dauert bis in den Winter, und die kleine Fliege, dieß unruhige Inſect, vor dem man ſich nirgends ſchützen kann, weil ſie ſo klein iſt, daß man ſie kaum bemerkt, beunruhigt einen bis in den Winter hinein. Der Sommer von 1833 kam herbei, die Hitze ſtieg allmählich, und erreichte endlich einen ſo außerordentlich hohen Grad, daß man von zehn Uhr Morgens bis ſechs Uhr Abends nicht aus dem Hauſe gehen konnte. Der Boden wird ſo erhitzt, daß man nicht auftreten kann; die drückende und unerträglich heiße Luft erzeugt einen ununterbrochenen Schweiß, der den Menſchen bis zur Erſchöpfung ſchwächt; die Mauern der Häuſer werden, trotz dem, daß ſie aus Luftziegeln gebaut ſind, ſo heiß, daß man ihnen nicht nahe kommen kann. Wie wohlthätig iſt hier der Schatten der Bäume? Man ſagt, unter dem Sardar (perſiſchen Oberbefehlshaber) habe die Verordnung beſtanden, daß jeder Eigenthümer eines Gartens, deſſen Mauer nach der Straße ging, an dieſe

Mauer einige Nußbäume pflanzen mußte, und in der That findet man auch in vielen Straßen unter den zweigereichen, ungeheuren Nußbäumen einen kühlenden Schatten. Der peinigende und unaufhörliche Durst wird hier durch Eis gestillt, das Sommers stets in jedem Hause zu finden ist. Wer keinen eigenen Eiskeller hat, kauft das Eis auf dem Bazar ziemlich wohlfeil; viele fromme Tataren haben Eiskeller ganz besonders für die Armen, und vermachen im Fall ihres Todes ein Capital zur Unterhaltung derselben. Solche Anstalten sind in heißen Ländern sehr wohlthätig.

Im Julius brachen in meiner Familie Fieber aus. Bei meiner Gattin schlug das Gallenfieber in ein hitziges Fieber um, von dem sie nur nach langer Zeit genaß; eine ihrer Dienerinnen aber starb an der Krankheit.

Chronik der Reisen.

Expedition der Corvette Heroine.

(Schluß.)

Es gibt vom Ankerplatz keinen freundlichern und überraschendern Anblick, als den von Papeiti; von der mit einem Rande zierlicher Kokosbäume bedeckten Südspitze bis zur westlichen ist es ein fortlaufender grüner Vorhang, der nur hie und da von Häusern, die aus dem Blätterwerk hervorzuwachsen scheinen, unterbrochen ist; jenseits ist die Gegend eben, von kräftiger Vegetation und von mehrern kleinen Flüssen durchschnitten, die sich durch jene frischen Schattengänge hinwinden und in die Rhede ergießen. Jeden Abend sieht man Männer, Weiber und Kinder sich untereinander und ohne Bedenken in dem erfrischenden Gewässer wie zur Unschuldszeit der Schöpfung baden; alsdann kommen die mit Grün bedeckten Berge, die sich plötzlich zu einer beträchtlichen Höhe erheben, und mit ihren ansehnlichen Massen die niedern Wohnungen zu ihren Füßen schützen zu wollen scheinen. Die kleine mit Bäumen, unter welchen unschädliche Kanonen aufgepflanzt sind, bedeckte Insel Ta erscheint inmitten der Rhede wie ein grüner Korb, den man, um ihn frisch zu erhalten, ins Wasser gehängt: dieses Wasser, blau wie der Azur des Himmels, den es wieder gab, wird bloß durch den Nordost bewegt, und ist von der immer unruhigen hohen See durch einen langen alabasterweißen Gürtel geschieden, der durch den Schaum der Wellen des Oceans erzeugt ist, die sich brausend an dem großen Felsenriffe, der die Rhede schützt, brechen; leichte Piroguen durchfahren wie Vögel im Fluge nach allen Richtungen den unermeßlichen Schleier dieses schönen Wasserspiegels, und beleben ihn. Jenseits in einer Entfernung von sieben Meilen, westlich, bildet die erhabene Insel Emée mit ihren spitzigen Gipfeln und dunstigem Aussehen, das kaum einige Gegenstände an ihrer holzreichen Küste erkennen läßt, das zweite Feld dieses köstlichen Gemäldes, dessen Gränze das Meer bildet.

In Beziehung auf Handel und Civilisation ist Taiti weit weniger vorgerückt, als ich geglaubt; man findet daselbst wohl frische Lebensmittel, allein es ist ein reiner Zufall, wenn man etwas Mehl oder gar Zwieback bekommt; Rum, Branntwein und Wein gibt es gar keinen; eben so wenig Kaffee oder trockene Gemüse; wehe dem Schiffe, das sich dort frisch verproviantiren wollte! Zuckerrohr und Kaffee fängt man an mit Erfolg zu pflanzen, allein diese beiden Industriezweige sind noch in ihrer Kindheit, namentlich der des Kaffees, dessen Ernte im verflossenen Jahre nur 500 Fr. betrug. Das Kokosnußöl, das gegenwärtig in England bei allen Dampfmaschinen so allgemein angewendet wird, wird nach Sidney versendet, und scheint ein vortheilhafter Handelszweig werden zu wollen; der Handel mit Perlen und Perlmutter ist der bedeutendste; auch die Pfeilwurz wird ausgeführt.

Einige Wichtigkeit hat Taiti durch den Aufenthalt von 50 bis 60 amerikanischen Pottfischfängern erhalten, die jedes Jahr zur Erfrischung ihrer Mannschaft und um ihre Vorräthe an Pataten und Schweinen zu erneuern, daher kommen. Jedoch scheint der Zusammenfluß dieser Schifffahrer abzunehmen, indem sie einigen weniger besuchten Inseln, wo sie wohlfeiler einkaufen, den Vorzug geben.

Die Sitten und die Lebensart der Einwohner scheinen seit der Entdeckung der Insel wenige Abänderungen erlitten zu haben; trotz der Missionäre sind die Frauen heutigen Tages, gerade so wie ihre Mütter früher, mit wenigen Ausnahmen Priesterinnen der neuen Cythera; da jedoch auf die Uebertretung des neuen Gesetzes eine Geldstrafe von 7 oder 8 Piastern gesetzt ist, so gehen sie bei der Feier des alten Cultus etwas geheimnißvoller zu Werke.

Der Capitän Dupetit-Thouars hatte der Heroine in Taiti nichts mehr zu thun übrig gelassen, weßhalb es unnütz gewesen wäre, einen Aufenthalt, bei welchem die Lebensmittel, mit denen ich mich nicht wieder versehen konnte, verzehrt wurden, hinauszuschieben; ich war kaum noch auf zwei Monate versehen, und wußte nicht, wie viel Zeit ich brauchen würde, um die Strecke zurückzulegen, die mich noch von Valparaiso trennte; in Betracht dessen beschloß ich, meine Abreise zu beschleunigen, und ging am 4 December unter Segel.

Am 8 erblickten wir Toobuai; ich richtete meine Fahrt so ein, um in geringer Entfernung an der Insel Broughton vorbeizukommen, die auf den Karten 10 oder 12 Meilen südsüdöstlich von der erstern angegeben wird; wir hatten übrigens Gelegenheit, uns von dem Nichtvorhandenseyn dieser Insel zu überzeugen. Am 15 erblickten wir Rapa, auf den alten Karten unter dem Namen Oparo angeführt; am 16 fuhren wir sehr nahe (eine halbe Meile) an den Felsen von Baß, denen man sehr mit Unrecht den Namen Baß-Inseln beigelegt hat, vorbei; wir nahmen diese Gruppe auf, die nur sehr unbedeutend ist; der südlichste Felsen liegt 44 Meilen östlich, 19° südlich von Rapa. Unsern Beobachtungen zufolge ist die Lage dieser Inseln mehr östlich und mehr südlich.

Am 21, 22, 23, 24 und 25 December suchten wir vergebens das Land, das der Capitän J. Mitchell im Jahre 1825 unter 51° 25′ S. B. und 132° 10′ W. L. gesehen haben will. Wahrscheinlich hat Capitän Mitchell Wolken für Inseln angesehen: am 25 ging es uns auch so, gerade als die Sonne unterging; jeder glaubte Land, ein ziemlich erhabenes, ausgedehntes Land zu sehen; diese Täuschung war in der That so vollständig, daß wenn die Erscheinung nicht auf dem Wege stattgefunden hätte, den ich gerade durchfahren hatte, ich umgewendet hätte, um sie zu untersuchen. Unsere Fahrt war von schönem Wetter und einem reinen Horizonte begünstigt; wenn also an der Stelle, wo Capitän Mitchell behauptet, eine Inselgruppe von 48 Meilen Ausdehnung gestanden wäre, so glaube ich, daß wir sie gesehen haben würden. Da mich die Richtung meiner Fahrt nach dem Süden führte, und Conception mir gleichsam auf meinem Wege lag, so zeigte ich mich in dieser Bai, in der Meinung, ich würde daselbst einige französische Wallfischfänger treffen, die nach Frankreich zurückgingen, und denen ich meine Briefe mitgeben könnte.

Es fuhr auch in dem Augenblick meiner Ankunft in der Bai der Gange aus derselben ab, und ich übergab ihm meine Briefe unter Segel. Ich erfahre von diesem Schiffe, die Angelina liege hier vor Anker, weßhalb ich mich vielleicht einzulaufen entschließen werde.

Cecille.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 240.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

28 Auguſt 1839.

Erinnerungen an Perſien.

Von Baron Korf. *)

1. Jekaterinograd. — Reiſe nach Wladikaukas.

Wer im Kaukaſus war, weiß was Jekaterinograd iſt, und kennt die ſchrecklichen damit verknüpften Worte, Convoi, Poſt und — das allerärgſte, die Occaſion. Dieß Wort heißt ſo viel als: bleibt einige Tage zu Jekaterinograd in einer elenden Stube, eſſet was Euch beliebt, geht wenn es Euch Spaß macht, auf eine ſchmutzige Straße heraus, um zu ſehen, ob keine lahme Poſt oder ein Courier kömmt, der Euch aus Eurem kläglichen Aufenthalt heraus reißt, lebt von der Hoffnung, vergeßt die Gegenwart, merzt dieſe Tage aus Eurem Leben aus, gebt Euch, ſo viel Ihr Luſt habt, der Langeweile, der Niedergeſchlagenheit, der Verzweiflung hin, Ihr erhaltet keine Antwort auf Eure Klagen, Niemand reicht Euch die Hand zur Hülfe, als der blinde Zufall, und auf dieſen iſt bekanntlich nicht gut trauen. Nur Eines läßt ſich mit dem Aufenthalt in Jekaterinograd und dem Warten auf eine Occaſion vergleichen — dieß iſt eine Quarantäne am Araxes; doch davon ſpäter.

Aus dem Allem aber hat man wohl noch keinen richtigen Begriff, was denn eine Occaſion iſt, und dieß muß ich jetzt genauer erklären. Der Weg von Jekaterinograd bis Wladikaukas führt durch die Kabarda, welche bekanntlich vor den Einfällen der Tſcherkeſſen nicht ganz ſicher iſt. Da es nun nicht möglich iſt, jedem einzelnen Reiſenden ein Convoi zu geben, ſo muß man die beſtimmte Zeit abwarten, wo die Poſt aus Petersburg ankommt, um in ganzen Karawanen abzureiſen. Natürlich bemüht ſich jeder Reiſende, an dem Tage nach Jekaterinograd zu kommen, wo die Poſt abgeht, aber nach dem alten Spruch: der Menſch denkt's und Gott lenkt's, iſt dieß nicht immer möglich, und ſo muß man dann ſitzen bleiben, um eine Occaſion, d. h. einen beſondern Courier oder die nächſte regelmäßige Poſt abzuwarten. Zu meinem Glück durfte ich nur Eine Nacht dort bleiben, und am folgenden Morgen um 8 Uhr rief die Trommel Alles auf den beſtimmten Sammelplatz. Alle möglichen Fuhrwerke kamen von verſchiedenen Seiten herbei, beſetzt mit Ruſſen, Armeniern und Georgiern, ferner eine mächtige Schaar Tataren mit ungeſchmierten Arben, eine Heerde Hämmel, einige Ochſen ꝛc., — Alles dieß drängte ſich auf einmal, wie durch Zauberei, nach dem Sammelplatz; Officiere, Civilbeamte, Kaufleute, Kleinbürger, Bauern, Koſaken, Infanteriſten, Alles erſchien zumal auf dem Bazar; da hatte aber der eine ſein Bündel vergeſſen, und bat zu warten, ein zweiter iſt über den Aufenthalt erbost, einem dritten iſt Alles gleich, wo er ſchläft, in dem Lager oder auf dem Wege, die Convoiſoldaten brummen, rauchen ihre Pfeifen, und verwünſchen im Innern gewiß Armenier und Ruſſen, Georgier, Ochſen, Tataren und Schafe. Endlich hat der zweite Trommelſchlag alle auf den Platz gebracht. Die Kanone rollt ſchwerfällig vorwärts, einige Infanteriſten folgen, hinten nach ſchleppt ſich der ganze Reiſezug, auf den Seiten reiten Koſaken, und den Schluß dieſes Triumphzugs macht der Reſt der Truppe. Dieſer cerimonielle Zug Schritt vor Schritt iſt ausnehmend langweilig, aber nichtsdeſtoweniger dankt gewiß jeder, der dieſes Weges zieht, bei aller Beklemmung, die ihn beſchleicht, der weiſen Regierung, welche mit ſolcher Sorgfalt ſich für das Beſte eines jeden bemüht.

Der Weg von Jekaterinograd bis Wladikaukas erinnert an fabelhafte Zeiten. Die Natur hat die Ebenen der Kabarda mit verſchiedenen Pflanzen ſo üppig gefüllt, daß der Anblick der bunten Wieſen zu beiden Seiten an die reichen Teppiche Perſiens mahnt. Man kann ſich nichts Reicheres denken als dieſe prachtvollen Ebenen: die Vegetation zeigt ſich hier in ihrem ganzen Glanze; das dichte Gras, das an einigen Orten den Menſchen überragt, iſt mit herrlichen Blumen untermiſcht und der Duft unbeſchreiblich. Man kann beim Anblick dieſer Wunder der Natur nur bedauern, daß dieſe geſegneten Striche einem rohen Volke gehören, das ſie ſelbſt nicht benützt, und den Ruſſen nicht geſtattet, ſich irgend mit dem Anbau des Bodens zu beſchäftigen. Allerdings ſchickt man um die befeſtigten Poſten her, die von Diſtanz zu Diſtanz ſich finden, die Soldaten aus mit Gewehr und Munition, um das Gras zu mähen; aber dieß iſt nichts in Vergleich mit den zahlloſen Vortheilen, die man ernten könnte, wenn die Kabarda von verſtändigen Ackerbauern

*) Siehe Nr. 178 und 179.

bevölkert wäre, und nicht von einfaltigen Tscherkeſſen, die nur zu rauben verſtehen.

Ich muß hier einen kleinen Begriff von dem geben, was man auf dieſer Straße einen Poſten nennt. Es ſind kleine, unanſehnliche Redouten, über deren Bruſtwehr zwei oder drei Kanonenmündungen hervorſchauen, welche die unruhigen Tscherkeſſen in gebührendem Gehorſam erhalten. Die Einwohnerſchaft einer ſolchen Redoute beſteht im Commandanten, einer Compagnie Fußvolk, einigen Koſaken, alle mit Weibern und Kindern, einem Compagnietraiteur u. ſ. w. Dieß iſt Alles. Die Lebensmittelvorräthe beſtehen aus einer großen Menge Hühner, Schafe, Kühe, Weizenbrod, ſaurem, kachetiniſchem Wein, den man in Gruſien nicht wollte, einem ſtärkenden Weinbranntwein und andern ähnlichen Dingen.

Die Reiſe von Jekaterinograd bis Wladikaukas, eine Entfernung von 105 Werſten, wird mit Gottes Hülfe in vier Tagen zurückgelegt, ſo daß alſo täglich nicht mehr als 25 oder 26 Werſte und einige Klafter Weges gemacht werden. In dieſer Zeit kann man das (nicht ſehr amuſante) Vergnügen haben, dreimal in kaiſerlichem Quartier, d. h. in den oben erwähnten Poſten zu übernachten. Mitten zwiſchen dieſen Poſten finden ſich andere zweiter Claſſe, an denen man gewöhnlich anlegt, damit der Reiſende durch Stillung ſeines Hungers und ſeines Durſtes die Kräfte zur Erduldung der weitern Langweile wieder herſtelle. Je mehr wir uns Wladikaukas näherten, deſto mehr überkam mich ein mir bisher unbekanntes Gefühl, — die Natur zeigte mir Wunder, die ich zuvor nur in Gemälden geſehen hatte, Alles wuchs vor meinen Augen, und ich ſelbſt fühlte mich ſo nichtig, ſo unmerklich klein, wie ich mir nie zuvor gedacht hatte. Vor mir lagen die ſich immer höher erhebenden kaukaſiſchen Gebirge.

Nach Jekaterinograd und den Kriegspoſten auf dem Wege ſpielt Wladikaukas in den Augen des Reiſenden eine bedeutende Rolle. Stadt und Feſtung ſind erträglich: die guten Häuſer, die reinlichen Straßen, und die Möglichkeit, den Hunger mit guten Speiſen, und den Durſt mit gutem, kachetiniſchem Wein zu ſtillen, alles dieß gibt Wladikaukas ein gehöriges Anſehen. Hier macht man die Bekanntſchaft mit dem Terek, der ziemlich beſcheiden und flach aus ſeiner Schlucht hervortritt, deſſen Waſſer aber nichtsdeſtoweniger ziemlich trüb iſt. Die Ausſicht von Wladikaukas aus iſt wundervoll. Dieſes liegt in der Ebene, und ſechs Werſte davon ſteht die kaukaſiſche Mauer. Dieſer Uebergang von völliger Fläche zu unerſteiglichen Felſen iſt ſo ſchroff, ſo augenblicklich, daß man über das Spiel der Natur ſtaunen muß, die auf Einem Punkte ſo ſchneidende Gegenſätze vereinigte.

Eine Nacht aus meinem Wanderleben.

Madrid 1837.

4. Die Begegnung am Stadtthor. — Das Bad.

Zwei leibliche Bedürfniſſe hatten mich frühzeitig aus dem Hauſe des Procurador's getrieben. Um dem einen, meiner Eßluſt, zu genügen, eilte ich durch einige Straßen nach einem mir wohlbekannten Kaffeehauſe. Dem andern konnte ich nicht ſo leicht abhelfen. Ich empfand nämlich, da die Luft ſchwülheiß war, und das oben mitgetheilte Geſpräch mich ſehr erhitzt hatte, eine gewaltige Sehnſucht nach einem friſchen Flußbade, das ich mir ſchon ſeit drei Tagen hatte verſagen müſſen; allein es ging bereits in die eilfte Stunde; war alſo ſchon faſt zwei Stunden Nacht. Ich verſuchte den innern Brand mit Cerveza Alemana oder Bavara (d. h. einem Bier, das Schwaben in Madrid brauen) abzukühlen, und dadurch vielleicht den äußern abzuwehren. Doch umſonſt. Waſſer blieb mir das einzige Rettungsmittel, — an ein Gewitter iſt hier im Ardiente Julio gar nicht zu denken. Ueberdieß fing es an, mir zu gefallen und meiner abenteuerlichen Reiſe angemeſſen zu erſcheinen, daß ich mitten in der Nacht einen Ort beſuchte, den zu dieſer Stunde kein Madrider betritt. So begab ich mich denn ohne langes Zögern auf den Weg nach den oben beſchriebenen Badeplätzen. Da ich außer einem tüchtigen Rohrſtab in der Hand auch den mir von meinem lieben K . . . zur Abwehr in der Noth auf die Reiſe mitgegebenen Dolch wie gewöhnlich in der Seitentaſche trug, ſo beging ich eine Unklugheit, wie ich deren, offen geſtanden, manche begangen habe. Der Dolch gehört in Spanien zu den ſtreng verpönten Waffen, deren Tragen geſetzlich ſogar eine mordverbrecheriſche Abſicht beurkunden ſoll, daher auch der Spanier keinen Dolch, ſondern ein dolchartiges, übrigens nicht weniger gefährliches Meſſer trägt. Konnte mein nächtliches zum Thor Hinauswandern nun nicht Verdacht erregen, dieſer mir Viſitation, und dieſe das ambula in jus, Strafe und Galeren zuziehen? O jus Verrinum!

Ich hatte noch einen weiten Weg über den dem Prado entgegengeſetzten, abgelegenen Stadttheil vor mir. Immer größere Stille auf den Straßen, je mehr ich mich vom Centrum der Stadt entfernte, und auf dem langen, mit Bäumen bepflanzten häuſerleeren Wege, vom Schloßbereiche bis zum Thor, begegnete ich keinem Menſchen. Als ich hier auf das mir von einem Miliciano entgegengerufene quien vive? geantwortet hatte: amigo de la reina Gobernadora! und ſchon durch die kleine, offene Nachtthüre des Thores hindurchſchlüpfen wollte, überraſchte mich das (in Spanien ſehr gebräuchliche) Nennen meines Vornamens und eine deutſche Anrede. Dieß kam von Don Luis, dem Dichter, der ſich gerade hier auf Wache befand, mich bemerkt hatte und darob ſchier voll Erſtaunen war. Da er mich von dem Vorſatze mich zu baden nicht abbringen konnte, rief er mit dem gewaltigen Pathos, womit der Spanier das Deutſche ſpricht, aus: „Ihr andern Deutſche ſeyd doch abſonderliche Menſchen, glaubt zu ſtehen immer unter dem Schutze eines guten Genius, dem Ihr vertraut blindlings; hier zu Lande lebt Ihr wie in Eurer Heimath und achtet nicht unſrer Erfahrungen. Es Ihnen 99mal gut geht und das 100ſtemal fehlſchlägt. Wir haben eine Art Sage von einem Vögelein in fremdem Lande, die ich auf Sie anwenden möchte. Ich entfernte mich ſchnell mit dem Gruße: auf baldiges Wiederſehen: „Gehen Sie mit Gott!“ antwortete Don Luis etwas ungehalten.

Ich trat zum Thor hinaus. Freundlich, zauberhaft lag die Landſchaft vor mir ausgebreitet, vom Silberlichte der halbvollen Mondſichel beleuchtet. Ein köſtliches Aroma drang aus dem unfern gelegenen Gebüſche, und erfüllte die reine, heitere Luft. Fernhin ſchimmerte der Schneekamm der Sierra de Guadarrama. Der hochgewölbte, majeſtätiſche Himmel bildete eine Diamanten-Sternenflur, durch welche die leiſe Gondel des Mondes hindurch zog, wie ein weißer Schwan auf blauem, ſchimmerndem See.

Heitern Sinns verfolgte ich meinen Weg auf dem Rande des Manzanaresthals, eilte den jähen Abhang hinab und begab mich nach einem der obern, größern Badezelte, die alle offen ſtanden. Die lautloſe Stille unterbrach nur el leve murmillo, das Gerieſel und Geplätſcher des ſich aus einem Baſſin in das andere ergießenden Waſſers. Alſogleich kleidete ich mich auf einer Bank aus und ſtürzte mich in die friſchen Quellen —

Que fresco deliciosa
Corre por las aguas cristalinas,
Y el pecho al blando influjo
Con qué placer respira!

Kein Menſch, kein Thier, keine Erſcheinung unterbrach meine Freude, mein Schwimmen und Plätſchern. Das Bad war ſo erquicklich, daß ich mindeſtens eine halbe Stunde darin verweilte; wieder angekleidet fühlte ich mich überaus erfriſcht, und beſchloß von den Wohldüften in dem nahen Gebüſch noch etwas zu genießen. So luſtwandelte ich denn dahin in der ſchönſten ſpaniſchen Juliusnacht.

An einem traulichen Ort ließ ich mich auf den Raſen nieder. Hinter mir ſtanden hohe Bäume, deren duftende Zweige ſich zu mir herabbogen und mir lind in den Haaren fächelten. Vor mir ausgebreitet lag eine Lichtung im Dickicht, die ſich nach der großen Straße hin öffnet, welche nach der Sierra de Guadarrama und Altcaſtilien führt. So hatte ich, obſchon ſelbſt in den Zweigen verſteckt, die lieblichſte Ausſicht über die ſtille, vom geheimnißvollen Mondlicht umfloſſene Landſchaft. War ein Ort zum Träumen geeignet, ſo dieſer:

Oh, cuanto es dulce sobre el haz dorado
Libre tender los fatigados miembros,
Cuando en los brazos del pastor querido
vela Diana! *)

Meine Gedanken zogen mit leichten Zephyrſchwingen ohne beſtimmten Gegenſtand und Willen umher; ſie ſuchten, fächelten und naſchten bald hier, bald dort. Durch Spanien machten ſie die Runde, ruhten aus vor den Trümmerdenkmälern von Saragoza, der „immer heldenmüthigen" Stadt, ergingen ſich in dem lebensfrohen Tudela am Ebro; dann aber liefen ſie mit immer heißerer, inbrünſtigerer Sehnſucht über die Pyrenäen hinweg nach dem Rhein, nach dem theuern Vaterland — — Ich liebte die ſpaniſchen Völker ſchon in der Ferne und liebe ſie jetzt noch mehr; ihr Kern iſt unverdorben, friſch, geſund. Sie ſuchen und ringen nach dem alten Leben in einem neuen Gewand, die Unglücklichen! und ſchlagen ſich dabei mit eigener Hand immer neue, tiefere Wunden. Mein Herz blutet bei dem Anblick Spaniens, aber noch mehr ob dieſer Herzloſigkeit, welche das übrige Europa im Allgemeinen für ſeine Leiden zur Schau trägt. Daß Europa ſich nicht an einer ſeiner edelſten Nationen verſündige, Zeiten und Geſchichte vergeſſe! Unerhört iſt der ſelbſtſüchtige Geiſt der Franzoſen. Polen und Spanien haben ſie ins Unglück geſtoßen, und nun gehen ſie hin und bedauern ſie mit warmem Munde und kaltem Herzen. Es iſt die Nemeſis, die jetzt im Buſen Frankreichs wühlt. Wie können doch Deutſche noch ſo thöricht ſeyn, auf Frankreich ihre Hoffnungen zu ſetzen! — Doch du, o protectora noche, da me tus alas, daß ich hinüber fliege nach der geliebten, heiligen Heimath, und in dieſer Mutter Schooß mein Antlitz und meine heißen Thränen berge.

*) Von einem der jungen ſpaniſchen Dichter, von deren aufkeimender, noch wenig gekannter Muſe ich dem Leſer gern einige Klänge vorführe.

Hindu-Wallfahrtsorte. *)

II. Omerceuntue.

Obgleich der Fluß Nerbudda in den Augen der Eingebornen Indiens eben ſo geheiligt und kaum weniger berühmt als der Ganges und der Dſchumna iſt, ſo hat er doch nicht eine gleiche Anzahl europäiſcher Pilger nach ſeiner Quelle gelockt, die erſt ſpäter von wiſſenſchaftlich gebildeten Männern aufgeſucht wurde. Erſt Capitän Blunt, der einen Weg zwiſchen Berar, Oriſſa und den nördlichen Circars aufnehmen ſollte, näherte ſich 1795 bis auf wenige Meilen Omerceuntue; doch weiter vorzudringen verhinderte ihn die Feindſeligkeit der eingebornen Gebirgsbewohner. Eine lange Zeit verſtrich, ehe ein neuer Verſuch gemacht wurde, die Gebirgspäſſe von Gundwana zu durchdringen, wo auf einem 2460 Fuß hohen mit Wald bewachſenen Berge der heilige Fluß entſpringt. In dieſen Tagen jedoch wird ein Ausflug nach dem Tempel von Omerceuntue häufig von den anglo-indiſchen Bewohnern der Umgegend unternommen. Die Quelle des Nerbudda iſt alſo keine terra incognita mehr, und wenn auch das Erſteigen des Berges immer noch mit großer Beſchwerde verknüpft iſt, ſo iſt doch auch eine Frau kühn genug geweſen, ſich einer dieſer Geſellſchaften anzuſchließen. Jäger waren natürlich die erſten, die das Abenteuer verſuchten, denn den Sanſängern und Tigertödtern der indiſchen Armee verdanken wir manche intereſſante Beſchreibung entfernter und faſt unzugänglicher Plätze, bis zu denen ſie als ächte Jäger vorgedrungen ſind. Dſchebbelpur, eine Stadt in der Provinz Gundwana, im Norden des Nerbudda, und eine der Militärſtationen der bengaliſchen Armee, enthält meiſtentheils mehrere eifrige Jäger, die begierig ſind, jede Gelegenheit zu benutzen, die Einförmigkeit ihres Lebens durch Ausflüge nach berühmten Orten in ihrer Nachbarſchaft zu unterbrechen. Die beſten Fiſchgelegenheiten in Indien findet man wohl am Nerbudda, der ſeines Mahaſſir wegen berühmt iſt, und der Jäger kann in ſeinen Umgebungen faſt alle Thiere Aſiens finden. Die Dſchungeln zwiſchen Dſchebbelpur und Omerceuntue ſind reich an den wildeſten Thieren jeder Art, Tiger, Bären, Leoparden und Panther, kühn durch ihre Menge und wegen der Schwäche und

*) S. Nr. 178 v. d. J.

geringen Zahl der eingebornen Bevölkerung wenig gestört, schweifen furchtlos am hellen Tage herum, und werden zuweilen selbst auf den Landstraßen gefunden. Das Land um Dschebbelpur, das eine der angenehmsten Stationen Indiens ist, bietet einen schönen Contrast mit der Wildniß in der Nähe, denn die unmittelbare umliegende Gegend zeichnet sich durch ihre fleißige Bebauung aus. Einer der frühern Generalgouverneure war auf seinem Wege durch Mittelindien besonders überrascht durch die Flußlandschaft, und der Aehnlichkeit, die sie mit einigen der reizendsten Gegenden um Putney bei London hatte.

Ein Marsch durch die Thäler des Nerbudda von Dschebbelpur nach den Gebirgen bringt den Reisenden auf der ersten Station nach Bannery anfangs durch wohlangebaute Landstriche, die aber in der Nähe des letztgenannten Ortes aufhören. Statt der grünenden Felder, welche den Fleiß und das Geschick ihrer Bebauer rühmen, wird der Boden rauh und zeigt eine Reihe steiniger, mit Wald bewachsener Anhöhen, und führt durch außerordentlich enge, schwer zu erklimmende Pässe oder Ghats; die Wohnungen der Menschen treten weiter auseinander, werden geringer an Zahl und zu bloßen Hütten. Doch nichts übertrifft die Schönheit dieser waldigen Gegenden, so reich an animalischem Leben, indem die edelsten Thiere der Jagd in den Dickichten ihre Lager haben, während die Bäume im Besitz von unzähligen Affenfamilien und Vögeln sind; viele sind buchstäblich angefüllt mit wilden Pfauen. In diesen Waldeinöden wird der Reisende besonders durch die neuen Töne betroffen, die sein Ohr erfüllen, von denen viele gewisse Stunden des Tages und der Nacht eigenthümlich sind. Wer auf das Geschrei der wilden Thiere genau Acht gibt, und es ist nach kurzem Aufenthalt in den Wildnissen leicht zu erkennen, braucht selten eine Uhr oder Glocke, da ein jedes regelmäßig zur bestimmten Zeit wiederzukehren pflegt. Tagesanbruch ist stets von den lautesten und schrillendsten Metten begleitet, denn jeder Vogel begrüßt freudig die Wiederkehr des Tages: von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang hört das Gurren der Tauben, gleich dem einförmigen Perpendikelschlag einer Uhr, keinen Augenblick auf, und wird nur dann und wann von dem Schreien und Schwätzen der Affen und dem Gekreisch noch einsiedlerischer Thiere unterbrochen. Die Vesper wird von Fröschen und Insecten, dem wilden Geschrei der Nachtvögel und dem Geheul der Schakals begonnen, und das laute Brüllen der edlern Raubthiere tritt mit seinem erhabenern Chor hinzu, wenn die Nacht einbricht.

Reisende müssen nothwendig während den Stunden der Dunkelheit genaue Wache und Aufsicht in solchen feindlichen Plätzen halten, da besonders die Panther furchtbar sind. Denn sie klettern wie Katzen, und kommen zuweilen sogar in die Mitschaums, die kleinen Hütten, die auf hohen Bambus errichtet sind, um den armen Menschen, die hier Feldstücke haben, als Sicherheitsorte zu dienen. Die große Entfernung der Dörfer von einander macht es den Bewohnern unmöglich, sich von diesen lästigen und gefährlichen Nachbarn zu befreien, während sie noch kein besseres Mittel entdeckt haben, sich vor ihren Angriffen sicher zu stellen, als die vorerwähnten Mitschaums.

Der einzige Platz von Bedeutung auf der Straße von Dschebbelpur nach Omerconloc ist Mundlah, eine berühmte Festung, die früher dem Radscha von Nagpur gehörte und 1818 den Engländern abgetreten wurde, einst mit Recht als einer der stärksten Plätze Mittelindiens bekannt. Es ist jetzt aller seiner frühern Bedeutung beraubt, und hat nur eine Garnison von hundert Mann unter dem Commando eines Officiers, die von einem Regimente, das in Dschepelpur steht, detaschirt werden. Der Dienst ist nicht sehr beneidenswerth, es sey denn für einen Naturkundigen, denn abgeschnitten von allem Umgange mit Europäern, muß die so gestellte Person all ihr Vergnügen in der Schönheit der Landschaft und dem Studium dessen, was sie hervorbringt, finden.

Gurrah Mundlah, wie sie von den Eingebornen genannt wird, stellt ein sehr schönes Muster der Festungen dar, wie sie in alten Zeiten von indischen Kriegern gebaut wurden. Sie steht kühn in der Mitte des Stromes, da auf der Seite, wo der Nerbudda nicht von Natur fließt, ein Canal gegraben worden ist. Sie liegt auf dem rechten Ufer des Flusses, der in der Regenzeit sehr tief und reißend ist, und tosend mit lautem, finsterem Murren dahinbraust. Obgleich sie ursprünglich sehr fest aus Stein gebaut ist, so hilft doch die Vernachlässigung der Zeit und den Elementen, ihren Verfall zu beschleunigen. In der gegenwärtigen Periode ihres Daseyns jedoch zeugen ihre thurmgekrönten Bastionen und mit Zinnen versehenen Mauern immer noch für ihre frühere Festigkeit und Größe, und lassen hoffen, daß sie noch dauern wird, bis der größere und einsichtsvollere Theil der Nation sich entschließt, sie vor drohendem Verfall zu bewahren, denn diese Festung, wie viele andere derselben Art, ist sehr leicht zu Niederlagen umzuschaffen, sobald der wachsende Handel und Reichthum des Landes es erfordern sollte. Das üppige Wachsthum der Vegetation in Indien ist unglücklicherweise selbst den festesten Gebäuden sehr nachtheilig, sobald man sie in Verfall gerathen läßt; die Mauern werden an manchen Stellen von der Kraft der sich ausbreitenden Wurzeln der alten Tamarinden und Pipul-Bäume auseinandergetrieben. Dieß ist größtentheils in der Stadt und Festung von Gurrah Mundlah der Fall; jene, von der diese durch den Fluß getrennt ist, sinkt schnell in Ruinen, die Mauern sind an vielen Stellen mit dichtem Strauchholz ausgefüllt oder vom Pappyah-Baum verdeckt, während Affen mit ihren schwarzen Gesichtern von Zweig zu Zweig, von Zinne zu Zinne springen. Wilde Balsaminen wachsen überall, und wenn auch immer noch schön für das Auge, erregt doch diese Schönheit ein trauerndes Gefühl, und drückt den Geist des Anschauenden nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Eiserne Dampfboote. Die Eigenthümer des Great Western stehen im Begriff, ein eisernes Schiff von etwa 2000 Tonnen mit Maschinen von 1000 Pferdekraft zu bauen. Eines der eisernen Dampfboote machte kürzlich die Fahrt von Glasgow nach Liverpool und zurück in 48 Stunden.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 97 u. 98** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Französisches Conversationslexikon. — Cheveley, oder der Mann von Ehre.** (Forts.) — **Luther in Frankreich.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 241.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

29 Auguſt 1839.

Aphorismen über den Orient.

Die Stellung Frankreichs.

Frankreich hat nicht wie England und Rußland bedeutende Beſitzungen in Aſien, es hat keinen lang begründeten Einfluß, keine großen Handelsintereſſen dort zu vertheidigen, aber es muß ſeine zukünftige Stellung im Mittelmeere im Auge behalten. Während des vorigen Kriegs wurde England im Mittelmeere herrſchend, aber ſeine Herrſchaft nützte ihm verhältnißmäßig wenig, da die Länder um dasſelbe noch zu keinem eigentlichen politiſchen Leben erwacht waren, und der Handel unter den Barbaresken zu keiner Blüthe gelangen konnte. Eine Lebensfrage für England iſt ſeine Herrſchaft erſt in neuerer Zeit geworden, als Aegypten an Wichtigkeit wuchs, als der Handel der Griechen eine immer größere Bedeutung gewann, als Rußland an der Küſte des ſchwarzen Meeres immer weiter um ſich griff, und die Engländer vom Handel nach Perſien über Trapezunt auszuſchließen ſuchte, als die Franzoſen Algier eroberten, und nicht nur dort eine neue Colonie gründeten, ſondern auch durch die Unterdrückung der Seeräubereien der Barbaresken den Handel der kleinen italieniſchen Staaten ſchützten, welcher wegen ſeiner großen Wohlfeilheit nothwendig dem engliſchen immer größeren Abbruch thun muß, vor Allem aber ſeit Rußlands Vordringen gegen Indien hin den kürzern Weg über Aegypten für England zu einem Gegenſtand erſter Nothwendigkeit machte. Dieß ſtellt Frankreich und England, was auch jetzt ihre Geſinnungen ſeyn mögen, einander mit der Zeit feindſelig gegenüber, und aus dieſem Geſichtspunkt iſt das rückhaltige Benehmen Frankreichs zu erklären.

Nicht umſonſt hat Frankreich viele ſeiner Söhne ſeit fünfundzwanzig Jahren nach Aegypten geſchickt, nicht umſonſt die Zöglinge, die ihm Mehemed Ali zuſandte, gaſtfreundlich und zuvorkommend aufgenommen; ihm war es wichtig, daß ſich im Mittelmeere noch eine Macht befinde, die aus Intereſſe ſich Frankreich anſchlöſſe. Was vor der Eroberung Algiers und vor den Fortſchritten der Ruſſen gegen Indien hin eine Frage von vielleicht ſecundärem Intereſſe war, iſt zur höchſten Wichtigkeit durch dieſe beiden Umſtände herangereift. England hat das erſte Intereſſe, Mehemed Ali wo nicht zu vernichten, doch zu demüthigen, Frankreich aber das nicht minder dringende Intereſſe, ihn nicht fallen zu laſſen. Darum werden in Frankreich alle Nachrichten, die Mehemed Ali günſtig ſind, mit entſchiedener Freude aufgenommen, und man hat nicht undeutlich gezeigt, daß man jede Machtvermehrung Mehemed Ali's, wie ſchlimm auch ihre Quelle ſeyn mag, gut heißen, oder wenigſtens nichts thun wird, ſie zu hindern.

Frankreich hat ſich auf einen Boden geſtellt, der ſich vom Standpunkte der Türkei aus ſehr wohl vertheidigen läßt, wenn er gleich durch den Drang der Verhältniſſe zur Chimäre zu werden droht. „Mehemed Ali — ſo laſſen ſich ſeine Organe vernehmen — hat einmal durch ſeinen gebornen Herrſchergeiſt eine gewaltige Macht im türkiſchen Reich errungen, ja, er iſt ſtärker geworden, als ſein nomineller Herr, der Sultan, aber er will darum nicht vom türkiſchen Reiche ſich trennen, ſondern nur den Platz einnehmen, der ſeinem Talent und ſeiner errungenen Stellung zukommt. Laßt ihn den Emir al Omara des türkiſchen Reiches werden, und dieß wird feſter ſtehen, als es ſeit vielen Jahren geſtanden iſt. Dazu braucht es nichts, als ihn gewähren zu laſſen, denn jede gewaltſame Einmiſchung einer europäiſchen Macht kann nur den Bruch unheilbar machen, und den Kampf über ſein eigenes Gebiet hinaus verbreiten.“ Dieſe Anſicht, wenn auch von Seite derer, die ſie aufſtellen, nicht ganz geglaubt, hat doch vielen Schein für ſich, und macht es zum mindeſten einleuchtend, daß ohne die Stellung, welche Rußland und England als aſiatiſche Mächte einnehmen, man den Kampf in der Türkei gar leicht in ſich ſelbſt austoben laſſen könnte.

Dieß iſt aber nicht mehr möglich. Wie in dem amerikaniſchen Unabhängigkeitskriege vier europäiſche Mächte mit einander Krieg führten, ohne daß, mit Ausnahme eines kleinen Flecks, auf dem europäiſchen Feſtlande auch nur ein Schuß gefallen wäre, ſo iſt auch jetzt der Schwerpunkt hinausgerückt. England und Rußland bekämpfen ſich um ihrer Intereſſen in Aſien willen, und Frankreich mit ſeinen neuen Intereſſen im Mittelmeere will dieſe Stellung benutzen, um ſich feſtzuſtellen. Frankreich kann dabei, wenn nicht offener Krieg mit Eng-

land ausbricht, nur gewinnen; ſeine Stellung im Mittelmeere wird feſter, einflußreicher, ſeine Verbindungen an der afrikaniſchen Küſte müſſen ſich vermehren, und ſein Einfluß in Aſien und Afrika kann nur ſteigen. Es iſt wohl nicht zufällig, daß gegenwärtig von Franzoſen ſo viele Reiſen nach Aegypten, nach Abyſſinien, nach Arabien, nach Perſien ꝛc. unternommen werden. Augenſcheinlich betritt Frankreich gleichfalls den Pfad, den England ſeit 50 Jahren mit ſolchem Glücke verfolgt, und gedenkt die Zeit zu benutzen, wenn England und Rußland wegen ihrer in Aſien bereits gegen einander ſtoßenden Intereſſen ſich bekämpfen werden.

Eine Nacht aus meinem Wanderleben.

Madrid 1837.

5. Die Gefahr.

„Die Unannehmlichkeit, todt geſchoſſen zu werden, dauert nur einige Minuten; das Vergnügen aber, der Gefahr entgangen zu ſeyn, reicht für das ganze Leben hin.“

Aus meinen Gedanken ſtörte mich zuerſt ein Geräuſch auf, das ſich wie verhaltenes, fernes Pferdegetrappel anhörte. Es werden Reiſige ſeyn, dachte ich, die der Landſtraße entlang ziehen, und kümmerte mich nicht ſehr darum. Plötzlich erſchienen auf der Lichtung vor mir zwei Männer in ländlich-militäriſcher Kleidung, und, nach der kurzen Büchſe in ihrer Hand zu ſchließen, wohlbewaffnet. Sie ſchlüpften leiſe und ſchnell vorüber in der Richtung auf die Stadt zu, ohne mich zu bemerken. Bald folgten ihnen zwei andere Kerle von ähnlichem Ausſehen, die vier geſattelte Pferde mit ſich führten, und am Rande der Lichtung Halt machten. Dieſer Umſtand gab mir einigen Aufſchluß über den Charakter dieſer Leute, die augenſcheinlich zuſammengehörten, und irgend ein nächtliches Vorhaben ins Werk ſetzten. Wo nicht bloße Räuber, mochten ſie doch zu den räuberiſch herumſchweifenden Banden gehören, die ſich, um ihr Handwerk zu heiligen, auch Carliſten nennen, — welche Betrachtung mir meine Lage etwas verleidete. Rühren durfte ich mich nicht; das Gehör ſolcher Wegelagerer iſt außerordentlich geſchärft, und das geringſte Geräuſch würde mich ihnen verrathen haben. Ueberdieß haben ſie Adleraugen. Schon die caſtilianiſchen Bauern ſehen in großer Ferne mit einer Genauigkeit, die Erſtaunen erregt. Auch laſſen die weiten Ebenen, die klare, trockene, dünne Luft hier die Entfernung von 20 Meilen oft ebenſo nah erſcheinen, als in Deutſchland die von 5 Stunden. Die ſpaniſchen Räuber, beſtändig bemüht, jeden ihnen gefahrdrohenden Gegenſtand aus der Ferne zu entdecken, können hinſichtlich des ſcharfen Geſichts gewiß mit den unſtäten Bewohnern der Saharah wetteifern, die über den ruhigen Sand weg auf 20 Meilen den Dunſt einer Quelle erkennen ſollen. Gute Füße, gutes Gehör, gutes Geſicht und die Fähigkeit, Hunger, Durſt und Strapazen anhaltend ertragen zu können, dieß ſind die vier Eigenſchaften der ſpaniſchen Highwaymen, woraus ihre große, oftmals unbegreifliche Sicherheit und Kühnheit hervorgeht. Hiermit wohlbekannt, verhielt ich mich daher auf meinem von den vielblätterigen Baumzweigen beſchatteten Platze ſo ruhig als möglich, in der Hoffnung, daß meiner neuen Geſellſchafter eigene gefährliche Lage in der Nähe der Stadt ſie bald nach einem andern Orte zurücktreiben werde.

Die beiden Leute, die wahrſcheinlich nicht wagten, ſich mit den Pferden der Stadt mehr zu nahern, während ihre Gefährten zu Fuß vorgeſchlichen waren, hielten die Zügel ihrer Pferde in der Hand, indem ſie dieſen ſonſt volle Bequemlichkeit ließen, an Gras und Strauchwerk zu nagen. Sie ſprachen wenig miteinander, horchten aber beſtändig mit größter Aufmerkſamkeit nach allen Richtungen. Aus dem, was ſie murmelten, vernahm ich nur zuweilen einzelne Wörter, wie caramba, carajo, hombre, demon und dergl. Ihr Benehmen deutete auf Ungeduld, und ſie ſchienen ſich einer Gefahr bewußt zu ſeyn.

In dieſer Situation mochte eine lange halbe Stunde verfloſſen ſeyn, als einer der beiden zuerſt an mir vorübergegangenen Menſchen ſeines Wegs zurückkam, und zu meinem Erſtaunen ein Mädchen an der Hand führte, deren Geſtalt, ſchlanker Wuchs und anmuthiger Gang Jugend und Schönheit verriethen. Er trat mit ihr zu ſeinen beiden Genoſſen, die ſie mit großer Höflichkeit und Ehrerbietung begrüßten. Von dem Geſpräche, das darauf zwiſchen ihnen geführt wurde, verſtand ich kein Wort, nur einmal glaubte ich das Mädchen mit traurigem Tone ſagen zu hören: „Der gute, unglückliche Vater! Gott möge helfen!“ Während dieſer Unterhaltung hatten das Mädchen wie ihr Begleiter das Geſicht nach mir zugewandt, und zwar ſo, daß gerade das Mondlicht darauf fiel. Der Mann war noch jung, ſein Geſicht war ſo von der Sonne gebräunt, daß es die Farbe der Sträucher auf der Sierra morena angenommen hatte, worunter er vielleicht oftmals Obdach gefunden; ein ſtarker, dunkler Bart, wie die eigenthümliche Kleidung, gaben ihm ein verwildertes Ausſehen. Des Mädchens Kopf, Hals, Nacken waren ſittſam von einer ſchwarzen Mantilla umhüllt, ſo daß bloß ihr Antlitz frei daraus hervortrat. Ihre Züge ſchienen Regelmäßigkeit und Feinheit zu haben. Ein enganſchließendes, langes Kleid zeigte zarte, gefällige Formen, Rundung und Zierlichkeit. Ich darf geſtehen, daß mir ihre Erſcheinung ſehr willkommen war. Ein Weib hat immer etwas Begütigendes und Beruhigendes; wir vertrauen gern ihrer urſprünglichen, natürlichen Herzensgüte, und ihr Anblick erhöht oft in Gefahren Geiſtesgegenwart und Beſonnenheit.

Nachdem das Geſpräch noch einige Augenblicke fortgeführt worden, preßte der junge Mann (augenſcheinlich der erſte unter den vieren) wie in heftiger Bewegung des Mädchens Hand lange an ſeine Lippen, führte ſie dann von den Andern abſeit, und kam mit ihr, was mir eben nicht angenehm war, auf die Gegend zu, wo er mich entdecken mußte. Ob er dieſen Ort kannte, ob er hier vielleicht manche Stunde der Nacht zugebracht hatte?

Unterdeſſen ſuchte ich mich ſchnell zu faſſen, was mir um ſo mehr gelang, als ich mir der Vortheile bewußt war, welche mir die Größe und Kraft meines Körpers, vor Allem aber die Nähe der Stadt gaben, die meine etwaigen Gegner in Verle-

genheit ſehen mußte, von ihren Feuerwaffen Gebrauch zu machen. An Flucht dachte ich nicht, und konnte daran auch nicht wohl denken, weil hinter mir Alles unwegſam, durch Gebüſch und Gräben durchſchnitten war. Als das ſonderbare Paar noch etwa 30 Schritte von mir entfernt ſeyn mochte, erhob ich mich plötzlich, und trat ihnen mit dem freundlichen Zuruf entgegen: „Guten Abend, meine Dame und meine Herren, — ich hoffe, auch meine Freunde“ — —

Mein Auftreten kam ihnen ſo unerwartet, daß ſie einen Laut der Ueberraſchung von ſich ſtießen, und wie vor einer unnatürlichen Erſcheinung zurückprallten. Aber dieß dauerte auch nur Einen Augenblick. Im nächſten ſchon hatte mein Gegner das verwirrte Mädchen zurückgeſtoßen, funkelte in ſeiner rechten Hand ein langes, blankes Meſſer, und hielt er in der Linken ſeinen Carabiner. Zugleich warf er einen ſcharfen Blick hinter mich nach dem Orte hin, von wo ich zum Vorſchein gekommen, als wolle er ſich vergewiſſern, ob er mit mir allein oder mit Mehreren zu thun haben werde. Als dieſe augenblickliche Unterſuchung zu ſeiner Zufriedenheit mochte ausgefallen ſeyn, ſchoß er wie ein Stoßvogel zum Angriff auf mich zu. Ich aber, nicht ganz ungeſchickt in dergleichen Paraden, wich ſeinem erſten Stoß aus, und traf zugleich mit meinem Rohrſtock ſo kräftig und glücklich ſeinen Arm, daß ihm das Meſſer aus der Hand fiel. Entſchloſſen, mein Leben zu vertheidigen, wie ich konnte, griff ich nun auch zum Dolche. Doch ehe wir zu einem zweiten Gange ſchreiten konnten, warf ſich das Mädchen wie ein vermittelnder Engel zwiſchen uns beide. Sie umklammerte die Arme ihres Freundes und bat und flehte: „Um Gotteswillen, Manuel, keinen Mord! begehe keinen Mord! du wirſt mich tödten vor deinen Augen — — — Ich laß dich nicht — — por Dios, verſprich mir, des Menſchen Leben zu ſchonen — — er hat nicht angegriffen, dir nichts gethan, er iſt ein Einzelner — Manuel, verſprich es deiner Luiſa, wenn du ſie liebſt — — nur dieß“ — —

Während mir ſo von dieſer Seite ein Schutz erſchienen war, nahten ſich von der andern die beiden langbärtigen Kerle, die bis dahin bei den Pferden gehalten hatten, mit ihren Büchſen, und drohten mich niederzuſchießen. Doch Luiſa's Bitten hatten früh genug gewirkt, um dieſe Gefahr (ein Hahn iſt gar leicht losgedrückt!) von mir abzuwenden. Ihr Geliebter ſagte im Tone des Befehlshabers: „Schießt nicht, Jungens, wir wollen den Herrn lebendig mit uns in die Gebirge nehmen, dabei ſtehen wir uns beſſer. Nur wenn er eine Miene zum Lärmmachen oder Entwiſchen macht, hören Sie dieß wohl!“ rief er mir zu, „dann ſtreckt ihn augenblicklich nieder!“

„Nein, Manuel, laß ihn ſeiner Wege ziehen,“ bat das Mädchen, „nicht wahr, Manuel, um Gott und deiner Liebe erlaubſt du es? — — Herr, Ihr Leben und Ihre Freiheit gehören Ihnen, gehen Sie mit Gott!“

„Nimmermehr, Herr, weicht nicht von der Stelle!“ entgegnete Manuel unerbittlich, indem er die Frage hinzufügte, wer ich ſey?

(Schluß folgt.)

Der See Chapala.

Der königlichen Akademie zu Brüſſel iſt eine Mittheilung von einem Hrn. H. Galeotti über dieſen See gemacht worden; er wird als eine unermeßliche Waſſerfläche geſchildert, die gegen Norden und Süden von ſteilen Bergen eingeſchloſſen iſt, 14 Leguas von Guadaljiva (?) und 130 Leguas weſtlich von Mexico liegt. Die Länge beträgt 27 Leguas von Oſt nach Weſt, und ſeine Breite wechſelt von 5 bis 7 Leguas. Er iſt zu beſtimmten Zeiten des Tages, namentlich um 5 Uhr Nachmittags, periodiſchem Austreten über ſeine Ufer unterworfen, und wenn der See gekräuſelt und unruhig iſt, ſieht man häufig die Waſſerwirrage. Im März, April und Mai ſind Wirbelwinde und Waſſerhoſen häufig. Zahlreiche Thiere leben in der Nachbarſchaft, aber wenige Schlangen und Inſecten, und die Vegetation bietet nichts Bemerkenswerthes dar. Der See ſcheint aus einem kalkartigen Boden ausgehöhlt zu ſeyn, aber die Ufer beſtehen aus Thon; in keinem von beiden jedoch findet man foſſile Ueberreſte.

Hindu-Wallfahrtsorte.

II. Omerconteo.

(Fortſetzung.)

In frühern Tagen war Gurrah Mundlah der Schauplatz mancher belebenden Scene, ein Feld für die Thaten der Patan-Krieger, die ſich zu Thakurs oder Häuptlingen der umliegenden Gegenden machten, und während der Einfälle der Pindarri bildete es häufig den Ruhepunkt dieſer kühnen Freibeuter auf ihrer Straße von Bundelkund nach Cuttack. Officiere, die in den Feldzügen von 1817 und 1818 dienten, wurden beſonders von dem maleriſchen Anblick betroffen, den der Feind auf den wilden, felſigen Ufern des Nerbudda und vorzüglich in der Nähe von Gurrah Mundlah hervorbrachte. Mehr als einmal rief ihnen das plötzliche Auftauchen gewappneter Geſtalten aus dem hohen Gras oder grauen Steinen, das Emporragen von Speeren, wo einen Augenblick zuvor nur Blätter ſich im Winde bewegt hatten, die Beſchreibung des Dichters von den kriegeriſchen Zügen des Roderick Dhu ins Gedächtniß, wie er auf einen Ruf aus Klippen oder Haidekraut hervorſpringt. Wäre die Geſchicklichkeit der Vertheidiger im gleichen Schritte mit ihrer Tapferkeit gegangen, ſo wäre das Land, das ſo reich an natürlichen Befeſtigungen iſt, nicht zu erobern geweſen; doch ſie überſahen oder verachteten dieſe Vortheile, und wagten in der offenen Ebene zu kämpfen, wo ſie auf allen Punkten geſchlagen wurden.

Gurrah Mundlah wurde auch ſehr ſtark von Pilgern beſucht, die von entfernten Gegenden kamen, um an den Ufern des Nerbuddaſchi zu beten, denn ſchon der Anblick des geheiligten Stromes, glaubte man, reinige die Seele von allen Flecken. Doch jetzt iſt dieſer herrliche, aber einſame Ort nicht mehr der Sammelplatz von Kriegern oder zahlreichen Gläubigen; ſeine ſchönen Ghats und Tempel, hauptſächlich dem Mahadeo geweiht, ſind verlaſſen, und werden nur noch beſucht von der ſchwindenden Bevölkerung der Umgegend und einigen von Armuth heimgeſuchten Fremden. Manche wilde und ergreifende Sage erzählt man ſich von den Heiligen und Kriegern, welche die alte Stadt berühmt machten; doch die intereſſanteſten Sagen, die mit dieſem Platze verknüpft ſind, ſprechen von den kriegeriſchen Thaten einer Amazonenkönigin, welche über das Land gegen Oſten geherrſcht und in einer großen, volkreichen Stadt ihren glänzenden Hof gehalten haben

soll, die jetzt gänzlich von der Oberfläche der Erde vertilgt ist, und nicht Eine Spur zurückgelassen hat, ihre frühere Pracht zu bezeugen. Die Leute von Gurrah Mundlah sprechen sehr gern von dieser Kriegerin, die sie als unvergleichlich schön und tapfer gleich dem tapfersten Helden ihrer Zeit schildern. Unter vielen Thaten erzählen sie eine, wo sie an der Spitze eines Corps mohammedanischer Reiterei einen verzweifelten Angriff gegen ein Heer der Feinde ausführt und dieses schlägt. Ihr Tod, wird erzählt, war ihres Lebens werth, denn sie fiel auf dem Schlachtfeld an der Spitze einer treuen und ihr ergebenen Schaar, und während alle Spuren der Stadt, wo sie herrschte, gänzlich verschwunden sind, soll doch das Grab, in dem sie begraben liegt, mitten in der Wildniß, die sich gegen Osten von Mundlah hinzieht, immer noch vorhanden seyn. Dieses Grab, sagt man ferner, ist ein Wallfahrtsort für die Frommen aller Secten; unglücklicherweise ist es noch keinem Europäer gelungen, den Ort aufzufinden, obgleich viele Wanderungen in dieser Hinsicht von jungen Officieren unternommen worden sind, während sie in Mundlah wohnten.

Ramnaggor, die alte Hauptstadt der Gonds, liegt ungefähr 15 Meilen von dieser berühmten Festung auf dem linken Ufer des Nerbudda; doch ist nur wenig noch von diesem einst berühmten Orte übrig, mit Ausnahme des Palastes des Radscha, der, wenn auch in Ruinen, immer noch aus zwei Stockwerken besteht und einige interessante Inscriptionen enthält, die, wenn man sie entziffert haben wird, wahrscheinlich ein bedeutendes Licht auf die Geschichte des Platzes werfen werden. Der Nerbudda ist von Mundlah an ausgedehnt, frei von Felsen, durchsichtig, klar und ungestört in seinem Laufe; die Ufer auf beiden Seiten grün und sanft, von üppigen Waldungen begränzt; doch Alles ist öde, kein einziges Dorf, keine Spur menschlicher Wohnung ist jetzt zu sehen. Eine Gesellschaft, die einst den alten Palast besichtigen wollte, wurde eilig von dem Orte vertrieben, weil ihre Diener unvorsichtigerweise ein Feuer unter einem Neste wilder Bienen angezündet hatten, die an diesem einsamen Ort in großen Stöcken leben. Da die Besuchenden alle Hoffnung aufgeben mußten, die so erregte Wuth zu besänftigen, zogen sie sich so schnell als möglich zurück, wurden aber von ihren Feinden noch eine bedeutende Strecke weit verfolgt. Der einzige Trost, der den Vertriebenen blieb — denn sie waren kaum in den Palast getreten, als dieser Unfall sich ereignete — war, bei Mondschein auf dem Nerbudda zurückzukehren, wo der Reiz der Landschaft durch die häufige Selbstentzündung der Bambus an den Ufern noch erhöht wurde. Die weidenartigen Zweige dieser Bäume pflegen sich in gewissen Zeiten des Jahres, wenn sie ganz trocken sind und der Lufthauch sie durchweht, aneinander durch Reiben zu entzünden, so daß plötzlich ein rothes Licht aufflackert und den Wald erleuchtet.

Obgleich einzelne Theile von Gundwana häufig dem mohammedanischen Gesetz unterworfen waren, so ist doch die Bevölkerung im Wesentlichen Hindu; und dicht bei Mundlah werden die Wasser des Nerbudda so heilig gehalten, daß selbst die Fische, die an manchen Orten ohne Scrupel von den strengsten Orthodoxen gegessen werden, unter dem Schutz der Braminen stehen, die sie mit geröstetem Korn und Mehlkuchen füttern. So genährt wächst der Rhoi besonders zu ungeheurer Größe heran, aber wehe dem gottlosen Unglücklichen, der sich anmaßen möchte, ein Mittagessen aus einem dieser Fürsten der Fluth zu bereiten; das Verbrechen, Rindvieh zu schlachten, wird fast hier weniger gottlos angesehen. Das Opfer der geheiligten Kuh wird für das entsetzlichste Verbrechen von den Bewohnern der Ufer des Nerbudda gehalten, die jedes Unglück, das das Land befällt, der Verwandlung dieses heiligen Fleisches in einen Nahrungsartikel zuschreiben. Sie zeigen Bäume, die abgestorben seyn sollen, weil von europäischen oder mohammedanischen Truppen, die in der Gegend standen, Rindfleisch an sie gehenkt oder unter ihren Zweigen gekocht wurde, und sie behaupten, daß selbst wenn sich die Wittwe eines Braminen wieder verheurathet, weniger der göttliche Zorn erregt werde, als durch den Mord einer Kuh.

Der Tempel von Omerconnac, der auf dem Tafellande des Berges oder Gebirges gleiches Namens liegt, ist fünf Tagemärsche von Gurrah Mundlah entfernt. Ein Fakir beaufsichtigt die Quelle des geheiligten Flusses, und wird allgemein als ein Mann von außerordentlicher Heiligkeit geschätzt, der, von den Besuchen weniger Pilger nur während eines Theiles des Jahres unterbrochen, in ungestörter Einsamkeit bei allem Wechsel der Jahreszeit bleibt, und Hitze und Kälte mit Gleichmuth erträgt. Gebet und Nachdenken sollen die einzige Beschäftigung dieses Einsiedlers seyn; doch steht er in Verbindung mit dem wilden Volk in der Nachbarschaft, und ist stets höflich und gefällig gegen christliche Besuchende gefunden worden. Der Weg oder vielmehr der Fußpfad, der an den Fuß des Berges führt, ist mit Hindernissen besäet, welche dem Weiterkommen der Menschen und Lastthiere ernste Schwierigkeiten entgegensetzen, während das fortdauernde Herumstreifen der Raubthiere und des Wildes eine scharfe Wache erfordert, um nicht unangenehm überrascht zu werden. Nichts kann aber schöner seyn, als die Gegend des Flußbettes, der hier, ein enger Strom, schäumend seinen Weg über die ungeheuren Granitmassen erkämpft und von Fels zu Fels stürzend jene Wasserfälle bildet, die diesem berühmten Strome so charakteristisch sind. Das Brüllen der tobenden Wasser und das Geheul der wilden Bestien machen die Nächte in diesen fürchterlichen Einöden unbeschreiblich schauerlich. Der Schlaf, den man mitten unter diesen Tönen eines uncivilisirten Lebens genießt, ist unterbrochen und unerquicklich, und selten geschieht es, daß eine Gesellschaft ruhen kann, ohne von ernster Gefahr unterbrochen worden zu seyn. Doch wenn auch von fortdauernder Ruhe keine Rede seyn kann, so wagt doch Niemand von seinem Platze vor Sonnenaufgang aufzustehen, und deßhalb kann diese Schlaflosigkeit zum Weiterreisen nicht benutzt werden. Erst wenn die Sonne in all ihrem Glanz erschienen ist, schleichen sich die Tiger zu ihren Lagern zurück und lassen die Wälder in einiger Sicherheit.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Boa in den Alpen. Man schreibt aus St. Egrève (Departement Isère) Nachstehendes: Unsere Gemeinde besitzt in diesem Augenblick ein Ungeheuer, das im ganzen Lande Schrecken verbreitet, nämlich eine Schlange von mehr als 20 Fuß Länge und verhältnißmäßiger Dicke. Diese Schlange, welche man mit vollem Rechte den Constrictor der Alpen nennen kann, hat bis jetzt allen Mitteln, sie zu vernichten, getrotzt. Man behauptet, eine Flintenkugel könne die Schuppenhaut, mit der sie bekleidet sey, nicht durchdringen. Vergebens hat der Municipalrath von St. Egrève 50 Fr. Prämie geboten, wer den Kopf des Unthieres bringe, keiner unserer sonst so unerschrockenen Bergjäger hat es gewagt, einen Kampf zu beginnen, der unfehlbar einem der Kämpfer den Tod bringen muß. (Voleur vom 15 August.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.)

Nr. 242.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

30 Auguſt 1839.

Erinnerungen aus Armenien.

2. Reiſe nach Kulpa im März 1834.

Der Aufenthalt des bekannten Reiſenden Dubois in Eriwan war eine angenehme Zeit für uns. An ſeinem Abſchiedstage ſagte er mir, er müſſe nun nothwendig weiter gehen, ehe er aber Armenien ganz verlaſſe, möchte er gern die Salzberge von Kulpa ſehen, und den Ararat beſuchen. Der Befehlshaber der Provinz mußte gleichfalls Geſchäfte halber ſich nach Kulpa begeben, und erklärte, daß er ihn (Dubois) dahin geleiten wolle; ihm ſchloß auch ich mich an. Am 13 um 12 Uhr Mittags verließen wir zu Pferde, in Begleitung eines Gefolges von Aſiaten die Stadt. Nicht weit von Etſchmiadſin kamen uns die beiden dortigen Archiereis entgegen, und am Thore ſelbſt empfing uns die ehrwürdige Brüderſchaft in zwei Reihen aufgeſtellt. Bei jedem Dorfe begrüßte uns das Volk und die Geiſtlichkeit. Hier herrſcht von alten Zeiten her eine ziemlich ſeltſame Sitte: das Volk erwartet am Dorfe den Sardar (jetzt den Gouverneur der Provinz), führt einen Ochſen oder Hammel herbei, und ſobald der Vorgeſetzte ſich nahert, binden ſie ihm die Füße, legen ihn auf die Erde, und erwarten nur den Befehl, ihn abzuſchlachten; dieß heißt ein Opfer darbringen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir keinem Thiere den Tod bringen wollten.

Der Araxes war ziemlich ſeicht, und wir durchritten ihn in einer Furt. Vom Araxes rechnet man noch acht Werſte nach Kulpa. Wir ritten auf einem ziemlich ſchlechten Wege fort; das ewige Berg auf und Berg ab, ſo wie der Koth, machte den Ritt unangenehm. Uebrigens iſt die Ausſicht auf dem rechten Ufer des Araxes ziemlich maleriſch: einige Bergreihen, die ſich ſenken und wieder anſteigen, gaben dem Bilde Mannichfaltigkeit. In der Ferne öffneten zwei ſich ſpaltende Felſen ein Thal, das an das bläuliche Gebirg ſich anlehnte. Das Dorf Kulpa iſt auf der linken Seite von einem Kamm ziemlich niedriger Berge verſteckt, ſo daß man es vor dem Eintritt nicht ſehen kann. Dieſe Berge von rother Farbe ſind die Vorläufer der Salzberge, enthalten ſelbſt auch ſchon Salztheilchen, und eine daraus hervorkommende Quelle mit rothem Waſſer iſt ſehr ſalzig. Als wir gegen Kulpa einlenkten, ſahen wir die Deputirten dieſes Dorfes, und eine andere Schaar mit dem Geiſtlichen wartete am Eingang desſelben. Welche Begrüßungen, welche Freudenbezeugungen, und bei allem dem wie viel Verſtellung! Um ſechs Uhr Abends kamen wir nach Kulpa.

Am folgenden Tage begaben Dubois, ein Beamter im Orte, ich und der Aufſeher beim Salzbruch uns in die Minen. Die Salzberge von Kulpa beginnen am Dorfe ſelbſt, und erſtrecken ſich auf 20 Werſte im Umkreis; die Salzbrüche ſind nicht über eine Viertelwerſt entfernt. Von außen ſcheint es nur eine kleine Oeffnung. Wir kamen an die erſte, welche die alte heißt, und in der Mitte des Berges beginnt. Am Eingang ſcheint die Oeffnung nicht groß, hat man aber einige Schritte gemacht, ſo ſieht man plötzlich eine tiefe und weite Höhle, welche von den ſtehen gelaſſenen, aus dem Salz gehauenen Säulen geſtützt wird, das Licht fällt durch einige andere äußere Oeffnungen herein, welche auch als Eingänge dienen. Das Salz wird aus den Mauern der Höhle gehauen, welche in die Breite und in die Tiefe auf eine unbeſtimmte Weite hineingehen. Das Herausſchaffen des Salzes iſt ſehr einfach: der Arbeiter, mit einem am Ende zugeſpitzten, eiſernen Mauerhammer verſehen, höhlt zuerſt ein längliches Viereck aus, indem er nach und nach die vier äußern Seiten in einer Tiefe von 8″ ausgrabt, und dann vermittelſt einiger Schläge mit dem dicken Ende des Hammers den Stein plötzlich ablöst. Zum Herausſchaffen eines ſolchen Quadrats braucht es etwa eine halbe Stunde. Der Staub von dem Aufſchlagen und die Salzſtückchen fliegen dem Arbeiter gerade in die Augen, und man muß daher ein großes Netz haben, um ſich keinen Schaden zuzufügen; die Arbeiter leiden durch den Salzſtaub an Augenkrankheiten. Das Brechen des Salzes geſchieht vom Anfang März bis Anfang Decembers. Im Mai kommen Karawanen aus Georgien und andern transkaukaſiſchen Provinzen mit Arben, Kamelen, Pferden, Ochſen und kleinen Booten, und holen das Salz ab. Dieſes iſt im Allgemeinen von grauweißlicher Farbe, manchmal aber ſchlägt man ganz weiße Stücke heraus. Die Salzſtücke und der Salzſand werden auf beſondere Haufen geworfen, die an manchen Stellen zu kleinen Hügeln anwachſen. Das feine Salz wird aus den Minen her-

ausgeſchafft, und am Berge in Haufen aufgeſetzt. Wenn man in den Höhlen bis auf eine gewiſſe Tiefe gekommen iſt, zeigt ſich immer Waſſer, und dieß iſt eine der Haupturſachen, weßhalb man die Arbeit an einer Stelle aufgibt, und an der andern anfängt. Großer Minen gibt es in den Bergen nur zwei, eine ältere und eine in neuerer Zeit geöffnete, welche letztere ohne Vergleich größer iſt; die Einrichtung in beiden iſt jedoch dieſelbe.

Unter den Einwohnern herrſcht der Glaube, daß wenn man eine Mine achtzehn Jahre bearbeite, ſo fange das Waſſer an einzutreten; bearbeite man ſie aber volle zwanzig Jahre lang, ſo ſammle ſich das Waſſer darin ſo ſehr, daß man ſie verlaſſen müſſe. In der alten Mine ſteht ein ganzer See, der ſo tief iſt, daß man nur mit Mühe den Grund erreicht; in der zweiten Mine hat ſich auch ſchon ziemlich viel Waſſer gezeigt. Bemerkenswerth iſt, daß in der untern Schichte, namentlich da, wo das Waſſer einzutreten beginnt, ſich das weißeſte Salz zeigt, welches durchſichtig iſt wie Kryſtall.

Die zweite Mine iſt etwa auf zwanzig Klafter ausgetieft, und obwohl die Salzdecke glatt iſt und ſehr feſt ſcheint, ſo finden ſich doch an einigen Stellen Spalten, namentlich in der alten Mine. Ein Einſturz kann alle Ausgänge verſchließen, und die Arbeiter müſſen dann unvermeidlich umkommen. Dieſe zwei Hauptminen befinden ſich in der Mitte des Berges. Im Allgemeinen ſind 29 Minen geöffnet, im obern Theile 16, im untern Theile 13.

Nachdem wir alle dieſe Salzminen in Augenſchein genommen, und uns an dem reichen Salzvorrath erfreut hatten, den die verfloſſenen Jahrhunderte nicht erſchöpfen konnten, und die kommenden nicht ſo leicht erſchöpfen werden, ſtiegen wir den ſteilen Abhang des Berges hinan. Die Oberfläche desſelben iſt Thon. An kleinen Erdfällen kann man alle Schichten ſehen: die erſte iſt Thon, die zweite kryſtalliſirter Kalk, die dritte beſteht aus bröcklichem Stein, und die vierte iſt ſalzhaltig. An einzelnen Stellen fanden wir auch auf der Oberfläche kryſtalliſirten Kalk.

Ueber Kulpa hat ſich an dem höchſten Berge eine Spalte gebildet, welche ſo tief iſt, daß man den Grund nicht ſieht; die eine Seite dieſer Spalte hat ſich gegen Kulpa hin geneigt, und wenn ſie nicht durch einen andern daranſtoßenden Salzberg geſtützt wäre, ſo würde ſie längſt eingeſtürzt ſeyn; beim geringſten Erdbeben aber muß unvermeidlich ein Sturz erfolgen, und er kann das ganze Dorf zerſchmettern. Am Rande des Berges ſteht eine Capelle mit den Gebeinen des heiligen Georg. Meine Gefährten ſchlugen vor, den Berg gegen Kulpa auf einem kleinen Pfade ſchroff über dem Abhange, der nach dem Dorfe geht, hinabzuſteigen; aber die außerordentliche Höhe des Berges, der ſteile Abhang und der harte Boden, auf welchem die Füße ausglitſchten, der an der Seite geöffnete Abgrund, und der in der Tiefe vorbeiſtrömende Fluß hielten mich zurück, und ich wollte nicht einwilligen. Man muß ein Bergbewohner ſeyn, um auf ſolchen Pfaden mit Gleichmuth zu gehen; ich wählte einen Umweg, und ging ſicher hinab. Von der Höhe des Berges ſieht man im Umkreiſe allenthalben rothe Hügel, ein Kennzeichen, wie uns der Mineralog Dubois ſagte, daß noch andere Salzberge in der Nähe ſeyen.

Kulpa iſt ein kleines Dorf, das am Fluſſe Wartanark-Tſchai amphitheatraliſch umherliegt. Die Häuſer ſind im Allgemeinen klein; jenſeits des Fluſſes liegen einige kleine Gärten Ackerland, das nicht beſonders gut iſt, Wieſen, Gemüſe- und Weingärten. Die Straßen ſind ſo eng, daß man nur zu Pferde durchkommen kann. Man rechnet in Kulpa und Tſchentſchawada, das an Kulpa ſtößt, und deſſen Einwohner ſich gleichfalls mit dem Salzbrechen beſchäftigen, gegen 145 Familien.

(Schluß folgt.)

Eine Nacht aus meinem Wanderleben.

Madrid 1837.

5. Die Gefahr.

(Schluß.)

Bis jetzt hatte ich meinen Standpunkt gelaſſen behauptet, und antwortete auch mit möglichſter Ruhe: „Eure Frage ſcheint mir natürlich und angemeſſen, da ich Euch, wenn auch gegen meine Abſicht, geſtört habe, und gern will ich Euch Rede darauf ſtehen. Wie Ihr mir anſehen und aus meiner Art zu ſprechen hören könnt, bin ich ein Fremder“ — —

„Ha! Einer von den engliſchen oder franzöſiſchen Hunden!“

„Ich antworte Ihnen darauf, daß ich ein Deutſcher bin.“

„Was hattet Ihr hier zu treiben?“

„Wenn die Frage auch nicht höflich lautet, Cavallero, ſo will ich Euch doch für dießmal noch Rede ſtehen, weil ich hoffe, dadurch mit Euch in Frieden zu kommen und Verbrechen zu verhüten; obſchon ich, glaubt mir, wohlbewehrt bin, und weder Euch, noch Eure Gewehre fürchte. So hört denn. In meinem nordiſchen Vaterlande brennt die Sonne nicht ſo heiß, als bei Euch, die Luft iſt dort feuchter und kühler, die Flüſſe ſind kälter. Daher ertrage ich hier übel die Tageshitze, und ſuche mich in den friſcheren Nachten zu erquicken. Wir Deutſchen haben auch von Alters her unſere größte Luſt am Schwimmen in Flüſſen. So bin ich denn noch ſpät zu den Zelten dort gegangen, und habe ein Bad genommen“ — —

„Eine abſcheuliche, jämmerliche Lüge, die Ihr bereuen ſollt! Habt Ihr auch rothes Haar, Deutſcher, ſeyd Ihr doch kein Fuchs, ſonſt würdet Ihr ein beſſeres Mahrchen erfinden.“ *)

Da ich aus dieſen Worten erkannte, daß mein Gegner nicht ohne Bildung war, ſo antwortete ich darauf mit Berechnung: „Seyd Ihr ſo unwiſſend, daß Ihr nie gehört habt, ein Deutſcher verſtehe wohl, ſich aus Gefahren herauszuſchlagen, aber nicht herauszulügen? Erzählt Ihr Euch nicht Gleiches von den alten Gothen, die unſere Landsleute waren, und von denen Eure Könige abſtammen? Doch ich kann Euch von der Wahrheit meiner Worte durch den Augenſchein überführen. Seht, der Himmel iſt heiter, die Luft trocken, Bäume und

*) So ungefähr war der Sinn deſſen, was Don Manuel mir ſagte.

Gras ohne Thau. Nun, wenn mein Haar *) naß wäre, müßte Euch dieß nicht beweiſen, daß ich eben aus dem Bad komme? In der That, mein Haar trieft noch. Nur Schade, daß ich Euch nicht erlauben darf, mir mit Waffen zu nahen. Will ſich aber die liebenswürdige, die gefühlvolle Señora zu mir bemühen, ſo würde ich mich glücklich ſchätzen, ſie zu überzeugen, daß ich wahrheitliebend bin."

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, als das ſchlanke, um mich ſichtbar beängſtigte Mädchen ihren Geliebten auch ſchon losgelaſſen hatte, und zu mir geeilt war. Indem ſie nun nach meinen Haaren taſtete und ausrief: „Bei der heiligen Mutter Gottes, der Mann hat die Wahrheit geredet!" — umfaßte ich, ſchnell die günſtige Gelegenheit ergreifend, ihren Leib mit meinem linken Arm ſo feſt, doch auch ſo delicat als möglich, zückte meinen Dolch mit der rechten Hand auf ihre Bruſt, und ſagte mit ernſter, feſter Stimme: „Ihr, mein Herr, habt mir, der Euch nichts gethan, vorhin gedroht, mich niederzuſchießen, ſo ich Lärm mache, und mich mit Euch in Eure Berge oder Höhlen eines Löſegeldes wegen zu führen, wozu ich durchaus keine Luſt in mir verſpüre; jetzt iſt — ſteht! naht um keinen Schritt! oder ich ſtoße dieſen ſtählernen Dolch in die unſchuldige Bruſt dieſes Mädchens, — jetzt iſt an mir die Reihe zu drohen. Wagt Einer von Euch, irgend eine zweideutige, mir mißfällige Anſtalt zu treffen, ſo fällt dieß Mädchen als Opfer Eurer Unthaten, und ihr Blut ſchreit zum Himmel um Rache für Eure Frevel."

Ich hatte mit Hülfe des guten Mädchens das mächtige Zauberwort gefunden, das mir Rettung verſchaffte. Mein Gegner ſtand wie angedonnert, und bewegte ſich nicht von der Stelle; freilich begann er mit Fluchen und Toben, ging jedoch bald zum Bitten und Flehen über. Luiſa bewegte ſich indeß kaum in meinem Arm, und machte keinen Verſuch, ſich demſelben zu entwinden; nur ihre dunkeln, mit Gram und Leid erfüllten und doch wunderbar glänzenden Augen ſahen mich wie nach meiner wahren Abſicht fragend an, die ſie geahnt haben mochte. Ich liſpelte ihr zu: „Verzeihung, edle Señorita, für meine grauſame, abgedrungene Drohung! fürchten Sie jedoch nichts; Sie ſind die edelmüthige Retterin meines Lebens, das ich lieber tauſendmal verlieren wollte, als das ihrige antaſten." Zur Antwort lächelte ſie ſo ſanft, ſo ſüß, ſo gläubig, daß ich ganz wohl die Macht begreifen konnte, welche ſie über die räuberiſchen Krieger auszuüben ſchien. Die Spanierin aus den mittleren Ständen hegt zuweilen ſolche Verachtung für alle gewöhnlichen Dinge des Lebens, zeigt ſolchen Schwung und Adel des Geiſtes, daß ſie dem Mann ein Weſen höher Natur erſcheint, das er bis zur Abgötterei verehrt.

Als Don Manuel ſah, daß ſein Bitten nichts bei mir ausrichtete, als ſeine Angſt mehr und mehr ſtieg, als Luiſa ihm zurief: „Manuel willſt Du mich tödten laſſen?" — ſo fing er an mir allerlei Verſprechungen zu machen. Mit gutem Grunde gab ich jedoch nicht eher nach als bis er mir feierlichſt bei Chriſtus und ſeinem Evangelium wie beim Santiago *) beſchworen hatte, daß er mich augenblicklich frei und ungehindert nach der Stadt zurückkehren laſſen, und ſeine Gefährten an jeder fernern Unbill verhindern wolle. Luiſa ſtürzte, ſobald ich ſie losgelaſſen, ihrem Freunde an den Hals, und überſchüttete ihn mit beſänftigenden Liebkoſungen. Don Manuel gab einem ſeiner Untergebenen einen Wink, mich ſicher auf den Weg zu begleiten, und ich wünſchte Allen aufrichtig gute Nacht, mit dem Bemerken, ſich wegen meiner in keiner Hinſicht zu beunruhigen. Aus Aller Munde ſchallte mir der Gruß nach: Va Usted todos dias con Dios! Mein Begleiter blieb bald ſtillſchweigend hinter mir zurück.

Jetzt erſt, da ich wußte, daß die Gefahr vorüber, daß ich ihr glücklich entronnen ſey, jetzt erſt brach aus meinem Innern die zurückgehaltene Bewegung heftig hervor. Mein Blut lief fieberhaft durch die Adern, und mein Herz klopfte durch die ſtille Nacht im einſamen Thale laut wie ein Pochwerk. Nur wer in ähnlicher Lage geſchwebt hat, wird meinen Zuſtand verſtehen. Gott dankte ich mit Inbrunſt für meine Rettung, und gelobte mir, nicht unnöthig wieder Gefahren heraufzubeſchwören.

Die Megpunna-Thags.

Eine neue Art Thags hat ſich gebildet, wie man behaupten will ſeit der berühmten Belagerung der Veſte Bhurtpur. Andere Thags morden ihre unglücklichen Opfer, um ihr Geld zu erhalten, dieſe wollen nur die Kinder derſelben ſtehlen, um ſie nachher in die Sklaverei zu verkaufen. Der Gründer dieſes Syſtems, Khrama Dſchemodar, galt für einen ſo heiligen Mann, daß nach ſeiner Verhaftung noch ihn die Einwohner eines Dorfes baten, ein Feuer zu löſchen, das in dem Dorf ausgebrochen war; durch ein ſonderbares Zuſammentreffen hörte das Feuer auf, als er ſeine Hände betend emporhob. Die meiſten der Thags, welche dieß verruchte Gewerbe treiben, geben ſich für religiöſe Bettler aus, und das Verbrechen ſelbſt ſteht ihrer Meinung nach unter dem unmittelbaren Schutze der Göttin Kali. Auch ſie haben unter ſich eine Gaunerſprache. Unähnlich andern Thags, nehmen ſie ſtets ihre Familien mit auf ihren Zügen, die Weiber helfen die Reiſenden anlocken, und nehmen die Kinder in Obhut, bis man ſie verkaufen kann. Ihre Opfer gehören meiſt den ärmern Claſſen an, deren Verſchwinden weniger Verdacht erweckt, als das reicherer Perſonen, und ſie finden es einträglicher und ſicherer, die Armen um ihre Kinder, als die Reichen um ihres Reichthums willen zu ermorden. Die Brinjarras, **) welche in den obern Provinzen zerſtreut ſind, nehmen ſtets die Kinder ermordeter Eltern an, und ſetzen ſie ſpäter leicht an die Bordelle der größern Städte, oder an vornehme, reiche Leute ab. Dem Verdacht weichen ſie aus durch die Erklärung, die Kinder ſeyen von armen Eltern, die nicht mehr im Stande geweſen ſie zu nähren, verkauft worden. Dieß Syſtem iſt ſo neuen Urſprunges, daß es ſich noch nicht

---

Die Spanier tragen das Haar ziemlich lang; auch ich befolge dieß Coſtume.

*) Jacobus, der Schutzheilige Spaniens ſeit der definitiven Entſcheidung des lange darüber geführten Streits unter Felipe V, dem erſten Bourbon.

**) Wahrſcheinlich Banjarras, die Kornhändler in Indien, die in Karawanen umherziehen.

weiter als ins obere Duab (Land zwiſchen Ganges und Dſchumna), das Delhi-Gebiet und die Staaten von Radſchputana und Alwar verbreitet hat. Die Zahl der Eingeweihten überſteigt nicht drei- oder vierhundert. Die Ueberführung der Verbrecher iſt ſehr ſchwer durch ihre Sitte, die todten Körper in den nächſten Fluß zu werfen, durch die große Entfernung, wohin ſie die Kinder führen, und die Hinderniſſe, dieſe ausfindig zu machen. Der Bericht eines Major Sleeman, dem dieſe Angaben entnommen ſind, ſchließt mit einer Liſte von 225 Thags, welche das Gewerbe, arme Leute um ihrer Kinder willen zu ermorden, treiben, und noch nicht eingefangen ſind, obwohl ihr Alter, ihre Kaſte, ihre Verbindungen und die Diſtricte, in denen ſie ihr Weſen treiben, angegeben ſind. Nach Abfaſſung der Liſte wurden indeß noch auf einmal 44 Perſonen eingefangen.

Hindu-Wallfahrtsorte.

II. Omercuntuc.

(Fortſetzung.)

Das Zugvieh und das Gepäck muß am Fuße des Berges gelaſſen werden, und der Reiſende iſt auf ſeine eigenen Füße gewieſen. Von dieſem Punkt iſt das Steigen hinauf ſehr rauh und ſteinig, an manchen Stellen mit abgeriſſenen Felsſtücken verlegt, die nicht ohne Schwierigkeit zu erklettern ſind, an andern von Lagern lockerer Steine, die unter dem Fuße hinwegrollen. Doch ſobald der chriſtliche Pilger den Tempel von Omercuntuc und die Quelle des heiligen Stromes erreicht hat, iſt natürlich ſeine ganze Aufmerkſamkeit von der weiten Landſchaft in Anſpruch genommen, die ſich auf einmal ſeinem entzückten Auge eröffnet. Drei Ströme eilen in verſchiedenen Richtungen von dem Berge hinab, der Soane, der Mahanadi und der Nerbudda. Nach den Hindulegenden waren die beiden letztern Liebende, die, da ihre Neigung gehindert wurde, ſich auf dem Omercuntuc im Geheim trafen, während die Dienerin der Göttin Wache hielt. Sie wurden bei einer dieſer Zuſammenkünfte überraſcht, und flohen eilig, jedes nach einer andern Richtung, das Gebirge hinab, und wurden auf ihrer Flucht in Flüſſe verwandelt. In der Ebene unten kann man den Lauf des Soane bis zu beträchtlicher Entfernung verfolgen, wie er von der nördlichen Abdachung hinabeilt, um den heiligen Ganges zu erreichen, während Mahanadi ſeinen gewundenen Weg nach Cuttack verfolgt, und von Süden der Nerbudda in weſtlicher Richtung jenſeits der großen Wildniß erſcheint, die eine Zeitlang ſeine ſchäumenden Waſſer verbirgt. Unten dehnen ſich weithin Ebenen aus, dem Anſchein nach ohne Gränzen, und treffen mit dem fernen Horizonte zuſammen, und der Wald unmittelbar zu unſern Füßen breitet ſich wie ein Teppich aus.

Eine kleine Ciſterne, unter der beſondern Obhut des Fakirs, enthält die erſten Waſſer des Nerbudda und des Soane: Bambusſtäbe, die nach Oſt und Weſt zeigen, ſcheinen eine Art künſtlicher Richtung dem Laufe dieſer beiden ungeſtümen Ströme zu geben, die, ungebeugt von Menſchen, ihrer Beſtimmung entgegeneilen, durch Mächte nur gezügelt, die ſtark gleich ihnen ſind.

Ein Melah, oder religiöſes Feſt, wird jedes Jahr einmal zu Omercuntuc gehalten, doch ungeachtet der angeführten höhern Heiligkeit der Flüſſe und der Leichtigkeit, mit der man im Vergleich zu ihren Quellen gelangen kann, iſt doch der Beſuch nicht um ſo viel zahlreicher als der zu Gungotri und Dſchumnotri. Neben den Vortheilen des Waſchens und Trinkens des heiligen Waſſers dieſer Ströme findet auch der wahre Gläubige, der den Berg beſucht, einen ſchnellen und ſichern Weg zum Himmel, wenn er nicht zu ſehr mit Fleiſch beladen iſt. Ein großer Fels, der ſich jäh auf dem Gipfel des Berges erhebt, iſt in die Form eines Elephanten ausgearbeitet worden. Zwiſchen dem Körper des ausgehauenen Thieres und der Erde iſt ein Raum oder vielmehr Loch, und wer ſich durch dieſe Oeffnung hindurchwinden kann, der iſt ſicher, nach dem Tode Eingang zu den Wohnungen der Seligen zu erhalten. Doch da Reichthum und Wohlbeleibtheit faſt Synonyme ſind, ſo thäten ſolche Fromme in Indien gut, einen ſolchen Schritt durch Stellvertreter zu thun. Der Fakir, der bei dem Tempel wohnt, iſt ein Mann von ehrwürdigem Anſehen, der wahrſcheinlich, als reiner Enthuſiaſt, in Beſchauung und Gebet Troſt für ſein gegenwärtiges Daſeyn und die frohe Ueberzeugung findet, in einem andern Leben ewiges Glück zu erringen. Der Tempel von Omercuntuc ſoll von einem der alten Radſchas von Butterpur erbaut ſeyn, einem Diſtricte von Gundwana, und ein Bild der Bhavani enthalten, unter welchem Namen in dieſem Theile des Landes die Gemahlin des Siva verehrt wird.

Die Gebirge von Omercuntuc ſind dünn von einem wilden Stamme der Gonds bewohnt, eine der unterſten Claſſen auf der Stufenleiter der Civiliſation, die man in Indien findet. Die Sitten und Gebräuche dieſer Leute ſind ihnen eigenthümlich, und ihre Geſichtsbildung unterſcheidet ſich ſehr von dem Charakter, den man gewöhnlich bei den Eingebornen der Halbinſel findet. Ihre Haut iſt weit ſchwärzer, ihre Lippen ſind dick und ihre Haare wollig, wie die eines Afrikaners: ihre Geſtalten ſind gut proportionirt, ſtark und athletiſch, und wenn auch in die groſſeſte Unwiſſenheit verſenkt, iſt doch kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß ſie geiſtiger Vervollkommnung unfähig wären. Sie ſtanden ſchon lange in dem Rufe von Kannibalen, ehe noch die ruchloſe Natur ihrer Gaſtmahle außer Zweifel geſetzt war. Gegen die allgemeine Sitte der Wilden, welche Menſchenfleiſch verſchlingen, ſind ſie etwas eigener in ihrem Geſchmack, und nehmen nur Theil an einem Feſte, wo Perſonen ihres eigenen Stammes geboten werden; auch nimmt das Schlachten des Opfers und die Zubereitung der entſetzlichen Nahrung Etwas von religiöſem Ritus an. Sobald ein Mitglied einer Familie von hoffnungsloſer Krankheit ergriffen oder alt wird und dem Gemeinweſen von keinem fernern Nutzen iſt, ſo wird es, wie es ſcheint, ſogleich getödtet und gegeſſen, und ſein Tod wird zu einer öffentlichen Wohlthat gemacht. Auf dringendes Befragen wird kein Gond dieſen Gebrauch läugnen, doch Alle erklären ſich mit Unwillen gegen die Vermuthung, daß ſie ohne Unterſchied Menſchenfleiſch genießen, und ſich durch das Eſſen eines Fremden oder irgend eines Menſchen, der nicht zu ihrem Stamme gehört, verunreinigen wollten.

(Schluß folgt.)

Friede der Boers mit den Zulas. Der Friede iſt nun zwiſchen den Boers und Zulas, nachdem die letztern in Folge ihrer wiederholten Niederlagen darum gebeten, unter den Bedingungen abgeſchloſſen worden, daß ein in früherer Unterhandlung ſchon beſtimmter Landſtrich gänzlich an die Boers abgetreten werden ſolle, daß der Zulahäuptling Dingaan alles Vieh, Pferde, Waffen, Munition u. ſ. w., was den Boers theils mit Hinterliſt, theils mit Gewalt abgenommen worden war, zurückerſtatten, und daß keiner von beiden Theilen die Gränze des gegenſeitigen Gebietes überſchreiten ſolle; wer dawider handle, auf den ſolle augenblicklich geſchoſſen werden. (Asiatic Journal. Auguſt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 243.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 August 1839.

Eine Nacht aus meinem Wanderleben.

Madrid 1837.

6. Nächtliches Schwärmen. — Luisa.

Dicha inficl e inconstante
Cual del abril los dias,
Engañosa cual sombra,
Cual viento fugitiva!
Don Serafin E. Calderon.

In der Nähe des Stadtthores begegnete ich Don Luis mit einem andern Bürgersoldaten. Er war höchlich erfreut, mich wiederzusehen. „Welche Angst ich ausgestanden habe," rief er, mir die Hand schüttelnd, zu, „daß Sie nicht zurückkehrten! Wahrlich, eine kleine Erfahrung könnte Ihnen nicht schaden, damit Sie künftig dergleichen abenteuerlichen Unternehmungen nur in Ihrer Heimath nachjagen. Wo in aller Welt haben Sie denn gesteckt und getraumt? Eben gedachte ich, Sie zu suchen, befürchtend, Sie im Wasser oder baumelnd an einem Baum, oder gar nicht wiederzufinden" —

„Statt solcher freundlichen Zumuthung nachzukommen, habe ich im Aroma des Gebüsches dort lustgewandelt und einige Stunden verlebt, woran ich lange Zeit mit Vergnügen zurückdenken werde."

„Und ist Ihnen Niemand aufgestoßen? Haben Sie mit keiner Patrouille zu thun gehabt? Seit einigen Tagen durchziehen stille Nachtpatrouillen die Umgebungen von Madrid."

„Im Laufe meiner Gedanken, Freund, bin ich manchen sonderbaren Erscheinungen begegnet, jedoch keiner Eurer Patrouillen" —

Wir traten zur kleinen Thorthüre hinein, und begaben uns auf die Wachtstube. Sie hat die gewöhnliche Einrichtung, einen langen Tisch, eine Pritsche und hölzerne Schemel, ist hoch und geräumig. Auf dem Tische brannte ein halbes Duzend Wachslichter; politische Zeitblätter und einige Bücher lagen, charakteristisch für die Wachhalter, darauf herum. Don Luis weiß, daß man nach einem Bad Eßlust verspürt, und dieser zu genügen war trefflich gesorgt. Bald saß ich mit der ganzen Wachgesellschaft, den Postensteher ausgenommen, um einen kalten Braten, köstliche Früchte, Apfelsinen, Feigen, Melonen, und in unsern Gläsern perlte der edle, rothe Saft der Trauben von Val de Peñas, diesem berühmten manchegischen Weinort, gelegen am nördlichen Fuße der Sierra morena. Der Verehrer deutscher Kunst und deutschen Lebens vergaß nicht des heimathlichen Gebrauchs, und einmal über das andere klangen unsere Gläser munter an einander. Ich aber gedachte in der Stille der edlen, schönen Luisa, und auf ihr Wohl lehrte ich das erste und letzte Glas — ach! ich ahnte nicht das Loos des unglücklichen Mädchens, das ihr vielleicht in eben diesen Augenblicken bereitet wurde.

Als die Reihe des Wacheaufziehens an Don Luis kam, verabschiedete ich mich aus dem frohen Kreise, worin völkerbeglückende Plane wunderlich geschmiedet, große Schlachten tapfer gestritten worden waren.

Das erste Glimmen des anbrechenden Morgens war bereits durch die aufgehenden, östlichen Himmelsbalcone angekündet worden, als ich in die eigentlichen Straßen der Stadt einbog, welche sich noch düster bei dem Flimmern spärlicher Gaslenlichter hindehnten. Dessen ungeachtet stieß ich noch mehrfach auf jenes seltsame, spanische Sommernachtleben, das der Fremde anfänglich für eine Maske der Unsittlichkeit zu halten geneigt ist, dem er aber später die romantische Seite abgewinnt, und sich davon angezogen fühlt. Die Straßenzügler sind keine Trunkenbolde; gewöhnlich haben mehrere sich verabredet, nach Mitternacht aufzustehen und bis zum Morgen miteinander die frische Nacht zu genießen. So begegnete ich denn hier schwärmenden Trupps, welche die Luft, den Himmel, die Nacht, den Morgen besangen; dort aus einer Seitengasse hörte ich der Guitarre zärtliche Töne entlocken, und eine sanfte Stimme noch zärtlicher die Geliebte ans Fenster locken, bis die amadilla, llena de pudor sich auf dem Balcone vernehmen läßt; da endlich ziehen junge Leute beiderlei Geschlechts, tanzend und singend, die Straße entlang, halten vor manchem Hause an, dieß öffnet sich mitunter, der jüngere Theil seiner Bewohner, aufgeweckt durch die süßen Klänge, stiehlt sich heraus, reiht sich

den Tanzenden an, die Melodien erklingen, die Caſtagnetten ſchmettern, und nach einer Viertelſtunde lebhaften Tanzes gehen die Einen ins Haus zurück, die Andern ziehen fröhlich weiter. Dabei herrſcht ſtets Ordnung, nie ein Mißton, nie Unanſtändigkeit. Nachts iſt der Spanier ein anderer Menſch, als am Tage: dann iſt keine apathiſche Ruhe an ihm, und er ſcheint ſich am glücklichſten zu fühlen, wenn er Andere erfreuen, beglücken kann.

Der Weg nach meiner Wohnung in der großen, eleganten Alcalaſtraße führte beim Correo (dem jüngſt durch die Occupation eines unruhigen Regiments merkwürdig gewordenen Poſtgebäude) vorbei über die berühmte Puerta del Sol, den Mittelpunkt der Madrider Straßenpolitik. In dieſer Gegend angekommen — es war bereits hell geworden — zog ein Trupp Milicianos meine Aufmerkſamkeit auf ſich, der ſich langſam von der Plaza mayor (heute in allen ſpaniſchen Städten Conſtitutionsplatz genannt) her bewegte und etwas zu geleiten ſchien. Ich ließ ihn näher an mich herankommen. Vier Mann trugen ſorglich auf ihren Armen eine jener Tragbahren, worauf man gewöhnlich von den Schlachtfeldern die Schwerverwundeten fortſchafft. Darauf lag in blutgerötheter Kleidung ein weiblicher Körper. Voll banger Ahnung trat ich näher und erkannte mit innerm Entſetzen in der Verwundeten das Mädchen aus dem Gebüſche wieder, dem ich die Rettung meines Lebens verdankte. Die Augen waren halb geſchloſſen, der Mund krampfhaft verzerrt, die Kleider zerriſſen und voll Blut — ein jammervolles Bild! Mit Tüchern hatte man das Blut einer unter der Bruſt befindlichen Wunde zu ſtillen geſucht, Kopf, Nacken waren bloß und die ſchwarze Mantilla lag über den Leib ausgebreitet.

Mit bebendem Munde frug ich einen der nachfolgenden Milicianos, ob ſie todt ſey: „Es iſt nicht weit davon ab," — erhielt ich zur Antwort, und erfuhr dabei, daß eine Infanteriepatrouille vier Facciosos, bei welchen das Mädchen ſich befunden, unfern einer etwa eine Stunde von Madrid entfernten Capelle aufgeſpürt, auf dieſe, als ſie ſchnell ihre Pferde beſtiegen und die Flucht ergriffen hätten, gefeuert und das Mädchen unglücklicher Weiſe verwundet hatte; zwei Facciosos ſeyen glücklich davon gekommen, einer gefangen und der vierte, welcher das Mädchen vor ſich auf den Sattel gehoben, mit dieſer vom Pferde ſinkend, habe ſich nicht ergeben wollen und ſich tapfer vertheidigt, bis er den Bajonnetten erlegen; das Mädchen habe noch mehrmals den Namen ihres Vaters und Onkels, der als eifriger Carliſt bekannt ſey, ſeufzend ausgerufen, und ſie werde nun nach der Wohnung des Letztern gebracht.

Schweigend folgte ich aus der Ferne der blutgerötheten Bahre. Vor einem, vom Militär bereits beſetzten Hauſe, hielt der Zug an; die Verwundete wurde hineingebracht, einige Aerzte folgten; dann verſchloß ſich die Thüre und Niemand durfte das Haus weder betreten noch verlaſſen.

Innerlich zerriſſen, wankte ich nun endlich nach meiner Wohnung, und ſank, wie betäubt, mechaniſch auf mein Bett. — Aus kurzem, ängſtlichen Schlummer aufwachend, eilte ich ſo ſchnell ich konnte, wieder nach der Wohnung Luiſens. Sie war nicht mehr, bald nach ihrer Ankunft im Hauſe des Oheims hatte ſie ihren Geiſt aufgegeben — vielleicht hat ſie Vater und Geliebten in jener Welt ſchon wiedergefunden.

Bei der ſtattgehabten Hausſuchung haben ſich Briefe vorgefunden, die einige Verhaftungen nach ſich zogen. Luiſa wird nicht weniger wegen ihres ſittlichen Betragens als ihrer Schönheit wegen gerühmt. — Nachbarn erzählten mir: ſie habe ſich ausgezeichnet no menos por su virtud que su hermosura. Ihr Vater gehörte zur Dienerſchaft des Infanten Don Carlos und blieb dieſem treu ergeben. Obgleich alt und kränklich, war er vor kurzem aus Madrid verſchwunden, wahrſcheinlich in Folge eines höhern Auftrags. Ein Brief hatte Luiſen gemeldet, daß ihr Vater ſchwer erkrankt ſey, ein anderer die nahe Ankunft des Geliebten, der ſich ebenfalls im Dienſte des Don Carlos befand. Der Zweck der nächtlichen Zuſammenkunft, die ich ſtören und welche ſo unglücklich enden ſollte, liegt deutlich vor. Morgen ſchon iſt der Begräbnißtag der in der Blüthe der Jahre Dahingeſchiedenen. Kein Verwandter wird an ihrem Sarge weinen und ihn mit Kränzen ſchmücken; — das Amt ihrer Lieben will ich denn übernehmen und aus dankbarem Herzen auf ihrem Grabe Blumen pflanzen und für ſie beten.

Erinnerungen aus Armenien.

2. Reiſe nach Kulpa im März 1834.

(Schluß.)

Kulpa verließen wir am 18 März um zwölf Uhr, und ſpeiſten in Karakaly, 14 Werſt vom erſteren Dorf entfernt, zu Mittag. Karakaly war im Alterthum eine bedeutende armeniſche Stadt, Namens Eriwantagert, jetzt aber ſieht man nur noch weitläufige Trümmer, oder richtiger geſagt, Steinhaufen. Das Schloß, das den Namen Karakaly behalten hat, ſteht auf dem ſteilen Ufer des Araxes, iſt ganz aus gehauenen Steinen in tatariſchem Geſchmack gebaut und ſehr groß; nicht weit davon ſieht man eine zerſtörte Brücke, einen noch erhaltenen Thurm und eine merkwürdige Vertiefung, in welcher, der Sage nach, Hiob ausgeruht haben ſoll.

Wir verließen Karakaly um zwei Uhr, kamen um ſechs Uhr nach Amarat, und übernachteten daſelbſt. Amarat iſt ein mächtiges Schloß von drei Etagen, das aus Luftziegeln erbaut iſt. Der Eigenthümer entwich nach Perſien, zerſtörte aber zuvor ſein Schloß, und ließ nur die Mauern ſtehen. Nicht weit davon ſteht ein zweites, ähnliches Gebäude, welches Klein-Amarat heißt, und gleichfalls halb zerſtört iſt. In der Nähe von Amarat fließt der Araxes; man ſagte uns, daß man von Archur her auf dem Wege von Nachitſchewan nicht über den Araxes ſetzen könne, unſer Reiſender Dubois aber wollte durchaus nach dem Ararat, und ſo beſchloß der Gouverneur der Provinz, theils um demſelben die Reiſe bequem zu machen, theils um das Vergnügen zu haben, noch eine Zeit lang in ſeiner Geſellſchaft zu bleiben, mit ſeinem ganzen Gefolge gleichfalls nach dem Ararat zu gehen. Wir zogen durch Dſchanat-Abad und Archur, wo eine alte armeniſche Kirche iſt; in derſelben ſind keine Verzierungen, und das Dach iſt an mehreren Stel-

len eingebrochen, auf den äußeren Steinen aber sind armenische Inschriften, aus denen man ersieht, daß die Kirche 1260 Jahre alt ist. Das Dorf Archur ist, wie der größte Theil asiatischer Gränzstädte und Dörfer, am Abhange des Berges im Amphitheater gebaut, und mit einem mächtigen Gebäude geziert, das von dem letzten Sardar, Hussein Khan, zu seinem Sommeraufenthalt und zur Wohnung seiner Frauen errichtet wurde; jetzt zerfällt das Gebäude.

Die Einwohner von Archur sind ein kriegerisches Geschlecht: das Dorf liegt an der Gränze, die benachbarten Kurden machen oft Einfälle und stehlen hier Vieh, aber selten gelingt es ihnen, dasselbe fortzubringen, denn die Bewohner von Archur säumen nicht lange und jagen es ihnen oft noch bei Kars ab. Man erzählt, daß zur Zeit des Sardar-Regiments die Türken und Tataren an der Gränze auf den Einfall gekommen seyen, sich einmal lustig zu machen, das heißt, die Armenier zu plündern, denn in diesem Dorf ist auch nicht ein Tatar. Die Armenier erfuhren es, zogen mit Weibern und Kindern und allem ihren Hausvieh in eine tiefe Schlucht, wo sie aus Steinen, die von der Höhe des Ararat herabgefallen waren, eine mächtige Mauer aufführten, welche die Oeffnung verschloß. Hier blieben sie wie in einer großen Höhle verborgen und hielten eine lange Belagerung aus.

Fast der ganze Tag des 20sten März war regnerisch und nöthigte uns, zu warten. Der Schmutz hinderte uns auch, das Kloster des heil. Jakob zu besuchen, und die Quelle zu sehen. Am 21sten um 11 Uhr verließen wir Archur und erreichten nach dreistündigem Ritt Aralych Swerdagan. Um 3 Uhr setzten wir über den Araxes bei dem Kloster Chorwirab; der Araxes ist hier so breit wie die Newa, doch nur weil er ausgetreten war; die Tiefe betrug 2½ Klafter. Der Floß bestand aus acht oder 10 runden Balken, die mit Wollstricken aneinander gebunden waren, aber so schlecht, daß das Wasser zwischen den Balken durchdrang. Auf dem Floß befanden wir uns zu zehn Menschen: ein nicht sehr dicker Balke trennte uns von dem Wasser, und als wir alle saßen, war die ganze Seite, auf welcher ich mich befand, so sehr mit Wasser bedeckt, daß man den Floß gar nicht sah. Dennoch erreichten wir glücklich das entgegengesetzte Ufer, die Pferde und das Gepäck aber kamen schwimmend hinüber. Um 6 Uhr kamen wir nach dem sehr armen Kloster. Die Zelle des Vorstehers und die Meubles darin waren nicht besser als bei einem gemeinen Tataren, nämlich eine große Decke, zwei Stühle und ein Tisch von einfachem Holze. Die Kirche ist ziemlich gut, reinlich und solid aus Sandsteinen aufgeführt; sie ist dadurch bemerkenswerth, daß in derselben in der Nähe des Altars das Loch gezeigt wird, in das man den heiligen Georg warf, und wo er mehrere Jahre lebte; es hat sich sogar die Oeffnung erhalten, durch welche ihm eine Frau täglich Brod hineinreichte; die Grube ist nicht weniger als 7½ Klafter tief, und der Eingang nicht über eine Arschine breit, die Leiter ist perpendiculär gestellt, und man muß mit einem Lichte hinabsteigen. Innerhalb ist die Grube ziemlich geräumig, und sie ist, wie auch der Eingang, ganz mit Stein ausgelegt. Das Kloster Chorwirab steht auf einem hohen, steilen Berge, und unten liegt das Dorf gleichen Namens. Die Sonne war noch nicht untergegangen, als wir es verließen; wir übernachteten in Taraganlu.

Am 22 März um neun Uhr Morgens betraten wir das Dorf Kamarlu, und verabschiedeten uns alsobald von unserm Reisegefährten Dubois, welcher die Richtung gegen Nachitschewan einschlug. In dem genannten Dorfe wurden wir durch einen ungewöhnlichen Zufall aufgehalten. Kaum hatten wir dasselbe betreten, als plötzlich aus der Schaar des Volks ein halbnackter Tatar hervortrat, der einem Fanatiker ähnlich sah: in seinen Händen hielt er einen nackten Knaben von neun Monaten, den er am Fuße gepackt hatte, und nach verschiedenen Seiten hin und her schwenkte. Er stürzte uns gerade entgegen, schrie etwas auf tatarisch, und fuhr fort, den Knaben heftig zu schütteln. Wir fürchteten für das Leben des unglücklichen Geschöpfes; der Gouverneur der Provinz hielt an, und befahl, den Tataren zu ergreifen, der Kreisvorsteher erklärte jedoch, dieser Mensch sey ein Mutrub, eine Art Zigeuner oder Zauberer im Dorfe, der vom Wahrsagen lebe; er trug giftige Schlangen am Busen, und suchte auf diese Weise seinen Unterhalt; da es aber Seinesgleichen viele gab, so hatte ihm der Kreisvorsteher Land angewiesen, und ihn zur Arbeit angehalten, was der Mutrub nicht wollte, trotz des Verbotes sein Gewerbe dennoch fortsetzte, und durchaus ohne Brod geblieben war.

Bald darauf sah ich die Pappeln von Eriwan, verabschiedete mich von meinen Gefährten, und befand mich bald wieder in meiner Behausung.

Vulcanischer Regen.

(Aus dem Bulletin de la Société géologique de France.)

Am 1 Januar d. J. fiel zu Neapel ein vulcanischer Regen, dessen Product der geologischen Gesellschaft von Frankreich mit einem Briefe des Ritters Tenore übersandt wurde. Nach zwei sehr heftigen Detonationen des Vulcans und bei reinem Himmel fiel auf die Stadt und die Umgegend ein feiner Regen von kleinen Steinen nieder, welche wesentlich von der Asche verschieden waren, die der Vesuv gewöhnlich auswirft, nämlich Lapilli und Bimestein, die bei heftigen Ausbrüchen oft auf große Entfernungen geschleudert worden. Der Regen vom 1 Januar bestand aus schaumartigen Bruchstücken, welche unregelmäßig, bräunlich und durchsichtig waren; betrachtete man sie mit der Loupe, so zeigten sie sich als halb verglaste Haarröhren und Kügelchen, ähnlich einer Masse von geschmolzenem Glas, das, in einer engen Röhre geschmolzen, durch den Druck der Luft hinausgetrieben wird und sich in kleine Tropfen und Körnchen auflöst. Viele dieser Körner hatten eine pyramidale Gestalt, andere waren rund, prismatisch, unregelmäßig oder eckig. Das dickste hatte nicht über 2 bis 3 Linien im Durchmesser, und alle schienen aus denselben Bestandtheilen zusammengesetzt, ohne besondere specifische Kennzeichen darzubieten. Dieser Regen fiel nur einige Secunden lang; seine Bestandtheile, von dem Vulcan in Einem Wurfe herausgestoßen, wurden durch einen Nordostwind nach Neapel geführt, während die gewöhnliche Asche, von den Winden weit fort-

getragen, im Gegentheile sehr langsam niederfällt und oft mehrere Tage anhält.

Hindu-Wallfahrtsorte.

II. Omercuntuc.

(Schluß.)

Diese Leute leben auf die roheste Weise von wilden Wurzeln und Pflanzen, und solchen Thieren, die sie fangen und tödten können, ohne sich mit Bebauung des Bodens zu bemühen, sind aber oft in der äußersten Noth. Sie bauen aus Bambus und Erde in den zugänglichsten Theilen des Waldes rohe Cisternen, welche in der Regenzeit sich mit Wasser füllen, und jede Familie versammelt sich um eine dieser Cisternen, und wenn das in ihr enthaltene Wasser vor den nächsten Regen aufgezehrt seyn sollte, so wandern sie zu der nächsten, die in der Entfernung einiger Meilen von einander errichtet werden; dahin fliehen sie auch bei Annäherung eines Feindes. Auch sie haben sich in besondere Kasten oder Gemeinden getheilt, und halten streng auf die Gewohnheiten ihres Stammes, doch haben sie nicht die Vorurtheile in Bezug auf heilig gehaltene Thiere, wie andere Classen der Hindu. Sie tödten und essen die Kuh, wenn sie ein solches Thier habhaft werden können, und nähren sich ohne Bedenken mit Schlangen, Affen und Allem, was ihnen in den Weg kommt. Dem Fakir von Omercuntuc sind sie wohl bekannt, und wenn europäische Officiere, die zur Quelle des Nerbudda aufsteigen wollen, Beistand bedürfen, so empfiehlt er ihnen Individuen, die für geringen Lohn ihre Dienste anbieten. Ein wilder Gond wurde auf diese Art beauftragt, ein Mussaul oder eine Fackel zu tragen, und zur Unterhaltung der Flamme gab man ihm 5½ Sirs, ungefähr 7 Pfund, Leinöl. Als die Fackel gebraucht wurde, erfuhr der Officier, den die Nacht auf dem Berge überfiel, zu seinem Erstaunen und Schrecken, daß der Wilde alles Oel getrunken habe. Und als man ihn fragte, wie er es habe über sich gewinnen können, solches abscheuliche Zeug zu verschlingen, gestand er, er habe so selten Gelegenheit einen guten Schinck Oel zu bekommen, daß der köstliche Geruch aus dem Gefäße für ihn eine zu starke Versuchung gewesen sey, und daß er mit dem höchsten Vergnügen seinem Verlangen nachgegeben hätte. Dieß Volk hat sehr wenig Verkehr mit den Gonds anderer Stämme, die unter Häuptlingen in Städten und Dörfern leben, oder, bis in der neuesten Zeit, mit dem civilisirtern Theile des Stammes, der in der Ebene lebt, und wagt sich selten über seine Gränzen hinaus, ausgenommen wenn sie aus Noth getrieben werden, einige ihrer Bergproducte für Lebensmittel umzutauschen. Die Schwierigkeit, ihr Daseyn zu fristen, hält sie ab, sich in großer Zahl zu vereinigen, selten sieht man mehr als acht oder zehn Hütten bei einander. Verdienstlich halten sie es, ihre betagten oder kranken Verwandten der Devi zu opfern, weil sie dadurch der Göttin gefallen, ihre Freunde dem Elend entziehen und sich selbst ein reiches Mahl verschaffen, ohne die Segnungen der Gottheit zu rechnen, die Allen werden, welche dem unersättlichen Verlangen dieser düstern Gottheit nach Blut Genüge thun. Uebrigens sind die Gonds einfach und frei von den Lastern, welche gewöhnlich diesen Wilden eigen sind. Das Bedürfniß von Salz und Zucker, sagt man, nöthigt sie jetzt, mehr mit den Bewohnern der Ebene zu verkehren; vielleicht werden sie dadurch menschlicher und der Civilisation zugänglicher.

Sie erkennen einen Häuptling an, und viele weite Landstriche gehören ihren Radschas, von denen einer der Radscha von Buktur im Lande Nagpur ist. Alle Häuptlinge, und besonders dieser, verehren die Göttin Devi durch Menschenopfer, die sich aber von den obenerwähnten unterscheiden. Sobald der Erfolg eines ihrer Unternehmungen ihnen sehr am Herzen liegt, so geloben sie eine Anzahl Menschenopfer zu bringen, wenn ihre Wünsche erfüllt würden. Dieß Gelübde wird gewissenhaft gehalten, und die Opfer wo möglich aus der Dschungum-Kaste gewählt, weil man allgemein glaubt, der geringste Theil ihrer Knochen und ihres Fleisches werde die Ernte wunderbar reich machen, wenn man ihn im Felde vergräbt. Sind solche Personen nicht zu haben, so ergreifen die Diener des Radscha andere, auch Fremde, die gerade durchgehen. Die brittische Regierung, welche die Klagen der Verwandten solcher Unglücklichen vernahm, beauftragte den politischen Agenten der Compagnie in Nagpur davon, und der Schutz dieses Mannes hat sich in einem Fall als hinreichend bewiesen, doch ob er überall die Indier, welche aus fernen Gegenden hieher kommen, schützen kann, ist sehr zu bezweifeln. Nur diejenigen, welche mit Europäern reisen, haben nichts zu fürchten, und der häufige Aufenthalt brittischer Officiere in diesen Gegenden wird vielleicht günstig einwirken, um die Begierde, Menschenblut zu vergießen, zu zügeln.

Das Land, das ohne Beschwerde von den Bewohnern den Europäern offen steht, kann aber nur in der Zeit zwischen Januar und Mai ohne Gefahr für die Gesundheit bereist werden. Mit Anfang des Regens im Junius wachsen allerlei Pflanzen schnell auf, und ihre vergiftete Ausdünstung erzeugt das Jungle-Fieber, dem der dann vorherrschende Südostwind noch größere Ausdehnung gibt. Sein Hauch, mit Miasmen erfüllt von den Dämpfen der faulenden Blätter und den Nebeln, die im Orkan sich erheben, wo kein Sonnenstrahl eindringen kann, und wo keine freie Circulation der Luft ist, bringt Tod auf seinen Flügeln. Auch das Wasser ist ungesund, und zieht aus dem üppigen Unkraut und giftigen Blättern ein verderbliches Gas. Der Einfluß der pestilenzialischen Luft der Wildniß wird selbst in Dschebelpur gefühlt, wenn der Wind von Süd oder Ost kommt. Glücklicherweise herrscht meist Westwind in der Regenzeit, und macht das Klima gesund und angenehm. Doch Krankheit folgt sogleich, wenn er wechselt, und über die ausgedehnten Wildnisse hinstreicht, die nach Osten und Süden liegen, wie es zuweilen der Fall ist.

Frequenz der Eisenbahn nach St. Germain. Im verflossenen Monate fuhren auf dieser Eisenbahn 161,512 Menschen, und die Einnahme betrug 146,558 Fr. 50 C. Einen Tag in den andern gerechnet sind also 5210 Personen gefahren. (Franz. Bl.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 99** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Französisches Conversationslexikon.** (Fortsetzung.) — **Cheveley, oder der Mann von Ehre.** (Fortsetzung.)

Zu den Abonnements dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1—2 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat August.)

№ 8.

Intelligenzblatt
zum
Ausland.

So eben ist erschienen:

Der dritte Band
von Theodor Mundts
Spaziergängen und Weltfahrten,
enthaltend:
Ausflucht durch die Schweiz nach der Provence.
8. Altona, Hammerich. eleg. broch. 2 Thlr.

Die Fortsetzung dieser von allen stimmfähigen Organen der Kritik mit Enthusiasmus begrüßten Lebens- und Reiseskizzen wird den Freunden des Verfassers eine willkommene Erscheinung seyn, und die Aufgabe dieses Werkes, aus dem Leben gegriffene Culturbilder der Gegenwart zu liefern, nicht minder bedeutsam hervortreten lassen, als in den beiden früheren Bänden. Auch in diesem neuen Bande kommen die wichtigsten Fragen der Zeit zur Sprache, angeknüpft an die Schilderung interessanter Localitäten und lebender Persönlichkeiten oder an eine geniale Auffassung des Volkslebens in den durchreisten Gegenden. Völker- und Privatleben berühren sich hier in den interessantesten Gruppen auf eine neue Weise und in einer Darstellung, die für die deutsche Litteratur von ersprießlicher Bedeutung ist.

Sämmtliche Buchhandlungen in ganz Deutschland, Oesterreich, der Schweiz u. s. w. haben Mundts Spaziergänge vorräthig.

In der litter. artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

München.
Ein Handbuch für Fremde und Einheimische
mit
besonderer Berücksichtigung der **Kunstschätze** dieser Residenzstadt,
von
Dr. Ernst Förster.

Mit 1 Grundriß der Stadt und mehreren Ansichten in Stahl gestochen.
Preis: geschmackvoll cartonnirt 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Ferner:

MUNICH
Manuel complet de l'étranger dans cette capitale;
avec des details particuliers sur les monumens et les collections d'art qu'elle renferme,
par le
Dr. Ernest Förster.
Avec un plan de la ville et quelques gravures.

Vor allen andern ähnlichen Werken, die bisher über München erschienen sind, zeichnet sich das obige dadurch aus, daß darin diejenige Seite Münchens, durch welche es in neuerer Zeit am meisten die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich gezogen hat, seine Werke der bildenden Künste nämlich, von einem Manne dargestellt sind, der — selbst Künstler — neben seinen praktischen Erfahrungen durch mehrere gediegene Schriften über Kunstgeschichte und Theorie sich bereits einen Namen erworben hat. Aber auch außer dieser glanzvollsten Seite Münchens wird der Fremde darin keine ihm einigermaßen interessante Notiz über die Geschichte, Statistik, über Wohnlichkeit und über eigenthümliche Einrichtungen der Stadt vermissen.

In der Unterzeichneten ist erschienen durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Die
Eisenbahnen
im Vergleiche mit
den Wasserstraßen
von **Michael Chevalier.**
Auf Befehl Sr. Majestät des Königs von Würtemberg
aus dem Französischen übersetzt von
Friedr. Ludw. Lindner.
8. in Umschlag geheftet. Preis 24 kr.

Zu einer Zeit, wo der Wunsch, überall Eisenbahnen anzulegen, fast zur Leidenschaft geworden, verdient eine Schrift, in welcher diese Angelegenheit unparteiisch, mit ruhiger Berechnung, untersucht wird, die Aufmerksamkeit des Publicums. In der Abhandlung des Hrn. M. Chevalier, die hier in deutscher Uebersetzung erscheint, werden die verschiedenen Interessen erwogen, deren Förderung die neue Erfindung beabsichtet, in Bezug auf andere Transportmittel werden die Resultate einander gegenübergestellt, wodurch die Beurtheilung eine sichere Basis erhält. — Daß diese lehrreiche Schrift auf Befehl Sr. Majestät des Königs übersetzt und gedruckt wurde, ist ein abermaliger, in unsern Tagen zweifach erfreulicher Beweis von der Aufmerksamkeit des erhabenen Beschützers der Industrie auf Alles, was die Zeitbedürfnisse zu regeln und so mit Sicherheit zu befriedigen geeignet ist. Die Rücksicht auf diesen Umstand wird die öffentliche Theilnahme an der Schrift unstreitig erhöhen.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rede
bei der Vermählungsfeier
Ihrer Königl. Hoheiten
des Erbprinzen
Wilhelm von Oranien
und der Prinzessin
Sophie von Würtemberg
am 18 Junius 1839,
gehalten von
Dr. Karl Grüneisen,
k. würtemb. Hofprediger und Oberconsistorialrath.
Preis 12 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Julius 1839.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Urquhart, Geist des Orients.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Geist des Orients,

erläutert in einem Tagebuche
über

Reisen durch Rumili,

während einer ereignißreichen Zeit.
Von
D. Urquhart, Esq.
Aus dem Englischen übersetzt
von **F. Georg Buch.**

Zweiter Band.

gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Inhalt: Ritt in das Thal Tempe. — Steigen und Sinken der handeltreibenden Ortschaft Ambelakia. — Contraste zwischen England und der Türkei. — Ausflug von Salonika zur Verfolgung von Räubern. — Kassandra. — Die Helena von Kassandra. — Alterthümliche Nachforschungen in Atheto und Olynthus. — Fest der Räuber und Beraubten. — Einfluß der Schulen. — Manufacturen und bergbautreibende Ortschaften von Chalkidike. — Plane der Armatolis. — Verhandlungen mit einem Statthalter. — Zur See kreuzende Bienen. — Ravanika. — Bivouac. — Gomali. — Europäische Sitten. — Contracter Priester. — Herrliche Aussicht. — Akenthus. — Gefangennehmung durch Banditen. — Der Berg Athos. — Der heilige Berg und seine Bewohner. — Klephten, Piraten und Schmuggler. — Diät. — Fieberanfall. — Rückkehr nach Salonika. — Zweiter Besuch in Albanien. — Veränderte Umstände. — Charakter und Wirkung der Ortsregierung. — Argyro Kastro. — Municipalschulden. — Dragomans. — Griechische Sitten. — Sitten und Erziehung orientalischer Kinder. — Türkische Litteratur. — Tepedelene. — Aufnahme in Berat. — Die Ghegs. — Mitternächtliche Abenteuer. — Durazzo. — Türkische Begriffe vom Handel. — Europäische Consuln und Einwohner. — Die Franzosen in Aegypten. — Mehemed Ali Pascha. — Nord-Albanien. — Skodra. — Militärische Bewegungen. — Niederlage des Pascha von Skodra. — Redschid Mehemed Pascha Sabrazem. — Einladung in einen Harem. — Mein Wirth, der Imam. — Islamismus. — Das Leben im Harem. — Verhältniß der Frauen. — Ihr Einfluß auf häusliche Sitten und volksthümlichen Charakter. — Vergleichende Sittlichkeit im Morgen- und Abendlande.

Stuttgart und Tübingen, im Junius 1839. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Deutsche Vierteljahrs Schrift. 7. Heft.

So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt:

Deutsche
Vierteljahrs Schrift.

Julius — September 1839.

Inhalt: Ueber das industrielle Maschinenwesen der neuesten Zeit. — Ueber den öffentlichen Unterricht, besonders in gewerblicher Hinsicht. — Ueber die Städte in Deutschland und ihre Verfassungen. — Vom Geister- und Gespensterglauben in Deutschland. — Die Schulen der deutschen Rechtsgelehrten. — Zur Orientirung in den geistigen Richtungen und Strebungen in Deutschland. — Das Verhältniß der Künste zu der politischen Entwicklung der neuesten Zeit. — Ueber die Begründung der Sitten, Gebräuche und Manieren der Araber, Perser und Türken aus ihrer Religion. — Kurze Notizen.

Der Inhalt der zwei ersten Quartalhefte des laufenden Jahrgangs oder Nr. 5 und 6 der ganzen Sammlung ist folgender:

V. Das deutsche Journalwesen. — Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien. — Ueber die Hochebene von Bogota. — Trostworte für Kleingläubige. — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland. — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Ueber die Lesevereine in Deutschland. — Ueber den Grund, das Wesen und die Gränzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft. — Die Holznoth. — Kurze Notizen.

VI. Die deutschen Universitäten. — Die schweizerische Nationalität. — Aphorismen über Forstwesen. — Leichenhäuser oder keine? — Ueber rhetorische Improvisation. — Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart. — Die Freiheiten und Beschränkungen des auswärtigen Handels. — Der Streit zwischen Moral und Geschmack. — Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte. — Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit. — Das Vaterland und die Kirche. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gr.

Stuttgart und Tübingen, Julius 1839. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Ankündigung

von

Supplementen

zu den sämmtlichen Werken Schillers.

Die verschiedenen Nachträge zu den Werken Schillers, welche in der jüngsten Zeit erschienen sind, und das ungemeine Interesse, welches Deutschland für Alles an den Tag legt, was Schillers geistiges Wirken und seine Person betrifft, machen es der Familie des zu früh Dahingeschiedenen zur Pflicht, in der rechtmäßigen Verlagsbuchhandlung der Schiller'schen Werke Supplemente zu denselben herauszugeben, welche des Nationaldichters würdig seyn und soviel als möglich in seinem eigenen Geiste veranstaltet werden sollen.

Diese Sammlung wird in ihrer ersten Abtheilung nicht nur manche Gedichte, Aufsätze und Varianten enthalten, die den bisher erschienenen Nachträgen fehlen, sondern sie soll sich auch durch ihre Anordnung und durch die strenge Verbindung alles Einzelnen zu einem Ganzen auszeichnen. Ein genaues chronologisches Inhaltsverzeichniß aller Schriften Schillers nach Jahr, und wo möglich Monat und Tag, wird theils zum bessern Verständniß der Werke selbst dienen, theils wird es für den Leser ein Leitfaden seyn, durch welchen er den Zusammenhang der einzelnen Bestandtheile unserer Sammlung mit den ganzen Werken Schillers leicht ersehen und ihre Stelle schnell auffinden kann.

Die meisten dieser Gedichte und Aufsätze haben zwar an und für sich nur einen untergeordneten Werth, sonst würde sie unser Vater selbst der Oeffentlichkeit übergeben haben, wenn es auch auf der andern Seite wahr seyn mag, daß er, wie ein geistreicher, nun auch dahingeschiedener Zeitgenosse aussprach, „keine uninteressante, charakterlose Zeile geschrieben habe." Aber sie sind Documente seiner Schicksale und Verhältnisse, oft Hülfsmittel zum Verständniß seiner Schriften, besonders aber bezeichnen sie nothwendige Momente und Stufen in der Geistesentwicklung eines Mannes, dessen Bildungsgang einer der seltensten und merkwürdigsten genannt wurde, den je ein Mensch genommen habe, so daß derselbe zu einem Problem der forschenden Betrachtung geworden ist.

In diesen innern Zusammenhang und in diese höhere Beziehung müssen also alle Gedichte und auch nur fragmentarische Aufsätze unserer Sammlung gestellt werden.

Wir hoffen, daß diese uns unerläßlich scheinende Aufgabe dadurch erreicht werden wird, daß Hr. Director Hoffmeister in Kreuznach, welcher nach unserm Wunsche und in unserm Einverständniß die Sammlung unternommen hat, durch kurze Anmerkungen und Hinweisungen unter dem Texte alle jene gesammelten Productionen in eine innige Verbindung mit seiner Schrift:

„Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke"

setzen wird — einer Schrift, welche wir, wenn sie auch eine andere Betrachtung der Werk und der Geistesrichtung Schillers nicht ausschließt, der Gründlichkeit ihrer Forschung, ihrem Geiste und ihrer ganzen Fassung nach als ein unseres Vaters würdiges litterarisches Monument anerkennen und hochschätzen.

Die zweite Abtheilung der Supplemente wird eine Auswahl bedeutender Schiller'scher Briefe enthalten, von denen viele bisher noch nicht durch den Druck veröffentlicht worden sind, und welche durch nothwendige Bindungsglieder vermittelt und durch Erläuterungen in Hinweisung des Herausgebers auf sein obengenanntes Werk aufgehellt werden sollen.

Bei Anordnung und Auswahl dieser Briefe wird das Ziel verfolgt werden, daß aus ihnen gleichsam eine vollständige Selbstbiographie und Selbstcharakteristik Schillers hervortrete. Nur so kann auch hier das Einzelne durch den Dienst, den es dem Ganzen leistet, eine Schillers würdige Stellung erhalten, welcher immer darnach trachtete, die Einheit in der Mannichfaltigkeit zu finden und zu bewahren.

In der dritten zuletzt erscheinenden Abtheilung endlich, welche Stimmen der Zeit und Kritiken bedeutender Zeitgenossen enthalten wird, soll Schiller als Mensch, Dichter, Geschichtschreiber und Denker durch die Auffassung und durch das Urtheil Anderer gleichsam im Spiegel seiner und unserer Zeit charakterisirt werden, und dieser Versuch dürfte wohl der erste seyn, unsern Vater in der fortschreitenden Betrachtung seiner Mitwelt darzustellen. Die Aussprüche und Kritiken bedeutender Zeitgenossen werden theils vollständig, theils im Auszuge wörtlich mitgetheilt, und chronologisch, oder auch dem Inhalte nach geordnet werden.

Diese Sammlung wird die Aufgabe zu lösen suchen, einerseits eine große Mannichfaltigkeit verschiedener Aussprüche über Schiller und seine einzelnen Werke zu liefern, andrerseits aber zugleich im Allgemeinen, im größern Umrisse, den Gang anschaulich darzustellen, welchen die Kritik über Schiller vom Anfang seiner litterarischen Erscheinung an bis zu unsern Tagen genommen hat.

Von selbst versteht es sich in dieser Beziehung, daß auch ungünstige, ja abgeneigte Urtheile aus diesen Supplementen nicht ausgeschlossen bleiben, denn auch hier muß Schillers eigener Ausspruch gelten: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht," vor welchem einzelne einseitige und falsche Stimmen vergeblich sich erheben.

Die Familie aber glaubte ihren verewigten Vater dadurch am höchsten zu ehren, daß sie Alles aufbot, ihn seinen Zeitgenossen und seiner Nachwelt im Lichte der Wahrheit erscheinen zu lassen.

Köln, im Julius 1839.

Im Namen der von Schiller'schen Familie

Ernst v. Schiller, königl. preußischer Appellationsgerichtsrath.

* * *

Die unterzeichnete Verlagshandlung der Schiller'schen Werke, welche von der v. Schiller'schen Familie auch mit Herausgabe dieser Sammlung beauftragt worden ist, beehrt sich die vorstehende Anzeige zur Kenntniß des Publicums zu bringen.

Sie wird es sich zur Ehrenaufgabe machen, auch diese Sammlung in Ausstattung und Preis so auszuführen, wie der unsterbliche Name Schillers und seine zahllosen Verehrer es heischen; vorläufig nur so viel, daß der Umfang vier bis fünf Bändchen des Taschenformates und der Preis des Ganzen fl. 3 bis fl. 4 oder Rthlr. 1. 20 Gr. bis Rthlr. 2. 12 Gr. nicht übersteigen wird.

Stuttgart, im Julius 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei **E. B. Polet** in Leipzig ist so eben erschienen:

Heyne, E. T., u. Laffitte, vollständiges Lehrbuch der reinen französischen Aussprache. Für Schulen und zum Selbstunterricht. Ein Supplement zu jeder franz. Grammatik. gr. 8. brosch. 10 gr.

Grosse, R., kurze Geschichte der Reformation und der in älterer und neuerer Zeit entstandenen religiösen Secten. gr 12. (140 S.) brosch. 8 gr.

Bibliothek der Geschichte, Geographie und deren Hülfswissenschaften neuester Zeit. Herausgegeben von J. C. Thelle. 1s u. 2s Heft, die Litteratur von 1836 u. 37, nebst Materienregister. 3s Heft die Litteratur von 1838. gr. 8. brosch. à 6 gr.

(Jedes Heft ist auch apart zu haben.)

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gerichtsärztliche Arbeiten

von

Karl Friedrich Burdach,

k. preuss. Geh. Medicinalrathe, Director des Medicinal-Collegiums und Prof. zu Königsberg.

Erster Band.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt: Ueber die Advocatur der Aerzte. Ueber den Beweis der Vergiftung. I. Arsenikvergiftung, erwiesen durch das gleichzeitige Erkranken nach derselben Speise, die Krankheitserscheinungen, die Leichenöffnung und die Ausgrabung. II. Arsenikvergiftung, erwiesen durch die Krankheitserscheinungen, die Leichenöffnung und den Gehalt des Ueberrestes der genossenen Speise. III. Arsenikvergiftung, durch die Krankheitserscheinungen und den Leichenbefund wahrscheinlich gemacht, ohne nähern Beweis. IV. Vergiftung durch Schwefelsäure im Schlafe. Ob Mord? ob Selbstmord? I. Selbstmord undenkbar. Stich in die Brust. II. Selbstmord wahrscheinlich. Erwürgung. III. Selbstmord möglich. Zerbrechung des Kehlkopfs. Ueber die nähere Bestimmung der Tödtlichkeit einer Verletzung. Kopfverletzungen. 1. Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit. a) Schädelbruch mit Extravasat. b) Desgleichen mit Depression und Erweichung des Gehirns. 2. Bedingt nothwendige Tödtlichkeit. a) Zerreissung innerer Hirngefässe. b) Schleichende Entzündung und Eiterung des Gehirns. c) Hirnerschütterung bei Krankheit und Erkältung. 3. Individuell nothwendige Tödtlichkeit. a) Zerreissung des Querdurchmessers. b) Extravasat in den Hirnhöhlen und unter dem kleinen Hirne. c) Schädelbruch und Extravasat. d) Extravasat. 4. Zufällige Tödtlichkeit. a) Mentagitis. b) Schleichende Entzündung und Eiterung des Gehirns. c) Arachnitis. 5. Anderweitige Ursache des Todes. Brustwunde und Erstickung. a) Stich durch die Brust in die Leber. b) Erstickung durch Betten. c) Zusammendrückung des Kehlkopfes. d) Desgleichen. e) Ertränkung. Verletzungen des Unterleibes. I. Peritonitis mit Ergiessung nach einem Stiche. II. Desgleichen nach Verwundung mit einem glühenden Eisen. III. Berstung der Milz nach einem Stosse. Vielfache Mitwirkungen. I. Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit. II. Desgleichen. III. Anderweitige Ursache des Todes.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Litterar. artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Maschinenkunde

und

Maschinenzeichnung

von

F. Haindl,

königl. b. Professor.

1ste Lieferung,

bestehend aus 11 Bogen Text in Quarto,

und 11 Bogen der Zeichnungen in groß Quer-Folio

(das Blatt 2′ lang, 1′ 7″ breit bayer. Maaß).

Preis 5 fl. 24 kr. rhein. — 3 Rthlr. oder 4 fl. 30 kr. C.M.

Inhalt:

1) Schrauben, scharfe, flache, linke, rechte, einfache, mehrfache, in Holz und Metall ꝛc. ausgeführt. 2) Wellen, Zapfen und deren Lager, wagrechte, senkrechte und schiefe, hölzerne und eiserne, massive und hohle Wellen und deren Zapfen, offene und geschlossene Zapfenlager, fixe und bewegliche, stehende, hängende und schwebende ꝛc. 3) Holzverbindungen, wagrechte, senkrechte und schiefe, Verzapfungen, Verblattungen ꝛc. 4) Verzahnungen, cylindrische und konische Räder, Zahnstöcke, Daumen und excentrische Scheiben ꝛc., mit Rücksicht auf Berechnung, Eintheilung und Form der Zähne; hölzerne, eiserne und gemischte Räder ꝛc.

Das ganze Werk, welches aus drei gleich starken Lieferungen bestehen wird, soll in systematischer Ordnung das ganze Gebiet der Maschinenkunde und des Maschinenzeichnens umfassen.

Der Hr. Verfasser, bereits im zweiten Decennium als Lehrer dieser Partien an der königl. polytechnischen Schule in München, so wie noch an vier der ersten Kunst- und technischen Bildungsanstalten wirkend, und seit mehreren Jahren die Stelle eines Civil-Ingenieurs vertretend, hat, geleitet durch seine mehrjährigen praktischen Kenntnisse und Erfahrungen im Bau- und Maschinenwesen, dieses Werk nach dem übereinstimmenden Urtheile Sachverständiger so bearbeitet, daß selbes nicht nur für die bereits mehrfach ins Leben gerufenen technischen Bildungs-Anstalten als das erste in Deutschland erschienene Werk empfohlen zu werden verdient, sondern auch für Mechaniker, Maschinenbauer, Fabricanten, Hütten- und Hammerwerks-Besitzer, Müller ꝛc., so wie für jeden Freund der Technik bei dem raschen Aufblühen des Maschinenwesens um so mehr von großem Nutzen seyn wird, als der Hr. Verfasser, abhold jenem bloßen Wiederkauen und Aufpfropfen fremder Anordnungen und Constructionen, ohne Rücksicht auf die obwaltenden Umstände und vorhandenen Verhältnisse, das Ganze den Bedürfnissen aller jener Länder entsprechend anzupassen eifrigst bemüht war, welche noch nicht, gleich den Engländern, Franzosen und Amerikanern, jene hohe Stufe technischer Ausbildung erreicht haben.

Diesem zufolge wurden, wie es in einigen sonst vorzüglichen ausländischen Werken geschehen ist, Constructionen in Holz keineswegs umgangen, sondern dieselben sind, so weit es die Verhältnisse des Continents erfordern, denen in Eisen vorangestellt; jedoch vermißt man auch letztere, so wie jene, welche theils aus Holz, theils aus Eisen bestehen, nicht; wobei bei gleichem, oder doch nicht beträchtlich größerm Kostenaufwande Schönheit der Formen immer berücksichtigt wurde.

Bei allen von dem Hrn. Verfasser, vorzüglich aber bei den von ihm in Metall ausgeführten Maschinen wurde das Gewicht der einzelnen Theile und ein Kostenüberschlag aufgeführt. Bei allen Zeichnungen sind mit der höchsten Genauigkeit die Maaße nach bayerischem und französischem metrischem Maaßstabe eingeschrieben; die verschiedenen Stoffe: als Eisen, Messing, Holz ꝛc. sind sowohl durch eigene Schraffuren als besonders mit Benützung des erst seit kurzem in der J. G. Cotta'schen lithographischen Druckerei ausgebildeten Farbendruckes in den ihnen zukommenden Farben dargestellt, wodurch die Platten an Deutlichkeit bedeutend gewinnen, und sich nicht nur als Originale für den Unterricht, sondern auch als Arbeits- oder Werkstättzeichnungen selbst für solche, welche die im übrigens ungekünstelten, leicht verständlichen Styl geschriebene deutsche Erklärung nicht lesen können, vollständig eignen.

Die Platten wurden von Hrn. Kurz, einem der ausgezeichnetsten Schüler des Hrn. Verfassers, und bereits selbst im vierten Jahre Lehrer an der Gewerbs- und polytechnischen Schule in Augsburg, mit einer Präcision gestochen, welche so wie die übrige Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Zwölfter Jahrgang.

1839.

September.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1839.

☞ Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden wir künftig für jeden Monat einen Umschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an diejenigen Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Zusendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden derselben zur Versinnlichung interessanter Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands, wovon wöchentlich 2 bis 3 Nro erscheinen, 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gr. — Sämmtliche respective Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder in monatlichen Heften.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Urquhart, Geist des Orients.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Geist des Orients,

erläutert in einem Tagebuche
über

Reisen durch Rumili,

während einer ereignißreichen Zeit.

Von

D. Urquhart, Esq.

Aus dem Englischen übersetzt
von **F. Georg Buck.**

Zweiter Band.

gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Inhalt: Ritt in das Thal Tempe. — Steigen und Sinken der handeltreibenden Ortschaft Ambelakia. — Contraste zwischen England und der Türkei. — Ausflug von Salonika zur Verfolgung von Räubern. — Kassandra. — Die Helena von Kassandra. — Alterthümliche Nachforschungen in Aiheto und Olynthus. — Fest der Räuber und Beraubten. — Einfluß der Schulen. — Manufacturen und bergbautreibende Ortschaften von Chalkidike. — Plane der Armatolis. — Verhandlungen mit einem Statthalter. — Zur See kreuzende Bienen. — Ravanikia. — Bivouac. — Gomali. — Europäische Sitten. — Contracter Priester. — Herrliche Aussicht. — Akenthus. — Gefangennehmung durch Banditen. — Der Berg Athos. — Der heilige Berg und seine Bewohner. — Klephten, Piraten und Schmuggler. — Diät. — Fieberanfall. — Rückkehr nach Salonika. — Zweiter Besuch in Albanien. — Veränderte Umstände. — Charakter und Wirkung der Ortsregierung. — Argyro Kastro. — Municipalschulden. — Dragomans. — Griechische Sitten. — Sitten und Erziehung orientalischer Kinder. — Türkische Litteratur. — Tepedelene. — Aufnahme in Berat. — Die Ghegs. — Mitternächtliche Abenteuer. — Durazzo. — Türkische Begriffe vom Handel. — Europäische Consuln und Einwohner. — Die Franzosen in Aegypten. — Mehemed Ali Pascha. — Nord-Albanien. — Skodra. — Militärische Bewegungen. — Niederlage des Pascha von Skodra. — Redschid Mehemed Pascha Sadrazem. — Einladung in einen Harem. — Mein Wirth, der Imam. — Islamismus. — Das Leben im Harem. — Verhältniß der Frauen. — Ihr Einfluß auf häusliche Sitten und volksthümlichen Charakter. — Vergleichende Sittlichkeit im Morgen- und Abendlande.

Stuttgart und Tübingen, im Junius 1839. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Neue Auflage des katholischen
Gesang- und Gebetbuches.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Katholisches
Gesang- und Gebetbuch
zur Feier des öffentlichen Gottesdienstes
im Bisthum Rottenburg.

Zweite Auflage.

Preis 30 kr. Mit Melodien 38 kr. Melodien à-part 8 kr.

Der frühere Text blieb auch in dieser Auflage unverändert, dagegen hat der Vers. die ihm bemerklich gemachten Störungen, welche durch die bloßen Citationen der Capitel, Kirchengebete und marianischen Antiphonen in den Vespern herbeigeführt zu werden pflegen, so viel thunlich, zu beseitigen gesucht, wodurch der Anhang, welcher die Capitel enthielt, wegfiel. Auf mehrere kundgewordene Wünsche hin wurde diese Auflage durch Gebete zur Schulmesse, durch die Metten zum Gottesdienst für die Verstorbenen, und das bekannte Gebet Papst Urbans VIII. vermehrt. Zu weit war aber der Druck bereits vorgerückt, als die so günstige kritische Anzeige der ersten Auflage in den freimüthigen Blättern dem Verfasser zu Handen kam, weßhalb denn auch nur noch ein Lied bei der Leiche eines Werktagsschülers eingeschaltet werden konnte, die gewünschte Aufnahme der Evangelien zur Oesch- und Frohnleichnams-Procession aber in einem Anhange nachgetragen werden mußte.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehenden Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Neumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow,** jun., **ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Abenteuer in Sardinien. Nr. 244. 245. — Buchhandel und Litteratur in Frankreich. Nr. 245. 246. — Der Feldzug der Engländer gegen Afghanistan: Rüstung; Unterwerfung der Amirs von Sind; Marsch gegen Candahar. Nr. 246—251. — Aus Baron Korfs Erinnerungen von Persien: der Weg von Wladikaukas nach Tiflis. Nr. 247. Aufenthalt in Tiflis Nr. 256; Reise von Tiflis nach Tebris. Nr. 262—268. — Die Ureinwohner von Madagascar. Nr. 248. — Bruchstücke aus Marryatts Diary in America. Nr. 249. — Weinbau in Südrußland. Nr. 250. — Fort und Dorf St. George d'Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküste. Zweiter Artikel. Nr. 254—255. — Wilbrahams Reise in Persien und im Kaukasus im J. 1837: der persische Hof. Nr. 252; persische Finanzen; Verwirrung. Nr. 254. — Der Fall eines chinesischen ersten Ministers. Nr. 255. — Biographie des Thierbändigers Van Amburgh. Nr. 255—258. — Das Tournier zu Eglington I. Nr. 257; II. Nr. 260; III. Nr. 261. — Streifereien durch die Bolsters-, Aequer- und Hernikergebirge im Mai 1839. Nr. 258—265. — Die Naturforscherversammlung in Birmingham Nr. 259; aphoristische Bemerkungen aus ihren Verhandlungen: mathematische und physikalische Section Nr. 264. 266. 267. Chemische und mineralogische Section. Nr. 268. Statistische Section. Nr. 269. Botanische und zoologische Section. Nr. 270. Geologische Section. Nr. 271. Mechanische Section. Nr. 277. — Ueber Corsika als Aufenthaltsort für Kranke. Nr. 259. — Die Anleihen der Amerikaner in Europa. Nr. 261. — Der französische und englische Handel in Peru. Nr. 265. — Die Abgeschiedenheit des Engländers. Nr. 265. — Dampfschifffahrt nach Indien ums Cap der guten Hoffnung. Nr. 266. — Das Giftthal in Java. Nr. 267. — Albanien und die Albanesen. (Mit einer Karte). Nr. 268—273. — Eine jüdische Hochzeit in Smyrna. Nr. 270. — Der Friedhof in Bologna. Nr. 271. 272. — Auszug aus dem Sittenbuche Englands: die Tataren in England; die Empfehlungsbriefe. Nr. 272. — Eine Fernsicht in der Brianza. Nr. 273.

Chronik der Reisen.

Reisen in der Bologna: Penmarch und Quimper. Nr. 244—250. — Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle. Erste Abtheilung. Nr. 252—255. Zweite Abtheilung. Nr. 262—267. — Salerno und Pästum. 256—261.

Kleinere Mittheilungen.

Sage von ehemaligen Thieren in Wales. Nr. 244. — Erprobung des Fourier'schen Systems. ibid. — Schnelligkeit der Locomotiven durch große Räder vermehrt. ibid. — Statistisches über Frankreich. ibid. — Trockenheit im südlichen Frankreich. ibid. — Der Markt zu Hardwar. Nr. 245. — Unnationalität der Amerikaner. Nr. 246. — Der Reisende Dussumier. ibid. — Herstellung von Raphaels Fresken in Rom. Nr. 247. — Arabeskensammlung Raphaels. ibid. — Die persischen Truppen. Nr. 248. — Ertrag der uralischen Bergwerke in den Jahren 1831—35. Nr. 249. — Maschine zum Mähen. ibid. — Merkwürdiges Meßinstrument. Nr. 250. — Starker Sternschnuppenfall. ibid. — Serographie. Nr. 251. — Ueber die Bewegungen der Gletscher. ibid. — Wissenschaftliche Commission für Algier. ibid. — Tunnel durch die Graubündner Alpen. Nr. 253. — Die Bewohner von Sault St. Marie. Nr. 255. — Mammuthzähne bei der Stadt Schtschigrow aufgefunden. ibid. — Neuer Apparat bei Beinbrüchen. ibid. — Niederer Stand der Seine. ibid. — Neue Gold- und Silbergruben in Sibirien. Nr. 256. — Bevölkerung der Bagnos in Frankreich. Nr. 257. — Mittel gegen die Hundswuth. ibid. — Der Tabak in England. Nr. 258. — Unterdrückung des Opiumhandels in Siam. ibid. — Unfälle französischer Schiffe an der Nordwestküste. Nr. 259. — Das Linienschiff Friedland. Nr. 260. — Hoher Preis des Champagners. ibid. — Van Amburghs Engagement in Petersburg. Nr. 261. — Der Troubadour de Born. Nr. 265. — Correspondenz der ehemaligen französischen Liga mit Spanien. Nr. 265. — Preis für die beste französische Geschichte. Nr. 268. — Ungeheure römische Vase. ibid. — Fluthbeobachtungen in Frankreich. Nr. 269. Vandalismus in Frankreich. ibid. — Landschildkröte im Jardin des Plantes. ibid. — Vertheilung der Kunstdenkmäler an die Departements in Frankreich. ibid. — Ansichten der Türkei. ibid. — Die Broncethüren an der Madelainekirche. ibid. — Die mineralogische Galerie im Jardin des Plantes. ibid. — Signalinstrument für Dampfboote. Nr. 272.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem resp. Verlag erscheinenden Schriften, sofern diese in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Litteratur des Auslands" gehören: als Uebersetzungen neuer poetischer, philosophischer und religiöser Werke aus fremden Sprachen in diesen Blättern angezeigt und beurtheilt wünschen, werden gebeten, die Einsendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. G. Pfizer in Stuttgart zu machen.

Nr. 244.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 September 1839.

Abenteuer in Sardinien.

(Aus dem Monthly Magazine, August 1839.)

Herr L..., der in seinen frühern Jahren nicht unbedeutende Handelsgeschäfte machte, hielt es seinen Interessen angemessen, sich selbst nach Italien zu begeben. Zur Zeit der französischen Invasion, 1796, verlor er fast sein ganzes Vermögen, und rettete sich mit den wenigen Trümmern desselben nach England, wo er durch Thätigkeit und Geist bald seinen Verlust ersetzte.

Gern verweilte er in seinen spätern Jahren, wo er sich den Geschäften entzogen, und eine Villa in den Umgebungen Londons zum Aufenthalt gewählt hatte, bei seinen Erinnerungen aus Italien. Er hatte sich meist in Florenz, Livorno und andern Städten Toskana's, von Zeit zu Zeit auch in Sardinien aufgehalten, und sprach namentlich mit Enthusiasmus von Sardinien, der Erhabenheit und Schönheit seiner Gebirgsgegenden, die er häufig Gelegenheit gefunden hatte, kennen zu lernen. Die Bekanntschaften, die er hier machte, entsprachen dem wilden Charakter des Landes. Der Commandeur einer venetianischen Staatsgalere, mit dem L... in vertrauten Verhältnissen lebte, hatte ihn mit einem der mächtigsten Banditenhäuptlinge bekannt gemacht, unter dessen Führung und Geleit sie Beide Jagdausflüge in die Gebirge machten, wobei ihr furchtbarer Beschützer sie mit Flinten und Schießbedarf versah, da er nicht wünschte, daß sie bewaffnet sein Gebiet betraten. Der Räuber schien Gefallen an seinem englischen protégé zu finden, denn stets bereit, ihm zu dienen, begleitete er ihn oft auf seinen Reisen im Gebirg.

Bei einer dieser Streifereien begegnete ihm folgender komischer Zufall. Doch L... mag ihn selbst erzählen:

„Ein englisches Handelsschiff hatte an der Küste der Insel Schiffbruch gelitten, gerade als ich in Cagliari, der Hauptstadt, wohnte; und da kein Consul oder Agent vorhanden war, in diesem dringenden Fall einzuschreiten, reiste ich an den Ort, wo der Vorfall statt gefunden hatte, und bemühte mich, so viel vom Eigenthum als möglich zum Besten der Unterzeichner bei Lloyds zu retten, was mir auch in gewisser Hinsicht gelang. Der Capitän des gestrandeten Schiffes war dumm und unwissend, doch ungeheuer aufgeblasen von dem Gedanken seiner eigenen Wichtigkeit, und sah mit ächtem John Bullism die Sardinier mit hochmüthiger Verachtung an. Ich glaube, ich nahm keine hohe Stelle in seiner Achtung ein, weil ich gesellig, ja sogar vertraut mit ihnen lebte. Doch mußte er mich mit einiger Achtung behandeln, da er von mir, als seinem Dolmetscher, abhing. Bei einem Anlaß jedoch gewann sein Zorn die Oberhand über die wenige Ueberlegung, die er besaß.

„Wir mußten durch den wildesten Theil des Gebirgs reisen, und ich bat meinen Freund, den Räuber, um Geleit. Er that mehr als das, er begleitete uns selbst als ein besonderes Zeichen seiner Achtung für mich. Auch trat er mir sein eigenes Pferd ab, ein schönes Thier und ein besonderer Liebling seines Herrn; dem derben Capitän aber gab er eines der kleinen, kollerigen, rauhhaarigen Pferde des Landes. Der Stolz des großen Mannes war sehr verletzt, und er gab seinem Unwillen in ungemessenen Ausdrücken Raum, und belegte unsern Beschützer mit Beinamen, die jener glücklicher Weise für ihn nicht verstand; doch bemerkte er bald, daß Etwas nicht recht war, und wandte sich an mich, ihm Auskunft zu geben. Ich nannte ihm die Ursache des Unwillens und sagte ihm zugleich, daß ich um der Ruhe willen meinem eigensinnigen Landsmann gern mein Pferd überlassen wolle. Jetzt überließ sich der Sardinier seiner Leidenschaft. Die bloße Idee schon, einer Person etwas zuzugestehen, die in seinen Augen so wenig achtungswerth war, erregte seinen Zorn, und etwas hochmüthig erwiederte er, ich könnte das Pferd zurückgeben, wenn ich wollte, das er mir allein geliehen hätte, aber dieser Mann (und er sprach diese Worte mit besonderer Verachtung) sollte nie sein edles Thier beschreiten.

„Wir setzten unsern Weg fort, doch schien des Capitäns Zorn eher größer als geringer zu werden, bis er endlich den höchsten Gipfel erreichte. Plötzlich, mitten in den wildesten Gebirgsschluchten, warf er sich von seinem Pferde, legte sich auf die Erde und betheuerte mit einem Eide, daß er nicht weiter auf diesem elenden, unbequemen Thiere gehen wolle. „Was sagt er?" fragte der Bandit. Ich mußte so günstig als ich konnte, übersetzen. „Recht gut," erwiederte unser Führer, „laßt den eigensinnigen Narren da bleiben, wenn er will: er wird

bald von einer unſrer herumſchweifenden Banden gefunden werden, welche die Frage ſeines Weiterkommens bald außer Zweifel ſetzen werden.“ Dieß ſagte er mit einem finſtern Lächeln und einer bezeichnenden Bewegung, die andeutete, ſie würden meinen unfügſamen Landsmann abthun. Ich war in großer Verlegenheit, wie ich handeln ſollte, und verſuchte ihn durch Vorſtellungen zu gewinnen, doch vergeblich; ich wiederholte Wort für Wort, was der Bandit geſagt hatte — er blieb liegen. Da überwältigte mich der Zorn — denn meine Freunde behaupten, daß ich zornig ſeyn könnte — und ich nahm ein Piſtol aus meinem Gürtel, lud es vor ſeinen Augen, und ſagte: „Du raſender Dummkopf, zur Ehre von Alt-England will ich Dich nicht von einem ſchuftigen, italieniſchen Räuber umbringen laſſen, Du ſollſt wenigſtens von der Hand eines Landsmanns ſterben: Ich will Dich ſelbſt erſchießen.“ Die Wirkung war augenblicklich; der jämmerliche Menſch zweifelte keinen Augenblick an dem Ernſt meiner Worte, erhob ſich aus ſeiner liegenden Stellung, warf ſich mir zu Füßen und bat mich um Gottes willen, ihm zu verzeihen, er wollte ja gern das Pferd beſteigen und weiter reiten, und Alles thun, was ich wollte, ich ſollte nur ſein Leben ſchonen. Er hielt das Verſprechen und ſprach auf der ganzen fernern Reiſe kein Wort mehr. Mein Banditenfreund aber ſchien nach dieſem Vorfall noch größere Achtung für mich zu haben, als zuvor.“

* *

„Während ich in Cagliari war, hatte ich mehr als ein Abenteuer von etwas ernſterer Natur in Bezug auf meine perſönliche Sicherheit. Ich will zwei erzählen, die mir in dieſem Augenblick beſonders erinnerlich ſind, nicht bloß ihrer Sonderbarkeit wegen, ſondern auch weil ſie den ſardiniſchen Charakter, trotz der dunklen Schatten, in ein vortheilhaftes Licht ſtellen.

„Ich bewohnte in einem großen Gebäude, das noch viele andere Bewohner außer mir enthielt, eine Reihe Zimmer. Eines Abends, als ich etwas ſpät aus einer Geſellſchaft zurückkehrte, bemerkte ich, als ich mich dem Thore des Hauſes näherte, zwei Männer in der Nähe. Ich war nahe genug bei ihnen, um zu ſehen, daß ſie bewaffnet waren, und hörte einen zu dem andern ſagen: „Das iſt er!“ Dieß zeigte mir ſogleich die drohende Gefahr. Ich hatte keine Vertheidigungswaffe irgend einer Art bei mir, und doch beſaß ich Geiſtesgegenwart, meine Hand in den Buſen zu ſtecken, als wenn ich nach Waffen fuhr, und drohte, nach ihnen zu ſchießen, wenn ſie ſich nicht ſogleich zurückzögen. Dieß erſchreckte ſie einen Augenblick, und ſie wichen zurück; doch ehe ich das Thor erreichen konnte, rief Einer von ihnen: „Er hat kein Piſtol, es iſt nur ein Vorgeben!“ und beide ſtürzten ſogleich auf mich zu. Ich hatte jetzt keine Rettung als Flucht, und ſchnellfüßig, wie ich war, ſprang ich fort, und ſuchte Schutz in der Wohnung eines Freundes, der einige Zimmer in einem großen alten Gebäude bewohnte, in das, gleich vielen Wohnhäuſern des Continents, man durch eine breite, offene Treppe von der Straße her eintrat. Ich hörte meine Verfolger hinter mir, gewann aber die Treppe, und eilte hinauf nach der Thüre von meines Freundes Gemächern, an welche ich, als ich ſie erreicht hatte, nicht zu klopfen wagte, aus Furcht, der Ton würde meine Feinde an den Ort führen, wo ich war, ehe mein Freund wach genug ſey, mich einzulaſſen. Ein Glück für mich, daß ich dieß unterließ, denn ich hörte die Stimmen meiner Verfolger hinter mir, von denen der Eine ſagte: „Er ging hier herein, er muß noch auf der Treppe ſeyn, — laß uns ſuchen.“

„Man denke ſich meinen Schrecken, als ich ihre Tritte auf der Treppe hörte und bemerkte, daß ſie herumgriffen, um mich zu entdecken. Ich drückte mich dicht an die Thür und hielt den Athem an, daß kein Laut Zeugniß von meiner Lage gebe. Zum Glück waren die Treppen ſehr breit und unregelmäßig, und völlig dunkel. Mehr als einmal gingen ſie an mir ſo nahe vorbei, daß ſie faſt meine Kleider berührten. Nach einem langen Suchen zogen ſie ſich zurück. Ich fing wieder an, freier zu athmen, wagte aber lange Zeit nicht, den Beiſtand meines Freundes anzurufen. Doch als ich weder ihre Tritte, noch ihre Stimmen hörte, ſchloß ich endlich, ſie möchten wohl glauben, ich ſey in der Wohnung meines Freundes, und hätten meine Verfolgung aufgegeben. In dieſem Glauben wagte ich zu klopfen, und kaum hatte ich es gethan, als ich zu meinem größten Entſetzen den Ausruf hörte: „Madre di do! Er iſt immer noch da!“ und beide fingen die Treppe wieder an aufzuſteigen, ſo ſchnell es die Dunkelheit geſtatten wollte. Ich klopfte fort, und erhielt gerade noch zeitig genug Einlaß, denn die Thüre ſchloß ſich faſt im Angeſicht meiner Verfolger.

„Nach einer Berathung mit meinem Freunde entſchloſſen wir uns, bewaffnet die Räuber zu ſuchen, denn dafür hielt ich ſie, da ich Niemand beleidigt hatte, um mir einen ſo tödtlichen Haß zuzuziehen. Doch keine Spur konnten wir von dem Feinde in der Straße auffinden, und ſo gingen wir gerade zum Wachthauſe, gaben an, was eben begegnet ſey, und ich konnte zugleich eine ziemlich genaue Beſchreibung ihrer Perſonen beifügen. Der Officier der Wache ſagte, er wolle genau Jeden beobachten, der am Morgen zu dem Stadtthore hinausgehen würde, denn es war wahrſcheinlich, daß die Männer, die mich angefallen hatten, keine Zeit verlieren würden, in das innere Land zu fliehen.

„Früh am Morgen wurde ich aufgefordert, mich ins Wachtzimmer zu begeben, wo ich fand, daß man zwei Männer, die meiner Beſchreibung entſprachen, zurückgehalten hatte. Ich erkannte ſie ſogleich für meine Angreifer, doch als ich ihr Geſicht betrachtete, las ich dort einen Ausdruck, der mich ſogleich beſtimmte, ſie nicht anzuklagen, und erklärte, ich erkenne ſie nicht. Der Officier ſchien erſtaunt, wenn nicht in ſeiner Erwartung getäuſcht, und ſagte: „Aus gewiſſen Gründen, mein Herr, die Ihnen am beſten bekannt ſind, *wollen* Sie ſie nicht kennen.“ Doch ich blieb auf meiner Weigerung, und ſie wurden entlaſſen.

„Einige Tage nachher baten dieſelben zwei Männer mich zu ſehen, nicht allein wie ſie ſagten, um mich von jeder fernern Beläſtigung von ihrer Seite zu beruhigen, ſondern auch, um mir für meine großmüthige Schonung zu danken. „Denn,“ fügten ſie hinzu, „wir ſahen, daß Sie uns erkannten, und ge-

ſtehen offen, daß nur ein Engländer mit ſolcher Großmuth handeln konnte.“ Der Angriff auf mich, ſagten ſie, entſtand nur aus einem Irrthum. Eine andere Perſon, die ſie zur ſelben Stunde an dieſem Hauſe erwarteten, war der wirkliche Gegenſtand, an dem ſie ihre Rache für empfangene Beleidigungen auszulaſſen gedachten.“

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſen in der Bretagne. Penmarc'h und Quimper.

Am 28 Auguſt verließ ich bei guter Zeit das Städtchen Audierne, um die Reiſe nach der weiland bedeutenden und berühmten Handelsſtadt Penmarc'h anzutreten; ich wählte den Weg längs der Küſte, da ich keinen Schiffer finden konnte, der mich nach den Felſen von Penmarc'h überfahren wollte, die am entgegengeſetzten Ende des Halbkreiſes liegen, welchen der tückiſche Meerbuſen von Audierne beſchreibt. Nach einem zweiſtündigen Marſche erreichte ich die Landſpitze Soch und den daſelbſt befindlichen Küſtenwachpoſten, in deſſen Nähe ich die Ueberreſte eines alten Druidenheiligthums beſah: es beſteht aus aufgerichteten Steinen, welche in Form eines rechtwinklichten Parallelogramms geordnet ſind; gleich daneben iſt ein Dolmen, aus drei rohen, im Dreieck zuſammengeſtellten Steinen gebildet, welche man mit einem vierten ebenfalls unbehauenen Steinblock belegt hat. Es ſcheint, daß die Altäre der alten Druidentempel nicht im Innern des Heiligthums, ſondern in einer gewiſſen Entfernung davon angebracht waren; ich bin feſt überzeugt, daß ſelbſt dieſe unförmlichen Monumente nach beſtimmten Regeln und Principien gebaut wurden, welche die Archäologen noch nicht mit dem gehörigen Scharfſinn geprüft haben. Etwa tauſend Schritte von dieſem erſten Altar, welchen die Douaniers zu einer Mauthhütte eingerichtet haben, ſah ich ein zweites Dolmen, welches zu den größten und ſchönſten gehört, die ich im Finisterre angetroffen, und einen wahrhaft imponirenden Anblick gewährt. Sechzehn hohe ſenkrechte Steine, in zwei Parallelreihen nebeneinandergeſtellt, tragen die Altarplatte, welche aus drei koloſſalen horizontal darübergelegten Felsblöcken beſtand, wovon der mittlere zerſchmettert iſt; einer von den beiden noch vorhandenen hat wenigſtens 24 Fuß Länge und 5 Fuß im Durchmeſſer.

Ich brachte den ganzen Tag damit zu, die einſamen, unwirthbaren Geſtade der Bai von Audierne zu bepilgern, wo eine ſchauerliche Grabesſtille herrſcht. Man glaubt, tauſend Meilen weit von jedem cultivirten Erdenfleck entfernt zu ſeyn; man ſieht nichts als einen nackten Küſtengürtel, welchen der Ocean benetzt, der in unendlicher Weite ſich den Blicken enthüllt, höchſtens von einem hinten am Horizont vorüberſtreichenden Segel belebt, ſonſt einförmig für das Auge, und ohne andere Abwechslung, als die ſteigenden und fallenden Wellen, die im ewigen Spiele ſich zu fliehen und zu haſchen ſcheinen. Man hört weder das Jauchzen der Hirten, noch das Blöken der Heerden, noch ſonſt eines von jenen pittoresken Geräuſchen, welche die Nähe einer Menſchenwohnung verkünden; das Ohr vernimmt nichts als das ſchwermüthige Rauſchen der Brandung, welche mit den Strandſteinen raſſelt, und das Gekreiſch der Möven und der rothfüßigen und rothgeſchnäbelten Seeſchwalben, welche ſich wie die Störche am Meeresufer zuſammenſcharen und ihr celtiſches quit, quit, quit! d. h. fort, fort, fort! ſchreien. Und doch fühlt man ſich in dieſer troſtloſen Gegend wunderbar gehoben und geſtimmt; man kann ſich keinen Begriff machen von der grandioſen Trauer und Melancholie dieſer Wildniß, welche ganz dazu geſchaffen iſt, die Dichter zu begeiſtern und die erhabenſten Gefühle in der Menſchenbruſt zu wecken.

Es gibt Leute, welche ihr ganzes Leben lang auf Begeiſterung und Anregung warten. Ich kenne in Paris Maler, die nie einen Pinſel in die Hand nehmen, Muſiker, die nie ein Inſtrument anrühren, und Literaten, die nie eine Feder anſetzen, und welche der Zeit, dem Jahrhundert, dem Eigennutz, der Finanz u. ſ. w. die Schuld beimeſſen, daß ſie keine berühmten und reichen Leute ſind. Allein wenn ein Lorbeerkranz aufgeſetzt werden ſoll, ſo muß wenigſtens ein Haupt da ſeyn; man kann nur ſolchen Dingen Beifall klatſchen, welche man mit Augen ſieht, und es geht doch nicht wohl an, daß man ein bloß beabſichtigtes Meiſterwerk bezahlt. Gewiſſe Leute glauben, der göttliche Sehergeiſt müſſe in ſie fahren, wie er die Pythia ergriff: wenn ſie nicht vor Begeiſterung ſchäumen, ſetzen ſie ſich nicht ans Piano; ſie warten ſo lange, bis ſie geniewüthig ſind, um ihre Feder zu ſpitzen, und ſie gehen nur an die Staffelei, wenn ſie merken, daß ihnen die Haare vor Enthuſiasmus auf dem Kopfe zu Berge ſtehen. In ihren Augen ſind epileptiſche Anfälle die untrüglichſten Kennzeichen von Talent und hohen Gaben und Gnaden. Aber es iſt, im Grunde genommen, nichts als geiſtige Trägheit, welche lieber unklare, unfäte Ideen, gleich Schattenbildern einer Zauberlaterne, an ſich vorübertändeln läßt, als eine davon im Vorübergehen feſthält und ſie zwingt, wie Ariſtus „den alten Hirten der Neptuniſchen Heerden“ zwang, eine Geſtalt anzunehmen, welche man auf Leinwand oder auf Papier übertragen kann; dieſe faulen Genies verlangen, daß man einen Daguerreotype für die Fixirung der Ideen erfinde, welche ihnen die Phantaſie in der Camera obscura ihres verworrenen Gehirns vorſpiegelt. Nichtsdeſtoweniger iſt der Einfluß der Umgebungen auf die Einbildungskraft eine unläugbare Thatſache. Wenn man einen Berg hinaufſteigt, ſo wird die Luft bei jedem Schritte ſchneidender und ſchärfer, die Bruſt dehnt und erweitert ſich mit dem Horizont, und man athmet geheimnißvolle Wohlgerüche. Oben angelangt, iſt man mit neuen Fähigkeiten ausgerüſtet: es ſcheint, als wenn die Sinne erwachen oder neu geboren werden und unbekannte Eindrücke empfangen; der Gedanke ſchwingt ſich in Regionen hinauf, welche er vorher nicht zu erreichen ahnte; aber ſo wie man herabſteigt, wird die Luft mit jedem Schritte ſtumpfer und dicker, die Bruſt verengert ſich, je nachdem der Geſichtskreis ſich zuſammenzieht; man vermißt die himmliſchen Düfte und merkt die irdiſchen Dünſte. Es gibt auf Reiſen und im Menſchenleben weit mehr Gemeinplätze als in der Schrift und Rede: es iſt Sitte, nach Italien zu reiſen, um ſich Künſtlervermögen und Schöpfungskraft zu holen, was in dieſem Augenblick ſelbſt mehrere Pariſer Vaudevilledichter thun ſollen, obſchon ich nicht recht einſehe, welche Monumente die Römer hinterlaſſen, woran ſich ein franzöſiſcher Vaudevilliſt begeiſtern könnte, der in Paris die reichſte Fundgrube für ſeine Vaudevilles hat.

Eine Quelle der Begeiſterung, woraus die Deutſchen in der neueſten Zeit häufig und die Franzoſen ſehr ſelten ſchöpfen, iſt der Anblick des Meeres. Viele Pariſer reiſen im Sommer nach Dieppe und Granville, um Karte zu ſpielen und warme Seebäder in einer Wanne von Sturzblech zu nehmen; man geht am Strande ſpazieren, wenn das Wetter ſchön iſt, und wundert ſich, daß man nie das Wüthen des Oceans in

ſeiner Pracht und Majeſtät zu ſehen bekommt. Ich habe die ſchlimme Jahreszeit, die Monate October und November, an der Küſte verlebt, wenn der Himmel ſeinen düſterfarbenen, blaugrauen Regenmantel um hat und die Orkane in gluthentbrannter Leidenſchaft ihre wilde Hochzeitsfeier mit der See halten. Ich habe das Meer bisweilen am Horizont dunkel werden ſehen und die Steine in der Tiefe wie fernen Donner rollen hören, ehe noch eine Spur von Aufregung auf der Waſſerfläche bemerklich wurde; bald darauf meldet ſich das anziehende Unwetter durch das ſeltſame, in regelmäßigen Zwiſchenräumen ſich wiederholende Geſtöhne des Sturmes, der mit pfeifendem und krachendem Getöſe über das Meer einherſchreitet, es immer mehr aufwühlend und brauſer machend, als koche und ſiede es in ſeiner furchtbaren Tiefe: immer gigantiſcher und rieſiger heben ſich die Wogen dampfend und ſchäumend empor, und kommen bergeshoch aufgethürmt gegen das feſte Land angeſtürmt, wie wenn ſie Alles verſchlingen und begraben wollten, ſo daß wir in Todesangſt unwillkürlich die Flucht ergreifen, und uns nicht eher beruhigen, bis wir ſie, den unveränderlichen Naturgeſetzen und der unbezwinglichen Nothwendigkeit gehorſam, über den Strand hinſtürzen und zu unſern Füßen ſterben ſehen, während die weißen und ſchwarzen Möven die Luft mit ihrem Jubelgeſchrei erfüllen und ſich in dem aufſpritzenden Milchſchaum der empörten Wellen baden. Ich habe das Meer geſehen an ſchönen Tagen, wo es ſich ſelbſt überlaſſen und nicht vom Sturme beherrſcht und gepeitſcht, ruhig und harmlos daliegt, und durch ſeine Ruhe und Unendlichkeit beinahe eben ſo imponirt, als wenn es im Zorne das wellenumfloſſene Haupt ſchüttelt und mit allen Schreckniſſen ſeiner Tiefe daherbrauſt. Der ruhende Löwe iſt nur ein höchſt unvollkommenes Bild von dieſem gewaltigen Rieſenthier, welches ſich in phlegmatiſcher Beharrlichkeit gefällt und auf dem weichen Polſterbette des ſandigen Grundes die Glieder ſtreckt, unbekümmert um die Maſſen und ſchweren Laſten, welche das Pygmäengeſchlecht der Menſchen ſeinem Rücken aufbürdet. In den Monaten Auguſt und Septemberwenn alle Hügel mit Binſen, Haidekräutern und grünem Stechginſter bewachſen ſind, der ſo zahlreiche gelbe Blüthen hat, daß man bei hellem Sonnenſchein ein unermeßliches goldenes Tuch über die Erde ausgebreitet glaubt, dehnt ſich die dunkelblaue, ſpiegelglatte Fläche des Meeres in unabſehbarer Ferne aus; am Horizonte ſteigen warme Dünſte in die Höhe; einige Fiſcherboote und Küſtenfahrer ſchiffen vorbei, die klare Fluth durchſchneidend in großer Eile, und ihre weißen vom Wind aufgeblaſenen Segel geben ihnen das Anſehen von ungeheuren Schwänen, die über das Waſſer dahingleiten.

Die verlaſſene Küſte, wo ich mutterſeelenallein herumirrte, weckte in mir die Erinnerung an die glücklichen Stunden, welche ich am Geſtade des Oceans verlebt; da die Sonnenhitze gerade ſehr ſtark brannte, legte ich mich im Schatten eines Menhirs nieder, und verſprach mir einen wirklichen Genuß von der Lectüre der Briefe, welche ein berühmter, moderner Dichter vom Meeresſtrand aus geſchrieben, und welche ich in Breſt zu mir geſteckt hatte. Ich hoffte, Victor Hugo werde mir den Ocean und ſeine Eindrücke am lebendigſten ſchildern- und indem ich eilig daran ging, die Blätter des neuen Buchs aufzuſchneiden, dachte ich bei mir: welch eine Menge ſchöner Bilder und Gedanken werde ich darin antreffen; dem Dichter allein kommt es zu, die verworrene Harmonie, welche im menſchlichen Herzen anklingt, in beſtimmter, gebundener Rede wiederzugeben und uns zum Bewußtſeyn zu verhelfen. In den erſten Briefen fand ich den großen franzöſiſchen Dichter etwas zu dithyrambiſch, nach der Art und Weiſe ſeines Landsmannes Boileau: ſeine Begeiſterung ſchien mir kalt und geſchwätzig, ſeine Bewunderung erkünſtelt und anſpruchsvoll. Man rathe einmal, was Victor Hugo am Meeresſtrande geſehen hat! Das Reiſen iſt doch eine ſchöne Sache. Er muß Wunderdinge daſelbſt geſehen haben, denn er will das Meer nicht wieder verlaſſen; er lädt ſeinen Freund, den Maler L. Boulanger, an den die Briefe gerichtet ſind, ein, zu ihm zu kommen, und mit ihm die großen, erhabenen Gefühle zu theilen, welche der Ocean ihm zuträgt. „Ich habe dreimal das Meer geſehen, ſchreibt der große Dichter, und jedesmal habe ich dich bitter vermißt, Ludwig; wie vieles Schöne hätteſt du mit mir geſehen, da du Dichter biſt, wie ich!“

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Sage von ehemaligen Thieren in Wales. Ein kürzlich in England erſchienenes Buch: the Vale of Glamorgan, beſchäftigt ſich hauptſächlich mit den alten Sagen und Legenden des Landes. Der Verfaſſer erkundigte ſich bei alten Leuten, ob ſie etwas wüßten von dem Ychain bannog und dem Avaine, Thieren, welche alten Liedern zufolge einſt ganze Diſtricte verödet haben ſollten. Er konnte nichts herausbringen, als daß der Ychain bannog ein ungeheures gehörntes Thier, der Avaine aber eine Art Krokodil geweſen ſeyn müſſe; eigenthümlich aber iſt, daß die Sage dieſe Thiere als einander feindlich und oft im Kampfe miteinander darſtellt.

*

Probe des Fourierſchen Syſtems. In Paris hat ſich eine Anzahl Arbeiter vereinigt zu einem Zwecke, der vielleicht, wenn auch die dießmalige Probe nicht günſtig ausfallen ſollte, doch mit der Zeit ſehr wichtig werden kann. Eine große Anzahl ſchoß je 5 Franken zuſammen, und errichtete mit dieſer Summe eine Bäckerei. Das Gewicht iſt ſtreng genau. Das Brod, ein gewöhnliches Hausbrod, iſt vortrefflich und ſehr nahrhaft. Arbeiter und Verzehrer ſind aſſocirt, und theilen ſich in den Ertrag nach Maaßgabe der Beiſteuer.

*

Schnelligkeit der Locomotive auf Eiſenbahnen. Man hat kürzlich auf dem Great Weſtern Railway, zwiſchen London und Maidenhead, 22½ Lieues in der Stunde zurückgelegt. Dieſe außerordentliche Geſchwindigkeit iſt eine Folge der größern Räder, welche nicht weniger als 7 Fuß im Durchmeſſer haben. Dieſe Neuerung wurde von dem bekannten Ingenieur Brunel, dem Erbauer des Themſetunnels, eingeführt. (Verhandlungen der franz. Akad.)

*

Statiſtiſches über Frankreich. Von 1815 bis 1835 hat ſich die Bevölkerung Frankreichs von 29,500,000 Seelen auf 35,340,910 Seelen gehoben. Auf der andern Seite hat ſich die Erzeugung von Korn mehr als verdoppelt: von 50,460,971 Hectolitres hat ſie ſich auf 71,068,444 Hectolitres gehoben. (Franz. Bl.)

*

Trockenheit in Südfrankreich. Man beklagt ſich daſelbſt allenthalben über die außerordentliche Dürre, die ſeit geraumer Zeit herrſcht; an vielen Orten waren die Quellen verſiegt, und man mußte das Waſſer aus weiter Ferne holen. (ibid.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 245.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 September 1839.

Französischer Buchhandel und Literatur.

Paris, den 19 August.

Der französische Buchhandel scheint immer tiefer zu sinken, und drei Bankerotte, welche seit einigen Monaten ausgebrochen sind und etwa vier Millionen betragen, haben ihn in diesem Augenblick noch ungewöhnlich tief herabgedrückt; es ist kaum denkbar, daß er noch mehr fallen und ein so großes Geschäft mit weniger Capitalien als gegenwärtig getrieben werden könne. Vor einigen Jahren hatte die Mode der Actienspeculationen auch dem Buchhandel die Mittel gegeben, neue Capitalien an sich zu ziehen, und Buchhandlungen, Buchdruckereien und einzelne große Unternehmungen wurden in Actiengesellschaften verwandelt; der größte Theil dieser fremden Capitalien ist nach und nach verschlungen worden, ohne eine bleibende Spur zu lassen, und jetzt würde man Mühe haben, eine neue Unternehmung dieser Art zusammen zu bringen. Die nächste Auskunft war die Herausgabe in kleinen Lieferungen, die auch nichts war als ein Mittel, mit dem möglichst kleinen Capital möglichst große Unternehmungen zu machen; aber das Publicum fand bald, daß es auf diese Art theurer bezahlte und meist schlechte Werke erhielt, und der Vertrieb dieser unendlichen Masse kleiner Hefte wurde auch so schwierig für die Buchhandler, daß diese Mode so gut als vorbei ist. Die Zahl der herausgegebenen Werke hat zwar nicht sichtbar abgenommen, und wird bei den Umständen des Landes auch nicht leicht abnehmen, aber der Buchhandel wird mehr und mehr ein Commissionshandel für die Schriftsteller, die genöthigt sind, auf eigene Kosten zu drucken. Es gibt freilich noch immer eine gewisse Anzahl von Werken, die in eigentlichen Verlag kommen, aber sie beschränkt sich im Ganzen auf das, was für Lesecabinette bestimmt ist, auf Schulbücher und eine gewisse Anzahl von technischen Werken, welche eine gezwungene Abnahme finden. Lesecabinette nehmen zwar hier im Allgemeinen Werke einer etwas höhern Classe, als im Allgemeinen in Deutschland, auch mit auf, und die meisten historischen und politischen Werke finden so ihren Verschleiß, wenn sie irgend allgemein lesbar sind, und die meisten sogenannten Buchhandlungen in der Provinz sind nichts als Lesecabinette; doch sind natürlich Romane ihre Haupteonsumtion. Für Bücher dieser Classe rechnet man im Allgemeinen auf einen Verschleiß von 1000 bis 1500 Exemplaren, und die Art, wie der Verfasser bezahlt wird, besteht meistens darin, daß er für jeden Band zwischen 1 und 1½ Franken erhält; das letztere ist schon viel und setzt eine gewisse Popularität voraus. Dabei kann nun der Schriftsteller nur mit Mühe leben, und seine eigentliche Ressource besteht darin, daß er seine Arbeit zuvor in die Feuilletons der Journale oder in die Revuen setzt, wo er ohne Vergleich besser bezahlt ist, ohne daß es seiner Speculation auf den Verbrauch der Lesecabinette Eintrag thut, da diese fast ausschließend auf weibliche Leser berechnet ist, welche die Journale nicht regelmäßig lesen. Diese Methode ist der Literatur durchaus verderblich, denn sie führt einen gewissen krampfhaften Styl ein, weil das Feuilleton neben dem leidenschaftlichen politischen Text des Journals nicht zu blaß dasteben kann, und lehrt den Schriftsteller, auf kleine Schlageffecte zu rechnen und den Plan des Ganzen zu vernachlässigen. Dieselbe Methode hat in England dieselben Wirkungen gehabt und den gegenwärtigen, übertriebenen Styl der meisten englischen Bücher hervorgebracht. Wissenschaftliche und gelehrte Werke werden im Allgemeinen auf Kosten der Regierung, gelehrter Gesellschaften und Akademien, oder der Verfasser gedruckt, denn das Publicum dafür ist viel zu klein in Frankreich. Von diesem letzten gibt das sonderbare Factum einen Beweis ab, daß sich keine gelehrte Zeitung in Frankreich halten kann, denn das Journal des Savans ist von der Regierung bezahlt und kostet diese 20,000 Fr. jährlich. Ich glaube nicht, daß je z. B. ein griechischer Classiker, der nicht für Schulen bestimmt ist, hier ohne Unterstützung der Regierung erscheint, orientalische Werke ohnehin nicht, obgleich Paris einer der größten Sitze orientalischer Literatur ist; es gibt, glaube ich, kein Beispiel, daß ein Buchhändler nicht den Text, sondern auch nur die Uebersetzung eines orientalischen Schriftstellers verlegt hätte, etwa den chinesischen Roman von Remusat ausgenommen. Aber auch Uebersetzungen aus neueren Sprachen und von Werken, deren Popularitat unbestritten ist, finden selten Verleger ohne eine Unterstützung des Ministers, so z. B. Ritters Erdkunde, Ham-

mers Geſchichte der Türkei hätten ohne dieſe nicht überſetzt werden können. Daher wird auch der Zudrang zu Subſcriptionen von dem Miniſterium oder der Civilliſte (die letztere gibt etwa 40,000 Fr. dafür aus) alle Jahre größer, und obgleich der Mißbrauch, den Miniſter wie Salvandy damit getrieben haben, ſie in Mißcredit gebracht und zu ſeinem Skandal gemacht haben, ſo wäre es nicht leicht, ihrer zu entbehren. Freilich werden ſie oft ſehr unzweckmäßig gegeben, und haben bei weitem nicht das Reſultat, das ſie haben könnten. Ich rede hier nicht von den Subſcriptionen, welche aus politiſchen Gründen gegeben werden, und die mit dem Buchhandel und der Literatur nichts zu thun haben, ſondern von Werken, auf die aus literariſchen Gründen ſubſcribirt wird. Salvandy hat ſich in der Kammer geäußert, daß ohne die Subſcriptionen des Miniſteriums das große Werk von Graf Baſtard, die Reiſen von Jacquemont, Bellanger, d'Orbigny, Dumont d'Urville, die Expedition von Morea u. ſ. w. nicht hätten erſcheinen können, und dieß iſt in ſo weit richtig, daß ſie wenigſtens in dieſer Form und Ausdehnung nicht erſchienen wären. Aber es iſt mehr als zweifelhaft, ob dadurch den Schriftſtellern und der Wiſſenſchaft ein Dienſt geleiſtet wird. Ich will nicht von den Miniaturen des Grafen Baſtard ſagen, für die 60000 Franken jährlich ſubſcribirt wird, und die ein nutzloſer Luxusartikel ſind, der auf keiner geſunden Idee beruht, aber die Reiſen, an ſich nützliche Werke, werden auf die Art unterſtützt, daß der Miniſter eine gewiſſe Anzahl (100—200) Exemplare nimmt. Der Herausgeber und ſein Buchhändler ſetzen nun den Preis der Lieferungen ſo an, daß die Subſcription die Koſten wenigſtens deckt, und dann verleitet die Eitelkeit und das Intereſſe von beiden, das Werk in ſo viele Lieferungen als möglich auszuſpinnen. Daher die ungeheuren Maſſen von Papier, welche dieſe neuen franzöſiſchen Reiſen einnehmen, die ungeheuren Preiſe die ſie koſten, die unverhältnißmäßige Aufſchwellung der Werke im Verhältniß der Materialien und die aus allem dieſem folgende kleine Verbreitung der Werke. Würde man dem Verfaſſer Einen oder zwei Bände freien Druck in der königlichen Druckerei gegeben haben, ſo würde er Mittel gefunden haben, ſich auf das Nöthige und wirklich Intereſſante zu beſchränken und er und die Wiſſenſchaft würden dabei gewonnen haben.

(Schluß folgt.)

Abenteuer in Sardinien.

(Schluß.)

„Als ich mich in Cagliari aufhielt, ſchloß ich mit einem Dominicanermönch eine genaue Freundſchaft; er war ein fröhlicher Geſell, voll Witz und Laune, und ſicher nicht bigott. Dieß ſoll keine Anklage ſeyn, als habe er die Vorſchriften ſeiner Religion nicht auf richtige Weiſe geübt; er hatte nur den Eifer ſeiner Kirche nicht, Ketzer zu bekehren, und ließ mich ruhig in meinen Irrthümern ohne Tadel oder Vorkehrungen. Er war, ſo viel ich erfahren konnte, ein Irländer von Geburt, und ſchien Etwas von dem Charakter dieſer flüchtigen Nation zu haben. Wir brachten manche fröhliche Stunde mit einander zu, denen ſich zuweilen auch mein Freund, der Capitän der venetianiſchen Galeere, anſchloß.

„Einſt hatte ich mich in eine ernſte Sache eingelaſſen, und hier zeigte der Dominicaner, daß er ſeinem Berufe aufrichtig folge und bereit ſey, ſeine Freundſchaft durch Wort und That zu beweiſen. Ich hatte die Gewohnheit, ein Billardzimmer zu beſuchen, das von einem Manne gehalten wurde, deſſen Tochter, ein hübſches, ſchwarzäugiges Mädchen von lebhaftem Weſen, faſt eine eben ſo große Anziehungskraft ausübte, als das Billard. Auf einem erhöhten Sitz machte ſie den Spielwärter, und empfing mit dem Anſtand einer kleinen Prinzeſſin die Huldigung, welche ihr die Stutzer Cagliari's zollten. Das Zimmer hatte einen Balcon, der auf die Straße ging, über die er ſich gegen 6 bis 7 Fuß erhob: eine große Lampe, über dem Tiſch aufgehängt, erleuchtete zur Nachtzeit das Zimmer. Eines Abends nach Dunkelwerden befand ich mich zufällig daſelbſt, und ſprach mit der hübſchen Spielaufſeherin; nur Wenige waren im Gemach, und man ſpielte zu dieſer Zeit nicht, als ein junger, vornehmer Mann eintrat, der Sohn des Fürſten Z..., von mehreren Begleitern und Dienern umgeben. Sein Erſcheinen ſchien eine allgemeine Störung hervorzubringen, denn wegen ſeiner bekannten Verworfenheit und heftigen Gemüthsart war er der Schrecken der ganzen Stadt. Gleich bei ſeinem Eintritt rief er in einem anmaßenden und unverſchämten Ton: „Es wird nun Niemand wagen, eine Kugel in meiner Gegenwart anzurühren!" Als ich dieſes herriſche Wort hörte, ſagte ich zu dem Mädchen: „Das würde in meinem Lande nicht geduldet." Er hörte meine Stimme, und wandte ſich zu dem Mädchen mit der Frage: „Was hat der Engländer geſagt?" Das arme Mädchen, die ſeinen Charakter kannte, antwortete: „Ich weiß nicht, gnädigſter Herr, er ſprach franzöſiſch, und ich verſtehe das Franzöſiſche nicht!" Auf dieſe Antwort wandte er ſich ſogleich an mich, und verlangte zu wiſſen, was ich geſagt hätte. Ich wiederholte ohne Zaudern die Bemerkung. Darauf warf er mir einen verächtlichen Blick zu und ſagte: „Laßt mich den ſehen, der zu ſpielen wagt!"

„Mein Plan war ſogleich entworfen. Dieſen Schimpf ruhig zu ertragen, hieß die Ehre meines Landes compromittiren, beſonders da ein anderer Engländer in der Stadt in Bezug auf ſeinen Muth in ſchlechtem Rufe war. Ich ſtand ſogleich von dem Sitz auf, den ich in der Nähe des Mädchens eingenommen hatte, wählte das größte Queue, das ich finden konnte, das vermöge ſeiner Schwere in eine furchtbare Waffe umgewandelt werden konnte, und ging an den Tiſch; doch ehe ich noch eine Kugel treffen konnte, ſprang der anmaßende Edelmann, wie ich erwartet hatte, auf, um es zu ergreifen. Ich ſah ſeine Abſicht, maß die Entfernung wohl ab, ſchlug, wie er ſich näherte, mit dem ſchweren Queue nach dem Kopfe, und ſtreckte ihn zu Boden. Faſt in demſelben Augenblicke zerſchlug ich die Lampe in tauſend Stücke, wodurch das Zimmer in völlige Finſterniß verſetzt wurde, dann ſchlüpfte ich unter den Tiſch, erreichte den Balcon, und ließ mich in die Straße hinab, ging ins nächſte Wachthaus, ſagte dem Officier daſelbſt,

daß in einem gewiſſen Billardzimmer Streit entſtanden ſey, bezeichnete ihm den Ort, und bemerkte, es könne wohl ein Todtſchlag ſtattgefunden haben. Eine Abtheilung Soldaten wurde abgeſchickt, und ich hatte die Verwegenheit, ſie in das Zimmer ſelbſt zu begleiten, aus dem ich meinen Hut holte, den ich in der Aufregung des Augenblicks vergeſſen hatte, und mich davon machte; das Glück begünſtigte meine Flucht. Ich erreichte meine Wohnung, wo mich meine Freunde bald von den Folgen unterrichteten. Der Kopf des jungen Mannes war ſchwer verletzt, und man erwartete nicht, daß er wieder hergeſtellt werden würde. Die größte Verwirrung hatte geherrſcht, wie man mir ſagte, als das Licht verlöſcht worden war; Schwerter waren gezogen, da man mein Entkommen nicht bemerkt hatte, und aufs Gerathewohl in der Luft herumgefochten worden, um mich zu treffen; doch Niemand hatte ernſten Schaden gelitten. Der arme Inhaber des Billards war mit Noth entkommen, nur ſeine Hand war an mehreren Stellen von den Spitzen der Waffen zerriſſen. Der Verwundete war nach dem Palaſt ſeines Vaters, des Fürſten Z..., in der Nähe von Cagliari, geſchafft worden.

„Die Folgen der Verwundung waren von großer Wichtigkeit für mich, da von ihnen meine eigene Sicherheit abhing. Mein Freund der Dominicaner aber verließ mich in der Stunde der Gefahr nicht, ſondern heiterte mich nicht allein mit ſeiner Geſellſchaft auf und ſtand mir mit ſeinem Rathe bei, er entwarf auch einen Plan zu meiner Rettung, wenn der Verwundete ſterben ſollte. Er habe, ſagte er, Maaßregeln getroffen, ſogleich Nachricht zu erhalten und würde Sorge tragen, mich in ſein Kloſter zu bringen, ehe die Gerichtsbeamten mich ergreifen könnten, wenn der Sohn des Fürſten Z... ſterben ſollte, „bis dahin ſind Sie, nach dem Geſetz des Landes, in ihrem eigenen Hauſe ſicher. Wenn einmal im Kloſter, dann ſind Sie ſicher, denn ich kann ſchnell mit ihrem Freund des Gebirgs Verabredungen treffen, Sie in einen noch ſicherern Zufluchtsort zu bringen, bis Sie Gelegenheit finden, ſich einzuſchiffen.“

„Ich nahm einen Advocaten an, einen perſönlichen Bekannten von mir, und ſehr würdigen Mann denn dieß rieth man mir für den ſchlimmſten Fall an. Mehrere Tage verſtrichen unter dieſen düſtern Ausſichten; der junge Mann ſchwebte noch immer in großer Gefahr, und ſo hatte die Ungewißheit eine ziemlich lange Zeit gedauert, als ich eines Tages ein Billet vom Fürſten Z... erhielt, worin er mich um die Gefälligkeit bat, zu ihm zu kommen. Ich zeigte das Billet meinem Advocaten, und fragte ihn um ſeine Meinung. Er ſagte, er wiſſe kaum, was er in dieſem beſondern Falle rathen ſolle — es könnte eine Liſt ſeyn, mich in ſeine Hände zu bekommen, um mich ſeiner Rache zu opfern. Auf der andern Seite war der Fürſt ſeiner Gerechtigkeit und ſeines Wohlwollens wegen bekannt. Endlich entſchloß ich mich zu gehen, möchten die Folgen ſeyn, welche ſie wollten, und mein Advocat ſagte großmüthig, ich ſolle nicht allein gehen, er wolle mich begleiten, und rieth mir, uns mit Waffen zu verſehen, daß wir im Fall der Noth unſer Leben ſo theuer als möglich verkaufen könnten.

„Als wir in den Palaſt traten, wurden wir ſogleich zum Fürſten geführt, einem Mann von mittlerm Alter, von würdiger Haltung und augenſcheinlich fein gebildet. Er empfing uns ſehr höflich und wandte ſich an mich und ſagte, er habe nach mir geſchickt, nicht allein um mich von meiner völligen Sicherheit zu verſichern, welche Folgen auch der Vorfall haben möchte, ſondern auch um mir für die Lection zu danken, die ich ſeinem Sohne gegeben hätte — „denn,“ fuhr er fort, „ſollte er leben bleiben, ſo denke ich, wird er ein kluger und beſſerer Menſch werden, und ſollte er unglücklicher Weiſe ſterben, ſo iſt das nur ein Schickſal, das ſein ausſchweifendes Leben ihm früher oder ſpäter zugezogen haben würde. Er wünſcht Sie zu ſehen, mein Herr, und Ihnen ſelbſt ſeine Verzeihung zu verſichern.

„Ich wurde darauf in ein Zimmer geführt, wo ich den jungen Mann auf einem Lager liegen ſah, ſein Kopf mit vielen Bandagen umbunden und ſein Geſicht von aſchfarbener Blaſſe. Wie verſchieden von ſeinem Erſcheinen, als ich ihn zum letzten Mal ſah an jenem Abend, wo ich es für meine Pflicht hielt, auf ſo harte Weiſe ſeinen Stolz zu demüthigen. Ich konnte ihn nicht ohne Rührung anſehen. Jeder Funke von Feindſchaft war im Augenblicke aus meiner Bruſt verloren. Er war unfähig zu ſprechen und hielt mir nur ſeine Hand entgegen. Ich ergriff ſie begierig und ihr Druck verſicherte mich, daß im Gemüthe des Jünglings wahrer Seelenadel liege, der nur geſchlummert hatte, und noch ſchöne Früchte hervorbringen könnte.

„Nur wenig bleibt mir zu erzählen, doch das Wenige trägt einen heitern Charakter. Der junge Edelmann genaß — wurde ein achtbares Mitglied der Geſellſchaft und mein Freund.“

Der Markt zu Hardwar.

(Aus Alexanders East India and Colonial Magazine. Auguſt.)

Jährlich wird im April zu Hardwar ein Markt gehalten, wo die Hindus ſich aus allen Theilen des Landes an einer beſtimmten Stelle ſammeln, wo Kriſchna oder Har ſtand, als Bhagirat den Gangesſtrom ins Leben rief. Die Zeit der Abwaſchung tritt ein, wenn die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, nach den indiſchen Aſtronomen, was gewöhnlich am 11 April, einen Tag früher oder ſpäter, ſtattfindet. In frühern Zeiten war dieß der große Markt für den Verſchleiß aller möglichen Waaren, die Kaufleute aus dem Weſten mußten dieſe Pilgerfahrt benutzen, um des gegenſeitigen Schutzes wegen in großen Schaaren zu reiſen, jetzt aber, da die Wege vergleichungsweiſe ſicher ſind, beſchränkt ſich die Waarenzufuhr nicht auf dieſe Zeit, und der Markt hat darum an Wichtigkeit bedeutend verloren. Doch werden aus Norden und Weſten noch eine bedeutende Anzahl Pferde zu Markt gebracht, die es aber jedes Jahr ſchwerer finden, mit der Zucht aus dem umliegenden Lande die Concurrenz zu halten. Auch Elephanten werden zum Verkaufe hergeführt, aber auch für dieſe iſt der Preis bedeutend gefallen. Doch iſt der Markt auch aus andern Urſachen heruntergekommen, namentlich weil die Gebirgsleute größtentheils ausbleiben, welche ſonſt die Producte ihres Landes bis aus der chineſiſchen Tatarei her mit ſich brachten; die Straßen durch das Bergland ſind jetzt aber

unter der brittischen Schutzherrschaft so unsicher, daß dieser Handel fast ganz vernichtet ist.

Es sind drei Arten von Märkten: der Cumh oder große Markt ist alle 12 Jahre; der letzte war 1852. Der Cumhney oder kleinere Markt ist im sechsten Zwischenjahre, der letzte war also im Jahre 1858. Die gewöhnlichen Märkte heißen Dakhanty.

Chronik der Reisen.

Reisen in der Bretagne. Penmarc'h und Quimper.

(Fortsetzung.)

Das Meer war für die Literatur lange Zeit gar nicht vorhanden. Homer gab einige allgemeine Züge, welche Virgil und alle nachfolgenden Dichter Wort für Wort copirt haben. Eurus und Notus entfesseln den Sturm — man hört das Schreien der Mannschaft — der Held bindet sich an einen zerschmetterten Mastbaum und wird von den Wellen an irgend eine Insel getrieben. Wenn der Held öfter als einmal Schiffbruch leidet, so muß sich der Leser dieselben Details und Umstände wiederholtemale gefallen lassen. Die Modernen, und namentlich die Franzosen, haben ihrerseits wieder die Alten nachgeahmt, den Eurus und Notus entfesselt, ihre Helden an den Mast gebunden u. s. w., Es ist eine alte Erfahrung, daß man nicht eher zum Wahren gelangt, als bis man alle Formen und Abstufungen des Falschen durchgemacht hat. Die Wunderlichkeit und Schüchternheit der Autoren ging so weit, daß selbst die Dichter, welche das Meer und seine Gefahren aus eigener Anschauung und eigenen Lebensschicksalen kannten, es nur durch Homerische und Virgilische Brillen sahen. In ihren Beschreibungen wähnten sie sich immer auf Galeeren und Triremen, und beobachteten und erzählten nur das, was sie aus dem Griechischen oder Lateinischen übersetzen konnten. Sie schoben ihre Gefahren auf den Zorn des Neptun, und bedankten sich bei den Tritonen und den übrigen mythologischen Wasserbewohnern, welche sie glücklich ans Ufer getragen. Der mit ungemein viel Sinn für Naturschönheiten begabte Bernardin de Saint-Pierre, aus Havre gebürtig, war, so viel ich weiß, der erste Franzose, welcher vom Meere wie von einem gleichzeitigen Dinge sprach, das man mit eigenen Augen sehen könne. Seitdem sollen die Franzosen viele Fortschritte in der Naturbeobachtung gemacht haben; hören wir, was Victor Hugo seinem Freunde über das Meer schreibt: „Ich habe dreimal das Meer gesehen, Ludwig, welch herrliches Schauspiel! Das erstemal waren die Wellen wie Dachziegel; das zweitemal — erhabene Majestät! — säumte der Schaum die Wogen wie ein musselinenes Tuch. Das drittemal, Ludwig, sah das Meer wie eine zerbrochene Fensterscheibe aus!“ Dachziegel, Musselintücher und zerbrochene Fensterscheiben sind allerdings ein großartiges, imposantrendes Schauspiel! Was in aller Welt machte Hr. L. Boulanger, daß er so viele zerbrochene Fensterscheiben und Dachziegel nicht zu sehen bekam? Vielleicht hatte er gerade seine Hochzeit von Gamacho in Arbeit, ein Gemälde, worauf 60 oder 80 Personen, Männer, Frauen, Kinder, Pferde, Hunde u. s. w., kurz Alles ohne Ausnahme orangegelbe Haare hat. Aber es liegt wenig daran, wo der Maler war; ich möchte nur wissen, wo der Dichter steckte, als er seine Briefe vom Meeresstrande schrieb. War er vielleicht auf einem der beiden Kirchthürme, in welche er die Scene seines Meisterwerkes verlegt hat? oder wandelter er in der lachenden Ebene von Bièvre, auf den waldgekrönten Hügeln von Meudon, oder im freundlichen Thale von Ville d'Avray? Ich weiß es nicht; aber er war sicher nicht am Meeresstrande, oder wenn er da war, so bedauere ich ihn, denn im rechten Lichte besehen, wenn man am Meeresufer weilt und das Meer nicht sieht, oder wenigstens nicht so sieht, wie es einem in der Wirklichkeit entgegentritt, so ist es am Ende noch besser, allerlei neptunisches, tritonisches und amphitritisches Zeug zu sehen, als Musselintücher, Dachziegel und zerbrochene Fensterscheiben.

Das war wenigstens meine unmaßgebliche Meinung, als ich das Buch zumachte und von meinem Lagerplatz aufstand, um meine Wanderung fortzusetzen. Nachdem ich etwa drei gute Wegstunden zurückgelegt, erreichte ich das Dorf Plovan, welches vermuthlich von dem in seiner Nähe befindlichen kolossalen Peulvan seinen Namen erhalten hat. Dieses Menhir, das größte der ganzen Bretagne, mißt über 30 Fuß; Gott weiß, wie viele tausend Arme nöthig gewesen, um eine solche Steinmasse aus Einem Stück von der Stelle zu bringen und aufzurichten. Die gelehrten Alterthumsforscher der Bretagne behaupten, dieser Monolith sey für die gallischen Celten eben dasselbe gewesen, was die Irmensäule für die sächsischen Celten war, ein Symbol der Sonne, denn hir-men-sul bedeute so viel als „langer Stein der Sonne.“ Die vielen in dieser Gegend zerstreuten Religionsdenkmäler aus der alten Heidenzeit bezeugen allerdings, daß das Druidenthum hier einen seiner Hauptsitze aufgeschlagen hatte. Dieser Cultus scheint sogar dem Christenthum hier am längsten Trotz geboten und sich selbst dann noch gehalten zu haben, als die ganze Nachbarschaft schon vom Götzendienst abgefallen war. Noch heutzutage nennt man das Territorium von Plovan das Lan or Payan, „Heidenland.“ Die alte Sittenwildheit hat selbst durch die christliche Religion nie ganz ausgerottet werden können; sie verkündet sich noch in dem Aeußern des hiesigen Menschengeschlechts. Der Einwohner dieses Küstenstriches ist hochgewachsen, sonnenverbrannt, trocken und nervig; er geht das ganze Jahr über barfuß und nie ohne Knorrenstock; seine finstere Miene und seine ganze Haltung scheint den Fremden herauszufordern; seine Stirne, in Folge schwerer Arbeit und rauher Witterung frühzeitig mit Runzeln durchfurcht, ist mit einem Walde von langen Haaren umschattet, welche in gräßlicher Unordnung herunterhängen, und nicht, wie in andern Gegenden der Bretagne, von einem kleinen blauen plattanliegenden Käppchen oder einem Messingkamm auf dem Oberkopf oder am Hinterhaupt zusammengehalten werden. Seine hagere Gestalt, seine blassen Gesichtszüge, seine hohlen Wangen, seine tiefliegenden Augen haben etwas Abschreckendes: wenn die Sonne ihr Strahlenauge schließt, so funkelt das seine von dunkelm Feuer, und heftet sich begierig auf das hohe Meer, ob es nicht am Horizont ein Segel erschaue, welches der heranziehende Sturm auf die Klippen zu treiben verspricht; wenn dicke Nebelwolken über seinem Kopfe hinwirbeln, wenn Himmel und Meer im Aufruhre begriffen sind und dem armen Schiffer auf der See jede Hoffnung auf Rettung benehmen, so malt sich die Freude auf dem Gesichte dieses grausamen Naturfohnes und erhellt einen Augenblick seine düstere Physiognomie, wie der Blitz das schwarze Gewölk durchzuckt, welches in seinem Schooße Unglück und Verderben trägt; er freut sich auf seinen Antheil vom gestrandeten Gut, welches die zahlreichen Wachposten an dieser Küste immer noch nicht ganz gegen seine habgierigen Eingriffe beschützen können.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 246.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

3 September 1839.

Der Feldzug der Engländer gegen Afghaniſtan.

Einleitung.

Die Herrſchaft der Engländer in Indien tritt jetzt in ein neues Stadium: das erſte war die Erwerbung einzelner Provinzen von den immer mehr erſchlaffenden mohammedaniſchen Staaten, das zweite die Erringung der Oberherrſchaft in ganz Indien durch die Beſiegung der Mahratten, und das dritte iſt jetzt die Vertheidigung der indiſchen Halbinſel gegen äußere Angriffe. In den beiden erſten Stadien wirkte Englands Macht von der See her gegen die Binnenſtaaten; jetzt iſt die Stellung verändert, Indien iſt ihm, wenn auch höchſt unvollkommen, unterworfen, und ſie muß als erſte indiſche Territorialmacht das Land von innen gegen außen ſchützen. Daß dieſe Stellung ungünſtiger ſey, als die frühere, beruht auf der ſchlechten Begründung ihrer Herrſchaft im Innern, wo ſie faſt nur offene Feinde und zweideutige Freunde zählt, in welcher Beziehung wir namentlich auf die Mittheilungen im Märzheft d. J. Nr. 80 bis 90 verweiſen müſſen. Die Lage im Innern iſt noch weſentlich dieſelbe, wie damals, und auch nach außen hat ſich wenig verändert: England darf keine einigermaßen bedeutende Schlappe erleiden, ſo brechen ſeine Feinde im Innern los, und Nepal nebſt Birma, vielleicht beide unterſtützt von China, werden es auf jede Weiſe beunruhigen. Das Intereſſe, das ſich an den gegenwärtigen Kampf knüpft, iſt darum kein geringes, und es iſt von Wichtigkeit, die neuen Verhältniſſe, in welche England dadurch kommt, hervorzuheben.

Die Verhältniſſe zu Perſien und Herat ſind ſchon mehrmals der Gegenſtand dieſer Blätter geweſen, und wir brauchen darum hier nicht beſonders darauf zurückzukommen, verweiſen aber theils auf die Nummern 205 bis 209, theils auf die dem ganzen Artikel „Iran“ angehängte Karte. Das Erſte, worauf die Engländer Bedacht nehmen mußten, ſobald die Ereigniſſe in Perſien ihnen für England drohend erſchienen waren, iſt die Beſetzung der Induslinie, wonach ſie ohnehin aus politiſchen und commerciellen Gründen ſchon ſeit mehrern Jahren getrachtet, und wozu die Unterhandlungen mit den Amirs von Sind allmählich die Wege gebahnt hatten. Wichtiger als dieſe, in denen die Engländer höchſtens einen nicht ſehr furchtbaren Feind ſahen, war die Stellung Randſchit Singhs, der für ſo bedeutend galt, daß Manche glaubten, er könne ſich an die Spitze einer indiſchen Conföderation gegen England ſtellen. Daß Schritte in dieſer Beziehung geſchahen, daß er von Perſien und von Nepal dazu aufgefordert wurde, unterliegt wohl keinem Zweifel; indeß war ihm durch den ganzen Beſtand und die Geſchichte ſeines neugegründeten Reichs die Richtung zu entſchieden vorgezeichnet, als daß er davon hätte abweichen können. Er hatte die unruhigen Sikhhäuptlinge zu einem Staate vereinigt, der ſich aus den Trümmern des Afghanenreichs erhob, ſeine ganze Stellung, ſo wie ſeine Religion, war demnach den Afghanen feindlich, und da England in Indien den Afghanen (den Patans, Rohillas) feindlich gegenüber ſtand, und ihre Macht wie ihren Einfluß gebrochen hatte, ſo war Randſchit Singh der natürliche Bundesgenoſſe der Engländer gegen die Afghanen. Zwiſchen dieſen und den Sikhs war ſo viel Haß aufgehäuft, und beide waren zugleich als Nachbarn Indiens ſo wichtig, daß ſie immer in die politiſche Berechnung gezogen werden mußten, aber nie als mögliche Freunde, ſondern ſtets als Feinde, die nie unter Einer Fahne fechten konnten.

Randſchit Singh hatte auf dem Gipfel ſeiner Macht nie das eigentliche Afghaniſtan erſchüttern können, und mehrmals, wie noch zuletzt am 1 Mai 1837, Niederlagen durch die Afghanen erlitten; was mußte alſo geſchehen, wenn Afghaniſtan durch Perſien oder Rußland gekräftigt wurde, und der Tod Randſchit Singhs den Pendſchab in Verwirrung ſtürzte, da die großen Sikhhäuptlinge nicht undeutlich Anſtalt machen, nach dem Tode Randſchit Singhs ihre Unabhängigkeit wieder geltend zu machen, und die gedrückte mohammedaniſche Bevölkerung aller Wahrſcheinlichkeit nach die Gelegenheit benützen wird, um ſich gegen ihre Drücker zu empören und an ihre Religionsgenoſſen, die Afghanen, anzuſchließen? Dann war der Pendſchab mit Einem Male nicht mehr, was er in den letzten dreißig Jahren geweſen war, eine Vormauer der Engländer gegen die mohammedaniſchen Völker im Weſten, in denen ſo leicht die Luſt wach werden konnte, ihren Glaubensbrüdern in Indien gegen die ungläubigen Feringis zu Hülfe zu kommen.

Der um sich greifende Einfluß Rußlands auf Persien und Afghanistan blieb den Engländern kein Geheimniß: von Persien aus wurden die Mohammedaner in Indien aufgeregt, von Nepal aus die Hindufürsten. Der seit mehrern Jahren erwartete Tod Randschit Singhs drohte mit einer furchtbaren Krise; da trat England dazwischen und begann selbst den Krieg. Man hat diesen Entschluß in England vielfach getadelt, aber er war von der Nothwendigkeit geboten, und wenn Lord Auckland seine Aufgabe so gut durchführt, als er sie begonnen, so wird die Geschichte seinen Namen neben die von Lord Clive und Marquis Wellesley schreiben. Das ist jedoch nicht zu verkennen, daß England mit dem Zug gegen Afghanistan die natürlichen Gränzen Indiens überschreitet, und sich auf ein Gebiet einläßt, wo wenig Hoffnung auf guten Erfolg in Aussicht steht. Allerdings ist Afghanistan der Schlüssel Indiens, und alle mohammedanischen Eroberer seit 1000 Jahren haben den Besitz von Afghanistan möglichst eifrig gehütet; für England aber ist dieß ohne Vergleich schwerer, als für eine asiatische Macht, und hier hauptsächlich liegt für England die Gefahr, denn es ist nichts leichter, als die Völker von Afghanistan, Beludschistan und Turkestan aufzureizen zu räuberischen Zügen gegen Indien.

(Fortsetzung folgt.)

Französischer Buchhandel und Literatur.

(Schluß.)

Die Zahl der Werke, welche auf die genannte Art ganz oder zum Theil auf Staatskosten erscheint, ist sehr bedeutend, denn neben dem allgemeinen Subscriptionsfonds von 200,000 Franken im Ministerium des Unterrichts hat noch jedes Ministerium sein eigenen Fonds für solche Werke. Dazu kommen etwa 70,000 Franken, welche die königliche Druckerei jährlich aus ihren Fonds für unentgeltlichen Druck wissenschaftlicher Werke gibt — eine Summe, welche im Allgemeinen zweckmäßig verwendet wird, ferner die Sammlungen von Memoiren der Akademie und der zahlreichen gelehrten, industriellen und philosophischen Gesellschaften, und endlich die Werke, welche auf Kosten der Verfasser erscheinen. Diese große Masse von Druckschriften, hat mit buchhändlerischer Unternehmung nichts zu thun, und kommt nur durch Commission und auch so nur sehr theilweise in den Buchhandel; dieß ist freilich ein Vortheil für diesen, weil er den Vertrieb einer Masse von Werken hat, zu deren Erschaffung er kein Capital liefert, allein auf der andern Seite schadet ihm das System von Austheilen dieser Werke wieder sehr. Denn in Folge dieser unkaufmännischen Art der Herausgabe von Büchern hat sich ein System von Schenken der Bücher eingeführt, welches ins Uebermaaß getrieben wird; die von den Ministerien gedruckten Werke in Sammlungen, so wie die von dem Minister des Unterrichts subscribirten Exemplare werden den Provinzialbibliotheken geschenkt, was die Folge hat, daß die Städte wenig für ihre Bibliotheken thun, weil sie sehen, daß sich die Bretter mit schönen Büchern anfüllen, wenn es gleich nicht gerade die Werke sind, welche der Localität wichtig wären.

Ein ganz eigenes Zeichen, wie sehr der Buchhandel hier gegenwärtig außer Stande ist, literarische Arbeit zu bezahlen, findet man in den zahlreichen Stiftungen literarischer Preise, welche seit einigen Jahren gemacht worden sind, und noch fortwährend gemacht werden. Sie werden gewöhnlich von sehr beschränkten Leuten gemacht, allein eben darum sind sie gerade der Ausdruck eines allgemeinen Gefühls. Ueberall geben Akademien Preise, allein sonst überall nur für gelehrte Untersuchungen einzelner Punkte, auf welche die gelehrte Gesellschaft besonders die Aufmerksamkeit lenken will, und die ein nothwendig beschränktes Publicum haben; aber nur hier sieht man Preise, wie die von Monthyon für das den Sitten nützlichste Werk, oder wie die von Grobert für die beste Geschichte von Frankreich. Es würde in England oder Deutschland Niemand einfallen, Preise auf die beste Nationalgeschichte auszusetzen, weil das Publicum den Verfasser hinlänglich belohnen würde; aber hier hat sich Jemand gefunden, der jährlich 20,000 Franken dafür aussetzt, und daß er, so bizarr die Richtung ist, und so ungroßmäßig sie im Detail vom Stifter angeordnet wurde, nicht ganz Unrecht hat, sieht man daraus, daß die Akademie dieses Jahr Niemand gefunden hat, dem sie den Preis mit Anstand hätte geben können.

Es scheint im ersten Augenblick schwer zu erklären, wie eine große und geistreiche Nation, welche von intellectuellem Leben überquillt, und deren Einfluß auf die Welt durch ihre Werke unstreitig und unberechenbar ist, nicht im Stande seyn soll, ihre intellectuelle Arbeit zu belohnen, eine Nation, deren ganzes Talent auf Literatur gewendet ist, und in der man durch Bücher leichter als durch alles andere Verdienst eine hohe Stelle einnimt, deren Minister großentheils Männer sind, die sich durch ihre Werke gehoben haben, und deren Macht auf ihrem Einfluß als Schriftsteller beruht. Ein Phänomen dieser Art hat immer viele Gründe, die zusammenwirken es hervorzubringen, und so ist es auch hier; es wäre viel zu lange, sie auseinanderzusetzen; die hauptsächlichsten sind die Centralisation, welche alles literarische Leben fast ganz in Paris concentrirt und den Rest des Landes todt läßt, die schlechte Organisation der gelehrten Schulen und die nicht minder schlechte Einrichtung des Buchhandels. Die Buchhändler haben sich viel von dem Zerfall ihres Handelszweiges vorzuwerfen, sie haben über ihre Capitalien speculirt und den Credit des Handels zerstört, wollten durch schnelle Operationen reich werden, und durch Charlatanerien und bezahlte Zeitungsartikel schlechte Pacotillewaaren hinauftreiben; sie haben den Preis der Bücher unvernünftig gesteigert, und je aus einem Band zwei gemacht, die sie mit weißem Papier anfüllen, und dadurch nicht nur die Zahl der Leser vermindert, sondern das größte Uebel der französischen Literatur, den belgischen Nachdruck, hervorgerufen und begünstigt; dieser ist seinerseits gegenwärtig die Hauptquelle des schlechten Zustands des französischen Buchhandels geworden, und so lange er besteht, ist an keine Besserung zu denken, denn so lange der französische Buchhändler nicht auf die Leser in fremden Ländern, so weit man französisch liest, rechnen kann, so lange begnügt er sich, den inländischen Markt, auf dem ihn die Gesetzge-

dung schützt, auszubeuten; er druckt kleine und daher theure Auflagen. Die Interessen der Civilisation und der Literatur sind nicht mehr auf Ein Volk beschränkt, und die Kenntniß fremder Sprachen so verbreitet, daß ein Schriftsteller auf die ganze Welt, so weit sie sich für seine Werke interessiren will, rechnen können muß, was unmöglich ist, so lange der internationale Nachdruck besteht. Frankreich führt zwischen 15,000 und 16,000 Centner Bücher aus, und Belgien über 200,000 Centner französischen Nachdruck. Die Wirkung dieses Systems ist natürlich; ich will nur Ein Beispiel anführen, weil ich das Detail der Sache kenne.

Ein bekannter Schriftsteller hier gab vor zwei Monaten ein historisches Werk heraus, der Buchhändler bezahlte ihn für die französische Auflage von 1500 Exemplaren, und stipulirte dabei, daß er eine gleich starke zur Ausfuhr drucke, für die er kein Honorar gebe. Dieß geschah; unter die fürs Ausland bestimmte Auflage wurde gedruckt, édition étrangère, damit sie in Frankreich weder verkauft noch wieder eingeführt werden könne. Das Buch wurde aber doch nachgedruckt, der Buchhändler hat nichts dabei gewonnen, und der Verfasser die Hälfte seines Honorars und die Aussicht auf neue Auflagen verloren. Die Folge dieses heillosen Zustandes ist natürlich, daß Bücher fabrikmäßig geschrieben werden, daß die Intelligenz der Schriftsteller sich in Zeitungen und frivolen Mordgeschichten verliert, und Werke, die auf eine Dauer berechnet sind, nur unter großen Opfern und daher selten producirt werden. Man könnte glauben, daß wenigstens der fremde Consument, der Nachdruck, dabei gewinne, allein dieß ist ein Irrthum, denn von 10 Werken wird vielleicht Eines nachgedruckt, die übrigen neun aber bleiben theuer, weil der französische Buchhändler bei der Ungewißheit seiner Unternehmungen nie eine Speculation auf eine große Basis hin machen kann. Das einzige Mittel gegen dieses große Uebel besteht in Reciprocitätsverträgen, durch welche nicht nur die Fabrication, sondern auch der Verkauf von Nachdrücken verboten würde. So gut alle Handel treibenden Staaten Interesse haben, die Seeräuberei zu unterdrücken, so gut haben alle, die ein geistiges Eigenthum haben, Interesse, den Nachdruck zu verhindern; denn gegenwärtig zerstört jede Nation die literarische Thätigkeit der andern, bis alle Literaturen in gleichen Zerfall gekommen seyn werden, und nichts mehr zu rauben seyn wird, das des Nehmens werth wäre.

Die Unnationalität der Amerikaner.

Marryat macht in seinem Werke: Diary in America, besonders auf diesen Umstand, als auf eine Quelle zahlreicher Mißgriffe in Beurtheilung der Amerikaner, aufmerksam, und bemerkt darüber Folgendes: Man hat immer die Amerikaner als eine Nation dargestellt, das sind sie aber nicht, und werden es auch im eigentlichen Sinne des Wortes noch in vielen Jahren nicht seyn, sie sind nichts als eine Masse Menschen, welche durch eine allgemeine Regierungsform bis zu einem gewissen Grade zusammengeschmolzen sind, aber sie sind in einem fortdauernden Uebergange begriffen, und was im ersten Anlaufe seltsam erscheinen mag, es hat noch keine Amalgamation stattgefunden: der Puritaner des Ostens, der holländische Abkömmling in den mittlern Staaten und der „Cavalier" im Süden sind noch eben so geschieden von einander, wie bei der ersten Besetzung des Landes; die Scheidungslinie ist minder schroff, doch noch eben so deutlich. Nicht nur sind die Bevölkerungen der verschiedenen Staaten verschieden, sondern selbst die der Städte, und wo die Mannichfaltigkeit des Bodens und des Klima's so auszunehmend groß ist, darf man kaum wagen, eine Bemerkung zu machen, die für das ganze Land gelten soll.

Chronik der Reisen.

Reisen in der Bretagne. Penmarc'h und Quimper.

(Fortsetzung.)

Eine kindische Aengstlichkeit, welche mir hätte schlecht bekommen können, hielt mich ab, in der schlechten Dorfherberge einzusprechen, wo es in der Schenkstube und vor der Thüre von jenen unheimlichen Gestalten wimmelte, die hier nach beendigtem Gottesdienste schnapsten. Ich gewann erst Muth und Selbstvertrauen wieder, als die Häuser von Plovan hinter mir verschwunden waren. Mit großer Anstrengung schleppte ich mich bis zu dem drei Meilen davon entlegenen Dorfe Plomeur, wo zu meinem nicht geringen Schrecken an keinem Haus ein vertrockneter Baumzweig befestigt war, welcher die Dorfschenken in der Bretagne kenntlich macht. Ich fragte in mehrern Fischerhütten, ob man mir nicht gegen gute Bezahlung eine Schale Milch und ein Stück Schwarzbrod verabreichen wolle, erhielt aber keine Antwort: da ich in dem ganzen Dorfe keinen Menschen antraf, der Französisch verstand oder verstehen wollte, und mir sonach jedes Mittel der Verständigung fehlte, setzte ich mich vor Ermattung und Verzweiflung auf einen Stein an der Thüre des Gottesackers, um mein letztes Stündlein abzuwarten. Die Nachbarschaft des heiligen Ortes erinnerte mich jedoch zu rechter Zeit, daß in dem Dorfe vielleicht ein Geistlicher wohne, der einen armen Christen gewiß nicht Hungers sterben lassen werde; ich raffte meine letzten Kräfte zusammen und ging ohne weiteres in ein bei der Kirche gelegenes Haus hinein, welches wie eine Predigerwohnung aussah und auch wirklich eine war. Glücklicherweise traf ich den Pfarrer in seinem Garten, sonst wäre ich wahrscheinlich verschmachtet. Der gute Seelenhirt trug mir ein gebratenes Huhn, frische Butter und einen Laib Schwarzbrod auf, stellte einen Krug Wein daneben, und entschuldigte sich, daß er mir nichts Besseres anbieten könne. Gott vergelte es dem braven Pfarrer von Plomeur, der mich wieder von den Todten auferweckte und lebendig machte: es war ein einfacher, schlichter Mann, und wie er mir selbst sagte, bei allen seinen Pfarrkindern beliebt, die ihn an Lebensmitteln nie Mangel leiden ließen: da sein Amtsrock von ziemlich grobem Tuche verfertigt und an mehrern Stellen geflickt war, so zog ich den vielleicht voreiligen Schluß, daß es dem guten Mann an anderer Einnahme gebreche, und ich vergaß nicht beim Aufstehen unvermerkt ein Goldstück unter den irdenen Teller zu legen; eine Mahlzeit bei den trois frères provençaux um einen Napoleon per Kopf hat mir nie so gut geschmeckt, als das frugale Essen beim katholischen Pfarrer von Plomeur. Während ich den Inhalt der Schüssel und des Weinkruges verschlang, gab mir der geistliche Herr verschiedene Fingerzeige hinsichtlich des Weges, den ich zu nehmen hätte; er begleitete mich bis vors Dorf, wo ich mit dem aufrichtigsten Dank und

Händedruck von ihm schied. Gegen Abend sah ich am Horizont einen Ruinenhaufen schimmern, aus welchem in gewissen Entfernungen mehrere massive Kirchthürme hervorragten; der Beschreibung des Pfarrers nach mußte es mein Reiseziel seyn, nämlich das alte Kerity-Penmarc'h, eine ehemals wichtige und blühende Handelsstadt, gegenwärtig ein trauriges, verlassenes Dorf. Ich beschleunigte den Schritt, um noch denselben Abend diese Localität zu besichtigen, wovon ich so vieles Wunderbare gehört und gelesen hatte.

Die Landspitze von Penmarc'h ist bei weitem nicht so hoch und steil, als die Landspitze Raz; sie dacht sich nach dem Meere zu ab und bildet eine mit einer dünnen Narbe unfruchtbarer Sanderde bedeckte Felsenfläche. Diese Fläche ist etwa im Umfang einer Quadratmeile mit Trümmern und alten Gebäuden besäet, welche anzeigen, daß auf diesem Fleck einst eine ansehnliche Stadt gestanden. An jedem Ende dieses Conglomerats von Trümmern sieht man zwei Hauptgruppen von Häusern, die noch bewohnt sind. Die am weitesten landeinwärts gelegene Häusergruppe ist das Fischerdorf Penmarc'h; die andere, Kerity genannt, liegt näher am Strande, gerade auf der Landspitze, von wo aus eine schreckliche Kette schwarzer Felsenklippen ins Meer hineinspringt. Am merkwürdigsten darunter ist die sogenannte Fackel von Penmarc'h, ein freistehender Felsen, durch einen ziemlich weiten Zwischenraum vom festen Lande getrennt, welchen man den Mönchssprung nennt, wir haben nicht erfahren können, warum. Das Meer umwälzt diesen Felsen in schauerlicher Pracht, und man schreibt ihm das schreckliche Getöse zu, welches bei ruhigem, stillem Wetter weit ins Land hinein, sogar bis nach Quimper gehört wird, und wohl nicht bloß von den Klippen bei Penmarc'h, sondern überhaupt von den hunderttausend Hindernissen und Klippen herrührt, an welchen sich der Ocean im ganzen Finisterre bricht.

Die Massen von Ruinen vermehren die Trauer dieser Gegend. Die vielen Trümmer, welche den Zwischenraum zwischen Penmarc'h und Kerity füllen, bezeugen, daß diese beiden Orte ehemals zusammenhingen und Theile eines sehr beträchtlichen Ganzen sind. Alle Häuser, welche daselbst zusammengefallen oder noch erhalten sind, tragen ihrer Bauart nach den Charakter des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts an sich. Da die Stadt wahrscheinlich wegen ihres großen Umfanges keine Festungswerke hatte und doch den Einfällen der Seeräuber und Engländer ausgesetzt war, so gebrauchten die reichen Kaufleute die Vorsicht, sich in ihren Privathäusern zu verschanzen, um gegen einen Handstreich sicher zu seyn. Man findet noch mehrere von diesen Häusern, welche eine Mauer mit Zinnen und Schießscharten umgab, und an welche ein Wartthurm für den Wächter angelehnt war, der beim Herannahen des Feindes die Lärmglocke läutete. Die vielen großen Kirchen, welche hier in diesem engen Raume beisammen sind, heben vollends alle Zweifel an der alten Herrlichkeit der Stadt Kerity-Penmarc'h: man zählt noch über ein halbes Dutzend. Die Kirche von Penmarc'h ist die größte von allen, und in etwas schwerfälligem gothischem Styl gebaut. An der Façade sind mehrere sonderbar geformte Schiffe ausgehauen, welche von dem bizarren Bau der Schiffe im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert eine Vorstellung geben, und vermuthlich andeuten, daß man die Aufführung dieser Kirche der Freigebigkeit der Kauffahrer von Kerity-Penmarc'h verdanke. An dem Portal liest man eine Inschrift mit gothischen Buchstaben, die sich schwer entziffern läßt; sie besagt, daß diese Kirche dem heiligen Nona geweiht sey, welcher zu den vielen Aposteln der Bretagne gehört, wovon man in Rom keine Ahnung hat, und worüber selbst die Volkslegenden und Landessagen schweigen. — Die Templerkirche in Kerity ist viel älter als die ebengenannte, und von dem Tempelritterorden gestiftet, welcher außer Burgund in der Bretagne die meisten Besitzungen in Frankreich hatte. An den ausgeschweiften Spitzbögen, an den schlanken Formen und Verhältnissen sehen wir sogleich, daß diese Kirche vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts herrührt, wo die gothische Baukunst ihren höchsten Gipfel erreicht hatte. An der schweren Masse des viereckigen Thurmes, der über dem Portal aufsteigt, an der runden Warte auf der Höhe erkennen wir jedoch den Architekturstyl, welchen die Templer bei ihren halb religiösen, halb militärischen Bauten, die zugleich Kirche und Festung waren, fast beständig angewandt haben. Das ehemals reich und prachtvoll ausgeschmückte Innere ist gegenwärtig nackt und kahl; es hat nur Eine Abseite, welche Auffallenheit ich fast in allen Kirchen der Templer beobachtet habe, ohne mir Rechenschaft davon geben zu können. Nach der Vertreibung der Tempelritter wurde der heilige Thumet zum Schutzpatron der Kirche bestellt, abermals einer von den obscuren Heiligen, welche in der Bretagne so zahlreich sind wie Sand am Meer, und deren Namen nicht im Kalender stehen. Wenn wir von dem Dorfe Kerity gegen die Landspitze hingehen, worauf der schöne neue Leuchtthurm gebaut ist, so treffen wir unterwegs die Kirche Saint-Pierre, ein niedriges, unansehnliches Gotteshaus, mit einem merkwürdig festen viereckigen Thurm, aus dessen vier Ecken, ungefähr in der Mitte seiner Höhen, Dachrinnen herausspringen, worin barocke Thier- und Menschenfiguren ausgehauen sind. Eine von den letztern ist nackt, und begeht eben eine höchst unanständige Handlung, welche in unsern Schulanstalten oft in beklagenswerthe Excesse ausartet. An andern Denkmälern der Bretagne findet man männliche und sogar weibliche Figuren in denselben obscönen Stellungen und Thätlichkeiten abgebildet, welche an den Phallusdienst der Aegyptier erinnern, mit welchen die Celten vielfache Verbindungen gehabt haben sollen. Die Bauart dieser Kirche reicht indeß nicht über das fünfzehnte Jahrhundert hinaus. Weiter gegen Norden erblickt man die Capelle Notre Dame de la Joie, welche viel moderner ist, und weiter nichts Merkwürdiges hat als ihren Namen, der schließen läßt, daß an ihrer Stelle ehemals ein Heiligthum des Götzendienstes stand, welches dem Christenthum weichen mußte. — In einiger Entfernung von dieser Capelle sehen wir die romantische und imposante Ruinenmasse der Kirche des heiligen Guenolé, wovon das mit gothischen Bildhauereien geschmückte Portal noch erhalten ist. Hie und da liegen noch mehrere gothische Capellen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Reisende Duffumier. Dieser Kaufmann aus Bordeaux, der schon eilfmal die Reise nach Ostindien gemacht hat, und das Pariser Museum der Naturgeschichte mit vielen seltenen und kostbaren Thieren bereicherte, ist wieder nach Europa zurückgekehrt. Das Schiff, welches seine Sammlungen enthält, wird gleichfalls von Tag zu Tag erwartet, und bringt unter Anderem ein lebendiges Nilgau mit, eine Art Gazelle von der Größe eines mittlern Pferdes (Antilope picta). Auch eine Menge Pflanzen befinden sich auf dem Schiff, unter Anderem vom Teebaum, den man im südlichen Europa einheimisch zu machen hofft. (Echo du M. S. vom 23 August.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 247.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

4 September 1839.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Perſien.

Der Weg von Wladikaukas nach Tiflis.

Von Wladikaukas überſchreitet man eine ſechs Werſt breite Ebene, und betritt dann auf einmal ohne weitere Vorbereitung die Thalſchlucht des Terek. Um dem Leſer einen Begriff von dem prachtvollen Anblick zu geben, der ſich in dieſem entzückenden Thale den Augen des Reiſenden darbietet, müßte man die Reize des Paradieſes und die Schrecken der Hölle in poetiſcher Unordnung durch einander miſchen. Die Strömung, mit welcher der Terek zwiſchen den unerſteiglichen Felſen dahin rauſcht, und Felsblöcke in ſeinem donnernden Laufe mit ſich fortreißt, daß die feſten Ufer ſchüttern, und der Schaum gen Himmel ſpritzt, erweckt einen ehrfurchtsvollen Schauder, und — neben dieſem Toben und Brauſen ſtehen die ewig ruhigen Bergkoloſſe. Man gelangt endlich nach Lars, der erſten Station in den Bergen, welche dermaßen auf allen Seiten von Bergen eingeſchloſſen iſt, daß man ſie nur mit einem rieſenhaften Brunnen vergleichen kann. Die Dunkelheit und das Geheimnißvolle dieſes Orts erinnern an die Romane der ſeligen Radcliffe. Von Lars führt der Weg am Terek hinauf bis Kasbek über Dargel; hier wird die Schlucht ſo eng, daß nur gerade noch Raum bleibt für den Terek auf der einen und einen Wagen auf der andern Seite. Schroffe Wendungen, die der Terek hier machen muß, furchtbare Felsblöcke, welche über den Weg hereinhängen, als erwarteten ſie nur einen günſtigen Augenblick, um auf den Weg und in den Fluß zu ſtürzen, das betäubende Geräuſch der Wellen des Terek und der von den Berghöhen herab in ihn fallenden Bache — alles dieß wirkt mächtig auf die Phantaſie.

In dem Dorfe und der Station, die gleichfalls den Namen Kasbek führen, wie der Berg, ſagte man mir, daß ich den glücklichen Zufall getroffen, daß der Berg ohne ſeine Mütze, d. h. ohne den Wolkenſchleier, ſey; er zeichnete ſich auch an dem blauen Himmelsgewölbe hell und ſcharf ab, was ſehr ſelten der Fall ſeyn ſoll. Von Kasbek bis Kobi ſind die Landſchaften eben ſo poetiſch: man muß hier über die ſogenannte wüthende Balka ſetzen, welche im Frühjahr und Sommer wegen der Schneeſchmelze faſt unpaſſirbar iſt, und ſo viel Steine und Erde herabſchwemmt, daß oft die ganze Straße verſperrt wird. Alles dieß weiß ich glücklicher Weiſe nur vom Hörenſagen, weil ich im Anfang Septembers auf dieſem Weg reiste, und die Berge längſt ihre überflüſſige Laſt abgeworfen hatten.

Der Weg von Kobi nach Kaiſchaur iſt ſehr mühſam, denn man muß den Kreuz- und den Gudberg überſteigen. Die Ausſicht von dem letztern herab iſt höchſt reizend: auf der rechten Seite des Weges läuft eine Schlucht einige hundert Klafter weit, unterhalb aber fließt die Aragwa, an deren Ufer einige Dörfer zerſtreut liegen. Der Fluß erſcheint von oben wie ein ſchmales Silberband, und die Häuſer nicht größer wie Fliegen; grüne Wieſen und Bäume beleben das Gemälde, das wohl den georgiſchen Namen, nicht aber den ruſſiſchen verdient: georgiſch heiß nämlich das Thal Tſchortel, und dieß Wort bedeutet einen Engel, im Ruſſiſchen aber bedeutet Tſchort oder Tſchortel einen Teufel, und ſo iſt ein Teufelsthal daraus geworden. So wie die Aragwa auf der Scene erſcheint, ändern alle den Reiſenden umgebenden Bilder ihr Anſehen und ihr Colorit. Die Dunkelheit, die hölliſche Wildheit des Terekthals verſchwindet, es hängen keine Felſen mehr über dem Haupte, der kahle, graue Stein verliert ſich, und buſchige Bäume bedecken wieder die Höhen. Die Aragwa iſt klar wie Kryſtall, fließt ſicherlich nicht träge dahin, aber gebärdet ſich doch nicht ſo toll wie der Terek.

Zwanzig Werſt von Tiflis liegt die alte Stadt Mzchet, einſt die Reſidenz der georgiſchen Zaare. Als Ueberreſt der alten Herrlichkeit ſteht nur noch ein großer Tempel da, neben welchem die Trümmer des alten Palaſtes der Könige und ihre Hauskirche liegen, die in ihren äußern Verhältniſſen dem großen Tempel gleicht. Dieſen gegenüber auf dem andern Ufer des Kur ſteigen Höhen an, die mit üppigem Grün und Gebüſch bedeckt ſind, und links jenſeits der Aragwa ſteht das verlaſſene Kloſter des Kreuzes, das gleichfalls dem Bau der großen Kirche nachgebildet iſt. Die Gründung von Mzchet geht in die fabelhaften Zeiten der georgiſchen Geſchichte hinauf, die der Kirche ins dritte Jahrhundert nach Chr., wie man ſagt; und dieß erſcheint nicht unglaublich, wenn man erwägt, daß im

fünften Jahrhundert Mzchet bereits aufhörte, die Residenzstadt der georgischen Könige zu seyn.

Mzchet steht da, wo die Aragwa in den Kur fällt, und diese Vereinigung zweier Flüsse täuscht das Auge so sehr, daß man glaubt, die Stadt sey auf einer Insel erbaut. So schön sich indeß die Gegend mit Bergen und Flüssen darbot, so entging ich doch in der öden Stadt der Langeweile nicht, und ich eilte nach Tiflis, das sich mir jedoch, nachdem mich die Reise erschöpft und hungrig gemacht hatte, nicht als die alte Hauptstadt Georgiens, nicht als eine halb asiatische, halb europäische Stadt, sondern nur wie ein Ort darstellte, wo ich gut essen und schlafen könne. Tiflis war für mich nichts als ein Gasthaus, so wahr ist es, daß die physischen Bedürfnisse sich vor allen geistigen Bahn machen.

Der Feldzug der Engländer gegen Afghanistan.

(Fortsetzung.)

1. Rüstung. — Unterwerfung der Amirs von Sind. — Marsch gegen Candahar.

Das drohende Vorrücken des persischen und des russischen Einflusses, der in Afghanistan das Uebergewicht errang, weil die Engländer den dort regierenden Fürsten keine Sicherheit gegen die Macht der Russen und Perser gewähren wollten oder konnten, hatte bei der angloindischen Regierung den Entschluß erzeugt, mit Waffengewalt entgegenzutreten; man scheint jedoch anfangs, d. h. noch im Mai vorigen Jahrs, die Hoffnung gehegt zu haben, daß Randschit Singh die Hauptlast des Zuges tragen, und ein der Armee desselben beigegebenes Hülfscorps ausreichen werde; allein diese Hoffnung schwand bald, als man bei der Zusammenkunft mit Randschit Singh entdeckte, daß dieser von dem Stande der Dinge sehr wohl unterrichtet, und keineswegs geneigt sey, für die Engländer die Castanien aus dem Feuer zu holen. Einer der Söhne Randschit Singhs ließ sich nämlich die Aeußerung entschlüpfen, der Radschah kenne den großen Bund, der sich gegen das angloindische Reich gebildet, sehr wohl, und er wünsche sich von aller Verbindung mit beiden Theilen ferne zu halten, um je nach den Umständen handeln zu können.

Randschit Singh erkannte jedoch vollkommen, daß er nicht unthätiger Zuschauer bei dem Kampfe bleiben könne, auf der andern Seite wollte er aber auch als unabhängiger Fürst und nicht als der Vasall Englands handeln; darum lehnte er nicht nur den ersten Antrag der Engländer, wonach er mit einem Heere von Sikhs nach Afghanistan vorrücken, und die Engländer als Reserve in seinem Lande stehen bleiben sollten, entschieden ab, sondern verbat sich auch jeden Durchmarsch durch sein Land. Dieser Punkt scheint einen sehr hitzigen Streit herbeigeführt zu haben, denn während der Unterhandlung ließ Randschit Singh mit einem Mal sein Lager abbrechen, und kehrte nach Lahor zurück, wohin er die zu ihm gesandte Mission, deren Haupt Hr. Macnaghten war, einlud. Hier kam man endlich überein, daß der Feldzug nicht im eigenen Namen der Engländer, sondern angeblich um Schah Schudscha wieder auf den Thron von Afghanistan zu setzen, unternommen werden sollte. Hr. Macnaghten reiste Ende Julius von Lahor nach Ludianah, wo Schah Schudscha seit seinem unglücklichen Heereszuge im Jahre 1834 ganz unbeachtet lebte, und setzte diesen von dem neuen Wechsel seines Geschicks in Kenntniß.

Nun kamen die Vorbereitungen zu dem künftigen Feldzuge schnell zur Kenntniß des Publicums. Der Schah sollte 8000 bis 10,000 Mann unter seinem eigenen Namen ausheben, von der bengalischen Armee sollten gegen 14,000 Mann nach dem Setledsch aufbrechen, und 4500 Mann von Bombay her an der Mündung des Indus landen. Wie sehr Schah Schudscha nur zu einer englischen Expedition den Namen lieh, geht schon daraus hervor, daß die englische Regierung nicht nur die Officiere, die unter demselben dienen sollten, bezeichnete, sondern ihnen auch gleich die Weisung zugehen ließ, daß sie ihre Befehle von dem politischen Departement einzuholen hätten; zugleich wurden aus den Magazinen der anglo-indischen Regierung die nöthigen Monturen und Waffen nach Ludianah geschafft, und die Recrutirung sogleich begonnen.

Ein wichtigerer Punkt für die Engländer war das englische Corps selbst, welches den Feldzug unternehmen sollte. Lord William Bentinck hatte durch unsinnige Reductionen das Heer so sehr vermindert, daß man eine solche Anzahl von Truppen nicht wohl entbehren konnte, und zu augenblicklicher Vermehrung des Heeres schreiten mußte; zu diesem Ende wurde außer einer namhaften Verstärkung, namentlich der irregulären Reiterei (Local Horse), vorgeschrieben, daß jede Compagnie um zehn Mann vermehrt werden sollte. Bekanntlich hat die anglo-indische Armee 152 eingeborne Infanterieregimenter oder Bataillone zu zehn Compagnien, eine Vermehrung dieser sämmtlichen Regimenter also betrug 15,000 Mann. Mit Einschluß der Vermehrung der Reiterregimenter konnte man die Gesammtverstärkung auf 18—20 000 M. anschlagen. Zugleich wurde die Regierung in England angegangen, die Zahl der europäischen Truppen zu verstärken, was sehr schwer hielt, und bis auf diese Stunde noch nicht vollständig effectuirt ist. Auch hier sollte die Verstärkung 5000 Mann betragen, die um so nöthiger waren, als man an einzelnen Punkten den Sipahis zu mißtrauen anfing, und jedenfalls die Mittel zur Verführung derselben nicht gespart wurden.

Die Zusammensetzung der Truppen, die man zu dem Feldzuge bestimmte, war folgende: europäische Truppen, 4 Compagnien reitender Artillerie, 480 Mann, 2 Compagnien Fußartillerie, 160 Mann, das 16te Lanciersregiment, 400 M., zwei Infanterieregimenter, 1600 Mann; dieß waren königliche Truppen, zu denen noch 500 Mann von dem europäischen Regimente der Provinz Bengalen stießen, also über 3000 Mann europäische Truppen. Dazu kamen 12 Sipahi-Infanterieregimenter mit 9600 Mann und 2 Sipahi-Cavallerieregimenter, 800 Mann, zusammen also etwa 13,500 Mann, vorausgesetzt, daß die Regimenter vollzählig waren. Von Bombay aus sollten 4500 Mann, wovon ein Drittheil Europäer, nach dem In-

dus geſchickt werden. Rechnet man hiezu noch einige Abtheilungen irregulärer Reiterei, und das Corps Schah Schudſcha's, ſo konnte das Ganze zwiſchen 20 bis 25,000 Mann betragen. Die reitende Artillerie fand man auffallend zahlreich im Vergleich zu den übrigen Waffengattungen, und erklärte ſich dieß daraus, daß man hoffe, dieſe Waffe werde auf die Afghanen am meiſten Eindruck machen.

Wenn man Zeitungsgerüchten glauben darf, ſo entſtand zwiſchen dem Generalgouverneur und dem Obergeneral Sir Henry Fane ein heftiger Streit über die Stärke der Truppenmacht, die den Feldzug mitmachen ſollte. Der Generalgouverneur habe anfangs geglaubt, es werde hinreichen, wenn man Schah Schudſcha behülflich ſey, ein Corps von 8000 Mann anzuwerben. Dann habe man 3000 Sipahis mitſenden wollen, der Obergeneral habe aber gefragt, was für eine Armee denn dieſem Vortrab von 3000 Mann folgen ſolle. Wie dem auch ſeyn mag, gewiß iſt, daß Sir Henry Fane den Oberbefehl niederlegte, und nur noch proviſoriſch behielt, wie er denn auch bald nachher definitiv abtrat, und jetzt durch einen andern, den Generallieutenant Sir Jaſper Nicolls, erſetzt iſt; zum Befehlshaber der Expeditionsarmee wurde Sir John Keane von der Bombayarmee ernannt.

Die Recrutirung der Mannſchaft für Schah Schudſcha war keine ſehr leichte Sache, weil der Dienſt unter ihm keineswegs populär war; das Andenken an ſeinen Feldzug in den Jahren 1833 und 1834 hatte ihm keine Freunde erworben, und ſo ſammelten ſich eine Menge Leute um ihn, die nur auf eine Zeitlang den Sold beziehen, und dann ſich wieder davon machen wollten, was denn zuweilen auch in ganzen Haufen geſchah. Doch erhielt er einige tüchtige Mannſchaft, die aus dem Dienſt Randſchit Singhs deſertirte, und die ihm zugewieſenen engliſchen Officiere warben eine Anzahl Gorkhas an, von jenen abgehärteten Gebirgsleuten, die in den Jahren 1814 und 1815 den Engländern harte Stöße beigebracht hatten. Für alle jedoch, welche Schah Schudſcha kannten, war es ein höchſt unglücklicher Umſtand, daß man dieſen Mann gewählt hatte, oder vielmehr hatte wählen müſſen, um einen Vorwand zu haben, in Afghaniſtan einzudringen. Burnes namentlich, der nicht nur Schah Schudſcha ſelbſt perſönlich genau kannte, ſondern auch wußte, wie deſſen eigene Landsleute und ehemalige Unterthanen, die Afghanen, von ihm dachten, hatte eifrig widerrathen; allein es war kein anderer Ausweg möglich, und es blieb nichts übrig, als ſich mit dieſem Namen zu decken, ſo unpopulär er in Afghaniſtan an ſich war, und noch mehr werden mußte, da er in Verbindung nicht bloß mit den Engländern, ſondern mit den bitterſten Feinden der Afghanen, den Sikhs, den Zug unternehmen ſollte.*) Der Generalgouverneur ſagte in ſeiner Kriegserklärung: Se. Maj. Schah Schudſcha ol Mülk wird Afghaniſtan betreten, umgeben von ſeinen eigenen Truppen, und durch eine brittiſche Armee geſchützt gegen fremde Einmiſchung und factiöſen Widerſtand. Der Gouverneur hofft zuverſichtlich, daß der Schah durch ſeine eigenen Unterthanen und Anhänger auf den Thron gehoben werden, und ſobald ſeine Macht feſtgeſtellt und die Unabhängigkeit und Integrität des afghaniſchen Reichs geſichert ſeyn wird, ſoll die brittiſche Armee zurückgezogen werden.“ Welche Anſichten mußte man in Indien von dieſem Wortſchwall hegen, da man wußte, daß Schah Schudſcha einen Tribut an Randſchit Singh zu zahlen verſprochen habe, und daß die angloindiſche Regierung dieſen Tribut garantire. Schon dieß mußte die Stellung Schah Schudſcha's ſeinen Unterthanen gegenüber ſo erſchweren, daß fortdauernd ein engliſches Corps zu ſeinem Schutz wird bereit ſtehen müſſen. Hiezu kommt noch, daß Afghaniſtan zu arm iſt, um eine nur einigermaßen theure Regierung zu bezahlen, und daß die ehemaligen Herrſcher aus dem Geſchlecht der Duranis, von denen Schah Schudſcha ſtammt, ſich hauptſächlich nur durch die Tribute von Kaſchmir und Sind, ſo wie durch unaufhörliche räuberiſche Kriegszüge erhalten hatten.

(Fortſetzung folgt.)

*) Schah Schudſcha's Sohn, Timur, ſollte ſogar mit den Sikhs über Peſchawer nach Cabul vordringen.

Chronik der Reiſen.

Reiſen in der Bretagne. Penmarc'h und Quimper.

(Fortſetzung.)

Nachdem man dieſe Baulichkeiten von Kerity-Penmarc'h und dieſe weitläufigen Ruinen beſehen hat, ſo drängen ſich natürlich die Fragen auf: was mag die Menſchen bewogen haben, an dieſem öden, gefahrvollen Strand eine große Stadt zu bauen? und wie iſt es gekommen, daß dieſe dermaleinſt beträchtliche Stadt gegenwärtig in einen elenden Schutthaufen und in zwei armſelige Dörfer zuſammengeſchmolzen iſt, welche kaum zweihundert Seelen zählen? Hr. Emil Souveſtre in ſeinen letzten Bretagnern ſagt von Penmarc'h: „Unermeßliche Trümmer bedecken den Strand, ohne daß Jemand mit Beſtimmtheit angeben könnte, welche Stadt hier einſt geſtanden; ſelbſt die Legenden geben darüber keinen befriedigenden Aufſchluß; nur der Steuermann erzählt uns beim Vorüberfahren an dieſen ſtummen Zeugen der Vergangenheit die wunderbare Geſchichte von einer ins Meer geſunkenen Stadt, wovon nichts als dieſe Trümmer übrig geblieben, welche die Höhe des Cap gegen den Andrang der Wellen ſchützen. Wenn wir dem Bootsmanne Glauben ſchenken wollen, war dieſe Stadt groß, herrlich und reich und bei ruhigem, klarem Waſſer zeigt er uns auf offener See, zwiſchen Guilvinec und Penmarc'h, 20 bis 30 Fuß tief am Grunde des Meeres großmächtige Druidenſteine, welche die Ebbe bisweilen aufdecke, und worauf die Druiden ihre Menſchenopfer geſchlachtet.“ Dieſe Angaben, welche ganz romantiſch klingen, ſind von Hrn. Souveſtre entweder rein aus der Luft gegriffen oder ihm von einem liſtigen Schiffer aufgebunden worden, der ſeiner Leichtgläubigkeit ſchmeicheln oder ſpotten wollte.

Man hat ziemlich genaue hiſtoriſche Nachrichten über Penmarc'h, welches nie vom Meere verſchlungen worden iſt, und gegen die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts noch in vollem Glanze ſtand. Die Einwohner von Penmarc'h waren in alten Zeiten als tapfere, unerſchrockene Seeleute bekannt, welche ihrer Geſchicklichkeit und Schifffahrtskunde wegen großes Anſehen genoſſen; die reichen Eigenthümer von Cornwallis brachten ihnen vorzugsweiſe vor allen andern Küſtenbewohnern die

Waaren, welche ſie verſchleißen wollten. So bildete ſich in Penmarc'h die erſte Niederlaſſung; die Vortheile und die Betriebſamkeit des Handels zogen bald reiche Capitaliſten und Kaufleute an, welche ſich daſelbſt anſiedelten. Handwerker und Gewerbsleute aller Art folgten nach, und die Stadt wuchs ſchnell heran, ſo daß ſie ſchon im dreizehnten Jahrhundert ſehr bevölkert und begütert war. Ein beſonderer Umſtand erhöhte noch ihren Wohlſtand. Man entdeckte nämlich 30 oder 40 Meilen von Penmarc'h eine beträchtliche Stockfiſchbank, und der Stockfiſchfang, welcher im Mittelalter viel einträglicher war als heutzutage, wurde ein Hauptſpeculationsgegenſtand der Kauffahrer von Penmarc'h, welche außerdem eine große Anzahl von Schiffen für den Häringsfang ausrüſteten, und einen ausgebreiteten Handel mit Korn, Vieh, Flachs, Hanf und andern Landesproducten trieben, die beſonders nach den ſpaniſchen Häfen von Galizien und Aſturien abgeſetzt wurden. Der bedeutende Gewinn, welchen der Handel abwarf, war ſo verlockend, daß die Bewohner der umliegenden Ortſchaften ihre Pflüge und Ackergeräthe in Stich ließen und nach Penmarc'h zogen, um ein kleines Geſchäft anzufangen. Dieſe Handels- und Schacherwuth ging ſo weit, daß die Landesregierung einſchreiten und dem Dinge Einhalt gebieten mußte, damit die Felder nicht brach liegen blieben und die landwirthſchaftliche Cultur nicht ganz herunterkäme. Eine herzogliche Verordnung vom Jahre 1404 verbietet den Bauern, aus ihren Pachtgütern ohne weiteres nach Penmarc'h aufzubrechen und ihr Geld daſelbſt im Handel anzulegen. Thatſachen dieſer Art beſtätigen den großen Reichthum, die beträchtliche Ausdehnung und ſtarke Bevölkerung der Stadt Penmarc'h; ſie hatte einen langen aufgemauerten Hafendamm, um ihre Schiffe gegen die Südweſtwinde zu ſchützen, welche hier ſo heftig wehen, daß man oft vor dicken Nebelwolken und den aufſpritzenden Schaumwirbeln nicht zehn Schritte weit ſehen kann, und noch heutiges Tages nennt man einige Gänge unter und zwiſchen den Ruinen die große Straße, die Kaufmannsſtraße, die Goldſchmiedsſtraße u. ſ. w. Mancherlei Urſachen bewirkten den Verfall von Penmarc'h, unter Anderem die Entdeckung der neuen Welt; die wunderbare Menge von Stockfiſchen, welche man an dieſen Küſten fand, zog ſchnell die Kauffahrer aller Nationen an; die Schiffer von Penmarc'h erlitten dadurch bedeutenden Verluſt, zumal da ihre Stockfiſchbänke beinahe ausgefangen waren; ſie büßten ſomit das Handelsmonopol ein, welches ſie bereichert hatte, und das von nun an auch die Kaufleute von Saint-Malo, Saint-Brieux und Granville zu Millionären erhob. Unter dieſen ungünſtigen Conſtellationen wanderten viele reiche Kaufmannsfamilien aus; jedoch war Penmarc'h um 1550 noch eine blühende Handelsſtadt, welche mit Spanien fortwährend einen bedeutenden Korn- und Weinhandel trieb und ein Schützencorps von 5000 Mann hatte. Allein von jener Zeit an, wo die Vervollkommnung der Schifffahrt das edle Seeräuberhandwerk in Schwung brachte, wurde das unbefeſtigte Penmarc'h jeden Augenblick von Corſaren angefallen und ausgeplündert, was noch mehr reiche Leute zur Auswanderung bewog: die Verheerungen, welche der bretagniſche Schinderhannes, der famöſe Räuberhauptmann Fontenelle, am Ende des Krieges der Ligue, mit ſeinen Banden in Penmarc'h anſtiftete, richteten es vollends zu Grunde; die Stadt wurde verlaſſen, und kam ſo weit herunter, daß ihre Ruinen nur noch von einigen blutarmen Schifferfamilien bewohnt ſind.

Auf dem Wege von Penmarc'h nach Pont-l'Abbé trifft man dicht neben der Landſtraße mehrere Steinhetten und Grabhügel, worin alte celtiſche Helden ſchlafen ſollen, von denen keine Inſchrift, kein Zeichen, keine Tradition ſpricht. Der altbretagniſche Urvolksſtamm verdarrte, die Zeit und das Chriſtenthum vernichteten ihn bis auf die Wurzel, und ließen nur übrig, was ſchon todt war, die Grabmäler ſeiner Edlen und die Opferſteine ſeiner Prieſter, welche noch jetzt in allen Gegenden der Bretagne theils auf ebenem Felde, theils auf Anhöhen vorhanden ſind. Bei den nachfolgenden Geſchlechtern, unter welchen ein anderer Religionscultus, andere Sitten und Ideen herrſchend wurden, gerieth das Andenken an die Vorfahren in Vergeſſenheit; ſchriftliche Aufbewahrungen von Begebenheiten und merkwürdigen Perſonen gab es nicht, und ſo erloſchen alle Spuren von dem Leben und Wirken des Volkes der Urzeit. Die chriſtlichen Nachkommen, unbekannt mit den Gebräuchen und Gewohnheiten der heidniſchen Altvordern, wußten ſich das Rieſenhafte, Dunkle und Unbegreifliche der celtiſchen Monumente nicht zu erklären, und ſchrieben den Urſprung derſelben der Wirkſamkeit übermenſchlicher Kräfte zu: der bretagniſche Bauer antwortet heutzutage auf die Frage, was ein ſolcher Steinhaufen ſey und zu bedeuten habe: a Ti-c'harriquet! ein Koboldtiſch! wie der Bauer in Hinterpommern von ähnlichen Erderhöhungen ſagt: dat is'n Hünengraff! ohne dabei weiter etwas zu denken. Auffallend iſt die ſo ganz entgegengeſetzte Volksmeinung in Pommern und in der Bretagne: dort glaubt man, daß Rieſen darunter begraben liegen; hier bildet man ſich ein, daß die Zwerge, die Korricks, darauf zuſammenkommen; denn ſo gigantiſch auch dieſe Erdhügel und Steinmaſſen ſeyn mögen, meint man doch, die Korricks hätten ſie herbeigeſchleppt. Der Unterſchied wird allerdings dadurch ausgeglichen, daß man den Zwergen wenn auch keine Rieſenkräfte, doch Hexenkünſte beilegt.

Pont-l'Abbé war ehemals eine der anſehnlichſten Herrſchaften von ganz Cornwallis und eine bedeutende Handelsſtadt, in deren Hafen oft über hundert Schiffe vor Anker lagen, wo man jetzt kaum ein halbes Dutzend ſieht. Das alte herrſchaftliche Schloß hat man neuerdings abgeriſſen; dagegen iſt das Karmeliterkloſter, ein gothiſches Gebäude vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts, rundherum mit ſchönen Spaziergängen umgeben, noch beinahe ganz erhalten. — Die Umgegend von Pont-l'Abbé iſt ſehr fruchtbar und vortrefflich angebaut; man hat ſeine Freude an reichen Kornfeldern und herrlichen Triften, worauf ſtarke Kühe weiden, welche die berühmte Butter von Pont-l'Abbé geben: es fehlt nicht an Obſt, Gemüſe und andern Gartenfrüchten, welche hier einen ganzen Monat früher reif werden, als in dem doch nur drei Meilen entfernten Quimper. Das Landvolk bei Pont-l'Abbé iſt wohlhabender, luſtiger und lebt beſſer, als die übrigen Küſtenanwohner des Finisterre.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Herſtellung von Raphaels Fresken. Der Papſt hat befohlen, die Freskogemälde Raphaels im Vatican, die ſeit dem Jahre 1702 nicht Einmal gereinigt worden waren, und die eine dicke Staubdecke dem Auge faſt ganz entzog, wieder herzuſtellen. (Voleur. 25 Aug.)

Arabeskenſammlung Raphaels. Die franzöſiſche Regierung hat die Sammlung der von Raphael mit dem Pinſel gemalten Arabesken angekauft und für die Schule der ſchönen Künſte beſtimmt. (ibid.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 248.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

5 September 1839.

Die Ureinwohner von Madagascar.

(Nach Eugène de Froberville.)

Der Beſitz der Inſel Madagascar war gleichfalls wie in andern Ländern der Gegenſtand heftiger Streitigkeiten unter Stämmen verſchiedener Abkunft, und dieſe Streitigkeiten hatten eine politiſche Organiſation zur Folge, wonach die ſtärkere Partei ſich der Güter und der Perſonen des unterliegenden Theiles bemächtigte. Unter den verſchiedenen Einwanderungen ſind namentlich zwei bemerkenswerth, nämlich die der Malaien, wodurch das Volk von Madagascar ſich an die große polyneſiſche Familie anſchließt, und zweitens die der moslemitiſchen Araber aus Guzerat in Indien. Dieſe letztern verbanden ſich hauptſächlich durch Heurathen mit den regierenden Geſchlechtern der Oſtküſte, und gelangten dadurch allenthalben zu Macht und Anſehen; übrigens erſtreckte ſich ihr Einfluß niemals auf die Gebrauche oder die Sprache der Malgaſchen.

Viel wichtiger und intereſſanter iſt die Verwandtſchaft dieſer Sprache mit der der Malaien, eine Verwandtſchaft, die ſo bedeutend iſt, daß man an der Herkunft der Malgaſchen aus dem aſiatiſchen Archipel gar nicht zweifeln kann. Die kecken, malaiſchen Seefahrer, welche Weib und Kind mit ſich führten, kamen bald mit den Landeseingebornen auf der Oſtküſte der Inſel in Kampf, wobei der Sieg den Malaien blieb. Ein Theil der Eingebornen beugte das Haupt unter das Joch, und ließ ſich eine Feudaleinrichtung gefallen, die andern, geſchlagen aber nicht beſiegt, flüchteten in die Gebirge. Später, als die Sieger ihre Gewalt befeſtigt hatten, wurden dieſe Bergſtämme neuerdings verfolgt, und endlich unterworfen. Ihre Berge und Thäler wurden die Beute der Feinde, die ſich allmählich über alle Theile der Inſel verbreiteten, und ihr den Namen Malakaß gaben, wie andere malaiſche Auswanderer die Halbinſel Aſiens, wo ſie ihre Colonien gründeten, Malaka nannten. Die letzte Phaſe dieſes Einbruchs bildete der Zug gegen die unabhängigen Stamme in den Mittelgebirgen der Inſel. Dieſe Gebirge machen jetzt das mächtige Königreich der Ovas aus, die ſich unter den Malgaſchen durch ihre Intelligenz auszeichnen, und deren Phyſiognomie den malaiſchen Typus am reinſten erhalten hat. Auch haben ſie das Andenken dieſer Eroberung in mancher Sage unter ſich bewahrt.

Es iſt kein Zweifel, daß vor derſelben verſchiedene Stämme die Inſel bewohnten, aber es iſt ſo gut wie unmöglich, dieſe jetzt noch nach ihrer Herkunft zu unterſcheiden, und bei ihren gemeinſamen Schickſalen iſt man genöthigt, ſie unter dem gemeinſamen Namen der Ureinwohner zuſammen zu faſſen. Der Name Wazimba, den man bei den Ovas und Saklavas den urſprünglichen Bewohnern des Bodens gibt, iſt auf der Oſtküſte unbekannt, wo man ſie mit den Worten Ompize oder Antesatruna bezeichnet. Je mehr man ſich von der Weſtküſte entfernt, wohin natürlicher Weiſe die Eroberung ſie trieb, deſto mehr miſchen ſich die Erzählungen von ihnen mit abergläubiſchen Sagen, worunter die Fabel von den Kimos oder dem Zwergvolk den erſten Rang einnimmt. Flacourt, der die richtigſten Mittheilungen über die Malgaſchen gemacht hat, erwähnt zuerſt wilder Stämme in den innern Gebirgen, die mit ihren Nachbarn in unaufhörlichem Kriege lebten. Sie waren ſehr häßlich, hatten kleine Augen, ein breites, aber bartloſes Geſicht, ſcharfe Zähne und Wollhaare; ihre Haut war röthlich, ihr Bauch groß und ihre Beine ſchwach. Flacourt erzählt, daß noch zu ſeiner Zeit, nämlich gegen 1648 ganz wilde Menſchen mit ihren Weibern und Kindern die dichteſten Wälder bewohnten, den Umgang mit den andern Inſulanern mieden, ſich nur mit Palmblättern deckten, und von dem Ertrage ihres Fiſchfangs oder ihrer Jagd, von wilden Wurzeln, Heuſchrecken und dgl. lebten. Dieß wird von Drury, welcher im J. 1702 an der Südſpitze der Inſel Schiffbruch litt und zwölf Jahre unter den roheſten Stämmen als Sklave lebte, beſtätigt. Ueber die Wazimbas äußert er ſich unter Anderm folgendermaßen. „An den Ufern des Fluſſes Manih, im Lande der ſüdlichen Saklaven, wohnte ein Volk von beſonderm Stamme, welches den Namen Wazimba führt und eine eigene Sprache ſpricht, obwohl es ſich auch der gewöhnlichen Sprache der Malgaſchen bedient. Seine Sitten und Gewohnheiten ſind von denen der andern Inſulaner verſchieden, und ſie wechſeln unaufhörlich ihren Aufenthalt. Als ſie ſich endlich anſäſſig machten, wurden ſie von den andern Bewohnern ſehr gedrückt, indem dieſe ohne

weiteres in ihre Hütten gingen und Alles, was ihnen gefiel, fortnahmen; sie verfielen endlich auf ein wirksames Mittel, um sich zu schützen: sie hegten nämlich in ihren Hütten ein Insect, Namens Parabonghi, das sich sonst nur an Thieren findet. Dieses Insekt gräbt sich in die Haut und in das Fleisch ein und macht während sechs bis acht Wochen große Schmerzen; wer aber einmal daran gelitten hat, ist für immer befreit, und wenn er auch in einem Haufen von solchen Insecten schliefe. Die Saklavas fürchten die Parabonghis ausnehmend und vermeiden darum so viel als möglich, die Hütte eines Vazimba zu betreten. Die Vazimba's sind einer Hautkrankheit, die man Kolah nennt, sehr unterworfen, und man findet oft in einem Dorfe Dreiviertel der Einwohner damit behaftet, wobei sie gefleckt aussehen wie Aussätzige und mit vertrockneten Krusten bedeckt sind." (Sie gelten darum auch für vortreffliche Aerzte, und man wendet sich an sie, um von dieser Krankheit geheilt zu werden.) Drury erwähnt auch noch eines andern Stammes, den er nicht Vazimbas nennt, die in den dichtsten Wäldern leben, ein unthätiges Leben führen und niemals den Dörfern nahe kommen; sie haben auch keine Heerden, aus Furcht, das Brüllen der Thiere möchte ihre Gegenwart verrathen, und übelgesinnten Menschen Gelegenheit geben, sie zu beunruhigen. Auch diese Leute gehören wahrscheinlich zu einem Stamme, der sich der Herrschaft der Malaien durch die Flucht entzog.

Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ist eine große Revolution in Madagascar vorgegangen: ein Eroberer und geschickter Staatsmann, Radama, hat die bisher unabhängigen Provinzen unter seiner Herrschaft vereinigt, die Einführung regelmäßiger Abgaben unter den verschiedenen, durch seine Waffen bezwungenen Nationen machte eine Organisation nöthig, deren Netze sich die Abkömmlinge der Ureinwohner nicht mehr wie sonst entziehen konnten; denn den gierigen Steuerbeamten blieben ihre Verstecke nicht verborgen. Von diesem Zeitpunkt datirt sich ihre Vermischung mit den übrigen Einwohnern der Insel; doch haben sie für die verlorne Freiheit und Unabhängigkeit eine Art Ersatz gefunden, indem der wundersüchtige Malgasche sie als gelehrte und geschickte Aerzte betrachtet, welches Wort in ihrer Sprache gleichbedeutend ist mit Zauberer und Hexenmeister. Sie danken diese Achtung der abergläubischen Furcht, womit die Saklavas und Ovas die Gräber der alten Vazimbas betrachten. An diesen alten Denkmälern werden die feierlichsten Opfer dargebracht, und ihre, wenn auch unwillkürliche, Entweihung muß nach der Ansicht der Ovas die furchtbarsten Folgen haben, da die Manen eines Vazimba's unversöhnlich sind.

Der Feldzug der Engländer gegen Afghanistan.

1. Rüstung. — Unterwerfung des Amirs von Sind. — Marsch gegen Candahar.

(Fortsetzung.)

Im November sollte die anglo-indische Armee im Lager von Firozpur, nahe am Setledsch, versammelt seyn, und um dieselbe Zeit wo möglich die Bombay-Armee am Indus erscheinen. Der Plan war nun folgender. Die Bombay-Armee sollte die Amirs von Sind in Güte oder mit Gewalt auf die Seite der Engländer bringen. Die Armee von Firozpur her mit der Bombay-Armee zu Mittenkot, an der Vereinigung der Pendschabströme mit dem Indus, zusammentreffen, und von da der Weg über Schikarpur nach Candahar angetreten werden. Man hoffte, daß die Armee am 1 Febr. 1839 bei Schikarpur versammelt seyn würde. Es fehlte indeß nicht an Leuten, welche glaubten, es werde fürs erste nur auf die Besetzung der Indus-linie und der Stadt Schikarpur abgesehen seyn, da man insgeheim darauf zu rechnen schien, daß die Barekzeihäuptlinge in Afghanistan, namentlich Dost Mohammed von Cabul, sich aus Furcht vor den Kriegsrüstungen der Engländer, fügen würden. Darauf deutet namentlich auch der Umstand hin, daß in den anglo-indischen Blättern sich lange Zeit die Sage erhielt, Dost Mohammed habe sich seinen Unterthanen so sehr verhaßt gemacht, daß er unmöglich an einen Kampf mit den Engländern denken könne. In gleichem Irrthum, wie über Dost Mohammed, scheint man hinsichtlich der Amirs von Sind gewesen zu seyn, denn es war herrschende Ansicht in den öffentlichen Blättern, daß eine Uebereinkunft mit ihnen abgeschlossen sey, wonach man friedlich und ohne Schaden anzurichten, durch ihr Land sollte ziehen können; man wollte sogar behaupten, die englische Regierung habe diesen freien Durchzug mit 20 Lak Rupien erkauft. Daß die Regierung selbst über die Gesinnungen der Amirs von Sind sich täuschte, wird sich aus dem Folgenden ergeben. Selbst der unbedeutende Khan von Bhawalpur, am Setledsch, durch dessen Gebiet die Armee von Firozpur aus ziehen mußte, erklärte sich gegen den Durchmarsch, aber freilich achtete man solchen Widerspruch nicht.

Im August und September befanden sich die Truppen aus Bengalen auf dem Marsch über Karnaul nach Firozpur. Krankheiten mancher Art, erzeugt durch die Hitze, rafften einen Theil der Mannschaft hin, und streckten andere auf das Krankenlager. Doch war dieß der geringere Uebelstand; weit wichtiger war, daß sich in mehreren Sipahiregimentern starke Symptome von Meuterei kund gaben, so daß man ein Regiment contremandiren, aus einem andern mehrere Soldaten schimpflich entlassen mußte, weil sie offen zum Aufruhr und zum Ungehorsam angereizt hatten. Die Folgen der unsinnigen Anordnung Lord William Bentincks in Abschaffung der Körperstrafe thaten sich mannichfach kund, und eine Stimme um die andere erhob sich dagegen. Ein Officier, der sich durch zehnjährigen Dienst als Regimentsadjutant hinreichende Erfahrung in diesem Punkte gesammelt hatte, erklärte geradezu, daß die Disciplin täglich schlechter werde, und daß „die schlimmen Folgen der Abschaffung der Körperstrafen sich allgemein in der lässigen Weise kund geben, wie der Dienst geschehe; Leute schliefen auf den Posten, verließen diesen, und legten die Waffen bei Seite, wenn sie Schildwache ständen." Einigen Andeutungen in den spätern Berichten zufolge scheint man indeß von dieser Abschaffung allmählich Umgang genommen zu haben, und wenigstens auf dem Marsche zu den alten Strafmethoden zurückgekehrt zu seyn.

Noch ehe die Regimenter im Lager zu Firozpur versammelt waren, langte in Ostindien die Nachricht an, daß die Belagerung von Herat aufgehoben sey, und alsbald erfuhr man auch, daß der Generalgouverneur in Folge dieser Nachricht den Befehl gegeben habe, daß nicht die ganze Armee von Firozpur nach dem Indus aufbrechen solle. Ob dieß die wahre Veranlassung gewesen, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben; anglo-indische Blätter aber drückten die Vermuthung aus, daß wohl andere Gründe zu diesem Befehl Veranlassung gegeben haben möchten. Den ersten Grund suchte man in dem Umstand, daß die Nepalesen Truppen an den Gränzen aufstellten, und es durchaus nöthig wurde, sich gegen sie in Bereitschaft zu setzen; ebenso gaben mehrere Staaten im Innern, namentlich in Radschputana, Veranlassung zur Unruhe. Später suchte man den Grund wohl mit mehr Recht in der Lage des Pendschab: eine Zusammenkunft zwischen Randschit Singh und dem Generalgouverneur hatte statt gefunden, und der erstere im Verlaufe derselben ein ungewöhnlich großes Vertrauen für die Engländer gezeigt, ihnen selbst Einlaß in die Feste Govindghur gewährt, wo seine Schätze aufbewahrt seyn sollen. Die Veranlassung dieses Zutrauens ergab sich erst später: der „alte Löwe des Pendschab," wie man ihn gewöhnlich nannte, mochte sein herannahendes Ende fühlen, und soll mit den Engländern einen Vertrag abgeschlossen haben, wodurch diese sich verpflichteten, Randschit Singhs Sohne, Kharrak Singh, die Nachfolge zu sichern, d. h. mit andern Worten, die Engländer sollten im Falle von Randschit Singhs Tode die möglichen Aufstände der Sikhhäuptlinge und der Mohammedaner, die nach einer Befreiung von dem Joche der Sikhs seufzen, mit Waffengewalt dämpfen. Zu dem Ende mußte, auch wenn die Sikhhäuptlinge und Mohammedaner sich aus Furcht vor der englischen Macht beugten, doch immer eine starke Reservearmee bei Firozpur stehen bleiben, von wo man in wenig Märschen nach Lahor gelangen konnte. Immerhin war es also, außer Afghanistan auch das Schicksal des Pendschab, um das es sich handelte.

Daß der angeführte Grund, weßhalb nicht die ganze Armee von Firozpur nach Afghanistan marschiren sollte, nicht der wahre sey, ergab sich auch aus dem Umstand, daß nicht nur für die bengalische Armee (74 Sipahi-Infanterieregimenter) eine abermalige Vermehrung von 10 M. per Compagnie oder etwa 7000 M. beschlossen wurde, sondern daß auch die Regimenterzahl selbst um 1 Cavallerieregiment und 5 Infanterie-Regimenter vermehrt werden sollte. Hiezu trug freilich der Umstand bei, daß Leute, wie Oberst Pottinger, der sich durch seinen langen Aufenthalt in Sind eine vollständige Kenntniß dieses Landes und seiner Verhältnisse erworben hatte, darauf drangen, daß an der Induslinie von Mittenkot bis Heiderabad hinab wenigstens drei Punkte mit einer hinreichenden Truppenzahl besetzt würden, und diese Besetzung der Indus- und Setledschlinie, mit Einschluß des Reservecorps zu Firozpur, verlangte allein wenigstens 15,000 Mann.

War aber die dringende Gefahr für die englische Herrschaft in Indien durch den augenblicklichen Rückzug der Perser von Herat keineswegs verschwunden, so war doch für den Augenblick das Vertrauen hergestellt, und der Eindruck, den die Nachricht auf die Bewohner Hindustans machte, wird als wahrhaft magisch geschildert. Ein Correspondent des Asiatic Journal (März 1839) sagt: „Vertrauen in die Stabilität unsrer Herrschaft trat augenblicklich an die Stelle des Mißtrauens. Die Eingebornen hatten seit einiger Zeit ihre Schatzkammerscheine in Masse nach Calcutta geschickt, und ihren Curs dadurch in wenigen Tagen tief heruntergedrückt; diese hat sich augenblicklich wieder gehoben. Jedermann hatte gefühlt, daß bei einer von Westen her drohenden, in ihrem Lauf sich vergrößernden Armee, bei der unter den Häuptlingen Indiens herrschenden Unzufriedenheit und den feindlichen Demonstrationen von Nepal und Birma unsere Herrschaft außergewöhnlichen Gefahren ausgesetzt sey. Alle diese Wolken sind aber durch den Rückzug der persischen Armee verschwunden." Indeß machte der Correspondent selbst an einer andern Stelle die Bemerkung: „Diese Erfahrung belehrt uns, daß in der Consolidation unseres anglo-indischen Reiches noch etwas fehlt, da das Vorrücken einer persischen Armee nach Herat, 700 (engl.) Meilen von unserer Gränze, mit einemmale den Glauben an die Stabilität unserer Herrschaft erschüttern konnte."

(Fortsetzung folgt.)

Die persischen Truppen.

Der London and Paris Observer citirt aus einem ungenannten Werke (wahrscheinlich aus Wilbrahams Reise in Persien, den kaukasischen Provinzen u. s. w.) nachfolgende Bemerkung über die persischen Truppen. „Die Perser lernen außerordentlich schnell den Militärdienst, und ich habe sie stets als willige und gehorsame Soldaten gefunden. Der Hunger trieb sie freilich manchmal zu Gewaltthaten und zu Insubordination, sehr oft aber habe ich gesehen, daß sie sich mit bewundernswerther Ausdauer den schwersten Entbehrungen unterwerfen. Ihr Sold bleibt oft Jahre aus, und ihre elenden Brodrationen werden sehr unregelmäßig vertheilt. Dieß Uebel wächst bei dem erschöpften Zustande des Schatzes täglich, und dieser ist keineswegs im Stande, die schwere Last einer stehenden Armee zu tragen. Die besten Regimenter, die ich in Persien sah, werden aus den Wanderstämmen ausgehoben, es findet aber dabei der Nachtheil statt, daß diese nur ihren eigenen Anführern gehorchen, und wenn dieser unzufrieden ist, kann man sich auf das Regiment nicht verlassen. Der Dienst im Innern des Palastes wird stets von dem Leibregiment des verstorbenen Abbas Mirza versehen, welches in der Nähe von Tebris*) ausgehoben wurde, aber von einem Bataillon russischer Deserteure unter dem Commando eines ihrer Landsleute.

Chronik der Reisen.

Reisen in der Bretagne. Penmarc'h und Quimper.

(Fortsetzung.)

In dem Küstenflusse, welcher durch Pont-l'Abbé fließt, liegen zwei kleine Werder: die Insel Tudy und die Ile Chevalier. Diese

*) Also wohl aus den dort umherwandernden Kadscharen, zu welchem Stamme bekanntlich die königliche Familie gehört. A. d. R.

letztere, eine halbe Meile unterhalb der Stadt, hat mehr als eine Stunde im Umfang und ansehnliche Schloßruinen, welche von ihren ehemaligen Besitzern, den Tempelrittern, herrühren, denen diese Insel ihren Namen verdankt; es haben sich mehrere Ortschaften darauf gebildet, denn der Acker ist im Durchschnitt fruchtbar und mühelohnend, wenn Aeolus nicht gar zu ungnädig ist. Die Pont-l'Abbé gegenüberliegende Insel Tudy ist ein kahles, flaches Sandfleckchen von etwa einer halben Stunde im Umkreise. Der Boden ist hie und da mit Sandegge (carex arenaria) und andern Gräsern bewachsen, die einigen Kühen zur nothdürftigen Weide dienen. Die Bewohner nähren sich einzig und allein von Fischerei, sind groß und starkgebaut, und verheurathen sich nur untereinander; sie haben fast alle blaue Augen und schwarze Haare; die Frauen gehen selbst mitten im Winter bis an den halben Leib ins Wasser, um die Austern, die kleinen Seekrebse und Muscheln aufzulesen, welche sie nach Pont-l'Abbé bringen, wo sie sich beim rauhesten Wetter, oft bis auf die Haut durchnäßt, schon zwei Stunden vor Tagesanbruch einfinden und die Marktzeit abwarten. Wie alle isolirt lebenden Völkchen, so verachten auch die Schiffer der Insel Tudy ihre Mitmenschen; sie sind sehr eitel und stolz, und nennen sich gurunen a gloar, d. h. ruhmbedeckt. Sie leben in elenden Dorfkothen; die armseligsten Alpenhütten gewähren keinen traurigern Anblick, als diese architektonischen Stümpereien, deren krüppelhafte Formen mit ihren Bedeckungen von Seegras, ihrem Gemäuer von Erde oder rohen Feldsteinen und ihren kleinen Gucklöchern ohne Fensterscheiben an die Kraale eines schwarzen Stammes in Afrika oder an die Wigwams der Rothhäute in den Urwäldern Nordamerika's erinnern. Von der Regierung erhalten diese armen Leute keine Unterstützung; obschon es keine eigentlichen Lootsen unter ihnen gibt, so sind doch die meisten des Fahrwassers hinlänglich kundig, um nöthigenfalls Schiffe nach Quimper bringen zu können. Die Regierung sollte ihnen wenigstens eine Fähre einrichten, damit sie zu jeder Stunde des Tages nach dem festen Lande hinüber und sich Trinkwasser holen könnten, welches ihnen gänzlich mangelt.

Eine gute in Stand gehaltene Landstraße führt von Pont-l'Abbé nach Quimper, Chefliu eines ausgedehnten Districtes und Sitz der Präfectur des Finisterre. Es liegt an den beiden Flüssen Odet und Steyr, welche sich hier vereinigen, und wovon es seinen Namen erhalten hat, der richtiger Kimber geschrieben wird, was im Celtischen so viel bedeutet als Zusammenfluß, wie Hr. von Fremınville behauptet; Hr. E. Souvestre dagegen beweist, es heiße so viel als Adlerstadt, und sey die Uebersetzung von civitas aquilea. Anfangs wurde die Stadt Kimper-Odet genannt, nach ihrer Bekehrung zum Christenthum aber ihrem ersten Bischof, dem heiligen Corentin zu Ehren, in Kimper-Corentin umgetauft und obendrein zur Hauptstadt des „Reichs am Meer" erhoben, bei Lebzeiten des Königs Grallon, um dessen historische Existenz die Alterthumsforscher der Bretagne ewig Krieg führen und manche Lanze brechen. Die frühere Residenz des „Reichs am Meer" war die uralte, in den bretagnischen Volkssagen gefeierte Stadt Is, welche, wie Sodom und Gomorrha, ihrer Sünden wegen vom Erdboden vertilgt wurde und in einer stürmischen Octobernacht ins Meer versank. Die Archäologen verlegen sie an das Cap Sizun oder Bec du Raz, wo die Einfahrt in die Bai von Douarnenez befindlich. Schiffer wollen bei heiterer Fluth die weißen Mauern aus der Tiefe haben blinken sehen, und Nachts sogar Glockengeläute aus dem Schooße der Gewässer herauf vernommen haben. Ich weiß nicht, was an der Sache Wahres ist, und ob dort unten in dem feuchten Grab noch Kirchgang gehalten und zur Messe und Hora geläutet wird; aber so viel weiß ich, daß es sich ganz romantisch ausnahm, als mir der Schiffer bei meiner Ueberfahrt von der Insel Sein nach dem Bec du Raz die Sage erzählte und ernsten Gesichtes die Stelle bezeichnete, wo das mächtige Is stand, und wo es noch stehen soll, von Neptun und dem Papste beschützt. Ich hatte gerade keine Windstille und kein ruhiges Wasser, als ich über seine Mauern und Thürme dahinfuhr, und sah somit nichts von den verborgenen Herrlichkeiten auf dem Grunde des Oceans, und hörte auch keine Glocken läuten, denn die Geisterstunde, selbst die Frühmesse, war längst vorüber, und die Sonne stand hoch im Mittag, als ich daran vorüberseegelte. Am Strande suchte ich eben so vergebens nach dem Getrümmer ihrer Mauern, welches der Geschichtschreiber Dom Maurice noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts bei Cleden gesehen haben will.

Der König Grallon scheint übrigens eine Ausnahme von seinen Unterthanen gemacht zu haben, da er nicht mit ins Meer versank, sondern diese Gelegenheit wahrnahm, mit seinem Hofstaate nach Quimper zu ziehen, welches das ganze Mittelalter hindurch der Sitz eines Bisthums und einer Universität blieb. Die Stadt liegt äußerst angenehm, und ist wie für einen Musensitz geschaffen. Die Altstadt von grünen Bergen umgürtet, ist in den Winkel eingeklemmt, welcher die Vereinigung der beiden erwähnten Flüsse bildet. Die Anhöhen rechts sind mit Häusern bebaut, die terrassenförmig aufsteigen; links erhebt sich ein hoher mit Laubholz bewachsener Felsenkegel, von dessen Gipfel aus man den Lauf des Stromes, ein gutes Stück der Umgegend und die ganze Stadt übersieht: die neuen Quais, mit düster altfränkischen und freundlich modernen Häusern besetzt, die gegenüberliegende Promenade Tinity, verschiedene alte Klostergebäude, der neue Justizpalast, die alte bischöfliche Residenz, jetzt Präfectur, und besonders die großen Massen und stattlichen Thürme der Kathedrale sind die hervorstechendsten Punkte in dem durcheinandergebauten Häuserklumpen, welchen die Stadt Quimper bildet. Die Kathedrale ist ein schönes gothisches Gebäude aus dem fünfzehnten Jahrhundert, woran namentlich einzelne Details in den Verzierungen bewundernswürdig sind. Ihr Bauplan hat etwas Sonderbares, wie so viele religiöse Monumente der Bretagne: die Achse ist nämlich nicht gerade, sondern rechts gegen den Chor umgebogen und macht eine merkliche Krümmung, welche einige Archäologen aus der Beschaffenheit des Terrains, andere aus religiösen Motiven herleiten. Am Portal vermißt man die Statuen der alten Könige von der Bretagne; die Thürme sind nicht ausgebaut und die herrlichen Grabmäler im Innern haben die Ikonoclasten der ersten französischen Revolution mit den alten Königsstandbildern des Portals zerschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 100** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Französisches Conversationslexikon.** (Fortsetzung.) — **Cheveley, oder der Mann von Ehre.** (Fortsetzung.)

Der Abonnementspreis dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 249.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 September 1839.

Bruchstücke aus Marryats Diary in Amerika.

Die Bewohner der verschiedenen Staaten und Städte Nordamerika's zeigen eine eigenthümliche Eifersucht gegen einander. Die östlichen Staaten erklären die Südländer (southerners) für cholerisch, unbändig, ohne Achtung vor dem Gesetz, und für gleichgültig in der Religion. Die Südländer bezeichnen die nördlichen Staaten als eine Pflanzschule hochmüthiger, betrügerischer Krämer. Diese schroffe Beurtheilung kommt daher, weil ihre Interessen als Producenten und Manufacturisten sich widerstreben. Andrerseits wirft Boston gegen New-York seine gelehrte Nase auf, Philadelphia in seinem Stolze blickt hoch herab auf beide, während New-York seine Thaler klingen läßt, und schwört, die Bostoner seyen puritanische Duckmäuser, und der Philadelphier möchte gern aristokratisch vornehm thun.

*

Die Gesellschaft in den Vereinigten Staaten ist so, wie sie natürlich in einem neuen Lande seyn muß, wo wenige Leute ohne bestimmte Arbeit sind, und die Mehrzahl sehr hart arbeitet, um das Vermögen zu erlangen, das unter einer demokratischen Regierung allein Ansehen geben kann. Man findet unterrichtete und fein gebildete Leute in Amerika, allein sie sind zerstreut, der Kreis der Gesellschaft ist nicht vollständig, überall findet man eine Mischung, indem plötzlich gewonnener Reichthum Leute, die vorher in niedern Verhältnissen lebten, mit einem Mal in die höhere Gesellschaft bringt, und bei dem fortdauernden Uebergangszustand in diesem Lande wird es vielleicht noch ein halbes Jahrhundert dauern, ehe irgendwo ausgewählte Gesellschaftscirkel sich bilden.

*

Die Amerikaner sind verständig genug, für Leichenbegängnisse nicht so viel Geld hinauszuwerfen, als wir in England, doch kommt es uns seltsam vor, einen offenen Leichenwagen zu sehen, an dem ein einziges Pferd angespannt ist, während die nachfolgenden Wagen alle von zwei gezogen sind.

*

In Rhodeisland führt eine Eisenbahn mitten durch einen Kirchhof: die Gebeine der Ahnen werden zu Staub zertreten, und geweihte Erde von den Eisenrädern entheiligt, die mit den Mammon suchenden Sterblichen belastet sind. Und dieß geschieht in dem puritanischen Staat Rhodeisland! Hätte ein Ingenieur einen solchen Vorschlag in England gewagt? Ich glaube nein. Ich bin weit gereist, habe aber immer gefunden, daß die Leute sehr religiös sind, so lang die Religion nicht mit ihrem Beutel in Collision kommt. In Amerika wird Alles der Zeit geopfert, denn Zeit ist Geld; die New-Yorker wären mit der Eisenbahn gerade durch die Kirche gebrochen, aber *sie* sind Zöllner und Sünder, und *geben* sich nicht für gut aus.

*

Boston ist die am meisten englische Stadt in Amerika, ja die Bostoner behaupten, sie seyen noch mehr englisch, als die Engländer selbst, da sie treu an den alten englischen Sitten hingen; andere Amerikaner dagegen wollen gar keine Engländer mehr seyn. In Boston ist allerdings gewiß weniger Beimischung von fremdem Blut, als irgend sonst wo in Amerika, und die Einwohner hängen an alten Gebräuchen, selbst an John Bullism so fest, daß erst seit 7 oder 8 Jahren französische Weine in Boston auf die Tafel kommen.

*

Die östlichen Staaten, namentlich Massachusetts, Connecticut und Rhodeisland, liefern den Beweis, was durch Sparsamkeit, Klugheit und Fleiß erreicht werden kann. Die Flußufer ausgenommen, ist das Land meist unfruchtbar, das Klima streng, und doch ist die Bevölkerung vielleicht besser daran, als in irgend einem Theile der Union. Aber der Bodenertrag reicht nicht hin für die wachsende Bevölkerung, oder vielmehr für die Zahl, welche ohne die jährliche Auswanderung nach Westen und Süden im Lande wäre. In diesen armen Staaten setzt man einen höhern Werth auf gute Familienverbindungen, als an andern Orten, und wenn ein junger Mann um eine Tochter anhält, fragt man mehr, ob der Freier aus einer geachteten, rechtschaffenen Familie ist, als ob er Vermögen besitzt. Wenn ein Mann in diesen Staaten drei oder vier Söhne hat, so

wird der eine ein Arzt, der andere ein Advocat, der dritte ein Geistlicher und der vierte bleibt zu Hause, um das Landgut zu übernehmen. So werden aus einem Landgute, das vielleicht nicht über 50 Acres hat, alle diese jungen Leute gehörig erzogen, und nach dem Westen und Süden geschickt, wo sie durch Arbeit und Fleiß zu ehrenhafter Unabhängigkeit gelangen, und oft als Senatoren und Repräsentanten in den Congreß geschickt werden. Fleiß und Sparsamkeit sind das einzige Erbgut, das vom Vater auf den Sohn übergeht. Dennoch fabricirt dieser Staat allein für 80 bis 90 Millionen Dollars jährlich. Ohne Sparsamkeit und Fleiß könnten diese Staaten nicht bestehen; diese Tugenden sind nothwendig, und die Grundlage aller andern.

Der Feldzug der Engländer gegen Afghanistan.

(Fortsetzung.)

1. Rüstung. — Unterwerfung der Amirs von Sind. — Marsch gegen Candahar.

Während die Truppen aus Bengalen allmählich sich in Firozpur sammelten, dort die Revue passirten, und sich in den mancherlei Entbehrungen und Unannehmlichkeiten des Lagerlebens übten, hatte die Armee von Bombay einen härtern Stand. Die Einschiffung der Truppen und des Materials begann in der Mitte Novembers, und in der Mitte Decembers befand sich das Lager sämmtlicher Truppen am Hedschamri, derjenigen Mündung des Indus, welche in gegenwärtiger Zeit noch am leichtesten den Zugang gestattet. Die Zeitungen berichten von allerhand Mißgriffen beim Ein- und Ausschiffen der Truppen, die dadurch einer Menge Unannehmlichkeiten und Beschwerlichkeiten ausgesetzt waren. Dieß sind jedoch Gegenstände, die von einer so bedeutenden Operation stets unzertrennlich geworden, wenn nicht Seeleute und Landmannschaft derselben gewöhnt und darin geübt sind. Wir übergehen demnach alle Details dieser Ein- und Ausschiffung, um die Armee da wieder aufzunehmen, wo sie am Lande versammelt war. Ihre Lage zeigte sich bald als nicht sehr tröstlich. Es fehlte ihr vor allem an Lastthieren — es befanden sich nur 1400 Kamele im Lager — und allenthalben erfuhr sie den passiven Widerstand, gegen den sie kein Mittel hatte, da sie mit den 4500 Mann nicht als Dictator im Lande auftreten konnte. Selbst der kleine Radschah von Mirpur (östlich von Heiderabad) wollte sich an ihnen zum Ritter schlagen, und verweigerte den in Cutsch aufgekauften Kamelen den Durchzug.

Ernstere Schwierigkeiten folgten. Man hatte bald eingesehen, daß die Zahl von 4500 Mann viel zu schwach sey, um den Amirs von Sind zu imponiren; diese hatten mit ihren Erklärungen zurückgehalten; als aber die Einschiffung der Truppen begann, stellten sie plötzlich an Oberst Pottinger, den Residenten am Hofe zu Heiderabad, die Forderung, die englische Armee möchte ihr Land nicht passiren. Darauf konnte man nicht mehr hören, und statt aller Antwort wurde der Befehl ertheilt, von Bombay weitere 4000 Mann aufbrechen zu lassen. Nun rüsteten sich die Amirs, sammelten Truppen — es sollen 30,000 Belutschen zwischen Tatta und Heiderabad versammelt gewesen seyn — und befestigten Heiderabad. Das Lager der Engländer war umschwärmt, es fing an, an Lebensmitteln zu fehlen, und Sir John Keane sah sich genöthigt, westwärts sich zurückzuziehen und mehrere Indusarme zu übersetzen, was zum Glück in jener Jahreszeit, wo der Wasserstand am niedrigsten ist, nicht sehr schwer seyn mochte. Geraume Zeit blieben alle Nachrichten von der Indusarmee aus, und die düstersten Gerüchte fingen an sich zu verbreiten: Sir John Keane sollte 3000 Mann verloren haben, mit den Trümmern seines Corps sich nach Cutsch zurückziehen u. dgl. Die englischen Blätter sprachen von einer Aeußerung des Herzogs von Wellington, wenn Sir John Keane sich diesmal glücklich herausziehe, so erprobe er sich als Meister in der Kunst, aus einer verzweifelten Lage sich herauszuhelfen. Die Regierung hatte also augenscheinlich Nachrichten, welche sie dem Publicum vorenthielt, und dieses entschädigte sich daher durch die übertriebensten Sagen von erlittenen Unfällen der Truppen.

Sobald die Truppen am Lande waren, konnten die Anführer über die feindselige Stimmung der Amirs von Sind nicht mehr im Zweifel seyn, und alsbald wurde Befehl gegeben, daß die oben schon erwähnten weitern 4000 Mann zu den bereits in Sind befindlichen stoßen sollten; dieß erforderte Zeit, denn die Truppen hatten zum Theil einen langen Landmarsch (von Disa nach Mandavi) zu machen, und dann erfolgte erst die Einschiffung. Inzwischen war die Lage Sir John Keane's nichts weniger als angenehm. Wir sind über seine Bewegungen noch nicht genau unterrichtet, und es läßt sich aus den verworrenen Zeitungsberichten und Privatcorrespondenzen der angloindischen Journale nicht entnehmen, wie weit sich die Armee in Sind ostwärts zog. *) Das lange Verweilen in der Nähe von Vikkur, und der langsame Marsch von diesem letztern Orte bis Tatta — ein Marsch, der auf geradem Wege nicht über 8 deutsche Meilen beträgt, auf dem man aber gegen einen Monat zubrachte — läßt sich nur daraus erklären, daß es ungemein an Kamelen fehlte, **) und man also das Gepäcke nur sehr langsam fortbrachte; ebenso fehlte es an Booten, um das schwere Geschütz den Strom aufwärts zu schaffen, und die Belutschen brannten das Gras nieder, um Pferden und Kamelen die Nahrung zu entziehen. Aus allen diesen Umständen läßt sich schließen, daß die Lage höchst kritisch war, und dieß ergibt sich auch aus dem Tone, den die Amirs annahmen, indem diese einmal die Erklärung gaben, sie wollten die englische Armee nicht belästigen, wenn diese sich zurückzöge.

Indeß hatten die Engländer alsbald kräftige Gegenanstalten

*) Einige behaupten, sie hätte sich bis nach Lak und Kotri am östlichsten Indusarm gezogen, was aber nicht wohl wahrscheinlich ist.

**) Wenn man auch wieder welche zusammengebracht hatte, gingen die Kameltreiber oft zu Hunderten durch und nahmen die Stricke mit sich, die man im Augenblick gar nicht ersetzen konnte, so daß man nicht wußte, was man mit den Kameleu anfangen sollte.

getroffen. Sobald Sir John Keane ſeine Lage meldete, wurde einer auf dem Marſch befindlichen Abtheilung Befehl ertheilt, in möglichſter Schnelle am Setledſch und Indus hinabzurücken, um Sind von Norden her zu bedrohen. Der Obergeneral Sir Henry Faue brach ſelbſt zu dieſem Ende auf und ließ ſich zum Behuf der Unterhandlungen von Sir Al. Burnes begleiten. Die befohlenen Verſtärkungen der Armee unter Sir F. Keane trafen auch allmählich ein, und gegen den 20 Jan. ſtand dieſe ſchon in der Nähe von Tatta mit mehr als 6000 Mann; weitere Truppen, die an der Hedſchamrimündung anlangten, und auf Kriegsſchiffen, unter anderen dem Wellesley, eingeſchifft waren, erhielten Befehl, ſich nach Kuratſchi zu begeben, und dieſe Stadt zu beſetzen. Dieſer Befehl zeigt, daß Sir J. Keane für ſeinen Rückzug beſorgt war, denn wenn ihm das ſchwierige Terrain um Tatta und die Schaaren der Belutſchen den längern Aufenthalt unmöglich gemacht hätten, ſo hatte er im Grunde keinen Rückzug, als den nach Kuratſchi. Der Wellesley und einige kleinere Schiffe begaben ſich nach dieſem Orte, deſſen Commandant den Befehl erhalten haben ſoll, die Engländer ſo viel möglich zu hindern und zu beläſtigen, ohne gerade die Amirs zu ſehr zu compromittiren. Einige angeblich gegen die Engländer abgefeuerte Flintenſchüſſe lieferten den erwünſchten Vorwand zur Eröffnung der Feindſeligkeiten, und eine Salve des Welleeley zerſtörte die elenden Feſtungswerke. Die Stadt capitulirte am 3 Februar.

Inzwiſchen war Sir John Keane mit ſeinem Corps am 23 Januar von Tatta aufgebrochen, um ſich Heiderabad zu nähern, und die Amirs zu einer Entſcheidung zu bringen, denn dieſe zögerten unaufhörlich, eröffneten keine directen Feindſeligkeiten, erklärten ſich aber auch nicht für die Engländer. Oberſt Pottinger leitete indeß die Unterhandlungen, und ſcheint endlich die Amirs überzeugt zu haben, daß nicht nur weitere Zögerung unmöglich ſey, ſondern ein längerer Widerſtand nur ihr gänzliches Verderben herbeiführen könne; die engliſchen Officiere freuten ſich ſchon auf die Erſtürmung Heiderabads, da dann die großen, in dieſer Stadt aufgehäuften Schätze ihnen als gute Priſe zugefallen wären. So weit wollten es aber die Amirs doch nicht kommen laſſen. Der Vertrag ward in den erſten Tagen des Februars geſchloſſen: die Amirs zahlten alsbald 27 Lakhs Rupien, machten ſich anheiſchig, 4000 Mann Truppen zu unterhalten, die von engliſchen Officieren befehligt würden, verſprachen fünf Sechzehntel ihres Einkommens zu zahlen, und ſtellten 4000 Mann zu dieſem Feldzug. So war dieſe Schwierigkeit beſeitigt, Sind unterworfen, und die engliſche Armee konnte mit Hinterlaſſung von einigen Tauſend Mann ihren Marſch weiter nach Norden, den Indus aufwärts, fortſetzen. (Fortſetzung folgt.)

Metallertrag der uraliſchen Bergwerke.

Die Nordiſche Biene zieht aus officiellen Papieren nachſtehende Angaben über den Ertrag der uraliſchen Bergwerke in den Jahren 1831 bis 1835. An Gold wurde in dieſen fünf Jahren gewonnen 907 Pud 10 Pfund, an Silber 9 Pud 18 Pfund. Dieß letztere wurde aber nicht in Stufen gefunden, ſondern erſt in Petersburg im Münzhofe aus dem Golde gezogen. Platina wurde gewonnen 562 Pud 8½ Pfund. Der Kupferertrag betrug jährlich circa 200,000 Pud, und der Ertrag an Eiſen ſchwankte zwiſchen 7 und 8 Millionen Pud.

Chronik der Reiſen.

Reiſen in der Bretagne. Penmarc'h und Quimper.

(Fortſetzung.)

Quimper iſt die Vaterſtadt Fréérons, und war im vorigen Jahrhundert der Concentrationspunkt des geſellſchaftlichen Verkehrs und der Vergnügungen für den größten Theil der Bretagne. Die Geiſtlichkeit, welche die Stadt bevölkerte, der Adel, welcher hier einige Monate des Jahres zubrachte, die Univerſität, welche in großem Rufe ſtand und zahlreich beſucht war, mehrere daſelbſt anſäſſige Gerichtshöfe machten Quimper lebendig und wohlhabend. Die Nachbarſchaft des Meeres, die ſchöne Umgegend bot in der heißen Jahreszeit die angenehmſten Aufenthaltsorte für alle diejenigen, welche dem Staube, der Hitze und der Etiquette entfliehen wollten. Die Demarcationslinie, welche den Adel von den übrigen Ständen ſchied, war hier nicht ſo ſcharf gezogen als anderswo in der Bretagne: es herrſchte in Quimper mehr Bildung, folglich mehr Artigkeit und weniger Pinſelſtolz: der feine Weltton, welchen die häufigen Reiſen nach Verſailles eingeführt hatten, das Spiel, welches alle Stände untereinander miſchte, die mildern Landesſitten u. ſ. w. bewirkten eine freiere Geſelligkeit als in den übrigen Städten der Bretagne. Die Hauptleidenſchaft der Bewohner von Quimper war das Spiel; die Damen ſpielten vom frühen Morgen bis in die ſinkende Nacht, und die Herren machten es wie die mecklenburgiſchen Landpaſtoren, welche die Karten oft ganze Tage lang nicht aus den Händen legen. Es mangelte nie an Fremden, kurz es war ein Duodezleben von Spaa und Baden-Baden, welches die franzöſiſche Revolution unterbrach, die ſo vieles Andere unterbrochen und verbrochen.

Quimper zählt etwa 15.000 Einwohner und treibt ziemlichen Handel; der Hafen kann Schiffe von 300 Tonnen aufnehmen: größere Fahrzeuge gehen nur bis zur kleinen Bucht von Lanroz, zwei Meilen von Benodet, auf deſſen Rhede die größten Fregatten ſich vor Anker legen können. Die Umgegend von Quimper zeigt ſich nach allen Seiten hin freundlich, heiter und zum ländlichen Genuß einladend. Nichts iſt überraſchender, als der Anblick dieſer ſchönen Gegend, wenn man von den traurigen Küſten der Bai von Audierne kommt: dort ſieht man nichts als troſtloſe Sandgeſtade, monotone Haiden, auf denen magerer Stechginſter und ſchwindſüchtiges Geſtrüpp kümmerlich vegetirt, weite unangebaute Strecken, woraus hie und da nackte Felſen hervorragen, welche die Natur aufgedeckt zu haben ſcheint, um ihre Blöße und Armuth an den Tag zu legen. Welch ein Schauſpiel ganz anderer Art haben wir dagegen hier vor Augen! Zu den Füßen eines leicht und zierlich durchbrochenen Höhenzuges lagern ſich reiche und fruchtbare Kornfelder, grüne und lachende Wieſen, friſche und ſaftige Laubwälder: kühle Schattenplätze, geheime Grotten, myſteriöſe Stellen wechſeln mit freien Räumen, anmuthigen Berggipfeln ab; überall treten uns die Merkmale einer zugleich ſchönen und fruchtbaren Natur entgegen, welche der Himmel mit Fülle, Reichthum und Lieblichkeit geſegnet hat.

Nach verſchiedenen Ausflügen in die Umgegend von Quimper wandte ich mich wiederum der Küſte zu, welche hier im Ganzen flach und ſandig iſt; das Meer brandet nicht ſo heftig, reißt jedoch jedes Jahr kleine Strecken vom Feſtland ab. Auf einem ſolchen vom Land abgeriſſenen oder von der See angeſchwemmten Sandfleckchen iſt Concarneau erbaut, mit Feſtungswerken und dicken Mauern umgeben, denn das Städtchen war in frühern Zeiten ein Kriegshafen. Die Einwohner leben hauptſächlich vom Handel mit Sardellen, welche in ſo vielen Strandgegenden der Bretagne das himmliſche Manna der armen Schiffer ſind. Concarneau liegt an der breiten Bai de la Forêt, welche einen herrlichen Anblick gewährt; in der Entfernung von einigen Meilen ſieht man den kleinen Archipel der Glenans-Inſeln, welche ächt bretagniſche Namen führen, wie Bonfret, Guyotec, Guinduec, Lock-Drenec, Beguellec'h u. ſ. w. — Von Concarneau rechnet man beinahe 5 Lieues bis zum Dorfe Tregunc, einem in archäologiſcher Hinſicht ungemein wichtigen Orte, wo gigantiſche Monumente den Wanderer mit Staunen erfüllen, und an Menſchenopfer und alle blutigen Gräuel einer zu Grabe getragenen Heldenzeit und Prieſterwirthſchaft erinnern. Rechts und links von der Landſtraße liegen unzählige Granitmaſſen und rohe Steinblöcke in wilder Unordnung zerſtreut, deren bizarre Umriſſe ſich von einer weitläufigen, düſtern Haide abheben; die Alterthumskenner verſichern, es ſey ein Carneillon, d. h. ein celtiſcher Kirchhof, eine Begräbnißſtätte der vornehmſten alten Helden. Dieſe Steine gewähren in der That einen überraſchenden Anblick; ſo wie man in ihre Nähe gelangt, bleibt man unwillkürlich ſtehen, verſinkt in Nachdenken und zerbricht ſich den Kopf; man möchte gern wiſſen, wem und wann ſelbige geſetzt wurden, und man bedauert, daß man eine Vergangenheit nicht zur Rede ſtellen kann, welche uns hier mit einem ſo ernſten, ehrfurchtgebietenden Antlitz entgegentritt. Zu unſerem großen Schmerz fühlen wir die Wahrheit der wehmüthigen Worte, welche der König Fingal in einem der Geſänge ſeines Sohnes Oſſian prophetiſch ausruft: „Freunde, ſetzt ihm den Malſtein! Nach uns wird kommen ein Geſchlecht, das nichts von unſern Thaten weiß und dieſer Steine Deutung nicht kennt!“ Wie wenig hiſtoriſche Aufſchlüſſe und Erläuterungen über die Vorzeit dieſe Denkmäler auch zu geben im Stande ſind, ſo knüpft ſich daran doch ein lebhaftes Intereſſe; ſie erregen nicht bloß den Gedanken an ein hohes Alterthum und die dunkle Idee von Helden und Führern eines untergegangenen kräftigen Urvolkes, ſondern ſie erwecken auch zugleich ein eigenthümliches Gefühl und eine Art von heiligem Schauer, denn es ſchwebt etwas Grauſiges, Geſpenſterhaftes, Unerklärliches, gräßlich Geheimnißvolles über dieſen rieſigen, im Geiſte des Horaziſchen aere perennius errichteten Grabmonumenten, gegen welche die Grabhügel und Leichenſteine auf unſern Kirchhöfen Maulwurfshaufen und Schiefertafeln ſind.

Als ich weiter gegen Pontaven kam, ſah ich links vom Wege das alte Schloß Ruſtephan, wovon Hr. E. Souveſtre eine ſo pomphafte Schilderung macht, und welches er für das „grandioſeſte, antikſte und ſonderbarſte Gebäude“ ausgibt, das er je in ſeinem Leben geſehen. Auf dieſe viel verſprechende Anzeige hin unternahm ich den Abſtecher nach Schloß Ruſtephan, ward jedoch ſehr in meinen Erwartungen betrogen, da ich weiter nichts als einen höchſt einfachen Ritterſitz aus dem fünfzehnten Jahrhundert fand, nämlich ein länglich viereckiges Wohnhaus von einem Stockwerk, und in der Mitte der Façade mit einem kleinen runden Thurm, der als Eingang und Stiegenhaus dient. Dieſe Erfahrung beſtärkte mich mehr als alles Uebrige in der Ueberzeugung, daß Hr. Souveſtre in ſeinen Werken über die Bretagne nicht immer aus eigener Anſchauung, ſondern oft nach Willkür, oft nach Hörenſagen beſchreibt. — Eine Viertelmeile von Schloß Ruſtephan liegt die kleine Stadt Pontaven, welche einen eben ſo lieblichen als maleriſchen Anblick gewährt; ſie wird von dem klaren, lebendigen Fluß Aven durchſtrömt, welcher ſich hier zwiſchen mannichfaltig geformten Felſen hindurchwindet, zahlreiche Waſſermühlen treibt und die vielen Ortſchaften an ſeinen Ufern benetzt. Der Landſchafter fände hier reichlichen Stoff zu Studien und ſogar ganz fertige Compoſitionen. Es wundert mich, daß die Bretagne ſo wenig die franzöſiſchen Landſchaftsmaler anzieht; wahrſcheinlich kommt es daher, daß man daſelbſt noch nicht nach der Mode bewirthet wird, ſondern oft mit einem mehr als kargen Mahle zufrieden ſeyn muß. Die Touriſten und Artiſten wenden lieber den Sommer dazu an, die Schweiz und Italien zu bereiſen, wo ſie zu ihrem nicht geringen Erſtaunen gute Tafel, Bequemlichkeiten und ſogar mehr Comforts finden, als in Paris. Wir verdenken es ihnen übrigens nicht, daß ſie froh ſind, aus den ſogenannten regulär gebauten Städten hinaus in das mannichfaltige Freie zu kommen. Im Mittelpunkte Frankreichs, wo aller Natur- und Kunſtſinn verfügt und abgeſtanden iſt, hat der Anblick der kleinen Städte und ihrer Umgebungen ein unkünſtleriſches und unnatürliches Anſehen gewonnen. Die langweiligen modernen Städte, Kirchen, Paläſte und Gebäude mit ihrem weißen, gelben und buntfarbigen Anſtrich erſcheinen uns deßhalb ſo widerwärtig, weil ſie nicht im Einklange mit der natürlichen Umgebung ſtehen; es ſind unharmoniſche Flecken in der Landſchaft, worin ſie liegen, ſowohl ihrer Form als Farbe nach; ſie treten zu keinem ſchönen Gemälde zuſammen, wo Compoſition, Colorit und Zeichnung ſich miteinander verbinden müſſen. In der Bretagne, wo die aufputzende Civiliſation noch nicht überall hingedrungen, ſind Kunſt und Natur noch Freundinnen, welche ſich einander entgegenkommen und harmoniſch umarmen. Die kleinen Städte, wie Pontaven u. ſ. w., ſelbſt die Dörfer mit ihren ärmlichen Wohnungen ſind im Einklange mit der maleriſchen, nicht durch Kunſt verunſtalteten Umgebung; Alles paßt hier zu einander, die Landſchaft und die Bauwerke in derſelben. Die Kunſt der Architektur ſcheint hier nicht abgeſondert von der Natur, bloß zur Parade und zum Gepränge hingeſtellt, ſondern ſie iſt in die Natur verwebt, ungeachtet ihres Organismus, und obſchon der Endzweck ihres Vorhandenſeyns eine ſelbſtſtändige, von der Natur unabhängige Schöpfung iſt. Unſere modernen Baukünſtler könnten bei der Anſchauung elender Bauerhütten ihren Geſchmack oft verbeſſern, denn dieſe von der Unwiſſenheit zuſammengeſtümperten Gebäude, bei deren Aufführung die Nothdurft die einzige Lehrmeiſterin geweſen, nähern ſich mehr der guten, wahren Architektur, als jene ohne Urtheil und Geſchmack zuſammengeſtoppelten Fragmente der modernen architektoniſchen Vollkommenheit, wogegen Kunſt und Natur Rache ſchreien, und wodurch die landſchaftliche Vegetation umher geſchändet wird.

(Schluß folgt.)

Maſchine zum Mähen. Nach dem Eſſex Herald ſoll ein Mechaniker zu Ingateſtone mit dem Bau einer Maſchine zum Wieſenmähen beſchäftigt ſeyn; ſie ſoll auf abſchüſſigem Boden ſo gute Dienſte leiſten wie auf ebenem.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 250.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

7 September 1839.

Weinbau in Südrußland.

Die franzöſiſche Regierung hat folgende Statiſtik des Weinbaus in Rußland drucken laſſen. Der Wein wird in den vier Gouvernements von Beſſarabien, Cherſon, Krim und Jekatherinoslaw gebaut. In Beſſarabien ſind ſeit 1823 namentlich durch Deutſche und Schweizer Coloniſten 24,600,590 Weinſtöcke angepflanzt worden, und die Weinproduction beläuft ſich im Durchſchnitt auf 120,000 Hectoliters (jedes zu 120 Bouteillen). Der Wein iſt von mittelmäßiger Qualität, und wurde im Lande ſelbſt, in Podolien und im Gouvernement von Cherſon conſumirt; der Preis iſt etwa 33 Franken per Hektoliter. Die Weinberge liegen hauptſächlich im Diſtrict von Akerman, faſt an den Thoren von Odeſſa, wo die Ländereien nicht ſo theuer ſind als in der Krim, und wo man größere Leichtigkeit für die Cultur findet, weil man leichter Arbeiter erhält. Allein die Reben werden oft durch Froſt im Frühjahr beſchädigt, oder die Trauben werden nicht reif, ſo daß bis jetzt die Cultur ſich nur ſchlecht bezahlt hat.

Im Gouvernement von Cherſon hat man, beſonders im Diſtrict von Odeſſa, anhaltende Verſuche gemacht, den Weinbau zu acclimatiſiren. In den Jahren 1823 bis 1837 ſind etwa vier Millionen Reben gepflanzt worden, und in den übrigen Diſtricten desſelben Gouvernements etwa zwei Millionen, und die Production wird im Durchſchnitt auf 40,000 Hectoliters angeſchlagen; der Preis iſt etwa derſelbe wie in Beſſarabien, allein die Qualität iſt ſchlechter.

In der Krim iſt die Weincultur ſchon älter, war aber noch vor einigen Jahren auf die Thäler von Alema, Katſch und Bilbek beſchränkt, deren Boden künſtliche Bewäſſerung erfordert. Jedes Jahr, zur Zeit der Weinleſe, kamen die Kaufleute von Moskau, kauften den Wein noch als Moſt von der Kelter weg, und transportirten ihn nach Moskau, wo er einer neuen Manipulation unterworfen wurde. Dieſer Zuſtand hat ſich aber verändert, ſeitdem mit der Verſetzung des Sitzes des Gouvernements die reichen Familien der Krim an die Südküſte der Halbinſel ausgewandert ſind, wo die Temperatur dem Weinbau ſehr günſtig iſt. Von 1823 bis 1837 ſind in der Krim 8,182,000 Reben gepflanzt worden, und im gegenwärtigen Jahre nehmen die Weinberge eine Oberfläche von 4440 Hectaren ein. Die Reben ſind aus Frankreich, Spanien, Portugal, Ungarn und dem Rhein eingeführt worden, und franzöſiſche und deutſche Weingärtner haben die Aufſicht über die Pflanzungen. Im Allgemeinen werden die franzöſiſchen Methoden bei der Fabrication beobachtet, allein bis Ende des letzten Jahrs konnten die glücklichſten Beſitzer von Weinbergen kaum ihre Koſten decken, welche durch die Prätenſion, Weine der beſten Qualität zu erzeugen, ſehr vermehrt wurden. Das jährliche Product beläuft ſich etwa auf 72,000 Hectoliters, und der Preis mag etwa 42 Franken per Hectoliter betragen. Die weißen Weine haben wenig Kraft und einen gewiſſen Schwefelgeſchmack, welcher ſie dem Gaumen unangenehm macht. Nur Eine Art, die muſſirenden Weine von Champagnerart, welche in den Weinbergen des Grafen Woronzow und einiger andern reichen Gutsbeſitzer von Weingartnern aus Rheims und Epernai bereitet wird, hat bis jetzt einigen Erfolg gehabt, freilich weniger wegen ihrer Qualität, die mittelmäßig iſt, als wegen ihres mäßigen Preiſes, der nie über 3 bis 4 Rubel die Flaſche ſteigt, während der wahre Champagner 8 bis 10 Rubel koſtet. Seit 1836 hat man einige Partien davon nach Petersburg und Moskau geſchickt, welche Beifall gefunden haben.

Es läßt ſich freilich erwarten, daß die Wahl der dem Klima angemeſſenſten Sorten und die Verbeſſerung der Cultur und Fabricationsmethoden am Ende zur Production beſſerer Weine führen müſſen. Aber die Trägheit der tatariſchen Bevölkerung und ihre Unfähigkeit zu einer anhaltenden Arbeit werden den Einführern dieſer neuen Induſtrie noch lange große Schwierigkeiten entgegenſetzen.

In dem Gouvernement von Jekatherinoslaw liefert die Rebencultur, welche auf drei der acht Diſtricte, aus denen das Gouvernement beſteht, beſchränkt iſt, wenig mehr als Trauben für die Tafel.

Man ſieht aus obigen Zahlen, daß die Reben in der Krim das ſtärkſte Product liefern, die in Beſſarabien nur die Hälfte desſelben und die in Cherſon nur ein Fünftheil; daher hat man auch im gegenwärtigen Jahre angefangen, in dem letztern Gou-

vernement Weinberge, die erſt vor 18 bis 20 Jahren angelegt waren, wieder auszureuten.

Man hat ſeit einigen Jahren mit Erfolg Verſuche gemacht, den Weinbau in den kaukaſiſchen Provinzen einzuführen, und im letzten Jahre hatte Ein Weinbergbeſitzer über 100,000 Flaſchen auf Champagnerart bereiten laſſen. Dieſe Weine ſind im Ganzen von derſelben Qualität, wie die von Georgien.

Der Feldzug der Engländer gegen Afghaniſtan.

1. Rüſtung. — Unterwerfung des Amirs von Sind. — Marſch gegen Candahar.

(Fortſetzung.)

Am 15 December brachen die Truppen aus dem Lager von Firozpur auf, und zogen am Setledſch hinab. Der Marſch bis Schikarpur dauerte im Durchſchnitt 40 Tage, wobei ſechs Tage, welche der Uebergang des Corps Schah Schudſcha's der den Indus auf Fähren erforderte, mit eingerechnet ſind. Die Engländer blieben auf dem linken Indusufer bei Bukkur, theils um dort, wo der Strom getheilt war, deſto leichter eine Brücke ſchlagen zu können, theils um dem Amir von Kheirpur, einem Bruder des Amirs von Heiderabad, zu imponiren, denn noch auf dem Marſche trafen Nachrichten ein, daß es mit dem Heere Sir John Keane's ſchlecht ſtehe, und daß Truppen zu ſeiner Unterſtützung nach Heiderabad marſchiren müßten. Dieſe Nachricht, welche die Marſchcolonnen in der Nacht vom 14 auf den 15 Januar erreichte, war den Befehlshabern ſichtlich ſehr unangenehm, denn ſie drohte, den ganzen Feldzug weſentlich zu ſtören: war nämlich ein großer Theil des Corps, welches in dieſem Augenblick den Setledſch hinab nach Schikarpur marſchirte, genöthigt, den Marſch ſüdwärts nach Heiderabad einzuſchlagen, ſo verfloſſen über dieſem Marſch, auch wenn der Zug noch ſo gut ablief, wenigſtens zwei Monate, dann aber konnte vor Anfang Aprils von Schikarpur nicht aufgebrochen werden, man kam mit dem ſchlimmſten Theile des Marſches in die heiße Jahreszeit, und der dießjährige Feldzug war ſo gut wie verloren. Dieß aber hatte noch andere Nachtheile, als die bloße Zögerung: wenn der Zug nicht raſch unternommen wurde, ſchwand die Furcht vor der engliſchen Heeresmacht, alle einzelnen Häuptlinge wurden aufgewiegelt, und man ſetzte ſich der Gefahr aus, daß im Spätjahre die Reiterſchaaren der Afghanen von den Gebirgen herabkamen und die Engländer allenthalben anfielen.

Die Lage war kritiſch: Burnes hatte zwar mit dem Amir von Kheirpur einen Vertrag unterhandelt, aber dieſer Amir war ein alter Mann von 80 Jahren, und augenſcheinlich nicht mehr Herr in ſeinem Land, auf jeden Fall nicht über die wilden Beluſchen, welche als die Eroberer des Landes ſich Alles erlaubten, die alten Einwohner durch Schrecken in Unterwürfigkeit hielten, und die Engländer, welche dieſem Zuſtand nur ein Ende machen konnten, bitter haßten: ſie ſpielten im Lande dieſelbe Rolle wie die Mameluken in Aegypten, und widerſetzten ſich darum den Engländern, wie jene den Franzoſen. Der Amir ſollte Bukkur, eine in der Mitte des Induſtromes gelegene Feſtung, übergeben, man wartete aber vergebens von Tag zu Tag auf die Uebergabe, trotz des Verſprechens, welches der Amir gegeben. Die trotzigen Beluſchen, welche das Heer des Amirs ausmachten, zögerten von einem Tage zum andern, weil ſie ſtets hofften, günſtige Nachrichten von Heiderabad her zu erhalten, daß nämlich die vor dieſer Stadt ſtehenden engliſchen Truppen eine Niederlage erlitten hätten. Am 29 Januar endlich ließ man dem Amir wiſſen, wenn die Uebergabe nicht am nächſten Tag erfolge, ſo werde man ſich der Feſtung mit Gewalt bemächtigen. Dieß wirkte, und die Uebergabe erfolgte hierauf am 30 Januar.

Es war hohe Zeit: das ganze umliegende Land, d. h., ſo weit es von Beluſchen bewohnt iſt, war in Aufregung, und wo man in Dörfer kam, ſah man keinen waffenfähigen Menſchen mehr; Alles hatte ſich an verſchiedenen Orten geſammelt, um auf die erſte Nachricht von einem glücklichen Angriff auf die Engländer vor Heiderabad über die Truppen in der Nähe von Bukkur und Rori herzufallen. Der Häuptling von Larkhana war mit ſeiner ganzen Mannſchaft und 13 Kanonen ausgezogen, um nöthigenfalls die Amirs vor Heiderabad zu unterſtützen. Larkhana liegt nicht weit von Schikarpur entfernt, und um ein Beiſpiel zu ſtatuiren, erhielt Schah Schudſcha die Weiſung, mit ſeinen Truppen Larkhana zu überfallen. Dieß geſchah; die Stadt wurde geplündert, und der Häuptling mußte ein Lak Rupien bezahlen.

Am 26 Januar wurde der Befehl ertheilt, daß die Reiterei und die reitende Artillerie gegen Heiderabad zu aufbrechen ſollten, allein man zögerte fortwährend, und als man endlich dennoch wirklich aufbrach, wurden ſo kleine Märſche gemacht, daß man am 7 Februar erſt 50 engliſche Meilen von Bukkur entfernt war, immer in der Hoffnung, es werde eine günſtige Nachricht von Heiderabad her eintreffen. Dieß geſchah denn auch am 7 Februar, und der weitere Zug unterblieb alsbald. Der Correſpondent eines anglo-indiſchen Journals, welcher ſich bei der nach Heiderabad beſtimmten Truppenabtheilung befand, gibt folgende ſehr wahrſcheinliche Bemerkungen über die Gründe des Handelns auf beiden Seiten. „Trotz des kriegeriſchen Anſcheins wird es doch nicht zum Schlagen kommen, und ich erwarte ſtündlich die Nachricht, daß Alles ganz friedlich abgemacht ſey. Meine Gründe für dieſe Meinung ſind folgende: fürs erſte müßten die Amirs toll oder durch eine übermüthige Meinung von ihrer Tapferkeit gänzlich verblendet ſeyn, wenn ſie nicht ſehen ſollten, daß ein Widerſtand ihrer kleinen Macht gegen unſer rieſenhaftes Reich ganz hoffnungslos iſt; fürs zweite haben ſie durch Widerſtand Alles zu verlieren und nichts zu gewinnen; ſie haben 15 bis 20 Crore Rupien (eben ſo viele Millionen Pf. St.) zu riskiren, und werden ſich hüten, ſie aufs Spiel zu ſetzen. Zudem ſind allzu viel Herren in Heiderabad,*)

*) Die Familie der Amirs iſt ſehr zahlreich, und es ſind wenigſtens vier bis fünf da, welche in politiſchen Dingen mitzuſprechen haben, ungerechnet den Einfluß der andern.

um in irgend einem Widerſtandsplane einſtimmig zu ſeyn. Auf der andern Seite iſt es augenſcheinlich die Politik unſrer Regierung, ſie nicht zum Kampfe zu treiben. Wenn ein Schuß abgefeuert wird, und wir, wie dieß unvermeidlich iſt, Heiderabad nehmen, ſo wird der ganze Schatz als Priſengeld an die Armee vertheilt. Es herrſcht augenſcheinlich die Abſicht vor, die Sache diplomatiſch abzumachen, und den Schatz unangetaſtet zu laſſen, damit man die Koſten der Expedition zum Theil daraus bezahlen kann. Pottinger und Burnes waren in der Zwiſchenzeit nicht müßig, und haben aller Wahrſcheinlichkeit nach unter den Amirs ſelbſt eine Partei zu unſern Gunſten gebildet. Wenn irgend etwas dieſe zum gewaffneten Widerſtand verleitet, ſo iſt es unſere geringe Truppenmacht, denn dieſe Barbaren ſind nie mit Europäern in Berührung gekommen, kennen den Werth der Disciplin nicht, und ſetzen ihr ganzes Vertrauen auf die Zahl. Hätte man eine größere Armee geſchickt, ſo wären die Amirs mit Einem Mal zur Unterwürfigkeit geſchreckt, und allen Gedanken an Widerſtand ein Ende gemacht worden."

Indeß war dieſe Klippe nun glücklich vermieden: die von Bukkur aus gegen Heiderabad vorwärts geſchickten Truppen erhielten Befehl zur Umkehr; Bukkur, wo die Brücke über den Indus geſchlagen worden, ward gut beſetzt, und die Truppen zogen nun in das Lager von Schikarpur. Am 11 Febr. brach auch Sir John Keane aus ſeinem Lager bei Heiderabad auf, und marſchirte nordwärts, um ſich mit der bengaliſchen Armee zu vereinigen, deren Commando er jetzt übernahm, da Sir Henry Fane, nachdem die Unterhandlung mit dem Amir von Kheirpur vorüber, und die zu Heiderabad glücklich beendigt war, ſeine Reiſe den Indus hinab nach Bombay fortſetzte, um von dort nach England zurückzukehren. Der Aufenthalt, den die Begebenheit zu Heiderabad verurſachte, hatte indeß weſentlich geſchadet; ſchon die Truppen, welche nach Heiderabad beordert geweſen waren, und auf dem Marſche wieder umkehrten, trafen erſt am 17 Februar in Schikarpur ein; die Bombaytruppen aber konnten nicht vor den 10 März eintreffen, und ſomit waren durch dieſen unglücklichen Zwiſchenfall fünf Wochen verloren gegangen, kein gleichgültiger Verluſt in einem Lande, wo von der Witterung weniger Monate das Geſchick eines ganzen Feldzugs abhängen kann. An ein Ausruhen in Schikarpur, wie man gehofft hatte, war jetzt nicht mehr zu denken, und man mußte aufs eilfertigſte aufbrechen, um der ganz heißen Zeit zuvorzukommen, und keinem böswilligen Häuptling der Nachbarſchaft Gelegenheit zu laſſen, den Bolanpaß zu beſetzen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſen in der Bretagne. Penmarc'h und Quimper.

(Schluß.)

Eine halbe Meile von Pontaven liegt das alte Schloß Henan auf einer buſchigen Anhöhe, welche das rechte Ufer des Aven beherrſcht: die hohen Schloßthürme ragen über die Bäume hervor und geben ihm von ferne ein romantiſches Anſehen: dem Ritterthümlichen der Bauart nach zu ſchließen, ſtammt das Schloß aus dem vierzehnten Jahrhundert: die dicken, maſſiven, aus Quadern aufgeführten Mauern, die hohen Giebel und Firſten, auf denen noch die Wetterfahnen knarren, die runden Thürme an allen vier Ecken offenbaren den Geiſt einer kriegeriſchen Zeit, welche mehr auf Größe, Feſtigkeit und Dauer, als auf Schönheit und Zierlichkeit der Form Rückſicht nahm. Das Innere enthält große hohe Säle und Zimmer, welche noch gut erhalten ſind: die verſteckte Lage des Schloſſes, welches von allen Seiten mit Bäumen und Gebüſch umgeben iſt, hat wahrſcheinlich die revolutionäre Axt abgewehrt: Schloß Henan mit ſeinen großen Gütern und Beſitzungen gehörte der Familie Marallach, einem der älteſten Geſchlechter des Landes Cornwallis.

Der ganze mittägliche Theil des Finisterre iſt ungemein holzreich, und wir treffen daſelbſt prachtvolle Wälder bei den Gemeinden Coatloch, Cascadec, Lothea und Lufnen; der Wald von Lufnen war der heilige Hain, wo die Druiden die Kräuter zu ihren Rächereien und Quackſalbereien holten: man ſtößt darin auf zahlreiche Opferſteine und hie und da auf alte Steingräber. Wenn wir das Waldrevier von Lufnen verlaſſen, ſo befinden wir uns am Abhange des weiten Thalgrundes, in deſſen Mitte die Stadt Quimperle wie im Schooße der Fruchtbarkeit und der reichſten Fülle liegt. Sie iſt, wie Quimper, Koblenz und Lyon am Vereinigungspunkte zweier Flüſſe gebaut, deren blaue Wellen eben ſo harmoniſch dahinfließen, wie ihre Namen, welche weniger an die rauhe und unmilde Sprache des alten Celtenlandes, als an die lieblichen, muſikaliſchen Laute des alten Griechenlands erinnern: der eine heißt Elle, der andere Iſole; dieſer fließt in einem ſilberweißen Sandbett ruhig durch luſtige Auen dahin; jener ſtürzt über Steine zwiſchen Felſen hindurch: beide vereinigen ſich, nehmen abermals einen helleniſchen Namen, Laita, und wenden ſich dann zum Ocean. Die Ufer dieſer zwei Flüſſe, bald lachend und anmuthig, bald wild und öde, bieten die mannichfaltigſten Aſpecte und die intereſſanteſten Punkte. Ich bin bisweilen dreimal an demſelben Tag an den Ufern der Elle und Iſole ſpazieren gegangen und den Tag darauf mit ſtets erneutem Vergnügen wieder hingekommen. Quimperle gilt zwar für ein Krähwinkel, aber es iſt ein Arkadien: bei Quimperle in der Bretagne oder bei Avranches in der Normandie möchte ich meine alten Tage verleben; ich habe nirgends angenehmere Ruheplätze getroffen, wo ſo viel Kühle, Schatten und Stille herrſchte: ſo denke ich mir das Paradies, wovon ich aufrichtiger Chriſt doch hienieden gern einen kleinen Vorgeſchmack hätte.

Die Stadt iſt von hohen Bergen begränzt; ſie liegt zwar größtentheils in der Thalebene, ein anderer Theil davon zieht ſich jedoch in mehrern Armen über ſanft anſteigende Hügel hinan, was ihr eine überaus maleriſche Mannichfaltigkeit verleiht. Was übrigens der Stadt ganz beſonders von der Nordſeite jenes ſchöne pittoreske Anſehen gibt, iſt der günſtige Umſtand, daß gerade mehrere Kirchen und Klöſter auf den Anhöhen liegen, und die Stadt ſich ſomit von ſelbſt auf eine für das Auge höchſt angenehme Weiſe in verſchiedenen Partien aufbaut: der Abhang des Berges Saint-Michel, welcher die gothiſche Kirche gleiches Namens und die Gebäude der Urſuliner- und Capucinerklöſter trägt, bietet die vorzüglichſte Anſicht dar, und ein überaus glückliches Gemiſch von Thürmen, Dächern, Häuſern, Gärten und Bäumen. Unten am Fuße dieſes Berges vereinigen ſich die Elle und Iſole, welche

hier mit Quais eingefaßt ſind, an deren Ende zwei Baumalleen in das hübſche Gehölz einer alten Abtei führen. Auf der Spitze des ebengenannten Berges liegt die Michaelskirche mit einem ſtattlichen Thurme, der Stadt und Umgegend beherrſcht; in dem äußern Umgange der Kirche ſah man früher alle Wappen des bretagniſchen Adels und viele Statuen in ſonderbaren Coſtumen, welche die Tollhäusler von 1793 zerſchlagen haben. Hinten im Chor hängt ein Gemälde, deſſen Farbe und Luftperſpective mich frappirten: die Köpfe und Stellungen der Hirten, welche das neugeborne Chriſtuskind anbeten, ſind ſehr wahr und einfach; die reiche Einfaſſung, im Styl des Mantegna und der alten Schule von Mantua, iſt ſehr ſinnreich und vortrefflich behandelt; die Jungfrau und der kleine Erlöſer, welche wahrſcheinlich eine ungeſchickte Hand ſpäter nachgebeſſert hat, ſtören den Eindruck dieſer ſchönen Compoſition.

Wenn man von Lorient oder Hennebon nach Quimperle kommt, paſſirt man die neue Vorſtadt, deren Gärten ſämmtlich an den Fluß ſtoßen, über den hier eine ſolide Brücke führt; von da gelangt man in die ſchöne und breite Schloßſtraße, mit ſchönen Privathäuſern beſetzt, welche zwiſchen den beiden Flüſſen eingekeilt ſind. Man kann ſich keine angenehmern Wohnungen denken: hinter jedem Haus iſt ein Garten, welcher in einzelnen Abſätzen bis ans Flußufer hinabſteigt: Gehölz, Wieſen, Mühlen, Berge und Felſen, welche am gegenüberliegenden Ufer befindlich, drängen ſich in ein maleriſch ſchönes Landſchaftsbild zuſammen, das man mit Vergnügen von einer Roſenlorbeer- oder Jasminlaube aus betrachtet, und wenn man ſich an der ſchönen Natur ſatt geſehen, kann man ein Flußbad nehmen oder ſich ein Gericht Forellen angeln, ohne Haus und Hof zu verlaſſen.

Die nahe und entferntere Umgebung von Quimperle bietet Alles dar, was eine mannichfaltige Landſchaft nur immer gewähren kann. Die lieblichſten, angenehmſten Berge und Wälder, die fruchtreichſten, bald engern, bald ſich erweiternden Thäler mit Dörfern, einzelnen Höfen und Schlöſſern wechſeln mit kahlen Haideſtrecken und wilden Felſenpartien ab; ein Zeichner könnte hier hundert verſchiedene Veduten, die eine ſchöner als die andere, aufnehmen. Es gibt nichts Ernſteres, als die nackten Berge von Gorets, wo man ſich von aller Welt verlaſſen wähnt, und wo die über uns ſchwebenden Vögel, die an der Oberfläche des Waſſers nach Luft ſchnappenden Fiſche und die am Felſenabhange weidenden Ziegen die einzigen Weſen ſind, welche uns an Leben und Daſeyn erinnern; alles Andere um uns her iſt wie abgeſtorben. Treten wir dagegen auf die hohe von Nußbäumen beſchattete Terraſſe von Keblin hinaus, ſo ſchlängelt ſich zu unſern Füßen der Strom zwiſchen grünen Matten dahin, und vor uns liegt die Stadt in einem grünen Laubdickicht verſteckt. Von der kleinen Brücke bei Gorecaire erblicken wir den kleinen Waſſerfall der Iſole, und eine Reihe von ſchlanken Pappeln, die ſich in den klaren Wellen ſpiegeln; von der Seite der Ille ſchneiden Wald und Schloßruinen majeſtätiſch ein und gewähren einen entzückenden Anblick.

Die Stadt und Umgegend von Quimperle hatten, wie ſo viele Städte und Gegenden der Bretagne, unſäglich viel von der erſten franzöſiſchen Revolution zu leiden, namentlich zur Zeit der Schreckensherrſchaft, wo ſie von den tugendhaften Volksrepräſentanten heimgeſucht wurden, welche daſelbſt in der beredten Weiſe des Père Duchesne declamirten, die heiligen Gold- und Silbergefäße aus den Kirchen wegnehmen, die Bleidächer der Thürme abreißen ließen u. ſ. w. Viele neuere Schriftſteller haben die Rohheit und Unfähigkeit jener Conventsabgeordneten geſchildert, welche damals wie hungrige Wölfe über alle Provinzen Frankreichs herfielen; ich erinnere mich jedoch, nirgends ſchlagendere Thatſachen in dieſer Beziehung geleſen zu haben, als die, welche ein gleichzeitiger Schriftſteller und Beamter anführt: „Ich war Präſident des Diſtrictes von Quimperle; ein Mann, den ich in Paris öfter geſehen hatte und der durch die Revolution arm geworden und ſich gezwungen ſah, die Stelle eines Fourrage-Inſpectors bei der Armee anzunehmen, trat eines Morgens in meine Stube, ohne zu wiſſen, daß die Urſache, welche ihn zum Reiſen genöthigt, mich in die kleine Stadt Quimperle verſchlagen hatte; wir erkannten uns und gingen miteinander in die Rathsſitzung. Nachdem die Diſtrictsangelegenheiten beendigt waren, ſtand der Fourrage-Inſpector auf, verneigte ſich mit dem größten Ernſt vor den anweſenden Räthen und ſagte: „Bürger, obſchon ich in dieſer langen Sitzung kein einziges Mal weder b..... noch f..... geſagt habe, ſo bitte ich, mich deſſen ungeachtet für einen guten Patrioten zu halten.“ — „Sie haben bemerken müſſen, erwiederte ich, daß bei uns ein anderer Ton eingeführt iſt, als ſonſtwo: wir haben es noch nicht einmal ſo weit gebracht, uns zu duzen, und ſind noch viel weiter entfernt, die Ausdrücke in den Mund zu nehmen, auf welche Sie ſo eben anſpielten.“ — „Ich war geſtern, fuhr der Inſpector fort, in einem Diſtricte des Morbihan, wo mich der Präſident nach aufgehobener Sitzung in ſeinem vollen Ornat bis an die Treppe hinunter begleitete und mir mit drei tiefen Bücklingen und ganz ernſter Miene ſagte: „Bürger, wir ſind um ſo mehr erfreut, Sie in unſerer Mitte gehabt zu haben, als es ſchon über zwei Stunden her iſt, daß Sie unter uns verweilen und uns noch nicht zum Teufel geſchickt haben (vous ne nous avez pas encore envoyé faire f.....).“ — Gibt es bezeichnendere Züge für die Erniedrigung der damaligen Staatsbehörden in Frankreich? Ein Abgeordneter des Nationalconvents ſchrieb an den Diſtrict von N: Eh bien, Jean f..... aurons-nous du grain? — Tage der Rohheit, Unwiſſenheit, Tollheit, Barbarei und Brutalität mögt ihr nie wiederkehren und die Schönheit und Decenz der franzöſiſchen Sitten nicht noch einmal in Gefahr bringen! Zu den Augen jener raſenden Nivelliren war derjenige, welcher nicht jedes garſtige, beſoffene und ſtinkende Fiſchweib umarmen und einem jeden Lump den Bruderkuß geben wollte, ein ſchlechter Republicaner. Noch heutzutage gibt es in Paris von ihren Verehrern, denen Carrier ein Märtyrer der Freiheit iſt, und die ganz vergeſſen, daß der Grad von Bildung und Cultur, welchen ein jeder erhalten hat oder hat erhalten können, allein die wahre Brüderſchaft ausmacht. C. C.

Miscellen.

Merkwürdiges Meßinſtrument. Eine Jerſey-Zeitung gibt nach einem Brief aus New-York Nachricht von der Erfindung eines Doctor Sherwood. Es ſoll dieß ein mathematiſches Inſtrument ſeyn, vermittelſt deſſen man ohne Quadranten, Sextanten oder Chronometer und ohne Geſtirnbeobachtung zur See und zu Land, bei Tag und bei Nacht, bei trübem und klarem Wetter die Länge und Breite jedes Ortes mit der größten Genauigkeit beſtimmen kann; eben ſo die Variationen und Abweichungen der Magnetnadel, und zwar mit der größten Genauigkeit. (Litter. Can. vom 24 Auguſt.)

Sternfall. Nach einem Brüſſeler Blatt hat man in der Nacht vom 9 auf den 10 Auguſt eine ungewöhnliche Menge Sternſchnuppen von außerordentlichem Glanz am Himmel bemerkt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 251.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 September 1839.

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküste.

(Von Dr. Joh. Birkmeyer.)

Zweiter Artikel.

Die Zahl der hier wohnenden Europäer beträgt nur zwölf; früher befanden sich viele europäische Familien hier, aber das ungesunde Klima, so wie das von Jahr zu Jahr sich verringernde Bedürfniß von Beamten und Militärs verminderte deren Anzahl. Ihr Aufenthalt auf dieser unwirthlichen Küste ist traurig; ferne vom lieben Vaterlande, von Freunden und Verwandten, geschieden von dem Umgange mit Gebildeten beiderlei Geschlechts, nur auf ihre geringe Gesellschaft beschränkt, entbehren sie die höhern Genüsse des Lebens, an welche sie von Jugend auf gewöhnt waren. Eine Menge von Bedürfnissen, die sie während deren möglicher Befriedigung gar nicht mehr achteten, oder fast vergessen hatten, lernen sie erst jetzt wieder kennen und um so mehr schätzen, als deren Herbeischaffung höchst kostspielig oder auch ganz unmöglich ist. Das Land liefert ihnen nur wenige der gewohnten Lebensmittel, welche auf europäischem Boden gedeihen, und der Genuß der meisten inländischen ist den Europäern nicht sehr zuträglich; die Zufuhr durch europäische Schiffe ist unbedeutend, da dergleichen nur selten hieher kommen. Das einförmige, langweilige Leben, verbunden mit den beständigen Beschwerlichkeiten und Gefahren des ungesunden Klima's müssen ihnen den Aufenthalt in einem Lande verleiden, an welches keine Erinnerung, kein besonderes Interesse sie knüpft, und das sie meist nur nothgedrungen mit der Heimath vertauscht haben.

Es ist zu verwundern, daß die holländische Regierung die Behauptung ihrer Besitzungen an dieser Küste nur 10 Officieren und 200 Negersoldaten anvertrauen konnte, , und daß einzelne von diesen unmenschlich und unklug genug sind, die ohnehin gegen die Europäer erbitterten Neger durch die gehässigste Behandlung noch mehr aufzureizen. So hat sich z. B. der damalige erste Lieutenant G...n bei den Negern sehr verhaßt gemacht; er rühmte sich noch dazu seines abscheulichen Benehmens und ließ mich öfters Zeuge desselben seyn. Als ich eines Tages mit ihm durch das Dorf ging, begegnete ihm einer der angesehenern Neger, mit dem er etwas zu besprechen hatte. Während der Unterredung stieß er öfter als einmal auf des Negers nackter Schulter die glühende Asche seiner Cigarre ab, daß dieser vor Schmerz laut aufschrie. G...n war dem Trunke sehr ergeben, mißhandelte im betrunkenen Zustande die Neger oft eigenhändig auf die empörendste Weise, oder ließ sie bei dem geringsten Vergehen grausam prügeln, so daß ich mich nicht genug wundern konnte, wie die kräftigen Neger dergleichen Unmenschlichkeiten so ruhig ertragen mochten. Doch es kam auch seine Zeit, er hat gebüßt, aber leider wurde mit ihm auch mancher Unschuldige ein Opfer der Rache der Neger; einige Monate nämlich nach meiner Abreise von der Goldküste empörten sie sich, und ermordeten ihn nebst dem Residenten, 5 Officieren und 40 Soldaten.

Der Gastfreundschaft des Residenten Tonneboeyer, des Militärcommandanten Maase, des Doctors Falkenburg und des Plantagenbesitzers Simons verdankte ich während meiner Anwesenheit in Elmina viele vergnügte Tage und manche Gelegenheit, die Sitten und Gebräuche der Neger kennen zu lernen. Einladungen zu Schmausereien, Abendgesellschaften und Ausflügen in die schönen Umgebungen wechselten täglich ab. Eines Abends war ich in einer Gesellschaft bei Hrn. Simons. Aufgeregt durch Wein und Plaudereien über die Lieben im Vaterlande, ermunterten uns die heimischen Töne einer Flöte und Violine zum Tanze. Nie wurde ich mir des Genusses, an der Seite einer hübschen Europäerin im raschen Tanze dahin zu gleiten, so sehr bewußt, als damals, da ich ihn vermissen mußte. Alle Erinnerungen an so viele durchtanzte Bälle konnten die Einbildungskraft nicht so weit verleiten, daß ich statt meines Tanzers eine Tänzerin im Arme zu halten meinte. Die Gesellschaft bestand aus Beamten, Officieren und einigen der angesehensten Eingebornen. Unter Letztern befanden sich einige junge Herren, welche sich durch nichts von Europäern unterschieden, als durch ihre Gesichtsfarbe. Eine sorgfältige Erziehung und Reisen in die Hauptstädte Frankreichs, Englands und Hollands hatten ihnen eine Bildung und Gewandtheit im Umgange gegeben, daß sie sich wohl in die vornehmsten Cirkel einer europäischen

Hauptstadt wagen durften; ihre stutzerhafte Kleidung stand jedoch sehr seltsam zu ihren schwarzen Gesichtern und ihren Krausköpfen.

An diesem Abend lernte ich unter Anderen einen Mulatten kennen, der sich ehedem durch Sklavenhandel ein beträchtliches Vermögen erworben, aber später wieder verloren hatte, theils durch Prellereien von Seite der früher hier anwesenden Holländer, theils durch die Strenge der Engländer, welche ihm seine Schiffe sammt Ladung weggenommen hatten. Sein vor Alter grünlichgelb schillerndes Gesicht war durch erlittene Unglücksfälle und Leidenschaften scheußlich zerfurcht, und es war mir fast unheimlich zu Muthe, als er mich seiner besondern Aufmerksamkeit würdigte, und sich alle Mühe gab, mich zu unterhalten. Vor meinem Weggehen bat er mich, meinen Namen, Charakter und Geburtsort ihm zum Andenken auf ein Blatt Papier, das er mir reichte, zu schreiben, was ich ihm ganz arglos gewährte. Erst nachdem ich ihn verlassen hatte, kamen mir allerlei Vermuthungen, ob er nicht etwa mit meiner Handschrift irgend eine Betrügerei vorhaben, oder mir sonst einen Streich spielen möchte. Im Nachdenken darüber schlief ich ein, und diese beunruhigenden Gedanken trugen sich in einen tollen Traum über. Sein Gesicht erschien mir noch scheußlicher, und unter seinen wolligen Haaren glaubte ich zwei Hörnchen nur schlecht versteckt zu sehen, seine weiten Sommerbeinkleider schienen mir kaum den Geiß- und Pferdefuß zu verbergen, und zwischen den Frackschößen meinte ich dann und wann den Schweif sich hervorstehlen zu sehen. Mit einem unheimlich grinsenden Lachen hielt er mir das Blatt mit meiner Handschrift hin, deren schwarze Buchstaben mich in ungeheurer Größe angrauten. In Verzweiflung wollte ich auf ihn losstürzen, um ihm das fatale Blatt zu entreißen, aber kraftlos und unsanft fiel ich rückwärts auf mein Lager zurück, daß ich erwachte und das ganze Schreckbild verschwand.

Die herrliche Umgegend Elmina's lud den Freund der Natur zu genußreichen Spaziergängen, und den der Jagd zu einträglichen Ausflügen ein. An kühlen Abenden schlenderten wir, die Flinten über dem Arme, in Begleitung einiger Neger, die uns zu Führern dienten und vermöge ihrer scharfen Sinne die Spürhunde ersetzten, durch das Thal, in welchem sich das früher genannte Flüßchen gegen das Meer zu hinschlängelt, und das sich zwischen sanften, mit Seidenwollbäumen und Palmen bedeckten Anhöhen hinzieht. Pinien, Aloës, Lilien wechselten auf das anmuthigste mit Pisangs, Platanen und Guajacabäumen, und beherbergten manche uns willkommene Beute, besonders Vögel. Nachdem wir das kleine Thal durchwandelt hatten, nahmen uns die begränzenden Anhöhen auf, und über diese hin schritten wir die höheren Berge hinan, in deren schattigem Dunkel Vögel aller Arten, Affen, Eichhörnchen, Kaninchen, Antilopen und dergl. unseren Feuerrohren Schüsse genug entlockten. Bei Gelegenheit einer solchen ergiebigen Jagdpartie, die uns weit in den dichten Wald geführt hatte, sahen wir in nicht sehr großer Entfernung hinter uns eine Heerde Schakals, welche unsere Beute gewittert haben mochten, und deren Nähe uns schon vorher von den spürnasigen Negern angezeigt worden war. Obgleich sie außer Schußweite waren, sendeten wir ihnen doch einige Ladungen zu, mehr um sie zu verjagen, als um einen zu erlegen. Wir hörten öfters des Abends bei der Heimkehr von einem Jagdausfluge das Geheul von Panthern, deren es daselbst eine große Menge gibt; durch einzelne Flintenschüsse hielten wir sie in gehöriger Entfernung, da wir doch an Anzahl zu geringe waren, um ihnen zu Leibe zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Feldzug der Engländer gegen Afghanistan.

1. Rüstung. — Unterwerfung der Amirs von Sind. — Marsch gegen Candahar.

(Schluß.)

Burnes war schon von Firozpur aus vorausgeschickt worden, augenscheinlich zu mancherlei und sehr wichtigen Geschäften: fürs erste sollte er einen Vertrag mit dem Amir von Kheirpur abschließen, was auch sehr zeitig geschehen ist, denn schon am 25 Januar langte derselbe, von Lord Auckland unterzeichnet, im Lager an und wurde dem Amir übergeben. Sodann mußte Burnes nach Heiderabad gehen, um in Verbindung mit Oberst Pottinger dort die Sache zu einem guten Ende zu führen. Dieß waren indeß keineswegs alle seine Geschäfte: ein Hauptgegenstand war der Ankauf von Getreide und der Abschluß von Lieferungsverträgen. Zu diesem Ende mußte er auch mit dem Khan von Khelat (s. die Karte) sich besprechen, und mit demselben einen Vertrag schließen; was aber mit diesem verabredet wurde, darüber lassen uns die angloindischen Mittheilungen bis jetzt noch völlig im Dunkeln; doch sagen einige Correspondenzen gerade heraus, man habe denselben mit Geld gewonnen. Von dem Khan von Khelat nämlich hing allerdings die Sperrung oder wenigstens die Vertheidigung des Bolanpasses hauptsächlich ab, und wenn man in dieser Hinsicht seine Unthätigkeit erkaufte, so hat er Wort gehalten. Was aber die Versorgung der englischen Armee mit Lebensmitteln und die allgemeine Sicherheit betraf, so sagen die Correspondenzen unverhohlen, daß der Khan von Khelat entweder ein Verräther sey, oder daß er seine Untergebenen nicht im Zaum halten könne. Genau betrachtet mochte beides wahr seyn.

Die Zögerung, welche der temporäre Widerstand der Amirs von Sind veranlaßt hatte, zwang die Engländer, den Marsch zu beschleunigen. Der Weg von Schikarpur bis an den Bolanpaß ist größtentheils eine unfruchtbare Einöde: es war unmöglich, daß die Armee zugleich aufbreche, und so zog ein Corps um das andere ab, um immer wenigstens eine Tagreise von dem andern entfernt zu seyn, da es an Wasser und an Lebensmitteln allenthalben mangelte. Es war nicht mehr Zeit, regelmäßige Anstalten zur Verpflegung von Menschen und Thieren zu treffen, sondern wenn der dießjährige Feldzug nicht ganz mißlingen sollte, mußte man um jeden Preis vorwärts kommen. Der Marsch jeder Colonne von Schikarpur nach Dadur dauerte

vier Tage; dort wurde einen Tag Halt gemacht, um die Zerstreuten und Zurückgebliebenen zu sammeln, und dann der Marsch durch den Bolanpaß angetreten, der 67 englische Meilen lang ist; um ihn zu überschreiten, brauchte jede Colonne 6 bis 7 Tage. Es fehlte an Lebensmitteln, noch mehr an Wasser, und der Durst machte die Leute fast wüthend; zum Glück war dieser Marsch vergleichungsweise sicher, denn sie wurden nicht viel von den Belutschen beunruhigt, die in der Ebene allenthalben umher schwärmten, die Zurückgebliebenen niederhieben und Kamele fortführten. Nach den Schilderungen Einzelner zu schließen, muß das englische Corps auf diesem Marsche schon, bis es nämlich auf der Höhe des Bolanpasses ankam, durch Hunger, Strapazen und die räuberischen Belutschen, Maris und Kakers weit über die Hälfte seiner Lastthiere verloren haben. Unglücklicher Weise war Sir John Keane genöthigt, ganz denselben Weg einzuschlagen, und die von todten Kamelen und Pferden dicht besäete Straße zu ziehen; sein Plan war anfangs gewesen, durch den (etwas südlicher gelegenen) Paß von Gundava zu ziehen; es hatte sich aber gezeigt, daß es unmöglich sey, dort Kanonen fortzubringen, und so mußte er wieder umwenden, und den Weg von Schikarpur nach Dadur gleichfalls betreten. Die Belästigungen durch die Belutschen waren unerträglich: anfangs wollte man sie, wenn man ihrer Meister wurde, bloß gefangen nehmen, allein bald fand sich, daß damit nichts gewonnen sey, und Sir John Keane gab endlich Befehl, jeden, dessen man habhaft werde, ohne weiteres niederzuschießen oder aufzuknüpfen.

Bis zu welchem Grade die Belästigungen durch die Belutschen gingen, kann man unter Anderm auch daraus abnehmen, daß die Besatzungen von Schikarpur und Bukkur einmal 12 Tage ohne alle Nachrichten von der Armee waren, da die Belutschen jeden ohne Unterschied niederhieben, der eine Botschaft dorthin bringen wollte. Die Schilderungen der Noth und des Elends, das einzelne Truppenabtheilungen erfuhren, sind herzzerreißend, und es ist hinreichend, zu bemerken, daß englische Officiere selbst erklärten, seit dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland habe keine Armee solche unerhörte Strapazen erduldet, als die englische auf dem Marsch von Schikarpur nach Candahar. Und doch bekam sie einen eigentlichen Feind, d. h. eine geordnete Schaar kaum zu sehen, und das angebliche Gefecht einer afghanischen Reiterschaar, die von Candahar gegen die englischen Truppen ausgezogen sey, ist noch immer sehr problematisch. Aus allen einzelnen Correspondenzen geht hervor, daß man kaum noch eine andere Rücksicht hatte, als den Marsch auf jede Gefahr und Verlust hin zu beschleunigen. Das englische Corps erreichte Candahar am 21 April, zwei Monate nach dem Ausmarsch der ersten Colonne aus Schikarpur, befand sich aber in einem so entblößten Zustande,*) daß beschlossen wurde, bis Ende Mai's daselbst zu bleiben.

*) Die Officiere hatten mit wenigen Ausnahmen ihre ganze Feldequipage, was bei anglo-indischen Officieren nicht wenig sagen will, verloren; jedenfalls brachte man nicht den zehnten Theil der Lastthiere nach Candahar; die meisten waren durch Strapazen und Hunger umgekommen, einige Tausende aber auch den Belutschen in die Hände gefallen.

Die Masse der einzelnen kleinen Nachrichten über den Marsch der verschiedenen Corps ist außerordentlich groß, aber eben darum, weil sie von den Begegnissen jedes einzelnen Corps handeln, lassen sich nicht leicht Auszüge geben. Kuettah war die Mittelstation zwischen Schikarpur und Candahar, und dahin gelangten die Truppen in den ersten Tagen Aprils, und der erste Aufbruch von dort geschah am 6 April. Daß man die 170 (englische) Meilen von Kuettah nach Candahar in verhältnißmäßig viel kürzerer Zeit zurücklegte, hat seinen Grund darin, daß man nicht mehr so Mangel an Wasser litt, und daß die Hitze und das Land selbst nicht mehr die Schwierigkeiten, wie vorher, darbot. Der Mangel an Lebensmitteln war aber derselbe, und schien eher noch zu steigen. In Candahar selbst noch waren die Truppen auf halbe Rationen gesetzt.

Es fragt sich nun hauptsächlich, was sind nach den bisherigen Erfahrungen die Aussichten auf die Zukunft? Daß man bis Candahar wenig von einer bewaffneten Macht zu befürchten haben werde, wußte man voraus. Schah Schudscha hatte mit seiner nur 4000 Mann betragenden, elend ausgerüsteten Armee im Jahre 1833 sich einen Weg bis nach Candahar gebahnt, und war erst dort auf Widerstand gestoßen; daß also die englische Armee dahin gelangte, ist gleichfalls kein großer Fortschritt, und sie durfte sich dieß nicht zu sonderlichem Ruhme anrechnen. Der Häuptling von Khelat hatte ihr den Bolanpaß geöffnet, scheint aber bald andern Sinnes geworden zu seyn, denn nicht nur haben die Engländer bereits ein Corps gegen ihn gesendet, sondern er soll auch bei einer Versammlung von Beluschenhäuptlingen über seine Begünstigung der Engländer Reue bezeugt, und geschworen haben, daß sie den Weg nicht so friedlich wieder zurückmessen sollten; dieser Drohung gemäß wurde auch ein Regiment, das dem englischen Corps nachrückte, bereits im Bolanpaß angefallen, und soll 80 Mann, d. h. über den zehnten Theil seiner Mannschaft, verloren haben. Von Absendung eines Corps gegen einen andern Häuptling, der eine Veste am Hilmend mit 4000 bis 5000 Mann besetzt habe, ist gleichfalls die Rede, und von Schikarpur ist ein Corps ausgerückt, um einen Beluschenstamm, der an den Plünderungen hauptsächlich Theil genommen, zu bestrafen; kurz aus einer Menge Details geht hervor, daß die Beluschen auf der ganzen Westseite des Indus in Aufregung sind, und einzelne Officiere drückten sogar die Ansicht aus, auch die Amirs von Sind seyen heimlich mit den feindlichen Häuptlingen einverstanden. Erwägt man, daß die ganze anglo-indische Armee nebst dem Corps Schah Schudscha's höchstens 30,000 Mann beim Ausmarsche betrug, daß sie in Firozpur, Bhawalpur, Bukkur, Heiderabad, Kuratschi, sodann in Schikarpur und Kuettah Besatzungen zurücklassen mußte, daß Krankheit, Strapazen und die ewigen Raufereien mit den Beluschen doch auch vielen Leuten das Leben kostete, so ist mit Grund anzunehmen, daß die in Candahar versammelte Armee nicht mehr 10,000 Mann stark ist. Zur Unterwerfung der Barekzei-Häuptlinge ist kein Anschein vorhanden. Die Fürsten von Candahar — sonst gegen Dost Mohammed so feindselig gesinnt — haben mit ihren Familien sich nach Cabul gezogen, und über Dost Mohammeds Be-

wegungen herrscht noch immer dieselbe Unwissenheit, wie seit dem Ende des vorigen Jahrs; bekanntlich waren Anstalten von seiner Seite getroffen, daß keine Nachricht über Cabul hinaus zu den Engländern dringe, zu welchem Ende man sogar die Reisenden, die durchaus ihren Weg nach Indien fortsetzen wollten, ermordete. Alles dieß trägt durchaus keinen friedlichen Anschein, und man kann wohl sagen, daß mit dem Marsch auf Cabul der Feldzug erst beginnt, und daß durch die Aufregung unter den Belutschen der Rücken der Armee unaufhörlich bedroht ist.

Cerographie.

In den amerikanischen Journalen ist ein Bericht über eine neue Art Stich (engraving) erschienen, deren Natur unbekannt zu seyn scheint, wenn auch Proben veröffentlicht worden sind. Der Herausgeber des Boston Daily Advertiser sagt, er habe, jedoch ohne Erfolg, versucht, eine Vermuthung aufzustellen in Bezug auf die Art, in welcher die Sache ausgeführt wird. „Da es auf ein großes Blatt, gemeinschaftlich mit dem Schriftabdruck eines großen Zeitungsblattes, gedruckt ist, so muß die Platte viel Aehnliches mit dem Holzschnitte haben, doch besitzt sie fast die Feinheit des Kupferstiches, und hat sehr viel Linien, die im Holzschnitt augenscheinlich unausführbar sind. Die Gleichförmigkeit der Lettern, wenn auch verschieden durch die mancherlei Form, welche aus dem Gebrauch verschiedener Typen entsteht, zeigt, daß dieser Theil des Werkes eine Art Stereotypdruck ist, doch wie die Schatten und andere willkürlichen Linien hineingebracht werden, ist schwierig aus dem bloßen Anblick des Abdruckes zu finden, es müßte denn eine Art Aetzen seyn. Nach dem, was der Erfinder von der Schnelligkeit und Wohlfeilheit der Ausführung sagt, der Größe, bis zu welcher die Platte ausgedehnt werden kann, läßt der schnelle und wohlfeile Druck, wodurch gewöhnliche Bücher und Zeitungen abgedruckt werden können, es als eine sehr wichtige und nützliche Erfindung ansehen, die besonders zum Druck von Karten und Zeichnungen in Verbindung mit dem Text sehr anwendbar ist, so wie für Bildwerke fast jeder Art." Der New-York Observer berichtet ferner: „Die Vortheile der Cerographie sind: 1) Der Stich vieler Gegenstände, welcher mit einer Schnelligkeit ausgeführt werden kann, der dem Steindruck sehr nahe kommt, und die ganze Ausgabe für eine zur Presse vorbereitete Platte gewöhnlich geringer, als für eine Platte von Kupfer und Holz. 2) Die Platte ist unter der Presse dauerhaft. Man kann eine Million guter Abdrücke davon nehmen, und da sie Stereotypdruck besitzt, so kann man die Zahl der Platten mit geringen Kosten ins Unendliche vermehren, und jede Platte gibt eine Million Abdrücke. 3) Zeichnungen jeden Stiches, vielleicht nur die feinsten ausgenommen, kann man fast oder ganz in derselben Vollkommenheit erhalten, wie in Kupfer oder Stahl, und mit geringerer Mühe. 4) Wir kennen keine Gränze für die Größe der cerographischen Platten. Wir glauben, sie können so groß gemacht werden, als die größte Napier-Presse. 5) Der Druck wird mit der gewöhnlichen Druckpresse vollführt, und natürlich so schnell wie Holz- oder Schriftenabdruck."

Nach diesem Berichte kann man sich von der Wichtigkeit der Erfindung überzeugen, und mit einer Vervollkommnung, deren sie augenscheinlich fähig ist, wird sie eine bedeutende Wirkung auf die Buchdruckerkunst haben, besonders beim Druck in Charakteren der chinesischen, Hindu- und andern orientalischen Sprachen. Selbst in ihrem gegenwärtigen Zustande wird sie ohne Zweifel als ein Substitut für den Satzdruck in manchen Fällen gebraucht werden. (Athenäum. 24 August.)

Miscellen.

Ueber die Bewegungen der Gletscher. Hr. André de Luc hat sich in der Bibliothèque Universelle de Genève (Junius) über die Bewegungen der Gletscher in einer den Ansichten des Hrn. Agassiz entgegengesetzten Weise ausgesprochen. Agassiz schreibt diese Bewegung der Ausdehnung des in Eis verwandelten Wassers zu, aber de Luc sagt: das Gefrieren kann nur in der Nähe der Oberfläche stattfinden, und wenn das Eis 55 Metres tief ist, so werden mehr als 9 Zehntheile dieser Dicke keine Veränderung in der Temperatur erfahren, weil das Eis ein schlechter Wärmeleiter ist, so daß das in die Spalten einsickernde Wasser nicht gefriert, welche Jahreszeit auch seyn mag. Wenn man also die Bewegung der Gletscher durch die Ausdehnung des Wassers im Augenblick des Gefrierens erklären will, so kann dieß höchstens von 1 bis 1½ Metres der Oberfläche angenommen werden, was sehr wenig ausmacht; wenn aber das Eis auf dem Grunde seine Stelle verändert, so müssen andere Ursachen vorwalten. De Luc schreibt dieß namentlich zweien zu: die erste ist der Druck, den die auf dem obern Theile des Gletschers angehäuften Schneemassen ausüben; dieser Schnee verwandelt sich in Eis, und da bei der Entstehung der Gletscher die Abhänge sehr steil sind, so übt das Eis oder der Schnee einen starken Druck auf den Gletscher aus und drängt ihn vorwärts. Man findet den Beweis hievon in dem Umstande, daß die Bewegungen dieser riesenhaften Massen, namentlich nach Jahren eintritt, wo ungewöhnlich viel Schnee fiel oder der Sommer nicht heiß genug war, um ihn zu schmelzen. Der zweite Grund ist das fortdauernde Schmelzen des Eises, das auf dem Erdboden aufliegt, in Folge der innern Wärme der Erde. Dieses Schmelzen macht, daß der Gletscher sich senkt, unten Höhlen bildet, und so die Bewegung herbeiführt, da der Boden stets mehr oder minder abschüssig ist.

Wissenschaftliche Commission für Algier. Der Kriegsminister hat durch Entscheidung vom 12 August die Mitglieder dieser aus 21 Personen bestehenden Commission zur wissenschaftlichen Erforschung des Landes um Algier ernannt. Bory St. Vincent, bekannt durch seinen Aufenthalt in Morea, ist zum Chef ernannt. Ein Militärarzt und zwei Dolmetscher werden der Commission beigegeben. Zehn Mitglieder derselben sind von der Akademie der Wissenschaften, fünf von der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften bezeichnet worden. Diejenigen, welche noch nicht in Algier sind, sollen bis zum 20 November in Toulon eintreffen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 101 u. 102** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Die literarischen Löwen in England.** — **Die sieben Saiten der Leyer.** Von George Sand. — **Französisches Conversationslexikon.** (Fortsetzung.) — **Cheveley, oder der Mann von Ehre.** (Schluß.)

In das Literaturblatt des Auslandes beigegebene Literaturblätter, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 252.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

9 September 1839.

Wilbrahams Reiſe in Perſien und im Kaukaſus im Jahre 1837.

Der perſiſche Hof.

Capitän Wilbraham iſt einer der engliſchen Officiere, welche in perſiſchen Dienſten ſtanden, und da er mit den übrigen im Jahre 1837 während des Feldzugs gegen Herat ſuspendirt wurde, ſo beſchloß er, ſeine freie Zeit zu einer Reiſe in den Kaukaſus anzuwenden. Er iſt kein Gelehrter, aber ein Mann von natürlichem Talent und natürlichem Sinn, der ſeine Eindrücke einfacher erzählt, als es leider bei engliſchen Reiſenden neuerer Zeit der Fall iſt. Ehe wir ihn auf das ruſſiſche Gebiet begleiten, entlehnen wir Einiges aus dem Theil ſeiner Reiſe, der von Perſien handelt, aber nur ſo viel, als ſich auf den gegenwärtigen Zuſtand des Hofes und Landes bezieht.

Ich ritt, ſagt er, vor der Abreiſe des Königs in den Nigharistan (der Sommerpalaſt des Königs vor dem Schemerunthor von Teheran), um der Audienz beizuwohnen. Die Truppen hatten ihren Marſch gegen Khoraſan ſchon begonnen, und eine lange Linie von Kanonen mit ihren Geſpannen ſtand vor dem Thore des Palaſtes. Auf allen Seiten ſah man Züge von Kamelen und andern Laſtthieren, welche mit Munition beladen waren. (Die perſiſche Artillerie iſt der beſte Theil ihrer Armee, aber wenn man die Erzählungen von ihren wundervollen Thaten zur Zeit von Abbas Mirza glauben kann, ſo muß ſie in den letzten Jahren ſchon ſehr geſunken ſeyn. Bis vor etwa ſechs Monaten wurde ſie auf Engliſch commandirt, aber in ſo gebrochenem Engliſch, daß es kaum mehr erkenntlich war.) Als ich mich dem Garten näherte, fand ich eine ungewöhnliche Menſchenmaſſe an der Stelle, wo die Pferde des Königs angepflöckt waren, und lange Reihen aufgeſtellter Gewehre, welche die perſiſche Fahne umgaben, zeigten an, daß ein Regiment ſich vor die königlichen Pferde hin geflüchtet hatte, eine Freiſtätte, welche ſo geheiligt iſt, als eine Moſchee. Auf meine Nachfragen erfuhr ich auch, daß zwei Regimenter von Aſſcharen (dem Stamm von Nadir Schah) ſich geweigert hatten, zu marſchiren, wenn ihr Oberſt, mit dem ſie unzufrieden waren, nicht verſetzt werde. Sie waren ſchon mehrere Tage in dieſer Lage, und da ſie ihre Cameraden mit allen Bedürfniſſen verſahen, ſo war wahrſcheinlich, daß der König nachgeben mußte.

Die Audienz war gerade zu Ende, als ich das Hauptthor des Gartens erreichte, und die Hofleute mit ihren ſcharlachrothen Gewändern, ihren Mützen von Lämmerfellen und ihren Gürteln von Kaſchmirſhawls ſaßen in Gruppen unter dem Schatten der Lindenbäume und ließen ſich mit ihren Kaliauns wohl ſeyn. Ich ging durch eine Allee hoher Platanen, und fand den König in einem kleinen, achteckigen Sommerhauſe, das in der Mitte des Gartens liegt und durch einen Bach gekühlt wird, der durch das Gebäude geleitet iſt und unter der Kuppel ein großes Becken anfüllt. Vier tiefe Alcoven, welche mit Darſtellungen der Thaten von Ruſtem und andern perſiſchen Helden geziert ſind, ſehen gegen die vier Cardinalpunkte, und die Teppiche werden je nach der Tageszeit in einem oder dem andern derſelben ausgebreitet. Der König ſaß neben dem Fenſter und lehnte ſich auf einen Haufen Kiſſen, während ein Diener hinter ihm kniete, welcher einen breiten Fächer von Federn über ihn bewegte. Seine Kleidung war wie gewöhnlich ganz einfach, und nur der reich mit Edelſteinen beſetzte Griff ſeines Dolchs zeigte ſeinen Rang an. Er iſt nicht über 30 bis 31 Jahre alt, aber ſein dichter Bart und ſeine ſchwerfälligen Züge machen, daß man ihn für älter halten möchte. Sein Geſicht iſt nicht häßlich und ſein Ausdruck, wenn er nicht gerade zornig iſt, einnehmend und gutmüthig; ſein Benehmen, beſonders gegen Europäer, ſehr artig. Er ſpricht gewöhnlich Türkiſch, die Sprache ſeines Stammes, aber dieſes und Perſiſch ſo ſchnell, daß einige Uebung dazu gehört, ihn zu verſtehen. Verglichen mit den meiſten Orientalen, iſt der König ein Mann von Energie und nicht ohne Kenntniſſe; er hat die Geſchichte ſeines Landes ſtudirt, und hat eine leidliche Kenntniß von der Geographie und dem politiſchen Zuſtande von Europa. Seine Armee iſt ſein Steckenpferd, und er opfert ſeinem Durſt nach militäriſcher Auszeichnung ſowohl ſeine eigene Ruhe, als das Wohl ſeines Landes auf. Ich habe oft von Perſern gehört, daß ſeine Expedition gegen Herat darin ſeinen Urſprung habe, daß er eine Ueberſetzung der Memoiren von Bourrienne geleſen habe, und dadurch eroberungsſüchtig

geworden ſey. Sein Hof iſt weit weniger glänzend, als der ſeines Großvaters und Vorfahrs geweſen war, da die Hauptämter des Staats von Leuten niedriger Abkunft beſetzt ſind, welche nichts von der Prachtliebe und der Höflichkeit haben, durch welche ſich früher der perſiſche Adel auszeichnete. Der letzte König war immer von einer zahlreichen Truppe von Prinzen von Geblüt, von hohen Beamten und einer Maſſe Diener umgeben, während der gegenwärtige König oft mit keiner andern Begleitung als einigen ſchlecht berittenen und ſchlecht gekleideten Dienern ausreitet.

Der König iſt ein ſtrenger und gewiſſenhafter Mohammedaner, er trinkt nie Wein, was eine in ſeiner Familie ſeltene Enthaltſamkeit iſt, eben ſo wenig raucht er, was allgemeine Sitte iſt. Sein Harem beſteht nur aus vier Frauen, nach mohammedaniſchem Geſetz, während das ſeines Großvaters eine zahlloſe Menge enthielt, und Perſien wäre glücklich geweſen, wenn Feth Ali Schah eben ſo enthaltſam geweſen wäre, denn jedes, auch das unbedeutendſte Gouvernement, wurde einem ſeiner zahlloſen Söhne übergeben, welche das Land bis auf ſein Herzblut ausſaugten. Viele von dieſen ſind jetzt in die größte Armuth verſunken, und leben vom Verkauf von Shawls und Juwelen, den Reſten ihrer beſſern Tage. Einige der Frauen des Königs ſind in Privatharems gekommen, andere, welche ſich einiges Vermögen gemacht hatten, leben auf ihren Gütern. Mohammed Schah hat zwei Söhne, der älteſte, der zum Thronfolger beſtimmt iſt, lebt in Tauris unter der Aufſicht von Suleiman Khan, ſeinem Onkel von mütterlicher Seite — ſeine Mutter war aus der königlichen Familie; der zweite, welcher in Teheran lebt, iſt ein dreijähriges Kind von einer kurdiſchen Mutter.

Ich beantwortete einige Fragen, welche der König über militäriſche Angelegenheiten an mich machte, empfahl ihm einige Officiere, die unter mir gedient hatten, nahm Abſchied und begab mich in das Zelt von Hadſchi Mirza Aghaſſi, dem Großweſſir, das durch eine Thüre mit dem Palaſte communicirte; Hadſchi iſt der außerordentlichſte Mann, der mir je vorgekommen iſt. Er iſt keineswegs ohne Talent, aber ſeine Worte und Handlungen tragen immer die Spur wirklichen oder affectirten Wahnſinns. Er ſoll tief in die Myſterien des Glaubens der Sufi eingeweiht ſeyn, deren wahnſinnige Lehren, ſo unverträglich ſie auch mit der Religion des Propheten ſind, ſich täglich mehr in Perſien ausbreiten. Der außerordentliche Grad von Vertrauen, das der König in politiſchen und in geiſtlichen Dingen in ihn ſetzt, hat ihn faſt zum unumſchränkten Herrn gemacht, und erlaubt ihm, den alten Adel und die Prinzen von Geblüt mit der äußerſten Verachtung zu behandeln, was ihnen bei ſeiner niedrigen Herkunft doppelt fühlbar iſt. Alle Staatsgeſchäfte gehen durch ihn, und die übrigen Miniſter ſind bloße Werkzeuge in ſeiner Hand. Es iſt unmöglich, mit ihm von etwas zu reden, das er einem nicht ſogleich verſichert, beſſer als irgend Jemand zu verſtehen, und ich habe ihn unbegreiflichen Unſinn über Militärſachen ſagen hören, welche die ganze Verſammlung ſehr ernſthaft anhörte und damit übereinſtimmte. Einmal erlaubte ſich Jemand, das militäriſche Talent von Napoleon zu rühmen. Napoleon! ſagte der Hadſchi, weſſen Hund iſt Napoleon? Man könnte Bände mit Anekdoten von ihm anfüllen, allein nur wenige derſelben ſchicken ſich für gebildete Ohren.

Sein Zelt war wie gewöhnlich voll Menſchen; auf beiden Seiten des großen Mannes ſaßen mit großer Förmlichkeit eine lange Reihe von Miniſtern, Prieſtern und Soldaten, während mehrere Secretäre, die hinter ihm ſaßen, Depeſchen ſchrieben und ſie ihm zum Durchleſen und zur Unterſchrift vorlegten. Er iſt ein kleiner, aber ſtark gebauter Mann von etwa 60 Jahren, mit einem durchdringenden, grauen Auge und einem dünnen Bart, was der Gegenſtand vieler Spöttereien in einem Lande iſt, wo dieſe Zierde ſo ſorgfältig gepflegt wird. Bis zur Thronbeſteigung von Mohammed Schah hatte er eine unbedeutende Stelle im Haushalt von Abbas Mirza, und hatte einigen Einfluß auf die Erziehung ſeines Sohnes. Er wurde im Jahre 1835 zu ſeiner jetzigen Stellung erhoben, da ſein Vorfahr, ein Mann von Talent und Kühnheit, durch ſeinen Ehrgeiz die Eiferſucht des Königs erregte und daher erdroſſelt wurde. Er affectirt große Freundſchaft für die Engländer und überhäuft uns mit Freundſchaftsbezeugungen, nennt uns „ſein Leben, ſeine Seele, ſeine alten Freunde u. ſ. w.," aber es iſt faſt unmöglich, ein Geſchäft mit ihm abzumachen, denn wenn der Gegenſtand ihm zuwider iſt, ſo leitet er das Geſpräch auf etwas Anderes, und ſo leicht er Verſprechungen macht, ſo leicht bricht er ſie auch. Ich rauchte die herkömmliche Pfeife, trank Kaffee und Thee beim Hadſchi und ritt dann in die Stadt zurück, um im Palaſt der Geſandtſchaft abzuwarten, bis die Kühlung des Abends mir erlaubte, meine Reiſe anzutreten.

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküſte.

(Fortſetzung.)

Als uns einſt der Jagdeifer tief in die Wildniß gelockt hatte, fanden wir die Ueberreſte eines von einem wilden Thiere zerriſſenen Negers. Wir konnten auf dem Boden die Spuren des wilden Thieres ſehr wohl unterſcheiden. Einige Zeit mochte er ſich gegen daſſelbe vertheidigt und es ſogar verwundet haben, was wir aus der zerſchlagenen Flinte und dem blutigen Meſſer ſchließen konnten; aber endlich war er unterlegen und die Beute des Thieres geworden. — Auf unſeren Wanderungen in die nahen Wälder ſahen wir manchmal die vier Fuß hohen Neſter oder Gewölbe von Termiten, deren es an der Goldküſte ſchwarze, weiße und rothe gibt. Dieſe Neſter waren bald mehr, bald weniger feſt, je nachdem die Thierchen aus mehr oder weniger haltbarer Erde gebaut hatten, und meiſt von derſelben Farbe als die Erde, die ihnen zum Material gedient hatte; wir mußten über den Bau, die Einrichtung und das Leben in denſelben ſtaunen. Dieſe Termiten ſind nicht ſo gefährlich und zerſtörend, als die in andern Gegenden. Die Neger eſſen die Puppen von denſelben, und finden ſie ſehr lecker; manche unſerer ſchwarzen Begleiter erbrachen, wenn es Gelegenheit dazu gab, dieſe Gewölbe, um ſich dergleichen zu

verſchaffen. Dieſe Ameiſen haben auch viele Feinde unter den Vögeln und vierfüßigen Thieren, doch der gefährlichſte von allen iſt eine Art Ameiſenfreſſer, „Aardvarken" von den Holländern genannt, der hauptſächlich von ihnen lebt. Eine Art dieſer Ameiſen hängt ihre Neſter an Zweigen auf, und dieſe dienen dann, wenn ſie durchſucht und geplündert ſind, den Bienen als Aufenthalt und den pfiffigen Affen als Niederlage köſtlicher Leckereien. — In alten verwitterten Baumſtämmen halten ſich häufig große, ſchwarze Scorpionen auf; es gelang einmal einem unſerer Neger eines ſolchen habhaft zu werden, der in die Sammlung des Hrn. Reſidenten aufgenommen wurde. Eine kleinere Art gelber Scorpionen trifft man häufig in den Häuſern, wo ſie beſonders am alten Papiere Geſchmack zu finden ſcheinen, daher man Bücher, welche man lange nicht in Händen hatte, vorſichtig öffnen muß, um nicht geſtochen zu werden; ihr Stich iſt jedoch nicht gefährlich und ihr ausgequetſcher Saft das beſte örtliche Heilmittel.

Dieſer Theil der weſtafrikaniſchen Küſte hat an Thieren aller Art einen großen Reichthum aufzuweiſen; man findet Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, Katzen, Geflügel, eine Menge herrlich gefiederter Vögel, beſonders Papagaien, Affen, Eichhörnchen, Büffel, Moſchuskatzen, Wölfe, Schakals, Panther, Hyänen, Leoparde, Tiger, Eidechſen, Chamäleons, Muskiten, Tauſendfüße, Kakerlaken, Schlangen, Seekrebſe, Auſtern, Schildkröten, Fiſche, beſonders Haifiſche, Kaymans u. ſ. w. — Ich ſah auf unſern Ausflügen öfters das Chamäleon an dem Zweige eines jungen, ſchönbelaubten Baumes hängen, oder nachläſſig im friſchen Graſe liegen oder kriechen, wo ich es wegen ſeiner ſchönen ſmaragdgrünen Farbe kaum von der grünen Umgebung unterſcheiden konnte. Es iſt ſehr ſchüchtern und furchtſam; ſobald es ſeine Sicherheit gefährdet glaubte, bemerkte ich in der Friſchheit und Lebhaftigkeit ſeiner Farbe, ſowie in dem luftblaſenartigen Körper Veränderungen. Die Palmeichhörnchen, deren wir viele ſchoſſen, ſind ſehr klein; ihr langes, feines Haar iſt glänzend ſchwarz. — Affen ſah ich in den mehr entlegenen Wäldern in Menge, aber ſelten in den Häuſern der Neger. Der gemeine, einfältige Neger hält ſie für eine ausgeartete Menſchenrace, oder für Menſchen, die ſich durch Zauberei verwandelt haben, um nicht als Sklaven behandelt zu werden und arbeiten zu müſſen. Die Wölfe gleichen unſern Bullenbeißern mit ſpitzen Schnauzen und auswärts ſtehenden Zähnen. — Der Schakal iſt zwar kleiner als der Wolf, aber eben ſo wild, eben ſo liſtig wie der Fuchs, und hat wie dieſer eine lange, ſpitze Schnauze; ſein Haar iſt ſchmutzigroth. Ich ſah ſie immer nur in Heerden und ſehr ſchnell laufen, und hörte dabei ein Geräuſch, wie es oft Hunde machen, wenn ſie jagen. — Die Kaymans, welche gewöhnlich 15 bis 18 Schuhe lang ſind, werden von den Negern wenig gefürchtet; dieſe greifen ſie muthig zu Waſſer und zu Lande an, und eſſen ihr nach Moſchus riechendes Fleiſch mit vielem Appetit; ich ſah dasſelbe häufig auf dem Markt in Elmina zum Verkaufe hergerichtet, bekam aber nie ein Verlangen nach ſolcher Koſt. Man erzählte mir, daß manchmal Neger von dieſen Unthieren aus ihren Kanoes weggeſchleppt werden. Junge Tiger und Kaymans werden von den Negern auf eine eigene Weiſe gefangen: ſie beugen nämlich einen 1 Fuß dicken Baum bis über 12 Zoll auf die Erde herab, und befeſtigen daran einen ſehr ſtarken Riemen mit einer Schlinge; der Baum wird durch einen leicht beweglichen Drücker niedergehalten, der, ſobald das Thier in die Schlinge läuft, losſpringt und den Baum in die Höhe ſchnellen läßt. — Von dem Haifiſche glauben die Neger, daß er lieber Schwarze als Weiße freſſe; es betreffen auch wirklich die Neger öfter ſolche Unfälle, als die Europäer, welche ſtets auf ihrer Hut ſind, während jene ihr Glaube an ein unvermeidliches Fatum verblendet, und ihre Wachſamkeit und Vorſicht einſchläfert. — Man zeigte mir eine eigene Art von Weſpen, welche die Neger Kotta kuradoe andi anaſſefoe oder aniji abaa, d. h. ein Thier, das ſich ſelbſt allein fortpflanzen kann, nennen, und welche die Eier von allerlei Inſecten ſammeln, und mit den ihrigen ausbrüten ſollen. — Auch an Läuſen fehlt es nicht, denen die dicken Krauskköpfe der Neger und Negerinnen einen willkommenen Aufenthalt bieten; ich ſah häufig Negerinnen vor den Häuſern ſitzen, die ſich von andern dieſe läſtigen Gäſte aufſuchen ließen; dagegen werden die Schwarzen von andern unangenehmen Schmarotzern, den Flöhen, nicht heimgeſucht, wahrſcheinlich weil ihnen die mit Palmöl geſchmierte Haut und das tägliche Baden der Schwarzen nicht behagen will, und überdieß deren wenige Bekleidung ſie nicht ſchützen kann.

An Pflanzen und Gewächſen iſt Elmina's Umgegend nicht weniger reich als an Thieren; Oleander, Aloë, Indigo, Baumwollen, Pfefferſtauden, Cactus, Granaten, Cardamom, Koloquinthen u. ſ. w., wachſen wild und üppig überall; Blumen von den lebhafteſten, herrlichſten Farben und unbekannter Form findet man in Menge, aber der Reichthum des Landes an Schlangen und andern dergleichen Ungeziefer ſchreckte mich von dem Botaniſiren ab.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle.

(Aus dem Edinburgh Review. Julius 1839.)

Erſte Abtheilung.

Es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo ſich die brittiſche Flotte durch ihre friedlichen Thaten eben ſo vielen Anſpruch auf Ruhm erwerben wird, als durch ihre Triumphe im Kriege. Jedenfalls kann der Geſchichtſchreiber den Zoll ſeiner Bewunderung darbringen, wenn er auseinanderſetzt, wie das von England während ſo vieler Jahrhunderte auf dem Ocean ausgeübte Uebergewicht hauptſächlich zu Emporbringung der Civiliſation gegründet und gehandhabt wurde. Die im 16ten und 17ten Jahrhundert von Drake, Cavendiſh und Dampier verheerten Küſten wurden im 18ten und 19ten Jahrhundert von Vancouver, King und Fitzroy zum Beſten des Menſchengeſchlechts geographiſch aufgenommen. Die Laufbahn der heldenmüthigen Bildnſtier galt zu ihrer Zeit für ehrenvoll; allein gegenwärtig werden die Rechte der Menſchheit

beſſer erkannt, und es iſt nicht zu viel geſagt, wenn man behauptet, daß England es verſtanden hat, die in früheren Zeiten erlangte Oberherrſchaft zur See aufrecht zu erhalten, ohne mit dem vorgeſchrittenen Geiſte der gegenwärtigen Zeit ſich in Widerſpruch zu ſetzen. Für Viele werden ſtets Siege und mit Erfolg durchgeführte Gewaltthaten einen höhern Reiz haben, und ohne Zweifel wird Mancher fragen, wo finden wir in unſern Tagen einen Mann, wie Francis Drake? Dieſe Frage beantworten wir damit, daß die ſeemänniſche Geſchicklichkeit, die Abhärtung und die Liebe zu abenteuerlichen Unternehmungen, wie dieſer Mann ſie beſaß, ſehr häufig zu finden ſind, daß ſie jedoch einzig und allein durch den herrſchenden Frieden und die gebietende Macht geſetzlicher Autorität zurückgehalten werden, ſich in einem höhern Grade zu zeigen. Wer die Geſchichte der obengenannten Fahrten lieſt, wird gewiß über die Anzahl und den Eifer der engliſchen Seemänner überraſcht ſeyn, welche in Verfolgung ihres Gewerbes die ſtürmiſchen Küſten an der ſüdlichen Spitze des amerikaniſchen Feſtlandes beſuchen. Außerdem iſt noch zu bemerken, daß ein Filibuſtier ſeinen Zweck mit einem weit geringern Grade von ſeemänniſcher Kenntniß und kalter Entſchloſſenheit erreichen kann, als dazu gehört, in einer gefährlichen und ſtürmiſchen Gegend die Aufnahme irgend eines Punktes durchzuführen; jener überläßt ſich dem Spiele des Zufalles, während derjenige, der mit der Aufnahme eines ſolchen Punktes beauftragt iſt, an die unwirthſamſten Geſtade gebunden iſt, und ſich mit Gefahren vertraut macht, um ſie Andern vermeiden zu lehren.

Die Umwälzungen, durch welche Südamerika von dem ſpaniſchen Joche befreit wurde, und die darauf folgende Zunahme unſeres Handels mit Chili und den andern an das ſtille Meer angränzenden Republiken, gehörten wahrſcheinlich unter die Beweggründe, welche die Lords von der Admiralität im Jahre 1825 zu dem Befehle beſtimmten, es ſolle eine genaue Beſichtigung der ſüdlichen Küſte der ſüdamerikaniſchen Halbinſel von der ſüdlichen Mündung des Plata-Stromes bis hinüber nach Chiloe vorgenommen werden. Zu dieſem Zwecke wurde der Adventure von 330 Tonnen und der Beagle von 235 Tonnen, als Barke getakelt, ausgerüſtet und mit ſechs Kanonen verſehen — der letztere ein ausgezeichnetes kleines Schiff, obwohl es zu der verrufenen Claſſe der Kanonenbricks gehörte. Das Commando des erſtern Schiffes und der Expedition ward dem Capitän Philipp Parker King, der bereits durch ſeine Aufnahme Neuhollands ſich ausgezeichnet, übergeben, und Capitän Pringle Stokes erhielt den Befehl des Beagle. Am 22 Mai 1826 gingen die beiden Schiffe zu Plymouth unter Segel, und am 19 November brachen ſie von Monte Video auf und ſteuerten ſüdlich, um die mühſelige Aufnahme zu beginnen. Es würde uns über unſere vorgezeichneten Gränzen hinausführen, wenn wir die Fortſchritte dieſer Expeditionen und der darauf folgenden des Capitän Fitzroy chronologiſch aufführen wollten. Wir werden uns daher bemühen, ihre Reſultate ſo ſehr als möglich miteinander zu verſchmelzen.

Die Expedition gelangte am 1 December, in jenen Gegenden die Mitte des Sommers, in die Meerenge von Magalhaens oder Magellan. Der erſte Ankerplatz der Schiffe war zu Cap Poſſeſſion, und als ſie wenige Tage ſpäter Port Famine etwa 40 Meilen weiter in der Straße erreicht hatten, ſchien dieſes ſo viele örtliche Vortheile zu bieten, daß man es auf einmal zum Hauptquartier der Expedition wählte. Die Erwähnung dieſer beiden Plätze erinnert nothwendig an den traurigen Ausgang des von den Spaniern gemachten Verſuches, die Küſten der Meerenge von Magellan zu coloniſiren und zu befeſtigen. Im Jahre 1579 wurde vom Vicekönig von Peru unter dem Commando Pedro's de Sarmiento eine Expedition abgeſchickt, um den Capitän Drake zu verfolgen, und „den Corſaren todt oder lebendig gefangen zu nehmen.“ Sarmiento, welcher wahrſcheinlich glaubte, er werde ſeinen Feind lauernd in der engen Durchfahrt, durch welchen er in das ſtille Weltmeer gelangt war, antreffen, fuhr in die magellaniſche Meerenge durch den Canal von S. Iſidoro — wahrſcheinlich die Keckburn- und Magdalenen-Straße unſerer neuern Karten — welche, wie mit Recht anzunehmen iſt, ſchon im Jahre 1525 von Ladrilleros befahren worden ſind. Dieſe Einbildungskraft Sarmiento's ſcheint durch den unerwarteten Reichthum der Vegetation, den er daſelbſt antraf, gewaltig angeregt worden zu ſeyn; in jedem Fall ſtellte er das Land in einem ſo günſtigen Lichte dar und hob die Leichtigkeit, womit ſowohl die Engpäſſe jener Straße zu befeſtigen, als auch der Verkehr zwiſchen dem atlantiſchen und ſtillen Weltmeere vollkommen zu beherrſchen ſeyn werde, ſo kräftig hervor, daß er endlich den König von Spanien ſeinen Wünſchen geneigt machte. Die Vorbereitungen einer Expedition zur Beſitznahme der magellaniſchen Ländereien begannen im Jahre 1581. Zwei Jahre ſpäter ſegelte Sarmiento mit einer Flotte von 25 Schiffen von Spanien ab; allein Stürme und Mißvergnügen lichteten ſeine Flotte dermaßen, daß, als er endlich im December 1584 die Straße erreichte, er nur noch fünf Schiffe und kaum etwas mehr als fünfhundert Mann bei ſich hatte. Mit dieſer begann er die Erbauung einer Stadt, Namens Jeſus; der Angabe des Capitän King zufolge lag dieſelbe zwiſchen der erſten und zweiten Verengerung der Straße; unſerer Meinung nach aber nehmen die alten Seefahrer einſtimmig an, daß ſich die erſte Niederlaſſung Sarmiento's in der Nähe des Cap Poſſeſſion befunden habe, und wir geſtehen, daß uns die Sage in einem ſolchen Fall ein gewichtigeres Zeugniß zu ſeyn ſcheint, als jeder Anſchein, daß dieſe oder jene Stelle beſonders gepaßt habe.

Nachdem auf dieſe Weiſe in der Nähe der Einfahrt in die Straße eine Niederlaſſung gegründet war, rückte Sarmiento mit hundert Gefährten etwa 40 Leguas ſüdlich der Küſte entlang vor bis zu einer Stelle, wo ſich Wald, Waſſer und ein gutgelegener Hafen befand, und gründete daſelbſt die Stadt San Felipe. Hierauf ſchiffte er ſich ein, um zu der Niederlaſſung Jeſus zurückzukehren, wurde aber von einem Sturm in die See getrieben und gezwungen, die Richtung nach Rio-Janeiro einzuſchlagen. Von da aus machte er mehrere, jedoch unglückliche Verſuche, den unglücklichen Anſiedlern in der Meerenge Hülfe zuzuführen, und um ſein Mißgeſchick noch zu vergrößern, wurde er von engliſchen Capern gefangen genommen, während er auf dem Wege war, um von dem Hofe Hülfe zu begehren. In der Zwiſchenzeit wurden die unglücklichen Coloniſten durch Mangel, Krankheit und die Pfeile der Eingebornen ſchnell aufgerieben. Im Jahre 1587 machte der berühmte Cavendiſh, als er in die Meerenge von Magalhaens einfuhr, die Stadt San Felipe der Erde gleich, und gab in Bezug auf das Loos ſeiner Einwohner dem daran liegenden Hafen den Namen Port Famine, den er noch trägt. Er nahm nur einen einzigen von den am Leben gebliebenen Gefährten Sarmiento's an Bord, und täuſchte ſo auf eine grauſame Weiſe die Hoffnung auf Befreiung, welche Alle gehegt hatten, als ſie ſeine Schiffe in einiger Entfernung erblickten. Der letzte von ihnen wurde zwei Jahre ſpäter von Andreas Merike befreit.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 253.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 September 1839.

Der Fall eines chinesischen ersten Ministers.

(Nach dem Canton Register.)

Die Erhebung, die Macht und der Fall des einst berühmten Staatsmannes Hokuan bildet eine lehrreiche Episode in der neueren Geschichte von China. Er war längst der erste Mann im Reiche gewesen, als sein Name aus Gelegenheit der Gesandtschaft von Lord Macartney zuerst in Europa bekannt wurde. Während der letzten Regierungsjahre von Kienlong war Hokuan erster Minister, und durch seinen fast unbeschränkten Einfluß und seine ungeheuren Reichthümer bei weitem der mächtigste Mann in China. Er war ein Tatar von niederer Geburt, den der Kaiser einmal, als er am Palaste Wache stand, bemerkte, ihm eine höhere Stelle gab, und da er sich intelligent zeigte, nach und nach zu den höchsten Würden erhob. Dennoch traute ihm Kienlong nicht ganz, und degradirte ihn einmal, da er ihn einer Lüge schuldig glaubte, eben so plötzlich, als er ihn erhoben hatte; ein zufälliger Umstand brachte seine Unschuld nach 14 Tagen an das Licht, und Hokuan wurde wieder in die Gunst seines Herrn aufgenommen. Staunton spricht in seinem Berichte von der Gesandtschaftsreise von ihm: „Die Manieren von Hokuan sind eben so angenehm, als sein Geist durchdringend und scharfsichtig ist. Er schien die Eigenschaften eines vollkommenen Staatsmannes zu besitzen. Einer seiner Söhne war an eine Tochter des Kaisers verheurathet, und dieser Umstand beunruhigte die kaiserliche Familie und ihre Freunde, als ob sie die Gränzen seines Ehrgeizes nicht berechnen könnten.“ Dieses Zeugniß ist ihm nicht von Freunden gegeben, denn sein Einfluß auf den alten Kaiser und seine Abneigung gegen Fremde wurden bei der Gesandtschaft für die Hauptursache ihres schlechten Erfolgs gehalten. Sein wahrer Charakter blieb lange unbekannt, da seine wirklich großen Talente und der Einfluß, den er auf die Höfe der Vicekönige ausübte, Jedermann von Klagen gegen ihn abschreckten. Ein Beamter verfaßte mit mehr Muth als Klugheit eine Bittschrift an den Kaiser, worin er ihn bat, bei Lebzeiten seinen Nachfolger zu ernennen, damit nicht bei seinem Tode Streitigkeiten entstünden, und gab so seinen Verdacht gegen den Minister zu erkennen. Der Kaiser wählt nämlich in China seinen Nachfolger unter seinen Söhnen, so daß bei seinem plötzlichen Todesfall, im Fall er nicht vorher gewählt hatte, das Reich nicht gerade dem Aeltesten von Rechtswegen zufallen würde. Der Verfasser der Bittschrift wurde sogleich von dem Criminalgericht, dessen Präsident eine der Creaturen von Hokuan war, zum Tode verurtheilt. Man fürchtete bei dem Tode des Kaisers, daß er in offene Empörung ausbrechen, oder im Fall er sich vom Hofe verlassen fühlen sollte, zu seinen Anhängern fliehen werde; daher ernannte ihn der junge Kaiser Kiaking zu dem ehrenvollen Posten des Oberaufsehers der Trauerceremonien für seinen Vater, weil diese Stelle den Minister nöthigte, in dem Palaste zu bleiben, und so seine Verhaftung leichter wurde. Sein Reichthum war so ungeheuer, die Zahl seiner Anhänger so groß, und ihre Stellungen in dem Gouvernement so bedeutend, daß man es allgemein im Reiche für eine dem Kaiser gefährliche Unternehmung ansah, ihn seiner Stelle zu entsetzen. Aber der Kaiser zauderte nicht.

Im Jahre 1799, dem vierten seiner Regierung, nachdem er die dreijährige Trauer für seinen Vater vollendet, und sich nach der Reichssitte während dieser Zeit aller Veränderungen enthalten hatte, machte Kiaking seinen Entschluß bekannt. Er ließ Hokuan verhaften, entsetzte ihn seines Ranges und seiner Stellen, und stellte ihn vor das oberste Kriegsgericht, das ihn auf 16 Klagepunkte zu richten hatte. Das Schicksal eines Unterthanen, der von dem „Sohne des Himmels“ angeklagt wird, ist wohl selten ungewiß, aber in diesem Falle war es nicht ungerecht, denn obgleich nach unsern Begriffen ein Theil der Klagepunkte höchst kindisch ist, so gab doch die Procedur, sein Geständniß und sein unermeßlicher Reichthum hinlängliche Beweise seiner Bestechlichkeit. Einige der Anklagen, welche sein kaiserlicher Gegner gegen ihn vorbrachte, lauten folgendermaßen: „Er hat, als ihn mein Vater in den Palast von Yuenming-yuen rufen ließ, sich herausgenommen, zu Pferde durch das linke Thor bis an den Fuß des Hügels von Schenschan zu reiten, und auf diese Art alle Achtung, die man einem Vater und Kaiser schuldig ist, verletzt. Er hat junge Mädchen, welche für den Dienst des Palastes erzogen wurden, weggenommen,

und ſie zu ſeinen Concubinen gemacht. Er hat den Tag, ehe mein Vater mir ankündigen wollte, daß er mich zum Thronfolger ernannt habe, die Stirne gehabt, zu mir zu kommen, und mir die Inſignien meiner künftigen Würde zu überbringen, und ſo ein Staatsgeheimniß verrathen, um ſich mir angenehm zu machen. Er hat während der letzten Empörung in Seſchuen und Hukuang Berichte von den Truppen erhalten, und ſie meinem Vater vorenthalten, während die Unruhe dieſen des Schlafs und des Appetits beraubte. Er hat manchen ſeiner Verwandten und Anhänger Stellen ertheilt, welche ſie nicht fähig waren auszufüllen; ebenſo hat er eine Menge Civil- und Militärbeamte willkürlich entſetzt. Man hat bei der Confiscation ſeiner Güter gefunden, daß ein Theil ſeiner Wohnung aus dem Holze Nanmu, deſſen Gebrauch dem Kaiſer vorbehalten iſt, gebaut war, ſo wie daß die Terraſſen und Gärten in dem kaiſerlichen Styl angelegt waren. Man hat unter ſeinen Schätzen zweihundert Perlenſchnüre gefunden, welche die des kaiſerlichen Schatzes an Werth weit überſteigen. Eine dieſer Perlen iſt von höherem Werth, als die in der kaiſerlichen Krone. Man hat Knöpfe von Edelſteinen gefunden, welche nur Prinzen von Geblüt tragen, eben ſo Maſſen von rohen Edelſteinen von unbegreiflichem Werthe, und von Arten, die ſich nicht in dem kaiſerlichen Schatze finden" u. ſ. w.

Der Kaiſer erklärte, daß dieſe und andere Vergehen von einem Rath der Miniſter und Prinzen bewieſen, und von Hokuan geſtanden worden ſeyen. Hierauf wurde ein außerordentlicher Rath berufen, beſtehend aus den Prinzen, den Großwürdenträgern, den Präſidenten der Akademie und des Raths der Cenſoren u. ſ. w., um über ſein Schickſal zu entſcheiden. Dieſes Urtheil wurde vom Kaiſer in einer Proclamation bekannt gemacht: es beſtand in der Verurtheilung Hokuans zu einem ſchimpflichen und langſamen Tode. Hierauf bemerkt Kiaking, daß der Verbrecher eigentlich keine Milderung ſeines Schickſals verdient habe, daß er ihm aber aus Gnade und in Betrachtung ſeines ehemaligen Ranges erlaube, ſeine Todesart ſelbſt zu wählen. Holin, der verſtorbene Bruder des Miniſters, wurde ſeines erblichen Titels beraubt, und ſein Name in dem Tempel und auf dem Altar, den ihm ſeine Familie gebaut hatte, verlöſcht. Fungſchin, der Sohn des Miniſters, wurde nun von dem höchſten erblichen Titel zu dem niedrigſten degradirt; Fuſchangan, einer der Miniſter und die rechte Hand von Hokuan, wurde enthauptet, ſein Sohn ſeiner Stelle in der Garde entſetzt und aus dem Palaſt verbannt, und ſo eine Menge der Anhanger von Hokuan entſetzt oder degradirt. So fiel ein ehrgeiziger Miniſter, deſſen Macht zu groß war für die Sicherheit ſeines Herrn, und deſſen Reichthum zu bedeutend war für ſeine eigene Sicherheit. Man fand bei der Confiscation außer Paläſten und liegenden Gütern für 80 Millionen Unzen Silber an Gold oder Edelſteinen, d. h. etwa 130 Millionen preußiſcher Thaler. Dieſe unermeßliche Summe iſt nicht unglaublich, wenn man die Ausdehnung des Reichs bedenkt, das er viele Jahre lang faſt unbeſchränkt beherrſcht hatte.

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküſte.

(Fortſetzung.)

Das edle Metall, wornach dieſer Theil der Küſte genannt wird, kommt theils als Staubgold, theils als maſſives an weiße Steinchen gebunden vor. Erſteres wird nach anhaltenden Regengüſſen von den Bergen mit Erde vermengt herabgeſchwemmt oder im Sande längs dem Meeresufer gefunden, letzteres wird in Gruben gegraben. Die Berge gegen das Innere des Landes zu enthalten gewiß noch einen großen Reichthum Goldes in Klumpen, allein die Eingebornen dringen nicht in den Schooß der Erde, ſondern graben nur ſo tief, als die Sonne hinein ſcheinen kann. Oft ſollen ſie jedoch maſſive Stücke von 60 bis 120 Pfunden ausgraben. Man wird ſich vielleicht wundern, daß die Europäer nicht Bergwerke in dieſen Gegenden anlegen; allein wenn man bedenkt, wie eiferſüchtig und liſtig die Eingebornen im Innern des Landes ihre Schätze bewachen, und wie viele Hinderniſſe die ungebahnten Wildniſſe des Landes der Ausführung eines ſo gewagten Unternehmens in den Weg legen, wird man begreifen, warum die Europäer ihrer Goldgier ſo wenig fröhnen. Der Ertrag an Gold mag wohl in frühern Zeiten für die Holländer weit bedeutender geweſen ſeyn, und ihre Beſitzungen an dieſer Küſte haben ſeit der Aufhebung des Sklavenhandels wahrſcheinlich nur noch als feſte Punkte wenigen Werth für ſie. Der Handel iſt ſehr unbedeutend und beſteht eigentlich faſt nur in der Ausfuhr von Palmöl; Kaffee und Zucker wird nur wenig angebaut. — Der Reſident allein darf Gold durch die Neger einſammeln laſſen, wofür dieſe eine geringe Belohnung erhalten, und überliefert es, nachdem es gereinigt iſt, der Regierung in Holland. Es ſtiegen in mir allerlei Gedanken auf, als ich die eingebornen Beſitzer dieſer goldreichen Küſte unſere Matroſen um Käſe und Zwieback anbetteln ſah. Außer dem Reſidenten ſoll eigentlich kein Europäer noch weniger ein Neger unverarbeitetes Gold beſitzen. Die letztern blaſen in kupfernen Becken mittelſt eigener Blaſebälge den leichten Staub weg, ſo daß die ſchwerern Goldklümpchen liegen bleiben. Es gibt unter ihnen einige Goldſchmiede, die trotz der plumpen Inſtrumente, deren ſie ſich bedienen, ſehr hübſche Arbeiten liefern. Ich ſah ſehr nette, hohl und maſſiv gearbeitete Ringe, Kettchen, Chemiſettenknöpfchen, Armbänder und dergleichen nach europäiſchen Muſtern. Um das Modell zu einer Goldarbeit zu machen, ſtreichen die Neger Wachs über ein je nach Erforderniß glattes oder anders geformtes Stück Holz neben einem Feuer, worauf ein Topf mit Waſſer ſteht, in dieſen wird eine hölzerne Leiſte getaucht und damit das Wachs gehörig weich gemacht. In kurzer Zeit iſt das Modell zu einem Ringe fertig, und nun umgeben ſie es mit einer Maſſe von naſſem Thon und Kohle, und drücken dieſe ringsherum feſt an das Holz, um ſo die Form zu bekommen, laſſen dieſe modellirte Maſſe an der Sonne trocknen und bringen an derſelben eine Art von Trichter an, der mit dem Modell durch eine kleine Oeffnung in Verbindung ſteht, um das flüſſige Gold hinein zu gießen. Iſt nun das Ganze fertig und das Gold

sorgfältig in dem wohl geschlossenen Trichter verwahrt, so wird es, der Trichter nach unten gekehrt, über ein Kohlenfeuer gehalten. Sobald das Gold flüssig genug ist, kehrt man das Modell um, damit das Gold an die Stelle des geschmolzenen Wachses hineinfließe, und bricht nach dem Erkalten der Masse den Thon herunter; mit dem etwa nicht gelungenen Gusse wird der ganze Proceß noch ein Mal vorgenommen. Um dem Golde seine eigenthümliche Farbe zu geben, umgeben sie es mit einer Lage von fein gemahlenem rothem Ocker und tauchen es in siedendes Wasser, worin ebenfalls Ocker und ein wenig Salz aufgelöst ist; nachdem es eine halbe Stunde hierin gekocht worden ist, wird es herausgenommen und sorgfältig von allem gereinigt, was noch daran hängen könnte. Ihre Blasebälge sind den unsrigen nachgeahmt, aber da das Schafleder, das sie dazu gebrauchen, mit ledernen Riemen nicht ganz dicht an das Holz befestigt ist, so dringt die Luft durch die Ritzen, weßhalb sie immer mehrere Blasebälge zugleich anwenden. Zum Amboß dient ihnen ein großer Stein oder ein Stück Eisen, zum völligen Ausarbeiten der Form scharfe, eiserne Nägel. Ihre Schmelzöfen, 3 bis 4 Fuß hoch in runder Form, werden aus Thon gemacht; ungefähr ein Fünftheil des Umfangs ist offen. In dem geschlossenen Theile ist ein Loch für die Röhren der Blasebälge angebracht. — Die Neger wissen durch die Vermengung von ein wenig Gold und vielem Kupfer, mit Beihülfe einer Wurzel und rother Erde ein dem Golde ähnliches Gemische zu bereiten, das schwer von dem ächten Golde zu unterscheiden ist.

Die Neger von Elmina sind, die körperliche Bildung betreffend, wohl zu dem schönsten Menschenschlage zu rechnen; mit der Kraft, die sich in ihrem ganzen Baue ausspricht, vereint sich das zarteste Ebenmaß der einzelnen Theile, welches wahrscheinlich daher kommt, daß von Jugend auf keine beengende Kleidung die Entwicklung des Körpers hindert, und keine angreifenden Arbeiten die Glieder verzerren. Weniger gefallen uns Europäern ihre Gesichtszüge, die besonders bei dem gemeinen Neger den Ausdruck des tiefsten Stumpfsinnes und rohen Trotzes tragen; unter den vornehmern Negern findet man oft schöne Physiognomien, in denen sich männlicher Ernst, gepaart mit natürlicher Gutmüthigkeit, ausspricht, aber fast bei Allen glaubte ich, wenn ich sie lachen sah, um Mund und Augen einen gewissen listigen Zug zu bemerken. Unter den Negerinnen trifft man seltener schöne Gesichtchen, auch ist ihr Körperbau im Verhältnisse zu dem der großen, kräftigen Neger sehr klein und schwach, obwohl nicht minder ebenmäßig. Der Kopf der Negerinnen ist im Allgemeinen klein und etwas oval, der Hals gerade, lang und schön gerundet, die Linien vom Halse nach den Schultern und dem Busen sind außerordentlich schön. Der Busen junger, aufgeblühter Mädchen ist sehr reizend geformt. Vom dreizehnten bis zum vierzehnten Jahre ist die Zeit ihrer höchsten Schönheit und ihres Glanzes; das glatte, sammetartige Schwarz der Haut in der Blüthe ihrer Jugend vermag kein Pinsel treu genug auszudrücken. Es ist klar, durchsichtig, und laßt das Rosenroth des Blutes durchschimmern. Wenn eine junge Negerin von einem lebhaften oder zärtlichen Gefühl erglüht, bemerkt man deutlich die Röthe, welche sich über ihre Wangen ergießt. Ihre großen, sanften Augen strahlen von Wohlwollen, Güte und Zärtlichkeit. Mit 20 Jahren haben sie meistens verblüht; das Weiße des Auges wird gelblich, die Backenknochen ragen mehr hervor, die früher schwellende Haut ist welk und runzelig, das Roth scheint nicht mehr durch dieselbe, die Brüste sind schlaff und hängen taschenförmig herab; Negerinnen, die zur Zeit ihrer Blüthe nicht hübsch waren, sind mit 20 Jahren häßlich. Die Gesichtszüge der Mädchen und Frauen von Elmina sind wegen der niedrigen Stirne, der hervorstehenden Backenknochen, der kurzen, aufgestülpten Nase und der wulstigen Lippen meist abstoßend, und die schwarze Farbe der Haut, so wie die verschiedenen, schon früher beschriebenen Zurichtungen der Haare, machen sie noch abstoßender. Ueberhaupt muß das Gesicht einer Negerin sehr schön seyn, wenn es dem europäischen Geschmacke zusagen soll. Ich sah nur Wenige, deren Gesicht man leidlich hübsch nennen, und nur Eine, die Anspruch auf Schönheit machen konnte. Ihr zierlich gerundetes Köpfchen war von rund ausgeschornen Haarstellen wie von Rosen bekränzt, die Stirne ziemlich hoch, die Augen groß und schön, von einem dunkelblauen Schwarz, das Weiße war blendender als der Schnee, ihr Blick unaussprechlich sanft und zartlich, ihre langen, feinen Wimpern erhöhten der Augen Reiz, die Nase war nur wenig gerundet, der Mund herrlich geformt und von mittlerer Größe, die von üppiger Frische schwellenden Lippen öffneten sich beständig zu einem lieblichen Lächeln, und ließen dann kleine, gleiche, weiße Zähne sehen, die gegen die schwarze Umgebung der Haut herrlicher als Perlen abglanzten. Der Wuchs und die Farbung der Haut entsprach ihrer übrigen Schönheit, und das Anmuthige in ihren Bewegungen vollendete ihren Liebreiz. — Manche Negerinnen malen auf Gesicht, Brust und Arme mit weißer Erde allerlei kleine Figuren, oder lassen dieselben mit verschiedenen Zeichnungen tättowiren, was bei hübschen recht nett sich ausnimmt, garstige aber noch widriger macht. — Unter den Mulattinnen, die ein Gemische von europäischer und afrikanischer Gesichtsbildung darbieten, findet man mehr hübsche Gesichter.

(Fortsetzung folgt.)

Tunnel durch die Graubündner Alpen.

Der Courrier de Bordeaux (und nach ihm das Echo du Monde Savant vom 24 August) will von dem Plan eines italienischen Ingenieurs, Janino Volta, wissen. Es handelt sich von nichts Geringerem, als den Splügen zu öffnen, und an die Stelle der jetzigen für den Handel so wichtigen Straße eine Eisenbahn zu setzen, deren nördliche Verlängerung an den Züricher See ausliefe, die südliche aber an die Eisenbahn von Como nach Mailand anschlösse. Zwei Kantone sollen sogar schon auf das kühne Project Hrn. Volta's eingegangen seyn.

Chronik der Reisen.

Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle.

Erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte der Unternehmung Sarmiento's gibt Stoff zu merkwürdigen Betrachtungen. Es ist außerordentlich, daß der spanische Hof

noch im Jahre 1582 zu dem Glauben gekommen seyn soll, daß die magellanische Straße, an einigen Stellen nur anderthalb Leguas breit, die alleinige schiffbare Verbindung zwischen dem atlantischen Ocean und dem großen Südmeere bilde. Es ist wahr, daß die Fahrt um das Cap Horn damals noch nicht entdeckt war; allein der damalige Stand des geographischen Wissens war eben so wenig von der Art, daß er die Meinung zuläßig machte, Tierra del Fuego dehne sich ohne Unterbrechung bis zum Südpol aus. Als Magalhaens durch die Straße fuhr, die seinen Namen führt, nahm er für bestimmt an, daß das Land zu seiner Rechten, oder das nördlich gelegene, das feste Land von Amerika sey; das Land zu seiner Linken hielt er für eine Insel, weil das Geräusch des Oceans manchmal jenseits desselben hörbar war. Diese Bemerkung bezog sich allerdings auf den westlichen Theil der Straße, allein sie wurde ohne alle Beschränkung gemacht, und gab zum mindesten einen hinreichenden Wink hinsichtlich des wahren Standes der Sache. Nachdem Francis Drake die Straße durchsegelt hatte, wurde er durch einen Sturm weit gegen Süden getrieben, und fand endlich in der Nähe des Cap Horn einen Zufluchtsort. Er sah kein Land, bloß südlich von ihm die offene See. Dagegen sah im Jahre 1525 ein Capitän von Loyasa's Flotte an der südlichen Seite von Tierra del Fuego die Landspitze. Zum Beweise der Behauptung, daß der Versuch, durch Befestigung der Straße von Magellan jeglichen Verkehr zwischen Europa und dem stillen Weltmeer abzuschneiden, völlig der Unwissenheit des spanischen Hofes zuzuschreiben sey, ließen sich noch manche andere Umstände anführen, auch muß dieß nicht als ein Beweis des Zustandes der damaligen geographischen Kenntnisse angenommen werden.

Dreißig Jahre nach dieser unglücklichen Expedition rüstete ein reicher und wohlerfahrner holländischer Kaufmann, Isaak le Maire, zwei Schiffe zu dem besondern Zweck aus, durch die offene See die Südspitze der neuen Welt zu umsegeln. Seine Wünsche gingen in Erfüllung, und das von den Wellen des unruhigen Oceans bespülte Südcap erhielt den Namen des Dorfes Horn an der Zuyder See. Diese Entdeckung erregte den Neid Spaniens aufs neue, weßhalb im Jahre 1618 die beiden Nodal zur Umschiffung von Tierra del Fuego abgesendet wurden. Auf diese Arbeit folgte jedoch ein langer Zeitraum der Unthätigkeit, und erst nachdem der englische Jesuite Falkner im Jahre 1774 seinen Bericht über Patagonien abgestattet, worin er die aus der Besetzung dieses Landes entspringenden Vortheile auseinandersetzte, erwachte die spanische Regierung wieder aus ihrem Schlummer, und schickte den Don Antonio de Cordova zur Untersuchung der magellanischen Küsten ab — ein Auftrag, den dieser Officier mit sehr vieler Gewandtheit vollzog.

Während der Beagle, der seine Nachforschung in westlicher Richtung fortsetzte, im Hafen Gallant vor Anker lag, bestieg einer der Officiere den in der Nähe liegenden Berg de la Cruz, und fand auf dessen Gipfel die Scherben einer gläsernen Flasche, eine spanische Münze und eine Papierrolle, welche sich als eine Denkschrift Don Antonio's nebst der Abschrift eines schon früher daselbst von Hrn. v. Bougainville niedergelegten Documentes erwies. Es liegt in diesen einfachen Denkschriften ausgezeichneter Seefahrer, deren geräuschlose Entdeckungen einen bleibendern und gewiß wohlthätigern Einfluß auf das Geschick des Menschengeschlechtes ausüben, als die glänzendsten Siege, etwas äußerst Ergreifendes.

Während die Schiffe in der Straße verweilten, fand ein ziemlich beständiger Verkehr statt mit dem kleinen Patagonierstamm, der, etwa 200 Köpfe stark, an der Küste entlang vom Cap Virginia bis Port Famine seine Wanderungen machte. Die Patagonier, die von einigen Reisenden als Riesen beschrieben wurden, sind allerdings etwas größer als die Europäer. Ihre Größe beträgt im Durchschnitt etwas über sechs Fuß, dabei haben sie breite Schultern und dicke Köpfe, deren beträchtlicher Umfang durch eine Masse langer in einander geflochtener und in wilder Unordnung über ihre Gesichter hängender Haare noch erhöht wird. Falkner, der viele Jahre unter den Patagoniern lebte, sagt, er habe nicht einen einzigen unter ihnen gesehen, der mehr als einen oder zwei Zoll größer gewesen wäre als der Cazique Gangapol, und „dieser," bemerkt der Jesuite, „muß sieben Fuß und einige Zoll hoch gewesen seyn, weil ich auf den Zehenspitzen mich nicht in gleicher Höhe mit seinem Scheitel erheben konnte." Die Uebertreibungen derer, welche die Patagonier als einen Riesenstamm mit einer Größe von acht Fuß und mit Hundestimmen dargestellt haben, machen dem Kritiker wohl weniger Verlegenheit, als das Stillschweigen, womit Andere über die größere Gestalt der an den nördlichen Küsten der Straße von Magellan wohnenden Eingebornen hinweggehen. Nur ist zu bemerken, daß diese Völker sehr viel umherwandern, indem sie eine unermeßliche Strecke öder Flächen durchstreifen. Derselbe Stamm, der von den Officieren an den Küsten der Straße getroffen wurde, ist ein Jahr später an den Ufern des Rio Negro 300 Meilen weiter nördlich gesehen worden. Wahrscheinlich unterscheiden sich die verschiedenen Stämme in Betreff ihrer Stärke je nach dem Reichthum ihrer Nahrung, denn Falkner macht wirklich einen Unterschied zwischen den starkleibigen und schlanken Hauillches. Dieser Umstand, verbunden mit ihren nomadischen Sitten, wird wohl erklären, warum es nicht jedem Besucher der magellanischen Küsten gelang, Eingeborne mit den herculischen Verhältnissen Gangapols zu sehen.

Jetziger Zeit ist fast jeder Patagonier ein Reiter. Die unzähligen Heerden von Pferden, die seit der Ankunft der Spanier die Pampas von Südamerika durchziehen, haben wahrscheinlich in den ursprünglichen Gebräuchen der Eingebornen wichtige Veränderungen veranlaßt. Die zu Anfang des 16ten Jahrhunderts im Besitze der südlichen Pampas befindlichen Indianer waren durch ihre wahrscheinlich von den Peruanern erlernte Geschicklichkeit, den Guanaco zu bezähmen, gewissermaßen vorbereitet, sich die Dienste der Pferde zu Nutzen zu machen. Bei seinem Aufenthalt in Port Julian bemerkte Magalhaens einen Patagonier, der einen zahmen Guanaco mit einem Strick um den Hals leitete; auch ersehen wir aus spätern Berichten, daß sie diese Thiere an das Haus gewöhnten und in der Nähe ihrer Wohnplätze große Heerden derselben hielten. Die Waffen der Patagonier bestanden im 16ten Jahrhundert in Bogen und Pfeil und einem leichten Speer. Gegenwärtig fängt er seine Beute mit dem Laso oder der Schlinge, und mit den Bolas oder zusammengebundenen Kugeln, so gewandt wie die Indianer aus den nördlichen Pampas. Sobald der Patagonier mit dem Pferd und den Waffen seiner nördlichen Nachbarn versehen war, fand er bald, daß die Jagd ergiebiger wurde; er gab das Hirtenleben auf, und ergriff das nomadische Jägerleben, das dann auch leicht in ein Räuberleben ausartet. Wenn diese Ansichten richtig sind, so war der Erwerb des Pferdes ein Verlust für ihn, denn dadurch, daß ihn dasselbe der Abhängigkeit entriß und ihn jeder Anhänglichkeit an seinen Boden entwöhnte, wurde er der Civilisation fremder.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 254.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

11 September 1839.

Wilbrahams Reiſe in Perſien und im Kaukaſus im Jahre 1837.

Teheran. — Perſiſche Finanzen. — Verarmung.

Der engliſche Palaſt in Teheran wurde von Sir Gore Ouſeley während ſeiner Geſandtſchaft gebaut. Er iſt in europäiſchem Styl, außer daß das Dach eine Terraſſe bildet; ein Säulengang, welcher an der ganzen Vorderſeite hinläuft, geht auf einen kleinen Garten heraus, welcher im Frühjahr eine wahrhaft orientaliſche Maſſe von prachtvollen Roſen aller Art enthält, deren ſchönſte die von Nardeau iſt, deren Blätter unter den Klumpen weißer Blüthen faſt verſchwinden. Der Garten iſt durchſchnitten von Gängen abwechſelnder Platanen und Sykomoren, welche ein Lieblingsaufenthalt von Nachtigallen ſind.

Die Sonne ſtand noch hoch, als ich aufſtieg, um in die Gebirge zurückzukehren, und ich fand den Schatten der überwölbten Bazars ſehr angenehm. Haufen von Schnee und Eis, vermiſcht mit großen Schüſſeln wohlgekühlter Sorbets und eine Menge von Früchten aller Art erfreuten das Auge, und alle Müßiggänger des Quartiers waren hier verſammelt, denen ein wild ausſehender Derwiſch mit der Energie eines italieniſchen Improviſators Wundermährchen oder die ſchönen Sagen von Firduſi recitirte. Der erſte Bazar, durch den ich ritt, iſt der der Kupferſchmiede, wo das unaufhörliche Klopfen der Hämmer, welches von dem Gewölbe widerhallt, den Vorbeigehenden ganz betäubt. Etwas weiter hin, wo ſich der Bazar in zwei Verzweigungen theilt, und ein kleines Achteck bildet, das von einem flachen Dom bedeckt iſt, ſitzt der Dar-Aga, der erſte Polizeibeamte der Stadt, auf einem vorſtehenden Balcon, umgeben von ſeinen Gerichtsdienern und bereit beim erſten Wink Gerechtigkeit in Form einer Baſtonnade zu adminiſtriren. Oft im Hereinreiten von der Geſandtſchaft habe ich von Ferne das Geſchrei eines armen Teufels gehört, deſſen Verbrechen wahrſcheinlich war, daß er in unorthodoxer Trunkenheit gefunden worden war.

Nach den Bazars erreicht man bald das Stadtthor, wo die Schildwache gewöhnlich neben ihrem Gewehr ſitzt und ihren harten Dienſt durch eine Pfeife verſüßt, während die Camera den von jedem Bauern, der einen Eſel mit Früchten oder Brennholz in die Stadt treibt, einen Zoll in Naturalien erheben. Halbwegs zwiſchen Teheran und Gulahek ſteht der Palaſt Kasri Kadſchar, der vermöge ſeiner Lage auf dem Gipfel einer niedrigen Hügelreihe impoſant ausſieht. Es iſt ein großes, viereckiges Gebäude, umgeben mit einem hohen Erdwall; alle Zimmer öffnen ſich auf einen weiten Hof, in deſſen Mitte ein großes Waſſerbecken ausgegraben iſt. Der Garten zieht ſich terraſſenförmig in die Ebene hinab. Der Palaſt wurde von dem verſtorbenen König gebaut, iſt aber ſeit ſeinem Tode verlaſſen. Der Garten iſt ein von Trinkpartien aus Teheran ſehr beſuchter Platz, und man hört an Sommerabenden die wilden und klagenden Laute der perſiſchen Leyer unter den Bäumen.

Die Landſitze der vornehmen Teheraner liegen an dem Fuß der Gebirge von Schemerun hin zerſtreut, und in der Nähe der Dörfer, welche ihren Beſitzern gehören. Innerhalb der hohen Gartenmauern, gewöhnlich am entfernteſten Ende derſelben ſind die Gemächer der Frauen, welche meiſtens nur aus einigen kleinen Zimmern ohne Thüren und Fenſter beſtehen, deren Mangel das Klima nicht bemerklich macht. In der Nähe der Gartenthür ſchlägt der Hausherr ſein Zelt unter einem Dickicht von Linden auf, welche ſorgfältig ſo gezogen ſind, daß ſie den möglichſt tiefen Schatten geben; hier ſitzt er vom Morgen bis zum Abend an dem Ufer eines Baches, oder wenigſtens eines künſtlichen Teichs, denn der Anblick von Waſſer iſt zu ſeinem Glück unentbehrlich.

Perſer aller Claſſen ſind geſellſchaftlich, wozu ihr ſchönes Klima viel beitragen mag, da es ſie in den Stand ſetzt, den größten Theil ihrer Zeit im Freien zuzubringen; daher findet man auch ſelten ein Dorf, das nicht einen ſchattigen Sitz hätte, wo ſich alle Müßigen verſammeln und die Tagsgeſchichte beſprechen. Die allgemeine Höflichkeit iſt ein ſehr angenehmer Zug des Volks, und es iſt unmöglich, ſich der Vergleichung derſelben mit unſern geſchäftigen und egoiſtiſchen Gewohnheiten zu erwehren. Der Perſer lebt ein indolentes Leben, frei von der Concurrenz, welche uns in allen Ständen drängt, und ſeine einzige Sorge iſt, der flüchtigen Stunde zu genießen. Seine

Vergnügungen sind einfach und der Art, daß die ihn Umgebenden sie leicht mitgenießen können, denn die Gewohnheiten der höhern Classen unterscheiden sich wenig von denen der niedern. Obgleich der Rang und Vortritt streng beobachtet wird, so ist der Verkehr unter allen Classen leicht und frei, und der wandernde Derwisch tritt ohne Umstände in das Zelt oder das Zimmer des ersten Ministers, und nimmt an dem Gespräche Theil. Die Anhänglichkeit der Diener eines persischen Großen und die gütige Art, mit der er sie behandelt, hat mich oft an die Verhältnisse der schottischen Clane erinnert. Ebenso ist die Behandlung ihrer Sklaven ein Beweis ihrer natürlichen Gutmüthigkeit. Viele alte Diener werden mehr als Freunde angesehen, und ich habe sie oft mit verschränkten Armen neben ihrem Herrn stehen, Allem zuhören, und ihre eigene Meinung sagen sehen.

Die Revenuen von Persien belaufen sich in diesem Augenblick auf nicht mehr als sechs Crore von Tomanen, das heißt, 1,500,000 Pf. St. *) und jedes Jahr wird es schwerer, selbst diese Summe zu erheben. Seit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Königs sind die Auflagen immer anticipirt worden, und doch sind die Truppen Ein und sogar zwei Jahre im Rückstand, und alle Beamten klagen, daß ihre Besoldungen nicht bezahlt werden. Anweisungen auf den persischen Schatz, auch wenn sie mit des Königs eigenem Siegel und denen seiner ersten Minister gestempelt sind, gelten für wenig mehr als Maculatur, außer in den Händen von Einigen, welche die Macht haben, die Bezahlung zu erzwingen. Der Schatzmeister gibt Anweisungen auf Districte, aber die Wahrscheinlichkeit ist, daß die Steuern derselben schon bezahlt sind, und wenn der Gouverneur kein besonderer Freund des Gläubigers ist, oder dieser selbst directe Macht in der Gegend besitzt, so ist Alles umsonst. Ich habe einen Mann vom höchsten Rang gesehen, der, während er die englische Gesandtschaft als Mihmandar begleitete, in einer großen Stadt mehrere Tage lang aufgehalten wurde, ehe er eine Anweisung auf etwa 150 Pf. St. bezahlt erhalten konnte. Zu der Verlegenheit, in welcher sich die persische Regierung gewöhnlich durch den Mangel an hinlänglichem Einkommen findet, kommt noch die Entschädigung, welche sie Rußland schuldig ist, wovon ein Theil noch immer unbezahlt bleibt. Das Dringen darauf oder das Nachlassen derselben gibt Rußland ein mächtiges Mittel, auf die politischen Entschließungen des persischen Hofes zu wirken, woneben noch wohl bekannt ist, daß mehrere Minister in russischem Solde stehen.

Sogar in den wenigen Jahren, welche ich in Persien gelebt habe, ist mir die zunehmende Verarmung des Adels aufgefallen. Ihre Dienerschaft schmilzt zu einigen schlecht gekleideten Miethlingen zusammen, ihre Paläste und Villas fallen in Ruinen, weil sie die Reparaturen nicht bezahlen können, und ihre Gastfreundschaft hat beinahe aufgehört. Dieß fällt besonders von den Mitgliedern der königlichen Familie auf, von denen ich einige in den Straßen von einem einzigen Diener begleitet gesehen habe, eine unerträgliche Lage für den persischen Hochmuth. Die Ausgaben einer persischen Haushaltung sind jedoch unbedeutend, da die Lebensbedürfnisse wohlfeil und die Gewohnheiten einfach sind. Die meisten guten Familien besitzen Dörfer in der Nähe der Hauptstadt, und ziehen ihre Bedürfnisse an Getreide, Gerste und Stroh dorther; sie halten 15 bis 20 Maulthiere, welche sie vermiethen, wenn sie sie selbst nicht brauchen, oder in die Provinzen an dem kaspischen Meere schicken, um Reis und Brennholz zu holen, von dem sie einen Theil wieder verkaufen, und so ihren eigenen Bedarf umsonst erhalten. Ihre Diener erhalten fast keinen Lohn, und sind nur gekleidet und genährt, so daß wenig Geld im Hause ausgegeben wird, außer für Kleidung, und selbst dieß wird bis auf einen gewissen Grad dadurch vermindert, weil am Nurus (dem persischen Neujahr) Shawls und Brocade an alle bedeutenderen Männer ausgetheilt wird, in Teheran vom Könige und in den Provinzen von den Gouverneuren. *)

*) Es ist hier ein offenbarer und bedeutender Fehler in Einer dieser beiden Zahlen, denn ein Crore ist 10 Millionen und ein Toman ist ein halbes Pfd. Sterl., also 6 Crore von Tomanen wären 30 Mill. Pfd. Sterl., was viel zu viel ist. Die andere Summe ist viel zu wenig, außer wenn der Verf. damit meint, was direct in den Schatz von Teheran fließt, der im Grunde nichts ist, als die Civilliste, denn alle Local- und Provincialausgaben, sogar die Bezahlung der Truppen, geschieht direct von den Localbehörden, was die Quelle der schlechten Administration in Persien ist. A. d. Ueb.

*) Dieß ist allerdings richtig, aber der Verfasser scheint nicht zu wissen, daß diese Vertheilung dem Adel theuer zu stehen kommt, indem er am Nurus dem König und in den Provinzen seinem Stellvertreter ein viel beträchtlicheres Geschenk an Geld oder Edelsteinen machen muß, als der Werth des Gegengeschenkes, das er vom König erhält. Uebrigens haben diese Kleidervertheilungen schon im gegenwärtigen Jahre aufgehört. Daß der König durch ein Decret vom Anfange des Jahres die Einführung der Infanterieuniform für alle Beamte angeordnet hat, wie der Sultan vor einigen Jahren in der Türkei, und aus denselben Motiven, nämlich wegen der größeren Beweglichkeit, welche die europäische Uniform gibt, und wegen ihrer geringen Kosten. Der König sagt in dem Decret, daß kein Mann von Rang sich bisher um weniger als 100 Toman habe kleiden können, und daß sie sich das Geld meistens durch Schuldenmachen verschafft haben. Es ist eine Kleiderordnung, wie man sie im Mittelalter und in allen halbbarbarischen Zuständen oft findet, und deren Zweck ist, dem Luxus der höhern Classen eine Schranke zu setzen, da er bei der unvollständigen Controle in der Verwaltung immer auf die niedern Classen fällt. A. d. Ueb.

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküste.

(Fortsetzung.)

Die Kinder der Neger sind recht lieb und artig; wenn ich durch das Dorf ging, ergötzte mich oft der Anblick derselben: in ihren unschuldigen Spielen und ihrem Plappern spricht sich die vollkommenste Glückseligkeit aus. Ich sah denselben oft und mit Vergnügen zu, und sie wurden bald so zutraulich, daß sie, wenn sie mich kommen sahen auf mich zulliefen, meine Hände faßten, und durch allerlei Liebkosungen mir ihre Zuneigung zu erkennen

gaben. Es empörte mich, zu hören, daß gerade dieſe ſchuldloſen Geſchöpfe noch häufig Opfer der Unmenſchlichkeit der Europäer werden. Als ich eines Tages mit einem Officier durch das Dorf wandelte, nahm mich ein ungefähr vier Jahre alter, ſehr artiger Negerknabe bei der Hand, liebkoſte mich, zeigte dabei abwechſelnd auf unſer auf der Rhede vor Anker liegendes Schiff, als ob ich ihn dahin mitnehmen ſollte, und legte die eine Seite des Kopfes auf die flache Hand, als ob er ſchlafen wollte. Mein Begleiter erklärte mir ſeine Geſten; es kommen nämlich noch manchmal portugieſiſche Schiffscapitäne hieher, die hübſche Negerkinder unter dem Verſprechen, ſie auf ihrem Schiffe einige vergnügte Stunden verleben zu laſſen, dahin verlocken, und dann mit ihnen davon ſegeln, um ſie ſpäter zu verkaufen.

Die Neger und Negerinnen halten ſehr viel auf Reinlichkeit und Pflege der Zähne und der Haut, weßhalb ſie ſich ſehr gerne baden; Männer, Frauen und Kinder ſind im Schwimmen ſehr geübt, und ſcheinen ſich im Waſſer eben ſo wohl zu befinden, wie die Fiſche. Es gewährte mir ſehr vieles Vergnügen, zuzuſehen, wenn ſich junge Negerinnen von zehn bis zwölf Jahren in der Mündung des kleinen Flüßchens badeten. Ihre gute, muntere Laune, die liſtigen Streiche, die ſie einander ſpielen, ſind unerſchöpflich, und ich mußte dabei ihre Geſchicklichkeit und Gewandtheit bewundern. Bald ſtiegen ſie einander auf den Hals und auf den Rücken, bald tauchten ſie unter, blieben ſehr lange unter dem Waſſer, ſchwammen hier fort, kamen weit von dem Orte, wo ſie untertauchten, wieder zum Vorſchein, riefen ihren Gefährtinnen, tauchten wieder unter, und befanden ſich kurze Zeit darauf wieder mitten unter denen, die ſie vorher gerufen hatten. So necken ſie einander beſtändig. Die jungen Neger ſah ich oft ſich mitten in die toſende Brandung ſtürzen oder durch ſie hindurch ſchwimmen. Ihre Geſchicklichkeit im Schwimmen und Verweilen unter dem Waſſer begünſtigt ihre Gewandtheit und Sucht zu ſtehlen; auf dieſe Art nähern ſie ſich den Schiffen und Fahrzeugen, die man nicht genau bewacht, ſchleichen ſich in dieſelben, ſtehlen, was ihnen gefällt, entfernen ſich wieder, tauchen unter, und kommen erſt in weiter Entfernung zum Vorſchein.

Um die Haut weich zu erhalten, ſie gegen die ſengenden Sonnenſtrahlen zu ſchützen, und das übermäßige Schwitzen zu verhüten, reiben Neger und Negerinnen dieſelbe mit Kokosnußöl ein; der Geruch derſelben iſt dann freilich nichts weniger als angenehm, verräth ihre Ankunft ſchon von weitem, und bezeigt ihr Dageweſenſeyn noch einige Zeit, nachdem ſie ſich wieder entfernt haben. — Die Kleidung iſt ſehr einfach; Kinder gehen bis zu eintretender Mannbarkeit ganz nackt, Erwachſene ſchlagen um die Hüften ein ſchmales Schamtuch und laſſen den übrigen Körper unbedeckt. Mädchen und Frauen legen quer über den Hinteren eine Art runder Kiſſen, einem Reitermantelſack ähnlich und *Antiſſoo* genannt, und befeſtigen daſſelbe mit dem herumgeſchlungenen Schamtuche. Durch dieſe Kiſſen wird ihr ohnehin etwas träger Gang noch ſchleppender. Auf den Antiſſoos ſtehen die kleinen Kinder, die durch ein Tuch auf dem Rücken der Mutter feſtgehalten werden, und denen dieſe über die Achſel ihre Bruſt reicht. Bei Prunkgelegenheiten bekleiden ſich die vornehmeren Neger und Negerinnen mit einer Art ſeidener Stoffe.

Die Grundzüge des Charakters der Neger ſind wohl noch dieſelben wie vor 300 Jahren, nur ſind Beimiſchungen nicht zu verkennen, welche man der Bekanntſchaft mit den Europäern zuſchreiben muß. Als die erſten Europäer an dieſer Küſte landeten, führten die Bewohner derſelben ein in ihrer Art höchſt glückſeliges Leben, wozu der Himmelsſtrich und ihr Charakter das Ihrige beitrugen. Sie beſaßen einen hohen Grad natürlicher Güte und Sanftmuth, eine unvergleichliche Sorgloſigkeit, einen außerordentlichen Leichtſinn, eine unglaubliche Trägheit und große Mäßigkeit, und lebten in ihrem Vaterlande in der ſüßeſten Apathie; ſie kannten weder die Noth des Bedürfniſſes, noch das Unangenehme des Mangels, noch die Unruhe des Ehrgeizes, noch die verzehrende Gluth der Leidenſchaften. Ihre phyſiſchen Bedürfniſſe waren gering, und geiſtige kannten ſie ſo wenig als jetzt. Mit der Ankunft der Europäer jedoch änderte ſich ihr ganzes Leben. Ihr Charakter zeichnet ſich immer noch aus durch Gutmüthigkeit, Sanftmuth und Treue gegen denjenigen, der ſeine Liebe zu gewinnen weiß; aber er kann auch hinterliſtig, heimtückiſch und boshaft ſeyn, und dazu machten ihn die Europäer. Der freie Neger, der keine andere Beſchäftigung kannte, als Genuß und Vergnügen, ſollte arbeiten für den fremden Eindringling, was Wunder, wenn er dem Räuber ſeiner Freiheit ſich widerſetzte? Aber der überlegene Unterdrücker züchtigte ihn, daß er ſein liebſtes Gut vertheidigen wollte, und zwang ihn zu dem, was ſein Gemüth empörte; dieß reizte den ohnmächtigen Neger zur Rache, und weil er ſie nicht offen üben konnte, mußte er ſie im Innern verſchließen und heimlich zu befriedigen ſuchen, und ſo wurde er boshaft, heimtückiſch und hinterliſtig. Nicht genug, daß der freie Neger im eigenen Vaterlande der Sklave fremder Willkür ſeyn mußte, ſchlug man ihn in Feſſeln, ſchleppte ihn in entlegene Länder und ſuchte ihm durch die empörendſte Behandlung Luſt zur Arbeit beizubringen. Darf es uns befremden, wenn ſich der Schwarze ſeinen Teufel weiß denkt? — Wenn ich in den Zügen vieler Schwarzen den Ausdruck finſteren Trotzes und grober Störrigkeit fand, ſo konnte ich dieß nur dem tiefſten Unwillen über die Unterdrückung und dem bitterſten Haſſe gegen die Unterdrücker zuſchreiben.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle.

Erſte Abtheilung.

(Fortſetzung.)

Die von den Officieren des Adventure und Beagle in der Meerenge geſehenen Patagonier trugen im Allgemeinen alle gewiſſermaßen das Gepräge ihrer weiten Reiſen an ſich. Ein junger Häuptling ritt ein nach Art der Gauchos gezähmtes Pferd. Ein Weib, Namens Maria, die ihren Landsleuten gegenüber einiges Anſehen auszuüben ſchien, ſprach ein wenig ſpaniſch. Ihr Bruder, ein Cazique am Rio Negro,

war ihrer Erzählung nach eine wichtige Person, und ſowohl wegen ſeiner rieſenhaften Geſtalt, als ſeiner Reichthümer, die in Pferden, Häuten und Pelzen verſchiedener Gattung beſtehen, ſehr geachtet. Man fand, daß ſie bei freundlicher Behandlung äußerſt lenkſam und dankbar waren. Furchtlos und ohne Mißtrauen, verriethen ſie in ihrem anerkannten Hange zur Trunkenheit allein die ungebändigten Leidenſchaften der Barbaren.

Capitän Stokes vom Beagle ſegelte an der Weſtſeite Patagoniens hin, und obgleich in ſeinen Operationen beſtändig durch ſtürmiſches Wetter gehindert, gelang es ihm dennoch, einen genau verbeſſerten Umriß dieſer verworrenen Küſte zu machen. Im Hafen Santa Barbara fand er einen Balken von einem großen Schiffe im Sande ſteckend, und mehrere Umſtände ließen ihn vermuthen, derſelbe ſey ein Ueberbleibſel des Wager, eines Schiffes von Lord Anſons Flotte, deſſen Untergang und nachherige Leiden der Schiffsmannſchaft von Byron und Bulkeley ſo trefflich beſchrieben worden ſind. Da er ſelbſt mit denſelben Elementen zu kämpfen hatte, ſo gereichte ihm dieß Denkzeichen ihrer Wuth eben ſo wenig zum Troſte als zur Aufmunterung. Umgeben von Gefahren und doppelt aufgeregt durch ſein eifriges Verlangen, das ihm anvertraute Geſchäft auszuführen, unterlag ſein Geiſt endlich der Laſt von Sorgen. Er wurde verdroſſen und mißmuthig, und machte wenige Tage nach ſeiner Rückkehr nach Port Famine im Auguſt 1828 ſeinem Leben ein Ende. Zur Zeit, wo dieſer traurige Vorfall ſtattfand, litt die Mannſchaft beider Schiffe, beſonders aber die des Adventure, am Scorbut. Dieſe ſchreckliche, durch die düſtere ſtrenge Witterung erzeugte Krankheit konnte in ihren Fortſchritten trotz dem Ueberfluß an friſchem Fleiſch, das man ſich von den Eingebornen verſchaffte, und durch wilden Selleri, den man an den Küſten fand, nicht gehoben werden. Da die Anfälle derſelben unter ſo beängſtigenden Umſtänden bald ſehr gefährlich werden konnten, faßte Capitän King plötzlich den Entſchluß, die magellaniſche Meerenge zu verlaſſen und ſich nach Rio-Janeiro zu begeben. Capitän Fitzroy erhielt in dieſem Hafen den Befehl über den Beagle; nachdem die Schiffe ausgebeſſert und die Mannſchaft wieder hergeſtellt war, kehrten ſie im Anfange des folgenden Jahres wieder in die Meerenge zurück.

Unter den Ereigniſſen, die in dieſen Zeitraum der Küſtenaufnahme fallen, war eines der merkwürdigſten die Entdeckung der großen Seen, die den Namen Otway und Skyring erhielten, an der nördlichen Seite der Meerenge in dem durch deren Biegung gebildeten Winkel liegen, und unbeendigten Durchbrüchen zwiſchen den entgegengeſetzten Meeren gleichen. Im Mai 1829 ſtieß Capitän Fitzroy bei Unterſuchung des Jereme-Canals ganz unerwartet auf ein großes Gewäſſer, das ſich 40 Meilen in die Länge von Südweſt nach Nordoſt und 20 Meilen in die Breite hin ausdehnte. An deſſen nördlichem Ende fand er einen etwa eine Meile breiten Canal, der, nachdem man ihn ungefähr 12 Meilen verfolgt hatte, in einen andern See führte, welcher bloß 10 oder 12 Meilen breit war, in weſtlicher Richtung aber ſich in unabſehbare Weite hinausdehnte. Der erſte dieſer Seen erhielt den Namen Otway, der zweite den Namen Skyring. Wegen ungünſtigen Wetters konnte man ihre Geſtade nicht vollſtändig unterſuchen, von einer Anhöhe aus ſah man jedoch, daß Flachland und eine Seekette zwiſchen der Meerenge von Magellan und dem öſtlichen Ende des Otway ſich hinzieht, wobei die nächſten Ufer kaum 10 Meilen auseinander liegen. Der Skyring iſt, wie man in der Folge entdeckte, an ſeinem weſtlichen Ende durch eine Kette von Schneegebirgen und Gletſchern auf eine Breite von kaum 5 Meilen vom Ocean getrennt. Dieſe Seen ſtoßen an die Gränzen der zwei verſchiedenen Klimate von Patagonien und Tierra del Fuego. An ihrer nordöſtlichen Seite iſt klarer Himmel, graſige Flächen und Pflanzen gleich denen an den öſtlichen Küſten. In der entgegengeſetzten Richtung waren ſie von Schneegebirgen, Gletſchern und düſtern Wäldern eingeſchloſſen. Für ein Land, in welchem Induſtrie und Civiliſation herrſcht, würde ein ſolches innerhalb des Landes ſchiffbares Gewäſſer gewiß von unſchätzbarem Vortheile ſeyn. In Patagonien ſcheinen ſie noch lange unbenutzt bleiben zu ſollen. Weit entfernt ſind wir jedoch von der Behauptung, die magellaniſchen Gegenden ſeyen wegen ihres rauhen Klima's zum ewigen Sitze der Barbarei verdammt. Die Künſte civiliſirter Menſchen erheben dieſelben über das Klima, und der gleiche Eifer und die gleiche Geſchicklichkeit, durch die er ſich in Island oder an der Hudſons-Bai ein bequemes Leben zu ſchaffen weiß, werden ihn auch in der Meerenge von Magellan mit Ueberfluß verſorgen.

Während der Beagle mit Unterſuchung der Südküſte von Tierra del Fuego beſchäftigt war, ereignete ſich eine Begebenheit, die zuletzt von ſehr wichtigen Folgen begleitet war. Der Bootsmann war von der Inſel London aus, wo das Schiff vor Anker lag, in einem hübſchen Wallfiſchboote zur Unterſuchung der öſtlich gelegenen Canäle abgeſendet worden. Da ſeine Abweſenheit unerwartet lange dauerte, fing man an wegen ſeiner beſorgt zu werden, als auf einmal auf eine ſonderbare Weiſe Nachrichten von ihm ankamen. Die Eingebornen hatten, wie es ſcheint, ſeine Bewegungen insgeheim beobachtet, und in der Stille der Nacht, während die Mannſchaft ganz in der Nähe desſelben am Ufer ſchlief, das Boot hinweggeführt. Die Leute hatten nun nebſt ihrem Boote zwei Drittheile ihrer Lebensmittel eingebüßt, und befanden ſich in ſteter Furcht, von den Eingebornen angegriffen zu werden. Sie durften nun vor Allem keine Zeit verlieren, ihre Freunde mit ihrer Lage bekannt zu machen. Zu dieſem Zwecke verfertigten zwei von den Männern aus Zweigen einen Kahn, der an Geſtalt und Bauart einem Korbe glich; auf der innern Seite war er mit Erde beſtrichen und auf der äußern mit Baumrinde bedeckt. In dieſem gebrechlichen Fahrzeuge ſchifften ſie ſich ein, und erreichten, nachdem ſie 25 Stunden lang unermüdet gerudert hatten, glücklich den Beagle. Von dieſem aus wurden ſogleich Maaßregeln zur Befreiung der Mannſchaft des entwendeten Bootes und zur Verfolgung der Diebe getroffen. Obwohl man dieſe drei Tage hindurch fortſetzte, ſo war ſie doch bei der Durchſchnittenheit des Bodens und bei der Bekanntſchaft der Flüchtlinge mit dem Terrain fruchtlos. Endlich wurde man einiger Gefangenen habhaft, denen man zu verſtehen gab, man werde ſie ſo lange als Gefangene behalten, bis das Boot wieder zurückgebracht ſey. Die an der Küſte dagegen zeigten wenig Luſt, ihre Freunde um einen ſo hohen Preis loszukaufen; auch gelang es beinahe allen Gefangenen zu entkommen, indem ſie über Bord ſprangen und der Küſte zuſchwammen. Auf dieſe Weiſe waren die einzigen Geiſeln, die bei Capitän Fitzroy zurückblieben, ein kleines achtjähriges Mädchen, das in Folge des von dem oben beſchriebenen Kahn beſtandenen Abenteuers den Namen „Fuegia Basket“ erhielt, und ein Jüngling von 19 Jahren der „Boat Memory“ benannt wurde. Zu dieſen kam in der Folge noch ein junger Mann von 25 Jahren, den man beim Vorgebirge York Minſter, von dem er ſeinen Namen hatte, an Bord genommen, und ein Knabe, den man nach dem für ihn bezahlten Preiſe „Jemmy Button“ (Knopf) nannte.

(Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 255.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

12 September 1839.

Biographie des Thierbändigers Van Amburgh.

Man hat in neuerer Zeit mehrere außerordentliche Menſchen geſehen, die, wie die römiſchen Belluarii, Kraft mit Muth und Geſchicklichkeit mit Geiſtesgegenwart vereinend, durch unſere Städte die wildeſten Beſtien führten, und ſelbſt den Tiger und Löwen zwangen, die Herrſchaft des Menſchen anzuerkennen. Van Amburgh folgte Martin in der Ausübung dieſer ſo oft beſtrittenen Oberherrſchaft des Menſchen über die Thiere. Er iſt der jüngſte, aber der ſtärkſte dieſer Claſſe, die Hercules zum Vater zu haben ſcheint. Gegenwärtig ſetzt Van Amburgh die Bewohner Londons durch ſeine Gewalt in Erſtaunen, und bald werden ihn — wie man ſagt — die Pariſer in dem Theater Porte Saint Martin bewundern. Bis er ſich auch anderswo zeigt, wollen wir den Hiſtoriographen dieſes Königs der Thiere machen.

Plinius erzählt, wie man die wilden Stiere daran gewöhnt habe, Halsketten von Feigenlaub zu tragen. Die Abbildungen des Bacchus, deſſen Wagen bald von Tigern, bald von Luchſen oder Panthern gezogen wird, laſſen vermuthen, daß man ſchon vor undenklicher Zeit die Kunſt verſtand, die wilden Thiere zu bändigen. Eines der ſtrengſten Geſetze der indiſchen Buddhiſten iſt es, „einen alten, kranken Tiger mit ſeinem eigenen Fleiſch zu nähren,“ was vermuthen läßt, daß man in Indien den Tiger bis zur Unterwürfigkeit der Hausthiere gebändigt hatte. Auch in Amerika treffen ſich Spuren, daß man dieſe Kunſt verſtand. Es war das Geheimniß der mericaniſchen Prieſter, und um es ſich zu bewahren, umgaben ſie es mit phantaſtiſchen Gebräuchen. Sie bereiteten eine Salbe aus der Aſche der giftigen Reptilien, die ſie auf den Altären ihrer Idole verbrannten, indem ſie ſie in einem Mörſer fein zerſtießen, Pech, Kienruß, Tabak und andere narkotiſche Kräuter beimiſchten, und behaupteten, dieſe Salbe gebe ihnen die Eigenſchaft, daß Löwen und Tiger ihnen gehorchten müßten. Wie lange iſt nicht auch dieſe Kunſt ſchon im Orient bekannt! Der Kaiſer von Marocco bewahrt in Fez in weiten, offenen Gruben Tiger und Löwen, welche die Juden, ihre Wächter, mit leichten Röhren leiten. In Aegypten ließen die Paſchas Löwen in ihrem Harem aufziehen, und Mehemed Ali machte im Junius d. J. der franzöſiſchen Regierung einen prächtigen gezähmten Löwen zum Geſchenk. Es iſt bekannt, daß der Herzog von Choiſeul, Miniſter Ludwigs XV, eine Tigerkatze in ſeinem Wohnzimmer hatte. Auch haben die Wächter im Jardin des Plantes in Paris oft eine ins Unglaubliche gehende Gewalt über ihre gefährlichen Pfleglinge. Die Journale von 1801 und 1802 erzählen eine merkwürdige Anekdote von Felix Caſſal mit einem Löwen und einer Löwin der größten Art, die der Bey von Conſtantine der Regierung zum Geſchenk gemacht hatte. „Caſſal war mehrere Tage krank, und ein anderer Wächter beſorgte ſtatt ſeiner die Thiere. Keines derſelben ſchien es zu bemerken, außer dem Löwen, der traurig in der Tiefe ſeines Käfigs liegen blieb, keine Dienſtleiſtung des fremden Mannes annehmen wollte, und durch ein dumpfes, verdächtiges Brüllen zu erkennen gab, daß die Gegenwart dieſes Mannes ihm zuwider ſey. Selbſt die Gegenwart der Löwin ſchien ihm zu mißfallen, oder mindeſtens beachtete er ſie nicht. Die Unruhe, der Ausdruck von Leiden, den das Thier hatte, ließen glauben, daß es krank ſey, aber Niemand wagte, ſich ihm zu nahern. Endlich war Caſſal wieder hinreichend hergeſtellt, um ſeinen Dienſt ſelbſt zu übernehmen, und um ſeinen Löwen zu überraſchen, ſchlich er leiſe unter dem Käfig hin, und ſtreckte nur den Kopf am Rande des Gitters hinein — ihn ſehen und in einem Satze zu ihm hinſpringen, war bei dem Löwen das Werk eines Augenblicks: er richtete ſich an Caſſal empor, ſchmeichelte ihm mit ſeinen Tatzen, leckte ihm das Geſicht und die Hände ab und heulte vor Freude. Die eben ſo erfreute Löwin kam gleichfalls herbei, aber der Löwe ſtieß ſie zurück, gerieth in Zorn, daß ſie die Liebkoſungen, auf die er eiferſüchtig war, ihm entziehen wolle — ein Streit ſchien ſich zwiſchen beiden erheben zu wollen, als Caſſal in das Verhältniß hineintrat, ſie beſchwichtigte, und von beiden dann abwechſelnd Liebkoſungen empfing und erwiederte. Man ſieht Caſſal häufig in der Mitte dieſes gefährlichen Paares, deren furchtbare Kraft er zu beherrſchen weiß. Er ſpricht bald mit dem Löwen, bald mit der Löwin, er ſchmeichelt ihnen, er küßt ſie auf ihren Rachen; will er, daß ſie ſich trennen, und jedes in ſeinen eigenen Käfig gehe, es geſchieht, ſobald er es ihnen befiehlt; will er, daß ſie ſich auf den Rücken legen, den Um-

ſtehenden ihre gewaltigen, mit ſcharfen Klauen bewaffneten Tatzen zu zeigen; will er, daß ſie den Rachen öffnen, damit man die furchtbaren Zahnreihen ſehen kann, ſo gibt er ihnen nur ein Zeichen, ſogleich legen ſie ſich auf den Rücken, ſtrecken eine Tatze nach der andern vor, öffnen den Rachen, und ihre Belohnung iſt es, ihm dann die Hand ablecken zu dürfen."

Von der alten Sage des Androklus bis zu der von Compagnon, einem Coloniſten der Inſel Saint-Louis im Senegal, der eine Löwin, die für todt in einer Grube gelaſſen wurde, mit nach Haus nahm, ſie pflegte und heilte, und die er dann an einem ſeidenen Band führte, liefert die Geſchichte eine Menge von Thatſachen, die zeigen, daß der Löwe der Anhänglichkeit und Dankbarkeit fähig iſt. In der Naturgeſchichte der HH. Nobleville und Salane heißt es: „Es gibt junge Löwen, die ſo ſanft und ſchmeichelnd werden, wie die Hunde." Das Beiſpiel von Martin hat gezeigt, bis zu welchem Grade die wildeſten Thiere gebändigt werden können. Nicht allein, daß er öffentlich Löwen und Tiger reizte, er hatte auch einen jungen Tiger bei ſich, der herbei ſprang, den erſchrockenen Zuſchauern die Hände zu lecken, und mit einem ſechsjährigen Kinde, der Adoptivtochter des Hausherrn, ſpielte. Das Gewerbe Martins ſchien ſo gefährlich, daß man täglich erwartete, ihn von ſeinen Zöglingen zerriſſen zu ſehen, und alle Monate verkündeten die Journale: der berühmte Martin iſt in — durch einen in Wuth gerathenen Löwen oder Bären getödtet worden. Glücklicherweiſe jedoch lebt der ſo oft getödtete Martin jetzt zurückgezogen, ruht ſich in Frieden von ſeinen vielen Kämpfen mit den wilden Thieren aus, und tröſtet ſich leicht dabei über die jämmerliche Verleumdung, die ſeine Siege durch unzüchtige Mittel herbeigeführt wiſſen wollte.

Warum fügt man jetzt, wo man in Allem ſich bemüht, die Wiſſenſchaften auf das Gemeinnützliche anzuwenden, nicht der Naturgeſchichte als einen unumgänglichen Zuſatz die Kunſt bei, wilde Thiere zu bändigen? Wäre es nicht beſſer, anſtatt ſchöne und ſtarke, faſt ſchon erloſchene Racen, zu vernichten, anſtatt ſie nutzlos in Menagerien zu bewahren, zu verſuchen, ſie dem Dienſte des Menſchen zu unterwerfen durch eine Kunſt, die ihren Namen, ihre Regeln und ihre feſten Grundlagen hätte? Dieſe Gedanken werden ſich jedem aufdrängen, der mit Aufmerkſamkeit die Reſultate lieſt, die Van Amburgh liefert. Die Erzählungen, die über Van Amburgh im Umlauf ſind, ſind mehr oder minder meiſtens Erdichtungen. Die einzige wahre Lebensbeſchreibung von ihm iſt die, welche Ephraim Watts, ein Kaufmann in New-York, nach dem, was theils Van Amburgh ſelbſt, theils deſſen Familie ihm mittheilte, geliefert hat. Wir entheben Folgendes dieſer Lebensbeſchreibung.

(Fortſetzung folgt.)

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküſte

(Schluß.)

Die Neger ſind faſt durchgängig von Natur ſehr empfindlich, und fürchten den geringſten Schmerz mehr als den Tod ſelbſt. Muth gehört nicht zu ihren glänzendſten Eigenſchaften, nur wenn der Fanatismus ihrer Fetiſchprieſter oder die Rache ſie entflammt, trotzen ſie kühn allen Gefahren. In den Fehden, die ſie einander liefern, zeigen ſie ſich meiſt ſehr kindiſch und feige. Selten beſtehen ihre Heere aus mehr als zweihundert Mann. Sie marſchiren in der größten Unordnung, bleiben jeden Augenblick ſtehen, ſtreiten unter einander, wer der Erſte ſeyn ſoll, indem Niemand auf dieſe Ehre erpicht iſt. Einige ſind mit einer Flinte bewaffnet, Andere mit Piſtolen oder Säbeln, und noch Andere tragen Munition. Ihre Fetiſchprieſter, die ſie begleiten, müſſen ihren Muth ſtets anfeuern, theils durch Zureden, theils durch Amulete, wodurch ſie ſchuß-, hieb- und ſtichfeſt zu werden vermeinen. Durch abenteuerlich geſtaltete Mützen, durch umgehangene Thierfelle, durch ſcheußliche Gebärden und ein furchtbares Gebrüll ſuchen ſie ihren Feinden Schrecken einzujagen. Gewöhnlich iſt ihr König der Anführer; ſollte dieſer aber mit ſeinen eigenen Unterthanen kriegen, dann übergibt er einem ſeiner Vertrauten das Commando. Der Anführer tritt keck hervor, wenn der Feind noch weit entfernt iſt, ſchießt in die Luft, und kehrt dann ſtolz auf ſeine Waffenthat zurück, um mit denen zu zanken, welche zu langſam marſchiren. Kann der Anführer recht abſcheuliche Fratzen machen, oder hat er gar einmal einen Tiger getödtet, deſſen Fell er umhängen hat, ſo zittert jeder vor ſeinem Anblick und traut ihm übernatürlichen Muth zu. Wenn endlich beide feindliche Parteien zuſammentreffen, dann machen ſie ſo weit als möglich von einander Halt, und wählen ein großes Feld zum Kampfplatz, an deſſen äußerſten Enden ſie aufmarſchiren. Aus dieſer Entfernung necken ſie einander, feuern in die Luft, ſchreien und heulen; hierauf folgt ein kurzer Waffenſtillſtand, während deſſen ſie dem mitgenommenen Branntwein fleißig zuſprechen und ſich dem Tanze und der Freude hingeben, ohne Furcht vor dem nahen Feinde, welcher auch nie den Muth hat, im Dunkeln ſeine Stellung und ſein Lager zu verlaſſen. So treiben ſie es manchmal einige Tage und nehmen dann gewöhnlich ihre Zuflucht zu einem Hinterhalte: eine Partie verbirgt ſich möglichſt an dem Wege, welchen der Feind paſſiren muß, ein Unternehmen, welches die außerordentliche Höhe des Graſes erleichtert. Iſt der Feind nicht benachrichtigt, ſo fällt er in die ihm gelegte Falle, und die im Hinterhalte Verborgenen geben Feuer auf ihn, ſobald ſie ihn erreichen können. Alsdann iſt der Schrecken allgemein, jeder ſchießt, wie er kann, und läuft davon, ohne ſich um die Todten und Verwundeten weiter zu bekümmern. Die angreifende Partei bekommt indeſſen Muth genug, um am andern Tage wieder zu erſcheinen und mit Furcht und Zittern ihre Verwundeten aufzuſuchen; keine menſchliche Macht aber iſt vermögend, die Ueberfallenen wieder zuſammen zu bringen, und ihrem Anführer bleibt nichts übrig, als ſich in ſeinem Wohnorte zu verſchanzen. Ein ſolcher Ueberfall endigt übrigens gewöhnlich den Krieg, und beide Parteien ſuchen einen Vermittler; man verſammelt ſich zu einer Unterredung, in welcher der Friede wieder hergeſtellt wird. Der Ueberwundene unterwirft ſich, und die Gefangenen, welche nicht losgekauft wurden, werden als Sklaven heimgeführt.

Jeder wohlhabende freie Neger besitzt Sklaven, die ihn bedienen und für ihn arbeiten müssen, damit er ungestört seiner natürlichen Trägheit pflegen kann. Die ärmeren Neger arbeiten nur so lange, als die Noth sie zwingt: haben sie sich bei den Europäern verdient, was sie zur höchsten Nothdurft gebrauchen, so überlassen sie sich wieder ihrer gewohnten Unthätigkeit. Ihre einzige Beschäftigung ist die Weberei. Die Weiber sammeln die für das Bedürfniß nöthige Baumwolle, säubern, kämmen und spinnen sie mit der Spindel, die Männer verarbeiten sie dann zu Stücken Zeuges, wovon nie eines über sechs Zoll breit ist, und aus diesen machen sie dann Binden und ihre Schamtücher. Ihre Muster sind verschieden und nicht übel, und sie wissen sich der Farbestoffe, woran ihr Land so reich ist, mit vieler Geschicklichkeit zu bedienen.

Obgleich Elmina dicht am Meere liegt, so befahren dasselbe die Neger doch sehr wenig; ihre Schifffahrt beschränkt sich nur auf den Fischfang, hiezu bedienen sie sich umgehauener Baumstämmen, die durch Feuer ausgehöhlt und unten etwas abgeflacht sind. Einige dieser Kanoes sind groß und fassen dreißig Ruderer, welche entweder auf querliegenden Brettern sitzen oder meistens auf den Knieen liegen; sie bedienen sich der Ruderschaufeln, stechen mit diesen in das Wasser und kommen auf diese Art schnell weiter. bei jedem Einstechen der Ruderschaufeln geben sie einen Zischlaut von sich, so daß man das Nahen eines solchen Kanoe's mit Negern schon von weitem daran erkennen kann. Da diese Kähne leicht umschlagen, so wagen sie sich selten weit in das Freie. Im Angeln sind die Neger sehr gewandt und bedienen sich daher selten der Netze; diese versuchten sie den unsrigen nachzumachen, aber sie sind ihnen schlecht gelungen. Denn da sie keinen Hanf haben, verfertigen sie dieselben aus Kokosfasern, und aus Mangel an Geduld machen sie die Maschen sehr weit, ausgenommen am Grunde des Sackes. So mangelhaft ihre Netze sind, so müßten sie doch bei dem Reichthum der Küste an Fischen deren viele fangen, wenn sie geschickter wären. Ein anderer Grund, warum die Neger die Netze wenig zum Fischfang gebrauchen, ist der Umstand, daß manchmal sich im Netze eine Art von elektrischem Rochen, Torpedo genannt, hängt, welcher die furchtsamen, abergläubischen Neger in großen Schrecken versetzt.

Der Ackerbau wird meist von den Frauen besorgt; zwanzig Tage Arbeit im Jahre sind hinreichend zur Bestellung der Felder, welche die nothwendigsten Bedürfnisse der Schwarzen hervorbringen. Eine andere Beschäftigung der Negerinnen ist die Töpferei, wozu ihnen der Boden sehr feinen Thon von weißröthlicher Farbe liefert; sie verfertigen daraus hübsches Geschirr, welches nach dem Brennen durch Reiben polirt wird. Häusliche Geschäfte nehmen die Frauen wenig in Anspruch; ihre Küche ist sehr einfach bestellt, da sie meist kalte Speisen genießen. Ihre Art Brod zu backen ist folgende: sie reiben Mais auf einem großen platten Steine mit einem andern walzenförmigen mit Wasser zu Brei, und backen diesen zwischen Blättern in heißer Asche. Ihre Speisen kochen sie im Wasserdunste und machen sie durch Palmöl schmackhaft oder bereiten dazu eine Art Sauce, Cary genannt, dem Carry der Malaien ähnlich; sie ist stark mit spanischem Pfeffer gewürzt, brennt im Halse wie glühende Kohlen und treibt am ganzen Körper Schweiß aus. Für Wäsche hat die Negerfrau nicht zu sorgen, da ihre Kleidung so einfach ist, und täglich im nahen Meere zugleich mit dem Körper gereinigt wird; mit den Kindern haben sie wenig Mühe, da dieselben nicht sorgsam zu pflegen sind und die Menge von Kinderkrankheiten nicht vorkommt, wie bei uns.

Die Nahrung der Schwarzen besteht überhaupt aus den Früchten des Landes, als Reis, Mais, Yamswurzeln, Ananas, Pisangs, Kokosnüssen; Fische liefert die See, Wildpret und Vögel die Wälder; Hühner, Tauben, Perlhühner gibt es in Menge, auch die Eidechsen verschmäht der Neger nicht und hat selbst nicht Ekel vor faulem Fleisch. Nach europäischer Kost sind sie sehr lüstern und unersättlich, wenn sie dergleichen bekommen; auf unserem Schiffe reisten 80 Neger mit nach Batavia, und manche derselben waren so gefräßig, daß sie aus den Fässern, worin alle Tafelüberreste für die Schweine am Bord gesammelt wurden, handvollweise naschten, obgleich die Schiffskost nahrhaft und reichlich genug war.

Die Bewohner von Sault St. Marie.

Sault St. Marie ist einer der Posten an der Nordwestgränze der Vereinigten Staaten am Huronsee gelegen. Marryat theilt in seinem mehrfach erwähnten Diary hierüber Folgendes mit: Sault St. Marie enthält etwa 50 Häuser, meist aus Baumstämmen erbaut und mit einer Pallisadenreihe versehen, um die Indianeranfälle abzuwehren. Es liegen zwei Compagnien Soldaten hier, und die Mehrzahl der Einwohner sind Mischlinge aus Europäern und Indianern. Merkwürdig ist, daß von den aus dieser Vermischung des Blutes hervorgehenden Kindern die weiblichen gedeihen und die männlichen entarten. Indianische Frauen werden hier den Weißen vorgezogen, und mit Recht, denn sie sind für arme Leute die besten: sie arbeiten hart, klagen nie, und fühlen sich nach einem Tage harter Anstrengung am Abend durch ein Lächeln ihres Herrn und Meisters belohnt. Sie sind stets treu und ergeben, und nicht sehr geschwätzig, lauter Eigenschaften, welche in diesem Theile der Welt höchst schätzenswerth sind. Bemerkenswerth ist, daß die Amerikaner den Neger mit Verachtung behandeln, vor den Indianern aber große Achtung haben: ein wohlerzogener Halbindianer ist von der Gesellschaft nicht ausgeschlossen, und wird vielmehr mit großer Aufmerksamkeit aufgenommen. Die Tochter eines berühmten indianischen Häuptlings bringt eine Art Adel in die Familie, in welche sie tritt. Denn die Indianer sind auf ihre Abkunft so stolz, als wir in Europa auf die unserige.

Chronik der Reisen.

Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle.

Erste Abtheilung.

(Schluß.)

Diese vier Fuegier (denn so finden wir die Eingebornen von Tierra del Fuego bezeichnet) kamen wohlbehalten in England an, als der Adventure und Beagle im Herbst 1830 von ihrer Forschungsreise

zurückkehrten. Gleich nach ihrer Ankunft brachte man sie in das königliche Hospital zu Plymouth, um daselbst den ersten Anfall europäischer Krankheiten abzuwarten; allein trotz der freundlichen Sorgfalt, mit welcher über Alle gewacht wurde, starb „Boat Memory“ an den Blattern. Die Uebrigen bestanden die Probe glücklich, und wurden von Capitän Fitzroy nach Walthamstow in der Nähe von London gebracht, um ihnen einige Erziehung beibringen zu lassen. Die Absicht, die er dabei hatte, war, sie durch Erlernung der englischen Sprache als Dolmetscher verwenden zu können, sie von den höhern Vortheilen der Civilisation zu überzeugen und durch Wohlthaten zu gewinnen, damit, wenn sie in ihre Heimath zurückkehrten, sie als Werkzeuge zur Ausbildung ihrer Landsleute und zur Bildung eines freundschaftlichen Verkehrs zwischen diesen und den Europäern dienen könnten. Diese armen Fremdlinge genossen manche freundliche Aufmerksamkeit; sie hatten eine Unterredung mit dem jüngstverstorbenen König, erhielten Geschenke aus den Händen der Königin Adelaide und wurden durch die Freigebigkeit ihrer Gönner reich, ohne daß sie es bemerkten; dessen ungeachtet, und obgleich sie täglich durch den Anblick neuer Wunder erfreut wurden, seufzten sie stets nach ihrer Heimath; ihr edelmüthiger Beschützer, Capitän Fitzroy, hatte auch bereits ein Schiff, das sie in ihre Heimath zurückbringen sollte, bestimmt, als glücklicherweise der Beagle aufs neue beordert, und er als Befehlshaber bestimmt wurde, die Untersuchung von Tierra del Fuego und den patagonischen Küsten wieder aufzunehmen.

In keinem Zweige des öffentlichen Dienstes ist England in den letzten Jahren glücklicher gewesen, als in hydrographischen Arbeiten. Abgesehen von der Nordsee, oder unsern eigenen Küsten, oder denen der Levante, sahen wir, wie in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume die sämmtlichen Küsten von Afrika, Neuholland und drei Viertheile der Küsten Amerika's, mit Einschluß von Neufundland, sorgfältigst von den Marineofficieren des Seewesens untersucht wurden; an einigen Theilen geschah dieß sogar zu wiederholtenmalen und stets mit zunehmender Genauigkeit. Alles dieß erforderte keine größern Kosten, als zur Aufrechterhaltung einer guten Schule für die Marine unumgänglich nothwendig sind; denn nach der Natur und dem Zweck nautischer Aufnahmen ist es klar, daß dieser Dienst die bestmögliche Schule für praktische Seemänner ist.

Außer der Vervollständigung und Berichtigung der Karten des südlichen Theiles des amerikanischen Continentes hatte Capitän Fitzroy noch den Auftrag, eine Reihe von Entfernungen durch Längenmessungen vermittelst Chronometern (womit der Beagle mehr als hinlänglich versehen war) herzustellen — irgend einen günstig gelegenen Hafen in den Falklandsinseln aufzusuchen — die Formation der Koralleninseln im stillen Ocean zu untersuchen — sich mit der Ebbe und Fluth genau bekannt zu machen, und mannichfache zur Vervollkommnung der Schifffahrtskunst dienliche Beobachtungen anzustellen. Capitän Fitzroy, von demselben Geiste beseelt, welchem die Expedition ihren Ursprung zu danken hatte, wünschte sich zum Gefährten einen wissenschaftlich gebildeten Mann, dessen Kenntnisse in den verschiedenen Zweigen der Naturgeschichte dazu beitragen möchten, die bei einer Reise von so langer Dauer und durch so verschiedene Gegenden der Welt sich darbietenden Gelegenheiten mit dem besten Erfolge zu benutzen. Bald nachdem er diesen Wunsch geäußert hatte, kam er mit einem sehr thätigen Mann, Hrn. Darwin, zusammen, der ihm seine Dienste anbot.

Miscellen.

Mammuthzahn bei der Stadt Schtschigrow aufgefunden. Die an verschiedenen Orten aufgefundenen Ueberreste sogenannter vorweltlicher Thiere zeigten sich auch bei der Stadt Schtschigrow im Gouvernement Kursk. Im April d. J. fand ein Bürger unerwartet in einer Schlucht einen Theil eines durch das Wasser ausgewaschenen Mammuthzahnes. Bei näherer Besichtigung ergab sich Folgendes: eine halbe Werst von der Stadt Schtschigrow auf der andern Seite eines von Norden nach Süden laufenden Thales, das zwei etwa 10 Klafter über dem Niveau des Wassers in dem Flüßchen Schtschigri liegende Hochflächen theilt; von Westen her läuft eine kleine durch das vom Feld herfließende Wasser ausgewaschene, bis auf 6 Klafter ausgetiefte Schlucht, deren Wände aus einem dicken, festen, gewöhnlichen grauen oder Sandthon bestehen. Auf der Südseite dieser Schlucht findet sich im Thon, 12 Arschinen abwärts, eine Vertiefung, wo man äußerlich die Abbildung eines runden, länglichen, gebogenen Körpers fand. Gleich anfangs war weiteres Nachforschen wegen des dicken noch liegenden Schnees und des hineinströmenden Wassers nicht möglich. Als man sich daran machen konnte, grub man das krumme Ende eines Zahnes, das eine Arschine lang war und 8 Werschok (16 Zoll) im Umkreise hatte, heraus; der spitzigste Theil hatte noch einen Werschok im Durchmesser; die Oberfläche hat noch ihre ganze Politur. Nach dem Abdruck im Thon hatte ein Theil eines früher aufgefundenen Zahnes*) 1¾ Arschinen Länge und 12 Werschok im Umfang. Ein Stück von der Hirnschale fand sich gleichfalls; es ist demnach möglich, daß man noch auf andere Knochentheile stößt.

*

Neuer Apparat bei Beinbrüchen. Dr. Seutin aus Brüssel hat eine neue Methode erfunden, bei Beinbrüchen einen mit Stärkmehl gesteiften (amidonné) Apparat anzulegen, der den Verwundeten gestattet, wenige Tage nach dessen Anlegung mit Hülfe von Krücken zu gehen. Mehrere Versuche sind schon in den verschiedenen Spitälern von Paris gemacht worden, und haben den Erwartungen der Aerzte entsprochen. (Franz. Bl.)

*

Niederer Stand der Seine. Es herrscht gegenwärtig im Bassin der Seine eine solche Trockenheit, daß man dieselbe in Paris zwischen dem Pont des Arts und dem Pont Neuf durchwaten kann, was beinahe unerhört ist. (Pariser Bl.)

*) Der demnach verloren seyn muß.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 103** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die literarischen Löwen in England.** (Fortsetzung.) — **Die sieben Saiten der Leyer.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Ausländer beigegebenen Literaturblattes, aus welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 256.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 September 1839.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Tiflis.

Von Gartiskar, der letzten Station vor Tiflis, ist der Weg ziemlich eben, und da man des schnellen Fahrens von der Gebirgsreise her ganz entwöhnt ist, so glaubt man seinen Augen kaum, wenn man Tiflis sieht, und sich erinnert, daß man 29 Werste zurückgelegt hat. Der Tag meiner Ankunft war bloß der Erholung, dem Essen, Trinken und Schlafen gewidmet, am andern Tag Morgens aber ging ich ziemlich früh ins Bad. Auf den Straßen war es noch öde; die schläfrigen Georgierinnen krochen hervor auf ihre Dächer, die Kaufleute gingen nach dem Bazar, um ihre Buden aufzuschließen. Doch war es noch leer genug, daß mein Kutscher in vollem Jagen die engen und krummen Straßen dahin fliegen und mich bergauf, bergab nach den Bebutow'schen *) Bädern führen konnte. Für einen Rubel Silber gab man mir ein besonderes Badezimmer nebst dem dazu gehörigen Badediener. Die Reinlichkeit darin ist ausgezeichnet; das heiße Wasser wird aus der dort befindlichen Schwefelquelle hergeleitet, und bedarf keiner künstlichen Erwärmung. Die schöne, breite Marmorwanne lockte mich so an, daß ich ohne ein Wort zu sagen, mich schnell hineinwarf, aber noch schneller, erschreckt durch die hohe Temperatur des Wassers herausſprang: es war mir, als wäre ich in siedendes Wasser gefallen. Diese Evolution gefiel meinem Badediener gar nicht, denn mit einem gebietenden Zeichen bedeutete er mir, daß ich wieder in die Wanne müsse. Ich besann mich eine Zeit lang, da ich aber sah, daß er sich mir näherte, und Anstalt zu machen schien, mich mit Gewalt hineinzusetzen, so hielt ich doch für besser, es freiwillig zu thun, und ging ganz sachte in das heiße Wasser hinein; dießmal schien es mir erträglicher, und wie mein Körper sich allmählich daran gewöhnte, so wurde es mir darin so angenehm, daß ich gar nicht mehr heraus wollte. Mein Badediener forderte mich indeß dazu auf, rieb mich dann mit einem wollenen, leicht genetzten Tuche am ganzen Körper, seifte mich hierauf ein, schickte mich wieder ins Bad, knetete mir den ganzen Körper durch, kurz nahm die ganze Procedur eines orientalischen Bades vor, welche in Tiflis bis auf einen besondern Grad von Vollkommenheit gediehen ist, so daß, wer hier gebadet hat, lange noch sich nach diesem asiatischen Genusse sehnt.

Die Lage von Tiflis ist höchst poetisch; es liegt theils am Berge, theils im Thal, und die Ansicht vom Thal nach dem Berg ist entzückend. Die Häuser der Georgier mit ihren flachen Dächern scheinen wie an den Berg gewachsen. Der eriwanische Platz und einige Straßen sind nach europäischer Art angelegt, der Rest ist ganz asiatisch. Die bunte Mischung der Costüme erregt Erstaunen: Russen, Georgier, Armenier, Tataren, Alles vermengt sich vor den Augen, so daß man anfangs nicht weiß, in welches Land man gefallen ist, denn man steht gleichsam mit dem einen Fuß in Asien, mit dem andern in Europa. Das Haus des Oberbefehlshabers von Georgien bietet von außen einen hübschen Anblick, und ist innen mit großem Geschmack ausgeführt; Baron Rosen nahm mich höchst freundlich auf. Die europäische Gesellschaft hier ist ziemlich groß, und wenn man sich einmal an das hiesige, durch die heftige Hitze sehr ermattende Klima und an die Lebensweise gewöhnt hat, so kann man seine Zeit ziemlich angenehm hinbringen, obwohl es keine öffentlichen Vergnügungen gibt. Doch wir wollen jetzt über das alte und neue Tiflis Einiges mittheilen.

Drei oder vier kleine, unbedeutende Dörfer standen ehemals an dem Orte, wo jetzt Tiflis ist. Die Gründung der Stadt reicht ins fünfte Jahrhundert nach Christus hinauf. Der georgische König Wagtang Gürg Aslan verlegte damals seine Hauptstadt aus Mzchet an die warmen Schwefelquellen, welche der neuen Residenz den Namen Tepelis gaben, woraus in der Folge Tiflis wurde. Die oben erwähnten Bäder sind an denselben Quellen errichtet, denen die Stadt ihr Daseyn verdankt. Tiflis zerfällt hinsichtlich der Zeit seiner Erbauung in die Alt- und Neustadt. Die Altstadt liegt am schroffen Abhang nach dem Kur hin, und war gegen die Einfälle der räuberischen Nachbarn durch eine steinerne Mauer geschützt, welche von der auf dem Berge selbst — wo jetzt der botanische Garten ist — erbauten Festung anfing, und die Stadt auf der ganzen Länge

*) Wahrscheinlich so genannt nach dem Fürsten Bebutow, der sich in den asiatischen Kämpfen auszeichnete; in gleicher Art kommt nachher der Name Madatow und andere vor. A. d. R.

des jetzigen eriwanischen Platzes umgab und von da gegen den Kur auslief. Die Reste dieser Mauer sind noch vorhanden. Jenseits dieser Mauern befanden sich die königlichen Gärten. Jetzt ist auf dieser Stelle längs den die Stadt von Westen her begränzenden Bergen bis zum Flüßchen Wiera die neue russische Stadt gebaut, welche in der letzten Zeit durch viele ausgezeichnete Gebäude verschönert wurde, die ihrer Größe und ihrem äußern Ansehen zufolge in den besten Straßen europäischer Städte ihren Platz finden könnten.

(Schluß folgt.)

Biographie des Thierbändigers Van Amburgh.

(Fortsetzung.)

Isaac van Amburgh wurde im Monat Julius im J. 1811 in einer kleinen Stadt der Grafschaft Ducheß im Staate Kentucky geboren. Kentucky — früher zu dem Gebiete von Virginien gehörig, aber durch einen Act des Congresses vom 4 Februar 1791 als unabhängig erklärt — liegt unter 36° 30′ und 39° 10′ nördlicher Br. Undurchdringliche Wälder und ungeheure Weideplätze bedecken zum Theil das Land, welches der Ohio, der Mississippi, der Kentucky, der Big-Sandy und andere große Flüsse durchziehen. In dieser Gegend, nicht fern von der Stadt Lewiston, haben sich die Tuscaroras-Indianer, die von Süd-Carolina auswanderten, angesiedelt. Sie bildeten mit den übrigen Stämmen der Eingebornen zusammen eine Art von Republik, welche die Conföderation der sechs Nationen genannt wurde, und der Reisende, welchen die Stage-coach von Buffalo nach Lewiston bringt, kann die Hütten der Tuscaroras sehen, die sich auf den beiden Ufern des Kentucky zwischen dem Gehölze erheben. Vorboys van Amburgh, der Großvater unseres Helden, war ein Tuscarora-Indianer; sein eigentlicher Name war Tangborgon d'Oom, was in der Sprache der Tuscarora's „großer König der Wälder" heißt. Er nahm den Namen Vorboys van Amburgh von einem Landmann in Kentucky an, der so hieß, und den er, als er in dem Walde von zwei Jaguars angefallen worden, gerettet hatte. Der Landmann beauftragte ihn, nach Kentucky zu gehen, und dort die Felle der beiden Jaguars zu verkaufen; der ehemalige große König der Wälder siedelte sich dort an, ließ sich taufen und verheurathete sich. Merkwürdig ist es, daß sein einziger Sohn, der Vater unseres Thierbändigers, eine unüberwindliche Angst vor allen Thieren hatte; seine Furchtsamkeit verkürzte sogar sein Leben, und man versichert, daß, als er einst rasch um eine Straßenecke bog, und plötzlich einen frisch gemalten Aushängeschild, auf welchem ein Wildschwein abgebildet war, vor sich sah, er so erschrack, daß ihn der Schrecken tödtete. Wenn man der Versicherung von Van Amburghs Mutter Glauben beimißt, so hatte sie in dem vierten Monate ihrer Schwangerschaft einen merkwürdigen Traum, den sie als eine Prophezeyung der künftigen Bestimmung ihres Kindes betrachtete. Sie erzählte ihn Ephraim Watts wie folgt:

„Ich saß im Schatten eines großen Baumes an der Bai von Oneida; plötzlich schien es mir, als ob der Boden rings um mich her verſänke, aber ich blieb ruhig und unbeweglich sitzen. Der Baum, der mich beschattet hatte, sank langsam unter; ich fühlte, wie seine Aeste an meinem Leib vorüberrauschten und sah, wie er versank. Ich sah, daß meine Füße auf einem weißlichen Sandstein ruhten, die ganze Landschaft, die mich umgab, versank langsam unter den Tönen einer lieblichen Musik, und ich blieb allein auf der Spitze des Felsens, von dem ich wie von einer Sternwarte aus mit Stolz den ungeheuren Horizont betrachtete. Auf einmal aber wurde ich wie eine Feder erhoben und von unsichtbaren Händen an den sandigen Ufern des Onondaga-Sees niedergelassen. Ich hörte, während ich an ihm hing, das Gezisch der Schlangen und das Gebrüll der wilden Thiere, erschreckt beeilte ich meine Schritte und kam an einen Haufen zerstörter Scheunen und verlassener Ställe an den Ufern der Salzquellen von Syracus und Salina.

„Ich trat in eine der alten Scheunen und sah sechszehn eiserne Kessel in zwei Reihen aufgestellt. Ich öffnete den ersten Kessel, und sah einen eingesalzenen Löwenkopf darin. Ich öffnete den zweiten, und fand die Tatzen des Löwen ebenfalls eingesalzen, kurz alle sechzehn Kessel waren mit Stücken des Löwen gefüllt und zum häuslichen Gebrauch eingesalzen. Da ergriff mich jenes unwiderstehliche Gelüste, das oft schwangere Frauen befällt, ich zog den Kopf des Löwen aus der salzigen Brühe, in der er schwamm, hervor, brachte ihn an meine Lippen, und mein Mund dehnte sich, daß ich den ungeheuren Kopf verschlingen konnte, der in meinem Leibe brüllte, wie wenn er lebend wäre. Ebenso aß oder vielmehr verschlang ich den Inhalt der übrigen fünfzehn Kessel."

So erzählte Frau van Amburgh, und die Deutung, die sie diesem Traume gab, wurde durch Isaacs früheste Jugend schon gerechtfertigt. Er verachtete alle die gewöhnlichen Spiele des Kinderalters, und nur die Insecten, Wespen, Fliegen, Hornkäfer, Maikäfer u. s. w. vermochten sein Spiel und seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Als er größer wurde, übte er sich an kleinen, vierfüßigen Thieren; er hatte sich die Mäuse und Ratten der nachbarlichen Speicher unterthänig gemacht, und man sah ihn oft in einer Scheune sein bescheidenes Abendbrod mit den Mäusen, Ratten und Eidechsen theilen, die ihn, wie einen Fürsten sein Hofstaat, umgaben. Seine Mutter wußte sich nicht zu helfen, und versuchte vergebens Alles, um ihn dieser Thierwelt zu entziehen, die er allein suchte, und worin er seine Freuden fand, die den übrigen Menschen unbekannt sind. In seinem siebenten Jahre bestieg er alle Pferde, auf welchen er sich mit seinen kleinen Beinen halten konnte, und kein Springen noch Ausschlagen derselben war im Stande, ihn herunterzuwerfen. Er wurde in der Folge der geschickteste Reiter, und da man ihm aus allen Theilen Kentucky's die schlimmen Pferde zum Bändigen brachte, so machte er dann sein eigentliches Gewerbe daraus, und verschaffte sich dadurch in seinem zwölften Jahre schon ein freies, selbstständiges Leben. Im südlichen Amerika sind die wilden Pferde ungemein schwer zu bändigen: sie beißen fürchterlich und schlagen mit den Vorder- und

Hinterfüßen aus. Auf folgende Art werden sie gefangen. Ein Reiter jagt im vollen Galopp in eine Heerde wilder Pferde hinein, wirft einem derselben eine Schlinge um den Hals, und eine Schnur, die mit Bleikugeln behängt ist, zwischen die Füße, und wirft es so in den Sand. Dann springt er schnell von seinem Pferde ab, schwingt sich auf den Rücken des wilden Pferdes, das wie ein Pfeil mit ihm über die Grasfläche jagt. Nichts vermag den geschickten Bändiger abzuwerfen, und das wilde Pferd, durch die Stimme des Reiters, durch die Sporen und die Peitsche getrieben, läuft, bis es erschöpft niederstürzt. Dann ist es für immer gebändigt, und läßt sich ruhig in den Stall führen. Der erfinderische Geist Van Amburghs fand von selbst diese Methode, die im südlichen Amerika die Frucht langjähriger Erfahrungen ist.

Wie viel Vergnügen es aber auch dem heldenmüthigen Isaac gewährte, wenn er die wildesten Pferde gebändigt hatte, so wollte doch seine lebhafte Einbildungskraft einen größern Spielraum. Von seiner Mutter fromm erzogen, las er einst in dem ersten Capitel der Genesis, und stieß auf den Vers: „Gott segnete den Mann und das Weib und sprach: seyd fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde, und ihr werdet sie euch unterthänig machen und herrschen über die Fische des Meeres, die Vögel des Himmels und über alle Thiere, die auf der Erde leben.“ Van Amburgh dachte über diese Worte nach und fragte sich: wenn der Mensch über alle Thiere herrschen soll, wie kömmt es denn, daß er vor dem Tiger flieht? Wie kömmt es, daß er sich von dem Löwen zerreißen läßt? Die wilden Thiere sind nur darum so fürchterlich, weil wir so kleinmüthig sind. Es ist nicht an uns, sie zu fürchten, an ihnen ist es, vor uns zu zittern. Trotz ihrer Stärke und ihrer Grausamkeit sind sie feig und schwach, und es wäre hinreichend, wenn wir ihnen fest ins Auge blicken, um sie die Uebermacht der menschlichen Geschicklichkeit und des menschlichen Willens kennen zu lehren und um sie ihrem natürlichen Herren gehorsam zu machen.“ — Von dieser Theorie ging Van Amburgh bald zur Praxis über. In seinen Freistunden irrte er in den Wäldern Kentuckys umher, und übte sich, Wölfe, Füchse, Iltisse, Hyänen, wilde Schweine, Büffel und wilde Stiere zu bändigen. Er zähmte nicht allein eine große Menge derselben, sondern er erhielt auch eine große Herrschaft über sie, und hielt eine wahre Waldpolizei. Hatten die Thiere in den naheliegenden Wäldern Kaninchen, Schafe oder Geflügel geholt, so wendeten die Landleute sich an Van Amburgh und verlangten von ihm die Bestrafung oder Auslieferung des Thäters. Das einstimmige Zeugniß aller dortigen Bewohner setzt diese Angabe außer Zweifel. Sie betheuern, daß Van Amburgh sehr oft das Thier auffand, das den Raub begangen, und den Eigenthümern die verschwundenen Gänse und Schafe unverletzt wieder zurückbrachte. Er war der Aufpasser der vierfüßigen Diebe. Ein mächtiges Wildschwein hauste in einer ungefähr 20 Meilen von Van Amburghs Wohnung entfernten Waldung, und brachte den dortigen Landleuten großen Schaden — denn bald brach es in ihre Gärten und wühlte sie um, bald zerfraß es die Rinden ihrer Castanienbäume, oder brach in ihre Schweinställe, kurz die verzweifelnden Landleute fingen bereits an, sich dem Glauben hinzugeben, das könne kein gewöhnliches Wildschwein thun, sondern es sey irgend ein böser Geist, der diese Gestalt angenommen habe. Man wendete sich an Van Amburgh, und in weniger als einer Woche hatten die Raubzüge des Wildschweins aufgehört, und es herrschte wieder volle Ruhe in der Gegend.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Salerno und Pästum.

(Aus der Revue des deux mondes vom 1 September.)

Zahlreiche Reisende, welche sich immer nur wieder abschreiben, schildern das Land um Neapel her als ein irdisches Paradies, man darf ihnen aber nicht aufs Wort glauben. Von Caserta und Capua bis Neapel ist das Land von außerordentlicher Fruchtbarkeit, aber diese Fruchtbarkeit selbst macht es monoton. Man fährt ganze Stunden zwischen einer doppelten grünen Mauer, die Bäume sind frisch gepflanzt und abwechselnd je zwei und zwei weiß angestrichen, was die Annehmlichkeit der Landschaft nicht sehr erhöht. Auch die Küste von Posilippo ist allzu sehr gerühmt worden: die Linien sind kahl, ohne Bewegung, allzu lange einander parallel, die Vegetation ist null und die Gebäude zu neu und zu regelmäßig. Nur das Meer, das die Uferfelsen bespült, hat seine wunderbare Durchsichtigkeit und seine ewige Schönheit erhalten. Von der Spitze von Posilippo bis ans Ende des Cap Miseno dehnen sich die Küsten von Puzzolo und dem Golfe von Baja aus, diese durch die Erdbeben und die Malaria verödeten Küsten; ihre Krümmung um die Bai ist anmuthig, aber der von Vegetation entblößte Boden bietet allenthalben nur Felsen, Asche und Ruinen dar.

Auf der andern Seite des Golfes von Neapel dagegen am Fuße der Berge, welche sich von Salerno bis zum Vorgebirge Minerva (punta della Campanella) erstrecken, ist das Land das schönste, was man sehen kann, mag man nun die Ufer des Meeres verfolgen, oder ins Innere des Gebirges eindringen, und die reichen, stark bevölkerten Flecken von Bragnano, Nocera und La Cava, oder die Alpenlandschaften des alten Ravello und des Monte Sant-Angelo erforschen. Wenn man Portici, diese prächtige und langweilige Vorstadt von Neapel, und alle diese Flecken hinter sich hat, welche mit dem Fuß im Meer um den Vesuv her einen Gürtel von weißen Häusern bilden, kommt man über den Sarno, und gelangt in eine artige Stadt, deren viereckige und dächerlose Häuser an dem Fuße spitziger Hügel hinziehen, welche auf dem Gipfel mit schlanken Thürmen geziert sind. Diese Stadt ist Nocera, Nocera de' pagani, weil Kaiser Friedrich II sie einst mit Sarazenen bevölkert hatte.

Die Straße von Nocera nach La Cava läuft an hohen Bergen hin, auf denen von Distanz zu Distanz eine große Menge zierlicher Wohnungen gruppirt sind; diese Häuser ohne Dächer, weiß wie Elfenbein und beschattet von Cypressen und italienischen Pinien, haben etwas Afrikanisches; einer unserer Reisegefährten fand eine schlagende Aehnlichkeit zwischen dieser Landschaft von La Cava und den Schluchten des Atlas bei Belida. Bauern, die nur mit einem Hemd und Beinkleidern von Zeug bekleidet sind, woraus ihre kupferfarbigen Arme und Beine

hervorschauen, und die im Gehen mit einer Handvoll roher Bohnen ihr Mahl halten, vollenden die Aehnlichkeit.

Man darf nur einen Blick auf die Straßen und öffentlichen Plätze von La Cava werfen, um zu sehen, daß man in einem Manufacturdistrict ist. Hier werden die besten Tücher des Königreichs verfertigt. Die Arbeiter dieser Manufacturen sind kaum gekleidet, und doch haben sie nicht das finstere und leidende Ansehen der englischen Arbeiter. Sie singen mit lauter Stimme, gebärden sich mitten unter ihren Webstühlen wie die Affen, oder sie schlafen im Schatten einer Mauer. Die Mehrzahl ist voll Verstand, und wenn bei ihnen die Liebe zur Arbeit mit dem Bedürfniß und der Geschicklichkeit im Verhältniß stünde, so wären es die ersten Arbeiter der Welt. Sie sind gut bezahlt, namentlich für ein Land, wo die Lebensmittel wohlfeil sind; wenn jedoch die Gelegenheit sich ergibt, so betteln sie unverschämt. Um uns durch die ausgestreckten Arme und Hände Bahn zu machen, mußten unsere Cicerone den Stock aufheben, ein heroisches Mittel, aber das einzig wirksame. Ich erwartete, einige dieser Kolosse — denn es waren Herculesgestalten — würden aufspringen und den Unbesonnenen niederschlagen; keineswegs, sie wandten den Rücken, deckten sich möglichst gegen allenfallsige Streiche und kehrten lachend an ihre Arbeit zurück.

Das Land zwischen den Bergen Falesio, Albinio und dem Meere, welches sich einerseits von La Cava nach Salerno, auf der andern von Trinita de la Cava nach Vietri ausdehnt, kann als das classische Land der Landschaftsmaler betrachtet werden. Das berühmte Benedictinerkloster von Trinita de la Cava liegt an dem schroffen Abhange des Berges Falesio, lehnt sich an hohe Felsen und ist von dichten Wäldern umgeben. Mitten in dieser Einöde findet sich die kostbarste Sammlung von Diplomen, Chroniken und Urkunden Italiens. Aber der Reichthum selbst, der Mangel eines Katalogs und die herrschende Geheimnißthuerei machen die Nachforschungen wo nicht unmöglich, doch sehr schwierig.

Die Frauen von La Cava sind durch ihre Schönheit berühmt, sollten es aber noch mehr durch ihre Stärke seyn; ihre Züge sind vollkommen regelmäßig, und nur ihr Embonpoint etwas zu stark; während ich die Ansicht eines benachbarten Klosters zeichnete, übten sich in der Nähe auf einer Anhöhe mehrere junge Mädchen im Ringen: in ihren Bewegungen war eben so viel Gewandtheit als Stärke, aber wenig Anmuth und noch weniger Schamgefühl. Eine davon, bei weitem die schönste und zugleich auch die stärkste, hätte einen Ochsen mit ihrem Faustschlage zu Boden gestreckt. Die Frauen von La Cava sind überhaupt in mehr als einer Weise männlich: vor einigen Jahren war im ganzen Lande die Rede von der wunderlichen Geschichte einer Frau, welche das Geschäft eines Arztes trieb, ohne daß man ihr Geschlecht erkannt hätte; ein seltsamer Proceß brachte dieß an den Tag, worauf aus dem Doctor eine Hebamme wurde.

Auf dem Wege von La Cava nach Vietri setzt man über die Schlucht auf mehrern Brücken, die man, nach ihrer Größe und Solidität zu schließen, für Römerwerke halten sollte. Die Straße hängt über Steilabstürzen, in deren Tiefe man eine Wasserleitung aus grauen Steinen erblickt, die in den Zeiten der Saracenen und Normannen erbaut worden seyn muß, denn das Ganze zeigt eine Leichtigkeit, welche die massiver angelegten Werke der Römer nicht haben. Die Arbeit ist indeß grob, und die Steine weder polirt noch gut behauen; man hat nur die ärgsten Unebenheiten hinweggeschafft, und die kleinern mit Kalk und Kiesel ausgefüllt. Zudem ist das Gewölbe an einigen Orten in Spitzbögen gebaut. Der ziemlich unregelmäßige Bau hat indeß doch etwas Keckes, das an die Gebäude im Norden erinnert, und sein Effect in der Landschaft ist äußerst malerisch. Diese Wasserleitung dient noch jetzt dazu, das Wasser quer durch das Thal zu leiten, und ist zugleich eine Brücke für die Bergbewohner, welche sich keck auf dem gefährlichen Kamm wagen.

Auf mehr als einer Miglie von Vietri ist die Luft von dem Dufte der Citronen- und Orangenbäume erfüllt, welche in den Gärten dieses malerischen Fleckens wachsen. Hier herrscht die Vegetation der Südländer in ihrer größten Ueppigkeit, die Orangen-, Citronen- und Granatbäume beugen sich unter der Last ihrer Früchte, aber unglücklicherweise wacht ein Drache an der Pforte jedes dieser Hesperidengärten; dieser Drache ist das entsetzliche Elend, und man kann in der Umgebung der Stadt keinen Augenblick anhalten, ohne von einer Bande zerlumpter Menschen angefallen und durch das ewige Geschrei der italienischen Bettelei: dato me qualche cosa! betäubt zu werden. Man muß vor diesen unverschämten Bettlern den Rückzug antreten, und sich begnügen, die Gärten aus der Ferne zu bewundern.

Vietri, das im Amphitheater auf Felsen gebaut ist und gleichsam mehrere Ortschaften übereinander bildet, kann hinsichtlich der malerischen Lage La Cava den Rang streitig machen. Die verschiedenen Häusergruppen, welche auf beiden Seiten der Schlucht vertheilt oder in der Tiefe verborgen sind, werden von Kalkbergen der schönsten Formen überragt. Die meisten Gipfel sind spitzig, und vielleicht sind diese unermeßlichen Pyramiden ein wenig zu gleichförmig mit Grün bedeckt, aber sie verdanken diesem Grün ihre reichen Contouren und ihre wahrhaft wunderbaren Farbenspiele. Zu gewissen Stunden und in gewissen Lichteffecten gesehen, gleichen diese hohen Obelisken unermeßlichen Zelten von grünem oder violettem Sammet, geschmückt mit Purpurstickerei und goldenen Franzen. Diese Berge ruhen auf mächtigen weißen oder gelben Felsrücken von Kalkformation, deren Fuß sich tief ins Meer senkt. Einige dieser Felsen sind hinabgestürzt und bilden kleine Inselchen, um welche her eine Menge Barken mit dem Fange von Schalthieren und Springkrebsen, die sich in ihre Spalten flüchten, beschäftigt sind. Auf der Seite von Salerno hat sich kürzlich einer dieser Felsen von der Größe eines Hauses aus dem Hügel abgelöst, auf welchem Vietri erbaut ist. Die Rückwand der Schlucht bildet nun eine klaffende Höhle, und hart daneben liegen Häuser, welche wie durch ein Wunder vom gänzlichen Einsturze bewahrt worden zu seyn scheinen, und bei dem nächsten Sturm unfehlbar in die Fluthen versinken müssen.

Kurz ehe man in Vietri eintritt, auf dem Wege von La Cava her, liegt eine der schönsten Spiegel- und Glasfabriken des Königreichs Neapel.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Gold- und Silbergruben in Sibirien. Das russische Bergjournal enthält in seiner Nr. 6 v. d. J. die Nachricht, daß im Laufe des vorigen Jahres in den Kreisen Kolywanowskresensk und Nertschinsk sieben neue Goldsandlager entdeckt wurden. Das reichste am Flusse Kutschuk gibt 1½ Solotnik Gold in 100 Pud Sand, und verspricht eine Ausbeute von 42 Pud. Eben so wurden von zwei auf Metallsuchen ausgezogenen Partien sieben Silberadern aufgefunden, wovon zwei 4 bis 5 Solotnik Silber im Pud Erz enthalten, und darum gute Hoffnung geben, obgleich sie noch nicht genau untersucht sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 257.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 September 1839.

Das Turnier zu Eglington. I.

Die Londoner Journale haben wie natürlich ihre Berichterstatter an den Ort geschickt, wo das große Drama aufgeführt werden soll, und diese ermangeln denn nicht, ihre breiten und langen Berichte einzusenden. Diesen sieht man es deutlich an, daß sie gerne ihrer ganzen Spottlaune den Zügel schießen lassen möchten, und sich doch nicht getrauen, dieß zu thun; ohne spitzige Bemerkungen geht es indeß doch nicht ab. Die Erleichterung des Reisens durch Dampfschiffe und Eisenbahnen lockte eine Menge Menschen nach der Umgegend von Eglington Castle, und im ganzen Umkreis um dieses Schloß her wurden für Wohnungen und Betten die ausschweifendsten Preise gefordert, unter Anderm für ein kleines Häuschen auf drei Tage 30 Guineen, und eine Guinee für ein Bett in Einer Nacht ist der gewöhnliche Preis.

In und um das Schloß Eglington waren die Vorbereitungen sehr ausgedehnter Art. Man rechnete, daß sich wenigstens 60,000 Personen einfinden würden, und auf der einen Seite der Stechbahn waren 2000 Sitze bereitet, für welche Billete ausgetheilt wurden; man erwartete indeß, daß die solcher Art begünstigten Personen in einem mittelalterlichen Costume erscheinen würden. Die Schranken waren 600 Fuß lang und 300 Fuß breit. Den Hauptstand sollte die Königin der Schönheit (Lady Seymour), und der Turnierkönig (Marquis von Londonderry) einnehmen. Den Tag und die Nacht vor dem Beginn des Schauspiels waren noch Hunderte von Arbeitern in und außer dem Schlosse beschäftigt: ein geräumiges Bankettzimmer, das 1000, und ein Ballzimmer, das 2000 Personen fassen könnte, sollten errichtet werden.

Viele der Ritter, die im Turniere auftreten sollten, waren schon seit einiger Zeit im Schlosse, und „sprengten hin und her über die Ebene," aber nicht in Waffenrüstung, ycladd in mightie arms and silvershield, um nicht die gaffenden Tausende zu verwöhnen. Nur Lord Glenlyon trat öffentlich auf mit einem Gefolge von hundert Hochländern mit fünf Pfeifern; er erregte viele Bewunderung, denn selbst in Schottland ist es eine Seltenheit, einen ganz nach alter Sitte gekleideten Gälen zu sehen.

Am andern Morgen, den 27 August, wo der festliche Aufzug stattfinden sollte, drohte der Himmel mit Regen, zahllose Zuschauer hatten sich indeß eingefunden, darunter auch Londoner Spitzbuben in Menge; gegen Mittag fing der Regen an sich zu ergießen, Tausende von unritterlichen Regenschirmen öffneten sich alsobald, und um zwei Uhr, als der Zug der Ritter, Wappenherolde ꝛc. ꝛc. aus dem Schlosse begann, goß der Regen in Strömen herab; die Königin der Schönheit und ihr Gefolge waren in fest geschlossenen Wagen, so daß man nur den Kopfputz sehen konnte; kurz der erste Tag war ein vollkommener Fehlschlag.

Biographie des Thierbändigers Van Amburgh.

(Fortsetzung.)

Van Amburgh beherrschte die Thiere, aber nie vergoß er ihr Blut. Er hatte sich einen eisernen Stock als Waffe genommen, und schlug sie mit diesem auf eine gewisse Stelle des Rückgrates, aber ohne sie je gefährlich zu verletzen. Er hielt es auch nicht für nöthig, daß man, um die Verheißung der Bibel wahr zu machen, sie ihrer Freiheit berauben müsse, aber er belauerte sie in den Gebüschen, überfiel sie in ihren Höhlen, und bändigte sie in ihren Wohnungen. Eine Begebenheit, bei welcher Van Amburgh weniger Schonung für die Menschen, als für die wilden Thiere zeigte, zwang ihn, sein Vaterland zu verlassen. Bienenkörbe waren geplündert worden, und mehrere Anzeigen waren vorhanden, die bewiesen, daß es kein zweibeiniger Verwüster gewesen, der den Raub begangen. Van Amburgh, den man zu Rathe zog, hatte nach vierundzwanzig Stunden herausgebracht, daß der Thäter ein guter Bekannter von ihm war — ein Bär, mit dem er sich besonders viel Mühe gab, und den er unter seine besten Zöglinge zählte. Er versprach dem Landmann, ihm den Wohnort des Bären zu sagen, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Strafe seines Lieblings in nicht mehr als einer derben Tracht Schläge bestehen dürfe. Der Landmann willigte ein, nahm aber drei mit guten Flinten bewaffnete Männer mit sich, tödtete den Bären, schnitt ihm die noch vom frischen Honig glänzenden, klebrigen

Tatzen ab, und kehrte mit diesen Siegeszeichen stolz in seine Wohnung zurück. Unterwegs jedoch begegnete ihm Van Amburgh, der, tief gekränkt, ihm die heftigsten Vorwürfe über seine Wortbrüchigkeit machte. Vom Wortwechsel kam es zum Handgemenge; Van Amburgh wehrte sich tapfer, und schlug den Pächter und einen seiner Leute so kräftig nieder, daß sie für todt auf dem Platze liegen blieben. In der Furcht, sie möchten wirklich todt seyn, nahm Van Amburgh die Flucht, eilte der Küste zu, und ging auf dem ersten Schiffe, das er traf, an Bord. Das Schiff ging nach Bombay, und legte während seiner Fahrt am Cap an. Van Amburgh ging ans Land, und die Schiffsmannschaft war nicht wenig erstaunt, ihn Abends mit einem Bären, den er in den nahen Waldungen gefangen hatte, und den er mit seinem Eisenstock vor sich hertrieb, wiederkehren zu sehen. Die Erziehung seines Bären, dem Van Amburgh den Namen Hiob gab, und der bei dem ersten Zeichen, welches er ihm machte, sich ins Wasser stürzte, beschäftigte ihn aber nicht hinlänglich, und er richtete sich auch noch zwei Seekälber ab, die wie Hunde ihm Fische fingen und apportirten. Ob er der Erste ist, der dieses Kunststück versucht, ob es Andere schon vor ihm gethan, und er es nur wieder erneuert hat, die Sache bleibt gleich merkwürdig. Aber auch der gelungene Versuch mit den Seekälbern befriedigte ihn nicht, er wollte versuchen, einen Haifisch zu zähmen, und blieb trotz der Warnungen des Capitäns und der Mannschaft bei seinem Entschluß. Eines Morgens, als er eben mit seinem Bären auf dem Verdecke frühstückte, zeigte sich ein großer Haifisch. Van Amburgh faßt seinen Hebel, schwingt sich mit diesem über die Schanzbekleidung des Schiffes, und schwimmt dem furchtbaren Thiere entgegen. Der Capitän ließ das Schiff beilegen, und alle Mannschaft sammelte sich auf dem Verdeck. Van Amburgh schwamm gerade auf den Haifisch los, dieser aber packte den eisernen Hebel mit seinem Rachen, und zog seinen Gegner mit sich in die Tiefe. Nachdem Van Amburgh sich vergebens bemüht hatte, seine Waffe wieder frei zu bekommen, sah er sich genöthigt, sie aufzugeben, um wieder die Oberfläche des Wassers zu gewinnen. Aber der Haifisch verfolgte ihn — ehe noch unser Held ein Rettungsseil ergreifen konnte, sah er das Unthier an seiner Seite, und konnte ihm nur durch schnelles Untertauchen entgehen. Er tauchte wieder auf, verlangt, daß man ihm eine Harpune zuwerfe, wartet ruhig, bis sich der Haifisch ihm wieder naht — wirft ihm die Harpune in den Rücken und schleudert das Ende des Seils, an dem der tödtliche Haken hängt, in das Schiff. Während die Matrosen alle Kräfte anwenden, den Kopf des Thieres außer dem Wasser zu halten, befiehlt Van Amburgh seinem Hiob, sich ins Wasser zu stürzen. Der Bär gehorcht sogleich, schwimmt gegen den Haifisch, der gewaltig um sich schlägt, und erdrückt, von seinem Herrn angeleitet, mit seinen furchtbaren Tatzen das gewaltige Thier. Einige Flintenkugeln endeten seinen Todeskampf. Man warf ihm eine Schlinge um den Hals, und zog ihn auf das Hintercastell des Schiffes. Die Wahrheit dieser Erzählung ist durch mehrere Matrosen, die Augenzeugen waren, bestätigt. Wenige Tage nach diesem Abenteuer büßte das Schiff durch einen jähen Windstoß seinen Hauptmast ein, und war genöthigt, mit seinen Nothmasten in den nächsten Hafen einzulaufen. Dort traf Van Amburgh einen Landsmann, und erfuhr von diesem, daß der Landmann und sein Gefährte wieder vollkommen hergestellt seyen. Er entschloß sich daher, in sein Vaterland zurückzukehren, und schiffte sich auf dem nächsten Schiffe, das nach Nordamerika ging, ein.

Nachdem Van Amburgh sich in Kentucky bei seiner Mutter eine Woche lang aufgehalten, beschloß er, sich ganz der Thierbändigung zu widmen, und trat bei Titus in Dienste. Titus besitzt die schönste und größte Menagerie, die nicht bloß in Amerika, sondern in der Welt zu finden ist. Seine Reisen, besonders Nachts bei dem Scheine der Pechfackeln, gewähren den merkwürdigsten Anblick. Seine Menagerie füllt 60 Wagen, und ihr Geheul, Geschrei und Gebrüll zusammen geben ein Concert, das die Heerden und die Reisenden mit Schrecken erfüllt. Van Amburgh zeichnete sich bald bei Titus aus. Der Oberaufseher der Menagerie war an den Wunden, die ihm eine Löwin versetzt hatte, als er sie von einem Käfig in den andern jagen wollte, gestorben. Zwei andere Wächter, die ihn begleitet hatten, waren ebenfalls stark verletzt. Van Amburgh erbot sich, sie zu bändigen, und trat allein, bloß mit seinem eisernen Hebel bewaffnet, in ihren Käfig. — Drei Tage später zeigte er dem Publicum zum erstenmal das bisher noch von Niemand gewagte Kunststück eines Menschen, der seinen Kopf in den Rachen eines Löwen steckt — und zwar war es die wilde, kaum erst gebändigte Löwin, mit der er dieses gefährliche Spiel versuchte. Van Amburgh hatte gehört, daß wenn der Löwe frisches Blut riecht, seine Raubgier in doppelter Stärke erwache. Entschlossen, sich selbst davon zu überzeugen, tauchte er seinen Arm bis an die Achsel in frisches Blut, und schob ihn dann dem Löwen in den Rachen, während er ein Rind und ein Schaf in den Käfig führen ließ. Er hat dieses Kunststück oft und jedesmal mit glücklichem Erfolg in Kentucky und in mehreren Orten der Vereinigten Staaten vor einer großen Menge von Zuschauern gezeigt.

(Schluß folgt.)

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Tiflis.

(Schluß.)

In der Alt-Stadt sind drei, nicht sehr große Plätze: der tatarische, wo täglich Speisevorräthe verkauft werden, der weljaminowsche und der Bazarplatz. In der Neustadt sind gleichfalls drei: der eriwanische, groß aber unregelmäßig, an welchem bedeutende Gebäude, der Stab, die Polizei und das Gymnasium stehen; der Platz Madatow, regelmäßig, aber noch wenig mit Gebäuden umgeben, und endlich der Platz vor der Wohnung des Corpscommandanten, der ziemlich groß, aber nicht eben und wenig mit Gebauden umgeben ist. Zu den Merkwürdigkeiten von Tiflis gehören drei Kirchen, die angeblich von dem

oben schon erwähnten Wagtang erbaut wurden, die Zionskirche, die Kirche Betchani, und die in der Festung Mierach. Die Zionskirche ist die Hauptkirche der Stadt, und ist, wie man sagt, 500 Jahre alt. Sie steht in der Bazarstraße in der Nähe des Karawanserai's von Arsuni (einem der besten in der Stadt). Die Nähe der die Kirche umgebenden Häuser verbirgt ihre äußere Architektur. Ihr Inneres ist wahrhaft prachtvoll: sie ist hell und sehr geräumig, hohe, symmetrisch geordnete Säulen stützen die Decke. Die Bilder am Heiligenschrank und an den Wänden gehen in ein hohes Alterthum hinauf. An Festtagen versieht der Exarch von Georgien mit großem Gepräng den Gottesdienst. Hier ruhen die Ueberreste vieler bekannten Männer, die Rußland große Dienste geleistet haben, und man hat jetzt den Vorschlag gemacht, dem in Georgien hochberühmten Fürsten Zizianow *) ein Denkmal zu errichten. Dieß Denkmal soll aus Granit von Kasbek errichtet werden; um den Granit auszubrechen, hat man Leute aus den sibirischen Bergwerken berufen.

Die Kirche Betchani, die zum Andenken an Bethlehem errichtet wurde, steht auf einem sehr hohen Punkte des Berges, der die Stadt auf der südwestlichen Seite umgibt. Sie kam in den Besitz der armenischen Geistlichkeit und genießt einer ungewöhnlichen Achtung; jeden Sonnabend kommen ungeheure Schaaren von Frommen dahin, und steigen mit Mühe den steilen Berg hinan. Zu dieser Zeit ist die Kirche beleuchtet, und bietet einen bewundernswerthen Anblick dar. Die Kirche in der Veste Mierach ist jenseits des Kur auf einem Berge erbaut. Der gegenwärtige Exarch von Georgien, Eugenius, hat im Sinne, dieß ehrwürdige Denkmal des Alterthums wieder herzustellen und zu unterhalten.

Außer diesen drei Kirchen verdienen noch zwei, Antschischati und die Kirche des heil. David Aufmerksamkeit. Antschischati oder „die Kirche zu dem nicht mit Händen gemachten Bildnisse unsers Herrn Jesu Christi", steht bei den Georgiern in hoher Verehrung, und beim Gottesdienst strömt hier eine Masse Volks zusammen. Die Kirche des heiligen David ist auf einem sehr hohen Felsen westlich von der Stadt erbaut. Jeden Donnerstag sammelt sich hier das Volk zum Gebet, und viele fromme Leute, namentlich Frauen, machen den Weg mit nackten Füßen. Der h. David war einer von den Verkündigern des Glaubens, die im 6ten Jahrhundert nach Georgien kamen, um dort den Glauben wach zu erhalten, der durch die Schismen in Constantinopel zu leiden begann. In der Kirche des h. David ruhen die sterblichen Reste vieler ausgezeichneter Männer, unter andern die Gribojedows. — Auch muß man auf das armenische Kloster Wanki aufmerksam machen, wo der Patriarch von Armenien, wenn er Tiflis besucht, den Gottesdienst verrichtet.

Außer diesen Kirchen, deren alte Architektur sehr schön seyn mag, die aber doch nicht nach meinem Geschmack sind, finden sich wenig bemerkenswerthe Gebäude; ich blieb übrigens zu kurze Zeit, und diese war zu sehr von Geschäften eingenommen, als daß ich alle Merkwürdigkeiten genauer hätte in Anschein nehmen können, weßhalb ich auch den Leser um Verzeihung bitten muß, wenn er manches allzu oberflächlich findet, was ich über diese in allen Beziehungen große Aufmerksamkeit verdienende Stadt berichte. Von Bauwerken möchten wohl noch die Karawanserais zu erwähnen seyn, deren die Stadt viele aufzuweisen hat; die bemerkenswertheste gehört einem gewissen Schadinow, und steht hart am Kur, dessen brausende Wellen den Grund bespülen.

Derjenige Theil von Tiflis, der am Abhange des Berges liegt, zeichnet sich aus durch eine große Menge schöner Gärten, in denen die Georgier ihre asiatische Faulheit verschlendern, und ihr Herz ergötzen mit dem kachetinischen Wein, den sie aus Hörnern von wilden Stieren schlürfen. Unter die schönsten Gärten gehört der der Prinzessin Thekla Heraklewna, so wie der des Oberbefehlshabers, welcher letztere aber leider dem Publicum nicht geöffnet ist. Man versicherte mich, daß die Georgier, wenn sie trinken, die Füße in kaltes Wasser stellen, damit der Wein ihnen nicht so schnell zu Kopfe steige, und sie das Vergnügen länger genießen könnten. Zur Steuer der Wahrheit muß ich jedoch sagen, daß ich dieß nie selbst gesehen habe, und somit nur vom Hörensagen berichte. In Tiflis trifft der Reisende zuerst Kamele, dieses nützliche, mißgestaltete, hochgeschätzte und doch so widerliche Thier. Man kann sich in der That nichts für die Augen Häßlicheres und für den Geruch Zurückstoßenderes denken; darauf zu reiten, kann man für eine wahre Strafe halten, denn der Rücken des Kamels wiegt heftiger, als ein Schiff beim Sturm. Man füttert sie hier unter Anderem mit einer Art großer Kuchen aus Mehlteig und gehacktem Stroh, was ihnen nach der Ansicht der Eingebornen eine ungewöhnliche Kraft geben soll, und ihnen auch sehr wohl behagt.

*) Zizianow, ein Georgier von Geburt, war in russischen Diensten, commandirte ein russisches, in Transkaukasien stehendes Armeecorps, und wurde von einem Fanatiker im Lager vor der Stadt Baku ermordet.

Chronik der Reisen.

Salerno und Pästum.

(Fortsetzung.)

Wenn man Vietri hinter sich hat, scheint die Straße sich in das Meer zu stürzen, aber plötzlich macht sie eine Wendung links, und am Ende einer schönen Felsenbank erblickt man Salerno, seinen Golf und sein Schloß auf einem Spitzberge, der sich von dem Amphitheater der Berge losgemacht hat, in deren Mitte die Stadt gebaut ist. Salerno, eine der bedeutendsten Städte des Königreichs, welche nicht weniger als 24,000 Einwohner zählt, hat nur eine einzige schöne Straße, die, welche längs dem Hafen hinläuft. Beim ersten Anblick sollte man glauben, dieß sey die ganze Stadt, aber wenn man von dieser Straße oder richtiger von diesem Quai sich durch kleine gewölbte Gänge nach dem Felsen wendet, auf welchen das Schloß gebaut ist, verirrt man sich in einem Labyrinth von dunkeln Gewölben und engen Straßen, deren Häuser durch plumpe, beide Seiten der Straße verbindende Arkaden wie an einander geklebt sind. Diese Arkaden von jeder Größe und von jeder Form in Spitzbögen und im vollen Gewölbe dienen zum Theil als Brücke, um von einem Haus ins andere zu kommen, und

man kann ſie als eine Art gegenſeitiger Verſicherung gegen Erdbeben betrachten. Alle Häuſer dienen ſich gegenſeitig als Strebepfeiler, und um Ein Haus zu ſtürzen, müßte der Stoß den ganzen Stadttheil umkehren. Die Vorſichtsmaßregeln gegen die Erdbeben, denen die Stadt ſonſt ſehr ausgeſetzt war, ſind um ſo vollkommener, als die Bewohner nicht nur die Häuſer von außen geſtützt, ſondern auch das Innere möglichſt befeſtigt haben. Alle Zimmer von einiger Größe ſind gewölbt, und dieſe Gewölbe durchkreuzen, verſchlingen und ſtützen ſich gegenſeitig, ſo daß jedes Zimmer der Capelle in einem gothiſchen Schloſſe gleicht.

Salerno, eine uralte Stadt, hat keine Gebäude und nicht einmal eine Ruine mehr, welche von ſeiner alten Wichtigkeit zeugte. Einige unförmliche Unterbauten, auf denen neue Häuſer errichtet wurden, einige zwanzig Säulen von verſchiedener Ordnung und verſchiedener Größe, welche in dem Stalle des erzbiſchöflichen Palaſtes oder an den Straßenecken in den Mauern von Häuſern eingefügt ſind, die vor zwei oder drei Jahrhunderten erbaut wurden, das iſt Alles, was von der alten römiſchen Stadt übrig geblieben iſt. Salerno, die Hauptſtadt der normanniſchen Fürſten, hat merkwürdige Denkmäler aus der Herrſchaftsperiode dieſer Eroberer erhalten: ſeine Kathedrale, ſeine Waſſerleitungen und ſein Schloß.

Die Kathedrale iſt gothiſch, ihre Architektur jedoch, ſehr verſchieden von den Kathedralen von Caen, Saint-Lô und Coutances, erinnert nur indirect an die normanniſche Kunſt. Allerdings mußten die Reparaturen, welche in den letzten Jahrhunderten vorgenommen wurden, ihren urſprünglichen Charakter ſehr ändern, denn dieſe Reparaturen kommen für gewiſſe Theile einem vollkommenen Wiederaufbau gleich. So wurde das Bogengewölbe weſentlich geändert: die ſtumpfe Bogengräte mit breiter Baſis trat an die Stelle der ſpitzwinklichern, und die Gruppen von leichtern Säulen, welche die Gewölbe des Schiffes ſtützten, ſind jetzt in eine plumpe Mauer von Steinen und Kalk eingeſchloſſen. Nichtsdeſtoweniger iſt dieſe Kirche noch ſehr merkwürdig wegen der großen Menge koſtbarer Marmorarten, welche ſie enthält, und die von den Normannen größtentheils aus den Gebäuden von Päſtum genommen wurden. Der ſchöne Vorhof in Form eines Kreuzganges iſt mit den merkwürdigſten dieſer alten Ueberreſte geziert. Es ſind dieß zahlreiche Säulen von der ſchönſten Rundung, welche die Arkaden des Kreuzganges ſtützen, mehrere mit Sculpturen gezierte Sarkophage, wovon einige aus den beſten Zeiten der Kunſt, und eine große Menge Basreliefs und Inſchriften, die in die Mauern eingefügt ſind. Die Mehrzahl der Marmorſäulen, welche die Seitencapellen der Kirche zieren, ſind gleichfalls aus alten Tempeln genommen, vielleicht aus dem römiſchen Tempel, deſſen Grundlage man im Jahre 1830 zu Päſtum entdeckt hat.

Eine große Mannichfaltigkeit von Marmorarten ziert die Mauern der Kirche, in welche man ſie mit mehr oder minder Glück eingefügt hat; dieſe Marmore kommen ohne Zweifel aus derſelben Quelle. Die Arabesken, welche in einem gezwungenen Styl eine Menge bizarrer Gegenſtände, Blumen, Früchte, monſtröſe Thiere u. ſ. w. darſtellen, ſind in der Manier des vorigen Jahrhunderts ausgeführt, und man kann nur bedauern, daß ein ſo koſtbares Material in ſo ſchlechtem Geſchmack verwendet wurde. Die minder abſcheulichen datiren aus einer ältern Epoche. Immerhin hat man braunen, rothen und grünen Porphyr, rothen, gelben und blumigen Marmor, roſenfarbige, violette, gold- und vielfarbene Breccien, und eine Menge anderer werthvoller Materialien, wie Alabaſter, Muſchelgranit u. ſ. w., verſchwendet, um zwei Drittheile der Mauern der Kirche mit einer Art eingelegter Arbeit, im Rococo-Styl, zu verzieren. Die Gruft der Kirche, die durch einen Wald von alten unter ſich durchaus ungleichen Säulen geſtützt iſt, enthält die Reliquien des heiligen Matthias, dem der Dom geweiht iſt. Dieſe Reliquien ſind unter einer Art von mit Gitter und Schlöſſern verſehenem Altar verborgen, da die Diebe im 12ten und 13ten Jahrhundert vorzugsweiſe Reliquien ſtahlen, welche ſie mit großem Vortheil verkaufen konnten, und dann meiſt auch noch von dem Käufer der geſtohlenen Reliquien abſolvirt wurden.

In einer der Seitencapellen der Kathedrale befindet ſich das Grab des berühmten Hildebrand, der am 25 Mai 1085 in dieſer Stadt ſtarb. Dieſes Grabmal wurde, wie die Kirche, in einer ſpätern Zeit, nämlich im Jahre 1578, reſtaurirt, iſt alſo kein Denkmal des 11ten, ſondern des 16ten Jahrhunderts. Die Gemälde der Kirche ſind nur ſehr mittelmäßig.

Die Waſſerleitungen, welche gleichfalls in die Zeit der Normannen hinaufgehen, ſind zwei an der Zahl; ſie beginnen in einer kleinen einſamen Schlucht öſtlich von der Stadt hinter dem Schloſſe. Hier waren ohne Zweifel die Reſervoirs. Dieſe Waſſerleitungen nahmen die beſten Quellen des Thales von Ajello auf und führten ſie in die Stadt, vor deren Thoren ihre doppelten Linien im rechten Winkel ſich durchſchnitten. Ihre Bauart iſt dieſelbe, wie die der Waſſerleitung im Thale von Vietri, nur ſind die Verhältniſſe größer, und das Ganze wo möglich noch ſchlanker. Der Theil, welcher durch das Thal läuft, beſteht aus zwei Reihen ſehr unregelmäßiger Spitzbögen übereinander; ganze Strecken dieſer Waſſerleitungen ſind eingeſtürzt und nicht wieder hergeſtellt worden, ſo daß ſie jetzt gar nicht mehr zu brauchen ſind; das Waſſer iſt auch zu Salerno im Ganzen genommen ſehr ſchlecht.

Geht man die Schlucht, wo die Waſſerleitungen ſind, hinauf, ſo gelangt man an den Fuß des Felſens, auf dem das Schloß erbaut iſt. Dieſer Felſen hat ſich aus einer Kette kleiner, felſiger und größtentheils unbebauter Hügel los gemacht, und wenn man einem kaum bemerkbaren Felspfad längs der ſchlechten Mauer folgt, welche die Stadt auf dieſer Seite einſchließt, ſo gelangt man an einen kleinen Paß zwiſchen dem Schloß und dem letzten dieſer Hügel, worauf ein großer Thurm als eine Art Vorwerk des Schloſſes erbaut iſt. Dieſer Thurm, aus einer ſpätern Zeit als das Schloß, iſt nicht zerſtört wie dieſes, dient aber jetzt nur um die Netze auszuſpannen, worin man die Ringeltauben fängt. Das wiederholt mit Sturm eroberte Schloß bietet nur einen Haufen von Ruinen dar, die den ganzen Gipfel des Felſens bedecken, und in der Ferne eine höchſt maleriſche Decoration bilden.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Bevölkerung der Bagnos in Frankreich. Am 1 Januar d. J. fanden ſich zu Breſt 5100, zu Rochefort 900, zu Toulon 2250, zuſammen 8250 Galeerenſträflinge. Im Jahre 1790 war ihre Zahl bei einer Bevölkerung von nur 25 Millionen gleichfalls zwiſchen 6 und 7000. (Franz. Bl.)

Mittel gegen die Hundswuth. Ein Dr. Bourniche hat an die franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften geſchrieben, er habe ein unfehlbares Mittel gegen die Wuth entdeckt, und ſchlage zugleich, um deſſen Richtigkeit zu beweiſen, vor, er wolle ſich in ihrer Anweſenheit von wüthenden Hunden beißen laſſen. (ibid.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 258.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

15 September 1839.

Streifereien durch die Volsker-, Aequer- und Hernikergebirge im Mai 1839.

(Von Franz Freiherrn Gaudy.)

Den nach Italien ſtrömenden Legionen nach zu urtheilen, ſollte es ſcheinen, als ob es dort keinen Fuß breit Landes mehr gabe, welcher nicht durchwandert und von den Schreibſeligen geſchildert worden ſey, und nichtsdeſtoweniger iſt wohl kein Land unbekannter, bietet keines reichhaltigere Fundgruben für den Beobachter, ſobald dieſer es verſchmäht, der Nachtreter ſeiner Vorgänger zu werden, und ihnen auf den vorgeſchriebenen Kirchthurmsjagden zu folgen. Kaum die zwanzigſte Reiſebeſchreibung gibt mehr als eine Schilderung der Heerſtraßen — ſchon eine Miglie drüber hinaus beginnt die Terra incognita. Der große Haufe der Reiſenden fühlt ſich durch den Ueberreichthum der in den Städten gehäuften Kunſtſchätze erdrückt; er iſt froh, das vom Handbuch als unerläßlich Verordnete geſehen, es nur halbwege aufgefaßt zu haben, und denkt nicht daran, das Unbekanntere aufzuſuchen, ſich neuen Mühſeligkeiten auf das Ungewiſſe hin auszuſetzen. Das servum imitatorum pecus findet man nirgends häufiger als unter den Reiſenden. Lügenhafte Berichte der Trägen und Furchtſamen, wie die Ausflüge nach den entlegenern Bergthälern und Städten nicht der Mühe lohnten, oder mit Gefahren verknüpft ſeyen, ſchrecken die Reiſeluſtigern vollends von den Wanderungen durch das Gebirge zurück. Ich räume ein, daß es nicht Jedem gegeben ſey, jene pfadloſen Schluchten zu durchirren, jene ſteilen Felſen zu erklimmen, dafür kenne ich aber auch wenige Gegenden Italiens, in welchen jene Anſtrengungen reicher durch eine überraſchend originelle und großartige Natur, durch intereſſante Alterthümer belohnt würden. Die perſönliche Sicherheit iſt in den Straßen Roms mehr gefährdet als in den Abruzzen und Sicilien. Wer anſpruchslos reiſt, wer zu Fuß wandert, wird es fahrlos, auch ohne Begleitung und Waffe, thun dürfen, und im Gegentheil in den abgelegenen Gegenden ein wohlwollendes, gutmüthiges Völkchen finden, häufig ſogar ein von dem gewöhnlichen Eigennutz freies. Allerdings ſind viele Ortſchaften arg verſchrien, und manche auch nicht ohne Grund: im Allgemeinen darf man jedoch mit Beſtimmtheit annehmen, daß jenes Gerede mehr aus dem Haß und der Eiferſucht der benachbarten Ortſchaften entſpringt, denn die wechſelſeitige Feindſchaft, welche Italien ſeit den Zeiten der Guelfen und Ghibellinen zerriß, glimmt immer noch unter der Aſche, und macht ſich in um ſo giftigern Verleumdungen Luft, je mehr die thätlichen Ausbrüche der Feindſeligkeit beſchränkt wurden. Der Römer iſt überhaupt kein Freund vom Reiſen; er läßt den Fremden nach den Wundern Roms, den Landmann nach dem Segen der Dominante wallfahrten, ohne ſich der Seccatur zu unterziehn, den Foreſtiere in ſeiner Heimath aufzuſuchen. Handel und Gewerbe exiſtiren nicht, und ſo geſchieht es denn, daß unter hundert Römern kaum einer ſich weiter als bis Tivoli oder Frascati und Albano verirrt. Die Mehrzahl der flüchtig Reiſenden begnügt ſich damit, die wunderbare Schönheit der Bergketten, welche unter ſtets wechſelnden Namen Rom, rieſigen Wächtern gleich, umſtellen, aus der Ferne zu bewundern, oder beſchränkt ihre Ausflüge doch auf die nähern, durch die Heerſtraßen verbundenen Ortſchaften des zugänglichen latiſchen Gebirges; ſelbſt von den Künſtlern ſind es faſt nur die Landſchafter, welche ſich auf längere Zeit in den Bergen aufhalten und ſie ſorgfältiger durchſtreifen. Von Leitfäden iſt das von Weſtphal über die Campagna Roms allein brauchbar. Mit unermüdlichem Eifer hat der Verfaſſer das Land bereiſt, vermeſſen und die zahlloſen Irrthümer der italieniſchen Guiden berichtigt. Er iſt der Einzige, welcher ſich von archäologiſcher Charlatanerie frei erhält und ſich durch Erinnerungen aus den Claſſikern nicht über die Gegenwart hat verblenden laſſen. Mit ſeinem Werke zu concurriren bin ich nicht Willens und gedenke nur hier die Erlebniſſe der eigenen Wanderungen niederzulegen, die Schilderung einiger Punkte, die Weſtphal nicht berührte, nachzuholen, und überhaupt Manches aufzunehmen, was mit ſeinem ſtreng ſcientifiſchen Zweck unvereinbar war. Meine Skizze gilt übrigens nur demjenigen meiner Nachfolger, der die herrlichen Gebirge zu Fuß durchmeſſen will — der mit Extrapoſt über die römiſche Trümmerwelt Einherjagende bedarf keines Führers. — Die Wanderung durch die Campagna, ſo

wie durch den bekannten Theil des Albaner-Gebirgs übergehe ich als nicht hieher gehörig.

Von Genzano führen drei Wege nach Velletri, die neue Kunststraße, welche den Berg umkreist, die alte Via Appia und der kürzeste Weg über Nemi durch die Waldung. Ich schlug dießmal den zweiten ein, obwohl es der unbequemste ist. Die alte Straße ist größtentheils vom Regen und den herabstürzenden Gebirgsbächen zerrissen; Niemand denkt daran, sie wieder herzustellen, vielmehr wird sie wohl in kurzer Zeit das Loos der übrigen Straßen in der Campagna theilen, daß nämlich ihre Basaltquadern ausgewühlt, zerschlagen und zu Pflastersteinen für Rom benutzt werden. Hat doch sogar der moderne Barbarismus die neue Cassische und Appische Straße ihres schönen Basaltpflasters beraubt, und dieses durch ärmlichen Kieselschutt ersetzt. Das reiche Basaltlager hinter der Abbaddia delle tre Fontane zu benutzen, scheint wahrscheinlich zu umständlich. Die Straße selber bietet nur weniges Interesse. Links vom Wege liegen ein paar unbemerkliche Trümmer, welche die mit Namen freigebigen Archäologen ohne den mindesten Grund einer Villa des Nero zuschreiben. Pompejus, Lucull, Cicero und Nero müssen aber bekanntlich bei jedem Schutthaufen um Rom zu Gevatter stehn. Erst beim Castello San Gennaro, wo die alte Straße von der neuen durchschnitten wird, wo Velletri mit seinem Legatensitz auf der Höhe sichtbar wird, die Volskergebirge zur Linken herüberschauen, und der Blick über die flache Campagna mit ihren Warten und über Casali bis an das Meer schweifen darf, wird die Wanderung wiederum zur lohnenden. Die Bergabhänge sind mit Weingärten überdeckt. Die Rebe wird hier, wie in der Umgebung, von Rosen an Spalieren von Rohr, welches in dichten Büschen die Hecken der Vignen bildet, gezogen. Die Vortrefflichkeit des hiesigen Weines, einer der wenigen, welcher das Verfahren verträgt, ist anerkannt, und sein Absatz nach Rom, wo er freilich mit mancherlei nicht verlieblichenden Zusätzen verschenkt wird, sehr bedeutend. Hart am römischen Thore waren neuerdings zu Ehren des Papstes, als dieser auf einige Tage nach San Felice gereist war, zwei Wachtthürme errichtet worden, von denen die Fahnen mit dem päpstlichen Wappen und mit diesen um die Wette die Wände der Thürme im Winde flatterten — ihre Mauern waren nämlich aus bemaltem Papier zusammengeleimt, nach hinten zu geöffnet, und von dem Regen der letzten Tage aufgelöst worden. In der Stadt selber herrschte ein ungewöhnlich reges Leben. Es war ein Sonntag, und das Fest der Madonna, welcher bekanntlich der Monat Mai geheiligt ist. Gewaltige Anschlagzettel verkünden schon wochenlang vorher in der gesammten Delegation, an welchem Orte die Hauptfeier des Tages begangen werden solle. Mehr noch als Messe und Procession locken die damit unerläßlich verbundene Tombola, eine Art von Zahlenlotto, welches aber nur während des Sommers und im Freien stattfindet, das Pferderennen auf dem Corso, das Steigen eines Papierballons, dessen Raketen in den Wolken lospuffen, und das abendliche Feuerwerk. Das letztere, und besonders die Girandola am Schlusse, war wirklich ausgezeichnet, und durfte sich der römischen, wenn man den günstigen Standpunkt der letztern ausnimmt, zur Seite stellen. Ich verließ Velletri am folgenden Morgen.

(Fortsetzung folgt.)

Biographie des Thierbändigers Van Amburgh.

(Schluß.)

Gegen Ende des Jahres 1838 ward Van Amburgh mit einem Theil seiner Menagerie von Titus nach England geschickt. Bald nach seiner Ankunft von den Eigenthümern des Circus Astley für die Summe von wöchentlich 300 Pfd. Sterl. engagirt, zeigte er sich, umgeben von seinen Löwen und Tigern, die, demüthig zu seinen Füßen liegend, seinen leisesten Winken gehorchten. Der Zulauf, der ihm zu Theil wurde, war ungeheuer. Er wurde in die Gesellschaften der englischen Aristokratie eingeführt und von diesen mit der größten Achtung aufgenommen. Londons berühmteste Schriftsteller und Gelehrte statteten ihm ihre Besuche ab, unterhielten sich mit ihm über die Kunst, wilde Thiere zu bändigen, und er gewann bedeutende Summen durch den Unterricht in seiner Kunst, den er jungen Leuten des höchsten Ranges ertheilte. Man versichert sogar, daß die Königin Victoria ihn incognito besucht und ihm angeboten habe, ihn in den Ritterstand zu erheben, eine Ehre, die er, als unverträglich mit seinen politischen Grundsätzen, ablehnte. Alle englischen und französischen Journale haben den Vorschlag erwähnt, den er den Eigenthümern von Vaurhall gemacht, mit seinem Lieblingstiger in dem großen Luftballon Nassau aufzusteigen, und sich mit dem Fallschirm herunter zu lassen. Der Magistrat von London verbot dieses Schauspiel wegen des ungeheuren Zudrangs, den es verursacht haben würde, und wegen der Gefahr, in welcher Hr. Green, der Reisegefährte Van Amburghs und seines Tigers, bei dieser Luftfahrt geschwebt hätte.

Van Amburgh hat nach englischem Maaß 5 Fuß $10^1/_2$ Zoll, sein Körper ist untersetzt gebaut, und obgleich er eine seltene Kraft besitzt, so sind doch seine Muskeln nicht von besonderer Stärke. Seine physische Kraft, gehoben durch einen eisernen Willen, liegt hauptsächlich in seinen Nerven und seinem Knochenbau. Man sollte glauben, seine Züge wären in hohem Grade männlich und entschieden, aber sie sind im Gegentheil sehr zart, fast weiblich, und nur seine Augen haben einen ungewöhnlichen Ausdruck. Seine Augensterne sind sehr vorragend, und es scheint, als besitze er die Gabe, auf die rechte und linke Seite zu sehen, fast ohne den Kopf zu wenden. Es sind keine glänzenden Augen, sie haben etwas Kaltes, Bleiches, und würden fast erstorben scheinen, wenn sie sich nicht unaufhörlich schnell nach allen Richtungen hin bewegen würden, wie wenn sie Alles auf einmal übersehen wollten. In diesen Augen ruht eigentlich Van Amburghs Stärke; die wilden Thiere kennen und fürchten sie, als läge ein magischer Zauber für sie darin. Van Amburgh ist sehr angenehm im Umgang, er ist bescheiden, offen und gesprächig. Seine Ansicht über die Thiere, die der gewöhnlichen so sehr widerspricht, macht seinem Geist wie seinem Herzen gleich viel Ehre. Man wird dieß beurtheilen kön-

nen, wenn man folgendes Geſpräch lieſt, das er im J. 1836 mit Ephraim Watts führte, bei welchem er in New-York zu Mittag aß.

„Er fing an — erzählt Ephraim Watts — mir von der Stelle zu erzählen, die er in der Bibel geleſen und mir die Folgerungen auseinander zu ſetzen, die er daraus gezogen. Er verſicherte mich, daß die Geſellſchaft der wilden Thiere für ihn immer die Quelle der reinſten Freuden geweſen ſey, und daß die Stunden, die er in ihren Höhlen zugebracht, die ſchönſten ſeines Lebens ſeyen. Ich fragte ihn, was er von den Wölfen halte? — „Wenn ich an dieſe denke," erwiederte er, „ſo ſchäme ich mich wahrhaftig für das ganze Menſchengeſchlecht. Es ſind die verſtändigſten und ſanfteſten Thiere, die es gibt, wenn man ſie irgend zu behandeln weiß, und doch fürchten ſich die Menſchen vor ihnen. Die Indianer gebrauchen ſie ſtatt der Hunde, und ich ſah einen Wolf auf dem Grabe ſeines Herrn vor Kummer ſterben." — „Alſo," ſagte ich, „würden Sie ſich nicht fürchten, unter einen Haufen hungriger Wölfe zu treten?" — „Das wäre eine gefährliche Geſellſchaft," erwiederte er, „ein ausgehungerter Wolf iſt nicht in ſeinem gewöhnlichen Zuſtand und in dem Beſitz ſeiner Geiſteskräfte, er iſt närriſch." — Ich fragte ihn, was er von den Hyänen halte. — „Das," ſagte er mit bedenklichem Geſichte, „ſind häßliche, falſche Thiere, die ihre Beute immer nur von rückwärts anfallen, aber wenn ich den Rücken geſichert hätte, wurde ich fünfzig auf einmal nicht fürchten." — „Haben Sie auch ſchon mit den Schlangen Proben gemacht?" — „Ich haben einen Abſcheu vor allen Reptilien," erwiederte er erblaſſend. „Ich habe von meinem Großvater Tangborgon d'Oom, von dem ich die Gewalt über die vierfüßigen Thiere erbte, auch den Abſcheu vor allen kriechenden geerbt. Titus hat einen Tſchirokeſen, Namens A'Thacullah, der ausdrücklich für die Schlangen da iſt. Dieſer Mann ſpielt mit den Boas, fürchtet ſich aber vor den Löwen und Tigern — ſo hat eben jeder ſeine Eigenthümlichkeit." — „Man behauptet, ſagte ich ſpäter zu ihm, daß Sie ihre Thiere vor der Vorſtellung mit Nahrung vollſtopften, und daß die Ueberfüllung ihres Magens dann eigentlich das Geheimniß ihrer Sanftmuth iſt." — „Das iſt falſch. Sie bekommen nur einmal im Tag zu freſſen, und dieß nach der Vorſtellung. Ich gebe ihnen immer ausgewählte Stücke, und ſie ſind weit mehr Leckermäuler als gefräßig. Wenn ſie ſich nicht gut aufführen, ſo gebe ich ihnen wenig zu freſſen, ſie müſſen ſich dann mit einem dünnen Rippenſtückchen begnügen, aber es thut mir jedesmal weh, wenn ich ſie ſtrafen muß." — „Beſtürmen Sie ſie manchmal mit Arznei? Man hat mir erzählt, daß boshafte Reitknechte in England den Rennpferden manchmal gewiſſe Medicinen geben, die machen ſollen, daß ſie keinen Preis bekommen können. Auch hat man mir von einem engliſchen Dachshund, Namens Billy, geſagt, der in anderthalb Minuten hundert Ratten tödtete — man ſagt, daß er dieſen Sieg mit Leichtigkeit dadurch erreiche, daß man ihm vorher Laudanum zu trinken gabe." — „Verachtliches Mittel!" rief Van Amburgh, „höchſtens gut, um die Gewalt der Medicin zu zeigen." — Ich fragte ihn, ob er ſeine Lieblingstiger und Löwen ſelbſt aufgezogen habe." — „Nein," erwiederte er, „aber ich wäre ſtolz darauf, wenn ich ſie aufgezogen hätte. Wo ich ſchöne Thiere finde, nehme ich ſie, ohne mich um ihr Alter zu kümmern; ſo habe ich meine ganze Menagerie eingerichtet. Mein ſchönſter Tiger iſt aus dem zoologiſchen Garten von Surrey, und ich habe ihn gleich bei der erſten Zuſammenkunft gebändigt."

„Ich unterhielt mich lange in dieſer Art mit ihm, und er ſtieß meine bisherigen Anſichten über die Natur der wilden Thiere um. Er glaubt nicht, daß irgend ein Thier, ſelbſt nicht das Rhinoceros, was er für das dümmſte und ſchwerfälligſte von allen hält, bei zweckmäßiger Behandlung ſich nicht bezähmen laſſe. Als ich von Van Amburgh ſchied, war ich wirklich durchdrungen von Hochachtung und Bewunderung für ihn."

Dieſe Unterredung kann uns einen Begriff von den Anſichten und der Geiſtesrichtung unſers Helden geben. Der Zukunft bleibt es vorbehalten, zu entſcheiden, ob die Wiſſenſchaft, zu der er den Grund legen will, eine Ausſicht auf Dauer hat, und ob man Van Amburgh unter die außerordentlichen Weſen, wie Hercules, oder unter die erfinderiſchen Geiſter, wie Bakewell *) ſtellen ſoll.

Tabak in England.

Ein humoriſtiſch-geſchriebenes Buch über den Tabak von einem Hrn. Jume, was wahrſcheinlich ein angenommener Name iſt, gibt über den in England gebräuchlichen Tabak folgende Auskunft: „Kein Volk in der Welt raucht ſchlechtern Tabak und zahlt ihn ſo theuer, als das engliſche. Die ſchlechteſten Arten von Blättern, die nirgends ſonſt einen Markt finden, werden von den engliſchen Manufacturiſten raſch weggekauft, und nachdem man ſie gehörig — wie allgemein behauptet wird, mit einer Auflöſung von Vitriol — getränkt hat, ſehr fein geſchnitten (to shag, wie die Engländer ſagen). Dieſer Tabak iſt ſo ſtark, daß ein paar Pfeifen davon den Kopf eines iriſchen Kohlenträgers ſchwindlich machen. In Folge der hohen Tabakpreiſe ziehen die niedern Claſſen meiſt denjenigen Tabak vor, der auf das Nervenſyſtem in der kürzeſten Zeit die ſtärkſte Wirkung äußert; darum finden die ſtarken Tabaksblätter in England vergleichungsweiſe einen beſſern Markt, als die milden und wohlriechenden. Jonathan Carver empfiehlt den Tabak, der in den nördlichen Staaten Amerika's wächſt, da er ſtärker ſey, als der aus dem Süden: „da eben ſo viel Zeit dazu gehört von dieſem Tabak eine Pfeife zu rauchen, bis man von dem gewöhnlichen drei raucht, ſo iſt der Raucher betrunken, ehe er ſo viel Rauch herauszieht, daß er ſchaden könnte." Dieſe Empfehlung gleicht freilich der eines ſtarken weſtindiſchen Rums, den eine Fiſcherfrau mit den Worten anpries: „ein einziges Glas davon brennt Euch das Herz aus, und zwei machen einen ganz angenehm beſoffen." Der hohe Zoll auf fremde Cigarren und fremden Tabak, der 9 Schilling (5 fl. 25 kr.) per Pfund beträgt, reizt nicht nur zum Schmuggeln, ſondern macht es auch den Conſumenten faſt unmöglich, guten in England fabricirten Tabak und Cigarren, außer zu demſelben Preiſe, den man für fremdes

*) Bakewell hat die Erziehung und Vervollkommnung der Hausthiere in eine Art Syſtem gebracht. Die Revue Britannique, aus der auch Obiges entnommen, verſpricht Auszüge aus einem ſeiner Werke.

Fabricat verlangt, zu erhalten. Die ungeheure Menge kleiner Cigarrenläden in London beweist den großen Vortheil des Absatzes von englischem Fabricat zu den Preisen der ächten Havanacigarren. In Holland kann man zu 10 Schilling das Pfund bessere Cigarren haben als in England zu 24 Schilling, und denselben Tabak, den man in England mit 8 Schilling bezahlt, kann man in Holland um drei haben. Unter diesen Umständen nimmt der Aermere lieber seine Waare von einem kecken Schmuggler. Zieht man auch drei Schilling für den Unterschied des Zolls ab, so hat man dem englischen Detailhändler immer noch 11 Schilling für das Pfund Cigarren und 2 Schilling für das Pfund Tabak mehr zu zahlen.

Chronik der Reisen.

Salerno und Pästum.

(Fortsetzung.)

Der Hafen von Salerno soll von Johann von Procida, dem Freunde Manfreds und dem berühmten Anstifter der sicilianischen Vesper gestiftet worden seyn; er ist nur auf einer Seite durch einen kurzen Damm geschützt, und kann nur kleine Schiffe aufnehmen. Er bietet so wenig Sicherheit dar, daß bei schlechtem Wetter die kleinen dortliegenden Fahrzeuge, Mistiks, Trabaccolos oder Tartanen, sich mit Hülfe von Kähnen auf den schönen Uferplatz hinaufheben lassen. Salerno hat nur im Augenblick seiner Messe, die im September stattfindet, einige Handelswichtigkeit. Diese Messe zieht eine Menge von Fremden herbei, und der schöne zu allen Zeiten sehr belebte Quai am Meer ist dann mit Buden und einer dichten, geschäftsvollen Menge bedeckt; die ganze Stadt ist dann in Bewegung, und alle ihre Einwohner werden zu Kaufleuten: der untere Stock jeden Hauses wird in Magazine umgewandelt, die obern Etagen in Herbergen. Die Inseln des adriatischen Meeres, Sicilien, der Archipel und alle Häfen des Mittelmeeres haben daselbst ihre Repräsentanten, welche ihre Waaren, Zucker, Specereien, Stoffe, Quincaillerie u. s. w., gegen Seide, Oel und Wein von Salerno, Neapel und der Umgegend austauschen. Mein Gastwirth in Salerno, ein ehemaliger Officier der kaiserlichen Garde, der seit einer Reihe von Jahren in dieser Stadt sich niedergelassen hat, machte mir eine merkwürdige Beschreibung von den gewöhnlichen Besuchern des Marktes von Salerno. Zehntausend Käufer und Verkäufer, zehntausend Neugierige und zehntausend Bettler, sagte er, kommen hier alle Jahre zusammen. Die Bettler machen die besten Geschäfte: sie betteln und stehlen. Es ist unglaublich, wie viele Spitzbübereien an Einem Tage des Marktes vorfallen. — „Aber die Tribunale, die Polizei?“ sagte ich. — „Ah, wenn man jeden ungeschickten Spitzbuben vor Gericht führen wollte, die Richter würden nicht ausreichen, hier macht sich jeder selbst zum Richter, prügelt den Dieb, den er ertappt, tüchtig durch, und die Sache ist abgethan. Unsere Richter haben genug mit den Kaufleuten selbst zu thun; die Leute aus Salerno und der Umgegend sind noch ein wenig Normannen, und wenn heute tausend Geschäfte abgeschlossen werden, kann man morgen auf fünfhundert Processe zählen.“ — „Die Tribunale müssen also vollauf Arbeit haben?“ — „Sie würden nicht fertig, wenn sie Alles abmachen wollten; man schiebt die Processe auf die lange Bank, und da meistens nur um Kleinigkeiten gestritten wird, so beruhigt sich am Ende jeder dabei.“

Salerno hat eine Militärschule, ein Seminar, ein Waisenhaus und ein hübsches Theater. Der Palast des Intendanten, der vor wenigen Jahren erbaut wurde und zu den schönsten neuern Gebäuden von Neapel gehört, so wie die unermeßlichen Klöster auf den Hügeln unterhalb des Schlosses, verdienen gleichfalls besucht zu werden.

Die Tempel von Pästum, woraus die Baudenkmale von Salerno ihre Zierden holten, liegen am Ende der unermeßlichen Küstenstrecke, welche sich von dieser letztern Stadt nach dem kleinen Hafen von Agropoli ausdehnt. Von dem Schlosse Robert Guiscards herab könnte man mit einem guten Glase die Säulen zählen, und doch ist man davon in gerader Linie 20 Miglien entfernt, und 24 auf dem Wege von Scafa. Man macht diese 24 Miglien mit einer außerordentlichen Schnelligkeit, und zwar ohne die Pferde zu wechseln. Diese kleinen halbwilden Thiere, welche man in den Maremmen zieht und denen man die Knochen zählen könnte, haben eine eiserne Dauer: in fünf Stunden und in Einem Zuge legen sie die Entfernung zwischen Salerno und den Tempeln zurück, ohne im mindesten besonders angestrengt zu scheinen; allerdings ist die Straße völlig eben, und so gut unterhalten, wie die schönste englische Straße.

Wenn man Salerno verläßt, sieht man rechts ein kleines Fort oder Torrione auf einem Felsen zwischen der Straße und dem Meer, und man kommt mitten in eine ungeheure von Hecken durchschnittene und hie und da mit Wäldchen von großen Eichen besäete Ebene. Diese ist vortrefflich angebaut und mit mehrern Bächen bewässert, die man auf neu erbauten Brücken überschreitet, deren Wölbung fast immer sehr hoch ist. Neben diesen neuen Brücken sieht man fast immer den halbzerfallenen Bogen der alten. Diesen Bächen ist der große Reichthum der Ebene zuzuschreiben, denn der leichte sandige Thon, woraus der Boden besteht, muß befeuchtet werden. Diese leichte Erde ist indeß ungemein fruchtbar, denn unter fünf Jahren bleibt der Acker nur einmal brach liegen, und gibt gewöhnlich vier Kornernten, zweimal Weizen, einmal Gerste und einmal Hafer; auch das Brachjahr ist nicht unfruchtbar, denn die abgeschnittenen Halmen bedecken sich mit einem Walde von Schaftlilien und lanzettförmigem Wegerich, die ihnen das Ansehen unserer künstlichen Wiesen geben und zahlreiche Heerden nähren.

(Fortsetzung folgt.)

Einstellung des Opiumhandels in Siam. Ostindische Blätter bringen aus Singapur die Nachricht, daß die Behörden von Siam gleichfalls dem Opiumhandel Einhalt gethan und das Opium weggenommen hätten. Ohne Zweifel wurden sie dazu durch die chinesische Regierung aufgemuntert, und dieser Schritt scheint zu beweisen, daß das Verfahren dieser letztern in der Opiumangelegenheit nicht bloß die Sorge für das Wohl ihrer Unterthanen, sondern auch Feindseligkeit gegen die Engländer zum Zweck hat.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 104** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Kleinrussische Volkslieder.** Mitgetheilt von A. M.....f. — **Die literarischen Löwen in England.** (Fortsetzung.) — **Die sieben Saiten der Leyer.** (Schluß.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden, es beträgt für die Abonnenten des Nationalblattes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 259.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

16 September 1839.

Die Naturforſcher-Verſammlung in Birmingham.

Viele Umſtände wirkten zuſammen, die dießjährige Eröffnung der „brittiſchen Aſſociation für Beförderung der Wiſſenſchaften" unerfreulich zu machen. Die neuern Ruheſtörungen hatten es ungewiß gemacht, ob man nicht beſſer thue, die dießjährige Verſammlung auf eine andere Zeit zu verſchieben, und nach einem andern Ort zu verlegen. Die Fremden wurden in Unruhe verſetzt durch die übertriebenen Gerüchte von Aufſtänden, und die Mitglieder der Localcommittee, deren Aufmerkſamkeit durch die unruhigen Bewegungen der Chartiſten in Anſpruch genommen war, konnten auf die Vorbereitungen zur Aufnahme der Verſammlung nicht viel Zeit verwenden; dennoch waren die angekommenen Gäſte erſtaunt, daß die Vorbereitungen auch nur ſo weit gediehen waren. Verdrießlich indeß für viele war der Umſtand, daß ſo wenig Manufacturen zur allgemeinen Einſicht offen ſtanden, namentlich von den großen Maſchinenfabriken, durch welche Birmingham ſo berühmt iſt, auch nicht Eine. Um ſo mehr Lob verdiente die Localcommittee für ihre Bemühungen im Sammeln zahlreicher „Abbildungen (illustrations) von Manufacturen, Erfindungen und Modellen," die in der ſogenannten Grammar School ausgeſtellt waren, und der Stadt zur großen Ehre gereichen; wahrſcheinlich ſollen ſie als Grundlage einer permanenten Sammlung dieſer Art dienen.

Als die allgemeine Committee, welche mit der Leitung des Ganzen und mit dem Geldweſen der Geſellſchaft beauftragt iſt, am 24 Auguſt Mittags zuſammentrat, waren ſo wenig Mitglieder da, daß man die Zuſammenkunft auf den Abend verſchieben mußte, um die mit den Wagenzügen des Nachmittags ankommenden Mitglieder abzuwarten, denn ſeltſamer Weiſe war eben die vielfache Reiſegelegenheit, welche durch die Eiſenbahnen geboten iſt, Urſache, daß viele Mitglieder ſpäter eintrafen. Früher hatten die beſchränkten Transportmittel viele veranlaßt, ſich früh auf den Weg zu machen, damit ſie nicht in den letzten Tagen durch die allzu große Zahl der zu den Poſtwagen ſich drängenden Perſonen aufgehalten würden; jetzt war keine ſolche Vorſicht nothwendig und die Reiſe wurde auf den letzt möglichen Augenblick verſchoben.

Am Abend wurde die allgemeine Committee abgehalten und darin vor Allem die Geldgeſchäfte der Geſellſchaft in Ordnung gebracht. Die Einnahmen beliefen ſich auf 3900 Pf., die Ausgaben auf 3440. Pf. Unter den letztern befanden ſich 1600 Pf. für Beförderung verſchiedener wiſſenſchaftlicher Zwecke und 800 Pf. für den Druck der Berichte der Geſellſchaft, während für den Verkauf derſelben nur 412 Pf. erlöst worden waren; freilich mußten ſie an die Mitglieder der Geſellſchaft unentgeltlich abgegeben werden. Aus den financiellen Anordnungen iſt noch zu bemerken, daß auch hier die Geſellſchaft Mitglieder auf Lebenszeit annimmt, welche ein für allemal 5 Pf. zahlen, und dann von dem jährlichen Beitrag von 1 Pf. völlig frei ſind, eine Einrichtung, die auch, wie wir früher ſchon bemerkten (ſiehe Nr. 216) bei der geographiſchen Geſellſchaft ſtatt findet, und eine Menge verdrießlicher Einzelnheiten und Weitläufigkeiten abſchneidet.

Die Geſellſchaft theilt ſich bekanntlich in Sectionen nach den verſchiedenen Wiſſenſchaften; dieſe Sectionen ſind 1) für mathematiſche und phyſikaliſche Wiſſenſchaften, 2) für Chemie und Mineralogie, 3) für Geologie und phyſiſche Geographie, 4) für Zoologie und Botanik, 5) für mediciniſche Wiſſenſchaften 6) für Statiſtik, 7) für Mechanik. Dr. Pelloly ſchlug eine achte Section für Agricultur vor, die Berathung über dieſen Gegenſtand wurde jedoch auf die nächſte Verſammlung verſchoben.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen über die Einrichtung der Geſellſchaft, welche dem Athenäum vom 31 Auguſt entnommen ſind, wollen wir Auszüge und einzelne Notizen aus den verſchiedenen Vorträgen folgen laſſen, ſo weit dieſe für unſer Blatt paſſend ſind. Das genannte Blatt hat ſeine obige Nummer ganz dieſer Verſammlung gewidmet, und verſpricht, die nächſten Nummern dem gleichen Zweck zu beſtimmen, um eine vollſtändige Ueberſicht der Verhandlungen zu geben. Schließlich bemerken wir noch, daß die nächſte oder zehnte Verſammlung zu Glasgow abgehalten werden ſoll.

Streifereien durch die Volsker-, Aequer- und Hernikergebirge im Mai 1839.

(Fortſetzung.)

Die Platform des Palaſtes Sant Angelo zu beſteigen, unterließ ich dießmal der Nebel halber, welche die pontiniſchen Sümpfe und die herrliche Ausſicht nach den Volskergebirgen verhüllten. Vor vier Jahren hatte ich auf dieſen Zinnen geſtanden — ſie waren damals der ſüdlichſte Wendepunkt meiner erſteren Reiſe — und mit Sehnſucht hatte ich nach dem Monte-Circello, nach den Palmen Terracina's geſchaut, von denen ich jetzt zurückkehrte. Ein Theater, zu welchem in jener Zeit die Fundamente mit glühendem Eifer gelegt wurden, war noch nicht über die Erde gewachſen, und der Platz mit Unkraut überwildert. Ich ſtieg von der Anhöhe, auf welcher Velletri liegt, ins Thal hernieder. Sämmtliche Abhänge ſind dem Weinbau gewidmet, und erſt mit dem Eintritt in den Wald von Monte-Fortino verſchwindet dieſer, um an den ausgerodeten Stellen dem Weizen Platz zu machen. Von hier an gewinnt die Gegend einen ächt südlichen Charakter. Die Berge zur linken Hand ſind mit dem ſchönſten Laubholz, mit Ulmen und deutſchen Eichen überwachſen; zur Rechten wechſeln die üppigſten Wieſen mit ſchönem, wähligem Vieh, und ſorgſam bearbeitete, in reicher Aehrenpracht ſtehende Felder, und durch beide leitet eine Allee von herrlichen, alten Ulmen, in deren Zweigen die Nachtigallen ſchlagen, auf die von geſchlagener Puzzuolanerde gebildete Straße nach Giulianello. Links von der Straße ruht der See von Giulianello in einem erloſchenen Krater — ich habe ihn nicht aufgeſucht.

Giulianello ſelber iſt ein armſeliges Dörfchen mit einem fürſtlichen Palaſt, welcher gleich den meiſten adeligen Landſitzen unbewohnt iſt, und allmählich verfällt. Grandios iſt der ſteinerne Brückenbogen, welcher über eine verwachſene Schlucht nach dem Schloſſe führt. Die Wohnung des Landmannes in den Gebirgen iſt durchgängig dürftig. Eine auswendig angebrachte Steintreppe führt zu dem obern Geſchoß, welches in die Wohn- und Schlafſtube zerfallt. In der erſten ſteht der mächtige, faſt zu jeder Stunde lodernde Herd. Die zweite, zugleich Vorrathskammer, enthält das Bett von Maisſtroh mit den geweihten Kerzen und dem Madonnenbilde an der Wand, den geladenen Karabiner im Winkel, die langen Reihen der gedörrten Käſe (pecorino), Kornſäcke, ausgeſpannte Lammerfelle und jene den Bergen eigenthümlichen Laden, welche auf vier hohen, ſchmalen Brettchen ſtatt der Füße ſtehen, und mit eingeſchnittenen, bemalten Zierrathen, die faſt an die Arabesken der hetruriſchen Vaſen mahnen, geſchmückt ſind. Das Dach dient zugleich als Stubendecke. Die Zwiſchenwände beſtehen aber, wie der Fußboden, nur aus loſen, mit Lehm verklebten Stangen. Hierdurch wird es erklärlich, wie jene maſſiv erbauten Häuſer ſo leicht zerfallen. Eine neue Wohnung zu gründen koſtet bei dem Ueberfluſſe an Steinen eben nicht mehr, als die alte wieder in Stand zu ſetzen; das Haus wird verlaſſen, und ſo bilden ſich dann mitten in den Dörfern jene modernen Ruinen, welche die üppige Vegetation in wenigen Jahren mit Epheu oder wildem Wein maleriſch überſpinnt. Und doch iſt Giulianello noch bei weitem nicht das ärmſte unter den Gebirgsdörfern; darf es ſich doch noch des lebendigen Waſſers erfreuen, während die Bewohner der übrigen auf den höchſten und kahlſten Zacken, gleich Falkennestern, gegründeten Dörfer und Flecken ſich das Jahr über mit Ciſternen- und Schneewaſſer begnügen müſſen.

Eine dieſer auf ſchwindelnder Höhe erbauten Ortſchaften iſt das gegenüberliegende Dörfchen Rocca Maſſimi. Vor den Verheerungen der Barbaren des Nordens, der deutſchen und fränkiſchen Söldner des Mittelalters flüchteten die Einwohner der Ebene auf jene kaum zugänglichen Zacken. Dort kämpfen ſie nun ſchon ſeit Jahrhunderten mit dem rauhen Klima, welches jene Berggipfel oft noch im Mai mit Schnee bedeckt, und dem bitterſten Mangel, denn auf jenen felſigen Höhen keimt kaum noch ſpärliches Gras. Ehe aber jene rauhen Flüchtlinge nicht wieder zutrauungsvoll in die Ebene hinabſteigen, iſt auch an ihre Civiliſation, an eine Belebung jener jetzt wüſte liegenden Strecken und den Flor des Landes überhaupt nicht zu denken. Von den verarmten, halbwilden Bergvölkern iſt es freilich nicht zu erwarten, daß ſie den erſten Schritt thun, und die Wohnung der Väter mit der Ebene vertauſchen, und in dem Wörterbuche des Buon-Governo ſind Amelierationen und allgemeine Wohlfahrt verba obsoleta. Man wende mir nicht ein, daß die vergiftete Luft der Ebene die Einwohner auf die Spitzen treibe, da es allgemein bekannt iſt, daß gerade die Vegetation den Stickſtoff am ſchnellſten abſorbire, und die Malaria der Cultur des Bodens weiche.

Die Volsker-Gebirge beſtehen aus Kalkſtein. Wenig Krume überdeckt die nackten Felſen; nur mühſam vermögen die Oelbäume auf den windgeſchützten Stellen zu wurzeln, und Cactus und Aloë entfalten ſich zu einer im nördlichen Italien ungewöhnlichen Höhe. Der ziemlich jäh nach Cori hinanführende Weg theilt ſich vor dem Capellchen der Madonna del Monte, vor dem ein gigantiſches Crucifix ſteht, welches ſtatt des Chriſtusbildes den vollſtändigſten Apparat von Paſſionswerkzeugen trägt. Dort fehlen weder Würfel noch Schwamm, nicht Rock, noch Zange, der Hahn kräht an dem oberen Ende, und die Schlange windet ſich am Fuß um den Todtenkopf. Ich zählte bis 28 Inſtrumente — jedenfalls eine erfreulichere Symbolik als jene entſetzlichen, blutüberſpritzten Chriſtusbilder, welche die Heerſtraßen des katholiſchen Deutſchlands verunzieren. Der linke, ſteilere Weg führt nach Cori a Monte, der rechte nach Cori a Valle, jenen durch ihre Lage geſchiedenen Stadthälften. Ich wählte den erſtern, und arbeitete mich an einer großen Ciſterne vorüber nach dem Thore von Cori. Die Mauern der obern Stadt ſtammen aus verſchiedenen Epochen: die untere Hälfte iſt alt-cykliopiſch, obwohl aus kleinern, rundlichen Blöcken zuſammengeſetzt, die obere römiſche Nachahmung. Der runde Thurm neben dem Thor, aus kleinern, netzförmig gelegten Feldſteinen, zeigt die ſogenannte ſaraceniſche Bauart, wie man ſie unter andern an den Unterbauten der Theodorichsburg bei Terracina wiederfindet. Die Straßen ſind über alle Beſchreibung eng, winkelig und ſchmutzig — bilden ſie doch den ein-

zigen Abzugscanal für Regen und Unreinigkeit. Die Häuser sind grau und verwittert, das Volk ist armselig, und der gute Ruf seiner Ehrlichkeit hat einen etwas ansäuerlichen Beigeschmack.

Ich eilte nach der Kirche San Pietro, in deren Gärtchen der berühmte Herkulestempel steht. Die Kirche selber ist ein ärmliches Gebäude mit elenden Bildern. Der Custode war abwesend — wo es jedoch einen kleinen Verdienst gilt, weiß der Italiener augenblicklich Rath, und so schleppte denn der mich führende Bube auch bald eine Leiter herbei, mit deren Hülfe ich (der Andacht der Betenden unbeschadet) aus dem Kirchenfenster und in den mit Rosen, Myrten und Lorbeeren lustig bepflanzten Garten stieg. Der Herkulestempel ist eines der schönsten und wohlerhaltensten antiken Bauwerke Italiens. Ein Unterbau trägt einige nicht zur Hälfte cannellirte dorische Säulen, welche ihrerseits den Fries und das wohlerhaltene Frontispice stützen. Die Hinterwand schließt mit zwei Pilastern, und einer jetzt vermauerten Cella, in welcher vordem die Bildsäule gestanden hat. Die Inschrift über derselben ist noch vollkommen lesbar. Die Ansicht auf das Gebirge, die Campagna und das Meer von dem Tempel aus ist wunderbar schön, besonders mit der Beleuchtung der sinkenden Sonne. Von Cori a Monte steigt man durch steile, oft durch Treppen verbundene Gäßchen nach Cori a Valle und auf den kleinen Platz von San Salvadore, auf welchem die in elende Häuser eingemauerten Reste des Castor- und Pollurtempels stehn. Sie bestehen aus dem Fries mit Inschrift und zwei cannellirten, korinthischen Säulen mit den schönsten Capitälen, welche ich jemals sah. Ihrer seltenen Vollendung halber sind sie von der französischen Akademie in Rom abgeformt worden. Die zweite, und besonders die dritte cyklopische Ummauerung der Unterstadt ist um Vieles bedeutender als die obern; sie besteht aus rohen, gigantischen Felsblöcken von Basalt, welche sich bis zu einer Höhe von 50 Fuß aufthürmen. Die größten bilden die Mauer unterhalb des Castor- und Pollurtempels; vom Fenster des Wirthshauses aus gesehen bilden sie eine höchst imposante Masse. Für den Maler ist Cori eine unerschöpfliche Fundgrube: die Häuser in ihrer Verfallenheit und die von dem terrassenförmigen Terrain bedingte Bauart liefert die eigenthümlichsten Motive. Durchweg zeichnet sich das weibliche Geschlecht durch antike Schönheit und Anmuth der Gebärden aus. Nicht minder reizend ist der Blick über die weite Campagna, auf Cisterna, auf die Waldungen bei Ostia, die Thürme von Fiumicino, den sonnebeglänzten Streifen des Meeres, auf die Albaner Vorgebirge, von denen Civita la Vigna herüber winkt. Die einzige Disharmonie in der Feier des schönen Abends brachte das Hereinstürmen eines Polizei-Sergeanten hervor, der mit zwei bis an die Zähne bewaffneten Helfershelfern in das Zimmer einbrach, um mir meine Sicherheitskarte abzuverlangen. Er erklärte sie auf den ersten Hinblick für ungültig, für verfälscht, und gebärdete sich störrisch und bärbeißig, wie denn die römische Polizei überhaupt ein furchtbares, und nur für Spitzbuben nachsichtiges Corps bildet, bis es sich zuletzt herausstellte, daß weder er noch seine beiden Haltfeste lesen konnten, worauf ich ihm selber meinen Ehrlichkeitsschein vorbuchstabiren mußte. Besänftigt, wenn gleich ohne das gehoffte Trinkgeld, schieden sie.

Ein gut unterhaltener Fahrweg führt von Cori, am Fuß des Gebirges, nach Sermoneta, und vereinigt sich mit der ehemaligen Poststraße, welche im Mittelalter angelegt, oder vielmehr erneuert wurde, nachdem die Straße durch die Sümpfe unbrauchbar geworden. Ein zweiter, kürzerer, nur für Fußgänger und Saumthiere gangbarer Weg zieht sich über den Kamm. Obgleich dieser beschwerlicher ist, rathe ich doch ausnahmsweise Fußwanderern, ihn einzuschlagen, sich jedoch mit genauen Nachweisungen oder einem Führer zu versehen, denn der Pfad verschwindet auf den Klippen und Steinen oft völlig, die Aussicht wird durch vorliegende Höhen gehemmt, und das Verirren in diesen menschenleeren Gebirgen ist, wie ich dieß aus eigener Erfahrung sagen kann, nichts weniger als angenehm. Unterhalb Cori schwingt sich eine großartige Brücke über den Abgrund. Sie gilt für antik, und ist wenigstens mit altrömischer Kühnheit erbaut. Der Rückblick auf Cori, wenn man durch einen Olivenhain steigend die jenseitige Höhe erreicht, ist von überraschender Schönheit. Der ganze Berg ist mit einem Schuppenpanzer von Häusern, dessen Mittelpunkt der Herkulestempel bildet, bekleidet. Weiter hinaus fliegt der Blick den Albaner-Gebirgen zu, deren Linien jedoch im Rücken weniger anmuthig sind als wie von Rom aus gesehen, über die weite waldige Ebene, auf das Meer, und den in schönster, duftiger Bläue aus den Fluthen hervorsteigenden Monte-Circello.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Corsica, als Aufenthaltsort für Kranke,

findet sich in einem Briefe des Hrn. de Segur-Dupeyron an Dr. Pariset folgende Stelle: „Von den Engländern leben viele den Winter über in Malta. Malta ist auch in Hinsicht der Temperatur Nizza vorzuziehen; es ist nur zu weit vom Continent entfernt, und erfordert eine Fahrt von wenigstens fünf Tagen. Darum habe ich mich auch schon gefragt, wie es kommt, daß die Aerzte an unser Corsica noch nicht gedacht haben. Corsica hat einen schönen Golf, den ich gesehen habe und der mit Bergen von den eigenthümlichsten Formen umgeben ist; die Feigenbäume der Berberei und die Aloës wachsen auf der Insel wie in Afrika, und dienen dem Lande zur schönsten Zierde. An diesem Golfe liegt, von einer dichten Reihe hoher Hügel vor Winden geschützt, die Stadt Ajaccio, eine schöne Stadt mit großen Straßen, schönen Plätzen und klaren Quellen. Selten einmal fällt hier das Thermometer auf den Gefrierpunkt, und das nur sehr früh am Morgen und auf eine oder zwei Stunden. Nie dauert der Regen hier länger als einige Stunden. Man kann, so sehr man auch das Gegentheil glaubt, ohne die geringste Furcht das Land durchreisen, wenn man in Corsica nur Fremder ist und sich nicht in die Vendettas der Eingebornen mischt. Man kann in achtstündigem Ritte die gigantischen Forsten von Aitonne und Vizzavone besuchen; das sind Colonnaden von schlanken, schmalen Tannen, die 10 bis 20 Quadratlieues einnehmen. In sechs Stunden kann man an die Quellen der Gravona gehen, eines Flusses, der auf einem Laufe von sechs Lieues von einer Höhe von 1000 Metres herabfällt und einen fortwährenden Wasserfall bildet, und in etwas längerer

Zeit erreicht man Vaotelica, die corſiſche Schweiz, wo man die ungeheuren Kaſtanienbäume bewundern kann, die ſo alt ſind wie die Inſel. Endlich kann man ſich mit Jagd und Fiſchfang beſchäftigen, denn beides iſt in Corſica ſehr häufig."

Chronik der Reiſen.

Salerno und Päſtum.

(Fortſetzung.)

In der Nähe von Salerno führt die Straße durch mehrere kleine Dörfer, Aucellara, San Leonardo, Vicenza und Tavernolo. Die Umgebungen dieſer Dörfer ſind mit Ulmen und Carolina-Pappeln bepflanzt. Jenſeits dieſer Pflanzungen dehnen ſich große Wieſen aus, und hinter dieſen Wieſen und dem Goldſande des Ufers ergänzt die Azurlinie des Meeres. Jenſeits Battipaglio iſt der Boden, obwohl immer noch fruchtbar, nur ſtellenweiſe angebaut, und man ſieht unermeßliche mit weißen Diſteln und wilden Artiſchoken bedeckte Haiden. Große Heerden von Pferden und Büffeln weiden frei auf dieſen Ebenen. Wären die Bäume minder ſelten und das Waſſer in größerer Menge vorhanden, könnte man ſich in den pontiniſchen Sümpfen glauben. Indeß iſt die Vegetation keineswegs null, und man trifft ſtellenweiſe kleine Wälder von Kork- und grünen Eichen an. Plötzlich bemerkten wir mitten in dieſer Einöde bei der Wendung eines dieſer Wäldchen mehrere mit langen Gewehren bewaffnete Reiter; fünf bis ſechs gleichfalls bewaffnete Fußgänger folgten ihnen, und alle ſchienen die Richtung auf uns zu nehmen. Dieſes Zuſammentreffen in der Wüſte war nichts weniger als beruhigend. Einige Minuten vorher hatte der Poſtillon uns die Stelle gezeigt, wo 10 oder 12 Jahre zuvor zwei junge engliſche Eheleute, welche, wie wir, ſich nach Päſtum begaben, ermordet worden waren. Die Augen auf dieſe bewaffnete Gruppe geheftet, hielt unſer Poſtillon, der nicht zu den Tapfern gehörte, den Lauf ſeiner Pferde an, und ſchien mit ſich zu Rathe zu gehen, ob er weiter fahren oder umkehren ſollte. Auf einmal erſchien eine noch zahlreichere Schaar an der Ecke des Wäldchens, und rückte uns gleichfalls raſch entgegen. Bei dieſem Anblick heiterte ſich das Geſicht unſeres Poſtillons auf, er richtete ſich auf ſeinem Sitz empor gleich einem Wagenlenker der alten Zeit, ließ ſeine Peitſche knallen und trieb ſeine Pferde an, als wolle er die verdächtigen Banden angreifen. Unter allen dieſen Bewaffneten hatte er einige Uniformen erkannt, und ſeine Furcht war zu Ende. Die zwanzig Mann, die wir zuerſt geſehen, waren nur der Vortrab einer kleinen Armee, welche wir jenſeits des Gehölzes trafen. Dieſe Truppe, welche aus der Miliz von Laurino, Attavilla und Eboli nebſt einigen Carabiniers zu Fuß und zu Pferde beſtand, escortirte drei ſchwere von Ochſen gezogene und ſorgfältig mit großen Strohdecken eingehüllte Wagen. Was konnte das ſeyn? Ich fragte unſern Poſtillion. „Eccellenza," ſagte er mir mit einem wunderlichen Ausdruck von Gelüſte in ſeinem Geſichte. „Sie ſehen wohl, das iſt Geld." — „Geld? und woher kommt dieſes Geld?" — „Das ſind die Steuern aus der Baſilicata, alles dieß geht nach Neapel." — „Und unter guter Escorte, man ſollte es für einen Convoi in feindlichem Lande halten." — „Ja ſehen ſie, es iſt viel Geld, und drüben in den Bergen wenig ehrliche Leute. Seyen Sie gewiß, fuhr er mit einem höchſt komiſchen Ausdruck von Geheimniß fort, indem er auf die Leute der Escorte wies, unter den Spitzhüten da ſind die ehrlichen Leute eben ſo wenig zu finden, und wenn nicht einer ſich vor dem andern fürchtete, wenn ſie ſich getrauten, ſie würden es alle machen wie der Hund Cuccinello's, und ſtatt das Frühſtück ihres Herrn in einem Korbe am Halſe zu tragen, würden ſie den Korb ſtehen laſſen und das Frühſtück verzehren. In der That, es gibt keine ehrlichen Leute im Land, als die von Salerno und die Foreſtieri."

Bei Scaffa ſetzt man über den Sele, den alten Silarus, auf einer ſchlechten Fähre, die man theuer genug bezahlt. Der Fluß mahnt an die Tiber bei Rom; er iſt ſchlammig und eingeſenkt wie dieſer; eine Heerde Büffel, von denen man nur die rauchenden Naſenlöcher durch den Schilfwald ſah, der in Italien im Schlamme am Rande der Flüſſe bis zur Höhe von 20 Fuß wächst, gab der trübſeligen Landſchaft eine Art wilder Belebtheit. Einige dieſer Thiere tauchten in das ſchlammige Waſſer, ſtreckten nur die Naſenlöcher hervor, und man hätte glauben können, es ſeyen Flußpferde. Einige Miglien oberhalb Scaffa und jenſeits der Vereinigung des Sele und der Calona decken große Wälder die Ebene und die erſten Abhänge des Berges Alburno. Dieß iſt der Wald von Perſano, der gewöhnliche Zufluchtsort der Räuber aus der jenſeitigen Provinz, und die ſchönſte der königlichen Jagden. Gio, der Calabreſe, iſt der letzte Räuber von einigem Ruf, der den Wald von Perſano zum Schauplatz ſeiner Thaten gemacht hatte. Gio war der Schrecken der Bewohner von Eboli und Attavilla, er hatte mehrere Mordthaten begangen, aber ſeine Gewandtheit und ſeine Kühnheit waren ſo groß, daß die Carabiniers ſeiner nie habhaft werden konnten. Der Chef der Polizei von Salerno ſetzte endlich einen Preis auf ſeinen Kopf, und drei Bauern von Albanello verriethen ihn. Einer dieſer Bauern hatte ihn gekannt, als er noch die Heerden eines Landmannes von Ogliocaſtro weidete, und hatte ihm mehrmals Lebensmittel gebracht, welche der Räuber ihm gut bezahlte; übrigens trank Gio nie Wein und aß nie Brod, ohne daß der, welcher ſie ihm brachte, vorher davon gekoſtet hatte; man konnte alſo ihn weder vergiften noch narkotiſche Mittel in ſeine Speiſen miſchen. Die Bauern von Albanello erſannen alſo eine Liſt und verſteckten ſechs Carabiniers in eines der erſten Häuſer von Albanello, durch welches Dorf Gio öfters kam, ohne ſich jedoch je darin aufzuhalten. Er liebte leidenſchaftlich das Spiel mit der Wurfſcheibe, und wenn er guter Laune war, ſpielte er es gern mit jedem, den er traf. An dieſem Tage gingen drei Bauern ihm ſpielend entgegen, und Gio ermangelte nicht, ſich ins Spiel zu miſchen. Die Bauern nahmen ihn mit Freude auf, und trugen Sorge dafür, daß er dem Dorfe den Rücken kehrte; als das Spiel gut im Zuge war, warf einer wie aus Zufall die Wurfſcheibe in den Hof des Hauſes, wo die Carabiniers verſteckt waren. Im Eifer des Spieles eilte Gio in den Hof, um die Wurfſcheibe wieder aufzuheben, war aber kaum hineingetreten, als einer der Bauern die Thüre zuſchlug und ihn hineinſperrte; während Gio ſich bemühte ſie einzuſtoßen, eilten die Carabiniers herbei und warfen ſich auf ihn; der Räuber verwundete einen derſelben tödtlich, erlag aber endlich der Uebermacht, wurde gebunden und an einem Markttage zu Salerno hingerichtet.

(Fortſetzung folgt.)

Unfälle franzöſiſcher Schiffe an der Nordweſtküſte. Arago hat genaue Berechnungen über die Zahl der Unfälle der franzöſiſchen Marine angeſtellt, aus denen hervorgeht, daß jährlich 38 Fahrzeuge an den Küſten des Oceans und im Canal untergehen. (Franz. Bl.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 260.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

17 September 1839.

Das Turnier zu Eglinton. II.

Nie gab es, ſagt der Correſpondent des Morning Chronicle, eine kläglichere Darſtellung als den großen Zug der Ritter und Herolde. Der Turnierkönig, Marquis von Londonderry, nahm ſich in ſeinen Bemühungen, die königlichen Gewänder um ſich her feſtzuhalten, höchſt grotesk aus, und ließ bei dieſem vergeblichen Bemühen, ohne daran zu denken, einen großen Regenſchirm ſehen. Die ſtahlbekleideten Ritter blickten grimmig, doch nicht aus Kampfluſt, ſondern aus Aerger, daß der Regen in eigenſinnigen Strömen auf die ſchönen Rüſtungen und die wehenden Federn ihrer Streitroſſe herabfiel. Die Herolde und ihre Begleiter, die Knappen und Pagen, und die ganze bunte Menge machten trübſelige Mienen, und Lord Eglinton ſelbſt, ſo ſehr er ſich zu lächeln bemühte, war ſichtlich niedergeſchlagen und entmuthigt. Und wohl hatte er Urſache dazu! Seit einem Jahre hatte er den Plan zu dieſem ritterlichen Schauſpiel entworfen, die Zwiſchenzeit mit Vorbereitungen und Einladungen zugebracht, hierzu 20 bis 30,000 Pfd. Sterl. ausgegeben, und Alles umſonſt; dieß war genug, um den Aerger des ſtandhafteſten Philoſophen rege zu machen. Man hätte glauben ſollen, bei der hoffnungsloſen Ausſicht auf Beſſerung des Wetters werde ein Herold die Vertagung des Turniers auf einen andern Tag verkündigen, und in dieſer Erwartung eilten Hunderte hinweg, ſo ſchnell ihre Beine ſie tragen konnten, und patſchten auf die kläglichſte Weiſe durch den Sumpf, in welchen der Boden verwandelt worden war. Die Scene hatte etwas unwiderſtehlich Komiſches, was noch dadurch vermehrt wurde, daß Hunderte von Schuhen und Strümpfen ausgezogen und in Körben oder großen Taſchen untergebracht wurden, eine ſchottiſche Sparſamkeit, welche die engliſchen Zuſchauer nicht wenig frappirte.

Mehr als der dritte Theil der Zuſchauer hatte ſich verlaufen, als das Stechen dennoch begann. „Zwei Ritter," ſo erzählt wörtlich ein Glasgower Blatt, „rannten in einem ſehr mäßigen Laufe gegen einander, und ſuchten ſich mit ihren Stangen, fälſchlich Lanzen genannt, auf eine ſo durchaus harmloſe Weiſe zu berühren, daß ein Kind den Zuſammenſtoß nicht zu fürchten gehabt hätte. Die Stangen ſchienen aus dem zerbrechlichſten Holz gemacht, das man finden konnte, denn ſie brachen faſt alle bei dem leichteſten Stoße in zwei Stücke. Nicht ein einziger Ritter wurde aus dem Sattel gehoben, oder auch nur in ſeinem Sitz erſchüttert, und die weichen Sägſpäne auf dem Boden hätte man ſparen können." Die Geſchichte der einzelnen Rennen läßt ſich ſomit leicht denken, und die „Königin der Schönheit" hätte ihr Lächeln, womit ſie jeden Ritter, der eine Lanze gebrochen, als tapfern Helden empfing, gleichfalls ſparen können. Der Glanz des Schauſpiels ward nicht gehoben durch die klägliche Figur, welche der Turnierkönig, Lord Londonderry, machte: er ſaß auf ſeinem prächtig geſchirrten Roſſe, wie einer, der niemals ein Pferd beſtiegen, und bei jeder Bewegung des Thieres in den Koth geworfen zu werden befürchtet.

Das Turnier dauerte nicht lange, und geraume Zeit, ehe es zu Ende ging, hatte ſich die Zuſchauerverſammlung wegen des andauernd heftigen Regens zerſtreut. Die „Königin der Schönheit" verließ den Platz, wie ſie ihn betreten, in ihrem Wagen, und ihre Abfahrt war auch das Signal für die Ritter, ſich zu entfernen, aber leider nicht zum glänzenden Bankett und Ball, denn die luftig aufgeſchlagenen Pavillone waren nichts weniger als waſſerdicht: in dem Bankettzimmer war das Tafeltuch ausgebreitet, aber es war naß, als käme es aus dem Waſchzuber, die Teller und Platten waren mit Waſſer gefüllt, das in reichlichem Maaße vom Dach herabtropfte, ein halbes Schock Waſſergefäße, die in regelmäßigen Zwiſchenräumen auf und zwiſchen die Tafeln geſtellt worden waren, gaben große Hoffnung, bald bis an den Rand voll zu ſeyn. Das Ballzimmer war nicht beſſer daran, der Boden war von Waſſer überſtrömt. Hier konnte weder Ball noch Bankett ſtatt finden, und ſo war es auch, denn vor Einbruch der Dämmerung erſchien der Graf von Eglinton, barhaupt und ſehr niedergeſchlagenen Angeſichts, aber immer noch voll Höflichkeit und Artigkeit, um anzukündigen, daß wegen des ungünſtigen Wetters alle Feſtlichkeiten für dieſen Abend eingeſtellt ſeyen.

Streifereien durch die Volsker-, Aequer- und Hernikergebirge im Mai 1830.

(Fortsetzung.)

Nach dreistündigem, mühseligem Wandern, Irren und Verirren erreichte ich das alte Norba. Mir fehlt das eigentliche Wort, um diese kolossalen Ueberreste zu bezeichnen. Es sind keine Ruinen, denn bei diesen denkt man sich zerfallene Gemäuer, und hier steht nur noch ein ärmliches Gewölb über der Erde, eben so wenig darf ich auch sagen, es sey der Fleck, wo Norba vordem gestanden hat, indem der vollständige Grundriß, die Mauern an den Abhängen (Norba liegt nämlich auf einem gesonderten Kegel), die Lage der Hauptgebäude noch vollkommen kenntlich ist. Es ist der eigenthümlichste Anblick, den man sich denken mag. Cyklopische Mauern aus viereckig zugehauenen nach außen geglätteten Werkstücken von Kalkstein — ich sah einzelne Blöcke von 10 Fuß Länge — umgeben die Stadt, und haben sich nach den Bergen zu bis zu einer Höhe von 70 Fuß erhalten. Nach den pontinischen Sümpfen zu sind sie niedriger und auch von kleinern Quadern erbaut. Man unterscheidet noch das Eingangsthor und die Unterbauten der Burg auf der höchsten Spitze. Besonders merkwürdig und auch dauerhafter gebaut sind die viereckigen Thürme an den Außenseiten, zu welchen die größten Steine verwandt worden waren. Der Umfang der alten Stadt mag gegen 2 Miglien betragen. Sehenswerth ist noch eine räumige, von der Natur gebildete Höhle unterhalb Norba, deren Eingang nach den Sümpfen zu liegt, und die jetzt den Heerden als Zufluchtsort dient. Eine Ruine anderer Art ist das in der Ebene, und genau unterhalb Norba liegende Nymfa, eine im Mittelalter bereits verlassene Stadt, von der noch die Ringmauern, die Cella einer Kirche und einzelne Häuser stehen, Alles dicht mit Epheu überwebt, mit Unkraut und Gestrauch verwachsen. Nymfa verhält sich zu Norba wie Romantik zum Alterthum.

Eine Miglie von Norba, und gleichfalls auf dem Bergrücken, liegt Norma, eines der unheimlichsten, abschreckendsten Gebirgsdörfer, welches nur vom Thal aus gesehen durch seine phantastische Formen, durch die Keckheit, mit welcher es auf dem äußersten Rande zu balanciren scheint, durch die mit Cactus überwaldete Bergwand und die wundersame Lage der Felsblöcke, auf denen es steht, interessiren kann. Ein Stein ruht durch tiefe Spalten gesondert horizontal auf dem andern, es ist, als habe die Natur dem Menschen das Muster zur cyklopischen Bauart liefern wollen. Die in das Thal hinabführende Straße ist neu und musterhaft unterhalten, eben so auch die Strada Romana, wie die von Rom aus durch die Provinzen ziehende Straße genannt wird, welche sich an die erstere anschließt und durch einen Olivenwald bergab und dann wieder nach Sermoneta hinauf leitet. Jede Stadt liegt nämlich auf einem abgesonderten Kegel, jede will besonders erklommen werden, und dieß ist keine der geringsten Mühseligkeiten für den Reisenden. Sermoneta zeichnet sich nur durch ein weitläuftiges Castell mit vier Thürmen und mittelalterlicher Befestigung aus; aus seinen frühern Zeiten hat es keine Ueberreste mehr vorzuweisen.

Durch die Angaben der Einwohner verleitet, ließ ich mich bewegen, den oberhalb der Berge nach Sezza führenden Weg, statt der gebahnten Straße in der Ebene einzuschlagen. Er mag der kürzere seyn, ist aber abscheulich, und erinnert an die der sicilianischen Südküste. Der Italiener hat keine Idee von Fußwanderungen; ihm, der auch die kürzeren Strecken auf Saumthieren zurückzulegen gewohnt ist, bleibt der Unterschied von guten und schlechten Wegen ziemlich fremd; für Naturschönheiten hat er wenig oder gar keinen Sinn, und so mag ihm wohl jener Ziegenpfad, auf welchen man sogar durch vorliegende Berge, z. B. den Monte-Antignano, der Aussicht auf die Campagna auf das Meer beraubt wird, ein empfehlenswerther dünken. Als ich nach langer Wanderung aus der Wüste trat, und endlich den schiefen Thurm von Sezza erblickte, fand ich mich um so unangenehmer durch eine tiefe, zwei Miglien lange Felsschlucht, welche sich nördlich um die Stadt zieht und umgangen werden mußte, überrascht. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, als ich den nach Sezza (dem alten Sabia) hinaufleitenden Weg erstieg. Mit mir erklommen ihn die aus der Ebene heimkehrenden Frauen, gestützt auf ihre langen, bunt geschälten Gebirgsstöcke, den Säugling in der Schwinge auf dem Kopf tragend, das schwarze Rüsselvieh am Strick vor sich hertreibend; andere wandelten in kleinen Haufen vor den Thoren und beteten zu Ehren des Feiertags laut ihren Rosenkranz ab. Ich bemerkte schöne Gesichter unter ihnen, ächt neapolitanisch glühende Augen und den südlich gebräunten Teint; der dieser Ortschaft eigene Kopfputz, die kurzen, zerfaserten Locken über der Stirn und die violetten oder schwarzen Schleifen auf dem Hinterkopf, ist dagegen, in Vergleich zu dem der Albanerinnen, nichts weniger als bildsam. Rechts von der Straße nach der oben erwähnten Felsschlucht zu steht der von Quadern erbaute, gigantische Unterbau eines antiken Tempels, die Archäologen theilen ihn ohne Grund dem Saturn zu, car tel est leur bon plaisir, und dagegen läßt sich nichts erwiedern. Zur Linken, unfern der Stadt sind noch einige Bogen und gewölbte Gänge von Backsteinen sichtbar, ziemlich unklare und unbedeutende Reste eines Amphitheaters. Die Stadtmauern sind cyklopische, bestehen jedoch aus kleinern, in den Ecken eingefugten Steinen; eben so ein viereckiger Thurm am Abhange. Sezza wird sparsam nur von Fremden besucht, und so stehen denn seine Gasthäuser auf der niedrigsten Stufe. Dasjenige, in welches ich gewiesen wurde, war eigentlich nur eine Osterie und wurde von einer uralten Frau gehalten. Außer dem Vordergemach, in welchem das Volk an langen Tischen zechte, faßte das Haus nur noch eine, mit Wirthschaftsgeräth gestopfte Halle, deren Pforte auf die Straße führte. Die Urenkel der Alten, welche diese nach dem Tode der Kinder und Enkel erzog, mußten sie mir auf diese Nacht räumen. Meine greise Wirthin war eine höchst interessante Erscheinung; eine unverbildete italienische Natur, eisenfest, trotz ihrer vorgerückten Jahre jugendlich lebendig, wahrhaft fromm, gutmüthig, gastfrei, willig, und unermüdlich für meine Bequemlichkeit besorgt. Sie theilte mir die Ergebnisse ihres langen, freud- und leidvollen Lebens mit. Jetzt aber, sprach sie, sey sie zum

Sterben bereit. Sie reichte mir ihre Hand, um aus deren Linie ihre fernere Lebensdauer zu lesen. Ihr müßt Euch darauf verstehen, Herr, äußerte sie. Ihr seyd ja ein Gereister, ein Gelehrter. Doch wartet einen Augenblick, die Hand ist von der Arbeit gebräunt. So wird es gehen. Es war die erste Probe, welche ich in der Chiromantie ablegen sollte. Aufmerksam beschaute ich die Runzeln und Falten, deutete auf die lange, lange Lebenslinie, zeigte ihr in den durchkreuzenden den Gatten, die Söhne, Enkel und Urenkel — und war glücklich genug, ein kleines Urenkelchen ausfindig machen zu können. Ein Lächeln überflog ihre welken Züge. Wohl, wohl, erwiederte sie. Es soll mir lieb seyn, aber, wie gesagt, der Himmel findet mich zu jeder Stunde bereit. Das Bild der greisen Patriarchin, ihr ausdrucksvolles, von silberweißen, freien Locken umwalltes Antlitz, wie sie die Kinder im Gebet unterwies und ihnen den Abendsegen ertheilte, wird mir unvergeßlich bleiben. Mit Rührung schied ich am folgenden Tage von ihr; ich mußte ihr versprechen, sie wieder aufzusuchen. Nicht meine Schuld ist es, wenn ich wortbrüchig werde.

In vielfachen Windungen führt die Straße bergab und immer am Fuße der Berge hin. Zur Rechten dehnen sich die pontinischen Sümpfe wie ein unübersehbares, glänzendes Pflanzenmeer aus, zur Linken erheben sich steil aus der Ebene die Gebirge mit ihren schroffen Felszacken, Oelbaumwäldern und verödeten Villen. In einem Garten drängten Orangenbäume ihre goldfruchtschweren Kronen zusammen; weiterhin wölbten sich antike Unterbauten mit netzförmigem Mauerwerk. Eine Mühle lag, halb von Schilf verdeckt, am Ufer des Bachs, und ihr Klappern tönte einförmig durch die Stille der sonnenschwülen Gegend. Bild reihte sich an Bild. Eines der schönsten bot sich mir als eine Wollheerde, die langsam von den Hirten durch den zur Rechten fließenden Ufente getrieben wurde; die malerische Tracht des Landvolks mit Sandalen, spitzen Hüten und rothen Jacken, die prachtvollen Ulmen am stillen Fluß, auf welchem eine Sandale (der Name der Barken) schlafrig hinzog, links eine zerfallene, epheuumrankte Warte am Fuße des Berges, im Hintergrunde die blauen Berge von Sant Angelo bei Terracina, die ganze Ebene in Duft und Sonnenglanz schwimmend — es war der herrlichste Claude Lorrain, den man sich denken konnte. Vorüber an einem abgeplatteten Gipfel des Felsens, Pietra di Sisto genannt, weil Sixtus V von dort aus die Austrocknung der pontinischen Sumpfe überschaute, gelangte ich an das ehemalige Posthaus Casa nuova. Jetzt ist es ganz verödet; die Ställe sind eingestürzt, die Gebäude selber von ärmlichem Gesindel bewohnt. Bald darauf theilt sich der Weg, und führt rechts nach Terracina, links um die Volskergebirge durch ein breites Thal nach Piperno. Die Berge ziehen sich weiter und weiter auseinander, die Vegetation erstirbt bis auf weniges Gestrüpp und sparsam verstreute Olivenpflanzungen, die Ebene selber ist dürr und öde. Es ist eine ermüdende, unerfreuliche Wanderung. Zur Linken zeigen sich hier und da Spuren antiker Villen und mittelalterlicher Wachtthürme. Büffel ziehen langsam des Weges und vereinzelte Heerden drängen sich in den von Netzen verschränkten Hürden zusammen — es sind die einzigen Spuren von Leben auf der sommerdürren Strecke. Weiterhin bilden die Berge einen räumigen Kessel; auf den Vorbergen zur Linken liegen die Dorfschaften Rocca-gorga, höher als diese Maenza, zur Rechten auf der höchsten Spitze, und den Namen in der That führend, Rocca-secca. Jetzt wendet der Weg sich abermals rechts nach Piperno. Es liegt auf mäßiger Höhe, und hinter ihm auf der neapolitanischen Gränze wird das als Räubernest verschriene Sonnino sichtbar. Ist nun Piperno auch eine finstere, winkelichte Stadt, gleich den übrigen Gebirgsstädten, so hat es doch den schönsten Marktplatz vielleicht in ganz Italien. Das Rathhaus, ein alterthümliches, gothisches Gebäude von Quadern mit Spitzbogenfenstern, welche von zierlichen Säulchen getragen werden, breiter Treppe und Säule, macht, trotz des modernen Uhrthürmchens, einen imposanten Eindruck; leider sind die untern Bogenhallen vermauert. Dicht daran steht im Winkel der Dom mit einer auf drei Säulen ruhenden Vorhalle. Diese Pfeiler werden von marmornen Löwen, einem Tiger und einem gesattelten Pferde getragen. Der Dom ist 1240 erbaut, und 1780 ächt jesuitisch verbarockhornisirt worden; nur die Absis blieb unverletzt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Salerno und Pästum.

(Fortsetzung.)

Jenseits des Sele kommt man noch mehrere Miglien weit durch unangebaute Ebenen, an deren Ende man die Tempel von Pästum erblickt, deren braune Masse sich am Fuße der Berge von Ogliocastro abzeichnet. Allmählich werden diese Tempel größer, die Colonnaden treten hervor aus dem dunkeln Hintergrunde, und man erkennt griechische Denkmäler. Im Umkreise der Stadt angelangt, fühlte ich mich sehr unangenehm berührt, daß man einen Theil dieses Raumes zu einer landwirthschaftlichen Anlage gewählt hatte. Diese Anlage und die in der Nähe der Tempel erbauten Wirthshäuser schaden dem ersten Eindruck dieser schönen Ruinen sehr. Denkmale dieser Art bedürfen namentlich der Einsamkeit, und die Bettler, die Wirthsleute, die Custoden, die Führer, die Verkäufer von Münzen und allerlei Gegenständen aus Terra Cotta, von denen man alsbald umlagert wird, verursachen die allerunangenehmste Zerstreuung. Man hat gut sich mit Geduld waffnen, das Andringen dieser Elenden ist so arg, daß man wider Willen den Stock aufheben muß, um sie in der Entfernung zu halten, man wird jedoch von den Schaaren derselben so lange begleitet und betäubt, bis sie durch die Erfahrung überzeugt sind, daß man entschlossen ist, die qualche cosa, die sie so unverschämt begehren, in Stockprügeln auszutheilen. Bei der ersten drohenden Gebärde fliehen alle, und so findet man wie durch ein Wunder die Einsamkeit und die Freiheit wieder.

Nachdem ich endlich diese Freiheit gewonnen, eilte ich zum ersten Tempel, und erstaunte über seine kleinen Verhältnisse nicht wenig. Zweihundert Personen hätten nicht in seinem Umfange Raum, und seine kurzen und dicken Säulen stehen einander so nahe, daß drei Personen nicht nebeneinander zwischen denselben durchgehen können. Dieser

erſte Tempel war der Ceres geweiht, und das Ganze iſt elegant, obwohl ein wenig plump. Hier findet ſich Kraft und Solidität ohne Größe, und hierin unterſcheiden ſich hauptſächlich die Gebäude von Päſtum von den römiſchen Denkmälern, welche dieſe drei Eigenſchaften in ſich vereinigen.

Der Tempel Neptuns, das größte dieſer Gebäude, erhebt ſich mitten im Gebüſch einige hundert Schritte von dem Ceres-Tempel entfernt; beide ſcheinen eine Fronte eingenommen zu haben. Man hat den Tempel Neptuns mit dem Theſeus-Tempel zu Athen verglichen, mit dem er allerdings manche Aehnlichkeit hat, aber es fehlt ihm die Cella, die durch eine zweite Reihe Säulen erſetzt wird. Die Capitäle der Säulen des Tempels von Päſtum ſind weniger geziert als die griechiſchen Capitäle, ihre Dimenſionen minder genau und weniger elegant. Der Durchmeſſer der Säulen iſt verſchieden, ſie nehmen von unten nach oben zu raſch ab, und die Zwiſchenräume zwiſchen den Säulen ſind ungleich. Dieſe Tempel, welche man auf mehr als 800 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung hinaufſetzt und deren Erbauung man einer doriſchen Colonie zuſchreibt, ſind in der That nichts als merkwürdige Denkmäler der Kunſt in ihrer Kindheit, und man muß ein ſtarker Enthuſiaſt ſeyn, um große Schönheiten daran zu entdecken. Dieſe plumpen und ungleichen Säulen mit ſtarken Rieſen und Capitälen, die mehr Mühlſteinen als dem eleganten doriſchen Capitäl gleichen, die nackten Friese und ein Architrav mit roh ſculpirten Triglyphen — dieſe Säulen, die ohne Schaft, ohne Platte, ohne Baſis irgend einer Art auf dem Pflaſter des Tempels als dem gemeinſamen Sockel der ganzen Colonnade aufſtehen, ſind nichts als die Anfänge der doriſchen Kunſt. Von dieſen Tempeln zu Päſtum bis zum Theſeus-Tempel und zum Parthenon, dieſen vollkommenſten Werken der doriſchen Kunſt, iſt es eben ſo weit, als von dieſen letztern Gebäuden bis zum Tempel des olympiſchen Jupiters, dem Meiſterwerke der griechiſchen Architektur. Alſo nicht mit dieſen merkwürdigſten Denkmalen der griechiſchen Kunſt muß man ſie vergleichen, ſondern vielmehr dem Concordien-Tempel zu Agrigent oder dem Siſypheum von Corinth. Dieſes letztere Gebäude war zu den Zeiten Strabo's ſchon ſo zerſtört, daß dieſer Vater der Archäologie nicht entſcheiden kann, ob die ſtehengebliebenen Säulen zu einem Tempel oder zu einem Palaſt gehörten. Die Architektur des Concordien-Tempels des Siſypheums und des Tempels zu Päſtum gleicht ſich vollkommen: dieſelben Frieſen, dieſelben Capitäle, dieſelben dicken Säulen. Dieſe verſchiedenen Denkmale müſſen alſo aus einem und demſelben Zeitalter ſeyn, der einzige Unterſchied iſt in der Unterhaltung: von dem Siſypheum ſtehen nur noch ſieben Säulen, während der Concordien-Tempel und die Tempel zu Päſtum noch ganz erhalten ſind. Der Tempel des Neptun iſt vielleicht noch am beſten conſervirt: alle ſeine Säulen ſind noch an ihrem Platze, das maſſive Geſims, das ſie tragen, iſt noch unverrückt; das Karnieß und die Hohlkehle ſind noch unberührt, und könnten noch das Zimmerwerk des Daches aufnehmen, das allein ſpurlos verſchwunden iſt. Nur hat es beim Einſturz einige Theile der innern Colonnade, von der es geſtützt war, mit niedergeriſſen. Die Baſilica iſt aus einer ſpätern Zeit als die beiden Tempel, und ihre Erbauer haben augenſcheinlich copirt.

Wenn man bedenkt, daß ſeit der Zeit, wo dieſe Gebäude in der Ebene aufgeführt wurden, über 2600 Jahre verfloſſen ſind, ſo ſcheint ihre Erhaltung ans Wunderbare zu gränzen. Von der Stadt, die ſie umgab, ſind nur unförmliche Trümmer übrig, die unter Binſen und Buſchwerk vergraben ſind. Selbſt die ungeheuern Mauern konnten der Zerſtörung nicht widerſtehen, und ſind zum Theil eingeſtürzt, die Tempel aber ſtehen aufrecht, und ſcheinen noch einer langen Reihe von Jahren zu trotzen. Sie danken dieſe Erhaltung wohl nur dem Umſtande, daß die Säulen nicht aus Marmor, ſondern aus einem feſten Travertin erbaut ſind, daß ihre Baumeiſter nicht nach den Regeln der beſſern griechiſchen Architekten verfuhren, und noch weniger nach den Grundſätzen Vitruvs — denn ſtatt ſieben Durchmeſſer Höhe haben ſie nur fünf, und ſtehen darum auch bewunderungswürdig feſt. Da ſie ferner aus fünf ungeheuren übereinander geſetzten Stücken beſtehen, ſo widerſtanden ſie den Erdbeben viel leichter, als wenn ſie aus Einem Stück beſtanden hätten. Setzt man noch hinzu, daß dieſe verſchiedenen Stücke nicht mit Klammern von Eiſen oder Bronze aneinander geſchmiedet ſind, daß die Giebel und Frieſen der Tempel keine Sculpturen darbieten, daß ſie mit Einem Worte nichts haben, was die Habſucht der Barbaren oder den raffinirten Vandalismus der Alterthümler reizen könnte, ſo wird wohl das Geheimniß ihrer außerordentlichen Erhaltung erklärt ſeyn.

Dieſe Erhaltung iſt ohne Zweifel die erſte ihrer Schönheiten. Uebrigens muß man bemerken, daß dieſe drei Gebäude auf Platformen erbaut ſind, zu denen man auf mehrern Stufenreihen gelangte, daß ſie zwiſchen dem Meer und den Gebirgen ſtehen, und ein Gemälde bilden, deſſen Ganzes einen großen Eindruck macht. Betritt man den Umkreis der Stadt durch das öſtliche Thor, ſo iſt der Anblick dieſer Denkmäler wirklich unvergleichlich. Die Baſilica ſtützt ſich auf den großen Tempel, das elegante Profil des Ceres-Tempels zeichnet ſich auf der zweiten Fläche ab, und hinter dieſen Gebäuden und zwiſchen ihren maſſiven Säulen glänzt das Meer wie ein hellblauer Streifen, der von den violetten Bergen von Salerno und Amalfi wie von einer reichen Franze begränzt iſt. Die Inſel Capreä, in einen Purpurdampf gehüllt, bildet den letzten Theil dieſer erhabenen Landſchaft, die durch das unermeßliche Meer begränzt wird.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Das Linienſchiff Friedland. Dieſer Dreidecker iſt ſeit dem Jahre 1810 auf den Werften von Cherbourg, und erhielt damals den Namen Inflexible; im Jahre 1911 wurde er König von Rom getauft; im Jahre 1814 erhielt er wieder ſeinen erſten Namen; im Jahre 1815 noch einmal den Namen des Königs von Rom, und nach den 100 Tagen zum drittenmal den Namen Inflexible; im Jahre 1820 gab man ihm den Namen Herzog von Bordeaux und im Jahre 1830 den Namen Friedland. Das Schiff wird nicht vor Anfang 1840 fertig werden, und die franzöſiſchen Blätter meinen, es frage ſich, ob er ſeine letzte Taufe ſchon beſtanden habe.

Hoher Preis des Champagners. Die Trauben von Sillery und Verzenay ſollen in der erſten Woche dieſes Monats zu einem Preiſe verkauft worden ſeyn, der den Hectolitre auf 250 Franken bringt. Die Trauben waren noch grün, und man wußte nicht, ob die Qualität gut ſeyn würde. Dem obigen Preiſe zufolge wird den Kaufmann im Jahre 1842 die Flaſche 3 Fr. 75 C. koſten.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 261.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

18 September 1839.

Die Anlehen der Nordamerikaner in Europa.

Es iſt eine in der Geſchichte nicht ſeltene, aber doch immer wieder Erſtaunen erregende Erſcheinung, daß die gold- und ſilberreichſten Länder oft am armſten ſind. Das ſpaniſche Amerika, das vor der Zeit ſeiner Entdeckung bis zu ſeiner Emancipation ungeheure Maſſen von Gold und Silber nach Europa ſchickte, hat nach dieſer Zeit durch die Anlehen, die man den verſchiedenen Staaten faſt aufnöthigte, wieder einen guten Theil desſelben an ſich gezogen. Als die Wuth, den ſpaniſch-amerikaniſchen Staaten Geld zu leihen, durch die erlittenen Verluſte abgekühlt war, kam Nordamerika an die Reihe, und hat in einem Zeitraum von 10 Jahren *) etwa 150 Mill. Dollars Nominalcapital aus Europa gezogen, wofür es jetzt gegen 10 Mill. Dollars Intereſſen zu zahlen hat. Es fragt ſich nun vor Allem: wurde das Capital, das auf eine ſo verſchwenderiſche Weiſe nach Amerika geſchickt wurde, auch zu Zwecken verwendet, welche einen ſichern Gewinn gaben, und die Zinſen ſichern, und welche Folgen muß das Verhältniß von Schuldner zu Gläubiger haben, wie es zwiſchen Amerika und Europa jetzt ſtatt findet.

Man hat die Anlehen in Europa aufgenommen, angeblich um gegen niedrigere Zinſen, als man in Amerika zahlt, Eiſenbahnen, Canäle, Dampfſchiffe u. dgl. zu bauen. Allein nicht genug, daß auf die Anlehen der Staaten Anlehen der einzelnen Banken gefolgt ſind, von denen ſich durchaus nicht ſagen läßt, daß ſie auf den Bau von Eiſenbahnen und Canälen verwendet wurden, ſo hat das Einſtrömen einer ſolchen ungeheuren, durch die Zettel der Banken noch vermehrten Maſſe Geld dem angeblichen Zweck der Geldaufnahme weſentlich geſchadet: der Geldüberfluß trieb die Preiſe aller Waaren und auch den ohnehin hohen Arbeitslohn in die Höhe, und daher kam es, daß die beabſichtigten Unternehmungen mit den dazu entlehnten Summen nicht ausgeführt werden konnten, und ohne weitere Anlehen auch ferner nicht vollendet werden können, ſomit alſo, zum mindeſten geſagt, keinen Ertrag abwerfen.

Auf dieſem erwarteten Ertrage aber beruht hauptſächlich die Hoffnung der Intereſſenzahlung und der dereinſtigen Rückzahlung, denn es ergeben ſich ſtarke Symptome, daß es ſo gut wie unmöglich ſeyn wird, dem Volke oder einzelnen Staaten directe Steuern aufzulegen, um die Intereſſen der aufgenommenen Capitalien und deren Heimzahlung zu decken. Ein Blatt, der Charleston Mercury bemerkte: „Keiner von allen Staaten, welche Schulden contrahirten, hat bis jetzt ſich bemüht, ſolche zu zahlen; kein Staat hat noch gewagt, dem Volke directe Taxen zur Herſtellung von Eiſenbahnen, Canälen u. dgl. aufzulegen.“ Setzt man hinzu, daß ſelbſt in Staaten, wie New-York und Pennſylvanien, wo noch am meiſten europäiſcher Geiſt und Sinn für öffentlich eingegangene Verpflichtungen herrſchte, nicht nur in öffentlichen Volksverſammlungen die von den Regierungen gemachten Anlehen verworfen wurden und gegen die fernere Intereſſenzahlung proteſtirt worden, ſondern daß dieſelbe Geſinnung auch ſchon in den Repräſentantenhäuſern dieſer beiden Staaten nicht bloß ausgeſprochen ſondern in formellen Berichterſtattungen niedergelegt worden iſt, ſo darf man wohl fragen, was in den Staaten des Weſtens geſchehen wird, wenn New-York und Pennſylvanien ſich ſo äußern? Wie es mit den Anlehen von Columbia, Mexico, Buenos-Ayres, Chili und Peru ergangen iſt, weiß jedermann, und jetzt ſteht die Frage, ob es in Nordamerika beſſer gehen wird.

Man kann leicht die größere Ordnung, die höhere Induſtrie und Thätigkeit der Nordamerikaner anführen, und in der That, nur dieſe, vereint mit dem Reichthum des Bodens, haben auch bis jetzt die Sache im Gange erhalten, ob dieß aber ſo fortgehen kann, wenn die Zuflüſſe aus Europa mehr und mehr verſiegen, iſt höchſt zweifelhaft. In Amerika ſteht den Regierungen kein Zwang gegen das Volk zu Gebot, um ſolche eingegangene Verbindlichkeit zu erfüllen, und mit dem Hochmuth, womit die Amerikaner auf Europäer herabſehen, wird ſich noch die ge-

*) Wenige Anlehen werden viel älter ſeyn, wie aus der ungeheuren Vermehrung der Banken ſeit dem Jahre 1830 hervorgeht. Am 1 Januar 1820 waren 308 Banken in den Vereinigten Staaten; ihre Zahl ſtieg in den Jahren 1820 bis 1830 auf 850, in Vergleich mit dem Steigen der Volkszahl eher eine Verminderung zu nennen; aber vom 1 Januar 1830 bis December 1836 erhob ſich die Zahl der Banken auf 677, und ſteht jetzt nahe an 800. Die unnatürliche Vermehrung des Capitals rief die Banken hervor.

meine Freude miſchen, die Europäer betrogen zu haben. Es hat ſich zwiſchen England und Amerika ein Kampf entſponnen, der für letzteres faſt gewiß ungünſtig enden muß: die Amerikaner beſtrebten ſich, ihre Hauptſtapelwaare, die Baumwolle, ſich von den Engländern theuer zahlen zu laſſen, und die Engländer, geldreicher als die Amerikaner, arbeiteten dieſem Plan möglichſt entgegen. Amerika wird unterliegen, und wird ſich durch die Nichtzahlung ſeiner in Europa gemachten Anlehen rächen. Wer wird am Ende zwiſchen beiden Welttheilen den Schiedsrichter machen?

Streifereien durch die Volsker-, Aequer- und Hernikergebirge im Mai 1839.

(Fortſetzung.)

Auf dem Markte ſtehen in gemauerten Kübeln zehn rieſengroße Orangenbäume, über und über mit Goldfrüchten beladen, Schatten gebend, und den Verkäufern zu Sitzen und Waarengeſtellen dienend. Der Platz wurde nicht einen Augenblick leer. Das Gewirr des Landvolks dauerte bis zum Ave-Maria. Die Trachten waren die der Abruzzen: die Männer tragen den zugeſpitzten Hut mit bunter Schnur in der Mitte, rothe Jacken und Hoſen, die Frauen anliegende enge Schnürleiber (nicht den Albaneſer Bruſtlatz), bunte, gefaltete Kattunſchleier auf dem Kopf (panno) und blau und weiß geſtreifte Schürzen — alle Sandalen. Ich trat in das Rathhaus. In dem erſten Saale war die Chronik der Stadt zwiſchen zwei Ritterfiguren auf die Wand verzeichnet; die Deutſchen haben zu Karl des Großen Zeiten das alte Privernum, deſſen Spuren noch jetzt in der Ebene auf der Piazza delle Regina zu erkennen ſind, zerſtört, worauf die Einwohner ſich auf die Anhöhe flüchteten. Das Innere des Doms iſt nüchtern, die Gemälde fade. Im mittleren Kirchenſchiffe lag die Leiche eines vierjährigen, bildſchönen Mädchens in der Bahre. Die Kerzen brannten rings herum. Das Kind lag im weißen Kleidchen mit bunten Bändern, mit einer Krone von Flittergold auf dem Haupte; die Haare waren ihm gekräuſelt und mit Puder beſtreut.

Ich ſetzte meinen Weg am nachſten Morgen fort durch das fruchtbare Thal des Amaſeno, deſſen Lauf ich verfolgte. Einen ſteilen, mit Oliven bepflanzten Berg erſteigend, gelangte ich nach dem auf dem Kegel liegenden Proſſedi, einem durch ein ſchönes Schloß ausgezeichneten Dorfe, von dem man eine weite, reizende Ausſicht in das Thal, und auf die auf den Bergen liegenden Dörfer Piſterzo, San Lorenzo und Giuliano genießt. Die Strada romana verfolgend ſteigt man wieder hinab, und über mehr oder minder ſteile Höhen an dem Berge Cacume und dem wie mit der Kelle an den Fels geworfenen Dörfchen Prattica vorüber. In dem an der Lehne der Volskergebirge liegenden Supino war an dieſem Tage der San Cataldo-Jahrmarkt. Das Landvolk ſtrömte von allen Seiten hinzu, und es war ein heiterer Anblick, die Frauen mit ihren weißen Kopftüchern, dem Mieder mit farbigen, flatternden Seidenbändern und breiten, gefälteten Seidenborten, die Burſche in ihren weißen, reinlichen Beinkleidern und Hemden hinter ihrem Liebchen auf den Eſeln einhertrotten zu ſehen. Ueberall tönte Scherz und Gelächter aus dem Munde der Pilgernden und den improviſirten Weinleuten auf der Straße her. Eine dieſer Oſterien, welche aus nichts weiter als einem ſchmorenden Keſſel zum Backen der Fiſche und einem Tönnchen Wein beſtand, war an dem Kirchlein von Tomacella, gegenüber einem ziemlich wüſten Schloſſe der Colonna, aufgeſchlagen worden. Hier raſtete ich eine Weile, und ſah das fröhliche Volk links abbiegen, und die bunten, geputzten Gruppen quer durch die Felder wallen, und freute mich des herrlichen Blicks auf die Ebene des Sacco, auf die dahin liegenden Aequer- und Hernikergebirge, und die auf einzelnen Kegeln ruhenden Städte Froſinone, Ferentino, das hohe Fumone und das zur Rechten liegende Veroli. Der Saccofluß, welcher nach dem Einſtrömen des Liri den Namen Garigliano annimmt (obwohl dieſe Benennungen noch öfters verwechſelt werden), und eine Strecke lang den Kirchenſtaat von Neapel ſcheidet, trennt auch die Höhenzüge der Volsker- von den Aequergebirgen. Froſinone (das alte Fruſinum) liegt auf einem Vorhügel der letztern. Es iſt der Sitz eines Legaten, für welchen kürzlich ein neuer Palaſt erbaut ward; im übrigen aber theilt es die Licht- und Schattenſeiten aller umliegenden Bergſtädtchen, hat, wie alle, Schmutz, finſtere Straßen und elende Herberge, gleich allen willfährige, freundliche Einwohner und vortrefflichen Wein. Der ſchlechte, aber auch ſehr ſchlecht, beginnt erſt in den Herniker- und Sabinerbergen.

Der Wunſch, ein Trappiſtenkloſter zu beſuchen, bewog mich am folgenden Tage zu dem Umwege über Caſamara. Auf der Straße nach Veroli biegt man rechts bei einer durch hohe Cypreſſen bemerklichen Tenuta ein, und wandelt, den Lauf eines kleinen Baches verfolgend, auf ſchmalen Fußſteigen durch eine öde, ziemlich unintereſſante Schlucht, in welcher einzelne Hüttengruppen, wie gli Crescenzi, gli Amici verſtreut liegen. Ich folgte einem alten Weinbauer, mit dem ich eine Strecke gegangen, nach deſſen Haus. Er war ein gebornr Neapolitaner, hatte die Campagnen unter Murat mitgemacht, war bei der Vernichtung des Heeres bei Macerata zugegen geweſen, und hing an ſeinem Re Gioachino mit Leib und Seele. Intereſſant war es, die Gefangennehmung des letztern von ihm vortragen zu hören. Schon war die Geſchichte des abenteuerlichen Königs zur Mythe geworden, hatte ſchon angefangen, mit der des unglücklichen Conradin zu verſchmelzen und einzelne Züge von dieſer aufzunehmen. So ſollte unter andern nach der Erzählung des Alten Murat von einem ſicilianiſchen Baron nach Vorzeigung ſeines Siegelrings erkannt und verrathen worden ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Das Turnier zu Eglinton. III.

Der Regen, welcher am Mittwoch allen Feſtlichkeiten der Ritter ſo völlig Einhalt gethan, dauerte den ganzen Donnerſtag

ohne Unterbrechung fort, Niemand erwartete, daß das Turnier fortdauern würde, und Tausende begaben sich auf den Rückweg; viele Tausend Andere blieben nur, weil jedes Dampfboot, jeder Wagen und jeder Karren so gedrängt voll war, daß sie keinen Platz mehr bekommen konnten. Aber am Freitag Morgen änderte sich das Wetter, der Himmel war wolkenleer, ein angenehmer Südwind wehte, und Alles verkündete einen herrlichen Tag. Reitende Boten von Lord Eglinton brachten die Nachricht, daß um 1 Uhr Mittags eine große Darstellung stattfinden würde in die benachbarten Orte, von wo sich alsbald eine bunte Menge in Tartanhosen und blauen Mützen, die Mädchen in seidenen Gewändern, Schuhe und Strümpfe in der Hand, in Bewegung setzte, und um 12 Uhr waren wenigstens 10,000 Menschen im Park von Eglinton Castle versammelt. Der große Stand, dessen Mittelpunkt allein gegen das Wetter geschützt war, füllte sich mit den weiblichen Zuschauern, aber die mittelalterlichen Costume, die am ersten Tag in solcher Menge getragen wurden, und der Scene einen so neuen und interessanten Charakter gegeben hatten, fehlten diesen Tag fast ganz. Auf den übrigen Plätzen fehlte diese Anziehungskraft gleichfalls, und das einzige Costume, das man unter den Zuschauern bemerkte, war das hochländische. Viele Herren erschienen im gewöhnlichen Anzug, nur hatten sie die blaue Mütze statt des Hutes auf und den Plaid nachlässig über die Schulter geworfen. Es war 2 Uhr vorbei, als der Zug vom Schloß aufbrach und in einem großen Umweg nach den Schranken zog. Der unzeitige Regen hatte der Rüstung der Ritter keinen Eintrag gethan, und sie glänzten herrlich in Stahl und Gold. Lord Londonderry, dießmal ohne Parapluie, zog stolz einher als wäre „jeder Zoll ein König," während seine Krone im Sonnenschein flimmerte und sein königlicher Mantel so zierlich um ihn wogte, als um irgend einen Nachäffer der Majestät auf dem Drury-lane-Theater. Unter den Kämpfern erregte der Graf Eglinton selbst die meiste Bewunderung: er sah wirklich aus wie ein alter Ritter, schlank und stattlich, und seine herrliche Rüstung, die nahe an 2000 Pfund gekostet haben soll, erregte allgemeines Aufsehen. Lord Gleniyon und seine tapfern Hochländer ernteten gleichfalls nicht wenig Beifall, obwohl einige haarscharfe Kritiker an der Brille Se. Herrlichkeit einen Anstoß nahmen; der Marquis von Waterford, der Drachenritter, war ganz lebendig, und manches Auge wandte sich nach ihm, um den Mann zu erblicken, der einen so großen und eigenthümlichen Ruf erlangt hatte, namentlich durch sein Zusammentreffen mit einem nordischen Ritter in Norwegen.*) Dießmal ritt auch die „Königin der Schönheit" auf ihrem reich geschmückten Zelter, umgeben von ihren Ehrendamen und Pagen und Knappen im reichsten Costume mit dem Zuge, und hinter ihr kam Fratzen schneidend und schreiend der „Narr."

*) Der Marquis von Waterford ist bekanntlich durch seine tollen Streiche berühmt, fährt mit seiner Yacht bald da bald dorthin, richtet Nachts Unfug in den Städten an, und rauft sich mit der Polizei herum. Die obige Anspielung bezieht sich darauf, daß er in einer norwegischen Stadt mit seinem Unfug an den unrechten Mann kam, indem ein Nachtwächter ihm eine Sound thrashing, d. h. eine tüchtige Prügelsuppe gab.

Als der Zug vorüber war, begann das Rennen wieder in derselben Weise wie zwei Tage zuvor, die Sieger wurden mit betäubendem Beifall begrüßt, und in den ziemlich langen Pausen trat der Possenreißer auf, der aber keinen sonderlichen Beifall erntete. Nach dem Stechen ward ein Ringelrennen gehalten, das nebst andern Belustigungen *) fortdauerte bis beinahe 7 Uhr, wo der Abend kalt und unfreundlich wurde, und der größere Theil der Zuschauer sich entfernte, nachdem Lord Eglinton angekündigt hatte, daß bei günstigem Wetter das Turnier am folgenden Tag fortgesetzt werden sollte.

Als das Stechen vorüber war, wurden die Ritter und Damen nach dem Pavillon geleitet, der als Bankettzimmer ausgerüstet, völlig getrocknet war und keine Spuren der am Mittwoch eingetretenen Ueberschwemmung zeigte. Die Gesundheit der Sieger wurde in strömenden Bechern getrunken und angemessene Reden bei der Gelegenheit gehalten. An dem Balle in dem anstoßenden Pavillon, welcher erst gegen 12 Uhr begann, nahmen etwa 1000 Personen Theil.

Am Samstag Morgens war das Wetter abscheulich, der Regen fiel wieder in Strömen, der Boden um Eglinton Castle ward abermals zum Sumpfe, und Lord Eglinton ließ anzeigen, daß das Turnier zu Ende sey. Man sagt, die nächste Vorstellung ähnlicher Art werde im Laufe des nächsten Jahres von dem Marquis von Waterford auf seinem Landsitz Ford Castle in Cumberland gegeben werden.

Chronik der Reisen.

Salerno und Pästum.

(Schluß.)

Durch die Mauern der Stadt gegen die Sonne geschützt, beendete ich eine rasche Skizze dieses Bildes, und verfiel dann in Träumereien über die Züge der Pelasger, die, durch das Orakel von Dodona geleitet, nach diesem Lande Saturns kamen und hier Städte und Tempel bauten. Plötzlich wurde ich in die Gegenwart zurückgerufen durch die Stimme des Custode, den ich so eben nebst den Bettlern, seinen Genossen, beseitigt hatte. Bewaffnet mit einem langen Gewehre, kam er, um mich im Namen Sr. Excellenz des Directors der Akademie in Neapel aufzufordern, die Alterthümer Sr. Majestät zu respectiren. Dieser Mangel an Respect, dessen man mich anklagte, schien mir ein so seltsames Vergehen, daß ich gar nicht daran glauben wollte, sondern den Mann und sein Gewehr zum Henker schickte und zu zeichnen fortfuhr. Nach einer halben Stunde aber kam er zurück, begleitet von Bauern, die, so gut es gehen wollte, mit Gabeln, Hauen und Stöcken bewaffnet waren; er wiederholte seine Aufforderung und breitete ein großes Bündel Erlaubnißscheine vor mir aus, die ganz in der Regel von dem Director der Akademie in Neapel unterzeichnet waren; es war ganz richtig: eine Anzahl englischer, russischer und französischer Touristen hatte die Erlaubniß erhalten, die Denkmäler von Pästum zu zeichnen. Meine Skizze war fertig; indeß auf dem classischen Boden gleich einem

*) Einem Schwerterkampf z. B. Bei diesem ward ein Hr. Jerningham an der Hand verwundet, und Blut floß, wo dann abermals ein fataler, unmittelalterlicher Zwischenfall eintrat, indem der Friedensrichter alsbald dem Spiel Einhalt that.

wilden Thiere gejagt zu werden, weil man über dem Verbrechen des Zeichnens in flagranti ertappt wird, ſchien mir eine ſo komiſche Situation, daß ich einen Augenblick daran dachte, ſie fortzuſetzen, und mich als Don quixotte der Kunſt zu gebärden. Ich beſann mich jedoch eines andern, ſchlug meine Papiere zuſammen, und nahm, ſtets gefolgt von dem Cuſtode und ſeiner kleinen Armee, die mich aus der Ferne beobachteten, meinen Weg nach dem Portikus des Neptun-Tempels und von da nach dem Meer und dem kleinen Hafen Agropoli.

Eine kleine mit Binſen und Brombeerſtauden, hie und da mit Myrtengebüſch und wilden Roſenſtöcken bedeckte Ebene breitet ſich von den Mauern der Stadt bis ans Meer aus. Dieſe Ebene iſt von einem Bach, der aus den Bergen von Caryaccio herabkommt, längs den Mauern der Stadt hinfließt und dann in den Dünen am Meere ſich verliert, mehr inficirt als bewäſſert, denn er zertheilt ſich in eine Menge Arme, und bildet hie und da kleine Teiche von ſchmutzigem ſtehendem Waſſer, deren Ufer von Reptilien aller Art, namentlich von ſchwarzen Schlangen, wimmeln. Ich war abgeſtiegen, und ſah mehrmals eines dieſer 4 bis 5 Fuß langen Thiere ſehr raſch zwiſchen dem Rietgras hinſchlüpfen und ſich im Gebüſch verlieren. Ihre Flucht war ſo ſchnell, daß ich keine erreichen konnte. Die Meeradler und eine Art Fiſchadler von röthlicher Farbe, der an dieſen Uferſtrichen ſehr gewöhnlich iſt, führen einen hitzigen Krieg gegen ſie; ich war ſelbſt Zeuge eines Kampfes zwiſchen einem dieſer Vögel und einer Schlange, die er in ſeinen Krallen hielt.

Die Ebene von Päſtum ſtößt gegen das Meer hin an Dünen, die mit großen dicken Büſchen von hochgelbem Ginſter bedeckt ſind. Hinter dieſen Dünen dehnt ſich ein prächtiger Uferſtrich von feinem goldartigem Sand aus. Nur ungern glaubt man, daß ein ſo ſchönes Ufer einer der ungeſundeſten Orte der Welt ſey. Ein großer lombardiſcher Thurm, an der Mündung des Fluſſes von Päſtum gebaut, iſt das einzige Gebäude, das man an dieſem Ufer findet. Dieſer alte Thurm ſteht ohne Zweifel an der Stelle des ehemaligen Hafens von Poſſidonia, den der Sand angefüllt haben wird, und von dem man keine Spur mehr bemerkt. Die Bauern in der Nachbarſchaft haben aus dieſem Thurm einen Stall und einen Kornſpeicher gemacht, in welchen letztern man auf einer außen angelegten Leiter hineinſteigt. Die Ausſicht, welche man von dieſem Punkt aus hat, dem einzigen, welcher die ganze Ebene beherrſcht, iſt bewunderungswerth, aber auch unglaublich traurig, es iſt die Ruinenöde der römiſchen Campagna, vereint mit der gränzenloſe Oede des Meeres. Auf der einen Seite umfaßt das Auge die ganze mit Haiden, Ruinen und Wäldern bedeckte Ebene von Päſtum bis Eboli, auf der andern die ganze Ausdehnung des Golfes von Salerno.

Agropoli iſt eine hübſche Marina, wie man die kleinen Häfen dieſer Küſte nennt, am Ende des Uferſtriches von Päſtum gelegen, nach den Bergen von Ogliocaſtro zu. Eine merkwürdige Fiſcherbevölkerung hauſt hier, welcher einige neapolitaniſche Gelehrte, auf den griechiſchen Namen des kleinen Fleckens geſtützt, einen pelasgiſchen Urſprung geben wollen. In den Gebräuchen, Sitten und in der Sprache der Einwohner habe ich nichts bemerkt, was dieſe Anſicht rechtfertigen könnte, nur war ich bei der Ankunft im Hafen Zeuge eines wunderlichen Gebrauches, der indeß auch den andern Küſtenbewohnern und den Sicilianern gemeinſam ſeyn ſoll. Zwei Neuvermählte traten aus einem Häuschen, wo das Hochzeitsmahl gehalten worden war, junge Leute warfen Händevoll Getreide auf den Weg und ſelbſt auf die Kleider der Vermählten, und einer der Geladenen, der Vater des jungen Mannes, trug eine Hammelrippe vor ihm her, hielt ſie dem jungen Menſchen von Zeit zu Zeit vor und ſchrie laut: „Rodi quest' osso“ (nage an dieſem Knochen), „denn du haſt heute einen genommen, der noch härter zu verdauen iſt.“ Der Urſprung des erſten dieſer Gebräuche kann alt ſeyn, und erinnert an die Sitte der Römer, vor den Neuvermählten Nüſſe auszuſtreuen; der zweite trägt ganz den Charakter einer italieniſchen Buffonerie.

Die gegen das Meer geneigte Ebene, welche Päſtum von Agropoli trennt, und welche noch den Namen Saracenenfeld (campo saraceno) trägt — denn hier ſchlugen die Saracenen, als ſie im Jahre 918 oder 931 (man iſt über den Zeitpunkt nicht einig) Päſtum verheerten, ihr Lager auf — iſt wie die Dünen des Uferſtriches zum Theil mit Buſchwerk bedeckt, und ſoll nach der Behauptung der Gelehrten von Salerno der Schauplatz des bekannten ſeltſamen Kampfes zwiſchen den Bewohnern von Kroton und Poſſidonia oder Päſtum, *) welches letztere mit den Sybariten verbunden war, geweſen ſeyn. Die Poſſidonier hatten nämlich ihre Pferde zu einer Art von Tänzen abgerichtet, und als es zwiſchen ihnen und den Krotoniaten zum Kampfe kam, bliſen die Trompeter der letztern die Tanzmelodien, wodurch die Reiterei der Poſſidonier in Unordnung kam und niedergehauen wurde.

Zu Agropoli fand ich ein kleines Pferd, das mich in weniger als einer halben Stunde mitten durch die Sümpfe und das Geſtrüpp der Ebene geſund und wohl nach Päſtum zurückbrachte. Hier erwartete mich mein Poſtillon aus Salerno mit großer Ungeduld, denn er glaubte ſchon, ich ſey die Beute der Räuber oder der Schlangen geworden. Der Wagen war bereit, die Pferde angeſpannt und die Sonne begann ſich zu neigen; wir fuhren alſo ohne Zögerung ab, und geſpornt durch die doppelte Furcht vor Schlangen und vor Räubern, brauchte mein Poſtillon die Peitſche ſo kräftig, daß wir in weniger als in 4½ Stunde und ſtets mit denſelben Pferden die Strecke zurücklegten, wozu wir am Morgen 5 Stunden gebraucht hatten.

Die Nacht war eingebrochen, als wir nach Salerno zurückkamen.

Fr. Mercey.

*) Oppidum Paestum, Graecis Posidonia appellatum Plin. lib. III. cap. VI. Päſtum, die Hauptſtadt von Lucanien, blieb den Römern während der puniſchen Kriege treu und kämpfte muthig gegen Hannibal; während des Einbruchs der nordiſchen Völker entging ſie wie durch ein Wunder der Verheerung, und hatte noch faſt alle ihre Denkmäler, als ſie im Anfange des 10ten Jahrhunderts durch die Saracenen von Grund aus zerſtört wurde.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 105** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ein Tag des Dichters Lamartine. — Die literariſchen Löwen in England.** (Schluß.)

Das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit angetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 262.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

19 September 1839.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Perſien.

Reiſe von Tiflis nach Tebris.

Aus Tiflis nach Eriwan führen drei Wege: der erſte nach der Veſte Gumry, der zweite durch das Thal von Dilidſchan, und der dritte, ein halber Feldweg, nach Abaranpol. Mein Führer, ein Courier, der das Land kannte, entſchied ſich despotiſch für den dritten Weg, da er der kürzere und bequemere ſey. Zwei Stationen machten wir auf einem Bauerwagen; auf der dritten erklärte mir mein Herr Courier, ein geborner Gruſier, daß es durchaus unmöglich ſey, weiter zu fahren, daß die Reiſenden ihre Equipage wohl auch weiter mitnahmen, daß aber dieß Jahr durch die frühen Regen die Wege ſo verdorben worden ſeyen, daß das Fahren nicht nur ſchwer, ſondern unmöglich ſey, und daß man alſo die Reiſe zu Pferde fortſetzen müſſe. Ich liebe das Reiſen zu Pferde, und nahm mit Vergnügen den Vorſchlag an, da ich es für beſſer hielt, auf einem guten Roſſe zu ſitzen, als mir die Knochen auf einem ruſſiſchen Bauerwagen zerſchlagen zu laſſen. Meine Einbildungskraft war angeregt durch die Erzählungen von der Raſchheit und den guten Eigenſchaften der orientaliſchen Pferde, und mein Führer verſtärkte noch mit ſeinen orientaliſchen Phraſen meinen nordiſchen Enthuſiasmus über die herrlichen Pferde des zauberhaften Landes der Sonne. Nicht lange blieb ich in meinem angenehmen Irrthum, denn eben als ich ein aus Tiflis mitgenommenes Stück Schweizerkäſe abnagte, kam Jegor — ſo hieß der Courier — in mein Zimmer, und berichtete mir, daß die Pferde geſattelt ſeyen. „Sind ſie gut?“ fragte ich. — „Sehr gut,“ erwiederte er. Als ich meine Pfeife angezündet, mein „Schwert um meine Lenden gegürtet,“ trat ich hinaus, und ſahe — o Schrecken! die elendeſten Schindmähren, die man ſich denken kann. „Das iſt ein gutes Pferd?“ fragte ich Jegorn. — „Ja, ein ſehr gutes Pferd,“ erwiederte er, „es läuft einen ganz vortrefflichen Jerga.“ *) Wir wollen ſehen, dachte ich, faßte mir ein Herz, und ſetzte mich auf dieſe perſonificirte Faulheit und Kraftloſigkeit.

*) Eine Art Paßgang; das Wort iſt im Perſiſchen und Tatariſchen gebräuchlich.

Meine Felleiſen wurden auf ein nicht minder ekelhaftes Pferd gepackt, mein Bedienter ſetzte ſich auf eine einäugige Stute, und der Courier, mit aller ſeiner offenkundigen Bereitwilligkeit mir nach Kräften und Möglichkeit zu dienen, nahm für ſich nicht nur das beſte, ſondern wirklich ein recht ordentliches Pferd. Zwiſchen meinen Mantelſäcken ragte als dritter Pack der Tſchapar (Poſtbote) der Station hervor. Der Courier führte Geld für unſere Geſandtſchaft in Tebris mit ſich, und nahm deßhalb ein Convoi mit ſich, das aus fünf Kengorli's beſtand. So, neun Köpfe ſtark, machten wir uns auf neun Roſinanten auf den Marſch. Mit Hülfe einer tüchtigen Koſakenpeitſche, die ich mir noch in Akſai gekauft hatte, brachte ich mein Pferd doch dahin, daß es in der Verzweiflung einen kleinen Trab anſchlug, der mir aber bei jedem Schritt ſo ungnädige Stöße verſetzte, daß ich jeden Augenblick Kopf, Arm oder Beine in Gefahr glaubte. Als ich eine halbe Werſt weit gekommen, wandte ich mich, um den Courier zu fragen, wie viel Werſte wir bis nach der nächſten Station hatten, aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich außer meinem Diener Niemand ſah; die andern waren weit zurückgeblieben. Als ſie endlich herangekommen waren, fragte ich Jegorn, warum ſie ſo langſam vorwärts zögen. „Halten Sie zu Gnaden,“ erwiederte der Courier, „hier im Orient reitet man beim Reiſen immer im Schritt; zudem, ſehen Sie, habe ich zwei Säcke mit Ducaten über den Sattel gebunden, wie ſoll ich traben! Fürchten Sie ſich nicht, wer langſam geht, kommt auch ans Ziel.“ Dieſe traditionelle Sprüchwörterweisheit traf mich wie ein Donnerſchlag. Im Schritt? Jetzt begriff ich das Schreckliche meiner Lage. Ueber 700 Werſte in Geſellſchaft des Couriers Jegor, im Schritt reitend, zurückzulegen, das war ein ſchrecklicher Gedanke. Ueberzeugt jedoch, daß alle meine Einwendungen nichts helfen würden, unterwarf ich mich meinem Schickſal, und ließ meinem Pferde die Zügel, daß es nach eigenem Gefallen ſeinen Schritt fortgehen könnte. Der Tſchapar ſtimmte eine Art tatariſchen Geſang an, der dem Miauen einer verliebten Katze nicht unähnlich klang, Jegor rauchte ſeine Pfeife, und ich ſaß da und dachte an nichts, als an die menſchliche Faulheit, an die ſchlechten Pferde und an das Nachtlager.

Wir legten nur 18 Werste zurück; als ich aber bis zur Station gelangt war, stieg ich nur mit Anstrengung aus dem Sattel, und schleppte mich mit Mühe in die Hütte, wo wir über Nacht bleiben sollten, so sehr hatte der Ritt auf dem schönen Paßgänger mir die Knochen zerschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Streifereien durch die Volsker-, Aequer- und Hernikergebirge im Mai 1839.

(Fortsetzung.)

Das Innere von Casamara mag wohl der Bitterkeit, welche sein Name verheißt, sattsam entsprechen, das Aeußere ist freundlicher, als es sich von einem Trappistenkloster erwarten ließe. Es liegt am Abhange eines Hügels zwischen bebauten Feldern und freundlichen Bignen. Die Aussicht nach dem Neapolitanischen, auf Arzino, die Vaterstadt Cicero's, nach dem auf höchster, seltsam geformter Spitze thronenden Rocca d'Arce und der Bergstadt Bauco, auf die in blauem Duft schwimmenden Abruzzen, ist sogar den schönen zuzurechnen. Es war in der Mittagsstunde, als ich das Kloster erreichte, und die Pforte blieb verschlossen, bis der Convent abgespeist hatte. Erst nach halbstündigem Warten wurde ich eingelassen, und von dem Pförtner, dem einzigen, welcher die Licenz zu sprechen hat, in das Kloster geführt. Der Kreuzgang ist heiter, und wird von zierlichen Säulchen getragen; die Kirche, eine der wenigen in Italien, welche im reinen gothischen Geschmack erbaut sind, ist edel und einfach. Das Schiff ist durch eine Gitterwand gespalten. Frauen dürfen nur die äußere Hälfte betreten. Die weißgekleideten Mönche zogen paarweise singend in den Chor. Der kirchliche Gesang und das Lesen der Messe sind der einzige Gebrauch, den sie von ihrer Stimme machen dürfen — sonst kein Wort, keinen Hauch. Sogar die frühere, finstre Begrüßung: Memento mori! ist verschwunden. Der Pförtner selber flüsterte mir heimlich und verstohlen seine Bemerkungen ins Ohr, als befürchte er, die wandelnden Mumien, die in den Zellen Träumenden aus ihrem Seelenschlaf zu wecken. Auch das tägliche Graben des eigenen Grabes existirt seiner Aussage zufolge nicht mehr. Von den Zellen habe ich nur die des Priors gesehen; sie war hell und freundlich, und hatte die oben erwähnte Aussicht auf die Abruzzen. Das Kloster nimmt die Wanderer gastfrei auf; seine Tafel soll sich häufig der im nahen Lago di Fucino gefangenen Fische erfreuen — mir wurden sie nicht zu Theil, und der gereichte Wein erregte keine sonderliche Lust, in dem unheimlichen Orte länger zu weilen.

Der Weg nach Veroli gehört zu den entsetzlichen, und eignet sich höchstens für zerknirschte Büßer zur Wallfahrtsstrecke. Er besteht aus dem Geröll der von Sturzbächen bergab geschwemmten Steine, und ist kaum zu passiren. Die Benennung des Volks „scannacapra" „Ziegenschinderei" ist bezeichnend genug. Um so erfreulicher war das Ziel der Tageswanderung, die Stadt Veroli — das alte Verulä — welche sich durch Reinlichkeit und Wohlhäbigkeit vor allen übrigen im südlichen Kirchenstaate, und namentlich im Gebirge, auszeichnet. Unter den Häusern sind mehrere palastähnliche; die steil berg- auf und bergab führenden Straßen sind mit aufrecht stehenden Ziegeln gepflastert, mit Sandstein eingefaßt, und unterirdische Canäle fangen das herabströmende Wasser auf. Veroli steht in seiner Art einzig da, und sogar die Locande gehört zu den erträglicheren. Die Lage ist ausgezeichnet schön, und der Anblick der auf dem schroffen Felsabhange liegenden Stadt mit seiner zerfallenen Burg von Nordwest aus höchst malerisch. Eben so reizend ist auch die Fernsicht nach dem Volskergebirge, dem Saccothal und den einzelnen mit Dörfern und Städten gekrönten Hügeln. Die Cultur des Bodens kann nicht sorgfältiger seyn. Ich wünschte nur, daß die Tausende der Nachbeter, welche sich in Tiraden über die Trägheit des Italieners erschöpfen, nur ein Weniges sich in das Innere des Landes bemühten, um den Eifer und die Geduld zu bewundern, mit welcher der Landmann auch das geringste Stückchen Scholle bebaut, und kahle Felsen durch unüberwindlichen Fleiß in Gärten umwandelt. Er würde einräumen müssen, daß es wahrhaft staunenswerth sey, wie viel dieß gestissentlich verwahrloste Volk noch leistet; er würde anerkennen, daß der Italiener nicht nach einzelnen auf Treppen und Kirchenschwellen herumlungernden Pancianeris zu beurtheilen sey. Wahrlich, in dem Volk ist ein Fonds, wie in nur wenigen.

Zwischen Weinbergen, in denen die Reben sich wieder auf florentinische Art an Maulbeerbäumen oder gekappten Ulmen hinaufranken, führt die trefflich erhaltene Strada romana nach dem alten Alatri. Die Sage läßt dessen Mauern von Saturn erbauen. Factisch ist es, daß sie zu den interessantesten cyklopischen Bauten Italiens gehören. Die gegen hundert Fuß hohe Mauer der ehemaligen Citadelle ist vollkommen erhalten, und besteht aus oblongen Quadern. Dort ist auch in der Mauer die 16 Fuß hohe Porta civica, welche, sich nach oben verjüngend, von Einem Stein bedeckt wird. Eine noch gewaltigere Steinmasse schließt die niedrige Ausfallspforte im Garten der Seminaristen, welche sich durch drei kolossale ausgemeißelte Priape auszeichnet. An dem gewöhnlichen Eingangsthor, der Porta San Pietro, ehemals Porta Bellona, ist außerhalb derselben ein fast unbemerklicher Priap, und innerhalb die Figur eines Mannes, welcher die Arme in die Seite stemmt, zu sehen. Das Volk nennt den letztern Aprile. Eine alte Sitte, deren Ursprung nicht mehr zu ermitteln ist, läßt die männlichen Einwohner am zweiten Osterfeiertagsmorgen nach jenen Basreliefs mit Steinen werfen. Diese äußere Mauer ist gleichfalls cyklopisch, obgleich von minder großen Steinen erbaut. Das Portal der Hauptkirche ist nicht uninteressant, im Uebrigen aber ist Alatri ein abschreckendes, unheimliches Nest. Die Hauptmerkwürdigkeiten in der Umgebung sind die Höhle von Collepardo und die Versenkung von Vico; die letztere soll 300 Fuß im Umfang und 100 Fuß Tiefe haben. Ein Urwald wurzelt in ihrem Schlunde, und Millionen Vögel nisten dort in ungestörter Sicherheit. Ich wollte diese aufsuchen, gelangte aber von einem Irrthum Westphals, mehr aber noch durch die Beschreibung der Einwohner, die stets von Pozzo di Collepardo

ſprachen, irre geleitet, nach dreiſtündigem beſchwerlichem Marſche jenſeits des Coſaſtuſſes nach der Höhle von Collepardo; dieſe nimmt aber einen ſehr untergeordneten Rang unter den europäiſchen Grotten ein, und lohnt die Mühe der Wanderung bei weitem nicht.

Von den zwei nach Ferentino führenden Wegen zieht ſich der weitere durch die Ebene, der nähere unterhalb Jumone durch das Gebirge. Ich bereue es, den letzteren erwählt zu haben; er iſt eben ſo ſchlecht als alle Vicinalwege, und läuft zuletzt in Ziegenſteige oder vertrocknete Betten der Felsdäche aus. Ueberdieß büßte ich dergeſtalt das auf der großen Straße und hart am Wege in den Fels gemeißelte antike Teſtament ein. Ein alter, cyklopiſcher Unterbau am Fuße von Ferentino, auf welchem ein Caſale ſteht, iſt das einzige Sehenswürdige auf der kürzeren Straße. Die Stadtmauern des einſtigen Ferentinum ſind vielfach geflickt, ſtammen aus ſpäterer cyklopiſcher Zeit, und kommen gegen die von Alatri und Norba nicht in Betracht. Andere Merkwürdigkeiten aber entbehrt der Ort. — Ich ſtieg am folgenden Tage von der Höhe in das weite Sacrothal hernieder, welches mit den Volskergebirgen und den pontiniſchen Sümpfen die Provincia di Campagna e Maritima bildet, und verfolgte die an die Stelle der Via Labicana getretene Heerſtraße. Die wellenartigen Hügelreihen des Thals, einzelne Wartthurmruinen, die Fernſicht über die Fläche nach Valmontone zu, und die Volskerberge mit den daran klebenden Städten, von denen Segni die bedeutendſte iſt, mahnen an die römiſche Campagna. Ich wünſchte die alte Herniker-ſtadt Anagni zu umkreiſen, und den Richtweg nach Pagliano einzuſchlagen; es mißglückte mir in dieſem Falle, wie in allen früheren — die römiſchen Gebirge leiden keine Abweichung von gebahnten Pfaden. Nachdem ich den ganzen Bergkegel von Anagni umgangen, ſah ich mich dennoch genöthigt, durch Gärten und Weinberge brechend, ihn zu erklimmen, und um vieles beſchwerlicher, als auf der Heerſtraße. In der Stadt war alles Volk auf den Beinen; außer der Feier des Sonntags ward das Feſt der Madonna und das des heil. Pancrazio begangen. Die Männer ſtolzirten in Scharlachweſten und blauen Jacken, das Muſikcorps der Nationalgarde (la banda militare) trompetete aus Leibeskräften, alle Weinkneipen waren mit Zechenden und Schmauſenden angefüllt. Die Zahl jener Keller aber iſt Legion; ein Haus um das andere trug das Aushängeſchild des Lorbeerbuſches, und man konnte ohne Uebertreibung auf jeden Trinker auch einen Verkäufer rechnen. Anagni ſelber hat einen Anſtrich von Wohlhabenheit, anſehnliche Häuſer, und einen beſonders ſchönen Bogen, welcher durch das Rathhaus führt. Es wohnen dort ganz hübſche Leutchen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle.

Zweite Abtheilung.

Gegen Ende Decembers 1831 lief der Beagle abermals in die See. „Niemals," ſagt Capitän Fitzroy, „verließ ein Schiff England, das beſſer verſorgt und zur Erfüllung des ihm vorgeſchriebenen Dienſtes, ſo wie für die Geſundheit und Bequemlichkeit der Mannſchaft beſſer ausgerüſtet war, als der Beagle." Die Nothwendigkeit, während der Fahrt durch das atlantiſche Meer mehrere Orte zu beſuchen, theils um die Chronometer zu erproben, theils die Neugierde der Naturforſcher zu befriedigen, bereicherte uns bald mit intereſſanten Beobachtungen. Allein die uns vorgeſchriebene Zeit mahnte uns, dem Hauptſchauplatz unſerer Thätigkeit entgegenzueilen. Zwiſchen dem La Plata und Rio Colorado liegt eine niedrige, oder wie Capitän Fitzroy ſie benannt, halb überſchwemmte Küſte, die zwar äußerſt gefährlich iſt, aber dabei dennoch einige ausgezeichnete Häfen darbietet. Mit Unterſuchung der Gefahren und der daſelbſt befindlichen Zufluchtsorte begann die Arbeit. An der Spitze von Port Belgrano, einem der genannten Häfen, befindet ſich eine kleine Bucht, die meilenweit zwiſchen Bänken von Schlamm und hohem Schilf hinläuft, bis man ſich inmitten von Pampas, unter Heerden von wilden Pferden und nahe bei einer ſpaniſchen Guardia oder einem militäriſchen Poſten befindet, deſſen Officiere, umgeben von wildausſehenden Gauchos, mit größtem Staunen ſahen, daß die Boote eines engliſchen Kriegſchiffes bis zu ihrer Einſamkeit vordringen konnten. Eines Tages, als das Schiff etwa drei Meilen von der Küſte entfernt war, der Bucht von San Blas gegenüber, erfüllte ein aus Nordweſt kommender Wind die Luft auf einmal mit Wolken von Schmetterlingen, die ſich auf eine Meile in die Breite und mehrere Meilen in die Länge ausdehnten. Hieraus iſt wohl zu ſchließen, wie reich die ſcheinbar öden Pampas an Leben ſind, und welchen Verheerungen ihre Fruchtbarkeit ausgeſetzt iſt.

Die Freude der Fuegier, als ſie ſich ihrem heimathlichen Boden näherten, kannte keine Gränzen; in lauten Ausrufungen äußerte ſich ihre Luſt, und im voraus ſtellten ſie ſich die Wonne vor, mit welcher ihre Rückkehr von ihren Freunden aufgenommen werden würde. Als aber ein Haufen kräftiger Eingeborner bei Good Succeß Bay erſchien, häßlich bemalt und mit Thon beſchmiert, wollten „York" und „Jemmy" dieſelben durchaus nicht als Landsleute erkennen, und eben ſo wenig ihre Sprache anerkennen. Das ſchmerzliche Erkennen nackter Barbarei, deren ſie ſich ſeit ſo langer Zeit entwöhnt hatten, vereinigte ſich wahrſcheinlich in dem Augenblick mit ihrer alten Feindſeligkeit gegen die öſtlichen Stämme. Wir erreichten zuerſt die Heimath „Jemmy Buttons," an einer Stelle, die Woollya hieß, an der Navarin-Inſel und am weiteſten öſtlich lag; wir fanden den Ort angenehm und ſcheinbar fruchtbar, mit grünen Abhängen und Bächen im Vordergrund; in kleiner Entfernung davon befanden ſich Anhöhen und Wälder. Hier ſollte für die erſte Zeit der Same der Civiliſation in Tierra del Fuego ausgeſtreut werden. „York Minſter" nahm die „Fuegia Basket" zum Weibe — die fuegiſchen Mädchen ſcheinen ſämmtlich ſehr jung zu heurathen — und hatte ſich aus ſpäter zu erläuternden Gründen an der gleichen Stelle mit „Jemmy Button" anzuſiedeln entſchloſſen. Ein anderer Anſiedler aber, der zu Woollya gelandet haben mußte, befand ſich auch daſelbſt, jedoch mit ganz andern Geſinnungen, als York und Jemmy — denn was kann es Verſchiedeneres geben, als die Empfindungen eines Barbaren, der ſeinen Landsleuten die Wohlthaten, die ihm durch die Civiliſation zu Theil geworden ſind, zu erzählen, und die Geſinnungen, womit ſich ein civiliſirter Menſch freiwillig mit Wilden zu leben entſchließt? Ein junger Mann, Namens Matthew, war von einer Miſſionsgeſellſchaft zur Begleitung der Fuegier erwählt worden,

damit er, durch ihren Einfluß unterſtützt, im Fall die Umſtände ſich günſtig zeigen würden, den Verſuch machen ſollte, die Segnungen des Chriſtenthums in ihrem Land einzuführen. Es wurden Hütten errichtet, und das Eigenthum der Fuegier, beſtehend in Kleidern, Porcellan, Geräthſchaften und Gefäßen verſchiedener Art, wurde an das Ufer gebracht; zur größern Sicherheit ein Theil davon unter den jüngſt errichteten Gebäuden vergraben. Von allen Seiten verſammelten ſich die Eingebornen, um ihre Neugierde zu befriedigen, und zu ſtehlen, was ſie konnten. Allein die Verwandten Jemmy's waren noch nicht erſchienen. Endlich hörte man eine tiefe Stimme aus einem eine engliſche Meile entfernten Kahne; Jemmy wurde plötzlich aufmerkſam und rief: mein Bruder! Das Boot erreichte das Ufer und Jemmy flog ſeinen Verwandten entgegen; allein ſeine Mutter ſchenkte ihm kaum einen Blick, ſo beſchäftigt war ſie mit ihrem Boot, mit ihren Häuten und Feuerſteinen; ſeine Schweſtern liefen davon, und ſein Bruder, der ihn einige Zeit auf nicht ſehr freundliche Weiſe angeſtarrt hatte, ſprach darauf einige Worte, die aber der arme Jemmy nicht verſtehen konnte — er hatte die Reinheit ſeiner Mutterſprache unwiederbringlich verloren.

Da die Eingebornen friedlich geſtimmt ſchienen, und Hr. Matthew von ſeinem Unternehmen nicht abſtand, ſo hielt es Fitzroy fürs beſte, die Leute ſich ſelbſt zu überlaſſen, und die Unterſuchung des Beagle-Canals inzwiſchen zu vollenden. Die Entdeckung dieſer Meerenge durch den Bootsmann des Beagle gehört unter die merkwürdigſten Reſultate der vorigen Expedition. Der Beagle-Canal iſt eine Meerenge von etwa zwei Meilen Breite, wobei er den ſüdlichen Theil von Tierra del Fuego durchſchneidet, und ſich auf eine Strecke von 120 Meilen in die Länge von Oſten nach Weſten mit wenig Krümmungen hinerſtreckt. Er gleicht in größerem Maaßſtabe dem Lochan-Thal in Schottland; auch Hr. Darwin, ſtets aufmerkſam auf die mächtigen Veränderungen, deren Spuren die Oberfläche der Erde darbietet, bemerkt: „in ſpätern Zeiten wird die Aehnlichkeit vielleicht noch vollſtändiger werden; an einer Stelle haben wir bereits Beweiſe, daß ſich das Land in einer Art von Klippe oder Terraſſe erhebt, die aus grobem Sandſtein, Schlamm und Geröll beſteht.“ Der Canal iſt auf beiden Seiten von Hochland begränzt, an der Nordſeite erheben ſich die Gebirge in ununterbrochenem Zuge von dem Rande des Waſſers aus zu einer Höhe von 5000 Fuß, wo es in zackigen Spitzen endet und bis zur Höhe von 1500 Fuß von ſchwärzlichen Wäldern bedeckt iſt. Die Meerenge theilt ſich nahe an ihrem weſtlichen Ende in zwei Arme, wodurch dann das Ganze ein großartigeres Anſehen erhält. Nahe an 7000 Fuß hohe mit ewigem Schnee bedeckte Berge erheben ſich über den nördlichen Arm, und ergießen viele Waſſerfälle durch die Wälder in den engen Canal hinab.

Bei ſeiner Rückkehr nach Woollya ſah Capitän Fitzroy, daß der Verſuch einer Miſſion bereits weit genug getrieben worden ſey. Es ſcheint nicht, daß die Eingebornen ſich irgend eine Gewaltthätigkeit gegen Hrn. Matthew erlaubten, allein ihre übermäßige Rohheit und ihr beſtändiges Betteln um Geſchenke geſtatteten ihm nicht zu bleiben, und erfüllte ihn mit den ſchmerzlichſten Beſorgniſſen. Da er nicht fortwährend Geſchenke machen konnte, und wenig Ausſicht vor ſich hatte, die Stelle eines Lehrers unter ihnen einzunehmen, ſo ſchiffte er ſich klugerweiſe, und wir brauchen es kaum beizufügen, mit Freude wieder ein. Güte und Mitleid ſind ſeinem Ausſpruche nach gerade in Tierra del Fuego der hervortretende Charakter des weiblichen Geſchlechts. So oft er aus ſeiner eigenen Wohnung, durch die Verfolgung der Männer vertrieben, in der Hütte eines Eingebornen eine Zufluchtsſtätte ſuchte, theilten ſtets die Frauen ihre Nahrung mit ihm und ſchützten ihn vor Beleidigungen. „Jemmy Button“ ward durch ſeine Freunde und Verwandte bald beinahe ſeines ganzen Eigenthums beraubt. „York Minſter,“ der ein ſtarker und raſcher Mann war, verlor nichts. „Fuegia Baſket“ ſchien der Liebling Aller, und gleichſam mit Uebereinkunft Aller von jeglicher Veranglimpfung frei zu ſeyn.

Ueber ein Jahr war ſeit der Ankunft der drei jungen Fuegier zu Woollya vergangen, ehe der Beagle dieſe Stelle wieder beſuchte. Allein man traf die Wohnungen verlaſſen, weßhalb man wegen der Eigenthümer ängſtlich wurde; bald jedoch wurden die Beſorgniſſe durch das Erſcheinen eines Bootes verſcheucht, in welchem ſich Jemmy ſelbſt — sed quantum mutatus ab illo — befand, nicht mehr zierlich und wohl gekleidet, ſondern nackt wie ſeine wilden Gefährten, bloß mit einem ſchmalen Fell um ſeine Lenden, ſeine Haare lang und geflochten, und ſein ganzes Ausſehen ſchmutzig und erbärmlich. Mit Vergnügen bemerkten wir jedoch, daß er bloß den äußerlichen Schmuck ſeiner Perſon verloren, die ihm verliehenen ſchätzbaren Gaben aber ſtets bewahrte. Seine Kenntniß der engliſchen Sprache, ſein anſtändiges Benehmen und ſein dankbares Gefühl für empfangene Wohlthaten waren ganz dieſelben geblieben. Für Capitän Fitzroy hatte er ein ſchönes Otterfell hergerichtet, auch für ſeine Freunde in England hatte er Geſchenke in Bereitſchaft. Er befand ſich ſehr wohl und war mit ſeinem Schickſale zufrieden. Das Erſcheinen einiger feindlichen Stämme aus Nordoſt hatte ſie gezwungen Woollya zu verlaſſen; eine in der Nähe liegende Inſel, die gegenwärtig auf den Karten den Namen Button-Inſel führt, gewährte den Flüchtlingen einen ſichern Zufluchtsort. „York Minſter“ hatte lange darüber nachgedacht, in ſein Vaterland im Weſten zurückzukehren, und war deßhalb unaufhörlich mit Erbauung eines großen Bootes, gleich dem, das er in Rio-Janeiro geſehen hatte, beſchäftigt. Sobald dieſes fertig war, überredete er Jemmy, ihn mit allen ſeinen Kleidern und andern Habſeligkeiten zu begleiten. Sie fuhren in weſtlicher Richtung dem Beagle-Canal entlang, bis ſie den Stamm York Minſters trafen; als Jemmy in ſeinem Boot in Schlaf verfiel, raubten ihm die andern Alles, was er hatte, und verſchwanden. Ob dieſe unedle Handlung von Seite York Minſters zum voraus überlegt war, iſt nicht ganz gewiß. Er war, als er nach England gebracht wurde, ein vollkommener Wilder, und man konnte nicht erwarten, daß ſein Weſen gänzlich umgeſtaltet werden würde. Seinen beiden Gefährten zu Ehren aber ſind wir zu dem Glauben genöthigt, daß in ihren Gemüthern und Sitten eine bleibende Verbeſſerung vorgegangen iſt, die unmittelbar auf den wohlgemeinten Zweck, den Capitän Fitzroy im Auge hatte, hinführte. „Fuegia“ blieb bis ans Ende hübſch und ſchicklich gekleidet — ein Beweis, daß ſie durchaus nicht geneigt war, die barbariſchen Sitten wieder anzunehmen, und daß die nackten Unglücklichen um ſie her dennoch zu viel Achtung für ſie hatten, um ſie dazu zu zwingen.

(Fortſetzung folgt.)

Van Amburgh. Der gewaltige Thierbändiger wird ſich von Paris direct nach St. Petersburg begeben. Der Vertrag mit ihm wurde in den erſten Tagen dieſes Monats geſchloſſen, und Van Amburgh ſoll für jede Abendvorſtellung 1900 Rubel A. erhalten.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 263.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

20 September 1839.

Der franzöſiſche und engliſche Handel in Peru.

Das Losreißen Amerika's vom europäiſchen Verbande, das noch immer ſeinen Gang fortgeht, führt manche ſeltſame Erſcheinungen herbei, die ihren Grund meiſt in dem Umſtande haben, daß die Häupter und Führer der neuen Staaten das Verhältniß ſelbſt nicht gehörig durchſchauen. Diejenigen Nordamerikaner, welche die großen Anleihen in Europa aufnahmen, ließen ſich anfangs wohl nicht träumen, daß das Volk ſich gegen dieſe Anleihen erklären würde, wie dieß jetzt wahrſcheinlich geworden iſt, und die Europäer, welche die Anleihen hergaben, glaubten einen vortheilhaften Handel geſchloſſen zu haben. In einer ähnlichen Lage befinden ſich jetzt die Engländer in Peru. Sie hatten den Protector der peru-bolivianiſchen Conföderation, Santacruz, unter ihren beſonderen Schutz genommen, ſo daß dieſer ſich ſogar mit der Hoffnung ſchmeichelte, ein engliſches Geſchwader werde ihn im Kriege gegen die Chilenen unterſtützen. Dadurch ließ er ſich verleiten, mit dem engliſchen Conſul einen Handelsvertrag abzuſchließen, gegen den ſich aber die öffentliche Meinung, ſobald man einige Kunde davon erhielt, ſo ausſprach, daß man nicht wagte, ihn officiell bekannt zu machen, und die erſte ſichere Nachricht davon durch die engliſchen Zeitungen nach Peru kam, was dort nicht wenig Aufſehen erregte. Jetzt, wo die Regierung des Protectors geſtürzt iſt, wird die nachfolgende nicht wagen, den Vertrag anzuerkennen.

Der franzöſiſche Handel iſt verhältnißmäßig unbedeutend in Peru, wie in den neuern Staaten Südamerika's überhaupt. Die Capitalien, die man hinſchickt, kehren auch faſt alsbald zurück, und die meiſten Handelsunternehmungen nach jenen Küſten werden bei der Rückkehr der mit den Waaren dahin abgeſchickten Schiffe auch liquidirt. So konnte Frankreich von der argentiniſchen Republik Rechenſchaft verlangen, ohne ſeine Kaufleute einem ſonderlichen Schaden auszuſetzen; wenn aber England, um ſeinen vortheilhaften Handelsvertrag mit Peru in Ausführung bringen zu laſſen, mit Krieg droht, ſo erleiden die engliſchen Kaufleute ungeheure Verluſte. Sie beſitzen in Peru wenigſtens 20 Millionen Piaſter in Schulden und in Waaren, und wenn die engliſche Regierung die jetzige peruaniſche zwingen will, den mit der vorigen abgeſchloſſenen Vertrag anzuerkennen und in Ausführung zu bringen, ſo wird dieſe augenblicklich Beſchlag auf das engliſche Eigenthum legen, um ſich ſo die Mittel zum Kriege zu verſchaffen, und dieſer Beſchlag wird bei der gegen die Engländer herrſchenden Abneigung gewiß ſehr vollſtändig ſeyn. In gleichem Verhältniſſe ſteht England zu Chili. Es kann alſo niemals ernſtlich gegen dieſe Staaten Gewalt anwenden, ohne augenblicklich ſeinen eigenen Kaufleuten ungeheure Verluſte zuzufügen. Gegen Peru ſteht jetzt England in dem unangenehmen Verhältniſſe, daß es entweder ſeiner Würde etwas vergibt, wenn es den bereits abgeſchloſſenen Vertrag nicht in Ausführung bringt, oder daß es ſich der Gefahr ausſetzt, ungeheure Verluſte zu erleiden, wenn es ihn in Ausführung bringen will. Es iſt bei Verhandlungen mit den Staaten Amerika's eine Rückſicht auf die Volksgeſinnung nöthig, wie nirgend ſonſt wo, weil den Regierungen durchaus die Mittel fehlen, etwas gegen die Neigungen des Volkes durchzuſetzen.

Streifereien durch die Volsker-, Aequer- und Hernikergebirge im Mai 1839.

(Schluß.)

Der bergab nach Pagliano führende Weg iſt ſecant genug. Rechts an dem Felſen hängt Monte acuto, ein elendes Dorf. Die Gegend iſt ziemlich ſteril und eintönig, die Verbindungsſtraße ein wenigbeſuchter Nebenweg. Hier und da begegnet man einer Schafheerde, deren Hirt mit Sandalen, Spitzhut und den Karabiner über der Schulter ziemlich banditenmäßig über die Hügel zieht, das iſt aber auch Alles. Pagliano liegt auf der Höhe, gehört den Colonna, und war früher einer ihrer Hauptſitze. Die Befeſtigung ſpricht deutlich genug für ihre einſtige Bedeutſamkeit, das Schloß ſelber iſt unbewohnt, wird vernachläſſigt und zerfällt. Für den Reiſenden haben nur die ſchönen Fernſichten nach Olevano und Civitella, und gegenüber nach Segni und Gavignano Bedeutung. Durch einen Eichenwald wandernd erreichte ich Abends das ſchöne Ole-

vano, einſt ſo berüchtigt als Räubernest, den Schauplatz unzähliger blutiger Gewaltthaten, denen zu ſteuern die päpſtliche Regierung zu unmächtig iſt. Immer noch dürfen die Gendarmen ſich nicht mit Sicherheit in den Bergen zeigen, noch weniger die Spur der Uebelthäter verfolgen. Und dennoch iſt auch hier der Teufel nicht ſo ſchwarz, als man ihn gewöhnlich zu malen pflegt. Die Olevaneſer ſind ein trotziges, keckes, ſtichfertiges Völkchen, wer ſie aber richtig zu nehmen weiß, wird mit ihnen ganz gut fertig. Hütet man ſich, ihnen auf Liebeswegen in den Weg zu treten, großprahleriſch ihre Habſucht, oder leichtſinnig ihren Zorn zu reizen, ſo iſt man in ihrer Mitte ſicherer, als unter dem Schutze der päpſtlichen Tiara zu Rom, und wird alle Tugenden eines unverbildeten Volks, Gaſtfreiheit und uneigennützige Anhänglichkeit unter ihnen finden. Nur die überraſchenden Naturſchönheiten können den Fremden hieher locken und feſſeln, und ſo wird denn von jedem Ankömmling präſumirt, er ſey Maler. Als ſolcher lebt und bezahlt er im Wirthshauſe zu feſtem, mäßigem Preiſe, als ſolcher wird er angeredet und noch häufiger angebettelt; denn das: Pittor' da mi bajocc'! tönt ihm, wo er geht und ſteht, aus hundert Kinderkehlen entgegen. Der Felskegel, auf welchem Olevano liegt, iſt recht eigentlich zur Gründung einer Veſte geſchaffen. Von drei Seiten ſteigen einer Kette von ſpaniſchen Reitern gleich zackige Felskämme in geraden Linien thalwärts. Die alte Burgruine mit dem epheubewachſenen runden Thurm krönt den Gipfel. So hoch Olevano auch liegt, ſo verſchwindet ſeine Höhe doch gegen das auf höchſter Felsſpitze thronende Civitella. Der Weg dahin führt über die den Malern wohlbekannte Serpentara, einen felſigen, umwaldeten Höhenzug, und dann ſteil über Klippen bergan. Dürftige Halme vermögen kaum auf den kahlen Bergabhängen zu wurzeln; die überreiche Ausſicht aber auf die Gebirgszüge zur Linken, auf die Dorfſchaften San Vito und die höherliegenden Capranica und Rocca di Cavi, welche mit Civitella an Höhe der Lage wetteifern, auf die großartigen Formen der Abruzzen zur Rechten, wiegt jede Mühſeligkeit auf. Vor dem Thore von Civitella keimt auf ſteinigem Acker eine ärmliche Saat, und eine Cypreſſe, der einzige Baum auf der Höhe, ſchaut melancholiſch in das Thal hernieder. Ein cyklopiſcher, oblonger Unterbau auf dem Gipfel erhärtet das Alterthum jenes Bergdorfes. Aus den grauen, verwitternden und zerfallenden Hungerthürmen, welche Civitella bilden, erhebt ſich ein Gebaude, welches das Gepräge der Wohlhabenheit an der Stirne tragt. Es gehört einem alten Nobile, dem den Künſtlern wohlbekannten Sor (römiſche Synkope für Signore) Vicenzo, welcher ihnen wahrend der Sommermonate gegen geringe Vergütigung von 5 Paul täglich, gaſtfreundlich ſeine Wohnung eröffnet. Dem Geſchaftsloſen, von allem Umgang Entfremdeten, iſt es mehr um Geſellſchaft und Unterhaltung, als um Gewinn zu thun, und ſo finden beide Theile ihre Rechnung, denn ohne ſeine Vermittlung würde ein längerer Aufenthalt in Civitella unmöglich. Hier herrſcht Sor Vicenzo einem ſouveranen Furſten gleich, alle Einwohner huldigen ſeinem Reichthum, vor Allem aber ſeinem Brunnen, denn der Nobile iſt der einzige im Ort, der ſich eines ſolchen rühmen darf, und ohne ſeine Vergünſtigung müſſen die Bauern bis in die Ebene nach Waſſer ſteigen. Ueberraſchend iſt es für den Reiſenden, nach wochenlanger Wanderung durch die ärmlichen Gebirgsſtädte hier wiederum einen ariſtokratiſchen, wenn gleich antiquirten Prunk zu finden; überraſchender noch die unvergleichliche Ausſicht aus dem Eckfenſter auf den neapolitaniſchen Kamm der Abruzzen, auf die waldigen Schluchten, auf das durch die anmuthige Tracht ſeiner Bewohnerinnen berühmte Cervaro, auf Canterano, das noch höher liegende Rocca di Canterano, Affile, Rogate und einige zwanzig auf den Klippen hangende Dorfſchaften. Ich pries gegen Sor Vicenzo ſeinen herrlichen Wohnſitz. Armſelige Wirthſchaft, erwiederte er faſt mit Friedensrichter Schaals Worten; lauter Pettler. Ei nun, die Luft iſt gut! —

Von Civitella herniederſteigend, führte mich der Weg durch einen nur allzu gelichteten Caſtanienwald, deſſen Blätter, trotz dem, daß wir uns ſchon in der Mitte Mai's befanden, noch zum Theil in der Knoſpe ſchlummerten, an dem Franciscanerkloſter vorüber, nach Rocca San Stefano, und nach dreiſtündigem, beſchwerlichem Marſch, nachdem ich den Carpinoſluß auf dem Rücken eines Weinbauers überſchritten hatte, nach Subjaco, dem alten Sublaqueum. Die Schönheit der Stadt, ihrer hoch liegenden Burg, des Mühlenthals, der Höhlen im Felſen von San Benedetto, locken alljahrlich Schwärme von Künſtlern aus Rom hieher. Die wegen ihrer Trefflichkeit und Billigkeit weit und breit berühmte Locanda de' Artiſti wird nie von Beſuchern leer, und die ſprechend getroffenen, wenn gleich humoriſtiſch karrikirten Portraits der Dankbaren zieren die Wände derſelben. Das gefällige Reproduciren des allgemein Bekannten iſt jedoch nur ein Vorrecht des Künſtlers, und wo bereits Diligencen die Städte vereinden, wie dieß zwiſchen Rom und Subjaco der Fall iſt, wird es Pflicht des Touriſten ſeine Schreibtafel zu ſchließen.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Perſien.

Reiſe von Tiflis nach Tebris.

(Fortſetzung.)

Am folgenden Tage ſchleppte mich eine gleich ſchlechte Mähre über den Beſobdal. Auf der Höhe desſelben führt der Weg durch das ſogenannte Wolfsthor, wo die emporſtehenden Felſen auf beiden Seiten des Weges wirklich eine Art Thor bilden. Der Beſobdal ſcheidet Georgien von Armenien, und wenn auch dieß politiſche Geographie damit nicht recht übereinſtimmt, ſo darf man bloß die Gegend ſelbſt betrachten, um ſich zu überzeugen, daß die Natur ſelbſt dieſen Bergrücken zur Gränze zwiſchen beiden Ländern geſetzt hat. Die blühenden Garten Georgiens, ſeine üppige, allenthalben Friſche athmende, glanzvolle und milde Natur verſchwindet, um kahlen Ebenen Platz zu machen, die nur an einigen Stellen mit einem kaum bemerklichen, welken und farbloſen Grün bedeckt und mit Steinen beſäet ſind. Auf dem Beſobdal muß der Reiſende zum letzten Male ſich laben an dem Anblick der prachtigen Baume und der üppigen Pflanzen, und dieſes Abſchiednehmen von ei-

ner reizenden Natur iſt um ſo drückender, da er von ihr gerade in dem Augenblick ſcheiden muß, wo ſie den Augen am erfreulichſten ſich darſtellt, wo ſie im Brautſchmuck erſcheint, im vollen Glanze ihrer jungfräulichen Schönheit. In der That kann man ſich keinen Ort denken, der durch eine lieblichere Vegetation ausgezeichnet wäre, wie der Beſobdal. Die Bäume ſind gleichſam abſichtlich an höchſt maleriſche Lagen hingepflanzt, obwohl man überzeugt ſeyn kann, daß die Hand des Menſchen nie bis hieher reichte, und man muß ſtaunen, daß die Waldung auf dieſem Berge ſo rein iſt, als hätte ein Kunſtgärtner ſorgſam darüber gewacht, ſie in Ordnung zu halten. Ich bin überzeugt, daß keine Waldanlage bei allen Bemühungen des Menſchen zu dieſer Stufe von Pracht und Vollkommenheit gelangen kann, wie ſie hier bloß durch die mütterliche Sorgfalt der Natur erreichte.

Wenn man von dem Beſobdal herabgeſtiegen iſt, gelangt man auf eine unermeßliche Ebene, die kahl iſt wie die flache Hand, und wo das Auge durch die ewige Einförmigkeit ermüdet wird. Hie und da ſieht man Berge in der Ferne, Sandhügelchen, Steine und hohes Steppengras. Der Weg ſchleppte ſich träge hin, wie die Langeweile eines Lebens ohne Freude und ohne Kummer. Obwohl es gegen Ende Septembers ging, brannte doch die Sonne unbarmherzig; Alles um mich her war ſo leblos, daß ſich meiner eine furchtbare Beklemmung bemächtigte; nimmt man hiezu die Zerſchlagenheit in den Knochen von dem ungewohnten Ritt, die gleichgültige ſüße Fratze Jegors, das Brummen des Tſchapars, die verſchlafenen Augen der den Convoi bildenden Kengorlis und die Seufzer meines Bedienten, ſo begreift man, daß einem Menſchen in ſolcher Lage übel werden kann. Ich hätte Gott weiß was für ein Gebüſch, für ein Bächlein am Wege oder für eine Wolke gegeben, aber nichts, nichts fand ſich weder am Himmel noch auf der Erde. Wenn ich aber daran dachte, wie es mit den Raſtplätzen ſtand, ſo riß mir alle Geduld. Um mich durch irgend etwas zu zerſtreuen, fragte ich Jegorn, wie der weitere Weg beſchaffen ſey.

„Bis nach Eriwan geht dieſer ſchöne Weg ganz glatt fort, wie hier.“

O Barbar! dachte ich, das nennſt du einen ſchönen Weg? fühlloſe Creatur, dürre Seele! die außer Rindfleiſch und Brod keiner Nahrung bedarf, um zu leben. Ich wurde ſo ärgerlich, daß ich auf die Phraſe, welche mich in eine unbeſchreibliche Wuth verſetzt hatte, kein Wort erwiedern konnte.

Solchergeſtalt gelangte ich endlich nach Etſchmiadſin. Dieſes armeniſche Kloſter verdient in vielen Beziehungen die größte Aufmerkſamkeit, und darum will ich auch, was mir darüber bekannt wurde, mit möglichſter Genauigkeit mittheilen. Es ſteht auf einer Ebene 15 Werſte von Eriwan, und etwa 60 bis 70 vom Ararat entfernt; es iſt von einer ſteinernen Mauer umgeben und gleicht aus der Ferne einer Veſte, indem an den vier Ecken ſich vier runde Thürme befinden, welche jedoch die Mauern wenig überragen. Die alterthümlich gebaute Kirche, ragt mitten in einem der Höfe großartig empor und iſt durch vier viereckige, oben in Pyramiden auslaufende Kuppeln geziert. Das Innere der Kirche iſt, wie das Aeußere, ſehr dunkel, da wenig Licht einfällt und die Mauern eine graulichte Farbe haben; alles dieß gibt dem Orte nicht nur etwas Myſteriöſes, das für einen dem Gebete geweihten Ort ſehr paſſend iſt, ſondern auch eine in dieſem drückenden Klima unentbehrliche Kühle.

Die Kloſtergebäude ſind weitläuftig, und es wohnen darin der Patriarch, einige Archiereis und Archimandriten, und, wie man mir ſagte, gegen 300 Mönche und Diener. Die zum Speiſen beſtimmten Zimmer ſind ziemlich groß, und wenn auch einfach, doch reinlich. Das Quartier des Patriarchen und der Synode nehmen viel Raum ein. Ich kam zwei Stunden vor Untergang der Sonne nach Etſchmiadſin, wo mich die dienſtfertige Bruderſchaft ſehr bereitwillig aufnahm: in ein ungeheures Zimmer ſtellte man ein großes Bett mit kleinen Vorhängen, das ſeiner Größe und ſeinem gewichtigen Anſehen nach würdig geweſen wäre, das Lager des Patriarchen aller Armenier zu ſeyn. Der ehrwürdige Archierei Joſeph würdigte mich alsbald nach meiner Ankunft ſeines Beſuchs, und blieb gegen zwei Stunden bei mir; die Zeit verging ſchnell, und das Geſpräch Pater Joſephs war mir ſehr intereſſant: in kurzen Worten machte er mich mit einer Menge auf das Kloſter bezüglicher Dinge bekannt. Der damalige Patriarch, Ephrem, ein Greis, dem ſeine vorgeſchrittenen Jahre nicht mehr geſtatteten, die ihm durch ſeine Würde obliegenden Pflichten zu erfüllen, war krank, und ſeine Stelle in Verwaltung des Kloſters und des Hirtenamts nahm Johannes, der jetzige Patriarch, ein. Pater Joſeph, der mir dieß mittheilte, ſetzte hinzu, Johannes, der die Ankunft eines Ruſſen im Kloſter erfahren, hatte gewünſcht, mich zu ſehen, habe aber an dieſem Tage die Veſper gehört, und ruhe jetzt aus, weßhalb er mich nicht empfangen könne, und mich bitte, am folgenden Tage nach der Frühmeſſe ihn zu beſuchen.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle.

Zweite Abtheilung.

(Fortſetzung.)

Ehe wir die Meerenge von Magellan und Tierra del Fuego verlaſſen, wollen wir unſere Blicke noch auf dieſen Landſtrich überhaupt wenden, und verſuchen, die Beſchaffenheit des Landes und den Charakter ſeiner Einwohner ſo kurz als möglich zu beſchreiben. Tierra del Fuego, oder das Feuerland, welchen Namen es von Magelhaens wegen der vielen Feuer, die er auf den Höhen leuchten ſah — es waren Signalfeuer der Eingebornen — deren Urſache er jedoch nicht kannte, erhielt, iſt ein gebirgiges, von vielen Armen der See durchſchnittenes Land. Sein zerriſſenes Anſehen und die Menge von Inſeln, in die es zerfällt, nimmt in weſtlicher und ſüdlicher Richtung zu. Die Küſten der Meerenge von Magellan haben, beinahe 100 Meilen von ihrem öſtlichen Anfang an, ein äußerſt trauriges und unfruchtbares Anſehen, und bieten, wie die Ebenen Patagoniens, kaum etwas Anderes als nackte Kieſel, hie und da mit einem Flecken von Vegetation, dar. Jenſeits dieſer unfruchtbaren Strecke biegt ſich die Meerenge gegen Süden, wo

dann ihre westliche Küste von der üppigsten Vegetation bedeckt ist; dichte Buchen und sogenannte Wintersbäume bedecken die Berge bis herab an den Meeresstrand. Sechzig Meilen weiter aufwärts, wo sich die Meerenge in nordwestlicher Richtung hinzieht, gleicht sie einem engen durch unermeßliche Gebirge gehauenen Canal. Die Fortsetzung der Cordilleren der Andeskette wendet sich hier, bevor sie gänzlich aufhört, etwas gegen Osten. Südlich von der Meerenge zwischen dem Magdalenen- und Beagle-Canal erreichen die Gebirge eine Höhe von beinahe 7000 Fuß, und sind mit ewigem Schnee bedeckt. Auf allen Seiten sieht man schneeige Gipfel, lichtblaue Gletscher und viele Wasserfälle durch die dichten Massen undurchdringlicher Wälder hervorschimmern. Wenn nicht das feuchte stürmische Klima dem durch den Anblick dieser Gegend erzeugten angenehmen Eindruck störend entgegenträte, so könnte man sich kein Land denken, das an Erhabenheit dem westlichen Theile von Tierra del Fuego an die Seite zu stellen wäre.

Die Waldbäume in den mittlern Theilen der Meerenge von Magellan erreichen eine bedeutende Größe. Die größere Gattung der immergrünen Buchen (Fagus betuloides) findet man häufig mit einem Durchmesser von vier bis fünf Fuß. Die Zwischenräume zwischen den größern Bäumen sind mit dichtem Unterholz, bestehend aus einer Art von Arbutus, Preisel- und wilden Johannisbeeren, bewachsen; auch eine Fuchsia und eine Veronica, insbesondere die letztere, wachsen mit außerordentlicher Ueppigkeit, selbst an den rauhern Stellen. Der Anblick eines solchen Reichthums von Erzeugnissen in einem Klima, das beinahe ewigen Winter erleidet, erfüllt den Fremdling mit Staunen. Sogar Papageien halten sich in diesen Wäldern auf, und Colibris durchflattern die Obdach gewährenden Räume. So dehnen sich die den Tropenländern eigenthümlichen Vogelformen bis an die Gränzen eines Polarlandes aus. Diese Thatsache (und eine ähnliche Bemerkung bezieht sich auf die Bewohner des Meeres) schreibt Hr. Darwin der gleichförmigen, wenn auch niedrigen mittlern Temperatur des Jahres, eine Folge der mit wenigen Zwischenräumen anhaltenden Stürme, zu. Diese Gleichförmigkeit muß ohne Zweifel in Beziehung auf den Charakter des Thierreichs von bedeutendem Einflusse seyn; wir aber glauben, daß die Hauptursache der Ausbreitung tropischer Formen bis Tierra del Fuego in der Gestalt und Richtung des amerikanischen Continentes und der Cordilleren oder Andes mit ihren Parallellinien von örtlichem Klima, die sich fortwährend mit unmerklichen Veränderungen von den Wendekreisen zu einer bedeutenden Breite erstrecken, zu suchen sey.

Südlich von der magellanischen Meerenge befindet sich die Linie des ewigen Schnees in einer Höhe von 5500 oder 4000 Fuß über der Meeresfläche. Die Wälder erstrecken sich in großer Gleichförmigkeit bis zu einer Höhe von 1500 Fuß; zwischen diesen und dem Schnee befindet sich eine aus Torf bestehende Strecke mit kleinen Alpenpflanzen. In der ganzen Gegend befindet sich wenig ebenes Land, und überall ist die Oberfläche mit einem dicken und schlammigen Lager von Torf überzogen. Auch in den Wäldern ist der Boden mit einer langsam in Fäulniß übergehenden Masse vegetabilischen Stoffes bedeckt, der, wenn er mit Wasser befeuchtet wird, unter den Füßen nachgibt. „Die verworrene Masse hochgewachsener und umgestürzter Bäume," sagt Hr. Darwin, „mahnte mich an die Wälder innerhalb der Wendekreise; jedoch war ein Unterschied vorhanden, denn in diesen ewigen Einöden schien anstatt des Lebens der Tod der herrschende Geist zu seyn."

Die Einwohner von Tierra del Fuego haben wenig Lust, den Boden anzubauen; ihr festes und bewohnbares Land beschränkt sich auf das steinige Ufer, an welchem sie umherwandern, um Nahrung zu suchen, und wegen der steilen Beschaffenheit desselben können sie bloß in ihren Booten fortkommen. Diese sind aus in einander geflochtenen und mit Rinde bedeckten Zweigen gemacht, und obgleich klein und gebrechlich, scheuen sich die Eingebornen dennoch nicht, in ihnen eine bedeutende Strecke von der Küste hinweg zu fahren, und sogar ein Segel von Seehundshaut aufzuziehen. Das Boot ist innen mit Thon vertüncht, und mitten in demselben wird immer ein brennendes Feuer unterhalten; dennoch scheint der Fuegier sonst gegen die Kälte im Allgemeinen unempfindlich zu seyn. Die Frauen tauchen im Winter wie im Sommer nach See-Eiern; ein kleines Fell über die Schultern geschlagen oder um die Hüften geschlungen bildet den ganzen Anzug beider Geschlechter; ihre entblößten Glieder sind gegen die rauhen Winde durch nichts geschützt, als daß sie mit Thon bestrichen sind. Ihre Küsten liefern ihnen Robben und verschiedene Gattungen von Schalthieren; mit ihren Schlingen und Bogen sind sie im Stande, Seevögel sogar im Fluge zu erlegen. Im Fischfange scheinen sie wenige Fortschritte gemacht zu haben. Ein alter Reisender erzählt, er habe einmal ein Netz von 80 Fuß Länge in der magellanischen Meerenge gezogen, worauf die bisher auf freundschaftlichem Fuße mit ihm stehenden Eingebornen über die große Menge der auf einmal gefangenen Fische so entrüstet wurden, daß sie augenblicklich einen Angriff mit Steinen auf ihn machten. Trotz der Ergiebigkeit der Küsten scheint es doch gewiß, daß die Noth sie manchmal aufs Aeußerste treibt. In strengen Wintern, wenn sie vom Hunger gequält werden, opfern sie die ältesten Weiber ihres Stammes — indem sie den Kopf des Opfers über ein von grünem Holz gemachtes Feuer halten und dasselbe ersticken. Sie verzehren auch ihre Kriegsgefangenen, und diese kannibalischen Sitten erstrecken sich, wie man mit allem Grund glauben kann, nordwestwärts unter den Insularstämmen bis zum Chonos-Archipel.

Es fehlt in der magellanischen Meerenge oder an den südlichen Gestaden von Tierra del Fuego nicht an guten Häfen, wo man sich im Ueberflusse mit gutem Wasser und Nahrungsmitteln versehen kann. Es war in dem hydrographischen Memorandum sehr eingeschärft, daß je unwirthbarer die Gegend, von desto größerem Werth ein bekannter Hafen als Zufluchtsstätte wäre, und der so eingeprägte Grundsatz ward durch die Capitäne King und Fitzroy pünktlich in Ausführung gebracht. In Zukunft wird der Schrecken vor dem Cap Horn und der magellanischen Meerenge sich schnell verlieren, und vielleicht wird auch das Land allmählich einen weniger abschreckenden Charakter annehmen, denn wie ungerecht würden wir das Klima der brittischen Inseln beurtheilen, wenn wir es bloß nach den Angaben von dem erlittenen Ungemache der Seeleute, die zwischen die Klippen von St. Georgs-Canal getrieben wurden, schätzen wollte. Die große Heftigkeit und Unregelmäßigkeit der Ebbe und Fluth in der Meerenge hat bisher für die Schifffahrt in derselben viele Gefahr geboten; nun aber kennt man dieselbe, und der Seemann weiß, wie er sie zu seinem Vortheile vermeiden oder zu seinem Vortheile benutzen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Der Troubadour de Born. Man beabsichtigt, diesem „letzten Repräsentanten der südfranzösischen Nationalität" eine Statue zu errichten, und zwar, wie es scheint, in Toulouse. Der Bildhauer David ist damit beauftragt. (Echo du Monde Savant vom 7 September.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 264.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

21 September 1839.

Aphoriſtiſche Bemerkungen aus den Verhandlungen der „brittiſchen Aſſociation" zu Birmingham.

Mathematiſche und phyſikaliſche Section.

Ein Geiſtlicher, Namens H. Lloyd, las eine Mittheilung „über die beſte Stellung dreier Magnete in ihrer gegenſeitigen Einwirkung auf einander." Bei der Anordnung eines magnetiſchen Obſervatoriums iſt es höchſt wichtig, die relative Stellung der magnetiſchen Inſtrumente in der Art anzuordnen, daß ihre gegenſeitige Einwirkung entweder ganz null iſt, oder ſich leicht berechnen laßt, da im entgegengeſetzten Falle die Reſultate der Beobachtungen nothwendig mehr oder minder falſch ſeyn müſſen.

*

Derſelbe H. Lloyd berichtete über ein tragbares Obſervatorium, das, unter andern Vorbereitungen zu der demnächſtigen antarktiſchen Expedition, Capitan J. Roß einrichtete. Daſſelbe kann entweder drei kleine, beſondere Zimmer bilden oder ein großes. Die erſtere Einrichtung iſt beſonders wünſchenswerth an Stellen, wo die Inclination der Nadel nahe an 90° beträgt (alſo in der Nahe der magnetiſchen Pole), die Horizontalrichtung ſich demnach nur ſchwach zeigt, und die ſtörende Einwirkung der Magnete auf einander groß iſt. Die verſchiedenen Theile ſind mit Kupferklammern an einander befeſtigt, und das Ganze ſo eingerichtet, daß es, zuſammengelegt, nur ſehr wenig Raum einnimmt, und ſchnell und ſicher aufgerichtet werden kann.

*

Profeſſor Bache ſchrieb einen (ganz kurzen oder nicht völlig mitgetheilten) Brief „über den Stand der meteorologiſchen Wiſſenſchaften in Nordamerika," worin er ſich namentlich über die Unregelmäßigkeit ſeiner Regenmeſſer beklagte. Auch der Präſident bemerkte, daß das Inſtrument in ſeiner jetzigen Form noch ſehr mangelhaft ſey. Meteorologiſche Beobachtungen ſcheinen überhaupt bei der Geſellſchaft ſehr in Gunſt zu ſtehen, wie ſich namentlich aus den freigebigen Verwilligungen für meteorologiſche Beobachtungen ergab, wo z. B. zum Ankauf meteorologiſcher und magnetiſcher Inſtrumente für die neuen magnetiſchen Obſervatorien 400 Pf. und ſonſt noch kleinere Summen für einzelne meteorologiſche Beobachtungen ausgeworfen wurden. Beſondere Aufmerkſamkeit wurde dem Bericht über den Anemometer (Windmeſſer) des Hrn. Follet Osler geſchenkt, worin Beobachtungen über einige Stürme in England am Ende des vorigen und am Anfang dieſes Jahres mitgetheilt wurden. Auch hier will man die Bemerkung gemacht haben, daß der Sturm ein fortſchreitender Wirbelwind ſey, auf den die Nähe der Erde wenig oder keinen Einfluß übe. Indeß hutete ſich der Berichterſtatter wohl, aus dieſen vereinzelten Beobachtungen allgemeine Schlüſſe zu ziehen, wozu es jedenfalls noch zu früh ſeyn dürfte.

*

Bekannt iſt die Anſicht vieler Geologen, daß nicht nur das Innere der Erde in einem flüſſigen Zuſtande, ſondern auch, daß in einer frühern Periode unſeres Erdkörpers auch das Aeußere in einem gleichen Zuſtande geweſen ſey. Ein Hr. Hopkins las ein Memoire vor über die geringſte Dicke der Erdkruſte. Der Gegenſtand umfaßt natürlich die ganze Geſchichte der Erdrinde, für welche gegenwärtig die Geologen das Material mit ungeheurer Mühe zuſammenſchleppen, ohne daß bis jetzt noch einer den Muth gefaßt hat, daſſelbe zu einem wahren Kosmorama zu geſtalten.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Perſien.

Reiſe von Tiflis nach Tebris.

(Fortſetzung.)

Als Pater Joſeph ſich entfernt hatte, brachte man mir im Namen des Patriarchen ein gutes Abendeſſen, das aus verſchiedenen Fiſchen, Caviar, Hammelfleiſch, Käſe, Trauben, Melonen und andern Früchten beſtand; hiezu kam noch eine Bouteille vortrefflichen Schirasweines, den der Patriarch vermuthlich von dem armeniſchen Archierei in Dſchulfa bei Jöfadan erhielt, der einen ſehr guten Keller haben ſoll. Nachdem ich ſolchergeſtalt meinen Hunger und Durſt geſtillt, ſtreckte ich

mich auf das für mich bereitete patriarchalische Bett, das jedoch seinem äußern Ansehen nicht ganz entsprach: sein innerer Werth bestand in einem über die Maßen zarten Federbett, wobei man, nach dem Gesetz der Schwere, bald die nackten, nur von einem leichten Flaum bedeckten Bretter fühlte, und in einer Unzahl jener Thierchen, welche in einer ewigen, unversöhnlichen Fehde mit dem schlaflustigen Menschen leben. Aus diesen wichtigen Gründen zog ich es vor ein Licht anzuzünden, und holte die Reisen Chardins zum Lesen herbei, um zu sehen, was er über Etschmiadsin sage, und ob es ihm gelungen sey, hier besser zu schlafen, als ich. Das Erste, was mir auffiel, waren die Klagen des gelehrten Reisenden, wo er sagt: „Mit Mühe schleppte ich mich nach Eriwan, halbtodt vor Kälte und heftig erkrankt, was die Reise höchst beschwerlich machte, und in Etschmiadsin hätten mich die Flöhe fast gefressen." Dieser Zeuge tröstete mich einigermaßen; ich stellte mir den armen Chardin vor, krank, von Frost geschüttelt, gleich mir gequält, und mir wurde leichter dabei. Wie wahr sind doch seine Schilderungen! Dank der Unveränderlichkeit des Orients und der Treue der Schilderungen des verständigen Kaufmanns — ist seine Reise jetzt nach zwei Jahrhunderten noch die „neueste Reise in Persien."

Am Morgen ging ich in die Frühmesse. Die Kirche war von einer Menge Lampen erleuchtet, die in der Mitte der Decke und an den Seiten in symmetrischen Gruppen aufgehängt waren, so daß jede Gruppe eine Art Lustre bildete. Eine Menge Mönche fanden sich ein in schwarzen Kutten und in spitzigen Kapuzen, welche denen unsrer Nonnen einigermaßen ähnlich sahen. Der armenische Gottesdienst hat bekanntlich Vieles mit dem griechischen gemeinsam. Die Frühmesse dauerte über zwei Stunden; der Gesang der Armenier ist sehr unharmonisch und zum Theil widerlich, weil sie alle durch die Nase singen, als könnten sie den Mund nicht öffnen. Man kann sich vorstellen, daß dieß nicht sehr angenehm klingt. Nichtsdestoweniger und obwohl ich nichts von dem Gottesdienste verstand, war es mir doch sehr angenehm, mich mitten in Asien in einer christlichen Kirche zu befinden: die Bilder, die Kreuze, die Räucherung, Alles wie bei den Russen. Nach Beendigung der Frühmesse ging ich zum Patriarchen Johannes, an dem ich einen ergrauten, aber noch ziemlich rüstigen Greis von mehr als 60 Jahren fand. Er saß nach persischer Sitte auf dem Teppich, für mich aber war ein Stuhl hingestellt; die Wohnung des Patriarchen war groß und im asiatischen Geschmack ausgeschmückt, d. h. mit guten Teppichen belegt, und an den Mauern viele Vergoldungen angebracht. Unsere Unterredung wurde durch einen Dolmetscher, den Secretär der Synode, geführt. Der Fragen über Europa überhaupt und über Rußland insbesondere waren kein Ende. Johannes sprach mit Entzücken von dem Glück, dessen das Kloster und überhaupt alle Armenier seit der Zeit genössen, wo Etschmiadsin und Nachitschewan unter russischer Herrschaft stünden. „Früher waren wir nie ruhig und die Perser suchten uns stets zu bedrücken, jetzt aber beunruhigt uns Niemand, im Gegentheil, wir genießen die besondere Gnade des Kaisers, der uns sogar mehrere Orden verliehen hat." Mit diesen Worten zeigte Johannes nach dem auf seiner Brust glänzenden Stern des Alexander-Newski-Ordens, und wies auf einige Archiereis, die mit dem St. Wladimir- oder dem St. Annen-Orden decorirt waren. Man reichte uns Kaffee in kleinen, mit Filigranarbeit verzierten Tassen, und hierauf eine Wasserpfeife; da ich deren nicht gewohnt war, benahm ich mich bei dem Rauchen so ungeschickt, daß ein Theil des Wassers zugleich mit dem Rauch mir in den Mund und in die Kehle kam, was jedoch außer mir Niemand bemerkte. — Ich bezahlte meine Unkenntniß in der Rauchhydraulik mit einigen Stunden Uebelkeit, welches mir das mit Tabaksrauch gesättigte Wasser verursachte.

Hierauf verabschiedete ich mich von Johannes, der mich aufforderte, Alles im Kloster in Augenschein zu nehmen, was ich den Abend zuvor nicht gesehen hätte. Das hätte ich wohl auch ohne seine Aufforderung gethan. Nachstehendes ist das Resultat meiner Reise durch das Kloster, und der von glaubwürdigen Leuten eingezogenen Erkundigungen.

Etschmiadsin bedeutet auf armenisch das „Herabsteigen des Eingebornen Sohns." Die Türken nennen es Jutsch Kliß, d. h. die drei Kirchen. Die Gründung des Klosters reicht in die Regierung von Tiridates, im Jahre 300 nach Chr., hinauf, sein Erbauer war der Märtyrer Gregor, der Armenien mit dem Lichte des christlichen Glaubens erleuchtete. Freilich wurde damals nicht der ganze jetzige Bau vollendet, denn mehrere Theile tragen den Stempel viel späterer Zeiten. Früher gehörten zu Etschmiadsin eine Menge der umliegenden Dörfer; ihre Zahl hat aber jetzt sehr abgenommen, dennoch ist das Kloster noch reich, sowohl durch die zahlreichen Gaben der Frommen, als die zu seinem Vortheile bebauten Felder. Die Mönche gestehen es nicht ein, und klagen fortwährend über ihre Armuth; ich glaube aber, daß diese alberne Gewohnheit den heiligen Vätern aus der alten, bei ihnen noch wohl im Andenken stehenden Zeit der Perserherrschaft anklebt, wo sie sich bemühen mußten, ihr Besitzthum zu verbergen, damit es nicht dem Sardar zu Eriwan in die Augen leuchte. Wie dem seyn mag, ich bin überzeugt, und Viele theilen meine Ansicht, daß Etschmiadsin weit entfernt ist, an den Mitteln zu seinem Unterhalt Mangel zu leiden, wie einige leichtgläubige Leute behaupten.

In Etschmiadsin wurden, nach Chardins Zeugniß, ehemals zwei Nägel vom Kreuze Christi aufbewahrt, von denen jedoch jetzt Niemand mehr etwas weiß; dagegen zeigt man unter andern die Lanzenspitze, womit Jesus am Kreuze durchbohrt wurde. Die Kirche ist reich an Gebeinen der Heiligen, unter denen sich auch die des heiligen Gregors, des Begründers des Klosters, befinden. Nicht weit von den Gebäuden desselben findet sich ein Brunnen mit wunderthätigem Wasser, das, den Angaben der Armenier zufolge, gegen Heuschrecken schützt. Der Glaube an die wunderthätige Kraft des Wassers ist so groß, daß man aus fernen Gegenden herkommt, um es zu holen, und da, wo die Heuschrecken erscheinen, werden die Felder damit besprengt, worauf die Heuschrecke davon fliegt.

Die abergläubischen Meinungen der Armenier sind ziemlich seltsam, und sie beharren fest darauf, obgleich sie zum Theil durch entschiedene Thatsachen widerlegt werden; unter die Zahl

derſelben gehört beſonders der Glaube der Armenier, daß bis jetzt Niemand den Ararat beſtiegen habe, noch beſteigen könne, daß Viele dieſen Gott widerſtrebenden Entſchluß zur Ausführung zu bringen verſucht, daß aber die Vorſehung dieſes noch keinem Sterblichen geſtattet habe; Viele hätten eine gewiſſe Höhe erreicht, ſeyen aber dann durch Schlaf am Weitерſteigen verhindert worden, und an demſelben Orte, von wo ſie aufgebrochen, wieder erwacht, indem ſie auf wunderbare Weiſe im Traume hinabgetragen worden ſeyen. Sie ſind auch überzeugt, daß Noahs Arche noch auf der Höhe des Ararat ſteht, und halten dieß für eine der Haupturſachen, weßhalb der Höchſte dem Menſchen nicht geſtatte, den heiligen Berg zu erſteigen. Dieſer Aberglaube ſcheint nun ſeit dem Erſteigen des Ararat durch Parrot, der auf dem Gipfel war, und dort keine Arche ſah, hinreichend widerlegt; nichtsdeſtoweniger gilt es in ganz Georgien und Armenien für eine ausgemachte Sache, daß Parrot nicht auf der Höhe des Ararat war: allerdings, ſagen ſie, hat er eine gewiſſe Höhe erreicht, hier aber erſchien ihm der Schutzengel des Berges mit einem feurigen Schwert, und zerhieb ihn in zwei Hälften, welche unter Donnergetöſe zu den Füßen des Berges hinabgeſchleudert wurden. Dieß ſah ein alter Mann, der in der Nähe des Berges lebt, ein redlicher Menſch iſt und niemals lügt, mit eigenen Augen, und den Donner hörten viele Armenier, die zu der Zeit am Fuße des Berges ſtanden. Zwar waren ſpäter ſchlaue Abgeordnete des Profeſſors, Schüler des Arius, des Papſtes und Walturs (Voltaire's) da, welche dem Vorſtand des Dorfes Etſchmiadſin und ſeinen Gefährten ein ſchriftliches Zeugniß, daß Parrot wirklich den Gipfel des heiligen Berges erſtiegen habe, abverlangten, aber — die Armenier gaben ſich nicht dazu her! — der Vorſteher iſt kein Narr, er weigerte ſich rund weg, troß einer Million Rubel, welche die Abgeordneten des Dorpater Profeſſors für die Ausſtellung des lügenhaften Atteſtates anboten, und rettete durch ſeine Feſtigkeit den Ararat vor der Verhöhnung der Feilufen (Philoſophen, Gelehrte). — Wenn man die Million Rubel in Erwägung zieht, ſo möchte man wohl an der Wahrhaftigkeit der ganzen Erzählung zweifeln, aber der armeniſche Kaufmann, der mir auf meinem Rückwege von Perſien dieſe nähern Umſtände mittheilte, entfernte vollſtändig alle kritiſchen Zweifel durch die Erwähnung eines mir unbekannten, allen Armeniern aber wohl bekannten Umſtandes, daß nämlich Parrot den Stein der Weiſen entdeckt habe und Gold machen könne. Der Vorſteher von Etſchmiadſin, der den ruſſiſchen Rubeln nicht Feind iſt, hätte ſich vielleicht auch durch die Million des Dorpater Feilufen verführen laſſen, aber er fürchtete, nicht ohne Grund den Teufel. Viele Umſtände, welche den Aufenthalt Parrots und ſeiner Gefährten in der Umgegend von Etſchmiadſin begleiteten, überzeugten die dortigen Einwohner, daß der gelehrte Profeſſor ein Aſtrolog, ein Zauberer und ein arger Hexenmeiſter ſey, der nach der Sonne ſähe wie nach einem Zinnteller, ohne auch nur mit den Augen zu blinzeln, jede Nacht in den Sternen leſe und nach Gefallen Regen und ſchönes Wetter hervorbringen könne. Nach der Verſicherung meines armeniſchen Kaufmanns hat Jedermann bei ihm ein Zauberinſtrument geſehen, das aus einer langen, ſchmalen Büchſe beſtand, worin eine mit einem unheimlichen, weißen, erſtaunlich unruhigen und ausnehmend mächtigen Dinge gefüllte Röhre eingeſchloſſen war. Parrot hielt unaufhörlich Rath mit derſelben. Einmal beim hellſten, trockenſten Wetter eilte Parrot, der mit den ihn begleitenden Armeniern aus irgend einem Grunde unzufrieden war, voll Zorn zu ſeinem Zauberkiſtchen, flüſterte der unheimlichen, in der Röhre eingeſchloſſenen Kraft etwas zu, bedeckte dann ſchnell das hinterliſtige Werkzeug und ſagte zu ſeinen Gefährten: „wir wollen fort, in zwei Stunden wird es hier ſtark regnen;“ dann wandte er ſich zu den Armeniern und ſetzte hinzu: „ich brauche euch weiter nicht, lebt wohl und bleibt nur zurück.“ Jene gingen, die Armenier blieben, ſetzten ſich in aller Ruhe am Fuße des Berges im Kreiſe nieder, rauchten ihre Pfeifen und lachten dabei unter ſich über den Zorn und die Vorherſagung des Profeſſors. Woher ſoll Regen kommen? Gott ſey Dank, ſo ſchönes Wetter hatten wir im ganzen Jahre nicht. Aber wer ſollte es glauben? die Armenier ſchliefen an Ort und Stelle ein ohne die mindeſte Chianet (Hinterliſt) zu beſorgen, als plötzlich ein furchtbares Gewitter über ſie ausbrach, — Regen, Hagel von der Größe eines Straußeneies, Donner, Blitz und Sturmwind, und zwar ein ſolcher Sturm, daß nach den Worten des Erzählers den unglücklichen Armeniern der Bart haarweiſe nach allen vier Weltgegenden ausgeriſſen wurde. Nur mit der größten Mühe retteten ſie ſich nach Hauſe, bis auf die Haut durchnäßt, ermattet und bis zum Tod erſchrocken durch das in dieſen Gegenden beiſpielloſe Ungewitter, welches durch das Kiſtchen des rachſüchtigen Profeſſors aufgeregt worden war. „Wie hätte,“ rief mein Erzähler aus, „nach dieſem Vorfall der Vorſteher von Etſchmiadſin ſich durch die Million locken laſſen können. Nein, er iſt ein verſtändiger Mann, er kennt die Welt und ſein Bart iſt mit Ehren weiß geworden, er wird ſeine Seele nicht mit ſolchem Gelde beflecken! — Was aber das Erſteigen des Ararat betrifft, das iſt boſch! boſch! (eitles Geſchwätz)!“ Vergebens ſagt man den Armeniern, daß Parrot wirklich und wahrhaftig den Ararat beſtiegen, daß er hierüber in Petersburg habe ein Buch drucken laſſen; ſie erwiedern: „boſch, boſch! alles das Gedruckte iſt erlogen.“

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle.

Zweite Abtheilung.

(Fortſetzung.)

Wir übergehen die Klagen von Byron, Wallis und Cordova, ſo wie die harten Verluſte früherer Reiſenden, welche drei oder vier Monate lang zu kämpfen hatten, bis ſie die Fahrt durch die Meerenge vollendeten. Zur Zeit hydrographiſcher Unkenntniß war die Durchfahrt durch die Meerenge das Werk des Zufalls, und wie natürlich gab es Augenblicke, wo das Schickſal ſich günſtig zeigte. So

erreichte Magellan, der auf seinem ihm gänzlich unbekannten Wege mit größter Vorsicht vorwärts ging, in drei Wochen das stille Weltmeer. Sir Francis Drake vollendete seine Durchfahrt in siebzehn Tagen; allein wir haben einen noch weit stärkern Fall, der beweist, daß über jene unruhige See eben sowohl günstige als schlimme Winde wehen. Im Jahre 1690 fuhr der Caper Welfare am 10 Februar in die magellanische Meerenge ein und gelangte erst am 21 Mai in das stille Weltmeer. Dieser Aufenthalt von drei Monaten und zwölf Tagen wurde durch beständige entgegengesetzte Winde im westlichen Theile der Meerenge herbeigeführt. Wäre dem Capitän jenes Schiffes die Durchfahrt durch den Magdalenen-Canal bekannt gewesen, so wäre er wahrscheinlich mit weniger Mühseligkeit davon gekommen. Dasselbe Schiff fuhr auf seiner Rückfahrt von Westen her am 5 December in die Meerenge ein und hatte sie am 12 hinter sich; vollendete demnach die Durchfahrt in sieben Tagen, wovon es vier Tage am Bachelor-Flusse vor Anker lag, um Wasser und Lebensmittel einzunehmen. Da eine so äußerst schnelle Fahrt durch die magellanische Meerenge unserer Meinung nach noch nicht vorgekommen ist, so haben wir das Tagebuch der Reise Welfare's (ein nicht veröffentlichtes Document, das aber in Beziehung auf die damaligen nautischen Kenntnisse sehr werthvoll ist) sorgfältig durchlesen, und finden, daß das Schiff von der Zeit an, wo es in die Höhe des Cap Victoria an dem westlichen Anfange der Meerenge gelangte, bis zu dem Augenblick, wo es die Engen passirt hatte und bis ins atlantische Meer vorgedrungen war, sich acht und sechzig Stunden unter Segel befand. Dieses Beispiel einer günstigen Reise durch die Meerenge gibt uns den Muth, Capitän Fitzroy's Frage: „Würde nicht die Dampfschifffahrt in diesen engen Gewässern, die viele günstige Häfen und Ueberfluß an Brennmaterial darbieten, ein günstiges Resultat versprechen?" bejahend zu beantworten. Wenn wir die Thätigkeit, mit welcher die brittischen Dampfschiffe an den östlichen Küsten Südamerika's hinfahren, und ihre beabsichtigte Fahrt an den westlichen Küsten erwägen, so erscheint es uns auf keinen Fall unwahrscheinlich, daß in kurzer Zeit die Fischereien in den magellanischen Gewässern durch Dampfschiffe geführt, und die Verbindung mit den entgegengesetzten Weltmeeren durch dieselben erleichtert werden wird.

In dem Capitän Fitzroy's Instructionen beigefügten hydrographischen Memorandum, auf das wir uns schon mehreremale bezogen haben, wird bemerkt: „Der Name, welcher einem Platze durch dessen ersten Entdecker beigelegt wird, sollte von allen Nationen insgesammt heilig gehalten werden; auch würde es bei neuen Entdeckungen wohlthätig seyn, den Namen so einzurichten, daß er einen Begriff von der Beschaffenheit des Platzes gäbe. Ein strenges Festhalten an dieser Vorschrift würde eine genauere und entscheidendere Bekanntschaft mit den Entdeckungen früherer Seefahrer erfordern, als solche von Officieren im aktiven Dienst erreichbar ist. Wir übersehen deßhalb eine solche Verletzung bei geringern Fällen, und machen bloß auf eine oder zwei Unterlassungen oder Versehen in Capitän Fitzroy's Karten aufmerksam, bei denen eine Verbesserung erforderlich scheint. Die Namen, welche von Magalhaens der ganzen von ihm entdeckten Meerenge beigelegt wurden, müssen vor Allem unverletzt bleiben. Beim Herausfahren aus der Meerenge gab er dem Vorgebirge zu seiner Linken den Namen Cabo Deseado, das ersehnte Cap — ein unter den damaligen Umständen sehr bezeichnender Name. Cabo Deseado hat im Vordergrund einen Felsen, der nach den Berichten neuerer Seefahrer einer der Nadeln der Insel Wight gleicht; es war demnach offenbar dasselbe Hochland, das in der Folge den Namen Cap Pilares erhielt. Dieser letztere Name nimmt in den neuern Karten die Stelle des von Magelhaens festgesetzten Namens ein, und die Benennung Deseado wurde auf ein Cap übertragen, das 20 Meilen südöstlich von der Mündung der Meerenge liegt, ein Cap, das Magelhaens gar nicht erblickte, und das eben so wenig irgend ein Seefahrer je zu sehen wünschte. Wenn es wahr ist, daß Hr. Francis Drake, welcher der Elisabeth-Insel in der Meerenge ihren Namen gab, zu derselben Zeit auch den Inseln, die jetzt St. Magdalena und St. Martha heißen, die Namen St. Bartholomew und St. George gegeben hat, so müssen diese frühern Namen wieder angenommen werden. Es ist dieß übrigens ein Punkt, auf den wir gerade keinen Nachdruck legen, nur müssen wir mit aller Strenge dagegen auftreten, daß auf den Karten der classische Name Setebos aufgegeben worden ist, der von Nodal einer der westlichen Spitzen von Staatenland (wahrscheinlich dem Cap Anthony) beigelegt wurde. Auch ist Setebos eine aus der Sprache der Eingebornen hervorgegangene Benennung, denn Setebos bedeutet einen patagonischen Dämon, wenn wir den Worten Pigafetta's, von welchem Shakspeare den Namen erfuhr, Glauben schenken dürfen.

Im Februar 1833 fuhr der Beagle in den Berkeley-Sund in den Falklands-Inseln ein. „Der Anblick dieser Inseln," sagt Capitän Fitzroy, „überraschte mich etwas; anstatt eines niedrigen, flachen und unfruchtbaren Landes, wie Patagonien, oder einer hohen waldigen Gegend, wie Tierra del Fuego, sahen wir die Gipfel felsiger Berge in einer Höhe von 1000 Fuß, die sich durch weite Strecken düstern Moorlandes, das von keinem einzigen Baume belebt war, hinzogen." So traurig und unfreundlich diese Inseln aussehen, so waren sie doch lange Zeit der Gegenstand des Streites unter Nationen. Sie wurden im Jahre 1592 von John Davis entdeckt, und beinahe ein Jahrhundert später unter dem Namen Hawkins-Maidenland bekannt. Ihren gegenwärtigen Namen erhielten sie von Capitän Strong, der im Jahre 1690 den Canal, der die beiden Inseln trennt, passirte. Auch damals wurde die Bemerkung gemacht: „daß wenn das Land nicht gänzlich von allem Wald entblößt wäre, dasselbe eine sehr schöne Pflanzung bilden würde. Sie trägt einen englischen Namen, hat gutes Gras und eine große Masse von Land- und Seevögeln." Ihre Wichtigkeit wurde jedoch lange nicht geachtet, bis Spanien, Frankreich und England, durch Eifersucht getrieben, beinahe zu derselben Zeit (unmittelbar nach dem Jahre 1766) auf der östlichen Insel Niederlassungen errichteten. Allein diese nutzlosen Colonien wurden bald wieder aufgegeben. Die von der Republik Buenos-Ayres im Jahre 1820 auf die Falklands-Inseln gemachten Ansprüche hatten einen unglücklichen Ausgang. Ein Ansiedler auf der Insel, Namens Vernet, zog sich bei Ausübung der Autorität, die er seiner Ansicht nach von der Republik herleitete, die Unzufriedenheit des Capitän Silas Duncan, Commandanten der nordamerikanischen Fregatte Lexington, zu, der die Niederlassung von Grund aus zerstörte und Hrn. Vernet mit Gewalt von der Insel wegführte. Hierauf befahl die brittische Regierung, welche gegen die Ansprüche von Buenos-Ayres förmlich protestirt hatte, die brittische Flagge sollte wieder aufgezogen werden, und seit dem Jahre 1834 befindet sich ein mit der gehörigen Autorität versehener Officier auf der Insel.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 265.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 September 1839.

Die Abgeschlossenheit des Engländers. *)

Ein Hauptzug im Charakter des Engländers, auf welchem nicht bloß die conventionellen, sondern auch die politischen Formen seiner Nation großentheils beruhen, besteht in der Verwilligkeit, mit welcher er sich jedem, der in der Gesellschaft höher gestellt ist, als er, unterordnet, aber auch zugleich von allen unter ihm Gestellten mit unerbittlicher Strenge diejenige Aufmerksamkeit fordert, welche er durch seinen Stand, sein Vermögen, seine Verwandtschaft, oder auch nur durch seine Besuche in der höheren Gesellschaft anzusprechen berechtigt ist. Diese Rangordnung ist für den Engländer nicht bloß eine conventionelle Form, sondern ein Gesetz, das kein Mensch ungestraft umgehen darf, und es kommt hierdurch eine Art von Disciplin in die Gesellschaft, wie sie kein anderes Land — mit Ausnahme von China — aufzuweisen hat. Nicht bloß bietet die in Rauch und Nebel gehüllte Insel Großbritannien ihren reichen, üppigen, verschwenderischen Bewohnern jede Art sinnlichen und geistigen Genusses; es zerarbeiten sich nicht allein Handwerker, Fabricanten, Künstler, Schriftsteller und Staatsmänner, um die durch jegliche Befriedigung abgespannten Nerven immer wieder von neuem zu reizen, sondern es besitzen die durch Reichthum, Macht oder Talent Ausgezeichneten noch überdieß den in seiner Art einzigen Vortheil, daß kein weniger Glücklicher sich zu ihnen drängt, um ihnen den Platz streitig zu machen, auf dem sie nicht etwa sitzen, sondern mit ausgestreckten Gliedern in wollüstiger Gemächlichkeit ruhen dürfen.

Es ist etwas Herrliches um die Gemüthsruhe eines Engländers aus den höheren Ständen! Daher wird sie auch von den auf dem Continent vielfältig herumreisenden Kaufleuten, Fabricanten und Metzgern so sehr affectirt, obwohl es leichter ist, einen englischen Edelmann von einem Kaufmann zu unterscheiden, als einen Streithengst von einem Maulesel. Hiezu braucht er nicht etwa, wie dieß bei deutschen Edelleuten nöthig ist, den Mund aufzuthun, sondern es ist schon etwas in seiner Art zu schweigen, was den Mann von elegantem Welton verräth. *) Sein Gang, seine Haltung, sein Blick, und noch mehr, sein Sacktuch, seine Stiefel und seine Handschuhe beweisen den Mann von Geburt. Englische Parvenus täuschen daher höchstens deutsche Gastwirthe und Ceremonienmeister an kleineren Höfen, zu Hause weiß sie jeder ordentliche Bediente von gebornen „Gentlemen" zu unterscheiden.

Diese Absonderung, fern davon Neid oder Eifersucht zu erregen, ist den Engländern aller Classen so zur Gewohnheit geworden, daß eine allgemeine Vermischung der Gesellschaft den niederen und selbst untersten Ständen gewiß eben so unerträglich wäre, als den höheren. Jeder Engländer sucht Freiheit und Beweglichkeit nur innerhalb seines eigenen Kreises; an das Uebertreten denken nur ohne vom Stachel des Ehrgeizes angespornte Talente, an das Herabziehen Niemand. Hiedurch kommt Homogeneität und Dauerhaftigkeit nicht nur in die Gesellschaft, sondern auch in die Politik, statt daß z. B. in Frankreich, in den Salons wie in den Kammern, Alles wild durcheinander läuft, und es läßt sich begreifen, wie ein kleiner, hauptsächlich auf Geburt und Familienansehen gestützter Nationalconvent, mit größter Ruhe und Gemächlichkeit die große Staatsmaschine lenken kann, während fortwährend Millionen aller niederen Classen vor seinen Thüren lärmen.

Ueberhaupt stellt man sich die Engländer, in Frankreich wie in Deutschland, ganz anders vor, als sie wirklich sind. So z. B. glauben unsere Professoren, Spießbürger und liberalen Volksrepräsentanten, wenn sie ein Zeitungsblatt in die Hand nehmen, und darin von den englischen Gewerbsvereinen, Volksversammlungen und Petitionen um allgemeine Wahlfreiheit lesen, es sey sogleich auf den Umsturz der Verfassung und auf Gleichstellung der arbeitenden Classen mit den bevorzugten Ständen abgesehen, während die bescheidenen Anführer bei solchen öffentlichen Feierlichkeiten — die einzigen, welche die englische Hochkirche gestattet — doch nur an Pounds Shillings, Pence und Farthings, das heißt an etwas Mate-

*) Aus einem demnächst erscheinenden „Sittenbuch Englands."

*) Lady Bury behauptet in einem ihrer Romane „Love," es dürfe sich eine Dame von Geburt, selbst wenn sie in Lumpen eingehüllt wäre, nur zeigen, um Frauen eines niederen Standes ehrerbietig zurücktreten zu machen.

rielles, wie z. B. die Abſchaffung einer Taxe oder eines gehäſſigen Monopols, die Aufhebung der Zehnten, an ein Armengeſetz u. dgl. denken, und über ihr vorgeſtecktes Ziel ſelten auch nur mit Worten hinausſchweifen. Eben darum aber, daß ſie etwas Beſtimmtes und Erreichbares wollen, und hiebei nicht durch die Verſchiedenartigkeit ihrer Intereſſen unter ſich getheilt ſind, erhalten ſie es auch in der Regel, während in andern Ländern ganze Verfaſſungen auf einmal errungen werden, um nachher in ſpeciellen Punkten wieder verloren zu gehen.

Es geht den Engländern mit der Politik wie mit der Religion. Es gibt zwar unter ihnen auch Freigeiſter, Spötter und ſogenannte Philoſophen (Philosophers); es gehen dieſe aber deßwegen doch Sonntags regelmäßig in die Kirche, und ſo zieht denn auch der Radicale, welcher eben aus der Volksverſammlung kömmt, beim Begegnen eines Lords ehrerbietig den Hut ab. Wer da meint, es ärgere ſich ein engliſcher Bürger, wenn ein reicher Adeliger vorüberfährt, und ihm den Staub ins Geſicht treibt, der irrt ſich ſehr. „There goes my Lord Thunderclap,“ denkt er im Stillen, „who is a clear advantage of twenty thousand pounds a year to the tradespeople,“ *) oder „What a beautiful creature Lady Littleheart is! no wonder Lord Littleheart indulges her in the most extravagant fashions! She is worth five thousand pounds to the Milliner alone, — and wears nothing but British manufactures!“ **) So unterhält ſich der engliſche Krämer in Gedanken mit ſeiner Nobleſſe, und dankt, wenn er Sonntags in die Predigt geht, dem lieben Herrgott, daß es noch einen Lord Donnerſchlag und eine Lady Kleinherz gibt.

Uebrigens würde man ſich ſehr irren, wenn man glaubte, es ſey die Perſon des Krämers oder des Kaufmanns auf immer von jedem Antheil an der höheren Geſellſchaft ausgeſchloſſen. Es iſt nur ſein Stand, der Umſtand, daß er Krämer iſt, und mit bloßen Händen in ſeinem Laden ſteht, der die Scheidewand zwiſchen ihm und dem Gentleman bildet. Sobald er genug erworben hat, um ſein Geſchäft aufgeben und weiße Handſchuhe tragen zu können, ſo findet er, wenn er ſonſt ein gebildeter Menſch iſt, keine weitere Oppoſition in der Geſellſchaft. Er kann unter ſo geänderten Umſtänden ſogar dem Könige vorgeſtellt werden und eine Einladung zum Drawing-room ſeines Fürſten erhalten; nur verſteht es ſich von ſelbſt, daß ein Mann nicht zu gleicher Zeit der Geſellſchaft und einem Gewerbe angehören kann, weil das ſonſt die Ordnung ſtören würde, von welcher die Engländer das Gedeihen des öffentlichen wie des Privatlebens unzertrennlich halten.

*) Da fährt Mylord Donnerſchlag hin, welcher jährlich zwanzigtauſend Pfund unter die Leute bringt.

**) Was für ein herrliches Geſchöpf doch Mylady Kleinherz iſt! Was Wunder, da Mylord Kleinherz ihr immer die verſchwenderiſchſten Moden erlaubt! der Putzhändlerin allein bringt ſie jährlich fünftauſend baare Pfund ein! — Und trägt nichts als engliſches Fabricat!

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Perſien.

Reiſe von Tiflis nach Tebris.

(Fortſetzung.)

Auf einer Reiſe durch Armenien ſtößt man mit jedem Schritt auf irgend einen Ort, der durch ein großes, hiſtoriſches Ereigniß bezeichnet ſeyn ſoll. Hier ſchlugen die Armenier den Belus, dort feierte Semiramis ihre Hochzeit mit einem armeniſchen Könige; eines wie das andere iſt eine gräuliche Großſprecherei. Die Armenier behaupten, der Ort, wo die Kirche von Etſchmiadſin ſteht, ſey derſelbe, wo Noah nach ſeinem Austritt aus der Arche Gott das erſte Opfer dargebracht habe. Eben ſo zeigen ſie die Stelle, wo Noah die Rebe pflanzte, und ſchreiben dieſem Umſtande die Güte der bei Eriwan, Etſchmiadſin und in der Umgegend wachſenden Trauben zu. Die Nähe von Etſchmiadſin und Eriwan beim Ararat thut der Erhaltung dieſer abergläubiſchen Meinungen Vorſchub, und der Wunſch der Armenier, wichtige hiſtoriſche Erinnerungen an ihr Vaterland anzuknüpfen, veranlaßt ſie, auf alle Weiſe dergleichen den Gemüthern einzuprägen: ſie finden darin eine Art Entſchädigung für den entſchwundenen Ruhm ihres Vaterlandes. Auch haben dieſe abergläubiſchen Meinungen einen gewiſſen Reiz: an Ort und Stelle erzählt, verſetzen ſie uns in entlegene Jahrhunderte; die großen Umwälzungen des Erdballs und ruhmvolle Thaten längſt vergangener Zeit ſteigen in unſerer Einbildungskraft wieder empor. Die kalte Beurtheilung zerſtört zwar dieſe phantaſtiſchen Gebilde, aber die augenblickliche Bezauberung war da, der augenblickliche Schlag des Herzens erwärmte die vielgeſtaltende Einbildungskraft, und das iſt genug. Ich geſtehe, als ich den Ararat betrachtete und den Erzählungen des alten Mönchs zuhörte, war ich für einen Augenblick der Gegenwart entrückt, dieſe dunkelte vor meinen Augen, um den zauberiſchen Phantasmagorien einer geheimnißvollen Vergangenheit Raum zu geben.

Etſchmiadſin iſt auch noch durch einen beſondern Umſtand merkwürdig: alle ſieben Jahre wird dort unter großen Ceremonien das heilige Oel gekocht, welches an alle armeniſchen Kirchen und Klöſter verſendet wird. Außerhalb der Mauern des Kloſters ſtehen zwei Kirchen, deren Architektur nichts beſonders Anziehendes darbietet, außer dem hohen Alter, deſſen Stempel ſie an ſich tragen.

Nachdem ich in Etſchmiadſin ungefähr vier und zwanzig Stunden geblieben war, brach ich von da nach Eriwan auf, wo ich gleichfalls einige Zeit bleiben mußte, um die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenſchein zu nehmen. Ich habe aber in Wahrheit wenig darüber zu ſagen. Die Zeit der Gründung von Eriwan iſt mit einem dichten Schleier bedeckt: viele Gelehrte wollten ſie genau beſtimmen, aber ihre Arbeiten waren nicht mit dem erwünſchten Erfolge gekrönt. Vermuthungen, willkürliche Annahmen, das iſt bis jetzt Alles, was über die Erbauung von Eriwan geſchrieben und geſprochen wurde. Einige Schriftſteller behaupten, Eriwan ſey dieſelbe Stadt, welche bei Ptolomäus Terwa heißt. Ich weiß nicht, auf was ſich dieſe Annahme gründet, der Gleichklang beider Namen iſt aber kein hin-

reichender Grund, dieſe Annahme für richtig zu halten. Eben ſo wenig kann man glauben, Eriwan ſey das alte Wagarſchabad, welche Anſicht von Malte Brun ausgeſprochen wird; denn nach dem Zeugniß armeniſcher Geſchichtſchreiber wurde Etſchmiadſin in Wagarſchabad gebaut, und da Eriwan, wie oben ſchon erwähnt, 15 Werſte von Etſchmiadſin liegt, ſo kann man doch nicht annehmen, daß Wagarſchabad eine ſo ungeheure Ausdehnung gehabt habe. Gleich wenig begründet iſt die Annahme, Eriwan ſey das alte Artarata, oder Artariſata, wo die armeniſchen Könige reſidirten; doch wie dem auch ſeyn mag, Eriwan iſt von allen Schriftſtellern als eine der älteſten Städte Aſiens anerkannt. Die Stadt liegt wie in einer Grube, und iſt von allen Seiten von mehr oder minder bedeutenden Anhöhen umgeben. Die Straßen ſind eng und krumm, die Häuſer zwiſchen einer Menge Gärten, welche den größten Theil der Stadt einnehmen, zerſtreut. Die Feſtung iſt ziemlich groß, von einem Graben und einer hohen, aus Stein und Thon aufgeführten Mauer umgeben; an andern Stellen haben die Befeſtigungen ein ziemlich regelmäßiges Anſehen. Im Laufe der letzten Jahrhunderte beſaß Eriwan einen glanzenden Kriegsruf, denn es galt längere Zeit für uneinnehmbar, bis es endlich von den Ruſſen erobert wurde. Es iſt zu hoffen, daß unter der Vorſorge der ruſſiſchen Regierung die Feſtung wieder in beſſern Stand geſetzt werden und in künftiger Zeit ihren Ruf rechtfertigen wird.

Unter die merkwürdigen Gebäude in Eriwan gehört die Wohnung des ehemaligen Sardars am Rande der Schlucht, in welcher die Sanga ſchäumend dahin fließt. Die Ausſicht aus den Fenſtern dieſes Hauſes iſt ſtaunenerregend. Unterhalb brauſt die Sanga, über dieſe iſt eine ſteinerne Brücke geſchlagen, jenſeits des Fluſſes blüht und duftet der ungeheure Garten des Sardars, weiterhin rechts erſcheinen die Spitzen der Kirchen von Etſchmiadſin, links der prachtvolle Ararat, ein ſilberhaariger Greis, der einſt auf ſeinem Schneegipfel den Behälter trug, worin die Pflanzſchule alles Lebenden auf dieſer Erde verſchloſſen lag. — In dem Hauſe des Sardars iſt auch der bekannte Spiegelſaal, wovon jedoch weit mehr geſprochen wird, als er verdient. Die Mauern und die Decke ſind mit Spiegelſtückchen von verſchiedener Form bedeckt, was ſich nicht übel ausnimmt, aber auch keine beſondere Kunſt zeigt. Uebrigens iſt in dieſem Gebäude außer dieſem Saal faſt nichts Aſiatiſches übrig: an die Stelle der pomphaften orientaliſchen Geſchmackloſigkeit iſt europäiſche Einfachheit und Formenreinheit getreten.

In Eriwan fiel mir das bleichgelbe Ausſehen der Einwohner auf, die faſt alle wie Schatten einhergingen; die Urſache davon iſt ein bösartiges Fieber, welches ſich in Eriwan ſo feſtgeſetzt hat, daß es im Sommer gar nicht mehr vom Platze weicht und die ganze Bevölkerung ſchüttelt. Im Herbſt läßt ſeine Heftigkeit nach. Bei meiner Ankunft in Eriwan traf ich noch die Folgen ſeiner Herrſchaft. Das Klima von Eriwan iſt mörderiſch, im Sommer iſt die Hitze unerträglich und die Luft unglaublich ſchwül. Eine ſchlimme Zugabe zu dem ungünſtigen Klima ſind auch noch die ſchmackhaften, ſaftigen Früchte verſchiedener Art, namentlich die Melonen, welche im Ueberfluß wachſen und außerordentlich ſchädlich ſind. — Ich bin überzeugt, daß man in Eriwan ſehr guten Wein erzielen könnte, weil die hieſige Traube vortrefflich iſt, aber die Einheimiſchen verſtehen den Weinbau nicht, und ihre Erzeugniſſe können ſich keines angenehmen Geſchmacks rühmen, weßhalb die wohlhabenderen Leute kachetiniſchen Wein kommen laſſen. In Eriwan wohnen viele Tataren und Armenier, die Anzahl der Ruſſen aber beſchränkt ſich auf die Garniſon der Feſtung; die Ruſſen beklagen ſich allgemein über das Klima, die Eingebornen aber ertragen daſſelbe mit großem Gleichmuth.

Die Stadt kann nicht mit ſchönen Gebäuden ſtolziren, denn zwei Moſcheen ausgenommen, bemerkte ich nichts, das mir auch nur ein wenig in die Augen geſtochen hätte; die armeniſche Kirche iſt weder ſchön noch groß, die Bazare ziemlich geräumig, aber ſie ſchienen mir, ich weiß nicht warum, vielleicht in Folge des Fiebers, nicht ſehr belebt. Im Allgemeinen muß ich geſtehen, daß Eriwan mir ſehr ſchläfrig vorkam, und die Lebenszeichen waren ſo ſchwach, daß es mir war, als befände ich mich in einer durch eine lange Blokade ausgehungerten Stadt. Und noch jetzt, wenn ich an Eriwan denke, wird es mir entſetzlich ſchwül, und ich fühle gleichſam die drückenden Strahlen der eriwan'ſchen Sonne. Deßhalb wird der Leſer begreifen, wie ich erfreut war, als das Poſtpferd mit ſeinem ausgedienten Rücken mich wieder aus Eriwan hinaustrug. Freilich gewann ich in Wahrheit nicht viel, weil ich aus der ſchwülen Stadt in eine glühende Steppe hinauskam; aber ſo iſt die Art des Menſchen, daß er von jedem Wechſel Beſſerung hofft, wenn ihm die Gegenwart langweilig geworden iſt. So tröſtete ich mich auch mit dem Gedanken, daß ich durch Vorwärtsgehen endlich einen angenehmeren Aufenthalt erreichen würde. Dieſer Gedanke hielt mich aufrecht auf dem entſetzlich langweiligen Wege nach Nachitſchewan. Was den langſamern Ritt betrifft, ſo hatte ich mich bereits an die Philoſophie meines Tſchapars: wer langſam geht, kommt auch zum Ziel, gewöhnt; ich begann zu fühlen, daß im Orient die Faulheit mit dem Sauerſtoff in der Luft verbreitet iſt, und daß ich mich alles Ernſtes für unglücklich halten könnte, wenn man mich nöthigte, zweihundert Schritte weit ſo ſchnell und ſo geſchäftig zu gehen, wie die Leute im gebildeten Europa.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle.

Zweite Abtheilung.

(Fortſetzung.)

Die Verſuche zur Coloniſirung der öſtlichen Falklands-Inſel hatten die gute Wirkung, dieſelbe mit Vieh zu beſetzen. Große Heerden von Hornvieh, Schweinen, Pferden laufen jetzt auf den überreichen Weiden derſelben. Die Schweine und Pferde wurden wenig beunruhigt; das Hornvieh aber, welches das aus den Pampas von Buenos-Ayres übertreffen ſoll, wurde von den Gauchos oder Bauern (größtentheils Verbrechern) von dem gegenüberliegenden feſten Land, unter Feſtſetzung brittiſcher Autorität, auf eine höchſt verſchwenderiſche Weiſe geſchlachtet.

Die Küsten sind reich an Fischen; auch Torf und anderes Brennmaterial ist hinreichend vorhanden; Kartoffeln und andere Gewächse gedeihen trefflich, und manchmal gelangt sogar der Weizen zur Reife. Bei solcher Ertragsfähigkeit und solchen Heerden von schönem Vieh wären die Falklands-Inseln offenbar zum Unterhalt einer betriebsamen Colonie vollkommen geeignet. Capitän Fitzroy ist der Meinung, ihre Lage wäre für eine Strafanstalt vorzüglich, allein in dieser Beziehung wäre vielleicht Staatenland oder Tierra del Fuego vorzuziehen. Dort würde die Beschaffenheit des Landes die Stelle der Mauern, Riegel und Fesseln vertreten. Ein warmes Dach würde die wilden Gemüther ohne Hülfe von Schildwachen zusammenhalten. Man kann keinen größern Mißgriff machen, als eine Strafcolonie unter einem gemäßigten Himmelsstrich, wo das Leben eines Landstreichers so viel Vergnügen verspricht, zu errichten; sogar auf den Falklands-Inseln, wo das Wetter gewöhnlich stürmisch und kalt ist, können die Gauchos unter freiem Himmel schlafen. Andrerseits gibt es keinen entscheidendern und wirksamern und zugleich die moralischen Gefühle weniger verletzenden Mahner, als die bestimmte Nothwendigkeit, für persönliche Behaglichkeit zu sorgen.

Als der Beagle im Jahre 1834 die Küste Patagoniens berührte und an der Mündung des Flusses Santa Cruz Anker warf, beschloß Capitän Fitzroy, diesen schönen Strom bis zu seiner Quelle hin zu untersuchen. Die heftige Strömung desselben legte jedoch diesem Unternehmen äußerst viele Schwierigkeiten in den Weg; die Ruder waren von gar keinem Nutzen, und die Leute gezwungen, die Boote an Stricken weiter zu ziehen. Sie hielten so lange aus, bis sie ungefähr 180 Meilen von der See vorgedrungen waren und die Andes völlig im Gesichte hatten. Da aber ihre Lebensmittel beinahe zu Ende waren und die Einförmigkeit des Landes wenig Lohn für ihre Mühen versprach, so traten sie den Rückweg an; die nächsten Gewässer des stillen Weltmeeres waren, der Berechnung nach, etwa 80 Meilen entfernt. Der Fluß nahm, so weit man denselben befuhr, wenig ab; er war meistentheils 5 bis 400 englische Ellen breit und in der Mitte 17 Fuß tief. Das Wasser desselben war von hellblauer Farbe, und floß in seinem ganzen Laufe mit der auffallenden Schnelle von 4 bis 6 Knoten in der Stunde. Von seinem Thale sagt Hr. Darwin: „Wenn ich Raum genug hätte, wollte ich beweisen, daß Südamerika hier früher durch eine Meerenge abgeschnitten war, welche, wie die magellanische Meerenge, das atlantische und stille Weltmeer verband.“ Die Heerden von Guanacoes, von dem Puma gefolgt, die Strauße und die über diese unfruchtbaren mit rauhem Gestein bedeckten Ebenen hinfliegenden Condors sind von keiner Bedeutung. Hrn. Darwins Bericht über diese Ebene verdient mehr Aufmerksamkeit.

Er bemerkt unter Anderem: „In Europa sind Niederschläge der neuern Epochen meistens in kleinen Bassins oder in kleinen muldenförmig gestalteten Becken angehäuft. In Südamerika aber sind die ganzen Ebenen Patagoniens, welche in einer Länge von 700 Meilen auf der einen Seite von der Andeskette, auf der andern von den Küsten des atlantischen Meeres begränzt sind, auf diese Art gebildet. Im Norden (1300 Meilen von der magellanischen Meerenge) haben wir die Ablagerungen in den Pampas, welche, obgleich in der Zusammensetzung sehr verschieden, derselben Epoche angehören, wie die Bedeckung der Oberfläche in den Ebenen von Patagonien.“

Nach der Theorie Hrn. Darwins ist der ganze südamerikanische Continent in einer, d. h. in geologischer Hinsicht ganz neuen Periode, wenigstens in den oben angegebenen Gränzen, aus dem Schooße des Oceans hervorgegangen. Das Gemisch von Thon und Mergel, woraus der Boden der Pampas besteht, betrachtet er als die schlammigen Anhäufungen oder Ablagerungen eines Armes der See, worin die Ebbe und Fluth wechselten, wovon der breite, aber seichte La Plata gegenwärtig ein kleines Bild bietet. Weiter südlich in Patagonien haben nicht süße langsam fließende Gewässer die breiten Thäler oder Ebenen mit einem fruchtbaren Niederschlage überzogen: die Ebenen Patagoniens waren von den Cordilleras abwärts bis zum atlantischen Meer einmal Seebett. Die Wellen warfen das rauhe Gestein darüber, dessen Bestandtheile von den Cordilleras herabgefallen waren, und legten bloß einen weißlichen Niederschlag zwischen die Steine und den dabei angehäuften Sand. Wenn die See langsam zurückwich, oder je mehr das Land hervortrat, bezeichneten stets die Wellen die weitesten Gränzen ihres Einflusses durch eine Linie von Gestein, so daß während die Erhebung des Landes gleichförmig vor sich ging, eben so die allmähliche Bildung eines gleichförmig abschüssigen Kieselagers erfolgte. Daß aber das gleichförmige Erheben des Landes oft durch Pausen unterbrochen wurde, während welcher das Wasser das Gestade aufraß und Klippen bildete, geht klar aus dem Umstande hervor, daß die Ebenen Patagoniens sechs oder sieben Terrassen genau von demselben Bau und denselben Bestandtheilen, aber von verschiedener Höhe zeigen; diese verschiedenen Höhen, welche so viele Perioden gleichmäßiger Thätigkeit des Wassers bezeichnen, und durch Entfernungen von 6 bis 700 Meilen von einander getrennt sind, liefern den Beweis von der großen Ausdehnung der unterirdischen Gewalt, welche das Erheben der Küsten regelte. Etwa 100 Meilen von den Cordilleren waren die Ebenen am Flusse Santa Cruz mit einem ungeheuren Strom von Lava bedeckt, der gegen die Gebirge hin an Dicke zunahm, so daß sie im Durchschnitt wahrscheinlich nicht weniger als 5000 Fuß ergeben würde. Wir bemerken noch, daß der Sand, das Geröll und die Seemuscheln eine weite Strecke nördlich zwischen den Pampas und Cordilleren in der Breite von Conception ausfüllen. Dieselbe Strecke ist auch mit vulcanischer Asche dicht bestreut.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz der ehemaligen französischen Ligue. Hr. Teulet hat vorgeschlagen, die Correspondenz der Ligueurs mit dem spanischen Hofe von 1589 bis 1598, von der Thronbesteigung Heinrichs IV bis zum Friedensschluß unter den Auspicien der Gesellschaft für französische Geschichte herauszugeben. Die Originale dieser Correspondenz liegen in der Bibliothek von Simancas. (Echo du Monde Savant vom 7 September.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 106 u. 107** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Freie und Sklaven.** Historische Tragödie in fünf Acten von William Ball. — **Ein Tag des Dichters Lamartine.** (Schluß.) — **Traum einer griechischen Jungfrau von den seligen Inseln.** Von Thomas Moore.

In den Abonnementspreis dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 6 fl., halbjährlich 12 fl. und vierteljährlich 6 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 266.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 September 1839.

Dampfschifffahrt nach Indien ums Cap der guten Hoffnung.

Am Sonnabend den 7 Sept. fuhr von London ein großer Ostindienfahrer, Namens Vernon, ab, um eine Reise anzutreten, die in der Geschichte der Schifffahrt Epoche machen wird. Die Reisen von und nach Indien, welche meist 4 — 6 Monate einnahm, dauerte so entsetzlich lang nur in Folge von Windstillen, Strömungen und widrigen Winden in der einen Breite, während das Schiff, wenn es aus eigener Kraft die Mittel besessen hatte, oft nur wenige Meilen weit vorwärts zu kommen, eine Strömung oder eine Windstille vermeiden, oder wenn es den einen Passatwind verlor, in den andern hinein kommen konnte. Diesem großen Uebelstande sollte durch eine neue Verbindung von Dampf- und Segelkraft abgeholfen werden.

Der Vernon ist nach einem ganz neuen System gebaut, weil eine sehr geringe Dampfkraft in Anwendung gebracht werden sollte, da der nöthige Raum für die Maschinen und die Kohlen bisher als ein unübersteigliches Hinderniß für lange Fahrten angesehen worden war; mit dem Raum von 150 Tonnen ist jetzt für alles gesorgt. Der Vernon ist 170 Fuß lang, 36 F. breit, nur 22 Fuß tief und geht bloß 15½ Fuß tief im Wasser: dabei hat er tausend Tonnen Waaren am Bord. Die Dampfmaschine ist nur von 30 Pferdekraft, und diese ist so angebracht, daß der Kessel und die Maschine zwischen den Verdecken stehen, und nicht in den Schiffsraum hinabgehen; sie nehmen nur etwa 10 Fuß Breite ein, und es bleibt somit auf beiden Seiten Raum genug für Cajüten. Da der Kessel einen Ueberzug von einem Stoff hat, der die Wärme nicht leitet, so ist man in seiner unmittelbaren Nähe nicht durch Hitze belästigt, und dieser Ueberzug hat auch noch den wichtigen Vortheil, den Kohlenverbrauch um ein Drittheil zu vermindern. Ohne in die Einzelnheiten der Einrichtung einzugehen, wollen wir nur bemerken, daß man den Wellbaum mit den Ruderschaufeln vermittelst der Raatakeln *) augenblicklich ganz wegheben kann, daß vermittelst eines besondern Apparats sich kein Salz an den Kesseln ansetzt, daß die ganze Dampfmaschine nur zwei Personen erfordert, und daß sie zugleich nach einer neuen Methode, das Seewasser trinkbar zu machen, täglich etwa dreißig Gallonen frisches Wasser liefert, welche Masse leicht auf das Dreifache gebracht werden kann, wenn man mehr Kohlen verwenden will. Das Schiff fuhr nach Gravesend gegen einen sehr starken Wind vier Knoten in der Stunde, wobei zu bemerken, daß die Räder höchstens 28 Drehungen in der Minute machen können; man hofft die Fahrt nach Indien um 25 Tage oder etwa um den fünften Theil abzukürzen. Mehrere Seeofficiere, welche das Schiff besichtigt hatten, und anwesend waren, wie es gegen Wind und Strömung kämpfte, drückten ihre Hoffnung aus, daß die Linienschiffe bald auf ähnliche Weise ausgerüstet werden würden.

*) Eine Art Windezeug, wobei die Raaen als Stützpunkte dienen.

Aphoristische Bemerkungen aus den Verhandlungen der „brittischen Association" zu Birminghank.

Mathematische und physikalische Section.

Professor Daubeny zeigte das Modell eines Apparates, vermittelst dessen er „die Intensität des Sonnenlichtes zu verschiedenen Zeiten des Tages und in verschiedenen Theilen der Erde genau numerisch zu bestimmen hoffte." Dieß führte natürlich zu der neuen Entdeckung Daguerre's, worüber Taylor, der bekanntlich eine ähnliche Erfindung gemacht hatte, und Forbes, welcher der Darstellung von Daguerre's Methode selbst anwohnte, mancherlei Bemerkungen beifügten, die jedoch alle darauf hinausgingen, daß diese Entdeckung um so mehr noch in der Kindheit sey, als unsere jetzigen Kenntnisse in der Chemie und Optik zur Erklärung des complicirten Processes nicht hinreichten.

Mit dem eben erwähnten Gegenstand hing auch eine Abhandlung Dr. And. Ure's zusammen „über Photometrie, oder die Art und Weise, das zerstreute Tageslicht zu jeder Zeit und an jedem Orte zu vergleichen und zu messen." Er bemerkt in dieser Beziehung: „wenn Lichter von verschiedener Stärke einerlei Farbenton haben, so können sie in ihrer relati-

ven Stärke gemeſſen werden durch die Tiefe der Schatten, die ſie, wenn ein dunkler Körper dazwiſchen ſteht, auf eine weiße Wand werfen. Das Licht der Oellampen, Talglichter oder Wachskerzen hat die gleiche gelbliche Färbung, und kann verglichen werden, wenn man verſchiedene Lichter in ſolchen Entfernungen von der Mauer ſtellt, daß die von demſelben Gegenſtand geworfenen Schatten gleich ſtark werden. Da die Lichter im Verhältniſſe zum Quadrat ihrer Entfernungen an Stärke abnehmen, ſo darf man nur dieſe verſchiedenen Entfernungen quadriren, um das genaue Maaß der relativen Stärke der Lichter zu haben.“

*

Derſelbe Ure theilte „Proben über den Flüſſigkeitszuſtand und die Klebrigkeit verſchiedener Flüſſigkeiten bei gleicher Temperatur, und derſelben Flüſſigkeiten bei verſchiedener Temperatur“ mit. Ueber die Veranlaſſung und Bedeutung dieſes Gegenſtandes bemerkt er Folgendes: „Ich war beauftragt, die neu patentirte Lampe eines Hrn. Parker zu unterſuchen, worin das Oel von dem Lampenlicht auf 200 bis 250° F. erhitzt wird, ehe es an den Docht kommt; es war alſo wünſchenswerth, den Grad der Flüſſigkeit zu beſtimmen, den Oele bei einer gewiſſen Höhe der Temperatur erhalten. Das Licht der genannten Lampe, wenn es mit dem zähen, ſehr wohlfeilen, aber faſt geruchloſen Thran von Wallfiſchen aus der Südſee genährt wird, iſt reiner und weißer als das Licht der beſten mechaniſchen Lampe, wenn dieſe auch mit dem beſten Pflanzen- oder Wallrathöl geſpeiſt wird. Dieſer Vorzug hat ſeinen Grund theils in der Form des Kamins, und daß das Oel mit dem Niveau des untern Theils der Flamme gleich ſteht, theils aber auch in der hohen Temperatur der Flüſſigkeit des Oels, wodurch es ſchneller vollſtändig verbrennt, als dieß bei kaltem und zähem Oele der Fall ſeyn könnte.“ Dieſe Beobachtungen und die daran geknüpften Verſuche müſſen in Zukunft für die Conſtruction der Lampen ſehr bedeutend werden.

*

Hr. Ruſſell, der ſich hauptſächlich mit meteorologiſchen Gegenſtanden beſchäftigt, legte einen Bericht vor, den eine zur Unterſuchung der Natur der Wellen niedergeſetzte Commiſſion abgeſtattet hatte. So ſehr ein ſolcher Gegenſtand, wie die Welle, einer nähern Unterſuchung Trotz zu bieten ſcheint, ſo iſt man doch zu einigen annehmlichen Reſultaten gediehen. Er theilt die Wellen in zwei Hauptclaſſen ab, die wir mit ihrem engliſchen Namen wieder geben wollen, da wohl ſchwerlich ſchon ein deutſcher Kunſtausdruck dafür vorhanden iſt, nämlich in die great solitary Wave auch primary wave of translation genannt, und in die oscillatory wave, wahrſcheinlich gleichbedeutend mit einer ſpäter erwähnten posterior wave of replacement. Ohne auf die nähern Angaben über die Art der Wellenbewegung einzugehen, machen wir nur auf die praktiſche Richtung der Unterſuchung aufmerkſam; der zweite Gegenſtand derſelben war nämlich das Verhältniß zwiſchen der Wellenbewegung und dem Widerſtand des Waſſers gegen die Bewegung ſchwimmender Körper. Die dritte Frage war ſodann, welche Form muß man einem Schiffe geben, ſo daß es mit der größten Geſchwindigkeit oder dem mindeſten Kraftaufwand vorwärts kommt. Die Antwort war, daß das Vordertheil des Schiffs dem Umriß der großen wave of translation, das Hintertheil dem Umriß der nachfolgenden wave of replacement gleichen müſſe. Ein großes Dampfboot, der Feuerkönig, iſt nach dieſen Grundſätzen gebaut worden, und gilt für das ſchnellſte Schiff von ganz England. — Die Unterſuchung über die Fluthwelle längs der Ufer von England führte noch zu keinem irgend erklecklichen Reſultat.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Perſien.

Reiſe von Tiflis nach Tebris.

(Fortſetzung.)

Wir erreichten Nachitſchewan; — hier herrſcht ſchon wieder Zweifel über die Frage, wann und von wem wurde die Stadt erbaut? Einige Schriftſteller ſehen in derſelben das alte Naxuana, deſſen Ptolemäus gedenkt; Maltebrun läßt in ſeiner Geographie gewiſſermaßen dieſen Vorſchlag gelten, der auch wirklich etwas für ſich hat, immerhin aber eine bloße Vermuthung bleibt. Ueberhaupt muß man ſagen, daß wir über die Geographie und noch mehr über die Geſchichte Armeniens durchaus nichts Genügendes haben. Dieſes Land iſt wie vergeſſen, die gelehrten Forſcher bekümmern ſich faſt gar nicht darum, als hätten ſie ſich das Wort gegeben, alles, was auf dieſes höchſt merkwürdige Land Bezug hat, im Dunkel zu laſſen: die, welche etwas über Armenien ſagen müſſen, helfen ſich entweder mit Scherzen, oder machen die Sache mit Gemeinplätzen ab, die nichts aufklären, und keinen richtigen Begriff weder von dem frühern, noch von dem jetzigen Zuſtande des Landes geben. Maltebrun, der ſo viel Bände über Geographie ſchrieb, ſpeiſte die ganze armeniſche Provinz mit 42 Zeilen ab! Wie es beliebt; aber dieß iſt ſo wenig, daß es ſo gut wie nichts iſt. Er erzählt mit großer Genauigkeit, daß die alten Bewohner der Dſungarei ſich durch blaue Augen und rothe Bärte auszeichneten, gedenkt des Jahres, wo die Roſeneſſenz erfunden wurde, ſagt aber kein Wort davon, wann Eriwan, Etſchmiadſin u. ſ. w. erbaut wurden, und eben ſo wenig eine Sylbe von den hiſtoriſchen Erinnerungen Armeniens. Die Urſachen, weßhalb Armenien von den Schriftſtellern ſo vergeſſen iſt, ſind ſehr einfach: die Quellen, woraus man die zur Schilderung dieſes Landes nöthigen Materialien ſchöpfen könnte, ſind nicht geſammelt, nicht in Ordnung gebracht, ſondern außerordentlich zerſtreut. Die Arbeit, welche den künftigen Geſchichtsſchreiber Armeniens erwartet, iſt ungeheuer, und erfordert außer einem unermüdlichen Fleiß einen ſichern Blick, um ſich nicht in dem Labyrinthe zu verirren. Zum Beweiſe des oben Geſagten darf man nur bemerken, daß bis jetzt noch im Strabo ſich über Armenien eine Menge unerklärter Stellen findet, mit deren Erklärung ſich gleichfalls Niemand befaſſen zu wollen ſcheint. Wir wollen hoffen, daß mit der Zeit dieſer Mangel ausgefüllt werden wird, und daß unſere Nachkommen im Stande ſeyn werden, auf einer Reiſe durch Armenien mit größerer Genauigkeit und Um-

ständlichkeit von einem Lande zu sprechen, als wir sündhafte Reisende des 19ten Jahrhunderts. Doch wir wenden uns wieder zu Nachitschewan.

Bei meiner Ankunft in der Stadt stieg ich bei Ekfan Khan ab, an den ich vom Gouverneur der armenischen Provinz einen Brief hatte. Ekfan Khan hat den Rang eines Obersten in russischen Diensten, und die innere Verwaltung des Kreises von Nachitschewan steht unter seiner Aufsicht. Er war eben auf der Falkenjagd, als ich in seinem Hause ankam, seine Leute aber führten mich, sobald sie in mir einen Russen erkannten, in ein Zimmer in dem zur Aufnahme von Fremden bestimmten Flügel des Hauses. Das Zimmer war hübsch verziert, und es waren dabei einige Abweichungen von asiatischem Geschmack zu erkennen. Nach einiger Zeit erschien der Herr des Hauses, bezeugte mir in gebrochenem Russisch sein Vergnügen, mich bei sich zu sehen, und bemerkte mir sodann, daß auf den Abend eine Einladung von Seite des Polizeimeisters der Stadt erfolgt sey, wo die ganze Gesellschaft von Nachitschewan sich einfinden werde; zugleich forderte er mich auf, ihn dorthin zu begleiten, indem der Polizeimeister durch meinen Besuch gewiß sehr erfreut seyn werde. Da ich zu sehen wünschte, wie die Gesellschaft in Nachitschewan ihre Zeit hinbringe, so willigte ich mit Vergnügen in den Vorschlag.

Sobald es dunkelte, wurden zwei Pferde, eines für den Khan, das andere für mich an den Austritt vor dem Hause geführt, und eine zahlreiche Dienerschaft wartete auf unsern Abgang. Sobald wir zu Pferde saßen und vorwärts ritten, brach ein Theil der Nukers (Diener) des Khan mit uns auf: einige derselben gingen voraus und trugen unsere Pfeifen, andere auf beiden Seiten, ein Theil endlich hinter uns drein. Vom Hause Ekfan Khans an führt der Weg ziemlich lange durch Trümmerhaufen und Feld und nur kurz durch die Stadt selbst, da diese nicht sehr groß ist. Vor dem Hause des Polizeimeisters spielte eine disharmonische asiatische Musik, wovon der Khan ein großer Freund ist. Als wir in die Zimmer getreten waren, uns niedergesetzt hatten und unsere Pfeifen rauchten, erschien eine Art Tänzer, der anfangs das Publicum durch mannichfache Verdrehungen belustigte. Beim Schluß des Tanzes befahlen ihm einige der anwesenden Khane sich in die Mitte des Zimmers zu stellen und den Rücken zu biegen: kaum hatte er dieß gethan, so regnete es Schläge mit den Gerten auf ihn, und die Fratzen, die er aus Schmerz machte, belustigten die Herrn Khane ausnehmend. Als diese Kurzweil zu Ende war, gab jeder Zuschauer dem Tänzer ein Stück Geld. Ich gestehe, daß eine so rohe Belustigung auf Leute, die an Vergnügungen so widerlicher Art nicht gewöhnt sind, einen höchst unangenehmen Eindruck macht, und ich war sehr froh, als nach Beendigung dieser Cerimonie der Hausherr uns in ein anderes Zimmer zum Kartenspiel einlud. Ekfan Khan spielt gern Karte, versteht aber nur Ein Spiel, und zwar ein höchst einfaches und ziemlich langweiliges, das bei Tataren und Persern im Gebrauch ist, und Asnas heißt. Ich will nicht auseinander setzen, worin dieß Spiel besteht, und bemerke bloß, daß man mich an den Spieltisch setzte und ich das Lehrgeld sehr wohlfeil bezahlte. Nach dem Kartenspiel wurden wir mit einem Abendessen und gutem kachetinischem Wein bewirthet, worauf wir nach Hause gingen.

Ekfan Khan, der sich der Gnade des Kaisers erfreut, ist bemüht, sich europäische Sitten anzueignen. In seinem Hause ist der Gebrauch von Messern und Gabeln eingeführt, und die Speisen sind bei ihm nicht ganz asiatisch.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle.

Zweite Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Das Geröll des niedrigern Absatzes der Ebene Patagoniens ist mit Muscheln der gegenwärtig in der benachbarten See gewöhnlichen Gattungen vermischt, aber in der sandigen Unterlage findet man Muscheln erloschener Gattungen nebst Austern von außerordentlicher Größe. In dem Kies entdeckte Hr. Darwin die Knochen eines vorweltlichen Lama, das von derselben Größe wie ein Kamel gewesen seyn muß. Amerika erzeugte in früherer Zeit, wie Afrika gegenwärtig, viele Thiergattungen von bedeutender Größe, allein sie sind auf eine unerklärbare Weise zu Grunde gegangen, und liegen in großen Massen in dem angeschwemmten Boden der Pampas begraben. Ueberreste des Megatherium, eines ungeheuren Mastodon, des Toxodon, eines seltsamen Thieres von der Größe des Hippopotamus, so wie von andern bis jetzt noch namenlosen Geschöpfen wurden von Hrn. Darwin gesammelt, und werden von ihm in einem eigenen Werke näher beleuchtet werden.

Die westliche Seite des südlichen Theiles des südamerikanischen Continentes bietet den größtmöglichen Contrast mit der östlichen Seite. Die offenen, trockenen Ebenen von Patagonien haben das ganze Jahr hindurch hellen freundlichen Himmel, und sind im Sommer sengend heiß. Jenseits der Gebirge aber, die westlich sie begränzen, gewinnt der Schauplatz ein ganz anderes Aussehen. Der schmale Streifen der westlichen Küste ist von vielen Oeffnungen durchbrochen, welche ganz durch die Cordilleren dringen, die hier eine Höhe von 700 Fuß erreichen. Die Verzweigungen dieser Einschnitte enden in ungeheure Gletscher, wovon einer eine Ausdehnung von 21 Meilen in die Länge hatte. Zwischen dem ewigen Schnee und den Armen der verzweigten Gletscher erheben sich undurchdringliche Wälder. Die beständigen Regen, die einem ewig trüben Himmel entströmen, haben die Inseln und Gebirgseiten mit einer dichten Masse von Vegetation bedeckt. Gegen Süden gleicht sie der Vegetation von Tierra del Fuego, gegen Chiloe hin aber werden die Wälder ohne Vergleich schöner, und die trübselige Buche macht Pflanzen von tropischem Charakter Platz. Gegen Norden erleidet das Klima bemerkenswerthe Modificationen. Bei Valdivia haben die Wälder eine lichtere Farbe. Der aus Europa eingeführte Apfelbaum hat sich an den dortigen Boden gewöhnt, und über die Hochebenen an den Quellen des Rio-Negro hin verbreitet, so daß die Indianer diese Gegend das Apfelland nennen. Jenseits Valdivia werden die Wälder an der Küste nach und nach etwas dünner, an den Seiten der Cordilleren aber dehnen sich die Araucaria-Wälder, deren Früchte für die

Indianer ein Hauptnahrungsmittel sind, nördlich bis zum Vulcan von Antuco aus. Durch das nördliche Chili hin verschwinden die Wälder auf beiden Seiten der Cordilleren gänzlich, nur einige einzeln zerstreute Bäume an der östlichen Seite deuten auf den bevorstehenden Wechsel. In Peru wiederum ist die Sache gerade das Gegentheil von dem, was in der Breite von Patagonien vorkommt. Auf der westlichen Seite der Gebirgskette liegt die Wüste, auf der östlichen die gränzenlosen und undurchdringlichen Wälder. An der Küste von Peru fällt gar kein Regen; in dem Thale von Maynas, an der andern Seite der Cordilleren, hört der Regen gar nie auf, und eine Stelle desselben soll jeden Tag des Jahres hindurch von Sturm und Gewitter heimgesuchtwerden.

Die Bewohner von Chiloe, mehr als vierzigtausend an der Zahl, sind im Allgemeinen ein Gemisch spanischen und indianischen Blutes. Die zehn oder eilftausend von ihnen, welche indianische Namen haben, sind in ihren Gesichtern und ihrem Benehmen von denen spanischer Abkunft meist nicht zu unterscheiden. Der Menschenfreund genießt hier das seltene Schauspiel einer ursprünglich wilden Nation, die sich auf eine gleiche (wenn gleich auch niedere) Stufe von Civilisation mit ihren europäischen Eroberern geschwungen hat. Sie sind insgesammt Christen, obgleich sie insgeheim immer einigen barbarischen Aberglauben bewahren. Bei ihrer Gelehrigkeit, Geduld und Arbeitsamkeit könnten sie unter der Leitung einer aufgeklärten Regierung bald eine tüchtige Bevölkerung werden. In Beziehung auf ihre Aehnlichkeit mit den Eingebornen von Tierra del Fuego bemerkt Hr. Darwin: „Alles, was ich gesehen habe, überzeugt mich von der engen Verwandtschaft der verschiedenen Stämme, welche nichtsdestoweniger ganz verschiedene Sprachen sprechen;“ d. h. wie wir annehmen; sie tönen dem Ohr als durchaus verschieden, die wirklichen Verschiedenheiten der Sprache können aber nur von denen gründlich angegeben werden, die fähig sind, sie mit Rücksicht auf ihren grammatikalischen Bau zu vergleichen.

Die Indianer auf dem mehr nördlich gelegenen Festlande gehören zu der araucanischen Nation, die sich durch den grimmigen Widerstand, den sie den Angriffen der Spanier entgegensetzten, so vielen Ruhm erwarb. Sie sind noch immer ununterjocht, und abgesehen von ihrem stolzen Benehmen noch immer im Besitz einer großen Strecke des schönsten Landes von Südamerika, in welchem das üppige Klima von Chiloe mit dem heitern Klima von Chili verbunden ist. Hr. Darwin sagt von ihnen: „Diese Indianer sind ein schön gebauter Menschenschlag; ihre Backenknochen sind sehr hervorstehend, und im Allgemeinen gleichen sie der großen amerikanischen Familie, zu der sie gehören, nur ihre Physiognomie schien mir etwas verschieden von der aller der Stämme, die ich schon gesehen hatte. Ihr Ausdruck ist besonders ernst, sogar finster, und zeigt einen Charakter, den man als ehrliche Offenheit oder stolze Entschiedenheit auslegen kann. Das lange, schwarze Haar, die starken gefurchten Züge und die dunkle Gesichtsfarbe erinnerten mich an die alten Bildnisse Jakob des Ersten.“ III. Bd. S. 266.

Im Mai 1835 ging der Challenger, eine englische Fregatte, bei Tucapel, an der araucanianischen Küste, durch Schiffbruch zu Grunde. Bei dieser Gelegenheit, erzählt Capitän Fitzroy (welcher der gescheiterten Mannschaft eifrig Hülfe leistete), erschienen die Indianer in großer Anzahl am Ufer alle zu Pferde, und halfen sowohl die Flöße herausziehen, als auch die Leute ans Land bringen. „Besonders die indianischen Weiber stürzten in die wüthende Brandung, und leisteten mit ihren Lassos wesentliche Hülfe; einige nahmen die Knaben hinter sich auf den Sattel und brachten sie ans Land; andere banden ihre Lassos an die Flöße.“ Capitän Seymour vom Challenger erhielt von dem Kaziken eine junge Kuh zum Geschenk, und drückte dabei sein Bedauern aus, daß er in seiner Lage nichts dagegen anbieten könne, worauf der Häuptling mit einer heftigen Anrufung zu verstehen gab, daß er nie daran denken würde, von Menschen, die sich im Unglück befinden, irgend etwas anzunehmen. Die Araucanier sind gut gekleidet; ihre Ponchos oder Mäntel sind von dunkelblauem, wollenem, von ihnen selbst verfertigtem Zeuge gemacht. Die Kaziken schmücken sich mit silbernen Sporen, ihre Pferde mit einem silbernen Gebiß und Kopfschmuck. Die Frauen sind nach altperuanischer Art mit Perlen, goldenen Stecknadeln und großen Schmuckgehängen von Messing und Gold gezierd. Capitän Fitzroy schildert eine so geschmückte Frau mit folgenden Worten: „Sie war eine hübsch aussehende junge Frau, die Tochter eines Kaziken, welche mit mehrern ihres Stammes gekommen war, um die gescheiterten weißen Männer zu sehen. Ihr Pferd war ein schönes Thier, und sah so wild aus wie sie selbst.“

Den Angaben über die Untersuchungen der Küsten Chili's wollen wir hier keine Stelle einräumen; allein nach dem, was wir von den entgegengesetzten Küsten gesagt haben, müssen wir nachweisen, wo die westlichen Küsten von Südamerika Anzeigen liefern, daß der Continent in einer neuern geologischen Periode aus dem Ocean emporgestiegen. Hr. Darwin hat hier mit sehr vielem Glück die Configuration der Oberfläche aufgefaßt, welche auf die Befestigung seiner Elevationstheorie sich beziehen. Die Cordilleren bezeichnen die Lage der großen Spalte in der Rinde der Erde, durch welche Felsarten von vulcanischer Formation in die Höhe geworfen wurden. Die allgemeine Zunahme dieser Gebirgsmasse gegen den Wendekreis hin, die mit den vermehrten unterirdischen Kräften im Verhältniß ist, steht auch im Verhältniß zu der größern Breite des durch letztern erhobenen Continentes. Aber das Aufsteigen des Landes erfolgte, wie Hr. Darwin bemerkt, allmählich Tierra del Fuego ist ein theilweise überschwemmtes, von großen Meerengen durchschnittenes Gebirgsland, das gegen Süden, und besonders gegen Westen, eine Menge von Gipfeln zeigt, die jetzt als Inseln erscheinen. Etwas nördlich liefert der Otway ein Beispiel von unterbrochener Verbindung, und von einer Meerenge, die erst vor kurzem durch das Erheben des Landes zu einem See geworden ist. Ferner waren die patagonischen Ebenen alle von der See bedeckt, und wurden in späterer Zeit durch Meerengen in der Richtung von Osten nach Westen, wie Tierra del Fuego, getrennt. An der westlichen Seite der Cordilleren unterscheiden sich die Inseln von der magellanischen Meerenge bis Chiloe von jenen an der westlichen Seite von Tierra del Fuego dadurch, daß sie so sehr in die Höhe gestiegen sind, daß außer den tiefsten Caualen Alles in trockenes Land verwandelt wurde; sie erweitern und vereinfachen (wenn wir uns so ausdrücken können) sonach die insulare Gestaltung. Wenn Patagonien etwas tiefer in die See versenkt wäre, so würde es Tierra del Fuego gleichen. Wenn mit Chili dieselbe Operation vorgegangen wäre, so würde man sogar auch bei diesem Land Aehnlichkeit mit dem aus Inseln bestehenden Theil des patagonischen Gebietes finden; auch zeigen die darin aufgefundenen Ueberreste von Seethieren sowohl als ihre Configuration, daß die chilenischen Thäler wirklich Jahrhunderte lang unter Wasser gestanden sind.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 267.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

24 September 1839.

Das Giftthal in Java.

Wir haben ſchon im Jahre 1837 (ſ. Nr. 86) eine Bemerkung über dieſes Thal mitgetheilt, und führen jetzt aus dem Journal of the Royal Asiat. Society Nr. VII. eine beſtimmtere Angabe nach.

Es gibt ſehr wenig Volksmeinungen, ſo ausſchweifend und unglaublich ſie auch ſeyn mögen, denen nicht ein gewiſſer Grad von Wahrheit zum Grunde liegt. Hiezu gehört der berühmte Giftbaum in Java; der Giftbaum iſt allerdings eine Fabel, aber das Giftthal, Guwo Upas, iſt eine furchtbare Wirklichkeit. Es liegt in der Nähe von Patur. Ein Hr. London, begleitet von einem Holländer, Namens Daendels, beſuchte daſſelbe im Julius 1830. Seine Erzählung iſt folgende: „Hr. Daendels ließ von der Hauptſtraße nach dem Thale einen Fußweg machen, den wir, als wir am Fuße des Berges unſere Pferde abgegeben, mit Anſtrengung hinanſtiegen. Wenige Schritte vom Thal empfanden wir einen ſtarken, Ekel und Uebelkeit erregenden, erſtickenden Geruch; aber am Rande des Thales fühlten wir uns wieder frei. Wir waren jetzt über die furchtbare Scene vor uns in Erſtaunen verloren. Das Thal ſcheint etwa eine halbe Meile im Umfange zu haben, iſt oval, 30 bis 35 Fuß tief, der Boden flach, ohne Vegetation, nur hie und da lagen einige große Steine, das Ganze aber war mit Skeletten von Menſchen, Tigern, Schweinen, Rothwild, Pferden und allen Arten von vierfüßigen Thieren und Vögeln bedeckt; man ſah weder Dampf noch eine Oeffnung am Boden, der von hartem Sande zu ſeyn ſchien. Die Seiten des Thals ſind von oben bis unten mit Vegetation, Bäumen, Stauden u. ſ. w. bedeckt. Wir zündeten unſere Cigarren an, und ſtiegen bis auf 18′ den Boden hinab, wo wir zwar noch frei athmen konnten, doch aber den Uebelkeit und Ekel erregenden Geruch empfanden. Wir ſchickten einen Hund hinein, der nach vierzehn Secunden niederfiel, ſich nicht mehr erhob, doch aber noch achtzehn Minuten fortathmete; ein zweiter Hund lief dem erſteren nach, fiel nach zehn Secunden nieder, rührte ſich nicht mehr, athmete aber noch ſieben Minuten. Ein Stück Geflügel, das wir hineinwarfen, ſtarb nach anderthalb Minuten, ein zweites, noch ehe es auf den Boden kam. Während dieſer Proben fiel ein ſtarker Regen, aber das Schauſpiel vor uns nahm unſere Aufmerkſamkeit dermaßen in Anſpruch, daß wir nicht darauf achteten. Nach zwei Stunden verließen wir dieſes Thal des Todes.“ Dieß iſt H. Londons Erzählung. Der Berichterſtatter darüber, Oberſt Sykes, ſchreibt dieſe Erſcheinungen einem ausſtrömenden kohlenſauren Gas zu, in ähnlicher Art, wie dieß in der berühmten Grotta del Cane bei Neapel, wiewohl in geringerem Grade, ſtatt findet.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Perſien.

Reiſe von Tiflis nach Tebris.

(Fortſetzung.)

Da ich nur ſehr kurze Zeit in Nachitſchewan blieb, ſo konnte ich nicht die ganze Stadt in Augenſchein nehmen, woran ich jedoch, wie mir die guten Leute ſagten, nicht viel verlor, da Nachitſchewan durchaus nichts Merkwürdiges darbietet. Die Stadt iſt klein, unſchön und voller Ruinen, das iſt alles. Auf der Südſeite der Stadt zeigt man, wie mir erzählt wurde, ein antediluvianiſches Grab; ich geſtehe jedoch, daß ich keine ſonderliche Luſt hatte, hinzugehen, da ſogar diejenigen, welche davon erzählten, ſelbſt nicht recht an die Sage von einem ſo alten Denkmal glauben wollten. Ueberdem war ich zu faul. Warum ſoll man gehen, wenn man liegen kann? Warum die Glieder in Bewegung ſetzen, wenn man auch ohne das, halbausgeſtreckt auf dem weichen Sopha und Kef machend, d. h. nichts thuend, in der Welt glücklich ſeyn kann? Das Leben iſt ſo kurz, warum daſſelbe durch Gehen verlieren, denn jede Bewegung des Fußes heißt dem Nichtsthun, das auch ein Glück iſt, eine Secunde ſtehlen. — O wann werde ich mich auf die reizenden Teppiche von Tebris werfen? wann werde ich mich in die unbeſchreibliche Ueppigkeit reicher Flaumkiſſen verſenken? Wann werde ich die Augen ſchließen, damit ein leichter Wind die von Roſenduft erfüllte Kühlung mir zufächle, und der Geſang der Nachtigallen von Iran zu meinen Ohren dringe? Wann

werde ich auf dem Teppich des Nichtsthuns ſitzend, die Füße des Genuſſes an mich ziehend und den Kalian orientaliſcher Weichlichkeit rauchend, den Rauch irdiſchen Glücks in langem Strome in die blaue Luft perſiſcher Nächte hinblaſen?

Der Kreis von Nachitſchiwan, der bis zum Tractat vom Jahre 1828 ein beſonderes Khanat bildete, iſt jetzt in den Verband der armeniſchen Provinz getreten; unmittelbarer Befehlshaber derſelben iſt Ekſan Khan, von dem eben die Rede war; bei ihm befindet ſich ein ruſſiſcher Stabsofficier zur Aushülfe. Hier wie in Eriwan ſegnet man die ruſſiſche Regierung, welche das Land von der läſtigen Herrſchaft der Perſer befreite; davon braucht man indeß gar nicht zu ſprechen, weil jeder Wohldenkende ohne beſondere Beweisgründe einſieht, was die armeniſche Provinz bei der Vertauſchung der perſiſchen Herrſchaft mit der ruſſiſchen gewonnen hat.

Aus Nachitſchewan brach ich auf, um abermals über Steppen hinzuwandern bis an die Stelle, wo man den Araxes überſchreitet. Ehe ich dahin kam, ſah ich zur Seite die Veſte Abbas-Abad, welche vor 25 Jahren von Abbas Mirza nach dem Plane eines franzöſiſchen Ingenieurs in ſeinem Dienſte erbaut wurde.

Am 1 October um 6 Uhr Abends ſtand ich am Ufer des Araxes in der Quarantaine von Dſchulfa, ſagte dem ruſſiſchen Gebiete Lebewohl, und trat in ein großes, mißgeſtaltetes Boot, wo ſchon meine Habſeligkeiten untergebracht waren. Einige Tataren, ruſſiſche Unterthanen, führten die Ruder, und bald ſtießen wir ab vom ruſſiſchen Ufer. Der Araxes iſt nicht ſehr breit aber ausnehmend reißend, und im Frühjahr und Herbſt, namentlich aber im Frühjahr, ſtarkem Austreten unterworfen; das Waſſer iſt trüb, weil das Bett großentheils aus Thon beſteht. Man muß geſtehen, daß die Quarantaine von Dſchulfa, der letzte Punkt auf ruſſiſchem Boden, für den, der nach Perſien geht, eine ziemlich klägliche Rolle ſpielt. Einige aus Kieſelerde aufgeführte Gebäude, worin die Reiſenden und ihr Gepäck untergebracht und geräuchert werden, und eine ähnliche Spelunke, welche dem Aufſeher, dem Feldſcheer, der den Dienſt des Doctors verrichtet, und einigen Soldaten zur Wohnung dient, das iſt Alles. Das nächſte Dorf, Dſchulfa, liegt 7 Werſte von der Quarantaine, und rings umher iſt eine kahle, einförmige, mit kleinen Steinen, Sand und Steppengras bedeckte Fläche, — ein höchſt proſaiſches Gemälde.

Ein Stoß, — das Boot iſt am Ufer, dem perſiſchen Ufer, das kein angenehmeres Bild als das ruſſiſche darbietet. In der Nähe des Fluſſes finden ſich durchaus keine Gebäude. Als ich die Gränze von Iran betrat, fragte mich Niemand nach meinem Paſſe, Niemand wollte wiſſen, wer ich ſey, woher ich komme, wohin ich gehe, was der Zweck meiner Reiſe ſey; das iſt hier nicht Mode. Ich muß geſtehen, daß dieſer erſte Eindruck, als ich zum erſten Male die Bekanntſchaft mit Perſien machte, mir nicht zu ſeinem Vortheile ſprach. Es iſt eine Unordnung, vielleicht noch etwas Schlimmeres.

Die erſte Station, wohin ich kam, war das Dorf Gerger, welches 15 Werſte vom Araxes entfernt liegt. Die Sonne war ſchon untergegangen, als ich dahin gelangte, und darum beſchloß ich, alsbald mein Lager im Hauſe des Kedchuda (Dorfſchulzen) zu nehmen. Der Empfang war ſehr freundlich und munter: kaum war ich ins Zimmer getreten, ſo erſchienen Pillaus, Eierkuchen, Melonen, Trauben und Pfeifen. Der Wirth lief geſchäftig aus einer Ecke in die andere, und trotz meiner Verſicherung, daß ich ſatt ſey, brachte er mir immer noch neue Teller mit Speiſen. Mein Quartier war ziemlich reinlich, der Boden mit Teppichen belegt, und im Kamine praſſelte trockenes Steppengras. — Das Dorf ſelbſt hat durchaus nichts Merkwürdiges.

(Schluß folgt.)

Aphoriſtiſche Bemerkungen aus den Verhandlungen der „brittiſchen Aſſociation“ zu Birmingham

Mathematiſche und phyſikaliſche Section.

Ein Hr. Nasmyth zeigte der Verſammlung einen pneumatiſchen Spiegel von Tafelglas (plate glass pneumatic speculum), den er erfunden. Das Glas hatte drei Fuß, drei Zoll im Durchmeſſer und $^3/_{16}$ Zoll Dicke; es wurde auf eine concave Form von Gußeiſen gelegt, und in Wachs befeſtigt, um es luftdicht zu machen. Nun zog Hr. Nasmyth die Luft hinter dem Spiegel vermittelſt eines Sperrhahns heraus, worauf die Oberfläche des Glaſes alsbald concav wurde, und je nachdem man mehr oder weniger Luft herauszog, konnte man den Focus nach Gefallen ändern; Hr. Nasmyth ſprach ſeine Ueberzeugung aus, man könne auf dieſe Weiſe das Glas biegen, bis es breche. Hr. Forbes erklärte, wenn das Glas bräche, würde er ſehr begierig ſeyn, den Bruch zu unterſuchen, da eine brechende Kraft, die ſo regelmäßig drücke, wie die atmoſphäriſche Luft, ſich auf keine andere Weiſe erhalten ließe, und eine Unterſuchung des Bruches wahrſcheinlich über die Aggregation und Elaſticität der kleinſten Theile (Atome) des Glaſes Aufklärung geben würde, vielleicht auch in der Geologie neue Anſichten erwecken könnte.

*

Profeſſor Whewell theilte Beobachtungen über die Fluth mit, welche ihm von dem ruſſiſchen Admiral Lütke zugekommen waren. Dieſen Angaben zufolge war im Eismeere öſtlich von Nowaja-Semlja wenig oder gar keine Fluth bemerklich, und in den von ruſſiſchen Seefahrern wiederholt befahrenen Meeren an der Küſte von Kamtſchatka, ſo wie an der Nordweſtküſte von Nordamerika, ſtellte ſich eine tägliche Ungleichheit heraus. — Die weiteren Verhandlungen über die Fluth, welche ſich namentlich auf ein Memoire des Capitäns Fitzroy, das der Reiſe desſelben angehängt iſt, und auf einen Bericht über die Verwendung der zu Fluthbeobachtungen beſtimmten Summe beziehen, müſſen wir theils weil ſie zu weitläufig und bloß theoretiſch ſind, theils weil ſie noch zu keinem ſichern Schluſſe führen, übergehen, und erwähnen nur noch einige darin erwähnte Thatſachen. Die Fluthwelle im atlantiſchen Ocean pflanzt ſich höchſt wahrſcheinlich von Norden nach Süden fort, während ſie vom Cap der guten Hoffnung bis in die Tiefe des Guineagolfs von Süden nach Norden ſtrömt, und zwar, ſo viel man wiſſen will,

in Zeit von vier Stunden. Capitän Fitzroy glaubt, im atlantischen Meere oscillirten die Wasser seitwärts nach den östlichen und westlichen Ufern dieser Oceane, und dieß erzeuge die Fluth. Diese Annahme würde den Umstand erklären, daß die Fluth längs der ganzen Westküste Amerika's zu gleicher Zeit *) eintrit, so wie daß in dem mittlern Theile des Oceans keine Fluth zu ersehen ist. Es ergibt sich nämlich der sehr auffallende Umstand, daß in der Mitte des stillen Meeres in der Nähe der Südsee-Inseln keine Fluth stattfindet. Diesen letztern Umstand glaubt jedoch Hr. Russell dadurch zu erklären, daß die Corallenriffe im stillen Meere die Fluthwelle brächen. Professor Whewell bemerkte, wenn einmal die Erscheinungen, welche die Fluth im atlantischen und stillen Meere darbietet, hinreichend durch Beobachtungen hergestellt seyen, und dann die Ansichten Capitän Fitzroy's über das Oscilliren der Gewässer sich bestätigten, so falle die Aufgabe, dieses hydrodynamische Problem wenigstens annähernd zu lösen, an die Mathematiker. Ob aber die Einwirkung der Sonne und des Mondes auf das Meer jenes angenommene Oscilliren erkläre, diese Frage möchte sehr schwer zu lösen seyn.

*

Ein Hr. Addison legte meteorologische Beobachtungen vor, die er in den Jahren 1835 bis 1838 zu Great Malvern gemacht hatte. Dieser Ort, der in Worcestershire ist, liegt 500 Fuß hoch, und es zeigt sich in geringen Entfernungen oft ein sehr bedeutender Temperaturunterschied, indem nämlich die niedrigeren Localitäten oft viel kälter als die höheren sind, so daß es z. B. im Thale bei einer Temperatur von 24° F. (— 3½° R.) regnete. Hr. Addison bemerkte, er habe mehrmals, wenn er von der Höhe weniger als eine Viertelmeile (engl.) weit herabgegangen sey, den Thermometer um 17° F. (7½° R.) fallen sehen. Auf Befragen eines angesehenen Meteorologen, Prof. Stevelly's, fügte er hinzu, daß der Fall sich ereignet habe, wenn er in eine Wolke gekommen sey. Prof. Stevelly entgegnete, dieß erkläre die Sache; er selbst habe dieß mehrmals beobachtet, aber immer nur beim Aufwärtssteigen; die Fälle, wo die niedrigere Gegend kälter sey, als die höher gelegene, entsprächen dem Zeitpunkt, wo der Thau fällt. — Ein Hr. Jul. Jeffreys fügte aus seinen Beobachtungen, die er schon im Jahre 1824 im Himalaya gemacht, einige interessante Angaben bei; er hatte dieselben auf Bergen von 16,300 Fuß bis 4000, und in Thälern von 14,000 Fuß Höhe bis 3000 angestellt. Er fand durchgängig, daß der tägliche Wechsel auf den Höhen gering sey, und nur 4 bis 5, selten mehr mehr als 12° F. ausmache, während er in den Thälern gewöhnlich 30, oft 40 und selbst bis 48° betragen habe. Das Minimum der Temperatur im Thale sey oft geringer als das auf der Höhe, das Maximum derselben stets bedeutend größer. Die mittlere Temperatur des Thals war freilich immer höher, als die des benachbarten Berges, das Minimum stets niedriger, so wie das Maximum stets höher, wenn der Unterschied zwischen Berg und Thal nicht über 2000 bis 2500 Fuß betrug. Er sah in einem Thale, das 6500 Fuß über dem Meere lag, das Thermometer in der Nacht von 88° auf 40° F. (22° auf 3½° R.) fallen; auf dem um 1500 Fuß höhern Berg fiel es nur auf 50 und stieg am Tage wenig über 60° Fahrenheit.

*) Andere wollen jedoch behaupten, sie gehe von Acapulco nach der magellanischen Meerenge fort, und zwar in Zeit von 12 Stunden.

Chronik der Reisen.

Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle.

Zweite Abtheilung.

(Schluß.)

Wenn man den Blick auf die Karte Südamerika's von Arrowsmith wirft, welche der Erzählung des Capitän Fitzroy beigefügt ist, so wird man sehen, daß die Alluvialebenen am La Plata, die sich gegen Norden durch das Land Gran Chaco und zwischen den Flüssen Guapai und Itoroma hinziehen, in ununterbrochener, wenn gleich schmaler Verbindung mit den Alluvialebenen am Marañon stehen. Wir machen auf diesen Umstand aufmerksam, weil es uns scheint, daß das Daseyn eines großen Armes der See, der das erhabene Land Brasiliens inselförmig umschloß, und dessen oscillirende Strömungen die Niederschläge nie fortschwemmten, zur Erklärung der ausgedehnten und gleichmäßigen Vertheilung des Bodens der Pampas von Wichtigkeit ist. Ueberdieß ist bestimmt, daß das große Marañon-Thal einst von der See bedeckt war. An den Ufern des Huallaga, einem seiner Hauptarme am östlichen Fuße der Cordilleren, 2000 englische Meilen vom atlantischen und nur 200 Meilen von den Gewässern des stillen Weltmeeres, bestehen die Berge gänzlich aus Korallen und riesenhaften Ammoniten.

Die unterirdischen Kräfte, welche den amerikanischen Continent aus der Tiefe gehoben haben, sind noch immer in Thätigkeit. Als der Beagle im Februar 1835 von Chiloe nordwärts segelte, sah man den feuerspeienden Berg von Osorno in einer Entfernung von 30 Meilen im Ausbruche; dünne Streifen röthlicher glühender Lava strahlten an seinen Seiten, auch fühlte man Stöße an Bord des Schiffes, als wenn das Kettentau anliefe. Die bei diesen Erscheinungen erweckte Furcht wurde leider bei der Ankunft des Schiffes zu Conception bestätigt. Diese Stadt war am Morgen des 20 durch ein Erdbeben gänzlich zerstört worden. In wenigen Minuten waren die Mauern der Erde gleich, und drei darauf folgende ungeheure durch die Erschütterung erzeugte Wellen schossen über die Ufer der Bai hin und vollendeten die durch die Stöße begonnene Zerstörung. Die Richtung der Stöße kam nach der Annahme Hrn. Darwins von Südwesten, allein die einzelnen Umstände, worauf er seine Meinung gründet, veranlassen uns eher zu dem Schluß, der Druck sey aus der entgegengesetzten Richtung, nämlich aus Nordost, gekommen. Zu den sicher bewährten Angaben über dieses Erdbeben gehört der durch genaue Messungen von Capitän Fitzroy erhobene Umstand, daß das Land im Allgemeinen durch die Erschütterung sich gehoben habe, unter die interessantesten und wichtigsten; die Erhebung des Landes belief sich an einigen Stellen bis auf acht Fuß. Es ist jedoch zu vermuthen, daß das auf diese Weise erhobene Land sich beinahe wiederum bis zu seinem frühern Niveau gesenkt habe, so daß der fortwährende Gewinn des Landes über die See ein langsamerer Proceß ist, als man aus einer flüchtigen Untersuchung der Wirkungen dieser Erdbeben schließen sollte.

Ehe wir die Küſten von Südamerika verlaſſen, können wir nicht umhin, mit Vergnügen auf den wohlthätigen Anſtoß aufmerkſam zu machen, der durch die Energie von Engländern den auf beiden Seiten des Continents entſtehenden Republiken gegeben wurde. Viele Beiſpiele ihrer Alles durchdringenden Thätigkeit finden ſich in der Erzählung des Capitän Fitzroy. Sie verbeſſern den Landbau am Uruguay, pflanzen Gärten in den Pampas und an den Höhen von Tandil, ſüdlich von Buenos-Ayres, und betreiben den ganzen Küſtenhandel. Bei Aufſuchung der Robben verachten ſie die Stürme in der magellaniſchen Meerenge; ſie durchfahren die engen Canäle von Tierra del Fuego und den nordweſtlich angränzenden Archipel. In Chili haben ſie die Kupfererze, die von den eingebornen Bergleuten und Metallurgiſten ſtets als Schlacken weggeworfen wurden, zu gutem Metall umgearbeitet. Auf der großen Hochebene von Cerro de Pasco in Peru haben ſie durch die Entdeckung und Unterweiſung im Gebrauche der Kohlen weſentlich zur größern Wohlfahrt des Volkes beigetragen. Zwei bemerkenswerthe Beiſpiele von ihrem kühnen Geiſte haben ſich in neuerer Zeit ergeben, und verdienen hier angeführt zu werden. Nicht fern von Arika, an der Küſte von Bolivia, liegt ein angenehmes großes Thal, das aber wegen Mangel an Waſſer unfruchtbar und öde iſt. Eine Geſellſchaft engliſcher, zu Arika anſäſſiger Kaufleute hat es unternommen, in dieſes Thal einen nie verſiegenden Strom von einem der höchſten Punkte der Cordilleren zu leiten. Sie haben deßhalb einen mehr als 14,000 Fuß hohen Bergrücken durchgraben, und durch denſelben einen in den Gletſchern entſpringenden Strom geleitet. Obgleich dieſes großartige Werk noch nicht vollendet iſt, ſo iſt doch an dem günſtigen Erfolge deſſelben nicht mehr zu zweifeln, und deſſen Einfluß kann als Beiſpiel nicht hoch genug geſchätzt werden. Der zweite Fall iſt in ſeiner Art noch außerordentlicher. Der große Titicaca-See in den boliviſchen Anden — ſo berühmt in der Geſchichte der Inkas — war bisher noch nie anders als in kleinen Booten befahren worden, obwohl ſich ein fruchtbares Land und eine zahlreiche Bevölkerung rings um denſelben befinden. Da derſelbe innerhalb der Gebirge mehr als 11,000 Fuß über der Meeresfläche und von Wäldern entfernt liegt, ſo war an den Bau eines wirklichen Schiffes an ſeinen Ufern kaum zu denken. Nichtsdeſtoweniger ſetzte ſich ein Engländer, der früher Schiffszimmermann geweſen war, über alle dieſe Schwierigkeiten weg. Er verarbeitete ſich das Bauholz in dem ſieben Meilen entfernten Wald, ſetzte daſſelbe am Ufer des Sees zuſammen, ließ das Schiff vom Stapel, und fährt nun zur großen Verwunderung der Einwohner, der Spanier wie der Indianer, in einem ſchönen Schooner von 70 Tonnen.

Der Beagle berührte auf ſeiner Fahrt durch das ſtille Weltmeer Taheiti ſowohl wegen wiſſenſchaftlicher Zwecke, als auch um die Königin Pomaré zur Bezahlung einer Entſchädigungsſumme wegen einer innerhalb ihres Gebietes in den Niedern Inſeln begangenen Seeräuberei aufzufordern. Die Forderung wurde ſogleich erfüllt; auch machten dieſe Inſelbewohner durch ihre Gelehrigkeit, Gutmüthigkeit und Redlichkeit einen ſehr günſtigen Eindruck auf ihre Beſucher. Capitän Fitzroy und Hr. Darwin ſprechen einſtimmig die Miſſionäre von den von Kotzebue und andern gegen ſie gerichteten Anklagen frei, und ſtellen beide die Eingebornen als vergnügte, an ihre Lehrer anhängliche Menſchen dar. Trotz der glänzenden und etwas verführeriſchen frühern Beſchreibungen von Taheiti ſind wir doch zu der Meinung veranlaßt, daß die Moralität auf dieſer Inſel ſich bedeutend verbeſſert habe. Menſchenmorde, Kindertödtungen und ſyſtematiſche Ruchloſigkeiten haben gänzlich aufgehört, und ſelbſt das chriſtliche Laſter der Trunkenheit iſt ſtrenge verboten worden. Dieß ſind beſtimmte Thatſachen, und können nicht wohl widerſprochen werden. Wo die Miſſionäre der Verſuchung politiſcher Einmiſchung widerſtanden und nicht von bloßem Secteneifer geleitet wurden, iſt es unbegreiflich, wie ſie irgend etwas Anderes als Gutes wirken können. Allein die Gefahr, daß ſie über die Gränzen ihrer geiſtlichen Obliegenheiten hinausgehen, iſt erſt neuerdings und auf eine ſehr unglückliche Weiſe in Taheiti ſelbſt ans Licht getreten. Es ſcheint, daß drei oder vier franzöſiſche römiſch-katholiſche Miſſionäre von den Sandwich-Inſeln dahin kamen. Hr. Pritchard, der proteſtantiſche Miſſionär, gab der Königin ſogleich den Rath, ſie abzuweiſen, worauf ſie alsbald gezwungen wurden, ſich wieder einzuſchiffen. Bald darauf benutzte der daſelbſt befindliche franzöſiſche Conſul, Hr. Moerenhout, die Gelegenheit der Landung eines franzöſiſchen Kriegsſchiffes an der Inſel, um als Genugthuung für den angethanen Schimpf eine bedeutende Geldſumme zu verlangen, welche die machtloſe Königin zu erlegen gezwungen war.

Bei der zweiten Expedition des Beagle waren chronometriſche Beobachtungen der Hauptzweck. Am Bord des Schiffes befanden ſich zwei und dreißig Chronometer; auch war für Feſtſtellung derſelben, in Fällen, wo der klimatiſche Wechſel dieſe Vorſicht zu erheiſchen ſchien, geſorgt. Die Reihe der auf ſolche Weiſe nach und nach gemeſſenen Entfernungen um den Erdball betrug anſtatt genau 24 Stunden, 24 Stunden 55 Secunden. Dieſer Irrthum iſt, wie Capitän Fitzroy vermuthet, dem Magnetismus, oder der Elektricität, oder irgend einer andern verborgenen Einwirkung auf die Chronometer, die in Einer Richtung um die Erde geführt wurden, zuzuſchreiben. Uns ſcheint dieſes ohne Hülfe irgend einer geheimnißvollen Einwirkung erklärbar zu ſeyn. Die Entfernungen, die zu einander addirt werden, ſind häufig nur Mitteldurchſchnitte, und ſomit annähernde Schätzungen. Der Irrthum von 55 Secunden im Reſultat iſt im Vergleich zu mehrern in den nähern Angaben enthaltenen Verſehen in der That ſehr klein, und es iſt wirklich ein großer wiſſenſchaftlicher Triumph, wenn man fähig iſt, beſtimmt darzuthun, daß auf einer fünfjährigen Reiſe der Umfang der durch Chronometer gemeſſenen Erdkugel bloß um $\frac{1}{1000}$ von der Wirklichkeit differirte.

In Erreichung ihrer wiſſenſchaftlichen Zwecke war die Reiſe des Beagle nicht nur erfolgreich, ſondern ſie hatte auch das Verdienſt, zu beweiſen, daß bei einem langen und ſehr anſtrengenden Dienſte, ſelbſt in den ſchlimmſten Meeren, die Geſundheit und der gute Zuſtand der Mannſchaft durch richtige Behandlung ſicher geſtellt werden kann. Es iſt nicht ſchwer, dieſes Ausbleiben von Krankheiten zu erklären. Capitän Fitzroy's Werk athmet einen ganz geſunden Geiſt. Nichts wirkt unter ſchwierigen Umſtänden kräftiger auf die Conſtitution, als die Heiterkeit des Geiſtes, und dieß iſt eine Wohlthat, die am Bord eines Schiffes von niemand Anderem, als vom commandirenden Officier ausgehen kann. Er hat ſein Werk für das Publicum mit demſelben unbefangenen Geiſt abgefaßt, mit dem er auch ſeine hydrographiſchen Arbeiten ausführte, denn er gab beträchtliche Summen von ſeinem eigenen Vermögen aus, um die Unterſuchung der Küſte von Peru ſo vollſtändig als möglich durchzuführen, wodurch, wie er bemerkt, „der Dienſt nicht litt,“ und wofür, wie wir bemerken zu müſſen glauben, das Publicum ſich ihm ſehr verpflichtet fühlen muß.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 268.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 September 1839.

Albanien und die Albaneser.

(Mit einer Karte.)

Die Albaneser sind, das kann man jetzt wohl ohne Uebertreibung sagen, das älteste und auch das aufstrebendste Volk in dem großen Lande zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere. Ihre Sprache ist ein Zweig der alten illyrischen; zwar mannichfach mit Alt- und Neugriechisch, mit altem Latein und neuem Italienisch, endlich auch, wie sich von selbst versteht, mit Turkisch und Slawisch versetzt, hat es doch nicht nur seine eigenthümliche Structur, sondern auch einen sehr bedeutenden Rest eigenthümlicher Worte aus dem Sturme der Zeiten gerettet: unter etwa viertehalb tausend Wörtern ihrer Sprache, die man aufgezeichnet hat, sind ungefähr 200 türkische, 400 griechische, 650 lateinische und 60 slawische; gewiß, wenn man die Geschichte dieses Volkes in Betracht zieht, ein unbedeutender Beisatz zu dem alten rein illyrischen Stamm. Namentlich ist der Beisatz von slawischen Wörtern so schwach und so neuer Art, daß man schon daraus einen Hauptgrund ableiten möchte gegen die neue Annahme vieler Slawisten, welche behaupten, daß Krain und Illyrien seit uralten Zeiten von Slawen bewohnt gewesen, und daß diese keine neuen Eindringlinge in diesen Provinzen seyen. Viel eher möchte man eine große Stammverwandtschaft der Albanesen mit den Deutschen hervorheben, denn unter jenen vierthalbtausend Wörtern finden sich nicht weniger als 500 rein germanische, was sich kaum anders erklären läßt, als daß der illyrische Stamm mit dem deutschen viel näher als mit dem slawischen verwandt war.*) In wie weit sich illyrische Reste in den Sprachen der halbromanisirten nomadischen Wlachen in Macedonien und Thessalien erhalten haben, muß erst eine künftige, nähere Erforschung derselben ausweisen; höchst wahrscheinlich ist aber, daß zwar der romanische Zusatz wohl viel stärker als im Albanesischen ist, ein starker illyrischer Stamm sich aber doch erhalten hat. Ihr Name Wlachen, den ihnen auch die neuen Griechen geben, ist slawisch-deutschen Ursprungs, indem die Slawen wie die Deutschen die romanisch redenden Völker im Süden mit dem allgemeinen Namen Walsche bezeichneten.*) Aber die Griechen nennen sie auch Μοσιοδάκες, um den Ursprung zu bezeichnen, den sie ihnen wohl nicht ohne Grund beilegen, denn kaum läßt sich bezweifeln, daß sie die Nachkömmlinge der mit den Resten der alten Landeseingebornen verschmolzenen Römercolonien sind. Leake erklärt sie in seinen Researches in Greece geradezu für einen Zweig derselben Nation, zu der auch die Albanesen gehören, und welche in der alten Zeit nicht nur an der untern Donau, sondern auch in den Gebirgen Thraciens hauste. Wir wissen keinen Namen für sie, als den der Alt-Illyrier, da das in neuerer Zeit Illyrier genannte Volk slawischer Herkunft ist, und mit Wlachen und Albanesen auch nicht die entfernteste Verwandtschaft hat.

Eine herrschende Rolle haben Albanesen und die ihnen stammverwandten Wlachen nie in der Geschichte gespielt, daß sie aber in neuerer Zeit, nämlich seit dem zwölften, und namentlich seit dem vierzehnten Jahrhundert, zu immer größerer Bedeutung herangereift sind, ist nicht zu verkennen. Ehe wir jedoch den Gang ihrer Geschichte verfolgen, wollen wir auf ihren Namen einige Aufmerksamkeit wenden. Schon Ptolemäus erwähnt der Albanier und einer Stadt Albanopolis, welcher letztere Name indeß sicherlich auf fremde Einwirkung hindeutet. Im zwölften Jahrhundert findet man die Stadt wieder unter den Namen Albanon, Arbanon oder Elbanon erwähnt, und die Wichtigkeit dieser Stadt, welche die Päße nach den Ebenen am westlichen Meere beherrschte, das Ansehen, welches ihre Bewohner und die benachbarten Stämme über die andern Illyrier errangen, mochte wohl die Ursache seyn, weßhalb die Griechen des oströmischen Reichs mit dem Namen Albanoi, Albanetes oder Arbanetes, alle Bewohner dieser Gebirge bezeichneten,

*) Es muß als ein Beispiel von krasser Unwissenheit gerügt werden, wenn das Brockhaus'sche Conversationslexikon immer noch Montenegriner und Albaneser als Ein Volk hinstellt. Wenn man auch von der Sprache ganz absieht, die ohnehin diese Behauptung als völlig lächerlich erscheinen läßt, so könnte schon die flüchtigste Kenntniß der Geschichte den Ungrund dieser Behauptung gezeigt haben.

*) Siehe über den Namen „Wlachen" Nr. 298 v. vor. J.

welche die gleiche Sprache redeten. Von ihnen kam der Name zu den Italienern, und durch dieſe an die übrigen Europäer. Auch der Name Arnauten, womit die Türken die Bewohner Albaniens bezeichnen, iſt wahrſcheinlich nur eine Corruption des Namens Arbanetes. Viele wollen den Namen Albanien mit Gebirgsbewohner erklären, wie noch jetzt die Hochſchotten Albanich heißen, indem allerdings Alb, Alpen ein uraltes Wort für „Gebirge" iſt; dem ſey wie ihm wolle, die jetzigen Albaneſen kennen dieſen Namen nicht, und nennen ſich in ihrer Sprache Schkipetar, von Schkipe, der Fels, das Felſengebirge, ihr Land aber Schkiperi, das Felſenland. Die Wlachen ſelbſt nennen ſich Remanu (Römer); jedenfalls aber iſt zu bemerken, daß wenn wir hier Wlachen und Albaneſen in Verbindung bringen, nur von den ſüdlichen Wlachen die Rede ſeyn kann, welche in Macedonien, Epirus und Theſſalien, namentlich am Pindus und Olymp, wohnen, und von den nördlichen Wlachen ſeit dem Ende des 13ten Jahrhunderts theils durch die Slaven, theils durch die Politik des konſtantinopolitaniſchen Hofes getrennt wurden. Bei den Türken und Albaneſen heißen die Wlachen Griechenlands ſchlechtweg Tzuban, die Hirten, nach dem Gewerbe, womit ſie ſich beſchäftigen; ob ſie aber nicht, namentlich in Theſſalien und Epirus, manchmal mit den Albaneſen verſchmelzen ſind oder auch verwechſelt werden, vermögen wir nicht anzugeben.

Erwägt man, daß wir das Volk der Schkipetaren und die mit ihnen ſtammverwandten Wlachen noch jetzt in den Sitzen finden, welche ein von den Griechen als Barbaren bezeichnetes Volk ſchon in jenen älteſten Zeiten bewohnte; erwägt man, daß die Sprache dieſes Volks, eben ſo wie das Land ſelbſt, ſichtlich die Spuren trägt, welche eine lange Verbindung mit Altgriechen, Römern, Neugriechen, Slawen und Türken hinterlaſſen mußte, ſo können wir nicht umhin, anzunehmen, daß dieß der Kern eines alten eingebornen Volkes iſt, das zwar nie durch feinere Sitten, durch Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften, ſondern vielmehr durch Rohheit und Härte ſich auszeichnete, dagegen aber auch durch alle Tugenden eines rohen Volks, durch Tapferkeit, durch Ausdauer, Gaſtfreundſchaft und, wo ſie nicht durch ihre Unterdrücker verdorben waren, auch durch Redlichkeit und Zuverläſſigkeit ſich hervorthat, wie denn noch jetzt ihre Treue für eingegangene Verpflichtungen bekannt iſt, ſo daß faſt alle Paſchas und Häuptlinge des türkiſchen Reichs albaneſiſche Truppen in ihrem Solde haben.

Die albaniſche Bevölkerung wird nördlich von den montenegriniſchen Slawen, ſüdlich von den Griechen, öſtlich von der griechiſch-ſlawiſchen Bevölkerung Macedoniens und Bosniens eingeſchloſſen, ohne feſte Granzen, indem namentlich im Südoſten die griechiſche und albaneſiſche Bevölkerung (welche letztere ohnehin durch ganz Livadien ausgebreitet iſt) ſich mannichfach vermengen. Auch im Oſten nach Macedonien hin läßt ſich die Gränze um ſo weniger genau angeben, als hier wie weſtwärts am Seegeſtade die Männer neben dem Albaneſiſchen auch Griechiſch ſprechen, und nur in der Familie die alte Sprache der Schkipetaren noch im alleinigen Gebrauch iſt. Die jetzigen Hauptſtämme der Schkipetaren ſind: die Ngege (Gheg, gr. Γηγκάδες), die Toske, Liape *) und Tzami. Die Ngege nehmen die nördlichen Striche ein bis Kavaia und dem Skumbiſluß; **) ihre bedeutendſten Städte ſind Dultzun (Dulcigno auf ital.), Skodre (Scutari), Ales oder Leſch (Aleſſio), Dures (Durazzo), Tirane und Ditre. — Die Toske bewohnen die großen Ebenen von Mizakia und Malakaſtra, welche ſich von den Bergen bei Durazzo bis Berat (ſonſt von Beligrad) und Avlona erſtrecken, nebſt den Bergen an der Südſeite dieſer Ebenen bis Liopeſi, Tepelen und Kliſſura, welche ſammtlich an der Vojuſſa (ital. Viosa, vor Alters Aous) liegen; oſtwärts erſtrecken ſie ſich bis in den Diſtrict von Koritza, der ſchon eines der Thäler von Obermacedonien einnimmt. Ihre Hauptorte ſind Berat und Ibeſſan, das erſtere nach Skodre der wichtigſte Ort in Albanien, das zweite aller Wahrſcheinlichkeit nach das alte Albanopolis. — Die Liape, welche ſich ſelbſt unter den Albaneſen durch ihre Armuth, ihre Unreinlichkeit und ihre Raubſucht auszeichnen, bewohnen die wilden Gebirge zwiſchen Toskeri (dem Land der Toske) und dem Meer bis gegen Delvino hin. — Die Tzami nehmen das Land ſüdlich von dem Fluſſe Kalama (ehemals Thyamis) ein; das Land heißt bei den Albaneſen Dai, bei den Griechen Tzamuria und erſtreckt ſich landeinwärts faſt bis an die Ebenen um Joannina. Die Hauptorte ſind Suli, Paramythia, Liuarati, Margariti, Parga und Aghia.

Außer dieſen Hauptabtheilungen müſſen noch einige kleinere aufgeführt werden, welche ſich von den erſtern losgemacht haben, vielleicht auch nie einen Theil derſelben bildeten, nämlich 1) Parakalamo, der Uferſtrich Korfu gegenüber mit den Städten Filates, Kalbaki und Koniſpoli; 2) Delvino mit ſeiner reichen, ehemals von der Stadt Phönice abhängigen Ebene; 3) Deropul (griech. Drinupolis, wahrſcheinlich Adrianopolis) umfaßt Argyrokaſtro, Kardhiki und Libokhovo; 4) Zagoria mehrere Dörfer in den Gebirgen zwiſchen Libokhovo und Premedi; 5) die Liutzi bewohnen die Berge nördlich von Zagoria und öſtlich vom Deropulfluſſe; der Diſtrict Meze umfaßt die Berge auf dem entgegengeſetzten Ufer deſſelben Fluſſes; man kann ſeine Bewohner zu den Liape rechnen. 7) Khimara am Weſtabhang der akrokeraunſchen Gebirge; 8) die Kara-Murata bewohnen am Fuße des großen Berges Nemertzka, am Rande der Ebene von Koritza, einige große Dörfer. Sie ſtoßen nordwärts an den Diſtrict von 9) Premedi oder Permeti, einer großen Stadt am Fuße des Nemertzka; der Diſtrict erſtreckt ſich auch auf die Oſtſeite des Thals und heißt Dangli. Oeſtlich von dieſem liegt endlich 10) Kolonia, deſſen Diſtrict einen Theil der Pindoskette, und die Städte Skrapari, Biskuli u. ſ. w. einnimmt.

Dieß ſind nach den „Researches in Greece" von Leake, der faſt der einzige brauchbare Führer iſt, die größern und kleinern Abtheilungen des Volks der Schkipetaren. Der ſüdöſtliche

*) Gr. Λάπιθες; Leake fragt, ob dieß die alten Lapithen ſeyen.

**) Der alte Genuſus nach Leake, Travels in Northern Greece III. pag. 280. An dieſen muß man ſich hauptſächlich in Betreff antiquariſcher Dinge halten, wenn wir gleich Kürze halber ihn nicht immer citiren können. Pouqueville iſt, wie ihm namentlich auch Ukuhart zur Genüge nachgewieſen hat, höchſt unzuverläſſig.

Theil des Landes gilt als neue albanesische Eroberung, wir werden aber sogleich sehen, daß es nur eine Wiedereroberung alten Besitzthums ist.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Reise von Tiflis nach Tebris.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen zog ich weiter, und nachdem ich 5 Agadschen oder etwa 35 Werste zurückgelegt hatte, blieb ich in dem Städtchen Marand, in welchem die Gelehrten die alte Stadt Morunda sehen wollen. Der Weg ist eben, aber eben darum auch uninteressant; nur selten sieht man rechts und links kleine Dörfer, jenseits derselben aber ist die Ebene von mehr oder minder entfernten Bergen eingeschlossen. Nach Marand kam ich ziemlich früh, und trotz meiner Müdigkeit ging ich aus, um Bekanntschaft mit den krummen, unreinlichen Straßen des Städtchens zu machen. Marand liegt in der Ebene. Von Südosten her erstreckt sich eine kleine Bergkette, die ich für einen Seitenausläufer des Elburs halte. Das Städtchen ist ziemlich groß und hat eine Menge Garten: die schlanken Pappeln, die dichtbelaubten Rüstern und die nie fehlende Weinrebe, die sich bald um einen Pfirsichbaum schlingt, bald um einen Aprikosenbaum, bald zwischen hohen Gartenbeeten hinkriecht, diese freie, und nicht vom Gärtner in Fesseln geschlagene Natur reizte auch mich, obwohl ich die Reise nicht unternahm, um mich von den Reizen Persiens verlocken zu lassen. Auf mich hat, ich gestehe es, ein ausschweifendes Lob, möge es nun wen oder was immer betreffen, stets einen üblen Eindruck gemacht, und darum betrachtete ich auch Persien mit keinem günstigen Auge, sondern mit einer vorgefaßten Meinung; freilich muß man sagen, daß gar viele von den Herren Reisenden aus dem Lande eine Art von irdischem Paradies gemacht haben.

Am folgenden Tage brach ich zwei Stunden vor Sonnenaufgang auf, und machte mich noch halbschlaftrunken auf den Weg nach Tebris. Ich hatte 18 Agadschen zu machen, durfte also nicht säumen. Der Weg führte anfangs 3 Werste weit den Bergen, die ich von Marand aus gesehen, parallel, wendet sich dann perpendicular gegen diese, und wir hatten gegen vier Stunden lang eine Thalschlucht hinaufzureiten, in welcher ein kleiner Bach schäumt, der tiefer unten in den Araxes fällt. Die Aussichten sind schön: nachlässig an den Bergen hingestreute Dörfer bieten dem Auge malerische Landschaften dar. Wenn man aus der Thalschlucht herauskommt, liegt rechts das große Dorf Sofian, dessen Benennung zu verschiedenen Vermuthungen über das, was es früher war, Veranlassung gab; ich gestehe aber, daß ich es für hinreichend halte, das Alterthum der *Städte* abzuhandeln, und es besser wäre, die Genealogie der *Dörfer* in Ruhe zu lassen.

Sofian war für mich merkwürdig, weil ich von hier aus Tebris sah: es stellte sich mir als ein dunkler Streifen dar, der weithin sich ausdehnte. Es waren etwa noch 25 Werste bis dahin, die Sonne brannte unbarmherzig, und mir war heiß. Die Reitpferde waren ermattet, die Lastpferde blieben zurück, trotz der Thätigkeit des Tschapars, der die mageren Schindmähren eifrig vorwärts trieb. Ich sagte eben, es sey mir heiß gewesen; wie kann aber ein Bewohner des Nordens, der drei Viertheile des Jahres hindurch in Pelz gehüllt ist, begreifen, was eine persische Sonne heißt! Der heißeste Julustag in Petersburg ist kaum einem kühlen Octobertage Persiens gleich. Langsam ging unser Zug vorwärts; Tebris sahen wir schon lange, aber dahin war es noch weit. Die Auskunft, welche die Bauern am Wege ertheilten, war sehr verschieden. Wie weit ist es noch nach Tebris? Zwei kleine Agadschen, war die Antwort. Ein zweiter kommt, und nun sind es drei gute Agadschen und eine halbe. Der Tschapar, der die Entfernung besser als irgend Jemand in der Welt kennen will, meint, es seyen von dem oder dem Grabhügel aus, den man von der oder der Anhöhe aus erblicke, noch anderthalb Agadschen. Was halfen mich alle diese Berechnungen und Vertröstungen; ich wollte trinken, und kein Tropfen Wasser war zu haben! Ein Durst, den man nicht löschen kann, ist eine furchtbare Qual; indeß hatte mich das Schicksal doch nicht ganz verstoßen: rechts vom Wege sah ich über Hals und Kopf einen Perser über das Feld herlaufen, der mit zwei ungeheuren Wassermelonen beladen war. Als er uns nahe gekommen, verbeugte er sich tief, und bot mir mit demüthiger Gebärde seine Wassermelonen als *Peischkesch* (Geschenk) an. Man kann sich vorstellen, daß ich mit Begierde nach einer derselben griff, um meine *Seele* zu erfrischen. Solche Geschenke sind in Persien sehr im Gebrauch; man erwartet aber freilich hiefür ein Gegengeschenk an Geld. Ich war kaum eine kleine Strecke weiter geritten, so erhielt ich ein neues Geschenk: ein anderer Perser, durch das Beispiel des erstern ermuntert, trieb mir einen ungeheuren Hammel vor das Pferd hin. Solche Scenen erneuerten sich oft, unterhielten mich anfangs, und ich lachte von ganzem Herzen, nach und nach aber ärgerten sie mich ungemein.

So gelangte ich endlich bis zu dem Bach, der drei Werste von Tebris fließt. Eine große, steinerne Brücke führt hinüber, aber nichtsdestoweniger zieht jedermann vor, durch die Furt zu setzen, weil ungeheure, unförmliche Steine auf der Brücke liegen, und man riskirt, seinen oder seines Pferdes Hals oder auch beide zu brechen. In diesem Bache stillte ich meinen Durst mit dem ekelhaftesten Wasser, dankte aber Gott auch dafür. Als ich in der Vorstadt von Tebris angelangt war, stutzte ich über einen furchtbaren Gestank, der mir in die Nase fuhr: ich kam an dem Schlachthause vorüber.

Durch die krummen und engen Gassen der Hauptstadt Abbas Mirza's, der ersten Stadt von Adserbeidschan, dem alten Atropatene, zog ich nach dem armenischen Quartier in die Wohnung der russischen Gesandtschaft, wo ich ganz begriff, was es heißt, Landsleute im fremden Lande zu finden, denn in meiner Freude umarmte ich Leute, die ich nie gesehen, als wären es meine nächsten Blutsverwandten.

Aphoriſtiſche Bemerkungen aus den Verhandlungen der „brittiſchen Aſſociation" zu Birmingham

Chemiſche und mineralogiſche Section.

Der Präſident dieſer Section eröffnete die Verſammlung mit einer Rede über die neuern Fortſchritte der Chemie, wovon der organiſche Theil in neuerer Zeit die Aufmerkſamkeit der Chemiker hauptſächlich in Anſpruch nehme, und wegen der wichtigen Reſultate auch wahrſcheinlich noch geraume Zeit in Anſpruch nehmen werde. Keine einzelne Wiſſenſchaft ſteht dem Laien ſo fremd, wie dieſe, und wir müſſen uns deßhalb auf einige wenige Punkte beſchränken. — Unter den neuern Erfindungen hob der Präſident beſonders die Entdeckung eines neuen Metalls, Lantan genannt, hervor, die man Hrn. Hermann Meyer *) in Berlin verdanke. Dieß iſt der 55ſte Grundſtoff (Element), den wir kennen.

*

Die Noth iſt ſo oft die Mutter der Entdeckungen und Erfindungen geweſen, ſo auch in der Chemie. Schwefelſäure, wovon eine ſo ungeheure Menge verbraucht wird, wurde bisher namentlich aus dem ſicilianiſchen Schwefel genommen; da aber durch neuere Maaßregeln der neapolitaniſchen Regierung die Schwefelausfuhr aus Sicilien weſentlich vermindert wurde, ſo ſpornte dieß den Forſchungsgeiſt der chemiſchen Fabriken, und man erfand mehrere neue Verfahrungsarten, die Schwefelſäure in Verbindung mit der Sodafabrication zu gewinnen. Eine der intereſſanteſten iſt das Verfahren, um aus dem Rückſtand bei der Sodabereitung den Schwefel wieder herauszuziehen, was nicht nur an ſich eine große Erſparniß iſt, ſondern auch den Geſtank bei dem gewöhnlichen Sodaproceß vermindert oder ganz aufhebt.

*

Ein Hr. Mallet in Dublin macht mit Hrn. Davy ſchon ſeit zwei Jahren Proben über die Einwirkung des Waſſers auf Eiſen, und verlangte dazu von der Geſellſchaft die Fortſetzung der ihm bisher verwilligten Beiſteuer, die ihm auch, wiewohl in einer etwas geringern Summe, bewilligt wurde. Der Gegenſtand iſt namentlich für Dampfſchiffe von großer Bedeutung, da die Einwirkung des Seewaſſers auf Schmiede- und Gußeiſen hauptſächlich der Gegenſtand der Unterſuchungen iſt.

*

Der Franzoſe Baron Eugene du Mesnil gab eine Beſchreibung der von ihm ſchon vor mehrern Jahren erfundenen Sicherheitslampe für Minenarbeiter. Die Anweſenden ſchienen wenig Werth darauf zu legen, indem Davy's bekannte Sicherheitslampe bei gehöriger Vorſicht allen Anforderungen Genüge leiſte. Der Gegenſtand führte auf ein Mittel, um Verunglückten nach einer Exploſion Hülfe zu bringen. Es bleibt nämlich nach einem ſolchen Vorfall ein ſogenannter after-damp (Nachdunſt) oder Kohlenſäure in der Atmoſphäre zurück, die oft mehr Menſchenleben koſtet, als die eigentliche Exploſion und Hülfeleiſtung verhindert, da die Exploſion häufig den Sauerſtoff in der Luft nicht ganz verzehrt, dieſe aber doch nicht eingeathmet werden kann, weil 5 bis 10 Proc. Kohlenſäure darin ſich befinden. Durch Ausziehen dieſer Kohlenſäure könnte man die Luft unſchädlich machen, und Profeſſor Graham, der dieſe Auseinanderſetzung lieferte, ſchlug zu dieſem Behuf ein Mittel vor, nämlich ein Kiſſen etwa einen Zoll dick mit gelöſchtem Kalk und geſtoßenem Glauberſalz zu gleichen Theilen zu füllen, indem dieſe Miſchung den Sauerſtoff in ſehr hohem Grade anziehe, und wenn man die Luft durch ein ſolches Kiſſen hindurch einathme, könne man wohl mit Sicherheit nach einer Exploſion in ein Bergwerk hinabſteigen, um den Verunglückten Beiſtand zu leiſten.

*) Dieß iſt falſch, indem bekanntlich ein Schwede, Hr. Moſander, der Entdecker iſt.

Miscellen.

Preis für die beſte franzöſiſche Geſchichte. Wir haben in einem frühern Artikel (ſ. Nr. 270) erwähnt, daß ein Preis für die beſte franzöſiſche Geſchichte ausgeſetzt worden ſey. Gründer dieſes Preiſes iſt ein Hr. Napoleon Gobert, und der Preis beträgt nicht weniger als 10,000 Fr. jährliche Rente. Die Akademie wurde beauftragt, dieſen Preis dem ausgezeichnetſten im Laufe des Jahres erſchienenen Werke zuzuerkennen; der Preisträger ſollte die ganze Dotation erhalten, bis ein anerkannt beſſeres Buch die Akademie beſtimme, einem neuen Concurrenten den Preis zuzuerkennen. Vor einigen Monaten wurde die Akademie aufgefordert, das ihr von Baron Gobert zugeſprochene Recht zum erſtenmal auszuüben. Statt den ganzen Preis Einem Werke zuzuerkennen, theilte ſie ihn unter vier, welche ihr von den vorgelegten die preiswürdigſten ſchienen. Dieſe vier Werke ſind: „Geſchichte der Franzoſen der verſchiedenen Stände," von Alexis Monteil; „Geſchichte des franzöſiſchen Rechts," von Laferrière; „Geſchichte der Municipalität von Rheims," von Hrn. Varin, und „Geſchichte des heiligen Ludwig," von Graf Villeneuve-Trans. Der Miniſter des öffentlichen Unterrichts hat dieſe Entſcheidung nicht beſtätigt, indem Hr. Gobert große Werke habe hervorrufen, und Leute von Talent habe ermuntern wollen, auf einer mühſeligen Bahn zu verharren, indem er ihnen einen ihrer langen Arbeit angemeſſenen Preis zuſicherte. (Echo du Monde Savant vom 11 September.)

*

Ungeheure römiſche Vaſe. Eine römiſche Vaſe von ungeheurer Größe in terra cotta wurde am 28 Auguſt d. J. bei den Nachgrabungen auf dem Terrain der alten Kathedrale von Arras gefunden, und ins Muſeum dieſer Stadt gebracht. (ibid.)

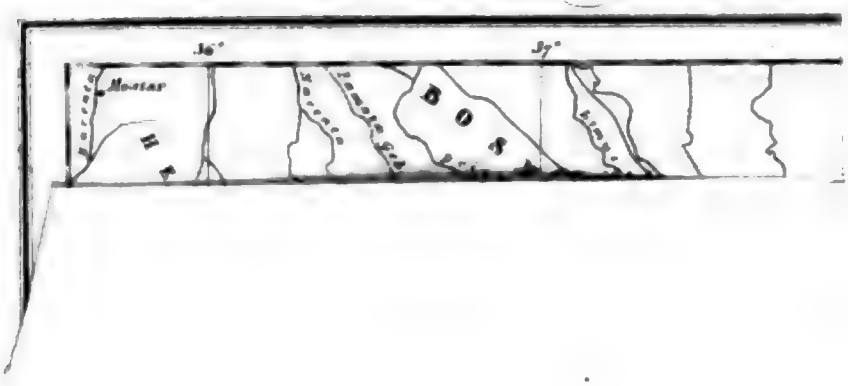
☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 108** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Der Cardinal Richelieu. Aus Alfred de Vignys Cinq-Mars. — Freie und Sklaven. (Fortſetzung.)

Zu dem Abonnement dieſer dem Auslande beigegebenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 1 fl. 30 kr., halbjährlich 3 fl. und jährlich 6 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, vierteljährlich 2 fl., halbjährlich 4 fl. und jährlich 8 fl.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte von Albanien.)

Albanien u

entworfen und gezc



(Beilage: Karte von Albanien.)

Nr. 269.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

26 September 1839.

Aphoriſtiſche Bemerkungen aus den Verhandlungen der „brittiſchen Association“ zu Birmingham.

Statiſtiſche Section.

Der Erzprieſter der Statiſtik in England, Hr. G. R. Porter, macht den Vorſchlag zu einer ſyſtematiſchen Sammlung von Nachrichten über die jährlichen Erträgniſſe des Ackerbaues, ein Vorſchlag, der zwar von mehreren Seiten wegen ſeiner Schwierigkeit und Umſtändlichkeit angefochten wurde, indeß manche beachtenswerthe Seiten enthält. Wir theilen aus dem Auszuge, den das Athenäum liefert, wieder einen Auszug mit, um in möglichſter Kürze eine Ueberſicht des Planes und ſeiner möglichen wichtigen Ergebniſſe zu liefern.

„Unter allen Gegenſtänden des materiellen Intereſſes iſt die Nahrung des Volks der wichtigſte, und dennoch ſind wir in England über dieſen Gegenſtand ſo unwiſſend, daß wir kein authentiſches Document über den Umfang des angebauten Landes in irgend einer Grafſchaft Englands beſitzen, und doch ſollten wir nicht nur den Umfang des angebauten und anbaufähigen Landes im ganzen Reiche, ſondern auch die verſchiedenen Arten des Anbaues kennen, ferner die Ertragsfähigkeit des Bodens, das Verhältniß der zur Reproduction nöthigen Producte, die Zahl der verſchiedenen Arten von Hausthieren, das Verhältniß ihrer Vermehrung, die zum Unterhalt des Volks verwendete Anzahl, die Zahl der an die Gewerbe gelieferten Thierhäute, die Zahl der geſchornen Schafe und eine Menge anderer Dinge, die ſich hier nicht einzeln aufzählen laſſen. Die Maſſe der für den Unterhalt des Volks nöthigen Lebensmittel zu kennen, iſt nicht minder nöthig, als zu wiſſen, wie viel von manchen Handelsartikeln, deren man in den Manufacturen bedarf, jährlich erzeugt wird. Man theilt den Kaufleuten in London möglichſt bald und möglichſt genau mit, wie es mit der Indigoernte in Bengalen ſteht, und dieſe Mittheilung äußert durch ihren Einfluß auf den Marktpreis eine augenblickliche Wirkung auf Verminderung oder Vermehrung des Verbrauchs. Ein Gleiches iſt der Fall hinſichtlich des Hopfenerzeugniſſes in dieſem Lande; das Acciſeamt, das mit der Erhebung der Hopfenſteuer beauftragt iſt, kennt den Umfang des zum Hopfenbau beſtimmten Landes ganz genau. In Belgien und Holland werden alle möglichen Erkundigungen mit der größten Genauigkeit durch beſondere Leute, meiſtens Grundeigenthümer, eingezogen, die von denſelben Wählern gewählt werden, wie die Repräſentanten des Volks. Auch in verſchiedenen Theilen von Frankreich, z. B. im Euredepartement, werden hierüber genaue Notizen geſammelt.

„Eine völlig organiſirte Einrichtung zur Sammlung dieſer Notizen würde in England nicht unbedeutende Koſten machen. Die Zahl der Kirchſpiele im Königreich beträgt über 14,000, und für jedes derſelben, mit Ausnahme der ſtädtiſchen Kirchſpiele, müßte ein bezahlter Agent aufgeſtellt werden. Wohl unterrichtete und wohl bezahlte Perſonen müßten das Ganze in Ordnung bringen, und die völlige Einrichtung würde 20 bis 30,000 Pf. St. koſten.

„Dieß iſt allerdings eine bedeutende Ausgabe, und es iſt deßhalb nöthig, auf die Vortheile aufmerkſam zu machen, die daraus entſpringen würden. Es iſt jetzt eine wohl bekannte Thatſache, daß die Ernte von 1837 ſehr mangelhaft war, ſo daß ehe die von 1838 eingeheimſt war, der große Ueberſchuß der beiden vorhergehenden Ernten aufgezehrt war, und zwar in einem höhern Grade, als irgend einmal in der neuern Zeit; hätte man nicht zu dem unter Königs Schloß liegenden fremden Getreide ſeine Zuflucht nehmen können, ſo wäre die Noth groß geworden, ehe die Ernte von 1838 auf den Markt hätte gebracht werden können. Das Publicum war ſo wenig hierüber unterrichtet, daß der Preis, ſtatt durch ein allmähliches Steigen eine Warnung zu geben, und ſo den wahrhaft verſchwenderiſchen Verbrauch des koſtſpieligſten Korns, des Weizens zu hemmen, während der Monate Auguſt, September und October 1837 von 60 Sh. auf 51 Sh. der Quarter fiel, und erſt im Mai 1838 wieder ſo hoch ſtieg als vor der Ernte von 1838. In der dritten Woche Auguſt 1837 ſtieg der Durchſchnittspreis auf den Punkt, wo die Einfuhr fremden Getreides gegen den Nominalzoll von 1 Sh. per Quarter geſtattet iſt. Es wäre unmöglich, den Verluſt, den das Land nur während dieſes einzigen Jahrs erlitt, mit einiger Genauigkeit zu berech-

nen, aber er muß groß genug gewesen seyn, daß das Interesse daraus die ganze Maschinerie zur Sammlung der nöthigen statistischen Angaben über den Ackerbau für alle Zeiten zahlen würde. Wenn die bedeutenden Ankäufe fremden Getreides, welche im Herbst 1838 plötzlich gemacht wurden, und die Preise auf eine unmäßige Höhe trieben, allmählich und ruhig, ohne die Speculation zu reizen, gemacht worden wären, so würde die Ersparniß ungeheuer gewesen seyn, wie man aus nachfolgender Angabe entnehmen kann. Wäre im Jahre 1838 im Durchschnitt derselbe Zoll für Roggen- und Weizenmehl erhoben worden, wie er im Jahre 1837 erhoben wurde, so würde dieser Zoll über 2 Mill. Pfd. Sterl. betragen haben, wovon der vierte Theil, als Capital angelegt, hinreichend gewesen wäre, um alle die jährlichen statistischen Erkundigungen im ganzen Lande zu bezahlen. Doch dieß, so wie die mögliche Ersparniß an den Korneinkäufen selbst, sind verhältnißmäßig eine unbedeutende Sprache im Vergleich mit dem Vortheil, den eine systematische und umfassende Untersuchung der Nation dadurch gewähren würde, daß sie auf eine lange Reihe von Jahren hinaus vor Mangel geschützt wäre. Bekanntlich werden die Verbesserungen im Ackerbau, die in einen Theile des Königreichs gemacht werden, im andern nicht auch in Anwendung gebracht, und man hat nicht mit Unrecht behauptet, wenn ganz England angebaut wäre, wie die Grafschaften von Northumberland und Lincoln, so würde die doppelte Menge Nahrungsmittel wie jetzt erzeugt werden. Der Grund liegt wesentlich darin, daß die Ergebnisse neuer Methoden nicht allgemein bekannt werden, was durch solche statistische Notizensammlungen in vollem Maaße erreicht würde." Viele schenkten dem Plan ihren Beifall, und Hr. Porter wäre auch der Mann, mit Unterstützung der Regierung ein solches Unternehmen zu leiten.

Albanien und die Albaneser.

(Fortsetzung.)

In alten Zeiten reichte das Volk der Schkipetaren bis zum ambracischen Golf, dem jetzigen Golf von Arta; dieß erklärt wenigstens Skylax in seinem Periplus für die Nordwestgränze Griechenlands, und Thucydides nennt die Amphilochi, welche in den Bergen oberhalb Ambrakia wohnten, Barbaren; sie sprachen also nicht griechisch, sondern wahrscheinlich schkipetarisch oder albanesisch, d. h. dieselbe Sprache, welche in ganz Epirus, Macedonien und Thessalien herrschte, ehe die Sprache und Civilisation Griechenlands sich über dieselben verbreitete. In Epirus fand dieß aber nie in demselben Umfang statt, wie in Thessalien und Macedonien, wahrscheinlich weil das rauhe Gebirgsland den eingebornen Stämmen stets eine sichere Zuflucht gegen fremde Eindringlinge gewährte. Indeß ist doch ein großer Theil von Epirus oder Albanien mit Trümmern griechischer Colonialstädte bedeckt. Auffallend ist es, wie diese Ueberreste von Norden nach Süden zunehmen. In Ales oder Lesch (alt: Lissus oder Clissus) finden sich unsers Wissens keine, auch in Iszmid oder Ischim, welches Vaudoncourt für das alte Pistus erklärt, werden keine erwähnt, dagegen ist Dyrrhachium, das alte Epidamnos, eine korynthisch-corcyräische Colonie, und weiter gegen Süden führt Leake ihrer eine große Zahl auf. Mit Einem Wort: griechische Sitten, griechische Sprache und griechisches Leben drang von Süden nach Norden vorwärts, so lange die Griechen frei und mächtig waren; als die Macedonier ihre Kraft gebrochen hatten, hörte dieses Aussenden von Colonien mehr und mehr auf. Unter Pyrrhus scheint zuerst das rauhe Volk auf den Schauplatz der Welt getreten zu seyn; einige Zeit später finden wir den König Gentius und seine Gemahlin Teuta im Kriege gegen die Römer, vor deren Macht sie bald weichen mußten, um in dem großen Kampf zwischen Rom und Macedonien eine untergeordnete Rolle zu spielen. Von da an beginnt die Unterwerfung unter die Römer, und die Vermischung ihrer alten Sprache mit römischen Worten, denn der romantische Zusatz in derselben schreibt sich nicht aus späterer Zeit her, wie der Umstand zeigt, daß das römische c vor e und i noch wie k, und nicht zischend, wie im neuromanischen gesprochen wird. Aus der Romerzeit finden sich, wie natürlich, eine Menge Denkmäler, namentlich wurde Epidamnos unter dem Namen Dyrrhachium zur römischen Colonialstadt, denn dahin ging die Ueberfahrt aus Brundusium, und von da aus führte die sogenannte Via Egnatia über Clodiana,*) Hiscampis, Lychnidus (Ochrida), Heraclea Lyncestes (in Obermacedonien), Edessa, Pella, Thessalonica ꝛc. nach Byzanz. Apollonia, gleichfalls ursprünglich eine korinthisch-corcyräische Colonie (jetzt Polina?) war damals ein Sitz der Wissenschaften; kurz das Land war zur römischen Provinz umgeschaffen, aber in dem rauhen Gebirgsland erhielt sich die alte Sprache und das alte Volk.

In der Zeit, wo deutsche Völker das weströmische Reich stürzten und das oströmische dem Untergange nahe brachten, verschwanden natürlicher Weise mehr und mehr die römischen Städte und die von den Römern unterhaltenen Bildungsanstalten, aber völlig vernichtet wurden sie erst durch den Einbruch der slawischen Völker im 7ten, 8ten und 9ten Jahrhundert. Um das Jahr 870 war Achris (Ochrida, das alte Lychnidus) die Residenz eines Bulgarenfürsten, und bulgarische Städte entstanden im Lande der Schkipetaren. Wie lange ihre Herrschaft dauerte, wissen wir nicht, wahrscheinlich aber bis zum Fall des Bulgarenreichs im Jahre 1018. Dieß ist eine für das ganze Land im Süden der Donau höchst wichtige Periode, denn von nun an treten auf einmal die Reste der alten Bevölkerung dieser Länder wieder auf: wir hören nicht nur von Albaniern oder Arbaniten, sondern auch die Wlachen zeigen sich allenthalben in ihren alten Sitzen. Anna Comnena erwähnt ihrer in Griechenland, so wie in Thracien und Mysien, indem ein Theil der griechischen Truppen aus Wlachen bestand, die vermuthlich aus Haß gegen ihre ehemaligen Dränger sich anwerben ließen. Dieß Verhältniß änderte sich indeß bald, und die Wlachen bildeten vereint mit den Bulgaren das zweite bulgarische Reich. Zwar fiel nach der Mitte des 13ten Jahr-

*) Vaudoncourt erklärt dieß für das jetzige Croia, allein man sieht keinen Grund ein, weßhalb der Weg von Dyrrhachium nach

hunderts auch dieses, mehr durch die List als die Macht der Griechen, die Verbindung der nördlichen mit den südlichen Wlachen ward durch die engere Vereinigung der slawischen Stämme im serbischen Königreiche zerrissen, und die letztern abermals unterdrückt, aber die Albanesen selbst kamen nicht mehr unter slawische Herrschaft, und ihre eigene Geschichte beginnt mit der Zertrümmerung des griechischen Reichs durch die Franken im Jahre 1204.

Damals gründete der Comnene Michael Angelus das sogenannte Despotat von Arta, das Akarnanien, Aetolien und das südliche Epirus umfaßte, und bis zur Eroberung durch die Türken im Jahre 1431 mit kurzen Unterdrechungen ein besonderer Staat blieb, der mit den Albanesen, mit den Franken in Morea, so wie mit den Königen von Neapel und den griechischen Kaisern in mannichfachen, bald freundlichen, bald feindlichen Beziehungen stand. Das schwache Despotat konnte den Albanesern nicht gefährlich werden, darum schlossen sie sich meistens an dieses gegen die griechischen Kaiser und die Franken auf. Morea und in Athen an, und traten so allmählich selbstständig auf den Schauplatz. Der Geschichtschreiber Georgius Akropolita berichtet, daß im Jahre 1251 Albanon der Hauptort einer Präfectur (ἡγεμονία) unter der Verwaltung eines Prätors war, den Theodor Lascaris II, Kaiser von Nicäa, *) geschickt hatte, um Ordnung in diesen Provinzen herzustellen; die Albanesen aber zogen das Bündniß mit dem Despoten von Arta vor, und der Prätor (Georgius Akropolita, der Geschichtschreiber, selbst) mußte sich bald entfernen. Von nun an nimmt die Wichtigkeit der Albanesen mit jedem Jahre zu: noch vor Ablauf des 13ten Jahrhunderts waren sie im Besitze Dyrrhachiums so wie der Küstenländer bis gegen Avlona hin, und zwar in erklärter Unabhängigkeit von den griechischen Kaisern und im Bunde mit Karl, König von Neapel, der damals Corfu und einige Punkte auf der Küste selbst, in der Nähe von Avlona, besaß. Belgrad oder Berat war aber damals noch in den Handen der griechischen Kaiser, die mehrmals sich genöthigt sahen, wegen der von ihnen unternommenen Raubzüge und der Unterstützung, die sie ihren Feinden leisteten, gegen sie zu ziehen, doch ohne einen andern, als einen temporaren Erfolg zu erringen.

Bereits hatten auch die auf einmal zu unruhiger Thatigkeit erwachten Albanesen angefangen, jedem, der sie zahlte, als Soldtruppen zu dienen; so standen sie im Jahre 1327 dem jungen Andronikus Paläologus gegen seinen Großvater bei, und Manuel Kantakuzenos ward im Jahre 1349 im Despotat eine Anzahl Albanesen, um die aufrührerischen Archonten Morea's zu unterdrücken, — das erste Auftreten der Albanesen im innern Griechenland. Damals schon herrschten die Griechen im Lande südwärts der Donau nur dem Namen nach; auch führten sie ihre Kriege nicht mehr mit griechischen Truppen, sondern mit Slawen, Türken **) und Albanesen, die von nun an ein volles Jahrhundert lang auf den Trümmern des griechischen Reichs um die Herrschaft kämpfen.

Um diese Zeit hatte der gewaltige Slavenfürst Stephan der Große nicht nur einen Theil von Thracien und fast ganz Macedonien, sondern auch Thessalien und alles Land bis an den Meerbusen von Korinth eingenommen und nannte sich Kaiser von Romanien. Der Tod machte seinen Entwürfen ein Ende, sein Reich zerfiel in mehrere Theile; seine Söhne und Verwandten setzten zwar seine Plane fort und brachen in das östliche Thracien ein, allein Urchan, der Osmanensultan, hatte sich durch kluge Benützung der Wirren im griechischen Reiche zum Meister von Kallipolis (Gallipoli) gemacht, und führte nun über diese Brücke seine Schaaren nach Europa herüber. Nicht gegen die kraftlosen Griechen, sondern gegen die mächtigen Serbenhäupter waren seine Züge gerichtet, und bald erlagen sie in blutiger Schlacht an der Mariza. Den Kampf aber, den die Slawen nicht mehr fortführen konnten, nahmen bald die Albanesen auf.

Obwohl von den griechischen Kaisern wiederholt zurückgeschlagen, wenn sie in früheren Raubzügen in die Ebenen von Thessalien und Akarnanien eindrangen, fuhren sie dennoch fort, in diese Gegenden Einfälle zu machen, und bildeten allmählich in diesen durch den Krieg verödeten Gegenden neue Niederlassungen; als vollends zwischen den Häusern Kantakuzenos und Paläologus der Kampf um den elenden Thron von Konstantinopel ausbrach, gab es gar kein Mittel mehr, das unruhige, trotzige Nomadenvolk zur Ruhe zu bringen. In der Mitte des 14ten Jahrhunderts schlugen sie den Despoten von Joannina oder Arta am Aspropotamos, beim Dorfe Achelous, gänzlich, obgleich er türkische Miethstruppen bei sich hatte; Guini de Spata, einer ihrer berühmtesten Anführer, eroberte das ganze Despotat, und ein anderer, Namens Balza oder Balsch, machte sich zum Meister von ganz Nordalbanien bis nach Macedonien hinein. Stephan der Große that ihnen einigermaßen Einhalt, aber nach seinem Tode eroberten sie die ganze Landstrecke zwischen dem Drin und den Mündungen des Cattaro mit den Städten Scutari, Dulcigno, Trebigne u. s. w., die auch seitdem in ihrer Gewalt geblieben sind. Indessen blieben Serben und Albanesen nicht lange Feinde, denn beide hatten gleichviel von den Türken zu fürchten. Sobald die letzten nichts mehr von dem großen Stephan zu besorgen hatten, stellten sie sich zum Kampfe für das Christenthum auf die Seite der Slawen und Ungarn, erlitten aber mit ihnen im Jahre 1389 *) die furchtbare Niederlage bei Kossovo, welche die Herrschaft der Türken in Europa befestigte.

(Fortsetzung folgt.)

Lychnitis oder Lychnidus einen solchen Umweg hätte machen sollen.

*) Während der Herrschaft der Franken in Konstantinopel.

**) Der Kaiser Andronikus Paläologus II. durch die Raubzüge der Albanesen erbittert, führte im Jahre 1338 eine Schaar türkischer Miethstruppen gegen sie, und drang auch wirklich mit derselben bis ins Herz der albanischen Gebirge ein; eben so bediente er sich ihrer gegen die Serben. So führten diese drei Völker schon gegen einander Krieg, als noch immer unter dem Namen des griechischen Kaiserreichs gehandelt wurde.

*) Phranzes berichtet von einer Niederlage, die sie im J. 1385 bei Berat in ihrem eigenen Lande erlitten haben sollen. Hammer in seiner Geschichte des osmanischen Reichs weiß aber nichts davon.

Die Karawanenſtraße nach Mekka durch die Wüſte.

Unter dem Namen Quinze jour au Sinai haben die HH. A. Dumas und A. Dauzats ihre Impressions de Voyage herausgegeben, die, wenn auch manierirt, doch manches treue Bild enthalten. Wir heben fürs erſte ein Bruchſtück aus, das die Karawanenſtraße nach Mekka ſchildert, auf der ſie ſich dem Sinai näherten. „Die große Straße war von einer weißen Linie gebleichter Knochen bezeichnet; dieſer ſeltſame Umſtand weckte meine ganze Aufmerkſamkeit. Ich rief meinen Führer, der meine Frage nicht abwartete, ſondern ſie ſchon in meinem ſichtlichen Erſtaunen las. Das Dromedar, ſagte er, indem er an meine Seite ritt und ohne weitere Vorrede ſeine Erzählung begann, iſt kein ſo unruhiges, ungeſtümes Thier, wie das Pferd. Es ſetzt ſeinen Marſch fort, ohne anzuhalten, ohne zu freſſen, ohne zu trinken; kein Zeichen verräth ſein Unwohlſeyn, ſeinen Hunger oder ſeine Erſchöpfung. Der Araber, der auf ſo große Entfernung das Gebrüll eines Löwen, das Wiehern eines Pferdes oder das Geräuſch von Menſchen vernimmt, hört von ſeinem Haghin nichts als den raſchen oder langſamen Athem; nie ſtößt es einen Laut der Klage aus. Aber wenn die Natur durch Leiden überwunden iſt, wenn Entbehrungen ſeine Kraft erſchöpft haben und das Leben hinſchwindet, dann kniet das Dromedar nieder, ſtreckt ſeinen Hals aus und ſchließt die Augen. Sein Herr weiß dann, daß Alles vorbei iſt: er ſteigt ab, und ohne einen Verſuch, es wieder zum Aufſtehen zu bringen — denn er weiß, daß es nie aus Liſt oder Faulheit ſich niederlegt — nimmt er den Sattel ab, legt ihn einem andern Dromedar auf, und verläßt dasjenige, das nicht mehr im Stande iſt ihn zu begleiten. Wenn die Nacht einbricht, kommen die Schakals und Hyänen, durch den Geruch angelockt, herbei, und zerreißen das arme Thier, bis nur noch die Knochen übrig ſind. Wir ſind jetzt auf der großen Straße von Cairo nach Mekka; zweimal des Jahres ziehen Karawanen auf derſelben hin und zurück, und dieſe Knochen ſind ſo zahlreich und werden ſo unaufhörlich wieder erſetzt, daß die Stürme der Wüſte ſie nie ganz zerſtreuen können; dieſe Knochen können einen Reiſenden ohne Führer nach den Oaſen und Brunnen leiten, wo der Araber Schatten und Waſſer findet, und würden ihn endlich bis zum Grabe des Propheten führen. Es ſind dieß die Knochen der Dromedare, die in der Wüſte umkommen, aber es ſind auch kleinere Knochen darunter, von Gläubigen, die, dem Gebot des Propheten folgſam, die Pilgerfahrt nach Mekka machen wollten, aber von den Sorgen und Vergnügungen dieſer Welt abgehalten, ſie zu ſpät unternahmen, und nun im Himmel enden müſſen. Mancher iſt in Schlaf verfallen, wenn er die Augen hätte offen haben ſollen, iſt von ſeinem Thiere geſtürzt und hat den Hals gebrochen; rechnet man hiezu die Peſt, welche oft die Karawanen lichtet, den Samum, der ihnen den Tod bringen kann, ſo begreift man leicht, wie dieſe Wegweiſer in hinreichender Menge ſich finden können, um den Kindern die von ihren Vätern eingeſchlagene Straße zu zeigen.

Miscellen.

Fluthbeobachtungen in Frankreich. Der Marineminiſter, Admiral Duperré, hat befohlen, daß die Beobachtungen über die Fluth, welche bisher in den verſchiedenen Häfen ohne Zuſammenhang vorgenommen wurden, in ein Syſtem gebracht, und von einem Ingenieurgeographen der Marine inſpicirt und revidirt werden ſollen. Dieſe Fluthbeobachtungen haben nicht nur für die Seefahrer ein Intereſſe, ſondern auch für die Leitung der Uferbauten an den Mündungen der Flüſſe, und endlich auch für die Wiſſenſchaft, denn aus der Kenntniß der Oſcillationen des Meeres kann man mit merkwürdiger Genauigkeit auf die Tiefe des Oceans auch fern vom Ufer ſchließen. Das Wechſelverhältniß zwiſchen der Fluth und der Tiefe des Oceans iſt ſo ſtark, daß wenn dieſe Tiefe nur um ein Hundertheil abweicht, die Fluth 12 Minuten ſpäter in Breſt eintreten würde. (Echo du Monde Savant vom 14 September.)

Vandalismus in Frankreich. Ein Hr. Rey, der ſich viel mit alter franzöſiſcher Geſchichte, namentlich auch Kunſtgeſchichte, abgibt, hat auf ſeinen Reiſen durch Frankreich eine Menge alter Ornamente, Sculpturen, Gemälde, gemalte Gläſer u. dgl., die früher vorhanden waren, entweder gar nicht mehr oder zerſtört gefunden. Im Zorneseifer darüber las er in der „Geſellſchaft zur Erhaltung der Denkmäler in Frankreich“ den Plan zu einer „Geſchichte des Vandalismus in Frankreich“ vor. Er will die Verheerungen von den Cottereaux und Routiers *) des 12ten Jahrhunderts an bis zur Praguerie unter Karl VII. namentlich aber die des 16ten und 18ten Jahrhunderts ſchildern, weil hier die Verheerungen nicht aus Unwiſſenheit hervorgingen, ſondern aus einer überlegten Wuth gegen die alten Denkmäler der Kunſt und der Geſchichte. (Echo du Monde Savant vom 11 September.)

Landſchildkröten im Jardin des Plantes zu Paris. Seit einiger Zeit befinden ſich daſelbſt zwei große Landſchildkröten aus der Inſel Bourbon. Sie ſind beinahe ſo groß als die Meerſchildkröte aus der Inſel Aſcenſion, die vor vier Monaten in der mit Seinewaſſer gefüllten Kufe, worin man ſie zu erhalten hoffte, ſtarb. (ibid.)

Vertheilung von Kunſtdenkmälern an die Departements in Frankreich. Man beſchäftigt ſich gegenwärtig im Palais des Beaux-arts zu Paris mit der Ausſcheidung einer gewiſſen Anzahl alter Denkmäler, welche den Departements entriſſen worden waren, und ihnen wieder zurückgegeben werden ſollen. (Echo du Monde Savant vom 7 September.)

Anſichten der Türkei. In der königlichen Bibliothek zu Paris iſt ein ungeheures Portefeuille, welches die reichſte Sammlung von Karten, Planen, Zeichnungen, Kupferſtichen u. ſ. w. der wichtigſten Städte der Türkei, des Bosporus, von den Dardanellen, dem Marmorameer und ſeinem zauberiſchen Ufer, dem ſchwarzen Meer und Konſtantinopel enthalten. (ibid.)

Die Bronzethüren an der Madelainekirche in Paris. Ein Hr. Triquety war mit dieſer Arbeit beauftragt, und er hat die Sujets ſeiner Sculpturen, wie billig, aus der Bibel entnommen und die zehn Gebote bildlich dargeſtellt. Oben auf der großen Friese ſteht Moſes, wie er dem Volke die Geſetztafeln zeigt, rechts und links ſind die beiden erſten Gebote bildlich ausgeführt, und die acht übrigen füllen in je vier Abtheilungen die beiden Flügelthüren. (ibid.)

*) Große Räuberbanden, die auch in Kriegsdienſte traten, die Vorläufer der großen Compagnien.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 270.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

27 September 1839.

Eine Judenhochzeit in Smyrna.

(Aus einem Briefe Baptiſtin Poujoulats. Revue de Paris. 8 Sept.)

Ich hätte, da ich nicht gerne frühere Reiſende wiederhole, aus Smyrna nichts zu berichten, wäre ich nicht Zeuge einer jüdiſchen Hochzeit geweſen. Vor Allem muß ich bemerken, daß es unter den Juden von Smyrna Heirathsmäkler gibt, welche vollkommen genau wiſſen, in welchen Häuſern heirathsfähige Töchter ſind, und welche Familien zuſammenpaſſen können. Zum Lohne für ihre Unterhandlungen erhalten ſie fünf Procent vom Heirathsgut des jungen Mannes und eben ſo viel von dem des Mädchens. Die ehelichen Verbindungen werden unter den Juden im Orient ſehr frühzeitig geſchloſſen. „Das beſte Alter," ſagt der Talmud, „iſt dreizehn Jahre, das gute Alter 18 Jahre. Wer mit 20 Jahren noch keine Frau nehmen will, ſoll von Gerichts wegen dazu gezwungen werden." Die jüdiſchen Geſetze gleichen in dieſer Beziehung den lacedämoniſchen, welche das eheloſe Leben für ehrlos erklärten. In Smyrna wird das häusliche Glück der jüdiſchen Familien allgemein bewundert, Jeder rühmt die Tugenden der Frauen dieſes Volks: der Ehebruch gilt als das größte Verbrechen, kein Vorwand, keine Leidenſchaft kann ihm Verzeihung verſchaffen, und alle Blitze eines Gottes, welcher ſtraft bis ins dritte und vierte Glied, ſind dagegen gerichtet. Die exemplariſche Aufführung der jüdiſchen Frauen hat ohne Zweifel ihre Quelle in den moraliſchen Geſinnungen, die ihnen von Jugend auf eingeprägt werden; indeß muß auch der Gebrauch, ſie zu verheurathen, ſobald ſie mannbar geworden ſind, zur Reinheit ihrer Sitten beitragen. Die Eheſcheidung iſt nur in dem Fall geſtattet, wo die Frau ihre ehelichen Pflichten vergißt, oder wenn ſie zehn Jahre ohne Kinder bleibt. Die Hochzeitsfeier geſchieht nie in der Synagoge, und bei den Juden iſt auch die Ehe, genau betrachtet, kein religiöſer Act.

Ein jüdiſcher Cicerone hatte mich eingeladen, einer Hochzeitsfeier beizuwohnen, und mir Eintritt zu derſelben verſchafft. Nachdem wir durch mehrere ſehr ſchweigſame Straßen des jüdiſchen Quartiers gekommen waren, erreichten wir das Haus des Bräutigams, das von außen ein elendes Anſehen hatte, im Innern aber einem Palaſte glich. Wir befanden uns in einem großen, mit auffallender Reinlichkeit gehaltenen Saale: ein ſchöner Luſtre hing von der Decke herab, und an den Wänden liefen ſcharlachrothe Diwans umher, auf denen mehr als zweihundert Juden ſaßen, und unter langſamem Schütteln des Kopfes in der Sprache Davids die Geſänge wiederholten, die einſt auf dem Berge Moriah erklangen. „Glücklich iſt der, der den Herrn fürchtet, und in ſeinen Wegen wandelt! Er lebt von der Arbeit ſeiner Hände, und wird des Glücks theilhaftig werden; ſein Weib wird ſeyn gleich einem fruchtbaren Weinſtock, ſeine Kinder, wie junge Olivenbäume, die ſeine Feſte zieren; ſo wird geſegnet ſeyn der Mann, der den Herrn fürchtet. Möge Jehova von den Zinnen Sions herab auf ihn ſeine Wohlthaten ausſtreuen, und ihm die Herrlichkeit Jeruſalems zeigen. Möge er die Kinder ſeiner Kinder und den Frieden in Iſrael ſchauen!"

Während dieſe Worte geſungen wurden, trat ein Greis mit einem weißen Bart in den Saal: es war ein Rabbiner. Alle Anweſenden beugten ſich achtungsvoll vor ihm. Er ſetzte ſich in die Ecke eines Diwans, den Ehrenplatz im Orient, und alle kamen, um ihm die rechte Hand zu küſſen. Bald jedoch ſetzte ſich die Menge mit dem Rabbiner in Bewegung, um ſich nach dem Hauſe der Braut zu begeben. Der junge Bräutigam befand ſich mitten im Zuge, und zwei Greiſe führten ihn an der Hand. Das Singen von Pſalmen hörte in der Straße nicht auf und dauerte fort bis zum Hauſe des jungen Mädchens. Hier ſahen wir ein Zimmer, das für die Frauen, und eins, das für die Männer beſtimmt war. Die Braut, von Kopf bis zu den Füßen mit einem langen, weißen, goldgeſtickten Schleier bedeckt, ſaß auf einer erhöhten Eſtrade, einen Kreis von bejahrten Frauen und jungen Mädchen um ſich her. Zur Seite auf einem Tiſch ſtand ein ſilbernes Gefäß, worin jeder ſeine Gabe niederlegte. Der junge Mann gab ſeinerſeits eine ſilberne Schüſſel im Kreiſe der Frauen herum, und alle gaben ihm ein Stück Geld. Hierauf beſchränkte ſich die Cerimonie des erſten Tages.

Am folgenden Tage war das Haus der Braut mit Menſchen angefüllt; der junge Mann, begleitet von zwei Greiſen, trat in das Zimmer der Braut, die noch immer verſchleiert

war, ſteckte ihr den Trauring an den Finger, und ſprach dabei die lauten Worte: „Sey mir geweiht durch dieſen Ring nach dem Geſetze Moſes und Israels!“ Dann reichte einer dem Rabbiner ein Glas mit Wein, das dieſer austrank, und dann auf einer Silberplatte zerbrach. Dieß iſt vorgeſchrieben, um die Freude durch einen leichten Unfall zu mäßigen, denn ſeit der Zerſtörung Jeruſalems glauben die Juden kein Vergnügen ohne bittere Beimiſchung genießen zu können. Als das Glas zerbrochen war, ließen hundert Stimmen den Saal von frommen Geſängen ertönen. Griechiſche Muſiker mit Geigen, Hackbrettern, Flöten und kleinen Guitarren vermengten mit den Geſängen des königlichen Propheten eine Melodie, die gewiß Niemand leicht errathen würde, — die der Pariſienne!

Die dritte und letzte Cerimonie iſt die kürzeſte; die Braut begab ſich, gefolgt von mehreren Frauen, in das Haus des jungen Mannes. Beide ſtellten ſich dort neben einander auf, der Rabbiner breitete einen großen, weißen Schleier über ſie aus, und las den Heurathsvertrag mit lauter Stimme. Dann trat das Mädchen, von zwei Frauen geſtützt, mit kurzen Schritten in die bräutliche Kammer; hier ſchnitten ihr zwei Matronen die Haare ab, oder flochten ſie ſo, daß man ſie nicht mehr ſieht, denn eine jüdiſche Frau im Orient darf nach der Heurath keinem Fremden mehr ihre Haare zeigen. Bei den meiſten Völkern des Orients heurathen ſich junge Leute, ohne ſich jemals geſehen zu haben. Dieſe Sitte herrſcht auch bei den Juden.

Albanien und die Albaneſer.

(Fortſetzung.)

Wir haben ſchon oben erwähnt, daß der Hauptkampf der Türken nicht gegen die kraftloſen Griechen, ſondern gegen die kraftvollen Slaven und Albaneſen gerichtet war, gegen jene im Norden, gegen dieſe hauptſächlich im Süden. Der Krieg, der in Achaia, Livadien und Böotien, ſo wie faſt in ganz Morea ſeit faſt einem Jahrhundert gewüthet hatte, verödete dieſe Länder ſo ſehr, daß man in jener Zeit in Morea etwa 150,000 Einwohner rechnete, und in Attika und Böotien ſah es eher noch ſchlimmer aus. Da begannen die albaneſiſchen Coloniſirungen. Schon Manuel Cantakuzenos, der im Jahre 1349 zuerſt Albaneſen als Miethstruppen nach Morea geführt, wies ihnen zum Lohne die verheerten Ländereien an; auch ſein Vater hatte aus dem nördlichen Theile Albaniens, der ihm durch ſeine Heurath mit der Tochter Stephans des Großen zugefallen, eine bedeutende Anzahl Menſchen ebendaſelbſt angeſiedelt. Im J. 1391 findet man dieſe Colonien ſchon ſo mächtig, daß ſie ein zahlreiches Heer ins Feld ſtellen konnten. In den letzten Jahrzehnten des 14ten Jahrhunderts wurden abermals 10,000 Albaneſen mit Weibern, Kindern und Heerden ins Land geführt. Ein fränkiſcher Häuptling auf Morea, der Voſtizza und Korinth beſaß, Namens Rainerio Acciajoli, brachte die Errichtung albaneſiſcher Militärcolonien in Attika, Böotien, Argolis und in der Gegend von Korinth völlig in ein Syſtem, wenige Jahrzehnte ſpäter findet man dieſe Gegenden durchaus von Albaneſen bevölkert, und ſie ſind es allein, die den türkiſchen Heeren unter Bajazet und Murad einen ernſtlichen Widerſtand entgegenſetzten.

So ſeltſam es klingen mag, ſo iſt es doch wahr, die Türken kamen zum Schutze der Griechen gegen die Serben, Bulgaren und Albaneſen nach Europa, freilich mit eigennützigen Abſichten, und die Griechen hatten den Schutz theuer zu bezahlen, aber dennoch iſt es richtig, und dieſes Verhältniß allein erklärt manche ſonſt unbegreifliche Erſcheinungen. Die Sache iſt noch bis in die neueſten Zeiten wahr geblieben, und Urquhart, der gewiß eine durchdringende Kenntniß dieſer Verhältniſſe ſich erworben hat, ſprach es ohne Umſchweif aus, daß die Griechen durch die Türken vor dem gewaltſamen Umſichgreifen der Albaneſen geſchützt wurden. Freilich gingen, in der Enge zwiſchen einem ſolchen Feind und einem ſolchen Beſchützer, die Griechen um ſo ſicherer unter. Hundert Jahre waren ſeit der erſten Anſiedlung der Albaneſen auf Morea verfloſſen, und ſchon erfüllten ſie mit ihren Zelten, Heerden und Hütten die Alpenhöhen und Triften des gebirgigen Morea, aber ſie wurden von den griechiſchen Archonten mit Ungerechtigkeit und Verachtung behandelt, weil man das Hirtenvolk für zu ſchwach hielt, ſich ſelbſt Gerechtigkeit zu verſchaffen. Aber der Fall von Konſtantinopel, die Erbärmlichkeit der in Morea herrſchenden paläologiſchen Fürſten und die Tapferkeit ihres Landsmannes Skanderbeg, der eben damals in ihrem Heimathlande die Ketten der Türken zerbrochen hatte, weckten auch in den Albaneſen Morea's den Wunſch nach Unabhängigkeit, und bald verbreitete ſich der Aufſtand über die ganze Halbinſel. Die Griechen wurden, wo man ſie fand, niedergemacht oder in die Sklaverei geſchleppt und die Vertilgung der moreotiſchen Griechen ſtand nahe bevor; da wandten ſie ſich an den türkiſchen Sultan, der das Land freilich lieber in den Händen dieſer Schwächlinge als der kraftvollen Albaneſen ſehen wollte, und ein Heer gegen ſie ſchickte, das nach blutigem Widerſtand die Albaneſen zur Unterwerfung zwang, jedoch auf die ſeltſame Friedensbedingung hin, daß ſie „die eroberten Städte, Flecken und Dörfer behalten, und mit ihren Leuten coloniſiren dürften.“ Dieß bezeichnet klar den Stand der Dinge in Morea.

Wie oben erwähnt, hatte damals Georg Caſtriota, bekannter unter dem Namen Skanderbeg, das türkiſche Joch abgeworfen, und behauptete ſich im Norden Albaniens von 1443 bis 1467 gegen alle Heere der Türken, während ſein Schwiegervater, Arianita Topia, den Süden Albaniens ſchirmte. Ihre Kämpfe gegen die ungeheuren türkiſchen Heere gränzen ans Fabelhafte, und ſelbſt nach Scanderbegs Tode hielten ſich die Albaneſen noch geraume Zeit gegen die Uebermacht; die Vertheidigung von Scutari iſt ihre letzte, aber auch ihre glänzendſte Waffenthat gegen die Turken, und man möchte es bezeichnend für das Schickſal ihres Landes nennen, daß ſie, nahe daran, durch Hunger zur Uebergabe gezwungen zu werden, durch den Frieden der Venetianer im Jahre 1478 vor dieſer Schmach bewahrt wurden, indem ein Artikel desſelben die Uebergabe dieſes Platzes verordnete, deſſen Vertheidigung ein venetianiſcher General geleitet hatte. Albanien war nun zwar eine türkiſche Provinz, aber

die späteren Feldzüge, welche noch mehrere Sultane, wie Bajazet II, Soliman der Große und Amurat III gegen sie, manchmal mit ziemlich zweifelhaftem Erfolg, unternahmen, zeigen, daß das Land niemals völlig unterjocht war, und man kann wohl sagen, daß die Pforte niemals einen Pascha in Albanien ernennen konnte, der nicht ein geborner Albaneser war, und durch seine eigenen Verbindungen und seine eigene Macht sich bereits großen Einfluß im Lande erworben hatte.

Die Eroberung hat freilich in Albanien große Aenderungen zur Folge gehabt, namentlich trat ein Religionswechsel ein. Unter Scanderbeg war Albanien noch christlich, und in der Mitte des 17ten Jahrhunderts scheint der Islam noch keine großen Fortschritte gemacht zu haben, wie aus dem Umstande hervorgeht, daß man bei den damaligen Planen zur Verjagung der Türken aus Europa auf die Mitwirkung des christlichen Volks der Albanesen rechnete. Jetzt aber wird die Zahl der Christen und der Moslems sich so ziemlich die Wage halten; indeß ist es augenscheinlich, daß die Albanesen, welche die Religion wechselten, sich nur dadurch befähigen wollten, türkische Staatswürden zu erlangen, wie denn auch wirklich sehr viele ausgezeichnete Türken, so z. B. selbst die Familie Köprili, geborne Albanesen waren. Glaubenseifer trieb sie nicht, denn sie stehen wegen der Nachlässigkeit, womit sie religiöse Uebungen erfüllen, in schlechtem Geruche bei den Türken, und der Verkehr mit den christlichen Albanesen ist keineswegs aufgegeben: sie heurathen christliche Frauen, und von den aus solchen Ehen hervorgegangenen Kindern gehen die Knaben in die Moschee, die Mädchen in die Kirche; der Mann ißt mit seiner Familie an Einem Tisch, ohne einen Anstoß daran zu nehmen, daß ein Theil derselben Speisen genießt, die seine Religion für unrein erklärt.

Vornehme und Geringe drängten sich, von ihrem Thätigkeitsgeist getrieben, in den Kriegsdienst der Türken; ihre Energie, ihr Unternehmungsgeist, ihre Abhärtung machte die Vornehmeren oft zum Gegenstande des Neides und des Hasses der Türken, aber die niederen Classen fanden allenthalben willige Aufnahme. Der Nordalbanier, dessen Land aus fruchtbaren Ebenen besteht, ist ein gewandter Reiter, der ächte Charakter der Nation ist aber in den rauhen Bergen und engen Thälern des südlichen Albaniens zu suchen. Hier bildet das ganze Volk, dessen Ungeschicklichkeit zu Pferde sprüchwörtlich geworden ist, ein irreguläres Fußvolk, das abgehärtetste und behendeste, das man finden kann. Hier führen sie stets Krieg mit einander, treten in den Dienst irgend eines mächtigen albanesischen Häuptlings, oder suchen in andern Theilen des Reichs ihren Unterhalt als Miethstruppen. In dieser Eigenschaft sind sie seit Jahrhunderten, noch mehr aber seit dem Verfalle der Janitscharen, im ganzen Reiche zerstreut, und gewiß ist eine Anzahl wichtiger Stellen in ihren Händen, die mit der verhältnißmäßig geringen Zahl ihres Volks in gar keinem Verhältniß steht. So sind sie unter dem Namen von Türken zu einer Macht und Bedeutung herangereift, welche erst in der Zukunft, wenn das türkische Reich immer tiefer sinkt, gehörig erkannt werden wird.

Im Norden führten die Albanesen von jeher Krieg mit den Montenegrinern, der selten lange unterbrochen wurde, im Süden wurden sie nur durch die Türken abgehalten, über die unkriegerischen Griechen herzufallen. Unter den Armatolis waren damals noch die wenigsten Griechen, die meisten Albanesen. Was diese für Griechenland werden würden, zeigte die erste Unternehmung der Russen in Griechenland, als sie im J. 1770 den Aufstand der Moreoten anfachten. Damals waren die Türken schon sehr gesunken, ihre Hauptmacht zudem gegen die Russen an der Donau beschäftigt; da sandte man die Albanesen gegen Griechenland, die denn auch ihrem Hasse gegen die Griechen und ihrer Mordlust vollen Lauf ließen. Neun Jahre lang hausten sie ohne Zaum und Zügel auf Morea, wo alles, was nicht in die entlegenen Gebirgspäße oder auf die Inseln sich retten konnte, unter ihrem Mordschwert fiel. Zu eben der Zeit hatte Ali von Tepelen seine blutige Laufbahn begonnen, und da diese nicht nur den Stand der Dinge in Albanien, und namentlich die geringe Macht der Pforte zeigt, sondern auch Albanien in seinen Grundtiefen aufregte, und den jetzigen Zustand der Dinge hauptsächlich herbeiführte, so wollen wir einen flüchtigen Blick auf dieselbe werfen.

Albanien genoß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wie im Ganzen genommen immer, einer halben Unabhängigkeit: jeder District, oft jede Stadt, jeder größere Flecken bildete eine Art Republik, in der die Reichen herrschten unter dem Namen von Agas oder Beys. Stets unter einander uneins, waren sie nur in Einem Punkte gleichen Sinnes, nämlich darin, die Türken nicht zu sehr im Lande Herr werden zu lassen. Veli Bey, Ali's Vater, aus dem rein albanischen Stamme der Toskiden, wurde mehrmals aus seinem Erbbesitzthum Tepelen vertrieben, mußte das Klephten- oder Räuberhandwerk ergreifen, starb im Jahre 1759 aus Gram, und hinterließ, wie Ali sich spater ausdrückte, seinem Sohne nichts als eine Höhle und einige Felder. Nachdem er anfangs mehrfaches Unglück erfahren, gelang es ihm doch endlich sich in Tepelen wieder festzusetzen, und von hier breitete er nun seine Besitzungen aus. Er hatte die Tochter Kapelans, Pascha's von Delvino, geheurathet, und hoffte durch diesen empor zu kommen, allein Kapelan ließ sich mit Rußland in Intriguen ein, und ward enthauptet (1770). Ali bekam das Paschalik nicht, wie er gehofft hatte, dagegen wurde er für den Eifer, den er im Dienst der Pforte zeigte, mit dem Gouvernement von Trikala in Thessalien belohnt, und erhielt das Amt eines Derwendschi Baschi oder Oberaufsehers der Straßen, in welcher Eigenschaft er für die Sicherheit derselben zu sorgen hatte. Diese Stellung, deren Entstehung wir weiter unten angeben wollen, führte ihn zu der Macht, die er später errang, indem er in den mannichfachsten Verkehr mit den Klephten und Armatolen trat, die, theils Griechen, theils Wlachen und Albanesen, auf mannichfache Weise sich ihm dienstbar erweisen mußten. Die Macht, die er durch seine Verbindung mit diesen kriegerischen Schaaren erlangte, setzte ihn in den Stand, der Pforte Dienste zu leisten und den Tiran zu erkaufen, so daß man allem seinem Treiben ruhig zusah, und er im Jahre 1790 sich bereits im Besitze von ganz Südalbanien, vom Gebirge

Tomoros bis zum Golf von Arta befand; nur der Kanton von Delvino, deſſen Paſcha in den Bergen blokirt war, und Suli widerſtanden ihm noch. Allein auch dieſe fielen nach und nach, und nun ſuchte ſich Ali Paſcha ſeiner bisherigen Werkzeuge, der Klephten und Armatolis, zu entledigen, allein an dieſen fand er ſeinen Untergang, denn als die Pforte endlich im J. 1820 Gewalt gegen ihn brauchte, traten ſie auf die Seite der Türken, und ſo ward ſeine Macht ſchnell gebrochen. Zwar trat ein Wechſel ein, als einige den Armatolis verhaßte türkiſche Heerführer auf den Schauplatz traten, und die Tapferkeit der Kapitanis zwang die Türken zum Rückzug (im Jahre 1821). Aber Ali's wiederholte Treuloſigkeit bewog ſie doch endlich zum Abfall, und nun mußte er ſich ergeben; ſein Schickſal iſt bekannt.

(Fortſetzung folgt.)

Aphoriſtiſche Bemerkungen aus den Verhandlungen der „brittiſchen Aſſociation" zu Birmingham

Zoologie und Botanik.

Ein Hr. Lankaſter las ein Memoire über die Bildung des Holzgewebes. Die Pflanzengewebe werden der Bequemlichkeit halber in fünf Arten getheilt, alle aber laſſen ſich auf die einfache Zelle zurückführen. Wie ſie aus der einfachen Zelle gebildet werden, iſt eine noch unentſchiedene Frage, namentlich hinſichtlich des Holzgewebes. Du Petit Thouars glaubt, die Holzfaſer bilde ſich aus den Knoſpen und Blättern, und ſenke ſich von dieſen aus hinab zwiſchen die Rinde und das Holz. Gegen dieſe Anſicht iſt das Memoire hauptſächlich gerichtet. Einer der Hauptgründe gegen dieſelbe iſt die Bildung der Auswüchſe an den Bäumen, die anfänglich aus Zellengewebe beſtehen, ſich allmählich verhärten und endlich Schichten von verdrehten Holzfaſern bilden; ſie haben eine eigene Rinde, die im Frühjahr mit Saft gefüllt iſt, und enthalten concentriſche Kreiſe von Holzgewebe, die ihr jährliches Wachsthum anzeigen. Viele davon treiben Knoſpen und auch einige Blätter, bei weitem die Mehrzahl aber weder das eine noch das andere. Hr. Babington bemerkte, er freue ſich, daß dieſe Baumauswüchſe allmählich Aufmerkſamkeit erregten; er halte ſie für einen bedeutenden Beweis, daß die Theorie Du Petit Thouars' unrichtig ſey; wenn das Holz eine niederſteigende Faſernformation der Blätter wäre, ſo müßte der Stamm eines geimpften Baumes Holz bilden, das dem eingeimpften Zweige entſpräche, was nicht der Fall ſey.

*

Ein Hr. Forbes und ein Hr. John Goodſir theilten das Reſultat ihrer zoologiſchen Forſchungen auf den Orkney- und Shetland-Inſeln mit. Wir heben nur zwei Gegenſtände davon aus: das Geſchlecht Holothuria (Seeblaſe) iſt an den Shetland-Inſeln ungemein reich, und der König dieſes Geſchlechts iſt eine ungeheure Art, welche ſie Holothuria grandis nannten. Dieſes prächtige Thier iſt, ausgeſtreckt, volle zwei Fuß lang, von dunkler Purpurfarbe, mit zehn dreieckigen, zweigartigen Fuhlhörnern, welche purpurroth und weiß gefleckt ſind; zwiſchen den Reihen von Saugern iſt der Körper faſt glatt. Merkwürdiger Weiſe finden ſich auf den Orkneys keine Holothurien, dagegen fand ſich dort eine Thierpflanze (Zoophyt) von der Familie der Kammpolypen (Tubulariadæ), die als Art und als Geſchlecht neu und die größte bekannte Form ihres Stammes iſt. Dieſes ſchöne Thier iſt etwa 4 Zoll lang, und ſein Stamm hat einen halben Zoll im Durchmeſſer. Dieſer Stamm iſt rund, feſt, biegſam, bewegt ſich nach dem Willen des Thieres, und läßt ſich einigermaßen zuſammenziehen. Er iſt durchſcheinend, von röthlich weißer Farbe, und mit braunen, paarweiſe geordneten und der Länge nach laufenden Linien gezeichnet. Wenn das Thier noch jung iſt, iſt der Stamm kürzer und in eine zarte, braune, hornartige Röhre eingeſchloſſen, welche, wenn das Thier größer wird, allmählich abſtirbt. Der untere Theil des Stammes iſt breiter als der obere und wurzelt vermittelſt faſernartiger, horniger Wurzeln im Sand. Hr. Forbes nannte dieſes Thier nach Ellis, dem bekannten, engliſchen Naturforſcher, Ellisia, gegen welchen Namen jedoch Einſprache erhoben wurde, indem bereits eine Pflanzengattung ſo heiße. Profeſſor Jones fragte, ob Hr. Forbes hinſichtlich des allmählichen Abſterbens der Röhre der Ellisia ſeiner Sache gewiß ſey, da dieſer Umſtand ganz außergewöhnlich und nähere Unterſuchung verdiene.

*

Ein Herr Webb Hall ſetzte in einem Schreiben ſeine Anſichten und Erfahrungen über das Wachsthum des Weizens auseinander. Da wir in die nähern Angaben über die Art und Behandlung des Bodens nicht eingehen können, ſo führen wir aus dem ganzen Schreiben nur folgende Stelle an: „Um der Vergleichung willen iſt es nothwendig zu bemerken, *wie* lange gewöhnlich der Weizen im Boden liegt, bis er zur völligen Reife gelangt iſt: im Durchſchnitt kann man annehmen, daß er in der Mitte Octobers ausgeſäet und in der Mitte Auguſts eingeheimſt wird; dieß iſt eine Periode von 10 Monaten, aber 12 und ſelbſt 13 Monate ſind nichts Ungewöhnliches. Bei dem gewöhnlichen Winterweizen kann die Zeit vom December bis Auguſt als die kürzeſte Periode des Wachsthums angeſehen werden. Beobachtungen über die Fortſchritte der Pflanzen unter verſchiedenen Umſtänden und bei einer beſonders ſorgfältigen Auswahl des Samens führten zu der Ueberzeugung, daß bei gewiſſen Bodenverhältniſſen und bei günſtiger Lage viel von dieſer Zeit erſpart werden könne, und das Reſultat hat gezeigt, daß ein Zeitraum von etwas mehr als fünf Monaten hinreichte, um eine reichliche Ernte von einem Weizen zu liefern, der am 2 März ausgeſäet und am 15 Auguſt geſchnitten wurde. Dieß iſt kein vereinzelter Fall, auch iſt es nicht das Ergebniß einer beſondern Jahreszeit." Hierüber entſpann ſich eine lebhafte Unterredung, in welcher Hr. Webb Hall unter Anderm bemerkte, daß auf einem einzigen Weizenfeld in England ſich 150 verſchiedene Arten von Weizen befänden, und daß in Spanien über 200 Arten gebaut würden.

Die mineralogiſche Galerie im Jardin des Plantes. In dieſer ungeheuren Galerie wird gegenwärtig das mineralogiſche Cabinet aufgeſtellt, in die Mitte derſelben aber ſoll eine prächtige Statue Cuviers aus weißem Marmor kommen. (Echo du Monde Savant vom 11 September.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 271.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

28 September 1839.

Der Friedhof von Bologna.

(Aus C. Cyorniga's italieniſchen Skizzen.)

Der in Italien noch immer heimiſche, den Bewohnern angeborne Kunſtſinn, welcher ſich insbeſondre dem öffentlichen Leben zuwendet, und vorzugsweiſe die zu kirchlichen Zwecken gewidmeten Gebäude, die Kirchen, Capellen, Baptiſterien u. ſ. w., mit ſeinen Schöpfungen verherrlicht, erſtreckt ſich bis auf die Wohnungen der Todten, und geſtaltet die düſtere Grabesſtätte zu einem heiteren Tempel der Kunſt. Wohl finden ſich auch in andern Ländern auf den Gottesäckern koſtbare und trefflich ausgeführte Denkmale, theuern Hingeſchiedenen von den trauernden Hinterlaſſenen gewidmet; aber daß der ganze Friedhof nach einem künſtleriſchen Plane angelegt, und als ein architektoniſches, mit den edelſten Gebilden der Malerei und Bildhauerei geſchmücktes Kunſtwerk ausgeführt wurde, dieſe Idee, im großartigen Style verwirklicht, darf Italien bisher allein für ſich in Anſpruch nehmen. Von dem berühmten Kirchhofe von Piſa, der, ein für die Kunſtgeſchichte unſchätzbares Mauſoleum, die beſterhaltenen und älteſten Denkmale italieniſcher ſo wie antiker Kunſt auf unſere Tage gebracht hat, bis zu der unſerem Zeitalter angehörigen Errichtung der Friedhöfe von Breſcia, Udine, und des eben in der Anlage begriffenen von Mailand, welcher der größte von allen zu werden verſpricht, hat ſich das Streben bewährt, die Ruhe der Todten mit heiteren Gebilden der Kunſt zu verſchönern, um den traurigen Eindruck der Vergänglichkeit alles Irdiſchen durch die herrlichen Schöpfungen des über das Erdenleben hinaus dauernden menſchlichen Geiſtes zu mildern und zu verhüllen.

Die großartigſte und ſehenswürdigſte Anlage unter allen ähnlichen dieſer Art iſt aber der Friedhof von Bologna, welcher, eine wahre Todtenſtadt, eine Nekropolis im Sinne der Alten, in ſeinem umfaſſenden Umkreiſe von 3400 Metern — nebſt den eigentlichen, vielfach abgetheilten Grabſtätten — Kirchen, Capellen, Säulenhallen und Corridore, mit größtentheils meiſterhaft ausgeführten Denkmalen, Statuen und Büſten angefüllt, umſchließt. Es wurden hiezu, bezeichnend genug, die weitläufigen Gebäude und Grundſtücke eines ehemaligen Carthäuſerkloſters, der Certoſa von Bologna, wie der Friedhof auch noch gegenwärtig genannt wird, verwendet. Der Friedhof erhebt ſich unweit der Stadt Bologna am Abhange eines Vorſprunges der Apenninen an der Stelle, wo ſeit dem J. 1333 ein Kloſter, dem ſtrengen Orden des heiligen Bruno gewidmet, ſtand, welches ſpäter, um das J. 1450, durch die Freigebigkeit des Papſtes Nicolaus V reich ausgeſtattet wurde und zu hohem Anſehen gelangte. Im Verlaufe der ſpätern Jahrhunderte hatte es allmählich einen ſolchen Ruf erhalten, daß man es als eines der prachtvollſten Kloſter rühmte, welches ſowohl durch den Umfang ſeiner Gebäude, als durch die Annehmlichkeit ſeiner Lage und die trefflichen Werke berühmter Künſtler, womit das Kloſter ausgeſchmückt war, die Bewunderung der Fremden auf ſich zog. Im Beginne der Revolutionsepoche zu Ende des vorigen Jahrhunderts ward das Kloſter aufgehoben und ſein Gebäude zu Militärquartieren benützt; wahrſcheinlich wäre dieſes ehrwürdige Denkmal der edelſten Kunſtperiode Italiens, im Gefolge der Privatſpeculation, allmählicher Zerſtörung anheim gefallen, hätte nicht ein weiſer und vaterländiſcher Beſchluß dieſe Anlage zum Friedhof der Gemeinde von Bologna beſtimmt.

Eine weite, fruchtbare Ebene, mit üppigen Feldern bedeckt, umſchließt den Friedhof, an deſſen Mauern ſich das Flüßchen, der kleine Reno, hinſchlängelt. Der Wanderer, welcher aus der Stadt dahin pilgert, genießt nach allen Seiten hin die Ausſicht auf eine heitere Landſchaft und freundliche Hügel, die, mit prunkenden Gebäuden und lieblichen Landhäuſern bedeckt, zur Rechten und Linken ſich in geringer Entfernung erheben.

Die den Friedhof einſchließenden Mauern wurden von den Carthäuſern im Jahre 1603 erbaut; es öffnet ſich aber die der Straße zugewendete Seite derſelben mittelſt eines im J. 1802 angebrachten prächtigen Gitters von Eiſen, welches, aus drei Abtheilungen beſtehend, von vier großen Pilaſtern geſtützt wird. Auf dieſen Pilaſtern ruhen eben ſo viele vom Bildhauer Gio Putti verfertigte Statuen. Die beiden grandioſern Gebilde ſtellen Frauen vor, welche in weite, von Kopf bis zum Fuße reichende Gewänder gehüllt, in einer den Schmerz ausdrückenden geneigten Stellung über den an den Leib gedrückten Todtenurnen Thränen vergießen. In den zwei andern Statuen ſind Genien in Jünglingsgeſtalt abgebildet, wovon der eine, den

rechten Arm auf einen Grabſtein geſtützt, trauernd die Hand an den Kopf lehnt, während der andere ſchmerzvoll ſeinen Kopf in die beiden Hände ſinken läßt, welche auf einem Denkſteine ruhen. Auf den Grabſteinen iſt das Wappen der Stadt Bologna in Basrelief angebracht. Dieſes prachtvolle Gitter erſchließt dem Blicke die großartigſte Abtheilung des Friedhofes, da es in gleicher Richtung mit dem großen Gange angebracht iſt, welcher den Gottesacker und das Chioſtro dei Monumenti in zwei Theile theilt, und die Perſpective auf die große von Ercole Gasperini erbaute Tribune, genannt Capella dei Suffragi, gewährt; dieſe Anſicht geſtaltet ſich noch impoſanter durch die nach der Zeichnung des Giuſeppe Tubertini erbaute architektoniſche Decoration, welche dem Eingangsgitter gegenüber das Chioſtro mit dem Gottesacker verbindet. Die Erbauung des Chioſtro (die Hallen und Säulengänge für die Grabdenkmale enthaltend) führt bis auf das J. 1588 zurück; der Porticato aber, welcher den Gottesacker umſchließt, wurde erſt in der neueſten Zeit angelegt, und iſt noch nicht vollendet. Es lag in dem urſprünglichen Plane, den majeſtätiſchen Anblick, den der Friedhof von dieſem Gitter aus gewährt, mittelſt eines geraden, quer über die Felder anzulegenden Weges bis zur Heerſtraße, der Via Flaminia, reichen zu laſſen; die Ausführung dieſes gigantiſchen Unternehmens wird aber vielleicht den Ruhm eines künftigen Zeitalters bilden.

In dieſem weiten Todtenfelde ruhen alle erwachſenen Stadtbewohner, welche nicht etwa einen Anſpruch auf eine abgeſonderte Ruheſtätte haben, eine Familiengruft erbten oder ſo viel hinterließen, um ſich die Ehre eines Grabſteines zu erkaufen. Der große Gang in der Mitte theilt das Todtenfeld in zwei Abtheilungen zur Rechten und zur Linken ab, wovon die eine für die Männer und die andere für die Frauen beſtimmt iſt. Breite Fußpfade und Hecken umſchließen dieſe Felder, auf welchen ſich zwei Kreuze, von Säulen getragen und von trauernden Cypreſſen umſchattet, erheben. Die offenen Hallen (das Porticato) des Chioſtro begränzen ein anderes großes Viereck, welches, ebenfalls von jenem Gange in zwei Hälften getheilt, zur Begräbnißſtätte der Kinder unter ſieben Jahren dient. Immergrüne Hecken friedigen dieſen gleichfalls mit Cypreſſen gezierten Grund ein.

Den Eingang zu dem Friedhofe bildet ein großer, mit Säulengängen umgebener Hof nahe an der Kirche, zu welchem man durch eine breite, mit hohen pyramidaliſchen Pappeln beſetzte Allee gelangt, die bis zu dem geräumigen im J. 1768 nach der Zeichnung des Giovanni Giacomo Dotti erbauten Veſtibul reicht. Im Hofe ſelbſt ſind die Wohnungen der Caplane, des Aufſehers und der Beamten des Friedhofs, ſammt dem Todtenamte und andern Gemächern angebracht. Sämmtliche Beamte tragen die ſtädtiſche Uniform, die kirchliche Verwaltung der Anſtalt aber wird von Vorſchriften geregelt, welche S. Em. der würdige Erzbiſchof von Bologna, Cardinal Carlo Oppizzoni, der Sprößling eines Mailänder altadeligen Geſchlechtes, im J. 1816 erließ, nachdem er aus ehrenvoller Gefangenſchaft im fremden Lande zurückgekehrt war.

(Schluß folgt.)

Albanien und die Albaneſer.

(Fortſetzung.)

Ali Paſcha's Herrſchaft hatte die nothwendige Folge, den kriegeriſchen Geiſt der Albaneſen zu erhöhen, denn abgeſehen von der beſtändigen Thätigkeit, worin ſie durch ſeine fortwährenden Kriege erhalten wurden, hatte er im Laufe ſeiner Regierung auch eine große Anzahl Menſchen aus ihrem Grundbeſitz vertrieben, die nun eine Entſchadigung im Kriegsdienſte fanden. Als Ali's Macht zuſammenbrach, begann gerade der Aufſtand in Griechenland, und gab den Armatolen und Klephten willkommene Beſchäftigung; die einen fochten auf der Seite der Griechen, die andern traten in türkiſchen Sold. Man hat die Armatolen und Klephten im Allgemeinen für Griechen gehalten, es läßt ſich aber ohne Mühe nachweiſen, daß die Mehrzahl derſelben Albaneſen und Wlachen waren, wenn ſie gleich meiſt auch griechiſch redeten, denn dieſer letztere Umſtand bietet für die Abſtammung und ſelbſt für oder gegen die bewahrte Volksthümlichkeit durchaus keinen Beweis, denn wir wiſſen zum Beiſpiel aus ſichern geſchichtlichen Quellen, daß im 15ten Jahrhundert in Morea das Tzakoniſche, die romaniſche Lingua Franca, das Slawiſche, das Albaneſiſche, das Arabiſche und Türkiſche geſprochen wurde, und daß doch das Romäiſche oder Neugriechiſche die allgemeine Vermittelungsſprache war, ohne daß deßwegen die Neugriechen zahlreicher als alle andern zuſammen genommen geweſen wären.

Die Entſtehung der Klephten und Armatolis geht, wie es ſcheint, in ein verhältnißmäßig hohes Alter hinauf, denn wie die Wlachen vor den einbrechenden Slawenhorden in die Gebirge flüchteten, ſo die Bewohner Theſſaliens und Griechenlands vor den einbrechenden Türken. Dort wurden ſie Klephten (Räuber), und wenn ihre Zahl ſich mehrte und ſie den Bewohnern der Ebenen und den türkiſchen Gouverneuren furchtbar wurden, ſo trat man in Unterhandlungen mit ihnen, und ſie übernahmen es, als bewaffnete Milizen (armatoli) gegen Sold oder ſonſtige Vortheile für die Sicherheit der Straßen zu ſorgen, oder auch man ließ ihnen ihre Freiheit und ihr Waffenrecht gegen einen mäßigen Tribut an die Pforte. Der bekannte Rizo-Nerulos leitet ihren Urſprung, wohl mit dem meiſten Rechte, von den Kämpfen Skanderbegs mit den Türken her, hauptſächlich darum, weil in ihren Liedern ſeiner häufig mit dem größten Lobe gedacht iſt.*) Die erſte urkundliche Anerkennung wurde den Agraphioten ſchon von Mohammed II zu Theil. Agrapha umfaßt die Gebirge, welche die Gränzſcheide zwiſchen Theſſalien und Böotien bilden, und man zählte im Jahre 1820 in 85 Dörfer 50,000 Einwohner. Der rauhe Strich ſcheint ſich von den Slawen ſo ziemlich frei gehalten zu haben,

*) Rizo Nerulos hat in ſeiner geſchichtlichen Darſtellung über die Armatolis allerdings manche arge Irrthümer begangen, namentlich den, daß er Skanderbeg für einen Griechen erklärt, und überhaupt zwiſchen den chriſtlichen Albaneſen und den Griechen keinen Unterſchied macht; auch iſt wirklich die Errichtung der Armatolis etwas älter als Skanderbeg, allein Skanderbegs Kampf mit der Pforte gab doch dem Syſtem ſeine Ausdehnung, vorzüglich in Albanien und Theſſalien.

denn die Namen sind sämmtlich griechisch oder albanesisch. Wie das Verhältniß der griechischen und albanesischen Bevölkerung ist, wissen wir nicht genau, ein Schluß läßt sich aber aus dem Umstande ziehen, daß ein christlicher Kapitanos mit 200, und ein mohammedanisch-albanesischer mit 300 Mann die Ordnung aufrecht erhielt. Dieses Armatolensystem breitete sich von hier bis tief nach Macedonien hinein aus, und die Nähe der Albanesen, so wie die Zahl der wandernd in diesen Gebirgen umherziehenden Wlachen läßt vermuthen, daß die Mehrzahl Nichtgriechen waren. Der District, über den ein Kapitanos*) gebot, bildete eine Art erblichen Lehens, das vom Vater auf den Sohn überging; da somit ein Unmündiger im Besitze der Kapitanie seyn konnte, so war ein Anführer der bewaffneten Schaar nöthig, und dieß war der Protopalikar,**) den die Truppe selbst wählte. Es ist ein Irrthum, zu glauben, in diesen Palikaren oder Armatolis habe sich reines, griechisches Blut erhalten, da sie allerdings nicht gerne mit Fremden sich vermischten; die wahre Scheidewand aber war die Religion, denn die Armatolen waren Christen, und auch dieß deutet auf ihren Ursprung unter Skanderbeg hin, der bekanntlich den Islam, in dem er erzogen worden war, wieder abschwor, um so die Kluft zwischen ihm und den Türken zu erweitern.

Wir glauben und demnach berechtigt, die Armatolen wesentlich den Albanesen zu vindiciren, wenn gleich viele derselben ihre Muttersprache vergessen, und ganz das Romaische oder Neugriechische angenommen haben mögen. Die politische Wichtigkeit der Armatolen datirt sich von dem Zeitpunkt an, wo die Pforte sich genöthigt sah, sich ihrer gegen die aufrührerischen kleinen türkischen Lehensträger, die Timarioten, in Macedonien und Albanien, zu bedienen. Hiedurch kamen sie indeß in mannichfache feindliche Berührungen mit den benachbarten Paschas, und eine fast ununterbrochene Reihe kleiner Kriege war die Folge, in welchen sich eine der Pforte, wenn auch nicht feindselige, doch von ihr unabhängige Kriegsmacht herausbildete. Von Seite der Paschas herrschte die Absicht vor, den Rechten der Armatolen Schranken zu setzen, von Seite der Armatolen die, ihre Unabhängigkeit gegen die Paschas zu vertheidigen und zu erweitern. Schon im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts erkannte die Pforte, daß die Paschas der Armatolis nicht mehr Meister würden, und suchte ihre Macht zu brechen durch die Ernennung eines Derwendschi-Baschi, oder Aufsehers der Straßen und Pässe. Der Derwendschi-Baschi schickte einzelne Derwen-Agas in die Gebirge, wo die Armatolen und Klephten hausten (κλεφτοχωρια), um ihren Fortschritten ein Ziel zu setzen. Aber diese Maßregel führte zu keinem Resultate: die moslemitischen Albanesen, welche die Pforte zu Paschas, Derwendschi-Baschis und Agas ernannte, nährten einen unversöhnlichen Haß gegen die christlich gebliebenen Armatolen, und der Kampf steigerte sich immer mehr.

Ali Pascha Tepelenli brachte diesen Stand der Dinge zu einer gewissen Reife: vor ihm hatten in dem unaufhörlichen Kriege beide Theile ihre Kräfte geschwächt, und die Pforte konnte ziemlich ruhig zusehen, aber Ali's Verfahren gab der Sache eine andere Wendung. Er besiegte zwar einen Theil der Armatolen durch List und Waffengewalt, die andern aber vertheidigten ihre Unabhängigkeit nur um so hartnäckiger. Ali wollte sich ihrer in seinen Planen gegen die Pforte bedienen, und zog manche in sein Interesse, während die Pforte ihrerseits sich der Armatolis gegen Ali Pascha bedienen wollte, und ihnen immer neue Concessionen machte. Kurze Zeit vor der Revolution zählte man 17 große Kapitanis, 10 in Thessalien und Livadien, 4 in Aetolien, Akarnanien und Südalbanien, und 3 in Macedonien. Bei weitem die Mehrzahl bestand aus Albanesen oder Wlachen, aber sie standen den Griechen nahe durch die Religion, welche sie mit diesen gegen ihre mohammedanischen Landsleute verband. Der Antheil, den diese Armatolis, deren die Hetairia sich bemächtigt hatte, an der griechischen Revolution nahmen, ist bekannt. Ali Pascha, von der Pforte bedroht, warf sich im Jahre 1820 ihnen in die Arme; ihre Zahl betrug da mals über 12,000 Mann. Sie waren es, welche den Kampf mit den Türken begannen und fortführten, von ihnen versahen sich auch die Türken nichts Anderes, aber an einen Aufstand der Griechen dachte damals kein Türke;*) in der Wallachei waren die Wlachen aufgestanden, und eben diese Völkerschaft erhob sich unter der Anführung von Zongas und andern Wlachenhäuptern, gleich den albanesischen Armatolis, gegen die Türken im Süden, und führten den Kampf durch, fanden aber darin größtentheils ihren Untergang, indem sie mit ihren von der Pforte aufgebotenen mohammedanischen Stammgenossen zusammenstießen. Die griechische Revolution hat den ganzen Bestand des Armatolenwesens geändert, und sie werden jetzt auch gewiß in kurzem allmählich verschwinden, denn ihre frühere Stellung hat nun keinen Sinn mehr.

Die Armatolen, welche man so sehr als die Begründer der griechischen Freiheit und die Bewahrer der griechischen Nationalität gerühmt hat, sind, wie aus dieser Auseinandersetzung hervorgeht, nur zum geringsten Theile Griechen; es sind abgefallene Söhne Albaniens, welche mit der in ihrem Heimathlande herrschenden Ordnung der Dinge und mit der herrschenden Religion sich in Widerspruch gesetzt hatten, auf diese Weise in eine fremde Richtung geführt und zu Vorfechtern eines Volkes wurden, dem sie sonst immer feindlich gegenüber standen. Man kann auch mit gleichem Grund sagen, der Kampf zwischen den türkischen Paschas und den christlichen Armatolis habe sich

*) Bei den Sulioten Polemarch genannt, bei den Bewohnern des Pindus Kephalades. Diese griechische Benennung anstatt der romanischen „Kapitanos," darf nicht auf griechischen Ursprung der Völkerschaften schließen lassen, denn über die albanesische Abkunft der Sulioten kann kein Zweifel herrschen; darum beweist auch der neugriechische Name Armatoli nichts, denn dieser war hauptsächlich nur bei den Türken und Griechen im Gebrauch.

**) Auch das Wort Palikar ist zu beachten, welches gewiß nicht griechischen Ursprungs, sondern slawisch oder albanesisch ist; die Endung ar scheint auf letzteres zu deuten, um so mehr als sich kaum eine entsprechende slawische Wurzel möchte auffinden lassen.

*) Urquhart erzählt in dieser Beziehung einen sehr bezeichnenden Vorfall (S. I. p. 67 der Uebersetzung).

auf Griechenland ausgedehnt, und größtentheils mit der Vernichtung der letztern geendet, während Griechenland durch das Einschreiten der europäischen Mächte gerettet wurde. In dieser Beziehung hat Fallmerayer Recht, die Revolution in Griechenland keine griechische, sondern eine schkipetarische zu nennen, weil alle wahrhaft glänzenden und nachwirkenden Thaten während derselben von Schkipetaren ausgeführt wurden. Für das eigentliche Albanien, so wie für dessen Verhältniß zu der Türkei hatte der Kampf ganz eigenthümliche Folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Aphoristische Bemerkungen aus den Verhandlungen der „brittischen Association" zu Birmingham.

Geologische Section.

Der Präsident brachte in dieser Section vor Allem die Anlage topographischer Museen für geologische Gegenstände in Anregung, und Hr. Greenough erwähnte lobend das Bureau des Mines zu Paris, wo die mineralogischen Proben aus jedem Departement von Frankreich besonders aufbewahrt werden, keine ähnliche Sammlung finde sich in Großbritannien, nicht einmal im brittischen Museum. Eben so nothwendig wäre es, die verschiedenen organischen Ueberreste gleichfalls topographisch zu ordnen. Der Marquis von Northampton bemerkte, gegenwärtig sey im brittischen Museum zu solchen Aufstellungen kein Raum, diesem Uebel aber und dem Mangel einer ähnlichen Sammlung wie in Frankreich, werde in wenigen Jahren abgeholfen seyn.

*

Hr. Lyell, der bekannte Geologe, brachte eine merkwürdige Erscheinung in den Kreidelagern bei Norwich zur Sprache, nämlich röhrenartige Höhlungen, die mit Kies und Sand gefüllt sind. Diese Höhlungen, welche die Form umgekehrter Kegel haben, wechseln von wenigen Zollen bis zu 8 Ellen in der Breite und darüber, und in der Tiefe von wenigen Fuß bis auf sechzig ab. Die Materialien, womit diese Röhren gefüllt sind, bestehen aus Sand, Lehm, hie und da auch aus eisenhaltigem Sandstein, aber unordentlich durcheinander, während die Kreidelager selbst damit schichtenweise bedeckt sind. Es wurde bemerkt, daß ähnliche Oeffnungen sich auch in andern Formationen z. B. im grünen Sande zeigten. Dr. Buckland machte darauf aufmerksam, daß in Frankreich solche Spalten in der Kreide sehr häufig seyen, und dort den Namen Puits-naturel hätten. Lyell war der Ansicht, diese röhrenartigen Oeffnungen seyen durch Quellen entstanden, deren Wasser mit Kohlensäure geschwängert gewesen und die aufwärts durch die Kreide gedrungen seyen; später als diese Quellen aufgehört und das Regenwasser den Kies durchdrungen habe, seyen Sand und Thontheile herabgeschwemmt worden und hätten die Höhlungen ausgefüllt. Die Erklärung fand man nicht ganz genügend, und namentlich bemerkte Dr. Buckland, der Kiesschutt, welcher die Kreide bedecke, habe sich wohl unter dem Meere angehäuft und wahrscheinlich erst später zu trockenem Lande erhoben.

*

Der District von Birmingham, dessen Umgebungen bekanntlich reich an Kohlen- und Eisenbergwerken sind, zieht fortwährend die Aufmerksamkeit der englischen Geologen auf sich, und es wurden von Hrn. Strickland mehrere Punkte aufgestellt, deren Beantwortung die Frage lösen soll, ob einst der District von Birmingham von der See bedeckt gewesen und zu welcher Zeit; denn die Hauptpunkte sind, ob der Kiesschutt (das Gerölle) Seemuscheln enthalte, und ob diese zu noch vorhandenen oder zu erloschenen Arten gehören.

*

Hr. de la Beche legte der Versammlung eine geologische Karte von Cornwallis und Devon vor, welche allgemeine Bewunderung erregte.

*

Hr. Lyell berichtete über die Entdeckung der Knochen von Säugethieren im Muschelsande (cray) bei Newburn in Suffolk, und zwar wurden Knochen von Leoparden, Bären und einem andern Thiere entdeckt, das zu den Widerkäuern gehörte. In derselben Sandgrube sind Fischzähne ungemein häufig. Lyell bemerkte indeß, es fänden sich in dem rothen Muschelsand zu Newburn viele senkrechte Stellen, die bis auf 20 Fuß tief hinabgingen, und mit Gerölle (detritus) angefüllt seyen, wonach die Knochen auch einer spätern Zeit angehören könnten. — Sodann erwähnt Hr. Lyell der Entdeckung eines Zahnes von einem Opossum in dem sogenannten Londoner Thone zu Kyson. Bei näherer Untersuchung fand man auch Kinnbacken und Zähne eines Vierhänders, aus dem Geschlechte Macacus, wobei er bemerkt, dieß sey das erste Beispiel von fossilen Ueberresten eines Quadrumanen in einer Ablagerung aus der eocenischen Periode.*) Cuvier hatte früher einen Didelphis (Beuteltier) aus dem eocenischen Süßwassergyps im Pariser Bassin beschrieben. Lyell verbreitete sich über diese Entdeckungen und über die Ansichten von der progressiven Entwicklung der Säugethiere in den verschiedenen Abschnitten der Tertiärepoche. Das Vorkommen eines Quadrumenen in einem Gebilde der eocenischen Periode geben den Beweis, daß die dem Menschen am nächsten kommende Thierclasse nicht auf die der Schöpfung des Menschengeschlechts unmittelbar vorangehende Aera beschränkt sey, wie viele glaubten.

*) Ueber diesen Ausdruck siehe Lyells Geologie. III. 1. p. 11 der Uebersetzung.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 109** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Hymnus einer delphischen Jungfrau am Grabe ihrer Mutter. — Der Cardinal Richelieu.** (Fortsetzung.) — **Freie und Sklaven.** (Schluß.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für das Abonnement des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 272.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

29 September 1839.

Auszüge aus dem „Sittenbuche" Englands.*)

Die Tataren in England.

Die engliſchen Frauen übernehmen die Verſorgung der Mädchen, wie ihre Ehemänner die der Knaben; d. h. ſie nehmen es auf ſich, ihren Töchtern zahlreiche Heirathsangelegenheiten zu verſchaffen, und verſchwenden, mit wahrhaft mütterlicher Großmuth, oft ihr halbes Vermögen auf den Aufwand einer einzigen Saiſon in der Hauptſtadt. Es bleiben ſogar viele von ihnen ihr ganzes Leben lang auf dem Lande, um nur zur Zeit, wo ihre Töchter das zwanzigſte oder einundzwanzigſte Jahr zurückgelegt, in London erſcheinen zu können. Dergleichen auf dem Lande erzogene Mädchen bedürfen aber der größten Sorgfalt, um ihr von der Natur empfängliches Herz, das durch das Leſen der neueren engliſchen Romane ſtets noch verwunddarer und empfänglicher wird, gegen die Künſte der Tataren zu verwahren.

Tataren (Tartars) heißen nämlich in der engliſchen Geſellſchaftsſprache die jüngeren Söhne der erſten Familien, welche ſtatt des Titels und des großen Vermögens ihrer Väter, nur eine jährliche Rente von zwei- bis dreihundert Pfund Sterling zu erwarten haben, womit ſie höchſtens auf dem Continent, nie aber in England, ein Haus machen können, wenn ſie nicht durch eine zweckmäßige Heurath dieſen ihnen angebornen Fehler wieder gut zu machen wiſſen. Früher hieß man derlei Individuen auch detrimentals (Zurückgeſetzte), obwohl man dabei gewöhnlich noch großmüthig hinzuſetzte: he is respectably connected, das heißt, er iſt zwar nicht ſelbſt respectabel, beſitzt aber doch respectable Verwandte, und machte es jeder Mutter zur Pflicht, darauf Acht zu haben, daß ſich zwiſchen ihnen und ihren Töchtern kein Liebesverhältniß entſpinne. Letzteres iſt ſeither noch mehr die Obliegenheit der Mütter geworden, denn ſeitdem die Whigs ans Ruder kamen — und der Himmel weiß, wann ſich dieſes Ungeziefer, das ſogar im königlichen Palaſte ſich eingeniſtet hat, wieder vertrieben werden wird — ſind die zwei großen Verſorgungsanſtalten für jüngere Söhne, die königliche Armee und die königliche Marine, den Tataren weniger zugänglich; indeſſen kann ein Krieg in Aſien auch hierin Vieles verändern.

Empfehlungsbriefe.

Unter allen geſellſchaftlichen Abſurditäten iſt die Sitte, Recommandationsbriefe perſönlich abzugeben, die dummſte. Man ſtelle ſich einen jungen Mann vor, welcher einem alten Herrn ein ſogenanntes Empfehlungsſchreiben überreicht; wie unendlich langweilig und läſtig ſind nicht die erſten drei oder vier Minuten, während welcher der alte Herr den Brief lieſt, beſonders wenn er nicht gleich ſeine Augengläſer bei der Hand hat, oder dieſe angelaufen ſind, oder wenn der Brief von einem Profeſſor herrührt, deſſen gelehrte Handſchrift eben ſo undeutlich iſt, als die gewöhnliche Reihenfolge ſeiner Gedanken. Ich wenigſtens würde eben ſo gerne vor einem Polizeiagenten ſtehen, der, meinen Paß in der Hand, mich vom Kopf bis zum Fuß betrachtet, um zu ſehen, ob mein Aeußeres mit dem Signalement übereinſtimmt.

Die Engländer, welche jeder Verletzung ihrer perſönlichen Würde auf geſchickte Art vorzubeugen wiſſen, haben daher dieſen lächerlichen Gebrauch ſchon längſt unter ſich aufgegeben. Der Fremde, welcher mit Empfehlungsbriefen verſehen iſt, ſendet dieſe mit ſeiner Karte an ihre reſpectiven Adreſſen, und erwartet ſodann ruhig den Beſuch ſeiner neuen Bekannten. Hiedurch werden letztere von dem Stande und den Umſtänden des Fremden in Kenntniß geſetzt und auf ſeinen Empfang vorbereitet, und haben ſodann die Wahl, ihn entweder perſönlich aufzuſuchen und zu ſich zu bitten, — was nota bene immer dadurch geſchieht, daß man ihn zum Mittageſſen einladet, und nicht zu einer inſipiden Theegeſellſchaft, — oder ſie können auch bloß die Karte des Fremden mit der ihrigen erwiedern, und ihm hiedurch auf eine höfliche Art zu verſtehen geben, daß man ihn zwar ſehr hochſchätzt, aber ſeine nähere Bekanntſchaft nicht ſehr erbaulich findet.

*) S. Nr. 265.

Albanien und die Albaneſer.

(Fortſetzung.)

Im Anfang der Revolution und bevor ſich der Charakter derſelben gehörig ausgebildet, ſahen die Albaneſen zuerſt nur den thatſächlichen Widerſtand gegen die Türken, und waren geneigt, gemeinſame Sache mit den Griechen zu machen; ſobald ſie aber erkannten, daß die Bewegung vom griechiſchen Volke mit ausgehe, verließen ſie ſofort das übereilte Bündniß. Die chriſtlichen Armatolen zwar hatten ſich zu weit gewagt, um noch zurückgehen zu können, andere aber ſind bekanntlich der griechiſchen Sache bald untreu geworden, wie Gogo, Kontelidas, Varnakiotis und Andere. Die übrigen Albaneſen wandten ihre Waffen gegen die Griechen in Epirus, trieben dieſe über den Makronoros zurück, und unterwarfen ſich der Pforte, machten ſich aber die griechiſche Revolution auf jede Weiſe zu Nutze; Urquharts Werk enthält hierüber folgende beachtenswerthe Stelle: „Mit albaneſiſcher Argliſt vereitelten ſie jede Maaßregel der Pforte, dem griechiſchen Kampfe ein Ende zu machen; Miſſolunghi hätte bei verſchiedenen Gelegenheiten genommen werden können, aber die Speculation warf zu guten Gewinn ab, und ſie nannten die Stadt ihren Saraf oder Bankier. Sie richteten ſich ſo ein, daß ſie jeden Plan des Großweſſirs durchkreuzten, und endlich, nachdem ſie auf drei Monate Sold im voraus empfangen hatten, verließen 8000 Mann Juſſuff Paſcha bei Lntraki, nach einem Verſuch die Kriegskaſſe zu rauben. Bei dieſer Gelegenheit rief die Pforte, wenn gleich höchſt ungern, Mehemed Ali zu Hülfe.“ Urquhart berechnet, daß die griechiſche Revolution der Pforte 10 Mill. Pf. St. baares Geld an wirklichen Ausgaben oder verlorenen Einnahmen gekoſtet habe, wovon die Albaneſen wenigſtens dritthalb Millionen als Sold bezogen. Hiezu kommt noch, daß die Pforte die Albaneſen hauptſächlich im Kriege gegen Griechenland verwendete, weil ſie hoffte, daß dadurch Albanien geſchwächt werden würde, nun iſt aber der ganze Plan mißlungen, und nicht nur Griechenland nicht wieder unterjocht, ſondern Albanien ſelbſt noch widerſpänſtiger geworden.

Dieſer Stand der Dinge erklärt es, wie kurze Zeit nachher das Schickſal des türkiſchen Reiches von der Beſiegung des Aufſtandes in Albanien abhing, und weßhalb man ſo furchtbare Mittel, wie die Niedermetzlung der albaneſiſchen Beys bei Monaſtir ergriff, um ſich aus der drohenden Lage zu retten. Die Verachtung, in welche die Pforte wegen ihres Unglücks gegen Griechenland gefallen war, machte den Eintritt in ihren Kriegsdienſt unpopulär, auf der andern Seite wußte die große Zahl derjenigen, welche ſeit Ali Paſcha's wilder Herrſchaft und ſeit dem Beginn der griechiſchen Revolution das Waffenhandwerk ergriffen hatten, und auf einmal unbeſchäftigt waren, nicht, was ſie anfangen ſollten, und berieth ſich über allerlei Plane, wovon einer dahin ging, ſämmtliche Griechen in Albanien fortzuſchleppen und als Sklaven zu verkaufen. Die griechiſchen Truppen ſtanden nämlich damals drohend an der Gränze, und hinderten ſie, Sold und Beute auf dem Kriegsſchauplatz an der Donau zu ſuchen. Indeß traten bald Anführer auf, um welche ſie ſich ſammelten, und der Ausbruch blieb noch einige Zeit verſchoben.

Urquhart hat uns einen Blick in den Abgrund türkiſcher Intriguen und in den ſo hoffnungsloſen Zuſtand des türkiſchen Reichs thun laſſen, ſo wie in die Rolle, welche Albanien dabei ſpielte. Nach der Schlacht bei Navarin berief die Pforte den bekannten Reſchid Mehemed Paſcha zur Würde eines Rumili Waleſſi, oder Oberſtatthalters der ſüdlichen Türkei, um mit allem, was er Truppen in Rumelien und Albanien zuſammenraffen könne, den Theil des griechiſchen Feſtlandes zu erobern, über welchen die Entſcheidung der Londoner Conferenz noch ungewiß war, den aber die Griechen beſetzt hatten. Alles war umſonſt: der Geiſt der Feindſeligkeit unter den Albaneſen erhob ſich immer lauter und heftiger; ſie waren durch die Emancipation Griechenlands erbittert, und verachteten den Sultan, deſſen Anſehen faſt vernichtet war, namentlich durch die Furcht vor einem nahen Kriege mit Rußland. Es mißlang dem Paſcha völlig, Truppen gegen Griechenland in Bewegung zu ſetzen, und gehöhnt und beſchimpft mußte Reſchid abziehen. Er ward abgeſetzt, aber das Vordringen der Ruſſen rief ihn wieder auf den Schauplatz. Arslan Bey, Paſcha von Zeituni, hatte die Fahne des Aufſtandes erhoben; Muſtapha Paſcha von Scodra, den man wohl den erblichen Paſcha von Nordalbanien nennen konnte, hatte ſich während des Kriegs mit den Ruſſen eingelaſſen, die ihm mit einem Fürſtenthum Albanien ſchmeichelten, und ihn dadurch bewogen, ſie ungehindert den Balkan überſchreiten zu laſſen. Als er ſich nach Abſchluß des Vertrags von Adrianopel getäuſcht ſah, ſtand er auf dem Punkte noch auf eigene Fauſt gegen die Ruſſen aufzubrechen, und nur mit Mühe hielt ihn die Pforte ab. Aber er und die übrigen mit ihm verbündeten Häuptlinge begriffen nun, daß ſie ſich gegen die langſame, aber ſichere Rache der Pforte zu wahren hätten. Der Paſcha von Bagdad, Daud, ward mit in den Bund gezogen, und Mehemed Ali ſchürte das Feuer durch Beſtechungen — das Reich ſollte von allen Seiten zugleich angegriffen werden. So ſtanden die Sachen, als Reſchid Paſcha gegen Albanien aufbrach.

In dieſem Lande gab es damals drei Partien, wenn man ſie ſo nennen kann. Im Norden ſtand Muſtapha, Paſcha von Scodra, der ſein Paſchalik einem Siege ſeines Großvaters über den Großweſſir verdankte und an der Spitze der Nordalbaneſen, der Ghegs, ſich befand, die eben ſo kriegeriſch wie die Südalbaneſen, aber noch halsſtarriger und nicht daran gewöhnt ſind, unter den Türken Dienſte zu nehmen. Seine Stellung gegen die Pforte haben wir oben ſchon bezeichnet, und ihm konnte alſo nicht gleichgültig ſeyn, ob Südalbanien ſich der Pforte vollkommen füge und ſeine harten Krieger ſich in die regulären Truppen aufnehmen laſſen. Seliktar Poda, Paſcha von Janina, und Arslan Bey, Gouverneur von Zeituni, ſtanden der Pforte feindlich gegenüber; ſie gehörten zu den Reſten der Partei Ali Paſcha's, und verdankten ihr Anſehen großentheils den Reichthümern, die ihnen bei Ali Paſcha's Untergang zugefallen waren. Gegen ſie trat Veli Bey auf, der ſich Janina's bemächtigte, aber der Streit zwiſchen ihm und Seliktar Poda war rein perſönlicher Art, da Blutrache zwiſchen ihnen ſtand. Im Grund

wollten beide nichts als den Sold der Pforte, allein sie waren gleich entrüstet über die Bemühung des Sultans, ihnen innerhalb ihrer heimischen Berge einen Zwang aufzulegen, und besonders darüber, daß er sie zwingen wollte, in die regulären Regimenter zu treten und Beinkleider zu tragen.

Arslan Bey und seine Anhänger, 4000 an der Zahl, hatten in Thessalien gräulich gehaust. Reschid Pascha ergriff diese Gelegenheit, sich zum Beschützer der ackerbauenden Bevölkerung aufzuwerfen und erklärte Arslan Bey in die Reichsacht, — ein gefährlicher Schritt, denn jetzt mußte er Arslan Bey besiegen oder ganz Rumelien den Albanesen preisgeben. Seliktar Poda hatte Arslan Bey zum Aufstand angereizt, verließ ihn aber als die Sache gerade am günstigsten zu stehen schien: nun wurde dieser besorgt, und näherte sich Veli Bey, der ihn mit dem Großwessir aussöhnen zu wollen versprach. So folgten sie einer Einladung des Letztern nach Monastir, und als sie dort mit einem starken Gefolge angekommen waren, wurden sie bei einem angeblich ihnen zu Ehren veranstalteten, militärischen Schauspiel niedergemacht. Nun folgte rasch nach einander auch die Demüthigung Seliktar Poda's und hierauf die Mustapha Pascha's von Skodra, der mit 30,000 Ghegs gegen den Großwessir auszog, nachdem er die Südalbanesen einzeln hatte vorher überwältigen lassen.

Der Gang des Feldzugs zeigte deutlich, daß die Verzweigungen der albanesischen Insurrection ganz Macedonien und einen großen Theil von Rumelien umfaßt hatten, und daß es die höchste Zeit war, wenn nicht allgemeiner Aufruhr die Auflösung des türkischen Reichs herbei führen sollte. Aber nun war die zweite, noch größere Schwierigkeit zu beseitigen: der albanesische Thätigkeitsgeist mußte beschäftigt werden, oder er wandte sich bei der nächsten Gelegenheit wieder gegen die Pforte. Das einzige Ziel, das Reschid Pascha sich stecken konnte, war Mehemed Ali's Bezwingung, denn dieß war die Vorbedingung zur Wiederherstellung der Macht des türkischen Reichs, dessen innerste Grundlagen Mehemed Ali durch sein Gold und seine Intriguen untergrub. Aber Mehemed Ali durchschaute ihn: er erkannte, daß die Pforte, vom Krieg gegen Griechenland befreit, im erneuerten, vollständigen Besitz Albaniens, dieser Pflanzschule von Soldaten, und nach Bezwingung des Aufruhrs und der Anarchie, die sein Gold und seine List verlängert hatte, um den letzten Rest der Kräfte des Reichs aufzuzehren — er erkannte, daß der Sturm nun ihn treffen müsse, und eilte den Schlag abzuwenden, indem er den Kampfplatz ins Herz der Türkei verlegte. Aber der Großwessir brauchte wenigstens ein Jahr, um Albanien nach den heftigen Erschütterungen in Ordnung zu bringen, um Truppen auszuheben und zu organisiren; Mehemed Ali benützte diese Zeit, und Syrien war verloren, ehe noch Reschid ein Regiment abschicken konnte. Ehe er noch halb gerüstet war, wurde er berufen, geschlagene und entmuthigte Truppen zu befehligen und seine neu ausgehobene Mannschaft dem Feinde entgegen zu führen; seinen Fahnen folgten indeß Tausende der eben erst unterworfenen Albanesen, und als er an der Spitze seiner Schaaren in Konstantinopel einzog, lebten Muth und Hoffnung wieder auf. Aber die Erwartungen, die man hegte, wurden nicht befriedigt, und nach einem kurzen Glückschimmer ging die Schlacht von Koniah verloren, und Reschid fiel in die Hand des Feindes. *)

Wir sind auf diese Ereignisse etwas umständlicher eingegangen, weil sie zeigen, von welcher Wichtigkeit Albanien im Systeme des türkischen Reichs ist: so wie die Sachen einmal stehen, kann die Pforte aus dem europäischen Theile ihrer Besitzungen, mit Ausnahme Albaniens, nur wenige Soldaten beziehen: sie kann keine Slawen und keine Griechen anwerben, aber von den Albaniern folgen Christen wie Mohammedaner ihren Fahnen. Als der Pascha von Skodra im Jahre 1284 ein Heer gegen Griechenland führte, bestand dasselbe aus Mohammedanern und Christen, so das letztere überwogen; sie folgen meist ihren Clanhauptlingen mit blinder Anhänglichkeit, und sind diese gewonnen, so kann man auch auf ihre Leute mit Sicherheit rechnen. Wird, wie es allen Anschein hat, Albanien wieder aufgeregt, brechen diese harten Krieger aus ihren Felsschluchten hervor, geleitet von schlauen, höchst gewandten Anführern, woran kein Mangel ist, dann kann man wohl sagen, hat für das Reich der Türken in Europa die letzte Stunde geschlagen, und keine Macht der Erde kann die gänzliche Auflösung des Reichs mehr aufhalten.

(Schluß folgt.)

Der Friedhof von Bologna.

(Schluß.)

Die Kirche des Friedhofes, dem heil. Hieronymus geweiht, ist reich an alten Gemälden, Statuen, vergoldeten Stucco-Arbeiten, kostbarem Marmor und edlen Steinen. Ihre Mauern scheinen noch dieselben zu seyn, welche die Carthäuser in der Mitte des 14ten Jahrhunderts aufrichteten, und die von dem Bischofe von Bologna Giovanni de Naso aus Gallarate (in der Provinz Mailand) eingeweiht wurden. Die Architektur trägt, in schönen Verhältnissen, den Charakter des deutschen Styls, wie er zu Anfang des 15ten Jahrhunderts herrschte, an sich; eine besondere Erwähnung in dieser Kirche aber verdienen die Stände des Chors, die mit den berühmten eingelegten Arbeiten und Schnitzwerken prangen, welche der Bologneser Biagio Marchi im J. 1538 und Giovanni Battista Natali in Gemeinschaft mit Antonio Levati im Jahre 1612 ausgeführt haben.

Aus diesem herrlichen Tempel tritt man in andere Sanctuarien, wo einst die Mönche ihren besonderen Gottesdienst hielten, und welche gegenwärtig zur Aufbewahrung einer Sammlung von Gemälden aus aufgehobenen Kirchen dienen.

Zu jener Abtheilung des Gebäudes, welche die Grabmonumente enthält, gelangt man durch ein dem Vestibul gegenüber befindliches Thor. Man tritt durch dasselbe zuerst in die Aula, worin die der frühesten Zeit, bis zum Ende des 13ten Jahr-

*) Es ist für die augenblicklichen Verhältnisse merkwürdig, daß schon Reschid Pascha in Unterhandlungen mit Ibrahim getreten seyn soll, um nach Konstantinopel zu marschiren, und den Seraskier Chosrew Pascha abzusetzen.

hunderts, angehörigen Monumente aufgestellt sind; hierauf folgen so viele Säle, als seitdem Jahrhunderte verliefen, jeder mit den Denkmälern seiner Epoche, und durch den Saal, worin die Väter ruhen, schreitet man dem letzten zu, der für unser Geschlecht bestimmt ist.

Die Carthäuser brachten, nach der strengen Regel ihres Ordens, ihr Leben meist in ihren abgeschlossenen Zellen zu, deren jede mit einem Gärtchen versehen war. Man vereinigte nun mehrere dieser isolirten Wohnungen, und erhielt dadurch einige regelmäßige Säle mit besonderen Gottesäckern, welche für die Geistlichen, die Nonnen, die Zöglinge der Waisenhäuser, für die Soldaten, die öffentlichen Beamten und die Bewohner der zur Stadt gehörigen Landgemeinden bestimmt sind. In einem anderen dieser Säle bewahrt man die Ueberreste der früheren Kirchhöfe; zahlreich sieht man daselbst in symmetrischer Ordnung die Gebeine und Schädel der Verstorbenen mit ihren Namen — worunter mehrere berühmte — bezeichnet, aufgestellt.

Noch stehen unserem Besuche andere geräumige Säle, gleichen Zwecken gewidmet, offen, welche durch weite Gänge und Hallen mit einander in Verbindung gesetzt sind. Der große Saal der Gräber, „delle Tombe" genannt, ward im J. 1816 nach der Zeichnung des Architekten Venturoli zu diesem Gebrauche hergestellt; in demselben sind an den Wänden, den Zellen eines Bienenstockes ähnlich, übereinander geschichtete Behältnisse angebracht, in welche die Särge von außen eingeschoben werden. Es gewährt daher dieser Saal einen Anblick, wie die Colombarien der Alten, in denen die Aschenkrüge der Verstorbenen aufbewahrt wurden. Ein anderer mit einem Vestibul versehener Saal, „delle Catacombe" genannt, erhielt kürzlich nach der Angabe des gegenwärtigen Baumeisters der Anstalt, Marchesini, seine Vollendung. Der Bestattung berühmter Männer ist ein dritter von Tubertini erbauter Saal gewidmet, während die Herstellung eines vierten im Werke begriffen ist. Die „Aula della Pieta" erhielt ihren Namen von den Bildwerken des Angelo Gabriello Pio, welche den todten Christus im Schooße der trauernden Mutter, und einen heil. Franciscus, der zu der Betrachtung des bittern Schmerzes der Gottesgebärerin einladet, darstellen. Mitten in diesem Saale ist eine, nach der sinnreichen Erfindung des erwähnten Venturoli im Jahre 1816 erbaute Stiege mit vier Stufenreihen angebracht, über welche man zu den nach Art der Katakomben eingerichteten Grüften hinabsteigt.

Hiemit sind, nebst dem bereits genannten eigentlichen Gottesacker und dem „Chiostro dei Monumenti," die Haupttheile dieses in der Welt einzigen Friedhofes angedeutet, zu welchem man von der Stadt Bologna aus durch eine ununterbrochene Reihe von Saulengängen (dem Porticato) gelangt; eben so ist auch die innere Verbindung in dem weitläuftigen Gebäude auf eine Weise angelegt, daß man die ganze Anstalt mit allen ihren verschiedenartigen Abtheilungen in einer fortlaufenden Reihe von bedeckten Gängen besichtigen und durchschreiten kann.

Der Säulengang des Chiostro, jener des Gottesackers, die inneren Säle und die offenen Hallen (loggiati) sind mit Gräbern angefüllt, die sich in zwei Classen abtheilen. Die erste besteht aus prächtigen, großentheils den alten Adelsgeschlechtern gehörigen, Grabmonumenten: diese wurden an den Wänden, den Bogenöffnungen gegenüber, errichtet. Einige hievon sind gemalt, andere in Marmor, die meisten in Scagliola gearbeitet, und fast alle, ausgezeichnet in Erfindung und Ausführung, von lebenden Künstlern Bologna's verfertigt; nicht wenige ehren das Andenken von Personen, die sich durch Tugend, Ehrenstellen und Gelehrsamkeit im Leben auszeichneten. Der zweiten bescheideneren Classe reihen sich die engen Behältnisse in den Sälen oder an der äußern Begränzung der Säulengänge an, welche nur eben der für einen Leichnam nöthigen Erde und einem einfachen Grabsteine Raum gewähren.

Wie sich alle Künste freundlich die Hand reichen, um aus dieser Stätte des Todes ein Mausoleum des Jahrhunderts zu bilden, so durfte auch die Kunst des Wortes nicht fehlen, welche, an der Pforte irdischer Vergänglichkeit, das Andenken vergehender Geschlechter den kommenden Zeiten, wie es sich ziemt, in kurzem, klarem und würdevollem Ausdrucke überliefert. Die Inschriften des Epigraphisten Schiassi, des gelehrten Professors der Alterthumskunde, welcher die Sprachen des alten und des neuen Latiums mit gleicher Gewandtheit schreibt, gehören, ihrer Classicität wegen, zu den seltenen Vorzügen des Friedhofes von Bologna, und ihr Verfasser, ein würdiger Nacheiferer Morcellis und Lanzi's, theilt nur mit dem k. k. Hofepigraphisten, Dr. Labus aus Brescia, den europäischen Ruf eines der ersten Lapidaristen der Mitwelt.

Dieß sind die Umrisse zur Beschreibung des großartigen Museums der Vergangenheit, das uns Bologna's Friedhof darbietet; sie würdig zu beschließen, scheint nichts geeigneter, als die Erinnerung an jenen Tag, welchen die Kirche dem Andenken der Verstorbenen weiht. Dann regt sich plötzliches Leben in der sonst so stillen Todtenstadt; die Gräber scheinen aufgethan, und zahlreich pilgern die überlebenden Freunde und Verwandten dahin, der Vorausgegangenen an dem Grabe, das ihre Hülle umschließt, betend zu gedenken. Von tausend Kerzen magisch beleuchtet, treten längs den Säulenhallen die Denkmäler gleich Altären in ihren schärfsten Umrissen hervor, und gewähren, mit den in frommer Andacht vertieften oder feierlich über das weite Todtenfeld dahin schreitenden Besuchern, den Anblick eines endlosen von dem Bogen des Himmels überwölbten Gotteshauses, in welchem die lebende Menschheit, der Vergangenen in Wehmuth gedenkend, sich ernst und würdig zum gleichen Schicksale in naher Zukunft vorbereitet.

Signalinstrument für Dampfschiffe. Capitän George Smith von der englischen Marine hat ein Instrument erfunden, das von der Annäherung und Richtung eines Dampfschiffes bei nebligem Wetter Nachricht gibt. Es besteht in einem Gong, woran ein Hammer angebracht ist, der durch einen sehr einfachen Mechanismus eine gewisse Anzahl Schläge auf den Gong gibt, je nach der Richtung, welche das Schiff einschlägt. Die Lage, die Richtung und die Nähe eines Schiffes können genau und deutlich jedem herankommenden Schiff angezeigt werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 273.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

30 September 1839.

Eine Fernſicht in der Brianza.

(Aus C. Cyorninis italieniſchen Skizzen.)

Mit vollem Rechte nennen die Länderbeſchreiber Italien den Garten von Europa, mit nicht minderem die Lombardie den Garten Italiens und das höchſt anmuthige Hügelland der Brianza den Garten der Lombardie. Woher kommt es, daß dieſe von den Einheimiſchen viel beſuchte Gegend im Auslande noch nicht den ihrer reizenden Lage unſtreitig gebührenden Ruf erlangt hat? Dieß mag in einer zweifachen Urſache ſeinen Grund haben, in einer nationellen und in einer localen. Der Italiener gibt ſich mit feuriger Seele dem vollen Eindrucke des Augenblickes hin, er bemüht ſich nicht, ihn feſtzuhalten, und überläßt es jedem Andern, ſich ihn auf gleiche Weiſe zu verſchaffen; der Deutſche hingegen genießt nicht ſowohl für ſich, als für ſeine Freunde, Bekannten und die leſende Welt, welcher er mit umſtändlicher Treue von dem Genoſſenen Rechenſchaft ablegt, nicht ohne am geeigneten Orte geſchichtliche, antiquariſche, naturhiſtoriſche und andere derlei Bemerkungen und Citate einzuflechten — kurz der Italiener genießt, der Deutſche beſchreibt. Ebenſo verfehlt der Umſtand ſeine Wirkung nicht, daß die Brianza bis zur neueſten Zeit von keiner der Hauptſtraßen berührt ward, auf welchen die länderdurcheilenden Touriſten nach der von den Reiſehandbüchern vorgezeichneten Marſchroute die Schönheiten unſrer Halbinſel aufſuchen. Dieß wird freilich nun anders werden, da die großartige Militärſtraße, welche in nicht ferner Zeit die Haupteinbruchſtation nach Italien werden dürfte, den ſchönſten Theil jenes Hügellandes durchſchneidet.

Wie bekannt, fällt die Hochterraſſe der Alpen nach einem kurzen Uebergange ſanft ſich verflächender Hügel, die meiſt in der Richtung von Norden nach Süden ſtreichen, in die lombardiſche Ebene ab, welcher Uebergang in der beſchränkten Ausdehnung von der untern Baſis des Comerſees zwiſchen Como und Lecco bis zu dem nach Monza reichenden Winkel den etwa 15 italieniſche Meilen in der Länge und Breite umfaſſenden Landſtrich der Brianza bildet. Vielfach verzweigte Höhenzüge, von Oſten nach Weſten ſich neigend und verkürzend, füllen dieſen Landſtrich aus, und verlieren ſich in das Mailänder Flachland, in welches einer der mittlern Höhenzüge, in einen kegelförmigen Hügel auslaufend, weiter als die andern hervortritt. Dieſer auf drei Seiten gegen die Ebene zu abfallende Hügel, „Montevecchia“ genannt, trägt auf ſeiner Spitze ein Oertchen mit einer Wallfahrtskirche, von deren Plateau man eine der umfaſſendſten und lieblichſten Fernſichten genießt. So weit das Auge reicht, ſchweift der freie Blick über die unermeßliche Ebene Oberitaliens von der franzöſiſchen Gränze, wo der Appennin ſich von den Alpen trennt, bis wo die Erdkrümmung gegen die Romagna zu den Horizont begränzt, und findet irrend ſeinen Ruhepunkt nur an den eisbedeckten Alpenwänden, die in unabſehbarer Linie und immer wechſelnden Formen mit den weit hingeſtreckten Appenninen das erhabene Landgemälde ſchließen. Zunächſt ſieht man zu ſeinen Füßen das reichſte, fruchtbarſte und cultivirteſte Land Europa's, die Lombardie mit ihrer Ebene, ihren Hügeln und Bergen, ausgebreitet; alles, was dieſes von der Natur mit jeglichem Reize und Vorzuge ausgeſtattete Gartenland der Bewunderung des Beſuchers würdig macht, ſeine anmuthige Lage, die Ueppigkeit des unerſchöpflichen Bodens, der die mannichfachſten Erzeugniſſe hervorrufende Anbau durch die wärmende Sonne und die kluge Benützung des Waſſerreichthums zum höchſten Flore gebracht, die Wohnungen der dicht gedrängten, verſtändigen und emſigen Bevölkerung, alles dieß vermag man mit Einem Blicke zu umfaſſen. Wir ſind in der zweiten Hälfte des Monats October; während jenſeits der Berge die erſchöpfte Natur bereits von der ſchweren Mühe der ihr abgerungenen Erzeugung auszuruhen beginnt, wirkt hier, wie im leichten Spiele, ihre nimmer ruhende Schöpfungskraft fort, und zaubert uns, nur im Wechſel der mannichfachen von ihr geſpendeten Früchte ſich erholend, im Spätherbſte einen neuen Frühling hervor. Die zahlloſen, Berg und Feld zum Walde umgeſtaltenden Maulbeerbäume prangen eben im ſaftigen Grün ihres zweiten Blätterſchmuckes, durch welche nur hie und da ein lichter Wieſengrund oder die ſchwarze Gartenerde des neubeſtellten Ackers verſtohlen durchblickt; dazwiſchen ranken ſich in endloſen Reihen die hellen Rebenzüge, von der Traubenfülle ſtrotzend, über Feld und Thal bis zu den Spitzen der Hügel hin, auf deren Kämmen das glänzende Laub der Caſtanien-

bäume ſich zum Buſche zuſammendrängt, während in Höhe und Fläche rieſige Wallnußbäume mit ihren ausgebreiteten dunkeln Blätterkronen die lebendige Färbung der Landſchaft erhöhen. Und dieſes mildfreundliche Bild erhält erſt ſeinen wahren behaglichen Charakter durch die tauſend und tauſend Wohnungen, welche, als Wahrzeichen menſchlicher Herrſchaft in den weiten Raum geſäet, dem Blick von allen Seiten gaſtlich entgegenwinken. Wer nennt ſie alle die unzähligen Häuſergruppen, Oertchen, Dörfer und Gemeinden, welche vom fernſten Horizonte her, dicht gedrängt gleich den hellen Perlen des Morgenthaues von der Frühſonne beleuchtet, aus dem grünen Meere emportauchen! Ueberall blicken die Spuren menſchlichen, von der gütigen Natur überreich geſegneten Fleißes und ruhigen Genuſſes entgegen. Ein Ort reicht durch ſeine zerſtreuten Häuſermaſſen dem andern freundlich die Hand, allenthalben erheben ſich aus der üppigen Umgebung, leicht und luftig emporſteigend, die ſchlanken, zierlichen Kirchthürme, vornehm bequem dehnen ſich auf den Rücken der Höhen und in weiter Feldmark die prachtvollen Villen der Grundherren aus, und beſcheiden bergen ſich hinter das dunkle Laub die farbloſen Wohnungen der Landbauer, eben jetzt mit der hellgelben Frucht der eingebrachten Maisernte ausſtaffirt. Noch in weiter Ferne, wo die dichte Luftſchichte ſchon das Land verhüllt, verwandelt ſich, läßt man den Blick verweilend haften, der Nebelſtreif allgemach in eine belebte, farbenreiche Landſchaft, ein heller Punkt tritt nach dem andern, als froher Gruß von fernem Orte her geſendet, aus dem Dunkel hervor, und noch dort, wo das Bild dem matten Auge ſich entrückt, zeigt im Dämmerlichte ein nach dem Himmel ſtrebender Thurm, wohin dein letzter Blick ſich richten ſoll.

Aber nicht nur die ländlichen Wohnungen breiten ſich nach allen Abſtufungen auf der weiten Matte aus; aus der Mitte der Häuſergruppen, da wo ſie, einander näher rückend, zu einem dichten Kerne ſich zuſammendrängen, ragen die volk- und geldreichen Städte, einſt die Beherrſcher und noch immer die Eigenthümer des Landes prunkend hervor. Die Mehrzahl der lombardiſchen Städte, ihrer ſieben, bieten ſich dem Auge dar, mannichfache Erinnerungen in der Bruſt des Beſchauers anregend. Zu den Füßen liegt die Stadt des Hügellandes, Monza. Weiterhin erhebt ſich aus dem Häuſermeere von Mailand der freundlich behaglichen Hauptſtadt Oberitaliens, der alle Gebäude weit überragende Rieſendom, mit St. Peter das großartigſte und koſtbarſte Denkmal moderner Kunſt und Willenskraft. Verlaſſen wir die Hauptſtadt, welche die Mitte unſrer Landſchaft — ihres einſtigen Gebieters — ziert, ſo gewahren wir in gleicher Richtung, doch mehr im Hintergrunde, die Thürme der alten, longobardiſchen Königsſtadt Pavia, im Mittelalter die thurmreichſte aller Städte,*) nun als die teſſineſiſche Minerva der Sitz der lombardiſchen Gelehrſamkeit. Näher zur Linken liegen als Hauptorte eines fetten, auf das höchſte angebauten, wieſenreichen Gebietes, deſſen Erzeugniß — der Parmeſankäſe — unter fremden Namen in allen Ländern Europa's bekannt und geſucht iſt, die beiden Städte Lodi und Crema, und über ihnen hinaus ragt am Horizonte der Torrazzo von Cremona, eines der ſieben Thurmwunder Italiens *) empor. Die Runde beſchließend, winkt im Oſten von einem der nahen Vorberge jenſeits der Adda die älteſte Stadt Oberitaliens, im Dunkel vergangener Jahrtauſende von den Orobern erbaut, das hügelkrönende Bergamo einladend herüber. So weit aber auch das Auge über die lombardiſchen Gefilde ſchweift, ſo wird doch der freie Blick nicht durch die von Menſchenhand gezeichnete Landesgränze eingeengt. Denn ſelbſt jenſeits des Teſſins erblickt man als achte Stadt das früher lombardiſche Novara, ja es glänzt noch weit im Weſten, vom Strahl der hellen Morgenſonne erleuchtet, über dem Nebeldunſte, als ob ſie zwiſchen Erd' und Himmel ſchwebte, die Fürſtengruft des ſardiniſchen Königshauſes, das auf einem Berge nächſt Turin gelegene prachtvolle Stift der Superga.

*) Im eilften und zwölften Jahrhundert herrſchte die Mode, Thürme an den Häuſern, ſowohl zur Vertheidigung als zur Zierde anzubringen, und man zählte damals in Pavia deren 525.

*) Der St. Marco in Venedig, der Ghirlandajo am Dome zu Modena, die ſchiefen Thürme Aſinelli und Garisenda, ferner ein Thurm in Florenz, und der bekannte in Piſa bilden mit dem obigen die sette rinomate torri dell' Italia.

**) Ihre Hauptſtadt iſt Croia; ſie ſind katholiſch, und ihre Prieſter üben einen überwiegenden Einfluß über ſie aus.

Albanien und die Albaneſer.

(Schluß.)

Man hat bis jetzt die Wichtigkeit Albaniens unterſchätzt; man ſah in demſelben nichts als eine ewig unruhige türkiſche Provinz, und verkannte, daß ſie die einzige europäiſche Provinz ſey, die dem Reiche noch eine nachhaltige Kraft verleihen könne. Selbſt ſeine numeriſche Stärke hat man auf eine lächerliche Weiſe unbeachtet gelaſſen. Das Converſationslexikon und ſeine Nachbeter gibt die Zahl ſeiner Einwohner auf 300,000 Menſchen an, während die bloße Aufzählung der Bevölkerung in den bedeutenderen Städten ſchon die Hälfte dieſer Zahl gibt, und Muſtapha Paſcha allein 30,000 Ghegs und Mirditen — eine Unterabtheilung der erſten, deren Zahl freilich übertrieben auf 250,000 Seelen angegeben wird, **) — gegen den Großweſſier ins Feld führte. Man dürfte die Anzahl der Einwohner mit einer Million wohl kaum viel zu hoch anſchlagen, und unter dieſen ſind wenigſtens drei Viertheile ächte Albaneſen. Rechnet man hiezu noch die 500,000 Wlachen in Albanien, Theſſalien, Macedonien und Rumelien, die durch ihre Stammverwandtſchaft immer zu den Albaneſen hingezogen ſeyn werden, die allenthalben zerſtreuten Anſiedlungen der Albaneſen bis tief in Thracien hinein, wo man häufig ſelbſt auf den Karten ein Arnaut-Kiöi (Arnautendorf) findet, die 400,000 Albaneſen im Königreich Griechenland, die noch bis auf dieſen Tag nicht das Romäiſche, ſondern das Schkypi reden, ſo darf man das Ganze wohl ohne alle Uebertreibung auf zwei Millionen anſchlagen, und daß ſie ſich vor allen andern Bewohnern des türkiſchen Reichs durch kriegeriſchen Sinn auszeichnen, bedarf

wohl keines Beweiſes. *) Die Schilderung ihrer Kriegsweiſe gleicht auffallend der der Hochſchotten des vorigen Jahrhunderts, mit denen ſie überhaupt auch in ihren Clanverfaſſungen manche Aehnlichkeit haben; noch im letzten Kampfe mit dem Großweſſier warfen die Ghegs ihre abgeſchoſſenen Gewehre auf den Rücken, und drangen mit der blanken Klinge auf ihre Gegner ein. Man kann den Serben Tapferkeit nicht abſprechen, aber gewiß iſt, daß die Albaneſen im Allgemeinen mehr ſoldatiſchen Muth zeigen. Ihnen fehlt ein Anführer, und wenn in der jetzigen Kriſe der Türkei ein Mann von Muth und politiſcher Umſicht an ihre Spitze treten ſollte, ſo gehört Theſſalien und Macedonien dem alten Stamme, wie einſt vor 2000 Jahren, ehe das Griechenthum in dieſe Länder eindrang.

Bis jetzt haben ſich die Albaneſen nie durch Bildung ausgezeichnet, eine natürliche Folge ihrer politiſchen Lage: Cultur wurde ihnen gebracht von Griechen, von Römern, von Türken, aber es war ſtets eine fremde Cultur und noch dazu im Gewande fremder Sprache: im Volke konnte dieß demnach nicht wurzeln. Rechnet man hiezu den innern Zuſtand Albaniens ſelbſt, in ewige Kriege nach innen und außen verwickelt, ſo begreift es ſich leicht, daß keine eigenthümliche Cultur ſo leicht ſich entwickeln konnte. Sie iſt eine Frucht politiſcher Freiheit und Selbſtſtändigkeit, und dieſe hat Albanien ſtets nur kurze Zeit, und nie unbeſtritten beſeſſen. Jetzt geht vielleicht mitten unter den Stürmen des zuſammenbrechenden türkiſchen Reichs eine neue Zeit für ſie auf. Nicht mehr wird die Macht der Türken Macedonien und Theſſalien vor ihren Einbrüchen ſchützen können, bald werden ſie ſich über die üppigen Thäler und Triften dieſer Länder ergießen, und wie man durch das Einſtrömen der Albaneſen in Athen ſelbſt genöthigt war, albaneſiſche Tribunale in der neuen Hauptſtadt Griechenlands zu errichten, ſo wird auch in Theſſalien und Macedonien albaneſiſches Leben ſich entfalten, und an die Stelle der abziehenden Türken wird bald der Albaneſe als Gebieter, als Soldat, wie als Hirt und Ackerbauer treten. Hier liegt die Zukunft des albaneſiſchen Volks. Manche glauben, das Griechiſche, als die gebildetere Sprache, werde das rohe Albaneſiſche verdrängen und überwältigen, und Griechenland werde wieder griechiſch reden, wie vor alter Zeit, aber dieſe Erwartung möchte ſchwerlich in Erfüllung gehen: auf der einen Seite ſind die Griechen zu ſchwach an Zahl, und ſomit möchte ihnen kaum gelingen, was ſeiner Zeit den Römern und dem griechiſch-römiſchen Reich nicht gelungen iſt, andererſeits wird die Einwanderung von Albaneſen in Griechenland ſchwerlich aufhören, und dann muß das Gewicht der Zahl am Ende für ſie entſcheiden. Fallmerayer ſagt bei Gelegenheit der ſyſtematiſchen Coloniſirung durch den oben erwähnten Rainerio Acciajoli am Ende des 14ten Jahrhunderts: er benutze das albaneſiſche Coloniſationsſyſtem auch über Attika und Böotien aus, wo ſich dieſes Volk bis auf den heutigen Tag rein und unvermiſcht erhalten hat, etliche Dörfer in Böotien und die beiden Städte Theben und Athen ausgenommen, deren Bevölkerung beim Ausbruche des letzten Aufſtandes ein Gemiſch aus allen vier Himmelsgegenden war, in welchem jedoch das albaneſiſche Blut als weſentlicher und in den untern Claſſen überwiegender Beſtandtheil hervorragte. Im gegenwärtigen Augenblick iſt Athen, die Hauptſtadt des neuen Königreichs, noch viel albaneſiſcher, als vor dem Aufſtande, weil die albaneſiſche Bevölkerung nach Austreibung der verhaßten und gefürchteten Osmanlis jetzt in großen Haufen vom Lande in die Stadt eingedrungen iſt." Griechenland iſt, von allen Formen abgeſehen, nichts als eine noch unvollſtändige Colonie Albaniens, die aber durch Zuziehung neuer Coloniſten jeden Augenblick vervollſtändigt werden kann. Da man Fallmerayer ſtets bezichtigt, daß er in ſeinen Angaben hinſichtlich des Untergangs der alten Griechen, ſo wie des Ueberwiegens der Albaneſen übertreibe, ſo wollen wir aus den Researches in Greece von Leake, den gewiß Niemand einer Abneigung gegen das Hellenenthum bezichtigen wird, eine Stelle ausheben. „Die bedeutendſten albaniſchen Colonien ſind die in Griechenland und Morea; ſie nehmen die meiſten Dörfer in Böotien, Attika und Argolis ein, und haben in den gebirgigen Strichen von Elis und Lakonia zwei kleine Diſtricte ganz eingenommen. Die Albanier Griechenlands behielten ihre Nationalkleidung, vergaßen aber allmählich ihre Nationalſprache, und ihre Züge ſind durch Vermiſchung mit den Griechen ſchon ſo verwiſcht, daß die illyriſche Phyſiognomie kaum mehr zu erkennen iſt. Die Inſel Hydra, die blühendſte Handelsgenoſſenſchaft in Griechenland, iſt von einer albaneſiſchen Colonie aus Argolis eingenommen worden aber ſie ſind von den andern Eingebornen des Archipels kaum mehr zu unterſcheiden. Die Bauern Attika's ſind die, welche die ſtärkſten Züge ihres Urſprungs behaupten, und noch am meiſten ihre Mutterſprache ſprechen, welche bei den Albaniern Morea's großentheils verſchwunden iſt." Darüber iſt nur zu bemerken, daß das Romäiſch-Griechiſche eine Art Lingua Franca für dieſe Länder iſt, und daß die Männer nicht bloß in Morea und auf Hydra, ſondern auch im eigentlichen Schkipetarenlande ſelbſt, in Albanien, dasſelbe ſprechen, namentlich an den Küſten, wo es ihnen für den Verkehr hauptſächlich nothwendig iſt. Auf Hydra ſelbſt, deſſen männliche Bevölkerung ſammtlich griechiſch ſpricht, wird in den Familien durchaus nur ſchkipetariſch geſprochen. In Attika und Böotien aber hat das Landvolk das Romäiſche noch nicht einmal ſo weit gelernt, um ſich dem Fremden verſtändlich zu machen. Alle Umſtände laſſen vermuthen, daß ſeit Ausbruch der griechiſchen Revolution ſich die Schkipetarenbevölkernng Griechenlands noch vermehrt hat, und wie wird es in Zukunft gehen, da die türkiſche Regierung Griechenland nicht mehr vor den rauhen Söhnen Albaniens ſchützen kann?

Im Oſten ſcheint der Ausbreitung des Schkipetarenſtammes kein weſentliches Hinderniß im Wege zu ſtehen, denn ſchon hat er die gegen Macedonien ſich öffnenden Bergthäler eingenommen, und wird bei erſter Gelegenheit mehr in die Ebenen hinabſteigen. Ein bedeutenderes Hinderniß ſteht ihm in Norden und Nordoſten von den Bosniern und Montenegrinern entgegen. Die Ghegs ſelbſt, die von Berat bis an die Gränzen

*) Nicht nur die Türkei, auch Neapel ſelbſt hat in neuerer Zeit albaneſiſche Truppen im Solde gehabt, und bekanntlich finden ſich auf der Oſtküſte von Neapel noch mehrere nicht unbedeutende albaneſiſche Colonien; auch in Sicilien ſind einige.

von Bosnien und Montenegro hin wohnen, reden zwar noch einen Dialekt des Schkypi, aber sie sind stark mit slawischem Blute gemischt; hier tragen Christen — meist Lateiner — wie die Mohammedaner Waffen, und halten sich das Gleichgewicht, aber das Volk ist viel stumpfer und viel minder intelligent als die Südalbanesen. Indeß ist das Land im Allgemeinen wenig bekannt; in manchen Districten, wie z. B. in dem von Antivari, leben Albanesen und Slawen in einzelnen Dörfern neben einander. Ein besonderer Haß der Slawen und Albanesen scheint sich nicht kund zu geben, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil beide oft genug feindlich gegen die Pforte auftraten, und kein Theil dem andern zu wehe thun wollte. Nur gegen die ganz christlich gebliebenen Montenegriner gab sich, namentlich unter den vornehmern Albanesen, eine stärkere Abneigung kund, und seit der Zeit, wo Rußlands Einfluß unter den slawischen Bevölkerungen der Türkei mehr und mehr sich kund gab, finden wir blutige Kämpfe der Paschas von Skodra mit den Montenegrinern aufgezeichnet. Wie die Verhältnisse dort noch sich entwickeln werden, läßt sich auf keine Weise voraussehen. Die Hauptangriffe gegen Montenegro fanden indeß, wie früher so auch in den neueren Zeiten, nicht von Süden, d. h. von Albanien her statt, sondern von der Herzegowina aus, und wenn der Pascha von Scutari feindlich gegen sie auftrat, so endete der Kampf gewöhnlich ohne große Entscheidung.*) Die Albanesen und Türken richteten im Gebirge nichts gegen die Montenegriner aus, und die letztern konnten in der Ebene nichts unternehmen, ohne durch die feindliche Reiterei überwältigt zu werden.

Diese Stellung der Albanesen ist für die Zukunft von großer Bedeutung: im Süden, nämlich von Griechenland her, wo ihre Landsleute überwiegen, haben sie nichts zu fürchten, in Thessalien und Macedonien haben bisher nur die Türken ihre Ausbreitung gehindert, im Norden werden die christlichen Slawen Montenegro's ihnen aus Mangel an Reiterei nie etwas anhaben, und nur ihre Stellung gegen die Bosnier könnte schwierig werden. Aber mit den Einflußreichsten dieses Volkes sind sie durch die Religion verbunden, und durch gleiches Interesse gegen die Pforte und gegen auswärtige Mächte. Alles läßt demnach erwarten, daß sie fortschreiten werden auf der Bahn politischer Macht, und die Schule, welche ein großer Theil ihrer Anführer unter den türkischen Staatsmännern gemacht hat, wird sie schnell vorwärts führen, wenn die Stunde der Zertrümmerung des türkischen Reichs schlägt, an welcher Mehemed Ali so emsig wie je arbeitet.

*) Im Jahre 1796 indeß wurde Mahmud, Pascha von Skodra, total geschlagen, und blieb selbst auf dem Platze.

Aphoristische Bemerkungen aus den Verhandlungen der „brittischen Association" zu Birmingham

Mechanische Section.

Ein Hr. Hawkins berichtete über Holzpflasterung, wobei aber das Holz in verticaler Richtung gestellt werden müsse. Die Sache hat in neuerer Zeit ein bedeutendes Interesse gewonnen, indem seit einem Jahre 12 Patente darauf genommen wurden. „Ich habe," sagt derselbe, „in den Jahren 1827 bis 1831 in Wien die Wirkung beobachtet, welche ein starkes Fahren über ein Holzpflaster in einer der Hauptdurchfahrten hervorbrachte, und bemerkte, daß es weniger leidet, als irgend ein anderes Pflaster. Nachfragen, die ich über ein Holzpflaster in der Hauptstraße von New-York anstellte, gaben dasselbe Resultat. Ich glaube deßhalb, daß Straßen, die aus gesundem Holz in verticaler Richtung gestellt, gebaut sind, so eben gemacht werden könnten, daß Dampfwagen darauf so sicher und fast eben so schnell fahren, und daß Pferde auf derselben die gleiche Last ziehen könnten, wie auf Eisenbahnen. Die Regeln, die man dabei beobachten muß, sind, daß das Holz aus dem Herz gesunder Bäume, namentlich Lärchen und andern harzhaltigen Pinien, genommen, daß die Blöcke sehr genau geschnitten werden und völlig aneinanderpassen, und daß die Tiefe der Blöcke wenigstens anderthalbmal so groß als ihre Breite sey.

*

Hr. Scott Russell las eine Abhandlung „über das am meisten ökonomische Verhältniß der Dampfkraft zum Tonnengehalt in Dampfschiffen." Diese Frage bietet viele Schwierigkeiten. Wenn man viel Waaren laden will, was gewöhnlich der Fall ist, so macht man die Maschine klein, damit sie wenig Raum einnehme. Nach dem Grundsatz, daß ein geringes Verhältniß von Dampfkraft zum Tonnengehalt nützlicher sey, ist man lange verfahren. Bei Fällen, wo Geschwindigkeit absolut nothwendig war, hat man freilich die Maschine größer gemacht, jedoch gefunden, daß der vermehrte Kohlenverbrauch mit dem Gewinn an Geschwindigkeit nicht im Verhältniß stand, so sehr, daß man mit dem vierfachen Kohlenaufwand kaum die doppelte Geschwindigkeit erzielte. Demnach glaubte man besser zu thun, aus Sparsamkeit ein geringes Verhältniß der Dampfkraft zum Tonnengehalt anzunehmen. Dagegen hat Dr. Lardner, der bekanntlich um die Dampfschifffahrt sich viele Verdienste erworben hat, durch die Untersuchung der Register mehrerer Dampfboote von verschiedenen Gesellschaften über den Kohlenverbrauch gefunden, daß sie im Ganzen durch Anwendung hoher Dampfkraft und großer Schnelligkeit gewonnen hatten. Hr. Russel kam auf den allgemeinen Satz hinaus, „daß bei der Dampfschifffahrt auf offener See, wo man widrigen Winden ausgesetzt ist, ein gewisser Grad von großer Geschwindigkeit und hoher Dampfkraft sich mit weniger Aufwand an Kohlen und von Raum erreichen läßt, als eine geringere Geschwindigkeit mit weniger Dampfkraft." Hr. Russel bemerkt ausdrücklich, daß dieß nur bei langen Seereisen gelte, in Fällen aber, wo man keinen widrigen Wind zu befahren habe, sey eine erhöhte Dampfkraft in der Regel nur eine vermehrte Ausgabe.

*

Dr. Lardner theilte einen Bericht über seine Untersuchungen mit, welchen Widerstand die atmosphärische Luft und die Friction dem Fortgang der Wagen auf den Eisenbahnen entgegensetzt. Seine Ansichten, die manchen Widerspruch fanden, scheinen indeß noch nicht recht zur Reife gediehen, ein allgemeines Resultat finden wir wenigstens nicht mitgetheilt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat September und Intelligenzblatt Nr. 9.)

№ 9.

Intelligenzblatt
zum
Ausland.

Bei C. B. Polet in Leipzig erscheint:

Die Volkssagen, Mährchen und Legenden des Kaiserstaates Oesterreich. Vollständig gesammelt von Ludw. Bechstein. 1ster Bd. 1stes Heft. Pr. 6 gr. oder 24 kr.

Für die Gediegenheit des Inhalts bürgt der Name des Herausgebers. Das Ganze erscheint in Bänden von 4 Heften. Prospecte sind in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Schillers sämmtliche Werke in allen seinen Beziehungen erklärt von Dr. Schlegel.

Preis 12 gr. oder 48 kr.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Ansichten
über das
preußische
Medicinalwesen,
von
Dr. **Wasserfuhr,**
Generalarzte des 2ten Armee-Corps.
25 Sgr.

Stettin. Nicolai'sche Buch- u. Papierhandlung.
C. F. Sutherlet.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Hohenstaufen.
Ein
Cyclus von Liedern und Gedichten
von
Albert Knapp.
Mit 6 lithographirten Abbildungen.
8. Velinpapier. brosch. Preis 3 fl. 21 kr. oder 2 Rthlr

Der Hr. Verf. suchte in dieser Schrift sowohl die vornehmsten Data der glorreichen hohenstaufischen Geschichte, als auch die herrliche Umgegend jenes Berges, nebst mehreren dazu gehörigen Denkmalen des Mittelalters, dem deutschen Leser in verschiedenartiger Form darzustellen. Die Hauptgesichtspunkte zur Betrachtung jenes denkwürdigen Zeitabschnittes sind in der Vorrede hervorgehoben, und werden den Unkundigern das Verständniß der einzelnen Partien erleichtern. Wenn dieses Buch sich namentlich den Besuchern des herrlichen Hohenstaufen zum freundlichen Begleiter anbietet, so werden dieselben gerade auf jener begeisternden und doch so tiefe Wehmuth erregenden Höhe die mit dem Lichte des Christenthums beleuchtete Natur und Geschichte wohl um so weniger verschmähen.

Stuttgart und Tübingen, im August 1859.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist gratis zu haben:

Wohlfeilste belletristische u. historische Bibliothek,
zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken und für Freunde der Belletristik und Geschichte.

Eine Sammlung von 139 werthvollen Werken in 214 Bänden, enthaltend: Romane, Erzählungen, Schauspiele, Reisebeschreibungen und Denkwürdigkeiten aus der Welt- und Menschengeschichte, welche im Ladenpreise 236 Rthlr. kosten, jetzt aber, bis auf Widerruf, zu so bedeutend ermäßigten Preisen geliefert werden, daß die ganze Sammlung nur noch auf 85 Rthlr. 12 gr. zu stehen kommt. Außerdem finden noch folgende Partiepreise statt:

1) Eine Auswahl im Betrage von 25 Rthlr. des herabgesetzten Preises für 20 Rthlr.
2) Eine Auswahl im Betrage von 50 Rthlr. des herabgesetzten Preises für 35 Rthlr.
3) Die ganze Sammlung von 214 Banden zusammengenommen im Ladenpreise à 236 Rthlr., statt 85 Rthlr. 12 gr., für 50 Rthlr.

Alle Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, die Bücher zu den ermäßigten Preisen zu liefern, nur bei Bestellungen zu Partiepreisen hat der Empfänger die betreffende Fracht besonders zu vergüten. — Leipzig, im Julius 1859.

Lehnhold'sche Buchhandlung.

Bei A. Wienbrack in Leipzig ist so eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

Tagebuch des Wissenswerthen
aus der allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte,
zusammengetragen und bearbeitet von J. Ch. K. Förtsch.
Julius — September. gr. 8. geh. Preis vollständig 4 Rthlr.
(Januar — Junius ist bereits früher erschienen, und October — December folgt in einigen Wochen.)

Johannes von Müllers Weltgeschichte
in **Einem** Bande.

In der Unterzeichneten eben erschienen und an diejenigen Handlungen, welche darauf subscribirten, versandt worden:

Vier und zwanzig Bücher
Allgemeiner Geschichten,
besonders der europäischen Menschheit,
von
Johannes von Müller.
Neue Ausgabe in **Einem** Bande.
Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich.
Subscriptionspreis 4 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr. 16 gr.

Diese neue Ausgabe des anerkannt ausgezeichnetsten Geschichtswerkes deutscher Zunge, welcher wir die beliebte Einrichtung der Ausgaben in Einem Bande gegeben haben und die sich in Format, Schrift und Papier ganz der Ausgabe von „Menzels Geschichte der Deutschen" anreiht, ist bedeutend wohlfeiler als die bisherigen. Wir hoffen dadurch diesem vortrefflichen Werke noch größere Verbreitung zu gewinnen, wie es dieselbe in so hohem Grade verdient. Stuttgart und Tübingen, 1859.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Gedichte Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern.

Dritte, um einen Band vermehrte Auflage.

In der litterar. artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
Ludwig des Ersten,
Königs von Bayern.

Drei Theile.

Preis geheftet 7 fl. rhn. oder 4 Rthlr.

Für die Besitzer der frühern Auflagen des ersten und zweiten Theils wird auch besonders abgegeben:

Derselben Gedichte

Dritter Theil.

Preis geheftet 3 fl. rhn. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Knapp's evangelischer Liederschatz.

In der unterzeichneten Verlagshandlung ist erschienen und durch alle guten deutschen und schweizerischen Buchhandlungen zu haben:

Evangelischer Liederschatz
für Kirche und Haus.

Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten, gesammelt, systematisch geordnet und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von

M. Albert Knapp,

Zwei Bände in großem Median-Octav, zusammen 1650 Seiten mit 3590 Liedern, einer Abhandlung über das Kirchenlied und 4 Registern, nämlich einem biographischen, alphabetischen, Melodien- und Spruchregister.

Preis: für 1 Exemplar auf weißem Druckpapier 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.
für 1 Exemplar auf weißem Velinpapier 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gr.
Freiexemplare bei 50 zwei und bei 100 fünf.

Der Verfasser suchte in dieser umfassenden Sammlung es der evangelischen Kirche Deutschlands thatsächlich vor Augen zu legen, was sie an guten geistlichen Liedern besitzt, und dadurch einen Beitrag zu der so wünschenswerthen Gestaltung eines deutschen evangelischen Nationalgesangbuchs zu geben. Zu dieser Arbeit bewog ihn vorzüglich die große Dürftigkeit der meisten Kirchengesangbücher, und der Blick auf die verkehrten Grundsätze, wornach viele derselben gefertigt sind, — sodann aber auch der innige Wunsch, in jeder deutschen evangelischen Familie ein recht vollständiges, gediegenes und allen Bedürfnissen genügendes geistliches Liederbuch zu sehen, das in Freude und Leid ein ächter Hausschatz wäre. Daher wurden nicht allein die sämmtlichen evangelischen Kernlieder, sondern auch viele hundert andere, meist verschollene oder ganz unbekannte Gesänge in zarter, den billigen Forderungen des Christengeschmacks entsprechender Bearbeitung aufgenommen, also, daß bloß die Sprachfehler, Sprachhärten und alte unpassende Bilder entfernt, das Gepräge der Lieder selbst jedoch und der einfache evangelische Geist unverkürzt gelassen wurden. Das Ergebniß hiervon dürfte dieses seyn, daß eine bedeutende Zahl bisher wenig beachteter Lieder den bekannteren Kernliedern nun würdig zur Seite steht, und der brauchbare Liedervorrath der deutschen Kirche einen ansehnlichen Zuwachs gewonnen hat.

Die unterzeichnete Verlagshandlung hat nicht nur für schönen, auch älteren Augen leserlichen Druck, und gutes, dauerhaftes Papier gesorgt, sondern auch den Preis auf's niedrigste gestellt, damit dieser umfassende Liederschatz ein wahres Volksbuch werden und auch in die Häuser der Unbemittelten den Weg finden könne. Möge diese redliche Absicht durch Mitwirkung vieler Freunde des evangelischen Christenthums wohlwollend und kräftig befördert werden. —

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Die Unterzeichnete erlaubt sich die Leser des Auslands auf nachfolgende mit demselben in engster Verbindung stehende Werke aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Auslandes" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

1ste Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand.** Preis 1 fl. oder 16 gr.

2te — **Algier wie es ist.** Mit einer großen Karte. 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara,** Erster Band. Mit einem Steindruck. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Neumonts Reiseschilderungen.** 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

6te — **Briefe in die Heimath,** geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico, 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara.** Zweiter Band. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** Aus dem Englischen übersetzt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** Ein Beitrag zur Kenntniß der europäischen Türkei und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te — **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Roky Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. Katte.

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** erläutert in einem Tagebuch über Reisen durch Rumili während einer ereignißreichen Zeit von Dr. Urquhart. A. d. Engl. übersetzt von Dr. F. G. Buck. 2 Bde. 3 Rthlr. 8 gr. oder 5 fl.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Inhalts-Verzeichniß.

Größere Aufsätze.

Triest I. II. Nr. 274; III. Nr. 275; IV. Nr. 276; V. Nr. 277; VI. VII. Nr. 278. — Bruchstücke aus Marryats Diary. Nr. 275. — Die Colonialpolitik Hollands auf Java: das Agriculturſyſtem. Nr. 276. 277. Zuckerkultur. Nr. 278. 279; Indigokultur. Nr. 280. — Randſchit Singhs Tod. Nr. 278. — Die Denkſteine der littrauiſchen Göttinnen. Nr. 279. — Jagdausflüge in den fernen Weſten Nordamerika's. Erſter Ausflug. Nr. 279—285. — Die Litteratur und Kunſt in den Provinzen von Frankreich. Nr. 280—288. — Die Lieblingsſpeiſen der Engländer. Nr. 281. — Das Opium in China. Nr. 282. — Der Pfarrer in den Cordilleren. Nr. 285. — Die engliſche Aſſociation zu Birmingham. Nr. 284. — Der Vertrag zwiſchen Frankreich und Texas. Nr. 285. — Die Inſel Euſtatius. Nr. 286. — Aphoriſtiſche Bemerkungen aus den Verhandlungen der britiſchen Aſſociation. Nr. 287. 292. 295. — Aus Baron Korfs Erinnerungen an Perſien. Tebris. Nr. 288 — 291. Aufenthalt zu Tebris; Handel. Nr. 291; Umgebungen. Nr. 295; Feth Ali Schahs Tod; Anerbieten von ihm. Nr. 294—298. — Die Neger auf Jamaika. Nr. 289. — Statiſtiſche Angaben über die Cycladen: die Inſel Syra. Nr. 290: Chiura. Nr. 291; Andros. Nr. 295; Tinos. Nr. 296. — Der Schloſſer von Philadelphia. Nr. 290—292. — Ueber Gewitter in den Polarregionen. Nr. 291. — Eine Tigerjagd in Indien. Nr. 295—295. — Tippo Sahibs Sohn. Nr. 294. — Die Emancipation im engliſchen Guiana. Nr. 295. — Der vereitelte Mord. Eine ruſſiſche Criminalgeſchichte. Nr. 296—299. — Etwas über die Theater in London. Nr. 297. — Die Kirchen von Moskau. Einleitung. Nr. 298. 1) Die Uspenski Sabor. Nr. 299. 2) Die Archangelski Sabor. Nr. 500. 501. 3) Die Blagoweſchtſchenski Sabor. Nr. 502. 4) Die Kirche des Patriarchenhauſes. Nr. 505. 5) Iwan Weliki. Nr. 504. — Die Blokade von Buenos-Ayres und die Franzoſen. Nr. 299. — Orientaliſche Litteratur in Paris. Nr. 500. — Skizzen aus Bengalen: Serampur. Nr. 500. 501. — Bemerkungen über die Weſtküſte in Sumatra. 1) Atſchem; Laſter der Malaien; Religion; Coſtume; Waffen. Nr. 501. 2) Krieg; Seeräuberei; Erwerbung des Capitän Wilkind; Po Mohammed; Krankheiten. Nr. 505. — Wilbraham's Reiſen in Perſien und im Kaukaſus: Die Bevölkerung von Perſien; das Heer. Nr. 502. 505; türkiſche Gaſtfreundſchaft; die Ruinen von Anni. Nr. 504. — Die Felſenhöhlen im Vivarais. Nr. 505. 504.

Chronik der Reiſen.

Baptiſtin Pouſoulats Reiſe in Kleinaſien. Nr. 274—277. — Oberſt Todds Reiſen in Indien. Nr. 286—289.

Kleinere Mittheilungen.

Expedition nach dem Südpol. Nr. 274. — Münzenfund bei Tunis und bei Algier. ibid. — Erdbeben auf Martinique, im weſtlichen England und auf Sicilien. Nr. 275. — Wichtiger Münzenfund in Holland. Nr. 76. — Das chineſiſche Marinebudget. Nr. 277. — Zahl der weggenommenen Sklavenſchiffe. Nr. 278. — Hoſpitien und Spitäler in Paris. Nr. 279. — Schrecken vor Thier-Mißgeburten. ibid. — Umfang der Gaserleuchtung in London. Nr. 280. — Die große Boa im zoologiſchen Garten von Surrey. Nr. 281. — Wein aus Runkelrüben. Nr. 282. — Strömung im atlantiſchen Meere. ibid. — Galliſche Münzen. Nr. 285. — Ein rieſenhafter Regen- oder vielmehr Sonnenſchirm. Nr. 284. — Lage der Engländer in Eden. Nr. 285. — Mittel gegen Taubheit. ibid. — Die Sprengung des Wrack des Royal George. Nr. 286. — Alterthümer von Weliki Luki. Nr. 287. — Ausgrabungen in Frankreich. ibid. — Straßen im Departement de la Sarthe. ibid. — Hoverlant, der Geſchichtſchreiber von Tournai. Nr. 288. — Eine ungeheure Eiche. Nr. 249. — Monument für René Caillé. ibid. — Elfenbein-Subſtanz. ibid. — Etwas über die Halbinſel Alaſchka. Nr. 291. — Neu entdecktes Gemälde von Pouſſin. Nr. 292. — Außerordentliche Flut. ibid. — Der arteſiſche Brunnen in der Vorſtadt Grenelle zu Paris. Nr. 294. — Arbeitervereinigung zum Brodbacken. Nr. 295. — Ertrag der uraliſchen Bergwerke. ibid. — Erdbeben in Irkutsk. Nr. 297. — Ducange's Gloſſarium. ibid. — Schifffahrt vermittelſt elektromagnetiſcher Kraft in Rußland. Nr. 298. — Ueber eine Backſteins und Ziegelmaſchine. Nr. 299. — Anwendung von Dampfkraft bei Linienſchiffen. ibid. — Neue franzöſiſche Reiſe nach Abyſſinien. Nr. 500. — Münzen auf dem großen St. Bernhard. Nr. 501. — Das Leihhaus in Paris. Nr. 501. — Der Dahlienflor im Garten von Luxemburg. ibid. — Tödtlichkeit von Chocolade, Kaffee und Thee. Nr. 502. — Bananenpapier. ibid. — Dampfſchifffahrt vermittelſt Schrauben ſtatt der Schaufelräder. ibid. — Subſcription für Sir Rowland Hill. Nr. 504. — Mme. Georges Sand als Trappiſtin. ibid. — Denkmal für Jacquard. ibid. — Koſtbare Hunde. ibid.

☞ Die verehrlichen Buchhandlungen, welche die in ihrem reſp. Verlag erſcheinenden Schriften, ſofern dieſe in den Bereich der „Blätter zur Kunde der Litteratur des Auslands" gehören: als Ueberſetzungen neuer poetiſcher, philoſophiſcher und religiöſer Werke aus fremden Sprachen in dieſen Blättern angezeigt und beurtheilt wünſchen, werden gebeten, die Einſendung durch Buchhändler-Gelegenheit an Dr. E. Pfizer in Stuttgart zu machen

Nr. 274.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

1 October 1839.

Trieſt.

(Von Lotichios.)

I.

Trieſt iſt aus dem Karſo hervorgegangen und liegt an dem Fuße desſelben. Der Karſo iſt wild wie die Bora, die ſich oft ſo furchtbar auf ihm ergeht, wild wie die Alpen, die über ihm emporragen, wie beim Sturme das Meer, das ihn beſpült. Man könnte ihn, ſo wie man einen Alpenrücken im Salzburgiſchen genannt hat, das „ſteinerne Meer" nennen: ſein Felſenlager liegt über und in einander geſchoben, wie wenn es einmal flüſſig und wogend geweſen, und fleckenweiſe ſtehen, lebhaft an die Leichenſteine des Nürnberger Todtenhofs erinnernd, ſeine Zacken wie plötzlich erſtarrte Wellen da. So weit das Auge reicht, nichts als Felſen und Steingeröll, angeflogen von Moos, Kräutern, Dornen, Geſtrüpp, hie und da mit Eichenſtauden, hie und da mit Menſchenwohnungen, die auch nur eine Art von Felſen zu ſeyn ſcheinen, und durchſchlichen und durchkrochen von Schlangen, Ziegen, Schleichhändlern, Landjägern, vom Wilde, und von braungekleideten, einen rauhen, ſlawiſchen Dialekt ſprechenden Menſchengeſtalten, die auch zum Wilde zu gehören ſcheinen. Kein Fluß, kein Bach, keine Quelle. Bei Regengüſſen ſammeln ſich die Waſſer in den Hohlgängen und Dallen, die von den früher gefallenen gebildet wurden, und ſtrömen und kreiſen und ringeln ſchäumend und ungeduldig herum, bis ſie ein Loch, einen Trichter gebohrt, oder bis ſie einen von den brunnenförmigen, den wilden Taubenſchwärmen zum Aufenthalt dienenden Oeffnungen gefunden haben. Der Karſo iſt penſil, in ſeinen Höhlen gehen die Waſſer; da geht der fabelreiche Timao, da wohnt der Proteus anguinus,*) und das Unheimliche, das Abenteuerliche, das Geſpenſtiſche ſeiner Tropfſteinhöhlen dämmert auf ſeiner Oberfläche. Zuweilen öffnet ſich eine Ausſicht auf das Meer, und da ſchimmert deſſen Spiegel mit Oliven an den hohen Uferwänden und mit den Reben herein, deren köſtlichem Safte die Kaiſerin Livia ein ſo hohes Alter zu verdanken hatte;*) zuweilen ſieht man mit Rebenlauben umzogene Weizen- und Haidenfelder, zuweilen blühen die Alpen im Morgen- oder Abendroth, und hin und wieder liegen Dörfer, und hoch an der See ſitzt das Schloß Duino; allein jene Ausſichten vermauern ſich gleich wieder, und die Alpen bleiben Alpen, mit allen ihren Roſen der Morgen- und Abendröthe, und die Felder verſchwinden hinter den Mauern und Felsblöcken, die aus ihnen gebrochen, oder unter den Steinen, mit welchen ſie gegen die Bora, die ſonſt die Erde mit ſammt der Ausſaat hinwegblaſen würde, belegt wurden, und die Wohnungen erſcheinen nur wie eine beſondere Art von Felſenconformation, und das Schloß Duino, das dieſe Gegend beherrſcht, vermehrt ihren Schauer durch die Mährchen, Sagen und Geſchichten, welche ſich von ihm die Schiffer und die Hirten erzählen. Straßen kreuzen ſich auf dem Karſo, und unaufhörlich ziehen da große Schwärme Furlaner, die auf den Achſeln, und Slaven, die auf dem Kopfe zu Markte tragen, da werden große Heerden von Maſtvieh und Truthühnern getrieben, da fahren beſtändig Fuhrleute, Kutſcher und Poſtillone, und immer mehr Häuſer werden an die Straße gebaut, und immer mehr Felder aus den Felſen gebrochen, immer mehr Schilder werden in dieſer Wildniß ausgehängt, immer mehr Glocken tönen in ihr, kurz, es iſt als wenn all ihr Geſtein zu Gebäuden behauen und zu Straßen verklopft werden ſollte, und die Rede beginnt ſelbſt jene mächtigen, aus Quaderſcherben und Splitter, aus Gebröckel und Auswurf beſtehenden, ein ungeheures Lager zwiſchen der Landſtraße und dem Meere bildenden Kegel von Nembroſina zu umranken, von welchen eine ſo ſchöne Sage geht; allein nichts vermag den Grundton dieſer Wildniß zu

*) Der Proteus anguinus, namentlich in der berühmten Grotte von Adelsberg zu Hauſe, befindet ſich auch in den Höhlen des Karſo, die mit jener in Verbindung ſtehen. Bei der großen Trockniß im J. 1834 wurden in mehrern Brunnen am Fuße des Karſo einige von dieſen merkwürdigen Thieren gefangen; ein ungewöhnlich großes Exemplar, faſt von der Länge eines Arms, bekam damals ein Freund von mir, der es nach Trieſt verſchenkte, von wo aus es dann nach England gekommen iſt. Es war in dem Brunnen von Gradisca gefangen genommen worden.

*) Der Wein, der auf dem Karſo wächſt, iſt faſt durchgängig gut, der vorzüglichſte aber iſt der von Proſecco, der ſehr berühmt iſt und von dem man auch glaubt, daß er der Kaiſerin Livia Leibtrank geweſen ſey.

ändern, nichts vermag ihre Felsen vor der Phantasie zahm zu machen; — das Hämmern des Steinklopfers, das Knallen und Meißeln der Marmorbrüche, die Peitsche der Fuhrleute, das Horn der Postillone, das Echo des da waltenden und einher fahrenden Lebens scheint öde wie der Bora, und des Meeres Brausen ist düster wie die Höhlen des Proteus anguinus, in welchen unterirdische Flüsse und Bäche ihre Wasserfälle bilden. In dieser Wildniß, dort bei den Kegeln von Nembrosina, wurden einst *) die Quadern zum Bau von Aquileja und von Venedig gebrochen, und aus dieser Wildniß hervor geht nun Triest, die Nebenbuhlerin Venedigs, die Stadt, die werden soll und wird, was Aquileja war.

Es ist Mondschein, man hört das Meer an den hohen, schroffen Felswänden, man hört die unterirdischen Wasserfälle, in der Ferne schimmern die Alpen, von Wolken umflogen, in welchen die Bora geht; von Raubvögeln aufgescheucht, flattern die wilden Taubenschwärme über ihren Klüften, wild bewegt flattern die Raben um die Leichensteine, auf den Straßen zieht abenteuerlich des Marktes Zug. Es ist Mondschein es ist geisterhaft; man sieht, wie die Gegenstände, so die Formen der Töne, wie die Wirklichkeit und die Fabel, so die Sage und so die Geschichte, es ist so wundersam auf diesem steinernen Meere, als wenn berauscht auf seinem Gipfel, auf der Höhe von Obtschina, die alte Kaiserin Livia ein Lied singe! Und wenn man dann aus den Alpen, über den Karso, auf die Höhe von Obtschina kommt, welch eine Ueberraschung! Da liegt auf einmal das Meer in seiner ganzen Größe vor dem erstaunten Blicke, und tief, tief drunten, vor des Meeres Größe nicht verschwindend, liegt Triest mit seinen Hügeln und Bergen, mit seinen unzähligen Villen und Schiffen; Triest, dessen Wachsthum und Bedeutung man schon so sehr mitten auf dem Karso ahnt und empfindet, Triest, einst von Venetia eine Piratengrotte gescholten, jetzt von ihr beneidet und fast bewundert!

II.

Triestiner Seeräuber waren einst nach Venedig gekommen, und hatten die Bräute zu Castello, „die schönen Marien," geraubt, waren aber, während sie unterwegs auf einer Insel unter sich theilen wollten, und darob in Streit geriethen, von den Venetianern eingeholt und gezwungen worden, den Raub wieder fahren zu lassen, weßhalb darauf jährlich bis in die letzten Zeiten der venetianischen Republik das Fest der schönen Marien in der Kirche Santa Maria Formosa gefeiert wurde. Als nun unlängst die Triestiner auf das Kaiserfest in Venedig gefahren kamen, und sie sich da vor Allen durch ihren Luxus und durch den Schmuck ihrer Weiber und Töchter auszeichneten, sagten seufzend die Venetianer: Sie haben uns noch mehr als die schönen Marien entführt Sie haben die Beute unter sich getheilt! Wir können sie nicht mehr einholen! Wir können nicht mehr das Unsrige im Triumphe zurückbringen! .... Befindet man sich in Venedig, so kann man nicht umhin, eingenommen wie man ist von den Reizen dieser unvergleichlichen und unnachahmlichen Stadt, über Triest, von dem man klagen hört, daß es ihr so großen Abbruch thue, recht bös zu werden; da man aber beständig davon sprechen hört, so kann man ebenfalls nicht umhin, dieß böse Triest, obgleich es nichts Merkwürdiges, als daß man dort die Steine wachsen sehe, enthalten soll, auch einmal zu sehen begierig zu werden, und um so mehr, als die Fahrt dahin durch die regelmäßig herüber und hinüber gehenden Dampfschiffe des Triestiner Lloyds zu einem Traghetto*) geworden ist. Vor dem Markusplatze liegt eben wieder eines von diesen Dampfschiffen. Es wird Abends Schlag neun Uhr abgehen. Man nimmt Platz auf ihm. Von den weiland so glühend hellen Nächten Venedigs flimmern nur noch wenige Lichter, auf dem Piedestal der Colonne des geflügelten Löwen sitzen eingeschlafen die Barcajuolen, man hört den Ruderschlag einiger Gondeln, man hört das Klirren einiger Tassen und das Geklimper einiger Guitarren, auf dem Platze und an der Riva zieht ein dunkler Menschenstrom fast so schweigsam wie die Kuppeln, Thürme und Statuen, die in den Lüften schweben; laut und lebhaft ist nur der Schrei der Acquajuolen; acqua! Wasser! Wasser! hört man schreien, als wenn Venedig leckte, oder leck geworden wäre und untergehen wollte. Da schlägt die Glocke auf dem Markusthurm und auf allen Thürmen schlagen dumpf die Glocken, und als wenn Kuppeln, Thürme, Paläste, Menschen, als wenn da Alles stille stände, und dem Stundenschlage bange lauschte, so ist es einem, denn man gefällt sich darin, die Züge der Wehmuth und der Trauer dieser schönen Stadt wo sie nur leise und fast unbemerklich, laut, und wo sie deutlich ausgesprochen sind, schreien zu machen, zu übertreiben und zuweilen sogar phantastisch zu verzerren. Die Glocke schlägt neun, Venedig scheint zu lauschen, aber stolz setzt sich das Pyroscaph in Bewegung, sein Schlot braust, Funken sprühen und Rauchsäulen wirbeln, seine Räder rauschen und dahin gehts im Flug durch die Lagune. Man entfernt sich von Venedig, man entfernt sich, das Herz unsäglich beklommen, wie von einer klagenden Geliebten. Noch einen Augenblick, und man sieht nichts als Himmel und Wasser. In acht Stunden heißt es, sind wir in Triest! und man legt sich schlafen und schläft und träumt, dahinfahrend auf der hohen See in der Nacht, auf dem dunkeln Schiffe des merkwürdigsten Traghettos, so es in der Welt wohl geben mag. .... Und doch nur einen Augenblick schien dieß gedauert zu haben! Man ist wieder wach, das Dampfschiff hält am Molo von San Carlo, mitten in einem unabsehbaren Walde von Mastbäumen, und über dem Walde erhebt sich die Stadt, und über ihr erheben sich Terrassen mit Gärten und Lusthäusern bis in die Wolken, und in die Wolken gehen, von der üppig rankenden Rebe verfolgt, die nackten Schlangenlinien des Karso, auf dessen Gipfel die Riesensäule von Obtschina, der Obelisk des Kaisers von Oesterreich, im Glanze der aufgehenden Sonne steht. In dem Walde der Bäume des Meers, die so oft in den Stür-

*) Es ist zwar nur eine Sage, weit entfernt aber, daß sie, wie Einige behaupten möchten, geologisch widerlegt würde, findet sie ihre Bestätigung in ähnlichen Auswürfen, die bei den heutigen Stein- und Marmorbrüchen auf dem Karso entstehen.

*) Traghettos werden in Venedig die Brücken vertretenden Stellen der Canäle genannt, wo auf Gondeln übergefahren wird.

men des Meeres gegangen, ſpielen die verſchiedenſten Flaggen und Wimpeln, ziehen Hunderte von Kähnen, ſingen Tauſende von Schiffern! Aus jedem Fenſter ſchaut es, aus jeder Pforte geht es, aus jeder Gaſſe ſtrömt es; welch ein Gedränge, Gewühl, Geroll, Gelärm, welch ein Evviva in dieſer Luft, als wenn der Kaiſer da wäre. Alles luſtig und feſtlich, wie wenn es Sonntag wäre! Der Fakir, der den Sack aus der Barke über das ſchwankende Brett trägt, ſcheint unter ſeiner Laſt zu tanzen. So guten Muthes iſt Jedermann, und Alles iſt am Werke; ſelbſt die Promenade, hier eine Kopfrechnung, oder doch gewiß ein Calcul, iſt eine Beſchäftigung, ſelbſt die Promenade! Und kein Bettler, man möchte ſagen, kein Armer! Jedermann kann ſich geltend machen, ſo wie jeder Fußbreit Boden außerordentlich koſtbar iſt, und die Stadt — man ſieht, man hört ſie wachſen, und der Karſo, der ſie umgibt, iſt, man möchte ſagen, glitzernd und koſtbar wie ein Edelſtein! Welch ein Erwachen! Man reibt ſich erſtaunt die Augen, man hat geſchlafen, man hat geträumt! Wie es rauſcht und treibt, wie da Alles Ein Geäder, Ein Gerade, wie da Alles in einander fließt und in einander greift! Und was nicht ſo in das Leben greift, wird vergeſſen! Drüben ſteht der Thurm von Aquileja, laß ihn ſtehn, was kümmern dich Ruinen! Siehe dort in jener neuen Grube Sarkophage und Urnen aus dem alten Tergeſte, und, o die Vandalen, ſie verbauen ſie, ſie vermauern ſie wieder mit den Felsblöcken des Fundaments! Laß ſie machen, was kümmern dich die Aſchenkrüge und die Thränenvaſen des Alterthums! Wahrhaftig, es geht einem da, wie dem, dem ſein neuer Frack lieber iſt, als die ſchönſten griechiſchen und römiſchen Draperien, oder wie dem und der, die lieber im Pariſer und Wiener Modejournale blättern, als in einem Album aus dem Parthenon, dem Capitol und dem Vaticano! Man vergißt, was nicht leibt und lebt wie hier, man vergißt Venedig, man iſt nicht mehr über Trieſt böſe, man macht Wünſche für ſeine Unſterblichkeit, man weidet ſich an ſeiner Jugend, an ſeiner Hülle und Fülle, an dem Muthwillen ſeiner lachenden Fortuna, an dem Leben, was ſich entwickelt in den Kaffee-, Zucker- und Zimmetballen, von Häring, Stockfiſch, Käſe und Caviar, man weidet ſich an dem Gotte, der ſo fein zu ſtehlen weiß, vor welchem Argus ein Blinder iſt, an dem Gott, der die Seelen in die Hölle zum Pluto oder zum Teufel führt.

Chronik der Reiſen.

Baptiſtin Poujoulats Reiſe in Anatolien.

Am 12 Januar 11 Uhr Morgens reiſten wir über die Karawanenbrücke aus Smyrna ab. Wir nahmen Miethpferde, die wir die zwanzig oder dreißig Tage, ſo lange unſere Reiſe dauern wird, behalten werden. Den mit den Trümmern ſeiner alten Akropolis gekrönten Berg Pagus zur Rechten laſſend, hatten wir bald Kara-Bunar (die Dianenbäder) und ſeine reizenden Gärten vor uns. Von Smyrna bis Nyphi iſt das Land fruchtbar und abwechſelnd. Große Oelbaumpflanzungen breiten ſich über die Ebene hin aus, und Cypreſſenwälder erheben ſich in verödeten Friedhöfen. Links hat man die Bergkette des Sypilus, rechts die des Tmolus vor Augen, deſſen mit Tannen und andern Bäumen bedeckte Seitenfläche reizende Punkte bietet. Yuruks-Zelte, am Fuße dieſes Berges aufgeſchlagen, vervollſtändigten dieſe mir ganz neuen Landſchaften. Die Yuruks ſind Muſelmänner von der Secte Ali's (d. h. Schiiten); ſie verließen im Anfange des 11ten Jahrhunderts Perſien, leben nur von dem Ertrag ihrer Heerden, und beſtehen aus nicht viel mehr als 600, in den Sandſchakaten Aidin und Katayeh zerſtreuten Familien. Die Yuruks zahlen den Paſchas dieſer Gegenden, welche ihnen unbebaute Ländereien als Weiden überlaſſen, nur geringen Schoß.

Sieben Wegſtunden trennen Smyrna von Nyphi, einem aus 500 halb griechiſchen, halb muſelmäniſchen Familien beſtehenden Flecken, in angenehmer Lage am Fuß einer verfallenen Veſte. In den Gärten von Nyphi ſteht ein alter Thurm, der, der Sage nach, vereinſt die Behauſung eines vornehmen Griechen war. „Dieſer Herr, ſagte mir ein Dorfbewohner, hatte eine ſehr ſchöne, einem jungen Philadelphiſchen Fürſten verlobte Tochter; als der junge Mann ſeine Braut heimſuchen wollte, fand er ſie todt.“ Nyphi bedeutet in neugriechiſcher Sprache Braut, ein Name, der dem Dorfe und dem Thurme blieb. Der Pflanzenwuchs um Nyphi her iſt ſchön und kräftig; Nuß- und andere Obſtbäume trifft man in großer Zahl.

Mit Sonnenaufgang des 13 machten wir uns in nordöſtlicher Richtung wieder auf den Weg. Nach einer Stunde kamen wir über eine fünfbogige Brücke, die über einen Fluß, gleichen Namens wie das Dorf, das wir ſo eben verlaſſen, geſchlagen war. Wir ließen ſie zur Rechten, und gelangten nach acht Stunden über eine weite Ebene, auf welcher nur Tamarinden und Hochgeſträuch wächſet, nach Kaſſaba. Man hatte uns zu Nyphi geſagt, die Peſt richte in Kaſſaba große Verheerungen an, und der Anblick mehrerer friſch aufgeworfener Erdhügel ſchien dieſe traurige Nachricht zu beſtätigen. Allein bald hörten wir, daß dieſe neuen Spuren nicht das Werk des Todes, ſondern Freudenzeichen zur Feier des Beiram ſeyen; denn während dieſes Feſtes ſchmücken die Muſelmänner die Gräber ihrer heimgegangenen Lieben mit Baumzweigen, und graben die Erde um, als wollten ſie dieſelbe denen, die darin ruhen, leichter machen. In dieſem Gebrauche liegt etwas unendlich Rührendes; der Osmanli geſellt ſo der Freude des Beiram diejenigen bei, die er hienieden einſt geliebt. Dieſes Jahr begann der Beiram zu Kaſſaba mit einem Unglück: ein junger Mann hatte bei Anbruch des Tages das Grab ſeiner ſeit einer Woche verſtorbenen Frau beſucht. Während er es mit Blumen ſchmückte, befiel alle ſeine Glieder ein plötzliches Zittern, und er ſtarb am Grabe derjenigen, deren Andenken zu ehren er gekommen war.

Kaſſaba zählt 5000 Einwohner, 1000 Griechen, 50 Armenier und der Reſt Türken. Beide chriſtliche Secten beſitzen eine Kirche, die Türken acht Moſcheen. Der Haupterwerbszweig dieſes Fleckens iſt Baumwolle, die auf Kameelen nach Smyrna verführt wird. Die Kaſſaber Melonen verdienen den Ruf, deſſen ſie in ganz Anatolien genießen. Kaſſaba iſt von keinem Paſchalik abhängig; der Ertrag der Auflagen iſt den Odaliſken des Großherrn vorbehalten. Es gab im osmaniſchen Reiche von jeher kleine Städte, deren Einkünfte insbeſondere den Frauen des Sultans beſtimmt waren. Kaſſaba iſt an einen Muſſelim verpachtet, der jährlich eine beſtimmte Summe an das Serai bezahlt, die er leicht doppelt und dreifach ſich wieder zu erſetzen weiß. Ich erkundigte mich nach der Summe, welche der gegenwärtige Statt-

halter an die Frauen Mahmuds abzugeben hat, allein ich erfuhr nichts Beſtimmtes; wahrſcheinlich iſt es ein Geheimniß zwiſchen dem Muſſelim und dem Serai.

Die Entfernung von Kaſſaba nach Sardes beträgt vier Stunden. Die Straße zieht ſich von Norden nach Süden. Drei Stunden von Kaſſaba trifft man zwei türkiſche Dörfer: Devrent und Orgarleh. Der Weg führt mitten durch eine unangebaute Ebene. Wir ſahen von Zeit zu Zeit lange Reihen Kamele, welche Baumwollenballen nach Smyrna brachten. An der Spitze der Karawane reitet ein Türke auf einem kleinen Eſel; der Muſelmann läßt ſorglos ſeine Finger auf den Saiten einer Mandoline hin und her laufen. Die Karawane macht während des Marſches nicht das geringſte Geräuſch; mehr als 400 Kamele marſchiren hintereinander, und doch hört man nur die eintönigen Klänge der Mandoline des Kameltreibers. „Sart, Sart!“ (ſo nennen die Türken Sardes) ſchrie unſer Suridſchi (Führer), auf eine grasbedeckte Fläche deutend, wo wir große Mauern und ſtehende und umgeſtürzte Säulen ſahen: hier ſtand einſt Sardes; einige Nuruk-Zelte nehmen die Stelle der Paläſte und Tempel der Hauptſtadt des lydiſchen Reichs ein. Da Sart auf der Straße nach Philadelphia liegt, ſo findet man hier ein ſchmutziges Wirthshaus, deſſen Beſitzer ein alter zerlumpter Grieche iſt; wir übernachteten daſelbſt am 15 Januar. Neben dem Wirthshauſe befindet ſich eine Mahlmühle, die von dem Pactolus getrieben wird, deſſen Waſſer keinen Goldſand mehr führt. Der Pactolus iſt ein ſehr beträchtlicher Fluß, der ſich zwei Stunden nordöſtlich von der verfallenen Stadt in den Hermus ergießt.

Eine halbe Stunde genügt zum Beſuche der Ueberreſte der Stadt des Cröſus. Hinter der Mühle befinden ſich die Trümmer einer der Jungfrau Maria geweihten Kirche. Sie wurde aus Säulen und Capitälen gebaut, die wahrſcheinlich zu dem in den heidniſchen Zeiten zu Sardes ſo berühmten Tempel der Cybele gehörten. Nordöſtlich von der Mühle ſieht man die Ruinen einer andern, dem heiligen Johannes geweihten Kirche. Mitten in der Stadt finden ſich ſtarke Ziegelſteinmauern — die Reſte der Gerufia oder des Palaſtes des Cröſus, wie man ſagt: das Gebäude muß ſehr groß geweſen ſeyn, denn ſeine Grundlagen nehmen einen bedeutenden Flächenraum ein. Dieſe Königswohnung dient jetzt als Kuhſtall. Südlich von dieſen Trümmern liegt die Akropolis — ein kegelförmiger Berg von einer dreifachen Mauer umgeben, die durch ihre Feſtigkeit der Zeit zu trotzen ſcheint. Auf dem Gipfel des Berges ſah ich die von den Perſern erbaute Vedette; vergeblich aber ſuchte ich den Tempel des Zeus Olympios, den Alexander erbauen ließ, nachdem Sardes ihm ſeine Thore geöffnet. Die intereſſanteſten Ruinen der alterthümlichen Stadt befinden ſich ¾ Stunden ſüdweſtlich von der Mühle in einem maleriſchen Thal, in deſſen Hintergrund ein vom Tmolus herabkommender Fluß fließt. Dieſe Ruinen ſind die der Tempel der Cybele; zwei große joniſche Säulen ſtehen noch; um ſie herum liegen Strünke, Schäfte, Simswerke, Karnieße, ungeheure Capitäler von bewunderungswürdiger Arbeit — nie vielleicht hat die griechiſche Baukunſt Vollkommneres geſchaffen. Ich will die Geſchichte von Sardes, wie wir ſie aus den Alten kennen, nicht wiederholen — ich würde damit nur Schulgelehrſamkeit zur Schau ſtellen. Eines aber fällt mir ein: die merkwürdigen Entdeckungen Alexanders in den Archiven der lydiſchen Hauptſtadt. Der Sohn Philipps fand Papiere, welche ihm die von den Satrapen verſchwendeten Geſchenke enthüllten, um die Griechen zum Kriege gegen die Macedonier aufzureizen. Unter dieſen Papieren vorgefundene Briefe des Demoſthenes zeigten ihm, daß der große atheniſche Redner für die Schätze Aſiens nicht immer unzugänglich geweſen.

Thäte es noth, das Nichts der menſchlichen Größe noch zu beweiſen, ſo gäbe es hier Stoff zu ſchönen Betrachtungen über den gegenwärtigen Zuſtand von Sardes. Dieſe Stadt, in welcher die Schätze von zehn Nationen zuſammenfloſſen, dieſe Stadt, in welcher Cröſus den Reichthum vergötterte und Alles von ihm erwartete: Freude, Ehre, Troſt, Hoffnung; kurz, dieſe Stadt, welche Florus das zweite Rom nannte, iſt jetzt nur eine elende und ſtumme Einöde. Kein Handel, kein Anbau, kein Gold mehr an den Ufern des Pactolus; das Zelt des ärmlichen Nuruk iſt Alles, was man in dieſem Land, an das ſich ſo glänzende Erinnerungen knüpfen, findet.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Expedition nach dem Südpol. Der Terror, Capitän Crozier, und der Erebus, Capitän J. Roß, ſind unter Segel gegangen, um ihre Expedition in die Südpolarmeere anzutreten. Beide Schiffe gleichen ſich wie Zwillinge, ſo ſehr ſind ſie auf einerlei Weiſe ausgerüſtet. Der Erebus hat 370, der Terror 340 Tonnen; jedes Schiff führt 64 Mann. Nichts wurde vernachläſſigt, um dieſe Schiffe gegen alle Hinderniſſe ihrer gefährlichen Fahrt zu ſchützen. Die größte Sorgfalt wurde auf den innern und äußern Bau derſelben verwendet; jedes hat 8 Schaluppen, welche namentlich zur ſelbſtſtändigen Unterſuchung von Meerengen u. dgl. eingerichtet ſind, und 6 Kanonen, wovon 4 zur Vertheidigung und 2 für die Signale. Eine viereckige eiſerne Röhre wurde ſo angebracht, daß eine milde und ſtets gleiche Temperatur an Bord unterhalten werden kann. Vom oberſten Verdeck aus können Sägen in verſchiedener Richtung angebracht werden, um das Eis zu ſpalten; einige dieſer Sägen ſind 30 Fuß lang. Die Schiffe ſind auf drei Jahre verproviantirt. Mit den wiſſenſchaftlichen Inſtrumenten hat die königliche Geſellſchaft die Schiffe reichlich ausgeſtattet, und die Admiralität hat auf jede Weiſe dazu beigetragen, den Erfolg der Nachforſchungen dieſer kühnen Seeleute möglichſt zu ſichern. Die Zahl der Inſtrumente, die zu Beobachtungen dienen ſollen, iſt unbeſchreiblich. (Engl. Bl.)

Münzenfund bei Tunis. Im vorigen Jahre entdeckte Hr. Bondor, als er in der Umgegend von Tunis Nachgrabungen anſtellen ließ, neben einigen ſchönen Moſaiken von alter Arbeit und vertieft gravirten Steinen eine Anzahl Münzen, darunter fünf carthagiſche von griechiſcher Arbeit, mehrere römiſche und byzantiniſche, und endlich einen Denier tournois von Ludwig dem Heiligen, welcher wahrſcheinlich aus den Zeiten ſeines Kreuzzuges hier blieb. (Revue numismatique.)

Münzenfund bei Algier. Ein Hr. Desgranges hat auf einer kürzlichen Reiſe in Algerien mehrere Münzen zuſammengebracht, darunter einige unſichere Bronzemünzen von numidiſchen Königen. Unter den neuen Münzen iſt eine von Abdel-Kader, welcher aber nach dem Beiſpiel der erſten Fürſten des Islam ſeinen Namen nicht auf die Münzen ſchlagen ließ, ſondern man lieſt nur auf der einen Seite einen frommen Spruch, auf der andern den Namen der Stadt Tegdemt und die Jahrzahl 1254 (1857 — 58). (ibid.)

München. In der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 275.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

2 October 1839.

Bruchſtücke aus Marryatts' Diary in America.

In keinem Theile der Welt vielleicht hat man ſo viel Schwierigkeit allein zu ſeyn und ſeinen Träumereien nachzuhangen als in Amerika. Die Amerikaner leben ſo zu ſagen Heerdenweiſe (gregarious) und halten es für unhöflich, einen allein zu laſſen. Alles geſchieht in Haufen und unter einem Haufen. Sie ziehen ſelbſt ein doppeltes Bett einem einfachen vor, und man bot mir oft aus bloßer Gefälligkeit an, in Einem Bette mit mir zu ſchlafen. Hätte ich die Zahl der Leute aufgezeichnet, die bei mir eingeführt wurden, ſeit ich dieß Land betrat, es käme eine unglaubliche Zahl heraus: Hr. A. führt Hrn. B. und C. ein, die HH. B. und C. führen die HH. D. E. F. und G. ein, und ſo in infinitum fort den ganzen Tag. Dabei iſt es unwandelbare Sitte, einem die Hand zu ſchütteln, und ſo ſchüttelt man ſich dort und da und allenthalben die Hand, der Himmel mag wiſſen, wem, in dieſem Lande der Gleichheit. Aber mit Einem Händedruck iſt's nicht abgethan; trifft man ſich zwanzigmal im Tage, ſo iſt zwanzigmal die Hand ausgeſtreckt mit einem: „Nun, Capitän, wie geht es Ihnen jetzt? Wie gefällt es Ihnen in unſerm Land?" Und dabei drücken ſie einem die Hand kräftig. Es iſt Alles herzlich gut gemeint, aber die ewigen gleichförmigen Fragen ſtellen endlich die Geduld und Ausdauer auf eine harte Probe. Gar manchmal wäre ich gern allein und incognito geweſen. Auf der Fahrt nach Utica hatte man mich wenigſtens auf der Eiſenbahn nicht erkannt, und ſo hoffte ich auch im Gaſthofe unbekannt zu bleiben. Bei meiner Ankunft ging ich nach dem Gaſthof und verlangte ein Bett; man reichte mir das Buch, und bat mich meinen Namen einzuſchreiben. Wo man auch immer in Amerika anhält, bringt man ein ſolches Buch herbei, nicht als ob dieß Polizeivorſchrift wäre, ſondern bloß weil man kein Geheimniß in Amerika geſtatten will, und weil ſie jeden Fremden gern kennen möchten. Dieſer Eſpionnage weicht man freilich durch Nennung eines falſchen Namens leicht aus; ich hatte eben die Feder in der Hand und beſann mich, ob ich Mr. Snooks oder Mr. Smith in das Buch ſchreiben wollte, als man mich auf die Schulter klopfte mit der Frage: „nun, Capitän, wie geht es jetzt?" Verzweiflungsvoll ließ ich die Feder aus der Hand fallen, und ſtatt meines Namens war ein Klecks im Buch. Es war ein alter Bekannter aus Albany, und ehe ich noch 10 Minuten im Gaſthof war, hatten mich noch zehn andere erkannt. Die Amerikaner ſind ſelbſt ſo locomotiv, daß es unmöglich iſt, incognito zu reiſen. Iſt man einmal zu New-York bekannt, ſo kennt man einen überall, denn allenthalben trifft man Jemand, auf den man in der Hauptſtraße von New-York geſtoßen iſt.

*

Die Stadt Albany liefert einen auffallenden Beweis nicht nur von der Schnelligkeit, womit Städte in Amerika entſtehen, ſondern auch, wie durch größere Energie jeder Nachtheil überwunden wird. Vor etwa 20 Jahren war Albany allein, eine große, volkreiche Stadt, ohne Rivalen in ihrem Kreiſe, aber ſeine Bevölkerung beſtand größtentheils aus Holländern. Die Yankees aus den öſtlichen Staaten kamen hieher, und ließen ſich ihnen zum Trotz etwa zwei Stunden davon zu Troy nieder. Man hätte glauben ſollen, Albany werde dieſe Stadt in der Geburt erſticken, aber ſie vermochte es nicht, und Troy iſt jetzt eine ſchöne Stadt mit 20,000 Seelen, und hat Albany den größten Theil des öſtlichen Handels entriſſen. Die Einwohner von Albany heißen Albanier, die von Troy Trojaner!

*

Zwiſchen Albany und Troy herrſcht allerlei Eiferſucht: ſo rühmen ſich beide, die größte Unterrichtsanſtalt für junge Damen zu haben, die aus allen Staaten der Union hieher geſendet werden, um an dem einen oder dem andern Orte die letzte Erziehung zu erhalten. Hier, wie in manchen andern Anſtalten, erhalten die jungen Damen Diplome, wenn ſie ihre Examen gut beſtanden haben. Sie werden nach einem Syſtem erzogen, das ſelbſt Miß Martineau befriedigen würde, und die Mädchen vorbereiten kann, die Rechte auszuüben, deren, wie ſie klagt, die Frauen ſo ungerechter Weiſe beraubt wurden. Man ſtelle ſich dreihundert moderne Porcias vor, welche regelmäßig ihre Grade als Baccalaureus u. ſ. w. erhalten und aus der Unterrichtsanſtalt hervorgehen, voll Algebra, Gleichheitsgeiſt und Conſtitutionstheorie. Die Maſſe und Mannichfaltigkeit deſſen, was man in ſie hineinſtopft, überſteigt alle Begriffe. An dem

einen Nachmittage wurden ſie in der Algebra examinirt, und zeigten darin ziemliche Gewandtheit: in einem gewiſſen Alter begreifen Mädchen ſchneller als Knaben, und würden wohl auch das Gelernte behalten, wenn die nachherigen Pflichten des Kochens und Kinderpflegens nicht wären. Nach der Algebra kam die Theorie der amerikaniſchen Conſtitution an die Reihe; den Antworten zufolge aber ſchien dieſe ihnen noch abſtruſer, als die Algebra, denn die Weiber ſind geborne Tories, und laſſen nur das Schürzenregiment als legitim gelten.

*

Die Erziehungsanſtalt in Schenectady bietet eine Eigenthümlichkeit dar: man nennt dieſelbe Botany Bay, weil hier meiſt junge Leute aufgenommen werden, die aus andern Anſtalten entlaſſen wurden, und die hier durch moraliſchen Einfluß und väterliche Herrſchaft, die einzigen Mittel, um wilde, junge Leute zu beſſern, in Ordnung erhalten werden. Profeſſor Nott, der die Anſtalt leitet, iſt ein ſehr gewandter Mann, und dieſe Anſtalt wird vielleicht tüchtigere junge Leute liefern, als irgend eine andere in der Union. Ein auffallender Umſtand iſt auch noch, daß hier keine beſondere, religiöſe Secte herrſcht, wie faſt in allen andern. Die Anſtalten zu Yale, Williamstown und Amherſt ſtehen unter presbyterianiſchem Einfluſſe, Washington College unter dem der Epiſcopalen, Cambridge in Maſſachuſetts unter dem der Unitarier.

Triest.

III.

Trieſt wächst wirklich zuſehends. Man ſchaut nicht mehr auf einzelne Häuſer, ſondern auf ganze Gaſſen, die da gebaut werden. Iſt ein Haus klein, ſo wird es abgeriſſen und groß gemacht: man ſieht faſt keine Baracken, keinen Einſtock mehr; hat Jemand nicht ſo viel Thaler, als nöthig ſind, um damit einen Bauplaß zu bedecken, ſo deckt er ſein Haus ab und läßt es in die Höhe ſchießen; ſteht dem Bau ein Berg im Wege, ſo wird er abgegraben oder hinweggeſprengt, ſteht ihm das Meer im Wege, ſo wird es ausgefüllt: die Stadt dehnt ſich und erhebt ſich, wächst nach allen Richtungen. Unter den Waarenballen, die da beſtändig einherrollen, rollen die Wagen mit Fels- und Marmorblöcken, mit Quadern, mit Ziegeln, mit Sand, mit Kalk, rollen die Karren mit dem Abſchube der Berge, mit dem Auswurfe der Gruben zu Keller- und Magazinengewölben. Unter den Fahrzeugen, die da einlaufen, landen Schiffe und Barken mit Erde, *) mit Bäumen und Blumen, mit den Garten, mit welchen rings die nackten Felſen immer bekleidet werden. Das neue Hoſpital, rieſenhaft, ſelbſt in die Ausſicht von Odtſchina tretend, iſt beinahe fertig; zwei noch größere Gebäude ſollen bei Servola und bei Muja aufgeführt und dadurch der ganze Golf letztern Namens in die Stadt gezogen werden. Ein neuer Molo, 100 Klafter lang, ſoll in das Meer hinausgebaut werden; die gebirgige Promenade nach Servola wird abgetragen und ebenhin ans Meer gelegt. Die Dogana vecchia, wofür eine Geſellſchaft 400,000 Gulden gab, jetzt aber 800,000 haben könnte, wird von derſelben auf Speculation in ein Tergeſteo umgeſtaltet, d. i. in ein Gebäude mit einem prachtvollen Kreuzgange und Bazar, mit Cafés, Caſinos. Die Villa Campomarzo, vor etlichen Jahren für 71,000 Gulden vom Fürſten Baciocchi der Gräfin Lipona verkauft, dieſer ſpäterhin für 220,000 fl. nicht feil, damals weit außerhalb der Stadt gelegen, liegt jetzt faſt in derſelben. Die Villa Necker, vom Fürſten von Montfort vor ein paar Jahren für 130,000 Gulden an den Hrn. Necker verkauft, früher hoch über der Stadt gelegen, liegt nun in derſelben, die Häuſer ſtellen ſich vor ihr aufeinander und verbauen ihr die Ausſicht, und Hr. Necker erhielt für die Erlaubniß, ihr drei Façaden gegenüber ſtellen zu dürfen 9000 Gulden, und für andere Kleinigkeiten, für Sachen, die man kaum Zipfel nennen könnte, erhielt er 27,000, von der Miethe bezieht er 9000, und aus dem Gartenfeld, das zur Villa gehört, wollt' er es ſtückweiſe zu Bauplätzen hergeben, würde er jetzt ſchon 600,000 Gulden löſen! *) Es herrſcht hier wie eine Wuth, zu bauen und Gebäude zu kaufen, faſt wie die Wechſel gehen von Hand zu Hand die Häuſer, auf dem Intavolationsbureau erſcheinen manche drei bis vier und fünfmal im Laufe Eines Jahres! Es iſt ein Furor, es iſt aber keine Krankheit: die Leute haben Geld, ſie bezahlen, und ſie profitiren. Es iſt der Krieg im Frieden, und wer das beſingen will, braucht nicht erſt die Hand von Wunden zu heilen, bevor er in die Saiten greift. Es iſt nicht der Friede des Kriegs, ubi solitudinem faciunt, pacem appellant, es iſt der ſchöne Krieg des Friedens! Trieſt, das vor noch nicht vielen Jahren kaum ein ordentliches Compliment zu machen verſtand, das in den Manieren bloß die Süßigkeit des Kundenkäufers, die Beredſamkeit des Mäklers, die Freiheit der Ellenſitze, die Urbanität eines großen Fleckens und die Humanität eines kleinen Marktes beſaß, hat jetzt viel von Saal und Salon, hat Spiegel, in welchen es ſich beobachtet, vor welchen es eine ſchöne und gute Figur zu machen ſtudirt, vor welchen es mit den feinen und koſtbaren Stoffen auch ſeinen Sinn und vornehme Geſinnungen anzulegen ſich beſtrebt; „die Trieſtiner ſind noch zu jung, ſie ſind nicht ſparſam“ (d. i. nicht geizig) genug, ſie thun nicht, wie die Genueſer, wie die Venetianer, wie die Frankfurter gethan, ſie thun nicht, als wenn ſie reich werden wollten, ſie geben zu viel aus, ſie thun reich, pavoniren, ſchlagen Rad und galoppiren, wo ſie ſachte gehen müßten, ſie glänzen; aber es iſt noch mehr fumo als arrosto, mehr Duft oder Dunſt, denn Braten! O ihr Trieſtiner, laßt euch nicht irre machen, laßt es nicht geſchehen, daß der Geiz bei euch zur Maxime werde, es wird ſchon Kreuzerpetzer genug unter euch geben, es liegt ſchon im Gelde eine größere Neigung, liegen zu bleiben, als zu circuliren, es hat zwei breite Seiten, auf denen es liegen bleibt, während es nur einen ſchmalen Rand hat, auf dem es rollt,; fahrt fort, eben ſo leicht auszugeben, wie ihr leicht gewinnt, fahrt fort, euch reich zu kleiden

*) Gewöhnlich aus Iſtrien; der Humus um Trieſt herum iſt großentheils Zufuhr.

*) Hier geht nur der 20 fl. Fuß.

und zu meubliren, eure Küche, eure Livreen, eure Wagen und Rosse glänzen zu lassen; keine Bange, ihr werdet schwerlich Verschwender werden, aber wie bald ist's geschehen, und der Geiz, der auf eurem Grund und Boden liegt, sitzt mit euch zu Tische!

Ein Conditor, der sich voriges Jahr hier ansässig machte, verkaufte, ungeachtet seiner zahlreichen Zunftgenossenschaft, für 40,000 Gulden Zuckerwerk in Einem einzigen Jahre! und 30,000 bis 40,000 Gulden soll das Confect gekostet haben, mit welchem sich die jungen Damen und Herren auf dem Faschingscorso bekriegten. Nicht mit übergypsten Maiskörnern oder ähnlichem, wie in Rom, Bologna u. s. w., bewarfen sie sich, sondern mit köstlichem Zuckerwerk und mit kostbaren Blumensträußen. Ungeachtet ein großer Theil des geworfenen Confectes von den Gassenbuben aufgelesen und aufgegessen worden war, hatte es doch mit dem, was von den Nasen herkam, und mit der Cigarrenasche eine solche Kruste auf dem Börsenplatze gesetzt, daß dieselbe auf Aschermittwoch aufgehackt und weggeschaufelt werden mußte. Auf dem Corso konnte man so recht sehen, auf welch erstaunliche Weise Triest mit Kleidern, Livreen, Wagen und Pferden und dergl. Luxus treibt. Dadurch schon allein war der hiesige Carneval eines Besuches werth; und dabei das Gemisch von Tschitsche, Hanswurst und Harlekin, die verschiedenen Costume, die verschiedenen Zeuge. Doch was die verschiedenen Costume und Zeuge anbelangt, so däucht es einem hier beständig Carneval: unter dem Gedränge der dunkeln Fracks eine Menge Griechen und Albanesen, im Hafen vielerlei Volk, Türken mit krummen Beinen und rothen oder gelben Spitzpantoffeln, Krainer in bemalten Pelzmänteln, Kärnthner in langen Stiefeln und ledernen Hosen, Slavonen mit langen Ueberröcken und langen Schnurrbärten, die schmucken Mandrieri oder Bauern des Triestiner Weichbildes, Serbier, Furlaner, Croaten, Tschitschen, Bottegas, Cameriери, Parruchieri, deutsche Kellner und Kellnerinnen und — und es ist ein Thurm von Babel — aus dem Karso nach dem Himmel; da tragen sie alle Trachten, da sprechen sie in allen Zungen, sie verstehen sich aber alle einander ganz vortrefflich!

Chronik der Reisen.

Baptistin Poujoulats Reise in Anatolien.

(Fortsetzung.)

Eilf Wegstunden führen von Sardes nach Ala-Schehr (die buntscheckige Stadt), und nicht Allah Schehr (Gottesstadt), wie sie beinahe alle Reisenden nennen. Wenn man Sardes verläßt, nimmt man seine Richtung dahin östlich über eine mit turkomanischen Zelten besäete Ebene. Diese Ebene gränzt gegen Süden an die lange Tmolus-kette, gegen Norden an die Berge, welche den Namen Bellendschi-Dagh führen. Zwei Stunden von Sardes befinden sich zwei muselmänische Dörfer: Seleïli und Kulah. Wir übernachteten am 15 Januar in einer rauchigen Hütte an der Straße, 7 Lieues von Ala-Schehr. Ein alter gemächlicher Türke nahm uns bei sich auf. Unser Wirth Mohammed ließ sich nicht einfallen, daß wir der Sprache der Osmanli unkundig seyn könnten, und redete uns daher geradezu an. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er wahrnahm, daß wir nicht türkisch sprechen konnten. Er hatte sich nicht einbilden können, daß es auf der Welt noch andere Sprachen gebe, als die seinige. Auch konnte er sich von seinem Erstaunen nicht erholen, schlug seine Hände über dem Kopfe zusammen, und ließ kein anderes Wort vernehmen, als: Masch-Allah! Masch-Allah! (Wunder Gottes! Wunder Gottes!)

Ala-Schehr, das alte Philadelphia, liegt am Fuße des Berges Tmolus, den die Türken des Schnees wegen, womit sein Gipfel beständig bedeckt ist, Kestenus-Dagh (weißen Berg) nennen. Philadelphia ist mit starken, an mehrern Punkten von Erdbeben niedergerissenen Mauern umgeben. Die neuere Stadt, sehr arm und schmutzig, nimmt nicht ganz den von den Wällen umschlossenen Raum ein. Ala-Schehr hat wenig Obstbäume. Die Haupteinkünfte der Stadt bilden Korn, Baumwolle und Tabak. Die Bevölkerung besteht aus 12,000 Türken und 3000 Griechen. Die Muselmänner haben acht Moscheen und die Christen zwei Kirchen. Sie können nicht glauben, mit welchem stolzmitleidigen Eifer uns die philadelphischen Christen innerhalb der Wälle eine alte Kirche zeigten, von welcher noch große und starke Quadersteinmauern gut erhalten sind. An einer dieser Mauern bemerkt man das Bild des Evangelisten Johannes. Die christliche Gemeinde zu Philadelphia wird in der Offenbarung unter den sieben morgenländischen Kirchen aufgeführt. Den Christen dieser Stadt ist es nicht unbekannt, daß jener Apostel mit dem Worte Kirche nur zu den Herzen der Gläubigen spricht; nichtsdestoweniger erscheint dieser Tempel, dessen Mauern von den muselmännischen Einfällen wenig gelitten haben, als wahrer Zeuge des christlichen Philadelphia.

„Ich weiß deine Werke," sagt das Buch Jesu Christi (Offenbarung III, 8 — 12) zu dem Engel der Kirche von Philadelphia. „Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Thüre, und Niemand kann sie zuschließen; denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort behalten, und hast meinen Namen nicht verläugnet. Siehe, ich werde geben aus Satanas' Schule, die da sagen, sie sind Juden und sind's nicht, sondern lügen. Siehe, ich will sie machen, daß sie kommen sollen und anbeten zu deinen Füßen, und erkennen, daß ich dich geliebet habe. Dieweil du hast behalten das Wort meiner Geduld, will ich auch dich behalten vor der Stunde der Versuchung, die kommen wird über den ganzen Weltkreis, zu versuchen, die da wohnen auf Erden. Siehe, ich komme bald. Halt', was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. Wer überwindet, den will ich machen zum Pfeiler in dem Tempel meines Gottes, und soll nicht mehr hinausgehen. Und will auf ihn schreiben den Namen meines Gottes, und den Namen des neuen Jerusalem, der Stadt meines Gottes, die vom Himmel herniederkommt, von meinem Gott, und meinen Namen, den neuen."

Sämmtliche Christen von Philadelphia kennen diese erhabenen Worte; die Mütter lehren sie ihren Kindern, sobald sie zu sprechen anfangen. Jeden Abend, jeden Morgen sagt der Christ von Ala-Schehr diese Worte her, wie er das Gebet des Herrn hersagt, das in allen Winkeln der Erde, wo es Kinder des Evangeliums gibt, ertönt. Die Philadelphier waren stets eifrige Kämpfer des christlichen Glaubens. Im Jahre 1306 war Philadelphia die einzige griechische Stadt Kleinasiens, welche dem Sultan Bajazet den Eintritt verweigerte. Die Art, wie Ala-Schehr in die Gewalt der Söhne Murads I fiel, verdient Erwähnung. Da Bajazet sich Philadelphia's nicht zu bemeistern ver-

mochte, so nahm er zu Sicherung seines Planes die Contingente seiner neuen Verbündeten, des Krals von Serbien und des Kaisers von Byzanz, in Anspruch. Manuel forderte den griechischen Befehlshaber von Philadelphia auf, den Platz zu übergeben und türkischen Statthalter und Richter aufzunehmen. Das Oberhaupt von Philadelphia antwortete dem byzantinischen Kaiser, er werde an seinen Mitbürgern durch Uebergabe Philadelphia's an einen Barbaren nicht Verrath üben. Bajazet, voll Ingrimm, gab den unter den byzantinischen Kaisern, seinen Verbündeten, stehenden griechischen Truppen Befehl, sich Philadelphia's zu bemächtigen. Joannes Paläologos und Manuel waren die Vordersten bei Erstürmung ihrer eigenen Stadt, um sie dem osmanischen Herrscher zu überantworten. Die Führer der griechischen Armee empfingen aus den Händen Bajazets den Lohn ihres Eifers oder vielmehr ihrer Feigheit, den Befehlshaber Philadelphia's und einen Theil der Einwohner aber ließ der grimmige Sultan niedermetzeln.

Eine Stunde südlich von dem Hügel, auf dem die Akropolis von Philadelphia stand, ist eine Mauer, die, Smith zufolge, nach dem Blutbade der Einwohner von Ala-Schehr, von Bajazet aus menschlichen Gebeinen erbaut wurde. Ein Blick darauf genügt, den Irrthum des englischen Reisenden gewahr zu werden. Diese Mauer ist ganz einfach der Ueberrest einer Wasserleitung, welche das Quellwasser des Tmolus, das natürliche Versteinerungen bildet, zur Stadt führte. Die Gewächse, welche das Wasser mit sich führte, blieben am Gemäuer inkrustirt, und zeigen zuweilen die Gestalt von Gebeinen.

Wir wohnten zu Philadelphia in dem Haus eines jungen griechischen Priesters. Da er wußte, daß wir nach Jerusalem gingen, so unterhielt er sich mit uns von dem heiligen Feuer, das sich auf wunderbare Weise am Charsamstage in dem Grabe Jesu Christi entzünde. „Die Mönche vom Kloster des heiligen Erlösers, sagte er uns, hören nicht gern von dem wunderbaren Lichte sprechen; sie suchen diesen Glauben unter den Griechen zu zerstören. Die Christen müssen aber einander gegenseitig beistehen, fuhr der Papa fort. In dieser Sache fehlt es den lateinischen Priestern an Nächstenliebe, denn sie wissen wohl, daß die griechischen Klöster der Stadt Christi keine andern Hülfsquellen besitzen, als das heilige Licht.“ Außer diesen Worten will ich Ihnen eine Thatsache anführen, die Ihnen einen bessern Begriff von dem Papa von Ala-Schehr geben wird. Die englischen Bibelvertheiler kamen kürzlich nach Philadelphia; sie boten den griechischen Priestern 10,000 Piaster (etwa 5000 Fr.), wenn sie die Christen der Stadt nicht wider sie einnehmen wollten. Die 10,000 Piaster wurden nicht angenommen, und die Verbreiter des Protestantismus machten zu Philadelphia keinen Proselyten.

Am 17 Januar, als wir uns eben zur Abreise anschickten, ertheilten uns drei Papas den Segen. Sie stellten sich vor uns, in der einen Hand ein brennendes Wachslicht und in der andern ein Buch, aus welchem sie mit lauter Stimme Gebete ablasen. Diese für uns zum Himmel gesendeten Gebete rührten uns, und wir dankten den Papas. Die Priester aber hatten von uns etwas Anderes als Danksagungen erwartet. Wie groß war daher ihre Enttäuschung, als sie uns zu Pferde steigen sahen, ohne daß wir unsere Börsen zogen! Einer dieser guten Väter konnte es nicht übers Herz bringen, uns abreisen zu sehen, ohne ein Bakschisch zu empfangen, und forderte es endlich. Wir hatten Mitleiden mit diesen heiligen Leuten, und gaben unserem Dragoman den Auftrag, ihnen den Lohn ihrer Gebete einzuhändigen.

In einem Briefe des dritten Bandes des „morgenländischen Briefwechsels“ *) deuteten Sie den Weg an, den Friedrich Barbarossa von Gallipoli aus bis an die Ufer des Scheleff nahm, wo dieser Kaiser sein Leben einbüßte. Auf unserem Wege von Sardes nach Laodicea folgten wir den Fußstapfen der deutschen Armee; wie sie, wanderten wir auf jener unermeßlichen Ebene, die gegen Süden an den Tmolus und Cadmus, gegen Norden an den Bellendschè-Dagh und die Berge Messogis gränzt. Nach Verfluß zweier Stunden gelangten wir an das östliche Ende der Ebene, wo sich das Tmolusgebirge mit dem von Bellendschè-Dagh verbindet. Hier beginnen die Messogisberge; sie zeigen anfänglich ein enges, krümmungreiches Thal, in dessen Hintergrunde sich ein spiegelheller Bach dahin schlängelt, beschattet von Pappeln und Platanen. Nachdem wir durch das am westlichen Abhang eines der Hügel gelegene Dorf Devrent gekommen, führte uns der Weg durch einen drei Stunden langen Wald von Zwergeichen, Tannen und Lärchen, und hierauf, immer den deutschen Kreuzfahrern vom Jahre 1190 folgend, nach Tripolis, einer neun Stunden von Philadelphia gelegenen Stadt.

Von dem alten Tripolis Mäanders ist nichts Besonderes mehr vorhanden: ein Theater, dessen Stufen verschwunden sind, zerstreut umherliegende Quader, Spuren von Wällen, umgestürzte Säulen auf einer weiten baum-, wasser- und grashlosen Hochebene — ist Alles, was sich dem Auge des Reisenden darbietet. Ein großer schwärzlicher Hügel mit einem gewaltigen Thurme, dem einzigen Ueberrest einer alten Akropolis, beherrscht die Hochebene, worauf einstmals die Stadt Tripolis stand.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nämlich in dem Werke Michauds und Poujoulats.

Erdbeben.

Am 2 August trat zu Martinique ein abermaliges Erdbeben ein. zwei Stöße, von denen jeder 40 Secunden dauerte, fanden um 2½ Uhr Nachmittags kurz nacheinander statt.

Am 8 September um 1¼ Uhr Nachts wurde in Monmouthshire und so ziemlich im ganzen Westen Englands ein Erdstoß verspürt.

Am 27 August ließen sich zu Messina mehrere starke Erdstöße spüren, die sich am 28 erneuerten, und am 30 und 31 abermals eintraten. In Calabrien soll dasselbe Erdbeben großen Schaden angerichtet haben. Man erwartete einen starken vulcanischen Ausbruch des Aetna.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 110** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: William Hazlitt's Charakteristik, der Redner Brougham und Burdett. — Der Cardinal Richelieu.** (Fortsetzung.) — **Miscellen.**

Zu dem Monatswerk dieses dem Auslande hergegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Theilnahme des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und ganzjährlich 16 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 276.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 October 1839.

Die Colonialpolitik Hollands auf Java.

Der Redaction ist eine umständlichere Behandlung dieses bis jetzt so wenig bekannten Gegenstandes von einem deutschen Arzte, Hrn. Selberg, zugekommen, der sich längere Zeit dort aufgehalten hat, und bereits auch über javanische Medicin, einen Besuch in Madura u. s. w. Mittheilungen in das Ausland machte. Der vorliegende Gegenstand zerfällt nach der Ansicht des Verfassers in 4 Abtheilungen, nämlich 1) in das Monopolsystem der ostindischen Compagnie von 1600 bis 1808; 2) in das System der Zwangsarbeit, eingeführt von General Daendels, 1808 bis 1811; 3) in das System der Landrente, eingeführt von den Engländern im Jahre 1812, und von den Holländern beibehalten bis 1830; endlich 4) in das Agricultursystem, das im Jahre 1830 durch den General van den Bosch eingeführt wurde. Diesen letzten Abschnitt wählen wir aus, der für jetzt der interessanteste ist, und über den wenig bekannten Zustand Java's ziemlich genügende Aufschlüsse gibt.

Das Agricultursystem.

Ehe wir zur Beschreibung des neuen Systems übergehen, welches der General van den Bosch auf Java einführte, ist es nothwendig, einige Ausflüsse des frühern ins Auge zu fassen, welche bei seinem Regierungsantritte noch fortdauerten. Nur nach Beachtung dieser können wir einen richtigen Schluß auf die Lage der damaligen Verhältnisse machen, und die Folgen der neuen Administration gehörig würdigen.

Der Krieg gegen Diepo Negoro dauerte fort, nahte sich aber sichtbar seinem Ende. Alle bedeutenden feindlichen Häuptlinge waren durch die Holländer gefangen genommen oder unterworfen. Der unermüdliche Diepo Negoro floh noch, von einer geringen Anzahl Anhänger begleitet, unaufhörlich von den holländischen Truppen verfolgt, in den waldreichen Bergen Djokjocarta's umher. So lange er selbst noch nicht gefangen war, durfte man die holländische Kriegsmacht, welche über 36,000 Mann stark war, nicht schwächen. Endlich wurde dieser kühne, unruhige Mann, welchen seine Geistesgaben eines bessern Schicksals würdig machten, am 28 März 1830 gefangen, und nun erst durfte man die Hülfstruppen entlassen. Doch blieb die Armee noch längere Zeit hindurch fortwährend auf dem Kriegsfuß, welchen, außer den Verhältnissen auf Java, auch die Lage des Mutterlandes erforderte. Daher kam es, daß im Jahre 1830 ungefähr vier Millionen und die folgenden Jahre hindurch jährlich anderthalb Millionen Gulden mehr als in Friedenszeit weggenommen wurden, für welche jedoch der Voranschlag gemacht worden war. Außerdem wurden aber noch in Folge des Krieges bedeutende Ausgaben nothwendig. Die inländischen Corps (Barissans), welche den nun unterworfenen Häuptlingen angehörten, mußten unterhalten und durften nur nach und nach vermindert werden, damit sie nicht, über eine plötzliche Auseinandersprengung unzufrieden, von neuem der öffentlichen Ruhe gefahrlich werden möchten; den unterworfenen Häuptlingen selbst hatte man bedeutende Vergütungen zugesagt, welche in Geld realisirt werden mußten. Die javanischen Fürsten und Prinzen waren durch den Krieg in große Schulden gestürzt worden, welche man ebenfalls, um neuen Unruhen zuvorzukommen, bezahlen mußte. Ebenso hatte das Gouvernement den Pächtern in den Fürstenländern Entschädigungen zugesagt, und manche andere Ausgabe, welche zu den unvorhergesehenen gehörte, war nothwendig.

In den Cassen Java's und der andern holländischen Besitzungen war am Ende des Jahres 1829 eine Summe von 5,721,380 Gulden vorräthig, von welcher eine flüssige Schuld von mehr als zwei Millionen in dem Laufe des Jahres 1830 bezahlt und die Administrationskosten für die ersten sechs Monate gedeckt werden mußten.

Der neu ernannte Generalgouverneur war mit einem Credit von zwei Millionen Gulden auf das Colonialdepartement versehen, wovon aber nur eine Million gebraucht wurde. Außerdem wurden 2 Millionen Gulden durch die Fregatte Rupel angebracht, wovon über eine Million als Reservefonds bei der Bank deponirt und beinahe eine Million zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse benutzt wurde. Man füge noch hinzu, daß das Jahr 1829 mit einem nachtheiligen Saldo von ungefähr sechs Millionen abgeschlossen wurde, ohne die Kriegskosten, mit welchen Djokjocarta belastet war, und man wird einsehen,

daß bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden blieben, wenn as indiſche Gouvernement ſich ſchon im Jahre 1831 alle ſeine Bedürfniſſe ſelbſt ſtellen ſollte, wie es der König der Niederlande befohlen hatte, und welches gleich darauf der Ausbruch der belgiſchen Unruhen nothwendig machte. Schnell mußte man Maßregeln ergreifen, ſowohl um die Ruhe auf Java herzuſtellen, als auch ſie zu befeſtigen. Die Nachtheile, welche ſich bei jedem jährlichen Rechnungsabſchluſſe zeigten, mußten aufhören, die Einnahme die Ausgabe übertreffen, um das Mutterland mit der gewonnenen Summe unterſtützen zu können. Zugleich mußte der holländiſche Handel nach der Colonie gehoben werden, um auch den indirecten Gewinn für das Mutterland ſo viel wie möglich zu vermehren.

Das Monopolſyſtem der Compagnie, das Zwangsarbeitsſyſtem des Generals Daendels, das Landrenteſyſtem der Engländer hatten keineswegs, wie wir geſehen haben, den gerechten Anforderungen des Mutterlandes entſprochen; der General van den Boſch führte deßhalb ein neues Syſtem ein, welches ſich von dem vorigen darin unterſchied, daß dadurch hauptſächlich die Agricultur ſo viel wie möglich gehoben, um Producte zu erzielen, welche einen bedeutenden Gewinn verſprachen, und die Induſtrie auf Java ſelbſt vermehrt wurde, aber beides auf eine Weiſe, welche mit dem Adat der Javanen übereinſtimmte und das Mutterland den Betrag der vermehrten Production gewinnen ließ. Doch blieb die Ausbreitung der Agricultur der Hauptzweck, denn nur nach Erreichung dieſes konnte man die andern Plane verwirklichen; daher denn auch das neue Syſtem „Stelſel van Kultures" genannt wurde.

Da ſich das Culturſyſtem des Generals van den Boſch genau dem Adat oder dem javaniſchen Herkommen anſchließt, ſo müſſen wir einige Bemerkungen über den javaniſchen Staatshaushalt wiederholen, ſo wie die neuen Einrichtungen ſelbſt beſchreiben.

Das Land, welches zu einem Deſſa gehörte, war ungleich unter den Bewohnern desſelben vertheilt. Ein Theil derſelben war von dem Beſitz ausgeſchloſſen und ſtand in einem Abhangigkeitsverhältniſſe von dem Grundbeſitzer, welcher über die perſönlichen Dienſte desſelben verfügte und ihm dafür einen Theil Landes abſtand, welcher zum Bedarf des Abhangigen hinreichte. Wurden von dem Abhängigen keine Handdienſte geleiſtet, ſo bezahlte er die Hälfte der Ernte an ſein Haupt oder ſeine Tjatja; wurden Handdienſte geleiſtet, ſo war er gewöhnlich von dieſer Abgabe frei.

Die Fürſten waren in ſo weit Eigenthümer alles Grund und Bodens, als ſie das Recht hatten, von allem bebauten Lande eine Abgabe zu fordern, oder auch hiefür perſönliche Dienſte in Anſpruch zu nehmen. Der Landbeſitzer jedoch konnte ſich dieſen Abgaben entziehen, wenn er das Land der Commune zurück gab, welche dann den Nutzen davon hatte und die Laſt darauf tragen mußte. Die Abgaben und Dienſte waren jedoch durch den Adat geregelt worden und beſtanden für den Fürſten in einem Fünftheil der Ernte oder in Handdienſten, welche man im Durchſchnitt auf 66 Tage jährlich rechnete. Wir haben geſehen, daß unter dem Syſtem der Landrente in der vorigen Epoche dieſes Herkommen verletzt war, indem ſtatt eines Fünftheils die Hälfte, zwei Fünftel oder ein Drittel der Ernte erhoben wurde.

Sollte ein Agriculturſyſtem auf Java mit Glück eingeführt werden, ſo müßte dieß ſo eingerichtet ſeyn, daß dieß Herkommen nicht verletzt, ſondern in Schutz genommen würde. Nach ſeinem Adat iſt dem Javanen in Folge des Klima's nichts angenehmer, als müßig ſeyn zu können, während er dabei mit allen Menſchen das Streben gemein hat, von der Arbeit, zu welcher er verpflichtet iſt, ſo vielen Nutzen als nur immerhin möglich iſt, zu ziehen. Dieſe beiden Eigenſchaften hatte der General van den Boſch bei der Einführung ſeines neuen Syſtems im Auge, und brachte dieſe in Verbindung mit dem Adat, um dem Javanen und beſonders den Tjatjas die Gelegenheit zu verſchaffen, entweder weniger zu arbeiten, oder bei einer Arbeit, welche der frühern gleich war, mehr Vortheile zu genießen.

Daher wurde für das neue Syſtem als Grundſatz angenommen: daß ein Deſſa, welcher den fünften Theil ſeiner Reisfelder zum Anbau eines Gewächſes hergab, welches für den europäiſchen Markt geeignet war, dabei aber nicht mehr Arbeit erforderte, als der Reisbau, von der Abgabe des Grundzinſes frei ſeyn ſollte; daß außerdem der Deſſa den Mitgenuß der Vortheile haben ſollte, welche dieß Gewächs lieferte, inſofern ſich bei einer Taxation herausſtellen würde, daß dieſelben größer wären als der ſchuldige Grundzins, und daß das Mißrathen der Ernte nur dem Gouvernement zum Nachtheil kommen ſollte, wenn nicht Mangel an Eifer und Fleiß von Seite des Javanen die Schuld davon trüge.

Daß dieſe Satzungen durchaus zum Vortheil des Javanen waren, indem derſelbe mehr Nutzen von ſeinem Lande ziehen konnte, iſt klar, während es ihm frei ſtand, weniger zu arbeiten, wie man weiter unten ſehen wird.

(Fortſetzung folgt.)

Trieſt.

IV.

Man vergaß Venedig, man denkt aber wieder daran, wenn man ſich in dieſem unaufhörlichen Gewühl und Getriebe geſetzt hat. In dieſem Gedränge iſt nicht genug Ruhe, es iſt wie ein Tanz ohne Muſikanten, wie ein beſtändiger Tag, es fehlt die Nacht mit ihren von andern Sphären ſingenden Sternen, es fehlt jenes Licht der Nacht, jenes magiſche, das der myſtiſchen und myſteriöſen Gefühle, das Licht der ſchönen Künſte, der Poeſie. Man ſieht die Steine wachſen, man ſieht ſie aber nicht blühen und mit keiner ſolchen Muſik, wie in Venedig. Wenn ſich die Pyroſcaphen vom Molo von San Carlo löſen und hinüberfahren, da möchte man mit, wieder mit hinüber nach Venedig, nach dem rührenden, träumeriſchen Venedig, das ſeinen Sonnenglanz verloren, aber noch den herrlichen Glanz des Vollmondes hat; das vielen Reichthum verloren, aber den der Schönheit in ſo hohem Grade noch beſitzt, das gleichſam ſeine Geſchichte verloren, deſſen jetziger Roman aber, mit dem von

Sanct Helena zu vergleichen, viel ergreifender und romantischer als seine Geschichte ist. Venedig ist wie ein schönes Weib von sanftem, melancholischem Wesen, in dessen Trauerlocken und süßes, schmerzliches Lächeln wir uns verliebten, und das wir überreich und fröhlich stimmen, das wir gleich zur Königin machen möchten, nicht bedenkend, daß eben in dieser Thräne der Brillant, daß eben in diesem Trauerflor der Zauber liegt! Und Venedig wird sich wieder heben, es hat von Triest nicht den Untergang zu befürchten, es ist Platz für beide in den großen österreichischen Landen und Raum für beide in unserer großen Zeit! Venedig wird nicht untergehen, oder um mich besser, seinem jetzigen Zustande gemäßer, auszudrücken, es wird wieder emporkommen, denn es besitzt noch Vieles, *) was in seinen Wellen wie in Felsen Wurzeln schlug, und es besitzt den Zoll der Bewunderung, den sehr einträglichen Zoll der unzähligen Schaar der Reisenden.

Venedig, dessen Schönheit Bewunderung einflößt und Mitleid gebietet, beweist, wie schön und wie ersprießlich es ist, wenn auch das Gold seinen Sonntag hat. Das Gold in der Materie, im Geschäfte, im Handwerk, ist nichts als eine Waare, nichts als ein Marktgeschrei, das Gold im Geiste hingegen, in der Poesie, in der Kunst, hat Würde, Adel, Unsterblichkeit. Ihr seht, o ihr Triestiner Kaufleute, die vielen Reisenden hinüber ziehen, um Kunstwerke anzuschauen, um dem Geiste den Tribut zu zollen, ihr fahrt wohl selbst zuweilen mit, um das Gleiche zu thun, und gleichwohl auf eure Geldcassen, wie auf ein sublimes Piedestal, stellt ihr euch, um mit reichem Achselzucken auf Leute herunter zu schauen, die sich in den höhern Sphären des Geistes bewegen, um mit spöttischem Lächeln auszurufen: seht da den armen Staatsbeamten, den armen Advocaten! den armen Professor! den armen Künstler! den armen Poeten! und ihr lacht behaglich und druckt in eurer Ergötzlichkeit eurem Magazinschließer und eurem Ladenschwängel die Hand, weil diese Herren besser bezahlt werden als jene Leute! Aber Kunst und Poesie, das macht, um nur von so Vielem etwas zu sagen, daß man keine Kemble, wenn sie mit ihrem Gesang und mit ihrer Declamation und mit ihren Haarflechten Seiltänzerei treibt, applaudirt, daß man über eine Tänzerin, die wie die letzte, die ich vor euch tanzen sah, große Schritte springt und sich niederkauert und dann plötzlich mit ihrem Kleide aufschnellt, als wäre der Gürtel desselben am Halse, nicht in Entzückungen geräth, und daß man besser mit kostbaren Steinen und Marmor umgeht. Schade um die prächtigen Blöcke! Wie massiv, wie leicht zu bearbeiten, welch eine Habe in den Händen dessen, der damit umzugehen wüßte! Aber ach, sie werden erst mißhandelt, und dann, nachdem sie aufeinandergesetzt und nachdem kleine Löcher zu Thür und Fenster gelassen und das Dach aufgesetzt worden, werden sie unter einem weißen Wurfe begraben, und da steht das Haus, da stehen die Häuser von Triest, nicht wie die in Venedig festlich angethan und mit Blumen und Kränzen, sondern im Hemde, in einem weißen, sondern, hübschen Hemde zwar, aber im Hemde, und als fröre es sie vor der Bora. Kaiser Karl V sagte vom Giotto'schen Campanile in Florenz, daß es verdiene, mit einem Futterale umgeben, und gleich einem Heiligthume nur ein paarmal im Jahre ausgestellt zu werden. Die hiesigen Gebäude verhalten sich zu denen von Venedig, wie sich ein solch Futteral zu solchem Thurme verhalten haben würde. Hier gibt es auch Balcone, allein sie sind schwerfällig und ihre Tragbalken sind plump; hier gibt es mehrere sculptirte Friese, allein wie sehr noch in der Kindheit mit all den kleinen Figuren, die sie vorstellen. Die hiesigen Kuppeln sind Regenschirme, die hiesige Säule hat nichts Geheimnißvolles, hat keinen Schwung, keine Luft, keinen Odem, und ihr Knauf ist entweder nicht gekämmt oder nicht gejatet, kurz, des hiesigen Obdaches Karyatide ist noch eine Mandriera, eine Magd, mit dem Zuber auf dem Kopfe an dem Sanct Petersbrunnen, wo die Grenadiere der nahen Hauptwache ihr den Hof machen. Und hier wächst die Olive und die Feige, hier wächst wild der Jasmin, hier — hier an dem Meere, in dessen Spiegel Athen, Korinth, Großgriechenland, Rom, Florenz und Venedig erglänzten! Aber Triest ist wirklich noch jung, es ist erst in den Jahren, wo der größte Spaß auch das größte Vergnügen, der höchste Genuß ist, wo man noch seinen größten Spaß an schönen Hunden und Pferden, an Affen und den Papagaien hat, wo man den Vogel noch lieber in dem Käfig, als auf der Flur hat.

*) Z. B. noch viele außerordentlich reiche Häuser und Familien.

Wichtiger Fund von römischen Medaillen in Holland.

In der Gegend von Ballo ist im Verlaufe dieses Jahres eine bedeutende Sammlung von römischen Münzen entdeckt worden, von welchen ein Goldschmied sogleich 168 angekauft und dem Hrn. Dr. G. W. van der Felp, von Assen, zur Prüfung und Beschreibung übergeben hat. Sämmtliche gehören dem zweiten Jahrhundert, und namentlich der Zeit des Antonin, der Faustina, Aurelians, Verus und der Lucilla an. Sie sind sehr gut erhalten, auf eine Weise, daß man die Bildnisse deutlich sehen, und die Exergen und Legenden, Buchstabe für Buchstabe, mit leichter Mühe entziffern kann. Auf der Vorderseite befinden sich die Bildnisse der genannten Personen, während auf den Reversen Göttinnen und emblematische Figuren, mit Anspielungen auf die Ereignisse jener Zeit, stehen. Diese Figuren sind äußerst mannichfaltig. — Die kleinern Münzen haben sämmtlich die Dimension eines 10 Cents-Stückes, doch sind sie dicker und schwerer.

In Holland ist, namentlich durch den trefflichen Rath der königlichen Bibliothek, Baron van Westreenen van Tiellandt, für Münzfunde, Alterthümer u. s. w. mancherlei geschehen, und das von Hrn. de Jonghe erwartete Werk über das königliche Münz- und Medaillencabinet dürfte den Freunden dieser Wissenschaft als ein höchst willkommenes Geschenk erscheinen.

Chronik der Reisen.

Baptistin Poujoulats Reise in Anatolien.

(Fortsetzung.)

Strabo, der sämmtliche alte Städte der Ebene des Mäander ausführlich geschildert, spricht nicht von Tripolis. Das Schweigen des

Vaters der Geographie in dieser Hinsicht möchte vielleicht beweisen, daß Tripolis zu seiner Zeit noch nicht existirte. Wir finden den Namen Tripolis in den Religionsbüchern. In dieser Stadt predigte der heilige Bartholomäus das Evangelium, und erlitt der heilige Philippus den Märtyrertod. Im Jahre 1506 fiel Tripolis durch Kriegslist in die Gewalt der Türken: die Soldaten Kermians kamen als Kaufleute verkleidet in die Stadt: sie verbargen ihre Waffen in Getreidesäcken und in Ballen von Zeugen.

Nordöstlich von Tripolis befindet sich ein Thal, das durch den östlichen Abhang des Hügels, worauf die Akropolis stand, und durch einen andern einzeln mitten in der Ebene stehenden Hügel gebildet wird. Der Mäander, dessen Ufer mit Weiden und Schilf bedeckt ist, tritt aus diesem Thale heraus in die Ebene. Unzweifelhaft ist es dieses reizende Thal voller Myrten, Feigenbäume und Cardamomen, dessen der deutsche Chronist Erwähnung thut. Und hier hatten auch die deutschen Kreuzfahrer, unter der Anführung Friedrich Barbarossa's, vor ihrem Uebergang auf das linke Ufer des Mäander, ihre Lager aufgeschlagen; sie setzten hierauf über den Lycus, der sich nördlich von Tripolis in den Mäander ergießt, und kamen so in östlicher Richtung nach zwei Stunden in Laodicea an. Ich weiß nicht, in welchem Buche Chandler fand, daß Friedrich Barbarossa, gerührt von dem guten Empfange bei den Laodicenern, sich vor den Thoren der Stadt auf die Kniee niedergeworfen und für die Wohlfahrt seiner Bewohner gebetet habe. Zwar fand der Kaiser in Laodicea eine gute Aufnahme, allein in keiner auf den Kriegszug Friedrichs bezüglichen Chronik haben wir den von dem englischen Reisenden erwähnten Zug gefunden.

Nachdem wir in dem Dorfe Kassienidscheh, eine Stunde westlich von Tripolis, übernachtet, traten wir unsere Reise nach Osten wieder an. Von Kassienidscheh bis Degnisleh sind es fünf Stunden. Man setzt auf einer schlecht unterhaltenen hölzernen Brücke, nicht weit von dem Flecken Sarrai-Keui, über den Mäander, und kommt über eine fruchtbare, aber völlig unangebaute Ebene nach Degnisleh. Degnisleh schreibt sich nicht aus den Zeiten des Alterthums her: sein Ursprung ist muselmännisch. Seit etwa hundert Jahren stand eine Stadt dieses Namens eine Stunde westlich von der gegenwärtigen Stadt. Das alte Degnisleh ward durch ein Erdbeben zerstört, und seine Einwohnerschaft, aus 15,000 Seelen bestehend, ging beinahe gänzlich zu Grunde. Die wenigen Türken, welche dem Tod entrannen, siedelten sich in den reichen Gefilden an, wo wir jetzt Degnisleh sehen. Es zählt 15,000 Muselmänner, 5000 Griechen und 2000 Armenier. Im Jahre 1765 hatte Chandler nur einige Hütten daselbst getroffen. Das ungeheure Wachsthum dieser Stadt überrascht nicht mehr, wenn man die schönen Gefilde sieht, in welchen es erbaut ist. Degnisleh ist eine der angenehmsten und reichsten Städte Anatoliens; Korn, Baumwolle und alle Arten Obst wachsen in Fülle. Auch die Türken nannten es das kleinasiatische Damascus: El-Scham-Anadoli; allein in diesem Eden lebt eine schwer gedrückte Nation — die griechische. Die Rayas von Degnisleh sind unaufhörlichen Beschimpfungen und Plackereien von Seite der Türken ausgesetzt. Der arme Grieche geht nur zitternd an dem stolzen Muselmann vorbei, der in ihm nur einen niedrigen Sklaven sieht. Wir wohnten in dem Haus eines Papa. Eine Menge Griechen besuchte uns diesen Abend heimlicherweise, um uns zu fragen, ob wir in der Ebene von Philadelphia nicht das Lager einer russischen Armee gesehen hätten. Diese armen Rayas suchen ihren Trost darin, daß sie alle Arten von Neuigkeiten ersinnen. Sie sagten uns auch, daß einer ihrer Freunde, der seit einigen Tagen aus Smyrna zurückgekehrt, ihnen mitgetheilt habe, die Truppen des Kaisers Nikolaus ständen im Begriff sich Konstantinopels zu bemächtigen. *)

Wir verwendeten zwei Tage zum Besuche der Ruinen von Laodicea und Hierapolis. Die wichtigen Trümmer dieser berühmten Städte sind noch auf keine vollständige Art beschrieben; ich will sie daher etwas ausführlicher besprechen. Laodicea, von den Türken Eski-Hissar (altes Schloß) genannt, liegt eine Stunde nördlich von Degnisleh auf einer großen von den Messogis-Bergen abgesonderten Hochebene. Die ersten Ruinen, die man bei der Ankunft in Eski-Hissar sieht, sind die einer 200 Fuß langen und 50 Fuß breiten Rennbahn, an welcher noch 28 Reihen weißmarmorne Sitze erhalten sind. Am Westende dieses Denkmales ist eine Marmor-Arkade, die den Gladiatoren als Eingang in die Arena diente. Diese Arkade trägt eine griechische Inschrift, welche besagt, der Bau der Rennbahn habe unter dem Consulat Augustus Vespasianus, dem Sohne des gleichnamigen Kaisers, begonnen, und sey von Trajan im 92sten Jahre der christlichen Zeitrechnung vollendet worden. Westlich der Rennbahn zeigt sich ein Theater mit 25 Reihen Sitzen. Die Eingangsthore sind eingefallen; gerieselte Säulen, Capitäle, Simswerke und Karnieße von schöner Arbeit liegen da, wo sich die Thore erheben, auf dem Boden herum. Ein weit größeres Theater mit der Vorderseite gegen die von dem Mäander bewässerte Ebene liegt nordöstlich. Es hat 50 Marmorstufen und 400 Schritte im Umfange.

Ich bin wohl im Stande die Stufen zu zählen, und Ihnen die Gestalt des Theaters zu beschreiben; wie aber soll ich Ihnen einen Begriff von seiner Ehrfurcht gebietenden Majestät verschaffen? wie soll ich Ihnen diese mit Trümmern der Baukunst traurig verschüttete, unermeßliche Ringmauer vor Augen stellen? Im Anschauen dieses prachtvollen Theaters vertieft, wird man von hoher Bewunderung für den Genius erfüllt, der es ins Daseyn rief, und Traurigkeit erfaßt die Seele, wenn man sieht, wie einsam dieses alterthümliche Denkmal dasteht. Man möchte ihm die Tage seiner Feste wiedergeben, und in ihm die Menge Beifall klatschen hören bei der Aufführung der dramatischen Meisterwerke Griechenlands.

Zwischen dem ersten und zweiten Theater befinden sich große zerbrochene Säulen und korinthische Capitäle vom reinsten Styl. Wir verfügen uns auf die Stätte von Laodicea, und treffen Marmormauern, welche vollkommene Vierecke bilden. Sind dieß Ueberreste von Tempeln, von Palästen? Es ist mir unmöglich etwas darüber zu sagen. Unterfinge ich mich, Ihnen alle Spuren der Stadt des Antiochus zu schildern, ich geriethe in unvermeidliche Verwirrung. Ich muß mich auf die Erwähnung der Ruinen beschränken, die in ihrem jetzigen Zustande noch die Form des Denkmales haben, dem sie angehörten. Sonach will ich die beträchtlichen Ueberreste eines Gymnasiums nicht vergessen, das sich mitten in der Stadt erhebt. Etwas weiter entfernt ist ein drittes Theater, wo man große Marmorstufen erblickt. Oestlich vom Gymnasium, in einer Entfernung von 100 Schritten, liegt eine weibliche Bildsäule von kolossaler Form neben einem ungeheuren Piedestal, auf dem sie gestanden. Der Kopf und die Arme fehlen: die Büste, die Beine und die Draperien sind ausgezeichnet gearbeitet.

(Schluß folgt.)

*) Der Brief ist vom 22 Januar 1837 datirt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 277.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

4 October 1839.

Triest.

V.

Aus dem großen Gebäude an der Spitze des Canals der rothen Brücke, das in den jüngſtvergangenen Jahren aufgeführt wurde, und von dem es heißt, daß es eigentlich zum Pallonespiel, ſo man auch hier einführen möchte, wegen der Bora aber unter Dach bringen mußte, beſtimmt ſey, haben die Trieſtiner eine Kirche gemacht, und ſie dem Santo, d. i. dem heil. Antonius von Padua, geweiht. Von den Saulen, die das Schiff dieſer Kirche zieren ſollten, ſind mehrere vor der Thüre*) ſtehen geblieben, weil ſie ſich ſchamten, einzutreten, die unverſchamteſten aber ſind eingetreten, und haben ſich drinnen wie Laſtträger, die nichts zu thun haben, an die Wände gelehnt. Hinter dem ungeheuren Pinſel des Weißbinders verſchwindet der Marmor, mit welchem dieſe Kirche ausgeſtattet wurde. Sie iſt durchaus weiß angeſtrichen, mit Ausnahme eines Stücks hinter dem Hochaltar, welches bunt al fresco angeſtrichen, wollt ich ſagen, gemalt worden iſt, und unſers Herrn Einzug in Jeruſalem vorſtellen ſoll. Warum hat man ſich zu ſolchem Gemälde nicht lieber an Cornelius gewandt? der hätte einen Meiſter aus ſeiner Schule geſchickt, und höchſt wahrſcheinlich den Gottlieb Gaſſen aus Coblenz, weil dieſer mit tiefem, religiöſem Gemüthe und großer Zartheit und Keuſchheit der Empfindung und im Ausdruck das verbindet, worauf man im Süden beſonders ſieht, und worauf man im Norden viel mehr ſehen müßte, einen herrlichen Sinn nämlich für reizende Form und Farbe. Die ſechs Seitenaltäre werden mit Oelgemälden verziert, von denen vier in Venedig bei Felice Schiavoni, Ludovico Lipparini, Michelangelo Grigoletti und Odorico Politi, und zwei anderswo bei Künſtlern, deren Namen man mir nicht zu nennen wußte, beſtellt wurden. Das von einem der beiden letztern, Jeſus am Kreuze, ſo wie das von Grigoletti, die heil. Jungfrau, als Kind bibliſche Prophezeyungen deutend, ſind fertig und ſchon an Ort und Stelle. Das von Grigoletti iſt auch nicht im Geringſten gut, obgleich ſeine Fehler und Gebrechen ziemlich ſchön gefärbt ſind. Das andere hat ſchon mehr Styl und erinnert an Florenz und Rom; wiewohl es von der römiſchen aria cattiva gelitten, hat es doch den Typus der chriſtlichen Malerei feſtgehalten, und wenn auch nicht viel Schwung nach oben in ihm ſelber liegt, ſo ſieht man doch deutlich, da des Malers Staffelei auf einem höhern Standpunkt ſteht, als des Alltags plumper Fuß in ſeidenen Strümpfen und Tanzſchuhen. An der Wiege in Bethlehem haben Engel, Hirten Könige, Magier, Weiſe geſtanden: entweder nun in den chriſtlichen Darſtellungen jene engliſche Kindlichkeit, jene himmliſche Einfalt, jener naive Schmelz von Blume und Stern, wie zum Beiſpiel im Engliſchen Gruße von Overbeck und in andern Werken dieſes Künſtlers, oder jenes gewaltige, Herz, Phantaſie und Verſtand gleich ſehr Rührende, Beſtechende, jener außerordentliche, wunderbare Schmelz von Thron, Magie und Philoſophie, wie es Cornelius gibt, bei dem Jeſus nicht als Kindlein auf den Schultern des heil. Chriſtophs über ein Bächlein kommt, ſondern ein großer Gott auf dem Meere wandelt und gewaltig über dem brauſenden Strome der Zeiten. Es iſt ſchwer ſo aufzufaſſen und darzuſtellen, denn die Einfalt kann leicht ſo einfaltig werden, daß man allzu ſehr das Ochslein und das Eſelein drinnen brüllen hört, und das Gemiſch von König, Magier, Philoſoph leicht zu einem Nabuchodonoſor wird, deſſen Majeſtät in das Gras beißt; es iſt ſchwer, aber jede Kunſt iſt ſchwer; es iſt jedoch nun ſchon leichter, weil man auf dem rechten Wege iſt, und wieder auf dieſen Weg. Ehre dem Ehre gebührt, iſt man aus Deutſchland gekommen. Deutſche Meiſter haben die chriſtliche Kunſt wieder zuerſt begriffen, und dieß iſt ſo heilig wahr, daß man es ſelbſt in Florenz einzuſehen und es ihnen nachzuthun beginnt. Den Trieſtinern, die neue Kirchen bauen und ausſchmücken, mag dieß ein Wink ſeyn. Wenn man Geld hat, ſagt Harlekin, hat man auch Verſtand und Geſchmack: ob dieß wahr ſey, mag der beweiſen, der es ſagt, gewiß aber iſt, daß wenn eine Beſtellung ſchlecht ausfällt, ein großer Theil der Rüge den Beſteller ſelbſt trifft, und eben ſo gewiß iſt es, daß man in Sachen der Religion nicht leichtfertig zu Werke gehen ſoll, denn ſie iſt in der Moſaik unſers

*) Sie bilden nun die Treppenloge und dienen zugleich, einem zu bedeuten, ſich in Acht zu nehmen, und ſich nicht den Hals auf den kleinen, engen Stufen zu brechen.

Erdbodens der Hauptſtein, der, wo er fehlt, eine gar häßliche, entſtellende Lücke, ein Loch zu großen Fehltritten läßt. Religiöſe Gegenſtände ſind glücklicherweiſe auch hier noch keine Hors-d'oeuvres, keine Allotria; dieß mag aus Folgendem hervorgehen: am Hafen auf dem Sanct Peters-platze ſtand ein altersgrauer Thurm, in deſſen Bogengange das Bild der Schutzheiligen der hieſigen Seeleute, la madonna del mare, ſeine Niſche hatte. Vor dieſem Bilde beteten ſie, ehe ſie zu See gingen, ihm thaten ſie Gelübde, wenn ſie ein Spiel des Sturmes waren, zu ihm flehen die Daheimgebliebenen für das Wohlergehen der Ihrigen auf dem treuloſen Meere. Vor mehrern Monaten waren zur Verſchönerung des Platzes nebſt andern Gebäuden auch der Thurm abgeriſſen. Nur ein Stück davon, und zwar das mit der Niſche war ſtehen geblieben; dieſe aber war leer, das heilige Gnadenbild war verſchwunden.*) Wie eine Wehklage ging es da durch die Stadt, was für einige ein ganz einfacher Vorfall war, für viele Tauſende ein außerordentliches Ereigniß; das Volk jammerte und flehte vor der leeren Niſche, bis ſpat in der Nacht lagen die Weiber vor derſelben auf den Knien, jammernd und flehend, und glauben Sie nicht, daß ich übertreibe, es war ſo rührend, daß es ſelbſt denen zu Herzen ging, die ſolche Dinge mit einem ſpöttiſchen Lacheln zu betrachten belieben.

Die Colonialpolitik Hollands auf Java.

Das Agriculturſyſtem.

(Fortſetzung.)

Es war nicht genug, die Gewächſe zu ernten, um Producte, welche für den Markt von Europa paſſend waren, zu erhalten; die Früchte mußten auch größtentheils fabrikmäßig behandelt werden. Hiezu waren Capitalien, Kenntniſſe und andere Erforderniſſe nothwendig, welche man häufig nicht von den Javanen erwarten konnte. Es wurden deßhalb europäiſche und chineſiſche Induſtrie und Capitalien mit dieſen Einrichtungen auf eine ſolche Weiſe verbunden, daß dadurch eine gehörige Bearbeitung der rohen Stoffe geſichert wurde.

Bei einigen Culturzweigen, z. B. dem Zuckerbau, war es nothwendig, um nicht einen Theil der Bevölkerung zu ſehr mit Arbeit zu belaſten, die Geſchäfte zur Production des Zuckers ſo zu vertheilen, daß ein Theil der Einwohner eines Deſſa das Gewächs bis zur Reife bringen, ein anderer es ernten, ein dritter es zu den Fabriken transportiren, ein vierte die Arbeit in denſelben übernehmen mußte. Der letzte Fall trat aber nur dann ein, wenn keine hinlangliche Zahl Tagelöhner (Kulis) zu bekommen war.

Da der Javane ungern unter der Aufſicht von Europäern arbeitet, und ſeine Häuptlinge zu dieſem Zwecke vorzieht, ſo berückſichtigte man auch darin ſeine Neigungen. Dem europäiſchen Aufſeher wurde nur aufgetragen, über die gehörige Bearbeitung der Felder zu wachen und darauf zu achten, daß die Ernte zur rechten Zeit vorgenommen würde.

*) Es befindet ſich nun in der kleinen St. Peterskirche, der einzigen heiligen Kirche, die Façade hat.

Dieſe Grundſätze wurden nur da einer Modification unterworfen, wo örtliche Umſtände oder Gebräuche dieß erforderten. So wurde z. B. den Javanen in einigen Reſidentſchaften erlaubt, für eigene Rechnung die Gewächſe zu cultiviren, wozu ſie dann den größten Theil ihrer Reisfelder benutzten. In dieſem Falle blieben ſie jedoch mit der Bezahlung des gewöhnlichen Grundzinſes von den Reisfeldern belaſtet. Beſonders in den öſtlichen Diſtricten, wo der Zuckerbau bereits einige Fortſchritte gemacht hatte, legten die Javanen für eigene Rechnung Plantagen an, und das neue Syſtem breitete ſich hier ſchnell aus.

Da, wo weder die Häupter, noch das Volk, mit dem Culturzweige bekannt waren, rief man augenblicklich eine hinlängliche Anzahl geſchickter Arbeiter auf, und erließ dieſen für ihre Arbeit den ſchuldigen Grundzins.

Auch wurden nicht immer Reisfelder zu den neuen Culturzweigen benutzt; wo dieſe ſelten waren, erlaubte man dem Javanen, hochgelegenes Land dazu zu gebrauchen, um ihm die Arbeit angenehmer zu machen.

Die Schwierigkeiten, welche dieß Syſtem bei ſeiner Ausführung fand, ließen ſich dadurch beſeitigen, daß man als Baſis feſthielt: daß der Javane durch den Anbau eines Fünftheils ſeiner Ländereien mit Gewächſen für den europäiſchen Markt von dem ſonſt ſchuldigen Grundzins frei war, und daß der Pflanzer ſeine Schuldigkeit gethan hatte, wenn er das Gewächs zur Reife brachte.

In den Diſtricten, wo die Ausbreitung der nothwendigen Culturzweige durch Unwiſſenheit von Seite des Javanen Hinderniß fand, wurde dieſe auf folgende Weiſe dennoch eingerichtet. Nachdem man den fünften Theil der Reisfelder eines Deſſa abgeſondert, oder wenn dieß nicht mit Zufriedenheit der Bewohner geſchehen konnte, eine hinreichende Strecke hochgelegenes Land ausgewählt hatte, ſo wurde die Arbeit unter der Bevölkerung auf folgende Weiſe vertheilt. Zur Bearbeitung eines jeden Bouw Landes*) mußte von dem Deſſa ein Mann täglich geſtellt werden, welcher nach einer Woche oder einem Monate, nach Wunſch der Bewohner, durch einen andern abgelöst werden konnte, ſo jedoch, daß immer vier Mann für einen Bouw disponibel waren, von dieſem aber nur Einer arbeitete. Die Arbeit mußte unter Leitung eines qualificirten chineſiſchen Mandors (Aufſehers) und unter Oberaufſicht des javaniſchen Häuptlings vorgenommen werden. Derjenige Theil der Bevölkerung, welcher hiezu verwendet wurde, hatte nur das Gewächs zur Reife zu bringen, und blieb von jeder andern Arbeit verſchont. Die Ernte und nachherige Bearbeitung wurde nach gleichen Grundſätzen eingerichtet.

Für die Ernte mußte eine hinlangliche Zahl wieder verwendet werden, aber immer in der Art, daß nur der vierte Theil der ausgewählten Mannſchaft zur Arbeit gebraucht wurde. Alle Perſonen, welche auf dieſe Weiſe der Agricultur dienen, ſind von der Abgabe des Grundzinſes frei.

Zum Fortſchaffen der Ernte wurde eine ähnliche Einrich-

*) Ein Bouw (ſprich Bahu) iſt gleich 500 Quadratruthen, 4 Bouw ſind gleich einer Djong = 2000 Quadratruthen.

tung getroffen. So viel es möglich war, ließ man jedoch die Fabricanten Lastvieh und Fuhrwerk liefern, und nur wenn dieses nicht ausreichte, die erforderliche Mannschaft auf gleiche Weise gegen Freiheit von dem Grundzins und Arbeit je um den vierten Mann herbeischaffen.

Die Arbeit endlich in den Fabriken wird so viel als möglich durch freiwillige Arbeiter gethan, und nur wo diese nicht zu bekommen sind, ganz wie die übrige Arbeit. In diesem letztern Falle erhalten die Arbeiter außer dem Erlasse des Grundzinses täglich eine zur Nahrung hinlängliche Quantität Reis und Salz, weil diese Arbeit mehr Urtheil und Kraftaufwand erfordert.

Dieß sind die Grundzüge des Agriculturſystems des Generals van den Bosch, welche dieser unter dem 24 Januar 1834 durch das indische Staatsblatt allen Beamten hohen und niedern Ranges bekannt machen ließ, um diese von der Nützlichkeit des neuen Systems zu überzeugen, und sie, außer durch den schuldigen Gehorsam, auch durch die Ueberzeugung Gutes zu stiften, zur eifrigsten Verbreitung der neuen Einrichtung zu veranlassen.

Zur größern Deutlichkeit wollen wir dieß System in seiner Anwendung auf einige Culturzweige betrachten, um beurtheilen zu können, welche Vortheile der Javane, der Fabricant und das Gouvernement von demselben genießt.

(Fortsetzung folgt.)

Das chinesische Marinebudget.

Die chinesische Flotte zählt 1755 Fahrzeuge, wovon 717 auf dem Meer und die übrigen in den verschiedenen Flüssen des himmlischen Reichs. Kein Fahrzeug hat mehr als 20 Kanonen, die meisten nur 6 bis 8. Die Zahl der Mannschaft ist größer als auf den englischen Schiffen, nämlich etwa 40 Mann im Durchschnitt auf einem dieser Schiffe, was 60,000 Mann gibt. Jeder erhält einen monatlichen Sold von 1½ Tael, was einen jährlichen Aufwand von 1,080,000 Taels gibt. Eine gleiche Summe wird für die Officiere und eine eben so starke für den Unterhalt der Flotte überhaupt gerechnet, was 5,210,000 Taels oder eine Million Pfd. St. (12 Millionen Gulden) ausmacht.

Chronik der Reisen.

Baptistin Poujoulats Reise in Anatolien.

(Schluß.)

Die Ruinen von Laodicea bedecken einen niedern Berg von etwa einer Stunde im Umfang; der Boden zeigt an mehrern Stellen Höhlungen, und unzweifelhaft sind hier noch große Ruinen verborgen. Der Einsturz dieses Berges ist das Werk der Erdbeben, die, mehr als die menschlichen Umwälzungen, die schönen Denkmäler von Laodicea verschlangen. Bekanntlich wurde diese Stadt von den Kaisern Roms zur Hauptstadt ihrer Provinz Kleinasien erwählt. Mehrere der Größe der Cäsarn würdige Gebäude erhoben sich auf diesem verödeten Berge, auf dem wir nur noch namenlose Steine sehen. Laodicea war zur Zeit der römischen Herrscher schön und reich; die Stadt bezog unermeßliche Einkünfte aus dem Verkauf ihrer Schafe, die der Feinheit ihrer Wolle wegen berühmt waren. Diese Schafheerden weiden nicht mehr in den verödeten Feldern von Laodicea; die Race dieser Thiere selbst ist zu Grunde gegangen. Wir sehen um uns her nur das Bild der Verheerung. Der Pflanzenwuchs, der manchmal einiges Leben unter die alten Trümmer verbreitet, ist über dem Grabe von Laodicea gänzlich erstorben; der Lykus fließt noch am Fuße seiner Wälle wie zur Zeit seines Ruhmes — dieß ist Alles.

Folgen Sie mir jetzt nach Hierapolis, der heiligen Stadt, welche die Türken der blendenden Weiße des Felsens wegen, auf dem sie erbaut ist, Pambu-Kaleh (Baumwollenschloß) nennen. Von Laodicea aus reist man anderthalb Stunden in einem engen vom Lykus bewässerten Thale. Diesen Fluß dann links lassend, schlägt man die Straße nördlich über eine unbebaute und sumpfige Ebene ein. Je weiter wir kamen, desto glänzender zeigte sich der Hügel von Hierapolis; die Sonnenstrahlen überschwemmen ihn, so zu sagen, mit Licht; eine Viertelstunde entfernt gleicht dieser riesenhafte Hügel, der die Gestalt eines Amphitheaters hat, einem gewaltigen Wasserfall, der plötzlich gefroren und dessen Wasser in Steine verwandelt worden. Wir setzten auf einer schwankenden hölzernen Brücke über den Mäander, und gelangten nach zwei Stunden Weges auf einem steinigen Fußpfad, an dessen Seiten mit Festons und Widderköpfen verzierte marmorne Sarkophage lagen, auf die Hochebene Pambu-Kaleh.

Die Mineralwasser von Pambu-Kaleh sollen die erste Stelle in der Beschreibung der Ruinen der heiligen Stadt einnehmen. Noch jetzt haben sie einen großen Ruf wegen ihrer Heilkraft gegen rheumatische Schmerzen und besonders gegen Hautkrankheiten. „Man würde nie sterben, sagen die Türken dieser Gegend, wenn man alle acht Tage ein Bad in dem Wasser von Pambu-Kaleh nähme.“ Diese Wasser, welche auch die Eigenthümlichkeit besitzen, der Wolle eine Purpurfarbe zu ertheilen, sind gemäßigt warm, und haben einen Schwefelgeschmack. Die Quellen sprudeln mitten in der Stadt zu Tage; sie füllen zuerst ein Becken von 20 Fuß im Umfang, in dessen Grunde man zwei große Granitsäulen und korinthische Capitäle wahrnimmt. Eine unendliche Menge kleine Bäche entfließen dem Becken, und durchfurchen die Stadt in allen Richtungen. Nichts ist merkwürdiger, außerordentlicher, als die Spuren dieses Wassers in der ganzen Stadt. Es gerinnt, und bildet dann Rinnen von einem gelben und weißen und sehr harten Stein. Alle diese Bäche vereinigen sich, nach tausend und tausend Windungen, auf der Oberfläche des großen Hügels, dessen blendende Weiße die Augen kaum ertragen können. Hier sieht man eine große Anzahl Reservoirs, das Werk des Wassers. Das Wasser kommt siedend aus diesen Behältern, stürzt sich mit Geräusch wieder in einen entsetzlichen Abgrund den Hügel hinab, und verliert sich dann in der Ebene, welche der Mäander bewässert. Strabo, Pausanias, Vitruv, Ulpian haben von der Versteinerung der hierapolitanischen Wasser gesprochen, sagen uns aber nichts Besonderes darüber — Alles läuft darauf hinaus, diese Wasser bildeten Mauern, welche zur Einhegung der Gärten der heiligen Stadt dienten.

Einige Reisende, unter andern Chandler, glaubten, daß Quintus Smyrnäus, in dem 10ten Buche seines trojanischen Krieges, die Höhle der Nymphen, wohin Diana dereinst vom Himmel herabstieg, um den schönen Endymion schlafend bei seinen jungen Kühen zu betrachten, nach Hierapolis versetzt habe. Man war der Meinung, der jonische Dichter habe von dem Berge von Hierapolis sprechen wollen,

wenn er ſagte: „man glaube von fern friſche Milch auf den Ort fließen zu ſehen, wo Diana neben dem jungen Hirten ausruhte; in geringer Entfernung möchte man es für helles Waſſer halten; je mehr man ſich aber nähere, nehme dieſes Waſſer an Dichtigkeit zu, und ſey man ganz nahe, ſo ſey man überraſcht, nichts als einen einfachen in das Geſtein gegrabenen Canal zu finden.“ Dieſe Worte enthalten wohl einige Bilder, die ſich auf den Berg Pambu-Kaleh anwenden laſſen, allein es ſcheint mir, die Einbildungskraft von Quintus habe, wenn ſie den Felſen von Hierapolis ſchildern wollte, mit zu ſtarken Farben gemalt. Uebrigens will ich Sie hier daran erinnern, daß Strabo die Grotte Endymions jenſeits des Fluſſes Latmoſen Carie verlegt.

Ich ſuchte zu Hierapolis vergeblich nach der düſtern Höhle, welche die Alten Plutonium oder Thor der Unterwelt nennen. Der Geograph von Amaſis verlegt dieſe Höhle auf einen niedrigen, von dem hohen Meſſogis-Berge beherrſchten Hügel, an deſſen Fuß ſich die heilige Stadt erhob. „Das Plutonium, ſagt Strabo, iſt von einem 25 Fuß im Umfange meſſenden ſteinernen Geländer umgeben.“ Ich habe dieſes Geländer geſehen, konnte aber den Eingang in den Tartarus nicht wieder erkennen. Strabo ſelbſt hatte den Umkreis des Geländers von dichtem und ſtinkendem Rauch erfüllt geſehen. Alle Thiere, welche ihren Kopf zu nahe brachten, ſtarben plötzlich. Die Gallen, oder Prieſter der Cybele, trotzten allein den verderblichen Miasmen, welche dieſer ſchreckliche Ort aushauchte. Strabo erklärt mit wenig Worten das Wunder, welches die Hierapolitaner den Gallen zuſchrieben. Nach vielen unnützen Nachforſchungen über das Plutonium erfuhr Chandler von einem Türken, daß es in Pambu-Kaleh eine den Schafen und Ziegen verderbliche Grotte gebe. Der Muſelmann fügte bei, dieſe Grotte ſey die Behauſung eines hölliſchen Geiſtes.

Die Ruinen von Pambu-Kaleh betreffend, ſo fallen ſie urplötzlich ins Auge und bilden ein überraſchendes Schauſpiel. Nördlich ſieht man einen Triumphbogen von ſchlechter Bauart, aber vollkommen erhalten. Von da aus zieht ſich eine lange Säulenreihe bis zu einer großen und herrlichen aus Quadern gebauten Kirche. Weiterhin erſcheint das Gymnaſium; ſeine Mauern ſind von ungeheurer Dicke. Man erkennt daran noch drei große Galerien; die Steine der Gewölbe ſind ſo gut zuſammengekittet, daß die Erdbeben, von denen dieſe Orte ſo oft heimgeſucht wurden, ſie nicht aus ihrer Lage verrücken konnten. Nordweſtlich, am mittäglichen Abhange des Berges, iſt ein Theater, das 316 Fuß im Durchmeſſer hat. Es gibt im ganzen Morgenlande kein Theater, das ſich in beſſerem Zuſtande befände, wie das von Hierapolis. Dieſes Gebäude gibt uns einen Begriff von der Form griechiſcher Theater. Es hat 45 Reihen Stufen aus ſchönem weißem Marmor. Man ſieht drei mit Guirlanden und Feſtons geſchmückte Thore: das mittlere hieß das „große königliche Thor.“ Die Thore neben dieſen führten den Namen „Thore der Fremden.“ An den Enden der Seitenthore ſind zwei gewölbte Durchgänge, bekannt unter dem Namen „Thore der Rückkehr.“ Die Schauſpieler kamen durch die drei obenerwähnten Thore auf die Bühne und traten durch die beiden genannten gewölbten Durchgänge ab. Man ſieht auf der obern Reihe der Stufen noch die Spuren der Säulenhallen, durch welche das Volk ging, um Platz auf den Sitzen zu nehmen. Obſchon die drei Thore des Theaters von Hierapolis ihre urſprüngliche Form bewahrten, ſo erfuhren ſie nichtsdeſtoweniger beklagenswerthe Beſchädigungen. Die Bühne ſtellt eine aus großen Marmorblöcken beſtehende Terraſſe dar. Der Umkreis des Gebäudes iſt mit Granitſäulen, Simswerken, Karnießen und Capitälen verſchüttet. Unter dieſen herrlichen, verwirrt aufgehäuften Ueberreſten ſieht man beſonders einen 15 Fuß langen und 4 Fuß breiten Fronton, auf den in wollüſtigen Tänzen begriffene Nymphen eingehauen ſind. Die Köpfe fehlen ihnen, allein der übrige Leib, die Draperien, ſind vollkommen gut erhalten. Die reine Einfachheit, der treffliche Geſchmack der griechiſchen Baukunſt bewähren ſich an dieſem großen Basrelief. Ich fand in der Ringmauer des Theaters, auf einem ungeheuren Marmorblock, die von Chandler abgeſchriebene Inſchrift.

Auf Ihren Wanderungen in die Städte des alten Morgenlandes haben Sie öfters die Bemerkung machen können, daß die Alten ihr Theater ſtets an ſolche Orte verlegten, wo man eine ſchöne Ausſicht genießen konnte. Schwerlich läßt ſich eine ſchönere Lage denken, als die des Theaters von Hierapolis. Saßen die Zuſchauer auf den Stufen, ſo hatten ſie die Ebene vor ſich, welche der Mäander in der Richtung von Oſten nach Weſten auf einer Strecke von 30 Stunden bewäſſert. Gegen Mittag ſahen ſie die unermeßliche Kette des Cadmus-Gebirges mit ſeinem reichen Pflanzenwuchs und ſeiner weißen Krone ewigen Eiſes; rechts erſtreckten ſich die tauſend Windungen des Fluſſes und die Meſſogis-Berge; links konnten ihre Blicke auf Laodicea ruhen, wo man jetzt nur noch einen niedrigen und mit alten Trümmern beſäeten Berg wahrnimmt.

Ich will mich nicht bei der großen Menge Säulen aufhalten, die man in dieſer Stadt findet, ſondern nur fünfzehn Piedeſtale erwähnen, die weſtlich vom großen Theater nebeneinander ſtehen. Um ſie herum liegen gewaltige Säulen von länglicher Form und eine Menge korinthiſche Capitäle von ſchönem Styl. Dieſe herrlichen Trümmer dürften wohl dem großen Tempel der Cybele angehört haben.

Ueber den Ruinen von Hierapolis hätte ich beinahe die Todtenſtadt vergeſſen. Die Nekropolis liegt nordweſtlich der heiligen Stadt: man ſieht zuerſt Bauten aus gehauenen Steinen von 15 Fuß Länge und 50 Fuß Höhe. Dieſe Bauten tragen einen marmornen Sarkophag und bilden zwei lange Gänge: dieß iſt der Haupteingang der Stadt. Um dieſe Gräber herum, ſo wie am mittäglichen Abhange des Berges liegen zahlloſe Sarkophage, wovon jeder eine Trauerinſchrift in griechiſcher Sprache trägt. Einer dieſer Särge muß die Aufmerkſamkeit beſonders in Anſpruch nehmen. Er liegt, nach Norden zu, vereinzelt auf einem kleinen Berge. Seine Länge beträgt 10 Fuß, ſeine Breite 4. Ein Mann, eine Frau, ein Kind liegen, auf dem Deckel ausgehauen, nebeneinander. Man verwünſcht hundertmal den thörichten Fanatismus der Türken, der die Köpfe dieſer Gruppe verſtümmelt hat. Eine der Facen des Sarkophags ſtellt Krieger zu Pferde dar, die Lanze in der Hand und ſich zum Kampfe herausfordernd. Dieſe Krieger tragen Helm, Schild, Fußbekleidung und Tunica der alten Griechen. Sämmtliche Sarkophage von Hierapolis haben eine Inſchrift, dieſer allein hat nichts als ſeine bewundernswerthe Bildhauerei. Dachte man bei Errichtung dieſes Grabmales, der Meißel des Künſtlers werde genügen, der Nachwelt kund zu thun, wer der Held ſey, der vielleicht im Kampfe für ſein Vaterland ſtarb? Nichts iſt ſchmerzlicher für einen Reiſenden, als die Unbekanntſchaft mit der Vergangenheit einer Stadt, auf deren Trümmern er wandelt. Allein die Jahrbücher von Hierapolis, wie die mehrerer andern alten Städte von Kleinaſien, waren hauptſächlich auf ihre Denkmäler geſchrieben, und darum iſt auch die Geſchichte der heiligen Stadt jetzt mit den Ruinen ihrer Gebäude begraben.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 278.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

5 October 1839.

Randſchit Singhs Tod.

Endlich iſt dieß lang erwartete, von vielen lang befürchtete Ereigniß eingetreten, das aller Wahrſcheinlichkeit nach in die Angelegenheiten des Orients eine neue Verwirrung bringt. Um die Wichtigkeit dieſes Ereigniſſes zu würdigen, müſſen wir in kurzen Worten die Stellung des Mannes andeuten. Randſchit Singh hat ſeit Ende des vorigen Jahrhunderts durch ſeine hervorragenden perſönlichen Eigenſchaften einen Staat gebildet, der durch ſeine geographiſche Lage die Engländer, die Herren Indiens, von den Afghanen, den ewigen Feinden dieſes Landes, trennte. Randſchit Singh hat ſomit ſeit 30 Jahren den ſonſt unvermeidlichen Kampf der Engländer mit den Afghanen auf ſich genommen. Hierin liegt, wie wir ſchon früher bemerkten,*) das Geheimniß, weßhalb die Engländer mit Randſchit Singh nie in feindſelige Berührung kamen. Mit Randſchit Singhs Tode wird ſein Staat zerfallen, denn nicht nur machten die Großen ſeines Reichs, die ehemals unabhängigen Häuptlinge der Sikhrepublik, ſchon vor ſeinem Tode ſichtlich Anſtalten, ihre ehemalige Unabhängigkeit wieder zu behaupten, ſondern auch die Mohammedaner, welche die Mehrzahl der Bewohner des Pendſchab bilden, werden dieſe Gelegenheit, ſich an ihrem jetzigen Unterdrückern, den Sikhs, zu rächen, nicht ungenützt verſtreichen laſſen. Um dieſen höchſt wahrſcheinlichen Folgen des Ablebens Randſchit Singhs vorzubeugen, haben die Engländer ein ſtarkes Truppencorps bei Firozpur in Bereitſchaft gehalten, damit ſie bei der erſten Nachricht von Unruhen in das Land einrücken könnten, um Randſchit Singhs Sohne, Kharrak Singh, die Thronfolge zu ſichern, und ſo das Reich zuſammen zu halten, deſſen Beſtand ihnen ſeit den letzten 30 Jahren von ſo großem Nutzen war. Dazu ſollen ſie ſich, wie die Sage geht, durch einen beſondern Vertrag mit Randſchit Singh verpflichtet haben.

Es fragt ſich dabei freilich, ob die Engländer im Stande ſind, den Zerfall des Staats zu hindern. Wenn es ihnen auch gelingt, die Häuptlinge der Sikhs vom Abfall und Bürgerkrieg abzuhalten, ſo möchte ihnen dasſelbe kaum bei den Mohammedanern gelingen, denn dieß letztere wäre nur möglich, wenn es ihnen gelänge, die bisherige Armee der Sikhs zuſammen zu halten: dieſe aber ſoll ſich, wie einige Nachrichten wiſſen wollen, auf die Nachricht von Randſchit Sings Tode größtentheils zerſtreut haben — ein gar nicht unwahrſcheinliches Ereigniß, da wenigſtens mit Sicherheit vorauszuſehen iſt, daß das europäiſche Disciplinarſyſtem vorerſt ſeinen Schöpfer nicht überleben wird. Hält aber die Armee der Sikhs die Afghanen um Peſchawer nicht mehr in Furcht und Gehorſam, ſo iſt zum mindeſten nicht nur das Land bis an den Indus, das Randſchit Singh mit Strömen von Blut eroberte, augenblicklich der Herrſchaft der Sikhs entriſſen, ſondern auch die Mohammedaner im Pendſchab ſelbſt, d. h. auf der Oſtſeite des Indus, harren mit Ungeduld der Ankunft ihrer afghaniſchen Glaubensgenoſſen, um das verhaßte Joch der ungläubigen Sikhs abzuwerfen. Dieß hat aber die augenblickliche Folge, daß der eine Theil des Feldzugs der Engländer gegen Afghaniſtan unvermeidlich mißlingt. Während nämlich die angloindiſche Armee über Schikarpur und Candahar gegen Cabul vordrang, ſollte die Armee Randſchit Sings, bei der ſich Schah Schudſcha's Sohn, Timur, nebſt mehrern engliſchen Officieren befindet, von Peſchawer aus gegen Cabul vorzudringen ſuchen. Iſt aber, wie nicht unwahrſcheinlich, dieſe Armee halb oder ganz aufgelöst, ſo dringen die Afghanen unter Doſt Mohammed an den Indus vor; der Haß und die Raubluſt der Belutſchen, der Kakers u. ſ. w. wird neuerdings gegen die Engländer geweckt, und ſelbſt die Lage des Corps in Candahar in hohem Grade gefährdet. Hat dieß auch für den Augenblick keine weiteren ſchlimmen Folgen, ſo wird es doch unumgänglich nothwendig, daß eine zweite engliſche Armee die Stellung einnehme, und die Aufgabe übernehme, welche Randſchit Singhs Armee löſen ſollte. Der Kriegsſchauplatz breitet ſich aus, und neue Kräfte müſſen in den Kampf geführt werden, deſſen Ende man immer weniger abſieht.

*) Siehe den Aufſatz über den Kriegszug der Engländer gegen Afghaniſtan Nr. 246 v. d. J.

Triest.

VI.

Ueber meinen Fingerzeig auf deutsche Künstler werden welche hier zu Lande sehr lachen wollen; was das für welche sind, werde ich weiter unten sagen. Triest ist hauptsächlich noch italienisch, jedoch weniger den Sitten und Gebräuchen und dem Comfort des Lebens als der Sprache nach. Italienisch spricht hier der Hafen, die Börse, das Tribunal, die Quaresima, das Theater, der Buchladen; italienisch lernen hier die Kinder zu allererst, seyen ihre Eltern weß Landes sie wollen, und wenn ein Papagai hier sprechen lernt, so lernt er italienisch; natürlich, denn das adriatische Meer war einmal lange mit der venezianischen Republik vermählt. Triest ist auf slawischen Felsen eine italienische Alluvion auf deutsches Commando. Man hört hier zwar noch viel slawisch sprechen, besonders auf dem Land und auf dem Markte, allein das klingt gleichsam nur im Kreuzer, über den Gulden hinaus hat es schon seinen Klang und seine Bedeutung nicht mehr; mit dem weißen Tuche, das die Slawin vom Kopfe nimmt, und mit dem Modehut, den sie an dessen Statt aufsetzt, hat sie schon das Slawische ausgezogen und dafür das Italienische angethan, und so ist's auch mit dem Manne, wenn er die Pelzmütze mit dem Castor, und die braune Hose gegen den Pantalon vertauscht, oder wenn er den Wingertskneip, die Ochsengeißel oder den Pflasterer- und Mauerhammer aus Händen läßt, und glacirte Handschuhe anzieht. Und nun was das Deutsche anbelangt. Seit Jahrhunderten herrscht hier deutsches Commando, und seit Jahrhunderten, glaub' ich, wird hier sehr gutes Bier gebraut und sehr stark Tabak geraucht, und auf deutsche Weise Brod und Kuchen vortrefflich gebacken, wurden hier unser Mundmehl, unsere geringelte Gerste eingeführt, so wie der deutsche blaue Montag und seine Gesellschaft, so wie ein gutes Stück von unserer Küche und auch unsere hübschen Lisis oder Kellnerinnen, und gleichwohl trotz all diesem machte sich ehedem die deutsche Sprache so wenig geltend! Allein außer dem, daß in ihr von den Feigen, Oliven, Granaten und dergl. nicht wohl gerne gesprochen wird, und daß sie auch nicht das Einschmeichelnde wie z. B. das Französische, hat, und daß man bei uns so unaussprechlich gut ist, zu glauben, wir würden den Leuten Gewalt anthun, wenn wir sie zwängen, deutsch zu sprechen, gibt es noch andere Gründe, warum sie hier nicht gang und gäbe, und warum wir uns nicht darob verwundern dürfen. Die Berührung mit Deutschland war nicht unmittelbar: zwischen hier und dort lagen verschiedene slawische Stämme, und ein Wust von hohen Gebirgen und dergleichen, und die deutsche Sprache trat hier im langen Stiefel, in der ledernen Hose und im Pelzmantel auf, und gleichsam mit einer Mähne, die wie in der Bora flatterte; wer sie erlernte, lernte sie nicht aus Vergnügen, sondern weil er sie nöthig hatte, und sobald er sie nicht mehr nöthig hatte, sobald er z. B. pensionirt war, hielt er sie auch für unnütz, und sie ward ihm um so härter und verknöcherter, je magerer sie ihm wurde, und sie ward ihm stets magerer, weil er sie nicht nähren, weil er sie an keinem Journal, an keiner Literatur, an keinem Theater nähren konnte. Der Deutsche hatte so viel zur Aufklärung beigetragen, wie jeder Andere, um nicht zu sagen noch mehr als jeder Andere; gleichwohl verkannte man ihn im Auslande. Da sah man ihn daheim entweder im Walde sich einen Stock schneidend, oder auf dem Schlachtfelde sich selbst oder Andere todt schlagend, und präsentirte er sich im Auslande, so war er entweder als Schweizer oder als Handwerksbursche, als Strickreiter, als Soldat, oder überhaupt im Harnisch, man sah ihn gewöhnlich im Harnisch, und man hielt diesen für sein Fell, man hielt dieses für Eisen und Eis, und ahnte nicht, welches Mark und welche feine, zarte Fasern unter solcher Rinde, man verkannte ihn, man hielt ihn für hart und im geringsten nicht für liebenswürdig; und wenn man ihn nicht im Harnische, wenn man ihn durchsichtig sah, so sah man ihn im Glase, und ein Sprüchwort sagt: im Weine die Wahrheit! und das dumme Zeug, so er dann that und schwatzte, das hielt man für die Wahrheit seines Wesens. Leider war das oft der Fall, denn der Deutsche hatte seit langem her die Schwachheit, sich leicht zu besaufen. Man ärgerte sich an seiner Stärke und machte sich lustig über seine Schwachheiten, und man hatte um so leichteres Spiel, weil, während die der andern mehr im Innern sitzen, so daß man ihnen, wollte man sie aufdecken, erst die Haut über den Kopf ziehen müßte, die seinen größtentheils gewissermaßen auf der Haut, auf der Oberfläche sich befinden, und daher theils leicht gewitzelt, theils leicht gestichelt werden können.

Was aber die Deutschen, die man in geistiger Hinsicht ignorirte, schon lange gethan, that man endlich in der neuesten Zeit ebenfalls. Man ward neugierig, man hatte an dem ewigen Latein und Griechischen nicht genug, man schaute sich auch nach Anderm um, und da entdeckten sie endlich Deutschland, das schon seit der Völkerwanderung mitten unter ihnen lag! da sahen sie endlich unsere stolzen Münster über dem Walde emporragen, da hörten sie endlich, wie poetisch unsere Wälder rauschen! — sie traten näher und erstaunten und verwunderten sich höchlich, und es graute ihnen nicht mehr vor den deutschen Bären und Auerochsen, die schon seit Jahrhunderten so ziemlich alle todtgeschlagen waren, und nun wurde Deutsch gelernt und getrieben! und so auch hier. Die Alpen sind in den letzten Jahrzehnten bedeutend niedriger, und Triest ist um vieles verwandter mit Deutschland geworden als es vorher, von Rudolph von Habsburg an, war. Nun kann man fast mit jedem Hause unsere Sprache sprechen; in den höchsten Cirkeln wird sie vorzugsweise gesprochen, sie wird nicht mehr nur aus Bedürfniß, sondern auch aus Vergnügen gelernt; die Allgemeine Zeitung wird vor jedem andern Blatte gelesen. Nebst dem österreichischen Beobachter und der Wienerzeitung liegt auch schon mehreres Belletristische auf, wie der Humorist von Saphir, Bäuerle's Theaterzeitung, ein Unterhaltungsblatt aus Gratz, ein anderes aus Pesth und — und — und ein deutsches Blatt wird sogar hier selbst gedruckt, das des Lloyds, und die Lesebibliotheken versehen sich immer besser mit deutschen Werken, und immer weniger selten werden die deutschen Titelblätter an den Fenstern der Buchläden. All dieß zusammen genommen

wäre freilich nicht viel, wenn es schon Alles, wenn es nicht erst der Beginn wäre; die Häuser verstehen deutsch, aber noch nicht die Gassen, und ist noch nichts Allgemeines; das einzige Deutsche was hier allgemein ist, ist der Ruf: „Feuer!“ in den Kaffeehäusern und Schenken, ist das Feuer, womit der Kellner oder der Bottega einem die Pfeife oder die Cigarre anzündet; allein das Feuer wird um sich greifen, und auf ganz Anderm, als auf Tabakspfeifen Flamme schlagen! So wie Lenau und andere minder oder eben so gewaltige Ungarn ihr Land fester mit Deutschland verbanden, oder vielmehr verknüpften, so werden auch Triest und die hiesigen Gegenden überhaupt mit demselben durch solche Geister verknüpft werden. Schon gibt es Triestiner, die in unserer Sprache schreiben und dichten, *) schon beginnen die Wellen Adria's und die Oliven- und Feigenbäume in unserer Sprache zu flüstern.

Triests Vitalität hängt ganz und gar von Wien, also von Deutschland ab, und so liegt es in der Natur der Sache, daß es sich demselben nicht bloß mit dem Leibe, sondern auch mit der Seele anschließe; und im Interesse Wiens liegt es, daß dieser Seelenbund fest und stark werde, und fest und stark kann er nur durch den Kitt der Sprache und der Literatur werden; Oesterreich hat zum zweitenmale mehrere seiner Besitzungen zu erobern, und das durch die Heerschaar der hohen Geister unserer Nation! Man würde mir Unrecht thun, wenn man dächte, mein Wunsch sey, daß hier das Italienische vom Deutschen verdrängt werde: die italienische Lebhaftigkeit, die italische Grazie im Ausdrucke, der italische Wohllaut, kurz das Venetianische, das so viel des Reizenden und Liebenswürdigen in sich schließt, und das hier, wie in dem Idiome, so auch in den Manieren durchschimmert, sind so außerordentlich schöne Dinge, daß man, weit entfernt, sie irgendwo hinweg-, überall hinwünschen möchte; aber daß das Deutsche hier heimisch werde, und was es Schönes erfungen und errungen, neben dem Italienischen entfalte, das ist mein Wunsch, und daß für beide ein solcher Verband gleich sehr ersprießlich seyn werde, das ist meine Ueberzeugung. Es gibt zwar noch welche hier, die sich gegen alles Deutsche sträuben und sich darüber bei jeder Gelegenheit lustig machen, das sind aber Leutchen, die, wenn man ihnen recht auf den Zahn fühlt, sich als solche bewähren, die schlechte Zähne haben, oder höchst beschränkte Ignoranten! und gibt es einige unter ihnen, die nicht unter die Ignoranten zu zählen sind, so sind es solche, die sich ein Vergnügen daraus machen, es mit dem Pinsel der Albernheit und mit den Einfaltspinseln zu halten.

VII.

Auf meine Frage, wie es ihm in Mailand gefallen habe, sagte mir ein geistreicher Maler: O da ist's miserabel, da sieht man kein altes Gebäude! und so würde er auch von Triest gesagt haben: O da ist's miserabel, da ist Alles funkel- und nagelneu, da kann sich kein Künstler gefallen, der Moos, Epheu und Nachteulen liebt. Triest ist wirklich, mit Venedig verglichen, so wie ich gesagt habe, ein bißchen Futteral, an sich aber eine schöne Stadt. So wie Venedig den Reichthum der Schönheit, so besitzt sie die Schönheit des Reichthums und des Neuen. Die Kunst in Venedig zählt über tausend Jahre, die in Triest erst einige Jahrzehente. Triest ist noch sehr jung, erst in seinem Beginn, aber schon landen mit den Gärten, die auf seine Felsen gestellt werden, die Götter Griechenlands, und stellen sich auf der Flur und auf dem Flure auf, schon beginnt es, die sogenannte, aber so schöne Abgötterei zu treiben, sich ein Bild von dem Göttlichen zu machen. Dieser Beginn ist zwar nur noch eine Ausnahme, wie aus dem weiter oben Gesagten hervorgeht, es ist aber doch der Anfang von der Regel. Triest liegt da, wo sich der Orient und der Occident, der Süden und der Norden kreuzen: es müßte schlecht zugehen, wenn nicht der menschliche Geist eine merkwürdige Hexerei auf diesem Kreuzwege treiben sollte, wenn nicht Triest artistisch und literarisch eben so merkwürdig als mercantilisch werden sollte.

*) Darunter Hrn. Dr. Alexander Goracuchi, Mitglied der medicinischen Facultät zu Wien und ausübender Arzt dahier. Von ihm erschienen nämlich: Kranichzüge nach dem südlichen Frankreich ꝛc. Ich habe das Buch noch nicht gelesen, aber seinen Verfasser kenne ich als einen geistreichen, liebenswürdigen, jungen Mann, als einen enthusiastischen Verehrer unserer Sprache und Literatur. Da er unter den ersten ist, die hier deutsch schreiben, so ist er für uns schon deßhalb beachtungswerth.

Die Colonialpolitik Hollands auf Java.

Das Agriculturſyſtem.

(Fortſetzung.)

Zuckercultur.

Der durchschnittliche Ertrag eines Bouw Landes (500 Quadratruthen), welcher mit Zuckerrohr bepflanzt ist, kann auf 15 Pikol angeschlagen werden. Ein Zuckeretablissement, welches 6000 Pikol liefern soll, erfordert also 400 Bouw Landes, welche zu ihrer Bearbeitung täglich 400 Mann erfordern, so daß für die Arbeit 1600 Mann, welche durchschnittlich 2000 Bouw Reisfelder besitzen, von dem Grundzins freigestellt werden.

Ein Mann schneidet durchschnittlich 500 bis 550 Stöcke Rohr täglich, und 2000 bis 2200 derselben werden zu einem Pikol Zucker erfordert, so daß vier Mann zum Schneiden des Rohrs für jeden Pikol nöthig sind, welchen das Etabliſſement täglich liefert. Da das Mahlen in ungefähr zehn Monaten beendigt ist, so muß man täglich auf 20 Pikol Zucker rechnen; deßhalb sind täglich 80 Zuckerrohrschneider nothwendig, so daß für diese Arbeit 320 Mann von dem Grundzins freigesprochen werden.

Zum Transport nach der Zuckermühle werden täglich 140 Karrenfrachten gerechnet, von welchen jede 300 Stöcke ladet; gewöhnlich fährt ein solcher Karren (Pedatti) täglich zwei oder drei Frachten, so daß man hiefür 70 Karren rechnen kann. Da bei jeder Karre ein Mann nothwendig ist, so werden für diese Arbeit 280 Personen von dem Grundzins befreit.

Obgleich man durch bessere Einrichtung der Oefen jetzt weniger Holz als früher braucht, so wird doch noch täglich zu 20 Pikol eine Klafter verbraucht. Zum Fällen desselben werden täglich fünf Mann erfordert, zum Transport mit Hülfe

der Karren dieselbe Anzahl, und somit werden wieder 40 Mann vom Grundzins befreit.

Sobald das Zuckerrohr an den Fabricanten abgeliefert ist, so liegt diesem die fernere Bereitung ob. Muß ihm aber die Mannschaft hiezu geliefert werden, so kann man annehmen, daß täglich 50 Mann nöthig sind, und also wieder 200 Mann vom Grundzins freigesprochen werden.

Ein Zuckeretablissement von 6000 Pikol erfordert also:

Zur Bebauung des Landes die Freistellung vom Grundzins von	1600	Mann
Für das Schneiden des Zuckerrohrs . .	320	—
Für den Transport desselben . . .	280	—
Für Holzhauen und Transportiren . .	40	—
im Ganzen	2240	Mann.
Werden nun noch für die Mühle Arbeiter geliefert, welche jedoch der Fabricant bezahlen muß, so erfordert dieß noch die Freistellung vom Grundzins von	200	—
überhaupt	2440	Mann,

wovon täglich, wenn es nöthig ist, 610 Mann arbeiten.

In den schon früher errichteten Zuckermühlen in der Umgegend von Batavia, für welche 200 Mann arbeiten, werden 2500 Pikol Zucker gemacht, während diese 1600 Mann nur 6000 Pikol liefern, so daß die Arbeit, welche auf diese Weise vorgenommen wird, bedeutend geringer für den Mann ist, als die, welche in der Nähe von Batavia nothwendig ist.

Die 2440 Mann genießen die Freiheit vom Grundzins, welcher für den Mann durchschnittlich achthalb Gulden, also im Ganzen 18,300 Gulden beträgt, und dieß, um die Arbeit für und in den Fabriken durch einen Zeitraum von 300 Tagen zu verrichten. Da aber die Mühle von Zeit zu Zeit Reparaturen erfordert, oder aus andern Ursachen still stehen muß, so kann man annehmen, daß jährlich nicht mehr als 250 bis 260 Tage gemahlen wird, so daß die Arbeit für jeden Mann etwa auf 65 Tage zu stehen kommt, und sein Verdienst auf ungefähr 12 Cent.*) für den Tag, welches überhin der gewöhnliche Taglohn auf Java ist.

Dieß ist aber keineswegs der einzige Nutzen, welchen der Javane, der zur Zuckercultur behülflich ist, von dieser hat; er stellt sich eben dadurch vom Grundzins frei, und ist im ungestörten Genuß der Ernt seiner Reisfelder. Ist er aber ein Grundbesitzer, und besitzt zum Beispiel vier Bouw Reisfelder (Sawa's), so kann er Einen der vier dazu gehörigen Abhängigen (Wuwungs) an dem Zuckeretablissement arbeiten, und die drei übrigen das Land desselben bebauen lassen, indem er ihnen den Antheil jenes an der Ernte abtritt, welcher in der Hälfte derselben besteht, während der verwendete Arbeiter am Zuckeretablissement die andere Hälfte der Ernte genießt. Auf diese Weise erspart der Grundbesitzer drei Viertel der Belastung, welche er sonst von seinen Reisfeldern hätte bezahlen müssen.

Ein Mann, welcher nur einen Bouw Reisfeld besitzt, befreit sich von dem Grundzins durch eine Arbeit, welche einen Fünftheil der Arbeit ausmacht, die er für die volle Ernte hätte verrichten müssen, während er anders zwei Fünftel seines Feldes für den Grundzins hätte bearbeiten müssen.

Man nehme an, daß der Zucker auf Reisfeldern gebaut wird, und daß jeder ein Fünftel seines Landes dazu hergegeben hätte, dann hätte er nach dem früheren Systeme noch außerdem ein Fünftel zur Deckung des Grundzinses bearbeiten müssen. Nimmt man nun an, daß dieser Theil einem Andern zur Bebauung übergeben wird, so kommt dem Eigenthümer die Hälfte der Ernte zu Gute, und in diesem Falle wird er für die überbleibenden drei Fünftel dieselbe Arbeit zu leisten haben, als wenn er den Grundzins bezahlte. Wenn ein Fünftheil gleicher Arbeit für die Zuckerfabrik erfordert wird, als er sonst auf einen Fünftheil seiner Reisfelder verwendet, was nun im Ganzen vier Fünftel der Arbeit ausmacht, welche er sonst gehabt hätte, so genießt er außerdem ein Fünftel der Ernte von dem übrigen Fünftheil, welches er an den Bearbeiter abgestanden hat; so daß der Javane mit einer geringern Arbeit, als wozu er sonst verpflichtet gewesen wäre, mehr als einen gleichen Nutzen hat. Wenn er nun selbst vier Fünftel seines Landes bearbeitet, und das übrige Fünftel mit Zuckerrohr bepflanzt wird, dann wird er nicht mehr als früher zu bearbeiten haben, und ein Fünftel mehr von seiner Ernte Nutzen ziehen. Hieraus geht nun deutlich hervor, daß dieses System den Javanen bei geringerer Arbeit einen gleichen Vortheil, und bei gleicher Arbeit einen größern Gewinn als das frühere System verschafft.

Uebrigens bedarf es wohl keines Beweises, daß die Anpflanzung eines Bouw Zuckerrohrs bis zur Reife des Gewächses eine viel geringere Arbeit fordert, als ein Reisfeld derselben Größe, da hiebei außer der Arbeit, welche das Pflügen, Säen und Pflanzen des Reises erfordert, dieser noch geerntet, nach Hause gebracht, gestampft und nach dem Bazar transportirt werden muß.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der holländische Gulden theilt sich bekanntlich in 100 Cent.

Weggenommene Sklavenschiffe. Aus einem Bericht, der auf Befehl des Parlaments gedruckt wurde, geht hervor, daß vom 1 Januar 1858 an (wahrscheinlich bis zum Ende des Jahres) die Zahl der weggenommenen und für gute Prise erklärten Negerschiffe 52 betrug. Darunter waren 45 portugiesische, 2 spanische und 1 brasilianisches. An Bord von 28 Schiffen befanden sich 5000 Sklaven. (Engl. Bl.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 111** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Wir sind sieben.** Von William Wordsworth. — **William Hazlitt's Charakteristik der Redner Brougham und Burdett.** (Fortsetzung.) — **Der Cardinal Richelieu.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für das Abonnement des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 279.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

6 October 1839.

Die Steine der litthauiſchen Göttinnen. *)

In Litthauen gibt es viele hiſtoriſche Denkmäler, die der gelehrten Welt bis jetzt unbekannt geblieben ſind. Hiezu gehören auch die Dejwa Akminan oder Steine der Göttinnen, ein wichtiger Gegenſtand für die Religionsgeſchichte der alten Litthauer, um ſo mehr, als die Nachrichten hierüber ſich in keiner Chronik finden; nur die Bauern in Schmud (Samogitien) welche die Lebensweiſe, die Begriffe und die abergläubiſchen Meinungen ihrer Vorfahren erhalten haben, **) erklärten ihre Bedeutung. Dieſe Steine ſind über zwei Arſchinen lang, glatt behauen, ſymmetriſch aufgeſtellt und auf allen Seiten von einem Graben umgeben, der meiſt tief war, aber jetzt verſchlämmt, doch immer noch bemerklich iſt. Die Litthauer ſtellten ſie an Orten auf, die gewiſſen Göttinnen, in ihrer Sprache Dejwas Walditojes genannt, geheiligt waren; dieſe hielten gleich den alten Parcen, Leben und Tod in ihren Händen, nur mit dem Unterſchied, daß ihrer mehr waren, und das Leben des Menſchen nicht an einem Faden, ſondern an einem leinenen Gewebe hing.

Der Göttinnen waren ſieben. Die erſte, Namens Werpantiey, ſpann das Leben des Menſchen aus einem Rocken den ihr der höchſte Gott — ſein Name iſt unbekannt, Kenner der litthauiſchen Alterthümer glauben, es ſey Okopirnes — gegeben; die zweite, Metantiey machte aus den geſponnenen Fäden den Zettel; die dritte, Audiely, wob die Leinewand; die vierte, Gadintoy, lockte die Schweſtern mit ſchönen Worten und Erzählungen, daß ſie die Arbeit liegen laſſen ſollten. Geſchah dieß, ſo verdarb ſie die Leinwand, und wehe dem Menſchen, deſſen Leben an dem Gewebe hing: Krankheit, Wunden im Kampfe, Streit mit den Nachbarn, Unfrieden im Hauſe kamen über ihn durch die Bosheit der feindlichen Göttin. Ihr entgegen wirkte Dejwa Sargietoy, und glücklich erging es demjenigen, an deſſen Gewebe ſie die andern Göttinnen durch ihr Zureden feſthielt. Ihm drohte kein Unglück, bis die ſechste Göttin, Nukirptoy, die Leinwand abſchnitt. Die ſiebente, Iſchſkalbtoy genannt, wuſch das abgeſchnittene Gewebe und gab es dem oberſten Gotte; es diente dem Menſchen als Todtenhemd.

Die Göttinnen wandelten gerne an den Ufern von Flüſſen und Bächen; an den ihnen geheiligten Orten hatte jeder Litthauer ſeinen Stein, auf dem er ſeine Opfer darbrachte; der Krieger weihte den Göttinnen die Häupter erſchlagener Feinde, der Landmann Korn in Aehren, die Mädchen Flachs u. dgl. Mit dieſen Gaben waren vermuthlich religiöſe Ceremonien verbunden, aber das Gedächtniß derſelben hat ſich verloren. In den Volksſagen iſt nur noch Ein Lied zu Ehren der Dejwa Iſchſkalbtoy erhalten. Die Göttinnen liebten die Mondnächte: beim Mondſchein ergingen ſie ſich am Ufer, ſetzten ſich auf die ihnen geheiligten Steine und beſchäftigten ſich mit der Arbeit; die Menſchen konnten ſie ſehen, mußten ſich aber ehrfurchtsvoll benehmen; beim geringſten Beweis von Nichtachtung erreichte den Frevler furchtbare Rache und oft der Tod.

Die Steine der Dejwa Akminan kann man noch im ganzen Gouvernement Wilna, und namentlich in Schmud an den Ufern der Flüſſe und Bäche ſehen. Sie gehören gewiß einem hohen Alterthum an, zum mindeſten können ſie nicht ſpäter als aus dem 14ten Jahrhundert ſeyn. Seit der Einführung des Chriſtenthums mußten die Litthauer, wohl oder übel, den heidniſchen Gebräuchen entſagen, und obwohl es keinem Zweifel unterliegt, daß Snitſch, Krivekriveite und ihre heiligen Schlangen noch lange Zeit ihre Verehrer hatten, ſo verbargen ſie ſich doch in der Dunkelheit. Die Errichtung ſolcher Steine an offenen Orten aber hätte die Verehrer der Dejwas Walditojes verrathen.

Leider werden dieſe der Geſchichte angehörigen Denkmäler des Alterthums immer ſeltener; die Umwohner, die ihren Werth nicht kennen, brauchen ſie beim Mangel anderer Steine zum Bau ihrer Häuſer.

*) Von einem Hrn. Bornitſchewiki im ruſſiſchen Journal des Miniſteriums für Volksaufklärung mitgetheilt.

**) Und namentlich die Sprache, die nur in den Diſtricten von Wilna und Torki geſprochen wird, und mit den ſlawiſchen Dialekten keine Aehnlichkeit hat.

Die Colonialpolitik Hollands auf Java.

Das Agriculturſyſtem.

Zuckercultur.

(Fortſetzung.)

Doch wir wollen nun betrachten, wie hoch das auf dieſe Weiſe erhaltene Product zu ſtehen kommt, und inwiefern es den Grundzins vergütet, welcher dafür aufgeopfert werden mußte.

Nach den gegebenen Beſtimmungen koſtet das Zuckerrohr für Transport, Schneiden und Pflanzen, für eine Anpflanzung von 400 Bouw, welche 6000 Pikol Zucker liefern, durch die Freiſtellung von Grundzins von 1600 Perſonen, gerechnet zu 7 fl. 50 Cent., 12,000 fl., alſo koſtet das Zuckerrohr für einen Pikol . . . . . 2 fl. — Cent.

Für Schneidelohn werden 320 Perſonen von einem Grundzins von 2400 fl. befreit, welches auf den Pikol macht . . . . . „ — 40 —

Für Transportkoſten für 280 Perſonen, inſofern Menſchen dazu benutzt werden, per Pikol „ — 35 —

Zwei chineſiſche Mandors, welche jeder vom Gouvernement monatlich 30 fl. erhalten, macht per Pikol . . . . . „ — 12 —

Summe 2 fl. 87 Cent.

Die Ausgabe für Büffel und Karrenlohn kann auf folgende Weiſe berechnet werden:

Auf 70 Karrenfuhren täglich muß man 80 Büffel rechnen, welche, das Stück zu 30 fl., 2400 fl. koſten, von welcher Summe die Zinſen, zu 9 Proc., betragen für das Jahr . 216 fl.

Das Hüten und Pflegen der Büffel durch einen Mandor und zwei Mann, zu 18 fl. den Monat, b ing das Jahr . . . . . 216 —

Für Reparatur und Unterhaltung der Karren zu 5 fl. jährlich für jeden Karren . . . . . 350 —

Für das Ankaufen der Karren, das Stück zu 25 fl., macht für 100 Stücke 2500 fl.; der Zins hievon 225 —

Außerdem mögen jährlich 30 Büffel ſterben . . 900 —

Totalkoſten 1907 fl.

oder für den Pikol 32 Cent. Wenn aber das Liefern des Zugviehes und der Karren dem Fabricanten aufgetragen wird, und er außerdem für den Transport des Holzes ſelbſt zu ſorgen hat, ſo kann man annehmen, daß für den Pikol gerechnet werden muß . . . . . – fl. 50 Cent.

Transport . . . . . 2 — 87 —

macht als Unkoſten auf das Zuckerrohr für ein Pikol Zucker bis in die Mühle geliefert . 3 fl. 37 Cent.

Die zu einem Pikol Zucker nöthige Quantität Rohr wird jedoch an den Fabricanten zu 3 fl. 60 Cent. geliefert, ſo daß noch 23 Cent. zur Deckung von kleinen Adminiſtrationskoſten, Mißwachs u. ſ. w. übrig bleiben. Wenn die Bevölkerung ohne Dazwiſchenkunft des Gouvernements das Zuckerrohr an die Mühlen abliefert, ſo wird ihr dafür die volle Summe, 3 fl. 60 Cent., bezahlt.

Außerdem wurde beſtimmt, daß, wenn der Bouw, welcher unter Aufſicht des Gouvernements bepflanzt iſt, mehr als 15 Pikol aufbringt, ein Drittel davon dem Landbauer, ein Drittel dem chineſiſchen Mandor zu Gute kommen ſollte, während das Gouvernement das letzte Drittel in Anſpruch nimmt, um ſich für etwaige Nachtheile und weniger fruchtbaren Boden zu entſchädigen. *)

Die fernere Bearbeitung des Rohrs zum Zucker wird, den beſtehenden Contracten gemäß, von dem Fabricanten vorgenommen. Die Koſten davon betragen bei einer guten Adminiſtration 3 fl. 40 Cent., ſo daß der Zucker den Fabricanten auf 7 fl. der Pikol zu ſtehen kommt.

Der nothwendige Fonds zur Errichtung eines Zuckereteabliſſements, welcher außer den Fabricationskoſten durchſchnittlich 50,000 bis 60,000 fl. beträgt, wird dem Fabricanten unter hinlänglicher Sicherheit, aber ohne Zinſen, vom Gouvernement vorgeſchoſſen, unter der Bedingung, daß die Schuld in einem, zwei oder in einzelnen Fällen in drei Jahren durch die Lieferung von Zucker zu 10 fl. Kupfergeld per Pikol wieder bezahlt wird. **) Zugleich muß in derſelben Weiſe der Fabricant die Koſten des Rohrs, berechnet zu 3 fl. 60 Cent. für jeden Pikol, und auch das Holz bezahlen.

Die Quantität Zucker, welche der Fabricant mehr bereitet, als zu der Abtragung ſeiner Schuld nöthig iſt, bleibt Eigenthum desſelben; doch hat das Gouvernement die Vorhand, um dieſen zum Marktpreis anzukaufen. In den Contracten waren außerdem die nöthigen Beſtimmungen feſtgeſetzt, ſowohl um den Zucker von guter Qualität, als auch zu rechter Zeit zu empfangen.

Bei genauer Betrachtung dieſer Einrichtung erſieht man deutlich, daß der Javane auf dieſe Weiſe ſich bemerkenswerth beſſer ſteht, indem ſein Grundzins wieder auf ein Fünftheil ſeiner Ernte gebracht iſt, daß der Fabricant, welcher 6000 oder auch nur 5500 Pikol fabricirt, auf einen ſichern Vortheil von 16,000 bis 18,000 fl., ohne die geringſte Gefahr dabei zu laufen, rechnen kann, und daß, angenommen, daß das Gouvernement den Zucker nicht vortheilhafter als zu derſelben Summe in Silber abſetzen kann, welche es in Kupfer bezahlte, dasſelbe doch dadurch allein 20 pCt. ſowohl auf den Grundzins, als auch auf das vorgeſchoſſene Geld gewinnt.

Wenn man dabei im Auge hat, daß der Zucker dem Gouvernement 10 fl. Kupfergeld oder die gleichkommende Summe von 8 fl. Silbergeld zu ſtehen kommt, und, wenn es nöthig ſeyn ſollte, auch zu dieſem Preiſe verkauft werden kann, ſo wird man einſehen, daß dieſer Artikel einen dauerhaften Nutzen liefern wird. Selbſt wenn der Preis des Zuckers in Europa durch eine zu große Anfuhr bedeutend fallen ſollte, ſo iſt es dennoch ſicher, daß dieſer Culturzweig eine lange Reihe von Jahren hindurch reiche Früchte tragen wird, weil in allen Ländern, wo Zucker fabricirt wird, die Culturkoſten auf demſelben höher kommen,

*) Ein Bouw liefert gewöhnlich zu 20 bis 21 Pikol Zucker bei hinlängliche Rohr.

**) Zehn Gulden in Kupfergeld ſtehen auf Java 8 Gulden Silbergeld im Werthe gleich.

als 8 fl. für den Pikol. Mit Sicherheit läßt sich dagegen bestimmen, daß jeder andere Zucker von dem europäischen Markte verdrängt werden wird, welcher nicht mit dem Javazucker concurriren kann.

Um sowohl zu diesem Culturzweige als auch zu andern zu ermuthigen, welche Producte lieferten, die auf dem europäischen Markte Gewinn versprechen, so bestimmte die indische Regierung den 5 December 1832 für jeden Pikol 50 Cent. auf folgende Weise zu vertheilen:

An den Residenten für allen Zucker, welcher aus seiner Residentschaft geliefert wird	10 Cent.
An den Regenten für das, was seine Regentschaft aufbrachte	10 —
An den Assistent-Residenten	10 —
An die Controleurs	5 —
An die Häuptlinge	15 —

Außerdem war verordnet, die Javanen, so viel es nur immer anging, unter Aufsicht ihrer eigenen Häuptlinge arbeiten zu lassen. Jeder andere Culturzweig, welcher dem holländischen Handel Vortheil liefern konnte, wurde auf denselben Fuß eingerichtet.

(Schluß folgt.)

Jagdausflüge im Gebiete der Hudsonsbai-Compagnie.

Erster Ausflug im Herbst 1836.

(Aus Tait's Edinburgh Magazine.)

Ich hatte seit mehrern Jahren auf einem Landgut in der Nähe von Montreal gewohnt, und wiederholt dringende Einladungen von einem Verwandten erhalten, mit ihm, der Verwalter einer Pelzhandelsstation war, einen Ausflug ins nordwestliche Gebiet von Obercanada zu machen. Manches hatte mich abgehalten, endlich aber im Sommer 1836 gab er mir ein Rendezvous auf Goderich, wo ich am 25 Julius eintraf, und meinen Verwandten, den ich mit dem Namen Charles bezeichnen will, bereits vorfand. Am nächsten Tage gingen wir an Bord eines Handelspaketbootes der Compagnie, und segelten quer über den Huronsee nach Mackinaw, wo wir mehrere indianische und halbblütige Jäger und Biberfänger nebst einem kleinen Schooner trafen, in welchem wir längs dem südlichen Ufer des obern Sees hinfahren sollten, um die innerhalb 40 Meilen von dem Ufer des Sees liegenden Pelzhandelsstationen zu besuchen.

Wir verließen Mackinaw am 3 August, nachdem wir die Fälle von St. Amoy und andere beachtenswerthe Gegenstände in der Nachbarschaft besucht hatten. Am 6 August ankerten wir an der Mündung des Flusses St. John, und fuhren in einem Boote 20 Meilen weit aufwärts nach dem Fort gleiches Namens, wo wir von Hrn. R..., dem Oberaufseher, und seinen Gehülfen sogleich bewillkommt wurden. Eine gräuliche Verwirrung herrschte an diesem Orte, da seit einiger Zeit über 500 Tschippewä-Indianer daselbst angekommen, und eine ungeheure Menge Racoon-, Biber- und Eichhornfelle nebst einigen Bärenfellen und Büffelhäuten gebracht hatten, die sie emsig gegen Gewehre, Messer, Branntwein, Glocken, Flitterwerk u. dgl. vertauschten. Sie hatten auch einige sehr schöne, wilde Pferde, aus denen ich für ein Messer und zwei Flaschen Rum nach Gefallen wählen konnte. Ich wählte eine schöne Stute, die schon seit zwei Monaten gefangen und bereits vollkommen ruhig und angenehm zu reiten war. Charles erhielt ein eben so schönes Pferd von einem Indianer geschenkt, dem er einige Jahre zuvor einen unbedeutenden Dienst geleistet hatte.

Den Tag nach unserer Ankunft ging ich mit einem der Unterbeamten in den Wald auf die Jagd: Rothwild sahen wir einiges, es war aber zu scheu, als daß wir es hätten schießen können, und wir schossen bloß wilde Tauben, Oriolen *) und einige graue Eichhörnchen. Auf dem Rückwege hörten wir das Geheul der Wölfe in allen Richtungen, doch wagte sich nur einer in die Nähe, und dieser zog sich auf unsere Schüsse schnell zurück. Mein Gefährte versicherte mich, daß sie in der Nähe der Factorei, wohin sie durch den Geruch der Felle gelockt würden, oft in Meuten von Hunderten sich zeigten; während des verflossenen Winters hatten sie mehrmals die Factorei angegriffen und über 20 Pferde weggeschleppt, aber die Felle der bei dieser Gelegenheit getödteten Wölfe ersetzte reichlich diesen Verlust. Die Wölfe sind nur im Winter gefährliche Nachbarn, wenn der Frost und Schnee das Rothwild und die Büffel weit nach Süden getrieben haben, denn dann macht sie der Hunger wüthend, und sie greifen Alles an, was ihnen vorkommt, Menschen oder Thiere, und zerreißen sogar, wie man sagt, die schwächern Individuen ihrer eigenen Art.

Während wir am Abend um ein flackerndes Tannenfeuer saßen, das die feuchte Lage des Forts und der Factorei selbst in dieser warmen Jahreszeit nöthig machte, trat ein indianischer Biberfänger (Trapper) herein und benachrichtigte uns, daß er viele frische Bärenfährten an einer Stelle des Waldes gesehen habe, wo kurze Zeit nacheinander fünf Bären erlegt wurden; den Spuren nach sey es eine Bärin mit ihren Jungen. Alsobald wurden die Anstalten getroffen, und am folgenden Tage bestiegen Hr. R..., Charles und ich unsere Pferde und ritten durch die Lichtung nach dem dichtern Forste, begleitet von zwei halbblütigen Jägern, welche Aexte und fünf mächtige Hunde mit sich führten, die aneinander gekettet waren, damit sie nicht an Rothwild- oder Wolfsfährten uns verließen. Wir ritten durch den Wald, wo die Bäume so dicht standen und so groß waren, daß die warmen Strahlen der Sonne augenscheinlich seit Jahrhunderten den Boden nicht berührt hatten. Hr. R... bemerkte, das Blätterlager, auf dem wir ritten, sey im Durchschnitt 5' tief, und der Boden besser, als er ihn irgendwo in Amerika gefunden habe. Die Blätter befruchten nicht bloß den Boden durch ihr Vermodern, sondern saugen auch einen großen Theil der überflüssigen Feuchtigkeit ein, und lassen ihn nicht so sumpfig werden, wie an andern Stellen.

Nachdem wir etwa eine Stunde weit geritten waren, während welcher wir häufiger über umgefallene Bäume, Wurzeln u. dgl. setzen mußten, als mancher englische Fuchsjäger in einem ganzen Tage, begannen die Hunde die Ohren zu spitzen, winselten ängstlich und suchten sich los zu machen. Hr. R... bedeutete mir, auf den Indianer aufmerksam zu seyn: dieser war einige Schritte vor uns voraus, kniete nieder und legte das Ohr hart an den Boden. Er wendete sich um und hielt zwei Finger in die Höhe. „Es sind ihrer zwei," sagte Charles augenscheinlich sehr vergnügt. Er und ich stiegen ab, knieten neben dem Indianer nieder, und ich hörte oder glaubte wenigstens ein

*) Eine Art Zugvogel aus dem Geschlechte Pica, der hängende Nester baut, und in Amerika etwa so groß als eine Taube wird.

undeutliches Gebrumm zu hören, das ſich in ſehr kurzen Unterbrechungen wiederholte. Hr. R... ließ nun die Hunde in Freiheit ſetzen, und ermahnte mich, mein Gewehr in Bereitſchaft zu halten. Sobald die Hunde losgelaſſen waren, ſchnuffelten ſie einige Augenblicke, und ſprangen dann, als ſeyen ſie nun des Gegenſtandes ihrer Jagd ſicher, in den Wald hinein; wir folgten ſo ſchnell, als der ſumpfiger werdende Boden es geſtattete, waren indeß noch nicht weit gekommen, als wir die Hunde laut und ſtark bellen hörten, zum Beweiſe, daß ſie der Bären anſichtig geworden waren. Wir kamen nun in einen minder dichten Theil des Waldes und ſetzten unſere Pferde in Galopp. Charles, mehr gewöhnt als ich zwiſchen Bäumen, Stumpen, Wurzeln und Unterholz dahin zu reiten, kam uns bald voraus, und kurz darauf hörten wir ſein Halloh, gefolgt von dem Knall ſeiner Büchſe. Wir eilten vorwärts und erreichten ihn bald wieder: er war abgeſtiegen, hatte ſein Pferd an einen Baum gebunden, und ſtand mit einem der Hunde am Fuß einer dicken Föhre. Wir ſtiegen gleichfalls ab und banden unſere Pferde an. „Da droben iſt ein ungeheures Thier," rief Charles aufwärts deutend, „ſo groß wie ein Ochſe. Er war hernutergekommen, um die Hunde zu züchtigen, die ihn im Schlafe geſtört hatten, bei dieſer Gelegenheit bemerkte ich ihn und ſchickte ihm eine Kugel nach, worauf er umkehrte und den Baum hinaufeilte. Ich glaube nicht, daß ich ihn getroffen habe, da mein Pferd zurückſchreckte, als ich abſchoß; aber wir dürfen uns nicht lange aufhalten," ſetzte er hinzu, „denn nach dem Anſchlagen der Hunde zu ſchließen, iſt noch mehr Wild im Walde."

Wir feuerten aufs Gerathewohl ein paar Schüſſe in den Baum hinauf, aber ein kurzes Brummen abgerechnet, nahm der Bär keine Notiz von uns, und wir beſchloſſen zu warten, bis die indianiſchen Jäger herbeikommen würden. In der Zwiſchenzeit bemerkte ich gegen Hrn. R..., wir würden wohl wahrſcheinlich, wenn wir zu lange hier blieben, die übrigen Bären ganz verfehlen.

„Das iſt nicht zu befürchten," erwiederte er, „denn wenn die Bären müde ſind, klimmen ſie den nächſten dicken Baum hinauf, den ſie ſehen, und wir werden darum nicht weit zu gehen brauchen; übrigens laufen die Bären, wenn ſie verfolgt werden, ſelten gerade aus, ſondern ſuchen nach der Stelle, von der ſie ausgegangen ſind, zurückzukehren."

In dieſem Augenblick kam der Indianer herbei und benachrichtigte uns, daß ein Bär mit einem Jungen im Maul und von vier Hunden verfolgt an ihm vorübergekommen ſey und den Weg gegen die Factorei zu eingeſchlagen habe. Die Jäger kamen nun herbei und brachten ein todtes Junges, welches augenſcheinlich von den Hunden zu Tode gehetzt worden war. Sie hatten Aexte bei ſich, und fingen ſogleich an den Baum umzuhauen; wir traten zurück, ſobald er zu wanken begann, und ſahen nun, wie Freund Braun mit dem Schweife voran den Baum herabkam. Ich feuerte und zerſchmetterte ihm den linken Vorderfuß. Der Bär hielt an, brummte zornig und verſteckte ſich ſodann im dichteſten Gezweige, wo er vermuthlich ſich geborgen halten mochte, aber ein Schuß von Charles machte dieſer Hoffnung ein Ende, und herab kam er mit dem Kopfe voraus auf den Boden, wobei große, ſchwere Tropfen heißen Blutes nach allen Seiten umherſpritzten. Wir wichen einen Augenblick zurück, und glaubten, er ſey todt, aber, obwohl ſchwer verwundet, war er noch ein mächtiger und gefährlicher Gegner, denn als der Hund, der ſein Herabkommen mit großer Spannung beobachtet hatte, auf ihn losſtürzte, erhob er ſich mit einem grauenhaften Schrei, ſchlug den Hund nieder und ſtürzte auf mich los, der ich zunächſt ſtand. Meine Geiſtesgegenwart verließ mich völlig, und ich wandte um zur eiligſten Flucht, bis zwei hinter mir fallende Schüſſe mir den Muth gaben, umzublicken, wo ich denn nichts ſah, und zu meinen Freunden zurückkehrte, die um den Leichnam meines Feindes herumſtanden.

Wir maßen ihn und fanden ſeine Länge von der Naſenſpitze bis zum Anfange des Schweifes 9 Fuß, ſeinen Umfang 11 Fuß. Wir überließen es den beiden Jägern, ihn abzuſtreifen, beſtiegen unſere Pferde und ritten wieder durch den Wald, gefolgt von dem Indianer, der leicht Schritt mit uns hielt, da wir die ſumpfigſten Stellen vermeiden mußten, welche das Gewicht von Pferd und Reiter nicht getragen hätten, während ſie den zu Fuße gehenden Indianer wohl trugen. Auf dem Wege erzählte mir Hr. R..., daß der Bär, nachdem er mich wenige Schritte weit verfolgt, ſich gegen ihn ſelbſt gewandt habe, und augenblicklich niedergeſchoſſen worden ſey; hätten ſie irgend eine Gefahr für mich befürchtet, ſo würden ſie ſogleich geſchoſſen haben, aber wegen des Blutverluſtes und des zerſchoſſenen Vorderfußes hätte er nur noch wenige Schritte machen können. Mit dieſer Erklärung war ich ganz zufrieden und ſchämte mich meiner übereilten Flucht. Hr. R... gab mir nun Anweiſungen, wie ich mich in ähnlichen Lagen verhalten ſolle. „Bleibt feſt ſtehen," ſagte er, „denn es iſt zehn gegen eines zu wetten, daß dann Freund Braun ſich gegen jemand anders wendet. Lauft ihr, ſo wird er, wenn nicht durch einen Schuß aufgehalten oder durch Blutverluſt geſchwächt, euch nachrennen, und dann iſt wenig Hoffnung auf Entkommen; wenn man auch ſo weit vorauseilt, daß man einen Baum erklettern kann, ſo klettert Freund Braun trotz ſeines plumpen Körpers mit bewundernswerther Schnelle nach, wetzt die Zähne, brummt auf eine nicht ſehr erbauliche Weiſe, und dann muß man eine Umarmung von ihm erwarten, oder einen Sprung auf einen andern Baum wagen, oder ſich an einem der dünnen Zweige auf den Boden herunterlaſſen."

Hier machte der unebene Boden, auf dem wir ritten, dem Geſpräch ein Ende, und ich verſprach noch, ſeinen Anweiſungen Folge zu leiſten.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Hoſpitien und Spitäler in Paris. Nach einem Bericht der Verwaltungscommiſſion der Hoſpitien und Spitäler in Paris unterhält dieſe 12,000 Arme und Kranke, nahm 79,000 Kranke in den Spitälern auf, was eine Mittelzahl von 4800 täglich gibt; ſie nimmt 600 Findelkinder auf, unterhält deren 16,000 auf dem Land und 100 als Lehrlinge an verſchiedenen Orten. An 30,000 arme Familien theilt ſie Unterſtützungen aus. (Franz. Bl.)

Schrecken vor Thiermißgeburten. In Frankreich äußert ſich jedesmal auf dem Land ein großer Schrecken, wenn ein mißgeſtaltetes Thier zur Welt kommt. Ein Fall der Art kam kürzlich zu Marly bei Valenciennes vor. Ein ſeltſames Kalb kam in dieſer Gemeinde zur Welt, und es verbreitete ſich alsbald das Gerücht, das Thier habe ein menſchliches Geſicht. Die Eigenthümer beeilten ſich das Ungeheuer zu erſticken und einzuſcharren, und die ſchuldige Kuh ward außer Landes verkauft. Noch immer herrſcht ein großer Schrecken im Dorf, und man fürchtet ein arges Unglück. (Franz. Bl.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 280.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

7 October 1839.

Die Literatur und Kunſt in den Provinzen von Frankreich.

Die Zukunft der Literatur und Kunſt in den franzöſiſchen Departements iſt ein Problem, welches ſich ſeither ſtets zum Nachtheil der in der Provinz lebenden Schriftſteller und Künſtler aufgelöst hat. Daher haben alle diejenigen, welche das heilige Feuer auf dem Herzen brennen fühlen, und ſich vom göttlichen Leben berauſcht glauben, nichts Eiligeres zu thun, als daß ſie den Staub ihrer Heimath von den Füßen abſchütteln, ihren Geburtsort, ihre Familie, ihre Jugendfreunde, kurz Alles, was mit ihrem Herzen ſympathiſirte, im Stich laſſen, und nach Paris aufbrechen, um einem Glücke nachzujagen, welches den Wenigſten zu Theil und faſt Allen ohne Ausnahme mit Wermuth und bitteren Erfahrungen vergällt wird. Daran ſind mehrere Urſachen Schuld. Der franzöſiſche Nationalconvent, welcher die ganze Staatsgewalt in ſeinen Händen vereinigte, legte den erſten Grund zu der Uebermacht von Paris über Frankreich; Napoleon führte die Plane der Republik durch die militäriſche Geſtaltung aller öffentlichen Staatsverwaltungen weiter aus, und die geiſtesarme Reſtauration trat ohne Ueberlegung in die Fußſtapfen ihrer Vorgänger. Als die Provinzen Frankreichs ſahen, daß die Centraliſation vollbracht war, fühlten ſie natürlich das Bedürfniß, ſich mit der Hauptſtadt in Verbindung zu ſetzen. Paris iſt dieſem Wunſche bereitwillig entgegengekommen, und ſpedirt ſeit zwanzig Jahren und darüber die Tagschronik ſeiner buntſcheckigen, vielgeſtaltigen Welt in die 86 Departemente, damit dieſe in ihrer Einſamkeit nicht verzagen und verſauern; es ſchickt ihnen die Programme ſeiner Feſte, Soiréen, Bälle, Concerte und Schauſpiele, und erzählt ihnen genau ſeine Freuden und Leiden, ſein närriſches, liederliches, lärmendes Treiben, ſeine guten und ſchlechten Witze, ſeine Erfindungen, Verbeſſerungen und Moden. Die gutmüthigen Provinzen nehmen vermuthlich dieſe Fluth von Pariſer Neuigkeiten mit Dank hin, allein ſie vergelten nicht Gleiches mit Gleichem, und beobachten über ſich ſelbſt das abſoluteſte Stillſchweigen, welches von ihrer Seite entweder eine zu große Geringſchätzung ihrer Perſönlichkeit, oder eine zu große Beſcheidenheit iſt. Es wäre Zeit, daß die Departemente, welche Paris beſſer kennen, als Paris ſich ſelbſt kennt, auch die Geheimniſſe ihres ruhigen, ſtillen und fleißigen Lebens enthüllten, und ſie ſollten ſich billig abgewöhnen, ihre Gedanken, Empfindungen, Recenſionen und leitenden Artikel von Paris unter Kreuzband zu beziehen, wie ſie ihre Präfecten, Revolutionen, telegraphiſchen Depeſchen und neumodiſchen Kleider von eben daher zugeſchickt erhalten.

Die Provinzen Frankreichs liegen in einem lethargiſchen Schlaf, und ſind ein Bild der größten Apathie; ſie laſſen ſich mit wahrer Engelsgeduld von Paris brandſchatzen, welches ungenirt aus ihrem Beutel herauslangt, was es braucht, um ſeine Paläſte, Theater, Tänzerinnen, Brücken, Quais, Plätze und alle ſeine prächtigen Monumente zu bezahlen; die Departemente müſſen ſogar zu den pappendeckelnen Triumphbogen, zu den römiſchen Lichtern und Lampions der Pariſer Feuerwerke und Volksfeſte beiſteuern, während die Provincialſtädte kaum das Nothdürftigſte haben, und zwanzig Jahre nach einem Brunnen oder einer Waſſerleitung ſeufzen, um ihre Straßen vom Schmutz zu reinigen, und den Durſt ihrer Einwohner zu löſchen. Voriges Jahr wollte die Stadt Marſeille einen Canal von einigen Meilen nach der Durance anlegen, um ihre ausgedörrten Felder zu bewäſſern, ihren Bewohnern Trinkwaſſer zu verſchaffen, ihre ſtaubigen Straßen zu ſprengen, und ihren ſtinkenden Hafen zu ſäubern. Der Marſeiller Gemeinderath kam deßhalb beim Miniſterium um eine Unterſtützung von Regierungswegen ein, allein die Bitte wurde abgeſchlagen, und die Stadt hat alle Koſten tragen müſſen, und auch nicht einen Heller Subvention von der Regierung bekommen, welche doch, ohne weiter zu fragen, den zehnten Theil des Marſeiller Octroi's für die Staatscaſſe erhebt, und ſomit einen unläugbaren Eingriff in ſtädtiſches Eigenthum thut. Der Juſtizpalaſt und das Hotel de Ville in Paris verſchönern und bereichern ſich mit dem Luxus der Kunſt und der Freigebigkeit des Budgets, während die meiſten Stadthäuſer in der Provinz elende Gebäude mit maſſiven, ſchwerfälligen Mauern und hne alle architektoniſche Eleganz ſind. Die Deputirtenkammer hat in einer ihrer letzten Sitzungen den Wiederaufbau des Saales

Favart votirt, und die dreißig Theater von Paris abermals um eins vermehrt, ohne zu erwägen, daß es in Frankreich Provincialstädte von 40,000 Einwohnern gibt, die kein anderes Schauspielhaus haben, als einen baufälligen Stall, wo die schlechteste von unseren herumziehenden Komödiantengesellschaften sich zu spielen besinnen würde. Paris bekümmert sich wenig darum, ob die Leute in der Provinz Erholungen und Zerstreuungen haben, und denkt nicht daran, ihnen Mittel an die Hand zu geben, sich welche zu verschaffen. Es behält die Subventionen des Budgets für die Fiorituren von Tamburini, für die Entrechats des Balletcorps u. s. w.; diese ausschließliche, einseitige Beförderung der theatralischen Kunst tödtet die Provincialbühnen, und übt den nachtheiligsten Einfluß auf das höhere Geistesleben und Streben im Allgemeinen, welches in vielen Departementen Frankreichs auf eine traurige Stufe hinabgesunken ist. In den Provincialstädten, wo das Privat- und Familienleben das öffentliche Leben verdrängt, wo die Wirthschaft, das Comptoir und die Werkstatt die ganze Thätigkeit des laufenden und sogar noch das Interesse des kommenden Tags verschlingen, ist das Theater der einzige Ort, welcher gegen Einsamkeit und Verlassenheit, gegen Absonderung und Vereinsiedelung bewahrt. Wenn aber das bürgerliche Ehepaar sich entschließen soll, Haus und Familie gerade in den Stunden zu verlassen, wo der Lehnstuhl am weichsten, der Geist am wenigsten aufgelegt und der Körper am trägsten ist, und wo man sich sanft und leise von den Armen des Tages in die Arme der Nacht gedrückt fühlt, muß das Theater etwas Verführerisches, Unterhaltendes bieten; es darf nichts Dummes, Ungesalzenes auftischen, sondern nur was lustig, neu, belehrend und rührend ist, was dem Herzen Freude, dem Verstande Eindruck oder dem Zwerchfell Erschütterung macht. Wenn das Theater keine von diesen wesentlichen Bedingungen erfüllt, wenn es das Publicum betrügt, und nach vier oder fünf Stunden geduldiger Aufmerksamkeit nicht besser oder anders gestimmt heimschickt, als wie es hereingekommen, so verfehlt die Bühne ihren Zweck und ihre Bestimmung, was in den meisten Provincialstädten Frankreichs der Fall, und der ehrbare Bürgersmann hat am Ende gar nicht Unrecht, wenn er Abends beim Schlafengehen ein Buch in die Hand nimmt, bei der Lecture gähnt, und sobald als möglich darüber einschläft.

(Fortsetzung folgt.)

Die Colonialpolitik Hollands auf Java.

Das Agriculturſyſtem.

(Schluß.)

Indigocultur.

Mit einer Reihe Bütten können täglich 12,500 Pfund oder 10 Pedattifrachten von 10 Pikol jede bearbeitet werden, welche 15 bis 20 Pfund Indigo liefern. Man kann annehmen, daß mit einer solchen Reihe Bütten im Durchschnitt jährlich nicht mehr als 4000 Pfund dieses Farbestoffes fabricirt werden kann, weil es nicht möglich ist, die Arbeit mit gleicher Kraft das ganze Jahr hindurch fortzusetzen.

Für eine solche Reihe Bütten werden 100 Bouw, jeder von 500 Ruthen, erfordert. Um diese zu erhalten, müssen 400 Mann und für die übrigen Arbeiten noch 200 Mann vom Grundzins freigestellt werden, welches den Grundzins von 600 Bouw Sawa's ausmacht. *)

Das Ernten, der Transport nach der Fabrik, und die übrige Arbeit der Javanen kostet also jährlich 4500 fl., oder das Pfund beinahe 1 fl. 12 Cent. Die ferneren Bedürfnisse für diesen Culturzweig und die Bezahlung der europäischen Arbeitsleute verursachen zusammen eine Ausgabe von 50 Cent., so daß ein Pfd. Indigo, welches auf diese Weise bereitet wird, auf 1 fl. 62 Cent. kommt. Außerdem wird ebenfalls für jedes Pfund an die europäischen und indischen Beamten, welche dabei betheiligt waren, 20 bis 25 Cent. bezahlt, um auch die Interessendi er an diesen Culturzweig zu knüpfen.

Bei diesem Culturzweige kommt es vor Allem darauf an, daß man sehr gutes Land auswählt. Außerdem hat die Erfahrung bewiesen, daß die Indigopflanze, welche von höherem Boden auf die fetten Sawa's überpflanzt ist (tarum kambaug) viel vortheilhafter durch ihren größern Gehalt an Farbestoff ist, als diejenige, welche unmittelbar aus dem Samen gezogen wird.

Es gibt noch eine andere Art, die Indigopflanze zu bauen, zu welcher nach der Reisernte der Boden benutzt wird. Der Javane wird von dem Grundzinse befreit, wenn er fünf Achtel seiner Reisfelder zu einer solchen Anpflanzung gebraucht.

Mit größeren Vortheilen jedoch läßt man in der Provinz Cheribon durch die Javanen selbst den Indigo fabriciren. Zu dem Zwecke wurden den Dessa's die nöthigen Vorschüsse gemacht, um kleine Fabriken anzulegen. Sie bepflanzen dann einen Theil ihres Landes mit Indigopflanzen, bearbeiten diese, um den Farbestoff daraus zu ziehen, und liefern denselben zur Tilgung ihres schuldigen Grundzinses gegen 1 fl. 50 Cent. Kupfergeld, während dann noch die Emballage, der Transport und die Belohnungen für die Beamten zusammen auf 60 Cent. für das Pfund kommen. Der Javane gebraucht nur ein Sechstel seines Landes, um eine hinreichende Menge Indigo zur Tilgung des Grundzinses zu erhalten. Die Qualität dieses Productes läßt nichts zu wünschen übrig.

Dieß sind die Grundzüge des Agriculturſyſtems des Generals van den Bosch, insofern dasselbe von dem frühern Syſtem abweicht.

Mächtig haben sich vom Jahre 1830 an durch diese Einrichtungen alle Culturzweige gehoben, und außer einer ungleich größeren Quantität der Producte, welche schon früher geliefert wurden, erhielt das Mutterland von seiner Colonie Seide, Baumwolle, Thee, Tabak, Gegenstände, welche durch ihre Qualität jedes Jahr einen größeren Nutzen geben werden.

Folgende kurze Uebersicht zeigt, wie sehr die Quantität der einzelnen Producte für die Ausfuhr seit 1830 zugenommen hat.

*) Man unterscheidet Sawa- und Tegal-Land; jenes bezeichnet die natürlich bewässerten fruchtbarsten Reisfelder, dieses die weniger fruchtbaren, künstlich bewässerten.

J. Jahre	An Kaffee Pikol.	Zucker Pikol.	Indigo Amsterdam. Pfund.	Reis Wayangs à 4000 Pf.	Geldwerth der ganzen Ausfuhr.
					fl.
1836	498,077	509,513	407,798	36,430	41,216,487
1830	288,742	108,640	20,500	14,521	14,501,799
Mehr im J. 1836	209,335	400,873	387,298	21,909	26,714,708

Um aber Holland selbst den Nutzen dieser reichen Producte ziehen zu lassen, wurde festgestellt, daß nur so viel Colonialwaaren auf Java selbst verkauft werden sollten, als Geld für die dortigen Bedürfnisse gerade nöthig ist, während der große Rest für Rechnung des Gouvernements durch die Handelsgesellschaft (Maatschappy) nach Holland geführt, und von dieser in periodischen Versteigerungen verkauft wird.

Früher haben wir bereits gezeigt, daß die holländischen Kaufleute auf Java nicht mit den Engländern concurriren konnten, und selbst die Handelsgesellschaft hatte bis zum Jahre 1830 noch häufig Geldanleihen nöthig. Aus diesem Grunde nun wurde bestimmt vom Gouvernement, die Früchte durch die erwähnte Gesellschaft nach Holland überzuführen. Dieß geschah nicht zum Nutzen des Gouvernements, sondern des holländischen Handels, es geschah, um diesen Handel den fremden Händen zu entreißen, und ihn wieder in die des Mutterlandes zu legen. Wenn das Gouvernement nur seinen eigenen Vortheil bezweckt hätte, so würde es sich natürlich ungleich besser gestanden haben, wenn die Producte in Indien verkauft worden wären. Der Privathandel dahin wurde zwar zum großen Theile vernichtet, indem ihn das Gouvernement als Monopol für sich behielt. Die Rhedereien, deren Schiffe es benutzte, waren von ihm, oder, was gleichbedeutend ist, von der Handelsgesellschaft abhängig geworden. Aber lediglich geschah dieß, um andere Völker von einer Concurrenz auszuschließen, bei welcher der holländische Kaufmann zu kurz kam. Auch nicht eine Gesellschaft von Kaufleuten, welche nur ihren eigenen Gewinn im Auge hatten, sondern eine Regierung hatte dieses Monopol zum Nutzen ihres Volkes an sich gehalten. Bei der großen Quantität von Producten, welche von Java übergeführt wurden, entstand bald ein solches Bedürfniß an Schiffsraum, daß die holländischen Rhedereien deren nicht genug liefern konnten, und daß Prämien, Vortheile und Vergütungen den Rhedern, welche neue erbauten, zugesichert werden konnten. Das Wenige, was der holländische Kaufmann durch den rein nominellen Werth eines freien Handels nach Indien einbüßte, gewann er auf eine reelle und reichliche Weise in ungleich höherem Maaßstabe durch eben diese Abhängigkeit. Der Handel schoß schnell zu einer noch nie erlebten Blüthe empor.

Wenn man die Werften am Y, an der Maas und selbst an den Binnenflüssen beobachtet, hiemit die Carga-Listen und die Versteigerungen der Handelsgesellschaft vergleicht, so gewinnt man eine Uebersicht des blühenden Zustandes des holländischen Schiffbaues und Handels, welcher eine Höhe erreicht hat, welche er niemals früher in seinen schönsten Zeiten besaß.

Immerhin mag die Theorie die Errichtung einer privilegirten Handelsgesellschaft tadeln — die Praxis hat diese zu sehr für Holland bewährt, als daß überhaupt noch eine Discussion über deren Nutzen oder Schaden statt finden könnte.

Wir gehen nun zur Betrachtung der Resultate über, welche dieß System lieferte.

Was die Finanzen anbetrifft, so sind seit 1830 keine neuern Geldanleihen, als die erwähnten, gemacht worden, sondern die Colonie hat aus ihren eigenen Mitteln alle Lasten, sowohl die gewöhnlichen, als auch die durch die früher gemachten Schulden veranlaßten, bestritten, und noch einen Theil dieser Schulden abbezahlt. Aus eben diesen Einkünften wurden seit 1832 alle Unkosten gedeckt, welche die westindischen Besitzungen verursachten, ebenso die Kosten, welche das Colonialdepartement in Holland nothwendig machte. Das Administrationscapital wurde in Indien bedeutend vermehrt, und noch viele Millionen flossen in den holländischen Staatsschatz, so daß, wie früher Holland die Colonie unterstützte, jetzt nun die Finanzen Hollands durch eben diese Colonie wieder gehoben wurden. Alle diese Resultate erhielt man, ohne neue Abgaben auf Java einzuführen, oder die bestehenden zu erhöhen; im Gegentheil sind noch manche, wie die Zölle im Innern des Landes und andere, abgeschafft worden.

Jagdausflüge im Gebiete der Hudsonsbai-Compagnie.

Erster Ausflug im Herbst 1836.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir etwa ¾ Stunden weit in der Richtung der Factorei fortgeritten waren und uns schon wunderten, weßhalb wir nichts von den Hunden sahen oder hörten, vernahmen wir den Ruf des Indianers, der bedeutend voraus war, und eilten zu ihm hin; er stand bei einem der Hunde, der zwar noch lebte, aber so furchtbar zerrissen war, daß Hr. R... ihn auf der Stelle erschoß, um seinen Schmerzen ein Ende zu machen. Ein wenig weiter hin fanden wir einen zweiten Hund, einen besondern Liebling Hrn. R...s, völlig todt, aber noch ganz warm. Hr. R... bemerkte, hier müsse ein hitziger Kampf stattgefunden haben, und rief den andern Hunden, die jedoch nicht erschienen, obwohl wir in der Ferne ein schwaches Bellen zu hören glaubten. Wir ritten weiter, und fanden bald einen Hund, der gleich anfangs von dem Schlag eines Bären mit der Pfote betäubt und der Sorge eines Jägers übergeben worden war; er hatte sich vollkommen erholt, sprang auf uns zu und führte uns dann vorwärts, wobei er nur einige Schritte uns voranging. Wir waren noch nicht weit gekommen, als der Hund plötzlich anhielt, gleich darauf rief auch der Indianer Hrn. R... zu, wir vernahmen ein lautes Krachen in den Zweigen, und einen Augenblick darauf stürzte ein ungeheurer Bär an uns vorüber; wir feuerten alle drei auf einmal, doch, wie es scheint, ohne ihn zu treffen, da er nur brummte und seinen Rückzug beschleunigte. Wir wollten ihm eben folgen, als Hr. R... uns erinnerte, daß der, den wir gerade jagten, ein Weibchen mit Jungen sey, während derjenige, welcher eben vorüberging, ein Männchen und wahrscheinlich erst aufgestöbert worden sey,

indem er ganz friſch ſcheine und über eine Stunde weit rennen könne, ehe er anhalte. Wir folgten daher abermals dem Hunde, der ſehr ungeduldig ſchien, und erreichten in kurzem den Rand einer Lichtung, welche von Indianern herrührte, die manchmal den Wald in Brand ſtecken, der dann hie und da Meilen weit fortbrennt. Auf einmal hielt der Hund an, ſpitzte einige Augenblicke die Ohren, rannte durch den offenen Raum, verſchwand auf der andern Seite im Wald, und bald ſchlug ein wahrer Chor von Hundegebell an unſer Ohr. Wir galoppirten hinüber, und ſobald wir den Wald erreichten, ſahen wir die drei Hunde am Eingang einer Höhlung liegen, unter einem Haufen von Baumſtämmen und Wurzeln, die durch eine dicke Lage von Blättern einem natürlichen Hügel glich. Hie und da hörten wir ein dumpfes Brummen, das von dem Inwohner herrührte, und da jedes Brummen von den Hunden vernommen wurde, ſo erhoben ſie innen von neuem ein freudiges Gebell, aber wir brachten ſie nicht dazu, in die Höhlung hinein zu gehen. Deßhalb blieben zwei von uns am Eingang ſtehen, und einer ſammelte trockenes Reiſig und Blätter, während die andern ſchußfertig ſtanden, falls das Thier zu entkommen ſuchen ſollte. Endlich kam der Indianer herbei, half uns Brennſtoffe in die Höhlung ſtopfen und das Ganze anzünden. Dabei mußten wir ſehr vorſichtig zu Werke gehen, da wegen der Menge von Brennmaterial in der Nähe und dem trockenen Zuſtande der Bäume dieſe leicht Feuer fangen konnten, und wenn dieß einmal geſchehen, ſo iſt an ein Löſchen nicht mehr zu denken; die Fälle ſind häufig, wo die Wälder dann Wochen lang fortbrennen und Meilen weit zerſtört werden.

Als Freund Braun die Hitze und den Rauch unerträglich fand, ließ er ein furchtbares Gebrüll aus, ſtürzte hervor und rannte Hrn. R... und mich nieder, da wir in der Nähe ſtanden und ihn nicht ſo bald erwarteten. Auch die Hunde verfehlten ihn im erſten Anlauf, und er ſchien ſich einen Augenblick lang zu beſinnen, ob er einen tüchtigen Schlag, dem ihm der Indianer im Vorbeigehen beigebracht hatte, rächen oder ſich nach dem Wald auf den Weg machen ſollte. Wahrſcheinlich wäre es zum letztern gekommen, hätte nicht eine Kugel von Charles ſeiner Unentſchloſſenheit alsbald ein Ende gemacht: als er fiel, ſtürzten die Hunde über ihn her, und ein blutiger Kampf begann, dem wir ein Ende machten, indem wir die Hunde abriefen und dem Bären ein halbes Dutzend Kugeln durch den Kopf jagten. Nachdem wir das Feuer ſorgfältig ausgelöſcht, unterſuchten wir die Höhlung, welche deutliche Zeichen trug, daß zwei oder mehrere Junge darin geweſen waren. Die Alten hatten vermuthlich gefürchtet, ihr Verſteck ſey entdeckt, und waren, als wir auf ſie ſtießen, im Begriff, ſie nach einem ſicherern Orte zu bringen.

Wir nahmen nun einige Erfriſchungen, und brachen dann zur Rückkehr auf; Charles verließ uns abermals, und auf dem Wege nach der Factorei hörten wir in der Ferne den Knall einer Büchſe; bald darauf kam er ſelbſt, um uns zu ſagen, daß er ein Muſethier geſchoſſen habe. Nach der Ankunft in der Factorei ſchickte Hr. R... mehrere halbblütige Jäger aus, um unſer erlegtes Wild nach Hauſe zu bringen, wovon das von Charles geſchoſſene Elen keinen unbedeutenden Theil ausmachte; ich hatte nie zuvor ein ausgewachſenes Thier dieſer Art geſehen, und keinen Begriff von ſeinem ungeheuren Umfang.

Sonſt kam in der Factorei zu St. John während unſeres Aufenthaltes nichts Bemerkenswerthes vor, und am 12 Auguſt verließen wir ſie, um den St. John-Fluß nach dem See hinabzufahren. Charles beſuchte noch mehrere am Südufer des obern Sees gelegene Stationen, und endlich die auf der Madeline-Inſel, wo wir am 21 ankamen. Charles ging ans Ufer, fand aber den dortigen Aufſeher nicht, da dieſer nach einer neuen Station abgegangen war, welche eben am Fiſchfluſſe etwa 40 Meilen von der Madeline-Factorei angelegt wurde. Wir ſegelten nach der Mündung des Fiſchfluſſes, und ſetzten von da unſere Reiſe zu Pferde am Ufer des Fluſſes fort, wo wir etwa 15 Meilen weit über Prairieboden zu reiten hatten. Hier erblickten wir eine unermeßliche Büffelheerde, von der die Ebene auf Meilen weit ſchwarz war, bei unſerer geringen Anzahl aber hielten wir es nicht für rathſam, ſie zu beläſtigen. Auch ein Dutzend wilde Pferde, ſehr hübſche Thiere, bekamen wir zu Geſicht, und näherten uns ihnen auf etwa 1000 Schritte, unſere Pferde aber, die vor wenigen Monaten noch in demſelben freien Zuſtande geweſen waren, nahmen wenig Notiz von ihren alten Freunden. Sie wieherten mehrere Male, und ihre wilden ehemaligen Genoſſen erwiederten das Compliment, ſie zeigten aber keinen Wunſch, denſelben nachzurennen.

Wir kamen nach der Factorei, gerade wie der Abend hereinbrach, und da wir vom langen Ritte ſehr ermüdet waren, ſtellte uns der Aufſeher nur kurz ſeiner Frau und ſeinen beiden Töchtern vor, die uns ein willkommenes Mahl auftrugen, ehe wir uns zur Ruhe begaben. Am nächſten Morgen wurden wir durch den Klang der Aexte und das Krachen der fallenden Bäume geweckt, und als wir aufſtanden, fand ſich, daß dieſer Lärm ſchon ſeit einigen Stunden gedauert hatte, ohne daß wir darüber erwacht waren. Als wir hinaustraten, um zu ſehen, was vorging, fanden wir den Aufſeher, Hrn. C..., der verſchiedenen Holzleuten Befehle gab, welche ihrerſeits mehrere hundert Rothhäute beaufſichtigten, die emſig damit beſchäftigt waren, die Zweige von den Bäumen, womit der Boden bedeckt war, abzuhauen. Die Scene war höchſt belebt. Da wir ſahen, daß Hr. C... noch einige Zeit beſchäftigt ſeyn würde, griffen Charles und ich nach Aexten und fingen an unſere Kunſt im Baumfällen an einer ſchlanken Sproſſenfichte zu erproben; wir arbeiteten mit Anſtrengung faſt eine Stunde lang, ehe ſie zu wanken begann, und eben als ſie mit donnerndem Gekrach fiel, kam Hr. C... herbei, um uns, wie er ſagte, das Baumfällen *) in ſeiner Vollkommenheit zu zeigen. Ich kannte das Baumfällen und das Häuſerbauen aus Bäumen im kleinen Umfange recht wohl, da ich ſelbſt in den letzten zwei Jahren über 100 Acres von Bäumen hatte ſäubern laſſen. Hier befanden ſich, wie Hr. C... uns ſagte, über 700 Sioux-Indianer, welche in drei Abtheilungen je unter vier Holzleuten arbeiteten. Eine Abtheilung fällte die Bäume und hieb die Zweige ab, die andere rollte die Stämme vermittelſt Hebeln der dritten Abtheilung zu, welche die Enden einkerbte, und ſie dann vermittelſt Hebeln und Krahnen übereinander legte. Der Lärm beim Fall der Bäume und das Geſchrei der Indianer war in der That fürchterlich.

(Fortſetzung folgt.)

Gasbeleuchtung in London. London conſumirt jährlich für ſeine Beleuchtung 240 Millionen Kubikfuß Gas. Das Licht, welches auf dieſe Weiſe erzeugt wird, beträgt ſo viel als das von 160 Millionen Pfund Kerzen.

---

*) Logging, welcher Ausdruck das Reinigen einer gewiſſen Strecke von Waldwuchs und das Errichten von Balkenhütten in ſich begreift.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 281.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

8 October 1839.

Die Lieblingsſpeiſen der Engländer. *)

Die Franzoſen verſtehen nur die Kunſt, die Speiſen zuzubereiten; den Engländern aber gebührt der Ruhm, mit der ihnen eigenthümlichen Gründlichkeit auch für das Material — the raw material, wie ſie es heißen — beſorgt zu ſeyn. Man nehme nur z. B. die Zubereitung eines engliſchen Hammelbratens. Welche Sorgfalt verwendet nicht der Britte ſchon auf die Geburt des Hammels! das heißt, auf die Zucht und Race, ſodann auf das Futter, auf die Lage der Weide nach Süden oder Norden, auf die Qualität des Graſes u. ſ. w., lauter Dinge, die man in England wirklich ſieht, und nicht bloß in den ökonomiſchen Lehrbüchern aufgezeichnet findet, wie in Deutſchland. — Zuletzt wird das Thier nach allen Regeln der Kunſt gemäſtet, und wenn es endlich ſo ausſieht, daß ſchon der bloße Anblick zum Genuſſe reizt, ſo wird es nicht etwa, wie in andern Ländern, nach der Hauptſtadt getrieben, um erhitzt, erſchöpft, und in einem fieberhaften Zuſtande auf die Schlachtbank geführt zu werden, ſondern es wird wie ein zartes Mädchen, mit der äußerſten Sorgfalt für ſeine Geſundheit, auf einen mit Springfedern verſehenen, bequemen Wagen geladen, und in kurzen Tagreiſen, damit das arme Geſchöpf ſich nicht fatiguire und gehörig gegen Sonne und Regen geſchützt, an den Ort ſeiner Beſtimmung gebracht. Dort angelangt, erlaubt man ihm ſich gehörig auszuruhen und ſich von dem von jeder Reiſe unzertrennlichen Echauffement zu erholen, ehe man es abſchlachtet, und ſelbſt dieſer Act wird nach anatomiſch-gaſtronomiſchen Regeln, nicht etwa von gewöhnlichen Metzgern, ſondern von Perſonen vollzogen, welche ihr ganzes Leben nur auf die Erlernung dieſer Geſchicklichkeit verwenden. Endlich wird der Hammel nach allen Regeln der Wiſſenſchaft zergliedert, und die für die Tafel beſtimmten Stücke mehrere Wochen lang in reiner, kühler Luft getrocknet. Durch dieſes ſinnige Verfahren wird nämlich zwar die Cohäſion der Muskeln und des coagulirten Blutes überwunden, und hiedurch das Fleiſch mürbe gemacht, keineswegs aber dem Proceß der natürlichen chemiſchen Auflöſung in die Hände gearbeitet, und es erhält hiedurch der für die Tafel beſtimmte Braten denjenigen Grad von Schmackhaftigkeit und Feinheit, den man in England, wo man mit Epitheten juſt nicht ſonderlich herumwirft, mit dem Namen: tender, d. h. zärtlich, belegt. Weiber und Mädchen ſind in jenem vernünftigen Lande bloß sensible, nice oder pretty (geſcheidt, niedlich oder hübſch); Thiere hingegen ſind zärtlich, wenn ſie, wie ich eben beſchrieben, auf die Welt gekommen, erzogen, gemäſtet und geſchlachtet worden ſind, und dabei längere Zeit in der Luft gehangen haben.

In England hat man nicht wie bei uns die alberne Gewohnheit, Ochſen-, Hammel- und Kalbfleiſch in kleine Stückchen zu zertheilen, um den jedesmaligen Verbrauch derſelben den Bedürfniſſen kleinerer Familien anzupaſſen, die dann nichts als ausgekochte oder verbrannte Thierfaſern zu eſſen bekommen; ſondern man bereitet ſogleich ein ungeheures Stück — von 15 bis 25 oder 80 Pfunden — einen ganzen Hammelsrücken (a saddle of mutton), oder eine Ochſenkeule (a round of beef) auf einmal zu, und es iſt dann das in freier Luft am Spieß gebratene, oder in großen Dampfkeſſeln nicht bis auf die Suppe ausgekochte Fleiſch natürlich ſchmackhafter und ſaftiger, als jedes ähnliche Gericht auf dem Continente. Zwar wird derſelbe Braten, wenn er nicht bei Einer Mahlzeit aufgezehrt wird, den folgenden Tag kalt wieder zum Frühſtück, und vielleicht auch zum Mittageſſen, aufgetragen; allein es iſt doch gewiß beſſer, daß man einen guten Braten kalt, als einen ſchlechten heiß und verbrannt genießt. Uebrigens iſt kaltes, nicht rauchendes oder dämpfendes Fleiſch im Sommer weit angenehmer, als warmes, und auch im Winter kann man dasſelbe durch Beilagen und Gewürze ſchmackhaft und der Geſundheit zuträglich machen.

Man ſieht hieraus, daß die Engländer das Princip des Handels auch auf ihre Küche anwenden und en gros zubereiten, was ſie nur im Detail zu verſpeiſen im Stande ſind. Auch befindet ſich in jedem Hauſe ein eigenes, gut gelegenes, gegen die Einwirkung der Luft geſchütztes Speiſemagazin, das man die Pantry nennt, und in welchem man oft größere Reſte von Kalbs-, Hammels- und Rinderbraten aufbewahrt findet,

*) Aus dem mehrerwähnten „Sittenbuche" Englands.

als in Deutſchland oder Frankreich auf den beſten Tafeln erſcheinen. — Als ein zweites bon morceau der engliſchen Küche muß ich hier eines Gerichts erwähnen, welches, obwohl im ſtrengſten Sinn altengliſch, doch während der letzten zwanzig Jahre ſo allgemein über der ganzen Welt verbreitet iſt, daß es auch hier billig einen Platz findet. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß ich hier nichts Anderes, als das oft verſchriebene, meiſtens ſchlecht ausgeſprochene und noch ſchlechter zubereitete, vielfach verkannte Beefſteak meine. Aus der Etymologie des Wortes von Beef (zugerichtetes Rindfleiſch) und steak (Roſt) folgt, daß die Engländer darunter einen Roſtbraten verſtehen, der ſich nur in der Art der Zubereitung von dem vielgeprieſenen Roſtbraten der Wiener unterſcheidet. Man nimmt hiezu entweder ein Lendenſtück, NB. mit der Rippe, oder ein aus dem Schenkel des Thieres in ſenkrechter Richtung auf den Knochen auf beiden Flächen ſo viel als möglich parallel geſchnittenes Stück von nicht weniger als drei Viertelzoll Dicke, ſalzt es auf beiden Seiten gehörig ein, beſtreut es ſodann mit grob geſtoßenem, nicht bis auf Sand zermalmtem Pfeffer, und legt es auf einen möglichſt heißen Roſt, unter welchem ſich eine ſtarke Holzgluth, oder beſſer, ein ſtarkes, aber nicht flammendes, Steinkohlenfeuer befindet. Die Urſache, warum der Roſt früher möglichſt heiß ſeyn muß, iſt, daß das Steak, wenn es gut ſeyn ſoll, ſo ſchnell als möglich zubereitet werden muß, damit das Blut nur an den äußerſten Flächen gerinne, das Innere aber vollkommen ſaftig bleibe. Wird nun das Fleiſch auf einen kalten Roſt gelegt, ſo wird es nothwendigerweiſe während der der erſten Secunden langſam geſchmort; denn es abſorbiren die Eiſenſtäbe, als beſſere Wärmeleiter, anfangs eine ſehr bedeutende Menge Wärmeſtoff, ehe ſie dieſen als Leiter dem Fleiſche zuführen, und es iſt ein ſo verwahrloſtes Steak gewöhnlich zah und geſchmacklos. Auch wird es durch dieſe unmenſchliche Behandlung buchſtablich gebrandmarkt, und trägt ſodann den unverkennbaren Stempel der Barbarei des Koches.

Ganz auf dieſelbe Art, wie man Beefſteaks zubereitet, verfährt man auch mit den Pork-ſteaks, Veal-ſteaks, Veniſon-ſteaks, Turtle-ſteaks u. ſ. w. — Veniſon- und Turtle-ſteaks gelten für große Delicateſſen und ſind es auch, nur muß das Veniſon-ſteak nie ohne Currant jelly (einer aus Johannisbeeren zubereiteten Confiture) gegeſſen werden.

Nach den Steaks ſpielen die Chops (Côtelettes) die Hauptrolle in der engliſchen Küche. Die Muttonchops (Hammels-Cotelettes) ſind die beſten und kräftigſten von allen, und es nähren ſich die Preiskämpfer oder ſogenannten Champions von ihnen und von Hammelfleiſch überhaupt. Die Zubereitung iſt ganz die nämliche, wie bei den Beefſteaks, nur dürfen die Muttonchops noch etwas weniger ausgebraten ſeyn, wogegen Veal und Pork ſtets etwas mehr geröſtet ſeyn müſſen. — Eine Einladung auf ein Chop iſt ganz im Geſchmack unter Freunden, ſelbſt in den beſten und angeſehenſten Familien, obgleich man bei einem ſolchen Chop-Dinner immer noch auf einige gar nicht zu verachtende Nebengerichte ſtößt, die eine ſolche Mahlzeit angenehm machen.

Noch zweier Nationalgerichte muß ich hier beſonders erwähnen, die durch ihre geſchichtlichen Erinnerungen und durch eine eigene, mit ihnen verbundene, Ideenaſſociation in England von größter Wichtigkeit ſind. Dieſe ſind der, allen guten Engländern ſchon von Kindheit an theure Plum-Pudding, und die von allen bürgerlichen Feſten unzertrennliche Turtle Soup, — der Ruhm der Bürgermeiſter und Volksälteſten (Aldermen) der brittiſchen Inſel.

Schon in der früheſten Jugend werden die Knaben in den Koſtſchulen mit Pudding gefüttert, und da in ſolchen Fällen der Pudding immer vor dem Braten auf den Tiſch kommt, ſo heißt er auch in der Sprache der Jugend „Damper," d. h. Niederſchlager, weil er den Appetit für andere Dinge nicht mehr aufkommen läßt. — An beſonderen Feiertagen, wie z. B. Weihnachten, Oſtern, des Königs oder der Königin Geburtstag, oder in Militär- und Marineſchulen an den Jahrestagen gewonnener Schlachten, oder auch bei merkwürdigen Familienanlaſſen, ſpielt der Plum-Pudding eine äußerſt wichtige Rolle; denn er iſt der unzertrennliche Begleiter des Roaſt Beef, deſſen Mangel bei ſolchen Gelegenheiten nicht bloß auf Armuth, ſondern auch auf Knechtſchaft — auf den Untergang brittiſcher Nationalität ſchließen laſſen würde. — Es erhalten nämlich bei der öffentlich begangenen Feier merkwürdiger hiſtoriſcher Ereigniſſe ſogar die Armen in den Arbeitshäuſern, die Gefangenen in Kings Bench, die Diebe und Straßenräuber in den Staatsgefängniſſen, ja ſogar die zum Tode Verurtheilten, Roaſt Beef und Plum-Pudding, und es ertönt dann aus den Wohnungen des Elends, wie aus denen der Freude, gleichzeitig mit dem „God save the King" und dem „Rule Britannia" das Lob des Puddings und der Preis des Ritters Ochſenlende. (Sir Loin.)

Was die Schildkrötenſuppe betrifft, ſo iſt es merkwürdig, daß die Engländer den Franzoſen hierin eben ſo überlegen ſind, als die Franzoſen den Engländern in der Zubereitung des Kaffees. Das, was man in Paris für Turtle-Soup bekömmt, verdient den Namen nicht. Das kommt daher, weil die Franzoſen ſich ſtreng an die Theorie halten, und eine wirkliche Suppe daraus machen, die Engländer aber nur ein mehr oder minder flüſſiges Schildkröten-Ragout, in welchem das flüſſigmachende Mittel kein geringeres iſt, als alter Portwein. Aus dieſem einzigen Umſtand und aus der Menge von Gewürzen, welche in England dazu genommen werden, erklärt ſich alles Uebrige. Mit dem Kaffee geht es den Engländern umgekehrt: da verſtehen ſie weder Condenſation, noch ſchickliche Verdünnung, und man thut daher am beſten, in England den Kaffee ganz aufzugeben, was um ſo leichter iſt, als der Thee in einem feuchten Lande ſeine Stelle recht gut vertreten kann.

Die Literatur und Kunſt in den Provinzen von Frankreich.

(Fortſetzung.)

Aber was iſt die Folge davon? Die Bevölkerung einer Provincialſtadt, welche um neun Uhr Abends ihre Fenſterladen

zumacht, sich auskleidet und ins Bett legt, verwildert und verknöchert, und wird selbstsüchtig, gleichgültig, einsylbig und langweilig, verdrießlich und vergeßlich: es kommt so weit, daß sie allmählich jeden guten Geschmack, jedes Gefühl für Sitte und Schönheit des Lebens und der Kunst ablegt, und den geselligen Umgang aller Reize und jeglicher Schonung und Zartheit entkleidet; sie sucht nicht mehr zu gefallen, da sie sich nicht mehr an öffentlichen Orten sehen läßt; sie verliert am Ende sogar ihre Coketterie, vernachläßigt ihre Toilette und schleicht zuletzt den ganzen lieben Tag in Schlafrock, Unterrock und Pantoffeln mit dick aufgelaufenen Wimpern und trüben Augen herum, indem sie sich ganz in den engen Kreis ihres materiellen Lebens und Empfindens einschließt, worin sie sich, wie der Zeiger einer Uhr um ein Zifferblatt herumdreht und regelmäßig zu denselben Stunden dieselben Gedanken, zu denselben Minuten dieselben Bewegungen und zu denselben Secunden dieselben Gebärden wiederholt; fast scheint es, als wenn die ganze Einwohnerschaft zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verdammt wäre, und nach dem Auburn'schen System in abgesonderten Zellen arbeite.

Eine Stadt ohne Theater ist ein Kreis ohne Mittelpunkt, eine Wüste ohne Oasis, eine Frau ohne Herz, eine Liebschaft ohne Rendezvous. Der Fremde, welcher eine solche Stadt besucht, und sich überzeugen will, ob sie eben so liebenswürdig, als schön ist, weiß nicht, wo er sie antreffen soll, und irrt Abends traurig und mißmüthig in ihren lautlosen Straßen herum, wie auf einem Kirchhof unter Gräbern. Eine Stadt ohne Theater ist heutiges Tags eine sociale Anomalie, und doch haben viele ansehnliche Städte in Frankreich so gut als kein Theater. Die Municipalräthe, Maires, Adjuncten und Präfecten der Departemente, welche die städtischen Einnahmen und Ausgaben reguliren, für die Gesundheitspolizei und die Leibesnahrung der Bewohner sorgen, sollten billig auch für die Vergnügungen ihrer Untergebenen Sorge tragen, und den Provincialbühnen aufhelfen aus ihrer jämmerlichen Lage. Denn das Theater, welches jene obengenannten Staatsbeamten vielleicht als etwas Kostspieliges, Unnützes, Ueberflüssiges, kurz als puren Luxusgegenstand betrachten, welches sie wie ein verlorenes Kind seinen eigenen Kräften überlassen, und welchem sie die geringste Unterstützung verweigern, obschon sie sich nicht scheuen, dem armen Director von jeder Einnahme einen gewissen Theil für die Stadtarmen abzuverlangen, — das Theater, sage ich, ist in den französischen Provincialstädten die einzig übrig gebliebene Schule für Bildung, Humanität und Geselligkeit, wodurch die Franzosen des ancien régime sich so vortheilhaft vor allen Nationen auszeichneten und worin der französische Nationalcharakter sich am anmuthigsten darstellt. Die Kunst allein ist im Stande, die Gleichgültigkeit und Selbstsucht zu bezwingen, welche das gesellige Leben in der Provinz zerstückelt; sie allein kann bewirken, daß nicht jede Familie wie eine Schnecke in ihrem Hause, oder wie Robinson und Freitag auf ihrer Insel lebt. Wenn die Kunst nicht existirte, müßte man sie für die kleinen und großen Städte der Provinz erfinden, um das erwachsene Geschlecht seiner Stockphilisterei und seinem krassen Materialismus, und die heranwachsende Jugend dem geisttödtenden, herabwürdigenden Billard- und Kaffeehausleben zu entreißen. Wenn es gelingt, das eingeschlafene Gefühl für Kunst und den abgestorbenen Sinn fürs Schöne in den Provinzen wieder zu erwecken, so ist die geistige Emancipation der Departements die unausbleibliche Folge; der politischen Decentralisation muß eine literarische Decentralisation vorangehen. Die Kunst erweitert die Brust, öffnet die hermetisch vernagelte Intelligenz und weckt Gedanken, die, in den verborgenen Tiefen des Gemüths empfangen, sich allmählich bestimmter und größer gestalten, bis sie endlich die Seele erfüllen und in schönen Worten und Thaten hervorspringen. Das Seelenleben eines einzelnen Menschen ist aber nur das verkleinerte Bild des Lebens, das der Geist einer großstädtischen Bevölkerung oder einer Nation im Wechsel der Zeiten führt. Die Kunst adelt und erhebt den einzelnen Menschen, wie viele Menschen, und ein einziger tief und innig empfundener Kunstgenuß fördert die Bildung und Aufklarung mehr als das bitterste und saurerste Gezank der Rednerbühne und Presse, weil die Kunst sich ausschließlich an die spiritualistischen Bedürfnisse wendet, während die Dreiprocents, die doppelte Buchhaltung und die Gerichtstaxe, welche die neuere Weltweisheit für die höchste Aufgabe des menschlichen Lebens hält, lediglich materielle Interessen angehen. Die Kunst ist die Vermittlerin der moralischen und materiellen Interessen, wie sie das Band ist, welches den Menschen an seine Tradition knüpft und ihm die Menschheit heilig macht.

(Fortsetzung folgt.)

Jagdausflüge im Gebiete der Hudsonsbai-Compagnie

Erster Ausflug im Herbst 1836.

(Fortsetzung.)

Da Charles mit Hrn. C... Geschäfte abzumachen hatte, so verließ ich sie und ging auf die Jagd, begleitet von einem Indianer und zwei Hunden, einer Art Dachs, welche besonders darauf abgerichtet sind, den Racoon aufzuspüren und zu stellen. Der Racoon gehört zum Bärengeschlecht, ist aber viel kleiner und zierlicher gebaut; sein Fell steht im Werthe gleich nach dem des Bibers.

Es war ein seltsamer Contrast, nachdem ich der vollen Gluth und dem Glanz der Sonne, die zum ersten Mal auf dem gelichteten Raum den Boden erreichte, einige Zeit ausgesetzt gewesen war, in die undurchdringliche Düsterheit des kühlen, feuchten Waldes zu treten. In den Wäldern Nordamerika's stehen die schlanken dicken Stämme der alten Bäume so dicht beisammen, daß die Zweige nicht ihre natürliche Lage einnehmen können, sondern dicht in einander verschränkt sind. Die Zweige finden sich jedoch fast nur am Gipfel des Baumes, so daß der Wanderer, der durch den Wald geht oder reitet, wenig von ihnen belästigt wird, desto mehr aber durch die Masse von Unterholz (brushwood), worein er sich verwickelt. Unter diesem Ausdruck versteht man nicht nur die herabgefallenen Zweige u. s. w., sondern auch die zahlreichen Schößlinge, welche aus den Wurzeln der Bäume sich erheben. Hie und da fällt ein Lichtstrahl hindurch und erhellt die düstere Waldung; dieß ist namentlich der Fall, wenn irgend ein Baum sein stolzes Haupt über seine Nachbarn erhoben hat und einer der wüthenden, in dem

weſtlichen Theile Nordamerika's nur allzu gewöhnlichen, Orkane ihn und mit ihm vielleicht noch mehrere andere niederriß; manchmal wird auch ein ſolcher Baum zwar aus dem Boden ausgeriſſen, bleibt aber mit ſeinen dickern Zweigen auf den Gipfeln der umherſtehenden Bäume hängen. Wenn aber auch durch einen Zufall dieſer Art ein offener Raum entſteht, ſo reichen ein oder zwei Jahre hin, um alle Spuren davon zu vertilgen, da die Zweige ſich ausbreiten und ſchnell den Raum ausfüllen, ſo daß der Boden unten bald wieder ſo finſter, feucht und kalt wird, wie zuvor.

Dieſer Ausflug machte mir großes Vergnügen: Tauben und Eichhörnchen waren in Menge vorhanden; ich erlegte einige Dutzend der erſtern, die ein gutes Mahl abgeben, und einige der letztern, deren Felle von Werth ſind. Auch ſtöberte ich zwei Racoons auf, von denen der erſtere leicht erlegt wurde, der zweite aber entkam.

Bei meiner Rückkehr nach der Factorei fand ich die Familie Hrn. C...s beſchäftigt, den Indianern ein reichliches Mahl von Haferbrod nebſt ihrem Lieblingsgetränke, Maisbranntwein, auszutheilen. Als dieß vorüber war, lud mich Miß C... ein, ſie nach der Küche zu begleiten, um die Vorbereitungen zum Abendeſſen der Rothhäute zu ſehen. Ich folgte der Aufforderung, und fand, daß die Küche aus einem gelichteten Raume von etwa einem Acre im Umfange, einige hundert Schritte hinter der Factorei, beſtand. In der Mitte hatte man zwei Bäume etwa 30 Fuß von einander ſtehen laſſen; zwiſchen denſelben war ein Haufe rother Aſche, die ohne Rauch oder Flamme fortglühte, und über demſelben hing an einer Kette, welche an die verkohlten Stämme der Bäume befeſtigt war, der ungeheure Leib eines Büffelochſen nebſt drei Stücken Rothwild, welche einige Tage zuvor in der Nähe der Factorei geſchoſſen worden waren. Auf der einen Seite lagen nebeneinander mit dem flachen Theile nach oben viele geſpaltene Baumſtämme, um den Rothhäuten als Tiſche zu dienen, denn obwohl ſie aus Meſſer, Gabel und Tellern ſich nicht viel machen, ſo eſſen ſie doch gern ihr Mahl von einer erhöhten Fläche ſtatt vom Boden weg; ſo wenigſtens ſagte meine Begleiterin, als wir nach der Factorei zurückkehrten, wo man uns alsbald zu Tiſche lud. Dieß vernahm ich mit Vergnügen, denn mein Appetit war durch den Geruch der Kocherei, die ich eben geſehen, ſehr geſchärft worden, und da ein Büffelbuckel, ein Hirſchviertel und meine Tauben den Hauptheil der Mahlzeit ausmachten, ſo war ich äußerſt begierig, die Operation zu beginnen. Büffelbuckel habe ich öfters in Montreal und andern Orten geſalzen oder geräuchert gegeſſen, aber nie friſch, und ich muß geſtehen, daß ich nie etwas ſo Saftiges und Schmackhaftes gegeſſen habe. Nach dem Mahl begannen wir Halbbranntwein *) zu bereiten, wozu wir Ahornzucker nahmen, der für meinen Geſchmack etwas ſehr Angenehmes hat, obgleich Andere ihn für widerlich erklären.

Unſer Geſpräch drehte ſich um die mit der Lichtung des Waldes beſchäftigten Indianer, und ich drückte meine Verwunderung aus, ſie ſo fleißig und willig an der Errichtung einer Factorei auf ihrem eigenen Gebiet arbeiten zu ſehen; Hr. C... erklärte mir die Vortheile, welche die Indianer aus der Gründung einer Pelzſtation unter ihnen zögen. „Ich brauchte nur," ſagte er, „das Verlangen der Compagnie dem Häuptling der Sioux bekannt zu machen, daſſelbe mit dem Geſchenk eines Doppelgewehres, einer gewiſſen Menge Munition u. ſ. w. zu unterſtützen, und allen beſchäftigten Indianern hinreichende Nahrung nebſt einer Ration geiſtiger Getränke während ihrer Arbeit und eine geringe Belohnung bei ihrer Entlaſſung zu verſprechen; ſo kamen alsbald alle kräftigen Männer des Stammes, mit Ausnahme einiger wenigen, die zum Schutze der Hütten und der Weiber zurückblieben, in Begleitung des Häuptlings und ſeiner beiden Söhne herbei; dieſe Letztern blieben indeß nur ein paar Tage, und verließen uns dann, um einen Jagdzug zu unternehmen, von welchem ſie ſo ſchnell nicht zurückkehren werden."

Charles und ich benachrichtigten Hrn. C..., daß wir auf dem Wege nach der Factorei eine Büffelheerde getroffen hätten, und zu unſerer großen Freude ſchlug er uns vor, am folgenden Tag eine Jagdpartie zu machen; er gab ſodann den Jägern die nöthigen Befehle, und führte uns nach den neu errichteten Ställen der Factorei. Dieſe Gebäude werden immer zuerſt errichtet, und beſtehen aus demſelben Material, wie die übrigen Gebäude, nämlich aus Baumſtämmen und Schindeldächern. Die Factorei ſelbſt iſt mit Stroh gedeckt. Die Ställe enthielten nahe an hundert Stände, von denen aber kaum die Hälfte beſetzt war; Pferde ſind indeß leicht zu fangen und zu zähmen, deßhalb um eine Kleinigkeit zu haben, und ihr Unterhalt iſt nicht koſtſpielig, da Korn wohlfeil iſt, und die Indianer große Maſſen von getrocknetem Gras aus den Prairien bringen; zudem freſſen ſie die Blätter und die zarten Schößlinge von vielen Waldbäumen außerordentlich gern.

Die Anordnungen zur Jagd für den nächſten Tag waren folgende: etwa ein Dutzend Jäger ſollten vor Tagesanbruch zu Pferde und mit den Hunden aufbrechen nach dem etwa fünf Stunden entfernten Rande der Prairien; hier ſollten ſie ruhig bleiben, und möglichſt vermeiden, ſich vor den wilden Pferden oder Büffeln ſehen zu laſſen. Eine Abtheilung Indianer ſollte ſich in verſchiedenen Richtungen im Walde zerſtreuen, doch ſo, daß ſie beim Beginn der Jagd an dem Rande der Prairie erſcheinen könnten, um die Aufmerkſamkeit der Heerde von unſern Bewegungen abzulenken und den Rückzug derſelben in den Wald zu verhindern. Nachdem dieſe Veranſtalten beendigt waren, kehrten wir nach Hauſe zurück, und begaben uns bald darauf zur Ruhe. Ich war von meinem Ausfluge ſehr ermüdet, und hätte gern alsbald geſchlafen, aber meine Einbildungskraft war allzu ſehr mit der Jagd des folgenden Tages beſchäftigt, um mich ſo bald einſchlafen zu laſſen, und ich hatte mich darum noch nicht lange dem Schlummer überlaſſen, als mich Charles ohne Umſtände aus dem Bette zog und mir ſagte, Hr. C... ſey in Bereitſchaft und wolle aufbrechen. Ich kleidete mich ſchnell an, und nachdem wir eine leichte Erfriſchung zu uns genommen und eine Maſſe Lebensmittel und Munition nebſt unſern Gewehren einigen zwanzig Indianern und Halbblütigen aufgeladen hatten, ſtiegen wir zu Pferde.

(Fortſetzung folgt.)

*) Half and half; oder iſt es vielleicht ein komiſcher Ausdruck für das aus den Sprößen der Sprucefichte (spruce) bereitete Bier, da man auch in England ein Getrank, das zwiſchen Porter und Ale mitten inne ſteht, half and half heißt?

Die Boa Constrictor im zoologiſchen Garten zu Surrey. Die große Boa in dem genannten Garten hat am 12 September ihre Haut gewechſelt, das erſtemal ſeit ſie in England ankam. Dieſe Haut, welche 22 Fuß Länge und 27 Zoll im Umfange hat, wurde faſt ganz und in Einem Stück abgezogen. Unmittelbar nach dem Hautwechſel nahm die Schlange ihre Nahrung zu ſich, und verſchlang vier Haſen und ein kleines Schwein; ſeit fünf Monaten hatte ſie durchaus keine Nahrung zu ſich genommen. (Engl. Bl.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 282.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 October 1839.

Das Opium in China.

Dieser Handelsartikel, welcher in neuerer Zeit so große Bewegung in der asiatischen Handelswelt verursacht, und die nominelle Veranlassung zu einem Kriege zwischen England und China zu werden droht, scheint mehr und mehr, trotz der Verbote der chinesischen Regierung, ein Nationallurusartikel in China zu werden, etwa wie es der Thee in England ist, denn wenn es auch, was noch keineswegs wahrscheinlich ist, der chinesischen Regierung gelingen sollte, den Opiumhandel und die Einfuhr des Opiums aus fremden Ländern ganz zu verhindern, so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß der Begehr nach Opium allmählich durch das Anpflanzen von Mohn in China selbst gedeckt wird. Ein englischer Kaufmann, der sich über den Opiumhandel in den englischen Blättern vernehmen ließ, und entschieden die englische Regierung auffordert, gegen China wegen der verübten Gewaltthätigkeit und der Wegnahme von mehr als 20,000 Opiumkisten eine Flotte zu beordern, macht über den Gebrauch des Opiums in China die Bemerkung, es werde damit wohl gehen, wie vor einigen Jahrhunderten mit dem Tabak, der gleich in den ersten Zeiten des europäischen Handels in den indischen Meeren nach China gebracht, dort aber als ein schädlicher Stoff streng verboten wurde. Die Schwierigkeiten, welche dieses Verbot dem Handel mit Tabak entgegensetzte, steigerten den Preis auf 3 bis 400 spanische Thaler für den Pikol (133 Pf. engl.) Indeß war die Regierung nicht im Stande, das Volk von dem Gebrauche desselben zu entwöhnen, und bald wurde derselbe aus Samen, der von den Fremden eingeführt wurde, in vielen Theilen des Reichs gebaut. Jetzt sind die fulminanten Edicte und Verbote vergessen, Männer, Weiber und Kinder rauchen allgemein, und der Preis ist auf den hundertsten Theil dessen gesunken, was er früher war, nämlich auf 3 bis 4 spanische Thaler per Pikol.

So, glauben Manche, werde es auch mit dem Opium ergehen, und diese Ansicht hat sehr viel für sich, wenn man einerseits erwägt, daß der Eifer gegen den Opiumhandel bei Vielen nur auf dem Haß gegen die Engländer beruht, und andererseits, daß bereits in sechs Provinzen von China Mohn gebaut wird. Die fremde Einfuhr von Opium war in den letzten Jahren auf 25 bis 26,000 Kisten gestiegen, aber in der Provinz Yünnan allein soll, officiellen Angaben zufolge, so viel Mohn gebaut werden, daß man mehrere tausend Kisten Opium gewinnt; rechnet man hiezu noch den Ertrag in fünf andern Provinzen, so kann man annehmen, daß, gering gerechnet, in China selbst gegen 8000 Kisten, oder etwa der dritte Theil der Einfuhr gewonnen werde, und es ist kaum anzunehmen, daß die chinesische Regierung sich hinreichend stark und somit versucht fühlen sollte, diesem Anbau mit Gewalt ein Ende zu machen.

Da es nun wahrscheinlich ist, daß Opium ein Nationallurusartikel in China bleiben wird, so ist es interessant, die Ansicht eines Mannes, der längere Zeit sich in China aufhielt, über den Gebrauch dieses Reizmittels zu vernehmen, das bei uns für so absolut schädlich gehalten wird. Der oben schon erwähnte Kaufmann sagt hierüber Folgendes: „ich will den Gebrauch weder dieses, noch eines andern Reizmittels in Schutz nehmen, indeß gibt es kaum irgend eine Nation, welche nicht eines oder des anderen solchen Reizmittels sich bediente, um sich zu erheitern oder zu berauschen. Hitzige Getränke verschiedener Art sind in Europa und Amerika im Gebrauch, rohes Opium in der Türkei, in Indien und unter den Malaien, Bang, ein Präparat aus Hanfsaamen, in mehreren Theilen Indiens, und in den meisten Ländern werden Tabak, Wein ꝛc. gebraucht, oft zum Nachtheil der Gesundheit und der Moralität von Millionen. Es wäre etwas sehr Schönes, wenn alle Menschen sich dergleichen Dinge versagen könnten; da aber dieß einmal nicht zu erreichen ist, so behaupte ich, nach den Erfahrungen, die ich von den chinesischen Sitten habe, geradezu, daß ich als Nationallaster den Gebrauch des Opiums, wie es in China bereitet wird, dem Gebrauche gebrannter Wasser vorziehe, und da man einmal Reizmittel haben muß, so würde ich es für ein Glück halten, wenn das englische Volk statt des Gin, Whisky u. s. w. das Opium gewählt hätte. Der Mißbrauch von beiden führt zu Krankheit und Tod, aber der mäßige Gebrauch verträgt sich gar wohl mit dem Genuß von Gesundheit und langem Leben. Der europäische Branntweintrinker ist ein gewaltthätiger Mensch, oft so gut wie rasend, die schändlichsten Verbrechen werden von ihm begangen, und er endet

sein Leben häufig unter den Händen des Nachrichters. Der ausschweifende Opiumraucher in China ist ein träumendes, ruhiges und nutzloses Mitglied der Gesellschaft; auch er endet seine Tage auf eine klägliche Weise, aber er begeht doch keine so abscheulichen Verbrechen, wie häufig der Branntweinsäufer. Beide sterben arm und verachtet, aber der letztere verursacht oft auch noch den Tod seiner nächsten Verwandten. Ich habe viele Chinesen gekannt, welche den wässerigen Opiumextract, wie er in China gebräuchlich ist, gewöhnlich rauchen, ohne den mindesten Nachtheil davon zu verspüren; es waren ruhige, gemäßigte Männer, ähnlich unsern Herrn Weintrinkern in England."

Die Literatur und Kunst in den Provinzen von Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die Provincialstädte Frankreichs, welche nach Paris den ersten Rang einnehmen, wie Bordeaux, Marseille, Toulouse, Lyon, Nismes, Rouen, Lille, Nantes, Brest ꝛc., sind bereits zu der Einsicht gelangt, daß das Theater ein nothwendiges Element der modernen Bildung sey. Die Municipalitäten jener Städte haben aus eigenen Mitteln hübsche Schauspielhäuser gebaut und sogar aus dem Stadtfonds jährlich eine gewisse Summe ausgesetzt, um Pariser Künstler anzuziehen und einsichtsvolle Theaterdirectoren zu unterstützen. Das Theaterpublicum in den Provinzen Frankreichs macht sich indeß noch keineswegs durch schnelle Fassungskraft, Zartgefühl und Empfänglichkeit fürs Schöne bemerklich. Ich habe Bouffé den Gamin de Paris in Lyon, Frédéric Lemaitre den Robert Macaire in Nantes, die Dejazet in Rouen, die Mars in Nancy spielen sehen, aber die feinen Nuancen der Darstellung, wodurch diese Künstler entzücken, die kleinen Andeutungen und Anspielungen, wodurch sie ihre tiefe Kunst zeigen, die Feinheiten und Schattirungen, außer den Feinheiten und Schattirungen eines jeden Charakters, worin die französischen Schauspieler unübertroffen und unübertrefflich sind, gingen bei den meisten Zuschauern unbemerkt vorüber und ganz verloren, indem die Einen durch ein gräuliches, unbändiges Lachen zu verstehen gaben, daß das Feinste und Witzigste in dem Spiel und Stücke ihnen nicht angehöre, und die Andern durch eine gewisse bequeme Gleichmüthigkeit und Ruhe, mit der sie zusahen, gerade heraussagten, daß diese Blumen von einem fremden Boden oder wenigstens aus einem Kopfe kamen, dessen Laune dort keine Geistesverwandten hatte. Dieser Mangel an Zartgefühl und Schönheitssinn ließe sich nun allenfalls noch entschuldigen und ertragen, aber unverzeihlich und unausstehlich ist die Rohheit und Bäurischkeit, welche das Theaterpublicum in der Provinz charakterisirt: es ist stolz bis zum Despotismus, hart bis zur Grausamkeit, brutal bis zur Wildheit, grob bis zur Flegelhaftigkeit. Das Parterre in Rouen hat den Talma ausgepfiffen, die Taglioni verhöhnt, den trefflichen Pariser Mimen Bocage ausgetrommelt und anstatt seiner den Hrn. Alexander auf den Thron erhoben, welchen Paris, der Appellationshof in letzter Instanz von allen Provincialerkenntnissen, nach Herzenslust auslacht und auszischt; denn die Pariser pfeifen nicht, sondern zischen, und in solchen feinen Auszischungen thut es ihnen Niemand gleich. Wenn das Parterre in der Provinz den berühmten fremden Künstlern so wenig Achtung bezeigt, so kann man sich leicht vorstellen, wie sie ihre eigenen obscuren Schauspieler behandeln. Diese haben wirklich einen schweren Stand, namentlich an dem Tage, wo sie debütiren. Die Großrichter des Parterre sitzen des Morgens im Kaffeehause beim Frühstück, und wenn der arme Debütant sich blaß und zitternd in die letzte Probe begibt und ganz demüthig vorbeigeht, mit gesenktem Haupt und mit beiden Händen in den Rocktaschen, um das zerrissene, seidene Unterfutter seiner verschossenen Pikesche zu verbergen, so springt Alles von den Stühlen auf und stürzt ans Fenster, um den Neuangekommenen Spießruthen laufen zu lassen. Ein närrischer Kerl, bemerkt der Eine. — Der macht ein trübseliges Gesicht, sagt der Zweite. — Das scheint ein einfältiger Tropf. — Er sieht aus wie ein Gimpel, ruft ein Dritter. — Ich wette, daß er mit Glanz durchfällt. Was gilts? — Eine Partie Domino. — Topp! Der Einfall wird angenommen und ausgeführt. Der Empfang, die Zukunft, das Leben eines Menschen, der Allen unbekannt ist, der vielleicht Frau und Kinder hat, der sich vielleicht bloß so viel verdienen will, daß er weiter reisen kann, — alles dieß spielen diese Unmenschen in Domino oder in Ecarté aus, und wenn die grausame Wette gewonnen wird, so muß dieser Unglückliche, wenn er auch ein vorzüglicher Künstler ist, bei jedem Wort das er vorbringt, ausgepfiffen und verhöhnt werden, weil es einem Müßiggänger, der die letzte Nacht schlecht geschlafen, gefallen hat, seine Gestalt und seine Miene lächerlich zu finden. Was soll man zu solchen Bubenstreichen sagen? Und wenn der arme Künstler, welchen die Dominosteine zum Tode verdammt haben, sich über eine so barbarisch ungeschliffene Aufnahme verwundert und empört, wenn er einen Augenblick aus seiner Rolle fällt, an seine Menschenwürde denkt und das Publicum höflichst ersucht, ihn doch gefälligst erst anhören zu wollen, ehe man ihn zur Schlachtbank abliefere, so überschüttet ihn das Parterre mit Schmähungen und Quodlibets, und verlangt, er solle abtreten und der Director möge erscheinen; wenn der beleidigte Künstler nach dieser Demonstration die Bühne noch nicht räumt, so wird er mit faulen Aepfeln und Eiern beworfen, und diejenigen, welche dieses gesittete Verfahren anwenden, beklagen sich laut, daß der Komödiant den Respect gegen das verehrliche Publicum verletzte. Der Schauspieler fühlt am Ende sein Blut in den Adern kochen, und vergißt in der Entrüstung über ein so unwürdiges Betragen seine kranke Frau und seine nach Brod schreienden Kinder; er vergilt dem Publicum Injurien mit Injurien, und das hochgeehrte Publicum mit gefüllten Taschen und gefülltem Magen schreit Halloh! über den armen, ausgehungerten Wurm, der sich nicht gutwillig mit dem Absatz zertreten lassen will, und begehrt, daß der Komödiant Abbitte und Fußfall thue oder ins Loch gesteckt werde. Und dieses schmähliche Recht über die Eitelkeit, über die Würde und Freiheit eines Menschen kostet dem Publicum zwanzig Sous. Für einen lumpigen Franken belehnen die Provincialparterre mit der Ei-

macht, zu bekränzen, zu bewerfen, zu verrichern oder zu ruiniren, wen ſie wollen. Das iſt die Kehrſeite der Bevölkerung von Rouen, Nantes, Havre, Bordeaux, Lyon, Marſeille und im Allgemeinen eine Peſtbeule der Provinz. Denn die Provincialen betrachten noch die dramatiſchen Künſtler als Komödianten und Seiltänzer, welche der liebe Herrgott expreß zu ihrer Beluſtigung geſchaffen habe, und welche auf keine bürgerlichen und humanen Geſetze Anſpruch machen können, ſondern aus der Geſellſchaft ausgeſtoßen ſind. Der Erzbiſchof von Paris geſtattet zwar ſelbſt den Schauſpielern, die wegen verletzter Eitelkeit ſich aus dem Fenſter ſtürzen *) und alle Gebote der chriſtlichen Moral mit Füßen treten, ein ehrliches und zugleich prachtvolles Begräbniß; in der Provinz verweigert jedoch die Geiſtlichkeit jedem Schauſpieler ohne Ausnahme den Segen, und wäre er des natürlichſten Todes geſtorben, und der beſte Gatte und der vorzüglichſte Familienvater ſein ganzes Leben hindurch geweſen. Dieſer Umſtand mag allerdings dazu beitragen, daß das Publicum in den Provinzen Frankreichs noch viele von den alten Vorurtheilen gegen die Schauſpieler beibehalten hat.

(Fortſetzung folgt.)

*) Wir meinen Nourrit, deſſen Selbſtmord einzig und allein einer ſchrankenloſen Eitelkeit zuzuſchreiben iſt, was auch die Pariſer Journale ſonſt für Gründe vorgebracht haben mögen, womit es ihnen weiter nicht Ernſt war. Haben ſie doch den kürzlich erfolgten Tod der Madame Nourrit nur in drei Zeilen angekündigt, und als ein unbedeutendes Factum unter die vermiſchten Nachrichten geſetzt, ohne die geringſten Betrachtungen darüber anzuſtellen, welche ſich doch gewiß bei dieſer Nachricht jedem fühlenden Herzen in Menge aufgedrungen. Aber die franzöſiſche Preſſe hat längſt kein Herz mehr. In unſern Tagen, wo der Zweifel ſo gräßliche Verheerungen anrichtet, wo die Sonne nicht ein einziges Mal aufgeht, ohne den Leichnam eines Selbſtmörders zu beſcheinen, ſind die Pariſer Zeitungsſchreiber und Phraſenmacher aller Farben ſtumm wie die Fiſche, und finden keine Worte an dem Grabe Nourrits, worauf die arme, junge Frau des berühmten Sängers vor Verzweiflung in ihrer eben angelegten Wittwentrauer ſtirbt' Weiß der Himmel, was dieſe ausgedörrten Sophiſten mit ihrem Gewiſſen angefangen und an wen ſie es losgeſchlagen haben mögen, wenn ſie, wie man verſichert, nicht mehr an den böſen Feind glauben. Es ſey ferne von uns, die kaum erkaltete Aſche Nourrits wieder aufrühren zu wollen. Nourrit glaubte an Gott, und Gott wird ihn richten. Aber die Preſſe im Allgemeinen und die franzöſiſche Preſſe insbeſondere, hatte eine Pflicht zu erfüllen; denn es liegt am Tage, daß Nourrit in der Nacht, wo er ſich in Neapel aus dem dritten oder vierten Stock herunterſtürzte, ſeine Frau zugleich mit umgebracht hat; von jenem verhängnißvollen Augenblick an, wo ihr Gatte, der Vater ihrer Kinder, ſeinem Leben gewaltſam ein Ende machte und ſie allein im Elend zurückließ, hat die arme Frau in Einem fort gelitten, und ihren Schmerz und ihre Trauer ſo lange ertragen, bis ſie den Geiſt aufgab. Und doch hört man allgemein, daß Nourrit ſeine Frau und ſeine Kinder anbetete; aber woran dachte er denn, als er in den Hof ſeines Hotels hinabſchaute, um ſich den Platz auszuſehen, wo der Tod ihn am ſicherſten in ſeinen Armen empfinge? Warum dachte er einzig und allein an den Tod und die gekränkte Eitelkeit, und nicht an ſeinen Vater, an ſeine Mutter, welche hinter ihm waren, an ſeine Frau, welche ihm zur Seite ſtand, und an ſeine Kinder, welche vor ihm her in die Zukunft liefen? Heute iſt er beinahe ſchon ganz vergeſſen und morgen denkt Niemand mehr an den armen Nourrit. Die Preſſe, welche ihn bei ſeinen Lebzeiten gelobhudelt und geprieſen, hat, wie geſagt, nicht mehr als drei Zeilen ſeiner aus Gram geſtorbenen Frau gewidmet, die Nourrit mit ſich ins Grab geriſſen. Die Journale haben nicht einmal daran gedacht, das alltägliche Moralgeſetz in Erinnerung zu bringen, daß man ſich nicht ums Leben bringen darf, wenn man eine ſchwangere Frau und eine Familie mit ſechs Kindern hinterläßt! Aber die Preſſe hat in Paris an ſo viele andere Dinge zu denken, und iſt in ihrer Erbärmlichkeit ſo weit gediehen, daß ſie den Capellmeiſter Muſard über Mozart ſtellt, den Charlatan Julien einen großen Mann nennt, und das Didierſche Seufzmehl allen denen anempfiehlt, welche ſich geſund und wohl befinden.

Jagdausflüge im Gebiete der Hudſonsbai-Compagnie.

Erſter Ausflug im Herbſt 1836.

(Fortſetzung.)

Als wir gemächlich durch das düſtere Labyrinth des Waldes hintrabten, hallte das Wiehern der Pferde, das Krachen der dürren Zweige unter ihren Füßen, und ſelbſt der Ton unſerer Stimmen in allen Richtungen von den ſchlanken Säulen umher zurück. Dieſe Töne, häufig begleitet von dem fernen Geheul eines hungrigen Wolfes, der vielleicht in dieſer Nacht ſeine Beute verfehlt, oder dem munteren Tone des wilden Truthahnes oder des Haſelhuhnes, von dem luſtigen Tap-tap des Holzpickers, dem Girren der Waldtauben und dem Gezwitſcher der zahlreichen kleinern Vögel belebten die noch dunkle Scene. Auf dem Weg erhielt ich viele Anweiſungen über die Art, wie ich mich bei der Jagd benehmen ſolle, da ich in der Büffeljagd ein völliger Neuling war. Hr. C... erzählte mir viele Anekdoten, wie er und ſeine Jagdgenoſſen den wüthenden oder verwundeten Büffeln entkommen ſeyen. Einmal befand er ſich mit drei Gefährten auf der Jagd im Anfange Julius, wo die Stiere in der Brunſt und alſo ſehr wüthend ſind; ſie ritten keck unter die Heerde hinein, wählten eine fette Kuh aus, die ein Kalb an der Seite hatte, feuerten alle zugleich und ſtreckten ſie zu Boden. „Die Heerde," ſagte er, „ſchien nicht viel Notiz von uns zu nehmen; ſobald wir aber feuerten, ſtob ſie nach allen Richtungen auseinander, wir ſtiegen ab, hoppelten das Kalb, das bei ſeiner Mutter blieb, und begannen die Kuh zu zerlegen. Während wir ſo beſchäftigt waren, bemerkte ich, daß ein Büffel aus der Heerde ſich uns nähere; ich machte meine Gefährten darauf aufmerkſam, und einer derſelben wollte ihm entgegen reiten, um ihn wo möglich zu erlegen; wir ſtellten ihm die Gefahr vor, einzeln ein Thier anzugreifen, das, nach der Art ſeiner Annäherung zu ſchließen, keine ſehr freundlichen Abſichten habe; er ließ ſich jedoch nichts einreden, und wir begnügten uns, die Gewehre wieder zu laden und ihm zu folgen. Während wir unſere Pferde beſtiegen, hörten wir einen Schuß, und bald darauf einen lauten Freudenruf, waren aber kaum den Abhang hinaufgekommen, als wir das eigenthümliche donnernde Getöſe vernahmen, welches ſchwere Füße auf der Prairie machen. Als wir die Höhe erreichten, bot ſich uns ein furchtbarer Anblick dar: unſer Freund, der Jäger, jagte etwa 150 Schritte von uns im geſtreckten Laufe vorüber: wir hörten das laute Schnauben des Pferdes, und ſahen den Schaum von ſeinem Maule herabtropfen, als es mit convulſiviſcher Anſtrengung dahin jagte. Etwa 30 Schritte hinter ihm war der Büffel, ein ungeheurer Stier, der vor Wuth brüllte und den Boden mit ſeinen Hörnern aufriß, als er wie toll unſerem

armen Gefährten nachstürzte, der aus dem Jäger der Gejagte geworden war. Nicht ein Augenblick war zu verlieren: wir galoppirten heran, und hielten uns bereit, so wie wir auf Schußweite näher kämen, zu feuern. Der gejagte Jäger, welcher Pierre hieß, wandte in diesem Augenblick plötzlich im rechten Winkel um, wodurch er dem Büffel voraus kam, und uns Gelegenheit gab, denselben von beiden Seiten zu nehmen. Wir spornten unsere Pferde und waren in wenigen Minuten bedeutend vor Pierre und seinem Verfolger voraus, nahmen unsere Stellung zu beiden Seiten des Weges, den sie nehmen mußten, und machten uns schußfertig. Im nächsten Augenblick sprengte Pierre zwischen uns durch, und wir beide feuerten auf das wüthende Thier hinter ihm. Ob meine Kugel dasselbe verwundete, weiß ich nicht, aber in Einem Augenblick stürzte es gegen mich, meine Augen begannen zu dunkeln, ich fühlte einen heftigen Schmerz, und wußte sodann nicht mehr, was mit mir vorging, bis ich durch die gewöhnlichen Mittel, Branntwein und kaltes Wasser, wieder zur Besinnung gebracht wurde, und dann fand, daß mein linker Arm und drei Rippen gebrochen waren: der Büffel hatte mich mit seinen Hörnern vom Pferde gehoben und in die Luft geschleudert. Mein armes Pferd war fürchterlich zerfleischt, und starb auf dem Rückwege. Pierre's Bruder war nach meinem Sturze herangekommen und feuerte auf das Unthier, worauf es uns verließ und nach der Heerde zurücktrabte, wahrscheinlich tödtlich verwundet, wir waren aber nicht im Stande es zu verfolgen. Pierre hielt in seinem wüthenden Jagen nicht an, als bis er tief im Walde war; als sein Bruder ihn endlich einholte, fand er, daß der entsetzliche Schrecken denselben der Sprache beraubt habe; er erhielt sie indeß vor Abend wieder, und erzählte uns nun die nähern Umstände: er hatte auf das Thier gefeuert, welches wankte und fiel; dieß veranlaßte den Freudenruf, den wir vernahmen; dann trat er demselben näher und lud sein Gewehr von neuem, aber in Einem Augenblick war der Büffel auf den Beinen, Pierre warf das Gewehr weg, und nun begann die Jagd. Ich," schloß Hr. C... seine Erzählung, „wurde nach Hause geleitet und mußte mehrere Wochen das Bett hüten, indeß haben Pierre und ich seitdem manchen Büffel geschossen."

Das Vorstehende ist eine Probe der Anekdoten, die mir erzählt wurden: die einzelnen Umstände waren sehr mannichfach, das Ergebniß von allen war aber, daß ein verwundeter Büffel, namentlich ein Stier ein sehr gefährlicher Gegner sey. Als wir der Prairie nahe kamen, wurde ich entsetzlich von den Moskitos gepeinigt, mehr als je seit den ersten Sommern, die ich in Amerika verlebte, und zudem hatte ich mein gewöhnliches Gegenmittel, einige Cigarren, vergessen; ich zerkratzte mir das Gesicht so, daß Hr. C... erklärte, ich sehe aus wie ein indianischer Krieger, der im Triumph heimkehre, das Gesicht mit Streifen vom Blut seiner Feinde geschmückt.

Als wir dem Rande des Waldes nahe kamen, vernahmen wir schon das ferne Brüllen der Büffel, und wo eine Oeffnung zwischen den Bäumen war, sahen wir sie, gleich dunkeln Flecken, nach allen Richtungen auf der Ebene. Als wir den bestimmten Platz erreichten, frühstückten wir, versicherten uns sodann, ob die Indianer an den geeigneten Plätzen eingetroffen seyen, jeder steckte ein Paar lange Pistolen in den Gürtel, und dann bestiegen wir, begleitet von ein und zwanzig Jägern frische Pferde und näherten uns je zwei und zwei der Heerde. Als wir noch etwa 1000 Schritte davon entfernt waren, begannen wir uns langsam in Bewegung zu setzen, blickten hie und da zurück und brüllten; Charles rief mir, ich sollte die Abrichtung der Hunde beobachten, welche in diesem Augenblick losgelassen wurden: sie sprangen auf die nächste Heerde zu, und nun begann die Jagd. Die Hunde waren abgerichtet, paarweise zu jagen. Diese rannten miteinander fort, wählten sich einen Büffel aus, sprangen um ihn her, wenn er fortzulaufen versuchte, wichen geschickt seinen wüthenden Stößen aus, und beschäftigten seine Aufmerksamkeit, bis die Jäger herbeikamen und ihn erlegten. Mehrere waren schon auf diese Weise getödtet worden, und mit vielen andern würde es derselbe Fall gewesen seyn, hätte nicht das Gebell einiger Hunde in der Ferne und das Geschrei der Jäger unsere Aufmerksamkeit dahin gezogen. Einige Hunde hatten einen alten Stier angefallen, mit dem sie nicht so leicht fertig wurden, wie mit den übrigen: er hatte zwei Hunde hinweggeschleudert, und rannte nun, mit allen andern auf der Ferse, davon, trat auf die einen und schleuderte die andern in die Luft. Als wir die Gefahr der Hunde sahen, ritten wir ihm nach, ehe wir aber ihn erreichen konnten, hatte einer der Hunde, als der Büffel den Kopf senkte, die Gelegenheit ergriffen, ihm zwischen die Beine zu laufen und ihn an der Unterlippe zu packen. Augenblicklich hielt er an, und ehe er sich von dem an ihm hängenden Feinde losmachen konnte, hatte er schon mehrere Kugeln durch den Kopf erhalten.

Jetzt näherte sich uns wieder die Heerde, welche durch die auf der entgegengesetzten Seite aufgestellten Indianer zur Umkehr veranlaßt worden war: sie stürzte ein Tiefthal hinab, dem frühern Bett eines in den Fischfluß mündenden Gewässers, während wir fortsprengten, um sie am andern Ende desselben zu treffen. Wir kamen zuerst dahin, stellten uns in zwei Linien an beiden Seiten des Tiefthales auf und erwarteten die Ankunft der Heerde. Sie kam: die vordersten schienen die Gefahr zu bemerken, und wären gerne umgekehrt, aber die nachrückenden Hunderte drängten sie vorwärts, und sie suchten der Gefahr durch raschen Lauf zu entgehen. Wir feuerten erst, als etwa die Hälfte vorüber war, Hr. C... gab das Zeichen, jeder suchte sich sein Ziel heraus und schoß. Wenige nur streckten das Thier, worauf sie gezielt hatten, sogleich nieder, die andern suchten die getroffenen Thiere vollends mit Pistolen zu erschießen, was aber nicht allen, darunter auch mir, gelang. Nun ward ein Feuer angezündet, den erlegten Thieren die Zunge und der Buckel auf dem Rücken ausgeschnitten, und Anstalt getroffen, diese zu braten. Ehe diese Voranstalten vollendet waren, kamen sämmtliche Jäger und die Indianer herbei, und bald verbreitete sich der Geruch des gebratenen Büffelfleisches weit und breit über die Prairie. Nachdem wir ohne Teller und Gabeln unser Mahl abgemacht hatten, wurden die Jäger beordert mit den Hunden der Heerde zu folgen, und diejenigen Büffel noch zu erlegen, welche verwundet seyen und den übrigen nicht folgen könnten. Wir andern blieben zurück, um ein Glas zu leeren und die heutige Jagd zu besprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Strömung im atlantischen Meer. Am 1 September wurde eine etwa 40' lange und mit Entenmuscheln bedeckte Föhre vor dem Hafen von Dover vorbeigetrieben und in den Hafen hineingezogen. Man glaubt, ein Orkan habe sie am amerikanischen Ufer losgerissen und die Fluthwelle sie übers Meer getrieben. (Engl. Bl.)

Wein aus Runkelrüben. Der Impartial du Nord behauptet, man habe das Geheimniß gefunden, aus Runkelrüben einen vortrefflichen Wein zu bereiten, und es habe sich im Departement du Nord bereits eine Gesellschaft dafür gebildet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 283.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

10 October 1839.

Der Pfarrer in den Cordilleren.

(Aus Dr. Smiths: Peru as it is.)

Die Wohnung des Indiers, auf einem hohen, ſteilen Berge, welche mit Ausnahme des Pfarrers ſelten von einem Weißen beſucht wird, entgeht häufig dem Auge des Fremden, der die gewöhnliche Straße in einer der Hauptſchluchten oder Thäler der Sierra verfolgt, und ihr Daſeyn nicht ahnt, bis er eines Tages einen ſchnellfüßigen Indier trifft, dem ein Mann auf einem wohlgerüſteten und zierlichen Maulthier folgt, deſſen Geſchirr mit Silberſchmuck überladen iſt; der Reiter, der gemächlich in einem Landesſattel mit einem reichen Pellon ſitzt, trägt einen Hut mit breiter Krämpe und eine ſeidene Kappe, die an den Ohren und Schlafen zum Vorſchein kommt. Er hat wenigſtens ein Paar wohlverzierte und befranzte Ponchos (Mäntel) an, ſeine ſchwarzen oder braunen Strümpfe ſind von warmer Vicuñawolle, und der Abſatz eines kleinen Schuhs in einem plumpen und koſtbaren, obgleich hölzernen Steigbügel halb verſteckt, iſt mit einem unmäßig großen Silberſporn bewaffnet. Dieß iſt der Diener des Friedens, der die Seele eines ſterbenden Chriſten zu retten eilt, aus deſſen Wohnung, wie aus der eines Falken, man auf den gewöhnlichen Pfad wandernder Menſchen hinabſchaut.

In dieſen entlegenen Bergpfarren ſieht man keine Mönche, wie an der Küſte oder ſonſt in angenehmern Landſtrichen, deren Hauptgeſchäft es iſt, den Pfarrer am Sterbebett zu unterſtützen. Dieſes Beiſtands beraubt, reitet der Pfarrer, den ſein Beruf zur einflußreichſten Perſon und zum einzigen geiſtlichen Tröſter in einem indiſchen Dorfe macht, in dem oben beſchriebenen Aufzug über Berg und Felsklippen, durch zerriſſene Schluchten und auf gefahrvollen Pfaden dahin auf einem erleſenen Maulthier, deſſen Bewegungen ſo ſanft ſind, daß es nie den Reiter ermüdet. Das Maulthier ſcheint gar keine beſondere Anſtrengung zu machen, während es alle gewöhnlichen Thiere ſeiner Art auf einem Tagmarſch weit hinter ſich läßt, und eine Cueſta *) von drei oder vier Leguas zurücklegt, ohne auch nur einmal anzuhalten, um Athem zu ſchöpfen; auch ſteigt es wieder hinab, ohne je fehl zu treten, oder in ſeinem „paſſo llano,“ dem beſten von allen Reiſeſchritten, anzuhalten, während es Sommer und Winter, auf hartem und weichem Boden, auf ſeinem dicken, wohlgerundeten Huf keine Eiſen braucht — kein geringer Vortheil in einem Lande, wo es keine Hufſchmiede gibt.

Die Pfarrer in einem der öden Weidediſtricte oder auch auf einem abgelegenen Indierdorfe im Weizenlande, ſind im Alter von 40 Jahren meiſt ſchon ſehr geſchwächt. Einer dieſer Herren, dem ſeine Heimath langweilig iſt, lieſt wochenlang angeſtrengt fort, nur um die Zeit zu tödten, oder er ſeufzt nach den „Tertulias,“ denen er ſonſt nicht fremd war, oder er bricht plötzlich auf nach der nächſten Stadt, wo Weiße wohnen, und er ein ſchöneres Klima und angenehmere Geſellſchaft findet. Nicht ſelten geht er zu einem Minendorfe (pueblo), unter dem Vorwande vielleicht, ſeine Premicia, oder Erſtlinge der Früchte zu verkaufen, aber es iſt zehn gegen eins zu wetten, daß er mit den ausſchweifenden Minenarbeitern Tag und Nacht fortſpielt, bis der Ertrag ſeiner Premicia aufgezehrt iſt, und er in ſeine freudenloſe Wohnung heimkehrt mit Schulden, die er in einem halben Jahre nicht bezahlen kann. In ſeiner Bergpfarre, wo er traurige Zeiten der Langenweile und oft lange Faſten ertragen muß, *) welche die ſtärkſte Conſtitution ſchwächen, beklagt er, daß er als Verbannten ſich fühle, und läßt ſich leicht verleiten, in manchen Genüſſen, welche die Gränzen der Selbſtverläugnung ſtark überſchreiten, Unterhaltung und Zerſtreuung zu ſuchen. Man muß indeß mit wahrem Dank anerkennen, daß der Fremde und Reiſende von den in den Bergen dieſes dünnbewohnten Landes wohnenden Pfarrern die größte Güte und Gaſtfreundſchaft zu erwarten hat.

Die Indianer und Pfarrer haben in weltlichen Angelegenheiten meiſt ſehr entgegengeſetzte Intereſſen, und ſtreiten ſich oft über die Premicia (denn den Zehnten ſammelt der Staat ein) oder über die Bezahlung bei Heurathen, Begräbniſſen oder religiöſen Feſten, welche letztere mit dem ganzen geſelligen

*) Steiler Aufſtieg, oft mit roh eingehauenen Stufen.

*) Er darf nicht frühſtücken, ehe er Meſſe geleſen hat, bis er aber in die manchmal ſehr entlegene Kirche kommt, wird es faſt Abend.

Syſtem des Landes eng verwoben ſind. Dieſe Streitigkeiten mindern die Achtung vor der Heiligkeit des Prieſteramts, und manchmal ſucht ſich der Indier an ſeinem geiſtlichen Vater auf irgend eine Weiſe zu rächen. Bei einer feſtlichen Gelegenheit zeigten die Indier von Huamanlanga am Weſtabhange der Anden, nicht ſehr weit von der Hauptſtadt, ihrem Pfarrer an, daß in einem kleinen Dorfe auf einer fernen Bergſpitze ein Mann am Sterben ſey, und wenn der Pfarrer nicht eile, ſo werde derſelbe ohne Beichte und Abſolution ſterben. Der Pfarrer bemerkte, es ſey kein Maulthier bei der Hand, ſie ſeyen alle auf der Gemeindeweide, ein Indianer aber entgegnete, er wolle eines holen. Der Pfarrer wußte, daß wegen der Ernte kein Maulthier in der Nähe ſeyn könne, und ſchöpfte Verdacht, da er die Schlauheit und den argen Sinn der Indianer ſchon mehrfach kennen gelernt hatte. Als der Indier mit einem gut ausſehenden Maulthier zurückkam, fragte er ihn: sabe la mula de cura? (Iſt das Thier gewöhnt, einen Pfarrer zu tragen?) „La mula es buena," entgegnete der Indier. „Wir wollen ſehen, ob es einen Pfarrer kennt," erwiederte der Geiſtliche, zog ſeine Kleidung aus, kleidete den Indier als Pfarrer, und der ſchlaue Spitzbube mußte das Thier beſteigen, das alsbald ſich bäumte, ausſchlug, und heftig ſich gebärdete, bis er zu Boden geworfen war. Der Indier war in ſeiner eigenen Schlinge gefangen, und der Pfarrer bemerkte gutmüthig: „Ihr merkt nun, daß das Thier, wenn auch ſonſt gut, nicht gewohnt iſt, einen Pfarrer zu tragen, und da kein anderes zu haben iſt, ſo muß Euer Freund von ſeiner Krankheit geneſen, oder ohne Beichte ſterben." Er ſtarb dießmal nicht, denn das Ganze war nur ein Streich, den man dem Pfarrer hatte ſpielen wollen.

Die trägen Geiſter leben gemächlich dahin, und tödten die Zeit ſo gut ſie können, thätigere Naturen werfen ſich auf allerlei andere Beſchäftigungen. Einer derſelben verſah ſeine ganze Nachbarſchaft mit Branntwein; er hatte nämlich entdeckt, daß man aus Gerſte, die in den Bergen ſehr wohlfeil erzeugt wird, Branntwein abziehen könne, und brachte dieſen ſtatt des gewöhnlichen agua ardiente de cana (Zuckerbranntwein) in Umlauf, da die fehlerhafte Art, wie der letztere von armen unvermögenden Leuten fabricirt wurde, ihm keinen Vorzug vor dem Kornbranntwein gab, und der „Piſco" ſo wie der noch feinere „Italia" nur von der Seeküſte her und oft nur um theures Geld bezogen werden konnte. Der ſpeculative Pfarrer hatte ein Landgut in einem ziemlich gemäßigten Strich, nicht ſehr ferne von ſeiner eigenen Pfarre. Er kaufte die Premicia von ſeinen Amtsbrüdern in den Bergdiſtricten, wo die Kirchenabgaben meiſt in Vieh bezahlt werden, welches die Stapelwaare dieſes weidereichen Landes iſt. Dieſes Vieh ließ er auf ſeinem Landgute füttern, und trieb es dann hinab in die Klee- oder Alfalfa-Felder naher an der Küſte, wo ſich Käufer genug dafür fanden. Eben ſo kaufte er Tauſende von Arroben Zucker jährlich, und durch ſeine übrigen Handelsverbindungen gelang es ihm, ſie ſehr wohlfeil nach Cerro de Pasco zu bringen. Die Maulthiertreiber von Cauri, die er dazu anwandte, ſind kräftige Burſche, die eine Flaſche agua ardiente verſchlucken, als wäre es ein Maul voll, und ſie nennen auch eine Flaſche nur eine gota (ein Tropfen), zum Zeichen, daß ſie bei ihrem gut ausgepichten Magen dieß für ein kleines Maaß halten.

Unſer Geiſtlicher lieferte auch den Minenbeſitzern in den benachbarten Diſtricten Salz, das ihm ſeine Maulthiertreiber auf ihren abgehärteten Thieren von der Küſte durch das Thal von Sayan quer über die Cordilleren brachten. Dabei war er zugleich der Uhrmacher für die benachbarten Dörfer auf mehrere Leguas in der Runde, und verſtand es auch, die Orgel wieder herzuſtellen, wenn irgend etwas in Unordnung gekommen war. Uebrigens war ſeine geiſtliche Heerde mit ihrem geſchäftigen, betriebſamen Pfarrer höchſt zufrieden, und er ſtand in durchaus gutem Vernehmen mit ihr.

Die Literatur und Kunſt in den Provinzen von Frankreich.

(Fortſetzung.)

Die franzöſiſchen Städte zweiten und dritten Ranges, wie Troyes, Angers, Tours, Saumur, Le Mans, Amiens, Orleans, St. Etienne, Blois, Poitiers, Limoges u. ſ. w. ſind in der Theatercultur in gewiſſen Beziehungen noch nicht einmal ſo weit vorgeſchritten, als die oben angeführten Stadte erſter Claſſe; die wenigſten davon beſitzen anſtändige Schauſpielhäuſer, und von ſtehenden Schauſpielertruppen iſt keine Rede mehr. Die herumziehenden dramatiſchen Künſtler haben hier weniger mit dem Hohn und Spott, als mit der Gleichmüthigkeit und Unbeweglichkeit des Publicums zu kämpfen. Dieſe dickhäutigen Kleinſtädter, deren Intelligenz eben ſo verroſtet, verriegelt und verrammelt iſt, als ihr Geldkoffer, betrachten ohne Theilnahme den unerhörten Aufwand von Anſtrengung und Arbeit, welchen der Director einer kleinen Schauſpielergeſellſchaft macht, um von einer Bevölkerung von 15 bis 25,000 Seelen zweimal in der Woche hundert Zuſchauer anzulocken; ſie ſehen ruhig mit an, wie die kleine Truppe die ganze Geſchmeidigkeit, Biegſamkeit und Mannichfaltigkeit ihrer Nachahmungsgabe und ihres eigenen Darſtellungstalents aufbietet, um den Einwohnern von Angers, Troyes u. ſ. w. zugleich das Theater français, das Gymnaſe, das Vaudeville, das Palais-Royal, die Variétés, die Porte Saint-Martin und alle übrigen Boulevardstheater in Paris zur Anſchauung zu bringen, und zur Ergötzung oder Belehrung vorüberzuführen; ſie ſehen eben ſo geduldig zu, daß die Provincialſchauſpieler, um nicht vor leeren Bänken zu ſpielen, berühmte Pariſer Künſtler zu Hülfe rufen, und großmüthig die ſpärliche Einnahme mit dieſen Celebritäten theilen, welche ſie erdrücken; und wenn der Director auf dieſe Weiſe zwei Monate lang das Intereſſe des Publicums erſchöpft und abgenutzt hat, und kaum dreimal volles Haus gehabt, ſo ſieht man ihn mit ſeiner Geſellſchaft nach einer anderen kleinen Stadt abziehen, wo ſeiner dasſelbe Schickſal wartet. Das Feld, welches die Provincialſchauſpieler bebauen, iſt das undankbarſte von der Welt, und trägt unter den jetzigen Umſtänden, ſelbſt bei der emſigſten Pflege und rationellſten Wirthſchaftsmethode, nichts als Dornen und Diſteln: ſie haben nichts als Sorgen, endloſe

Plackereien, ein mühseliges Leben, kurz ein ewiges Fegefeuer auf Erden, weßhalb sie dereinst vermuthlich auch ohne Beichte und Absolution ganz gerechtfertigt und schuldlos vor Gottes Richterstuhl treten werden: entweder ist ihnen dieser Ersatz oder ein glücklicheres Loos auf dieser Welt zu wünschen; denn wenn sie jenseits noch leiden und im höllischen Pfuhl schmachten müßten, nachdem sie hienieden so viel ausgestanden und gelitten, so wären sie schön geprellt.

Jeder Theaterdirector in der Provinz hat vom Ministerium des Innern ein Privilegium für gewisse dramatische Genres, welches eine bestimmte Reihe von Jahren dauert, und sich auf eine gewisse Anzahl von Departements erstreckt, wo alsdann keine andere Truppe, welche dieselben Genres hat, spielen darf. Ich habe nicht erfahren können, ob dieses Brevet hoch zu stehen kommt oder umsonst gegeben wird, was nicht mehr als billig wäre. Denn da die kleinen Städte bei ihren beschränkten Hülfsmitteln der dramatischen Kunst nicht unter die Arme greifen können, so sollte wenigstens die Staatsregierung den bedrängten Theatern in der Provinz zu Hülfe kommen, entweder durch unentgeltliche Austheilung von Theaterprivilegien, oder durch Unterstützungen in baarem Gelde, wie sie es für die Pariser Theater thut. Aber dagegen würden sich ohne Zweifel die dramatischen Dichter in Paris auflehnen, welche aus Eifersucht gegen die Provinz ein literarisches Monopol gegründet haben, worunter sie selber leiden: denn, wenn die Journale nicht übertreiben, begehren mehr als 50 Stücke am Theater français Einlaß, und eben so viele wenigstens sind mit „einstimmigem Beifall" vom Lesecomité angenommen, die nie zur Aufführung kommen, sondern in den Cartons liegen bleiben werden bis an den jüngsten Tag. Jeden Augenblick hört man dramatische Autoren in Paris über den Despotismus der Theaterdirectoren, der Lesecomité's und der Schauspieler klagen und schimpfen. Als Heilmittel dagegen versucht man halbe Maßregeln, wie Vermehrung der Theater u. s. w.; mich dünkt, es wäre viel einfacher und ersprießlicher, außerhalb Paris eine Meinungsconcurrenz zu stiften, und in den Provinzen Anstalten zu gründen, wie deren ein Fürst gegründet haben würde, wenn er seine Residenz in eine Provincialstadt verlegt hätte. Anstatt diese fürstliche Methode zu befolgen, haben die französischen Gelehrten und Künstler während der ersten Revolution, wo sie vielen Einfluß hatten, sich nur bemüht, alles wissenschaftliche, literarische und künstlerische Leben in Paris zu concentriren, und die übrigen großen Städte Frankreichs zu Flecken und Dörfern herabzusetzen: denn außer Paris ist in Frankreich Alles Flecken oder Dorf. Es ist noch nicht lange her, daß selbst die größten Städte von Frankreich es für die größte Ehre hielten, wenn man ihnen ihre Kunstschätze wegnahm, um die Hauptstadt damit zu schmücken, welche Alles verschlang, und sich dabei am Ende den Magen verdarb. Während der Restauration besuchte ich auf einer Reise durch das mittägliche Frankreich das Antiquitätenmuseum in Arles: mein Führer sagte mir beim Eintreten in den ersten Saal mit triumphirender Miene: „der Stadtrath hat Vieles nach Paris weggeschenkt." Er glaubte wahrscheinlich, daß ich darüber außer mir kommen würde, ich aber kehrte augenblicklich um mit den Worten: „Gehen wir nicht weiter, denn es liegt mir nichts daran, den Ausschuß der Kunstwerke zu sehen, welchen euch die Pariser übrig gelassen haben." — Es ist noch heutzutage ein allgemeines Vorurtheil der Franzosen, daß ganz Frankreich verloren und und unrettbar ist, wenn der Feind Paris eingenommen hat; den Spaniern, Russen und Deutschen ist, so viel ich weiß, nie eingefallen, die Vertheidigung ihres Vaterlandes aufzugeben, wenn ihre Hauptstädte in den Händen der Feinde waren; allein die Franzosen würden unmaßgeblich Jeden für einen Narren erklären, der die Ansicht hätte, daß Paris in militärischer Beziehung nicht ganz Frankreich ausmache.

(Fortsetzung folgt.)

Einige botanische Bemerkungen über Syrien.

Dr. Eusebe Salles, ehemals Dolmetscher der Armee in Afrika, reist gegenwärtig in Syrien. Das Nouvelles Annales des Voyages (August 1859) theilt einige Bemerkungen von ihm mit, aus denen wir nachstehende ausheben. Der Aprikosenbaum wächst hier wild, und Syrien scheint sein Vaterland, er wird aber nur 2 bis 3 Fuß hoch und gibt kleine bittere Früchte. Der Lotos (nobka), der in Aegypten und noch in Gaza 60' hoch wird, hat seinen wilden Bruder in der Ebene von Arimathia, wo derselbe einen Busch von 10 bis 15' Höhe bildet. In den Bergen findet man acht bis zehn Arten Eichen, wovon mehrere eßbare Eicheln haben, die man auf dem Markte kaufen kann. Mit guter Bewässerung könnte Syrien mächtige Wälder haben, aber was die Art verschont, wird von den Ziegen vernichtet. Dattelbäume gibt es noch in Syrien, reif aber wird die Dattel nur im Süden zwischen Sor (Tyrus) und Gaza. Anderswo gibt es Dattelbäume, aber keine reifen Datteln. Zu Aleppo gibt es zwei oder drei, zu Jerusalem ein halbes Dutzend Palmen, aber beide Städte liegen zu hoch, und es fällt sogar manchmal Schnee. Die Orangenbäume kränkeln zu Aleppo, zu Jerusalem der Nopal; die Citronenbäume kommen in beiden Städten um, weil ihre Vegetation den Winter über fortgeht. Salles fand auch in Palästina den Papyrus, der ehemals in Aegypten so gewöhnlich war, und jetzt ganz daraus verschwunden ist.

Jagdausflüge im Gebiete der Hudsonsbai-Compagnie.

Erster Ausflug im Herbst 1838.

(Fortsetzung.)

Ich drückte Hrn. C... mein Erstaunen aus, in den Handelsforts so bequeme Wohnungen zu finden, wo die Nothwendigkeiten des Lebens in Fülle und selbst manche Luxusgegenstände zu haben seyen, wo man jede Art von Jagd fast ohne Kosten betreiben könne, obwohl zahlreiche Jäger, Biberfänger, Geschäftsführer u. dgl. von der Anstalt unterhalten würden. Ich hatte zahlreiche Berichte über die Handelsposten im Westen gehört und gelesen, denen zufolge sie die ärmlichsten menschlichen Wohnungen und die Händler die unglücklichsten Menschen seyen.

„Aber, mein lieber Freund," erwiederte Hr. C..., „Sie haben noch nicht die innern Handelsposten besucht; diese werden Sie den schlimmsten Schilderungen, die Sie gehört haben, entsprechend finden.

Dieß sind nicht, wie unsere Niederlassungen, Forts zum Schutze der Interessen der Compagnie und allgemeine Depots für Waaren und Pelzwerke, die gewöhnlich unter der Aufsicht von Theilhabern oder Leuten von Verstand und Erfahrung stehen; die kleinen Handelsposten, in deren einem ich während meiner Lehrlingszeit diente, sind nur temporäre Schuppen oder Shanties, wie man sie nennt, wo eine gewisse Menge Waaren zum Einhandeln des Pelzwerkes untergebracht sind. Sie stehen unter der Aufsicht eines Commis mit zwei oder drei jungen Leuten als Lehrlingen unter ihm, und einigen Jägern und Biberfängern, die nach allen Richtungen ausgeschickt werden, um Rothwild und Büffel zu jagen und Biber zu fangen. Diese Leute bilden mit wenigen Pferden und Hunden die ganze Niederlassung. Sie werden häufig von streifenden Indianerpartien geplündert und manchmal Jahre lang unter denselben als Gefangene zurückbehalten; sie leiden oft sehr durch Hunger, schätzen sich glücklich, wenn sie hinreichend Pferde- oder Hundefleisch zu essen haben, ja sie sind manchmal dahin gebracht, ihren Vorrath von Fellen aufzuzehren. Wenn sie alles Pelzwerk gesammelt haben, was in der Nähe zu bekommen ist, brechen sie nach einem andern Ort auf, und erleiden oft unterwegs viel Ungemach; haben sie nun in ihrem Districte die Runde gemacht, so kehren sie nach dem Fort zurück, von welchem sie ausgeschickt wurden, geben dort ihre Felle ab, und brechen dann mit einem neuen Vorrath von Waaren zum Handel mit den Rothhäuten auf."

Charles versprach mir, mich mit einigen Handelsleuten dieser Art in seinem Districte bekannt zu machen, wenn wir nach Hunters-Fort kämen.

Nachdem wir einige Zeit im Gespräche zugebracht, kehrten die Jäger zurück und brachten zwei Büffel mit; die Hunde hatten sie gefangen und gehalten, während die Jäger ihnen starke Stricke an die Hörner banden. Sie wurden in Begleitung der Indianer, von denen jeder seinen Antheil Büffelfleisch trug, nach der Factorei gesendet.

Auch wir bereiteten uns zur Rückkehr, behielten aber sieben Jäger und mehrere Hunde zurück, da wir noch einen Bären oder Wolf auf dem Heimweg aufzustöbern hofften. Auf einem langweiligen Ritte von zwei Stunden über die Prairie stieß uns indeß nichts Bemerkenswerthes auf, und wir kamen endlich wieder an die Stelle, wo wir gefrühstückt hatten. Hier fanden wir die ganze Gesellschaft äußerst munter über das Resultat unserer Büffeljagd, da außer den beiden lebendig gefangenen Thieren nicht weniger als dreizehn getödtet worden waren. Wir koppelten unsere Pferde, ließen ihnen dürres Gras reichen, und traten dann zu den Jägern, die in kleinen Gruppen um rauchende Haufen von feuchten Zweigen und Blättern saßen — dieß ist nämlich das gewöhnliche Verfahren in den Wäldern, um die unerträgliche Last, die Moskitos, zu verscheuchen. Das Mittel zur Abhülfe ist aber so schlimm, wie das Uebel selbst, denn der Rauch und Gestank sind unerträglich, und wenn man nicht gerade in der Strömung des Rauches sitzt, ist man doch vor den Insecten nicht sicher. Unsern Pferden schien der Schutz des Rauches willkommener als uns.

Da noch manche Jagdgeschäfte abgemacht werden mußten, hielt es Hr. C... für besser, an ein bequemes Nachtlager im Walde zu denken, als Gefahr zu laufen den Weg zu verfehlen und in die Sümpfe zu gerathen. Sein Vorschlag fand allgemeinen Beifall; Hr. C... wollte mit der Mehrzahl einen bessern Lagerplatz aufsuchen, während die Jagdlustigen noch den Wald durchstreifen könnten. Charles und ich waren von der letztern Partie, und wir schlugen die Richtung nach einem kleinen See ein, wo nach Aussage der Indianer stets Wild zu finden war. Auf dem Wege stellte mich Charles einem der halbblütigen Jäger, Namens Jacques Goussain, vor, der unter seinen indianischen und halbblütigen Gefährten sich wie ein Häuptling ausnahm. Er verhehlte sich, als Charles mich vorstellte, mit großer Artigkeit, und als er im Gespräche die Thaten und die Anlagen seines Hundes Vivant rühmte, erglänzten seine dunkeln Augen, und seine wohlgeformten Züge erhellten sich mit einem Ausdruck von Verstand, den man in dem sonst schönen und athletischen Geschlecht, zu dem er gehörte, selten bemerkt. Sein Vater war ein französischer Canadier, seine Mutter eine Schöne aus dem Stamme der Omahas, die einen Theil der Sioux ausmachen. Er, Charles und ich blieben zusammen, ein wenig hinter den Andern, und wir wurden bald sehr vertraut: er war wohl bekannt mit den Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Stämme, da er mehrere Jahre lang ein Häuptling unter den Omahas und unter andern Stämmen einige Zeit gefangen gewesen war. Er versprach mir bei Gelegenheit eine Skizze seines Lebens und seiner Abenteuer zu geben, die gewiß höchst interessant ausfallen wird.

Da wir wiederholt den Ruf wilder Truthühner vernommen hatten, so wünschte ich einige derselben zu schießen, und wir schlugen unsern Weg in den dichtern Wald ein, wo die Haufen abgefallener Zweige und vermoderter Blätter zeigten, daß seit vielen Jahren, vielleicht seit Jahrhunderten kein Mensch diese Wildniß betreten habe. Während wir nur langsam und mit großer Schwierigkeit vorwärts kamen, hörten wir auf einmal unter den Zweigen ganz in der Nähe ein Geflatter, und mit einem Schreien und Gackeln, das den Pferden gar nicht behagte, flog oder krabbelte vielmehr eine schöne Truthenne mit einer zahlreichen Nachkommenschaft von dem Unterholze herab nach dem nächsten Baume zu. Charles schoß die Henne nieder und ich einige von der Brut, als eine wilde Katze oder grauer Luchs plötzlich hinter einem gefallenen Baume vorkam, uns einen Augenblick mit der größten Unverschämtheit anstarrte, dann die von Charles geschossene Truthenne über die Schulter warf und augenblicklich im Unterholze verschwand. Das war unerträglich; jeder gab dem andern Schuld, daß er nicht geschossen habe, im Grunde aber waren wir Alle über die Keckheit so verdutzt, daß keiner ans Schießen dachte, als bis es zu spät war.

(Fortsetzung folgt.)

Gallische Münzen. Joachim Lelewel soll mit nächstem unter dem Namen: Types gauloises, ein Werkchen über die gallischen Münzen und Medaillen nach Julius Cäsar erscheinen lassen. (Echo du Monde Savant vom 28 September.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 112 u. 113** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Französische Romane. — William Hazlitt's Charakteristik der Redner Brougham und Burdett.** (Schluß.) **— Der Cardinal Richelieu.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 284.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

11 October 1839.

Nachträgliche Bemerkungen über die Verſammlung der brittiſchen Naturforſcher in Birmingham.

Ehe wir die einzelnen kleinen Auszüge aus den verſchiedenen Vorträgen fortſetzen, wollen wir noch einige Bemerkungen über die Verſammlung ſelbſt nachtragen. Die auffallendſte iſt die, daß ſich die Aſſociation, namentlich der geologiſche Theil derſelben, gegen den Vorwurf der Unchriſtlichkeit und der Gotteslästerung reinigen mußte. Man trug die öffentliche Rüge gegen dieſen Vorwurf klugerweiſe einem Geiſtlichen, Hrn. Vernon Harcourt auf, der indeß ſpitzig genug die Verſammlung mit der Hinweiſung auf Galilei tröſtete. Man möchte es beinahe ein ſchlimmes Zeichen in Englands neueſter Geſchichte nennen, daß ſich mehr und mehr wieder ein puritaniſcher Zorneseifer kund gibt, der in unſrer Zeit freilich nur lächerlich klingt, aber leider genug in England gar nicht lächerlich iſt. Man wiederholte namentlich gegen die Geologen, daß ihre Anſichten über die Bildung des Erdkörpers dem Ausſpruch der heiligen Schrift zuwider ſeyen; man würde in Deutſchland über einen ſolch abgeſchmackten Vorwurf höchſtens die Achſel zucken, aber in England muß ſich eine Geſellſchaft, deren Mitglieder die angeſehenſten Gelehrten ſind, und die noch überdieß hochgeachtete Männer vom höchſten Adel des Landes unter ſich zählt, alles Ernſtes rechtfertigen und ihre Rechtgläubigkeit betheuern. Die Verbreitung von Wiſſenſchaft und Kenntniſſen jeder Art, zu denen die Aſſociation weſentlich beiträgt, iſt freilich das ſicherſte Gegenmittel gegen einen ſo finſtern Sinn, und inſofern haben die Zeloten Recht, dagegen zu eifern.

Ein erfreuliches Zeichen iſt es, daß ſelbſt in die alten, engliſchen Univerſitätsſtädte, die man ſonſt, und zum Theil gewiß nicht mit Unrecht, als verknöchert in ihrem wiſſenſchaftlichen Treiben anſieht, die Wirkſamkeit der Aſſociation eindringt; abgeſehen von der Theilnahme mancher Mitglieder an der Aſſociation ſelbſt, wurde auch in Folge eines von Dr. Buckland zu Newcaſtle ausgeſprochenen Wunſches eine Ackerbauſchule zu Orford errichtet, und, nach dieſem ihrem Urſprung zu ſchließen, läßt ſich wohl annehmen, daß bei der Unterrichtsmethode namentlich darauf Rückſicht genommen werden wird, welche Vortheile der Ackerbau aus der Geologie ziehen kann, ein beſonders in England ſehr beachteter Gegenſtand, da man dort ſchon lange, ehe an Geologie im neuen Sinne und an deren neuere Forſchungen und Ergebniſſe gedacht wurde, große Aufmerkſamkeit auf die künſtliche Verbeſſerung des Bodens wandte.

Als eine Beſonderheit bei der dießjährigen Verſammlung wurde bemerkt, daß dießmal auch eine bloß literariſche Illuſtration, nämlich Hrn. Hallam, bekannt durch ſeine Schriften über die Literatur des Mittelalters, an derſelben Theil nahm, und zwar thätigen Antheil, denn er ſoll mitunter die ceremonielle Rolle gegen ausgezeichnete Fremde übernommen haben. Man ſcheint zu erwarten, daß die Aſſociation nach und nach eine allgemeinere als bloß naturwiſſenſchaftliche Richtung annehmen werde. Wenn nur nicht daraus eine Verflachung erfolgt, wie wohl anderwärts; denn auch in England wurde dießmal, ſo zu ſagen, gerügt, daß die vorjährige Aufnahme zu Newcaſtle allzu ſplendid geweſen ſey. Der bisherige Secretär, der Decan von Ely, machte nämlich die Bemerkung, er ſey über die herzliche und gaſtfreie Aufnahme zu Birmingham um nichts minder erfreut geweſen, weil nicht derſelbe Glanz wie zu Newcaſtle entfaltet wurde, ein Glanz, der zu wahrhaft beunruhigenden Ausgaben geführt hätte, die ſie den von der Aſſociation beſuchten Orten keineswegs aufzuerlegen geſonnen ſeyen; eine ſolche Aufnahme ſey zwar ſehr ſchmeichelhaft, trage aber gewiß keinen ſehr wiſſenſchaftlichen Charakter. In Zeitſchriften wurde der Sprecher wegen dieſes Seitenblicks auf Newcaſtle zurechtgewieſen, im Grunde des Herzens ſcheint man ihm jedoch nicht Unrecht gegeben zu haben.

Auch dießmal traten wieder mehrere Städte als Bewerber auf, nämlich Glasgow, Hull und Mancheſter; York ließ erklären, es wolle dieſe Einladungen nicht ſtören, hoffe aber, wenn der Kreis derſelben abgelaufen ſey, werde die Aſſociation dieſem neuerdings mit dem Beſuche derſelben Stadt beginnen, wo ſie ihren Anfang nahm. Erwähnt wurde bereits, daß Glasgow für das folgende Jahr erwählt wurde; zu bemerken iſt aber noch, daß die Aſſociation ſich faſt um einen Monat ſpäter, nämlich erſt

am 17 Sept., verſammeln will, namentlich um den Profeſſoren der Univerſitäten Zeit zu laſſen, die Verſammlung zu beſuchen.

Die Literatur und Kunſt in den Provinzen von Frankreich.

(Fortſetzung.)

In literariſcher Hinſicht übt das Pariſer Monopol einen nicht weniger verderblichen Einfluß. Die nächſte Folge davon iſt, daß Paris alljährlich eine ſchreckliche Menge von Literaten und Celebritäten aufzehrt. Die Provinzen Frankreichs ſtellen dieſem Dictator ein anſehnliches Contingent von talentvollen Männern und ehrgeizigen Mittelmäßigkeiten; ſelbſt das kleinſte Lumen, der unbedeutendſte Scribler entgehen nicht dieſer Künſtler-, Dichter- und Schriftſteller-Conſcription, welche Paris über ganz Frankreich ausſchreibt. Alle dieſe verunglückten Berühmtheiten, in einem engen Raume zuſammen gedrängt, ſtoßen und geniren, erſticken und erdrücken ſich gegenſeitig, und dieſe hundert Genies, auf einem Flecke verſammelt, und von keinem höhern Geiſte, wie von einer religiöſen Disciplin, gebändigt, bewirken durch ihr Durcheinanderſchreien eine Erſchütterung in der Geiſterwelt, welche die häufigen Exploſionen in Paris erklärt. Außerdem bedingt dieſes gezwungene Zuſammenſeyn in Einem Hauſe eine erſchreckliche Concurrenz, welche die Kunſt auf eine Linie mit der Induſtrie ſtellt und die Literatur auf den Charlatanismus der Titel und Annoncen reducirt, welcher die Verleger ruinirt, den Arbeitslohn herabſetzt und vom Talent Rabatt erhebt. Paris zählt in dieſem Augenblick vielleicht zweihundert Muſiklehrer und Muſiklehrerinnen, wovon die meiſten wenige Stunden haben und elendiglich vegetiren, während der Muſikunterricht in der Provinz vernachläſſigt wird, weil es an Muſiklehrern fehlt, die daſelbſt zu Anſehen und Vermögen gelangen könnten. Zu beachten iſt ferner, daß alle dieſe in Paris aufgehäuften und zuſammengefloſſenen Individualitäten durch das ewige Reiben an und auf einander ſich zuletzt abnutzen und abglätten, wie die Steine am Meeresufer, welche die Wellen der Brandung abrunden und blank ſcheuern. Die Menſchen, die ſich in Paris bewegen, verlieren durch die ewige Berührung allen eigenthümlichen Charakter, und fließen zuletzt muthig und unbekümmert um ſich und andere ſo weit, wie die Waſſer des Zufalls und der Laune ſie treiben: da faſſe Einer Wahrheit, wo keine iſt. Eben weil die Pariſer Welt ſo nebelhaft und lüftelnd iſt, darum iſt auch ihr Gepräge ſo verwiſcht; die Glätte und der Metallglanz weiſet die Anſprüche und reinen Formen in den ſpielenden Reflexen ab. Wenn man in Einem fort gemeinſchaftlich denkt, denkt man am Ende gar nicht mehr, oder begreift wenigſtens nicht mehr die Grundlage ſeines Weſens, welches man alsdann in den Formen größerer Gebundenheit aufſuchen muß, wo es noch ſchärferen Schnitt zeigte. Die Kunſt reducirt ſich in dieſer Atmoſphäre auf gewiſſe conventionelle, angenommene Formen, welche Jeder in ſeiner Weiſe modificirt, und wird ein Austauſch von Plagiaten. Die Pariſer Kunſt und Literatur, nachdem ſie lange Zeit mit Anleihen aus Deutſchland, England, Italien, Spanien und dem franzöſiſchen Mittelalter ihr Daſeyn gefriſtet, leben gegenwärtig von den Renten, die ſie erworben haben, indem ſie ſich wie weiße Mäuſe in ihrem Drathkäfig um ſich ſelbſt herumdrehen. — Die meiſten franzöſiſchen modernen Autoren ſind nicht viel mehr als Statiſten, welche zwanzigmal in demſelben Coſtüme vor dem Publicum auftreten, und ſich nicht einmal die Mühe geben, es zu wechſeln; ihre wenigen Gedanken ſind ſtereotypirt, ihre Stylformen abgeklatſcht, ihre Geiſtesvorräthe erſchöpft, ſo daß ihnen nichts Anderes übrig bleibt, als ſich ſelbſt zu copiren; davon ſind ſelbſt einige unläugbare Talente der neueren franzöſiſchen Literatur nicht ausgenommen, welche, gleich den übrigen Pariſer Notabilitäten der Seichtigkeit, Leerheit, Flachheit, Armſeligkeit und nüchternen Gemüthsloſigkeit, allen höheren, geiſtigen Beſitz verſchleudert und durchgetrieben, und ſo lange mit der Welt gebuhlt und kokettirt haben, bis ſie endlich zu Fall gekommen, und nun als öffentliche Freudenmädchen den äſthetiſchen und anderen Lüſten der Menge ſich preisgeben, oder als privilegirte Bettler ein armſeliges Daſeyn friſten, indem ſie einige wenige verknöcherte Schöpfungen und Gebilde fort und fort benagen.

Paris mag immerhin der große Mittelpunkt des politiſchen, geſelligen, artiſtiſchen und wiſſenſchaftlichen Lebens in Frankreich bleiben; es wäre thöricht und lächerlich, ſich dagegen auflehnen zu wollen; aber warum könnten neben dieſem großen Centrum nicht zugleich mehrere kleinere Mittelpunkte der Bildung beſtehen, damit die Provinzen Frankreichs einen intellectuellen Aufſchwung bekämen, und endlich die ſtumme und paſſive Rolle ablegten, welche ſie ſeit 30 Jahren in der Geſchichte Frankreichs ſpielen? Die Kunſt und Literatur in der Provinz müßten billig aus dem ſchmählichen Zuſtande der Ermattung und Selbſtvernichtung, der kümmerlichen Beſchränktheit und der ſervilen Nachahmung herausgehoben werden, damit ſie Werke hervorbrächten, in denen ſich alle Theile von Frankreich abſpiegelten, anſtatt, wie jetzt, Pariſer conventionelle Lügen auszuſtaffiren. Wir glauben, daß die Gründung und Verbreitung von literariſchen und artiſtiſchen Mittelpunkten außerhalb Paris zum Beſten der Kunſt und Literatur in den Provinzen Frankreichs beitragen würde. Bei uns in Deutſchland ſind die Maler, Dichter, Bildhauer, Schriftſteller und Virtuoſen nicht in eine einzige Stadt eingepfercht; man findet deren in Stuttgart, München, Düſſeldorf, Jena, Heidelberg, Tübingen eben ſo gut, als in Berlin und Wien, und in kleinen Land- und Univerſitätsſtädten gibt es bei uns oft berühmtere Gelehrte, als in den großen Hauptſtädten. Es iſt durchaus nicht nöthig, daß das literariſche, wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Licht ausſchließlich von Einem Brennpunkte ausgehe, und von da aus ſeine Strahlen in die Peripherie verbreite; warum ſoll ſich Nordfrankreich nicht mit Südfrankreich auf directem Wege bekannt machen? Ein regeres, geiſtiges Leben in allen Theilen Frankreichs iſt ganz dazu geeignet, den für die Kunſt und Wiſſenſchaft, für den Künſtler und Gelehrten ſo nachtheiligen Einfluß der Pariſer Centraliſation allmählich, wenn auch nicht zu vernichten, doch zu vermindern; und dieſer Ideenaustauſch und intellectuelle Verkehr zwiſchen den Departements würde die Reaction und Bewegung beſchleunigen, welche ſich ſeit der Ju-

linsrevolution bemerklich macht, gleichwie der durch Anlegung von Landstraßen und Vicinalwegen begünstigte und erweiterte Handel mit rohen Producten die materiellen Interessen Frankreichs in den letzten neun Jahren bedeutend gefördert und gehoben hat.

Seitdem die Reformation bei uns die Privilegien des Bücheradels zerstört, und den intellectuellen großen Grundbesitz in lauter kleine Geistesgüter zerstückelt hat, sind wir Deutschen in Angelegenheiten der Literatur an eine durchaus demokratische Verfassung gewöhnt, welche Vielen als Anarchie erscheint; und unser Gefühl empört sich gegen Alles, was die Gesetze oder vielmehr die gränzenlose Willkür unserer Gelehrten-Republik antastet; da aber die „Republique des Lettres" in Frankreich seit der ersten Revolution ganz aristokratisch und despotisch constituirt ist, so weiß ich nicht, ob die Provinzen Frankreichs ein recht klares Bewußtseyn davon haben, daß jenes literarische Centralisationssystem, dessen Last sie so lange mit Geduld ertragen, ihren Dichtern, Gelehrten und allen ihren denkenden und strebenden Geistern unendlich viel geschadet hat, da diese nur einen Sonnenstrahl der Publicität und der öffentlichen Erwähnung und Anerkennung brauchen, um zu gedeihen und sich zu entfalten. Wie viele geist-, talent- und hoffnungsvolle Jünglinge sind aus Mangel an Aufmunterung zu Grunde gegangen; wie viele saft- und kraftvolle Pflanzen hat der unfreundliche Departementalhimmel geknickt! Die Provinzen Frankreichs haben allerdings Ursache, sich zu rühmen, daß sie einen guten Theil zum literarischen und künstlerischen Glanze der Hauptstadt beitragen; denn die größten lebenden Pariser Celebritäten stammen nicht aus Paris, sondern aus den Departements: Victor Hugo ist in Besançon geboren, Lamartine in Macon, Mery und Barthélémy in Marseille, Delavigne in Havre, Auber in Caen, Lamennais in Saint-Malo, Chateaubriand in Combourg, Thiers in Aix, Georges Sand in Berry ꝛc.; aber wie wenige haben diese Höhen erreicht, und wie viele Künstler- und Schriftsteller-Naturen sind in Paris auf die traurigsten Abwege gerathen, die ihrer Vaterstadt und ihrer Familie Ehre und Ruhm gebracht hätten, wenn man ihre ersten Versuche und Bestrebungen liebreich aufgemuntert und ihnen hülfreiche Hand geleistet, anstatt sie kalt abzuweisen und abzustoßen! Wie viele sind gleich zu Anfang ihrer Laufbahn gestolpert, oder in der Mitte des Wegs gegen unübersteigliche Hindernisse angerannt, welche sie zwangen, mit wehmüthigem Herzen auf halbem Wege stehen zu bleiben! Ein sehr glaubwürdiger Mann erzählte mir voriges Jahr bei meiner Anwesenheit in Nantes, daß er zu Angers einen sehr gelehrten Forscher gekannt, welcher zwanzig Jahre lang an einem wichtigen Werke über die Literatur des Mittelalters gearbeitet, und zwar zu einer Zeit, wo diese Art von Studien nur die vorzüglichsten Geister in Frankreich beschäftigte. Das Publicum hat nie eine Sylbe von diesem fleißigen Gelehrten erfahren; er ist im Jahre 1832 gestorben, und sein literarischer Nachlaß, den seine Freunde an sich bringen wollten, war nicht mehr zu haben, da die Erben alle Manuscripte, Bücher und Papiere pfundweise an einen Gewürzkrämer verkauft hatten. Heutzutage, wo die Publicität in den Provinzen Frankreichs an Umfang und Ausdehnung gewonnen, mögen ähnliche Thatsachen immer seltener vorkommen; allein es geschieht in den Departements wenig oder nichts, um literarische Bestrebungen zu fördern und zu ermuthigen; es scheint beinahe, als wenn man darauf ausginge, dieselben zu entmuthigen und ganz zu unterdrücken. Alles, was materielle Interessen, Straßen- und Wasserbau, Herabsetzung der Zuckersteuer u. s. w. angeht, wird unterstützt und discutirt; in Bezug auf Geistesproducte und intellectuelle Arbeiten versäumt man dagegen nichts, um sie denen zu verbittern und zu verleiden, welche sich dergleichen zu Schulden kommen lassen und sich damit befassen.

(Fortsetzung folgt.)

Ungewöhnliche Lufterscheinung zu Kargopol (Gouvernement Olonez) und Kostroma.

Die Nordische Biene vom 12 (24) September enthält nachstehende Nachricht aus Kargopol: Der 31 Julius (12 August) war ein stiller, heller und ziemlich warmer Tag, die Luft aber war mit einem unangenehmen Geruche erfüllt. Von 5½ Uhr Nachmittags an bemerkte man, daß die Sonne mehr und mehr eine rothe Farbe annahm, der Himmel wurde dunkelorange, von der Ostseite her verbreitete sich eine immer dichter werdende Dunkelheit über die Stadt, und bald war Kargopol gänzlich mit Nacht bedeckt. Die erstaunten Einwohner zündeten in ihren Häusern Licht an, und die seltsame Nacht dauerte bis halb 8 Uhr, wo sich ein leichter Südwind erhob. Die Dunkelheit zog sich gegen Osten, und am östlichen Horizont bildete sich eine ganz schwarze Wolke. Der Südwind wurde um Mitternacht heftiger, war von Regen begleitet, und der ganze folgende 1 (13) August war so regnerisch, daß der Onegafluß um dritthalb Arschinen (etwa 9 Fuß) über seine gewöhnliche Höhe stieg. — Merkwürdigerweise fand bei Kostroma, also in sehr großer Entfernung von Kargopol, an demselben Tag eine ähnliche Erscheinung statt. Zwischen 12 und 1 Uhr Mittags zeigte sich ein dünner Nebel, wie ein leichter Rauch, die Sonne wurde roth und man empfand einen Schwefelgeruch. Um 2 Uhr zeigte sich die Sonne völlig blutig und strahlenlos, der Himmel bedeckte sich mit einem feuerfarbenen Nebel, die Sonne wurde immer kleiner und dunkler, und verfinsterte sich endlich ganz. Um diese Zeit war der ganze sichtbare Horizont feuergelb, gegen 5 Uhr begann es von Südwesten nach Nordosten zu dunkeln, und gegen 6 Uhr war es so finster, daß man auf einige Schritte weit nur schwer die Gegenstände unterschied, und in den Zimmern ohne Licht gar nichts sah. Während dieser Erscheinung fielen unaufhörlich wie kleine in Asche verwandelte Papierfetzen; es war sehr warm, aber ganz windstill. Um 6 Uhr erhob sich ein leichter Südwestwind, und gegen Südwesten begann es nun sich aufzuhellen, als begänne dort eine Morgenröthe; um 7 Uhr war es völlig hell, und die Luft wurde kälter, als sie während dieser seltsamen Erscheinung gewesen war.

Es ist sehr auffallend, daß an zwei von einander so weit entfernten Orten (die Entfernung beträgt nicht weniger als 4 Breitengrade) sich an demselben Tage ähnliche Erscheinungen zeigten, und es wäre sehr interessant zu wissen, ob an den auf gleichem Striche liegenden Orten ähnliche Erscheinungen bemerkt wurden.

Jagdausflüge im Gebiete der Hudsonsbai-Compagnie.

Erster Ausflug im Herbst 1836.

(Fortsetzung.)

Auf einmal hörten wir in der Entfernung rasch nacheinander einige Schüsse fallen, und ritten rasch darauf zu; abermals ertönten Schüsse, und noch rascher ging es vorwärts, aber meine Gefährten, besser bekannt mit der Art des Bodens und dem Reiten im Sumpfwalde, waren mir bald aus dem Gesichte, während ich mit meinem Pferde einmal über das andere in Gruben stürzte, welche wahrscheinlich durch das Entwurzeln von Bäumen veranlaßt und nur leicht mit Blättern und dürren Zweigen bedeckt waren. Mehr als einmal blieb mein Pferd fußtief stecken, und endlich brach der Abend herein, so daß mir bei der Aussicht, allein im öden Walde über Nacht zu bleiben, nicht sehr wohl zu Muthe war. Um meine Verlegenheit noch zu vermehren, ward mein Pferd mit Einem Mal sehr lahm, legte sich endlich nieder, und stand trotz aller meiner Bemühungen nicht mehr auf; nach seinen convulsivischen Bewegungen zu schließen, sollte ich glauben, daß es von einer Klapperschlange oder von einem gleich giftigen Thiere gebissen worden sey, ich konnte aber wegen der Heftigkeit, mit der es um sich schlug, die Wunde nicht untersuchen. Ich stieg nun auf einen Baum, um zu sehen, ob ich nicht in einiger Entfernung ein Lagerfeuer bemerkte; dieß war glücklicherweise der Fall, und ich feuerte nun eines meiner Pistolen ab, in der eitlen Hoffnung, von einem meiner glücklichern Gefährten Antwort zu erhalten. Antwort erhielt ich, aber auf eine Weise, die mich an meine einsame und gefährliche Lage noch mehr erinnerte; denn als das lang hinfallende Echo des Schusses immer schwächer wurde, ließ ein hungriger Wolf unter dem Baum, den ich erklettert hatte, sein klägliches Geheul vernehmen, während seine zahlreiche Brüderschaft auf allen Seiten die Luft mit diesen unmusikalischen Cadenzen erfüllte. Ich stieg eilig herab, nahm mein Gewehr, das ich an einen benachbarten Baum gelehnt, und begab mich so schnell, als die Dunkelheit es zuließ, zu meinem Pferde zurück, das ich zwar noch lebend, aber in gleichem Zustande fand, so daß ich mich entschloß, es lieber zu erschießen, als es noch lebend von den allenthalben heulenden Wölfen zerreißen zu lassen. Während ich den Sattel abnahm, damit er nicht das Schicksal des Pferdes theile, bemerkte ich, daß meine beiden Truthühner bereits verschwunden waren, wahrscheinlich ein Vorspiel des Mahles von Pferdefleisch. Während ich in einiger Entfernung eine schlanke Fichte hinanstieg, um dort den Sattel, Zaum u. dgl. außer dem Bereich wilder Thiere zu bringen, hörte ich das Rascheln im Buschwerk unten, wie die gierigen Thiere von allen Seiten herbeikamen, um an dem Fraße Theil zu nehmen. Die Wölfe hätten mich nicht beunruhigt, da diese im Allgemeinen feig sind und sich leicht durch einen Schuß verjagen lassen, aber ein dumpfes Brummen schlug an mein Ohr, und hinabblickend sah ich die dunkle Gestalt eines großen Bären, der an meinem Gewehre herumschnuffelte. Ich wagte mich nicht zu rühren, aus Furcht, er möchte mich bemerken und heraufsteigen; nachdem er mein Gewehr hin und her gedreht, daran gekratzt und die ganze Zeit über wie ein Schwein gegrunzt hatte, war er endlich so artig, gleichfalls am Bankette Theil zu nehmen, da ihn vermuthlich das Zermalmen der Knochen lockte, das auch ich deutlich hören konnte. Mit aufrichtiger Freude vernahm ich seine Entfernung, stieg hinab, lud mein Gewehr und meine Pistolen mit doppelten Kugeln, und machte mich nun so gutes Muthes wie möglich auf den Weg, in der Hoffnung, bei dem dünner werdenden Walde durch das Licht der Lagerfeuer geleitet zu werden. Außerdem daß ich öfters über gefallene Bäume stolperte, kopfüber in Löcher fiel, wobei ich mehrmals mich faßt selbst erschossen hätte, kam ich ganz leidlich fort, und einiger hartnäckigen Wölfe, die auf eine fatale Weise links und rechts um mich murrten, entledigte ich mich durch einige Schüsse, dieß war aber auch die letzte Plage, denn fünf Minuten später stieß ich auf Charles und Jacques, denen ich meine Abenteuer erzählte; Charles selbst hatte nicht minder gefährliche Abenteuer bestanden, und war nur wie durch ein Wunder den scharfen Zähnen eines Wolfes entgangen. Bald darauf trafen wir in dem Lager ein, das Hr. C... als die trockenste und geschützteste Stelle auf mehrern Meilen in der Runde ausgewählt hatte. Man war bereits in Unruhe über uns gewesen, und stand im Begriff einige Jäger auszuschicken, um uns zu suchen.

Ehe wir zu Hrn. C... in die Hütte gingen, die zu unserem Empfang in der Eile aufgeschlagen worden war, begaben wir uns zu den Jägern, um zu sehen, wie die Pferde in der Nacht untergebracht würden. Man hatte zwischen zwei Bäumen einen Strick von gedrehtem Büffelfell ausgespannt und an diesen die Pferde nebeneinander etwa 10 Schritte vom Lager befestigt. Rauchende Haufen von nassen Blättern lagen in geringer Entfernung hinter ihnen, damit sie nicht von Moskitos belästigt würden. Die Jäger bedauerten alle sehr das Schicksal meines schönen Pferdes, und ein alter Indianer ließ mir, nachdem er viele unverständliche Klagetöne ausgestoßen, durch Jacques sagen, nach der Rückkehr ins Fort wolle er einen der jungen Leute seines Stammes an seine Squaw senden, damit sie sein bestes und schnellstes Pferd dem weißen Fremdling zum Geschenke schicke. Ich lehnte das Anerbieten ab, schenkte ihm aber zum Dank für seinen gütigen Antrag mein Jagdmesser.

Als wir zu Hrn. C... zurückkehrten, wartete dieser schon seit einiger Zeit in seiner Baumhütte, daß wir ihm Beistand leisten möchten bei einem frisch gebratenen, leider auf der einen Seite arg verbranntem Truthahn, einem Stück kalten gebratenen Büffelbuckel, einigen Biscuits und einer großen Flasche Rum, was Alles in den verschiedenen Spalten einer halbverfaulten Baumwurzel stak, welche bei dieser Gelegenheit uns als Tisch diente. Die Hütte selbst bestand aus Baumstämmen, die auf drei Seiten so gut es gehen konnte aufeinander geschichtet waren, während das Dach nichts war als ein Haufen von Zweigen. In geringer Entfernung von der offenen Seite war ein rauchendes Feuer, das nebst einigen andern die Moskitos völlig abhielt. Ich muß aber gestehen, daß wir den Speisen vor uns größere Aufmerksamkeit schenkten, als allen Anordnungen zu unserer bequemen Unterkunft; nachdem wir unsern nagenden Hunger gehörig gestillt und die vorbesagte Flasche geleert hatten, rollten wir uns in Büffelfelle, streckten die Füße gegen das Feuer aus und fielen bald in tiefen Schlaf.

(Schluß folgt.)

Ein Riesenregenschirm. Man zeigte kürzlich an der Börse zu Bristol einen Regenschirm von außerordentlicher Größe: er hat 64 Fuß Höhe und ist mit Franzen besetzt. Ein Hr. Howe in Bristol ist der Verfertiger dieses Ungeheuers, das für einen der afrikanischen Könige bestimmt ist, und mit dem nächsten Schiff abgehen soll. Man sagt, der Regenschirm sey vielmehr ein Sonnenschirm, und dazu bestimmt, den König gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, wenn er mit seinen Ministern in Berathung ist. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 285.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

12 October 1839.

Der Vertrag zwiſchen Texas und Frankreich.

Noch ſind die einzelnen Theile dieſes Vertrags nicht bekannt, aber ſchon die Exiſtenz desſelben gibt zu einer Reihe von Betrachtungen Anlaß, und iſt ein merkwürdiger Incidenzpunkt der europäiſch-amerikaniſchen Politik. Er trifft faſt mit der Beſitznahme der Inſel Roatan in der Bai von Honduras durch die Engländer zuſammen, und beide Ereigniſſe ſtehen wohl nicht ganz außer Verbindung mit einander: England iſt bemüht, ſeine Stellung zu Mittelamerika zu befeſtigen, während die Vereinigten Staaten und Frankreich dasſelbe im mexicaniſchen Golf thun. Frankreich ſuchte ſeine wirklichen und ſeine angeblichen Rechte in Mexico mit Waffengewalt durchzuſetzen, wurde aber durch die bewaffnete Intervention Englands daran gehindert, denn bewaffnet kann man das Eintreffen des engliſchen Miniſters mit 11 Kriegsſchiffen wohl nennen. Um ſich für dieſe Einmiſchung zu rächen, ſchloß Frankreich den Vertrag mit Texas, und ſchloß ſich auf dieſe Weiſe eng an die Vereinigten Staaten, deren Spannung mit England ſeit Jahren fortdauernd gewachſen iſt. Texas iſt eine Eroberung der Amerikaner, und mit dieſen, was auch die Einverleibung gehindert haben mag, eng verbündet, denn in Texas bekämpft ſich die anglo-amerikaniſche und ſpaniſch-amerikaniſche Race, und die Bevölkerung dieſes Landſtrichs von den nordamerikaniſchen Sklavenſtaaten aus iſt ein natürlicher Fortſchritt dieſer letztern gegen Weſten. England ſteht den Vereinigten Staaten gegenüber und ſeine Sklavenemancipation, ſo wie ſein immer entſchiedener fortgeſetzter Kampf gegen den Sklavenhandel, iſt ein verſteckter Krieg gegen Nordamerika und namentlich auch gegen Texas, welches immer noch Negerſklaven einführt; ſchon ſind in England manche Drohungen gefallen, daß man gegen den Sklavenhandel von Texas ernſtlicher einſchreiten werde.

In Amerika wie in Aſien ſcheiden ſich mehr und mehr die feindlichen Parteien: England hat die Vereinigten Staaten zu fürchten, welche ſeine ſämmtlichen amerikaniſchen Beſitzungen, vor allen die beiden Canada's, zu incorporiren drohen, und mit ſchlecht verhehltem Aerger die Feſtſetzung der Hudſonsbay-Compagnie am Colombiafluß, alſo auf einem den Verträgen nach zu den Vereinigten Staaten gehörigen Gebiete, ſehen. Dagegen bedroht England den Süden der Vereinigten Staaten, denn wenn es eine Anzahl Negerregimenter, die mit beſonderer Sorgfalt auf mehrern weſtindiſchen Inſeln formirt und exercirt werden, an der Südküſte ans Land ſetzt, ſo iſt in den Sklavenſtaaten ein allgemeiner Negeraufſtand zu beſorgen. Um dieſem Unglück vorzubeugen, ſucht Nordamerika die Engländer aus dem mexicaniſchen Golf zu drängen, während dieſe das ſchwache Mexico gegen das ſtarke Nordamerika in Schutz nehmen. Dagegen hat letzteres ſeine Vorpoſten längs des mexicaniſchen Golfs vermittelſt der Beſetzung von Texas durch amerikaniſche Bürger vorgeſchoben, und da es aus Gründen der äußern und der innern Politik Texas nicht in ſeinen Bund aufnehmen will, ſo hat es daran gearbeitet, ihm einen mächtigen Beſchützer in Frankreich zu verſchaffen, welches auf dieſe Weiſe freien Zutritt im mexicaniſchen Golf erhält, und durch ſeine Anerkennung der texaniſchen Unabhängigkeit dem jungen Staat einen Halt gibt, der ihm bisher fehlte. Aber Frankreich verbindet ſich eben dadurch mit Nordamerika gegen England, und letzteres wird gezwungen, ſeine Verbindung mit Mexico immer feſter zu knüpfen, und dieß zu Kraftanſtrengungen zu ermuntern.

Was für Verwicklungen aus dieſem Stande der Dinge hergehen, läßt ſich noch nicht errathen, das Nächſte aber wird eine neue Erhebung der unglücklichen Indianerſtämme gegen die Nordamerikaner ſeyn. Bereits hat man von Gefechten der erſtern gegen die Texaner gehört, und der Kampf wird ſich unfehlbar ausbreiten, um ſo mehr, als unter den Indianern auf mexicaniſchem Gebiet eine bedeutende Sinnesänderung vorzugehen ſcheint. Dieſe betrachteten ſonſt die ſpaniſchen Creolen als ihre natürlichen Feinde, und unterſtützten die nordamerikaniſchen Texaner gegen ſie; allein ſie ſcheinen mehr und mehr von dieſer Anſicht zurückzukommen, und bei dem Hauptſtamme, den Comanches, iſt die Sinnesänderung ziemlich vollſtändig. Langſam reifen alle dieſe Verhältniſſe einem Bruch entgegen, aber wenn dieſer kommt, wird das Kriegsfeuer ſich ſchnell über den ganzen amerikaniſchen Continent, von den canadiſchen Seen bis tief nach Mexico hinein, ja vielleicht bis nach Mittelamerika ausbreiten, des Seekriegs nicht zu gedenken.

Die Literatur und Kunst in den Provinzen von Frankreich.

(Fortsetzung.)

In allen großen Städten Frankreichs gibt es „Akademien der Wissenschaften.“ Der Titel klingt vielversprechend und anlockend, aber es ist nichts dahinter. Die Akademien der Wissenschaften in den Departements würden sich eher alle aufhängen, als sich auf irgend eine Weise berühmt machen; sie gefallen sich in ihrer Dunkelheit und fürchten sich vor der Aufklärung, wie es scheint; sie halten es zwar für ihre Pflicht, alljährlich ein Lebenszeichen von sich zu geben, und eine feierliche Sitzung zu veranstalten; aber anstatt diese Gelegenheit zu ergreifen, die tüchtigste, literarische Arbeit, das beste Gedicht zu krönen, junge, talentvolle Männer in ihre Mitte aufzunehmen, den armen Gelehrten die Druckkosten für die Herausgabe ihrer zehnjährigen Studien zu bewilligen, kurz die Wissenschaft und Literatur auf irgend eine Art zu unterstützen, thun sie nichts Anderes, als daß sie ihre Reden und einige Abhandlungen vorlesen, und alle Zuhörer, namentlich die schönen Zuhörerinnen, langweilen, welche diesen nicht sehr feierlichen Sitzungen beiwohnen. — Seit kurzem sind auch in den Departements von Frankreich die jährlichen wissenschaftlichen Congresse und Gelehrtenvereine, nach dem Muster der deutschen, aufgekommen; der Congrès de l'est ist in diesem Augenblick in Mans versammelt, allein von seinen Sitzungen und Resultaten verlautet wenig. Die gelehrten Gesellschaften in den Provinzen stehen zu vereinzelt da; sie sollten sich einander nähern und zu einem großen, literarischen Unternehmen zusammentreten, welches ein Nationalwerk werden und die Aufmerksamkeit von ganz Frankreich erregen müßte; allein bis jetzt sieht man nirgends dazu Anstalten treffen.

Von Seite der Localbehörden geschieht nichts für Literatur und Wissenschaft. Alle Städte Frankreichs haben eine Municipalität Aedilen, und seit 1830 auch Provincialräthe (conseils généraux), welche die Bürger sich selber wählen; aber ich habe nie gelesen, daß irgend ein ehrenwerthes Mitglied in diesen Versammlungen die literarischen Interessen der Departements verfochten, und die Bedürfnisse der Localgelehrsamkeit zur Sprache gebracht hatte. Die HH. Stadt-, Gemeinde- und Departementalräthe scheinen gar keinen Begriff davon zu haben, daß der literarische und wissenschaftliche Ruhm ein Ruhm wie ein anderer ist, und eben so gut als der militärische und industrielle Ruhm der Stolz eines Landes seyn kann; sie sollten erwagen, daß der Geist seinen Werth hat, wie der Runkelrübenzucker; daß die Phantasie eben so mächtig ist, wie eine Dampfmaschine, und daß die Ideen verschleißt werden, wie Colonialwaaren, folglich ihren Preis haben. Diese Localbehörden sind doch gewiß nicht in der ausschließlichen Absicht eingesetzt worden, die materiellen Interessen allein zu besorgen und die moralischen Bedürfnisse ganz zu vernachlässigen; wenn die Vicinalwege und Brücken ihre Sympathie mit Recht in Anspruch nehmen, so wäre es doch nicht mehr als billig, einen kleinen Theil der öffentlichen Fürsorge den Büchern und Kunstwerken zuzuwenden, welche die Canäle und Straßen sind, auf denen die Bildung zum Volke gelangt. Vor 1789 hatte jede Provinz Frankreichs einen eigenen Fonds zur Unterstützung der Künste und Wissenschaften. Paris war damals allerdings die erste, aber nicht die einzige, literarische Stadt in Frankreich; es herrschte in allen Provinzen geistiges Leben, und die Literaten und Künstler setzten eine Ehre darein, in ihrer Heimath zu leben, zu wirken und zu sterben. Heutzutage ist Alles anders. Kaum bricht irgendwo ein Talent auf, so blickt es wehmüthig nach den Ufern der Seine und dreht seinen Landsleuten den Rücken. Aber die Departements thun auch nichts, fähige Landeskinder in ihrer Mitte zurückzuhalten, woran zum Theil Unwissenheit, zum Theil unverständige Sparsamkeit Schuld ist. Die neuen Provincialräthe würden sich ein unsterbliches Verdienst erwerben, wenn sie die Ueberlieferungen der altfranzösischen Provincialstände befolgten; sie würden auf diese Weise am treuesten ihren Beruf erfüllen und am ehesten die Decentralisation herbeiführen, wonach sie selbst und die Provinzen mit ihnen seufzen. Jedes Generalconseil sollte jährlich einige tausend Franken aussetzen zur Anschaffung von guten und nützlichen Büchern, welche in seinem Departement geschrieben und gedruckt würden. Die angekauften Bücher könnte man unter die Gemeinden vertheilen; der Ortsschulmeister müßte die Aufsicht darüber führen, und nach und nach der Bibliothekar einer Gemeindebibliothek werden, zum Unterricht und Gebrauch des lern- und wißbegierigen Theils der Bevölkerung. Man würde so den Traum des Hrn. v. Martignac während der Restauration verwirklichen, die Schriftsteller aufmuntern, der Buchdruckerei, dem Buchhandel und allen damit zusammenhängenden Handelszweigen einen neuen Schwung geben, und Männer von Einsicht und Talent bewegen, in der Heimath zu bleiben. Dieses Verfahren wäre keineswegs neu und ungewöhnlich. Die Provincialstaaten vom Languedoc votirten im Jahre 1786 den Ankauf von 200 Exemplaren des Traité sur les Mines et les forges du Comté de Foix, von dem gelehrten Mineralogen Lapeyrouse, dessen Werk im Jahre 1785 in Toulouse bei Desclassan gedruckt worden war. Es erscheinen zwar gegenwärtig wenig vorzügliche Bücher in der Provinz, welche diese Auszeichnung verdienen, aber wenn einmal der Fonds ausgesetzt und das Princip ausgesprochen wäre, so würde es nicht an Gelegenheit fehlen, die Gelder und Principien in Anwendung zu bringen.

Ein anderes, vielleicht am schwersten zu beseitigendes Hinderniß, welches dem Gedeihen der Provinciallitteratur entgegentritt, ist die Gleichgültigkeit oder die Geringschätzung des Publicums. Die Leute in den Departements bekümmern sich nicht im geringsten um die Talente, welche dem heimathlichen Boden entsprießen, und so lange leben wie die Blumen, oft nicht einmal so lange. Die Literatur in den Provinzen Frankreichs wandert vom Buchhändler zum Gewürzkrämer, welcher am besten darüber Auskunft geben kann, wo der gedruckte Departementalgeist hinkommt; die Bücher in der Provinz werden lediglich in Düten abgesetzt; in diesem Format kommt die Localliteratur allein unter die Leute. Um dem ewigen Schiffbruch

zu entrinnen und eine heilsame Reaction herbeizuführen, müßte die Provinz vor allen Dingen viele Vorurtheile ablegen, und der servilen Nachbetung und Vergötterung des Pariser Wesens entsagen; sie könnte von Paris her immerhin den ersten Anstoß erhalten, ohne deßhalb die Pariser Formeln anzunehmen und sich die Begeisterung von dem großen Markte der Hauptstadt zu verschreiben, wo sie zu allen Preisen vorräthig ist; sie müßte in ihren Localsitten, in ihrer eigenen Geschichte, in ihrem eigenen Leben nach Schätzen graben, und vorzüglich mit mehr Einsicht in ihre eigenen Kräfte sich nicht schwachköpfig selbst umbringen, dadurch, daß sie nur glaubt, liebt, lobt, bewundert und vergöttert, was aus Paris kommt, und Alles, was aus ihrem Schooße hervorgeht, mit kalter Geringschätzung und bitterer Kritik behandelt. Anstatt die talentvollen Landeskinder vor allen andern auszuzeichnen, aufzumuntern und zu pflegen, anstatt die jungen Künstler und Literaten, welche sie zur Welt gebracht hat, mütterlich aufzuziehen, trägt sie ihre Lobeserhebungen und Schmeicheleien hundert Meilen weit, ohne weiter etwas dabei zu denken, und erstickt so durch die unheilvollste Indifferenz und die unerklärlichste Aristokratie die fruchtbaren Keime des Talents. Die französische Provincialliteratur ist seither stets als Paria behandelt worden; sie hat Hunger und Aerger, Schmähungen und Widerwärtigkeiten mit Engelsgeduld erlitten, und sich dennoch, trotz Bann und Acht, aufrecht erhalten. Feilheit und Käuflichkeit kann man ihr in der That nicht vorwerfen, da sie nie Gold und Silber zu sehen bekommt, und das Publicum ihr den Ruhm nur in Kupfermünze bezahlt. Sie stirbt im Dunkeln, ohne Sonne und Trost, wie ein Aussätziger, und schleppt ein kummervolles Daseyn, wie ein Märtyrer dahin; Niemand kennt sie, denn Jedermann fragt: warum haben wir nicht auch eine Literatur, wie die Pariser? Die Blinden sehen nicht, daß sie die ersten Anfange ihrer Landesliteratur mit Füßen treten, daß sie dieselben taglich mit ihren Sarkasmen und Quodlibets ermorden. Man laßt die armen Literaten das Gift der Gleichgültigkeit und Verachtung bis auf die Hefe austrinken; man verweigert ihnen das tägliche Brod, sogar das Brod der Barmherzigkeit; die Provinz ist für sie keine befreundete Muttererde, sondern ein Land der Verbannung.

(Fortsetzung folgt.)

Jagdausflüge im Gebiete der Hudsonsbai-Compagnie.

Erster Ausflug im Herbst 1836.

(Schluß.)

Als ich am nächsten Morgen erwachte, waren meine beiden Gefährten bereits auf und davon, hatten die Reste unseres gestrigen Abendessens verzehrt und mir nur einige Brocken übrig gelassen. Während ich mich über diese hermachte, trat Hr. C... ein, und wünschte mir Glück zu meinem gefunden Schlafe, da Charles und er durch den Lärm der Indianer und Jäger, welche über ihr Morgenschläfchen gewaltig munter geworden waren, aufgeweckt wurden; er war hinausgegangen, um der Störung ein Ende zu machen, hatte sich sodann wieder gelegt und war durch eine zweite ernstere Unruhe noch einmal aufgeweckt worden. Eines der Pferde hatte sich losgerissen und war in den Wald gelaufen, wo es bald von den Wölfen gejagt, und ehe man ihm zu Hülfe kommen konnte, zerrissen wurde. „Wir ließen sogleich die Hunde los, sagte Hr. C..., und ich schickte einige Indianer zu Fuße nach, mit der Weisung, nicht eher zurückzukehren, als bis man ihre Spur entdeckt und sie bis dahin verfolgt hätte, wo sie Sattel und Zaum zurückließen. Diese Leute sind nun eben erst zurückgekommen mit Allem, was sie dort gelassen haben, waren aber nicht im Stande an einem unserer räuberischen Nachbarn ein Exempel zu statuiren.“ Es war jetzt 9 Uhr, und Hr. C... schlug vor, uns nun zum Aufbruche nach der Factorei zu rüsten, die wir auch ohne besondern Vorfall erreichten. Hier war inzwischen das Geschäft bedeutend vorgerückt, und Hr. C... war damit so wohl zufrieden, daß er beschloß, einen Theil des mitgebrachten Wildes nebst einer Ration gehörig verdünnten Branntweins an die Sioux zu vertheilen; zu dem Ende ließ er die Arbeit für diesen Tag einstellen, damit die Zurückgebliebenen sich mit denen, welche uns auf der Jagd begleitet hatten, gemeinsam belustigen könnten. Jeder von den Sioux's, die uns begleitet hatten, war nun ein Held, und erzählte, wie Jacques uns verdolmetschte, die erstaunlichsten Geschichten von der Schlauheit und Tapferkeit, womit sie zahlreiche wilde Thiere angegriffen und erlegt hätten. Ihrem Berichte zufolge hatte jeder allein so viel Wild erlegt, als die ganze Jagdgesellschaft zusammen. Da keiner ihrer Zuhörer im geringsten die Wahrhaftigkeit ihrer Angaben zu bezweifeln schien, so hielten auch wir es weder für klug, noch für nothwendig, ihnen zu widersprechen.

Hr. C... schlug nun den Indianern einen Tanz vor, und versprach denen, welche von den ältesten anwesenden Sioux's für die besten Tänzer erklärt würden, einen Preis. Zu diesem Ende wurde der Boden gesäubert, geebnet und hart gestampft. Einige Baumstämme wurden an einem Platze zusammengerollt, wo die Aeltesten, die über den Preis entscheiden sollten, so wie eine Menge Jäger und Diener Platz nahmen, endlich wurden auch die Preise, eine Elle Scharlachtuch, herbeigebracht und sämmtlichen Candidaten vorgezeigt. Als Alles angeordnet worden war, gab Hr. C... das Zeichen, und alsbald traten einige junge Leute hervor, welche sich in gewissen Entfernungen von einander aufstellten, und mit Sprüngen und Händeklatschen den Tanz begannen, hierauf machten sie die allerlächerlichsten Capriolen, wobei sie den Tact hielten, indem sie Stöcke statt der Tomahawks hin und her schwangen, und hie und da ihre tiefen Stimmen mit dem Schlagen ihrer Mocassins auf den harten, trockenen Boden begleiteten. Als die erste Abtheilung endlich müde war, vielleicht ihren Vorrath von Verdrehungen erschöpft hatte, traten andere an ihre Stelle.

Die ewigen Wiederholungen begannen mich zu langweilen, und ich ging durch die Lichtung nach dem Hause zu, als Hr. C... mich aufforderte, noch einige Minuten zu verziehen, indem ich Gelegenheit haben würde, den berühmten Kriegstanz der Sioux's zu sehen. Ich kehrte sogleich um, und fand alle Indianer, die am nächsten Tanze Theil nehmen wollten, in kleinen runden Gruppen abgesondert von einander stehen. In der Mitte jeder Gruppe stand ein halbblütiger Jäger, der den Kriegsgefangenen vorstellte. Auf ein gegebenes Signal begann jede Gruppe den Kriegstanz um das Opfer in der Mitte, besang ohne sonderliche Harmonie die Thaten ihrer Krieger, verspottete die schwachen Versuche ihrer Gegner und machte dann wieder die Wälder

widerhallen von dem schrillen Kriegsrufe ihres mächtigen Stammes, während sie ihre Theater-Tomahawks über dem Kopf ihres Gefangenen schwenkten. In der Verwirrung, welche die Bewegungen einer so großen Masse dunkelfarbiger Gestalten verursachten, und bei der zunehmenden Dunkelheit konnte ich nicht alle Evolutionen der Tänzer unterscheiden, sah aber genug, um dem Himmel dafür zu danken, daß ich wohl schwerlich als Kriegsgefangener in die Hände blutdürstiger Indianer fallen würde. Nachdem ich dem ersten und zweiten Kriegstanz zugesehen, überließ ich die Indianer ihrer beliebten lärmenden Weise, und eilte, die Wände der Factorei zwischen mich und dem betäubenden Klang ihres miauenden Gesanges und ihres wilden Kriegsgeschreies zu bringen.

Als ich in das Haus trat, benachrichtigte mich Madame C..., daß ihr Charles angekündigt habe, er wolle am folgenden Tage nach dem Ufer des Sees abreisen. Sie hatte ihn gebeten, noch einige Tage länger zu bleiben, um bei dieser Gelegenheit nebst ihren Töchtern nach Fort Madeline zurückzukehren. Charles fürchtete, seine Instructionen bereits überschritten zu haben, und wollte möglichst schnell auf seinen eigenen Posten zurückkehren, den er nun schon seit sechs Wochen verlassen hatte. Auf allgemeines Zureden versprach Charles, noch einen Tag zu bleiben, und es wurde beschlossen, am zweiten Tage Morgens in aller Frühe aufzubrechen. Als dieß abgemacht war, begleitete ich meine Freunde, um die Indianer bei ihrem Abendessen zu sehen, was in dem gelichteten Raume hinter der Factorei, den ich schon früher als die Küche bezeichnete, zubereitet, ihnen ausgetheilt und auch mit wahrhaft hundemäßiger Gier verschlungen wurde. Wir maßen hierauf jedem seinen Antheil Grog zu, kehrten sodann in das Haus zurück und setzten uns zu einem tüchtigen Mahle von Elenfleisch, Truthühnern, Büffelbuckel, Bärenschinken u. dgl. nebst einem reichlichen Dessert von wilden Erdbeeren nieder. Das Getränk war wie gewöhnlich.

Am nächsten Morgen wurde ich durch den Lärm der Holzhauer geweckt, als diese ihre verschiedenen Arbeiten mit erneuter Kraft begannen. Der Tag war kaum angebrochen, da ich mich aber sehr wach fühlte, so ging ich hinaus, um bei dem Baumfällen die Aufsicht zu führen, da noch kein Mitglied der Familie die Schlafzimmer verlassen hatte.

Ich habe oben schon bemerkt, daß die Sioux unter der unmittelbaren Aufsicht von zwölf erfahrenen Holzschlägern arbeiteten, die von der Hudsonsbai-Compagnie in Dienste genommen waren, um wohlgelegene Stellen zu neuen Forts und Factoreien auszuwählen und bei der Errichtung derselben hülfreiche Hand zu leisten. Während ich gemächlich unter den Sioux's herumschlenderte, erstaunte ich nicht wenig über die Bereitwilligkeit, mit der sie alle Anordnungen befolgten, und über die Geschicklichkeit und Ausdauer, mit der sie jedes Werkzeug handhabten; dabei herrschte durchaus gute Laune unter ihnen. Hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, ich würde es nicht geglaubt haben, daß der stolze Indianer durch eine Aussicht auf Belohnung sich zum Diener erniedrigen und den „bleichen Gesichtern" gehorchen würde; als ich aber den Gegenstand beim Frühstück erwähnte, bemerkte Hr. C..., es erfordere die größte Vorsicht von seiner Seite sowohl, als von der der untergeordneten Mitglieder der Anstalt, daß die Rothäute nicht auf den Glauben kämen, sie würden als Diener der Weißen betrachtet. „Wenn wir," sagte er, „uns nicht häufig unter sie mischten, und uns, wie Sie seit Ihrer Ankunft gesehen haben, auf mannichfache Weise bemühten, sie mehr wie Freunde als wie Untergebene zu behandeln, sie wären längst abgezogen, und hätten Alles mitgenommen, was sie erwischt hätten; durch eine kluge Behandlung aber kann man sie jetzt zu sehr nützlichen Mitgliedern unserer Gesellschaft machen, und ich bin überzeugt, daß sie williger sind, als eine Schaar Gehülfen,*) die wir gegen einen ungeheuren Lohn in den Vereinigten Staaten oder Canada miethen würden.

Nach dem Frühstück suchte ich Jacques auf, um ihn zu bitten, mich auf einem Spaziergang längs den Ufern des Flusses zu begleiten, und mir die Geschichte seines Lebens und seiner Abenteuer unter den Indianern zu erzählen. Doch hievon ein andermal.

Lage der Engländer in Aden.

Die Einnahme Adens durch die englischen Truppen muß wahrscheinlich theuer erkauft werden. Aus den letzten Berichten geht ziemlich deutlich hervor, daß der Besitz dieser Festung Alles seyn wird, was sie erwarten können, und daß sie, bis weitere Bewegungen geschehen können, in der traurigsten Lage schweben, die man sich denken kann. Der Brief eines dort stehenden Officiers gibt eine Schilderung davon. „Sie müssen noch hören, doch, hoffe ich, nie aus Erfahrung lernen, was es heißt, an einem Ort festgehalten zu werden, von dem man keinen Begriff haben kann. Der Krater des Aetna erweitert und in der Mitte mit Grabsteinen und Resten von steinernen Hütten bedeckt, ohne Baum oder Strauch, von drei Seiten mit vulcanischen Bergen und Felsen umgeben, auf der vierten die See, der einzige Weg aus diesem Golgotha, in solche Gegend sind wir von den wilden Stämmen um uns eingeschlossen, die, weil sie die angränzende Küste besitzen, durch die Halbinsel von Aden alle Verbindung abgeschnitten haben. Seit der Ermordung eines unserer Leute, den sie skalpirt haben, haben wir Befehl, uns auf die Linie der zerfallenen Mauer zu beschränken, die die Gränze zwischen uns und unsern freundlichen Nachbarn macht." (Times.)

Mittel gegen Taubheit. Das London Journal meldet von einem Dr. Turnbull, daß er nicht nur gewöhnliche Taubheit, sondern selbst Personen, die taubstumm geboren seyen, heilen könne, den Fall ausgenommen, wo eine Mißbildung des Ohres stattfinde. Sein Mittel soll in einer Flüssigkeit bestehen, die man bloß einmal und nur in den hartnäckigsten Fällen mehrmals ins Ohr zu thun brauche.

*) In den Vereinigten Staaten will bekanntlich Niemand ein „Diener" seyn, sondern nur ein „Gehülfe" (help).

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 114** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Das Schloß von Kaniov.** Gedicht in drei Gesängen von Severin Goszczynski. — **William Hazlitt's Charakteristik der Redner Brougham und Burdett.** (Schluß.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für den Abdruck jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 286.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

13 October 1839.

Die Inſel St. Euſtatius.

Um die Mitte des 17ten Jahrhunderts war dieſe niederländiſch-weſtindiſche Inſel eine ackerbautreibende Colonie, von lauter freien Leuten, Seeländern, Holländern und Wallonen bewohnt; ſie erfreute ſich eines blühenden Wohlſtandes, und trug den ſeeländiſchen Kaufleuten, denen ſie gehörte, große Vortheile ein. Auch im Anfange des 18ten Jahrhunderts wurde auf ihr noch Tabak, Zucker und Indigo gebaut, jedoch klagte man damals ſchon mehr über den felſigen Boden und über Waſſermangel, wodurch die Cultur jener Artikel zurückging. Wurde jener Waſſermangel verurſacht durch die zunehmende Ausrodung des Urwalds, oder war vielleicht der damals aufblühende Handel, welcher leichteren Gewinn brachte, als der Landbau, der Grund jener Klage?

Wirklich fing der Handel auf Euſtatius ſeit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts ſich zu beleben an, vorzüglich mit den benachbarten ſpaniſchen, franzöſiſchen und engliſchen Beſitzungen. Bald ſah man Engländer und ſpäter Dänen ſich auf der Inſel niederlaſſen, um an jenem Handel Theil zu nehmen. Es iſt nicht deutlich, ob dieſer Schleichhandel (denn das war er) eine Folge der billigen Preiſe war, wofür die Pflanzer ſich auf Euſtatius mit ſogenannten Salzwaſſernegern (d. h. ſolchen, die geradezu aus Afrika eingeführt waren) verſehen konnten; gewiß iſt es jedoch, daß die Neger längere Zeit hindurch einen Zweig des gegenſeitigen hieſigen Handelsverkehrs bildeten; daß die weſtindiſche Compagnie dieſe Menſchenwaare von der Goldküſte nach Euſtatius bringen ließ, und daß die Neger hier an engliſche und franzöſiſche Pflanzer verkauft, und von ihnen mit Zucker, Kaffee, Tabak, Baumwolle und Indigo bezahlt wurden. Die Zufuhr nach der Inſel wurde immer bedeutender, ſo daß ganze Ladungen Zucker, Kaffee u. ſ. w. von hier nach Amſterdam verſandt wurden. Bald hatte man nicht Packhäuſer genug, und nun wurde die ganze Inſel ein Packhaus. Oft wurden die eingeführten Waaren nicht einmal ans Land gebracht, ſondern gleich auf der Rhede in holländiſche Schiffe übergeladen und nach Holland, meiſt nach Amſterdam, geſchickt. Fehlte es augenblicklich an Schiffsgelegenheit, ſo war man manchmal gezwungen, die Waaren unter freiem Himmel niederzulegen und mit Segeln zu bedecken. In den Packhäuſern wurden alle Oeffnungen verſchloſſen, damit deſtomehr darin aufgeſpeichert werden könnte, und durch eine Fallthür in dem Söller wurde der Kaffee ausgeſchüttet. Aus dieſen Angaben kann man die Lebendigkeit des Handels auf St. Euſtatius ermeſſen, einer Inſel, welche nicht ganz 5 Meilen im Umfang hat und von 350 bis 400 Familien bewohnt wird.

Sechsundachtzig Schiffe gingen jährlich von dort mit voller Ladung nach Holland, mit Producten der franzöſiſchen, ſpaniſchen und engliſchen Beſitzungen. In Kriegszeiten wurde die Zufuhr der Colonialwaaren noch bedeutender, indem die Republik der Niederlande ihre Neutralität zu behaupten ſuchte. Allein die Engländer, deren Kriegsflotten in den Antillen durchgängig die ſtärkſten waren, wurden nicht nur eiferſüchtig darauf, ſondern erlaubten ſich auch, dem Tractat von 1679 die willkürlichſte Auslegung zu geben, damit ihre Gewaltthätigkeiten einen Schein des Rechts und ſie einen Vorwand erhielten, um die holländiſchen Kauffahrteiſchiffe wegzunehmen. Einmal hieß es, die Ladung beſtehe zum Theil aus verbotenen Waaren, dann wieder, die ganze Ladung ſey franzöſiſches Eigenthum, und dergleichen mehr. Und wenn auch bisweilen, was jedoch nur ſelten der Fall war, die Schiffe, nachdem ſie in engliſchen Häfen aufgebracht waren, wieder losgegeben wurden, ſo bekam man keinerlei Erſatz für Zeitverluſt, Deterioration der Ladung u. ſ. w., ſondern mußte noch oben hinein die Hälfte der Proceßkoſten tragen. Wie bedeutend der Handel von Euſtatius war, kann man abnehmen aus einer von dem Amſterdam'ſchen Handelsſtand bei den Staaten von Holland eingereichten Beſchwerde, in welcher gezeigt wird, daß die engliſchen Caper in einem einzigen Jahr an Schiffen und Waaren, die nach Euſtatius beſtimmt oder von dort verſandt waren, für den Werth von zwanzig Millionen Gulden Priſe gemacht hatten. Und dieſer Krieg zwiſchen zwei Nachbarſtaaten, bei welchem Holland, ungeachtet ſeiner Neutralität, ſo viele Millionen verlor, währte von 1756 bis 1759!

Dieſe Verluſte, wie bedeutend ſie auch waren, wurden jedoch nur als vorübergehend angeſehen. Der Handel von Eu-

ſtatius blühte fortwährend, und erhielt ſogar noch größere Ausbreitung, als die brittiſchen Colonien in Nordamerika ſich gegen das Mutterland empörten. Reis, Baumwolle, Tabak ging aus Nordamerika über Euſtatius nach Amſterdam, und, wie wenigſtens von engliſcher Seite behauptet wird, erhielten die Amerikaner auf demſelben Wege, was ſie brauchten, um ihren Freiheitskampf fortzuſetzen. Wir wollen hier nicht unterſuchen, inwiefern holländiſche Kaufleute berechtigt waren, Handelsverbindungen zu unterhalten mit engliſchen Colonien, die ſich in offenem Empörungszuſtande befanden, während zwiſchen der Republik und Großbritannien Friede war. Wir wollen bloß ſehen, welche Folgen dieſes Alles für den Diamantfelſen hatte, wie Euſtatius damals öfters genannt wurde.

Die engliſche Regierung beſchwerte ſich lebhaft über den Gouverneur von Euſtatius; in und außer dem Parlamente wurde über die Vorgänge auf der Inſel Zeter geſchrien; Einige gingen in ihrem Grimm über den von dort den Amerikanern geleiſteten Vorſchub ſo weit, daß ſie den Wunſch ausſprachen, „die ganze Inſel möge in des Meeres Grund verſinken.“ Es konnte daher nicht befremden, daß die von engliſchen Kriegs- und Caperſchiffen verübten Gewaltthätigkeiten einen viel ernſteren Charakter annahmen, als im franzöſiſchen Kriege von 1756 der Fall geweſen war. Die engliſchen Caper legten ſich bis auf der Rhede von Euſtatius vor Anker, in der Nähe der reichſt beladenen Schiffe, um ſich derſelben des Nachts zu bemächtigen; manchmal raubten ſie ſie am hellen Tage weg. Längere Zeit hindurch war keine holländiſche Schiffsmacht zugegen, und nie war ſie hinreichend, um der holländiſchen Flagge wirkſamen Schutz zu verleihen. Inzwiſchen zeigte ſich auf Euſtatius die Gewinnſucht in verſchiedener, öfters ſogar abſchreckender Geſtalt. Londoner Handelshäuſer nahmen auf dieſer Inſel Theil an dem Handel mit den nordamerikaniſchen Inſurgenten, und holländiſche Bewohner der Inſel hatten brittiſche Caperbriefe gekauft, wodurch ſie beſſer als irgend Jemand dem Handel von Euſtatius ſchaden konnten. Zudem wüthete den 15 October 1780 ein Orkan mit furchtbarer Gewalt, und richtete große Verheerungen an. Dieſer Orkan jedoch konnte ſo wenig als der gleich verheerende vom 22 Sept. 1751 die Inſel zu Grunde richten. Dieſes geſchah von einer ganz andern Seite, und gewiß für den aufmerkſamen Beobachter viel weniger unerwartet, als ein weſtindiſcher Orkan.

Während man ſich noch in den ſämmtlichen niederländiſchen Beſitzungen außer Europa mit der Hoffnung auf dauernden Frieden ſchmeichelte, erſchien den 2 Februar 1781 der engliſche Admiral Rodney mit einer anſehnlichen Flotte vor St. Euſtatius, und forderte deſſen Uebergabe. Die Inſel war nicht im Stande, Widerſtand zu leiſten, denn ungeachtet der drohenden Sprache, welche ihr aus England ſo oft das Schlimmſte prophezeyt hatte, hatte man nichts gethan, um die verfallenen Forts in beſſeren Vertheidigungszuſtand zu bringen. Eine unbedingte Uebergabe war die natürliche Folge davon. Rodney, auf dieſe Art ohne Schwertſtreich in den Beſitz der Inſel und der auf der Rhede liegenden Schiffe gelangt, betrug ſich gegen die Einwohner aufs ſchändlichſte, und fand in dem General Vaughan und Oberſten Cockburn würdige Helfer. Fünfzig bis ſechzig holländiſche Kauffahrteiſchiffe und eine gleiche Anzahl amerikaniſche und franzöſiſche fielen hier den Engländern in die Hände. Hätte Rodney ſich damit begnügt, außerdem noch alle Producte zu confiſciren, welche nur irgend als Eigenthum der nordamerikaniſchen Inſurgenten angeſehen werden konnten, ſo hätte er ſchon eine ungeheure Beute gemacht; allein dieß war ihm nicht genug. Den Einwohnern raubte er all ihr Geld und ihre goldenen und ſilbernen Zierrathen und Geräthſchaften, ungefähr drei Millionen Gulden im Werth, ihre Meubel, häuslichen Vorräthe und Sklaven; er jagte ſie aus ihren Wohnungen, und ſchickte alle Amſterdamer, die er vorfand, als kriegsgefangene Soldaten nach England, ohne ihnen irgend etwas von dem Ihrigen zur Kleidung und Nahrung verabfolgen zu laſſen! — In England wurde die Kunde von dieſen Gräueln mit Jauchzen und Frohlocken begrüßt!

Seit jener Zeit liegt St. Euſtatius darnieder, als ein Monument brittiſcher Rachſucht. Der Handel ſuchte und fand einen Zufluchtsort auf der däniſchen Inſel St. Thomas, und ſcheint für immer von Euſtatius gewichen zu ſeyn. Die Zeugen früherer Größe, die ausgedehnten Packhäuſer, die prächtigen Wohnungen, ſind immer mehr verfallen, und geben der Inſel ein viel traurigeres Anſehen, als wenn ſie nie eine ſchönere Blüthe gekannt hätte. Mehr als vierzig Jahre, nachdem Rodney als Anführer einer wilden, raubgierigen Horde hier jeglichen Wohlſtand vernichtet hatte, geſtand ein engliſcher Reiſender, daß Euſtatius noch ſeufze unter den Folgen von Rodney's Eroberung.

Wohl hat die niederländiſche Regierung ſeit 1816 Euſtatius wenigſtens einigermaaßen aus ſeinem geſunkenen Zuſtande zu erheben geſucht, allein vergebens! Immer tiefer und tiefer geſunken, ſcheint Muthloſigkeit ſich der ganzen Bevölkerung bemächtigt zu haben, und wer Vermögen hat, verläßt die Inſel mit ſeinen Capitalien und Sklaven, ſo daß Bevölkerung und Production ſtets geringer werden.

Die Literatur und Kunſt in den Provinzen von Frankreich.

(Fortſetzung.)

Am eifrigſten werden in den Provinzen Frankreichs die theologiſchen und archäologiſchen Studien betrieben, und in dem letzteren Fache erſcheinen mitunter gründliche Werke, die jedoch häufig den Fehler haben, daß ſie ſich in weitſchweifige, zu ſpecielle Details verlieren, und daher nur von ſehr wenigen Fachgelehrten geleſen und benutzt werden. Von den theologiſchen Schriften, welche im Laufe dieſes Jahres in den Departementen ausgegeben worden ſind, erwähnen wir: 1) De la Doctrine chrétienne par M. Nutein, chanoine honoraire de l'église d'Orléans, ein Elementarbuch für den Hausgebrauch und Schulunterricht, enthält nichts Neues, als die Art und Weiſe, wie die religiöſen Wahrheiten vorgetragen ſind, nämlich in analytiſchen Gemälden. Die erſte Seite z. B. iſt ganz ſymboliſch und mit einem großen

Kreiſe bedeckt, in deſſen Mittelpunkt man lieſet: Dieu existe nécessairement et par lui même etc. Von dieſem Centrum laufen verſchiedene Strahlen aus, welche die Attribute der Gottheit erklären und ſich in die Peripherie verlieren, welche weder Anfang noch Ende hat und ſomit an und für ſich ein Sinnbild des ewigen und unendlichen Weſens iſt. Der Verfaſſer ſtellt nach und nach alle Theile des Religionsunterrichts in 123 Tabellen dar, welche den Vorzug der Klarheit, Kürze und Beſtimmtheit haben und von Nachdenken zeugen. 2) Preuves de la vérité et de l'excellence du Christianisme d'après les auteurs sacrés et profanes, par J. Guérin in Avignon, ein Buch, in welchem große Gelehrſamkeit und Beleſenheit mit vieler Einſicht angebracht ſind; für den Mangel an eigentlich neuen Anſichten wird man durch eine gedrängte Zuſammenſtellung des Wiſſenswürdigſten entſchädigt, wobei dem Leſer von Verſtand die Gelegenheit zu fruchtbaren Betrachtungen nicht unbenommen bleibt. 3) La Raison de la foi au catholicisme, par l'abbé Bouvet, in Mans, zeichnet ſich in allgemeiner Betrachtung nicht nur durch einen ſtrengen moraliſchen Sinn in Würdigung der verſchiedenen Syſteme, ſondern auch hie und da durch eine höhere religiöſe Anſicht aus. Im erſten hebt der Verfaſſer die philoſophiſche Gewißheit der geoffenbarten Religion heraus, und im zweiten bekämpft er die Einwürfe der Proteſtanten gegen die Autorität der Kirche und ihres Oberhauptes. Der Verfaſſer entlehnt ſeine Hauptargumente dem „Pape“ des Grafen J. de Maiſtre und dem Essai sur l'indifférence von Lamennais, zwei claſſiſche Bücher, welche über die höchſten Fragen der Religion und Politik ungemein viel Wahres enthalten, mit einer ſeltenen Gründlichkeit durchgeführt, und durch eine brillante Erudition beleuchtet ſind; nur iſt Hr. de Maiſtre nicht immer von ſelbſtgeſchaffenen fixen Ideen frei, welche Lamennais in ſeinem eben citirten Werke auch theilt, jedoch ſpäter modificirt hat. Hr. Abbé Bouvet folgt noch ſtrenge den orthodoxen Anſichten, welche de Maiſtre in einer unvergleichlich ſchönen Sprache vertheidigt hat; allein die aus der Geſchichte hervorgegangene Verfaſſung der Kirche, und Herrſchaft des Papſtes iſt nicht der beharrliche Zuſtand, wie die an der anſchießenden Maſſe bereits erlangte Form des Kryſtalls, nein, ſie iſt das nach ſtetem Umwandeln ringende Gebilde der ſich entfaltenden Pflanze, die ihrer Blüthenzeit entgegeneilt, und von da ſich abneigt, um, von vitalem Streben erſchöpft, nach dem Schlummer lechzend, in den Schooß der Verweſung zurückzuſinken. Dieß iſt Lauf und Geſetz der Natur und Weltgeſchichte; was hilft da des Menſchen Klügeln?

Vieles Gediegene leiſtet die Provinz im Fache der Archäologie und Geſchichte; dahin gehören die gründlichen Arbeiten der normänniſchen Alterthumsforſcher, der HH. A. Le Prevoſt, A. Deville und Langlois in Rouen. Der erſtere hat eine gute Geſchichte der alten Hauptſtadt der Normandie herausgegeben; der zweite iſt Verfaſſer von mehreren ſchätzbaren Beiträgen zur franzöſiſchen Kunſtgeſchichte, von verſchiedenen Monographien über einzelne Denkmäler der Normandie, wie die Kathedrale von Rouen, das Kloſter Jumièges u. ſ. w.; er beſchäftigt ſich in dieſem Augenblick mit einer Geſchichte des Chateau d'Arques, welches in den Annalen Frankreichs eine wichtige Rolle ſpielt. Hr. Langlois, von welchem wir verſchiedene gelehrte Abhandhandlungen und Beſchreibungen über wichtige Monumente beſitzen, iſt leider im vorigen Jahre geſtorben, und hinterläßt ein ausführliches Werk über die Todtentänze, zu deſſen Erſcheinung Hr. Deville bereits alle Vorbereitungen getroffen, und nur deſſen überhäufte Arbeiten, ſo wie ſein Wunſch, den in bedeutender Fülle vorhandenen Materialien die beſtmögliche Auswahl und Anordnung zu geben, hat den wirklichen Hervortritt jenes Werkes verzögert. In Caen leben die Archäologen von Coumont, Lambert und Gervais, welche gleich den vorhin genannten Mitglieder des Vereins zur Erforſchung der normänniſchen Alterthümer ſind und die Annalen dieſer Geſellſchaft herausgeben, worin man viele bemerkenswerthe Mittheilungen über Kunſt und allgemein hiſtoriſche Forſchungen findet. Erwähnung verdienen ferner die HH. Lecanu und der Abbé Desroches, wovon der erſtere ſo eben eine Geſchichte der Biſchöfe von Avranches und der letztere eine Geſchichte des Mont-Saint-Michel und der Diöceſe von Avranches veröffentlicht hat.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

James Todd Reiſen in das weſtliche Indien.

Der Obriſtlieutenant James Todd, hochverdient um das engliſche Gouvernement in Hinduſtan als Officier und Diplomat — er war zuletzt brittiſcher Geſchäftsträger am Hofe der Fürſten von Radſchputana — hatte ſchon früher Zeugniß von ſeiner tiefen Kenntniß des Landes, ſeiner Bewohner, ihrer Sprache und Sitten abgelegt durch ſeine „Annals of Rajast'han,“ worin er durch die That den weitverbreiteten Irrthum widerlegte, als habe jenes Land keine Geſchichte. Was er darin bot, war aber nur durch die Achtung und Zuneigung der Eingebornen zu gewinnen, und dieſe nur durch das Studium und die theilweiſe Annahme ihrer Eigenthümlichkeit. Namentlich waren es Inſchriften, deren es an Felſen und Gebäuden durch ganz Indien eine große Menge gibt, und Münzen, auf die er zuerſt aufmerkſam machte, und deren Verſtändniß er ermittelte. Die Sammlung dieſer hiſtoriſchen Denkmäler zu vervollſtändigen und das Land, das ihm beſonders lieb geworden war, noch genauer kennen zu lernen, unternahm er, als der zerrüttete Zuſtand ſeiner Geſundheit ihm nicht mehr erlaubte, für deſſen Intereſſen thätig zu ſeyn, eine Reiſe, ehe er es auf immer verließ, in der Abſicht die Aravulli-Kette zu überſteigen und den geheiligten Berg Abu zu beſteigen, den vor ihm noch kein Fuß eines Europäers entweihte, dann zu verſuchen die Lage des alten Nehrwaleh, das Tyrus des weſtlichen Indiens, aufzufinden, und Balahi, den urſprünglichen Sitz der Meroar-Fürſten; darauf die heiligen Gebirge der Dſchains bei Girnar und Palithana, und die Tempel von Somnath und Dwarica zu beſuchen, und von dort nach Cutſch und den letzten Altären des Hindoglaubens am Ausfluſſe des Indus zu gehen.

Ungeachtet der Krankheit, die an ſeinem Leben nagte, gelang es ihm, dieſe Reiſe zu vollenden, und die Beſchreibung, die er davon gegeben, gehört zu dem Intereſſanteſten, was die Reiſeliteratur über Indien aufzuweiſen hat. Sie gibt Nachricht von einem Lande, das bis jetzt noch zu den unbekannten gehörte, und gibt ſie mit jener Wärme

und jenem innern Gefühl von Wahrheit, die überzeugend nur aus dem Munde deſſen wirkt, den ein langer Aufenthalt im Land und die Gewohnheit, mit den Bewohnern als ihres Gleichen zu leben, faſt zu einem Eingebornen gemacht hat.

Die Hauptpunkte ſeiner Wanderung waren natürlich Abu und Tſchandravati, auf die auch wir unſere beſondere Aufmerkſamkeit richten.

Der äußere Umkreis von Abu wird auf 40 bis 50 Meilen geſchätzt, ſeine wahre Höhe konnte der Reiſende nicht angeben, da ſein Barometer ſchadhaft geworden war. Die mancherlei Höhen aber und Hochebenen dieſes magiſchen Reichs ſind mit Capellen und Ruinen von Capellen, Tempeln und Feſtungen bedeckt, und mit Grabmälern verziert mit unzähligen Sculpturarbeiten und Statuen, und dabei durch alle die Mannichfaltigkeit einer wilden, freyhaften Natur gehoben.

„Die Sonne, erzählt Todd, hatte ihre Mittagslinie erreicht, als wir auf dem Gipfel des Guru Sinra, der höchſten Spitze des Abu, anlangten, den noch kein europäiſcher Fuß betreten. Obgleich er äußerlich keine ſehr merkliche Erhebung über den Kamm des Gebirges zeigte, als wir uns von den Ebenen von Marwar aus näherten, ſo erhob er ſich doch volle 700′ über die Ebene des Gebirges. Ein heftiger kalter Wind blies von Süden her, vor deſſen Einfluß ſich zu ſchützen die vorſichtigen Bergbewohner ſich in ihre ſchwarzen Comlis (Decken) gehüllt hatten, und gedeckt hinter einem vorſpringenden Felſen auf dem Boden ausgeſtreckt lagen. Das Gemälde war eben ſo neu als großartig: Wolkenmaſſen wogten unter unſern Füßen, durch welche die Sonne von Zeit zu Zeit einen Strahl warf, als wollte ſie verhindern, daß uns allzu großer Glanz blende. Eine kleine runde Platform mit einer niedrigen Bruſtwehr gegen außen krönte die ſchwindelnde Höhe. An einer Seite war eine Höhle, gegen 20 Fuß ins Gevierte, in welcher ein Granitblock mit dem Fußſtapfen des Data Briga (einer Incarnation des Wiſchnu), der große Anziehungspunkt der Pilger, iſt, und in einem andern Winkel ſind die Puddaca (oder Fußtritte) des Rama Nauda, des großen Apoſtels der Sita-Aceten. In dieſem düſtern Aufenthaltsorte wohnt ein Schüler des Ordens, der bei der Annäherung eines Fremden ſo lange eine Glocke läutet, bis eine Gabe ihn zur Ruhe bringt. Die Stäbe der Pilgrime waren in Menge um die Fußtritte des Heiligen aufgehäuft als Denkzeichen ihrer erfolgreichen Unerſchrockenheit.

„Unzählige Höhlen ſah man in den verſchiedenen Theilen des Gebirges, die Zeichen einer Troglodytenbevölkerung früherer Zeiten, und viele ſeltſame kreisförmige Löcher, die nur mit den Wirkungen einer Kanonenkugel zu vergleichen waren. Ich wartete geduldig auf das Ende des Kampfes zwiſchen den Mächten des Lichtes und der Finſterniß, im Geſpräche mit dem Einſiedler begriffen. Er ſagte mir, während des Burſat, der Regenzeit, wenn die Atmoſphäre von allen Dünſten rein iſt, ſey die Citadelle von Dſchodpur und die Wüſte bis Balotra an dem Luny ſichtbar. Es dauerte einige Zeit, ehe ich dieſe Ausſage prüfen konnte, obgleich wir bei einigen Durchbrüchen der Sonne das reiche Thal Bhitrit, das ſich nach Sarohi ausbreitet, und faſt 20 Meilen gegen Oſten, den weltberühmten Tempel von Amba-Bhavani unter den mit Wolken bedeckten Höhen des Aravulli unterſcheiden konnten. Endlich jedoch brach Surya in aller ſeiner Majeſtät heraus und verjagte die dunkeln Maſſen, und das Auge ſchweifte über die Wüſte hin, bis das Geſicht ſich verlor, wo das tiefblaue Gewölbe ſich mit dem nebligen dürren Boden vermiſchte. Alles, was erforderlich iſt, um das Gefühl des Erhabenen zu bilden, war vorhanden, und ſchweigend huldigten wir dem Zauber. Wenn das Auge, von dem ungeheuren Abgrund unter ihm ermüdet, ſich nur in einem Halbkreis zur Rechten wandte, ſo ruhte es auf den Ueberreſten des Schloſſes der Pramara, deſſen düſtere Mauern ſich weigerten, die Sonnenſtrahlen zurückzuwerfen; während die ſchlanke Palme, wie im Spott über ihren Verfall, ihre fahnengleichen Blätter mitten in den verfallenen Höfen eines Geſchlechts wehen ließ, das einſt zur vorigen Herrſchaft ſich berufen wähnte. Etwas weiter rechts erhoben ſich die Kuppeln von Dailwarra, reiche Wölbungen im Hintergrunde und umgeben auf allen Seiten von phantaſtiſchen Zinnen, die gleich Nabeln aus dem Kamme des Gebirges aufſprangen, auf deſſen Oberfläche mehrere Bäche ſich hinſchlängelten, und ihren gewundenen Lauf über die ſteilen Abhänge des Gebirges verfolgten. Alles war Contraſt — der blaue Himmel und die ſandige Ebene, die Marmortempel und die niedrigen Wigwams, die prächtigen Wälder und die zerriſſenen Felſen. Trotz des kalten Luftzuges forderte es eine Anſtrengung, ſich aus dem Zuſtande beſchaulicher Ruhe zu reißen, der uns bei ſolchen Scenen überwältigt, wo ſich der Geiſt, als ſtände er in der unmittelbaren Gegenwart des Schöpfers ſolcher Größe, durch ſeine eigene Unbedeutenheit gedrückt fühlte.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Sprengung des Wracks des Royal George.

Obriſt Pasley iſt einige Zeit lang mit einem Verſuche beſchäftigt geweſen, das Wrack dieſes Schiffes zu ſprengen. Einige kleinere Ladungen von 45 Pfund Pulver jede und eine von 250 Pfund ſind mit Erfolg angewendet worden, und eine Menge Bauholz iſt auf dieſe Weiſe dem Schiff entzogen und aufgebracht worden. Am letzten Montag wurde ein Cylinder mit 2400 Pfund Pulver in den Grund geſenkt und an dem feſteſten Theile des Schiffes befeſtigt. Als Alles fertig war, wurde, nach dem Bericht im Chronicle, das Schiff, in dem die voltaiſche Batterie ſich befand, in die Entfernung von 500 Fuß weggezogen, ſo weit die verbindenden Drathſtäbe gehen, und ſo wie Alles vorbereitet war, fand die Exploſion ſtatt, deren Wirkung ſehr bemerkbar war. Zuerſt wurde die Oberfläche der See, die zuvor völlig ruhig und ſtill geweſen, durch eine Art zitternder Bewegung erſchüttert, die ſie in kleine unregelmäßige Wellen, einige Zoll hoch, verſetzte. Dieß dauerte ungefähr 3 bis 4 Secunden, worauf eine ungeheure Waſſerwoge von koniſcher oder vielmehr bienenſtockartiger Form erſchien. Anfangs ſchien ſie langſam aufzuſteigen, doch nahm ſie ſchnell an Höhe und Umfang zu, bis ſie die Höhe von 28 oder 30 Fuß erreichte in ziemlich compacter Maſſe. Dann fiel ſie nieder und brachte eine Reihe Ringe hervor, die ſich nach allen Richtungen ausbreiteten. Der erſte oder äußere derſelben hatte den Anblick einer mehrere Fuß hohen Welle, und brach ſich und ſchäumte, als wäre ſie ans Ufer getrieben worden. Weder der Stoß, noch der Schall war ſo groß, als von denen erwartet wurde, die die frühern Exploſionen des Obriſt Pasley mit angeſehen hatten, wo das Pulver nur aus 45 Pfund beſtand; doch war die Wirkung auf die Oberfläche des Waſſers, bei einer Tiefe von 90 Fuß, wahrhaft erſtaunenerregend. Die Wirkung auf das Wrack werden die Taucher nicht erfahren können, bis die jetzige Springfluth vorüber iſt, und die Abnahme des Waſſers bei der Ebbe ihnen erlaubt, halbe Stunden lang unter dem Waſſer zu bleiben. (Athenäum vom 29 September.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 287.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

14 October 1839.

Die Literatur und Kunſt in den Provinzen von Frankreich.

Bretagne.

In der Bretagne herrſcht ebenfalls viel Leben und Bewegung auf dem Gebiete der gelehrten Forſchung. Unter den Werken, welche in Nantes herausgekommen ſind, citiren wir zunächſt die des Hrn. Richer, welcher von der Natur ein ſehr fruchtbares Schriftſtellertalent erhalten. Seine „Geſchichte der Bretagne" iſt gut und elegant geſchrieben, und von allen hiſtoriſchen Werken über jenes merkwürdige Land und Volk bei weitem die genaueſte und intereſſanteſte, die wir kennen, ſelbſt die von dem franzöſiſchen Akademiker Daru nicht ausgenommen, welche keineswegs in jeder Beziehung vollſtändig iſt. Die Richer'ſchen Reiſen im untern Loiredepartement können als Muſter in ihrer Art angeführt werden. Die „Kosmopoliten" und der „Fiſcher" ſind zwei belletriſtiſche Skizzen, welche in Paris Aufſehen erregt haben würden. Die erſtgenannte Erzählung iſt eine geiſtreiche, witzige Satyre auf die Akademien der Wiſſenſchaft in den Departementen von Frankreich; der Verfaſſer macht ſich auf eine ſehr ergötzliche Weiſe über dieſe gelehrten Geſellſchaften luſtig, welche ihre Congreſſe mit ſo großem Lärm ankündigen und ſo kleinliche Reſultate zu Wege bringen. Der „Fiſcher" iſt ein kleines, ſcherzhaftes Drama, worin die Wahrheit ins Licht geſtellt wird, daß es einen Moment im Leben gibt, wo die Rechthaberei und die verſtockte Ueberzeugung, man beſitze ganz allein die Untrüglichkeit, in reine Narrheit ausartet. Hr. Richer war der Erſte, welcher im „Lycée Armoricain" (einer Wochenſchrift, welche von 1822 bis 1833 in Nantes erſchienen), die Behauptung aufgeſtellt, daß die franzöſiſche Literatur des Mittelalters aus dem alten Armoricum herſtamme. Die ſogenannte kleine Bretagne iſt allerdings die erſte Gegend des Occidents, wo das Feudalſyſtem ſich ausbildete, und als in der Folge die hereinbrechenden Franken und andere Barbarenvölker die Sprache der Gallier und Römer umſchmolzen und veränderten, behielt die Bretagne das celtiſche Idiom nebſt den Landesſagen und Volksüberlieferungen. Das Genie der alten Barden ſtarb in der Bretagne nicht aus, wie es ſogar heutiges Tages in einigen Bezirken des Finiſterre noch nicht ganz erloſchen iſt, wo man Volkslieder, Nationalarien und Eingeborne findet, welche bei feierlichen Gelegenheiten das Dichterhandwerk üben und Verſe improviſiren. Hr. Emil Souveſtre und ganz neuerdings Th. de la Villemarqué haben eine Sammlung von dieſen altbretagniſchen Volksliedern herausgegeben. Man darf immerhin annehmen, daß die Bretagne die Wiege der romantiſchen Literatur geweſen. Zur Zeit Karls des Großen, wo die celtiſchen Poeſien in hohem Rufe ſtanden, waren hier weit mehr als anderswo die Ideen von Feenkunſt und Verzauberung einheimiſch, welche ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbt hatten. Auch waren hier tiefer als überall ſonſt die Sitten und Gebräuche des Feudalweſens eingewurzelt. Die Zauberer, Schwarzkünſtler, Minneſänger, Liebesritter, Feen, kurz die Abenteurer aller Art mußten demnach in den Gedichten der Bretagne eine wichtige Rolle ſpielen. Die Herrſchaft der Edelleute, ihre gegenſeitige Gleichſtellung, die gänzliche Unterordnung des Volkes, Ideen von Liebesdienſt und Herrendienſt, chriſtliche Weltanſchauungen und Erinnerungen aus der alten Druidenzeit — alle dieſe Elemente und Thatſachen zuſammen bildeten den Inhalt jener adeligen Dichtungen, wonach man die Romane von der Tafelrunde aufgeſetzt hat, die als Proſa zu Volksbüchern wurden. Dieſe Meinung iſt um ſo wahrſcheinlicher, da dieſe Romane den Schauplatz der Begebenheiten faſt immer nach der Bretagne verlegen. Triſtan, der berühmte Amadis, die Fee Morgane, eine von den neun Jungfrauen der Inſel Sein, und der Zauberer Merlin gehören alle dem alten Armoricum an, wo man gleichfalls das Schloß Joyeuſe-Garde, die Burg Blanche-Couronne, und mehrere andere in den Ritterromanen berühmte Localitäten findet, deren Trümmer der Reiſende noch heute beſuchen kann. Wie dem nun auch ſeyn mag, Hr. Richer hat dieſe Meinung mit einem großen Aufwand von Gelehrſamkeit und Provincialeifer vertheidigt; in dieſem Augenblick arbeitet der tüchtige Forſcher an einem Werke über die Lehre Swedenborgs, deſſen Ruf ſich hoffentlich über die Gränzen des unteren Loiredepartements hinaus verbreiten wird. Außer Hrn. Richer ſind uns in Nantes noch folgende

Geſchichtsforſcher bekannt: die HH. Le Boyer, Verfaſſer der Notices sur le département de la Loire-inférieure et sur la ville de Nantes, 2 Bände in 12; Le Cadre, der unter dem Titel: Recherches sur les antiquités de Nantes einen Octavband gegen das eben citirte Werk von Le Boyer geſchrieben hat; Meuret, welcher zwei Bände Annalen von Nantes herausgegeben, worin ſich gründliche Gelehrſamkeit, aber hie und da einſeitiger Parteigeiſt kundgibt; A. Guépin, Verfaſſer eines geſchichtlichen Abriſſes der Stadt Nantes, welcher gegenwärtig gemeinſchaftlich mit Hrn. Bonamy eine ausführliche Beſchreibung von Nantes erſcheinen läßt, unter dem Titel: Nantes au XIX. siècle, statistique, topographique, industrielle et morale; der Abbé Travers, von welchem es eine Histoire civile, politique et religieuse de la ville et du comté de Nantes in drei Quartbänden gibt, deren Herausgabe A. Savagner beſorgt hat; F. J. Verger, Director der Archives curieuses de Nantes et des départemens de l'Ouest, welche einmal monatlich erſcheinen, und viele zum erſten Mal gedruckte oder ſelten gewordene authentiſche Actenſtücke über die ſtadtiſche Geſchichte von Nantes enthalten; Huette, Verfaſſer eines brauchbaren ſtatiſtiſchen Handbuchs über das untere Loire-departement; Ogée, welcher ein gelehrtes hiſtoriſches und geographiſches Wörterbuch über die Bretagne, ſo wie mehrere treffliche Landkarten vom Finiſterre, Morbihan u. ſ. w. angefertigt hat; Victor Mangin, welcher zwar kein Gelehrter von Fach, ſondern mehr ein Belletriſt, Verfaſſer von mehreren pittoresken und poetiſchen Ausflügen in die Umgegend von Nantes, mit lithographiſchen Zeichnungen von bemerkenswerthen Gegenden und Monumenten. Hr. Mangin iſt Redacteur en Chef der Corbeille nantaise, eines Unterhaltungsblattes, welches mit am geiſtreichſten und erfolgreichſten auf die literariſche Decentraliſation Frankreichs hin arbeitet; Hr. Mangin hat ſich ſogar neulich unterſtanden, ein eigenes Vaudeville für die Nanter Bühne zu ſchreiben, une femme d'esprit betitelt, welches beim Nanter Publicum viel Glück gemacht, und den Pariſer Vaudevilledichtern viel Aerger verurſacht. — In Preſt lebt der Ritter von Freminville, der ſich durch ſeine Schriften über die Côtes du Nord und das Finiſterre ein bleibendes Verdienſt um die Wiſſenſchaft der Archäologie erworben, und vornehmlich zur Verbreitung der Kenntniß des Bretagne'ſchen Alterthums beigetragen hat; und in Saint-Malo finden wir den Abbé Manet, welcher eben eine neue Geſchichte der Bretagne ſchreibt, wovon die erſten 2 Bände erſchienen ſind, und manches Neue bringen, was ſeinen Vorgängern entſchlupft iſt.

(Schluß folgt.)

Aphoriſtiſche Bemerkungen aus den Verhandlungen der engliſchen Naturforſchergeſellſchaft.

Ein Hr. Hodgkinſon las einen Bericht über angeſtellte Verſuche, in Betreff der Temperatur in den tiefen Minen von Lancaſhire und Cheſhire. In den Salzminen zu Northwich in Cheſhire, unter 53° 15′ n. B. zeigte der Thermometer, den man 112 Yards unter der Oberfläche in ein drei Fuß tief in den Salzfelſen gebohrtes Loch ſtellte, eine Temperatur von 51° bis 51½° F. (8⅔ bis 8⅔° R.) mit ſehr wenig Veränderung zwiſchen Winter und Sommer. In den tiefen Kohlenminen in der Nähe von Oldham wechſelte der in ein Loch wie das obige geſtellte Thermometer, 329½ Yards unter der Oberfläche, von 57° bis 58½° F. nach Beobachtungen, die ein ganzes Jahr hindurch fortgeſetzt wurden. In andern Gruben war der Wechſel ſowohl in demſelben Loche, als in verſchiedenen Löchern ziemlich bedeutend, was Hr. Hodgkinſon ſich nicht erklären konnte, Hr. Forbes aber bemerkte, daß Kohlenbergwerke nicht ſehr geeignet ſeyen, Beobachtungen über die unterirdiſche Temperatur anzuſtellen, indem der Einfluß von Feuchtigkeit, ſelbſt auch nur der in der atmoſphäriſchen Luft befindlichen, mehr oder minder Hitze entwickle.

*

Andere Beobachtungen ähnlicher Art hatte Hr. Profeſſor Forbes bei Edinburg angeſtellt, nämlich über die Wärme in verſchiedenen Schichten, nämlich Trapptuf, loſer reiner Sand und compacter, zur Kohlenformation gehöriger Sandſtein; die Beobachtungen waren bei 3, 6, 12 und 24 Fuß Tiefe angeſtellt worden, und ergaben das ſeltſame Reſultat, daß der Sand bei 3 und 6 Fuß Tiefe mehr, bei 12 und 24 Fuß aber bei weitem weniger Hitze zeigte als der Sandſtein, nämlich bei 24 Fuß faſt nur halb ſo viel. Der gelehrte Profeſſor brachte ſeine Beobachtungen in mathematiſche Form, und entwarf logarithmiſche Curven, die bei zunehmender Tiefe allmählicher in gerade Linien übergehen, was ſo viel heißt, als daß die Temperatur in einer gewiſſen Tiefe conſtant bleibt und keinem Wechſel durch die Einwirkung der Sonnenſtrahlen mehr ausgeſetzt iſt. Auffallend iſt die Beobachtung, daß, um die Hitze durch einen Fuß Trappformation fortzupflanzen, im Durchſchnitt 6,9 Tage — um ſie durch Sand fortzupflanzen 6,6 Tage — um ſie aber durch Sandſtein fortzupflanzen, nur 4 Tage erfordert werden.

*

Hr. Harris berichtete über eine Reihe von Beobachtungen in Betreff der Frage, ob der Mond, wie Manche glauben, auf den Barometer einwirke, kam aber zu dem Schluß, daß dieß nicht der Fall ſey.

*

Der Präſident las eine Mittheilung von Sir John Herſchel über die Wirkung der geſpaltenen (dissevered) Lichtſtrahlen im Sonnenbild, woraus hervorzugehen ſcheint, daß die Einwirkung der reinen Sonnenſtrahlen die Wirkung der andern weſentlich afficirt und modificirt, ſtatt daß, wie man bisher glaubte, alle Lichtſtrahlen einerlei Wirkung äußern. Die Anwendung dieſer Beobachtung auf die Daguerre'ſche Erfindung ſoll von großer Wichtigkeit und höchſt folgenreich ſeyn.

*

Dr. Ure las einen Bericht über einige Proben von Gährung vor. Er hatte ſich nämlich zwiſchen einigen Deſtillatoren in Irland und den Acciſebeamten ein Streit erhoben, ob ſich in Bütten durch freiwillige Gährung, ohne Zuſatz von Hefe, Alkohol bilde, und die Acciſebeamten hielten es für angemeſſen, eine Reihe von Verſuchen unter Dr. Ure's Aufſicht anſtellen zu

laſſen. Die Verſuche ergaben, daß ſich allerdings viel Alkohol im geſchrotenem Korn erzeuge, ohne einen Zuſatz von Hefe und in ziemlich kurzer Zeit.

In der geologiſchen Section legte Murchiſon eine in Deutſchland von einem Hrn. von Dechen colorirte geologiſche Karte vor, und Hr. Greenough bemerkte in Bezug auf dieſelbe, es ſey höchſt wahrſcheinlich, daß unter den Moräſten des nördlichen Deutſchlands bedeutende Kohlenfelder begraben liegen.

Hr. Nasmyth las „über die Structur foſſiler Zähne.“ Einige Anatomen hätten behauptet, die eigentliche Zahnſubſtanz beſtehe aus einer gleichförmigen Maſſe, in der ſich kein allmählicher Bau erkennen laſſe (structureless), er ſey aber geneigt zu glauben, daß dieſe Maſſe organiſch ſey, und in verſchiedenen Thieren charakteriſtiſch verſchieden, ſo daß man ſie als ein Mittel der Claſſification betrachten könne. Er begleitete ſeine Vorleſung mit Zeichnungen in vergrößertem Maaßſtabe.

Chronik der Reiſen.

James Todd Reiſen in das weſtliche Indien.

(Fortſetzung.)

Zurückkehrend von dieſem herrlichen Schauſpiele, fährt Obriſt Todd fort:

„Unſer Pfad führte durch dieſelben duftenden Haine, wo die Natur mit verſchwenderiſcher Hand ihre Gaben ausgeſtreut hatte; aber der Aberglaube des Menſchen war eingedrungen und hatte einen Ort, würdig für die Eltern des menſchlichen Geſchlechts in ihrer urſprünglichen Unſchuld, in einen Aufenthalt von Dämonen verwandelt, wo der Menſch ſich zum Thier entwürdigt hat. Ich war oft Zeuge geweſen, und hatte noch öfter geleſen von den empörenden Gebräuchen Mancher der zahlloſen Bewohner Indiens als Sklaven einer knechtiſchen Hierarchie. Doch dieſem Tage blieb es vorbehalten, mir die ganze Größe der Entartung zu zeigen, wozu der Menſch auch ohne Einmiſchung von Prieſtertrug kommen kann, und die glücklicherweiſe zu tief unter den Attributen der menſchlichen Natur war, um in ein Syſtem gebracht zu werden. Ich ſpreche von den Aghori, welche einen Platz in dem unendlichen Verzeichniß der Hindufecten finden.

„Ich kann dieſe Auswürfe der Menſchheit als die Schakale ihrer Gattung bezeichnen; doch ſelbſt dieſe mitternächtlichen Schwelger in Gräbern und Unreinigkeit ſind rein in ihren Gewohnheiten im Vergleich mit dem Aghori. Das Thier würde ſich wegwenden von Fäulniß und die Todten ſeiner eigenen Gattung verſchonen; der Aghori ſieht einen todten Menſchen und einen todten Hund mit gleichem Gleichmuth oder vielmehr Appetit an, und, ſo ekelhaft es zu ſagen iſt, er zögert ſogar nicht, ſich mit den Auswürfen der Natur zu ſättigen. Ich hatte gehört, daß es ſolcher Elenden nicht allein in dem geheiligten Abu gäbe, ſondern auch mitten in den undurchdringlichen Schlupfwinkeln der andern Gebirge in der Halbinſel der Sauras, ergeben dem Dſchain-Glauben. D'Anville ſpricht von ihnen als von einer espèce de monstre, deren Daſeyn er bezweifelt, obgleich er den Bericht ſeines zuverläſſigen Landsmannes Thévenot wiederholt, und fügt hinzu, daß von dieſen Merdicour oder Merdikhor Plinius, Ariſtoteles und Kteſias Erwähnung thun, indem ſie den perſiſchen Namen in ihre Sprache überſetzen, da mard Menſch und khordem eſſen heißt, daſſelbe, was „Anthropophagos“ ſagt.

„Ich ging bei der Gopha oder Höhle des berühmteſten dieſer Ungeheuer der gegenwärtigen Zeit vorbei, der lange der Gegenſtand des Schreckens und der Verwünſchung für Abu und ſeine Nachbarſchaft war. Sein Name war Jutteh Puri, der, nachdem er bis in ein hohes Alter Alles, was in ſeinen Weg kam, verſchlungen hatte, den außerordentlichen Entſchluß faßte, ſich in ſeiner Celle einmauern zu laſſen. Die Befehle von Wahnſinnigen finden ſchnellen Gehorſam, und da er als ſolcher angeſehen wurde, erfüllte man ſeinen Wunſch und verſchloß den Eingang der Höhle. Man ſagte mir, es gäbe noch eine beträchtliche Anzahl dieſer Elenden in den Höhlen des Gebirges, aus denen ſie ſelten hervorkommen, außer wenn ſie nach Früchten und andern Nahrungsmitteln ſuchen, welche die Nahtis die Wege entlang führen, die ſie beſuchen. Einer der Deora-Häuptlinge erzählte mir, daß kurze Zeit zuvor, als man ſeines Bruders Leichnam wegführte, um ihn zu verbrennen, eines dieſer Ungeheuer dem Leichenzug entgegenkam und um den Körper bat, indem er ſagte, es würde einen treffliche tschetni (Leckerbiſſen) abgeben.“

Von hohem Intereſſe iſt die Statue des Adipala ihrer unverletzten Form wegen:

„Oeſtlich von der Feuerquelle bedeckten die Reſte eines Tempels, der dem Stifter ſeines Geſchlechtes geheiligt war, dem erſten der Pramaras, den Boden. Doch ſteht die Statue des Adipala feſt auf ihrem Piedeſtal, und war für mich von weit höherem Intereſſe, als Alles, was ich vorher geſehen. Sie iſt von weißem Marmor, gegen 5 Fuß hoch, und das ſchönſte Stück Bildhauerarbeit, das ich in Indien traf. Er iſt im Begriff, den Hindu-Bucentaur, Bhynſaſura, ein büffelköpfiges Ungeheuer von titaniſcher Abkunft, der nächtlich die heiligen Waſſer der Feuerquelle zu trinken pflegte, die zu bewachen der Pramara geſchaffen war, mit dem Pfeil zu tödten. Der Pfeil iſt eben abgeſchoſſen, und die Zeichen des unverfehlten Zieles und muskulöſen Armes waren in den Wunden dreier derſelben ſichtbar, denn er war durch alle Hinderniſſe und Bedeckungen hindurchgedrungen. Die urſprünglichen Ungeheuer müſſen zerſtört worden ſeyn, denn die gegenwärtigen ſind roh aus blauem Schiefer, und zeigen durch nichts ihre fabelhaften Attribute an. Die rechte Hand des Pramara, immer noch dicht am Ohre, zeigt ſeinen Vorſatz an, der Arm iſt frei und biegſam, von guten Verhältniſſen, die Wendung des Gelenkes bewunderungswürdig, nur die Finger ſind vielleicht etwas zu krumm; die Glieder wohl proportionirt, die ganze Stellung anmuthig. Ein Schwärmer hat einen Theil des Bogens zerbrochen, der nicht von Dhunus oder Bambu, ſondern von claſſiſchem Büffelhorn iſt, deſſen lockere Tſchulla, oder Bogenſchnur, ungewöhnliche Aufmerkſamkeit bei der Arbeit beweiſt. Der Kopf iſt kühn und ſchön gebildet, doch unbedeckt, und die einzige Bekleidung eine den Bergſchollen ähnliche Draperie, die bis in die Mitte des Schenkels hinabreicht, wie es noch jetzt von den Bergbewohnern des Aravulli getragen wird, mit einem Gürtel, in dem der Dolch ſteckt. Eine dreifache Perlenſchnur mit Arm- und Fußſpangen zeigt den Rang dieſes erſten Pramara an.“ ....

„Doch jetzt denke ſich der freundliche Leſer am Eingange zum Heiligthume des Vriſhabdeva, des erſten der Dſchains. Ohne Widerſtreit iſt dieß der ſtolzeſte Tempel Indiens, und außer dem Tadſch Mahl gibt es

kein Gebäude, das ihm nahe käme. Vimul Sah, dessen Werk ihn unsterblich gemacht hat, war ein Kaufmann von Anhulwarra, einst das Tyrus Indiens und der ehemalige Sitz des Dschain-Glaubens. Doch erst gegen das Ende ihrer langen glänzenden Laufbahn wurden diese beiden Gebäude errichtet . . . Vor ihrer Erbauung war derselbe Platz von den orthodoxen Gottheiten Siva und Vischnu in Besitz genommen, deren Diener die Annäherung irgend einer ihrem Glauben feindlichen Secte nicht dulden wollten. Aber die Sahus von Nehrwalla, die ihm den Vorzug vor jedem andern Ort im Abu gaben, beschlossen, die Wirkung des Goldes beim Fürsten zu versuchen, oder, wie sie sich allegorisch ausdrückten, „Lacschmi selbst ging in ihren Plan ein, den Sieg ihrem Glauben zu verschaffen.“ Die Bestechungssumme war groß; sie erboten sich, so viel Erde, als sie zu ihrem Vorhaben brauchten, mit Silbermünzen zu bedecken, eine zu mächtige Versuchung für den Pramara zu widerstehen, und trotz dem Fluch der Priester des Bal-Siva und Vischnu nahm er die Lakh der Dschain-Kaufleute. Der Name des Fürsten wird nicht erwähnt, aber das Datum des Tempels zeigt, daß es Dharaburz war. Die Kaufleute waren gegen Lacschmi nicht undankbar, und stellten ihr Bild in einer Nische rechter Hand vom Eingange auf.

„Der Tempel des Vrishabdeva steht isolirt in der Mitte eines viereckigen Hofes, dessen Länge von Ost nach West gegen 180 Fuß, die Breite 100 Fuß beträgt. Längs der innern Seiten sind Reihen von Zellen, neunzehn an der breitern, zehn an jeder der schmalern Seiten, von denen jede Zelle gleiche Größe hat. Eine Piazza mit doppelten Säulengängen und auf einer Terrasse, die sich vier Stufen über den Boden des Hofes erhebt, geht rund um die Zellen, indem diese stets den Raum zwischen zwei Säulen füllen; außer diesen vier Säulen hat jede noch zwei Pilaster, die damit correspondiren, und die Theilungswände der Zellen, deren Dächer flach sind. In jeder Zelle, der Thüre gegenüber, ist ein erhöhter Altar, auf dem das Bild eines der vier und zwanzig Dschin-Eswara steht. Architraven, die von jedem Säulenpaar ausgehen und auf den entsprechenden Pilastern ruhen, bilden eine besondere Vorhalle für jede Zelle, und dieß ist noch deutlicher gemacht, da jede Abtheilung zwischen den vier Säulen entweder eine gewölbte oder flache Decke hat. Das Ganze ist von reinem weißem Marmor, jede Säule, Kuppel und Altar ist verschieden an Form und Verzierung, und der Reichthum und die Zartheit der Ausführung ist unbeschreiblich. Jede der 58 Zellen verdient das Studium eines ganzen Tages, und den Griffel des besten Meisters, sie zu zeichnen. Man versichert, daß jede einzelne Zelle durch reiche Personen aus verschiedenen Städten und Gegenden hinzugefügt worden sey, die sich zum Dschain-Glauben bekannten, woraus die große Verschiedenheit des Styls und der Verzierung sich erklärt, während die Harmonie und Symmetrie des Ganzen bezeugen, daß der Geist Eines Meisters es entworfen und ausgeführt haben muß, mit Ausnahme des südwestlichen Winkels, wo einige Ungleichheit vorherrscht. Die Altäre sind von reiner, einfacher Zeichnung, während Gold, Arbeit, Geschicklichkeit und Geschmack in den Colonnaden verschwendet worden ist, wo jede der Säulenregeln der Dschain-Baukunst ihr Beispiel hat. Jede Zelle hat ihre Statue, die dem besondern Gegenstande der Verehrung gewidmet war von der Person, auf deren Kosten sie errichtet wurde, und Inschriften, die den Zeitpunkt ihrer Erbauung angeben, sind in den innern Sims jeder Thüre eingehauen. Eine kleine Treppenflucht führt von dem Mundduff nach dem Heiligthum des Vrishabdeva. Dieses besteht aus drei Theilen, einer Piazza mit Säulengängen, einer innern Vorhalle und drittens dem Sanctum des Gottes selbst. Hier wird der Geist von der Betrachtung der Kunst durch die verschiedenen Paraphernalien der Verehrung abgezogen. Das Erste, was ich beim Eintritte bemerkte, waren zwei Marmorplatten, auf deren einer ein Geweihter beschäftigt war, eine Saffranfalbe zu bereiten als Opfer für Kesaria-Nath, die gewöhnliche Benennung des Gottes, von kesar, Saffran, den, nach Gebet, Reinigung und Räucherung mit Weihrauch, der Anbetende vor ihn hinstellt.

„In der Vorhalle standen einige Statuen und große eherne Glocken, um die Stunde der Anbetung zu läuten, und auf der einen Seite stand ein ungeheurer eiserner Kasten mit Dingen, die nach meit-loca, dieser untern Sphäre, schmeckten. Im Heiligthum auf einem hohen Altar war eine kolossale Statue des Vrishabdeva in der gewöhnlichen stehenden Stellung, und von hest-dahl oder den sieben Metallen gearbeitet; die Augen waren von Krystall, und ein kostbarer Edelstein oder Tika befand sich mitten in seiner Stirn. Der Thronhimmel bestand aus einem reichen Gewebe von Goldbrocat, und Räucherpfannen mit Weihrauch brannten vor ihm. Aber der Liebhaber der Kunst wendet sich bald weg von der Betrachtung der Gottheit dieses prächtigen Gebäudes, denn wenn auch erträglich ausgeführt in Betrachtung ihrer gewichtigen Größe, ist sie doch schlecht in Vergleich mit den reichen Kunstgegenständen umher. Dasselbe Urtheil muß von den Steinen in der Vorhalle gefällt werden, die keineswegs mit der Reinheit des Geschmackes in den andern Verzierungen übereinstimmen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Alterthümer von Weliki Luki. Diese ehemals zum Gebiete von Nowgorod gehörige Stadt scheint in sehr alter Zeit von großer Bedeutung gewesen zu seyn; es finden sich in der Nähe derselben noch manche Striche, die uralte Namen beibehalten haben, welche auf ehemaligen Götzendienst, vielleicht sogar Schamanencultur hinweisen. (Nordische Biene vom 15 (25) September.)

•

Aushebungen in Frankreich. Nach officiellen Berechnungen wurden vom Jahre 1791 bis 1889 inclusive in Frankreich 15,692,000 Mann ausgehoben, wonach auf das Jahr im Durchschnitt 291,517 Mann kommen. Indessen möchten sich doch dagegen einige Zweifel erheben, denn vom Anfange des Consulats bis zum 24 März 1814 oder bis zum Ende des Kaiserreichs sind nur 4,393,000 Mann aufgeführt, dagegen vom Jahre 1791 bis Ende 1799 nicht weniger als 7,262,000 Mann, wovon in der Verwirrung der damaligen Zeit ein großer Theil unausgehoben geblieben seyn mag. (Franz. Bl.)

•

Straßen im Departement de la Sarthe. In der siebenten Versammlung des Congrès scientifique de France, welche zu Mans abgehalten wird, wurde die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf das vervollkommnete System des Baues und der Unterhaltung der Straßen gelenkt, welches von dem Ingenieur Dumas eingeführt wurde, dem das Departement die schönsten Straßen in ganz Frankreich verdankt. Sie sollen fast ganz gleichförmig eben, nur leicht gewölbt, ohne tiefe Geleise und frei von Staub und Koth seyn. (Echo du Monde Savant vom 5 October.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 288.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

15 October 1839.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Perſien.

Aufenthalt in Tebris.

Ehe ich die Schilderung von Tebris beginne, muß ich den Leſer auf einen Umſtand aufmerkſam machen, der ſich auf ſämmtliche perſiſche Städte bezieht. Ich werde niemals von der Einwohnerzahl ſprechen, weil man hierüber durchaus nichts Beſtimmtes wiſſen kann; denn in Perſien iſt keine Art von Volkszählung gebräuchlich: der Menſch wird geboren und ſtirbt, kommt und geht, und das wiſſen nur der Mullah und die nächſten Verwandten, die übrigen kümmern ſich durchaus nicht darum. Auf die Angaben der Perſer ſich verlaſſen, heißt, ſich in bodenloſen Uebertreibungen ergehen, die zu den ſeltſamſten Reſultaten führen können: denn ſie bevölkern Perſien mit Hunderten von Millionen. Nichts bleibt übrig, als ein Probabilitätscalcul, mit dem ich mich aber glücklicherweiſe nicht abzugeben brauche, und darum ſchweige ich und werde ſchweigen, aus Furcht, eine lügenhafte Anſicht von mir oder andern auszuſprechen.

Tebris liegt auf einer großen Ebene, und beſteht aus zwei Theilen: aus der Stadt ſelbſt und aus den Vorſtädten; die erſte iſt bei weitem nicht ſo groß, als die letztern; ſie iſt von einer ſteinernen, gezackten Mauer und halbrunden Thürmen umgeben, und um dieſelbe läuft ein tiefer und ziemlich breiter trockener Graben. Tebris zeigt aus der Ferne nichts beſonders Bemerkenswerthes, wenig hohe Gebäude und gar keine Minarets, wie man ſagt wegen der häufigen Erdbeben, und ſie erſcheint deßhalb auch äußerſt einförmig; die Dächer ſind flach, die Häuſer von graulicher Farbe. Unter die merkwürdigen Gebäude der Stadt gehört der Palaſt des Thronfolgers, die ſogenannte Ark, das Karawanſerai, der Bazar Abbas Mirza's und einige Privathäuſer. Bei Gelegenheit des Palaſtes werde ich auch meine erſte Vorſtellung bei Mohammed Mirza (dem jetzigen Schah) erzählen, und beginne darum mit dieſem. Mohammed Mirza, der älteſte Sohn des verſtorbenen Abbas Mirza, und alſo der Enkel Feth Ali Schahs, iſt von einer Mutter aus dem edlen Blute der Kadſcharen geboren; nach dem Tode ſeines Vaters wurde er von ſeinem Großvater zum Thronfolger beſtimmt, und als ſolcher von Rußland und England anerkannt. Er iſt jung,*) nicht ſehr groß, ziemlich dick und hat ein angenehmes Aeußere. Unter ſeinen Brüdern iſt in Rußland Kosru Mirza, der in Petersburg war, bekannt; er iſt jünger als Mohammed und von einer andern Mutter geboren. Kosru Mirza, der am ruſſiſchen Hofe mit Gunſtbezeugungen überhäuft wurde, führte nach ſeiner Rückkehr ein höchſt unordentliches Leben, verſpielte ſein Vermögen im Kartenſpiel und zeigte bei ſeinem natürlichen, aufgeblaſenen Charakter eine Widerſpänſtigkeit gegen den Willen ſeines Oheims und Herrn, daß Feth Ali Schah genöthigt war, ihn nebſt ſeinem Bruder Dſchangir Mirza nach Ardebil zu ſchicken, wo ſie unter Aufſicht gehalten wurden. Trotz deſſen hörten ſie nicht auf, mit den Häuptern der um Ardebil wandernd umherziehenden Stämme geheime Verbindungen zu unterhalten, ſo daß der Schah drohte, ſie exemplariſch zu beſtrafen, und weder die Bitten ihrer Mutter, noch die Fürſprache einiger Freunde konnten ſie aus ihrer Gefangenſchaft befreien, welche ſie übrigens in vollem Maaße verdient hatten. Doch genug für jetzt von den Verwandten Mohammed Mirza's, wir wollen vielmehr zu ihm ſelbſt und zu meiner Unterredung mit ihm zurückkehren.

Sechs Tage nach meiner Ankunft erklärte mir der ruſſiſche bevollmächtigte Miniſter, daß er mich dem Stellvertreter des Mittelpunkts des Erdkreiſes, der Zuflucht der Welt, des Schattens Allahs auf Erden, vorſtellen müſſe. Ich war hierüber ſehr erfreut, und der Thronfolger beſtimmte die Audienz auf den folgenden Tag um zwei Uhr Nachmittags. Um ein Uhr war ich ſchon bereit, d. h. gekleidet, wie es ſich für eine Vorſtellung bei Sr. Hoheit ſchickte. Nach der in den Verhältniſſen zu unſerer Geſandtſchaft feſtgeſtellten Sitte erſchien zur beſtimmten Zeit im Quartier des Grafen Simonitſch der Iſchik Agaſſi (Ceremonienmeiſter) Mohammed Mirza's, und erklärte mir, daß Seine Hoheit mich in ſeinem Palaſt erwarte. Der Zug bewegte ſich in gebührender Ordnung: voraus gingen eine Menge Feraſchen (Diener) mit langen Stäben, um die Wege frei zu halten, dann kam der Ceremonienmeiſter und endlich

*) Jetzt etwa 51 Jahre alt.

der bevollmächtigte Minister mit seinem Gefolge. Ich sah dieß zum ersten Mal, und muß gestehen, daß ich davon betroffen, erstaunt und zum Lachen gereizt war; auf der einen Seite schien mir die Sache großartig, auf der andern lächerlich, und ich gedachte des französischen Sprüchworts: „du sublime au ridicule, il n'y a qu'un pas.“ Das wilde Geschrei der Feraschen, begleitet von dem Schwingen ihrer unendlich langen Stöcke, ihre bunte Kleidung, der ganze Haufen, das Gelärm wirkten seltsam auf mich frisch angekommenen Europäer, dessen Auge an den asiatischen Geschmack noch nicht gewöhnt war. Nachdem wir ziemlich weit durch die krummen Straßen und engen Bazare gegangen waren, kamen wir zu dem Palast, traten in das erste Thor, und befanden uns mit Einem Mal mitten in einem großen Hofe. An der einen Mauer stand eine Wache aus den Sarbasen, welche, als sie den russischen Gesandten sah, ins Gewehr trat, und auf Commando des Officiers dasselbe nach englischer Weise präsentirte, was nicht sehr schön aussah, aber doch einen Schatten von Ordnung zeigte. Als wir an das zweite Thor gelangt waren, stiegen wir vom Pferde und gingen zu Fuß durch den zweiten, gleichfalls ziemlich großen Hof, aus welchem wir in den Garten traten. Als wir bis in die Mitte desselben gekommen waren, hielt der uns vorantretende Ceremonienmeister an, und machte eine Verbeugung bis an den Gürtel hinab; ich sah mich um, vor wem er sich bückte, und bemerkte in einem Saal, dessen Fenster in den Garten gingen, Jemand auf einem Lehnstuhl sitzen. Dieß war Mohammed Mirza. Wir Europäer blieben gleichfalls stehen, und statt der Verbeugung legten wir die Hand an unsere Mützen; Mohammed machte ein Zeichen mit dem Kopfe, und wir schritten weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Die Literatur und Kunst in den Provinzen von Frankreich.

(Schluß.)

Von den Alterthumsforschern, welche in den übrigen Theilen von Frankreich die Literatur mit sorgfaltigen, wenn auch häufig langweiligen Arbeiten über Geschichts- und Kunstdenkmäler beschenken, nennen wir noch die HH. Emilien Frossard zu Nismes, Verfasser mehrerer Broschüren über die römischen Monumente im Süden von Frankreich, Jouanet in Bordeaux, Gilbert und Du Sevel in Amiens, welcher letztere so eben eine zweite Auflage seiner Geschichte der Kathedrale von Amiens veranstaltet, Estancelin und Louandre in Abbeville in der Picardie, Allier im Bourbonnais, Dumège, Dubarri, de Castellane und Crozanes im Languedoc und den angränzenden Provinzen, Vallet in Saint-Omer, Tarbé in Sens, Gabriel Peignot in Dijon, dessen Ruf, wenn ich nicht irre, sogar bis jenseits des Rheins vorgedrungen: seine Recherches historiques et littéraires sur les Danses des morts verrathen vielen Fleiß und Scharfsinn, und sein Myriobiblion français ou Recueil de recherches littéraires strotzt von Gelehrsamkeit und Belesenheit; Pillot im Dauphiné, Th. Cauvin und Richelet in Mans, Beauchet und de Chergé im Poitou. Alle diese Gelehrten und noch so viele andere, welche in unserer Liste fehlen, haben in den Provinzen die Früchte ihrer mehrjährigen Forschungen herausgegeben, die von sehr Wenigen beachtet worden sind, obschon sie alle Beachtung verdienten. Ich sprach neulich meine Verwunderung darüber gegen einen Pariser Journalisten aus, der mir zur Antwort gab: Man müsse nicht über solche Gegenstände schreiben; das seyen veraltete Geschichten, um die sich Niemand mehr bekümmere. — Worüber hätten denn diese guten Leute schreiben sollen? fragte ich. — Mein Gott, über den Handel, über die Zuckersteuer, über die orientalische Frage . . . — Aber wenn sie vom Handel, von der Staatswirthschaft und Politik nichts verstehen, wenn sie bloß wissenschaftlich gründliche Geschichtsforscher und Archäologen sind, wie können sie in diesem Falle etwas Gescheidtes über Seifensiederei oder sonstige in den Handel einschlagende Artikel vorbringen? — Tant pis pour eux, lautete die Antwort. — Aus dem allgemeinen Hange für archäologische Studien erklären wir uns den Umstand, daß in den Provinzen Frankreichs noch so viele Gedichte gemacht werden, welche man in Paris als verlegene Waare betrachtet, folglich ganz vernachlässigt. Die Poesie ist zu Paris aus der Mode gekommen; die Epopöe ist alter Plunder; die Ode paßt nur noch für Gymnasiasten, und die Satyre ist ganz unzulässig in einer Stadt, wo Jeder sich selbst anbetet. Alle diese Dichtungsarten sind demnach in die Provinz verbannt, welche sich allerdings noch vielfach damit befaßt. Der bekannte Bäcker Reboul in Nismes hat ein großes Heldengedicht, le dernier jour betittelt, zu Stande gebracht; ein Wollweber und ein Zinnarbeiter in Rouen, deren Namen mir gerade nicht beifallen, machen ganz hübsche Oden; Hr. Ayma in Toulouse hat eben unter dem Titel préludes, einen Band Sonnetten und Gedichte erscheinen lassen; Hr. Sol in Ploermel klagt auf dem „Grabe Annettens“ in schauerlichen Gesängen, mit Streckversen untermischt, und Madame Touchard in Mans besingt Glaube und Hoffnung in ganz artigen Gedichten, welche man mit völligem Recht den Pariser lyrischen Ergüssen zur Seite stellen kann.

Die bildenden Künste geben in den Provinzen Frankreichs wenig oder gar keine Lebenszeichen; die Statuen zu öffentlichen Gebäuden, Plätzen und Brücken lassen die Provincialstädte in Paris ausführen, welches sich dieser Aufträge mit seiner gewohnten Bravour und Schnelligkeit entledigt. Seit einiger Zeit haben zwar die größern Departementalstädte angefangen jährliche Kunstausstellungen zu halten, allein die einheimischen Künstler lassen dieselben entweder verwaist oder werden von den eingesandten Werken anerkannter Pariser Meister erdrückt. Fast Alles, was wir auf den Provincialausstellungen in Rouen, Nantes, Angers, Lyon, Lille, Cambray, Orleans, Straßburg von einheimischen französischen Künstlern gesehen, trug das Gepräge des guten Willens und des Eifers für das Gute, aber nirgends fand sich eine Spur von genialer, origineller Auffassung und Erhabenheit der Idee. Wir kennen nur drei französische Künstler in den Departements, welche in Paris einen Namen haben; es sind der Landschaftsmaler Jolivard in Mans, der

Marinemaler Garneray und der Schlachtenmaler Bellangé in Rouen.

Jolivard gehört der neuern Landschaftsmalerschule an, welche er zum Theil mit gründen half; er schöpfte näher an den unmittelbaren Quellen der Natur, die Auffassung seiner Landschaften ist freier, lebendiger, und die stylisirte, absichtliche Composition hat bei ihm glücklich aus der Natur aufgefaßten Wirkungen Platz gemacht; er hat die Natur gründlich studirt und sich die Kunst erworben, sie treu wiederzugeben, jedoch wäre ihm mehr Strenge bei der Auswahl seiner Sujets zu wünschen und weniger Treue beim Copiren. Bellangé componirt hübsche Bataillen mit kleinen Figuren, in denen viel Feuer und Leben herrscht, und Garneray ist einer der tüchtigsten Marinemaler, den die Franzosen in neuerer Zeit aufzuweisen haben. Er war selbst lange Seemann und kennt das Schiff bis in die kleinsten Details, auf dessen Darstellung er daher auch besondere Sorgfalt und Fleiß verwendet. Die Fischerboote, die Küstensegler, die schweren Kauffahrer, die gewaltigen Dreimaster, die leichten Schaluppen, die zierlichen Bricks, die koketten Fregatten sind ihm organische Wesen, deren Bau und Anatomie er so genau studirt, wie der gelehrteste Historienmaler den Bau und die Anatomie des menschlichen Körpers; er zeigt uns diese Fahrzeuge in allen möglichen Bewegungen, Schwenkungen und Verkürzungen, in der Ruhe des Hafens und im Spiel der vollen Segel, im wüthenden Sturm und im Donner des Gefechts, wenn die Rippen krachen und die Masten zersplittern. Ihm ist nicht das Element, sondern das Schiff die Hauptsache; er ist der Vernet der Seeschlacht, und wurde deßhalb auch von der französischen Regierung dazu ausersehen, die Waffenthaten der französischen Marine zu malen. Im historischen Museum von Versailles sieht man von Garneray die Schlachten bei Augusta und Navarin; zu bewundern ist dabei die Kunst, womit er in diesem wilden Chaos, wo die streitenden Elemente, Wasser und Feuer, sich zum Untergange des Menschen und seines kühnsten Werkes vereinigen, stets die Wirkung des Ganzen in Composition und Haltung durchzuführen versteht. Garneray's Auffassung hat vielleicht weder die ruhige Natur Schotels, noch die großartige, blühende Phantasie Gudins, und seine mehr genreartige Behandlung stimmt damit überein; man kann ihm bisweilen sogar eine gewisse kalte Buntheit vorwerfen, aber unmöglich wäre es auch oft, dieß von dem Gewirre einer Seeschlacht getrennt zu denken. Auf der letzten Ausstellung hatten wir ein treffliches, mehr dem Genre sich näherndes Bild von Garneray, der Fischfang an der Herault betitelt: es zeigt uns eine altertümliche Mühle an einem Arme des Flusses, wo die Fische sich im seichten Wasser schaarenweise zu versammeln pflegen und das Fischervolk anlocken. Sorgfaltige Ausführung der Landschaft und der Staffage, geistreiche, pastöse Behandlung, warmes, klares Licht zeichnen dieses Bild besonders aus, welches die französische Regierung fürs Luxembourg-Museum angekauft hat. Garneray gehört unbedingt zu den talentvollsten Künstlern seines Fachs, und ist nach Gudin der beste Marinemaler Frankreichs. Klingt es daher nicht abgeschmackt, wenn die Pariser Feuilletonisten sich damit brüsten, es gebe nur in Paris Talent, Genie, Geist, Witz, Geschmack, Kunst und Literatur? Allein dieser Gedanke ist einmal um keinen Preis aus dem Kopfe der Literaten-Republik oder vielmehr Literaten-Aristokratie, deren Rednerbühne, Forum und Capitol in Paris und deren tarpejischer Felsen beim Tabakhändler ist, herauszubringen. Die Provinz taugt zu nichts Anderm, als die Pariser Schöngeister zu ernähren, und die Provincialen sind zu nichts Besserem zu gebrauchen, als zum Kartenspiel, Kattunweben und Actiennehmen auf die Entreprisen, welche die Pariser in Gang setzen. Der Pariser macht sich wenigstens keinen andern Begriff von den Leuten in der Provinz, welche allerdings sehr viel selbst daran Schuld sind, daß man sie so geringschätzig behandelt, wie wir weiter oben gezeigt haben. Paris aber handelt sehr unklug und undankbar, daß es die Quellen vergiftet, woraus es sich tränkt; denn woher anders, als aus der armen, verspotteten Provinz kommen ihm seine Redner und Dichter, worauf es sich so viel einbildet? Paris hat nichts, was es sein eigen nennen könnte; Alles, was es Großes und Niederträchtiges besitzt, seine Künstler, seine öffentlichen Dirnen, kommen von weit her, die einen vom Genie, die andern vom Elend gestachelt und getrieben; den einen schändet es den irdischen Leib, den andern die himmlische Seele. Göttergleiches Paris, du bist unstreitig ein großer, leuchtender Herd; aber du solltest doch bedenken, daß ganz Frankreich das Holz dazu liefert, und zum allerwenigsten verlangen kann, sich daran zu wärmen!

E. C.

Hoverlants Geschichte von Tournai.

Es gibt einen Geschichtschreiber der Stadt Tournai, Namens Hoverlant, ehemaliges Mitglied des Raths der Fünfhundert, welcher die Geschichte seiner Stadt bis zum hundert und vierzehnten gedruckten Bande fortgesetzt hat. Diese Thatsache, die man für ein Mährchen halten sollte, wenn sie nicht im ganzen Lande bekannt wäre, ist gewiß einzig in den Annalen der Literatur. Hr. Hoverlant, schon sehr alt, hat vor einiger Zeit sein Gesicht verloren, und man glaubte, dieser Unfall werde sein Geschichtswerk beim 115ten Bande aufhalten; auch ist wirklich geraume Zeit verstrichen, ehe eine Fortsetzung erfolgte, dann aber fand der unermüdliche Annalist einen gefälligen Nachbar, der die Feder für ihn führte; der 114te Band der Geschichte Tournai's soll in kurzem erscheinen. (Echo de la Frontière.)

Chronik der Reisen.

James Todd's Reisen in das westliche Indien.

(Fortsetzung.)

„Der Kaufmann von Anhulwarra hat seinen Namen unsterblich gemacht und seine Dankbarkeit gegen Bhavani an den Tag gelegt, indem er ihr rechts vom Grischabdeva eine Capelle baute im südwestlichen Winkel des Vierecks, und ihre Zelle größer und höher machte, als die übrigen, während in der Nebenzelle die Statue des zweiundzwanzigsten und berühmtesten der Dschinen war steht, Nem-Nath, auch Arisch-Nemi

oder „schwarz“ genannt. Die Statue ist kolossal, entspricht ihrem Namen und Farbe, und ist aus einem Marmorblock aus den Steinbrüchen von Dongerpur gearbeitet.

„Als wir den viereckigen Hof verließen, gingen wir durch ein viereckiges Gemach mit zahlreichen Säulen, die eine niedrige Decke trugen, an dessen Eingang, Vrischabdeva gegenüber, die Reiterstatue des Gründers steht, in mehr als Lebensgröße, mit seinem Neffen, der hinter ihm sitzt, und über seinen Kopf der Tschattri oder Sonnenschirm, das Zeichen des Adels. Der alte Kaufmann ist etwas plump gearbeitet und mit etwas bedeckt, das einer Kaziken-Tiare gleicht; sein Neffe reicht ihm ein Ding, das einem Marschallsstabe gleicht, doch auch eine Rechnungsrolle über die Kosten des Baues seyn könnte. Den Fürsten der Kaufleute umgeben zehn Figuren, auf eben so viel Elephanten stehend, von denen jeder, wie der Reiter, 6 Fuß hoch ist; sie sind von Marmor und von erträglicher Arbeit. Localsagen erzählen, es seyen die Bilder der Könige der zwölf großen europäischen Nationen, welche Bimul Sah durch den Einfluß des Goldes zum Schwur vermochte, daß dieß Werk seiner Hände und seine Gottheit stets von ihnen geachtet werden sollte.

„Unmittelbar hinter der Reiterstatue des Gründers ist eine mehrere Fuß hohe Säule, welche aus drei Abtheilungen besteht, und anmuthig und schlank sich von einer runden Basis erhebt, die aus drei Marmorstufen besteht. In ihr sind unzählige kleine Nischen eingearbeitet, jede mit einer Figur der Dschineswar in der gebräuchlichen beschaulichen Stellung. Diese Säule ist eine gewöhnliche Zugabe bei jedem Dschain-Tempel. Ich bin geneigt, sie mit dem berühmten Cutub Minar in Delhi zusammenzustellen, und glaube, daß die islamitischen Baumeister die letztere umrieften, um die anstößigen Bilder zu entfernen. Zu dieser Classe gehört auch eine Säule auf dem Gipfel des Tschitore von fast 10 Fuß Höhe, auf ähnliche Weise mit Bildern verziert und von einer offenen von Pfeilern getragenen Kuppel bedeckt. Jeder Stein ist voll historischer Data, doch erfordert es eine große Bekanntschaft mit der Vergangenheit, um sie zu ordnen. Ich hätte einen Monat mit Besichtigung der Werke dieses fürstlichen Kaufmannes zubringen können, doch die Zeit drängte, und andere Gegenstände von gleicher Wichtigkeit erwarteten mich. —

„Wenn man durch einen Hof geht, führt eine Treppe zu einem andern Tempel, dem Parswanath, dem dreiundzwanzigsten und volksthümlichsten der Dschineswars, geweiht. Dieses Heiligthum wurde von den Brüdern Tedsch Pal und Buffunt Pal, ebenfalls Kaufleuten des Dschain-Glaubens, errichtet, welche die Stadt Tschandravati unter der Regierung des Dharaburz und als Bhim Deo der Oberherr des westlichen Indiens war, bewohnten. Entwurf und Ausführung dieses Heiligthums und aller seiner Zugehörungen sind nach dem Muster des vorigen, den es jedoch, als Ganzes, übertrifft. Es hat mehr einfache Majestät, die gerieften Säulen, die den Munduff tragen, sind höher, und das gewölbte Innere ist dem andern an reicher Bildhauerarbeit ganz gleich, und übertrifft es in der Ausführung, die freier und in schönerem Geschmack ist. Die Spannung der Kuppel hält im Durchmesser 2 Fuß mehr als die andere, welche 26 Fuß hat; die gewichtigen Architraven von Marmor sind 15 Fuß lang und von einer ihrer Länge und ihrer auffliegenden Last entsprechenden Solidität. Das Peristyl entspricht genau dem bereits beschriebenen, und ist, wie dieses, durch eine dazwischen tretende Säulenreihe mit dem Viereck verbunden. Es ist unmöglich, eine deutliche Idee von dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit der Basreliefs an der Hauptkuppel, oder den kleinern, die sie umringen, zu geben. Doch dürfen wir eine sonderbare Verzierung, die von dem größern Gewölbe herabhängt, nicht übersehen, deren Beschreibung aber die Feder vergeblich versucht, und die den Griffel des geduldigsten Künstlers auf die Probe stellen würde. Wenn es auch einige Analogie mit dem Corbeille einer gothischen Kathedrale hat, so gibt es doch im blühendsten Styl gothischer Baukunst nichts, das mit ihm verglichen werden kann. Die Form ist cylinderförmig, gegen 3 Fuß lang, und wo es von der Decke herabhängt, sieht es wie ein Büschel von halbgeöffnetem Lotus, dessen Kelche so dünn, so durchsichtig und so genau gearbeitet sind, daß das Auge mit Bewunderung auffieht. Die Kuppel ist durch reich gearbeitete Schnüre in concentrische Abtheilungen getheilt, und jeder Zwischenraum mit fein gearbeiteten Devisen ausgefüllt. In einer Abtheilung scheint eine bacchanalische Gruppe die Zeit des Jahres anzudeuten, wo sich die ganze Natur erfreut und der Mann des Reichthums jeden Gedanken an Lacschmi (die Göttin des Reichthums) für den grünenden Vassanti oder Frühling aufgibt, vielleicht eine Anspielung auf den Namen des Gründers, Buffunt Pal, das heißt: „vom Frühling genährt.“ In den andern Abtheilungen sind reiche Festons en haut relief, von Blumen, Früchten und Vögeln, bis zum letzten, welche Figuren von Kriegern enthält, von denen jeder auf einem hervorspringenden Piedestal steht in verschiedenen Stellungen, einige halten ein Schwert oder Scepter; vielleicht stellen sie die Könige von Anhulwarra dar. Der torna *) theilt unsere Bewunderung mit dem Gewölbe. Er scheint wie ausgespritzt zu seyn aus dem Rachen zweier Seeungeheuer, deren Köpfe aus den Capitälen oder Säulen hervorspringen, die den Bogen tragen. Doch mit Worten ihn beschreiben, ist vergeblich, und wir verlassen den Munduff für das Heiligthum.

„Beim Aufsteigen der Stufen treten wir in die Vorhalle, auf deren beiden Seiten ein tauk oder Nische ist, die theils in die Mauer einsinkt, theils aus ihr herausspringt. Die Basis hat die Form eines Altars, über welchem kleine und sehr schön gearbeitete Säulen einen trefflich gezeichneten Himmel tragen. Obgleich glatt, kann nichts die Arbeit übertreffen, nicht eine ungleiche Linie oder unebene Oberfläche ist bemerkbar. Alles ist so fein gemeiselt, daß es wie in Wachs gegossen scheint, die Ecken, halb transparent, sind nicht ¼ Linie dick. Diese Nischen sollen 1¼ Lak Rupien oder gegen 12,000 Pfd. St. gekostet haben. Im Sanctum sieht man die Statue des Parswa, dessen Symbol die Schlange. Die Verehrung ist dieselbe, wie die oben besprochene.

„Die Piazza mit doppelten Colonnaden ist eben so merkwürdig als ein Ganzes, doch sind die Säulen einfacher und die gewölbten Abtheilungen eben so reich und von kühnerer Arbeit. Unter den complicirten Bildnereien dieser gewölbten Decken (nicht weniger als neunzig an der Zahl), von Satyrn, Göttern, Halbgöttern und Heroen, sind auch Schiffe; andeutend, daß der Reichthum der Gründer aus dem Seehandel floß zu einer Zeit, wo die stolze Stadt Anhulwarra und ihre stolzen Könige, die Balharaes, im vollen Sonnenschein des Glücks strahlten, ihre Schiffe alle angränzenden Reiche besuchten und die Producte über das ganze Hinduland ergossen.“

*) Vorspringende Saule.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 289.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

16 October 1839.

Die Neger auf Jamaica. *)

Wir haben ſchon früher bemerkt, daß die Flitterwochen der Emancipation vorüber ſind, und dieſes Wort bewahrheitet ſich immer mehr, jede neue Nachricht zeugt von dem unheilbaren Zerwürfniß, das durch die ganze Einwohnerſchaft von Weſtindien geht, und ſich am heftigſten in Jamaica zeigt, wo 7 bis 8000 Weiße einer Maſſe von 320,000 Negern gegenüberſtehen. Um das Benehmen der engliſchen Pflanzer zu verſtehen, darf man ſich nur erinnern, was wir im vorigen Jahre über den Emancipationsverſuch auf den franzöſiſchen Inſeln während der Revolution mitgetheilt haben: man nannte die armen Schwarzen „freie Bürger der Republik," und band ſie durch Regulative über die Vagabondage ꝛc. ſtrenger als je vorher die Sklaven, ſo daß die Wiedereinführung des Namens endlich keine Schwierigkeit mehr hatte. Dasſelbe beſtreben ſich jetzt die engliſchen Pflanzer zu thun, weil die engliſche Regierung aus wichtigen politiſchen Gründen die Emancipation faſt um jeden Preis, und ſollte dieſer Preis ſelbſt der Untergang der jetzigen weißen Einwohnerſchaft von Weſtindien ſeyn, durchführen will.

Wie die Sachen gegenwärtig ſtehen, läßt ſich mit wenigen Worten ſchildern. Bekanntlich wies der Pflanzer jedem Sklaven ein kleines Häuschen und ein Stück Feld zu, damit er durch den Anbau dieſes letztern ſich ſeinen Unterhalt ſelbſt erwerbe, zu welchem Ende ihm einige freie Zeit vergönnt wurde. Als es zur Emancipation kam, fragte es ſich, was aus dieſem Häuschen und dieſem Stück Feld werden ſollte: der ehemalige Sklave konnte es nicht als Eigenthum in Anſpruch nehmen, denn es war zu offenbar ein Eigenthum ſeines ehemaligen Herrn. Der Pflanzer konnte es nicht an ſich ziehen und die Neger ausweiſen, ſonſt beraubte er ſich vorweg aller arbeitenden Hände; man kam alſo auf den Mezzotermine hinaus, daß der Neger Haus und Feld als Pacht behalten und mit Arbeit den Pachtſchilling abverdienen ſollte. Aber er war nur, was die Engländer tenant at will nennen, d. h. er konnte jeden Augenblick aus dem Pacht geworfen werden, ſobald es dem Herrn beliebte.

Der Aufſeher einer Pflanzung kündigt den Negern an, daß ſie ihr Hauschen und Feld verlaſſen, oder einen Arbeitscontract eingehen ſollen, einen Contract, der ihnen ſchwere Arbeit auflegt, geringen Lohn gibt, und lange dauert. Willigen ſie ein, ſo ſind ſie ſo ſchlimm daran, wie je als Sklaven, und wenn ſie die Bedingungen, die meiſt nicht geſchrieben ſind, nicht gehörig erfüllen, ſo kann man ihnen den ganzen Lohn entziehen, oder ſie auf den Spruch eines Friedensrichters auf drei Monate bei harter Arbeit ins Gefängniß ſtecken laſſen. Machen ſie keinen Contract, ſo werden ſie ſummariſch aus der Pflanzung vertrieben, und können dann als Vagabunden, die keine beſtimmte Heimath und keine geſicherten Unterhaltsmittel haben, vor den nächſten Friedensrichter gebracht werden, der ſie auf ſechs Monate lang zu harter Arbeit in ein Correctionshaus ſchickt. Sollte es ihnen gelingen, weiter fortzukommen, ehe ſie aufgegriffen werden, ſo kann man ſie noch außerdem zu 39 Peitſchenhieben verurtheilen, worauf man ſie zurückſchickt, wo ſie herkamen, und wo dieſelbe Alternative ihrer abermals wartet. Hieraus iſt klar, daß die Pflanzer durch Disciplinargeſetze die Neger in derſelben Unterwürfigkeit erhalten wollen, wie zu der Zeit, wo ſie noch Sklaven waren.

Indeß haben die Pflanzer das Ziel überſchoſſen. Das Geſetz über die Contracte iſt ſo ſtreng, daß Niemand einen Contract eingehen will. Das damit in Verbindung ſtehende Geſetz über das Verjagen von den Pflanzungen*) kann ſo ſehr als ein Mittel zur Unterdrückung benutzt werden, daß einige wohlwollende Menſchenfreunde an mehreren Orten Anſtalt getroffen haben, alle auf dieſe Weiſe verjagten Arbeiter unterzubringen. Das Geſetz über die Vagabondage wäre, wenn es ſtreng ausgeführt würde, wohl im Stande, die Neger zu Contracten zu zwingen, aber es würde dadurch zu einer ſo furchtbaren Tyrannei, daß man ohne Hülfe von Soldaten es nicht auszuführen wagt.

Alle dieſe beſtehenden und doch nicht wohl ausführbaren Geſetze haben allgemeines Mißtrauen und Unruhe erzeugt, und eine Folge gehabt, die ſich leicht vorherſehen ließ: eine Menge

*) Siehe Nr. 156 und 157 v. d. J.

*) Ejectment in der engliſchen Gerichtsſprache.

Neger haben die Pflanzungen verlaſſen, und ſich auf herrenloſem Grunde angeſiedelt, woran bekanntlich in Jamaica kein Mangel iſt; kein beſtimmtes Geſetz hindert ſie daran, und wenn die Sache einmal Wurzel gefaßt hat, und allmählich im Innern neue Negerdörfer entſtehen, ſo iſt in keiner Art zu erwarten, daß dieſe wieder ſich zu einer ſo harten Arbeit, wie auf den Zuckerfeldern und in den Zuckerſiedereien, herbeilaſſen werden. Was wird aber dann aus der Zuckercultur? Und noch mehr, was wird endlich, da man nach engliſchem Rechte dieſen freien Anſiedlern (freeholders) das Stimmrecht bei den Wahlen nicht verweigern kann, aus dem bisherigen Monopol der 2000 weißen Wähler werden, die bald durch eine ungeheure Ueberzahl von Schwarzen erdrückt werden müſſen? Daß die Schwarzen in Weſtindien endlich über die Weißen das Uebergewicht erhalten werden, das iſt kein Zweifel, wie aber und auf welchem Wege, das bleibt immerhin eine intereſſante und wichtige Frage.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Perſien.

Aufenthalt in Tebris.

(Fortſetzung.)

Beim Eingang in den Saal zog der Ceremonienmeiſter ſeine Pantoffeln aus und wir unſere Galochen. Auf der Schwelle blieben wir ſtehen, wiederholten unſere Verbeugung, und wurden von Mohammed Mirza freundlich bewillkommt. Der Ceremonienmeiſter entfernte ſich in eine Ecke des Saals, wo er in einer achtungsvollen Stellung auf ſeinen Stab geſtützt ſtehen blieb, und wir nahmen auf den für uns bereit gehaltenen Lehnſtühlen Platz.

Das Geſpräch wurde durch einen Dolmetſcher geführt und begann mit Fragen nach der Geſundheit, worauf der Miniſter mich Mohammed Mirza vorſtellte, und zwar auf eine Art, daß dieſer keinen Zweifel hegen konnte, ich gehörte zu den angeſehenſten Perſonen in Rußland; dasſelbe glaubt man hier auch von allen Beamten der Miſſion. Dieß iſt unerläßlich, weil dieß der perſiſchen Regierung die nöthige Achtung vor den Ruſſen einflößt, ohne welche auch nicht das kleinſte Geſchäft mit ihnen abzumachen iſt.

In Folge deſſen fragte mich Mohammed Mirza, wann ich zum letzten Male den Kaiſer geſehen hätte? Ich erwiederte: am Tage meiner Abreiſe. Dieß war zufälligerweiſe nicht gelogen, da ich wirklich in dem Augenblick, wo ich mit meiner Reiſeequipage Petersburg verließ, das Glück hatte, dem Kaiſer auf der Straße zu begegnen. Hierauf fragte mich Mohammed nach dem Cäſarewitſch; hier aber mußte ich lügen, und ſagte, ich hätte das Glück gehabt, ihn noch zwei Tage vor meiner Abreiſe zu ſehen. Da er von dem Miniſter erfahren hatte, daß ich früher im Militär gedient hätte, fragte er mich, in welchem Regiment, und was ich commandirt hätte. Ich erwiederte, ich hätte im erſten Garderegiment des Kaiſers gedient, und .... hier beſann ich mich. Sagen, daß ich bloß Unterlieutenant geweſen ſey, und kraft deſſen einen Zug commandirt hätte, ſchien mir doch gar zu wenig, mich aber für einen ehemaligen Bataillonschef auszugeben, gar zu keck, um ſo mehr, als in Perſien der Commandant eines regulären Bataillons Sarbaſen eine ſehr wichtige Perſon iſt. Im Schwanken zwiſchen vollſtändiger Wahrheit und einer unmäßigen poetiſchen Licenz, entſchloß ich mich, geradezu die Wahrheit zu ſagen. Mohammed Mirza ſchien damit zufrieden, that noch einige andere unbedeutende Fragen, worauf wir aufſtanden, uns verbeugten und fortgingen; an der Schwelle blieben wir wieder ſtehen, und das Gleiche geſchah, wie bei der Ankunft, in der Mitte des Gartens. Hierauf ſetzten wir uns zu Pferde, und ritten nach Hauſe.

Der Saal, worin der perſiſche Thronfolger uns empfing, war ziemlich groß, und die Fenſter gingen, wie ſchon bemerkt, auf den Garten; dieſe Fenſter begannen aber gleich am Boden und reichten faſt bis zur Decke hinauf, ſo daß der Saal einem Gewächshauſe glich. Kleine, vielfarbige Glasſcheiben und die Schnitzarbeit an den Rahmen erinnerten an gothiſche Gebäude. Die Mauern waren mit verſchiedenen Blumen und Vögeln in ausnehmend hellen Farben und vielen Vergoldungen verziert. Hier ſteht auch der Thron des Erbprinzen; er gleicht einem gewöhnlichen Lehnſtuhl mit hoher Lehne, und iſt aus einem rothen Holze mit vergoldeten hölzernen Verzierungen gefertigt. An den Wänden hängen zwei große Gemälde. Das eine ſtellt das Lager Abbas Mirza's und den Prinzen ſelbſt zu Pferde mitten unter ſeinen Truppen vor; Alles aber iſt ohne die geringſte Beachtung der Zeichenkunſt überhaupt und der Perſpective insbeſondere gemalt. Den Sinn des andern Gemäldes konnte ich nicht ergründen: man ſieht in der Ferne eine europäiſche Schlacht, und auf dem Vordergrund drei Figuren in Lebensgröße: ein General, wahrſcheinlich mit ſeinem Adjutanten, der einen verwundeten und vom Pferde geſtürzten Officier aufhebt. Die Perſer behaupten, das Gemälde ſolle Napoleon darſtellen; ich kann aber nicht errathen, woraus dieſe Anſicht geſchöpft iſt, denn, um von den Geſichtern gar nicht zu reden, geben auch die Coſtume nicht die geringſte Veranlaſſung zu einer ſolchen Vermuthung; dieß iſt indeß eine ziemlich gleichgültige Sache, denn man betrachte nur z. B. eine aus reinem, weißem Marmor gehauene Büſte, eine vortreffliche Arbeit: ſie ſtellt einen Perſer in der Pelzmütze und mit dem Barte dar; wer kann dieß ſeyn? Gewiß Feth Ali Schah ſelbſt, dachte ich. Aber auf welche Weiſe, wo und wer konnte dieſe Büſte machen? Ich begriff es nicht, denn es war ſicherlich keine perſiſche Arbeit. Das Räthſel löste ſich anders, als ich gedacht hatte. Die Geſchichte dieſer Büſte iſt ziemlich ſeltſam. Ein gewiſſer Mirza Saleg, Muſtophi *) Feth Ali Schahs, ein gebildeter Mann und ein großer Stutzer, der im Gefolge Kosru Mirza's Petersburg beſucht hatte, reiſte auch nach England, und ließ dort ſeine Büſte für eine ziemlich runde Summe verfertigen. Als Mirza Saleg nach Perſien zurückkam, erfuhr der verſtorbene Abbas Mirza, daß er aus England ſein in Marmor gehauenes Bild mitgebracht habe. Se. Hoheit

*) Man hat dieſes Amt, ich weiß nicht recht aus welchem Grunde mit Staatsſecretär überſetzt. A. d. V.

wünſchte dieß Werk der böſen Geiſter zu ſehen, und ein Blick entſchied über das Schickſal der Büſte. Zum Unglück Mirza Salegs hatte ſie das Glück, Abbas Mirza zu gefallen, und der Prinz, welcher ſich auf das Geſetz berief, welches allen Privatperſonen verbietet, ihre Bildniſſe machen zu laſſen, was ein ausſchließliches Vorrecht der königlichen Familie iſt, befahl dem Staatsſecretär, die Büſte zu nehmen, und ſie in dem Empfangſaale des Palaſtes aufzuſtellen. Man muß geſtehen, der Einfall iſt nicht übel! Da ich ſomit auf Abbas Mirza zu ſprechen kam, ſo will ich noch einiges Weitere über ihn hinzufügen, denn hier in Aderbeidſchan muß man von ihm reden, wo ihn jeder kennt, wo er ſo viele Andenken von ſich zurückgelaſſen hat, und wo alle Spuren ſeines politiſchen und Privatlebens noch friſch ſind.

Abbas Mirza war der dritte Sohn Feth Ali Schahs, wurde aber nichtsdeſtoweniger zum Thronfolger auserſehen, ein deutlicher Beweis, daß in Perſien kein eigentliches Recht der Thronfolge beſteht, und insgemein viel von der Laune des jeweiligen Herrſchers abhängt. Abbas Mirza war ein unternehmender und verſtändiger Mann; er hegte den Wunſch, ſeinem Vaterlande nützlich zu ſeyn, und dieſer Wunſch äußerte ſich in vielen edlen Beſtrebungen für das allgemeine Beſte. Die Errichtung der Sardaſen, die Verbeſſerung des Heerweſens überhaupt, die Aufnahme kenntnißreicher Fremden in den perſiſchen Dienſt, die Begründung eines Arſenals in Tebris, die Erbauung eines großen Bazars, Alles dieß zeigt bei Abbas Mirza ein Streben zum Guten, zur Ordnung, und folglich zum Wohle des Landes, deſſen Regierung ihm anvertraut war. Bei ſolchen guten Anlagen konnte man von Abbas Mirza wichtige, bedeutende Thaten erwarten, die in der perſiſchen Geſchichte Epoche gemacht haben würden; aber man nahm dieſe Erwartungen für Wirklichkeit, und darum hegen Viele eine allzu hohe und falſche Meinung von Abbas Mirza. Er war ſehr reizbar, und im Augenblick des Zorns konnte er ſich zu Allem entſchließen; aber dieſe fieberhafte Stimmung ging ſchnell vorüber. Obwohl eine ſolche Reizbarkeit und ſolches Aufbrauſen im Allgemeinen eine ſchlimme Eigenſchaft iſt, ſo kann man ſie doch demjenigen verzeihen, bei welchem mit dem erſten Sturm auch der Same gehäſſiger Geſinnung verfliegt; hierdurch zeichnete ſich Abbas Mirza aus, und ich würde darum dieſer Eigenſchaft ſeines Charakters gar nicht erwahnt haben, wenn ſie nicht auch in wichtigen Dingen ihre Wirkung geäußert hätte, wenn die Minuten, in denen er ſich zu gewagten Unternehmungen entſchloß, nicht ſo ſehr vorüberfliegend geweſen, wenn er bei wichtigen Unternehmungen ſich nicht eben ſo charakterlos gezeigt hätte, wie in ſeinem Zorn. Alles war bei ihm ein bloßes Aufflackern, Alles fing gut an, aber es fehlte ihm an Wärme, das Begonnene fortzuſetzen, es fehlte die Kraft, um eine lange Probe zu beſtehen; der Muth, welcher ihn im Anfang beſeelte, verſchwand in der Folge gänzlich, mit Einem Wort, er hatte nicht die gehörige Ausdauer, oder, wenn man will, die Geduld, welche eine unerläßliche Eigenſchaft eines jeden iſt, der auf ein beſtimmtes Ziel losarbeitet. Als Beweis ſeiner Charakterloſigkeit kann ſein Benehmen gegen den erſten Miniſter dienen: er konnte ihn nicht leiden, da er ihn als einen böſartigen Menſchen kannte; bei der geringſten Unzufriedenheit ſchlug er ihn geradezu, und bei allem dem hatte er nicht genug Feſtigkeit, ihn zu entfernen, und geſtattete ihm ſogar, ſich ſehr willkürlich zu benehmen. Welches Geiſtes Kind dieſer erſte Miniſter war, der den Titel Kaimakam führte, wird der Leſer ſpäter ſehen. Mit dieſer Charakterſchwäche verband Abbas Mirza noch eine Neigung zu allen möglichen im Orient bekannten ſinnlichen Genüſſen, welche ſeine Geſundheit zerſtörten, ihm einen ſehr großen Theil ſeiner Zeit raubten, und die Stimme der Vernunft in ihm oft ſo ſehr erſtickten, daß er ihnen die wichtigſten Geſchäfte opferte. Er wollte ſein Land bilden, und bemühte ſich nicht im geringſten, ſich ſelbſt zu bilden. Dieß iſt ein kurzer Abriß ſeines Charakters; ich bin überzeugt, daß jeder, der in Perſien war, oder ſich aufmerkſam mit der neuern Geſchichte desſelben beſchäftigte, mit mir übereinſtimmen wird, daß er ſeinem Vaterlande von großem Vortheile hätte ſeyn können, wenn ſeine Schwächen nicht ſo groß geweſen wären, und daß er für Perſien ſehr wenig that, was ihm ein Recht auf den glänzenden Ruf hätte geben können, den er bei Leuten genießt, welche die Dinge nur oberflächlich betrachten.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

James Todd's Reiſen in das weſtliche Indien.

(Schluß.)

Einer der Hauptgegenſtände unſeres Reiſenden waren die Ruinen der alten Stadt Tſchandravati — von der er in ſeinen hiſtoriſchen Unterſuchungen Spuren gefunden und die aufzuſuchen er eine Abtheilung Leute ſchon ausgeſchickt hatte. Die Berichte, die ihm von dieſen zu kamen, erregten in ihm einen lebhaften Wunſch, die Reſte alter Pracht ſelbſt zu beſuchen; aber die Zunahme ſeines Fiebers, die Erſchöpfung, die ſeiner Beſteigung des Berges Abu folgte, und die Annäherung des Monſun, der ihm den Weg nach Baroda abzuſchneiden drohte, nöthigten ihn mit großem Widerſtreben, dieſen Theil ſeines Planes aufzugeben, und ſich auf die Berichte Anderer zu verlaſſen.

„Tſchandravati, oder, wie es ausgeſprochen wird, Tſchandroati, wozu noch, um es als Feſtung zu bezeichnen, das Wort Nagri hinzugefügt wird, gab in ihren Ruinen die Materialien für die glänzende Stadt Ahmedabad her, die damalige Hauptſtadt von Guzzerat, die jetzt auch ſchnell in Ruinen ſinkt. „Die frühere Stadt, ſagt unſer Reiſender, iſt jetzt vom Beſuch des Menſchen ausgeſchloſſen, und wenn ſie nicht in alten Büchern und Inſchriften erwähnt würde, wäre ihr Gedächtniß aus dem Kreiſe der Lebenden verſchwunden.

„Etwas weiter als halbwegs zu ihr (Tſchandravati), von Girwar in ſüdöſtlicher Richtung, liegt das Dorf Mahole, das eine Vorſtadt der Stadt geweſen ſeyn ſoll, wo eines ihrer Stadtthore ſtand. Der Fluß Bunas geht bei Mahole vorbei und fließt unter die Ruinen der Stadt, die wahrſcheinlich ſich an ſeinen Ufern hindehnt. Eine niedrige Bergkette, vom Abu ſüdlich hinlaufend, wird, ehe man das Dorf erreicht, überſchritten, und der Weg geht durch einen ausgedehnten Wald, in den mein Gepäck nicht eindringen konnte. Die Stadt ſelbſt iſt jetzt

von Gestrüuch (jungle) überwachsen; seine Brunnen und Fontänen verstopft, seine Tempel zerstört und die Reste täglich von dem Häuptling von Sirwar zerstreut, der den Marmor jedem verkauft, der Geschmack und Geld hat, sie zu kaufen. Tschandravati steht in der Mitte zwischen den Heiligthümern (shrines), Amba-Bhavani und Taringi auf der einen und Abu auf der andern Seite; die erstern liegen 11 Meilen östlich, die andern eben so weit westlich. Wenn wir der Sage glauben dürfen, war diese Stadt älter als Dhar, und die Hauptstadt vom westlichen Indien, als der Pramar der Oberherr war, welchem die Nokti Maru-ca oder neun Schlösser der Wüste als Lehen angehörten. Obgleich, wie oben erwähnt, das Wort Nagri zeigt, daß Tschandravati befestigt war, so muß doch das Schloß Abu seine Zuflucht im Fall der Noth gewesen seyn, und wie wenig auch seine Lage es als Handelsplatz zu begünstigen scheint, so müssen wir uns doch erinnern, daß Religion und Handel im Osten Zwillingsgeschwister sind. Wäre ein Beweis erforderlich, so dürften wir nur auf das Werk der Kaufmannsgebrüder auf Abu blicken. Die Zeit dieses Heiligthums, 1357 oder 1231 n. Ch., 40 Jahre nach der Unterwerfung des nördlichen Indiens durch die Islamiten, bezeugt auffallend die Größe seines Reichthums, die Macht seiner Fürsten und die noch ungestörte Blüthe der Künste."

Mit Uebergehung einer gedrängten historischen Skizze der frühern Zeiten dieses Landes fügen wir aus dem Tagebuche der Mrs. Colonel Hunter Blair, deren Zeichnungen dem Werke des Obristen Todd eine so vorzügliche Zierde geben, eine genauere Beschreibung der alten Stadt bei.

„Die Ruinen von Tschandravati, der ehemaligen Hauptstadt der Pramar Radschas, liegen ungefähr 12 Meilen vom Fuße des Abugebirges an den Ufern des Banas in einer schönen, waldbewachsenen Gegend. Die Stadt soll in alten Erzählungen und Gedichten erwähnt worden, doch bis zum Jahre 1824, wo diese Ansicht genommen wurde, ist sie noch nicht von Europäern besucht worden, denen sie kaum dem Namen nach bekannt war.

„Wenn man nach den Marmor- und Steinblöcken urtheilen will, die über eine große Ebene zerstreut sind, muß die Stadt von beträchtlichem Umfange gewesen seyn, und ihre Ansprüche auf hohe Bildung und Wohlstand werden durch die schönen Muster von immer noch bestehenden Marmorgebäuden gerechtfertigt, von denen zwanzig von verschiedener Größe aufgefunden wurden, als der Platz zuerst von Sir Charles Colville und seiner Gesellschaft im Januar 1824 besucht wurde. Das eine ist brahminisch und mit schön gearbeiteten Figuren und Verzierungen in haut-relief geschmückt, diejenigen menschlicher Form sind fast Statuen, und nur an das Gebäude befestigt, um sie zu halten. Sie sind von einer Trefflichkeit der Arbeit, die kaum in indischer Bildhauerkunst ihres Gleichen findet, und die zuweilen selbst gebildetere Künstler ehren würde. Von diesen Bildern sind 155 vorhanden. Die kleinsten sind 2' hoch und in Nischen von der schönsten Arbeit aufgestellt. Die Hauptfiguren sind eine Trias, oder dreiköpfige Statue, mit einer weiblichen Gestalt auf einem Knie ruhend, auf einem Wagen sitzend und eine große Gans vorn; Siva mit 20 Armen: derselbe mit einem Büffel zu seiner Linken, der rechte Fuß erhoben und auf einer kleinen, Garud gleichenden Figur ruhend: eine Gestalt des Todes mit 20 Armen, die eine hält einen menschlichen Kopf beim Haar: ein Opfer liegt unten und eine Nymphe an jeder Seite; die eine scheint das vom Kopfe fallende Blut zu trinken, die andere verschlingt eine menschliche Hand: nebst vielen andern umgeben von verschiedenen Attributen und in mancherlei Stellungen; doch am bewundernswürdigsten sind die tanzenden Nymphen mit Kränzen und musikalischen Instrumenten, von denen viele anmuthig und gut ausgeführt sind. Das Gebäude ist ganz aus weißem Marmor aufgeführt, und die vorspringenden Theile sind in ihrer Schönheit erhalten, die zurückstehenden sind durch den Einfluß des Wetters und der Atmosphäre dunkel geworden, das schöne Bildwerk hat aber eher dabei gewonnen als verloren. Das Innere des Tempels und die mittlere Kuppel ist von hoher Vollendung, doch das Dach und das Aeußere der Kuppeln haben ihre Marmorbekleidung verloren. Vor dem Tempel scheint ein Säulengang herumgelaufen zu seyn, denn Marmorstücke, Säulen, Statuen, Platten u. s. w. sind rund herum in großer Menge aufgehäuft.

„Die Wunder von Abu, Taringi und Tschandravati sind in der That vom Wald umschlossen, und das Land, in dem sie stehen, einst die große Handelsstraße zwischen den Seehäfen und dem nördlichen Indien, verfällt schnell, nach Obrist Todds Erzählung, in den Zustand der Natur zurück."

Vom Fuße des Berges Abu brachten einige Tagereisen durch das verlassene Land den Reisenden nach Nehrwalleh, der ehemaligen Hauptstadt des westlichen Indiens, deren lang bestrittene Lage er in der Nachbarschaft des heutigen Puttun festsetzen zu müssen glaubt, dicht bei der zerfallenen Akropolis der Balharra-Könige. Von dieser Stadt, sagt der Verfasser, können wir mit dem Propheten ausrufen: „Und sie werden weinen um dich in der Bitterkeit des Herzens, und über dich jammern und sagen, welche Stadt ist gleich Tyrus?" Anhulwarra war das Tyrus Indiens, wenn auch kein Seehafen, ihr Hafen war Cambay. Doch um den frühern Glanz dieses großen Handelsplatzes zu bezeugen, sind nur vier Architekturreste übrig gelassen. Die Untersuchung dieser Reliquien führt die Verfasserin zur Besprechung einer Frage über die Erfindung der verschiedenen Bauarten, die aber, so interessant sie ist, hier keine Stelle finden kann; die nähere Beschreibung der Ueberreste übergeht sie. Auch von Ahmedabad, die Ahmed, wie wir schon sagten, von den Ruinen Anhulwarra's und Tschandravati's baute, gibt er keine nähere Beschreibung.

Miscellen.

Eine ungeheure Eiche. Die Sentinelle des Pyrenées erwähnt einer Eiche von wunderbarer Größe in der Gemeinde Labet. Der Stamm hat 58 Fuß im Umfang, und also beinahe 20 Fuß im Durchmesser. Sie ist hohl, und bildet im Innern ein kleines Zimmer von 21 Fuß im Umfang, 7 im Durchmesser und 20 Fuß Höhe. Die Oeffnung, die als Thüre dient, hat 4½ Fuß Höhe und 2½ Fuß Weite. Bei Stürmen nimmt sie oft gegen 30 Schafe auf.

•

Monument für René Caillié. Man will diesem Reisenden, der zuerst Tombuctu erreichte und wieder herauskam, ein Monument errichten, wie die Engländer den Brüdern Lander eines errichtet haben. Letzteres ist bekanntlich bereits wieder eingefallen.

•

Elfenbeinsubstanz. Einem englischen Journal zufolge sollen einige Kaufleute zu Sheffield ein Patent für die Fabrication einer Substanz erhalten haben, welche das Elfenbein nachahmt. (Echo du Monde Savant vom 5 October.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 290.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

17 October 1839.

Statiſtiſche Angaben über die Cycladen

(Aus niederländiſchen Handelsberichten.)

Die Inſel Syra.

Dieſe Inſel, bei den Alten Syros genannt, liegt faſt in der Mitte der Cycladen, und eben ſo faſt mitten in dem griechiſchen Archipel. Ihr Umfang wird auf etwas mehr als 200 Quadratmeilen geſchätzt. Syra beſteht aus einem einzigen Felsgebirge, deſſen Hauptbeſtandtheile Quarz und Schiefer ſind. Das Klima iſt ziemlich geſund, obſchon unter den Kindern, auch der Eingebornen, viele Krankheiten herrſchen, und die Sterblichkeit unter denſelben, vorzüglich in den erſten Lebensjahren, ſehr ſtark iſt. Die frühere, durch eine Peſt ganz weggerafft, Bevölkerung wurde vor mehr als einem Jahrhundert durch venetianiſche Coloniſten erſetzt, und bewohnte die alte, auf einer ſteilen Anhöhe gelegene Stadt Syros, unter welcher ſich die ſeitdem erbaute Hafenſtadt Hermopolis ausdehnt. Daher iſt jene alte, ſehr baufällige, ſchmutzige und von engen Gäßchen durchſchnittene Stadt noch immer der Aufenthalt der Abkömmlinge jener italieniſchen Colonie, welche, etwa 4500 Seelen ſtark, ſich alle zum römiſch-katholiſchen Glauben bekennen, und einen Biſchof in ihrer Mitte beſitzen. Nur etliche zwanzig griechiſche Familien bewohnen mit ihnen dieſe Felſenſtadt.

Einen ganz anderen Anblick gewährt die eben genannte neue Stadt Hermopolis. Von dem Meeresufer, welches gegenwärtig (Dec. 1836) durch einen ſteinernen Quai verſchönert wird, dehnt ſie ſich in Amphitheaterform an der Nordſeite des Hafens wie ein Halbmond gegen die alte Stadt aus, und hat in 3100 Häuſern gegen 14,000 Einwohner, größtentheils Chioten, Ipſarioten, Smyrnioten, Aivalioten, Hydrioten, Samioten u. ſ. w., welche während des griechiſchen Freiheitskrieges hieher geflüchtet und hier geblieben ſind. Mi Ausnahme von 200 bis 300 Katholiken bekennen ſich alle zur griechiſchen Kirche. Der Bau dieſer ziemlich reinlichen, gut gepflaſterten, und mit einem ſehr zweckmäßigen Bazar verſehenen Stadt datirt ſich, ſo wie die neuere Blüthe der ganzen Inſel, erſt von den Jahren 1821 bis 1823, wo die Einwohner, dazu von den alten Syrioten gezwungen, ſo glücklich waren, ſich in dem griechiſchen Kriege durchaus neutral verhalten zu können, und deßhalb, als de facto von dem Sultan anerkannt und geduldet, den Handel der übrigen weniger glücklich gelegenen oder in den Aufſtand verwickelten Inſeln gänzlich an ſich ziehen konnten, wozu jedoch auch viel beigetragen haben mag, daß der Hafen einer der ſicherſten im ganzen Archipel iſt, ſelbſt bei den im Sommer herrſchenden ſehr ſtarken Nordwinden die Ein- und Ausfahrt vollkommen zuläßt, und Raum genug für mehr als 300 Schiffe hat.

Obſchon Syra gegenwärtig ſeinen guten Theil trägt an dem allgemeinen Verfalle des levantiniſchen Handels, und ſeit einigen Jahren viel von ſeinem früheren Wohlſtand verloren hat, befinden ſich dort immer noch etwa 200 Kaufleute und 500 Krämer oder Ladeninhaber, obgleich die Zahl der eigentlichen Seehändler ſich bis auf etwa 50 verringert hat, unter welchen nur die Hälfte etwas bedeutendere Geſchäfte treibt, und nur ſehr wenige im Rufe der Solidität ſtehen, denn die eigentlichen Capitaliſten waren auf Syra ſtets ſehr ſelten; der Handel wurde durchgängig mit fremden Capitalien und auswärtigen Crediten betrieben, welche bei dem unter den Griechen leider ſehr allgemeinen Mangel an Ehrlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit allmählich eingezogen werden, und ſomit zu dem Verfalle des Handels beitragen. Die fremden Handlungshäuſer, welche früher auf Syra beſtanden, haben den Griechen gänzlich weichen müſſen. Erſt dieſer Tage mußte das letzte noch übrig gebliebene engliſche Haus ſeine Geſchäfte aufgeben.

Die Bewohner der Inſel beſitzen etwa 300 Schiffe verſchiedener Größe, von denen ungefähr 120 zu weiteren Seereiſen gebraucht werden. Die Ipſarioten, die größtentheils durch Seeräuberei einiges Vermögen erwarben, und durchgängig ſehr ſittenlos ſind, bilden die Mehrzahl der Schiffsrheder ſo wie der Seeleute, indem ſelbſt zwei Drittheile jener Schiffe ihnen gehören; auch wird unter ihren Schiffspatronen die meiſte Baraterie getrieben.

Auf Syra findet man einige ſechzig Packhäuſer und ungefähr 100 Magazine, woraus en gros und en détail verkauft wird, während ein am Hafe angelegtes und erſt unlängſt fertig

gewordenes Entrepot gleichfalls eine ſichere und ziemlich gut eingerichtete Niederlage für mehr als fünfzig Ladungen anbietet. Die Entrepotkoſten betragen 1 Proc. monatlich von dem Facturwerth, und für grobe Waaren von größerem Umfang 2 Proc.; ſie bringen dem Staat jährlich 70 bis 75,000 Drachmen ein, woraus man einigermaßen auf den Werth der niedergelegten Waaren ſchließen kann. Ferner hat die Inſel fünf Schiffswerften für große, und fünf andere für kleinere Fahrzeuge, welche früher manchmal jährlich an hundert Schiffe lieferten und faſt den ganzen Archipel damit verſahen. Jetzt werden dort jährlich noch etwa 60, obgleich meiſt kleinere Fahrzeuge gebaut. Sie ſind aber alle ſehr wenig dauerhaft; man bedient ſich dazu nur des Tannenholzes, welches aus Anatolien und Macedonien herbeigeſchafft wird, die Maſten holt man aus Konſtantinopel, das Eiſenwerk und die durchgängig nur leichten, eiſernen Kabel aus England, Tauwerk und ſchweres Segeltuch aus Rußland, das dünnere Kattuntuch wird aus Malta eingeführt, Theer aus Cuböa und Pech aus Anatolien. Der Taglohn beträgt gewöhnlich 2 bis 3 Drachmen, ſteigt jedoch manchmal auch höher.

Noch findet man auf Syra ſechs Ankerſchmieden, welche ſchwediſches und ruſſiſches Eiſen verarbeiten, fünfzehn Ledergerbereien, einige Branntwein- (Raki) Brennereien, welche den Bedarf an Roſinen aus Anatolien beziehen, ſechs Fabriken von Macaroni und Vermicelli, und zwei neuerdings errichtete von Franzen, Schnürband u. ſ. w.

Am weſtlichen Ende der neuen Stadt liegt ein ziemlich zweckmäßiges Lazareth und in der Stadt ſelbſt ein Bürgerhoſpital; auch hatte man (Ende 1836) den Plan, eine Börſe und ein neues Zollhaus auf dem großen Quai, in der Nähe des Entrepots, zu erbauen. Das jetzige Zollhaus iſt nur eine hölzerne Baracke. *)

Die Schifffahrt der Syrioten, welche, ſo wie jene der Spezioten, größtentheils aus Frachtfahrt auf dem mittelländiſchen Meere beſteht, erſtreckt ſich jedoch ebenfalls auf Getreidehandel, wovon jährlich an 200,000 Scheffel eingeführt werden, en retour für die von auswärts ein- und wieder ausgeführten Manufacturen, und die Weine von Santorin, Paros, Samos und theils auch von Syra ſelbſt, womit ſie die ruſſiſchen Häfen im ſchwarzen Meere beſuchen, welcher Handelszweig jedoch gegenwärtig, wegen der hohen Zölle auf dieſen Artikel in Rußland, keinen Gewinn mehr abwirft.

Schon vor längerer Zeit beſtand auf Syra eine Art von Handelsgericht, welches noch vor kurzem das einzige in ganz Griechenland war. Die übrigen Inſeln haben nur Friedensgerichte, denen nur für Rechtshändel über Sachen von geringem Werth und im Wege der Vermittlung eine Jurisdiction zuerkannt wurde. In Handelsſachen wird bis jetzt nach dem franzöſiſchen Code de Commerce Recht geſprochen; in Civilſachen theils nach den byzantiniſchen Geſetzen, theils nach neuen Ordonnanzen. Ein eigenes Strafgeſetzbuch iſt bereits eingeführt worden.

Die geſetzlichen Handelszinſen betragen 1 Proc. monatlich, werden jedoch nicht ſelten überſchritten und manchmal verdoppelt. Der ſogenannte „Cambio Marittimo" iſt 2½ bis 3 Procent monatlich, und es gibt beinahe kein griechiſches Schiff, das nicht damit belaſtet wäre. Dieſes mag auch wohl eine der Haupturſachen der ſo allgemein verbreiteten Baraterie ſeyn, worüber die Aſſecuranzgeſellſchaften ſich ſo ſehr beklagen, deren Fortbeſtand dadurch weſentlich gefährdet wird, ſo wie dieß im vorigen Jahre durch das Beiſpiel des auf Syra etablirten Zweiges einer Trieſtiner Geſellſchaft erwieſen wurde.

Da die ganze Inſel nur aus Felſen beſteht, und dabei einen höchſt dürren Boden hat, ſind ihre Producte natürlich auch gering, und der Staat bezieht davon nur einen Zehnten von 14,000 bis 16,500 Drachmen. Das geringe Quantum von Getreide, Baumwolle und Honig iſt bei weitem nicht hinreichend, um den eigenen Bedarf zu decken. Dieſes Jahr hatte man ungefähr 2000 Kilos Weizen und 17,000 Kilos Gerſte gewonnen, freilich hatte man eine ſchlechte Ernte. Von Feigen dagegen pflückte man doppelt ſo viel als in gewöhnlichen Jahren, die 3000 davon geernteten Cantaros wurden jedoch ſämmtlich auf der Inſel verkauft. Dieß iſt auch der Fall mit der Baumwolle, wovon 150 bis 200 Cantaros producirt werden. Von rothem Wein, der den ſchweren Weinen aus Languedoc ziemlich ähnlich iſt, und ſich auf dem Lager viel verbeſſert, hat man im J. 1835 10,000 Barils zu 50 Okas, dieſes Jahr nur 7000 gekeltert. Vier Fünftel davon werden ausgeführt, und zwar meiſt nach Rußland. Ein wenig weißer Wein, von geringer Sorte, welcher keinen Transport verträgt, wird auf der Inſel ſelbſt conſumirt. Dieß iſt aber Alles, was man hier der unfruchtbaren Erde abzwingen kann, daher auch die Zahl der Landbauer nur etwa 400 beträgt, nebſt 100 bis 120 Gärtnern, die Gemüſe u. ſ. w. bauen. Man zählt ungefähr 200 Gärten verſchiedener Größe, wovon der kleine Zehnte auf 3000 Drachmen geſchätzt wird. Sie ſind jedoch unbewohnt, indem die ganze Bevölkerung ſich durchgängig in der Stadt aufhält.

Alterthümer werden auf Syra nicht gefunden. Die Trümmer der uralten Burg ſind bei dem Bau der neuen Stadt verſchwunden.

Das Schulweſen, für welches während der Revolution große Sorge getragen wurde, hat ſeitdem keine Fortſchritte gemacht. Nordamerikaniſche Miſſionärs haben ihm aufhelfen wollen, finden jedoch bei dem Volke wenig Beifall, weil ſie im Verdachte der Proſelytenmacherei ſtehen. Gegenwärtig wird auf Syra ein politiſches Blatt, der Merkur, herausgegeben.

Auf dieſer Inſel befinden ſich Conſulate von Rußland, Frankreich, England und Oeſterreich, und niederländiſche, ſardiniſche und neapolitaniſche Handelsagenten; die letzteren ſind jedoch nur ad honorem angeſtellt.

*) Die Ein- und Ausfuhrzölle trugen zu Anfang des Jahres 1836 noch 60 bis 90,000 Drachmen monatlich ein; dieſer Ertrag hat jedoch ſeither ſehr abgenommen. Der ganze Handelsumſatz betrug im J. 1835 ungefähr 8 Millionen Gulden. Sehr drückend iſt der Ausfuhrzoll von 6 Proc. auf die Producte, ohne Unterſchied, ob ſie nach den andern Inſeln oder dem griechiſchen Feſtlande, oder aber ins Ausland verſandt werden, und zwar ungeachtet bereits die Zehnten davon bezahlt wurden.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Perſien.

Aufenthalt in Tebris.

(Fortſetzung.)

Doch kehren wir zu den Gebäuden zurück. Die Ark iſt ein altes, halb zerſtörtes Gebäude mit einem hohen Thurm, in welchem ſich jetzt das von Abbas Mirza gegründete Arſenal befindet; es ſteht unter der Aufſicht eines gewiſſen Mohammed Ali Khan, der ein wahres mechaniſches Genie iſt, in England war, und ſich dort in den mechaniſchen Wiſſenſchaften ausbildete. Ein ſolcher Mann könnte ausnehmend nützlich werden, wenn nicht zwei Urſachen hinderlich in den Weg träten, nämlich ſeine heftige Leidenſchaft zu ſtarken Getränken, und der Mangel an Aufmunterung von Seite der Regierung; das erſte nimmt ihm die Hälfte ſeiner Zeit, und das zweite tödtet in ihm jedes Streben zum Beſſern. Auf ſeine Rechnung erzählt man ſich eine Anekdote, die vielleicht erfunden iſt, aber nichtsdeſtoweniger die Landesſitten zeichnet. Unter Feth Ali Schah lebte in Teheran ein Menſch, Namens Huſſein Bek, der ein großer Meiſter in allen möglichen Dingen war: er beſſerte Uhren aus, ſtellte Schlöſſer wieder her u. ſ. w. Der Schah hatte von irgend einem Kafir ein ausgezeichnetes Kaleidoſkop zum Geſchenk erhalten, worin, je nachdem man es drehte, die Portraits verſchiedener bekannter Perſonen erſchienen. Der Schah ergötzte ſich ſehr an dem künſtlichen Spielzeug, und brauchte es ſo lange, bis er den Mechanismus daran verdarb. Die Zuflucht der Welt geruhte ſich heftig zu erzürnen, und wußte nicht, was er bei der Sache thun ſollte. In Teheran war nur von dem verdorbenen Kaleidoſkop die Rede, aber Niemand konnte ein Mittel erſinnen, um es wieder herzuſtellen; die Leute zerbrachen ſich umſonſt die Köpfe. Die Nachricht dieſes unglücklichen Ereigniſſes gelangte auch bis zu den Ohren Huſſein Beks; er ging zu dem Chasnadar (Schatzmeiſter) des Schahs, erklärte ihm, er habe von dem unglücklichen Vorfall, der dem Schah zugeſtoßen, gehört, und biete ſeine Dienſte an, um das verdorbene Spielzeug wieder herzuſtellen. Der Chasnadar ſprach hierüber mit dem Schah, und das Kaleidoſkop wurde Huſſein Bek übergeben. Der teheraniſche Künſtler unterſuchte den Mechanismus, und ſetzte ſich in den Kopf, das Spielzeug des Schahs nicht allein herzuſtellen, ſondern auch zu vervollkommnen; zu den in dem Kaleidoſkop befindlichen Portraits fügte er das Bild Feth Ali Schahs hinzu, und brachte es dem Chasnadar. Der Schah beluſtigte ſich lange mit dem Einfalle ſeines Unterthans, und zur Belohnung für ſeine Arbeit ſagte er bloß: „Barik allah! Barik allah!“ (Bravo! Bravo!) Huſſein Bek hielt ſich dadurch für ſehr beleidigt, um ſo mehr, als der Fremde, welcher dem Schah das Kaleidoſkop eingehändigt hatte, mit Gnadenbezeugungen überhäuft worden war. Der Mechaniker begab ſich abermals zum Chasnadar, und bat ſich das Kaleidoſkop noch einmal für einige Tage aus, unter dem Vorwande, noch einige Verbeſſerungen darin anzubringen. Der Chasnadar machte dießmal nicht die geringſte Schwierigkeit, es ihm auszuliefern, aber es vergingen drei, vier Tage, endlich eine Woche, und Huſſein Bek ließ ſich nicht wiederſehen; man ſchickte endlich in ſein Quartier, fand aber die Thüren verſchloſſen, man befragte die Nachbarn, und dieſe ſagten, ſie hätten ihn ſchon lange nicht geſehen. Endlich brach man die Thür auf, trat ins Zimmer und fand es leer, nur auf dem Boden lag etwas in ein Papier eingewickelt und ein Brief. Man öffnete das Paket und fand darin das Kaleidoſkop in kleine Stücke zerſchlagen. Der Brief war von der Hand Huſſein Beks, welcher darin erklärte, daß er, da man ſeine Mühe gar nicht belohnt, mit Vergnügen die ihm gebotene Gelegenheit ergriffen habe, um ſich zu rächen; wenn man Nachrichten von ihm haben wolle, ſo dürfe man ſich nur an den Imam von Maskat wenden, zu dem er ſich begeben habe.

Dieſe Anekdote gibt einen deutlichen Begriff, wie wenig die Regierung die Arbeiten geſchickter Leute ſchätzt, und zugleich wie ſehr das Mißtrauen gegen ſie in einem Volke eingewurzelt iſt, das ſolche Dinge erzählt, als ein Probeſtück, wie der Schah ſich in dergleichen Fällen benehme.

Nach dieſer Abſchweifung kehre ich zu dem Arſenal zurück, das ſich in der ſogenannten Ark befindet und in ziemlich guter Ordnung erhalten wird; hier werden auch die Laffetten für die Kanonen gearbeitet, alles für die Artillerie Nöthige hergerichtet, Feuerwerke bereitet, und alle dieſe Arbeiten unter der Aufſicht Mohammed Ali Khans vorgenommen. Die von dem ruſſiſchen Kaiſer dem Padiſchah von Iran geſchenkten Kanonen befinden ſich ebenfalls hier.

Die Bazare in Tebris ſind ziemlich zahlreich und mit guten Waaren verſehen, namentlich zeichnet ſich der Bazar Abbas Mirza's durch ſeine Größe und durch ſeine Bauart aus. Während des letzten perſiſchen Kriegs, als die Ruſſen in Tebris waren, führten unſere Soldaten, welche ſich überall zu helfen wiſſen und Alles nach ihrer Weiſe ummodeln, hier die Mode ein, daß man auf den Bazars, wo Lebensmittel verkauft wurden, gekochten Thee haben konnte, wie man bei uns Sbiten *) verkauft; um ein ſehr geringes Geld erhielten ſie eine Taſſe Thee und ein Stück Zucker. Ueberhaupt muß man bemerken, daß man ſich in Tebris mit Vergnügen an den Aufenthalt unſrer Truppen daſelbſt erinnert; die ſtrenge Disciplin, welche verhinderte, daß irgend Jemand von den Einwohnern ein Unrecht zugefügt wurde, entzückte die Perſer, welche ihren eigenen Augen nicht trauten, daß der Feind ſich ſo höflich gegen ſie benehmen konnte, während die Truppen Sr. Majeſtät des Padiſchahs von Perſien allenthalben wie Räuber plünderten. Die Bewohner ganzer Dörfer flüchteten mit ihren Habſeligkeiten aus den Häuſern, wenn ſie die Truppen des Schahs herankommen ſahen; die Ruſſen dagegen bezahlten ihnen Alles, und ſie ſahen in dieſem Einfall des Feindes einen Segen des Himmels. Der ſchnelle Abſatz der Waaren, die raſche Bewegung der Capitalien und das lebendige Treiben in der Stadt, alles dieß iſt noch in gutem Andenken in Tebris.

(Fortſetzung folgt.)

*) Ein Aufguß von heißem Waſſer mit Honig und ſpaniſchem Pfeffer oder anderm Gewürze, welchen gemeine Leute als Thee trinken. A. d. U.

Der Schloſſer von Philadelphia.

(Revue britannique. Juillet 1839.)

Vor einigen Jahren lebte in Philadelphia ein geſchickter ehrlicher Mann Namens Amos Sparks, der das Schloſſerhandwerk trieb, und dem die Natur eine ganz beſondere Geſchicklichkeit in demſelben verliehen hatte. Er war nicht allein in der Verfertigung und Ausbeſſerung verſchiedener Maſchinen, die man in Amerika als ins Schloſſerhandwerk einſchlägig betrachtet, ſehr geübt, ſondern ein eigener Eifer beſeelte ihn, von Grund aus alle Schwierigkeiten deſſelben kennen zu lernen. Der Erfolg ſeines Eifers war auch ſo vollſtändig, daß ſeine erfinderiſche Geſchicklichkeit nicht allein von der ganzen Nachbarſchaft, für die er gewöhnlich arbeitete, ſondern auch von allen denjenigen der umliegenden Städte, die ſich für die Fortſchritte der Mechanik intereſſirten, bewundert wurde. In ſeiner Werkſtätte waren die künſtlichſten Schlöſſer für Thüren, Caſſen, Commoden u. ſ. w. aufgeſtellt, und nie konnte man ihm ein Schloß zeigen, deſſen Geheimniß ſeinem Auge verborgen geblieben und das ſeiner Hand widerſtanden hätte. Aber gleich vielen ausgezeichneten Männern war Amos arm. Obgleich er klug und fleißig war, und mit ſeiner nicht ſehr zahlreichen Familie ſehr mäßig lebte, konnte er es doch nie weiter bringen, als eben anſtändig zu leben, ohne ſich je etwas zu erübrigen. Sey es, daß er ſich nie der Reihe von Pfennigfuchſern zugeſellen konnte, die ein eigener Aufhäufungsinſtinct zu unbilligen Forderungen antreibt, ſey es, daß die Zeit, die er theils zu ſeinen Forſchungen anwendete, theils im Geſpräche mit Perſonen verlor, die ſeine Werkſtätte zu beſehen und zu bewundern kamen, Urſache ſeiner Armuth war, genug, die Dürftigkeit von Amos Sparks war eben ſo allgemein, wie ſeine Geſchicklichkeit und ſein Fleiß bekannt. Da aber ſein Gewinn zu ſeinem und der Seinen Lebensunterhalt hinreichte, ſo ſtudirte und arbeitete er unverdroſſen fort, und lebte dabei ſehr zufrieden.

Im Herbſte des Jahres 1800 kehrte einſt ein reicher Kaufmann, der den Morgen in Geſchäften theils am Hafen, theils an Bord ſeiner Schiffe zugebracht hatte, in ſein Bureau zurück, und überrechnete im Geiſte die Zahlungen, die er denſelben Tag noch an die Bank von Philadelphia zu machen habe, als er zu ſeinem nicht geringen Schrecken bemerkte, daß er ſeinen Caſſenſchlüſſel verlegt oder verloren habe. Nach vielem nutzloſem Suchen war ihm das Wahrſcheinlichſte, daß er ihn in einer Straße oder im Hafen mit dem Sacktuche herausgezogen und ſo verloren habe. Was thun? Es war 1 Uhr, um 3 Uhr wurde die Bank geſchloſſen, die Zeit war zu kurz, den Schlüſſel ausrufen zu laſſen, zu kurz auch, um ſich auswärts die nöthige Summe zu verſchaffen. In dieſer höchſten Verlegenheit, wo ſein Credit davon abhing, ob es einem Schloſſer gelingen werde, die Caſſe zu öffnen, erinnerte er ſich, von Amos Sparks gehört zu haben, ſchickte in möglichſter Eile einen ſeiner Leute an ihn ab, und ſah dieſen auch wirklich bald in Begleitung des Schloſſers, der ſeinen Schatz von Inſtrumenten in der Hand trug, zurückkehren. Wenige Augenblicke ſpäter war das Schloß geöffnet, und der Kaufmann warf tief aufathmend gierige Blicke in die Caſſe, wo Pakete von Banknoten und regelmäßig geordnete Haufen von Dollars ihm zeigten, daß die ½ Stunden, die er noch Zeit hatte, genügend ſeyen, ſeinen Ruf auch vor einem Schatten von Verdacht zu ſichern. „Was bin ich ſchuldig, Amos?“ fragte er, indem er den Beutel zog. — „Fünf Dollars, Herr,“ erwiederte Sparks. — „Fünf Dollars! was! guter Mann, ſeyd ihr verrückt? Ihr habt nicht fünf Minuten Zeit dazu gebraucht, da, hier habt ihr fünf Schillinge.“ — „Es iſt wahr,“ erwiederte ganz ruhig der Schloſſermeiſter, „ich habe wenig Zeit gebraucht, die Caſſe zu öffnen, aber bedenken Sie, wie viel Jahre ich wohl habe lernen müſſen, bis ich es dahin brachte, dieß Geſchäft in ſo kurzer Zeit zu vollführen. Sie würden gewiß kein Bedenken tragen, dem Arzt, der Ihnen durch einen Beſuch von einer Minute das Leben rettet, noch weit mehr zu bezahlen, und doch habe ich Ihnen das zweite Leben des Kaufmanns, den Credit, gerettet. Sie aber wollen mit mir um den Dienſt, den ich Ihnen erwieſen, wie um eine Waare handeln, je nachdem ſie einen Werth in ihren Augen hat.“ — „Den Werth, den ſie in meinen Augen hat?“ erwiederte der Kaufmann mit verächtlichem Lächeln, „nun wahrhaftig, ich dächte, fünf Schillinge wäre gut bezahlt, denn ich hätte mir dafür eben ſo gut einen andern Schlüſſel machen laſſen oder den meinigen wieder verſchaffen können.“ — „Ganz recht,“ verſetzte der Handwerker, „aber hätten Sie ſich einen machen oder den Ihrigen ſuchen laſſen können, ehe man die Bank ſchließt? Wenn ich wirklich die gedrängte Lage, in der Sie ſich befanden, hätte nützen wollen, hätte ich dann nicht eine viel bedeutendere Summe mir von Ihnen vorher ausbedingen können, und gewiß hätten Sie mir da mit Freuden doppelt ſo viel verſprochen, als ich jetzt verlange.“

„Das Doppelte deſſen, was er verlangt! Aber wahrhaftig, der Menſch iſt ein Narr! Da, hier ſind fünf Schillinge,“ ſagte der Kaufmann, indem er ſie dem Handwerker mit der hochmüthigen Weiſe hinreichte, mit welcher der Reiche das Recht zu haben glaubt, den Armen ungeſtraft zu erdrücken, „ſind Euch die nicht genügend, ſo könnt Ihr mich verklagen, wenn Ihr wollt, meine Zeit iſt mehr werth, als daß ich ſie mit ſolchen Lumpereien vergeude.“

„Ich habe nie Jemand bei Gericht belangt,“ erwiederte Sparks, „und ich habe viel verloren, weil ich mir viel gefallen ließ, aber,“ ſetzte er hinzu, und ſeine gewöhnliche Sanftmuth wich der Kränkung über die ihm zugefügte Ungerechtigkeit, „Sie ſind reich, Sie können zahlen, und da Sie mir meinen Dienſt ſo lohnen wollen, ſo ſollen Sie ihn jetzt dennoch zahlen, ohne daß ich deßhalb zu Gericht gehe.“ Mit dieſen Worten ſchlug er heftig den Deckel der Caſſe zu, man hörte die Riegel vorfahren, und die Bankſcheine und Dublonenſtöße waren wie auf den Zauberſchlag einer Fee verſchwunden.

(Fortſetzung folgt.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 115** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil über Fauſt insbeſondere. — Das Schloß von Canion.** (Fortſetzung.)

In das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Theilnahme des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 291.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

18 October 1839.

Ueber Gewitter in den Polar-Regionen.

Arago hat in dem Annuaire des Jahres 1838 eine umſtändliche Abhandlung über das Gewitter einrücken laſſen, und dabei auch die Frage unterſucht, ob es Orte gebe, wo es nie donnere: er entſcheidet ſich dahin, daß es jenſeits des 75° N. B. auf offenem Meer und auf Inſeln nie donnere. Später drückt er die Anſicht aus, zunächſt unter 70° N. B. ſey der Donner ſchon ſehr ſelten, kaum höre man ihn Einmal des Jahres, doch könne man nicht mehr ſagen, daß die Region der Stürme ganz überſchritten ſey. Er ſcheint demnach zu glauben, daß der 70ſte Breitengrad ſo ziemlich die Gränze der Gewitter ſey, ſucht zu beweiſen, daß von 65 bis 68° der Breite der Donner ſchon ſehr ſelten ſey, und kann kein Beiſpiel von Donner unter 69° anführen; endlich ſchließt er mit der Bemerkung, daß Thorſtenſon in Island, „das man oft als ein Land nenne, wo es nie donnere," einmal zu Reikiawik (65° B.) den Donner gehört habe.

Gegen dieſe Anſichten trat der ruſſiſche Akademiker Bär, bekannt durch ſeine Schilderungen nördlicher Klimate, auf in einem Briefe an Jacobi, aus dem wir die wichtigſten Bemerkungen über dieſen intereſſanten Gegenſtand ausheben: „Allerdings wird der Donner ſeltener, je weiter man gegen den Pol vordringt, doch ſcheint mir Arago das Gebiet des Gewitters zu ſehr eingeſchränkt zu haben, indem er meiſt nur die neuern, engliſchen Reiſenden befragte, die lange Zeit auf dem Meere oder auf kleinen Inſeln waren. Hr. Arago weiß indeß beſſer als irgend Jemand, daß die Gewitter ſeltener werden, je weiter man ſich von den Continenten entfernt; umfaſſendere Beobachtungen liefern den Beweis, daß an denſelben Orten, wo flüchtige Reiſende keinen Donner hörten, er ſich doch von Zeit zu Zeit vernehmen ließ, ſo daß es keine von Menſchen je erreichte nördliche Breite gibt, wo er gänzlich fehlte."

Was Island betrifft, iſt die Anſicht, daß es dort nie donnere, ſehr falſch; ein vulcaniſches Land, wo man nie ein Gewitter ſähe, wäre allerdings ein genügender Beweis, daß die Atmoſphäre ſolche nicht mehr hervorbringen kann; dieß iſt aber in Island nicht der Fall, und es werden mehrere Fälle aufgeführt, wo Gewitter Schaden anrichteten und ſelbſt Menſchen tödteten. In Grönland ſind Gewitter noch ſeltener; die Geiſtlichen Egede und Cranz bemerken, daß man manchmal blitzen ſehe, aber ſelten den Donner höre, und dann nicht gewiß ſey, ob es ein Donnerſchlag oder der Sturz eines Felſens oder einer Schneelawine geweſen. Auf den Continenten, unter derſelben Breite, wie Island, muß indeß der Donner häufiger ſeyn; die engliſchen Reiſenden, namentlich Franklin, zählen zwar im hohen Norden Amerika's wenige Gewitter auf, es mag aber unentſchieden bleiben, ob die Sommer, in welche die Reiſen fielen, beſonders arm an Gewittern waren, oder ob dieſe Phänomene überhaupt ſeltener in Amerika als in der alten Welt ſind. Gewiß iſt, daß in Europa die Gewitter unter denſelben Breiten, wie Island, häufiger ſind. Julin hörte während 12 Jahren den Donner 88mal zu Uleaborg (65° B.), alſo mehr als 7mal jährlich, obwohl dieſe Stadt fern von jeder großen Bergkette liegt. Noch mehr iſt das letztere mit Archangel der Fall, und doch kommen nach einer Reihe von Beobachtungen hier mehr als ſechs Gewitter aufs Jahr. Der Botaniker Schrenk, der im Jahre 1837 das Land der Samojeden durchreiſte, vernahm Gewitter unter 67°, 68° und ſelbſt unter 69°. Ein anderer Reiſender, Rumowski, vernahm am 19 (31) Julius 1769 den Donner zu Kola (69° B.) und der Seecapitän Reineke im Jahre 1826 an derſelben Küſte zwiſchen 69 und 70° B. nicht weniger als achtmal. Freilich war dieß Jahr überhaupt ſehr gewitterreich in Europa, indeß laſſen einige Umſtände vermuthen, daß im Innern Lapplands zwiſchen 66 und 70° B. die Gewitter ziemlich häufig ſind.

Indeſſen finden ſich auch Beiſpiele in mehr nördlicheren Breiten. Admiral Wrangell ſah ein Gewitter mitten im Eismeere, nördlich von Sibirien, alſo jedenfalls weit über 70° hinaus, Hr. Ziwolka und Hr. Bär ſelbſt in der Straße Matotſchkin-Schar unter 73° 10'. Endlich donnert es auch noch jenſeits des 75° B., ſelbſt auf Spitzbergen. Vier Ruſſen, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dort Schiffbruch litten, und 6 Jahre daſelbſt lebten, haben in dieſer freilich langen Zeit auch donnern hören, aber nur einmal.

Nach dieſen Angaben ſcheint die Behauptung außer Zwei-

ſel, daß zwar allerdings die Gewitter gegen den Pol zu mehr und mehr abnehmen, aber doch noch kein Land gefunden wurde, wo ſie entſchieden gar nicht eintreten können.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Perſien.

Aufenthalt in Tebris.

(Fortſetzung.)

An einem der folgenden Tage führten mich meine ruſſiſchen Bekannten zu dem engliſchen Geſandten. Das Haus Sir John Campbells iſt ſehr gut gebaut, und mit Geſchmack meublirt; der Hausherr, ein angenehmer, munterer Mann, nahm uns ſehr freundlich auf. Pfeifen ſpielten eine Hauptrolle, und man reichte uns nach der Sitte drei, in der Zwiſchenzeit aber wurde Wein aufgetragen und eine Art Zwieback herumgereicht, der weiß wie Schnee, aber hart wie Stein war, und durchaus keinen Geſchmack hatte. Ich betrachtete dieſen Zwieback mit einer gewiſſen Achtung, weil er, wie man mir ſagte, in England zubereitet wird, und vieljährige Reiſen macht, ohne im geringſten dem Verderben ausgeſetzt zu ſeyn; aber den feinen Geſchmack, der die Engländer reizt, konnte ich durchaus nicht daran finden. Dieſer Zwieback hat einen beſondern Namen im Engliſchen, der aber ſo hart iſt, wie der Zwieback ſelbſt, und den ich vergeſſen habe.

Sir John Campbell befand ſich lange in Indien, und erzählte mir viel Merkwürdiges von dieſer unerſchöpflichen Quelle des Reichthums für England. Hier fand ich auch einige engliſche Officiere, von denen die einen zur Miſſion gehörten, andere im Dienſte des perſiſchen Schahs ſich befanden; viele derſelben ſprechen franzöſiſch, und faſt alle mehr oder minder ſchlecht perſiſch.

Aus dem Hauſe des engliſchen Geſandten führte man mich zu Mirza Saleg, der unſern Leſern ſchon aus dem obigen bekannt iſt, da wir in dem Empfangsſaale des Thronfolgers ſeine Büſte gefunden hatten. Er kam uns mit einem lauten Huſten entgegen, und erſtickte faſt von Tabaksdampf. Mirza Saleg ſpricht gut engliſch und franzöſiſch. In London und Petersburg ſeufzte er nach dem orientaliſchen Himmel, in Tebris klagte er über Langeweile, und kann nicht ohne herzliches Bedauern an das vielgeſtaltige Leben und die Vergnügungen europäiſcher Städte zurückdenken. Ein Troſt blieb dem Staatsſecretär, unter dem perſiſchen Himmel zu leben, im Rauche der ächt orientaliſchen Tabakspfeife, und dabei den Rebenſaft der europäiſchen Traube zu koſten. Redſeligkeit iſt im Allgemeinen ein Charakterzug der Perſer, vom Hofmann angefangen bis herab zum letzten Bauer; Alles, was eine mit der Fähigkeit zum Sprechen begabte Zunge hat, läßt dieſes, nach Aeſops Ausſpruch, beſte und verderblichſte Geſchenk des Himmels nie in Unthätigkeit. Mirza Saleg erzählte mir, um hierin ſeinen Landsleuten nichts nachzugeben, einen Schwall von Dingen, wobei er es für ſeine Pflicht und Schuldigkeit hielt, auf den Kaimakam zu ſchmähen. Aber wer iſt denn dieſer Kaimakam, wird der Leſer fragen. Kaimakam bedeutet ſo viel als Stellvertreter, und dieſer Mann hat alle der Entſcheidung des Thronfolgers unterliegende Geſchäfte zu führen. Da nun der Schah wegen ſeines Alters und ſeiner Trägheit ſich nicht mehr viel mit Geſchäften abgeben will, ſo wohnen die europäiſchen Geſandtſchaften in Tebris, und alle diplomatiſchen Verhandlungen ſind dem Thronfolger übertragen. Daraus läßt ſich ſchließen, daß der Kaimakam als erſter Miniſter des Thronfolgers eine ziemlich bedeutende und für die Europäer wichtige Perſon iſt, und daß ich nicht ermangelte, ihm meine Aufwartung zu machen.

Das Haus des Kaimakam unterſcheidet ſich im Aeußern durch nichts von den Wohnungen anderer wohlhabenden Perſer: dieſelbe Mauer nach der Straße zu, derſelbe Hof innerhalb der Mauer, dieſelben Fenſter mit vielfarbigen Glasſcheiben. Er empfing mich in einem kleinen, ſehr einfach meublirten Zimmer, auf dem Teppich liegend; unter dem Kopfe hatte er runde, cylinderförmige Kiſſen. Er war krank, als ich aber eintrat, begrüßte er mich ſogleich mit der gewöhnlichen Phraſe perſiſcher Höflichkeit, und richtete ſich auf. Nachdem ich in den Entreacten des Pfeifen-, Kaffee- und Theeceremoniells ſeine Neugierde über die Zeit meiner Abreiſe aus Petersburg, über Wege und Wetter, über meinen künftigen Aufenthalt in Perſien u. ſ. w. befriedigt hatte, ſah ich einen Diener mit einer ſilbernen Schaale voll Waſſer ins Zimmer treten. Se. Hochmögenden, die vermuthlich auf meinem Geſichte den Wunſch laſen, zu wiſſen, zu welchem Zweck dieſe Taſſe hereingebracht worden ſey, waren ſo artig, mir nicht lange Zeit zu Vermuthungen zu laſſen, die mich übrigens ſicherlich nicht an das gewünſchte Ziel geführt hätten. Er erklärte mir, er fühle ſich unwohl, und wolle ſich mit dieſem Waſſer curiren, wobei er einen kleinen, mit perſiſchen oder arabiſchen Worten beſchriebenen Papierſtreifen hineinlegte, das Waſſer austrank, und den hülfreichen Papierſchnitzel als untrüglichen Talisman auf dem Boden zurückließ. Alles dieß that er in meiner Gegenwart unter nicht geringem Ceremoniell. Ich meinerſeits war ihm dafür ſehr dankbar, weil ich außerdem wohl ſchwerlich der Heilkraft dieſes Talismans auf die Spur gekommen wäre. Die Sache hat ſich wirklich und in Wahrheit vor meinen Augen zugetragen, und nahm meine Aufmerkſamkeit ſo in Anſpruch, daß ich mich des übrigen, allerdings auch nicht ſehr intereſſanten Geſprächs mit dem erſten Miniſter gar nicht mehr erinnere.

(Fortſetzung folgt.)

Statiſtiſche Angaben über die Cycladen

(Aus niederländiſchen Handelsberichten.)

Die Inſel Ghiura.

Dieſe kleine, nordweſtlich von Syra gelegene und von demſelben abhängige Inſel iſt ein felſiges, durchaus unbewohntes und faſt nichts hervorbringendes Gebirge, wohin die Sprioten fünf oder ſechs Hirten mit ihren Schafen ſchicken, für welche es auf Syra ſelbſt manchmal an dem nöthigen Futter gebricht.

Unter den römiſchen Kaiſern wurden angeſehene Römer hieher ins Exil geſandt. Ueberbleibſel aus jenen Zeiten findet man jedoch nicht. Wahrſcheinlich ſeiner Unfruchtbarkeit wegen iſt Ghiura auch ſpäter immer unbewohnt geblieben.

Der Schloſſer von Philadelphia.

(Fortſetzung.)

Der Kaufmann ſtand wie verſteinert, er ſah auf Amos, er ſah auf die große Wanduhr, deren Zeiger ankündigte, daß nur noch 20 Minuten bis 3 Uhr fehlten. Amos ſagte ruhig zu ihm: „Glauben Sie, daß ich Ihnen Unrecht gethan, ſo können Sie mich verklagen, wo Sie wollen, meine Zeit iſt mehr werth, als daß ich Sie mit ſolchen Lumpereien vertrage," und ging zur Thüre hinaus. Der Kaufmann rief ihn zurück, er hatte keine Wahl, die Zeit drängte, ſein Credit war gefährdet. Würde man nicht in der Stadt ſagen, er habe das Mährchen vom verlornen Schlüſſel nur erfunden, um Zeit für ſeine leere Caſſe zu gewinnen? „Hier," ſagte er zu Sparks, indem er ihm fünf Dollars hinreichte, „iſt Euer Geld, und nun keine unartige Rede mehr." — „Jetzt," erwiederte der Schloſſer, „verlange ich zehn Dollars, ſonſt wären Sie in zu großem Vortheil gegen den Armen. Ich denke, Sie zahlen mir auch gern dieſes kleine Lehrgeld, wenn ich Ihnen die Caſſe wieder öffne, Ihnen, der ſich nicht bloß nicht geſchämt hat, mir meinen Verdienſt ſchmälern zu wollen, ſondern mich auch noch in einen langwierigen Proceß verwickeln wollte. Ich denke, Sie werden ſich, wenn Sie wieder einen Armen drücken wollen, an Amos Sparks erinnern, und ſich dadurch manche Reue über begangene Ungerechtigkeiten erſparen." — Dieſe mit größter Ruhe geſprochene Rede hatte wieder ein paar Minuten von der dem Kaufmann ſo köſtlichen Zeit geraubt, und ihm bewieſen, daß er keinen Ausweg habe, als den, den Schloſſermeiſter zu befriedigen. Er zählte raſch die zehn Dollars hin, die Amos ſorgfältig der Reihe nach prüfte, ob ſie ächt ſeyen, und dann ruhig in ſeinen Beutel ſchob. „Schnell! um Gotteswillen ſchnell," ſagte der Kaufmann, „nicht um fünfzig Dollars wollte ich, daß die Bank geſchloſſen ſey, ehe ich hinkäme." — „Ich glaube Ihnen," erwiederte ernſt der Handwerksmann, da er aber weder bösartig, noch rachgierig war, ſo öffnete er wieder in gleicher Schnelligkeit die Caſſe, deren Eigenthümer juſt eben noch ſo viel Zeit hatte, die ihm nöthigen Summen auf die Bank zu befördern, ehe dieſelbe geſchloſſen wurde.

Ungefähr einen Monat ſpäter wurden aus der Bank von Philadelphia durch gewaltſamen Einbruch 50.000 Dollars entwendet. Die Eiſenſtangen eines Fenſters waren durchſägt, und der Einbruch auf eine Art vollführt, die zeigte, daß derjenige, der ihn vollbracht, eine ſeltene Unerſchrockenheit und Geſchicklichkeit beſitze, und in der Mechanik wohl erfahren ſeyn müſſe. Die Spürhunde der Polizei durchzogen alle Theile der Stadt und der umliegenden Dörfer. Alle Inwohner Philadelphia's durch den Gedanken, daß ſo kecke und geſchickte Räuber in ihrer Nähe ſeyen, erſchreckt, boten ſelbſt alle Mittel auf, die Entdeckung derſelben fortzuführen. Da und dort erhob ſich leiſe ein Verdacht gegen Amos, aber ſeine allgemein bekannte Armuth ſchlug ihn bald wieder zu Boden. Bisher hatte der Kaufmann aus leicht begreiflichen Gründen nichts von ſeinem Streite mit Amos erzählt, und der Schloſſer hatte ihn aus gewohnter Gutmüthigkeit verſchwiegen. Jetzt erzählte der Kaufmann ſelbſt, von teufliſcher Rache getrieben, und zwar in einer Art, daß er ſicher ſeyn konnte, er gelange nicht ohne Zuſätze und Entſtellungen zu den Ohren der Bankdirectoren. — Noch kurzer Zeit bemerkte Amos, daß ſeine Nachbarn zurückhaltender gegen ihn ſeyen, und mancher, der ſonſt am Abend ein wenig bei ihm einſprach, ſich mehrere Tage nicht ſehen ließ. Da er ſich jedoch keinen Grund denken konnte, warum ſie ſich ſtillſchweigend zurückzögen, ſo kümmerte er ſich nicht weiter darum, und da gewöhnlich bei ſolchen Gerüchten die betheiligte Perſon die letzte iſt, die es erfährt, ſo erfuhr auch Amos erſt als der Polizeibeamte mit ſeinen Leuten bei ihm eintrat, um ſein Haus zu durchſuchen, welcher Verdacht auf ihm ruhe. Die Beſtürzung und der Kummer der Familie waren unbeſchreiblich. Einem Nachbaren ſechs Pence zu rauben, hätte ihnen ein unverzeihlicher Frevel geſchienen, und die Nennung einer ſo ungeheuren Summe miſchte darum noch einen eigenen Schrecken in ihren Schmerz. Erſt als der Polizeibeamte erklärte, daß er durchaus nichts Verdächtiges gefunden, erholten ſie ſich wieder etwas, und Amos tröſtete ſich und die Seinen mit dem Gedanken, daß unmöglich die Thäter verborgen bleiben könnten, und daß, ſelbſt wenn dieß wäre, doch ſicher der Verdacht gegen ihn ſich bald wieder verlieren würde, wenn ihn ſeine Nachbaren, die ihn ja ſo lange ſchon kannten, arm und fleißig ſähen wie ſonſt.

Bald aber begannen Prüfungen und Leiden für die arme Familie, die ſie nie geahnt hatte. Entrüſtet über den ſchlechten Erfolg, den alle ihre Nachforſchungen hatten, ſendeten die Bankdirectoren eines ihrer Mitglieder (eben den Kaufmann, dem Amos die Caſſe geöffnet hatte) an denſelben ab, um Unterhandlungen mit ihm abzuſchließen. Sie boten Sparks eine bedeutende Geldſumme, verſprachen jede gerichtliche Unterſuchung gegen ihn einzuſtellen, wenn er ſeine Mitſchuldigen, im Fall welche dabei geweſen, angeben wollte. Vergebens betheuerte Amos bei Allem, was ihm heilig war, ſeine Unſchuld, vergebens zeigte er ſeinen tiefen Abſcheu vor ſolch einem Verbrechen. Der Kaufmann ſpöttelte über ſeine angebliche Ehrlichkeit, und drohte ihm mit den Folgen, die ſein Läugnen für ihn haben werde. Da übermannte die tiefe Empörung den armen Handwerker, der ſich ohne alle Beweiſe entehrt und verhöhnt ſah, ſo ſehr, daß er ſeinem Beleidiger bedeutete, jetzt plötzlich ſeine Wohnung zu verlaſſen, die er, obgleich arm, doch feſt entſchloſſen ſey, gegen die Unverſchämtheit des Reichen zu ſchützen. Beſtürzt zog ſich der Kaufmann mit dem Schwur zurück, ſich an Amos zu rächen. Die Herren der Bank berathſchlagten von neuem, und es wurde entſchieden, Sparks gefangen ſetzen zu laſſen, und zu verſuchen, ob er fern von ſeiner Familie und ſeinen Mitſchuldigen nicht eher zu einem Geſtändniſſe zu bringen ſey. Die Unglücklichen mußten auch dieß über ſich ergehen laſſen, und ertrugen, obgleich tief niedergebeugt und durch die miſstrauiſchen Blicke ihrer Nachbaren täglich neu gekränkt, muthig die traurigen Tage, die keine Freude für ſie hatten, als die kleinen Erleichterungen, die ſie dem armen Gefangenen von dem Gelde verſchafften, das ſie ſich oft am dringend Nöthigen abgeſpart hatten. Mehrere Monate waren ſo vergangen, ohne daß Sparks das erwünſchte Geſtändniß abgelegt, oder irgend ein Ereigniß die Schuld des Verhafteten bewieſen hätte, und ſo ſahen ſich ſeine Verfolger endlich gezwungen, den Proceß ſeinen Gang gehen zu laſſen. Die einzigen Beweiſe, die ſie gegen den Angeklagten aufbringen konnten, waren einige Schlöſſer von ſeltſamer Zuſammenſetzung und einige mechaniſche Werkzeuge, die man in ſeiner Werkſtätte gefunden hatte. Dieſe Werkzeuge, deren

Bestimmung und Gebrauch dem unkundigen Auge fremd war, zeigten deutlich, wenn auch nicht die Schuld, doch die große Geschicklichkeit des Meisters. Zudem sah man auch eine solch reiche Abwechslung und so vollendete Arbeit, daß sowohl unter den Richtern als den Geschwornen und Zuschauern nur wenige waren, denen es glaublich schien, daß ein so armer Mann, wie Amos, bloß in der Absicht, sein Gewerbe zu vervollkommnen, sich diese Mühe gegeben habe. Seine Freunde und Nachbaren gaben über seine Sitten und seine Aufführung das Zeugniß, das zu erwarten war, und alle stimmten darin überein, wie sehr er von jeher sein Gewerbe geliebt habe. Der Advocat, der beauftragt war, die Sache der Bank zu führen, stützte seine Klage hauptsächlich auf eben diesen Eifer und diese Liebe. Er zeigte mit hinterlistiger Hartnäckigkeit jede Schraube und jedes Eisenbeschläg, welches die unwissende Menge zu Verdacht reizen konnte, wies auf den Vorfall mit der Casse des Kaufmannes zurück, auf die Versuchung, die solche Summen auf einen armen Handwerker äußern müßten, und suchte den Richtern zu beweisen, daß Amos bei seiner bekannten Armuth gewiß nie seine Zeit zu so nutzlosen Forschungen verwendet hätte, wenn ihn nicht die Hoffnung, ein großes Ziel dadurch zu erreichen, angefeuert hätte.

So mußte denn, weil Amos arm war, jede gute Eigenschaft, sein Fleiß, seine Liebe zur Kunst, seine Geduld, Alles seine Schlechtigkeit beweisen. Ich bin, schloß der Advocat seinen Vortrag, fest überzeugt, daß Amos schuldig ist, und daß er, wenn er sich von den Richtern als schuldig verurtheilt sieht, nicht länger zögern wird seine Schuld zu bekennen. — Es war ihm gelungen, den größten Theil der Zuhörer von seiner Ansicht zu überzeugen. Viele der Geschwornen selbst hatten sich von diesen Scheingründen überreden lassen, und waren nicht abgeneigt, ohne Beweise zu verdammen, indem sie sich vielleicht leise mit der Hoffnung schmeichelten, wenn der Verurtheilte wirklich bekennen würde, für große scharfsinnige Geister zu gelten. So aber konnte selbst in jener Zeit, in der die Geschichte vorfiel, die wir hier erzählen, ein Gerichtshof in Amerika nicht urtheilen. Der Spruch des Gerichts war klar und bestimmt. Er erklärte, daß zwar allerdings Verdachtsgründe auf Amos ruhten, daß manche Umstände in dem Leben des Schlossers mit seiner Armuth im Widerspruche ständen, daß aber dennoch jeder gültige Beweis zu einer Anklage in dieser Sache, die noch im vollen Dunkel stehe, fehle, da keiner der Fäden sich über das Haus des Handwerkers hinaus verfolgen lasse.

Amos wurde demnach freigesprochen. Obgleich man nichts gefunden hatte, welches den Verdacht gegen ihn begründete, so schwebte er doch noch immer wie das Schwert des Damokles über ihm. Der rachsüchtige Kaufmann und die Directoren der Bank erklärten dennoch in ihrem Aerger, daß sie trotz der Freisprechung nicht an der Schuld des Angeklagten zweifelten. Diese Meinung, die sie geflissentlich verbreiteten, fand unter denjenigen, die nie gewöhnt sind, die Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit eines Gerüchtes genauer zu prüfen, viele Anhänger, und man sah in dem freigesprochenen Schlosser bloß einen vom Glück begünstigten Spitzbuben.

Amos freute sich seiner Befreiung, weil er sie für den sichersten Beweis ansah, daß man seine Unschuld erkannt habe, und hatte dadurch nur ein noch größeres Vertrauen zu der Rechtspflege seines Landes gewonnen. Wie ein vom Tod erstandener umschloß er die Geliebten, und die innigsten Dankgebete stiegen aus aller Mund zum Himmel empor, als sie den ersten Abend wieder vereint am heimischen Herde saßen.

Aber nur zu bald fühlte Amos, daß die Freisprechung des Richters ihn dennoch in der öffentlichen Meinung nicht freigesprochen habe. Er entschloß sich, auch dieß, in der Hoffnung, daß Gott ja doch einst seine Unschuld zeigen werde, zu ertragen. Er duldete ruhig die kalte Aufnahme vieler seiner Freunde, das kränkende Wegwenden ihrer Blicke, wenn sie ihm begegneten, das schmerzliche Bewußtseyn, welche Gerüchte über ihn im Umlauf seyen, aber er bedachte nicht, von was ferner leben? Seine Kunden blieben aus, seine vorräthige Arbeit fand keine Käufer, und da seine schwachen Ersparnisse schon während der Zeit des Processes aufgezehrt waren, so sahen die Unglücklichen bald ein, daß es ihnen bei allem Fleiß und aller Sparsamkeit unmöglich sey, ihr tägliches Brod zu verdienen. Sie schränkten ihre Ausgaben noch mehr ein, sie verkauften jedes überflüssige Geräthe und Kleidungsstück, aber bald war auch diese schwache Quelle versiegt, und nach wenig Monden zeigte die Mittagsstunde nur mehr einen leeren Tisch zwischen vier nackten Wänden. Es blieb ihnen nur noch die Wahl, zu betteln, Hunger zu sterben oder auszuwandern. Oft schon hatten sie dieses letzte Auskunftsmittel besprochen. In Amerika ist dieß ein sehr gewöhnliches Mittel. Der Bankerutier geht nach Ohio, um dort entweder sein betrügerisch erworbenes Vermögen in Ruhe zu verzehren, oder sich bei wirklichem Verluste neues zu sammeln — der Geistliche, den ein zu heftiger Angriff der Schwächen seiner schönen Beichtkinder zur Flucht treibt, wird sich in Albany bald „sehr geachtet" sehen, und der Missouri wird den Bewohner des Michigan empfangen, der in einem Streite seinem Nachbar sein langes Messer (bowie-knife) in die Seite stieß. Die Flucht ist dort das Universalmittel in allen schwierigen, hoffnungslosen Lagen. Sparks hätte wohl früher schon dieses Auskunftsmittel ergriffen, aber einerseits hoffte er immer noch auf die Entdeckung des Thäters, und dadurch auf seine Rechtfertigung, andrerseits fühlte er, daß seine Flucht den Verdacht, der auf ihm ruhte, zu rechtfertigen scheine. Jetzt, wo ein längerer Aufenthalt in Philadelphia ihm unmöglich war, konnte von keiner Wahl mehr die Rede seyn, und mit traurigem Herzen bereiteten sie sich zur Abreise. Kein Gepäck beschwerte sie, auch kein Schuldner vertrat ihnen den Weg, denn Niemand war, der ihnen geborgt hätte, als sie der Heimath Lebewohl sagten. Sie bestiegen eines der vielen Fahrzeuge, die die Ströme durchfurchen, gingen an Schuylkill auf dem Strome desselben Namens vorüber, und hielten in Norristown, sieben Meilen nordöstlich von Philadelphia. Ihrem Fleiß und ihrem freundlichen Benehmen gelang es dort bald, sich wieder emporzuschwingen, und sie fühlten sich glücklich in einem Leben, das nicht mehr durch das eisige und verletzende Benehmen ihrer Nachbarn gestört wurde.

(Schluß folgt.)

Etwas über die Halbinsel Alaschka.

Alaschka bildet eine merkwürdige Demarcationslinie für das Thier- wie für das Pflanzenreich: auf der einen Seite dieser Halbinsel findet sich das Wallroß, der Bewohner des Polarkreises, auf der andern flattert der Colibri, der glänzende Herold des Südens. Auf den aleutischen Inseln, der Behringsstraße gegenüber, findet sich das Wallroß bis 56° 50′ N. B., während auf der südöstlichen Seite der Halbinsel Alaschka der Colibri bis zu Cooks Einfahrt unter 60° B. hinaufreicht. Der Eisfuchs reicht gleichfalls südlich hinab bis Alaschka. Die aleutischen Inseln werden häufig von Eisbären besucht, die auf Eisbergen dahin gelangen, welche am Ufer sich aufhäufen, und oft bis zum Meer ungeschmolzen bleiben. Die feuchte Atmosphäre dieser Inseln ist dem Graswuchse sehr förderlich, und nach Lütke kann die Insel Unalaschka hinsichtlich ihrer üppigen Wiesen mit Brasilien wetteifern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 292.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

19 October 1839.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Perſien.

(Fortſetzung.)

Aufenthalt in Tebris. — Handel.

Der Beſuch der Bazars führt mich zu einer Ueberſicht des Handels von Perſien mit Rußland, und zum Theile auch zu dem mit England. Der Handel Rußlands mit Perſien zerfällt in zwei Theile: in den Handel mit Aderbeidſchan und in den mit Ghilan und Maſanderan, oder mit andern Worten, in den Landhandel durch Georgien und Armenien, und den Seehandel über das kaſpiſche Meer. Die erſte Verbindungsſtraße geht von Tiflis auf zwei verſchiedenen Wegen nach Eriwan und von da nach Tebris, der Hauptſtadt von Aderbeidſchan, dem Entrepot des europäiſchen Handels mit Perſien. Der Seehandel geht von Aſtrachan nach den perſiſchen Hafen des kaſpiſchen Meeres, nach Sinſili, Räſcht und zum Theil nach Aſtrabad und Balfruſch; von dieſen Häfen verbreiten ſich die ruſſiſchen Waaren nach den innern Provinzen Perſiens auf den ſicherſten Verbindungsſtraßen.

Die wichtigſte Handelsſtadt Perſiens für Europa iſt ohne Zweifel Tebris, und darum werde ich mich ausſchließlich hiemit beſchäftigen. Vor Allem iſt zu bemerken, daß Tebris wegen ſeiner Nähe an unſerer Granze — man braucht vom Araxes nach Tebris nur zwei Tagemarſche — für uns der erſte Abſatzort für die durch Georgien und Armenien gehenden Waaren iſt. England hat gleichfalls zwei Handelsſtraßen, die eine über Bender Buſchir im perſiſchen Golf, und die andere über Trapezunt und Erzerum nach Tebris. Die letztere iſt die Hauptverbindungsſtraße, und Tebris liegt alſo auf dem Wege, den die engliſchen Waaren, die über Trapezunt kommen, nach jenem Punkte Perſiens hin einſchlagen müſſen. Hieraus erſieht man, daß der bedeutendſte europäiſche Handel in Tebris zuſammentrifft. Die Bazare von Tebris ſind mit fremden Waaren angefüllt, die Capitalien in unaufhörlicher Bewegung, und trotz dieſer ganzen Thätigkeit iſt Perſien doch bei weitem nicht hinreichend mit europäiſchen Waaren verſehen; wenn jedoch fremde, auf Termin verkaufte Waaren, keinen leichten Abſatz finden, und die Vortheile, welche die Kaufleute hievon erwarten, nicht tragen, ſo darf man die Urſache keineswegs in einem Mangel an Begehr ſuchen, ſondern ganz allein darin, daß die Europäer die Localverhältniſſe und Bedürfniſſe gar nicht, oder nur ſehr oberflächlich kennen, oder die Waaren nicht dem perſiſchen Geſchmack anzupaſſen wiſſen. Der Hauptirrthum bei den europäiſchen Kaufleuten beſteht darin, daß ſie, ich weiß nicht warum, Aſien überhaupt, und Perſien insbeſondere, wie einen abgelegenen Winkel anſehen, wo nur Räuber und Diebe hauſen, und wo man ſtets auf der Hut ſeyn muß. Darum haben bisher wenige Kaufleute, die über größere Capitalien verfügen können, namentlich wenig ruſſiſche, Handelsunternehmungen nach Perſien gemacht. Die Furcht, dieſes großaugige Ungeheuer, hält ſie zurück. Aber was iſt zu fürchten? Allerdings, ſo lange die ruſſiſchen Kaufleute glauben, daß ſie Alles, was ſie in Moskau und Peteröburg verkaufen, auch in Tebris abſetzen können, oder nach Perſien, als in ein aufgegebenes und vergeſſenes Land, jeden Ladenhüter ſchicken zu können meinen, haben ſie völlig Recht, directe Verbindungen mit Tebris wie das Feuer zu fürchten; die Verluſte, welche ſie erleiden, können beträchtlich ſeyn, und ſind in einem ſolchen Falle die gebührende Strafe ihrer Sorgloſigkeit.

Wenn aber verſtändige, weitſehende Capitaliſten ihre Aufmerkſamkeit auf Perſien lenken, und ſich mit dem Geiſte des aſiatiſchen Handels bekannt machen wollten, ſo würden die Reſultate ihnen beweiſen, daß ihre Mühe nicht umſonſt iſt; ſie würden ſich überzeugen, daß Perſien ein bodenloſer Abgrund iſt, welcher ungeheure Maſſen europäiſcher Erzeugniſſe verſchlingen kann, wenn dieſe Erzeugniſſe dem Bedürfniſſe und dem Geſchmack ſeiner Bewohner entſprechen, eine unerläßliche Bedingung, ohne welche man nie und nirgends auf Erfolg zählen kann. Der Handel Europa's mit Perſien hat darum noch nicht ſeine Entwicklung erreicht, weil unſere Kaufleute Perſien nicht kennen und leider, wie es ſcheint, auch keinen Schritt thun, um es kennen zu lernen; ſie haben von Perſien gerade denſelben Begriff, wie die perſiſchen Kaufleute von Europa, welche auch nur mit großer Mühe ſich entſchließen, in das Land der Kafirs zu gehen. Ich weiß wohl, womit die Kaufleute ſich entſchuldigen: ſie ſagen, viele von ihnen hätten ſchon ihre Waaren

auf Termin verkauft und häufig ihr Geld nicht erhalten; bloß gegen baares Geld zu verkaufen, ſey nicht möglich, weil kein einziger perſiſcher Kaufmann darein willigen wolle, und die daraus für die Europäer hervorgehenden Verluſte ſeyen ſehr bedeutend und wiederholten ſich oft. Aber hier liegt der Fehler wieder an den Europäern, denn wenn ſie Waaren nach Tebris bringen, ſo halten ſie die von ihnen verrichtete Großthat für ſo ungeheuer, daß ſie gar nicht wiſſen, was ſie für einen Preis dafür anſetzen ſollen; ſie glauben, wenn ſie um ihres Vortheils willen nach Tebris gehen, ſo erzeigten ſie den Perſern eine ganz abſonderliche Ehre und Gnade, und wollen ſich dann für die unbedeutendſten Dinge ungeheure Summen bezahlen laſſen. Daraus fließen denn alle die Verwirrungen in den Geſchäften der Europäer, welche ihre Waaren um hohe Preiſe auf Termin verkaufen, und dann viele Mühe ſich geben müſſen, manchmal auch, jedoch ſehr ſelten, ihr Geld nicht vollſtändig erhalten. Wenn ſie dagegen mäßige Preiſe feſtſetzten, ſo würden ſie zahlreiche Käufer gegen baares Geld finden, die Geſchäfte würden einfacher, und es wäre nie von Verluſten die Rede, oder, meiner Anſicht nach, wenigſtens nur von vorübergehenden. Ueberdieß iſt zu bemerken, daß die Schuldforderungen europäiſcher Kaufleute, ruſſiſcher und engliſcher, ſehr ſelten unbefriedigt bleiben, oder, richtiger geſagt, faſt immer bezahlt werden, weil die ruſſiſche und engliſche Miſſion einen ſehr lebhaften Antheil daran nehmen, und ihre Vorſtellungen nie unberückſichtigt bleiben, da ſie in Perſien eine ungemeine Achtung genießen. Freilich gibt es Fälle, wo bei allem guten Willen nichts zu erreichen iſt; aber wo gibt es nicht Bankerotte und inſolvente Schuldner?

Vergleicht man die Handelswege aus Rußland und England nach Tebris, ſo überzeugt man ſich leicht, daß Rußland einen bedeutenden Vortheil vor England voraus hat. Ohne von der Nähe unſerer Gränze zu ſprechen, und von der Leichtigkeit, ruſſiſche Waaren aus Georgien und Aſtrachan nach Perſien zu ſchaffen, kommt auch die völlige Sicherheit der Straße in Vergleich mit dem Wege in Betracht, den der engliſche Handel über Konſtantinopel und Trapezunt einſchlagen muß. Unſere Waaren gehen auf ruſſiſchem Gebiet und durch das nördliche Perſien, ein ruhiges und ſogar ziemlich gebildetes Land. Die engliſchen Waaren müſſen von Trapezunt aus durch ein türkiſches und perſiſches Gebiet, das mit nomadiſchen Räuberſtämmen angefüllt iſt. Erſt noch im Jahre 1834 plünderten die Kurden vom Dſchelaliſtamme bei dem Dorfe Karaklis, nicht weit von Diadin und Bajaſid, eine Karawane: 130 Ladungen mit Waaren, 93,000 Tomans werth (über 700,000 fl.) fielen in die Hände der räuberiſchen Kurden, und trotz dieſer Unfälle, welche ſich von Zeit zu Zeit wiederholen, ergibt ſich aus officiellen Actenſtücken, daß jährlich auf Kameelen, Pferden und Maulthieren etwa 5500 Ladungen Waaren über Trapezunt und Erzerum nach Perſien gehen. Schlägt man die Ladung in runder Summe nur zu 1000 Rubel an, ſo erhält man eine Summe von ſechsthalb Millionen, wofür Perſien jährlich Waaren über Trapezunt bezieht. Die Hauptgegenſtände dieſer Zufuhr ſind: Zitze, Mitkals, Neſſeltuch, Plüſch, Sammt, Zucker und Rum. Ohne von dem bedeutenden Verkehr zu reden, den die Engländer überhaupt hier treiben, bemerke ich bloß, daß drei engliſche Kaufleute zu Tebris im Jahre 1834 für 790,000 Rubel Waaren aus England bezogen, und die perſiſchen Kaufleute in demſelben Jahre aus Konſtantinopel für 15 Millionen Rubel türkiſche und europäiſche Waaren erhielten. In demſelben Jahre wurden aus Rußland für 2½ Millionen Waaren nach Perſien geſchickt, und für mehr als 6 Millionen von dorther bezogen. Dieſe nicht ſehr tröſtlichen Thatſachen fordern jeden auf, den Urſachen eines ſo unbedeutenden Handels nachzuſpüren; was mich betrifft, ſo halte ich meine oben ausgeſprochene Anſicht im Allgemeinen für die richtige.

Einer unſerer ruſſiſchen Kaufleute, Stepan Poſolin, zeigte ſeinen Landsleuten, daß man mit Perſien Handel treiben könne, daß die Perſer keine wilden Thiere, und Iran keine Hölle und kein Räubernest ſey. Sein Beauftragter in Tebris, Hr. Wyſchegorodzew, verkaufte dort im J. 1832 für mehr als 900,000 Rubel Waaren: ſollte ein ſolches Reſultat keine Nacheiferung erwecken? Man darf ſich nur genau mit dem Lande bekannt machen, den Charakter ſeiner Bewohner, ihre Bedürfniſſe und Liebhabereien ſtudiren; und wenn unter einer ſolchen Vorausſetzung ein Capitaliſt einen regelmäßigen, wohl überlegten Handel mit Perſien beginnt, ſo werden ſeine Bemühungen ſicherlich von einem glänzenden Erfolge begleitet ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Aphoriſtiſche Bemerkungen aus den Verhandlungen der engliſchen Naturforſchergeſellſchaft.

Generalmajor Briggs las über den Bau der Handelsbaumwolle, namentlich um darauf aufmerkſam zu machen, daß Indien den ganzen engliſchen Markt verſorgen könnte. Ueber die verſchiedenen Arten der Baumwolle iſt bis jetzt wenig bekannt, namentlich darum, weil dieſe Pflanze im Fortgang des Anbaues ſich ſehr verändert hat. Jedenfalls ſind aber die Pflanzen, welche Baumwolle in Aſien, Afrika und Amerika erzeugen, durchaus verſchiedene Arten. Die Pflanze, welche die braſiliſche Baumwolle liefert, iſt wahrſcheinlich das Gossypium hirsutum, das 10 bis 20 Fuß hoch wird, perennirend iſt, einen langen und ſtarken Stapel hat, und ziemlich fein und ſeidenartig iſt. Die in Weſtindien gewöhnliche Pflanze ſoll aus Guiana eingeführt worden ſeyn, dauert drei Jahre, trägt reichlich einen ſchönen ſeidenen, langen Stapel, und iſt das Gossypium barbadense der Botaniker. Dieß iſt auch dieſelbe Pflanze, welche die ſogenannte Sea-Island-Baumwolle hervorbringt. Als dieſe Pflanze von der Küſte ins Innere von Georgien und Carolina eingeführt wurde, änderte der Samen ſeine Farbe von Schwarz in Grün, und der Stapel wurde kürzer, gröber wolliger. Dieſe Pflanze wurde ſpäter in Aegypten eingeführt, und iſt dieſelbe, welche die Bourbon-Baumwolle hervorbringt, die auf der Inſel dieſes Namens gewonnen wird. Die gewöhnliche einheimiſche Pflanze Indiens iſt das Gossypium her-

baceum der Botaniker, und in ihrem Ansehen von den Baumwollenpflanzen der westlichen Welt verschieden. Sie wird gewöhnlich als Jahrespflanze gebaut, jedoch ist es durch besondere Pflege und Ausschneiden der Pflanze gelungen, sie perennirend zu machen. Das Product derselben steht an Feinheit der besten amerikanischen nicht nach, und ist ihr hinsichtlich des Reichthums der Farbe vorzuziehen. Da sie aber nachlässig behandelt wird und unrein ist, so wird sie auf dem Markt in England geringer geachtet, als die aus Georgien und Neuorleans, obwohl sie solche an Qualität und Dauerbarkeit übertrifft. — Eine besondere Art ist das Gossypium religiosum, welche die braune in China so gewöhnliche Baumwolle liefert; wahrscheinlich werden die im Handel gewöhnlichen Nankings aus dieser natürlich braunen Baumwolle gemacht. Ein Hr. Dauson bemerkte, er habe Baumwolle aus Peru gesehen, welche der besten Sea-Island an Seidenartigkeit, Länge des Stapels u. s. w. nichts nachgebe. Vorgelegte Proben von Baumwolle aus Birma wurden vorzüglich befunden. General Briggs konnte sich nicht enthalten, zu bemerken, daß England nun schon so lange im Besitze von Indien sey, und doch über dessen Producte und Productionsfähigkeit nichts wisse; man habe jährlich Tausende von Gallonen Leinsamenöl nach Indien geschickt, während Millionen Pfunde von Leinsamen im ganzen Lande verfaulten. So gebe es auch nicht weniger als 50 Arten Pflanzen, von denen man Kautschuk gewinnen könne, und doch sey noch wenig von derther eingeführt worden.

Ein Dr. G. H. Adams machte eine Mittheilung über Torflager. Er hatte viele Arten Torf mikroskopisch untersucht und gefunden, daß sie aus Bündeln von kleinen Capseln bestehen, welche an den Wurzeln der auf der Oberfläche des Lagers wachsenden Pflanzen hängen. Er ist der Ansicht, daß gefallene Bäume mit der Bildung von Torf in keiner Verbindung stünden, als daß sie durch ihr Verfaulen kohlensaures Gas lieferten; er legt der wohlbekannten Kraft der Pflanzen, kohlensaures Gas aus der Atmosphäre auszuscheiden, große Wichtigkeit bei, und glaubt, daß die präservative Kraft des Torfs im Gerbstoff liege, welche Substanz wegen ihrer Verbindung mit dem in Heiden so reichlich vorhandenen Eisen früher nicht entdeckt wurde, und die dunkle Färbung der untern Theile der Torfformation erklärt. Er bemerkte endlich, der Torf diene nicht als Dünger, weil er nicht leicht in Fäulniß übergehe, und schlägt vor, der Fäulniß vermittelst Schwefelsäure nachzuhelfen, wodurch große Striche jetzt nutzlos daliegenden Torflandes, namentlich in Irland, für den Ackerbau tauglich würden; auch könnte man den Torf durch Zerstörung der darin befindlichen, erhaltenden Kraft in Dünger umwandeln, indem man ihn auf Haufen sammle, und mit einer leichten Auflösung von Schwefelsäure übergieße.

In der medicinischen Section las ein Professor Macartney eine Abhandlung „über die Regeln, die Lage der Hauptarterien und Nerven aus ihren Verhältnissen zu den äußern Formen des Körpers mit Genauigkeit aufzufinden.“ Er hob namentlich die Vortheile derselben bei bedeutenden chirurgischen Operationen hervor.

Es sind in England neuerer Zeit viele Pockenfälle wieder vorgekommen, und ein Dr. Inglis nahm davon Gelegenheit, „über die Ursachen der Vermehrung der Pockenkrankheiten und den Ursprung der Variola-Vaccinea“ sich zu äußern. Er bemerkte, die Variola nehme mit jedem Jahre zu, wovon die Ursache nicht darin liege, daß die Einimpfung unwirksam oder das Gift geschwächt sey, sondern daher, daß das Publicum, welches lange von den Pocken frei gewesen, allmählich die Vaccination für unnöthig gehalten habe. Man sollte die Regierung bitten, nicht nur für die Impfung sämmtlicher Kinder Sorge zu tragen, sondern auch jeden im Militärdienst befindlichen Mann abermals impfen zu lassen.

Der Schlosser von Philadelphia.

(Schluß.)

Aber auch dieser Friede sollte ihnen nicht lange zu Theil werden: sie hatten erst die erste Station ihrer traurigen Pilgerfahrt erreicht. Ein Kaufmann, der aus der Hauptstadt nach den blauen Bergen in New-Hampshire ging, traf Sparks in Norristown, und sagte spöttisch zu einem Bewohner der Stadt, er wünsche ihnen Glück, daß sie den berühmten Schlosser von Philadelphia bei sich hätten. Diese boshaft ertheilte Nachricht verbreitete sich bald, Sparks sah sich nur zu schnell wieder von derselben Verachtung umgeben, der er in der Heimath entflohen war, und hatte zum zweitenmal nur zwischen Hungertod oder Flucht die Wahl. Dießmal entschlossen sie sich leicht zur Auswanderung, denn es war ja nicht die Heimath mit ihren tausend theuern und schmerzlichen Erinnerungen, die sie verließen. Sie durchzogen das Gebirge, gelangten in das Thal des Susquehannah und ließen sich in Sunbury nieder. Auch hier schien wie in Norristown ein glücklicher Erfolg ihren Fleiß zu krönen, aber auch hier hatte sie nur zu bald der Gifthauch der Verleumdung wieder gefunden, und sie verzweifelten endlich daran, in irgend einem Theile der Vereinigten Staaten ein Fleckchen zu finden, wo man sie dulden werde.

Vergebens wäre es, alle die Dörfer und Städte aufzuzählen, in denen sie vergebliche Versuche machten, ihr trauriges Leben zu fristen, überall fühlten sie sich durch die Verachtung der Bewohner vertrieben. Sie hatten fast die ganze Breite der Vereinigten Staaten durchzogen, wendeten sich jetzt langsam gegen Westen, und erreichten das Plateau, welches Middleton beherrscht, ohne zu wissen, ob sie es wagen dürften, mit ihren wunden Füßen diese Stadt zu betreten. Amos setzte sich unter einen Feigenbaum und die Seinen lagerten sich um ihn her, denn sie fühlten sich Alle sehr der Ruhe bedürftig. Sie blickten Alle ernst auf die Stadt, in der, wenn sie sie beträten, wohl wieder nur Hunger und Verachtung ihrer warteten; ach, und als sie ihre Blicke wendeten und jedes im Auge des andern denselben trostlosen Schmerz erblickte, der ihn selbst zerriß, da vermochten sie ihre Thränen nicht länger zurückzuhalten, und Amos selbst barg laut schluchzend sein Gesicht in den blonden Locken seiner Tochter, die, zu seinen Füßen sitzend, ihren Kopf auf sein Knie gelegt hatte. Bald aber faßte er sich wieder, und gewaltsam den Schmerz niederkämpfend, der in ihm brannte, sagte er seine Augen trocknend: „Dein Wille geschehe o Herr! Seyd ruhig Kinder, wohl sind wir flüchtig und verachtet auf dieser Erde, aber ein ewiges Reich ist uns ja verheißen, wo der Böse nicht mehr schaden

kann und der Ermüdete Frieden findet. Vielleicht war ich zu stolz auf die Gaben, die der Himmel mir vor vielen meiner Mitbrüder verliehen hatte, rechnete sie mir als ein Verdienst zu, und grub eben durch sie mir mein Verderben. Die Mutter suchte ängstlich nach etwas, diesen heftigen Sturm der Gefühle zu besänftigen, und zog ein Zeitungsblatt von Philadelphia, das ihr Jemand gegeben, hervor, um durch die Liste der Getrauten und Gebornen, durch manche kleine Neuigkeit aus der noch immer geliebten Stadt, die sie ausgestoßen hatte, die kleine Gesellschaft zu zerstreuen. Aber kaum hatte sie das Blatt entfaltet, so hafteten ihre Augen mit einem Ausdruck, der die Uebrigen erschreckte, auf einer Stelle fest, und sie ließ, unvermögend ein Wort hervorzubringen, das Blatt fallen. Amos hob es rasch auf und las: „Der Diebstahl aus der Bank zu Philadelphia" — „Sparks war nicht der Thäter."

Der Eindruck, den diese Nachricht auf ihn machte, war nicht minder stark, als bei seiner Frau, aber dennoch vermochte er den Artikel laut zu lesen, der die Hinrichtung eines Verbrechers in Albany enthielt, welcher unter vielen andern kühnen Verbrechen auch den Raub der 50,000 Dollars eingestanden hatte, zugleich aber auch erklärte, daß er Sparks nie gesehen habe, und jeden Verdacht einer Theilnahme desselben dadurch vernichtete, daß er angab, wie er die ganze Summe verwendet habe. — Da brachen sie Alle freudeglühend in das innigste Dankgebet gegen den Höchsten aus, der ihnen Kraft verliehen hatte, die furchtbare Last ihres Schmerzes zu ertragen, und sie von demselben in eben dem Augenblick befreite, wo er sie zu erdrücken drohte. Sie beschlossen, sogleich in ihre Heimath zurückzukehren, und nach weniger als acht Tagen waren sie schon auf dem Wege dahin.

Während dieser Zeit hatte sich die Stimmung der Bewohner Philadelphia's gänzlich geändert. Die Zeitungen und Flugschriften, welche früher am meisten dazu beigetragen hatten, das finstere Mißtrauen gegen den Schlosser zu verbreiten, wiederholten jetzt hochtrabend das Geständniß des Schuldigen, und wunderten sich mit vornehmer Naivetät, daß die Zweifel, die man gegen den Schlosser gehegt, nicht schon früher durch seine volle Freisprechung bei Gericht gehoben worden seyen. Sie malten mit den glänzendsten Farben das friedliche Stillleben, welches Sparks bis zu dem unglücklichen Proceß geführt, und vergaßen nicht, um den Contrast fühlbarer zu machen, die kleinsten Nebenumstände, theils aus der Wahrheit, größerntheils aber noch aus ihrer Einbildung geschöpft, hervorzuheben, um den unerhörten Schmerz, die unglaublichen Leiden und die unaussprechlichen Entbehrungen anschaulich zu machen, die Sparks und seine Familie auf ihren Wanderungen erduldet hatten, um sich den Folgen einer so ungerechten Anklage zu entziehen. Die ganze Stadt erhob nun ihre Stimme für Amos. Diejenigen seiner frühern Nachbaren und Freunde, die am ersten seinen guten Namen zerrissen hatten, waren nun die eifrigsten Kämpfer für ihn, und Alle waren besorgt und begierig, in welchem Winkel der Erde er sich wohl befinde. Die einen wollten wissen, sie seyen in den weiten Waldungen verunglückt, die andern, sie seyen bei einem Wiesenbrande mit verbrannt, wieder andere, Amos habe in einem Anfall von Verzweiflung seine Frau und seine Kinder und dann sich selbst getödtet.

Alle diese Gerüchte trugen noch mehr dazu bei, die Menge für die unglückliche Familie zu interessiren, und so wurde denn auch Amos, als er mit seiner Familie die Vorstadt betrat, sogleich von den Inwohnern derselben umringt, mit den herzlichsten Glückwünschen empfangen, und jeder wollte der erste seyn, ihm irgend eine Gefälligkeit zu erzeigen. Sein Einzug in die Stadt glich einem Triumphzug, und die Menge, die immer ein Opfer verlangt, schrie von allen Seiten, es müsse ein Proceß gegen die Directoren der Bank eingeleitet und der armen Familie eine glänzende Entschädigung werden. Sparks wollte sich dazu nicht verstehen, ihm war es genügend, seine Rechtschaffenheit wieder von allen Seiten anerkannt zu wissen, er öffnete wieder seinen Laden, pflegte wieder mit derselben Liebe wie früher sein Gewerbe, und lebte ganz wie sonst, glücklich und zufrieden. Amos war zufrieden, aber die öffentliche Stimme war es nicht. Die ganze Stadt verlangte, daß die Bankdirectoren bezahlen müßten. Ein berühmter Advocat erbot sich den Proceß zu führen, und verzichtete, im Fall er ihn verlieren würde, auf jedes Honorar. Amos überlegte, daß, wenn er auch für sich keine weitere Entschädigung verlangt haben würde, es dennoch an ihm sey, das Verfahren einer reichen Corporation, womit sie die Rechte eines armen Handwerkers zerstört hatte, zu bestrafen. Er bedachte, daß dieser Proceß von guten Folgen für die Reichen, wie für die Armen seyn könne, indem er den einen zeige, daß sie den Einfluß ihres Geldes nicht zu weit treiben können, dem Armen aber Muth in ähnlichen Verfolgungen gebe. Der Proceß begann trotz dem wiederholten Versuche der Bankdirectoren zu einem Vergleiche. Die Vertheidigungsreden der Advocaten beider Parteien waren ausgezeichnet, aber der Advocat des Schlossers hatte ein zu schönes Feld für sich, um nicht zu gewinnen. Das Publicum zerfloß in Thränen bei der Schilderung der Leiden der unglücklichen Familie, und der Spruch der Jury, der die Bankdirectoren verurtheilte, 10,000 Dollars als Schadenersatz an Amos Sparks zu bezahlen, war kaum bekannt, als die Menge auch schon Amos umringte und im Triumph nach seiner Wohnung trug.

Miscellen.

Gemälde von Pouſſin. Ein Meisterstück von Pouſſin, „la Vierge aux Roses," soll zu Paris unter der Säule eines geharnischten Ritters entdeckt worden seyn. Pouſſin scheint in einem seiner Briefe eines solchen Gemäldes erwähnt zu haben, das ihm von dem Marquis von Pardaillans genommen worden sey.

Außerordentliche Fluth. Am 28 September zwischen 11 und 12 Uhr Nachts strömte das Meer bei der Wendung der Fluth mit furchtbarer Gewalt gegen Weymouth hin, begleitet von einem donnerähnlichen Getöse. Ueber die Ursache dieses Phänomens weiß man noch nichts.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 116 u. 117** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Oliver Twist von Dickens (Boz).** Aus dem Englischen von H. Roberts. — **Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil über Faust insbesondere.** (Fortsetzung.) — **Das Schloß von Caniov.** (Schluß.) **Heldenthum.** Von W. Cowper.

Zu des Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4–5 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für den Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Inländer, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 293.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

20 October 1839.

Statiſtiſche Angaben über die Cycladen

(Aus niederländiſchen Handelsberichten.)

Die Inſel Andros.

Andros iſt die nördlichſte der Cycladen, und von Euböa durch den Canal Silета getrennt, welcher für Schiffe, die von Oſten kommen, des Winters ein gefährliches Fahrwaſſer iſt, ſowohl wegen der ſtarken Winde als wegen der Schwierigkeit, um zu dieſer Jahreszeit die Küſten zu erkennen, weßhalb denn auch auf Euböa in der Gegend von Cumi und Cabo d'Oro häufige Schiffbrüche ſtattfinden.

Andros hat eine Oberfläche von circa 4½ Quadratmeilen, und wird von einer hohen Bergkette in zwei Theile getheilt; es iſt, obwohl ſehr gebirgig, in den Thälern ſehr fruchtbar und reichlich mit Waſſer verſehen, auch iſt das Klima im Ganzen genommen ſehr geſund. — Die drei vornehmſten dieſer Thäler werden Kaſtron, Korthi und Termi genannt. Der Hauptort der Inſel, gleichfalls Andros genannt, liegt auf der Oſtküſte, hat einen ziemlich geräumigen, doch nur für Schiffe von geringem Tiefgang brauchbaren Hafen, und iſt der Sitz des Gouverneurs und eines griechiſchen Biſchofs. Kato-Kaſtron, weſtlich von dem Hauptort; Amelocho, mit dem nahe gelegenen Hafen, Gaurio auf der Weſtküſte, welcher gegen nördliche und öſtliche Winde keinen Schutz verleiht, ſodann Arna, in dem nördlichen Theil der Inſel, ſind die bedeutendſten Dörfer, deren Geſammtzahl auf dieſer Inſel 58 beträgt, wovon die meiſten jedoch nur aus 15 bis 20 Hütten beſtehen.

Die Bevölkerung von Andros beträgt 15,200 Seelen, die alle zur griechiſchen Kirche gehören, und ſich in vier Claſſen theilen, nämlich Bauern, Seefahrer, Dienſtboten und einige Krämer, die ſich mit dem Aufkaufen und dem Transport der Producte dieſer Inſel nach den benachbarten Küſten beſchäftigen. Die Zahl der Seeleute wird auf 600 bis 650 geſchätzt, die, es ſey mit Fahrzeugen der eigenen oder andrer Inſeln, auf kleinen Reiſen ihren Unterhalt verdienen. Ferner rechnet man, daß jährlich 500 bis 550 Perſonen der niedrigſten Claſſe als Dienſtboten oder Taglöhner auswandern, um ihr Brod zu ſuchen. Der größte Theil der Andrioten beſteht übrigens aus Ackerbautreibenden; die Weiber nehmen Theil an der Feldarbeit und beſchäftigen ſich außerdem mit dem Seidenbau und dem Spinnen der Seide.

Die Producte von Andros ſind: Getreide, Wein, Oel, Seide, Feigen, Citronen und andere Baumfrüchte. Der mittlere Ertrag des Bodens iſt das 7te oder 8te Korn. Bei einer guten Ernte rechnet man auf 60,000 Kilos Gerſte (welches nur die Hälfte des eigenen Bedarfs iſt), 18,000 Barils Wein, von einer Sorte, die den Transport nicht verträgt und auf der Inſel verbraucht wird, 200,000 Okas Oel, welches meiſt nach Syra, Tinos, einigen andern Inſeln des Archipels und dem griechiſchen Continent ausgeführt wird, und gegen 150,000 Drachmen im Werthe geſchätzt wird; ferner 15 bis 16 Millionen Citronen (eigentlich Limonien), welche nach Konſtantinopel, Smyrna und andern Häfen Kleinaſiens ſo wie nach Griechenland verſandt werden und einen Ertrag von etwa 85,000 Drachmen liefern. Endlich 7 bis 8000 Okas Seide, welche weniger gut zubereitet iſt als die von Tinos, und wovon jährlich ſechs bis ſiebenthalbtauſend Okas, im Werthe von 150,000 Drachmen, nach Trieſt, Livorno und Kleinaſien ausgeführt werden. Das Uebrige wird auf der Inſel zu Kleidungsſtücken für eigenen Verbrauch verarbeitet. Der Preis der Seide richtet ſich hier nach jenem von Tinos. Uebrigens gewinnt man auf Andros nicht wenig Baumfrüchte: Aepfel, Birnen und Pfirſiche werden in großer Menge nach Syra und andern Inſeln abgeſetzt. Dieſes iſt auch mit Wallnüſſen der Fall. Die ſüßen Mandeln dagegen werden am Orte ſelbſt verbraucht.

Andros beſitzt etwa 3000 Stück Hornvieh und zwiſchen 13 und 14,000 Schafe und Ziegen und gegen 3000 Schweine, wovon ein Theil als Schlachtvieh nach den Inſeln und den Küſten des griechiſchen Feſtlandes gebracht wird. Eben dahin gehen auch die Häute des auf Andros ſelbſt geſchlachteten Viehes. Die Wolle wird größtentheils für eigenen Bedarf verwendet, ſo wie auch Butter und Käſe, obſchon die letztern manchmal auch nach Tinos auf den Markt gebracht werden. Vom Anfang Septembers bis in die Hälfte des Octobers gibt es eine reiche Jagd von Wachteln und Tauben; Rebhühner ſind das ganze Jahr hindurch in großer Menge zu haben.

Andros bezieht seinen Bedarf großentheils von Syra, und dieser beläuft sich auf nicht viel weniger als den Betrag des Ausfuhrwerthes. Dazu gehören 60,000 Kilos Gerste mit einigem Weizen, feine Hülsenfrüchte, Seife u. s. w., welches letztere die Andrioten mit ihren eigenen kleinen Fahrzeugen aus Kleinasien holen. Von fremden Manufacturen ist der Absatz hier nur gering, weil man sich fast allgemein mit eigenen Fabricaten kleidet. Was man davon bedarf, liefert Syra.

Die Zehnten bringen auf Andros gegen 30,000 Drachmen ein; die Zölle gegenwärtig ungefähr 20,000 Drachmen jährlich.

Obgleich die Insel keine eigenen sichern Häfen hat, so besitzt sie doch einige 70 Seeschiffe von verschiedener Größe; darunter befinden sich etwa 20 kleine Bricks und Goeletten, welche unaufhörlich nach Konstantinopel, Smyrna und andern Häfen von Kleinasien, so wie nach Triest und Livorno Oel, Seide, Citronen u. s. w. ausführen, und Getreide zurückbringen, während ungefähr 30 kleine Fahrzeuge täglich ihre Früchte nach den übrigen Cycladen bringen, und allerlei kleine Bedürfnisse zurückführen.

Früher befanden sich auf dieser Insel viele Katholiken und sogar ein bischöflicher Sitz. Seit der Revolution aber sind diese meistens ausgewandert; es gibt jetzt nur noch eine katholische Kirche, welche als Vicariat unter dem Bischof von Tinos steht. Vor Alters lag die Hauptstadt von Andros an der Südseite der Insel; man sieht davon noch einige Ruinen.

Alterthümer findet man hier übrigens nicht. Das Klima ist nicht so sanft als auf den südlichen Cycladen, und während des Sommers wehen heftige Nordwinde, wodurch die Hitze gemäßigt wird. Für den Volksunterricht ist neuerdings durch die Errichtung einer Schule besser gesorgt als früher; bei den untern Classen herrscht jedoch eine große Gleichgültigkeit gegen allen Unterricht.

Unter den Venetianern gehörte Andros zum Herzogthume Naxos, und es ist bekannt, daß diese Insel in der alten Geschichte keine unbedeutende Rolle spielte.

Aus Baron Korfo Erinnerungen an Persien.

(Fortsetzung.)

Aufenthalt in Tebris. — Umgebungen.

Nach dieser kurzen, etwas seriösen, Abschweifung kehre ich wieder zu meinem eigentlichen Gegenstand, Tebris, zurück, oder vielmehr zu seinen Umgebungen, denn über die Stadt habe ich bereits Alles gesagt, was ich weiß; wenn dieß nicht viel ist, so ist es nicht meine Schuld. Die Umgebungen bieten nicht viel Merkwürdiges dar, und ein träger Reisender hätte ein volles Recht, nicht aus der Stadt zu gehen, und sich somit die Mühe zu ersparen, ein Capitel über die Umgebungen zu schreiben. Dennoch muß ich einige Worte darüber im Vorbeigehen erwähnen.

Sieben Werste von Tebris, auf dem Wege nach Teheran, findet sich ein kleines, achteckiges Gebäude, eine Art Lusthäuschen des Schahs und des Thronfolgers. Dieses heißt Chalat-Puschan, was das „Anziehen des Ehrenkleides" bedeutet. Diese Benennung wurde ihm zu Theil, weil die Prinzen hier von Sr. Majestät, der Zuflucht der Welt, Ehrenkleider erhielten, und hier erscheinen mußten, um sie sich auf ihre durch die Gnade des Schahs erhöhten Schultern legen zu lassen. Bei solchen feierlichen Gelegenheiten wurde das bekannte Ceremoniell beobachtet, und der beschenkte Prinz kehrte in Begleitung eines zahlreichen Gefolges in die Stadt zurück. Das Lusthäuschen ist ziemlich hübsch, und steht mitten in einem großen, mit klarem Wasser gefüllten Bassin, das von hohen, schlanken und dichtbelaubten Bäumen umgeben ist. Sechs Werste von da auf demselben Wege liegt am Ufer eines kleinen, aber ziemlich reißenden Flüßchens das Dorf Bassmindsch. Ueberhaupt liegen um die Stadt her eine Menge kleiner und großer Dörfer; zu denen, die sich am meisten durch die Schönheit ihrer Lage auszeichnen, gehört das dem Muschtehid von Tebris gehörige Dorf Anardschan, 25 oder 30 Werste von Tebris. Der dahin führende Weg ist äußerst malerisch, und läuft durch ein schönes, von einem rasch dahinfließenden Bache bewässertes Thal, wo dem Bach entlang eine reizende Pappelallee läuft.

Soll ich nun auch von den Gärten reden? Es gibt ihrer viele, aber wenige, die eine besondere Aufmerksamkeit erregen. Die Früchte sind im Allgemeinen gut. Trauben, Pfirsiche, Aprikosen, Melonen u. s. w. wachsen in Menge, und versorgen die Söhne von Atropatene eben so wie die Bewohner anderer Provinzen von Iran reichlich mit Fiebern und andern Fruchtkrankheiten, welche aber die Liebhaber nicht abhalten, die saftigen und aromatischen Garteuerzeugnisse, die von der prachtvollen Sonne des Orients vergoldet werden, zu genießen. Im Allgemeinen gilt in Persien das Klima von Tebris für gesund, was auch wahr ist, versteht sich in Vergleich mit andern Strichen Persiens, wo die Luft mit Fieberatomen geschwängert scheint, und wo in der rechten Zeit das Fieber sich nicht darauf beschränkt, die Menschenknochen zu schütteln, sondern auch Hunde, Hühner und Katzen angreift. — Der Wein von Tebris, den die Armenier bereiten, ist nichts Besonderes, doch kann man ihn auch nicht schlecht nennen. Gäbe es in Tebris kundige Winzer, so würde die dortige schöne, mannichfaltige Rebe gewiß einen vortrefflichen Wein erzeugen, zur Freude der dorthin kommenden Europäer und der einheimischen Freunde des Bachus.

Ueber den Früchten und dem Wein hätte ich beinahe vergessen, etwas von dem kleinen Palaste Udschan zu sagen, der, 30 bis 40 Werste von Tebris entfernt, auf dem Wege nach Teheran liegt, und von einem schönen Garten umgeben ist. Er ist auf der Ebene erbaut, die für die kühlste Gegend in ganz Aderbeidschan gilt, und hat vortreffliche Weideplätze um sich her. Das Klima aber ist ungesund wegen der Nähe der Sümpfe, die zur Sommerszeit bösartige Miasmen aushauchen. Der Palast geht mit starken Schritten seinem Verfall entgegen, wie der größte Theil der bessern Gebäude in Persien. Bei dieser Gelegenheit machte der europäische Bediente, der mich begleitete, in der Einfalt seines Herzens eine sehr verständige Bemerkung: „man sieht, daß sie in Persien früher besser lebten, und öfter schöne Häuser bauten, jetzt aber geht es mehr

und mehr bergab, je weiter, deſto ſchlechter.“ Dieſe Bemerkung iſt ſo gut und richtig, daß ich durchaus keine Schlußfolgerung und keinen Commentar hinzufügen will.

Nicht weit von Tebris finden ſich Steinbrüche, wo ein ſchöner, namentlich gelber, Marmor gefunden wird, den man in großer Menge nach Tebris führt, um Gebäude und die Denkmale auf den Begräbnißplätzen damit auszuſchmücken. Die Begräbnißplätze liegen alle außerhalb der Stadt, und ſind ſehr reinlich, obwohl ohne Luxus gehalten. Die Denkſteine beſtehen meiſt aus horizontal auf dem Boden liegenden Platten mit Inſchriften; manchmal wird noch oben ein Stein in drei- oder viereckiger Form aufgeſtellt. Gewöhnlich Einmal in der Woche ſammeln ſich hier die Verwandten und noch mehr die Verwandtinnen der Entſchlafenen, um über den ſterblichen Reſten ihrer Eltern, Männer, Frauen, Brüder, Schweſtern und Kinder zu weinen. Dieſe ſchöne Gewohnheit, welche ſich aus tiefem Alterthum hier erhalten hat, ſchien mir, wobei ich mich freilich irren kann, leider nur eine Gewohnheit, woran das Herz keinen Theil nimmt; mir kam vor, dieſe Gräberbeſuche finden weit mehr ſtatt, weil es einmal Sitte iſt, als aus einem Bedürfniß des Gemüths; man muß indeß ſagen, daß, um jede Woche zu klagen, zu jammern, und die Wunden des Herzens wieder aufzureißen, ohne ſich in Einem Jahre zu Tode zu weinen, man entweder ein Herz von Stein haben muß, ſo kalt, wie die Denkmäler, oder daß man ſich daran gewöhnen, und Thränen fließen laſſen muß, wie eine Quelle das Waſſer. Auf den Begräbnißplätzen um Tebris findet ſich weder ein Baum, noch ſonſt etwas Grünes; die Gräber ſind auf einer kahlen Fläche von Sand und Steinen zerſtreut, von nichts eingeſchloſſen: man kann deßhalb leicht daran vorübergehen, und hält den Begräbnißort für einen Platz, wo ein neues Gebäude aufgerichtet werden ſoll, zu welchem Ende viele Steine hergeführt worden ſeyen. Da einmal die Rede iſt von den auf den Begräbnißplätzen erſchallenden Klagen, ſo will ich auch Einiges über die perſiſche Trauer bemerken. Sie beſteht fürs erſte darin, daß die Rechtgläubigen ſich zu dieſer Zeit weder den Bart, noch die Hände und die Nägel färben, *) und zweitens auf Mützen und Schultern geſchnittenes Stroh ſtreuen. Dieß erinnert an die Alten, welche zum Zeichen der Trauer das Haupt mit Aſche beſtreuten. Aber es iſt nun genug geklagt; wir wollen die untröſtlichen perſiſchen Wittwen und Waiſen auf den Begräbnißplätzen laſſen, und uns zu einem erfreulicheren Orte wenden. Aber wohin? In Tebris und außerhalb ſeiner Mauern haben wir, wie es ſcheint, ſchon Alles geſehen, was zu ſehen der Mühe lohnte. Wir müſſen demnach die Ereigniſſe oder den Zufall abwarten, der uns von dannen führen ſoll, und dieſer bleibt nicht lange aus: Feth Ali Schah iſt krank, und viele ſprechen ſchon ganz in der Stille von ſeinem Tode.

(Fortſetzung folgt.)

*) D. h. den Bart nicht ſchwärzen, und die Fingerſpitzen und Nägel nicht mit Hennah roth färben.

Aphoriſtiſche Bemerkungen aus den Verhandlungen der engliſchen Naturforſchergeſellſchaft.

Ein Hr. Bowman las etwas über Skelette von Pflanzenfoſſilien vor, die ein Hr. Binney unter einem Torflager in der Nähe von Gainsborough in Form eines ganz feinen Pulvers gefunden hatte, und die ſich bei genauer mikroſkopiſcher Beobachtung als in Staub zerfallene Conferven, etwa von der Familie der Diatomaceæ, ausweiſen. Der Präſident bemerkte, dieſe Entdeckung ſey ganz neu.

*

Hr. Kuipe las eine Mittheilung über einen Trappgang in Cumberland, der auf der Oſtſeite des Fluſſes Petterell, etwa 6 engl. Meilen ſüdlich von Carliſle beginnt, und ungefähr an der Quelle des South-Tyne-Fluſſes endigt. Seine Länge beträgt 22 Meilen, ſeine Breite 20 bis 30 Yards. Seine Richtung fällt mit dem großen Cleveland-Gang zuſammen, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſie miteinander in Verbindung ſtehen; wenn dem ſo iſt, ſo läuft ein Baſaltgang 120 Meilen weit quer durch England, vom Solway Frith bis zum deutſchen Meere.

*

Ein Hr. Danſon brachte die Einführung einer Art Auchenia (Lama) in England zur Sprache. Proben von Alpaca-*) Wolle, die nach Seideart behandelt und ohne Färbung glänzend ſchwarz war, wurden vorgelegt. Einfuhr davon hat ſchon bis zu einer Million Pfund ſtatt gefunden, und wird wahrſcheinlich noch ſteigen. Es gibt fünf Arten von Lamas, wovon die Alpaca ſchöne, 6 bis 12 Zoll lange Wolle hat. An einigen Orten in England werden dieſe Thiere bereits gehegt; ihre Wolle würde nicht mit der Schafwolle, ſondern eher mit der Seide concurriren. Sie läßt ſich aufs feinſte bearbeiten, und taugt namentlich zu Shawls. Das daraus geſponnene Garn geht bereits in großen Quantitäten nach Frankreich, und koſtet 6 bis 12 Shilling das Pfund, während der Preis der der rohen Alpacawolle zwei bis dritthalb Shill. betragt. Bemerkenswerth iſt, daß die bis jetzt in England befindlichen gegen Ende des Jahres Junge werfen, nämlich zu derſelben Zeit, welche der Mitte des Sommers in ihrem Lande entſpricht; man erwartete aber, daß ſich dieß ändern würde.

*

Ein Hr. Cottam gab eine Beſchreibung eines neuen Eiſenbahnrades, welches ganz aus geſchmiedetem Eiſen beſteht, in der Art, daß es, abgeſehen von den Schrauben und anderen Befeſtigungsmitteln, mit den Speichen nur Ein Stück bildet. Die Speichen durchſchneiden ſich diagonal, ſie geben dadurch dem Reif (rim) des Rades die größtmögliche Stütze, und ſind zugleich am beſten geſtellt, um dem Seitendruck zu widerſtehen. Dieſe Räder ſollen ganz beſonders ſtark und dauerhaft ſeyn.

*

Ein Hr. Roberts lobte die Räder aus gegoſſenem Eiſen, die, wenn man nur keinen Roſt aufkommen laſſe, und dieſen

*) Paco, mit dem arabiſchen Artikel, Alpaco, iſt die bekannte Abart des gewöhnlichen Lama.

gleich mit einer Feile entferne, hinſichtlich ihrer Dauerhaftigkeit nichts zu wünſchen übrig ließen. Auf der Eiſenbahn von Liverpool nach Mancheſter ſind ſie ſehr im Gebrauch.

Die Tigerjagd.

Auf den Ufern des Fluſſes Cavery ſteht eines jener unanſehnlichen Dörfer, die man im größern Theile von Myſore in Entfernungen von wenigen Meilen antrifft. Ein kleines Fort aus Lehm, ſchon ſeit lange ohne Feſtungswerke und jetzt faſt vom Geſtrüpp (jungle) überwachſen, beherrſchte einen trägen Strom, deſſen dunkle Gewäſſer läſſig die zerfallenden Mauern beſpülte. Der ſchneeweiße Reiher und der ſtattliche Kranich wadeten in dem ſeichten Waſſer mit lang ausgeſtrecktem Hals und in einer Stellung tiefer Beobachtung. Der ſchuppige Alligator ſonnte ſich auf den halbbedeckten Sandbänken, und der Königsweihe ſchwebte über dem dicken Gehölzicht und ſtieß ſeine klagenden Töne aus, während ſeine hellen kaſtanienbraunen Flügel in den Strahlen der untergehenden Sonne zitterten. Heerden träger Büffel, ihre nackten ſchwarzen Häute mit Schmutz befleckt, kehrten langſam von ihrer Weide zurück; ein ſonnenverbrannter Junge, auf dem Rücken des gelehrigſten ſitzend, ſchrie mit aller Kraft ſeiner Stimme ein wildes Recitativ ſeiner Heerde zu, die mit tiefem, verdrießlichem Brummen antwortete. Das ſchrille Geſchrei des wilden Pfaues, der auf den zerfallenen Zinnen des Forts ſaß, wurde von ſeiner Henne unten im Dickicht erwiedert, und das ſanfte Gurren der Turteltauben flüſterte in den Mangoblättern. Wie der Abend vorrückte fielen die ungeheuren Vampyr-Fledermäuſe, die mit ihren Hinterfüßen gruppenweiſe an den niedergebeugten Aeſten der Banianen hingen, eine nach der andern ab und ſchlüpften ſchweigend vorbei, nach Nahrung ſuchend. Landleute, ihre ſchwarzen Decken über ihren Schultern, kamen in einzelnen Partien, ihre Ochſen vor ſich hertreibend, vom Feld, und die Frauen kehrten in maleriſchen Gruppen von den Brunnen zurück, mit einer Hand hielten ſie einen irdenen Krug, von alterthümlicher Form, anmuthig auf ihrem Kopf im Gleichgewicht, während das Klingeln der Spangen, die ihre Knöchel umgaben, die Muſik zu ihrem leichten elaſtiſchen Schritte machten. Dieß war die friedliche Scene, als der Abend auf dieſes einſame Dörfchen herabkam.

Von Zeit zu Zeit jedoch kam ein wilder aufſchreckender Ruf, auf dem Windhauche getragen, herbei, und ehe ſeine verlöſchenden Töne ganz erſtarben, wurde der Ruf aufgenommen und von einer andern Seite wiederholt. Es war das Schikar- (Jagd-) Geſchrei des Jägers von Myſore, und einem indiſchen Jäger ſagte es, was es bedeute. Ein Dorf in den Dſchungeln, am Ufer eines Fluſſes, wird gewöhnlich von einem Tiger heimgeſucht; iſt ein zerfallenes Schloß mit Gras und Geſtrüpp überwachſen dabei, ſo iſt dieſe Wahrſcheinlichkeit um Vieles vermehrt, und ſobald der Holzſchläger bei Sonnenuntergang ſchleunig zurückkehrt und das ominöſe Hallo hören läßt, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſeine Schritte von einem Tiger verfolgt werden.

Die Sonne war untergegangen und die Schatten der Nacht kamen ſchleunig heran, als Rung Rao, der verehrte Prieſter des Dorfes, längs der Ufer des Fluſſes nach einem geeigneten Ort hinſchritt, ſeine Abendwaſchungen vorzunehmen. Er erwiederte mit würdevoller Herablaſſung die Begrüßungen, die ihm von jedem Ryot, dem er begegnete, demüthig dargebracht wurden, und ging, verſunken in ſeine Meditationen, weiter.

Bei einer Windung des Fluſſes, nicht ganz eine Viertelmeile vom Dorf entfernt, lag eine kleine Bucht, vor beobachtenden Augen durch Aloëgebüſche geſchützt. Das Waſſer war nicht zu tief, und weicher Sand, den der Fuß gern betrat, führte nach und nach in ein flaches Baſſin.

Da ihn keine Kleider beſchwerten, außer ein baumwollener Schurz um ſeine Lenden, watete der fromme Verehrer des Wiſchnu ſogleich in den Strom, bei jedem Schritt ein Gebet murmelnd, und fing die wichtige Ceremonie der Reinigung an, indem er Waſſer aus einem kleinen ehernen Gefäß über ſeinen geſchornen Kopf und gut gefalbte Haut goß.

Was war das für ein Raſcheln? Die Ohren des Braminen hörten es nicht; ſie waren durch den kalten Strahl, den er über ſie ausgoß, betäubt. Auch ſeine Augen waren geſchloſſen, ſonſt würde er zwei glänzende grüne Kreiſe geſehen haben, die durch die Zweige eines Aloëbuſches an ſeiner Seite ihn wild anſtierten. Seine Stunde war gekommen, denn die berüchtigte Menſchenfreſſerin von Schikarpur war auf ſeiner Spur. Ihr Auge hatte auf ihrem Opfer geruht, und ſie dürſtete nach ſeinem Blut. Ihr grimmiger Kopf drückte ſich vorſichtig durch das Gebüſch, und mit leiſem Tritte ſchlich das geſtreifte Ungeheuer aus ihrem Lager. Ihr Körper drückte ſich auf dem Sande hin, ihr Schwanz bewegte ſich ungeduldig, ihre Ohren lagen flach an ihrem Hals, ihre mit Haaren beſetzten Lippen waren zurückgezogen, als wollte ſie die furchtbare Reihe von Zähnen zeigen, und ſchweigend kroch ſie an den Rand des Waſſers. Da ſammelte ſie ſich, ſtierte den frommen Unglücklichen gleich dem böſen Feind einen Augenblick lang an, ſprang vorwärts und warf ſich mit einem Gebrüll auf ihn, das ihm durch die Seele fuhr, und den Todesſchrei, den er in ſeiner Angſt ausſtieß, erſtickte. Kampf war nicht möglich: die Tatze der Tigerin fiel gleich einer Eiſenſtange auf ſein Haupt und zerſchmetterte es, und ihre mächtigen Zähne drangen in ſeine Kehle. Der Tod war faſt augenblicklich: beſinnungslos hing er zitternd in ihren Klauen, als ſie ſich nach dem Ufer wandte, doch immer noch ſchüttelte ſie ihn mit wilder Kraft, und grub ihre Zähne immer tiefer ein, da der Körper im letzten krampfhaften Athmen zuckte.

Dieſer ſchreckliche Tod war ſchon das Schickſal manches armen Ryot und Holzſchlägers geweſen, der zum Dorfe gehörte, denn die Tigerin hatte es ſchon mehrere Monate lang heimgeſucht. Ihr Geſchick erregte wenig Theilnahme: ſie waren nur Sudras; aber als ein Hirtenjunge, der dieſes Trauerſpiel angeſehen hatte, mit dem Geſchrei: „Bhag! Bhag!“ (ein Tiger! ein Tiger!) ins Dorf lief und verkündigte, daß die Menſchenfreſſerin an dem heiligen Leichnam eines Braminenprieſters ihr Nachtmahl halte, da regte ſich die heilige Brüderſchaft aus ihrer Apathie und kam in eine große Aufregung. Die Weiber liefen herum, ſchlugen ihre Brüſte und heulten ihre Nationalklage, und das Dorf widerhallte von dem Klaggeſchrei: „Wha! Wha! Bhag! Bhag!“

Nachdem der Almedar ſich dem Anſtande gemäß den heftigen Ausbrüchen ſeines Schmerzes überlaſſen hatte, ſchickte er einen Diener ab, um Bhurmah, den Haupt-Schikari des Dorfes, herbeizurufen. In einigen Minuten wurde er von dem dienſtfertigen Polizeimann vor den großen Mann geſchleppt, und, als wäre es ein Verbrechen, mit jener deſpotiſchen Nichtachtung von Recht und Unrecht mißhandelt, die ſtets den Beſitz der Macht in Aſien begleitet.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 294.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

21 October 1839.

Tippo Sahibs Sohn.

London, den 4 October.

Einer der Söhne von Tippo Sahib kam vor einigen Jahren nach London und wurde William IV vorgeſtellt, bei welcher Gelegenheit er dem König ein prachtvoll geſchriebenes Manuſcript übergab, das die Geſchichte ſeines Großvaters, Haider Ali, in perſiſcher Sprache enthielt. Der König war ſo entzückt über dieſes Geſchenk, daß er einen Artikel in das Reglement ſeiner Bibliothek ſetzen ließ, nach welchem dieſe Handſchrift unter keiner Bedingung und an Niemand ausgeliehen werden ſollte. Aber einige Zeit, nachdem die junge Königin auf den Thron gekommen war, hörte ſie von dem Buch und wünſchte zu wiſſen, was darin ſtehe. Sie ſprach mit Lord Munſter davon, welcher ſich anbot, es überſetzen und von der Geſellſchaft für orientaliſche Ueberſetzungen drucken zu laſſen. Es fand ſich eine unerwartete Schwierigkeit; der Bibliothekar der Königin weigerte ſich durchaus, das Buch dazu herzuleihen, und ſeine Scrupel konnten nur mit vieler Mühe beſeitigt werden. Das Werk iſt jetzt in Händen des Oberſt Miles, und der Druck wird nächſtens beginnen. Der Prinz kam hieher wegen einer Reclamation, deren Erfolg ihn in großes Erſtaunen geſetzt haben würde, wenn er intelligent genug wäre, die Handlungsart der Compagnie gegen ihn und ſeine Familie mit der ſeines Vaters und Großvaters gegen die Engländer, die in ſeine Hand fielen, zu vergleichen. Nach der Eroberung von Seringapatam ſetzte die Compagnie der Familie von Tippo eine Penſion von 70,000 Pf. St. jährlich aus, eine Großmuth gegen die bitterſten Feinde, die ſie hatte, welche dieſe nicht zu ſchätzen wußten. Die Stadt Vellore wurde ihr zum Aufenthalt angewieſen, und ſie benutzte ihre Reichthümer, die berühmte Empörung der indiſchen Truppen in Vellore im 1809 hervorzubringen.*) Die Regierung beſchloß nun die Familie nach Calcutta zu ſchicken, wo ſie keinen Anhang hatte, ließ aber auf ihre dringende Bitte die Frauen in Vellore, und ſchickte nur die zwei Söhne nach Calcutta, wo ſie unter Aufſicht des Generals White erzogen wurden. Man ließ jedem Mitgliede der Familie ſeine Penſionen, nur vermehrte man die der Söhne nicht im Verhältniß, als die alten Damen ſtarben, und ihre Penſionen an die Penſionscaſſe zurückfielen, da man nicht wollte, daß ſie Geld genug hätten, um neue Intriguen zu beginnen. Am Ende aber rieth man ihnen, in London zu reclamiren, und dazu kam einer der Brüder hieher. Da die politiſche Wichtigkeit der Familie durch die Länge der Zeit zerſtört worden war, ſo machte die Compagnie keine Schwierigkeit, und vergrößerte nicht nur die Penſionen im Verhältniß der eingetretenen Sterbefälle, ſondern bezahlte den Brüdern 108,000 Pfd. St. als Rückſtand. Der ältere Bruder, der in Calcutta geblieben und ein Menſch von einiger Bildung und Intelligenz war, fühlte die Großmuth der Compagnie, ſo daß er in Calcutta eine Moſchee erbaute, und ſie Lord W. Bentinck widmete. Er iſt ſeit dieſer Zeit geſtorben. Aber der Prinz, der hieher gekommen war, gefällt ſich in England, und will nicht mehr nach Indien zurück; er iſt reich, ungebildet, ſtolz auf ſeine Abkunft von Tippo, ſpricht gut engliſch, iſt aber ſonſt ſehr unwiſſend. Er ging vor zwei Jahren nach Paris, und ward um die Hand einer der königlichen Prinzeſſinnen, in der Hoffnung auf eine große Mitgabe; ſeine Unwiſſenheit iſt ſo groß, daß er auf keine Art an dem Gelingen dieſer Speculation zweifelte. Es iſt ein wahres Verbrechen gegen Indien, daß die Compagnie früher ſo liberal gegen die abgeſetzten indiſchen Prinzen war, welche perſönlich wenig Rückſicht verdienten. So hat z. B. der ehemalige Peiſchwa Badſchi Rao ſeit 20 Jahren eine Penſion von 80,000 Pfd. St., mit deren Hülfe er ohne Aufhören gegen die Compagnie intriguirt hat, und noch intriguirt. Hätte man die 1,600,000 Pfd. St., die er bis jetzt auf dieſe Art erhalten hat, zum Bauen von Straßen und Brücken verwendet, ſo hätte man Indien mehr Gutes gethan, als die ganze Race mahrattiſcher Prinzen von Anfang an bis jetzt gethan hat. Jedenfalls ſollte man dieſen Leuten nicht erlauben, ihre Penſionen in Europa zu verzehren.

*) Siehe neuere Geſchichte Indiens Jahrgang 1837, Nr. 122.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Perſien.

(Fortſetzung.)

Aufenthalt in Tebris. — Feth Ali Schahs Tod.

Eines Morgens ging ich ſpazieren in den engen und dunkeln Straßen von Tebris, welche unendlich ſich dahin winden, als wollten ſie den Häuſern entfliehen. Auf den erſten Blick konnte man bemerken, daß ein gewiſſes Geheimniß durch die Stadt gehe. Das Volk lief auf den Bazars zuſammen und bildete Gruppen, Neugierige horchten aufmerkſam auf halblaute Erzählungen, die Kaufleute ſaßen auf Ballen am Eingang ihrer Buden, zogen nicht mit dem gewohnten Eifer den Rauch ihrer Pfeifen ein, ſtrichen unmäßig oft die langen Bärte, legten die Hände auf die Leibbinden, und gaben durch allerlei Gebärden zu verſtehen, daß ſie, Allah ſey gedankt, — irgend etwas über die Sache wüßten. In dem einen Haufen, bei dem ich anhielt, hörte ich ziemlich vernehmlich:

„Allah kennt mein Herz; was bin ich für ein Hund, daß ich Euch betrügen ſollte! Vor fünf Tagen, um 2 Uhr nach dem Mittagsgebet verließ ich Teheran, und frühſtückte vor meiner Abreiſe mit dem Peiſchkhidmet des Mohammed Bagir Khan, dem Begler Beg von Teheran; er ſtand an der Thüre, als der Khan den Brief aus Jöfahan las.“

„Das iſt Alles abgeſchmacktes Zeug,“ erwiederte eine andere Stimme; „jeder, der in Teheran war, weiß, daß die Bedienten des Begler Beg die gräulichſten Lügner ſind, und man ſtaunt nur, daß Scheitan ihnen noch nicht die Zungen aus der Kehle geriſſen hat.“

„Laßt ihn doch ſeine Geſchichte erzählen,“ ſagte ein alter Mann, und der Erzähler fuhr fort, und that ſeinen Zuhörern kund, wie er von den Bedienten des Beglerbeg vernommen, daß dieſer einen Brief erhalten, wonach der Padiſchah in Jöfahan zum Nachteſſen vier Melonen verzehrt habe, und dann von einem heftigen Fieber befallen worden ſey.

„Du lügſt!“ rief der Eine. „Hüte deinen Bart, und ißt nicht Koth,“ erwiederte der Andere; „was ſtreuſt Du für Nachrichten über den Padiſchah aus!“

Der Erzähler blickte verächtlich auf die ihn Umgebenden, daß ſie ihn für einen Lügner erklären wollten, ſtreckte ſodann ſeinen Hals, ſtrich ſeinen Schnurrbart und ſagte mit feſter Stimme: „Ihr ſeyd alle einfältige Menſchen. So wißt denn, ihr Schafsköpfe, daß der Padiſchah todt iſt.“

„Aman, Aman, Iſtakfer Allah! Wai! Wai!“ rief es wie im Chor durch den Haufen, und in Einem Augenblick ſtand der zuvor dicht von den Neugierigen umdrängte Erzähler allein; alle flohen vor ihm, wie vor einem Verpeſteten. Niemand war es in den Sinn gekommen, daß Feth Ali ſterben könne. Was man auch von ihm denken mochte, ſo waren doch im Laufe ſeiner 40jährigen Regierung alle ſo gewöhnt worden, ihn als Beherrſcher zu ſehen, daß der Gedanke an einen neuen Regenten auch nicht unter Einer Schafpelzmütze aufkam. Die ſo plötzlich eingetroffene Nachricht vom Tode Feth Ali Schahs erſchreckte Alles in Tebris aufs äußerſte. Die Meiſten glaubten, es ſey dieß eine ſchlaue Erfindung der Behörden, welche den einen oder den andern Rechtgläubigen verleiten wollten, einen Mangel an Ergebenheit gegen den Padiſchah zu zeigen, um ihm, wie einer Linde, alle Blüthen abzuſtreifen, oder gar die Augen auszuſtechen. Aus dieſem Grunde iſt der panik Schrecken, den die Erzählung vom Tode des Schahs hervorbrachte, leicht zu begreifen; Einige begaben ſich ſogar zum Begler Beg von Teheran, um den Erzähler wegen Verbreitung dieſer entſetzlichen Neuigkeit zu verklagen.

Andere Ankömmlinge aus Teheran aber, wenn ſie auch die Nachricht vom Tode des Schahs nicht vollkommen beſtätigten, ſagten doch einſtimmig, daß Se. Majeſtät tödtlich erkrankt ſey, die Behörden aber erklärten ſich für völlig unwiſſend, und behaupteten, gar keine Nachricht empfangen zu haben. Endlich drei Tage nach der oben beſchriebenen Scene kam ein Abgeordneter aus Teheran an den Thronfolger, Mohammed Mirza, mit der Nachricht, daß ſein erhabener Großvater, Feth Ali Schah, am 6 Oct. zu Jöfahan aus dieſer vergänglichen Welt in die ewige hinübergegangen ſey nach einer kurzen Krankheit, die er ſich durch Unmäßigkeit im Eſſen zugezogen. Die Melonen von Jöfahan hatten ihm den Tod gebracht.

Feth Ali Schah ſtarb im 76ſten Jahre nach einer 39jährigen Regierung. Als Fürſt hat er nichts vollbracht, was ihm einen glänzenden Namen in der Geſchichte geben könnte, aber als Menſch verdient er, daß ſich die Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen auf ihn richte. Ich will verſuchen, von ihm eine Skizze zu geben, und beginne, wie billig mit ſeinem Aeußern, obgleich dieß nach den in verſchiedenen Reiſebeſchreibungen mitgetheilten Abbildungen dem leſenden Publicum mehr oder minder bekannt iſt. Dennoch will ich mir das Vergnügen nicht verſagen, das Bild des vorigen Padiſchah von Iran nach dem Gedachtniß zu entwerfen. Es iſt nicht ſchwer und kann mit zwei Worten abgemacht werden.

Feth Ali Schah war von geringer Größe und ſehr mager. Seine ausdrucksvollen Augen und ſeine ziemlich große, etwas buckelige Naſe waren die einzigen Züge ſeines Geſichts, deren man aus einem dichten Barte heraus anſichtig wurde, welcher bei den Augen anfing und bis über die Bruſt herabfiel. Dieſer Bart galt für den längſten in ganz Perſien, und die Maler, welche dem Schah gleich den andern Hofleuten auf alle Weiſe ſchmeichelten, vergrößerten ihn in ihren Portraits ins Unendliche. Dieſes iſt Alles, was man von dem Aeußern der verſtorbenen „Zuflucht der Welt“ ſagen kann. Vielleicht, wenn man ſeine Hirnſchale betaſtete, hätte man etwas finden können, was für die Anhänger von Gall merkwürdig wäre, aber fürs erſte gehöre ich nicht zu dieſen, und fürs zweite, war es wohl nur dem Barbier des Schahs geſtattet, ſeinen Kopf ſo nahe zu berühren.

Alle möglichen ſinnlichen Genüſſe und die Befriedigung ſeiner herrſchenden Leidenſchaft, Geld aufzuhäufen, bildeten den Hauptzweck ſeines Lebens. Sein Harem beſtand aus dreihundert privilegirten Frauen, und wenn man hiezu die Dienerinnen und Tänzerinnen rechnet, ſo mochten ſich wohl über 1000 Weiber darin befinden. Dafür hinterließ er auch an Söhnen, Töchtern, Enkeln und Enkelinnen eine Nachkommenſchaft

von 935 Personen, von denen der größte Theil bei ihm in Teheran lebte, während die übrigen in ganz Persien zerstreut waren. Bei der Wahl seiner Frauen ließ sich Feth Ali Schah durch kein Gesetz binden. Damen vom höchsten Stande und Weiber der niedersten Herkunft wurden, wenn sie Seiner Majestät gefielen, ohne weitere Ceremonien zu seinen Beischläferinnen gemacht. Die vornehmste Frau des Schahs in der letzten Zeit seiner Regierung, war die Tochter eines Kebabtschi, d. h. eines Mannes, der gekochtes Fleisch auf dem Bazar verkaufte, und diese führte den Titel „Tadschi Doulet," oder Reichskrone.

Der Geiz Feth Ali Schahs überstieg alle Begriffe. Er selbst gestand, daß der Tag, an welchem er nichts in seinen Beutel legen konnte, ihm ein verlorner Lebenstag schien, und daß er die Nacht darauf nicht ruhig schlafen konnte. Man erzählt über ihn in Persien eine Masse von Anekdoten, von denen einige meiner Ansicht nach sehr interessant sind, weil sie den Schah in wenigen Zügen zeichnen.

Er hatte die Gewohnheit, fast jeden Tag in Begleitung von 10—20 Großen seines Hofes vor die Stadt hinaus zu reiten. Auf einem dieser Spazierritte, sah er etwa eine Stunde vor der Stadt an einem Brunnen einen Bettler stehen, der aus voller Kehle und mit kläglicher Stimme die Worte rief: „Der ragi choda jek kara pul bemen bedegid" um Gottes willen, gebt mir eine Kupfermünze). Der Reitknecht des Schahs setzte sich bereits in Bewegung, um seine Pflicht zu erfüllen, und sprengte gegen den Bettler mit aufgehobener Peitsche, als plötzlich der Schah ihm Halt gebot, den Armen zu sich rief, mit ihm zu scherzen begann, ihn über seine Familie und seine Arbeit ausfragte, und nachdem er sich über seine Antworten satt gelacht hatte, einen Ducaten aus der Tasche zog und sagte: „Hier ist ein Ducaten, ich gebe ihn dir als Capital, mit dem Beding, daß du die Interessen mit mir theilst." Der Arme nahm den Ducaten und konnte lange vor Erstaunen nicht zu sich kommen, so daß der Schah mit seinem Gefolge schon weit weg war, als er immer noch wie angenagelt auf demselben Flecke stand, ohne den gedankenlosen Blick von der glänzenden Münze abzuwenden. Endlich wendete er sich nach der Seite, wo der Zug des Schahs noch in der Ferne sich zeigte, und folgte ihm lange mit den Augen, wie in tiefes Sinnen verloren. Plötzlich kam ihm ein Einfall; er setzte sich auf einen Stein neben dem Brunnen unter den Schatten einer dichten Platane, hielt den Ducaten in der Hand, und beschloß die Rückkehr Seiner Majestät abzuwarten. Einigemal wollte ihn der Teufel verführen, das Gold in die Tasche zu stecken und nach Hause zu gehen, aber er widerstand der Versuchung, und als er den Schah von ferne kommen sah, stand er auf und erwartete ehrfurchtsvoll die Annäherung der „Zuflucht der Welt." Der Schah ritt an den Bettler heran, gerieth, als er denselben erkannte, in heftigen Zorn, indem er glaubte, der Mann habe Gefallen an Goldmünzen gefunden, und wolle noch um andere bitten. Wie groß war aber sein Erstaunen, als der Bettler an sein Pferd herantrat, die Hand ausstreckte und den Ducaten dem Schah zurückgab. — „Was soll das heißen," fragte der Schah. — „Ich gebe Euch Euer Gold zurück, weil ich bei der Theilung der Interessen mein letztes Hemd vom Leibe hergeben müßte." Dem Schah gefiel der Vorfall, er nahm den Ducaten zurück, und machte sich auf dem ganzen Wege über den Bettler lustig, im Innern erfreut, das Gold wieder bekommen zu haben, das er „um Gottes willen" zur Erfüllung einer der ersten Pflichten des Islam ausgegeben hatte.

Jedesmal wenn der Schah auf die Jagd ging, brachte ihm dieß mehr Geld als wilde Thiere ein. Dieß ging ganz einfach zu. Er lud gewöhnlich einige Große zu sich ein, die aber alle diese Ehre fürchteten, da sie dadurch ruinirt wurden. Fürs erste ist zu bemerken, daß Feth Ali Schah gleich Ludwig XIV niemals fehlte, weder mit dem Gewehr noch mit dem Bogen, noch auch bei dem Dscheridwerfen, denn wenn ja gefehlt wurde, hatten die Diener eine hinreichende Menge bei guter Zeit getödteten Wildes zur Hand. Wenn der Schah sich fertig machte zum Schießen, wandte er sich an einen der Anwesenden und sagte: „Khan! der Schah schießt auf deine Gesundheit." Dann schob er seinen mächtigen Bart zur Seite und zielte. Kaum war der Schuß gefallen, so stürzten die Diener vorwärts und brachten nach einigen Minuten Se. Majestät das getödtete Thier. Während dieser Zeit blieb der Schah stehen, legte die Hand auf den Rücken, und der Khan, auf dessen Gesundheit geschossen worden war, mußte in die „goldene Hand" des Herrschers so viel Gold legen, als er seinem Vermögen nach konnte. Wenige wagten für die ihnen durch den Schuß angethane Ehre weniger als fünfzig Badschogli (Ducaten) zu geben; eine Ausnahme wurde nur zu Gunsten der Aermern gestattet, denen der Schah selbst sagte: „Du bist arm, von dir bin ich mit 30 oder 25 Badschogli zufrieden." Die Gewohnheit, stets mit Geld umzugehen, gab ihm eine staunenswerthe Fertigkeit nach dem Gewichte zu wissen, wie viel Geld in der Börse sey, und er täuschte sich hierüber auch, wie man sagt, nicht um einen Ducaten. — Wenn der Schah irgend einem seiner Hofleute eine Schale mit Milch oder eine Schüssel mit Früchten zuschickte, so kostete dieß dem unglücklichen Schmeichler des „Königs der Könige" eine unmäßige Summe Geldes.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tigerjagd.

(Fortsetzung.)

Bhurmah war einer der bekanntesten Schikaris jener Provinz; sein ganzes Leben war mit Aufsuchen von Raubthieren hingebracht worden; doch war die gefürchtete Tigerin von Schikarpur bis jetzt ihm immer noch entgangen, und nun, da sie einen Braminen getödtet hatte, folgte, nach des Braminen Logik, daraus, daß der arme Bhurmah, nebst all seiner Sippschaft, doch besonders die von mütterlicher Seite, in eines Braminen Augen der gehässigste Gegenstand sey. Nachdem er ihm diese schöne Schlußfolge gehörig auseinandergesetzt hatte, befahl er ihm, bei Strafe des höchsten Mißfallens eines Almedar, den Kopf der Tigerin herbeizubringen, ehe sie einen andern Kirchenraub begehe.

„Es ist ein Befehl!" antwortete der unterwürfige Hindu, indem er sein langes Feuerrohr schulterte, auf das er während dieser erfreu-

lichen Audienz ſich geſtützt hatte, und der Mann, der drei Medaillen auf ſeiner Bruſt trug, Belohnungen der Tapferkeit in ſeinen vielen Kämpfen mit Tigern, entfernt ſich demüthig von einem verweichlichten Braumin, ohne ein Wort gegen dieſes beſchimpfende und ungerechte Betragen zu erwiedern.

Bhurmah, ein armer Schikari, und Mansfield, ein brittiſcher Officier, waren ſehr verſchiedene Perſonen, und ſehr verſchieden war die Art, in welcher der Aimedar ſie anredete. Sobald er ſeinem Zorn gegen den Untergebenen Luft gemacht hatte, ſchrieb der Verwalter der Gerechtigkeit einen blumenreichen Brief an ſeinen Vorgeſetzten, den engliſchen Burrah Sahib, von deſſen Ankunft in einem benachbarten Dorf er dieſen Tag benachrichtigt worden war.

Nachdem er mit glühender Sprache das traurige Ereigniß beſchrieben hatte, ging er zur Bitte über, daß „der mächtige Krieger, der große, gewaltige Lord, in deſſen Hand ein Löwe gleich einer Maus ſey, ſich gnädigſt herablaſſen wolle, den Schatten ſeines Schutzes über ſeine ergebenen Sklaven auszudehnen und mit ſeinem Elephanten und ſeiner Tod verbreitenden Waffe zu kommen, um ſie von dem Zerſtörer ihres Friedens zu befreien.“ Vor Sonnenuntergang des nächſten Tages galoppirten Mansfield und ſein Freund Charles, von einem treuen Azapah begleitet, den Pfad entlang, der nach Schikarpur führte.

Es würde für einen Fremden intereſſant geweſen ſeyn, den Contraſt zwiſchen der ſtandigen von der Reiſe ermüdeten Geſtalt des Europäers, dem ſchuldige Ehren gezollt wurden, mit den fleckenloſen, weißen Gewändern, bunten Turbanen und prächtigen Shawls ſeiner ſchmeichelnden Verehrer zu beobachten. Sein Jagdrock, der einſt grün geweſen, war jetzt ein Kleid von mancherlei Farben. Seine Jagdmütze, beſchabt und aus aller Form gebracht, paßte ſehr gut zu ihm, und braune Zeugbeinkleider mit Gamaſchen von Hirſchleder vervollſtändigten den Anzug des verwitterten ſonnenverbrannten Jägers, der mit Don Quixotiſchem Ernſt durch eine ihn anſtarrende, wo nicht bewundernde Menge fortritt. Mit dieſer Begleitung wurde Mansfield, deſſen edler Araber, den er ritt, allein ſeinen Rang andeutete, in einer Art Triumphzug nach einem Garten am Ufer des Fluſſes geführt, wo ein Zelt zu ſeiner Aufnahme bereitet war. Der Elephant, der eben angekommen, erfriſchte ſich im Strom, und eine Abtheilung Cullis kochte ſich ihre Speiſen, um ſich nach dem Marſch zu erholen. Hier baten die Braminen um die Erlaubniß, ſich entfernen zu dürfen, eine Vergünſtigung, die gern gewährt wurde, und Mansfield wurde einer Geſellſchaft überlaſſen, die ſeinem Geſchmack mehr zuſagte. Sie waren kaum fort, als er ſeinen Rock abwarf, ſeine Gamaſchen fortſchleuderte, ſich in einen Armſtuhl warf; und mit einem langen Zug aus der Hukah (Tabakspfeife), die ein ehrwürdiger Muſelmann neben ihn gelegt hatte, verwünſchte er die ganze Brüderſchaft der Braminen als eine Rotte heuchleriſcher Schurken, und ſchickte Azapah ab, Bhurmah, den Schikari, herbeizurufen.

Es war noch nicht hell genug, die Gegenſtände deutlich zu unterſcheiden, als Mansfield durch ſeinen Diener geweckt wurde, der ihm verkündigte, daß der Tag angebrochen und die Leute bereit ſeyen. Eine ſchläfrige Stimme antwortete: „Laß den Grauſchimmel und den braunen Klepper ſatteln. Nimm die Büchſen und Munition und geh in das Dſchungle, wo Bhurmah geſtern die Spur verlor. Laß den Mahout (Elephantentreiber) ſogleich mit dem Elephanten aufbrechen, und ſorge, daß die Bündel Raketen im Howdah (Sitz auf dem Rücken des Elephanten) ſich befinden. Ich werde bei euch ſeyn, ehe ihr das Thal erreicht.“

Die Zeit zwiſchen dem erſten ſchwachen Morgengrauen und dem hellen Licht, das dem Sonnenaufgang unmittelbar vorausgeht, iſt in den Tropenländern kurz. Ehe die beiden Jäger ihre Pferde beſtiegen, war es hell genug, daß ſie des Elephanten Fußtritte erkennen konnten, von denen geleitet ſie die Geſellſchaft einholten, als Bhurmah den Weg in ein wildes Thal einſchlug, deſſen glänzendes Grün einen ſtarken Contraſt mit den braunen Tinten der Umgegend bildete. Ein Bergwaſſer, das auch im heißeſten Wetter nie austrocknete, durchſchnitt es und fiel in einen Teich am andern Ende, wo das Geſtrüpp am dichſten war. Auf jener Seite endigte das Dſchungle plötzlich in eine Ebene, die völlig von Geſträuch entblößt war; auf dieſer verengte ſich das Thal nach und nach gegen die Berge hin, bis bloß das Bett eines kleinen Gebirgſtromes blieb.

„So weit brachte ich es, Sahib, geſtern bei Sonnenuntergang,“ ſagte der Schikari, und zeigte auf den Eindruck von vier ungeheuren Klauen in dem weichen Bette des Bergſtromes. Mansfield ſtieg ab, bückte ſich zur Fährte nieder und unterſuchte ſie einige Secunden lang aufmerkſam, während die Eingebornen ſchweigend auf ſeine Meinung warteten. Als er befriedigt war, ſetzte er ſich nieder und ſprach mit tiefem Ernſt zu Bhurmah:

„Sie war nicht eilig, als ſie den Weg nahm. Ein eiliger Schritt hätte keine ſo glatte Fährte zurückgelaſſen.“

„Nein, Sahib, ſie war drei Coß (6 engliſche Meilen) gelaufen, ehe ſie über die Berge kam, und ſie pflegte gemächlich hier herein zukommen, ehe die Sonne heiß war. Die Fährte war lange kalt, als ich ihr bis in dieſes Dſchungle nachſpürte.“

„Du biſt zuvor auf ihrer Fährte geweſen. Iſt das einer ihrer Lieblingsorte?“

„Ich habe ſie mehr als einmal hier bemerkt, antwortete der alte Mann. Aber wer kann ſagen, wo eine wandernde Tigerin ſich morgen niederlegen wird, wenn man auch heute ihr Lager noch warm gefunden hat? Sie iſt ſelten mehr als 12 Stunden an einem Ort, und man kann vielleicht jetzt die Todtenklage 10 Coß von hier ſingen, um den Mann, den ſie geſtern Abend tödtete. Ich habe jetzt mehr als 50 Jahre in den Dſchungeln gelebt, und das Volk nennt mich nicht ohne Grund Bhag-mar (Tigertödter); aber dieſe Tigerin hat ſich ſtets zu liſtig für mich gezeigt.“

„Ja, doch du biſt der Mann, Bhurmah, der beſtimmt iſt, ſie aufzubringen, unterbrach ihn Mansfield, der den Charakter der Eingebornen völlig kannte, und bemerkte, daß des alten Schikari's Mangel an Zuverſicht den Muth der Uebrigen lähmte. Du und nur du wirſt ſie zum Schuß bringen. Das ſagte mir ein Traum.“

Bei dieſem Worte heiterte ſich jedes Geſicht auf und jeder Zweifel an Erfolg verſchwand.

(Schluß folgt.)

Der arteſiſche Brunnen in Grenelle. Man iſt jetzt auf die bedeutende Tiefe von 1496 Fuß hinabgekommen; auf 1500 hat ſich der Ingenieur Mulot engagirt, iſt aber bereit, wenn die Stadt Paris es wünſcht, die Bohrung fortzuſetzen. (Wahrſcheinlich wird dieß geſchehen, da ſich allmählich ein mannichfaches wiſſenſchaftliches Intereſſe in die Sache gemiſcht hat.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 295.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 October 1839.

Die Emancipation im englischen Guiana.

Zahlreiche einzelne Nachrichten in den englischen Blättern und der officielle Bericht eines Franzosen, Names Guillet, der von Cayenne nach Demerara geschickt worden war, um den Gang der Emancipation zu verfolgen, lassen uns einen genaueren Blick in das innere Getriebe dieser Colonie thun, als es uns bei den meisten andern bis jetzt gelungen ist. Indeß ist das Ergebniß hier dasselbe, wie in Jamaica, und wie so ziemlich auf allen andern Inseln: die Neger lassen sich nur schwer bewegen, die harte Arbeit auf den Zuckerfeldern, in den Zuckermühlen und auf den Kaffeepflanzungen zu verrichten. Der Ertrag an Zucker und Kaffee nimmt fortdauernd ab, und es läßt sich erwarten, daß die bisherige Zucker- und Kaffeecultur sich nur in geringem Umfang fortsetzen lassen werde. Zwar glaubt man immer noch, es seyen bloß die Schwierigkeiten des Uebergangs, trifft die kräftigsten und durchgreifendsten Maßregeln, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, und dieß letztere gelingt auch so ziemlich, aber das doppelte Problem der Emancipation und der Erhaltung der bisherigen Culturarten zu lösen, das scheint hier so wenig wie auf den Antillen zu gelingen.

Guiana ist indeß zu diesem Endzweck besonders günstig gestellt, die jährlichen indirecten Auflagen werfen immer einen Ueberschuß von etwa einer Million Gulden *) ab, und diese Summe vermehrt das Colonialvermögen, das bereits 45 Mill. Gulden beträgt. Ueberhaupt ist dieß die reichste aller englischen Besitzungen in Westindien, und keine kann sich hinsichtlich der financiellen Lage mit ihr messen. Daraus erklären sich denn die großen Opfer, welche die Regierung und die Colonisten gebracht haben, und wahrscheinlich ferner noch bringen werden, um fremde Arbeiter herbeizuziehen: es kamen in den letzten Jahren 2000 Leute, wahrscheinlich Farbige, aus Martinique herüber, 1200 Portugiesen (wahrscheinlich aus den Azoren), und 500 Kulis aus Bengalen, im Ganzen 3700 Menschen, wovon die meisten als Feldarbeiter dienen sollten. Diese letztern sahen sich gleich nach ihrer Ankunft lästigen Contracten unterworfen, wodurch sie den damals noch in der sogenannten Lehrlingschaft befindlichen Negern so ziemlich gleichgestellt wurden; bei dem hohen Preis der Lebensmittel reichte ihr Lohn nicht aus, und die Strenge der Magistrate, welche die Fortsetzung der Contracte erzwingen wollten, machte die Entmuthigung vollständig. Die Portugiesen und Kulis wurden großentheils vom Klima hingerafft, und die Martiniquer ergriffen jede Gelegenheit, nach ihrer Insel zurückzukehren. In so weit ist also die Hoffnung, den Abgang der Negersklaven durch Einwanderung fremder Arbeiter zu ersetzen, vereitelt worden; andere Plane zur Einfuhr von Europäern sind im Werke, werden aber eben so gewiß mißlingen, da entschieden keine europäische Constitution bei anstrengender Arbeit das Klima erträgt. Die Colonialregierung hat Missionäre an die Indierstämme geschickt, um diese zu bewegen, in nähern Verkehr mit den Weißen zu treten; man will versuchen, sie vorerst im Walde zum Holzfällen u. dgl. zu verwenden, bis sie sich allmählich bewegen lassen, Feldarbeit zu übernehmen. Aber auch dieß ist eine höchst unsichere Aussicht, und nur die Hoffnung bleibt noch übrig, daß, wenn die meist verschuldeten englischen Antillen die Lasten des Uebergangs aus der Sklaverei der Neger zur Freiheit nicht mehr ertragen können, ein Theil der Bevölkerung mit der Zeit nach Guiana strömen muß, wo dann dieses in Folge seines Reichthums die Früchte der Emancipation ernten würde.

Inzwischen thut man alles Mögliche, um den Uebergang aus der Sklaverei in die Freiheit möglich und leicht zu machen. Auch hier gibt es Gesetze über Arbeitscontracte und Vagabondage, wie auf Jamaica (s. Nr. 289), aber sie sind ohne Vergleich milder und darum ausführbarer. Die Polizei ist vortrefflich, wiewohl sehr kostspielig organisirt, und führt strenge Aufsicht, so daß eine Sicherheit, Ruhe und Ordnung, besonders in den Städten, herrscht, die wirklich zum Erstaunen sind. Aber während die Polizei eine unnachsichtliche Strenge zeigt, sind die Tribunale höchst nachsichtig, und Verbrechen werden, wenn auch rasch, doch meist mit einer Gelindigkeit gestraft, die einen höchst auffallenden Charakter trägt. Der Fall ist vorgekommen, daß vorbedachter Mord nur mit zwei bis drei Jahren

*) Nämlich Colonialcourant, was nur ungefähr vier Fünftel unsers rheinischen Gulden ausmacht.

Zwangsarbeit in Ketten, Diebstahl nur mit wenigen Tagen Gefängniß bestraft wurde. Die Richter scheinen zu fürchten, die neuen Freien möchten vollkommen entmuthigt werden, wenn man mit Einem Male die ganze Strenge des Gesetzes entfalte. Zudem bleiben eine Menge Vergehen völlig ungestraft, weil die Pflanzer befürchten, durch Angabe der Thäter die Arbeiter, welche ihnen noch geblieben sind, ganz von der Pflanzung zu verscheuchen.

Trotz allem dem jedoch zeigt sich die Abneigung der Neger gegen die früher entehrende Feldarbeit immer stärker, und zu allem Unglück bestärkt sie ein Theil der Missionäre, namentlich die Anabaptisten, in den ausschweifendsten Forderungen, predigt ihnen vor, daß der Staat und die Colonialregierung noch bei weitem nicht genug für sie gethan hätten, daß ihnen eine Entschädigung für die lange Sklaverei gebühre, daß sie die wahren Producenten seyen, und die Pflanzer noch einen viel zu großen Vortheil aus dem Anbau der Pflanzungen zögen, ein Vortheil, der hauptsächlich den Negern gebühre u. s. w. Solche Lehren können ihren Einfluß auf eine so unwissende, erst aus dem Stande der Knechtschaft hervorgegangene Menge nicht verfehlen, und viele Plantagen sind halb oder ganz verlassen. Dabei wirken freilich noch mancherlei andere Umstände ein; frühere gute oder schlimme Behandlung thut seine natürliche Wirkung; auf den Pflanzungen in der Nähe der Städte sammelten sich die Neger in größerer Zahl, weil die Nähe der Stadt ihnen die Mittel bietet, ihren reichlichen Gewinn gleich in Putz und Staat zu vergeuden, wogegen die entfernteren Pflanzungen oft beinahe ganz verlassen wurden. Ein Augenzeuge, der oben erwähnte Guillet, schildert die Lage der Feldarbeiter auf den Pflanzungen folgendermaßen: ein Arbeiter ersten Grades hat 1 fl. (48 kr.) täglich, ein Arbeiter zweiten Grades 15 Stüver (36 kr.), ein Arbeiter dritten Grades, wozu Kranke und Kinder zu rechnen sind, 10 St. (24 kr.) Ein gewöhnlicher Arbeiter kann sein Tagewerk gegen zwei oder drei Uhr Nachmittags vollendet haben. Die Arbeiter und ihre Familien wohnen umsonst auf der Pflanzung, und bleiben dort, mögen sie nun arbeiten oder nicht. Der Eigenthümer mag sie nicht entfernen, und zählt immer auf ihre Rückkehr. Der Ertrag von zwei oder drei Tagen Arbeit könnte für den Unterhalt einer ganzen Woche hinreichen, aber Faulheit und Ausschweifung machen, daß oft die Arbeiter nicht zur Stelle sind, wenn man ihrer am meisten bedarf, so daß der Eigenthümer häufig den größten Schaden an der Ernte leidet. Die alten Wohnungen der Sklaven und Lehrlinge erscheinen den Freien nicht mehr gut genug, und man muß andere aufführen, die meist besser sind, als die Bauernwohnungen in Europa; aber bei allem dem mißbrauchen die Arbeiter ihre Stellung, und mancher Pflanzer, der alle seine Negerhäuschen bewohnt sieht, hat oft nicht Einen Arbeiter auf dem Felde.“ Daß auf diese Weise die Masse der Colonialerzeugnisse abnimmt, braucht kaum mehr erwähnt zu werden.

Es ist eine in der menschlichen Natur begründete Erscheinung, daß der Mensch, den man kurz zuvor mit der Peitsche zur Arbeit zwang, nicht seh sich anstrengen wird, wenn die Peitsche wegfällt. Dazu kommt noch, daß der Neger für seine Wohnung nicht zu sorgen hat, denn diese läßt ihm der Pflanzer aus oben angeführten Gründen unentgeltlich, und des Leibes Nahrung und Nothdurft ist in einem solchen Klima so leicht erworben, daß sich der Neger zu einer angestrengten Arbeit nicht sehr ermuntert fühlt. Das Experiment, aus dem Sklaven ohne weiteren Uebergang einen freien Arbeiter zu machen, der gegen Belohnung dieselbe Arbeit übernimmt, die er vorher als Sklave aus Zwang übernahm, ist entschieden als gescheitert zu betrachten. Dagegen eröffnet sich eine andere Aussicht, die noch am ehesten zum Ziele führen möchte. Die Neger strömen in die Städte, weil der leichtere Erwerb sie zu Handwerken lockt. Dieß muß nothwendig die Folge haben, daß die Zahl der Handwerker unverhältnißmäßig groß wird, und sie sich nur ernähren können, wenn sie ein Stück Feld oder Garten daneben anbauen. Ebenso steigt die Zahl derjenigen, welche ein kleines Stück Land kaufen oder pachten, um von dem Ertrage desselben zu leben. Hier wird nun zwar weder Zucker noch Kaffee gebaut, was man für unerläßlich zum Gedeihen der Colonie hält, aber unter diesen Umständen allein können sich freie Arbeiter bilden, die, wenn sie aus Erfahrung gelernt haben, daß man nur mit großer Anstrengung zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangt, um so mehr wieder den von den Pflanzern gebotenen hohen Lohn annehmen.

Freilich fragt sich sehr, ob selbst in dieser reichen Colonie nicht die Erzeugung der Colonialwaaren, und damit auch der Reichthum der Pflanzer und der Colonie so bedeutend sinkt, daß man den hohen Lohn nicht mehr zahlen kann, denn wie lange dieser Uebergang dauern wird, läßt sich unmöglich berechnen.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Aufenthalt in Tebris. — Feth Ali Schahs Tod.

(Fortsetzung.)

Auf solche Weise ließ der verstorbene Schah keine Gelegenheit entschlüpfen, wo er Geld erhalten konnte, von wem es auch seyn mochte. Die Leidenschaft des Geldes, welche oft den Geizhals zu dem unsinnigsten Benehmen verleitet, hatte auch auf ihn den gleichen Einfluß. Alle Provinzen des Reiches waren unter seine Söhne vertheilt, welche sie gleichsam in Pacht hatten, und verbunden waren, dem Schah eine gewisse Summe des Jahres zu zahlen. Die Prinzen, welche in Masanderan und Schiras sich befanden, gewannen so viel, daß sie reicher wurden als ihr Vater und sich unter verschiedenen Vorwänden weigerten, Zahlungen an ihn zu machen. Nach einigen schriftlichen Ermahnungen, die schuldige Summe zu bezahlen, marschirte Feth Ali Schah selbst mit Truppen an die Gränze dieser Provinzen, erschreckt zogen die Prinzen ihrem Vater entgegen und stillten seine Klagen mit einigen tausend Ducaten, vielleicht einem sehr unbedeutenden Theil dessen, was sie hätten zahlen sollen, aber bei dem Anblick des Goldes ließ sich der Schah stets zur Gnade bewegen, und zog nach Teheran zurück.

Der bedeutendste Theil der Einkünfte wurde auf den Unterhalt des ungeheuren Harems verwendet, welches unermeßliche Summen

verschlang, und zur Bezahlung der Pensionen an diejenigen Söhne, welche keine Provinzen verwalteten. Der Luxus am Hofe war durchaus nicht so groß, als man vielleicht in Europa glaubt nach den Begriffen, die man sich hier von orientalischer Pracht zu machen pflegt in Folge der Erzählungen mancher Reisenden, von denen ich wahrhaftig nicht weiß, woher sie ihre Nachrichten über Persien genommen haben. Die reichen Farben ihrer Schilderungen gleichen keineswegs den kahlen Steppen, welche einen ungeheuren Theil von Persien einnehmen, und den geschmacklosen Handarbeiten seiner Bewohner. Ich habe fast Alles gelesen, was über dieses Land geschrieben wurde, und muß nach meinem Gewissen einem Buche den Vorzug geben, das vor 200 Jahren erschien, nämlich der Reise Chardins. Die Gewissenhaftigkeit, womit sie geschrieben ist, verdient das Lob des strengsten Kritikers: Persien machte keine Fortschritte in der Aufklärung, und die Geister stehen immer auf einem und demselben Punkte, nämlich sehr nahe am Gefrierpunkt, so daß das getreue, nach der Natur gefertigte Bild Chardins noch einmal so lange leben, und das beste Buch über das „Vaterland der Rosen und Nachtigallen" bleiben kann.

Die Einwohner der größern Städte halten sich insgesammt nicht sehr streng an das Gesetz des Propheten. Was den Wein betrifft, so ist dieser trotz der Verbote des Korans und des Eifers der Mullahs, die manchmal sehr strenge Wächter der Reinheit des Glaubens und der Sitten sind, unter den höhern Ständen und bei den Reichen sehr häufig im Gebrauch. Allerdings wagt kein Rechtgläubiger öffentlich seinen Mund mit der Berührung eines Weinglases zu verunreinigen, aber insgeheim in den fernen Zimmern des Harems trinken die Perser bis zur Trunkenheit, ärger als irgend ein Kafir. Der Beglerbeg von Tebris, Feth Ali Khan, ein bejahrter Mann, ist dem Wein so leidenschaftlich ergeben, und hatte sich durch den Genuß so abgestumpft, daß kein Getränk ihn mehr betrunken machen konnte. Er wandte sich an die englischen Kaufleute, und diese verschrieben ihm einen ungewöhnlich starken Spiritus, den Feth Ali Khan zur Hälfte mit Rum vermischte, und so einigermaßen zu seinem Zweck gelangte, indem er zwei bis drei und mehr Gläser dieses Feuertranks auf einmal leerte. Der verstorbene Schah war gleichfalls insgeheim dem verbotenen Nasse sehr ergeben, und nach seinem Tode fand man in seinem Keller eine unzählige Menge Bouteillen Schiraswein; auch zog er wegen dieser Sünde seine Umgebung nicht zur Verantwortung. Auf einer seiner Reisen kam Feth Ali Schah auf dem Rückwege nach Teheran auf den Kaflan Koh, einen Bergrücken, der Aberbeidschan von Khamsy, und folglich auch von Irak scheidet, und sagte zu dem Beglerbeg von Tebris, dessen wir eben gedachten: „O wie angenehm ist es hier, ich fühle den Duft von Irak." Der Beglerbeg glaubte, Seine Majestät spräche von Arrak, und begann bei seinem Barte, bei dem Grabe seines Vaters, und bei allem, was ihm heilig sey, zu schwören, daß er heute noch kein starkes Getränk in den Mund genommen habe, ein Mißverständniß, worüber sich der Schah nicht wenig lustig machte.

(Fortsetzung folgt.)

Arbeitervereinigung zum Brodbacken.

Wir haben schon früher (s. Nr. 244) eines solchen Beispiels erwähnt, und führen jetzt eine genauere Angabe über eine schon länger bestehende Gesellschaft dieser Art nach, welche vielleicht nur der Vorläufer viel umfassenderer Anstalten ähnlicher Art ist.

Im Monat April 1832 versammelten sich die Arbeiter aus der Fabrik von Nikolas Schlumberger u. Comp. zu Gebweiler, um sich darüber zu berathen, wie sie sich ihr Brod auf eine wohlfeilere Weise verschaffen könnten, als wenn sie dasselbe bei den Bäckern kauften; sie beschlossen, ihr Brod auf eigene Rechnung zu verfertigen, und ernannten deßhalb eine aus acht Mitgliedern bestehende Verwaltung, die zugleich über ihre gemeinsamen Interessen unentgeltlich wacht.

Die Gesellschaft bezahlt einem mit der Controle der Einnahmen und Ausgaben beauftragten Beamten jährlich 800 Fr.; einem Taglöhner, der das Holz besorgt, täglich 1 Fr. 80 C.; dem Oberbäcker täglich 6 Fr., derselbe bezahlt dabei aber seinen Gehülfen. Die HH. Nikolas Schlumberger u. Comp. geben hiezu das Local, den Backofen und den Holzraum unentgeltlich.

Die Gesellschaft, die im Jahre 1832 aus 80 bis 100 Familien bestand, zählt jetzt 350, von denen 30 bis 40 bloß das Mehl von der Gesellschaft kaufen, und das Brod in ihrer Haushaltung bereiten. Die Gesellschaft liefert gegenwärtig 210 fünfpfündige Laib Brod täglich. Jedes Familienhaupt muß, bevor es als Mitglied aufgenommen wird, als Garantie eine Summe von 30 Fr. zur Masse schießen. Das Brod und Mehl wird baar bezahlt, von den einen täglich und alle drei Wochen von den andern, die Garantie geben. Nur bei Krankheitsfällen wird Credit gewährt, und auch da nur für einige Zeit.

Die Verwaltung schließt Mehlkäufe auf sechs bis acht Monate. Während dieser Zeit bleibt der Preis des Brodes der gleiche; nur beim Einkaufe wechselt derselbe. Bei allem dem steht er immer 15 bis 18 Centimes unter dem Preise der Bäcker, und trotz dieses Unterschiedes bleibt noch ein schöner Gewinn, der als Reserve für den Fall einer Theuerung des Getreides dient.

Der Mittelverkaufspreis ist seit dem Entstehen der Anstalt für ein fünfpfündiges Brod 77 Centimes; von deren Entstehen bis zum 1 Julius hat die Bäckerei 452,181 Laib von diesem Gewicht geliefert, die im Verhältniß einer Durchschnittsersparung von 12½ C. auf den Laib im Vergleich mit dem Preise der Bäcker eine Ersparniß von 56,522 Fr. 62 C. herbeigeführt haben.

Außerdem liegt in der Casse ein Gewinn von 13,000 — —

demnach beträgt der Totalgewinn . . . . . 69,522 Fr. 62 C.

Man braucht nicht beizufügen, daß die Arbeiter, abgesehen von der Ersparniß, die sie bei dieser Einrichtung gewinnen, stets ein ausgezeichnetes Brod und das richtige Gewicht empfangen.

Die Tigerjagd.

(Schluß.)

Mansfield vertheilte hierauf seine sämmtlichen Leute, um von verschiedenen Seiten das Thal durchsuchen zu lassen. Aber vergeblich folgten einige der Fährte, und bahnte sich der Elephant mit unsäglicher Mühe einen Weg durch das dicht verwachsene Gestrüpp: die Tigerin war nicht zu finden. Endlich war nur eine Seite des Thales noch zu untersuchen, wohin sie ihre Schritte lenkten. Ein Affe, der bisher ruhig ihre Versuche beobachtet hatte, sprang jetzt von Baum

zu Baum, abwärts blickend, gräſend und ſchwätzend, während ſich unter ihnen das ganze Gras bewegte.

„Schau, Sahib!“ rief Azayah hinten am Howdah; da iſt die Fährte!“ und zeigte auf eine friſche Spur von Klauen an der Seite des Gebirgsbaches.

„Soll ich hinüber?“ fragte der Mahout.

„Hinüber! ſchnell! war die Antwort. Sie iſt fort! hört das Hallo!“

Während er noch ſprach, hörte man das gellende Jagdgeſchrei; ſie drängten vorwärts, doch war die Tigerin nicht mehr einzuholen.

„Verfluchter liſtiger Teufel! murmelte Mansfield, ſie iſt uns entgangen, und fort ins Gebirge.“ Dann wandte er ſich an ſeine Begleiter. „Hundert Rupien dem, der ihre Fährte findet und bis in ihr Lager verfolgt.“

Geld thut Alles bei den Eingebornen, und die muthloſen, ermatteten Schikaris fingen noch einmal ihre Nachſuchungen an. Einmal glaubte man ſie gefunden, doch erkannte der erfahrne Bhurmah ſie ſchon als drei Tage alt; ihm war es aber endlich aufbehalten, die wahre Fährte zu entdecken. Man folgte ihr eilig, und bei jedem Schritte bekam man größere Gewißheit und Zuverſicht.

Sie ward auf dem Gipfel des Gebirges gefunden, wo ſich eine ziemlich große Bergebene ausdehnte, ehe die jenſeitige Gegend ſichtbar war. Die Jäger eilten im Trab hinüber, bis die Ebene unter ihnen ſich ausdehnt. Eine Heerde Ziegen weidete unter den Felſen auf der Seite des Gebirges, von einem Schäfer bewacht, der bewegungslos gleich einer Bronzefigur auf dem heißen Felſen ſaß. Der kleine graue Fuchs ſonnte ſich, ohne ſeine Nähe zu achten, und der Wolf trabte langſam vorbei mit weit heraushängender Zunge und zum Boden geneigten Kopf, als wäre ihm die Gegenwart des Menſchen gleichgültig. Reihen nackter Felſen umgaben eine dürre Sandebene. Die dürftige Vegetation trug eine braune, ſonnenverbrannte Tinte, und die wenigen kränklichen Dattelpalmen, die ihre verkrüppelten Häupter in der Wildniß erhoben, dienten nur, die Einöde noch ſichtbarer zu machen. In ſolcher Gegend liegt etwas eigenthümlich Wildes. Ein Himmel ohne Wolken, eine Ebene ohne eine Spur von Grün und in gähnende Schluchten zerſpalten, und die Sonne glich einem Ball glühenden Metalls. Kein Rauch, der die Lage einer einzigen Hütte bezeichnete, keine Spur eines Menſchen, außer dem einſamen Ziegenhirten, der ſein Leben unter den Thieren der Wüſte hinbringt, und den ſie nicht fürchten.

Bis hieher waren ſie gekommen; da bemerkte Mansfield die Ziegen ängſtlich aufſchauen und die Felſen in die Höhe klimmen.

„Meine Büchſe, Azayah!“ rief er, „dort geht ſie.“ Sie war es wirklich, in einer Entfernung von 500 Schritt ſahen ſie ſie über die Ebene fliehen. Charles ſchoß nach ihr, aber erreichte ſie natürlich nicht. Mansfield wollte ihr nach, doch der alte Bhurmah rieth ihm ab, denn unter ihren Füßen wäre ihr Aufenthalt, wie er oft bemerkt hätte; doch wäre auch dieſer Aufenthalt ſo feſt, daß ſie ihnen wohl widerſtehen würde. Mansfield wollte dieß nicht glauben, und ließ alle ſeine Raketen verbrennen, um ſie aus ihrem Lager zu treiben, nur ein dumpfes Geheul antwortete, die Büſche waren grün, wie Bhurmah früher ſchon bemerkt hatte, und brannten nicht. Sie mußten abziehen.

Drei Tage ſuchte man ſie vergeblich. Am Morgen des vierten, während Bhurmah und ſeine Leute einige Gebüſche in der Nachbarſchaft unterſuchten, ſaßen zwei Hirtenknaben, ihre Büffel beobachtend, in dem Thale, wo die Nachſuchung begann. Sie kümmerten ſich wenig um Tiger, denn ſie wußten, daß der alte Stier ihrer Heerde ſie, ſo lange ſie bei ihm wären, beſchützen würde. Und jetzt, wo die große Menſchenfreſſerin aus der Gegend vertrieben war, war nichts zu fürchten. So ſchlenderten ſie umher, pflückten Beeren, ſpielten und gingen ziemlich weit von ihren Beſchützern hinweg.

Ein ſchwerer Athem ſchreckte ſie plötzlich auf, und als das hinterſte Kind ſich mit ängſtlich klopfendem Herzen umſchaute, traf es das wilde Auge der Tigerin. Ein Schrei des Entſetzens entſchlüpfte ihm und der Angſtruf „Bhag!“ Doch kaum war dieſer Laut über ſeine Lippen, als die Tigerin mit furchtbarem Gebrüll auf ihn losſprang, und ſeine zarten Knochen zerbrachen unter ſeinen Zähnen. Der andere Knabe floh zu dem nächſten Baum, und als das Ungethüm ihm aus dem Geſichte war, eilte er nach dem Dorf, um Lärm zu machen, und in weniger als einer Stunde war Mansfield auf dem unglücklichen Flecke, wo der Knabe unter Schluchzen und Schaudern die entſetzliche Geſchichte erzählte.

Mansfield fuhr mit der Hand über ſeine Augen, und befahl mit einer vom Mitgefühl bewegten Stimme den Elephanten zu knieen.

„Fragt den Knaben, ſprach er zu den Dienern, ob er zu mir auf den Elephanten kommen möchte, um die verfluchte Tigerin ſterben zu ſehen.“

Der Mann, zu dem er ſprach, ſtarrte ihn an, und ein Murmeln des Erſtaunens ging herum über ein Anerbieten, das mit der Idee der Eingebornen von Anſtand und Würde ſo wenig im Einklange war. Einen nackten verworfenen Knaben auf denſelben Elephanten mit einem engliſchen Burrah Sahib Zeigen zu laſſen! Der Gedanke war faſt Gotteslästerung. Aber Mansfield wiederholte ſeinen Befehl mit einem Tone, der keinen Widerſpruch duldete, während er freundlich das arme verachtete Kind anſah. Mit Widerſtreben gehorchte man ihm.

Ehe der Elephant Zeit hatte, aufzuſtehen, erhoben die Büffel, die am Rande des Dſchungle ruhig geweidet hatten, ihre Köpfe, ſchnaubten und ſtürzten mit wüthendem Gebrüll auf einen Punkt zu.

„Bhag! Bhag!“ ſchrie das entſetzte Kind, und drückte ſich auf den Boden des Howdah zuſammen.

„Beim Himmel, ſie iſt es!“ rief Mansfield, und rief nach ſeiner Büchſe. Ein wohlgezielter Schuß zerſchmetterte ihr den einen Vorderfuß in einer Entfernung von faſt 200 Schritten, und ſtaunend ſahen die Eingebornen den außerordentlichen Schützen faſt für einen Halbgott an. Der Elephant eilte dem Feind entgegen, und ehe ſie noch aus dem Gebüſch, wohin ſie ſich zurückgezogen, den Nahenden entgegenſpringen konnte, ſtreckten ſie zwei andere Schüſſe todt zu Boden.

Darauf ſuchte man ihr Lager auf, und fand bald mitten in einem Haufen dichten Dorngeſträuchs die halbverzehrten Ueberreſte des unglücklichen Hirtenknaben. Bei weiterer Unterſuchung fand man rings um ihre Höhle und in ihr Menſchengebeine und nichts als Menſchengebeine, denn zuletzt hatte ſie ausſchließlich ihre Nahrung auf Menſchen beſchränkt.

Ertrag der ruſſiſchen Bergwerke. Die Nordiſche Biene vom 20 Sept. (2 Oct.) enthält hierüber Folgendes: Die in Petersburg angelangte erſte uraliſche Karawane birgt nachſtehende Maſſen von Gold und Platina, die vom 1 Januar bis 1 Julius d. J. gewonnen wurden. Gold in kaiſerlichen Bergwerken 75 Pud 26 Pfd. 74 Sol.

in Privatbergwerken . . .	90 —	35 —	34 —	
Im Ganzen	166 Pud	21 Pfd.	32 Sol.	
Platina in kaiſerlichen Bergwerken .	—	6 Pfd.	8 Sol.	15 T.
in Privatbergwerken	49 —	12 —	24 —	20 —
Im Ganzen	49 Pud	18 Pfd.	32 Sol.	35 T.

Es iſt immer noch das Bergwerk der Gebrüder Demidow in Niſhnetagilsk, welches faſt die ganze Maſſe Platina liefert, nämlich 49 Pud 11 Pfund.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 296.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 October 1839.

Statistische Angaben über die Cycladen.

(Aus niederländischen Handelsberichten.)

Die Insel Tinos.

Diese Insel liegt südöstlich von Andros, und ist von diesem nur durch einen engen, für größere Schiffe unbrauchbaren, Canal geschieden.

Tinos hat eine Oberfläche von etwas mehr als 4 Quadratmeilen; es ist von Natur unfruchtbar, und hat einen sehr felsichten Boden, der jedoch von zahlreichen Quellen bewässert wird, und daher von den höchst arbeitsamen Bewohnern einigermaßen angebaut werden kann. An den Bergen, deren einige sehr schöne Marmorarten liefern, sind vom Fuß bis an den Gipfel Terrassen für den Wein- und Getreidebau angebracht, deren Unterhalt jedoch bei dem Mangel an hinreichender Erde sehr schwierig und kostspielig ist. Dessen ungeachtet gehört diese Insel zu den am besten cultivirten der Cycladen. Die Luft ist dort sehr gesund, und auf den ziemlich ausgedehnten Bergflächen außerordentlich rein. Vieles tragen dazu die Nordwinde bei, die auch hier, wie auf Andros, einen großen Theil des Jahres hindurch herrschen und die Hitze mildern. Brustkrankheiten und rheumatische Leiden kommen hier jedoch häufiger vor, als anderwärts in Griechenland.

Der Hauptort, St. Nikolas, an der Südwestküste, ist an der Stelle des alten Tinos gebaut, wovon nur noch sehr wenige Spuren vorhanden sind. Es ist ein kleines, schmutziges Städtchen von etwa 4000 Einwohnern, und hat keinen Hafen, sondern nur eine offene Rhede, welche gegen den Scirocco und die Herbstwinde nicht gedeckt ist, und wo größere Schiffe keinen sichern Ankerplatz finden. Die Fahrzeuge der Einwohner werden des Winters in den Hafen von Santa Croce gebracht. Der beste Hafen von Tinos ist Porto Panormo an der Nordostküste, wo die Schiffe durchaus sicher sind. Dieser Ort ist jedoch nur von beiläufig 2500 Griechen, größtentheils Bauern, bewohnt. Uebrigens zählt man auf der Insel 45 kleinere Ortschaften, unter denen die von Katholiken bewohnten die ansehnlichsten sind, und sich auch in Reinlichkeit günstig von den andern unterscheiden.

Die Bevölkerung, welche hier, so wie auf den übrigen Cycladen, abnimmt, besteht im Ganzen aus etwa 18,000 Seelen, wovon zwei Drittheile sich zur griechischen, und die übrigen zur katholischen Kirche bekennen. Die letzteren sind der gebildetste und arbeitsamste Theil der Bewohner. Sie sind größtentheils von fremder, meist italienischer Herkunft, und seit der venetianischen Herrschaft, unter welcher Tinos bis 1725 stand, die bedeutendsten Grundbesitzer; sie haben 26 Kirchen, 97 kleine Capellen und 4 Klöster, welche sämmtlich unter einem Bischof stehen. Die Griechen besitzen außer der schönen Hauptkirche, welche hinter St. Nikolaus liegt, noch 68 Kirchen und 332 Capellen und gleichfalls 4 Klöster. Aus dieser Anzahl Kirchen muß man jedoch nicht auf besondere Religiosität der Einwohner schließen, denn hier, wie in ganz Griechenland, bleibt in dieser Hinsicht vieles zu wünschen.

Die Bewohner von Tinos zeichnen sich aus durch eine besondere Geschicklichkeit in Künsten und Handwerken. Man findet hier die besten Baumeister, Steinmetzen, Zimmerleute, Schreiner, Schuster u. s. w. von ganz Griechenland, welche sowohl in diesem Lande als in der ganzen Levante herumreisen, und mit Vortheil ihr Gewerbe treiben. Früher reisten viele von ihnen zu diesem Zweck in die Türkei, welches jedoch jetzt von der Regierung nicht erlaubt wird. Viele gingen ferner als Dienstboten, Köche, und die Weiber als Ammen, Wäscherinnen ꝛc. nach Konstantinopel und Smyrna, so daß gewöhnlich 3000 bis 4000 Personen auf diese Art von der Insel abwesend waren, die von ihrem Gewinn ihre zurückgelassenen Verwandten unterhielten, oder sich damit nach ihrer Rückkehr eine sorgenfreiere Existenz sicherten.

Der kleine Schiffsbau wird auf Tinos noch mit Vortheil getrieben, obgleich auch dieser Industriezweig abnimmt. Die hier gebauten Barken und dergl. sind starke, trefflich segelnde Fahrzeuge, welche in See bleiben, wenn größere Schiffe einen Zufluchtsort suchen müssen. Von der Fertigkeit der Tinioten in dem Bearbeiten des im Ueberfluß vorhandenen schönen vielfarbigen Marmors gibt die oben erwähnte Hauptkirche einen Beweis, wo sich auch ein wunderthätiges Bild der Panagia (Mutter Gottes) findet. — Der größte Theil der Bewohner

beſchäftigt ſich übrigens mit dem Landbau, welcher jedoch nur geringen Vortheil abwirft und ſelbſt bei der günſtigſten Ernte nur die Hälfte des Getreidebedarfs liefert; dieſes iſt eine der Urſachen der fortwährenden Emigration und der zunehmenden Armuth. Die großen Gutsbeſitzer geben hier, wie faſt überall in dem griechiſchen Reich, das Land in Pacht gegen die Hälfte des reinen Ertrags der Ernte, und obgleich der Boden im Durchſchnitt das ſechsfache Korn liefert, geht doch ſo viel an Verbauungskoſten, Zehnten, Gemeindeabgaben, ſo wie durch die ſeit der Revolution eingeriſſene Gewiſſenloſigkeit der Pächter verloren, daß der Eigenthümer ſich mit zwei Procent von dem alten Werth ſeiner Güter begnügen muß. Unter der türkiſchen Herrſchaft trugen jene Güter hier 4 bis 5 Procent. Die Zehnten haben in den letzten Jahren 30 bis 35,000 Drachmen eingebracht.

In günſtigen Jahren werden etwa 200,000 Kilos Gerſte gewonnen; ferner etliche tauſend Scheffel Erbſen und Bohnen, und noch weniger Weizen. Ueberhaupt wird Weizenbrod auf den Inſeln nur von den Wohlhabenden verſpeist, und iſt noch nicht einmal täglich zu haben; im Ganzen begnügt man ſich mit Gerſtenbrod, welches ſchwer und ſchwärzlich iſt. Auf Tinos werden etwa 30,000 Barils à 80 Bouteillen an Wein gewonnen, von geringer Sorte, welcher faſt ganz auf der Inſel ſelbſt verbraucht wird; außerdem noch 3000 bis 4000 Barils, welche nach Hydra und dem Peloponnes gebracht werden. Ferner fabricirt man, gleichfalls zu eigenem Verbrauch, etwa 500 Barils Raki oder Branntwein. Endlich 7000 bis 8000 Bouteillen Malvaſier, von ziemlich guter Sorte, welche größtentheils in die Türkei und die Häfen des ſchwarzen Meeres verſandt werden. Von Feigen werden etwa 10,000 Cantaros geerntet, wovon nur die Hälfte ausgeführt wird. Der jährliche Ertrag der Seide, welche hier von beſſerer Sorte und auch beſſer bereitet iſt, als in Morea, beträgt ungefähr 4000 Okas, deren größter Theil hier von den Weibern zu Handſchuhen, Strümpfen u. ſ. w. fabricirt wird. Der Preis der rohen Seide wird hier faſt unabänderlich auf 30 Drachmen die Oka gehalten. Trotz den heftigen Nordwinden bringt Tinos ziemlich viel Baumfrüchte und Gartengemüſe hervor, welche hier beſſer ſind, als an der Küſte des Continents. Ausgeführt wird jedoch davon nichts.

Tinos hat Marmorgruben, die zwei Sorten weißen Marmor liefern, wovon die eine ſehr durchſichtig iſt; ferner rothgeäderten, und eine Sorte ſehr ſchwarzen, welcher, gehörig polirt, beſonders ſchön iſt; ferner noch Porphyr, der aber ſo hart iſt, daß die Tinioten ihn mit ihren unvollkommenen Werkzeugen nicht bearbeiten können. Viel Marmor wird nach den türkiſchen Häfen ausgeführt.

Vor der Revolution hatte Tinos die zahlreichſte und gebildetſte Bevölkerung und den ausgedehnteſten Handel unter den Cycladen, und ſeine Handelsbeziehungen erſtreckten ſich über den ganzen Archipel bis Konſtantinopel, und bis Malta, Trieſt und Venedig. Man fand dort etwa 50 ſehr ſolide Handelshäuſer, die in den eben genannten Städten und ſogar in Livorno Agenturen hatten, und einen ſehr vortheilhaften Handel trieben. Dieſes veranlaßte die Anlage des früher erwähnten, eine halbe Stunde nördlich von der Stadt gelegenen Winterhafens St. Croix oder Santa Croce, und eines nahe gelegenen Lazareths, welches noch bis jetzt gebraucht wird. Das Emporkommen von Syra vermöge ſeiner günſtigeren Lage hatte den Verfall von Tinos zur Folge, und es läßt ſich nicht erwarten, daß jetzt, wo auch Syra's Blüthe wieder abnimmt, Tinos das Verlorene zurückgewinnen wird. Die Umſtände ſind verändert; dabei wird die Armuth täglich größer und die Bevölkerung kleiner. Seit der Revolution hat die Gemeinde von Tinos bei ihren eigenen Mitgliedern eine Anleihe von 150,000 Drachmen gemacht, welche jedoch bis jetzt eben ſo wenig als die bereits verfallenen Intereſſen bezahlt wird. Eine der Haupturſachen des Verfalls der Inſeln des Archipels iſt das Zollſyſtem und die ſo ſehr erhöhten Abgaben, die jetzt zehnmal mehr betragen, als vor der Revolution, welche daher hier nicht beſonders gerühmt wird.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Perſien.

(Fortſetzung.)

Aufenthalt in Tebris. — Feth Ali Schahs Tod.

Zu den charakteriſtiſchen Anekdoten von Feth Ali Schah gehört auch die, welche das prächtige Kryſtallbett betrifft, das der ruſſiſche Hof dem Padiſchah von Iran zum Geſchenk ſandte. In Petersburg eilte damals Jedermann, das prächtige Erzeugniß der dortigen Glasfabrik zu bewundern, welches zum Ruhme ruſſiſcher Meiſter Jahrhunderte leben zu müſſen ſchien. Aber im Buche des Schickſals war es anders beſchloſſen.

Als man dieſes Wunder nach Teheran brachte, ließ der entzückte Schah das elbe in einem der prächtigſten Säle ſeines Palaſtes aufſtellen, was durch den Ruſſen Noskow bewerkſtelligt wurde, der das Bett nach der Hauptſtadt Perſiens geführt hatte. Feth Ali Schah konnte ſich lange nicht ſatt ſehen an dieſer prächtigen Lagerſtätte, und alle Hofleute blieben ſtundenlang mit dem Finger am Munde ſtehen, um es zu betrachten. Die perſiſchen Dichter ſchrieben Oden darüber, und in Teheran ſprach man nur von dem Kryſtallbett, welches leuchte wie tauſend Sonnen. Inzwiſchen brach der Krieg mit Rußland aus, Eriwan wurde genommen, Nachitſchewan gleichfalls, und die Ruſſen näherten ſich den Mauern von Tebris. Eines ſchönen Morgens, als der Schah von ſeinem Spazierritt zurückkehrte, ging er durch den Saal, wo die Geſchenke des ruſſiſchen Kaiſers ſtanden; die Schönheit des Bettes lockte die „Zuflucht der Welt," und trotz des Krieges kam ihm der Einfall, ſich hineinzulegen. Gedacht, gethan. Kaum hatte der „Schatten Allahs" eine Viertelſtunde lang ſeine ermüdeten Glieder darin ausgeſtreckt, als ein Tſchapar (Courier) aus Tebris ankam mit der Nachricht, daß die bedeutendſten Städte von Aderbeidſchan und auch die Reſidenz des Thronfolgers von den Ruſſen eingenommen ſeyen. Der Zorn des Schahs, als er dieſe Nachricht erhielt, kannte keine Gränzen; er ſchrieb in ſeinem Aberglauben die Einnahme von Tebris dem ungläubigen Bette zu, worin er

an dieſem Tage zum erſten Male gelegen hatte, und befahl ſogleich, dasſelbe auseinanderzunehmen, in die Kiſten zu packen, in denen es hergeführt worden war, und dieſe in die untern Gewölbe zu ſtellen. Der Eifer der Diener des Schahs, ſeinen Willen in möglichſter Schnelligkeit zu vollſtrecken, war ſo groß, daß ſie in der Eile viele Stücke zerbrachen. Seit dieſer Zeit hat Niemand das berühmte Bett geſehen, und wahrſcheinlich wird es auch Niemand mehr zu Geſicht bekommen.

Aber der Zorn des Schahs beſchränkte ſich nicht auf die Zerſtörung des Bettes, und er ſann nach, wer wohl außer dieſem Kryſtallbett Schuld an der Einnahme von Tebris ſeyn könne. Eine lichte Idee zuckte durch ſeinen Kopf und er ſchickte alſobald nach Allajar Khan. Dieſer, aus der Familie der Kadſcharen, d. h. aus dem jetzt regierenden Hauſe entſproſſen, führt den Ehrentitel Aſiph-ed-Doulet, oder der Reichs-Salomo, und iſt an eine Tochter des Schahs verheurathet. Man ſieht hieraus, daß er ein ziemlich wichtiger Mann im Staate war; der Schah begab ſich in eine Abtheilung ſeines Palaſtes, deſſen Fenſter auf den großen Platz gingen, und befahl einen Teppich auf demſelben auszubreiten. Allajar Khan, an ſolche Botſchaften des Schahs, der ſeine Geſellſchaft liebte, ſchon gewöhnt, warf ſich in die gebührende Kleidung, und ſteckte den mit koſtbaren Steinen beſetzten Dolch in den Gürtel. Ihn wunderte jedoch der Befehl des Schahs, nicht in den innern Zimmern des Palaſtes, ſondern auf dem großen Platze vor dem Flügel desſelben zu erſcheinen, aus welchem der Schah gewöhnlich verſchiedene Temaſchas (Schauſtellungen) betrachtete. Sobald er auf dem beſtimmten Platze angekommen war, ließ der Schah ihn alle die gewöhnlichen Verbeugungen und Phraſen beendigen, und fing dann folgendermaßen an: „Wir wollten mit Dir, als einer dem Schah naheſtehenden Perſon, über das Unglück ſprechen, das uns betroffen hat. Du weißt, daß die Ungläubigen Tebris eingenommen haben?“ — „Ich habe gehört,“ erwiederte er, „daß das unbeſiegbare Heer Ew. Majeſtät von dieſen Verfluchten geſchlagen wurde, und mein dem Schah ergebenes Herz hat ſich vor Kummer in Waſſer aufgelöst. Aber Allah iſt groß, und wenn nur der Schatten Eurer Gnade ſich nicht mindert für die Welt . . .“ — „Dummes Zeug,“ fuhr der Schah heftig heraus. „Dummes Zeug, mein Schatten iſt ein Schatten, aber Du mußt wiſſen, daß Du an allen dieſem Schuld biſt.“ — „Allah ſchütze mich! Kann ich, der unbedeutendſte Knecht, der nicht werth iſt, den Staub Eurer Pantoffeln zu küſſen, an einem ſo wichtigen Ereigniß Schuld ſeyn? Was bin ich für ein Hund, daß ich die Einnahme von Tebris veranlaßt haben ſollte? Bin ich nicht bereit, mich in die Hölle zu ſtürzen für den Dienſt meines Schahs und Wohlthaters?“ — „Genug gelogen, alter Fuchs! Haſt denn Du mir nicht gerathen, den Krieg mit den Ruſſen zu beginnen?“ — „Allerdings, ich war unter denen, welche riethen, den Ruhm Eurer Waffen durch die Vernichtung dieſer Böſen zu erheben. Aber der Ausgang hing nicht von mir ab.“ — „Du lügſt, Du haſt mir verſichert, mein Heer ſey unüberwindlich.“ — „Wer kann der Macht des Padiſchahs der Zuflucht der Welt widerſtehen!“ — „Schweig, und reize meinen Zorn nicht! Ich will Dich lehren, in Zukunft mir weiſe Rathſchläge zu ertheilen, und die Angelegenheiten verſtändig zu beurtheilen.“ Mit dieſen Worten klopfte der Schah in die Hände, und es erſchienen vier Ferraſchen mit dem Klotz und den Stöcken, legten den Reichsſalomo auf den Teppich, ſchloſſen ihm die Füße in die fatalen Bretter ein, und auf ein Zeichen von dem „Schatten Allahs auf Erden“ zerſchlugen ſie dem Eidam Sr. Majeſtät die Fußſohlen ganz meiſterlich. Der Reichsſalomo lag nach dieſer Weisheitsprobe drei Wochen lang mit geſchwollenen Füßen zu Bette. *)

Nachdem ich ſolchergeſtalt die Launen Feth Ali Schahs geſchildert, muß ich doch auch den Leiſtungen des verſtorbenen Beherrſches der Gläubigen auf dem Felde der vaterländiſchen Literatur die gebührende Ehre erweiſen. Feth Ali Schah ſchrieb Verſe, und ein Diwan oder Sammlung ſeiner Dichtungen befindet ſich jetzt in Petersburg in der öffentlichen Bibliothek. Die Dienſtfertigkeit eines gelehrten Profeſſors an der Univerſität zu Kaſan, Kaſem Bek, verſchaffte mir Gelegenheit, mich mit den dichteriſchen Erzeugniſſen des Großvaters des jetzt regierenden Schahs bekannt zu machen. Der Diwan des Schahs beginnt mit einer Vorrede, welche in dem ſchwülſtigſten und aufgeblaſenſten Styl der neuern perſiſchen Proſa geſchrieben iſt. Der Verfaſſer dieſer Vorrede, deſſen Name unbekannt iſt, war vermuthlich derſelbe, welcher auf Befehl des Schahs ſeine verſchiedenen Dichtungen ſammelte. Sehr bemerkenswerth iſt in dieſem Diwan die Nichtbeobachtung einer unumgänglich von jedem Proſaiker und Dichter geforderten Ordnung. In Perſien und überhaupt im Orient beginnt man Alles mit dem Segen Gottes, und darum muß jedes Werk mit dem Anrufe Allahs und dem Lobe Mohammeds beginnen. Bei Feth Ali Schah findet ſich hievon nichts, er geht gerade aus Werk und beginnt mit der himmliſchen Schönheit ſeiner Geliebten. Folgendes iſt der Inhalt der erſten Verſe, welche ich in wörtlicher Ueberſetzung beifüge, aus Furcht, ich möchte um des Wohlklangs willen die Originalität des Textes aufs Spiel ſetzen.

Deine Locken, — Embleme paradieſiſcher Blumen; dein Blick zerreißt unaufhörlich mit durchdringenden Pfeilen die Seele, aber der Rubin deiner Lippen gibt Kraft dem ſterbenden Körper. Dein Anblick verkündet Unſterblichkeit den Greiſen und Jünglingen.

Der Rubin deiner Lippen führt meine Seele fort, daß ſie von ſich ſelbſt ſich losreißt um einen Kuß. O mein Entzücken! nimm meine Seele, nur gib mir einen Kuß.

Ein großer Liebhaber von Küſſen war Feth Ali Schah, werdet ihr ſagen; es ſcheint aber auch, daß ſeine 935 Nachkommen den genügenden lebendigen Beweis von der Gluth ſeiner Gefühle liefern.

(Fortſetzung folgt.)

*) Aſiph-ed-Doulet bedeutet eigentlich nicht Reichs-Salomo, ſondern der Weſir Salomo's hieß nach der Sage des Orients Aſiph, und ſtand ihm an Weisheit nicht nach, daher die Ehrenbenennung eines Miniſters.

Der vereitelte Mord.

(Eine ruſſiſche Criminalgeſchichte.)

Die Gazette des Tribunaux enthält die Actenſtücke eines tragiſchen Vorfalls, der im Gouvernement Nowgorod eine ungemeine Senſation hervorbrachte. Statt einer kahlen Erzählung theilt dieſelbe die darauf bezüglichen wichtigern Actenſtücke ſelbſt mit, die man gewiß nicht ohne Intereſſe leſen wird.

Bericht Mikita Muranows, Golova (Maire) des Dorfes Trehmiria, nahen Capitän-Iſprawnik des Diſtrictes Uſting.

Mittwoch den 20 April 1839 erſchien Nadieſchda Jakowlewna, Tochter des Jakob Oſipowitſch, Fiſchers von Trehmiria, bei mir, laut weinend, wobei ſie unter ihren Seufzern einige unarticulirte Worte vernehmen ließ, von denen ich nur ſo viel verſtehen konnte, daß in dem Dorf ein Mord begangen worden ſey. Ich folgte dem jungen Mädchen in das Haus ihres Vaters, und fand daſelbſt ausgeſtreckt auf einem Bett einen bleichen, bleifarbig ausſehenden Menſchen, der, obwohl halb erſtarrt durch das Herannahen des Todes, doch noch athmete. Jakob und ſeine Frau verwendeten alle Sorgfalt an dem Unglücklichen und ſtillten das Blut, das aus ſeinen Wunden zu fließen begann. Neben dem Bett auf der Erde lagen ſeine durchnäßten Kleider. Das junge Mädchen konnte vor innerer Bewegung auf meine Fragen gar nicht antworten; aber Jakob erklärte mir, ſeine Tochter ſey vor Sonnenaufgang an die Wolga gegangen, um die Wurfgarne, die man in dieſer Jahreszeit an den kleinen Inſeln und Ufern hin legt, herauszuziehen, er ſelbſt ſey beſchäftigt geweſen, bei dem Schein einer Laterne ſeine Netze auszubreiten, da habe er plötzlich ein Geſchrei gehört, welches er für das ſeiner Tochter erkannt habe. Als er auf das Ufer des Fluſſes zugelaufen ſey, ſey ſeine Tochter mit dem Nachen angekommen, in welchem ein Menſch lag, den man ſeiner Bläſſe wegen für einen Leichnam hätte halten können. In demſelben Augenblick ſey es ihm trotz der Dunkelheit vorgekommen, als gewahre er ein großes Boot, das ſich ſo ſchnell als möglich entfernte. Nachdem er den aus dem Waſſer gezogenen Mann in ſeine Hütte gebracht hatte und während ſeine Tochter in lauten Jammer ausbrach, habe er in dem von ihr Geretteten den Iwan Semenow, Cornet im Lancier-Regiment von Archangel, der vor zwei Jahren im Dorf in Cantonnirung gelegen, erkannt. Hierauf ließ der alte Schiffer mich benachrichtigen. Von Nadieſchda konnte ich keine Angaben erhalten, indem ſie fortwährend weint und kein Wort herausbringen kann. Die Wunden Iwan Semenows ſind zahlreich und ſo bedeutend, daß ich kaum hoffe, daß Sie ihn noch lebend finden werden.

„Wollten Sie, Herr Capitän-Iſprawnik, die Güte haben, einen Arzt mit ſich zu bringen."

Bericht des Nikolas Petrowitſch Poleſchko, Capitän-Iſprawnik des Diſtrictes, an die Kanzlei des Gouverneurs von Nowgorod.

„Als ich in der Nacht vom 20 im Dorfe Trehmiria in Begleitung des Diſtrictarztes, Hrn. Franz Franzowitſch Mayer, ankam, fanden wir in der Hütte des Fiſchers Jakob Oſipowitſch Hrn. Iwan Prokowitſch Semenow, entlaſſenen Cornet vom Lancier-Regiment Archangel. Er hat fünfzehn Wunden erhalten, jedoch verſichert der Arzt, daß keine derſelben tödlich ſey, und daß er die Gewißheit habe, ihn zu retten. Der Verwundete bezeichnete mir als ſeine Mörder den Wachtmeiſter Paul Iwanowitſch Hortinja und den Soldaten Peter Alexeiewitſch Tſaryna vom Lancier-Regiment Archangel. In dem Augenblick, wo er verwundet wurde, begab ſich der Cornet Semenow mit ſeinen Leuten nach Rybinsk auf einem ihm gehörigen und mit Leinwand beladenen Boote.

„Ich ließ den Doctor bei dem Kranken, und begab mich, ohne einen Augenblick zu verlieren, mit Poſt nach Rybinsk. Daſelbſt begann ich mit Hülfe der Ortspolizei die Aufſuchung der Urheber des Mordes, von denen einer, der Wachtmeiſter Hortinja, mir ſchon früher bekannt war. Bei meiner Ankunft im Hafen erfuhr ich wirklich, es ſey ein mit Leinwand beladenes von zwei Männern geführtes Boot am 21 Morgens eingelaufen, deſſen Ladung einige Stunden ſpäter an einen armeniſchen Kaufmann aus Aſtrachan verkauft worden, deſſen Namen man jedoch nicht angeben könne. Nach einer bei der Polizei geſchehenen Unterſuchung fand ich den Käufer, Hieronymus Emilabeſch, einen armeniſchen Kaufmann, auf, der zugeſteht, die Leinwand im Werthe von mindeſtens 20,000 Rubel für die Summe von 10,000 Rubel, wovon er erſt 4000 bezahlt hat, und wovon er die übrigen 6000 am 1 Mai zu Aſtrachan bezahlen ſoll, gekauft zu haben. Ich ſchenkte den Angaben des Armeniers nicht vollen Glauben, denn ich weiß, daß dieſes Kaufmannsvolk, gleich den Juden, lügneriſch iſt und Verbrechen veranlaßt, ſobald es ſich um einen großen Gewinn handelt. Ueberdieß bemerkte ich bei dem Lächeln im Geſichte des Armeniers eine gewiſſe Unruhe. Ich fragte ihn, wo die Leinwand wäre. „Ich habe ſie nach Aſtrachan abgeſchickt," war ſeine Antwort. „Das iſt unmöglich, bemerkte ich ihm. Ihr habt ſie dieſen Morgen gekauft, und das Dampfboot geht erſt morgen ab." Hierauf ſagte er mir, er habe ſie auf demſelben Boot abgeſchickt, auf dem ſie ſich befand, und welches er zugleich gekauft habe. — „Wo habt Ihr die Ruderer hergenommen?" fragte ich ihn hierauf. Er erblaßte und ſagte ſtotternd: „Ich habe die nämlichen behalten, die das Schiff hieher gebracht haben."

„Bei dieſer Antwort packte ich ihn beim Kragen, und drohte, ihn auf das Polizeibureau zu führen, da ging plötzlich die Thüre des Zimmers auf, in dem wir uns befanden, und ein Mann mit einem Dolch in der Hand ſtürzte auf mich los. Ich erkannte Hortinja, ließ alsbald den Kaufmann los und zog meinen Säbel, um die Stöße Hortinja's zu pariren, zu gleicher Zeit verſperrte ich ihm die Thüre und rief: „Mord, ergreift den Mörder!" Glücklicherweiſe verbarg ſich der Armenier, anſtatt Hortinja zu Hülfe zu kommen, unter dem Bett. Bald kamen die Hausbewohner herbei, jedoch hatten wir alle mögliche Mühe, uns Hortinja's zu bemächtigen und ihn zu knebeln. Er hatte während des Kampfes drei Menſchen verwundet, auch hatte er, während er mit ſeiner Waffe meine Uniform zerfetzte, mir eine blutende Wunde auf der Bruſt beigebracht.

„Den Armenier zogen wir ganz zitternd unter dem Bett hervor; er geſtand, daß der Mitſchuldige Hortinja's eine halbe Meile von Rybinsk ſeinen Cameraden mit dem Boot erwarte. Ich ſchickte ſogleich einige Leute von der Polizei ab, welche Tſaryna verhafteten, ohne daß derſelbe den geringſten Widerſtand leiſtete.

„Rybinsk, am 23 April 1839.

Unterzeichnet: Nikolas Petrowitſch Poleſchko,
Capitän-Iſprawnik.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 297.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 October 1839.

Etwas über die Theater in London. *)

An der Spitze aller fashionablen, musikalischen Unterhaltungen steht die italienische Oper, oder das Queens Theatre, wie man es jetzt heißt. Dieses ist the thing während der Saison vom Monat März bis gegen Ende Junius, und es gibt Edelleute, wie z. B. den Herzog von Devonshire, Lord Holland, den Herzog von Gloucester u. s. w., die für das Abonnement ihrer Logen nicht weniger als 300 Pf. St. bezahlen. Das Theater wird nur dreimal die Woche geöffnet, nämlich Dienstags, Donnerstags und Samstags; aber Donnerstags werden gewöhnlich nur Benefice-Vorstellungen gegeben, so daß auf eine Saison im Durchschnitt nicht mehr als sechzig Vorstellungen zu stehen kommen. Das Haus, dessen Errichtung über 100,000 Pf. St. kostete, ist, wie alle öffentlichen Gebäude der Hauptstadt, ohne Styl und Geschmack, obgleich das Innere sehr kostbar, d. h. sehr theuer eingerichtet ist. Man durfte anfangs darin nur in Ballkleidern erscheinen, jetzt aber macht man hievon in den Logen eine Ausnahme; jedoch das Parterre und die Galerie, wovon ersteres eine halbe Guinea (ungefähr 6 fl.), letztere 5 Schillinge (2 fl. 48 kr.) kostet, müssen noch immer in Schuh und Strümpfen und im Frack erscheinen. Die Galerie ist übrigens hauptsächlich für die Dienerschaft der Herrschaften in den Logen da, und ist in dieser Beziehung nicht einmal so *respectable*, als die Schilling-Galerie im Drury-lane Theater oder im Covent Garden.

Die übrigen zweiundzwanzig Theater der Hauptstadt, wovon das Drury-lane Theater allein 300,000 Pf. St. kostete, werden jetzt größtentheils nur von dem niedrigsten Pöbel und der Königin besucht; denn die Tragödie und selbst das Lustspiel sind unter dem Adel längst aus der Mode gekommen. Im Theater der Madame Vestris (jetzt Mrs. Mathews) wird seit einigen Jahren eine Art Vaudeville mit ziemlichem Glück gegeben, und im Strand Theatre führt man Farcen, nach dem Muster des Theaters des variétés und des ambigu comique auf, welche ebenfalls für die Unternehmer günstig ausfallen sollen. Besonders machte vor einigen Jahren ein amerikanischer Komödiant, Namens Rice, Furore, der einen Neger (Jim Crow) so gut nachzuahmen verstand, daß sogar der höchste Adel in Schaaren nach dem kleinen Strand Theatre zog, während Drurylane und Covent Garden, mit ihren classischen Repräsentationen Shakspeare's, so gut als verlassen blieben. Ueberhaupt werden die Galerien und das Parterre der größern Theater vielfach von Taschendieben besucht, welche nicht, wie ein englischer Moralist irgendwo bemerkt, ins Theater gehen, um zu stehlen, sondern stehlen, um ins Theater gehen zu können; denn der eigentliche Geschmack an dramatischen Vorstellungen findet sich nur unter dem Pöbel.

Die sogenannten Bores (Logenplätze in der ersten, zweiten und dritten Galerie) werden von Schreibern, Advocaten, Gewerbsleuten u. s. w. besucht, hauptsächlich aber von jungen Rouës aus allen Ständen, die dort in der Gesellschaft moderner Aspasien ihre Zeit abzukürzen suchen. Eine gute Einrichtung, die zwar den Vermöglichern sehr beschwerlich, ärmern Personen aber sehr willkommen ist, besteht darin, daß man die Preise der Plätze in den Theatern nach 9 Uhr auf die Hälfte herabsetzt. Da die Vorstellungen erst um 7 Uhr ihren Anfang nehmen, selten aber vor Mitternacht oder 1 Uhr beendigt sind, dabei auch immer zwei, drei oder mehrere Stücke gegeben werden, so finden dabei viele Menschen ihre Rechnung, die, wenn sie den vollen Preis des Eintritts bezahlen sollten, nur selten ins Theater gehen könnten. Indessen sieht man eine dergleichen Ersparniß als sehr ungentlemanly an.

Bei einigen Theatern ist auch noch ein dritter Preis eingeführt, der gewöhnlich nach 10 oder halb 11 Uhr anfängt, und dem dritten Theile der gewöhnlichen Entrée gleichkömmt. Von dieser Erleichterung machen jedoch nur Wenige Gebrauch, außer um die Foyers zu besuchen und sich an dem Anblick der dort herumirrenden Schönheiten zu weiden.

Außer den regelmäßigen Theatern gibt es in London noch eine Menge kleinerer, kaum dem Namen nach bekannter, die ihre Vorstellungen nicht in den Zeitungen bekannt machen lassen und keine Theaterzettel ausgeben. Auf diesen spielen entweder Anfänger oder die auf größern Bühnen verunglückten

*) Aus dem mehrerwähnten englischen Sittenbuche.

Schauſpieler, und nicht ſelten findet man darunter Talente, die, wenn ſie nicht zuerſt über ihren Preis erhoben und in den faſhionablen Cirkeln vergöttert worden wären, jetzt recht gut unter die beſſern Mimiker gezählt werden könnten. Aber ein Liebling der Mode, welcher plötzlich von ſeinen Gönnern aufgegeben wird, muß ſein Heil entweder auf den Provincialtheatern oder auf den Winkelbühnen der Londoner Vorſtädte ſuchen. Ich könnte hier eine ganze Reihe von Schauſpielern und Schauſpielerinnen, Sängern und Sängerinnen anführen, welche dieſes Loos getroffen, und die noch vor mehrern Jahren das Lieblingsthema der größern Geſellſchaften waren, wenn ich nicht fürchtete, daß dieſes Sittenbüchlein, ſo unbedeutend es auch iſt, über kurz oder lang in ihre Hände gerathen und ihnen zu neuen Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles irdiſchen Glücks Veranlaſſung geben könnte. Charles Kean, der Sohn des berühmten Schauſpielers dieſes Namens, hatte Recht, Jahre lang nur auf den Provincialbühnen aufzutreten und dort Geld zu ſammeln. Hätte er ſein Schickſal von der Mode der Hauptſtadt abhängig gemacht, ſo wäre ſein Zuſtand jetzt eben ſo troſtlos, als der ſo vieler ſeiner Vorgänger; ſo aber trat er nicht eher in London auf, als bis er ſich in der Provinz bereits ein unabhängiges Vermögen erworben hatte, was ihm jetzt, wo er auf den größern Theatern in London durchgefallen iſt, ſehr zu Statten kommt. Ueberhaupt iſt allen Künſtlern nicht genug die Beherzigung des engliſchen Sprüchworts zu empfehlen: „Make hay while the sun shines," denn in ihrer Culminationsperiode erlaubt man ihnen Alles — nach derſelben gibt man ihnen kaum ein Almoſen. Selbſt Sheridan, er, der Dichter, Witzling und Parlamentsredner, und einſt die Seele der faſhionablen Geſellſchaft bis zum Throne hinauf, ſtarb elend und kummervoll in einem miſerablen Koſthauſe.

Die kleineren Theater der Hauptſtadt waren zur Zeit William Shakeſpeare's lauter Kreuzerkomödien, denn man bezahlte in den Logen ſechs Pence, im Parterre und in den Galerien aber einen Pfennig (drei Kreuzer). Auch jetzt gibt es deren an mancherlei Orten, obwohl die Polizei ſie nicht öffentlich geſtattet, und erſt vor kurzem wurde in einer der ſchmutzigſten Vorſtädte Londons eine ſolche Komödie entdeckt.

Aus Baron Korfo Erinnerungen an Perſien.

Aufenthalt in Tebris. — Feth Ali Schahs Tod.

(Fortſetzung.)

Feth Ali Schah hat uns jedoch etwas weit von Tebris abgezogen; nach einigen Tagen ging der Schrecken, der ſich bei der erſten Nachricht von dem Tode des Schah Aller, bemächtigt hatte, vorüber: die Perſer gewöhnten ſich daran, den Menſchen, der bei ihnen 40 Jahre lang faſt auf gleicher Stufe der Verehrung mit dem Namen Allahs geſtanden hatte, todt zu wiſſen. Mohammed Mirza, Abbas Mirza's Sohn, nahm ſeine Stelle ein. In ſeiner Eigenſchaft als beſtimmter Thronfolger lebte er in Tebris und gebot über ganz Aderbeidſchan, ſo wie über ſämmtliche reguläre Truppen. Nach einigen Tagen ſagte er einen Selam (feierliche Begrüßung) in ſeinem Palaſte an. Alle um ihn befindlichen Hofleute, die Geiſtlichkeit, die Vorſteher der Kaufmannſchaft erſchienen, um den Schah zu begrüßen. Der junge Monarch hielt, auf dem Thron ſitzend, eine kurze Rede, in welcher er ſeine Betrübniß über den Tod ſeines Großvaters ausſprach, und erklärte, daß er in kurzer Zeit nach Teheran aufbrechen werde, um die Zügel der Regierung zu ergreifen.

Am Abend desſelben Tages liefen ziemlich unangenehme Nachrichten aus Teheran ein. Silli Sultan,*) einer der älteren Söhne des verſtorbenen Schahs, der in Teheran lebte, ließ ſich, als er den Tod ſeines Vaters erfuhr, alsbald als Schah ausrufen, und wollte in keiner Weiſe etwas von dem geſetzlichen Thronfolger hören. Unter den manchen Albernheiten, welche dieſer Prinz während ſeiner kurzen Regierung beging, ſchrieb er auch an Mohammed Schah, ermahnte ihn, ruhig in Tebris zu bleiben, beſtätigte ihm alle von ſeinem verſtorbenen Großvater verliehenen Würden, und verſicherte, daß er, ſein Herr und Gebieter, das Andenken ſeines erhabenen Vaters ehre und deſſen Willen vollſtrecke, indem er ſtets Mohammed als ſeinen geſetzlichen Nachfolger betrachten werde. Dieſer Brief und andere Privatnachrichten, aus denen man erſah, daß Silli Sultan den Schatz des Schahs in Beſitz genommen habe, und Geld mit vollen Händen ausſtreue, um ſich Freunde zu erwerben, beunruhigten Mohammed Schah einigermaßen, und er fing an, an ſeine Abreiſe zu denken. Im Allgemeinen muß man ſagen, daß die Perſer viel meinen, noch zehnmal mehr ſchwatzen und faſt nichts thun. So war es auch in dieſem Falle, wo man im Gegentheil mit Kraft und Feſtigkeit handeln mußte, wie es die Umſtände erforderten. In Perſien kann man das unbedeutendſte Geſchäft nicht ohne einen grauſlichen Zeitverluſt abmachen. Kein Ereigniß, ſo wichtig es auch ſeyn mag, bringt den Perſer ſo leicht aus ſeinen Gewohnheiten. Keine Unterredung geht ohne drei Pfeifen Tabak, eine Taſſe Thee und eine Taſſe Kaffee vorüber. Hat man geraucht und getrunken, ſo kann man, wenn noch Zeit übrig bleibt, ans Geſchäft gehen. Alle dieſe Weitläuftigkeiten, begleitet von weiſen Ausſprüchen, Erkundigungen über die Richtigkeit eures Gehirns**) und gehörigem Rülpſen, was bei Vornehmen jetzt ſehr in der Mode iſt, verſchlingen die goldene Zeit ſo ſehr, daß wenn man eine Stunde bei einem Perſer ſitzen bleibt, drei Viertelſtunden auf dieſe angenehmen Zeitvertreibe verwendet werden.

Jetzt muß ich eine neue handelnde Perſon, eine ſehr bemerkenswerthe, den erſten Miniſter und Rathgeber des neuen Schahs, eine Perſon, welche ſich in dieſer Eigenſchaft auch ſchon bei Abbas Mirza befand, einen bedeutenden Mann, wegen ſei-

*) „Silli Sultan" bedeutet der Schatten des Herrſchers, ein Titel, den der Prinz als Gouverneur von Teheran führte. Sein eigentlicher Name war Ali, und er ließ ſich deßhalb auch in den wenigen Tagen ſeiner Herrſchaft „Ali Schah" nennen.

A. d. U.

**) Dieß bezieht ſich auf die wunderliche perſiſche Begrüßung: demaghi schuma tschak est? Iſt Euer Hirn klar?

A. d. U.

nes ungewöhnlichen Einfluſſes ſowohl auf die Angelegenheiten von ganz Perſien, als auf das Benehmen der Herrſcher in ihrem Privatleben, mit Einem Worte, Mirza Abul Kaſem, Kaimakam und Atabek, d. h. Stellvertreter und Leiter, auf die Scene bringen. Stellt Euch einen Mann von mittlerem Wuchſe, mit dickem Bauche, ſchwarzgrauen, ſtets blinzelnden Augen, mit ziemlich großer und platter Naſe, mit dünnem, ſchwarzrothem Bart und mit zwei aus der Oberlippe hervorſtehenden Hauern vor, und ihr werdet einen Begriff haben, was der Kaimakam für ein ſchöner Mann war. Er kleidete ſich ſtets mit großer Nachläſſigkeit, aß ausnehmend unreinlich, und nach jedem Mahle hatte man einen Korb mit dem Proviant füllen können, der auf dem Wege nach dem Mund im Bart und auf den Kleidern hangen blieb. Ich weiß nicht, warum er nicht mehr auf ſich ſelbſt Acht hatte; vielleicht hielt er Nachläſſigkeit im Aeußern für das Kennzeichen eines großen Mannes, ein Ruhm, auf den er ſtark abzielte, oder weil es ſo in ſeiner Natur lag; nur war es ſchwer, in der Welt ein widrigeres Geſchöpf zu finden, als dieſen Menſchen, der eine ſolche Rolle im Staate ſpielte. Sein Benehmen zeichnete ſich ſtets durch unglaubliche Seltſamkeiten aus, denn Alles, was es in Perſien an Vorurtheilen gibt, concentrirte ſich in ihm. Intereſſant war es, zu hören, wie er ſich ein Gericht beſtellte. Wenn man ihm eine lange Liſte von Schüſſeln übergab, aus denen er diejenige beſtimmen ſolle, die ihm am meiſten zuſage, ſo nahm er den Roſenkranz in die Hand, und brauchte ihn als Wahrſager bei jedem Gerichte, und dasjenige, bei welchem ſich an den abgeſonderten Kügelchen eine gerade Zahl ergab, wurde ausgewählt, als eine geſunde Speiſe für dieſen Tag.

Sein treuer Diener Haſſan iſt gleichfalls eine ſehr beachtenswerthe Figur. Er war die perſonificirte Albernheit, und Mirza Abul Kaſim ſagte immer, daß er ihn namentlich um dieſer Tugend willen bei ſich behalte. Ein einfältiger Diener war ſeiner Meinung nach ein unbezahlbarer Schatz. „Seht ihn an," ſagte er oft, „dieß iſt kein Menſch, ſondern ein Unthier, und gebt ihm zu leſen, was ihr wollt, er lieſt es ohne Anſtoß durch; fragt ihr ihn, was er geleſen hat, ſo iſt es, als hättet ihr ihm die Augen ausgeſchlagen, er weiß nichts."

Aber der Kaimakam war entſchieden der klügſte Mann in ganz Perſien, und wäre auch in Europa ein geſcheidter Mann geweſen. Ehrſucht und Geldgeiz bildeten den Grundzug ſeines Charakters; er befriedigte ſie in vollem Maaße, da er der wichtigſte Mann im Reiche wurde, den Willen des Schahs leitete, und, wie man ſagt, 400,000 Ducaten jährlicher Einkünfte hatte. Er hatte zwei Söhne: der eine, Mirza Mohammed, war Weſir Mohammed Schahs, nicht nur zur Zeit, wo er Thronfolger war, ſondern auch im Anfange ſeiner Regierung. Der andere, Mirza Ali, faſt noch ein Knabe, hatte kein Amt, war aber von jedermann ſehr geachtet. Ganz Perſien haßt den Kaimakam als einen böswilligen, räuberiſchen Menſchen. Die Accidentien, die er allenthalben nahm, überſteigen allen Begriff, und man ſagt, daß ſeine zwei unter der Oberlippe hervorſtehenden Zähne alle Einkünfte Aderbeidſchans auffräßen. Er beſitzt eine ungewöhnliche Schlauheit: Augenzeugen erzählten mir, daß er einmal zu dem engliſchen Geſandten eingeladen wurde, um ſich mit ihm über eine wichtige Sache zu beſprechen, in die er ſich nicht gerne miſchen wollte, daß er acht Stunden im Hauſe des Geſandten blieb, und jeder Meinungsäußerung über den Gegenſtand der Zuſammenkunft auswich. Er erſchien zwei Stunden vor Mittag: zuerſt begann, wie natürlich, die Bewirthung; als Alles hinausgetragen war, bat er den Geſandten, ihm ſüße Limonen, dann, ihm Melonen zu geben; als er alles dieß ſehr langſam gegeſſen hatte, ſtellte er ſich unwohl, und bat um Erlaubniß, etwas ausruhen zu dürfen, da er nach einer halben Stunde Schlaf bereit ſeyn würde, Alles, was dem Geſandten belieben würde, zu beſprechen. Dieſe ganze Scene bis zum Schlaf dauerte etwa zwei Stunden lang; der perſiſche Diplomat legte ſodann den Kopf zum Ausruhen in die Kiſſen des Sopha's, und blieb in dieſer Lage fünf ganze Stunden mit geſchloſſenen Augen, während der Geſandte voll Unruhe den Augenblick ſeines Erwachens abwartete. Endlich geruhten Seine Hochmögenden aufzuſtehen, und da Sie vernahmen, daß von den Minarets ſchon der Ruf zum Abendgebet ertönt ſey, begann er ſeine Abwaſchung, dann ſein Gebet, endlich ſeine Entſchuldigung gegen den Geſandten, daß er die Stunde habe verſtreichen laſſen, wo er zum Schah gehen müſſe, und ſchlich ſich hierauf aus dem Palaſte. Dieß war der berühmte Kaimakam, der erſte Bajazze in dieſem Bajazzenlande, wo man bei einigem Sinn für komiſche Gegenſtände auf jedem Schritt eine originelle Figur finden kann, die jeden Augenblick zur Beluſtigung des Publicums in einer Theaterboutike auftreten könnte. Sein Name wurde zur Vogelſcheuche für ganz Perſien, aber er hatte großen Einfluß auf Mohammed Schah, welcher ſo zu ſagen das Werkzeug ſeines Willens war.

(Schluß folgt.)

Der vereitelte Mord.

(Fortſetzung.)

Unterſuchung.

In Folge des Befehls des kaiſerlichen Procurators vom 26 April 1839 habe ich, Nikolai Petrowitſch Poleſchko, Capitän-Iſprawnik des Diſtrictes von Uſtſug, mich am 26 d. M. in das Dorf Trehmiria begeben, wo ich die Unterſuchung folgendermaßen begann:

Iwan Prokopowitſch Semenow erklärt, er ſey 22 Jahre alt, der Sohn des Prokop Karlowitſch Semenow, Kaufmanns von Koſtroma, der in dieſem Gouvernement Beſitzungen habe, wo er eine große Quantität von Leinwand verfertigen läßt, die den Hauptfond ſeines Handels bildet. Im Jahre 1830 trat er im Lancier-Regiment Archangel in Militärdienſt, und wurde im Jahre 1835 in demſelben Regiment zum Cornet ernannt. Er befehligte als ſolcher den zweiten Zug der dritten Escadron, bei welcher Hortinſa Wachtmeiſter und Tſaryna als Ordonnanz des Cornets war. Im Jahre 1836 lag der Zug des Cornet Semenow in dem Dorfe Trehmiria in Cantonnirung; im Jahre 1837 gab er ſelbſt ſeine Entlaſſung ein, um zu ſeinem Vater zurückzukehren. Am 12 October 1838 erſchienen Hortinſa und Tſaryna zu Koſtroma bei Prokop Semenow: der erſtere ſagte ihm, er ſey entlaſſen, der

andere, er habe auf ſechs Monate Urlaub erhalten. Der Cornet Semenow nahm ſie beide auf wie alte Cameraden: Hortinja ſtellte er im Dienſte ſeines Vaters an, und Tſaryna machte er ein Geſchenk, damit er ſeinen Urlaub bei ſeinen Verwandten zubringen könnte. Nachdem Hortinja in den Dienſt des Hauſes getreten war, führte er ſich ſo gut auf, daß er das Vertrauen des alten Semenow gewann, und daß dieſer ihm ſogar Aufträge in ſeinen Geſchäften gab. Im Frühjahr hatte er zweimal die Reiſe nach Rybinsk gemacht, und nachdem er die Leinwand und das Schiff verkauft hatte, das dafür empfangene Geld mit der größten Genauigkeit geliefert. Am 15 April ſollte eine abermalige Ladung Leinwand nach Rybinsk abgehen, und der junge Cornet Semenow ſollte ſich in dieſer Stadt zu Schiff begeben und von da eine Reiſe nach Aſtrachan machen. Am Tage vor der Abfahrt kam Tſaryna an, und da er, bevor er Soldat wurde, Matroſe geweſen war, ſo bat er den Cornet Semenow, er möchte ihn mit ſich nehmen, anſtatt einen andern Matroſen zu miethen, wobei er ſich hauptſächlich darauf berief, ſein Urlaub gehe zu Ende, und das Lancier-Regiment Archangel liege in Groß-Nowgorod in Cantonnirung. Der Cornet Semenow nahm den Vorſchlag an, und gleich am andern Morgen trat man die Fahrt mit dem Boot an, auf dem ſich ein Bauer als Matroſe, Tſaryna, Hortinja, der Bediente Semenows und Semenow ſelbſt befanden. Am zweiten Tage der Reiſe empfand der Matroſe und der Bediente heftige Schmerzen in den Eingeweiden, ſo daß man ſie in dem Dorfe Baherka zurücklaſſen mußte.

Am 19 bemerkte Semenow, daß Hortinja und Tſaryna geheime Berathungen miteinander hielten, und ſich gegenſeitig ins Einverſtändniß zu ſetzen ſchienen; nachdem er Nachts vergebens zu ſchlafen verſucht hatte, verließ er die Cajüte und hielt ſich am Vordertheile des Bootes auf. In dem Augenblick ſah er in der Ferne ein Licht ſchimmern, und ſagte zu ſeinen Gefährten: „Meine Freunde, hier vor uns liegt Trehmiria, und ich wollte wetten, dieß iſt der alte Jakob, der ſeine Netze in Ordnung bringt.“ Keiner der beiden Männer antwortete, und Semenow fuhr fort: „Bei Gott, wenn die Netze des alten Fiſchers die Fiſche ſo gut auffingen, wie die Augen Nadieſchdas die Lanciers von Archangel, ſo wäre er bald ein reicher Mann.“ Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, ſo fühlte er ſich von hinten von einem Meſſerſtich getroffen. Er wollte ſich umwenden, allein ſchon hatten die Mörder ihn zu Boden geworfen. Es entſpann ſich nun ein Kampf, während deſſen er fühlte, daß man ihm mehrere Meſſerſtiche beibrachte. Er ſtieß einige Schreie aus, und glaubte auch eine Stimme zu vernehmen, die ihm antwortete, in demſelben Augenblick aber wurde er in den Fluß geworfen. Die Kühle des Waſſers belebte ihn ohne Zweifel wieder etwas, allein wie er in die Barke der jungen Nadieſchda kam, kann er nicht erklären.

Nachdem der Verwundete mir dieſe Angaben gemacht hatte, ſtellte ich noch folgende Fragen an ihn:

Frage. Haben Sie den Hortinja oder Tſaryna mit militäriſchen Strafen belegt?

Antwort. Sie wiſſen, Herr Capitän, in der Armee iſt es unmöglich, von dem Stocke keinen Gebrauch zu machen: in dem Jahre, während deſſen ich den Zug befehligte, wurde Hortinja höchſtens zehnmal und Tſaryna vierzig- oder fünfzigmal geprügelt, allein ich ließ nie mehr als hundert Stockſtreiche auf einmal geben, ſo daß die Officiere des Regiments meine Milde ins Lächerliche zogen, und mir den Spottnamen eines Schulknaben oder Officier à la Française, der mehr Gebrauch von den .... und ..... als vom Stocke macht, beilegten.

Fr. Haben Sie nicht die Eiferſucht irgend eines Cameraden aufgeregt?

Antw. Ich erinnere mich deſſen nicht, und glaube es auch nicht.

Fr. Kennen Sie dieſe Nadieſchda, die Ihnen das Leben gerettet hat, nicht?

Antw. Ich habe ſie als das ſchönſte Mädchen von Trehmiria kennen gelernt; ich wußte, daß ihre Tugend makellos ſey; meine Lanciers und vor allen Hortinja ſagten es mir. Als Geliebte konnte ich nicht hoffen, ſie zu beſitzen, und als Frau .....

Fr. Ich frage darüber nicht weiter. Wiſſen Sie nicht, ob Hortinja ihr den Hof gemacht hat?

Antw. Ich weiß es nicht; alle Lanciers fanden ſie ſchön und verführeriſch.

Fr. Ihre Wunden machen Ihnen ohne Zweifel viele Schmerzen?

Antw. Nein, Capitän, ich fühle mich bedeutend beſſer; ich hoffe bald hergeſtellt zu ſeyn. Man ſieht, daß die Hand des Schuldigen den Stoß mit Zaudern führte, deßhalb wünſchte ich auch, daß man ihn gelinde beſtrafte.

Hiemit war das Verhör des Cornet Semenow geſchloſſen, worauf ich zu dem des Wachtmeiſter Hortinja überging.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Erdbeben zu Irkutsk. Das uralte vulcaniſche Gebiet des Baikal wird von neuem heimgeſucht. Am 6 (18) Auguſt d. J. um 8 Uhr Morgens wurden die Bewohner von Irkutsk durch ein heftiges Erdbeben in Schrecken geſetzt. Die erſten zwei Stöße, die nur einige Secunden dauerten, wurden kaum bemerkt, der letzte Stoß war aber ſo ſtark, daß er mehrere Gebäude beſchädigte, indem der Mörtel von der Decke fiel und in ſteinernen Häuſern Riſſe entſtanden. Seltſamer Weiſe war der heftige Stoß von keinem unterirdiſchen Getöſe begleitet. Die Bewegung begann, wie gewöhnlich in Irkutsk, an der Nordweſtſeite. Eine ſo heftige Erſchütterung hatte man ſeit dem 24 Februar 1829 nicht mehr erfahren. (Nordiſche Biene vom 20 September.)

Ducange's Gloſſarium. Dieß berühmte Werk: „Glossarium mediae et infimae latinitatis“ betitelt, wird gegenwärtig in Paris von den Gebrüdern Didot in ſechs ſtarken Quartbänden neu aufgelegt: 15 oder 16 Bogen ſind bereits gedruckt, und die erſte Lieferung, welche den vierten Theil des erſten Bandes umfaßt, ſoll gegen Ende des Jahres erſcheinen. (Echo du Monde Savant vom 12 October.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 118** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Oliver Twiſt von Dickens (Boz).** (Fortſetzung.) — **Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil von Fauſt insbeſondere.** (Fortſetzung.)

Das Abonnement darauf dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für das Abonnement des Auslandes vierteljährlich 2 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Ankündigungen, welche das Ausland nicht betreffen, jährlich 5 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 298.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 October 1839.

Die Kirchen Moskau's.

(Von J. G. Kohl.)

Die eigentliche Anzahl der Kirchen Moskau's zu bestimmen, ist sehr schwer, und man findet darüber die abweichendsten Angaben der Schriftsteller. Während einige von 1500 Moskau'schen Kirchen sprechen, bestimmen andere die Summe auf 500, und wieder andere reduciren sie noch mehr auf 260. — Es kommt natürlich dabei auf die Art der Zählung an, und auf den Begriff, den man von Kirche aufstellt. Versteht man darunter jeden durch Ummauerung abgesonderten, dem Gottesdienst bestimmten Raum, und begreift man so auch alle kleinen an größere Kirchen angehängten Capellen, so wie die Kirchen in den Privathäusern der Großen, und eben so die Capellen über den Gräbern Verstorbener darunter, so können leicht ein paar Tausend solcher Räume herauskommen. Zählt man die kleinen Grab- und Privatcapellen nicht mit, und eben so nicht die kleinen Gotteshäuschen, welche die Klöster hie und da an besonders lebhaften Straßenecken für die Vorübergehenden erbaut haben, sondern bloß die eigentlichen öffentlichen großen Kirchen, so fragt sich doch hier wieder mancherlei. Einige dieser Kirchen sind doppelt, so daß eine Etage unten für den Winter, und eine zweite oben für den Sommer bestimmt ist. Manche zählen nun diese Sommer- und Winterkirche besonders, manche fassen sie in Eins zusammen. Ja, es gibt sogar Kirchen in Moskau, die eigentlich aus einer Menge kleinerer Kirchen zusammengestückt sind, von denen jede ihren eigenen Namen hat, und von den übrigen völlig abgeschlossen ist. So könnte man die Kirche des Schutzes der heiligen Jungfrau eben so gut für zwölf, als für eine Kirche gelten lassen. — Endlich haben die Klöster gewöhnlich Eine Hauptkirche, neben dieser aber noch drei, vier, fünf Nebenkirchen, in denen oft nur alle Jahre einmal Gottesdienst ist, und die daher zuweilen gar nicht mitgezählt werden.

Genug Moskau hat unzählige für den Gottesdienst bestimmte Gebäude, und alle Gegenden der Stadt wimmeln von den vielen kleinen, goldenen, silbernen und grünen Kuppeln und Thürmchen der Kirchen und Capellen. Die ganze Stadt ist daher auch dem gemeinen Russen eine heilige, vor der er, wenn er heranreisend sie zuerst erblickt, sein andächtiges Kreuz und Gebet macht. Das Classischste und Heiligste aber von allen, die heilige Quintessenz aus dieser ganzen verehrungswürdigen Masse, vereint auf engem Raume der innere Kern Moskau's, der Kreml, auf seiner bergigen Höhe.

Es ist ein kleiner, vom Kaiser Nicolaus mit einem hohen, prachtvollen, eisernen Gitter umgebener Platz auf dem Kreml, der sogenannte Kathedralenplatz (Sabornoi-Ploschtschad), an dem alle interessantesten Gebäude des Kremls überhaupt, und insbesondere auch die wichtigsten aller Moskau'schen Kirchen in geweihter Nachbarschaft zusammenliegen, die Kirche der Zarengräber, die Kirche mit den Patriarchengräbern, die Kathedrale der Krönung, die Kirche des zarischen Palastes, der Haupteingang zu diesem Palaste selbst mit der rothen Treppe, die zum Saale des Krönungsmahles führt, der große Johann, der höchste Thurm der Zarenstadt, das Terema, ein besonderer Theil des alten Palastes, die Capelle der Höhlenmutter Maria — dieß Alles und noch Anderes drängt sich hier zusammen, und blickt in den kleinen Kathedralenplatz hinein. Wo die Gebäude nicht völlig aneinanderstoßen, kettet sich jenes vom Kaiser Nicolaus erbaute Eisengitter verbindend dazwischen, und schließt den ganzen berühmten Platz völlig ab, der Alles in sich faßt, was das Herz eines rechtgläubigen moskowitischen Patrioten befriedigen und erheben kann. Es ist eigentlich schwer zu sagen, welches von allen diesen gottesdienstlichen Gebäuden das wichtigste sey, und keine dieser verschiedenen Kirchen genießt eines ihr etwa von der Kirchen- oder Staatsgewalt zuerkannten Vorranges. Doch möchte wohl der Uspenski Sabor insofern der Vorzug gebühren, als sie die Krönungskirche der Kaiser ist, und ehemals auch die Patriarchen in ihr beim Gottesdienst fungirten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Aufenthalt in Tebris. — Feth Ali Schahs Tod.

(Schluß.)

Mohammed Schah berief seine regulären Truppen aus Choi, um mit diesen nach Teheran aufzubrechen; anfangs

wollten ſie nicht von der Stelle rücken, bis man ihnen ihren rückſtändigen Sold bezahlt habe, ſie ließen ſich aber doch endlich bewegen und marſchirten nach Tebris, wo man ſie zu bezahlen verſprach, ohne zu wiſſen, wo man das Geld hernehmen ſolle. Ich beſuchte das Lager, fand aber viel Unordnung und wenig kriegeriſchen Geiſt; nur die Artillerie hatte ein etwas beſſeres Ausſehen.*) Im Lager traf ich meinen Bekannten, Ali Khan, den Nasaktschi Baschi oder Gendarmerie-Commandanten, und war ſehr erfreut ihn zu ſehen: er iſt ein furchtbarer Schwätzer und manchmal ſehr originell. Ich lud ihn ein, mit mir nach der Stadt zurückzukehren, und er erzählte mir auf dem Wege eine Menge Neuigkeiten, die er größtentheils ſelbſt erfunden hatte, und kündigte mir ſodann an, daß er im Gefolge des Schahs nach Teheran gehen werde. Die Figur Ali Khans und ſeine Erzählungsweiſe ſind höchſt komiſch: ungeheure hervorſtehende Ochſenaugen, eine abgeplättſchte Naſe, ein unendlicher Mund, und das ganze Geſicht voll Falten und von zimmetgelber Farbe. Wir ritten im Schritt. Von politiſchen Neuigkeiten ging er auf verſchiedene Mährchen und Sprüchwörter über, und trug mir eine ganze halbe Stunde lang eine Anekdote von einem Affen und einem Menſchen vor, unter Grimaſſen und Körperverdrehungen, die eines Affen würdig waren. Ich zog es vor, ihn wieder auf das vorige Capitel zurückzubringen.

„Wißt Ihr nichts von dem Kaimakam," fragte ich ihn, „er ſcheint mir ein außerordentlicher Mann."

„Bah! außerordentlich!" erwiederte er, und zog die Unterlippe mit einer verächtlichen Miene nach oben, wodurch ſein Geſicht ſich in Falten zog, wie ein verbrühter Pilz.

„Vielleicht haltet Ihr den Kaimakam für einen Narren, da Ihr bei ſeinem Namen eine ſo verachtungsvolle Miene macht."

Ali Khan erſchrack, da er glaubte, ich wolle den Angeber gegen ihn machen; ich lachte im Herzen über ſeinen Schrecken, beruhigte ihn bald, und das Geſpräch ging ſeinen Gang fort. „Sagt mir doch etwas über den Kaimakam," fuhr ich mit einem ermunternden Lächeln fort; „ich ſchwöre Euch bei meinem Kopfe, daß Niemand in Perſien wiſſen ſoll, was Ihr mir mittheilt."

„Was ſoll ich Euch von dieſem abſcheulichen Menſchen ſagen! Außer ſeinen niedern Streichen weiß ich nichts von ihm."

„Wie? ein abſcheulicher Menſch?" rief ich ziemlich laut. „Iſt der Kaimakam ein abſcheulicher Menſch?"

„Ach, um Gottes willen, wie Ihr mich erſchreckt!" ſagte Ali Khan. „Wenn einer von den Horchern des Kaimakam uns hört, ſo geht es mir ſchlecht." Mit ſichtlicher Furcht blickte Ali Khan, obwohl wir uns auf freiem Felde befanden, nach allen Seiten hin und her, ſchämte ſich aber bald ſelbſt ſeiner übertriebenen Furchtſamkeit, und fing an, mit mir darüber zu lachen. Dann nahm er aufs neue eine wichtige Miene an, ſtrich ſeinen Bart, und ſprach ein kurzes Gebet, wie es die Perſer häufig ins Geſpräch miſchen.

„Wie iſt es, Khan? Ihr habt mir noch nichts von dem Kaimakam erzählt; liebte ihn der verſtorbene Abbas Mirza?"

„Er liebte ihn ſo, daß kein Tag vorbeiging, wo er ihn nicht auszankte oder gar prügelte. Was iſt das für ein Menſch, dieſer Kaimakam! Ich z. B. das iſt was Anderes; ich bin 60 Jahre alt, ſeit 40 Jahren im Dienſt und befand mich 23 Jahre lang bei dem verſtorbenen Naib Sultan (Thronfolger) Abbas Mirza als Nasaktſchi und Nasaktſchi Baſchi. Was iſt das für ein Hund, daß er ſich mir gleichſtellt! Allah ſey gedankt, ich habe von Sr. Hoheit, dem verſtorbenen Naib Sultan, für meinen eifrigen Dienſt in 23 Jahren nur Eine Maulſchelle erhalten, er aber Wallah, Billah! hat ihrer mehr empfangen als Sterne am Himmel ſind."

Ich hatte die größte Mühe, das Lachen zu halten, wollte aber das Geſpräch fortſetzen, das unterhaltend wurde, und mir mit Einem Zug das volle Maaß perſiſcher Niederträchtigkeit gab. Ich fragte darum weiter: „war die Ohrfeige ſtark, die Se. Hoheit Euch zu geben beliebte?"

„Ja wohl, er hatte eine ſchwere Hand."

„Weßhalb gab er ſie Euch denn?"

„Eben wegen dieſes Hundsſohns, des Kaimakam. Er war aufgebracht gegen ihn wegen ſeiner ewigen Narrheiten; ich war gerade bei ihm, und ſagte etwas Ungeſchicktes, patſch! So Gott will, werde ich noch dem Vater des Kaimakam das Grab verunreinigen!"

„Aus Allem dem ſehe ich, daß Ihr ihn nicht leiden könnt, wenn Ihr aber bei ihm ſeyd, verſichert Ihr, daß Ihr bereit ſeyd, ihm Euern Kopf zum Opfer zu bringen."

„Ich bin nicht ſo einfältig, daß ich anders ſprechen ſollte; meine Augen ſind mir zu lieb. Ich verſichere Euch, wenn er nur den hundertſten Theil von dem wüßte, was ich mit Euch ſpreche, ich würde ihn in meinem Leben nicht mehr los. Aber um Ali's Willen, wir wollen nicht mehr von ihm ſprechen. Sein Name iſt mir zuwider."

Wir ritten den übrigen Theil des Weges faſt ſchweigend fort; als wir uns meinem Quartiere näherten, entſchuldigte ich mich, daß ich ihn nicht zu mir einladen könne, indem ich nur einen Augenblick zu Hauſe bliebe, und gleich wieder fortginge.

„Erlaubt, Barun," ſagte das furchtbare Haupt der executiven Polizei. „Noch ein Wörtchen. O, meine Seele, könntet Ihr mir nicht noch einige Bouteillen von dem Scherbet ſchicken, wovon Ihr mir vor einer Woche gegeben habt?"

„Mit Vergnügen, mein lieber Khan! Allah Hafis!" (Gott behüte Euch!)

„Allah ſchütze eure Söhne."

Wir trennten uns. Zu Hauſe angekommen, ſchickte ich dem alten Ali Khan ſechs Bouteillen Madera; dieß war der Scherbet, um den er mich gebeten hatte.

Ich kann jedoch von meinem geehrten Freunde, dem Nasaktſchi Baſchi, mich nicht trennen, ohne eine Anekdote zu erzählen, die ich von ihm gehört habe. Es handelt ſich nicht um Züge von Niederträchtigkeit und Doppelzüngigkeit, ſondern von der Treuloſigkeit, der Unmenſchlichkeit, zu der ein Perſer manch-

*) Siehe über die Truppen im Lager Nr. 178 v. d. J.

mal dieſe beiden Sünden treibt. Man muß die Eigenſchaften des Tigers, der Katze und des Luchſes verbinden, um den Charakter des jetzigen Perſers zu erhalten. Die Einwohner von Yezd, deren Gouverneur Mohammed Weli Mirza, einer der Söhne des Schahs, war, hatten in Verbindung mit den Wanderſtämmen der Baktiaris und Schahſewen, ſo wie mit dem Gouverneur ſelbſt, große Unordnungen verübt. Um dieſen Unordnungen ein Ende zu machen, mußte der verſtorbene Schah Truppen unter Kaſim Khan dahin ſchicken; ich wage nicht, die Richtigkeit des Namens zu behaupten, glaube indeß, daß es der rechte iſt. Als Mohammed Weli Mirza die Annäherung der Truppen vernahm, verließ er ſein Haus, d. h. ſeinen Harem, und floh aus der Stadt. Kaſim Khan war, es iſt unbekannt aus welchem Grunde, ein geſchworner Feind Weli Mirza's, beſtrafte die Einwohner von Yezd hart, und benutzte die Gelegenheit, ſich auch an dem Prinzen zu rächen, indem er alle ſeine Weiber auf eine ſchimpfliche Weiſe aus der Stadt jagte. Weli Mirza beklagte ſich bei ſeinem Vater, aber der Schah wollte nicht gern eine Unterſuchung über den ſtrengen Heerführer verhängen, und beredete ſeinen Sohn, das Vorgefallene zu vergeſſen. Indeß berief er beide nach Teheran, redete ihnen freundlich zu, ermahnte ſie zum Frieden, und forderte ſie auf, ſich zu umarmen. Weli Mirza verzieh Kaſim Khan von ganzer Seele, und theils um ihm zu beweiſen, daß er keinen Zorn hege, theils um das neue Bündniß zu befeſtigen, lud Weli ihn in Gegenwart des Schahs auf den Abend zu einem Gaſtmahl ein. Kaſim Khan konnte dieß nicht ablehnen, der Abend kam, und er begab ſich zu dem Prinzen, konnte jedoch nicht begreifen, wie Weli Mirza eine ſo furchtbare Beleidigung ſo ſchnell und ſo leicht vergeſſen habe. Da er ſeine Landsleute allzu gut kannte, ſah er Verrath voraus, und wollte beim Eingange in das Haus des Prinzen ſich mit dem Dolche erſtechen. Man hielt ihn zurück. Der Prinz erſchöpfte ſich in allen Beweiſen einer aufrichtigen Freundſchaft, war beim Abendeſſen ausnehmend fröhlich, ſcherzte, lachte und trank Wein mit ſeinem theuern Gaſte. Die muntere Geſellſchaft blieb bis tief in die Nacht ſitzen. Als das Geſpräch, das Lachen und Scherzen in vollem Zuge war, öffneten ſich plötzlich zwei Thüren, und daraus ſtürzte ein Anzahl Weiber, ergrimmt, wie die Furien, hervor, und warfen ſich mit Meſſern aller Art, mit Nadeln, Stöcken u. dgl. auf den unglücklichen Khan und riſſen ihn in Stücke. Dieß waren die Weiber Weli Mirzas, dieſelben, welche Kaſim Khan ſchimpflich aus Yezd hinausgejagt hatte.

Der vereitelte Mord.

(Fortſetzung.)

Paul Iwanowitſch Hortinja gibt an, er ſey im Jahre 1787 in der Stadt Smolensk geboren; er wurde im Jahre 1806 ausgehoben, und war 52½ Jahr Soldat, und 15 Jahre und 4 Monate Wachtmeiſter. Er hat achtzehn Feldzüge mitgemacht, war in neun und dreißig Schlachten und in hundert ſieben und dreißig Gefechten; er trägt das St. Georgen-Kreuz und fünf Medaillen. Er hat den Dienſt im Monat October 1838 verlaſſen. Sein Abſchied und ſeine Zeugniſſe könnten nicht ehrenvoller ſeyn.

Frage. Was war der Grund deines Grolles gegen den Cornet Semenow?

Antwort. Keiner. Ich fand ihn ſtets gut und wohlwollend wie einen Vater. Ich ſagte dieß auch meinen Soldaten. Wir hatten keinen beſſern Officier.

Fr. Was konnte dich demnach veranlaſſen, ein ſo ſchändliches Verbrechen zu begehen, ihm nach dem Leben zu trachten?

Antw. O Vater! (eine gewöhnliche Anrufung des ruſſiſchen Soldaten.) Meine Handlung iſt ſchändlich! Aber hören Sie mich, ich werde Ihnen Alles ſagen. Ich, ein Greis, der ſein fünfzigſtes Jahr erreicht hat, liebte zum Erſtenmal ein Kind, dieſe Nadieſchda; ich liebte ſie, wie unſere Väter die ehrenvolle Kaiſerin Katharina liebten. (Hier entblößte er ſein Haupt und machte das Zeichen des Kreuzes.) Ich war Wachtmeiſter und hatte einiges Vermögen in Häuden; ſie war arm, und ein einfaches Bauernmädchen, eine Sklavin. Ich wollte ſie heurathen, indem ich ſie ihrem Herrn, dem Grafen Stroganoff, abkaufte; ich hätte 500 Rubel bezahlt. Ihr Vater willigte in Alles; aber ſie, ſie wies mich mit Geringſchätzung zurück, ohne daß ich begreifen konnte, warum. Während dieſer Zeit kam Tſaryna zu mir und ſagte mir: „Du biſt traurig, Camerad, und haſt Unrecht. Nadieſchda iſt die Geliebte des Cornets; ſie verläßt beinahe das Haus nicht mehr, in dem er wohnt; das weiß Jedermann, und du allein ſcheinſt es nicht glauben zu wollen.“ Das Herz ſtockte mir bei dieſen Worten, mein Kopf drehte ſich im Kreiſe; aber ich ſagte nichts, denn der Cornet Semenow war mein Officier. Ich fing bloß an, Nadieſchda zu beobachten, und ſah auch wirklich, daß ſie oft in das Haus ging, wo er wohnte. Damals kam mir kein Gedanke an Rache in den Sinn. Zu jener Zeit nahm der Cornet ſeine Entlaſſung und ging nach Koſtroma. Ich ſah die Thränen Nadieſchda's, der Kummer nagte an ihrer Geſundheit und der Schmerz bleichte ihre Wangen; aber ich liebte ſie fortwährend. So verging ein Jahr; ich wiederholte meinen Heurathsantrag; Nadieſchda wies mich abermals ab, geſtand mir aber, daß ſie den Cornet Semenow liebe, und ſchwur, ſie würde keines Andern Weib werden. Damals wurde Tſaryna mein Freund und mein Vertrauter; er ſtellte mir den Cornet als den Verführer des jungen Mädchens dar, und ich beſchloß, ſie zu rächen. Ich erhielt meine Entlaſſung, er ſeinen Urlaub, und wir begaben uns nach Koſtroma.

Der Empfang von Seite des Cornet, ſeine Biederkeit, ſeine Offenherzigkeit entwaffneten mich. Trotz der Einreden Tſaryna's beſchloß ich, die verbrecheriſchen Plane, die ich gefaßt, aufzugeben. So ſtanden die Sachen, als der Cornet Semenow beſchloß, ſich nach Aſtrachan zu begeben. Tſaryna bat um die Stelle als zweiter Matroſe, und erhielt dieſelbe. Am Tage vor der Abreiſe ſprach er mit mir von unſerem früheren Plan; ich wurde unwillig; er pries die Schönheit Nadieſchda's, ſprach von ihrem Unglück, von meiner Schande. Ich ſagte nichts, aber Gott allein weiß, welche Höllenqual mein armes Herz erduldete. Hier ſchwieg er, und ſein Geſicht zeugte von lebhafter Bewegung.

Fr. Was geſchah dann weiter?

Antw. Wir reiſten ab. Am dritten Tage unſerer Fahrt wurde der erſte Matroſe und der Bediente krank: ſo wahr ich Gott bitte, meine arme Seele zu retten und mir mein Verbrechen zu verzeihen, ich wußte nichts von der Urſache ihrer Krankheit; ich rieth dem Cornet

einen andern Matrosen zu nehmen, er wollte aber nicht, denn der Fluß bietet keine Schwierigkeiten und seine Strömung ist rasch. Wir fuhren also weiter.

Fr. Und als Ihr vor dem Dorfe Trehmiria ankamt?

Antw. Tsaryna sprach fortwährend mit mir von Nadieschda. Beim Anblick des Dorfes fühlte ich mich bewegt, beunruhigt, und als der Cornet mir von Nadieschda sprach, war ich meiner nicht mehr Herr, ich zog mein Messer und durchbohrte ihn.

Fr. Habt Ihr einen oder mehrere Stöße geführt?

Antw. Davon weiß ich nichts mehr, ich war von Sinnen.

Fr. Hat Tsaryna bei Vollziehung des Verbrechens Euch unterstützt?

Antw. Ich kann es nicht sagen; ich erinnere mich bloß, daß er ausrief: „Man kommt, eine Barke, eine Barke!"

Fr. Und was thatet Ihr hierauf?

Antw. Ich war wüthend, in Verzweiflung, außer mir. Als es Tag wurde, sah ich die Ufer, den Fluß, aber weder den Cornet, noch das Dorf Trehmiria. Tsaryna stellte mir den ganzen Umfang meines Verbrechens vor. Ich wollte mich in das Wasser stürzen, hatte aber nicht genug Kraft dazu. Ich ließ mich überreden, daß ich leben und mein Heil in der Flucht suchen müsse.

Fr. Auf welche Weise gingt Ihr es an, bei eurer Ankunft zu Rybinsk eure Ladung zu verkaufen?

Antw. Ich kannte den Hieronymus Smilabesch, und gestand ihm mein Verbrechen. Er versprach uns zu retten, wenn ich ihm die Ladung geben würde, und nahm es über sich, das Uebrige in Ordnung und uns an einen sichern Ort zu bringen.

Fr. Warum hast du dich auf mich gestürzt?

Antw. Ich hatte dem Armenier versprochen, daß ich im Fall irgend einer unvorhergesehenen Gefahr sein Leben wie das meinige beschützen würde. Ich glaubte den Augenblick der Gefahr gekommen, und mußte mein Versprechen halten.

Fr. Du klagst somit den Tsaryna an, er habe dich zu dem Verbrechen aufgefordert, und dich unterstützt, es zu vollbringen; du klagst den Armenier Smilabesch an, die Verbrecher in Schutz genommen und sich des Gutes bemächtigt zu haben, das ihm nicht gehörte?

Antw. Herr Capitän, ich klage Niemanden an: ich habe die Wahrheit gesagt. Ich will mein Verbrechen nicht abläugnen, noch dessen Folgen auf Andere wälzen; ich bin ein großer Verbrecher!

Verhör des Peter Alexejewitsch Tsaryna, Sohn eines Bürgers von Kostroma, von Geburt ein Finne.

Er gibt an, er sey 32 Jahre alt, und im Jahre 1828 als Recrut in das Lanciers-Regiment Archangel getreten. Er läugnet jede Theilnahme an dem Verbrechen.

Frage. Du warst doch der erste, der dem Wachtmeister Hortinja sagte, daß zwischen dem Cornet Semenow und Nadieschda ein Verhältniß bestehe?

Antwort. Ich sagte aus Scherz, mit dem Cornet und dem jungen Mädchen sey es nicht richtig. Der Wachtmeister war bosthaft wie alle Teufel, er zerprügelte unsere Knochen mit seinem Stock. Ich rächte mich dadurch, daß ich ihm bei seiner lächerlichen Leidenschaft zu einem jungen Mädchen, dessen Großvater er hätte seyn können, entgegen handelte.

Fr. Warum trafst du zu Kostroma mit Hortinja zusammen?

Antw. Aus reinem Zufall.

Fr. Und warum hast du gerade den Augenblick zu deiner Rückkehr gewählt, wo der Cornet Semenow sich nach Rybinsk begab?

Antw. Um mein Geld zu sparen.

Fr. Es ist bewiesen, daß du dem Bedienten des Cornet und dem ersten Matrosen ein Gift gabst, welches Erbrechen und Kolik herbeiführte?

Antw. Es waren zwei Gutschmecker, immer bereit Branntwein zu trinken. Sie waren wie ein Faß ohne Boden; um ihnen einen Streich zu spielen, warf ich Schnupftabak in den Branntwein: kann ich dafür, daß sie so zarter Natur sind?

Fr. Hast du unterwegs dem Hortinja zugeredet, den Cornet zu ermorden? Er erklärt dieses.

Antw. Das ist nicht wahr. Der Wachtmeister sieht Gespenster. Er träumt von so vielen andern Sachen, daß ihm auch dieß im Traum vorkommen konnte.

Fr. Warum hast du den Cornet nicht vertheidigt?

Antw. Der Cornet war bürgerlich gekleidet, der Wachtmeister trug Uniform, und ich bin Soldat.

Fr. Was soll das heißen?

Antw. Daß der Soldat der Uniform und nicht der bürgerlichen Kleidung Rücksicht schuldig ist.

Fr. Warum hast du den Cornet ins Wasser geworfen?

Antw. Um ihn vor der Wuth des Wachtmeisters zu retten. Ich sah eine Barke auf uns zukommen.

Fr. Warum hast du den Wachtmeister darauf aufmerksam gemacht, daß die Barke komme?

Antw. Aus Freude, weil ich sah, daß ich den Cornet *retten* könne.

Fr. Und warum hast du bei deiner Ankunft zu Rybinsk das Verbrechen Hortinja's nicht angezeigt?

Antw. Weil ich Soldat bin, und weil er die Borten des Wachtmeisters trägt.

Alle Fragen, alle Mittel, sogar die Bastonnade, bemerkt der Bericht, konnten keine weitern Geständnisse herbeiführen. Als er Hortinja gegenüber gestellt wurde, beantwortete er den Unwillen desselben mit Hohngelächter. Als er mit den Soldaten confrontirt wurde, welche seine Aufforderungen hörten, sagte er, er kenne sie nicht. Erst in Gegenwart Nadieschda's erbleichte er, knirschte mit den Zähnen und antwortete durchaus nichts mehr.

(Schluß folgt.)

Schiffahrt vermittelst elektromagnetischer Kraft. Die Nordische Biene vom 26 Sept. (8 Oct.) enthält hierüber Folgendes: Am 2 (14) Sept. versammelten sich gegen 60 Personen, Gelehrte, Literatoren und Freunde der Wissenschaften, darunter einige der höchsten Beamten des Staates, auf der Petersinsel, bei dem Landhause des Obristen im Bergingenieurcorps, P. G. Sobolewski, um Zeugen neuer Versuche der Anwendung elektromagnetischer Kraft auf die Schifffahrt zu seyn. Ein mit zwölf Menschen besetzter Kutter, der durch elektrischmagnetische Kraft (3/4 Pferdekraft) getrieben wurde, fuhr einige Stunden lang bei starkem Gegenwinde gegen die Strömung. Das Schiff hatte 4 Saschenen Länge und 5 3/4 Arschinen Breite, ging 1 1/2 Arschine tief im Wasser, und hatte eine Maschine an Bord, die nicht mehr als 1 1/2 Arschine in der Länge und 1 Arschine in der Breite hat

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.)

Nr. 299.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

26 October 1839.

Die Blokade des La-Plata-Stroms.

Seit mehr als anderthalb Jahren blokirt eine franzöſiſche Escadre den La-Plata-Strom oder vielmehr Buenos-Ayres, und noch iſt kein Ende der Blokade abzuſehen. Die franzöſiſche Regierung hat allerdings einige Urſache ſich zu beklagen, indem mehrere franzöſiſche Bürger mißhandelt wurden, allein ein engliſches Blatt bemerkt nicht mit Unrecht, daß wenn England um ähnlicher Dinge willen jeden Augenblick einen Hafen blokiren wollte, ſo dürften wenige Häfen des ſpaniſchen Amerika unblokirt ſeyn. Wahr iſt es freilich, daß die Engländer in Amerika mehr geachtet und gefürchtet ſind, als die Franzoſen, und daß man ſich gegen ſie mehr in Acht nimmt; allein auch die Engländer ſelbſt ſcheinen minder hohe Anſprüche zu machen, als die Franzoſen mit ihrem weit minder bedeutenden Handel. Doch wie dem auch ſeyn mag, andere Staaten, namentlich England und Nordamerika leiden unter der Blokade beſonders, und erſteres gibt, vielleicht nicht ohne Grund, der franzöſiſchen Regierung Schuld, ſie wolle durch die Entfaltung bedeutender Streitkräfte ſich einen Einfluß auf die ſpaniſch-amerikaniſchen Staaten erobern, daher das fortdauernde geheime Entgegenwirken der Engländer, denn die Nordamerikaner ſcheinen bis zu einem gewiſſen Grade gemeinſchaftliche Sache mit den Franzoſen gemacht zu haben, obwohl ihr Handel unter der Blokade nicht minder leidet.

Die Franzoſen benützten die Eiferſucht Montevideo's gegen Buenos-Ayres und den Parteikampf in der Banda Oriental zwiſchen den Gauchos und der Stadtpartei, um eine ihnen günſtige Partei in Montevideo ans Ruder zu bringen. Fructuoſo Ribera, obwohl früher Hauptanführer der Gaucho-Partei, und nebſt Lavalleja Vorkämpfer der Unabhängigkeit des Landes gegen Braſilien, leiſtete den Franzoſen weſentliche Dienſte, als ſie am 11 October vorigen Jahres ſich der Inſel Martin Garcia bemächtigten, welche die Mündung des Uruguay in den La-Plata-Strom beherrſcht und im Beſitz der Buenosayrier war. Die Franzoſen ſind jetzt auch völlig Meiſter in Montevideo, ſo ſehr, daß die geſetzgebende Macht daſelbſt im Anfang Mai dieſes Jahrs die vollziehende Gewalt ermächtigte, ſechstauſend Mann zu unterhalten, ſo lange der Krieg gegen Roſas, das Haupt der argentiniſchen Republik daure, und ſogar auch die „Dienſte eines fremden Corps" anzunehmen, was nichts Anderes heißen kann, als daß franzöſiſche Truppen im Lande aufgenommen werden ſollen. In Buenos-Ayres und Montevideo ſtehen ſich zwei ganz ähnliche Parteien einander gegenüber: eine Stadtpartei, welche durch die Macht und den Reichthum des Handels das Land beherrſchen und in Unterwürfigkeit erhalten will, und eine Landpartei, die einer ſolchen Krämerherrſchaft widerſtrebt. Die ohne Widerſpruch viel rohere Landpartei hat in Buenos-Ayres durch Roſas vollkommen geſiegt, der, ein ächter Gaucho, nämlich tapfer und ſchlau, aber rob und hart, die Herrſchaft ſeiner Partei durch gewaltſame Mittel aufrecht erhält. Mit ihm haben ſich Fructuoſo Ribera's Gegner verbunden, und Alle, welche der Stadtpartei, mit der die Franzoſen gemeinſchaftliche Sache machten, widerſtrebt haben und das Land räumen mußten, ſammeln ſich im Verband mit buenos-ayriſchen Truppen am Uruguay, um gegen die neue franzöſiſch geſinnte Regierung zu Montevideo zu marſchiren, der ſie in kurzem Meiſter zu werden hoffen. So lauteten wenigſtens die Nachrichten bis zum Junius d. J.

Auf der andern Seite hat die Blokade bisher einen ſehr ſchlechten Erfolg gehabt, und ohne bedeutende Verſtärkung an Schiffen und Landtruppen iſt an einen endlichen Erfolg nicht zu denken. Der Gaucho-Partei liegt am Ruin von Buenos-Ayres nichts, denn erſtens iſt dieſe Stadt ihre alte Gegnerin, und zweitens gab es noch andere Abſatzwege ihrer Producte als eben dieſe Stadt. Nicht nur konnte man ſie einerſeits nach Montevideo ſchaffen, ſondern es ſtanden auch die argentiniſchen Häfen am Ocean dazu offen, was die Blokade des Plata-Stroms ſo ziemlich unnütz machte. Admiral Leblanc hat darum im Anfang März d. J. die Blokade auch auf ſämmtliche argentiniſche Häfen am Ocean ausgedehnt, und wahrſcheinlich um dieſer ausgedehnten Blokade Nachdruck zu geben, ſind kürzlich mehrere franzöſiſche Kriegsſchiffe nach dem Platastrom abgegangen. Indeß iſt nicht zu erwarten, daß die Bemühungen der Franzoſen von ſonderlichem Erfolg ſeyn werden, denn einzelnen Nachrichten zufolge, leidet zwar Buenos-Ayres ſehr, aber

das Innere des Landes, wo die Hauptstärke der herrschenden Partei liegt, soll in so blühenden Umständen seyn, wie je. Man darf nicht aus den Augen verlieren, daß Seestädte, wie Veracruz und Buenos-Ayres, nichts als Entrepots für den fremden Handel sind, und daß im Innern des Landes sich ein ganz anderes Volk bildet, das dem europäischen Wesen immer fremder und schroffer gegenüber tritt. Wie in Nordamerika der sogenannte Westen, d. h. das Mississippithal mit seinem rohern Menschenschlage (half horse, half alligator) sich mehr und mehr dem Osten gegenüberstellt, so auch in Mexico und Buenos-Ayres das innere Land den Seestadten.

Von dem, was im innern Lande vorgeht, wissen wir gewöhnlich sehr wenig oder gar nichts. Welche Nachrichten haben wir z. B. über die räuberischen Schaaren welche vor 2 Jahren Para in Brasilien plünderten und lange besetzt hielten, welche jetzt Carias dasselbe Schicksal bereiteten? Die, welche darüber Nachricht geben, sind meist nur Kaufleute, denen vor allem ihre Waaren am Herzen liegen, und die froh sind, wenn man diese wilden Schaaren wieder verdrängt hat, sich aber sehr wenig darum bekümmern, aus welchen Elementen sie bestehen. Wer nach der in Buenos-Ayres herrschenden Stimmung das Land beurtheilen wollte, würde sich sehr irren; vergebens wird man von dem rohen Landvolke Concessionen für die Fremden verlangen, und die Sperrung des Handels kann dasselbe nur allem europäischen Wesen gänzlich entfremden. Noch einige solche Sperrungen, wie die von Veracruz und Buenos-Ayres, und es können Bewegungen im Innern eintreten, die einer zweiten Emancipation gleichzuachten sind.

Die Kirchen Moskau's.

(Fortsetzung.)

1. Die Uspenski Sabor.

(Kathedrale der Auferstehung Christi.)

Den Moskowiten des 15ten Jahrhunderts schien wahrscheinlich die Weisheit des Aristoteles erforderlich, um die Ziegelsteine zu so hohen Pfeilern und Gewölben zusammenzulegen, wie die Uspenski Sabor sie aufweist. Denn jenen Namen gaben sie dem Aldolfo Fioraventi, welcher im Jahre 1475 auf Befehl Iwans III auf dem Kreml diese Kirche emporsteigen ließ. Nach ihrer Berühmtheit in der ganzen griechisch-russischen Christenheit und nach ihrem prächtigen Namen Kathedrale, wird gewiß jeder Westeuropäer hohe Gewölbe und weite Räume erwarten, in denen die erregten Töne widerhallend strömen, und die Blicke sich verlieren können. Allein solchen Erwartungen entspricht keine russische Kathedrale. Nach russischem Geschmack muß in den Kirchen Alles mit heiligem Apparat recht verbaut, recht eng mit Bilderschreinen und Heiligenschreinen angefüllt seyn. Und so wird denn auch in dieser Kathedrale das Auge wie der Geist durch all das gleißende Gold und die bunten Farben ganz verwirrt, obgleich sie noch unendlich viel luftiger und lichtreicher ist, als die übrigen. Sie bildet ein beinahe gleichseitiges Viereck, welches in der Mitte von einer blasenartigen Kuppel gedeckt wird, um welche vier andere noch kleinere Kuppeln herumstehen. Da, wo diese vier Kuppeln mit der mittleren zusammenstoßen, ist ein enormer Pfeiler hingestellt, so daß also vier dicke Pfeiler diese Kuppeln tragen. Die ganze Kirche ist inwendig vergoldet, die Pfeiler sowohl von unten bis oben, als auch die Gemäuer und Gewölbe bis in die höchsten Spitzen, und auf diesem Goldgrund sind dann überall große Frescobilder aus allen Capiteln der Bibel aufgetragen. Die Bilder sind alle gigantisch und von erstaunlich markirten fratzenhaften Zügen, besonders aber die Bilder des „Bog otez" (Gott Vaters) und „Bog ssin" (Gott Sohnes), die aus den Kuppeln der Kirche ins Innere hinabblicken. Sie sind nicht feinerer Kunst, als die riesenhaften Rolandsbilder, die man in einigen Städten Deutschlands auf den Märkten findet, doch noch etwas grotesker, etwa so, als wenn man jene sich in einen Hohlspiegel blicken ließe. Dabei schimmert Gold und Farbe hinter einem so schwarzen Flor hervor, daß es so aussieht, als sey schon seit 400 Jahren Rauch durch diese Räume gewandert. Diese Gemälde soll der Zar Wassili Iwanowitsch vor 300 Jahren durch ausländische Maler haben malen lassen. Sie sind aber nichtsdestoweniger russisch, ebenso wie die Kirchen. Denn diese ausländischen Künstler gingen auf den russischen Geist ein. Trotz der italienischen Baumeister und Maler ist daher doch Alles roh. Diese russischen Kirchen haben das Bunte, die Ueberladung und die Finsterheit der gothischen Gebäude, ohne auch nur irgend eine Idee an Vergleichung zuzulassen mit der Kühnheit der großen Umrisse und der unsaglichen Kunst, die in jenen Gebäuden an jedem Stein verschwendet ist.

Der vorzüglichste Ruhm der Uspenski Sabor und alle Bestrebungen zu ihrer Ausschmückung drehen sich um ihre beiden Hauptbestimmungen, die sie hat, theils als Kirche der Krönung der Zarenhäupter, theils als Begräbnißkirche der russischen Patriarchen.

Was zunächst das Letztere betrifft, so hat es im Ganzen in Rußland nur zehn Patriarchen gegeben. Der erste hieß Hiob, den Iwan IV aus Griechenland kommen ließ, und zu dieser Würde erhob. Der letzte war der berühmte Freund Alexei Michailowitschs, der Patriarch Nikon. Dieser letztere ist im Neu-Jerusalemer Kloster in Wosnesensk begraben. Die übrigen neun ruhen sämmtlich hier, auch Philaret Romanow, dessen königliche Nachkommen gegenüber in der Archangelski Sabor ruhen. Die Monumente, welche man den geistlichen Fürsten hier gesetzt hat, sind einfach genug, bloße aus gewöhnlichen Ziegelsteinen zusammengeklebte Sarkophage, die mit schmutzigen Decken belegt sind, und der Reihe nach einer beim anderen stehen.

Auch war den Patriarchen im Leben nicht besser gepolstert, als im Tode gebettet, wie man aus dem außerordentlich geschmacklosen, groben, steinernen Thron von völlig verschobenen und unmathematischen Proportionen, der ihnen meist hier als Sessel diente, sehen kann.

Die Einsalbung und Krönung der russischen Kaiser wird vor den königlichen Pforten des Ikonostases dieser Kirche von

genommen. Ich ließ mir die Stelle genau zeigen, und dachte, wie manchem hier schon sein goldener Reif zur Dornenkrone geworden. Von jenem Platze vor den königlichen Thüren gehen die Kaiser gekrönt zu diesen ein, und treten zum Altar im Allerheiligsten, um das Abendmahl zu empfangen. Diese heiligen Pforten des Ikonostases sind in dieser Kirche außerordentlich klein, und scheinen auf keine großen Fürsten berechnet. Man begreift nicht, wie ein Peter und Nikolaus, ohne sich zu bücken, hier durchkamen. — Sie sind übrigens aus Holz, mit geschlagener vergoldeter Bronze überzogen.

Es ist überhaupt jetzt mehr Vergoldung als Gold in der Kirche. Die Franzosen scheinen hier besser das Aechte vom Unächten unterschieden zu haben, als in der Schloßkirche, wo sie viel Gold zurückließen, weil sie es für Kupfer hielten. Der Kirchendiener zeigte uns an einem Pfeiler der Kirche eine Stelle, wo, wie er sagte, und uns die Priester nachher bestätigten, eine Rechnung über das herausgeschaffte edle Metall mit Bleistift von Napoleons Hand geschrieben gestanden hatte. Sie behaupteten, Napoleon hatte seinen Namen selbst darunter gesetzt, und habe darin der Kirche über 320 Pud verabfolgten Silbers und 18 Pud empfangenen Goldes quittirt. Da nach ihm Alles wieder überpinselt ist, und man nur noch den jetzt weißen Fleck zeigt, wo diese Quittung gestanden, so ist es schwer, die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte auszumachen.

Uebrigens haben sich die Priester noch immer einen hübschen kleinen Schatz aus dem Schiffbruche von 1812 gerettet, unter anderm den ganzen Berg Sinai, von reinem Ducatengolde, den Potemkin der Kirche geschenkt hat. Er erhebt seine zackigen Spitzen hinter dem Altare im Allerheiligsten. Ein goldener Moses mit goldenen Gesetzestafeln steht auf seinem Gipfel. In dem Berge ist eine Höhle, in welcher ein kleiner, goldener Sarg steht, für die Aufbewahrung des geweihten Brodes beim Abendmahle. Das Ganze soll 120,000 Ducaten wiegen. — Auch sind noch viele kostbare Dinge im Schatze der Kirche, die man beim Franzoseneinbruche nach Nowgorod, Wologda und anderen entfernten Orten gerettet hatte. In einigen kleinen Zimmerchen, den Risnitzi (Schatzkammern) der Kirche, sind eine Menge der brillantesten Geschenke aufgehäuft, die von Kaisern und Großen des Reichs herrühren. Von Niemandem sind mehr als von Boris Godunow, der die Geistlichkeit damit für seine usurpirten Rechte gewinnen wollte, und von Katharina II, die gegen Jedermann splendid war. Ich erkundigte mich nach dem, was der jetzige Kaiser geschenkt habe. Der Priester sagte freundlich: „Der Kaiser hat gemeint, daß Alles hier schon in so schönem Stande sey und so reiche Geschenke vorhanden, daß er gar nichts hinzuzufügen wisse.“ — In der That möchte es nicht leicht seyn, die heiligen Sprüche der Bibel noch schwerer mit Gold und dichter mit Edelsteinen und Perlen zu bedecken, als es hier geschehen ist. Ein Evangelium unter andern, das die Natalia Narischkin, die Mutter Peters des Großen, hieher geschenkt hat, ist so groß, und hat einen Deckel, der so mit Gold und Edelsteinen überladen ist, daß es immer von zwei standhaften Mannern in der Kirche getragen werden muß. Es soll nicht weniger als 4 Pud Schwere haben. Es ist ein ressenhafter Diakon in der Kirche angestellt, der sich zuweilen etwas zeigen will, und die ganze Last auf Einmal wie der heilige Christoph auf seine frommen Riesenschultern nimmt. Es wird dasselbe übrigens nur vier Mal im Jahre an hohen Festtagen gebraucht. Die Smaragden, mit denen der Deckel geschmückt ist, sind Zoll lang. Der Einband des Ganzen hat 1,200,000 Rubel gekostet, womit man etwa die Einbandskosten aller Bibliotheken des ganzen russische Reichs hätte bestreiten können. Ein anderes Evangelium ist da, welches Sophia, die Schwester Peters des Großen, eigenhändig im Kloster schrieb, um mit jedem gemalten Buchstaben eine ihrer weltlichen Begierden und sündlichen Einfälle abzubüßen. Unter den vielen Evangelien, die hier liegen, zeichnet sich auch noch eines durch die Pracht seiner Arbeit aus, welches der letzte griechische Kaiser an den Zaren „Basilius den Blinden“ (Wassili Temnoi) schickte. — In den Schränken der Schatzkammer stehen eine Menge goldener Teller und Becher von Boris Godunow, Potemkin ꝛc., unter anderen auch ein Becher von Katharina, der einen Stein von unschatzbarem Werthe hat, — ein goldenes Sacramenthäuslein von Iwan dem Schrecklichen, — elfenbeinerne Sachen von der frommen Hand Maria Feodorowna's.

Wir sahen auch hier das Oelgefaß, aus dem die Kaiser gesalbt werden, und eben so ein kleines Fläschchen, worin noch ein Rest des heiligen Oels war, mit dem Nikolaus I gesalbt ist. Ich wollte mir gern ein Tröpfchen davon ins Taschentuch schütten, das wollte aber der Priester nicht dulden. Ich wollte darauf wenigstens den feuchten Stöpsel nur gern mit dem Finger berühren, allein er zog mir das Flaschchen weg. Ich suchte es nun von der andern Seite zu attrapiren, aber auch hier wich er mir aus, bis er es endlich lachend vor mir in Sicherheit gebracht und in den Schrank gestellt hatte. Minder duldsame und gutmüthige Priester, als die russischen gewöhnlich zu seyn pflegen, hätten bei dieser Gelegenheit wahrscheinlich ganz anders mit mir verfahren. Es wird mit diesem Oel dem Kaiser vermittelst eines feinen Pinsels ein Kreuz auf Mund, Ohren, Stirn und Hände gemacht, auf daß überall nur Christliches und Heiliges von ihm aus- und in ihn eingehe.

Die übrigen Merkwürdigkeiten dieser Kirche bestehen in einem großen, bedachten, kastanienbraunen Thronsessel Wladimirs des Großen aus Nußholz, und in einem messingenen Gitterhäuschen, von dem man uns sagte, daß es eine Nachahmung des Grabes Christi sey, und endlich in einem „tschudotwornik obras“ (wunderthätigem Bilde) des Erlösers, welches der oströmische Kaiser Manuel geschickt haben soll. Es verrichtet dieß Bild noch täglich Wunder, die unglaublich sind, und die doch Jeder hier glaubt. „Es war,“ sagte uns der Priester, der uns das Bild zeigte, „noch im Laufe dieses Monats, daß sich ein Kaufmann, lahm an Händen und Füßen, zu diesem Bilde bringen ließ, und eifrig davor betete. Als er geendigt hatte, stand er auf vor dem Bilde, und ging geheilt, gesund und frisch zu dieser Thüre heraus, die er nur auf seinem Bette hatte passiren können.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Backstein- und Ziegelmaschine.

Ein Hr. Cottam las in der Naturforscherversammlung zu Birmingham eine Mittheilung über des Marquis von Tweeddale's patentirte Backstein- und Ziegelmaschine. Der erste Proceß dieser Maschine ist, eine fortlaufende Tafel wohl gepreßten Thons von der gehörigen Breite und Dicke zu liefern. Diese Tafel wird dann in der gehörigen Länge durchschnitten. Die Maschine formt 24 Backsteine in der Minute, also 1440 in der Stunde, und bei dem Druck, dem der Thon ausgesetzt ist, brauchen die Backsteine nicht ein Drittheil so viel Zeit zum Trocknen, als die mit der Hand gemachten. Die Ziegelmaschine ist nur eine Modification der Backsteinmaschine. In beiden Fällen läuft der Thon zwischen zwei Walzen hindurch, aus denen er in einem dünnen flachen Kuchen herauskommt, den man mit zwei Drähten in der gehörigen Breite durchschneidet. Er wird dann auf einem endlosen Gewebe unter andere Walzen gebracht, und durch eine einfache Vorrichtung werden die Ziegel in der gehörigen Größe zugeschnitten, worauf das Gewebe sie selbst auf die Bretter setzt, von wo man sie herabnimmt, um sie zu brennen. Durch eine Modification der Maschine können Hohlziegel eben so leicht gemacht werden. — Man hat Proben angestellt, wie viel diese Backsteine Wasser einsaugen in Vergleich mit denen, die mit der Hand gemacht sind, und es fand sich, daß, nachdem man beide sechs Stunden lang ins Wasser gelegt hatte, die erstern 56, die mit Maschinen gemachten nur 8 Loth Wasser eingesogen hatten. Auch die Solidität der letztern ist größer, denn ein solcher wiegt etwas über 8 Pfd., während ein mit der Hand gemachter Backstein nur 5¼ Pfd. wiegt. Zu York ist gegenwärtig eine Fabrik in voller Thätigkeit, und liefert wöchentlich 150,000 Stück.

Der vereitelte Mord.

(Schluß.)

Angabe der Nadieschda Jakowiewna.

Nadieschda Jakowiewna gibt an, sie sey 21 Jahre alt; sie gesteht offenherzig, sie habe den Cornet Semenow geliebt und liebe ihn noch aufs innigste; sie versichert aber, es bestehe kein Verhältniß zwischen ihnen, und der Cornet wisse nichts von der Leidenschaft, die er ihr eingeflößt. Sie erzählt, der Soldat Tsaryna mache ihr den Hof, und da er ihre Liebe nicht gewinnen konnte, so habe er ihr geschworen, sich an dem zu rächen, den sie liebe. Zuerst hegte Tsaryna gegen Hortinja Verdacht, und sagte, von dem alten Schurken wolle er sich schon befreien; dann kam er eines Tages zu Nadieschda und sagte: „Höre, gehöre mir, oder bei dem heiligen Nikolas schwöre ich dir, du sollst Zeugin seyn von dem Tode Semenows.“ Nadieschda achtete dieser Drohung nicht, weil sie den Tsaryna als eine Memme kannte. Der Cornet reiste ab; Tsaryna erneuerte seine Erklärungen, und drang fortwährend ohne Erfolg in sie. Bevor er nach Kostroma ging, sagte er: „Der Alte wird die Sache abmachen, und bei meiner Rückkehr werde ich dir, die du so stolz bist, ein Geschenk mitbringen, ich schwöre es dir beim heiligen Nikolas.“ Von Seite Hortinja's hörte sie nie, daß derselbe dem Cornet gedroht hätte; er war traurig, nachdenklich; er weinte sogar; er war ein Mensch, unfähig ein Verbrechen ungereizt zu begehen.

Von der Nacht, in der sie den Cornet gerettet hat, gibt sie folgenden Bericht:

Ich hatte eine Ahnung, die mir das Herz beklemmte; ehe ich mich niederlegte, fand ich eine Katze auf meinem Bett. Ein schlimmes Zeichen! Kaum war ich eingeschlafen, so hatte ich furchtbare Träume, ich erwachte und rief: „Wehe mir!“ Mein Vater befahl mir aufzustehen und an die Wolga zu gehen, um seine Netze zurückzuziehen; da hörte ich das Geschrei und glaubte die Stimme Semenows zu erkennen. Ich hatte ihn über ein Jahr nicht mehr gesehen, und dennoch erkannte ich ihn in der Dunkelheit. Ich ruderte auf ihn zu, und vernahm das Geräusch eines Körpers, den man ins Wasser warf. Glücklicherweise war ich in der Nähe und im Stande, ihn aus dem Wasser zu ziehen. Es war Semenow!

Noch einige minder bestimmte Erklärungen vervollständigten die Untersuchung.

Der Armenier Smilabesch entschuldigte sich in Betreff seines Kaufes damit, er habe Geld gewinnen wollen, wie dieß sein Geschäft mit sich bringe; zu gleicher Zeit habe er zwei Menschen retten wollen, was die Religion vorschreibe, damit sie wenigstens Zeit zur Reue hätten. Im Uebrigen bestätigte er die Angaben Hortinja's.

Der alte Fischer Jakob Ostpowitsch erzählt die Drohungen Tsaryna's gegen ihn, wenn er ihm seine Tochter nicht geben wolle.

Die am 15 Mai geschlossene Untersuchung wurde an demselben Tage von dem Capitän-Isprawnik dem Criminalgericht von Nowgorod vorgelegt.

Am 29 Mai sprach das Tribunal von Nowgorod folgendes Urtheil: welches den Paul Iwanowitsch Hortinja zu zehnjähriger Arbeit in den Bergwerken von Sibirien und zur ewigen Deportation dahin verurtheilt. Hieronymus Smilabesch, armenischer Kaufmann, zu einem Jahr und sechs Tagen Gefängniß, tausend Rubel Geldstrafe und zur Bezahlung der Proceßkosten. Peter Alexejewitsch Tsaryna wird als Soldat dem Militärgericht übergeben.

Am 4 Junius verurtheilte das zu Nowgorod versammelte Militärgericht des ersten Armeecorps den Peter Alexejewitsch Tsaryna zu dreimaligem Gassenlaufen durch eine Escadron und zu lebenslänglicher Arbeit in den Bergwerken Sibiriens.

Die beiden der Bestätigung des Kaisers unterworfenen Sprüche erhielten dieselbe, nur wurde die gegen Paul Iwanowitsch Hortinja ausgesprochene Strafe der Arbeit in den Bergwerken in bloße Deportation umgewandelt. Am 30 Junius wurde das Urtheil vollzogen. Peter Alexejewitsch Tsaryna wurde, zerfetzt von den Ruthen, mit wenig Hoffnung, seine Gesundheit wieder zu erlangen, in das Hospital von Nowgorod gebracht.

Der Kaiser ertheilte der Nadieschda Jakowiewna eine goldene Medaille am St. Wladimir-Bande. Der Cornet Semenow hatte schon vor Beendigung des Processes sie geheurathet.

Anwendung von Dampfkraft bei Linienschiffen. Nach der Naval and Military Gazette vom 28 September soll die englische Admiralität die Absicht haben, ein Linienschiff mit einer Dampfmaschine von mäßiger Kraft zu versehen, um solches während der Windstillen vorwärts zu treiben, jedoch so, daß die Anwendung der Segel durch die Dampfkraft nicht gehindert werde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 300.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

27 October 1839.

Orientaliſche Literatur in Paris.

Paris, den 1 October.

Es iſt kürzlich hier ein kleiner Band unter dem Titel: Contes et nouvelles traduites du Chinois erſchienen. Er enthält ſieben kleine Legenden, Mährchen und Romane, welche von Hrn. Theodor Pavie aus dem Chineſiſchen überſetzt ſind. Chineſiſche Romane, wie ſie auch ſeyn mögen, haben immer das Intereſſe, daß ſie uns einen Blick in Sitten thun laſſen, welche uns ſonſt unbekannt bleiben müßten. Die, welche Pavie gewählt hat, ſind mythologiſche Mährchen, welche theils den Buddhiſten, theils der Secte von Laotſe angehören. Dieſe Claſſe iſt im Allgemeinen weniger unterrichtend, als Erzählungen, deren Intereſſe auf natürlichen Verhältniſſen und Leidenſchaften beruht, weil dieſe letztern nothwendig einen tiefern Blick in die chineſiſche Geſellſchaft thun laſſen. Dennoch iſt keines der ſieben vorliegenden Mährchen, ohne ſeinen Beitrag zu unſern Kenntniſſen zu geben, und drei darunter ſind ganz beſonders graciös, nämlich die erſte von dem Blumenfreund, die dritte von dem Dichter Litaipe, und die letzte, die zerbrochene Leyer. Die intereſſanteſte iſt die dritte, welche uns den größten chineſiſchen Dichter nach ſeinem populären Bild darſtellt, nach dem er eine Art von Kraftgenie ar , das ſich durch ſeine Talente dem Kaiſer unentbehrlich machte und durch alle Hofetikette brach. Pavie hält dieſe Novelle für ziemlich hiſtoriſch, was ſehr zu bezweifeln iſt, allein darum wird ſie nur noch intereſſanter, denn man ſollte nicht glauben, daß dieſes anſcheinend ſo ſteife Volk ſich ein ſolches Bild von einem großen Mann machen würde. Sonſt iſt wenig erſchienen, aber es iſt Manches angekündigt, nur dauert es hier bei den großen Schwierigkeiten, welche der elende Zuſtand des Buchhandels und die unſinnigen Preiſe des orientaliſchen Drucks hier verurſachen, immer lange, bis die angekündigten Arbeiten wirklich erſcheinen. Abbadie hat bei ſeiner Abreiſe nach Abyſſinien ein vergleichendes Wörterbuch zweier abyſſiniſchen Dialekte und der Galla- (oder Jimorma-) Sprache zurückgelaſſen, das von der aſiatiſchen Geſellſchaft herausgegeben werden ſoll. Die Einleitung dazu enthält eine kurze Abhandlung über die Grammatik der Gallaſprache, in welcher der Verfaſſer eine Verwandtſchaft mit den ſemitiſchen Dialekten finden will, was ſehr zweifelhaft iſt. Dieſe Arbeit enthält die erſten Elemente unſrer Kenntniß dieſer Sprache, welche bis tief in den Sudan geſprochen wird. Stanislaus Julien kündigt eine Ausgabe und Ueberſetzung des Taoteking von Laotſe, begleitet mit dem älteſten exiſtirenden Commentar (vom Jahre 160 vor Chriſtus) an. Sie wird wahrſcheinlich mit den neuen chineſiſchen Typen gedruckt werden, welche die königliche Druckerei in China ſchneiden ließ. Barthélemy hat in der Akademie eine höchſt intereſſante Abhandlung über die erſten Verſuche der Indier eine Logik zu bilden geleſen, welche in den Verhandlungen der Akademien der moraliſchen Wiſſenſchaften erſcheinen wird. Burnouf iſt im Begriff, den Druck eines der ſieben kanoniſchen Bücher der Buddhiſten, das den Titel: „Lotus der Religion,“ führt, zu beginnen. Es iſt eines der buddhiſtiſchen Manuſcripte in Sanskrit, welche die aſiatiſche Geſellſchaft ſich aus den Klöſtern von Nepal verſchafft hat. Die ſardiniſche Regierung hat den Abbate Gorrezio hieher geſchickt, wo er ſeit zwei Jahren an einer Ausgabe und Ueberſetzung des Ramayana arbeitet. Die Zahl der franzöſiſchen Reiſenden in den Orient nimmt täglich zu; Pavie, der Ueberſetzer der chineſiſchen Mährchen, von denen ich oben geſprochen habe, iſt vor wenigen Tagen nach Bombay abgereiſt, und bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft nach Perſien befindet ſich Hr. v. Biberſtein, ein ſehr geſchickter Orientaliſt, von dem etwas zu erwarten iſt. Die Akademie der ſchönen Künſte gibt ihm zwei Zeichner mit, um Monumente zu zeichnen.

Die Europäer haben lange das Privilegium gehabt, über den Orient zu ſchreiben, und von den armen Völkern dort zu ſagen, was ihnen beliebt hat, aber die Orientalen fangen an, ihnen mit dem Gleichen zu vergelten; die beiden perſiſchen Prinzen, welche in den Jahren 1836 bis 1837 in England waren, haben ihr Reiſejournal Engliſch und in zwei Bänden drucken laſſen. Das Buch wird nicht verkauft, was Schade iſt, denn es lieferte einen namhaften Beitrag zu Tauſend und Eine Nacht, und wie fabelhaft auch die Berichte mancher Europäer über den Orient ſeyn mögen, ſo werden ſie durch dieſe orientaliſche Phantaſie gänzlich in den Schatten geſtellt. Beſonders

ſind die Prinzen liberal in ihren Zahlen, ſie ſchlagen z. B. die Höhe des Palaſtes in Windſor auf 1000 Ellen, den Umkreis des Parks auf 52 Meilen, die Zahl der Uhren an öffentlichen Gebäuden in London allein auf eine halbe Million, die Zahl der Poſtwägen in England auf zwei Millionen, die der Gaſthöfe in Exeter auf 5000, die Höhe des Elephanten im zoologiſchen Garten auf 24 Fuß und die Länge ſeines Rüſſels auf 40 Fuß an. Einen ſonderbaren Contraſt gegen dieſe prachtvolle Schilderung wird das Tagebuch von Mirza Fatha, Secretär des kürzlich abgereiſten perſiſchen Geſandten, Huſſein Khan, geben. Die Geſandtſchaft wurde bekanntlich von Lord Palmerſton nicht angenommen, und Mirza Fatha, der Schöngeiſt der Miſſion, hat daher in ſeinem Tagebuch die Engländer nicht geſchont, wogegen er Paris und Frankreich über alle Maßen erhebt, was nicht mehr als billig iſt, da man hier ſehr artig gegen die Perſer war, ihnen ein Haus, freien Unterhalt und Wagen gab und ſie mit Geſchenken bedeckte. Man könnte einige Zweifel haben, ob Mirza Fatha ſich in der beſten Lage zu Beobachtungen befunden habe, denn ſeine Kenntniß des Franzöſiſchen iſt nicht weiter gegangen, als bis zu dem Wort Mademoiſelle, das er nach der Art des Figaro für den fond de la langue erklärt. Der Mann iſt ein großer Geck, der die Bewunderung, welche ſeine Tracht bei müßigen Damen in den Salons erregt hat, die noch immer nicht begreifen können, comment on peut être Persan, für baare Münze nahm, den aber ſeine Unwiſſenheit aller poſitiven Dinge außer Stand ſetzte, etwas zu beobachten. Ein anderer, wenigſtens halborientaliſcher Reiſender, welcher ein Tagebuch ſeiner Reiſen in Frankreich und England verfaßt hat, iſt der Abyſſinier Göbra Ogziabher, ein junger Mann aus einer angeſehenen Familie aus Gondar, den Abbadie nach Europa gebracht hat, und der wieder mit ihm abgereist iſt. Er hatte beſſere Gelegenheit zu Beobachtungen, da er in einer franzöſiſchen Familie lebte und Abbadie ihn überall mit ſich nahm. Er iſt ein gutmüthiger, für ſein Land gelehrter und ſehr gelehriger Menſch, denn er hat ziemlich gut Franzöſiſch gelernt, und verſteht Alles, was er hört. Er iſt nur zu jung, um Bemerkungen über etwas Anderes, als den äußern Anblick eines Landes zu machen. Dagegen war hier kürzlich ein anderer orientaliſcher Reiſender, den ſeine Lage, die Länge ſeines Aufenthalts und ſeine Intelligenz in den Stand ſetzten, ein Tagebuch zu ſchreiben, das, wenn es je erſcheinen ſollte, beſſer geeignet wäre, den Orientalen einen richtigen Begriff von Europa beizubringen, als irgend etwas, das ihnen bisher zugänglich iſt. Dieß iſt Ikbal-addolat, Neffe des Königs von Oude, und ſelbſt Prätendent zu dieſem Thron. Er kam nach London, um gegen die Ernennung ſeines Oheims zu proteſtiren, da er der Sohn ſeines ältern Bruders iſt. Lord Brougham und Lord Lyndhurſt erkannten ſeine Rechte an, aber die Regierung und die Compagnie beſtätigten die Ernennung, welche der Generalgouverneur gemacht hatte, und die auf das Civilerbrecht der Mohammedaner gegründet iſt. Der Prinz hielt ſich lange in London und einige Zeit hier auf, und da er ein Mann von Talent iſt, mit vielen Perſonen zu thun hatte, England in jeder Richtung durchreist hat und Engliſch verſteht, ſo wird ſein Tagebuch, wenn er ſich entſcheidet es zu drucken, von großem Intereſſe für ſeine orientaliſchen Leſer ſeyn.

Vor einigen Tagen iſt das erſte Exemplar der perſiſchen Ausgabe der Geſchichte der Mohammedaner in Indien von Ferischta, welche General Briggs in Bombay beſorgt hat, hier angekommen. Die Geſchichte dieſes Buchs iſt ein Beiſpiel von den Schwierigkeiten, mit denen das Studium der orientaliſchen Literatur zu kämpfen hat. Briggs hatte zum Behufe ſeiner Ueberſetzung dieſes Hiſtorikers Handſchriften des Texts in verſchiedenen Theilen von Indien abſchreiben laſſen, weil er gefunden hatte, daß die Namen in den Handſchriften ſo verſchieden und incorrect geſchrieben waren, daß ſich auf keine andere Art als die Benutzung der Localkenntniſſe der Abſchreiber in verſchiedenen Provinzen ein correcter Text feſtſtellen ließ. Durch Vergleichung dieſer Handſchriften hatte er eine ſo viel möglich correcte Redaction des Textes erhalten, und dieſe unternahm im Jahre 1829 Elphinſtone, der damalige Gouverneur von Indien, lithographiren zu laſſen, und das Buch erſchien unter ſeinem Nachfolger, Sir John Malcolm, auf Koſten der Compagnie in zwei Foliobänden. Die ganze Auflage wurde nun in der hohen Schule von Puna deponirt, wo das Buch um 60 Rupien zu haben iſt; nach Europa wurden 10 Exemplare geſchickt, welche die Directoren der Compagnie vertheilten. Aber es wurde keinem Buchhändler, weder in Indien noch Europa, zum Verkauf gegeben, und der Erfolg war, daß es vollkommen unbekannt und unverkauft blieb. Die Direction in London fand, daß man 2000 Pfd. Sterl. dafür ausgegeben hatte, und verbot dem Gouverneur von Bombay, künftig Werke auf ihre Koſten drucken zu laſſen. Die Motten und Ameiſen werden die Auflage, die im Magazin in Puna liegt, bald aufgefreſſen haben; die Wiſſenſchaft hat bei aller dieſer Arbeit und dem Aufwande nichts gewonnen, und die Compagnie iſt durch den ſchlechten Erfolg von ähnlichen Unternehmungen abgeſchreckt, während dieſes Werk, eines der wichtigſten für Geſchichte des Orients, in Indien und Europa zahlreiche Käufer gefunden hätte, wenn es zugänglich gemacht worden wäre.

Die Kirchen Moskau's.

(Fortſetzung.)

2. Archangelski Sabor.

(Die Kathedrale des Erzengels Michael.)

Es iſt nicht leicht, in die heiligen Kirchen, die auf dem Kathedralenplatze ſtehen, außer der Zeit zu kommen, in welcher daſelbſt Gottesdienſt gehalten wird, da man außer dieſer Zeit der Schlüſſel zu ihren Thüren ſehr ſchwer habhaft wird. Es gibt einen eigenen Schlüſſelmeiſter für dieſe Kirchen, bei dem die Schlüſſel immer niedergelegt werden. Er ſchließt ſie nach beendigtem Gottesdienſte nicht nur in einem Schlüſſelſchränkchen ein, ſondern muß dieſes auch noch jedesmal mit dem großen Petſchaft des Metropoliten verſiegeln, und darf daſſelbe nur zum Behufe des Gottesdienſtes im Beiſeyn der üblichen

Zeugen abnehmen. Doch bleiben die Kirchen nach dem Gottesdienste immer noch lange genug geöffnet, um mit großer Muße alle ihre Kostbarkeiten in Augenschein nehmen zu können.

Es fehlt überhaupt in allen diesen russischen Kirchen weniger an Muße, als an Licht zum Beschauen. Zumal in der Archangelski Sabor, die, obgleich sie dem Flammenschwerttragenden Erzengel Michael gewidmet ist, so kleine und schmale Fenster hat, daß doch alles Licht ihrer Edelsteine und aller Schimmer ihres Goldes und ihrer zahlreichen Heiligenschreine nicht hinreicht, um nur einigermaßen die Dunkelheit ihrer beraucherten Wände zu erhellen.

Das Gestirn, welches in der Nacht dieser Kirche am hellsten blinkt, ist das eines kleinen Knaben, an dessen Sarge wohl mehr Blut vergossen wurde und Seufzer verhallten, als an dem irgend eines anderen Kindes der Welt, und dessen Name, einst so schrecklich in Rußland, jetzt angebetet wird. Es ist der Name, der Jahre lang in Rußland so viele Flammen des Hasses und der Liebe schürte, daß diese das kaum von den Mongolen erlöste Reich auf anderem Wege wieder an den Rand des Verderbens führten. Es ist nämlich der letzte, falsche Demetrius, der hier schon seit geraumer Zeit ruht, und sich der Huldigungen ganz Rußlands erfreut. Da er keinen Anspruch auf irdisches Reich macht, und nur im Himmel das Reich der Heiligen zu theilen wünscht, so hat sich keine Partei gegen ihn erhoben, wie gegen die anderen Pseudo-Dimitri, und er genießt ungestört seines großen Ansehens. Daß die Russen ihn übrigens nicht für einen falschen Demetrius halten, sondern für den einzigen ächten, rechten, versteht sich von selbst. Jedoch würde wohl das, was sie völlig überzeugt, daß es der rechte ist, uns eben wohl umgekehrt die größten Zweifel einflößen. Es soll nämlich der Leichnam dieses Fürstenkindes, nachdem man ihn in Uglitsch — der Stadt bekanntlich, in welcher Demetrius von den Boten des Boris Godunow ermordet wurde, — lange vergebens gesucht, daselbst auf vieles Bitten der ihn sehnsüchtig verlangenden Priester und Einwohner mit sammt seinem Sarge auf Gottes Geheiß sich aus der Erde hervorgehoben und sich den Priestern präsentirt haben, woraus man denn gleich so offenbar seine Aechtheit erkannt habe, daß es nur lächerlich seyn könnte, hiegegen noch den leisesten Zweifel laut werden lassen zu wollen.

Es ist übrigens der mumienartig-vertrocknete Körper eines Knaben von 5 bis 6 Jahren, prachtig eingekleidet in einem an Festtagen geöffneten Sarge liegend. Alles ist verhüllt, nur die Stirn ist frei, und sie allein wird von den Anbetenden geküßt. Ueber dem Sarge an dem Pfeiler ist das Bildniß des kleinen heiligen Prinzen aufgerichtet, und zwar in halberhobener Arbeit aus geschlagenem feinsten Ducatengolde. Die Franzosen haben es 1812 nicht bekommen, obgleich es sich bei ihrem Hiersein in Moskau — aber freilich gut versteckt — befand. Die Sache ist schon über 200 Jahre alt, und doch lebt sie noch so frisch und lebendig im Volke, wie ein Vorfall von gestern, so daß wir fremden Reisenden nur einen Augenblick mit neugierigen und fragenden Gesichtern vor dem Bilde standen, als schon von der einen Seite eine dicke Kaufmannsfrau und von der andern ein Bauer sich zu uns wandten, und uns von dem heiligen Kinde erzählten. Jene fing von dem Werthe des Ducatengoldes und von dem Wunder der Auffindung des Leichnams an. Dieser machte den Historiker, und belehrte uns über die ganze Ermordungsgeschichte des Dimitri. Beide waren so eifrig in unserer Belehrung, daß sie sich immer gegenseitig ergänzten, und oft beide zu gleicher Zeit sprachen.

Wie frisch und lebendig noch immer die Liebe in Rußland für diesen letzten Sprößling des uralten Rurik'schen Herrscherstammes ist, bezeugte auch noch ein ganz neuer „Podswietschnik" (Candelaber) von Silber, den die Einwohner von Uglitsch noch ganz kürzlich dem jungen Martyrer gewidmet und zugesandt hatten. Diese Podswietschniks sind große, mannshohe Leuchter, deren Piedestal unten sehr bunt verziert ist, und die oben sich in einen dicken, abgeplatteten Kopf endigen. Auf dieser Platte steht in der Mitte ein dickes Licht, und rund herum sind eine Menge kleiner Oeffnungen von verschiedenem Kaliber, in die man je nach gutem Willen und Vermögen dem Heiligen dünne oder dicke Lichter aufstecken lassen kann.

Gegen einen vollständigen Körper muß natürlich wohl ein bloßer, heiliger Tropfen ganzlich verschwinden. Daher wird der Tropfen ächten Blutes aus dem Haupte Johannes des Täufers, nachdem Herodias ihn hatte trennen lassen, wenig beachtet, obgleich er in Gold eingefaßt, und mit Diamantstrahlen, wie der Mittelpunkt eines Sternes, geschmückt ist. Man könnte denken, daß das Blut Johannes des Täufers unvergleichlich viel theurer für das Christenthum sey, als jener Fürstenknabe. Allein in Rußland werden die christlichen Heiligen im Ganzen außerordentlich von den russischen überflügelt. Sowohl bei den Bilderhandlern als in den Kirchen und Privatcapellen findet man sehr selten die Bilder von Petrus, Paulus, Jacobus und den übrigen Aposteln. Dagegen sieht man stündlich und überall zum heiligen Wladimir und Dimitri, Nikolaus und Gregor. Selbst der Erlöser und die Mutter Maria müssen erst einen russischen oder doch griechischen Titel annehmen, um in Rußland jener hingebenden Verehrung zu genießen. Wie so ganz andere Gottheiten sind doch die Kasan'sche, die Iberische Bosdia Mater, als die schmerzensreiche Jungfrau Maria.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Bengalen.

(Aus dem The Oriental Herald. August. Von Emma Roberts.)

Serampur.

Es ist wunderbar, daß man noch so wenig über die außerordentliche Schönheit der Umgebungen von Calcutta, besonders die Landschaft auf beiden Seiten des Flusses, gesagt und geschrieben hat. Der Seefahrer, der lange Zeit nichts als Himmel und Wasser um sich gesehen hat, muß glauben, daß das Paradies sich ihm öffnet, wenn er die herrliche Landschaft sieht, die sich seinen bewundernden Blicken zeigt. Wenn die obern Provinzen Indiens, ungeachtet ihrer großartigern Scenerie, zu verschiedenen Zeiten des Jahres verschiedene Ansichten bieten, so bleibt Bengalen, wo der Hughly der erhabenste Gegenstand

des Gemäldes iſt, ſtets daſſelbe. Die Feuchtigkeit ſeines Klima's und die Natur des Bodens vereinigen ſich, ein ewiges Grün zu erhalten, das in den trocknern Bezirken nur während der Regenzeit zu ſehen iſt. Selbſt im heißeſten Wetter, wenn der Thermometer oft wochenlang auf 130° (45° R.) ſteht und die Sonne eine ſo mächtige Fülle des Lichtes herabſendet, daß man glauben ſollte, ſeine ſengende Hitze wäre hinreichend, jeden Grashalm zu vertrocknen, iſt die ganze Erde mit einem reichen Teppich bedeckt, und der Augenblick, wo die Sonne untergeht, füllt die Luft mit erfriſchender Kühle, und das Auge ſchwelgt im Anblick einer Gegend der reichſten Fruchtbarkeit.

Ausgenommen in der unmittelbaren Nähe des Fluſſes, iſt Bengalen eine todte Ebene, und würde eintönig im Uebermaße ſeyn, wenn ſeine Waldungen, die ſich bald in Hainen, bald in dichten Wäldern zuſammenziehen und das Land überall mit Bäumen überſäet haben, ihm nicht Abwechslung gäben. Die Ufer des Hughly ſind aber an manchen Stellen ſo hoch, daß ſie, beſonders bei ſcharfen Wendungen des Fluſſes, den Charakter von Vorgebirgen annehmen, und ſie ſind bis zur Spitze mit Wald bedeckt. Nichts kann die Schönheit des Laubes übertreffen, das ſich über dieſes begünſtigte Land verbreitet. Der Bambus bengt ſeine langen Zweige mit all der Anmuth der Weide herab, die vielen Arten der Palmen erheben ſich in königlicher Majeſtät darüber, und das ſchön gefiederte Laub von beiden erhält an den hellen Maſſen des Nim, des Pipal, und einer Menge anderer, von denen viele Blüthen in tauſend Farben ſpielend tragen, einen glänzenden Hintergrund. Die Magnolie iſt in der Nähe von Calcutta ſehr gewöhnlich, und unter einer großen Menge Akazien iſt eine Art, Babul genannt, von beſonderer Schönheit. Sie iſt mit einer Blüthe, dicht wie ein Ball, von Goldfarbe bedeckt, die der Luft einen ſo köſtlichen Duft gibt, daß eine hinreichend iſt, um einen ganzen Garten mit Wohlgeruch zu füllen.

Wenn man Calcutta verläßt, bietet der Fluß meilenweit die heiterſten, ſchönſten Anſichten, die man ſich denken kann. In verhältnißmäßig kurzen Zwiſchenräumen trifft man Ghats oder Landungsplätze, die vom Ufer ins Waſſer gebaut ſind, um den Eingebornen den Zugang zum Baden und ihre Waſſerkrüge zu füllen, zu erleichtern. Sie ſind alle aus Backſteinen gebaut und tſchunamet. Der Tſchunam iſt ein Stuck, der, hauptſächlich aus Kalk bereitet, eine feine Politur annimmt, und, da er poröß iſt, ſtets eine trockne Fläche darbietet. Er gibt einem Gebäude, das mit ihm bedeckt iſt, ganz das Anſehen von Stein, und wenn er aus den feinſten Stoffen gemacht iſt, fertigt man viele treffliche Verzierungen aus ihm. Bei dieſen Ghats, die in einer breiten Treppenflucht beſtehen und auf jeder Seite ein Geländer haben, ſteht gewöhnlich eine Moſchee, eine Pagode oder eine Reihe kleiner Hindutempel, Mhuts genannt, die in Form eines Bienenſtocks, und nicht viel größer, einen angenehmen Anblick gewähren, wenn ſie in Gruppen bei einander ſtehen. Die Gipfel der in die Augen fallendſten Höhen ſind meiſtens mit einem maleriſchen Gebäude, einer Moſchee oder einer Pagode bekrönt. Früher war die letztere ſtets an der mitraähnlichen Geſtalt ihrer Kuppeln kenntlich; doch haben viele in neuerer Zeit gebauten die runden, flachen Kuppeln der muſelmänniſchen Tempel. Dieſe ſchönen Kuppeln oder ihre ſie begleitenden Minarets ſieht man zuweilen allein aus den Zweigen der Bäume hervorlauſchen, und, wenn ſie hoch geſtellt ſind, nähert man ſich ihnen auf einer Treppe, die den Abhang herabführt und bei jeder Oeffnung zum Theil geſehen wird. Dieſe Treppen, die ſehr ſchön ſind, führen gewöhnlich zu einem Ghat, und ſind oft, wenn ſie einem Hindutempel gehören, von oben bis unten mit friſchen Blumen der ſchönſten Art beſtreut. Lange Guirlanden indiſchen Jasmins, eine große, gefüllte, weiße Blüthe mit angenehmem, doch ſtarkem Geruch, oder von großen ſcharlachrothen oder gelben Blumen hängen über dem Geländer und werden oft in den Fluß geworfen, um die Gunſt der Gottheit zu gewinnen; jede Hinducapelle iſt reich mit Blumen geſchmückt, und ſogar der Fußboden damit beſtreut. Die Verehrer Mohammeds haben in ſo weit den Gebrauch ihrer heidniſchen Nachbarn angenommen, daß ſie Blumen auf die Gräber ihrer geſchiedenen Freunde ſtreuen; beide Religionen zünden des Nachts Lampen in ihren Tempeln an, und der Schimmer dieſer kleinen Leuchtthürme durch die Bäume gibt nach Sonnenuntergang der Landſchaft einen neuen bedeutenden Reiz. Doch noch ein anderer muß genannt werden. Viele der Bäume ſcheinen wirklich von einem lichten Schein umgeben zu ſeyn, ſo viele Leuchtkäfer fliegen in und außer ihnen umher, und gießen ihr grüngoldenes Licht über ſie aus, als wären ſie mit Lampen und Smaragden behängt. Die größere Zahl dieſer leuchtenden Inſecten fliegen ſcherzend um die Bäume herum, manche aber ſchießen gleich Meteoren durch die Luft, durchkreuzen den Pfad, ſey es auf dem Land oder auf dem Fluß, und machen die Nächte ſelbſt bei dem Sternenſchein, der hell und glänzend in dieſer Hemiſphäre iſt, noch ſchöner, ſo daß, außer während der wolkigen Regenzeit, die Nächte nie finſter ſind. So lange die Sonne noch einen ſchwachen gelben oder rothen Schein auf dem Fluſſe läßt, wie angenehm gleitet man da auf dem Waſſer dahin, während bald ein bewaldetes Vorgebirge ſich weit in das Waſſer hineinſtreckt und jede Ausſicht verhüllt, bald eine weite Waſſerfläche ſich öffnet, die mit Inſeln bedeckt iſt und in reizende bezauberte Orte zu führen ſcheint. Dieſe Schönheit der Landſchaft wird erhöht, ſobald man ſich Barrackpur und Serampur nähert, Ortſchaften, die 16 Meilen oberhalb Calcutta auf beiden Seiten des Fluſſes ſich gegenüberliegen.

(Schluß folgt.)

Neue franzöſiſche Reiſe nach Abyſſinien. Die HH. Galinier und Ferret, Lieutenants im franzöſiſchen Generalſtabe, haben vor kurzem Paris verlaſſen, um ſich nach Abyſſinien zu begeben. Ihr Hauptzweck iſt, eine Karte des Landes, namentlich der Umgebungen des Tzana-Sees und ſeiner zahlreichen Zuflüſſe, aufzunehmen. Sie ſind von einem jungen, im Jardin des Plantes gebildeten Naturforſcher, Namens J. Rouger, begleitet. Im Augenblick, wo die Regierung ſich thätig damit beſchäftigt, Verbindungen zwiſchen Frankreich und den Küſten des rothen Meeres zu begründen, iſt die Wichtigkeit einer ſolchen Expedition einleuchtend. (Echo du Monde Savant. 16 Oct.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 119** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Frühlingsgedicht. — Oliver Twiſt von Dickens (Boz).** (Fortſetzung.)— **Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil von Fauſt insbeſondere.** (Fortſetzung.)

In das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 301.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

28 October 1839.

Bemerkungen über die Weſtküſte von Sumatra.

(Von einem Franzoſen in den Annales Maritimes et Coloniales, Auguſt 1839 mitgetheilt.)

1. Atſchem. Laſter der Malaien. Religion. Coſtume. Waffen.

Wenn man an die Weſtküſte von Sumatra kommt, ſo erblickt man nichts als vor dem ſteilangehenden Ufer einige tiefliegende Striche, und dahinter eine hohe Bergkette. Das Ganze ſtellt ſich als ein ungeheurer Wald dar, in welchem man hie und da am Abhange der Hügel einige Lichtungen und in dieſen Pfefferpflanzungen erblickt. Die Stadt Atſchem, die Hauptſtadt der Inſel, iſt groß und wohl bevölkert, aber elend gebaut; faſt alle Häuſer ſind aus ſchlecht verbundenen Brettern aufgeführt und mit Sagoblättern gedeckt. Das Fort hat eine ſtarke Artillerie, die aber in ſchlechtem Zuſtande iſt. Der König von Sumatra, von welchem alle die kleinen Könige in andern Theilen der Inſel abhängen, hat ſeinen Palaſt und ſein Serail in Atſchem. Alle die kleinen Radſchahs der Inſel haben gleichfalls zu Atſchem wenigſtens ein Haus, wo ihre Frauen, ihre Pferde und ihre Reichthümer ſind. Der gleiche Fall iſt es mit den meiſten reichen Malaien, welche die Weſtküſte bewohnen. Die Regierung geſtattet ihnen nicht, ihre rechtmäßigen Frauen mit auf die Reiſe zu nehmen, ſo daß die Radſchahs ſowohl wie die einzelnen Reichen, welche entfernte Pfefferpflanzungen beſitzen, und dieſe beſuchen wollen, während dieſer ganzen Zeit ihrer Frauen beraubt ſind, was ſie zu häßlichen Laſtern verleitet, die ziemlich allgemein und ſehr ungeſcheut betrieben werden.

Die Malaien haben im Allgemeinen eine Bronzefarbe, und ſind weder gelb, wie die Mulatten, noch ſo ſchwarz, wie die Hindus; ſie haben europäiſche Züge und ſind ziemlich gut proportionirt, tragen ſchwere Laſten, zeigen viel Stärke, wenn ſie wollen, und ſind gute und ſelbſt kecke Seeleute. Aber alle ſind träg, lügneriſch, diebiſch, abergläubiſch, grauſam und zum Mord geneigt. Die Frauen ſind von mittlerer Größe und wären nicht übel, wenn ſie nicht das Mittel ausfindig gemacht hätten, ſich zu entſtellen, indem ſie durch das Betelkauen ihre Zähne ſchwärzen, und im Ohrläppchen ein Loch machen, das endlich die Größe eines Fünffrankenthalers erhält.

Die Malaien bekennen ſich zum Islam, worin ſie durch ſtupide und unduldſame Prieſter unterrichtet werden. Dieſe Prieſter miſchen ſich in alle Handelsgeſchäfte, nehmen ſtarke Commiſſionsgebühren, ohne etwas zu thun, erheben einen bedeutenden Zehnten, und mauſen, wo ſie etwas erwiſchen können. Obgleich die Malaien an Bord der europäiſchen Schiffe Wein und Branntwein trinken, ſind ſie doch im Punkte der Religion völlig unduldſam. Kein Fremder kann unter ihnen leben, außer wenn er Moslem wird; iſt er vollends ein Weißer, und zweifelt man an ſeiner Aufrichtigkeit, ſo wird er zur Wolluſt mißbraucht, dann getödtet und verzehrt. Die Chineſen, Hindus und Kaffern (?), welche Atſchem bewohnen, und dort als Zimmerleute, Schneider, Schmiede oder Kaufleute ihr Fortkommen ſuchen, ſind alle Moslems geworden, und können das Land nicht mehr verlaſſen. Ich ſah zu Pengang, in der Nähe von Analabu, einen jungen Engländer von 22 oder 23 Jahren, der Moslem und ganz Malaie geworden war; er hatte auch die widerlichen Laſter dieſes Volks angenommen, und dachte nicht an Rückkehr.

Das Coſtume der wohlhabenden Malaien iſt ſehr reich, und gleicht ziemlich dem griechiſchen. Sie tragen eine Flachmütze, aber häufig auch einen Turban darüber, und faſt immer einen Sarong, eine Art von weitem Unterkleid über den Beinkleidern. Beinkleider und Sarong werden um die Lenden von einem ſeidenen Gürtel zuſammengehalten. Jeder Malaie trägt auf der Schulter ein ſeidenes Halstuch mit einer Bordure von Goldfäden und großen goldenen Eicheln an zwei entgegengeſetzten Ecken; die eine fällt auf die Bruſt, die andere auf den Rücken hinab. An der Ecke, die auf den Rücken hinabfällt, hängt ein Ring und ein Schlüſſel, an der vorn hinabfallenden hängt ein zweiter Ring mit einer runden, goldenen Büchſe und verſchiedenen mit Silber oder Gold garnirten Werkzeugen, als: Bartzwicker, Ohrenräumer, Pfriemen, ein kleines Meſſer u. ſ. w.

Die Waffen der Krieger ſind ausnehmend mannichfaltig:

die Muskete, die Kugelbüchse, Pistolen, Lanzen, Schilde, Pallasch und Kreis finden sich meist in großer Anzahl in jedem Hause. Der Malaie, der auf der Reise ist, und einen Angriff fürchtet, hat oft eine schwere Stutzbüchse auf dem Rücken, einen Kreis und zwei Pistolen im Gürtel, während er in der Hand eine lange Lanze und einen schweren Pallasch führt. Im Frieden, bei seinen gewöhnlichen Beschäftigungen, trägt er nur den Kreis und den Pallasch. Der Kreis mit goldener Scheide ist eine sehr werthvolle Waffe, die in jeder Familie vom Vater auf den Sohn und Enkel übergeht. Wenn ein Vater mehrere Söhne hat, gibt er dem einen seinen Kreis, und kauft welche für die anderen; ein gekaufter Kreis wird vielleicht hie und da an einen Fremden wieder verkauft, aber der kostbare, durch Erbschaft erhaltene Kreis niemals. — Der Capitän Laugier von Marseille, mit welchem ich mich zu Quallah Battu befand, hatte ein großes Verlangen, von einem malaiischen Ruderer eine solche Waffe zu kaufen; er ließ zu dem Ende den Malaien in seine Cajüte kommen, und zeigte ihm alle möglichen Sachen, die unter allen andern Umständen ihn hätten reizen können. „Was willst du, daß ich dir für deinen Dolch geben soll, wähle," sagte er zu ihm. Die einzige Antwort des Malaien auf jedes Begehren, das man gegen ihn aussprach, war immer: „trabole" (unmöglich). Als Hr. Laugier endlich sah, daß er nicht dahin zu bringen sey, seine Waffe zu verkaufen oder zu vertauschen, öffnete er endlich eine mit Piastern gefüllte Casse, und stellte sich, als biete er ihm diese zum Ausmusch an. Alsbald legte der Malaie seinen schlechten Sarong ab, entkleidete sich völlig, behielt nur den Dolch in der Hand, und sagte: „Du siehst, ich habe nichts, ich besitze nur Lumpen, und brauche das Geld, das ich täglich verdiene, aber dieß hier — auf seine Waffe zeigend — ist mein Vermögen, und nur der Tod kann mich davon trennen."

Die Kirchen Moskau's.

2. Archangelski Sabor.

(Schluß.)

Besonderes Interesse haben in dieser Kirche die lebensgroßen Bilder aller der hier begrabenen Zaren. Sie stehen al fresco rund herum an den Wänden, in weite Mäntel gehüllt, jeder bei seinem Sarge, als wäre er sein Wächter. Doch mögen sie eben so wenig Aehnlichkeit mit ihrem Originale haben, als das Bild des Erlösers, mit welchem der heilige Sergei den Dimitri Donskoi einsegnete, als er gegen Mamai zog, und das sich ebenfalls hier befindet. Jene Zarenportraits sind alle wie aus Einer Form gegossen, und zwar nicht eben aus einer fein gearbeiteten. Vielleicht hat man sie mit Fleiß so gemacht, um den Contrast gegen die Monumente zu vermeiden. Denn was diese betrifft, so sind sie um kein Haar besser, als übereinander geworfene Ziegelsteine mit dazwischen geklecktem Kalk. Denn dieses entdeckt man unter den mit Kerzenwachs befleckten Teppichen, die sie verhüllen. — Der „Beutel" (Johann Kalita) ist der erste Zar, welcher keinen Anstand nahm, sich solche Steine auf die Brust zu häufen, und Iwan, der Bruder Peters des Großen, der letzte. (Von Peter dem Großen an liegen die Kaiser in Petersburg in der Peter-Paulsfestung begraben.) Auf der Wand und an der Decke des Sarkophags stehen die Namen der Zaren, ihre Väternamen, das Jahr der Geburt und des Todes u. s. w. mit folgenden Worten, z. B. bei Feodor: „Im Jahre der Welt 7092 und im Jahre nach Christi Geburt 1584 im Monat März am 19ten Tage entschlief der rechtgläubige und christliebende Herr Herr Zar und Großfürst Feodor, Johanns Sohn, aller Reußen Regent und Kriegeshaupt." Dasselbe steht auch, bloß mit Veränderung der Namen und Zahlen, bei allen übrigen. Als ich bei der Besichtigung der Gräber mit allen fertig zu seyn glaubte, rief ein junger Kirchenofficiant, der, wie mir es schien, sich schon längst gern an mich gemacht hätte, mir zu: „Da liegt der Schreckliche und sein Sohn, den er erschlagen," indem er dabei auf eine kleine Capelle neben dem Altare hinwies. Der junge Priester führte mich in die Capelle des „Schrecklichen," und erzählte mir haarklein die Geschichte, wie Iwan mit seinem verruchten eisernen Spitzstocke seinen eigenen Sohn erstochen. Dieser Stock, derselbe, mit dem er auch in seinem tyrannischen Ingrimme den Fuß des armen Boten des zu den Polen übergegangenen Scheremetieff an den Boden heftete, und dann so, auf den Stock gestützt, den ihm überbrachten Brief las, soll sich in der Rüstungskammer des Kremls finden. Doch fragte ich dort vergebens danach, und man antwortete mir bloß: „nous ne connaissons pas ni ce baton ni ce fait," während man in den Kirchen kein Hehl aus der Sache machte.

Einen so schrecklichen Menschen, wie den Grosnoi, hätte man in der dunklen Capelle, in der er so sanft, wie alle übrigen Zaren in den ihrigen, ruht, als wenn gar nichts Besonderes vorgefallen wäre, doch vielmehr mit etwas Anderem, als mit friedlichem Schlafe, beschäftigt finden sollen. Eine Sisyphus- oder Tantalusarbeit hätte man erwarten können. Wenn Jupiter noch auf Erden gewesen wäre, er hätte ihm gewiß etwas der Art aufgelegt. Allein der rechtgläubige und christliebende Zar und Vater Jonas — diesen Namen nahm Iwan an, als ihn die Mönche auf seinen frommen Wunsch im letzten Stündlein eingekleidet hatten — ruht so still bei seinem gemordeten Sohne, der ihm zur Seite liegt, als wäre nur Liebes und Gutes zwischen ihnen verhandelt worden. — Die russische Geschichte hat zwei Sohnesmörder auf dem Throne aufzuweisen. Doch liegt der andere Vater weit von seinem Sohne getrennt begraben.

Ich bedauerte sehr, daß mein junger Führer zum Grabe des Pater Jonas nicht schon früher bei mir gewesen war, denn ich fand in ihm ein höchst originelles Mitglied der russischen Geistlichkeit, welches sich unendlich zu freuen schien, in mir einen von seines Gleichen, nämlich einen Gelehrten, zu finden. Er machte mir sogleich sein ganzes curriculum vitae bekannt, sowohl das vergangene, als das zukünftige, erzählte mir Alles, was er auf der Schule gelernt, auf welcher Akademie er studirt, und welche Carriere er, um bald vom Diatschok zum Diakon, Popen und Protopopen sich aufschwingend, machen könne.

Er wollte immer mit mir Lateiniſch ſprechen, obgleich er ſah, daß ich wohl Ruſſiſch zu ſagen verſtand, was ich ihn fragen wollte. Als ich ihm meine Vaterſtadt nannte, wußte er ſogleich, daß ſie eine „republicaniſche“ Verfaſſung habe, und Gold von Silber, Holz von Eiſen konnte er immer unterſcheiden. Denn bei allen Heiligenbildern, die er mir zeigte, ſagte er allemal halb ruſſiſch, halb lateiniſch: „etto aurum, etto argentum, etto ferreum, etto ligneum.“ Ich machte ihm auch das Vergnügen, einige lateiniſche Redensarten an ihn zu richten, wofür er ſpäter, wenn ich ihm noch wieder in den Straßen Moskau's begegnete, auf das freundſchaftlichſte mich grüßte.

Außer dieſer Bekanntſchaft mit einem ruſſiſchen Lateiner verdankte ich ihm aber auch noch die mit der Capelle der Schuiski, die ich ohne ihn wahrſcheinlich verſäumt hätte. „Dicas mihi rogo,“ hatte ich ihm geſagt, „ubi famosa familia Schuiscorum quiescat?“ Entzückt über mein Latein lief er ſogleich wie beſeſſen davon, und kam mit einem großen Bund Schlüſſel zurück. „Ibi, domine, claustra tibi apporto pro Schuiscorum ecclesia, quae non multum ab hic distat.“ Als ich aber den verkehrten Weg einſchlug, platzte er ſogleich wieder mit ſeinem ruſſiſchen Patois dazwiſchen: „niet-sdes! sdes so'!“ (Hier, hier, mein Herr!)

Die Kaiſer, welche als ſimple Privatleute durch Uſurpation auf den ruſſiſchen Thron ſtiegen, ſind Boris Godunow, Waſſili Schuiskoi und der falſche Demetrius. In der Erzengels-Kathedrale findet man nur die rechtmäßigen, purpurgebornen Zare aus Ruriks und Romanows Stamme. Die drei genannten Uſurpatoren ſind aber ausgeſchloſſen. Boris Godunow wurde zwar anfangs auch in dem Innern der Kirche begraben, allein der falſche Demetrius ließ ihn hinauswerfen vor die Thüre, wo er auf dem Kathedralenplatze ohne Beerdigung, dem Wetter und den Hunden preisgegeben, liegen blieb, bis die Mönche, deren großer Freund und Wohlthäter Boris geweſen war, ihn dort wegſchafften, und ihn in einer kleinen Capelle einſtweilen beiſetzten. Später ſchaffte man ihn in das berühmte Kloſter der Dreieinigkeit, wo er nun mitten unter denen, die er mit ſo vielen Gütern beſchenkte, ruht. Der zweite Uſurpator, der falſche Demetrius, hatte nach ſeinem Tode ein noch viel ſchlimmeres Schickſal. Er wurde verbrannt, und ſeine Aſche in den Fluß und alle vier Winde geworfen, ſo daß es nun durchaus unmöglich iſt, daß er je Ruhe finde. Es offenbart ſich hier in der Geſchichte eine merkwürdige Gerechtigkeit, da einem jeden nach ſeinem Rechte und Unrechte zugewogen ſcheint. Otrepiew, der das meiſte Unrecht hatte, bekam die Stürme zur Ruheſtätte, — Godunow, der kein Recht hatte, mußte viel dulden, bis er eine ruhige Stelle fand. Schuiski, der das meiſte Recht für ſich hatte, konnte aber wegen des daran klebenden Scheins von Unrecht doch auch nicht in die Kirche kommen, aber doch neben derſelben in eine kleine, daranhängende ſeparirte Capelle. Er wird in ſeiner Grabſchrift „Knás“ und „Zar“ genannt, nicht „Welikoi Knás“ (Großer Fürſt). Auch werden darin ſeine verdienſtvollen Thaten gegen die Polen genannt, wahrſcheinlich zur Entſchuldigung deſſen, daß man einen Uſurpator hier in geweihter Erde neben der Erzengelskirche gelegt habe. Auch findet ſich ſein Portrait in der Capelle, ein augenſcheinlich altes, und wahrſcheinlich ächtes Bild.

(Fortſetzung folgt.)

Münzen auf dem großen St. Bernhard.

Im Jahre 1857 wurden Nachſuchungen angeſtellt unter den wenigen Trümmern, die man noch von dem kleinen Tempel ſieht, den die Römer unter Auguſtus oder einem ſeiner nächſten Nachfolger aufgeführt hatten. Es befinden ſich auch mehrere Münzen darunter, die zwar alle ſehr gewöhnlich ſind, aber doch ein gewiſſes Licht auf die Geſchichte dieſes berühmten Berges werfen. Mit Ausnahme einer einzigen ſind alle römiſch — die älteſte aus den letzten Zeiten der Republik, die neueſten von den Kaiſern Aurelius und Florian. Indeß muß der Weg über den St. Bernhard ſchon lange vor den Römern eingeſchlagen worden ſeyn. Man hatte ſchon vor etwa einem Jahrhundert zwei goldene Münzen gefunden, die weder römiſch, noch celtiſch, noch galliſch waren, und die Einige für carthagiſch halten wollten, obwohl Hannibal gewiß nicht dieſen Weg zog. Die neuaufgefundene Münze iſt von Silber, gegoſſen, nicht geſchlagen, die Zeichnung ſchlecht, aber der Feingehalt (970 oder 980 Tauſendſtel) ſehr groß, was darauf hinweiſt, daß das Volk, welches ſie ſchlug, in der Zeichenkunſt noch weit zurück war, in der Kunſt, Metalle zu gießen aber bedeutende Fortſchritte gemacht haben mußte. Auf der rechten Seite der Münze iſt ein bartloſer Kopf mit einem Helm, auf der Rückſeite ein Thier mit einem zurückgebogenen Horn und erhobenem Schweife. Die Münze iſt augenſcheinlich ſehr alt, und auf jeden Fall viel älter, als die Römerherrſchaft in dieſen Gegenden. (Nouvelles Annales des Voyages. Auguſt 1839.)

Skizzen aus Bengalen.

Serampur.

(Schluß.)

Der größere Theil Barrackpurs liegt landeinwärts, aber der Ghat, der Signalpoſten, der Palaſt des Vicekönigs und verſchiedene andere Gebäude ſind, theilweiſe hinter Bäumen verſteckt, ſichtbar, während auf dem gegenüberliegenden Ufer Serampur eine der ſchönſten Eſplanaden, die man ſich denken kann, mit einer Reihe prächtiger Häuſer im Hintergrunde, darbietet. Einige ſind außerordentlich groß und mit großen Hofräumen umgeben, andere ſtützen ſich auf einer Menge Säulen, die lange Colonnaden bilden und Verandahs in Reihen auf Reihen tragen, dabei gewähren die Menge ſchöner Bäume dazwiſchen einen höchſt mannichfaltigen und reizenden Anblick. Das Innere von Serampur hält das, was der Anblick aus der Ferne verſprochen hat; es iſt ohne Ausnahme die beſtunterhaltene Stadt in Indien, die einzige Niederlaſſung, welche die Dänen noch im engliſchen Gebiete beſitzen, und die den Behörden viel Ehre macht. Die proteſtantiſchen Miſſionäre in Bengalen haben ihren Hauptſitz in Serampur; da haben ſie eine Schule errichtet, eines der größten und ſchönſten unter den vielen ſchönen und großen Gebäuden des Ortes, und da die Dänen ſelbſt eine ſehr religiöſe, ruhige und geordnete Gemeine bilden, ſo findet ſich in der Niederlaſſung nichts, das ihm das Anſehen gäbe, als müſſe es einem glänzenden, prachtliebenden Hof als Vorſtadt angehören zum Landaufenthalt der Großen. Fremde können ſich nicht gut denken, daß

Häuſer, die ſich eines ſo eleganten Aeußern rühmen dürfen und ſo weitläufige Räume einnehmen, nur von den achtbaren Mittelclaſſen der Geſellſchaft bewohnt ſeyn ſollten, wir ſind weit geneigter zu glauben, daß dieſe fürſtlichen Paläſte auch Sprößlingen von Königen oder einigen ihrer zahlreichen und adeligen Umgebungen gehören müßten. Dieſe großartigen Bauwerke ſtimmen trefflich mit der Erhabenheit, die ſich in der Natur ausſpricht, der breite Waſſerſpiegel, die ſtolzen Banianen und andere Bäume, die ſich über ſeine Ufer erheben. Die Ghats ſind nicht wie in Calcutta mit Maſſen von bloßen Handelsfahrzeugen bevölkert, auch die fregattengleiche Pinnaſſe, der buntgemalte Budgerow und die zierliche Bohlio, die der venetianiſchen Gondel gleicht, doch glänzender in den Verzierungen iſt, tanzen auf der ſchimmernden Waſſerfläche oder breiten ihre weißen Segel im Winde aus und gleiten pfeilſchnell dahin. Dieſe ſchönen, reizenden Fahrzeuge bilden einen ſcharfen Contraſt mit den Booten der Landesbewohner, die fortdauernd den mächtigen Strom auf- und abfahren, Boote von verſchiedenen Größen, von 80 Maunds Laſten (1 Maund ungefähr 40 engliſche Pfund), bis zu dem kleinen Dinghi herab, der ausſieht, als wenn die Mitte aus einem Schweinskopf gemacht ſey, da die Cajüte oder Schutzdach, gegen das Wetter aufgerichtet, ungefähr das Anſehen hat. Die größern haben Strohdächer oder Tſchoppers, wie man ſie nennt, und werden noch maleriſcher durch ein zerlumptes Segel, manchmal von Okkerfarbe und durch lange Guirlanden von weißen, gelben und rothen Blumen, die vom Vordertheile herabhängen.

Die Gruppen der Eingebornen, die ſich in den Straßen und Ghats von Serampur zuſammenfinden, ſind ſehr auffallend. Das Aeußere der Bevölkerung macht den däniſchen Behörden viel Ehre, die ihr ziemlich beſchränktes Gebiet verſtändig und wohl zu beherrſchen ſcheinen. Man ſieht keine tiefe Armuth, nirgends einen ekelerregenden Anblick; ſelbſt die Verbrecher, die in Feſſeln in den Straßen arbeiten und beſchäftigt werden, den Schmutz und Abfall jeder Art wegzuſchaffen, ſind ruhig und ordentlich, und ſcheinen mit ihrem Looſe zufrieden. In der That, die untern Claſſen der Eingebornen verſöhnen ſich leicht mit ihrer Lage, und wenn ſie nicht mißhandelt werden, unterwerfen ſie ſich geduldig jedem Wechſel des Glücks. Hier mag es nicht ungehörig erſcheinen, eine Anekdote in Betreff der Verbrecher in Indien anzuführen, die für die Eingebornen ſehr charakteriſtiſch iſt, und das außerordentliche Ehrgefühl zeigt, wonach ſelbſt die untern Claſſen handeln. Eine Magiſtratsperſon wollte gern eine Straße durch einen dichten Wald anlegen, und gebrauchte dazu die Verbrecher, die in ſeinem Verwahrſam waren. Die Arbeit war ſehr bedeutend, und auch außerordentlich langwierig in Folge der Verhinderung, die die Leute bei der Arbeit durch ihre Eiſen empfanden. Die Magiſtratsperſon war ſeines freundlichen Charakters wegen bekannt, und eine Deputation der Verbrecher ging eines Tages zu ihm und ſagte ihm, wenn er erlauben wolle, daß ihre Feſſeln entfernt würden und ihrem Worte trauen, daß ſie keinen Vortheil aus der Leichtigkeit ziehen würden, die ihnen dadurch zur Flucht entſtünde, ſo ſolle er nicht einen Mann verlieren, und das Werk würde ſchneller und beſſer beendigt werden. Nach einer kurzen Ueberlegung beſchloß der Magiſtrat es zu wagen, und ließ den Leuten ihre Ketten abnehmen. Lange zuvor, ehe er die Vollendung hätte erwarten können, war ein breiter Weg 9 Meilen weit geebnet; die Verbrecher kehrten freiwillig jeden Abend in ihre Kerker zurück, und wie ſie verſprochen hatten, verlor er nicht einen von der Zahl.

Augenſcheinlich wohnen eine große Anzahl reicher Eingeborner in Serampur. Einige ihrer Häuſer, die ein etwas burgähnliches Anſehen haben und vor dem Blick mehr geborgen ſind, als die der Europäer, kann man halb beſchattet von Bäumen und halb den Fluß begränzend ſehen, und ſie tragen nicht wenig zur Schönheit und Abwechslung der Landſchaft bei. Sie verſammeln ſich auch in großen Geſellſchaften in den Straßen und Durchgängen, alle ſchön im reinſten weißen Muſſelin gekleidet. Die Hindus von Bengalen haben nicht ſo allgemein die Jacke und weiten Hoſen der Mohammedaner angenommen, als die des Oberlandes. Sie tragen den Dhoti, der aus einem langen Stück Muſſelin beſteht, welcher um die Lenden gefaltet wird und in ſehr zierlicher Draperie bis zu den Knöcheln herabfällt; der obere Theil ihres Körpers iſt nur zum Theil mit einem andern Stück Muſſelin bedeckt, das auf verſchiedene Weiſe geordnet iſt, denn der Träger ändert die Weiſe oft im Gehen ab. Ungeachtet der ſengenden, ſenkrechten Strahlen der Sonne gehen die Bengalis häufig unbedeckten Hauptes, zuweilen tragen die Männer, etwas weibiſch, einen Kranz weißer Blumen im Haare. Die dreifache Schnur, das auszeichnende Kennzeichen eines Braminen, das um die Schultern getragen und an der andern Seite an den Hüften befeſtigt wird, iſt häufig aus geflochtenen Blumen gemacht, und von guter Wirkung auf der glänzenden Haut der Männer, die nach dem Ebenmaaß ihrer Verhältniſſe für lebende Bronzeſtatuen gehalten werden könnten. Zuweilen werden reiche Leute durch Ueberfülle des Fleiſches entſtellt, doch in dieſem Falle haben ſie den guten Geſchmack, noch ein Kleidungsſtück mehr zu tragen. Reiche goldene Zierrathen in der Form von Armbändern, Ohrringen und Talismanen, verſchiedener Art am Halſe getragen, vervollſtändigen ein Coſtume, das zierlich, *leicht* und maleriſch iſt. Es möchte ſchwer ſeyn, durch bloße Worte eine richtige Idee von dem freundlichen Zauber einer Scene zu geben, in welcher das Prachtvolle und Romantiſche ſo innig miteinander verſchmolzen ſind, daß das Auge, wenn es die mannichfaltigen Bilder von Paläſten, Thürmen, Hainen und dem leuchtenden Fluß aufnimmt, alle in die hellſten, prachtvollſten Farben getaucht, kaum ſich überzeugen kann, daß Alles Wahrheit iſt, und wir faſt erwarten, der ſchöne Anblick müſſe erbleichen und wie ein Traum verſchwinden.

Miscellen.

Das Leihhaus in Paris. Bei der gegenwärtig in Paris herrſchenden Stagnation des Handels und der Fabriken macht, wie die Blätter bemerken, nur das Leihhaus gute Geſchäfte. Es gibt gewöhnlich 1,100,000 Anlehen im Jahre, die ein Capital von 20,000,000 Fr. repräſentiren; dieſes Jahr wird es 1,500,000 Anlehen geben, die 25,000,000 Fr. repräſentiren. Mehr als 40% wurden nicht erneuert, und nahe an 10% mußten wegen Mangel an Auslöſung verkauft werden. Die Ueberfüllung in den ungeheuren Magazinen iſt ſo groß, daß man die bisherigen Gebäude noch vergrößern mußte. Das durchſchnittliche Verbleiben eines Pfandes in den Magazinen war 7 Monate 20 Tage. Die Intereſſen betragen immer noch 9 Procent.

Die Dahlien im Luxemburg Garten zu Paris. Die Blumenfreunde beſuchen gegenwärtig dieſen Garten, der eine der ſchönſten Dahlienſammlungen darbietet; es ſollen ihrer nicht weniger als 200 Arten ſich finden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 302.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

29 October 1839.

Wilbrahams Reiſe in Perſien und im Kaukaſus im Jahre 1838.

Bevölkerung von Perſien. — Die Armee.

Ich verließ Teheran den 1 Auguſt, um meine einſame Reiſe anzutreten, nachdem ich lange umſonſt verſucht hatte, einen Reiſegefährten zu finden. Ich ritt einige Stunden vor Tagesanbruch weg, und folgte der Baſis des Schemerungebirgs, bis mich die Morgenröthe in der Nähe des Palaſtes von Suleimanieh fand. Dieſer war ein Lieblingsaufenthalt des letzten Königs, welcher im Sinn gehabt hatte, eine Stadt an den Ufern des Kharradſch zu gründen, der hier aus einer Gebirgsſchlucht hervorbricht. Ich hatte im Jahre 1836 dort gewohnt, und große, luftige Zimmer des Palaſtes, welche aus Roſenbetten und Springbrunnen herausſehen, ſahen ſehr einladend aus; allein man hatte das Poſthaus nach Sangarabad verlegt, deſſen Bäume ich gerade am Ende der Ebene ſehen konnte, und ſo mußte ich in der erdrückenden Hitze noch drei Stunden weiter. Zwiſchen Suleimanieh und Casbin bietet die Gegend kein Intereſſe dar; der Weg führt durch die Mitte einer ununterbrochenen Ebene, welche bei dem Mangel an Waſſer, ohne das es keine Vegetation in Perſien gibt, gänzlich wüſte liegt. In der Nähe von Casbin findet man freilich lange Reihen von Kanats, d. h. unterirdiſchen Canälen, welche die Ebene durchſchneiden, und beweiſen, daß der Diſtrict ehemals cultivirt war, aber ſie ſind jetzt verſchüttet. Ich habe bezweifeln gehört, ob die Bevölkerung von Perſien wirklich abnehme. Ich glaube, daß das gegenwärtige Perſien nie dicht bevölkert war, es nimmt zwar einen beträchtlichen Raum ein; aber wenn arteſiſche Brunnen nicht im Großen anwendbar ſind, ſo kann es nie viel mehr als die ſieben Millionen erreichen, die es gegenwärtig enthält. Jeder Bach, ſo klein er auch ſeyn mag, wird zur Bewäſſerung benützt, und mehrere beträchtliche Ströme werden vollkommen erſchöpft, ehe ſie ihren natürlichen Ausfluß erreichen. Die nomadiſche Lebensart eines großen Theils der Bevölkerung trägt dazu bei, die Berechnung zu erſchweren, und die Data, welche die Perſer geben, ſind ſo übertrieben, daß ſie durchaus nicht dienen können. *)

Casbin war einmal die Hauptſtadt von Perſien, und ſeine Mauern ſchließen eine beträchtliche Oberfläche Landes ein, ich glaube eine größere als Teheran, allein ganze Straßen liegen in Ruinen, und die Stadt enthält kein irgend beträchtliches Gebäude. Von dem Karawanſerai, wo ich hielt, ſteht nur noch die Thorhalle, allein der Reiſende braucht im Sommer nichts, als einen Winkel im Schatten, um ſeinen Teppich auszubreiten. Die Stadt liegt in der Mitte ausgebreiteter Wein- und Oelgärten, welche in einigen Richtungen hin ſich meilenweit erſtrecken, und deren Trauben berühmt ſind. Der Wein, welchen die Armenier hier bereiten, iſt beſſer als der gewöhnliche perſiſche.

Ich verließ Casbin Abends; einige Meilen von der Stadt theilt ſich die Straße in zwei, deren eine in der Mitte der Ebene hinläuft, die andere am Fuß der Gebirge; ich mußte der erſtern folgen, denn ich brauchte Poſtpferde für meinen Bedienten, und alle Poſthäuſer liegen an dieſem. Die Nacht war ſo finſter, daß man mit Mühe den engen Weg erkannte, er

*) Dieſes ganze Raiſonnement iſt gegen alle Zeugniſſe der Geſchichte und des gemeinen Menſchenverſtandes. Der Verfaſſer könnte mit demſelben Recht aus dem gegenwärtigen Zuſtand von Meſopotamien oder Paläſtina ſchließen, daß ſie nie mehr Menſchen enthalten haben, als jetzt. Der Grund, warum die Bevölkerung ſich aus den ehemals fruchtbaren Ebenen in die abgelegenen Gebirgsdiſtricte zieht, liegt in der Unterdrückung, der ſie ausgeſetzt iſt; wer in den Gebirgen keinen Platz findet, macht ſich zum Nomaden. Es iſt auch gar nicht zu zweifeln, daß Perſien ehemals waſſerreicher war als gegenwärtig, wo die abgeholzten Gebirge den Regen nicht mehr anziehen. Daneben war es ehemals von Tauſenden von unterirdiſchen Canälen eigentlich unterhöhlt, die oft 40 bis 50 Fuß tief unter der Erde liefen und wahre arteſiſche Brunnen bildeten; aber die Tyrannei, die ſeit Jahrhunderten auf dem Lande liegt, hat es nach und nach in der dürren, menſchenleeren Wüſte gemacht, aus der es gegenwärtig größtentheils beſteht. Die Stadt Ahwas, welche gegenwärtig einen Haufen von Ruinen in einer baum- und grasloſen Wüſte bildet, hatte unter dem Chalifat mehr Einwohner, als gegenwärtig die ganze Provinz von Schiras, in der ſie liegt.

Anm. d. U.

war bisweilen mit aromatiſchen Kräutern überwachſen, welche unter den Hufen unſrer Pferde die Luft mit einem kränklichen Geruch erfüllten, bald verlor er ſich in breiten Strecken von Kies und Flugſand. Wir verloren ihn oft und mußten abſteigen, und mit den Händen die Eindrücke der Hufen auf dem Weg ſuchen, denn es iſt kein kleines Unglück, ſich ſo zu verirren, die unerſetzlichen Nachtſtunden gehen vorbei, ehe man eine Seele findet, die einem den Weg zeigen könnte; und ſobald der Tag anbricht, beginnt die unerträgliche Hitze. Auf den europäiſchen Reiſenden macht die tiefe Stille der Nacht auf einem Marſch im Orient einen tiefen Eindruck. So weit das Auge bei dem ungewiſſen Licht der Sterne dringen kann, dehnt ſich die ſcheinbar endloſe Ebene aus, ohne Baum oder Haus, welche die Linie des Horizonts brächen. Die Luft iſt unnatürlich ſtill, und der Hufſchlag des Pferdes fällt geräuſchlos auf den ſandigen Weg. Von Zeit zu Zeit hört man das abgemeſſene Klingeln entfernter Glöckchen, das nach und nach näher kommt; bis eine lange Reihe von Kamelen mit ſtillem Tritt neben dem Reiſenden vorbeigleitet.

(Schluß folgt.)

Die Kirchen Moskau's.

3. Blagoweſchtſchenski Sabor.

(Die Kathedrale der Verkündigung Maria.)

Wie ein altmodiſches, aber feſt gearbeitetes Pretioſenkäſtchen, liegt die kleine, goldene und rothe Blagoweſchtſchenski Sabor da, den ſonderbarſten Contraſt bildend mit dem neuen Palaſte, dem ſie angehört. Auch von außen iſt ſie mit Bildern geſchmückt. Aber im Innern drängen ſich die Engelsköpfe und Heiligenbilder der Art, daß dort faſt nicht für eine profane Fliege Platz bleibt. Es führt mit einigen Stufen eine bedeckte Treppe zur Thür hinauf, die zunächſt in einen Gang bringt, welcher die innere Kirche auf zwei Seiten umgibt, und aus dem man in dieſe durch zwei andere Thüren eintritt. Neben dem Eingangsthor befindet ſich ein rieſenmäßiges, ſchreckenerregendes Bildniß des Erlöſers. Die Wände und Gewölbe des Ganges ſind übergoldet. Auf dieſem Goldgrunde veräſteln ſich die Zweige eines Baumes in der Art, wie die Weinrebenlauben am Rheine, und in den Zwiſchenräumen zwiſchen dieſen Aeſten ſitzen eine Menge Apoſtel, Evangeliſten, Märtyrer und Heilige, lauter Bruſtbilder, Tauſende an der Zahl.

Eine der zwei ins Innere der Kirche führenden Thüren ſind ſehr merkwürdig und intereſſant, ſchon inſofern, als ein großes Geheimniß auf ihnen ruht, da Keiner weiß, woher ſie rühren, noch was die darauf vorgeſtellten Bilder bedeuten. Sie ſind nämlich aus Bronze, die in einer Menge Bilder erhaben und vertieft hervortritt, ganz ähnlich den Cherſon'ſchen Thüren in der Sophienkirche von Nowgorod. „Sehen Sie, das ſind lauter Hieroglyphen für uns," ſagte mir der Prieſter, der ſie mir zeigte. Und dasſelbe nun ſagen ſie auch ungefähr von allem Uebrigen, was die Kirche enthält. Es iſt Alles geſchwärzt durch die Zeit, und dunkel in Urſprung und Bedeutung. Ueberhaupt iſt es merkwürdig, in welchem Grade dieß auch ſchon von faſt allen Kirchen, Klöſtern und Gebäuden Moskau's gilt, obgleich doch Alles vergleichsweiſe ſo außerordentlich wenig alt iſt. Das hiſtoriſche Gedächtniß war hier auf dem Kreml ſehr kurz, und Alles, was nur über 200 Jahre hinaufreicht, liegt ſchon in den Wolken.

In der Kirche befinden ſich an einem Pfeiler eine Menge von goldenen und ſilbernen mit Edelſteinen beſetzten Kreuzen befeſtigt, die gewiß nicht ohne Intereſſe ſind. Man weiß von dieſen Kreuzen aber weiter nichts, als daß ſie von den früheren Zaren um den Hals getragen wurden, kann aber durchaus von keinem einzigen mit Sicherheit angeben, von welchem Zaren es getragen wurde. Ich traf die Prieſter gerade bei dieſen Kreuzen beſchäftigt. Sie löſten ſie einzeln ab, und trugen ſie in ein beſonderes Zimmer der Kirche, wo eine Commiſſion mit ihrer Unterſuchung, ihrer genauen Beſchreibung und Verzeichnung beſchäftigt war. Sie brachten ſie einzeln heraus und zurück, und nagelten ſie eins nach dem andern wieder an. Und wie die ſinnige Kalypſo immer mit Geſang, ſtets laut tönend, ihren Webeſtuhl umging, ſo brummte und ſummte beſtändig jeder dieſer Prieſter, das Kreuz herantragend, löſend oder feſtigend, ein frommes Lied für ſich, wie es denn überhaupt Sitte iſt, alle Arbeiten in den ruſſiſchen Kirchen unter frommen Geſängen vorzunehmen. So ſitzen die ruſſiſchen Maler, wenn ſie die Kuppeln der Kirchen ausmalen, auf ihren Gerüſten, immer unter den lieblichſten Chorgeſängen arbeitend.

Die Bilderwand (Ikonoſtas) der Kirche iſt von den Franzoſen ſehr beraubt und faſt ganz zerſtört worden, und daher jetzt ſeit 1812 neu gearbeitet. Alles Gold aber haben ſie trotz des beſten Willens doch nicht aufgefunden. Erſtlich nicht das dicke, maſſive Gold, das als Rahmen das Bild der Don'ſchen Mutter Gottes umgibt, welches nahe bei den königlichen Thüren hängt. Sie haben freilich in den goldenen Rahmen mit Hammer und Zange einen kleinen Riß gemacht, um zu ſehen, ob es Gold oder Kupfer wäre. Allein ſie waren von der Mutter mit Blindheit geſchlagen, daß ſie das dicke, ſchöne, ächte, glühende Ducatengold nicht erkannten, und das Bild bei Seite warfen. Die Prieſter haben dieſen Riß nicht ſchließen laſſen, weil er eine Art Zeugniß für die Wunderkraft des Bildes iſt, und zeigen ihn triumphirend den Fremden. — Und zweitens haben ſie nicht das goldene Kreuz gefunden, das auf der mittleren der fünf Kuppeln der Kirche prangt. Freilich hatten ſie von einem maſſiv goldenen Kreuz auf einer der Kirchen des Kremls gehört, hielten aber das große, weithin ſchimmernde Kreuz des „großen Johann" dafür, indem ſie das etwas verſteckter der Kirche der Verkündigung ganz überſahen. Napoleon ließ durch zwei gewandte Ruſſen mit vieler Mühe und Koſten jenes Kreuz vom Iwan herunternehmen, und überzeugte ſich unten, daß es aus Holz beſtand, und nur mit vergoldetem Kupfer überzogen war, während das ſchöne, ächtgoldene Kreuz der Blagoweſchtſchenski Sabor unter ſeinen vier unächten Brüdern ganz ſicher da ſaß. So haben alſo die Franzoſen auf entgegengeſetzte Weiſe ſich zwei Mal hier dem Geſpötte der Ruſſen ausgeſetzt, indem ſie einmal Gold für Kupfer verwarfen, und

ein anderes Mal Kupfer für Gold habgierig mit sich herumschleppten.

Die Franzosen haben hier oben auf dem Kreml noch immer einen bedeutenden Schinken im Salz. Die Verwüstungen, welche sie hier an den verehrtesten Heiligthümern der Russen angerichtet haben, sind noch in sehr frischem Andenken, und tief bewegt wiederholen die Priester die Erzählungen von den französischen Pferden, die hier mitten in der Kirche campirt haben, den aus der Provinz Kommenden, die es nicht ohne Schaudern anhören, und schüren sohin beständig das Feuer des Franzosenhasses.

Sonderbar ist der Boden der Kirche bedeckt. Er ist mit großen und kleinen, runden und eckigen Steinen gepflastert von allen Größen und Formen. Dabei aber sind es lauter halbedle Steine, Jaspis, Achate und Carneole aus Sibirien.

Der königliche Sitz der Zaren in dieser Kirche ist aus Holz mit übergoldetem Silber belegt, das äußerst bunt, wie an einer Zuckerdose ausgebildet ist, und von einem Dächelchen von derselben Art gedeckt. Man begreift gar nicht, wie so dicke Personen, wie z. B. der Zar Aleris Michailowitsch gewesen seyn soll, in diesem kleinen, engen Vogelbauer zurecht gekommen sind, der es doch gewiß nicht aus Ehrfurcht vor dem Alterthum so gemacht hat, wie die jetzigen Kaiser, welche sich neben dem Sessel auf das Achatpflaster stellen, und stehend dem Gottesdienste beiwohnen.

Die kleine Kirche ist übrigens noch reich an allerlei sonstigen Reliquien, besonders an allerlei Knochentrümmern aller Heiligen des Kalenders. Sie liegen, wie gewöhnlich in verschiedenen kleinen Abtheilungen in Glaskästen befestigt neben einander, für jeden Tag des Jahres ein Knöchelchen seines ihm angehörigen Heiligen, nur daß die Kasten hier jetzt nicht mit Glas bedeckt sind. Die Priester sagten, daß dieß Glas eine zu große Ausgabe fürs Kloster wäre, da sie noch kein Glas gefunden hätten, das die nöthige Durchsichtigkeit mit der gehörigen Stärke verbände. Denn bei jedem Feste sey der Andrang der Küssenden so groß, daß jedesmal noch das Glas eingeküßt und zerbrochen wäre, um mit den warmen Lippen die heiligen Knochen selber zu berühren.

Das Allermerkwürdigste und des genauesten Studiums Wertheste in der Kirche sind aber die Freskobilder, mit denen sich alle Wände bemalt finden. Diese sind so einzig in ihrer Art, daß ein kühles, lutheranisches Gemüth dadurch bedeutend aus der Fassung gebracht werden muß. Es finden sich hier, scheint es, alle guten und bösen Dämonen vereinigt. Aus allen Kuppeln der Kirchen schauen die gespenstischen, kleinaugigen, schmalnasigen, rauchgebräunten, starkknochigen Holzgesichter russischer Märtyrer in den Raum herab. Goliath, Simson, Abraham, der seinen Sohn opfert, die jüdischen Propheten und christlichen Apostel wimmeln hier im buntesten Gemisch durcheinander; der Adler, welcher dem Johannes die Feder bringt, die Schweine, in welche die bösen Geister gefahren und die besessen ins Wasser springen, und der ungeheure Wallfisch, welcher sich aus allem diesem Getümmel den Jonas herausfischt und ihn verschlingt, so wie auch die babylonische, macedonische und römische Monarchie, als Ungethüme mit Schlangenschwänzen und Drachenköpfen. — Doch muß dieß Alles noch die Segel streichen vor Ihm selber, der auch zugegen ist, ich meine vor dem Bösen, welcher der Eingangsthüre zur Linken steht. Dem Herrn der teuflischen Heerschaaren, wie er in der Hölle leibhaftig lebt und webt, mitten in den Flammen, selber Rauch athmend, mit dem Höllenspieß in der Hand, gehörnt, gefußt und geschwänzt, und so natürlich gemacht, als hätten die Maler des Iwans oder Aleris schon den Freischützen gekannt, und den Samiel daraus copirt. Dieß Bild ist mir das Unbegreiflichste, was ich in einer russischen Kirche gefunden habe; denn, wenn irgend etwas, so sollte man doch gewiß unter allen diesen frommen Bildern, heiligen Geräthen und Knochen den T . . . . . am allerwenigsten erwarten. Uebrigens darf man nicht allzu voreilige Folgerungen für die Russen und ihren Charakter daraus ziehen. Denn im Ganzen glaube ich spielt bei den Russen der T . . . . . eine nicht viel größere Rolle als bei den Protestanten in ihren kaltweißkahlen Kirchen, und es wird ihm bei den Russen darum nicht eine größere Gewalt eingeräumt, als in manchen evangelischen Gemeinden unsers Vaterlandes.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen von Carthago.

(Aus dem Voleur vom 10 October.)

Hr. Felix Flachinaker, ehemaliger Professor in Algier und jetzt Lehrer in Tunis, hat es in einem Brief an Hrn. Arago unternommen einige Irrthümer in Beziehung auf die Ruinen von Carthago zu berichtigen. Dieser Brief enthält folgende Bemerkungen:

Bedeckt von Sockeln, Capitälen und Basreliefs, Trümmern von Marmor- und Porphyrsäulen, zwischen welchen noch zahlreiche tiefe fast unversehrte Cisternen sich befinden, ist die ungeheure Einöde, die früher Carthago hieß, und auf welcher jetzt der Geist der Zerstörung umher zu irren scheint, durch nichts mehr gestört als durch den eintönigen Gesang des halbnackten Arabers, der eben so wenig von Hannibal als von dem heiligen Ludwig weiß, und seine Heerden zwischen den Trümmern der Tempel und Paläste weiden läßt. Nur der Thurm, in welchem der heilige Ludwig starb, und der sehr ungeeignet noch jetzt tableau de saint Louis heißt, belebt jetzt noch diese ungeheure Todtenstadt, und erinnert an die Kreuzzüge.

Mehrere berühmte Reisende haben die Ruinen von Carthago besucht, darunter Shaw im Jahre 1727, und achtzig Jahre später Hr. v. Chateaubriand. Beide haben sich bemüht die Zweifel aufzuhellen, welche über die Lage der bedeutendsten Stadtviertel und der vorzüglichsten Gebäude dieser merkwürdigen Stadt obwalten, welche einst die größte Seemacht der alten Welt besaß. Aber wenn man bedenkt, wie mager die Nachrichten sind, welche uns die Schriften der Alten über diesen Gegenstand hinterlassen haben, und wie die Stadt von dem eisernen Joch der Römerherrschaft unter die verwüstende Gewalt der Vandalen und von dieser unter das zerstörende Schwert der Araber fiel, so ist es nicht zu wundern, daß unter diesem ewigen Zerstören und Wiederaufbauen die herrliche Stadt ihre ursprüngliche Form gänzlich verloren hat, und die gelehrten Nachforschungen, welche bis jetzt an-

gestellt wurden, nur wenig Licht geben konnten. So viel scheint jedoch gewiß zu seyn, daß Carthago auf der Landzunge lag, welche auf der einen Seite von dem mittelländischen Meer, auf der andern Seite von dem See gebildet wird, das heißt auf einer Ebene von ungefähr drei Stunden im Umfange, welche von einigen kleinen Hügeln durchschnitten ist, und wo man zahlreiche Spuren der herrlichen Stadt trifft, die das Scepter der Meere hielt, und mehrere Seefahrten unternehmen ließ, um neue Länder zu entdecken und ihrem Handel neue Wege zu eröffnen.

Die eigentliche Stadt (Meghara), welche, wie man sagt, von dreifachen Festungswerken umgeben war und 20 bis 25,000 streitbare Männer fassen konnte, erstreckte sich nördlich von dem Fuße des Hügels, auf welchem sich die Citadelle Byrsa (jetzt Beursal geheißen) erhebt, bis gegen Marsa — einem Ort, wo die Lusthäuser der Consuln gelegen sind — und im Süden bis an den See, der selbst einen Theil der Vorstädte bedeckt. Der beste Beweis, den ich für diese letzte Behauptung liefern kann, ist, daß man bei reinem Himmel, wenn das Wasser des Sees ruhig ist, noch die Trümmer der Gebäude sieht, über welche die Lichterschiffe, welche die Fahrt von der Goulette nach Tunis machen, eine halbe Stunde lang hinwegfahren, und sie selbst streifen, wodurch die Fahrt sehr mühsam wird, wenn sie nicht die genaue Richtung einhalten oder etwas schwer geladen haben. In diesem weiten Raume, der die Gestalt eines Triangels hat, von welchem die Citadelle die Spitze bildet, war der Platz eingeschlossen, auf welchem jetzt das neu erbaute Dorf La Malga steht, das sich über zahlreichen Cisternen erhebt, in welchen die Araber ihre Wohnung aufschlugen, und wo sie herrliche Ställe für ihre Pferde, Esel u. s. w. trafen. Wenn man sich La Malga nähert, so sieht man den Boden schon buchstäblich mit Marmortrümmern und andern Bruchstücken bedeckt, dann einen Theil der Wasserleitungen, die zum Theil unter der Erde, zum Theil über dem Boden fortlaufen. Endlich trifft man, wenn man das Dorf selbst betritt und durch den Hof eines maurischen Hauses geht, noch einen Theil der alten carthagischen Wasserleitung so gut erhalten, daß man sie auf das genaueste abmessen kann. Ich habe die nordöstliche Seite genau durchsucht, nie aber eine Spur gefunden, welche auf das einstige Vorhandenseyn eines Hafens hätte schließen lassen: ich fand bloß die Trümmer einiger am Meere gelegenen Lusthäuser, in welchen es mir aber mit dem besten Willen von der Welt unmöglich war, ein Wehr, einen Damm oder irgend einen andern Theil eines Hafens zu entdecken, während man auf der südwestlichen Seite, d. h. auf der ganzen Länge, welche von der Rhede bespült wird, und welche sich von Sidi-Ben-Said, einem neuen Dorfe, welches auf das Cap von Carthago gebaut ist und bis nach Goulette ausdehnt, bei jedem Schritt auf die ehrwürdigen Spuren eines Hafens stößt.

Wenn man den Hügel, von dem ich eben sprach, herniedersteigt, so trifft man noch sehr wohl erhaltene Ruinen eines Tempels, der vielleicht dem Neptun oder der Juno geweiht war. Das Innere dieses Tempels ist mit sehr wohl erhaltenen Säulenschaften, Sockeln und Capitälen von korinthischer Ordnung gefüllt. Ich habe einige davon abgezeichnet, welche Früchte und Blumen mit Schlangen untermischt vorstellen. Auch stehen mehrere Kisten da mit Basreliefs und Marmorstücken gefüllt. Jedes Stück und jede Kiste ist wie ein Kaufmannsgut verzeichnet und numerirt. Sir Grenville Temple hat die Nachgrabungen unternommen, und diese werden während seiner Abwesenheit von dem englischen Consul Sir Ingram überwacht oder vielmehr nicht überwacht. Wenn man den Tempel verläßt und nach Goulette hinabgeht, trifft man eine Menge kleiner Cellen, welche in gleicher Richtung am Meeresufer hinlaufen, von welchem sie nur einige Klafter entfernt stehen. Sie sind durch eine Zwischenmauer von einander getrennt, deren Spuren sich einige Zoll über das Erdreich erheben, und gehörten wohl ohne Zweifel einst den Kaufleuten des Hafens.

Miscellen.

Tödtlichkeit von Chocolade, Kaffee und Thee. In einer zu Paris erschienenen neuen Auflage der Physiologie du goût, von Baron Richerand, mit einem Anhange von Balzac, findet man folgende Anekdote, deren Richtigkeit freilich Hr. Balzac verantworten mag, und worauf sich jedenfalls das bekannte se non é vero, é ben trovato anwenden läßt. Die englische Regierung soll die freie Verfügung über drei zum Tode Verurtheilte gestattet haben, denen man die Wahl ließ, nach der gebräuchlichen Weise des Landes gehängt zu werden, oder ganz ausschließlich der eine von Chocolade, der andere von Kaffee und der dritte von Thee zu leben, ohne irgend ein anderes Nahrungsmittel irgend einer Art. Die Verurtheilten nahmen es an, und da jeder dieser drei Stoffe mehr oder minder Chancen bot, so zogen sie das Loos. Der Mensch, der von Chocolade lebte, starb nach acht Monaten, der, welcher vom Kaffee lebte, hielt zwei Jahre, der, welcher vom Thee lebte, drei Jahre aus. Der Chocolademann starb in einem gräulichen Zustande von Fäulniß, von den Würmern gefressen. Seine Glieder fielen, eines nach dem andern, ab, wie die der spanischen Monarchie. Der Kaffeemann starb verbrannt, als hätte ihn das Feuer von Gomorrha calcinirt; man hätte Kalk aus ihm brennen können. Der Theemann wurde mager und gleichsam durchsichtig; er starb an der Auszehrung.

•

Bananenpapier. Man hat den Bananenbaum bisher bloß um seiner Früchte willen gepflanzt, hat aber jetzt gefunden, daß er vom untern Stamme bis an die Spitzen der Blätter eine Menge Fibern enthält, die man zur Papierfabrication verwenden kann. Man verfährt mit der Bereitung des Breies aus Bananenfasern gerade eben so wie mit dem aus Lumpen; auch die Fabrication und das Bleichen ist dasselbe. Das Papier ist stärker, weicher und minder brüchig, als das Lumpenpapier, namentlich das aus Baumwollenlumpen, und man kann es so dick oder so dünn machen, wie man will. Dieser neue Industriezweig könnte für die tropischen Gegenden bedeutend werden, und so schnell steigen, als in neuern Zeiten der Palmölhandel gestiegen ist.

•

Neues Dampfboot mit Schrauben. Am 14 October wurde mit dem Dampfboot Archimedes eine Probefahrt von der Londonbrücke nach Gravesend und zurück angestellt, sehr zur Zufriedenheit der Actieninhaber der „Ship Propeller Company," von denen viele an Bord sich befanden, und mehrerer Ingenieure und Gelehrten, die an den Fortschritten der Dampfschifffahrt einen lebhaften Antheil nehmen. Der Archimedes hat keine Schaufelräder, sondern wird durch eine Schraube getrieben, welche in dem Stern des Schiffes unter dem Spiegel und gerade an dem Steuerruder angebracht ist. Diese Schraube ist ganz unter Wasser, somit vor Schüssen gesichert, und die Seiten des Schiffes sind, wie bei jedem Segelschiffe, ganz frei für die Kanonen. (Morning Chronicle vom 17 October.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 303.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 October 1839.

Bemerkungen über die Westküste von Sumatra.

2. Krieg. — Seeräuberei. — Ermordung des Capitäns Wilkind. — Po-Mohammed. — Krankheiten.

Die verschiedenen Radschahs, welche die kleinen Küstenstädte bewohnen, hangen zwar alle von dem König von Atschem ab, bekriegen sich aber doch manchmal unter einander, und die Bewohner der betreffenden Districte nehmen natürlich Theil daran, da der Sieger stets im Lande der Besiegten einige Verwüstung anrichtet: da jeder im Fall einer Niederlage durch die Folgen derselben leiden kann, so greift Alles zu den Waffen. Diese kleinen Kriege sind um so furchtbarer, als die Bewohner sich alsdann allenthalben, wo sie sich treffen, ermorden. Auch werden solche Gelegenheiten ergriffen, um an den Reichen des Landes Rache zu üben, und sie ermorden, meist bloß um sie auszuplündern.

Die Seemacht der Malaien ist durchaus Null. Die Radschahs besitzen jeder nur eine oder zwei Praus, oder kleine, mit zwei bis vier Steinböllern bewaffnete Boote; die Mannschaft ist indeß mit Gewehren, Pistolen, Pallaschen und Dolchen wohl versehen, weßhalb man wohl thut, sie sich nicht zu nahe kommen zu lassen, denn bei ihrem Hang zur Seeräuberei ist zu fürchten, daß sie, um ein Schiff auszuplündern, Alles ermorden. Der König von Atschem hat drei Schiffe, welche weitere Reisen machen, und die er auf den Seeraub oder zur Bezwingung der widerspanstigen Radschahs ausrüsten kann. Aber er kann keine Europaer auffinden, um sie zu befehligen, und alle Indier, die er bis jetzt mit dem Commando beauftragte, haben ihn entsetzlich bestohlen. Er braucht sie gegenwärtig zum Handel, ohne einen Vortheil davon zu haben. Der Besitz dieser Schiffe ist ihm mehr lastig, als Gewinn bringend. Es fehlt freilich nicht an jungen Leuten, welche mit dem Commando eines dem König von Atschem gehörigen Schiffs lieber 100 Piaster mehr verdienten, als mit dem Commando einer chinesischen Dschonke; da sie aber sicherlich früh oder spät von einem netdischen Malaien ermordet würden, so hat keiner Lust sich dazu anzubieten.

Die letzten Seeräubereien der Malaien wurden gegen die Amerikaner verübt, was sehr sonderbar ist, da sie diese im Allgemeinen mehr achten, als die Franzosen, aus dem einfachen Grunde, weil sie eine größere Menge Pfeffer holen, und zwar ohne viel zu handeln, wie die Franzosen es machen. Die Franzosen sind viel mißtrauischer, stellen sich aber zutrauensvoll, und so kommen sie gewöhnlich mit der Furcht oder mit einigen Drohungen weg, und helfen sich mit einer geschickten Ausflucht, wenn es gilt, zu Ende zu kommen, oder die Anker zu lichten. Im Jahre 1832 wurde Quallah Battu von einer amerikanischen Fregatte zerstört, zur Rache für einen von den Malaien dieses Orts begangenen Mord. Diese rasche und furchtbare Rache hat den Malaien eine hohe Meinung von der amerikanischen Seemacht eingeflößt, und seit dieser Zeit macht die Drohung, es würde bald wieder ein amerikanisches Kriegsschiff erscheinen, eine große Wirkung in dieser Gegend; nichtsdestoweniger wurde im September 1838 zu Mokei, einer einige Meilen von Quallah Battu gelegenen Stadt, der amerikanische Capitän Wilkind ermordet, der noch dazu einer der besten Freunde der Malaien war. Wilkind war ein noch ziemlich junger Mann, der ein großes Schiff befehligte, und, so zu sagen, noch keine andere Seefahrt als nach Sumatra gemacht hatte; er hegte durchaus kein Mißtrauen gegen die Malaien, da er sich stets sehr zuvorkommend und rücksichtsvoll gegen sie benommen hatte. Am 11 September v. J. wog er am Bord seines Schiffes in der Nacht eine Quantität Pfeffer, während ein Hauptling (ritoules), Namens Po-Blanc, darüber Rechnung hielt. Eine Anzahl dabei interessirter Malaien war anwesend, und rauchte Opium. Auf ein gegebenes Signal schlägt Po-Blanc den Capitan nieder, während die andern Malaien plötzlich über die Mannschaft herfallen, und acht oder neun Matrosen tödten oder verwunden. Die Wüthenden stiegen nun in die Cajüte hinab, rafften Alles zusammen, und nahmen gegen 20,000 Piaster mit fort. Der Capitän Wilkind wurde sodann ans Land geschafft, wo er alsbald starb; das Schiff fuhr unter dem Befehle des Lieutenants ab, und die Malaien erwarten nun mit Ruhe und Resignation eine andere Fregatte, die sicherlich für eine so barbarische Handlung Rache nehmen wird. Po-Blanc steht zu Sumatra noch in derselben Achtung, wie zuvor. So wurde mir die Sach von einem alten Ritoulés des Lan-

des, zwei Monate nach dem Vorfall, erzählt. Ich könnte eine Menge mir bekannt gewordener Züge nachliefern, die hinreichend beweisen, daß, was Mord, Diebstahl und Treubruch anbetrifft, alle Malaien sich gleichen.

Zu Rigas, einem wichtigen Platz auf Sumatra, weil er eine große Menge Pfeffer liefert, lebt ein gewisser Po-Mohammed, der alle Geschäfte der Radschahs Puschon Quallah und Tuku Lanpulo, so wie des ganzen Landes, besorgt. Dieser Malaie hat Reisen nach Amerika und Europa gemacht, affectirt europaische Lebensweise, trinkt Wein, setzt sich auf einen Stuhl und ißt am Tische, wie wir, wobei er sich der Gabel bedient. Er spricht, liest und schreibt ziemlich gut englisch, versteht es jedoch vortrefflich. In der Nähe von Rigas ist seine Hülfe unentbehrlich, und Alles geht durch seine Hand. Wir hatten mit ihm über 2800 Pikols Pfeffer abgeschlossen, die zu Rigas und Telluglumpang zu erheben waren. Der Kauf war nach der Sitte des Landes von beiden Theilen besiegelt und unterzeichnet. Als wir unsere halbe Ladung hatten, war kein Pfeffer mehr zu Rigas zu bekommen, und wir schickten uns an, nach Telluglumpang zu gehen, um den Rest dort einzunehmen, als Po-Mohammed uns mit der größten Kaltblütigkeit erklärte, aller Pfeffer zu Telluglumpang sey seit vier Tagen an ein amerikanisches Schiff verkauft, das mehr gezahlt habe: um 25 Sous mehr für den Pikol hatte Po-Mohammed und der Radschah Tuku Lanpulo alle von ihnen eingegangenen Verbindlichkeiten gebrochen. Was war zu machen? wir befanden uns in einer geschlossenen Bay, gewissermaßen in der Macht der Malaien, und das Kürzeste war, Po-Mohammed unsern Gruß zu vermelden, und in aller Ruhe abzuziehen, um unsere Ladung anderswo zu vervollständigen.

Das Fieber ist zu Sumatra sehr gewöhnlich, und wer zu Senangan'n, zu Pergang, Colla Tua, wo man es nicht umgehen kann, am Lande schläft, wird gewiß krank. Dieses Fieber gleicht dem von Madagascar sehr; ich behielt es auf meiner ersten Reise drei Monate lang, und heilte mich endlich durch das Fiebermittel Benoit, das zu Marseille sehr gebräuchlich ist. Capitän Laugier, der mir es anrieth, gab es mit Erfolg einem Malaien, der ein eingewurzeltes Fieber hatte, und in vier Tagen geheilt wurde; es ist allen denen zu empfehlen, die nach Sumatra gehen. Unter den alten Seeleuten, die häufig nach Sumatra gehen, herrschen mehrere Ansichten über die Ursache dieser Krankheit und die Mittel sie zu vermindern; meine Unerfahrenheit aber erlaubt mir nicht, die meinige zu äußern.

Wilbrahams Reise in Persien und im Kaukasus im Jahre 1838.

Bevölkerung von Persien. — Die Armee.

(Schluß.)

In der Nähe von Sendschan traf ich Hussein Khan,*) den Generaladjutanten der Armee, der mit zwei Regimentern aus Aderbeidschan ins königliche Lager marschirte. Man kann den Marsch eines persischen Regiments gewöhnlich an verlassenen Dörfern, dachlosen Häusern und den muthwilligsten Verwüstungen aller Art erkennen, und er ist gewöhnlich im eigenen Lande zerstörender, als der einer feindlichen Armee wäre. Dieses Uebel ist täglich im Zunehmen, da die Rückstände des Soldes und der Mangel an Proviantanstalten in der Armee den Soldaten zwingen, für seine Bedürfnisse selbst zu sorgen. Wehe den Dörfern, die an der Heerstraße liegen! Viele, welche vor wenigen Jahren reich und blühend waren, bilden jetzt einen Haufen von Ruinen. Der Einfall einer feindlichen Armee könnte die Bevölkerung zur temporären Flucht von Haus und Hof bringen, aber eine Verheerung dieser Art, gegen die er keinen Augenblick gesichert ist, zwingt den Bauern, sich auf immer in entfernte Theile zu flüchten. Viele Dörfer sind mit einem Wall umgeben, und könnten den Truppen widerstehen, aber sie wagen es aus Furcht vor künftigen Folgen nur, wenn sie einem sehr mächtigen Mann gehören. Oft bestechen sie den Commandanten, daß er bis auf das nächste Dorf weiter zieht, so daß dieser mit Plünderung und mit Bezahlung für Nichtplündern ein sehr gutes Geschäft macht.

Wir hatten schon auf dem Wege den Vortrab dieser Regimenter getroffen, der ohne alle Ordnung eine Karawane von Pferden, Maulthieren und Eseln vor sich hertrieb, welche mit Reis und Korn von den umliegenden Dörfern und wahrscheinlich mancher andern gestohlenen Habe beladen waren. Im Verhältniß, als ihre Beute sich anhäuft, müssen sie ihre Transportmittel vermehren, und wenn man daher das Unglück hat, in ihrer Nähe zu campiren, so muß man sehr auf seine Pferde Achtung geben, wenn man sie am nächsten Morgen noch finden will.

In der Nähe des Thores von Sendschan fand ich die Hauptcolonne der Truppen, einen langen, unregelmäßigen Zug verlumpter, halbbewaffneter und halbdisciplinirter Soldaten. Wenigstens die Hälfte war mit der Bagage voraus, und nur die Trommeln und Fahnen gaben dem Rest das Aussehen eines Regiments. Die dünne Bevölkerung des Landes macht das Recrutiren schwer, denn die Arme sind nicht hinreichend zur Cultur des Bodens, und man nimmt daher eine Menge Menschen, welche entweder zu jung oder zu alt sind, eine Muskete zu tragen. Als eine Masse genommen, kann nichts unsoldatischer aussehen, als ein persisches Corps, obgleich sie individuell vortrefflich geeignet sind, die Beschwerden eines orientalischen Feldzugs zu ertragen. Der Menschenschlag ist kleiner als in Europa, aber wohlgebaut und stark, und kann mehr durchmachen als alle Truppen, die ich kenne. Sie sehen mit ihren Bärten und braunen Gesichtern wild genug aus, ihre gewöhnliche Kleidung auf dem Marsch ist ein Mantel von Schaffell, die Wolle nach innen gekehrt, über den sie die europäische Patrontasche und ein Gürtelband tragen; der Rest ihres Anzugs besteht aus einer spitzen Mütze von Filz oder Schaf-

*) Hussein Khan ist derselbe, der kürzlich als Gesandter nach London und Paris geschickt wurde; er ist ein reicher und sehr bedeutender Mann aus einer großen Familie in Maragha.
Anm. d. U.

pelz, weiten Hosen und Stiefeln aus halbgegerbtem Leder. Ihre Flinten sind meistens englisch und oft ohne Schloß; ich will nie vergessen, wie ich meine erste Audienz beim König hatte, und vor dem Pavillon, in welchem die Zuflucht der Welt saß, eine Schildwache fand, welche einen Flintenlauf ohne Schloß und Kolben hielt.

Die Perser lernen den Dienst ungewöhnlich schnell, und ich habe sie immer willig und gehorsam gefunden. Ich habe allerdings gesehen, daß sie durch absoluten Hunger zu Insubordination getrieben wurden, aber noch öfter, wie sie sich mit unglaublicher Geduld den härtesten Beschwerden unterwarfen. Ihr Sold ist gewöhnlich auf Jahre im Rückstand, und ihre elenden Brodrationen werden sehr unregelmäßig ausgetheilt. Dieses Uebel nimmt mit der immer größern Geldnoth des Staats täglich zu, da die Finanzen nicht im Stande sind, eine so große stehende Armee zu bezahlen. Die besten Regimenter, die ich gesehen habe, sind unter den nomadischen und Gebirgsstämmen ausgehoben, allein sie gehorchen nur ihren eigenen Stammshauptern, und wenn diese mißvergnügt sind, so kann man sich nicht auf das Regiment verlassen. Die Wache im Innern des Palastes wird immer von dem Leibregiment von Abbas Mirza, das in der Nähe von Tebris ausgehoben wurde, oder von dem Bataillon russischer Deserteurs, das von einem ihrer Landsleute commandirt wird, versehen.

Die niedern Officiersgrade werden gewöhnlich mit Leuten aus gemeinen Stande gefüllt, und ihre Ernennung ist in den Händen der Obersten, welche oft Bediente dazu nehmen und sie selbst nachher immer als solche behandeln. Es ist mir selbst begegnet, daß Officiere, als ich einen Oberst besuchte, mir die Stiefel auszogen und die Pfeife brachten. Höhere Grade werden vom König ertheilt, aber wo der Oberst das Stammeshaupt eines Clans ist, wird immer einer seiner Brüder oder Verwandten zum Major ernannt. Das Commando eines Regiments ist sehr einträglich, denn die Obersten machen falsche Listen und betrügen sowohl die Regierung als die Soldaten so viel als möglich. Es ist schwer, die Stärke der regelmäßigen persischen Armee auch nur ungefähr zu berechnen, denn ich habe Regimenter von 1000 Mann gesehen, während andere kaum 300 hatten. Die stärksten und besten Regimenter sind die von Aderbeidschan, welche von Abbas Mirza ausgehoben und disciplinirt wurden, und zwischen ihnen und denen, die aus dem Süden kommen, herrscht ein bitterer Haß, der oft in offene Feindseligkeiten ausbricht.

Die Kirchen Moskau's.

4. Die Kirche des Patriarchenhauses.

Hinter der Krönungskathedrale liegt der Palast der ehemaligen moskowitischen Patriarchen, jetzt das „Synodalni Dom" genannt, weil eine Section des heiligen russischen Synods hier ihre Bureaux hat. Es enthält dasselbe außer den hiezu abgegebenen Zimmern noch die Bibliothek der Patriarchen, ihre Schatzkammer und Garderobe, so wie man auch endlich in dieser Kirche das „Mir," das heilige Oel, mit welchem alles junge Leben in Rußland getauft wird, aufbewahrt.

Man findet alle diese Dinge vereinigt in der kleinen, niedrigen Kirche des Hauses. In einem Nebenzimmer derselben hängen die Kleider und Mitren der Patriarchen in Glasschränken. In dem Saale der Kirche selbst stehen, ebenfalls hinter Glasschranken, die alten, räucherigen Bücher, und in der Mitte des Saales um einen Pfeiler herum, der das Gewölbe der Kirche trägt, auf amphitheatralisch gebauten Etagen die Geräthe zur Bereitung und Aufbewahrung jenes heiligen Oeles, dessen sich die Priester bei der Taufe bedienen, um vermittelst eines kleinen, eingetauchten Pinsels die Augen des Täuflings zu bekreuzigen, damit sie nur Gutes sehen, die Ohren, damit sie nur das Beste einlassen, den Mund, damit er nur Christliches spreche, die Hände, damit sie nichts Böses thun, die Füße, auf daß sie den Weg des Rechten wandeln mögen.

Dieß heilige Tauföl, das „Mir," das allen diesen schweren Anforderungen entsprechen soll, ist nun freilich eben auch kein gewöhnliches Oel. Man nimmt dazu das feinste Provenceröl, und mischt demselben dann noch eine Menge in Quantität und Qualität genau bestimmter Essenzen bei. Die eigentliche Seele des Oels sind aber ein Paar Tropfen aus der Oelflasche jener Frau, die dem Heilande die Füße wusch.

Zur Mischung der zum „Mir" erforderlichen Essenzen sind in dieser Kirche zwei große silberne Kessel vorhanden, die Katharina II hieher geschenkt hat. Es dauert ganze vier Wochen, bevor sich die Massen gehörig vermischt und durchdrungen, bis sie alle über sie gesprochenen Gebete in sich aufgenommen haben, bis sie gehörig unter frommen Gesängen abgeklärt, und jedes Tröpfchen mit dem Zeichen des Kreuzes gestempelt ist. Aus jenen silbernen Zurichtekesseln wird alsdann die Masse in eine Menge silberner Krüge zur Verwahrung geschüttet. Diese Krüge, etwa dreißig an der Zahl, ein Geschenk vom Kaiser Paul, werden alsdann mit dem Siegel der heiligen Synode versiegelt, und auf jenen Etageren des Mittelpfeilers der Kirche aufgestellt. Aus ihnen wird dann ungefähr anderthalb bis zwei Jahre hindurch — denn so lange ungefähr hält ein Gemisch, das circa 20 Wedro (Eimer) beträgt, vor — ganz Rußland *) mit Mir versehen. Jeder Bischof eines entfernten Sprengels kommt nun entweder selbst nach Moskau, oder schickt einen Vertrauten dahin, der den Bedarf der Diöcese beimholt, und, mit dem Petschaft der Synode versiegelt, vom Moskau'schen Metropoliten empfangt. Von ihm theilt dann wieder der Bischof den Nebenkirchen seines Sprengels mit. Die einmalige Bereitung einer solchen Portion Mir von zwanzig Wedro's kostet 5000 Rubel. Nicht bloß die Kessel der Zurichtung und die Krüge der Aufbewahrung sind von Silber, sondern auch alle anderen dabei nöthigen Instrumente, z. B. das silberne Sieb der Reinigung, der vergoldete Löffel der Umrührung und die glänzende Kelle der Ueberfüllung.

Unter den Büchern der Patriarchen befinden sich eine Menge

*) Nur den kleinern Theil, den Kiew versorgt, ausgenommen, denn auch hier wird das Mir auf dieselbe Weise bereitet. Sonst aber in keiner andern Kirche Rußlands.

alter, ſeltener Bibeln in verſchiedenen Sprachen, die ſo äußerſt ſchätzbar ſind, daß man ſie immer unter Schloß und Riegel hält, und keinem Menſchen zeigt. Mit der Zeit werden ſie alſo die Würmer zerfreſſen haben, ohne daß die Welt durch ſie klüger geworden iſt. Auch die vier Evangelien werden gezeigt, die von der Tochter Michaels, der Schweſter des Zaren Alex.s, geſchrieben ſind. Jeder Buchſtabe daran iſt ſorgfältig und zierlich ausgemalt. Schwerlich haben wir in Deutſchland aus ſo neuer Zeit (160 Jahre) ein Beiſpiel dieſer Art menſchlichen frommen Fleißes.

In den Zimmern der Patriarchengarderobe war es der Name Nikon, der faſt bei jedem ſich auszeichnenden Kleide wiederholt wurde. Denn es war eigentlich mehr nur die Garderobe Nikons, als die anderer Patriarchen. Dieſer Nikon war ein kluger, ehrgeiziger Mann, der zur ſelben Zeit die Mitra der Moskau'ſchen Patriarchen trug, als die Zarenkrone auf dem Haupte eines dickleibigen, ſchwachgeiſtigen, bequemen Fürſten glänzte, des Alexei Michailowitſch. Der letztere war der Freund Nikons, weil er zu ſchwach war, ſein Feind zu ſeyn, und mehrere Jahre hindurch war der geiſtliche Hirtenſtab viel gewaltiger in Rußland, als das weltliche Scepter. Beſonders groß war das Anſehen Nikons, als die Eroberung der Ukraine, die eigentlich als ſein Werk betrachtet werden muß, gelungen war, und nach deren glücklicher Vollendung Nikon Alles im Reiche that, was er wollte, ſo wie Alexis Alles, was Nikon wollte. In dieſer Zeit war es, wo alle jene prächtigen Mitren, mit Edelſteinen bedeckten Gewänder, Stäbe, Ringe u. ſ. w. auf ihn, herabregneten. Als er auf dem Glanzpunkte ſeiner Macht angekommen war, regte ſich aber auch der Neid einer mächtigen, längſt gegen ihn verſchwornen Ariſtokratie am thätigſten gegen den gewaltigen Prieſter, und es entſpann ſich zwiſchen beiden Parteien ein Kampf, in welchem der Patriarch endlich unterlag — allerdings aber mit Würde unterlag. Bei ſeinem Fürſten angeſchwärzt, in Ungnade gefallen, ſeiner Würden beraubt, zog er ſich nach Norden ins Bieloferskiſche Kloſter zurück, von wo er ſeine Carriere als unbedeutender Prieſter begonnen hatte.

Die ganze jetzige Einrichtung des Patriarchenhauſes ſtammt von ihm her. Doch werden jetzt die Zimmer, die er einſt bewohnte, von dem gutmüthigen Prieſter eingenommen, der uns alle dieſe Raritäten zeigte. Sie ſind gewiß nicht ganz unmerkwürdig, da jener Mann, der zu ſeiner Zeit ein Reich eroberte, und ein anderes regierte, ſie bequem genug fand, während jetzt ein unbedeutender Mönch ſich gegen uns über ihre engen Räume beklagte.

Die Felſengrotten im Vivarais.

(Von Jules de Malbos.)

Die zahlreichen Grotten, welche die Gebirge im Bas-Vivarais enthalten, ſind wegen ihrer Bildung, der vielen Foſſilien, die man in ihnen findet, der kalkartigen Formationen, die ſich täglich in ihnen bilden, und endlich wegen der Wohnungen intereſſant, die ſie dem Menſchengeſchlecht und vielen Thieren zu verſchiedenen Epochen gewährt haben.

Verſchiedene Naturforſcher und Geologen haben ihre Entſtehung verſchiedenen Urſachen zugeſchrieben; Hr. v. Malbos will weder Erdbeben, noch die Gewalt des Waſſers als Urſache gelten laſſen, da er dieſe Grotten nicht der Richtung ehemaliger Strömungen folgen ſieht. In trocknen Jahreszeiten hat der Verfaſſer mehrere unterirdiſche Gewäſſer beſucht, und glaubt ſich überzeugt, daß das Waſſer nur wenig auf dieſe langen Galerien gewirkt habe, die ihre Unregelmäßigkeiten haben, wie andere Höhlen. Dazu gehört z. B. das Loch von St. Victor, wo das Waſſer des Chaffejac während des Sommers 4 bis 500 Toiſen weit oberhalb der Brücke von la Maiſonneuve ſich gänzlich verliert. Mit Heftigkeit ſtürzt es ſich in eine enge Galerie, die ſich nach und nach ſo verengt, daß ſie 100 Fuß von ihrer Oeffnung nur noch 3 Fuß im Gevierte hat, und doch füllt das Waſſer den ganzen ſo engen Raum aus, und drängt mit reißender Schnelligkeit ſich ſeit Jahrhunderten ſchon durch die Oeffnung durch, ohne ſie wahrſcheinlich ſehr erweitert zu haben.

Eine andere Meinung, die Entſtehung der Höhlen aus der Zerſetzung der Felſen vermittelſt der im Waſſer enthaltenen Kohlenſäure zu erklären, ſcheint dem Verfaſſer nicht haltbarer. Denn der Felſen wird nicht weicher, und die Höhlen ſelbſt, die ſich ſonach fortdauernd erweitern und vermehren müßten, verengern ſich eher, als daß ſie größer würden. Nur bei einigen Höhlen, glaubt Hr. v. Malbos, könne die Zerſetzung des Felſens ſtattgefunden haben, z. B. bei den kleinen Grotten in der Nähe von Nérac und im Krater des Gebirges Coupe bei Entraigues. Die größere Maſſe von Höhlen ſcheint ihm eher dadurch entſtanden, daß die Kalkmaſſen ſich geſetzt und verdickt haben, und das Gas, das ſie enthielten, ſich ausbreitete.

Die Ablagerungen (retraits) der Kalkfelſen zeigen oft Spalten, Vertiefungen von großer Regelmäßigkeit, die der Neigung der Maſſen folgen, und oft ſind auch die den Spalten entgegenſtehenden Felſen mit kleinen Wellenlinien bedeckt, als wenn ſich kleine Wogen in der Bewegung plötzlich conſolidirt hätten. Hr. v. Malbos hat eine große Menge Höhlenwölbungen geſehen, die auf dieſe Art gebildet waren, und viele endigten oben in einen Canal, deſſen Wellenform ſo regelmäßig war, daß man hätte glauben ſollen, eine ungeheure Boa hätte als Form gedient. Beſonders verdient der Canal Erwähnung, welcher ſo viele Höhlen in den Felſen von Pajolive bildet.

Den Eingang bildet ein ziemlich regelmäßiger Spitzbogen mit einer Kuppel, dann kommen abwechſelnd mehrere Spitzbogen (ogives) und Kuppeln, die immer kleiner werden, und die Grotte endigt in ein rundes Loch, das in einen engen Canal ausläuft. Dieſelbe Bildung iſt, nur in ſehr kleinen Verhältniſſen, auf mehrern Felſen im Walde von Pajolive ſichtbar. Auf nicht ſehr ſtarken Lagern bemerkt man kleine runde Löcher, die in gewöhnlich verticale, oft abgerundete Cylinder auslaufen, und, wenn ſie ſich vereinigen, auch kleine Höhlen bilden. Ein Kalklager am Eingange des Waldes von Pajolive iſt in dieſem Betracht merkwürdig; die untere Hälfte iſt ſo ſehr mit kleinen Höhlungen bedeckt, daß die Scheidewände, die vertical ſind, fein abgeſchnittenen Blättern gleichen. Man ſieht deutlich, daß dieß die Wirkung des von unten nach oben ſich bewegenden Gaſes iſt, und der Verfaſſer meint, wenn der Felſen dicker und der Niederſchlag nicht ſo bedeutend geweſen wäre, ſo hätten ſich wohl größere Höhlen entwickelt.

(Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 304.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

31 October 1839.

Wilbrahams Reiſe in Perſien und im Kaukaſus im Jahre 1838.

Turkiſche Gaſtfreundſchaft. — Ruinen von Anni.

Der Verfaſſer betritt nun das ruſſiſche Gebiet, wo er das armeniſche Kloſter Etſchmiadſin, Tiflis, die Kadarda und die Provinz Khaketi beſucht; da er aber zu einer beſonders ungünſtigen Zeit dort war, nämlich während eines Beſuchs des Kaiſers, der natürlich das ganze Land beſchäftigte, und da überhaupt dieſe Gegenden in neuerer Zeit viel beſchrieben worden ſind, ſo ziehen wir vor, ihn auf ſeiner Rückkehr nach Perſien zu begleiten, welche er über Kars, Erzerum, Wan und den wildeſten Theil von Kurdiſtan unternahm. Er nahm den Weg von Tiflis über Gumri nach der türkiſchen Gränze, in Begleitung eines Armeniers, der in ruſſiſchen Dienſten ſtand. Ich ritt, ſagte er, den 3 November über den Arpatſchai und warf meinen ruſſiſchen Paß in den Fluß. Es war mir ganz wohl, wieder auf türkiſchem Grund und Boden zu ſeyn, denn ich war der läſtigen Formalitäten, denen ein Reiſender in Rußland ausgeſetzt iſt, herzlich ſatt. Wir ritten quer durch eine unbebaute Ebene, auf ein armeniſches Dorf zu, wo mein Führer wohl bekannt war, denn der Obmann des Dorfes kam uns entgegen und hielt meinen Steigbügel, während ich abſtieg. Er führte uns dann in ein finſteres Zimmer, an deſſen einem Ende ein ungeheures Feuer brannte, zog unſere Stiefeln aus und ſetzte uns auf den Ehrenplatz. Hierauf brachte man eine Platte, welche mit langen Broden bedeckt war, und ein Paar Hühner, welche ein zerlumpter Junge an einem Ladſtock vor dem Feuer röſtete, ſtanden bald vor uns, und wir ließen ihnen ohne Hülfe von Meſſer und Gabel bald Gerechtigkeit widerfahren. Wir ſchickten einen Reitenden in das Dorf Hadſchi Weli, um unſere Ankunft dem Bey anzukündigen, und fanden bei unſerer Ankunft an den erſten Häuſern einen ſeiner Diener, der uns ſagte, daß wir willkommen ſeyen. Er ſteuerte uns durch die unterirdiſchen Häuſer des Dorfes zu einem, deſſen Dach etwas höher hervorragte, deſſen Aeußeres aber doch keine Ausſicht auf die Bequemlichkeit gab, welche wir bald in dem Hauſe des Bey fanden. Madad Bey ſelbſt war abweſend, aber ein jüngerer Bruder machte den Hausherrn. Ein niedriger Diwan lief an den Wänden des Zimmers hin, und die Ecken waren mit Haufen weicher Kiſſen gefüllt; das Zimmer war durch zwei kleine Fenſter ſpärlich erleuchtet, aber der Herd war ein wohlthätiges Licht in dieſer Finſterniß. Die ganze Familie drängte ſich um meinen Führer, um von ihm zu hören, was ſich kürzlich in Georgien begeben habe, und beſonders, wie der Kaiſer den Seraskier von Erzerum empfangen habe. Es wurde ſpät, ehe die Diener mit dem Eſſen erſchienen; der Hausherr, mein Führer und ich ſetzten uns um die Platte, und der alte Majordomo präſentirte uns Waſſer zum Händewaſchen. Das Eſſen beſtand aus ſehr gewürzten Speiſen, in denen Saures und Süßes ſonderbar gemiſcht war, und endigte ſich mit einem königlichen Pilau, dem Triumph der orientaliſchen Kochkunſt. Dünne Weizenbrode dienten als Teller, die Finger als Meſſer und Gabel, und von Zeit zu Zeit riß der Hausherr einen beſonders guten Biſſen ab und überlieferte ihn mir; ich hätte mich dieſer Höflichkeit gern bedankt, aber ſie iſt gut gemeint, und man muß ſie ſomit annehmen. Hierauf kamen Kaffee und Pfeifen, und die Gäſte gingen nach Haus, während man ein vortreffliches Bett für mich brachte, und der Bey einem ſeiner zuverläſſigſten Diener befahl, mich nächſten Morgen nach Anni zu begleiten.

Den Morgen fiel tiefer Schnee, und der Hausherr wollte mich durchaus bei ſich behalten, aber ich beſtand auf der Abreiſe; denn wenn ich bei jedem Schneefall zu Hauſe bleiben ſollte, ſo würde meine Reiſe in Armenien lange dauern. Ich ſetzte mich daher aufs Pferd und ritt unter Leitung eines alten, graubärtigen Türken weiter. Die Gaſtfreundſchaft eines orientaliſchen großen Herrn iſt eine große Steuer, die auf Reiſende fällt, denn jeder Diener erwartet ein Geſchenk von ihm, ehe er die Schwelle verläßt, und es iſt faſt unmöglich, ſie zufrieden zu ſtellen; freilich iſt in manchen Häuſern dieß ihre einzige Bezahlung.

Ich ritt durch eine unbeſchreiblich traurige Ebene, wo man weder Baum noch Geſträuche ſah, und die Gebirge, welche die Gleichförmigkeit unterbrochen hätten, waren in Nebel gehüllt

und unsichtbar. Wir kamen bei einem elenden Dorfe vorbei, das von einigen Morgen Ackerfeld umgeben ist, wo aber keine lebendige Seele zu sehen war. Nach einer Stunde beugte sich der Weg um, und die alte Hauptstadt von Armenien stand vor uns, und schien von dieser Entfernung aus keine verödete Stadt. Die massiven Thürme und Kirchen erschienen in ihrer völligen Erhaltung, und die lange Linie von Mauern, welche den Gipfel des Felsen krönt, verbirgt die Ruinen innerhalb. Die Lage von Anni ist sehr stark: die Südseite ist durch einen tiefen und steilen Schlund vertheidigt, auf dessen Grund der reißende Strom Arpatschai fließt, der hier nicht durchwatbar ist; zwei andere Seiten endigen an jähen Felsen, und die vierte, welche allein zugänglich ist, schützt ein dicker Wall mit zahlreichen Thürmen. Wir ritten durch das Hauptthor, das in der Mitte dieses Walls steht, und über dem einige sonderbare Figuren in Stein gebauen sind. Der Wall und die Thürme sind von unregelmäßigen Steinmassen gebaut, die mit Mörtel verbunden sind, und ihre Ecken bestehen aus wohlgebauenen Blöcken von Sandstein. Das christliche Kreuz ist auf mannichfache Art angebracht, große Massen rothen Sandsteins, welche in das Gemauer der Thürme eingelassen sind, bilden riesenhafte Kreuze, welche der Hand der Muhammedaner widerstanden haben.

Die einzigen Gebäude, welche noch stehen, sind die christlichen Kirchen, eine Moschee, einige Buden und ein Palast, welcher die Wohnung der letzten Könige von Armenien gewesen seyn soll. Die Architektur ist schön und reich, und einige der Schwibbögen sind mit Zierrathen bedeckt; aber es ist offenbar, daß nur die öffentlichen Gebäude in diesem großen Maßstab, und die Privathäuser immer klein gewesen waren. Die Ausböhlungen des Bodens, und die Haufen loser Steine, welche über die ganze Oberfläche der Stadt hin zerstreut sind, machen mich glauben, daß sie in demselben Style, wie gegenwärtig, gebaut waren. Ich habe durch ganz Armenien und Georgien bemerkt, daß die Kirchen massive Gebäude, und von weiter Entfernung her sichtbar sind, während die Dörfer selbst sich kaum über den Boden erheben. Die Kirchen sind in demselben Styl gebaut, wie die in Etschmiadsin, und einige sind vollkommen erhalten, und ihre Mauern mit Gemälden in barbarischem Style bedeckt, unter denen einige biblische Geschichten, die meisten aber Züge aus dem Leben armenischer Heiligen darstellen. Auf einem engen Felsenrücken, der auf drei Seiten vom Arpatschai umgeben ist, steht eine kleine Capelle, welche nur durch einen steilen und gefahrlichen Fußpfad zugänglich ist. Sie soll von einer durch ihre Schönheit und Frömmigkeit berühmten armenischen Prinzessin erbaut worden seyn, welche einen großen Theil ihrer Zeit dort zubrachte.

Die Schlucht, welche die Stadt von der Umgegend trennt, scheint durch Wasser ausgehöhlt worden zu seyn, in ihren senkrechten Wänden von Kalkfelsen sind eine Menge kleiner Höhlungen angebracht, welche sich in Reihen übereinander erheben und nur durch Leitern zugänglich scheinen. Nach Einigen waren es Gräber, nach Andern Wohnungen; aber wie dem seyn mag, so sind sie jetzt oft von kurdischen Räubern bewohnt, welche den Besuch von Anni nicht ohne Gefahr machen. Die Stadt wurde im sechsten Jahrhundert gebaut und blieb mehrere Jahrhunderte die Hauptstadt von Armenien, bis sie in die Hände der Mohammedaner fiel, welche sie hart behandelten.

Die Kirchen Moskau's.

5. Iwan Welikoi.

(Der große Johann.)

„Unter dem Schutze der heiligen Dreieinigkeit, auf Befehl des Zaren und Großfürsten Boris Feodorowitsch Godunow, Selbstherrschers aller Reußen, und seines Sohnes, des Zarewitsch und Großfürsten Feodor Borissowitsch, ist diese Kirche beendigt, gebaut, ausgemalt und vergoldet im zweiten Jahre ihrer Regierung, Anno 1600." — Diese goldenen Worte des kirchenliebenden und priesterfürchtigen Boris sind die höchsten und weitschauendsten in ganz Moskau. Denn sie stehen dicht unter dem Rande der Kuppel des höchsten Thurmes der Stadt außen herum in antiken, goldenen, slawischen Buchstaben. Es ist der große Glockenträger*) der Kathedrale des Kremls, der große Johann (Iwan Welikoi), der, einer hohen, dicken Säule ähnlich, eine kleine, goldene Kuppel in die Luft trägt, welche ein einfaches, vergoldetes Kreuz krönt. Warum der Thurm den Namen Johann trägt, ist nicht recht ausgemacht. Einige sagen, weil schon Iwan, der Sohn des Basilius, seinen Bau projectirte; Andere, weil die kleine Kirche, die ihm unten an seinem Fuße angehängt ist, dem Johannes gewidmet sey; Andere wieder meinen, das Volk habe ihm diesen Namen willkürlich und ohne weitere Beziehung gewählt und ausgesucht. Statt „den langen Johann" hätte man ihn eben so gut „den unruhigen Peter" nennen können; denn er hat sich mit mehr unruhigen Glocken behängt, als eine Hyacinthe. Er zählt deren nicht weniger als 31. Freilich sind einige unter diesen, die nur zehnmal im Jahre ihren Mund aufthun, ja eine, die nur viermal ihre Stimme erklingen läßt. Einige sogar, wie z. B. die berühmte Nowgoroder Volksglocke (Weschewoi Kolokol) hängen nur zur Zierde oder als Trophäen da. Die meisten übrigen aber sind desto thätiger, und lassen sich fast beständig zu allen Tageszeiten laut und schallend vernehmen. Die sämmtlichen Glocken hängen in verschiedenen Abtheilungen oder Etagen des Thurmes; die größten am meisten nach unten. Darunter eine große, schöne Glocke, in welcher die in Deutschland schon berühmte Erfurter wenigstens sechzehnmal steckt, — der größte Glockenguß neuester Zeit. Es sind dazu nicht weniger als 4175 Pud Metall gebraucht worden, welches über 160,000 Pfund ausmacht. Man verwandte dazu das Metall anderer, gleichfalls großer Glocken, die in einem kleinen Nachbarthurme des Iwan Welikoi hingen. Die Franzosen, welche den ganzen Iwan in die Luft sprengen wollten, zerstörten nur diesen kleinen Thurm, und man vereinigte dann später die aus dem Schutte hervorgegrabenen Glocken zu jener großen. Der ganze

*) Bei allen russischen Kirchen befinden sich die Glocken in einem eigenen, separirten, allein stehenden Thurm, dem sogenannten „Kolokolnik."

Guß kostete 150,000 R. B. Eine Inschrift, die am Kranze der Glocke herumläuft, besagt, daß dieses Werk auf Kaiser Alexanders Befehl und mit seiner Unterstützung vom Meister Bogdanoff zu Stande gebracht sey. Eine Reihe von Portraits ziert den Leib der Glocke: es ist der Kaiser Alexander, seine Gemahlin Elisabeth, seine Brüder Constantin und Nikolai und seine Mutter Maria.

Die Glocke, welche früher so oft aus vollem Halse schrie zu Bürgerversammlung, zu Volkssturm und Aufruhr, die Glocke der Nowgoroder „Wetsche,“*) hangt eine Etage höher. Jetzt ruft sie nur friedliche Vereine zusammen. Doch ist es rathlich, sich bei ihrem Anblick nicht in allzu interessante Gedanken zu vertiefen, und sich nicht allzuvielen historischen Phantasien und Herzensergießungen zu überlassen, weil man Gefahr lauft, daß die Glocke darüber schalkhaft lacht. Denn es ist nur officiell angenommen, durchaus aber nicht so unbezweifelt ausgemacht, daß man die ächte Wetschewoi vor sich habe.

Auch das Geheimniß ist noch nicht gelüftet, welches wie ein Nebel die unten am Fuße des Iwan Weliki stehende berühmte Riesenglocke umgibt, von der man nicht mit Gewißheit weiß, weder wann, noch von wem sie gegossen, ob sie überhaupt je in Lüften geschwebt und eines freien, weit hinschallenden Klanges sich erfreut habe, und eben so wenig, welches Ereigniß, ob ein mißglückter Guß oder ein Fall oder was sonst sie in ihren jetzigen Zustand versetzt habe, ob sie als eine Mißgeburt oder als ein vom Blitz getroffener Krüppel zu betrachten sey. Durch die Fürsorge des Kaisers Nikolaus steht sie jetzt nahe beim großen Johann auf einem etwa 3 Fuß hohen Mauerkranz, der ihrem Fuße zur Basis dient. Der Ort, wo sie früher im Boden versunken lag, ist etwas weiter nach der Mitte des Platzes zu, zwischen dem großen Johann und dem „kleinen Palaste.“ In dem Mauerkranze ist eine Thür, so daß man durch sie unter die Glocke treten kann. Hier ist Raum genug, um die Ansprüche von wenigstens einem Duzend Diogenes zu befriedigen. Denn die Glocke ist mit dem Mauerkranz 22 Fuß hoch und hat 20 Fuß im Diameter. Dabei wird der Regen auch nicht so leicht durch das Dach dieser Metalltonne durchschlagen, denn die Wände der Wölbung sind 25 Zoll dick, es sey denn, daß das Wasser von der Südseite komme. Denn hier befindet sich ein großes Loch in der Glocke, das weit genug ist, um einen ganzen Bach hereindrausen zu lassen, und so hoch, daß zwei Menschen ohne sich zu bücken, durchmarschiren können. Das Stück, das hier ausgebrochen wurde, ist noch vorhanden; es hat ganz die Form der Lücke und steht an dem Fuß der Glocke gelehnt. Außerdem gehen noch mehrere kleine, kurze und schmale Spalten von dem Rande aus perpendicular in die Glockenwände hinauf, verlieren sich aber bald.

Man kann den großen Johann nur bis zu einer Höhe von 30 Faden besteigen, und behalt noch 16 Faden über sich, zu denen die Treppen und Leitern fehlen. In den letzten funfzig Jahren wurden nur zweimal Anstalten getroffen, diese letzte Spitze zu ersteigen. Einmal von Napoleon, der zwei Russen zur Abnahme des vermeintlichen goldenen Kreuzes hinaufklettern ließ, das zweitemal bei der Krönung des Kaisers Nikolaus. Hier war der ganze Thurm von oben bis unten erleuchtet, und zu diesem Zweck so viel Holz in den Thurm hineingebaut zu den Treppen und Stellagen, als zu einem Linienschiffe nöthig gewesen ware. Weil es aber nur für den Tag berechnet war, ist es nachher wieder abgenommen worden.

Indeß auch auf der erreichbaren Höhe ist man über allen moskauischen Straßenschmutz und Staub und über allen Schornsteinrauch erhaben, und steht hoch genug, um sich eines freien Anblicks uber alle die prachtvollen Bilder hin zu erfreuen. Selbst der Kaiser und seine ganze Familie haben es daher auch nicht verschmaht, die enge Treppe hinaufzuklimmen und über die alte Zarenstadt einen freien Blick hinzuwerfen. Auf dieser hohen Warte Moskaus, dieser Achse im Centrum, um die sich das ganze Leben der Stadt dreht, wer könnte sich hier der historischen Betrachtungen erwehren? gegen Süden hin sieht man die Kolomnaschen und Serpuchowschen Wege zur Oka hin, auf denen so unzählige Male die niedrigen Staubwolken der tatarischen Reiterschaaren heranzogen, blitzgefüllter, als die schwärzesten Gewitterwolken, deren Staub sich so häufig in Rauch der untergehenden Stadt verwandelte. Jetzt ziehen auf diesen Straßen nur die friedlichen Heerden des Südens, die Rinder und Schafe der Steppen, und Staub erregen nur noch die Karawanenzüge der Kaufleute, mit dem Segen der Krim und der griechischen Halbinsel beladen. Die Straße nach Osten nach der Wolga, nach Murom, Wladimir und Kasan ist auch durch Kampfe und Triumphe langst beruhigt. Die Salzfuhren aus der Wolgasteppe und der Austausch mit den Kirgisen und Bucharen, mit den Sibiriaken und Chinesen belebt sie. Noch alter ist schon der Frieden nach Norden hin, die stürmische Volksglocke schon seit 300 Jahren hier angeheftet und die Schweden weit übers baltische Meer zurückgejagt. Nach Westen hin zieht sich der stets von Waffengetümmel laute Smolenskische Weg, auf dem auch so manche drohende Wetterwolke zur Stadt herabrollte; doch hat man seit 27 Jahren auch von hieher nichts mehr zu fürchten, seitdem der größte Feldherr unsrer Zeit hier Retraite schlagen mußte, und so mag denn wohl schwerlich eine Stadt in Europa gefunden werden, deren Mauern von allen Seiten mit so dichten Ländermassen als undurchdringlichen Vorwerken umhüllt sind, und von deren Thoren jetzt der Kriegsgott so fern zu seyn scheint, als Moskau.

*) Volksversammlung.

Die Felsengrotten im Vivarais.

(Schluß.)

Doch wir gehen zu den Höhlen im Vivarais über.

Die Neigung der Kalkfelsen im Vivarais geht nach Südost; meist sehr gerade Linien trennen sie von Norden nach Süden mit einer nur sehr kleinen Ausbeugung nach Osten; diese Spalten durchschneiden oberhalb des Dorfes Berrias regelmäßig mehr als fünfzehn Lager, die man andeutet, und dehnen sich nach allem Anschein noch weiter nach unten aus; andere Spalten durchschneiden diese Felsen von Westnordwest nach

Ostsüdost, und bilden daher mehr oder weniger große Rhomboiden, deren Länge stets von Ost nach West geht. Diese Spalten laufen nicht so gerade als die vorigen, weßhalb eine Rhomboide um einige Zoll vor einer andern oft versteht.

Die Linien der Ablagerungen sind oft nur angedeutet, und ihre Dicke steigt von einigen Linien bis zu 6 und 9 Zoll, und oft 5 bis 10 Fuß in den Riesenfelsen im Walde von Pajolive. Die Rhomboiden spalten sich leicht und regelmäßig der Länge nach von Ost nach West, brechen aber sehr schwer und ungleich von Norden nach Süden.

Hr. v. Malbos glaubt, daß viele Höhlen ihre Bildung diesen Ablagerungen verdanken, welche, wenn die Lager bedeutend sind, nicht bis an die äußere Oberfläche durchdringen können. Viele Höhlen von geringer Ausdehnung, die man in den dichten Ablagerungen von Pajolive findet, machen diese Annahme wahrscheinlich.

Viele Höhlen, besonders die, welche in Orten sind, wo die Strömungen eingeengt waren, haben einen Theil jener leichten Gewölbe von Tropfstein (stalagmites) gehabt, die man in fast allen im Hintergrund auf einander gehäuft und zerstört findet; in mehrern sind die Felsen, die das Gewölbe bildeten, in die Höhle gestürzt oder östlich davon nach der Richtung der Strömung aufgeschwemmt. Man kennt in dieser Beziehung zwei besonders merkwürdige in dem Walde von Pajolive; jetzt werden sie von eingestürzten Felsen versperrt, unter denen sich eine Menge Stalaktiten finden, die einst das Innere dieser Höhlen zierten. Die Steine und Stalaktiten, die diese Oeffnungen bilden, sind durch die Gewässer theils an dem Ausgange der Höhle aufgethürmt worden, und bilden dort steile Abhänge, wie in der von Tharaux, wo man eine fast senkrechte Höhe von 100 Fuß erklimmt; theils bilden sie im Innern ungeheure Schutthaufen, die später gebrochen wurden, und deren Trümmer von den Gewölben und Wänden herunterhängen.

Von ungefähr 150 Höhlen, die der Verfasser seit einigen Jahren besucht hat, sind nicht 20, wo er nicht solche Einstürze gefunden hätte, öfter traf er noch Ueberreste von kleinen Gewölben in Stalaktiten, die zum dritten Theil, zur Hälfte oder zu zwei Drittheilen der Höhlenhöhe übrig waren; er kennt nur zwei, wo sie fast ganz seyen, und überall, wo man die kleinste Spur davon findet, erkennt man gewiß wenigstens den Abdruck an den entgegengesetzten Seiten.

Viele dieser Höhlen enthalten Massen von Thon, die, mit Kalksteinen und Kieseln gemischt, theils offen da liegen, theils von thonhaltiger Erde bedeckt sind. Die Deckengewölbe, wenn auch leicht und ziemlich gerade, haben eine große Kraft. Hr. v. Malbos sah eine von 15 Fuß Breite und 3 Zoll Dicke, die Stalagmitenmassen trug, die er auf mehr als 400 Centner schätzte; eine röthliche Ader zeigt nur ihre Verlängerung an, und nach 50 Schritt Zwischenraum findet man sie am Ende der Höhle wieder.

Einige Nachgrabungen, die er an einigen Orten im Thonboden angestellt hat, haben ihm Gebeine von Hirschen entdecken lassen; der ältern Stalagmiten enthalten wenig. In einer Höhle zu Pajolive fand Hr. v. Malbos einen Theil eines Schienbeines vom Elephanten, der sich an der Decke nur mit seinen beiden Enden anschloß. Sein Umfang ist 12 bis 14 Zoll, die Länge 16 Zoll, d. h. $\frac{1}{10}$ seiner eigentlichen Länge. Es ist sehr gut erhalten, seine äußere Oberfläche geglättet. Noch drei andere Fragmente, von denen das größte 7 Zoll lang war, und die demselben Thiere zu gehören schienen, fanden sich neben dem Schienbein am Gewölbe.

Am Ufer des Chasserac sah der Verfasser viele Fragmente von sehr weißen und etwas mürben Knochen; in einer andern Höhle fand er einen Schädel mit zwei Zähnen, der dem Vielfraß zu gehören schien. Noch fand er mehrere Knochen, Zähne und andere Ueberreste von Hirschen, Ibern und Auerochsen, und diese waren vom Wasser nicht abgewaschen. Eben so viele Reste von Töpfergeschirr, dessen Alter der Verfasser auf 5000 Jahre schätzt. Er beschreibt es schwärzlich, sehr schlecht gebrannt und ungleich in der Dicke, als wenn sie mit der Hand und nicht mit der Scheibe geformt wären.

Wenn schon hieraus geschlossen werden muß, daß hier Spuren sehr früher menschlicher Ansiedlung vorliegen, so wird dieß noch durch Werkzeuge und Waffen (die Hälfte einer Axt, spitze Kiesel, Knochen wie ein Messer geschärft u. s. w.) und das Daseyn von Befestigungen noch mehr bestätigt. Die letztern, welche mehrere Höhlen umgeben, tragen zum Theil Spuren hohen Alterthums, da sie aus unbehauenen Steinen ohne Mörtel aufgeführt sind; andere scheinen von jüngerem Datum, unter diesen zeichnet sich besonders eine aus, in der Gemeine Payzac gelegen, die den Zugang zu einem Wasserfall verschließt.

Miscellen.

Subscription für Sir Rowland Hill. In London befindet sich gegenwärtig eine Centralcommitter, welche Subscriptionen von 1 Penny annimmt, um daraus eine Summe zu gewinnen, die hinreichend erachtet wird, um dem genannten Manne für seine scharfsinnige Idee eines gleichen niedern Porto's für alle Briefe eine Nationalbelohnung zu ertheilen.

Madame Georges Sand als Trappistin. Der Reparateur de Lyon will wissen, diese berühmte Schriftstellerin wolle sich in ein Trappistenkloster bei Aiguebelles begeben. Dieser unerwartete Schritt sey das Resultat langer Conferenzen mit einem ausgezeichneten Geistlichen von Paris.

Denkmal für Jacquard. Nach dem Courrier de Lyon soll dem berühmten Mechaniker ein Denkmal auf dem Cathonay-Platze zu Lyon errichtet werden.

Kostbare Hunde. Sir Gh. Shakerly soll seine berühmten Jagdhunde um 500 Guineen an Baron Lionel von Rothschild verkauft haben.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 120** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Auf einen Schmetterling.** Von W. Wordsworth. — **Oliver Twist von Dickens (Boz).** (Fortsetzung.) — **Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil von Faust insbesondere.** (Fortsetzung.)

In den Abonnement kostet dem Ausländer beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und ganzjährlich 4 fl. Für Deutschland, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat October.)

Nr. 120.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

31 October 1839.

Auf einen Schmetterling.

Von W. Wordsworth.

1.

Bleib da! nicht ſo geſchwind enteile,
Ein wenig länger noch verweile!
Viel Unterhaltung find' ich in dir,
Der Kindheit Geſchichten erzählſt du mir.
Komm näher, ſcheide von mir noch nicht;
Du rufſt vom Grab heraus
Verſchwundne Zeit, bringſt, kleiner Wicht,
Das feſtliche Bild mir vor's Geſicht
Von meines Vaters Haus.

O Tage voll von Luftgefühl,
Zeit, wo in unſrem kind'ſchen Spiel
So gern nach Schmetterlingen ich
Mit Schweſter Emmeline ſtrich.
Ein raſcher Jäger auf den Raub
Stürzt' ich mit Hüpfen und Springen,
Folgt' ihm durch Dorngebüſch und Laub,
Doch ſie trug holde Scheu, den Staub
Zu wiſchen von den Schwingen.

2.

Schon ein halb Stündchen ſah ich ſchier
Dich ſitzen auf der Blume hier;
Und, kleiner Schmetterling, fürwahr!
Ich weiß nicht, fangſt du, ſchläfſt du gar.
Wie regungslos! — kaum Seen ſind
Von Eis ſo unbewegt!
Wie wird's dich freuen, wenn der Wind
Dich unter den Bäumen ſand und lind
Nun wieder von hinnen trägt!

Uns gehören hier dieſe Gartenräume,
Meiner Schweſter die Blumen, mir die Bäume,
Hier raſte, wenn deine Flügel müde,
Hier, wie im Heiligthum, iſt Friede.
Komm oft zu uns und ſey nicht bang!
Magſt auf dem Aſt hier bei uns ruhn;
Woll'n reden von Sonnenſchein und Geſang,
Von Sommertagen im Jugenddrang,
Süßen kindiſchen Tagen, die ſo lang,
Wie zwanzig Tage nun.

Julius Krais.

Oliver Twiſt von Dickens (Boz).

(Fortſetzung.)

Oliver im Hauſe ſeines erſten Wohlthäters Brownlow:

„Mr. Brownlow ließ Oliver ſogleich zu Bett bringen und ſorgte für Pflege jeder Art mit einem Eifer, der keine Gränzen kannte. Sein Schützling verfiel in ein heftiges Fieber, und erwachte erſt nach acht Tagen aus einem langen und unruhigen Traum, wie ihn däuchte. „Wo bin ich?“ rief er mit ſchwacher Stimme. „Wer hat mich hiehergebracht?“ Der Vorhang ſeines Bettes wurde raſch zurückgezogen, und eine mütterlich ausſehende, ſauber gekleidete alte Frau beugte ſich über ihn und ſagte: „Ruhig, mein Söhnchen! du mußt dich ganz ſtill halten oder wirſt ſonſt wieder krank werden. Und du haſt an Todes Enden gelegen; alſo verhalt' dich ja recht ruhig.“ Sie ſah ſo freundlich und liebevoll dabei aus, und ſtrich ihm ſo ſorglich das Haar von der Stirn zurück, daß er ſich nicht enthalten konnte, ſeine abgezehrte Hand auf die ihrige zu legen, und einige wenn auch unverſtändliche Worte gerührten Danks zu murmeln. „Was es für ein lieber Kleiner iſt!“ ſagte ſie mit Thränen in den Augen. „Wie würde ſich ſeine Mutter freuen, wenn ſie ſo, wie ich, bei ihm geſeſſen hätte und ihn jetzt ſähe!“ — „Vielleicht ſieht ſie mich!“ flüſterte Oliver und faltete ſeine Hände. „Vielleicht war ſie bei mir, Ma'am. Es iſt mir faſt als wäre ſie hier geweſen.“ „Das macht das Fieber, mein Kind,“ bemerkte Frau Bedwin. „Kann wohl ſeyn,“ erwiederte Oliver nachdenklich; „denn der Himmel iſt ſehr fern und die Seligen haben es dort zu gut, als daß ſie an das Krankenbett

eines armen Knaben herunter kommen ſollten. Wenn ſie es aber gewußt hat, daß ich krank war, ſo hat ſie gewiß Mitleid mit mir gehabt, denn ſie war ſelbſt ſehr krank, ehe ſie ſtarb. Aber — ſie mag wohl nichts von mir wiſſen, denn wenn ſie mich hätte zu Boden ſchlagen ſehen, ſo würde ſie ſehr betrübt geworden ſeyn, und ihr Geſicht war immer ſo froh und vergnügt, wenn ich von ihr geträumt habe." Frau Bedwin wiſchte ſich die Augen, brachte ihm darauf zu trinken, und ermahnte ihn abermals, ganz ſtill zu liegen, weil er ſonſt wieder krank werden würde. Er ſchwieg daher und hielt ſich vollkommen ruhig, theils weil er der guten Frau nicht ungehorſam ſeyn wollte, theils weil er vom Sprechen ſchon erſchöpft war. Er ſchlief ein, und nach einem Beſuch des Arztes entſchlummerte er wieder. Als er aus dieſem Schlaf erwachte, war es faſt zwölf Uhr. Frau Bedwin ſagte ihm gute Nacht, und überwies ihn der Pflege einer eben eingetretnen alten Frau, die in ihrem Bündel ein kleines Gebetbuch und eine große Nachtmütze mitgebracht hatte, ſich an den Kamin ſetzte und ſehr bald einſchlief. Oliver wachte einige Zeit. Es herrſchte eine feierliche Stille, und als er daran dachte, daß der Tod viele Tage und Nächte über ſeinem Bette geſchwebt, und das Gemach auch wohl noch mit Schmerz und Wehe erfüllen könnte, begann er inbrünſtig zu beten. Er verſank darauf wieder in jenen feſten Schlummer, den nur heitre Ruhe nach erduldeten Leiden gibt, und aus welchem man nicht ohne Bedauern wieder erwacht. Wenn er der Tod wäre — wer möchte aus ihm wieder aufwachen wollen zu den Mühen und Aengſten des Lebens, zu den Nöthen der Gegenwart, den Sorgen um die Zukunft, und zumal den trüben Erinnerungen an die Vergangenheit? — Es war heller Tag, als Oliver die Augen wieder aufſchlug; er fühlte ſich heiter und froh, die Kriſe war überſtanden und er gehörte der Welt wieder an. Nach drei Tagen konnte er, mit Kiſſen geſtützt, in einem Lehnſtuhl ſitzen. Frau Bedwin ließ ihn in ihr kleines Zimmer hinunter bringen, ſetzte ſich zu ihm an das Feuer, und fing vor Freude von Herzen zu ſchluchzen an. „Sie ſind ſehr gütig gegen mich, Ma'am," ſagte Oliver. Sie wollte nichts davon hören und bereitete ihm ſorglich ein für ſeinen Zuſtand paſſendes Frühſtück. Oliver heftete indeß ſeine Blicke auf ein ihm gerade gegenüber an der Wand hängendes Portrait. Sie wurde aufmerkſam darauf. „Magſt du gern Bilder, mein Kleiner?" — „Ich habe noch wenige geſehen; aber wie ſchön und liebevoll das Geſicht der Dame iſt!" — „Ah, die Maler machen die Damen immer hübſcher als ſie ſind, denn ſie würden ſonſt keine Kundſchaft haben. Der Mann der die Conterfei-Maſchine erfand, hatte voraus wiſſen können, daß es nichts damit ſey, denn es iſt viel zu viel Ehrlichkeit dabei." Sie lachte, Oliver aber blieb ernſt und fragte: „wen ſtellt denn das Bild vor, Ma'am?" „Ich weiß es nicht, mein Kind, aber ſicher Niemand, den wir beide kennen. Es ſcheint dir ja erſtaunlich zu gefallen?" — „Ach es iſt gar zu ſchön!" rief Oliver aus. — „Du fängſt doch nicht an dich zu fürchten?" ſagte Frau Bedwin, denn ſie gewahrte mit großer Verwunderung, daß Oliver das Portrait mit einer Art von Beben betrachtete. „O nein, nein!" erwiederte er raſch, „aber die Augen blicken ſo traurig, und es iſt, als wären ſie gerade, wo ich ſitze, auf mich geheftet. Es macht mir das Herz ſchlagen," ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, „als wenn es lebte und zu mir reden wollte, und könnte doch nicht." — „Gott ſey uns gnädig!" rief Frau Bedwin beſtürzt aus, „ſprich nicht ſo, mein Kind. Du mußt noch ſehr ſchwach und fieberiſch ſeyn. So, ſo — nun kannſt du es nicht mehr ſehen." Sie drehte bei dieſen Worten ſeinen Stuhl herum; Oliver aber ſah im Geiſt das Bild ſo deutlich, als ob es ihm noch immer vor Augen hinge. Er wollte indeß die gute Frau nicht ängſtigen, und lächelte ihr freundlich zu, als ſie ihm ſeine Kraftbrühe mit Weißbrod brachte." — (Das Bild war das von ſeinem Vater gemalte Bild ſeiner verſtorbenen, unglücklichen Mutter.)

Oliver nach ſeiner Verwundung bei dem Einbruch:

„Der Arzt führte die Damen hinein, und an das Bett, ſchob die Umhänge zurück, und ſie erblickten ſtatt eines grimmig ausſehenden Banditen — einen vor Schmerz und Erſchöpfung eingeſchlafenen Knaben. Olivers verbundner Arm lag auf ſeiner Bruſt, und ſein Kopf ruhte auf dem andern, der durch ſein langes, wallendes Haar faſt verſteckt war. Roſa ſetzte ſich, während Losberne im Anſchauen des Knaben verloren daſtand, oben an das Bett des letztern, beugte ſich über ihn hinunter, und ſtrich ihm leiſe das Haar von der Stirne, auf welche ein paar Thränen aus ihrem Auge hinabfielen. Der Knabe regte ſich und lächelte im Schlaf, als wenn ihn dieſe Zeichen des Mitgefühls und zarten Erbarmens aus einem ſüßen Traum von nie gekannter Liebe und Zärtlichkeit aufgeweckt hätten; ſo wie entfernte Töne einer lieblichen Melodie, oder das Rauſchen des Waſſers an einem heimlichen Plätzchen, oder der Duft einer Blume, oder ſelbſt das Ausſprechen eines theuern Namens bisweilen plötzlich unbeſtimmte Bilder von in dieſem Daſeyn nie erlebten Scenen, die gleich einem Hauche wieder verſchwinden, vor die Seele zaubert — Scenen, die aus der dunkeln Erinnerung eines längſt vergangenen, glücklicheren Daſeyns emporzutauchen ſcheinen, denn keine Kraft der menſchlichen Seele vermag ſie wieder zurückzurufen." — —

Oliver reist mit der Familie aufs Land:

„Wer vermöchte das ſelige Entzücken, den Seelenfrieden und die ſüße trauliche Ruhe zu ſchildern, die der noch immer ſchwache Knabe in der balſamiſchen Luft, auf den grünen Hügeln und in den ſchönen Waldungen empfand, die das kleine Dorf, ſeinen neuen Wohnſitz, umgaben! Wer könnte es mit Worten beſchreiben, welche Stille, welche Friſche, welche Luſt ein Frühling auf dem Lande in die Herzen geplagter Stadtbewohner ſenkt! Selbſt von Leuten, die in engen, Menſchen-gefüllten Straßen ihr Leben lang unter ſtetem Geräuſch und in fortwährender Plackerei gewohnt haben, in denen nie ein Wunſch nach Veränderung ihrer Lage aufgeſtiegen iſt, und die das Mauerwerk und die Steine, die engen Gränzmarken ihrer kleinen täglichen Ausflüge, faſt zu lieben angefangen — ſelbſt von ihnen, wenn die Todesſtunde ſich ihnen nahte, weiß man, daß ſie ſich endlich nach einem flüchtigen Blick des Antlitzes der Natur ſehnten, daß ſie, hinweggeführt von dem Schauplatz ihrer Mühen, Schmerzen und Freuden, gleichſam verjüngt zu

werden ſchienen, Tag für Tag ein grünes ſonniges Plätzchen aufſuchten, und in dem bloßen Schauen des blauen Himmels, der blumenüberſäeten Wieſen und des glitzernden Stroms einen Vorgeſchmack des Himmels ſelbſt empfanden, der ihre letzten Leiden minderte. Die Erinnerungen, welche durch friedliche ländliche Scenen hervorgerufen werden, ſind nicht von dieſer Welt und ihren Gedanken oder Hoffnungen. Ihr ſüßes, lindes Einwirken kann uns lehren, friſche Kränze für die Gräber unſerer Lieben zu winden, unſre Herzen zu reinigen, und ſeinen alten Haß, ſeine Feindſchaften zu verſcheuchen und auszutilgen; und durch das Alles zieht ſich auch bei minder ſinnigen Gemüthern ein halbes, unbeſtimmtes Bewußtſeyn, Gefühle ſolcher Art einſt in einer fernen, längſtentflohnen Zeit empfunden zu haben; ein Bewußtſeyn, das feierlich ernſte Ahnungen einer entfernten kommenden Zeit erweckt, und Stolz und Weltſinn dämpft und unterdrückt: — Dicht am Haus lag ein kleiner Friedhof, nicht angefüllt mit hohen widerwärtigen Grabſteinen, ſondern voll von beſcheidnen Gras- und Moos-Hügelchen, unter welchen die Alten des Dorfs von ihren Mühen ausruhten. Oliver beſuchte ihn oft, und ſetzte ſich, des elenden Grabs ſeiner Mutter gedenkend, bisweilen nieder und weinte ungeſehen; doch wenn er dann die Augen emporhob zu dem klaren, blauen Himmel über ihm, ſo dachte er ſie ſich nicht mehr ruhend im Schooße der Erde, ſondern droben in den Wohnungen der Seligen, und weinte wohl fort um ſie, doch ohne Schmerz." —

(Fortſetzung folgt.)

Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil Fauſt insbeſondere.

(Fortſetzung.)

Zu der Scene zwiſchen dem Kaiſer und den Geiſtlichen bemerkt Blaze:

„Goethe, der den Katholicismus nicht liebt, läßt die Gelegenheit nicht hinaus, mit Heftigkeit die Reichsverfaſſung im Mittelalter anzugreifen. Auf der einen Seite iſt die Schwäche und Unmacht der Kaiſer, auf der andern die Herrſchſucht, die Habſucht und Simonie der römiſchen Curie. Man hat Mühe ſich zu erklären, wie Goethe, dieſer in Betreff aller andern hiſtoriſchen Fragen ſo unparteiiſche und kalte Genius, hartnäckig, ich weiß nicht welchem Haß zu gefallen, im Katholicismus nur eine Sache des Kirchenſchatzes und der Antichambre hat ſehen wollen; wie er, deſſen Gedanke ſich ſo gern im Allgemeinen erging, nur hier das große Ganze über armſeligen Kleinlichkeiten vergißt, die er mit beklagenswerther Feindſeligkeit verfolgt." (Der Verfaſſer leitet auch die Abneigung Goethe's gegen Novalis aus ſeinem Widerwillen gegen deſſen katholiſirende Tendenz ab. Bekannt iſt auch, daß Goethe die Emancipation der Katholiken in Irland mißbilligte.)

Nachdem der Plan des Ganzen und der Ausgang des Drama's entwickelt iſt, ſtellt Blaze noch verſchiedene Betrachtungen an:

„Was auch die ungeheuern Entwicklungen ſeyen, welche der Dichter ſeinem Werke gibt, der Gegenſtand des Fauſt gehört der Legende an. Was man auch ſagen mag, hier liegt der Einheitspunkt der Dichtung, von ihr iſt der Dichter ausgegangen, zu ihr muß er nach zahlloſen Abſchweifungen zurückkehren. Das Drama muß ſchließen, wie es begonnen hat, im Himmel, unter den glänzenden Gebilden der katholiſchen Hierarchie. Allerdings muß man geſtehen, daß Goethe ziemlich frei mit dem Dogma verfährt, und die Sache eben nicht wie ein Kirchenvater behandelt. Was iſt das auch für ein Katholicismus, der da zugibt, daß ein unaufhörlicher Drang nach einem unbeſtimmten, geheimnißvollen Gut, daß eine raſtloſe Thätigkeit im Nothfall die Stelle des Glaubens an das göttliche Wort, an die Offenbarung vertreten könne? Es iſt eine eklektiſche Theologie, die Theologie eines Dichter, wo der Neuplatonismus Alexandriens ſich vermählt mit dem Pantheismus Deutſchlands, wo die Ideen Platons, Jamblichus, Spino-a's, Hegels und Novalis ſich vermiſchen und durcheinander gähren, und als glänzende Atome im reinſten und wärmſten Strahl der chriſtlichen Sonne ſchwimmen. Dante im vierzehnten Jahrhundert hätte unfehlbar den Fauſt in die Hölle, oder wenigſtens ins Fegfeuer verſetzt. Hier entſteht eine Schwierigkeit: wie wird der Philoſoph aus dem Labyrinth entkommen, in das der Dichter ſich auf den Pfaden des Katholicismus verwickelt hat? Durch das Dogma? Wahrlich das kann er nicht; er der, indem er das Princip ausſpricht, daß die Seele ihr Heil auf andre Weiſe gewinnen könne, als durch unverbrüchliche Anhänglichkeit an das geoffenbarte Wort, offen mit der Orthodoxie gebrochen hat; er iſt, um ſich aus der Sache zu ziehen, genöthigt, ſeine eigenthümliche innere Ueberzeugung, ſeine perſönliche Betrachtungsweiſe zu einem Syſtem zu geſtalten, und für einen Augenblick die Metaphyſik an die Stelle der Theologie treten zu laſſen. Und dieß iſt nun, unſeres Dafurhaltens, ein merkwürdiger Umſtand, wohl werth, daß man ihn genauer erwäge, ein Umſtand, der einen Blick zu werfen vergönnt in gewiſſe Theorien, mit welchen Goethe ſich mehr beſchäftigte, als man glaubt, und die man ſtudiren muß, wenn man den großen Dichter gründlich kennen lernen will, denn ſie beherrſchen ſein Leben ebenſo wie ſein Werk; Theorien, die zum Theil aus Ideen Spinoza's und Leibnitz's, zum Theil aus ſeinen eignen zuſammengeſetzt ſind."

Hier wird nun die Anſicht Goethe's von den Seelen als Monaden, wie er ſie da und dort ausſprach oder andeutete, entwickelt, und ſeine Gedanken von dem Verhältniſſe von Religion und Philoſophie, Fortdauer nach dem Tode und Verwandtes angegeben. Dann heißt es weiter:

„Indeſſen, alle theologiſchen Fragen beiſeite geſetzt, ſo iſt wohl erlaubt zu zweifeln, ob die Sittlichkeit im Fauſt ihre Rechnung finde? Was iſt Fauſt im Grunde Andres, als der Stolz, die Verzweiflung, die Ausſchweifung der Sinne, der Ehrgeiz, die Lüge, der unabläſſige Gotteshaß? Und das Alles ſchließt womit? mit der Glorie der Engel! ein ſeltſamer Schluß, der ſich aber doch erklärt. Das Böſe bei Fauſt kommt, wie man nicht läugnen kann, von Mephiſtopheles her, und überdieß, findet das Böſe nicht ſchon in dieſem Leben ſeine Strafe, das ruhelos zum Ziele ſtrebt, ohne es zu erreichen? Fauſt iſt eben ein Menſch; er irrt oft und arg; aber wie der Herr im Prolog

gesagt, ein dunkler Drang führt ihn zum Guten. Allerdings, so oft die Vernunft und der sinnliche Trieb kämpfen, siegt der letztere, aber nicht ohne einen harten Kampf, nicht ohne daß die Vernunft ihre Rechte tapfer verfochten hätte. Faust haßt den Mephistopheles und vom Anfang bis zum Ende sind ihm alle Mittel, welche der Teufel in Bewegung setzt, zuwider. Und dann, ist uns seine gewaltige Liebe zur Natur nicht Bürge der erhabnen Ahnung der Ordnung und des regelmäßigen Gesetzes, das ihn nie verläßt? Mit Einem Wort, Faust ist, wie Werther, ein Mensch mit den reichsten Naturgaben ausgestattet, der aber in Beziehung auf das sittliche Leben nur auf gleicher Höhe mit den andern Menschen steht und die allgemeine Schwachheit theilt. Und wenn man uns drängte, würden wir gern erklären, daß Goethe nicht die Absicht gehabt habe, eine Predigt oder Erbauungsbuch zu schreiben, sondern ein Gedicht, das umfassend und tief ist wie das Leben, ernst und wahr wie die Natur, und im höchsten Sinn des Worts: ein Spiegel, wo die Erfahrung der Vergangenheit sich für die Zukunft abspiegelt." — —

„Wer ein Epos zu dichten unternimmt, entkleidet sich seiner eigenen Inspiration, um sich ohne Widerrede dem Dogma zu unterwerfen; komme nun dieß Dogma von Gott oder vom menschlichen Geist, habe es seinen Namen von Jesus, Paulus, Gregor VII oder von Spinoza, Hegel, Novalis, das macht wenig aus; immer muß man es doch als die Autorität betrachten, von welcher der eigne Gedanke abhängig ist. Das Faustgedicht ist der Gesang des Naturalismus, das Evangelium des Pantheismus, aber eines idealen Pantheismus, der die Materie bis zum Geist erhebt, statt den Geist in der Materie untergehen zu lassen, der die souveräne Vernunft proclamirt und das schöne Schauspiel der Vermählung der Sinnlichkeit und des Geistes gewährt. Alle Stimmen singen unter der prächtigen Kuppel, die Engel, die Menschheit, die Wälder, die Wasser und die Fluren; die Flammen des Lebens und der Liebe breiten sich in Strömen aus, kehren dann zur ewigen Quelle zurück und ergießen sich dann von neuem. Die Harmonie ist vollständig, keine Note fehlt daran. Ja, Novalis und Goethe haben das Wort Christi erweitert, und die Erde, die Gewässer und den Himmel in die Offenbarung mit aufgenommen; die Natur ist gerettet, die Menschheit versöhnt sich auf ewig mit ihr; Alles verkündigt den Pantheismus und verherrlicht ihn in diesem herrlichen Bau."

„Was auch das geheimnißvolle Ziel sey, welchem die Menschheit zustrebt, gehöre nun ihre Zukunft dem Christenthum an, der absoluten Herrschaft des reinen Geistes, der Abschwörung aller Freuden dieser Welt, oder (wie wir mit Novalis lieber glauben) einem hellsehenden Pantheismus, da und dort erleuchtet durch die göttlichen Strahlen des Evangeliums, wo aber der Geist sich doch auch einigermaßen verkörpert, wo die menschliche Thätigkeit endlich frei durch den schönen Garten der Erde dem Himmel entgegen schreitet: was auch in der Zukunft die Bestimmung der Menschheit sey, das Gedicht Faust wird bestehen und bleiben nicht bloß als ein erhabnes Buch, wo sich die edelsten Gedanken versammelt haben, welche die Poesie je dem menschlichen Herzen, der Theologie, mit Einem Wort der Wissenschaft von Gott und den Menschen entnommen hat, sondern auch als der Ausdruck einer großen und fruchtbaren Epoche, die, nachdem sie Alles durchforscht und versucht, — ich hätte beinahe gesagt: Alles geleistet! — nachdem sie mit ihrer unduldigen Thätigkeit in allen Schulen und auf allen Schlachtfeldern sich umgetrieben, müde des gelehrten Streits und des Kriegs, überdrüssig der tollen Theorien, die sie unter ihren Füßen aufschießen und sterben sah, aber zu jung, zu glühend, zu lebenskräftig, um sich mit dem Zweifel zu begnügen, sich flüchtet zu der geistigen Natur und zum Vorgefühl einer höhern Bestimmung." — —

(Schluß folgt.)

Der Gesang des Wajdelota. *)

Von Mickiewicz.

O Sage aus der Ahnen Zeit! begabt mit Seraphszungen,
Die zwei Zeitalter du verknüpfst, die Alten und die Jungen!
Du Brücke, unzertrümmert steh'nd trotz allen Schicksalsstreichen,
Entweiht nicht von Tyrannengriff, dem Millionen weichen!
In dir birgt unsrer Krieger Schaar ihrer Schwerter und Herzen Hort,
Der heiligsten Gedanken Schatz, ihr blitzend, zündend Wort!

Du Sang von alter Herrlichkeit! Wie Weihrauch vom Altar,
Von eines Volks Freiheit und Ruhm steigst auf du, göttlich klar!
Du Sang von alter Herrlichkeit! wie ein Engel an dem Thor
Hütest des Volkes Tempel du; stehst immer Wache davor
Mit Schwingen, die von goldnem Licht, mit der Stimme herzerschütternd,
Und schwingend des Erzengels Schwert in rothem Feuer zitternd.

Die Zeit zerfrißt den Denkmalstein, und Räuber sengen und brennen;
Doch das Lied, uns theuer aus alter Zeit, kann nie sich von uns trennen.
Der Todten Heldensage wird vergessen die Menge nie;
Sie löscht ihr mit glühender Hoffnung den Durst und nährt mit Sehnsucht sie.
In Schlucht und Höhle birgt sie sich, um unsre Berge sie kreist,
Und von den Trümmern und Felsen singt sein Lied der alte Geist.

Der graue Bauer zieht hinaus zu bestellen den Acker sein;
Und mit der Pflugschar wühlt er aus Erschlagner gebleicht Gebein;
Für die edeln Todten betet er, gekrönt, verklärt mit Ehre,
Und singt dem wilden Echo vor ihrer Herrlichkeit alte Mähre:
„Ruht, ruht in Eurem Bett des Ruhms, wo im guten Kampf ihr gestorben,
Und für die Freiheit, das Schwert in der Hand, Sieg und Tod zugleich erworben."
Zerschmettert unter eurem Schwert liegt der Feind, der Vermessene, hier—
Wo sind eure Kinder, Väter! jetzt? Gebt Antwort, o Tapfre! mir!

*) Ein litthauisches Wort — der heidnische Priester, der dem Volk während der Nationalfeste das Lob der Vorfahren sang.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

№ 10.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Erklärung

über die von Hrn. **Eduard Boas** unternommene und in Nr. 209 der dießjährigen Allg. Zeitung angezeigte Herausgabe von Nachträgen zu Schillers sämmtlichen Werken in zwei Bänden.

Hr. E. Boas hatte mir schon vor mehreren Jahren eine Mittheilung über die beabsichtigte Herausgabe des oben genannten Werkes zugehen lassen, und dabei mich um meine Zustimmung und Mitwirkung angesprochen.

Ich habe diese Zustimmung und Mitwirkung aus dem doppelten Grund abgelehnt, weil ich theils wegen gänzlicher Unbekanntschaft mit der Persönlichkeit des Hrn. E. Boas kein hinlängliches Zutrauen in die Aechtheit seiner Quellen setzen konnte, theils weil ich aus Rücksichten für den alleinig rechtmäßigen Verleger der Werke meines Vaters, die Joh. Georg Cotta'sche Buchhandlung zu Stuttgart und Tübingen, nicht zugeben wollte, daß anderweit eine Sammlung von bisher nicht veröffentlichten Productionen Schillers erscheine.

Um aber den Wünschen des Publicums zu entsprechen, und Alles, was die geistige Ausbildung und Wirksamkeit meines Vaters zu beleuchten im Stande ist, mitzutheilen, habe ich in Benutzung der sichersten Quellen mich zu einer Herausgabe von

Supplementen zu den sämmtlichen Werken Schillers

unter Leitung des Hrn. Gymnasial-Directors C. Hoffmeister in Kreuznach veranlaßt gefunden, welche Herausgabe sofort begonnen, und alles enthalten wird, was dem oben angedeuteten Zweck entspricht.

Die anerkannte Vorzüglichkeit des von Hrn. Director Hoffmeister im vorigen und diesem Jahre herausgegebenen Werkes

Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang,

bürgt dafür, daß auch diese neue von uns veranstaltete Sammlung ächt und gewissenhaft ausgewählt und geordnet seyn werde, über welche bereits ausführlichere Anzeige sowohl in der Kölnischen Zeitung als auch in andern hochgeachteten Blättern dem Publicum mitgetheilt worden ist.

Diese vorstehende Erklärung möge dem verehrlichen Publicum zur Nachricht und Beurtheilung in Hinsicht auf die von Hrn. Eduard Boas herausgegebenen Nachträge zu Schillers sämmtlichen Werken dienen, welche Nachträge übrigens auch manches Schätzenswerth enthalten, was aber auch in der von Hrn. Dr. Hoffmeister veranstalteten Sammlung enthalten seyn wird.

Köln, den 6 September 1839.

Ernst v. Schiller, k. preuß. Appellationsgerichtsrath.

Bei **C. B. Polet** in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das

Königreich Sachsen

in allen seinen Beziehungen, oder übersichtliche Darstellung seiner Geschichte, Geographie, Staatsverfassung, Staatsverwaltung und Staatskräfte, der Civil- und Militärverfassung, der Unterrichts-, Gewerbs-, Gesundheits- und Heilanstalten, milde Stiftungen u. s. w. gr. 8. (41½ Bogen) brosch. 1 Rthlr.

Preußens Volkssagen,

Mährchen und Legenden, als Balladen, Romanzen und Erzählungen, bearbeitet von Widar Ziehnert. Mit Kupfer, erster Band. 8. (20 Bogen) brosch. 20 gr.

Die neuesten Auswanderer

nach Amerika; Charaktergemälde der neuesten Zeit von F. Warner. Mit Abbildung. 8. br. 8 gr.

Portrait von Dr. G. Hermes, Prof. der kathol. Theologie zu Bonn. Folio. 12 gr.

Bei **Hinrichs** in Leipzig ist erschienen:

Neuer Atlas der ganzen Erde,

nach den neuesten Bestimmungen; für Zeitungsleser, Kauf- und Geschäftsleute jeder Art, mit Rücksicht auf *Steins* geogr. Werke. 18te verm. u. verb. Aufl. in 26 color. Karten und 7 Zeit- u. statist. Tab. gr. Fol. 1839. 4 Rthlr. 8 gr.

Dieser Atlas wird fortwährend durch neue gute Blätter ergänzt und berichtigt, und genießt bereits die weiteste Verbreitung, selbst nach Amerika und Ostindien.

Bei **L. Schreck** in Leipzig erscheint:

Gelbke, Oberstlieutenant v.,

die Ritter-Orden und Ehrenzeichen der österr. Monarchie,

mit den

Statuten der Orden, den Namensverzeichnissen der s. t. Ritter

und

prachtvoll illuminirten Abbildungen der Orden und Ehrenzeichen

auf 10 Kupfertafeln in gr. 4.

Ein Prachtwerk in zehn Lieferungen in gr. 4.

Das ganze Werk wird 30—40 Druckbogen stark, und kostet im Subscriptions-Preise die Lieferung 16 gr. oder 1 fl. Conv. M., die Lieferung der Pracht-Ausgabe 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. Conv. M. Ausführliche Prospecte und Subscriptionslisten sind in allen Buchhandlungen ausgelegt.

Bei **Gebhardt & Reisland** in Leipzig erschien vollständig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch

der allgemeinen Weltgeschichte

für

höhere Unterrichts-Anstalten und zum Selbstunterrichte Gebildeter

von Dr. **Ludw. Flathe**,

Prof. der Geschichte an der Universität zu Leipzig.

3 Bände. gr. 8. 72 Bogen, brosch. 2 Rthlr. 12 gr.

Daß dieß Werk seinem Zwecke entspricht, geht aus den Recensionen scharfer Kritiker hervor; es wurde als eine willkommene Erscheinung begrüßt, welche nach Stoff und Form den besten aller vorhandenen sich anreiht, und durch wissenschaftlichen Ton und Geist, durch unbefangene historische Kritik, durch treffende Charakteristik der Völker, Perioden und Personen, so wie durch übersichtliche Darstellung der Ereignisse und durch die Fortsetzung bis auf die neueste Zeit vor ähnlichen sich vortheilhaft auszeichnet. — Der Preis ist bei der schönen Ausstattung sehr billig. Sammler erhalten indeß noch auf 12 Exemplare eines frei; für Gymnasien besteht ein Partiepreis.

Bei **Hinrichs** in **Leipzig** ist erschienen:

Conversations-Taschenbuch für Reisende und Andere, um sich mit den auf Reisen, im Verkehr und im geselligen Umgange gebräuchlichen Ausdrücken bekannt zu machen. In 3 Sprachen: *Englisch, Deutsch* und *Französisch*. Siebente umgearbeitete und verm. Aufl. — Auch u. den Titeln: *A Manual of Conversation etc. — Manuel pour la Conversation*. 16. cart. 22 gr.

— — Dasselbe Werk: *Italienisch, Deutsch* und *Französisch*. Siebente Aufl. — *Manuale, per la Conversazione*. 16. cart. 22 gr.

Die grosse Verbreitung und Brauchbarkeit dieses Hülfsbuchs haben den Verleger veranlasst, diese 7te Aufl. in allen Sprachen sorgfältig revidiren und zeitgemäss verbessern zu lassen. Im Englischen haben Hr. W. A. Spilsbury in London, im Italienischen Hr Dr. Rathgeber, im Deutschen und Französ. aber Hr. Dr. Kaltschmidt dies besorgt. Ueber Eisenbahnen, Telegraphen etc. sind neue Gespräche hinzugekommen.

Neu ist in meinem Verlag erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Reisebilder

aus Süddeutschland und einem Theil der Schweiz.

Gesammelt im Sommer 1838

von

Gustav v. Heeringen.

8. geh. 1 Rthlr. 20 gr.

Der Verfasser, schon seit längerer Zeit vortheilhaft im Publicum bekannt, hat sich besonders durch seine „Reise nach Portugal im Jahr 1836" (2 Theile, 1838. 3 Thlr. 12 gr.) als einen geistreichen und gewandten Reisefertigsten gezeigt, und bietet in vorstehender Schrift eine neue anziehende Gabe.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus

Bei **Theodor Fischer** in **Kassel** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Sinai.

Reisebilder

von

A. Dumas und A. Dauzats.

Dritter Band. 8. 1 Rthlr. 5 gr.

Die Blätter für litterar. Unterhaltung 1839 sprechen sich Nr. 207 wie folgt darüber aus:

„Kommen diese trefflich geschriebenen Reisebilder auch etwas spät nach der That, da diese Reisen, auf welche sie sich beziehen, schon 1830 und 31 ausgeführt wurden, so sind sie uns als die ansprechendsten, pittoreskesten und wirkungsvollsten Schilderungen Aegyptens und des Landes, welches die fliehenden Hebräer nach dem gelobten Lande hindurchzogen, doch noch immer willkommen."

Bei **A. Wienbrack** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Schlachtengemälde

aus Europa's Vorzeit

für Freunde der Geschichte, so wie überhaupt für gebildete Leser

von **J. H. L. Fischer.** Wohlfeile Ausgabe. 8. geh. 1 Rthlr.

Inhalt. Völkerschlacht bei Chalons (451 nach Chr.) — Gothenschlacht bei Taginas und am Sarnus im J. 552. — Frankenschlacht bei Tours 732. — Normannenschlacht bei Hastings 1066. — Lombardenschlacht bei Legnano 1176. — Saracenenschlacht bei Tiberias 1187. — Maurenschlacht bei Tolosa 1212. — Dänenschlacht bei Bornhöved 1227. — Tartarenschlacht bei Liegnitz 1241. — Ghibellinenschlacht bei Sturkola 1268. — Schweizerschlachten bei Morgarten 1315, bei Laupen 1339, Sempach 1386, Granson 1476, Murten 1476, Nancy 1477. — Ritterschlacht bei Tannenberg 1410. — Portugiesenschlacht bei Alcazar 1578. — Schwedenschlacht bei Fehrbellin 1675. — Russenschlacht bei Pultawa 1709. — Türkenschlacht bei Belgrad 1717.

Stuttgart. So eben ist erschienen und in jeder Buchhandlung vorräthig:

Weihnachtsblüthen.

Ein Almanach für die Jugend auf das Jahr 1840.

In Verbindung mit Andern herausgegeben

von

G. Plieninger.

Dritter Jahrgang. Mit Stahlstichen.

Preis 2 fl. 30 kr. rhein. oder 1 Rthlr. 10 gr. sächs.

Wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß dieser Jahrgang die zwei ersten, welche sich eines so ausgezeichneten Beifalls bei Alt und Jung erfreuen, an Interesse des Inhalts und Schönheit der Ausstattung vielleicht noch überbietet.

Chr. Belser'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Berliner Spaziergänge

gewidmet

Deutschem Volksthume.

gr. 8. elegant geheftet. Preis ⅔ Rthlr.

Berlin, im September 1839. **Voss'sche Buchhandlung.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vorhalle

zur griechischen Geschichte und Mythologie.

Von

Johann Uschold,

Professor am k. bayer. Gymnasium zu Straubing.

Zweiter Theil.

Gr. 8. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Inhalt: 1) Die Thiersymbolik. 2) Einfluß der Thiersymbolik auf den Cultus. 3) Ueber die symbolische Bedeutung einiger Bäume. 4) Die symbolische Bedeutung des Tanzes. 5) Die symbolische Bedeutung der Kampfspiele. 6) Ueber den doppelten Wirkungskreis des Sonnengottes. 7) Ueber das Verhältniß des Apollon zum Dionysos. 8) Ueber das feindliche Verhältniß einiger Brüder. 9) Ueber den Streit des Lykurgos mit Dionysos. 10) Ueber den Kampf des Herakles mit Eurytos. 11) Ueber den Kampf der Hera mit Herakles. 12) Ueber den Kampf der Pallas und Hera mit Poseidon. 13) Ueber die symbolische Bedeutung vieler Kriege. 14) Ueber die Erfindung der Buchstabenschrift durch Hermes. 15) Ueber Atlas als Himmelsträger. 16) Andeutungen über die Moiren, Horen und Charitinen. 17) Andeutungen über die Nymphen. 18) Ueber die Freier der Penelopeia. 19) Das Gefolge des Dionysos. 20) Die Homerischen Aethiopen. 21) Die Phäaken. 22) Die Hyperboreer. 23) Die Amazonen. 24) Die Kyklopen. 25) Die Telchinen und Heliaden. 26) Die Kureten und Korybanten. 27) Die Idäischen Daktylen.

Der Verfasser dieser Schrift hat durch seine Geschichte des trojanischen Krieges bereits bewiesen, wie sehr er mit dem griechischen Alterthum vertraut ist. Während er sich aber in jener Schrift auf den gefeierten Krieg und die zunächst mit demselben in Verbindung stehenden Sagen beschränkte, verbreitet er sich in dieser Vorhalle über alle jene dunklen Sagen, welche bisher wenig beachtet wurden, mit einer solchen Gründlichkeit, daß dieselben dadurch nicht blos ihre volle Bedeutung bekommen, sondern überhaupt die ganze Urgeschichte und Mythologie der Griechen neues Licht und eine sichere Grundlage gewinnt. Daher zweifeln wir nicht, daß dieses Werk zur Lösung vieler bisher streitigen Punkte wesentlich beitragen und bei der einfachen Darstellung des Verfassers und dem hohen Interesse des Gegenstandes allen Freunden der Litteratur, besonders jener des classischen Alterthums, eben so viel Vergnügen gewähren dürfte, als den Belehrten vom Fache.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Deutsche Vierteljahrs Schrift. 8. Heft.

So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt:

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

October — December 1839.

Inhalt: Das Salinenwesen in Deutschland, vorzüglich in pyrotechnischer Beziehung. Von F. v. Alberti. — Zunftwesen und Gewerbefreiheit, mit Ansichten über Vermittelung, Uebergang und Reconstruction. — Ueber die Ursachen der Bewegung des Curses der Staatspapiere, über die Berechnung des Werthes derselben, und die beste Zeit und Art Staatspapiere zu kaufen und zu verkaufen. Von Dr. Fr. Schmidt. — Nationalität und Kosmopolitismus. Von W. Menzel. — Beleuchtung des zwischen den deutschen Vereinsstaaten und den Niederlanden abgeschlossenen Handelsvertrags. Von H. F. Osiander. — Die Baukunst in Deutschland. — Zur Lösung der pädagogischen Aufgabe unserer Zeit. Von Dr. W. B. Mönnich. — Die gegenwärtige Krisis der Rechtsphilosophie in Deutschland. — Protestantismus und Kunst. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. Von Grund. — Kurze Notizen.

Der Inhalt der drei ersten Quartalhefte des laufenden Jahrgangs oder Nr. 5, 6, 7 der ganzen Sammlung ist folgender:

V. Das deutsche Journalwesen. — Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien. — Ueber die Hochebene von Bogota. — Trostworte für Kleingläubige. — Frankreichs Handel mit dem Auslande insbesondere mit Teutschland. — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Ueber die Lesevereine in Deutschland. — Ueber den Grund, das Wesen und die Gränzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft. — Die Holznoth. — Kurze Notizen.

VI. Die deutschen Universitäten. — Die schweizerische Nationalität. — Aphorismen über Forstwesen. — Leichenhäuser oder keine? — Ueber rhetorische Improvisation. — Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart. — Die Freiheiten und Beschränkungen des auswärtigen Handels. — Der Streit zwischen Moral und Geschmack. — Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte. — Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit. — Das Vaterland und die Kirche. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. — Kurze Notizen.

VII. Ueber das industrielle Maschinenwesen der neuesten Zeit. — Ueber den öffentlichen Unterricht, besonders in gewerblicher Hinsicht. — Ueber die Stadte in Deutschland und ihre Verfassungen. — Vom Geister- und Gespensterglauben in Deutschland. — Die Schulen der deutschen Rechtsgelehrten. — Zur Orientirung in den geistigen Richtungen und Strebungen in Deutschland. — Das Verhaltniß der Künste zu der politischen Entwicklung der neuesten Zeit. — Ueber die Begründung der Sitten, Gebräuche und Manieren der Araber, Perser und Türken aus ihrer Religion. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gr.

Diese Zeitschrift, die sich seit ihrer Erscheinung des ungetheiltesten Beifalls und der werkthätigen Theilnahme der ersten Gelehrten zu erfreuen hat, wird auch nächstes Jahr fortgesetzt werden.

Stuttgart und Tübingen, October 1839. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Hohenstaufen.

Ein

Cyclus von Liedern und Gedichten

von

Albert Knapp.

Mit 6 lithographirten Abbildungen.

8. Velinpapier. brosch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Hr. Verf. suchte in dieser Schrift sowohl die vornehmsten Data der glorreichen hohenstaufischen Geschichte, als auch die verrufene Umgegend jenes Berges, nebst mehreren dazu gehörigen Denkmalen des Mittelalters, dem deutschen Leser in verschiedenartiger Form darzustellen. Die Hauptgesichtspunkte zur Betrachtung jenes denkwürdigen Zeitabschnittes sind in der Vorrede hervorgehoben, und werden den Umkundigern das Verständniß der einzelnen Partien erleichtern. Wenn dieses Buch sich namentlich den Besuchern des berufenen Hohenstaufen zum freundlichen Begleiter anbietet, so werden dieselben gerade auf jener begeisternden und doch so tiefe Wehmuth erregenden Höhe die mit dem Lichte des Christenthums beleuchtete Natur und Geschichte wohl um so weniger verschmähen.

Stuttgart und Tübingen, im August 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Leben und Briefwechsel

Georg Washingtons.

Nach dem Englischen des

Jared Sparks

im Auszuge bearbeitet.

Herausgegeben

von **Friedrich von Raumer.**

Zwei Bände.

gr. 8. geheftet 5 Rthlr.

Dieser Auszug aus dem Werke des Hrn. Sparks, das in 12 Bänden erschien, wurde im Einverständniß mit dem Verfasser nach der Angabe des Hrn von Raumer bearbeitet. Die Biographie ist vollständig gegeben, dagegen aus den Schriften nur das für die Geschichte und die Charakteristik Washingtons Wichtigste ausgehoben worden.

Leipzig, im September 1839. **F. A. Brockhaus.**

In der Unterzeichneten sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Blüthen aus Jakob Böhme's Mystik.

Von

Dr. Wilh. Ludw. Wullen.

Velinpapier in Umschlag brosch. Preis 1 fl. oder 16 gr.

Der Herausgeber, bekannt durch seine frühere Schrift über Böhme, welche, wie Gustav

Digitized by Google

Schwab in den Heidelberger Jahrbüchern urtheilt, die strengwissenschaftliche Seite dieses tiefen, gewaltigen Geistes meisterhaft darstellt, gibt in dieser Sammlung Bilder aus der religiösen und dichterischen Weltanschauung des Weisen von Ebrlig. Sie hat den Vorzug, daß sie ihren Inhalt nicht zufällig aneinanderreiht, sondern ihn kunstreich gliedert, und zu einem schönen Ganzen abrundet, das von den tiefsten Blicken in die Geheimnisse des Gemüthes durchleuchtet wird. Man darf deßhalb wohl sagen, daß mit ihr der Herausgeber seinen Zweck, dem lange verkannten, weil nicht genug erkannten, großen Genius ein Denkmal zu setzen, gründlicher erreichen wird, als der Dritte, welcher ihm gegenwärtig auf seinem Grabe in Ebrlig einen Marmorstein errichten läßt.

Stuttgart und Tübingen, Junius 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

URANIA,

Taschenbuch auf das Jahr 1840.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Felix Mendelssohns.

8. Auf feinem Velinpapier eleg. cartonnirt 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: I. **Pulcherie.** Von **A. von Sternberg.** — II. **Die blaue Blume.** Novelle von **Julius Mosen.** — III. **Angelica.** Aus den Papieren eines deutschen Edelmanns. Von **Th. Mügge.** — IV. **Ein Frühlingstraum.** Novelle, nach den Mittheilungen eines Freundes, von **Eduard von Bülow.** — V. **Der Todte von St.-Anna's Capelle.** — Ein Criminalfall. Nach Acten und brieflichen Mittheilungen erzählt von **Otto Ludwig.**

Von den frühern Jahrgängen der Urania sind 1830—38 noch vorräthig, die im Ladenpreise 18 Rthlr. 6 gr. kosten, aber **zusammengenommen für 4 Rthlr. 12 gr., einzelne Jahrgänge zur Completirung für 16 gr.,** abgelassen werden.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Urquhart, Geist des Orients.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der

Geist des Orients,

erläutert in einem Tagebuche

über

Reisen durch Rumili,

während einer ereignißreichen Zeit.

Von

D. Urquhart, Esq.

Aus dem Englischen übersetzt

von **F. Georg Buck.**

Zweiter Band.

gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Inhalt: Ritt in das Thal Tempe. — Steigen und Sinken der handeltreibenden Ortschaft Ambelakia. — Contraste zwischen England und der Türkei. — Ausflug von Salonika zur Verfolgung von Räubern. — Kassandra. — Die Helena von Kassandra. — Alterthümliche Nachforschungen in Athos und Olynthus. — Fest der Räuber und Beraubten. — Einfluß der Schulen. — Manufacturen und bergbautreibende Ortschaften von Chalkidike. — Plane der Armatolis. — Verbandlungen mit einem Statthalter. — Zur See kreuzende Bienen. — Ravanitsa. — Bivouac. — Gebirgsmalt. — Europäische Sitten. — Contracter Priester. — Herrliche Aussicht. — Abenteuer. — Gefangennehmung durch Banditen. — Der Berg Athos. — Der heilige Berg und seine Bewohner. — Klephten, Piraten und Schmuggler. — Diät. — Fieberanfall. — Rückkehr nach Salonika. — Zweiter Besuch in Albanien. — Veränderte Umstände. — Charakter und Wirkung der Ortsregierung. — Aramvo Kastro. — Municipalschulden. — Dragomans. — Griechische Sitten. — Sitten und Erziehung orientalischer Kinder. — Türkische Litteratur. — Tepedelene. — Aufnahme in Berat. — Die Gheags. — Mitternächtliche Abenteuer. — Durazzo. — Türkische Begriffe vom Handel. — Europäische Consuln und Einwohner. — Die Franzosen in Aegypten. — Mehemed Ali Pascha. — Nord-Albanien. — Skodra. — Militärische Bewegungen. — Niederlage des Pascha von Skodra. — Rebschid Mehemed Pascha Sabrazem. — Einladung in einen Harem. — Mein Wirth, der Imam. — Islamismus. — Das Leben im Harem. — Verhältniß der Frauen. — Ihr Einfluß auf häusliche Sitten und volksthümlichen Charakter. — Vergleichende Sittlichkeit im Morgen- und Abendlande.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei **Hinrichs** in **Leipzig** ist erschienen:

Kaltschmidt, Prof. Dr. Jac. Heinrich, Sprachvergleichendes Wörterbuch der deutschen Sprache, worin die hochdeutschen Stammwörter in den germanischen, romanischen und vielen andern europäischen und asiatischen Sprachen, besonders in der Sanskrit-Sprache, nachgewiesen, mit ihren Stammverwandten zusammengestellt, aus ihren Wurzeln abgeleitet, und nach ihrer Urbedeutung erklärt, auch die abgeleiteten und wichtigern zusammengesetzten Wörter kurz erläutert werden. Für Freunde und Lehrer der deutschen Sprache. Lexikon-8. (55 Bog.) In Einem Bande in engl. Leinwand geb. 4 Rthlr. 4 gr.

Dieses Wörterbuch ist jetzt vollständig. Es bezweckt, auf dem Wege der Sprachvergleichung die Abstammung und aus dieser die Bedeutung unserer hochdeutschen Wörter nachzuweisen. Ein ausführlicher Prospect liegt in allen Buchhandlungen vor.

Bei **L. Schreck** in **Leipzig** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die neuesten Erfahrungen

in der

Anwendung und Heilkraft

des

kalten Wassers

bei mehr als 100 Krankheiten, besonders bei den Masern, Blattern, Scharlachfieber ꝛc. Mit einer getreuen Darstellung der Gräfenberger und der in Sachsen befindlichen Wasserheilanstalten. Von einem k. preuß. Oberarzte a. D. 8. Velinpap. brosch. 12 gr.

Das Polizeistrafgesetz für das Königreich Würtemberg mit Erläuterungen von

Dr. Hermann Knapp,

Ober-Consistorialrath und Ober-Studienrath.

Unter diesem Titel wird gleich nach Verkündigung des kürzlich verabschiedeten würtembergischen Polizeistrafgesetzes im Verlage der Unterzeichneten eine mit einem ausführlichen Commentar versehene Handausgabe dieses Gesetzes erscheinen, welches wegen seines tief eingreifenden Einflusses auf die verschiedensten Lebens- und Berufsverhältnisse nicht bloß für den Geschäftsmann, besonders dem Bezirks- und Gemeindebeamten, sondern für jeden Staatsbürger von höchster Wichtigkeit ist. In den Erläuterungen wird der Verfasser die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes mit steter Rücksicht auf die seitherige Gesetzgebung commentiren, und das Wichtigste aus den Motiven der Regierung und den der Berathschlagung des Gesetzes vorangegangenen ständischen Verhandlungen mittheilen. Der lebhafte Antheil, welchen derselbe als Mitglied der Kammer der Abgeordneten und der zu Begutachtung des Gesetzentwurfs niedergesetzten Commission an der Bearbeitung des Gesetzes genommen hat, dürfte diesem Commentar ein besonderes Interesse verleihen, und der litterarische Ruf des Verfassers, welcher dem Publicum durch sein würtembergisches Criminalrecht und seine Bemerkungen zu dem Strafgesetzentwurf rühmlichst bekannt ist, dafür bürgen, daß auch diese Schrift nicht bloß den Anforderungen der strengern Wissenschaft genügen, sondern auch durch eine klare und gemeinfaßliche Darstellung dem ausgebreitetsten Kreise von Lesern sich empfehlen werde.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Wochenblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

mit

besonderer Rücksicht auf vaterländische Verhältnisse.

Deutschland.

Zwölfter Jahrgang.

1839.

— —

November.

Stuttgart und Tübingen,

bei J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1839.

Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden [illegible] Monath für jeden Schlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal [illegible] zu verschicken, welche es in [illegible] Form verlangen werden.

Um [illegible] auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt [illegible] Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten [illegible] 9 Thlr. 6 gr. Mit den Beilagen zur Kunde [illegible] erscheinen, 20 fl. oder 14 Rthlr. 8 gr. — [illegible] stellungen darauf an. Ferner liefern sie

Der Verfaß zum Titel unserer Zeitschrift: „Das Ausland für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker" bezeichnet die allgemeine Bestimmung desselben, die freilich dem jeweiligen Redacteur einen weiten Spielraum läßt. Zeitgeschichte, namentlich fremder Welttheile, Schilderung der Sitten und Zustände anderer Völker ist die eigentliche Aufgabe. Sie kann immer nur sehr bruchstückweise gelöst werden kann. Denn der Umfang ist groß, und es handelt sich deßhalb hauptsächlich darum, eine gewissen Zahl der Nachrichten desjenigen auszuwählen, was uns im Augenblick interessant und wichtig ist. Entwicklung der Thatsachen aus ihren verschiedenen Ursachen ist selten im Raume unserer Zeitschrift. Zu diesem Zweck unserer Zeitschrift erforderlich mannichfachen Wechsel, je nachdem die Theilnahme Einzelner auf diesen oder jenen Gegenstand der Weltbegebenheiten lenkt, und in diesem oder jenem Welttheil sich Merkwürdiges ereignet, und unsre Erfahrungen kund geben.

Die Redaction glaubt diesem Zwecke um so gewisser treu zu bleiben, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, das Gebiet der Erd- und Völkerkunde zu ihrem Hauptgegenstande zu machen, um so mehr, dieß, ohne in wissenschaftliche Erörterungen einzugehen, möglich ist. Diese Quelle hat sich auch so ergiebig gezeigt, daß die Verlagshandlung und die Redaction sich veranlaßt sahen, hinsichtlich dieses speziellen Gegenstandes eine Erweiterung eintreten zu lassen in der „Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen"; wenn auch diese noch so reichlich ausgestattet sind, so bleibt immer noch dem Auslande genug Ausbeute übrig.

So leicht die Aufgabe des Auslandes hinsichtlich andrer Welttheile zu stellen ist, so schwierig und noch weit fragmentarischer werden die Mittheilungen über Europa. Mit der steigenden Bevölkerung und Bildung werden die Verhältnisse, nicht nur der politischen, sondern auch die gesellschaftlichen, verwickelter, unklarer, und unterliegen mannichfachern Deutungen. Wer könnte auch dieß Gebiet übersehen, und mit nie wankendem Sinne die mannichfachen Erscheinungen erklären! Die europäische Welt ist in einem Uebergangsprozesse begriffen, in einem socialen nicht weniger als in einem politischen, wenig Begebenheiten stellen sich in dieser trüben Gährung klar heraus, und wie sehr werden sie durch Leidenschaften aller Art entstellt! Auch ist in Bezug auf Europa dem Auslande die Gränze gesteckt gezogen; Alles was auf Tagspolitik Bezug hat, gehört nicht in sein Gebiet, und nur die rein menschliche Seite davon, die oft genug entstellt wird, darf es herausheben und zum Gegenstand seiner Schilderung machen.

Wenn man nach diesen allgemeinen Andeutungen über den Zweck des Auslandes die Nummern betrachtet, so kann das Fragmentarische und Lückenhafte wohl keinem entgehen, und es ist auch um so verzeihlicher, da der mit jedem Tage wachsende und sich erneuernde Stoff nicht gestattet, Versäumtes nachzuholen. Daß indeß die Leser des Auslandes dem großen Umfange des gesteckten Ziels Rechnung getragen, und sich an dem Fragmentarischen und Lückenhaften nicht gestoßen haben, ermuthigt die Redaction, die einmal betretene Bahn trotz ihrer Schwierigkeiten nicht zu verlassen.

Die Unterzeichnete erlaubt sich, die [illegible] auf ihr [illegible] Unternehmen aufmerksam zu machen:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung [illegible] erschienen sind und zur Fortsetzung des „Auslandes" [illegible] eintreffen werden. Es werden [illegible] Lieferungen.

Die einzelnen Werke werden einzeln verkauft, und wer mehrere [illegible] Buchhandlung beziehen wollen.

1te Lfg. **Irlands gegenwärtiger Zustand** [illegible]

2te — **Algier wie es ist.** [illegible]

3te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara** [illegible] einem Steindruck. [illegible] kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

4te — **Washington Irvings Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River.** 1 fl. oder 16 gr.

5te — **Alfred Reumonts Reiseschilderungen.** [illegible]

6te — **Briefe in die Heimath,** [illegible] Reise über Frankreich. [illegible] 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

7te — **Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara** [illegible] 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

8te — **John Barrow, jun., ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834.** Mit Holzschnitten. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

9te — **Thomas Pringle, südafrikanische Skizzen.** [illegible] 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

10te — **Mexico in den Jahren 1830 bis 1832.** [illegible] Heimath." Erster Band. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. [illegible] gr.

11te — **Montenegro und die Montenegriner.** [illegible] Türken und des serbischen Volks. Preis 1 fl. 24 kr. oder [illegible] gr.

12te — **Francis P. Grund, die Amerikaner** [illegible] gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen [illegible] Preis 2 fl. 42 kr. oder 2 Rthlr.

13te — **Mexicanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832.** [illegible] „Briefe in die Heimath ..." Zweiter Band. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

14te **Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Felsen Mountains.** Aus dem Englischen des Washington Irving. [illegible] oder 2 fl. 42 kr.

15te — **Reise durch Abyssinien im Jahre 1836.** Von A. v. [illegible]

16te — **Skizzen aus Irland oder Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart** von einem Wanderer. Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

17te u. 18te Lfg. **Der Geist des Orients,** [illegible] während einer ereignißreichen Zeit von Dr. [illegible] d. Engl. [illegible] Buch. 2 Bde. [illegible] Rthlr. [illegible]

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta** [illegible]

Nr. 305.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

1 November 1839.

Die Litthauer in Oſtpreußen.

(Von Tietz.)

Vermuthungen über die Abſtammung des litthauiſchen Volkes.

In einem fernen Winkel Oſtpreußens, inmitten der preußiſchen Litthauer, einem Völkchen, das beinahe nur noch von ſeinen nächſten Nachbarn genannt und gekannt wird, indeß das entferntere Deutſchland kaum ſein Daſeyn ahnt, verlebte ich mehrere Jahre meiner früheſten Jugend. Das Intereſſe, das dieſer kleine Volksſtamm mit ſeinen Eigenthümlichkeiten ſchon dem Knaben einflößte, ſteigerte ſich, da ich als Jüngling und Mann, von langer Wanderung durch fremde Lande, bisweilen auf kurze Zeit in jene Gegenden zurückkehrte, und gab mir den Glauben, daß Mittheilungen über jenes Völkchen vielleicht auch bei Andern, wenn auch nur ſchwächern, Antheil erregen dürften, wie bei mir. — Die Schätze der königlichen Bibliothek zu Berlin lieferten mir zudem noch Manches, was meine perſönliche Bekanntſchaft mit jenem Ländchen und ſeinen Bewohnern ergänzen konnte, und verurſachte dieſes Ausbeuten mir auch nicht ganz geringe Mühe und Arbeit, ſo lohnt dafür doch ſchon genugſam der Antheil, den vielleicht ein oder der andere Leſer an dieſen Skizzen nehmen dürfte.

Unter den aus verſchiedenen Volksſtämmen zuſammengeſetzten Bewohnern Oſtpreußens, die theils von uralter Zeit dort vorgefunden werden, theils ſpäter, hauptſächlich in Folge der Religionsunruhen im Auslande, eingewandert ſind — wohin wir die Salzburger, Franzoſen, Naſſauer, Pfälzer zählen — bleibt der preußiſche Litthauer durch ſeine beibehaltenen Sitten, Gebräuche und Sprache der intereſſanteſte, um ſo mehr, da es bis jetzt den ſorgfältigſten Forſchungen noch nicht vollſtändig gelungen iſt, klar darzuthun, woher eigentlich dieſes Völkchen ſtammt, von woher es zu den Ufern des Niemen, des Pregels und des kuriſchen Haffs gewandert iſt. Manche Aehnlichkeit, die zwiſchen dem in Rede ſtehenden preußiſchen Litthauerſtamm und dem Geſammtvolke der Litthauer, die von der Mündung des Pregels in die Oſtſee bis zu den Quellen der Bereſina, zwiſchen dem weſtlichen Preußen, Maſovien, Klein-Polen und den Ruſſen einerſeits, und dem finniſchen Theile Livlands mit dem baltiſchen Meere andererſeits, die weite, von Seen und Moräſten durchſchnittene, mit Wäldern bedeckte, von dem Niemen, der Düna und Wilia bewäſſerte Ebene bewohnt, — bemerkbar iſt, deutet darauf hin, daß die Bewohner dieſes ganzen Landſtrichs — den man in Litthauen („Litwa," „Lätawa", beſtehend aus Theilen der ruſſiſchen Gouvernements Wilna, Grodno, Minsk und Witepsk, und aus dem nördlichſten und öſtlichſten Theil Oſtpreußens), in Samogitien, d. h. dem größten Theil des Gouvernements Wilna, und in das Lettenland („Lotwa," „Latweeku Semmé"), das heutige Gouvernement Kurland und die Hälfte von Livland, eintheilt, — zu einem und demſelben Volke gehören, wogegen aber in vielfacher Hinſicht wieder zwiſchen beiden ſo viel Verſchiedenheit herrſcht, daß man mehr Glauben der Meinung ſchenken ſollte, als wären die preußiſchen Litthauer ein von Oſten eingewanderter, für ſich abgeſchloſſener Volksſtamm, der ſeinen urſprünglichen Namen verloren und ſeinen jetzigen nur der allmählichen Vermiſchung mit jenem litthauiſchen Volke im ausgedehnteren Sinne zu verdanken habe. Bis es dem deutſchen Orden gelang, dieſen Theil des Geſammtlitthauens von dem Ganzen loszureißen und ſich zu unterwerfen, bildete es alſo, allem Anſcheine nach, einen Strich des oben genannten Landes, das ſeit undenklicher Zeit von den Letten in Beſitz gehalten wurde, einer neuen Volksrace, von der man keine Spur bei den griechiſchen und römiſchen Geſchichtsſchreibern findet, und deren Urſprung von tiefer, nur durch das Licht der Vermuthung ſchwach erhellter Dunkelheit verhüllt iſt. Was Tacitus von ihnen erwähnt, und wie er ſie mit den Veneten, Finnen und Gothen zuſammenwirft, führt zu keinem befriedigenden Reſultate hinſichtlich der Erforſchung ihrer Abſtammung, faſt eben ſo wenig die Annahmen und Behauptungen älterer und neuerer Gelehrten, unter welchen mir die Schriften von Helmold (Chronica Slavorum), Procop (De bello Gothorum), Kojalowitſch (Historia Lithuania), ferner die Quedlinburg'ſche Chronik der Sachſen, dann Schlözer (Allgemeine nordiſche Geſchichte), Karamſin (Ruſſiſche Geſchichte), Dlugosz (Polniſche Geſchichte), Bohusz,

Stender (Lettisches Wörterbuch), Köppen (Matériaux pour servir à l'histoire des développemens intellectuelles en Russie), Pitkiewicz (La Lithuanie et sa dernière insurrection), Eichhof (Parallele des langues de l'Europe et de l'Inde), ferner die der hochgeachteten oſtpreußiſchen Gelehrten: Piſanski, Mielke, Rubig, Lepner, Donalitius, v. Baczko, ſo wie hauptſächlich der gelehrte und mit der Kunde Lithauens höchſt vertraute Profeſſor Rhesa zu Königsberg, ſehr wohl bekannt ſind. — Ganz unhaltbar ſcheint mir die Meinung Köppens zu ſeyn, als gehörten die Litthauer zur ſlaviſchen Race; im Gegentheil iſt es von Andern aufs klarſte erwieſen und hiſtoriſch feſtgeſtellt, daß die Slaven in Folge der früheren Eroberungen der Litthauer, Unterthanen dieſer geworden ſind, und daß, wenn ſich in der litthauiſchen Sprache eine große Anzahl ſlaviſcher Wörter vorfindet, dieß einen moraliſchen Sieg der Beſiegten über ihre Sieger andeutet, indem dieſe von jenen neue Ideen, und ſomit eine Sprachbezeichnung jener Ideen erhielten, für welche ſie bis dahin keinen Ausdruck gehabt hatten. So dürfte die Behauptung wohl die richtigere ſeyn, nach welcher die Litthauer eine eigene Race bildeten, die nichts gemein hat mit der ſlaviſchen und gothiſchen. Ihre bis auf die Gegenwart erhaltene Sprache iſt kein Zweig einer bekannten; ſie iſt eine Mutterſprache, die ſich in einen Winkel der Erde geflüchtet hat, und in einer kleinen Anzahl von Bewohnern fortlebt, die keine Aeſte ausbreitet, und in Folge politiſcher Ereigniſſe zum Range eines unbeachteten Dialekts hinabgeſunken iſt.

Wenn wir nun faſt mit Sicherheit annehmen, daß die Litthauer eine eigene Race bildeten, ſo muß es befremdend erſcheinen, daß man vor dem zehnten Jahrhundert (in der Quedlinburg'ſchen Chronik der Sachſen kommt zum erſtenmale im Jahre 1009 der Name „Litthua" vor) keine Spur ihres Namens findet. Hier dürfte es nun am erklärlichſten erſcheinen, daß der Stammname des Volks im Strome der Zeit und durch die Vermiſchung mit ihren Beſiegten und Siegern verloren gegangen, und daß der jetzige Name erſt von den Stämmen, die ſich an der Wilia und an dem Niemen niederließen, dem neuacquirirten Lande beigelegt wurde, ſey es, daß ſie damit den Regen und die Feuchtigkeit (Litthauiſch und Lettiſch: letuwa, letuwis) der Gegend bezeichnen wollten, oder daß er ein Spottname für die alten Bewohner war, die man für Einfältige und Schwächlinge hielt (lotas, letuwa), auch, daß er von lata, Urbarmachung, abgeleitet, oder, was am wahrſcheinlichſten, daß man ihn von dem Fluſſe Laets entlehnte, den die Letten la latte nannten, wie dieſer letztern Meinung Adelung und Stender ſind. Es dürfte übrigens wohl gewiß ſeyn, daß der moderne Name Litthauens von dem lettiſchen litwa sama, nicht aber von dem lateiniſchen Worte Litalania, oder gar von dem italieniſchen la Italia abſtammt, wie Dlugosz in ſeiner polniſchen Geſchichte glaubt, oder ein neuerer italieniſcher Reiſender, Aleſſandro Guagnini, mit übertriebenem patriotiſchem Selbſtgefühl uns einbilden möchte, indem er der Meinung huldigt, daß ſich im 9ten oder 10ten Jahrhundert n. Chr. eine römiſche Colonie dieher einſchiffte.

Wenn ſich gleich über die Herkunft dieſes Volks nichts Beſtimmtes ſagen läßt, ſo halte ich mich doch hinſichtlich des Stammnamens dieſes Volkes an die Wahrſcheinlichkeit, nach der man annimmt, daß er der der Heruler war, deren früheſter Urſprung freilich auch dunkel iſt, von denen man doch aber weiß, daß ſie im dritten Jahrhundert n. Chr. an den Ufern des Palus Mäotides wohnten, ſich dann von Italien, wohin ſie Odoaker geführt, theilweiſe zu Ende des fünften Jahrhunderts nach Norden wandten und bis zu den Dänen und nach Thule vordrangen. Was dieſe Hypotheſe, daß dieſe vielleicht die Ahnen der Litthauer geweſen ſeyen, unterſtützt, iſt die Verſicherung des Hiſtoriographen Litthauens Kojalowitſch, nach welcher das Vaterunſer der Heruler, mitgetheilt 1572 durch Wolfgang Lazius, vollkommene Aehnlichkeit mit der litthauiſchen Sprache habe. Indem nun dieſe Aehnlichkeit zwiſchen der heruliſchen und litthauiſchen Sprache feſtgeſtellt iſt, wir auch außerdem noch hinzufügen, daß dieſe letztere Eines Stammes mit der alt-preußiſchen iſt, die noch jetzt exiſtirende litthauiſche aber eine auffallende Aehnlichkeit mit der indiſchen diesſeits des Ganges hat, das Sanſkrit aber wieder der Urtypus der meiſten europäiſchen Sprachen iſt, ſo dürfte nach dieſen einzelnen Folgerungen der Urſprung der Heruler und ſomit der ihrer Nachkommen, der Litthauer, nicht unrichtig aus dem fernen Oſten Aſiens herzuleiten ſeyn. — Wenn der Raum dieſer Blätter es geſtattete, in die ſpeciellen Details einzugehen, ſo wäre es nicht unſchwer, zu zeigen, wie in beiden Sprachen, dem Sanſkrit und der litthauiſchen, die gebräuchlichſten Namen, die der Hauptelemente, der Thiere und der Pflanzen, die der Verwandtſchaftsgrade und der Körpertheile, ſich mit vieler Genauigkeit ähneln, und die gewöhnlichſten Handlungen des Lebens durch die analogſten Worte ausgedrückt ſind; ferner würden wir als unumſtößlichen Endbeweis die Regelmäßigkeit der Formen und die Beugung der litthauiſchen Namen anführen, von welchen uns nur noch das Sanſkrit ein Beiſpiel liefert, und die ſich, wenn auch modificirt und geſchwächt, doch in faſt allen Idiomen wiederfinden. So iſt das Wort dieu, griechiſch Θεὸς, lateiniſch deus, im litthauiſchen diewas, geblieben, correſpondirend mit dem Sanſkrit: „daivas." Die Wörter être und aller, griechiſch εἰμι, εἶμι, lateiniſch sum, eo, gothiſch im, iddja, ſlavoniſch jesm', idu, heißen litthauiſch esmi, eimi, und haben demnach mit dem Sanſkrit asmi, aimi, die vollkommenſte Aehnlichkeit. — So, indem wir das Sanskrit als den Urtypus der andern Sprachidiome bezeichnen, erklärt ſich auch die Aehnlichkeit des Litthauiſchen mit dem Griechiſchen, wonach einige Schriftſteller dann auch wohl einſeitig und ſomit unhaltbar geurtheilt haben, daß die Litthauer griechiſchen Stammes ſeyen. Als Probe der Aehnlichkeit dieſer beiden Sprachen mögen folgende, beide Redensarten dienen:

„Gott hat Zähne gegeben, Gott wird auch Brod geben."

Griechiſch.

„Θεος δεδοκεν οδοντας, Θεος δοσει και αρτον."

Litthauiſch.

„Diewas dawe Dantis, Diewas dus ir Duna."

und:

„Wir ſind arm, ſtehe nicht auf (gehe nicht weg) Herr! aus unſerem Hauſe!“

Griechiſch.

„Ἡμεις ἐσμεν ἀθλοι, μη ανα στηθι δεσποτα ἐκ δομου ἡμων!“

Litthauiſch.

„Mes esme nabagai, ne atstock Wieszpatie, isz Nammù musu!“

Was dann noch die Aehnlichkeit der litthauiſchen mit der bis auf einige hundert Worte ausgeſtorbenen altpreußiſchen Sprache betrifft, ſo möge dieß durch folgende Beiſpiele erläutert werden:

Alt-Preußiſch.	Litthauiſch.	Deutſch.
Dewus	Diewas	Gott
Majsta	Miestas	Stadt
Caimo	Kiemas	Dorf
Wunda	Wundu	Waſſer
Pewo	Piewas	Bier
Docti	Dukte	Tochter
Linno	Linnai	Flachs
Comatir	Kumas	Gevatter
Mergus	Merga	Mädchen
Deyn	Diena	Tag
Mutte	Motina	Mutter
Dann die Zahlwörter:		
Primas	Pirmas	Eins
Anters	Antras	Zwei
Tirts	Tretzas	Drei
Ketwirts	Ketwirtas	Vier
Penkts	Penktas	Fünf
Wuschts	Szestas	Sechs
Sepmas	Sekmas	Sieben
Aszmus	Aszmas	Acht
Nevvintas	Devvintas	Neun
Descympts	Deszimtas	Zehn

(Fortſetzung folgt.)

Expedition der Holländer gegen den König von Hanka an der Küſte von Guinea, im Jahre 1838.

(Nach der Beſchreibung des Capitän-Lieutenants Tengbergen, Commandanten der kön. niederl. Corvette Amphitrite. *)

Erſte Abtheilung.

Im Laufe des Monats Februar 1838 erhielt die niederländiſche Regierung Nachrichten aus St. George d'Elmina, dem Hauptorte der niederländiſchen Beſitzungen an der Küſte von Guinea, denen zufolge zu Buttery oder Boutry, bei dem Fort Batenſtein, in dem Hanka'ſchen Bezirke, Unruhen ſtattgefunden hatten, bei welchen der damalige Gouverneur der Colonie, Hr. Tonneboyer, und die meiſten europäiſchen Beamten ermordet waren.

Eine ſolche Beleidigung konnte die Regierung nicht ungeahndet laſſen, und alsbald wurden Maaßregeln genommen, um, ſogleich nach, dem die Schifffahrt wieder eröffnet ſeyn würde, eine Expedition zur Beſtrafung der aufrühreriſchen Neger nach Elmina abzuſchicken.

Zu dieſer Expedition wurden beſtimmt die königliche Corvette Amphitrite, unter Befehl des Capitän-Lieutenants (Commandeur) Tengbergen; das königliche Transportſchiff Merwede, unter dem Lieutenant Stort, welches eine ſchwerere Batterie als gewöhnlich erhielt, und nebſt einigen Officieren und neuen Beamten für die Colonie das Geſchütz und andern Kriegsbedarf und Lebensmittel an Bord nehmen ſoll, und die dem Hrn. Hoboken in Rotterdam gehörende Kauffahrteifregatte Rhoon en Pendrecht, mit welcher der Oberbefehlshaber der Expedition, Generalmajor Verveer, nebſt den europäiſchen Truppen hinübergeführt werden ſollte, welch letztere aus 11 Officieren und 200 Unterofficieren und Soldaten beſtanden. Außerdem befanden ſich an Bord des Rhoon en Pendrecht der Stabsarzt Schiller, der neuernannte Gouverneur der afrikaniſchen Beſitzungen, Obriſtlieutenant Bosch, die Adjutanten des Oberbefehlshabers und zwei für den Dienſt in der Colonie beſtimmte Officiere.

Den 25 April vereinigten ſich die vom Helder ausgelaufene Amphitrite und die zwei andern aus Helvoetſluis geſegelten Schiffe in der Nordſee, und von hier an möge der Capitän Tengbergen, welcher das Commando über das Geſchwader führte, ſelbſt erzählen.

So befanden wir uns alſo auf der Reiſe nach einem Lande, deſſen Bewohner uns ſeit vielen Jahren als Herren fürchten, aber zugleich auch lieben gelernt hatten. Denn ſogar in jenen traurigen Zeiten, wo kein Schiff, kein Boot unſere ſeit Jahrhunderten unbefleckte Flagge mehr führte; wo inwendiger Zwieſpalt und franzöſiſche Herrſchſucht unſern Namen und unſere Exiſtenz zu vernichten drohten; wo Holland nicht mehr Holland war, da wehten noch auf der afrikaniſchen Küſte die alten Farben, gleichſam ein günſtiges Wahrzeichen ihres dauernden Daſeyns. Und als im Jahre 1824 Sr. M. Fregatte Maria Reigersberg, auf welcher ich damals als zweiter Officier diente, vor St. George d'Elmina kam, um in einem Streite zwiſchen dem Gouverneur und dem Fürſten von Elmina eine Entſcheidung zu überbringen, gab einer der afrikaniſchen Häupter einen Beweis ihrer Ergebenheit, indem er ſagte: „daß der Himmel ihnen die holländiſche Flagge geſchickt hätte und ihre Farbe noch täglich in dem Regenbogen zeige, und daß, ſo lange dieſer noch dort oben erſcheine, ſie auch jener Flagge unveränderlich treu bleiben würden.“

Schon den erſten Tag bemerkten wir, daß der Merwede viel ſchlechter ſegelte als die beiden andern Schiffe, und den 25, nachdem wir den Canal paſſirt und bereits die engliſche Küſte aus dem Geſicht verloren hatten, ſchickte mir der General den Befehlshaber ſeines Schiffes, Hrn. Schaaß, mit dem Vorſchlage, jenes Transportſchiff die Reiſe nach Elmina allein fortſetzen zu laſſen, ohne ſich auf Teneriffa aufzuhalten, während wir beide, um für die Truppen Erfriſchungen und neue Lebensmittel einzuladen, einige Tage vor genannter Inſel bleiben würden. Obſchon es keineswegs feſt ſteht, daß der ſchlechteſte Segler immer die ſchlechteſte Reiſe macht, und obgleich wir andererſeits, früher an der Küſte ankommend, nichts gewinnen konnten, indem wir jedenfalls auf unſer Kriegsmaterial würden warten müſſen, welches ſich auf dem Merwede befand, vereinigte ich mich dennoch der Truppen wegen mit dem Vorſchlage des Generals, und gab, ſobald die See erlaubte eine Schaluppe mit den Depeſchen für die Colonie an den

*) Verhaal van den Reistogt en Expeditie naar de Nederlandsche bezittingen ter Westkust van Afrika. 's Gravenhage 1839.

Merwede zu senden, dem Lieutenant Stort die nöthigen Befehle, um seine Reise allein fortzusetzen. Die Amphitrite und der Rhoon en Pendrecht setzten sogleich alle Segel bei, und den 30 verloren wir unsern Gefährten hinter uns aus dem Gesichte.

Den 9 Mai erreichten wir die Insel Teneriffa, und ließen des Abends den Anker auf der Rhede von Santa Cruz fallen. Den folgenden Morgen begab ich mich mit dem General zu dem holländischen Consul, Hrn. Bernff, zu dem Gouverneur der Insel und den Commandanten der Marine. Ueberall wurden wir aufs beste empfangen, und fanden viel Bereitwilligkeit uns zu Erreichung unseres Zwecks behülflich zu seyn. Inzwischen war unser Plan hinsichtlich des Merwede verändert. Bei einer nähern Berathung mit dem General erkannten wir, wie räthlich es sey, einige Truppen mit den nöthigen Lebensmitteln an dem Fort Arim (westlich von Elmina) auszuschiffen, und da bei den herrschenden Südwestwinden und den östlichen Strömungen längs der Küste für jedes Schiff, insbesondere aber für den Merwede, die Reise von Elmina nach Arim sehr langwierig seyn mußte, und wir dadurch vielleicht noch mehr Zeit verlieren würden, als wenn wir den Merwede hier erwarteten und zusammen das erwähnte Fort besuchten, so beschlossen wir, den früher gegebenen Befehl zurückzunehmen, welches um so leichter geschehen konnte, da ich dem Lieutenant Stort befohlen hatte, bei Santa Cruz vorbeizusegeln und sich nach uns umzusehen. Den 15 Mai des Abends, und also vier Tage nach uns, erschien wirklich der Merwede, und ging auf erhaltenes Signal neben uns vor Anker.

Nachdem er über Nacht das nöthige Wasser eingenommen hatte, verließen wir den 14 gegen Abend die Rhede von Santa Cruz, und erreichten den 16 den Nordostpassatwind wieder, welcher uns bald unserer Bestimmung näher führte. Je mehr wir uns der afrikanischen Küste näherten, desto weniger wurde es zweifelhaft, in welcher Jahreszeit wir uns befanden. Kein Tag verging, der ganz trocken geblieben wäre, und unter Anderem fiel am Sonntag den 27 der Regen in solchen Strömen und so ununterbrochen, daß wir bloß während des Vormittags mehr als 6000 Kannen (Litres) Wasser auffingen, welches im Laufe dieser Woche mehrmals geschah. Dabei stieg der Thermometer fast täglich bis 85° und 86° Fahrenheit, und sank des Nachts nie unter 78°. Dadurch entstand in dem Schiff eine allgemeine Feuchtigkeit und Dumpfigkeit, deren nachtheilige Einwirkung ich durch wiederholtes Besprengen mit Chlorure zu verhüten suchte, während wir stets bemüht waren, zwischen den Schauern die durchnäßten Kleider trocknen zu lassen. Bis heute hatten wir auch das Glück, im Ganzen einer guten Gesundheit zu genießen.

Den 3 Junius verfolgten wir jeder für sich die Reise; der General mit dem Rhoon en Pendrecht und dem Merwede nach Arim, und ich mit der Amphitrite nach Elmina, wo ich den 7 Mittags den Anker fallen ließ. Den einstweiligen Commandeur, Hrn. van der Eb, ließ ich bitten an Bord zu mir zu kommen, wo ich ihm den Zweck unserer Ankunft mittheilte, und ihn bat, noch denselben Abend vier Canoes nach Sacconder zu schicken, um, wenn die Schiffe dort einliefen, bei dem Ausladen des Kriegsmaterials behülflich zu seyn.

Die Aussicht, welche man von der Rhede auf Elmina und die Umgegend hat, ist wahrlich schön zu nennen. Das Auge schweift längs einer ewig grünen Küste, die bewachsen ist bis dahin, wo die Meereswellen sich an ihr brechen. Dichte Wälder, fruchtbare Hügel, blühende Auen reihen sich an einander, während hie und da eine malerische Gruppe Kokospalmen die reichen Kronen gen Himmel erhebt. Fast in der Mitte dieses Gemäldes liegt auf dem Hügel St. Jago das Fort Koenraadsburg und an dem Fuß des Hügels das Castell St. George d'Elmina, welches vom Meere bespült wird.

Bevor wir jedoch unsere Erzählung fortsetzen, wollen wir einen Rückblick auf die Geschichte dieser Besitzungen werfen.

Im Jahre 1510 entdeckten die Portugiesen, damals eine sehr unternehmende und seefahrende Nation, die Küste von Guinea, und erbauten dort im Jahre 1482 das Castell St. George d'Elmina nebst einigen andern minder wichtigen Forts. Man muß den Fleiß, die Ausdauer und den Muth jenes Volkes in frühern Zeiten bewundern, wenn man diese starken Mauern erblickt, die Jahrhunderte gestanden haben, und dann erwägt, wie viele Hindernisse aus dem Wege zu räumen waren und wie viele Mühe es gekostet haben muß, um unter einem solchen Klima diese Werke zu Stande zu bringen. In dem achtzigjährigen Krieg, als Spanien den Gipfel der Macht und Größe erreicht hatte und auch Portugal zu seinem Gebiete rechnete, eroberten unsere Vorfahren nebst so vielen andern Besitzungen auch die an der Küste von Guinea, und bei dem westphälischen Frieden von 1648 begab sich der König von Spanien aller Ansprüche auf dieselben, welches von den Eingebornen bei ihren Unterwerfungsacten anerkannt und bestätigt ward. Die Goldküste kam unter die Administration der westindischen Compagnie, und verblieb darunter bis 1791, wo der Staat selbst die Colonie übernahm. Während der hundert dreiundvierzigjährigen Verwaltung der Compagnie waren die Vortheile, welche wir aus jenen Besitzungen erhoben, sehr vermindert, und die Ursache davon ist unschwer aufzufinden. Anfangs tauschten die Kaufleute für Kleinigkeiten werthvolle Artikel ein, und der Ueberfluß von Producten, der noch durch keine Ausfuhr vermindert war, machte den Gewinn sehr ansehnlich. Nicht lange währte es jedoch, so erhielten wir Nebenbuhler in den Engländern und Preußen; die Zufuhr aller Artikel, die von den Negern gesucht wurden, nahm zu, und eben dadurch sanken sie im Werth. Außerdem bestanden und bestehen auch noch die Handelsartikel nicht in Erzeugnissen des Bodens, sondern vorzüglich in Gold und Elfenbein, und der Vorrath hievon, einmal erschöpft, wurde nicht so schnell wieder ergänzt. Der Neger ersah bald, wie viel Werth die Fremdlinge auf das Gold legten, aber seine abergläubischen Begriffe verhindern, daß er oder der Europäer hier Bergwerke anlegt, wozu dieser doch des erstern bedürfen würde. Eben so ging es mit den Sklaven, die anfangs fast weggeschenkt wurden, aber zufolge der unglaublich starken Ausfuhr immer schwieriger zu bekommen waren, und daher viel theurer bezahlt werden mußten. Endlich floß ein nicht unbeträchtlicher Theil des Gewinnes in die Börse der Beamten, welches noch zunahm, nachdem im Jahre 1715 durch die Generalstaaten bestimmt wurde, daß die Beamten im Dienste der westindischen Compagnie gegen Bezahlung von gewissen Gebühren freien Handel treiben durften, wovon die natürliche Folge war, daß das Interesse der Compagnie dem eigenen Interesse aufgeopfert wurde, während die Beamten sich auf verschiedene Weise der Bezahlung jener Gebühren zu entziehen suchten. (Fortsetzung folgt.)

Merimée in Corsica. Dieser bekannte Alterthumsforscher befindet sich gegenwärtig in Ajaccio, um die dortigen historischen Denkmäler zu untersuchen. (Echo du Monde Savant vom 19 October.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 306.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

2 November 1839.

Die Kirchen Moskau's.

6. Pakroſöki Sabor.

(Die Kirche des Schutzes der Maria.)

Iwan IV, den die Ruſſen den „Grosnoi" (den Schrecklichen) nennen, war gewiß einer der originellſten Unholde, die je in Menſchengeſtalt dieſe Erde bewandelten. Im Terem, oben im höchſten Zimmer desſelben, das wie ein Adlersneſt in die Luft ragt, in welchem er ſeine Kindheit und Jugend verlebte, verſuchte er ſich nur am Quälen und Foltern der Thiere. Von allen den unglaublichen Thaten, die von dieſem Tyrannen erzählt werden, ſind nicht wenig charakteriſtiſch die beiden Stiche, durch welche er die Augenſterne des Baumeiſters der Pakrow'ſchen Kirche, die er zur Dankbarkeit gegen Gott für die Eroberung Kaſans bauen ließ, erlöſchen machte. Der Zar war mit dieſer Kirche ſehr zufrieden, lobte ſie außerordentlich, und war entzückt, als dieſe Perle und Krone aller Kirchen beendigt war. Er rannte wie begeiſtert im Gebäude herum, beſah Alles, und fand, daß der Baumeiſter ganz und gar ſeine Idee getroffen habe. Er ließ ihn daher kommen, hielt ihm eine warme Lobrede, umarmte ihn zum Danke, und ließ ihm dann die Augen ausſtechen, damit er nie etwas Aehnliches wieder bauen möge.

Gewiß wird man berechtigt ſeyn, von einem Gebäude, über welches ein Mann wie Iwan in Entzücken gerieth, und um deſſen Schönheit der Schöpfer desſelben beide Augen verlor, wenn nicht etwas Erhabenes, doch etwas Außerordentliches zu erwarten. Und in der That findet man ſich in dieſer Erwartung, wenn man durch das Woſkreſenskiſche Thor tritt, und, über den „rothen Platz" hinblickend, ſich der am anderen Ende liegenden Kirche immer mehr und mehr nähert, nicht getäuſcht, vielmehr mit jedem Schritt näher bei der Entwicklung immer neuer, bizarrer Bauformen von Staunen getroffen und überraſcht.

Der Boden, auf dem die Kirche gebaut, iſt völlig uneben. Sie ſitzt hart am Abhange, mit dem der „rothe Platz" *) zur Moskwa hin endigt. Auf die Spitze des Abhangs völlig dominirend hinaufzutreten, wagt ſie nicht, und kauert, wie ein altes Bettelweib, halb verſteckt daran herum, indem ſie das eine Bein heraufgezogen hat, und das andere herunterhängen läßt. Auf der einen Seite hat man ihr nämlich mit einer künſtlichen Terraſſe aufgeholfen, die einen ſchroffen Abhang nach dem gegenüberliegenden Bazar hin hat. Auf der andern Seite aber hat man dieß nicht gethan, und hier baumeln nun die Gemäuer am Abhange hinunter. Von einem ſo ganz widerſinnig arrangirten Boden hebt ſie ſich nun, indem ſie das herrliche Terrain etwas weiter aufwärts verachtet, mit ihren zwanzig Thürmen, Thürmchen, Kuppeln und Dächern, und mit dem ganzen bunten Gewirre ihrer Baulichkeiten empor, die einen der wunderlichſten Anblicke von der Welt geben. Aehnliches erſcheint, wenn die Wolken nach einem Gewitter am Himmel, in Trümmern zerſchlagen, ſich umher häufen, und alle ſieben Wolkenclaſſen von Goethe in Fetzen über einander liegen: ein Stück Schichtwolke, darauf ein Paar kleine und große Haufenwolken, eine große Windſtreifwolke von da in langem Schweife ausgehend, und das Ganze mit einer Menge Cirrhus und Schäfchen beſtreut. Der Statiſtiker Schnitzler führt uns, um einen Begriff von dem zu geben, was dieſe Kirche iſt, in eine Stalaktitenhöhle, und läßt uns ihre unregelmäßigen Gebilde betrachten. Wir könnten auch mit Humboldt irgend einen Vulcan beſteigen, und würden unter ſeinen zertrümmerten Gipfeln und Spitzen und in ſeinem zerriſſenen Krater vielleicht am beſten das Original finden, nach dem die Pakroſöki Sabor gebaut wurde. Der kochende Krater, in welchem dieß Original ſicherlich ſtand, iſt aber ſchon längſt untergegangen. Dieſer Krater war das Haupt Iwan des Schrecklichen, in welchem es ein kluger Baumeiſter entdeckte, und es in Stein und Holz aus ihm hervorlockte.

(Schluß folgt.)

*) Der rothe Platz iſt das „Forum Romanum" Moskau's.

Die Litthauer in Oſtpreußen.

Eigenthümlichkeiten der litthauiſchen Sprache.

Wir haben im vorigen Abſchnitte verſucht, Andeutungen über die Abſtammung der Sprache der preußiſchen Litthauer

von der des asiatischen Ostens zu geben, wofür wir auch noch als Bekräftigung anführen möchten, daß die litthauische Sprache als eine, dem Norden fremde, Mangel an Wörtern hat, die dem Norden angehörige Gegenstände bezeichnen, wogegen ihr die Namen für Erzeugnisse des Orients, z. B. Lutas, der Löwe, Resdzenka, der Affe, Werbludas, das Kamel, Zemczugas, der Edelstein, Kodylas, der Weihrauch, Szilkai, die Seide, Auksas, das Gold, nicht fehlen, und hiedurch auf die ersten Wohnsitze der Litthauer hingedeutet werden dürfte, an welchen sie diese Gegenstände kennen lernten. — Auffallend sind die häufigen Diminutiva und Verkleinerungssylben, deren Zahl so groß ist, daß keine andere Sprache hierin der litthauischen gleichkommt. Doch ist dabei das Eigenthümliche zu bemerken, daß diese Diminutiven eben nicht immer einen Verkleinerungssinn ausdrücken, sondern viel öfter den Ton holder Vertraulichkeit und jenes zarte, süße und einschmeichelnde Wesen, was namentlich den litthauischen Volksliedern oder Dainos den unnachahmlichen Reiz verleiht, dessen Herder und Le sing schon erwähnten, einen Reiz, der freilich in der Uebersetzung größtentheils verloren geht. — In der litthauischen Sprache stören diese Verkleinerungssylben nicht nur nicht den erhabenen Styl, sondern erhöhen noch die edle Würde des Liedes, so wie z. B. in einer litthauischen Uebersetzung des Kirchenliedes von Paul Gerhard: „O Haupt voll Blut und Wunden!" der Ausdruck: „Du edles Angesicht" durch „Weidélis" gegeben ist, obgleich nach unserer Sprachregel streng genommen dieß Weidélis eigentlich „Gesichtchen" heißt, also hier die Diminutivendung elis nicht den Begriff des Kleinen und Niedlichen, sondern des Ehrwürdigen, Erhabenen ausdrückt.

Die litthauische Sprache ist reich an einer Menge zartlicher Benennungen, in welchen nicht selten eine gewisse Feinheit liegt. So nennt die Frau ihren Mann: mano Pats, und wird dagegen von ihm mano Patti, d. h. mein Selbst, mein Ich! genannt. Der Bräutigam nennt das Heirathen: „westi" — „führen," — von der alten Sitte, die Braut zu entführen, oder, wie es jetzt noch Sitte ist, sie auf einem geputzten Wagen wegzufahren; dagegen heißt die Braut das Heirathen „tekeki," zufließen, hinströmen, — also gleichsam, wie zwei zusammenströmende Flüsse, mit ihrem Mann eins werden. — Gegenstände und Begriffe, die in andern Sprachen nur unvollkommen bezeichnet werden, nennt der Litthauer weit bestimmter, indem er z. B. das Wort: Muhme oder Tante, sehr deutlich mit Awynene, wenn sie die Schwester der Mutter, — mit Pena, wenn sie die Schwester des Vaters ist, bezeichnet. Auch liebt er spottende Benennungen gewisser Personen, indem er sich — so sehr er auch sonst seinen Geistlichen ehrt — doch nicht enthalten kann, wenn dieser ein schlechter Prediger ist, ihn z. B. Nieka Ballys, d. h. ein Fabelerzähler, zu nennen. So heißt bei ihm der erste Gatte einer Frau: Wyras, Mann; der zweite Uzkurrys, der Wiederanfacher, der das Feuer noch einmal anbläst; der dritte Uztuppys, der Wiederbesitznehmende; der vierte aber Bobkallys, der an ein altes Weib Geschmiedete, von Boba, das alte Weib, und Kalti, schmieden.

Aehnliche erläuternde Umschreibungen, wie die eben angeführten der verschiedenen Männer einer Wittwe, kommen häufig bei den Litthauern vor. So hat er unter andern für die Monate eigenthümliche Bezeichnungen, und nennt demnach den Januar „Wasaris," von Aszaras, die Thräne, weil in diesem Monat der Frost Thränen auspreßt; den Februar „Kowinnis," eine Benennung, deren Abstammung mir unverständlich ist; den März „Karwelinnis," von Karwelis, die Taube, weil in diesem Monat die Tauben anfangen Eier zu legen; den April „Geguzinnis," von Geguze, Kukuk, der Monat, wo dieser Vogel sich zuerst hören läßt; den Mai „Semenis," von seti, säen; den Junius „Birzelis," von Berzas, die Birke, die in diesem Monate in den Saft tritt; den Julius „Lepas Menu," (Lindenmonat), von Lepa, die Linde, die jetzt blüht; den August „Piutis," von piauti mähen; den September „Ruggus Menu," von Ruggus, das Korn, das dann gesäet wird; den October Witsgawys," von wiss, Alles, und gauti, bekommen, weil man in diesem Monat alles Getreide in die Scheunen bekommt, auch heißt er wohl „Lap kristis," von Lapa, Blatt und kristi, abfallen; den November „Groclis," von groclys, Schmutz, Pfütze, und den December „Sausis," von Sausas, trocken. — So heißt bei ihnen auch Königsberg, die alte preußische Hauptstadt, welchen Titel sie auch noch bis zur Stunde führt „Karalautzia," die Königliche, ohne daß weiter das Wort „Stadt" hinzu gefügt wird.

Auffallend ist es auch, daß die litthauische Sprache für einen Grundbegriff vielfältige, näher bezeichnende Worte hat, wie dieß selten bei andern Sprachen der Fall ist. Ich führe z. B. das Wort: „schlachten" an, wofür der Litthauer den allgemeinen Ausdruck „mesinéti," setzt, für das Schlachten eines jeden Thiers sich aber auch eines andern Zeitworts bedient, so für: den Ochsen schlachten: pamuhzti, das Schwein schlachten: skersti, das Schaf schlachten: papjauti u. s. w. Ferner die Benennungen der Hausthiere nach den verschiedenen Farbenabstufungen, z. B. bei dem Ochsen, wo der rothe: Zalis, der buntköpfige: Kerwis, der mit einer Blasse: Laukis, der schwarzköpfige: Dwilis, der am Leibe buntgefleckte: Margis ꝛc. heißt.

Interessant ist es für mich immer gewesen, einen alten, der Wohlredenheit befliſſenen Litthauer — wie es deren in jedem Dorfe denn doch einen oder ein Paar gibt — einen Vortrag halten zu hören, theils der gesangähnlich klingenden Sprache, theils der zierlichen Wendungen in der Form der Sprache, und der treffenden Sprüche und Sprüchwörter wegen, mit denen der Redner seine Rede häufig auszuschmücken pflegt. Daß die litthauische Sprache, besonders durch die Menge der gedehnten Vocale und durch die den Litthauern gewöhnliche langsame Art des Sprechens, gesangartig klingt, dürfte der Leser in den folgenden Blättern, wo ich bei Gelegenheit der litthauischen Volkslieder eines derselben im Texte beigesetzt, gewahr werden. Dazu gebraucht der Litthauer selten das „und," sondern bedient sich vielfältig der Participien, wodurch die Sprache an Gewandheit gewinnt, so z. B. Raszidams kalbejo, schreibend sprach er, — Piktaudams imuze, indem er zornig war, schlug er, — Waikezodams pulo, gehend fiel er. — Denselben Effect macht es auch, daß er selten eine Frage mit „ja"

oder „nein“ beantwortet, sondern statt dessen die Frage im Bejahungstone wiederholt, dabei auch gewöhnlich statt „ich,“ das voller und bedeutsamer klingende „wir“ gebraucht, wie z. B. „Hast du es gehört?“ — „mes girdejome;“ „wir haben es gehört.“ — Was den Gebrauch der Sprüche und Sprüchwörter betrifft, so mögen folgende hier als Beispiel angeführt werden:

Diewas dawe giedra, Diewas dus ir lietaus: Gott hat schön Wetter gegeben, Gott wird auch Regen geben.

Pules i klana, sausas nekelsi: Fällst du in den Schmutz, stehst du trocken nicht auf, d. h. hast du Böses gethan, hast du auch Strafe zu erwarten.

Ne su wiena kertieze medi nukerti: Ein Baum fällt nicht auf einen Hieb.

Kur szu laka, ozia ir loi: Wo der Hund erzogen ist, bellt er auch, d. h. weissen Brod ich esse, dessen Lied ich singe.

Minnetinus zodzius ne kalbek: Sprich nicht Worte, die dir schaden können.

Das toli braszka: Es tönt noch von ferne, d. h. die Sache steht noch im weiten Felde.

Ant akiu szurejes swei katos passi klausin ek: Sieh ihm in die Augen, und frag nach seiner Gesundheit, d. h. aus dem Gesicht kann man den Menschen erkennen.

Uzkliuwusis kelma kerta: Wer fahrend an einem Baumstumpfen hangen bleibt, haue ihn um, d. h. wer ein Unglück hat, mühe sich, es los zu werden.

Kur Dangius, tenai paszale pekla: Wo Freud' ist, ist auch Leid.

Der Litthauer besitzt viel natürlichen Verstand, und liebt deßhalb auch Räthsel (Miila), die nicht selten in den Dainos oder Volksliedern — wie ich später darauf zurückkomme — eine Hauptrolle spielen. Einige, ihnen eigenthümliche, sind mir erinnerlich, so z. B. folgende:

Pacz estna Dirwa, diwna sekla: Der Acker ist ehrenwerth, die Saat bewunderungswerth; bedeutet: das Papier mit der Schrift darauf.

Maza moterele draug drapana lutur: Ein kleines Mütterchen hat viel Kleidchen, — soll heißen: die Gans mit ihren Federn.

Maza moterele wissa swieta abieng: Ein kleines Mütterchen bekleidet alle Menschen; d. i. die Nähnadel.

Mazas Podelis skanna tirele: Ein kleines Törfchen hat ein wohlschmeckendes Muß, d. h. die Nuß mit dem Kerne.

Ein Bauer, den ich an einem Sonntage fragte, wo er gewesen, antwortete mir ganz ernsthaft, und ohne daß in der Antwort ein Spott zu erkennen: „Da, wo der schwarze Rabe geschrien hat,“ was in der Kirche bedeuten sollte, wo der schwarzgekleidete Geistliche gepredigt hatte.

Es ist noch zu bemerken, daß es einzelne, wiewohl wenig von einander unterschiedene Dialekte der bei Memel, Tilsit, Ragnit und Insterburg wohnenden Litthauer gibt. Auch das längere Zusammenleben der Litthauer mit den Deutschen und den andern Eingewanderten, den Franzosen, Salzburgern, Nassauern, Pfälzern u. s. w. bewirkt, daß beide Theile gegenseitig Worte aus ihrer Sprache angenommen haben und sich derselben bedienen; so sagt der Litthauer für „schön,“ häufig szaunas (sprich schaunos), statt des richtigen graszus, eben so für „ich brauche,“ statt wartoju, das dem Deutschen nachgebildete brukoju. Seit die erwähnten eingewanderten französischen Familien gänzlich mit den andern hier wohnenden Volksstämmen sich vermischt haben, hört man nur wenige französische Brocken mehr. Ich kannte einen Bauern, der einzige französischer Abkunft in einem acht litthauischen Dorfe, dessen Name „Saint Paul“ aber in den schriftlichen Registern schon zu „Sengphol“ verdeutscht war, der, obgleich sein Urgroßvater nur noch in Frankreich geboren war, doch noch immer französische Worte in seinen litthauischen Vortrag mengte, und „mon“ Tenos (mein Vater), und „Ordre duti“ (Befehl geben) sprach, so daß das erste Wort ein französisches, das zweite ein litthauisches war, wobei sich dann auch noch manchmal als drittes ein deutsches einschlich, und eine babylonische Sprachverwirrung an den Tag kam. Vielleicht das einzige französische Wort, das sich noch in der litthauischen Schriftsprache erhalten hat, ist „urdelis“ (Befehl), das seine französische Abstammung von „ordre“ deutlich bekundet. Andererseits haben die dortigen Deutschen auch viel litthauische Wörter aufgenommen, deren sie sich im gewöhnlichen Leben bedienen, so z. B. „er kalbeckt,“ d. h. er spricht, litth. kalbejo, — das litthauische Wort Mergele für Mädchen u. s. w. — Das reinste Litthauische dürfte wohl das seyn, das bei Tilsit, Ruß, Memel und an den Ufern des kurischen Haffs gesprochen wird, wo die Litthauer noch heutigen Tages größtentheils unvermischt wohnen. — Bei den Städten Insterburg und Gumbinnen, wo die deutschen Einwanderer am stärksten angesiedelt wurden, haben sich diese schon bedeutend mit den Litthauern durch Heurathen vermischt, und zwar geschah dieß in der zweiten Generation der Eingewanderten, wogegen die erste Generation derselben, nach den Jahren 1709 und 1710, eine große Abneigung gegen die Litthauer bewies und jede Verschmelzung mit ihnen vermied. — Die einzigen unter den fremden Colonisten, die bis zur Stunde eine kastenartige Familienabschließung bewahren, sind die Salzburger, von denen sich wohl höchst selten eine Familie mit einer nicht-salzburgischen verschwägert.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition der Holländer gegen den König von Hanka an der Küste von Guinea, im Jahre 1838.

Erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Als im Jahre 1791 bei der Auflösung der Compagnie diese Besitzungen unter die Verwaltung der Staatsbehörden kamen, wurde dieses nicht besser, und mit der Abschaffung des Sklavenhandels ging der größte Vortheil verloren. Das Handelsinteresse war nun freilich sehr gering geworden, und die Kosten überstiegen wahrscheinlich bei weitem den Nutzen, der noch aus dem hier getriebenen Tauschhandel gezogen wurde. Aber seit wir aus dieser Colonie und namentlich aus dem benachbarten und mit uns befreundeten Reich Ashantee eine große

Anzahl eingeborner Soldaten für unsere ostindischen Besitzungen anwerben, wo die immerwährenden Scharmützel stets neue Zufuhr von Mannschaft erheischen, wo die Neger das Klima besser aushalten und im Transport und Unterhalt viel wohlfeiler zu stehen kommen als europäische Truppen, ist der Besitz dieser Colonie sowohl in commercieller als in politischer Hinsicht höchst wichtig für uns geworden. Auch hat keineswegs aller Handel hier aufgehört, und obgleich er sich größtentheils in den Händen der Engländer befindet, dürfen wir uns doch mit einiger Veränderung hierin schmeicheln, indem zwei angesehene Häuser, die der HH. Hoboken in Rotterdam und de Vries in Amsterdam, gegenwärtig Agenturen auf der Küste haben. Der Handel besteht hauptsächlich in Palmöl und ein wenig Elfenbein, wogegen unserseits Tabak, Rum, Manufacturen und einige andere Artikel in Tausch gegeben werden. Für jetzt möge zwar die Ausfuhr gering seyn, sobald der Neger aber fühlt, daß seine Bedürfnisse zunehmen, wird auch dieser Tauschhandel lebendiger werden.

Unsere Macht an dieser Küste war zu allen Zeiten ziemlich gut befestigt, und wenn die Geschichte einzelne von Negern an Weißen verübte Mordthaten vermeldet, so würde man bei genauer und unparteiischer Nachforschung die Schuld dieser Vorgänge leider fast immer mehr auf Seite der Letztern als der Schwarzen finden. Beinahe nie, als wenn die Unterdrückung aufs Höchste gestiegen, wenn Willkür und Gewalt der höhern oder niedern Beamten unerträglich geworden war, haben sie ihre Zuflucht zu diesem äußersten Mittel genommen, und selbst jene Ausbrüche von Rachsucht könnten einen Beweis liefern, wie sehr sie uns fürchten oder uns ergeben sind; denn es ist kein Beispiel bekannt, daß sie, wenn auch mehrere Weiße in ihrer Gewalt waren, außer dem, welcher ihre Wuth erregt hatte, einen derselben beleidigt oder mißhandelt hätten. Glücklicherweise haben diese traurigen Scenen nur höchst selten stattgefunden, und — was unserer Macht zum Vortheil und unserer Verwaltung jener Colonien zur Ehre gereicht — unser Betragen war dort im Allgemeinen so, daß sogar die Engländer bezeugten, daß wir hier mit mehr Ehrfurcht und Auszeichnung betrachtet würden, als irgend eine andere europäische Macht. Diese Besitzungen, nachdem sie einmal unser Eigenthum geworden, haben uns wenig Truppen gekostet; kleine Händel mit den Negern wurden durch Ueberredung, Geldstrafen von ihrer oder Geschenke von unserer Seite abgethan, und wo Gewalt nöthig geachtet wurde, fanden wir gewöhnlich in dem einen Neger einen bereitwilligen Kämpfer gegen den andern. Oberflächlich möge dieses befremden, aber es wird sehr erklärlich, wenn man mit den politischen Verhältnissen auf dieser Küste etwas genauer bekannt ist. Die Vereinigung verschiedener Kroms oder Negerdörfer bildet einen kleinen Staat, welcher ein Oberhaupt oder König erkennt, dessen Macht über seine Unterthanen größer oder geringer ist, nach Maaßgabe seines Reichthums und der Anzahl seiner Sklaven. So findet man die kleinen Königreiche Arim, Ahanta oder Hanta, Ghama, Elmina, Assam und Acera, welche alle unsere Oberherrschaft anerkennen, und in welchen wir unsere Forts besitzen. Jeder dieser verschiedenen Staaten ist eifersüchtig auf den Wohlstand und den Reichthum seines Nachbars, welchen zu bekämpfen er fast immer bereit ist, wenn er in den Weißen eine mächtige Stütze findet. Eigentliche Aufstände mit dem Zweck, sich unserer Macht zu entziehen, haben, so viel ich weiß nie stattgefunden; der Neger, von Natur getreu, seinen Vortheil in der Verbindung mit uns findend, und in allen seinen Handlungen stillschweigend unsere Ueberlegenheit erkennend, fühlt sich frei genug, um nicht nach größerer Unabhängigkeit zu streben oder sich andere Herren zu wünschen, und wir glauben, daß sie uns gegen einen auswärtigen Feind getreulich unterstützen würden. Der Verlust von einigen unserer Besitzungen im englischen Kriege von 1781 beweist hiegegen nichts; viele Commandanten haben sich damals höchst schändlich und niederträchtig betragen, und sind dem Feind ohne einigen Widerstand gewichen; da, wo Gegenwehr geleistet wurde, wie z. B. zu Grevecoeur im Reich Acera durch den tapfern Ruchard, haben die Neger unter ihrem Oberhaupt Otto die besten Dienste geleistet. Und als längerer Widerstand fruchtlos geworden und das Pulver bis auf 40 Pfund verschossen war, zogen sie vor mit der Besatzung landeinwärts zu ziehen, als eine andere Flagge zu erkennen. Die Engländer schleiften das Dorf bis auf den Grund, und sprengten das Fort ein Jahr später in die Luft. Der dänische Gouverneur von Christiansburg gedachte aus diesem Kriege Vortheil zu ziehen, machte dem Negerkönig Otto die schönsten Verheißungen, und theilte unter seinem Stamm Geschenke aus, um ihn zu bewegen, daß er die dänische Flagge annehmen und sich unter Christiansburg ansiedeln sollte; allein vergebens. Nicht bevor die Weißen einen Frieden geschlossen haben, sagte er, der mich überzeugen wird, ob die Holländer zurückkehren oder nicht, kann ich einer andern Macht huldigen. Und als im Jahre 1785 die Engländer unsere Besitzungen zurückgaben, kamen die Neger, mit dem getreuen Otto an der Spitze, zurück, um ihre verwüsteten Häuser wieder aufzubauen. Auch die Elminaer gaben in demselben Kriege den Beweis ihrer Treue bei der Attaque der Engländer gegen St. Jago im Jahre 1782, wo diese ihr ganzes Kriegsmaterial einbüßten, und nur einen geringen Theil der gelandeten Truppen, der der allgemeinen Niederlage glücklich entkommen war, an Bord ihrer Schiffe zurückkehren sahen.

Wollen wir jedoch unsere Macht in diesem Land ungeschwächt erhalten, so müssen wir einerseits bisweilen kleine Geschenke geben, jede Verletzung der Sitten und Gebräuche der Eingebornen sorgfältig vermeiden und uns in ihre Vorurtheile fügen; andrerseits aber sind wir genöthigt, die geringste Beleidigung zu rächen; sie ungestraft hingehen zu lassen, würde uns aller Achtung verlustig machen; der Neger kann keinen ihm zugefügten Schimpf vergessen, er würde solches Schwachheit nennen; hielte er uns für schwach, dann würde Trotz an die Stelle der Unterwürfigkeit treten, und statt demüthiger Bitten würden wir gebieterische Forderungen von ihnen gewärtigen müssen. So forderte auch jetzt der Tod des Gouverneurs Tonneboeyer und das demselben vorausgegangene aufrührerische Betragen der Hanta-Neger, im Interesse des Staates, ja im europäischen Interesse überhaupt, von unserer Seite die strengste Wiedervergeltung. Den Mord, an Weißen verübt, ungestraft zu lassen, hieße das Zeichen geben zur Vertilgung der übrigen. Der Commandeur Tonneboeyer suchte unsere Autorität durch Neger zu behaupten, und — ward geschlagen. Was blieb uns jetzt übrig? Aufs neue die Entscheidung dem Kriegsloos anheim zu stellen? Aufs neue Neger gegen Neger in den Streit zu führen, und die sehr wenigen noch übrig gebliebenen weißen Beamten und mit ihnen die Erhaltung unserer Niederlassungen aufs Spiel zu setzen? Nein, es bedurfte hier einer Demonstration, welche den getreuen Negern Ehrfurcht einflößte und ihren Enthusiasmus erregte, den ungehorsamen Furcht einjagte und dem Uebel mit einem Schlag abhülfe.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

lein erfundene Dainos oder Oden auf allerhand Gelegenheit;" zum Beweise fügte er drei, wenn auch unbeholfene Uebersetzungen von litthauischen Volksliedern bei. Lessing, dem diese in die Hände fielen, ward davon so angenehm überrascht, daß er in seinen literarischen Briefen sagt: „Es ist nicht lange, als ich in Rhesa litthauischem Wörterbuche blätterte und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über diese Sprache eine bieher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte. Einige litthauische Dainos oder Liederchen nämlich, wie sie die gemeinen Mägdlein daselbst singen. Welch ein naiver Witz! welche reizende Einfalt! Man kann hieraus lernen, daß unter jedem Himmelsstrich Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind."— Gleichen Antheil wie Lessing nahm Herder an diesen Volksliedern und theilte mehrere in der Uebersetzung in seinen „Volksliedern verschiedener Nationen" mit. Nachher verging eine geraume Zeit, während dessen sich Niemand um diese Dainos bekümmerte, bis sich später Rhesa mit Eifer der Bekanntmachung derselben annahm, eine tüchtige Arbeit, die leider! aber auch wohl nur einen beschränkten Leserkreis gefunden, und wenig über die Gränze Ostpreußens, wo Rhesa lebt, gedrungen seyn mag.

Eine anmuthige Naivität und gesunder Witz, gepaart mit einer Zartheit der Empfindung, die man sonst wohl bei den niederen Classen eines Volks vermißt, herrschen in den meisten Dainos vor, unter denen auch nicht ein Lied zu finden wäre, in welchem die Gränzen der Sittlichkeit und Schamhaftigkeit verletzt sind. Ein Beweis für die reine Denkweise der Nation, aus der diese Lieder hervorgingen. Eben so, wie in dem Inhalt, zeigt sich auch in dem Ausdrucke der litthauischen Dainos Anmuth und Reinheit, die durch kein unzartes Bild verwischt wird, ein ferneres Zeugniß, wie der dem Volke angeborne Sinn für das Schöne mit Gefühl für Sittlichkeit verbunden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kirchen Moskau's.

6. Pakrofski Sabor.

(Schluß.)

Von allen den Thürmen und Kuppeln der Kirche ist ein jedes von anderer Größe, von anderen Proportionen, anders frisirt und anders ausgepauscht und zugespitzt. Das Ganze ist weit entfernt davon, ein Ganzes zu bilden, und ein Hauptraum erscheint in diesem ganzen architektonischen Gewirre nirgend. Vielmehr buckt in jedem dieser hohlen Zähne eine eigene, gesonderte Kirche, und in jedem dieser Auswüchse findet man eine eigene Capelle, als wären es lauter geweihte, zu Gotteshäuschen ausgebaute Schornsteine. Einer von diesen Thürmen ragt vor allen aus dem Getummel hervor, doch ist er keineswegs in der Mitte des Ganzen; denn eigentlich läßt sich bei einem so unregelmäßigen Dinge gar nicht von Mitte und Seite, Anfang und Ende sprechen; es ist Alles hier und dort, und da und hier. — Wollen wir indeß bei jenem Hauptthurme zunächst stehen bleiben, so ist er eigentlich kein Thurm, sondern eine Kirche, und zwar die Hauptkirche des ganzen Capellenknäuels. Dieser Thurm heißt eigentlich allein „die Kirche des Schutzes der heiligen Maria," und sowohl nach ihr, als auch nach der zur Seite befindlichen Kirche des heiligen Basilius wird das Ganze entweder „Kirche des Schutzes" oder „Basiliuskirche" genannt, aber auch wohl „Kirche der heiligen Dreieinigkeit am Ufer," oder endlich „Jerusalemer Kirche." Jener etwa 150′ hohe Thurm ist inwendig ganz hohl, ohne irgend eine Abtheilung, und der Kirchenraum steigt von unten auf, und verjüngt sich immer mehr bis in die äußerste Spitze des Thurmes, aus dessen kleiner Kuppel das Portrait der schützenden Mutter Maria aus großer Entfernung, wie aus dem Himmel selber, herabblickt. Doch sitzt dieser Thurm oder diese Kirche schon wieder anderen unter ihr befindlichen auf dem Nacken, die, wie die Gänge einer Mine, unter ihr ausgehöhlt sind, und eben so sprossen ihm zur Seite eine Menge anderer Capellen hervor: die Capelle „des Palmensonntags" (Werbnoje Wosshressenie), die „des Johannes Milostiwoi," die Capelle „der drei Patriarchen," die „des Alexanders Swirskoi," die „Troizkaja Zerkwa," und wie sie alle heißen. Jede hat ihren Tag oder ihre paar Tage im Jahre, wo Gottesdienst in ihr gehalten wird; in der übrigen Zeit des Jahres sind sie verschlossen. Die meisten sind so gefüllt mit heiligen Gegenständen der Anbetung und mit geweihtem Kirchengeräthe, daß kaum Platz bleibt für die frommen Beter. Die meisten dieser Capellen sind mit einer Art von Kuppel gekrönt, die ihnen ganz so wie ein Turban aufsitzt, so daß es aussieht, als wenn es lauter hohle Türkenköpfe wären, denen Iwan ihr mohammedanisches Gehirn hinausgeworfen hätte, um dieß christliche Geräth an seine Stelle zu setzen. Die meisten dieser Kuppeln spreizen sich breit und dickköpfig über den Hals ihres Thurmes hervor, und jedes steinerne Tuch jedes Turbans ist auf eine andere Weise zusammengelegt. Einige Kuppeln sind facettirt, andere nicht; die facettirten sind es indeß nicht auf gleiche Weise. Die Steine der einen treten in dreiseitigen, die der andern in vierseitigen Facetten hervor. Die nicht facettirten sind zum Theil schlicht, zum Theil gereift oder cannelirt. Die gereiften sind es auf verschiedene Weise: einige sind so gereift, daß die Furchen sich von der Spitze nach unten herabsenken, andere Furchen oder Reifen winden sich in Spirallinien um die Kuppeln herum. Dabei hat noch, um das Kaleidoskopbild recht vollständig zu machen, jeder Reifen und jede Facette eine andere Farbe. Die nicht facettirten und nicht gereiften sind entweder geschuppt, oder nicht geschuppt. Die geschuppten, d. h. mit kleinen aus Thon geformten, glasirten, bunt gefärbten Ziegelsteinen bedeckten, sind, wenn man genau zusieht, wiederum anders geschuppt, einige mit oval zugerundeten, andere mit wie Blatter ausgeschnittenen und gezackten Schuppen. Die meisten der bekuppelten Thürmchen haben einen runden Rumpf, doch nicht alle; es gibt auch achteckige und sechseckige. Kurz, wenn man von einer der oberen Galerien in all' dieses Zacken und Spitzengewirre hineinblickt, glaubt man, auf ein mit halb und ganz entwickelten Riesen-Fackeldisteln bewachsenes Feld

zu ſchauen, etwa ſolchen, die antediluvianiſchem Samen entkeimten, und denen man dann nachher das Haupt der Meduſa vorhielt, vor deſſen Anblick ſie zu Stein wurden.

Zu den unteren Kirchen ſind die Eingänge Parterre. Zwiſchen dieſen Eingängen gehen noch einige Niſchen in das Gemäuer hinein, in welchen ſeit alten Zeiten Wachskerzenhändler mit ihrer vergoldeten Waare niſten, und ihren bunten Kerzenkram entwickeln. Auf der einen Ecke geht ein breiter, bedeckter Treppengang aufwärts, zu den oberen Kirchen führend, die außer mit vielen todten Bildern auch noch mit den auf ſolchen Kirchentreppen gewöhnlich Lebenden Tag und Nacht beſetzt und geſchmückt iſt, mit armen, hungrigen, ihrer Speiſung von den Frommen harrenden Bettlern. Dieſe Treppe führt zunächſt auf eine Galerie oder Vorplatz, der ſich ſogleich rechts und links zu mehreren Gängen verzweigt, und ſeine labyrinthiſchen Windungen beginnt, um den Wanderer zu allen Thüren der Dachkirchen zu führen. Dieſe Gänge ſind zum Theil ſo eng und gewunden, daß es mannichfaltige Verrenkungen koſtet, um ſich zwiſchen ihnen hinzuarbeiten. Zuweilen aber werden ſie ſehr bequem, und erweitern ſich ſogar hie und da zu geräumigen Terraſſen. Es geht auf ihnen Treppe auf und Treppe ab. Wo ſie auswärts herumführen, ſind ſie natürlich bedacht, und ihre Dächer werden von kleinen Säulchen getragen, von unterſchiedlicher Größe und Form. In ihnen hauſen ganze Schaaren halbwilder Tauben, die hier ihre Neſter bauen, und beſtändig ein- und ausfliegen.

Krönt man nun noch alle die genannten und nicht genannten Spitzen mit goldenen Halbmonden und ſehr bunt ausgeſchnitzten Kreuzen, die mit vergoldeten Ketten zierlich umkränzt ſind, — denkt man ſich ferner, mit wie vielen Muſtern alle Wände und Gänge bemalt ſind, wie aus den angemalten Blumentöpfen gigantiſche Blumen, Diſteln oder Bäume hervorwachſen, die ſich, in Rankengewächſe verwandelt, weiterſchlängeln, und endlich in bloße Arabesken, Linien und Schnörkel übergehen, — denkt man ſich ferner alle die jetzt etwas matten Farben, Roth, Blau, Grün, Gold, Silber, recht lebhaft und friſch, ſo kann man ſich einigermaßen vorſtellen, wie dieß Gebäude den barbariſchen Augen eines ſo originellen Tyrannen, wie Iwan der Schreckliche war, ſo äußerſt wohlgefallen konnte. „Ich weiß freilich nicht, ob es nach eurer Meinung ſchön iſt; aber wir finden es ſehr ſchön. Es iſt ſo prächtig, reich und kühn, es iſt ſo einzig ausgezeichnet, ſo mannichfaltig und geſchmückt," ſagte mir der ruſſiſche Pope, der mich darin herumführte, und ergoß ſich dann in eine Lobrede über die Kirche und den Baumeiſter, wie ſie Iwan IV gehalten haben mochte, bevor er dieſem die Augen ausſtechen ließ.

Expedition der Holländer gegen den König von Hanta an der Küſte von Guinea, im Jahre 1838.

Erſte Abtheilung.

(Fortſetzung.)

Am Tage nach unſerer Ankunft auf der Rhede begab ich mich ſchon früh, von einem Theile meines Stabes begleitet, aufs Caſtell, wo alle Beamten in dem großen Saale zuſammenkamen. Der König von Elmina ward mit ſeinen Großen in das Fort gerufen, und befand ſich um 11 Uhr in dem zu Verſammlungen beſtimmten Gemach (hier Palabber-Saal genannt, von dem portugieſiſchen Wort Palavre). Wir begaben uns gleichfalls dahin. An der unterſten Stelle des Tiſches ſaß der Negerkönig, einfach wie ſeine Umgebung, und ohne ein anderes Zeichen ſeiner Würde, als einen blauen ſeidenen Hut, welcher ihm von einem Sklaven über dem Kopf gehalten wurde. Nicht weit von ihm ſaß der Prieſter zwiſchen zwei Räthen des Königs; hinter dieſen noch einige Große oder Caboceër, jeder von einem paar Sklaven begleitet. Wir ſetzten uns an der oberſten Stelle des Tiſches, und indem ich den Hrn. Barends erſuchte, mein Dolmetſcher zu ſeyn, eröffnete ich hauptſächlich Folgendes: Der General Verveer, welchen ſie alle kannten, und der den Oberbefehl über eine Expedition führe, ſey an der obern Küſte beſchäftigt mit dem Ausſchiffen eines Theiles ſeiner Macht, um Alles zu einem Feldzuge gegen die Hantas vorzubereiten; in wenigen Tagen würde er, ſo wie früher, als Freund der Elminaer hieher kommen, und ihnen Beweiſe von der Fürſorge und Zufriedenheit unſeres Königs mitbringen; ich ſelbſt habe früher dieſe Küſte beſucht, den guten Geiſt der Elminaer kennen lernen, und verlaſſe mich auch jetzt darauf; hingegen hätten wir mit dem größten Unwillen die Untreue der Hantas vernommen, und würden dieſe zu ſtrafen wiſſen; — wir brauchten von ihnen nichts, indem wir mit allem Nöthigen hinreichend verſehen wären, aber der Augenblick wäre nicht mehr fern, wo die Elminaer Gelegenheit haben würden, ihre angeerbte Treue zu bethätigen, und ſie würden dabei für ſich ſelbſt und ihr Wohlergehen am meiſten gewinnen.

Bei der Ueberſetzung einer jeden Periode meiner Rede ließen ſie ein billigendes Gemurmel hören. Manchmal ſchien es, als ob ſie mich begriffen, bevor noch meine Worte verdolmetſcht waren. Als ich geendet hatte, erhob ſich der König, der bis jetzt ein würdevolles Schweigen beobachtet hatte, und ſagte, mit jenen feurigen Gebärden, die faſt ohne Worte verſtändlich ſind: ſie wären immer dieſelben; ſo lange jene Flagge dort oben wehte, würden ſie Elminaer bleiben, und müßte die Flagge untergehen, dann würde auch Elmina mit untergehen. — Dieſe Geſinnungen, antwortete ich, wären dieſelben, welche ſie früher geäußert hätten, und wir würden uns auch fernerhin völlig auf ſie verlaſſen.

Da ich für den Augenblick keinen andern Zweck hatte, als ihre Geſinnungen zu kennen, und ihnen die baldige Ankunft des Generals anzukündigen, erklärte ich die Verſammlung für beendet; ſie entfernten ſich jedoch nicht, bevor ſie auf ihre Bitte eine Bouteille Genever erhalten und auf meine Geſundheit ausgeleert hatten. Ein jeder ergriff nach ſeinem Range den Becher, machte eine freundliche Verbeugung und trank ihn aus. Der Prieſter ſchüttete erſt einige Tropfen aus dem Glaſe, trank darauf einen Zug und goß den Reſt über ſein Haupt; dadurch wurde der Trunk geheiligt.

Nach dem Ablaufe dieſer Verſammlung ſchritt ich zu der Inſpection der Locale. In den Gefängnen ſtanden Pritſchen, die ich ſogleich wegnehmen, und eine Vorrichtung machen ließ, um Hängematten aufhängen zu können. Zwei andere Säle ließ ich auf gleiche Weiſe einrichten. Im Ganzen fand ich Alles in ziemlich gutem Zuſtande; die Magazine und die meiſten Gemächer waren luftig und trocken, und die Kanonen auf den Batterien kamen mir, ein Paar ausgenommen, noch ſehr brauchbar vor. Da ich nur einen Backofen in dem Fort fand, gab ich den Befehl, ſogleich zehn andere zu errichten, und ſchickte eine Abthei-

lang Neger in den Wald, um Brennholz herbeizuholen. Nachmittags ſtattete ich einige Beſuche ab, auch in der Abſicht, über die frühern Vorfälle und den jetzigen Zuſtand etwas Näheres zu vernehmen. Im Allgemeinen geſtand man ein, daß unſere Streitigkeit mit den Hantas hauptſächlich einer Unbeſonnenheit zugeſchrieben werden mußte.

Der König von Waſſa nämlich hatte einen Zwiſt mit einigen Cabeceërn, Bundesgenoſſen von Bonſoe, dem König von Hanta. Als dieſer Zwiſt zu Thätlichkeiten überſchlug, erließ Bonſoe an alle ſeine Unterthanen das Verbot, den Waſſas Pulver oder Blei zu verkaufen, welches Verbot von einem zu Saccondee wohnhaften Neger übertreten wurde, den der König deßhalb zum Bezahlen einer Strafe verurtheilte. Hr. Smulders, Commandant des dortigen Forts, meinte, daß dieſe Strafe zu ſchwer oder ganz geſetzwidrig war, und ließ den Negerfürſten vor ſich rufen. Bonſoe gehorchte, fand aber, als er auf dem Fort ankam, Niemand, vor welchem er ſich hätte verantworten können, indem Hr. Smulders abweſend war, worüber er ſich ſehr ungehalten bezeigte, und erklärte: wenn die Weißen ihm etwas zu ſagen hätten, ſo könnten ſie ſelber ſich jetzt zu ihm bemühen. Da der Commandant Smulders damals an einem andern Orte beſchäftigt war, wurden der Lieutenant Maeſſen und der Aſſiſtent Cremer mit einigen gewaffneten Leuten nach Saccondee geſchickt, um dieſe Sache zu beendigen. Zufolge einer von ihnen an Bonſoe ergangenen drohenden Aufforderung erſchien dieſer wieder vor dem Fort, dieſes Mal jedoch in Begleitung von etwa 200 gewaffneten Negern, und weigerte ſich, das Innere der Veſte zu betreten. Die eben genannten Herren begaben ſich zu ihm hinaus, nur zwei gewaffnete Leute mit ſich nehmend, und Lieutenant Maeſſen ſtieß die ihm durch Bonſoe angebotene Hand zurück, ſagend, daß er keine Freundſchaftsbezeugungen annehmen oder geben könne, ſo lange nicht Alles in Richtigkeit wäre. Der König, welcher dieſes als eine feindliche Handlung anſah, wollte ſich entfernen, als Maeſſen, um ſolches zu verhindern, ſeinem Neger die Flinte nahm und ſie abfeuerte, als Signal für ſeine in dem Fort gebliebene Mannſchaft. Dieſer Schuß wurde in demſelben Augenblick von dem Feuer aller Neger erwiedert, ſo daß beide Officiere ſogleich todt zu Boden ſtürzten. Der König, nicht zweifelnd, daß für dieſe Mordthat Rache geübt werden würde, zog ſich mit ſeinem Stamm in die faſt unzugänglichen Wälder zurück.

Auf die Nachricht von dieſem Ereigniß zog der Commandeur Tonneboeyer zu Elmina, unvorſichtig genug, mit nur 250 Mann, ſämmtlich Eingeborne von Elmina oder Aſhantiner Recruten, nach Tarcorari, um die Hantas zu züchtigen, obſchon er die warnende Anzeige erhalten hatte, daß Bonſoe eine anſehnliche Macht verſammelt und in Hinterhalt gelegt hatte. Die traurige oder unvermeidliche Folge ſeines unbeſonnenen Muthes war die Niederlage ſeiner Abtheilung, wobei er ſelbſt, und alle ſeine Officiere mit ihm, den Tod fanden. Nach dieſem Unglücksfall wurde, ſo ſchien es wenigſtens, unſererſeits nichts weiter unternommen, und es war, als ob die Sache ganz vergeſſen werden würde. Allein eben dieſe ſcheinbare Stille ſchien den König von Hanta am meiſten zu beunruhigen, und verſchiedenen Gerüchten zufolge nannte er ſich ſelbſt verloren, und ſchickte mit ſeinen Großen bereits in Unfrieden.

Da ich im Laufe der Geſpräche über dieſe Angelegenheit vernahm, daß der König von Waſſa, deſſen Reich hinter Hanta liegt und es zum Theil umringt, ſich in der Nähe von Elmina befand, bat ich den Commandeur, Sorge zu tragen, daß er bis zur Ankunft des Generals aufgehalten würde, um durch ihn, wenn der Oberbefehlshaber es gut fände, die Hantas von dem Innern des Landes abzuſchneiden; denn obgleich dieſer König nicht geradezu unter unſerer Oberhoheit ſteht, glaubte ich, daß er in dieſem Fall uns ſeine Dienſte nicht verſagen würde.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Eiſenbahnen neben Canälen angelegt. Man hat an dem Clyde-Canal in England ein merkwürdiges und wichtiges Experiment gemacht: der Ingenieur John M'Neil legte längs dem Ufer deſſelben zur Probe Schienen, und eine Locomotive zog die Fahrzeuge mit einer Geſchwindigkeit von etwa 8 engliſchen Meilen in der Stunde während mehrerer Tage. Da man auf dieſe Weiſe die Gewißheit erhalten hat, daß dieſe Art von Schiffziehen einen günſtigen Erfolg bieten wird, ſo hat ſich eine zu dem Ende zuſammengetretene Compagnie entſchloſſen, eine wirkliche Eiſenbahn anlegen zu laſſen. (Stirling Journal.)

Denkſäule von Cypus. Der bekannte Reiſende Texier, der ſich neuerdings wieder in den Orient begeben hat, entdeckte in der Nähe von Smyrna eine merkwürdige Statue (monumental figure), die er für eine Abbildung von Cypus hält; ſie hat die perſiſche Mitre auf dem Kopfe, den Bogen in der einen, die Lanze in der andern Hand. (Athenäum vom 19 October.)

Dampffahrt auf gewöhnlichen Straßen. In England iſt zu dieſem Ende eine Compagnie zuſammengetreten, deren Zweck iſt, vermittelſt Obriſt Macerons Dampfwagen die gewöhnlichen Straßen zu befahren; man ſoll damit ſteile Berge aufwärts ſechs bis ſieben (engliſche) Meilen in der Stunde machen können. (Litterary Gazette vom 19 October.)

Neue Art Lebensverſicherung. In England hat ſich eine neue Lebensverſicherungsgeſellſchaft angekündigt, welche auch für diejenigen Verſicherten ſorgt, welche wegen Alter und Krankheit nicht mehr wie ſonſt thätig ſeyn können. (ibid.)

Berichtigung.

In Nr. 305. S. 1218. Sp. 2. Z. 5. v. o. iſt Palus Mäotides ſtatt Mäotis ſtehen geblieben.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 121 u. 122** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gedichte.** Nach Burns. — **Ph. Chasles über die Stagnation der franzöſiſchen Literatur. — Oliver Twiſt von Dickens (Boz).** (Fortſetzung.) — **Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil von Fauſt insbeſondere.** (Schluß.)

In den Abonnement beſteht dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

frei, und meiſtentheils Dienſtboten der Engländer und der reichen Eingebornen.

Die Franzoſen und Amerikaner treiben allein den Pfefferhandel an der Küſte: ſie bringen den Malaien Salz, Eiſen, Töpferwaaren, carrirte Baumwollenzeuge, Goldfaden, Opium, getrocknete Fiſche aus den Maldiven und Gewürznelken aus Bourbon; ſie nehmen Pfeffer, Benzoe, Wachs, Kampher und Schildpatt zurück. Fahren ſie mit ihren Ladungen nach China, ſo nehmen ſie Pfeffer, Kampher und Vogelneſter mit. Der beſte Pfeffer iſt der im Norden von Babawi bis Pengang; man ſchreibt ſeine beſſere Qualität dem Umſtande zu, daß er an den Abhängen der Berge und nicht in den Niederungen gebaut iſt. Benzoe, Wachs und Kampher finden ſich namentlich zu Turumonn, Sinkel und Barus. Die Vogelneſter kauft man zu Pulo-Cluan und Pulo-Way, die Schildkröten zu Pulo-Noas und Pulo-Baniak.

Die Litthauer in Oſtpreußen.

Ueber die Dainos oder Volkslieder der Litthauer.

(Fortſetzung.)

Die innere Form der Dainos iſt einfach und ohne Künſtelei und ahnt ſie hierin ſehr den ruſſiſchen Volksliedern,*) ſo daß das Lied gewöhnlich mit einem Bilde der Vergleichung anhebt, woran ſich dann eine Erzählung oder eine aus dem Herzen tönende, wehmüthige Klage oder auch ausgeſprochene Gefühle der Liebe und Freundſchaft, auch wohl eine moraliſche Lehre knüpfen, und zwar oft ohne allen Uebergang, ſo daß es ſchwer hält, das einleitende Bild oder die Vergleichung mit dem folgenden in Zuſammenhang zu bringen. So heißt es im folgenden Liede, das ich hier nach der Ueberſetzung Rhesa's mittheile:

Dort im Garten blühn im Mai
Hold und lieblich Sechs zu Drei.
Dieſes kenn' ich und das weiß ich.
Welches Mädchen fromm und fleißig:
Ehe ſie gehet zum Tanz,
Webt ſie das Linnengewand,
Gießt ſie die Bleiche mit Roſenhand.

Dort im Garten blühn im Mai
Hold und lieblich Sechs und Drei.
Und ich kenn' es und das weiß ich,
Welcher Jüngling fromm und fleißig:
Eh' er gehet zum Tanz,
Schärft er die Senſ' und dichtet ein Lied.
Wenn er kommet vom Tanz,
Mäht er die Wieſe und ſinget das Lied.

Dort im Garten blühn im Mai
Hold und lieblich Sechs und Drei.
Und ich kenn' es und das weiß ich,
Welches Mägdlein nicht iſt fleißig:
Eh' ſie gehet zum Tanz,
Ziert ſie die Locken fein.
Wenn ſie kommet vom Tanz,
Schläft an dem Lilienbach ſie ein.

Dort im Garten blühn im Mai
Hold und lieblich Sechs und Drei.
Und ich kenn' es und das weiß ich,
Welcher Jüngling nicht iſt fleißig:
Eh' er gehet zum Tanz,
Putzt er blitzend den Sporn.
Wenn er kommet vom Tanz,
Lauert er auf Vögel am Wieſenborn.

Auffallend iſt in dieſem Liede der vorhin erwähnte Mangel an Zuſammenhang zwiſchen der Einleitung und der das Haupttheil des Liedes ſelbſt bildenden moraliſchen Lehre für Jünglinge und Mädchen. Die Vergleichung erſcheint in dem Hindeuten auf eine Blüthe im Garten, die nicht genannt wird, räthſelhaft, ſo wie auch die alte heilige Zahl Neun, Sechs und Drei, hier wie in vielen andern Dainos und Sprüchwörtern, eine Rolle ſpielt. Der Litthauer verwünſcht z. B. ſeinen Feind mit dem Spruche: Kad taw dewyni Wilkai!" daß Dich neun Wölfe! — Ein Klagelied um den geſtorbenen Bruder ſchließt folgendermaßen:

Weh mir! kein Kränzlein will ich mehr tragen!
Wer will mir helfen, den Bruder beklagen?
Da hört' ich die Sonne tröſtend ſagen;
Ich will dir helfen, den Bruder beklagen,
Neun Tage in Nebel gehüllt will ich weinen,
Und auch den zehnten Tag noch nicht ſcheinen.

Der Litthauer iſt ein Freund des Räthſels, Miſla, und dichtet darum auch Lieder, deren Inhalt eine ſolche Witzſpielerei iſt, wie z. B. folgendes:

„Jüngſtens ſchalt mich Mütterlein,
Sprach: Geh' in den Wald hinein,
Hol' — es gilt dein Wohl und Weh —
Wintermai und Sommerſchnee.

Trauernd irrt' ich auf der Höh',
In den Wäldern, an der See,
Fragt den jungen Hirten dann,
Wo ich beides finden kann?

Willſt du mein treu Liebchen ſeyn,
Einen Brautring mir auch weihn,
Sag' ich, frommes Mädchen! gern
Dir des ſchweren Räthſels Kern.

Treu will ich dein Liebchen ſeyn,
Einen Brautring dir auch weihn!
Doch nun ſag' mir, wo ich ſeh'
Wintermai und Sommerſchnee?

*) Tieg: Skizzen aus Oſt und Süd; Band 1, Seite 211: „Ueber Volkspoeſie der Ruſſen."

den Regierungsgarten, welcher einen ziemlich weiten Umfang hat, aber wenig Sehenswürdiges enthielt, und dem Anſchein nach nicht mit der gehörigen Sorgfalt cultivirt wurde. Von St. Jago wandelten wir durch eine ſchattenreiche Allee von Tamarinden, Akazien, Orangebäumen und den ſchönſten Geſträuchen, an der einen Seite begränzt von waldigen Hügeln, an der andern von einem ſchmalen Strich Landes, an deſſen Strand das Meer, auch bei dem ruhigſten Wetter, mit donnerndem Getöſe ſeine Wellen brach. So kamen wir bis zu einer Fläche, welche jetzt von dem unaufhörlichen Regen in einen Moraſt verwandelt war, wo ſich jedoch ſonſt die Salzpfannen befinden. Hinter dieſer erhebt ſich der Wald, welcher dem Neger faſt alle ſeine Bedürfniſſe verſchafft; die Ananas, die Citrone, der Piſang und andere Früchte wachſen dort wild, und viel mehr braucht der Neger nicht zu ſeinem Unterhalt. Schade iſt es jedoch, daß die Cultur nicht mehr beherzigt wird; allein der Neger iſt zu faul, um Feldarbeit zu treiben, und von den ſich hier aufhaltenden Fremden gibt es vielleicht keinen, der die erforderlichen Mittel beſäße, um eine Pflanzung von ſolchem Umfang anzulegen, daß das Reſultat ſeine Mühe und Arbeit belohnte. Nicht nur in Hinſicht auf den Handel, ſondern auch für eigenen Bedarf wird der Anbau des Bodens von allen vernachläſſigt, obſchon ein jeder über den Mangel an Gemüſe und Getreide klagt. So wie das Land jetzt liegt, iſt es, ungeachtet des herrlichen äußern Anſehens, nur mit unnützen, unfruchtbaren Pflanzen bedeckt, und doch würde der Boden, wenn mit einiger Sorgfalt behandelt, nicht undankbar ſeyn. Das Klima, obſchon wir es nicht für ſo ungeſund halten, als Manche behaupten (und hierauf werden wir zurückkommen), iſt freilich Vielen verderblich, und bei allen Unannehmlichkeiten, die dem heißen Himmelsſtrich eigen ſind, kennen wir hier nichts, was einigermaßen als Erſatz betrachtet werden könnte. Und iſt dieſes der Fall für den, der ſich hier niederläßt, dann wird man einſehen, daß der Ort zu einer Erfriſchungsſtation für Schiffe noch weniger geeignet iſt. Das Fleiſch iſt ſchwer zu erhalten, theuer, und mit Ausnahme desjenigen von Schafen und Ziegen ungeſund, während das Obſt, welches an Bord gebracht wird, wenigſtens für den Matroſen, der, ungeachtet der ſtrengſten Verbote, faſt immer einen unmäßigen Gebrauch davon macht, vielleicht mehr ſchädlich als nützlich iſt.

Ferner beſuchten wir den Begräbnißplatz, welcher nichts Merkwürdiges enthält, als eine von vier rieſigen Kapokbäumen überſchattete Pyramide, unter welcher das Grabgewölbe der Gouverneure befindlich iſt. Ueber dem Eingange ſteht die Inſchrift: Wohlthätige Mutter, nimm deine Kinder wieder auf!

Gegen 8 Uhr kamen wir in das Fort zurück, von wo ich nach Abſendung eines Berichtes an den Oberbefehlshaber an Bord zurückkehrte. Inſofern ich während meines kurzen Aufenthaltes auf dem Lande hatte beurtheilen können, ſchien es mir, daß wir hier mit der ſchwarzen Bevölkerung auf ſehr gutem Fuße ſtänden. Die Ehrerbietung, welche ſie im Allgemeinen jedem von uns bezeigten, war ein hinlänglicher Beweis, wie ſehr ſie uns achten, und der Verfolg wird lehren, daß ich mich nicht täuſchte.

Den 11 kamen vier Canoes mit Waſſer an Bord, und fuhren bis Nachmittags unausgeſetzt hin und zurück, ſo daß wir noch dieſen Tag unſern ganzen Vorrath einnehmen konnten. Vorſetzlich ließ ich dieſe Arbeit von Negern verrichten, indem ich aus Erfahrung wußte, wie ungeſund ſie für die Matroſen iſt. Bei unſerem hieſigen Aufenthalt im Jahre 1824 hatten wir faſt keine Kranken gehabt, außer denen, die Waſſer geholt hatten.

Schon den folgenden Tag war Alles zum Empfange der Truppen eingerichtet, mit Ausnahme der Oefen, an welchen des Regens wegen nicht ſchnell fortgearbeitet werden konnte.

Inzwiſchen war der General an der obern Küſte beſchäftigt. Nachdem er zu Arim das Nöthige verordnet hatte, war er nach Sacondee geſegelt, ließ dort ein Detaſchement unter Capitän Sandert das Fort beſetzen, gab die nöthigen Befehle, um es in Vertheidigungszuſtand zu bringen, ließ das Kriegsmaterial von dem Merwede ausſchiffen und erſchien den 14 mit dem Rhoon en Pendrecht auf der Rhede von Elmina. Sogleich begab er ſich unter dem Kanonendonner der beiden Schiffe ans Land. Treffend war der Enthuſiasmus der Bevölkerung bei ſeinem Empfange. Tauſende von Menſchen, Männer, Weiber und Kinder, bewillkommten den General mit Jauchzen und Trommeln und dem Abfeuern der Gewehre, womit jeder Neger verſehen war, und welche ſie mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit luden. Zwei große Sonnenſchirme wurden für den General und die ihn begleitenden Officiere getragen, und Alle bezeigten eine Freude, die nicht aufrichtiger gemeint ſeyn konnte. Bei dem Eingange des Caſtells blieb die ſchwarze Menge ehrerbietig zurück, wo der General ſie leutſelig grüßte, und ſich dann in das Fort begab, nur von einigen Großen gefolgt, die ſich durch die Pforte wagten. Die kleine Garniſon von Negern ſtand unter dem Gewehr, daneben etwa hundert Aſhantiner Recruten, und ein Muſikcorps, ebenfalls aus Negern gebildet, begrüßte uns mit dem beliebten Volkslied. Wahrlich, das Ganze gewährte einen Anblick, bei welchem das Herz ſich mit Stolz erheben durfte. Hier ſah man einen Volksſtamm, ſtark genug, um in wenigen Tagen eine bedeutende Kriegsmacht ins Feld zu bringen, welcher frohlockt über die Ankunft eines holländiſchen Generals, der ſich hier die allgemeine Achtung zu erwerben gewußt hat, und dem Alle ihre Huldigung bringen wollen. So ſehr übertrifft geiſtige Kraft die phyſiſche, und wenn wir von dieſer unſerer Kraft keinen Mißbrauch machen, wenn keine Ungerechtigkeit jene Achtung untergräbt, dann wird der Neger noch lange ſtolz darauf ſeyn, weißen Herren zu gehorchen.

Auf dringendes Anſuchen des Generals bezog ich vorläufig eine Wohnung in dem Fort, um weitere Anordnungen zu treffen und den Conferenzen mit den Negerfürſten beizuwohnen.

(Fortſetzung folgt.)

Lage der ausgewanderten Boers in Südafrika. Der auf dem Cap erſcheinende Zuid Afrikaan gibt eine ſehr günſtige Schilderung hievon: ihre wichtigſte Stadt, die ſie nach ihren beiden erſten Anführern, Pieter Retief und Mauritz, Pietermauritzburg, nannten, und welche zwölf Stunden von Port Natal entfernt iſt, zählt 200 Häuſer und eine Kirche. Sie haben eine ſtellvertretende Verſammlung (volksraad), eine Richterbank, beſtehend aus einem Magiſtrat und ſechs Heemraaden, Ländereien und Erven werden von der Regierung vertheilt, und Alles lebt in großer Eintracht beiſammen. Noch beſetzen ſie der Sicherheit wegen in Abtheilungen von 50, 60, 100 und 200 Mann das Land in verſchiedenen Richtungen. Hausgottesdienſt findet regelmäßig ſtatt, und jeder Hausvater macht den Lehrer in ſeiner eigenen Familie.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Bitlis. Als ich, fährt er fort, noch einige Meilen von Bitlis entfernt war, ſchickte ich den Anführer meiner Bedeckung mit einem Brief an Scheriff Bey, den Gouverneur, einen Bruder des Paſcha von Muſch. Bitlis iſt eine ſonderbare Stadt; alle Häuſer ſind von gebauenen Steinen, und ihre vergitterten Fenſter geben ihnen das Anſehen von Gefängniſſen. In der Mitte eines tiefen und engen Thals, oder vielmehr einer Schlucht, ſteht ein ſteiler Felſen, auf deſſen ſchmalem Gipfel ein jetzt zerfallenes Schloß gebaut iſt. Die Stadt ſteht an den abſchüſſigen Ufern von zwei Gebirgsbächen, welche ſich unter den Mauern des Schloſſes vereinigen. Der Palaſt des Gouverneurs iſt ein viereckiges Gebäude, welches die Stadt und das Schloß beherrſcht. Ich hatte gerade angefangen, den langen und ſchlüpferigen Weg hinabzureiten, der zu ihm führt, als mir einige Reiter entgegen kamen, welche der Scheriff Bey mir entgegenſchickte. Nachdem ich unter dem Thorweg eingeritten war, fand ich mich in einem geräumigen Hofe, umgeben von einem Balcon, zu dem eine breite, hölzerne Treppe hinaufführt. An dem äußerſten Ende des Balcons ſaß der Scheriff auf einem niedern Sopha; er empfing mich freundlich, und wir tranken Kaffee und Sorbet, während man mir ein Zimmer bereitete. Er iſt ein ſchöner Mann von etwa dreißig Jahren, von angenehmem Benehmen, aber melancholiſchen Zügen. Sein Anzug war ungewöhnlich reich, halb türkiſch, halb kurdiſch, namentlich hatte er den ſchönen, kurdiſchen Turban von geſtreifter Seide mit Enden, welche über die Schultern herabfallen. Neben ihm ſaß ſein Lieblingskind, ein ſchöner, intelligenter Knabe von ſieben Jahren, der einige Augenblicke lang die neue Erſcheinung eines Franken mit einer Miſchung von Furcht und Neugierde beobachtete. Allein die letztere erhielt bald die Oberhand, und wir wurden ſo gute Freunde, daß die ganze Autorität ſeines Vaters nöthig war, ihn zu bewegen, mich zu verlaſſen. Es war ein wahrer Luxus für mich, ein reinliches und freundliches Zimmer mit einem guten Feuer zu treffen. Nachdem ich mich umgekleidet hatte, kehrte ich zu dem Bey auf dem Balcon zurück, und um Sonnenuntergang wurde ein vortreffliches Eſſen auf mein Zimmer gebracht, das ich kaum beendigt hatte, als der Scheriff ſich ankündigen ließ. Er blieb bis tief in die Nacht bei mir, und ſeine höfliche Sitte und intelligentes Geſpräch machten mir großes Vergnügen. Er wünſchte, daß ich einige Tage unter ſeinem Dache zubringen ſollte, allein ſobald ich ihn verſicherte, daß es mir an Zeit fehle, ſo hörte er mit wahrer Artigkeit auf, in mich zu dringen, und befahl einem Gefolge, ſich bereit zu halten, mich nächſten Morgen auf das Schloß von Khan Mahmud, einem kurdiſchen Häuptling, zu bringen, deſſen Gebiet am ſüdlichen Ende des Sees von Wan liegt. Als er Abſchied nahm, bat er mich zu entſchuldigen, wenn er es habe an Höflichkeit fehlen laſſen, „denn," ſagte er, „wir ſind hier lauter Kurden." — Khan Mahmud iſt ein mächtiger, kurdiſcher Häuptling, der dem Namen nach unter dem Paſcha von Wan ſteht, aber in der That unabhängig iſt. Er hat ſich mehreremal gegen die Pforte empört, und bis jetzt immer ungeſtraft. Letztes Jahr bemächtigte er ſich eines Diſtrictes, der zum Paſchalik von Wan gehört, und hat ihn noch immer im Beſitz, und neben dieſen gefährlicheren Unternehmungen verſchmäht er nicht, Karawanen zu plündern, die durch ſein Gebiet kommen. Das Schloß dieſes kurdiſchen Rob Roy heißt Paswach, und ſteht auf dem Gipfel eines niedern, kegelförmigen Hügels, der ſich von der Kette des Erdoz trennt, und ein wohlbebautes und reichlich mit Dörfern beſetztes Thal beherrſcht, das ſich bis an den See erſtreckt. Ein windender, ſehr ſteiler Pfad führt zu dem engen Thorweg, welcher den Zugang zu dem hauptſächlichſten Hof des Schloſſes bildet. Der Khan ſelbſt war unglücklicherweiſe auf der Jagd, und man wußte nicht, wann er zurückkommen würde. Ich bedauerte, einen Mann nicht zu ſehen, der ſich zum Schrecken der ganzen Gegend gemacht hat, aber es war mir unmöglich, auf ihn zu warten, um ſo mehr, als ich vermuthete, daß ſeine Jagdpartie nichts war, als ein Räuberzug. Der Hof war voll von ſeinen Leuten, großen, ſchönen Kurden, alle mit Speer und Piſtolen bewaffnet, und in der maleriſchen Tracht ihres Landes. Ich wurde von dem erſten Diener mit großer Artigkeit empfangen, und durch einen langen Gang in einen großen, niedern und finſtern Saal geführt, deſſen Fenſter in den maſſiven Mauern mehr wie Schießſcharten ausſahen. Man gab uns Kaffee, Pfeifen und Sorbet, und ich fand den alten Kurden ſehr unterhaltend. Nur einmal war mir nicht ganz wohl dabei, als er meine Uhr übermäßig bewunderte, und mir zu verſtehen gab, daß er gern eine ſolche hätte. Allein ich hatte keine Urſache, unruhig zu ſeyn, denn man iſt vollkommen ſicher, ſo lange man unter der Beſchützung dieſer kurdiſchen Häuptlinge ſteht.

Die Litthauer in Oſtpreußen.

Ueber die Dainos oder Volkslieder der Litthauer.

(Fortſetzung.)

Wie in manchen andern Verhältniſſen des Lebens bei dem Litthauer die Erinnerung an die längſt vergangene Zeit der alten, vorchriſtlichen Götter auftaucht, ſo klingt dieſe auch noch in den Dainos wieder, wo der Donnergott Perkunos, dann Pikollos, Potrimpos, die Schickſalsgöttin Laima, die Sonnentochter, die Erde, Mond und Sterne als Perſonen handelnd und ſprechend auftreten: ein Beweis, daß manche dieſer Lieder ein ſehr hohes Alter erreicht und ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt haben. Als Belege führen wir folgende an:

Die Sonnentochter.

Es freit der Mond die Sonnentochter.
Der Donnergott ritt als Begleiter
Im Brautgefolge durch die Pforte
Und ſchmetterte die Eiche nieder.
Da ward vom grünen Blut der Eiche
Beſprengt mein Gürtelkleid, mein weißes.

Die welken Blätter las drei Jahre
Die Sonnentochter auf mit Thränen,
Und ſprach zur Mutter: liebe Mutter!

Wie ſoll ich nun das Blut auswaſchen?
„O Tochter! waſch es in dem Strome,
In den neun Bächlein ſich ergießen.“

Wo aber ſoll das Kleid ich trocknen?
„Im Garten, wo neun Roſen blühen,
Da trockne du dein Kleid, o Tochter!“
Wann aber ſoll ich es anziehen?
„Am Tag, wo neun der Sonnen glänzen,
Da ziehe an dein Kleid, o Tochter!“

Brautlied der Erde.

Als die Erde Braut noch war,
Geſtern nicht, ſchon lang vor Heute,
Als der erſte Sommer war
Und der Himmel um ſie freite,
Gab der Sterne frohe Schaar,
Sonn' und Mond ihr das Geleite.

Wer will Führer ſeyn im Tanz
Und wer wird den Reigen zieren?
Sonne, dir gebührt der Kranz
Und du wirſt den Chor regieren,
Wirſt mit deines Hauptes Glanz
Unſern Hochzeitreigen zieren.

Wer will Fackelträger ſeyn,
Daß die Braut den Weg kann finden?
Mond, du mit dem Silberſchein
Weißt die Fackel anzuzünden,
Uns zu leuchten durch den Hain
Zu der Laima grünen Linden.

Wer will uns neun Tage lang
Zu dem Spiel und Tanze ſingen?
Morgenſtern, du kennſt den Sang
Und dir mag ein Lied gelingen,
Daß von deiner Saiten Klang
Alle Wälder wiederklingen.

Wer will der Prophet uns ſeyn,
Deutend, was die Braut erwarte?
Sieh! es tritt ein Geiſt herein:
Der Komet mit greiſem Barte.
Und du wirſt uns prophezey'n,
Was die holde Braut erwarte:

Heute Regen, Morgen Schnee,
Auf der Flur viel Schaf und Rinder,
Gold und Perlen in der See —
Doch das Leid kommt von den Kindern,
Die durch Streit und bittres Weh
Ach! des Hauſes Frieden mindern.

Trauern will der Sterne Schaar,
Und der Mond nur halb erſcheinen,
Und die Mutter kämmt das Haar
Früh am Morgen ſtets mit Weinen,
Und vom hohen Wolkenſitze
Straft der Vater mit dem Blitze.

Die oben angeführten Eigenthümlichkeiten finden ſich, wie ſich der Leſer überzeugt, in den beiden Liedern zur Genüge vor, wie er auch wieder nicht die bereits erwähnte Zahl Neun vermiſſen wird. — Der Inhalt der meiſten Dainos bezieht ſich aber gewöhnlich auf Liebe, Freundſchaft und Verhältniſſe des Hauſes und des Lebens. In denen, die das erſtgenannte Gefühl feiern, klingt eine ſanfte Melancholie, eine ſüße Wehmuth und Sehnſucht, ähnlich wie in den Geſängen des ſchottiſchen Barden durch, deren Grundaccord ſtets aus reiner Bruſt heraufttönt. Ein ſolches finde hier im Original nebſt der Ueberſetzung von Rheſa Platz, wobei wir noch erwähnen, daß im Litthauiſchen das Z ohne Accent wie ein ſanftes S, daß Z mit dem Accent wie das franzöſiſche j geſprochen wird.

Litthauiſch:	Deutſch:
Po Lépôs uppélis,	Durch Linden fließt die Quelle,
Czystas Wandenélis,	Sie fließt ſo rein und helle.
Paupellij	Am Lindenquell,
Paszaltinnij	So rein, ſo hell,
„Ko ludi Mergyte?“	„Was weinſt du, Jungfrau, klagend?“
„Kur asz ne ludésu?	„Soll ich nicht trauernd klagen?
Kur asz ne raudosu?	Dem Quell nicht weinend ſagen,
Nieko jau	Ach, daß ich den
To mattau	Noch nicht geſehn,
Ka szirdij turréjau.“	Den ich im Herzen trage!“
Sapnė Naktuzėlij	In ſtiller Nacht im Traume
Zoduka kalbéjau:	Sprach ich mit ihm am Baume,
Amzinay	Ein ſüßes Wort,
Niekaday	Hier fort und fort
Nu jo atsiskirtis.	Von ihm mich nie zu ſcheiden.
Wėlicziau atskirta	Viel eher wollt ich leiden,
Kuna nu Duszelės	Daß Leib und Seele ſcheiden,
O ne kai	Als daß ich hier
Asz tiktai	Von dir, von dir,
Nu jauno Bernėlio.	Geliebter Jüngling, ſcheide!

(Schluß folgt.)

Erleichterung des Looſes der Fellahs in Aegypten.

Seit einem Jahre iſt namentlich in Unteräegypten eine weſentliche Verbeſſerung im Looſe der Fellahs zu bemerken in Folge einer Aenderung in der Verwaltung. Es haben nämlich einige bemittelte Europäer über 100,000 Acres Land gepachtet, zahlen den Pachtſchilling und ſonſtige Laſten im voraus, liefern die nöthigen Mittel zu einem verbeſſerten Anbau, und theilen mit den arabiſchen Scheikhs (Dorfvorſteher), welche für Vieh und Arbeiter ſorgen, den Ertrag. Dieſe Scheikhs waren früher die Pächter, und ſind jetzt durch das Dazwiſchentreten der Europäer vor den Erpreſſungen der kleinen Provincialgouverneure geſichert.

Dieſes Syſtem iſt für alle wohlthätig: die Europäer finden eine vortheilhafte Anwendung ihres Capitals, die Eingebornen ſind einer Menge Plackereien enthoben, ſteigen dadurch eine Stufe höher in der Civiliſation, und die Hülfsquellen des Landes, die hauptſächlich im Ackerbau liegen, werden mehr und mehr entwickelt. (Correſpondenz des Morning Chronicle vom 25 October.)

Expedition der Holländer gegen den König von Hanta an der Küſte von Guinea, im Jahre 1838.

Erſte Abtheilung.

(Fortſetzung.)

Den 15 Junius, nachdem mit den beiden Barcaſſen und einigen Canoes die Truppen ausgeſchifft waren, wurde der König von Elmina mit ſeinen Großen wieder auf das Caſtell beſchieden. Dieſes Mal war ſein Gefolge viel zahlreicher; drei Sklaven trugen einen großen Sonnenſchirm, unter welchem er ging; ein prächtiger Paan umhüllte ſeine königlichen Glieder, und mehrere Ketten von Korallen ſchmückten ſeinen Hals und ſeine Arme. Alle Fähndriche oder Quartiersvorſtände, von Sklaven und einige von Weibern begleitet, die mit Elephantenſchwänzen die Inſecten vertrieben und die Luft fächelten, folgten ihm und den neben ihm gehenden Prieſtern und Räthen oder vornehmſten Caboceërs. Nachdem die ziemlich laute Verſammlung zur Ruhe gekommen war, nahm der General das Wort und entwickelte in einer ausführlichen Rede den Zweck dieſer Zuſammenkunft.

Genau bekannt mit der Gewohnheit der Neger, bei jeder Verhandlung auf den Urſprung der Sache zurückzugehen und mit ihrer Art zu berathen, hub er mit dem erſten Beginn der gegenwärtigen Unruhen an. Er erinnerte ſie ferner daran, wie wir ihre Vorfahren von dem Joch der Portugieſen befreit und wie viele Vortheile ſie aus der Verbindung mit uns gezogen hätten, wobei er anerkannte, daß auch die Elminaer ſich ſtets als getreue Bundesgenoſſen gezeigt hätten, und daß wir und unſer König ſolches zu ſchätzen wüßten. Darauf zeigte er ihnen, wie ſehr ein Krieg gegen Hanta im Intereſſe der Elminaer wäre, und kam endlich durch eine faſt unmerkbare Wendung und mit bedeckten Worten (um den Schein zu vermeiden, als ob wir Hülfe bei ihnen ſuchten) auf die Frage, welches ihr Vorhaben wäre? — Bisweilen wurde das Gemurmel der Neger ſo laut, daß der ſogenannte Ausrufer, der bei ihnen Ceremonienmeiſter in den Verſammlungen iſt und die Beſchlüſſe der Caboceër in den Kroms bekannt macht, ſeine Autorität geltend machen mußte. Es war ein abſcheulich häßlicher Menſch: ſein Mund war von einem Ohr bis zum andern aufgeſchlitzt, als ob die Natur ihn ſchon bei der Geburt zu ſeinem jetzigen Amte beſtimmt hätte; ſeine dicke Naſe ſchien ſich mit der aufgedunſenen Oberlippe vereinigen zu wollen; ſeine höckerige und niedrige Stirn, ſeine kleinen blinzenden und immer herumſchweifenden Augen bildeten die garſtigſte Negerphyſiognomie, die ich je geſehen hatte, und wenn er mit ſeiner kreiſchenden Stimme die Andern mit ſeinem tja ſou (ſeyd ſtille) zur Ruhe ermahnte, machte er mehr Lärm, als alle verſammelten miteinander. Der König, die Prieſter und die vornehmſten Caboceër beobachteten indeſſen ein würdigeres Betragen; nur bisweilen, wenn von ihren Vorfahren oder den für ſie zu erwartenden Vortheilen geſprochen wurde, ſchien ihr Auge feuriger zu glänzen und wurden ihre ſonſt unveränderlichen Züge lebendiger. Als der General ſeine Rede geendet hatte, ſtand der König auf, und gab eine viel beſtimmtere Antwort, als man von der langweiligen Vorſicht eines Negers gewöhnlich erwartet. Er verſicherte, daß ſie, wie immer, die Ehre der holländiſchen Flagge vertheidigen und uns unterſtützen würden, wie und wo ſie könnten; daß alle waffenfähigen Männer in den Krieg ziehen würden, daß deren bereits zweitauſend fertig wären, um auf den erſten Befehl zu marſchiren, und daß ihnen nur noch einige Flinten fehlten, um alle bewaffnen zu können. Nachdem ſie ſolchergeſtalt ungefragt angeboten hatten, was wir wünſchten, berührte der General mit kürzern Worten einen zweiten Punkt, die nöthige Anzahl Laſtträger zum Fortſchaffen der Lebensmittel und des Kriegsbedarfs. Dieſes fand mehr Schwierigkeiten; jeder wollte gern fechten und ſein Leben wagen, aber durchaus nicht bei dem Troß bleiben. Vergebens ſtellte der General ihnen vor, daß die größte Armee nichts ausrichten kann, wenn ſie keinen Vorrath mit ſich führt; vergebens erinnerte er, daß ihrer eigenen Ausſage zufolge noch eine Anzahl unter ihnen unbewaffnet wäre, für welche ſie Gewehre verlangten; unſere Forderung wurde nicht völlig zugeſtanden; zwar verſprach der König ſein Möglichſtes zu thun, aber beſtimmter wollte er ſich nicht erklären. Um keine Zeit mit fruchtloſen Verhandlungen zu verlieren, ließ der Oberbefehlshaber, in der Hoffnung auf eine günſtigere Gelegenheit, für jetzt dieſen Gegenſtand ruhen, und ſchritt zu einer andern Sache.

Der König von Arim war durch ſeine Caboceër einer ungerechten Handlung beſchuldigt, und durch den Befehlshaber des dortigen Forts, welcher darüber nicht zu entſcheiden wagte, nach dem Hauptfort geſchickt worden, wo er gefangen gehalten ward, bis ſeine Angelegenheit unterſucht ſeyn würde. Dieſen Fürſt ließ der General jetzt vor ſich rufen, und da er bereits in Arim von dem, was geſchehen, unterrichtet war, und die Beſchuldigung ungegründet befunden hatte, kündigte er ihm ſeine Freilaſſung an, und bezeugte ihm ſein Bedauern, daß er unſchuldig einige Zeit im Gefängniſſe hätte zubringen müſſen. Um ihm einen Beweis von der Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen zu geben, ſchenkte der General ihm einige Kleinigkeiten, Rum, Tabak und Tücher. Der dankbare Negerfürſt ſchwur die heiligſten Eide, daß er ſich des Schutzes der Holländer würdig bezeigen werde, worauf der Oberbefehlshaber ihm empfahl, ſich unverzüglich in ſein Land zu begeben, wo er ſeine Unterthanen ſchon bewaffnet finden würde, um Hanta von jener Seite zu beſetzen.

Hiemit hatten die Verhandlungen ihr Ende erreicht, und wir wollten eben den Palabber ſchließen, als der König von Elmina einen Caboceër, einen Jüngling von vierzehn Jahren, deſſen anſehnliches Vermögen auf mehr als 40,000 Gulden holländiſch geſchätzt wurde, dem General vorſtellte, mit der Bitte, ihn auf dem Caſtell als Bedienten zuzulaſſen, um die holländiſche Sprache zu lernen. Dem reichen Negeredelmann wurde als eine Gunſt erlaubt, der Bediente des Gouverneurs-Obriſtlieutenants Boſch, zu werden!

(Schluß folgt.)

Wölfe bei Agra in Indien. Die Zahl der Wölfe in der Nähe dieſer Stadt iſt ſo groß, daß während der Monate April und Mai d. J. nicht weniger als 144 Kinder von ihnen fortgeſchleppt wurden. (Agra Akhbar vom 15 Junius.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 310.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 November 1839.

Urtheil eines Engländers über Mehemed Ali's innere Verwaltung.

Man hat in neuerer Zeit so viele und so widersprechende Urtheile über Mehemed Ali gehört, der berühmte Verstorbene hat seine Verwaltung so sehr gerühmt, und hinwiederum eine so schneidende Erwiederung gefunden, daß es gewiß nicht uninteressant ist, die einfache, vorurtheilsfreie, recht aus dem gesunden Menschenverstande geschöpfte Ansicht eines Engländers zu hören, der sich durch die bittern Ausfälle gegen Mehemed Ali in den englischen Blättern bewogen fand, diese Ansicht auszusprechen. Sie ist in einem Correspondenzartikel des Morning Chronicle vom 23 Oct. enthalten, und lautet wie folgt.

„Ich bin nicht gemeint, mich als den Vertheidiger des Pascha's oder der ägyptischen Regierung überhaupt aufzuwerfen, an der immerhin viel zu tadeln übrig bleibt; wenn aber je der Zweck die Anwendung mancher, wenn auch ungerechter und nicht sehr gewissenhafter Mittel rechtfertigt, so ist es in einem so barbarischen Lande, wie Aegypten noch vor 25 Jahren war, und bei seiner jetzigen Halbcivilisation, die es einzig und allein Mehemed Ali verdankt, denn als er es betrat, war es der Sitz des Fanatismus, des Raubes und Mordes, so wie jedes Verbrechens, das die Menschheit entehrt, und jetzt ist es ein so wohl polizirtes und geordnetes Land, daß Europaer und Christen, ohne Gewaltthat, Beleidigung oder Beraubung ausgesetzt zu seyn, Districte durchreisen können, wo vor noch nicht zwanzig Jahren zahlreiche und wohlbewaffnete Karawanen nicht ohne Gefahr und selten ohne Verlust von Leben und Eigenthum reisen konnten. Er hat die Romantik der Wüste hinweggenommen, und dafür Sicherheit gegeben. Schulen und Collegien machen riesenhafte Fortschritte, um die Finsterniß zu zerstreuen, welche dieses Land seit so vielen Jahrhunderten bedeckt, und Künste und Wissenschaften fangen an, zu ihrer alten Heimath zurückzukehren. Alle Reisenden sprechen sich streng tadelnd über das Loos der Fellahs aus, und hier ist allerdings viel zu verbessern; der Pascha bemüht sich indeß eifrigst darum, aber um in seinen Bemühungen glücklich zu seyn, hat er Ruhe nöthig, da die Aushebungen für den unmäßigen Militärstand das größte Uebel sind, und die Steuern allerdings die Hülfsquellen des Landes übersteigen. Seit einiger Zeit pachten Europäer große Landstriche, und zahlen die Abgaben voraus, wodurch eine Menge einzelner Plackereien wegfallen. Eine solche Neuerung in einem moslemitischen Lande war anfangs von einer Menge Unannehmlichkeiten begleitet, aber man beginnt die Vortheile zu fühlen, und wenn das System sich begründen kann, so wird sich ungemein viel Gutes daraus ergeben."

Die Litthauer in Ostpreußen.

Ueber die Dainos oder Volkslieder der Litthauer.

(Schluß.)

So wie in diesem Liedchen, wird durchaus in allen andern, die den gleichen Gegenstand behandeln, dieß Gefühl als ernste, wehmüthige Sehnsucht geschildert, die aus einem frommen und unverdorbenen Herzen fließt. Es versteht sich von selbst, daß hier die Rede von den originell-litthauischen Dainos ist, wogegen freilich manche unsittliche deutsche Volkslieder durch Uebersetzungen auch schon unter dem Volke verbreitet sind. Die Dichtungslust des Litthauers zeigt sich übrigens bei jeder Gelegenheit, nicht bloß bei feierlichen Gelegenheiten, festlichen Zusammenkünften und bei ihren Spielen, sondern auch bei ihren gemeinschaftlichen Arbeiten und häuslichen Beschäftigungen, wie z. B. beim Spinnen, Flachsbrechen, beim Hecheln des Flachses, beim Fischen, Kornmähen u. s. w. — Obgleich viele dieser Lieder des heitern Charakters nicht entbehren und daher die Lust und Liebe des Volks zur Arbeit bezeichnen, so waltet doch in manchen ein tiefernstes Gefühl vor, das seine Trauer und seinen Unmuth kund gibt über die drückenden Verhältnisse, in welchen das Volk — wenn auch jetzt nicht mehr, wo das sogenannte Scharwerk, die Zwangspflicht des Bauern für den Herrn zu arbeiten, seit vielen Jahren aufgehoben ist — damals, vor dieser Aufhebung, seufzte. Aus jener Zeit rührte folgendes Lied her (litth. Kas nor Warguzi wargti.):

Wer Elend will erkaufen
Und Brod der Thränen essen,
Die werde Braut und Gattin
Des armen Scharwerksſohnes.

Er wird am Morgen ausgehn
Hinauf zum rothen Hofe
Und mich zurück in Thränen
Mich lassen bei der Quirdel.

Er wird vom Scharwerk kommen
Zurück vom rothen Hofe,
Mitbringen süße Worte,
Und ach! auch bittre Thränen!

Wer Elend nicht will kaufen,
Nicht Brod der Thränen essen,
Die werde Braut und Gattin
Des muntern Waldwarts-Sohnes.

Er wird am Morgen ausgehn
Hinaus ins Birkenwäldchen
Und mit dem Pfühl, dem sanften,
Mich Schlummernde bedecken.

Er wird zur Heimath kommen
Vom grünen Birkenwalde,
Mitbringen wild Geflügel
Und süße Liebesworte.

Es ist hier anzuführen, daß der Litthauer so wie der Russe „roth" für gleichbedeutend mit „schön" hält, wie es hier auch als Beiwort des Herrenhofes steht. — Ein anderes Lied, eine bessere Auswanderungslust kund gebend, spricht auch wohl nicht für das Glück, das zu jener Zeit der Litthauer in seiner Heimath genossen haben mag.

Eine der ergreifendsten, wahrhaft poetischen Romanzen ist wohl folgende:

Ein Reiter zog wohl in den Krieg,
Die Liebste ward traurig und siech.
Steh auf, Geliebte,
Du tief Betrübte!
Hast noch nicht ausgeruht?

Schon liegt auf der Bahre die Braut;
Der Liebste ruft jammernd und laut
Steh auf, Geliebte u. s. w.

Man legt in den Sarg wohl die Braut;
Der Liebste glaubt's nicht, er ruft laut:
Steh auf, Geliebte u. s. w.

Man trägt auf den Friedhof die Braut;
Der Liebste glaubt's nicht, er ruft laut.
Steh auf, Geliebte u. s. w.

Am Rand des Grabes ruht nun die Braut;
Der Liebste glaubt's nicht, er ruft laut:
Steh auf, Geliebte u. s. w.

Man senkt in die Gruft dann die Braut;
Der Liebste glaubt's nicht, er ruft laut:
Steh auf, Geliebte u. s. w.

Schon ist sie mit Erde bedeckt;
Da glaubt es der Liebste durchschreckt,
Er greift zum Schwerte:
„Komm! Kriegsgefährte!
„Bette zur Seit' mich der Braut!"

Sie ruht in der Erde so kalt;
Ihn faßet des Schmerzes Gewalt;
Des Schwertes Spitze,
Gleich treffendem Blitze,
Bettet zur Seit' ihn der Braut.

Auch die Geschichte des letzten Kampfes, als das preußische Vaterland sich mit glühendem Enthusiasmus gegen den Feind deutscher Freiheit erhob, ist bei dem Volke der Litthauer Veranlassung zu manchem kleinen Heldensinn athmenden Liede gewesen. Ein aus dieser Zeit vermuthlich herrührendes, mehr anmuthige Naivetät als heroische Begeisterung athmendes Lied, dürfte das folgende seyn:

Tochter.

Krieger zogen schmuck und schön,
Riefen mich wohl mitzugehn.

Mutter.

Bleib, o Töchterlein!
Bist so jung und fein!
Zögest du mit ihnen weit,
Thätst du mir ein Herzeleid.

Tochter.

Möcht' doch gern zu ihnen hin.
Folgen weit mit treuem Sinn.

Mutter.

Bleib, o Töchterlein!
Du, so zart und fein!
In der Ferne, fremd dazu,
Findst du in der Nacht nicht Ruh.

Tochter.

Mütterchen lieb mein,
Hör dein Töchterlein:
Unter freiem Himmelszelt
Bei ihm seyn, ist meine Welt.

Mutter.

Geh nicht, Töchterlein,
Du so jung und fein!
Wo bleibt denn der Rautenkranz,
Der so grün und schön von Glanz?

General nahm dieſes nicht an, aber verſprach ihnen Schutz und Sicherheit ihrer Krome, wenn ſie 500 ungewaffnete Leute ſtellen wollten, um als Laſtträger zu dienen, und die mit Hackmeſſern verſehen wären, um, wo es nöthig ſeyn ſollte, einen Weg durch den Wald zu öffnen. Wenn dieſe Bedingungen gewiſſenhaft erfüllt würden, dann könnten ſie darauf rechnen, von uns als Freunde angeſehen zu werden. Sie reiſten ab, mit dem Verſprechen, daß wir Alles in Bereitſchaft finden würden.

Jetzt machten wir einen Anfang mit dem Austheilen von Geſchenken. Der König und der Unterkönig von Elmina erhielten jeder einen Hut mit aufgeſchlagenem Rand und verziert mit einem vergoldeten niederländiſchen Wappen, einen gewöhnlichen Degen mit goldener Koppel, einige Liqueure, Tabak, Spiegel, Tücher u. ſ. w.; jeder Jähndrich oder Quartiersoberhaupt einen Hut und Degen, und ſo die übrigen Caboceër nach Verhältniß. Mit wahrhaft kindlicher Freude wurden dieſe Geſchenke empfangen und herumgezeigt.

Nachmittags machte ich unbegleitet einen Spaziergang durch das Krom, und kam zufällig an der Hütte des Königs vorbei; dieſer ſchickte mir einen Neger, welcher ein wenig Holländiſch ſprach, entgegen, um mich zu bitten, an ſeiner Wohnung nicht vorüber zu gehen, ſondern ihn mit einem Beſuche zu beehren. Ich konnte und wollte dieß nicht abſchlagen. Der Prieſter, deſſen Hütte neben jener des Königs ſteht, ſetzte ſich mit uns an ein Tiſchchen, welches vor der Thüre niedergeſetzt ward, und eine Boutelle Branntwein wurde mir zu Ehren hervorgeholt. Als ich mich nach einiger Zeit wieder empfehlen wollte, bat mich der Prieſter, Fetiſch mit ihnen zu trinken, und ich glaubte dieſes als einen Segen oder wenigſtens als eine beſondere Auszeichnung anſehen zu müſſen. Der Prieſter brachte darauf eine Flaſche Genever zum Vorſchein und ſchenkte daraus einen großen Becher voll, murmelte ein natürlich für mich unverſtändliches Gebet, ſchüttete einige Tropfen auf den Boden, und gab mir durch ein Zeichen zu verſtehen, daß ich jetzt trinken müſſe. Glücklicherweiſe war es hinlänglich, daß ich meine Lippen nur ein wenig befeuchtete, und nicht den ganzen Becher auszuleeren brauchte, um den Segen wirkſam zu machen. Unſer Dolmetſcher ſagte mir, ſo gut er konnte, daß ich jetzt beſtimmt geſund bleiben würde, ob ich es nun dem Prieſterſegen zu verdanken habe, weiß ich nicht; gewiß iſt es aber, daß ich glücklich von der Landkrankheit verſchont blieb. Ich bezeugte meinen Dank für den freundlichen Empfang und kehrte in das Caſtell zurück, wo kurz darauf das Oberhaupt von Kommanie (ein nicht weit von Elmina im Walde gelegenes Krom) mit ſeinen Caboceërn und wehrhaften Unterthanen, die gleichfalls an der Expedition Theil nehmen wollten, ſeinen Einzug hielt. Das Oberhaupt und drei Caboceër wurden jeder, halb ſitzend, halb liegend, in einem langen ſchmalen Korb unter einem Sonnenſchirm von zwei Sklaven getragen. Ein jeder wurde von ſeiner Trommel gefolgt, die aus einem hohlen Stück Holz beſtand, worüber eine Elephantenhaut geſpannt war; ſie wird von einem Sklaven auf dem Kopfe getragen, während ein zweiter hinter ihm hergeht und mit zwei Stöcken, beinahe in der Geſtalt einer Sieben (7) eine erbärmliche Muſik darauf macht. Hinter den Caboceern folgten die gewaffneten und darauf die ungewaffneten Mannſchaften.

Dreimal bewegte ſich der Zug in ziemlicher Ordnung über den innern Hof des Caſtells, worauf die Caboceër ſich ein wenig zurückzogen und die Bewaffneten ſich in zwei Gruppen einander gegenüberſtellten, und nun fing ein lebendiges Gewehrfeuer an, wobei ein jeder ſeine Behendigkeit zu zeigen ſuchte. Viele warfen ihre Flinte, nachdem ſie abgefeuert war, in die Luft und fingen ſie wieder auf; andere machten die ſonderbarſten Sprünge und zeigten ihren ſchönen Körperbau in allerhand athletiſchen Stellungen. Dieß währte etwa eine halbe Stunde, worauf ſie in derſelben Ordnung ſich wieder entfernten.

Den 25 kamen die Quartiere der Reihe nach auf das Caſtell, um Pulver und Blei zu empfangen; bevor wir jedoch zur Vertheilung davon ſchritten, mußte jeder Jähndrich fünfzig Mann abſondern, die als Laſtträger dienen ſollten. Es koſtete viel Mühe, ſie dazu zu bewegen; da wir aber mit Nachdruck auf unſerer Forderung beſtanden, wurden uns doch etwa zweihundert angewieſen. Die Sache war auch zu wichtig, um nicht mit dem größten Ernſt behandelt zu werden. In einem Land, wo man keine Laſtthiere findet und ſich durch faſt unzugängliche Wälder einen Weg bahnen muß, iſt es nothwendig, daß man faſt eben ſo viel Leute zum Transport, als unter den Waffen hat, und wahrſcheinlich iſt es dem Mangel hieran und an Munition zuzuſchreiben, daß die Engländer unter Mac Carthy im Jahre 1819 ſo unglücklich waren in dem Kriege gegen die Aſhantiner, welche ihnen mehrere tüchtige Niederlagen beibrachten, bis ſie in die Nähe der engliſchen Forts vorgerückt waren, wo ſie die Ueberlegenheit der europäiſchen Taktik über ihre rohe Uebermacht empfanden. Außerdem hatten wir vernommen, daß die Boutry'ſchen Caboceër wahrſcheinlich oder lieber gewiß nicht im Stande ſeyn würden ihr Wort zu halten, da ihre Untergebenen, ſey es aus Faulheit oder aus Mißtrauen, lieber entflohen, als unſere Ankunft zu Saccondee zu erwarten, um als Laſtträger zu dienen. — Jedes Quartier verſammelte ſich auf den Ruf eines eigenen Inſtrumentes. Das erſte hatte ein Horn, das zweite ein gewöhnliches Sprachrohr, das dritte Pfeifchen, wie ſie von den Schiffsunterofficieren gebraucht werden u. ſ. w. Je hundert Mann erhielten eine holländiſche Fahne, und jeder Neger eine Stange Blei von 4 Pfund nebſt einem Pfund Schießpulver.

Denſelben Abend wurde auch die Heurath eines neu angekommenen Beamten mit einer Negerin von angeſehener Familie auf landesübliche Weiſe geſchloſſen. Dieſe Feierlichkeit beſteht bloß darin, daß man, nachdem man die Einwilligung der Schönen bekommen hat, dem Vater eine Unze Gold (etwa 40 fl. holländiſch) — bisweilen mehr oder weniger, je nach dem Vermögen — Tabak, Rum, Pfeifen und andere Geſchenke bringt; dann wird die Verbindung als geſetzlich betrachtet und kann man auf ausdauernde Treue rechnen. Für den Fall jedoch, daß der Mann nach Europa zurückkehren ſollte, wird die Ehe nicht als verbindlich angeſehen; die ſchwarzen Damen verſtehen ſich aber darauf, ihren Gatten ſo viel abzuzwacken, daß ſie in einem ſolchen Fall unbeſorgt leben können. Uebrigens bedenken ſie ſich nie den Vorſchlag eines weißen Mannes anzunehmen, denn die ſogenannte Ehefrau eines weißen Sergeants hat ein bequemeres Leben als die des ſchwarzen Königs, und der Gouverneur, wäre er auch 60 oder 70 Jahre, würde gewiß keine abſchlägige Antwort erhalten, wenn er das ſchönſte Negermädchen von 16 oder 18 Jahren zum Weibe begehrte.

Die weitern Vorbereitungen und die bei den Negern vor einem Feldzuge üblichen Feierlichkeiten, in Opfern, Tänzen und dergleichen beſtehend, füllten noch einige Tage aus, während welchen der König von Waſſa ſeinem Verſprechen gemäß ſeine Tochter und Nichte als Geiſeln zu uns ſchickte, und wir aus Saccondee die Nachricht erhielten, daß einige Gegenden von Hanta ganz verlaſſen wären, die Caboceer an andern Orten Verſammlungen hielten, um ſich zu berathen, und der König nur eine geringe Macht bei ſich zu haben ſchien.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

grunde der Hütte, zurückgetreten. In den Vorderraum derſelben, der hiedurch eine Art von Vorhalle wird, ſind verſchiedene Heilige aufgehängt, und es iſt hier Alles mit ſilbernen Leuchtern und ſonſtigem glänzendem Kram ausgefüllt. Sie ſelber aber ſitzt im halbdunklen Hintergrunde ſo recht heimlich mitten in Gold und Perlen. Sie hat einen ganz dunkelbraunen, faſt ſchwarzen Teint, wie alle ruſſiſchen Heiligenbilder. Um den Kopf trägt ſie ein Netz, das von lauter ächten Perlen gewebt iſt. Auf der einen Schulter iſt ihr ein großer, dicker Edelſtein aufgeheftet, von dem, wie aus einem Centrum, eine Menge Edelſteinſtrahlen ausgehen, als hätte ſich dort ein Schmetterling niedergelaſſen. Eben ein ſolcher Edelſteinſchmetterling ſitzt ihr auf der Stirn, und darüber noch eine brillante Krone. In der einen Ecke des Bildes ſteht auf einem Silberſchildchen geſchrieben: „ἡ μητηρ θεου των Ιβηρων.“ Rund umher und auf den Seiten hängen goldbrokatene Gehänge herab. Auf dieſen Vorhängen ſind überall ſtatt eingewirkter Blumen kleine auf Porcellanſtückchen zierlich gemalte Engelsköpfchen mit ſilbernen Flügeln aufgenaht. Dieß Alles wird nun noch viel niedlicher durch den Schimmer der dreizehn ſilbernen Lämpchen, die daran hängen, und beſonders iſt es am Abend gar heimlich. — Dem Bilde zur Seite ſind eine Menge Schubladen an der Wand, in denen Lichter und andere Sachen aufbewahrt werden; auch Bücher, unter denen ſich auch eines befindet, das auf ihre Geſchichte Bezug hat.

Die Leute bezeigen ihr ihre Huldigungen ſo, daß ſie ſich bekreuzigen, ſich dann vor ihr auf die Knie werfen, den Boden küſſen und beten, darauf ihr ſelber eine Hand und dem Chriſtuskindchen einen Fuß küſſen. Vom vielen Küſſen ſind Hand und Fuß ſchon über und über mit dickem Schmutz bedeckt, der ſich wie eine Kruſte in lauter kleinen, erhabenen Pünktchen aufgeſetzt hat, ſo daß man ſchon längſt Hand und Fuß gar nicht mehr küßt, ſondern nur den angeſetzten Hauch aller der frommen Lippen. Sie hat die Pforten ihrer Capelle den ganzen Tag offen, und von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang läßt ſie Alles zu ſich heran, was da mühſelig und beladen iſt. Deſſen iſt denn nun, wie überall, ſo auch hier, nicht wenig. Ich ſah oft mit Staunen lange der ungeheuren, unſichtbaren Gewalt zu, die dieſes Bild über die Gemüther übt, und der herbeiſtrömenden Menſchenmenge, welche beſtändig dieſer Gewalt huldigt. Keiner geht hier vorüber, und hätte er auch ein noch ſo eiliges Geſchäft, der ſich nicht wenigſtens gegen die Capelle verneige und bekreuzige. Die meiſten aber treten ein, und beten mit frommen Seufzern, andächtig vor der Mutter knieend. Hieher kommen die Bauern des Morgens früh, wenn ſie zu Markte gehen, legen ihre Bürde bei Seite, beten ein Weilchen und gehen weiter. Wenn auch bei keinem andern Heiligen Moskau's, ſo holt ſich doch hier bei der iberiſchen Mutter der Abreiſende die Ueberzeugung, daß auch höhere Kräfte und Augen über ihm wachen. Hieher kommt der Kaufmann, der eine neue Unternehmung machen will, um den Beiſtand aller der Engelsköpfe anzuflehen, welche die Mutter umſchweben. Hieher kommen der Geneſene wie der Kranke, der Reichgewordene und der es werden möchte, der Zurückkehrende wie der Abſchiednehmende, der Glückliche wie der Unglückliche, der Vornehme und der Bettler. Alle bitten, danken ſeufzen, lobpreiſen und ſchütten ihr Herz der Mutter aus. Es leidet keinen Zweifel, daß bei dieſem Hüttchen mehr Viergeſpänne den Tag über anhalten, als beim Winterpalais in Petersburg, und folglich mehr als bei irgend einem Hauſe Rußlands. Es hat in der That etwas mächtig Rührendes, ſelbſt die eleganteſten, von Seidengewebe umflatterten und von Edelſteingeſtimmer umſchimmerten Damen vorfahren zu ſehen, wie ſie ſich von galanten Herren aus den Vierſpännern heben laſſen, und mit den Bettlern in den Staub werfen. An Feiertagen beſonders iſt das Zuſtrömen ungeheuer. An einem ſolchen zählte ich einmal in einer Minute über zweihundert vorüber pilgernde Beter, welche ſich vor der iberiſchen Mutter niederwarfen, und erſtaunte über die ungeheure, ausgedehnte Wichtigkeit des kleinen Schauplatzes, auf dem ich ſtand. Auch alle Zaren ſeit Alexis ſind hier häufig ein- und ausgegangen. Der jetzige Kaiſer verſäumt es daher auch bei ſeiner Anweſenheit in Moskau nie, dieſe Capelle zu beſuchen. Die Mönche in der Capelle wußten mir noch jeden ſeiner Beſuche herzuzählen. Er ſoll auch mehreremale mitten in der Nacht hieher gekommen ſeyn, die Mönche geweckt und ſein Gebet verrichtet haben.

Das Bild wird auch, wenn es Kranke wünſchen, in den Häuſern herumgefahren. Zu dieſem Zwecke ſteht in der Nähe der Capelle beſtändig ein Wagen mit vier Pferden bereit, in welchem daſſelbe mit Gepränge transportirt wird; jedoch nicht das ächte, ſondern nur die Copie davon, die in der Vorhalle ſteht. So ſagten mir wenigſtens die Kirchendiener, obgleich ſpäter Andere widerſprachen und meinten, die Copie bliebe für die Vorübergehenden, und das Original wandere zu den Kranken. Der Beſuch koſtet fünf Rubel, und dann gibt man noch ein freiwilliges Geſchenk an die Mönche.

Faſt hätte ich noch eine große Hauptſache vergeſſen, ein ganz kleines Ritzchen nämlich in der rechten Wange der Mutter, aus welchem Blut tröpfelt. Dieſe Wunde wurde ihr, man weiß nicht recht wann und wie, von Türken oder Tſcherkeſſen, gemacht, und eben durch ſie deutlich an den Tag gelegt, daß das Bild „tschudotwornoi“ (wunderthätig) ſey. Denn kaum hatte das Eiſen die Leinewand geſchlitzt, ſo ſtürzte aus der wunderbar gemalten Wange das Blut nach. In allen Copien wird daher auch von den Malern vor allen Dingen dieſe Wunde mit ein paar zierlichen Blutperlen nie vergeſſen. — Als ich von dieſen und ihren andern Wundern mit einem Mönche ſprach, gab er mir auf die ſcheinbar ungeſchickte Frage, ob ſie noch jetzt täglich Wunder thue, die in Wirklichkeit geſchickte Antwort: „Dann ja, wenn Gott es will, und wenn's der Glaube gibt; denn wie in der Bibel ſteht: der Glaube allein macht ſelig.“ —

Die Litthauer in Oſtpreußen.

Ueber Volksſagen der Litthauer.

Uebergehen kann ich nicht einen andern Theil der litthauiſchen Volkspoeſie, nämlich die in dem Munde des Landmanns leben-

den Sagen, die ſich an einzelne Orte des Landes, namentlich der Tilſiter Gegenden, knüpfen. Es befinden ſich nämlich in jenem ſonſt flachen Lande mehrere einzeln ſtehende, mehr oder minder ſteile Hügel, die ſich in einem nicht großen Umkreiſe um den auf dem rechten Memelufer liegenden Berg Rombinus reihen, und im Munde des Volks als Schloßberge bezeichnet werden, auf welchen heidniſche Burgen der Vorfahren ſtanden, die von dem deutſchen Orden, ſeine Raub- und Mordluſt unter dem Mantel der Religion verhüllend, mit Feuer und Schwert erobert und zerſtört wurden. Daß wirklich auf dieſen Höhenpunkten Burgen geſtanden, iſt aus der Geſchichte des Landes erwieſen, und Mauerreſte, wenn auch nur wenige und unbedeutende und größtentheils von der Oberfläche des Berges bedeckt, beſtätigen dieß. Von allen dieſen Hügeln hat man eine anmuthige Ausſicht auf das fruchtbare, geſegnete Land, ſo daß man den Erbauern jener erhabenen Wohnſitze Geſchmack an Naturſchönheiten nicht abſprechen kann.

Es mögen nun wohl ſchon beinahe zwanzig Jahre verfloſſen ſeyn, als ich zum erſtenmal jene Gegend beſuchte und eben jene Schloßberge die Phantaſie des Knaben um ſo mehr beſchäftigten, als für mich der Kreis des Intereſſanten damals noch beſchränkt war. Ein alter Bauer in dem höchſt romantiſch am Niemenufer gelegenen, und durch ſeinen Beſitzer verſchönerten Dorfe Ober-Eyſſeln bei Ragnit, der ſich unſrer Reiſegeſellſchaft als freiwilliger Cicerone beigeſellt, wußte faſt von jedem der von dort aus zu erblickenden Hügel anmuthige Sagen in ſchlichter Rede mitzutheilen, die in der langen Reihe von Jahren, wenn auch aus meinem Gedächtniß nicht ganz entſchwunden, ſo doch unter einander verſchmolzen waren, daß ſie eine nur unſichere Erinnerung zurückgelaſſen hatten. — Indem ich an vorliegenden Skizzen arbeite, kommt mir ein, in einer zu Königsberg erſcheinenden Provincialzeitſchrift erſchienener Aufſatz zu Geſicht, der denſelben Gegenſtand — die Sagen des preußiſchen Litthauens — behandelt, und der mir das, deſſen ich mich nur noch ſchwach erinnerte, wieder friſch ins Gedächtniß zurückrief und mir Gelegenheit gibt, wenigſtens eine dieſer mir am intereſſanteſten erſcheinenden Sagen mitzutheilen.

Südlich, in geringer Entfernung von Tilſit, erſtreckt ſich längs des in den Niemen (Memel) fallenden Flüßchens, die Tilzele, ein iſolirter Bergrücken, aus welchem drei höhere Häupter hervorragen, von welchen ſich vor dem Auge ein liebliches Landſchaftsbild mit den Thurmſpitzen der Stadt und der jenſeits der Memel liegenden Niederung im Hintergrunde entfaltet. Die weſtlichſte der drei Bergkuppen heißt der Wilmantis, an deſſen Fuße die Tilzele vorüberſtrömt, und jenſeits welcher das litthauiſche Dorf Wilmantinen liegt.

Ein in alter Vorzeit lebender Fürſt des Landes Ragnit hatte — wie nun die Sage erzählt — drei Rieſenſöhne: Tilzatis, Rombinus und Wilmantis, die jene drei Bergſpitzen als Raſenbänke benutzten, auf denen ſie oft traulich bei einander ſaßen. Dann bauten ſie ſich drei Schlöſſer, und zwar, um am Morgen und Abend aus den Fenſtern ſich die Hand zum Gruß reichen zu können, jede von dem andern nur eine Meile weit entfernt. Tilzatis erwählte dazu die Stelle, wo das jetzige Tilſit liegt; Rombinus den nach ihm genannten ſteilen Berg am rechten Ufer der Memel, und Wilmantis den erwähnten dreifach geſpitzten Berg. Dort lebten die drei Brüder in Eintracht und Liebe, durch Feſte, an denen die ganze Umgegend Theil nahm, ſich das Leben angenehm machend. — Aus der Fremde, wohin ſie vor Erbauung der Schlöſſer gezogen waren, hatte Wilmantis eine Glocke mitgebracht, die er in dem öſtlich gelegenen Hügel, der noch heute die Todtenuhr heißt, aufhängte. Kranken, die den Hügel um ihre Zukunft befragten, gab die Glocke tönende oder ſchweigende Antwort, die erſtere bedeutete Tod, die zweite Leben, und noch jetzt verkündet ihr Klang um Mitternacht, daß Jemand der nahen Anwohner aus dem Leben geſchieden ſey.

Wilmantis hatte eine Tochter, Wilmantina, gut gleich ihm, aber eben ſolche Rieſin, wie der Vater, und dazu muthwillig wie ein junges Füllen. Oft, wenn ſie von Spaziergängen zurückkehrte, brachte ſie in ihrer Schürze Kuh- und Schafheerden, Ochſen ſammt den Pflügen heim, die ihre rieſige Hand unterwegs als willkommenes Spielzeug aufgeleſen hatte. Dann bedeutete ſie der Vater, daß ſothane Geſchöpflein nicht Ameiſen, ſondern Thiere der Menſchen wären, mit welchen man nützlichen Feldbau betreibe, und ſolches einſehend, befleißigte ſich nun das Töchterlein ſelbſt mit vielem Eifer der Landwirthſchaft, an der ſie große Freude fand und durch welche ſie große Reichthümer gewann. Eine große Fertigkeit beſaß ſie in der Zubereitung großer, viereckiger Schmandkäſe (Schmand, Provincialismus für Sahne, Rahm), mit welchen ſie die Gäſte bei Feſten freigebig zu bewirthen pflegte. Die Bereitung dieſer Käſe betrachtete ſie aber als ihr Geheimniß, das ſie ſpäter nur ihrer Freundin Birjohla mittheilte, weßwegen ſie von neidiſcher Nachbarn mit dem Spitznamen „die Schmandprinzeſſin" belegt wurde. Ueber ſolchen Spott wurde die Jungfrau, als er ihr zu Ohren kam, zornig, und beſchloß ſich an denen, die ſolchen Namens ſich bedienten, zu rächen. Sie veranſtaltete zu dem Ende ein Feſt, zu welchem alle Leute der Umgegend geladen wurden. In der Nähe der Burg ſtellte ſie Dienerinnen auf, welche die Ankommenden fragen mußten, von wem ſie eingeladen wären; diejenigen, welche antworteten: „von Wilmantina," wurden ins Schloß, die aber welche ſagten: „von der Schmandprinzeſſin," in den Garten geführt. In dieſem lagerten ſich die Gäſte, und bald erſchien Wilmantina, eine vollgepackte Schürze mit ihrem Käſe und unter dem Arme ein Faß köſtlichen Getränkes tragend, legte es in der Verſammlung nieder, bat, zuzulangen und entfernte ſich dann, um, wie ſie ſagte, die andern Gerichte zu holen. Das Rieſenfaß lockte die Durſtigen, und man beſchloß zu trinken. Wie aber zu dem vom Boden unerreichbaren Zapfen des Fäßleins kommen? Man verſuchte es auf allerlei Art, kletterte wie auf Stufen auf die Tonnenreife, — alles vergebens! Endlich rieth dann ein Kluger, von Käſen eine Treppe bis zu dem Zapfen zu bauen, was denn auch ſogleich begonnen wurde. Nun iſt der Bau fertig, Alles drängt ſich auf die Stufen, — da bricht der Käſe zuſammen, und die Trinkluſtigen liegen unter den weichen Trümmern, der ſehnlichſt erſtrebte Zapfen in unbeweglicher Ruhe hoch über ihnen. Nun kehrt

Wilmantina zurück, scheinbar verwundert über den bunten Wirrwarr und fragend: wie das zugegangen? worauf sie von einem der Daliegenden in verdrießlichem Tone Aufschluß erhält. — „Beruhigt euch!“ antwortet sie, „beruhigt euch! ich will es euch leicht machen, und ihr sollt im Ueberflusse zu trinken haben.“ — Mitten in dem Gewühle der Menschen stehend, dreht sie sich jetzt lachend auf der Ferse des einen Fußes im Kreise herum, wodurch in dem Boden eine trichterförmige, große Grube entsteht, an deren sandigen, lockern Seiten alle Gaste in die Tiefe hinabrutschen, und sich vergeblich bemühen, wieder herauszukommen. Nun ruft sie höhnend aus: „Kennt ihr die Schmandprinzessin?“ und dreht den Zapfen des Fasses auf, der gerade über der mit Menschen gefüllten Grube sich befindet. Der Inhalt des Riesenfasses braust, gleich einem Wasserfalle, in das Erdloch hinab, und droht, die gedemüthigten, hülferufenden Spötter zu ersäufen. Dann, als sie sich eine Weile an der tragikomischen Scene ergötzt, dreht Wilmantina den Zapfen wieder zu, und zieht mit ihrem Zeigefinger aus der Grube eine Rinne durch das Erdreich, damit die Flüssigkeit Ablauf habe, wie man noch heute sie sehen kann; es ist das Flüßchen Tilzele. Den Gästen war auf solche Weise das Fest sehr zuwider geworden, so daß sie, ohne weiter einen Schmaus zu verlangen, eilig den Staub von ihren Füßen schüttelten und in voller Hast davon rannten. — „Ihr habt ja euren Käse vergessen,“ rief die Riesin, ergriff mit ihren etwas großen Händen den auf der Erde liegenden Vorrath, ballte ihn zu einem kolossalen Klumpen zusammen, und warf diesen mit solcher Gewalt den Laufenden im Bogenwurfe nach, daß er, als er zu Boden fiel, halb in die Erde sich eingrub. Von der Zeit an, wagte kein Spötter mehr, von der „Schmandprinzessin“ zu reden, sondern bei allen hieß die Riesin nur die „schöne Wilmantina.“

Die jetzt noch sichtbaren Ueberbleibsel jener sagenhaften Begebenheit sind: einmal der treffliche Tilsiter oder Birjohler Käse, der am schmackhaftesten — das warum? ist selbst jetzt noch ein Geheimniß, wie damals das der Wilmantina, — in dem Gute Birjohlen, das seinen Namen wohl von der oben erwähnten Freundin der Riesin führen mag, zubereitet wird, und in Berlin selbst die Tafel des Monarchen als Delicatesse ziert. Ferner strömt aus der durch einen Fingerzug Wilmantina's gebildeten Tilzele noch immer, wenn auch keine kostbare Flüssigkeit, so doch reines Wasser. Auch liegt an der Landstraße ein, bereits durch Absprengen sehr verkleinerter, doch immer noch 20 Fuß langer, 18 Fuß breiter und 12 Fuß hoher, aus verschiedenen Farbenschichten zusammengesetzter Granitblock, der nichts Anderes als der durch die Zeit versteinerte Käseklumpen seyn soll. Der östliche Hügel birgt auch ein ziemlich regelmäßiges Fundament, aus dessen Steinen die dortigen Bauern Silber gemacht haben, indem sie einen Theil derselben zum Bau der nahen Chaussée verkauften. In dem mittleren aber ruht ein Schatz, wie höchst glaubwürdige Nachrichten der umwohnenden Landleute bezeugen, der sich um Mitternacht häufig durch eine Flamme andeutet, der aber, obgleich danach gegraben, außer einigen Zierrathen, Ringen und Spangen aus heidnischer Vorzeit, noch nichts zu Tage geliefert hat.

Ob übrigens die sichtbaren Ueberreste der kleinen litthauischen Sagenwelt bis auf sehr späte Zeit sich erhalten werden, steht dahin, da bereits im Jahre 1835 der südliche Theil des hart am Memelstrom gelegenen, 130 Fuß über dem Flußspiegel erhabenen Rombinus-Berges unter donnerähnlichem Getöse und heftiger Erschütterung der Umgegend urplötzlich in die Tiefe hinabstürzte, so daß der abgerissene Bergtheil, der ungefähr 1000 Fuß lang, 50 Fuß breit und 80 Fuß hoch war, den nächsten Theil des hier sehr tiefen Flußbettes zu einem 20 Fuß hohen Damm umbildete. So scheint selbst die Natur jene Wundermährchen glücklicherer entschwundener Zeit aus dem Gedächtniß verwischen zu wollen, — doch lebt das Wort wohl länger von Mund zu Munde fort, und wehrt dem Verklingen jener volksentsprossenen, charakterbezeichnenden Sagen.

Miscellen.

Literatur des amerikanischen Westens. Das United States Magazine (Junius 1839) zeigt eine zu Pittsburg erscheinende und bloß der „Entwicklung der jungen Talente des Westens“ gewidmete Zeitschrift, Western Literary Examiner betitelt, mit folgenden Worten an: „Mit dem aufrichtigsten Vergnügen beachten wir jede Andeutung eines wachsenden literarischen Geistes in den reichen, weiten Regionen unseres Westens, denn hier muß die ächte und unvermischte amerikanische Literatur sich erheben. Wir kümmern uns wenig um die mannichfachen Schattirungen der jetzigen Politik, und beachten nur die großen Resultate für das künftige Geschick des Landes und des Menschengeschlechts, die ein so durchgängig demokratischer Geist am Ende hervorbringen muß. Eines der frühesten Resultate muß eine gesunde, reiche und originelle Literatur seyn, „keine solche, wie Europa sie hegt in seinem Verfall,“ sondern eine solche, die ihre Kraft und Nützlichkeit aus der edelsten Entwicklung des menschlichen Verstandes zieht.“ Es sind diese Bemerkungen besonders darum zu beachten, weil dasselbe Blatt früher selbst eingestand, daß die Literatur des amerikanischen Ostens im Grunde nur ein blasses Abbild der europäischen sey.

Thee in den Nilgherries. Eine Madras-Zeitung stattet einen sehr günstigen Bericht ab über eine Theepflanzung, die von einem Franzosen, Namens Perrotet, in diesem hochgelegenen Theile Indiens unterhalten wird.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 123** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Volupté.** Von Sainte-Beuve. — **Oliver Twist von Dickens (Boz).** (Schluß.) — **Gedichte von Madame des Bordes-Valmore.**

Zu den Abonnenten dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für den Abdruck des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

der Küche diesseits des Ganges wohl gewürzt waren — alles dieß hatte ich am dritten Tage unserer Reise so unmäßig satt, daß ich am vierten mein Gepäck, die Engländer und die Abtheilung Affscharenreiterei, welche wegen Erschöpfung der Pferde zu Fuße ging, zurückließ, und mit drei Bedienten vorwärts eilte.

Der Weg von Tebris bis Teheran ist so oft von Reisenden beschrieben worden, daß es eigentlich eine Gewissenssache ist, diese Gelegenheit zu ergreifen, um ihn nochmals zu beschreiben. Persien zerfällt, wie ein Schriftsteller sagt, in salzige Wüsten und in Wüsten ohne Salz. Ich folge dieser Eintheilung. Man muß wissen, daß man von Tebris bis Teheran 20 Menzilehs oder Stationen rechnet, und höchstens 100 Agadschen, d. h. 700 Werste, und daß auf dieser Strecke sich nur zwei Städte, Sengan und Kaswin, finden; alle andern Stationen sind in mehr oder minder bedeutenden Dörfern. So wollen wir uns darauf beschranken, die wichtigsten Punkte zu bemerken: unter den Dörfern verdient eines Aufmerksamkeit, nämlich Miana, das einige Reisende und Geographen, z. B. Kinneir, unter die merkwürdigsten Stadte zwischen Tebris und Teheran rechnen. Es ist berühmt durch seine guten Teppiche und seine ungeheuren Wanzen, welche giftig sind und die Fremden nicht lieben, den Eingebornen aber keinen Schaden bringen. Auf der Granze von Aderbeidschan und Chamsy, wo der Kaflan Koh sich hinstreckt, fließt der Kisil-Usen oder rothe Fluß. An einem Abhange des Kaflan Koh sieht man die Trümmer eines Wohnsitzes, welche Kys Kale, die Mädchenveste, heißt. Nach der Sage hat ein kriegerisches Mädchen, eine Art Jungfrau von Orleans, diese Veste gebaut, und sich mit einer kleinen Besatzung, man weiß nicht ob männlichen oder weiblichen Geschlechtes, darin gegen ihre Feinde behauptet.

Früh am Morgen des 24 Novembers, als ich mich von den Engländern verabschiedet hatte, verließ ich die Station Jermagoni, und ritt im Trabe fort nach der Stadt Sengan zu. Im Nachtlager hatte man mir gesagt, daß ich in der halben Entfernung zwischen Jermagoni und Sengan den Schah einholen wurde. In dieser tröstlichen Hoffnung beschleunigte ich den Schritt meiner Pferde. Meine Hoffnung wurde aber nicht erfüllt, denn angelangt an dem Orte, wo des Schahs Lager gewesen war, fand ich nichts als viel Stroh und erloschene Kohlen. Inzwischen bereitete mir der Himmel ein Fest: allenthalben sammelten sich Wolken, eine schwärzer als die andere, ein Wind erhob sich und es fiel ein Regen, daß nach einer halben Stunde auch nicht ein trockener Faden an meinem Leibe war. Der furchtbare Wind warf mich fast aus dem Sattel; ich mußte anhalten, da es zum Glück gerade einen steilen, ziemlich hohen Berg hinaufging, wo ich ein Obdach finden konnte. Nachdem ich eine Viertelstunde hinter meiner Veste ausgeruht, machte ich mich, sobald das Wetter es gestattete, wieder auf den Weg. Dieser war durch den Regen so schlüpfrig geworden, daß die Pferde fast bei jedem Schritt ausglitschten. Nach 7 Stunden dieses ermüdenden Rittes zeigten sich endlich die Mauern und Thurme von Sengan. Der Schah befand sich dort, aber das Lager war jenseits der Stadt. Durch Sengan zu kommen, war keine leichte Sache, denn zurückgebliebene Soldaten, Gepack, Kamele u. s. w. sperrten dermaßen die Straßen, daß man nicht vorwärts kam, und ich brauchte eine ganze Stunde, bis ich die Stadt hinter mir hatte. Jenseits derselben breitete sich die Ebene aus: in der Entfernung einer halben Werst erglanzten die Zelte, und, o Glück-fall, ich erblickte den russischen Adler auf der Flagge des bevollmächtigten Ministers; das Zelt des englischen Gesandten stand nicht weit davon. Hier war doch, Gott sey Dank, wieder Europa! Ein Stück trockener Schinken und ein Glas Portwein versetzten mich in Mohammeds Paradies.

Die Neuigkeiten, die ich in Sengan erfuhr, waren sehr bedeutend; die Zahl der Anhänger Mohammed Schahs wuchs mit jedem Schritt. Die irregulare Reiterei, welche sich mit den Truppen des Schahs auf dem Wege vereinigt hatte, betrug gegen 6000 Mann und darüber; 14 Prinzen, Söhne des verstorbenen Schahs, befanden sich im Lager und stellten sich freiwillig unter die Herrschaft des jungen Monarchen. Aber die Schahs in Teheran, Masanderan und Schiras zeigten sich so hartnäckig wie früher, jeder in seiner Ecke. Silli Sultan schickte einen Brief um den andern an Mohammed Schah und den Kaimakam, versicherte sie seiner Wohlgeneigtheit, und lud sie ein, zu seiner Krönung nach Teheran zu kommen. Gerüchte gingen, er habe unter der Anführung seines Bruders Imam Werdi Mirza ein Heer ausgeschickt, das Mohammed Schah von Teheran zurückschlagen solle, wenn er es sich beigehen lasse, dahin zu marschiren.

Nachdem ich im Lager übernachtet, ging ich am andern Tage aus, um das Zelt des Schahs zu sehen; es ist so groß als ein ordentliches Haus und zerfällt in zwei Hälften: die eine dient als Schlafzimmer, die andere zum Empfang; die innern Wände waren mit Seidestoffen bekleidet, der Boden mit reichen Teppichen belegt. Das ganze Zelt war mit Leinwand umzogen, die auf hölzernen Rahmen aufgenagelt und innen mit Baumwollengeweben überzogen war, auf welchen Soldaten mit Gewehr und voller Armatur kunstreich auf rothem Felde abgebildet waren; neben dem Zelt stand eine Schildwache und in einiger Entfernung eine Art Ehrenwache.

In Sengan blieb man bis zum 27 November, und wartete schönes Wetter ab, eine gute Zögerungsursache für einen Menschen, der sich krönen lassen will, und dem jede verlorene Minute Sorgen, Blut und Menschen kostet. Am 27 brach man endlich auf, kam am Abend nach dem Dorf Sultanieh, einem durch die Trümmer einer berühmten Moschee merkwürdigen Orte. Diese Moschee übertrifft an Höhe und Umfang alle persischen Gebäude und kann sich mit den größten Gebäuden Europa's messen. Die ungeheure Kuppel ist von 12 Minarets umgeben, von denen nur noch drei ganz erhalten sind, während die übrigen mehr oder weniger von der Zeit gelitten haben. Ueber den Ursprung dieser prächtigen Moschee erzählte man mir Folgendes: Im 15ten Jahrhundert — ich entsinne mich nicht mehr in welchem Jahr — wollte Schah Chodabende, ein ausnehmend frommer Fürst, die irdischen Ueberreste Ali's aus Kerbela wegführen, und an einem Orte beerdigen, welcher würdig wäre, die Gebeine des „Freundes Allahs" aufzunehmen. Zu dem Ende

nach der Bay St. Thomas „an dem Punkte, wo der Fluß Izabal ſich in den Golf von Honduras ergießt.

„Eine ſchönere und intereſſantere Ausſicht, ſagt er, als die, welche ſich mir bei dieſer Gelegenheit bot, habe ich ſelten geſehen. Die Bay von St. Thomas lag wie ein ungeheures Baſſin vor mir, mit ſeiner glänzenden Spiegelfläche und dem klaren ſandigen Grund, von den Strahlen der Sonne beleuchtet, die damals gerade über die Gebirge aufſtieg und einen Lichtſtrom über Berg und Thal hingoß. Die Ufer der Bucht, die einen weiten kreisförmigen Bogen bilden, dehnten ſich 20 Meilen weit aus. Das Land, mit üppigem Grün bedeckt, erhob ſich höher und höher, wie es ſich vom Waſſer entfernte, bis es in einer Reihe aufſtrebender Gebirge endigte und ein prächtiges Amphitheater bildete. Die Tiefe des Waſſers war hinreichend für das größte Schiff, das je gebaut worden, und Raum genug vorhanden, um die ganze Schiffsmacht Großbritanniens vor Anker zu legen."

Dieſer Platz ſcheint ſich für einen großen Handelsplatz zu eignen. Die Natur hat Alles dafür gethan, doch iſt er ganz vernachläſſigt.

„Der Platz, erzählt Hr. Montgomery, iſt faſt eine vollkommene Einöde. Im Hafen lag außer uns kein einziges Schiff, auf der Küſte war, außer ein paar elenden Hütten, kein Haus zu ſehen. Dieſe Hütten waren der Anfang einer Niederlaſſung, welche die Regierung von Centralamerika entworfen, aber faſt im Beginn wieder aufgegeben hatte, entweder aus Mangel an Mitteln oder an Kraft von Seite der Regierung, Gegenſtände öffentlicher Wohlfahrt zu betreiben. Auch von einer Geſellſchaft engliſcher Kaufleute wurde eine Niederlaſſung daſelbſt beabſichtigt, und deßhalb Vorſchläge gemacht, mit dem Erbieten, eine Communication über das Gebirge nach dem nächſten Punkte der Straße zu öffnen, die vom Izabal nach der Hauptſtadt führt. Aber daſſelbe Mißgeſchick, das alle Plane der Vervollkommnung in dieſem Lande begleitet, ließ auch dieſen Plan mißlingen; er wurde auf gleiche Weiſe aufgegeben."

In einer der obenerwähnten Hütten fand Hr. Montgomery einen Weißen — den einzigen am Ort — eine Art Robinſon Cruſoe.

„Er hatte einen Flaggenſtock dicht bei ſeiner Wohnung aufgerichtet, und trug eine Cocarde als ein Zeichen ſeiner Autorität. Er erhielt von der Regierung einen jährlichen Gehalt von 200 Dollars, daß er dort bleibe, war aber, wie er ſagte, jetzt ziemlich der Einſamkeit des Ortes und der Unbedeutenheit ſeines Amtes überdrüſſig, und nahe daran, es aufzugeben. Seine Mobilien beſtanden aus einem Rollbett, einigen Schemeln ſtatt Stühlen und einem rohen Tiſch aus ungehobelten Brettern. An den Dachbalken hing eine Hängmatte, in einem Winkel ſtand eine roſtige Vogelflinte, in einem andern ein Fiſchernetz. Er beſaß einige Ferkel und eine Menge Federvieh, das den Umkreis des Hauſes inne hatte und darin ganz zu Hauſe war. Auch hatte er einen Küchengarten, in den ich blickte, und ihn wohl verſehen mit Piſang, Kürbiſſen und andern Vegetabilien fand. In einer der größten Hütten oder vielmehr in einem großen Schoppen, der von in den Boden gerammelten Stämmen geſtützt war, lag eine Menge Bretter und Schindeln, die die Regierung angeſchafft und zur Errichtung von Häuſern hieher geſchickt hatte. Doch jetzt war keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß dieſes Holz gebraucht würde."

Die Geſellſchaft ging nun den Izabal hinauf, und kam bald an den großen See mit ſüßem Waſſer, Golfo Dulce, an deſſen einem Ende die Stadt Izabal ſteht, von wo der Verfaſſer vorſchlug, wenn es möglich wäre, nach der Stadt Guatemala mitten durch das Land zu reiſen. Die Ufer des Fluſſes waren reich an Naturſchönheiten, doch faſt ganz unbewohnt: die Gegend „eine vollkommene Einöde" wie gewöhnlich. Selbſt in Izabal iſt es nicht lebhafter.

„Keine Fahrzeuge waren auf dem See zu ſehen, außer dem einzigen Dampfboote; kein Zeichen des Anbaues, nicht ein Haus oder Dörfchen war auf dem Lande ſichtbar außer der kleinen Stadt unter mir. Gegenwärtig liegt außer Izabal am ganzen Umkreiſe des Sees nur noch die einzige Stadt Verapaz; die Schifffahrt beſteht aus dem Dampfboot und einem halb Dutzend Schaluppen; der einzige Handel beſchränkt ſich auf die Einfuhr eines Theils der fremden Waaren, die im Innern verbraucht, und der Ausfuhr der Producte des Landes, die dagegen ausgetauſcht werden."

Die Straße nach der Hauptſtadt iſt ein Pfad nur für Maulthiere zugänglich, und nur auf Maulthieren werden die Waaren weiter geführt. Hr. Montgomery verſchaffte ſich zwei Gefährten für die Reiſe: einen Engländer und einen Spanier. Der Weg über das Gebirge war wild und rauh, doch nicht ohne Reize. Die Nacht brachten ſie in einer Rancheria zu: einer Herberge, wo der Reiſende Futter für ſein Thier und Schutz für ſich finden kann; im ganzen Lande, ſelbſt in den Städten, trifft man keine Gaſthöfe an, gewiß ein merkwürdiger Fall. Die nächſte Nacht brachten ſie in einer Hacienda zu.

„Der Beſitzer des Hofes war abweſend, aber der Verwalter, der gegenwärtig war, ließ uns ſogleich ein, öffnete das ganze Haus zu unſerem Gebrauch und ließ uns ſelbſt für uns ſorgen. Das Haus war groß und bequem und von Cederholz gebaut. Es war zum Theil meublirt, ſo daß wir nicht allein Stühle und Tiſche, ſondern auch Betten und Hängematten hatten. Sogar Teller und Gläſer und anderes Tiſchgeräth brachte der Verwalter herbei, als er ſich über den Stand ſeiner Gäſte genügend unterrichtet hatte. Die Maulthiere wurden in einen geräumigen Stall geführt und reichlich mit grünen Kornhalmen verſehen. Ein paar Hühner fielen als Opfer für die Bedürfniſſe meiner Gefährten und mich, und ein Gericht ſchwarzer Bohnen und Tortillas wurde für den größern Appetit der Arrieros (Treiber) zubereitet."

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Etwas über die Seraillbibliothek. In einem Briefe des Reiſenden Texier aus Pera bemerkt er über dieſen intereſſanten Gegenſtand Folgendes: „Wir haben die Aia Sophia und alle Moſcheen beſucht, ſo wie wir auch das alte Serail ſehr im Einzelnen in Augenſchein genommen haben. Ich trat in die Bibliothek; es iſt dieß ein kleines Gebäude in Form einer Moſchee, das in einem der innern Höfe liegt. Eine große Menge Bände, faſt lauter türkiſche und arabiſche, ſind in den Schränken aufgereiht, aber in einem anſtoßenden Cabinet liegt ein Haufen von Bänden ohne Ordnung und ohne Titel übereinander, und es wäre von Intereſſe, dieſe zu durchſuchen. Ich glaube, man könnte intereſſante Dinge finden, aber man müßte durch den Geſandten Erlaubniß zu freiem Zutritt erhalten. (Echo du Monde Savant vom 5 October.)

Merkwürdiges Manuſcript in Toulouſe. Man fängt in Frankreich an mit großem Eifer die Provincialarchive zu durchſtöbern, ein damit beauftragter Gelehrter fand kürzlich zu Toulouſe, der alten Hauptſtadt von Languedoc, ein Originalregiſter aus den erſten Zeiten der Inquiſition in Frankreich, nämlich aus dem 13ten Jahrhundert, das einen bedeutenden Beitrag zu der großen Sammlung von Urkunden über die Geſchichte der Albigenſer bildet. (Echo du Monde Savant vom 12 October.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

etwas mehr Geſchmack gebaut, und nur die Bazare entſprachen der übrigen Stadt nicht. Jenſeits der Stadtmauer iſt ein ungeheurer Begräbnißplatz, der mit Opfern der Cholera und Peſt angefüllt iſt, welche hier im Jahre 1832 zu gleicher Zeit wütheten. Dieſe ſchrecklichen Krankheiten erſcheinen in Perſien gewöhnlich zu einer und derſelben Zeit, und richten furchtbare Verheerungen an. Indeß iſt zu bemerken, daß die Peſt erſt in neuerer Zeit häufig Perſien heimſucht, früher vergingen oft zehn Jahre, ehe ſie auftrat.

In Kiſchlok traf ein neuer Brief von Silli Sultan ein. Der tapfere Selbſtherrſcher ſchrieb an den Kaimakam, er ſehe nun die Widerſpänſtigkeit und Hartnäckigkeit ſeines Neffen Mohammed, und falls man ihn aufs Aeußerſte treibe, werde er alle koſtbaren Steine im Schatze des Schahs zu Pulver ſtoßen, alles baare Geld nehmen, aus Teheran fliehen, und Mohammed Schah die Stadt überlaſſen, angefüllt mit den untröſtlichen Wittwen und Kindern ſeines verſtorbenen Vaters. Das war ganz perſiſch! Indeß ließ die Sache ſich nicht ſpaßhaft nehmen. Der Thronräuber drohte mit unmenſchlichen Mitteln, und der legitime Beherrſcher von Iran begriff die ganze Schwere dieſer Drohungen, alle Edelſteine zu zerſtoßen, alles Geld zu nehmen, und dem König der Könige einen zerlumpten Thron, einen leeren Schatz und fünfhundert Weiber mit ihrer hungrigen Nachkommenſchaft aufzuhalſen. Mohammed Schah ſchickte Parlamentäre an den Heerführer Silli Sultans, Imam Werdi Mirza, der, die verzweifelte Lage ſeines Bruders und die Geringfügigkeit ſeiner Streitmacht erkennend, ſich mit ſeinem Heere ergab, Gewehre und Kanonen auslieferte und ins Lager Mohammed Schahs überging.

Seltſame Dinge gingen in Teheran vor. Silli Sultan, ſtatt ſeine ſechswöchentliche Herrſchaft, während deren er den ganzen Schatz in ſeinen Händen hatte, zu benutzen und ſeinen geraubten Thron auf irgend eine Weiſe feſtzuſtellen, brachte ſeine ganze Zeit in Vergnügungen, Völlerei und Ausſchweifungen hin. Als die Sache ſchlecht ging, raffte er einige Koſtbarkeiten zuſammen, und wollte fliehen, zuvor aber nahm er den Roſenkranz in die Hand, deſſen Kügelchen ihm rathen ſollten, wo er am eheſten ſich verbergen könne. Während er damit beſchäftigt war, überfiel ihn Mohammed Bagir Khan, um ſich bei Mohammed Schah, der aller Vermuthung nach unfehlbar bald in die Hauptſtadt einziehen mußte, wohl verdient zu machen, entriß ihm alle Koſtbarkeiten und nahm ihn in Verhaft. Die Nachricht hievon erregte in dem Lager Mohammed Schahs eine ungemeſſene Freude, und um dieſe zu zeigen, wurde ein deutlicher Marſch von Kiſchlok nach Suleimanieh vollzogen. An dieſem letztern Orte ſteht ein ſchöner Palaſt, und der Spiegelſaal iſt mit großem Geſchmack erbaut, ſo daß man zweifeln kann, ob er allein von Perſern aufgeführt worden ſey; nichtsdeſtoweniger iſt es wirklich ſo. Von Suleimanieh bis Teheran ſind etwa 22 Werſte, und da man ſo gute Nachrichten aus letzterer Stadt hatte, ſo hätte man meinen ſollen, der Schah könne in Einem Marſch dahin gelangen. Das konnte indeß nicht ſeyn! In Perſien kann man eine ſo wichtige Sache, wie der Einzug eines neuen Monarchen in ſeine Hauptſtadt iſt, nicht unternehmen, ohne ſich mit den Aſtrologen zu berathen, welche die Stellung der Geſtirne befragen; dieſe entſchieden, der erſte glückliche Tag für Mohammed Schah ſey nicht früher als am 9 December, und an dieſem Tag nur Eine glückliche Stunde, nämlich die vor Sonnenaufgang. Aus dieſem Grunde verließ die Armee des Schahs am folgenden Tage Suleimanieh nicht, ſondern blieb zwei Agadſchen von Teheran bei Imam Sade Ibrahim ſtehen. Der Einzug Mohammed Schahs in die Hauptſtadt konnte indeß die Sache noch nicht entſcheiden; er war dann nur im Beſitz der Hauptſtadt, nicht des Reichs, denn noch waren zwei mächtige Gegner übrig, die Schahs von Schiras und Maſanderan; das ganze Drama war noch im Zuge.

Endlich kam der neunte December heran; im Lager herrſchte eine gewaltige Geſchäftigkeit, das Putzen der Pferde und Waffen dauerte die ganze Nacht, das Hin- und Herlaufen, das Schwatzen, das Lärmen und Schreien aller Thiere, und das Geraſſel des Ruſtzeugs aller Art, ließen mich auch nicht Einen Augenblick die Augen ſchließen. Einige Zeit vor Sonnenaufgang verkündigte eine Salve aus einigen Sembureks den Rechtgläubigen, daß Allahs Schatten geruht habe, ſich zu Pferde zu ſetzen. Legt jetzt alle eure europäiſchen Begriffe von königlicher Pracht, von unſern Feierlichkeiten beim Einzug eines gekrönten Haupts in ſeine Hauptſtadt ab, und höret, wie der „Herr des Reichs der Khosroen und Nuſchirwans" in ſeine Reſidenzſtadt einzog. Der Zug bewegte ſich in folgender Ordnung: an der Spitze befand ſich eine kleine Abtheilung Reiterei, verſteht ſich irreguläre, und Kamelartillerie; hinter ihr folgten Schnelläufer, die ſich durch ihre helmartigen, mit verſchiedenfarbigen Federn geſchmückten, Mützen auszeichneten; Pehlewans (Ringer), faſt ganz nackt, mit ungeheuren Stöcken in den Händen, machten alle möglichen Grimaſſen, und ſchwangen ihre ſchwere Waffe in die Luft; Tänzer, mit Halsbändern geſchmückt, und in Röcken von Gold- oder Silberſtoff, machten alle möglichen Verrenkungen beim Klange der abſcheulichſten Muſik, die nur immer ein europäiſches Ohr zerreißen kann: Ferraſchen (Bettdiener, nach unſerer Ausdrucksweiſe aber Gendarmen), mit unmäßig langen Stöcken, ſchrien aus voller Kraft, und thaten kund, daß der Padiſchah nahe ſey; hinter ihnen kamen einige Peiſchkhidmets (die man bei uns ſehr unrichtig mit Kammerjunker überſetzt, während man ſie nur als Kammerdiener bezeichnen kann); endlich der Mirochor (Stallmeiſter), der eine reiche Sinpuſch oder Satteldecke trug, die aus einem mit Gold, Silber und verſchiedenfarbiger Seide geſtickten und mit koſtbaren Steinen beſäeten Tuche beſtand. Endlich kommt der Schah! Setzt blaue Brillen auf, um eure Augen vor unfehlbarer Blindheit zu bewahren. Verſinkend in einem Meere des Lichts, womit der ſchönſte braune Hengſt in der Welt übergoſſen iſt, zeigt ſich Mohammed Schah den erſtaunten Blicken der Rechtgläubigen. Er ſelbſt iſt im einfachen Reiſekleide, aber dafür hat er eine Peitſche in der rechten Hand, welche aus vier Schnüren von großen Perlen beſteht, die an einem goldenen Peitſchenſtiele befeſtigt ſind, woran man vor Diamanten, Smaragden und Rubinen das Gold nicht ſieht; ſein Sattel mit der Schabracke und ſein gan-

seinem belagten Vater eine Hütte bewohnte, die wenig besser als die übrigen war. Der alte Mann, sein Vater, hatte, wie man mir versicherte, das ehrwürdige Alter von 102 Jahren erreicht. Er war Spanier von Geburt, und hatte 50 Jahre lang seinem Fürsten als Soldat gedient. Nur zum Theil waren seine Sinne stumpf geworden, denn wenn auch sein Gesicht schwach war, so hörte er doch gut, und sein Gespräch war vollkommen zusammenhängend. Er hatte nie eine Pension von der spanischen Regierung erhalten, „und jetzt, sagte der alte Mann, da ich nicht mehr arbeiten kann, hat mein Sohn es auf sich genommen, mich zu erhalten."

In Chiquimula wurden die Reisenden vom Alcalden im Cabildo oder dem Rathhause (townhall) einquartiert. In Esquibulas bewirthet sie ein Pfarrer, der Freund Don Jose's, eines der Reisegefährten.

„Die Mobilien des Hauses waren merkwürdig, mehr ihrer classischen Einfachheit, als der Eleganz und Bequemlichkeit wegen. Im Hauptgemache waren die einzigen Gegenstände, die es enthielt, eine hölzerne Bank mit Rücken- und Armlehnen, die an der Wand, und vor welcher ein massiver Mahagonitisch stand. Dieser Theil der Meublirung hat mit der eines Gerichtshofes viel Aehnliches, und wenn der Pfarrer dort saß — was er stets that, sobald Jemand zu ihm kam, um in Geschäften mit ihm zu sprechen — sah er wie ein Richter aus, der das Recht verwaltet. An den Wänden herum stand ein Dutzend Stühle von ungeheurer Form und alterthümlicher Arbeit, die Sitze und Rückenlehnen waren mit Leder überzogen und mit Nägeln besetzt, deren Knöpfe von polirtem Erz und so groß wie ein halber Dollar waren."

Ungefähr eine Meile von dieser Stadt steht mitten auf einer Ebene eine prächtige Kirche.

„Es ist ein edles Gebäude, und contrastirt seltsam mit der Unbedeutenheit der Stadt, in deren Nähe es liegt. Die Kuppel ist geräumig und hoch, und an jedem Winkel erhebt sich ein Thurm zu beträchtlicher Höhe. Die Architektur ist ziemlich regelmäßig und rein. Als ein Werk der Kunst muß das Gebäude einen tiefern Eindruck auf den Reisenden machen, da es auf einem Flecke liegt, der mehrere hundert Meilen in der Runde nichts der Art sehen läßt, das nur einen entfernten Vergleich damit aushalten könnte. Dem Reisenden, vor dessen Blick es plötzlich tritt, könnte es ein Werk der Zauberei scheinen. Mir kam es wie ein Escurial im Kleinen vor. Wir traten in die Kirche durch eine hohe Pforte, die reich mit Bildnerarbeit geziert war, und besahen uns das Innere, das in drei Flügel getheilt ist; den mittleren bildeten zwei Reihen schwerfälliger Pfeiler mit ihren Bogen; auf jeder Seite sind verschiedene Capellen, Bildsäulen und Gemälde u. s. w. Dieser Tempel wurde 1751 von Don Pedro Figueron, Erzbischof von Guatemala, erbaut, der fast sein ganzes Vermögen diesem Vorhaben opferte. Seine Einkünfte betragen gegen 4 bis 5000 Dollars, und kommen aus Legaten, Gaben der Pilger und andern Quellen. Von Zeit zu Zeit wird Gottesdienst gehalten, und einmal im Jahre ein großes Fest gefeiert."

Das ist die einzige Merkwürdigkeit der Stadt, mit Ausnahme des Jahrmarktes.

„Die Hauptstraße besteht aus zwei Reihen kleiner Kaufläden oder Buden, die während des Jahrmarktes an die Kaufleute und Händler vermiethet werden, die mit ihren Waaren hieher kommen. Das Zusammenströmen des Volkes ist in dieser Zeit so groß, daß die Stadt nicht hinreicht zu ihrer Aufnahme und sie im freien Felde übernachten müssen. Die Zahl, versicherte man mich, ist selten geringer als 20,000. Bei allen diesen Vortheilen hat die Stadt Esquipulas, so seltsam es auch klingen mag, keineswegs den Anschein von Wohlstand, sondern gleicht einem armseligen unbedeutenden Dorfe."

Einige Tage darauf hielten die Reisenden in der Hacienda des Don Joaquin San Martin, früher Gouverneur des Staates Guatemala.

„Don Joaquin war gerade auf seinem Gut, und auf unsere Anfrage, ob er uns erlaube, einige Stunden unter seinem Dache zu ruhen, antwortete er auf die höflichste Weise: „sein Haus stände uns ganz zu Diensten." Auch war das kein leeres Compliment, denn zugleich befahl er, für Hrn. M. und mich ein Mittagmahl zu bereiten, und für unsere Arrieros und Maulthiere Sorge zu tragen. Das Mahl, das uns auf einer langen Tafel, mit einer Bank auf jeder Seite, servirt wurde, nahmen wir in einer geräumigen Halle ein, wo, außer einigen Meubeln von roher vorzeitlicher Form, Ackerbaugeräthschaften verschiedener Art nebst Sätteln, Zäumen, Säbeln, Jagdflinten und Hängematten lagen. Das Haus war ein großes, festes Gebäude, mit dem gewöhnlichen Hof in der Mitte und von einem Corridor umgeben. Hinter dem Hause war ein großer Hof oder eine Einfriedigung, worin 2 bis 500 Pferde gebrannt wurden. Der größere Theil waren Füllen, wild wie im Stande der Natur und flüchtig wie Rehe. Sie galoppirten und sprangen in dem Hofe wild herum; mehrere Männer waren beschäftigt sie eines nach dem andern einzufangen, was sie vermittelst des Lazo oder der Schleife bewerkstelligten, die sie dem Thiere über den Hals oder an den Fuß warfen und es dann zu Boden rissen, wo dann das glühende Eisen an die zuckenden Schenkel gebracht wurde.

„Die Güter in diesem Theile des Landes werden hauptsächlich zur Rindvieh- und Pferdezucht gebraucht, wofür die großen ausgedehnten Weideplätze jeden Vorschub leisten. In der That konnten wir ganze Heerden in den Ebenen umher weiden sehen. — Die Pferde sind dort so wohlfeil, daß ich mir für 12 oder 15 Dollars eines aus Hunderten hätte aussuchen können. Der Preis der Ochsen steht in gleichem Verhältnisse. Der Werth der Pferde scheint auf ihrer Zucht zu beruhen, denn sobald sie gehen und traben gelernt haben, gelten sie fünf- bis sechsmal mehr als anfänglich."

(Fortsetzung folgt.)

Erdbeben in Perthshire. Das fast jährlich wiederkehrende Erdbeben in dieser Grafschaft hat neuerlich die Städte Crief und Strathean heimgesucht, glücklicherweise nicht so heftig, daß dadurch Unheil angerichtet worden wäre. (Litterary Gazette vom 26 October.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 124 u. 125** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gedichte von Mrs. Norton. — Volupté.** (Fortsetzung.) **— Der Philosoph Aristippos an eine Lampe, welche ihm Laïs geschenkt hatte.**

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Theilnahme des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 314.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

10 November 1839.

Die Litthauer in Oſtpreußen.

Häusliche Feſte der Litthauer.

Auch bei den häuslichen Feſten der Litthauer zeigt ſich noch die originelle Eigenthumlichkeit, die ſie inmitten ihrer Nachbarvölker bewahrt haben. Die werdende Mutter laßt fur die Frucht, die ſie unter ihrem Herzen tragt und für ſich ſelbſt in der Kirche durch den Pfarrer nach der Predigt eine Furbitte ſprechen. Iſt das Kind geboren, ſo ſendet der Vater zu den Nachbarn und Freunden, damit ihnen das frohe Ereigniß verkundet werde, worauf bei der Wöchnerin die Weiber erſcheinen und ihr Weißbrod und Eier zum Geſchenke anbieten. Nahr die Zeit der Taufe, ſo ladet der Vater die Pathen mit den Worten ein: „ich bitte dich zu Gevatter bei einem Kinde, das mir Gott gegeben!“ — worauf der Eingeladene antwortet: „ich danke dir! du redeſt gute Worte!“ — Erſcheinen nun die Pathen im Hauſe, um mit dem Neugebornen zur Kirche zu wandern, ſo ſprechen ſie zu den Eltern folgenden, feſtſtehenden Spruch: „Glück ſey dir mit deinem Sohne! Gott gebe, daß du ihn geſund erziehen mögeſt! Gott fuge es, daß er auf der Bank der Manner ſitzen möge, wie wir!“ und fügt nach vollzogener Taufe dann noch den Glückswunſch hinzu: „Sey geſund mit deinem Sohne oder mit deiner Tochter!“ worauf dann, wie bei allen Feſten der Litthauer, ein ſolenner Schmaus folgt.

Hat der litthauiſche Jüngling (Barsdukas, einer, dem der Bart wächſt), ſein Auge auf eine Jungfrau geworfen, die ihm paſſend zur Lebensgefährtin ſcheint, ſo erwählt er ſich unter ſeinen Freunden einen Freiwerber (Pirszlys), den er bittet, zu den Eltern des Mädchens zu reiten (denn reitend wird bei den Litthauern Alles abgemacht), ſie zu grüßen und zu fragen, ob ſie ihm ihre Tochter zur Ehe geben wollen? — Der „Pirszlys“ entledigt ſich dieſes Auftrags und kehrt mit einem Gruß, aber ohne alle ſonſtige Antwort zurück, denn die Etikette bedingt es, daß der Freiwerber in derſelben Angelegenheit noch einmal erſcheine, und nun erhält er für den heurathsluſtigen Barsdukas entweder einen Korb oder die gewährende Zuſage, die Seitens der Braut dadurch ſymboliſch ausgedrückt wird, daß ſie dem Freiwerber für den Bräutigam ein Schnupftuch übergibt, wogegen ſie von dieſem ebenfalls eins erhält. Der Freiwerber putzt bei der Rückkehr ſein Pferd zum guten Zeichen für den erwartungsvollen Bräutigam mit grünem Strauch und Kraute. Im Falle der Zuſage iſt er zugleich von den Eltern der Braut zum Chargé d'affaires ernannt, um über die Angelegenheiten der Mitgabe u. dgl. zwiſchen Schwiegereltern und Schwiegerſohn zu verhandeln. — Am nachſten Sonntage begeben ſich Braut und Bräutigam mit ihren beiderſeitigen Freunden und Verwandten zur Kirche, hören die Predigt, laſſen ſich durch den Pfarrer zu ihrem Vorhaben Gottes Segen erflehen und verloben ſich am Schluſſe des Gottesdienſtes, nachdem der Geiſtliche eine kurze Anrede gehalten, vor dem Altar, jedoch ohne Ringe zu wechſeln. Hierauf begibt ſich die ganze Geſellſchaft in den Krug (wie dort das Dorfwirthshaus heißt) „'s Swalgus“ — „zum Anſchauen“ — d. h. ſich gegenſeitig kennen zu lernen, was — wie immer — durch ſtarkes Trinken celebrirt wird. Von hier aus begibt ſich, mit „Rauten“ (ein Kraut, das bei den Litthauern in großem Anſehen ſteht) geſchmückt, die Braut mit ihren Eltern nach Hauſe; kurze Zeit darauf folgt ihr der Bräutigam mit den ſeinen, denen dann ſchon die Braut mit mehreren Mädchen entgegenkommt. Ein Freund des Bräutigams, Uzgereys (Zutrinker) genannt, trinkt der Braut ein Glas Bier mit einem Glückwunſche zu, was ſie erwiedert. Dann begeben ſich alle ins Haus, wo ſich der Bräutigam bei ſeinen künftigen Schwiegereltern für ſeine Braut bedankt, dieſe herzhaft abküßt, ihr einige kleine Geſchenke macht und dann das ſtereotype litthauiſche Alpha und Omega — ein Schmaus — die Feierlichkeit beſchließt. — So ungefahr geſtaltet ſich eine litthauiſche Verlobung.

Einige Zeit nach dieſer iſt es Pflicht der Braut, ihre künftige Schwiegermutter zu beſuchen, und dieſe mit einem weißen Kopftuch (Skepeta), und einem bunten National-Frauenrocke (Marginne), ſo wie mit einem Hemde zu beſchenken, ſie auch damit eigenhändig zu bekleiden. — Naht dann die Zeit der Hochzeit, ſo reitet ein zum Gaſtbitter (litth. Kweslys, deutſch in dortiger Gegend auch Platzmeiſter genannt) erwählter Freund des Bräutigams mit Flitterkranz am Hute und buntem Blumenſtrauße an der Bruſt und am Arme, auf einem ebenfalls

mit Bändern und grünem Rautenstrauch geschmückten muthigen Pferde (Zirgas) zu den zur Hochzeit Einzuladenden, und zwar nach altem Herkommen, alter Sitte und Erlaubniß, mit dem Pferde bis ins Zimmer, wo er vom Roß herab nach hergebrachtem Formular eine kurze Rede spricht, die, Seitens des Brautigams, der Braut und der Schwiegereltern aus vielen Glückwünschen (labos Dienos) besteht, und mit der Bitte schließt, man möchte zu der bevorstehenden Hochzeit Theil nehmen am kirchlichen Gebet und Gesang, so wie an dem darauf folgenden Schmause, eine Einladung, die mit vielen schönen Complimenten, Seitens der Geladenen, gern angenommen wird.

(Schluß folgt.)

Aus Baron Korfo Erinnerungen an Perſien.

Abreiſe aus Tebris. — Zug des Schahs nach Teheran. — Aufenthalt in dieſer Hauptſtadt.

(Fortſetzung.)

Von den erſten Tagen meines Aufenthalts in Teheran kann ich nichts Bemerkenswerthes ſagen, weil ich nichts ſah außer dem Hauſe des engliſchen Geſandten, wo aſiatiſcher Reif und engliſcher Comfort in glücklicher Miſchung vereint waren. Nach einigen Tagen wurde ich mit mehreren Europaern eingeladen, bei einem der Oheime Mohammed Schahs, Huſſein Ali Khan Kadſchar, zu ſpeiſen. Das Gaſtmahl war auf ſieben Uhr Abends beſtimmt. Es war Winterszeit, Mitte Decembers, und obwohl es nicht kalt war, ſo war es um ſieben Uhr doch ſchon dunkel, und wir mußten einige Polizeidiener mit Fackeln, die an Stangen gebunden waren, mitnehmen; außerdem waren wir von unſern Leuten mit ungeheuren Laternen begleitet. Nachdem wir auf dieſe Weiſe einen großen Theil der Stadt durchzogen, kamen wir endlich in das Haus Huſſein Ali Khans. Der geehrte Wirth kam uns entgegen, und führte uns in die zu unſerm Empfange beſtimmten Zimmer. In einem großen, mit reichen Teppichen bedeckten und mit Gold und hellen Farben ausgeſchmückten Saale war zur Seite für uns ein Tiſch in europäiſcher Weiſe gedeckt, in der Mitte des Saales aber ein großer Kaſchemirthawl als Tiſchtuch für die Perſer ausgebreitet, und drei ungeheure Leuchter mit dicken, krummen Talgkerzen darauf geſtellt. Vor dem Beginne des erſten Ganges, d. h. ehe man die Pfeifen brachte, ſuchte uns der Wirth mit allen möglichen verſchiedenen Complimenten zu unterhalten, was aber nicht lange dauerte, denn die bebenden Kaliandſchis zögerten nicht, mit ihren Waffen zu erſcheinen. Jeder beſchaftigte ſich mit Rauchen als einer wichtigen Arbeit, die Complimente ſchwiegen, und wir ſahen, daß alles irdiſche Weſen — ebenſo wie der Ruhm — nur Rauch ſey. Nach Beendigung dieſer großen Ceremonie brachte man uns einige ungeheure Schüſſeln mit verſchiedenen, ziemlich widerlichen Süßigkeiten, da ſie großentheils aus einem Gemiſch von Mehl, Hammelsfett und Zucker beſtanden. Aber der unangenehme Geſchmack wurde reichlich durch die Menge ausgeglichen. Indeß hielt uns dieß Gericht nicht lange auf, denn nach den Süßigkeiten brachte man uns abermals Pfeifen, und abermals war alles Rauch, ebenſo wie die Complimente des Wirths. Hierauf kam in kleinen Taſſen duftender Mokkakaffee ohne Zucker, dann wieder Pfeifen und ein garſtiger Thee, der bis zum Syrup verſüßt war. Damit war die Einleitung zum Abendeſſen geſchloſſen, es folgte ein kurzer Entreact, dann begann erſt das Eſſen, gründlich und tief, worüber und mit was es ſchloß ich Folgendes berichte.

Beladen wie Kamele traten Diener herein und trugen auf den Schultern eine Menge Brode, flach wie Pfannenkuchen, und gaben jedem eine Portion, die einen Mann acht Tage hatte nahren können. Die erſte Schüſſel beſtand aus Hammelskaſe, Knoblauch, Radieschen, wohlriechenden Kräutern u. ſ. w., dann kamen Eierkuchen, Bosbaſchi (Suppen), Phiſindſchan, ſüßſaure Saucen aus Fleiſch mit Mandeln, Roſinen u. ſ. w.; Kebab, gebratenes Fleiſch; Pilaus mit Fleiſch, Roſinen, Safran und Mandeln. Zum Schluß ſetzte man ungeheure, ganz am Spieße gebratene Hammel mit Kopf und Füßen auf, was keinen ſehr appetitlichen Anblick darbietet, wegen der ungewöhnlichen Aehnlichkeit eines ſo gebratenen Hammels mit einer getödteten Katze. Für unſern europäiſchen Tiſch zählte ich 99 Schüſſeln: ich weiß nicht, ob dieß eine ſymboliſche Zahl iſt, wie die 99 Namen Allahs, nur kann man daraus ſchließen, in welcher Menge und Mannichfaltigkeit Alles aufgetragen wurde. An Wein und Sorbet war kein Mangel, und die wahren Gläubigen tranken, trotz des Verbots des Propheten, ſehr häufig aus Verſehen Wein ſtatt Scherbet, unter der Firma von uns Kafirn, und walzten alle Sünde auf uns Ungläubige.

Nach Beendigung des Mahls und vollzogener Waſchung erſchienen Muſikanten und Tänzer. Die Inſtrumente, welche unſer Ohr ergötzten, waren die Surna, eine Art Geige mit drei Saiten, ein anderes nach Art der Zigeunercymbel, endlich Trommeln und Pauken von allen möglichen Größen. Unter den Muſikern befand ſich ein bekannter Sänger, Mullah Kerim, ein Liebling des verſtorbenen Feth Ali Schah; nachdem er ordentlich getrunken, unterhielt er die Geſellſchaft mit luſtigen Liedern, die einigen unſerer Volkslieder glichen; ſie beſtehen aus Phraſen, die jede für ſich zwar etwas bedeuten, die aber keinen Zuſammenhang haben und keinen allgemeinen Gedanken darſtellen. Endlich wollte unſer Wirth uns auch noch mit Tänzen unterhalten; dieſe Idee war nicht ſehr glücklich, wie denn die perſiſchen Tänze ſtatt munter zu machen, Bangigkeit einflößen. Der Pantomime, welche den Hauptheil des Tanzes bildet, ermangelt aller Grazie, und hat nicht einmal den wilden Charakter, der uns manchmal bei den Beluſtigungen ungebildeter Völker anzieht. Mir ſcheinen dieſe Tänze erniedrigend für die Menſchheit. Nach ihrer Beendigung gaben alle Anweſenden den Tänzern einige Ducaten, und hierauf trennte ſich die Geſellſchaft um Mitternacht. Das Mahl dauerte alſo, mit allen Anhangſeln, fünf geſchlagene Stunden.

Am folgenden Tage verkündete der Kanonendonner bei Sonnenaufgang, daß der Faſtenmonat, der Ramaſan, beginne, während deſſen die wahren Gläubigen den Tag über weder trinken, noch eſſen, noch rauchen; erſt nach Sonnenuntergang wird

Bowie, hing an seiner Seite. So war die Uniform dieses amerikanischen Janitscharen, der mein Beschützer seyn sollte."

Einen Besuch in der Deputirtenkammer, einige Bälle und den ersten Anblick des stillen Meeres übergehen wir und kommen nach Sonsonate.

„Dieß ist nach der Hauptstadt des Staates, St. Salvador, die größte Stadt in diesem Staate. Sie liegt ungefähr 8 Meilen von der See, und ist der Hauptplatz von Centralamerika am stillen Meer, da es der nächste Hafen für Schiffe von Panama und Peru ist, die mit Guatemala handeln wollen. Die Producte des Nachbarlandes, die nach Europa bestimmt sind, werden häufig wegen der Kosten und der Schwierigkeit, mit der ihr Transport über Land nach der atlantischen Küste verbunden ist, in diesem Hafen eingeschifft, trotz des langen Umweges, den sie nehmen, und aus demselben Grunde werden in denselben Hafen viele ausländische Manufacturwaaren eingeführt, die für die südwestliche Küste Centralamerika's bestimmt sind."

Bald nachdem sie Sonsonate verlassen haben, kamen die Reisenden in ein indianisches Dorf, wo der Verfasser, wie zuvor, durch die Erscheinung in Erstaunen gesetzt wird, daß

„Die Künste und Gewohnheiten des gebildeten Lebens gänzlich unbekannt zu seyn scheinen. Der größere Theil der Individuen beider Geschlechter waren bis zu den Hüften ganz unbedeckt; die Kinder waren völlig unbekleidet. Sie bewohnten kleine Hütten ohne Fenster, lebten von Pisang und Tortillas, und schliefen in Hängematten."

In Aguachapa sieht sich der Verfasser mitten in einer vulcanischen Gegend, und da er von schlechtem Wetter zurückgehalten wird, besucht er die „kochenden Seen," deren es mehrere gibt.

„Der größte hat ungefähr 100 Schritte im Umfang. In ihm, wie in allen andern, kochte das Wasser, das außerordentlich dick und von hellbrauner Farbe war, gewaltig, und warf 5 bis 4 Fuß hohe Blasen. Der Dampf stieg in einer dicken weißen Wolke auf, und breitete sich in beträchtlicher Entfernung umher aus, während ich einige Zeit am Rande dieses natürlichen Kessels stand und mit Entsetzen in den fürchterlichen Schlund sah. Die Hitze auf der Oberfläche des Bodens an den Ufern der Seen war so groß, daß, wären unsere Füße nicht vor dicken Schuhen geschützt gewesen, wir es nicht hätten aushalten können. Wenn wir ein Messer in den Boden steckten, so war die Klinge, als wir sie nach einigen Secunden wieder herauszogen, so heiß, daß wir uns die Finger verbrannten."

Zwischen diesem Punkt und Guatemala kamen die Reisenden mit einer Abtheilung von Carrera's Banden in Berührung, doch ohne belästigt zu werden. Carrera ist ein halber Indianer, und diente in der föderirten Armee, wo er zu keinem höhern Rang als dem eines Corporals aufstieg.

„Als die Truppen aufgelöst wurden, erhielt er seinen Abschied, und sich selbst überlassen, konnte er sich kaum eine zweifelhafte Existenz durch einen Handel mit Schweinen sichern, die er auf dem Land aufkaufte und auf dem Markt von Guatemala verkaufte. Als der Sanitätscordon aufgestellt wurde, erhielt er die Aufsicht über eine Station nebst dem Commando über 12 Mann. Mit diesen wenigen Leuten, die er verführte und ihm in seinem gewagten Unternehmen zu folgen überredete, trat er in offenen Aufstand, proclamirte eine neue Ordnung der Dinge, und rief die Bewohner der indianischen Dörfer, durch welche er marschirte, auf, seiner Fahne sich anzuschließen. Diese kleine Anzahl stieg fast sogleich auf 60 Mann, und immer sich vergrößernd, setzte sie Carrera in den Stand, mehrmals die zerstreuten Truppen der Regierung anzugreifen und zu vernichten, deren Waffen und Kleider er unter seine Anhänger vertheilte. Die Aussichten, welche Carrera aussprach, konnten nicht schmeichelhafter für die Vorurtheile der Indianer, nicht besser berechnet seyn, die Gemüther dieser thörichten Menschen zu verwirren. Er erklärte, er habe die Absicht, den Erzbischof, der aus Guatemala vertrieben war, wieder einzusetzen, die Kirchengüter zurückzugeben, die Mönchsorden wieder herzustellen, die alten spanischen Gesetze wieder ins Leben zu rufen, die Fremden zu vertreiben und die Contributionen abzuschaffen."

Die Thätigkeit dieses unwissenden Führers und sein Einfluß auf die eingebornen Stämme setzten ihn in den Stand, glücklich gegen viele einzelne Abtheilungen der Regierungstruppen zu fechten, und endlich, nachdem er jede Unterhandlung abgewiesen, griff er Guatemala an, nahm es ein, und nachdem er alle möglichen Excesse verübt hatte, wurde sein Abzug von den Einwohnern durch eine Contribution von Geld und Waffen erkauft.

„Doch von diesem Tag an hörte der Stern Carrera's auf mit seinem gewöhnlichen Glanze zu leuchten. Er griff mit 100 Mann die Stadt Amatitan an, wurde aber mit großem Verlust durch eine Abtheilung von 60 föderirten Soldaten zurückgeschlagen. Eben so erfolglos war sein Angriff auf eine andere Stadt, Namens Salama, wo er mehrere seiner Leute verlor und sich in Unordnung zurückziehen mußte. Mit dem Fortschritte der Jahreszeit wurden seine Reihen täglich durch Desertion lichter, da seine Leute ihn verließen, um das wenige Korn einzubringen, worauf die Erhaltung ihrer Familien beruhte. In diesem Stande der Dinge bildete einer seiner Genossen, Namens Monreal, eine Verschwörung gegen ihn. Dieser Mann fiel mit einigen, die sich mit ihm verbunden hatten, plötzlich über Carrera her, als er allein war, banden ihn, führten ihn an einen einsamen Ort, befestigten ihn an einen Baum und wollten ihn eben erschießen, als Laureano, Carrera's Bruder, dazu kam, der ihn von dem ihm drohenden Geschick befreite. Das Blatt wandte sich jetzt gegen Monreal, der, ehe er entkommen konnte, ergriffen und am Fuße desselben Baumes erschossen wurde, an den er seinen Hauptmann gebunden hatte.

„Inzwischen hatte der Präsident, General Morazan, den Befehl der Armee in Person übernommen, die er organisirte und vermehrte, und vertheilte seine Truppen so geschickt, daß die Insurgenten überall, wohin sie sich wenden mochten, sich eingeschlossen sahen. Carrera zog sich jetzt in die Gebirge zurück, von denen er nur von Zeit zu Zeit herabkam, um das Land zu plündern und seinen Leuten Unterhalt zu verschaffen. Er hatte die Gewohnheit, die Personen und das Eigenthum der Indianer und der ärmern Classen der Weißen zu verschonen und die Pfarrer zu respectiren. Doch die Haciendas der Reichen wurden angegriffen und geplündert, die Vermögenden in kleinen offenen Städten mußten schwere Contributionen bezahlen, Fremde, die in seine Hände fielen, wurden ohne Gnade niedergehauen, und der friedliche Reisende auf der Straße aufgehalten und rein ausgeplündert.

„Dieß war der Stand der Dinge, als ich das Land verließ. Doch ist es wahrscheinlich, daß, während dieß geschrieben wurde, die kräftigen Maaßregeln des Generals Morazan glücklich die Insurrection erstickt und der Laufbahn des Rebellen ein Ende gemacht haben."

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

dem Essenden auf der einen Seite der Bader einem Hadschi Meschhedi oder Kerbelai *) den Bart scheert, und auf der andern einem Kranken zur Ader gelassen wird. Alles dieß geschieht öffentlich. Außerdem ist der Bazar der Sammelplatz für alle Neugierigen und Schwätzer; hier werden die Stadtneuigkeiten erzählt: wem etwas auf der Seele brennt, oder die Zunge nach Arbeit lechzt, der läuft auf den Bazar, sammelt um sich einen Haufen Einfaltspinsel, und setzt ihnen mit aller möglichen Genauigkeit auseinander, was er weiß und was er nicht weiß. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß die Perser große Freunde von Erzählungen sind. Ich sah in Teheran auf einem kleinen Platze vor dem Bazar einen Menschen sitzen, neben dem ein Bock lag, um ihn her drängte sich eine Menge von dortigem Publicum, und er erzählte um Geld eine Menge seltsamer Historien. Wollt ihr die Tausend und Eine Nacht verstehen, so hört diese Erzähler; ihre List, gleich der der Scheherasade, besteht darin, ihre Erzählungen so lang wie möglich zu machen, um, wenn sie an dem einen Tage nicht zu Ende gehen, auch am folgenden das Publicum anzulocken. Der Bock ist natürlich nur aus Charlatanerie da: eine Erzählung neben dem Bock, der, ich weiß nicht warum, verurtheilt ist, auf der Erde den Teufel vorzustellen, muß natürlich sehr interessant seyn. Aber nicht nur der Bock gab der Sache eine Originalität; einige Schritte davon war eine hohe Stange in den Boden gesteckt, und auf dieser Stange steckte ein abgeschnittener Menschenkopf, unten an der Stange lag der Rumpf zu dem Kopfe, der einem Muselmann gehörte, welcher des Diebstahls überführt und an dieser Stelle drei Tage zuvor hingerichtet worden war.

Die Straßen von Teheran sind, seit die Stadt erbaut wurde, nie ausgekehrt worden, noch hat jemand die Nothwendigkeit davon gefühlt, und wer Lust hat, kann hier die Anatomie aller Thiere studiren. Die sterblichen Reste von Kamelen, Eseln, Maulthieren, Pferden, Hunden und Katzen liegen auf den Straßen, bis irgend ein hungriger Hund das Fleisch frißt und die Zeit selbst die Knochen zerstört. Das Klima von Teheran gestattet eine solche unverzeihliche Nachlässigkeit, denn in einem andern Orte würde bei einer solchen Unreinlichkeit die halbe Einwohnerschaft sterben; hier ist die Trockenheit der Luft so groß, daß Körper, ohne der Fäulniß unterworfen zu seyn, größtentheils austrocknen. Im Allgemeinen muß man sagen, daß die Wahl des Ortes zum Bau von Teheran nicht sehr glücklich war: auf allen Seiten von mehr oder minder hohen Bergen umgeben, liegt die Stadt völlig in einer Grube, so daß, man mag nach einer Seite hinaus gehen wo man will, man nach 5 oder 6 Werften sich in gleicher Höhe mit den Spitzen der Bäume befindet, die in Teheran wachsen. Leichte, die Luft erfrischende Winde berühren darum die Stadt gar nicht, aber heftige Orkane hausen lange darin. Zwei Bäche, die aus den nahe liegenden Bergen herabkommen, haben die schwere Obliegenheit, ganz Teheran und die Umgegend mit Wasser zu versorgen; die Stadtbewohner wissen aber auch ihre kostbaren Gewässer zu schätzen. Von diesen Bächen führen unterirdische Röhren fast in alle Straßen von Teheran, und aus diesen leiten andere Seitenröhren das Wasser in die Bassins der Häuser. Auf diese Weise kommt das Wasser der Reihe nach zu allen, und jeder Hauswirth muß sich dann auf eine Woche oder fünf Tage versehen. Im Sommer ist der Wassermangel fühlbar, namentlich darum, weil das 6 bis 7 Tage im Bassin stehende Wasser unangenehme und ungesunde Ausdünstungen erzeugt, welche man zu den Ursachen der zahllosen Krankheiten zählen muß, welche in Teheran zur Sommerszeit wüthen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Einem, der nach Meschhed oder Kerbela gepilgert ist.

Die Litthauer in Ostpreußen.

Häusliche Feste der Litthauer.

(Schluß.)

Am nachsten Sonntag begeben sich sämmtliche Männer zu Pferde, die Frauen zu Wagen, zur Trauung in die Kirche, nachher zum Branntweintrinken in den Krug, und von da in das Haus der Braut, wo vorher gebetet und ein litthauisches geistliches Lied gesungen, dann aber zum „lecker bereiteten" Mahle geschritten wird, bei welchem der „Platzmeister" eine bedeutende, auf Ruhe, Ordnung und gute Bewirthung sehende Person vorstellt. In der Hand einen, mit grüner Raute umflochtenen Stab tragend, stellt er durch einen Schlag mit demselben auf den Tisch, bei etwa ausbrechendem Zank, augenblicklich die Ruhe wieder her, so wie er, mit demselben an die Zimmerdecke stoßend, dem Wirth andeutet, daß es an Trinken fehle. — Nach vollendetem Schmause — der, nebenbei gesagt, öfters mehrere Tage hinter einander fortwährt — wird die Braut, oder vielmehr nun junge Frau, von ihrer Mutter mit dem unterscheidenden Gewande für verheirathete Frauen (Pamusztim) und dem Frauenkopfputz (Kykas) bekleidet, wobei sich die ganze Gesellschaft bemüht, ihr allerlei Possen vorzumachen, um sie dadurch zum Lachen zu bewegen. Bleibt sie dessen ungeachtet ernsthaft, so setzt sie sich dadurch bei den Gästen in großen Respect; läßt sie sich aber zum Lachen verleiten, so verliert sie dadurch viel von ihrem moralischen Werth. Ist alles zur Abfahrt der jungen Frau bereit, so führt ihre Mutter sie dreimal um den Herd herum, setzt sich dann in der Stube nieder, nimmt ihre Tochter auf den Schooß, weint mit ihr, küßt und liebkost sie, und geleitet sie endlich, auf Bitten des Bräutigams, zum Brautwagen (Palag's), der mit Reifen überspannt und mit Leinwand, auf welche buntes Papier und Bänder genäht, bezogen ist. Auf dem Wagen nimmt nun die junge Frau mit ihrer Brautjungfer (Draugala) Platz; vor demselben reitet der junge Ehemann mit dem Platzmeister und seinen Freunden; hinter dem Brautwagen fährt ein anderer, „Kraitis" — Brautschatz genannt — auf dem sich der Kleider- und Wäschkasten und das übrige Mobiliar der Braut befinden. Vor der Abfahrt, die stets bei dunkelndem Abend vor sich geht, reiten schon zwei nahe Verwandte der Braut in ihre neue Hei-

math voraus, um dort „das Bett der jungen Frau zu beschützen," was auch wörtlich dadurch geschieht, daß sie sich auf dasselbe setzen und Acht geben, daß ihm Niemand zu nahe kommt und es verunreinigt. Ein kurzer Schmaus in der Wohnung der jungen Eheleute folgt nun nach, worauf zuletzt die junge Gattin von zwei alten Frauen in die Brautkammer geführt, und so das ganze Fest beschlossen wird.

Von diesem frohen, einen neuen Lebensabschnitt bezeichnenden, Feste wenden wir uns zu dem letzten, ernstesten, die Lebenswanderung beschließenden: „Tod und Begräbniß." — Der Kranke erfreut sich häufigen Besuchs seiner Nachbarn, die ihn nach seinen Leiden fragen, aufrichtig beklagen, und beim Weggehen gegen ihn den Wunsch aussprechen: „Ich befehle dich in Gottes Schutz! Gott gebe, daß du gesund werdest, damit wir beide wieder gesund zusammen kommen!" Worauf der Kranke antwortet: „Gott gebe es!" („Diewa duk!") Fühlt der Kranke, daß er sterben muß, so ordnet er mit einer bewundernswerthen Ruhe alles an: wie man ihn begraben, wie es in Zukunft mit seiner Wirthschaft werden, ja, wen seine Wittwe heirathen soll. — Ich selbst weiß mich zu erinnern, daß ein sterbender litthauischer Bauer kurz vor seinem Tode seine Frau und die Umstehenden ersuchte, „ihn aus dem Bette herauszunehmen, und auf die Bretter zum Sterben niederzulegen, weil, wenn dieß im Bette geschähe, es dann schwer wäre, mit seiner unbeholfenen Leiche umzugehen!" Eine Ruhe, die man in solchen Augenblicken wohl selten an gepriesenen Helden wahrnehmen wird. — Hat nun der Kranke seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung gebracht, so läßt er den Pfarrer holen, nimmt das Abendmahl, und stirbt mit dem tröstenden Glauben „in den Himmel zu kommen," den er sich nach seinen einfachen, kindlichen Begriffen ausgemalt hat. — Der Todesfall wird den Nachbarn und Freunden angezeigt, dann in der Kirche „der Seele nachgeläutet" („poduszia„) und des Nachts bei der Leiche gewacht und geistliche Lieder gesungen. Länger als drei Tage darf der Todte nicht unbegraben bleiben, „damit er unter und nicht auf der Erde verfaule." Auch darf das Grab nicht eher, als am Begräbnißtage gegraben werden, damit es keine Nacht leer bleibe, „weil dann immer Einer in der Familie nachstirbt." — Während die Leiche fortgetragen wird, erheben besonders die Weiber ein heulendes Klagegeschrei: „O, o! warum bist du gestorben? Hast du nicht zu essen und zu trinken gehabt? Warum bist du denn gestorben? Hast du nicht dein gutes Geschäft gehabt? O, o! warum bist du gestorben?" — Oder auch: „O, o! mein Liebchen, mein Herzchen! Jetzt hast du alle deine Winkelchen vergessen! Jetzt hast du, mein Liebchen, mich allein gelassen mit meinen Kinderchen! Wo werde ich nun bleiben? Wo werde ich mein Häuptchen niederlegen? Ich kann ja mit dir nicht in die schwarze Erde kriechen! Ich werde in der Welt nur Noth leiden müssen!" — Man legt die Leiche stets mit dem Gesichte gegen Osten ins Grab; ehe dieses mit Erde gefüllt wird, steigt ein Freund oder Verwandter des Verstorbenen noch einmal hinab, und legt diesen, wenn er durch das Tragen seine Lage verändert, wieder zurecht, auch wohl auf beide Schultern etwas Erde und — was jetzt schon größtentheils aus der Mode gekommen ist, außer in den Gegenden am Niemen und nach der Stadt Memel zu — noch etwas Geld unter den Kopf; auch setzt man wohl einen Krug mit Bier den verstorbenen Männern in den Sarg, „damit sie auf der langen Reise nicht Durst leiden." — Ich erinnere mich in meiner frühen Jugend auch noch den hieher gehörigen abergläubischen Gebrauch der Litthauer angesehen zu haben, daß man auf dem Wege von der Sterbewohnung nach dem Kirchhofe an den Kreuzwegen einen Strohwisch hinlegte: „damit der Geist des Verstorbenen, wenn er die erste Nacht nach seiner Beerdigung seine Familie besuche, um seinen Dank für die ihm erwiesene letzte Ehre abzustatten, unterwegs auf dem Stroh ausruhen könne!" — Nach dem Begräbniß findet ein Trauermahl statt, wozu aber kein Geflügel geschlachtet, auch kein Weizenbrod gebacken wird. Zu dem letzten irdischen Wohnort, dem Gottesacker, wählt der Litthauer gewöhnlich eine Anhöhe oder einen Berg, gleich als ob man die Todten schon auf Erden dem Himmel näher bringen wollte. Die Graber schmückt nur ein einfaches, hölzernes Kreuz, und nur die Weiber trauern, und zwar, sonderbar genug, weiß.

Zu den Festen der Litthauer gehört auch noch die Falka, ein Schmaus nach der Ernte, wie überhaupt Falka jede Mahlzeit nach einer vollendeten Arbeit genannt wird, wozu viele Hände erforderlich waren, denen man dafür keine Bezahlun in Geld bietet. Gewöhnlich werden diese Falkas von den Gutsbesitzern den Bauern der Nachbardörfer gegeben, die nach Aufhebung des Scharwerks jenen aus Gefälligkeit bei der Ernte beigestanden haben. Wenn die letzte Korngarbe gebunden, flechten die Weiber und Mädchen einen Kranz aus Kornähren mit Feldblumen, der Plonis heißt. Der Vorhauer — Vormäher — trägt diesen Kranz nach dem Gutsgebäude voran, gefolgt von der ganzen, Erntedainos singenden Schaar. An der Thüre wird er dem Herrn mit einem Glückswunsch übergeben und dann im Hausflur aufgehängt, wo er gewöhnlich bis zum folgenden Jahre bleibt. Dabei herrscht dann noch die scherzhafte Sitte, daß die Hausbewohner die Arbeiter tüchtig mit Wasser bespritzen, vermuthlich als Zeichen der Abkühlung nach der erhitzenden Arbeit. Ein Schmaus und Tanz beschließt den festlichen Tag.

Daß bei einer so sangliebenden Nation, wie die litthauische, auch wohl Nationaltänze nicht fehlen, versteht sich von selbst. Ich selbst habe nur den sogenannten Heppurinnis oder Huttanz gesehen, bei welchem vier Paare, wobei die Männer mit Hüten versehen, sich wie im französischen Contretanz gegenüber stellen, und dann, indem sie eine sehr einfache Melodie im ²/₄viertel Tacte selbst dazu singen, recht hübsche Touren ausführen, wobei bald die Hände in die Hüften gestemmt, bald mit abgezogenem Hute geschwenkt und gegrüßt wird. Die Haltung, besonders der Tänzerinnen, ist dabei leicht, frei und natürlich, sowohl in ihren eigenthümlichen Nationaltänzen, wie auch beim Walzer und einer Art Galoppade, die von ihnen häufig getanzt werden.

Auf eine freundliche Weise befremdend ist es, daß der Lit-

thaner gar keinen Hang zum Spiel, wenigſtens nicht zum Kartenſpiel verräth, ſo wie er auch ſelbſt in ſeiner Sprache gar keine Benennung dafür hat. Bei ihren gewöhnlichen Zuſammenkünften unterhalten ſie ſich mit Geſprächen oder mit Abſingung von Dainos, die bekanntlich in das Leben des Volks bedeutend eingreifen.

Chronik der Reiſen.

Montgomery's Reiſe nach Guatemala.

(Schluß.)

Hiezu fügen wir noch die Beſchreibung des Generals Morazan, wie ſie der Verfaſſer gibt.

„Er war einfach gekleidet und ſchien gegen 40 Jahre alt zu ſeyn, klein von Geſtalt und etwas dunkler Geſichtsfarbe. In ſeinem Benehmen und Geſpräch war eine Art Zwang oder Zurückhaltung ſichtbar, doch war ſein Geſicht voll Ausdruck und ſeine Augen ſtrahlten von Geiſt.

Seine eigenen Talente in Verbindung mit günſtigen Umſtänden haben den General Morazan auf die hohe Stufe erhoben, die er jetzt einnimmt. In frühern Zeiten war er Schreiber im Comptoir eines Kaufmannes. Später trat er in die Armee, und durch Heirath erwarb er bald darauf einiges Vermögen. Er ward ſchnell befördert, und ſo in die Lage geſetzt, thätigen Antheil an den politiſchen Verhältniſſen zu nehmen. Er verband ſich mit der damals ſogenannten Volkspartei, und war ſo thätig und gewann ſolchen Einfluß, daß er bald als ihr Führer galt. Seine Talente als Soldat und Staatsmann verſchafften ſeiner Partei bald das Uebergewicht, und von einer Stufe zur andern eilend, gelangte er endlich zur Präſidentſchaft. Als er ſo weit gekommen war, entfernte er von ſich alle Parteifarben und politiſche Parteilichkeit, und zögerte nicht, für eine Zeit die Civilgewalt niederzulegen, um die Armee in Perſon anzuführen. Dieſe Politik hat ſeine Macht und ſeinen Einfluß eher vermehrt als vermindert, denn er wird jetzt von Männern aller Parteien geſucht und geprieſen. Sie ſehen in ihm den Anker ihrer Hoffnung, oder den Lootſen, der das Schiff des Staates ſicher durch die Stürme, die es umtoben, in den Hafen bringen wird."

Der folgende Tag bringt die Reiſenden in die weiten fruchtbaren Ebenen, welche Guatemala umgeben (28 Tagereiſen von Izabal). Die Stadt hat gegen 25,000 Einwohner, und ſteht mitten in einer herrlichen grünen Ebene, von Bergen umgeben. Die Umgegend iſt voll Haine und Gärten; die Häuſer niedrig, doch luftig, und nehmen einen großen Raum ein. Springbrunnen und Piazzas, in Folge des Klima's, ſind in Menge vorhanden; die einzigen ſchönen Gebäude ſind die Kirchen. Die Einwohner, gleich denen der andern großen Städte — und das ſind die einzigen civiliſirten Theile Guatemala's — folgen ziemlich ganz den Sitten Altſpaniens; ſie ſind geſellig und gaſtfrei. Geſellſchaften ſind häufig; Tanzen und Reiten die Lieblingsvergnügungen; Wagen jeder Art faſt ganz unbekannt; Erziehung und Künſte ſtehen ſehr tief. Es iſt eine Univerſität da, doch wenig Studenten, und außerdem iſt ſie das einzige Inſtitut zum Unterrichte der Jugend.

In Guatemala gibt uns der Verfaſſer ein wenig mehr ſtatiſtiſche Bemerkungen. Die Bevölkerung von Centralamerika beträgt gegen 2 Millionen, wovon ein Viertheil Weiße ſind, Indianer 685,000, einige Schwarze und mehr als 700,000 Indinos, eine Miſchung der drei andern Claſſen. Der größere Theil des Landes iſt unbewohnt, obgleich der Boden außerordentlich reich iſt; das Klima, einen kleinen Strich an der Küſte ausgenommen, iſt köſtlich. Die Abwechslung des Thermometers nach Fahrenheit im Innern beträgt während des Jahres nicht über 15°. Regelmäßig dauert die „trockene Jahreszeit" ſechs Monate; doch der Boden iſt überall reich an ſchönen Quellen, obgleich dieſe zum Theil warm ſind des vulcaniſchen Charakters vieler Gegenden wegen. So von Natur begünſtigt, bringt Guatemala faſt alle Pflanzen Europa's und Weſtindiens neben ſeinen eigenen, die ihm allein angehören, hervor. Es hat auch Gold- und Silbergruben, obgleich man ihnen wenig Aufmerkſamkeit ſchenkt und ſie nur wenig ausbeutet. Der Naturforſcher findet hier reichen Stoff. Die Vögel ſind ihrer Schönheit wegen berühmt, beſonders der Quetzal.

„Sein Gefieder, ſagt der Verfaſſer, iſt von einem metalliſch goldenen Grün, die Flügel ausgenommen, die mit glänzenden rothen und ſchwarzen Flecken bedeckt ſind. Der Kopf iſt mit einem weichen ſeidenen Buſch kurzer Federn von herrlichem Grün verziert. Aber der auszeichnende Charakterzug des Vogels, und in welchem ſeine eigenthümliche Schönheit beſteht, iſt das Gefieder ſeines Schwanzes, der aus drei oder vier lockern wehenden Federn, von reichem Grün mit Goldſtaub bedeckt, beſteht. Dieſe Federn ſind abgeſtuft (barred) und gegen 3 Fuß lang. Sie werden von den Eingebornen Amerika's als Kopfſchmuck getragen."

Man ſagt, der Quetzal habe zwei Thüren an ſeinem Neſte, damit er ſeinen ſchönen Schweif beim Umdrehen nicht beſchädigen dürfe. Die Indianer halten den Vogel für heilig. Der Oriole *) zeichnet ſich durch ſein hängendes Neſt aus; der Verfaſſer ſah fünfzig an einem Baume hängen, jedes an einem leichten Faden.

Hrn. Montgomery's Rückkehr zur Küſte geſchah wieder unter einer Bedeckung von Regierungstruppen. Er nahm einen neuen Weg, doch, ob dieſer gleich wieder ſeine Abenteuer hatte, ſo waren ſie doch den erwähnten gleich.

Miscellen.

Der Reiſende Vigne. Dieſer Reiſende iſt kürzlich nach England zurückgekehrt, nachdem er fünf Jahre namentlich in Indien, Kaſchmir u. ſ. w. zugebracht hatte. Die Bombay Gazette bemerkt, er ſey ſo glücklich geweſen in Kleintibet und Jakarkoh einzudringen, was in neuern Zeiten keinem Europäer gelungen zu ſeyn ſcheint. Er hat die ſogenannten „Altäre Alexanders" auf einer Anhöhe am Setledſch beſucht, und ein Portfolio mitgebracht, das reich an landſchaftlichen Skizzen iſt, die Portraits angeſehener Männer, wie Randſchit Singh, Dost Mohammed, des Schah von Kleintibet u. ſ. w., enthält, nebſt einem ſchönen Panorama des Thales von Kaſchmir und der Stadt Cabul. (Athenäum vom 26 October.)

Küchengärten um Paris. Aus einer neuerlich von Hericart de Thury entworfenen Statiſtik geht hervor, daß die in der Umgegend von Paris angelegten Küchengärten 30 Millionen Franken abwerfen und 500,000 Perſonen Unterhalt gewähren. Früchte und Blumen werfen gleichfalls mehrere Millionen ab.

*) Hier wahrſcheinlich der Spottvogel von Guiana.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 316.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 November 1839.

Die Litthauer in Ostpreußen.

Sorge des Litthauers für seinen Magen.

Wenn wir versucht haben, in den vorigen Abschnitten eine Skizze der geistigen Fähigkeiten des Litthauers zu geben, so wollen wir uns jetzt im Gegensatz mit seinem Körper und dessen materiellen Anhängsein beschäftigen, und zuvörderst einen Blick auf seines Leibes Nothdurft, sowohl flüssige als compacte, werfen.

Daß der Litthauer den Branntwein liebt, haben wir schon vorher bei Gelegenheit seiner häuslichen Feste erwähnt, und wenn nun noch hinzugefügt wird, daß sowohl Männer wie Frauen denselben so lieben, daß sie ihn bei gesellschaftlichen Zusammenkünften aus einer Schüssel, mit Honig vermischt, mit Löffeln zu essen pflegen, so kann man sich denken, daß die auch in Preußen in neuerer Zeit sich constituirt habenden Mäßigkeitsvereine bei den Litthauern nicht viele Mitglieder zählen dürften. Der Gebrauch des Branntweins war übrigens in dieser Gegend vor etwa 200 Jahren noch fast ganz unbekannt; seit der Einwanderung der deutschen Colonisten, namentlich der Salzburger, hat die Lust an diesem Getränke reißende Fortschritte gemacht, und dadurch neue Nahrung erhalten, daß die dortigen zahlreichen königlichen Domänenämter auf die Brau- und Brennerei, als einen Zweig des Einkommens, fundirt wurden. In einer alten kurfürstlichen Instruction vom 5 Mai 1604, in der viele Verordnungen über Getränke vorkommen, wird des Branntweins als eines Verkaufsartikels in den Dorfkrügen noch gar nicht erwähnt, dagegen ausdrücklich ausgesprochen: daß die deutschen Trendelkrämer und Schotten (Trödler und Verkäufer) außer dem Jahrmarkte mit Branntwein und kleinen Waaren sich nicht einschleichen sollen, sondern „solche Umstreicher mit Waaren, Pferdt und Wagen aufgehalten, und uffs Haus Insterburgk zur Rechtfertigung geschickt werden müssen."

Ein ursprünglich litthauisches Nationalgetränk, das aber durch den Branntwein schon sehr verdrängt worden, ist der Meth, wie schon die Namenableitung von Medus, Honig, darauf hindeutet, der besonders im benachbarten russischen Litthauen in großer Menge, und zwar aus Honig und Wasser, verfertigt wird, und, wenn er ein hohes Alter erreicht hat, ein in seinen Wirkungen Arzenei ähnliches Getränk liefert. — Ein anderes, ächt litthauisches Fabricat ist der Alus, eine Art Bier, das sich die Litthauer in ihrer Wirthschaft zu festlichen Veranlassungen selbst zu verfertigen pflegen. Es wird aus Malz gebraut, das halb aus Hopfen, halb aus Gerste besteht, und viel gelinder als das gewöhnliche Biermalz gedarrt ist; daher auch die blaßgelbe, fast ins Weiße fallende Farbe des Alus und der liebliche, süße Geschmack, der leicht zum Zuvieltrinken verleitet und schnell berauscht.

Auch das gewöhnliche Bier wird von dem Litthauer nicht verachtet, wie dieß die oben erwähnte landesherrliche Verordnung an einer andern Stelle bezeugt, wo es heißt: „daß bei Hochzeiten nicht mehr als eine, bei Kindstaufen nur eine halbe Tonne Bier getrunken werden soll." Das gewöhnliche Getränk des Litthauers ist das „Puspywe," eine Art Halbbier, und der „Skinkis." Der letztere wird bereitet, indem man klein gebrocktes Brod mit siedendem Wasser überschüttet, und, nachdem es sich abgekühlt, Hefen zusetzt, um es in Gährung zu bringen. Auf diese Weise entsteht ein etwas säuerliches Getränk, das in der Hitze kühlend ist und im Sommer bei der Ernte von den Litthauern gern getrunken wird. Aehnlich diesem „Skinkis" der Litthauer ist der Quaß in Rußland, den dort Vornehme und Geringe als angenehmes Getränk lieben. Der deutsche Provincialismus in Ostpreußen für den „Skinkis" ist „Schemper," ein Wort, das schon den alten Preußen bekannt war und von ihrem Götzen Zembaris (sprich Schémbaris), dem Gott der Erde (auch Pargrubios genannt) abgeleitet ist, zu dessen Feste, wie man bei alten Geschichtschreibern findet, ein eigenes Getränk gebraut wurde. Als eine solide, genießbare, nationelle Flüssigkeit ist noch die kalte Schale zu erwähnen, unter der man sich aber nicht das deutsche Getränk dieses Namens, Bier, Wasser, Citronen, Zucker und Zwieback, sondern einen Abguß von Sauerampf und gehackten Blättern der rothen Rüben vorstellen muß, wozu etwas saurer Rahm und Essig gegossen und dann als Suppe mit Löffeln genossen wird. Den Gutschmeckern kann es als ein treffliches Gericht empfohlen

werden, das in Polen und Rußland auch auf den Tafeln der Vornehmen zu erscheinen pflegt.

Wenn wir jetzt von den nationellen Getränken der Litthauer zu ihren Nationalspeisen übergehen, so will ich, so viel mir möglich, mich befleißigen, genau die Ingredienzien der Gerichte anzugeben, in der Hoffnung, vielleicht manche Leserin zu einer Probe zu bewegen, eine oder die andere Speise zu bereiten, und ihre Zunge über „gut oder schlecht" entscheiden zu lassen. Als höchst genießbar empfehle ich zuerst die „Schaltenoße," frischer Käse, den man schmackhafter durch einen Zusatz von Zucker, Eiern, Rosinen und Korinthen macht, dann mit dünngerolltem Weizenteig umhüllt, so daß ungefähr halbe Hand große, gefüllte Kuchen entstehen, die man mit einer gebräunten Buttersauce servirt. — Ein zweites, und zwar das beliebteste litthauische Nationalessen ist der „Szuppinis," der aus dickgekochten, weißen Erbsen besteht, die mit Mehl und einigen andern Bestandtheilen zu einem Pudding geformt und mit einer Sauce von Speck und Zwiebeln gegessen werden. In der Fastnachtszeit herrscht die Gewohnheit, in dem Erbsenkessel zugleich einen Schweinskopf mit abzukochen, wodurch der Szuppinis einen eigenen Wohlgeschmack erhält. — Ein drittes, ebenfalls beliebtes Gericht, das aber einem nichtlitthauischen Gaumen schlecht behagen würde, ist der „Kisseel," ein Haferbrei, der acht Tage nach dem Kochen in einer Schüssel stehen bleibt, bis er versauert und zäh geworden ist, worauf man ihn mit übergossener Milch genießt.

Ein anderes, eigenthümliches Leibessen des Litthauers ist der Barszei (Bartsch), eine Suppe, die aus rothen Rüben (Beten genannt), zubereitet wird, welche im Herbste abgekocht, klein gehackt und in besondern Gefäßen eingesäuert werden, wozu dann noch die Blätter der Rüben (Plik-Barszei) und saurer Rahm kommen. Bemerkenswerth ist es, daß bei keinem litthauischen Hochzeitschmaus ein dicker Reißbrei mit Milch, Zucker und Zimmet fehlen darf, ein Gericht, daß nur ausschließlich bei dieser festlichen Gelegenheit, sonst aber nie gegessen wird. Als Festtagsspeise ist noch der „Pirag" (die Piroggi der Russen), ein Kuchen aus Weizenmehl, Eiern und Butter, zu erwähnen, so wie ein ähnliches dünnes Gebäck mit einem Aufstrich von Honig, das in längliche Streifen geschnitten „Daili Riekelei" heißt.

Schlüßlich führen wir noch an, daß die Aufmerksamkeit des Litthauers für seine Leibessen von jeher nicht gering gewesen seyn muß, da mehrere Ortschaften in dortiger Gegend Namen führen, die an jene Gerichte und deren Ingredienzien erinnern, so z. B. Pliken (von dem oben erwähnten Plik-Barszei), Poboten (rothes Rübenland), Barten (von den angeführten Barszei abgeleitet), Kapustigal (von Kapusti, Kohl, Kohlgegend ꝛc.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Abreise aus Tebris. — Zug des Schahs nach Teheran. — Aufenthalt in dieser Hauptstadt.

(Fortsetzung.)

In Teheran werden, wie behauptet wird, — denn mit Genauigkeit läßt sich hier unmöglich etwas bestimmen, — neunzehn Karawanserais gezählt, welche den Kaufleuten und Tschalwadars, d. h. Frachtführern, als Aufenthaltsort dienen. Diese Tschalwadars bilden eine Kaste, die von der übrigen Bevölkerung völlig abgesondert ist. Ehrlichkeit ist ein Hauptzug ihres Charakters. Ihre Kleidung gleicht nicht der in Persien allgemein üblichen; statt des langen Oberrocks tragen sie eine Art Kittel mit drei ausgeschnittenen Löchern für die Hände und den Kopf, welcher letztere, statt der gewöhnlichen Mütze aus Hammelfell, stets mit einem Kalpak aus weißlichem Filz geziert ist. Sie haben ihre eigene Zunftsprache, so daß man öfters nicht verstehen kann, wovon sie sprechen. Die Maulthiere, auf denen sie ihre Lasten transportiren, leben dermaßen mit ihnen zusammen, daß sie ihre Wünsche auch ohne Peitschencommentar völlig verstehen. Ich sah und hörte, wie ein Tschalwadar, wenn sein Maulthier aus Faulheit oder einem andern Grunde nicht mehr fort wollte, ihm ganz gutmüthig zuredete, und das Thier auch, wie wenn es ihn verstünde, aufs neue seine Kräfte anstrengte.

Zu den bemerkenswerthen Gebäuden in Teheran gehört auch die Moschee des Schahs, deren kleine Kuppel vergoldet ist; alle Mäuler in Persien schreien Wunder darüber, und staunen über die Freigebigkeit Feth Ali Schahs, welcher Teheran mit einem glänzenden Punkt verschönerte. Indeß war die Freigebigkeit nicht übermäßig, denn zur Vergoldung dieser kleinen Kuppel gehörten nicht viel Ducaten, aber von einem Knauser war auch das zum Erstaunen. Außer dieser Moschee bieten sämmtliche mohammedanische Tempel, deren man 31 zählt, und zwei armenische Kirchen wenig Bemerkenswerthes, selbst in Bezug auf orientalische Architektur dar.

Die Stadt zerfällt in Quartiere, und jedes Quartier hat seinen besondern Namen, das der Armenier, Schimrun, das von Schah Abdul Azim u. s. w. Außer diesen Quartieren ist noch ein besonderer Stadttheil, die Ark oder Citadelle, wo sich der Palast des Schahs, einige Moscheen, die Casernen der Sarbasen und die Häuser der wichtigsten Hofbeamten befinden. Die Citadelle ist etwas reinlicher als die übrigen Theile von Teheran; sie ist von einer steinernen Mauer umgeben, auf der hie und da Kanonen stehen, und am Thore befindet sich eine Wache; in der Nacht wird das Thor geschlossen, und dann kann man nur mit einem Polizeibegleiter oder mit einem Ausweis der Polizei durch. In der Nacht sind die Straßen nicht beleuchtet, und kein ordentlicher Mensch steckt dann ohne Laterne seine Nase vor die Hausthüre hinaus, weil man im entgegengesetzten Falle bei den Gruben und Löchern im Pflaster durch einen Fehltritt der persischen Sorgsamkeit für Ordnung und Reinlichkeit seinen Tribut zahlen kann. Von Dieben aber hat man nichts zu fürchten, weil nächtlicher Raub auf den Straßen, wenn auch nicht völlig unbekannt, zum mindesten sehr selten ist, und ich entsinne mich nicht, daß ich während meiner Anwesenheit in Persien von irgend etwas der Art gehört hätte. Dieß ist ein großer Vorzug vor den großen, wohl erleuchteten Städten unsers gebildeten Europa's. In Persien kann man mitten unter Volkshaufen gehen, wo man will, seine Seiten- und Hintertaschen mit allem Möglichen füllen — man hat nichts

heren Pracht der Stadt geben könnte. Nur ein vierundzwanzigeckiger Thurm iſt ziemlich ganz, man kann aber nicht errathen, wozu er diente, indem er von oben bis unten nirgends ein Fenſter hat. An einer der gegen die Stadt zu liegenden Felshöhen iſt ein ungeheurer Stein bearbeitet, auf dem einſt Basreliefs ausgehauen waren, denen man ein hohes Alterthum zuſchreibt. Jetzt ſieht man von dieſen Basreliefs nichts mehr, dagegen aber eine andere Abbildung. Der verſtorbene Feth Ali Schah ging einſt unter den Trümmern von Rei ſpazieren, und als er dieſen Stein ſah, kam er auf den erhabenen Einfall, die alten Basreliefs heraushauen und an ihrer Stelle, zur Freude der in Perſien reiſenden Antiquare, ſich ſelbſt zu Pferde abbilden zu laſſen.

Wenn man von den Umgebungen Teherans ſpricht, ſo muß man auch eines ſchönen, hart an den Mauern liegenden Gartens gedenken, der den Namen Lälesar führt. Hier finden ſich nichts als Roſen, aber Roſen von allen möglichen Formen, Größen und Farben. Wenn dieſe „Lieblinge der Nachtigallen" in voller Blüthe ſtehen, ſo hat weder das Auge noch der Geruch etwas zu wünſchen übrig. — Das Dorf Schah Abdul-Aſim und andere in der Nähe von Teheran liegende Dörfer haben ein ſehr proſaiſches Anſehen, und bieten nichts dar, was den Blick und die Aufmerkſamkeit feſſeln könnte.

(Fortſetzung folgt.)

Expedition der Holländer gegen den König von Hanta an der Küſte von Guinea, im Jahre 1838.

Zweite Abtheilung.

Den 29 Junius marſchirten 50 Elminaer, die zur beſondern Bedeckung des Generals beſtimmt waren, nach Chama, um den folgenden Tag nach Saccondee weiter zu ziehen, und die Barkaſſen und Canoes nahmen Lebensmittel und Güter ein. Den 30 marſchirten der Obriſtlieutenant Boſch mit den Elminaern und der Hauptmann Maarſchalk mit den Freibürgern *) und Aſhantiner Recruten aus, während ein Theil der europäiſchen Truppen eingeſchifft wurde. Den folgenden Morgen begab ſich der General mit den übrigen Truppen an Bord, um nach Saccondee, von wo aus der Feldzug eröffnet werden ſollte, zu ſegeln.

Den 1 Julius, des Vormittags um 11 Uhr, wurden die Anker gelichtet, und ein mäßiger Südweſtwind gab uns die Hoffnung, daß wir bald den Ort unſerer Beſtimmung erreichen würden. Unſere Hoffnung beruhte jedoch auf dem Wind, und man weiß, daß dieſer ſehr oft die Erwartungen täuſcht. Montags verloren wir, was wir Sonntags gewonnen hatten, und die folgenden Tage kamen wir nur ſehr wenig weiter.

Dienſtag den 3 wurde ich durch ein Signal an Bord des Rhoon en Pendrecht beſchieden, wo der General mir den Befehl ertheilte, eine Abtheilung meiner Equipage nach Chama zu ſchicken, um das dortige Fort St. Sebaſtian zu beſetzen und den Commandant, Hrn. Peter Bartels, gefangen zu nehmen.

Dieſer, von Geburt ein Tapoeyer, wurde beſchuldigt, daß er mit dem Feind in Verbindung ſtehe oder wenigſtens geſtanden habe, und die eigentliche Urſache des Todes der HH. Maeſſen und Cremer geweſen ſey. Der General hatte darüber noch einige Nachrichten erhalten, eben als wir die Rhede von Elmina verließen, und verlangte nun, daß ich mit der Amphitrite nach Chama ſegeln ſollte, um den erwähnten Befehl auszuführen. Er erinnerte mich übrigens an den Charakter dieſes Mannes, der, wenn er ſich ſchuldig fühlte, zu Allem im Stande wäre; ich kannte ihn ebenfalls von dieſer Seite, und dachte meine Maaßregeln danach einzurichten.

Den 4 hatten wir Chama noch nicht erreicht, und der General fing nicht ohne Urſache an zu befürchten, daß dieſe Verzögerung das Mißtrauen der Neger erwecken könnte. Da wir aus Elmina ein Canoe mitgenommen hatten, rieth ich dem General, ſich deſſen zu bedienen, und von den unſere Schiffe begleitenden Fiſchern rimadores oder Ruderer anzunehmen, um ihn nach Saccondee zu bringen. Dieß geſchah. Einige Stunden, nachdem der General uns verlaſſen hatte, berichtete man mittelſt Signals von dem Rhoon en Pendrecht: „Bartels iſt mit einem Canoe aus Chama bei uns an Bord gekommen." Ich befahl auf demſelben Weg, ihn aufzuhalten, und gab meinem erſten Officier, Hrn. Zontman, den Auftrag, ſich nach dem Rhoon zu Pendrecht zu begeben, und den Beſchuldigten in ſeiner Gegenwart arretiren zu laſſen.

Bei dieſer völlig unerwarteten Maaßregel erſchrack Hr. Bartels nicht wenig; er entgegnete jedoch nichts, als daß er nicht wiſſe, womit er dieſe Behandlung verdient habe. Nachdem ſeine Papiere mit Beſchlag belegt waren, wurde ihm eine Schiffshütte als Aufenthalt angewieſen; übrigens wurde er ſo behandelt, wie es ſich ziemt gegen jeden, deſſen Schuld noch nicht erwieſen iſt. Bei ſeiner Ankunft hatte er geſagt, er wolle den General um Pulver und Blei bitten, indem er eine Anzahl Neger, und darunter vierzig ſeiner eigenen Sklaven, angeworben und bewaffnet hätte, um gegen die Hantas mit ins Feld zu ziehen. Die Rimadores, die ihn hergebracht hatten, obgleich freie Leute, mußten wir vorläufig gefangen halten, damit die Sache nicht ruchbar würde, ehe wir Chama beſetzt hätten.

Erſt den 6 erreichten wir dieſen Ort, wo wir vor Anker gingen. Ich ernannte den Lieutenant der zweiten Claſſe Wouterſ zum Commandanten der Chama'ſchen Expedition, und ſchickte ihn nebſt dem Junker Geerling und einem Detaſchement von 10 Mann mit der Barkaſſe ans Land, welche ebenfalls gewaffnet wurde, um im Nothfall die Landung zu decken, wenn, gegen meine Erwartung, das Schickſal des Bartels ſchon bekannt geworden und ſein Anhang ſo zahlreich wäre, daß man es wagte Gegenwehr zu bieten. Dieß war jedoch der Fall nicht, und kaum war eine Stunde verſtrichen, ſo wurde von dem Fort das Signal gegeben, daß Alles in Ordnung und die Sklaven ins Gefängniß geworfen wären. Als die Barkaſſe an Bord zurückkam, hatte ſich der ohnehin ſchwache Wind gänzlich gelegt, und ich blieb daher, um meiner Equipage einige Ruhe zu gönnen, bis zum folgenden Morgen vor Anker. Der Rhoon en Pendrecht hatte inzwiſchen ſeinen Weg fortſetzen wollen, folgte aber bald unſerem Beiſpiel.

(Fortſetzung folgt.)

*) Hierunter verſteht man überhaupt diejenigen, welche nicht zu den Negern gehören und keine Beamten ſind. Faſt alle ſind Tapoeyer, d. h. Mulatten oder Farbige.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

nichts aus, als die vollkommenste Ergebenheit gegen denjenigen, der auf dem Throne saß.

Die Krönung Mohammed Schahs war durch einige Gnadenbezeugungen bezeichnet, durch die Austheilung von Kaftans, Sabeln, Löwen- und Sonnenorden, als Zeichen für ehrenvolle Dienste u. s. w. Unter anderen erfuhr auch ich die Gnade des Schahs, indem ich mit dem Löwen- und Sonnenorden zweiter Classe und einem Kaschemirshawl beschenkt wurde. Der Firman, den ich bei Ertheilung des Ordens von Sr. Majestät erhielt, ist zu merkwürdig, zu originell für Europaer, als daß ich ihn nicht meinen Lesern mittheilen sollte. Hier folgt die Uebersetzung:

„Im Namen des Allmächtigen!

„Allerhöchste Verordnung: Bande der Freundschaft und des guten Einverständnisses vereinigen jetzt die zwei großen Mächte, Iran und Rußland, mit so festen Banden, daß die gegenseitigen durch ihr Benehmen ausgezeichneten Unterthanen das Ziel des Wohlwollens der regierenden Herrscher seyn müssen. In Betracht, daß der hohe und vornehme, tapfere und verständige Vorstand christlicher Würdenträger, Capitän Barun Kurf, getrieben von Gefühlen der zwischen den genannten Staaten bestehenden Eintracht, sich unter dem siegbringenden Steigbügel Unserer Majestät zur Zeit Unseres Zuges von Tebris nach Teheran befand, und durch seine mannichfachen Mühseligkeiten und Dienste Unsere Aufmerksamkeit auf sich zog; haben wir ihm die Insignien des Löwen- und Sonnenordens zweiter Classe verliehen, um dadurch die Würde seiner Person zu zieren, und ihn zum Gegenstand der Achtung und der Ehrenbezeugungen von Seite der Beamten beider Mächte zu machen. Diesen allerhöchsten Firman sollen Unsere Secretäre in das Reichsjournal einrücken, und diese Urkunde als acht ansehen. Gegeben zu Teheran im Monat Silkade des Jahres 1 0."

Am Anfange des Firmans befand sich das Siegel des Schahs mit folgender bescheidener Inschrift: „Der Ruhm des Landes und des Glaubens, die Zierde des Zeitalters und das Vorbild der Tugenden, Mohammed Schah, der Besitzer der Krone und des königlichen Ringes." Der Firman war auf den Seiten und zwischen den Zeilen mit verschiedenfarbigen Arabesken und Vergoldungen geziert. Auf der Kehrseite befindet sich die Unterschrift und das Siegel des Wesirs und einiger Mustouphis.

Was alle die Lobsprüche meiner Person betrifft, so hoffe ich, daß der Leser sie nicht für baare Münze von Seite der persischen Regierung nehmen, und die Einrückung dieses Firmans nicht als eine Prahlerei von meiner Seite ansehen wird, sondern bloß als ein Muster orientalischer Phraseologie, die nichts bedeutet, als das Vermögen, hochtrabenden Unsinn zu schreiben.

Noch blieb eine ungelöste Frage übrig: was wird Schiras thun, die reichste und eine der blühendsten Provinzen von Iran? Was werden ihre Souverneure, Hussein Ali Mirza und Hassan Ali Mirza, die Söhne Feth Ali Schahs, dazu sagen? Von dieser Seite her kamen keine tröstlichen Nachrichten: die Unordnungen zwischen Teheran, Ispahan und Schiras dauerten fort, wie früher, die Bakthiaris und Schahseven plünderten die Reisenden und Karawanen wie bisher. Alle schriftlichen und mündlichen Warnungen, welche Mohammed Schah an die Gouverneure von Schiras ergehen ließ, führten zu nichts; man mußte zu wirksameren Mitteln schreiten, ein Heer schicken, und sie mit Gewalt zur Unterwerfung zwingen. Wem soll man aber das Commando anvertrauen? Natürlich dem Sir Henry Bethune. Sir Henry wirft sich in seine Kriegsrüstung, zieht seine ungeheuren Courierstiefel mit den goldenen Sporen an, seine Cuirassierhandschuhe, seinen Hut mit den vielfarbigen Federn, setzt sich zu Pferde, und führt das unüberwindliche Heer zu neuem Ruhme. Für den Fall des Erfolgs wird der Eunuch, Manutscheher Khan, mit der Armee geschickt, um nach der Niederlage der Prinzen Hussein und Hassan die Verwaltung der Provinz von Schiras zu übernehmen. Hussein flößte keine Furcht ein, er galt für einen leeren, charakterlosen Menschen, aber Hassan war ein kräftiger und gefährlicher Gegner.

Inzwischen regierte der Kaimakam Persien und den Schah unbeschränkt, und das Vertrauen, das er bei dem Monarchen genoß, ließ sich nur mit dem Hasse und der Abneigung vergleichen, welche das Volk gegen ihn hegte. Sein Sohn war erster Wesir, und diente ihm als schweigsames Werkzeug bei allen seinen Ränken. Der Kaimakam galt für den klügsten Mann in ganz Persien: sein Ruhm war ohne Zweifel verdient, aber seine Sittenlosigkeit gestattete ihm nicht, seinen Verstand zum Wohle der Einzelnen oder zum Vortheil des Staats anzuwenden. Er war grausam: als er sich noch bei Abbas Mirza befand, warf man, ich erinnere mich nicht mehr bei welcher Gelegenheit, tausend Turkomanen ins Gefängniß, und dreihundert von ihnen ließ man die Augen ausstechen. Der Kaimakam war mit dieser Grausamkeit noch nicht zufrieden, sondern ließ sich die ausgestochenen Augen bringen, und zählte selbst mit einem Stöckchen ab, ob die Zahl voll sey. „Ziemt es sich für ihn, sich mit solchen Kleinigkeiten abzugeben," rief mein Freund Mirza Ali aus, der mir den Vorfall erzählte: „dieß ist die Sache der Ferraschen!" Bei dem verstorbenen Schah indeß hatte er nicht so viel Freiheit, jetzt aber steigt seine Gewalt mit jedem Tage, und er war nicht mehr der Diener, sondern der Beschützer seines Monarchen. Viele argwöhnten, und nicht ohne Grund, daß er die Absicht habe, die Dynastie Feth Ali Schahs zu stürzen, und sich auf den Thron zu setzen.

Die Willkürlichkeiten, welche sich der Kaimakam gegen seinen Herrn erlaubte, sind bei einer so despotischen Regierung, wie die persische, fast unbegreiflich. Der junge Schah hatte einem Bettler zwei Ducaten geschenkt, und gab an demselben Tage dem Gärtner von Läleiar eine kleine Summe für überbrachte Blumen. Der Kaimakam ereiferte sich entsetzlich über eine solche Verschwendung, sagte, der Schah gebe zu viel aus, und zog am folgenden Tage dieß Geld von dem ab, was für den Tisch Sr. Majestät bestimmt war. Der Schah wagte kein Wort zu sagen. Das war noch eine Kleinigkeit. Die Gemahlin des Schahs lebte noch in Tebris, und er wünschte ihr ein Geschenk von 1000 Ducaten zu schicken, der Kaimakam wollte

welches auf einem ſchroff aus dem Meer emporſteigenden Felſen liegt. Dieſer bildet mit einem Riff, welches von ſeinem Fuß weiter in das Meer hinausläuft, eine kleine Bay, wodurch es mit Schaluppen möglich und mit Canoes ſehr leicht wird zu landen. Das Fort befand ſich, als wir auf der Küſte ankamen, in einem ſehr ſchlechten Zuſtande. Der erſte Lieutenant, van Kuyel, Commandant der Artillerie, hatte ſogleich die nothwendigen Ausbeſſerungen verordnet, die unbrauchbaren Kanonen wegnehmen und andere auffahren laſſen, während der General dort eine Beſatzung von 25 Mann zurückgelaſſen hatte. Dieſe fanden wir jetzt in höchſt traurigem Zuſtande; der Commandant und der größte Theil der Mannſchaft war krank; Verpflegung und Lager der Kranken war elend, und zwei Soldaten waren bereits geſtorben. Der hier zurückgebliebene Chirurg war ſelbſt krank, ſo daß der Arzt des Mierwede den Dienſt ſowohl an Bord, als am Land wahrnehmen mußte. Der Raum im Fort war ſo beſchränkt, daß das Gefängniß Bonſoe's und das Hoſpital ſich in demſelben Saal befanden. Die Geſunden wollte der General gern an dem Kriegszuge Theil nehmen laſſen, und da er keinen Officier als Commandanten dieſes jetzt für uns ſehr wichtigen Poſtens zurücklaſſen konnte, übertrug er mir den Befehl über die Küſte von Boutry bis Elmina, und zugleich die Sorge für das Fort Oranje; während er befahl, die Barkaſſen nach Taccorari zu ſchicken, um die Bewegung der Truppen zu unterſtützen, und bei dem Angriff auf dieſes Krom von der Seeſeite mitzuwirken.

Den 11 früh Morgens ſetzte die Armee ſich in Bewegung, nachdem man mit den Laſtträgern die größte Mühe gehabt hatte. Die meiſten dazu angewieſenen Mannſchaften hielten ſich verborgen, und es gelang uns nicht, außer der Munition, mehr als für ſieben Tage Lebensmittel mitzunehmen, wenn ſie auch ausſchließlich für den Gebrauch der europäiſchen Truppen beſtimmt würden.

Sogleich nach dem Abmarſch ging ich mit dem Lieutenant Stort ans Land, um die erforderlichen Maaßregeln zu nehmen. Von beiden Schiffen wurden einige Mannſchaften detaſchirt, um die Beſatzung des Forts zu verſtärken; die Kranken wurden von dort an Bord des Mierwede gebracht, wo ſie beſſer verpflegt werden konnten; dem Oberchirurg Dumont wurde der Dienſt auf ſämmtlichen Schiffen übertragen, denn auch an Bord des Rhoon en Pendrecht waren 35 Soldaten krank zurückgeblieben. Auch den gefangenen König von Hanta ließ ich ſicherheitshalber an Bord des Transportſchiffes bringen, indem der ſchlechte Zuſtand ſeines Gefängniſſes bei der ſchwachen Garniſon mich ſeine Entweichung befürchten ließ.

Inzwiſchen ſetzte die Armee (3 bis 4000 Mann ſtark) ihren Marſch längs dem Strande fort. Einem Volk von größerer Energie, welches nur einiges Gefühl von ſeiner Kraft hätte, wäre es ſehr leicht geweſen, hier einen Feind aufzuhalten. An der einen Seite von dem Meere begränzt (welches, ſelbſt wenn Hunderte von Schaluppen gefolgt wären, keine Retraite darbieten würde, indem nirgends ein Landungsplatz iſt), an der andern Seite von ſchroffen, mit dem dichteſten Gebüſch bewachſenen Felſen umringt, hätte eine geringe Macht, wenn ſie ſich hier in Hinterhalt gelegt hätte, uns großen Schaden zufügen können. Um uns möglichſt dagegen zu ſichern, wurden bei jedem Paß etliche Hundert Neger in den Wald geſchickt, welche Fürſorge jedoch ſehr überflüſſig war. Man zog an den gefährlichſten Stellen, an den Felſen, wo der Commandeur Tonneboeyer überfallen und mit ſeiner Abtheilung niedergemetzelt wurde, vorbei, ohne einen Schuß zu thun. Gegen 11 Uhr langte der Vortrab vor Taccorari an, einem Krom, das auf einem Berggipfel liegt, und wohin nur ein einziger ſteiler und ſehr beſchwerlicher Fußpfad führt. Die Bewohner dieſes Kroms hatten unter ihren Caboceër Diabonee an dem Aufſtand und dem Mord des Hrn. Tonneboeyer wirkſamen Antheil genommen; noch vor zwei Tagen hatten ſie ihre Trommeln bis in der Nähe von Saccondee hören laſſen, gleichſam um uns herauszufordern; von den Barkaſſen aus hatte man noch denſelben Morgen den Rauch von ihren Hütten aufſteigen ſehen — nun nun zeigte ſich kein lebendiges Weſen in dem ſonſt ſo bevölkerten Ort. Der General traute dieſer Stille nicht; die Artillerie warf einige Bomben in das Dorf, und die Barkaſſen eröffneten gleichfalls ihr Feuer auf dasſelbe und den umliegenden Wald — kein feindlicher Schuß antwortete uns, und ohne Hinderniß rückte man in Taccorari ein, welches ſo leicht zu vertheidigen geweſen wäre.

Wenn ſich hier ein tapferer tüchtiger Officier mit nur hundert Soldaten hätte vertheidigen müſſen, ſo würde ein zahlreiches und gut geordnetes Corps einen heißen Tag gehabt haben. Hier keinen Widerſtand zu leiſten, wo jede Hütte, jeder Fuß breit Grund vertheidigt werden könnte, war das Bekenntniß der Feigheit und des Vorſatzes, jedem Gefecht auszuweichen. Die Furcht vor den Weißen und ihre geiſtige Ueberlegenheit möge den Vorwurf der Feigherzigkeit lindern, wegnehmen kann ſie ihn nicht. Nicht in gleichen Kräften, nicht in Uebermacht zeigt ſich der wahre Muth, aber gegen die Uebermacht zu kämpfen, das iſt es, was ein Volk erhebt.

Nur ein einziger tödtlich verwundeter Neger wurde in dem Dorfe gefunden, von dem man jedoch nichts vernehmen konnte. Alle Hütten waren völlig leer; nur einige irdene Gefäße mit Waſſer fand man, welches aus Vorſicht ausgegoſſen wurde. Der einzige Nutzen, welchen das Krom uns gewährte, war, daß wir in demſelben ein gutes Obdach für die Nacht hatten. Gegen Abend kamen die in den Wald ausgeſandten Neger zurück; ſie hatten einige Gefangene gemacht, die zufällig ihnen begegnet waren, aber nirgends waren ſie auf Gegenwehr geſtoßen.

Die Nacht ging ruhig vorbei, und mit Tagesanbruch ſammelten ſich die Truppen wieder auf dem Strand, an der andern Seite des Kroms, um den Marſch nach Boutry fortzuſetzen. Es wurde jedoch ziemlich ſpät, ehe die Lebensmittel heruntergeſchafft waren und man ſich in Bewegung ſetzen konnte. Die Hitze war unerträglich, und der tiefe Sand verhieß einen mühſeligen Marſch. Gegen 11 Uhr erreichte das Heer den Hwien, einen ziemlich breiten Fluß, der im Sommer austrocknet, doch worin jetzt etwa vier Fuß Waſſer ſtand. Der Uebergang bot ein maleriſches Schauſpiel dar. Die Landſchaft, fruchtbar und reich wie überall, war hier flacher und lieblicher, als die erhabene aber wilde Natur, die uns ſo oft umgab. Die Scene auf dem Vordergrunde gab ihr ein ungewöhnliches Leben; die vielfarbigen Kriegscoſtume der Neger, wunderbar contraſtirend mit den europäiſchen Uniformen; ein Theil der Truppen in dem Waſſer, mit Kleidern und Waffen auf dem Kopfe, die übrigen an dem Ufer zerſtreut; die Laſtträger mit Fäſſern beladen; die Artilleriſten mit auseinandergelegten Kanonen; die Officiere in ihren Tragkörben, während aus dem Hintergrunde dicke Rauchwolken aus dem Wald emporſtiegen, und uns zeigten, daß unſere Buſchneger nicht müßig waren in dem Niederbrennen der verlaſſenen feindlichen Kroms — dieß Alles lieferte den Stoff zu einem herrlichen Gemälde. (Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 318.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

14 November 1839.

Bruchſtücke zur Statiſtik von Ungarn.

(Von J. G. Eisner.)

Die ungariſchen Schäfereien.

Bekannt genug iſt die Anekdote, welche man von dem Fürſten Eſterhazy erzählt, der nämlich einem Engländer eine Wette abgewonnen haben ſoll, indem er behauptete, es habe ſein Vater mehr Schafknechte, wie er Schafe. Dieſer nämlich hatte ihm ſeine Schafereien gezeigt und ſich auf deren Zahl etwas zu Gute gethan. Nachfolgendes iſt ein ziemlich genauer Nachweis des Schafſtandes auf den fürſtlich Eſterhazyſchen Beſitzungen in Ungarn. Schafe und Hämmel ſind 270,000 Stück, wozu noch gegen 60,000 Stück Lämmer kommen, ſo daß der ganze Stand über 300,000 Stück beträgt. Als Sprungwidder ſind über 4000 Stück erforderlich. An Wolle wird jährlich ungefähr 6000 Centner gewonnen, und der Durchſchnittspreis kann auf 80 fl. Conv. Münz für den Centner angenommen werden. Die Beſitzungen des Fürſten ziehen ſich faſt durch alle Comitate, und die Zahl ſeiner Beamten und des ſämmtlichen Dienſtperſonals beläuft ſich über fünftauſend. Die Bevölkerung derſelben ſteigt auf 700,000 Seelen. Nach allen dieſen Daten kann man ſich einen ungefähren Calcul von ſeinen Einkünften machen.

Obgleich nun dieſer Magnat ſeinem Beſitzthum nach in Ungarn der größte iſt, ſo gibt es deren noch mehrere, die ſich ihm mehr oder weniger nahern. So z. B. zählt man auf den Beſitzungen des Grafen Feſtetics 75,000 Schafe, auf denen Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Karl über 60,000, auf des Fürſten Graſſalkowics eben ſo viel. Außerdem gibt es noch eine bedeutende Anzahl von Magnaten, welche ſämmtlich Schafereien beſitzen, deren Zahl ſich über 30,000 Stück beläuft.

Bei dieſer Gelegenheit iſt es paſſend, das Verdienſt eines Deutſchen um die erſte Gründung und Ausbreitung der veredelten Schafzucht in Ungarn und mittelbar auch in Deutſchland geltend zu machen. Er hieß Holzmeiſter und kam im Jahre 1790 in jenes Land, trat, wenn ich nicht irre, bei dem Grafen Hunyady in Dienſte, unternahm aber bald auf eigene Hand Pachtungen, auf denen er veredelte Schafe aufſtellte. Ihm kaufte in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Graf Magnis in der Grafſchaft Glatz mehreremal Schafe ab und gründete damit ſeine berühmte Schäferei, die bis zum Jahre 1812 als erſte in den Reihen der ſchleſiſchen glänzte. — Seit jener Zeit hat die ungariſche Schafzucht mehrere Phaſen durchlaufen, auf denen ſie bald vor-, bald rückwärts ging. Mehrere Originalſtämme ſind aus Spanien bezogen, und überhaupt kein Geld geſpart worden, um ſie auf den höchſten Gipfel zu heben. Wenn dieß jedoch bis jetzt nicht ganz gelingen wollte, ſo liegen wohl ohne Widerrede die Urſachen davon in der hie und da mangelnden Sachkenntniß und Induſtrie. Neuerdings iſt unweit vom Plattenſee ſüdlich eine Schäferei von rein ſächſiſchem Stamme auf Actien gegründet worden, die gegenwärtig etwas über 700 Stück ſtark iſt, bereits aber über 30,000 Gulden Conv. Münze koſtet. Sie wird mit Sorgfalt und Rationalität behandelt, und kann wohl erfreuliche Fortſchritte machen.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Perſien.

Krönung des Schahs. — Fortdauernder Aufenthalt in der Hauptſtadt.

(Fortſetzung.)

Der geehrte Mirza Ali beſuchte mich ziemlich oft, und vertrieb mir durch ſeine Geſpräche die Langeweile, welche mich, die Wahrheit zu ſagen, in Perſien oft befiel, namentlich während meines Aufenthalts in Teheran. Mein Quartier war groß, aber wegen der Winterkälte, welche in heißen Klimaten zwar nicht lang, aber ſehr empfindlich iſt, namentlich nach der Hitze, die den Körper durchglüht und in Schweiß verſetzt hat, mußte ich mich auf ein enges, dunkles Loch beſchränken, welches allein einen ordentlichen Kamin hatte. Im Allgemeinen verſtehen es die Perſer nicht, ſich gegen die Kälte zu ſchützen: erſtens weil der Sommer ſehr lang iſt, und man den Winter hundertmal darüber vergißt, und zweitens wegen der angebornen Sorgloſigkeit der Perſer. Dieß Unvermögen, ſich warm zu halten, er-

ſtreckt ſich nicht bloß auf die Wohnungen, ſondern auch auf die Kleidung, verſteht ſich des gemeinen Volks. Die offene Bruſt und der Mangel an warmer Fußbekleidung verurſachen viele Krankheiten und Todesfälle zur Winterszeit. Während meines Aufenthalts in Perſien kamen auf dem Wege zwiſchen Teheran und Tebris eine Menge Menſchen vor Kälte um.

Wie geſagt, mein werther Freund und Lehrer, Mirza Ali, beſuchte mich oft. Am Kamin ſitzend, er auf den Ferſen und ich mit dem Kinn auf die Kniee geſtützt (eine maleriſche Stellung), ſchwatzten wir über dieß und jenes. Er ſprach mir von den Anſichten der Perſer über die Erſchaffung der Welt, über Adam und Eva, und ich erzählte ihm dagegen von Europa. Er log oft ganz erklecklich, und ich machte mich dann meinerſeits nicht wenig über ihn luſtig. Alle dieſe Albernheiten, die mir jetzt in der Erinnerung ziemlich widerlich und abgeſchmackt vorkommen, unterhielten mich ungemein in den Mauern des langweiligen und ſchmutzigen Teheran, als auf Befehl Jupiters der Himmel uns mit Regen überzoß und Aeolus ſeine Backen aufblies, als wolle er allen Rechtgläubigen die Mützen von den Köpfen reißen. An einem dieſer portiſchen Tage trat Mirza Ali mit Koth bis ans Kniee beſpritzt in meine Cajüte. Nach den vorläufigen Complimenten und der Ueberreichung einer Pfeife ſollte es zum Geſpräch kommen, allein Mirza Ali hatte einen ſo bösartigen Huſten, daß das Zimmer von dem furchtbarſten, krampfhaften Gehuſte widertönte, und ich glaubte, der Arme werde den Geiſt aufgeben. Nach fünf Minuten endlich wurde es ruhig, und nun fuhr er ſogleich in ſeine Hoſentaſche, holte ſeine Tabaksdoſe heraus, aus der er aber ſtatt des Tabaks einige kleine Kügelchen nahm, und ſie alsbald in den Mund ſteckte. „Was macht Ihr?“ fragte ich ihn.

„Ich curire mich von dem verfluchten Huſten, der, wie Ihr ſeht, mein Inneres und meine Bruſt hohl macht, daß ich keuche wie ein Eſel unter einem Weinſchlauch,“ entgegnete Ali Mirza.

„Der Vergleich iſt gut, aber ſagt mir nur, was iſt das für ein Arzneimittel?“

„Das ſicherſte gegen eine Menge Krankheiten, Opium.“

Dieß Heilmittel ſchien mir ſo neu und ſeltſam, daß ich laut auflachte; es iſt dieß ein Pröbchen von perſiſcher Medicin. Die perſiſchen Aerzte theilen alle Krankheiten in hitzige und kalte, und in Folge deſſen werden auch die Speiſen eingetheilt in erhitzende und kühlende. Die Unterſcheidungen ſind oft merkwürdig genug. Ein Hahn z. B. iſt eine erhitzende, eine Henne aber eine kühlende Speiſe. Der Wein iſt ein Arzneimittel, und das Geſetz des Propheten geſtattet ihn anzuwenden in Krankheitsfällen, wenn der Arzt ihn verſchreibt als ein Mittel zur Heilung.

Die rohen Begriffe der Perſer von der Kunſt Aeſculaps ſind Urſache, daß eine Menge europäiſcher Charlatane ſich in Perſien aufhalten, und ſich für Aerzte ausgeben. Während meines Aufenthaltes in Tebris lebte dort ein Deutſcher, der auf den Einfall kam, Bier zu brauen. Das Bier wurde abſcheulich, und der arme Deutſche, der von ſeiner ſchlechten Waare nicht das Mindeſte abſetzen konnte, ſtand in Gefahr, Hungers zu ſterben. Dem geſchah aber nicht ſo; der Deutſche ſitzt nicht lange mit leerem Magen da. Ich will ein Doctor werden, dachte der Brauer. Gedacht, gethan; er nahm ein altes Käſtchen mit Meſſern, Scheeren und Zangen, in ein zweites Käſtchen ſteckte er einige Glaſer mit Arzneien, wickelte alles dieß in ein buntes Schnupftuch, nahm es unter den Arm, den Hut auf den Kopf und Marſch! Mit dem ſchönen Vorſatz, die arme Menſchheit von Krankheiten zu befreien, trat er in das Haus eines kranken Perſers, den er kannte und dem er benachbart war, und bot ſeine Dienſte an. Der Kranke, der ihn als einen ſchlechten Bierbrauer kannte, und keinen Anlaß hatte, ihn in Folge deſſen für einen guten Arzt zu halten, zeigte einigen Zweifel an ſeiner Wiſſenſchaft und erklärte ihm, daß er ſeine Arzneien nicht nehmen werde, als wenn er ſelbſt gerade eben ſo viel zu ſich nehme; vergebens verſicherte der Deutſche dem Perſer, er ſey ganz geſund, und habe keine Arzneien nöthig, der Perſer ließ ſich nicht abwendig machen, und da der Deutſche ſah, daß er ſeinen Patienten nicht anders überreden könne, entſchloß er ſich, um Geld zum täglichen Brod zu bekommen, zu der verzweifelten That, und verſchluckte einerlei Doſis mit dem Kranken, nun rathet was? — Glauberſalz. Die glänzenden Folgen laſſen ſich denken, um ſo mehr, als die Doſis ziemlich ſtark war. Einige Tage nachher kam der Doctor-Bierbrauer zu mir, bleich und erſchöpft von der Wirkung des Heilmittels, und zeigte mir an, er ſey im Dienſte des Schah angeſtellt als Arzt bei dem Bataillon von Karadag. Der gute Mann war früher in Frankfurt Roßarzt geweſen.

Der gute, gewiſſenhafte Arzt hat in Perſien mit einer Menge Schwierigkeiten zu kämpfen: er muß entweder ein Erzcharlatan ſeyn, oder der Praxis ganz entſagen, weil der Perſer um keinen Preis Arzneien nimmt, wenn er ſich nicht zuvor mit einem Aſtrologen berathen hat. Muß er vor dem Einnehmen der Medicin nur Einmal nieſen, dann mag der Doctor mit ſeiner Medicin nur immer abfahren, der Kranke nimmt ſie um keinen Preis; nieſ't er aber zweimal, dann iſt es etwas Anderes, dann bitten wir um eine Gnade für den Magen.

Einer meiner ruſſiſchen Bekannten und ich beſuchten einſt den Prinzen Malek Kaſim Mirza: das Wetter war rauh, und obgleich wir ritten, nahmen wir doch zur Vorſorge unſere Galoſchen. Mein Begleiter hatte Kautſchuk-Galoſchen an. Malek Kaſim Mirza nahm uns ſehr freundlich auf, erzählte von ſeinen Liebhabereien, und ſchimpfte auf den Kaimakam; ohne dieß Thema lief damals kein Geſpräch in Teheran ab. Dabei kam er auf die alte Madame Lamariniere, und ſchämte ſich, daß er ſie bis jetzt noch nicht einmal für ihre Lectionen bezahlt habe, da der Kaimakam ihm kein Geld gebe, und die ganze königliche Familie aushungern wolle. Ein Prinz von Geblüt kann des Jahres nicht weniger als 2000 Ducaten ausgeben, erhält aber nur 400 oder 500. Zum Beweis der Armuth der Mitglieder des königlichen Hauſes erzählte er, daß vor noch nicht langer Zeit einer der Prinzen genöthigt geweſen ſey, ſeinen Dolch auf dem Bazar gegen eine unbedeutende Summe zu verpfänden. Die Klagen Sr. Hoheit unterhielten uns wenig; wir blieben eine

ſtande keinen Theil genommen, ſondern ſich bei Zeiten an die Regierung zu Elmina gewendet hatten, um ihre Unterwerfung zu bezeugen. Deſſen ungeachtet war das Dorf verlaſſen; nur das Oberhaupt mit drei der vornehmſten Einwohner erwartete den General, der ſich jedoch hier nicht aufhielt. Da er aber an der andern Seite aufs neue einen Bergpaß vorfand, welcher noch beſchwerlicher war, als alle frühern, ſchickte er dem Hauptmann Reignac den Befehl, die Truppen nicht weiter vorrücken zu laſſen, ſondern in Pompondee zu übernachten. Der ganze Weg von hier bis Boutry war höchſt beſchwerlich, wie ſchon daraus erhellt, daß die Entfernung nicht mehr als anderthalb Stunden beträgt, und die Artillerie den folgenden Tag von Morgens ſechs bis Abends fünf Uhr arbeiten mußte, um vier leichte Feldſtücke und vier Handmörſer mit der Munition vor Boutry zu bringen. Der General verfolgte jedoch ſeinen Weg, und erreichte gegen Sonnenuntergang das Fort Bateſtein, nachdem die Buſchneger, die zu Taccorari in den Wald geſchickt waren, um uns von jener Seite zu decken, und die jetzt an den Strand zogen, um in den dortigen Kroms zu übernachten, ihm begegnet waren. Ihrer Ausſage zufolge hatten ſie Alles verlaſſen gefunden, und drei feindliche Kroms geſchleift.

Das Fort Bateſtein bei Boutry liegt ungefähr 200 Fuß hoch auf einem Hügel, welcher ſehr ſchwer zu beſteigen iſt, vorzüglich in der Regenzeit, wenn der Lehmboden durchweicht iſt und man bei jedem Schritt ausgleitet. Es beſteht aus einem ſtarken viereckigen Gebäude, welches gegen jeden Angriff von Negern, die von einer Belagerung der einem Sturm durchaus keinen Begriff haben, gut vertheidigt werden könnte. Da es jedoch längere Zeit keine Beſatzung hatte, war es an einigen Stellen ziemlich verfallen. Das Krom Boutry liegt an dem Fuß des Hügels, an der einen Seite von dem Meer und übrigens von dem Wald begränzt. Obgleich der General den Einwohnern, weil ſie den König Bonſoe ausgeliefert und übrigens an dem Aufſtand und dem Mord des Hrn. Tonneboeyer keinen Theil genommen hatten, Sicherheit ihrer Perſonen und Beſitzungen verſprochen hatte, fanden wir das Krom faſt völlig verlaſſen. Nur der vornehmſte Caboceër und einige wehrhafte Männer waren da geblieben.

Den folgenden Tag gegen Mittag kam die Armee, welche die Nacht in Pompondee zugebracht hatte, zu Boutry an, und um 7 Uhr des Abends war Alles in Ordnung, die Lebensmittel und Munition auf das Fort gebracht; die Truppen in den Negerhütten und die Neger im Freien gelagert. Bei dem Appel fehlten zwei Soldaten, die wahrſcheinlich den Beſchwerden des Marſches unterlegen waren.

Inzwiſchen hatte der General des Morgens dem Commandanten des benachbarten engliſchen Forts Dixcove, Hrn. Swanzy, ſeine Ankunft zu Boutry melden laſſen, und dieſer hatte bald darauf dem Oberbefehlshaber ſeine Aufwartung gemacht. An Verſprechen ließ der Hr. Swanzy es nicht fehlen; wenn Hantas in ſein Krom kämen oder in ſeine Macht fielen, könnten wir auf ihre Auslieferung rechnen. — König Cunimir von Waſſa ſandte einen Boten, um anzufragen, welche Kroms er ſchonen ſollte. Der General ließ ihn erinnern, daß er ſeiner Verbindlichkeit genüge, wenn er den Hantas keinen Durchzug verliehe, daß er aber jedenfalls die Kroms an der Küſte verſchonen müſſe. Auf den Bericht, daß die Buſchneger nicht weit vom Hwiw einige Hantas entdeckt hatten, wurde eine Verſtärkung dahin geſchickt; der Feind hatte indeß ihre Ankunft nicht abgewartet, ſondern ſich zerſtreut und die Flucht ergriffen.

Den 15 fertigte der General einen Botſchafter*) ab, um in dem Wald Hanta'ſche Caboceër aufzuſuchen, und, wenn er deren fände, ihnen Verzeihung zu verſprechen, wenn ſie mit ihrem gewaffneten Gefolge nach Boutry kommen und ſich unterwerfen wollten; allein wir überzeugten uns immer mehr, daß das Land ganz verlaſſen war. Das Hauptkrom von Hanta, Boſſuwa, lag in geringer Entfernung von Boutry an dem Strande, welcher eben hier wieder von ins Meer hinausreichenden Felſen unterbrochen wurde, ſo daß wir, um dieſes Neſt zu zerſtören, ein Defilé von wenigſtens einer halben Stunde hätten paſſiren müſſen. Dieſer Weg war aber für den Augenblick unzugänglich, und der General fing alſo damit an, daß er, um denſelben zu öffnen, die Bäume und das Geſtrüpp weghauen ließ, welche mühevolle Arbeit in ein paar Tagen vollbracht war. Die Folgen der ausgeſtandenen Beſchwerniſſe blieben übrigens nicht aus, und ſchon hatten wir viele Kranke.

Wir können hier nicht umhin, den guten Geiſt der europäiſchen Truppen zu loben. Viele hatten ſich mit Mühe von Taccorari bis Boutry fortgeſchleppt. Einige erlagen, fielen nieder, ſammelten wieder einige Kräfte, ſchloſſen ſich nachkommenden Negern an, mit dem ſchmerzlichen Gefühl, daß ſie vielleicht bald nicht mehr weiter können würden, ohne von den Schwarzen bei ihrer beiſpielloſen Gleichgültigkeit gegen das Leiden ihrer Nächſten einige Hülfe erwarten zu dürfen, und dennoch wurde keine Klage vernommen. Es war nicht ſchwer ſich geiſtige Getränke zu verſchaffen, denn faſt jeder Neger führte ſeine Flaſche mit Rum bei ſich, und dennoch hatten wir uns über keinen Mißbrauch zu beſchweren; jetzt bei einiger Ruhe hörte die Ueberſpannung auf, und viele wurden ernſtlich krank. Die Mittel zur Verpflegung waren natürlich unvollkommen. Die Hängematten und Decken hatte man aus Mangel an Laſtträgern zurücklaſſen müſſen. Zwar waren von Taccorari aus einige abgeſchickt, um dieſe Effecten zu holen, allein ſie kamen nicht vor dem 16 an, und dieſe Verbeſſerung bedeutete für die Kranken nur wenig, da ſie dennoch auf dem Boden liegen bleiben mußten. Einige waren auf das Fort gebracht, allein hier hatte man nur wenig Raum, und der einzige Vortheil, den ſie vor den im Krom gebliebenen genoſſen, war die höhere Lage, und daher weniger ungeſunde Luft des Forts. (Fortſetzung folgt.)

*) Solch ein Botſchafter erhält einen Stab mit ſilbernem Knopf, auf welchem das holländiſche Wappen geſchnitten iſt, welches ihm in Kriegszeiten dieſelbe Sicherheit gewährt, als der uns die Fahne eines Parlamentärs. Der Stab deutet immer an, daß der, welcher ihn trägt, mit einer Sendung beauftragt iſt, und gibt ſeinen Botſchaften einen offiziellen Charakter. Auch bei der Zuſammenrufung oder Citation von Oberhäuptern und andern wird dieſer Stab gebraucht; einer ſolchen Citation nicht Folge zu leiſten, wird als Widerſetzlichkeit gegen die geſetzliche Gewalt betrachtet.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 126** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: An den Epheu.** Von Sulicia Hemans. — **Volupté.** (Fortſetzung.) — **Einſamkeit.** Von Kirne White.

In das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden. es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und unmittelbar 1 fl. für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 8 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. C. Widenmann.

und seines tiefen, bittern Elends, gleichwohl einen hohen Grad von Eitelkeit und eine mir unerklärbare Einbildung von seiner eigenen Vorzüglichkeit hat, die ihm durchaus nicht erlaubt, etwas Fremdes und Besseres aufkommen zu lassen.

Bei diesem Zustande der abyssinischen Fursten und ihrer Unterthanen mußte denn auch ich meinen Zweck in diesem Lande ganz und gar verfehlen, und es, nachdem ich ein Jahr meiner Jugend unter dem elendesten Volke der Welt verloren, mit ganz andern Gefühlen verlassen, als ich es betreten hatte.

Die allgemein herrschende Unordnung in Tigre, der Haß des Fürsten Ubie, dessen Gebiet ich durchziehen mußte, hauptsächlich aber die geringen Mittel, über die ich zu verfügen hatte, verhinderten mich, meinen Plan, nach Gondar und von da nach Schoa zu reisen, auszuführen, in welch letzterem Lande und bei dessen König Sáhalá Saláſſe mehr Hoffnung für einen Europäer vorhanden ist, zur Civilisation Afrika's etwas beitragen zu können.

Im Monat August 1838 nach Cairo zurückgekehrt, hatte ich im Sinne, meine in Tigre gemachten Erfahrungen durch Artikel in öffentlichen Blattern dem europäischen Publicum mitzutheilen, indem ich es für Zeit und Pflicht hielt, die sich für Abyssinien interessirenden Europaer endlich einmal — nach so vielen falschen Berichten, die über dieses Land und Volk existiren, — so weit ich es kennen lernte, durch wahre Berichte darüber aufzuklären. Die Ankündigung von Hrn. v. Katte's Reise in Abyssinien, die ich in der Allgemeinen Zeitung las, bestimmte mich jedoch, bevor ich etwas schriebe, die Erscheinung dieser Schrift abzuwarten, theils um nicht vielleicht in zwei gleich auf einander folgenden Relationen überflussiger Weise dasselbe zu schreiben, wie er, theils um nicht durch unabsichtliche Widersprüche und verschieden lautende Berichte über einerlei, an sich gleichgültige Gegenstände, oder Angelegenheiten, die sich seit der Zeit verändert haben u. s. w., neue Verwirrungen zu verursachen, und Anlaß zu unnöthigem Streite zu geben.

Vor kurzer Zeit nun kam mir Hrn. v. Katte's Reisebeschreibung in Händen, und mit wahrem Vergnügen durchlas ich sie. Hr. v. Katte hat trotz seines kurzen Aufenthalts in Abyssinien alles Interessante und Wissenswerthe über dieses Land so gut aufgefaßt und zusammengestellt, daß es gewiß nur wenig zu wünschen übrig läßt. Was seine Schilderung des abyssinischen Volkscharakters betrifft, so hat Hr. v. Katte eher noch zu viel Gutes an ihm gelassen, als zu wenig; wiewohl dieß gewissermaßen gut, ja fast nothwendig ist, weil nämlich eine ganz vollkommen wahre Schilderung und ganz nackte Darstellung der Erbärmlichkeit dieses Volkes allen Glauben übersteigt, und den Verfasser somit bei allen, die nicht das Unglück hatten, in Abyssinien selbst gewesen zu seyn, als Lügner, oder wenigstens als einen mit Uebertreibung Schreibenden darstellen würde. Hr. v. Katte hat nun, wie billig, nichts Gutes von den Abyssiniern gesagt, und, worüber er zu entschuldigen, nicht gerade Alles, was er Schlechtes über sie hätte sagen können.

Ich bin überzeugt, daß Hr. v. Katte in seiner Schrift keine Unwahrheit berichten wollte, denn er ist der erste Reisende, der ein treues, richtiges Bild über die Verhältnisse dieses Landes und den Charakter seines Volkes gegeben hat; — gleichwohl finden sich in seiner Reisebeschreibung einige unabsichtliche Irrthümer, die theils von falschen Berichten, die ihm gemacht wurden, herrühren, theils daher, weil der Verfasser selbst, wegen seines kurzen Aufenthalts im Lande, über das er schreibt, eben doch nicht im Stande war, Alles, was er sah und hörte, gehörig zu prüfen und zu würdigen.

Um diese mir bekannten Fehler und Irrthümer in Hrn. v. Katte's Reisebeschreibung zu berichtigen, finde ich mich — durchdrungen von denselben Gefühlen und Gründen, wie sie der Verfasser in seiner Vorrede ausspricht, nämlich „künftigen Reisenden Belehrung zu ertheilen, und durch Aussprechung seiner Meinung und Ueberzeugung, ohne die Wahrheit zu verschleiern, die europäische Lesewelt über fremde Länder und Völker aufzuklären" — veranlaßt, einige Punkte, gleichsam als Beitrag oder Nachtrag zu Hrn. v. Katte's Relation zu geben. Letztere selbst kann, meiner Ansicht nach, hiedurch nichts verlieren denn sie ist so gut gegeben, daß, wer einmal in Abyssinien war, sich bei Durchlesung derselben öfters mitten in dieses Land zurückversetzt glaubt, und für die Leser der auf Abyssinien Bezug habenden Schriften werden auch diese Bemerkungen und Nachtrage nicht ganz ohne Nutzen seyn.

Ich selbst kam nicht viel tiefer ins Innere Abyssiniens, als Hr. v. Katte, allein ich trieb mich ein ganzes Jahr lang unter diesem Volk in den verschiedensten Umstanden herum, und bin also nur durch meinen längern Aufenthalt in den Stand gesetzt, über Manches genauer zu urtheilen und richtiger zu berichten, als Hr. v. Katte.

Von meinen persönlichen Reiseabenteuern schweige ich, denn wer diese von Einem Reisenden in Abyssinien gelesen hat, weiß sie eigentlich von Allen; nur das bemerke ich, daß ich nie — wahrend meines ganzen Aufenthalts in diesem Land, und obwohl ich den Weg von Massaua bis Adoa dreimal hin und her, also sechsmal im Ganzen machte — weder ein freiwilliges noch erzwungenes Geschenk gemacht habe. Welche Scenen ich, um dieß consequent durchzusetzen, mitmachen mußte, kann sich nur der denken, der das von Hr. v. Katte entworfene Bild von diesem Volke richtig in sich aufgefaßt hat. Möge dieses Bild in neuen Auflagen von Geographien — besonders in Ritters sonst so vorzüglichem Werke — und in andern Schriften über Länder- und Völkerkunde gleichfalls zu Grunde gelegt, und nicht im alten Schlendriane fort und fort von Abyssiniens Gastfreundschft und seinem ritterlichen Volke gefabelt werden, in Vergleich mit welchem Europa's feigste Juden noch wahre Helden sind!

(Fortsetzung folgt.)

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Krönung des Schahs. — Fortdauernder Aufenthalt in der Hauptstadt.

(Schluß.)

Dieses Frühjahr war noch durch ein Fest bezeichnet, das sehr dazu beitrug, den Schah und seine Regierung bei der

Schiras war der Thurm Burdschi-Nusch hart an der Stadt bestimmt. Alle Augen waren auf den Weg nach Schiras gerichtet. Endlich erschien der Zug: in der Mitte ritt Hussein Ali Mirza, und hinter ihm erschien auf zwei Maulthieren ein bedeckter Takhtirewan, eine Art Kiste mit vier Stangen, welche an den Rücken der Maulthiere befestigt werden. Der Zug ging nach dem Thurme. Hussein Ali Mirza stieg ab, der Takhtirewan wurde geöffnet, und heraus stieg, von zwei Ferraschen unterstützt, ein Mann, dessen Kopf um die Augen her mit einem blutigen Shawl umwunden war. Dieß war der unruhige Hassan: alle erkannten ihn, nach wenigen Minuten waren die Mauern leer, die Volksmenge zerstreute sich schweigend nach Hause, nachdem sie sich von der traurigen Wahrheit überzeugt hatte.

Dieß Paar ausgestochene Augen öffnete Mohammed die Herrschaft über ganz Persien, aber er war ein Sklave in seiner Hauptstadt. Die Sachen hatten sich keineswegs gebessert, und das Land füllte sich augenblicklich mit neuen Unordnungen. Die wahren Freunde des Schahs, an die er sich in der Noth wandte, riethen ihm, vor Allem den Kaimakam von den Geschäften zu entfernen. Aus dem Gespräche des Schahs mit den Hofleuten ersah man, daß ihm der Kaimakam herzlich zuwider war, aber Mohammeds Benehmen stimmte mit seinen Worten nicht zusammen; er überhäufte vielmehr wie früher seinen Atabek mit Schmeicheleien und Gnadenbezeugungen, und war, wie früher, sein unterthänigster Diener. Die oben von mir erzählten Beispiele von dem kecken Benehmen des Kaimakam gegen den Schah sind keineswegs übertrieben, und man könnte sie zu Tausenden aufzählen.

Expedition der Holländer gegen den König von Hanta an der Küste von Guinea, im Jahre 1838.

Zweite Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Tag erhielt der General aus Saccondee Depeschen mit der Anzeige von der Ankunft des Kauffahrteischiffes Menado, zufolge dessen der Obristlieutenant Bosch sogleich nach Elmina abreiste. Der Hr. Swanzy sandte uns heute vier gefangene Hantas, und auch unsere Neger hatten deren einige im Walde gefunden und eingebracht. Alle erklärten einstimmig, daß die Großen sich bei Zeiten mit ihren Weibern, Sklaven und beweglichem Gut geflüchtet, und tiefer im Lande verborgen, oder in dem Wassa'schen Reich eine Freistätte gesucht hätten. Obschon hiedurch das Betragen des Königs von Wassa in zweideutigem Licht erschien, vernahmen wir doch später, daß er nicht uns, sondern die Flüchtlinge betrog, indem er, schon längst und fast immer in Feindschaft mit den Hantas, jeden, der auf seinem Gebiete Schutz suchte, zum Sklaven machte, und so aus diesem Kriege großen Vortheil zog.

Wir müssen jetzt wieder auf einige Augenblicke nach Saccondee zurückkehren.

Wir hatten dem Verlangen des Generals gemäß die Lebensmittel ausgeschifft und auf das Fort gebracht, von wo aus sie durch Lastträger weiter geschafft werden sollten. Schon den ersten Abend suchten einige unserer Gefangenen zu entfliehen, aber ihr Versuch schlug fehl, und sie wurden strenger bewacht; dennoch wagten sie es die folgende Nacht wieder, und jetzt mit besserem Erfolg. Ein Geräusch machte die Schildwache aufmerksam, und sie machte Lärm. Der Commandant Eschanzie eilte herbei, während die Gefangenen die Thüre zu erbrechen suchten. Sein Befehl, Feuer zu geben, brachte sie zur Ruhe, worauf man fand, daß ihrer schon drei entkommen waren, indem sie unter der Mauer weg ein Loch durch den Sand gegraben hatten. Vergebens wurde ihnen nachgesetzt; die dunkle Farbe ihrer Haut begünstigte in der Finsterniß ihre Flucht. Die übrigen ließ ich den folgenden Tag in Ketten legen.

Den 13 kam das Schiff Menado, welches den 28 Mai von Helvoet abgesegelt war, bei uns auf der Rhede vor Anker, und brachte Depeschen und Briefe für den General mit, die ich ihm sogleich nachschickte, mit der erwünschten Nachricht, daß der Zustand unserer Kranken sich nicht verschlimmerte, und wir bis jetzt nur einen Soldaten verloren hatten. Der Obristlieutenant Bosch, der zufolge dieser Depeschen eiligst nach Elmina zurückkehren mußte, kam den folgenden Abend bei mir an Bord, und brachte mir den Befehl des Generals, mit dem Rhoon en Pendrecht und dem Menado nach Boutry zu kommen, um Lebensmittel herbeizubringen, indem es fortwährend unmöglich blieb, Träger in hinlänglicher Anzahl zu erhalten. Ich beeilte mich diesem Befehl nachzukommen, und schon den 15 Morgens vor Sonnenaufgang wurde mit der Einschiffung angefangen. Hätte diese Arbeit lange angehalten, so wäre wahrscheinlich der größte Theil unserer Mannschaft ihr erlegen. Schon die Ausschiffung war schwierig gewesen, obgleich wir damals noch einige Neger hatten, die uns behülflich waren, um Alles auf das Fort zu schaffen, und es auf ein paar Tage nicht ankam. Jetzt aber war buchstäblich kein einziger Neger da, der uns hätte helfen können, und jede Stunde konnte kostbar seyn, indem wir auf der Fahrt von Elmina hieher erfahren hatten, wie Windstille und widrige Strömungen uns aufhalten konnten. Unaufhörlich fuhren die Barkassen hin und zurück, und nach dieser ermüdenden Arbeit mußten die Matrosen durch die Brandung waten, die schweren Fässer und Kisten durch die schmutzigen und ungangbaren Gäßchen des Dorfes von dem Fort in die Schaluppe bringen und dann an Bord rudern.

Gegen Mittag hatte der Rhoon en Pendrecht einen guten Vorrath eingeladen, weßhalb ich ihn mit dem Menado vorausfegeln ließ; Abends 6 Uhr folgte ich mit der Amphitrite, welche den übrigen Vorrath eingenommen hatte, und dieses Mal trafen wir es so günstig, daß wir den 17 vor Boutry ankamen. Den Commandant des Merwede ließ ich in Saccondee zurück, um bei der Ablösung, welcher ich baldigst entgegen sah, das dortige Detaschement an Bord zu nehmen und nach Chama zu segeln, dort ebenfalls die detaschirten Truppen aufzunehmen und dann in Elmina unsere Ankunft abzuwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Prophezeyung vom Sturze der jetzt in China herrschenden Dynastie. Die Gazette de France vom 2 und 5 Nov. enthält das Schreiben eines französischen Missionärs in Macao, Namens Torrette, worin dieser den Streit der Engländer und Chinesen schildert, und am Ende bemerkt: der Himmel weiß, wie dieß enden soll. Eine alte Tradition sagt, daß die jetzige Dynastie nicht über 200 Jahre herrschen soll, und sie ist bereits in ihrem 195sten."

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

zubringen, bis vor 12 Jahren ein wohlhabender Tatar das jetzige Gemauer aufführen ließ. Er bekam es aber auch nicht ganz fertig, und das Haus ist jetzt nur mit einem Nothdache versehen. Es ist nicht einmal im Innern mit Kalk beworfen, und so ohne alle Verzierung, daß es unheimlich einfach zu nennen ist. Ich begreife gar nicht, warum es noch nicht einem der umherwohnenden reichen, christlichen Herren in den Sinn gekommen ist, einmal das recht christliche Werk auszuführen, den armen Mohammedanern ihren Tempel in ordentlichen Stand setzen zu lassen. Allein die armen Tataren wissen nicht aus der Erfahrung, unter dem Einflusse welcher herrlichen Religionsgesetze sie leben. Im Gegentheile haben ihnen die, welche von diesen Principien durchdrungen seyn sollten, einen schönen Teppich weggenommen. Der einzige Punkt, worin doch auch selbst diese armen Leute es sich nicht haben versagen können, Aufwand zu machen, sind die Teppiche, welche den Boden ihrer Moschee decken. Es sind einige von russischer Fabrik, einer aber ist aus Aegypten über Konstantinopel hieher gewandert; er kostet ihnen 3000 Rubel, und hatte einen Bruder, der ganz so schön gewirkt und ächt gefärbt war, wie er, den ihnen aber die Russen stahlen.

Ich war auf allen diesen Teppichen ganz in Gedanken mit Stiefeln herumgegangen, und bat deßwegen den Priester um Verzeihung, als ich auf einmal bemerkte, daß er auch eben so gut Stiefeln anhatte, wie ich. Als ich mich darüber wunderte, zeigte er mir seine Galoschen, die er bei der Thüre ausgezogen hatte. Ich bemerkte später, daß die Mohammedaner das Ausziehen der Galoschen überall genügend finden. Es muß ihnen daher wohl weniger um die Entblößung des Fußes (wie bei unserer Hauptentblößung) oder um die Vermeidung des Lärms, den die Stiefeln verursachen, zu thun seyn, als um das Schmutzeintragen von außen zu verhüten.

Nachrichten über Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich meine Ansichten über Hr. v. Katte's Reise in Abyssinien im J. 1836 ausgesprochen, theile ich nun die wichtigsten politischen Ereignisse Abyssiniens vom J. 1836 bis 1838 mit, und beginne mit einer Angabe sämmtlicher Europäer, die in neuerer Zeit Abyssinien betreten haben, so wie der Zwecke und Absichten, die sie in dieses Land führten, so weit mir nämlich solche bekannt sind.

Nach Salts zweiter Reise in Abyssinien im J. 1810 waren die englischen Missionäre Hr. Gobat und Kugler im J. 1830 die ersten Europäer, die aufs neue dieses Land betraten, um die nunmehr ins Amharische übersetzten heiligen Schriften zu verbreiten, und wo möglich den Cultus der Abyssinier zu verbessern. — Kugler starb in Adoa, und wie Hr. Gobat im J. 1833 nach Europa zurückkehrte, betrat Hr. Rüppell mit seinem Gehülfen Martin, Abyssinien, um die Wissenschaften durch neue Entdeckungen zu bereichern. Nach einem Aufenthalt von zwei Jahren kehrte Hr. Rüppell nach Europa zurück, während sein Gehülfe Martin in Abyssinien blieb, und gegenwärtig noch in den amharischen Provinzen Godscham und Begemder für Hrn. Rüppell arbeitet.

Gobat und Kugler.

Rüppell u. Martin.

Hr. Gobat kam sodann zum zweitenmal, begleitet von einem andern Missionär, Hrn. Isenberg, nach Abyssinien. Seiner geschwächten Gesundheit wegen mußte Hr. Gobat im J. 1836 das Land abermals verlassen. Hr. Isenberg blieb in Adoa, bis er im März 1838 von Dedschesmatsch Ubie Befehl erhielt, das Land zu verlassen.

Gobat u. Isenberg.

Im J. 1835 machten die beiden Franzosen Hr. Tamisier und Combes ihre Reise nach Schoa und wieder zurück. Ueber ihren Zweck dabei ist mir nichts bekannt.

Tamisier u. Combes.

Am Ende des Jahres 1835 oder Anfang 1836 kam der famöse Judenmissionär Wolf nach Abyssinien, sich für den neuen Abuna des Landes ausgebend. Ohne den Falaschas einen Besuch abgestattet zu haben, kehrte er nach kurzem Aufenthalt in Adoa zugleich mit Hrn. Gobat nach Arabien zurück.

Wolf.

Nach ihm kam im J. 1836 Hr. v. Katte mit dem großartigen Entschlusse, Afrika von Osten nach Westen zu durchreisen.

v. Katte.

Am Ende des Jahres 1836 wurde Hr. Blumhart der Mission in Adoa als Verstärkung zugeschickt; er blieb daselbst bis zum 10 März 1838, an welchem Tage er gleichfalls auf Ubie's Befehl das Land verließ.

Blumhart.

Auf ihn folgte im J. 1837 ein Franzose, Hr. Depron, in welcher Absicht ist mir nicht bekannt. Dieser Reisende kam nur bis Halai. Hier gerieth er mit dem Schum, der nach bekannter, löblicher abyssinischer Sitte ein Geschenk von ihm verlangte, hierüber in Streit, und weil es bei diesen Debatten oft sehr lebhaft und stürmisch zugeht und in der Regel das ganze Dorf daran Antheil nimmt, so schloß Hr. Depron aus dem, was um ihn her vorging, man habe im Sinn, ihn zu berauben oder gar zu ermorden, was den Leuten in Halai nicht einfiel, da Hr. Depron noch einen Begleiter und einen maltesischen Bedienten bei sich hatte — Leute genug, um hier das Aeußerste abzuwenden. Allein in ihm hatte einmal die Furcht die Oberhand, und er beschloß zu entfliehen. Er verließ Halai mit seiner Begleitung, seine Effecten im Hause des Schum zurücklassend, und schlug zu Fuß den Rückweg nach Massaua ein. — Der Schum von Halai, in der Hoffnung, Hrn. Depron zurückzubringen, und sich mit ihm auszugleichen, schickte ihm zwei seiner Leute nach, die ihn zur Rückkehr nach Halai bewegen sollten. Hr. Depron dagegen, in diesen Leuten, die ihm von weiter Ferne zu halten zuriefen, zwei Verfolger sehend, die ihm nach dem Leben trachteten, schoß sein Gewehr nach ihnen ab, jedoch in einer Entfernung, die das Treffen unwahrscheinlich macht. Dieß war hinreichend, die Leute des Schum von weitern Versuchen, Hrn. Depron zurückzubringen, abzuhalten; sie kehrten nach Halai zurück, und Hr. Depron des Weges un-

Depron.

andere sich unterwürfen, allein dieses war nicht wahrscheinlich, so lange eine so bedeutende Macht in dem Herzen ihres Landes stand; vielmehr mußte man erwarten, daß sie sich immer weiter entfernen würden, und die gänzliche Entvölkerung des Landes mußte davon die Folge seyn. — Der General stimmte meiner Meinung völlig bei, und auch die Wahl eines Commandanten hielt uns nicht lange auf. Niemand war für diese Stelle besser geeignet, als der Hr. van der Eb. Seit vielen Jahren hatte er sich an der Küste aufgehalten; war genau bekannt mit den Sitten und Eigenheiten der Neger, und bei den Einwohnern geachtet und beliebt; endlich genoß er einer Leibesbeschaffenheit, welche ihn fähig machte sehr große Beschwerlichkeiten auszuhalten. Wir wußten Niemand, der ihm den Vorzug streitig machen konnte, und es wurde ihm der Befehl zugesandt, das Commando von Elmina jetzt dem Obristlieutenant Bosch zu übergeben und schleunigst nach Boutry zu kommen.

Den 21 erhielt ich von dem Lieutenant Stort die Anzeige, daß ein Theil der Besatzung zu Chama sehr krank war. Der Merwede lag vor Saccondee, und der Arzt dieses Schiffes hatte durch seine eigenen Kranken und die auf dem Fort schon mehr als zu viel Beschäftigung; der Chirurg dritter Classe, Rapparini, welcher wegen Krankheit dort zurückgeblieben war, konnte noch keinen Dienst verrichten. So lag das Detaschement zu Chama ohne alle ärztliche Hülfe. Meiner Bitte um schnelle Ablösung dieses aus vierzig meiner besten Matrosen bestehenden Corps glaubte der General noch nicht willfahren zu müssen, indem wir doch in kurzem bei der Rückkehr nach Elmina auch diese Mannschaften abholen könnten; als jedoch den 25 die Nachricht einlief, daß jetzt die ganze Chama'sche Besatzung mit dem Commandanten krank daniederliege, erhielt der Merwede Befehl, die Schaluppe hinzuschicken und alle Kranken an Bord zu nehmen.

Der General hatte mir sein Vorhaben mitgetheilt, an dem König der Hantas, Bonsoe, die Todesstrafe vollziehen zu lassen an demselben Ort, wo der Mord an den HH. Maessen und Cremer verübt war, weßhalb ich dem Lieutenant Stort den Befehl geschickt hatte, ihn nach Boutry bringen zu lassen. Leider kam dieser Befehl drei Tage zu spät an, und wir wurden dadurch noch länger aufgehalten, während der Gesundheitszustand der Truppen es wünschenswerth machte, diesen Ort baldigst zu verlassen. Mit Erlaubniß des Generals wurden alle Kranken eingeschifft, und wem bekannt ist, wie wenig Bequemlichkeiten und wie viele Beschwerden ein Schiff für einen Kranken hat, wird begreifen, wie es am Lande beschaffen seyn mußte, da das erstere vorgezogen wurde.

Indessen bereitete der Oberbefehlshaber Alles zu unserer baldigen Abreise vor. Die gefangenen Hantas wurden unter Escorte der Freibürger nach Elmina gesandt. Der General ernannte den Hrn. van der Eb zum Vicegouverneur der Küste zwischen Axim und Saccondee, mit Inbegriff der Forts St. Anthonie, Batestein und Oranje; setzte seine Instruction auf, erließ die weitern Verordnungen, welche jetzt nöthig waren, und gab dem Kriegsgericht ausführlich die Punkte auf, worüber Bonsoe, der den 25 auf die Amphitrite gebracht war, verhört werden sollte. Den folgenden Morgen erschien er vor dem Kriegsgericht. In seinem Verhör suchte er sich nur selten zu entschuldigen, wiederholte aber seine frühere Erklärung, daß Bartels die eigentliche Schuld des ganzen Vorganges trage. Uebrigens vernahm man wenig Besonderes von ihm, und einstimmig wurde er zum Galgen verurtheilt. Dieß Urtheil wurde den 26 von dem General bestätigt, und den folgenden Tag vollzogen. Als es ihm angekündigt wurde, war mehr Erstaunen als Schrecken oder Schmerz in seinen Zügen zu lesen, und eine Stunde vor seinem Tode rauchte er seine Pfeife so ruhig, als ob er nichts zu befürchten hätte. Des Morgens 9 Uhr kamen die Truppen unter den Waffen, und wurde dem Gefangenen angezeigt, daß es Zeit sey; langsam und ruhig stand er auf und folgte der Wache. Die Runzeln auf seiner Stirn, die spärlichen Haare auf seinem Scheitel und sein grauer Bart deuteten auf ein hohes Alter; dennoch war sein Schritt noch fest, und auf dem beschwerlichen Wege verschmähte er jede Stütze. Bei dem Galgen wurde ihm abermals sein Urtheil vorgelesen; keine Klage entschlüpfte seinen fest verschlossenen Lippen, und unbeweglich stand er da, als seine Hände gefesselt wurden. Aus eigenem Antriebe schritt er bis unter den Galgen, und — mit den Worten: „Muß ich allein für so viele büßen!" — steckte er den Kopf in die tödtliche Schlinge. Noch ein Augenblick, und der Negerkönig, der mehr aus Schwachheit und Furcht vor seinen Großen, als aus böser Neigung gesündigt hatte, war nicht mehr!

Mit einer Art Bewunderung hatte ich diese Seelenruhe beobachtet, und fragte mich, woher dieser Muth entspringen möge? Ich hatte einige gefangene Hantas mit der größten Gleichgültigkeit die Köpfe ihrer getödteten Landsleute tragen sehen, wenn unsere Neger von einem Streifzuge zurückkehrten; ich hatte sie mit demselben Schicksal bedrohen sehen, und sie zitterten nicht; ich hatte gesehen, daß das Messer ihrer Feinde aufgehoben schien, um ihrem Leben ein Ende zu machen — und sie lächelten, und sollte dieß alles Geistesstärke, sollte es Muth seyn? Dasselbe Volk verkauft feigherzig für einige Unzen Gold sein Oberhaupt; dieselben Todesverächter lassen ihre Wohnungen, ihre Gärten dem Feinde zur leichten Beute, verbergen sich in unzugänglichen Gegenden, sehen ihre Besitzungen verbrennen oder zerstören, ohne einen Versuch zu wagen, um den Feind zu vertreiben — dieses Volk sollte muthig seyn? Ich kann es nicht glauben.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Unterricht in Aegypten. In einem Briefe des Generals Edhem Bey, Ministers des öffentlichen Unterrichts, der vor 15 Jahren in Paris seine Erziehung erhielt, heißt es hierüber: „Die Schulen gehen gut; Hekekian Bey beschäftigt sich gegenwärtig mit Errichtung einer Schule, welche man die Schule der Prinzen nennt, und wo die Söhne Sr. Hoheit eine ihrem Stand angemessene Erziehung erhalten sollen. Die Uebersetzung der Geometrie von Legendre ins Arabische ist vollendet, und man wird den Druck bald möglichst beginnen; auch hat man die Elemente der Algebra zu übersetzen angefangen. Große Schwierigkeit verursacht die Uebersetzung der technischen Wörter, und der (bereits durch mehrere Werke bekannte) Refah-Effendi ist besonders beauftragt, im Verein mit den gewöhnlichen Uebersetzern ein Dictionnaire der technischen Worte zu entwerfen. (Franz. Bl.)

Abermalige Reise Hrn. Combes nach Abyssinien. Nach dem Echo du Monde Savant vom 6 November ist Hr. Combé abermals mit zwei Lieutenants vom Generalstab, Galinier und Ferret, nach Abyssinien abgereist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 321.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 November 1839.

Die Litthauer in Ostpreußen.

Litthauisches Nationalcostume.

Zu den wenigen europäischen Völkern, die seit Jahrhunderten ihre Nationaltracht beibehalten haben, und in diesem Falle der Alles verändernden Mode keinen Tribut bringen, gehören auch die preußischen Litthauer. — Wie wir stets den Damen den Vorrang einräumen, so beginnen wir auch hier mit der Garderobe derselben, und bemerken demnach zuvörderst, daß das litthauische weibliche Geschlecht sich in den verschiedenen Gegenden des Landes auch verschieden trägt, so daß man nach dem Anzuge leicht den Wohnort unterschreiben kann. In der Gegend zwischen Gumbinnen und Tilsit ist die Abwechselung des Costume's der Frauenzimmer so groß, daß sich fast in jedem Dorfe irgend eine, wenn auch nur geringe Verschiedenheit in demselben herausfinden läßt. Eine in ganz Litthauen herrschende gleichmäßige Sitte ist die, daß die Mädchen mit bloßen, geflochtenen Haaren gehen, wogegen die verheiratheten Frauen dieselben ganz mit einem Tuche verhüllen. In der Tilsiter und Ragniter Gegend tragen die Mädchen das Haar in zwei, achttheilig geflochtenen Zöpfen, die ganz enge um den Kopf gewunden werden, und um welches sie dann ein buntes, bei Trauerfällen ein schwarzes Band binden. Eine Braut unterscheidet sich durch einen Kranz von grüner Raute auf der linken Haarflechte, oder durch eine hohe, schwarzsammetne Haube, „Wainikkas" genannt, in deren Innerm die Haarflechten oberwärts gebogen sind, und die oben am Rande mit einem Rautenkranz eingefaßt ist. Dieser Aufsatz ist ungefähr einen halben Fuß hoch und steif, so daß er fast die Figur einer russischen Popenmütze hat, dagegen aber oben offen ist, so daß man die Haarflechten zwischen dem grünen Blumenkranze hervorragen sieht. — Sonderbar sieht der Kopfputz der jungen Frauen, „Kykas" genannt, aus, den sie nach der Hochzeit anlegen: es ist dieß eine Art Hut von feiner, weißer Leinewand und von Spitzen, die über einen Biegel gelegt, in Form eines Rades den Kopf umgeben, und der bei einigen an den Krempen noch eine gefältelte, herabhängende, einige Zoll lange Einfassung hat, die zum Theil das Gesicht verdeckt. Daß dieser, noch jetzt getragene Kopfputz sehr alt ist, dürfte man nach dem alten preußischen Chronikenschreiber, Simon Grunow, folgern, welcher erzählt, daß er im Jahre 1409 in einem Kloster zu Elbing das „Hütlein" der Pogosania, einer Tochter Waidewuts, — des altpreußischen Königs, der unter seine zwölf Söhnen sein Gebiet vertheilte, nach deren Namen noch jetzt die einzelnen Districte Ostpreußens und Litthauens ihre Benennungen (z. B. Samland von Saymo, Natangen von Natango u. s. w.) behalten haben — gesehen, und dieses gerade so, wie der noch jetzt gebräuchliche Kykas aussieht, beschreibt.

Abgesehen von den einzelnen kleinen Abweichungen der Frauentracht in den verschiedenen Distrikten des Landes, können wir folgende als Norm annehmen. Ein weißes Hemd (oben gewöhnlich aus feinerer Leinwand bestehend, als da, wo es nicht sichtbar ist) umschließt den Hals und schmiegt sich um die volle Brust, diese Schönheit des weiblichen Körpers eng bezeichnend. Von der Achsel, wo es mit allerlei Arabesken von buntem Bande besetzt ist, fällt es in weiten Aermeln bis zur Hand hinab. Ein rothes Mieder, ohne Aermel, und bis zum Busen hinaufgehend, bildet mit dem weißen Hemde einen angenehmen Farbencontrast. Statt des Rockes wird an einem schmalen Gürtel ein buntgewürfeltes Stück Zeug, das nur wenig bis übers Knie hinabgeht, um die Taille befestigt, und da es auf diese Art auf der Seite offen bleibt, so zeigen sich bei jeder lebhaften Bewegung des Körpers dem Auge leicht die Schönheiten einer runden Hüfte und eines wohlgeformten Beines. Eine kleine Schürze, die mit bunten Bändern querstreifig so besetzt ist, als ob vier bis fünf immer kleinere Schürzen übereinander gebunden wären, gehört noch mit zum Anzuge, und heißt „Marginnis." Farbige, gewöhnlich rothe Strümpfe, mit bunten Zwickeln, umschließen die, durch den kurzen Rock nicht verhüllte Wade, und sind mit seidenen Strumpfbändern befestigt, welche die Mädchen in den geschmackvollsten Mustern selbst weben; gewöhnlich wird ein litthauischer oder auch deutscher Vers in diese Bänder gewebt, die ihrer Zierlichkeit wegen auch in den höhern Ständen sehr gesucht werden. Die meisten Frauenzimmer tragen im Winter, wenn sie zur Kirche, oder zu andern Gelegenheiten ausfahren, einen

langen, bis über die Knie herabhängenden Pelz, „Pamuszkinis" genannt, von Lämmerfellen, mit dunkelblauem Tuch überzogen, und am Halse, an den Schultern, Handgelenken, Hüften und am Saume mit grünen und gelben Schnüren besetzt. Außerdem wird dann auch noch gewöhnlich über den Pelz und zugleich über den Kopf ein großes, weißes Laken, „Drobullis," geschlagen.

Die Tracht der Männer ist bei allen Litthauern fast ganz gleich, so daß große Versammlungen derselben einen militärischen Anblick gewähren. Im Sommer tragen sie weiße Drillichkittel, „Trinyczei" (von „Trinytis," Drillich) genannt, im Winter Röcke aus einem weißen, dicken Wollenzeuge, das aus der Wolle der eigenen Hausschafe von ihnen selbst verfertigt wird, und in der Provincialsprache „Wand" heißt. Der Rock hat die Form der polnischen Kurtka, wird, statt mit Knöpfen, mit kleinen Haken zusammengehalten, und ist an den Aermeln mit einem Aufschlage versehen, der durchweg entweder grün oder blau ist. Dieser Rock heißt „Sczupan." Um die Taille tragen einige, deren Vorfahren sich angeblich in dem Kriege mit den Schweden ausgezeichnet, wo die Litthauer eine bewundernswerthe Tapferkeit zeigten, einen handbreiten, gelben, ledernen Gürtel, der, wie sie behaupten, von den Schweden erbeutet ist. Zu dem Anzuge gehören noch weite Beinkleider und Stiefel, im Sommer auch wohl nur Sandalen. Als Kopfbedeckung ist jetzt fast durchgehends eine preußische Militärmütze, blau mit rothem Streifen, gebräuchlich; die Kopfbedeckung der am kurischen Haff wohnenden Litthauer dagegen ist eben so originell, wie zweckmäßig, und besteht aus einer blautuchenen Mütze, die ganz die Form eines altdeutschen Helms hat, nicht nur den Kopf, sondern auch den Hals und die Schultern bedeckt, und vor dem Gesicht, gleich dem Visir eines Helms, eine Klappe hat, die bei stürmischem Wetter heruntergezogen werden kann, und dann auch das Gesicht schützt. Das blonde Haar trägt der Litthauer lang, bis auf die Schultern hängend.

Zu bemerken ist noch, daß man selten eine Litthauerin im Festtagsanzuge sehen wird, die nicht ein feines, weißes Taschentuch in der Hand trüge, und wo möglich die Finger mit einigen silbernen, oder auch nur Ringen von unedlem Metall besteckt hätte.

Nachrichten über Abyssinien.

(Fortsetzung.)

Schimper.

Während diese Geschichte mit Depron vorfiel, kam der Naturforscher, Hr. Schimper, nach Massaua, woselbst er den Verhandlungen im Diwan mit anwohnte, und diesen Vorfall den französischen und deutschen General-Consuln in Alexandrien berichtete. Sodann reiste er nach Adoa, wo er lange Zeit mit angestrengter Thätigkeit arbeitete. Im März 1838 erhielt er vom Dedschesmatsch Ubie gleichfalls Befehl, das Land zu verlassen, allein da er seine gemachten Sammlungen nicht im Stiche lassen wollte und doch keine Mittel zu deren Transport bis Massaua hatte, so blieb er, und wußte es durch Geschenke dahin zu bringen, daß ihm von Ubie ein längerer Aufenthalt in Abyssinien gestattet wurde. Zu seinem Glücke und zur Rettung seiner Sammlungen erhielt er gerade damals vom dänischen Consul in Alexandrien, Hrn. v. Dumreicher, eine kleine Summe Geldes, die ihm dieser aus eigenem Antrieb, besser berechnend als der Verein in Eßlingen, daß Hr. Schimper ohne Geld seyn müsse, gerade zu rechter Zeit zuschickte. — Hr. Schimper ist noch in Abyssinien, wahrscheinlich im Semen-Gebirge, kann aber aus Geldmangel sehr leicht in große Verlegenheit und in den Fall kommen, seine Sammlungen — wenigstens zum Theil — im Stiche lassen zu müssen.

Kielmaier.

Bald nach Hrn. Schimper, im Mai 1837, kam ich selbst in Adoa an. Ueber meine Zwecke und Absichten in Abyssinien und über das Fehlschlagen derselben, habe ich mich in meiner Bemerkung über Hrn. v. Katte's Reisebeschreibung deutlich und hinlänglich ausgesprochen. — Im März 1838 hätte auch ich auf Ubie's Befehl das Land verlassen sollen, allein ich gehorchte dem fürstlichen Befehl nicht, und blieb bis es mir selbst gefällig war seinen Raubstaat zu verlassen.

Thorn u. Keller.

Im Junius 1837 kam ein engl. Capitän, Thorn, nebst einem deutschen Tischler, Keller, in Adoa an. Der englische Capitän hatte im Sinne, Handelsverbindungen mit Abyssinien anzuknüpfen, allein er verlor die Geduld unter diesem elenden Volke, und reiste nach Ausstehung aller möglichen Drangsale, zu deren Vermehrung sein Landsmann, Hr. Coffin, nicht wenig beitrug, mit einer Schiffsladung Maulthiere, die er in Halai und seiner Umgegend zusammenkaufte, nach einem Aufenthalt von einem Vierteljahr wieder ab. Sein Begleiter, Keller, entschloß sich, in Adoa zu bleiben und arbeitete daselbst für die Missionäre.

Aubert u. Dufay.

Nach Capitän Thorn, gleichfalls im Junius 1837, kamen die Franzosen, HH. Aubert und Dufay nach Abyssinien, abgeschickt vom französischen Generalconsul in Alexandrien, um Deprons Mordgeschichte zu untersuchen, im Fall der Mord wirklich begangen worden sey, das verlangte Blutgeld zu bezahlen, und die Circulation der Europäer in Abyssinien möglichst zu erleichtern. — Ein größerer Mißgriff in der Wahl der Personen zu diesem wichtigen und höchst lobenswerthen Zwecke hätte von Seiten des betreffenden Consulats nicht leicht gemacht werden können; denn unbesonnener ist wohl noch keine gerichtliche Untersuchung von Europäern angefangen worden, und erbärmlicher noch keine beendigt worden, als diese. Anstatt, wie sie beauftragt waren, ihre Klage vor den Landesfürsten Ubie zu bringen, und durch dessen Gewicht und Untersuchung der Wahrheit auf die Spur zu kommen, fingen sie, die durch zwei Dolmetscher sich verständigen mußten, unbekannt mit allen Verhältnissen des Landes und dem Charakter des schlechten Gesindels in Halai, die Untersuchung selbst gleich bei ihrer Ankunft in letzterem Orte an, und ließen sich sodann durch intrigante, in der Untersuchungssache betheiligte Personen persuadiren, statt zu Ubie selbst zu seinem Vasallen, dem Dedschesmatsch Cassai, zu gehen, und diesem, dem sie den Königstitel beilegten, die Untersuchung zur Ent-

Den folgenden Morgen segelten alle unsere Schiffe (denn auch der Merwede hatte hier jetzt nichts mehr zu verrichten) nach Elmina ab, wo wir denselben Abend, nach einer Abwesenheit von 19 Tagen, anlangten. Der General ging sogleich ans Land, und bat mich, ihm sobald als möglich zu folgen. Der Commandant des Merwede wurde angewiesen, Alles, was er für Elmina an Bord hätte, schleunigst auszuschiffen, und sich fertig zu machen, um auf den ersten Befehl nach Holland absegeln zu können. Der Rhoon en Pendrecht mußte die Kranken ans Land setzen, nebst den Soldaten, welche nicht zu denen gehörten, die zuerst nach Java gebracht werden mußten, und daher an Bord blieben.

Den 6 August segelte der Merwede mit den Rapporten des Generals nach Helvoet ab. Denselben Tag wurden hundert afrikanische Recruten, nach Java bestimmt, auf dem Rhoon en Pendrecht eingeschifft, um mit den siebzig an Bord gebliebenen europäischen Soldaten unter Befehl des Lieutenants der Artillerie, van Kuyck, nach Ostindien gebracht zu werden. Dieses Schiff segelte den 7 nach seiner Bestimmung ab, nachdem wir von dem Capitän Schaap, der uns bei unserer Unternehmung nach Kräften unterstützt hatte, den herzlichsten Abschied genommen hatten.

Den 8 fand die Installation des Obristlieutenants Bosch als Gouverneur der holländischen Besitzungen an der Küste von Guinea statt. Nach Ablauf dieser Feierlichkeit legten der Gouverneur und die neu ernannten Beamten den Eid zu Händen des Oberbefehlshabers ab, während diejenigen, die schon früher an der Küste angestellt waren, den ihrigen erneuerten mit Bezug auf den Handel, welcher ihnen von nun an, unter welchem Namen auch, als niederländischen Beamten durchaus verboten wurde, wogegen jedem eine erhöhte Besoldung gewährt wurde. — Indem ich nun dem General berichtete, daß die Amphitrite segelfertig wäre, und ihn bat, den Tag der Abreise zu bestimmen, vernahm ich, daß er noch einige Nachrichten aus dem Hanta'schen und Antwort von dem König von Wassa, den er hieher beschieden hatte, so wie Antwort auf einen an den König von Ashantee geschickten Brief erwartete, und noch eine ganz neue Instruction für den Gouverneur der Küste aufsetzen müsse.

Hinsichtlich unserer Verhältnisse zum König von Ashantee diene Folgendes zur Erläuterung.

Es ist bekannt, daß wir in diesen Ländern Hülfstruppen für Ostindien anwerben. In unsern eigentlichen Besitzungen jedoch ist die Zahl der jährlich angeworbenen sehr gering; die meisten müssen wir aus dem Innern erhalten. Zu Ende des Jahres 1836 wurde der General Verveer, unser jetziger Oberbefehlshaber, mit einer Sendung an den König von Ashantee beauftragt, um durch dessen Vermittlung diese Werbung möglich und einträglicher zu machen. Dieses gelang. Der General wurde aufs freundschaftlichste empfangen. Der König versprach jährlich tausend Mann zu liefern, und wir würden ihn, gegen Bezahlung, mit Waffen versehen. Die meisten dieser Soldaten sind Doukos, ein von den Ashantinern unterdrückter Volksstamm; diesen kaufen wir die Freiheit unter der Bedingung, daß sie sich verbindlich machen, für kürzere oder längere Zeit in unsern Dienst zu treten. Man denke hier nicht an einen verhüllten Sklavenhandel. Der Douko erhält vorher seine Freiheit und einen Freibrief als Beweis davon, und die Annahme geschieht in derselben Art, als bei unsern Werbedepots. Wäre es aber auch anders, so würde es doch nicht schwer zu vertheidigen seyn. Der Douko, einmal angenommen, genießt die Nahrung, die Kleidung, die Behandlung, alle Vorrechte unserer Soldaten, und dieß wird doch wohl keine Sklaverei genannt werden? Ueberdieß ist das Schicksal, welches seiner in seinem eigenen Lande wartet, vielleicht unerträglicher, als sogar Sklaverei bei uns seyn würde; ein Spielzeug der Launen seines Herrn, bei dessen Tod er auf dem Grabe geschlachtet wird, um ihm, nach ihren Begriffen, fortwährend dienen zu können. Folgender Brief des niederländischen Agenten an dem Hofe des Königs von Ashantee, Hrn. Huydecoper, gibt davon einen officiellen Beweis.

Commassie,*) 10 August 1838.

An den Commandanten von Elmina.

Ihr Schreiben von dem 16 des vorigen Monats habe ich mit den 50 Unzen Gold richtig erhalten. Heute habe ich in dem Depot zwölf Mann, und werde so bald als möglich das Transport absenden. Ich würde schon mehrere angenommen haben, allein der Tod des Prinzen Edoe Saai Kraa und dessen Begräbnißfeier, welches Niemand einige Ruhe vergönnt, haben es verhindert; in drei oder vier Tagen hat die Feier (sogenanntes Costume) ein Ende. Sechs und dreißig Männer und Weiber nebst vier Knaben sind bis jetzt geschlachtet worden. Haben Sie die Güte, dem General die Nachricht seines Todes mitzutheilen. — — — **)

Ich habe die Ehre u. s. w.

Der niederländische Agent: J. Huydecoper.

Man muß einen Transport dieser Doukos gesehen haben, um sich einen Begriff von ihrem Erstaunen und ihrer Freude zu machen, wenn sie gekleidet werden (Hemd, Hosen, Jacke und Mütze) und eine gute Wohnung erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Abdel-Kader und die Culuglis. Abdel-Kader setzt nach den neuesten Nachrichten seine Verfolgung der Culuglis im Innern fort, augenscheinlich weil sie seiner religiösen Neuerung widerstreben, und die Culuglis in Constantine sich auf die Seite der Franzosen neigen.

*) Hauptstrom oder Stadt des Reichs Ashantee.

**) Als der General Verveer bei seinem oben erwähnten Aufenthalt in Commassie von einer Krankheit ergriffen wurde und in einem heftigen Fieber lag, wurden, ohne daß seine Begleiter es verhindern konnten, auf Befehl des Königs eine Anzahl dieser Unglücklichen vor seiner Wohnung abgeschlachtet, um, nach einem priesterlichen Orakelspruch, die Gottheit zu versöhnen, welche den „weißen General" krank gemacht hatte. — Ich habe dieses aus dem eigenen Munde des Generals gehört.

Anm. des Eins.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 127 u. 128** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Proben aus E. L. Bulwers Richelieu, oder die Verschwörung.** Schauspiel in fünf Acten. — **Volupté.** (Fortsetzung.) — **Unfug der Kritiker in England.** — **Der Geist der Liebe.** Aus Lalla Rukh.

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6—7 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 322.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 November 1839.

Nachrichten über Abyssinien.

Ereignisse in den Jahren 1836 bis 1838.

Nach dieser Uebersicht der europäischen Reisenden in Abyssinien gehe ich an Erörterung der Ereignisse in diesem Lande selbst.

Bei meiner Ankunft im Mai 1837 herrschte scheinbar in ganz Abyssinien Ruhe und Friede. Die Dedschesmatsche Ubie und Sassai hatten sich am Ende vorigen Jahrs versöhnt, und ersterer seinem Vasallen seine Tochter zur Ehe und sogar eine Gebietsvergrößerung gegeben. Ubie war in Maizachlo, seiner Residenz in Semen, Sassai in Adigrat; auch von den entfernten Provinzen des Reichs, von Amhara und Schoa, ließ sich nichts Beunruhigendes vernehmen. — In Adoa waren damals von Europäern die zwei englischen Missionäre, Isenberg und Blumhardt, der Naturforscher Schimper und ich, anwesend; die Stimmung des Fürsten gegen dieselben schien, wenn auch nicht sehr geneigt, doch wenigstens keine ungünstige zu seyn. Zwar hatte Ubie, dem ich meine Plane und die Absicht, warum ich gekommen, vorlegen und meine Dienste anbieten ließ, keine Lust hierin einzugehen, sey es aus Mißtrauen, oder weil es ihm, sich selbst, seine Truppen und sein Regierungssystem für das non plus ultra von Vollkommenheit haltend, unnöthig und überflüssig schien, etwas daran zu ändern; allein er hatte kurz vorher den Missionär Blumhardt, der ihn in Maizachlo besuchte, gut aufgenommen, und ihn, der hauptsächlich in der Absicht gekommen war, Ubie's Stimmung gegen die Mission kennen zu lernen, und sich nöthigenfalls gegen die unablässig wiederholten Angriffe der Priester und ihre Verleumdungen zu vertheidigen, hinsichtlich der Stimmung der Priester und ihrer Intriguen gegen die Mission beruhigt.

Die Priesterschaft hatte jedoch der Mission den Untergang geschworen, und zeigte bei jeder sich darbietenden Gelegenheit ihren unversöhnlichen bittern Haß. So z. B., als im Junius und Julius 1837 drei zur Mission gehörige kleine Kinder starben (zwei von Hrn. Isenbergs Familie und das dritte von der eines zur protestantischen Kirche übergetretenen Knechtes), gaben die abyssinischen Priester nicht zu, daß dieselben auf dem christlichen Kirchhof von Adoa beerdigt würden, weil, wie sie sagten, diese Kinder nicht in ihrer Kirche getauft worden, und also auch keine Christen gewesen seyen.

Die Missionäre glaubten dessen ungeachtet, auf Ubie's wiederholte Versicherungen trauend, daß nämlich unter seiner Regierung in seinen Provinzen alle Religionsparteien, die verschiedenen christlichen Secten, die Mohammedaner, Juden (Falaschas) und Heiden (unter den Galla) — alle mit einander Religionsfreiheit, gleiche Rechte und gleichen Schutz genießen sollten, — nunmehr festen Fuß in Abyssinien fassen zu können. Ihre bisherigen Arbeiten und ihr Wirkungskreis beschränkte sich auf Uebersetzen der heiligen Schriften in die Landessprache, in Ausübung eines häuslichen Gottesdienstes mit ihren Leuten, von welchen zwei förmlich zur evangelischen Kirche übergetreten waren, und in gründlicher Unterweisung zweier andern Knaben (eines mohammedanischen und eines christlichen) und eines Mädchens, von denen man Hoffnung hegen durfte, daß man mit der Zeit Früchte des ertheilten Unterrichts erleben werde. — Nunmehr war ihr Plan und Bestreben, ihren Wirkungskreis zu erweitern, eine Schule zu errichten, mehrere Kinder zur Erziehung aufzunehmen, und — da ihnen nicht erlaubt wurde, in einer abyssinischen Kirche Gottesdienst zu halten — eine eigene Kirche zu gründen. Ihr bisheriges Wohnhaus (ein etwas vergrößertes und besser eingerichtetes abyssinisches Haus) war für diese Absichten und Plane nicht passend; sie beschlossen daher selbst zu bauen, und sich ihren Planen für die Zukunft gemäß einzurichten. Mit Beobachtung aller im Lande üblichen und gültigen Rechtsformen kauften sie einen Platz zu Haus und Garten, und ließen nun mit allem Eifer am Bau eines Wohnhauses und einer Schule arbeiten.

Am 19 Junius mit eintretender Regenzeit kam ein Bote des Königs von Schoa zu den Missionaren nach Adoa, mit der Einladung von Seite des Königs, es möchte einer oder mehrere von ihnen und überhaupt von Europaern in sein Land kommen; zugleich bat er um Arzenei für seine Augen. Durch Hrn. Martin, Gehülfen des Hrn. Rüppells, der damals in Schoa beim Könige sich aufhielt, hatte dieser nähere Auskunft über die Mission in Adoa erhalten, und als Freund der Euro-

päer beſchloſſen, ſie in ſeine Nähe zu ziehen. — Hr. Iſenberg ſchrieb dem König in einer langen Abhandlung über den Zweck der Miſſion, ihre Anſicht in Glaubensſachen u. dgl., und verſprach, wofern der König dieſe Lehre in ſeinem Lande verbreitet wünſche, daß einer der Miſſionäre zu ihm kommen werde. Ein Deftera (Schreiber) und zwei Knechte Hrn. Iſenbergs reiſten, nebſt dem königlichen Boten, im October 1837 nach der Regenzeit ab, um dem Könige von Schoa Hrn. Iſenbergs Abhandlung, Arzenei und einige andere Kleinigkeiten zu übergeben, und ſeine Antwort nach Adoa zurückzubringen. Sie nahmen ihren Weg über Antalo, Laſta und durch das Gebiet der Edſchow-Galla, wurden abwechſelungsweiſe von Abyſſiniern und Galla beraubt und gefangen, langten jedoch endlich glücklich beim Könige von Schoa an, und kamen nach ungefähr acht Monaten (im Mai 1838), nachdem die Miſſion ſchon aus Tigre vertrieben war, auf dem Wege über Gondar zurück bis in dieſe Stadt, wo ſie das Schickſal der Miſſionäre erfuhren, und wieder umkehrten. Sie ſollen mit allen Erforderniſſen zu einer Reiſe, mit Knechten, Sklaven, Maulthieren, ja ſelbſt mit Geld vom Könige verſehen und ausgerüſtet geweſen ſeyn, um Europäer in ſein Land zu bringen, und Hr. Duſay, der damals gerade in Gondar war, benutzte die Gelegenheit, und reiste mit dieſer Escorte nach Schoa, woſelbſt er vom Könige gut aufgenommen worden ſeyn ſoll.

Die Regenzeit, die vor der Mitte Junius anfing, verſtrich ohne politiſche Neuigkeiten und Ereigniſſe von einigem Werth. Einige Schum hatten zwar — wie alljährlich zu dieſer Zeit — ihre kleinen Kriege unter ſich, was jedoch ohne weitere Störung des Ganzen vorübergeht.

Der Capitän Thorn mit dem deutſchen Tiſchler Keller, die HH. Aubert und Duſay, ſowie Hr. Krapf, hatten während und nach der Regenzeit die Zahl der Europäer in Abyſſinien vermehrt.

Bei Ankunft der HH. Aubert und Duſay in Adoa ereignete ſich ein, den Argwohn und die feindſelige Stimmung der Abyſſinier gegen die Europäer hinlänglich bezeichnender Vorfall. Es wurde nämlich, was bisher nie geſchehen war, ſogleich, nachdem ſie ein Haus in Adoa bezogen hatten, durch den Gouverneur dieſer Stadt und den Zolleinnehmer Paſcha Senu eine ſtrenge Viſitation aller ihrer Effecten vorgenommen. Obwohl anfangs die betheiligten Franzoſen, ſo wie ſämmtliche andere hiebei anweſende Europäer aufs eifrigſte dagegen proteſtirten, ſo mußten ſie ſich doch endlich darein ergeben, indem von den Behörden beſchworen wurde, daß es auf des Dedſchesmatſch Ubie Befehl geſchehe, um, wie ſie ſagten, nachzuſehen, ob die Fremden keine Kanonen, oder ſonſt die Sicherheit des Landes und die Ruhe ſeiner Fürſten gefährdende Effecten mit ſich führten.

Bei der darauf folgenden Ankunft des Hrn. Krapf wurde dieſe Scene wiederholt, und zwar nicht im Hauſe, wie früher bei den beiden Franzoſen, ſondern auf einem großen, freien Platze, außerhalb der Stadt, im Beiſeyn und zum großen Jubel der Einwohnerſchaft von Adoa und der ganzen Umgegend, und zwar mit einer Genauigkeit, die allen Glauben überſteigt. Um zu ſehen, ob keine Kanonen darin verſteckt ſeyen, mußten nicht bloß die Kiſten überhaupt, ſondern jedes Kleidungsſtück, Hemd u. ſ. w., jedes Schächtelchen, groß oder klein, die Reiſeapotheke, mit Einem Worte jeder einzelne Beſtandtheil der Effecten dieſes Miſſionärs geöffnet, auseinandergelegt, und den hohen Behörden gezeigt werden, wobei natürlich deren Habſucht nicht wenig gereizt wurde. Einen vollen Tag beinahe dauerte die Scene; endlich zählten ſie das Geld, und beriethen ſich nun, ob ſie den fünften oder zehnten Thaler als Zoll nehmen wollten. Da ſie aber hierüber nicht einig werden konnten, ſo wurde die mitgebrachte Summe des Miſſionärs einſtweilen notirt, und die Entſcheidung über die Beſtimmung des Zolls auf Ubie's nahe bevorſtehende Ankunft verſchoben. Die Miſſionäre mußten jedoch beſchwören, den von Ubie noch zu beſtimmenden Zoll nachträglich bereitwillig zu entrichten.

Vergleicht man mit ſolchen Vorfällen das, was Hr. v. Katte in ſeiner Reiſebeſchreibung S. 81 den Ubie ſagen läßt: „in meinen Staaten hat kein Europäer, von welcher Nation er ſey, irgend eine Abgabe zu bezahlen, noch irgend ein tributartiges Geſchenk zu machen. Er reist frei, und ſeine Effecten ſind die meinigen; wer ſich an ihnen vergreift, begeht dasſelbe Verbrechen, wie wenn er mich ſelbſt antaſtet;“ ſo hat man Mühe, aus dieſen ſich ſo auffallend widerſprechenden Reden und Thatſachen klug zu werden!

Nach der Regenzeit wurde Ubie täglich in Tigre erwartet; man ſagte, er habe im Sinne, dem Dedſchesmatſch Hailu in Hammaſen und dem Naib von Arkiko Beſuche abzuſtatten; bei letzterem, um ihn auszuplündern, bei erſterem, um ſeinen Tribut einzuziehen. Endlich nach langem, angſtvollem Harren der Tigriner paſſirte er mit ſeiner Bande im December 1837 den Takaſſe, und kam am 2 Januar 1838 nach Axum, und am 8 desſelben Monats nach Adoa, wo er bei Bet Johannes, eine kleine Stunde ſüdweſtlich von der Stadt, ſein Lager ſchlug.

Die Europäer von Adoa hatten dem Fürſten ſchon bei ſeiner Ankunft in Axum einen Beſuch abgeſtattet, und der neuangekommene Miſſionär Krapf überreichte ihm bei dieſer Gelegenheit die für ihn mitgebrachten, nicht unbedeutenden Geſchenke, die, wie ſich von ſelbſt verſteht, huldreich auf- und angenommen wurden. Zugleich beſchwerte ſich damals Hr. Iſenberg über das Benehmen des Gouverneurs und Zolleinnehmers von Adoa in Betreff der an Hrn. Aubert und Duſay, und ſpäter an Hrn. Krapf vorgenommenen Viſitation ihrer Effecten. — Ubie erklärte, es ſey nicht auf ſeinen Befehl geſchehen (obwohl dieß früher von den angeführten Behörden beſchworen worden war), und ertheilte dem Schum Wuſſen und dem Zolleinnehmer Paſcha Senu einen Verweis, ohne jedoch viel Werth auf dieſe Sache zu legen.

Die Stadt Adoa war nun der tägliche Tummelplatz der Leute aus Ubie's Lager; beſonders aber war ſie an den Markttagen von den ſogenannten Soldaten überſchwemmt, die hier, was ſie nur immer brauchen konnten, in der Regel ohne Bezahlung wegnahmen, was auf einmal eine ſchnelle Theurung veranlaßte. Auch der Bau des Miſſionshauſes war ein Hauptgegenſtand ihrer Neugierde, ſie erklärten es für eine Feſtung

Ich befand mich in einer sehr schwierigen Lage. Im Range der nächste nach dem Oberbefehlshaber, lag jetzt eine schwere Verantwortung auf mir. Der General hatte immer verschoben, mir, für den Fall eines Unglücks, eine Instruction zu geben; auch die Hauptpunkte der Instruction für den Gouverneur waren mir unbekannt. So konnten wir indessen die Küste nicht verlassen; es mußten einige Vorkehrungen getroffen werden. Der Gouverneur, Hr. Bosch, war nicht besser unterrichtet als ich. Ich beschloß also einen Rath, aus dem Gouverneur und zwei der höchsten Beamten bestehend, zusammenzusetzen, um mich mit ihm zu berathen und gemeinschaftlich Beschlüsse zu fassen. Vor Allem ließ ich das Kriegsgericht sogleich seine Arbeit wieder anfangen.

Wenige Tage bevor der General krank wurde, hatte er noch einen Brief an die englischen Behörden zu Cape Coast geschrieben, um sich zu beklagen, daß, nach allen Berichten, die Hantas sich fortwährend auf ihrem Gebiete, vorzüglich zu Dixcove, verbargen; die Antwort war sehr befriedigend gewesen, und das Schreiben hatte Früchte getragen, denn den 14 hatten wir von dem Viergouverneur die Nachricht erhalten, der Commandant von Dixcove hätte ihm angezeigt, er würde, den Befehlen aus Cape Coast zufolge, die Hantas vertreiben und einige Gefangene ausliefern. Der Viergouverneur hatte sich darauf mit einem Theile der Besatzung und einem hinlänglichen Negercorps an die Gränze begeben; bald erschien der Feind, und einige Kugeln wurden gewechselt. Zwei der Hantas wurden getödtet, und zwei und zwanzig gefangen genommen und nach Elmina geschickt; die unserigen hatten nur einen leicht Verwundeten. Seitdem brachten die Patrouillen, die der Viergouverneur in den Wald schickte, oder lieferte der Commandant von Dixcove täglich mehrere Gefangene, die alle nach Elmina gebracht wurden, so daß deren Zahl den 19 bereits bis sechzig gestiegen war. Einige waren schuldig, aber die meisten konnten natürlicherweise nicht gestraft werden; auch schien es mir jetzt Zeit zu werden, in Hinsicht auf Hanta andere Maaßregeln zu nehmen, weßhalb ich sogleich den obenerwähnten Rath zusammenrief. Nachdem ich ihn mit der dringenden Nothwendigkeit unserer baldigen Abreise bekannt gemacht hatte, fragte ich die Mitglieder um ihre Meinung über die Resultate, die wir uns von der stattgefundenen Expedition versprechen dürften. Alle urtheilten einstimmig, daß wir Ursache hätten uns zu dem Erfolge Glück zu wünschen. Hr. K. Bartels, ein Mann, dessen Meinung durch seinen langen Aufenthalt an der Küste und seine Kenntniß der hiesigen Verhältnisse hier Alles gilt, sagte, er sey überzeugt, daß der Schrecken über die Züchtigung der Hantas auf lange Jahre die heilsamsten Folgen für unsere Autorität haben würde. Nun eröffnete ich dem Rath die bisher gemachten Bestimmungen und den Inhalt der Instruction des Viergouverneurs. Ich verbarg meine Meinung nicht, daß diese eine gänzliche Entvölkerung des feindlichen Landes zur Folge haben würden, welches unser Zweck nicht seyn könnte. Denn erstlich würde dadurch das wenig angebaute Land zur völligen Wildniß werden, welches für uns selber schädlich wäre; zweitens würden die herumirrenden Hantas dadurch eine leichte Beute der Wassas und Fantees werden, und so diese nur durch Furcht im Zügel gehaltenen Feinde der Eliminer einen wohlfeilen Zuwachs an Sklaven erhalten. Da der Rath meine Ansicht theilte, beschlossen wir, nunmehr friedliche Gesinnungen an den Tag zu legen, um die Ruhe unter den streng gestraften Aufrührern wieder herzustellen, die früher gegebenen Befehle zu mildern, und nur den Beschluß zu handhaben, daß weder Bossuwa noch Taccorari je wieder auferbaut werden, und sogar kein einziger Neger sich dort aufhalten dürfte, welches als Widersetzlichkeit gegen uns angesehen werden würde. Der jetzige Augenblick war gerade sehr günstig, um einen Beweis unserer Versöhnlichkeit zu geben.

Ein Caboceër, Kwaku Ebrien, Haupt des Kroms Aprendo, hatte sich vor ein paar Tagen freiwillig in unsere Macht begeben, um sich zu unterwerfen, mit der Bitte, wieder als niederländischer Unterthan angenommen zu werden. Diesen ließ ich jetzt vor den Rath bringen. Erst stellte ich mich, als ob wir seine Bitte nicht gewähren würden; ich verwies ihm seine späte Rückkehr zum Gehorsam, erinnerte ihn, daß es nur an unserem Willen gelegen hätte, seine ganze Nation auszurotten, lobte ihn aber, daß er dennoch Vertrauen genug zu uns hätte, um Verzeihung von uns zu hoffen, die ihm denn auch geschenkt werden sollte. Nachdem er bescheiden auf Alles geantwortet hatte, ließ ich die Bibel herbeibringen,*) um ihm darauf den Eid der Treue abzunehmen. Wir standen alle ehrerbietig auf, und indem ich die schon ausgestreckte Hand des Negers zurückwies, ließ ich ihm durch den Dolmetscher die hohe Bedeutung dieser Handlung vorhalten, und ihn fragen, ob er die Strafen kenne, die seiner warteten, wenn er seinen Eid bräche? Der Neger zitterte und nickte bejahend, worauf er die Hand auf das Buch legte und den ihm vorgesagten Eid nachsprach. Nach dieser Feierlichkeit befahl ich ihm, in sein Krom zurückzukehren, sich dort als ruhiger Unterthan niederzulassen, und auch die übrigen Großen zur Unterwerfung zu ermahnen und an feindlichen Handlungen zu verhindern, selbst, wenn es seyn müßte, mit Gewalt. Noch zwei Negern von minderem Rang schenkten wir heute die Freiheit; beide ließen sich in Elmina nieder.

Denselben Tag sprach der Kriegsrath das Todesurtheil gegen fünf der vornehmsten Theilnehmer an dem Aufstand aus, welches den 20 vollzogen wurde. Nachmittags wurden die Leichen ins Meer geworfen, so wie es auch mit Bonsor geschehen war. Einige Worte über das Zweckmäßige dieser Maaßregel und die Nothwendigkeit der Verurtheilungen selber dürften hier nicht überflüssig seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ueber Dampfbootunfälle. Die zahlreichen Unfälle, welche sich seit einigen Jahren auf Dampfbooten ergaben, haben eine lange und umständliche Untersuchung veranlaßt, die nun gedruckt erschienen ist, und worüber mehrere englische Blätter, namentlich das Athenäum vom 26 October, die entschiedene Bemerkung machen, es gehe daraus hervor, daß fast alle Unfälle aus strafbarer Nachlässigkeit und groben Fehlern hervorgingen. Dieß, bemerken die Blätter, ist wenigstens in so weit tröstlich, als es beweist, daß diese Unfälle nicht nothwendig mit dem Gebrauche des Dampfes überhaupt zusammenhängen. Was indeß für Mittel gegen diese groben Nachlässigkeiten ergriffen werden sollen, darüber ist man noch so wenig einverstanden wie früher.

Christenverfolgung in Tonkin und Cochinchina. Die neuesten Nachrichten aus Tonkin und Cochinchina zeigen an, daß zwei spanische Bischöfe nebst einigen eingebornen Priestern und drei Europäern den Märtyrertod erlitten haben; außerdem sind drei andere europäische Priester vor Hunger und Elend in den Gebirgen umgekommen. (Franz. Bl.)

*) Es gibt merkwürdigerweise kein Beispiel, daß ein Neger einen auf das heilige Buch des weißen Gottes abgelegten Eid gebrochen hätte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Ebene hervorsteht, ohne Verbindung mit andern Höhen, allein man macht allen Fremden Schwierigkeiten, welche die Vorsicht nicht gehabt haben, sich mit einem Befehle des Seraskiers zu versehen. Das Schloß enthält einige keilförmige Inschriften, und Eine ist außen am Schloß an dem Abhang, auf dem es sich erhebt, angebracht. Man sagt, daß der unerschrockene deutsche Reisende Schulz sich an Stricken hinabließ, und so in der Luft hängend die Inschriften abschrieb. *) Gegen Abend wurde ich durch ein Geräusch gestört, das vor meiner Thür entstand, und eine Truppe tanzender Knaben, geschminkt und geschmückt, stürzten ins Zimmer. Ich bin kein Bewunderer dieser Unterhaltung, und schickte sie sogleich wieder weg. Sobald mein Essen, das man mir von dem Tische des Pascha's sendete, vorüber war, erhielt ich eine Einladung zu ihm zu kommen, und wurde durch eine Reihe Gemächer in ein kleines, bequemes Zimmer geführt, das an den Harem stößt. Ein rother Divan ging rings herum, und große, zinnerne Platten, welche an die Wand hinter dem Feuerplatz genagelt waren, warfen die angenehmen Strahlen eines großen Feuers von Fichtenholz zurück. Auf dem Divan saßen neben dem Pascha zwei der schönen langhaarigen Katzen, wegen deren Wan berühmt ist, und deren Schwänze fast wie Fuchsschwänze sind. Ich drückte meinen Wunsch aus, wo möglich über Dschulamerk nach Persien zurückzukehren, aber der Pascha versicherte mich, daß außer der Gefahr, unter den Hakkaris, einem wilden kurdischen Stamm, zu reisen, die Wege völlig ungangbar seyen. Es war in der Nähe von Dschulamerk, wo der unglückliche Schulz im Jahre 1829 ermordet wurde. Man sagt, daß der Mord von einem Diener vollbracht wurde, welchen der Chef des Districts mit ihm geschickt hatte, und der ihn mit seiner eigenen Flinte erschoß, während er an einer Felsenwand hinkletterte, um eine Inschrift zu suchen, welche der Mörder ihm angezeigt hatte. **) Der Grund, warum ich wünschte, diese Gegend zu bereisen, war, den Hauptsitz der Nestorianer, oder wie sie sich nennen, Kaldani, zu sehen, die ein sehr interessantes Volk sind, von denen ich später einige in Urumia traf. Die wenigen Europäer, denen es gelungen ist, dort einzudringen, beschreiben die Gegend als fast unzugängliche Thäler zwischen steilen Gebirgen. Es blieb mir aber nichts übrig, als den einzigen mir offenen Weg über die Ebene von Salmas und am Ufer des Sees von Urumia hin zu nehmen.

Unser Raum erlaubt uns nicht, Wilbraham auf seiner Rückreise nach Persien, und auf seiner Excursion nach Ghilan und den Ufern des kaspischen Meeres zu folgen.

*) Es ist sonderbar, wie schnell sich die Sage selbst an Ort und Stelle corrumpirt; seit 10 Jahren ist keine Reise nach Persien erschienen, welche nicht von Schulz redete, und es ist selten ein wahres Wort daran. Schulz ließ sich nicht an Stricken von den Mauern von Wan hinab, die Inschriften sind auf einer senkrechten Wand eingehauen, an welcher eine breite, in den Felsen gehauene Treppe hinlief. Diese Treppe wurde von den Truppen, die Tamerlan in Besatzung dort ließ, abgesprengt, allein nicht so genau am Felsen hin, daß nicht ein bis zwei Fuß breit davon übrig geblieben wären. Auf diesen schmalen Streifen stieg Schulz täglich heraus, vor ihm die Felsenwand mit den Inschriften und hinter ihm ein Abgrund von 6 bis 800 Fuß, bis er die vielen und sehr langen Inschriften vollständig abgeschrieben hatte. Nach den letzten Nachrichten ist der Stich dieser Inschriften endlich auf Kosten der asiatischen Gesellschaft in Paris vollendet worden, aber der Druck des Reisejournals noch nicht.

Anm. d. U.

**) Auch dieß ist nur sehr theilweise wahr. Schulz kam mit einer kleinen, persischen Bedeckung nach Dschulamerk, und wurde von dem Chef in das Schloß eingeladen, wo er im Absteigen vom Pferde in den Rücken geschossen wurde. Der Chef hatte eine Blutrache gegen den englischen Oberst Monteith, damals in persischen Diensten, weil dieser seinen Neffen erschossen hatte, und ermordete daher den unglücklichen Schulz, als den ersten Franken, den er in seine Gewalt bekam.

Anm. d. U.

Nachrichten über Abyssinien.

Ereignisse in den Jahren 1830 bis 1838.

(Fortsetzung.)

Um dieselbe Zeit (Januar 1838) schien für Abyssinien eine neue günstige Periode eintreten zu wollen, und diesem Lande vielleicht eine gänzliche Umwendung seines bisherigen elenden Zustandes bevorzustehen. — Eine Abtheilung der Truppen Mohammed Ali's im Sennaar hatte unter dem dort commandirenden Kurschid Pascha einige Streifzüge, verbunden mit Plünderung, ins angränzende abyssinische Gebiet gemacht, war jedoch, da die Soldaten mit großer Unordnung dabei verfuhren, und sich bei den Plünderungen zu sehr zerstreuten, von den Truppen des Ras Ali und Dedschesmatsch Comfu mit einigem Verluste wieder zurückgedrängt worden. Allein bis die Nachricht hievon nach Tigre kam, hatte die Fama alle Umstände ins Tausendfache vergrößert. Es hieß hier: „Mohammed Ali sey entschlossen, Abyssinien zu nehmen, seine Truppen, 20,000 bis 30,000 Mann stark (es war ein Bataillon, das aber die abyssinische Furcht so stark machte) mit unzählbaren Kanonen stehen zwei Tagemärsche von Gondar, und eine gleich starke Macht liege an der Gränze, bereit, jeden Augenblick vorzurücken." — Dedschesmatsch Ubie, der, wie es scheint, in der Noth seine Schwäche wohl einsieht, war, wie ganz Tigre, in Angst und Schrecken, denn unbeschreiblich ist ihre Furcht vor den zwei Worten „Türken und Kanonen." In dieser verzweifelten Lage, den Verlust seines Landes fürchtend, und unfähig, sich selbst zu helfen, ließ Ubie die beiden französischen Abgeordneten und die englischen Missionäre zu sich kommen, und trug ihnen vor, daß er gesonnen sey, mit Frankreich und England Freundschaftsverbindungen anzuknüpfen, und sie um Vermittelung oder Hülfe gegen Mohammed Ali anzusprechen. Sie möchten ihm angeben, wie diese Sache einzuleiten und ins Werk zu setzen sey. — Gleich erstaunt wie erfreut hierüber, verließen die Franken den Fürsten, um sich über diese wichtige Angelegenheit weiter zu berathen.

Als dem Ubie nach mehrern Conferenzen endlich begreiflich gemacht worden war, daß Frankreichs Hülfe fern, hingegen die Englands durch seine Macht in Indien nahe sey, und es nicht beider Mächte bedürfe, um ihn vor Mohammed Ali zu schützen, sondern daß eine derselben genüge, und er sofort sich für die

war, erhob ſich plötzlich ein Galgen an dem Ufer des Fluſſes, und nach wenigen Stunden ſahen ſie ihren Wunſch erfüllt, und den an Weißen verübten Mord aufs neue fürchterlich geahndet. Was das ins Meerwerfen der Leichen betrifft, erinnern wir an das früher Geſagte von der Verehrung der Neger für ihre Todten. Durch dieſe Maaßregel wurde demnach nicht nur der Verurtheilte, ſondern auch ſein Geſchlecht mit ihm geſtraft, und wir verhinderten mögliche Händel zwiſchen Elmina und Hanka über das Ausliefern der Gebeine.

Eifrigſt hatten wir uns inzwiſchen mit dem Abfaſſen einiger Verordnungen beſchäftigt, welche geſetzliche Kraft haben ſollten, bis der Miniſter der Colonien nähere Befehle und Inſtructionen geſendet haben würde; Vieles ordnete ich mündlich mit dem Gouverneur und dem erſten Buchhalter, und nachdem ſo alle Vorkehrungen getroffen waren, brachten wir den kranken General den 20 an Bord, und verließen den folgenden Mittag die Rhede von Elmina.

Lange, ſehr lange, wird die Erinnerung an unſern Aufenthalt in dieſen Gegenden lebendig bei uns bleiben. Es wurden keine Schlachten geliefert, aber wir wagen es zu behaupten, daß dieſe Expedition unſere Gewalt mehr befeſtigt hat, als wir uns bei den glänzendſten Siegen hätten verſprechen dürfen. Wir haben zwar keine Schlachten geliefert — aber ſie nicht vermieden, ſondern geſucht; hiedurch iſt unſere Macht für die Neger gleichſam noch ein Geheimniß geblieben; ſie haben geſehen, daß unſer Arm weit reicht, und daß die Strafe, wenn auch ſpät, darum nicht weniger ſicher traf. Neger ſind gegen Neger in den Streit gezogen, ihr gegenſeitiger Haß hat zugenommen, und Angreifer und Angegriffene fühlen mehr als je, welchen Werth unſer Schutz für ſie hat, wie wichtig es iſt, daß ſie uns zu Freunden haben, um in ihrem Nachbar keinen gefährlichen Feind zu ſehen, der jeden Augenblick ihre Beſitzungen mit Zerſtörung bedroht.

Mit welchem Vergnügen würden wir alſo einer Küſte Lebewohl geſagt haben, wo unſere Bemühungen mit dem beſten Erfolg gekrönt wurden, wenn nicht der traurige Zuſtand unſeres Oberbefehlshabers und ſo vieler andern, die ſowohl auf dem Land als an Bord noch ernſtlich krank waren, unſere Freude niedergedrückt hätte. Kein fröhlicher Marſch begleitete das Lichten der Anker; die Befehle wurden mit verhaltener Stimme gegeben, als ob wir einen Feind überrumpeln wollten; kein „Hurrah für Holland, Jungens!“ ermunterte das Schiffsvolk, und der Tag unſerer Abreiſe erſchien eher als ein Tag des Schmerzes, denn als ein Tag der Freude.

Bevor wir jetzt von der Küſte Abſchied nehmen, wollen wir noch einige Zeilen dem ſo ſehr gefürchteten Klima von Guinea widmen.

Man kann ſich davon keinen beſſern Begriff machen, als indem man das hieſige Klima vergleicht mit einem ſehr heißen Sommer in Holland. Der niedrigſte Stand des Thermometers war 70°, der höchſte 90° nach Fahrenheit. Die Atmoſphäre war feucht, und zwar ſo ſehr, daß man ſelbſt mitten am Tage nichts trocknen konnte. Dieſes wirkte beſonders ſchädlich auf dem Schiffe, wo es eine beengende Hitze unter dem Deck verurſachte, die wir kaum durch allerhand Vorrichtungen mäßigen konnten. Auf der Rhede war es indeſſen nicht ſo ungeſund als am Land, welches wir den dichten Nebeln zuſchrieben, die des Nachts aus den Wäldern emporſtiegen und längere Zeit über dem Lande hängen blieben. Zu unſerem Glück war die Regenzeit dieſes Jahr ſehr früh eingetreten, ſo daß die Regenſchauer während des Feldzuges ſchon ſelten wurden, ſonſt hätten wir noch mehr Leute verloren.

Bei unſerer Abreiſe waren zwei Aerzte und dreißig Unteroffiziere und Soldaten von unſern Truppen geſtorben, und von denen, welche an der Küſte geblieben waren, um mit einem dritten Transport nach Java zu gehen, waren die meiſten krank. An Bord waren die Debarquirten, von denen wir ſchon ſechs begraben hatten, alle noch ſehr ſchwach. Wir hatten alſo einen Sechstheil unſerer Truppen verloren, und außer dem Schiffsvolk waren 180 Mann unter ärztlicher Behandlung geweſen; es wäre alſo ungereimt, wenn wir die Küſte von Guinea geſund nennen wollten; allein wir glauben doch, daß das Klima an ſich nicht ſo ungeſund iſt, als Manche behaupten, und der Name der Küſte: „Grab der Europäer,“ vermuthen laſſen könnte. Gewiß iſt Krankheit und Sterblichkeit unter Truppen, beſonders bei einem Feldzug, ein ſchlechter Maaßſtab, um klimatiſche Verhältniſſe danach zu beurtheilen. Der Soldat ſchont ſelten ſeinen Körper, wenn er dadurch auch nur den geringſten oder kürzeſten Genuß entbehren muß. Oefters ſah ich ihrer einige ſich bei der größten Hitze in dem Meere baden; das ſtrengſte Verbot konnte dieſes nicht verhindern, weil es dann heimlich geſchah. Unmäßiger Genuß geiſtiger Getränke, ſo verlockend bei der Hitze, weil man zufolge der unaufhörlichen Ausdünſtung keine Trunkenheit ſpürt, und ſie deßhalb für unſchädlich hält, und andere Ausſchweifungen, für welche ſich hier die reichlichſte Gelegenheit darbietet, ſind bei dem Soldaten an der Tagesordnung, und erſchöpfen in kurzem ſeine Kräfte. Wer mit unſern Kriegen in andern Beſitzungen, beſonders in Oſtindien, bekannt iſt, weiß, daß Krankheiten nicht weniger Opfer hinraffen, als die mörderiſchſten Gefechte. Wir müſſen alſo nicht bei den Truppen ſtehen bleiben, ſondern unterſuchen, ob das Klima wirklich auch auf andere Europäer, die ſich dort niederlaſſen und ſich gewöhnlichen Geſchäften ergeben, einen ſo verderblichen Einfluß äußert.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Der Markt von Niſhni-Nowgorod. Auf dieſen Markt kamen im J. 1858 an ruſſiſchen Waaren für . . 115,682,500 R.
an fremden europäiſchen Waaren für 17,310,000 —
an aſiatiſchen Waaren . . . . . 23,200,000 —
im J. 1859 an ruſſiſchen Waaren . . . 122,557,000 —
an fremden europäiſchen Waaren 15,055,000 —
an aſiatiſchen Waaren . . . . 23,905,000 —

Von den aſiatiſchen Waaren lieferte China das Meiſte, nämlich im J. 1858 für 18,200,000, im J. 1859 für 19,800,000 R., wahrſcheinlich großentheils Thee. Von den ruſſiſchen Waaren machten die Baumwollen-, Wollen-, Seide- und Halbſeide-, Leinwand- und Hanfwaaren nebſt Metallen das Meiſte, nämlich über 80 Millionen aus. Von den fremden nicht aſiatiſchen Waaren machten die Droguerien faſt den dritten Theil, nämlich 6 Millionen aus; außerdem waren Wein, Baumwollen-, Seide- und Galanteriewaaren, je zwiſchen 2 und 3 Millionen, die bedeutendſten Gegenſtände. (Ruſſiſches Journal des Miniſteriums des Innern. Junius 1859.)

Erdbeben in Schottland. Nach den ſchottiſchen Zeitungen dauern die Erdſtöße in Perthſhire (ſ. Nr. 315) fort, und haben ſich ſogar bis nach Fifeſhire ausgedehnt. Dieſe Erſcheinungen ſind ſeit undenklichen Zeiten in der Nähe von Greiff und Comrie vorgekommen, aber noch nie hörte man davon, daß ſie ſo lange gedauert und ſo weit hin ſich erſtreckt hätten.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Ein oder zweimal im Jahre geht der Litthauer zum Abendmahl und verrichtet dieſe religiöſe Handlung mit der größten Ehrfurcht und Andacht. Wenn er vom Tiſch des Herrn zurückkommt, ſo reicht er allen, die in ſeiner Nähe ſind, die Hand zum Zeichen der brüderlichen Verſöhnung, wobei ſie ſich gewöhnlich folgendermaßen anreden: „Ich wünſche, daß du ein würdiger Gaſt Gottes geweſen ſeyn mögeſt; Gott ſchenke dir Vergebung der Sünden und den Frieden der Seele, und führe dich dereinſt geſund im Herzen und mit Freude von dannen!“

So religiös und fromm der Litthauer hiernach, wenigſtens was die äußern Religionsgebräuche betrifft, genannt werden könnte, ſo hängt er doch noch an vielen alten, von ſeinen Vorfahren ererbten, abergläubiſchen Gebräuchen. Heult der Hund, ſo hat dieſer den Tod geſehen, der nächſtens Jemand abholt; — der Storch auf dem Dache bringt Glück in die Wirthſchaft und ſchützt vor Feuersgefahr; der Begrabene kommt in der Nacht nach ſeinem Begräbniſſe zu ſeiner Familie, um ſich für die ihm erwieſene letzte Ehre zu bedanken; in der Weihnachtsnacht zwiſchen 11 und 12 Uhr kann das Vieh ſprechen, „er hat es ſelbſt gehört.“ — Das ſind Sachen, die, mag man es kaum glauben, dennoch von vielen Litthauern geglaubt werden. Ein evangeliſcher Pfarrer in Tilſit warf in freundſchaftlichem Eifer ſeinem dortigen katholiſchen Collegen, der, nebenbei geſagt, ein aufgeklärter, wackrer Mann war, vor, daß er noch den abergläubiſchen Gebrauch, die Austheilung geweihten Johanniskrauts am Johannistage, das wunderbare Kraft beſitzen ſolle, von Seiten des Prieſters an gläubige Seelen beibehalte. „Daran,“ antwortete der katholiſche Geiſtliche, „ſeyd ihr Schuld, ihr lutheriſchen Herrn Amtsbrüder! die größte Anzahl derer, die von mir ſolches Kraut holen, ſind litthauiſche Lutheraner. Warum bedeutet ihr ſie nicht, daß es Aberglauben iſt?“ — Das letztere thun wohl die lutheriſchen Geiſtlichen, doch hat dieſer eine halbe Stunde lang ſich die Lunge müde geſprochen, ſo lächelt der litthauiſche Bauer und meint: „Unſer Herr Pfarrer iſt zwar ein guter, lieber, gelehrter Mann, aber das Ding verſteht er doch nicht!“ Ich war einſt ſelbſt Zeuge, wie ein Geiſtlicher dieſe Replik zu hören bekam und ſich nicht enthalten konnte, im Aerger auszurufen: „Der liebe Gott macht Menſchen, aber manche ſind auch darnach!“

(Schluß folgt.)

Nachrichten über Abyſſinien.

Ereigniſſe in den Jahren 1836 bis 1838.

(Fortſetzung.)

Am 20 Januar brach Ubie mit ſeinem Lager bei Bet Johannes auf. Ich glaube hier, da ich Gelegenheit hatte, den Aufbruch und Abmarſch des ganzen Corps mit anzuſehen, den Leſern einen richtigen Begriff von abyſſiniſchem Militär und ſeiner Marſchordnung geben zu müſſen, beſonders da Hr. v. Katte in ſeiner Reiſebeſchreibung, zu meiner nicht geringen Verwunderung, hierüber nicht ganz richtig berichtet hat.

Jeder erwachſene Abyſſinier trägt in der Regel, ſo oft er ſein Haus verläßt, Lanze und Schild, und an der rechten Seite einen, nicht herabhängenden, ſondern horizontal hinausſtehenden, krummen Säbel von der ungeſchickteſten Form, die ſich nur denken läßt, der jedoch nicht ſowohl als Waffe, ſondern vielmehr eben als großes Meſſer zum Schlachten des Viehes, zum Zerſchneiden des Fleiſches beim Eſſen, und im Kriege hauptſächlich nur zum Abſchneiden der Geſchlechtstheile an den Gefangenen benutzt wird. — So einherſchreitend ſcheint jeder Abyſſinier Soldat zu ſeyn; eigentliche Soldaten ſind aber nur die Knechte der Fürſten und der übrigen Großen des Landes; jeder derſelben hält ſo viele Knechte, als er ernähren kann, und dieſe ſeine Knechte ſind zugleich auch ſeine Soldaten. Aus ihrer Zahl und der Art ihrer Ausrüſtung iſt der Reichthum und die Größe des Herrn erſichtlich. Je mehr einer berittene, oder mit (Lunten-) Gewehren verſehene Knechte hat, deſto größer iſt ſein Anſehen. An militäriſche Uebungen irgend einer Art iſt nicht zu denken, von einer Eintheilung in Abtheilungen, von Abſonderung der berittenen von den Leuten zu Fuß, der mit Gewehr bewaffneten von den mit Lanzen verſehenen, mit einem Worte, von Ordnung und Zweckmäßigkeit iſt auch keine Spur zu ſehen, und die Abyſſinier haben hievon gar keine Idee. — Macht der Fürſt zu irgend einem Zweck einen Zug, ſo ſammelt er die großen und kleinen Gouverneurs der Provinzen, Städte und Dörfer um ſich, und dieſe mit ihren und des Fürſten eigenen Knechten bilden nun das Militär, und nebſt ihren Weibern, Kindern u. ſ. w. — die Armee. Wenn man daher einen im höchſten Grade ungeordneten Haufen ſchmutziger, zerlumpter Kerls, ähnlich einer ungeheuren Bande von rußigen Keſſelflickern und Zigeunern, theils zu Fuß, theils beritten mit Pferden oder Maulthieren, bewaffnet mit Lanze, Schild und Säbel, und hie und da mit einem elenden Luntengewehre, theils ſpringend, theils langſam gehend, oder Viertelſtunden lang auf den Boden hinhockend, wie es jedem gerade beliebt, lachend und ſcherzend, in der Regel jedoch ſich ſchimpfend und ſtreitend, gefolgt von einer gleich großen Zahl von Weibern, Küchen- und Trinkgeſchirre oder kleine Kinder auf dem Rücken tragend, von einer Menge Knaben und Mädchen, nebſt einer gleichfalls nicht unbedeutenden Zahl zuſammengeraubter Ochſen, Kühe, Eſel und Schafe — alles ganz zufällig bunt durcheinander gemengt und vermiſcht, in langem, langem Zuge mit ſchändlichem Geſchrei und Lärmen daherziehend, — wenn man einen ſolchen Haufen eine Armee nennen darf, ſo beſaß Dedſchesmatſch Ubie bei dieſem ſeinem Marſche nach Agame eine Armee von etwa 12,000 bis 14,000 Seelen, worunter kaum die Hälfte combattante Männer, und gegen ein Drittel beritten. (Wie Hr. v. Katte — ein Officier — von dieſer Armee ſprechend, ſagen konnte, ſie beobachte eine gewiſſe Ordnung beim Marſche, und wie er ſich der Ausdrücke „General, höchſte Officiere“ u. ſ. w. bedienen mochte — kann ich kaum begreifen; denn da iſt weder Ordnung, noch Soldat, noch Officier, ſondern ein Zug abyſſiniſcher Schum (Dorfſchulzen) mit ihren Knechten und Weibern.) An der Spitze des Zuges war der „Fittaurari,“ der auch im Lager mit ſeinem Haufen etwas vorgeſchoben iſt, mit Muſik; und

ungefähr in der Mitte, umgeben von einem dichten Haufen, ritt der Fürst auf einem mit kleinen Glocken und Schellen reich behängten Maulthier, und gleichfalls, wie der Fittaurari, von Musik begleitet, bestehend aus Pauken und langen Blasinstrumenten, von der größten Aehnlichkeit, sowohl in der Construction als im Tone mit einem Instrumente, das ich in Deutschland und in der Schweiz an mehreren Orten bei den Kuhhirten öfters gesehen habe. Zwei Tage dauerte der Aufbruch des Lagers und der Abmarsch, und der weitere Verlauf und das Resultat des Feldzugs mußte natürlich solchen Anordnungen entsprechend seyn.

Dedschesmatsch Cassai, anstatt dem Ubie das Eindringen durch die Defilée's von Agame zu verwehren, was er mit wenig Mannschaft sehr leicht hatte bewerkstelligen können, versammelte einige seiner Großen um sich (wahrscheinlich auch den englischen Agenten Hrn. Coffin), ließ eine Menge Vieh, Getreide und sonstige Lebensbedürfnisse auf einen von Natur festen, und für Abyssinier fast unbezwinglichen Punkt im Gebirge Haramat bringen, und schloß sich dann, begleitet von seinen Freunden und Weibern, ohne auch nur die geringste Anstalt zum Schutz und zur Vertheidigung seines Landes getroffen zu haben, ganz beruhigt in seine Festung ein, sein Land dem Feinde, und seine Unterthanen ihrem Schicksal überlassend. — Ubie rückte also ungehindert vor, aber weit entfernt, einen Versuch zu machen, den Cassai auf seinem Berge anzugreifen, oder ihn zu belagern und auszuhungern, und auf diese Weise seiner Person habhaft zu werden, begnügte er sich, die Provinz auszuplündern, und einige Dörfer, worin ihm von den aufs Aeußerste gebrachten Agamern einige Hunderte seiner Leute bei der Plünderung erschlagen worden waren, in Brand zu stecken. Als endlich in dem rein ausgeplünderten Lande nichts mehr zu finden war, womit Ubie seinen Troß noch länger hatte nähren und sich halten können, ließ er durch die Priester — deren Geschäft dieß ist — des Tributs wegen mit Cassai unterhandeln; und da Cassai versprach und beschwor, ihn in kurzer Zeit zu bezahlen, so schloß Ubie Frieden, und zog sich aus Agame zurück. So endigte nach einem Monate dieser Kesselflickerfeldzug, und im Triumph kehrte Ubie am 20 Februar nach Adoa zurück, wo er auf derselben Stelle, wie früher, bei Bet Johannes ein Lager schlug.

In dieser Zwischenzeit hatten sich die Umstände an der Gränze von Sennaar geändert: die ägyptischen Truppen hatten sich mit Verlust zurückgezogen, und die Nachricht hievon — gleichfalls nicht wenig übertrieben, denn man erzählte von vielen tausend Gefangenen, die man gemacht, und Gewehren und Kanonen, die man erbeutet habe — war schnell nach Tigre gekommen. — Ubie hatte also Englands Schutz und Hülfe für sein Land und seine Person nicht mehr nöthig, und statt des früher gehegten Wunsches einer Verbindung mit England schienen ihn nun ganz andere Plane zu beschäftigen.

Als nach seiner Rückkehr die Missionare ihn in seinem Lager besuchten, empfing er sie kalt, und als die Rede auf die früher besprochene und auf diesen Termin festgesetzte Absendung der Gesandtschaft nach England kam, erwiederte Ubie, er erwarte jetzt seinen Tochtermann Cassai, und wolle sich vorerst gemeinschaftlich mit ihm über diese Angelegenheit berathen und besprechen.

Am 1 März 1838 kam der jüngere Hr. v. Abbady nebst dem katholischen Priester Pater Joseph nach Adoa, den Fürsten um Erlaubniß ins Land zu kommen, und um ein Geleite für seine in Massaua liegenden Effecten u. s. w. zu ersuchen. Hr. v. Abbady ließ durch einen Boten dem Ubie seine Ankunft melden, und um Audienz bitten. Der Bote kam zurück mit der Nachricht, der Fürst sey jetzt nicht zu sprechen, Habeta Salasse und Tecla Georgis würden jedoch den folgenden Tag aus dem Lager in die Stadt kommen, und die Neuangekommenen besuchen. Allein sie kamen nicht, sondern Tecla Georgis schickte einen kurzen Brief an den Missionär Isenberg, worin er ihn im Namen des Fürsten fragte: „Wer die neuangekommenen Franken seyen, ob sie zu seiner Partei gehörten, wer sie in das Land geschickt habe, und was sie wollten?“ Ferner meldete er, daß der Fürst sehr aufgebracht sey über die Ankunft so vieler Europäer in seinem Lande Durch den Boten, der diesen Brief brachte, ließen Tecla Georgis und Habeta Salasse zugleich einige Effecten abholen, die sie vor dem Feldzuge nach Agame in Hrn. Isenbergs Haus deponirt hatten, und ließen sagen, sie scheuten sich, selbst zu kommen, weil Ubie es nicht gern sehe, daß sie so oft zu den Franken gehen.

In demselben Tone und eben so kurz beantwortete Hr. Isenberg den Brief des Tecla Georgis: die Fremden seyen Franzosen, und gehörten nicht zu seiner Partei, wer sie geschickt habe, und was sie wollen, wisse er nicht, und er sey nicht befugt, sie darüber auszufragen; wenn der Fürst es wissen wolle, solle er die Fremden vor sich lassen und sie selbst fragen.

Am 5 und 6 Januar hatte Hr. v. Abbady Audienz bei Ubie, erhielt Erlaubniß, ins Land zu kommen, und einen von Ubie's Leuten zur Begleitung und zum Schutze für sein Gepäck; er reiste jedoch nicht sogleich ab, sondern blieb vorerst noch ein paar Tage in Adoa.

(Fortsetzung folgt.)

Hindu-Ballade.

(Aus dem Asiatic Journal. October.)

Aus einem indischen Blatt entlehnen wir folgende Probe indischer Balladen. Sie ist aus neuerer Zeit, und daher um so interessanter, da sie die Gesinnung des indischen Volkes gegen die englische Regierung zeigt, und zugleich, in welchem Lichte die Hindu die Engländer zu sehen gewohnt sind. Der Buchs ist nämlich die englische Politik, der Bär ihre Kriegsmacht. Da die englische Uebersetzung, der wir nacharbeiten, nur prosaisch ist, so muß natürlich auch die unsrige dasselbe seyn.

1.

Der Löwe von Pendschab erwacht' aus seinem Schlaf und schnaubte laut in die Luft;
Er streckt' seine mächt'ge Tatze aus und schüttelt seine zottige Mähne;
Dann schrie er: „Ha, ha! gib mir mehr Land an dem Flusse,
Wo Frucht so üppig wächst und junge Mädchen gleich Rehen sind.“

2.

Das sagt' er dem englischen Bär, doch der englische Bär schüttelt seinen Kopf,
Und streckte auch eine Tatze aus und sagte: „Nein, nein."
Aber der englische Bär geht nirgends ohne seinen Freund, den Fuchs;
Und der Fuchs trat in den Rath und sprach, als sey er ein Pundit.

3.

Maharadsch! du willst mehr Land — wir fürchten zu verlieren, was wir hatten;
Die Ruß-walah-Schlange liegt zusammengeballt hinter jener Bergkette;
Die Schakals von Sind haben das angränzende Land,
Wir wollen es nehmen, und unter uns theilen auf gewisse Art.

4.

Da regten sich der Tiger von Nepal und das Krokodil des Osten,
Und sie sagten: „Sieh, der Bär hat das Land verlassen, mehr zu suchen;
Ha, ha, der Bär ist ein ghaza, alter Narr, und der Fuchs viel zu schlau,
Doch wir wollen ihr Haus anfallen indeß sie fern sind, und verbrennen ihre Häuser und Kinder."

Expedition der Holländer gegen den König von Hanta an der Küste von Guinea, im Jahre 1838.

Zweite Abtheilung.

(Schluß.)

Obgleich wir nicht behaupten wollen, daß für diese jene Ungesundheit eingebildet ist, sondern es dafür halten, daß die Krankheiten an der Küste von Guinea, wenn auch weniger heftig, weniger entscheidend als in Ost- und Westindien, das Leben in seinen feinsten Organen angreifen und miniren, so glauben wir doch, daß dieses nicht dem Land allein zuzuschreiben, sondern auch noch einer zweiten Ursache, die großen Einfluß ausübt — dem Mangel nämlich an geselligem und civilisirtem Umgang. Der Mangel an Gesellschaft, vorzüglich mit gebildeten Frauen, und an Vergnügungen und Erholung muß nachtheilig wirken auf die Aufgeräumtheit, die man dann oft in dem reichlichen Genusse des Weins und geistiger Getränke sucht. Dadurch haben sehr Viele ihr Leben verkürzt oder ihr Körperleiden erschwert. Jedermann weiß, daß vor nicht gar langer Zeit, als Ost- und Westindien noch Zufluchtsörter waren für Verschwender, oder Leute, die in Europa nicht mehr fortzukommen wußten, auch diese Besitzungen das Grab der Europäer genannt wurden. Der zunehmende Handel, die Schätze, die dort erworben werden konnten, bewogen tüchtige und verdienstliche Männer, sich daselbst niederzulassen; allmählich bildete sich eine europäische Gesellschaft, und Niemand spricht mehr von der früher so gefürchteten Ungesundheit.

Dieses findet sich nicht in unsern afrikanischen Besitzungen; die wenigen Bequemlichkeiten, die geringe Anzahl der Europäer, die sich hier ansiedelten, die niedrige Stufe der Aufklärung, worauf die Eingebornen stehen, die Schwierigkeit, ihre Sprache zu erlernen — Alles wirkt zusammen, um die Munterkeit des Geistes (jenes wesentliche Vorbeugungsmittel gegen viele Krankheiten in den Tropenländern, wenn es mit Mäßigkeit in Speise und Getränk vereinigt ist) zu unterdrücken, und es immer schwieriger zu machen, wirklich verdienstliche Männer zu finden, die sich hieher begeben wollen.

Endlich sehen wir dieselben Väter, die ihre Söhne nach Europa schicken, um ihnen eine gute Erziehung geben zu lassen, ihre Töchter vernachlässigen und aufziehen in all den Dummheiten eines ungebildeten Volkes, ohne sie auch nur die holländische Sprache erlernen zu lassen, ohne ihnen die geringste Kenntniß dessen, was einer Frau zur Zierde gereicht, beizubringen, ohne irgend einen andern Sinn bei ihnen aufzuwecken, als den für Gold und Putz. Daher unterscheidet sich die Tochter eines hiesigen Europäers in nichts als in der Farbe von den Negerfrauen. Derselbe Vater verkauft, oder, wie man es hier nennt, verheurathet seine Tochter an den zuerst sich meldenden oder meistbietenden Europäer, und somit geht vielleicht das kräftigste Mittel verloren, um ein Familienleben möglich zu machen, welches gewiß ein kräftiges Prophylacticum gegen Krankheiten, und außerdem für die Eingebornen ein heilsames Beispiel seyn würde. Doch wenn man zu Elmina über diese Punkte spricht, glaubt man sich genug zu entschuldigen mit der Antwort: „Ja freilich, aber das ist so der Brauch auf der Küste."

Wir müssen gestehen, daß wir alle, der eine mehr, der andere weniger, eine Abspannung und Schlaffheit empfanden, die wie in andern Ländern unter dem heißen Himmelsstrich, und vorzüglich bei einem so kurzen Aufenthalt, nie gekannt hatten; es ist jedoch die Frage, ob wir dieses nicht ebenfalls größtentheils denselben Ursachen beimessen müssen. Gäbe es hier mehr Europäer, wäre die Verbindung mit dem Mutterlande lebendiger, dann würde man auch besser sorgen für Vieles, was uns zum Bedürfnisse geworden ist, z. B. Gartenfrüchte, Fleisch, Gemüse u. s. w., Artikel, die jetzt gar nicht zu haben waren. In allen unsern übrigen Besitzungen weichen wir sonst nicht von unsern Gewohnheiten ab, und wie man auch behaupten möge, daß man sich in einem fremden Lande nach denen der Eingebornen richten müsse in Hinsicht auf die Nahrungsmittel, lehrt die Erfahrung das Gegentheil, wenn man wenigstens nicht ganz naturalisirt ist. Aber wenn man den Kranken Erbsenbrei statt Suppe, Speck statt Fleisch geben muß, Hühner nur selten, Gemüse gar nicht zu haben sind, dann ist es kein Wunder, wenn die verlornen Kräfte nicht zurückkehren, und daß bei Gesunden, die in vier Monaten keine Erfrischung genossen haben, und berechnen können, sie in abermaligen zwei Monaten noch nicht zu bekommen, die Energie sich verliert. Auch der Officier empfindet so gut als der Matrose diese Entbehrung, wenn gleich sein Tisch mit in Blech verwahrten oder getrockneten Gemüsen, Schinken, geräuchertem Rindfleisch u. s. w. und einem guten Glas Wein reichlich versehen ist.

Indessen hofften wir, daß die frische Seeluft eine günstige Wirkung auf Kranke und Gesunde haben würde, und traten wohlgemuth unsere Reise an.

Der Zustand des Generals ließ mich, obgleich noch einige günstige Zeichen sich vorfanden, schon den ersten Tag das Schlimmste befürchten. Nur selten erwachte er aus dumpfer Betäubung zu einigem Bewußtseyn, und dann schien ihn die Hoffnung zu beseelen, daß Veränderung der Luft ihm Genesung bringen würde. Manchmal glaubten wir, daß seine eisenfeste Constitution den Sieg über die Krankheit erringen würde: allein den 22 August Nachmittags halb fünf Uhr hatte er den letzten Streit ausgestritten — der General war nicht mehr!

Hier schließen wir den Auszug aus des Capitäns Tengbergen Bericht. Die Rückreise bot wenig Merkwürdiges dar; die Kranken erholten sich allmählich, und den 17 October erreichte man die Rhede von Texel, nach einer Abwesenheit von sechs Monaten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 325.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 November 1839.

Bruchstücke zur Statistik von Ungarn.

(Von J. G. Kohl.)

Der Wein und der Tabak in Ungarn.

Es läßt sich dreist behaupten, daß, wenn man dem Ungar die hier genannten Producte entziehen wollte, man ihm einen großen Theil seiner Nationalität rauben würde. Man höre nur einen recht patriotischen Ungar, wie er unter allen Gütern, die der Himmel seinem geliebten Vaterlande verliehen hat, fast allemal den Tabak zuerst und diesem zunächst den Wein nennt. In der That ist beides von vorzüglicher Güte, nur gibt es unter beiden auch Mittelgut, ja mitunter so schlechte Waare, daß man darnach ein sehr nachtheiliges Urtheil fällen würde. Die Gegenden, wo beides wächst, und die Art der Behandlung tragen unendlich viel zu seiner Güte bei. — Das Weintrinken hat in neuerer Zeit, seitdem die Homöopathie und die Wassercur aufgekommen, sehr abgenommen, und man trifft, besonders unter den gebildeten Classen, eine Menge von Individuen, die fast nur Wasser trinken. Da nun der Handel mit Wein ins Ausland nicht mehr so florirt, wie ehemals, so sind die Preise sehr gesunken, und es lohnt der Weinbau bei weitem nicht mehr so, wie ehemals. — Im Allgemeinen muß man überdieß den Weinbauern den Vorwurf machen, daß sie weder auf die Auswahl der Reben, noch auf die Behandlung des Weines bei der Kelter die gehörige Sorgfalt verwenden, weßhalb denn das Product, mit Ausnahme der renommirten Sorten, nicht die Güte und den Ruf hat, den es sonst, vom Boden und Klima begünstigt, wohl haben könnte.

Vom Tabak läßt sich in mancher Hinsicht dasselbe behaupten. Wo man ihn mit Sachkenntniß pflanzt und pflegt, da gewährt er ein Product, das dem besten amerikanischen um wenig nachsteht. Aber welch eine Menge schlechte Waare erzeugt das Land auch! Der Erzeuger wird freilich durch die bestehenden Verhältnisse wenig ermuthigt, mehr Mühe und Sorgfalt anzuwenden, weil ihm diejenigen, so die Lieferungen der Regierung übernommen haben, die Waare abdrücken, und er für seinen Fleiß nicht den entsprechenden Lohn verdient. Vom Tabakrauchen kann man behaupten, daß es in Ungarn mit einer gewissen Kunstfertigkeit betrieben wird, und daß dabei mitunter eine Leidenschaftlichkeit herrscht, die man sich kaum vorstellen kann. Man beobachte nur einmal einen Ungar, wenn er die Pfeife stopft, wie er sich da vom Deutschen unterscheidet. Letzterer bedarf dazu beider Hände, ersterer nur der Rechten. Mit dem Daumen, dem Mittel- und Goldfinger faßt er den Pfeifenkopf, taucht ihn ganz in den Tabak und stopft mit bewundernswerther Fertigkeit mit dem Zeigefinger. An diesem Kriterion allein erkennt der ächte Ungar sogleich den Ausländer. Ueber die Manie, welche für Pfeifenköpfe herrscht, habe ich schon früher einmal berichtet.

So sehr viel nun aber auch in Ungarn Tabak geraucht wird, so wird dennoch fast die Hälfte des erzeugten Productes ausgeführt. Ein großer Theil der österreichischen Erbstaaten wird von hier aus versorgt. Den Hauptgewinn dabei machen die Lieferanten. Getrocknet wird er meistentheils an der Sonne, welcher er, sobald er geschnürt ist, ausgesetzt wird. In den Gegenden, wo der Hauptanbau desselben ist, wie unter andern im Heveser Comitate, sieht man im Herbste alle Gebäude mit Tabak dermaßen umhangen, daß man kaum weiß, wie es hinter diesem Vorhange aussieht.

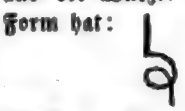
Dem Consum des Weines thut der viele Branntwein, welchen die überall neu angelegten großen Brennereien liefern, vielen Eintrag. Dennoch geht am Ende Alles auf — ein Beweis, wie viel in Ungarn getrunken wird. Sieht man die Hauptzüge von Weingebirgen am Neusiedler- und am Platten-See, sodann die von Ofen gegen Stuhlweißenburg, ferner die am Matragebirge bis nach Erlau, wiederum die in der Hegyalla und reiht an dieselben die vielen kleinen an, so begreift man kaum, wo all der hier erzeugte, auf so viele Millionen von Eimern sich belaufende Wein hinkommt. Und doch war z. B. in diesem Jahre, nachdem die drei letzten eine knappe Weinwachsung gegeben hatten, schon ein gewisser Mangel bemerkbar, der sich im allgemeinen Consumo zeigte, so daß man sich auch in der Hinsicht über die heurige reiche Lese freute. Im Lande wird meistentheils der Wein schon, wenn er ein halbes Jahr alt ist, getrunken, und nur die guten Sorten, welche meist zur Ausfuhr bestimmt sind, werden aufs Lager gelegt.

Die Litthauer in Oſtpreußen.

Ueber religiöſe und geiſtige Ausbildung des preußiſchen Litthauers.

(Schluß.)

Die Erinnerung an die Götter ihrer heidniſchen Vorfahren lebt auch noch jetzt unter dem Volke fort, und die Namen der altlitthauiſchen Dreieinigkeit: „Perkunos, Pikollos und Potrimpos," hört man noch oft. „Perkunos grauja: der Donnergott wirft etwas nieder!" ſagt der Litthauer, wenn der Donner rollt; „Perkunos iſpire: Perkunos hat ausgeſchlagen wie ein Pferd!" wenn das Gewitter einſchlägt. — „Potrimpos (der mit Aehren bekränzte Götterjüngling) iſt uns gnädig," ſo viel als „die Feldfrüchte gerathen gut." — „Pikollos (der bleiche, greiſe Todtengott) hat ihn abgerufen," für: „er iſt geſtorben," — Auch Giltine, die ſtrafende Göttin, die durch plötzliche Todesfälle, Peſt und anſteckende Krankheiten blühende Geſchlechter hinrafft, iſt noch nicht vergeſſen, denn ein litthauiſcher Fluch lautet: „Kad tawe Giltine nusmaugta!" daß dich Giltine erwürgen möge!" So auch „Giltine sukka, Giltine smaugia, die Todesgöttin würget!" eine Redensart, die der Litthauer in neuerer Zeit bei der Cholera gebrauchte. — Der Litthauer iſt geneigt, an eine abſolute Beſtimmung zu glauben; daher ſein leichtes Tröſten bei Unglücksfällen, ſo wie auch dieſer Glaube wohl ein Grund ſeiner Furchtloſigkeit und daraus folgenden Tapferkeit im Kriege ſeyn dürfte. „Lak laima latei! ſo ſpann es Laima (die Schickſalsgöttin!)" ein Ausdruck, der auf den Glauben an ein unabwendbares Fatum hindeutet. „Unterirdiſche," kleine Geiſter, ähnlich den Elfen Britanniens, von den Litthauern „Puſchkaiten" genannt — ein Name, von dem ich nicht mit Beſtimmtheit angeben kann, ob er vorchriſtliche Götter des Volks bezeichnet — werden vom Litthauer in Ehren gehalten, weil der, in deſſen Hauſe ſie ſich zeigen, Glück in der Wirthſchaft hat. Man thut darum auch Alles, um dieſe freundlichen Erdgeiſter an ſich zu feſſeln, ſetzt ihnen zur Labung Milch hinter den Ofen und wirft Salz ins Feuer, wenn dieſes kniſtert, denn dann „verlangt der Puſchlait Salz." — Die Namen der alten Götter haben ſich noch bis jetzt in den Benennungen mehrerer litthauiſchen Dörfer erhalten, z. B. Potrimpen, Perkunlauken, Puſchkaiten u. a. m., vielleicht weil jene Orte früher die Hauptverehrungsplätze der genannten Götter waren.

Es iſt bekannt, daß die Altvordern der preußiſchen Litthauer Anhänger derſelben Religion waren, wie die alten Preußen, wobei man annehmen könnte, daß jene als Einwanderer aus fernem Oſten ſie erſt von dieſen, den preußiſchen Urbewohnern, erhalten haben mögen, wenn wir nicht der Vermuthung Raum geben wollen, daß beide Völker, wofür die Gleichheit ihrer Sprache zeugt, Eines Stammes waren. Herodot und Strabo ſprechen von zwei Göttern der Geten, deren Namen auch den Byzantinern gleichbedeutend waren: Giweleiſis und Zamolxis — Worte, die ſich in dem Altpreußiſchen und Litthauiſchen mit denſelben Begriffen verbunden wieder finden. So hatten auch beide Völker ein Romowe mit der heiligen Eiche, unter deren Laubdach Perkunos, Pikollos und Potrimpos verehrt wurden; das der alten Preußen nämlich unfern der Stadt Schippenbeil (im oſtpreußiſchen Bezirke Natangen), bei dem Gute Romsdorf — vermuthlich nach und nach zuſammengezogen aus Romowesdorf — wo eine kleine, gemauerte Säule die heilige Stätte unſerer Altvordern bezeichnet; dagegen das Romowe der Litthauer nach Kojalowitſch (Histr. Lith.) am Ausfluß des Flüßchens Dubiſſa in die Memel (Niemen) zu ſuchen wäre. An denſelben Orten wohnte auch der Oberprieſter jedes Volks, der Criwe Criwaito, von dem ein uralter Gebrauch ſich noch bei den jetzigen Litthauern erhalten hat. Das äußere Zeichen nämlich, durch welches die Macht des Criwe bei den alten Preußen und Litthauern angedeutet wurde, war die „Criwule," ein krummer Stab (von Kreiwas, krumm), den er umherſandte, wenn er das Volk verſammeln wollte, und von dem vielleicht der Prieſter ſelbſt ſeinen Namen erhalten haben haben mag. Noch heutzutage findet man bei jedem Schulzen eines litthauiſchen Dorfes einen ſolchen Stab, der gewöhnlich aus der Wurzel eines jungen Baumes beſteht und folgende Form hat:  Die Wurzel bildet den untern, krummen Theil, der Stamm des Bäumchens den obern, der gerade, aber nicht lang ſeyn darf, im Verhältniſſe, wie die vorſtehende Figur es zeigt. Will der Schulze die Bewohner des Dorfes verſammeln oder einen Befehl ankündigen, ſo ſchickt er die Criwule oder das Krummholz zu dem nächſten Nachbar, der es gleich weiter ſenden muß, bis es vom letzten Bauern wieder zum Schulzen zurückkommt. Dieſes Amtszeichen ſteht in großer Achtung, und kein Bauer darf, nach Umgang der Criwule, von der Verſammlung zurückbleiben. Davon exiſtiren auch die gebräuchlichen litthauiſchen Redensarten: „I Kriwule eimi," ich gehe ins Schulzenamt, und „iz Kriwules pareimi," ich komme vom Schulzenamt.

Von der preußiſchen Regierung wird nach Kräften gewirkt, um eine geſunde Aufklärung unter dem Volke zu verbreiten. Bis zur Regierung des Königs Friedrich Wilhelm I, Vater Friedrich des Großen, gab es in Preußiſch-Litthauen noch keine Landſchulen; die Errichtung dieſer iſt das Werk des genannten Herrſchers, dem Litthauen in jeder Hinſicht viel zu verdanken hat. Er reiſte öfter im Lande umher und beſprach ſich mit dem wackern Pfarrer Engel in dem Dorfe Szillen und dem Dr. Th. Schulz; nach mehr als 2jähriger, ununterbrochener Bemühung und durch ein für jene Zeiten ſehr bedeutendes Geſchenk von 50,000 Thalern, brachte es der Monarch endlich dahin, daß 1700 Schulen im Lande angelegt wurden, und daß der größte Theil der Landleute ſchreiben, rechnen und leſen lernte. Jetzt, nachdem in Seminarien, z. B. in dem zu Karalene bei Gumbinnen, junge Leute zu Volksſchullehrern wiſſenſchaftlich erzogen werden, und auf der Univerſität zu Königsberg ein eigener Lehrſtuhl der litthauiſchen Sprache durch den Profeſſor Dr. Rheſa zur Ausbildung künftiger litthauiſcher Pfarrer beſteht, zeigen ſich die wohlthätigen Folgen ſolcher fürſorglichen Maßregeln Friedrich Wilhelms III in dem freiern Aufſchwung, der ſich bei dem mit natürlichem Verſtande ohnehin begabten Volke erfreulich kund gibt.

Nachrichten über Abyssinien.

Ereignisse in den Jahren 1826 bis 1830.

(Fortsetzung.)

Vier Tage darauf, am 10 März, wurden die drei englischen Missionäre, HH. Schimper, Keller und ich — also alle früher angekommenen und gerade in Adoa anwesenden Europäer (Hr. Dufay war damals in Gondar) ins Haus des Alaka Kiddane Mariam berufen, woselbst, als wir hinkamen, außer dem Alaka, der Gouverneur von Adoa, mehrere Schums von der Umgegend, und eine Menge Priester und Soldaten versammelt waren. Der Alaka und der Gouverneur eröffneten uns mit triumphirender Freude im Namen Ubie's dessen Befehl — Abyssinien schleunigst zu verlassen. Die Gründe und Veranlassung zu dieser Maßregel wurden uns nicht gesagt, und uns jede Anfrage und Besuch beim Fürsten verboten. In drei Tagen sollten wir uns rüsten, und nach diesem Termin abreisen. Wir verließen das Haus, und Hr. Isenberg schrieb sogleich an den Fürsten, ihn um einigen Aufschub bittend, indem es ihm unmöglich sey, in Zeit von drei Tagen die zur Abreise nöthigen Anstalten zu treffen, worauf Ubie eine Woche Frist einraumte. An demselben Tage wurde das neuerbaute, jedoch noch nicht ganz vollendete Haus der Missionare durch feierliche Procession, den Alaka Kiddan Mariam mit einem großen Kreuz aus der Kirche an der Spitze, als Gut seiner (des Alaka's) Kirche in Beschlag genommen, und obwohl einer der Missionäre im Hause wohnte, die Thüren gewaltsam erbrochen, mancherlei Unfug verübt, und eine Wache vom Gouverneur hineingelegt.

So handelte Ubie, ein Fürst, von welchem Hr. v. Katte (S. 85 seiner Reisebeschreibung) sagt, er sey der einzige abyssinische Fürst, der es werth ware, von Europa unterstützt und in der Ausführung seiner Plane befördert zu werden.

Was eigentlich die Veranlassung für Ubie zu diesem, gerade im jetzigen Moment so auffallenden, Befehle gewesen seyn mag, ist mir bis heute noch nicht ganz klar; folgende Umstände zusammen mögen ihn jedoch ohne Zweifel zu diesem Schritte bestimmt haben.

1) Ubie — wie alle Abyssinier — ein Freund der Dunkelheit, ist kein Freund der Europäer, welche Aufklärung in seinem Lande und unter seinem Volke verbreiten wollen; deßhalb konnte er auch die Missionäre niemals aufrichtig lieben, er liebte bloß ihre Geschenke.

2) Das zufällige Zusammentreffen ungewöhnlich vieler Europäer in seinem Lande in Zeit von fünf Vierteljahren erregte seine Angst und sein Mißtrauen im höchsten Grade. In keiner Beziehung über den Geringsten seines Volks erhaben, glaubte er alle oben erwähnten thörichten, von den Priestern erfundenen und von den Soldaten verbreiteten Gerüchte von einem fränkischen Könige, der erwartet werde u. s. w., und argwohnte, diese Europäer kämen als Vorboten, um das Land auszukundschaften, und seine Besitznahme später um so leichter zu machen.

3) Der Einfluß der Priester auf ihn, der erbittertsten Feinde der Missionäre und der Franken überhaupt, die nimmer ruhten und den Fürsten stets bestürmten, die Missionäre, die einen Umsturz der bestehenden Religion beabsichtigen, aus dem Lande zu verweisen, und die gerade jetzt am eifrigsten hieran arbeiteten, weil sie wußten, daß die Missionäre sich im Lande festzusetzen, eine eigene Kirche zu gründen, und ihren Wirkungskreis weiter auszudehnen, ernstlich entschlossen waren.

4) Der Bau des Hauses. Dieses, im Vergleich mit einem gewöhnlichen, bürgerlichen Hause einer Landstadt Deutschlands immer noch geringe, aber freilich im Vergleiche mit den abyssinischen Stallen sehr feste, große und prächtig eingerichtete Gebäude, reizte ihren Neid und ihre Habsucht; der Alaka, der Gouverneur, und der Zolleinnehmer, die drei mächtigsten Männer Adoa's, und alle drei geschworne Feinde der Europäer, wünschten es zu besitzen, und ohne Zweifel hatte Ubie selbst auch Lust danach; um zu ihrem Zweck zu gelangen, mußten natürlich die Herren des Hauses, die Missionäre, fort.

5) Auch die von Schoa aus an die Europäer ergangene Einladung von Seite des dortigen Königs mag bei Ubie zu dem Vorgefallenen beigetragen haben. Denn obwohl er selbst die Europäer nicht liebt, und keinen lange in seinem Lande haben will, so kennt er doch gewiß die Ueberlegenheit und Wichtigkeit derselben recht gut, ob er es gleich nicht zugesteht, und gönnt sie deßhalb auch keinem Nachbarstaate. Ohnehin steht Ubie mit dem Könige von Schoa nicht ganz gut, und er ermangelt daher nicht, jeden, der nach Schoa reisen will, nach Kräften hieran zu verhindern.

6) Obwohl bei einem Abyssinier eigentlich keine Scham zu suchen ist, so schämte sich Ubie doch vielleicht der erbärmlichen Rolle, die er in der Gesandtschaftskomödie gespielt hatte, oder er fürchtete üble Folgen davon, die er durch Entfernung der Missionäre abwenden zu können glaubte. Endlich

7) waren vielleicht die damals neuangekommenen Europäer nicht ganz ohne Einfluß bei diesem Ereigniß. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß an ihre Ankunft in Abyssinien ein politisch-religiöser Zweck geknüpft ist, bei dessen Ausführung ihnen die Protestanten vielleicht im Wege zu stehen schienen. Sie mögen daher bei ihren Conferenzen mit Ubie durch Aeußerungen und Geschenke mit zu dem beigetragen haben, was jedoch ohne ihre Dazwischenkunft auch — nur vielleicht etwas später — vorgefallen wäre. Beide legten es darauf an, sich bei den Priestern beliebt zu machen, und besuchten deßhalb häufig die Kirche u. s. w. Auffallend ist es immer, daß sie allein ungestört bleiben durften.

Welche Gründe übrigens immerhin den Fürsten zu diesem Schritte veranlaßt haben mögen, jedenfalls hat er ein schreiendes Unrecht an den Missionären begangen. Unzähligemal hatte er ihnen seinen Schutz versprochen, und Religionsfreiheit, wie allen seinen andern Unterthanen, zugesagt; erst kurz zuvor bei der Ankunft des Missionärs Krapf hatte er seine Zusagen erneuert, und dessen Geschenke in Empfang genommen; er hatte ihnen erlaubt, Grund und Boden in seinem Lande anzukaufen, ein Haus zu bauen, und also sich gleichsam einzubürgern, und nun, ohne ihnen einen Vorwurf machen zu können, ohne ihnen einen Grund seines Verfahrens anzugeben, ohne ihnen ein

rechtmäßiges Eigenthum zu garantiren, oder ſie für die gemachten Auslagen zu entſchädigen, verjagt er ſie.

Die Miſſionäre machten nun Anſtalten zur Abreiſe. Wir andern, mit in den Befehl eingeſchloſſenen, Europäer wollten einen Verſuch wagen, ob wir nicht bleiben könnten, und verhielten uns vor der Hand ganz ruhig; Hr. Schimper, dem, um ſeine Sammlungen zu retten, hieran am meiſten gelegen war, machte einige gut angebrachte Geſchenke, und mehrere Große verſprachen nun, ſich bei Ubie für uns zu verwenden.

Am 13 März reiſten die Miſſionäre ab, der Plackereien von Seite der Ortsvorſteher Ados's, die ſtets frecher und unerträglicher wurden, müde, ohne die für ihren Transport nöthigen Thiere und Leute in erforderlicher Anzahl erhalten zu haben. Sie waren genöthigt, einen großen Theil ihres Haus- und Küchengeräthes, ſo wie eine Menge Bücher zurückzulaſſen; ſie ſchenkten auch vieles ihrer Dienerſchaft und andern Bekannten des Hauſes; um jedoch letzteres zu verhindern, ſtellten der Alaka und der Gouverneur ihre Knechte auf, mit dem Befehl, den Perſonen, welche etwas erhielten, die Geſchenke wieder abzunehmen, damit das Zurückbleibende ja alles in ihre Hände fiele. — Bei dem Durchzuge durch einen Theil der Stadt begleiteten viele der Einwohner weinend die Abziehenden, doch hörte man von einigen Dächern herab auch Jubel und Freudentöne.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Charles Texier in Kleinaſien.

Mehrere Briefe von Charles Texier aus Scala-Nova, Aia-Scheher und Pera im Monat Junius, Julius und Auguſt geben intereſſante Nachrichten über die wiſſenſchaftlichen Reſultate der Fahrt von Smyrna nach Konſtantinopel. In dieſem erſten Theile der Reiſe hatten ſich die HH. Texier, de La Bourdonnaye und de La Guiche an Hrn. Jaubert und ſeine beiden Gefährten angeſchloſſen. Mit ihren Dienern, Führern und dem Gepäck machten ſie eine kleine Karawane aus, die in dem elenden Lande nicht immer hinreichende Nahrungsmittel fand. Ohne den Vorrath von einigen Säcken Zwieback wären ſie oft völligem Mangel an Lebensmitteln preisgegeben geweſen. Aus dieſer höhern Rückſicht haben ſie ſich nicht lange genug in Orten aufhalten können, die für die Wiſſenſchaft ein großes Intereſſe hatten. So fanden unſere Reiſenden in Magneſia am Mäander, jener Stadt, die Xerxes dem Themiſtokles, als er Gaſtfreund der Perſer geworden war, mit noch zwei andern, gegeben hatte, um aus ihren Einkünften ſeinen Brodbedarf zu beziehen, nicht einmal ein wenig Mehl, und ſie ſahen ſich genöthigt, in aller Eile weiter zu gehen, gerade als ſie eine der ſchönſten archäologiſchen Entdeckungen in den Ruinen jenes Dianentempels angefangen hatten, den Strabo ſowohl in Bezug auf die Größe ſeiner Verhältniſſe, als der Zahl der Gaben ſelbſt über den derſelben Göttin zu Epheſus ſetzt.

„Der Tempel, ſagt Hr. Texier, iſt in einem Viereck eingeſchloſſen von welchem ein Theil durch die äußern Tempelmauern gebildet wird. Um dieſe Einfriedigung lief ein Porticus, wie zu Aizani und bei den meiſten großen Temenos Aſiens. Der Tempel hat ioniſche Säulenordnung, Hexaſtyle und Pleriptere. Er hat dreizehn Seitenſäulen. Augenſcheinlich iſt er durch ein Erdbeben niedergeworfen worden, vermuthlich von demſelben, das die Tempel zu Teos, Branchidae und Priene zerſtörte. Die Säulen haben an der Baſis 5 Fuß 2 Zoll im Durchmeſſer, und ſind aus Marmorblöcken zuſammengeſetzt; das Capitäl iſt von ausgezeichneter Vollendung. Eine große Anzahl liegt noch auf dem Boden, aber alle Steine der Cella ſind zur Verfertigung von Grabſteinen benutzt worden.

„Kaum hatten unſere Griechen die Erde etwas weggeſchaufelt, als wir herrliche Fragmente von Frieſen entdeckten, die nur dünn mit Erde bedeckt und vollkommen erhalten waren; wir gruben in kurzer Zeit fünf oder ſechs Stücke aus. Dieſe Bruchſtücke ſtellen den Kampf zwiſchen den Athenern und Amazonen dar, in einer Vollendung, die man ſich kaum denken kann. Wir brachten den Tag zu, unſere Arbeiter in ihren Nachgrabungen zu leiten, und kehrten am Abend nach Gumiſch zurück. Hier brachten unſere Leute uns die unangenehme Nachricht, daß das Dorf ſich gänzlich außer Stand ſähe, uns mit Lebensmitteln zu verſehen; man hätte einen Mann nach Sokia geſchickt, um Mehl zu kaufen.

„Am folgenden Morgen kehrte ich in die Ruinen zurück, um die Basreliefs reinigen zu laſſen, damit ich ſie abzeichnen könnte. Der eine ſtellt das Gefecht eines Atheners gegen zwei Amazonen dar, eine von ihnen iſt zu Boden geſchlagen und hält ihn bei den Knieen; die andere hat er bei den Haaren erfaßt und ſtößt ihr das Schwert in die Bruſt. Die Pferde ſind nach Art derjenigen des Parthenon ausgeführt. Die einzige Unvollkommenheit, die ich bemerkt habe, iſt aber in der antiken Sculptur erlaubt, nämlich: die Kämpfer zu Fuß ergreifen die Amazonen zu Pferde bei den Haaren; die Verhältniſſe der Figuren ſind alſo nicht genau, doch die einzelnen Figuren ſind ohne Tadel. Dieſer Fries hat viel Aehnlichkeit mit dem in Phigalia. Die Gruppen, bewunderungswürdig vertheilt, ſind von einander abgeſondert."

Von welchem bedeutenden Werthe der Beſitz dieſer Bruchſtücke wäre, kann man aus dem Preiſe ſchließen, den der Prinz-Regent von England 1814 für den Beſitz der Marmore von Phigalia bezahlte, die jetzt das britiſche Muſeum ſchmücken. Sie wurden mit 75,000 Fr. bezahlt. Die Vergleichung, die Hr. Texier zwiſchen dieſen berühmten Bruchſtücken und den in Magneſia ausgegrabenen zieht, iſt ſehr genau, und der Gegenſtand ſcheint derſelbe, wie wir nach der ausführlichen Beſchreibung der Bruchſtücke von Phigalia ſchließen können, die vor kurzem in dem großen Werke über die Expedition in Morea geſtochen und erläutert worden ſind.

(Schluß folgt.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 129** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Literariſche Vernunglimpfungen von Frauen in England. — Proben aus E. L. Bulwers Richelieu, oder die Verſchwörung.** (Schluß.)

Das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1—2 Blätter erſcheinen, kann jederzeit angefangen werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslands jährlich 9 fl., halbjährlich 4 fl. 30 kr., vierteljährlich 2 fl. 30 kr. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 326.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

22 November 1839.

Der Bandermüller. *)

Die Nachricht von der Krankheit eines mir ſehr werthen Verwandten veranlaßte mich, ſo ein 700 Werſte mit Poſtpferden zurückzulegen, um ihn noch vor ſeinem Ende zu ſehen. Es war Abend, als ich an ſeinem prächtigen Landhaus ankam, und das Herz wurde mir ſchwer bei dem Gedanken, daß für den Beſitzer desſelben vielleicht alles Irdiſche ſchon beſchloſſen ſey. „Und er ſollte todt ſeyn!“ dachte ich — „eine reizende Gattin, liebliche Kinder, ein ungeheures Vermögen und noch nicht 30 Jahre alt.“

Als ich an der von zwei Reihen Säulen eingefaßten und hell erleuchteten Treppe aus dem Wagen ſtieg, hörte ich den Klang von Muſik.

„Wie geht es dem Grafen?“ fragte ich raſch zwei lange Lakaien, die mir entgegen kamen.

„Gott ſey Dank, er iſt geſund und hört eben Muſik.“

„Sind Gäſte da?“

„Ja.“

Beruhigt über den Kranken, und nicht Willens, das Concert durch meine Erſcheinung zu unterbrechen, ging ich unter dem Geleite des Majordomus in die mir angewieſenen Zimmer, kleidete mich um, verlangte Thee, und wollte eben zu dem Wirthe mich begeben, als er ſelbſt mit mehrern ſeiner und meiner Freunde mich aufſuchte. Umarmungen, Fragen und Gelächter folgten einander, und nun kam es heraus, daß der Graf nicht krank geweſen, und nur, da er ſich in ſeinem Dorfe langweilte, auf den Einfall gekommen war, ſich krank zu ſtellen, um uns alle zu veranlaſſen, zu ihm zu kommen. Ein Feſt, eine Beluſtigung wechſelte nun mit der andern, und die Zeit, die ich in *** zubrachte, ließ lange Erinnerungen in mir zurück.

Ich werde bei einer andern Gelegenheit darauf zurückkommen, und jetzt nur eine dort vernommene Erzählung mittheilen.

Das Abendeſſen ging gegen zwölf Uhr zu Ende. Jetzt iſt die gute Zeit der Abendeſſen vorüber! jetzt — gibt man nur eine Taſſe Bouillon, ein Stück Butterbrod, und verſichert, dieß ſey ſehr comfortabel! ... Allerdings iſt es leichter für den Magen der Gäſte und die Taſche des Wirths, ich bedaure aber ſehr die patriarchaliſche Sitte der Nachtmahlzeiten. Im Hauſe des Grafen war dieſe Sitte indeß noch nicht abgekommen, und das Abendeſſen zog ſich, wie bemerkt, bis gegen zwölf Uhr hinaus. Die Damen und auch viele von den Männern begaben ſich in ihre Zimmer, aber der Hauswirth und etwa ſechs von uns blieben im Speiſeſaale ſitzen, um nach Abräumung des Tiſchtuchs noch eine Pfeife zu rauchen. Wir ſprachen über dieß und jenes, und endlich fiel die Rede auf die Zauberei. Einer behauptete, man könne unmöglich die geheimen und unbekannten Kräfte der Natur abläugnen, und folgerecht könne man auch nicht läugnen, daß Zufall oder Wiſſenſchaft irgend Jemand einen Theil dieſer Geheimniſſe enthüllen, und ihn in den Stand ſetzen könnte, außerhalb des Kreiſes der gewöhnlichen Wirkſamkeit des Menſchen thätig zu ſeyn. Andere dagegen bemühten ſich, die Behauptung aufzuſtellen, daß, wenn es geheime Kräfte in der Natur gebe, ſie doch nie hervorträten, und daß es alſo ſo gut ſey, wie wenn ſie gar nicht vorhanden wären, was ſich dadurch beweiſen laſſe, daß Niemand jemals einen Zauberer getroffen habe.

Der Streit erhitzte ſich; Alle ſprachen darein, nur Alexander Iwanowitſch L ... nahm keinen Theil daran, rauchte ruhig ſeine Pfeife, und ſchien an etwas ganz Anderes zu denken. Er war ein Mann von mehr als fünfzig Jahren, von erprobter Redlichkeit, und wir alle achteten ihn ungemein. Als der Streit hitzig wurde, ſtand Alexander Iwanowitſch L ... von ſeinem Stuhle auf, lehnte die Pfeife an die Wand, trat dann zu uns, und ſagte: „Hören Sie, meine Herren!“ Wir alle wandten uns gegen ihn, und ſchwiegen. „Hören Sie, meine Herren! Halten Sie mich für einen ehrlichen Mann?“

*) Der Redaction kommt nach und nach die Mehrzahl der beſſern ruſſiſchen Zeitſchriften zu, und ſie wird in dem Maaße, als es Zeit und Raum geſtatten, mehr und mehr Auszüge aus dieſer noch zu wenig beachteten Literatur liefern, von der meiſt nur größere Werke und Romane, ſelten aber die kleinere flüchtige Tagesliteratur zu uns dringt. Wir theilen hier einmal zur Probe eine kleine Erzählung von einem Ungenannten aus den „Literaturbeilagen zu dem ruſſiſchen Invaliden“ (Nr. 90 v. d. J.) mit, welche nebſt den „Vaterländiſchen Memoiren,“ wohl die reichſte Nebenleſe aus der ruſſiſchen Literatur darbietet.

„Was ist das für eine Frage?“ sagte der Wirth. „Wenn wir Sie nicht für einen ehrlichen Mann hielten, wären Sie nicht hier.“

„So ist es nicht gemeint,“ entgegnete L . . .; „ich frage Sie alle, sind Sie überzeugt, daß ich nicht zum Scherz lügen werde?“

„Gewiß, gewiß,“ riefen alle, wie im Chor.

„Nun so hören Sie, was mir passirte, — wirklich und wahrhaftig passirte. Dieß entscheidet in gewissem Sinne Ihren jetzigen Streit.“

Wir setzten uns um ihn her, und er begann.

(Schluß folgt.)

Nachrichten über Abyssinien.

Ereignisse in den Jahren 1836 bis 1838.

(Schluß.)

Kaum hatten sie ihr Haus verlassen, so stürzte eine schon seit zwei Tagen dasselbe umlagernde Schaar von Ubie's Leuten und ähnlichem Gesindel aus Adoa selbst hinein, das Zurückgelassene zu plündern und zu zertrümmern. Letzteres schien hauptsächlich ihre Lust zu seyn; denn eine Menge für sie brauchbarer Sachen oder Seltenheiten in diesem Lande, z. B. europäische Tische, Stühle, Küchengeschirr von Eisen, Thüren, Fenster mit Glasscheiben, Fensterläden, einige sogenannte Schwarzwalderuhren, und eine Menge anderer Sachen nahmen sie nicht, wie man denken sollte, zu ihrem Gebrauche, nein, sie ruinirten und zertrümmerten dieß in tausend Stücke und ließen es liegen. Viele hundert Bücher, größtentheils in ihrer Sprache, amharische Uebersetzungen der heiligen Schriften, trugen sie in der Stadt herum, zerrissen sie unter Jubelgeschrei, oder warfen sie in den an der Stadt vorbeifließenden Bach.

Endlich kamen der Gouverneur und der Alaka, und machten dem Unfuge des tollen Haufens ein Ende; sie jagten das Gesindel hinaus, und nahmen nun von dem Hause und den traurigen Resten des zurückgelassenen Eigenthums der Missionare förmlich Besitz, indem sie ihre Knechte hineinlegten und die Thüren schlossen; von den noch brauchbaren Effecten theilten sie unter sich, was ihnen gefiel, und warfen den Rest und die Trümmer auf die Straße. Von all diesem Unfuge hatte Ubie genaue Kunde, allein er that nichts, dieses Unrecht zu verhindern und zu verbieten, mit dem zurückgelassenen Gut und Eigenthum der Vertriebenen auf eine solche Weise zu verfahren.

Durch nicht unbedeutende Geschenke an baarem Gelde, Waffen und andern Sachen hatte Hr. Schimper einige Tage nach der Abreise der Missionäre den Haß des Alaka, des Gouverneurs und einiger andern Hauptschreier beschwichtigt, und für seine Person die Erlaubniß vom Fürsten erhalten, im Lande zu bleiben. Allein wegen Kellers und meiner wurde stets noch debattirt. Der Alaka Habeta Salasse und Tecla Georgis besuchten uns häufig und sagten, Ubie habe es nicht gerne, wenn wir im Lande blieben, er werde uns zwar nicht gewaltsam vertreiben, jedoch Allem aufbieten, uns zu verhindern, über Gondar nach Schoa zu reisen, was unsere Absicht war. Sie riethen uns, Geschenke zu geben, wozu wir aber gar keine Lust und keine Mittel hatten, und versicherten, daß selbst die Missionäre, wofern sie dem Fürsten und ihren ärgsten Feinden Geschenke gegeben hätten, wohl nicht vertrieben worden waren. — Wir ließen dem Fürsten sagen, daß wir etwas später, sobald es uns beliebe, gehen würden, und mit Ausnahme des Kidden Mariam und dessen Schwiegervater in Adoa, die stets Geschenke von uns wollten, ließ uns so ziemlich Jedermann in Ruhe.

Am 17 März reiste Hr. v. Abbady nach Massaua zurück, um seinen Bruder und seine Effecten von dort abzuholen. Pater Joseph blieb ungestört in Adoa, und ging fleißig in die Kirche.

Somit waren denn die Gemüther und Leidenschaften der verschiedenen Parteien wieder ziemlich beruhigt, und jeder trieb seine Geschäfte nach wie vor. Nur der Fürst selbst schien der Folgen wegen ängstlich und besorgt zu seyn. Als daher einige Wochen nach dem Vorgefallenen ein englisches Schiff in Handelsgeschäften in den Hafen von Massaua einlief, was dem Ubie, der Leute in Massaua hatte, sogleich gemeldet wurde, so schickte er, in der Meinung, dieses Schiff sey schon von England angekommen, um Mannschaft ans Land zu setzen, und ihn für sein elendes Benehmen zu züchtigen, sogleich den Alaka Habeta Salasse zu Hrn. Schimper, mit dem Auftrag, er solle einen Brief an den Capitan des Schiffes und einen andern an den König von England schreiben, und Ubie's Verfahren gegen die Missionäre rechtfertigen. Wir lachten natürlich über diesen sonderbaren Auftrag, und Hr. Schimper ließ dem Fürsten sagen, er verstehe nicht englisch; Ubie solle den Brief nur amharisch schreiben lassen, die Missionäre würden ihn dem Könige von England schon übersetzen.

Anfang Aprils war Adoa und die Umgegend von Ubie und seinem Troß so ausgesogen, daß die Lebensmittel ungeheuer im Preise stiegen, und die Armee schaarenweise die Stadt und das Land verließ, und über den Takasse nach Woggara und Gondar hinüberzog. Endlich kam es so weit, daß die Soldaten, denen, trotz Ubie's Befehlen, von den Einwohnern nichts mehr geliefert wurde, Adoa plünderten; kein Haus wurde verschont, selbst die Kirchen nicht, in welche man Vieles geflüchtet hatte; auch unser Haus wurde angefallen, allein mit tüchtigen Peitschenhieben über ihre Köpfe jagten wir das Gesindel zurück; selbst ein Großer ließ dem andern, was er gestohlen hatte, wieder stehlen, so daß der Alaka Habeta Salasse uns um Erlaubniß bat, das, was seine Leute für ihn geplündert hatten, in unserem Hause, als dem einzigen respectirten Platze, aufbewahren zu dürfen. Nachdem dieser Unfug ein paar Tage gedauert, und ein großer Theil der Einwohner deßhalb die Stadt verlassen hatte, auch nichts mehr in derselben zu finden war, ließ Ubie in Adoa ausrufen und bekannt machen, daß er seinen Soldaten verboten habe, zu plündern, die Leute sollten nur ruhig in der Stadt bleiben.

Ubie war damals in großer Verlegenheit, und wußte nicht, was er thun sollte. Cassai hatte in dem im Februar in Agame

geschlossenen Frieden versprochen, mit seiner Mannschaft zu ihm zu stoßen, und seinen schuldigen Tribut (1800 Thlr.) mitzubringen; allein der Termin, auf welchen er dieß zugesagt, war längst verstrichen. Aufs neue einen Einfall in Agame zu machen, war unmöglich, weil das Land rein ausgesogen war, Tigre aber konnte ihn jetzt auch nicht länger ernähren; er mußte also entweder seine Stellung verändern, und sich in eine bisher verschont gebliebene Provinz ziehen, wodurch Cassai Luft bekommen, und die Bezahlung seines Tributs vergessen hätte, oder er mußte einen Theil seiner Leute entlassen, wobei er Gefahr lief, von Cassai und Hailu in Hammasen vereint angegriffen, und aus Tigre verjagt zu werden. — Jedoch eines von den Uebeln mußte er wählen, und er entschloß sich zu letzterem. Er entließ sammtliche Schums der Provinzen Schire und Tigre mit ihren Leuten in ihre Hrimath, und behielt nur die Mannschaft von Semen und Woggara bei sich.

Gerade um diese Zeit schickte Cassai, wahrscheinlich nicht wissend, was im Lager vorging, und daß Ubie einen großen Theil seiner Leute entließ, anstatt selbst zu kommen und anstatt der schuldigen 1800 Thlr., 500 Kleider (Stücke Baumwollenzeug, eines im Werth von ungefähr 1 Thlr.) an Ubie, der hierüber nicht wenig aufgebracht war. Er befahl dem Gouverneur und dem Alaka Kiddane Mariam von Adoa das Haus der Missionäre zu räumen, und ließ die 500 Kleider nebst den Leuten Cassai's, die diesen Theil des Tributs überbracht hatten, in das nunmehr zum Staatsgefängniß gemachte Missionsgebäude in Verwahrung bringen, bis der Rest des schuldigen Tributs in Geld angelangt sey. (Wie lange dieß angestanden haben mag, kann ich nicht angeben, da ich Adoa bald hernach verließ, allein wohl sehr lange, vielleicht gar bis auf den heutigen Tag; denn Cassai hat kein Geld, und sein Land ist ausgeplündert; die 500 Kleider, die er an Ubie schickte, hatte er, gleich nachdem er seine Festung im Gebirge Haramat verlassen, einem Schohostamme bei der Salzebene, den Taltals, auf einem Streifzuge, zu dem ihn wahrscheinlich der Hunger trieb, nebst einigen Viehheerden abgenommen.)

In der Mitte Aprils war die Noth und das Elend so groß, daß Ubie auch mit seinen wenigen Leuten sich nicht mehr in der Gegend von Adoa halten konnte, und da nun Schire, Tigre und Agame in gleicher Lage, Hailu und Cassai aber ihren Tribut immer noch schuldig, und diese Einkünfte für Ubie bestimmt verloren waren, wenn er jetzt über den Takasse zurückging, so beschloß er, in das bis jetzt verschonte Hammasen zu ziehen, dort vollends die kurze Zeit zuzubringen, die ihm noch vor der Regenzeit am rechten Ufer des Takasse zu verweilen vergönnt war, und seine Geschäfte mit Hailu abzumachen.

Während Ubie zu diesem Zuge Vorkehrungen traf und die Schum von Schire und Tigre mit ihren Leuten abermals bei Adoa zusammenströmten, verließ ich Ende Aprils 1838 Abyssinien, und alle mir indessen seit einem Jahre zugekommenen Nachrichten sind von der Art und aus so unsichern Quellen, daß ich es nicht wage sie auf diesem Wege zu veröffentlichen; so viel scheint mir indeß gewiß zu seyn, daß weder Hailu noch Cassai ihren Tribut bezahlten, sondern gemeinschaftlich einen Versuch machten, den Ubie aus Tigre zu verjagen, was ihnen wohl hauptsächlich aus dem Grunde gelungen seyn mag, weil dieser ohnehin vor der Ende Mai's beginnenden Anschwellung des Takasse diesen Fluß passiren, oder sich entschließen mußte, die ganze Regenzeit in Tigre zuzubringen, was dieses Jahr wegen des Mangels an Lebensmitteln für so viel Volk eine Unmöglichkeit war.

Wie dem auch sey, eine alljährliche Wiederholung und Erneuerung dieser und ähnlicher Scenen ist seit Jahren die traurige Geschichte Abyssiniens, und wird es seyn, so lange bis eine fremde Macht, Schoa, Aegypten oder europäischer Einfluß, dieser Anarchie und diesem gränzenlosen Elend ein Ende macht.

Der Westen Abyssiniens genoß in diesen zwei Jahren einer nur durch den Einfall der Truppen Mohammed Ali's kurz unterbrochenen Ruhe von außen; im Innern sind die Verhältnisse zwischen Ras Ali und seinem Vasallen ungefähr dieselben, wie die zwischen Ubie und seinen Tigrinern. Auch scheint in der Hauptstadt des Landes, Gondar, die Sicherheit der Fremden ebenso oder noch mehr gefahret zu seyn, als in andern Städten, wie wenigstens aus einem Briefe von Hrn. Dufay zu schließen ist, der uns damals in Adoa befindlichen Europäern meldete, daß er mitten in der Stadt Gondar auf einem öffentlichen Platze von den Soldaten des Ras Ali angefallen und gänzlich geplündert worden sey, so daß er auch gar nichts als was er gerade auf dem Leibe trug, gerettet habe. Durch Verwendung eines sehr angesehenen Mannes und Freundes der Europäer, des Lik-Atko in Gondar, bekam er jedoch den größten Theil seiner geplünderten Effecten wieder zurück.

Auch im Süden des Reiches, in Schoa und bei den angränzenden, verschiedenen Stämmen der Galla scheint in dieser Zeit keine Veränderung und keine politische Neuigkeit von einigem Interesse und Einfluß auf das Ganze vorgefallen zu seyn. Die Galla scheinen in neuerer Zeit mit den in Besitz genommenen Theilen und Provinzen des ehemaligen abyssinischen Gebietes sich zu begnügen, und die Abyssinier im ruhigen Besitz der Reste des alten Reiches lassen zu wollen; jedoch läßt sich hierüber nichts Bestimmtes sagen, denn in diesen Ländern ist Alles in Nacht und Dunkel eingehüllt. Tigre liegt von Schoa und den Galla-Stämmen schon zu ferne, um sichere Nachrichten von diesen Völkern und ihrem Treiben einzuziehen; entweder man erfahrt da gar nichts, oder nur Falsches und Uebertriebenes. (So war kurz vor meiner Abreise von Tigre dort allgemein die falsche und grundlose Nachricht verbreitet, der König von Schoa sey gestorben). Allen Rapporten nach, sowohl von Fremden als von den Eingebornen selbst, scheint übrigens Schoa's König, Sahala Salasse, Alleinherr in seinem Lande und respectirt von den ihn und sein Land umgebenden Galla-Stämmen, ein mächtiger und kluger Fürst zu seyn, den Werth und die Vorzüge europäischer Cultur und Sitten anerkennend, bemüht durch eigene Energie und fremde Mithülfe den Zustand seines Landes und seiner Unterthanen möglichst zu verbessern, und deßhalb geneigt, mit Europäern Verbindungen anzuknüpfen, und solche in sein Land und seine Dienste aufzunehmen.

Möchten einige wackre Männer aus verschiedenen Ständen sich zu dem Zwecke verbinden, diesem König ihre Dienste anzubieten und so eine politische Reform in diesem Lande vorzunehmen, die von diesem wichtigen Punkte aus von unabsehbaren Folgen für Afrika's Civilisation und für Entdeckungen in allen Fächern der Wissenschaften seyn müßte, und möchte dann das Resultat ihrer Unternehmung ein erfreulicheres und besseres seyn, als dasjenige war, das die in Tigre zu gleichem Zwecke gemachten Versuche zu Tage gefördert haben.

Suez im April 1839.

C. Kielmaier.

Dr. Turnbull.

Wir haben bereits in Nr. 288 eines neuerfundenen Mittels gegen die Taubheit gedacht, und führen nun aus einem im London and Paris Observer vom 10 November citirten Blatte (the European) Folgendes noch an: „Dr. Turnbull hat nun seine Entdeckung so weit vervollständigt, daß er nicht nur gewöhnliche Fälle von Taubheit heilt, sondern auch Leute, die taubstumm geboren sind, wenn nur kein organischer Fehler des Ohres dabei stattfindet. Kürzlich fand eine öffentliche Probe statt. Personen von jedem Alter und aus verschiedenen Theilen des Landes waren anwesend, die von Kindheit an taubstumm oder seit mehrern Jahren taub gewesen, und deren Gehör vollkommen wieder hergestellt worden oder in bester Heilung befindlich war. Manche Fälle waren so außerordentlicher Art, daß die Anwesenden ihren Augen und Ohren nicht trauen wollten. Sehr interessant war es, wie Leute, die taubstumm geboren waren, zu sprechen versuchten. Mehrere hatten in wenigen Wochen solche Fortschritte gemacht, daß sie die gewöhnlichsten Worte mit merkwürdiger Deutlichkeit aussprechen konnten.“ Wenn dieß nicht übertrieben ist, so verdient das Mittel des Dr. Turnbull gewiß alle Beachtung.

Chronik der Reisen.

Charles Texier in Kleinasien.

(Schluß.)

Erzerum, den 15 September 1839.

Seit zwölf Tagen, wo wir von Trapezunt abreisten, sind wir nur durch Gegenden ohne Bäume und Menschen gekommen; es sind sehr hohe vulcanische Berge, wo wir in der Nacht viel von der Kälte gelitten haben, da wir uns kein Feuer machen konnten. Der erste Khan, wo wir übernachteten, liegt 5500 Fuß über dem Meere, und am dritten Tage gingen wir im Schnee über den Gipfel eines 8000 Fuß hohen Gebirges. Ich stelle dreimal des Tages Beobachtungen mit dem Barometer an, so daß wir vollkommen die Gestalt und Höhe des Landes kennen, das wir durchziehen. Uebrigens gibt es keine Denkmäler der Kunst. Wir gingen nach Kars und den Ruinen von Any, einer großen armenischen Stadt, deren Denkmäler noch nie gezeichnet wurden; von Any nach Bayazid und von Bayazid nach Van. Wir durften nicht daran denken, den Ararat messen zu wollen, denn der Schnee bedeckte ihn schon, und wir eilen Schiras zu erreichen durch die Gebirge von Kermanschah, in denen der Obrist Robinson so viele interessante Ruinen gefunden hat. Wir werden die Monumente von Persepolis und Schapur sehen, und erst im nächsten Frühjahr nach Bagdad kommen. In diesen Ländern ist es nicht, wie in Kleinasien; man muß große Strecken durchwandern, um etwas Merkwürdiges zu finden, und die Städte sind durch Wüsten getrennt.

Kars, den 17 September 1839.

Die 100 Lieues, welche ich von Trapezunt bis hieher durchwandert bin, haben keinen Baum, nicht einmal einen Strauch aufzuweisen; doch ist der Boden fruchtbar an Getreide; aber die Kurden plündern, wie es die Araber in Algier machen. Der ganze Berg Soramli, bei Kars, ist vulcanisch, aber etwas Merkwürdiges, das ich bemerkt habe, ist ein großes Lager von Obsidian, oder vielmehr der Mittelpunkt eines Ausflusses von vulcanischem Glas, das mehrere Stunden in der Runde den Boden mit seinen Trümmern deckt. Dieses Gestein, das sich in Fragmenten von jeder Form, doch meistentheils abgerundet mitten in Trachyten und vulcanischen Schlacken findet, zeigt sich in immer zahlreichern Stücken, bis es endlich den ganzen Boden mit glänzend schwarzen Bruchstücken bedeckt und ihn ganz schwarz macht. Die größten Massen sind zweimal so groß als ein Kopf, doch gibt es auch welche, die einen Kubikzoll nicht überschreiten. Ihr Bruch (cassure) ist muschelförmig, von glänzendem Schwarz, am Rande durchsichtig und von der Farbe des Rauchquarzes (quartz enfumé). Dieses große Lager hat mehr als 600 Schritte Ausdehnung.

In Kars ist die Pest, morgen gehen wir nach den Ruinen von Any.

Der National, welcher in seinem Feuilleton diese beiden letztern Briefe mittheilt (die erstern sind aus dem Echo du Monde Savant), macht hierüber noch folgende Bemerkung:

Es ist klar, daß diese beiden Briefe, die hier im Auszuge stehen, der öffentlichen Bekanntmachung nicht bestimmt waren, die man ihnen gegeben hat; doch da man einmal darüber verfügt hat, ist es unsere Schuldigkeit, sie mit einem kleinen Commentar zu begleiten. Zuerst sagt Hr. Texier, das Land zwischen Erzerum und Trapezunt sey ohne Bäume und Bewohner. Es ist sehr wahr, daß die Bäume dort selten sind; was die Einwohner betrifft, so wollen wir es erst untersuchen. Die Reisenden stimmen alle in der Behauptung überein, daß auf allen Seiten von Trapezunt die hohen Spitzen der Berge mit griechischen und armenischen Klöstern bedeckt sind. Gehen wir nun nach Erzerum, so findet man die Ebene mit Dörfern besäet, deren Zahl nicht weniger als 94 ist. Zwischen Trapezunt und Erzerum beträgt die Entfernung höchstens 60 Stunden. Erzerum, die Niederlage für den Handel zwischen der Türkei und Persien; Trapezunt, das nach Konstantinopel Hanf, Leinwand, Tabak, Wachs und Metalle ausführt, und nach Rußland sein trockenes Obst, seine Stoffe und seinen Wein schickt, müssen wenigstens einige Verbindung unter sich haben, einige Khans auf der Straße. Daran kann Niemand zweifeln. Es ist also ein arger Irrthum, einen Raum von 50 Stunden so zu entvölkern, wahrscheinlich um etwas Wunderbares einer Reise zu geben, die ohnedieß kein Interesse darbieten würde.

Abneigung der Amerikaner gegen Bäume. Grund macht in seiner Aristocracy in America die Bemerkung, daß die Amerikaner (doch wohl nur die eigentlichen Yankees) eine seltsame Abneigung gegen Bäume und Stauden jeder Art haben, und daß eine mit Gras angesäete weite Fläche in ihren Augen das Ideal einer Landschaft ist. Sie sehen in ihrem Eifer für Civilisation Bäume als ein Merkmal der Barbarei an, und rotten sie aus, wo sie solche finden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 327.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

23 November 1839.

Bruchſtücke zur Statiſtik von Ungarn.

(Von J. G. Eisner.)

Die Städte und das Poſtweſen in Ungarn.

Drei Kategorien gibt es, in welche die ungariſchen Städte zu bringen ſind. Nämlich es gibt königliche Freiſtädte, Kronſtädte und Mediatſtädte. Erſtere ſtehen unmittelbar unter der Regierung, und haben auch ihren Abgeordneten beim Landtage, die zweiten, in der Zips gelegenen, bilden ſich ein noch größeres Vorrecht ein, indem ſie zwar keinen Abgeordneten haben, jedoch mit allen ihren juridiſchen und polizeilichen Angelegenheiten nicht unter einem Comitate und deſſen Gericht ſtehen, ſondern ihre eigene innere Staatsverwaltung haben, und in allen ihren Angelegenheiten unmittelbar an die Krone (den König) recurriren. Es ſind deren bekanntlich ſechzehn, und Igló oder Neudorf iſt der Hauptort, wo ihre oberſten Beamten wohnen und gewählt, und wo alle Verſammlungen der Deputirten aus allen ſechzehn Städten gehalten werden. Mehrere dieſer Städte ſind wahre Neſter, und ſo verfallen, daß man ſich eines beängſtigenden Gefühls nicht entſchlagen kann, wenn man durchreiſt; und dennoch haben ihre Bürger ganz den Stolz der ehemaligen Bürger der deutſchen freien Reichsſtädte. Die königlichen Freiſtädte ſind die beſten, und meiſtentheils auch die wohlhabendſten im Lande, und man muß erſtaunen, wenn man hört, daß ſie alleſammt (irre ich nicht, einige dreißig an der Zahl) nur einen einzigen Abgeordneten beim Landtage haben, während jeder Comitat deren zwei, und außerdem noch den Obergeſpan dabei hat. Das in der gegenwärtigen Zeit ſo beſonders widerſinnig Hervortretende wird es noch mehr, wenn man z. B. die kleinſten Comitate, wie den Tornaer mit 20,000 Seelen und den Turoczer mit 40,000 Seelen annimmt, und ſie mit ihren drei Vertretern den ſämmtlichen Freiſtädten, die nur Einen haben, gegenüberſtellt, und bedenkt, daß zu dieſen Städten auch die Weltſtadt Peſth mit 80,000 Einwohnern, mit ihrem Großhandel und ihrer Gewerbthätigkeit gehört.

Die Mediatſtädte ſtehen alle unter der Botmäßigkeit der Herrſchaften, zu denen ſie gehören, und da ihnen alle Freiheit mangelt, welche zum Emporkommen von Handel und Gewerbe erforderlich iſt, ſo darf man ſich nicht wundern, daß ſie alle mehr oder weniger das Anſehen von großen, volkreichen Dörfern behalten. Was ihr Emporblühen noch mehr hindert, iſt der Umſtand, daß viele derſelben, gleich den Dörfern, unter mehreren Herren ſtehen, deren verſchiedene Intereſſen ſich durchkreuzen, und die Ausführung jeder Gemeinnützigkeit hindern. In dieſer Zurückſetzung der Städte liegt ein Hauptgrund, daß Handel und Gewerbe in Ungarn ſo ſchwer aufkommen und keinen großartigen Aufſchwung nehmen können. Dazu kommt aber noch das über alle Vorſtellung mangelhafte Poſtweſen. Erſt ganz kürzlich hat Peſth eine Haupt-Poſterpedition bekommen, und früher konnte man kein Geld von hier abſenden, oder hier empfangen, ſondern alles mußte bei dem Poſtamte zu Ofen aufgegeben und abgeholt werden. Man vergleiche damit das Poſtweſen in England oder in Preußen.

In den kleinern Städten, die nicht gerade an einer Hauptſtraße liegen, ſind gar keine Poſtämter, und man muß die Briefe und was man ſonſt mit der Poſt befördert haben will, mit beſondern Boten zu einer Poſterpedition, die oftmals viele Meilen entfernt iſt, ſchicken. Nach all dem kann man ſich einen Begriff machen, wie es auf dem Lande in den Dörfern iſt. Dort lebt man in der That ſo unbekannt mit der übrigen Welt, daß man oft nicht weiß, was in der Nähe vorgeht, und vom Auslande nimmt der gemeine Mann gar keine Notiz. Nur die Cavaliere (d. i. die größern adeligen Grundbeſitzer) halten Zeitungen, unter allen aber vorzugsweiſe die Allgemeine Zeitung, und bleiben auf dieſe Art mit der übrigen Welt in Verbindung.

Die königlichen Freiſtädte, ſo wie die 16 Kronſtädte haben ihre eigene, unabhängige Stadtverwaltung, und ihre Magiſtrate haben die ausübende Gewalt, ſo wie die Mitglieder derſelben ſämmtlich die Vorrechte des Adels genießen. Viele derſelben ſind ohnedieß adelig. Ehrfurchtgebietend ſind die Sitzungen dieſer Magiſtrate in den größern Städten, wie z. B. in Peſth. Die wachestehenden Soldaten präſentiren vor jedem Mitgliede das Gewehr, eine Menge Diener ſtehen an der Thür und verrichten im Nu jeden Auftrag. Oben am Tiſch, der auf

einer Estrade steht, sitzen die Bürgermeister und Senatoren, und unten und an den Seiten das schreibende und expedirende Personal. Man glaubt im alten Rom zu seyn, wenn man dieß Alles sieht und mustert.

Die Bürger der königlichen Freistädte genießen ebenfalls eine Menge der Vorrechte des Adels, wie unter andern die Befreiung von allen Wegmauthen, nur müssen sie sich behufs derselben mit einem Certificate ihrer Magistrate versehen. Da bekanntlich in ganz Ungarn keine Auflagen und Taxen bezahlt werden, so haben auch die Bürger in den Städten volle Freiheit, ohne weiteres ein Gewerbe zu treiben, welches sie wollen, nur versteht es sich von selbst, daß sie als Bürger zu allen städtischen Lasten und Abgaben gezogen werden.

Der Zaubermüller.

(Schluß.)

Ich war 19 Jahre alt, als ich den Lehrcurs in der Landmesserschule vollendete, und gleich aus der Schule in das Gouvernement N . . . geschickt wurde, um die Grundstücke der Kronbauern auszumessen. Stellt euch vor, wie es mir war, in meinem neunzehnten Jahre gerade aus der Hauptstadt in ein kleines, entlegenes Dörfchen, in eine enge Bauernstube mit rauchigem Ofen und schmierigem Boden versetzt zu werden, wo es von Ungeziefer und kleinen Kindern wimmelte. Meine Herren! seitdem sind fast 40 Jahre verflossen, Sie sind gewöhnt, mich mit diesem grauen Kopfe und diesem dicken Bauche zu sehen, und mich als einen gesetzten, kaltblütigen Mann zu betrachten, aber vor 40 Jahren war ich ein schlanker Bursche, in meiner Brust schlug ein glühendes Herz, und in meinem Kopfe spukte etwas, dem ich damals keinen Namen zu geben wußte, — Ihre jetzigen rosigen Phantasien!

Rings um das Dorf war auf 15 Werste weit nichts als Wald und Sumpf, durch den ich keine gar zu angenehmen Spaziergänge mit dem Astrolabium und der Meßkette machen mußte. Aber die Jugend! ich ging oft 7 Werste weit in einem fort über Stock und Stein, durch Gräben und Morast, ohne Müdigkeit zu fühlen. Aber die durch die Einförmigkeit erzeugte Langeweile war so arg, daß es mich jetzt noch schüttelt, wenn ich daran denke. Nur Eine Abhülfe gab es dagegen, — ich ging nach der Mühle. Diese stand eine halbe Werst vom Dorfe, an einem rasch dahin fließenden Bache. Sie lächeln, und glauben vielleicht, es handle sich von einer niedlichen, artigen Müllerstochter, — aber nein, mein Antonytsch war unverheurathet, er hatte kein hübsches Töchterlein, dagegen einen aufgeweckten Kopf und eine fertige Zunge. Er erzählte mir Mährchen und wahre Begebenheiten, und hörte gern von unsern Petersburgischen Schulen reden, mit Einem Worte, ich konnte mit ihm mich unterhalten, und in meiner damaligen Einsamkeit war dieß keine kleine Sache. Jeden Tag ging ich zu ihm, und oft auch besuchte er mich. Wir bewirtheten einander mit Thee, und ich ihn manchmal mit Branntwein, den ich selbst nie trank. Damals war der Thee auf dem Lande noch nicht so allgemein im Gebrauche, wie jetzt, aber ich erhielt ihn pfundweise und theilte mit Antonytsch.

Etwa drei Wochen waren verflossen, seit ich mich in dieser unbekannten Ecke des Gouvernements N . . . niedergelassen. Anfangs betrachteten mich meine Hausleute ganz scheu, aber bald gewöhnten sie sich an mich, so daß, als ich einmal spät Abends aus der Mühle nach Hause kam, meine Hausfrau in einem Anfalle von Offenherzigkeit oder Schwatzhaftigkeit zu mir sagte: „Aber, Herr, — mußt du mit Antonytsch umgehen?"

„Warum?" entgegnete ich, über die unerwartete Frage erstaunt.

„Du weißt, es gibt ein Sprüchwort: sage mir mit wem du gehst . . . und siehe . . .

„Ist Euer Müller kein ehrlicher Mann? Ich bin doch alle Tage mit ihm zusammen, und ich versichere Euch, gute Frau, ich habe nichts Schlimmes an ihm bemerkt."

„Mag seyn, aber er steht in schlechtem Rufe."

„Ist er etwa ein Zauberer?" fragte ich lachend, da ich des Volksaberglaubens gedachte.

„Du mußt nicht lachen! Alle Welt sagt von ihm, er habe Umgang.... Du weißt." Mit diesen Worten bekreuzigte sie sich.

Wirkte nun die Ueberzeugung, mit der die Frau sprach, auf mich ein, oder verlockten mich meine eigenen Ansichten von der Möglichkeit eines Umgangs mit Geistern — Ansichten, die ich dem Lesen Eckartshausens verdanke, den jetzt Niemand mehr liest — genug, meine jugendliche Einbildungskraft ward durch den seltsamen Zufall entzündet, und der Gedanke, daß mein Freund, der Müller, vielleicht wirklich ein Zauberer sey, ließ mir die ganze Nacht keine Ruhe. Mit den Bewohnern der unsichtbaren Welt in Verbindung zu seyn, über Geister zu gebieten, höher als gewöhnliche Menschen zu stehen — das wäre eine gar schöne Sache gewesen. Mit Ungeduld erwartete ich den Aufgang der Sonne, und sobald es Tag war, ging ich zum Müller.

Der kluge Alte merkte augenblicklich, daß ich nicht in meiner gewöhnlichen Stimmung sey, und fragte: „was ist dir, Alexander Iwanowitsch?" Ich platzte ohne alle Umschweife geraden Weges heraus: „ist es denn wahr, Alter, daß du ein Zauberer bist?"

Der alte Mann sah mich unter den grauen, herabhängenden Augenbrauen hervor scharf und durchdringend an, strich dann seinen langen, weißen Bart, schwieg eine halbe Minute, und sagte endlich: „willst du denn, Herr, auf jedes alberne Geschwätz hören."

Antonytsch war somit durch eine scherzhafte Wendung ausgewichen, und ich hatte nichts erfahren. Aber den Gedanken, daß er wirklich ein Zauberer sey, daß ich früher oder später sein Schüler seyn, und wie Aladdin in Tausend und Einer Nacht die Lampe führen würde, brachte keine scherzhafte Wendung mir aus dem Kopfe. Hiezu kam noch die jugendliche Vorneigung zu allem Uebernatürlichen, und die alten Ammenmährchen, von denen ich aus meiner Kindheit her wußte, daß es wirklich Zauberer auf dieser Welt gebe, und daß sie nicht sterben, ohne einem andern ihre Wissenschaft mitgetheilt zu haben. Seit

dieſer Zeit ſprach ich mit Antonytſch bei jeder Zuſammenkunft faſt von nichts Anderm, als von Zauberei, und er ſchien mir aufmerkſamer und immer aufmerkſamer zuzuhören. Einmal kam ich am frühen Morgen zu dem Müller, den ich in tiefe Gedanken verſunken, auf einem großen, mit Schimmel bedeckten, halb in die Erde geſunkenen Stein hart am Ufer des Baches nahe an der Stelle ſitzen ſah, wo mit Geräuſch das vom Waſſer fortgeſtoßene Rad ſich drehte, daß der Schaum bis zum Müller hinflog, und ein feuchter Staub auf ſeinem kahlen Haupt ſich lagerte. Ein ſtarker Wind lüftete ſeinen aufgeknöpften weißen Kittel, und trieb ſeinen langen, bis auf den Gürtel reichenden Bart hin und her. Ich geſtehe, in dieſem Augenblick kam es mir ſehr natürlich vor, ihn für ein außerordentliches Weſen zu halten! Ich ſtand zwei Schritte von ihm, und er bemerkte mich immer noch nicht.

„So tief in Gedanken, Alter," begann ich endlich, und klopfte ihn auf die Schulter. Der alte Mann erhob ſich raſch in ſeiner ganzen Länge — er war ſehr groß — trat einen Schritt zurück und ballte die Fauſt, ſobald er aber mich erkannte, ſagte er: „Puh! ich hätte nicht ſo erſchrecken ſollen! kommt, Alexander Iwanowitſch, ins Ofenzimmer!"

Die Magd wärmte das Waſſer in dem kupfernen Theekeſſel; wir tranken Thee zum Imbiß, und kamen allmählich ins Geſpräch: „Vergebens, Antonytſch, verbirgſt du dich vor mir; ich weiß es gewiß, du biſt kein gewöhnlicher Menſch .... wenn du wollteſt, könnteſt du auch mich unterrichten."

„Unterrichten? Vielleicht willſt du lernen, was ich, wie die Leute ſagen, gewiſſermaßen weiß. — Möglich, daß ich auch etwas verſtehe — vielleicht willſt du etwas aufſchnappen."

„Wie das? ich wünſche ſehnlichſt, daß du mich lehreſt, was du weißt — ach, Antonytſch, ich ſehe wohl, du liebſt mich nicht, du willſt mir nicht die Freude machen ...."

„Eine ſchöne Freude, Herr! Du wirſt zittern ...."

„Wer? .. ich? ... ich zittern .... nichts in der Welt ſoll mich erſchrecken .... käme der Teufel ſelbſt, käme ...." Ich prahlte dermaßen, daß ich ſelbſt an meine Furchtloſigkeit glaubte. Es iſt eine bekannte Sache: im neunzehnten Jahre hat es mit einem ſolchen Prahlen nicht viel auf ſich. Zudem lüſtete mich nach Aladdins Lampe, und um dieſe zu erlangen, fühlte ich eine unendliche Herzhaftigkeit und Kraft in mir.

„Sprichſt du wirklich wahr, oder ſcherzeſt du nur?" fragte der Alte, indem er durchbohrende Blicke auf mich richtete.

„Hier iſt nicht zu ſcherzen," erwiederte ich, „unterrichte mich, Antonytſch, ich bitte dich."

„Geh jetzt nach Hauſe, und komme gegen Abend zu mir. — Wir wollen dann ſehen! ..."

Ich will Sie nicht langweilen, meine Herren, mit der Aufzählung der Ideen, die ſich mir in Erwartung der ſehnlich gewünſchten Dunkelheit durch den Kopf drängten. Endlich begann die Sonne ſich zu ſenken, und ich ging nach der Mühle. Mein Herz ſchlug heftig, ob vor Furcht, die ich mir aber nicht geſtehen wollte, oder aus einem andern Gefühle, das jede Erwartung von etwas Außerordentlichem begleitet, will ich nicht entſcheiden. Es war September; graue Wolken zogen am Himmel hin, ein feiner Regen rieſelte herab, ein ſcharfer Wind pfiff in den Fichten und Tannen des nahen Waldes. Die Bäume ſchwankten und knarrten, und der dumpfe Schlag des Mühlrades ſchallte weithin in der Dämmerung. Ich werde dieſen Abend nie vergeſſen.

Antonytſch kam mir am Wehr entgegen.

„Ach! ſo kommſt du doch, Herr! biſt du nicht andern Sinnes geworden?"

Ich verſicherte den alten Mann lange meines feſten Willens, lange rieth er mir ab, den furchtbaren Dingen, wie er ſagte, nahe zu treten, endlich aber von meinem feſten Entſchluß überzeugt, ſagte er: „Nun, wenn du willſt, ſo ſey es. Folge mir."

Wir gingen hinab dem Bach entlang nach der Badſtube. Vor derſelben angekommen, ſuchte der Müller nochmals mich auf andere Gedanken zu bringen, und gab mir noch einmal zu bedenken, ob ich in meinem Entſchluſſe feſt ſey.

„Feſt, feſt," ſagte ich, fühlte aber bereits, ich weiß ſelbſt nicht wie, meine Knie zittern, und eiskalt überlief es mich.

„Nun, Herr, fürchte dich nicht, es geſchieht dir kein Leid; thue alles, was ich dir ſage, und fürchte dich nicht."

Wir traten in die Badſtube. Die Sonne war eben am Untergehen, und in der Badſtube war es noch ziemlich hell, ſo daß man die Gegenſtände deutlich unterſcheiden konnte. Uebrigens bemerkte ich nichts Beſonderes darin; es war eine einfache ruſſiſche Badſtube mit der ſchwarzen Kamenka. *)

„Kleide dich aus," ſagte der Müller.

Ich kleidete mich aus, und behielt nur das Hemd an.

„Zieh auch das Hemd aus." Ich zog es aus.

„Gut ... nun fürchte dich nicht, es geſchieht dir kein Leid," ... fuhr er halb flüſternd fort, indem er ſich hinter mich ſtellte. Dann ſagte er laut: „Hier iſts!"

Bei dieſem Worte ſprang unter der Kamenka ein Froſch hervor, ein gewöhnlicher, grüner Froſch, und ſetzte ſich auf den Boden gerade mir gegenüber.

„Fang an," ſchrie der Müller.

Der Froſch fing an ſich aufzublaſen, und den Mund aufzuſperren. Mir ſchwindelte bereits der Kopf, und es dunkelte mir vor den Augen, indeſſen, ich ſchwöre es Ihnen, ſah ich, wie der Froſch immer größer und größer wurde, immer breiter und breiter riß er den Rachen auf, und ſiehe da — die untere Kinnlade lag am Boden, die obere ſtieß an der Decke an.

„Steig hinein," ſagte mir der Zauberer.

Ich war völlig weg, und wenn ich auch gewollt hätte, ſo hätte mir doch die Kraft gefehlt, mich von der Stelle zu rühren.

„Steig hinein," ſchrie er mit entſetzlicher Stimme. ... Ich wälzte mich bewußtlos am Boden.

Ob wenig oder viel Zeit verfloß, während ich ſo ohne Beſinnung da lag, was in dieſer Zeit mit mir vorging, erinnere ich mich nicht. Als ich die Augen aufſchlug, lag ich auf dem Bette des Müllers, und er ſelbſt ſtand vor mir mit einem Glaſe Waſſer, in das er etwas hineinzuſcheln.

*) Dieß iſt die Stelle, wo die Backſteine glühend gemacht und dann mit Waſſer begoſſen werden, um Dampf zu erzeugen.

„Da, Herr, trink,“ sagte er zu mir, und reichte mir das Wasser, nachdem ich kaum die Augen aufgeschlagen hatte.

Ich trank es aus, war völlig hergestellt und stand auf.

„Du wärest nicht mehr am Leben, Alexander Iwanowitsch, wenn ich nicht dein Gastfreund wäre,“ murmelte Antonytsch finster. „Aber höre! Wo du auch seyn magst, nah oder fern, wenn du, so lange ich lebe, irgend etwas von dem, was vorging, erzählst — merke dir, du magst nah oder ferne seyn — so drehe ich dir den Hals um.“

Ich gab ihm die bündigsten Versicherungen, daß ich in keiner Weise etwas herausplappern würde. Er erschien mir so furchtbar, daß ich dieß Versprechen hielt, gleichviel, ob er den Gedanken gehabt hätte, seine Drohung zu erfüllen. Wider Willen muß ich dieß versichern. Und seit dieser Zeit, meine Herren, sind nahe zu 40 Jahre verflossen, und dieß ist das erste Mal, daß ich mich entschloß, den Vorfall zu erzählen. Antonytsch muß lange todt seyn. Der Vorfall mag Sie überzeugen, daß es Dinge gibt, die weder Sie noch ich zu erklären im Stande sind, die aber nichtsdestoweniger doch existiren.

Chronik der Reisen.

Expedition der Recherche.

(Aus dem Journal du Havre.)

Die Corvette Recherche, Commandant Fabvre, die im Junius vergangenen Jahres von Havre auslief, um in den Norden eine wissenschaftliche Reise zu machen, ist in unsern Hafen wieder eingelaufen. Wir waren so glücklich, uns über ihre Expedition folgende Berichte, die wir uns unsern Lesern mitzutheilen beeilen, zu verschaffen:

Die Recherche nahm nach ihrer Abfahrt von Havre ihre Richtung gegen die Faröer, deren astronomische Lage festgestellt worden ist. Während ihres kurzen Aufenthalts zu Thorshavn, der Hauptstadt dieser Inseln, konnte man auch einige Untersuchungen über die geologische Beschaffenheit anstellen, und einige Notizen über den Handel, die Industrie und die einfachen und gastfreundlichen Sitten der Bewohner dieser von Bäumen entblößten und den Stürmen zweier Meere, die sich daran brechen, und deren Gränzen sie mit Schettland und Island bilden, preisgegebenen Inseln sammeln.

Die Expedition verließ Thorshavn am 1 Julius, kam am 12 zu Hammerfest an, und begann nach einigen Tagen Ruhe die Fahrt nach Spitzbergen. Die Insel Cherie (Sorde?), die im vergangenen Jahr auf einen Umfang von 10 Lieues von einer undurchdringlichen Eismasse umgeben war, war diesesmal zugänglich. Die Recherche landete an der Küste, wobei man im Stande war, ihre geographische Lage zu bestimmen, und zu Land für die Wissenschaft sehr interessante geologische Untersuchungen anzustellen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß ein längerer Aufenthalt gestattet hätte, dieselben noch weiter auszudehnen; allein diese Insel ist beinahe ganz unzugänglich, und der Nebel und Wind zwangen öfters die Fahrzeuge, die wegen des Robbenfanges dahin gefahrnen Fischer daselbst zu verlassen.

Von der Insel Cherie aus segelte die Recherche in einen der Häfen im Norden von Spitzbergen. In Folge des fortwährend entgegengesetzten Windes, Schnees und der Nebel konnte sie erst am 31 Julius den 80sten Grad der Breite erreichen, und sofort in der Madeleine-Bay sich vor Anker legen.

Während des Aufenthalts auf dieser Rhede, wo das Schiff fortwährend von ungeheuren Eisstücken umgeben war, besuchte die Schiffsmannschaft den Ankerplatz von Smeerenberg und die Hacluyts-Spitze, das nordwestliche Ende von Spitzbergen. Trotz des anhaltenden Schnees nahmen die Hydrographen den Plan der Madeleine- und Hamburg-Bay auf, auch wurden von den an Bord befindlichen Officieren und einigen Mitgliedern der wissenschaftlichen Commission von Viertelstunde zu Viertelstunde und zehn Tage nacheinander zu Land magnetische und meteorologische Beobachtungen angestellt. Jeder beschäftigt sich damit, die im Programm für die Expedition vorgeschriebenen Untersuchungen anzustellen.

Es war kein Schiff in diesen Strichen zu sehen. Die wenigen Fischer, welche an diese Küsten kommen, hatten sich im Süden der Insel aufgehalten. Viele Gräber zeugen von der Anwesenheit von Schifffahrern, welche früher zum Wallfischfang bis hieher gekommen waren. Auf einer der Spitzen der Madeleine-Bay befinden sich noch über zweihundert solcher Grabhügel, und die ungeheuren Felsen waren nicht immer im Stande, die fleischfressenden Thiere vor den Leichnamen dieser Menschen zurückzuhalten, die auf diesem schauderhaften Boden eine Laufbahn endeten, die ohne Zweifel von Mühseligkeiten und Anstrengungen erfüllt war, von denen wir unter unserem glücklichen Himmelsstrich uns keine Vorstellung machen können. Der Anblick dieser Gräber erhöhte noch das traurige Aussehen dieser mit Schnee bedeckten und von ewigen Eismassen umgebenen Küsten, wo das Daseyn von Erde nur durch die flachen sandigen Ufer, an denen sich das Meer bricht, und durch die Gräten der Berge, die zu rauh und zu spitzig sind, als daß sich der Schnee an denselben festhalten könnte, bezeichnet ist.

Am 18 August nach beendigten Arbeiten verließ die Recherche Spitzbergen, und erhielt Nachricht, daß das beständige Eis, das sich in dieser Jahreszeit mit dem Lande vereint, schon feststehe. Die Rückfahrt wurde zur Bestimmung eines Theiles der höchsten Spitzen der westlichen Küste der Insel verwendet, und zugleich wurden die in der Madeleine-Bay gemachten Beobachtungen mit den obigen vereinigt. Auf dieser mühseligen Fahrt segelte die Recherche, wie im verflossenen Jahre, beständig allein.

Am 29 August verließen die Mitglieder der wissenschaftlichen Commission die Recherche, um ihre Rückkehr nach Lappland anzutreten. Der Abschied war nach den gemeinschaftlich ausgestandenen Mühseligkeiten und Gefahren schmerzlich.

Auf ihrer Rückfahrt nach Frankreich besuchte die Recherche Bergen, Mandal und Christiania. Ihre Anwesenheit in diesen Häfen, in die noch kein französisches Kriegsschiff eingelaufen war, machte eine sehr günstige Wirkung, und lange Zeit bewahrten die Officiere am Bord die Erinnerung an die wohlwollende und herzliche Aufnahme, die ihnen daselbst zu Theil geworden.

Die Mannschaft des Schiffes zeigte sich fortwährend der von ihr bei einer so schwierigen Reise gehegten Erwartungen würdig; trotz der beständigen Feuchtigkeit, die unter diesen hohen Breiten herrschte, war der Gesundheitszustand vollkommen gut; wahrscheinlich verdankt man dieß den wollenen Kleidern und andern durch die Sorgfalt der Regierung für diese besondere Expedition an Bord gebrachten Gegenständen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 328.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

24 November 1839.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Perſien.

Rückreiſe nach Tebris. — Fall des Kaimakam. — Die Peſt. — Rückkehr nach dem Araxes.

Mohammed Schah wollte die Krone ſeinen Nachkommen ſichern, zugleich den Grund zu einer geſetzmäßigen Thronfolge legen, und erklärte deßhalb ſeinen vierjährigen Sohn Naſired-din Mirza zum Nachfolger. Der Firman hierüber wurde nach Tebris geſchickt, wo der junge Prinz ſich befand, und da ich ein großer Liebhaber von ſolchen Schauſtellungen (Temaſcha) war, reiſte ich ohne Verzug aus Teheran ab, wo ich auch in der That nichts mehr zu thun hatte. Ich hatte alles geſehen, was möglich war; mit dem Eintritte der Hitze ſchüttelte mich das Fieber, und ſomit erforderte es die Vorſicht, Teheran zu verlaſſen, und nach Tebris zu gehen, um zu ſehen, was dort bei Gelegenheit der Ernennung des „Weliegda" (Thronfolgers) vorgehe. Es bot ſich mir eine ſchöne Gelegenheit zur Abreiſe: der ruſſiſche Geſandte ging gleichfalls nach Tebris, ich ſchloß mich ſeinem Gefolge an, und ſo ging es fort.

Unſer alter Bekannter, Ali Khan, hatte aus beſonderer Neigung zu den Ruſſen ſich die Erlaubniß ausgewirkt, der Mihmandar des ruſſiſchen Geſandten zu ſeyn. Mihmandars nennt man in Perſien die Leute, welche angeſehenen Perſonen vorausreiſen, um für Nachtlager, Proviant und Fourrage zu ſorgen. Solche Leute haben gewöhnlich einen ſchriftlichen Befehl von der obern Behörde bei ſich, in Folge deſſen jede Stadt und jedes Dorf, wo der hohe Reiſende anhalt, ihm eine beſtimmte Menge Hühner, Eier, Hämmel, Butter, Holz, Gerſte u. ſ. w. liefern muß. Abgeſehen von der unbegränzten Anhänglichkeit Ali Khans an die Ruſſen floß ſein Wunſch, der Mihmandar des ruſſiſchen Geſandten zu ſeyn, auch aus andern nicht minder wichtigen Urſachen, namentlich aus financiellen Rückſichten. Erſtens erhält ein Mihmandar für ſeine Mühe gewöhnlich ein reichliches Geſchenk, und zweitens bezahlen die Ruſſen alles, was man ihnen in Städten und Dörfern liefert, ſtets in baarem Gelde; der Mihmandar aber erhebt kraft des geſchriebenen Befehls, den er bei ſich hat, alles unentgeltlich, gibt Niemand einen Groſchen, und ſteckt die ruſſiſchen Ducaten in ſeine weiten Taſchen.

So machten wir uns an einem ſchönen, d. h. an einem heißen Tage gegen Ende Aprils, nachdem wir ein tüchtiges Frühſtück bei dem engliſchen Geſandten eingenommen, auf den Weg. Ali Khan, der ſeine alten Knochen ſchonen wollte, ritt zu größerer Bequemlichkeit nicht auf einem Pferde, ſondern auf einem Maulthiere. Am dritten Tage nach unſerer Abreiſe nahmen wir unſer Nachtlager in Kiſchlok. Unſere Zelte wurden aufgeſchlagen, wir ſetzten uns in denſelben nieder, tranken Thee, und rauchten aus orientaliſchen und europäiſchen Pfeifen nach Herzensluſt; draußen vernahm man das leichte Geraſſel der glühenden Kohlen, und über ihnen briet an einem eiſernen Spieß eine ſaftige Schiſchlyk. Die Pferde fraßen ihre Gerſte, die Kamele knurrten zufrieden an ihrem Futter, mit Einem Worte, Alles befand ſich wohl. Die Sonne ſank nieder, die Abendröthe entflammte den Himmel, und in der Luft war eine eigenthümliche Wärme, als ſolle man ſich dem lockenden Keif nicht zu ſehr überlaſſen. In ſolchen Augenblicken kann man aber der Verſuchung nicht widerſtehen. Gerade wollte ich das Zelt des Geſandten verlaſſen, und mich in das meinige begeben, um den Keif in vollem Maaße zu genießen, als plötzlich meine glänzenden Plane in Trümmer gingen. Die Thüre des Zeltes that ſich auf, und an derſelben erſchien die runzlichte Fratze Ali Khans, die von einem ungewöhnlichen Ausdrucke belebt war.

„Was gibt's Neues?" fragte ihn der Geſandte durch den Dolmetſcher.

„Es iſt," erwiederte der Khan, indem er eilfertig die Pantoffeln abnahm, und ins Zelt trat, „ſo eben ein Courier aus Teheran angekommen mit einem Brief vom Weſir, und einer Zuſendung für den Weliegda vom Schah."

„Was ſendet denn der Schah ſeinem Sohne?"

„Was ich nicht meinem Ferraſchen ſchicken möchte. Wallah, Se. Majeſtät hat das Geſchenk nicht geſehen; das iſt ein Schelmſtreich von dem Satansſohne, dem Kaimakam."

„Wovon ſprecht Ihr denn, ich verſtehe Euch nicht, was für ein Geſchenk?"

„Wollt Ihr nicht selbst sehen und urtheilen.“ Mit diesen Worten befahl Ali Khan seinem Diener, einen Bündel herbeizubringen, öffnete ihn selbst, und zeigte uns ein „Khelat“ (Ehrenkleid) und einen Dolch, die der Schah seinem Sohne bei Gelegenheit seiner Ernennung zum Thronerben geschenkt hatte. Dolch und Kleid zeigten sich wirklich als unbedeutend: die Steine am Dolch waren schlecht, platt, farblos, und verdienten keineswegs den Namen kostbarer Steine. Das Kleid war aus ziemlich schlechtem Goldstoff zusammen genäht. Ich war in meinem Herzen mit Ali Khan völlig einverstanden, daß diese Geschenke allzu ärmlich für einen persischen Thronfolger seyen, namentlich wenn man an den Reichthum dachte, in welchem der Kaimakam und seine Söhne schwammen. Ali Khan setzte jetzt sein früheres Thema mit Variationen fort.

„Der Hundssohn,“ sagte er von dem Kaimakam, „wie wagt er es, die Zuflucht der Welt so niedrig zu betrügen, fürchtet sich dieser abscheuliche Mensch nicht, daß der Schatten Allahs auf Erden einmal befiehlt, ihm seinen hirnlosen Kopf vor die Füße zu legen. Möchte doch irgend ein ehrlicher Mann das Grab nicht nur seines Vaters, sondern auch seiner Vorväter bis ins zwölfte Glied verunreinigen.“

„Mein lieber Khan,“ erwiederte ich ihm, „Ihr habt nun genug gegen diesen armen Kaimakam vorgebracht, und wie es scheint, schon über das Maaß gegen ihn losgezogen.“

„Ueber das Maaß! Ihr wißt noch nicht Alles, ich will es Euch aber erzählen. Wartet ein wenig, und Ihr sollt andere Dinge hören, die nicht besser sind. Ihr wißt, als wir Teheran verließen, sagte mir der Schah, er wolle zur Belohnung für den ausgezeichneten Eifer dem geehrten Emir Nizam, der seit dem Aufbruch Se. Majestät aus Tebris Aderbeidschan so vortrefflich verwaltete, daß in der ganzen Provinz nicht die geringste Unruhe, oder sonst ein Grund zur Unzufriedenheit war, einen mit kostbaren Steinen besetzten Dolch verleihen, und diesen Dolch mir einhändigen, um ihn dem alten, hochgeehrten Emir Nizam zu übergeben. Als ich dieß hörte, schickte ich sogleich einen besondern Boten mit einem Brief an meinen Freund ab — denn Ihr wißt, der Emir Nizam ist mein vertrauter Freund — und benachrichtigte ihn darin von dem neuen Zeichen der Gnade des Schahs. Ich erhielt aber den Dolch bei meiner Abreise nicht; der Kaimakam sagte mir, er sey in der Arbeit bei einem der ersten Meister in Teheran, und ich würde ihn auf dem Wege zugleich mit den für den Weliegda bestimmten Sachen erhalten. Nun sind diese elenden Geschenke für den Thronfolger angekommen, der Dolch meines Freundes aber nicht, und ich höre keine Spibe davon. Urtheilt nun selbst, ist das kein Teufelssohn, dieser Kaimakam, wenn er es wagt, dem Willen Sr. Majestät des Padischah ungehorsam zu seyn, und ehrliche Leute so frech zu betrügen. Was soll ich nun thun? soll ich mich meinem Freund, dem Emir, vorstellen mit einem schwarzen Gesicht? Er wird mich einen Lügner nennen. Wie soll ich mich entschuldigen? Der Emir wird mich für einen Dummkopf, für einen einfaltigen Jungen halten, der den Worten des bekannten Lügners und Betrügers, des Kaimakam, getraut habe? Das ist schrecklich! Wallah! Billah! Wenn der Kaimakam hier wäre, ich würde ihm den Bart ausraufen, und ihn den Hunden hinwerfen.“

Ich weiß nicht, wie lange noch die Klagen und Verwünschungen Ali Khans, die gleich einer raschen, lebendigen Quelle aus seinem Munde strömten, fortgedauert hätten, wenn nicht die Stunde des Gebets geschlagen hätte. Sein Diener trat herein, und zeigte ihm an, daß es Zeit zum Gebete sey, und daß in Kischlok der Mullah bereits zum Gebete gerufen habe. Unser Nasaktschi-Baschi trat aus dem Zelt, hörte aber nicht auf in den Bart zu brummen, und Allah und den Propheten um Hülfe anzurufen. Das Gebet schien ihn indeß zu stärken und einigermaßen zu trösten, denn nach einiger Zeit trat er, da er von dem Gesandten zum Abendessen eingeladen worden war, wieder in das Zelt und sprach kein Wort mehr von dem Kaimakam. Vielleicht hielt er die Ausbrüche seines Zorns zurück, um nicht zur Essenszeit in Aufregung zu gerathen, und dadurch die Verdauung zu stören.

Am andern Morgen machten wir uns früh auf den Weg, und kamen bis um 6 Uhr Abends nach Kaswin. Der Prinz-Gouverneur, der zeitig benachrichtigt worden war, daß der russische Gesandte noch an diesem Tage in der Stadt eintreffen werde, schickte ihm einige angesehene Leute entgegen, an deren Spitze sich sein Wessir, Namens Kuli Khan, befand. Diese Herren erwarteten den Gesandten sechs Werste von der Stadt. Außer ihnen befanden sich unter den Entgegenkommenden die Kedchodas (Aeltesten) der umliegenden Dörfer, Ferraschen mit langen Stäben, und die Polizei mit einer Art von Schilden. Der Polizeimeister bot dem Gesandten mit einem tiefen Bückling eine Schüssel mit Zucker und Zuckerkand an.

Man quartierte uns in dem zum Palast des Prinzen gehörigen Garten, in einem von Tamas Schah erbauten Lusthause ein. Kaum hatten wir uns darin eingerichtet, als man uns im Namen des Prinzen eine Menge Confect von allen möglichen Formen und Geschmacken, so wie Gefrornes, brachte. Hier ist zu bemerken, daß die Vornehmen, welche dem Gesandten entgegengegangen waren, es für ihre Pflicht ansahen, ihn bis zu der ihm angewiesenen Wohnung zu begleiten, wo sie eingeladen wurden mit einzutreten. Dieß geschieht jetzt immer. Man muß Thee trinken, was kein unbedeutender Umstand ist, weil der Wesir es für seine Pflicht hält, die Honneurs zu machen, der Gesandte aber sich schon als zu Hause betrachtet, und seine Gäste bewirthen will. Bei solchen Gelegenheiten springen die beiderseitigen Diener, wie man sagt, fast aus der Haut, um mit ihrem Thee den andern zuvorzukommen. Dieser Eitelkeitsstreit endigt gewöhnlich damit, daß der Thee des Gesandten schon herumgereicht wird, wenn die Perser sich noch bedenken, wie die Sache anzustellen sey, sich besprechen, der eine nach dem, der andere nach jenem greift, und darüber rasend werden, daß die feindliche Seite die Oberhand erhalten hat. Solche Manövres kamen auch in Kaswin vor.

Gegen 7 Uhr Abends begaben wir uns zum Mittag- oder Abendessen, wie man will, nach der Wohnung des Prinzen-

Gouverneurs. Der Palaſt war ſchön, das Abendeſſen ziemlich geſchmackvoll; doch iſt zu bemerken, daß Se. Hoheit uns nach europäiſcher Weiſe bedienen wollte, d. h. das Eſſen wurde nicht auf den Boden, ſondern auf den Tiſch geſtellt. Meſſer und Gabeln entlehnte man dazu bei dem Geſandten. Der Prinz ſaß mit uns am Tiſche, und nahm anfangs die Speiſen nach unſerer Weiſe, was ihn aber bald langweilte. Ich weiß nicht, zerſtach er ſich den Mund mit einer Gabel, oder ſtieß ihm bei der europäiſchen Weiſe, den Magen zu füllen, ein anderer Unfall zu, genug, er zog es bald vor, zu ſeinen heimiſchen Gewohnheiten zurückzukehren; er ſaß mit hinaufgezogenen Beinen auf dem Stuhl, ſchürzte die Aermel hinauf, und fing die perſiſchen Nationalgerichte mit den Fingern aus den Schüſſeln heraus.

Am folgenden Morgen vertheilte der Geſandte nach Gebühr Geſchenke für die Bewirthung, Uhren, Tuch, Thee und dergleichen, worauf wir Kaswin verließen. Das Geleit war eben ſo wie der Empfang.

(Fortſetzung folgt.)

Scenen im Himalaya.

(Von Emma Roberts.)

Es iſt unter den Europäern, welche Hinduſtan beſuchen, um ihr Glück zu machen, gewöhnlich, in der heißen Jahreszeit, wo die Hitze in den Ebenen unerträglich wird, die Gebirge aufzuſuchen, und hier in der mittlern Bergregion die mannichfachen Reize einer Natur zu bewundern, die noch viel zu wenig ſelbſt denen bekannt iſt, die Jahre lang in jenem wunderbaren Lande zugebracht haben. Jetzt ſind es beſonders zwei Punkte, die die Europäer zu ſolchen Ausflügen gewählt haben in der Gebirgsmauer, welche die Ebenen Indiens von den Wildniſſen Tibets und der Tatarei trennt; unter dieſen liegt Maſſuri auf einer Höhe von 6000 Fuß über dem Meere, und vielleicht bequemer als Simla, da es den Ebenen näher iſt und leichtern Zugang bietet; wogegen Simla den Vortheil einer beſſern Anlage, Bauart und beſſerer Wege hat. Auch können diejenigen, welche die entferntern Gegenden beſuchen wollen, von hier aus leicht in die höhern Schneeregionen kommen; ein Weg iſt gebahnt worden, der den Reiſenden leicht und ſicher zu ſeinem Ziele führt; Poſthäuſer oder Bungalows ſind in Entfernungen von 8 oder 12 Meilen errichtet, und ohne Gefahr beſonderer Unbequemlichkeit oder Ermüdung kann man in das Innere der Himalayakette eindringen und bis zu den Gränzen der chineſiſchen Tatarei kommen. Wer die Fußpfade nicht verſchmäht, mit denen ſich die Eingebornen begnügen, macht Ausflüge nach den Quellen des Ganges und Dſchumna, unter beſtändiger Gefahr ſeines Lebens und ſeiner Gliedmaßen, doch kann man auch ohne dieſe Fährlichkeiten die Gebirgslandſchaften kennen lernen.

Das Himalayagebirge iſt in eine Anzahl kleiner Staaten getheilt, von denen viele ſehr arm ſind, da der jähe Abſturz des Berges es ſchwierig macht, einen bedeutenden Theil des Landes zu bebauen, und das Volk es nicht verſteht, verborgene Quellen des Reichthums ſich zu öffnen. In Bezug auf Anmuth der Gegend, Wohlſtand und Anſehen kommen wenige jener Fürſtenthümer Biſſahir gleich, einem ausgedehnten Gebiete, das eine Strecke Gebirgsland zwiſchen dem Setledſch und Dſchumna umfaßt und Kanawar in ſich ſchließt, das jenſeits der Schneeberge liegt. Es wird von vielen Strömen befruchtet, und die Thäler, die ihrem Laufe folgen, ſind reich an Naturſchönheiten. Die Hauptſtadt Rampur, eine kleine Stadt am Setledſch, iſt zwar an ſich unbedeutend, bekommt aber große Wichtigkeit, da ſie der Stapelplatz für den Handel der Gebirgsgegenden iſt, und die zahlreichen Dörfer, die man in dieſem Lande allenthalben findet, ſind meiſtens gut gebaut und mit allen Bequemlichkeiten verſehen, die ihre Bewohner bis jetzt ſchätzen gelernt haben.

Die nördlich angränzende Provinz Hangerang gränzt an die chineſiſche Tatarei, und iſt durch einen Paß zugänglich, der 14,800 Fuß über das Meer ſich erhebt. Die Bewohner haben die gewöhnliche tatariſche Geſichtsbildung, flache Naſen, kleine langgedehnte Augen, hervortretende Backenknochen, und ihre plumpen Stiefel, ſeltſamen Mützen, rohen Kleider machen ſie den Abbildungen des Tataren-Coſtume's gleich, die wir in alten Reiſebeſchreibungen ſehen. Viele Europäer leiden ſehr von der dünnern Luft, die man ſpürt, wenn man nach dem Paß von Hangerang hinaufſteigt, doch iſt dieß nicht bei allen auf dieſelbe Weiſe der Fall. Das Land bietet einen eben ſo neuen Anblick dar als die Bewohner; die Gebirge ſind kahl, von leichtbröckelndem Schiefer, und zeigen nur in der nächſten Nähe der Dörfer dürftige Fruchtbarkeit, obgleich es ſchon Orte gibt, wo eine größere Ebene, von den hohen Gebirgen beſchützt, mit Aprikoſenbäumen und dem üppigſten Grün prangt; doch dann iſt das Klima unerträglich heiß, da die hohen ſteilen Felswände die Strahlen der Sonne zurückwerfen und jeden Luftzug hemmen. Die Bewohner von Hangerang ſind gegen die Reiſenden höflich, und geſtatten ihnen, die äußern Vorhallen ihrer Tempel, zuweilen ſogar dieſe ſelbſt zu betreten. Ihr Betragen iſt offen, ſie ſind außerordentlich gutmüthig, und haben ein Anſehen von Unabhängigkeit, das ſtets empfiehlt, nur auf Schönheit haben beide Geſchlechter ſehr wenig Anſprüche, die größere Anzahl iſt nach europäiſchen Begriffen abſchreckend häßlich. Deſto vortheilhafter zeichnen ſich die Schaf- und Rinderheerden der Tatarei vor denen anderer Gegenden aus. Das Yak findet ſich in Hangerang, gedeiht aber in niederern Gegenden nicht, wenn man auch dann und wann einen Bullen hält, um ihn mit einer gewöhnlichen Kuh zuſammenzubringen, denn die Zucht dieſer gewaltigen Thiere wird ſehr geſchätzt. Der Yak iſt ſehr ſtark und ſchön, wenn auch etwas wild im Aeußern, was von ſeinem langen ſeidenartigen Haare herkommt, das alle Theile ſeines Körpers, ſogar die Füße, bedeckt, und ihm mit ſeinem dicken buſchigen Schweif ein zottiges Anſehen gibt; auch ſeine Augen haben etwas Wildes, obgleich es in Wahrheit ein ſanftes gelehriges Thier iſt, und vom Landmann zu allen Arbeiten gebraucht wird. Diejenigen, welche einen weißen Schweif haben, ſind am meiſten geſchätzt, denn der weiße buſchige Kuhſchweif iſt in ganz Indien das Zeichen von Größe und ausgezeichnetem Reichthum. Die ſchwarzen ſind zwar auch hie und da in den Ebenen zu ſehen, doch werden ſie nicht beſonders geſchätzt, und ſtehen verhältnißmäßig in ſehr geringem Preis. Schwarze Schwänze ſind natürlich im Vaterlande des Yak im Ueberfluſſe vorhanden, doch da das Vorurtheil zu Gunſten der weißen beſteht, werden ſie ſelten nach ausländiſchen Märkten geſchickt. Die tatariſchen Schafe ſind ungeheure Thiere mit außerordentlich feiner Wolle; auch die Shawl-Ziege, die nicht ungewöhnlich in Hangerang

iſt, iſt recht hübſch; beide werden als Laſtthiere gebraucht, und tragen Korn und Salz in Säcken von 5 bis 8 Pfund Gewicht, die auf beiden Seiten herabhängen. Verwundert ſieht der Reiſende, der ſich kaum überzeugen kann, daß das Yak ein Hausthier iſt, dieſe wildſcheinenden Thiere am Pflug, und begegnet längs der Bergpfade langen Reihen von Schafen und Ziegen, verhältnißmäßig beladen.

Die Schneeberge öffnen hier mehrere Thore zu dem Lande an beiden Seiten. Wenn man über einen ſteilen Vorſprung des großen Kaldang ſteigt, der bis zum Setledſch hinabgeht, ſieht man jäh in eine Gegend von überraſchender Schönheit. Zwiſchen wildzerriſſenen Klippen bahnt ſich der Setledſch brauſend ſeinen Weg, Schneefelder und blühende Thäler wechſeln vor dem erſtaunten Auge, und führen den Reiſenden auf ſchwindelnden Bahnen nach dem Gipfel des Harang, der ſich faſt 12.000 Fuß über das Meer erhebt. Ein ſteiler Abhang leitet in das Thal des Baspa, eines wilden, reißenden Gebirgſtromes, der faſt in fortdauernden Kataraften hinab in die Tiefe ſtürzt, um ſich mit dem Setledſch zu vereinigen.

Das Thal des Baspa iſt ſeiner Schönheit wegen berühmt; die Dörfer ſind alle ſchön gelegen und im Allgemeinen wohl gebaut. Im ganzen Himalaya gilt der Gebrauch, zu Ehren der Götter Jahrmärkte und Feſte zu feiern, bei welchen Gelegenheiten die Gottheiten, die zu allen Tempeln in der Umgegend gehören, an einen paſſenden Platz, meiſt an die Ufer eines Fluſſes, gebracht werden, und wenn ſie ſo bei einander ſind, die Huldigung des Volkes erhalten, die auf eine fanatiſche Weiſe dargebracht wird. Ob ſie ſich gleich zu dem Glauben bekennen, der ihnen von Braminen gelehrt wird, die aus den Ebenen heraufſteigen, ſo ſind ſie doch keineswegs orthodox in ihrem Glauben. Mahadeo iſt der Lieblingsgott der Gebirge, und auch die zerſtörende Macht wird mit ſchrecklichen Thieropfern verehrt. Das Verlangen nach Opfern, das ſich im Wüthen vor Krankheiten zeigt, die, wie man glaubt, aus dem furchtbaren Appetit dieſer rachſüchtigen Göttin entſpringen, wird mit dem Blut der Schafe und Ziegen geſtillt. Daneben hat aber auch jeder Berg, Wald und Fluß ſeine beſondere Schutzgottheit, die ebenfalls verehrt werden muß. Einige ſind mit einfachen Gaben zufrieden; Weihrauch von duftenden Kräutern und Beeren des Waldes, beſonders Wachholder, iſt den Göttern gefällig. Andere verlangen bedeutendere Gaben, und manche ſchwierige Gebirgspäſſe würden die Eingebornen nicht zu betreten wagen, ohne zuvor einen Widder geopfert zu haben; jeder Zufall, der den Pilgern auf dem gefahrvollen Pfade begegnet, wird der Unterlaſſung des erwarteten Opfers zugeſchrieben. Die Hörner der ſo geſchlachteten Thiere bilden einen Theil der Tempelverzierungen, oder wo die herrſchende Macht kein Heiligthum, von Menſchenhand errichtet, beſitzt, werden ſie an die Bäume gehängt, oder an die rohen Brücken befeſtigt, die ein unſicheres Mittel bieten, einen wüthenden Strom oder furchtbaren Abgrund zu überſchreiten.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber den Salzgehalt der Meere.

(Revue britannique. October 1839.)

Hr. Marcet hat über den Salzgehalt in den verſchiednen Meeren bemerkt, daß derſelbe im ſüdlichen Ocean ſtärker ſey als im nördlichen, und zwar in dem Verhältniß von 1,02819 zu 1,02757, während die Gewäſſer um den Aequator eine Durchſchnittszahl zwiſchen beiden bildeten. Hr. Daubeny, Profeſſor der Chemie zu Orford, beſtätigt dieß, indem er ſagt, daß dieß ganz mit dem Erfolg ſeiner Verſuche übereinſtimme. Er fand das Waſſer, das er am Aequator unter 24° 50′ O. L. v. Gr. geſchöpft, und jenes, welches er in der Bay von Neapel eine bedeutende Strecke vom Ufer entfernt, oberhalb der Inſel Iſchia, geſchöpft, in dem Verhältniß von 100 zu 95,5, während das Waſſer, welches man unter der Linie im atlantiſchen Meere 21° 50′ W. L. ſchöpfte, einen noch bedeutendern Salzgehalt zeigte, und mit demjenigen, das man unter der öſtlichen Länge geſchöpft hatte, im Verhältniß von 107,5 zu 100 ſtand. Dieſes Reſultat ſtimmt mit den Forſchungen, die Hr. Lenz, welcher den Capitän Kotzebue auf ſeiner Reiſe um die Welt begleitete, vollkommen überein. Dieſer Naturforſcher hat ſich durch zahlreiche Verſuche überzeugt:

1) daß der atlantiſche Ocean einen ſtärkern Salzgehalt hat als die Südſee, und daß der indiſche Ocean, der ſie verbindet, gegen ſeinen weſtlichen Theil, wo er ſich dem atlantiſchen Meere nähert, einen ſtärkern Salzgehalt hat, als gegen Oſten, wo er ſich an die Südſee anſchließt;

2) daß in jedem dieſer Oceane ein Maximum des Salzgehaltes gegen Norden, ein zweites gegen Süden ſich finde, wovon jedoch das erſtere von dem Aequator entfernter ſey als das letztere. Das Minimum zwiſchen dieſen beiden Punkten iſt in dem atlantiſchen Meer einige Grade ſüdlich vom Aequator entdeckt worden, im ſtillen Meere jedoch ſey dieſer Punkt bis jetzt noch nicht beſtimmt;

3) daß in dem atlantiſchen Meere der weſtliche Theil mehr Salzgehalt habe, als der öſtliche; in der Südſee ſcheine der Salzgehalt nicht zu wachſen;

4) daß wenn man gegen Norden vorrückt und von dem Punkt ausgeht, wo der Salzgehalt am ſtärkſten iſt, die ſpecifiſche Schwere des Waſſers fortdauernd in dem Maaße abnimmt, als man weiter gegen Norden kommt;

5) daß vom Aequator bis 45° N. B. das Waſſer von ſeiner Oberfläche an bis zu einer Tiefe von 1000 Ellen (brasses) denſelben Salzgehalt habe.

Dieſe letztere Angabe kann jedoch nicht als beſtimmt betrachtet werden, weil die Inſtrumente, um Waſſer aus ſolcher Tiefe zu ſchöpfen, noch zu unvollkommen ſind — mit Ausnahme jedoch desjenigen, welches erſt kürzlich Hr. Biot erfunden hat, und womit die auf der Bonite befindlichen Seefahrer wiederholte Proben angeſtellt haben.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 130** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Literariſche Verunglimpfungen von Frauen in England.** (Schluß.) — **Der Oberprieſter des Apollo an eine delphiſche Jungfrau.**

Zu den Abonnenten dieſes dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6—7 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Vorzahler, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilag: Intelligenzblatt Nr. 11.)

№ 11.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Bei G. Reichardt in Eisleben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

100 Musterblätter für Zeichner.

Neueste und vollständige Zeichnenschule für Lehrer und zum Selbstunterricht.

Von

Otto Warmholz.

100 Blätter Imperialquart-Format. 4 Thlr. od. 7 fl. 12 kr. rhein.

Systematische Zeichnenschule

für Zeichnenlehrer, so wie für alle die, welche ohne Lehrer zeichnen lernen wollen. 72 Vorlegeblätter, enthaltend: die Anfänge des Zeichnens — das Blumenzeichnen — das Fruchtzeichnen — das Thierzeichnen — das Zeichnen menschlicher Figuren — das Landschaftszeichnen.

Von

Otto Warmholz.

2te verbesserte Auflage. Royalquart. 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr. rhein.

☞ Dieß Werk ist auch in 6 einzelnen Abtheilungen, jede zu 1/3 Thlr. od. 36 kr. rheinisch zu haben.

Die vielen und alle bis jetzt über die Warmholz'schen Zeichnenwerke erschienenen Beurtheilungen räumen denselben unter allen vorhandenen ähnlichen Werken wegen des großen Fleißes, den der Herausgeber auf jedes Blatt und auf jede einzelne Figur verwendete, so wie wegen der zweckmäßigen Anschaffung und Aufeinanderfolge des Stoffes, den ersten Rang ein. Es konnte daher auch nicht fehlen, daß nach kurzer Zeit die erste Auflage der Zeichnenschule vergriffen war. Diese neue Auflage entspricht auch in der äußern Ausstattung allen Anforderungen, die ein gesteigerter guter Geschmack stellen kann. — Die jetzt erst neu herausgegebenen 100 Musterblätter (die ebenfalls eine systematisch geordnete vollständige Zeichnenschule bilden) bieten ganz besonders dem Lehrer einen reichen Schatz von Vorlagen, die geeignet sind, den Unterricht zu erleichtern und den Schüler angenehm zu fesseln. Lithographie, Druck und Papier sind ausgezeichnet schön.

Im Verlage der Unterzeichneten erschien so eben und ist in allen Buch- und Musikhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Polyphonomos

oder

die Kunst, in sechsunddreißig Lectionen sich eine vollständige Kenntniß der

musikalischen Harmonie

zu erwerben.

Ein Lehrbuch

zugleich zur

Weckung und Förderung einer ächten musikalischen Bildung,

von

Hofrath Dr. Gustav Schilling.

52 Bogen gr. 8. Preis 5 fl. 24 kr. — 3 Rthlr. od. 4 fl. 30 kr. C.-M.

Indem wir dieses Werk nun hiemit vollständig einem musikliebenden Publicum übergeben und zur gefälligen Beachtung aufs angelegentlichste empfehlen, dient zum Beweise seiner außerordentlichen Gediegenheit wohl schon die einfache Thatsache, daß noch vor seiner Vollendung sowohl eine holländische als englische Uebersetzung davon besorgt wurden, und daß alle bisher erschienenen Recensionen darüber in den geachtetsten Zeitschriften es als eine „merkwürdige und in seiner Art einzig dastehende Erscheinung auf dem Gebiete der musikalischen Litteratur" darstellen!

Weise und Stoppani in Stuttgart.

Im Verlage der Gebr. Schumann in Zwickau sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

E. L. Bulwers Werke 58ster Theil; enthält: Richelieu, oder die Verschwörung. Ein geschichtliches Lustspiel in fünf Acten. Aus dem Englischen von Dr. G. M. Bärmann. Broschirt 6 Gr.

Früher sind erschienen: Eugen Aram, 4 Thle. Pelham, 4 Thle. England und die Engländer, 4 Thle. Der Verstoßene, 4 Thle. Paul Clifford, 4 Thle. Die Pilger am Rhein, 2 Thle. Devereux, 4 Thle. Pompeji's letzte Tage, 4 Thle. Falkland, 1 Thl. Der Geheime, 3 Thle. Rienzi, 4 Thle. Die Herzogin de la Vallière, 1 Thl. Athens Aufschwung und Fall, 5 Thle. Ernst Maltravers, 4 Thle. Alice, 4 Thle. Die schöne Lionesserin, 1 Thl. Calderon und O'Neill, 1 Thl. Leila, 2 Thle. Asmodeus aller Orten, 1 Thl.

Bulwers treffliche Werke haben solchen Anklang in Deutschland gefunden, daß es sehr überflüssig wäre etwas hierüber zu sagen.

Chevalier Robert

von

Charles Diedier.

Aus dem Französischen

von

Julius Schoppe.

2 Thle. Broschirt. Ladenpreis 2 Thlr.

Durch die Uebersetzung dieses Romans, die sich so fließend wie das Original liest, ward unsere Litteratur durch ein Erzeugniß vermehrt, das sowohl durch die verschiedenartigen Charaktere, die es darstellt, wie auch durch das bis auf das letzte Capitel sich steigernde Interesse der Geschichte und vorzüglich durch den Schauplatz, auf welchem es sich bewegt, jeden Gebildeten anziehen muß. Die äußere Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig.

Veilchenkranz

unter den Sternen gewunden zum Morgen- und Abendopfer evangelischer Festandacht. Vom Verfasser der wahren evangelischen Kirche.

In elegantem Umschlag geheftet. 18 Gr.

Wahrhaftig ein Gewinde, wie von Veilchen, so still und bescheiden, und doch so voll Innigkeit und Erquickung! Nicht lange, ermüdende Betrachtungen; seelenvolle, bald glaubensfrohe, bald wehmüthige Ergießungen eines tiefen Gemüthes. Die Freude und der Schmerz finden hier ihre Sprache, ihre Nahrung. Des trefflichen Büchleins äußere Ausstattung, deren Schönheit sofort zur nähern Bekanntschaft einladet, eignen es besonders zu einem Geschenk für das schöne Geschlecht, so wie für Confirmanden.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

DAS WESERTHAL

von

Fr. Dingelstedt.

Mit 36 Stahlstichen.

Supplement zum malerischen u. romantischen Deutschland.

Erste Lieferung.

In monatlichen Lieferungen, jede mit 3 Stahlstichen und Text à 8 gGr. Quart-Ausgabe 12 gGr.

Kassel, im September 1839.

Theodor Fischer.

Preisermäßigung des Calderon

von **Gries.**

Eine in Stuttgart beabsichtigte Ausgabe des *Calderon* (ohne Angabe des Uebersetzers!) veranlaßt uns, die in unserm Verlage erschienene, allgemein als vortrefflich anerkannte Uebersetzung der

Schauspiele Calderons

von **J. D. GRIES,**

7 Bände in grofs Octav, auf englischem Druckpapier, welche im Ladenpreis 17 Thlr. kostet,

auf 6 Thlr. herabzusetzen.

(Die Bände 4—7 werden zur Complettirung unvollständiger Exemplare einzeln à 1 Thlr. erlassen.)

Zugleich zeigen wir ergebenst an, dafs *von dieser Uebersetzung* binnen kurzem eine

wohlfeile

Ausgabe in Taschenformat,

wie Schiller,

mit dem Bildnisse Calderons

erscheinen wird, welche zur Erleichterung der Anschaffung *bandweise*, in mäfsigen Zwischenräumen, ausgegeben werden soll. — Ausführliche Ankündigungen und Druckproben werden ehestens in allen Buchhandlungen zu haben seyn.

Bei der hohen Meisterschaft, mit welcher der berühmte Uebersetzer des *Tory. Tasso* und *Ariost den grofsen spanischen Dichter* in unserer Muttersprache wiederzugeben wufste, werden die Verehrer desselben sich wohl nicht versucht fühlen, der erwähnten Stuttgarter Ausgabe den Vorzug zu geben, bei deren vorläufiger Ankündigung nicht einmal der Name des Uebersetzers genannt wurde! — Wir sehen daher einer recht günstigen Aufnahme *unserer Ausgabe*, die sich auch durch elegante äufsere Ausstattung empfehlen wird, mit vollem Vertrauen entgegen.

Bestellungen auf die *Grofs-Octav-Ausgabe* beliebe man *baldigst* zu machen, da der Vorrath completter Exemplare nur noch gering ist, und eine neue Ausgabe in diesem *Format* so bald nicht veranstaltet werden dürfte.

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Universal-Register

zur achten Auflage

des

Conversations-Lexikons.

Gr. 8. Geh. Druckp. 16 Gr., Schreibp. 1 Thlr., Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Ansicht dieses Registers wird am besten die Unentbehrlichkeit desselben für jeden Besitzer der achten Auflage darthun.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das Königreich Böhmen;

statistisch-topographisch dargestellt

von

Johann Gottfried Sommer,

Ehrenmitglied der Gesellschaft des vaterländischen Museums.

Siebenter Band.

Klattauer Kreis.

Mit einer Titel-Vignette, die Ruine Schwihau darstellend. gr. 8. 1839. Geh. 1 Rthlr. 16 gGr.

Der Klattauer Kreis gehört unter diejenigen Theile Böhmens, welche bisher im Allgemeinen weniger bekannt waren als die übrigen Kreise. Die physisch-geographische Einleitung von Hrn. Prof. Zippe macht in Hinsicht der Gebirgsbildung auf wichtige Verhältnisse aufmerksam und berichtigt manche bis jetzt herrschend gewesene irrige Ansicht. Der topographische Haupttheil des Werkes ist mit derselben Vollständigkeit und Sorgfalt wie bei allen vorigen Kreisen behandelt worden.

Die bereits erschienenen Bände enthalten:

1.	Band	den	Leitmeritzer	Kreis.	Preis	2	Rthlr.	8 gGr.
2.	"	"	Bunzlauer	"	"	2	"	8 "
3.	"	"	Bidschower	"	"	2	"	— "
4.	"	"	Königgrätzer	"	"	2	"	8 "
5.	"	"	Chrudimer	"	"	1	"	16 "
6.	"	"	Pilsner	"	"	2	"	4 "

Die bisher erschienenen sieben Bände kosten demnach 14 Rthlr. 12 gGr.

Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde.

Von

Johann Gottfried Sommer.

Zweiten Bandes dritte Abtheilung.

gr. 8. 1839. Broschirt. 1 Thlr. 3 gGr.

Mit dieser dritten Abtheilung ist der zweite Band des Werkes geschlossen. Sie umfafst die Beschreibung der österreichischen Monarchie, eines der vornehmsten europäischen Reiche, dessen Natur- und andere Merkwürdigkeiten der Herr Verfasser in möglichster Vollständigkeit dargestellt hat, so daß man ungeachtet des ihm vergönnt gewesenen engen Raumes keinen bedeutenden Gegenstand vermissen wird.

Die Preise der früher erschienenen Abtheilungen sind:

1.	Band	. . . . .	1	Rthlr.	15 gGr.
2.	"	1. Abtheilung	—	"	18 "
		2. "	—	"	21 "

Demnach kosten beide Bände complet 4 Rthlr. 9 gGr.

Die obenerwähnte dritte Abtheilung des zweiten Bandes ist auch unter dem besondern Titel zu haben:

Das Kaiserthum Oesterreich,

geographisch-statistisch dargestellt

von

Johann Gottfried Sommer.

(Aus dessen Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde besonders abgedruckt.)

gr. 8. 1839. Brosch. 1 Rthlr. 3 gGr.

Dieser besondere Abdruck eignet sich vorzüglich zur Anschaffung für unbemittelte Lehrer und zu einem Leitfaden sowohl beim öffentlichen als Privat-Unterricht.

Neuestes wort- und sacherklärendes

Verdeutschungs-Wörterbuch

aller jener aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, Ausdrücke und Redensarten, welche die Deutschen bis jetzt, in Schriften und Büchern sowohl als in der Umgangssprache, noch immer für unentbehrlich und unersetzlich gehalten haben.

Ein Handbuch für Geschäftsmänner, Zeitungsleser und alle gebildeten Menschen überhaupt von

Johann Gottfried Sommer.

Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage.

gr. 8. 1839. Geh. 2 Rthlr. 8 gGr.

Der ungeachtet der vielen ähnlichen Arbeiten dieser Art stattgefundene schnelle Absatz der vierten Auflage dieses Werkes spricht für die Fortdauer des allgemeinen Beifalls, dessen es sich beim gesammten deutschen Publicum erfreut. Diese fünfte Auflage ist nicht nur in allen ein

Digitized by Google

zelnen Artikeln genau durchgesehen und auch jede Seite in Hinsicht der Verdeutschungen und Erklärungen verbessert, sondern auch mit zahlreichen neuen Fremdwörtern vermehrt worden, die gegenwärtig, besonders in Zeitungen, häufig vorkommen, aber in andern Verdeutschungswörterbüchern größtentheils vermißt werden.

Anleitung zur Schafzucht und Wollkunde

für angehende Schafzüchter und Wirthschaftsbeamte.

Verfaßt von

Dr. Löhner,

Mitgliede der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Prag, und mehrerer in- und ausländischen Landwirthschafts-Gesellschaften; Geschäftsleiter des Schafzüchter-Vereins für Böhmen u. s. w.

Herausgegeben von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft des Königreichs Böhmen.

Mit einer lithogr. Tafel. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.
Gr. 8. 1835. Broschirt 1 Rthlr.

Reise durch Deutschland,

in besonderer Beziehung auf

Ackerbau und Industrie.

Von

Dr. Alexander von Lengerke,

Ehren- und correspondirendem Mitgliede der patriotischen und ökonomischen Gesellschaften in Kopenhagen, Altona, Rostock, Celle, Potsdam, Kassel, Karlsruhe, München, Wien, Breslau, Dresden und Königsberg.

Mit 7 lithographirten Tafeln und einer Titel-Vignette, Hohenheim darstellend.
gr. 8. 1839. Geh. 3 Rthlr. 8 gGr.

Freunde und Kenner des Landbaues, insbesondere aber praktische Landwirthe, welche sich eine statistische Uebersicht der deutschen Landwirthschaft zu verschaffen wünschen, werden dazu in der Begleitung des Verfassers ein gewiß willkommenes Mittel finden. Die Wanderung desselben beginnt von Holstein, geht nach Braunschweig und Kurhessen, von hier durch Westphalen nach Rheinland, ins Nassauische, dann nach Hessen-Darmstadt, Baden, Würtemberg, Bayern, Oesterreich, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Pommern und durch Mecklenburg zurück in die Heimath. Nicht nur das der Reisende sein beständiges Augenmerk auf die landwirthschaftlichen und industriellen Productionsverhältnisse der genannten Länder richtet; er widmet auch den obwaltenden Zuständen der Wiesenwirthschaft und des ökonomischen Unterrichtswesens specielle, ein hohes Interesse in Anspruch nehmende Untersuchungen. Nebenher hat er in seinen vom Felde der Wissenschaft gepflückten Aehrenkranz manche, dem Terrain der Kunst, der Ethographie oder anderem Boden entsprossene Blume gewunden und dadurch dem hübsch stylisirten und auch äußerlich trefflich ausgestatteten Berichte das oft Trockene und Langweilende ähnlicher Darstellungen benommen.

An alle Buchhandlungen ist jetzt versandt:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von

Friedrich v. Raumer.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr.

Inhalt: I. Gebhard Truchseß von Waldburg, Kurfürst und Erzbischof von Köln. Von F. W. Barthold. — II. Die Belagerung von Breda in den Jahren 1624 und 1625, durch Ambrosio Marquis von Spinola. Von E. Münch. — III. Die Frauen in der französischen Revolution. Skizzen und Zusammenstellungen von K. G. Jacob. — IV. Die Entwicklung der modernen Kunst aus der antiken bis zur Epoche der Renaissance. Von Ed. Kolloff. — V. Spanien in der ersten Periode seiner Abhängigkeit von Frankreich unter dem Stifter der neuen Dynastie Bourbon-Spanien. Von F. W. Schubert. — VI. Die Philosophie und die Philosophen des 12ten und 15ten Jahrhunderts. Von F. v. Raumer.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830–39), die im Ladenpreise 15 Thlr. 15 Gr. kosten. Ich erlasse aber sowohl den ersten bis fünften (1830–34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835–39)

zusammengenommen für fünf Thaler,

so daß die ganze Folge zehn Thaler kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im October 1839. **F. A. Brockhaus.**

Bei L. Schreck in Leipzig erscheint:

Schiller Ausgabe

von

J. J. Rousseau's sämmtlichen Werken,

in 10 bis 12 Bänden, Subscriptionspreis 3⅓ Thlr.

Deutsch von E. Große und Dr. J. G. Hauschmann.

Rousseau's Werke sind allen Vätern und Müttern, allen Erziehern und Lehrern, allen Gebildeten unentbehrlich.

Der erste Band erscheint in einigen Tagen. Bestellungen besorgen alle Buchhandlungen.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Unterhaltungen der Seele

mit

Gott und dem Erlöser.

Ein Andachts-, Haus- und Erbauungsbuch zum täglichen Gebrauch für alle Stände; verbunden mit ausgewählten Bibelstellen und einem Anhange von 366 der vorzüglichsten ältern und neuern Kirchenlieder.
gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Leipzig bei Wienbrack.

Bei Wilh. Kaiser in Bremen ist erschienen:

Reise in Griechenland

von

Prof. C. Grevenus.

In 8. brosch. 1 Thlr. 12 gGr.

In Nr. 80 des Litteraturblattes zum Morgenblatt sagt der Recensent:

„Es thut wohl, dem kräftigen und wackern „Fünfziger auf seiner Reise zu folgen, denn „überall ist sein Muth frisch, sein Herz gesund, seine Laune heiter, sein Urtheil klar „und unumwunden."

Die Jesuiten von Professor Jordan.

Die so eben erschienene Schrift des

Dr. Sylv. Jordan,

Professors der Rechte zu Marburg.

Die Jesuiten

und der Jesuitismus

hat bereits außerordentliche Sensation bei Protestanten und Katholiken erregt. Noch niemals ist der Orden mit mehr Sachkenntniß und Freimüthigkeit geschildert worden wie in der genannten Schrift, die für 20 Gr. in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben ist.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichtchen

für meine Söhne

von A. v. Kotzebue.

Neue Auflage.

Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: Der Tausendkünstler. — Die Pomeranzenschalen und Melonenschalen. — Der alte Oberrock und die alte Perrücke. — Belohnte Theilnahme. — Was geht es mich an? — Der Großsprecher. — Der Lügner. — Die Reise nach Köln. — Die wüste Insel. — Die Gefahren der Einbildungskraft. — Oswald und Gustchen.

Es mangelt zwar nicht an Erzählungen für Knaben, und die Verfasser derselben haben es herzlich gut gemeint; doch kennen wir nur wenige, die im Stande wären, die Einbildungskraft ihrer jungen Leser zu fesseln, und ohne diesen Zauber darf man sich keine Wirkung versprechen. Viele sind zu trocken, mit Moral überladen, die doch nur der Knabe selbst aus den Begebenheiten ableiten sollte. Die Lehre: meide diesen oder jenen Fehler! wird ihm selten vorschweben, wohl aber das Bild des Jünglings, der diesen oder jenen Fehler beging und dafür büßt. — Nicht für Knaben allein, mehr noch für Jünglinge sind diese Erzählungen geschrieben.

Stuttgart und Tübingen, im Junius 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Einladung zur Subscription auf eine neue wohlfeile Taschenausgabe von

C. M. Wielands sämmtlichen Werken.

In der Unterzeichneten erscheinen:

Wielands sämmtliche Werke

in 36 Bänden kl. 8.,

auf schönem Velinpapier, mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich; Format, Druck und Papier gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Klopstock, Thümmel ꝛc.

Die Ausgabe erscheint im Laufe eines Jahres vollständig.

Der Subscriptionspreis für alle 36 Bände ist: 12 Rthlr. oder 21 fl. 36 kr.

Vorausbezahlung wird nicht verlangt; man entrichtet nur immer den Betrag der abgelieferten Bände.

Das Ganze zerfällt in 2 Abtheilungen, welche einzeln verkauft werden.

Die erste Abtheilung gibt in 24 Bändchen die geschätztesten und populärsten dichterischen Werke; die zweite, in 12 Bändchen, die übrigen Schriften litterarischen, philosophischen, historischen und politischen Inhalts.

I. Abtheilung in 24 Bändchen und 4 Lieferungen.

Preis: 8 Rthlr. — oder 14 fl. 24 kr.

Jede Lieferung, aus 6 Bändchen bestehend, ist beim Empfang mit 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. zu bezahlen.

Inhalt der einzelnen Bände:

Band: I., II. Don Sylvio von Rosalva. — III. Musarion. Die Grazien. Der verklagte Amor. Nadine. Erdenglück. Lelia an Damon. Psyche. das Leben ein Traum. Aspasia. — IV., V., VI. Agathon. — VII., VIII. Goldener Spiegel. — IX. Danischmend. — X. Diana und Endymion. Das Urtheil des Paris. Aurora u. Cephalus. Combabus. Die erste Liebe. Sixt und Klärchen. Liebe um Liebe. Schach Lolo. — XI. Poetische Erzählungen. Das Wintermährchen. Das Sommermährchen. Geron der Adelige. Clelia und Sinibald. — XII. Idris und Zenide. Perronte oder die Wünsche. Der Vogelsang oder die drei Lehren. Hann und Gulpenheh. Die Wasserkufe. Gedichte an Olympia. — XIII., XIV. Die Abderiten. — XV. Der neue Amadis. — XVI., XVII. Peregrinus Proteus. — XVIII. Agathodämon. — XIX. Diogenes von Sinope. Hexameron von Rosenhain. — XX. Oberon. Wielands Biographie. — XXI. Menander und Glycerion. Crates und Hipparchia. Korkor und Kikequegel. — XXII., XXIII., XXIV. Aristipp. —

Die zwei ersten Lieferungen, Band 1—12, sind fertig, die dritte, Band 13—18, erscheint Mitte November; und die vierte, Band 19—24, Ende December: also die ganze Abtheilung jedenfalls vor Ende 1839.

II. Abtheilung in 12 Bändchen und 4 Lieferungen.

Preis: 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Jede Lieferung, aus 3 Bändchen bestehend, ist beim Empfang mit 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. zu bezahlen.

Inhalt der einzelnen Bände:

Band: XXV. Die Natur der Dinge. Moralische Briefe. Antiovid. Der Frühling. Balsora. Zemin und Onlindy. Serena. Der Unzufriedene. Melinde. Selim und Selima. — XXVI. Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde. Die Prüfung Abrahams. Hymne auf Gott. Psalmen. Erinnerungen an eine Freundin. Cyrus, ein Heldengedicht. — XXVII. Araspes und Panthea. Bonifaz Schleichers Jugendjahre. Der Stein der Weisen. Die Salamandrin und die Bildsäule. Göttergespräche. Gespräche in Elysium. — XXVIII. Dramatische Werke. Lady Johanna Gray. Clementine von Porretta. Die Wahl des Hercules. Alceste. Rosamunde. Pandora. Das Urtheil des Midas. Singgedicht. — XXIX. Vermischte Aufsätze litterarischen, philosophischen und historischen Inhaltes. — XXX. Euthanasia. Vermischte Aufsätze. — XXXI. Aufsätze über die französische Revolution. Gespräche über einige neueste Weltbegebenheiten. Marc Aurel an die Römer. Lustreise ins Elysium. Göttergespräche. — XXXII. Gespräche unter vier Augen. Vermischte Aufsätze. — XXXIII. Vermischte Aufsätze. — XXXIV. Vermischte Aufsätze. — XXXV. Vermischte Aufsätze. Aristophanes. — XXXVI. Vermischte Aufsätze.

Die erste Lieferung, Band 25—27, erscheint am 1 März 1840; die zweite, Band 28—30, am 1 Mai 1840; die dritte, Band 31—33, am 1 August 1840; die vierte, Band 34—36, am 1 September 1840: wonach also binnen Jahresfrist sämmtliche Werke in den Händen der Subscribenten sind.

Wieland, obgleich ein halbes Jahrhundert lang ein Liebling der deutschen Nation, hat doch für seine Werke noch lange nicht die Verbreitung gefunden, welche sie verdienen: hauptsächlich, weil das Volumen und der hohe Preis der früheren Ausgaben alle unbemittelten Käufer nothwendig zurückschrecken mußten. Wir glauben deßhalb mit gegenwärtiger Ausgabe, welche durch ihre

Vollständigkeit, Eleganz und Wohlfeilheit

für alle Stände und Vermögensverhältnisse gleich geeignet ist, einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen.

Die Trennung des Ganzen in 2 Abtheilungen, welche einzeln verkauft werden, setzt auch den unbemitteltsten Freund der schönen Litteratur in den Stand, seine Wünsche zu befriedigen. Wer, aus Rücksichten der Sparsamkeit, oder wegen Mangel an Interesse für das rein Wissenschaftliche, nicht absolute Vollständigkeit, sondern nur die geschätztesten und populärsten Werke verlangt, der findet solche in der ersten Abtheilung von 24 Bänden

um den außerordentlich niedrigen Preis von 8 Rthlrn.

Wir glauben daher auf die lebhafteste Theilnahme zählen zu dürfen, indem wir die Gebildeten aller Stände hiemit zur Subscription einladen.

Vorräthige Exemplare sind in allen soliden Buchhandlungen zu finden.

Leipzig, im October 1839.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Nr. 329.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

25 November 1839.

Der Glauben an Wehrwölfe in Polen. *)

Wehrwolf bedeutet bei den Polen und bei den Reußen einen Menſchen, der durch Hexereien in einen Wolf verwandelt iſt. Bei den Serbiern und Morlachen jedoch, eben ſo wie bei den Böhmen, bedeutet dieß Wort ſo viel wie Geſpenſt: auch hört man bei dieſen ſlaviſchen Völkern keine den unſrigen hierin ähnlichen Sagen. Dem Aeußern nach ſollen ſich dieſe Unthiere nur durch ihre ungeheure Größe von den gewöhnlichen Wölfen unterſcheiden. Sie zeichnen ſich durch eine beſondere Kühnheit aus, werfen ſich blindlings auf alle Menſchen, verwunden und tödten dieſelben und ſind vorzüglich nach jungem Blute begierig, weßhalb ſie auch am meiſten Kinder anzufallen pflegen.

In wie weit ich dieſen Gegenſtand mit aller Aufmerkſamkeit habe unterſuchen können, ſind die Erzählungen von Wehrwölfen jetzt noch größtentheils längs dem Bug in den reußiſchen Colonien der Woiwodſchaft Podlachien bekannt. Am Dnieſtr habe ich faſt nichts davon gehört, obwohl Adam Naruſzewicz dort noch die Spuren der Herodotiſchen Neuren zu finden meint, die ſich zu gewiſſen Jahreszeiten ſelber in Wölfe und dann wieder in Menſchen verwandeln konnten.

Die Zauberer und Hexen haben, der Sage zufolge, die Gewalt, jeden Menſchen in einen Wolf zu verwandeln. In der Woiwodſchaft Podlachien, im Dorfe Chlopkow, unweit des Städtchens Loſice, kam eine böſe Hexe auf eine Hochzeit, um aus Rache für irgend eine Beleidigung die Neuvermählten in Wehrwölfe zu verwandeln. Sie drehte deßhalb ihren Gürtel zuſammen, legte ihn auf die Schwelle und dann braute ſie einen Trank aus Lindenholz und goß dieſen gekocht den Leuten unter die Füße. So erzählte mir eine Bäuerin, welche dieſe Hexe perſönlich gekannt hat — und das ſoll im Jahre 1821 oder 1822 geſchehen ſeyn. Als die Neuvermählten mit den Hochzeitsgäſten über die Schwelle des Hauſes traten, wurde der Bräutigam mit der Braut und ſechs Brautführern in Wehrwölfe verwandelt. Sie flohen aus der Hütte und liefen drei ganze Jahre in Wolfsgeſtalt um das Haus der Hexe mit furchtbarem Geheul herum. Als nun der Tag heran kam, an dem ſie wieder entzaubert werden ſollten, heulten ſie kläglich an der Thür des böſen Weibes. Die Hexe trat mit einem Pelz heraus, bei dem das Haar nach Außen gewendet war. Damit bedeckte ſie einen Wehrwolf nach dem andern und gab ihm dadurch wieder die menſchliche Geſtalt zurück. Dem Bräutigam jedoch, dem ſie den ganzen Körper und nur den Wolfsſchwanz nicht bedeckt, blieb dieſer ſchon auf immer, und wenn er dann in ſeiner Jacke auf die Arbeit ging, bemerkte man durch die leinenen Beinkleider gar leicht die unbequeme Zierde.

„Obgleich die Hexenmeiſter," ſo ſagt Stanislaw Dunczewski, der bekannte Herausgeber polniſcher Kalender in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, „obgleich die Hexenmeiſter nicht das Weſen eines Menſchen in Ochſen, Pferde oder andere Thiere zu verwandeln im Stande ſind, ſo können ſie ihn doch äußerlich in jede beliebige Beſtie verwandeln und ihn auch allen Inſtinct derſelben annehmen laſſen."

Die folgende Erzählung gibt noch andere Arten an, auf welche die Wehrwölfe wieder in Menſchen verwandelt werden können. Ein Soldat ging durch ein Dorf, in welchem gerade Hochzeit war. Der Bräutigam, von ſtarkem Trunke glühend, hetzte die Hunde auf ihn los: dafür verwünſchte ihn der Krieger und rief im Zorn: „Warte nur! du wirſt ſehen, wie bald dieſelben Hunde dich anbellen werden." Sogleich war auch das Brautpaar nebſt den Hochzeitsgäſten in Wehrwölfe verwandelt, die unter Menſchen und Vieh großen Schaden anrichteten. Dieß geſchah im Jahre 1820: ein paar Jahre ſpäter hörte ich von Jägern aus der Umgegend, daß man kürzlich auf der großen Wolfsjagd drei Wehrwölfe getödtet, die während jener Hochzeit durch des Soldaten Fluch verwandelt worden waren. Die Beweiſe dafür waren unläugbar: denn unter dem Fell des einen Wolfes fand man eine Geige und andern Muſikantenkram, unter dem zweiten das Hochzeitskleid des Bräutigams, unter dem dritten den Putz der jungen Braut. Noch vor der Jagd, gleich als die Geſchichte bekannt geworden war, beſchloß ein reußiſcher Bauer dieſe Wehrwölfe zu entzaubern. Zu dieſem

*) Wehrwolf heißt im Polniſchen Wilkolak von Wilk, Wolf, und iſt daſſelbe Wort, das wir im Neugriechiſchen als Vrukolakas, Vampyr, finden (ſiehe Nr. 228 v. d. J.). Das Obige iſt aus Woycicki's polniſchen Volksſagen und Mährchen, überſetzt von Lewestam, entnommen.

Zweck nahm er ein gebratenes Ferkel, ein geweihtes Brod und eine Heugabel mit sich und ging in den Wald, um einem Wehrwolf zu begegnen, was ihm jedoch nicht glückte. Wenn er einen angetroffen hätte, so würde er ihm Ferkel und Brod vorgeworfen haben: der Wehrwolf hätte sich dann, nachdem er diese aufgefressen, auf ihn selber geworfen; doch würde ihn der Bauer mit der Heugabel auf den Kopf geschlagen und ihm dadurch seine ursprüngliche Gestalt zurück gegeben haben.

Das Wort Wehrwolf allein diente schon als Schreckmittel. Daher findet man bei den Polen auch mehrere darauf bezügliche Sprüchwörter. Man sagt: „er ist gefräßig wie ein Wehrwolf," und zwar nicht allein von starken Essern, sondern auch von muthigen Kriegern. Ferner sagt man noch: „er hat sich eingefressen wie ein Wehrwolf; — er hat sich in die Schüssel Grütze eingefressen, wie ein Wehrwolf u. s. w."

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Rückreise nach Tebris. — Fall des Kaimakam. — Die Pest. — Rückkehr nach dem Araxes.

(Fortsetzung.)

Auf dem Wege nach Siagdeben, der ersten Station nach Kasbin, sahen wir links den Wanderstamm der Dschelelewen. Der Anblick ihres Lagers mahnte mich an die Zigeuner Puschkins. Zerrissene schwarze Zelte waren in der Ebene aufgeschlagen; Pferde, Schafe und Esel weideten rings umher. Ich wünschte, die innere Einrichtung des Lagers und das Leben und Treiben dieser hauslosen Wanderer zu sehen, gab meinem Pferde die Sporen, lenkte vom Wege ab, und sprengte auf die Zelte zu. Damit meine Erscheinung im Lager den wandernden Söhnen der Freiheit nicht allzu seltsam erscheinen möge, wollte ich vorschützen, — was auch sehr leicht der Fall seyn konnte — daß ich von Durst gequält sey, und die Herren Dschelelewen bitte, mit irgend etwas meine durstige Kehle zu erquicken. Ich reite heran, raffe alle meine Kenntniß der tatarischen Sprache zusammen, und wende mich mit meiner Bitte an einen grauhaarigen Greis. Der Alte stand auf, und ging, um mir einen Trank zu holen, während ich die Dinge, die mir vor der Nase lagen, anschaute. Allmächtiger Gott, welche schreckliche Unreinlichkeit! welches widerliche Gesindel! Kinder in zerrissenen, schmierigen Kleidern, halb nackt, wälzten sich auf der Erde herum mitten unter Mist und Schafen. Die Zeltlampen hängen herunter, werden vom Winde hin und her gejagt, und eröffnen manchmal eine Aussicht ins Innere. Auch hierhin blickte ich mit Schrecken, und gestehe, ich habe nicht den Muth, was ich erblickte, zu beschreiben. Zum Glück erschien mein Alter bald mit einer Tasse in der Hand. Darin war saure Milch mit Wasser und Salz, ein sehr erfrischender Trank, der den Durst auf lange Zeit stillt. Aber wie mich entschließen, diese Milch auszutrinken da wahrscheinlich diese Tasse nicht reiner war, als das Uebrige, was ich gesehen hatte. Es war indeß nichts zu thun, als sich ein Herz zu fassen, ich that einige Schlücke, dankte dem Alten, und sprengte dann dem Gesandten nach, der, Dank dem verständigen, orientalischen Reisen im Schritt, noch gar nicht weit voraus war.

Den übrigen Theil des Weges legten wir wohlbehalten zurück, ohne alle Zwischenfälle, und ohne etwas Bemerkenswerthes zu sehen. In Miana, dem bekannten Vaterland der fetten Wanzen, erhielt der Gesandte die Nachricht aus Tebris, daß die Gemahlin Sr. Majestät des Padischah, die sich noch in der Hauptstadt von Aderbeidschan befand, glücklich von einem Sohne entbunden worden sey. Unter der Regierung Feth Ali Schahs, wollüstigen Angedenkens, war die Geburt eines Prinzen oder einer Prinzessin die gewöhnlichste Sache von der Welt, ja fast eine alltägliche, da er seine Weiber nach Hunderten zählte, aber bei Mohammed Schah, der nur zwei Frauen hatte, war dieß anders, und darum brachte die Erscheinung eines neuen Schahzade, des ersten unter der Regierung des jungen Schah, den gebührenden Effect hervor.

Tebris, so nahe an unsrer Gränze, ist auch in seinem Aeußern von Teheran und andern persischen Städten so verschieden, und vergleichungsweise leben darin so viele Europäer, daß ich mich, als ich dorthin zurückkehrte, wenn auch nicht in meinem Vaterlande, doch in Europa glaubte. Hier wohnt unser Generalconsul, und indem ich ihn umarmte und an seinem freundschaftlichen Gespräch mich ergötzte, fühlte ich mich in Gedanken schon in mein Vaterland und zu meinen Verwandten versetzt.

Einige Tage nach meiner Ankunft in Tebris feierte man die Ernennung Nasireddin Mirza's zum Thronfolger. Zu dem Ende wurde der vierjährige Prinz nach dem Khelat Puschan, dem vor der Stadt gelegenen Lustschlosse, geführt, das unsern Lesern aus der Schilderung der Umgebungen von Tebris bekannt ist. An dem von den Astrologen bezeichneten, glücklichen Tag, an welchem der junge Weliegd feierlich in die Hauptstadt von Aderbeidschan einziehen sollte, war der Khelat Puschan angefüllt mit einer Menge angesehener und neugieriger Leute. Neben dem Lustschlosse waren einige Zelte aufgeschlagen, das eine davon, reich verziert für den Thronfolger. Hier wurde mit lauter Stimme der Ferman Sr. Majestät des Schah vorgelesen, in welchem er seinen ältesten Sohn Nasireddin Mirza zu seinem Nachfolger erklärt. Nach diesem wurden die Fermane vorgelesen, welche die bekannten Geschenke des Khelats und des Dolchs begleiteten, die kürzlich den Unwillen Ali Khans, der gleichfalls anwesend war, so sehr rege gemacht hatten. Ich blickte ziemlich bedeutsam bald auf ihn, bald auf die Geschenke, er verstand mich und verzog sein Gesicht in grämliche Fratzen. So lange die Fermane gelesen wurden, schoß man aus Kanonen und Semburecks. Während man dem Prinzen das ihm von seinem erhabenen Vater verliehene Kleid anzog, pfropfte man ihm zugleich in die obere Oeffnung seiner Pelzmütze den Ferman, der ihn zum Weliegd ernannte. Nach Vollendung dieses glänzenden Selams, dem alle Hofleute in Tebris und die Vorsteher der Kaufmannschaft anwohnten, brach Se. Hoheit nach Tebris auf. Der Zug bewegte sich in folgender Ordnung. Voran zog eine kleine Abtheilung Reiterei, dann Pehlewans, hinter diesen Tänzer und Musik, Ferraschen, Kam-

merdiener (Peischkhidmets) und ein Stallmeister (Mirakhor); dann kam der Thronfolger, der mit seinem Wärter auf einem Pferde saß, und von dessen Händen gehalten wurde; das Pferd führte ein Stallknecht am Zügel. Neben dem Thronfolger ritt der russische Gesandte, und hinter ihm eine furchtbare Masse von Khans, Bekhs, Mirzas u. s. w. Auf den Seiten gingen in einiger Entfernung von einander Sarbasen in voller Rüstung und Gholams sprengten hin und her, damit das Volk, das sich auf beiden Seiten drängte, nicht in den Zug sich mische. Diese ganze Polizeianordnung commandirte mein Freund, der Nasaktschi Baschi Ali Khan, welcher in seiner Eigenschaft als Wächter der Ordnung auf einem lichtbraunen Hengste mit einem ziemlich großen Commandostab in der Hand von einem Ende ans andere hin- und hersprengte. Mehrere Kurbans (Opfer) wurden gebührender Maaßen zu Ehren des neuen Weligd am Wege geschlachtet; diesem aber wurde allmählich Alles zu viel, weil der Schlaf seine kindlichen Augen drückte, und schlafend zog er in seiner Hauptstadt ein, bedeutsam rechts und links mit dem Kopfe nickend, was die guten Leute für Verbeugungen nahmen. Das ganze Publicum begleitete ihn bis zum Thore des Palastes, dort nahm ihn der Eunuch unter seinen Schutz und trug ihn ins Harem, wir aber zerstreuten uns nach Hause. Besondere Festlichkeiten fanden bei der Gelegenheit nicht statt.

Dieß Ereigniß, obwohl es in der Erzählung nicht sehr bedeutend ist, und auch den Blättern meiner Erinnerungen keine besondere Färbung verleiht, war in der That doch sehr wichtig. Es kann die künftige Ruhe Persiens sichern, es kann das unglückliche Iran auf lange, oder auf immer von den furchtbaren Aufständen und blutigen Thaten befreien, welche bisher fast jede Thronbesteigung eines neuen Herrschers begleiteten. Selbst der Anfang der Regierung Mohammeds, obwohl eigentlich nicht durch Mord und innere Kämpfe bezeichnet, konnte sich doch nicht einer vollständigen Erhaltung der Ruhe rühmen. Wenn die vorgefallenen Unruhen sich auf ein einzelnes unbedeutendes Aufflackern beschränkte, so darf man dieß Niemand anders als dem wohlthätigen Einfluß der europäischen Missionen auf die öffentliche Meinung und der ungewöhnlichen Einfalt der Urheber dieser unverständigen Ruhestörungen zuschreiben. Wenn Nasireddin Mirza von seinem vierten Jahre an nur so lange als Thronfolger anerkannt wird, daß Jedermann sich an den Gedanken gewöhnt, in ihm den künftigen Schah zu sehen, so ist dieß ein sehr wichtiger Gewinn, der die Zukunft des Landes in hohem Grade sicher stellen kann.

Doch wir haben uns nicht mit dieser Zukunft, sondern mit der Gegenwart zu beschäftigen, und zwar mit dem Sturze eines Kolosses, bei dessen Namen einige Jahre hindurch ganz Persien zitterte, nämlich mit dem Falle Mirza Abul Kasims, des Kaimakams und Atabeks. Bald nach dem feierlichen Einzug des Thronfolgers in Tebris langte aus Teheran die Nachricht an, daß der Kaimakam auf Befehl des Schahs erwürgt w den sey. So sehr man auch den Kaimakam haßte, und so oft man ihm in der Stille ein baldiges Ende seiner Herrschaft prophezeyt hatte, so kam die Nachricht von seiner Ermordung doch so unerwartet, daß man sie gar nicht glauben wollte: man hatte dem jungen Schah nicht so viel Charakter zugetraut. Solche abgerissene Worte indeß geben dem Leser keinen genauen, vollständigen Begriff von diesem Vorfall, und zum gehörigen Verständniß der Sache will ich in einige Details eingehen, die dem Tode des Kaimakam lange vorangingen.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen im Himalaya.

(Fortsetzung.)

Die Frauen von Bissahir sollen an Schönheit diejenigen anderer Provinzen des Himalaya übertreffen; doch sind die Reize, deren sie sich rühmen, nicht sehr besonders, ein Zug von Freundlichkeit und Gutmüthigkeit macht die Hauptreize der jungen Weiber aus, und nur die erste Jugend kann Anspruch auf Bewunderung machen, da der Einfluß des Wetters und schwere Arbeit bald jede Spur von Annehmlichkeit zerstört. Die Kleidung des Volkes ist besser — in Allem, nur im Punkte der Reinlichkeit nicht — als die, welche man an Orten findet, die weniger vom Gedeihen des Handels und der Manufacturen begünstigt werden. Die wollenen Tücher der Provinz sind mit Recht der Trefflichkeit der Arbeit und Güte des Stoffes wegen berühmt; große Massen Wolle erzeugt Bissahir, und viel wird auch von Tibet eingeführt. Die Kleider, welche die reichen Classen tragen, bestehen aus einer Art Zih; doch wird das, weil es kostspielig ist, nur selten getragen, die Röcke der Frauen sind ohne Unterschied von Wolle gemacht, in breiten Streifen, meist roth und blau, gefärbt. Decken werden aus den gröbern Theilen der Wolle und ziemlich dick und undurchdringlich für den Regen gewoben. Gold- und Silberzierrathen, merkwürdiger ihres Reichthums als ihrer Zierlichkeit wegen, sind in Menge vorhanden; den Stoff zu denen, die von dem kostbaren Metalle sind, finden sie im Sande des Setledsch. Man sagt, er komme aus den sehr bedeutenden Goldbergwerken in Butan an oder ganz in der Nähe der Quelle des Flusses, der kleinere Stücke mit sich führt, und sie nach und nach auf seinem Lauf absetzt. Diejenigen Personen, welche ihren Lebensunterhalt durch Suchen nach diesem Golde gewinnen, bewohnen am Ufer des Flusses Hütten, und gewinnen es durch ein sehr einfaches Verfahren. Wenn sie eine ziemliche Menge Sand gesammelt haben, nehmen sie einen kleinen Theil auf Einmal, legen ihn auf eine flache, hölzerne Schüssel und waschen sie in einer schrägen Richtung mehrmals, wodurch die leichtern Theile abgespült werden, das Gold zurückbleibt. Wie alle Bergbewohner, zeigen die Menschen in Bissahir eine große Vorliebe für Blumen. Männer und Frauen schmücken sich im Himalaya reichlich mit Kränzen, und bei jeder Gelegenheit, wo ihre Götter zur Schau gebracht werden, schmückt man sie auch verschwenderisch mit Blumen. An den Märkten und Festen gibt das so geschmückte Volk keine unangemessene Vorstellung der Bacchanalien, da man ihren wilden, fanatischen Tanz, wenn sie, Hand in Hand verbunden, sich entweder im Kreise drehen, oder in einer Linie nach dem Klange zahlreicher Instrumente vorwärts und rückwärts sich bewegen, für eine Darstellung zu Ehren des rosigen Gottes halten könnte. Noch verstärkt wird dieser Gedanke durch die zahlreichen Libationen eines starken Getränkes, das entweder aus dem Safte der Traube gewonnen oder eine Distillation des Korns ist, und das Männer und Frauen ohne Bedenken zu sich

nehmen. Es geſchieht nicht ſelten, daß bei dieſen nächtlichen Orgien der größere Theil der Verſammlung nicht im Stande iſt, ihre Wohnungen zu finden, ſondern berauſcht im Tanze zu Boden fällen, und hier liegen bleiben, bis ſie die Folgen des Getränkes verſchlafen haben. Alle Bergbewohner in allen den verſchiedenen Verzweigungen der zahlreichen Gebirgsketten, welche die Halbinſel Indiens durchſchneiden oder begränzen, ſcheinen dieſen periodiſchen Exceſſen unterworfen zu ſeyn. Dieſelbe Beſchreibung paßt auf die Perſonen, welche die entfernteſten Orte bewohnen, und charakteriſirt die Bergjäger in der Nähe von Radſchmhal eben ſo, als die Eingebornen an den Quellen der Gebirgsſtröme, die dem Ganges, Dſchumna oder Setledſch zufließen.

Rampur, die Hauptſtadt von Biſſahir, iſt weniger gut gelegen, als irgend eines, ſelbſt der kleinſten Dörfer, die dieſer Provinz gehören. Sie iſt auf dem linken Ufer des Setledſch gebaut, auf einem ſchmalen Landſtreifen am Fuß eines hervorſpringenden Armes eines ſteilen Berges, gegen 50 Fuß über dem Spiegel des Fluſſes, und wegen dieſer eingeſchloſſenen Lage den größern Theil des Jahres hindurch außerordentlich heiß und unangenehm. Sie iſt ein ſehr heiliger und für den Handel günſtig gelegener Ort, denn ſie beſitzt mehrere Tempel von nicht geringem Umfang; vier der vorzüglichſten ſind Mahadeo und Kali geweiht. Dieſe Tempel unterhalten eine gehörige Anzahl von Braminen, um bei feierlichen Gelegenheiten den Dienſt zu thun, und natürlich findet man auch Schaaren von Bettelmönchen in ihrem Umkreis, Byragies, Goſſeins, Simyaſſies, Dſchogis und alle die Abarten von Hindu-Fakirs.

Einer der Paläſte des Radſcha, der ſich über der Stadt erhebt, iſt ein großes, bequemes Gebäude, gut und feſt gebaut, doch ohne Anſpruch auf beſondere Schönheit der Architektur, obgleich es auf der Südſeite reich mit Holzſchnitzwerk verziert iſt. Die Terraſſe, welche die Stadt und den Fluß beherrſcht, dehnt ſich an dieſer Seite aus, und in der Mitte, etwas erhöht, iſt ein kleiner Balken angebracht, wo ſich der Radſcha dem Volke zeigen kann, ohne von der Menge beläſtigt zu werden. An den Ecken dieſes Gebäudes ſind kleine Thürme angebracht, wie es gewöhnlich in den burgähnlichen Gebäuden der Gebirge der Fall iſt; doch iſt dieſe Schmuckloſigkeit zum Theil durch Galerien gehoben, die um die drei Stockwerke herumlaufen; die beiden untern ſind offen, und erlauben einen Blick in das Innere; die dritte iſt aber mit Schirmen von hölzernem Gitterwerk verſchloſſen, das ſehr geſchmackvoll und künſtlich geſchnitzt iſt. Hier ſind die Gemächer der Frauen, denn nur Frauen vom höchſten Range halten es im Himalaya für nothwendig, ſich zu verſchließen.

Die Geſchicklichkeit, welche die Bergbewohner bei der Verfertigung vieler Dinge zeigen, wozu ſie nur rohe und wenig paſſende Werkzeuge haben, iſt außerordentlich. Die Häuſer ſind hübſch und feſt aus Stein erbaut, die mit Buchenſtämmen zuſammengefügt ſind, eine Bauart, die mit einigen Verbeſſerungen auch von den europäiſchen Coloniſten in den Gebirgen angenommen wurde; ihre Art mit Schiefer zu decken, wovon der Palaſt in Rampur ein herrliches Muſter gibt, iſt bewundernswürdig, denn ſie iſt eben ſo feſt und dauerhaft, als zierlich. Nichts kann ſchöner ſeyn, als das Schnitzwerk in Holz, das, ähnlich den Marmorgittern in Delhi, die verſchiedenen Gemächer trennt, ſchöne und bequeme Wände bildet, welche die Luft zulaſſen und doch den Blick ins Innere verwehren. Ein herrlicher Garten iſt am Palaſt, im Hintergrunde von einigen ſchönen alten Pipal-Bäumen beſchattet; doch die Hitze iſt während der Sommermonate ſo groß, daß es kein angenehmer Aufenthalt iſt, und daher verlegt der Radſcha ſeinen Hof nach Dſchuberak, wohin ihm die erſten Familien folgen. So ſcheint Rampur in der heißen Jahreszeit, ſo klein es iſt, doch zu groß für die Zahl ſeiner Einwohner, und nur an den Märkten iſt es mit Menſchen erfüllt, ſie werden dreimal im Jahre gehalten, von denen der im December der beſuchteſte iſt.

Die Producte des flachen Landes und aus vielen andern Theilen der Welt werden hier gegen Wolle, Opium und Eiſenerz umgetauſcht, auch viele Shunts, oder Bergpferde, werden nebſt Schafen und Ziegen aus Tibet hieher zum Verkaufe gebracht: dieſe ſchönen Thiere ſehen bald, wenn ſie dem Einfluſſe der heißen Atmoſphäre ausgeſetzt ſind: wenn ſie auch in England recht gut fortkommen könnten, ſo bald ſie einmal dort wären, ſo iſt es doch nicht möglich, ſie dahin zu bringen, ehe nicht eine Dampfſchifffahrt auf dem Setledſch eingerichtet iſt. Dieſer Fluß, der hier 211 Fuß breit iſt, wird auf verſchiedene Weiſe überſchritten. Während eines Theiles des Jahres vermittelſt eines Dſchalo, einer Brücke, die aus zwei feſtigen Seilen beſteht, welche auf beiden Seiten an Pfeilern befeſtigt ſind. Einige der Eingebornen hängen ſich mit Händen und Füßen daran, und arbeiten ſich ſo hinüber, andere befeſtigen ein Seil um ihren Leib für den Fall eines Unglücks, doch für diejenigen, die dieſe Ueberfahrt nicht gewöhnt ſind und ſie ungeziemend finden, wird ein hölzerner Sitz an die Seile gehängt und vermittelſt eines Knabens hinübergezogen. Wenn der Fluß weniger unruhig iſt, was meiſt im Winter eintritt, werden Büffelfelle, mit Luft gefüllt, ins Waſſer geworfen, der Fährmann legt ſich mit dem Leibe quer über die Haut und lenkt ihren Lauf durch eine ſchnelle Bewegung ſeiner Füße, die er horizontal ins Waſſer ſenkt, und zugleich die gebrechliche Barke mit einem drei Fuß langen Ruder, das er in ſeiner rechten Hand hält, führt. Der Reiſende ſteigt auf des Fährmanns Rücken, und wird, auf ihm reitend, hinübergeführt, in ſteter Gefahr, daß die Haut auseinandergeht, wodurch bei den vielen Felſen im Fluſſe ſelbſt ein geübter Schwimmer in eine unangenehme Lage kommen würde. Zuweilen werden zwei oder mehrere Häute an einander gebunden, um oben einen Sitz anbringen zu können, und anſtändiger und bequemer über den Fluß zu fahren, was beſonders bei vornehmen Perſonen geſchieht. Um der Gewalt des Stromes wirkſam zu begegnen, iſt es zuweilen nothwendig, zwei oder drei Häute übereinander zu legen, und auf dieſen Flößen kommen die Reiſenden mit großer Schnelligkeit, und oft ohne einen Theil ihrer Kleider oder Körper naß zu machen, hinüber.

Unter den Früchten des Landes, die in Rampur zum Verkauf angeboten werden, iſt beſonders die Nuezza zu nennen, der Same einer Art Fichte, die hauptſächlich in Kunawar wächſt, er iſt ſüß, gleicht der Mandel im Geſchmack und wird im Lande ſehr geſchätzt.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Geognoſie von Rußland. Der Profeſſor Sokolow an der Univerſität Petersburg arbeitet an einem Leitfaden der Geognoſie, und hat alle einzelnen geognoſtiſchen Schilderungen Rußlands geſammelt, um eine allgemeine Beſchreibung und geognoſtiſche Karte daraus zuſammenzuſtellen. (Journal des Miniſt. der Volksaufklärung. Jan. 1839.)

Quellen in der Krim. Der Adjunct der k. ruſſiſchen Akademie, Hr. Köppen, legte derſelben eine Abhandlung über die Temperatur von 130 Quellen der taurischen Halbinſel vor. (Dieſe iſt bekanntlich ſehr verſchieden.) (Journal des Miniſt. der Volksaufklärung. März 1839.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 330.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

26 November 1839.

Die Litthauer in Oſtpreußen.

Charakter und Körperbildung des preußiſchen Litthauers.

Der Charakter des Litthauers hat neben vielen guten Seiten auch ſeine üblen. Schon aus dem Vorigen haben wir theilweiſe erſehen, daß er dem Trunke ſehr ergeben iſt, worin er ſeinen Nachbarn, den Ruſſen und Polen ähnt. Der Branntwein ſpielt in vielen ſeiner Lebensverhältniſſen eine Hauptrolle: er iſt für ihn ein unentbehrliches Requiſit, um ſich bei feſtlichen Zuſammenkünften zum Frohſinn zu ſtimmen. Auch ſchließt der Litthauer nie einen Handel, ohne ſich dabei einen „Magrowczos," d. h. eine Zugabe von Branntwein zu bedingen, der von den Contrahenten gemeinſchaftlich conſumirt wird und oft mehr koſtet, als der Handel werth iſt. Durch Schnaps feuert man den Litthauer zur Arbeit an und erhält dafür von ihm alle nur möglichen Gefälligkeiten. Bacchus iſt ihm verehrungswerther als ſelbſt Venus, einmal an und für ſich ſelbſt und dann vielleicht auch als Folge, daß der erſtere Gott die Herrſchaft der meerentſtiegenen Göttin zu ſchwächen pflegt. Darum ſchuldigt der Litthauer auch wenig der ausſchweifenden Sinnlichkeit in der Liebe, eine Bemerkung, die man aber nur wohl am männlichen Geſchlechte macht, wogegen das weibliche ſich zu dieſer Art der Liebe mit vielem Feuer neigt, ſeine Neigung vorzugsweiſe dem nicht-litthauiſchen Manne ſchenkend, weßhalb litthauiſche Bauern auch ihre Töchter ungern zu Deutſchen in den Dienſt gehen laſſen. Die Sitte, einem gefallenen Mädchen nicht zu erlauben, den Kopfputz einer unbeſcholtenen Jungfrau zu tragen, hat aufgehört, und mit dieſer Sitte zugleich auch die Makel, die auf einem Mädchen ruhte, das einen Sprung über die Gränzen der Sittlichkeit hinaus machte. Hat ein ſolches nur Anlagen zur tüchtigen Hausfrau, ſo iſt es ſicher, noch den ſtattlichſten Mann zu bekommen. — Man könnte faſt behaupten, daß die Unkeuſchheit eine Tochter der neuſten Zeit iſt, herbeigeführt durch die Fremden, die in Litthauen einwanderten, da frühere Schriftſteller gerade Keuſchheit als eine Nationaltugend dieſes Volkes rühmen und als Beweis für die Sittenreinheit ſprechen laſſen, daß der Litthauer ſogar keinen Ausdruck für „Tugend" und „Laſter" hat. Jetzt gebraucht er für Tugend, das Wort „Nabaznyſte," das eigentlich „Andacht" heißt und für Laſter „Piktenybe," eigentlich: das Böſe.

Im Ganzen iſt der Litthauer ſehr ehrlich, und der Diebſtahl kommt bei ihm verhältnißmäßig nicht öfter, wie bei einem andern Volke vor, mit Ausnahme des Pferdediebſtahls, zu dem er eine angeborne Inclination zu haben ſcheint, wie dieß auch das Sprüchwort ſagt, das im Munde ſeiner deutſchen Nachbarn lebt, nämlich: „der Litthauer kommt mit einem Zaume zur Welt." Seine Liebe und Anhänglichkeit an ſein Roß ähnt der des Orientalen, ſeine Unzertrennlichkeit von dieſem Thiere der des aſiatiſchen Steppenbewohners. Es iſt eine ſeltne Erſcheinung, einen Litthauer zu Fuße gehen zu ſehen; mag auch die Kirche oder ein anderer Ort, wo er zu thun hat, in der nächſten Nähe liegen, ſo reitet er; ſelbſt ſeine Frau und Tochter ahmt dieſem Beiſpiele nach, und zwar in eben der Stellung zu Pferde ſitzend, wie der Mann, was oft für das lüſterne Auge des Fremden einen intereſſanten Anblick gewährt. So empfingen, als im Sommer 1834 der Kronprinz von Preußen mit ſeiner Gemahlin die Provinz bereiſte, 84 litthauiſche Mädchen in ihrer Nationaltracht zu Pferde die hohen Herrſchaften eine Meile vor der Stadt Memel und ritten ihnen im ſcharfen Trabe bis zur Stadt vor, wo ſie dem Königlichen Paare dann ein Gedicht, einen Blumenkranz, ſelbſt gewebte Handſchuhe und ſeidene Strumpfbänder überreichten. — Man könnte den Litthauer faſt einen Centauren nennen, da er mit ſeinem Pferde gleichſam zuſammengewachſen ſcheint. Um nun in den Beſitz des ihm über alles theuern Thieres zu kommen, deren Race durch das in jener Gegend liegende königliche Hauptgeſtüt Trakehnen vortrefflich geworden iſt, greift er zu dem traurigen Mittel Pferde zu ſtehlen, wogegen beſonders die dortigen Gutsbeſitzer, deren Haupterwerbzweig die Pferdezucht iſt, ſehr auf ihrer Hut ſeyn müſſen. Die geſtohlenen Pferde werden gewöhnlich an polniſche Juden verkauft, die mit ihnen über die nahe Gränze reiten, und von dem Erlös des Verkaufs ſchafft ſich dann der Dieb, ſcheinbar auf ehrlichem Wege, ein neues Roß an. So graſſirend, wie ich mich erinnere, daß dieſe Pferdediebſtahls-Manie hier vor zwanzig

Jahren war, so ist sie es auch noch jetzt, und keine Strafen sind vermögend, diejenigen zu bessern, die zu diesem Laster inclíniren. So lese ich eben den monatlichen Bericht der königlichen Regierung zu Gumbinnen — der litthauischen Provincialhauptstadt — vom Monat Julius 1839, in welchem es heißt: „Nachdem die Strafzeit mehrerer Pferdediebe abgelaufen und diese wieder auf freien Fuß gestellt sind, nehmen die Pferdediebstähle wieder überhand.“ — Den schlechtesten Ruf in dieser Hinsicht besitzt ein zwischen Gumbinnen und Stallupönen gelegenes Dorf: Ribbinnen, in welchem, so viel ich weiß, fast kein einziger Einwohner seyn dürfte, der für sothanen Diebstahl nicht schon einmal gestraft wäre. Langwieriges Gefängniß und andere dergleichen Unannehmlichkeiten scheinen nichts zu fruchten; in neuerer Zeit hat man dorthin einen Gendarmenposten gelegt, bei dem jeder Einwohner, der das Dorf, wenn auch nur auf Stunden verlassen will, sich dazu einen Erlaubnißschein holt, wobei ihm dann genau berechnet wird, in wie viel Zeit er nach Besorgung seiner Geschäfte zurückgekehrt seyn muß. Bleibt er länger aus, so muß er durch schriftliche Beglaubigung der Ortsbehörden nachweisen, wo er so lange gewesen. — Der Markt in dem Städtchen Stallupönen gab den Ribbinner Bauern früher bequeme Gelegenheit zu dergleichen Diebstahlen; der in jener Stadt wohnende Landrath des Kreises hat eine gute Methode erfunden, diesem Uebel zu steuern. Sobald sich nämlich Jemand aus dem genannten Dorfe auf dem Jahrmarkte blicken läßt, so wird er sofort, wenn er auch nichts verschuldet hat, arretirt und erst nach Beendigung des Marktes der Haft entlassen, damit er so der Versuchung entzogen wird. — Diesen, freilich etwas stark tadelnswerthen Fehler abgerechnet sind die Bewohner des Dorfes ganz leidliche, gefällige Menschen, wie ich einst selbst erprobt habe, als ich in der Nähe ihres Dorfes ein Rad brach und sie mir dabei die größte Dienstfertigkeit bewiesen. Es scheint fast, als ob sie etwas darauf halten, innerhalb ihrer Gränzen wackre, ehrliche Leute zu seyn und diese Tugend nur außerhalb aus den Augen setzen. —

Eine lobenswerthe Seite ist die Entschiedenheit im Charakter des Litthauers und seine Tapferkeit und Unerschrockenheit im Kriege, womit er zugleich aber Vorsicht und Ueberlegung verbindet. Befindet er sich einmal in die Lage versetzt, männlichen Muth zeigen zu müssen, so wetteifert er an Entschlossenheit mit jedem. Die ältere und neuere Geschichte liefern davon vielfache Beweise. Eine unbegränzte Tapferkeit bewiesen die Litthauer besonders im Jahr 1678 unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm in dem damaligen Kriege gegen die Schweden. Gehen wir noch weiter zurück, so stehen sie als Helden im Kampfe gegen den eroberungssüchtigen deutschen Orden da. — In neuerer Zeit hat das in Tilsit und Insterburg garnisonirende erste Dragonerregiment, das aus lauter Litthauern besteht, sowohl im siebenjährigen Kriege, als auch in dem letzten Kriege gegen Frankreich, ausgezeichneten Muth bewiesen; einzelne Fälle dürften für den Leser von Interesse seyn, wenn die Tendenz und der Raum dieser Blätter gestatteten, eine Kriegschronik dieser wackern preußischen Heeresabtheilung hier mitzutheilen. Als Curiosa nur Folgendes. Als im Feldzuge des Jahres 1758 ein schwedisches Streifcorps bei Fehrbellin mit dem litthauischen Dragonerregimente zusammentraf, sprengte ein Unterofficier des letztern auf die feindlichen Reihen los, riß einen schwedischen Officier beim Haarzopfe aus dem Gliede und jagte, von feindlichen Kugeln verfolgt, mit ihm als Gefangenen zurück. — In einer Schlacht des deutschen Kampfes gegen Napoleon stand das Regiment unthätig dem feindlichen Feuer ausgesetzt. Der litthauische Dragoner Kubillis schwankte auf seinem Pferde hin und her, und antwortete, als ihm ein nebenstehender Officier fragte, ob er verwundet sey, höchst naiv: „Nein, mein Herr Lieutenant! Während des unnützen Schießens wurde mir die Zeit zu lang, und darüber bin ich ein bißchen eingeschlafen.“

(Schluß folgt.)

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Rückreise nach Tebris. — Fall des Kaimakam. — Die Pest. — Rückkehr nach dem Araxes.

(Fortsetzung.)

Zwei Monate nach der Blendung Hassan Ali Mirza's gingen Gerüchte, daß der Kaimakam, die vorsichtige Maaßregel des Herrschers, seinen Sohn Nasireddin zum Thronfolger zu ernennen, in Ausführung zu bringen sich ungemein beeile. Diese Gerüchte drangen bis zum Schah, und eine aufgefangene Correspondenz des Kaimakam mit einigen ihm ergebenen Großen im Innern Persiens bestätigte die Wahrheit der allgemeinen Stimme. Hiezu kamen noch die Klagen aller, die dem Throne nahe standen. Die Unzufriedenheit des Schahs über das unziemliche Benehmen des Kaimakam gegen ihn selbst stieg mehr und mehr in der Tiefe seines Herzens und wartete nur auf eine Gelegenheit, um wie ein Donnerschlag auf das Haupt des schuldigen Ministers zu fallen. Dieser Augenblick trat ein. Der Schah, welcher von allen Anführern seines Heeres Klagen erhielt, daß den Soldaten der Sold nicht ausbezahlt werde, benützte diesen Vorwand, um den Kaimakam zu strafen. Eines Morgens schickte er nach ihm, der Kaimakam zögerte aber, seiner Gewohnheit gemäß, zu kommen. Der Schah schickte zum zweitenmal und ließ ihm sagen, er solle augenblicklich kommen. Erstaunt über eine solche Strenge setzte sich der Kaimakam zu Pferde und ritt nach dem Palast. Als er nach den innern Zimmern gehen wollte, hielt ihn die Schildwache an. Der Kaimakam war wie vom Donner gerührt. „Der Schah befiehlt dir, hier zu warten,“ sagte die Schildwache. Der Kaimakam wollte diesen Worten nicht glauben, mußte aber dem vorgehaltenen Bajonnett sich unterwerfen.

Nach einiger Zeit erschien der Schah. Sein strenger Blick verkündigte nichts Gutes. „Warum ist den Sarbasen der Sold nicht bezahlt?“ sagte er. „Es ist kein Geld da,“ erwiederte der Kaimakam mit seinem gewöhnlichen, etwas trockenen Tone. — „Wie? kein Geld, Spitzbube! Mein Schatz wird leer, und keiner von meinen Unterthanen genießt etwas davon. Du

ſtiehlſt mir all mein Geld.“ Vergebens ſuchte ſich Mirza Abul Kaſim durch verſchiedene Ausflüchte zu rechtfertigen, vergebens ſchwor er bei ſeinem Bart, und wiederholte tauſendmal: La Illaha ill'allah! der Schah blieb unbeugſam. „Man wird dir meinen Willen kund thun,“ ſagte der Schah; auf ein Zeichen von ihm ſchleppten die Ferraſchen und Sarbaſen den Kaimakam ins Gefängniß, und zwar in die unterſten Räume eines Palaſtes vor der Stadt. Sein Sohn, der Weſir, wurde gleichfalls verhaftet. Sechs Tage ſaß er in Gewahrſam, ſoll aber die ganze Zeit über völlig ruhig geweſen ſeyn, und ſich nicht über ſein Schickſal beklagt haben, da er glaubte, der Zorn des Schahs werde vorübergehen, und er vielleicht mit größerem Glanze wieder auftreten. Dieſe Erwartung betrog ihn. Am ſiebenten Tage trat ein Abgeſandter des Schahs in das Gefängniß, und zeigte ihm einen Ferman, worin ausgeſprochen war, daß ſeine hinterliſtigen Anſchläge gegen die Perſon des Schahs in vollem Umfange entdeckt ſeyen, und daß wegen aller ſeiner Vergehen der Schah befohlen habe, ihn zu erwürgen. Die Vollſtreckung der Strafe ſey den dazu abgeordneten Leuten übertragen. Der Kaimakam war beſtürzt, glaubte jedoch anfangs, man wolle ihn nur ſchrecken, überzeugte ſich aber bald, daß die Sache kein Scherz ſey, zitterte am ganzen Körper, erblaßte, und ſchrie mit verzweifelter Stimme: „Nein, du wagſt es nicht, mich zu erwürgen!“ — „Wie? ich wage es nicht?“ erwiederte ruhig der Vollſtrecker der Strafe; „das ſollſt du ſehen! Ferraſchen!“ Drei Ferraſchen traten ins Zimmer. Der Kaimakam ſtand unbeweglich wie eine Bildſäule; der Tod ſchreckte ihn; er wollte noch etwas ſprechen, aber in dieſem Augenblick warfen ſich zwei Ferraſchen auf ihn, und preßten ihm heftig die Kehle zuſammen. Sein verzweifelter Widerſtand war ſchrecklich: er biß, zerrte und kratzte ſeine Henker, der mörderiſche Kampf dauerte eine Viertelſtunde, endlich aber verließen den Unglücklichen die Kräfte, ſeine Kniee brachen zuſammen, und er fiel mit ſeiner ganzen Schwere auf den Steinboden ſeines Gefängniſſes nieder, ohne mehr zu athmen. Die Ferraſchen hielten die Sache für abgethan, verließen das Zimmer, und ihr Anführer berichtete dem Schah über die Vollziehung ſeines Befehls. Als ſie nach einiger Zeit zurückkehrten, um den Körper wegzubringen, ſetzte ſie ein unerwarteter Anblick in Staunen und Schrecken. Der Kaimakam ging im Zimmer umher. Sobald er ſeine Henker bemerkte, warf er ſich wie wüthend auf den erſten, der an der Thüre erſchien: eine unglaubliche Kraft regte ſich in den alten Gliedern, mit Einem Schlage warf er ſie nieder, und die drei Henkersknechte konnten nicht mit ihm fertig werden: ſie riefen noch andere herbei, und acht Ferraſchen drückten ihn nur mit Mühe zu Boden. Nun warfen ſie einen Haufen Matratzen und Kiſſen auf ihn, ſetzten ſich dann ſämmtlich darauf, rauchten ihre Pfeifen, und blieben zwei geſchlagene Stunden in dieſem ſchrecklichen Divan unter allerlei Geſprächen ſitzen, immer befürchtend, der Scheitan von Kaimakam werde zum zweitenmale wieder aufleben. Eine unmenſchliche Scene, würdig orientaliſcher Katakomben! Ich gebe dieß nicht als ſtrenge Wahrheit, aber ſo erzählte man ſich die Sache in Teheran, und dieß iſt ſchon genug.

So endete der berühmte Mirza Abul Kaſim, bei deſſen Namen ganz Perſien zitterte. Es iſt aber eine angenehme Pflicht, nach ſolchen Schreckensſcenen eines edlen Zuges zu erwähnen, die indeß im Orient nicht ſelten ſind. Ein Mann, dem der Kaimakam zur Zeit ſeiner Größe manche Wohlthaten erwieſen, hatte kaum das traurige Ende desſelben erfahren, als er ſich alles deſſen erinnerte, was er ihm verdankte, ſeinen Körper von den Henkern um eine anſehnliche Summe kaufte, und ihn bei dem Dorfe Schah Abdul Azim der Erde übergab. Am Tage nach dieſe Hinrichtung wurden Fermane des Schahs in ganz Perſien herumgeſendet, mit der Nachricht, daß der Kaimakam „von den Geſchäften entfernt ſey.“ Sein Plan ſoll darin beſtanden haben, den Schah aus dem Wege zu raumen, der Form wegen den minderjährigen Sohn desſelben als Herrſcher von Iran auszurufen, und unter ſeinem Namen zu herrſchen. Auch ſoll er die Abſicht gehabt haben, mit der Zeit den ganzen Stamm der Kadſcharen auszurotten, und dann das Reich unter dem Titel eines Schah zu regieren.

Die Nachricht von der Einkerkerung und dem Tode des Kaimakam verbreitete ſich ſchnell in ganz Perſien: alles freute ſich ungemein, und ſegnete die Weisheit des Schahs, der endlich einen ſo verderblichen Menſchen aus dem Wege geräumt habe. Seinen Kindern blieb ein kleiner Theil der väterlichen Güter, auf die ſie auch geſchickt wurden, um dort unter Aufſicht der Polizei zu leben.

(Schluß folgt.)

Aſchenregen im Meere.

In der geologiſchen Geſellſchaft zu London vom 6 Nov. wurde ein Aſchenregen erwähnt, der am Bord des Norburgh in der Nähe des Vorgebirges der grünen Inſeln bemerkt wurde. Dienſtags am 4 Februar lag das Schiff gegen Mittag unter dem 14° 51' N. B. und dem 24° 16' W. L., der Himmel war bedeckt, das Wetter neblicht, die Hitze unerträglich drückend, obgleich das Thermometer nur 72° F. (18° R.) zeigte. Plötzlich hörte der Wind um 5 Uhr des Nachmittags auf, erhob ſich dann wieder aus Südweſt, begleitet von Regen, und die Luft ſchien mit Staub erfüllt, der die Augen der Paſſagiere und der Mannſchaft angriff. Mittags am 5 Februar lag der Norburgh unter dem 12° 36' N. B. und 29° 13' W. L. — die Höhe des Thermometers war 72° F., die des Barometers 30° — der Stand, den es während der Reiſe von England gehalten hatte. Die vulcaniſche Inſel Fogo, eine der grünen Inſeln, war gegen 15 Meilen entfernt. Das Wetter war rein und ſchön, aber die Segel fand man mit einem ſehr feinen, röthlich braunen Pulver bedeckt, welches ſehr der verſchiedenartigen Aſche glich, die vom Veſus ausgeworfen wird, und augenſcheinlich nicht Sand, aus der afrikaniſchen Wüſte hergeweht, war. Die Officiere des Norburgh erzählten bei dieſer Gelegenheit: Im Junius 1822 ſeyen die Segel des Schiffes Kingſton von Briſtol, das nach Jamaica fuhr, als es in der Nähe von Fogo vorbeiging, mit einem ähnlichen bräunlichen Pulver bedeckt worden, das ſtark nach Schwefel roch. In der Breite der Canarien, unter dem 35° W. L., hat man zwei- oder dreimal Aſchenregen bemerkt. Bei Bombay fiel bei einer Gelegenheit die Aſche einen Zoll tief auf das Verdeck der Schiffe, man glaubte, ſie ſey aus Arabien

hergeweht worden. Im Januar 1838 wurde von der Mannſchaft eines Schiffes, das auf der chineſiſchen See fuhr, Staub bemerkt in beträchtlicher Entfernung von den Baſchi-Inſeln, auf deren einer man einen Ausbruch vorhergeſehen hatte. Im Jahre 1812 fiel Aſche auf ein Paketboot, das nach Braſilien ſegelte, als es 1000 Meilen vom Land entfernt war. (Athenäum.)

Scenen im Himalaya.

(Schluß.)

Die nächſte Umgebung von Rampur iſt nicht beſonders ſchön, doch je mehr man ſich vom Fluß entfernt, trifft man wieder ſanfte Bergabhänge und kleine Ebenen, die in Gärten und Felder umgewandelt ſind. Aprikoſen- und Wallnußbäume wachſen in großer Menge, doch da ihre Zucht nicht verſtanden wird, ſind die Früchte von keiner beſondern Güte. Wilde Trauben und Korinthen geben den Eingebornen ein Getränk, das berauſchend wirkt und dem Wein ziemlich nahe kommt, beſonders iſt ein Aufguß von heißem Waſſer auf die Treſter der Korinthen ſehr gewöhnlich bei den untern Claſſen des Volkes, da es wohlfeiler iſt als das erſtere. Weizen, Gerſte, Reis und eine Menge kleiner Hülſenfrüchte wachſen hier, doch nicht hinreichend für den Bedarf, ein großer Theil muß von andern Orten eingeführt werden. Auch Tabak und Opium werden gebaut, doch nicht in Menge, der erſtere iſt, wie Alles, was bisher im Gebirge wuchs, ſauer und ſchlecht. Gemüſe ſind Spinat, eine beſondere Art Mohrrüben, Erbſen, Bohnen und weiße Rüben, aber die letztern bitter und ungenießbar. In manchen Gegenden des Gebirges iſt das Ackerland ſo beſchränkt, daß die verarmten Bewohner genöthigt ſind, ihr elendes Daſeyn mit Roßkaſtanien, unter einen kleinen Theil ſchlechtes Korn gemiſcht, zu friſten.

Die Bewohner des Himalaya vereinigen ſich gern in Dörfern, einzelne Wohnungen ſieht man nur ſelten. Doch zeigt die Menge von Aprikoſenbäumen und die jetzt wüſte liegenden Felder und Gärten deutlich, daß die Zahl der Bewohner bedeutend geſchmolzen ſeyn muß; Krankheiten — die Pocken und die Cholera — ſollen die Bevölkerung häufig decimirt haben. Manche Dörfer ſind auf Felſen gebaut, die auf allen Seiten mit unergründlichen Schluchten umgeben ſind, und zu denen nur ein Baumſtamm führt, der über den ſchmalſten Theil des Abgrundes gelegt iſt; wenn hier eine ſolche Krankheit ausbricht, müſſen die Leute ſterben ohne Freunde, die ihnen beiſtehen in ihrer Noth oder ihr unglückliches Schickſal beklagen.

Die Dörfer beſtehen ſelten aus mehr als 25 bis 50 Familien, und liegen meiſt mitten an der Seite eines Berges, durch die hohen Gipfel vor Stürmen geſchützt. Manchmal findet man ſie auch in Thälern, doch nur in den höher gelegenen. Einige Häuſer haben drei Stockwerke, doch gewöhnlicher ſind zwei, wenige haben nur eines. Im Aeußern gleichen ſie den maleriſchen Hütten der Schweiz ſehr. Das Dach, das auf allen Seiten weit hervorſteht, bietet der Verandah oder dem Balcon einen Schutz, der entweder um das Haus herumgeht oder es mit dem Nachbarhauſe verbindet. Die Wände beſtehen aus Holz und Steinen, feſt miteinander verbunden und mit Lehm verklebt. Die Zimmer ſind nicht ſehr geräumig, doch bequem, und ſcheinen wohl gehalten, der Fußboden beſteht aus Brettern von Cederholz, das Innere iſt geweißt oder mit Lehm beworfen, der, wenn er gut geſchlagen wird, eine ſchöne Art Stuck gibt. Der Herd ſteht in der Mitte und iſt ſtets gut gefegt, doch der Rauch, der keinen andern Ausgang als Thüre und Fenſter hat, und das Ungeziefer, das bei der Lebensart der Leute in großer Menge da iſt, machen dem europäiſchen Reiſenden den Aufenthalt entſetzlich, und dieſe ziehen ſtets den Kuhſtall vor. Gewöhnlich ſteht das Rindvieh in der Hausflur, die Familie wohnt in den obern Gemächern, zu denen man entweder durch eine rohe Treppe von außen kommt, die nach der Verandah führt, oder durch ein gekerbtes Brett oder anſteigenden Gang im Innern. Die Thüren und Fenſter ſind außerordentlich klein, die letztern nur mit hölzernen Läden verſchloſſen, da man bis jetzt noch keinen Erſatz für Glas gefunden hat. Da die Strenge der Jahreszeit häufig die Bewohner nöthigt, dieſe Oeffnungen zu ſchließen, ſo kann nur lange Gewohnheit ſie mit dem Rauche verſöhnen, der die ganze Atmoſphäre erfüllen muß. Sie brennen Holz, das natürlich weniger unangenehm iſt, als wenn ſie Kohlen brennten; doch entſteht wohl nun hieraus der Ueberzug von Schmutz, der ſich auf der Haut der Bergbewohner anſammelt, die, mit ſehr geringen Ausnahmen, einen großen Widerwillen äußern, mit Waſſer in Berührung zu kommen. Das Hausgeräth iſt äußerſt dürftig, und beſteht nur aus einigen Küchengeräthen und einem Kaſten, die Kleider zu verwahren. Dieſe können, nach ihrem Aeußern zu urtheilen, weder ſehr mannichfach, noch koſtbar ſeyn; doch bemerkt man unter den reichern Claſſen ein Streben nach Pracht. Gold- und Silberſchmuck wird in Menge, oft von großem Werth, getragen. Verbrechen, in ſeiner ſchlimmeren Geſtalt, ſcheint ſelten, doch auch die Tugenden im Charakter dieſer Bergbewohner kann man nur negative nennen. Gegen einander ſcheinen ſie freundlich und gefällig zu ſeyn, und weniger Werth auf Rang und Reichthum zu legen, als es ſelbſt bei weniger civiliſirten Gemeinden gefunden wird. Bei ihren öffentlichen Feſten ſieht man Reich und Arm, den zerlumpten Gaſt, deſſen zerriſſene Kleider kaum eine anſtändige Bedeckung gewähren, neben Perſonen in koſtbarem Schmuck und in glänzenden Kleidern, und, wenn auch in Kaſten getheilt, ſind die Unterſcheidungen unter ihnen weniger gehäſſig, als die man in dem flachen Lande findet.

Miscellen.

Alterthümer von Kiew. Seit einigen Jahren iſt ein beſonderes Comité beſchäftigt, in Kiew Nachgrabungen und andere Unterſuchungen anzuſtellen. Kiew war bekanntlich die Hauptſtadt der Großfürſten vor dem Mongoleneinfalle, hatte aber auch ſchon zu jener Zeit bedeutend gelitten, und war während des Mongolenjoches längere Zeit ganz verödet, wahrſcheinlich mit Ausnahme weniger Kirchen und Klöſter. Die Abſicht ſcheint namentlich zu ſeyn, eine richtige Anſicht, eine Art Plan der alten Stadt zu erhalten. Das Journal des Miniſteriums der Volksaufklärung (März 1859) enthält den Bericht des Comité's über die Arbeiten des vorigen Jahres; die Ausbeute war nicht bedeutend.

Nachrichten über Turkeſtan. In einer Sitzung der k. ruſſiſchen Akademie wurde ein handſchriftliches Werk über China, Bukhara, Chokand und den nordweſtlichen Theil des chineſiſchen Reichs vorgelegt. Die einzelnen Nachrichten wurden von dem Präſidenten der aſiatiſchen Gränzcommiſſion, Generalmajor Gens, in Orenburg geſammelt und von Hrn. G. v. Helmerſen zuſammengeſtellt; das Werk ſoll im Druck erſcheinen und mit einer Karte verſehen werden. (ibid.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 331.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 November 1839.

Sleepy Hollow (das schläfrige Thal). *)

(Nach Washington Irving; aus Knickerbockers Magazine.)

Da ich jetzt, wahrscheinlich für den Rest meiner Tage, in der Nachbarschaft von Sleepy Hollow mein Zelt aufgeschlagen habe, so bin ich versucht, einige nähere Nachrichten in Bezug auf diese bezauberte Gegend zu geben, besonders da sie zu historischer Wichtigkeit gekommen ist durch die Feder meines verehrten Lehrers und Freundes, Diedrich, des weisen Geschichtschreibers von Neu-Niederland. Zudem finde ich, daß Viele sogar das Daseyn des Ortes in Zweifel gezogen haben, da sie nach dem seltsamen Namen und den seltsamen Geschichten, die davon unter dem Volke umlaufen, leichtsinnig das Ganze als eine Schöpfung der Phantasie, gleich dem Schlaraffenlande der Seeleute, verschrien haben. Ich muß gestehen, man hat nicht ganz Unrecht, zu zweifeln, da die Färbung, die der würdige Diedrich seiner Beschreibung des Thales gegeben hat, in diesem Falle von seinem gewöhnlichen nüchternen, wenn nicht strengen, Styl etwas abgewichen ist. Wahrscheinlich wurde er dazu durch seine Vorliebe für den Tummelplatz seiner Jugend und eine gewisse versteckte Anlage zur Romantik verleitet, die ihn beschlich, sobald er etwas besprach, was mit Holland in Berührung trat. Ich werde versuchen, den Leser für diesen liebenswürdigen Irrthum auf Seite meines ehrwürdigen und verehrten Freundes mit einem genaueren und statistischen Berichte über das Thal zu entschuldigen, obgleich ich nicht sicher bin, am Ende in denselben Irrthum zu fallen, von dem ich spreche, so mächtig ist der Zauber des Wortes.

Ich glaube, es war gerade die Seltsamkeit des Namens, und die Idee des Mystischen und Träumerischen, die damit zusammenhängt, was mich zuerst in meinen jugendlichen Streifereien in das „schläfrige Thal" führte. Der Charakter des Thals schien seinem Namen zu entsprechen, der Schlummer verflossener Jahrhunderte lagerte sichtbar über ihm, es war noch nicht zum Geräusche der Vervollkommnung erwacht, welche die übrige Welt in Athem hielt. Hier herrschten noch gute, alte, lange vergessene Gebräuche, die Männer waren in selbst gefertigte, augenscheinlich auch selbst erzeugte, und von ihren Frauen gewebte Kleider gekleidet, die Weiber trugen noch die uralten, kurzen Röcke und Kleider mit den ehrwürdigen Sonnenmützen, holländischen Ursprungs. Der untere Theil des Thals war in kleine Höfe getheilt, ein jeder eine kleine Wiese und ein Kornfeld enthaltend, ein Baumgarten voll weitgespreizter Apfelbäume, und ein Garten, worin die Rose, Ringelblumen und Herbstrosen den Grundbesitz des umfangreichen Kohlkopfes begränzen durften, und die aufstrebende Erbse und der stattliche Kürbiß gediehen, gränzte daran. Jeder hatte sein geräumiges, kleines Wohnhaus, voll von Kindern, mit einem alten Hute, der für den haushälterischen Zaunkönig (wren) an die Wand genagelt war; eine mütterliche Henne unter einem Wordach (coop) auf dem Grasplatz, glucksend um eine Brut herumschweifender Küchlein zusammenzuhalten; einen kühlen steinernen Brunnen mit dem moosbedeckten Eimer an dem langen Waagbalken aufgehängt, nach dem antediluvianischen System der Hydraulik, und das Spinnrad, das im Haus die patriarchalische Musik häuslicher Industrie summte.

Das Thal war zu jener Zeit von Familien bewohnt, die von den frühesten Zeiten dort gelebt hatten, und die durch häufige Heurathen unter sich so mit einander verschmolzen waren, daß sie eine Art natürlicher Gemeinde bildeten. Wie die Familien größer geworden waren, wurden die Höfe kleiner, denn jede neue Generation verlangte eine neue Unterabtheilung und Wenige dachten daran, aus dem heimischen Bienenstock auszuschwärmen. Auf diese Weise war jener glückliche, goldene Mittelstand hervorgebracht worden, der so sehr von den Dichtern erhoben wird, und in dem kein Gold und sehr wenig Silber zu finden war. Etwas, das ohne Zweifel viel beitrug, diese liebenswürdige Mitte aufrecht zu erhalten, war ein allgemeiner Widerwille gegen schmutzige Arbeit.

Die klugen Bewohner des schläfrigen Thals hatten in ihrer Bibel, das einzige Buch, das sie studirten, gelesen, daß die Arbeit ursprünglich dem Menschen als Strafe für die Sünde auferlegt worden war, betrachteten sie deßhalb mit frommem Entsetzen und erniedrigten sich nie bis zu ihr, außer in Fällen

*) Vergleiche hiermit „Wolfers Raub." Nr. 209 v. d. J.

der Noth. In der That ſchien im ganzen Thal gegen ſie, als gegen einen gemeinſamen Feind, ein Bündniß und Einverſtändniß zu beſtehen. War irgend wer durch die ſtrenge Nothwendigkeit gezwungen, ſein Haus auszubeſſern, ſeine Hecken zu flicken, eine Scheune zu bauen, oder eine Ernte einzubringen, ſo ſah er es als ein großes Unglück an, das ihn berechtigte, den Beiſtand ſeiner Freunde anzurufen. Er rief alſo ein Bee oder ländliche Zuſammenkunft aus, worauf alle ſeine Nachbarn gleich getreuen Verbündeten zu ſeiner Hülfe herbeieilten, das Werk mit der verzweiflungsvollen Heftigkeit träger Leute, die gern einer Arbeit los ſeyn möchten, angriffen, und wenn es vollendet war, aßen und tranken, jagten und tanzten, aus lauter Luſt, daß ſo eine große Maſſe Arbeit unter ſo wenig Schweiß des Angeſichts überwunden ſey.

Doch darf man nicht vermuthen, daß dieſe würdige Gemeinde ohne ihre Zeiten eifriger Thätigkeit war. Sobald ein Flug wilder Tauben über die Gegend wegzog, war das ganze Thal in einem Augenblick plötzlich aufgewacht. Die Taubenzeit war gekommen: jedes Gewehr, jedes Netz wurde ſogleich unterſucht; der Flegel wurde in die Scheunentenne geworfen, der Spaten roſtete im Garten, der Pflug ſtand müßig in der Furche, Jeder war mit Tagesanbruch auf dem Berge, auf dem Stoppelfeld, um die Tauben auf ihren periodiſchen Wanderungen zu fangen oder zu ſchießen.

Ebenſo wenn das Wort ertönte: die Aloſe (shad) kommen den Hudſon herauf, ſah man auch die Ehrenmänner des Thals in Booten den Fluß bedecken, große Pfähle einſchlagen, ihre Netze gleich rieſigen Spinnweben über den halben Fluß ausſpannen, zur großen Plage der Schiffer. So weiſe iſt die Natur in ihren Gaben, durch die ſie die ländlichen Geſchäfte ausgleicht. Ein Faullenzer am Pflug iſt oft ſehr thätig mit der Vogelflinte und dem Fiſchernetze, und wenn ein Mann ein ſchlechter Landbauer iſt, ſo kann er vielleicht ein ausgezeichneter Jäger ſeyn. Zum Fangen der Aloſe und wilden Tauben war im ganzen Lande Niemand mit den Burſchen aus dem „ſchläfrigen Thale" zu vergleichen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Baron Korfo Erinnerungen an Perſien.

Rückreiſe nach Tebris. — Fall des Kaimakam. — Die Peſt. — Rückkehr.

(Schluß.)

Kaum war ein Monat nach dieſem tragiſchen Tode des Kaimakam vergangen, ſo erſchien in Teheran die Peſt, und mit ihr ihre unzertrennliche Gefährtin in Perſien, die Cholera. Der Schah, die Hofleute und alle vermöglichen Einwohner Teherans verließen alsbald die Stadt, andere zerſtreuten ſich in die Dörfer, oder wohnten in Zelten außerhalb der Mauern. Der Schah mit ſeiner nächſten Umgebung bezog ein Lager auf dem Wege nach Schimrun. Trotz dieſer übrigens nicht ſehr energiſchen und ſtrengen Vorſichtsmaßregeln verſchonte Peſt und Cholera doch auch das Lager des Schahs nicht. Unter denen, welche den ſchrecklichen Krankheiten zum Opfer fielen, beklagte Se. Majeſtät auch den Verluſt ſeines treueſten Dieners, des Ceremonienmeiſters (Jſchik-Agaſſi) Mohammed Huſſein Khan. Bei dem Mangel an allen Quarantäneanſtalten ließ ſich die Peſt auch in Tebris nicht lange erwarten, und während ihre verheerende Kraft zu Teheran in voller Thätigkeit war, fing man auch ſchon in Tebris und der Umgegend an, ihre Opfer nach Duzenden zu zählen. Um einen Begriff zu geben, welche ſchöne Anſicht die halbgebildeten Perſer, welche doch das Geſetz Mohammeds, der den Gläubigen die Freuden des Paradieſes zu verſchließen verbietet,*) nicht ſo gar ſtreng halten, über die Art hegen, wie man die Verbreitung der Peſt hindern könne, führe ich hier an, was ſich in Tebris unter meinen Augen ereignete. Sobald die Peſt ausbrach, ſetzte der Emir Nizam, der während der Minderjährigkeit des Thronfolgers Aderbeidſchan verwaltete, den ruſſiſchen Geſandten davon in Kenntniß, und fügte am Ende ſeines Briefes hinzu: „da ich weiß, wie wichtig es iſt, der Peſt gleich im Beginn Einhalt zu thun, ſchickte ich ſogleich die Polizei in das Haus, wo ſich die Peſt gezeigt hatte, und ließ aus dieſem, ſo wie aus den benachbarten Häuſern außer den Kranken alles hinausjagen; ſie ſollen ſich an andern Orten niederlaſſen. Die von ihnen hinterlaſſenen Sachen ließ ich verbrennen, und ſtellte an den bezeichneten Häuſern Wachen aus, mit dem ſtrengen Befehle, Niemand hineinzulaſſen."

Faſſe ich alles, was ich in Perſien ſah, und was ſich während meiner Wanderung ereignete, zuſammen, ſo ergibt ſich, daß ich im Laufe von neun Monaten Zeuge von folgenden Ereigniſſen geweſen war. Ein Schah ſtirbt, ein anderer beſteigt den Thron. Drei Prinzen werden geblendet, und acht ins Gefängniß geworfen, ein vierjähriger Knabe aber zum Thronfolger ernannt. Dem Schah, der nur zwei Frauen hat, wird ein Sohn geboren; ſein erſter Miniſter erwürgt; Peſt und Cholera treten in Teheran und Tebris auf. Es möchte ſchwer ſeyn, in ſo kurzer Zeit mehr wichtige Ereigniſſe zuſammenzubringen. Indem ich dieß Verzeichniß betrachtete, fand ich, daß mir in Perſien durchaus nichts mehr zu thun übrig ſey. Eine Reiſe nach Süden an die Ufer des perſiſchen Meerbuſens zu unternehmen oder das Grab des Jmam Riza in Meſchhed zu beſuchen, wäre ſehr merkwürdig geweſen, aber dazu hatte ich keine große Luſt; ich wünſchte nach Hauſe zu kommen unter das Dach unſers etwas trüben, aber heimiſchen Himmels. Die dreibeinigen, aus dem Tſchapar Khane (Poſthof) zu Tebris genommenen Pferde wurde beladen; Alles war bereit, auch die Zeit mahnte mich an Don Quixote, und ſo ging es fort. So lange ich in Perſien war, fühlte ich entſetzliche Langeweile, und jetzt, wo ich mich davon trennen ſollte, fühlte ich doch, daß es nicht ganz leicht ging. Jch ſehnte mich zurück in die dunkeln, kühlen, orientaliſchen Nächte, ich beklagte, was ich zurückließ, die Pfeifen, die perſiſchen Complimente, den Scherbet, das Confect mit Hammelsfett, den langen Bart meines Mirza's, die Bazare, die Früchte, den dicken Kaffee, und die den Augen

*) Dieſe Phraſe des Korans legen die Perſer ſo aus, als wären alle Vorſichtsmaßregeln zur Abhaltung der Peſt dadurch verboten.

undurchdringlichen Schleier orientalischer Mädchen und Weiber, Alles vermißte ich, nur nicht die Pest und die Cholera, — von diesen Schönen nahm ich gern auf immer Abschied, ohne mit ihnen auch nur eine kurze Bekanntschaft anzuknüpfen.

Und so lebe wohl Tebris, ob auf lange oder auf immer, ich weiß es nicht. Möge der Wind der Wohlfahrt unaufhörlich den Luxus und Reichthum der ganzen Welt dir zufächeln, dein Boden das Vorrathshaus seyn nicht nur für Asien und Europa, sondern auch für Jengi dunja (die neue Welt), deine Gärten blühen, wie Mohammeds Paradies, und deine Mädchen an Schönheit den unsterblichen Houri's gleichen!

Ziemlich langsam ging es vorwärts auf der endlosen, von dem Einfluß einer Julissonne ausgedörrten Steppe, und so schleppte ich mich bis zum Araxes, wo mich die russische Quarantaine aufnahm. Meine Effecten kamen zur Räucherung, ich selbst in eines der für die Reisenden bestimmten Häuser. Die Quarantaine war zur Zeit meiner Reise nichts weniger als schön, jetzt aber, höre ich, sollen Summen angewiesen seyn zur Aufführung neuer Häuser; das ist nicht überflüssig, und gewiß wird es jeder Reisende der vorsorglichen Regierung Dank wissen. Von Ordubad reiste ich über Nachitschewan und Eriwan nach Tiflis, und dann auf demselben Wege, den ich gekommen war, nach Petersburg zurück.

Die Litthauer in Ostpreußen.

Charakter und Körperbildung des preußischen Litthauers.

(Schluß.)

Was die häuslichen Verhältnisse des litthauischen Bauern betrifft, so hat sich sein Wohlstand sehr gehoben, seit das lastige Schaarwerk abgeschafft worden ist, das ihn verpflichtete, für den Gutsbesitzer oder den Pächter königlicher Domänen, zu dessen Gebiet er gehörte, eine festgesetzte Anzahl von Tagen im Jahre zu arbeiten, wobei er nicht selten, war sein Herr streng, seine eigene Wirthschaft vernachlässigen mußte. Der Pachter königlicher Ländereien in Litthauen, welcher die Benennung Amtmann, Oberamtmann, Amtsrath führte und theilweise auch noch jetzt führt, konnte ehemals, weil die Dorfschaften ihm als sein Dienstgesinde bei den Feldarbeiten zugewiesen waren, wegen dieser Verfassung in ein patriarchalisches Verhältniß mit diesen seinen Dienstleuten treten. Er war wie der Vater in der Mitte seiner Hausgenossen, dem sie freudig gehorchten und ihn segneten, wenn er ihre Sprache redete und sie leutselig behandelte. Viele Namen solcher ehrwürdigen Väter ihrer Dorfschaften und Amtsbezirke werden noch heutigen Tages bei den litthauischen Familien mit Ehrfurcht und Liebe genannt, wogegen andere durch tyrannische Behandlung und Verachtung der litthauischen Sprache ein Denkmal der Verabscheuung in den Herzen der Nachkommen sich gestiftet haben. Oft hatten es dergleichen Herren mit ihren Bauern dergestalt verdorben, daß durch starke, militärische Hülfe dieselben zum Gehorsam zurückgebracht werden mußten und sogar dabei Blut floß, wie dieß in den Jahren 1775 und 1776 bei den Bauernaufständen in den königlichen Domänenämtern Prökuls und Heydekrug bei Memel geschah. Obgleich der Litthauer einen starren Sinn besitzt, so vermag gute Behandlung und die Vorstellungen und Ermahnungen eines Alten, Verständigen, der in der Gemeinde Vertrauen besitzt, sehr viel über ihn. Man hüte sich aber, ihn durch leere Versprechungen und Vorspiegelungen zu täuschen, wodurch man bei ihm Alles verdirbt. Zum Mißtrauen schon von Natur sich neigend, wird dieses bei dem Litthauer noch mehr durch langes und vieles Reden von seinen zu leistenden Pflichten und Verbindlichkeiten rege gemacht. Kurze, faßliche und bestimmte Befehle, besonders in seiner Landessprache, die er in hohen Ehren hält, gegeben, wirken auf ihn viel eher. — Zu jener Zeit des Schaarwerks (das der Litthauer mit dem merkwürdigen Ausdruck: „Bandziawa, die Plage, Strafe" bezeichnete), herrschte bei ihnen ein sonderbarer Gebrauch, ihre Töchter zu versorgen und zugleich dadurch sich ihre Arbeit zu erleichtern — ein Gebrauch, der auch jetzt noch fortdauert. Der Schwiegersohn ward nämlich in das Haus genommen und erhält dafür, daß er arbeiten muß gleich dem Knechte, weiter keinen Lohn, als Kleider und ein Stück Feld, um darauf Flachs und etwas Getreide zu bauen. Eben so machen sie es auch, indem sie die Schwiegertochter zu sich nehmen, die dann wieder die Dienste einer Magd verrichtet und ebenfalls etwas Flachsland erhält, um davon ihren Mann und ihre Kinder zu bespinnen. Erfreulich ist die Eintracht, die unter diesen litthauischen zusammengebrachten Familiengliedern herrscht, und der Gehorsam, mit welchem sich die Jüngern den Aeltern unterwerfen — eine Sitte, die an jene der Patriarchenwelt erinnert, wo Jacob und Rahel im Hause Labans für einen Theil der Heerde sieben Jahre lang diente.

Obgleich der Litthauer eine gewisse Art von Stolz besitzt und viel auf sich selbst hält, so daß er bei manchen Gelegenheiten äußert: „Ei, sieh! der Deutsche will fast so klug seyn wie der Litthauer!" — so ist er doch gegen Jedermann sehr höflich. In der Rede bedient er sich öfters der Ausdrücke: „Jusu miliste," Euer Liebden; „Jusu malone," Euer Gnaden; „Jusu sweikata," Eure Gesundheit. Zum Neujahr unterlassen Nachbarn und Freunde nie, einander mit folgenden Worten zu gratuliren: „Ich wünsche dir ein glückliches Neujahr! Gott gebe, daß du es wohl zu Ende bringest und das Ende erlebest!" — Trifft einer den andern bei der Arbeit, so ruft er ihm zu: „Padek Diews," Gott helfe dir. — Jedermann, sey er Herr oder Bettler, den sie auf der Landstraße begegnen, grüßen sie freundlich mit den Worten: „Labs rits!" oder „Laba diena!" oder „Labs wakaras!" d. h. Guten Morgen! Guten Tag! Guten Abend! — Gegen ihre Vorgesetzten, hauptsächlich aber gegen den König, hegen sie eine große Ehrfurcht. Den letzteren nennen sie gewöhnlich „Wiespati," Oberbeherrscher, derselbe Ausdruck, mit dem sie auch „Gott" belegen. — Wird einer von der Obrigkeit zu einigen Hieben (was bei renommirten, öfters ertappten Pferdedieben manchmal vorkommt) verurtheilt, so nehmen sie diese sehr geduldig hin, und meinen, daß sie eine „Pamokunnimas" — Belehrung — erhalten hätten.

In der Zeitrechnung bedient sich der Litthauer nicht der gewöhnlichen, nach den Monaten unsers Kalenders, obgleich er,

wie früher in diesen Blättern erwähnt, für jeden eine charakteristische Benennung hat, sondern rechnet nach Zeitpunkten, die für ihn eine interessante Bedeutung haben, z. B. „mein Großvater wurde im russischen Kriege (per Moskolus) geboren.“ — „meine Großmutter ist 15 Jahre nach der Pest (die 1710 in Preußen wüthete) geboren,“ — „mein Sohn heurathete in der Kornernte,“ — „meine Tochter starb in der Mistfuhre u. s. w.“

Was nun noch die äußere Körperbildung des litthauischen Volkes betrift, so ist der männliche Theil von hoher, kräftiger, dabei aber schlanker Gestalt, blühender Gesichtsfarbe und braunem Haar, das immer langgelockt getragen wird; in seinem ausdrucksvollen Gesicht zeigt sich häufig ein listiger Zug. Dazu kommt eine aufrechte Körperhaltung, durch die sich der Litthauer fast durchgehends auszeichnet. — Das weibliche Geschlecht darf, mit wenigen Ausnahmen, wohl mit Recht das „schöne“ genannt werden. Freilich finden wir bei ihm keine durch eine Schnürbrust, wohl aber durch die Natur gebildete Taille, dabei eine Fülle in der Körperform, wie sie der Orientale liebt, und wie wir, wenn wir das Volk aus dem Osten stammend betrachten, in dieser Körperbildung dafür einen Beweis finden möchten. Es ist dieß aber keine weichliche, erschlaffte Fülle, sondern eine durch Arbeit erstarkte der Gesundheit. Ebenso ist das Gesicht von runder, frischer Form, das Auge feurig, dabei aber eines ganz eigenen, schmachtenden Ausdrucks fähig, wenn man dem litthauischen Mädchen Worte des Herzens und der Liebe widmet. Eine muntere Regsamkeit gibt der ganzen Gestalt jene biegsame Anmuth, die dem Auge um so mehr wohlthut, da sich darin keine gekünstelte Ziererei, sondern eine reine Natürlichkeit kund gibt.

Und somit schließe ich diese skizzirten Nachrichten über das interessante, wenig gekannte Völkchen, in dessen Mitte ich heitere Jugendtage verlebte, und zu dem ich nach langen Jahren gern wieder zurückkehrte. Sollte einen Leser dieser Blätter das Schicksal einst dahin führen, so wünsche ich, daß er den Litthauer mit so vorurtheilsfreiem Blicke betrachten möge, wir ich ihn hier zu schildern versuchte.

Chronik der Reisen.

Vigne's Reisen in Centralasien.

In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft vom 2 November gab Hr. Vigne, von dem wir schon in einem unserer frühern Blätter gesprochen haben, und der von einer siebenjährigen Reise durch Indien eben zurückgekommen ist, einen Bericht von seiner Reise, auf der er Kaschmir, Groß- und Klein-Tibet, das Pendschab, Cabul und andere Gegenden besucht hat.

Hr. Vigne verließ im Jahre 1832 England, ging nach Persien, durch Mazanderan, Teheran und Buschir, und segelte von da nach Bombay. Darauf ging er über Dschamba und Nadschawar nach Kaschmir, wo er sich ziemlich lange aufhielt, bereiste die Provinz in vielen Richtungen, ging nach Tibet hinüber durch verschiedene Päße, so daß er im Stande ist, eine vollständige Karte bis zum Indus gegen Norden zu verfertigen. Von Kaschmir ging er über das Tafelland Deßu nach Iskardo, der Hauptstadt von Baltistan oder Klein-Tibet, einer Stadt am Indus, deren Lage bisher zweifelhaft war, und die, so weit wir wissen, bisher noch kein Europäer besucht hat. Diese Stadt nennt Hr. Vigne einen wilden, außerordentlichen Ort, und vergleicht sie mit Gibraltar. Die Sage der Einwohner ist, daß sie Griechen seyen, die Alexander den Großen begleitet hätten, und daß der Name Iskardo von Alexander herkäme, der im Osten Iskander heißt. Von Baltistan kehrte Hr. Vigne durch die Gebirge im Osten von Kaschmir nach Indien zurück, und besuchte mehrere der Hauptstädte der Gebirgsstaaten in diesem Theile des Himalaya. Dann ging er nach Ghigni, einem Ort, den neuere Ereignisse zu einem Gegenstande von großem Interesse gemacht haben; darauf kehrte er nach Cabul zurück, in dessen Umgegend er zahlreiche Ausflüge machte, ging im Frühjahre dieses Jahres von dort nach Lodiana, segelte von hier den Indus herab, erreichte Bombay, und kehrte über Aegypten nach England zurück.

Ein großer Theil dieser Reise, bemerkte Professor Wilson, sey ganz neu, und das, was schon früher besucht worden sey, nur unvollkommen beschrieben. Die Jesuiten hätten Berichte von ihren Reisen durch einen Theil dieser Länder gegeben, doch ihre Erzählungen seyen summarisch und meist mit Persönlichkeiten gefüllt. Bernier war ausführlicher und interessanter, doch seine Bemerkungen waren weniger mannichfaltig und umfassend, als die der Reisenden unserer Tage. Forsters Nachrichten über Kaschmir waren schätzbar aus Mangel von andern, aber seine Gelegenheiten waren gering und sein Aufenthalt kurz. Der Bericht von Moorcroft, der zehn Monate in der Hauptstadt von Kaschmir gewohnt hat, war weit vollständiger als irgend einer der frühern: er war seit einiger Zeit fertig zum Druck, doch ist seine Ausgabe verhindert worden, weil die Karte nicht vollständig war, die ihn begleiten sollte. Moorcrofts Reise in Kaschmir war auch nur auf den südlichen Theil beschränkt, und noch dazu vor 20 Jahren unternommen worden; seit der Zeit hat sich Vieles verändert. Der berühmte Jacquemont hat Kaschmir auch zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht; doch dieser Theil seines Tagebuches ist noch nicht im Druck erschienen, und seine Untersuchungen, wie die Moorcrofts, waren hauptsächlich auf die Hauptstadt und das Thal beschränkt, in dem sie liegt, während Hr. Vigne den Vortheil gehabt hat, Orte zu besuchen, die durch physische und politische Hindernisse Moorcroft und Jacquemont verschlossen waren. Das Land nordöstlich von Kaschmir ist ganz neuer Boden, und der Besuch des Hrn. Vigne in Iskardo muß nothwendig vom höchsten Interesse seyn. Seine Beobachtungen auf dieser Seite werden sehr wesentlich zu unserer Kenntniß der Geographie dieses hohen Landstrichs und des Laufes des Indus von den Gränzen Labakhs bis zu seinem Austritt nach den Ebenen Indiens beitragen. Professor Wilson bedauerte endlich, daß Hr. Vigne nicht im Stande gewesen war, den District von Nobra zu besuchen und den Lauf des Seluk von seinem Einfluß in den Indus bis zu seiner Quelle zu verfolgen. Doch hat Hr. Vigne einen guten Theil des untern Bezirkes dieses nördlichen Zweiges besucht, und sorgfältig den Hauptarm des Flusses im Westen von Iskardo nachgewiesen, wohin er sich mit südlicher Richtung wendet, und durch die Gebirgsschranke bricht, die sich auf dieser Seite entgegenstellt. Die Gebirgsstaaten von Dschamba und andere auf dieser Seite sind ebenfalls jetzt zum Erstenmal besucht worden, und die hier erlangte Kenntniß hat uns befähigt, die Geographie des obern Theiles des Pendschab zu vervollständigen. (Athenäum.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 332.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

28 November 1839.

Die Einnahme von Cabul.

Mit großem Triumphe haben die engliſchen Blätter die Erſtürmung der Stadt und Veſte Ghizni und die darauf erfolgte Einnahme von Cabul, ſo wie die Flucht Doſt Mohammeds gemeldet. Die Erſtürmung von Ghizni iſt allerdings eine ausgezeichnete Waffenthat, welche nicht bloß den engliſchen Befehlshabern und ihren Truppen alle Ehre macht, ſondern auch die ſchnelle Entſcheidung des Kampfes herbeiführte, in Folge des großen Eindrucks, den ſie machte. Das erſte Ziel des Feldzugs iſt ſomit erreicht, und das zweite und wichtigſte, Herat mehr und mehr gegen Perſer und Ruſſen ſicher zu ſtellen, kann jetzt nicht mehr fehlen. So weit ſtehen die Ausſichten günſtig, ob aber nicht der Sieg für die Zukunft ſo verderblich iſt, als eine Niederlage nur immer hätte werden können, das iſt eine andere Frage. Die Engländer haben ihren Einfluß nicht bloß, ſondern den Umfang des zu ſchützenden Landes ſelbſt um mehr als 100 geogr. Meilen weit weſtwärts ausgedehnt. Der Pendſchab, früher ein unabhängiger Staat und die Vormauer gegen die Afghanen, iſt jetzt der That nach ein Tributärſtaat geworden, ſo gut als irgend ein anderer im Innern Indiens. Das neuerrichtete Reich Schah Schudſcha's muß gleichfalls durch England ſelbſt vertheidigt und geſchützt werden, weßhalb zu Candahar und Cabul 8—10,000 Mann ſtehen bleiben und von England ſelbſt erhalten werden müſſen, denn es iſt keineswegs zu erwarten, daß Afghaniſtan auch nur die Mittel beſitzt, ein ſolches Heer zu unterhalten, vorausgeſetzt, daß man es verſuchen ſollte, durch die Einkünfte des Landes die nöthigen Koſten zu decken. Afghaniſtan ſelbſt hat während der ganzen Dynaſtie der Duranis nie die Koſten der Regierung und des Heeres gedeckt: dieß geſchah einzig und allein durch den Tribut, welchen Sind zahlte, und die Einkünfte, welche das reiche Kaſchmir abwarf. England hat alſo jetzt ein umfangreiches, armes, ſchwieriges Land zu ſchützen auf ſeine eigene Koſten und Gefahr, wobei es von ſeinem Schützling, Schah Schudſcha, ſehr ſchlecht unterſtützt wird. Dieſer hat kürzlich ſeinen von Burnes als in hohem Grade verächtlich beſchriebenen Charakter bewährt, indem er einen Sohn Doſt Mohammeds, der die Stadt Ghizni vertheidigt hatte, erſchießen ließ. Dieſer junge Mann, Namens Mohammed Heider Khan, war nach der Erſtürmung von Ghizni in die Hände der Engländer gefallen: der Obergeneral, Sir John Keane, verſprach ihm ſein Leben zu ſchonen, und Schah Schudſcha willigte ein, indem er in ſchön geſetzten Worten demſelben bemerkte, er und ſeine Familie ſeyen zwar Rebellen geweſen, aber er wolle Alles vergeben und vergeſſen. Dieß geſchah in Gegenwart Sir John Keane's, aber hinter deſſen Rücken ward derſelbe ſpäter erſchoſſen. Doſt Mohammed ſelbſt entkam, wie aus mehreren Umſtänden hervorgeht, durch den Vorſchub vornehmer Afghanen, die ſich bereits dem Könige Schudſcha unterworfen hatten.

Der Feldzug nach Afghaniſtan hat alle böſen Leidenſchaften in Indien geweckt. Die Zeitungen ſind voll von Berichten über einzelne Verſchwörungen, die in den Mahratten- und Radſchputenſtaaten entdeckt wurden; gegen den Guicowar müſſen die Engländer ſtets auf der Hut ſeyn, da man ſeit Jahren keinen Augenblick weiß, wenn er losbricht; die Amirs von Sind haben ſich ſo verrätheriſch und hinterliſtig gezeigt, daß die Engländer wohl genöthigt ſeyn werden, ſie ganz abzuſehen; in Bengalen iſt man Mordbrennereien auf die Spur gekommen, die einen politiſchen Zweck zu haben ſcheinen, und auf der Seite von Birma iſt Alles zu einem Kriege reif, denn die bereits von den Engländern getroffenen Anſtalten laſſen daran kaum mehr zweifeln, auch wenn der Beherrſcher von Birma in Folge der raſchen Beendigung des Feldzugs in Afghaniſtan gelindere Saiten aufziehen ſollte. Ueberblickt man alle die einzelnen Symptome des bald paſſiven, bald activen Widerſtandes gegen di Engländer, ſo kann man ſich kaum des Gedankens erwehren, daß ein Plan exiſtirt, die Engländer in ewiger Spannung und Unruhe zu erhalten.

Die Entfernung einer bedeutenden Armee nach Afghaniſtan hatte die partiellen Empörungen und Verſchwörungen ins Leben gerufen, ob ſie aber mit dem Siege der Engländer endigen, iſt ſehr ungewiß. Die Eingebornen Indiens, namentlich die Mohammedaner, ſind über die auswärtigen Verhältniſſe vortrefflich unterrichtet, und ſie wiſſen recht gut, daß England ſich durch das Vorrücken nach Cabul und Herat tief in die An-

gelegenheiten Persiens und Turkomaniens gemischt hat, welche jeden Augenblick die abermalige Absendung einer Armee in jene Länder veranlassen können. Zudem ist es kein Geheimniß, daß in Afghanistan der heilige Krieg gegen die ungläubigen Feringis gepredigt wurde, und es hatte sich kurz vor der Einnahme von Ghizni eine zahlreiche Schaar solcher heiligen Kämpfer in der Nähe des englischen Heeres gesammelt, sie scheint aber auf die Nachricht von der Einnahme dieser Festung auseinander gestiebt zu seyn. Indeß werden die Nachwehen nicht ausbleiben. Wer immer den Gang der Dinge in Asien verfolgt hat, dem muß der von den Engländern errungene Erfolg mehr schimmernd als reell erscheinen, und eine Ausdehnung ihrer mittelbaren oder unmittelbaren Besitzungen ist ein um so zweifelhafterer Gewinn, als e in den türkischen Angelegenheiten eine sehr unglückliche Rolle spielten, und ihr Ziel, die Sicherung der Verbindung über Aegypten, nicht erreicht haben.

Sleepy Hollow (das schläfrige Thal).

(Fortsetzung.)

Wie ich bemerkt habe, war es die träumerische Natur dieses Namens, die mich zuerst gewann, in der Ferienzeit der Jugend in diese einsame Gegend zu wandern. Doch vermied ich die volkreichen Theile des Thales, und suchte seine stillen Plätzchen weit hinten in den Falten der Berge, wo der Pocantico „seinen zauberhaften Strom hinschlängelt," bald schweigsam und dunkel durch feierliche Wälder, bald funkelnd zwischen den grasigen Ufern in frischen, grünen Wiesen, bald sich hinwindend an dem Fuße reicher Höhen unter den wiegenden Aesten von Buchen und Castanien. Tausend krystallene Quellen, an welchen die Gegend großen Reichthum hat, eilen die Berge herab, als wollten sie dem Pocantico ihren Tribut entrichten. In diesem Strome versuchte ich zuerst meine ungeübte Hand mit der Angel. Ich weilte gern an ihm, mit der Ruthe in der Hand, und sah auf meinen Kork, wie er in der Brandung sich drehte oder in dunkle Löcher versank unter gespaltenen Wurzeln und gesunkenen Holzstämmen, wo die größten Fische lauern. Gern folgte ich dem Strom in die braunen Nächte des Gehölzes, um mein Fischerzeug auszuwerfen, setzte mich auf Felsen unter hoch aufstrebende Eichen und auf rankende Weinstöcke, badete meine Füße in dem kühlen Strome und lauschte auf den Sommerhauch, der in den Wipfeln der Bäume flüsterte.

Meine knabenhafte Einbildungskraft bekleidete die ganze Natur um mich her mit idealen Reizen, und bevölkerte sie mit den Feenwesen, von denen ich in Poesie und Fabel gelesen hatte. Hier konnte ich meiner wachsenden Neigung zu wachenden Träumen und einer gewissen Vorliebe, die nüchterne Wirklichkeit mit meinen eigenen Launen und Einfällen zu färben und zu gestalten, frei nachhängen, wodurch ich oft das Leben etwas zu sehr einem arabischen Mährchen ähnlich machte, und dieser Alltagswelt zu viel Schein von Romantik beimischte.

Der große Versammlungsort des schläfrigen Thals jener Zeit war die Kirche. Sie stand außerhalb dem Thale, in der Nähe der Landstraße, auf einem grünen, mit Bäumen beschatteten Hügel, um den der Pocantico herumfloß, und sich dann in einen geräumigen Mühlenteich ergoß. Zu jener Zeit war die Kirche des schläfrigen Thals der einzige Ort des Gottesdienstes für einen weiten Umkreis. Es war ein ehrwürdiges Gebäude, zum Theil von Grund-, zum Theil von Backsteinen; die letzteren waren in den ersten Zeiten der Provinz aus Holland gebracht worden, ehe die Künste in Neu-Niederland zu solchen Fabricaten sich emporschwingen konnten. Auf einem Stein über dem Eingange waren die Namen der Gründer eingehauen: Frederick Filipsen, ein mächtiger Schutzherr der alten Zeit, der über einen großen Strich dieses Landes herrschte, und seinen Herrschersitz in Yonkers hatte, und seine Frau, Katrina Van Courtlandt, aus dem mächtigen Hause der Van Courtlandt von Croston, das über einen großen Theil der Hochlande gebot.

Die geräumige Kanzel mit ihrem großen Schallbret (sounding-board) war gleichfalls frühzeitig aus Holland gebracht worden, so wie der Communiontisch von massiver Form und seltsamer Bildnerei. Dasselbe konnte man von dem Wetterhahn auf der Spitze des Kirchthums sagen, der als orthodox in allen windigen Angelegenheiten angesehen wurde, bis ein kleiner pragmatischer Nebenbuhler auf das andere Ende der Kirche über dem Altar gesetzt wurde. Dieser letztere trug und trägt immer noch die Anfangsbuchstaben von Frederick Filipsen, und eignete sich demzufolge große Bedeutung zu. Es erfolgte darauf der gewöhnliche Widerspruch, der stets unter Kirchenwetterfahnen besteht, die nie dahin gebracht werden können, in dem Punkte übereinzustimmen, aus welchem der Wind herweht, da sie wahrscheinlich aus ihrer Stellung die Neigung der Christen zu Schisma und Controvers angenommen haben.

Hinter der Kirche und eine sanfte Anhöhe sich hinanziehend war der geräumige Begräbnißplatz, in dem die ersten Väter dieser ländlichen Gemeinde schliefen. Hier waren Grabsteine der rohesten Sculptur, auf denen in holländischer Sprache die Namen und Tugenden vieler der ersten Ansiedler verzeichnet waren, nebst ihren Bildnissen, seltsam in Gestalt von Engeln ausgehauen. Lange Reihen von Grabsteinen, einer neben dem andern, mit ähnlichen Namen, doch verschiedenem Datum, zeigten, daß Generation auf Generation in denselben Familien sich gefolgt waren und in diesem letzten Versammlungsplatz unseres Geschlechts vereinigt worden war.

Laßt mich von diesem ruhigen Friedhof mit aller schuldigen Ehrfurcht sprechen, denn ich gestehe, sie soll die Achtlosigkeit meiner Knabenzeit gutmachen. Ich erröthe, indem ich die gedankenlosen Possen gestehe, mit denen ich mit andern jungen Burschen in seinem geheiligten Bezirke während der Zeit zwischen dem Gottesdienst mich herumgejagt habe, Schmetterlinge fangend, wilde Blumen pflückend oder miteinander wetteifernd, wer über die längsten Grabsteine springen könnte, bis wir von der finstern Stimme des Küsters zur Ruhe gewiesen wurden.

Die Gemeinde hatte in jenen Tagen einen wahrhaft ländlichen Charakter. Städtische Sitten waren noch unbekannt, oder blieben von den Landleuten der Umgegend unbeachtet. Dampfboote hatten noch nicht die Stadt mit dem Lande ver-

ſchmolzen. Ein wöchentliches Marktſchiff von Tarrytown, die „Pachters Tochter“ (Farmer's Daughter), von dem ehrlichen Gabriel Reyna geleitet, war die einzige Verbindung aller dieſer Gegenden mit der Hauptſtadt. Eine ländliche Schöne jener Zeit betrachtete einen Beſuch in der Stadt ganz in demſelben Lichte, wie eine unſerer modernen Modedamen einen Beſuch in Europa, ein Ereigniß, das möglicher Weiſe einmal im Laufe des Lebens eintreffen kann, aber eher zu hoffen, als zu erwarten iſt. Daher war der Anzug der Gemeinde meiſtens nach der uralten Mode, die im ſchläfrigen Thale exiſtirte; oder wenn man zufällig von der holländiſchen Sonnenmütze abwich, oder ein helles Kleid von geblümtem Callico erſchien, ſo machte das im ganzen Kirchſpiel Aufſehen. Da der Domine gewöhnlich mehrere Stunden predigte, ſo wurde vorſorglich ein Eimer Waſſer im Sommer auf eine Bank neben der Thür geſtellt, mit einem Zinnbecher daneben, zum Troſte derer, die entweder von der Hitze des Wetters oder der Dürre der Predigt durſtig werden könnten.

Um die Kanzel und hinter dem Communiontiſch ſaßen die Aelteſten der Kirche, ehrwürdige, grauköpfige Männer mit ausgedörrten (leathern-visaged) Geſichtern, die ich wie eben ſo viele Apoſtel mit Ehrfurcht betrachtete. Sie waren ſtreng in ihrer Heiligkeit, hatten ein wachſames Auge auf meine kichernden Gefährten und mich, und winkten mit drohendem Finger bei irgend einem jugendlichen Plane, die Langeweile erzwungener Frömmigkeit zu heben. Eitel jedoch waren alle ihre Anſtrengungen zur Wachſamkeit. Kaum hatte der Prediger eine halbe Stunde in einer ſeiner endloſen Predigten fortgeſprochen, als es ſchien, als ob der einſchläfernde Einfluß des ſchläfrigen Thales in dem Orte wehte: einer nach dem andern in der Gemeinde ſank in Schlummer, die geheiligten Aelteſten lehnten ſich zurück in ihre Kirchſtühle, breiteten ihre Schnupftücher über ihre Geſichter, als wollten ſie die Fliegen abhalten, während die Heuſchrecken in den benachbarten Bäumen ihr eintöniges Sommerlied zirpten, alle wetteifernd mit den einſchläfernden Worten des Domine.

Ich habe hier verſucht, eine Idee vom ſchläfrigen Thal und ſeiner Kirche zu geben, wie ich mich ihrer aus den Tagen meiner Knabenzeit erinnere. Es war in meinen erſten Jünglingsjahren, nur wenig Jahre waren über mein Haupt weggezogen, als ich ſie in Geſellſchaft mit dem ehrwürdigen Diedrich wieder beſuchte. Ich werde nie die Ehrfurcht vergeſſen, mit der dieſer weiſe und treffliche Mann die alterthümliche Kirche betrachtete. Es ſchien, als wenn all ſein frommer Enthuſiasmus für die alte holländiſche Heimath bei dem Anblick in ſeinem Buſen auftauchte. Die Thränen ſtanden in ſeinen Augen, als er die Kanzel und den Communiontiſch betrachtete; ſelbſt die Backſteine, die aus dem Mutterlande gekommen waren, ſchienen die Saite kindlichen Gefühls in ſeinem Buſen anzuſchlagen. Er beugte ſich faſt ehrfurchtsvoll vor dem Steine über dem Eingang, der die Namen von Frederick Filipſen und Katrina Van Courtland enthielt, und betrachtete ſie als die verbindenden Kettenglieder jener patriciſchen Namen, die einſt an den Ufern des Hudſon ſo berühmt waren, oder vielmehr als einen Schlußſtein, der jene mächtige holländiſche Familienverbindung alter Zeiten ſchloß, die mit dem einen Fuß auf Yonkers, mit dem andern auf Croſton ſich ſtützte. Auch unterließ er nicht, mit Bewunderung den windigen Streit zu bemerken, den die beiden Wetterhähne ſeit undenklicher Zeit und mit wahrhaft holländiſcher Ausdauer geführt hatten; ob ich gleich leicht bemerken konnte, daß er es mit dem hielt, der aus Holland gekommen war.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Hr. Boré in Armenien.

Wir befanden uns zu Erzingam, in der Nähe der Einöden, welche die Pilger Armeniens herbeiziehen, und meinten, ein Chriſt würde dieſe Gegenden nicht vollkommen unterſucht haben, wenn er nicht auch am Grabe deſſen niedergekniet wäre, der ſie mit dem Lichte des Chriſtenthums erleuchtete. Nicht aus bloßer Eitelkeit, uns in Schluchten und Thäler, wohin noch kein Franke gedrungen war, zu verlieren, waren wir taub gegen den Rath der Armenier und Türken, die uns vorſtellten, daß die Kurden in den Bergen von Acim im Zuſtande offener Empörung gegen die Pforte Einfälle in die Umgegenden machen und dieſe bei Nacht ſogar bis an die Thore der Stadt ausdehnen. Wir hatten geſehen, daß der Gouverneur derſelben uns zwei Tage lang in dem Hauſe des Armeniers, der uns beherbergte, gleichſam wie Gefangene auf die Erlaubniß warten ließ, die Ruinen der Citadelle zu beſehen, weil er fürchtete, das Volk möchte ein Aergerniß daran nehmen und uns inſultiren. Das Oberhaupt ſeiner Haustruppen, ein alter Janitſchar mit einem Schnurrbart ſo weiß wie ſein Turban, kam, um uns im Vertrauen von dieſer Wallfahrt abzubringen, wobei er uns geſtand, der Muteſſelim würde es nicht wagen, uns eine Escorte zu geben, indem eine ſolche die Angriffe der Rebellen weit mehr anlocken, als abhalten würde. Wir unterdrückten dieſe menſchliche Furcht, und vertrauten auf den Schutz des himmliſchen Heiligen, zu deſſen Ehre wir einigen Gefahren trotzen wollten. Am Abend zuvor hatte Hr. Scaffi die Reiſe ſeinem geiſtlichen Vater, deſſen Feſt wir feierten, empfohlen, auch mußte der doppelte Schutz des heiligen Vincenz de Paula und des heiligen Gregors, beide Wohlthäter der Kirche und der Menſchheit, unſere Häupter vor jeglicher Unthat ſchützen.

Wir verließen alſo die Stadt am 20 Julius, nur in Begleitung Alis, des amtlichen Trägers unſeres Firmans, Abrahams, unſeres getreuen armeniſchen Dieners, und eines andern jungen Armeniers, der uns als Führer dienen ſollte. Die erſten Sonnenſtrahlen berührten ſchon die Gipfel der Berge, und der von einem röthlichen Streifen eingefaßte Horizont kündigte dieſelbe Hitze wie in den letzten Tagen an; wir eilten, die durch die Reverberation von dem ſie begränzenden Kalkfelſen wie ein Backofen erhitzte Ebene zu verlaſſen, und kaum waren wir außerhalb der Stadt, ſo ſtießen wir auf zwei Reiter. Dieſe Leute waren uns wahrhaft von der Vorſehung entgegengeſchickt worden; ſie kamen des Marktes wegen nach Erzingam, als ſie aber erfuhren, daß wir nach Tortan gingen, wollten ſie uns dieſe Wanderung nicht allein machen laſſen, kehrten wieder um, und boten uns aufs dringendſte ihre Dienſte an.

Der erſte, Namens Mehemet, war bei dem Bey, dem Repräſ-

fentanten der ottomanischen Autorität an den heiligen Orten, die wir besuchen wollten; als Vollstrecker seiner Befehle hatte er die Polizei des Kantons unter sich, und der Muth, mit welchem er diesem Amte vorstand, machte ihn zum Schrecken der Räuber. Er war seiner Abstammung nach ein Kurde, hatte ein feuriges Auge, viel Ausdruck in seinen Bewegungen und den ungestümen Muth der Männer seines Stammes. Gewöhnt, wie das flüchtige Pferd, das er ritt, an alle Strapazen, sahen wir ihm mit wahrem Vergnügen zu, wie er als Kundschafter auf den höchsten Gipfeln oder am Rande von Abgründen hinflog mit vorgehaltenem Karabiner, und seinen Hals über den Hals seines Renners vorgebeugt, dessen Mähne er manchmal zärtlich küßte.

Der andere war ein Armenier, Namens Serkis, ein schöner Typus seiner schönen Nation: er hatte ein stolzes Ansehen, das am Tage ihrer Freiheit allen ihren Kindern einen edeln Anstand geben mußte. Als Wächter der an dem lange Zeit unbekannten Grabe des heiligen Gregor erbauten Kirche bringt er sieben Monate des Jahres mit seiner Familie und seinen Heerden in dem Schnee, der ihn von der übrigen Menschheit trennt, begraben zu, und in den andern Monaten vergeht kein Tag, wo er nicht gegen die Kurden zu kämpfen hat, die tausenderlei Plackereien gegen ihn ausüben. Der unbesiegbare Widerstand, den er diesen Angriffen entgegenstellt, machte ihn in unsern Augen zum Helden.

Der Fremde schließt sich leicht an, hauptsächlich an Leute, die geneigt sind, seine Schwäche zu beschützen. Mehemet und Serkis sprachen bald offenherzig, wie alte Freunde, mit uns, und bemühten sich in ihrem freundlichen Eifer, allen, auch den kleinsten, Besorgnissen zuvorzukommen. Um uns sicher zu machen, vervielfachten sie die mehr oder minder schrecklichen Erzählungen ihres in einem fortwährenden Kampfe hingebrachten Lebens, wobei sie sich an Ali, der die neue türkische Uniform trug, mit den Worten wandten: „Auf jeden Fall werden die Kurden, wenn sie ein Opfer brauchen, mit dieser rothen Mütze Streit anfangen; mit den Franken haben sie keinen Streit auszumachen, denn sie achten und fürchten sie." Ali schien sich mit seinem ottomanischen Stolze über jeden Schrecken zu erheben, und mit Zuversicht zeigte er ihnen seinen Säbel und seinen Karabiner, von dem er an dem Tage von Koniah vergebens einen schönen Gebrauch gemacht hatte. Hierauf sang er eine seiner Lieblingsweisen. Bald jedoch sah ich, daß er ein langes weißes Tuch hervorzog und seinen Fez damit bedeckte, weniger vielleicht, wie er wiederholte, um sich vor der Sonnenhitze zu schützen, als um deren schreiende und bei den Kurden verhaßte Farbe damit zu verbergen.

Wir gelangten plaudernd an das steinige und ausgetrocknete Bett eines Baches, der durch das Schneewasser einige Monate lang zu einem Fluß anschwillt, und, da ihm nirgends durch einen Damm Schranken gesetzt sind, den fruchtbaren Boden der Ebene durchwühlt und zerreißt. Damals floß derselbe wie ein dünner Faden von Nordwest gegen Süden dem Euphrat zu, dessen gekrümmten Lauf man zur Linken bemerkt. Die Quellen des Kalle oder Wolfs liegen in der Nähe des andern Lykus, der in einer entgegengesetzten Richtung nach Neo-Cäsarea und von da nach dem alten Magnopolis läuft, wo er sich mit dem Iris vereint, und sich in der Folge in die Gewässer des schwarzen Meeres verliert.

In einiger Entfernung am südlichen Ufer befinden sich zwei Ruinen von Capellen, von denen man glaubt, sie seyen an der Stelle von Dilu, einem zum Begräbniß einiger Patriarchen, Nachfolger des heiligen Gregor, bestimmten Platz erbaut. Sein Sohn Aristages und der erste Merges, ruhmvollen Andenkens, ruhen daselbst; des Letztern Grab wurde im 12ten Jahrhundert aufgefunden. Wir betraten diese verstümmelten Heiligthümer, wobei ich bloß den Grabstein eines Bischofs, dessen Namen verlöscht war, fand, eine traurige Laune der Zeit und der Barbarei, die stets gegen die eiteln Ansprüche des Menschen verschworen ist.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Historische Sammlung des Professor Solowiew. Dieser machte, wie es scheint, im Auftrage der russischen Regierung im letzten Jahre eine Reise nach Schweden und Dänemark, hauptsächlich in der Absicht, Quellen für die russische Geschichte in den Archiven dieser Länder aufzusuchen. Er brachte eine reiche Ausbeute mit, die außer einigen größern Werken, z. B. einer handschriftlichen „Beschreibung des Zustandes von Rußland unter Zaar Alexei Michailowitsch," aus 241 mehr oder minder wichtigen Briefen und Actenstücken, namentlich aus der Zeit der falschen Dimitris, bestanden. Die meisten derselben sollen in die Sammlung historischer Actenstücke aufgenommen werden. (Auszug aus den Sitzungen der archäologischen Commission: Journal des Ministeriums der Volksaufklärung, März 1859.)

•

Russische Forschungen im Lübecker und Königsberger Archive. Der russische Generalconsul Schlözer hat umfassende Forschungen über den Handel Lübecks mit Nowgorod in dem Archive der erstern Stadt angestellt. Ein Auszug daraus steht im Juniheste des oben genannten Journals. Gleiches geschah im Königsberger durch den Russen Strojew, der dort im Archive des deutschen Ordens die für die russische Geschichte wichtigen Urkunden durchsuchte und abschreiben ließ. Die angeführten Actenstücke betreffen namentlich die Verhältnisse des deutschen Ordens im Anfange des 16ten Jahrhunderts, wo der letztere sich von dem polnischen Joche losmachen wollte.

•

Russische Chroniken. Ein Hr. Beredníkow beschäftigt sich mit Zusammenstellung und Vergleichung der ältesten slavischen Chronikschreiber (Chronographen). Er hat kürzlich einige bulgarische untersucht, und sie, so wie die russischen, mit den byzantinischen Quellen verglichen: zur Vervollständigung verlangte er auch die Ermächtigung, zwei in dem Museum Rumänzow befindliche, eine serbische aus dem 15ten Jahrhundert und eine russische Chronik aus dem Jahre 1494, vergleichen zu dürfen. Er wird bald gegen 40 solcher Chroniken beisammen haben, und glaubt, daß ihre Zusammenstellung Manches aufhellen werde, was bisher in Nestor dunkel war. (ibid. Mai.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 131 u. 132** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Norwegische Gedichte.** Uebersetzt von K. K. Kannegießer. — **Villemain's Vorlesungen über die französische Literatur. — Der sterbende Harold.** Nach Lamartine, von J. Duesberg. — **Nisard über Melanchthon.**

In das Abonnement dieses dem Auslande hingegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für das Abonnement des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und ganzjährlich 16 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 333.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 November 1839.

Ein chinesisches Gastmahl zu Maimatschin.

Nach einem Vertrage zwischen China und Rußland ist Kiachta der einzige Punkt, wo der Handelsverkehr zwischen beiden Staaten getrieben werden darf. Hier ist der ganze innere Handel des nördlichen Asiens zusammengedrängt, und man trifft die Agenten der reichsten Kaufleute von St. Petersburg. Eben so wie der russische Handel mit China seinen Sitz in Kiachta hat, haben die Chinesen an der gegenüberliegenden Gränze ihres Reichs in Maimatschin eine Niederlage errichtet. Ein großer, umschlossener Raum trennt beide Städte von einander. An der russischen Seite ist ein Thor in deutschem Geschmack mit einem Wachhause, und an der chinesischen Seite erhebt sich eine prachtvolle Einfahrt, die mit mythologischen Figuren und Inschriften geschmückt ist. Das Innere von Maimatschin trägt ganz den Stempel einer chinesischen Stadt. Die Straßen sind gut angelegt, aber eng, und man sieht, wenn man sie durchläuft, nichts als nackte Mauern, nur da und dort von einer Thür unterbrochen, die immer verschlossen bleibt, denn die chinesische Sitte verlangt, daß jeder in sein Haus verschlossen bleibe, und die Außenwelt nicht erfahre, was in demselben vorgeht. Hinter diesen düstern Mauern liegen die Wohnungen. Jede derselben hat einen sehr geräumigen Hofraum, in welchen die Wohnzimmer und die Läden der Kaufleute gehen. Die Wohnungen sind gewöhnlich sehr reich eingerichtet, man sieht lackirte Tische, Spiegel, Gemälde, und die Böden sind mit Matten belegt. Das wichtigste Geräthe in dem Empfangzimmer ist der Divan, eine große Art Sofa, auf welchen sich die Chinesen nach orientalischer Sitte mit gekreuzten Füßen niederlassen. Jede Privatwohnung hat ihr kleines Blumenbeet, dessen Pflege eine der Lieblingsbeschäftigungen dieses merkwürdigen Volkes ist. Das Eigenthümlichste und Auffallendste dieser Stadt ist, daß sich durchaus keine Frau darin befindet. Kein weibliches Wesen erhält die Erlaubniß, sich dort niederzulassen. Wahrscheinlich ist dieses Gesetz durch die Nähe der Europäer veranlaßt. Ein russischer General, welcher kürzlich Gelegenheit hatte, Kiachta und Maimatschin zu sehen, hat einem englischen Journal — dem Travellers Magazine — die Beschreibung eines cerimoniellen Besuches, welchen er bei Tzin-Hoé, einem vornehmen Chinesen und Dsargutschei oder Hauptagenten des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, abgestattet, in folgender Weise mitgetheilt.

Es wurde abgeredet, daß ich die Einladung zum Mittagessen bei Tzin-Hoé für den andern Tag annehmen, und inzwischen einen Adjutanten an ihn schicken solle, um ihn auf die gebräuchliche Art zu begrüßen. Den nächsten Tag begab ich mich in Begleitung des Gränzaufsehers, des Zolldirectors, einiger andern Beamten und einer Abtheilung Kosaken nach Maimatschin. Unser Amphitryon empfing uns an der äußeren Thüre seines Gemaches, und führte, nachdem er uns auf englische Weise mit einem Händedruck begrüßt hatte, uns in sein Empfangzimmer, wo er sich auf seinem Divan niederließ. Man brachte uns sogleich Thee in vasenförmigen Tassen, deren Untersätze die Form kleiner Schiffe hatten; nach diesem wurden getrocknete und eingemachte Früchte umher gereicht. Nachdem diese vorläufigen Ceremonien beendet waren, stellten wir uns gegenseitig unsere Officiere vor. Die Unterhaltung zog sich anfangs an allgemeinen Gegenständen hin, wir sprachen von unserm Alter, unsern Familienverbindungen, unserer Stellung in der Gesellschaft, dann ging das Gespräch in Beschreibungen von Waffen und Kleidungen über, und endlich suchte der neugierige Chinese durch geschickt eingeworfene Fragen den Grund meiner Reise zu erforschen. Die Umwege, die ich ihn deßhalb machen sah, machten mir viel Spaß, und da ich durchaus keine Ursache hatte, ein Geheimniß daraus zu machen, so sagte ich ihm offen, daß ich auf Befehl des Kaisers die metallurgischen Anstalten in Nertschinsk besucht, und die Lust mich angewandelt hätte, auch diesen interessanten Punkt unserer Gränze zu sehen. Ich weiß nicht, ob er meinen Worten Glauben schenkte, doch schien er wenigstens davon befriedigt, und es wird mir gewiß die Ehre zu Theil, in einem Bericht an Se. himmlische Majestät zu glänzen. Unsere Unterhaltung wurde mit Hülfe eines Dolmetschers geführt.

Als angekündigt wurde, daß aufgetragen sey, traten der Dsargutschei und ich Hand in Hand in den Speisesaal. Die Tischgesellschaft bestand aus fünf Gästen, und der Tisch war nicht viel größer als ein gewöhnlicher Spieltisch. Vor jedem

ſtanden zwei Untertaſſen von Porcellan, wovon die eine leer, die andere zur Hälfte mit Eſſig gefüllt war. Wir hatten unſre Gabeln und unſre Meſſer mitgebracht, die Chineſen hatten eine Art kleiner Speiler, die ſie ſo geſchickt mit den großen drei Fingern der rechten Hand zu führen wußten, daß es ihnen ſelbſt gelang, flüſſige Speiſen damit zu verzehren. Die Speiſen womit der Tiſch beſetzt war, waren in eben ſolchen Untertaſſen, wie die, welche wir ſtatt der Teller vor uns hatten, und die Gerichte beſtanden aus kleinen Stücken Schweinefleiſch, Schaffleiſch, Geflügel und in Fett gebratenem Wildpret. Man nimmt die Speiſen in die leeren Taſſen, und tunkt ſie, ehe man ſie ißt, in den Eſſig. Fleiſchſpeiſen, Gemüſe, Kraut, Gurken, Blumenkohl und ſüßes Backwerk wurden der Reihe nach herumgegeben. Zweiundfünfzig Taſſen wurden uns hintereinander angeboten. Ich verſuchte die meiſten, theils aus Neugierde, und dann, weil der Dſargutſchei nach den Regeln chineſiſcher Höflichkeit nicht aufhörte, uns die vorzüglichſten Stücke vorzulegen. Das Eſſen ſchloß mit acht verſchiedenen Suppen. Dieſe Anzahl iſt der höchſte Grad chineſiſcher Etiquette, welche verlangt, daß die Zahl der Speiſen, die aufgetragen werden, mit der Achtung, die man für die eingeladenen Perſonen hegt, im Verhältniß ſey.

Wir hatten unſer Brod mitgebracht, denn die Chineſen bedienen ſich nie deſſelben. Kleine Vierecke von Silberpapier wurden uns unaufhörlich angeboten, um uns den Mund abzuwiſchen. Das Getränke beſtand in einer Art Reisbranntwein von unangenehmem Geſchmack. Waſſer wurde nicht gegeben, und die Gläſer hatten die Form von Liqueurgläſern. Die Mahlzeit dauerte ungefähr eine Stunde, die Unterhaltung war belebt und heiter, und drehte ſich um die Sitten der chineſiſchen Frauen. Gewiß kömmt eine chineſiſche Mahlzeit dem europäiſchen Geſchmack nicht ſehr vorzüglich vor, aber ihr gehacktes Schweinefleiſch und ihre Backereien haben keinen unangenehmen Geſchmack. Ihre Speiſen ſind ſehr reinlich zubereitet, die Küchen ſind ſehr rein gehalten und die Feuerung ungemein geſchickt eingerichtet. Im Ganzen zeichnet ſich die chineſiſche Küche mehr durch die Verſchiedenheit als die Maſſe ihrer Gerichte aus, und ſie wäre wirklich nicht ſo übel, wenn das Fett etwas mehr geſpart würde. Das Gewürz und namentlich der Knoblauch herrſcht vor, und das Schweinefleiſch iſt ihr Lieblingsfleiſch. Nach dem Mittageſſen kehrten wir wieder in das Empfangszimmer zurück, wo uns Thee und vorzügliches Confect gereicht wurde. Dabei bemerkte ich, daß die Art, wie die Chineſen ihren Thee bereiten, ſehr verſchieden von der unſrigen iſt. Ein großer Napf wurde zur Hälfte mit ſchwarzem Peco gefüllt, welcher der geſchätzteſte oder wenigſtens derjenige Thee iſt, welchen ſie am häufigſten nehmen; ſie gießen ſiedendes Waſſer darüber, und nachdem er einige Zeit geſtanden, wird er in Taſſen umher gericht, ohne daß Zucker dazu gegeben wird. Man gewöhnt ſich leicht an dieſe Art, ihn zu trinken, durch welche wirklich das Aroma deſſelben ſehr erhöht wird. Der Thee, den wir bei dem Dſargutſchei tranken, war eine ganz vorzugliche Art.

(Schluß folgt.)

Sleepy Hollow (das ſchläfrige Thal).

(Fortſetzung.)

Zuſammen ſchritten wir über den geräumigen Kirchhof. Mit tiefer Verehrung pflegte er die Grashalme und Dorngebüſche niederzudrücken, welche die beſcheidenen, gebräunten, halb in die Erde geſunkenen Grabſteine verdeckten, auf denen in holländiſcher Sprache die Namen der Patriarchen alter Tage, der Ackert, der Van Taſſelt und der Van Warts bemerkt waren. Als wir auf einem der Grabſteine ſaßen, erzählte er mir die Thaten vieler dieſer Ehrenmänner, und mein Herz erſchrack, als ich von ihren großen Thaten in den Tagen der Vergangenheit hörte und überlegte, wie achtlos ich einſt auf ihren Gräbern geſpielt hatte.

Von der Kirche ging der ehrwürdige Diedrich weiter in ſeinen Nachforſchungen das Thal hinauf. Der Geiſt des Ortes ſchien ſeinem künftigen Geſchichtſchreiber zuzujauchzen. Die ganze Natur war lebendig, ihn zu begrüßen. Die Wachtel pfiff einen Gruß aus dem Kornfelde, das Rothkehlchen trillerte ein Loblied aus dem Baumgarten, die geſchwätzige Elſter flog von Buſch zu Buſch mit raſtloſem Flug und rief ſeine Annäherung in allen möglichen Tönen aus, kehrte ſich dann wohl auch um, und ſtarrte forſchend in ſein Antlitz, als ob ſie Kenntniß von ſeiner Phyſiognomie nehmen wollte; auch der Specht ſchlug laut an den hohlen Apfelbaum an, und guckte dann recht klug um den Stamm herum, um zu ſehen, wie der große Diedrich ſeinen Gruß aufnahm, während das Eichhorn an der Hecke hinſprang, und dann und wann ſeinen Schweif über ſeinen Kopf wegwarf, als Zeichen ſeines Huſſa!

Der würdige Diedrich verfolgte ſeine Forſchungen im Thale mit charakteriſtiſcher Pietät, trat traulich in die verſchiedenen Hütten, und ſchwatzte mit den einfachen Leuten ganz in ihrer einfachen Weiſe. Ich geſtehe, mein Herz war mit Bewunderung erfüllt, einen ſo großen Mann zu ſehen, eifrig nach Erkenntniß ſuchend und demüthig ſich betragend, um die Gunſt der Niedrigſten zu gewinnen. Geduldig ſaß er auf dem dreibeinigen, hölzernen Stuhle, ſtreichelte die Kinder, und nahm eine ſchnurrende Katze auf ſeinen Schooß, während er die alte, holländiſche Hausfrau nach ſeinem Willen zu thun bewog, und ihr lange Geiſtergeſchichten entlockte, die ſie bei dem Schnurren ihres Spinnrades fortſpann.

Seinen größten Schatz hiſtoriſchen Kramß fand er jedoch in einer alten, ziemlich ſpukhaft ausſehenden Mühle, die zwiſchen Felſen und Waſſerfällen mit klappernden Rädern, brauſenden Strömen und allen Arten unheimlichen Lärmens ſich befand. Ein Hufeiſen, das an die Thüre genagelt war, um Hexen und böſe Geiſter abzuhalten, zeigte, daß dieſe Mühle furchtbaren Beſuchen unterworfen war. Als wir ihr näher kamen, ſteckte ein alter Neger ſeinen ganz mit Mehl beſtäubten Kopf aus einem Loche über dem Waſſerrade, grinſend und die Augen verdrehend, und ſah aus wie der Spukgeiſt des Ortes ſelber. Der erleuchtete Diedrich erkannte in ihm ſogleich den, welcher ihm jene unſchätzbare Kenntniß aufſchließen könne, die man nicht in Büchern findet. Er winkte ihn herab aus ſei-

nem Rest, und saß eine Stunde lang neben ihm auf einem zerbrochenen Mühlstein an der Seite des Wasserfalls, ohne das Geräusch des Wassers und das Klappern der Mühle zu beachten, und ich glaube wirklich, daß seinem Gespräche mit diesem afrikanischen Weisen und den köstlichen Offenbarungen der guten Frau mit dem Spinnrade wir die erstaunenswerthe, doch wahre Geschichte von „Ischabod Crane" und dem „Reiter ohne Kopf" verdanken, die seitdem die Welt in Verwunderung gesetzt und erbaut hat.

Doch ich habe genug von den guten alten Zeiten in den Tagen meiner Jugend gesagt; laßt mich von dem Thale sprechen, wie ich es nach einer Abwesenheit vieler Jahre fand, als es mir glücklich vergönnt war, die Tummelplätze meiner Kindheit noch einmal zu besuchen. Es war ein köstlicher Tag, als ich mich jener geweihten Stätte näherte. Der warme Sonnenschein war durch einen leichten Schleier gemäßigt, als ob er der Landschaft ein träumerisches Ansehen geben wollte. Nicht ein Lufthauch bewegte das Blattgewebe. Die breite Tappanzee war ohne Bewegung, und die Schaluppen schliefen mit herabhängenden Segeln auf seiner spiegelnden Fläche. Rauchsäulen erhoben sich von dem brennenden Reisholz träg aus den Falten der Berge auf der andern Seite des Flusses, und breiteten sich langsam in der mittleren Luft aus. Das entfernte Brüllen einer Kuh oder das mittägliche Krähen eines Hahns, das nur schwach das Ohr erreichte, schien die schläfrige Ruhe der Gegend eher hervorzuheben, als zu stören.

(Schluß folgt.)

Reiseskizzen aus Galizien.

(Mitgetheilt von Elsner.)

Von Bielitz, der gewerbthätigen Gränzstadt von österreichisch Schlesien, geht man über die Weichsel nach Biala, der ersten Stadt in Galizien. Vergleicht man diese beiden Städte miteinander und zieht daraus einen Schluß, so fällt er zu Gunsten des neu betretenen Landes aus, denn Biala ist ungleich besser gebaut, und verräth mehr Glanz und Leben, wie Bielitz. Niemand aber nimmt diesen Schluß für richtig, der da weiß, daß Galizien ein Theil des ehemaligen Polens ist. Die Gränzmauth, die militärische Besatzung und das viele Fuhrwerk, welches von Krakau und Lemberg her seinen Weg hier durch nach den österreichischen Staaten nimmt, geben Biala eine Lebhaftigkeit, wie sie nur wenig Städte von dieser Größe haben. Wenn man nun noch, wie dieß bei mir der Fall war, an einem Sonntage hier ist, und die Eleganz der Einwohner sieht, in welcher sich die neuesten Wiener Moden spiegeln, so gefällt man sich hier ungemein gut, zumal es auch nicht an comfortablen Gasthöfen fehlt. Im Ganzen herrscht hier das deutsche Wesen noch völlig vor, und nur in den untern Volksclassen erkennt man den Polen.

Die Straßen, welche von hier aus nach Krakau und Lemberg führen, sind beide gut und trefflich unterhalten. Dieß und die geringen darauf zu zahlenden Mauthen machen das Fahren angenehm. Ich schlug die nach Lemberg ein. Eine Menge Volk wandelte auf derselben, weil die Umgegend nach Biala eingepfarrt und weil im Allgemeinen der Pole sehr religiös ist. Auch nach Bielitz wanderten Manche, und dieß waren Protestanten, denn dort ist eine evangelische Kirche, die einzige in weiter Umgegend.

Das Landvolk zeichnet sich hier durch seine anständige und hübsche Tracht aus. Die Männer gehen meistentheils in blaues Tuch gekleidet, und im Schnitt der Kleider tritt schon ein wenig die ansprechende polnische Mode hervor. Die Frauen lieben, wie alle Slavinnen, das weiße Linnen, in welches sie sich sehr geschmackvoll zu kleiden wissen. Insbesondere ist die Art, wie sie ihren Kopfputz zu ordnen verstehen, wahrhaft malerisch. Ein feines weißes Tuch wird so zusammengelegt, daß alle vier Zipfel sichtbar bleiben, dann wird es über den Kopf in der Art geschlagen, daß es ungefähr einen halben Zoll über den Haaren herunter auf der Stirn liegt; die beiden Flügel werden nun zurückgebogen und an den Seiten mit Nadeln befestigt. So liegt es wie bei den Vestalinnen und wallt hinten in schönen regelmäßigen Falten herab. Das Gesicht tritt dabei in seiner ganzen Bildung hervor, aber keineswegs schroff, indem die ein wenig an den Seiten hervortretenden Falten des Tuches dieß verhindern. Begegnet man nun ganzen Zügen also geschmückter Frauenzimmer, wie dieß z. B. bei Wallfahrten der Fall ist, so gibt dieß das herrlichste Landschaftsbild, weil diese weißen Gestalten die dunkeln der Männer heben helfen. Und zu dem allem kommt noch, daß es unter diesen Frauenzimmern eine Menge von hübschen Gesichtern gibt, die den Typus der Slavinnen mit seinen feinen Zügen völlig rein darstellen.

Die Gegend von Biela nach Seipusch ist romantisch schön. Sie bietet ein fortwährendes Thal, welches wie ein weit ausgedehnter englischer Garten vor dem Auge ausgebreitet liegt. Zur Rechten erheben sich die Karpathen, die von Jablunka herüberstreichen, in den mannichfaltigsten Gruppen, zur Linken läuft eine hohe Hügelkette mit jenen fast parallel. Das Land in diesem Garten ist fruchtbar und gut angebaut.

Seipusch ist ein Städtchen, wie es deren in Polen viele gibt: schlecht gebaut und voller Juden. Aber es herrscht darin vieles Leben, da zwei Straßen sich hier scheiden, wovon die eine nach Lemberg und die andere nach Ungarn führt. In dem vor der Stadt liegenden Gasthofe nimmt man auf weit hinaus Abschied von guten Häusern der Art. Eine zum Park umgeschaffene bergige Waldpartie dient den Bewohnern des Städtchens zum Lustorte. Die Straße nach Lemberg führt an ihr vorüber.

Jetzt tritt mit jedem Schritte das polnische Wesen mehr hervor: dürftige Menschen, nackte Kinder, wandernde Juden, Fröhner in großen Schaaren auf den Feldern des Herrn, tiefe Unterwürfigkeit des Volkes u. dgl. m., das sieht man hier zu allen Stunden. Charakteristisch ist die Bauart der Dörfer, die nicht, wie anderwärts, beisammenliegend, sondern an den Bergen umher einzeln und zerstreut zu sehen sind. Hier hausen die Gorallen, ein slavischer Volksstamm, welcher ein Verbindungsglied zwischen den Slovaken in Mähren und Ungarn und zwischen den Polen ausmacht. Ihre Kleidung, ein kuhhaarener brauner kurzer Mantel, knappe anliegende von grobem Wollenzeuge verfertigte Beinkleider und Sandalen sind die Nationaltracht, welche weit und breit bekannt ist, da diese Leute als Drathbinder, dann auch Kram treibend mit Hecheln und Mäusefallen, gleich den Savoyarden, viel in der Welt umherziehen. In ihrer Heimath leben sie, wo möglich, noch einfacher, wie auf ihren Reisen, sind dabei aber gesund, und durch ihr stetes

Bergsteigen, ſo wie dadurch, daß ſie von früheſter Jugend an aller Witterung ausgeſetzt ſind, und als Kinder meiſtentheils völlig nackend gehen, ſo kräftig und ſehnig, daß ſie die größten Strapazen ohne Unbequemlichkeit aushalten. Das macht ſie denn auch geſchickt zu einer Beſchäftigung, welche ſie häufig treiben, nämlich zum Schmuggeln. Längs der Gränze zwiſchen Galizien und Ungarn wohnend, haben ſie dazu die beſte Gelegenheit. Die, welche man in der Gegend trifft, von welcher ich hier eben ſpreche, empfehlen ſich durch ihr Aeußeres und durch ihre Phyſiognomie mehr, wie die in der Gegend von Jablunka, denen eine gewiſſe Unheimlichkeit aus dem Geſichte leuchtet. In Ungarn hat man zu ihnen kein beſonderes Vertrauen, und will die Erfahrung gemacht haben, daß ſie gern Diebereien verüben, ja ſelbſt vor Straßenraub nicht zurückſchrecken. Dieß aber ſagt man ihnen in Polen und Deutſchland weniger nach. — In ihrem Hausweſen ſieht es ſehr armſelig aus, und ihre Häuſer ſind meiſtentheils Hütten ohne Schornſtein. Man kann ſich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren, wenn man ſich denkt, eine Fußreiſe durch dieſe Gebirge zu machen, und ſich der Discretion dieſer Bevölkerung zu übergeben. Das iſt denn auch die Urſache, warum ſich ſo ſelten Jemand zu ſolchem Wagſtück entſchließt.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Hr. Boré in Armenien.

(Schluß.)

Wir glauben jedoch, die kleine Stadt Tlln liege etwas mehr weſtlich, wie dieß die Fundamentenlinie, die wir auf dem Wege nach dem Kloſter der heiligen Jungfrau durch die Brachäcker hin erkannten, zeigt. Unſere Führer geleiteten uns hieher, um das Frühſtück einzunehmen, und um die Pferde ausruhen zu laſſen, bevor wir das Labyrinth der Gebirge beträten. Ein als wohlhabender Bauer gekleideter Greis empfing uns am Eingang. An ſeinem grauen Bart erkannten wir, daß er ein Prieſter ſey. Mit rauher Stimme ſagte Mehemet Ali zu ihm: „Heute kommen Chriſten zu dir, dieſer Beſuch wird den der Kurden, die geſtern hier lagerten, wieder gut machen; erweiſe ihnen die gehörige Ehre, füttere unſere Pferde und ſchaffe uns ſchnell ein Frühſtück.“ Halb zitternd führte uns hierauf der Greis durch einen ſchmalen Hof in eine Art von Schuppen, wo er uns auf ſchlechten Polſtern Platz zum Sitzen anbot. Es waren zwei Frauen da, eine alte, ſein Weib, und eine junge, deren Geſicht mit einem rothen Tuche zur Hälfte bedeckt war, dieſe war ſeine Schwiegertochter; bald kam auch ſein Sohn, ein Prieſter wie er, um uns zu begrüßen. Die beiden Frauen knieten vor einem runden ziemlich tief in die Erde eingegrabenen Loche, das wie ein Ofen mit in Kuchen geformtem und an der Sonne getrocknetem Dünger geheizt wurde, und beſchäftigten ſich eifrig mit der täglichen und wichtigſten Hausarbeit. Sie machten gerade zur rechten Zeit Brod, deſſen Bereitung in jenen Ländern ganz verſchieden und hauptſächlich viel ſchneller iſt, als bei uns. Der wenig aufgelaufene Teig ward in kleinen Kugeln auf einen Teppich gelegt. Die junge Frau bot ſie nacheinander der Alten, welche dieſelben durch eine raſche Bewegung der beiden Vorderarme in die Geſtalt von Fladen ausdehnte, und ſie an die heißen Wandungen des Ofens hielt, von wo ſie nach einigen Minuten wieder abgenommen und uns vorgeſetzt wurden. Außerdem brachte man uns Milch, Eier und weiße Feigen, ſo ſüß wie Zucker. Während des Eſſens näherten ſich uns drei kleine Kinder, die in einiger Entfernung ſpielten, und betrachteten mit lüſternen Blicken unſere Speiſen. Hr. Scafft bot einem derſelben ein Stück Käſe an, es ſtreckte die Hand aus, um es zu nehmen, da rief ihm der Alte mit drohender Stimme zu: „Gregor, es iſt heute Freitag,“ und mit einem Blick auf uns fügte er bei: „Die hieſigen Chriſten eſſen an dieſem Tage und am Mittwoch weder Eier, noch Butter, noch Milch.“ Das Kind, zu jung, um den Unterſchied der Faſttage zu verſtehen, verbarg ſich in einem Winkel und weinte. „Dieſer Tag iſt alſo ein Faſttag?“ fragte ich den alten Prieſter. „Es iſt Freitag,“ erwiederte er mit einem Phariſäer-Blick; „wie an den Feſttagen eſſen wir ſo oft und ſo viel als wir wollen, nur enthalten wir uns der Eier, der Milch und der Butter.“ Erfreut, das Geſpräch auf einen religiöſen Gegenſtand zu bringen, ſagte ich ihm, mein Reiſegefährte ſey ein Prieſter aus Rom, dem Sitze des alleinigen Oberhauptes aller Kirchen, er und ich folgten in Beziehung auf die Enthaltſamkeit gern dem ohne Zweifel nachſichtigern katholiſchen Geſetze, indem wir weniger vollkommen ſeyen, als die Armenier; nichtsdeſtoweniger würde ich ihn lieber gleich uns Eier, Butter und Milch eſſen und an alle ſymboliſchen Dogmen glauben ſehen. Auf dieſe Bemerkung erwiederte er nichts, ſie ſchien ihn zu verletzen, und um gleichſam von der Sache abzulenken, fragte ich ihn, welches von allen dieſen Klöſtern ſeit Einführung des Chriſtenthums zuerſt an die Stelle der Götzentempel nach der Verſicherung der Geſchichtſchreiber ſeiner Nation getreten ſey. Er erwiederte mit einer Art von Groll: „Iſt das eine Frage? Dieſes Kloſter iſt der heiligen Jungfrau geweiht, und gibt es im Paradies einen Heiligen über ihr?“ Ich verbeugte mich vor dieſem Beweiſe, dem einzigen, den wir ſeinem geſchichtlichen und kirchlichen Wiſſen entlocken konnten. Gewiß wird die armeniſche Kirche in das Urtheil des Greiſes, der mit ſeinem friedlicher ausſehenden Sohn der Arzt, der Mönch und ſtellvertretende Prieſter des Kloſters war, nicht einſtimmen. Möge dieſe Kirche andererſeits aus unſerem gutgemeinten Geſtändniſſe Nutzen ziehen: daß nämlich mit Ausnahme Etſchmiadzins, das einigermaßen an die katholiſchen Klöſter erinnert, alle übrigen mit demſelben Namen gezierten Häuſer nicht beſſer ausſehen, als einfache Bauernhäuſer.

Hierauf machten uns alle dieſe armen Leute eine rührende Darſtellung von den Gewaltthaten und Räubereien, welche die Kurden ungeſtraft an ihnen verüben. Die Frauen bereiteten ſo viel Brod nur, um von jenen Gäſten, die ſie täglich beſuchen, und die, wenn ſie und ihre Pferde ſatt ſind, noch Geld verlangen, und bald ein Schaf, bald einen Sack Haſer mitnehmen, nicht ohne Vorrath überraſcht zu werden. Das einzige, was ſie achten, iſt die Familienehre, welche jeder Muſelmann als ein unverletzbares Heiligthum betrachtet. „Sagen Sie nicht, daß Sie im Kloſter der heiligen Jungfrau abgetreten ſind,“ empfahl uns der junge Prieſter, „denn morgen würden habſüchtige Beſucher hieher kommen, um die Gabe uns zu entreißen, die wir, wie ſie glauben werden, von Ihrer Milde erhalten haben.“

Merkwürdige galliſche Münze. Man fand kürzlich auf dem rechten Ufer der Saone eine galliſche Silbermünze, 18 Decigramme ſchwer, die auf der einen Seite einen rechts gewandten Kopf der Pallas mit dem Helme, auf der andern einen gleichfalls rechts gewandten dahin ſprengenden Reiter mit dem Spieße zeigt. Ueber dem Pferde ſteht das Wort AVSCR. Man ſchreibt dieſe Münze der Stadt Tournay zu, und ſie liefert eine Probe der eigentlich galliſchen (autonome) Münzen, welche hinſichtlich der Kunſt den römiſchen völlig gleichkommen. (Echo du Monde Savant vom 16 November.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 334.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

30 November 1839.

Sleepy Hollow (das ſchläfrige Thal).

(Schluß.)

Ich betrat das Thal mit klopfendem Herzen. Gegen meine Beſorgniß fand ich es nur wenig verändert. Der Gang des Geiſtes, der ſo reißende Schritte an jedem Fluſſe, jeder Landſtraße gemacht hatte, war, wie es ſchien, noch nicht in dieſes begünſtigte Thal gekommen. Vielleicht herrſchte noch immer der Zauberſpruch vergangener Tage über dem Orte, und hielt die Fähigkeiten der Bewohner in glücklicher Genügſamkeit mit den Dingen zurück, wie ſie ihnen die Vergangenheit überliefert hatte. Es waren immer noch dieſelben kleinen Höfe und Wohnungen mit ihrem alten Hute für den haushaltenden Zaunkönig, ihren ſteinernen Brunnen, moosbedecktem Eimer und dem langen Wagebalken. Es waren immer noch dieſelben kleinen Bäche, die herabrieſelten, dem Pocantico ihren Tribut zu entrichten, während der Zauberſtrom noch ſeinen alten Lauf, wie vor Alters, durch feierliche Wälder und friſche, grüne Wieſen dinging; auch fehlte es an luſtigen Feiertagsbuben nicht, die an ſeinen Ufern hinſchlenderten, wie ich es gethan, ihre Haken ins Waſſer warfen, oder ihre kleinen Schiffchen hinſchwimmen ließen. Ich ſah ihnen mit einer Art trüber Freude zu, und wunderte mich, ob ſie wohl unter demſelben Zauber der Phantaſie ſtänden, der mir einſt das Thal zu einem Feenland machte. Ach! ach! vor mir ſtand jetzt Alles enthüllt in ſeiner nackten Wirklichkeit. Die Echos antworteten nicht mehr mit Zauberſtimmen, der Traum der Jugend war zu Ende, der Zauber des ſchläfrigen Thals war gebrochen!

Am folgenden Sonntage ſuchte ich die alte Kirche. Dort ſtand ſie auf ihrer grünen Höhe unter den Bäumen; der Pocantico floß an ihr vorbei in einem tiefen, dunklen Strome, wo ich ſo oft geangelt hatte; dort breitete ſich der Mühlteich, wie vor Alters, aus, mit den Kühen unter den Weiden an ſeinem Rande, knietief im Waſſer, widerkäuend und mit ihrem Schwanze die Fliegen von ihren Seiten verjagend. Doch die Hand der Verbeſſerung war thätig geweſen an dem ehrwürdigen Gebäude. Die in Holland verfertigte Kanzel war durch eine im neuern Geſchmack gebaute verdrängt, und die Vorderſeite des halbgothiſchen Bauwerks war mit einem halbgriechiſchen Säulengang verziert. Glücklicherweiſe blieben die beiden Wetterhähne ungeſtört auf ihren Plätzen an jedem Ende der Kirche, und waren immer noch einander ſchnurſtracks entgegengeſetzt in allen Punkten windiger Wiſſenſchaft.

Als ich die Kirche betrat, wurden immer von neuem die Veränderungen der Zeit ſichtbar. Die Aelteſten um die Kanzel waren Männer, die ich in der fröhlichen Luſt ihrer Jugend verlaſſen hatte, die aber in den heiligen Stand nachgefolgt waren, vor dem ſie einſt ſo viel Ehrfurcht hatten. Was mir aber am meiſten auffiel, war die Veränderung des weiblichen Theils der Gemeinde. Anſtatt der alten Gewänder häuslicher Arbeit und altholländiſcher Mode, ſah ich franzöſiſche Aermel, franzöſiſche Mützen und franzöſiſche Kragen und ein furchtbares Flattern franzöſiſcher Bänder.

Sobald der Gottesdienſt geendigt war, ſuchte ich den Kirchhof auf, wo ich in den vergangenen Tagen meiner Kindheit geſpielt hatte. Mehrere der beſcheidenen braunen Steine, auf denen in holländiſcher Sprache die Namen und Tugenden der Patriarchen erwähnt waren, waren verſchwunden, und andere von weißem Marmor, mit Urnen und Kränzen und Bruchſtücken engliſcher Grabſtein-Poeſie waren ihnen gefolgt, und bezeichneten das Eindringen der engliſchen Sprache in Geſchmack und Literatur in dieſer einſt unverdorbenen Gemeinde.

Wie ich unter dieſen ſchweigenden und doch beredten Denkbüchern der Todten hinſtolperte, traf ich auf Namen, die mir bekannt waren, von denen die meiſten während meiner langen Abweſenheit die Schuld der Natur bezahlt hatten. Einiger erinnerte ich mich als Genoſſen meiner Jugend, die mit mir auf demſelben Fleck geſpielt hatten, unter dem ſie jetzt moderten; Andere, die in jenen Tagen die Blüthe der Hofbeſitzer (yeomanry) waren, und im Sonntagsſtaat auf dem Kirchplatz prangten; noch Andere, die weißhaarigen Aelteſten des Heiligthums, einſt in Ehrfurcht erweckender Heiligkeit um die Kanzel verſammelt und ſtets bereit, die unzeitige Fröhlichkeit des leichtfertigen Buben zurückzuweiſen, der, jetzt ein Mann, durch Jahre nüchtern gemacht, und in den Wechſeln des Lebens geſchult, gedankenvoll auf ihre Gräber niederſah. „Unſere Väter," dachte ich, „wer ſind ſie? — und die Propheten, können ſie immer leben?"

Ich wurde in meinen Gedanken durch den Lärm eines Trupps müßiger Kinder gestört, die springend über den Ort herkamen, wo ich selbst so oft herumgesprungen war. Es wurde ihnen verwiesen, wie mir und meinen Spielgefährten es oft geschehen war, durch die Stimme des Küsters, eines Mannes von gesetzten Jahren und Betragen. Ich blickte ihm aufmerksam ins Gesicht; hätte ich ihn anderwärts getroffen, würde ich wahrscheinlich bei ihm ohne Bemerkung vorbeigegangen seyn; aber hier forschte ich nach den Spuren früherer Zeiten und entdeckte in den ehrbaren Zügen dieses Hüters des Heiligthums die verborgenen Lineamente eines derselben Spielgenossen, auf die ich angespielt habe. Wir erneuerten unsere Bekanntschaft. Er setzte sich neben mich auf einen der Grabsteine, über die wir in unsern jugendlichen Spielen gesprungen waren, sprachen mit einander von unserer Knabenzeit und hielten erbauliche Reden über die Unbeständigkeit aller sublunarischen Dinge, wie sie die Scene um uns darbot. Er war reich an historischen Erinnerungen in Bezug auf die Ereignisse der letzten dreißig Jahre und im Umkreis von dreißig Meilen, und von ihm erfuhr ich die entsetzliche Revolution, die bald in der Umgegend eintreten würde. Alles das, bemerkte ich deutlich, schrieb er dem gerühmten Fortschritt des Verstandes oder vielmehr dem Alles durchdringenden Einfluß des Dampfes zu. Er beklagte die Zeiten, wo das einzige Verbindungsmittel mit der Stadt das wöchentliche Marktschiff war — die „Pächters Tochter," die unter der Leitung des wurdigen Gabriel Regna den Gefahren des Tappan-See trotzte. Ach, Gabriel und „des Pächters Tochter" schliefen im Frieden! zwei Dampfboote rauschten und platschten täglich in dem kleinen ä ndlichen Hafen von Tarrytown. Der Geist der Speculation und der Verbesserung hatte selbst das einst so ruhige und ehrgeizlose kleine Dorp ergriffen. Die ganze Umgegend war in Stadtloose (town lots) zertheilt worden. Statt der kleinen Schenke unten am Berge, wo die Landwirthe an Markttagen zu sitzen und sich an Cider und Ingwerbrod zu erfreuen pflegten, schmückte ein stolzes Hotel mit Kuppel und Verandas jetzt den Gipfel mitten unter Kirchen, im griechischen und gothischen Styl gebaut, und zeigte die zunehmende Frömmigkeit und kleinen Geschmack der Nachbarschaft. Die holländischen Trachten und Sonnenmühen (sunbonnets) wurden nicht mehr geduldet, man dachte nicht mehr an sie, nicht eine Pächterstochter ging jetzt der Mode wegen in die Stadt, nein, eine Putzmacherin aus der Stadt hatte sich neulich im Dorfe niedergelassen, die die Köpfe der ganzen Umgegend zu reformiren drohte.

Ich hatte genug gehört! Ich dankte meinem alten Spielcameraden für seine Nachricht und ging von der Kirche des schläfrigen Thales mit der traurigen Ueberzeugung hinweg, daß ich die letzten Spuren der guten, alten, holländischen Zeiten in dieser einst begünstigten Gegend gesehen hatte. Wenn irgend etwas noch nöthig wäre, um diesen Eindruck zu bestärken, so würde es die Nachricht seyn, die ich eben erhalten habe, daß in dem kleinen, eben genannten, aufstrebenden Hafen eine Bank errichtet werden soll. Das Schicksal der Umgegend ist sonach entschieden. Ich sehe keine Hoffnung, es abzuwenden. Die goldene Mittelmäßigkeit ist zu Ende. Das Land soll plötzlich mit Reichthum überschüttet werden. Die noch vor kurzem einfachen Landleute müssen Bank-Directoren werden, und Claret und Champagner trinken, und ihre Frauen und Töchter in französischen Hüten und Federn prangen; denn französische Weine und französische Moden halten gewöhnlich mit Papiergeld gleichen Schritt. Wie kann ich hoffen, daß selbst das schläfrige Thal dem allgemeinen Erwachen entgehe? In einer kleinen Weile wird, fürchte ich, der Schlummer der Jahrhunderte zu Ende seyn, der Klang des Piano's wird dem Schnurren des Spinnrades folgen, der Triller der italienischen Oper dem näselnden Ton von Ichabod Crane, und der Freund der alten Zeit, der das Thal besucht, kann in seinem Unmuth, daß er nichts findet, Alles, was ich von dieser einst bezauberten Gegend berichtet, am Ende für eine Fabel erklären.

Ein chinesisches Gastmahl zu Maimatschin.

(Schluß.)

Während wir an dem Nachtisch waren, zog sich unser Gastwirth in sein Zimmer zurück, um seine Kleider zu wechseln — es ist eine Höflichkeitsbezeugung in China, wenn man nach der Mahlzeit frische Toilette macht. Als der Dsargutschei zurückkam, hatte er einen schönen, seidenen Rock von herrlicher brauner Farbe an, und eine Weste von blauem, broschirtem Atlaß. Er ließ uns mehrere Merkwürdigkeiten sehen, Bücher, Waffen und dgl., und erbot sich, bis das Theater angehe, uns in den Haupttempel zu führen. Dieser Tempel, welcher den chinesischen Häusern glich, welche die ganze Welt kennt, war viereckig, mit einem langen, vorspringenden Karnieß, welches auf Säulen ruhte, die rings um das Gebäude herliefen. Es gibt nichts Seltsameres, als die Masse von Gemälden und Verzierungen, welche auf diesem Karnieß angebracht sind. Die Säulen sind vergoldet, und mit Inschriften bedeckt, an den Mauern sind mythologische Sinnbilder und Sprüche aus den heiligen Büchern aufgezeichnet. Das Innere des Tempels ist in drei Abtheilungen getheilt: die Gottheiten stehen in Nischen, vor welchen Tische aufgestellt sind, auf denen brennende Wachslichter, einige mit Wasser gefüllte Gefäße, und verschiedenes Rauchwerk nebst den Opfergaben stehen, welche meistens aus Blumen, Korn und ähnlichen Dingen bestehen. Draperien und Fahnen hängen über die Tische herein, und entziehen das Bild der Gottheit dem Auge des Beschauers. Die Wände sind mit Goldverzierungen und Freskobildern von den lebhaftesten Farben geschmückt. Diese Gemälde stellen die ausgezeichnetsten Handlungen oder Begebenheiten aus dem Leben derjenigen Gottheiten vor, denen der Tempel geweiht ist, und namentlich die Kämpfe, in welchen der Berühmteste von ihnen sich zu dieser Oberherrschaft empor geschwungen hat. Wenn man sich den Nischen nähert, in welchen die Gottheiten stehen, die man bei dem Eintritt in den Tempel nicht sehen kann, so ist es fast unmöglich, nicht stumm zu werden vor Verwunderung, ja fast vor Schrecken bei dem Anblick dieser seltsamen Figuren, die ungefähr 20 Fuß Höhe haben, und deren Züge

gräßlich ſind. Ihre Bekleidung iſt eben ſo ſeltſam, wie ihre Geſichter, und alles, was ſie umgibt, iſt mit ſo viel Sorgfalt und Kunſt geſchnitzt und gemalt, daß es von ſehr geſchickten Künſtlern zeugt. In dem Tempel, den ich beſuchte, waren neun Gottheiten, die in drei Gruppen zertheilt ſtanden. In der Mitte desſelben war Fo, umgeben von ſeinen Schülern, die zu ſeinem Erfolge beitrugen. An der unteren Seite des Tempels ſah man die Gottheiten des Krieges, der Gerechtigkeit, des Handels und des Ackerbaues, nebſt noch mehreren anderen Gottheiten niederern Ranges. Der Gott Fo war der einzige, der mit geldem Atlaß bekleidet war, eine Farbe, die den Chineſen für heilig gilt, und die nur der Kaiſer das Recht hat zu tragen. Mir war der Tempel von Maimatſchin eines der merkwürdigſten Dinge, die ich auf meinen Reiſen geſehen habe.

Die Stunde des Theaters war indeß herangekommen, und wir begaben uns in die Loge des Dſargutſchei. Das Theater hatte Aehnlichkeit mit denen, welche man während der Volksfeſte in den Champs-Elyſées errichtet. Es war mit vielem Geſchmack auf chineſiſche Weiſe geſchmückt, mit einem vorſpringenden Karniess umgeben und ſehr gut bemalt. Inſchriften waren in der Höhe und auf den Säulen des Vordergrundes angebracht. Die Rollen der Frauen werden von hübſchen Knaben von ungefähr 15 Jahren gegeben. Die Zuſchauer ſitzen im Freien, nur der Dſargutſchei und die bedeutendſten Kaufleute haben Logen, die dem Theater gegenüber ſtehen. Das Stück, welches aufgeführt wurde, war ein Melodrama, und die Zwiſchenacte wurden mit Inſtrumentalmuſik ausgefüllt. Man muß dieſe fürchterliche Muſik gehört haben, um ſich einen Begriff von den Mißtönen machen zu können, die hervorgebracht werden von ungeheuern Klarinen ohne Klappen, ſechs Fuß langen Flöten, die von Cymbeln, Tam-Tams und einer Art Trommel begleitet werden, die man eine Stunde weit hören kann, und die alle endlich noch von abſcheulichen Seetrompeten übertönt werden. Das Sujet des Stückes war aus der Geſchichte von China genommen. Ein Kaiſer wird vom Thron geſtoßen durch einen Aufrührer, der ſich für vom Himmel inſpirirt erklärt und dadurch das Volk an ſich zieht. Der Kaiſer ſtirbt im Gefängniß, und die Kaiſerin zieht ſich in eine entfernte Provinz zurück, wo es ihrem Muth und ihren Anſtrengungen gelingt, wieder einen Theil ihrer Unterthanen an ſich zu ziehen; ſie bekämpft den Thronräuber, tödtet ihn mit eigener Hand, und ſetzt ihren Sohn auf den Thron. Dieß Alles war mit Spielen und Kämpfen untermengt, die viel lächerlicher waren, als diejenigen der kleinen Theater in den Hauptſtädten Europa's.

Nach allem was ich erfahren konnte, ſind ſelbſt die vornehmſten Chineſen in Maimatſchin ſehr unwiſſend in Allem, was ſie nicht perſönlich betrifft, wenigſtens geben ſie ſich das Anſehen, es zu ſeyn. Sie betrachten ſich als allen andern Völkern weit überlegen, oder vielmehr, ſie halten alle andern Völker für Barbaren, die kaum um etwas beſſer ſeyen als Hunde. So z. B. war es dem Dſargutſchei ganz neu, daß es ein franzöſiſches Volk gebe. Sie kennen in Europa bloß Engländer und Portugieſen, und glauben, die Ruſſen ſeyen in Aſien. Für dasjenige aber, was ihre Eigenliebe oder ihren Vortheil betrifft, haben die Chineſen ein gediegenes Urtheil und ein ſehr richtiges Gefühl, welches die Stelle des Unterrichts bei ihnen vertritt. Das Volk darf man wegen ſeiner Vorurtheile nicht anklagen, wohl aber die hochmüthige und unwiſſende Regierung, die es eingeſperrt hält, und ihm jeden Umgang mit andern Völkern verbietet. Ich weiß, daß das chineſiſche Volk durchaus nicht dagegen wäre, wenn die Welt ihm offen ſtände, ſie fühlen wohl, was ſie dabei gewinnen würden; aber nur mit Zittern wagt es eine kleine Anzahl von ihnen über dieſen Gegenſtand mit Fremden zu reden, denn ſie wiſſen, daß die fürchterlichſten Strafen denjenigen bedrohen, der es gewagt, einen ſolchen Wunſch zu äußern, — der dennoch überall verbreitet iſt.

Reiſeſkizze von Galizien.

(Schluß.)

Immer bergauf und bergab geht es über die Ausläufer der Karpathen nach Oſten fort. Der Unterhaltung gab es, da ich hier reiste, genug, da gerade die Kartoffelernte war, welche faſt die ſämmtliche Bevölkerung auf die Felder zog. Dieſe Frucht wird in den hieſigen Gegenden ſehr ſtark angebaut, und macht einen Haupttheil der Nahrung aus. Eigenthümlich erſchien es mir als Deutſcher, daß ich ſo häufig Juden als Aufſeher bei dieſer Ernte ſah. Die Sache iſt aber die. Sie ſind faſt durchgehends Pächter von den herrſchaftlichen Branntweinbrennereien, und miethen viele Ackerſtücke, um darauf Kartoffeln zu bauen. Die Landleute ſind bei ihnen faſt alle verſchuldet, und da es denſelben an baarem Gelde fehlt, ſo bezahlen ſie entweder mit ihrer Händearbeit oder mit ihren Producten. Da kommt es denn nicht ſelten vor, daß ſie die meiſte Zeit, die ihnen von der Frohne, welche ſie der Herrſchaft zu leiſten haben, übrig bleibt, für den Juden arbeiten müſſen. Wie es unter dieſen Umſtänden mit ihren kleinen eigenen Oekonomien beſtellt ſey, das ergibt ſich wohl von ſelbſt.

Ich kam nach Sucha, fand im daſigen Wirthshauſe viel Einkehr, und glaubte Alles zu treffen, was ich etwa beſcheiden wünſchen könnte. Ich täuſchte mich jedoch, und bekam nicht einmal Kaffee zum Frühſtück. An Unterhaltung fehlte es jedoch nicht. Ein junger Capuciner hatte ſeine Tafel in einem mit Stroh gepolſterten Bauernwagen, ſeiner Reiſe-Equipage, aufgeſchlagen. Ein Topf mit Butter, daneben ein weißes Brod, waren mir, nachdem ich im Wirthshauſe ſo wenig bekam, eine wahre Leckerſpeiſe, und es fehlte wenig, daß ich mich nicht bei ihm zu Gaſte bat. Ein Cavalier hatte vor der Hausthüre Poſto gefaßt, und rauchte, als wäre er ein Ungar, ſeine Pfeife mit einer Art, die mich hätte reizen können, ſeinem Beiſpiele zu folgen, wenn ich nicht für dieſen Lebensgenuß rein aller Empfänglichkeit baar wäre. In der Wirthsſtube hatte ein Hauſirer ſeinen Kram ausgelegt, und einen Kreis um ſich verſammelt, wo Alles mit lüſternem Blicke nach den bunten Sachen ſchaute, aber nur die Wirthin Einiges kaufte.

Wenn man hier und in ſo vielen Ortſchaften Galiziens zum Theil völlig nackte, zum Theil nur mit Lumpen behangene Kinder herumgehen ſieht, und wenn man weiß, wie die Kartoffeln die Hauptnahrung der Maſſe ſind, und wie man ſein einziges Labſal im Branntwein findet, ſo erſtaunt man in der That, daß es noch ſo viele kräftige und

wohlgebildete Menschen unter diesem Volke gibt. Nur die Unverwüstlichkeit dieses Stammes kann die Erklärung dazu geben.

Welch eine Gewalt die aus den Karpathen strömenden Gewässer haben, davon sieht man allenthalben die augenscheinlichen Beweise in den Wasserbetten. Aus jeder Hauptrille des Gebirges stürzt sich nach einem starken Regen ein Strom, und ein jeder derselben bringt eine Masse von Steinen mit. Wenn nun das geschieht, so nehmen die Flüsse ein zehnmal breiteres Bett, als wie ihr gewöhnliches, ein, stürzen sich über die Thalebenen hin und richten große Verheerungen an. Von welcher Art solche sind, das konnte ich diesen Herbst deutlich genug sehen: denn es hatte der starke Regen zu Ende August sich vorzugsweise über die Karpathen ergossen, und alle größern und kleinern Bäche und Flüsse hatten einen ungewöhnlich hohen Stand eingenommen. Die in die Thäler herabgeführten Steine lagen in solcher Menge und mitunter von solcher Größe umher, daß man über die Gewalt des Wassers nicht genug staunen konnte. Selbst da, wo für gewöhnlich kein Wasser fließt, hatten sich reißende Ströme ergossen, deren Bett viele Klafter breit und dicht mit Steinen übersäet war. Sieht man dieß, so findet man es begreiflich, wie die Hauptströme, welche diese wilden Gewässer aufnehmen, anschwellen müssen, und welch eine Höhe die Weichsel erreichen muß, in welcher sie zuletzt alle zusammen kommen.

Die Straße geht mitunter lange Strecken in engen Thälern fort, in denen ich die verwüstende Wuth des Wassers recht sehen konnte. Brücken waren zerstört, Feldstrecken versandet, und Häuser waren in Gefahr gewesen, weggerissen zu werden. Nahe hinter Jordanow fand ich bei einem jüdischen Gastwirthe gute Unterkunft. Ich würde dieß nicht hier anführen, wenn es nicht in Polen von Wichtigkeit wäre, dieß zu wissen, weil man dort oft genug auf weiten Strecken kaum gutes Brod erhalten kann. Die Gegend um diesen Ort ist lieblich, und wäre die Bevölkerung eine andere, so würde man sich da recht behaglich fühlen.

Hinter dem hier gedachten Orte bog ich von der Lemberger Straße rechts ab in die, welche nach Ungarn führt. Zum Theil ist diese gebaut, zum Theil aber noch im Naturzustande. Wie sie zur Zeit der Nässe seyn mag, davon konnte ich mir eine Vorstellung machen, wie ich sie jetzt bei Trockenheit sah.

Ueberraschend treten von hier an die Spitzen und Hörner der Karpathen hervor. Wie ein ungeheurer, mit Thürmen und wunderbaren Befestigungen versehener Wall dehnen sie sich vor dem Auge aus. Immer überragt eine Spitze die andere, wovon die höchsten sich über 8000 Fuß über das Meer erheben. Stehen sie gleich mit dieser Höhe gegen die süddeutschen und schweizerischen Alpen zurück, so imponiren sie dennoch eben so, wie jene, auch glänzen auf ihrer nördlichen Seite die Gletscher gerade so hell, wie dort. Man wird von diesen Spitzen und Hörnern hier jedoch fast mehr überrascht, wie dort, weil im Ganzen der gegen 200 Meilen lange Karpathenzug nur überall aus abgerundeten Bergen und langen Kämmen besteht, die hier auf eine Länge von etwa 12 Meilen im Liptauer und Zipser Comitate so schroff emporschießen.

Wer weiter hin einen guten Gasthof sucht, der findet ihn beim Wiener. Ein geborner Wiener, ein Tischler seines Handwerks, hat ihn angelegt. Von Jordanow bis zu ihm ist es eine halbe Tagreise. Von hier an hat man die Gränze von Ungarn schon immer ziemlich nahe zur Seite, bis man endlich nur durch den Fluß Dunajec davon getrennt ist. Aber nun öffnet sich das romantische Land. Einige alte Burgen stehen dies- und jenseits des Flusses, der an Wuth alle seines gleichen übertrifft. Weit über sein Bett hinaus hatte er sich vor kurzem ergossen, und in seinem Laufe grausende Verheerungen angerichtet. Bei seinem starken Fall und vermittelst des vielen Gesteins, über welches er weg- und wovon er stets vieles mit fortrollt, macht er ein stetes Geräusch und Getöse, welches man auf eine ziemliche Entfernung hört. Er entspringt an der Tatra, nimmt aber bald eine Menge von Bächen, die aus den Karpathen kommen, auf, so daß er schon 10 Meilen von seinem Ursprunge ein reißender Strom ist.

Auf einer Anhöhe vom Wiener nach der ungarischen Gränze bietet sich eine herrliche Aussicht der Karpathen, die besonders durch ihr Vorberge interessant wird, indem diese ein genaues Modell von jenen sind, und was noch wunderbarer ist, so stehen im Bett des Dunajec einige Felsen hervor, welche im verjüngten Maaßstabe die Spitzen der Karpathen treu darstellen. Man wird durch dieß Alles gleichsam darauf gestoßen, anzunehmen, daß diese Gebirge Erhebungen sind, welche so zu sagen bei einem Athemzuge der Erde in die Höhe stiegen.

Die alten Burgen erinnern an die Vorzeit, in welcher ihre Besitzer sich häufig befehdeten, die aber auch den Einwohnern oftmals zu Zufluchtsörtern bei den blutigen Wirren dienten, die diese Gegenden trafen.

Endlich kommt man an eine Brücke, über welche man, als ich sie passirte, fast nur mit Lebensgefahr kam. Das Wasser hatte sie nämlich zerstört, und sie hatte in aller Eile wieder hergestellt werden müssen. Am jenseitigen Ufer ist man in Ungarn, was man aber, wenn man Land und Volk betrachtet, nicht inne werden würde, wenn einen nicht die Gränzwache daran erinnerte.

Bekanntlich hat man auf den ungarischen Landtagen schon den Plan angeregt, es möchte Galizien mit Ungarn vereinigt werden. Sieht man aber, was die österreichische Regierung bereits für Galizien gethan hat, und wie es im Laufe der Zeit mit den andern Erbstaaten verschmolzen ist, so kann man einen solchen Plan wohl als geradezu unausführbar betrachten. Ueberdieß bilden die Karpathen eine so markirte natürliche Gränze, daß auch schon darum eine Vereinigung beider Länder keineswegs als nothwendig erscheint. Sehen wir ferner auf die Bevölkerung, so haben die Galizier allerdings eine große Zahl von Stammverwandten in Ungarn, aber es hegen die Slaven und Magyaren wenig Nationalsympathie gegen einander, und wenn sich unter manchen Umständen eine solche zu zeigen schien, so war sie mehr auf politische Ansicht, als auf nationale Zuneigung gegründet.

Kalevala. Vor mehrern Jahren wurde in Finnland ein mit diesem Namen bezeichnetes großes Nationalepos entdeckt, eine Sammlung mythisch-heroischer und mythisch-idyllischer Lieder, die unter einander zusammenhängen und einen geschlossenen Kreis bilden; diese merkwürdige Entdeckung, welche ein Doctor Lönroth in Kajana auf eine Weise machte, die an Macpherson und Ossian erinnert, ist als ein historisches Factum schon ziemlich allgemein bekannt, aber noch ist wenig Näheres darüber berichtet worden. Das „Helsingfors Morgonblad" hat indeß seit einigen Jahren Stücke einer Uebersetzung mitgetheilt, und aus diesem wiederum die schwedische Zeitschrift „Mimer" ein artiges Bruchstück, „Kalevala's Entstehung." Der Ton des Liedes ist derselbe, wie er in den vor einigen Jahren (bei J. G. Cotta 1854) erschienenen finnischen Runen herrscht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat November)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

vorzüglicher Rücksicht auf vaterländische Erscheinungen

in

Deutschland.

Zwölfter Jahrgang.

1839.

December.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1839.

Dem Wunsche vieler Leser des Auslandes zu entsprechen, werden nun [illegible] zu jedem Monat zum Preisschlag mit Inhalts-Anzeige drucken lassen, um dieses Journal monatweise geheftet an entfernte Abonnenten zu verschicken, welche es in dieser Form verlangen werden.

An diejenigen Abnehmer, welche sich hierüber nicht bestimmt aussprechen, erfolgt die Versendung des Blattes auf die bisher übliche Weise.

Es erscheint von dieser Zeitschrift täglich ein Blatt, auch werden [illegible] zur Verdeutlichung, mitunter, Aufsätze von Zeit zu Zeit Lithographien und Karten beigegeben. — Der Preis des Jahrganges ist 18 Fl. oder 9 Thlr. 8 gr. Mit den Blättern zur Kunde der Literatur des Auslandes, wovon monatlich 2 bis 3 Bog. erscheinen, 20 Fl. oder 11 Thlr. 8 [illegible] Bestellungen darauf an. Ferner hat [illegible] von acht Bogen Text in mehrfacher Form

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Forstbibliothek

für Forstmänner, Landwirthe, Guts- und Wald-

Hartig, Th. L.,

Lehrbuch für Förster und die es werden wollen.

Anleitung zur Forst- und Waidmannssprache

der Erklärung der älteren und neueren Kunstwörter beim Forst- und Jagd-

Forst- und Jagd-Archiv.

Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen.

Versuche über die Dauer der Hölzer.

Conversations-Lexikon,

Reisen und Länderbeschreibungen

Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Völkerkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von Dr. E. Widenmann und Dr. G. Hauff.

Inhalts-Verzeichniß.

Chronik der Reisen.

Nr. 335.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 December 1839.

Charkoff und die Ukraine.

(Von J. G. Kohl.)

In alten Zeiten, als noch das alle Russen beherrschende Großfürstenthum seinen Mittelpunkt in Kiew hatte, mag der kleinrussische Stamm der vornehmste in ganz Rußland, und ganz Kleinrußland mag zu jener Zeit unter einem und demselben Scepter vereint gewesen seyn. Bei dem Verfalle des alten, von den Warägern gestifteten Großfürstenthums bildeten sich eine Menge kleiner Malorossianischer Fürstenthümer zu Halitsch (Gallizien), Wolodimir (Lodomirien), Tschernigow u. s. w. Diese wurden mit der Zeit eine Beute der Tataren und Polen, besonders der letzteren, die mit dem Verfalle des Mongolenreichs immer mehr und mehr alles kleinrussische Land sich aneigneten. Von den Polen bedrückt, wanderten beständig große und kleine Partien von Kleinrussen aus, besonders die unverheuratheten, trotzigen und waffenfähigen jungen Leute (Kasakki *), die sich in mehrere politische Gesellschaften in den wüsten Steppen, besonders an den Mündungen des Dniestr, Dniepr, Don u. s. w. niederließen, und hier theils auf ihre eigene Hand, theils für Rechnung Anderer (der Tataren, Türken, Polen, Großrussen u. s. w.) und in Verbindung mit ihnen raubten und plünderten. Es gab eine ganze Menge solcher kleiner auf diese Weise begründeter Kasakenstaaten, an deren Spitze als Präsident und General der Republik ein Hetman *) stand. Durch wiederholte Auswanderungen bei verschiedenen Gelegenheiten besiedelten diese Kasakencolonien allmählich das ganze südliche Steppenland, das sie nach und nach den Tataren entrangen, bis an die Wolga und den Ural hin, ja sogar über diesen hinaus in Asien hinein, wo eine sehr weit nach Osten hinausgestoßene Kasakencolonie Sibirien eroberte, welche Eroberung dann später erst den Moskowitern zu Gute kam. Die mächtigsten dieser Kasakenstaaten waren die Dniepr'schen, Saporog'schen und Don'schen Kasaken, mit zu verschiedenen Zeiten wechselnden Residenzen.

Die Kasaken waren zur Zeit der Blüthe ihrer Unabhängigkeit der Schrecken aller an ihre Steppen gränzenden Länder, und da sie eben so geschickt und kühn ihre kleinen Boote lenkten, als sie gewandte Reiter waren, auch die Plage aller an das schwarze Meer stoßenden türkischen Provinzen. Auf eigene Hand sowohl als auch auf Veranlassung der Polen und Russen überfielen und plünderten sie häufig Trapezunt, Sinope, Konstantinopel und andere türkische Städte, bewiesen sich aber auch den Moskowitern und Polen, denen sie wechselsweise zur Seite standen, eben so oft feindlich.

Als das Reich der Moskowiter sich immer kräftiger entwickelte, wurden sie allmählich durch Vertrag, theils durch Gewalt und Gewöhnung mit diesen verbunden, und jetzt stehen sie alle unter dem Scepter des Zaaren, mit Ausnahme einiger weniger jenseits der Donau siedelnder, die noch dem Padischah dienen. Schon vor Alexei Michallowitsch hatten Kasaken sich mehrfach an die Moskowiter angeschlossen, so z. B. die sibiri-

*) „Kasak," ist ein kleinrussisches, im großrussischen Lexikon unbekanntes Wort, welches im Ganzen so viel bedeutet, als „freier Mann," d. h. „frei" — von Banden aller Art, daher im Gegensatz der panski- oder gospodski (Herrenleute) ein „Leibfreier," daher auch im Gegensatz der durch eheliche Bande gefesselten ein „Hagestolz," und da sich kein Mann frei erhalten kann, der sich nicht auch seiner Haut zu wehren vermag, ein bewaffneter freier Mensch. Noch jetzt wird in ganz Kleinrußland das Wort in diesen Bedeutungen gebraucht, besonders in der Bedeutung, durch welche es den Gegensatz von Leibeigenen bezeichnet. Alle Bewohner Kleinrußlands theilen sich in „Kasakki" und „Panski," freie und Herrenleute, und in jedem Dorfe wohnen die freien und leibeigenen Ackerbauern in verschiedenen Quartieren. Später eigneten sich diesen Namen insbesondere die Bürger der Kasaken-Staaten zu, die nicht bloß in privatrechtlicher Beziehung von ihren Herren, sondern auch in politischer von Polen frei waren, und so wurde denn das Wort, was anfangs nur einen gewissen Rechtszustand bezeichnete, nachher der Name einer Nation. Als die berittenen Kasakenstämme alle moskowitisch, und ihre Volks (Regimenter) mit Beibehaltung der eigenthümlichen Art ihrer Bewaffnung der großrussischen Armee einverleibt wurden, veränderte sich wieder der Gebrauch und die Bedeutung des Worts dahin, daß nunmehr eine gewisse Classe von Truppen darunter verstanden wird, so daß es einerlei ist, ob der Kosak ein kleinrussischer „Freier," oder ein enrollirter Großrusse oder Deutscher ist.

*) „Hetman" heißt bei den Kleinrussen überhaupt jeder Chef, insbesondere der Chef des Ganzen. Sie sprechen „Attaman," und noch jetzt werden in ganz Kleinrußland gewisse, sehr unbedeutende Beamte „Attaman" genannt.

schen. Unter jenem Zaaren aber, unter dem der polnische Einfluß bedeutend nach Westen zurückwich, gingen wieder eine Menge Kasaken zu den Moskowitern über, welche sie in verschiedenen Regimentern sammelten, und an der Gränze (u Kraïne) gegen das polnische Kleinrußland in den Orten (Sloboden) Sfumi, Charkoff, Achtyrka, Ssum u. s. w. zur Vertheidigung der Gränze etablirten. Diese Gränzgegenden mochten bereits von Kleinrussen schwach bevölkert seyn, der Schutz, den die Großrussen versprachen, lockte noch mehr hinüber. Die Sloboden der Kasaken wuchsen dann mit der Zeit zu nicht unbedeutenden Städten heran, und eine Menge Ackerbauer nahmen Besitz von dem umliegenden, fruchtbaren Boden, und gründeten eine große Anzahl von Dörfern, so daß nun diese Gegenden zu den bevölkertsten Rußlands gehören. Obgleich nun nachher das Moskowiterreich sehr bald diese seine alte Gränze weit überschritt, sprach man doch aus alter Gewohnheit noch immer von den Kasaken-Sloboden an der Gränze (Slobody u kraïne), und so blieb denn einem langen, schmalen Streifen Kleinrußlands, seinem nordwestlichen Theile, der Name „Ukraine" (Gränzland), und sogar seine Bewohner, obgleich durch keinen nationalen Unterschied von den übrigen Kleinrussen getrennt, wurden mit dem besonderen Namen „Ukraïnzi" (Ukrainer), d. h. an der Gränze Wohnende, benann

Wie die Moskowiter gegen die Polen und Tataren jene freien kleinrussischen Krieger (Kasaki) an ihren Gränzen ansiedelten, ebenso machten es die Polen an ihrer Gränze gegen die Türken und Tataren, und da in ihrer Sprache „an der Gränze" ebenfalls „u kraïne" bedeutet, so entstand denn auch bei ihnen der Name Ukraine für den südlichen Theil des jetzigen Kiew'schen Gouvernements, der dann im Gegensatz jener großrussischen Ukraine wohl die polnische Ukraine genannt wurde. Die zwischen beiden Ukrainen liegenden Länder des Poltaw'schen, Tschernigow'schen und nördlichen Kiew'schen Gouvernements wurden nie zu einer der beiden Ukrainen gerechnet, und hieß immer vorzugsweise Malorossija (Kleinrußland). — Die westeuropäischen Geographen machten dann für ihre Bequemlichkeit aus allen diesen polnischen und großrussischen Gränzlanden benebst dem übrigen Kern Kleinrußlands ein Land, welches sie Ukraine nannten, oder vielmehr Ukräne, — vermuthlich weil sie es nur aus dem interessanten Buche Voltaire's — interessant durch seine viele groben Irrthümer und Entstellungen — über Karl XII kannten. — Selbst auf unseren meisten und besten Karten von Rußland steht noch der Name Ukraine mit großen Buchstaben über ganz Kleinrußland hin auf beiden Seiten des Dniepr's, in welchen sämmtlichen Gegenden nichts von diesem Namen bekannt ist. Ja, die gemeinen Leute aus beiden sogenannten Ukrainen wissen und wußten nie etwas von diesem Namen, und nennen sich schlechtweg Malorossiani. Da beide Namen eigentlich nur vom siegenden Volke, den Polen und Großrussen, ausgingen, so ist nun der der polnischen Ukraine mit dem polnischen Staate selber fast völlig verschwunden, und auch der der russischen Ukraine wird nur noch von dem gebildeten und halbgebildeten Publicum gebraucht. Doch begreifen sie dann darunter nur die Kreise jener ehemaligen kasakischen Gränzsloboden, und unterscheiden immer davon die Gouvernements Poltawa, Kiew, Tschernigow, die sie das eigentliche Kleinrußland nennen. Offiziell heißt dieser Landstrich jetzt das Gouvernement Charkoff, so daß es also z. B. keinen Statthalter der Ukraine, sondern nur von Charkoff gibt. Bis auf die neuesten Zeiten herab gab es noch immer einen kleinrussischen Generalgouverneur, der die Gouvernements Charkoff, Poltawa und Tschernigow verwaltete. Allein die russische Regierung, die, wie die Republik und das Kaiserthum Frankreich, alle provinciellen Eigenthümlichkeiten zu verwischen bemüht ist, hat vor zwei Jahren auch diesen Titel aufgehoben, und jenen Generalgouverneur, der sonst vor seinem Palais „Maloroissiiskoi General-Gubernator" stehen hatte, heißt man nur „Statthalter des Charkoff'schen, Poltaw'schen und Tschernigow'schen Gouvernements."

Die Hauptstadt der Ukraine, Charkoff, ist entschieden einer der interessantesten und wichtigsten Orte des russischen Reichs. Lassen wir die Residenzstädte Moskau und Petersburg, so wie die großen Hafenplätze Odessa und Riga aus dem Spiele, so nimmt Charkoff in jeder Hinsicht einen der ersten Plätze in der ersten Rangclasse der russischen Provincialstädte ein. Seine Einwohnerzahl (25,000) stellt es Kiew, Kursk, Tula, Nowgorod an die Seite. Sein Handel ist weit lebhafter, als der von Kiew. Seine Universität rivalisirt mit Wilna und Kasan, seine Messen und Jahrmärkte mit denen von Nishney-Novgorod, und seine feine Gesellschaft ist selbst vornehmer und größer, als die von Kasan und Kiew. Es lohnt sich daher wohl der Mühe, die Verhältnisse dieser dem Auslande so wenig bekannten Stadt hier etwas näher zu schildern.

Ein Kasak Charkoff war es, der vor etwa 250 Jahren am Zusammenflusse des Lopan und der nach ihm benannten Charkoffka, zweier kleinen Flüsse, die mit dem Donez in den Don fallen, seine Chate (Lehmhaus) baute, um welches sich bald, da die Anlage auf dem sehr hohen Vorgebirge zwischen beiden Flüssen zur Vertheidigung günstig war, noch mehrere andere Kasaken umhersiedelten. Der Moskau'sche Zar, Alexei Michailowitsch, verlegte dann eines seiner Kasakenregimenter hieher, und dieß, so wie andere den Handel des Orts begünstigende Umstände,*) und endlich seine Erhebung zur Hauptstadt eines Gouvernements (1780, zur Zeit Katharinens) machte die Colonie so bedeutend, wie sie sich uns jetzt zeigt.

Charkoff gewährt von mehrern Seiten her, wie die meisten russischen Städte, einen sehr viel versprechenden Anblick. Die Hauptgebäude der Stadt, die Universitäts- und Gouvernementshäuser, das Kloster, Seminarium, Fräuleinsstift, die vornehmsten Kirchen, der große Gostinnoi-Dwor (Kaufhof) u. s. w. liegen auf dem über hundert Fuß hohen Flußvorgebirge, das oben ein breites, nach der Spitze zu schwach abhängiges Plateau bildet. Zur einen Seite dieses Vorgebirges zieht sich die moskauische Straße mit einer Brücke über den Lopan, zur andern die Poltawsche mit einer Brücke über die Charkoffka hinab. Es sind dieß die beiden Hauptstraßen der Stadt und beide mit einer Menge neuer und meistentheils sehr eleganter Gebäude

*) Wir werden sie weiter unten erörtern.

besetzt. An sie, so wie an mehrere große öffentliche Plätze, schließen sich die meisten andern Straßen der Stadt an, und diesen ganzen, immer meistens aus steinernen, mit grün angestrichenem Eisen gedeckten Häusern, bestehenden innern Kern der Stadt umgeben dann mit unheimlicher und schmuckloser Hülle die Vorstädte, die aus einer unzähligen Menge kleiner, aus Lehm und Flechtwerk gebauten Kosakenhütten zusammengesetzt sind. Die Straßen der Stadt sind alle ungepflastert, nur eine, die Moskauische, macht davon eine Ausnahme, doch hat man zu ihrer Pflasterung einen so weichen Stein genommen, daß es besser gewesen wäre, die Arbeit ganz zu sparen; denn ohne Zweifel wird sie nach einiger Zeit, wenn die Steine sich ausgefahren haben, die schlimmste von allen seyn. Trottoirs gibt es aber in mehrern Straßen, größtentheils hölzerne. Bei lange anhaltendem Regen, wobei sich die schwarze, feste Erde des Steppenbodens in einen tiefen, dicken, äußerst zähen und schlammigen Brei auflöst, kann man sich dann denken, welchen merkwürdigen Anblick der Verkehr der Fußgänger und der vielen Wagen in den Straßen der Stadt gewährt. Das einzige Mittel, das die Leute haben, um einen einigermaßen festen Grund zu bilden, ist der Mist (das Holz ist auch zu theuer), mit dem sie jedes entstandene Loch anfüllen. So unangenehm dieses Straßenverbesserungsmaterial uns scheinen mag, so ist es doch in diesem holz- und steinlosen Lande das unvermeidliche Material, und man muß es nur einmal versucht haben, als Fußgänger in den Straßen Charkoffs bei schmutzigem Wetter zu verkehren, um jene Erfindung als eine höchst segensreiche zu preisen. Es gibt dann Gegenden der Stadt, wo man nur fortkommen kann, wenn man von Misthaufen zu Misthaufen springt. „Sie werden mich heute Abend sehr bequem zum Thee besuchen können," sagte mir ein Charkoffer Freund, „ich habe heute Morgen alle zu meiner Hausthüre führenden Wege mit frischem Mist bestreuen lassen."

Es wäre daher auch für die anständig gekleidete Welt zu Zeiten gar kein Verkehr möglich, wenn sie nicht mit Pferd und Wagen so reichlich versehen wäre, daß man beständig mehr Vier- und Sechsspänner in Charkoff herumfahren sieht, als in zwölf deutschen Residenzstädten zusammen genommen. Es ist etwas ganz Gewöhnliches, in dieser ukraini'schen Hauptstadt, bloße Visiten beim Nachbar mit einem Sechsspänner zu machen, und oft ist der Schmutz so tief, daß alle sechs Rappen redlich zu arbeiten haben. Für die Unbekutschten existirt das Institut der „Iswoschtschiks" (Fiaker), wie in jeder nicht ganz unbedeutenden russischen Stadt, eine Bequemlichkeit, deren wir uns nur dann und wann in unseren vornehmsten Residenzen bedienen. Dieß Fahren ist in Charkoff um die Hälfte billiger, als im Norden. Hier 2 Rubel, dort kaum 1 Rubel die Stunde. Es ist dieß ungefähr das Verhältniß der Pferde- und Futterpreise. Für 200 Rubel (55 Thlr.) kauft man leicht ein Paar flinke, gute Pferde in Charkoff. Es sind auf den Straßen von Charkoff ungefähr 100 öffentliche Miethdroschken beschäftigt, die eine jede im Durchschnitt 5 bis 6 Rubel einnehmen, zusammen 500 bis 600 Rubel. Jährlich werden hier also von Nachbar zu Nachbar über 200,000 Rubel verfahren, eine Ausgabe, welche die Bürger einer westeuropäischen Stadt dieser Größe nicht kennen, und zum Theil den Schuhmachern zu gute kommen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Faröer.

(Von L. Marmier. Aus der Revue des deux mondes.)

Den 14 Junius 1839 um Mittag ging die Corvette „la Recherche," Capitän Fabvre, in Havre unter Segel zu einer zweiten Reise nach Spitzbergen. Der Himmel war rein, die Luft ruhig; eine Menge Zuschauer füllten den Quai, theils um ihre Neugierde zu befriedigen, oder ihr Lebewohl uns zuzurufen.

Während wir uns den traurigen Gedanken des Fortreisens hingaben, erhob sich der Wind, der zuerst nur leicht unsere Segel geschwellt, plötzlich, und trieb uns in die offene See; dann kehrte er sich aber gegen uns, und wir begannen nun mühselig zu laviren, um aus dem Canal herauszukommen. Am fünften Tage hatten wir die englische Küste noch nicht umsegelt, und waren am Fuße des Dover-Schlosses. Auf Gegenwind folgte Windstille und Regen, das langweiligste, was einem auf der See begegnen kann. Endlich den 25 wandte sich der Wind nach Süd, und den 28 in der Nacht erblickten wir eine große Masse viereckiger Felsen, die wie eine Festung aus dem Ocean emportauchten. Es war eine der Inseln, welche den Archipel der Faröer bilden. Nordwärts konnte man mehrere Linien von Felsen und Bergen hintereinander unterscheiden; die einen ausgeschweift, wellenförmig; die andern scharfkantig, und, mit einem Sprunge über die Wogen hinaus sich schwingend, ihr beschneites Haupt in die Lüfte tragend. Betrachtete man ihre Oberfläche näher, so sah man, daß es weder Bäume, noch sonst eine Vegetation auf ihnen gab. Es waren nackte Felsen, wie die isländischen, hie und da von tiefen Bayen durchschnitten, oder durch die Fluthen von einander getrennt. Der graulichte Nebel, der wie ein Trauerschleier längs diesen Gebirgen sich niedersenkte, die langen Dunststreifen, die ihre Häupter umgaben, die stürmischen Fluthen, die sich an ihrem Fuße brechen, Alles trug dazu bei, diesen Inseln das düsterste, seltsamste Aussehen zu geben. Nach allen Richtungen forschten wir nach der Spitze eines Kirchthurms, nach einer Wohnung; wir konnten keine entdecken, denn es fanden sich nur ärmliche Hütten, in weiten Zwischenräumen von einander liegend, und verborgen am Fuße der Felsen, so eng und niedrig, daß man sie erst entdeckt, wenn man an die Stelle gekommen ist, wo sie gebaut sind. Gegen Morgen brannten wir eine Kanone los, um einen Lootsen herbeizurufen, erweckten aber nur eine Schaar Möven, die mit einem heisern und klagenden Gekrächze wegflüchteten. Von den Gebirgen her bemerkte man keine Bewegung; man hätte geglaubt, das Land sey verlassen oder in Todtenstille begraben. Eine Stunde später wiederholten wir unser Signal, und entdeckten endlich in der Ferne eine Barke, die auf uns zuruderte, ein rothes Tuch auf einer Stange. Es war die Barke des Lootsen. Er stieg an Bord, und steckte, um sich zu stärken, ein Stück von einer Tabakrolle in den Mund. Während wir das Schiff wendeten, um den Klippen auszuweichen und in die Meerenge von Thorshavn einzudringen, betrachtete der Faröer mit einer kindischen Neugierde alle Manöuvres und die Ausrüstung der Recherche. Noch nie, sagte er, habe er ein so schönes Schiff gesehen.

Der kupferne Kasten des Compasses blendete seine Augen, und der Schiffshaspel war für ihn etwas Ungeheures. Der Mann hatte übrigens eine gute, ehrliche Physiognomie, welche uns ein glückliches Vorzeichen für die Ehrlichkeit der Insulaner war, die wir besuchen sollten; zugleich verkündete seine Kleidung uns ihre Armuth. Seine Weste und seine Hosen waren so oft geflickt worden, daß man mit Mühe den ursprünglichen Stoff unterschied, über welchem eine mehr geduldige als geschickte Hand aus einer Menge Fetzen aller Farben und Formen eine Art Mosaik zusammengesetzt. Seine Mütze bestand aus einem oben gefalteten Lappen, seine Fußbekleidung aus einem viereckigen Stück Schafhaut, das über den Fuß geschlagen und mit einem Riemen zusammengeschnürt war.

Nach einem Laufe von mehrern Stunden ließ uns der Lootse in einer ziemlich breiten Bucht im Angesichte vor Thorshavn vor Anker legen. Thorshavn ist die große, oder besser gesagt, die einzige Stadt des Landes, der Sitz des Gouverneurs, des Richters, der Mittelpunkt des Handels, kurz die Stadt, deren Wunder der Fischer seinen Kindern erzählt. Schon vor acht Jahrhunderten stand der Name Thorshavn in den Chroniken des Landes, und der Name bezeugt schon den heidnischen Ursprung. Hier versammelten sich früher jedes Jahr die Einwohner der Farder, um ihre Streitigkeiten zu schlichten und ihre Interessen zu berathen. Hier nahm im Jahre 998 das Volk die christliche Religion an, und wandte sich gegen Ende des 16ten Jahrhunderts dem Protestantismus zu. Kurz, was sage ich mehr, man zählt heute dort ungefähr zehn öffentliche Beamte und 650 Einwohner. Die Lage der Stadt ist eigenthümlich und sehr malerisch. Man denke sich im Hintergrunde eines Meerbusens einen Halbkreis von steilen und wilden Bergen. Dort erhebt sich eine Landzunge oder vielmehr eine Felsenbank, die in einer geraden Linie mitten in die Fluthen hinaus sich erstreckt, und, wie ein Pfeil den Bogen, so den Halbkreis durchschneidet. Auf dieser Felsenbank sind die meisten Häuser gebaut. Sie stehen symmetrisch in zwei Reihen, und eine gegen die andere gedrängt. Die Straßen, welche diesen dreifachen Häuserhaufen durchziehen, sind so enge, daß zwei Pferde neben einander sie nicht passiren können, und so steil und voll Klippen, daß man an einigen Orten, um mit Sicherheit vorwärts kommen zu können, sich mit Händen und Füßen an den Felsen festklammern muß. Im Winter, bei Glatteis, kann man das Heruntersteigen von einem dieser Felsen als ein ziemlich gefährliches Wagstück ansehen. Uebrigens ist das Ansehen der Häuser in vollkommener Harmonie mit den Straßen. Außer denjenigen, welche der Regierung gehören und von Beamteten bewohnt werden, sind beinahe alle bloß ärmliche Hütten, nach einem Muster gebaut, nicht wie die isländischen aus Lavablöcken, noch wie die norwegischen aus großen abgerundeten Balken, sondern ganz einfach aus einigen Dutzend an einander genagelten Brettern. Es ist eine Art Wohnung, welche den Uebergang vom Nomadenzelte zum gemauerten Gebäude bildet. Sie sind so gebrechlich, daß man im Winter genöthigt ist, sie mit Tauen zu binden, damit der Wind sie nicht wegführe. Die Häuser sind ohne Stockwerke, und durch eine Bretterwand in zwei Theile getheilt: zuerst tritt man in die Küche, welche weder Fenster noch einen Bretterboden hat. Der Tag dringt entweder durch die Thüre oder das Kamin hinein. Statt aller Meubles findet man dort einige irdene Gefäße, etliche hölzerne Geräthe, das Gerippe eines Delphin, zu einem Stuhle dienend, andere Gerippe, die als Gabel und Schaufel dienen müssen. Das zweite Gemach ist durch zwei oder drei Fenster erleuchtet. Es ist der beständige Aufenthalt der Familie; hier kämmen die Weiber Wolle und weben; hier ruhen Vater, Mutter und Kinder neben einander gepackt auf einigen Brettern, die mit Stroh bedeckt sind. Dieser enge Raum, der frischen Luft beraubt, angefüllt mit Rauch von Torffeuer, verbreitet einen ekelhaften Geruch, an den sich der Fremde mit Mühe gewöhnt. Aber welche angenehme Ueberraschung empfindet man nicht, wenn man aus der Mitte dieser dumpfen Atmosphäre Physiognomien sich erheben sieht, deren glückliche Bildung das Elend nicht verunstalten konnte, Weiber ausgezeichnet durch die Harmonie ihrer Züge, die Frische ihres Teints, Kinder von wunderbarer Anmuth. Die ganze Bevölkerung der Farör ist sehr schön. Während der ganzen Zeit, wie wir in Thorshavn und an den andern Küsten verweilten, haben wir kein einziges mißgestaltetes oder verkrüppeltes Wesen angetroffen, und häufig standen wir still auf unsern Spaziergängen durch die Stadt, überrascht durch die starke, männliche Gestalt eines Fischers, oder den liebreizenden Blick und das lachende Antlitz eines jungen Mädchens.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Grandes chroniques de la France. Hr. Paulin in Paris hat jetzt dieß große Werk in einer vollständigen kritisch behandelten Ausgabe vollendet. Diese großen Chroniken sind bis auf den heiligen Ludwig herab bloße Compilation, dann aber werden sie ein Originalwerk und gehen herab bis auf Karl V. Die letzte Periode von Philipp III bis auf Karl V (1270 — 1380) soll die interessanteste seyn; sie umfaßt zwei volle Bände. Die frühern Ausgaben,*) namentlich auch die der Benedictiner, waren so fehlerhaft und incorrect, daß dadurch das ganze Werk in Vergessenheit fiel. (Echo du Monde Savant. 20 Nov.)

Van Amburgh. Die Gesundheit dieses großen Thierbändigers soll große Besorgnisse erregen. Der Biß der Löwin machte eine Wunde von schlimmer Art, so daß man krebsartige Zufälle fürchtete. Um diesen zuvorzukommen, soll Van Amburgh vorgeblich niederschlagende Medicinen genommen haben, welche im ganzen Organismus große Störungen verursachten; er wird wahrscheinlich genöthigt seyn, seinem furchtbaren Gewerbe zu entsagen. r. Bl.)

Menschenverlust in Algier. Nach den Berechnungen eines Beamten im Kriegsministerium hat die französische Armee in Afrika seit der Eroberung Algiers bis zum 1 Julius d. J. 25,308 Menschen verloren. (Franz. Bl.)

*) Sie wurden von 1476 — 1514 dreimal aufgelegt.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 133** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Villemain's Vorlesungen über die französische Literatur.** (Fortsetzung.) — **Risard über Melanchthon.** (Schluß.) — **Ein Traum vom Alterthum.** Von Thomas Moore.

Zu den Abonnenten dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für den Abschnitt des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 336.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

2 December 1839.

Der Reiſende Davidſon.

(Athenäum, 16 Novbr.)

Die Verwandten dieſes unglücklichen Reiſenden haben die von ihm hinterlaſſenen Bruchſtücke, ſo weit ſie nämlich geſammelt werden konnten, herausgegeben, jedoch nur für ſeine Freunde (for private circulation only), wahrſcheinlich weil die Lückenhaftigkeit des Materials und der gänzliche Mangel desſelben über ſeine letzte Reiſe von Wadi Nun aus nicht geſtatteten, es zu einem Ganzen zu verarbeiten. Da ſeine Reiſe und ſein Tod ſchon mehrfach in dieſen Blättern erwähnt wurde, ſo beſchränken wir uns hier auf wenige Bemerkungen.

Zu Gibraltar mußte Hr. Davidſon drei Monate lang auf die Erlaubniß vom Hofe zu Marocco warten, die endlich im December 1834 eintraf. Die Ausdrücke des Briefes und die zahlreiche Wache, die man ihm beigegeben ließen ihn eine günſtige Aufnahme erwarten. Dieß war auch in der That der Fall, aber man ſuchte ihn zugleich zurückzuhalten, theils damit er ſelbſt als Arzt ſeine Kunſt ausübe, theils damit er andere darin unterrichte; da er jedoch darauf beſtand, weiter nach Süden zu reiſen, ſo ließ man ihn endlich ziehen, nur verbot man ihm, nach Wadi Nun zu gehen, was außerhalb der directen Herrſchaft des Sultans lag, eine Warnung, die wahrſcheinlich aus guter Abſicht entſprang, denn in dieſem an die Gränzen der Sahara ſtoßenden Landſtriche lebt ein Volk, das wohl kaum ſeines Gleichen hat. Am 17 Februar 1836 verließ Hr. Davidſon Marocco, und zog ſüdwärts. Der Diſtrict, in welchem Leo Afrikanus die ausgedehnten Ruinen der Stadt Aghmat fand, ſcheint in alten Zeiten der Sitz eines großen Reiches der Eingebornen geweſen zu ſeyn, und der Reiſende ſpricht mit Entzücken von der Schönheit des Landes.

Davidſon wollte die Atlaskette überſteigen, fand aber in einer Höhe von 5000 Fuß ſchon ſo viel Schnee, daß er umwenden und nach Mogador gehen mußte, von wo er nach Wadi Nun aufbrach, deſſen Bewohner, ein ſchöner Menſchenſchlag, ihre Tage mit Eſſen und Schlafen hinbringen, freilich nicht alle, denn neben dem ſtolzen, harten Beſitzer des Bodens ſteht der Sklave, der ſchlimmer behandelt wird, als irgend wo. Davidſon war 14 Tage nach Abgang der Karawane angekommen. Man ſcheint ihn ziemlich gut behandelt zu haben, namentlich zeigte der Scheikh eine beſondere Sorgfalt für ſeine Sicherheit, aber die Nachrichten aus dem Innern lauteten ſchlecht, denn überall war Krieg und Unruhe. Mit ſeinem Aufenthalt in Wadi Nun brechen die Nachrichten von ſeiner eigenen Hand ab; bekanntlich machte er ſich am 17 Nov. von Yeiſt auf, welches 40 (engl.) Meilen ſüdöſtlich von Wadi Nun liegt, wollte aber nicht die Karawane begleiten, ſondern den kürzern Weg nach Arowan nehmen, um Timbuctu in 25 Tagen zu erreichen. Er hatte kaum die Hälfte dieſer Reiſe zurückgelegt, als ein Stamm an den Gränzen von Sedſchelmeſſa, der ſeit einiger Zeit ſeine Schritte bewacht hatte, die Gelegenheit ergriff ihn zu ermorden, und ſein Eigenthum zu rauben. Der kurze Weg, den er einſchlagen wollte, iſt augenſcheinlich derſelbe, den der Araber El Bakri beſchrieb, welcher von Tamdoulet, öſtlich von Wadi Nun, dreißig Tage nach Waran rechnet. Dieſes Waran des alten arabiſchen Schriftſtellers iſt ſonſt Awaran, oder vielmehr Auwaran geſchrieben, was wahrſcheinlich die richtige Form iſt, die von den Mauren, wie dieß ſehr häufig geſchieht, in Arawan verdorben wurde, was Davidſon Arowan ſchreibt.

Merkwürdig iſt der Umſtand, daß ſelbſt in den ſchlimmſten Theilen der Wüſte Ibn Batuta, der bekannte arabiſche Reiſende, Leute von verſchiedenen Stämmen fand, die in kleinen Abtheilungen mit Waſſerſchläuchen umherzogen, um dieſe an die Reiſenden zu verkaufen; auch ſpricht man von einer wilden Kuh, die von den Wanderern in der Wüſte getödtet werde, um das Waſſer in ihrem Magen zu bekommen. Der Preis, den Ibn Batuta für einen Führer bis nach Walata zahlte, betrug hundert Mitſkals Gold, eine ſehr bedeutende Summe in jenen Tagen, und ein Beweis, daß nicht bloß Europäer ſtarken Anforderungen von Seite ihrer Führer ausgeſetzt ſind. Hoffentlich wird man, um nach Timbuktu zu gelangen, nicht mehr den Gefahren der Sahara ſich ausſetzen, ehe man nicht den Weg durch Aſhanti und auf dem Quorra verſucht hat, welche beide wahrſcheinlich nicht nur viel leichter, ſondern auch lehrreicher ſind.

Charkoff und die Ukraine.

(Fortsetzung.)

Ein anderes Bedürfniß der russischen Städte, das in den unsrigen ebenfalls unbekannt ist, sind die öffentlichen Wechseltische, die auf den Märkten und Straßen stehen. Sie sind gewöhnlich so zahlreich und setzen so bedeutende Capitalien um, daß dieß offenbar auf ganz eigenthümliche Münzverhältnisse Rußlands schließen läßt. Höchst wahrscheinlich ist es der große Mangel an kleinem Gelde und die beständige Nachfrage nach ihm, welche sie nöthig macht. Sind sie auf der einen Seite unentbehrlich, so sind sie auf der andern aber auch sehr bequem, und man kann bei ihnen an jeder Straßenecke jede beliebige Münzart gegen jede beliebige andere auf der Stelle umtauschen. Es ist unbegreiflich, wie die deutschen Städte ohne dieses Institut ihre Geschäfte bequem machen können; denn wenn man in ihnen auch mehr Kleingeld annehmen kann, so ist doch die Münzverwirrung groß genug, um alle Augenblicke den Wunsch zu erzeugen, eine größere gegen eine kleinere Münze, eine schlechtere gegen eine bessere Sorte umtauschen zu können, welchen Wunsch man in den russischen Städten in jedem Augenblick an jeder Straßenecke befriedigen kann. Freilich wird man daher auch dort bei kleinen Einkäufen häufiger vom Verkäufer, der nicht wechseln will, zum Wechsler gewiesen, als bei uns. Jeder hält sein Kleingeld mehr zusammen, d. h. sein kleines Silbergeld, die Silberstücke zu 20, 40, 60, 80 Kopeken. Denn was das kleine, grobe Kupfergeld betrifft, so ist dieses in Rußland wieder häufiger, als in irgend einem andern Lande, Schweden ausgenommen. Kupfergeld (Stücke zu 10, 5, 1 und halbe Kopeken) ist in ungeheuer großen Massen vorhanden, ebenso viel Papiergeld (Zettel zu 5, 10 u. s. w. Rubel), und ebenso viele Silberrubel (zu ungefähr 4 Rubel Papier), wenig Gold und noch weniger kleines Silbergeld. Es ist, als wenn sich in diesen Münzverhaltnissen auch die Verhältnisse der Stände Rußlands wieder abspiegeln, indem die mittleren Classen, die mehr mittelgroße Münzen brauchen, gleichfalls minder stark sind, als die Vornehmen, bei denen schon der „blaue Zettel" (Banknote zu 5 Rubel) Kleingeld ist, und die Geringen, welche nur mit den großen Kupfermünzen klingern.

Auf den Wechseltischen Charkoffs, wie überhaupt auf denen Kleinrußlands, findet man mehr Gold, als auf denen großrussischer Städte, vielleicht noch aus den polnischen Zeiten her. Für das Papier haben sie gewöhnlich einen kleinen verschlossenen Kasten auf ihrem Tische. Alle übrigen Münzen haben sie aber in eine Menge Säulchen und Pyramiden auf der grünen Decke ihres Tisches aufgestellt, oft Capitalien bis an 100,000 Rubel. Sie decken ihren Tisch, mit dem sie Winter und Sommer frei mitten auf die Straße rücken, um sich desto bequemer den Vorübergehenden darzubieten, nur mit einem kleinen Dache, von dem allenfalls eine Decke herabhängt, die bald auf diese, bald auf jene Seite gezogen wird, um gegen den Wind zu schützen. Doch ist der Schutz so schwach, daß sie im Winter oft ihr Silber und Gold aus dem Schnee hervorgraben müssen. — In Charkoff wechselt täglich ein nicht völlig unbedeutender Wechsler 4000 bis 5000 Rubel um, an Meßtagen aber 40,000 bis 50,000 Rubel. Bei großen Summen berechnen sie sich ungefähr nur 1 pro Mille Nutzen.

Der Buchläden gibt es vier in Charkoff, drei russische, die zwischen den Tuch-, Rosinen- und Silberläden stehen und die Bücher pfundweise und die Gelehrsamkeit nach der Elle verkaufen, und ein französischer, der sich rühmt, die Geistesproducte bloß nach ihrem innern Werthe zu taxiren, und der ganz so eingerichtet ist, wie der bei Orel beschriebene, der seine Bücher mit Wein, Liqueur und Cigarren flott macht, und mehr Geschäfte in Kupferstichen als in Schriften betreibt. Jedoch ist auch darin hier ein erfreulicher Fortschritt zu bemerken; denn vor 15 Jahren hatte Charkoff nur einen einzigen Buchladen. Der französische, Gebrüder Saussé, fing erst vor sieben Jahren, und zwar ganz unbedeutend an, und lobt jetzt, daß es jedes Jahr besser werde.

Fast jede einigermaßen bedeutende russische Stadt hat jetzt auch ihren öffentlichen Stadtgarten zum allgemeinen Besten, sogar Städte, wie Akjermann in Bessarabien und auch selbst Orte mittlerer Größe in Sibirien. Charkoff fehlt es natürlich auch nicht daran. Man nennt diese Gärten meistens „botanitscheski sadi" (botanische Gärten), vermuthlich weil die meisten zugleich auch junge Pflanzen und Sämereien verkaufen, oder weil das russische Publicum den Namen mißverstand. Wenn gleich sich in der Regel diese Gärten nicht mit den ähnlichen Anlagen deutscher Städte vergleichen können, so ist es doch für Viele gewiß interessant zu hören, daß überhaupt dergleichen in russischen Städten existirt; und jedenfalls ist Alles in der Wirklichkeit noch hundertmal besser, als man es sich in Deutschland denkt. Und gewiß ist das Bestreben der Regierung sehr lobenswerth, dem Publicum alle mögliche Gelegenheit zum Genusse anständiger und geistig bildender Vergnügungen zu verschaffen, wenn man auf der andern Seite nur das Publicum auch eben so loben könnte, daß es der Regierung entgegenkäme und das Dargebotene eifrig benutze. Es gibt ein Kaffeehaus für den Sommer im botanischen Garten Charkoffs und selbst ein chinsisches Tempelchen am hohen Südrande des Gartens, von wo aus man eine hübsche Aussicht auf das Lopanthal und mehrere garten- und baumreiche Quartiere der Stadt genießt. Der eigentliche botanische Garten zum Gebrauche der Universität ist in der Nähe des vorigen. Doch ist er so vernachlässigt, daß wohl nur in seinen wildesten Partien, wo das Unkraut am üppigsten wuchert, für den Botaniker viel zu suchen seyn wird, während auf den geordneten Beeten und im Gewächshause meist nur Zierpflanzen gezogen werden, welche sich die vornehmen Damen der Stadt zuweilen zur Ausschmückung ihrer Bälle, Diners u. s. w. geben lassen.

Ich war anfangs in einem Wirthshause am Nikol'schen Platze im obern Theile der Stadt abgetreten, ein graues Haus mit einem gewaltig großen Salon und einer Menge kleiner Schlafzimmer. In dem Salon kann man guten Thee trinken, eine ganze, eine halbe Portion, ein bloßes Glas, oder ein ganzes Samowar, mit Milch oder mit Citronen, mit einer ganzen, oder einer halben Portion Zucker, oder mit vier, drei, zwei, ein Stück Zucker, sogar „Kronski piwo" (Kronisches Bier),

das von Petersburg aus durch das ganze Reich versandt wird. Zu essen waren gute Cardonnaden und noch sonst manches Schmackhafte, gar nicht zu verachtende Gericht. Mehrere Lerchen und Nachtigallen, deren Käfige im Salon neben dem großen Kronleuchter aufgehängt waren, zwitscherten uns zu unserm Frühstück, und außerdem klimperte noch ein russischer Officier dazu auf einem etwas verstimmten Clavier das Lied: „Wot jedit troika udalaja.“ In den kleinen Schlafzimmern war aber der größte Mangel. Bettstellen ohne Betten, Waschtische ohne Seife, und Toiletten ohne Spiegel. Als ich ein Handtuch verlangte, sagte mir der alte Diener, ein ehemaliger Kasak: „Ach Väterchen, Handtücher kommen in Moskau noch vor, aber hier gibt es keine in den Wirthshäusern.“ Man ist gewohnt, daß die Reisenden ihr halbes Hausgeräth mit sich bringen. Die Portraits griechischer Häuptlinge, Kanaris, Miaulis, Bozzaris u. s. w., meistens aus moskauischen Fabriken nach kasakischen Originalien porträtirt, mit russischen Versen darunter, schmückten die Wände, und an der Thür war ein großer, gedruckter und untersiegelter Zettel angenagelt, auf welchem sich ein Zahnarzt dem Publicum empfahl, welcher behauptete, von sämmtlichen deutschen und russischen Universitäten examinirt, und nicht mit weniger als 1200 Attestaten von Königen, Prinzen und berühmten Männern versehen zu seyn; 1200 macht 20 Schock, und wenn dieser Mann auf jedes Schock kranker Königszähne auch nur ein Dutzend Unterthanen und obscurer Leute Zähne zu behandeln bekommt, muß seine Praxis trefflich blühen.

(Fortsetzung folgt.)

Niederlassung der Engländer im Hafen von Essington.

Wir haben früher schon der Versuche der Engländer erwähnt, in diesem Hafen, der an einem der nördlichsten Punkte von Australien liegt, eine Niederlassung zu gründen, und daselbst (s. Nr. 149) auch der Gründe gedacht, weßhalb eine solche Ansiedlung hauptsächlich gewünscht wird. Außer dem Hauptzweck, die englische Schifffahrt in den dortigen Meeren zu schützen, und die malayischen Tripangfischer und andere Handelsleute allmählich dorthin zu ziehen, scheint auch der Wunsch, dem um sich greifenden Einfluß der Holländer in den dortigen Meeren eine Schranke zu setzen, hauptsächlich dabei mitzuwirken. Capitän Sir Gordon Bremer, derselbe, der früher schon bei einem ähnlichen Versuche thätig war, hat nun über seine dortige Niederlassung einen Bericht an die geographische Gesellschaft in London geschickt. Er kam am 27 October 1838 dort an, und begann, nachdem er den ihm tauglichsten Punkt ausgewählt, seine Arbeit am 5 November. „Die Arbeiten, sagt er, gingen so rasch von Statten, daß bereits ein ganz ordentliches kleines Städtchen da steht; dieses liegt ungefähr in der Mitte der Westseite des innern Hafens. Der Boden umher ist von der besten Beschaffenheit, und wir haben bereits vier Brunnen gegraben, die hinreichend Wasser geben. Ein schönerer Hafen, als Port Essington, ist nicht leicht in der Welt zu finden.“ Die neue Stadt soll Victoria heißen, und liegt unter 11° 20′ 50″ S. B. und 132° 9′ O. L. v. Gr.

Die Farörer.

(Fortsetzung.)

Eines Abends trat ich in eine der dunkelsten Hütten, die wir noch angetroffen hatten. Die Hausfrau kam auf uns zu, und dankte uns mit einer rührenden Einfachheit für die Güte, ihre Wohnung zu besuchen. Es war eine junge Frau, Kummer, Arbeit, vielleicht Mangel hatten ihr Auge matt gemacht, ihr Gesicht gebleicht; dennoch lächelte sie noch mit einem so sanften Lächeln, daß man bei bloß flüchtigem Anblick das Leiden nicht bemerkte, das darin lag. Sie trug ein Kind auf ihrem Arm, dessen Locken sie von Zeit zu Zeit mit ihren Lippen berührte; ein kleines Mädchen, das die Ankunft Fremder verscheucht, hatte sich zu ihr geflüchtet, und hielt sie beim Rocke, seine großen blauen Augen erschrocken nach uns hin drehend; drei andere Kinder, die beim Fenster standen, bildeten den Hintergrund des Gemäldes. Die arme Mutter erzählte uns ihr Leben, die langen Winterabende, ihre Arbeiten auf dem Felde oder am Feuerherde. Nachdem sie uns so ihr Leben gemalt, segnete sie die Vorsehung, welche für sie und die ihrigen gesorgt. „Wir sind arme Leute, sagte sie, aber dem Himmel sey gedankt, Alles geht noch gut in unserer bescheidenen Wohnung. Mein Vater hinterließ mir bei seinem Tode als Erbtheil einen Kahn. Mein Mann ist ein guter Fischer. Ich arbeite während des Winters für die Reichen, und bebaue während des Sommers ein kleines Feld, für welches wir nur einen geringen Grundzins zu entrichten haben. So vergeht die Zeit, und am Ende des Jahres findet sich, daß wir noch etwas haben, um genug Gerste zu unserer Nahrung und genug Wolle für unsere Kleidung zu kaufen. Die härteste Zeit für mich war jene, wo meine Kinder so jung waren, daß ich, um mich mit ihnen zu beschäftigen, auf meine Tagarbeit verzichten mußte; aber jetzt wachsen sie, und bald werden sie mir helfen können.

Bei diesen Worten warf sie einen freudigen Blick auf dieselben, und die Kinder schienen durch den Ausdruck ihrer Physiognomie ihre Hoffnung zu bestärken. Diese Stadt Thorshavn, aus einigen hundert Hütten bestehend, ist dessen ungeachtet eine Kriegsstadt. Beim Eingange des Hafens erblickt man eine Festung, die einst durch den Held der Farber, Magnus Heinesen,*) erbaut wurde, um sein Heimathland gegen die Einfälle der Corsaren zu schützen. Einst ward, erzählen die Leute, eine ziemlich breite Bastei durch mehrere gute Feldstücke vertheidigt. Aber der Krieg brach aus, und das Fort von Thorshavn hat seinen Tag der Trauer und des Unglücks gehabt. Die Resignation, mit der es seinem Schicksale sich unterwarf, konnte es nicht vor

*) Er war der Sohn eines Norwegers, der sich auf den Farören niederließ, und nach der Reformation Priester wurde. Magnus widmete sich dem Seeleben, und zeichnete sich früh durch seine Kühnheit und seinen Muth aus. Mit einem schlecht bemannten Fahrzeug und zwei Leuten ging er früh den englischen und deutschen Flibustiers zu Leibe, die damals die Küsten von Island und der Farör verwüsteten. Friedrich II, um ihn für seine Dienste zu belohnen, gab ihm das Commando einer dänischen Corvette. Mit dieser bemächtigte sich Magnus eines englischen Fahrzeuges, welches mit Waaren der Farör beladen war. Die Engländer reclamirten, und behaupteten, daß die Waaren von den Shetlands-Inseln wären. Der geschworne Feind der Seeräuber wurde selbst der Seeräuberei angeklagt, und bezahlte mit seinem Kopfe ein supponirtes Verbrechen. Magnus wurde 1589 hingerichtet. Später kam die Unschuld an den Tag, und der Richter, der am meisten zum Urtheile beigetragen, wurde zu einer bedeutenden Geldsumme verurtheilt. Auf den Farören leben viele Sagen über diesen Helden des Volkes.

Verwüstung retten. Im Jahre 1800 signalisirten die Fischer von Nordö eine Fregatte mit französischer Flagge. Bald erschien diese auf der Rhede von Thorshavn, und legte sich am Fuße der Festung vor Anker. Man erkannte nun, daß diese Fregatte, welche unsere Flagge führte, eine englische war, und ihre Absichten waren leicht zu errathen, denn Dänemark, damals mit Frankreich verbündet, stand nicht in großen Gunsten bei England. Der Gouverneur konnte nicht daran denken, sich zu vertheidigen, ohne das Schicksal der ganzen Stadt aufs Spiel zu setzen; er schickte daher zwölf Männer als Parlamentär an Bord der Fregatte. Die Engländer behielten sie gefangen. Er schickte zwölf andere, die ebenfalls verhaftet worden. Die Einwohner von Thorshavn, entrüstet über solche Treulosigkeit, wollten zu den Kanonen eilen und den Kampf beginnen, aber die Engländer ließen ihnen nicht Zeit dazu. Sie stiegen in großer Anzahl ans Land, bemächtigten sich der Festung, vernagelten die Kanonen, demolirten einen Theil der Bastei und kehrten dann an Bord der Fregatte zurück.

Jetzt ist die Festung nur noch eine Bastei aus aufgeworfener Erde, durch einige Kanonen vertheidigt und durch eine Truppe von 21 Jägern bewacht, welche mit ihrem Stande das Gewerbe eines Matrosen verbinden. Sie führen die Barke des Gouverneurs oder des „landfoged“ auf den Excursionen zwischen den Inseln. Die beste Vertheidigung Thorshavns liegt nicht in diesem Scheinbilde von Festung, sondern in dem Anblicke seiner Straßen und Umgebungen. Wie könnte beim Anblicke dieser unbebauten Hügel, dieser von allem Luxus entblößten, von leidenden Familien bewohnten Wohnungen die menschliche Habsucht erregt oder ein Rachegedanken festgehalten werden? Rings um Thorshavn gibt es weder Bäume noch Saaten, bloß hie und da eine magere grüne Stelle oder ein noch magereres Gerstenfeld, wo der Landmann häufig nur Strohhalme, Aehren ohne Körner erntet. Die Einwohner der Stadt sind noch mehr zu beklagen als die auf dem Lande, denn der Boden, den sie bewohnen, erlaubt ihnen nicht Vieh zu halten; ihre einzige Nahrungsquelle ist der Ertrag ihrer Industrie oder der Fischerei. Die Weiber stricken eine gewisse Anzahl wollener Strümpfe, und sind unglücklicherweise gezwungen sie um einen sehr niedrigen Preis zu verkaufen. Daher bleibt auch Thorshavn auf demselben Punkte stehen, während alle übrigen kleinen Städte des Nordens, Reykiawik, Tromsö, Hammerfest sich von Jahr zu Jahr vergrößern und verschönern. Nicht Ein Privatmann gelangt dazu sich dort zu bereichern, kein einziger Fischer kann statt seiner ärmlichen Hütte sich ein Haus bauen. Das sorgenvolle Leben, zu dem diese armen Leute verdammt sind, unterdrückt ihre geistige Entwicklung. Beinahe alle können lesen; viele können schreiben; aber sie vereinigen sich nicht wie die Einwohner von Guddrandsdal, um sich Bücher und Journale zu verschaffen, und man findet bei ihnen nicht wie bei den isländischen Bauern gedruckte oder geschriebene Sagas. Es gibt jetzt auf jeder der Farör eine wandernde oder stehende Schule, aber alle, die aspiriren, Priester zu werden oder eine bürgerliche Stelle zu bekleiden, müssen ihre Studien in Dänemark machen. Dem Eifer einiger Gebildeten verdankt man die Gründung einer Bibliothek in Thorshavn. Die Regierung hat ihr eine Summe von 1500 fl. gegeben, mehrere Privatleute ihr Bücher geschenkt. Die Geistlichen, die Beamteten, die vornehmsten Einwohner der Farö zahlen jedes Jahr einen kleinen Beitrag, um sie zu vergrößern. Mit diesen schwachen Hülfsquellen ist es gelungen, beinahe fünftausend Bände zu sammeln, worunter man eine ziemliche Auswahl guter Werke findet.

In dieser Stadt wohnt auch der einzige Arzt des Landes. Er hat einen fixen Gehalt, und muß die Armen des Landes unentgeldlich behandeln. Aber es ist unmöglich, daß Ein Mann allen auf so verschiedenen Küsten zerstreuten Familien zu Hülfe kommen kann. Oft geht die See so hoch und der Wind ist so stürmisch, daß man nicht von einer Insel zur andern gehen kann, und während der Arzt oder der Priester wartet, bis die See ruhig wird, um dem Kranken die letzte Hülfe oder den letzten Trost zu bringen, stirbt das arme Kind des Farörer, wie es gelebt hat, mit Schmerz und Ergebung.

Endlich findet man zu Thorshavn auch ein Spital: es ist ein bescheidenes hölzernes Haus am Ufer des Meeres, aber es steht den Fremden wie den Einheimischen offen. Wer es bezieht, wird dort mit einer Sorgfalt behandelt, die sich nie verläugnet. Bei unserer Ankunft lag ein Matrose von Boulogne dort. In einer stürmischen Nacht war er auf dem Verdeck von einer Welle ergriffen und an den großen Mast geworfen worden, wo er das Bein brach. Sein Capitän suchte dasselbe mit Hülfe einiger Bretter und eines Knäuels Bindfaden wieder einzurichten, dann führte er ihn nach Thorshavn und kehrte nach Frankreich zurück.

Der erste Eindruck, wie wir in die felsigen Engpässe von Thorshavn eindrangen, war unangenehm. Kaum hatten wir aber einige Tage in dieser Stadt zugebracht, als wir schon mit Schmerzen daran dachten, sie bald verlassen zu müssen. Ueberall, in dem Hause des Beamteten und des Fischers wurden wir mit herzlicher Freude aufgenommen. Wenn wir durch die Straßen gingen, sahen wir nur gute, treuherzige Physiognomien. Weiber, die sich bei unserer Annäherung graziös verbeugten, Männer, die stets bereit waren, die Führer zu machen und uns in ihren Fahrzeugen zu führen. Ferner, wenn auch die Stadt uns einen traurigen Anblick bietet, so sind doch die Berge, welche den Meerbusen einfassen, die blauen Inseln, die man in der Ferne erblickt, wunderbar zu schauen. Gern bestieg ich Abends den Hügel, auf dem die Festung sich erhebt, um unter mir diese bescheidene Stadt des Nordens zu betrachten mit ihren Grasdächern, diese schiffförmigen Hütten, die ein Windstoß umwerfen kann, diesen Meer, das von Zeit zu Zeit von einer großen, schwarzen Klippe oder einem Berge durchfurcht wird. Schon fanden wir wieder die schönen dämmernden Nächte der nördlichen Gegenden. Die Sonne verschwand erst spät vom Horizont, und wenn man sie nicht mehr erblickte, so erschien das ganze Himmelsgewölbe in ein sanftes Licht getaucht. Nur ruhiger war es als am Tage, und man hörte nur das melancholische Geräusch der Woge, die über den Ufersand rollte, dann sich zurückzog, und wie ein Siegeszeichen einen Streifen Schaum oder eine Guirlande Seegras zurückließ. Es liegt in diesen einsamen Stunden am Ufer des Meeres, in diesem eintönigen, plätschernden Geräusch der Fluthen, in diesem unendlichen Raum, wo der Gedanke mit dem Auge von Woge zu Woge flieht, ein Zauber, den keine Sprache malen, kein Gesang aussprechen kann. Wenn man sich entfernt, fühlt man sich leichter und stärker. Es ist, als wenn der Wind, der über die Fluthen streift, die Seele erfrischte, und der Anblick des weiten Raumes die Erkenntniß vergrößere.

(Fortsetzung folgt.)

Christliche Bevölkerung auf Timor. Hr. Earl, wie es scheint der durch seine Reisen im indischen Archipel bekannte, wurde von Port Essington aus nach Timor geschickt, und fand dort eine bedeutende christliche Bevölkerung unter der Leitung von einigen verständigen holländischen Missionärs.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 337.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

3 December 1839.

Racenunterſchiede in Italien.

(Nach dem Metropolitan Magazine, November 1839.)

Die urſprünglichen Merkmale der verſchiedenen Abkunft laſſen ſich trotz aller Schickſalswechſel immer noch in den Zügen und Charakteren der Bewohner der verſchiedenen Landestheile erkennen, und zeigen dem Beobachter eine Mannichfaltigkeit, wie man ſie ſelten findet.

Die Bevölkerung des Pothales, des ganzen ungeheuren Diſtrictes, welcher zwiſchen den Alpen und Apenninen bis hinab ans adriatiſche Meer liegt, der ſchönſte ſowohl, als auch der reichſte Theil des Landes, bewahrt noch augenſcheinliche Kennzeichen ſeines nordiſchen Urſprungs. Die Lombarden, — worunter man nicht bloß die Unterthanen Oeſterreichs, ſondern das ganze Volk bis tief nach Piemont hinein, die Bewohner von Parma, Modena, Bologna und der Romagna bis nach Ravenna und Rimini zu verſtehen hat, — zeichnen ſich unter den übrigen Italienern durch ein helleres Haar und Geſichtsfarbe, durch hohe, anſehnliche, aber ſelten elegante Körperformen, ſo wie durch ihr ſanguiniſches Temperament aus, das in reiferem Alter oft in Apathie übergeht. Bei ihrem reichen Lande gewöhnen ſie ſich frühzeitig an epicureiſche Genüſſe, und ihr vergleichungsweiſe langſames Auffaſſen, vereint mit ihrer Vorneigung zu ſinnlichen Vergnügungen, hat ihnen von Seite ihrer ſüdlichen Nachbarn den Namen lombardiſcher Wölfe oder der Böotier Italiens zugezogen. Aber ſeit der früheſten Zeit entwickelten ſie in Ackerbau, Handel und Induſtrie die größten Anlagen, und zeichnen ſich noch jetzt in nützlichen und ſchönen Künſten, ſo wie in allen Zweigen der Wiſſenſchaften und Literatur aus. Die Lombarden ſind ein edelgeſinntes, gaſtfreies Geſchlecht; vielleicht etwas langſam und phlegmatiſch, offen und leichtgläubig, theilen ſie bis zu einem gewiſſen Grade die beſſern und ſchlimmern Eigenſchaften ihrer Nachbarn, der Deutſchen.

Venedig, das ſeinen Urſprung dem Einbruche der nordiſchen Völker verdankt, war vielleicht der einzige Fleck Italiens, der mit fremdem Blute unvermiſcht blieb. Die venetianiſche Ariſtokratie, die älteſte von allen, abgehärtet durch die ſteten, von ihrer Lage erforderten Anſtrengungen, und entflammt von einer aufrichtigen, wenn auch vielleicht etwas engherzigen Vaterlandsliebe, bewies lange Zeit eine Tapferkeit, die eines beſſern Schickſals würdig geweſen wäre. Die finſtere, blutige Politik, welche die letzte Zeit dieſer unglücklichen Republik befleckte, hat man ſchon lange, ſelbſt bis zum Uebermaße, beſprochen, und es iſt Zeit, endlich dem Andenken, ja man möchte faſt ſagen dem Schatten Venedigs Ruhe zu gönnen.

Sicher in ihren unfruchtbaren Felſenbergen, entgingen die Genueſer, die Abkömmlinge der alten Ligurier, in großem Maaße fremder Beimiſchung, und bewahrten ihren kecken Sinn und ihr ſparſames Weſen durch die römiſche Periode, wie durch alle folgenden Schickſalswechſel hindurch. Die Genueſer gelten noch jetzt für die beſten Matroſen des Mittelmeeres, ſind nüchtern, ausdauernd und unermüdlich — gleichſam als wollten ſie die Behauptung Lügen ſtrafen, daß Thätigkeit und Abhärtung mit einem milden, üppigen Klima unvereinbar ſeyen — und zeichnen ſich nicht bloß unter den Italienern, ſondern unter allen Völkern, mit denen ſie ſich vermiſchten, ſelbſt noch nach mehrern Generationen, durch ihre ſcharfen, aber feinen Züge, ihre kleinen ſchwarzen Augen, ihre kurzen aber gewandten Glieder, und durch ihren harten, wahrhaft barbariſchen Dialekt aus. Da ſie einen gewiſſen Sinn für äußere Pracht mit ihrer Sparſamkeit und ihrer ſprüchwörtlichen Habſucht vereinigen, ſo haben ſie Tempel und Paläſte mit mehr Pracht als Geſchmack erbaut, gegen alle Schwierigkeiten der Natur angekämpft und ihre Gärten und Villas auf den Felſengipfeln der Apenninen, wie auf dem Sande am Ufer des Meeres angelegt. Eine Race von Abenteurern und Räubern haben ſie ſich in allen Theilen der Welt niedergelaſſen, als wäre ihr Vaterland da, wo es ihnen gut geht, und doch iſt kein Volk anhänglicher an ſein Vaterland oder ſtolzer darauf, und nirgends ſind Volksſagen und Volksvorurtheile ſo eingewurzelt wie hier.

Aber hinter den Ufern von Genua und längs der ganzen Kette der Apenninen bis hinab zu den Abbruzzen und Calabrien lebt ein Urgeſchlecht, in den verſchiedenen Diſtricten mit mannichfachen Namen bezeichnet, aber immer noch einer und derſelbe, allen fremden Beſuchern gänzlich unbekannte Stamm, vielleicht

dieſelbe rohe Aboriginerbevölkerung, welche die Ufer und Ebenen der Civiliſation Preis gab, in die Wildniſſe des Gebirgs ſich zurückzog, um der Unabhängigkeit zu genießen, und die unter keiner Regierung von dem laſtenden Gewicht der Knechtſchaft erreicht wurde. Zu arm für die Beſteuerung, zu unbändig für die militäriſche Conſcription, ließ man dieſe Bergbewohner ſich ſelbſt oder höchſtens durch ihre Prieſter regieren. Gegen dieſe Leute erlahmte alle Macht und Politik, ſo wie alle ſummariſche Juſtiz Napoleons; aus ihnen rekrutiren ſich die Schmuggler und Banditen, deren Thaten, durch die Uebertreibungen der Romanſchreiber entſtellt, noch immer die Unterhaltung müßiger Leute ausmachen.

(Schluß folgt.)

Charkoff und die Ukraine.

(Fortſetzung.)

Ich war dem Allem nach nicht wenig froh, als mir meine Empfehlungen und die ruſſiſche Gaſtfreiheit ein beſſeres Quartier bereiteten. Es war im Hauſe des reichen Kaufmanns K...., in welchem ich gut aufgenommen wurde. Man ſchätzte das Vermögen dieſes Mannes auf mehr als 17,000,000 Rubel, die aus lauter kleinen Erſparniſſen der Branntweinpacht ſich bei ihm zuſammengehäuft hatten. Hr. K...., oder vielmehr der Staatsrath und „Potſchetnoi-Graſchdanin" (Hochangeſehener Bürger), der als ‚Iwan Pauls Sohn," Gott weiß auf welchem Bauernhofe als „Scheremetjewſcher oder Demidoffſcher Menſch" geboren war, war ein ſogenannter „Otkuptſchik" (Branntweinspächter, der für eine Reihe von Jahren nicht nur die ganze Stadt Petersburg, ſondern auch ſämmtliche Städte von mehr als zehn ruſſiſchen Gouvernements in Bezug auf den Branntweinſchank in Pacht gehabt hatte, ſo daß alſo jene 17,000,000 Rubel aus den vielen Milliarden von Kopeken zuſammen gefloſſen waren, um welche ihm nach und nach die Muſchiks (gemeine Leute) ihr Gläschen Wodka (Branntwein) theurer bezahlt hatten, als es aus den Fabriken der Gutsherren hervorging. Hr. K.... hatte eine Garde von mehrern Tauſend mit Kantſchus und eiſernen Stangen bewaffneter Männer, ſogenannte „Objeſchtſchiks" (Umreiter) in ſeinem Dienſte, um alle die von ihm gepachteten Städte zu bewachen und die Einfuhr von ihm nicht geſtempelten Branntweins zu verhindern. Viele Millionen an Soldzahlungen, Pachtzins, Branntweinsankaufs-Geldern und zurückfließenden Einkünften gingen jährlich durch ſeine Hände, und er ſtand mit halb Rußland in Geſchäftsverbindungen. Während meiner Anweſenheit in Charkoff kam einer ſeiner Söhne aus entfernten ſibiriſchen Gouvernements an mit anderthalb Millionen baaren Geldes, als Ueberſchuſſes der Speculationen der letzten drei Jahre, und ich konnte nicht ohne Schaudern an die Millionen denken, die von dem feurigen Gifte vertrunken ſeyn mußten, um jenen Profit zu erzielen. Neugierig wird Mancher vielleicht nach der Buchhalterei und der weitläufigen Comptoireinrichtung des Hrn. K.... fragen, die ihn in Stand ſetze, ein ſo großartiges Geſchäft mit Ordnung und der nöthigen Ueberſicht zu leiten. Jeder einigermaßen große Krämer hat bei uns ein eigenes Comptoir, und Milchhändler in London halten ſich Buchhalter und eine Menge Schreiber. Es mag daher unſere Kaufleute nicht wenig in Erſtaunen ſetzen, zu hören, daß Hr. K.... der ſein in Branntwein gewonnenes Geld nun außerdem noch in einer Menge anderer geiſtiger Etabliſſements wieder anlegt, in Weinkellern, Gütern, Schafheerden, Fabriken, die, auf ſeinen Namen bewirthſchaftet und für ſeine Rechnung betrieben, im ganzen Reich zerſtreut ſind, keine andere Organiſation bei ſeinem Geſchäft kennt, als die ganz vortreffliche ſeines Kopfes. Er iſt von Natur mit großer Schlauheit begabt, hat ein erſtaunliches Gedächtniß für Zahlen und Alles, was ſein Geſchäft betrifft, das er ſich aber zum Ueberfluſſe auch noch in einigen Haupt- und Generalbüchern notirt. Er kennt alle Gouvernements des ruſſiſchen Reichs ſehr genau, hat insbeſondere die genaueſte Statiſtik des ruſſiſchen Durſtes im Kopf und weiß aufs Härchen, wie viel Branntwein dieſe, wie viel jene Stadt trinkt, und wie weit man in den Contracten mit der Regierung gehen kann. In dieſer genauen Kenntniß ſeines Vaterlandes, die er durch vielfache Erfahrung und unzählige Reiſen erlangte, beſteht ſeine Hauptforce, und wenn er nicht das Alles als ein tiefes Geheimniß für ſich behielte, ſo könnte man genauere und zuverläſſigere Nachrichten bei ihm aufleſen, als aus den Berichten der Petersburger Miniſterien. Seine zweite Geſchäftshülfs-Maſchine iſt ſein Rechenbrett, auf dem er die Perlen ſo oft hinüber und herüberwirft, bis er ſieht, daß ſo und ſo viel Hunderttauſend reiner Profit für ihn herauskommen. Doppelte italieniſche Buchführung kennt er nicht. Außer dem Gewinn iſt nichts doppelt in ſeinem Geſchäft, Alles vielmehr höchſt einfach. Die Controlen mit ſeinen „Bekaſchtſchiks" (Commiſſionären) und „Objeſchtſchiks" u. ſ. w. werden mündlich abgeſchloſſen, und in hundert Fällen bewirkt die eigene Gegenwart des Principals, der beſtändig mit ſechs raſchen Pferden auf Reiſen umherfliegt, beſſer das, was bei uns weitläufige Correſpondenzen nur unvollſtändig beendet hätten. Außerdem hat Hr. K ..... drei Söhne, deren einem er Sibirien abgetreten hat, während der andere Petersburg, und der dritte die Städte des Wolgagebietes zur Beaufſichtigung erhielt. Dieſe Herren machen es in ihren Abtheilungen mit Reiſen u. ſ. w. wie ihr Vater im Ganzen, und kommen zuweilen zu ihm nach Charkoff, um ihm Rechenſchaft von ihrer Wirthſchaft zu geben, und ihre Geldbeutel in die gemeinſchaftlichen Kiſten auszuſchütten.

Hr. K ..... war übrigens ein Mann comme il faut, raſirt, franzöſirt, beſternt u. ſ. w., und ſtand ſchon eigentlich einige Stufen zu hoch, um für einen Beobachter ruſſiſcher Sitten intereſſant genug zu ſeyn. Seine Frau kleidete ſich à la mode, und hielt ſich in der Küche einen franzöſiſchen Koch, und ſeine Töchter waren die Bräute ruſſiſcher Obriſten. Ich bat ihn daher, mit mir noch einige Stufen hinabzuſteigen, und mich in dem Hauſe eines reichen ruſſiſchen Kaufmanns von gewöhnlichem Schlage einzuführen. Ich machte daher durch ihn die Bekanntſchaft des Millionärs Atekrejew, dem Hr. K .... mich im Goſtinnoi Dwor, wo für die Kaufmannſchaft des Orts zugleich Speicher, Magazine, Buden, Läden und Börſe auf

demſelben Platze ſind, vorſtellte, und der uns darauf zu einem Diner einlud. Schon in Moskau hatte ich ein ganzes Stadtquartier geſehen, was, wie man mir ſagte, dieſem Hrn. Atekrejew zugehörte. Er wohnte aber mit ſeiner Familie hier in Charkoff, vermuthlich weil der Aufenthalt hier billiger iſt. Sein Wohnhaus war einer von den bei den Reichen in Rußland ſo gewöhnlichen weitläufigen und öden Paläſten, die nach dem Muſter des großen Rieſenreichs zugeſchnitten zu ſeyn ſcheinen; Gehöfte und Vorplätze, als käme man nicht zu einem Stadtbürger, ſondern zu einem Domanenbeſitzer, Säulengänge und Portale, als nahe man ſich nicht einem Wohnhauſe, ſondern einem Göttertempel. Im Innern lange Reihen von hohen, weitläufigen und bunt bemalten Zimmern, von denen die meiſten keinen andern Zweck zu haben ſcheinen, als den, die Zimmerreihe zu vermehren, in dem einen ein Dutzend Stühle nd ein Tiſch, in dem andern ein Divan, in dem dritten nichts, in dem vierten ein Schrank mit altem Silberzeuge, das der Beſitzer uns Alles auskramte als rare, von ſeinem Vater erhaltene Erbſtücke, — in allen aber große, mit breiten, goldenen Rahmen verſehene Heiligenbilder. — Hr. Atekrejew nahm uns mit vieler Freundlichkeit, hundert Dienern und tauſend Dankſagungen für unſer Kommen auf, und ſtellte mich einigen ſeiner anweſenden Freunde vor, denen ich allen ſagen mußte, daß ich Gregor Feodorowitſch*) heiße. Damen waren nicht zugegen. Doch führte mich Hr. Atekrejew am Ende der Zimmerreihe in ſein und ſeiner Gemahlin Schlafgemach, wo weiter keine Meubles zu ſehen waren, als ein großes, mit prächtigen Vorhängen verziertes und vergoldetes Ehebett. An der einen Ecke deſſelben ſtand ſeine Frau, der er mich vorſtellte. Sie hatte einen großgeblümten Sarafan und einen von Gold und Perlen ſtrahlenden Kakoſchnik angethan, und zupfte, als wir eintraten, an den Spitzen der Bettvorhänge. Es iſt dieſe Art von Vorſtellung der Ehefrauen im Schlafgemache bei den ruſſiſchen Kaufleuten gewöhnlich. Ich entſchuldigte mich bei der Dame wegen meines ſchlechten Ruſſiſch, und ſie ſagte mir, daß ſie auch leider kein ſterbendes Wörtchen Deutſch oder Franzöſiſch wüßte. Aber ſie hätte einen „Niemetzki utſchitel“ (einen deutſchen Lehrer) bei ihren Kindern, der wüßte Alles, und ich könnte mit ihm jede Sprache reden, welche ich wollte. Bei Tiſche lernte ich dieſen Wunder-Utſchitel kennen, deſſen ſchwaches Deutſch indeſſen wenig von ſeiner Stärke in den übrigen Wiſſenſchaften erwarten ließ. Bei der Mahlzeit fehlte es nicht an Bedienten, und es folgte in langer, unendlicher Linie ein ſchweres Gericht dem andern. Die Converſationsbrühe dazu war nur ſchwach gewürzt. Hr. Atekrejew hatte meiſtens den Mund von andern Dingen zu voll, um ſich mehr als dann und wann ein freundliches Lächeln erlauben zu können. Seine „Supruga“ war gewöhnlich, ruſſiſcher Frauenſittſamkeit gemäß, ſtumm, und der Utſchitel ſchämte ſich, glaub' ich, ſeines ſchlechten Deutſch. Nach der Mahlzeit wurden wir in ein Nebenzimmer geführt, wo, altruſſiſcher Weiſe gemäß, das Deſſert beſonders aufgetragen war. Eine Menge Aſſietten mit den ſchönſten verſchiedenen Säften und eingemachten Früchten aus Kiew bedeckten einen runden Tiſch. Die Bedienten gaben dieſe Aſſietten auf einem großen Präſentirteller herum. Für alle war Ein goldener Löffel, aber nur Einer, mit dem ſich jeder Gaſt ſo viel Gezuckertes ausſuchte, als ihm ſchmeckte, indem dann, wenn er ſeine Kehle genug in Süßigkeit gebadet, der Löffel zum Nachbarn weiter ſpazierte. Glücklicherweiſe war ich der zuerſt decomplimentirte Näſcher. Nach Tiſche ſagte mir mein Wirth, daß leider Geſchäfte ihn ſchon zu beſtimmter Stunde abriefen, daß aber ſein vierſpänniger Wagen bereit ſtände, wenn ich vielleicht mit ſeinem Utſchitel eine Spazierfahrt machen wollte. Dieß thaten wir denn, und da mich eigentlich nichts langweilt, ſo machte mir auch dieſes Scherz. — Hr. Atekrejew iſt natürlich nur der Repräſentant einer ganzen Claſſe von Menſchen, und bei allen ruſſiſchen Kaufleuten zwiſchen Oſtſee und Pontus findet man durchweg denſelben Styl des Luxus und zuvorkommender Gaſtfreiheit, und dieſelbe Weiſe von höchſt eigenthümlicher Miſchung einer kraſſen Barbarei mit angeflogener Civiliſation.

Es gibt eine Menge ſolcher reichen Kaufleute in Charkoff, und keineswegs ſind alle, wie man das bei uns gewöhnlich meint, aus dem Stande der Leibeigenen hervorgegangen, vielmehr widmen ſich viele Familien ſchon ſeit langen Jahren ſelbſtſtändig freien Gewerben, und es gab in allen Zeiten reiche Kaufleute in Rußland, von denen viele ſelbſt dem Vaterlande mit ihren Reichthümern weſentliche Dienſte leiſteten. Minin, der Bürger von Novgorod, wird als Retter des Vaterlandes neben dem patriotiſchen Fürſten Poſharski genannt, und er iſt nicht der einzige ſeiner Art. Doch ſind die Kaufleute auf eine merkwürdige Weiſe gegen die Fortſchritte des Adels zurückgeblieben, und haben bei weitem nicht in demſelben Verhältniſſe wie dieſer, ſich die Früchte weſteuropäiſcher Civiliſation angeeignet.

(Fortſetzung folgt.)

*) Gregor iſt Georg, Feodorowitſch aber kann ſowohl Friedrichsſohn, als Heinrichsſohn, als auch Eduardsſohn bedeuten. Denn die Ruſſen überſetzen mehrere deutſche Namen, die ſie nicht haben, mit Feodor, und im Ganzen genommen bilden ſie ſich ein, daß die meiſten Deutſchen Friedrich heißen, ſo daß „ein Feodor Feodorowitſch“ (Friedrichsſohn) ungefähr gleichbedeutend mit „ein Deutſcher“ iſt.

Die Faröer.

(Fortſetzung.)

Aber ich würde nur ein unvollkommenes Bild von den Faröern geben, wenn ich dieß von Thorshavn und ſeinen Hügeln ſprechen würde. Dieſer ganze Archipel bietet den erſtaunten Blicken des Künſtlers die romantiſchſten Lagen, die pittoreskeſten Ausſichten. Er iſt aus fünf und zwanzig Inſeln zuſammengeſetzt, von denen ſiebzehn bewohnt ſind. Wenn man von einer derſelben zu der andern geht, fährt man bald unter einer Steinmaſſe, die wie ein Triumphbogen ausgehöhlt iſt, bald an einem Felſen vorbei, impoſant wie eine Pyramide und ſpitzig wie ein Pfeil. Hier öffnet ſich auch am Fuß eines Berges eine große dunkle Höhle, die der Fiſcher mit ſeiner Barke kühn betritt, um die Robben

zu verfolgen, die dort eine Zuflucht ſuchen; dort iſt eine Mauer, deren glatte Wände nie der Fuß eines Menſchen betrat; weiter davon ein Felſen, von den Wogen, die ihn unaufhörlich peitſchen, an ſeiner Baſis ausgehöhlt, und mit ſeiner kahlen, von der Zeit geſchwärzten Stirne über das Meer hinblickend.

Die Geſchichte dieſer Inſeln iſt der isländiſchen ähnlich. Wie Island, wurden ſie während eines Sturmes entdeckt, zur Zeit Haralds, des ſchönhaarigen, durch eine Colonie Norweger bevölkert, zuerſt einer Art oligarchiſcher Regierung unterworfen, dann durch Norweger erobert, und endlich mit dieſen ſammt Island und Grönland gegen Ende des 14ten Jahrhunderts mit Dänemark vereinigt. Jetzt werden ſie durch einen däniſchen Beamteten verwaltet, der den Titel eines Gouverneurs hat, und ſind in ſechs Diſtricte oder Syſſel eingetheilt. Man zählt neun und dreißig Kirchen, die unter ſieben Geiſtliche vertheilt ſind. Es iſt eine harte Aufgabe für dieſe Prieſter, zu gewiſſen Jahreszeiten dieſe auf dem Ocean zerſtreuten Pfarreien zu beſuchen. Auch ſind ihre Predigten nicht regelmäßig; oft werden ſie durch einen Sturm mehrere Wochen lang fern von ihrem Wohnorte zurückgehalten; *) oft erfüllen ſie nur mit Lebensgefahr ihren evangeliſchen Beruf. Das Traurigſte bei den Verrichtungen, die ſie auf dieſen Inſeln auszuüben haben, ſind nicht die harten und gefährlichen Reiſen, ſondern ihre Iſolirung. Sie wohnen auf irgend einem einſamen Strand in der Mitte von zwei oder drei Hütten, und dorthin bringen ſie die Erinnerungen einer andern Gegend, eines andern Lebens, denn alle ſind Dänen, und haben auf der Univerſität Kopenhagen promovirt.

Der Archipel der Faröer erſtreckt ſich von 61° 15′ Breite bis 62° 21′. Auf dieſer ganzen Oberfläche zählt man bloß 7000 Einwohner. Das Innere der Inſeln iſt völlig öde. Bloß in den Wäldern und längs der Küſte baut der Bauer ſeine Wohnung; dort hat er ſeinen Grasplatz, und bisweilen ein Gerſtenfeld und Kartoffeln. Nach den Rechnungen von Bove's, der das Land nach verſchiedenen Richtungen vermeſſen hat, iſt auf den Faröern bloß der ſechzigſte Theil des Bodens bebaut. Das Uebrige iſt bloß eine Steinerufte mit einer dünnen, loſen Erdſchichte bedeckt.

Der wahre Reichthum der Faröe beſteht in ihren Schafen. **) Das Schaf iſt für ſie beinahe, was das Rennthier für den Lappländer, der Seehund für den Grönländer, die Kokospalme für die Bewohner von Guiana. Es gibt ihnen Alles, was ſie bedürfen: Nahrung, Wolle, Unſchlitt; was ſie auf die Seite thun können, nachdem ſie ihre Kleider gewoben, verkaufen ſie, um ſich die Dinge zu verſchaffen, die ſie in ihrem Lande nicht finden. Viele Einwohner der Faröer beſitzen Heerden von 5 bis 600 Schafen; ſonderbar iſt aber die Nachläſſigkeit, mit der ſie dieſes Thier behandeln, das für ſie eine ſo köſtliche Hülfsquelle iſt. Noch keinem iſt es eingefallen, einen Stall für ſeine Schafe zu bauen, wo ſie einen Zufluchtsort während der ſchlechten Jahreszeit finden könnten. Die armen Thiere irren beſtändig auf den Bergen heram. Im Winter ſind ſie, wie die Rennthiere, gezwungen, ihre Nahrung unter dem Schnee zu ſuchen. Iſt dieſer Schnee durch die Kälte hart geworden, ſo ſterben ſie vor Hunger, oft werden ſie unter einer Lawine begraben; an den kälteſten Tagen ſuchen ſie eine Zuflucht in den Höhlen. Zuſammengewehter Schnee verſperrt oft den Ausgang, und die Schafe bleiben oft ganze Wochen ohne Nahrung und Trank eingeſchloſſen. Man hat ſolche gefunden, die in ihrem Hunger an ihrer Wolle nagten. Im Junius geht der Bauer auf Entdeckung ſeiner Heerde aus, unterſtützt von Männern, die in ſolchen Ausflügen geübt ſind, und von Hunden, die die Schafe in Gräben und Höhlen treiben. Jeder Bauer erkennt ſeine Schafe an einem beſondern Merkmal, und nimmt eines nach dem andern, um ſie zu ſcheeren. Aber auch dieſe Verrichtung geſchieht auf eine barbariſche Weiſe. Der Faröer Bauer ſchneidet die Wolle nicht ab; er rauft ſie mit der Hand aus, und bisweilen ſo heftig, daß das Thier ganz mit Blut bedeckt iſt; dann gibt er ihm die Freiheit wieder, und es beginnt aufs neue ſein wildes Leben. Die Pferde ſind gleichfalls Sommer und Winter ſich ſelber im Freien überlaſſen. Zweimal im Jahre ſucht man ſie auf; das erſtemal, um den Miſt auf die Wieſen zu führen, das zweitemal, um den Torf in die Maiereien zu bringen. Die Kühe verdanken nur dem täglichen Ertrag ihrer Euter das Privilegium, an einer Krippe zu freſſen und in einem Stalle zu ſchlafen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Früher gab es auf verſchiedenen Punkten der Faröer Quellen geweihten Waſſers, womit die Eltern ihre Kinder taufen konnten, wenn die ſchlechte Jahreszeit ſie hinderte, ſelbe zum Geiſtlichen zu tragen. Dieſer Gebrauch exiſtirt nicht mehr. Die Eltern bringen den Neugebornen zum Prieſter; häufig iſt ſein Leben durch die Mühen und Gefahren der Reiſe gefährdet.

**) Daher kommt auch wahrſcheinlich der Name der Inſeln, welcher Schafinſeln bedeutet.

Miscellen.

Ruinen in Nordafrika. Hr. Davidſon fand auf ſeiner Reiſe von Tanger nach der Hauptſtadt von Marocco Ruinen, die er Outfet (wahrſcheinlich Rutab) nennt, und welche denen zu Stonehenge gleichen ſollen. Etwas weiter, jenſeits Meſchra el Kowreb, ſah er die Ruinen eines Amphitheaters. In keinem Theile der Welt iſt der Boden ſo dicht beſäet mit den Ueberreſten früherer Civiliſation, als in der Berberei und in Marocco. Außer den Ueberreſten römiſcher Architektur finden ſich auch noch viel ältere, wahrſcheinlich phöniciſche. (Davidſons Reiſe.)

•

Pferde aus der Sahara. Der Reiſende Davidſon ſah mehrmals in Marocco ſolche Pferde, und beſchreibt ſie folgendermaßen: mit dieſen Thieren jagt man gewöhnlich den Strauß; ſie können ungeheure Tagereiſen zurücklegen, und werden dabei nur Einmal in drei Tagen gefüttert, ihre Ration iſt dann ein großer Topf voll Kamelmilch; ihre Haare ſind elfengrau, ihre Beine ziemlich plump, aber ihr Leib iſt ziemlich dünn.

•

Bezoarſteine. Dieſes bei uns jetzt faſt ganz in Verruf gekommene Arzneimittel hat noch in Nordafrika einen hohen Werth. Man nennt ſie auch Schlangenſteine, weil ſie gegen den Biß giftiger Thiere ein ſicheres Mittel ſeyn ſollen. Man bot dem Reiſenden Davidſon drei derſelben zum Verkauf an, wofür bereits 22 Ducaten geboten worden waren, eine große Summe, wie Davidſon ſagt, für einen Mauren, wenn er ſie geben, und für einen Araber, wenn er ſie aufſchlagen ſoll. Man erhält ſie gewöhnlich von einer Antilopenart, M'hor genannt; in der Mandingoſprache heißen dieſe Steine Selli.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 338.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 December 1839.

Charkoff und die Ukraine.

(Fortsetzung.)

Der ganze ukrainische Adel war gerade zur Zeit meiner Ankunft in Charkoff daselbst in Masse versammelt, um seine Angelegenheiten zu berathen, und sich neue Beamten zu wählen. Es finden solche Adelsversammlungen, im Russischen „Wuibor" (Auswahl) genannt, in jedem Gouvernement statt, und da von ihnen in Deutschland wenig bekannt seyn möchte, so will ich hier mittheilen, was ich in Charkoff davon sah, besonders da der Wuibor des ukrainischen Adels, der noch von alten Kasakenzeiten her einige Spuren von Unabhängigkeitsgeist zeigt, ein vorzügliches Interesse liefert.

Zum Behufe des Wuibors ist in Charkoff, wie in jeder Gouvernementsstadt, ein „Dworanstwa Sobranie" (ein Adels-Versammlungshaus) erbaut, in welchem ein sehr großer Saal nebst einigen Nebenzimmern die Hauptrolle spielt. Dieser Saal dient zur Versammlung der Adelsdeputirten, zu Bällen, Diners u. s. w., die bei Gelegenheit des Wuibors gegeben werden. Er hat Galerien für Zuschauer, und in der Mitte der einen kurzen Seite des Parallelogramms eine Tribune für den Präsidententisch. An den langen Seiten des Saales hin stehen eilf grüngedeckte Tische mit Stühlen für die Deputirten der eilf Kreise der Ukraine. Ueber den Tischen an der Wand sind die Wappen der verschiedenen Kreise angebracht, so für den Kreis Walki ein Paar Pflaumen und Birnen, welche er wegen seines vielen Obstes im Schilde führt, oder für den Kreis Ssumi (d. h. Säcke) zwei Säcke, zur Erinnerung an die Entstehung des Namens und Ortes, der zuerst als Niederlagsplatz der von den Kasaken der Umgegend gemachten Beute und gefüllten Säcke u. s. w. diente. An jedem Tische präsidirt der Adelsmarschall des Kreises, und die ganze Versammlung wird vom „Gubernski Predwoditel Dworanstwa" (dem Gouvernements-Adelsmarschall*) präsidirt, der überhaupt bei allen Gelegenheiten den Adel seiner Provinz vertritt. Die Versammlung des ukrainischen Adels bestand aus einigen Hundert Personen, und wenn sie versammelt waren, war der Platz vor dem Hause von mehr Equipagen bedeckt, als der Vorplatz irgend eines westeuropäischen Parlaments, wie überhaupt denn der Anblick der Versammlung nicht weniger glänzend war, als der der französischen Deputirtenkammer. Die Deputirten hatten alle elegante grüne Uniformen, mit goldgesticktem, rothem Kragen und silbernem Degen. Als ein Beispiel menschlicher Hinfälligkeit zeigte man mir unter ihnen den Obersten R . . . . ., der bei seiner Anwesenheit in Paris vor 16 Jahren durch Anmuth und Schönheit seines Aeußern so viel Aufsehen machte, daß man sein Portrait überall verkaufte, und der jetzt, obgleich er noch seine Haare genialisch zur Seite warf, einer der Häßlichsten aller Anwesenden war. Es fehlte übrigens in der Versammlung durchaus nicht an Leben, und Reden wurden hin und wieder gehalten; auch wurden mir mehrere als gute Redner bezeichnet. Wenn ein Papier, etwa ein abgefaßter Beschluß, eine Wahlacte, oder eine Notification der Regierung vorgelesen werden sollte, wurde nach alter kasakischer Manier mit einem Säbel auf den Boden gestoßen, oder auf den Tisch geschlagen, worauf dann Stille eintrat, und der Vorleser der Reihe nach zu den vier Ecken des Saales ging, und hier sein Papier ablas. Bei vielen Gelegenheiten entstand sehr lebhafte Bewegung unter den Deputirten, und hie und da wurden Redner applaudirt mit lautem Geschrei und allgemeinem Tumult. Besonders groß war das Bravorufen bei der Abschiedsrede des bisherigen allgemein geachteten Adelsmarschalls, eines Kowalewski, der nach dreijähriger Amtsführung seine Würde niederlegte, und unter Thränen seinen Mitbrüdern für ihre Theilnahme dankte. Bei solchen Gelegenheiten drängte sich Alles mitten in den Saal, und umgab den Redner in dichtem Gedränge. Der alte Präsident wurde noch vielfach bestürmt, sich wiederum als Candidat zur neuen Marschallswahl zu melden, allein er wies es entschieden von der Hand.

Darnach traten die, welche sich als Candidaten gemeldet hatten, vor, machten ihre Verbeugung gegen die Versammlung und wurden mehr oder weniger beklatscht. Einige, bei welchen der Applaus besonders stark war, legten die Hand aufs Herz und sprachen einige Worte. Bei einem aber, den mehr seine

*) Eigentlich „Gouvernements-Adelsvorführer."

Eitelkeit als die Gewißheit eines großen Anhangs bewogen haben mochte, ſich als Candidat zu melden, ertönte ein allgemeines Geſchrei: uwolnaim! uwolnaim! (wir laſſen ihn los! d. h. er mag gehen!) Darnach ſchritt man zur Kugelung, wobei alle Kreiſe einzeln vorgerufen wurden und die Wahl fiel auf den alten General Rachmanow, der von 200 Anweſenden 150 Stimmen für ſich hatte. Sein Name wurde daher mit dem ungemeſſenſten Applaus aufgenommen, obgleich er ſelber nicht zugegen war. Ich führe dieß Alles nur an, um zu zeigen, daß die Deputirten auf dieſen ruſſiſchen Adelsverſammlungen durchaus nicht ſo theilnahmlos und gleichgültig bei der Sache ſind, als man ſich dieß bei uns denken mag. In dieſer und vielfacher andern Hinſicht muß jedem Manne eine ſolche Verſammlung von Männern einen freudigen Anblick gewähren, und beſonders von Männern wie dieſe Ukrainiſchen, die den Nerv einer ganzen Provinz repräſentiren. Freilich beſtätigt oder verwirft der Gouverneur der Regierung alle die auf den Wuibors vorgenommenen Wahlen, allein es iſt doch nicht unwichtig zu wiſſen, daß keiner der Regierungsbeamten als ſolcher in ihnen Sitz und Stimme hat, und daß man ſogar oft Wahlen gegen den Willen der Regierung zu behaupten ſuchte, ſo daß es ſchon ein Mal bei einer ſolchen Gelegenheit nahe daran war, die Ukraine als eigenes Gouvernement völlig zu ſtreichen.

Zuweilen ſcheinen die Scenen auf dieſen ukrainiſchen Wuibors nur allzu belebt zu ſeyn. Früher konnten auf denſelben alle kleinen Edelleute der Ukraine erſcheinen, ſie mochten reich oder arm ſeyn. Nach einem vor mehrern Jahren erlaſſenen Ukaſe werden aber jetzt nur diejenigen Edelleute zugelaſſen, die mehr als 100 Seelen beſitzen. Kurz nach dem Erlaß dieſes Geſetzes erſchien deſſen ungeachtet ein Mann auf dem Wuibor, der, obgleich er ein achtbarer und angeſehener Edelmann war, doch nicht ganz 100 Seelen beſaß. Ein junger, reicher, aber verdienſtloſer Mann, der ihn haßte, warf ihm dieß vor und behauptete, er müſſe auf der Stelle den Saal verlaſſen, worauf ihm der Aeltere erwiederte: „Du haſt Recht, ich habe nicht hundert Seelen, aber ich habe *eine* Seele, die mehr werth iſt, als ſolcher Tauſend, wie du ſie haſt,“ und ihn auf der Stelle mit ſeinem Degen niederſtach.

Außer den genannten Namen gehören in der Ukraine zu den am meiſten bekannten noch folgende: Bachmetieff, Schedlowski, Karabinin, Henrikoff, Kondratiew, deren Vorfahren zum Theil früher Koſakenhetmans waren, die ſich jetzt aber in den reichſten Kammerherren- und Generalsuniformen bewegen. Selbſt unter denen, die hier beſtändig leben, gibt es zum Theil ſehr Reiche, einige, deren Capital zu 5 bis 7 Millionen angegeben wurde. Manche von ihnen leben im Winter einige Zeit in Moskau. Doch gibt es auch mehrere, die als Charkoff'ſche Stammhauſer betrachtet werden müſſen. Die Geſellſchaft von Charkoff iſt eine der beſten aller Provincialgeſellſchaften: ſie kann an jedem Winterabend 120 hübſch beſetzte Whiſttiſche ſtellen. Keiner, der weiß, in welcher beſtändigen Abwägung der Geſellſchaften (der hautes volées) der verſchiedenen Provinzſtädte die Ruſſen begriffen ſind, und wie die meiſten dieſer Geſellſchaften ſich um nur eine gewiſſe Anzahl Whiſttiſche vereinigen, wird ſich wundern, daß ich dieß ſo genau angeben kann. „In Kiew,“ heißt es, „iſt die Geſellſchaft jetzt ſehr unbedeutend. Es iſt nicht eine nennenswerthe Familie da. In Kaſan war ſie ſehr brillant, zur Zeit des und des Generalgouverneurs, der ſehr viel für die Kaſan'ſche Geſellſchaft that. In Odeſſa iſt ſie bloß im Winter während einiger Monate gut, weil die meiſten gar zu lange an der Krim'ſchen Küſte bleiben. In Kurſk, Novgorod, Tula iſt der Cirkel ungemein klein, weil die Städte mehr bloß durch Kaufleute groß ſind. In Simbirſk, wo man es am wenigſten erwarten ſollte, findet ſich eine ganz auserleſene Société zuſammen, doch iſt ſie nicht ſo zahlreich, wie die Charkoffer.“ Es iſt mit eines der vielen Hauptgeſchäfte der Gouverneure und Generalgouverneure, einen gebildeten Ton in den Kreiſen ihrer Reſidenzſtädte zu verbreiten, welche man „die Geſellſchaft“ nennt. Sie müſſen ſich demnach beſtreben, ein gutes und feines Haus zu machen, muſikaliſche Abende zu geben, elegante Bälle zu arrangiren, geſchmackvolle Diners zu veranſtalten, und durch das Beiſpiel, das ſie geben, auch Andere zu ſolchen Dingen zu veranlaſſen. Sie betrachten dieß nicht als den geringſten Theil ihrer Miſſion, thun ſich viel darauf zu gute, wenn in dieſen Beſtrebungen ihnen etwas gelang, und tadeln oder loben andere Statthalter, die in anderen Provinzen viel oder wenig thaten. Sie bekümmern ſich darum, wer auf den öffentlichen, vom Adel gegebenen Caſinobällen erſchienen war oder nicht, und halten es für eine eben ſo unerläßliche Pflicht, bei ihnen in voller Staatsuniform zu präſidiren, als gälte es, einer Gerichtsſitzung vorzuſtehen, oder ein Parlament zu eröffnen. Junge Leute werden ermuntert, für die Geſellſchaft etwas zu thun, durchreiſende Petersburger werden veranlaßt, den Provincialen zu lehren, „comment on donne un bal à Petersbourg.“ Es iſt das im Princip gewiß ſehr richtige und lobenswerthe Beſtreben der Regierung, die Provinzen des Reichs mehr zu beleben, und an den Früchten der Petersburg'ſchen Civiliſation Theil nehmen zu laſſen. Man arbeitet dem ungeheuren Zudrange nach den Hauptſtädten Petersburg und Moskau entgegen, wo Alles angeſtellt ſeyn und leben will. Daher der neuere Ukaſ, daß junge Leute, bevor ſie auf irgend eine Anſtellung in jenen beiden Hauptſtädten rechnen können, drei Jahre in einer Provinz gedient haben müſſen, daher die häufigen Verurtheilungen auf Verbannung nach einer mehr oder weniger entlegenen Provinzſtadt, daher die Anſtellungen, die man einzelnen, durch ihren Reichthum unabhängigen Provincialen aufdringt, und durch welche man ſie nöthigt, ihren Aufenthalt in irgend einer Gouvernementsſtadt zu nehmen, daher die Wahl beſonders reicher Reſidenzſtädter zu Statthaltern und Generalgouverneuren, die im Stande ſind, etwas für die Geſellſchaft in der Provinz zu thun. Doch macht ſich im Ganzen kein größerer Erfolg aller dieſer Anordnungen bemerklich, als der, daß mehr oder weniger Tänzer und Spieler für die Bälle und Whiſttiſche der Provinz gewonnen, und die Gouvernementsſtädte peterburgiſirt werden.

(Fortſetzung folgt.)

Racenunterſchiede in Italien.

(Schluß.)

Toscana, zu allen Zeiten, vielleicht ſchon vor der griechiſchen Epoche, der Sitz der Wiſſenſchaften und Künſte, iſt jetzt von einem ſanften, ſehr verfeinerten Volke bewohnt, in deſſen zarten und zierlichen Formen, feinen, aber weibiſchen Zügen, man nicht die Nachkommen der trotzigen Kämpfer ſuchen ſollte, die ihre Freiheit mit ſo unerſchrockenem und verzweifeltem Muthe vertheidigten. Spuren alter toscaniſcher Tapferkeit findet man in Arezzo, in Piſtoja und allenthalben, wo man gegen die Apenninen anſteigt, aber die Hauptſtadt, das ſchöne Florenz, das Athen des neuen Italiens, das allein einer größeren Zahl von ausgezeichneten Männern das Leben gab, als das ganze übrige Italien zuſammen, Florenz liegt jetzt müßig und wollüſtig in ſeinem grünen Arnothale, als wäre es in Schlummer geſungen durch das Gemurmel ſeines Fluſſes und das bezaubernde Lächeln ſeines Klima's. Entnervt durch einen langen Frieden, munter und ſorglos, eitel auf ihre frühere Größe, ihre verfeinerte Sprache, ihre umfaſſende Gelehrſamkeit, ihren feinen Geſchmack, auf ihre Villas und auf ſich ſelbſt, nennt man die Florentiner, vielleicht nicht mit Unrecht, die Franzoſen Italiens.

Rom, in einer ungeſunden Wüſte gelegen, ſcheint, gleich Tithonus in der Fabel, das letzte Stadium von Abgelebtheit erreicht zu haben, ohne ſterben zu können. In Rom ſind alle höheren Claſſen, und was mit ihnen irgend zuſammenhängt, von jenem levitiſchen Geiſte angeſteckt, der Alles durchdringt, und nur der Pöbel der ewigen Stadt, die Trasteverini, zeigen in ihren Zügen, ihrem Coſtume, ihren Sitten und faſt noch mehr in den oft plötzlichen, keineswegs immer gemeinen, Ausdrücken ihrer Leidenſchaft das alte römiſche Weſen, und bilden den Grundſtock einer kraftvollen, minder entnervten Bevölkerung.

Der ſüdliche Theil der Halbinſel und das anſtoßende Sicilien wurden frühzeitig von doriſchen Colonien bevölkert, welche den an dem Meere gelegenen Landſtrichen einen unaustilgbaren griechiſchen Charakter aufdrückten. Großgriechenland hatte Schulen, Spiele, Dichter und Philoſophen, welche mit denen des Heimathlandes wetteiferten. Die Römer eroberten, aber zerſtörten nicht; ſie nahmen von den Griechen mehr als ſie ihnen gaben. Beim Fall des weſtrömiſchen Reichs blieben dieſe Seehäfen den Griechen. Die Saracenen hielten ſich nie lange jenſeits der Meerenge von Meſſina, und die Normannen waren zu wenig zahlreich, um dauernde Spuren im Nationalcharakter zurückzulaſſen. Daher iſt der Charakter der Neapolitaner, wie auch Botta bemerkt, weſentlich griechiſch, und ihre Leichtfertigkeit und Munterkeit, ihr Geſchmack an Sophismen, wie ihre Nationaltänze und Feſte, Alles iſt griechiſch bei ihnen. Das Volk der Hauptſtadt und des paradieſiſchen Campaniens, ohnehin nie ſehr thätig oder energiſch, iſt jetzt vielleicht ärmer an ächter Würde und edlen Geſinnungen, als irgend ein anderer Stamm Italiens, während die Provinzen, ohne Induſtrie, ohne Handel, ja faſt ohne Verkehr mit der civiliſirten Welt in Unwiſſenheit und Armuth fortleben. Aber was den Neapolitanern an Erziehung und Bildung abgeht, das erſetzen ſie vielfach durch natürlichen Verſtand und Scharfſinn. In den Unruhen der letzten fünfzig Jahre haben die unterſten Claſſen oft eine Faſſungsgabe, eine Klugheit und eine Energie gezeigt, die nur einer klugen Leitung bedurfte, um Großes zu verrichten, denn es iſt zu bemerken, daß im römiſchen und neapolitaniſchen Gebiet die Volksmaſſe phyſiſch und moraliſch beſſer iſt, als die höhern Claſſen, weil dieſe Trasteverini und Lazzaroni noch der ächte Stamm jener Griechen und Römer ſind, welche die Welt bezwangen und aufklärten, während der Adel von Normannen und andern Fremdlingen ſtammt, die, in ein milderes Klima verpflanzt, ihre urſprüngliche Kraft verloren, ohne in dem von ihnen bewohnten Lande recht acclimatiſirt zu ſeyn.

Auch die Inſeln Sicilien, Sardinien, Corſica, wo die Sümpfe, die Verödung und die Malaria um ſich greifen, wie der Sand der Wüſte über die furchtbaren Striche der Barbarei, ohne Straßen, ohne Canäle, faſt ohne Ackerbau, und doch noch ſo ſchön und reich, werden gleichfalls einſt wieder, gleich den toscaniſchen und pontiniſchen Sümpfen, zu einem neuen Leben erwachen. Die Spuren des mauriſchen Geiſtes, die ritterliche, nüchterne und melancholiſche, aber rachſüchtige und leidenſchaftliche Gemüthsart, welche das ſpaniſche Blut bezeichnet, ſind noch leicht zu erkennen in der dunklen Olivenfarbe, in dem gallichten Temperament und in den Gutturalaccenten der Einwohner. Mehr zu geiſtigen als körperlichen Anſtrengungen geneigt, dem Nachdenken und der Einſamkeit ergeben, gewinnen ihre Leidenſchaften an Tiefe, was ſie an Heftigkeit verlieren. Ehrgeizig, rachſüchtig und fanatiſch verfolgen ſie ihre Plane mit unwandelbarer Beharrlichkeit, und unter günſtigen Umſtänden möchte es nicht ſchwer ſeyn, in Sicilien einen Procida und in Corſica einen Napoleon zu finden.

Die Farör.

(Fortſetzung.)

Auch die Jagd iſt für die Bewohner dieſer Inſeln eine bedeutende Nahrungsquelle. Es gibt hier freilich weder Bären, noch Wölfe, noch Füchſe, aber wenige Länder haben eine ſo große Zahl Vögel. Man findet ſie zu Hunderten auf allen Küſten und Bergen. Die Einwohner verfolgen ſie mit ſeltener Beweglichkeit; ſie begnügen ſich nicht diejenigen zu tödten, die auf dem Strande irren, ſie klimmen die rauhſten Pfade und ſteilſten Felſen hinan, um ihre Neſter auszunehmen. Wenn der Felſen, wo der Vogel niſtet, ſo hoch und glatt iſt, daß der Jäger ſich nicht daran feſtklammern kann, ſo beſteigt er auf einem Umwege den Gipfel, hängt ſich an ein Seil, deſſen Ende von zwei oder drei ſeiner Gefährten feſtgehalten wird, und läßt ſich ſo bis zur Stelle herunter, wo er den Vogel niederſitzen ſah. Hat er ſich ſeiner Beute bemächtigt, ſo zieht er an einer Schnur, die am Arm eines ſeiner Gefährten befeſtigt iſt, und dieſe winden ihn wieder auf die Spitze des Berges hinauf. Allein bisweilen geſchieht es auch, daß das Seil in den Felſenſpalten feſtſitzt, und der unvorſichtige Jäger zwiſchen Himmel und Erde aufgehängt bleibt, ohne vorwärts oder rückwärts zu können. Von einigen

Jahren brachte ein Bauer von Nordö ſo eine ganze Nacht und einen ganzen Tag zwiſchen den Felſen zu, ohne Nahrung, halb nackt, der Kälte ausgeſetzt, und durch das Seil gequält, das ihm die Seiten preßte. In ſeiner Verzweiflung nagte er mit den Zähnen an dem Seile, mit Gefahr in den Abgrund zu ſtürzen, bis endlich andere Bauern ihm zu Hülfe kamen. Nach vielen Anſtrengungen gelang es endlich, ihn aus ſeiner ſchrecklichen Lage zu befreien; wie ſein Fuß wieder den Boden berührte, fiel er ohnmächtig hin.

Die Fiſcherei war früher auf dieſen Inſeln eine der wichtigſten und ergiebigſten Beſchäftigungen, ſeit mehrern Jahren aber iſt ſie weniger ergiebig; ſey es, daß die Fiſchbänke geändert oder dergeſtalt ſich vermindert haben. Immer bleibt aber noch der Delphinfang, und dieſer könnte die Faröer alle übrigen vergeſſen machen. Wie ein Fiſcher in offener See eine Heerde Delphine erblickt, ſignaliſirt er ſie ſogleich den Küſtenbewohnern, indem er eine eigene Flagge aufpflanzt. Dieſe nun gehen auf die Berge, zünden ein Feuer aus Raſen an, und bald verkündet dieſes telegraphiſche Zeichen allen Inſeln die freudige Nachricht. Rauchwolken wirbeln in die Luft, Feuer leuchten von Berg zu Berg; ihre Zahl und Lage zeigen den entfernten Küſtenbewohnern an, wo ſich die Delphine befinden. Sogleich bindet der Fiſcher ſeine Barke vom Ufer los; ſeine Eltern und Nachbarn eilen herbei, um ſich mit ihm zu vereinigen; Weiber bereiten Vorräthe, und freudig ſtechen ſie in die See. In Thorshavn iſt zu dieſer Zeit eine Bewegung, von der man ſich keinen Begriff macht. Weiber, Kinder durcheilen die Stadt und rufen: Grydadud, Grydadud! (der Delphin iſt da!) Bei dieſem Geſchrei öffnen ſich alle Häuſer; alle Familien ſind in Bewegung, wer zuerſt bei ſeinem Fahrzeuge ſey, wer zuerſt die Wellen durchſchneide, zuerſt das Segel entfalte. Der Gouverneur und Landvogt eilen auch herbei, und ſtellen ſich an die Spitze der Karawane mit ihrer Schaluppe, die von den Jägern in Uniform geführt wird, und auf der Spitze des Maſtes die däniſche Flagge trägt. Sind alle Fiſcher am bezeichneten Orte vereinigt, ſo ſtellen ſie ſich in Schlachtordnung, rücken je nach der Lage des Ortes in geſchloſſener Linie oder einen großen Halbkreis bildend; ſie drängen die erſchrockenen Delphine in dieſe Schranken, verfolgen ſie, und jagen ſie endlich in eine Bucht hinein. Dort ſchließt ſich der Kreis, die Delphine ſind zwiſchen dem Land und den Barken gefangen. Auf der einen Seite werden ſie durch das niedrige Ufer aufgehalten, wo die geringſte unvorſichtige Bewegung ſie ſtranden macht; auf der andern Seite wehren ihnen die mit Prügeln bewaffneten Fiſcher den Ausweg. Dieß iſt der einzige Augenblick, wo die Fiſcher von einem ſonderbaren Aberglauben befangen ſind. Sie wollen weder Frauen noch Prieſter am Ufer ſehen, denn ſie behaupten, daß dieſe beiden den Delphin in die Flucht treiben. Iſt dieß Hinderniß einmal bei Seite geſchafft, ſo beginnt ein fürchterliches Blutbad. Die Fiſcher ſchlagen, würgen, morden; das Blut fließt in Strömen; das Meer färbt ſich ganz roth, und diejenigen Delphine, die noch entrinnen könnten, verlieren in den blutigen Wellen ihre inſtinctmäßige Behendigkeit, und fallen wie die übrigen unter dem geſtählten Eiſen. Oft zählt man die Schlachtopfer zu Hunderten. Iſt das Blutbad zu Ende, ſo zieht man die Delphine auf den Strand, der „Syſſenand“ ſchätzt den Werth eines jeden Fiſches, drückt ihnen ein Zeichen auf den Rücken und der Gouverneur theilt. Zuerſt nimmt man unter dem Titel eines Zehnten einen Theil für den König, für die Kirche, für die Prieſter, einen andern für die Beamteten, einen dritten für die Armen, einen vierten für diejenigen, die ſich zum Fang, ſey es mit Barken oder Mannſchaft, vereinigt. Wer die Heerde entdeckte, hat das Recht, den größten Delphin auszuwählen. Diejenigen, die verwundet wurden oder ſonſt einen Schaden bei der Unternehmung litten, bekommen noch einen beſondern Antheil; endlich bewahrt man noch einen Theil für die Eigenthümer des Bodens, wo der Fang geſchah; dieſer verfällt beinahe ganz dem König, welcher der größte Landeigenthümer iſt. Nach der Theilung werden die Thiere zerhauen; man zieht ihnen die Haut ab, welche zu Riemen verarbeitet wird, das Fleiſch und der Speck gehören zu den vorzüglichſten Vorräthen einer Faröer-Familie. Aus dem Fette macht man Oel, und die getrocknete Blaſe dient als Oelgefäß. Die Eingeweide müſſen durch jedes Schiff in die offene See getragen werden, um die Küſte nicht zu verpeſten. Ein Delphin mittlerer Größe gibt gewöhnlich eine Tonne Oel, die in Thorshavn zu 30 bis 40 Fr. verkauft wird. Fleiſch und Speck haben ungefähr denſelben Werth.

Die Häuſer, die man längs der Küſte findet, ſind gewöhnlich größer und bequemer, als die in Thorshavn. Wie alle Landhäuſer im Norden, ſind ſie aus mehrern kleinen Gebäuden zuſammengeſetzt, von denen jedes eine beſondere Beſtimmung hat. Zuerſt erblickt man das Wohnhaus, halb aus Stein, halb aus Holz gebaut. Darin befindet ſich eine große Küche, ein Zimmer, wo die Weiber zum Weben ſich vereinigen; ein anderes, wo man die Lebensmittel aufbewahrt. Seitwärts iſt der Stall; etwas weiter ein Speicher mit einem Backofen, worin man, wie im nördlichen Finnland, die Gerſte austreifen läßt, indem man ſie 24 Stunden lang einer heißen Temperatur ausſetzt; endlich kommen noch zwei oder drei Hütten mit auseinanderſtehenden Brettern. Dort hängt der Beſitzer im November ganze Schafe auf, ſo wie ſie abgeſchlachtet ſind. Die Luft, die von allen Seiten in die Hütte eindringt, trocknet ſie allmählich auf. Im Monat Mai oder Junius iſt dieſes getrocknete Fleiſch feſt, compact und voll Saft. Man verſpeiſt es, ohne es zu ſalzen oder zu kochen, und — ſollte ich auch den Geſchmack der Gaſtronomen verletzen, ich habe oft mit Vergnügen davon gegeſſen. Es iſt übrigens ein für den Fiſcher ſehr bequemes Nahrungsmittel: im Begriff, eine Excurſion zu unternehmen, tritt er in ſein „Kiadl,“ ſchneidet ein Viertel Schaf herunter, und geht fort, ohne ſich um Küchenfeuer und Gewürze kümmern zu müſſen. Die ſchönſte Wohnung, die wir ſahen, iſt Kirkebö. Sie liegt zwiſchen dem Meer und den Bergen, nahe bei einer kleinen, von Eiderenten ganz bevölkerten Inſel. Dort erhob ſich früher ein Mönchskloſter, von dem man keine Spur mehr ſieht; dort wohnten auch die katholiſchen Biſchöfe. Neben dem Pächterhauſe bemerkt man noch die Mauern einer gothiſchen Kirche, die Biſchof Hilarius zur Kathedrale der Faröer erheben wollte. Aber die Reformation machte dieſen Arbeiten ein Ende, und dieſe unvollendete Kirche ſteht da wie ein Monument des ſchnellen Verfalles des Katholicismus auf dieſen fernen Inſeln.

(Fortſetzung folgt.)

Meteorfall auf dem ſogenannten kalten Bokkeveld am Cap. Nach dem London and Edinb. Philos. Magaz. vom Mai fiel am 15 October vorigen Jahres nicht eine einzelne meteoriſche Maſſe, wie es anfangs hieß (ſ. Nr. 114), ſondern eine große Maſſe von Steinen, die auf einem Raume von 150 (engl.) Meilen nach einer Richtung hin zerſtreut ſeyn ſollen. Die Exploſion ſey „lauter und furchtbarer geweſen, als die ſtärkſte Artillerie, und habe die Luft auf mehr als 20 Meilen nach allen Richtungen hin erſchüttert.“

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 339.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

5 December 1839.

Ueber Witterungsverhältniſſe in Columbien. *)

Die geographiſche Geſtaltung Columbiens iſt von Humboldt mit einer Genauigkeit gezeichnet worden, die eine weitere Beſchreibung überflüſſig macht. Man kann indeß dieß weite Gebiet nicht durchwandern, ohne von den phyſiſchen Phänomenen eines Landes betroffen zu werden, wo die Höhe die Wirkung der Breite hat, und der Wechſel des Klima's mit allen daraus folgenden Veränderungen des mineraliſchen und vegetabiliſchen Lebens durch Localitäten erzeugt wird, für welche wir in Europa wenig Analogie finden. Die Jahrszeiten des Aequators zerfallen bekanntlich in zwei, die naſſe und die trockene, und obgleich die Spanier, durch europäiſche Erinnerungen geleitet, der erſtern den Namen Winter, invierno, gegeben haben, ſo lebt doch in dieſer Periode die Natur aus der vegetativen Erſtarrung wieder auf, welche die tropiſche Hitze in den Niederungen faſt in gleichem Grade verurſacht, wie die Kälte in nördlichen Gegenden. In den ungeheuren Ebenen, welche ſich ſüdlich und öſtlich von der großen Andenkette ausdehnen, beobachtet die regneriſche Jahreszeit eine unwandelbare Ordnung. Der Orinoco fängt im April zu ſteigen an, und erreicht ſeine größte Höhe im Julius und Auguſt, wo die unermeßlichen Savannen, welche ſich bis an den Fuß der Anden ausdehnen, in ein Binnenmeer verwandelt ſcheinen. Von dieſer Zeit an nimmt das Waſſer ab, und man rechnet den Sommer vom October bis April. In den Gebirgen dagegen beginnen die Regen im erſtern Monat, und herrſchen mit Zwiſchenräumen von ſchönem Wetter bis Mai oder Junius. Der Winter der Niederungen weſtlich und nördlich von den Cordilleren, am ſtillen wie am atlantiſchen Ocean, iſt durch den Winter, die Regenzeit, in den Gebirgen bedingt, doch mit einigen merkwürdigen Localitäten. So iſt die Regenzeit von Guayaquil faſt ſo regelmäßig, wie die der großen Ebenen, geht aber von Mitte December bis Mitte Mai, während die dicken Wälder, welche weiter hin die Provinzen Esmeraldas, Barbacoas und Choco bedecken, durch ihre fortdauernde Ausdünſtung eine faſt unaufhörliche Ueberſchwemmung verurſachen. Wo aber die Cordillere um etwas weiter an der Küſte zurückweicht, wie dieß mit einzelnen Theilen der venezuelaniſchen Kette der Fall iſt, erfährt das zwiſchenliegende Land oft eine mehrjährige Dürre.

Maracaybo und ein bedeutender Theil der Provinz Coro ſind Beiſpiele, wo ſandige Ebenen, die nur ſchwach von Mimoſen und dicken Pflanzen beſchattet ſind, nur Ziegen- und Eſelheerden Schutz und Unterhalt gewähren. Die Küſte von Rio-Hacha iſt ebenfalls trocken und unfruchtbar, bis ſie ſich dem Fuße der iſolirten Kette von Santa Marta nähert, während das Gebiet von Goagira, zwiſchen Rio Hacha und Maracaybo gelegen, regelmäßig jedes Jahr überſchwemmt wird, und darum, wenn gleich ohne fließende Gewäſſer, bedeutende Heerden von Vieh und Pferden nährt, ein Umſtand, welcher der Nähe des Oceans-Armes der Anden zuzuſchreiben iſt, der mit ſeinen Wolken und dichten Wäldern ſich faſt bis an die Gränzen dieſer Provinz erſtreckt. Die ganze peruaniſche Küſte von Payta bis Lima iſt ein weiterer Beweis derſelben Thatſache, indem das Zurückweichen der Anden von der Küſte durch ſandige Wüſten bezeichnet iſt, welche die Induſtrie der Incas durch künſtliche Bewäſſerung fruchtbar machte.

In den Thälern und auf den Hochflächen der Berge ſelbſt erzeugen die hohen Spitzen große Abwechſelung in der Vertheilung der Feuchtigkeit. Die Stadt Caraccas, die am Fuße der Silla liegt, hat den Vortheil einer regelmäßigen, aber milden Regenzeit, während eine Legua davon Stellen ſind, die oft an mehrjähriger Dürre leiden. Popayan, an der Spitze eines feuchtheißen Thales der Cauca gelegen, und von hohen Paramos umgeben, hat neun Monate hindurch fortwährend Regen und Stürme, die den Wolken zuzuſchreiben ſind, welche in entgegengeſetzten Richtungen von den Bergen her getrieben werden, bis ſie der heißen, aufſteigenden Luft des Thales begegnen. In dem alten Königreiche Quito, jetzt die Republik Ecuador genannt, unterbricht die Maſſe des Chimborazo den Zug der Wolken von Süden nach Norden, ſo daß, während die weſtlichen Abhänge von Regen überſchwemmt ſind, die hohen Ebenen von Riobamba gegen Oſten den Reiſenden an die

*) Nach einem vom Oberſt Wright, Gouverneur der Provinz Loxa, mitgetheilten Artikel im London and Edinburgh Philosoph. Magazine, Januar 1839.

Wüsten Arabiens mahnen. Folgt man derselben Bergkette gegen die Stadt Quito, so findet man, daß die Stürme über dem Thale von Chillo, zwischen dem Cotopaxi und Pichincha aufgehalten werden, während zwei Leguas weiter gegen Norden das Klima des Dorfes Pomasqui so trocken ist, daß es den Namen Piurita (das kleine Piura) erhielt.

Die Art, wie der Regen sich bildet und niedergeschlagen wird, ist verschieden. In der Region der Paramos, d. h. von 12,000 Fuß aufwärts, sind die einander begegnenden Luftströmungen gewöhnlich von niedriger und ziemlich gleicher Temperatur. Der Regen nimmt also die Form von einem dicken Nebelreißen an, das unter dem Namen Paramitos bekannt ist. Auf den hohen Ebenen sind die Regenschauer mehr oder minder plötzlich und heftig, je nach den Localitäten, welche zu einer Mischung mehr oder minder verschieden erhitzter Strömungen Anlaß geben. Quito z. B. liegt am Rande eines Absatzes des hohen Pichincha, an einem Tafellande, wo das Thermometer oft auf 80° F. (21⅓° R.) im Schatten steigt; das Zusammenstoßen verschieden erhitzter Atmosphären erzeugt hier Regenschauer, die so plötzlich und so schwer sind, wie sie gewöhnlich in tropischen Klimaten vorkommen. Auch an den Abhängen der Cordilleren sind die Regen meist aus demselben Grunde heftig.

Charkoff und die Ukraine.

(Fortsetzung.)

Einen viel größern Effect haben denn auch nicht die ebenfalls zur Civilisation der Provinzen in den größten Gouvernementsstädten angelegten Erziehungshäuser der jungen Mädchen von Stande, der sogenannten „adeligen Fräuleins-Institute." Das größte derselben besteht bekanntlich in Petersburg, das „Smolnische Stift," und nach dem Muster dieses sind die in den Provinzen, in Moskau, Kasan, Charkoff, Poltawa, Kiew, Odessa und noch ein Paar andern Städte eingerichtet. Es existirt bei uns nichts Aehnliches von großartiger Treibhaus-Erziehung, als wie sie in diesen kaiserlich russischen Fräuleins-Instituten betrieben wird, und da sie in Rußland so außerordentlich viel von sich reden machen, so lohnt es sich wohl der Mühe, auch hier davon im Vorübergehen ein Wort zu sprechen. Es sind die Töchter des mittelbegüterten Adels, welche diesen Instituten zur Bildung anvertraut werden. Die Reichen ziehen häusliche Erziehung mit Hülfe von Privatlehrern vor. Die Vorsteherinnen sind bei den meisten adelige Damen aus den deutschen Ostsee-Provinzen, Frauen verstorbener Generale oder sonst unversorgte Wittwen, die auf diese Weise eine Versorgung erhalten, und gewöhnlich als Directricen der Institute, die unmittelbar unter der Hand der Kaiserin stehen, eine große Rolle spielen. Die jungen Damen sind natürlich in mehrere Classen getheilt, deren jeder eine sogenannte Classen-Dame vorsteht, so wie außerdem der Direction noch eine Menge von Lehrern, Inspectoren, Gouvernanten, Oekonomie-Räthen, unter-, neben- und übergeordnet sind. Alle diese zahlreichen Beamten haben ihre eigene, glänzende Uniform, und selbst die Damen sind nicht selten mit Orden und Geschenken der kaiserlichen Huld geschmückt, so daß bei sogenannten öffentlichen Acten das ganze Corps aller der bei der Erziehung Thätigen einen so imposanten Anblick gewährt, wie bei keiner Universität Deutschlands das Corps der Professoren. Leider haben diese Entwicklungen des äußern Glanzes, diese öffentlichen Acte, die aller Welt zur Schau tragen, wie prächtige Tempel und Throne man hier der Göttin der Erziehung baue, nur allzu oft statt. Es ist Sitte in Rußland, daß nicht nur alle Mitglieder des kaiserlichen Hauses, sondern auch alle Generaladjutanten des Kaisers, Minister, Senatoren oder sonst irgend hochgestellte Personen bei ihrer Durchreise durch die Provinzstädte alle Institute der Städte, und insbesondere auch die Fräuleinstifte, inspiciren. Es ist unglaublich, wie viele Zeit allein mit solchen Inspectionen in den Schulen versäumt wird, und was noch viel schlimmer, welch falscher Geist der ganzen Anstalt dadurch eingehaucht wird. Natürlich ist es unmöglich, bei einer viertelstündigen Inspection den Geist einer Anstalt und ihren innern Werth zu erkennen. Die Inspicirenden sind daher schon zufrieden, wenn sie alles Aeußere untadelig finden, und die Dirigirenden haben ein ruhiges Gewissen, wenn sie nur alle Aeußerlichkeiten in Ordnung haben, und bei dem ewigen Putzen und Anmalen der Oberfläche bleibt ihnen zu wenig Zeit, für die Entwicklung zarter, innerer Keime zu sorgen.

Da ich in Charkoff mit einem jener vornehmen, zur Inspection berechtigten Durchreisenden zusammentraf, so hatte ich Gelegenheit, einem solchen Acte beizuwohnen in einem großen, eleganten Saale des Hauses, an dessen einem Ende ein Altar und „Ikonostas" (Heiligenbilderwand) errichtet war. Hübsch geputzt, und nach ihrer körperlichen Größe geordnet, standen die jungen Fräuleins in langer Reihe auf der einen Seite des Saales, an der Spitze ihre Classendamen, und voran die Directrice; ihnen gegenüber auf der andern Seite in eben solchen langen Reihen die Lehrer, Professoren, an der Spitze die Inspectoren, Oekonomieräthe, und voran der Statthalter des Gouvernements als Curator des Instituts, mit allen Zeichen seiner Würde geschmückt. In der einen Ecke des Saales eine Menge eingeladener Zuschauer und Fremde. Nach langem vergeblichem Harren und Paradiren erschien die erwartete Person, die unter vielen Grüßen und Gegengrüßen in die Mitte des Salons geführt wurde, und dann gelegentlich einige Fragen an die Vorsteherinnen richtete. „Alles wohl bei Euch?" — „Alles!" — „Alles zufrieden?" — „Zufrieden!" — „Wie viel Zöglinge? Welche Ausgaben? Welche Einnahmen? Hübscher Saal! Die Stuccatur ist aber oben etwas abgefallen!" — Es wurden einige Rechnungsbücher, Zeichnungen und Stickereien producirt. „Schön! schön! Sehr gut! sehr gut! Wie heißt das junge Mädchen? Von welcher Familie ist jene? Gut! Gut! Ich werde das Institut in Petersburg loben!" — Ein Examen wurde nicht verlangt, doch aber noch ein Spaziergang durch das Haus gemacht, wobei alle Thüren von Küche und Keller, Bibliothek und Schulstube geöffnet waren. Das Ganze endigte mit einem Gottesdienste und Kirchengesange bei dem Altare des Saales, und mit Vertheilung einiger Geschenke,

deren Ueberbringer der Inſpicient war, wonach denn die jungen Damen, wie ſie gekommen waren, in Compagnien abgetheilt, die jede von ihrer Claſſendame angeführt wurden, wieder abzogen.

In allen öffentlichen Anſtalten Rußlands, den Schulen, Hoſpitälern, Univerſitäten, Caſernen u. ſ. w. finden ähnliche oberflächliche Inſpectionen alle Augenblicke ſtatt, und man kann ſich denken, wie ſehr der Geiſt der Oberflächlichkeit dadurch genährt wird. Uebrigens hieße es das Kind mit dem Bade ausſchütten, wenn man deßwegen, wie Einige es thun, alle dieſe von der für Rußland ſo wohlthätig und ſegensreich waltenden Kaiſerin Maria Feodorowna herrührenden Erziehungshäuſer gänzlich verachten und verwerfen wollte. Man würde damit das größte Unrecht thun allen den Perſonen, die ſich ihr Leben hindurch mit dem Belehren und Bilden der ihnen anvertrauten Zöglinge abmühen, und der Regierung, die ſo große Summen verwendet, um dieſen Zweig der Erziehung zu verbeſſern, ſo wie den vielen jungen Mädchen, die ſich doch mitunter in Erlernung wiſſenswerther Dinge redlich abplagen. Aeußere Erziehung und Bildung der geſelligen Sitten iſt freilich die Hauptſache, und darnach die Erlangung einer Menge von Sprach- und Realkenntniſſen, und Schade iſt es wohl, daß nicht mehr für harmoniſche Ausbildung des Geiſtes und Gemüthes gethan wird. Allein in welchen Inſtituten welches Staates werden denn die Ideale der Erziehungskunſt verwirklicht? und jene Dinge, die man in den ruſſiſchen in bedeutendem Maße erreicht, ſind doch auch etwas. Die ärmeren der in den Inſtituten gebildeten Mädchen werden wieder als Gouvernanten, Geſellſchafterinnen u. ſ. w. im Reiche vertheilt, und tragen ſo den Samen der Bildung bis in die entfernteſten Winkel desſelben. Aus dem Kreiſe der Reichen geht doch manche gute Hausfrau und Mutter hervor, was freilich oft mehr ein Verdienſt der guten Naturanlage ſeyn mag.

Auch an allen andern Lehr- und Bildungsanſtalten, die man in Charkoff trifft, iſt immer gewiß noch mehr Gutes, als man zu denken geneigt ſeyn könnte, wenn man hört, was mir ein Ruſſe über ſolche Erziehungsanſtalten im Allgemeinen, und insbeſondere über die einer gewiſſen, nicht unbedeutenden Gouvernementsſtadt, ſagte: „Früher wurde jeder verlaufene Ausländer, Deutſcher, Engländer oder Franzoſe, wenn er ſonſt nichts anzufangen wußte, Erzieher und Lehrer bei uns, und er mochte mit Gewißheit darauf rechnen, daß er ſich ein bequemes Auskommen durch Unterricht verſchaffen und ſogar ein Vermögen erwerben konnte. Allerdings ſind die Umſtände für die ausländiſchen Abenteurer jetzt, da alle Lehrer ein Examen ablegen müſſen, nicht mehr ſo günſtig. Doch gelangten natürlich noch mehr als in andern Ländern Unberufene zu dem Geſchäft der Jugendbildung. In Charkoff haben wir vier Privatpenſionen für junge Mädchen und zwar folgende:

1) „Die der Madame D . . . Es iſt die beſte. Sie hat 100 Schülerinnen, darunter die reichſten adeligen Töchter; man zahlt 1200 Rubel für jedes Kind. Der Mann der Directrice war ein Trunkenbold. Die Hauptgouvernante iſt eine Franzöſin; außer ihr ſind zwei deutſche und zwei ruſſiſche Gouvernanten bei der Anſtalt thätig.

2) „Madame R . . . . . Ihr Mann iſt Huſarenmajor geweſen und lebt jetzt mit ſeiner Frau vom Unterricht; fünfzig Schülerinnen. Man zahlt jährlich 1000 bis 1200 Rubel für die Erziehung; dabei werden die Schneiderrechnungen u. ſ. w. noch beſonders eingereicht. Doch kann man auch gleich für den ganzen Curſus der Erziehung eine Geſammtſumme, die dann bedeutend niedriger kommt bei der Einlieferung der Töchter einzahlen, und dann dieſelben nach ſechs Jahren fertig erzogen und gebildet zurück empfangen.“

3) „Madame H . . . . , deren Mann durch Trunkenheit und Völlerei ſein Vermögen verſchwendete. Da ſie arm iſt und wenig Bekanntſchaft unter den Vornehmen hat, und auch nicht einmal privilegirt, ſondern von der Obrigkeit nur geduldet wird, ſo gibt ſie es billig zu 600, je nach Umſtänden auch bis zu 300 Rubel herab. Sie fährt auch nur mit zwei Pferden, während die beiden erſten Damen ſich nicht anders als in einer vierſpännigen Carroſſe zeigen.

„Madame M . . . . und Madame F . . . . haben ſo unbedeutende Inſtitute, daß ſie neben den vorigen nicht zu nennen ſind.

„An Knabenpenſionen gibt es fünf. Die beiden vorzüglichſten ſind:

1) „Die des Hrn. C . . . ., der vor 30 Jahren ohne Paß ins Land kam. Er gab ſich, um ſich gut zu introduciren, das Patent eines öſterreichiſchen Capitäns, man weiß aber, daß er nur ein entſprungener Unterofficier iſt. Doch hat er ſich mit der Zeit ſehr abgeſchliffen, ſo daß er jetzt, beſonders da er gut Whiſt ſpielt, in vielen Geſellſchaften ein geſuchter Mann iſt. Er beſoldet fünf Gouverneure und zehn Lehrer, und ſeine Geſchäfte gehen ſehr gut, denn von 60 Knaben aus den beſten Familien bezieht er eine Brutto-Einnahme von 80,000 Rubeln, welches netto circa 20,000 Rubel gibt; daher Hr. C . . . . auch ſchon mehrere Güter in der Nähe der Stadt beſitzt. Des Mittags um 12 Uhr ſieht man ihn gewöhnlich in einem eleganten Cabriolet ſpazieren fahren.

2) „Dr. K . . . ., ein Deutſcher, hat Doctordiplome von verſchiedenen Univerſitäten. Dennoch konnte er ſein ruſſiſches Lehrer-Examen nur vermittelſt eines kleinen Vorſchuſſes, den er den Examinanten, ohne ihn zurückzufordern, machte, beſtehen. Er hat eine beſondere Vorliebe für den Pferdehandel. Auch kann man Geld bei ihm zu 30 bis 40 Procent anleihen. Er erwirbt dasſelbe durch eine Knabenpenſion, wegen deren er ſich redlich abgeplagt, mit Correſpondenz und Beſuchen bei Vornehmen, wo er ſich mit Bücklingen, Whiſtſpielen, eleganter Kleidung, ſorgfaltig boutonnirten Weſten in dem Rufe eines guten Erziehers erhält. Trotz ſeines Diploms iſt er von Haus aus eigentlich das, was man bei uns einen Ladenſchwengel nennt. Doch hat er alle Spuren ſeines frühern Standes abgeſtreift und hat ſein Weſen in die Formen umgegoſſen, die man in Rußland liebt, ſo daß alle Welt behauptet, Dr. K. . . . ſey ein Mann très comme il faut.

3) Die des Schweizers Hrn. T.... Sie ist die beste von allen. Er hat eine schöne Wohnung für seine Zöglinge, und bei seinem Thee des Abends findet man immer eine Menge junger musicirender und conversirender Leute, Damen, Zöglinge, Lehrer u. s. w. Er hat aber den Aerger, der mit seinem Geschäfte verbunden ist, satt, und will sich zur Ruhe setzen, wenn er nicht vielleicht noch eine Stelle im Staatsdienst einnimmt, in welchem er den Namen nach schon lange steht. Er war früher Hauslehrer bei dem Gouverneur der Stadt, und ließ sich als solcher als in der Kanzelei desselben dienend aufführen. Die Kinder des Gouverneurs erziehend und in der Kanzelei desselben angeschrieben, brachte er es bis zum Titular-Staatsrath. Er ist noch ungewiß, ob er durch seine Connexionen, die er in der vornehmen Welt besitzt, suchen will, eine Stelle im Administrativfach, oder beim Forstwesen, oder beim Ministerium des Auswärtigen zu erhalten."

Einige andere Pensionen sind weniger bedeutend.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Entdeckungen im antarktischen Ocean.

Im Julius 1838 fuhren zwei kleine den HH. Enderby und andern Kaufleuten gehörige Fahrzeuge von London nach den antarktischen Meeren ab, mit dem Auftrage, so weit als möglich südwärts zu fahren und Land aufzusuchen. Die Fahrzeuge erreichten ihre größte südliche Breite von 69° unter 172° 11" O. L., volle 220 Meilen weiter südlich, als Bellinghausen im Jahre 1820 unter diesem Meridian gekommen war. Sie fuhren dann westwärts weiter, und entdeckten unter 66° 44' B. und 168° 11' O. L. fünf Inseln, denen sie den Namen Balleny-Inseln gaben, nach dem Eigenthümer eines der Schiffe. Man schätzte die Höhe einer derselben auf 12,000 Fuß; auf einer andern Insel stießen zwei Vulcane Rauch aus. Als sie ihre Reise westwärts fortsetzten, wurden sie von Eisbergen eingeschlossen; sie sahen zahlreiche Wallfische, Penguins und andere Seevögel, und mehreremal prächtige Südlichter. Unter 61° S. B. und 105° 40' O. L. kamen sie an einen 250 Fuß hohen Eisberg vorüber, der ein Felsenstück trug, welches 12 Fuß hoch und 6 Fuß dick aus dem Eise herausstand. Der Eisberg war 1400 Meilen von dem nächsten sicher bekannten Land entfernt, es ist aber sehr wahrscheinlich, daß 500 Meilen weiter südlich Land sich findet. Sie kehrten sodann um, und erreichten England am 17 September, gerade noch zu rechter Zeit, um der antarktischen Expedition unter James Roß noch die Nachricht von der Entdeckung einer Inselgruppe zu geben, die in so fern für diese Expedition von besonderem Interesse ist, weil sie am westlichen Rande des Kreises liegt, innerhalb dessen man den südlichen magnetischen Pol zu finden hofft.

Die Färöer.

(Fortsetzung.)

Der Charakter der Einwohner ist sanft, ehrlich, gastfreundlich. Die Abgeschiedenheit, in der sie leben, das Einförmige ihrer Arbeiten geben ihnen ein beständiges Phlegma, das an Indolenz gränzt. Die düstere Natur, die sie umgibt, macht sie schweigsam und melancholisch, aber die gefährlichen Unternehmungen, zu denen sie oft verurtheilt sind, die materiellen Sorgen, die sie belagern, löschen in ihrem Herzen keineswegs das Mitleid gegen andere aus. Sie erinnern sich der Leidenden mitten in eigenen Leiden. Der Fremde klopft nie umsonst an ihrer Thüre, und der Arme fleht nie umsonst ihr Mitleid an. Ist in dem Distrikt eine unmündige, arme Waise, so kann man sicher seyn, daß ein Bauer sich beeilen wird, sie unter seinen Schutz zu nehmen und ihr einen Zufluchtsort zu verschaffen.

Der Mord ist unter ihnen etwas Unerhörtes, Streitigkeiten selten und nicht gefährlich. Die gerichtlichen Annalen der verschiedenen Inseln haben keine andern Verbrechen einzutragen, als Diebstähle von wenig Belang. Die Sitten sind rein. Kaum Ein oder zwei natürliche Kinder zählt man jedes Jahr. Früher, wenn ein Mädchen schwanger wurde, mußte es eine Geldstrafe bezahlen; wenn sie sich nachher verheurathete, so mußte sie, statt eine Blumenguirlande in ihren Haaren zu tragen wie die übrigen, in einer rothen Mütze erscheinen. Auch jetzt noch, wenn ein solcher Fall sich ereignet, ist sie der zwei Ehrencavaliere beraubt, welche das Mädchen ohne Makel zur Kirche führen; sie geht ganz allein mit demjenigen, der sie zur Gattin gewählt.

Ihr Costume ist einfach und graciös. Die Männer haben eine runde Weste, blau oder grün wie bei den Tyrolern, ein wollenes Gilet mit glänzenden Knöpfen, kurze Hosen und platte Schuhe aus Schafshaut. Einige tragen lange Haare, die sie flechten und über die Schultern herunterhängen lassen wie die Berner Mädchen. Die Weiber tragen ein gestreiftes Mantelet mit kurzen Aermeln, das fest an die Taille sich schließt und bis an den Hals reicht, einen großen bauschigen Rock und eine niedliche kleine Seidenmütze, welche die Stirne frei läßt und auf dem Wirbel sich abplattet. Früher hatten sie bei festlichen Gelegenheiten, vorzüglich bei Verlobungen, goldene und silberne Gewänder wie die Isländerinnen. Hr. Giraud, der uns auf unserer Reise begleitete, hat ein Mädchen in diesem alterthümlichen Festcostume abgezeichnet; wenn man sie so stillschweigend und unbeweglich auf ihrem Stuhle sitzen sah mit ihren aufwärts gekämmten und gepuderten Haaren, dem damastenen Rocke, den Spitzenmanschetten, hätte man sie für ein Portrait aus den Zeiten Ludwigs XV gehalten. Aber dieser entlehnte Luxus, der ihrer naiven Einbildung schmeichelte, verschwand allmählich, und jetzt glaubt ein Mädchen nicht besser für einen Hochzeittag sich schmücken zu können, als wenn es sich wie eine Bürgerin von Kopenhagen kleidet, die, so gut sie kann, die Pariserin copirt.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 134 u. 135** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Ernst, das Chartisten-Epos. Zweiter Artikel. — Der Seecapitän oder das Geburtsrecht. Von Bulwer. — Villemains Vorlesungen über die französische Literatur. (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande vorgehenden Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4–5 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Monatmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. für Vorausbezahlung, welche das Ausland nicht haltet, jährlich 8 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 340.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 December 1839.

Uebersicht von Finnlands Zeitungsliteratur. *)

In Schweden hatten schon längere Zeit verschiedene Zeitungen existirt, als im J. 1770 an der Universität Abo eine Gesellschaft unter dem Namen „Aurora-Bund" sich bildete, eigentlich um Musik, schöne Wissenschaften und historische Studien zu treiben. Unter den Stiftern war auch der unvergeßliche H. G. Porthan nebst dem als Dichter, später aber auch als einer der höchsten Staatsbeamten bekannten A. R. Clewberg (jetzt Freiherrn Edelcrantz). Diese Männer erkannten bald mit der ganzen Lebhaftigkeit der Jugend, daß Finnland außer der des gemeinsamen Staats noch eine eigene Geschichte habe, die man bearbeiten müsse, daß es für die Fortschritte des Landes nicht minder in intellectueller als in industrieller Hinsicht von Wichtigkeit sey, daß seine Topographie, Sprache, Klima und natürliche Beschaffenheit, nebst den Sitten und der Lebensweise der Bewohner in den verschiedenen Provinzen der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit werde; ebenso daß der Hang der gebildeten Stände zum Lesen auf Abhandlungen über diese und andere Punkte gelenkt werde. In Folge davon kam eine „Zeitung, herausgegeben von der Gesellschaft zu Abo" heraus, welche in den Jahren 1771 bis 1778 in zwei halben Bogen monatlich zu erscheinen fortfuhr, außer im Jahre 1772, wo ein halber Bogen in der Woche erschien. In die Gesellschaft war mittlerweile der Dichter J. H. Kellgren eingetreten, und eine bedeutende Anzahl seiner Gedichte findet sich in dieser Zeitschrift zum ersten Mal eingerückt.

Finnland im Allgemeinen hatte gleichwohl noch nicht hinreichend Sinn für die, wie man glaubte, allzu akademische Zeitung, in welcher die Geschichte des Landes von Porthan mit allem Ernste, und seine Topographie mit der möglichsten durch Reisen gewonnenen Genauigkeit behandelt wurde. Sie hörte darum aus Mangel an Absatz im Jahre 1778 auf. Erst nach dreijähriger Ruhe sah man sie neuerdings unter demselben Titel und mit völlig gleichem Zweck in einem halben Bogen wöchentlich erscheinen, wodurch es möglich wurde, auch größere Rücksicht auf Mittheilungen zu nehmen, welche nicht Finnland allein angingen. Aber diese Artikel mußten entweder originell oder gelungene Uebersetzungen classischer Verfasser seyn. Die Zeitungen in Schweden wetteiferten um diese Zeit, die Aufsätze der Abo-Zeitung abzudrucken. Dieß hörte jedoch schon im Mai 1785 auf, als eine königliche Verordnung erschien, daß Zeitungen und periodische Schriften nur mit besonderer Erlaubniß herausgegeben werden sollten. Die Abonnenten wurden entschädigt durch einen „Anhang," der zunächst nur ältere Originaldocumente aus Finnlands Geschichte aufnahm. Erst im Jahre 1789 verschafften sich die Buchdrucker ein königliches Privilegium für die, wie sie jetzt genannt wurde, „Neue Abo-Zeitung" (Abo nya Tidiningar), aber diese hörte schon in demselben Jahre wieder auf.

Nach einem Jahre kam indeß doch eine neue Zeitung heraus, welche seitdem ununterbrochen fortdauert; die Tendenz, zugleich ein Diplomatarium der alten Geschichte herauszugeben, blieb dieselbe. Biographien verdienter Mitbürger wurden häufig aufgenommen, so wie interessante Auszüge aus älteren Processen, historische Aufsätze, Recensionen und andere lesenswerthe Artikel verschiedenen Inhalts. Allmählich wurden die oben genannten Gegenstände zahlreicher und populärer, besonders als nach Errichtung der ökonomischen Gesellschaft (Hushallnings-Sällskapet) im J. 1797 auch Aufsätze über Ackerbau und Industrie Eingang fanden. Mit diesen Gegenständen wechselten schöne Gedichte von M. Choräus und F. U. Franzen ab, welcher letztere, wenigstens seit 1794, das Blatt redigirte. Etwas früher im J. 1791 war der Erzbischof Tengström Redacteur, auch zeitenweise später noch. In den beiden folgenden Jahren nahm ein Dr. Lindebäk an der Herausgabe Antheil.

Im Jahre 1801 ward die Zeitung verdoppelt, indem zwei halbe Bogen in der Woche erschienen; hiezu sah man sich veranlaßt, weil man ohne Schaden für den ursprünglichen Plan vermehrten Raum für leichte Erzählungen und vermischte Aufsätze gewinnen wollte, womit dem größten Theile des Publicums am meisten gedient war, ebenso für allerlei öffentliche und Privatanzeigen (die in den älteren Zeiten fast gar nicht

*) Aus der schwedischen Zeitschrift „Mimer" (März v. d. J.), an welche diese Mittheilung aus Finnland selbst eingesendet wurde.

vorhanden waren), Tagesneuigkeiten u. s. w. Nach diesem Plane, doch beinahe mit Ausschließung von eigentlich historischen Aufsätzen, wurde die Zeitung auch in den Kriegsjahren 1808 und 1809 fortgesetzt, in welcher Zeit der russische Befehlshaber selbst Kriegsnachrichten und Staatsneuigkeiten einrücken ließ.

(Schluß folgt.)

Charkoff und die Ukraine.

(Fortsetzung.)

Das Gymnasium thut den Privat-Pensionen jetzt vielen Schaden. Denn da die Regierung dem Privatunterricht so wenig als möglich Vorschub leistet, da sie den in den öffentlichen Unterrichtsanstalten Gebildeten viele Vortheile im Staatsdienste gewährt, und die Gymnasien sogar anfangen, unter Aufsicht der öffentlichen Lehrer auch selbst die für manche Eltern so bequemen Pensionen mit völliger Erziehung und Beköstigung der Zöglinge mit ihren Schulen zu verbinden, so drängt sich jetzt Vieles den Gymnasien zu, was früher allein auf Privatanstalten angewiesen war. Das Gymnasium der Stadt hat in den letzten zehn Jahren viermal seine Directoren gewechselt. Der letzte, ein Deutscher, früher in preußischen Militärdiensten, soll sich jährlich 15,000 Rubel dabei gemacht haben. Er war ein Mann von Kenntnissen, und tres comme il faut. Aber er ließ in der Hitze einen jungen Gymnasiasten, den er fälschlich in Verdacht hatte ihm einen silbernen Löffel entwendet zu haben, so durchprügeln, daß er krank wurde, und die Eltern darüber klagend einkamen. Er steht jetzt unter dieser Anklage, ist vorläufig abgesetzt, sein Vermögen sequestrirt, und da die Angelegenheit vor hohe Ohren gekommen ist, so stehen seine Sachen sehr schlimm. Man fürchtet, daß der jetzige Director auch sich nicht lange halten wird, und bezeichnet seinen Nachfolger.

Hört man nun solche Sachen, so mag man sich gewiß die unerhörtesten Dinge von dem innern Wesen solcher Bildungsanstalten denken, während, wenn man dieselben als reisender Inspicient oberflächlich besieht, man wiederum geneigt seyn wird, von ihren guten, äußeren Erscheinungen, von der in ihnen herrschenden Pünktlichkeit und Ordnung auf ein besseres Innere zu schließen, als sie in der That haben. Die Sache ist die, daß die Directoren, wenn sie auch ursprünglich nicht fürs Schulfach bestimmt waren, theils mit einer gewissen, solchen Abenteurern eigenen Gewandtheit sich noch manche Kenntnisse später erwerben, theils oft als praktische Geschäftsmanner sich auf die Direction des Aeußeren allein beschränken, und durch vom Auslande oder den russischen Universitäten ihnen zukommende Lehrer den Unterricht besorgen lassen. Gewiß ist es, daß, während dem glänzenden und bestechenden Aeußeren solcher russischen Erziehungsanstalten nirgends der innere Kern entspricht, doch sicherlich in ganz Rußland, wo alle dergleichen Institute auch unter der Aufsicht der Regierung stehen, und der Inspection der höhern Beamten unterworfen sind, nirgends solche abscheuliche Mißbräuche im Erziehungsfache und solche entmenschende Verbildungshäuser existiren, wie es ihrer in andern Ländern, z. B. in England, gibt, wenn auch nur ein Drittel von dem wahr ist, was der Engländer Dickens darüber schreibt. Wie auf vielen andern Feldern wuchert auch auf diesem nirgends in Rußland so giftiges Unkraut. Freilich entwickeln sich auch nirgends schöne, kräftige Bäume von mächtigem Wuchs und genialer Kronenbildung. Alles ist ausdruckslos, und jeder Baum steht unter der Scheere des Gärtners.

Charkoff ist eben so reich an Erziehungsanstalten ähnlicher Art, wie die bezeichnete Stadt. Es befindet sich hier auch ein bedeutendes Seminarium für die russische Geistlichkeit, welches eines nicht geringen Rufes genießt. Die jungen Geistlichen lernen in demselben Geographie, Geschichte, Lateinisch, Griechisch, Dogmatik u. s. w., meistens nach Heften, die ihnen in lateinischer Sprache dictirt werden. Das Charkoffer Seminarium rühmt sich, dem kürzlich verstorbenen russischen Justizminister Speransky, unter dessen Leitung die große russische Gesetzgebung beendigt wurde, seine erste Bildung gegeben zu haben. Auch hiervon werden viele unserer Gelehrten nur mit Verachtung sprechen hören, und ich wage daher kaum, mit der innern Beschreibung dieses Instituts wahrscheinlich ungelesene Blätter anzufüllen. Doch muß ich gestehen, daß ich mehr als Einmal den jungen Charkoffer Seminaristen mit Interesse zusah, wenn sie eifrig in ihren Heften studirten, oft im Freien umherwandernd in dem Gehöfte der ärmlichen Hütte ihres hülfsbedürftigen Vaters.*) Die emsigen Bestrebungen dieser einfachen Kasakenkinder hatten in der Regel weit mehr Rührendes für mich, als die gierigen Bemühungen eines deutschen gelehrten Schülers, der die Gelehrsamkeit mit Suppenlöffeln speist.

Von allen Unterrichtsanstalten in Charkoff steht wohl ohne Zweifel bei der obersten unter ihnen — der Universität — der für geistiges und wissenschaftliches Leben gewonnene Nutzen im schwächsten Verhältniß zu den dafür aufgewandten Kräften. Wenn man denkt, was alle die Uniformen der Charkoff'schen Studenten und Professoren, so wie die Besoldungen der letztern, des Curators, des Vice-Curators, ihre Secretäre und Kanzelisten, was die Gebäude, Bibliotheken, Kleriker, Kirchen u. s. w. der Universitat kosten, und damit die Anzahl der durch die Anstalt wirklich erhellten Köpfe, der mit den Musen aufrichtig vermählten Geister, der durch das Feuer erwärmten Gemüther und durch Lehren der Weisheit zur Beglückung ihrer Mitmenschen befähigten Männer vergleicht, so wird man nur allzuschmerzlich an das Horaz'sche Wort vom kreißenden Berge und der geborenen Maus erinnert.

Vor etwa 30 Jahren, kurz nach ihrer Gründung, hatte sie eine Zeit hindurch ein Mal eine glänzende Periode, und es lehrten damals hier eine ganze Reihe ausgezeichneter, aus dem Auslande berufener Männer, die aber mit der Zeit nach und nach das rauhe Klima des Kasakenlandes alle wieder vertrieb, bis auf einen, einen gelehrten Philologen, Prof. M.....

*) Nicht alle Seminaristen wohnen in dem Seminar selbst. Viele arme Russen lassen ihre Söhne in den geistlichen Stand treten, weil sie hoffen, von ihnen dann später eine Unterstützung zu haben.

aus Leipzig, der im Laufe ſeines Lebens eine ſolche Ladung von Griechiſch und Lateiniſch und andern antiquariſchen Kenntniſſen, die aber für Ruſſen keine Waare, ſondern bloß Ballaſt ſind, eingenommen hat, daß man ſeiner gelehrten Schwerfälligkeit wegen ihn ſeines Amtes entſetzte, und ſeine Frau ſich und ihn nun mit Verfertigung von Modewaaren ernährt. In neuerer Zeit hat die Univerſität wieder mehrere deutſche Profeſſoren aus Dorpat erhalten, unter denen ſich auch Profeſſor Kronenberg befindet, welcher der Stolz Charkoffs iſt, und eine Menge berühmter Sachen geſchrieben hat, von denen ich aber außer Charkoff nichts hörte. Sie ſtehen in wenigem Verkehr mit den ruſſiſchen Profeſſoren, und ſind ebenfalls unter ſich ſehr vereinzel.

(Fortſetzung folgt.)

Ein engliſcher Sonderling.

Am 5 November ſtarb zu Charlton Richard Andrews, ehedem Uhrmacher und Juwelier zu Dover. Er war ein Mann von ſonderbarer Art, was aus folgendem Abriß ſeiner Lebensweiſe zu erſehen iſt:

Vor etwa 22 Jahren ſchnitt ſich der Verſtorbene, in dem Glauben, dieſe eitle Welt hinlänglich geſehen zu haben, den Hals ab, was auch ohne Zweifel gelungen ſeyn würde, wenn nicht ſein Diener die Sache bemerkt und einen gewiſſen Smith herbeigerufen hätte, durch deſſen Hülfe ſein Leben erhalten wurde. Smith erhielt hernach eine neue Uhr zum Geſchenk für den bei dieſer Gelegenheit geleiſteten Beiſtand. Der Verſtorbene ging, nachdem er ſich mit einem beträchtlichen Vermögen vom Geſchäfte zurückgezogen, ſtets um 4 Uhr Nachmittags zu Bett, ſowohl im Winter als im Sommer. Sein Mahl nahm er gewöhnlich in einem geringen Speiſehauſe, mit Ausnahme des Thees, den er immer zu Hauſe nahm; das Waſſer zu demſelben holte er ſich am Pumpbrunnen, nachdem er eine Stunde lang daran gepumpt hatte. Der Grund dieſer übermäßigen Verſchwendung von Arbeit und Waſſer lag darin, weil er wünſchte, daſſelbe in ſeinem wirklichen und reinen Zuſtande zu erhalten. Er ſtarb mit einem Vermögen von mehr als 14,000 Pfd., wovon er den größern Theil ſeinen Teſtamentsvollſtreckern hinterließ; das übrige iſt in Legaten an verſchiedene wohlhabende Perſonen gefallen; aber ſeine armen Verwandten wurden nicht mit einem einzigen Schilling bedacht. Seine Frau ſtarb ungefähr 15 Jahre vorher; aber der Verſtorbene drückte vor ſeinem Tode noch den Wunſch aus, nicht in derſelben Gruft mit ihr begraben zu werden. Dieß lang gehegte Gefühl von Abneigung kam daher, daß ſeine Frau den größern Theil ihres Privatvermögens an ihre eigenen Verwandten vermacht hatte. Dieß ärgerte den alten Herrn zu jener Zeit ſo ſehr, daß er die Kupferplatte, die er zum voraus geſtochen hatte, um ſie auf ihren Sarg zu legen, zurückbehielt, auch wollte er ihr nicht bis an ihr Grab folgen, ſondern hielt bloß das große Thor offen, während der Leichnam durchpaſſirte, und ging, nachdem er es wieder geſchloſſen hatte, nach Hauſe zurück. Von jener Zeit an lebte er ganz für ſich. Er geſtattete keinem weiblichen Weſen mehr den Eintritt in ſeine Wohnung, ſondern reinigte ſein Zimmer ſelbſt, machte ſein Bett und beſorgte ſeinen Haushalt und alles Uebrige aufs allerpünktlichſte. Er ſchlief ſtets in den Kleidern. Vor ſeinem Tode war er etwa ſechs Wochen lang krank, wobei er die Hülfe ſeiner nächſten Nachbarn anſprach, mit denen er bisher kaum ein Wort gewechſelt hatte. Während ſeiner Krankheit war er ſehr geduldig und verſtändig, und zeigte für Alles, was man ihm erwies, ſehr vielen Dank. Auf ſeinem Todbette ſprach er den Wunſch aus, daß die Kupferplatte, auf welche er ſelbſt „Richard Andrews, Esq.," gravirt hatte, auf ſeinen Sarg gelegt werden möchte, indem er bemerkte, daß dieß nicht ſobald vermodern würde, wie Zinn oder Blei. Auch verlangte er mit ſeinen vier werthvollen Ringen an den Fingern begraben zu werden; es ſollé ein neues Paar docklederne Hoſen unter ſein Haupt, und eine Sammtkappe in ſeine rechte Hand, gelegt werden; man ſolle ihm als Sterbekleid ein neues Hemd mit ſilbernen Knöpfen anziehen und ihn alsdann ſorgfältig in ſeiner Großmutter Bettuch einhüllen. Nach ſeinem Tode fand man in einer Kammer neben ſeinem Schlafzimmer einen eiſernen Kaſten, welcher, dem Berichte nach, mit alten Gold- und Silberplatten, goldenen Ringen und alten Münzen in großer Menge angefüllt war. Er hatte alles Geräthe, das er bei ſeinem Geſchäfte brauchte, aufbewahrt und in gutem Zuſtand erhalten. Er wurde in der Charlton Kirche zu Dover begraben, begleitet von den beiden Vollſtreckern ſeines letzten Willens, und einem Maurermeiſter, welchem der Verſtorbene einen Theil von ſeinem Vermögen vermacht hatte.

Die Faröer.

(Fortſetzung.)

Die alten Sitten und Ueberlieferungen verfallen auch hie und da. Dennoch findet man auf den Inſeln des Nordens noch alte Weiber, die behaupten, vermittelſt gewiſſer Zaubereien geſtohlne Sachen aufzufinden und Krankheiten zu curiren, und Bauern, welche Abends beim Feuer voll feſten Glaubens die alten Mährchen erzählen. Da reden ſie dann von dem „Huldefolk," geheimnißvollen Geiſtern, welche den Schooß der Berge bewohnen, wie Menſchen leben und große Heerden beſitzen, welche unſichtbar die Weiden durchſtreifen. ch habe, erzählte mir ein Bauer von Thorshavn, ein junges Mädchen gekannt, welches beſtändig von der Huldefolk verfolgt wurde. Sie ging zu dem Geiſtlichen, ihn um Rath zu fragen, aber er konnte ihr nicht helfen. Endlich vermählte ſie ſich, und von dieſem Augenblick an hörten die Huldefolk auf ſie zu verfolgen. Ich habe auch einen Fiſcher gekannt, der häufig dieſe Bergbewohner antraf; ich glaube es, fügte er naiv bei, jedoch habe ich ſie nicht geſehen.

Es gibt eine andere Art Geiſter, die man Vattarre nennt; es ſind kleine niedliche Zwerge, noch kleiner als die in den deutſchen Mährchen; ſie wohnen unter Steinen in der Nähe der Häuſer, und ſind ſo zart und furchtſam, daß ſie keinen Lärm ertragen können. Ein Streit erſchreckt ſie, eine Gotteslästerung treibt ſie in die Flucht. So lange ſie in gutem Einverſtändniſſe mit den Bewohnern des Hauſes ſind, in deſſen Nähe ſie ein Aſyl geſucht haben, bringen ſie ihnen Glück, ſie leiten ſie unſichtbar auf ihren Wegen, ſie unterſtützen ſie in ihren Arbeiten, aber wenn der Bauer, dem ſie ihre Hülfe geliehen, ſie beleidigt, dann werden ſie für ihn unverſöhnliche Feinde. Viele Leute glauben auch an die Mara, ein häßliches Ungeheuer, das im Schlafe bisweilen den Menſchen überfällt, ſich in einen Klumpen zuſammenballt, auf ſeine Bruſt ſich ſetzt und ihn drückt. Man kann ſich nur von ihm befreien, wenn man das Kreuzzeichen macht und den Namen

Inſel entſpricht. Man erzählt auf den Inſeln, auch wie in allen Gegenden des Nordens, daß die Todten wieder auf die Erde zurückkehren können, ſey es um eine Beleidigung zu rächen, ſey es um eine Schuld zu tilgen, die ſie im Grabe quält, oder um ihren Geliebten ein letztes Zeichen ihrer Liebe zu geben. Erſcheinen ſie an dem Ort, wo ſie gelebt, ſo haben ſie die Macht, die Wünſche derjenigen, die ſie antreffen, zu erfüllen. Man muß in der Chriſtnacht auf einen Kreuzweg ſich ſtellen, und ſich zu hüten ein Wort zu reden oder eine einzige Bewegung zu machen, wenn man ſie ſieht, denn der Todte verſchwindet alsdann auf der Stelle, und man kann nichts mehr hoffen.

Früher hatte man große Furcht vor den Zauberern. Wenn eine Kuh zum erſtenmal kalbte, pflegte man ihr einige Haare zwiſchen den Hörnern auszureißen, um ſie vor allem Zauber zu bewahren. Wenn man wieder anfing ſie zu melken, ſo nahm man zuerſt einige Löffel von ihrer Milch, um den Geiſtern des Herdes davon eine Libation zu bringen.

Endlich exiſtiren eine Menge Sagen über die Nikar oder Waſſergeiſter, über die Ungeheuer des Oceans und die Meermenſchen, welche die jungen Weiber aus Ufer locken und in die Fluthen tragen. In dieſen Ländern hat man Wallfiſche geſehen, vor denen der Wallfiſch des Propheten Jonas ſich ſchämen muß. Auf einer Inſel des Nordens gingen einſt vier Fiſcher auf den Fang aus. Abends kehrten ſie nicht zurück. Man ſuchte ſie am folgenden Morgen, man ſuchte ſie den nächſten Tag darauf, konnte ſie aber nicht wieder finden. Einen Monat nachher ſtrandet ein Wallfiſch an der Küſte, und das erſte, was man in ſeinen Eingeweiden entdeckt, ſind die vier Fiſcher, die in ihrem Kahn ſitzen und noch auf die Ruder gelehnt ſind. Zu Quaneſund hörten die Bauern, wenn ſie auf die Jagd gingen, jeden Morgen ein ſonderbares Geſchrei, entdeckten aber Niemand. Eines Tages endlich ſahen ſie einen Meermenſchen, nahmen ihn gefangen und führten ihn in ihre Wohnung. Am andern Tage nahmen ſie ihn mit auf den Fiſchfang. So wie ſie über die Fiſchbänke hinausgefahren waren, fing der Meermenſch an zu lachen. Sie kehrten zurück, und thaten einen reichen Fang. Jeden Morgen begaben ſie ſich ſo in die See mit ihrem geheimnißvollen Führer, deſſen Lachen und Schweigen ſie verſtehen gelernt; jeden Abend führten ſie ihn nach Quaneſund zurück, gaben ihm rohen Fiſch zu eſſen, ſchloſſen ihn in einen Stall, und machten ein Kreuz über der Thüre. Eines Tages hatten ſie dieß vergeſſen; der Meermenſch entfloh und kehrte niemals wieder. Auf der Küſte von Stromö gibt es eine Familie, die von einem Robben abzuſtammen behauptet. Das iſt allerdings eine ſonderbare Genealogie, aber da ein Familienglied ſelbſt ſie mir ganz poſitiv auseinandergeſetzt hat, ſo mußte ich ſie wohl für Ernſt nehmen. Vorerſt muß man wiſſen, daß es Robben-Weibchen gibt, die am Strand ihre Haut abſtreifen und ſogleich eine anmuthige Frauengeſtalt annehmen. Eines Morgens erblickte ein Fiſcher eine ſo ſchöne, daß er ſogleich in ſie verliebt wurde. Er führte ſie in ſeine Wohnung, ſchloß das Robbenfell ſorgfältig in einen Koffer und heurathete das Weib, das Mutter mehrerer Kinder wurde. Eines Tages aber, wie er auf den Fiſchfang ging, ließ er den Schlüſſel am Koffer ſtecken; die Frau bemerkte es, nahm ihre Robbenhaut wieder, lief nach dem Strand und ſtürzte ſich in die Fluthen.

Das Andenken der alten Zeiten und der Nationalcharakter der Einwohner haben ſich auch in der Feier verſchiedener Feſte erhalten, z. B. des Weihnachtsfeſtes und in den Vermählungsfeierlichkeiten. Wie in den alten Zeiten ſieht man die jungen Leute einen Werber wählen, um das Herz derjenigen, die ſie heurathen wollen, zu rühren. Dieß iſt gewöhnlich ein Fiſcher, berühmt durch ſeinen Verſtand und geſchickt im Verſemachen. Iſt der Hochzeittag feſtgeſetzt, ſchickt man in dem ganzen Bezirke herum Einladungen. Verwandte, Freunde, Männer, Weiber, Kinder rücken zu Fuß und zu Pferd an, und ſammeln ſich im Hauſe des Bräutigams. Man läßt für dieſen Tag ganze Kälber und Schafe braten. Die Tafel iſt vom Morgen bis zum Abend gedeckt, und die Gäſte handeln ganz ungenirt, denn vor dem Weggehen müſſen ſie ſich alle wie in Finnland einer Collecte unterziehen, und jeder läßt einige Species auf dem Teller, den man herumbietet. Die Vermählung dauert drei Tage. Der ſchönſte und feierlichſte Tag iſt der, an welchem die Verlobten eingeſegnet werden. Abends iſt allgemeiner Tanz. Dieſer Tanz iſt ſehr intereſſant zu ſehen: die Tänzer drängen ſich, faſſen ſich bei den Händen ohne Unterſchied des Ranges, Alters und Geſchlechts, und bilden eine lange Kette. Sie haben keine Muſikinſtrumente, um den Tact anzugeben, aber ſie kennen alle die alten Geſänge und Melodien, mit denen ſie eingewiegt wurden. Einer ſtimmt eine Strophe an, die übrigen horchen auf den Refrain, und fallen dann alle ein. Dieſer aus wenigen Modulationen zuſammengeſetzte Geſang iſt ernſt, melancholiſch, impoſant. Mitten aus der ſtarken Männerſtimme heraus hört man bisweilen die hohe Stimme eines Mädchens; im Allgemeinen aber iſt dieſer ländliche Geſang richtig und zuſammenſtimmend. Wie der Geſang beginnt, bewegt ſich die Kette, dreht ſich, entwickelt ſich anfangs langſam und mit einer Art nachläſſiger Anmuth, wie die Rundtänze in der Bretagne, wenn die Volksmelodie: An ini gos, ertönt; bald aber wird ſie lebhaft, die Bewegungen werden gleichfalls lebhafter, raſcher. Die für ſolche Feierlichkeiten ausgewählten Geſänge ſind beinahe alle Fragmente oder Nachahmungen der däniſchen Kämpeviſer (Kriegsgeſchichten). Allmählich nimmt der Tanz den Charakter einer theatraliſchen Scene an. Die Gäſte ſammeln ſich bei der Erzählung des Sängers, folgen voll Theilnahme der Entwicklung des Drama's, gerathen in Leidenſchaft, bewegen die Arme, ſtampfen mit dem Fuße, und drücken durch ihre Pantomimen gewiſſermaßen Alles aus, was der Dichter durch ſeine Verſe ausdrücken wollte. Bloß die Weiber bewahren in dieſer allgemeinen Bewegung eine ruhige Zurückhaltung, als wenn ihnen verboten wäre, Leidenſchaft an den Tag zu legen. Sie machen keine Bewegung, und laſſen ſich fortziehen. Wenn man ſie Abends ſieht mit ihren unbeweglichen Blicken und ihren blaſſen Geſichtern, wie ſie mit Freude, aber dennoch mit einer Art Melancholie allen den lebhaften Bewegungen dieſer Kette folgen, die ſich auseinander rollt wie eine Schlange, und wie ein Sturmwind dahin ſtürzt, würde man ſie für Mädchen halten, die von unwiderſtehlicher Gewalt zu den Geiſtertänzen hingeriſſen werden.

Mitten in dieſem dramatiſchen Ball ſchlägt ein Mann auf einen Balken, um die Neuvermählte zu benachrichtigen, daß es Zeit ſey, ſich in ihre Kammer zurückzuziehen; ſie muß ſich aber ſtellen, als hörte ſie es nicht, und fortfahren zu tanzen. Bald ertönt ein zweiter Schlag; ſie kehrt ſich eben ſo wenig daran. Endlich beim dritten Streiche entfernt ſich die Neuvermählte, und es ſchickt ſich, ſagen die guten Leute, daß ſie, ehe ſie ins Bette ſteigt, ein wenig weine. Bald folgt auch der Mann, und wenn alle zwei in ihrem Zimmer ſind, ſo beten die Gäſte mit lauter Stimme ein Gebet und ſtimmen einen Pſalm an.

(Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 341.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 December 1839.

Gelehrte Gesellschaften in London.

Es finden sich in dieser Stadt nicht weniger als 41 Gesellschaften, welche wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen gewidmet sind, und während einer gewissen Zeit, die bei den meisten mit dem November beginnt und mit dem Junius endet, periodisch zusammentreten. Die königliche Gesellschaft, die Mutter von allen, welche im J. 1663 gegründet wurde, erstreckt sich über alle Theile der Naturwissenschaft; aber so zahlreich sind ihre Verzweigungen, daß sie selbst ihre Aufmerksamkeit jetzt mehr auf die abstractern Gegenstände derselben verwendet. Für das Studium der Alterthümer bestehen zwei, die „Gesellschaft der Alterthumsforscher," welche, im J. 1717 für das Studium der Alterthümer des Landes gegründet wurde, und die „Numismatische Gesellschaft," welche, wie ihr Name besagt, auf Münzen und Medaillen beschränkt ist. Für Naturgeschichte bestehen acht: darunter die „Linneische Gesellschaft" für Botanik und Zoologie zugleich; für Zoologie bestehen zwei, die zoologische und entomologische Gesellschaft, und für Gartenbau und Botanik fünf: die „Royal Society of Horticulture," die „Horticultural," „Royal Botanical," „Metropolitan" und „Botanical Society," welche, mit Ausnahme der letztern, periodische öffentliche Ausstellungen halten. Für Astronomie bestehen zwei Gesellschaften: die „Royal Astronomical" und „Uranian Society," und für Gegenstände besonderer Forschungen in Mathematik und P[illegible], die „Mathematical," „Meteorological" und „Electrical Society." Die „Society of Arts," welche allein durch Beförderung von Künsten jeder Art sich auszeichnet, wurde im Jahre 1754 gegründet, und manche Gegenstände, mit denen sie sich früher allein beschäftigte, bilden jetzt den Gegenstand der Institute der „Civilingenieure," und der „drittischen Architekten." Die geographische und geologische Gesellschaft sind, eben so wie die statistische, durch ihren Namen hinlänglich bezeichnet. Die „Royal Society of Literature" ist die einzige, welche sich ausschließlich mit Gegenständen literarischer Forschung beschäftigt, und die königlich asiatische Gesellschaft hat die Sprache, Literatur und die Wissenschaften des Orients überhaupt zum Gegenstand. An der „Royal London," und „United Service Institution" sind die Vorlesungen und Conversations von sehr gemischter Art. Die „English Agricultural Society," welche Fragen des Ackerbaues wissenschaftlich behandelt, tritt periodisch in London zusammen, und die „Camden Society," kann hier mit angeführt werden, da sie zwar keine periodischen Sitzungen hält, aber durch ihre gutgewählten Schriften die Literatur fördert. Der Lecture von Journalen und praktischen Discussionen über medicinische Gegenstände sind acht Gesellschaften gewidmet, und drei, nämlich die „Graphic," „Artist's" und „Amateurs Society" der Besprechung über schöne Künste.

Die Gesammtzahl aller Zusammenkünfte dieser Gesellschaften ist 627 oder auf 35 Wochen vertheilt, jede Woche 18, also jeden Tag drei. Die Zahl der Mitglieder wird auf 17,000 geschätzt, doch figuriren mehrere Namen in den Listen von mehr als Einer Gesellschaft. Die Gesammtsumme, die von denselben im vorigen Jahr erhoben wurde, betrug nahezu 41,000 Pf., und das fundirte Vermögen aller dieser Gesellschaften wurde auf 81,500 Pf. geschätzt. Nur vier, die königliche, antiquarische, geologische und astronomische Gesellschaft erhalten Unterstützung von der Regierung durch Anweisung von Local, und nur Eine, die geographische, Geldunterstützungen. Außerdem befinden sich noch in dem unmittelbaren Umkreis der Hauptstadt zwölf „Mechanics," „Literary" und „Scientific Institutions" mit etwa 4500 Mitgliedern und einem Einkommen von 7500 Pf., so daß für Verbreitung wissenschaftlicher und literarischer Kenntnisse jährlich etwa 50,000 Pf. erhoben werden, abgesehen von den Interessen aus den fundirten 80,000 Pf.

Charkoff und die Ukraine.

(Fortsetzung.)

Die Gebäude der Universität sind groß und anständig genug, und noch in diesem Augenblick behilft sich manche kleine deutsche Akademie mit schlechtern. Sie liegen alle zu beiden Seiten einer Straße, die daher auch den Namen Universitätsstraße

führt. Die Sammlungen aber, die sie enthalten, sind wieder äußerst unbedeutend. Es sind folgende:

1) Die Bibliothek mit 10,000 Bänden. Sie hat kürzlich von einem russischen Kaufmann Charitschoff ein Geschenk von 60,000 Rubeln zum Ankauf neuer Bücher erhalten. Man hatte nämlich schon seit längerer Zeit ein Verzeichniß von Büchern höhern Orts eingereicht, die man sich besonders wünschte, hier hatte sich aber das nöthige Geld nicht dazu finden wollen; statt dessen fand man jenen reichen Kaufmann, den man überredete, die Summe zu zahlen und sich dadurch in Gunst bei der Regierung zu setzen. Der Kaufmann war eitel genug, sich beschwatzen zu lassen, bekam vom Minister eine Medaille um den Hals zu tragen, und außerdem wurde noch befohlen sein in Oel gemaltes Portrait im Bibliothekssaale aufzuhängen. Bei all diesem wäre nun im Ganzen wenig zu erinnern, desto mehr aber gewiß bei der Art und Weise der Verwendung jener 60,000 Rubel. Bei einer Bibliothek von nur 10,000 Bänden, wo man sich etwas darauf zu Gute thut, Humboldts und Niebuhrs Werke zu besitzen, und wo der einzige vollständige Atlas, den man hat, der belgische von van der Mählen ist, und wo unter den deutschen Classikern auch die ganze lange Reihe von La Fontaine'schen Romanen steht, wo demnach gewiß noch manches einer Universität sehr nützliche und nothwendige Buch fehlen muß, hätte man denn doch eine solche Gabe anders verwenden sollen als zum Ankauf „der Rosen" von Du Hamel, des „Aegyptischen Riesenwerks" von Denon, der „Arbres fruitiers," und der „Ostindischen Pflanzen," lauter Prachtwerke, deren jedes über 1000 Rubel kostete, und die alle gesondert im Cabinet der Bibliothek stehen, wo man sie Fremden mit vieler Genugthuung zeigt. Eine Reihe guter Handbücher und Lexika wäre hier gewiß mehr an ihrem Platze gewesen. Uebrigens hat die Bibliothek neben ihren Prachtwerken auch ihre gesonderten Schränke für alte Manuscripte. Unter diesen Rukopisen (Handschriften) sind sogar einige indische, mongolische, ein chaldäisches und ein syrisches. Von Allem etwas. Der Bibliothekar warf sie zusammen vor uns hin auf den Tisch und sagte: „Da! könnt Ihr das lesen; ich weiß nicht, was es ist, denn ich verstehe nichts von Drewnosti (Alterthümern), ich kenne bloß die Mathematik." Doch wir wußten eben so wenig, wie er, ob wir diese Sachen rechts oder links zu lesen anfangen sollten. — Das Interessanteste war mir auf der Bibliothek eine Münzsammlung, wo man die ganze Geschichte der russischen Münzprägekunst mit einem Blicke übersehen konnte, von dem ersten rohen Rubel, der vom Käufer von einer langen Silberstange abgehackt wurde, *) bis zu dem jetzigen sehr schönen, äußerst geschmackvollen und wirklich vorzüglichen Gepräge der heutigen Petersburgischen Münze. Uebrigens war die ganze Büchersammlung in Unordnung; man sagte, sie würde im nächsten Jahre neugeordnet werden. Es ist dieß der Fall der meisten russischen Bibliotheken. Alles ist in Rußland im Umschaffen und Bilden, und man findet daher selten etwas in Ordnung, es sey denn in provisorischer, oberflächlicher und scheinbarer. Auf dem Tische des Bibliothek-Lesezimmers lag das „Journal des Débats," die „Revue des deux Mondes" und mehrere russische Zeitschriften. Auch polterten mehrere Kupferstiche umher. Studenten waren nicht da. Die Besorgniß, die Bücher ja alle zusammenzuhalten, und wegen eines fehlenden nicht in Verantwortung zu gerathen, ist bei den Bibliothekaren zu groß, um den Studenten viele Schriften anzuvertrauen.

Es heißt überall in Rußland Multa, aber nicht Multum! Daher fehlt es denn natürlich der Universität auch nicht an ihrer eigenen Typographie und damit verbundenen Schriftgießerei. Es waren in derselben sechs Setzer beschäftigt. Die Sachen, welche sie druckten, waren ein Doctordiplom, ein paar Magisterdiplome und einige Dissertationen zur Erlangung dieser Würden. Die eine dieser Abhandlungen war überschrieben: „Versuch über die Wirksamkeit der Theorie in den politischen Wissenschaften," wobei wir aber nicht recht wußten, was wir uns dabei denken sollten. In der Schriftgießerei hatte man die Matrizen und andere Materialien aus Leipzig verschrieben.

Das naturhistorische Cabinet enthält eine mineralogische und eine zoologische Sammlung. Jene besteht aus einem vom Kaiser geschenkten und unter einer Glasglocke aufbewahrten großen, schönen Smaragd mit einer weitläufigen Aufschrift dabei, und aus einem in der Ukraine aufgefundenen Stücke Marmor von einem griechischen Grabe, ohne Inschrift. Auch das zoologische Cabinet hat seine Merkwürdigkeiten. Die größte ist ein Soldat, der die Schlüssel dazu hat, und die Fremden herumführt. Als wir uns über die erstaunlich schlechte Ausstopfung einiger darin aufbewahrten wilden Thiere wunderten, die alle nur einen Pfahl im Leibe und einen Strohwisch im Kopfe zu haben schienen, sagte uns unser alter militärischer Cicerone: „Ach, Väterchen, wie soll ich es denn besser machen? Ich habe ja nie diese Thiere in der Wirklichkeit gesehen, und habe mich dabei nur so gut, als ich es konnte, nach den Bildern meines Professors gerichtet." Freilich verwandelte sich nun unsere Verachtung der Adler, Wölfe, Katzen in Bewunderung, da wir ihren Ausstopfer kannten, und wir mußten es vielmehr loben, daß ein so ungeschultes Talent noch so leidliche Figuren zu Stande gebracht hatte. Einige der wilden Thiere hatten sogar eine gewissermaßen malerische Stellung angenommen, als wollten sie eben auf ihren Raub einspringen. Uebrigens hatten die Taranteln aus der Ukraine (ihr nördlichstes Vorkommen), ein Elenthier aus dem Gouvernement Tschernigow, die südlichste Provinz dieses Thieres, ein Bär aus dem nördlichen Theile der Ukraine — in der südlichen Ukraine so wie im ganzen waldlosen Süden Rußlands gibt es keine Baren, und hat es nie welche gegeben — und endlich ein Biber aus dem Dniepr wirklich bedeutendes Interesse für uns.

Im physikalischen Cabinette waren aber eine ganze Menge neuer Instrumente aus Petersburg angekommen, mit deren Auspacken man beschäftigt war, daher hier Alles in Unordnung umherstand. So viel wir indeß bemerken konnten, schien uns dieser Theil der Sammlungen von allen am reichlichsten versehen.

*) „Rubitj" heißt „abhacken," daher Rubel eigentlich ein abgehacktes Silberstück.

Einen nicht unbedeutenden Theil der Universitätsgebäude nimmt auch ein Institut ein für 60 junge Leute, die auf Kosten der Krone studiren. Sie haben hinter ihrem Hause am Rande des hohen Lopan-Ufers einen Garten mit schöner Aussicht, in dem wir viele studirend fanden. Hier mag ihnen wohler seyn, als in ihrem Hause, wo jede Thür, Hausthür, Stubenthür, Küchenthür u. s. w. mit einem kleinen, viereckigen Fensterchen ohne Gardine versehen ist, damit sie keinen Augenblick sich vor Beobachtung sicher glauben könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht von Finnlands Zeitungsliteratur.

(Schluß.)

Diese Zeitung war also nun eine politische Neuigkeitskrämerin geworden, und ihre weiteren Phasen können uns hier nicht mehr interessiren; in neueren Zeiten jedoch soll sie sich der Industrie des Landes besonders widmen. Aber die Männer, welche zu der ursprünglich historischen und wissenschaftlichen Zeitung von Abo beigetragen, waren indeß nicht müßig, und eine Anzahl Professoren der Universität Abo, welche damals hauptsächlich wegen ihrer Lehrer höher als alle andern schwedischen Universitäten stand, vereinigte sich im Jahre 1802 zu einer „Allgemeinen Literaturzeitung;" wir nennen von denselben nur die auch im Auslande bekannten Namen, wie Porthan, Calonius, Tengström, Franzen und Hällström. Die Zeitung enthielt Aufsätze über die wichtigsten, seit Anfang des Jahrhunderts in Europa erschienenen Werke, aber mit einer Freimüthigkeit, die bald Anstoß gab. Die Recension eines Werks des bekannten Bischofs Möller mißfiel dem König, und die Zeitung nahm deßhalb schon im Jahre 1803 ein Ende. Nun ruhten alle Versuche, eine Literaturzeitung herauszugeben, bis zum Jahre 1819, wo die Professoren Linsen und Bergbom eine „Muemosyne" herausgaben, die neben manchen für das größere Publicum berechneten Mittheilungen in Versen und Prosa auch Recensionen in Finnland erschienener Werke, Abhandlungen über finnische Sprache und Dichtkunst, Landesgeschichte, Staatsökonomie u. s. w. enthielt. Indeß ging auch dieß Blatt schon im Jahre 1823 wieder ein, und an seiner Stelle erschienen die „Abo Nachrichten" (Abo Underrättelser), die im Jahre 1824 begannen, bis zum Brande von Abo fortdauerten, und dann im Jahre 1829 wieder aufgenommen wurden. Ein anderes Blatt, das „Abo Morgenblad," von einem Privatlehrer, Namens Arwidson, der jetzt in Schweden angestellt ist, herausgegeben, hatte eine literarische und patriotische Tendenz, mußte aber auf Befehl des russischen Generalgouverneurs in demselben Jahre, wo es begann, auch wieder aufhören. Seit die Regierung nach Helsingfors verlegt wurde, erscheinen dort mehrere Zeitungen, worunter namentlich das „Morgenblad" zu erwähnen.

Doch wir gehen nun zu den in finnischer Sprache herausgekommenen Zeitungen über, wovon hinsichtlich der Zeit zuerst angeführt werden muß „Suomenkieliset Tietosanomat" (Nachrichten in finnischer Sprache), welche im Jahre 1777 in zwei halben Octavbogen monatlich vom Professor Lizelius herausgegeben wurden. Sie enthielt Aufsätze über Landsökonomie, eine populäre Geographie nebst andern auf Volksunterricht berechneten Abhandlungen, mußte aber schon am Ende des Jahres wieder aufhören. Seit dieser Zeit wagte sich Niemand an ein so unsicheres Unternehmen, bis zum Jahre 1820, wo der Universitätsadjunct Becker die Herausgabe von „Turun Wiikko Sanomat" begann. Der Zweck dieses Wochenblattes war, durch leicht lesbare Aufsätze den finnischen Bauer mit dem Zustande seines Vaterlandes bekannt zu machen, und ihm interessante Nachrichten über andere Länder nebst lehrreichen Erzählungen moralischen Inhalts mitzutheilen, mit Einem Wort, den Landmann über den eingeschränkten Standpunkt zu erheben, worein er durch seine täglichen Beschäftigungen versetzt wurde. Auch Gedichte erschienen, theils in den einheimischen Runenmetern, theils in anderen Versmaßen. Abo's Brand verursachte aber auch hier einen Stillstand, doch lebte das Blatt im Jahre 1831, wiewohl unter einer andern Redaction, wieder auf. Diese Fortsetzung hatte einen glücklicheren Nebenbuhler, welcher im Jahre 1829 aus der nördlichsten Druckerei auf Erden unter dem Namen „Oulun Wiikko Sanomia" (Uleaborgs Wochennachrichten) erschien, ungefähr nach dem gleichen Plane, wie das vorige Blatt, nur daß des nördlichen Finnlands Oekonomie und Industrie namentlich berücksichtigt wurden. Indessen hatte in Wiborg ein finnisches Blatt im Jahre 1833 die hier seit zehn Jahren erscheinende deutsche Zeitschrift: „Wiborgs Mancheriet zum Nutzen und Vergnügen" verdrängt, *) und führte den Titel: „Sanan Saattaja Wipurista (der Bote aus Wiborg). Der Zweck war derselbe, wie in der Aboer Zeitung; das Blatt wurde aber im Jahre 1836 zu einem bloßen Annoncenblatt. Der um die finnische Literatur so hoch verdiente Lönnrot begann im Jahre 1836 zu Uleaborg die Herausgabe einer Monatsschrift „Mehiläinen," von deren zwei Bogen der eine eine fortlaufende Weltgeschichte gibt, der andere aber aus dem Volksmunde aufgezeichnete längere oder kürzere Gedichte, Sagen, Räthsel, Sprüchwörter, nebst höchst sachreichen Originalaufsatzen über Finnlands Mythologie, Sprache u. s. w. enthält.

Im J. 1828 begann die „Borga Zeitung," welche Recensionen und Anzeigen aller in Finnland erscheinenden Schriften von einigem Belang, nebst einem jährlichen Verzeichniß der finnischen Presse enthält, so wie Aufsatze über finnische Geschichte, Gedichte von Runeberg und andern Verfassern u. s. w. Die beiden finnischen Zeitungen, welche zu Uleaborg erschienen, hörten mit dem Schluß des Jahres 1837 auf. Die Monatsschrift Mehiläinen ist indeß mit dem J. 1839 aufs neue aufgetreten. Anstatt der „Nachrichten über verschiedene Gegenstände" und der finnischen Uebersetzung davon, welche mit dem Jahre 1838 aufhörte, erscheint jetzt ein in pietistischem Sinne geschriebenes „Evangelisches Wochenblatt," und zu Wasa begann die Her-

*) Eine andere deutsche Zeitung: Wiborgs Wochenblatt erschien von 1823 an, und hörte mit dem Jahre 1852 gleichfalls auf.

ausgabe der „Wasazeitung," die sich namentlich mit der Geschichte und den Verhältnissen Osterbottniens beschäftigt.

Im Ganzen erscheinen jetzt in Finnland neun Zeitungen, nämlich fünf (worunter die finnische „Mehiläinen") in Helsingfors, zwei in Abo, eine in Borga und eine in Wasa.

Die Farör.

(Schluß.)

Sind diese Festtage vorbei, so beginnt der Bauer sein Leben voll Arbeit und Entbehrungen wieder. Mag er einen undankbaren Boden bearbeiten oder an kalten Wintermorgen auf die Jagd gehen, er trinkt das ganze Jahr nur Wasser und ißt nur schweres Brod; er ist in der Armuth geboren und trägt beständig ihre Last. Meer und Land geben ihm oft nur die Mittel einer prekären Existenz; seine schwachen Hülfsquellen werden noch durch das Handelsmonopol vermindert, dem er unterworfen ist. Der Handel dieser Inseln war früher frei. Die Einwohner gingen selber bis nach Bergen, um die Producte ihres Landes gegen andere Bedürfnisse umzutauschen. Später verzichteten sie auf diese Reisen, aber die Kaufleute der Hansestädte kamen jeden Frühling mit ihnen zu handeln. Eines Morgens aber bemächtigte sich Friedrich II des Handels, als wäre er sein Privatvrigenthum, und verpachtete ihn an eine Gesellschaft in Hamburg und Lübeck. Von dieser Zeit datirt sich die Herrschaft des Monopols; sie war bald mehr oder minder streng, hat aber nie aufgehört. 1607 überließ der König das Privilegium dieses Handels den Kaufleuten von Bergen; Friedrich III schenkte es großmüthig einem Mann, dessen Dienste er belohnen wollte, der es dann seinem Sohne wie ein Lehen zurückließ. Die Härte, mit welcher die Besitzer des Monopols die unglücklichen Inseln behandelten, erregte so häufige und schreiende Klagen, daß die Regierung ihnen zu Hülfe kam, und das Monopol, das in ungerechte Hände gekommen, wieder zurücknahm. Aber es war nur, um es selbst auszubeuten, und die Einwohner standen sich deßhalb nicht besser. 1790 versprach der König, von neuen Bitten gedrängt, den Handel freizugeben, sobald eine günstige Gelegenheit sich darbieten würde; allein sonderbar! Diese Gelegenheit ist bis jetzt noch nicht gekommen. Wir würden es für tadelnswerth halten, wollten wir unüberlegt hier Emancipation predigen, die allerdings auch ihre Nachtheile haben kann; aber wir haben die traurigen Resultate des Monopols, das auf diesem Volke lastet, in der Nähe gesehen, wir haben die Klagen des Fischers und des Bauers gehört, und Alles, was wir gesehen und gehört, hat in uns tiefes Mitleiden erregt. Nirgends wurde je, wir glauben es sagen zu können, ohne zu befürchten, daß man uns Lügen strafe, niemals wurde je ein Monopolgesetz mit so wenig Schonung erlassen und so streng gehandhabt. Es sind noch nicht drei Jahre, daß es für alle Inseln nur Ein Waarenlager zu Thorshavn gab. Die Bauern im Norden und Süden mußten ein Boot miethen, Ruderer bezahlen, eine schwierige und oft gefährliche Reise unternehmen, um in Thorshavn nach der Taxe den Preis ihrer armen Erzeugnisse zu empfangen. Es ereignete sich, daß einst auf einer solchen Reise ein Boot mit 12 Mann zu Grunde ging. Dieß Unglück machte Eindruck, und die Regierung entschloß sich endlich auf verschiedenen Punkten Niederlagen anzulegen. Seit 1836 ist eines in Trangisvaagfiord, ein anderes zu Vordö. Jetzt errichtet man ein drittes zu Bestmanna. Aber der traurige Zustand wird dadurch nur wenig erleichtert; die Wurzel alles Uebels ist geblieben. Nach den alten Verordnungen sollte der Preis der dänischen und Farör-Erzeugnisse, welche zum Tauschhandel bestimmt waren, nach dem mittlern Verkaufspreise von fünf Jahren bestimmt werden. Bis dahin war in den Anordnungen des Gesetzes wenigstens noch ein Schein von Gerechtigkeit, obschon dieses den Bauern aufgelegte Maximum eine harte Nothwendigkeit war; aber im Jahre 1821 kam eine Verordnung, die dem Mittelpreise der dänischen Einkünfte noch eine Erhöhung von 33% zusetzte, und 1834 eine andere Verordnung, welche für die Erzeugnisse der Farör eine Verminderung von 50% festsetzte, so daß die Unglücklichen 83% verlieren. Glaube man ja nicht, es sey den Einwohnern leicht sich diesen traurigen Maaßregeln zu entziehen, sie dürfen nur mit den Regierungsbevollmächtigten handeln. Versuchen sie Andern nur die geringste Waare zu verkaufen, so setzen sie sich der Gefahr aus, als Verbrecher dem Richter überliefert zu werden. Vor einigen Jahren gab eine junge Frau einem Fischer von Dünkirchen etwas Wollenzeug gegen ein paar Ohrringe; sie wurde angeklagt und zu einer Strafe von 60 Fr. verurtheilt. Ein Bauer zahlte dieselbe Strafe, weil er englischen Matrosen Fische gegen einige Flaschen Branntwein ausgetauscht. Dieses Gesetz ist so streng, daß man auf den Farören nicht einmal mit den allernächsten Inseln in Verbindung treten darf. Die dänischen Schiffe kommen erst im Mai nach Thorshavn, und machen ihre letzte Reise im September. Die übrige Zeit sind die Einwohner aller Neuigkeiten beraubt und von der ganzen Welt abgeschlossen. Im Winter könnten sie Briefe und Journale von den Shetlands-Inseln bekommen; seit vielen Jahren bitten sie dringend um Erlaubniß dazu, konnten sie aber nicht erlangen. Wahrhaftig, sieht man solches Elend, so ist man versucht, mit einem englischen Reisenden (Mackenzie), der auch die Farör besucht, und wie wir die traurigen Folgen des Monopols gesehen hat, auszurufen: es scheint, die Politik der dänischen Regierung wolle die Einwohner der Farör in einem Zustande beständiger Armuth und Abhängigkeit erhalten.

Dieses häßliche Monopol verhindert jede Arbeit, paralysirt jede Industrie. Ein Paar große gestrickte Strümpfe werden zu Thorshavn um 2 Fr. verkauft. Wie ist es nun möglich, daß arme Weiber Lust zur Arbeit haben, wenn der Stoff, den sie brauchen, und die Frucht ihrer Nachtwachen zu einem solchen Preise geliefert werden müssen. Man sagt, daß die Verordnungen des Monopols den Farören eine jährliche Provision von Erzeugnissen um einen bestimmten Preis liefern; aber würden sie diese Waaren nicht leichter und wohlfeiler bekommen, wenn sie die Wohlthaten der Concurrenz genießen könnten? Man sagt ferner, die Auflagen dieses Landes seyen sehr klein, und das Monopol müsse als eine Art Ergänzung betrachtet werden. Gut, aber dann erhebe man Auflagen, und gestatte nicht fremden, sondern bloß dänischen Kaufleuten den Zugang zu den verschiedenen Häfen der Farör, wie es mit Island der Fall ist. Ich bin sicher, die Einwohner würden den Tag segnen, wo die Regierung eine solche Maaßregel ergreift.

Tod John Landers. Dieser Mann, welcher mit seinem Bruder Richard bekanntlich zuerst die Ausmündung des Nigers in die Bay von Birhm mit Sicherheit herstellte, starb am 28 November. Er hatte eine Stelle in der Zollverwaltung erhalten, scheint sich aber von den Anstrengungen und Leiden seiner Reise nie recht erholt zu haben. Er erreichte bloß ein Alter von 33 Jahren. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 342.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

8 December 1839.

Das Hinſcheiden des Premierminiſters von Nepal.

(Aus dem Calcutta Englishman. August.)

Der Tod Randſchit Singhs iſt ein Ereigniß, von dem alle Zeitungen und Akhbars Indiens weitläufig berichtet haben, und die Umſtände, die ihn begleiteten, und der Charakter des Fürſten wird in den Tagesblättern und wahrſcheinlich auch in den Zeitſchriften Europa's viel beſprochen werden. Gerade ein Monat und zwei Tage nach dieſem Ereigniß trat der Tod eines andern berühmten Mannes ein, welcher bisher nicht ſehr die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen zu haben ſcheint, und doch ſteht derſelbe in geſchichtlicher Bedeutung vielleicht dem Randſchit Singh am nächſten. Wir meinen nämlich den General Bhim Sein Thappah, der ſeit mehr als 30 Jahren das Königreich Nepal regierte.

Seine Erhebung verdankte dieſer Fürſt der Empörung, in welcher Radſchah Run Bahadur von Nepal mit vielen ſeiner vornehmſten Diener erſchlagen wurde, als er im Jahre 1805 im verſammelten Darbar ſaß. Zufällig war Bhim Sein nicht im Saale im Augenblick, wo das Gemetzel anfing, und als er mit einem Blick, den er hineinthat, bemerkte, was geſchehen ſey, eilte er in den Palaſt der Rani, brachte ſie und den Sohn des erſchlagenen Radſchah in Sicherheit, und rief den letzteren unter dem Namen Kirman Dſchod Vikram Sah zum König, und ſeine Mutter als Regentin aus, wobei er für ſich die Stelle als Premierminiſter erhielt. Er war in dieſer Stellung neun Jahre geweſen, als die Kraft des Volkes durch einen Krieg mit den Engländern aufgeregt wurde, der auf allen Punkten der Gränze von Nepal zugleich geführt wurde. In dieſer Zeit herrſchte er faſt nach Art der Conſuln im alten Rom über das Gebiet von Nepal, d. h. mit getheilter Macht, denn die weſtliche Hälfte des Reichs, das ſich von Sutledſch bis zum Tiſta erſtreckte, wurde mit gleicher Macht von Umer Singh Thappa verwaltet, dem Vetter und vertrauten Freunde von Bhim Sein während der früheren Zeit ihrer Laufbahn. Das Gebirgsland, das Umer Singh verwaltete, ging für Nepal im Kriege verloren, und der ſtolze Mann überlebte nur kurze Zeit das Unglück und die Demüthigung, die ihn betroffen. Das alte Gebiet von Nepal wurde durch die Maaßregeln und Politik Bhim Seins dem Staate erhalten, und ſein Anſehen am Hofe erhielt viel Feſtigkeit und größere Ausdehnung durch den Ausgang des Krieges.

Im Jahre 1816 erreichte der junge Fürſt, den er 1805 proclamirt hatte, ſeine Mündigkeit, und die Augen der Welt waren auf Bhim Sein gerichtet, um zu ſehen, ob er im Stande wäre, nach dieſem Ereigniſſe ſeine Stellung zu behaupten. Im November 1816 jedoch wurde der junge Radſcha plötzlich von den Pocken befallen, ſtarb nach kurzer Krankheit, und hinterließ den gegenwärtigen Radſcha von Nepal, ein Kind. Dieſer Umſtand ſicherte dem Bhim Sein eine ununterbrochene Regentſchaft während der zweiten Minderjährigkeit, und verſchob den Parteikampf um 20 Jahre. Im Laufe dieſer langen Verwaltung that Bhim Sein viel für Nepal, und die reguläre Armee des Staats wurde zu einem Grade von Mannszucht gebracht, der die Verwunderung competenter Richter erregte, als Martabar Singh, der Neffe von Bhim Sein, im Jahre 1835—1836 mit einem Auftrage nach Calcutta kam, deſſen Abſicht damals nicht völlig erkannt wurde. Außer dem ſtehenden Heere war die Bevölkerung von Nepal in eine Miliz organiſirt, die den Radſcha in den Stand ſetzte, einen größern Theil der männlichen Bevölkerung ins Feld zu rufen, als die kriegeriſchſte Nation Europa's ſich rühmen kann.

Bhim Sein's Verwaltung zeichnete ſich nie durch Grauſamkeit aus, wenn ſie auch kräftig und zum Theil parteiiſch geführt wurde. Wir haben von keinen politiſchen Hinrichtungen gehört, und ſo lange er Nepal regierte, ward der Staat oft genannt als derjenige, in welchem nach dem Hindugeſetz und den brahminiſchen Inſtitutionen die Gerechtigkeit am beſten verwaltet werde. Bhim Sein munterte auch die Künſte auf, und baute ſich einen ziemlich prächtigen Palaſt. Auch war er ſtolz auf die Geſchicklichkeit ſeiner Künſtler, und ſchickte einſt nach Calcutta ein Gewehr, das im Thal von Nepal gemacht, und ſo genau einem andern nachgeahmt war, das ihm die Regierung geſchenkt hatte, daß es kaum zu unterſcheiden war.

Als der gegenwärtige Radſcha ſich den Jahren der Mün-

digkeit näherte, fingen die Intriguen an, denen endlich Bhim Sein als Opfer gefallen iſt. Man hat Grund zu glauben, daß die Miſſion des Martabar Singh nach Calcutta in der doppelten Abſicht unternommen ward, um, ſo weit es möglich, zu erfahren, wie das engliſche Gouvernement gegen die Thappa-Partei geſinnt ſey, und ferner die Anſchläge zu durchkreuzen, die damals im Werk waren, Bhim Sein, ihr Haupt zu ſtürzen, denn die Gegenpartei würde kaum wagen, die Sachen aufs Aeußerſte zu treiben, während ſein Neffe an der Spitze der Regierung außer ihrem Bereich war; aber wenn das der Grund der Miſſion war, ſo war die Wirkung nur temporär, und konnte es auch nicht anders ſeyn. Kurz, nach der Rückkehr Martabar Singhs entfernte der Radſcha, aufgereizt durch ſeine ältere Gemahlin, die ſich in die Hände der Pande-Partei warf, der alten — man kann wohl ſagen — der geborenen Feinde der Thappas; Bhim Sein und alle Glieder ſeiner Familie wurden aus ihren Stellen entfernt, und Bhim Sein mit ſeinem Neffen in den Kerker geworfen. Die Pande-Partei hatte dringend gerathen, der alte Häuptling ſolle umgebracht werden; doch die Thappa-Partei hatte eine Freundin in der jüngern Gemahlin des Radſcha, deren Einfluß ſo weit reichte, daß der Padiſchah zwiſchen den beiden Parteien ſchwankte und zwei Jahre lang zögerte, einen Premierminiſter zu ernennen. Während dieſer Zeit überwog der Einfluß der jüngern Rani ſo weit, die Befreiung des Bhim Sein und ſeines Neffen zu bewirken, und dem letztern die wichtige Miſſion nach Lahore zu verſchaffen. Martabar Singh iſt, wie wir glauben, immer noch in Lahor, und verdankt dieſem Umſtande wahrſcheinlich ſein Leben.

Im Frühjahre dieſes Jahres war der Parteienkampf in Katmandu auf der höchſten Spitze, und, wie gewöhnlich, ſiegte die heftigſte Partei. Randſchung Pandé wurde zum Miniſter ernannt, und ſein erſter Act war, Bhim Sein wieder in den Kerker zu werfen. Demnächſt griff er die königlichen Aerzte an, die Bhim Sein ernannt hatte, und welche den Radſcha, der 1836 ſtarb, behandelt hatten. Zwei von ihnen wurden gefoltert, und ſtarben unter der Folter. Anklagen, auf falſche Ausſagen gegründet, wurden erhoben, die Bhim Sein beſchuldigten, mit Hülfe der Aerzte den Radſcha, der an den Pocken ſtarb, durch Gift bei Seite geſchafft zu haben. Auf dieſe Beſchuldigungen (ohne gehöriges Verhör) wurde Bhim Sein in Feſſeln geworfen und anfangs in ein ungeſundes Gefängniß gebracht. Kurze Zeit darauf jedoch wurde er zurückgebracht, der Tortur und jeder Schmach unterworfen, bis die Kraft des alten Mannes nicht länger ausreichte; er verſuchte ſich ſelbſt zu tödten, indem er ſich die Kehle durchſchnitt, und ſtarb zwei Tage darauf an der Wunde, am 29 Julius. Er war der Sohn Umer Singh Thappa's, der während des Kriegs Gouverneur von Palpa, auf der Gorakpur Seite, war. Wir kennen ſein Alter nicht genau, vermuthen jedoch, daß er gegen 60 Jahre gehabt haben muß. Seine Laufbahn iſt daher der des Fürſten von Lahor ganz ähnlich.

Charkoff und die Ukraine.

(Fortſetzung.)

Die beiden größten Charkoffer Kirchhöfe bieten nichts Beſonderes. Es ſind die in Rußland gewöhnlichen großen und unheimlichen Felder. Ein anderer aber hat das Eigenthümliche, daß er mitten zwiſchen den Vorwerken in mehreren Stücken zerſtreut iſt, ſo daß ein Fleck mit Kreuzen aus einem Rübenacker, ein anderer Flecken aus einem Weizenfelde u. ſ. w. hervorblickt. Das Ganze iſt ohne Umzäunung, und an einer Stelle führte ſogar eine holperige Straße über die Grabhügel und zwiſchen den Monumenten hin. Es iſt ſehr auffallend, daß den Ruſſen, denen ſonſt doch faſt Alles heilig iſt, die Gräber es ſo wenig ſind. Ein Grieche, deſſen Vater von den griechiſchen Inſeln nach Rußland gekommen war, und ſich in Odeſſa angeſiedelt hatte, machte mit mir den Spaziergang zu dieſen Gräbern. Ich dachte bei ihm an die Griechen, von denen Herodot ſagt, daß ſie ſich bei den Skythen in ihren Städten im Innern des Landes niedergelaſſen haben. Dieſe Wanderung der Griechen zu den Skythen hat ſeit der älteſten Zeit ſtattgefunden, und geht noch immer fort.

Anderthalb Werſte außerhalb der Stadt liegen auf einem umzäunten Platze Italiener, Franzoſen, Polen und Deutſche begraben. Die Ruſſen nennen dieß zuſammen den „Njemetzkoje Kladbiſchtſche," den deutſchen Kirchhof. Es iſt durchweg ſo auf den Kirchhöfen der Ausländer in Rußland, daß ſich alle weſteuropäiſche Nationen, ſlaviſche, romaniſche, germaniſche, Katholiken und Proteſtanten, zuſammenſcharen, und von den Ruſſen abſondern. „Hier ruht der Knecht Gottes, der in Gott ſelig entſchlafene Paſtor B . . . . . ," lautete eine der Inſchriften auf dem Kirchhofe, und es führte mich dieß zu einem Beſuche in der deutſchen lutheriſchen Kirche in der Stadt.

Es iſt dieſelbe vom letztverſtorbenen Prediger erbaut worden, der ſehr großes Anſehen unter allen vornehmen und geringen Deutſchen genoß, und mit ſeiner Beredſamkeit alle zu einem kleinen oder großen Beitrage zur Kirche zu bewegen wußte, und ſo 80,000 Rubel dazu zuſammen bekam. Das Gebäude iſt daher ſehr elegant und hübſch geworden, mit zierlichem Geländer, Pappeln und Gartenanlage umgeben. Doch hat es offenbar etwas vom griechiſchen Kirchenbauſtyl angenommen, große Säulen vor der Fronte, und auf dem Dache ein hohes, goldenes Kreuz. Auch im Innern der Kirche läuft ein Säulengang zu beiden Seiten des Altars herum, der oben mit verſchiedenen aus Holz geſchnitzten Felſen geſchmückt iſt, auf denen Anker, Kreuz und Kelch, die Geſetztafeln des Moſes, die Bibel u. ſ. w. gegründet ſtehen, was wohl ſo viel bedeuten ſoll, als daß Gott geben möge, daß alle dieſe Dinge in der Gemeinde nicht bloß auf hölzernen Felſen gegründet ſeyn möchten.

Der Paſtor B . . . . . , der dieß Alles anordnete, war in Charkoff, wie geſagt, ein ſehr angeſehener, wohlhabender, bei Reichen durch ſeine Weltkenntniß, bei den Armen durch ſeine Wohlthätigkeit, und bei der ganzen Gemeinde durch ſeine große Beredſamkeit beliebter Mann. Da auch einige ſeiner Briefe und Predigten, die ſehr geiſtvoll ſind, in den Druck ge-

kommen, so gehört er gewissermaßen der Oeffentlichkeit an, und es mag daher eine kurze Skizzirung des Lebens dieses Mannes folgen, was auch in dieser Hinsicht nicht gemißbilligt, besonders da sie als ein Beitrag zur Charakterisirung Rußlands betrachtet werden kann. — Hr. B . . . . . schien von Natur durchaus nicht zum Prediger bestimmt zu seyn, denn sein lebhafter und auf das Aeußere gerichteter Geist schien ihn eher zu jedem anderen Berufe zu befähigen. Auch seine Lebensumstände waren bis zu seinem 50sten Jahre der Art, daß sie nicht im geringsten darauf hindeuteten, daß er noch einmal als Seelenhirte sein Leben beschließen sollte; denn ein halbes Jahrhundert hindurch betrieb er Geschäfte, die dem Beruf eines Predigers erstaunlich fremd sind.

Er war in Prag in niedrigem Stande geboren und erzogen, und verheurathete sich daselbst sehr früh, nachdem er die Anstellung eines Theatermaler-Gehülfen erhalten hatte. Er war hier so arm, daß er mit seiner Familie ein ärmliches Strohlager theilte, und in seinem spätern Leben noch oft seinem jetzt reichen Sohn in Moskau erzählt hat, wie oft ihm sein hülfsbedürftiger Anblick großen Kummer gemacht habe, da er zuweilen nicht gewußt, wie er ihn hätte nähren und kleiden sollen. Von Prag ging er, ebenfalls als Theaterdecorateur, nach Brüssel, von wo ihn als Oesterreicher die französische Revolution vertrieb. Da der Westen Europa's sich für ihn trübte, so wandte er sich nach Osten, und gab seinen letzten in Brüssel erworbenen Groschen zum Ankauf einiger Odeurs und Parfumeries aus, mit denen er sich und seine Familie in Lübeck nach Petersburg einschiffte. Hier etablirte er eine sogenannte kosmetische Bude, und machte durch seine Wohlgerüche die Bekanntschaft einiger Vornehmen, die ihm zu einer Stelle am Theater verhalfen. In dieser Stellung ging er bald mit der gewöhnlichen Schnelligkeit, mit welcher gewandte Ausländer ihre Carriere in Rußland machen, in die Höhe, und schwang sich zum Inspector des großen, kaiserlichen Theaters auf, dessen Gebäude, Directionen u. s. w. unter seine Aufsicht gestellt wurden. Es traf ihn aber das Unglück, daß das Theater unter seiner Leitung abbrannte. Da es in Rußland Grundsatz ist, daß alle Vorsteher immer mit Haut und Haar für das ihnen Untergebene haften, so glaubte er, daß der Petersburger Polizeimeister, damals ein Wütherich, den ganzen Theaterbrand ihm in die Schuhe gießen würde. Er machte sich daher darauf gefaßt, sein Bündel für Sibirien zu schnüren. „Allein Gott thut noch jetzt zuweilen Wunder, und legt den Löwen selbst ein unsichtbares Strick an," pflegte er zu sagen, wenn er diese Geschichte erzählte. Der Polizeimeister fuhr den andern Tag bei dem zitternden Theaterinspector an und rief ihm zu: „Nun, du hast gestern einen Schrecken gehabt? Dein altes Spielhaus ist niedergebrannt. Nun, nun, wir wollen sehen, daß wir ein besseres wieder aufbauen!" — Dennoch glaubte B.... mit der Zeit, daß er wohl in Moskau bei Etablirung eines Modewaarenhandels noch mehr Seide spinnen könnte, und er begab sich dahin, um sein in Petersburg gewonnenes Capital zu einem solchen Etablissement zu verwenden. Der Brand von Moskau machte ihn auf 14 Tage arm, denn seine Häuser und Waaren verbrannten mit den übrigen; darnach aber wieder steinreich, denn das ihm gebliebene Silbergeld wandte er klug speculirend dazu an, den Franzosen die ihnen bei ihrem Rückzuge unnütz gewordenen russischen Banknoten um ein Billiges abzukaufen. Hierdurch und durch wieder neu aufblühendes Glück im Handel wurde er nun ein sehr arrangirter und völlig unabhängiger Mann.

Sein Wirkungskreis dehnte sich nun bedeutend aus. Er wurde Vorsteher der moskauischen Freimaurerloge, stiftete in Verbindung mit einigen andern Deutschen und Russen eine Gesellschaft zur Erleichterung des Looses der nach Sibirien Verbannten, und zeigte sich überhaupt als ein Mann, der das mit Klugheit und unter allerlei Mühen erworbene Vermögen auch mit christlichem und patriotischem Sinn zu seinem und seiner Mitmenschen Frommen zu verwalten wußte. Diese Vereine gaben Gelegenheit, daß sich ein neues Talent an ihm offenbarte, das der Beredsamkeit. Er fand selbst sogar so viel Freude an dieser Art des Wirkens für Andere, daß er sich am Ende in seinem 50sten Jahre noch entschloß, wo möglich eine Predigerstelle zu erlangen. Er suchte sich demnach die ihm fehlenden Kenntnisse zu erwerben, machte ein Examen beim Consistorium, und erhielt nach einiger Zeit die Anstellung in Charkoff, wo er mit seinem Vermögen und seiner Beredsamkeit zum Besten seiner Gemeinde wirkte. Den Armen schenkte er die ihm bestimmte Einnahme, und baute eine Schule und Predigerhaus für seine Nachfolger, zum Theil auf seine Kosten. Wenn er auf der Kanzel den Text gelesen hatte, machte er das Buch zu, und predigte frei ohne Concept. Er dachte nie zuvor darüber nach, was er sagen sollte, aber wenn er den Mund aufthat, so floß ihm die Rede hin wie einem Propheten. Da ihn nicht sein Studium, sondern sein Leben und innerer Drang zum Prediger gemacht hatte, und da er alle Lebensverhältnisse aus eigener Ansicht kannte, so konnte er jedem Stande, Alter und Bildungsstufe das sagen, was ihr frommte. Keine Art von Unglücklichen kam zu ihm, um Trost zu bitten, dem er nicht sagen konnte: „o ich kenne das, denn ich war eben so krank, arm, elend, verlassen oder verfolgt, wie ihr, ja, ich war noch viel unglücklicher!" und denen er denn so, als bester Kenner ihres Zustandes, der beste Tröster war. Im Hause war er freundlich und sanft, aber auf der Kanzel eifrig und heftig. Sein Predigereifer war so groß, daß er, so oft er auch, zuweilen wochenlang, krank war, doch jedesmal wieder am Tage des Herrn gesund wurde. Er ließ sich dann aus dem Bett in die Kirche bringen, und nach der Predigt wieder ins Krankenbett. Er sagte, daß er sich hauptsächlich deßwegen nicht zur Predigt vorbereite, weil seine Gemeinde so sehr bunt zusammengesetzt sey, und die Mitglieder so häufig wechselten; daher er nicht wissen könne, wer nun gerade in der Kirche erscheinen würde, für den man dann die Rede besonders anpassend machen müßte.

So thätig und eifrig wie sein Leben, so rasch und leicht war sein Sterben. Eines Sonntags saß er im Predigerornat an seinem Schreibtisch, und schloß den Brief an seinen Sohn: „So viel, mein Lieber, für heute, Anderes und Besseres den nächsten Posttag, wenn ich, mein Theurer, nicht bis dahin

sterbe.“ Als er sich erhob, um in die Kirche zu gehen, fühlte er sich plötzlich unwohl, und sprach zu seiner Tochter: „Mein Kind, ich muß zu Hause bleiben, mir entsinken die Kräfte, die Hand des Todesengels hat mich berührt.“ Der Arzt eilte herbei, die Tochter betete, und gegen Abend starb, froh und voll Zuversicht, dieser merkwürdige Mann, der noch jetzt in einem großen Kreise seiner Bekannten fortlebt.

(Schluß folgt.)

Das Lager Abdel-Kaders.

Französische Blätter theilen nach der Aussage eines Reisenden folgende Schilderung des Lagers Abdel-Kaders mit: Das Lager besteht aus 260 Zelten von doppeltem weißem Wollzeuge. Das Zelt des Sultans ist rund, von hellgrüner Farbe, und weit genug, um zwanzig Menschen zu beherbergen; dasjenige, welches dem Bruder des Sultans gehört, ist demselben ähnlich, hat aber nur einige Vierecke gemalt, das übrige ist weiß. Als Leibwache hat der Sultan bloß ein Dutzend Neger und einige dreißig treue Diener, welche alle fast sechs Fuß hoch sind. Wenn ein bedeutender Reisender kommt, so wird ihm auf des Sultans Befehl ein Zelt errichtet und Kaffee gebracht. Man bringt große hölzerne Schüsseln mit Cuscuffu, Fleisch, Pfannenkuchen in der Milch u. s. w. Die Agas und andere Officiere verzehren was übrig bleibt. Um 5 Uhr wird das Ehrenlamm gebracht, welches auf Kohlen gebraten ist, und aus einiger Entfernung betrachtet einem gespießten Kinde nicht unähnlich sieht. Wenn der Reisende Audienz bei dem Sultan erhält, so läßt dieser Kaffee bringen, manchmal versucht er den Kaffee, hat er ihn aber nicht versucht, so beobachtet er seinen Gast genau, um zu sehen, ob dieser Bedenken trägt zu trinken; trägt er kein Bedenken, so scheint er befriedigt. Der Sultan hat eine Donnerstimme, die seltsam gegen die scheinbare Schwäche seines Körperbaues absticht. Er ist klein, sein Gesicht ist lang, seine Wangen hohl, seine Farbe bleich, sein schwarzer Bart zwar nicht eben dünn, doch nicht sehr stark, seine großen schwarzen Augen von seltenem Feuer, und seine Stirne breit und offen. Ein einfacher Haik von 10 Franken Werth ist seine Kleidung, und außerdem trägt er einen weißen und einen schwarzen Burnus. Keiner seiner Burnus hat Quasten, sie sind ganz einfach genäht. Sein Zelt ist mit einer Matte ausgelegt, über welche ein Teppich von Mascara gebreitet ist. Die übrige Einrichtung des Zeltes besteht aus zwei Kopfkissen von Zwillich, einem Dintenzeug, Federn, einem Koran und einem Leuchter. Die Araber, welche zu ihm kommen, küssen ihm die Hand, und legen ein Geschenk zu seinen Füßen. Er zieht alle Klagen, die bei ihm angebracht werden, selbst in Ueberlegung. Fünfmal im Tage tritt er aus seinem Zelte hervor, seine Gebete zu verrichten, und alle Gläubigen werfen sich dann, seinem Beispiele folgend, nieder. Niemand in seinem Lager raucht oder schnupft. Die übrigen Zelte seines Lagers gehören Häuptlingen der Umgegend, welche den Sultan zu besuchen kommen. Man sieht in diesem Zelten viele prachtvolle Pferde, aber es ist bei Todesstrafe verboten, welche zu verkaufen. Der Sultan ißt nichts, als was sein Koch bereitet hat, und versucht nichts, was ihm als Geschenk überreicht wird.

Miscellen.

Entdeckung eines Flusses in der südlichen neuseeländischen Insel. Am 1 September 1838 entdeckte das englische Kriegsschiff Peterel einen auf der Nordseite der südlichen neuseeländischen Insel, die bekanntlich den Namen Tawai Poenammu führt, in die Cooks-Straße fallenden Fluß, den es 40 (englische) Meilen und das große Boot desselben noch weitere 20 Meilen hinauffuhr, bis Kiesbänke die Weiterfahrt verhinderten. Es scheint dieß der erste Fluß in Neuseeland, auf dem man eine bedeutendere Strecke ins innere Land dringen kann. (Verhandlungen der Londoner geographischen Gesellschaft.)

Reise der Astrolabe. Nach einem Schreiben Capitän d'Urville's vom 29 Julius d. J. fuhr die Astrolabe am 2 Julius von Singapur ab, legte bei Sambas auf Borneo an, untersuchte die Inseln Natunas, Batambangan, Banquey und den nördlichen Theil von Borneo, und blieb hierauf vier Tage auf der Rhede von Sulu. Er gedachte am 6 August abzusegeln und Port Jackson (in Australien) um die Mitte des Decembers zu erreichen. Die scientifischen Arbeiten der Expedition sollen bereits eine fast unglaubliche Masse bilden.

Mittel, Schiffe emporzuheben. Der amerikanische Capitän Sturgis hat eine merkwürdige Probe gemacht, um Schiffe vermittelst cylindrischer Säcke emporzuheben, die man mit atmosphärischer Luft füllt. Man fängt damit an, sie mit Stricken unter dem Schiffe zu befestigen, und füllt sie dann vermittelst Luftpumpen mit Luft; die Säcke sind nämlich aus Kautschuk bereitet. Die Probe gelang völlig. Man gedenkt auf diese Weise namentlich Schiffe, die tief im Wasser gehen, in Häfen, wie Neuorleans, Mobile u. s. w., hineinzubringen, deren Einfahrt eine nur geringe Tiefe hat. (Mercantil Journal.)

Fossiles Ochsenhorn. In der Versammlung der geologischen Gesellschaft am 20 November wurde ein Brief von einem Hrn. Bain aus Grahams Town vom 21 Februar vorgelesen, wonach man in einem Alluvialniederschlag zu dem Mooder-Fluß, der in den großen Gariep fällt, den Schädel und die Hörner eines Ochsen fand. Sie maßen in der Richtung der Krümmung und mit Einschluß der Breite des Stirnknochens 11' 3", man vermuthet aber, daß an jeder Spitze etwa 5 Zoll fehlten.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 135 u. 136** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ernst, das Chartisten-Epos, Erster Artikel. — Sismondis Abriß der französischen Geschichte.** (Fortsetzung.) **— Villemains Vorlesungen über die französische Literatur.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande hingegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Monathen des Vierteljahrs jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht bezahlt, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 343.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

9 December 1839.

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküſte.

Dritter Artikel.

Die achtzig Neger, welche wir von Elmina nach Batavia mitnahmen, waren alle, außer dreien, losgekaufte Sklaven. Die holländiſche Regierung läßt nämlich von Zeit zu Zeit einen Officier mit gehöriger Bedeckung von Elmina aus die benachbarten Negerreiche bereiſen und geſunde, taugliche Negerſklaven aufkaufen. Kurz vor unſrer Ankunft in Elmina war ein Officier zu dieſem Zwecke ausgeſandt worden, ihm zu Ehren wurde in einigen Negerdörfern eine Anzahl Sklaven geſchlachtet, obgleich er, mit dieſem Gebrauche bekannt, es ſich im voraus dringend hatte verbitten laſſen. Da die holländiſche Regierung immer viele Soldaten zur Bekämpfung der empörungsſüchtigen Eingebornen in den oſtindiſchen Colonien nöthig hat, und die Negerſklaven das dortige Klima beſſer ertragen als die europäiſchen, ſo ergänzt ſie ihre oſtindiſchen Truppen häufig mit losgekauften Negerſklaven, und zwar mit um ſo erwünſchterem Erfolge, als die Neger und Malaien einen tödtlichen Haß gegeneitig nähren. Ein ſolcher Negerſklave koſtet gewöhnlich hundert Gulden, wovon ihm zwanzig als Handgeld erlaſſen ſind, die übrigen achtzig nach und nach am Sold abgezogen werden. Von dem Augenblicke ſeiner Loskaufung an iſt er frei und genießt alle Rechte eines holländiſchen Soldaten. Unſere Neger waren meiſt ſchon von Jugend auf Sklaven geweſen, und ihre lange Sklaverei mag wohl jenen Stumpfſinn erzeugt haben, der ſie faſt dem lieben Vieh gleichſtellte; die wenigſten konnten ſich ihres Geburtslandes und ihrer Eltern mehr erinnern, und daher kam es auch wahrſcheinlich, daß ſie Afrika ſo gleichgültig verließen. Keiner machte Miene zu entfliehen, ſo leicht dieß auch bei der Einſchiffung derſelben hätte geſchehen können, und doch bezeigte wiederum keiner die geringſte Freude, als holländiſcher Soldat der Freiheit wieder gegeben zu ſeyn; in ihren Mienen ſprach ſich die höchſte Gleichgültigkeit gegen Alles, Eſſen und Trinken ausgenommen, aus. Zwei Tage vor unſrer Abreiſe von Elmina, während ſie noch in der Caſerne des Forts einquartiert waren, hatten ſie ſich von den Einwohnern Elmina's überreden laſſen, einige Kiſten mit Musketen und Munition, die wir von Holland mitgebracht hatten, den Negern im Dorfe auszuliefern; ihr Anſchlag wurde jedoch bald entdeckt und von den Soldaten der Beſatzung vereitelt. Während unſrer Reiſe nach Batavia machten uns unſere nur wenig über den Thieren ſtehenden ſchwarzen Reiſegefährten ſehr viele Unannehmlichkeiten. Bei ſchönem Wetter lagen ſie Tag und Nacht auf dem Verdeck herum, und obgleich ſie wohl einſehen mußten, daß ſie die auf dem Schiffe Beſchäftigten hinderten, wichen ſie doch nicht von ihrem Platze, ſondern ließen ſich lieber wegſtoßen und auf ſich hinauf treten; es half kein Verbot, ſo daß man endlich wider Willen gegen die vorgeſchriebene Behandlung derſelben verfahren und mit dem Stocke die Ordnung aufrecht erhalten mußte. Mir begegnete es öfters, daß ich, wenn ich in dunkler Nacht ſchnell über das Verdeck zu einem Kranken eilen mußte, über einen regungslos daliegenden Neger hinſtolperte und fiel. Häufig legten ſie ſich auf die Bretter, mit welchem die zunächſt dem Hauptmaſte zwiſchen vier Pfeilern hängende Schaluppe überdeckt war; bei ſtärkerem Schwanken des Schiffes war dieß eine ſehr gefährliche Lagerſtätte, da man nicht nur leicht auf das Verdeck herabfallen, ſondern auch geradezu in das Meer hinab geſchleudert werden konnte. Sie wurden oft aufgefordert, was ihnen ſchon ihr bißchen Verſtand hätte ſagen ſollen, ſich feſtzuklammern oder lieber einen andern Ort zum Liegen zu ſuchen, aber vergebens; es ereignete ſich mehrere Male, daß Neger hart auf das Verdeck herabfielen, ſich Zähne einſchlugen und auf andere Weiſe verletzten. Die Treppe vom Verdeck in ihren Raum herabzugehen, wollten ſie lange nicht lernen, und häufig ſtürzten ſie deßhalb geradezu auf das Geſicht herab. Unſere holländiſchen Unterofficiere hatten ihre liebe Noth, bis die ſchwarzen Soldaten das Anziehen der Hemden, der Beinkleider, der Schuhe u. ſ. w. begriffen; oft wollten ſie in die Hemden mit den Beinen ſchlüpfen wie in die Beinkleider, zogen ihre Jacken verkehrt an, Manche, denen man mit Mühe zu verſtehen gegeben hatte, daß ſie ihre Schuhe tragen müßten, glaubten in ihrer Dummheit, es ſey ſchon genug, dieſelben in die Hände zu nehmen und ſo mit ihnen herumzugehen. Am ungeſchickteſten benahmen ſie ſich bei dem Exerciren,

welches ſie lernen mußten, ſo oft die Bewegung des Schiffes es erlaubte; ein Pudel lernt es gewiß leichter als ein Neger, bei welchem freilich auch oft böſer Wille und Verſtellung nicht zu verkennen iſt. Etwas Lächerlicheres als die Manöuvres dieſer ſchwarzen Soldaten iſt mir nicht leicht vorgekommen. Wer auf einem Jahrmarkte Affen unter der Peitſche des Führers ihre Künſte hat machen ſehen, wie ſie auf die ungeſchickteſte, poſſierlichſte Weiſe an einander gerathen und zur Unzeit ſich wenden, wie ſie ſpringen oder niederhocken, wenn ſie gehen oder ſich ſchwenken ſollen, der kann ſich einen Begriff von dem Exercitium dieſer Neger machen. Da keiner von ihnen Rechts und Links unterſcheiden konnte, ſo wird man ſich leicht denken, wie ſie dem Commando ihres Corporals gehorchten. Alle hefteten mit lächerlich ernſthafter Miene die Augen auf ihn, und kaum commandirte er dann, ſo ſchienen ſie auf Einmal in Convulſionen zu gerathen, und jeder machte eine andere Bewegung. Wenn hie und da einmal während des Exercirens unvermuthet eine Welle etwas unſanft an das Schiff ſchlug und daſſelbe ſchwankend machte, fielen die in Reih und Glied ſtehenden Neger wie bleierne Soldaten auf einander hin. Hegten die Malaien und Neger nicht gegen einander einen natürlichen, tiefen Haß, ſo würden die Holländer wenig mit dieſen ſchwarzen Soldaten ausrichten, ſie würden nie Stich halten, ſondern bei dem erſten Schuſſe zerſtieben wie ein Schwarm aufgeſchreckter Staaren. Unſere Begriffe von Ehre ſind dem Neger zu fremd, als daß er ſich etwas daraus machen ſollte auf ſeinem Poſten zu bleiben, und daſelbſt oft einem gewiſſen Tode entgegen zu ſehen; er ſteht lieber ungeſehen und ungefährdet im Schatten und im Hinterhalte. Wer ihm zumuthen wollte, Jemanden, dem er nicht ſelbſt feind iſt, anzugreifen, oder Jemandem, der ihm nicht ſehr nahe ſteht, den Sieg zu verſchaffen, von dem würde er glauben, er verlange von ihm eine Tollheit. Die holländiſche Regierung kennt jedoch aus Erfahrung den Haß der Neger gegen die Malaien, und nährt denſelben abſichtlich, ſo daß erſtere die letzteren ſtets als ihre Feinde betrachten. Als unſere Neger in den erſten Tagen ihrer Anweſenheit in Batavia ihren während der Reiſe gut gemachten Sold bezahlt erhalten hatten, wurden ſie von malaiſchen Mädchen vor die Stadt an einen entlegenen Ort gelockt, hier plötzlich von Malaien überfallen und rein ausgeplündert. Man kann ſich denken, daß hiedurch ihre feindſelige Geſinnung gegen die Malaien genährt, und zugleich ihre Rachbegierde entflammt wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Charkoff und die Ukraine.

(Schluß.)

Die deutſche Gemeinde in Charkoff beſteht aus 400 bis 500 in der Stadt ſelbſt und in der Umgegend anſäſſiger Menſchen. Unter den Katholiken, die hier ebenfalls eine kleine Kirche haben, ſind nur wenige Deutſche. Rußland bezog immer weit mehr lutheriſche Norddeutſche, als katholiſche Süddeutſche. Zu jenem halben Tauſend kommen aber noch beſtändig eine Menge nur temporär ſich Aufhaltende und Durchreiſende, beſonders Militärs, aber auch ſonſtige losbändige Abenteurer deutſcher Nation aller Art. Man hat keinen Begriff davon, welche Menge verlaufener und Brod ſuchender Genies unſerer Landsmannſchaft ſich im ganzen weiten Innern Rußlands von einer deutſchen Colonie zur andern umtreiben, Handwerksburſchen, Handlungscommis, herabgekommene Edelleute, Berliner, Bruder Danziger, Rheinländer, Heſſen, Hanſeaten und Schwaben. Natürlich ſind es nicht immer die ſolideſten Deutſchen, deren unruhiger Geiſt ſie ſo weit verſchlägt, ebenſo ſind es aber keineswegs die dümmſten. Selten ſind ſie ſo tief heruntergekommen, daß, wenn ſie nur einigermaßen ſich beſſern wollen, ſie nicht doch noch unter den Ruſſen ganz ordentlich zurecht kommen. Wenn man auf den Straßen der Städte des ruſſiſchen Innern ein Paar Kerle ſieht, die Arm in Arm gehen, luſtig liederlich ſchlendern, den Hut etwas verknickt und ſchief, die Hoſen zum Theil geflickt, zum Theil bloß zerriſſen, den Oberrock bedeutend gebeſſert, deren Hemd nicht bloß bei den Manſchetten und Halskragen durchblickt, kurz, ganz die Toilette und Coiffure des mauvais sujet jenes Pariſer Künſtlers, ſo kann man mit Gewißheit darauf rechnen, ein Paar Landsleute gefunden zu haben, von denen man ſich auf der Stelle eine ſehr intereſſante Lebensbeſchreibung erzählen laſſen kann, welche jenes Predigers Geſchichte noch an Abenteuerlichkeit übertrifft. Meiſtens behaupten ſie heruntergekommene Lieutenants, Lehrer, Fabricanten, Apotheker oder dergleichen zu ſeyn, und aſpiriren in der Regel ebenfalls wieder auf ſolche Stellungen. Weil ſie Ausländer — d. h. in Rußland ungefähr ſo viel als Edelleute — ſind, ſtellen ſie ſich immer eine Stufe höher, als ſie in Deutſchland ſtanden. Der Mühlenbauer macht ſich zum Mechanicus, der Bartſcheerer zum Operateur, der Weber zum Tuchfabricanten, der Glasſchleifer zum Opticus, das Dienſtmädchen erhebt ſich zur Mamſell, die Mamſell zum Fräulein, und am Ende, wenn nichts mehr gehen will, machen ſie ſich alle zu Kinderaufſehern, Gouvernanten, Daklas, Bonnes, Hofmeiſtern, Claſſendamen und Lehrern. — Die deutſchen Dienſtmädchen, ja oft nur verdeutſchte Eſthen, die in Eſthland das Geräth in der Küche geſcheuert haben, hier aber viel zu vornehm ſind, um irgend etwas der Art anzufaſſen, werden hier Gouvernanten in kleinen Familien, und heurathen wohl gar nachher einen Koſakenofficier. Sehr häufig begegnet einem der Berliner, Danziger und Königsberger Jan Hagel, Nante Strumpf und ſeine Vetterſchaft. Einmal ſah ich den leibhaftigen Nante ſelber, wie er ſich in Charkoff beim dortigen deutſchen Paſtor — zu den Paſtoren und Apothekern kommt immer alles Deutſche mit ſeinen verſchiedenen Anliegen und Geſuchen — als Lehrer empfahl.

Die meiſten Deutſchen wohnen auf der moskauiſchen Straße, die in dieſer Hinſicht der „Schmiedebrücke" von Moskau und dem „Newskiſchen Proſpect" von Petersburg entſpricht. Hier wohnen der Apotheker Hr. Oldenborger, der mit zu den Vornehmen des Orts gehört, der Wagenbauer Hr. Karp, der Schneidermeiſter Hr. Grüne. Hr. Diene, Conditor, macht trotz der

Nebenbuhlerschaft seines Nachbarn, Hrn. Nagott, gute Geschäfte. Hr. Schiermann, Drechsler, hat so gute Bernsteinarbeiten, wie man sie nur in irgend einer Stadt Deutschlands sieht; Hr. Helm, von den Russen Gelm genannt, von oben bis unten ein Mann comme il faut, Galanteriehändler; der Schwarzwälder Uhrenmacher Hr. Kittiger, in großer Rivalität mit dem Schweizer Uhrenmacher Hrn. Wiklassen. Beider Zeit differirt immer um eine Stunde, und wenn der eine vorstellt, stellt der andere zurück. Buchbinder Agatsch, Bäcker Kastans und endlich Hr. Witke, großes Petersburger Magazin; dieser Mann besitzt einen hübschen Garten, der von zwei Armen des kleinen Lopans umflossen wird. Seiner Frau zu Ehren hat er diese Anlage Elisabeth-Ostrow (Elisabeth-Insel) genannt. Als er daher vor einigen Jahren im Auslande war, ließ er sich in den Zeitungen und Gasthäusern als Herrn und Besitzer der russischen Insel Elisabeth-Ostrow aufführen.

Alle die Gebäude Charkoffs, welche auf dem obern Theile der Stadt liegen, haben eine hübsche Aussicht und gewähren eine sehr malerische Ansicht. Zu ihnen gehört auch der Palast des Bischofs der Stadt, ein respectables Gebäude innerhalb der Ringmauern eines Klosters; alle höhern russischen Geistlichen haben Klöster zu ihren Residenzen. Vor dem Thore des Hofes sind in Eisen ausgearbeitet und übermalt folgende Dinge zusammengestellt: ein Hirtenstab, das Attribut der Bischöfe; ein Leuchter mit drei Lichtern, die Trinität, und ein anderer mit zwei Lichtern, die Dualität der Gottheit darstellend, zu beiden Seiten zwei Sterne, und in der Mitte die bischöfliche Mitra. Der jetzige Bischof ist ein alter, würdiger Mann, den Krankheit noch viel älter gemacht hat, als die Jahre. Er war früher in Sibirien, und soll, wenn er am Leben bleibt, noch ein Mal Aussicht haben, Metropolit zu werden. Uns führte in seinem Palaste ein junger Priester herum, ein Großrusse, der auf die Kleinrussen gar nicht gut zu sprechen war. Er hielt sie, wie die gewöhnlichen Russen das meistens thun, für dumm, und erzählte uns mancherlei Schwabenstreiche von ihnen. Die Kleinrussen seyen alle wie jener, der sich von einem Großrussen auf dem Kreml in Moskau den berühmten Iwan Welikoi habe zeigen lassen, von dem er ihm jene Wunderdinge erzählt: „Sieh die Glocken, die hohe Kuppel, das goldene Kreuz, die Raben und Habichte, die es umkreisen, die Wolken darüber und den blauen Himmel.“ — „Ja, die Wolken und den blauen Himmel,“ wiederholte der Kleinrusse, mit offenem Munde ins Blaue hineingaffend, ohne zu bemerken, daß der beredte und gewandte Großrusse sich schon längst mit seinem Gelde, Eiern, Aepfeln und Kuchen aus dem Staube gemacht hatte.

Am dritten Tage unserer Anwesenheit in Charkoff brach ein Feuer am hellen Mittage aus. Da glücklicherweise die Buden, in denen es ausbrach, von allen übrigen durch große Zwischenräume getrennt waren, so blieb es in kleinem Raume, doch that es innerhalb der Gränzen desselben um so mehr Schaden, da hier Alles mit Theer, Harz, Oel und Kornvorräthen gefüllt war; das siedende Oel und der brennende Theer floß auf den Straßen herum, und eine furchtbare, dicke und schwarze Rauchwolke machte fast alles Löschen unmöglich. Die kleinen, hölzernen Schuppen waren gar nicht zu retten. Es galt aber eine lange anstoßende Reihe von Boutiquen zu erhalten, was um so leichter gewesen wäre, da sie von Stein gebaut und mit Eisen gedeckt waren. Nur an der einen Ecke konnte sich die Flamme in das hier schutzlose Sparrwerk des Dachs ziehen, und das geschah denn auch, weil die an dieser Stelle zur Bewachung aufgestellte Spritze in dem Augenblick, wo sie wirken sollte, den Dienst versagte, indem der eiserne Schwengel an ihr zerbrach. Die Hitze zog sich ganz allmählich in das Sparrwerk, das Dach fing auf allen Enden an zu dampfen, das Eisen zu schmelzen, und nach einiger Zeit sank ganz gemach Alles miteinander über den Köpfen der armen Kaufleute zusammen, die fast alle ihre Waaren verloren, weil sie sich hinter ihrem Stein und Eisen ganz sicher geglaubt hatten. Nie habe ich ein Haus auf schmählichere Weise in den Flammen untergehen sehen. Die Sache blieb mir völlig unbegreiflich. Doch begegnet es Einem in Rußland nicht selten, daß die Leute in die Flammen und den Rauch hineinspritzen, statt den brennenden Balken zu löschen. Uebrigens findet man in allen Gouvernements- und Kreisstädten Löschanstalten, die beständig darauf gefaßt seyn müssen, daß aller Augenblicke ein wirklicher oder ein von einem inspicirenden Beamten erdichteter Feuerlärm geschlagen wird. Auch solche Wachthürmchen, wie in Petersburg, finden sich in allen Gouvernementsstädten, in Charkoff viere. Außerdem ist jeder Bürger der Stadt verpflichtet, noch mit einem beim Brande nutzbaren Instrumente zu Hülfe zu kommen. Zu dem Ende ist vor jeder Thüre in der Stadt ein Schild angenagelt mit dem Namen des Eigenthümers, und auf demselben entweder ein Faß, oder ein Eimer, oder ein Haken, Schaufel, Leiter u. s. w., mit dem derselbe bei einem Brande herbeizueilen verpflichtet ist, aufgemalt.

Die merkwürdigste Kleinigkeit, die ich in Charkoff bemerkte, war die Art des Waschens der Kleinrussen. Die Weiber, die man, weil die Kleinrussen sehr reinlich sind, aller Ecken und Enden an den Flüssen damit beschäftigt sieht, haben hohe, dicke Stiefeln an, und legen ein Brett am Ufer des Flusses hin. Zuerst ziehen sie die Wasche durchs Wasser, alsdann kneten sie sie zusammen, und treten mit ihren Stiefeln darauf herum, und am Ende spülen sie sie wieder aus, und klatschen sie auf das Holz nieder, statt daß man sie bei uns wohl hie und da mit dem Holze schlägt. Wie man doch auf so ganz verschiedene Weise in den verschiedenen Welttenden zum selben Ziele gelangt. Als ich jene Operationen zum erstenmal, und besonders so ein Paar Duzend Weiber mit Dragonerstiefeln auf der Leinwand herumtreten sah, konnte ich mich gar nicht überreden, daß das Waschen sey. Doch sagten mir die Weiber auf meine Anfrage deutlich: „Wir waschen!“ — „Wird das denn so rein?“ — „O rein, Herr, prächtig rein!“ — Uebrigens ist diese Sitte durchaus allgemein in der Ukraine und ganz Kleinrußland. Je mehr Seife Rußland ans Ausland verkauft, desto weniger verschwendet es an sich selbst.

Chronik der Reiſen.

Dr. Roß Reiſe zu den Ruinen von Al Hadhr.

(Aus der Litterary Gazette vom 16 November.)

In der Londoner geographiſchen Geſellſchaft vom 11 November gab Dr. John Roß, Wundarzt bei der brittiſchen Reſidentſchaft in Bagdad, einen Bericht über zwei Reiſen, die er von Bagdad aus nach den Ruinen von Al Hadhr in Meſopotamien in den Jahren 1856 und 1857 gemacht hatte.

Nachdem ich faſt zwei Jahre vergeblich Beduinen zu finden geſtrebt hatte, um mich zu den Ruinen von Al Hadhr zu begleiten, gelang es mir endlich, Salah-el-Mezeim, einen wohlbekannten Aſchiri, zu überreden, den Verſuch zu machen. Die Ruinen und die Gegend um ſie her wird von den Arabern mit abergläubiſchem Schrecken, als ein Aufenthalt böſer Geiſter, angeſehen; dazu ſind noch die Wege ſtets unſicher von Raubzügen der Schammar und Aneizah; darum beſchloſſen wir, mit ſo wenig Begleitern und ſo wenig Aufſehen als möglich zu reiſen.

Am 7 Mai 1856 verließen wir Bagdad, dem weſtlichen Ufer des Tigris folgend, im Allgemeinen in nordnordweſtlicher Richtung, gingen durch die Städte Iſtabolat, Tekrit, Kharneinah nach Kalah Scherkat, wo wir die Ruinen unterſuchten, und warteten hier einige Zeit auf unſere Eſel mit der Gerſte für unſere Pferde. Sie kamen aber nicht, und Salah berief einen Kriegsrath zuſammen, und that den Vorſchlag, unſere Reiſe fortzuſetzen, da die Ruinen nur noch eine Tagereiſe entfernt ſeyen, und die Pferde unterwegs Gras finden würden. Einmüthig ſtimmten wir ihm bei, und nach einem kurzen Gebete der Araber, worin ſie laut den göttlichen Schutz anriefen, beſtiegen wir unſere Pferde, ſetzten unſern Weg über ein Hügelland fort und kamen längs dem Bett eines ſalzigen Stromes in ein kleines Thal, Wadi-el-Meheih genannt, wo wir unſere Pferde fütterten. Hier bemerkte ich, daß die Araber augenſcheinlich nicht wohlgemuth waren, ſie beſtiegen den Gipfel eines kleinen Hügels, legten ſich flach aufs Geſicht und beobachteten faſt eine Stunde lang den Horizont nach allen Richtungen, ob ſie irgendwo Rauch oder andere Zeichen menſchlichen Daſeyns gewahrten. Um Mittag ſtiegen wir wieder auf. Das Land beſtand aus langen niedrigen Hügelketten, gleich den Wogen einer See, doch konnten wir nicht auf dem Gipfel des einen über die andern hinwegſehen. Zwiſchen jeder Höhe liegt ein Thal, das im Winter Fülle von Waſſer haben muß. Die Araber wurden jetzt düſter und ſchweigſam, und blickten argwöhniſch um ſich; ihre Züge waren verändert, und da ich zufällig die beſten Augen in der Geſellſchaft hatte, ſo erinnerten ſie mich ſtets, davon Gebrauch zu machen. Um 4 Uhr ſah ich weit entfernt ſüdweſtlich Ruinen, die die Araber ſogleich für die von Al Hadhr erklärten, und wir nahmen unſern Weg gerade auf ſie zu. Bald erſchienen die Ruinen in einer fürchterlich großartigen Beleuchtung. Aus einer dicken, ſchwarzen Wolke hinter ihnen ſchoſſen häufige Blitze, und wir konnten deutlich den Donner hören. Der alte Salah ſchüttelte ſeinen Kopf und ſagte: „Herr, das gefällt mir nicht, wir hätten nicht hieher kommen ſollen; der Grund und Boden gehört Eblis.“ Ich geſtehe, ich ſelbſt fühlte einen unwillkürlichen Schauer über mich kommen. Als wir nach 5 Uhr einen Platz mit Gras und Waſſer erreicht hatten und es unmöglich fanden, dieſen Abend bis zu den Ruinen zu kommen, machten wir Halt, und hatten nur noch Zeit die Thiere anzubinden und zuſammenzubringen, als das fürchterlichſte Gewitter, das ich je erlebte, über uns losbrach. In wenig Minuten ſtanden wir bis an die Knöchel im Waſſer, obgleich der Boden ſich ein wenig neigte. Das Gewitter dauerte faſt vier Stunden, und das Waſſer ſtand im Thal; doch in weniger als einer Stunde nachher verſuchten die Araber zu meinem Erſtaunen ein Feuer anzuzünden und ein wenig Kaffee zu kochen.

Am andern Morgen eilten wir den Ruinen zu, und kamen an den Tharthar, in einem Wadi, das gegen 200 Schritte breit und mit Gras bewachſen war. Der Tharthar iſt hier ungefähr 50 Fuß breit, tief und das Waſſer eben trinkbar. Wir wanderten auf und ab, konnten aber keine Furt finden. Endlich entkleideten ich und Salah uns bis aufs Hemd, ich band meine Uhr, meinen Compaß und Notizenbuch auf meinen Kopf, verließ mich auf mein Pferd und ſprang, von Salah gefolgt, in den Strom. Er war reißend, doch wenige Anſtrengungen brachten uns ſicher ans Land. Wir kamen nach Al Hadhr, und hatten uns zwei Stunden lang beſchäftigt, Skizzen zu machen, Vermeſſungen vorzunehmen u. ſ. w.; ich wollte eben den Durchmeſſer der Stadtmauern und die Baſteien ſuchen, als ich auf einer Anhöhe am fernen Horizont gegen Norden einen Reiter ſah. Ich rief Salah, doch konnte er ihn nicht ſehen. Während ich ihm noch die Richtung zeigte, ſah ich einen zweiten zum erſten treten. Salah zweifelte noch immer, und ſagte, es müßte ein wildes Schwein oder ein Buſch ſeyn, da kein menſchliches Weſen dort ſeyn könne, denn wären die Aneizah in der Wüſte, müßten ſie von Süden, die Schammar von Weſten kommen. Die Erſcheinung eines dritten, obgleich noch immer unſichtbar für Salah, machte dem Zweifel ein Ende. Mit hohler, veränderter Stimme ſagte er: „Wir müſſen fort. Allah, Allah! was brachte uns hieher?“ Und fort eilten wir, ſo ſchnell unſere Pferde uns tragen wollten, um zu unſern Leuten zu kommen. Ich hatte gerade noch Zeit zu bemerken, daß im Allgemeinen der Lauf des Tharthar ſüdöſtlich iſt. Sobald wir unſere Leute erreicht hatten, ſattelten wir ſogleich, und eilten denſelben Weg zurück, der uns hergebracht hatte. Ich ſagte Salah, er ſollte ruhiger ſeyn, wir wären fünf, der Feinde nur drei; aber er rief: „O Herr, wo du Hunde ſiehſt, wirſt du Blöße finden.“

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Entſtehung der Kohlenlager in England. Bekanntlich herrſcht noch immer über den Urſprung dieſer merkwürdigen Lager ein großer Streit. Ein Hr. Beaumont theilte in der Londoner geologiſchen Geſellſchaft vom 20 November ein Memoire mit, worin er behauptet, dieſe Kohlenfelder ſeyen urſprünglich Inſeln geweſen, auf denen ein reicher Pflanzenwuchs ſich befand, welcher verfaulte; ſpäter ſanken dieſe Inſeln wieder unter die Meeresfläche, wurden vom Meere mit Thon, Sand und Muſcheln bedeckt, was die Pflanzen begrub, und die Inſeln allmählich wieder über den Waſſerſpiegel emporhob, wo ein neuer Pflanzenwuchs begann. Dieſer Proceß wiederholte ſich ſo oft, als wir jetzt Abwechslungen von Kohlen und erdigen Niederſchlägen ſehen.

Ueber die Erhebung des Bodens in Finnland und Schweden. Das ruſſiſche Miniſterium der Marine hat auf den Antrag der ruſſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften den Capitän-Lieutenant Reineck, der ſeit mehrern Jahren mit der Unterſuchung der finniſchen Küſte beſchäftigt war, beauftragt, die ſeit langer Zeit an vielen Felſen gemachten Merkzeichen zu unterſuchen, um zu erſehen, um wie viel das Niveau des Meeres ſich verändert habe.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 344.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

10 December 1839.

Ein Abenteuer in Malaga.

(Aus dem Metropolitan. Nov. 1839.)

Die maleriſche Anſicht des alten Forts, das ſich über die bunt bemalten Gebäude unter ſich erhebt, die maſſiven Mauern und noch unbeendeten Thürme der Kathedrale ſind ganz geeignet, die Aufmerkſamkeit des Reiſenden auf ſich zu ziehen. Die letztere, eine ungeheure Steinmaſſe, wurde von Philipp II angefangen, und wird aller Wahrſcheinlichkeit nach nie vollendet werden.

Die ſchönſte Zeit für Malaga iſt die der Früchte, wo alle Straßen und alle Häuſer mit den herrlichſten Trauben und Früchten aller Art prangen, die zum Verkauf ausgeſtellt oder in Gefäße geladen werden, um in der nahen Bucht nach fernen Gegenden gebracht zu werden. In der kühlen bendluft ſich dann in der ſchattigen Almeda zu ergehen, wo die Promenade mit Luſtwandelnden erfüllt iſt, das Plätſchern der Springbrunnen, die fernen Töne der Guitaren, die bunten Trachten der Männer, die blitzenden Augen ſchöner Frauen — Alles wirkt zaubervoll auf die Sinne.

Einen ſolchen Abend hatte ein Engländer genoſſen, mit Vergnügen hatte er die verſchiedenen belebten Gruppen bei ſich vorübergehen ſehen. Die dichten Schatten der ſchnell einbrechenden Nacht mahnten ihn, die ſichtbar leerer werdenden Spaziergänge zu verlaſſen. Lichter fingen an, durch die vorhangenden Gitterfenſter der hohen Ventanas zu ſchimmern, eine Geſellſchaft nach der andern verſchwand, und in kurzer Zeit blieb nichts da, die Stille der Nacht zu unterbrechen, als dann und wann die heitern Töne entfernter Muſik, wie ſie der Abendwind herüberwehte, oder das fröhliche Lachen glücklicher Kindheit, oder die melodiſche Stimme einer ſchönen Señorita, die eine der ſchönen Balladen Andaluſiens trillerte.

Angezogen von der erquickenden Kühle des Abends, und dem ſüßen Zauber, den die Natur über ihn ausübte, nachgebend, war der Reiſende in einen träumeriſchen Zuſtand verſunken, der ihn weit zurück in die Tage der Vergangenheit führte, vielleicht war er ſogar in dieſem Sinnen eingeſchlafen — wenigſtens war er achtlos auf die ſchnell dahin ſchwindende Zeit und den wenig geeigneten Ort, wo er ſeinen Erinnerungen ſich hingegeben. Als er aufwachte aus ſeinen Träumen, waren die Lichter in den Fenſtern verſchwunden, die Töne der Fröhlichkeit ſchwiegen, und ſeine Repetiruhr nannte die Stunde der Mitternacht.

Eilig machte er ſich jetzt auf den Rückweg zu ſeiner Wohnung, die, in der Nähe des Quai gelegen, er nur erreichen konnte, nachdem er bei dem Hauſe des engliſchen Conſuls vorüber gekommen war, in deſſen Nähe mehrere ſehr verdächtig ausſehende Gäßchen und Häuſer ſich befanden. Doch da er erſt am vorigen Tag in Malaga angekommen war und nur wenige Dollars bei ſich trug, fürchtete er keinen unangenehmen Aufenthalt auf ſeinem Wege.

Der Wind hatte ſich erhoben und wühlte dicke Staubwolken in den Straßen auf; die Nacht war außerordentlich finſter, und die wenigen Laternen, welche an den Häuſern engliſcher Kaufleute brannten, ließen kaum den Weg erkennen. Eben hatte der einſame Wanderer das Haus des Conſuls erreicht, als ein heftiger Windſtoß ihm eine Maſſe Staub ins Geſicht trieb und er, die Heftigkeit des erſten Wirbels zu vermeiden, ſich umdrehend zwei Perſonen in einiger Entfernung bemerkte, die gleichfalls, vielleicht aus demſelben Grunde, ſtill ſtanden.

So wenig die Entdeckung am Tage ein unangenehmes Gefühl würde erregt haben, ſo mißfällig war ſie dem nächtlichen Wanderer in dieſem Augenblick, beſonders da er ohne Waffen, nicht einmal mit einem Spazierſtock verſehen war. Sich zu überzeugen, daß er der Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit ſey, ſah er ſich mehrmals um, und mußte zu ſeiner Beunruhigung wahrnehmen, daß ſie ihre Schritte genau nach den ſeinigen abmaßen: ging er ſchnell, ſo beeilten ſie ihre Schritte; ging er langſamer, zögerten ſie; blieb er ſtehen, ſchienen auch ſie unbeweglich zu bleiben, und als er, um dieſem Treiben ein Ende zu machen, auf ſie zuſchritt, gingen ſie ſcheu zurück.

Dieſe Begleitung beläſtigte ihn ſo, daß er, als er des Conſuls Haus erreichte, den Gedanken faßte, hier Schutz zu ſuchen und an die Thüre trat, um Einlaß zu begehren. Aber die Beſorgniß, ſich unnöthiger Weiſe zum Gegenſtand des Stadtgeſprächs zu machen, wenn vielleicht die nachſchleichenden Mäu-

ner ihn kennen sollten, hielt ihn ab, und als seine Verfolger jetzt leise an dem Hause vorbei gingen und anscheinend einen andern Weg einschlugen, als er nehmen mußte, entschloß er sich, seine Wohnung, die nicht mehr weit entfernt war, zu erreichen zu suchen.

In dieser Absicht wartete er noch einige Zeit, um seinen beiden Begleitern Gelegenheit zu geben, in angemessener Entfernung von ihm zu halten. Denn im Vorübergehen hatte er wohl bemerkt, daß sie ihrem Anzug nach Bauern aus Andalusien waren, beide von der Natur schon mit dem Stempel der Verworfenheit bezeichnet: der eine wohl an sechs Fuß hoch, während der andere, außerordentlich klein, aber von dem abschreckendsten, häßlichsten Aussehen war. Sie trugen den schmalkantigen, spitz zulaufenden Hut ihrer Provinz, und um ihre Hüften den dicken rothen Gürtel, in dem man nach dem Gebrauch des Landes Geld, Cigarren und andere Bedürfnisse, nebst dem nie fehlenden Begleiter des Spaniers — dem Messer — trägt.

(Schluß folgt.)

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküste

(Fortsetzung.)

Während der Reise hatte ich mit unsern Schwarzen, deren Arzt ich auch war, unbeschreibliche Mühe; anfangs wurde es mir sehr schwer, die einzelnen Kranken von einander zu unterscheiden, wegen der großen Aehnlichkeit ihrer Gesichtszüge, welche die dunkle Farbe noch unkenntlicher macht, und wegen der Unverständlichkeit ihrer Namen, die für das Ohr eines Europäers so fremd klingen, und so schwer zu merken sind. Wenn sich einer krank melden ließ, was sie bei der unbedeutendsten Veranlassung thaten, konnte ich mich nur mit vieler Mühe mit ihnen verständigen; ich mußte mich bei dem Krankenexamen als Dolmetscher eines Negers bedienen, welcher während seines Aufenthaltes im Fort St. George etwas Holländisch gelernt hatte, es kostete jedoch viel Zeit und Geduld, mich ihm verständlich zu machen, da er mich oft boshafter Weise nicht verstehen wollte, und auch zum Theil die holländischen Worte in seiner armen Sprache nicht wiedergeben, und deren Sinn dem dummen und sich manchmal noch dummer stellenden Neger nicht erklären konnte. Wenn ich z. B. einen krank gemeldeten Neger durch Zeichen fragte, ob ihm am Kopfe etwas fehle, so nickte er; ich examinirte ihn nun mittelst des Dolmetschers, was ihm wohl in oder an dem Kopfe fehlen könne, und fand endlich nichts. Darauf zeigte ich fragend auf seine Brust, ob er an diesem Theile leide, er nickte wieder, und wenn ich mich lange geplagt hatte, das Uebel zu erfahren, war es wieder umsonst, und so ging es fort, bis ich den ganzen Körper untersucht, und endlich gefunden hatte, daß er am Knöchel durch das Reiben des Schuhes ein wenig wund geworden war. Häufig stellten sie sich auch nur krank, um dem lästigen Exerciren zu entgehen; die nöthige Arzenei mußte ich den Kranken durch einen Unterofficier reichen lassen, denn wenn ich ihnen die Arzeneiflasche ließ, tranken sie deren Inhalt auf Einmal aus, wenn er auch nichts weniger als wohlschmeckend war. Manchmal machten sie mir sonderbare Zumuthungen: litt einer an Kopfschmerzen, so gab er mir zu verstehen, daß ich ihm Schnitte längs den Wangen durch die Haut machen sollte, und viele hatten auch längs den Wangen oder quer über die Stirne lange Schnittnarben.*) Einer, der eine vernarbte Schußwunde am Oberschenkel hatte, und bei feuchtem Wetter daran heftiges Jucken verspürte, zeigte mir, wie ich in der Umgebung der Narbe seichte Stiche machen, und darauf etwas einreiben sollte.

Einst bei ruhiger See wollte ich einen jungen, hübschen Neger, der sehr gut trommeln gelernt hatte, in seiner Uniform zeichnen; als ich ihn dabei oft anblickte und fixirte, wurde ihm ganz unheimlich zu Muthe, er entfernte sich scheu, und hielt mir um Alles nicht mehr Stand. — Während wir um das Cap der guten Hoffnung zur Winterszeit segelten, fiel eines Tages großer Hagel, welchen einige Neger begierig sammelten, und zu dem Koch in die Küche brachten, um ihn zum Essen zubereiten zu lassen. — Ein Hauptzeitvertreib der Neger während der Reise, besonders bei schlechtem Wetter, war das sogenannte Urispiel, worin manche sehr gewandt waren. In einem ungefähr 18 Zoll langen, 6 breiten und 4 hohen, viereckig geformten Stück harten Holzes, waren zwei parallel laufende Reihen kleiner Gruben angebracht, jede Reihe enthielt deren sechs, und am Ende des Holzes zwischen beiden Reihen befand sich ein größeres und tieferes Grübchen, das die Kügelchen zum Spielen enthält. Diese Kügelchen werden auch durch Baobabkörner ersetzt, welche fast rund und wie Bohnen gestaltet sind. Das Spielholz wird so zwischen beide Spielende gestellt, daß deren jeder sein Grübchen mit den Kügelchen vor sich hat; jeder hat deren 21 zu werfen, die Würfe geschehen wechselsweise, und das Loos muß entscheiden, wer den ersten Wurf haben soll. Am Ende der Partie müssen die sechs Grübchen auf jeder Seite gebraucht seyn, und im sechsten müssen sich alle 21 Kügelchen beisammen befinden. Derjenige Spieler hat das Spiel gewonnen, welcher seinen Gegner in die Unmöglichkeit versetzt hat, seinen letzten Wurf zu machen, ohne daß dieser die Regel des Spieles verletze, welche sich nach gewissen Umständen der Partie und nach der gleichen oder ungleichen Zahl der erst geworfenen Kügelchen verändern. Wenn z. B. derjenige, welcher den ersten Wurf hat, bloß ein Kügelchen wirft, so muß sein Gegner nach den Regeln wenigstens zwei, kann aber auch drei werfen; derjenige, welcher zuerst geworfen hat, und seinen zweiten Wurf thun will, muß nun eine gleiche Anzahl von Kügelchen werfen, die entweder unter drei oder über drei ist. Jeder Wurf in diesem Spiele wird durch sehr lästige Bedingungen bestimmt. Eine Hauptregel ist, daß wenn derjenige, welcher das Spiel anfängt, zuerst einen ungleichen Wurf thut, sein letzter gleich seyn, und alle 21 Kügelchen durch die Grübchen hindurch geworfen haben muß; und umgekehrt, wenn der erste Wurf gleich war, so muß der letzte ungleich, und alle übrigen

*) Dieß sind wohl wahrscheinlich Kennzeichen ihres Stammes. A. d. R.

Kügelchen müſſen verbraucht ſeyn. Die Kunſt und die Verbindung in dieſem Spiele beſteht darin, die Partie ſo weit zu bringen, daß bei dem letzten Wurfe in der Hand des Gegners noch eine Anzahl von Kügelchen übrig bleibt, welche den Umſtänden der Partie und den Regeln des Spieles nicht angemeſſen iſt. Widerfährt dieß demjenigen, welcher den erſten Wurf gehabt hat, ſo hat er verloren, und ſein Gegner braucht den letzten Wurf gar nicht zu thun; kommt der Gegner in dieſen Fall, ſo iſt für ihn die Partie verloren, hat dieſer aber ſo geſpielt, daß er ſeinen letzten Wurf mit einer Anzahl von Kügelchen thun kann, welche den Bedingungen und Regeln des Spieles entſpricht, ſo gilt die Partie nichts. Dieß Spiel läßt mehr Combinationen zu, als das Damenſpiel, und die Neger ſind oft erfinderiſch in neuen Verbindungen. In Elmina ſah ich oft Neger und Negerinnen mehrere Stunden mit dem Uriſpiele zubringen, ohne zu ermüden. Die Neger ſind überhaupt ausgemachte Faullenzer, und ſo langweilig und abgeſchmackt uns ihre meiſten Zeitvertreibe und Vergnügungen erſcheinen, werden ſie derſelben doch nicht überdrüſſig, ſondern geben ſich ihnen mit unbegreiflicher Ausdauer hin. Ihnen ſcheint die Natur ganz beſonders das Geſchenk gewährt zu haben, den Müſſiggang ohne Langeweile, und die ganze Wollüſtigkeit der Ruhe und des Vergnügens ohne vorhergegangene Ermüdung zu genießen. Gleich den Kindern richten ſelbſt Neger von reiferem Mannesalter den ganzen Tag über ihre Aufmerkſamkeit auf unbedeutende Beſchäftigungen und Unterhaltungen, ohne je ein Bedürfniß nach ernſteren Dingen zu fühlen. Oft ſah ich des Morgens in Elmina 30 bis 40 Neger von jedem Alter, welche ſich entweder im Dorfe unter dem Dache einer auf allen Seiten offenen Hütte oder im Freien unter den ſchattigen Zweigen eines Parapluiebaumes verſammelt hatten; die Aelteſten eröffneten die Unterhaltung mit den Tagesbegebenheiten. Bald wurde das Geſpräch allgemein, und mit einer Lebhaftigkeit und einem Getöſe unterhalten, daß mir die Ohren gällten. Alle Schwätzer, ſelbſt die jüngſten, rauchten, und hüllten ſich und ihre Genoſſen in ungeheure Dampfwolken. Bald hatten ſich die Jüngeren müde geplaudert, und nun kamen Spiele an die Reihe. Unter der Geſellſchaft wurden die zwei Geſchickteſten ausgewählt, und mußten mit einander kämpfen; der Enthuſiasmus theilte ſich zwiſchen beide Kämpfer, aber ohne daß dadurch eine Uneinigkeit entſtand. Eines ihrer Lieblingsſpiele bei ſolchen Gelegenheiten iſt von ziemlich ſchwer zu beſchreibender Zuſammenſetzung. Sie ſtecken auf einem viereckigen Raume dünne Pfählchen in gewiſſer Ordnung in den Boden. Von der gut durchdachten Verſetzung und Ueberſchreitung dieſer Pfählchen hängt das Gewinnen der Partie ab. Mit ſolchen Unterhaltungen bringen ſie den lieben, langen Tag hin, und finden ſie ſo anziehend, daß ſie das Eſſen darüber vergeſſen würden, wenn nicht die ſorgſamen Frauen ihren Vätern, Männern und Brüdern Speiſe und Trank brächten. Bei einbrechender Nacht beginnen die Tanzbeluſtigungen; dieſe ſind immer ſehr zahlreich beſucht, und die Neger, beſonders aber die Negerinnen, überlaſſen ſich mit aller Hingebung dem Vergnügen des Tanzes, welche ſich von dem feierlichen, gottesdienſtlichen durch die vorkommenden Geſten unterſcheidet. Junge Männer eröffnen die Scene, und der Gegenſtand ihres Tanzes iſt faſt immer eine kriegeriſche Handlung; alle ihre Bewegungen drücken Rohheit und Heftigkeit aus. Bald bemächtigen ſich die jungen Negerinnen, mitunter auch Frauen, des Schauplatzes, und mit ihnen tritt Liebe und Wolluſt auf, wovon ihre Augen funkeln. Feine, zarte Gefühle wiſſen ſie nicht auszudrücken und nicht zu erregen, ihre Gebärden und Bewegungen empören vielmehr die Schamhaftigkeit gebildeter Menſchen, aber ſie entzücken und bezaubern dieſe rohen Naturkinder. Verheirathete Frauen überlaſſen ſich oft den frechſten Zügelloſigkeiten, ſelten übertreiben junge Mädchen die Stellungen und Bewegungen dieſer laſciven Tänze; doch ſah ich einmal ein Mädchen, welches, als ſie den Schauplatz betreten hatte, ſich allen Verirrungen der Schamloſigkeit hingab, und mit ſtürmiſchem Beifalle beehrt wurde, aber endlich plötzlich von einem Gefühle der Scham ergriffen, ſich ihrer Talente und ihres erworbenen Beifalles ſchämend, ſchnell entfloh, um ihr Geſicht im Schooß ihrer Mutter zu verbergen. Von Negern ſah ich nie ein ähnliches Beiſpiel eines unſittlichen, unſchicklichen Benehmens; überhaupt artet bei ihnen die Geſchlechtsluſt ſelten in Ausſchweifungen aus. Der Neger weiß vor dem vierzehnten Jahre nichts von den Qualen der Liebe, erſt dann fängt er an, zu verlangen, aber ohne Ungeſtüm. Sein Herz ſucht einen Gegenſtand ſeiner Liebe, wirbt um ihn, und findet meiſt Erhörung.

(Fortſetzung folgt.)

Cederbrüche (Cedar quarries).

Engliſche Blätter führen aus dem Oswego Palladium Nachfolgendes an: Als wir kürzlich einen Freund aus Oswego, der ſich dieſes Ausdrucks bediente, fragten, was denn darunter zu verſtehen ſey, benachrichtigte er uns, daß ein großer Theil des Cederholzes, das von dem Ontario-See komme, ganz wörtlich aus dem Boden herausgegraben werde. Auf einigen Inſeln in dieſem See, welche dieſes werthvolle Holz in großer Menge liefern, wuchs ſeit vielen Jahren auch nicht Ein Cederbaum. Eine Generation dieſes Holzes iſt aber augenſcheinlich auf die andere gefolgt, wurde nach einander mit Erde bedeckt, und wird jetzt in einem völlig geſunden Zuſtande aus der Erde gegraben, um bei Eiſenbahnen, Einfriedigungen u. dgl. verwendet zu werden. Indeſſen ſcheinen ſich die Brüche hinſichtlich ihres werthvollſten Inhaltes, des rothen Cederholzes, allmählich zu erſchöpfen, oder dieß liegt ſo tief, daß die Arbeit des Herausgrabens ſich nicht hinreichend lohnt. Während des letzten Sommers beſtanden faſt alle Zufuhren von Cederholz aus der weißen Art. Wir haben gehört, daß auf einigen Inſeln, namentlich am Nordoſtende des Sees, unterirdiſche Gänge durch die ganze Fläche gehen; daß das Dach oder die äußere Oberfläche aus angehäufter Erde beſteht, die durch die Wurzeln der Bäume zuſammengehalten wird, welche darauf ruhen, und ſie mit einer dicken Holzwürfe bedecken. Die gewölbten Gänge unterhalb ſind mit Cederſtämmen angefüllt, die in allen möglichen Richtungen umherliegen, und gleich den Dachbalken eines Hauſes früher die obenaufliegende Maſſe ſtützten. Nach den Berichten, die wir hörten, finden ſich am Ontario-See wunderbarere, von der Natur erbaute Labyrinthe, als einſt am See

Möris ſtanden. Nach der Bemerkung eines andern amerikaniſchen Blattes finden ſich ähnliche Cederbrüche auch in den Sümpfen von Jerſey.

Chronik der Reiſen.

Dr. Roß Reiſe zu den Ruinen von Al Hadhr.

(Schluß.)

In wenig Minuten hörten wir hinter uns das furchtbare Kriegsgeſchrei der Araber. Salah rief uns zu, feſt zuſammenzuſtehen, während er ihnen entgegengehen wollte. Wenn es Schammar ſind, werden wir geplündert werden, wenn Aneizah, kann meine Partei davon kommen, aber die Beduinen müſſen fallen. Ich befahl meinen Leuten, ruhig zu ſeyn, und nicht eher zu ſchießen, bis ich es befehlen würde. Wir waren in einem Thal, und unſere Rede wurde unterbrochen durch die Erſcheinung von ungefähr 100 Reitern, die über einen niedern Hügel hinter uns von drei Seiten in vollem Galopp herankamen. Der Anblick war zwar keineswegs erfreulich, doch ſehr großartig; die wilde Unordnung, weite fliegende Gewänder von allen Farben, Sporen mit Büſchein von Straußenfedern geziert; das Heulen und Schreien war von überraſchender Wirkung. Als ſie noch 150 Schritte entfernt waren, rief mein Kamelführer, es ſeyen Schammar (er ſelbſt war aus dieſem Stamme), und gebot keinen Verſuch zum Widerſtande zu machen. In einem Augenblicke waren ſie in unſerer Nähe, und ich befand mich allein, getrennt von meinen Leuten, deren Pferde ſtanden, von den Arabern völlig eingeklemmt, ihre Sporen nur wenig Zoll von jedem Theil meines Körpers. Einer rief mir zu, abzuſteigen und meine Flinte wegzulegen. Ich fragte: „Und wenn ich es thue?“ er antwortete: „Sicherheit; fürchte nichts!“ Ich brachte das Schloß in Ruhe und legte die Flinte über meinen Sattel, zu gleicher Zeit ſchulterten ſie ihre Lanzen. Einer ergriff mich bei den Kleidern, und da mein Pferd aus ſeinem Zeuge geriſſen war, gab der Sattel nach; ein anderer ergriff meine Flinte und zog mich herunter, und im Falle blieb die Flinte bei ihm. Mein altes Pferd ſchien die Sache übel zu nehmen, und öffnete ſich durch Schlagen und Stoßen einen freien Raum; unterdeß hatte Salah dieſelbe Behandlung erlitten; doch als er ſprechen konnte, ſagte er, er ſey ein Adſchel und ein Schammari. Der Anführer fragte „Was er hier mache?“ Salah ſagte: „Beim Allah, wir gingen von Ali Paſcha zu Mohammed Paſcha von Moſul, und ich ſey ein Albaneſe.“

„O Beduine, antwortete der Häuptling, lüge nicht: erſtens, das iſt nicht die Straße, und zweitens, Eure Rücken ſind nach Moſul und Eure Geſichter nach Bagdad gekehrt.“

Alles ſchrie: „Sie ſind von Reſchid Paſcha, ſchneidet den Hunden die Köpfe ab.“

Ein zweites Getümmel entſtand, das Kamel wurde zum Knieen gebracht und das Gepäck herabgeworfen; ich wurde niedergeworfen, und war in einem Augenblicke faſt nackend, als ein alter Mann (denn ſie kamen immer noch zu Dutzenden heran) mit einer befehlenden Miene alle bei Seite ſchob und mit einer donnernden Stimme rief: „Fort, das iſt kein Türke, das iſt der Baliyoz; ich ſah ihn vor zwei Jahren in Scheikh Zebaids Zelt: laßt mich ihn berühren, ich beſchütze ihn.“ Eine augenblickliche Stille erfolgte, als Salah, der ebenfalls faſt nackt war, hervortrat und ſagte: „Da ihr uns jetzt kennt, will ich euch die Wahrheit ſagen. Das iſt der Baliyoz; wir kamen hieher, Al Hadhr zu ſehen, und kehren jetzt zurück.“

Alles wurde jetzt in Ordnung gebracht, uns unſer Eigenthum zurückgegeben, und wir ſetzten uns als Freunde nieder. Ihr Anführer ſagte uns, wir hätten einen ſehr thörichten Streich gemacht, hieher ohne ihr Wiſſen zu kommen, da es eine gefährliche Gegend ſey. Sie ſähen Niemand hier als ihre Feinde, für die ſie uns genommen hätten. Darauf ſagte er im ſchönſten Arabiſch: „Wenn wir euch getödtet hätten, was könnten wir unſern Freunden für eine Antwort geben, oder welche Genugthuung könnten ſie erwarten? Wenn wir Fremde hier finden, iſt es nicht Zeit zu fragen, wer ſie ſind oder woher ſie kommen. Allah hat euch gerettet.“ Dann erzählte er uns, daß Alles in Verwirrung ſey, Reſchid Paſcha hätte auf verrätheriſche Weiſe ihren Scheikh Safuk ergriffen, während er als Gaſt unter den feierlichſten Gelübden der Sicherheit im türkiſchen Lager geweſen, und hätte ihn als Gefangenen nach Konſtantinopel geſchickt; daher ſey Schammar im Aufſtande und in die Wüſte gekommen.

Sie luden uns darauf ein in ihr Lager zu kommen, und ich war ſchon geneigt dazu, als Salah mir zuflüſterte, wir müßten ſobald als möglich fortgehen, denn ſobald die Gefangennahme Safuks bekannt ſeyn würde, würde ein großer Aufſtand in Meſopotamien ausbrechen.

Die Ruinen von Al Hadhr nehmen einen Flächenraum von faſt einer Meile im Durchmeſſer ein, und ſind umgeben von einer kreisrunden oder beinahe kreisrunden Mauer von ungeheurer Dicke mit viereckigen Baſtionen oder Thürmen von 60 zu 60 Schritt, die aus großen viereckig gehauenen Steinen gebaut ſind. Die obern Theile der Curtinen ſind meiſtentheils herabgeſtürzt, eben ſo wie einige der Baſtionen, doch können die letztern zum großen Theil als gut erhalten gelten, jede hat nach der Stadt zu gewölbte Zimmer. An der Außenſeite der Mauer iſt ein breiter, ſehr tiefer, jetzt trockener Graben, und 100 oder 150 Schritte darüber eine dicke Mauer, die jetzt nur wenig Fuß hoch iſt und ſich um die Stadt zieht. In einiger Entfernung jenſeits der Feſtungswerke ſtehen zwei hohe Erdrücken mit viereckigen Thürmen auf ihnen, einer an der öſtlichen, der andere an der nördlichen Seite. Faſt mitten in der Stadt ſteht ein ſehr intereſſantes Gebäude, ob Tempel oder Palaſt wage ich nicht zu entſcheiden, von einer feſten, dicken, viereckigen Mauer umgeben (jetzt zum Theil demolirt), mit Baſtionen ähnlich denen der Stadtmauern, die an den vier Hauptecken angebracht ſind, jede Seite mißt im Innern 300 große Schritte. Das Viereck iſt in der Mitte von Norden nach Süden von einer Reihe Gebäuden durchſchnitten, die ſehr beſchädigt ſind, und eine verwirrte Maſſe von Zimmern und Thoren darſtellen, und hat einen gemauerten Pfeiler, der zu 50 Fuß reducirt iſt. Zwiſchen dieſer Reihe und der öſtlichen Mauer ſcheint ein offener Platz geweſen zu ſeyn. Das Hauptgebäude nimmt die weſtliche Seite ein, und beſteht aus einer ungeheuren Maſſe mit der Fronte nach Oſten und einem Flügel nach Norden gekehrt. Das Erdgeſchoß iſt allein noch ganz, und beſteht aus einer Reihe gewölbter Hallen von zweierlei Größen. Die ganze Stadt iſt aus einem bräunlich grauen Kalkſtein gebaut, ſo dicht an einander gefügt, daß, wenn Mörtel gebraucht wurde, er nicht zu ſehen iſt. Beide Male, wo ich die Ruinen beſuchte, gab ich mir Mühe, indem ich in jedes Loch, in jeden Winkel blickte, die Statuen zu entdecken, von denen die Araber ſprachen, konnte aber keine finden. Das letztemal nahm ich einen Beduinen aus dem Lager mit, der mir die Statue einer Frau, die eine Kuh melkt, zeigen ſollte, von der ſie ſo viel erzählten; doch auch er konnte ſie nicht finden, und ich bezweifle jetzt das Daſeyn derſelben wenigſtens über der Erde ſehr.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 345.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

11 December 1839.

Ueber das Begräbnißweſen in London.

Ein engliſcher Arzt, Namens Walker, hat unter dem Titel: „Gatherings on Graveyards, particularly those of London“ ein Buch herausgegeben, das ein wirklich ſchauerliches Bild von dem Unfuge gibt, Leichen in den Kirchen und in den Städten überhaupt zu begraben. Die einzelnen Details ſind zu widerlich, um aufgeführt zu werden, doch können wir einen ſchreienden Fall nicht übergehen. Ein Begräbnißplatz, in und neben der ſogenannten „Enon Chapel“ hat nur eine Länge von 59′ 3″ und eine Breite von 28′ 8″, ſo daß die Geſammtoberfläche nicht über 1700 Quadratfuß beträgt. Rechnet man nun auf ein Grab, von Kindern und Erwachſenen im Durchſchnitt, nur 9 Quadratfuß, ſo kommen auf dieſen Raum nicht mehr als 189, oder, um viel zu ſagen, 200 Leichen; angenommen nun (jedoch nicht zugegeben), man könne ſechs Särge über einander ſtellen, ſo konnte der ganze Raum höchſtens 1200 faſſen. Man weiß aber mit ziemlicher Sicherheit, daß auf dieſem Raum in den letzten 16 Jahren nicht weniger als 10,000 bis 12,000 Leichen beerdigt wurden. Bei ſolchen Details, die keineswegs einzeln ſtehen, iſt es nicht zu verwundern, daß an manchen Stellen der mephitiſche Geſtank ſo ſtark iſt, daß die Einwohner die Fenſter geſchloſſen halten müſſen, damit derſelbe nicht das ganze Haus durchdringe. Mit Einem Worte, die alte, unkluge Sitte, die Leichen in den Kirchen und in der Mitte der Stadt zu beerdigen, herrſcht in London noch in vollem Maaße, und iſt allmählich nicht bloß eine Plage, ſondern ein ſehr ernſtliches Uebel geworden.

Hiebei zeigt ſich auch der Mangel einer Geſundheitspolizei in einem ſehr grellen Lichte: man weiß nicht einmal die Zahl der Leichen, die jährlich beerdigt werden. Zwar führt der Verfaſſer ein ſogenanntes officielles Document an, wo die Zahl der Leichen von 1741 bis 1837 immer je von 21 bis 26 Jahren angegeben iſt; allein daß dieſe Angaben unrichtig ſind, erhellt ſchon aus dem Umſtande, daß von 1766 bis 1792, alſo in 26 Jahren, 605,832, und von 1793 bis 1813 incl., alſo in 21 Jahren, nur 402,595 Menſchen geſtorben ſeyn ſollen, was auch, abgeſehen von der fortdauernd ſteigenden Bevölkerung, gar kein Verhältniß iſt. Einen ſicherern Anhaltspunkt gibt die Angabe, daß im Jahre 1833 an Mitgliedern der biſchöflichen Kirche 32,412 begraben wurden. Da nun ein ſehr bedeutender Theil der Einwohnerſchaft von London nicht zu dieſer Kirche gehört, ſo möchte wohl die allgemeine Annahme, daß etwas mehr als der dreißigſte Menſch ſtirbt, alſo bei einer Bevölkerung von anderthalb Millionen über 50,000 Menſchen, der Wahrheit am nächſten kommen. Es iſt eine ſehr ernſte Frage, wo man jährlich mit 50,000 Leichen hin ſoll, und man erkennt die Nützlichkeit der Todtenſtädte, wie ſie in dem alten Aegypten beſtanden und ſich bis nach Kleinaſien verbreiteten, immer mehr, wenn man die Schwierigkeit dieſer Frage in Betracht zieht. Bis jetzt hat man ſich beim Begraben ſtets bemüht, den Gang der Verweſung aufzuhalten, man wird aber in dichtbevölkerten Landſtrichen bald genöthigt ſeyn, Alles anzuwenden, um den Verweſungsproceß zu beſchleunigen.

Ein Abenteuer in Malaga.

(Schluß.)

Die wachſende Kälte der Nacht und ein immer dringender ſich fühlbar machender Appetit trieb endlich den Engländer aus ſeinem Verſteck. Mit frohem Herzen ſah er ſchon ſeine Wohnung von weitem und nahm den Hausſchlüſſel aus ſeiner Taſche, um jeden möglichen Verzug abzukürzen, als er, kaum fünfzig Schritte von ſeiner Wohnung entfernt, ſich plötzlich von zwei kräftigen Armen umfaßt fühlte, während zu gleicher Zeit ein ſcharfes Meſſer leicht an ſeiner Gurgel vorüberſtrich und er die Drohung vernahm, daß er des Todes ſey, wenn er ein Wort ſpreche.

Der Angriff geſchah ſo plötzlich und wohlberechnet, daß, ſelbſt vorbereitet, der Angegriffene ihm nicht entgehen konnte, und als der unglückliche Gefangene die Geſichter ſeiner Gegner ſchärfer ins Auge faßte, gab er ſich für verloren, obgleich er in Wort und That für Freiheit und Leben zu ringen entſchloſſen war. Aber kaum hatte er laut nach Hülfe geſchrieen, als der kleinere Straßenräuber aus ſeinem Gürtel einen ungeheuren

Kork hervorholte, mit dem man den Spund der Oelfäſſer zu verſchließen pflegt, und dieſen mit Gewalt und dem Griff ſeines Meſſers ihm in den Mund trieb, der viel zu klein, ſelbſt in ſeiner weiteſten Oeffnung, auf beiden Seiten gewaltſam aufgeriſſen wurde, und den Gefangenen dem Erſticken nahe brachte, während ein wüthender Schmerz ihm faſt das Bewußtſeyn raubte und das Blut den zerriſſenen Backen in Menge entſtrömte.

Jetzt fingen ſie an, ihn zu plündern, und der Kleine war ſo erbittert, als er die Beute ſo gering fand, daß er ſchon das Meſſer zückte und fluchend auf ſein Opfer losſtürzte, als ſein Gefährte ihm in den Arm fiel und ihm die Nutzloſigkeit und Gefährlichkeit einer ſolchen That für ihre eigene Perſon vorſtellte. Mit Widerſtreben ließ Jener von ſeinem Vorhaben ab und begann von neuem nach Schätzen zu ſuchen. Doch als auch jetzt ſeine Mühe vergeblich war, ſchnürte er wüthend das Halstuch ſo eng dem Geplünderten zuſammen, daß er wahrſcheinlich die Sonne nie wieder hätte aufgehen ſehen, wenn der Andere ihn nicht abermals zurückgehalten hätte.

Plötzlich hörte man den Schall eines fernen Fußtritts. Die Räuber lauſchten aufmerkſam, woher er käme. Der Ton kam näher und näher und zugleich verkündigte das Klirren eines auf dem Pflaſter nachſchleppenden Säbels, daß der Herankommende bewaffnet ſey.

Demonio! murmelte der Kleine, als er ſich vom Boden erhob und ſein Meſſer gegen den Gefangenen zückte, aber ihn nur leicht an der Bruſt verwundete, denn der Andere ergriff ihn am Arm und drängte ihn gewaltſam vorwärts in eines der dunkeln Gäßchen, die ch hier öffneten. Nachdem ſie zwölf Schritte ungefähr gegangen waren, blieben ſie ſtehen, lehnten ihren Gefangenen an die Wand eines Hauſes und hielten ihm ihre Meſſer auf Bruſt und Gurgel, um ihn zum Schweigen zu vermögen.

Lauter und lauter wurden die Schritte, wie ſie langſam die Straße herabkamen; am Eingang des Gäßchens, wohin ſich die Rauber zurückgezogen hatten, blieb der Fremde einen Augenblick ſtehen, zog ſeinen Säbel und trat mit vorgeſtreckter Waffe in den dunkeln Gang. Mit bitterm Gefühl hörte der Gequälte ihn näher kommen, fühlte faſt ſeinen Mantel an ſich vorbeiſtreifen und konnte die ſo nahe Hülfe nicht anrufen, nicht benutzen. Immer ferner tönten jetzt die Schritte und die Rauber athmeten freier auf, ihr Gefangener glaubte, jetzt ſey ſein letzter Augenblick herangekommen und bereitete ſich in Gedanken zum Tode. Auch erneuerte der kleinere Räuber ſeinen Angriff wieder; doch neuer Klang von herrannahenden Schritten von der Seite, wo der Fremde eben hingegangen war, ſchreckte ſie auf und vermochte ſie ſich leiſe aus dem Gäßchen zu ſchleichen.

Zwei Stunden waren faſt verſtrichen unter Schmerz und Martern aller Art, und der Beraubte fühlte ſeine Kraft merklich ſinken, doch, als der, der ihn aus den Händen ſeiner Verfolger befreit hatte, an ihm vorüber war, eilte er ſo ſchnell als es ſeine Erſchöpfung zuließ, davon, und erreichte glücklich ſeine Wohnung.

Wochen und Monate ſtrichen vorbei, ehe die Folgen jener Nacht ſich verloren. Er hatte reiche Belohnung dem verſprochen, der ihm eine Spur anzeigen könnte, die zur Entdeckung jener Geſellen führte. Es war vergeblich geweſen, und der Vorfall entſchwand nach und nach ſeinem Gedächtniß, als ihm plötzlich ein Vorfall jenes Abenteuer wieder ins Gedächtniß rief.

Mit einer Geſellſchaft Freunde begab er ſich nach Malaga, um ihnen als Cicerone zu dienen. Die Yacht, die ſie zur Stadt führte, landete, und mit dem gewöhnlichen Gruß: „Buenas dias, caballeros!“ umgab ſie ein Schwarm halbnackter Laſtträger, von denen jeder ſich einen Theil des Gepäcks der Reiſenden aneignete, um es in den Gaſthof zu tragen, oder wenn er dieſen nicht fand, ſich zuzueignen.

„Dein Geſicht ſollte ich kennen!“ rief unſer Freund einem langen Tagedieb zu, der eben im Begriff ſtand, einen Theil des Gepäcks auf ſeine breiten Schultern zu laden. „Wahrhaftig, dich ſah ich ſchon früher!“

„No Señor, no es possibile!“ entgegnete ruhig der Dienſtfertige. Und doch war es möglich, denn er war der lange Räuber jener Nacht. Doch ihm verdankte der Engländer das Leben, wie hätte er ihn verrathen ſollen, wenn er auch größern Beweis gehabt hätte, als jetzt, wo nur ſein Gedachtniß ſeine Anklage unterſtützen konnte. Aber auf der Alameda bis Mitternacht zu bleiben, widerrieth er Jedem.

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküſte

(Fortſetzung.)

Die Mutter hat ein unbeſchränktes Recht, über ihre Tochter zu verfügen, daher wird ſie gewöhnlich zuerſt durch Geſchenke gewonnen, und hat ſie eingewilligt, dann beſtimmt der Bräutigam ohne weitere Umſtände den Hochzeittag. Vor dieſem wichtigen Tage muß der Bräutigam eine im voraus nach ſeinem Vermögen beſtimmte Menge Geldes, Branntwein, Tabak und dergleichen der Familie der Braut zum Geſchenke machen, und ſeiner künftigen Frau das nöthige Hausgeräth, Kleider und andere Bedürfniſſe überliefern. Bei ihren Heurathen gilt kein Anſehen der Perſon; vornehme Neger heurathen Sklavinnen, und Sklaven können Töchter von Vornehmen ehelichen. Vor der Hochzeit wird die Braut nach ihrer Art koſtbar geſchmückt, und mit Gold behangen, welches meiſt im ganzen Dorfe zuſammen entlehnt wird, drei Tage lang im allgemeinen Jubel herumgeführt, und endlich am Abend des dritten Tages, nachdem der Fetiſchprieſter ſeine Ceremonie geendet hat, dem Bräutigam überlaſſen. Das frühere Betragen der Braut wird auf eine ſonderbare Art bekannt gemacht: der Mann ſchickt nämlich am Tage nach der Brautnacht ihrer Familie nebſt einigen anderu kleinen Geſchenken eine Flaſche Rum; iſt dieſelbe voll, ſo bedeutet es, daß die Braut eine Jungfrau war, iſt ſie es nicht, das Gegentheil. Wenn ein Europäer mit einer Negerin eine Ehe eingehen will, ſo kann dieß ebenfalls nur mit Einwilligung der Familie des Mädchens, mit dem er zu leben

Lu hat, geſchehen; er macht die vorgeſchriebenen Geſchenke, und wenn einige Formalitäten vollzogen ſind, lebt er ungehindert mit der Negerin, die ſich für ſeine rechtmäßige Frau hält, und ihren Kindern des Vaters Namen gibt. Die Negerfrauen ſind ganz das Eigenthum des Mannes; wenn er Schulden hat, kann er ſie als Pfand ſtellen, und wenn er ſie der Untreue zu überführen vermag, als Sklavin verkaufen. Die erſte Frau behält immer die Freundſchaft und das ganze Vertrauen des Mannes, und den höchſten Rang im Hauſe. Erſt einige Zeit nach ſeiner Verheurathung nimmt der wohlhabendere Neger noch einige Weiber, welche jedoch die erſte Frau immer als ihre Herrin betrachten, ohne daß dadurch der Hausfriede geſtört wird. Ich ſah Neger von ungefähr ſechzig Jahren, die noch zehn Weiber hatten; dieſe waren faſt alle jung, und jener zeugte mit ihnen noch Kinder. Die Erhaltung einer Negerfamilie iſt eigentlich ein Geſchenk der Natur, welche dieſelbe ohne Koſten und Mühen gedeihen läßt; daher iſt auch die Eheloſigkeit faſt ganz unbekannt, und ſo ſelten, daß ſie eine Art von Schimpf mit ſich führt.

Wenn ſich eine Negerin Mutter fühlt, ſo verſchafft ſie ſich einige Amulete, die ſie um den Hals hängt, und deren Anzahl ſie mit zunehmender Schwangerſchaft vermehrt. Das Haar bleibt ungeſchoren, und den Fetiſchen wird reichlich geopfert; gegen das Ende der Schwangerſchaft befeſtigt die Negerin ein dickes Korallenband um die Lenden, und bedeckt die Schamgegend mit einem Felle; ſie arbeitet ſo lange, bis ſie von den Wehen daran gehindert wird. In einer kleinen Viertelſtunde iſt die ganze Geburt vorüber, worauf die Mutter an das nächſte Waſſer eilt, ſich badet, und meiſt noch an demſelben Tage wieder an ihre Arbeit geht. Bei der Geburt eines Kindes findet keine Feſtlichkeit ſtatt. Wehfrauen kennt man nicht, die Neugebornen werden nicht gewickelt, noch mit einer Nabelbinde verſehen, ſondern man überläßt dieß Alles der Natur; Nabelbrüche kommen nicht ſelten vor. Nach dem Wochenbette ſtecken die Frauen einen Propf von zuſammenziehenden Kräutern mit Pfeffer vermengt in die Scheide, was ihnen natürlich die ſchrecklichſten Schmerzen verurſacht. Eine Frau, welche in den Wehen ſtirbt, ohne das Kind geboren zu haben, wird als eine Miſſethäterin und von Gott gerichtete betrachtet, Unfruchtbarkeit gereicht zu großer Schande, Vermehrung des Menſchengeſchlechtes iſt Verdienſt. Die Negerrace iſt die fruchtbarſte unter allen; das harmloſe Leben der Neger in ihrem in jeder Art üppigen Vaterlande, ihre Mäßigkeit, ihre einfache, naturgemäße Lebensart, die Ruhe und faſt gänzliche Leidenſchaftsloſigkeit ihres Gemüthes, das meiſt frei von allem Gram und Kummer bleibt, dieß Alles trägt dazu bei, daß ſie ſtets munter und geſund, und daher zur Fortpflanzung ihrer Art geneigt und geſchickt ſind.

Die Kinder der Neger ſind nach der Geburt lichtbraun, werden aber mit jedem Tage dunkler, nur die Schamtheile und der äußere Rand der Ohren ſind ſchwarz; ihre Haare ſind in den erſten Tagen noch nicht dunkel gefärbt und ſich kräuſelnd, ſondern werden es erſt mit zunehmendem Alter. Vornamen erhalten ſie nach dem Namen ihres Geburtstages, und dazu ihren eigenen Familiennamen. Der Sohn eines Europäers, erzeugt mit einer Negerin, heißt „Tapujer," mit einer Tapujerin „Mulatte," mit einer Mulattin „Kaſtitze," mit einer Kaſtitzin iſt er gewöhnlich weiß und gleicht einem Europäer. Die Kindheit und Jugend der Neger verfließt für ſie ſehr glücklich; die Mütter lieben ihre Kinder zärtlichſt, und machen ſich freiwillig und mit Freuden zu Sklavinnen aller ihrer Launen. Die Knaben bis zum vierzehnten Jahre, die Mädchen bis zum zehnten beläſtigt kein Zwang, es wird ihnen keine Arbeit, keine Anſtrengung zugemuthet, ſie lernen bis dahin keine andere Beſchäftigung kennen, als das Vergnügen, ihr Leben iſt zwiſchen Schlaf, Eſſen, Trinken und Beluſtigungen getheilt; jene Ausſchweifungen und Laſter, welche einen Theil der Kinder und Jünglinge in Europa entnerven und aufzehren, ſind ihnen fremd. Eine ſolche frohe, freie Jugend und ein ſo natürliches Dahinleben bildet ſie zu geſunden, kräftigen Menſchen. Die Negerkinder erfahren nur ſelten die Gefahren des Zahnens, und dieſer Zeitpunkt zeichnet ſich bei ihnen faſt durch keine Sterblichkeit aus, nur die Blattern wüthen manchmal unter ihnen, woran der hartnäckige Widerſtand ihrer Eltern gegen das Impfen Schuld iſt. Im Jahre 1803 richteten ſie zu Elmina eine große Verheerung an; die Kranken wurden aus dem Dorfe hinausgewieſen, und waren von ihren eigenen Landsleuten ihrem Schickſal unbarmherzigerweiſe überlaſſen geblieben, wenn nicht die Holländer an ihnen die Pflichten der Menſchlichkeit geübt hätten.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Eine Tour durch Ungarn.

(Mitgetheilt von Eisner.)

Hinaus ins romantiſche Land kommt man, wenn man ſeinen Weg von Oſten aus nach Südoſt nimmt. Stuhlweißenburg, wo mehrere Könige Ungarns auf den Thron und andere ins Grab ſtiegen, iſt voll hiſtoriſcher Erinnerungen. Veſprim iſt es nicht minder. Aber auch hier, wie in ſo vielen andern Städten Ungarns, macht man die Bemerkung, daß das Aeußere den Erwartungen nicht entſpricht, und daß man Glanz und ein äußerlich imponirendes Weſen vergeblich ſucht. Zudem iſt die Gegend etwas proſaiſch, und außer der Fernſicht in das Hügelland des Bakonyer Waldes ruht das Auge auf wenig Lieblichem, und nur die Rückblicke in die Vorzeit geben ihr ein großes Intereſſe. Erfreulich iſt die Glaubenseinigkeit, welche ſich hier im Aeußern, beſonders an den Tempeln der verſchiedenen chriſtlichen Confeſſionen, nicht minder an den Judenſynagogen kund thut. Daß man einander weder ernſtlich anfeindet noch zurückſetzt, beweiſt ſich daraus, daß jeder Cultus ſein Gotteshaus ungeſtört hinbauen darf, wo er will, und daß in vielen Ortſchaften die Judentempel an öffentlichen Plätzen ſtehen. Ich ſah derſelben mehrere, die im edlen Style gebaut waren oder eben gebaut wurden. Dieß und eine Menge andere Umſtände beweiſt, wie die Juden in Ungarn immer zahlreicher werden, und wie ihre Stellung immer ſicherer und wichtiger wird. Freilich geht der innere Handelsverkehr des Landes immer mehr in ihre Hände über; aber für jetzt

gibt es weder ein Mittel, dieß zu verhindern, noch wäre es für das Land ersprießlich, solches zu thun, wenn man es auch könnte, denn man würde sonst in vielen Gegenden von allem Verkehr abgeschnitten seyn. Vielfach wurde mir versichert, daß ohne die Juden weder die Landesproducte zu verwerthen, noch die nöthigen Bedürfnisse, welche durch Gewerberzeugnisse zu stillen sind, zu befriedigen seyn würden. Zudem sind sie die Träger der Anfänge der Civilisation, und so mangelhaft eine solche auch seyn mag, so hat sie doch unter den obwaltenden Verhältnissen ihren Werth. Ueberdieß muß insbesondere der Reisende, welcher der Landessprache nicht mächtig ist, oft genug dieses Volk segnen, wenn er in einer derartigen Verlegenheit in ihm die einzigen Dolmetscher und Wegweiser findet.

Veßprim zeigt sich von außen ziemlich großartig, ist es aber nicht im Innern. Außer seiner Ansicht vom Dom herab bietet die Gegend keine besondere Schönheit. Der Dom selbst imponirt nicht, und man würde, wüßte man es nicht, hier kaum eine bischöfliche Residenz suchen.

Lieblich und malerisch wird die Gegend, sobald man in die Gegend des Plattensees kommt. Tausend Reize entfalten sich in ihr, und jede Wendung, die man auf dem Wege macht, enthält immer wieder neue. Das Bad Füred wird seit einigen Jahren ungemein zahlreich besucht, und es soll dieß Jahr gegen 4000 Gäste gezählt haben. Der hiesige Gesundbrunnen ist kräftig und angenehm von Geschmack, und ich fand hinsichtlich dessen zwischen ihm und dem von Altwasser in Schlesien viel Aehnlichkeit. Die Gäste strömen von allen Himmelsgegenden herbei; namentlich waren heuer viele aus Wien dort. Da, wo der Gesundbrunnen und das Bad ist, sind nur wenige Häuser, indem das Dorf Füred eine Viertelstunde davon entfernt liegt. Ersteres liegt dicht am Plattensee, und man hat von da aus die herrlichste Aussicht auf denselben, so wie ringsum das Gebüsch in einen Park umgeschaffen ist, welcher im kühlenden Schatten den Gästen angenehme Spaziergänge gewährt. Da jedoch, wie schon gesagt, nur wenige Häuser hier sind, so begreift man leicht das Gedränge, was bei so starkem Besuche entsteht. Wer eigene Equipage mitbringt, der nimmt sodann sein Quartier im Orte Füred, wo er zwar wenig Comfort, indeß doch wenigstens mehr Raum wie im Bade hat. Das milde Klima und die Gewohnheit des Ungarn, ohne Mißbehagen zu bivouaquiren, hilft dem gemeinen Volke, welches sich zur Zeit der Saison hier aufhält, aus. Diese währt übrigens nicht gar lange. Sie beginnt gewöhnlich erst Ende Mai, und hört meistentheils schon Ende August wieder auf. Ich war am 5 September bei der herrlichsten Witterung hier, und traf nur noch einige Nachzügler, die sich übrigens auch schon zur Abreise rüsteten. Bedenkt man das schöne milde Klima Ungarns, so findet man dieß und manches dem Aehnliche befremdend, besonders wenn man den Vergleich mit Deutschland macht, dessen Klima im Durchschnitt weit rauher ist. Ich gedenke dabei nur einiger landwirthschaftlichen Verrichtungen, um den Beweis für das Gesagte zu führen. — Man bestellt in Ungarn, wo der Winter in der Regel um einen halben Monat später eintritt, wie in Deutschland, die Winterfeat im Durchschnitt früher, wie bei uns; eilt mit der Einbringung der Erdfrüchte — Kartoffeln, Rüben u. dgl. — bei weitem mehr, wie wir es thun, und beschleunigt überhaupt alle Herbstarbeiten, so viel man nur immer kann. Man läßt sich dieselben nicht gern über den Kopf wachsen, da man nicht, wenn die Sache dringend wird, schnell Kräfte genug zur Disposition hat, um sich auszuhelfen. Ueberhaupt ist das dasige Volk bei weitem mehr an Gemächlichkeit gewöhnt, wie das deutsche, und es würde schwer, ja fast unmöglich seyn, Arbeiter zur Aufnahme der Kartoffeln zu bekommen, wenn, wie dieß in Deutschland, besonders im nördlichen Theile, zuweilen zu geschehen pflegt, bereits Reif und Eis in den Nächten keine Seltenheiten mehr sind.

Von Füred am Plattensee hinauf zieht sich ein fortwährender Kranz von weinumranktem Gebirge, das seine Lehnen südlich gegen den See ausstreckt. Man würde vom Bad aus in dasselbe manche vergnügte Excursion machen können, wenn im Ganzen mehr Cultur im Volke wäre, und wenn hie und da einer daran dächte, sich auf den Empfang von Gästen einzurichten. Aber davon ist man noch weit entfernt, und nur einer entferntern Zeit ist diese Frucht vorbehalten. Reist man bloß durch, so kann man es sich kaum denken, daß nicht, wie in der Nähe von deutschen Bädern, auch hier die Industrie die sich zum Erwerbe darbietende Gelegenheit ergreifen würde, zumal im Aeußern der ganzen hiesigen Bevölkerung so viel deutsches Wesen hervortritt — was man wohl als einen Widerschein aus Oesterreich herüber betrachten möchte — und zumal auch dem Aeußern der Ortschaften gar nicht so alle Eleganz mangelt, wie in andern Gegenden Ungarns. Moden und Costumes sind fast rein deutsch, obgleich die herrschenden Sprachen die slavische und die ungarische (magyarische) sind.

Einen der Hauptausflüge für die Badegäste bildet die in den Plattensee hineintretende Halbinsel Tyhany, obgleich es auch hier an einem gastlichen Unterkommen fehlt. Die schöne Aussicht auf den See und das vielstimmige Echo sind die Unterhaltungsgegenstände bei einer solchen Lustfahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Alcuins Münzsammlung. Nach einem Schreiben im Courrier de Lyon hat man auf dem Gute eines Hrn. M . . . bei Vienne (Isere) eine kostbare vollkommen geordnete Münzsammlung in einem eisernen Kästchen gefunden, deren oberer Theil in römischen Ziffern die Jahrzahl 802 enthält. Die Sammlung soll alle Münzen der römischen Kaiser bis auf Constantius Chlorus und dann die der Merovinger enthalten, und nach der mäßigsten Schätzung 100,000 Fr. werth seyn. Der Briefsteller glaubt, diese Sammlung könnte das Werk des gelehrten Alcuins seyn, der nach einer Chronik das Kloster St. Marcel bewohnte, auf dessen Ruinen die Gebäude des Hrn. M. stehen. Dieß, nebst der Jahrzahl 802 und dem Buchstaben A, der gleichfalls auf dem Kästchen eingegraben ist, brachte ihn auf diese Ansicht. (Echo du Monde Savant vom 30 November.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 137** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ernst, das Chartisten-Epos.** (Fortsetzung.) — **Sismondi's Abriß der französischen Geschichte.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 346.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

12 December 1839.

Ueber einige Stämme Arabiens.

(Aus einem Briefe Fresnels, ſ. Bulletin de la Société de Géographie. Mai und Junius 1839.)

Ich wünſchte ein überſichtliches Gemälde der zahlreichen Stämme geben zu können, welche über dieſes ungeheure, ſo wenig bekannte und eine nähere Bekantſchaft ſo ſehr verdienende Land zerſtreut ſind, wenn dieß Gemalde auch kein anderes Intereſſe hätte, als die Dauer patriarchaliſcher Sitten in einem bedeutenden Theile ſeiner Bevölkerung zu zeigen; aber ich habe bis jetzt nur ſehr wenige Punkte beſucht, und obwohl ich Nachrichten über viele andere geſammelt habe, ſo intereſſirt mich doch namentlich nur, was auf den alten Zuſtand der Dinge Bezug hat, und die alten Sagen erläutern kann. Die Auffindung der Sprache der Homeriten, die noch zu Mirbat und Zhafar geſprochen wird und eine Menge hebräiſcher Worte enthält, war für mich intereſſanter als die Verhaltniſſe der neuern Araber zu den Türken (Mehemed Ali) und zu den Engländern. Man kann indeß nicht völlig von allen den Dingen abſehen, in deren Mitte man lebt, und ſo mußte auch ich bis zu einem gewiſſen Punkte mit den gegenwärtigen Intereſſen mich beſchäftigen.

Die Bevölkerung Arabiens zerfallt in die Bewohner der Städte, des angebauten Landes und der Wüſte. Die letztere, bei weitem die intereſſanteſte, iſt wenigſtens im Innern der Halbinſel zu allen Zeiten fremder Eroberung entgangen. Ein großer Theil der ackerbauenden Bevölkerung behauptet gleichfalls noch, und wohl für lange Zeit ſeine Unabhangigkeit, namentlich die von Aſſir, einem Bergland zwiſchen Hedſchas, dem Tehama und dem eigentlichen Yemen. Bekanntlich iſt dieß Land ſchon drei oder viermal vergeblich angegriffen worden, und wird wohl noch lange den Anſtrengungen des Vicekönigs widerſtehen. Außerhalb Hedſchas und Yemen begreifen wohl nur wenige die Nothwendigkeit des Kriegs gegen dieſe armen Bergbewohner, in Arabien aber in der Nähe des Kriegsſchauplatzes weiß jeder Araber und Türke, daß bei der militäriſchen Beſetzung von Yemen und Hedſchas das Wichtigſte und Schwierigſte die Eroberung von Aſſir iſt.

Arm, kriegeriſch, und im höchſten Grade eiferſüchtig auf ihre alte Unabhängigkeit, blieben die rauhen Bergbewohner von Aſſir Jahrhunderte lang der religiöſen Bewegung fremd, welche ſo viele Araber unter die Fahnen des Propheten von Mecca reihte, und ihre Religion und ihre Sprache nach dem äußerſten Weſten verbreitete. Erſt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts drang der Islam in ſeiner wahrhaft proteſtantiſchen Form des Wahabismus in dieſe Berge ein, was um ſo unbegreiflicher iſt, als Aſſir ſeine Schatten auf die Wiege Mohammeds wirft. Manche dem moslemitiſchen Geiſte völlig widerſtrebende Gebräuche hatten ſich bei einigen dieſer Bergſtämme bis auf die letzten Zeiten erhalten. Solche Menſchen, die Jahrhunderte lang einer ſo großen Bewegung fremd blieben, mußten ſtarr an ihrer Nationalität hängen und nicht leicht zu beſiegen ſeyn. Uebrigens ſind ſie unbequeme Nachbarn, welche die Türken von Herzen haſſen, und keine Gelegenheit verſtreichen laſſen, um über Haram (das heilige Land) im Norden, oder über Yemen im Süden herzufallen.

Das Land Yemen bietet einen ganz andern Anblick dar, etwa denſelben, wie unſere flachen Landſchaften zur Feudalzeit. Yemen iſt ein ſehr alt, vielleicht das älteſte civiliſirte Land Arabiens und der Erde, folglich ein Land, in welchem verweichlichte Menſchen wohnen. Die Türken werden es um ſo leichter erobern, als die Einwohner der ewigen Kriege ihrer Scheikhs, d. h. ihrer Barone, müde ſind, und nichts Anderes wünſchen, als ſich in die Arme einer ſchützenden Regierung zu werfen. Welches Intereſſe können auch die Landbauer Yemens an Kämpfen nehmen, in denen ſie nur als Siegespreis figuriren, denn ihre Häuptlinge ſchlagen ſich nur mit fremden Soldaten, die durch den Reiz des Soldes oder der Beute aus dem Innern, aus Dſcharof oder Hadramaut herbeigezogen werden. In Yemen gibt es reiche Städte, in dem unbezwinglichen Aſſir nur elende Dörfer. Man will Yemen, man will Mekka um ihrer ſelbſt willen, aber Aſſir nur, um in dem Beſitz von Yemen und Mekka nicht geſtört zu werden, und die Landverbindung zwiſchen Dſchidda und Hodeidah zu ſichern, denn zwiſchen beiden in geringer Entfernung von Dſchezan iſt ein Punkt, wo das den Türken trotzende Gebirge bis ans Meer vorſpringt und den Durchgang ſperrt. Dieſer Punkt iſt von den Wahabiten beſetzt;

diesen ausgenommen haben die Türken das ganze Littoral von Suez und Akabah bis zur Straße Babel Mandeb.

Ein anderer Theil der Eroberung, dessen Besitz gleichfalls noch schlecht gesichert ist, den Vicekönig aber in hohem Grade interessirt, ist die transversale Linie, welche sich von Medina gegen den Nedschd, oder das Land der östlichen Wahabiten, erstreckt. Diese vereinigen die Vortheile der Zeltbewohner mit denen der Ackerbauer, haben die schönsten Pferde Arabiens und zahllose Kamele. Obwohl aber die Eroberung von Nedschd schon 18 Jahre alt ist, konnten die Feldherren Mehemed Ali's doch immer noch nicht von diesen Wahabiten den vierten Theil der Transportmittel bekommen, deren sie durchaus nöthig haben. Die Hirten und Kamelbesitzer können, wenn sie wollen, mit diesen Thieren, deren Milch ihre Speise und ihr Trank ist, in die Wüste flüchten, und die Wüste entgeht allen Zwingherren der Welt.

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküste.

(Fortsetzung.)

Trotz der ungesunden Lage Elmina's und dem ungünstigen Klima kennen die Neger nur wenige Krankheiten, um so gefährlicher ist der Aufenthalt daselbst für Europaer. Acht Monate hindurch ist in diesem Theile Afrika's der Himmel stets rein und heiter, alle Morgen geht die Sonne im herrlichsten Morgenroth auf, steigt in die Höhe, durchläuft ihre Bahn, ergießt ein Lichtmeer, und verbreitet ein verzehrendes Feuer. Ihre Scheibe erscheint doppelt so groß, als in Europa, und ihre Strahlen erfüllen die Atmosphäre mit einer Klarheit, welche kaum das beste Auge aushalten kann; den ganzen Tag über vermindert nichts ihren Glanz, und Abends sinkt sie noch eben so prächtig in den Ocean hinab. Dieß Alles kommt dem Neuling eine Zeit lang entzückend vor, aber bald schwacht die Gewohnheit den Eindruck, und dann sieht er in dem majestatischen Gestirne nur einen Feuerball, von dessen Gluth er verzehrt wird. Am Ende dieser schönen Zeit, die im Ganzen auch die gesündere ist, sieht er mit demselben Vergnügen Wolken am Himmel auftauchen, wie der Reisende in einer weiten, öden Wüste grüne Hügel. Während der viermonatlichen Regenzeit fallen ungeheure Regengüsse herab. Die Neger sind so fest überzeugt, daß die Wolken die Keime der Krankheiten enhalten, und daß die Menge Wassers, in welches sie dieselben sich auflösen sehen, der Gesundheit sehr nachtheilig ist, daß sie sich bei der Annäherung der Regenzeit in ihre Hütten verschließen, ein beständiges Feuer unterhalten, den ganzen Tag Tabak rauchen, und besonders viel gegohrnes Getrank zu sich nehmen. Auf diese Weise glauben sie sich gegen die Nachtheile der Luft und des Wassers während der Regenmonate zu schützen. Sie nehmen sich außerordentlich in Acht, daß sie nicht beregnet werden, und wenn sie ja ein Orkan überrascht oder ein Regen durchnäßt, so stürzen sie sich sogleich, wenn sie Gelegenheit dazu haben, in das Meer, und baden sich, alsdann eilen sie nach Hause, und trocknen sich am Feuer. Es ist allerdings durch die Erfahrung bestätigt, daß man sich hier zu Lande vor den ersten Regen sehr zu hüten hat; innerhalb achtundvierzig Stunden machen sie Alles, was sie berühren, schimmelicht und sehen Alles in Fäulniß, wollene Zeuge bekommen Flecken, die bald Würmer erzeugen, an roben und gegerbten Fellen bemerkt man die nämliche Wirkung, und selbst das beste Leder wird davon angegriffen.

Sobald die Regen zu fallen anfangen, wird die während der schönen Jahreszeit ausgedörrte und verbrannte Erde mit kriechenden Thieren und Würmern bedeckt, die Wiesen und Felder wimmeln von Insecten. Aus diesen und mehreren andern Erscheinungen geht hervor, daß durch die ersten Regen die Keime der Fäulniß erweckt werden, und man darf ihnen daher nicht ohne Grund einen Antheil an der Entstehung vieler heftigen Krankheiten zuschreiben; hiezu kommen noch andere nachtheilige Einflüsse, z. B. plötzliche Abwechselung von Wärme und Kalte, welche die Atmosphäre mehreremal an Einem Tage erleidet. Die außerordentliche Gluth der Sonne nämlich, welche alsdann fast senkrecht steht, dehnt plötzlich die auf einander gethürmten Wolken aus, und zerstreut sie; in demselben Augenblicke wird nun die Luft erstickend heiß und beinahe unerträglich, alle Schweißlöcher öffnen und erweitern sich alsdann, und der Schweiß fließt in Strömen herab. Bald aber sammeln sich neue Wolken, verdicken sich, und fangen die glühenden Sonnenstrahlen auf; die Luft wird kühl, die Poren ziehen sich wieder zusammen und schließen sich, die Ausdünstung wird unterbrochen, und diese häufigen Veränderungen, die reißend schnell auf einander folgen, müssen natürlich auf die Gesundheit und besonders auf die der dieses Klima's ungewohnten Europaer den nachtheiligsten Einfluß äußern. Endlich muß ich noch der Dünste erwähnen, welche aus jenen ungeheuren dichten Wäldern, aus den niedrigen und morastigen Gegenden und aus so vielen in Fäulniß übergegangenen Thieren und Pflanzen aufsteigen und die Luft verpesten. Während der acht schönen Monate nämlich wird die Erde, die von keinem Regen durchdrungen wird, dürr, und die obern Schichten erhalten eine außerordentlich harte und ausgetrocknete Rinde, welche der Erde kaum eine schwache Ausdünstung gestattet. Wenn die Gluth der senkrecht stehenden Sonne solche Dünste, die durch ihre lange Einkerkerung verdorben sind, in Gährung setzt, und die durch die ersten Regen erweichte Erde sie hervordringen läßt, dann fangt der Boden, der während der trockenen Jahreszeit keinen unangenehmen Geruch von sich gab, häßlich und abscheulich zu stinken an; dann brechen die Krankheiten aus und wüthen nach Verlauf einiger Wochen fürchterlich. Das bösartige, faulige Nervenfieber ist für die Europäer die gefährlichste Krankheit, an welcher auch die meisten zu Grunde gehen.

Während der letzten Monate der schönen Jahreszeit, besonders im December, Januar und Februar weht manchmal zwei bis zehn Tage lang ein eigenthümlicher, aus Osten kommender, nicht sehr starker Wind, Orientaan oder Harmitaan, genannt. Ein eigener Dampf oder Nebel ist eine der gewöhnlichsten ihn begleitenden Besonderheiten, oft verursacht er eine

ſo große Düſterheit in der Luft, daß man kaum einen Schritt vor ſich hin ſehen kan. Die Sonne verbirgt ſich den größten Theil des Tages und wirft einen röthlichen Schein von ſich, ohne jedoch den Augen beſonders wehe zu thun; eine ungewöhnliche Trockenheit der Luft iſt eine andere Folge dieſes Windes, und während ſeines Wehens fällt kein Thau, Gemüſe und Früchte aller Art verſchmachten, alle Pflanzen verwelken, das Gras wird dürre wie Heu, die Zweige der Bäume und Geſträuche vertrocknen, die Glieder der Menſchen werden ſchlaff und wie ausgetrocknet, und wenn dieſer Wind zehn bis zwölf Tage fortdauert, ſind ſie dergeſtalt ausgemergelt, daß man nur Haut und Beine fühlt; Augen, Naſenlöcher und Lippen werden trocken, wund und ſehr empfindlich, es entſteht ein Drang zum Trinken, nicht ſowohl um den Durſt zu löſchen, als um die peinliche Trockenheit des Mundes, Halſes und der Bruſt zu beſeitigen. Obſchon die Luft kühl iſt, empfindet man doch ein läſtiges Prickeln der Haut wegen der gehinderten Ausdünſtung. Die Spiegel- und Fenſterglaſer ſpringen häufig in Stücken, es berſten die Wände und Thüren. Manche hielten früher dieſen Wind für die Geſundheit zuträglich und behaupteten, daß die an Diarrhöe und Fieber Leidenden während dieſer Zeit leichter geneſen, was jedoch die Erfahrung nicht beſtätigt hat.

Ein merkwürdiges und meiſt nur die Neger treffendes Leiden verurſacht der ſogenannte guineiſche Fadenwurm, filaria medinensis. Ich beobachtete dieſe Wurmkrankheit an vielen Negern und Negerinnen, und brachte auch einige Exemplare dieſer Würmer mit, wovon einer 26 Zoll lang, liniendick und von gelblich weißer Farbe war, und einige junge Würmer im Leibe hatte. Um den ſehr kleinen Mund ſieht man vier Saugwärzchen, der Schwanz endet mit einem ſehr kleinen, krummen Häkchen. Ich fand dieſe Würmer faſt in allen Theilen des Körpers, in Augen, Ohr, zwiſchen den Beinen, in den Armen, in den Beinen, beſonders an den Waden. Sein Aufenthalt iſt das Zellgewebe unter der Haut, wo er in verſchiedenen Lagen, bald in vielen Windungen um eine Muskel gerollt, bald gerade ausgeſtreckt im Zwiſchenraume der Muskeln, bald in ein Knäuel zuſammengewickelt zu treffen iſt. Er lebt lange im menſchlichen Körper, ohne daß man ſeine Anweſenheit fühlt; bei einigen der mit mir nach Batavia verſandten Neger zeigte ſich dieſer Wurm erſt drei Monate nach unſrer Abreiſe von Elmina, ohne daß ſie vorher von ihm beläſtigt wurden, höchſtens hatten ſie das Gefühl, als krieche etwas unter der Haut. Zur heißen Jahreszeit verläßt er gewöhnlich ſeinen Aufenthalt, und erzeugt dann an dem Orte, wo er ſich den Ausweg bahnen will, eine nach Beſchaffenheit der betreffenden Theile mehr oder weniger bedeutende und ſchmerzhafte Geſchwulſt. Sobald dieſe aufgebrochen iſt, kommt er zum Vorſchein, und kriecht mit lebhaften Bewegungen etwas aus der Geſchwüröffnung, zieht ſich aber ſehr ſchnell wieder zurück, wenn er ſich gefährdet ſieht. Wenn man ihn faſſen kann, zieht man ihn nicht ohne heftiges Widerſtreben von ſeiner Seite heraus, und zwar für den Kranken mit mehr oder weniger großen Schmerzen, je nach der verſchiedenen Lagerung des Wurmes; dieſer iſt todt, ſobald er aus dem menſchlichen Körper herausgezogen iſt, deſſen thieriſche Wärme ihn erhalten hat. Das Ausziehen iſt meiſtens ſehr ſchwierig, beſonders bei langen Würmern; ich konnte den 26 Zoll langen Wurm nicht auf einmal entfernen, weil der Kranke während der Operation von den furchtbarſten Schmerzen ſo erſchöpft wurde, daß ich ſie auf den folgenden Tag verſchieben, und das bereits herausgezogene Stück des Wurmes außen am Beine des Kranken feſtkleben mußte, um das Zurücktreten bis zur völligen Herausnahme zu verhüten. Reißt der Wurm ab, ſo nimmt meiſt das Geſchwür einen üblen Charakter an, eitert ſtark, und wird wohl auch brandig, oder der zurückgebliebene Theil des Wurmes zieht ſich zurück, wächst wieder, und ſucht ſich nach einiger Zeit einen neuen Ausweg, oft weit entfernt von dem frühern, und erregt dann dieſelben Zufälle. Manche beherbergen zu gleicher Zeit mehrere dergleichen Würmer; Männer, Weiber, Kinder, auch Europäer, welche länger in dieſem Lande verweilen, können an dieſen Würmern leiden. Ueber ihre Entſtehung ſind indeß die Gelehrten noch nicht einig; manche behaupten, daß mit den Lebensmitteln und beſonders mit dem Trinkwaſſer der Same derſelben in den menſchlichen Körper gelange und hier reife; andere nehmen dagegen an, daß die Würmer im Waſſer, oder im Boden, oder in der Luft leben, und bei dem Baden, dem Liegen auf dem Boden, oder dem Aufenthalt in der Luft mit nacktem Körper durch die Poren in dieſen kriechen. Am wahrſcheinlichſten iſt die Meynung einiger, daß der Aufenthalt in dieſer Gegend, vornehmlich während der Regenzeit, und die daſelbſt gewöhnliche Nahrung die Entſtehung der Würmer im menſchlichen Körper aus ſeinen Säften begünſtige.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Feier des St. Valentins-Tages.

In der erſten Sitzung der königlichen Geſellſchaft der Literatur in London, welche in dieſem Spätjahre ſtattfand, las der Secretär eine Mittheilung von Baron Hammer-Purgſtall über die Feier dieſes Tages, welche ſchon oft der Gegenſtand von Forſchungen geweſen iſt, wiewohl ohne Erfolg, denn weder im katholiſchen Kalender, noch in dem römiſchen Feſt der Göttin Februata iſt die Erklärung zu ſuchen, ſondern in den älteſten vorhandenen Kalendern, deren Feſte allmählich in die römiſchen und chriſtlichen übergingen. Der 14 Februar, der St. Valentins-Tag, an welchem noch in vielen Ländern, auch in England, junge Leute ihre Gattinnen wählen, iſt im indiſchen Kalender dem Gott der Ehe, Ganeſcha, geweiht. In Uebereinſtimmung mit der Volksſage, daß an dieſem Tage die Vögel ſich ihre Weibchen wählen, herrſcht im Orient eine alte Kalender-Tradition. Im Monat Februar fallen drei Tropfen vom Himmel, der erſte am 7, der zweite am 14, der dritte am 21, deren Wirkung iſt, die Natur bei der Rückkehr des Frühlings wieder zu beleben. Der erſte Tropfen verdampft in der Luft, der zweite fällt ins Waſſer, der dritte vermiſcht ſich mit der Erde; der erſte weckt die Zeugungskräfte der Atmoſphäre, der zweite die des Thier- und der dritte die des Pflanzenreichs. Das Feſt am St. Valentins-Tage fällt alſo mit den älteſten Feſten der Indier, Perſer und Araber zuſammen, welche an dieſem Tage dem Gott der Ehe, dem Wiedererſtehen der zeugenden

Kraft, gefeiert wurden. Damit hängt wohl auch die namentlich im Orient herrschende Sitte zusammen, an diesem Tage (so wie am 25 desselben Monats) Liebesbriefe zu schreiben.

Chronik der Reisen.

Eine Tour durch Ungarn.

(Fortsetzung.)

An der obern Spitze des zwölf deutsche Meilen langen Sees liegt Keßtelly, was wegen seines landwirthschaftlichen Instituts — Georgikon genannt — schon seit fast einem halben Jahrhundert berühmt ist. Graf Emmerich von Festetits, einer der frühern Besitzer, gründete es, und dotirte es so, daß der Unterricht für die dahin kommenden Zöglinge unentgeltlich gegeben werden kann, und daß außerdem noch mehrere aufgenommen werden, welche völlig freie Station haben. — Es gehen über diese Lehranstalt mancherlei nicht allzu günstige Urtheile im Schwange, und insbesondere wird es im Lande selbst mitunter sehr herabgesetzt. Zum Belege seines Tadels führt man gewöhnlich an, daß fast noch kein einziger ausgezeichneter Landwirth bekannt sey, der seine Bildung dem Georgikon verdanke, sondern daß im Gegentheile sehr mittelmäßige, wo nicht gar mitunter untaugliche Subjecte daraus hervorgingen. Die Sache hat auch für den Ausländer Interesse, und sie muß, wenn man ohne eigenes Urtheil und ohne gründliche Untersuchung dergleichen Aussprüche unbedingt gelten läßt, nothwendig dazu beitragen, das ungünstige Vorurtheil, welches man im Allgemeinen noch gegen die ungarische Landwirthschaft im Auslande hat, bekräftigen helfen. Daß Ungarn aber darin bereits viel höher stehe, wie man glaubt, und daß unter Anderem Deutschland dieß vielleicht früher, als es erwartet, zu seinem Leidwesen gewahren werde, das glaube ich, als mit den derartigen Zuständen jenes Landes genau bekannt, ja vertraut geworden, mit aller Zuversicht behaupten zu können. — Alles, was dort zum Emporblühen des Landbaues, dieser einzigen, das Nationalwohl des Landes befördernden Zweiges geschieht, ist beim ersten Beginnen kräftig und großartig, und wenn es nicht überall die davon zu erwartenden Wirkungen hat, so liegt dieß fast allemal nur in der Ausführung. Bereits besitzt Ungarn vier landwirthschaftliche Lehranstalten, wovon die beiden zu Ungarisch-Altenburg im Wieselburger- und zu Keßtelly im Szalader Comitate die vornehmsten sind. Beide sind zur Aufnahme von einer großen Anzahl von Zöglingen geeignet, indem sie in volkreichen Ortschaften liegen, wo dieselben Wohnung und Kost, für welche sie selbst zu sorgen haben, leicht bekommen; beide sind mit ausgedehnten und großartigen Oekonomien verbunden, wo es nicht an Gelegenheit fehlt, sich auch im Praktischen gründlich belehren zu können; beide zählen in den Reihen der Lehrer sehr tüchtige Männer. Sollte nun der erwähnte Vorwurf Grund haben, so wäre die Ursache wohl anderswo, als in den hier angeführten Gegenständen zu suchen. — Wir möchten fürs erste in Abrede stellen, daß noch kein tüchtiger Landwirth aus einer dieser Anstalten hervorgegangen sey; sodann aber möchten wir darauf hinweisen, daß hier vielleicht mehr, wie anderswo, zu viele Subjecte hinkommen, denen zu sehr alle praktische Vorbildung fehlt, um die Anstalt mit dem Nutzen zu besuchen, den sie ihnen sonst gewähren könnte; daß aber auch die Großartigkeit der damit verbundenen Oekonomien und das darin herrschende Luxuriöse nicht gerade geeignet ist, recht tüchtige und recht eigentliche Oekonomen zu bilden. — Letzteres voraussehend, hat der Gründer des Georgikons dem Institut eine besondere, mit der Landwirthschaft der Herrschaft in keiner Art verwickelte Oekonomie überwiesen, die ihren Betrieb völlig abgesondert führt und ihre separaten Rechnungen hat. — Wie sich bis jetzt deren Reinertrag gestellt habe und noch stelle, das habe ich nicht erforscht. Aber unangenehm wird man berührt, wenn man hört, daß die Güter, welche zu Keßtelly gehören, schon seit Jahren administrirt werden, was eben für die Lehranstalt keine günstige Meinung erweckt, so schuldlos sie auch, wie aus dem eben Mitgetheilten zu entnehmen, an den nicht geordneten Finanzen des dermaligen Besitzers seyn mag.

Ich fand bei den dasigen Professoren, die ich kennen lernte, eben so viel gründliches Wissen in ihrem Fache, wie Gastfreundschaft und feine Bildung im Umgange. Zöglinge lernte ich keine kennen, da eben Ferien und fast alle verreist waren.

Zu dem besonders Bemerkenswerthen in der hiesigen Oekonomie gehört das Gestüt von reinem arabischen Blute. Die Thiere zeigen sämmtlich hohen Adel, den man eben so wenig an den veredelten, wie an dem Vollblut verkennen kann. Der einzige Tadel, den man ihnen nach den Forderungen unserer Zeit machen könnte, wäre die etwas kleine Gestalt der Thiere. Sie sind freilich in ihrem ursprünglichen Vaterland Arabien auch nicht größer, aber man hat es durch besondere Aufmerksamkeit, so wie durch umsichtige und kluge Auswahl der Zuchtthiere in manchem derartigen Gestüte doch erzwungen, den Thieren eine größere Gestalt zu geben, wodurch natürlicherweise ihr Werth sehr gestiegen ist.

Keßtelly hat seinen Namen von einem Castell, welches die Römer hier hatten, und welches den Eingang nach Pannonien von dieser Seite schützte. Auch in den folgenden Zeiten blieb hier eine wichtige Militärstraße, und es war noch außer dem Castell eine hohe Umwallung an der obern Spitze des Plattensees angebracht. Als man vor einigen Jahren hier behufs der Erbauung eines Dammes und einer Brücke über den See diesen Wall theilweise abtrug, fand man unter andern Alterthümern sieben Gerippe von riesengroßen Menschen. Welcher Zeit und welchem Volke sie angehört haben mögen, das ist bis jetzt unermittelt geblieben.

Wenn man über diesen Damm und seine Brücken fährt, so erstaunt man über den großartigen und in der That für die Kräfte einer einzigen Herrschaft in seiner Ausführung ungeheuer zu nennenden Bau. Einige hundert Klaftern lang ist derselbe mitten durch den See geführt, und damit hat man eine ununterbrochene Communication zwischen den Ortschaften dies- und jenseits hergestellt, die sonst oftmals auf Monate lang unterbrochen war. Eine unbedeutende Mauth wird für jedes Fuhrwerk gezahlt, die man gern geben könnte, wenn sie auch viermal so hoch wäre, indem man nicht allein statt einer furchtbar schlechten Wegstrecke jetzt auf einer guten fährt, sondern auch zu allen Zeiten sie passiren kann, und nicht, wie sonst, entweder oftmals still liegen oder einen Umweg von einer Tagereise machen darf.

Berühmter noch, wie das Gestüt von Keßtelly, ist das zu Lenyel-Toti im Sümegher Comitate, welches der Baron v. Frihtig dort vor etwa 15 Jahren aus einem arabischen Stamme gründete, und seitdem mit vieler Sachkenntniß fortzüchtete. Die Pferde sind hier größer, und empfehlen sich durch ihre Gestalt eben so, wie durch ihre Schönheit. Dadurch eben hat dieß Gestüt einen ausgebreiteten und wohlverdienten Ruf erlangt, was denn natürlicherweise nicht zum Schaden des Inhabers desselben gereicht.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 347.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

13 December 1839.

Ein Beſuch in Bengaſi. *)

Von Napoli di Romania fuhren wir raſch gegen Süden. Unſer Schiff legte neun Knoten in der Stunde zurück, und bald kamen wir an Cerigo, dem alten Cithera, vorüber. Der Wind blies anhaltend aus Norden, und wir verloren die Ufer gänzlich aus dem Geſicht. Gegen Abend wurde das Wetter ungünſtig, unſer Schiff wurde durch Windſtöße hin und her geſchleudert, und das Schwanken des Schiffs wurde unerträglich. Dieſe ganze Nacht ſchlief Niemand auf dem Schiffe, deſſen Lenkung ſehr mühſam geworden war. Man zog alle Segel ein, und bemühte ſich auf jede Weiſe, ſich in der Mitte des Meeres zu halten, aber unſer Capitän vermuthete, wir würden ſtark nach der afrikaniſchen Küſte zu getrieben. Endlich hellte es ſich auf, und in wenig Augenblicken erſchien die Sonne: wir maßen die Höhe und fanden, daß wir wirklich in der Nacht 60 Meilen weit nach Süden verſchlagen worden waren. Der Wind wurde nicht ruhiger, und gegen Abend ſagte mir der Capitän, da die afrikaniſchen Ufer ſehr niedrig ſeyen, und man ſie ſelbſt in geringer Entfernung nicht erblicken könne, übrigens auch in der großen Syrte, in deren Nähe wir uns befanden, wahrſcheinlich eine Menge Sandbänke ſeyen, ſo halte er es für paſſender, in einem Hafen Schutz zu ſuchen, ſo lange es noch Tag ſey. Wir müßten uns ſeiner Meinung nach in der Nähe von Bengaſi befinden, und da der Wind ſich nicht änderte und immer ſtärker wehte, ſo war es unmöglich, das Schiff rechts nach dem adriatiſchen Meere hin zu wenden, weßhalb er beſchloß in Bengaſi einzulaufen. Zu unſerm Glück war ſeine Vermuthung richtig: er ließ das untere Segel aufziehen, wandte das Schiff links, und fort ſchoſſen wir gleich einem Pfeile. Nach einer Viertelſtunde erblickten wir, wenn auch mit Mühe, das Ufer, und nach einer halben Stunde, d. h. eine Stunde vor Sonnenuntergang, lagen wir ruhig mitten im Hafen von Bengaſi vor Anker, wo damals ſich außer dem unſrigen auch nicht Ein Schiff befand.

Mit welchem Genuſſe legte ſich jeder von uns zum Schlafen nieder, nachdem wir bei dem furchtbaren Sturm zwei Nächte lang ſchlaflos zugebracht hatten! Wir lagen ganz ruhig, und das Schiff wiegte ſich kaum, aber der Capitän ſchärfte aufs ſtrengſte den Matroſen ein, daß nicht alle ſich zum Schlafen niederlegen ſollten, erklärte, er werde ſelbſt darauf Acht haben und die Schuldigen ſtreng beſtrafen. Als ich hierüber mein Erſtaunen bezeigte, erwiederte er mir: „Sie können ſich keine Vorſtellung machen, was für Diebe die Uferbewohner Afrika's ſind! Wenn ſie auf einem Schiffe Nachläſſigkeit bemerken, ſo fahren ſie in aller Stille heran, erſteigen es, und ſchleppen, auf dem Bauche kriechend, Alles mit ſich fort, was ihnen in die Hände fällt, ſelbſt Compaſſe und Inſtrumente; auch ſchneiden ſie Taue, Seile und Segel ab. Man hat Beiſpiele, daß ſie bis in die Cajüte kamen, und hier Geld und andere Gegenſtände einſackten.“ Ich lachte und ſagte: ich würde ſo feſt ſchlafen, daß ſie mich ſelbſt forttragen könnten; zum Glück indeß ging die Nacht gut vorüber. Ich ſchlief wie ein Todter bis in den andern Tag hinein, als die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand.

Bengaſi hieß ehemals Berenice. Sie war eine von den fünf Städten (Pentapolis), welche ſich in die Herrſchaft von Cyrenaica theilten. Ptolemäus glaubt, daß ſie in noch älterer Zeit Heſperis geheißen; der Name Berenice hat ſich noch einigermaßen erhalten, indem man die Stadt noch jetzt Berik, Bernik und Berenik nennen hört. Sie war ehemals, als die Hauptſtadt von Barka, groß, wohlgebaut und reich. Ihr Hafen war vor Alters gut und von großem Umfang, iſt aber jetzt faſt ganz verſandet, hat beim Eingang nicht mehr als 14 Fuß Tiefe, und ſo können nur Schiffe von 200 Tonnen einlaufen, und von dieſen nicht über dreißig. Im Winter ſoll die Einfahrt ſchwierig ſeyn, der Aufenthalt darin iſt aber zu allen Zeiten ſicher. Jetzt iſt Bengaſi nur ein großer Flecken, mit nicht mehr als tauſend Häuſern, worunter zwei oder drei Moſcheen von ſchlechter Bauart. Ein Aga verwaltet die Stadt unter dem Paſcha von Tripolis. Bengaſi liegt hart an der Gränze der Sandwüſte, weßhalb die Beduinen häufig hieher wandern, um mit den aus Malta und Genua kommenden Schiffen Handel zu treiben. Sie erwarten dieſelben mit Ungeduld, verkaufen

*) Bruchſtück aus einer Reiſe von N. S. Wſewoloſhſki, durch Südrußland, die Türkei, Nordafrika, Malta, Sicilien und Italien nach Frankreich, in den Jahren 1836 und 1837.

Ochsen, Felle und viel Kamelwolle an sie, und nehmen dagegen Pulver, Blei, etwas grobes Tuch, Quincailleriewaaren, und verschiedene zu ihrer Bewaffnung nöthige Gegenstände, so wie etwas Mehl und Reis. In der Stadt finden sich, wie ich mich selbst überzeugen konnte, gar keine Alterthümer mehr, doch trifft man römische Münzen in großer Anzahl, sie sind aber meist sehr abgegriffen, und fast alle von Claudius, Nero, Hadrian u. s. w. Ich suchte eine Münze von Gordian zu bekommen, welcher Kaiser Afrika gar nicht verließ, konnte aber nicht Eine erhalten; sie sind sehr selten.

(Fortsetzung folgt.)

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküste.

(Fortsetzung.)

Die Syphilis ist eine unter den Negern häufig vorkommende, doch nicht schimpfliche Krankheit, und wohl schon seit den ältesten Zeiten bekannt; unter unsern achtzig Negern, die meist aus dem Innern des Landes gekommen, waren viele damit behaftet. Die Neger und noch mehr die Negerfrauen haben einige wenn auch noch rohe Begriffe von der Heilkunst, und sind in ihren Curen sehr oft glücklicher als die europäischen Aerzte. Viele Negerinnen sind erfahren in der innern Anwendung heilkräftiger Kräuter, Rinden und Wurzeln, die sie kochen, infundiren und deren frischen Saft sie auspressen; vom Klystiren sind sie noch größere Liebhaber, als die Franzosen, und die Frauen klystiren sich alle Morgen mit kalten Kräuteraufgüssen, auch die Kinder werden häufig klystirt. Ihre Klystirspritzen bestehen, as einem hohlen Rohre, an dessen unterem Ende ein dünnes Röhrchen befestigt ist; durch einen die Höhle des Rohres ausfüllenden Stempel wird die enthaltene Flüssigkeit ausgetrieben. Stuhlzäpfchen, rothmachende und blasenziehende Mittel, Frottirungen, Einreibungen, Einspritzungen von verschiedenen Stoffen, warme Bäder und dergleichen werden häufig angewandt, Blutentleerungen bewirken sie durch seichte Längenschnitte in die Haut, auch die Akupunktur ist sehr häufig. Durch das Auflegen von Blättern des Mußnußbaumes heilen sie besonders schnell und glücklich brandige Wunden und Geschwüre.

Stirbt ein Neger, dann ist gewiß die Seele eines oder des andern Verstorbenen bei ihm gewesen, und hat ihm das Lebenslicht ausgeblasen; deßhalb werden bei gefährlich Kranken meistens einige Fetische vor das Krankenzimmer gestellt, um die Geister davon abzuhalten. Der Tod eines Negers setzt seine Freunde und Verwandten in volle Bewegung, sie führen Tänze vor seiner Hütte auf, wobei sie singen und schießen, und das Trauerfest ist um so feierlicher und großartiger, je freigebiger sich die nächsten Angehörigen des Todten finden lassen. Die Frauen sitzen und stehen um das Todtenbett, heulen und wehklagen unaufhörlich, und rufen dem Todten zu: „Warum bist du gestorben? Haben wir dich nicht gut und treu bedient? Hat es dir je an Essen und Trinken gemangelt?“ und dergleichen. Da natürlich der Verstorbene nicht antwortet, so muß der Priester ganz allein den Todten fragen, warum er gestorben sey. Nach einiger Zeit kommt der schlaue Priester mit geheimnißvoller Miene zu den Hinterlassenen, und sagt, er sey meineidig gewesen, oder habe irgend eine andere Sünde begangen, weßhalb er von seinem Abgotte mit dem Tode bestraft worden, und Aehnliches mehr. Gewöhnlich werden die Neger in ihren Häusern begraben; die Trauerzeit dauert ein Jahr, während welcher die Hinterbliebenen den Kopf kahl tragen müssen.

Wenn ein vornehmer Neger, Caboceer, gestorben ist, wird er gewaschen, schön gekleidet, mit Gold behangen auf das Bette gelegt, gewöhnlich mit der linken Hand unter dem Haupte nach Osten gerichtet, als ob er schlafe; um ihn sitzen seine Frauen, welche stets Ströme von Thränen vergießen und mit Roßschweifen in den Händen die Fliegen abwehren; auf einem kleinen Tische vor dem Bette stellen sie Speise und Trank, weil sie glauben, daß sie nach dem Tode eben so essen und trinken werden, wie im Leben. Vor dem Tische steht der Waffenträger des Todten mit dessen Säbel in der Hand, den er beständig bewegt, als wolle er einhauen, und ruft dem Todten zu: „O, was wart Ihr für ein großer Mann, und was seyd Ihr nun? Ihr waret der Schrecken Eurer Feinde, und nun seyd Ihr des Lebens beraubt! Gebietet mir, Jemanden den Kopf abzuschlagen! ich thue es sogleich, wie ich immer gethan habe, was Ihr gebotet! Warum hat Euch keine Kugel getödtet? Muß solch ein großer Mann auf seinem Bette sterben? Doch „Jan Compan“ (Gott) ist groß, er wollte es so!“ und dergleichen. Am andern Tage wird der Leichenkasten, bedeckt mit Waffen, im Hause zur Schau ausgestellt, und hierauf der leere Kasten im Hause begraben, der Leichnam aber an einem Ort außerhalb des Dorfes heimlich verscharrt, damit er etwa nicht seinen Feinden in die Hände falle und beschimpft würde. Sobald das Begräbniß vorüber ist, beginnt ein schreckliches Geschrei und Geheul im Dorfe, die Verwandten und Sklaven bringen den Tag mit Wehklagen zu. Eine Zeit lang nach dem Begräbnißtage wird täglich vor dem Hause des Verstorbenen gesungen, getanzt, geschossen und gezecht. Früher war es Sitte, einem verstorbenen Vornehmen zu Ehren eine Anzahl seiner treuesten Sklaven zu tödten, und mit ihm zu begraben, damit sie ihn auch nach dem Tode bedienen könnten; die Holländer lassen dieß natürlich nicht mehr geschehen, allein manchmal thun es die Neger doch heimlich. Am letzten Tage der Trauerzeit für einen Caboceer kommt sein Nachfolger in seinem mit Blut und weißer Erde beschmierten Kriegsgewande, auf dem Haupte die Kriegsmütze, bedeckt mit den Schuppen eines Kaimans, in der Rechten einen großen Negersäbel. Der Familienstuhl des Verstorbenen wird umgekehrt, mit einem weißen Tuche bedeckt, in ein kupfernes Becken gestellt, und durch einen Sklaven über dem Kopfe getragen. Der Zug, dem sich das dem Caboceer untergebene Volk anschließt, begibt sich unter beständigem Schießen an die See, und marschirt hier einige Zeit herum; zunächst um den Stuhl befinden sich viele Frauen, welche mit grünen Palmzweigen die Fliegen verscheuchen, über demselben werden zwei kleine Sonnenschirme und ein großer getragen. Hierauf kehrt der Zug nach Hause zurück, und nun werden die

Bildnisse aller aus der Familie Verstorbenen vor das Dorf gebracht. Diese Bildnisse sind von Lehm gemacht, das des Cabocceers ist größer, als die der Uebrigen, welche diesen Rang nicht bekleidet hatten, dunkelbraun angestrichen, und hie und da mit weißen Pünktchen und Strichen geschmückt; die Bildnisse der im Kriege Gebliebenen sind mit derselben weißen Erde übertüncht, womit sie die Leichname der Gefallenen bemalen; sie werden alle in kupferne Becken gestellt, und der Cabocceer voran, die Uebrigen nach der Altersfolge, von Frauen über dem Haupte getragen. Die Negerinnen, welche noch nie geboren haben, drängen sich zu diesem Dienst in Menge herbei und bilden sich ein, hiedurch vor Unfruchtbarkeit bewahrt zu bleiben. Ungefähr hundert Schritte außerhalb des Dorfes beginnen die Frauen, welche die Becken tragen, zu zittern und zu beben, neigen sich mit dem Leibe bald rechts, bald links, laufen einmal wie Besessene voraus, bleiben plötzlich wieder stehen, und taumeln dann zurück zu den Uebrigen. Die begleitende Volksmenge glaubt nicht, daß dieß durch die Frauen zunächst geschieht, sondern daß die Seelen der Verstorbenen, welche bei ihren nachgebildeten, früher bewohnten Leichnamen in den Becken sich befinden, diese sonderbaren Bewegungen verursachen. Auf einem freien Platze vor dem Dorfe werden die Bildnisse niedergestellt, und es beginnen die Tänze nach dem Klange ihrer Instrumente. Mädchen und Frauen von der Familie, welche etwa kein Bildniß zum Tragen hatten bekommen können, nähern sich nun denselben, drücken sie mit Entzücken an die Brust und rufen aus: „Eia fiaun!" d. i. wie schön bist du! Hierauf setzen sie dieselben wieder an ihren Ort, nehmen von den geopferten Speisen und Getränken etwas zu sich, und entfernen sich dann in der guten Hoffnung, bald Mutter zu werden.

Ihre Ansichten von einem Leben nach dem Tode sind verschieden; Einige meinen, daß sie in das Land der Weißen gebracht und als weiße Menschen wieder geboren werden; Andere glauben, daß sie an einen großen Fluß landeinwärts geführt würden, wo ihr früherer Lebenswandel von einem daselbst wohnenden großen Fetischpriester untersucht werde. Deßhalb stirbt auch Niemand in dieser Gegend, der nicht erst von einem Priester die nöthigen Anweisungen empfinge, wie er sich zu benehmen habe, wenn er an jenen Fluß kommt. Ist nun sein Leben untadelhaft gewesen, dann wird er in das Land der Glückseligen geleitet, hat er sich jedoch gegen die Fetische versündigt, dann wirft ihn der große Priester aus seinem Boote in das Wasser und nie sieht man wieder etwas von ihm. Im Lande der Glückseligen wird nach ihren Ansichten ihr früheres Leben in ähnlicher Weise fortgesetzt: der König, die Cabocceers und die obere Classe sollen nach dem Tode bei der obern Gottheit wohnen, im ewig erneuerten Genusse des Prunkes und der Ueppigkeit, welche sie auf Erden hatten, und in diesem Gedanken tödteten die Neger früher eine gewisse Anzahl von Sklaven beiderlei Geschlechts bei der Todtenfeier, damit sie den Verstorbenen begleiteten, seinen Rang verkündeten und Diener seines Vergnügens blieben; die Geister der niedern Classen sollen in Häusern der Fetische wohnen in einem Zustande trägen Dahinlebens, wie sie es in dieser Welt liebten; diejenigen von höherer Weisheit und Erfahrung sollen nach dem Tode mit einem Blicke in die Zukunft begabt und angewiesen seyn, auf das Leben der Menschen, welche die Fetische ehren, Acht zu haben und ihnen zu rathen; diejenigen, deren ungeheure Verbrechen die Sühne der Leichenfeier zu nichte machen, oder die aus Nachlässigkeit oder gewisser Umstände wegen derselben beraubt waren, sind verurtheilt, im Dunkel der Wälder zu hausen, von wo sie sich zuweilen zu ihren frühern Wohnungen hinschleichen. Wer die Leichenfeier der verstorbenen Familienmitglieder vernachlässigt, wird von deren Geistern beunruhigt und verfolgt.

Diese Meinungen über das Leben nach dem Tode wird man nicht befremdend finden, wenn man bedenkt, auf welcher niedrigen Stufe in sittlicher, geistiger und religiöser Beziehung die Neger stehen. Sie haben einige, aber sehr unvollkommene Begriffe von einem höchsten Wesen, halten dasselbe für allwissend, allweise, allmächtig, allgütig und nennen es Jan Compan; sie legen ihm die Schöpfung und Erhaltung aller Dinge bei, aber in sehr roher Weise. Sie glauben, daß dasselbe die Menschen unendlich viel Gutes genießen läßt, wie wenig sie es auch verdienen, und daß es Niemanden wehe thue; nichtsdestoweniger erweisen sie ihm nicht die mindeste Ehre. Einige, welche mit den Europäern mehr Umgang haben, rufen oft aus, wenn sie eine unerwartete Wohlthat empfangen oder eine große Gefahr überstanden haben: „Jan Compan me daasse," d. i. Gott, ich danke dir! sie opfern ihm nicht, und fragt man sie warum? dann antworten sie, dieß Wesen sey viel zu erhaben, um sich so weit zu erniedrigen, daß es Opfer von den armen Sterblichen annehme. Damit ihr Land jedoch mächtige Wesen besitze, die immer bei ihnen seyen, auf ihr Thun und Lassen aufmerken, bei vorkommenden Gelegenheiten sie mit Rath unterstützen und vor drohenden Gefahren sie beschirmen, hat Gott ihnen Untergottheiten — Fetische — aus dem Himmel gesandt. Diese ehren die Neger, da sie von ihnen eben so viel Böses als Gutes erfahren können. Jedes Dorf hat seine eigenen Fetische, die für dessen Wohl wachen, manchmal sind diese Gottheiten die See, ein Fluß, ein Baum, ein Berg oder irgend ein Thier. In diesen Gestalten soll nach der Meinung der Neger ihr Schirmgeist wohnen, damit man sein eigentliches Wesen nicht erkennen könne und hiedurch nicht das Leben verliere. Eine andere Art von Fetischen, für einzelne Familien oder Personen bestimmt, wird von den Priestern verfertigt, sie werden nie mit afrikanischer Gesichtsbildung gemacht und haben alle ein scheußlich wildes Aussehen. Nie sah ich das Bildniß einer belohnenden Gottheit; ihre Priester, die sehr feine Betrüger und Gaukler sind, erhalten das Volk in einer abergläubigen Spannung, welche sie zu ihrem Vortheile benützen: Gott selbst ist zu gut, als daß er ihnen wehe thun könnte, aber die Untergottheiten malen und stellen sie ihnen nie anders als fürchterlich und aufgebracht vor, damit die dummen Neger ihren Zorn durch Geschenke versöhnen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Eine Tour durch Ungarn.

(Fortsetzung.)

Von hier nahm ich meine Richtung gegen Fünfkirchen über Kapospar. Unbekannt mit dem Wege, welcher durch eben nicht freundliche und dabei ein wenig verrufene Gegenden führt, nahm ich einen Wegweiser mit. Ein alter Zigeuner vom reinsten Typus ward mir als solcher empfohlen. Ihm waren alle Wege und Stege genau bekannt, auch versicherte man mich, daß er verläßlich und ehrlich sey. Ich dachte an die Vetturinis in Italien, und trat ruhig meine Reise mit ihm an.

Auf hügeligem, mit Waldungen durchschnittenem Terrain ging es dahin. Eine eigentliche Straße war nirgends zu sehen, weil in der ganzen Umgegend keine Ortschaft von Bedeutung liegt. Häufig schlugen wir Feldwege ein. Wir kamen an einigen Pusten vorüber, wo uns die daselbst im Freien arbeitenden Menschen sehr neugierig betrachteten, weil solche Erscheinungen ihnen selten und fremd seyn mochten. — Im Ganzen war es auf dieser Tour so öde und einsam, daß es gar nicht viel Phantasie bedurfte, um sich vorzustellen, es hätten erst vor kurzem die Türken die Gegend verlassen, und es sey die Bevölkerung nach allen Seiten entflohen. — Im Ganzen aber ist diese Gegend nicht gerade sehr einförmig, denn es gruppiren sich die Waldungen so schön an den Hügeln, auch ist das Feld nicht unfruchtbar. Uebrigens gewährt es auch eine gewisse Unterhaltung, einmal ein wenig solche Regionen zu durchziehen, deren wildromantischer Anstrich die Phantasie anregt. Man ist da aus dem gewöhnlichen Leben herausgerissen und in ein anderes versetzt, eine Menge neuer Gegenstände erhält den Geist in steter Spannung. Wie ich so auf den weichen Wegen zwischen grünenden Hutweiden, die bald dichter, bald dünner mit Eichen besetzt waren, dahin rollte, und mein brauner Zigeuner mit freundlichem Grinsen sich immer nach mir wandte, und mich von dem und jenem unterhielt, wovon ich immer kaum das zehnte Wort verstand, dennoch aber den Sinn errieth; wenn ich ihm mit den wenigen Worten, die ich ungarisch wußte, antwortete, und er sich darob hoch freute; wenn die Schafhirten, gewöhnlich von mehreren weißen Wolfshunden begleitet, an den Weg herankamen, um die seltene Erscheinung zu sehen; wenn ich mich dessen erinnerte, was mir der Pandurenwachtmeister in Lenyel-Toti von dem vielen Diebs- und Raubgesindel gesagt hatte, welches die hiesige Gegend durchzöge, und was meistentheils aus Einwohnern derselben bestände, so war mir ganz wunderbar, aber keineswegs weder unangenehm noch furchtsam zu Muthe. Mochte man mir immerhin gesagt haben, es seyen diese Gegenden so unsicher, daß man in jedem Jaras (District) 16 bis 20 Panduren (gleich mit Gendarmen) halten müsse, und dennoch nicht überall für die Sicherheit stehen könne, so hatte mir doch die Erfahrung, daß ich weder in Ungarn noch in Siebenbürgen, wo ich bei Tag und bei Nacht Tausende von Meilen gereist war, jemals angefallen worden war, Muth gemacht, zumal ich mir es auch zum Grundsatze gemacht habe, mich so leicht durch Erzählungen weder einschüchtern, noch von irgend einer Tour abbringen zu lassen. Liest man freilich die Beschreibungen mancher Reisenden, die sie von der Unsicherheit der Straßen und Gasthöfe in Ungarn machen, so möchte man fürchten, auch nur zehn Meilen in diesem Lande zu reisen. Ich bin aber bei allen solchen grellen Darstellungen immer der Meinung gewesen, man habe deßhalb dabei sehr übertrieben, um seiner Bravour ein Monument zu setzen. Allein und unbewaffnet machte ich alle meine Reisen, von denen allen ich stets ohne alle Gefahr zurückgekehrt bin.

Daß die Gegend von welcher ich hier erzähle, für Diebe und Straßenräuber sehr geeignet sey, wer möchte es läugnen? Die Ortschaften in so weiter Entfernung von einander und die Waldpartien zu Verstecken so geeignet, sind beide für Räuber einladend. Sich aber hier in Hinterhalt zu legen, das möchte ihnen nicht lohnen, da so selten ein Reisender hier durchkommt, den man berauben könnte. Zudem wird die Landespolizei gut gehandhabt, und Panduren und Haiduken patrouilliren stark, und fangen eine Menge schlechtes Gesindel ein. Uebrigens sind die Gegenden zwischen dem Neusiedler- und dem Platten-See — wo auch der berüchtigte Bakonyer Wald liegt — so wie der Sämegher Comitat, der vielfach von Wäldern und Sümpfen durchschnitten ist, die verrufensten in ganz Ungarn. Wenn ich nun durch diese Gegenden mit großer Ruhe reiste, so konnte ich mich des Spottes kaum enthalten über die Beschreibung, welche der sonst so geistreiche Otto von Pirch von der Gefährlichkeit des Weges an der Donau von Raab nach Pesth herab macht, und wovon er sich wegen der Nähe des Bakonyer Waldes — der übrigens viele Meilen von da entfernt ist — mancherlei schauerliche Geschichtchen erzählen läßt.

Ich kam endlich in Kapospar an, und entließ meinen Aegyptier, der, hätte ich es verlangt, noch weit mit mir gefahren wäre. — Ein großes, fast prächtiges Gebäude ist der hiesige Gasthof, und dennoch findet man darin nur drei Extrazimmer für Fremde, und diese so jammervoll meublirt, daß man sich kaum setzen kann. Eine Abtheilung Uhlanen, die zur Concentration in die Gegend von Szigeth rückten, belebte den Ort. Eine Menge von geputzten Juden (es war Sonnabend) halfen das Gemälde bunt machen. Wie überall, so auch hier, bestätigte sich mir die Erfahrung von der Bildung und Humanität der österreichischen Officiere. Des Abends war ungarisches Theater von einer wandernden Truppe. Was ich schon anderwärts beobachtet hatte, das fand ich auch hier, daß nämlich diese Truppen in der Regel ungleich mehr leisten, wie die meisten derartigen deutschen. Verstand ich auch die Sprache nicht, so zeigte mir doch die Mimik und Gesticulation, daß fast das ganze Personale eine große Routine hatte, und frei war von dem linkischen, so sehr störenden Benehmen derartiger deutscher Schauspieler.

Von Kapospar nahm ich meinen Weg nach Fünfkirchen. Obgleich man mir der größern Nähe wegen den geraden Weg anrieth, so wählte ich doch, dem bessern Rathe der Officiere folgend, den weitern über Berki, von wo ich auf einem Nichtwege in die von Pesth nach Fünfkirchen führende Hauptstraße gelangte.

(Fortsetzung folgt.)

Gemälde-Einfuhr in England. Die Liebhaberei der Engländer für Gemälde scheint in stetem Wachsen. Im J. 1853 war die Zahl der aus fremden Ländern eingeführten Gemälde nur 5760, im J. 1858 betrug sie 9691. Von 1855 bis 1858 wurden im Ganzen 46,381 Gemälde eingeführt, wovon 22,291 aus Frankreich, 11,425 aus Italien, 5609 aus Deutschland, 5249 aus Belgien, 1119 aus Holland und 2699 aus verschiedenen andern Ländern. Natürlich sind die meisten dieser Gemälde nur Copien, die Zahl der wirklich bedeutenden Originalwerke wird wohl nicht über 900 betragen. Die Zollgebühren für jene eingeführten Gemälde betrugen 12,119½ Pfd. St. (Voleur. 10 Nov.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 348.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

14 December 1839.

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküſte

(Schluß.)

Die Schöpfung und Erhaltung der Welt ſchreiben ſie, wie geſagt, dem „Jan Compan" allein zu, wegen der Erſchaffung der Menſchen aber ſind ſie nicht einig mit uns; ſie glauben, daß Gott im Anfange der Welt ſogleich ſchwarze und weiße Menſchen geſchaffen (obgleich ſie behaupten, die ſchwarze Farbe ſey die mehr bevorrechtete, denken ſie im Ganzen doch das Gegentheil, meinen aber, die Weißen wohnen näher am Monde, die Neger näher an der Sonne), und zwar nicht ein Paar, ſondern Viele, da nach ihrer Einſicht zwei Menſchen keine Welt bevölkern können, und daß Gott viel zu gerecht und gut ſey, um auf einmal mehr Thiere als Menſchen zu ſchaffen.

Der Mond wird von den Frauen beſonders hoch geehrt, und bei ſeiner vollendeten Zunahme huldigen ſie ihm durch feierliche Tänze und Geſänge.

Die Fetiſchprieſter und Prieſterinnen werden den Negern von „Jan Compan" geſandt: Neger oder Negerinnen, die ſich bereits durch allerlei Gaukeleien in ein gewiſſes Anſehen zu ſetzen gewußt hatten, werden, nach ihrer Ausſage, plötzlich vom Fetiſch ergriffen und durchdrungen, und nachdem ſie eine harte Probe beſtanden haben, als Fetiſchprieſter anerkannt. Die bereits anerkannten Prieſter unterwerfen die Candidaten der Feuer-, Waſſer- oder Giftprobe; die Begünſtigten kommen natürlich gut durch, während die Nichtbegünſtigten der Probe unterliegen, und ihre Vermeſſenheit mit dem Leben bezahlen müſſen. Aehnliche Proben werden auch in andern Fällen, wo menſchliches Urtheil nicht ausreicht, angeſtellt, und dieſes ſogenannte Fetiſchnehmen gilt ſo viel als bei uns ein Eid.

Es gibt übrigens zwei Claſſen von Fetiſchprieſtern: die der obern Claſſe wohnen nächſt der dem Fetiſch errichteten Hütte und ſind des Gottes Orakel, die der untern wohnen bloß den Feſten und Cerimonien bei und dienen als Wahrſager und Geiſterbeſchwörer. Die Fetiſchprieſterinnen werden gewöhnlich nur bei Krankheitsfällen um Rath gefragt, und beſchwören dann die Krankheit durch ihre Cerimonien und heilſamen Kräuter. Die Prieſter ſind meiſtens ſchlaue Betrüger, die unverſchämt auf die Dummheit der Neger losſündigen und dieſe daher in ihrer Dummheit erhalten müſſen. Die Neger ſind gränzenlos abergläubiſch und halten alles, was ſie ſich nicht erklären können, für verzaubert; die der Zauberei Ueberführten werden zwar grauſam beſtraft, da aber dennoch Zaubereien genug vorkommen, ſo müſſen entweder die Prieſter ſelbſt die böſen Geiſter beſchwören, oder Amulete die Leichtgläubigen gegen dieſelben ſchützen. Die Prieſter wiſſen gegen alles Ungemach dieſer Art, das einen Neger treffen kann, Amulete zu verfertigen, und verkaufen dieſe dem bethörten Volke natürlich ſehr theuer. Sie werden aus allerlei Stoffen gemacht, und ſelbſt die ekelhafteſten werden dazu benutzt; die vorzüglichſten ſind jedoch eine beſondere Art von Steinen, von den Negern „Agris" genannt. Die Prieſter ſagen, daß ein ſchlangenförmig aus der Erde aufſteigender Dunſt ihnen anzeige, wo ſie darnach graben müſſen. Der Beſitzer eines ſolchen Steines iſt eines ununterbrochenen Glückes gewiß, weßhalb dergleichen auch dem Golde gleich geachtet werden. Dieſe Steine ſind zum Theil ganz einfach, und ich ſah deren blaue, gelbe, grüne und dunkelrothe, die vielfarbigen erglänzen und ſchillern mit verſchiedenen Farben und Schattirungen. Jeder hat eine eigene Kraft zur Abwendung eines gewiſſen Unfalles, der eine ſchützt gegen Verwundungen, der andere gegen Feuer, ein dritter gegen Gift; zu Pulver gerieben dienen ſie als Heilmittel, und verdächtigen Perſonen eingegeben entdecken ſie deren Schuld oder Unſchuld. Widerfährt dem Beſitzer eines Amulets dennoch ein Unglück, dann ſagt der Prieſter, derſelbe habe ſeinem Fetiſch nicht genug geopfert, oder Aehnliches. Hat ein Neger von ſeinem Fetiſch etwas Beſonderes zu bitten, dann wendet er ſich an einen Prieſter, jedoch nicht ohne ſein Opfer mitzubringen, und erſucht ihn, den Fetiſch ſeinetwegen zu ſprechen. Dieß geſchieht manchmal im Beiſeyn des Negers. Der Prieſter ſchließt ſich in die kleine Hütte des Fetiſch ein, rüttelt an derſelben und läßt Rauch und fremdartige Töne aus deren Ritzen dringen; der ſtaunende Neger glaubt, daß die Hütte durch übernatürliche Gewalt gebebt und gerauſcht habe. Der Prieſter tritt ſodann aus der Hütte und bringt dem ehrfurchtsvollſt harrenden Neger die Antwort, die

er natürlich ſchlau genug ſo ertheilt, daß ſein Anſehen dabei nicht verdächtig werden kann. Meiſtens jedoch gibt der Prieſter vor, der Fetiſch ſey jetzt gerade nicht zu ſprechen, und der einfältige Neger muß dann ſo lange warten, bis der Fetiſch bereit iſt, Rede zu ſtehen, das heißt, bis der Prieſter von der betreffenden Sache gehörig unterrichtet iſt. Sodann führt dieſer jenen vor die heilige Hütte, gießt ein wenig Branntwein auf die Erde und beſprengt damit die Hütte; hierauf ſpricht er den Götzen auf ſehr unterthänige Weiſe an und bittet um gnädigen Aufſchluß über die gethane Frage. Alsbald läßt ſich eine fernherklingende, unverſtändliche Stimme hören, welche der prieſterliche Bauchredner geſchickt hervorzubringen weiß. Der Neger wird von heiligem Schauer ergriffen, da er die Stimmen ſeines Gottes zu hören vermeint, deren Deutung er dem Prieſter auf das Wort glaubt. Wenn der Prieſter den Fetiſch ſelbſt nicht ſprechen will oder darf, da dieſer nicht immer Gehör gibt, dann bedient er ſich zu ſeinem prophetiſchen Amte verſchiedener anderer Mittel. Ich ſah einen ſolchen Wahrſager, welcher hiezu einen Büſchel ſchmaler, lederner Riemen benützte; die einen Enden derſelben hielt er in der linken Hand, am andern Ende der Hälfte derſelben waren allerlei Dinge befeſtigt, Stückchen Eiſen, Zähne, Korallen, Federn, Kugeln u. ſ. w. Mit dieſen Riemen wiſſen ſie ſehr gewandt in den Händen zu ſpielen, und werfen ſie vor den Augen des Fragenden auf ein von ihnen ausgebreitetes, ſchwarzes Affenfell verſchiedene Male nieder; die Riemen, an deren einem Enden etwas befeſtigt iſt, bedeuten Gutes, fallen nun mehrere von dieſen zuſammen, dann weiſſagen ſie Gutes, im Gegentheil Schlimmes.

In der Nähe Elmina's, im Dunkel des Urwaldes, gibt es geheiligte Stellen, die meiſt nur den Prieſtern bekannt ſind; an dieſen heiligen Orten ſpricht manchmal Jan Compan ſelbſt mit den oberſten Prieſtern, alle andern Menſchen, die auf weiten Umwegen dahin geführt werden, dürfen nur in einer gewiſſen Entfernung Zeugen der göttlichen Unterredung ſeyn. Iſt der Prieſter an dieſen Ort gelangt, dann hält er ſtille und gibt ein Zeichen durch das Schlagen auf eine eiſerne Glocke. Die in der Ferne ſtehenden Neger hören hierauf in der Luft die Töne einer andern Glocke, die immer näher und näher kommen, und ſehen einen der größten Bäume auf ungewöhnliche Weiſe ſich bewegen, als ob eine ſchwere Laſt ſich auf demſelben gelagert habe. Die Neger erfaßt nun ein Zittern und Beben, und während deſſen läßt der Prieſter verſchiedene Stimmen erſchallen, als ob er ſich im Geſpräche mit der Gottheit befinde. Solche Geſpräche mit Jan Compan haben meiſt ein Menſchenopfer zur Folge, das dieſer von dem Prieſter verlangt hat.

Einmal im Jahre, meiſt im Beginn des Auguſt nach der Ernte, hat eine große, religiöſe Feſtlichkeit ſtatt, welche acht Tage lang dauert und durch Tänze und Zechgelage begangen wird. Am letzten Tage Morgens verläßt der Oberfetiſchprieſter mit einer Schüſſel geweihten Waſſers und einem Palmzweig in der Hand ſein Haus, taucht dieſen in das Waſſer und beſprengt dreimal den Boden. Durch dieſe Cerimonie bannt er die Teufel aus dem Dorfe, ſobald dieß geſchehen iſt, rennt das verſammelte Volk wie wahnſinnig aus dem Dorfe mit furchtbarem Schreien, Toben und mit Bewegungen, als ob es Jemand verfolgte, wirft mit Schmutz und Steinen vor ſich hin, bis es an die See gelangt, wohin es die Teufel gejagt zu haben glaubt. Hierauf kehren die guten Leute mit ſiegprahlenden Mienen in ihre Häuſer zurück, welche von den Frauen von Grund aus geſcheuert und gereinigt werden, damit ja kein Teufelchen darin verſteckt bleiben könne. Während der Dauer dieſes Feſtes iſt Alles erlaubt, und es werden daher auch die größten Ausgelaſſenheiten begangen, Prügeleien jedoch werden ſehr ſtrenge geahndet.

Der Dienſtag iſt der Neger Sonntag; an demſelben darf nichts gehandelt oder verhandelt, ſelbſt kein Schuldner gemahnt werden. — Von einer Zeiteintheilung haben die Neger faſt gar keinen Begriff; das Auf- und Untergehen der Sonne und deren höchſter Stand zeigt ihnen Tag, Nacht und Mittag an, die Zeit der Ernte, den Wechſel des Jahres, und dieſe Zeichen bleiben ſich immer gleich, kleine Abweichungen werden nicht berückſichtigt. Da ſie unter dem ſechsten Grade ſüdlicher Breite wohnen, und ihnen die Sonne immer faſt zu derſelben Zeit und an derſelben Stelle unterzugehen ſcheint, ſo wiſſen ſie von deren Kreislauf nichts; da aber die Mondsveränderungen ihnen auffallender ſind, ſo beſtimmen ſie nach dieſen ihre Wochen, oder vielmehr ihren Sonntag.

Bei einem Volke, das keine Zeiteintheilung, und wegen Unkunde des Schreibens keine Zeitrechnung kennt, das von jeher in die tiefſte Unwiſſenheit verſunken, dem blindeſten, roheſten Aberglauben und einem trägen, gedankenloſen Dahinleben mit nur unbedeutender Unterbrechung ergeben war, kann von einer Geſchichte keine Rede ſeyn. Es haben ſich kaum Sagen unter dem Volke erhalten, oder ſie haben ſich mit Lügen und Abgeſchmacktheiten fortgepflanzt; nur die Heldenthaten, welche Einzelne im Kriege mit benachbarten Negerſtämmen oder bei Empörungen gegen die Europäer begingen, leben eine Zeitlang im Munde einzelner Familienglieder fort.

Vergleiche ich die Schilderungen des Zuſtandes der Neger auf dieſem Theile der afrikaniſchen Weſtküſte, welche uns die Reiſenden in früheſten Zeiten lieferten, mit meinen eigenen Erfahrungen und Beobachtungen, ſo muß ich bekennen, daß die dreihundertjährige Bekanntſchaft mit Europäern im Allgemeinen auf ihre geiſtige Entwicklung faſt gar keinen merkbaren Einfluß geäußert hat, was gewiß nicht allein ihrem Starrſinn und ihrem Widerſtreben gegen jegliche Aufklärung zugeſchrieben werden kann.

Ein Beſuch in Bengaſi.

(Fortſetzung.)

Früh Morgens kamen zwei Beduinen auf unſer Schiff. Einer von ihnen ſprach gut italieniſch; ſie wollten ſich erkundigen, ob das Schiff aus Malta ſey, und ob ſie nicht Ochſen an dasſelbe verkaufen könnten, mit denen ſie in der Nähe lagerten. Ich fragte ſogleich, ob ihr Lager weit entfernt ſey, und ob ſie es über ſich nehmen würden, mich dahin zu geleiten; ich wollte nämlich die Gelegenheit benützen, dieſes Volk, von dem

man in den neueſten Reiſen ſo viel hört, mit eigenen Augen zu ſehen. Der Beduine erwiederte, nach ihrem Lager ſey es nicht weiter als fünf Stunden im Kameliſchritt. Wir handelten mit ihm ab um fünf neapolitaniſche Ducaten, und er nahm es über ſich, mich hin und zurück zu begleiten. Ich miethete in der Stadt zwei Kamele und fünf Eſel, und da unſer Capitän mich verſicherte, daß es bei dem ſtarken Nordwinde keine Möglichkeit ſey, aus dem Hafen auszulaufen, ſo entſchloß ich mich, den Ausflug nach der Wüſte zu den Beduinen zu machen. Des Capitäns Gehülfe, Caſieri, vier Matroſen, ich und mein Diener machten uns alle, gut bewaffnet, am andern Tage früh Morgens auf den Weg, in Begleitung des Beduinen Ibrahim; der andere Beduine blieb als Geiſel auf dem Schiffe. Ich hatte keinen Begriff von dieſen Sandwüſten, und hatte nie ein Kamel beſtiegen. Der Führer (Kornak) gab dem für mich beſtimmten mit dem Stock einen leichten Schlag auf die Vorderfüße, und dieß ließ ſich auf die Knie nieder. Der Kornak half mir hinauf, und gab mir, als ich in den Sattel geklettert war, einen Strick in die Hand, der um den Hals meines Trabers lief, wahrſcheinlich um mich daran halten zu können. Nur mit Mühe konnte ich den breiten, hölzernen Sattel, eine Art Seſſel, mit den Füßen umſpannen zum Glück aber kam ich auf den Einfall, ein ſaffianenes Reiſekiſſen unterzulegen. Die mit einem häufenen Strick befeſtigten Steigbügel, hinten mein Mantel, ein Sonnenſchirm und ein doppellaufiges Gewehr machten meine ganze Bagage aus. Der Kornak ſaß auf demſelben Kamele hinter mir, und ließ die Füße auf einer Seite herabhängen. Auf dem anderen Kamele — auf welches mein Reiſegefährte Caſieri durchaus nicht ſteigen wollte, ſondern einen Eſel nahm — wurden die ledernen Schläuche mit Waſſer aufgeladen; auch trug es unſern ganzen Weinvorrath, beſtehend aus ſechs Bouteillen, meinen Diener, einen Matroſen, mein Bett, oder richtiger geſagt, meine Filzdecke, und noch Einiges, das Ibrahim gehörte. Drei Matroſen und Ibrahim nahmen auf den übrigen Eſeln Platz, und ſo zog unſere Karawane vorwärts. Wir zogen öſtlich, etwa zehn Werſte weit, auf einer flachen Wieſe. Ich ſaß ziemlich gut, nur genierte mich das allzuweite Ausſpreizen meiner Füße, weßhalb ich bald dem Beiſpiele meines Kornaks folgte, und ſie auf einer Seite hinabhängen ließ. Mein Kamel ging einen guten Schritt, ſo daß die Eſel ihm kaum im Trabe folgen konnten. Der vordere Eſel war an mein Kamel angeknüpft, und mußte unaufhörlich laufen, wobei die Glöckchen an ihm erklangen. Die Wieſe, auf der wir ritten, begann nun durch den hereingewehten Sand allmählich ein anderes Anſehen zu gewinnen, und mit einemmale befanden wir uns in der unabſehbaren Sandwüſte. Rechts ſah man noch das Meer, links und vor uns nichts als den gelben Sand. Wirbelwinde bildeten Unebenheiten darauf gleich den Wellen des Meeres, und der laſurblaue Horizont mit der flammenden Sonne vollendete das traurige aber großartige Gemälde. Die Kamele ſetzten ihren Schritt ziemlich munter fort, aber die Eſel ließen nach zwei Stunden die Köpfe hängen, und man mußte ſie öfters mit dem Stock antreiben. Endlich hielten wir an, gaben ihnen zu trinken und eine Handvoll Rübenkraut zu freſſen, und nach dieſem Frühſtück ſetzte ſich die Karawane abermals in Bewegung. Mich beläſtigte die ſchon hoch emporgeſtiegene Sonne unerträglich, und ich breitete meinen Sonnenſchirm aus.

Unſer ermüdender und ſchweigſamer Zug dauerte vier Stunden; endlich ſtimmte mein Kornak mit lauter Stimme ein wildes Lied an, und ihm antwortete oder accompagnirte ſein auf dem Eſel reitender Gefährte. Mir ſchien, als zeige ſich etwas vor uns, ich blickte genauer hin, es war wie ein kleiner Fleck am Horizont, der aber mit unſerm Naherkommen ſich raſch vergrößerte. Endlich erblickte ich einige Palmbaume, unter denen das Beduinenlager aufgeſchlagen war; aber dahin war noch eine gute Stunde. In der Steppe wie auf dem Meere ſieht man die Gegenſtände in weiter Ferne. Kamele und Eſel ſchienen die nahe Ruhe zu fühlen: ſie ſchritten munter vorwärts, und wir ſelbſt wünſchten baldmöglichſt von unſern beweglichen Schiffen herabzuſteigen. Als wir dem Lager näher kamen, ſprengte Ibrahim voraus, und dort kam nun Alles in Bewegung: ein Haufe Beduinen ſammelte ſich, und ſechs unter denſelben, worunter Ibrahim, kamen uns entgegen. Wir hielten an, ſtiegen von den Kamelen, und die Beduinen ſagten mir durch unſern Dolmetſcher, der Scheikh habe befohlen, uns willkommen zu heißen. Mich geleitete man nach dem Zelte desſelben, und hinter mir kam mein Gefolge, je zwei und zwei. Die Beduinen umgaben uns, blieben aber wenige Schritte vom Zelte ſtehen. Der Scheikh trat heraus, mir entgegen, in Begleitung von zwei alten Männern und einem Knaben, einem Jungen von zehn Jahren, ſeinem Sohne; er war etwa 60 Jahre alt, von hohem Wuchſe, etwas hager, mit einem ziemlich langen und grauen Bart; auf ſeinem Kopfe war ein runder Feß, faſt wie eine Plattmütze, und ohne Quaſte. Er lud uns in ſein Zelt ein, Caſieri und ich ſetzten uns nieder, und der Scheikh blieb in geringer Entfernung ſtehen. Zwei Frauen traten herein, und brachten ein kupfernes Becken und einen großen Krug mit Waſſer. Da ich die Sitte ſchon kannte, befahl ich meinem Diener, mir Stiefel und Strümpfe auszuziehen; die Frauen wuſchen mir die Füße, und ich ſelbſt wuſch mir das Geſicht und den Kopf — Staub und Schweiß hatten mich auf dem Wege faſt zum Mohren gemacht, und das Waſchen erfriſchte mich ſehr. Die Frauen traten hinter einen Vorhang, der das Zelt in zwei Theile ſchied, und der Scheikh trat nun heran und ſetzte ſich mit uns nieder. Wir ſaßen auf einer ägyptiſchen Matte, nach orientaliſcher Sitte mit untergeſchlagenen Füßen. Ibrahim ſtand hinter dem Scheikh: Niemand ſprach ein Wort. Man brachte eine Pfeife: der Scheikh that einen Zug und gab ſie dann mir; noch andere wurden hereingebracht für Caſieri und für ihn ſelbſt. Dann brachte man den Kaffee, und nach dieſem wurden kleine, runde Kuchen auf einer Schüſſel aufgeſetzt; der Scheikh zerbrach eine derſelben in drei Theile, und als jeder von uns ſeinen Antheil verzehrt hatte, erklärte er, jetzt ſeyen wir ſeine Gäſte und im Zelte vollkommen Herr, wie er ſelbſt.

(Schluß folgt.)

Unterirdiſche Gänge in Artois.

In dieſer Provinz findet ſich eine Art Alterthümer, die bis jetzt den Geſchichtſchreibern völlig entging, nämlich unterirdiſche Gänge bei mehrern Dörfern, namentlich bei einem Namens Croiſſers, die kürzlich von einem Hrn. Terninck beſchrieben wurden. Die Eingänge ſind ſehr eng und brunnenartig, die Corridore und Kammern unten aber 6 bis 8 Fuß hoch. Die Tiefe, in welche dieſe Gänge, welche in dem Thon oder der Kreide ausgehauen ſind, hinabgehen, beträgt zum Theil 70 bis 80 Fuß. Die Arbeit des Aushauens geſchah auf eine ſehr rohe Weiſe, und man erkennt faſt allenthalben noch deutlich die Spuren der Spitzhauen. Man glaubt, dieſe unterirdiſchen Wohnungen ſeyen im 9ten und 10ten Jahrhundert zur Zeit der Normanneneinfälle entſtanden, und ſie finden ſich in der Picardie, in Artois und in Cambreſis in großer Anzahl. (Echo du Monde Savant vom 30 November.)

Chronik der Reiſen.

Eine Tour durch Ungarn.

(Fortſetzung.)

Nichts iſt charakteriſtiſcher, als ein Jahrmarkt in einer ungariſchen Landſtadt oder in einem Marktflecken. Ich traf einen ſolchen in Saas, einem Flecken zwiſchen Dombovar und Fünfkirchen. Das Drängen und Treiben der ungeheuren Menſchenmenge war hier ſo groß, daß ſich mein Wagen nur mit Mühe Bahn brach. Das Gewälbe, welches ſie bildete, war wahrhaft ſchön. Die Männer waren meiſtentheils in Blau gekleidet, und die Frauenzimmer faſt alle weiß. Viele der erſten waren, obgleich die Hitze groß war, in ihren weißen Mänteln, welche an den viereckigen niedergeſchlagenen Kragen, ſo wie unten in den Zipfeln mit bunten Blumen geſtickt waren. Sie ſind kurz, und reichen nicht weit über die Kniee hinab. Die Frauen trugen über den Kopf weiße Tücher, welche ſchön drapirt in regelmäßigen Falten hinten hinab fielen. Die Mädchen waren im bloßen Haare, welches ſich, oben in ein Neſt gewickelt und mit einem rothen Band umwunden, wie ein kleines Krönchen zeigt. An den Seiten war es glatt bis in den Nacken geſtrichen, ſo kunſtvoll, daß ich es anfangs für eine Art von ſeidenem Netze hielt, welches wie eine Capuze rückwärts in die Höhe gezogen war. Am Mieder hatten ſie ebenfalls viel bunte Bänder. Dieſe und die weißen Kleider, ſo wie die blauen und rothen Strümpfe, Alles im bunten Treiben, gab eine Anſicht, wie man ſie ſobald nicht wieder hat. Von allen Seiten her ſtrömte das Volk noch zu, obgleich das Gewühl ſchon groß genug war. Vor der Kirche knieten ganze Schaaren Andächtiger, welche innen nicht mehr Platz fanden. Nun denke man ſich das Geräuſch, das Markten und Feilſchen in den Buden, das Wiehern der Pferde, das Schreien der Eſel, das Brüllen des Hornviehes, und zwiſchen dieſem allem hindurch die Muſik der Zigeuner. Letztere behielt am Ende über Alles die Oberhand, weil ein rüſtiger Burſche mit der Trompete ſo zu ſchmettern verſtand, als wolle er die Mauern von Jericho einblaſen. — Die Muſik dieſer Leute hat etwas Eigenthümliches, und wo ſie ſich auch vom unangenehmen Gekreiſche, welches ſie nur allzu oft hat, auf eine höhere Stufe ſchwingt, da geht doch immer mitten durch dieſelbe ein Schrei des Schmerzes, den man für die Klage des Genius dieſes Volkes halten möchte.

Das Gemiſch der in Ungarn wohnenden verſchiedenen Nationen findet man, je näher man an Fünfkirchen kommt, wieder in ſeiner ganzen Mannichfaltigkeit: Ungarn und Slaven, Raizen und Croaten leben hier, und faſt in jeder Ortſchaft hört man eine andere Sprache. Bei der Einfahrt in Szek grüßten einige Kinder ganz ehrerbietig: „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ Da fand ich wieder Deutſche, und Gelegenheit, mich über ſo Manches, was die Umgegend betraf, zu belehren. — Szek beſteht aus zwei Theilen, wovon der eine von Deutſchen, der andere von Ungarn bewohnt iſt. Da nun die Einwohner fortwährend mit einander verkehren, ſo ſind ſie auch ſämmtlich beider Sprachen mächtig, die ſie denn in der Unterhaltung ſtets miſchen, wodurch ein ganz eigener Jargon entſteht.

Ehemals ging die Straße in gerader Linie über das zwiſchen Szek und Fünfkirchen liegende Gebirge. Dieſe iſt aber gegenwärtig völlig unfahrbar, und ſelbſt die neue, auf welcher man das hohe Gebirge zum Theil umgeht, iſt noch beſchwerlich genug. Faſt anderthalb Stunden geht es fortwährend bergauf, und wenn man endlich den höchſten Punkt erreicht hat, und glaubt, die Stadt vor ſich liegen zu ſehen, muß man noch eine lange Zeit warten, ehe man in die von Serard, die ebenfalls von Peſth kommt, einbiegt.

Fünfkirchen gehört zu den Städten Ungarns, welche man auch nach deutſcher Vorſtellung für Städte gelten läßt. Sind auch in ihr noch eine Menge ſchlechter Partien, beſonders in den Vorſtädten, ſo hat doch die innere Stadt einige recht ſchöne Straßen. Vor Allem imponirt in ihr aber der Dom, von dem ich noch Gelegenheit zu ſprechen haben werde. Ich traf den Stab und einige Escadrons des Uhlanenregiments Fürſt Schwarzenberg hier, welches ſeine Concentration ſo eben bei Szigeth beginnen ſollte. Durch die Menge von Officieren waren die guten, und durch Wachtmeiſter und Unterofficiere die mittlern Gaſthöfe beſetzt, ſo daß ich Mühe hatte, unterzukommen. Ein glücklicher Zufall brachte mich in einer Vorſtadt in ein reinliches und gutes Einkehrwirthshaus, wo ich des andern Morgens ein ſehr unterhaltendes Schauſpiel hatte. — Früh um 6 Uhr blies nämlich der Trompeter zum Aufſitzen, und es ſtellte ſich eine Escadron gerade meinen Fenſtern gegenüber auf. Wahrhaft unterhaltend war die Unbefangenheit, mit der hier Alles geſchah. Officiere und Unterofficiere Tabak rauchend, die Gemeinen ſich ungezwungen bewegend, ſtand die Truppe über eine Stunde auf dem Platze. Endlich ſtellte ſich der Rittmeiſter an die Spitze, und der Ausmarſch fand eben ſo ungezwungen ſtatt, wie die Aufſtellung. Mittlerweile waren zwei Officiere mit den 25 Trompetern des Regiments in die Stadt geritten. Nach einer Weile hörte ich ſie mit klingendem Spiele zurückkommen. Jetzt, glaubte ich, würde erſt der Hauptzug kommen, und ſiehe da, der Obriſt machte ſich die Freude, die Trompeter vor ſich herblaſen zu laſſen, während er mit der Tabakspfeife im Munde und zu jeder Seite einen Officier folgte. — An Train fehlte es nicht, da eine ungeheure Menge von Fuhrwerk nachgefahren wurde.

Nach Szigeth ging der Marſch, nach jener Veſte, die durch Zrinyi's heldenmüthige Vertheidigung im Jahre 1564 ſo berühmt geworden iſt. Sie liegt vier deutſche Meilen öſtlich von Fünfkirchen, und war ehemals vorzüglich feſt durch die ſie umgebenden Sümpfe, worauf auch ihr Name deutet.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 349.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 December 1839.

Sevilla und ein Ausflug von da nach dem alten Italica, am 7 August 1837.

(Mitgetheilt von Höffen.)

Das Ausland gab kürzlich einige Mittheilungen über das alte Italica aus dem Athenäum vom 19 October. Da diese große, gleichsam in den Boden versenkte Trümmerstadt durch Ausgrabungen, die neuerdings stattfinden, wieder aufgedeckt, aus dem Schutt und dem Grabe wieder auferstehen soll, und für die Kunstgeschichte in mehrfachem Betracht sehr wichtig zu werden, jedenfalls an Kunstwerken reiche Ausbeute zu geben verspricht: so nehme ich Veranlassung davon, Ihnen etwas umständlich über einen Besuch zu berichten, den ich jenem merkwürdigen Orte im Jahre 1837 von Sevilla aus abstattete. Einfließende Bemerkungen eines Touristen, der sein Augenmerk hauptsächlich auf die Sitten des Landes gerichtet hat, werden Ihrem Blatte nicht unwillkommen seyn.

Ich hatte den Ausflug nach Italica auf den 7 August gestellt. Sevilla, nicht bloß die erste und schönste Stadt Andalusiens, sondern auch die heiterste, lieblichste Stadt von ganz Spanien, — und das will nicht wenig sagen — bietet so viel Sehenswerthes und Anziehendes, daß der Fremde, welcher seinen Aufenthalt nicht nach Wunsch verlängern kann, dort die sparsamste Oekonomie mit seiner Zeit treibt, ja förmlich damit geizt. Ein spanisches Sprüchwort besagt, nicht ohne Wahrheit, daß, wer Sevilla nicht gesehen habe, kein Wunder kenne; es heißt wörtlich:

„El que no ha visto à Sevilla
No ha visto maravilla."

Das Beste in der Schöpfung bleibt immer der Mensch und das Leben. Das Volksleben einer Stadt gewinnt ihr am meisten die Neigung des Fremden, und ist sie reich daran, wie Sevilla, so fesselt sie unwiderstehlich. Byron, noch so ruhelos in höherem Alter, konnte doch in seinen Jugendjahren mehrere Monate zu Sevilla ausharren. Moderne Straßen mit den prächtigsten Häuserreihen, aber unbelebt und still, haben etwas Niederdrückendes, Beängstigendes, und die äußerlich schönste Stadt ohne Volksleben gleicht einem hohlen Kopfe mit regelmäßiger Gesichtsbildung, einem Todten, der schön ausstaffirt im Sarge ruht, und bei dem man nicht gerne verweilt. In Sevilla erscheint das andalusische Leben in seiner ganzen Fülle und Innigkeit, auf seinem Höhenpunkte; sie ist die ächte Stadt der schönen Bätica, von der schon die Alten sagten, sie habe die Wonne und Lust (las delicias) des goldenen Zeitalters bewahrt; im Leben Sevilla's spiegeln sich alle Fehler und Tugenden der Andalusier ab: ihr heiterer Sinn und ihre Leichtfertigkeit, ihr gesellig freundliches Thun und ihre Schwatzhaftigkeit, ihre Gutmüthigkeit und ihre aufbrausende, dämonische Bosheit, ihre Putz- und Prunksucht, ihre elegante, anmuthige Haltung und ihre oft schmutzige Nachlässigkeit, ihre Enthaltsamkeit und ihre Genußsucht im steten Haschen nach dem Augenblicke, ihr indolentes aber auch sorgenloses Hinleben und ihre übersprudelnde Lebhaftigkeit, Ehrgeiz und Trotz, Bigotterie und unbändige Freiheitsliebe — das Alles aber in Sitten und Gebräuche, die streng beobachtet werden, in anmuthige, reizende Formen gebracht, und mit einander zu einem Ganzen, Nationalen verwebt, und zu einem lebensvollen, eigenthümlichen Charakter ausgeprägt, der weit mehr anzieht, als abstößt.

Am heitersten, belebtesten erscheint Sevilla in den Sommerabenden. Es wäre eine Sünde, dann in seinem Zimmer zu bleiben. In den hellerleuchteten Straßen, namentlich auf den größern Plätzen, wogt eine unabsehbare Menschenmenge, und darunter sieht man kein trauriges, oder auch nur finsteres Gesicht, Jedermann lacht, freut sich, empfängt Lust und theilt sie aus. Auch das Innere der Häuser erschließt sich dem Blick, und dadurch erscheint wirklich die ganze Stadt wie ein großes Festschloß, worin sich ein Salon an den andern reihet, dessen Dach die hohe, ewig blaue Himmelsdecke bildet, und dessen Bewohner und Gäste sich in einer steten, heiteren Bewegung gehen lassen. Die Häuser in Andalusien haben nämlich durchgehends, nach altmaurischer Art, im Innern einen großen, viereckigen Hofraum, „Patio," zu dem man von der Straße aus durch einen breiten Durchgang eingeht, und worin sich die Bewohner des Hauses meist, namentlich in Sommernächten, aufhalten. Besonders schön, und selbst in Andalusien berühmt,

ſind die Patios von Sevilla. Die meiſten haben am Eingang und im ganzen Umfange zierliche mauriſche Säulen und leicht geſchwungene Hufeiſenbögen, die eine prächtige Halle bilden, und aus koſtbarem Marmor oder noch edlerem Geſtein verfertigt ſind; in der Mitte des nett gepflaſterten Hofes ſpringt ein kühlender Springquell, und fällt in eine reiche, oft von Goldfiſchen ſchimmernde Vaſe zurück; zu ſchönen Gruppen geordnet prangen Blumen, duftende Sträucher und Bäume des Südens, Citronen und Orangen, darunter Bildwerke aller Art, und mitunter ragt auch eine ſchlanke Palme mit ihrer rundendichten Krone hoch über die Dächer empor. Dieſe Patios ſind nun in Sevilla Abends erleuchtet, bei ſperrweit geöffneten Hausthüren; in dem einen ſieht man Tanz, aus dem andern dringt Geſang und Guitarrenklang, in jedem ſchweben fein geputzte, anmuthige Geſtalten in den zauberhaft erleuchteten Waſſerſtrahlen, Blumen, Bäumen und Marmorſäulen umher. Man kann ſich gar nicht vorſtellen, mit welcher Freude und wahrhaftem Entzücken es ſich durch eine Straße Abends wandert, an der jedes Haus zu beiden Seiten ein neues, zauberhaftes Bild bringt, oft eine weite Perſpective, oft einen fröhlich belebten Vordergrund, jetzt einen tauſendſchimmerigen Kryſtallglanz, dann wieder ein die Ahnung beſchäftigendes magiſches Halbdunkel. Das volle Leben dauert auf den Straßen bis eilf Uhr, dann nimmt es allmählich ab, trennt ſich in Gruppen und Partien, die Häuſer ſchließen ſich allgemach, und Glanz und Lichter erlöſchen; doch viele — und darunter die meiſten, von dem Schauſpiele zu bewegten Fremden — eſſen noch um Mitternacht zu Nacht, und ſuchen erſt einige Stunden ſpäter das Bett.' In den gegenwärtigen Kriegszeiten aber verlängert ſich das Treiben auch wohl durch die ganze Nacht. Oftmals zieht Militärmuſik im langſamſten Schleppmarſch durch die Straßen, begleitet von einer unabſehbaren Menſchenmenge, und ſpielt vor dem Hauſe des Commandanten oder eines gefeierten Mannes. Ständchen, Serenaden, musicas de noche hört man überall. Auch entwickeln Männer aus dem Volke ein kräftiges Rednertalent, oft unter donnerndem Beifall, oft auch unter Spotten und Lachen. Bei all der Bewegung und Unruhe gibt es keine Schlägerei, keinen Tumult, keine Unordnung. Nur Freude, Luſt und Enthuſiasmus ſuchen die empfänglichen Andaluſier, und auf jeden Störer der allgemeinen heitern Bewegung würde augenblicklich der Unwille der Geſammtheit fallen.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beſuch in Bengaſi.

(Schluß.)

Die Beduinen tragen Hemden, die bis ans Knie gehen, über den weiten Hoſen. Das Hemd iſt vorn aufgeſchnitten und deßhalb ihre Bruſt bloß; die Aermel gehen bis zum Ellenbogen; ſtatt des Gürtels haben ſie nur eine Wollſchnur um den Leib gebunden. Um die Schulter ſchlagen ſie gewöhnlich einen Tuchmantel mit einer Capuze, von graulichweißer Farbe. Alle Beduinen haben lange, weiße Zähne, große, ſchwarze und glänzende Augen, in denen eine gewiſſe Wildheit liegt. Die Unreinlichkeit und Unſauberkeit, ſowohl an den Perſonen, als in den Zelten, iſt unbeſchreiblich; darin werden ſie, wie es ſcheint, nur von unſern wandernden Zigeunern übertroffen, aber in den Bedürfniſſen des häuslichen Lebens und in einem gewiſſen Luxus ſtehen ſie hinter ihnen zurück. Ihre Pferde ſind mit den Vorderfüßen an Pfähle angebunden, die in den Sand eingeſchlagen ſind; hier ſtehen ſie auch bei der furchtbarſten Hitze in der Sonne, und laſſen die Köpfe faſt bis auf die Erde herabhängen: ſie ſind nicht groß, aber ſehr kräftig und feurig. Das zum Verkauf herbeigetriebene Vieh weidete ziemlich weit vom Lager entfernt näher am Meere, wo noch Gras iſt; eine Abtheilung berittener Beduinen bewachte es. Ihre Ochſen ſind alle von dunkelbrauner Farbe, und nicht größer als bei uns ein jähriges tſcherkeſſiſches Rind. Ich glaube, daß einer nicht mehr als 200 Pfund Fleiſch hat, aber in Malta füttert man ſie ſchnell heraus und macht ſie fett. Ihr Fleiſch iſt ſehr gut und ſchmackhaft.

Als wir das Lager, die Pferde und den Brunnen in Augenſchein nahmen, diente uns der junge Sohn des Scheikh als Führer. In der Zwiſchenzeit wurde bei unſerm Wirth das Eſſen bereitet, und als wir zurückkehrten, fand ich bei ihm zwei Greiſe, dieſelben, welche uns mit ihm am Eingang des Zeltes entgegen gekommen waren. Wir ſetzten uns im Kreiſe nieder: zuerſt der Scheikh, dann zu ſeiner Rechten ich, zu ſeiner Linken Kaſieri, hierauf die zwei Greiſe und endlich Ibrahim. Drei Frauen traten herein, brachten Speiſen, die ſie vor uns niederſetzten, gaben uns der Reihe nach friſches Waſſer, um Hände und Mund zu waſchen, und blieben ehrfurchtsvoll in einiger Entfernung ſtehen, um uns zu bedienen. Es waren dieß die Frau und zwei Töchter des Scheikhs. Sie waren ohne Schleier, trugen kurze blaue baumwollene Röcke, die unter der Bruſt durch einen mit kleinen Kupferplatten gezierten Riemen zuſammengehalten waren, um die Schultern war ein kurzer Mantel geſchlagen, der die Bruſt und Hände faſt frei ließ. Ihre Haare waren in Zöpfe geflochten, auf den Kopf hinaufgeſchlagen und wurden mit einer ſilbernen Nadel zuſammengehalten, oder war ein blauer Schleier angeheftet, der aber nicht heruntergelaſſen wurde. Ich bemerkte auch Halsbänder, Ohrringe und Armbänder von orientaliſcher Arbeit, von Silber, vergoldet und mit Korallen untermiſcht; wie es ſcheint, hatten ſie zu Ehren der Gäſte an dieſem Tage ihren ſchönſten Schmuck angethan. Große Schönheit bemerkte ich an keiner, aber ſie waren ſchlank gewachſen, hatten eine zarte Haut, liebliche Augen, aber lange, obwohl ſehr weiße Zähne; die älteſte Tochter war 17 Jahre. Die Frauen verwandten die Augen nicht von uns, und betrachteten uns mit der größten Neugierde, der Scheikh aber ſchenkte ihnen keine Aufmerkſamkeit, und Niemand ſagte ihnen ein Wort. Das Mahl beſtand aus drei Schüſſeln: einem ſehr ſehr gut zubereiteten, faſt trockenen Pillau, Kebab (Art Cotelets) aus Hammelfleiſch, und einer gebratenen wilden Ziege. Ich aß Alles mit großem Appetit, und mein Gefährte doppelt ſo viel wie ich, womit unſer Wirth ſehr zufrieden ſchien. Sobald wir

hinreichend gespeist hatten, trugen die Frauen die Schüsseln hinter den Vorhang, um dort selbst ihr Mahl zu halten, und der Knabe brachte uns einen Korb mit Granaten. Dieß war mir sehr willkommen, weil ich längst gern getrunken hätte. Nachdem wir die Hände gewaschen und Pfeifen geraucht hatten, begann das Gespräch. Nach einigen Fragen über unser Land, forderten sie mich auf, unsere Kaufleute zu veranlassen, daß sie bei ihnen Kamelhaar kaufen sollen, da das ihre besser sey, als selbst das marokkanische; die Sache schien ihnen sehr am Herzen zu liegen. Diese Beduinen leben sehr zufrieden; ihre Heerden liefern ihnen Alles, was sie brauchen, und nur zwei Dinge haben sie besonders zu fürchten, den bösen Simum und das daraus oft entspringende Viehsterben.

Der Abend war drückend schwül, und brachte uns nicht die geringste Kühlung nach dem heißen Tag. Ich fühlte das Bedürfniß der Ruhe. Mein gutmüthiger Wirth nahm Abschied von mir und ging ins Frauengemach: mir brachte man meinen russischen Filz und mein Kissen, für Kasieri eine ägyptische Matte. Ich zog nur die Stiefel und das Halstuch aus, und wir legten uns schlafen. Meine Erschöpfung ließ mich schnell einschlafen, aber nicht auf lange; nach zwei Stunden erwachte ich ganz in Schweiß gebadet, fühlte eine unbeschreibliche Schwäche im Körper und Schmerzen im Kopf. Kasieri hatte gar nicht geschlafen; man hatte Mühe Athem zu holen. Wir tranken etwas Wein, was uns stärkte. Die Nacht war dunkel, die Sterne funkelten, aber nicht mit dem gewöhnlichen Glanz, wie ich's in Kleinasien und Griechenland gesehen. Plötzlich hörten wir, daß man im Lager umhergehe, als sey man über etwas bestürzt. Ich stand auf und trat aus dem Zelte. Es kam Jemand auf mich zu, in welchem ich bald Ibrahim erkannte. Er sagte mit trauriger Stimme: son perduti, Signor, il Simmum. Bald kam auch der Scheikh zu uns, gleichfalls niedergeschlagen; er fürchtete für seine Ochsen. Er rieth uns, vor Sonnenaufgang aufzubrechen, um vor der größten Hitze nach Bengasi zu gelangen. „Ihr seyd aus dem Norden, und würdet gewiß durch den Simum völlig entkräftet werden, da auch wir oft daran sterben." Meine Matrosen und Kasieri waren emsig beschäftigt, zu packen und zu satteln, Ibrahim selbst fürchtete in der Wüste den Weg zu verlieren. Der Scheikh drang darauf, daß ich für mich und Kasieri Pferde von ihm nehmen sollte, die Ibrahim wieder zurückbringen werde. Ich dankte ihm herzlich, und schenkte ihm beim Abschied ein Paar Pistolen von Tula, die er dankbar küßte; wir schieden als gute Freunde von einander.

Ich war so schwach, daß ich mich kaum auf dem Pferde halten konnte; die Kamele schrien, als fühlten sie das kommende Unheil zum voraus. Die ersten zwei Stunden ging es noch ziemlich, nur schien die Luft dicker zu werden, und das Athemholen wurde schwer, aber der Sand belästigte uns noch wenig. Der Horizont war von einem rothen Lichte erhellt, und bald zeigten sich die ersten Strahlen einer bleichen Sonne; der ganze Himmel schien in Nebel gehüllt. Die Kamele und Pferde gingen noch gut, aber die Esel mußte man treiben. Ein heftiger Schweiß brach an mir aus und der Kopf schmerzte mich. Nach zwei weitern Stunden blieben die Esel völlig stehen. Ich stieg mit Mühe vom Pferde, und streckte mich unbeweglich in den Sand. Auch meine Gefährten fühlten sich gar nicht wohl, nur unsere Araber und Kornaks waren noch munter, tränkten die Pferde, Kamele und Esel, doch nur die letztern bis zur Sättigung. Das Wasser war bereits warm, und der Wein, schon halb erwärmt, schmeckte wie Essig. Zwei Stunden lagen wir bewegungslos. Die Sonne stand schon hoch, und ich ermahnte zum Aufbruch: der Wind war ruhig, noch trieb kein Sand, und die Karawane schritt rasch vorwärts. Ich sah nach der Uhr: es war 7 Uhr. Sehr wünschte ich, noch vor Mittag das Meer zu erreichen, wo das Wiesenthal anfängt, aber ich fürchtete, die Pferde und Esel zu ermüden. Seltsamerweise nahm mein Kopfweh nicht nur nicht zu, sondern hörte mit einem Male ganz auf, und außer einer ungemeinen Schwäche und Ermattung fühlte ich nichts. Um zehn Uhr erblickten wir in der Ferne, linker Hand, das Meer, was uns unbeschreiblich freute, namentlich weil der Wind stärker zu wehen und Sand zu treiben anfing.

Nach einer Stunde erreichten wir die Wiese: die Esel wollten halten, und das kurze, ausgedörrte Gras fressen, allein wir trieben sie vorwärts. Endlich gelangten wir, erschöpft und ausgetrocknet, zum Hafen. Kaum konnte ich mich auf dem Pferde halten; man hob mich herab, und trug mich in die Schaluppe. Ich bat den Capitän, mit Ibrahim und den Kornaks abzurechnen, und ihnen mehr zu bezahlen, als abgemacht worden war. Ich selbst wechselte die Wäsche, trank Limonade, und verfiel in einen wahren Todtenschlaf. Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen habe, denn als ich erwachte, befanden wir uns schon auf der offenen See. Ich kam schnell wieder zu Kräften, nur fühlte ich, wie meine Gefährten, ein heftiges Jucken am ganzen Körper. Auf dem Meere indeß war der für den Landaufenthalt so gefährliche Südwind uns günstig, und wir näherten uns im raschen Laufe der Insel Malta.

Chronik der Reisen.

Eine Tour durch Ungarn.

(Fortsetzung.)

In Fünfkirchen herrscht, besonders bei den gebildeten Ständen, das deutsche Element vor. Unter dem Volke findet man schon viele Croaten, deren Sprache ziemlich angenehm klingt, indem sie der italienischen in manchen Klängen ähnlich ist. Man bemerkt hier eine gewisse Wohlhabenheit unter den Bürgern, die vornehmlich durch den ausgedehnten Weinbau entstehen mag. Die Fünfkirchener Weine sind bekannt, und rangiren nach denen vom Plattensee. Am meisten schätzt man die weißen.

Vor Allem sehenswerth in der Stadt ist der Dom, welcher sowohl durch seinen prächtigen Bau, als auch durch seine Stellung imponirt, indem er die Stadt überragt und beherrscht. Ich betrat ihn, als eben Messe war, der herrliche und prachtvolle Bau, der reiche und doch einfache innere Schmuck, die reinen und dabei erschütternden Töne der Orgel, und die sonore und in hohem Grade wohlklingende Stimme des Priesters, Alles war geeignet, zur Andacht zu stimmen. Obgleich

nicht Katholik, wurde ich von dem Allem mächtig ergriffen, und fühlte hier mehr wie irgendwo die Nähe der Gottheit. Es war aber dieser Tempel nur wenig besucht, und ich zählte kaum 50 Menschen darin.

Freundlich lud mich die kleine, vor dem Dom angelegte Blumenpartie ein. Ich setzte mich, umduftet von einer Mannichfaltigkeit verschiedener Gewächse und Blumen, nieder, und hatte neben dem Naturgenusse noch den, eine Menge Menschen, die theils in Geschäften, theils als Spaziergänger vorübergingen, zu beobachten. Dieser kleine Garten ist eine der Lichtseiten von Fünfkirchen.

Wenn man die Lage des Doms sieht, und die Volksheit, die um ihn ist, erwägt, so erstaunt man über den frechen Diebstahl der großen silbernen Lampe, der hier an Fastnacht dieses Jahres begangen wurde. Eine Last von mehr als einem Centner, ward sie von zwei Dieben losgemacht, durch das durchbrochene Fenster herausgebracht, und zwei Stunden lang in einer der hier im Garten befindlichen Lauben gehütet, bis die von der Redoute nach Hause gehenden Menschen nicht mehr zu fürchten waren. Endlich lud man sie auf ein mitgebrachtes Fuhrwerk und eilte mit dem Raube davon. — Wurde auch dieser kühne und freche Diebstahl in einer schwarzen, regnichten Nacht verübt, so kann man es sich doch kaum vorstellen, wie er unter den vorhandenen Umständen so glücklich ausgeführt werden konnte, und man erstaunt darüber um so mehr, wenn man weiß, wie unvorsichtig sie nachher mit dem Raube umgingen und so leicht eine Beute des Verrathes wurden.

Wenn man von Fünfkirchen hinaus nach Essek fährt, so hat man, von der Höhe rückwärts schauend, das reizendste Diorama. An einen Halbcirkel von Bergen gelehnt, die alle mit Reben bedeckt sind, liegt die Stadt fast staffelförmig da und zeigt sich in ihrer ganzen Ausdehnung. Man wird nicht satt, sie mit der herrlichen Umgegend zu sehen, und dieß Bild bleibt lange Zeit lebhaft vor der Seele. Dadurch für tiefere Empfindungen gestimmt, wird man wunderbar ergriffen, wenn man an die Vorzeit zurück denkt, und alle die Gräuel und Verwüstungen, welche blutige Kriege über diese Gegend brachten, in das Gedächtniß ruft.

Zwei Stationen von Fünfkirchen kommt man nach Sziklos, dessen altes Schloß ebenfalls eine Celebrität in der ungarischen Geschichte erlangt hat, wenn sie gleich nicht so groß ist, wie die von Szigeth. Hier wurde nämlich König Sigmund im Jahre 1400 mehrere Monate lang in Gefangenschaft gehalten, nachdem er von seinen empörten Vasallen wegen seiner vielen Willkürlichkeiten und Grausamkeiten festgenommen, anfangs auf der Veste Vischegrad an der Donau (im Graner Comitate) bewacht und dann hieher gebracht worden war. Noch zeigt man an den Wänden der Zimmer, die sein Gefängniß waren, Handschriften von ihm, die ziemlich klare Blicke in seinen Gemüths- und Seelenzustand thun lassen. — Hier traf ich wiederum eine wandernde Schauspielertruppe, aber eine deutsche. Da ich aber nicht übernachtete, so konnte ich nichts von ihren Kunstleistungen sehen. — Durch etwas, was ich hier nicht erwartet hatte, ward ich überrascht. Die Kirche war eben zu Ende, und unter der aus derselben strömenden Menge sah ich mehrere sehr elegant gekleidete Damen, deren Putz so modern war, als wäre er so eben erst aus Wien angelangt. Man macht jedoch diese Bemerkung in Ungarn häufig, und besonders in Croatien soll dieß mehr wie irgendwo der Fall seyn. Der Putz, von dem ich spreche, bestand aber nicht etwa aus Flitterstaat, sondern aus schweren seidenen Stoffen. Ich erkundigte mich nach dem Stande dieser Damen, und man bezeichnete mir die Frauen mehrerer Beamten. Die Stellung der letztern kann also nicht schlecht seyn, da ihre Casse dergleichen Ausgaben ohne Zwang tragen kann. Ich würde diesen geringfügig scheinenden Umstand nicht anführen, wenn ich nicht glaubte, daß er beitragen helfen kann, das Volksleben aller Classen der Länderstriche, die ich durchreiste, kennen zu lernen.

Immer gegen Süden ging es vorwärts. Zur Rechten hatte ich eine traurige, mit Sümpfen durchschnittene Landschaft, vor mir einen ermüdenden schlechten Weg, zur Linken aber den Harsanyer Berg mit seinen Villen und Steingeschieben, von welchem, eben wegen seiner Oberfläche, das Volk sagt, es habe der Teufel darauf gepflügt. Unstreitig ein ausgebrannter Vulcan, was seine Form und seine Oberfläche vermuthen läßt, liegt dieser Bergkegel wie ein zusammengetragener Steinhaufen in der Ferne vor den Augen. An seinem Fuße liegt das Dorf Harsany, dessen Einwohner dem Berge, so viel nur immer thunlich, Land zu Weingärten abgewonnen haben. Daß hier ein guter Wein wachsen müsse, setzt man voraus, wenn man die Reben im Steingeklüfte wurzeln sieht, und den südlichen Abhang betrachtet.

Hinter dem Berge, und noch von einem zweiten im Norden geschirmt, liegt Villany, dessen rother Wein zu den edelsten von Ungarn gezählt wird.

Ich kam des Abends nach Darda, einem Marktflecken zwei Meilen von Essek, der wie in einem großen englischen Parke liegt, und in dessen Umgebung man Fleiß und Betriebsamkeit wahrnimmt. Man kann diese beiden Tugenden den Croaten nicht absprechen, auch ist ihr Charakter und Wesen von der Art, daß es den Fremden anspricht. Höflich ohne Kriecherei, gerade ohne Affectation, fleißig ohne Vielgeschäftigkeit und religiös ohne finstere Bigotterie, so habe ich viele von diesem Volksstamme kennen gelernt. Woran es ihnen ein wenig mangelt, das ist die Tugend der Reinlichkeit, obgleich sonst keine Unordnung in ihrem Hauswesen herrscht. Leider habe ich aber diese Tugend in Ungarn sehr häufig, selbst bei meinen Stammverwandten, vermißt. Man könnte durch einen Schluß des Analogen verleitet werden zu glauben, es habe der Schmutz, welchen der üppige Boden bei nassem und dürrem Wetter dem Menschen anhängt, diesen mit sich vertraut gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Spitzbubenbevölkerung in Paris. Wenn man einer kürzlich von der Akademie der moralischen Wissenschaften gekrönten Preisschrift glauben darf, die einen Administrativbeamten zum Verfasser hat, der seine Nachrichten aus eigener Anschauung schöpfen konnte, so leben in Paris 65.000 Menschen von unredlichen oder infamirenden Beschäftigungen. (Voleur vom 30 November.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 138 u. 139** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Ernst, das Chartisten-Epos. (Fortsetzung.) — Sismondi's Abriß der französischen Geschichte. (Fortsetzung.) — Gedichte nach L. E. Landon.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 350.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 December 1839.

Luristan und seine Bewohner.

(Aus Major Rawlinsons Reise in Persien. Journal of the geogr. Society Vol. IX. I.)

Luristan zerfällt in zwei Provinzen, Groß- (büsürk) und Klein- (kutschuk) Luristan. Die Bewohner der ersten führen jetzt den allgemeinen Namen Bakhtijaris, obwohl dieser Name ursprünglich nur einem kleinen Stamme, einem der 26 Clans zukommt, in welche die Provinz zerfällt. Die Bakhtijaris zählen gegenwärtig 28,000 Familien und zerfallen in drei Abtheilungen, die Haft Leng, Tschahar Leng und Dinaruni.*) Ihre Steuer beträgt 100 Katirs, d. h. Maulthiere, mit welchem Ausdruck eine bestimmte Summe Geld bezeichnet wird. Diese Art von Auflage ist sehr alt, und in der Zeit der Atabeken (im 15ten Jahrhundert), wo die Provinz in ihrem blühendsten Zustand war, scheint ein Katir tausend Tomans gegolten zu haben, jetzt rechnet man ihn nur zu 100, aber die Regierung ist seit vielen Jahren nicht im Stande gewesen, so viel zu erheben, vielleicht seit 20 Jahren im Durchschnitt nicht die Hälfte.

Die Hauptmacht der Bakhtijaris liegt in den Händen Mohammed Taki Khans, des Häuptlings von Dschanniki,**) ein Nachkömmling Ali Mardan Khans, des Bakhtijarikönigs von Persien in den Zeiten der Verwirrung nach dem Tode Nadirs. Im Anfang seiner Laufbahn war er bloß der anerkannte Häuptling seines eigenen Stammes, und dankt seine jetzige machtvolle Stellung nur der ausgezeichneten Geschicklichkeit, mit der er sich in den Fehden und Kämpfen der andern Stämme benahm. Ein Clan nach dem andern suchte seinen Schutz, und erklärte sich ihm unterthan, so daß er jetzt zu jeder Zeit eine wohlbewaffnete Macht von 10 bis 12,000 Mann ins Feld stellen kann. Er erhebt seine Einkünfte nicht willkürlich, sondern nach dem Maaße der Fruchtbarkeit der Districte und dem gedeihlichen Zustand seiner Dörfer und Stämme. Er hat alles Mögliche gethan, um die Stämme ihrer nomadischen Sitten zu entwöhnen, und es ist ihm in bedeutendem Umfang gelungen. In Feridun hat er ausgedehnte Landstriche angekauft, daselbst zahlreiche Dörfer gegründet, und in der Ebene von Ram Hormuz, die er von der Regierung zu Schiras um 3000 Tomans jährlich pachtete, eine sehr große Anzahl friedlicher Colonisten angesiedelt. Die Bakhtijaris treiben auch einen nicht unbedeutenden Handel: sie versehen ausschließlich Khusistan mit Tabak aus Dschanniki, führen auch etwas Korn aus, und der Markt von Isfahan wird während des Sommers fast allein durch die Bakhtijaris mit Hammelfleisch versehen; Kirschbaumstöcke zu Pfeifen könnten, da dieß Holz in Menge auf ihren Bergen wächst, ein sehr lucrativer Handel werden, wenn er mit Emsigkeit betrieben würde. Kohlen, Galläpfel, Gummi und das sogenannte Gaz oder Gazu, *) bilden die einzigen andern Ausfuhrartikel, die das Land bietet.

Die Haft-Leng, welche sonst doppelt so zahlreich waren, wie die Tschahar-Leng, wurden das Opfer ihrer nie endenden Fehden. Während der Regierung des vorigen Schahs waren sie viele Jahre lang der Schrecken der Karawanen, und einmal nahe daran, dem Handel zwischen dem südlichen Persien und der Hauptstadt völlig ein Ende zu machen. Sie haben ihren räuberischen Sitten keineswegs entsagt, aber innere Kämpfe ließen ihnen in der letzten Zeit wenig Muße dazu. Das Clansystem der Bakhtijaris ist ganz verschieden von dem der Luri-Kutschuk; bei den einen hat jeder Stamm sein anerkanntes Haupt, der über seine Unterthanen mit despotischer Gewalt herrscht, in dem andern haben die großen Stämme kein regelmäßiges Haupt, sondern jede kleine Unterabtheilung ist von ihrem eigenen Tuschmal regiert, die bei großen Gelegenheiten zu-

*) Haft Leng heißt 7 Fuß und tschahar Leng, 4 Fuß, ein Name, der sich von einer alten Besteuerung herschreibt: wenn die Tschahar Leng vier Füße, d. h. Ein Pferd stellten, so mußten die Haft Leng 7 Füße oder 1¾ Pferd stellen. Der Name Dinaruni schreibt sich wohl von Dinar (eine Goldmünze) her, wonach es scheint, daß die Dinaruni nichts Anderes sind oder waren, als diejenigen, welche ihre Abgaben in Geld zahlen. Dieß ist um so wahrscheinlicher, als die Dinaruni auch noch jetzt größtentheils ansässig sind. A. d. U.

**) Landstrich westlich von Schuster.

*) Dieß ist eine klebrige, honigartige Substanz, die von kleinen, grünen Insecten auf den Blättern des Eichenbaumes abgesetzt wird. Man braucht sie in Persien vielfach zur Bereitung von Confect. Es ist das Manna der Chemiker.

sammenkommen, um sich über ihre gemeinsamen Interessen zu berathen. Allerdings hat Mohammed Taki Khan alles Mögliche gethan, um die Macht dieser kleinen Feudalherren zu brechen, aber die Tendenz dieses Systems geht bloß dahin, die vorher getrennt ausgeübte Macht in seiner eigenen Hand zu consolidiren. Der große Reichthum der Bakhtijaris besteht, wie bei allen nomadischen Stämmen, in ihren Heerden; sie sind dem Ackerbau sehr abgeneigt, und wanderten bis vor 15 oder 20 Jahren beim Anfange des Winters insgesammt nach den wärmeren Weidestrichen von Khusistan, und im Frühjahre zurück nach ihren Jailaks um Zardah Koh und längs dem Nordabhange der großen Kette von Jsfahan nach Burudschird.

In religiöser Hinsicht sind sie sehr lax, doch immer noch äußerlich Mohammedaner. Ihre Sprache ist ein Dialekt des Kurdischen, doch namentlich in der Aussprache von andern Zweigen dieser längs der Zagroskette gesprochenen Sprache in mancher Hinsicht verschieden. Ich halte sie für persönlich tapfer, aber für wild und grausam: sie verfolgen ihre Fehden mit einer gränzenlosen Erbitterung, und halten keinen Eid und kein Versprechen für bindend, wenn es ihre Rache aufhält; die furchtbaren Erzählungen häuslicher Schreckensscenen, wo manchmal der Sohn den Vater ermordet, um Häuptling zu werden, ein anderer Bruder den Mord rächt u. s. w., bis nur Einer übrig bleibt, machen das Blut in den Adern gerinnen. Es ist sprüchwörtlich in Persien, daß die Bakhtijaris das Lesen der Fatihah,*) oder das Gebet für die Todten, aufgeben mußten, weil sie sonst gar nichts Anderes mehr zu thun haben würden. Auch sind sie sehr gewandte und notorische Diebe, und können überhaupt als die wildesten und rohesten Einwohner Persiens betrachtet werden; nichtsdestoweniger habe ich mit ihren Häuptlingen angenehme Tage zugebracht, und merkwürdige Nachrichten von ihnen erhalten.

(Schluß folgt.)

Sevilla und ein Ausflug von da nach dem alten Italica, am 7 August 1837.

(Fortsetzung.)

Ich habe Ihnen dieß, mit der Wirklichkeit verglichen, sehr matte Bild von Sevilla und seinem Leben geben wollen, damit Sie den Contrast nachempfinden möchten, den es mit der weiten, öden Grabesstätte des alten Italica hervorruft, wo einst ein noch weit größeres, gewaltigeres Leben blühte, das auch so spurlos dahin geschwunden ist. Die Ruinen von Italica sollen sieben spanische Leguas (davon 17½ auf einen Grad) im Umfang haben, und die alte, römische Ringmauer von Sevilla, die mit ihren 176 Thürmen von Julius Cäsar soll angelegt worden seyn,**) enthalt nur etwas mehr als eine Legua.

Von der hohen Pracht der untergegangenen Stadt zeugt schon das allein, was man aus den Trümmern derselben an Klöstern, in vielen Dörfern und Städten, und namentlich in Sevilla, als kostbares Baumaterial und Zierrath benutzt hat: die prächtigen Säulen fast aller Patio's in Sevilla und Umgegend stammen aus dem alten Santiponce, wie man hier nach einem gegenwärtig noch eben so genannten Dorfe auf der großen Ruinenstätte auch noch das alte Italica heißt. Doch jetzt zu dem Ausfluge dahin.

Es ist sehr selten, daß Jemand in Spanien kleine Touren zu Fuß und einzeln abmacht, weil mit dieser Art zu reisen dort noch immer einige Gefahren verknüpft sind. Auch meinte der Patron in meinem Gasthause, ohne Wagen oder Pferd würde ich schwerlich vor Hitze und Staub nach Santiponce gelangen. Doch auf kleinen Ausflügen ist man zu Fuß am ungenirtesten, und auch dießmal brauchte ich nicht zu bereuen, mich für meine eigene Gangart entschieden zu haben. Ehe ich durch das prächtige, von Felipe II erbaute Thor von Triana über die Brücke nach der, Sevilla gegenüber, am rechten Ufer des Guadalquivir gelegenen, nicht unbedeutenden Stadt Triana ging, nahm ich, meiner Lieblingsneigung getreu, ein erfrischendes Bad in den grünen Fluthen dieses Stroms. Ebbe und Fluth wirken in dem „großen Fluß" (dieß bedeutet sein arabischer Name) bis über Sevilla hinauf, und wiewohl deren Ankerplatz noch für einen Seehafen gelten kann, so gibt es doch jetzt oberhalb der Stadtbrücke keine eigentliche Schifffahrt auf dem Guadalquivir mehr, dessen Bett durch unverzeihliche Nachlässigkeit in den letzten Jahrhunderten nach Cordoba und Andujar hinauf an vielen Stellen versandet ist. Wo gibt es noch einen zweiten so breiten und mächtigen Strom im civilisirten Lande, der nur, so weit die Meeresfluth reicht, beschifft wird! Bis Sevilla ist jedoch die Segel- wie die Dampfschifffahrt auch äußerst lebhaft, und seit einem Jahrzehnt nimmt sie mit jedem Jahre bedeutend zu.

Die frühe, stille Zeit trieb mich an, den gewöhnlichen Schwimmbereich zu verlassen, und einmal an dieser Stelle durch den breiten Strom zu setzen. Die Fluth ging stromaufwärts, doch langsam wegen des gegenstrebenden Flußwassers. Ich machte jedoch nur die Erfahrung, daß die Jugend von Triana eben so wild und gottlos ist, als anderwärts. Denn als ich eben mein Ziel erreicht hatte und landen wollte, empfing mich diese, die am Ufer versammelt war, plötzlich mit einem Hagel dicker Steine, so daß ich genöthigt war, ohne Rast umzukehren, um mich schnell aus dem Bereich ihrer wohlgezielten Geschosse zu bringen, die mich fast bis in die Mitte des Stromes verfolgten. Hätte mich einer von den gewichtigen Steinen am Kopfe getroffen, ich wäre schwindlicht geworden und verloren gewesen. Das Schaukeln in den Wellen, die durch den eben von Cadiz ankommenden Vapor geschüttelt wurden, entschädigte mich für die unblutige Affaire.

In der neunten Stunde passirte ich das Thor von Triana,

*) Fatihah, die eröffnende, ist das erste Capitel des Korans.

**) Ueber dem Thore von Xerez de la frontera) liest man:
Hércules me edificó;
Julio Cesar me cercó
De muros y torres altas;
Y el Rey santo me ganó
Con Garci Peres de Vargas.

In einem andern Thore liest man:
Condidit Alcides, renovavit Iulius urbem:
Restituit Christo Ferdinandus tertius Heros.

und alsogleich hatte ich die große, freie, reiche Ebene des Guadalquivirthales vor mir und um mich, die nur in einer Ferne, wohin kaum das Auge reicht, von den letzten, weichen Abzügen der entfernten, hohen Sierren begränzt wird. Die Sonne lag schon brennend auf der flachen Gegend. Bald sah ich zur Rechten die finstern Mauern und leichten Thürme eines Klosters, deren es mehrere bloß auf dem kurzen Wege von Triana nach Sanziponce gibt. In dem Aufsatze des Athenäums wird, übereinstimmend mit dem Itinerarium des Antonius, die Entfernung von Sevilla nach dem alten Italica auf vier (doch nur englische?) Meilen angegeben. Die Schätzung mag wegen der großen Ausdehnung der untergegangenen Stadt richtig seyn. Doch die Entfernung von Sevilla bis zu dem Hauptreste, dem Amphitheater von Italica, beträgt mindestens ein und eine halbe spanische Legua ($2\frac{1}{2}$ bis 3 Stunden).

Ich besuchte die Klöster zur Rechten und Linken. Sie sind groß, geräumig und aus kostbarem Material, das von Italica herrührt, gebaut. Die Zellen standen leer, kein Mönch wandelte in den Hallen oder in den Gärten, und nur ein Pächter mit Familie wohnte in einem bescheidenen Flecke jeder der großen Behausungen. Das hat die gegenwärtige Bewegung in Spanien zu Wege gebracht. Schauerlich hallen die eigenen Tritte in den leeren Räumen wieder, — wo waren ihre alten, friedlichen Bewohner? wo sprachen bettelten sie, die wenige Jahre vorher hier noch in Fülle lebten und herrschten, jetzt um ihr täglich Brod? Mich beschlich eine zu meinem Ziele passende Verstimmung, ich fühlte mich auf dem Wege, in dem Eingange zu der vergangenen Stadt! Auch die Pächter schienen sich nicht eben behaglich in der Wohnung zu fühlen; zuvorkommend, aber mit dem feierlichsten Ernste, schlossen sie mir die Räume auf, und oftmals erzählten sie von den alten Einwohnern mit sichtlichem Trübsinn. Alle diese Klöster besaßen reiche Schätze an Gemälden, namentlich aus der ersten Schule Spaniens, der von Sevilla. Die Gemälde sind jetzt nach Sevilla gebracht worden, und sollen in einem Museum dort zusammen aufgestellt werden, wodurch man die heutigen Künstler anzuregen, die Kunst wieder emporzubringen hofft. Ganz Spanien, besonders aber das schöne Andalusien, und in diesem wiederum vor allem Sevilla, hat einen erstaunlichen Reichthum an Werken der Malerei. Sämmtliche größere Städte Andalusiens wollen sich ein Museum der Malerei aufrichten, und in Sevilla findet man alle Klöster, Hospitäler und Kirchen voll von Werken der ersten Meister, Murillo's, Velasquez und Anderer, oft von entzückender Schönheit. Wahrlich, so reich an verschiedenartigen Kunstmonumenten wie Andalusien ist kein anderes Land! Es besitzt zahllose Ruinen, aber auch noch ungezählte Blüthen aus der römischen Zeit, die das Fundament bilden, aus der maurischen Zeit, die noch in Baukunst vollkommen aufrecht steht, aus der christlich-gothischen Zeit, welche ihre Dome hoch über die Moscheen erhoben, und das Innere der Kirchen und Häuser mit Gemälden ausgeschmückt hat. Oftmals repräsentirt ein Gebäude die drei Zeiten; mitten aus der großen, berühmten Moschee von Cordoba ragt das gothisch-christliche Schiff und Kreuz hervor, wunderbar anzusehn!

Beim letzten Kloster stand ich bereits auf der alten Stadt Italica, deren Umfang sieben Leguas betragen haben soll. Im weiten Boden umher, der sich theilweise ein wenig über die Ebene erhebt, sieht man nur hie und da ein Trümmerstück von einer Mauer wie einen Felsblock hervorragen. Erst wenn man an diese näher herantritt, kann man sich überzeugen, daß man hingestürzte Mauern vor sich hat, zusammengefallene Bogengänge, welche wie Keller erscheinen, wie tiefe, unterirdische Gänge. Ueber der alten Stadt stehen jetzt, wie auf platter Erde, mehrere Dörfer, grüne Felder und Olivenwälder, es wird darüber gepflügt, gesäet und geerntet, und mitunter geht man tausend und mehrere Schritte, ohne durch einen Mauerrest oder eine Vertiefung an die vergangene Zeit erinnert zu werden. Aber an den neuen Häusern erkennt man überall die Nähe der verschütteten Stadt: da sieht man den Stumpf einer schönen, antiken Marmorsäule als Thürpfosten benutzt, ein Stück von einem Friese als Spülstein, kostbare Platten zum Pflaster, Säulencapitäle als Schutzsteine an den Seiten der Thore und Einfahrten angewendet!

(Schluß folgt.)

Die große Seeschlange.

Es ist über diese Thiere schon so viel geschrieben und gestritten worden, man hat ihr Daseyn so leichthin ins Fabelreich verwiesen, daß es sich wohl der Mühe lohnt, die Ansichten eines Naturforschers mitzutheilen. Ein Hr. R. Hamilton hat diesen Gegenstand in einem Werke: the Naturalists Library, in der Abtheilung von den fleischfressenden Amphibien betrachtet, und wir theilen hier fürs erste über die große Seeschlange ein Factum mit, das unläugbar die Existenz derselben zu beweisen scheint. „Ein Thier, welches augenscheinlich zu dieser Classe gehört, wurde an der Insel Stronsa, einer der Orkneys, im Jahre 1808 an den Strand getrieben, zuerst ganz gesehen, und von achtungswerthen Leuten gemessen, nachher als es todt und durch die Gewalt der Wellen in einzelne Theile zerstückt war, neuerdings von vielen untersucht, und Theile davon, wie der Schädel und die obern Knochen der Schwimmpfoten, von Hrn. Laing und einem benachbarten Gutsbesitzer aufgehoben; andere Theile, wie die Wirbelknochen u. s. w., wurden in dem Museum der Universität Edinburg und in dem R. College of Surgeons aufbewahrt. Eine Abhandlung über diese Fragmente und über das todte Thier überhaupt wurde von einem Dr. Barclay in der Wernerian Society vorgelesen, und findet sich im ersten Bande ihrer Transactions. Das Wichtigste aus den zusammengestellten Nachrichten ist ungefähr Folgendes: das Thier maß 56 Fuß in der Länge und 12 im Umfange. Der Kopf war klein, von der Schnauze bis zum ersten Wirbel nicht einmal einen Fuß lang. Alle Nachrichten stimmen überein, daß das Thier Windpfeifen (blowholes) hatte, wichen aber über die Stelle derselben etwas ab. An den Schultern begann eine Art krauser Mähne, welche sich bis nahe ans Ende des Schweifes erstreckte. Das Thier hatte drei Paar Finnen oder mit dem Körper verbundener Pfoten; die vordern waren die längsten, nämlich über 4 Fuß lang, und hatten am Ende eine Art durch ein Zellgewebe verbundener Zehen. Dr. Fleming bemerkt, dieß seyen wohl die Ueberreste von

Brust-, Bauch- und Schwanzflossen. Die Haut war glatt, ohne Schuppen und von graulicher Farbe; das Fleisch glich einem groben, übelaussehenden Rindfleisch. Das Auge war ungefähr von der Größe eines Robben, die Kehle zu eng, um die Hand durchzulassen." Andere Zeugnisse von Leuten, welche das Thier bloß gesehen haben wollen, übergehen wir, so wie die Angaben aus Norwegen, welche bis zum J. 1857 herabreichen, und von einer mehrere hundert Ellen langen Schlange sprechen, die namentlich zur Zeit der Hundstage sich zeigen soll.

Chronik der Reisen.

Eine Tour durch Ungarn.

(Fortsetzung.)

In Darda sah ich ein Bild des tiefsten menschlichen Elendes — eine Schauspielerin aus Clausenburg, deren schändlicher Gatte, nachdem er ihre Habseligkeiten durchgebracht, sie verlassen hatte, und die nun auf dem Rückwege in ihre Heimath, den sie zu Fuße machte, vom Fieber befallen und in die Hände von Zigeunern gefallen war, welche ihr vollends noch das Wenige, was ihr übrig geblieben, unter dem Vorwande des Entgeltes für die Pflege, genommen hatten. Sie lag in einem Stall auf ein wenig Stroh, und sah einer Todten mehr ähnlich, wie einer Lebenden. Dabei war ihr Geist lebhaft, und sie fühlte ihr Elend in seiner ganzen Größe. Die mitleidige Wirthin, mit der ich Rücksprache nahm und der ich eine Kleinigkeit für die Unglückliche gab, versprach, noch an demselben Tage einen Arzt zu ihr holen zu lassen, auch so viel in ihren Kräften stünde für sie zu sorgen. — Die vielen Fieber in Nieder-Ungarn sind eine Plage, welche zum größten Jammer für Fußreisende wird, die, davon befallen, ohne Hülfe und Pflege sind, und meistentheils dem Tode zur Beute werden.

Wenn man von dieser, d. i. von der Nordseite, in die Nähe von Essek kommt, so sieht man in einer langen Ausdehnung mehrere Thürme, Kirchen und andere Gebäude vor sich, und man meint in eine Stadt zu kommen, die einen ungeheuren Umfang hat. Die Sache ist die: Essek besteht aus drei Haupttheilen, nämlich: der Festung und der Ober- und Unter-Stadt. Sie sind durch Zwischenräume von einigen tausend Schritten getrennt, die man aber von fern, weil Gebüsch sie verdeckt, nicht bemerkt, und so eine fortgesetzte, sehr große Stadt zu sehen glaubt.

Ein hoher, durch sumpfige Wiesen führender Damm bildet eine halbe Meile lang die Straße, welche durch mehrere Brücken verbunden wird. Endlich gelangt man an die Drau, welche hier schon ein mächtiger Strom ist, der Schiffe von einigen tausend Centnern Last trägt. Unmittelbar hinter der über den Fluß führenden Brücke kommt man in die Festung, die wohl geeignet seyn mag, einem Feinde langen Widerstand zu leisten, da sie mit starken Außenwerken versehen ist. Sehr friedlich sehen diese jedoch gegenwärtig aus, indem schöne Blumengärten auf denselben angelegt sind. Die innerhalb der Werke liegende Stadt ist gut gebaut, und enthält vorzüglich einige schöne Casernen, die einen Theil des Marktplatzes einschließen helfen. Nicht sonderlich ist der Fremde untergebracht, wenn er gleich im besten Gasthofe (zum Wolf) einkehrt. Indeß findet man dort gute Unterhaltung, da es an Fremden hier nie fehlt, die an dieser Gränzscheide zwischen dem Orient und Occident von allen Seiten zusammenströmen.

Von der Festung aus führen mit Fließen belegte, also zu jeder Zeit trockene Fußsteige nach der Ober- und Unterstadt. Erstere ist besser gebaut, wie letztere, obgleich diese größer und stärker bevölkert, mithin auch lebhafter ist, wie jene. In hohem Grade ansprechend ist die hiesige, zwar flache, aber mit Alleen und Gebüschen übersäete Gegend. Das südliche Klima, die Beweglichkeit und Regsamkeit der hiesigen Bevölkerung, der schöne Anblick des Stroms, die gegenüberliegenden, aus grünem Gebüsch hervorblickenden weißen Häuser, das Treiben und Leben am Ufer, alles dieß zusammengenommen gibt eine stete sehr angenehme Unterhaltung. Dazu kam für mich noch das Erfreuliche der Sprache, indem man hier sehr viel deutsch spricht, und man, wenn man sich orientiren will, nie in Verlegenheit kommt. Um die Festung bietet die Esplanade einen angenehmen Spaziergang, und über dieselbe hinaus kommt man in einen, mit einem Gasthofe verbundenen öffentlichen Garten, welcher mit seinem dichten Schatten für das hiesige Klima unschätzbar ist. Er gewährte mir bei einer Hitze von 25 Graden im September eine Erholung, wie ich sie nicht zu finden erwartet hatte. Seine Baumgänge, von denen er durchschnitten wird, machen einen Spaziergang auch in der größten Hitze angenehm, und was das Vergnügen erhöht, so hat man an mehrern Punkten Durchsichten ins Freie, welche die herrlichsten Landschaften vor dem Auge enthüllen.

Auf der Rückkehr nach der Stadt wartete meiner noch ein Genuß. Das Husarenregiment Prinz Würtemberg stand in Parade aufmarschirt auf dem großen, zwischen der Festung und dem gedachten Garten liegenden Exerzierplatz. Ein ungarisches Husarenregiment aber kann allezeit als das Original gelten, wovon andere nur als Copien zu betrachten sind. Seine Evolutionen, wobei Mann und Roß nur Eines zu seyn schienen, und sodann seine schöne Musik unterhielten mich fast eine Stunde. Des Abends hatte ich von letzterer noch einmal den Genuß, indem sie vor der Wohnung des Prinzen spielte, wobei sie ihre ganze Virtuosität zeigen konnte.

Der nahende Herbst, den man hier nur an den feilgebotenen Früchten und Trauben wahrnahm, die schöne Gegend, die heitern Umgebungen, und der Gedanke, nun meine Richtung wieder nach dem Norden nehmen zu müssen, wo ich dem Winter, so zu sagen, in die Arme lief, das alles erregte in mir ein Gefühl von Trauer, und ließ mich jeden sich hier noch bietenden Genuß wahrnehmen. So durchstrich ich denn lustwandelnd die Umgegend von Essek, was mich bei der steten Unterhaltung wenig ermüdete.

Die umliegende Landschaft soll meistentheils arm seyn, und selbst die Grundherren solchen Geldmangel haben, daß sie oft bei kleinen Zahlungen in große Verdrängniß gerathen. Da sagt man ihnen denn auch, daß sie ihr Recht an den Bauern mit unerbittlicher Strenge üben, und daß also diese mitunter nicht viel mehr als das nackte Leben haben. Wahr ist es, daß der Geldmangel hier allenthalben sichtbar ist, und daß dieß auf die Wohlfeilheit aller Producte einen bedeutenden Einfluß übt. Man kann in der That sich auch kaum vorstellen, welch niedrigen Preis hier Alles hat, und wie man auf der Reise, selbst mit Wagen und Pferden, täglich mit 5 fl. C. M. bequem auskommen kann.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 351.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

17 December 1839.

Ueber den Wallfiſchfang in der Davisſtraße.

Seit einiger Zeit nimmt der Wallfiſchfang in der Davisſtraße dermaßen ab, daß er kaum mehr einen genügenden Vortheil abwirft, was um ſo auffallender iſt, als es wirklich an Wallfiſchen nicht fehlt. Ein Capitän Penny, der dieſes Spätjahr vom Wallfiſchfang zurückkehrte, brachte einen Eskimo mit ſich, der ihm über das Land in der Nähe der Cumberlandſtraße einen nicht unmerkwürdigen Aufſchluß gab. Man hatte ſchon ſeit einiger Zeit bemerkt, daß die Wallfiſche im Weſten der Davisſtraße ausnehmend wild werden, und mit einer merkwürdigen Gleichförmigkeit in der Richtung nach der Cumberlandſtraße hinfloben. Ein Eskimo, den er mit ſich nach England nahm, gab ihm eine Nachricht, welche den ſeltſamen Umſtand wahrſcheinlich erklärt. Auf der Oſtſeite der Cumberlandsſtraße, etwa unter 64° 55′ n. Br. iſt eine tiefe, etwa 140 (engl.) Meilen lange und an manchen Stellen gegen 60 Meilen breite Bay, welche anfangs gegen Nordoſten, dann gegen Nordweſten läuft und von einem Meeresarm auf der andern Seite nur durch einen etwa 30 Meilen langen Iſthmus getrennt iſt. Im Junius oder Julius bricht das Eis und geht hinaus ins Meer. In dieſer großen Bay, welche an der Weſtſeite mehrere Buchten habe, ſoll es von Wallfiſchen wimmeln, und Tauſende von Eskimos hier wohnen, die hauptſachlich von Wallfiſchen leben; namentlich lieben ſie die jungen Wallfiſche, und ſollen ſie hauptſachlich in der Wurfzeit, im Junius, Julius und Auguſt fangen, zu welcher Zeit ſie auch ihre Wintervorräthe ſammeln.

Manche von dieſen Eskimoſtämmen kommen bis an die Cumberlandſtraße herab, und treiben mit der Hudſonsbay-Compagnie Handel; indeß hat noch kein Agent dieſer Compagnie je die bezeichnete Bay aufgefunden. Das Klima ſoll an derſelben milder ſeyn, als irgendwo an der Weſtküſte von Cumberland. Der Aberdeen Herald, welcher dieſe Nachrichten mittheilt, ergreift die Gelegenheit, abermals auf die Nothwendigkeit aufmerkſam zu machen, in der Davisſtraße an irgend einem wohlgelegenen Punkte ein Etabliſſement anzulegen, um auf dieſe Weiſe den Wallfiſchfang in jenen Gewaſſern zu unterſtützen. Vielleicht würde ein bleibendes Etabliſſement dieſer Art am eheſten dazu führen, den noch unerforſchten Raum zwiſchen dem weſtlichen und öſtlichen Meere vollends kennen zu lernen, und endlich die Frage zu löſen, ob eine Verbindung zwiſchen dieſen beiden exiſtire oder nicht. Auffallend an jener obigen Nachricht iſt der Umſtand, daß auf einem verhältnißmäßig ſo kleinen Raum, wie die Umgegend jener Bay, mehrere tauſend Eskimos wohnen ſollen, da man dieſe ſonſt nur in ſehr ſchwachen, vereinzelten Stämmen findet.

Sevilla und ein Ausflug von da nach dem alten Italica, am 7 Auguſt 1837.

(Schluß.)

Mittag war vorbei, die Sonne brannte glühend, und ich kehrte in einem Dorfhauſe ein, um dort die große Hitze zu verpaſſen, und mich zu erquicken. Wie Burgos die höchſte und kälteſte, ſoll Sevilla, wiewohl nicht die ſüdlichſte, doch die wärmſte der größeren Städte auf der Halbinſel ſeyn. Das Meer kühlt die ſüdlichen Küſtenſtriche Spaniens, und Sevilla ſoll zum Beiſpiel, nach genauen Beobachtungen, im Durchſchnitte vier Grad Wärme mehr haben, als Cadiz. Wenn dem ſo iſt, ſo muß ich geſtehen, daß zu jeder Jahreszeit die Hitze an allen Orten in Spanien erträglich iſt. — Denn ſelbſt in der heißeſten erſcheint die Natur um Sevilla nicht ohne Schmuck, die Vegetation nicht ausgedörrt, freundlich prunkt noch das Laub der Bäume und nur wenige Stunden um Mittag iſt das Ausgehen in der Sonne beſchwerlich. Die Nächte ſind ſchön, lind, erquicklich, Inſecten quälen nicht, und zu Hauſe läßt ſich zu jeder Tagesſtunde gemächlich arbeiten. Ich legte den Weg von Sevilla in der größten Hitze ohne beſondere Beſchwerde zurück. — Der Dörfer empfing mich freundlich, und ich nahm fürlieb an ſeinem Tiſche. Vor und nach dem Eſſen wurde lange gebetet, aber mir unverſtändlich, indem Eltern und Kinder durcheinander, ein jeder für ſich, ſprachen; ich hörte nichts als Maria purisima, und santo, santo, santo. Als einer der Knaben, voll Eßluſt, nach der Schüſſel griff, bekam er von der Mutter Prügel, eine Schweſter lachte darüber

laut auf, doch ſtörte das Alles Niemanden in ſeinem Gebete. Merkwürdig, daß im Munde dieſer Leute keine Sage über das alte Italica und deſſen Zerſtörung lebte, — vor tauſend Jahren habe dort eine berühmte Stadt geſtanden, war alles, was ſie davon wußten. Aber Vieles erzählten ſie mir vom Kriege, vom Stande der Parteien, von ihren Hoffnungen. Die meiſten, ſelbſt die kleinſten Dörfer Andaluſiens ſind der conſtitutionellen Sache ergeben. In Santiponce ſah ich keinen jungen, waffenfähigen Mann; mein gaſtfreundlicher Wirth hatte zwei Söhne unter der Fahne der Königin, und Alle ſprachen davon mit größter Lebhaftigkeit. Die Mädchen aber beklagten ſich mit ächt ſpaniſcher Franqueza, daß ſie ſich in ſolchen Zeiten nimmermehr verheirathen könnten; bei ſolchen naiven Geſtändniſſen lachten ſie ſo fein, und bewegten ſich ſo zierlich, wie unſere Damen von hohem Range. Sie machen keine Moden mit, das bringt ihre Zierde und Lieblichkeit hervor.

Begleitet von einem jüngern Sohne des Wirthes begab ich mich eine vergnügte Stunde ſpäter nach der Hauptruinenmaſſe, dem Ampitheater, das die Leute dort la plaza (den Platz) nennen. Etwas Eigenthümlicheres, im Hinfall noch Prächtiges und Impoſantes kann man nicht ſehen. Auf dem Rücken eines breiten, niedern Hügels gehend, ſchaut man plötzlich in eine große, runde Oeffnung hinab, nämlich in das Innere des Theaters, das nicht verſchüttet worden iſt. Ringsherum ſieht man noch die prächtigen Bögen und Säulen, die, durch eine furchtbare Kraft erſchüttert, wie zuſammengebrochen erſcheinen. Alles Mauerwerk ruht in ſchiefer, gleichſam fallender Lage, und doch felſenfeſt. Riſſe und weite Spalten ſcheiden das, einige Fuß hoch, nur unregelmäßig hervorragende Gemäuer außen von dem übrigen feſten Feldboden. An einer Seite, wo der Hügel ſich in die Ebene herab ſenkt, findet man durch einen langen, völlig erhaltenen Bogengang den Eintritt in das Innere, das einen Cirkel bildet und deſſen Grund in der Tiefe wie jedes andere Landſtück, wie ein verſenkter oder tiefliegender Garten, förmlich bepflanzt wird. Kühn, furchtbar, erſchütternd iſt der Anblick der Mauermaſſen aus dem Innern, amphitheatraliſch thürmen ſich ringsum die gewaltigen Trümmer übereinander, und an dieſem Orte glaubt man, noch ſchwinge die Erde von dem gewaltſamen Erdbeben, bei dem dieſe Maſſen erſchüttert und zuſammen gebrochen waren.

In der Nähe dieſes Dorfes ſpringt ein Quell aus einer geheimnißvollen Grotte hervor. Ich kletterte auf das Gemäuer, welches hoch darüber emporragt und dachte über die Urſache dieſer Zerſtörung nach, deren Schauplatz wie die Thalebene ich von da aus weit überſchauen konnte. Die menſchliche Hand hat ſie nicht vollbracht, denn von einem ſolchen Werk der Sieger ſprächen alle Jahrhunderte. Ueberſchwemmung? das iſt ſehr unwahrſcheinlich — wie groß die Gewalt des Guadalquivir, ſolche Zerſtörungskraft hat er nicht; überdieß ſtand ein Theil des alten Italica auf niederm Hügelland und nirgends ſah ich Spuren von Flußſandſchichten. Des Feuers Gewalt? auch nicht, davon hat man in Spanien kein Beiſpiel, weil man durchweg mit gehauenen Steinen baut und ausbaut. Ich kann als Urſache nur ein Erdbeben oder eine Bodenſenkung annehmen, wobei das Waſſer des Guadalquivir mag mitgewirkt haben. Aus den obern verwitterten Trümmern bildete ſich allmählich eine Bodendecke, eine Dammerde aus, die das Ganze überzog und begrub, und worin ſich Vegetation erzeugte, Getreide, Oliven, Reben ſproßten. Die jetzt ſtattfindenden Ausgrabungen können auch über die Art der Zerſtörung manchen Fingerzeig, wo nicht die einzige ſichere Auskunft geben, wie ſie reiche Schätze an Statuen, Münzen, Gemmen, Waffen, Gefäßen, Urnen, Hausgeräthe, Moſaik u. ſ. w. zu Tage fördern und der Kunſtgeſchichte erſprießlich ſeyn werden. Wie Vieles iſt bereits zufällig gefunden worden. In einem Hauſe des Dorfes Santiago bewahrt man vielerlei Alterthümer und verkauft ſie an Fremde, das ſind aber nur ſolche, die der Landmann beim Ackern findet.

Nie ſah ich irgend was von Ruinen, das ich denen des alten Italica vergleichen könnte. So völlig überſchüttet und verkruſtet, und doch überall, wo ſie hervorbrechen, noch ſo feſt wie von ewiger Dauer. Spanien iſt das feſteſte Land in Europa, ſein ganzer Charakter iſt Ausdauer. Sollte ſein Volk, ſein Leben jemals untergehen, dann werden noch ſeine Ruinen unvergänglich von ihm zeugen. Städte aus Backſteinen wie in Babylonien, können ſpurlos verſchwinden; die aus Ziegelſteinen wie in unſerm Norden werden nie fertig, immer müſſen ſie reparirt werden oder ſie erſcheinen ſogleich als eine Ruine, die aber auch nicht dauert. Darum müſſen wir ewig geiſtig, jung und friſch bleiben, wollen wir fortbeſtehen!

Aus meinen Gedanken ſtörte mich damals eine Schaar Mädchen, die unten des Weges vorüberzogen. „Seht den Romantiker dort oben!“ riefen ſie und grüßten freundlich. „Wenn Sie erlauben, wollen wir zu Ihnen kommen!“ „Meine Arme ſtehen Euch offen,“ antwortete ich. Sie lachten, winkten noch tauſendmal, die heitern Geſchöpfe, und kamen mir aus dem Geſichte. So lacht die Gegenwart über die Vergangenheit, die ſie nicht verſteht.

Als ich im Dorfe zu meinem Wirth zurückkam, empfahl dieſer mir, mich alsbald auf den Heimweg zu begeben, weil ſpät Abends allein zu gehen gefährlich ſey. Ich befolgte den gut gemeinten Rath. Bald blitzte mir auch im Abendroth die Giralda von Sevilla entgegen, wie der ſchönſte mauriſche Thurm in Spanien, an der Kathedrale dieſer Stadt, nach einem goldenen Engel auf ſeiner Spitze genannt wird. Dieſer Thurm iſt ein Werk von dem Mauren Guever, dem man die Erfindung der Algebra (oder Alguevra) zuſchreibt; zwei Pferde können darin mehrere hundert Fuß neben einander hinaufgehen; aber mehr werth als dieſe Künſtlichkeit iſt ſeine Schönheit. Er eröffnet auch die herrlichſte Ausſicht über Stadt und Land, über die Windungen und Ebenen des Guadalquivir bis weit hin nach den Sierren, welche ausgedehnte, von der Giralda zu überſehende Landſchaft in alten Liedern, als die erſte und beſte Spaniens hoch geprieſen wird:

La mejor tierra de España
Es esta que el Betis baña;
De lo que el Betis rodea
Lo que la Giralda otea.

Luriſtan und ſeine Bewohner.

(Schluß.)

Die Stämme von Luri Kutſchuk ſind weit zahlreicher als die Bakhtijaris, denn ſie zählen im Ganzen 56,000 Familien. Die Steuer der Stämme von Piſch Kuh beträgt 120 Katirs, aber die Vertheilung ſchwankt nach dem Ermeſſen des perſiſchen Gouverneurs; die Stämme von Puſchti Kuh ſind darunter nicht mit einbegriffen. Die Schätzung der Katirs wechſelt, wie bei den Bakhtijaris, nach dem Zuſtande der Provinz; unter dem letzten Wezir, Mirza Büzürk, welcher die Einkünfte zehn Jahre lang mit Erfolg verwaltete, ſtieg der Katir auf 200 alte, oder 333⅓ neue Tomans, die 120 Katirs waren alſo 40,000 Tomans werth, und die Steuer von Piſch Kuh allein mag wohl mehr als dieſe Summe betragen haben. Ueberdieß wirft die Stadt Khorremabad an Zöllen und Pachtzins für Buden, Gärten, Mühlen und dgl. noch 5000 Tomans ab, und die benachbarten Kronländereien wohl eben ſo viel, nebſt etwa 7000 Karwars Korn, was, den Karwar zu einem Toman gerechnet, welches der gewöhnliche Preis in Luriſtan iſt, noch weitere 17,000 Tomans ausmacht, ſo daß das Einkommen der ganzen Provinz, das von Puſchti Kuh mit 20,000 Tomans dazu gerechnet, zwiſchen 70 und 80,000 Tomans beträgt. Das Erhebungsſyſtem iſt ſehr einfach: wenn die Hauptſumme unter die Stämme in den Unterabtheilungen vertheilt iſt, ſo erhebt der Riſch ſefid (Weißbart) jedes Lagers den Betrag von jeder Familie, je nach ſeiner Kenntniß von ihrer Zahlungsfähigkeit. Aber in einem wilden Lande, wie dieſes, wo viele Stämme in offenem Aufſtande leben, und auf die von dem großen Rathe angeordnete Vertheilung nicht achten, würde der Gouverneur ſeinen Contract mit der Krone nicht halten können, wenn er nicht indirecte Mittel hätte, um außerordentliche Summen zu heben, und die Ausfälle zu decken. Mirza Büzürk führte deßhalb ein ausgedehntes Syſtem von Sporteln und Geldſtrafen ein, und da Räubereien und Mordthaten faſt täglich vorfielen, ſo fehlte es nie an Gelegenheit zu Erpreſſungen; ja er ſoll etwa 20,000 Tomans jährlich zuſammengebracht haben, und zwar ohne Grauſamkeit oder Ungerechtigkeit.

Luri Kutſchuk iſt weit mehr im Stande, eine ſchwere Abgabenlaſt zu tragen, als die Bakhtijaris, denn obwohl der Ackerbau gleichfalls vernachläſſigt iſt, ſo hat es doch andere Hülfsquellen. Die hauptſächlichſte darunter iſt die Zucht der Maulthiere, welche bei weitem für die beſten in Perſien gelten: es führt im Durchſchnitt etwa 1000 dieſer Thiere jährlich aus, von denen man eines in das andere auf 20 Tomans rechnen kann. Die Iliyats (Nomaden) treiben auch einen bedeutenden Handel mit Teppichen und allen Arten von Reitzeug; ſie verſehen die Städte Hamadan, Nihawand und Burudſchird ausſchließlich mit Holzkohlen, und ihre Heerden werfen ihnen einen bedeutenden Gewinn ab.

Die großen Stämme von Piſch Kuh haben, wie ſchon erwähnt, keinen gemeinſamen Häuptling, wie die Bakhtijaris, eben ſo wenig auch die einzelnen Unterabtheilungen, ſondern vier oder fünf Tuſchmals führen die Angelegenheiten einer ſolchen Unterabtheilung, und bei großen Gelegenheiten vereinigen ſich alle dieſe Tuſchmals, um gemeinſchaftlich zu berathſchlagen; ihre innere Verfaſſung hat alſo mehr Aehnlichkeit mit einer Bundesrepublik als mit einer großen Feudalariſtokratie. Der Wali von Puſchti Kuh behauptet allein noch die königliche Gewalt ſeiner Vorfahren. — Unter den Luris geſchehen die meiſten Arbeiten durch die Weiber: ſie hüten die Heerden, bauen das Feld, heimſen das Korn ein, und treten davon aus, ſo viel man braucht. Dieſ Männer ſäen und ſchneiden daſſelbe, fällen Holz zu Kohlen, und vertheidigen ihr Eigenthum gegen fremde Angriffe. Die Teppiche, die Zelte von ſchwarzem Ziegenhaar und das Pferdegeſchirr, wofür Luriſtan berühmt iſt, ſind faſt allein von Weibern gemacht. Die Männer ſcheinen Raub und Krieg als ihre eigentliche Beſchäftigung zu betrachten, und ſind nie ſo zufrieden, als wenn ſie auf einem Raubzug begriffen ſind.

Die Sprache der Luren iſt nur wenig von der der Kurden von Kirmanſchah verſchieden, und wem der eine Dialekt geläufig iſt, der verſteht auch den andern. Man hat die Dialekte der Bergbewohner von Zagros bisher allgemein als Ueberreſte des alten Pehlwi betrachtet, wie mir aber ſcheint, aus ungenügenden Gründen; ich betrachte ſie als von dem alten Farſi abgeleitet, welches unter den Saſſaniden neben dem Pehlwi als getrennte Sprache beſtand; das Pehlwi, wie man es jetzt auf Inſchriften und in Büchern findet, hat gewiß keine Analogie mit dem Kurdiſchen, und ich zweifle, ob mit Ausnahme der Gueber-Colonien und einzelner Dorfſchaften in Aderbeidſchan*) dieſer Dialekt überhaupt jetzt als geſprochene Sprache beſteht.

Die Religion der Stämme von Luri Kutſchuk iſt ſehr merkwürdig und verdient eine genaue Unterſuchung, denn überall findet ſich ein Localaberglauben, der ſicher in ein ſehr hohes Alterthum hinaufreicht. Die Luren zeigen nicht die mindeſte Verehrung für Mohammed und den Koran; der einzige allgemeine Gegenſtand der Verehrung iſt ihr großer Heiliger Baba Büzürk; es gibt aber noch mehrere heilige Männer unter ihnen, welche als die lebendigen Repräſentanten des göttlichen Weſens und darum von ihren beſondern Schülern mit einer an Anbetung gränzenden Verehrung betrachtet werden. Ihre Opfer und ihre myſtiſchen Zuſammenkünfte ſind in hohem Grade intereſſant, denn viele ihrer Gebräuche deuten auf eine Quelle, die weit über die Einführung des Islam hinaufreicht. Macdonald Kinneir hat die mitternächtlichen Orgien der Tſcharag-Kuſchan (Lampenbrecher, Lichtauslöſcher) erwähnt; ich glaube nicht, daß ſolche Gebräuche noch jetzt beſtehen, aber Verſammlungen ähnlicher Art wurden gewiß bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gehalten, und es laſſen ſich darin ohne Mühe die Ueberreſte eines Cultus der Zeugung und Befruchtung erkennen, die von den Feſten des Mithra und der Anitis her ſich erhielten.

*) In dem Dorfe Dizmar namentlich iſt der einheimiſche Dialekt ſicherlich Pehlwi.

Chronik der Reisen.

Eine Tour durch Ungarn.

(Fortsetzung.)

Ueber Baranyavar reiste ich zurück. Dieser Marktflecken ist ein schlechtes ungarisches Dorf, wo man aber nichtsdestoweniger im Wirthshause gut bedient wird und ein treffliches Mittagsmahl halten kann. Mit noch einigen Reisenden nahm ich dieß ein, und war bald bekannt, was bei dem gebildeten Ungarn sich immer leicht findet. Mit größter Bereitwilligkeit bekommt man Aufschluß über Alles, wovon man sich belehren will, und es setzt gleichsam der Ungar eine Ehre darein, wenn sich der Fremde nach dem und jenem, was sein Vaterland angeht, erkundigt. Von diesem Orte, der in der Vorzeit ein festes Schloß hatte, wie die Benennung Var andeutet, hat der Baranyer Comitat, wovon Fünfkirchen die Hauptstadt ist, seinen Namen. Manche wollen jedoch herausklügeln, der Name komme von Bor (Wein) und Anya (die Mutter), und meinen, es heiße der ganze Comitat die Weinmutter, weil so vieler und guter Wein in ihm erbaut wird. Wollte man dieß annehmen, so verdienten mehrere Comitate diesen Namen. Daß übrigens diese Erklärung für den Ort Baranyavar passen mag, das ist nicht zu läugnen.

Auf den Gefilden von Mohacs überließ ich mich ganz dem düstern Eindrucke, den ein zweimal so stark mit Blut getränktes Schlachtfeld auf das Gemüth macht. Hier ward in der Schlacht von 1526 die ungarische Armee unter ihrem König Ludwig II fast gänzlich vernichtet. Die Blüthe des Adels (500 Magnaten und Edelleute, so wie zwei Erzbischöfe und fünf Bischöfe) fiel, und Ludwig, der sich durch die Flucht rettete, gerieth zwischen hier und Fünfkirchen in einen Sumpf, in welchem er erstickte, da ihn sein Harnisch verhinderte, sich heraus zu arbeiten. Erst nach zwei Monaten fand man seinen Leichnam, den man in Stuhlweißenburg beisetzte.

Diese grauenvolle Scharte wetzte im Jahre 1687 Herzog Karl von Lothringen aus, indem er auf denselben Gefilden die Türken aufs Haupt schlug, was zur Folge hatte, daß in kurzem fast ganz Ungarn von ihnen gereinigt wurde.

Ich kam gegen Abend hier an, wo die Sonne, nahe am Untergange, die Gegend blutroth beleuchtete. Dieß vermehrte den Eindruck, und es war mir, als wüthe die Schlacht noch hier, und als stünde von den umliegenden Ortschaften alles im Feuer. Wohl mehr als 60,000 Leichen von Gefallenen in den beiden Schlachten liegen hier begraben. Mohacs ist ein nach mehrern Richtungen sich ausdehnender und stark bevölkerter Markt. Es ist ringsum von einer weiten Ebene umgeben, die ganz zu einem Schlachtfelde geeignet ist. Wenige Orte haben so viel historische Wichtigkeit, denn die erste Schlacht brach die Kraft der Ungarn auf lange Zeit, und legte den Grund dazu, daß die Türken Besitz vom Lande nahmen, und endlich bis Wien vordrangen; die zweite vernichtete die Macht der Türken in Ungarn, und war als Vorzeichen von ihrer nachmaligen Schwäche zu betrachten.

Eben wollte die Sonne sich in die Donau senken, als ich auf einem etwas erhöhten Standpunkte ihres Ufers ankam. Der Strom war mit Fahrzeugen aller Art bedeckt, welche von drüben herüber kamen. Denn man war eben mit der Grummeternte auf der Mohacs gegenüberliegenden Insel beschäftigt. Diese hat einen Flächeninhalt von etwa fünf Quadratmeilen, und ist im Besitze von mehrern Ortschaften. Sie heißt der Mohatscher Bruch (Mohacsy Sziget), und ist mit Wald und Wiesen bedeckt. Viele Hunderttausende von Centnern Heu werden hier gewonnen, von denen ein guter Theil nach Pesth verschifft wird. Zwischen den mit Heu beladenen Kähnen schaukelten sich auch kleinere mit Menschen besetzte. Den Strom herab fuhren einige Schiffe, die wie Riesen zwischen den vielen kleinen Fahrzeugen durchschwammen. Alles lebte und regte sich, gleichsam als fürchte man, es werde die Sonne morgen nicht wiederkehren.

Von Mohacs aufwärts gegen Tolna zieht sich die Straße meistentheils an Weingebirgen hin. Manche dieser Gebirge enthalten Steinkohlen, welche aber gegenwärtig noch keineswegs so ausgebeutet werden, wie es die Reichhaltigkeit der Lager gestattete. Man schafft viele an die Donau, wo sie für die Dampfschifffahrt in Anspruch genommen werden. Wo man nur immer hinblickt, da entdeckt man Schätze, welche dieses gesegnete Land enthält, und deren Ausbeutung künftigen Zeiten vorbehalten ist.

Die Lage und der Boden der Weingebirge von Sexard lassen auf ein gutes Gewächs schließen, und wirklich gehören auch die hiesigen Weine, besonders die rothen, zu den besten Gattungen des Landes, vornehmlich was ihre Stärke und Geistigkeit betrifft. Der Ort selbst scheint nicht ohne Leben zu seyn, und er stellt sich durch mehrere neue Gebäude, die er enthält, nicht unvortheilhaft dar. Mich interessirte hauptsächlich das auf einer Anhöhe erbaute Comitatshaus, welches wie ein prachtvolles Schloß da steht; es interessirte mich wegen des Tumultes bei den letzten Landtagswahlen. So hitzig, wie nur irgendwo, ward hier gekämpft, und man erzählte mir davon in einer Art, wie man ungefähr von einer in der Nähe vorgefallenen Schlacht sprechen würde. Todte und Verwundete blieben auf dem Platze, und im Comitatshause wurden alle Fenster zertrümmert und mancher andere Schaden gemacht. Solche Auftritte sind eine Art von Volksschauspiel, und sie kommen fast bei allen Wahlen vor.

Von hier nach Tolna ist der Weg einförmig und ermüdend. Von dieser Stadt hat der Comitat den Namen, obgleich, wie schon bemerkt, das Comitatshaus in Sexard ist, und folglich auch die Congregationen dort gehalten werden. Aber auch eine todte Gegend wird durch einen schiffbaren Strom belebt. Das sieht man in Tolna, an welchem die Donau vorüberfließt. Wäre dieß nicht, so wäre es hier zum Umkommen, so aber fehlt es nicht an Unterhaltung. Uebrigens sind die Ufer hier flach, und das Oede der Gegend wird nur durch die am jenseitigen Strande befindlichen Gebüsche ein wenig aufgehoben.

Man hat die hier von Pesth nach Essek und von dort nach Syrmien gehende Poststraße ehemals sehr verschrien; auch ging die Post der Sicherheit wegen gewöhnlich nur am Tage, und auch da nicht ohne Begleitung einiger Haiduken. Sie soll früher einigemal beraubt worden seyn. Mir ist nichts vorgekommen, was mir auch nur Verdacht oder Besorgniß hätte einflößen können. Jetzt geht übrigens höchst selten hier ein Passagier mit ihr, weil jeder die Dampfschifffahrt vorzieht, mit welcher er schneller und sicherer reist.

(Schluß folgt.)

Die französischen Königsstatuen. Während der Revolution von 1793 waren die Königsstatuen, welche das Portal von Notre Dame zierten, aus ihren Nischen herausgerissen worden, und seit dieser Zeit wußte man nicht, was aus ihnen geworden sey. Jetzt hat man sie im zwölften Arrondissement auf dem Kohlenmarkte wieder aufgefunden, und will sie wieder an ihre alte Stelle setzen. (Franz. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 352.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 December 1839.

Ueberblicke.

Die alte Colonialpolitik, wie sie seit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts sich ausbildete, und bis gegen das Ende des vorigen sich immer steigerte, hat ihre eigentlichen Grundlagen verloren, und die Formen mußten sich ändern, der Geist aber ist derselbe geblieben. In jener früheren Zeit galt es hauptsächlich, aus den Colonien möglichst viele sogenannte Colonialwaaren zu ziehen, diese mit den Industrie-Erzeugnissen des Mutterlandes zu bezahlen, und auf den daraus entspringenden Seehandel, welchen jeder Colonien besitzende Staat sich selbst vorbehielt, seine Seemacht zu begründen. Der Geist, welcher diese Politik dictirte, lebt allerdings noch, aber die Zeiten und Umstände haben sich wesentlich geändert, und diejenige Seemacht, welche am engherzigsten daran festhält, Frankreich, ist verhältnißmäßig, da Spanien gar nicht mehr in Betracht kommen kann, in ihrem Seehandel am schlimmsten daran. Die Weltwaaren, worunter wir diejenigen verstehen, welche in ungeheuren Quantitäten ein Bedürfniß von Völkern geworden sind, auf deren eigenem Boden sie nicht gedeihen, bestanden in jener früheren Zeit in Kaffee, Zucker und Gewürzen. Der Zucker kam in seiner Hauptmasse fast nur aus Westindien, Kaffee eben daher und aus Java, Gewürze aus den Molukken. Jetzt hat sich nicht nur die Zahl dieser Weltwaaren um die Baumwolle und den Thee, ja man kann auch sagen um den Indigo vermehrt, sondern der Anbau von Zucker und Kaffee hat auch über Westindien hinaus in ungeheurem Umfange zugenommen. England verfolgte im Kriege gegen die französische Revolution die alte Colonialpolitik, und dachte nur daran, seinem Feinde die möglichst große Anzahl von Colonien zu entreißen, in der Hoffnung, dadurch den Welthandel an sich zu ziehen; aber seit der Unabhängigkeit Nordamerika's hatte dieß System einen unheilbaren Riß bekommen. Nordamerika war nicht mehr vom Welthandel auszuschließen, und somit konnte die Seeherrschaft in Europa verhältnißmäßig nur wenig helfen, denn Nordamerika, welches den Vermittler für die Weltwaaren zwischen den Colonien und dem Continente machte, riß bald einen bedeutenden Theil dieses Handels an sich, und machte einen gänzlichen Sieg Englands und eine völlige Handelsherrschaft desselben unmöglich.

Es wäre schwer und jedenfalls hier viel zu weitläufig, den Uebergang aus dem alten Colonialsystem in die neuern Handelsverhältnisse zu zeigen, und wir begnügen uns hier, auf einige Hauptzüge des letztern aufmerksam zu machen. Die wichtigsten sind die Maaßregeln Englands gegen den Sklavenhandel und die Emancipation der Neger, die Vortheile, welche Holland hieraus zieht, die Bestrebungen der Nordamerikaner, eine Art Baumwollenmonopol zu begründen, die vielfachen Bemühungen Englands, sich der wachsenden Theilnahme anderer am großen Welthandel zu erwehren, die Anstrengungen Frankreichs, seine verlorne Stellung als Seehandelsnation wieder zu erringen, und endlich der Wettlauf der Engländer, Nordamerikaner und Franzosen nach Festsetzungen im stillen Ocean.

Ein großer Theil der Handelsmacht Englands beruht jetzt auf seiner Durchführung der Negeremancipation, oder vielmehr auf der wirksamen Unterdrückung des Sklavenhandels. Die Negeremancipation mußte den Zucker- und Kaffeebau wesentlich stören, England war bemüht, diese Störung auch auf das übrige Westindien auszubreiten, und diese Störung sollte benützt werden, um den Ausfall der Zucker- und Kaffee-Erzeugung allmählich aus Ostindien zu decken, dessen verarmte Bevölkerung ihn wohlfeiler als die Sklaven Westindiens erzeugen konnte. Mochte dann Westindien eine Beute der Neger werden, und die Zuckererzeugung, welche große Capitalien erfordert, allmählich daselbst aufhören, England trat dann mit seinem ostindischen Zucker dazwischen. Der Erfolg entsprach aber nicht den Erwartungen. So wie England für seine Colonien den Sklavenhandel aufgab, so war auch die Emancipation eine, wenn auch noch ferne, doch nothwendige Folge, denn die nur unter einander sich fortpflanzenden Neger in Westindien mußten allmählich durch den Contact mit gebildeten Europäern sich einigermaßen civilisiren. Vorher hatte die stete Erneuerung durch afrikanische Neger sie in ihrer thierischen Rohheit zurückgehalten; so wie diese Erneuerung aufhörte, mußte der Civilisationsproceß schneller vorwärts gehen, und die Emancipation war davon die nothwendige Folge. Mit emancipirten Negern aber ließ sich der alte,

fabrikmäßige Anbau des Bodens nicht erhalten, denn der freie Neger war einerseits schon an und für sich der Feldarbeit abgeneigt, welche als das Kennzeichen der Knechtschaft galt, andrerseits aber konnte er bei der ihm natürlichen Trägheit nicht geneigt seyn, die harte und beschwerliche Arbeit in den Zuckerfeldern und Zuckermühlen zu unternehmen, wenn er seinen Unterhalt durch den Anbau eines kleinen, eigenen Feldes ziemlich mühelos gewann. Dieß ist das kurze Ergebniß aller Erfahrung, die man seit der Emancipation gemacht hat (s. die Neger auf Jamaica Nr. 156, 157; die Emancipation im englischen Guiana Nr. 295), und dieß Ergebniß ließ sich nicht nur voraussehen, sondern ist auch vorausgesehen, und in dieser Voraussicht gehandelt worden. England sucht fortwährend den Sklavenhandel möglichst zu unterdrücken, um die Nachtheile, welche seiner Zucker- und Kaffeeproduction in Westindien durch die allmählich näher rückende und endlich vollendete Emancipation erwachsen, auch den Besitzern des übrigen Westindiens zuzuwenden. Hier täuschte es sich aber in mehrfacher Hinsicht in seinen Erwartungen: fürs erste war der Sklavenhandel nicht so leicht zu unterdrücken, und alle bisherigen Maaßregeln haben demselben nur in geringem Maaße Abbruch gethan (s. die Fortsetzung des Sklavenhandels Nr. 154), zweitens aber ging die Hoffnung, den Zucker in größern Massen in Ostindien zu gewinnen, nicht so schnell in Erfüllung. Der Sklavenhandel wird hauptsächlich unter portugiesischer Flagge getrieben: England ist in sehr bittere Erörterungen mit diesem Staate gekommen, dessen Leiter, wie es scheint, weder die Macht noch den Willen haben, dem Sklavenhandel gehörig Einhalt zu thun, und so hat nicht nur England zu Gewaltschritten gegriffen, indem es verschiedene Gelder, welche der portugiesischen Regierung gehörten, zurückhielt, sondern es hat auch schon geradezu gedroht, sich der Inseln des grünen Vorgebirgs zu bemächtigen, von wo aus dem Sklavenhandel großer Vorschub gethan wird.

Man hat jedoch hinsichtlich des portugiesischen Sklavenhandels wohl zu unterscheiden zwischen dem Diesseits und Jenseits der Linie. Der letztere, welcher von Angola und Mozambique aus betrieben wird, und ohne welchen sich diese Colonien von Seite Portugals gar nicht mehr halten ließen, geht größtentheils nach Brasilien, und war längere Zeit mit gewissen Einschränkungen gestattet; aber noch jetzt ist die Sklaveneinfuhr in Brasilien ungeheuer (s. Nr. 53), und es scheint nicht, daß die Engländer sich eben sonderlich bemühen, demselben Abbruch zu thun, sonst möchte eine jährliche Einfuhr von 20 bis 30,000 Negern doch wohl nicht möglich seyn. Die Ursache dieser Erscheinung ist aber keine andere, als daß Brasilien mehr und mehr zu einer englischen Colonie wird, und bei der zunehmenden Schwäche der weißen Bevölkerung der Handel allmählich ganz in die Hände der Engländer kommt. Brasilien, welches die Colonialwaaren, und namentlich in neuerer Zeit auch Baumwolle, in bedeutender Menge liefert, verspricht, wenn die Sklaveneinfuhr fortdauert, ein Damm gegen das halbe Monopol zu werden, das Nordamerika hinsichtlich der Baumwolle ausübt, und die Vortheile zu mindern, welche Holland aus seinem klug berechneten Colonialsystem zieht (s. die Colonialpolitik Hollands auf Java Nr. 276—280); denn wie aus dieser Mittheilung sich ergibt, nimmt dort die Production von Zucker und Kaffee mit Riesenschritten zu, und auch die Fortschritte der Indigocultur sind so bedeutend, daß sie vielleicht mit der Zeit der englischen Indigocultur in Indien die Wage halten, sowie die Theecultur es ebenfalls mit der anglo-indischen (s. Nr. 6 und 311) wird aufnehmen können. Es erklärt sich hieraus, weßhalb die Engländer immer noch die unkluge Großmuth beklagen, womit sie im Jahre 1815 Java wieder an die Holländer übergeben hätten.

Noch wichtiger ist die Rücksicht auf die nordamerikanische Baumwolle. Seit mehrern Jahren hatten die Nordamerikaner versucht, eine Art Monopol der Baumwolle zu begründen. Man schätzt die Baumwollenconsumtion in Europa und Nordamerika auf jährlich 2½ Millionen Ballen, wovon Nordamerika ungefähr drei Fünftel liefert, Brasilien etwa ein Achtel, Ostindien kaum etwas mehr, wobei noch zu bemerken, daß die ostindische Baumwolle wegen Mangel an Reinigung, für die geringste Sorte gilt. Das übrige schwache Fünftel vertheilt sich unter Aegypten nebst einigen andern mittelmeerischen Ländern und Westindien. Seit der großen amerikanischen Geldkrise herrschte das offenkundige Streben vor, die Preise der Baumwolle in der Höhe zu halten, um durch den hoch gesteigerten Preis derselben die Schulden, welche Nordamerika in England und Europa überhaupt hatte, desto leichter zu bezahlen. Diese Operation gelang so ziemlich in den Jahren 1837 und 1838, im J. 1839 aber schlug sie fehl, indem der hohe Preis der Baumwolle in Verbindung mit mehrern andern politischen und commerciellen Umständen die Fabrication der Baumwollenwaaren wesentlich verminderte, und somit den Preis der Baumwolle gewaltsam herunterdrückte. Die Lehre ging indeß für England nicht verloren, und es zeigten sich mannichfache Bemühungen, die Baumwollproduction in Indien zu heben, um die nordamerikanische mehr und mehr entbehren zu können. Wir haben in den Verhandlungen der Birminghamer Association auch einer Mittheilung des General Briggs erwähnt über die verschiedenen Baumwollenarten und ihren Anbau (s. Nr. 292), allein der Zweck der Mittheilung war keineswegs bloß ein wissenschaftlich botanischer, sondern Handelseifersucht lag sichtlich zum Grunde. General Briggs theilte nämlich in der asiatischen Gesellschaft am 16 November eine Abhandlung über den Baumwollenhandel Indiens mit, worin er den innern Verbrauch dieses Landes auf mehr als 700 Millionen Pfund jährlich anschlägt, und die Behauptung aufstellt, daß die Production leicht um ein Drittheil bis um die Hälfte steigen, und allen Bedürfnissen der englischen Manufacturen genügen könne. Die „Litterary Gazette" charakterisirt diese Mittheilung mit dürren Worten also: „Es ist einer der Hauptzwecke dieser Abhandlung, zu zeigen, daß das Volk von Hindostan Europa eben sowohl mit Baumwolle versehen könne, als die Bewohner der Vereinigten Staaten von Nordamerika, und daß bei gehöriger Leitung die Quantität und Qualität ihres Erzeugnisses allen Erfordernissen unserer Manufacturen entsprechen würde, ohne daß wir nöthig hätten, uns auf die von Sklaven erzeugte Baum-

wolle Nordamerika's zu verlaſſen.“ Die fromme Heuchelei, welche in dieſen Worten liegt, iſt höchſt charakteriſtiſch für den Zweck der Sklavenemancipation überhaupt, die abgeſehen von dem Plan, die Production der weſtindiſchen Inſeln zu verkümmern, auch noch, wie wir ſchon im vorigen Jahre bemerkt haben, ein namentlich gegen Nordamerika gerichteter Streich iſt.

Es iſt ein bemerkenswerther Umſtand, daß man gegenwärtig ſo viele Bemühungen ſieht, Erzeugniſſe ferner Länder im eigenen Lande zu erzielen, und dadurch der Abhängigkeit überhoben zu werden, in welche man allmählich von den Erzeugungsländern verſetzt wird. Daher ſchreiben ſich die Beſtrebungen, Thee in Java, in Indien, in Braſilien, und ſelbſt in Frankreich zu ziehen, obwohl faſt mit Gewißheit vorauszuſehen iſt, daß von dieſen Verſuchen nur die beiden erſten gelingen werden, weil man zur Leitung der Arbeit in Indien und Java leicht ſich Chineſen verſchaffen kann, und der Tagelohn niedrig iſt. In die Kategorie dieſer Beſtrebungen gehören auch die Anſtalten der Nordamerikaner, Seide zu erzeugen (ſ. die Abſendung junger Maulbeerbäume aus Italien nach Nordamerika Nr. 136), um des Tributs an Frankreich und an Italien überhoben zu ſeyn, die fortgeſetzten Bemühungen der Franzoſen, fremde Gewächſe in ihrem Lande heimiſch zu machen u. ſ. w. Der Grund aller dieſer Beſtrebungen iſt ganz einfach: in unſerer Zeit, wo die Stände ſich immer mehr vermiſchen, faſt keiner mehr einen ausſchließlichen Genuß in Anſpruch nehmen kann, und die Leichtigkeit der Verbindungen fremde Waaren beinahe jedem zugänglich macht, entſteht leicht eine gewiſſe Abhängigkeit eines Landes nicht nur von demjenigen, das die zum Bedürfniſſe gewordenen Erzeugniſſe liefert, ſondern auch von allen Zufälligkeiten des Handels, ſo daß jeder gern bemüht iſt, ſich dieſer Sorge möglichſt zu entſchlagen. In England werden jetzt jährlich zwiſchen 30 und 36 Millionen Pfund Thee verbraucht, welche ganz allein aus China bezogen werden. Wie? wenn mit einemmal eine völlige Unterbrechung des Handels mit China einträte, ein Fall, der unter den gegenwärtigen Umſtänden gar wohl denkbar iſt, dann würde der Thee wahrſcheinlich um 25 Procent im Preiſe ſteigen, und die Nation ihr gewöhnliches Getränk um etwa zwei Millionen Pfund Sterl. theurer als bisher bezahlen. Bei dem unermeßlichen Theeverbrauche in China ſelbſt könnten die Chineſen gewiß die Ausfuhr länger entbehren, als die Engländer die Einfuhr, oder England ſähe ſich der Gefahr ausgeſetzt, einen großen Theil dieſes reichen Handels in andere Hände übergehen zu ſehen. Solche keineswegs chimäriſche Befürchtungen waren Urſache, daß man den Theebau und die Theebereitung in Indien mit ſolcher Begierde aufgriff, Geſellſchaften bildete, und die erſten Proben Thee aus Aſſam in England zu ausſchweifenden Preiſen bezahlte. Viele der Verſuche, ſolche Pflanzen in fremden Ländern und Welttheilen anzubauen, werden durch eine Menge vorher unbeachteter Umſtände mißlingen, aber Manches wird ſich doch auch bewähren, und ſomit ein Austauſch von Culturarten zwiſchen den verſchiedenſten Ländern ſich ergeben, wie man ihn noch vor kurzem ſich nicht träumen ließ.

(Fortſetzung folgt.)

Der Kraken.

Wir entlehnen aus R. Hamiltons „Naturalists Library“ einige Bemerkungen über das zweite (vergl. Nr. 550) fabelhafte Ungeheuer der Tiefe über den Kraken. Unter den Seeleuten und Fiſchern Norwegens iſt der Glaube an dieß Ungeheuer allgemein, und ſo fabelhaft und ausſchweifend auch Pontoppidans Meinung klingt, ſo ſcheint Hr. Hamilton doch auch dieſe nicht ganz zu verwerfen, und meint, die Angaben darüber ließen ſich auf eine außerordentlich große Art Sepia oder Kuttelfiſch zurückführen. Er bemerkt hierüber: „Hr. Pennant ſagt in ſeiner Beſchreibung des achtarmigen Kuttelfiſches, daß ſich in den indiſchen Meeren eine Art davon in ſolcher Größe finde, daß er in den mittlern Theilen 12 Fuß in die Quere meſſe, während jeder Arm 54 Fuß in der Länge habe. Die Eingebornen der indiſchen Inſeln verſehen ſich, wenn ſie aufs Meer gehen, immer mit Aexten, um die Arme dieſer Thiere abzuhauen, wenn ſie ſolche über das Canot hinſchlagen, um es in die Tiefe zu ziehen. — Auch Dr. Shaw äußert ſich in ähnlicher Weiſe: Die Exiſtenz einer ungeheuren Art von Kuttelfiſch in den nordindiſchen Meeren läßt ſich kaum bezweifeln, und obwohl einige Berichte übertrieben ſeyn mögen, ſo iſt doch hinreichender Grund zu der Annahme vorhanden, daß dieſe Art alles, was man gewöhnlich an den Küſten der europäiſchen Meere findet, an Größe weit übertrifft.“ — Denys Montford erwähnt in ſeinem Werke über die Naturgeſchichte der Mollusken mehrere Fälle, wo dieß Ungeheuer ſich zeigte, unter Anderem führt er an, daß zu St. Malo ein Grotto oder Gemälde ſich befinde, das von der Mannſchaft eines Schiffes für ihre wunderbare Rettung geſtiftet wurde, als ein ungeheurer Kuttelfiſch ſeine Arme um das Schiff ſchlug und im Begriffe ſtand es in den Abgrund zu ziehen; aber den angeſtrengten Bemühungen der Mannſchaft gelang es, mit Säbeln und Aexten die Arme abzuhauen. Auch aus ſpätern Zeiten, fährt Hamilton fort, fehlen die Zeugniſſe nicht; das letzte iſt aus dem Jahre 1834 von einem Capitän Neill, der von Greenock nach Montroſe fuhr. Mehrere Jahre früher wurden Angaben über ein ſolches Seeungeheuer in Shetland von einem Friedensrichter amtlich aufgenommen. Er ſchließt endlich auf folgende Weiſe: „Zum Schluſſe führe ich die Worte eines ausgezeichneten Naturforſchers an, der den Gegenſtand mit großem Scharfſinn unterſuchte, und darüber bemerkt: Dieſe verſchiedenen Angaben reichen wohl ſicherlich hin, die Exiſtenz eines ungeheuren Bewohners der Tiefe zu beweiſen, der ſich von allen andern Geſchöpfen, die wir kennen, auf eine merkwürdige Weiſe unterſcheidet, und die Uebereinſtimmung in den Beſchreibungen mit denen des berühmten Kraken iſt einleuchtend genug, um den Schluß daraus zu ziehen, daß das große norwegiſche Thier keine ganz grundloſe Chimäre, ſondern mit dieſem koloſſalen Kuttelfiſch identiſch oder nahe verwandt iſt.“

Chronik der Reiſen.

Eine Tour durch Ungarn.

(Schluß.)

Ich mache hier eine kleine Digreſſion, und ſage einige Worte über einen Uebelſtand, den man in Ungarn im Großen ſo häufig trifft. Es iſt die unbequeme Lage der Verwaltungsörter. Hier im Tolnaer Comitate will ich z. B. nur anführen, daß fürs erſte der Comitatsort faſt im Zipfel des Comitates liegt — es gibt deren, wo dieß noch mehr der Fall iſt. — Die Ortſchaften, nach welchen die Jurae genannt

ſind, und von wo aus die Polizeiverwaltung geleitet wird, liegen ebenfalls im äußerſten Winkel, wie dieß mit Dombovar und Földvar der Fall iſt. Uebereinſtimmend damit iſt es, daß der Landtag in Preßburg abgehalten wird, was am äußerſten Ende des Landes liegt. Dieſer Uebelſtand nun hat ſich merkwürdigerweiſe auch auf die meiſten Landgüter übergetragen. Dort iſt nicht allein die Centralverwaltung gewöhnlich im äußerſten Winkel der Güter, ſondern es ſind auch die Wirthſchaftshöfe in der Regel am entfernteſten Ende erbaut, gleichſam als habe man von jeher danach geſtrebt, ſich die Sache recht beſchwerlich zu machen.

Die Gründe für ein ſolches Verfahren müſſen in den Verhältniſſen der Vorzeit gelegen haben, weil man vernünftigerweiſe nicht annehmen kann, daß man abſichtlich ſo gehandelt haben wird. Bei Preßburg z. B. gibt uns die Geſchichte Ungarns die Erklärung, weil entweder die Beſitznahme des Feindes von den Plätzen, wo früher der Reichstag gehalten worden war, oder innere Zerrüttungen die Stände zwangen, am entfernteſten Ende des Reichs, wo man allein Schutz und Sicherheit hoffen konnte, die Reichsverſammlungen zu halten. Daß man aber die Maierhöfe ſo unzweckmäßig anlegte, rührte daher, weil man nur einen kleinen Theil der Ländereien zum Anbau beſtimmte, und in deren Nähe die Wirthſchaftsgebäude aufführte, was ſich aber im Laufe der Zeit vielfach änderte. — Wie aber die Gewohnheit ſo leicht zur andern Natur wird, ſo iſt es auch hier geſchehen, daß man nämlich, wo auch jene erſten Urſachen nicht mehr ſtattfanden, noch die alte Sitte beibehielt.

Faſt wie mit dem hier Erwähnten, iſt es mit der Verfaſſung des Landes. Eine Menge Sachen darin ſind veraltet, und nicht mehr für die gegenwärtige Zeit mit ihren Verhältniſſen und Forderungen paſſend. Dennoch aber hält man auf ſie, wie auf ein Heiligthum. Daran thut man einerſeits freilich ſehr recht, und iſt durch die Lehren der Geſchichte des Landes darauf hingewieſen. Aber man brauchte die Sache nicht aufzugeben, wenn man ſie auch der gegenwärtigen Zeit anpaßte. Die Menge von Inconvenienzen und Nachtheile, welche aus der Verwaltung der Conſtitution hervorgehen, treten übrigens immer ſchreiender hervor, und es iſt zu erwarten, daß eine Umformung der ungariſchen Verfaſſung allgemein als nothwendig anerkannt und ins Werk geſetzt werden wird. Die Hauptſchwierigkeiten, welche einer ſolchen im Wege ſtehen werden, liegen wohl in dem Mißtrauen, welches man im Lande gegen alle Neuerungen hat, von denen man ſich niemals viel verſpricht, und in dem Mißtrauen, das ſich der bevorrechteten Claſſe bemächtigt, wenn ſie an die Vorzeit ſich erinnert, wo ſie nicht immer vollſtändig für das, was ſie hingab, entſchädigt wurde. Aber man ſchließt in der Regel fehl, wenn man nicht auf die Aenderung der Zeiten und der Umſtände Rückſicht nimmt, wie dieß auch hier der Fall iſt. Was hat der Adel Ungarns von allen ſeinen Vorrechten, wenn es ihm an der Hauptſache, am Geld und am Credit, fehlt? Und wie will er ſich, wenn dieß der Fall iſt, von der drückendſten Abhängigkeit und vom ſchimpflichſten Joche retten, wenn ihm kein Ausweg bleibt, als ſich dadurch zu helfen, daß er dem Wucher in die Hände fällt.

Vor den Sandbänken von Paks hatte man mir ſehr bange gemacht. Sie ſind allerdings beläſtigend und ermüdend, aber die Wegſtrecke, die ſie bedecken, beträgt nicht viel über eine halbe Meile. Vergleicht man ſie damit, wie es ehemals auf der großen Straße von Berlin nach Breslau war, ſo ſind ſie nur eine leicht zu überwindende Kleinigkeit. In Paks hatte ich Gelegenheit, eine wiederholte Bemerkung zu machen, wie oft nämlich Fremde, insbeſondere Deutſche, die Gaſtfreundſchaft der Ungarn anſprechen und mißbrauchen. Hier that es ein deutſcher Edelmann, und zum Danke dafür ſchimpfte er auf das Land und ſeine Bewohner. Der Unwille, der mich über dieß unwürdige Benehmen ergriff, veranlaßt mich, dieß hier öffentlich zu rügen.

In Földvar beſtieg ich meiner Gewohnheit gemäß den Berg in der Nähe, der zum Kalvarienberge gemacht iſt. Von ihm herab hat man eine ziemlich umfaſſende Fernſicht, wovon mehrere einzelne Bilder recht lieblich ſind. Es hat dieſer Berg einige Aehnlichkeit mit dem Blocksberge bei Ofen, denn ſo wie von jenem, ſieht man von dieſem über eine ſchroffe Wand herab in die Donau, und ſo wie dort, ſind auf der Weſtſeite eine Menge kleiner Häuſer, gleich Schwalbenneſtern, an ihm erbaut. Aber die übrige nähere Umſicht hält keinen fernern Vergleich aus.

Adony bot mir des andern Tages, da ich hier eine Stunde verweilte, eine ächt ungariſche Scene. Ich war kaum einige Minuten im daſigen Wirthshauſe, als immer ein Wagen mit Reiſenden nach dem andern ankam. Nicht lange, ſo waren alle in Ungarn wohnenden Nationen repräſentirt, und jeder Repräſentant gab ſich in ſeiner vollen Natürlichkeit. Dieß gab ein Bild, wie man ſie ſelten lebendig ſo trifft. Ein Ungar ſtrich ſich ſeinen Knebelbart mit Wohlgefallen, und murmelte einigemal ſeinen Nationalfluch zwiſchen den Zähnen; ein Slowak gebärdete ſich ein wenig aufgeblaſen, obgleich man ihm eine gewiſſe Behutſamkeit und ein Denken an den Rückzug dabei anſah. Ein Raize (Serbe) muſterte mit funkelnden Augen, jedoch etwas verſtohlen, die Geſellſchaft; ein Deutſcher ſprach ein wenig groß, und ein Jude machte mit kühner Unverſchämtheit den Unterwürfigen. Eine reiſende Dame, ob Schauſpielerin oder Nachtfräulein, konnte ich nicht beſtimmen, warf ſich mit liebenswürdiger Nonchalance aufs Sopha und gab uns ein reizendes Tableau zum beſten. Endlich trat, um die Figuren dieſes Gemäldes vollzählig zu machen, noch eine Matrone von langem hagern Wuchs mit ihrem vollbackigen und runden Sohn ein. Da jedoch die Herren nach löblicher ungariſcher Sitte ſämmtlich Tabak rauchten und wir gleich Zeus in Wolken ſchwebten, ſo rümpfte ſie die Naſe und forderte ein Extrazimmer. Das nahm der Ungar ſehr übel, und warf ihr einige eben nicht wohlgezogene Redensarten nach. Eines aber fehlte uns noch, das waren die Zigeuner, die jedoch nicht lange auf ſich warten ließen. So war das Hogart'ſche Bild fertig, und ſchöner und vollſtändiger, wie man eines ſehen kann.

Und nun führe ich nur noch Greſt an, welches, dem Baron v. Eyves gehörig, eine Oekonomie hat, die ganz nach rationellen Grundſätzen, verbunden mit techniſchen Gewerben, geführt wird. — In Staub und Hitze kam ich am 16 September wieder nach Peſth zurück.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 140** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Giovanni da Procida.** Eine Tragödie von G. Batiſta Niccolini. — **Ernſt, das Chartiſten-Epos.** (Schluß.) — **Siſmondi's Abriß der franzöſiſchen Geſchichte.** (Fortſetzung.)

Zu dem Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und einzelne Blätter, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 353.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

19 December 1839.

Die Bazars von Bombay.

(Aus M. Poſtans „Western India.“ 1838.)

Die Stadt Bombay enthält drei Hauptbazars, von denen unzählige Straßen und Wege auslaufen und ſich durchkreuzen. Die Bazars ſind mit offenen Kaufläden umgeben, in denen alle Arten von Handwerksleuten mit ihren verſchiedenen Beſchäftigungen zu ſehen ſind. In dem einen ſitzt eine Geſellſchaft magerer, ſchlottriger Dirzis, manche mit Brillen auf den Naſen und Scheeren in der Hand, und ſchneiden und nähen in die übliche Form die Aufſchläge und Tſcholahs zuſammen, die ihrer Kunſt vertraut ſind. Aus der Thüre eines andern wehen buntfarbige Turbantücher, triefend von den glänzendſten einheimiſchen Farben; in einem dritten reizen blitzende Spangen und Hukah-Schlangen eben ſo ſehr die im Schweiß des Angeſichts arbeitende Sklavin, als den ſtolzen Moslem.

Die Waſſergefäße der Kupferſchmiede und der Töpfer erheben ſich in einem benachbarten Laden pyramidenförmig, während in vielen andern der Kornhändler ſeinen Badſchiri und Dal verkauft, und für den leckern Gaumen große Maſſen Datteln aufgehäuft ſind, und Krüge mit dem feinſten Hulwah*) von Buſchir ihre lockenden Süßigkeiten entfalten.

Die Dſchains, welche einen ſehr wichtigen Theil der eingebornen Bevölkerung Bombay's ausmachen, beſitzen zahlreiche Tempel in den Hauptbazars. In der Ferne Wohnhäuſern gleichend, würden ſie wahrſcheinlich von Fremden nicht bemerkt werden, zeichneten ſich ihre Baluſtraden und Verandahs nicht durch reiches Schnitzwerk und die ſeltſam gemalten Menſchen- und Thiergeſtalten aus, die auf den ſchön verzierten Wänden zu ſehen ſind.

In den letzten Jahren ſind die Hauptſtraßen der Stadt der Eingebornen gewäſſert und ziemlich gut erleuchtet worden. Dieß hat ſehr große Vortheile erzeugt gegen die Unbequemlichkeiten, die das alte Syſtem des Schmutzes und der Finſterniß begleiteten; doch immer noch kann man nur einige Stunden nach Sonnenuntergang ungehindert durch Störungen verſchiedener Art mit Wagen und Pferden die Straßen betreten. Der geſchäftige böſe Feind erhält, ſo wie die Nacht hereinbricht, durch die Hochzeitszüge der Eingebornen Verſtärkung. Aufgeregt durch die ſonoren Schläge der Tam-tam und den lauten Klang der Poſaune, Lautenſpiel und aller Arten von Muſik ziehen dieſe feſtlichen Gruppen durch die Hauptſtraßen der Stadt, von zahlreichen Freunden auf ungebändigten und wilden Pferden begleitet; während glänzende chineſiſche Lampen, an den Thoren der Betheiligten, und Schwärmer, die unter den Füßen der Pferde ſich entzünden, ſich vereinigen, um Alle, welche eine ſolche Hochzeitsfeier auf ihrem Wege treffen, in drohende Gefahr zu bringen.

Wer früh aufſteht, um in das ſchöne Land, das die Stadt umgibt, einen Ausflug zu machen, wird die Wege rein und hell und frei von allem Anſtoß finden. Die Laſtträger und Handwerker liegen noch vergraben in ihren Cumlies; die Marktleute haben eine breite Straße, wenn ſie die friſchen Früchte des benachbarten Landes hereinbringen; der Palmen-Anbohrer kömmt, auf dem Kopfe ein irdenes Gefäß tragend, das vom köſtlichen Safte des ſchönen Palmbaums überfließt, und Hindumädchen ſitzen hinter Körben voll bunter Blüthen und flechten duftige Kränze, um die Altäre ihrer Götter zu ſchmücken. So friſch und ruhig bleiben die Straßen, bis das Getümmel und das Mühen des Lebens ſie mit jener erſtickenden Hitze und betäubendem Lärm erfüllen, welche die gewöhnlichen Begleiter eines lebhaften Verkehrs ſind.

So ſehr auch der Staub und Lärm auf dieſen mit Menſchen erfüllten Straßen jeden Sinn beleidigen muß, in der glühenden Mittagshitze der tropiſchen Sonne, ſo iſt es ſchon der Mühe werth, einen Augenblick am Eingang eines großen Bazars ſtehen zu bleiben, und den breiten Weg hinabzuſehen, den Strom der drängenden und ſchreienden Menge zu beobachten und den Charakter der verſchiedenen Gruppen zu ſtudiren, die dieſes Menſchenmeer bilden.

(Schluß folgt.)

*) Eine klebrige, ſehr wohlſchmeckende Süßigkeit, die in Perſien aus Zucker, Mandeln, Roſenwaſſer und anderm feinem Confect gemacht und nach Bombay in irdenen Gefäßen geſchickt wird.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Frankreich steht gewiß in den Bemühungen, fremde Culturarten bei sich einzuführen, oben an: man darf nur an seine ungeheuren Magnanerien denken, welche nach dem Muster der chinesischen errichtet wurden, und Ergebnisse versprechen, welche den Preis der Seide vielleicht auf die Hälfte herabsetzen werden. Zur Beförderung dieser Magnanerien hat es auch eine besondere Art Maulbeerbäume aus dem Norden von China eingeführt; des Theebaues haben wir oben schon als sehr problematisch gedacht, aber eine andere Pflanze, Polygonum tinctorium, scheint günstige Resultate zu versprechen, und einen Ersatz für den Indigo zu bieten. Diese Bestrebungen nebst mehreren minder bedeutenden (s. den Anbau des chinesischen Krautes Petsaie Nr. 10, Anbau der süßen Patate Nr. 63) sind von Seite Frankreichs eine ganz natürliche Erscheinung. Seiner Colonien durch den Krieg größtentheils beraubt und in seinem Seehandel gelähmt, muß es sich jetzt erst bemühen, diesem wieder eine solidere Grundlage zu geben. Inzwischen fährt es in der Tendenz fort, womit Napoleon begann, als er, auf dem Meere allenthalben besiegt, in Frankreich dasjenige suchte, was ihm Handel und Colonien nicht mehr gewährten.

Indeß würde ein solches System, consequent verfolgt, Frankreich auf eine seinem Wohlstand gefährliche Isolirung geführt haben, und darum bemüht es sich, am Welthandel wieder einen größeren Antheil zu nehmen, und was ihm an eigenen auswärtigen Besitzungen abgeht, durch seinen überwiegenden Einfluß auf die schwächern außereuropäischen Staaten, namentlich die neuen amerikanischen, zu ersetzen, und vortheilhafte Handelsverträge zu schließen, sollten diese auch mit Waffengewalt aufgedrungen werden. So bildete sich ein neues System von Marinepolitik an der Stelle der alten Colonialpolitik, und diese trat nothwendig mit Tendenzen auf, welche England nur feindselig seyn konnten. In dieses Gebiet gehört die Expedition nach Mexico, wobei in Folge des Einschreitens der Engländer zwar wohl der ostensible Zweck, nämlich die angesprochene Geldentschädigung, nicht aber der verdeckte, nämlich das Aufdringen eines besonders vortheilhaften Handelsvertrags, erreicht wurde. Man kann wohl sagen, daß die kurz darauf erfolgte Uebereinkunft zwischen Frankreich und Texas (s. Nr. 288) aus Verdruß über das Einschreiten der Engländer in Mexico abgeschlossen wurde, denn dieser Vertrag, welcher zugleich eine Anerkennung in sich schließt, war einerseits feindlich gegen Mexico, welches die Unabhängigkeit von Texas noch nicht anerkannt hat, und andrerseits feindlich gegen England, weil Texas ein Sklavenstaat ist, welcher Baumwolle und Zucker durch Sklavenarbeit erzeugt, und dadurch in die Reihe der Nebenbuhler Englands tritt, abgesehen davon, daß Texas in allen wesentlichen Rücksichten ein integrirender Theil der amerikanischen Union ist, die England in so manchen Beziehungen feindlich gegenübersteht. In dieselbe Kategorie, wie der Krieg gegen Mexico, gehört auch die Blokade von Buenos-Ayres (s. Nr. 299), worüber die Engländer ihre üble Laune nicht verbergen können. Englische Blätter behaupten, „daß die französischen Agenten in Buenos-Ayres und in Montevideo Allem aufbieten, um den Handelsvertrag zwischen England und der argentinischen Republik zu vernichten; daß Rosas alle seine Forderungen leicht erfüllt sehen würde, wenn er zu diesem Endzweck die Hand reichen wolle: man habe die Beweise dieser Machinationen in den eigenen Briefen französischer Agenten in Händen, und diese drückten sich darin unter Anderem auch mit besonderem Vergnügen über den ungeheuren Verlust aus, welchen England durch die Blokade schon erlitten habe und noch erleiden werde. Das Benehmen Frankreichs erwecke Unzufriedenheit und Besorgnisse im ganzen spanischen Amerika, und es sey in dieser Beziehung die Ansicht festgewurzelt, daß Frankreich nichts Geringeres im Sinne habe, als in Südamerika den Dictator zu spielen, und sich zum Richter über die innern Verhältnisse der spanisch-amerikanischen Republiken aufzuwerfen.“ Diese Behauptungen rühren allerdings von Feinden her, allein von Feinden, denen ihr eigenes Interesse den Blick geschärft hat, und so viel möchte immerhin davon übrig bleiben, daß Frankreich durch Entfaltung seiner Macht seine politische und commercielle Stellung in Amerika zu verbessern strebt;*) auffallend ist es auch, daß sich französische Blätter etwas darauf zu Gute thun, daß Frankreich im Fall eines Krieges mit den südamerikanischen Staaten keine großen Verluste durch Beschlagnahme französischen Eigenthums erleiden würde, während die Verluste Englands unermeßlich seyn müßten (s. Nr. 263 über den englischen und französischen Handel in Chili und Peru). Leicht erklärlich ist der Umstand, daß Frankreich bei diesen Bestrebungen sich von Nordamerika so viel wie möglich unterstützt sieht, und mehrfach in Gemeinschaft mit diesem handelt.

Die Franzosen scheinen sich in Südamerika von der Verwandtschaft der romanischen Völker und dem Umstande, daß sie Katholiken sind, viel zu versprechen; wenigstens unterliegt es keinem Zweifel, daß der Katholicismus als Mittel zu sehr weltlichen Zwecken dienen soll. Seit einigen Jahren werden auch die katholischen Missionäre in der Südsee zahlreicher. Auf Otaheiti reizten sie den Neid der protestantischen Missionarien so sehr, daß diese Gewalt gegen sie brauchten; ähnliche Dinge gingen in Neuseeland vor sich, wo ein katholischer Priester zuerst als ein entlaufener Verbrecher geschildert, dann als ein französischer Spion verschrien wurde. Dieser Widerstreit zwischen katholischen und protestantischen Missionarien tritt in der Südsee immer mehr hervor. Daß namentlich die letzteren als Vorläufer und Mitarbeiter für politische und commercielle Zwecke benützt werden, unterliegt keinem Zweifel; sie stehen aber vielfach in entschiedenem Nachtheil gegen die katholischen, nicht in materieller, wohl aber in moralischer Hinsicht, denn es ist einleuchtend, daß für Heidenbekehrung ein unverheuratheter Mann ein tauglicheres Werkzeug ist, als ein verheuratheter, wenn gleich letzterer als Lehrer und Leiter einer schon gebilde-

*) Die neuesten englischen Blätter behaupten geradezu, der Gesandte, welcher von Montevideo nach Frankreich geht, ein Hr. Elauri, habe den Auftrag, Frankreich zu bitten, Montevideo unter seinen Schutz zu nehmen.

ten Gemeinde den Vorzug haben mag, da er zugleich als ein Muster häuslicher Tugenden erscheinen kann. Der Grund hievon iſt nicht weit zu ſuchen. Der unverheurathete Prieſter lebt leicht mit ſeiner Gemeinde auf einerlei Fuß, wie dieß die Miſſionen in Südamerika vielfach gezeigt haben, der verheurathete Miſſionär baut ſich baldmöglichſt ein europäiſches Haus für ſeine Familie, richtet ſich europäiſch ein, und ſtellt ſich ſchon durch dieſen einfachen Umſtand ſo hoch über ſeine uncivilisirte Gemeinde, daß gar zu leicht herrſchſüchtige Gedanken wach werden, wie ſie die Geſchichte der Südſee-Miſſionen nur zu oft zeigt; es iſt eine ſchon vielfach beglaubigte Erſcheinung, daß die nordamerikaniſchen und engliſchen Miſſionäre häufig eine ihrem Rufe nur wenig entſprechende Rolle ſpielen. Auf den Sandwichinſeln maßen ſich die erſtern nach und nach Monopole an, und franzöſiſche Seefahrer behaupten, daß ſie ohne die Erlaubniß der Miſſionäre nicht einmal Waſſer und Holz hätten einnehmen können und beides denſelben mit ſchwerem Gelde bezahlen müſſen. Dr. Lang wirft in ſeinen Letters on New Zealand den dortigen Miſſionären mit dürren Worten vor, daß ſie auf eine ſchamloſe Weiſe die Eingebornen um ihre Ländereien betrogen, und ſich und ihren Kindern weite Landſtriche geſichert hätten. Wenige Engländer ſind geneigt, wie Dr. Lang, ſich furchtlos den Heiligen entgegenzuſtellen, und nur zu oft gelingt es dieſen ihre weltlichen Zwecke mit dem Schleier ihres würdigen, ehrenwerthen Berufs zu decken. Auch die holländiſche Regierung ſah ſich genöthigt, gegen die politiſchen Zwecke dieſer Herren Maaßregeln zu ergreifen (ſ. Nr. 168). Doch wird dieſe wenig zu befürchten haben, da einerſeits die Malayen ſolchen chriſtlichen Beſtrebungen wenig zugänglich ſind, bei den Holländern auch ein alter Schatz von Erfahrungen für die Behandlung dieſer ſchwer zu leitenden Völker ſich findet, und die Ausbreitung des holländiſchen Einfluſſes im indiſchen Archipel ſeit Kolffs Reiſe durch die Molukken in den Jahren 1825 und 1826 im Steigen begriffen ſcheint, wie ſich denn auch auf Timor unter Leitung holländiſcher Miſſionäre eine chriſtliche Gemeinde gebildet hat (ſ. Nr. 344). Zwiſchen den engliſchen und nordamerikaniſchen Miſſionären iſt nicht leicht ein Unterſchied zu machen, da ſie oft in einander übergehen, obwohl die Intereſſen der beiden Länder ſich mannichfach durchkreuzen. Es wäre ein verdienſtliches Werk, die Geſchichte des neuern Miſſionsweſens zu ſchreiben, mit gebührender Achtung für diejenigen, welche wirklich eifrig in ihrem Glauben das Chriſtenthum unter jenen Völkern zu verbreiten ſuchen, aber auch mit Strenge gegen diejenigen, denen das Heilige nur zum Deckmantel für andere Zwecke dient.

Es iſt ein eigenthümliches Treiben in jener Südſeewelt, um ſo eigenthümlicher, als es ſich erſt auf etwa 60 bis 70 Jahre zurück datirt, und noch Alles chaotiſch durch einander wogt: Schwäche, Einfalt, Rohheit, Trotz und Wildheit auf der Seite der Indianer, auf europäiſcher Seite ächte Frömmigkeit oder Gleißnerei bei den Miſſionarien, ſeemänniſche Rohheit der Matroſen und oft auch der Capitäne, und ſchändliche Verruchtheit bei den Verbrechern, die aus den engliſchen Strafcolonien entfliehen, und auf zahlreichen Inſeln der Südſee ſich niedergelaſſen haben. Ihren Urſprung verdankt dieſe ganze Bewegung dem Wallfiſchfang (ſ. den Spermaceti-Wallfiſchfang Nr. 130), welchen zuerſt die Nordamerikaner ſchon vor ihrer Emancipation von England betrieben; erſt ſpäter nahmen die Engländer, dann auch Franzoſen daran Theil, aber die letzten mußten während des Revolutionskrieges gänzlich zurückbleiben. Es iſt nicht zu viel behauptet, wenn das Quarterly Review vom Januar dieſes Jahres ſagt, daß ohne den Wallfiſchfang England ſeine auſtraliſchen Colonien entweder nie gegründet hätte, oder nicht hätte erhalten können. Außerdem verdankt man dem Wallfiſchfange überhaupt die neueren Entdeckungen in der Südſee, welche immer noch fortgehen, und keineswegs ihr Ziel erreicht haben, denn an mehreren Orten vermuthet man Land, und manche Inſeln, zum Theil vulcaniſchen Urſprungs, ſind neuerdings wieder entdeckt worden (ſ. Nr. 339). Der Wallfiſchfang hat auch indirect zu den neuern Unterſuchungen der ſüdamerikaniſchen Küſten Anlaß gegeben (ſ. die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle, Nr. 252 ff.), und die Ergebniſſe jener Reiſe müſſen für die Zukunft des ſüdlichen Theils des ſüdamerikaniſchen Continents von ſo großer Bedeutung werden, als ſie es für die Wiſſenſchaft bereits ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Zur Geſchichte des Opiums und des Opiumhandels.

Die Verruchtheit des Opiumhandels in China.

Warum hat wohl der ehrwürdige Thelwall*) ſeine vor kurzem in London erſchienene Broſchüre ſo genannt? Gibt es denn, außer wenn der Menſch ſeinesgleichen kauft und verkauft, noch einen andern Handelszweig auf Erden, den man mit Recht verrucht nennen könnte, und warum ſollte gerade der Verkehr mit Opium im Mittelreiche es verdienen, ſo genannt zu werden? Warum? Man leſe die nachfolgenden Thatſachen, die wir theils aus dem angeführten Werke und andern Quellen, theils aus eigener Anſchauung erfahren und zuſammengeſtellt haben. **)

Das beſte und reinſte Opium ward in frühern Zeiten in Aegypten, in Kleinaſien und Perſien gewonnen; der Mohnſaft Indiens hat aber in den letzten Jahrzehnten das Product dieſer Länder ſowohl in Quantität als Qualität bedeutend übertroffen. Noch in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts baute man in Indien verhältnißmäßig nur ſehr wenig Mohn; die Cultur dieſes Erzeugniſſes nahm erſt durch den großen Abſatz, den es in China fand, ſo außerordentlich zu. Die Chineſen, welche, wie alle Orientalen, den Mohnſaft unter dem griechiſchen Namen Opium kennen, den ſie Ja pien, Anfium oder Anfium ausſprechen, beſchreiben ihn in ihren naturhiſtoriſchen Werken als ein Product der weſtlichen Länder, Indiens und Perſiens. Das Opium ſcheint erſt durch die Araber, welche wenigſtens ſeit dem Beginne des 8ten Jahrhunderts einen bedeutenden Handel mit den ſüdlichen Provinzen des Mittelreiches betrieben, in dem äußerſten Oſten Aſiens bekannt geworden zu ſeyn. Man gebrauchte ihn anfangs bloß zu Arzneien. Aber ſchon im 15ten und 16ten Jahrhundert ward er von reichen Schwelgern im ſüdöſtlichen, wie in den Ländern des weſt-

*) Iniquities of the Opium Trade with China. By the Rev. Thelwall. London 1839.

**) Die Mittheilung iſt von einem Mann, der früher ſelbſt in China war.

lichen Affens als ein Mittel genommen, um ſich zu berauſchen und angenehme Gefühle zu verſchaffen. Die Opiumeſſer erzählen nämlich viel von ihrem exaltirten Zuſtande, in welchem ſie die lieblichſten Gefühle und herrlichſten Erſcheinungen haben; ſie beſchreiben mit Entzücken die wonnevollen Stunden, die ihnen im lieblichen Rauſche dahin fließen. Durch Opium und andere berauſchende vegetabiliſche Säfte haben ja auch die Oberhäupter der Iſmaeliten, welche von Haſchiſche, Hyoscyamus oder Bilſenkraut, Aſſaſſinen genannt wurden, ihren Neophyten einen Vorſchmack von den Freuden des Paradieſes gegeben, die ihrer erwarteten, wenn ſie unbedingt die Befehle, welche ihnen ertheilt wurden, vollziehen. Es ſcheint, daß in China noch im 18ten Jahrhundert kein Opium gebaut wurde, denn die Portugieſen berichten uns, daß die chineſiſchen Handelsſchiffe, gemeinhin Dſchonk genannt, von Malacca und andern Häfen der malayiſchen Halbinſel unter andern Gegenſtänden auch Opium als Rückfracht mit nach Hauſe nehmen. So der portugieſiſche Reiſende Barboſa, welcher ſeinen Reiſebericht im Jahre 1516 vollendete, und uns China, das er nie betreten, nach der Ausſage arabiſcher und indiſcher Kaufleute beſchrieben hat: Delle navigationi et viaggi raccolte da M. Gio. Battista Ramusio. Vanno a Malaca, et vi portano anco molto ferro, e salnitro, et simil cose: et nel lor ritorno caricano di pepe di Sumatra, di Malabar, del quale ne consumano gran quantita nella China, et delle droghe di Cambaia, et massime *anfiam*, che noi chiamiamo *opio*. I, 520 E. Es dachten aber, ſo viel wir wiſſen, weder die Portugieſen, welche allein jährlich 800,000 Kruſaden Silber nach China brachten (Hakluyt Voyages, II, 265. Saalfeld Geſchichte des portugieſiſchen Colonialweſens in Indien. Göttingen 1810, 206), noch die Spanier und Holländer in frühern Zeiten daran, dieſes Erzeugniß auf den chineſiſchen Markt zu bringen. Als aber gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts der Verbrauch des Thees in Europa und in allen europäiſch civiliſirten Ländern, als die Ausfuhr der rohen und verarbeiteten Seide, ſo wie einiger andern Erzeugniſſe des Mittelreiches ſich ſehr vermehrt hatte, mußte man nothwendig auf neue Gegenſtände der Einfuhr ſinnen, um den großen Ausfall zwiſchen Export und Import zu decken. Die Engländer brachten europäiſches Zinn und Eiſen, Baumwollenzeuge und Tücher hin nach Canton, und im Jahre 1773 verſuchte man es von Seite der engliſch-oſtindiſchen Compagnie zuerſt mit einigen hundert Kiſten Opium. Vor dem Jahre 1767 betrug die Einfuhr des Opiums von Indien nach China kaum mehr als zweihundert Kiſten, jede von ungefähr 140 Pfund. In dieſem und den folgenden Jahren wurden bereits vermittelſt der Portugieſen in Macao, die damals noch beinahe ausſchließlich dieſen Handelszweig betrieben, tauſend Kiſten dahin geſandt, welche einen bedeutenden Gewinnſt abwarfen. Die chineſiſche Regierung, welche bis jetzt gegen eine geringe Abgabe die Einfuhr dieſes Artikels erlaubt hatte, ſah ein, welche phyſiſche und pecuniäre Nachtheile dieſes Erzeugniß für die Bewohner des Reiches habe, und ließ ein allgemeines Verbot ergehen ſowohl gegen die Einfuhr, als den Gebrauch des Opiums. Eine Folge hievon war, daß der Preis deſſelben auf das Doppelte ſtieg, und der Schmuggelhandel mit dieſem Stoffe ſehr überhand nahm. Die oſtindiſche Compagnie ſuchte nun, da die Gewinnſte ſo bedeutend waren, ſich dieſes vortheilhaften Handels zu bemächtigen, und im Jahre 1773 ſandte ſie, wie geſagt, auf eigene Rechnung einige hundert Kiſten mit Opium nach China, die ſich bald bis auf viele Tauſende vermehrten.

Gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts verbreitete ſich die Sitte des Opiumrauchens, oder, wie die Chineſen es nennen, des Opiumtrinkens vom Süden aus ſchnell über alle Länder und Provinzen des großen Reiches, und in demſelben Grade ſtieg der Contrebandhandel, ſo daß im Jahre 1837 auf 1838 nicht weniger als 54,000 Kiſten, wovon eine jede 80 engliſche Pfund enthielt, zu einem Werthe von ungefähr 20,000,000 ſpaniſcher Piaſter oder bayeriſcher Thaler eingeführt wurden, die großentheils mit baarem Gelde bezahlt wurden. Die chineſiſche Regierung bot alle ihre Kräfte auf, um die Einfuhr dieſes in commercieller, wie in moraliſcher Beziehung für ſie ſo höchſt nachtheiligen Stoffes zu verhindern. Man erließ mehreremal im Jahre die ſchärfſten Verbote gegen den Gebrauch des Opiums; man erklärte jeden Unterthanen des Himmelsſohnes, der auf heimliche Weiſe dieſes Product in das Land bringe, für einen Verräther; man forderte die barbariſchen Kaufleute auf, ſich doch endlich den Geſetzen des Mittelreiches zu fügen und von dieſem Handel abzuſtehen; man beſchwor ſie bei den Geſetzen der Moral und Tugend, daß ſie doch die Wohlthaten, welche ihnen China durch die Erlaubniß eines freien gewinnreichen Handels erzeige, nicht durch die heimliche Einfuhr eines ſo verderblichen Giftes vergelten möchten. Vergebens! Es wurden an den vorzüglichſten Punkten der ſüdöſtlichen Küſte chineſiſche Kriegsſchiffe beordert, um die Barbaren von dieſem unerlaubten Handel und von jeder andern heimlichen Verbindung mit den Unterthanen des Reiches abzuhalten; aber auch dieſe Vorkehrungen waren vergebens. Die gewinnſüchtigen chineſiſchen und engliſchen Schmuggler fragten nichts nach den Edicten des Mittelreiches; ja ſie lächelten über die Einfalt der chineſiſchen Regierung, welche glauben konnte, daß Aufforderungen im Namen der Moral, Tugend und Gerechtigkeit bei ſolchen Leuten noch einigen Werth haben könnten. Man ſandte jährlich nur eine größere Anzahl Kiſten von Indien nach China, und die einheimiſchen Schmuggler verführten ſie nachher wie vorher in ihren bewaffneten Fahrzeugen nach dem Innern des Landes; ja es verſammelte ſich zu Linting, zehn bis zwölf engliſche Meilen von Macao entfernt, eine ganze Flotte von Opiumſchiffen, welche im Stande war, der ganzen Marine des Mittelreiches die Spitze zu bieten. Von hier aus wurden dann in den letzten Jahren regelmäßig einzelne mit Opium befrachtete Schiffe nach den nordöſtlichen Küſten des Reiches ausgeſandt, um, wie es in den chineſiſchen Edicten heißt, mit den einheimiſchen Verräthern Verbindungen anzuknüpfen.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Der Stuhl Karls I von England. Unter andern merkwürdigen Gegenſtänden, welche demnächſt im Conſervatorium der Künſte und Gewerbe zu Birmingham werden ausgeſtellt werden, befindet ſich auch der Stuhl, auf dem Karl I nicht nur während ſeines ganzen Proceſſes, ſondern ſogar auf dem Schaffot zu Whitehall ſaß. Die Lehne iſt ſehr hoch und der Sitz ſehr nieder; der Stuhl iſt mit rothem Sammt bedeckt und ein Auftritt daran angebracht. Der Biſchof Juxon, welcher bei der Hinrichtung zugegen war, hat dieſen Stuhl ſeinen Erben hinterlaſſen. (Engl. Bl.)

Neue Theaterſtücke in Paris. Im verfloſſenen Monat November wurden an den 24 Theatern der Hauptſtadt 42 neue Stücke aufgeführt, darunter 1 Komödie, 1 komiſche Oper, 9 Dramen oder Melodramen, 22 Vaudevilles und 3 Pantomimen. (Voleur. 5 Dec.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 354.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

20 December 1839.

Rückblicke.

(Fortſetzung.)

Auſtralien.

Die Engländer haben in der auſtraliſchen Welt vorzugsweiſe Poſto gefaßt, und zwar auf eine Art, daß ſie gar keine Wahl mehr haben, ſondern in der weiteren Beſetzung der verſchiedenen Inſeln immer weiter ſchreiten müſſen, eben ſo wie ſie gezwungen ſind, von Indien immer weiter gegen Oſten und gegen Weſten um ſich zu greifen. Hierin liegt freilich, in Indien wie in Auſtralien, das Gefährliche ihrer Stellung, denn am Ende wird auch gegen ſie das Naturgeſetz erwachen, das „Alles Maaßloſe zum eigenen Selbſtmord treibt.“ Ihre Herrſchaft in Auſtralien macht es zu einer Sache der Nothwendigkeit, daß ſie ſich auch Neuſeelands verſichern, ſo wie ſie auch in den Inſelgruppen, die von Neuguinea ſich oſtwärts ziehen, manche Punkte zu ihrer eigenen Sicherheit werden beſetzen müſſen. Wir haben in dieſem Jahre Auſtralien einen größeren Artikel gewidmet (ſ. Nr. 129—131, 135—140, 148—150), und die neueſte Karte des Landes von Arrowſmith in verkleinertem Maaßſtabe beigelegt. Solche allgemeine Orientirungen, wie ſie dieſer Artikel bietet, ſind zum Verſtändniß der mannichfachen einzelnen Nachrichten nothwendig, und die erſte Abtheilung gibt eine Ueberſicht der geographiſchen Forſchung, der zweite handelt von den Verbrechercolonien, der dritte von der Coloniſation überhaupt. Was den erſten Punkt betrifft, ſo muß man geſtehen, daß, ſo Manches auch ſchon geſchah, doch noch unendlich viel mehr zu thun übrig iſt, wenn wir auch nur einigermaßen aufgeklärt ſeyn wollen über das Innere eines Landes, zu welchem, ſo viel wir jetzt wiſſen, kein großer Fluß mit bedeutender Mündung den Zugang eröffnet. Unſere Landeskenntniß beſchränkt ſich jetzt auf zwei Punkte, nämlich auf die ſüdöſtliche und ſüdweſtliche Ecke. Die erſtere umfaßt das eigentliche Neuſüdwales, Port Philipp, Auſtralia Felix und die Colonie Südauſtralien, welche ſämmtlich das Gebiet des großen Darlingſtromes und den Küſtenſtrich einnehmen; es iſt dieß ein mäßiger Kreisausſchnitt, deſſen Spitze das Cap Howe und deſſen Bogen der Darling bildet, ein in ſich abgeſchloſſener Strich, welcher keinen Schluß auf das weiter gegen Nordweſten liegende Land zuläßt. In der ſüdweſtlichen Ecke, welche die beiden Colonien vom Schwanenfluß und König Georgsſund umfaßt, iſt unſere Kenntniß noch ſchwächer, denn ſelbſt über die nächſten Gebirge, von denen man erſt ins Innere des Landes niederſteigen müßte, haben wir noch eine ſo unvollſtändige Nachricht, daß man noch nicht einmal mit Sicherheit weiß, ob dieſelben von Süden nach Norden, oder von Oſten nach Weſten ſtreichen. Weiter im Norden, oder eigentlich im Nordweſten, von der Hannover Bay aus, hat man das Land kaum betreten.

Wir haben in dem oben angegebenen Artikel die Anſicht ausgeſprochen, daß die Eingebornen von Norden nach Süden gewandert, und durch dieſe Ueberſiedlung in ein kälteres, ihrer Natur nicht zuſagendes Klima an Körper und Geiſt heruntergekommen ſeyen. Veranlaſſung zu dieſer Anſicht gab der Umſtand, daß man im Norden Auſtraliens, am Melville-Sund u. dgl. ein kraftvolleres, kriegeriſcheres und intelligenteres Geſchlecht gefunden hatte. Auch will man in neuerer Zeit von Neuſüdwales aus (ſ. Nr. 221) auf Eingeborne geſtoßen ſeyn, die keineswegs auf einer ſo tiefen Stufe ſtehen ſollen, wie diejenigen, deren Bekanntſchaft bisher gemacht wurde. Leider wird es dieſen Eingebornen ergehen, wie denen in andern Welttheilen: ſie werden vor der eindringenden Civiliſation dahinſchwinden. Die kläglichen Reſte der Einwohner von Vandiemensland, welche man auf einer kleinen Inſel in der Baß-Straße geſammelt hat, um ſie dem Contact, ja man kann wohl ſagen, den Verfolgungen der engliſchen Bewohner zu entziehen, ſchwinden dahin, und mit Mühe ſammelt man von dem einen oder dem andern Stamme einige Hundert Wörter (ſ. Nr. 8), künftigen Forſchern ein Merkzeichen ihres Daſeyns, und vielleicht ein Fingerzeig, woher ſie gekommen und zu welchem Stamm ſie gehörten. Unglücklicher Weiſe ſcheint bei weitem die Mehrzahl der Bewohner Auſtraliens der unſeligen Negritorace anzugehören, welche in der ganzen Südſee von Madagascar (ſ. die Ureinwohner von Madagascar Nr. 248) bis zu den Philippinen und den Geſellſchaftsinſeln dem kräftigen malayiſchen Stamm unterliegt; dieſer ſcheint beſtimmt, ſeinen Stempel dieſer ganzen Inſelwelt auf-

zudrücken (s. die Weltgegenden bei den Völkern des großen Oceans Nr. 60 ff.), so weit er nicht selbst dem Alles überwältigen Andrang der nordeuropäischen Race unterliegen muß.

Diese hat sich, namentlich in der südöstlichen Ecke des Continents eingebürgert, aber in einer wenig Gutes versprechenden Weise. Hier herrscht die Verbrecherbevölkerung vor, unter welcher, so wie unter ihren Nachkömmlingen, den Emancipisten, alle Laster heimisch sind, und ihre verderbliche Wirkung selbst unter den dortigen Truppen äußern (s. Nr. 56). Ein Bild des dortigen Zustandes mag man sich aus dem entwerfen, was wir in Nr. 164 und 165 über den neuesten Zustand Australiens zusammengestellt haben, ferner aus einzelnen Scenen und Bemerkungen (s. Ermordung der Eingebornen Nr. 210. Eine Scene in Sydney Nr. 171; Meineide in Sydney Nr. 20; Maaßregeln gegen die Branntweinpest Nr. 97). Das fortdauernde Zuströmen von Tausenden von Verbrechern mußte diesen Zustand nur immer hoffnungsloser machen, und so soll denn die englische Regierung, in gerechter Besorgniß über die drohende Zukunft eines so bevölkerten Landes, den lang erwarteten Entschluß, die Deportation nach Neusüdwales völlig aufzugeben, endlich gefaßt haben. Wie aber diese zum Theil durch die Branntweinpest verkrüppelte, andrerseits gänzlich verwilderte Bevölkerung sich emporarbeiten soll zu einem bessern Daseyn, das ist bis jetzt noch ein Räthsel, dessen fortschreitende Lösung noch mehr als einmal unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wird. Auch hier hat sich allmählich eine Bevölkerung gebildet, ähnlich der des fernen amerikanischen Westens, welche nur den materiellen Theil der europäischen Civilisation kennt, aber nicht den intellectuellen, jedoch ohne Vergleich verworfener wie die des amerikanischen Westens, als Bushrangers, Viehhirten und Squatters ein halb nomadisches, halb räuberisches Leben führt.

Man hat die neuen Colonien von Port Philipp, Südaustralien und Australia Felix außerordentlich gepriesen, und namentlich das unglaubliche Steigen des Werthes der Ländereien als einen Beweis ihrer Fortschritte angeführt, allein dieß ist ein sehr verdächtiger Umstand, denn einerseits ist es erwiesen, daß diese ungeheure Steigerung hauptsächlich eine Schwindelei war, welche den einen Vortheil, den andern Schaden brachte, dem Fortschritt der Colonien selbst aber wenig nützte, oder vielmehr nur nachtheilig seyn konnte, andrerseits gehören alle diese Colonien noch in den Bereich der alten großen Colonie Neusüdwales, und ihre Bemühungen, die Verbrecher von sich abzuhalten, werden darum ohne eigentlichen Erfolg seyn. Die Stadt Adelaide, von welcher man eine Zeitlang so viel Aufhebens machte, ist größtentheils noch gar nicht gebaut, und noch dazu ziemlich ungünstig gelegen (s. die Lage der Stadt Adelaide Nr. 189); ferner deutet Alles darauf hin, daß hier, wie in Port Philipp (s. Nr. 182), nicht sowohl Handel und Ackerbau, als Viehzucht und Schäfereien am meisten gelingen werden. Beides aber führt zu einer inneren Landverbindung mit Neusüdwales, zu einem nomadischen Leben, was zu einer größeren Verwilderung um so sicherer Veranlassung gibt, weil die Heerden wegen der fast periodisch eintretenden Dürren oft Hunderte von Stunden weit getrieben werden müssen. Es wird demnach hier gehen, wie in Nordamerika: im Innern des Landes wird sich ein eigenthümliches, weder europäisches, noch eigentlich wildes Leben gestalten, und wenig zahlreiche, meist schlecht bevölkerte, Städte werden den auswärtigen Handel betreiben. Die jetzige bedeutende Bevölkerung von Sydney ist nur künstlich hervorgerufen durch die großen Anstalten der Regierung und die bedeutende Anzahl von Verbrechern, welche dort noch immer vereinigt ist. Was die Parteien betrifft, in welche die dortige Gesellschaft sich spaltet, so wie die beginnenden Anklänge einer künftigen Emancipation, so wirkt hier das erstere dem zweiten geradezu entgegen, denn die Kluft zwischen den respectable classes, um den englischen Ausdruck beizubehalten, und den Emancipisten, d. h. freigelassenen Verbrechern und ihren Nachkömmlingen, ist viel zu groß, als daß ein Zusammenwirken stattfinden könnte. Es wäre geradezu unmöglich, die Emancipisten von allem politischen Einflusse auszuschließen, und die höhern Classen würden einem solchen Einflusse widerstreben, so lange es in ihrer Macht steht, d. h. sie werden die Gewalt des Mutterlandes unterstützen, so weit sie immer können, um über die Militärmacht desselben gegen die Verbrecher und Emancipisten verfügen zu können. Gleiche Verhältnisse, doch minder schroff (weil sich die vornehmern Beamten und die reichern Colonisten von jeher in Neusüdwals befanden), walten in Vandiemensland vor, und alle Vorschläge und Petitionen um eine repräsentative Verfassung der Colonie sind bis jetzt weit weniger an dem Widerstreben des Mutterlandes, als an dem aus der Zusammensetzung der Gesellschaft hervorgehenden Widerstreit gescheitert.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bazars von Bombay.

(Schluß.)

Dem Auge des Fremden bietet gewiß der Zitzbazar den interessantesten Anblick; der Weg begränzt jenen besondern Theil der Bucht, der den Schiffen der Eingebornen geöffnet und ausschließlich den Handelsinteressen gewidmet ist. Hier ist wirklich „ein Markt von Nationen," wo siegreich der Geist des Handels herrscht und die Waaren und Erzeugnisse aller Nationen des Ostens in einer gemeinsamen Niederlage aufgehäuft sind, und das Verschiffen nach den Ländern erwarten, wo die Künste und Fabriken des civilisirten Lebens den Werth der Geschenke der Natur erhöhen sollen. Massen von feinem Gummi und aromatischen Gewürzen, Fässer voll Oel und Rosenwasser, reines Elfenbein aus den Wäldern von Ceylon, Rhinocerosshäute von der glühenden Küste von Zanzibar, die reichsten Producte Afrika's, Indiens, Persiens und Arabiens sind hier in großen Massen aufgehäuft, vermischt mit Ankertauen von Coir, ungeheuren Blöcken und schweren Ankern, dem nothwendigen Material der Ausfuhr.

Auf der Straße schwanken Träger, gebeugt unter den viereckigen Ballen fest zusammengepreßter Baumwolle, hin und her,

als würden ſie von ihrer Laſt erdrückt; träge ſchleichen Araber mit ihren ſchweren Turbanen von fein verziertem Zeug und dem weiten, wehenden Kabat herum; Perſer erheben ſich in ihren ſeidenen Jacken und den aus ſchwarzen Schaffellen gefertigten Mützen, dem reichſten Product Bokhara's, über die Menge; Banianen, ſchmutzig und lärmend, ſtoßen in ihren rothen, von Schreibfedern und Gedenkzeichen ſtarrenden Turbanen rechts und links ungeſtüm um ſich herum; Bandſchies mit aufgehängten Ballen und wohlgefüllten Waſſerkrügen; Fakirs aus jedem Theile Indiens; Dſchains in ihren ſchneeweißen Gewändern, mit Stab und Fahne, gleich Pilgern der alten Zeit; Padres, mit runden ſchwarzen Hüten und pelzverbrämten Mänteln; Juden vom Stamme der Beni-Iſrael, Alles geht bunt durch einander, während dann und wann ein Ochſenzug gegen die Maſſe kämpft, oder der Parſi in ſeinen buntgefärbten Buggy ſich hindurch drängend, einen Augenblick lang eine Gaſſe bildet; doch ſchnell ſchließt ſich die geſchäftige Menge hinten wieder an und ſtrömt wie vorher, ein unwiderſtehlicher Strom, weiter.

Die arabiſchen Ställe, die einen bedeutenden Raum im großen Bazar einnehmen, füllen ſich meiſt mit Füllen, die von dem Meerbuſen hergebracht worden. Beim Mangel an friſcher Luft und Bewegung, dem Schmutz und dem engen Raum in den arabiſchen Booten, fallen ſie ſo vom Fleiſch, daß ſie bei ihrer Ankunft ziemlich der Beſchreibung des Roſſes entſprechen, das der Ritter von La Mancha beſtieg. In dieſem Zuſtand kaufen die Engländer der Präſidentſchaft die Pferde, die andern werden in den Ställen aufgezogen, um ſpäter verkauft zu werden. Ein guter Paßganger koſtet gegen 50 Pfd., doch 150 werden für ein Füllen gegeben, das etwas zu werden verſpricht.

Die kleinen gedrungenen (sturdy) Thiere, unter dem Namen Pegue-Zelter bekannt, ſind nicht immer zu haben und ſtets in ziemlichem Preis. Die Geſtalt dieſer nützlichen Thiere erinnert an die des griechiſchen Pferdes, wie man es auf Gemmen und Fresken der antiken Schule ſieht. Mit kurzem Hals, breiter Bruſt und großem Hufe, mit beſonders dickem Fell, ſcheint das Pegue-Pferd zum Ertragen harter Arbeit beſtimmt zu ſeyn. In Gebirgsgegenden werden ſie unſchätzbar; da ſie zu einem ſchwankenden Lauf (shuffling run) aufgezogen werden, ſteigen ſie in dieſem Schritte die felſigſten und gefährlichſten Pfade auf und ab, und zwar mit einer Eilfertigkeit, daß man einen langen Weg zurücklegt in derſelben Zeit, wie auf einem Pferde auf gewöhnlichem Wege. Auf den Nilgherri- und Mahabuleſchwar-Gebirgen werden die Pegue-Pferde ſehr geſchätzt und gute mit 50 bis 60 Pfund gewöhnlich bezahlt.

Man weiß, daß die Gewerbe der Gerber und Schuhmacher nur von den unterſten Claſſen des Hindu-Volks ausgeübt werden. Daher findet man in den Gewölben des Bazar wenig Schuhe vorräthig. Stiefel kann man zwar in erträglicher Form von herumziehenden Bengalis zum Preis von 12 Shilling erhalten, doch die Frauen der Präſidentſchaft müſſen ſich mit den ſchlecht geſchnittenen Pantoffeln begnügen, die aus den Händen eines Chineſen hervorgehen. Dieſen würdigen Mann, der auf ſein Schild den engliſchen Namen Jackſon zu ſetzen für gut befunden hat, kann man täglich, im ſchmutzigen, leinenen Kittel, Strohhut und drathartigem Haar, das in dreifachen Stricken bis zu ſeinen Ferſen herabhängt, herumlaufen und ſein Muſterbuch von halbgegerbten Fellen der ſchlechteſten Art entfalten ſehen.

Die intereſſanteſten Arbeiten in Bombay ſind die Moſaikarbeiten aus Elfenbein. Manchmal iſt die ganze Oberfläche eines Dinges mit eingelegter Arbeit bedeckt, zuweilen iſt es nur die Einfaſſung, die, mit Cedernholz oder Elfenbein verziert und häufig mit Silber reich geſchmückt, die mannichfachen und ſchönen Farben der Moſaik hervorhebt. Die Kunſt ſtammt urſprünglich aus Sindh, wird aber jetzt in Bombay in großer Ausdehnung getrieben. In Sindh ſcheint die Kunſt, in Moſaik zu arbeiten, von den Furnierarbeiten verdrängt worden zu ſeyn, die die Drechsler in Heiderabad anwenden, um ihre feinen, ſeltſam geformten runden oder länglich runden Käſtchen zu verzieren. Die erſte Form wird von außerordentlich dünnem, feinkörnigem Holze gemacht, und dann mehrere Furnierhölzer darüber gelegt, meiſt von glänzendem Orange, Blau und Roth.

Der einträglichſte Handel, der in den Burrah Bazars getrieben wird, iſt der Verkauf von Palmenwein; denn der Gebrauch dieſes berauſchenden Getränks hat ſich ſo verbreitet, daß die Regierung ſich genöthigt geſehen hat, zu verbieten, daß die Palmweinläden zu nahe an einander gebaut werden. In einer mäßigen Berechnung iſt jeder ſechste Kaufladen ein Weinladen. Die böſen Wirkungen, die dieſes Unweſen auf die Bevölkerung in einem ſo heißen Klima macht, iſt in der ſichtbaren Zunahme von Verbrechen aller Art erkennbar.

Fund von Alterthümern in der Walachei.

Ein Steinhauer fand im Laufe dieſes Jahres im Diſtricte Bouzéo auf einem kleinen Berg unter einem Felſen mehrere Vaſen und andere Gegenſtände von maſſivem Gold, die zuſammen über 40 Pfund wogen. Eine Vaſe von der Form und Größe eines tiefen Tellers iſt im Innern mit mythologiſchen Figuren en relief bedeckt, die Außenſeite aber glatt. Die Figuren ſtellen faſt den ganzen Parnaß vor, der um eine kleine Statue gereiht iſt, die in der Mitte der Vaſe auf einem Stuhle ſitzt und ein Glas in der Hand hält. Ferner fand man zwei Vaſen in Form von Suppenſchüſſeln, mit Kryſtall u. dgl. geziert, längliche Urnen, zwei Vaſen in Ibisgeſtalt, ein künſtlich gearbeitetes Diadem mit zahlreichen Steinen beſetzt, endlich zwei Halsringe, auf deren einem eine Inſchrift ſich befindet, deren Buchſtaben etruskiſch ſcheinen, die aber bis jetzt noch nicht entziffert wurden. Auf den andern Gegenſtänden iſt keine Inſchrift. Der Ort, wo alles dieß gefunden wurde, hat durchaus nichts Merkwürdiges, in dem Dorfe aber unten am Berge ſieht man die Spuren einer Veſte, welche die Sage den Tataren zuſchreibt. Der Finder hat unglücklicherweiſe den Einfall gehabt, alle dieſe Gefäße zu zerſchlagen, um ſie einſchmelzen zu laſſen, man iſt aber dem letztern zuvorgekommen, und ſucht ihnen jetzt ihre urſprüngliche Form wiederzugeben. (Echo du Monde Savant. 7 December.)

Zur Geſchichte des Opiums und des Opiumhandels.

Die Verruchtheit des Opiumhandels in China.

(Fortſetzung.)

Die chineſiſchen Beamten baten wiederholt die Vorſteher des engliſchen Handels in China, ſie möchten doch ihren Landsleuten dieſen Handel unterſagen. Man gab der Regierung des Mittelreiches einmal wie allemal zur Antwort: dieſes läge weder in der Macht des Ausſchuſſes, noch des Oberaufſehers des engliſchen Handels; nach den Geſetzen Großbritanniens habe jeder ſeiner Unterthanen das Recht, mit dieſem oder jenem Stoffe Handel zu treiben, und man könne ſie nicht zwingen, ſich den willkürlichen Verfügungen eines fremden Staates zu fügen. Die chineſiſche Regierung drohte den Engländern mehreremal, daß, wenn ſie noch länger ein ſo ungeſetzliches widerſpänſtiges Benehmen befolgen, man in die Nothwendigkeit verſetzt würde, ihnen den Zutritt in China ganz und gar zu unterſagen; ja man könnte die Kaufleute einſperren und ſie als Landesverräther vor Gericht ziehen. Die Engländer in Canton lächelten über dieſe, wie man glaubte, eiteln Drohungen, denn man wußte ſeit vielen Jahren, daß die Geſetze und Edicte des Kaiſers nur ausnahmsweiſe in Vollzug geſetzt wurden. Siehe, man hatte ſich aber dießmal gewaltig getäuſcht. Unvermuthet erſchien ein kaiſerlicher Abgeordneter (Kin tſchai) in Canton; ſeine Maaßregeln waren klug berechnet, und ſie wurden ſo ſchnell wie unerbittlich ausgeführt. Vor den Augen der Engländer ward ein Opiumſchmuggler hingerichtet, um ihnen zu zeigen, welches Loos ſie eigentlich verdient hätten; ſie wurden hierauf ſämmtlich, der erſte, wie der letzte, eingeſperrt, und durch Hunger gezwungen, ihr in China vorräthiges Opium an den kaiſerlichen Abgeordneten auszuliefern, der es alsbald vernichten ließ. Die engliſchen Kaufleute mußten überdieß ihr Ehrenwort geben, künftig keines mehr einzuführen; wer ſein Ehrenwort bräche, der ſolle als Verräther nach den Geſetzen des Mittelreiches gerichtet werden, d. h. durch die furchtbarſten Peinigungen ſein Leben verlieren. Auch dieſer Bedingung mußten ſich, wie es heißt, die engliſchen Kaufherren fügen. Die Kaufleute übergaben ihren Opium aber nicht eher den chineſiſchen Beamten, bis der Oberaufſeher des Handels der Unterthanen des vereinigten Reiches Großbritannien, Capitän Elliot, verſprochen hatte, daß ihnen der Schaden, welchen ſie erleiden, erſetzt werden ſollte. Jetzt, und nur jetzt erſt ward die Aufmerkſamkeit des engliſchen Volkes und des Parlaments auf dieſen ſchändlichen Handel gerichtet, über welchen die Miſſionäre aller Confeſſionen ſich ſeit langer Zeit beklagten, deſſen nachtheilige Folgen für eine große Anzahl der Bewohner des Oſtens alle menſchenfreundlichen Reiſenden längſt ſchon dargethan hatten. John Bull ſollte in ſeine Taſchen greifen und einige ſeiner Landsleute für ihren Verluſt in China entſchädigen, und er wollte nun doch zuvörderſt wiſſen, was es mit dem Opiumhandel in China für ein Bewandtniß habe, auf welche Weiſe er betrieben werde, und warum endlich die Chineſen ſo unmanierlich mit ſeinen Landsleuten verfahren wären. Es ſind nun über dieſen Gegenſtand ſchon mehrere Artikel in Zeitſchriften, ſo wie einige Broſchüren erſchienen, unter welchen das Werkchen des Hrn. Thelwall bei weitem das vorzüglichſte iſt. Hr. Thelwall ſammelte alle Actenſtücke, die er über dieſen Handel auffinden konnte, und beſchreibt uns ausführlich den nachtheiligen Einfluß des Opiumverſchluckens und Rauchens auf den menſchlichen Körper, ein Nachtheil, der ſich gleich bleibt in allen Gegenden der Erde.

In der Gegend von Malva, Benares und Patna in Indien wird der meiſte Mohn gebaut, und nach dieſen Localitäten wird er auch in Canton benannt. Das Opium ſteigt und fällt hier im Werthe, je nachdem in einer beſtimmten Zeit mehr oder weniger Dſchonken aus dem Innern des Reiches ankommen, die unter andern Artikeln auch Opium als Rückfracht mit nach Hauſe führen. Kommen viele Schiffe auf einmal an, dann ſteigt der Schmuh, ſo nennen die gemeinen Chineſen in Canton dieß Product, hoch im Preiſe. Die Opiumhändler und Mäkler laufen freudig vor den Factoreien auf und ab, und wie auf den europäiſchen Börſen nach dem Curſe der Staatspapiere, fragt man ſich gegenſeitig: Wie ſteht Malva, wie ſteht Benares und Patna? Die engliſch-oſtindiſche Compagnie ließ ihr Opiumgeſchäft in China durch beſondere Agenten betreiben. Die Beamten der Factorei hatten hiemit nichts zu thun; man buhlte nämlich zu gleicher Zeit um die Vortheile des Laſters und um die Ehre der Tugend. Beklagte ſich die chineſiſche Regierung bei den Beamten der Compagnie, den einzigen, mit welchen ſie in einer gewiſſen diplomatiſchen Verbindung ſtand, wegen dieſes ſchmachvollen, die Geſetze der Menſchlichkeit und des Reichs zugleich verletzenden Schmuggelhandels, ſo erwiederten dieſe, und dieß konnten ſie auch der Wahrheit gemäß, daß ſie bei dieſem Verkehr gar nicht betheiligt wären, und daß ſie für die gute Aufführung der andern Engländer in China nicht verantwortlich ſeyn könnten. Die indiſche Regierung zog jährlich mehr denn zwei Millionen Pfund Sterling aus dieſem Handel; ſie ſuchte deßhalb den Anbau des Mohns jährlich zu vermehren, und ſeine Qualität ſo viel als möglich zu verbeſſern. Es wurden in Bengalen und in mehrern andern Provinzen Indiens zu dieſem Endzwecke eigene Anſtalten errichtet, Agentſchaften genannt, bei welchen gewöhnlich Aerzte als Opiumbeſchauer (Opium examiner) angeſtellt wurden. Ein gewiſſer Doctor Butter, Opiumbeſchauer der Benares Agentur, ſchrieb eine eigene Abhandlung, welche in dem fünften Bande des Journals der aſiatiſchen Geſellſchaft von Bengalen abgedruckt wurde, worin ausführlich alle Vorkehrungen aufgezählt wurden, wie das Opium von ſeinem erſten Anbau bis zu der Verpackung in Kiſten behandelt werden müſſe, damit man auf dem Markt in Canton den höchſten Preis erzielen könne. „Die Bevölkerung China's," ſagt dieſer Doctor, „ſchätzt das Opium deſto höher, je mehr Extract vermittelſt des Auflöſens in heißem Waſſer aus einer beſtimmten Quantität gewonnen, und je reinern und durchdringenden Geſchmackes dieſer Extract iſt, wenn er getrocknet und zum Rauchen vermittelſt einer Pfeife zubereitet wird. In Benares verſteht man dieß vortrefflich, und dieß iſt der einzige Grund, warum das Opium dieſer Gegend viel höher ſteht im Preiſe, als das von Bahar, von Malva und der Türkei."

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Dürre in Neuſüdwales. Das Asiatic Journal vom November bringt eine Menge Auszüge aus den Sydney Journalen, welche die Dürre dieſes Jahres als die furchtbarſte beſchreiben, welche die Europäer je in dieſem Lande erlebten. Die Dürre dauerte bis in den April, zum Theil bis ans Ende dieſes Monates; erſt dann begannen die Regen wieder zu fallen. Nach einigen Nachrichten ſoll an mehrern Orten der Viehſtand auf ein Drittheil, ja auf die Hälfte ſich verringert haben.

Die Einkünfte des Pendſchab. Beim Tode Randſchit Singhs berechnete man die Einkünfte ſeines Landes auf 2 Crore (20 Millionen) Rupien. (Asiatic Journal. November.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.)

№ 12.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Pfennig-Ausgabe von Bulwers sämmtlichen Romanen.

Devereux.

Ein Roman

vom Verfasser des „Eugen Aram", „Pelham" ꝛc.

Aus dem Englischen
von Dr. G. N. Bärmann.

Vier Theile
in acht Lieferungen.

Subscriptions-Preis für die Lieferung

18 Pfennige.

Blos durch die große Theilnahme, welcher sich diese Ausgabe zu erfreuen hat, ist es der unterzeichneten Verlagshandlung möglich, einen so höchst wohlfeilen Preis stellen zu können.

Fünftausend Subscribenten

haben sich bereits gemeldet. Da nur wenig Exemplare über diese Anzahl gedruckt sind, und eine neue Auflage, welche circa 20.000 Rthlr. zu stehen kommen würde, nicht erscheinen kann, so rathen wir jedem Freunde der Bulwer'schen Muse, baldigst zu subscribiren, indem er sonst um diesen Preis diese so beliebte Lectüre nicht mehr bekommen kann.

Bulwer ist gegenwärtig der Lieblingsschriftsteller aller Gebildeten, und hat sich in Deutschland einen solchen Namen erworben, daß es höchst überflüssig wäre, hierüber etwas Lobendes noch besonders hinzuzufügen.

Die Ausgabe selbst erhält nicht nur durch elegante Ausstattung, sondern auch dadurch einen vorzüglichen Werth, daß sämmtliche Romane von Dr. G. N. Bärmann, als einem anerkannt guten Uebersetzer, verdeutscht worden sind.

Alle 14 Tage erscheinen zwei Lieferungen; die erste und zweite Lieferung ist bereits an alle Buchhandlungen versendet worden. Bestellungen hierauf nehmen alle Buchhandlungen in Deutschland und des Auslandes an.

Zwickau, im October 1839.

Gebr. Schumann.

Bibliothek für Jäger und Jagdliebhaber.

Nachstehend anerkannt classische Werke über das Jagdwesen sind sämmtlich in meinem Verlage erschienen, und nur der hohe Preis derselben, der freilich bei ihrem bedeutenden Umfang immer billig genannt werden mußte, hat ihnen noch nicht den allgemeinen Eingang verschafft, den sie verdienen. Ich habe mich daher durch vielfache Wünsche bestimmen lassen, den Preis derselben bedeutend zu ermäßigen, und sie können von jetzt an zu den bemerkten Preisen von allen Buchhandlungen bezogen werden.

Winckell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite vermehrte und ganz neu umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Kupfern und Musikbeilagen. (172 Bogen.) Gr. 8. 11 Thlr. **Jetzt für fünf Thaler.**

Döbel (H. W.), Neueröffnete Jägerpraktica. Vierte, zeitgemäß umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Abbildungen, Planen und Vignetten. (82 Bog.) Gr. 4. 10 Thlr. **Jetzt für vier Thaler.**

Jester (F. E.), Ueber die kleine Jagd, zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber. Neue verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Vier Theile. (73 Bogen.) Gr. 8. 5 Thlr. **Jetzt für zwei Thaler.**

Man kann diese drei Werke als eine **vollständige Bibliothek für Jäger und Jagdliebhaber** bezeichnen, und wer sich zur Anschaffung aller **auf einmal** entschließt, dem werden dieselben, die im Ladenpreise 26 Thlr., im herabgesetzten Preise aber 11 Thlr. kosten, **für zehn Thaler** abgelassen.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

So eben ist bei Hinrichs in Leipzig erschienen:

Bibliothek englischer Lustspieldichter. 2tes Bändchen: **Georg Farquhars dramatische Werke**, deutsch bearbeitet und mit einem Vorworte von **Siegm. Frankenberg.** Inhalt: Das beständige Ehepaar. — Stutzerlist. 8. 1839. Velinpapier. 16 Bog. geh. 18 gr.

Das 1ste, vor 4 Monaten erschienene Bändchen enthält: Sheridans Nebenbuhler und St. Patrickstag. 21 gr.

Die Klage über den Mangel deutscher ächter Lustspiele hat mehrere geschickte Uebersetzer veranlaßt, die fernigen englischen Komödien möglichst treu zu übertragen. Bald sollen Foote, Garrick, Sheridan-Knowles u. A. in gleich guter Ausstattung erscheinen.

Schulatlas der neueren Erdkunde

für Gymnasien und Bürgerschulen. Nach den Forderungen einer wissenschaftlichen Methode des geographischen Unterrichts bearbeitet und zusammengestellt von Dr. **E. Vogel**, Director der vereinigten Bürgerschulen zu Leipzig. kl. Fol. 15 col. Blätter. cart. 1 Thlr. 8 Gr.

ist so eben in einer zweiten vermehrten und verbesserten Auflage erschienen, nachdem derselbe sogleich beim ersten Erscheinen mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden war. Die ihm zu Grunde liegende Idee: die Verbindung der Geographie mit der Geschichte der Natur und Menschheit in ihrer Nothwendigkeit zu veranschaulichen — hat die Beistimmung aller stimmberechtigten Männer vom Fache, so wie der erleuchtetsten Unterrichtsbehörden Deutschlands erfahren. Namentlich hat dieselbe in Preußen Anerkennung und Anklang gefunden, weßhalb sich auch der Herausgeber in Uebereinstimmung mit der Verlagshandlung für verpflichtet achtete, die neue Auflage mit der „Karte der preuß. Monarchie" zu vermehren, ohne den Preis des Ganzen zu erhöhen. — Den Gebrauch des „neuen Schulatlas" aber zu erleichtern, hat der Herausgeber in demselben Verlage ein besonderes „Hülfsbuch" erscheinen lassen (geh. 8 gr.), welches unter Anderm auch „Winke zur Benutzung der Schulatlas" und eine genauere Erklärung der Randzeichnungen enthält.

Leipzig im September 1839.

Hinrichs'sche Buchhandlung.

So eben ist erschienen und durch jede gute Buchhandlung zu beziehen:

Die Geschichte
des
Europäischen Staatensystems.

Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft
bearbeitet von
Professor **Friedrich Bülau.**

Dritter Theil.

Bis auf die neuesten Zeiten.

gr. 8. 39 Bog. Preis 2 Thlr. 18 gr.

Der geistreiche Verfasser dieses, von den competentesten Richtern mit hohem Lobe begrüßten Werkes hat darin gezeigt, wie die Geschichte der gegenseitigen Beziehungen unserer Staaten für den Staatsmann zu behandeln, wie sie für jeden wahrhaft fruchtbar zu machen ist, der mit demselben Geiste den Bewegungen der Staatenwelt folgt. Wir lernen die Gründe des Geschehens kennen und die Gesetze die sie beherrschen.

Die Begebenheiten, welche den Gegenstand des Schlußbandes bilden: die Ereignisse seit der französischen Revolution bis auf die Gegenwart, können das Interesse an dem Werke nur steigern, und wir machen auf die Charakteristik Napoleons, die Beleuchtung des Continentalsystems, die Polemik gegen Bignon, die Geschichte der preußischen Politik bis 1805, die Würdigung des Wiener Congresses, die der Quadrupelallianz, die orientalische Frage u. A. aufmerksam.

Preis des vollständigen Werkes in drei Bänden (104 Bogen) 7 Thlr. 12 gGr.

Leipzig, den 20 October 1839.

G. J. Göschens Verlags-Buchhandlung.

In meinem Verlage ist jetzt *vollständig* erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ikonographische Darstellung
der nicht-syphilitischen
Hautkrankheiten.

Mit darauf bezüglichem systematischem Texte.

Unter Mitwirkung
des
Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt,*
besorgt und herausgegeben
von
Dr. FRIEDRICH JAKOB BEHREND.

Sechs Lieferungen.

Tafel I—XXX und **Text Bogen 1—24, nebst Titel, Dedication, Vorwort und Inhalt.**

Grofs-Folio. Auf Velinpapier. Preis der Lieferung 2 Thlr.

Leipzig, im September 1839.

F. A. BROCKHAUS.

Im Verlage der **Voss**'schen Buchhandlung zu **Berlin** erschien so eben:

F. v. Wrangel, Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere in den Jahren 1820 bis 1824. Nach den handschriftlichen Journalen und Notizen bearbeitet von *G. Engelhardt,* Staatsrath. Herausgegeben nebst einem Vorwort von *C. Ritter,* Dr. und Prof. — Mit Tafeln der Temperaturverhältnisse und einer Landkarte. 2 Theile gr. 8. Preis 5 Thlr.

Der Herr Herausgeber sagt in der Vorrede: „nur Einiges der Wrangel'schen physikalischen Beobachtungen über die Eismassenbildung, das Nordlicht, die arktischen Temperaturverhältnisse u. s. w. jener Polarregion wurde von dem berühmten Physiker *Parrot* zu seiner Zeit veröffentlicht, der *vollständige,* höchst lehrreiche *Reisebericht* selbst, *erscheint* aber hier *zum ersten Male, da selbst der russische bisher noch nicht veröffentlicht worden ist.*

Vorstehendes Werk ist auch unter folgendem Titel erschienen:

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von J. *R. Forster* und anderen Gelehrten. 38. u. 39. Bd.

Für Leihbibliotheken!!!

So eben erschien:

Kiau's lustige Streiche
und
tolle Schwänke.

Velinpap. 8. brosch. 12 Gr.

Sämmtliche bis Anfang d. J. erschienene Romane meines Verlages (**40 Bände,** welche **40 Thlr. 8 Gr.** kosten) gebe ich zusammen jetzt für **8 Thlr.,** und habe auch jeden Roman einzeln im Preise **bedeutend herabgesetzt.** Verzeichnisse sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ludwig Schreck in Leipzig.

In der **Litter.-artist. Anstalt** der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Annalen
der
protestantischen Kirche
im Königreich Bayern.

Von
Karl Fuchs,
Dr. der Theologie, Oberconsistorialrath ꝛc.

Erstes Heft.

8. geh. 1 fl. 36 kr. rhein. od. 1 Rthlr.

Der Verfasser gibt als Zweck dieses Unternehmens an: das noch bei vielen schlummernde Interesse an den Verhältnissen der Kirche, der sie angehören, durch treue Darstellung des Bestehenden zu wecken und zu beleben. Diese Aufgabe auf gründliche Weise zu lösen, war dem Verfasser durch seine Stellung und die ihm dadurch verfassungsmäßig zustehende Einsicht in die Acten seiner Kirche vor allen andern möglich.

Das vorliegende Heft behandelt folgende Gegenstände: 1) Das theologische Ephorat, dessen Instruction. 2) Die Consistorial-Bezirke. 3) Der protestantische Hofgottesdienst in Athen. 4) Die vereinigte protestantische Kirche in dem bayerischen Rheinlande. a) Einleitung und Vollziehung der Kirchen-Vereinigung. b) Die Bekenntnißschriften. c) Der Katechismus. d) Die Presbyterien. e) Die Diöcesan-Synoden. f) Die Amtstracht. 5) Der Katechismus der evangelisch-lutherischen Kirche. 6) Die protestantische Pfarrei in München, Oberallerhausen, Kemmoden, Feldkirchen. 7) Nekrolog.

In der **litterar. artist. Anstalt** der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erzählungen am Kamine
von
Albert Grafen von Pappenheim.

Drittes Bändchen.

8. geh. 2 fl. rhn. od. 1 Rthlr. 8 gr.

Der Verfasser hat bereits schon in den erschienenen ersten beiden Bänden das Talent einer geistreichen und heiteren litterarischen Unterhaltungsgabe hinreichend dargethan. Wir können daher mit Recht auf den Erfolg dieser bereits in den Händen des Publicums sich befindenden Bände hinweisen, um auch dem vorliegenden neuen Band eine freundliche Aufnahme zu sichern.

In meinem Verlage erschienen so eben und sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Eduard Elfen. Ein Roman von Ehrenreich Elchholz. 2 Bde. 8. geh. Preis 2 Rthlr.

Smidt, Heinr., Eine Fahrt nach Helgoland und die Sagen der Niederelbe. 12. geh. Preis 16 gGr.

Brasilianische Zustände. Nach gesandtschaftlichen Berichten bis zum Jahre 1837 von Fr. Tietz. 8. geh. Preis 16 gGr.

Berlin, den 1 September 1839.

Voß'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage erscheint so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Albrecht Thaer.

Sein Leben und Wirken, als Arzt und Landwirth.

Aus Thaers Werken und litterarischem Nachlasse dargestellt

von

Wilhelm Körte.

Mit dem Bildnisse Thaers.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im September 1839.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Journal

für

Leihbibliothekare und Buchbinder.

Preis des Quartals 4 Gr.

Monatlich erscheint eine Nummer in 4. Die bereits erschienenen Nummern sind in jeder Buchhandlung einzusehen.

Ludwig Schreck in **Leipzig.**

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Hohenstaufen.

Ein

Cyclus von Liedern und Gedichten

von

Albert Knapp.

Mit 6 lithographirten Abbildungen.

8. Velinpapier. brosch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Hr. Verf. suchte in dieser Schrift sowohl die vornehmsten Data der glorreichen hohenstaufischen Geschichte, als auch die herrliche Umgegend jenes Berges, nebst mehreren dazu gehörigen Denkmalen des Mittelalters, dem deutschen Leser in verschiedenartiger Form darzustellen. Die Hauptgesichtspunkte zur Betrachtung jenes denkwürdigen Zeitabschnittes sind in der Vorrede hervorgehoben, und werden den Unkundigern das Verständniß der einzelnen Partien erleichtern. Wenn dieses Buch sich namentlich den Besuchern des herrlichen Hohenstaufen zum freundlichen Begleiter anbietet, so werden dieselben gerade auf jener begeisternden und doch so tiefe Wehmuth erregenden Höhe die mit dem Lichte des Christenthums beleuchtete Natur und Geschichte wohl um so weniger verschmähen.

Stuttgart und Tübingen, im August 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorläufige Anzeige einer illustrirten Ausgabe des Nibelungen-Liedes.

Die unterzeichnete Verlagshandlung, welche sich seit mehr als zwei Jahren mit einer **illustrirten Ausgabe des Nibelungenliedes** beschäftigt, glaubt eine vorläufige Nachricht davon sowohl dem Publicum, als auch dem Bearbeiter des Textes und den Künstlern schuldig zu seyn, welche dieser würdigen Aufgabe ihr Talent und ihren Fleiß zu widmen unternommen, und darum mit dem Nachfolgenden Einiges über den Plan vorausschicken zu müssen.

Das Ende des vierten Jahrhunderts seit Erfindung der Buchdruckerei bezeichnet sich durch einen eigenthümlichen Aufschwung dieser Kunst, durch die wichtigsten Verbesserungen und neue Wirkungsmittel. Zu den bedeutendsten derselben gehört die Verzierung der Drucke mit Bildern, welche, dem Texte beigedruckt, diesen heiter oder ernst erläutern und gleichsam den Geist desselben verkörpern. Dieß wurde aber nur durch den Holzstich möglich; denn unter allen Vervielfältigungsmitteln ist nur der Holzstock nach demselben Princip wie die beweglichen Lettern gebildet. Die Typographie ging, indem sie diese Richtung einschlug, an ihre Quelle zurück; sie suchte in der Holzschneiderei, der Mutter des Bücherdrucks, neue Kraft, sie nahm diese so lange ganz vernachlässigte Kunst mit Ernst und Liebe wieder auf, und steigerte sie rasch zu einer sehr bedeutenden Höhe. Die Holzschneidekunst ist jetzt im Stande, selbst die feinsten und ausgeführtesten Conceptionen des Zeichners wieder zu geben, sie hat dabei ganz eigenthümliche Vorzüge und Wirkungen vor dem Kupfer- und Stahlstich voraus, und somit ist die unmittelbare Verbindung zwischen Typographie und zeichnender Kunst, der wir bei den Anfängen des Bücherdrucks begegnen, auf einer höhern Stufe der Entwicklung wieder hergestellt. — Bereits haben Engländer und Franzosen Meisterwerke ihrer Litteratur oder populäre Schriften auf diese Weise verziert. Auch das Vaterland der Buchdruckerkunst ist nicht zurückgeblieben. Die unterzeichnete Buchhandlung hat durch die von Neureuther ausgeführten Illustrationen des Cid von Herder bewiesen, was deutscher Fleiß und deutsche Kunst jetzt schon in diesem Fache vermögen, und wenn sie zunächst das erste große Dichtwerk unseres Volkes, das **Nibelungenlied**, in ähnlicher Weise behandeln zu lassen bemüht ist, so darf sie bei dieser Wahl des allgemeinen Beifalls gewiß seyn. Die älteste deutsche Epopöe, das gewaltige Gemälde, in dem uns in verschwimmenden Bildern die frühen Geschicke unseres Volkes, aber in desto festeren Umrissen die großartigen Züge seines Charakters entgegentreten, verdient es unter den ersten, durch die neue Blüthe einer deutschen Kunst verherrlicht zu werden.

Der Bearbeiter des Textes hat sich die Aufgabe gestellt, die Sprache des 12ten oder 13ten Jahrhunderts dem Verständniß der Gegenwart anzunähern, durch Anwendung der jetzigen Orthographie, durch Vertauschung der jetzt nicht mehr oder in einem andern Sinn gebrauchten, mithin für den Laien unverständlichen Wörter und Ausdrucke mit den ihnen, nach dem heutigen Sprachgebrauch, gleichbedeutenden oder entsprechenden, ohne doch dem ehrwürdigen Gedicht das Gepräge der Alterthümlichkeit und Naivetät durch überflüssige und willkürliche Aenderungen an den Wörtern und Constructionen und durch störende moderne oder gar sentimentale Ausdrücke zu rauben. Kurz, er beabsichtigt **keine Uebersetzung** zu liefern, sondern sein Bestreben ist darauf gerichtet, dem Gedicht annähernd eine solche Gestalt zu geben, wie es sie jetzt etwa haben möchte, wenn es seit seiner Entstehung in der Nation stets lebendig geblieben wäre. Die Freunde deutscher Nationalpoesie werden es nicht mißbilligen, wenn hiemit ein neuer Versuch gemacht wird, eines ihrer edelsten Denkmale durch die schonendste Veränderung in der äußern Form bei gewissenhafter Achtung des Kerns und des tiefern Gepräges, einem größern Theile der Nation zugänglich zu machen, als derjenige ist, der sich desselben in seiner ursprünglichen Gestalt zu erfreuen vermag, — ein Dichtwerk, das an Großartigkeit und Zartheit, an Tiefe und Kraft wohl den gefeiertsten epischen Gedichten der Griechen sich vergleichen darf. Eine zweckmäßige Bearbeitung der äußern Form, deren wirkliche und scheinbare Fremdheit im Original Viele abschreckte, dient vielleicht, dem Geist und Charakter der edlen Dichtung eine noch ausgedehntere Anerkennung zu verschaffen, und Viele, auch außer dem Kreise der Gelehrteren, zu überzeugen, daß es weder den kühnen, trotzigen Recken, welche das Nibelungenlied uns vorführt, an tiefer, ächt menschlicher Empfindung, noch den beschriebenen Thaten und Ereignissen am mannichfaltigsten Interesse, noch dem Dichter, der die vorhandenen Elemente abschließend zur Einheit verband, an Kunst und Begeisterung fehlt. Sie werden die ungekünstelte und doch so scharfe Zeichnung, den Reichthum und die Contraste der Charaktere, die einfache Großartigkeit der Motive, die gemessene Entwicklung der Ereignisse, die ahnungsvolle Vorbereitung und die erschütternde Erfüllung der Katastrophe bewundern; sie werden in einem Zeitalter, wo die deutsche Kunstpoesie in den großen Genien, die auf unser Jahrhundert ihren Glanz warfen, vielleicht auf längere Zeit ihren Gipfelpunkt erreicht hat, sich aufgefordert fühlen,

ihre Blicke auf die schönste, vollendetste Blüthe der Volkspoesie zu richten, welche vor sechs Jahrhunderten schon in unserm Vaterland aufging, und mit freudigem Stolze sich aufs neue des Reichthums bewußt werden, welchen der Genius der deutschen Poesie in so weit aus einander liegenden Zeiten entfaltete, und das noch halb im Mythus wurzelnde, halb in die Morgenröthe der Historie hineinragende Gedicht wird eben so die Freude an ächter, gediegener, gesunder Poesie, als die Liebe zur vaterländischen Geschichte, zu deutscher Geisteseigenthümlichkeit, den nationalen Sinn zu allen Zeiten kräftigen und beleben.

Wenn nun der mittelalterliche Dichter sich der bedeutsamen Sage einer ihm fernen Zeit künstlerisch bemächtigt und sie seinen Zeitgenossen in den lebendigsten, ausgeprägtesten Gebilden näher gerückt hat, so soll fast nach gleicher Periode nunmehr die zeichnende Kunst unserer Zeit das große Werk des Dichters ergreifen, und, ihm nachbildend, seine mannichfachen Gestalten in der freien Bewegung des Lebens hinstellen. Der Genuß dessen, der schon gewohnt ist, sich dem Zauber der alten Poesie hinzugeben, wird dadurch vielfach erhöht; wem aber bis jetzt über den Forderungen moderner Bildung das Nibelungenlied unbekannt geblieben ist, der wird vom Künstler auf diesen Schauplatz der wildesten Leidenschaften und der zartesten Gefühle, übermüthiger Lebenslust und kecker Todesverachtung, schlichter Derbheit und edler Sitte, hohen, stolzen Männersinns und holdseliger Weiblichkeit aufs anmuthigste hineingezogen werden.

Die Ausführung ist den ersten Künstlern Münchens anvertraut, und bei den raschen Fortschritten der Holzschneidekunst und der Typographie werden wir im Stande seyn, noch ungleich mehr zu leisten, als durch Herders Cid bereits geleistet worden ist.

Stuttgart, im Sept. 1839. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Bei **A. Wienbrack** in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Tagebuch des Wissenswerthen

aus der

allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte

von **K. Förtsch.**

October bis December. Jetzt vollständig in 2 Bänden. Preis 4 Thlr.

Wegen des interessanten Inhalts wolle man die ausführliche Anzeige, welche von jeder Buchhandlung gratis ausgegeben wird, einer gefälligen Durchsicht würdigen.

Goethe's sämmtliche Werke,

vollständige Ausgabe letzter Hand in 55 Bänden.

gr. 8. Preis 60 fl. oder 34 Rthlr. 16 gr.

Goethe's Werke.

Ausgabe in zwei Bänden.

Mit acht Stahlstichen und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Format wie Schiller in Einem Bande.

Ladenpreis für beide Bände 32 fl. oder 18 Rthlr. 12 gr.

Diese mit einer Anzahl nie gedruckter, ja zum Theil erst jetzt (durch die Ordner seines Nachlasses) aufgefundener Gedichte und dramatischer Fragmente des großen Dichters bereicherte Ausgabe reiht sich im Format ganz der von Schiller in Einem Bande an. In Schönheit des Papiers und Druckes übertrifft sie noch unsere neueren Ausgaben von Schiller, welche so allgemeinen Beifall gefunden haben, und ist überdieß durch eine Reihe von Stahlstichen nach den ausgezeichnetsten Künstlern geschmückt.

Wesentlich unterscheidet sich diese Ausgabe von allen frühern:

1) Durch übersichtliche Zusammenstellung und Aufeinanderfolge des Gleichartigen und Verwandten.

2) Durch vieles bisher Niedgedruckte, das, wie eben gesagt, neuhinzugekommen, und zwar aus allen Gattungen der Poesie, namentlich **Lieder, Distichen, Epigramme, Invectiven, Gedichte zum Divan; Fragmente vom ewigen Juden, von Hanswursts Hochzeit, von Tragödien, Singspielen und Romanen, Schema einer Fortsetzung der natürlichen Tochter** und der **Pandora;** ein Lustspiel: die **Wette;** endlich eine große Anzahl neuer Maximen und Reflexionen, so wie interessante biographische Einzelnheiten, die theils in die Annalen eingeschaltet, theils einzeln abgedruckt worden.

3) Durch Angabe der Zeit, in welcher jede Production entweder entstanden, oder doch zuerst durch den Druck bekannt gemacht worden. Dieser Anzeige ist ein sehr genaues Inhalts-Verzeichniß hinzugefügt, und das Neuhinzugekommene immer mit einem Sternchen bezeichnet.

Stuttgart und Tübingen, October 1839. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Für Leihbibliotheken und Lesevereine.

Novellen

von

A. Frhrn. v. Sternberg.

5 Bände.

8. Velinpapier. Preis 15 fl. 48 kr. oder 9 Rthlr. 12 gr.

Inhalt und Preis der einzelnen Theile:

1r Theil: **Die Zerrissenen.** 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

2r Theil: **Eduard.** Fortsetzung der Zerrissenen. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

3r Theil: **Lessing.** 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gr.

4r Theil 1ste Abtheil.: **Waldgespenst. Die Doppelgängerin. Der fliehende Holländer. Voltaire in Verney. Das Grab des armen Andrey. Die Jesuitenschüler.** 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gr.

4r. Theil 2te Abthl.: **Die Schlacht bei Leipzig. Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit. Die letzte Rose des Kallenfels. Copernicus. Der Herr von Mondschein.** 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gr.

5r Theil: **Molière.** Ein Seitenstück zu Lessing. 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.

Ferner sind in unserm Verlag von demselben Verfasser erschienen:

Galatee.

Ein Roman.

8. Velinp. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Dies ist ein angreifendes psychologisches Gemälde aus dem Kreise der höhern Stände. Ein edles, aber durch innern Zwiespalt und Irrungen zerrissenes Gemüth sucht Beruhigung und Einheit in einer Religionsveränderung. Es sieht sich dadurch um sein ganzes Lebensglück gebracht, findet aber zugleich in dem neuen, mit Inbrunst festgehaltenen Glauben Ruhe und Versöhnung. Die Personen und der Ort der Handlung gehören einem süddeutschen Hofe an.

Schiffersagen.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. 12 kr. od. 2 Rthlr.

Inhalt: Der arme Thomas oder die versunkene Stadt. Die rothe Perle. Meerlilie. Der Wetterbeschwörer. Klabautermann. Die Seelen der Ertrunkenen. Scylla, ein antikes Schiffermährchen. Das Mährchen von der verliebten Auster. Das Abenteuer mit den drei Fischen.

Palmyra

oder

Tagebuch eines Papagai's.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Mit vorzüglichem Glück weiß der Hr. Verfasser das Phantastische als Spiegel der wirklichen Welt zu gebrauchen. So knüpft sich im vorliegenden Roman an die Erlebnisse eines weltweisen Vogels eine Menge der lebendigsten menschlichen Situationen, und aus einem freien Phantasiespiele entwickelt sich das schönste humoristische Bild der socialen und litterarischen Verhältnisse der neuesten Zeit.

Stuttgart und Tübingen. October 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nr. 355.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

21 December 1839.

Flüchtige Reiſe durch Kleinrußland.

(Aus Wſewoloſhſki's Reiſe durch Südrußland, die Krim u. ſ. w.)

Eines Morgens kam ich von Kurſk nach Bielgorod, wechſelte hier die Pferde, und fort ging's wieder in ſcharfem Trabe; hier fühlt man auf einmal eine ganz andere Natur: man hat Kleinrußland betreten. Das Volk iſt nicht dasſelbe, die Geſichtszüge ſind anders, und der Boden ſelbſt bietet einen andern Anblick dar; die Weiber ſind nicht gerade ſchöner, aber munterer, und über alles iſt eine gewiſſe Weichheit, eine Tragheit ausgebreitet: man beginnt den Einfluß eines gemäßigten Klima's zu fühlen. Ich wäre gern früh nach Charkow gekommen, aber, wie ich auch die Leute trieb, ich kam erſt in tiefer Nacht dahin. Ich hatte im Sinne, hier zu übernachten, und am andern Tage bei dem Gouverneur, dem Fürſten P. T. Trubezkoi, zu ſpeiſen, aber es kam ganz anders. Mein Wagen verſank hart am Poſthof mitten auf der Straße ſo tief in den Koth, daß vier tüchtige Pferde nicht im Stande waren, mich aus dem ſtinkenden Schmutzloche herauszuziehen. Fortzukommen war nicht möglich; ich hielt mir die Naſe zu, und wußte nicht, was ich machen ſollte. Hinter mir kam jetzt ein Beamter in ſeinem Wagen, den die Regierung in Dienſtangelegenheiten nach dem Donez ſchickte; er verſank nicht im Koth, verließ ſeine Chaiſe, und kam auf mich zu. „Steigen Sie heraus, ich will Sie halten," ſagte er, „die Pferde bringen den Wagen nicht heraus." Das war leicht geſagt, aber wie ſollte ich ſpringen?*) Auf der andern Seite konnte ich vor Geſtank faſt nicht athmen, ein Entſchluß mußte alſo gefaßt werden, und ſo entſchloß ich mich endlich zum Springen. — Der Poſthof war nur dreißig Schritte entfernt, aber — neues Kreuz, er war verſchloſſen. Wir pochten lange an die Thüre, und ich fing endlich an zu glauben, wir ſeyen irre, und klopften an der Thüre eines unbewohnten Hauſes, aber der Poſtknecht verſicherte, dieß ſey der Poſthof, und die Poſtknechte mußten die Sache doch wiſſen. Endlich ſchlug mein Bedienter voll Zorn die Thüre ein: allmählich regte ſich etwas Lebendiges und kam im Hemde herbei, ohne Licht, und erklärte uns, der Schreiber ſey fortgegangen, um für jemand Podoroſchna's (Paß zu Poſtpferden) zu ſchreiben, im Hauſe wohne Niemand, und wir ſollten am Morgen wieder kommen. Mich hatte ſchon das ſtinkende Loch mitten in der Stadt aufgebracht; die Unordnung auf der Poſt und die Unmöglichkeit, mitten in der Nacht ein Quartier zu finden, brachte mich völlig in Wuth, und ich beſchloß, bald möglichſt fortzugehen, ohne auch nur auszuruhen und ohne Jemand zu ſehen. Zum Glück konnte das Dreigeſpann des Beamten meinen Pferden helfen den Wagen herauszuziehen; man ſpannte friſche Pferde vor, und ich jagte in meinem ſtinkenden Wagen, ohne mir eine Podoroſchna ſchreiben zu laſſen, wieder aus Charkow hinaus. Die Nacht war warm, der Mond erhellte den Weg und allenthalben ſangen Nachtigallen. Ich hatte in meinem Leben keine ſolche Anzahl dieſer nächtlichen Sänger zumal gehört. Ihre lauten Triller erklangen in allen Garten und Waldchen und an allen Bachen; dieſe nächtliche, genußvolle Muſik tröſtete mich über meinen Unfall in Charkow, ich verfiel in Träumereien, durchlief in Gedanken mein Leben, und verſank endlich in einen tiefen Schlaf, aus dem ich erſt in Konſtantinograd erwachte, nachdem ich mehrere Stationen durch ohne Unterbrechung geſchlafen hatte. Von da kam ich durch ſchöne Gegenden mitten unter Birnen- und Kirſchenbäumen, die in voller Blüthe ſtanden, und über Nowomoskowsk nach Jekaterinoslaw.

Dieſe Stadt wurde von Katharina der Großen gebaut: ſie legte ſelbſt den erſten Stein zur Kathedrale im Beiſeyn Kaiſer Joſephs II im Jahre 1787. Sie ſteht auf dem rechten Dnieprufer, einige Werſte oberhalb der erſten Falle. Mir ſcheint, daß ſie nie ihres hochklingenden Namens (Katharinenruhm) würdig werden wird; jetzt ſind die Gränzen des Reichs nach allen Seiten hin vorgeſchoben, und trotz der fünf daſelbſt feſtgeſetzten Jahrmärkte enthält die Stadt nichts, was zur Anſiedelung daſelbſt locken könnte. Als Mittelpunkt des Gouvernements enthält ſie die Gerichtshöfe u. ſ. w.; es wohnen viel Beamte daſelbſt, und die Angelegenheiten der Umwohner locken manche Perſonen und Handelsleute dahin; der jetzige Generalgouverneur, Graf

*) Der Verfaſſer war nämlich, als er die Reiſe machte, ein Mann von 64 Jahren.

Woronzow, hat sich hier ein ziemlich hübsches und großes Haus bauen lassen, aber sonst fand ich nichts Bemerkenswerthes. Nachdem ich bei einem Traiteur ziemlich schlecht gegessen, setzte ich meine Reise am Dniepr hinab nach Nikopol fort. Der Weg führt durch die Steppe: die fetten Weiden und das hohe Gras zeigen genügend den Reichthum des Bodens. Trappen gingen ruhig fort am Wege hin, und fürchteten sich nicht vor uns. Nachdem wir noch spät Abends die Pferde gewechselt, überfiel uns plötzlich ein furchtbares Gewitter. Die Schläge folgten sich ununterbrochen, der Regen ergoß sich in Strömen, und um unsere Noth zu vollenden, war die Finsterniß so groß daß man kaum die Pferde sehen konnte.

Wir kamen vom Wege ab, und waren schon 10 Werste weit statt auf der Straße nach Perekop auf der nach Cherson gefahren; zum Glück bemerkte es der Postknecht bei Zeiten, und schlug mir vor, nach Cherson zu gehen; dieß paßte aber gar nicht in meinen Plan, denn es veranlaßte mich, 80 überflüssige Werste zu machen. Ich ließ anhalten, und zum größten Erstaunen meiner Leute und des Postknechts die Pferde ausspannen. Ich erwog nämlich, daß bei dieser Finsterniß es keine Möglichkeit sey, den Weg zu unterscheiden, und wenn wir einmal vom Wege abkamen, so könnten wir leicht in eine der Schluchten fallen, deren es auf dieser Steppe in Menge gibt; ich hielt es also für besser, den Tag abzuwarten. Der Kutscher und einer meiner Leute setzten sich unter den Wagen, um sich doch einigermaaßen gegen den Regen zu schützen, ich mit den andern schloß mich völlig in demselben ein. So schliefen wir ruhig bis an den Morgen; der Regen hörte allmählich auf, die Pferde wurden angespannt, umgewendet, und suchten sich aufs schnellste ihren Weg zurück nach Nikopol.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Der Besitz und das Wachsthum von Neusüdwales hat auch über das Schicksal von Neuseeland entschieden, von welchem die englische Regierung gegenwartig Besitz nehmen laßt. Auch diesem Lande haben wir einen besondern Artikel gewidmet (s. Nr. 66—69), er ist aber sehr unvollständig, weil die Folgen des dort geschilderten Zustandes erst im Laufe dieses Jahres zu den Maaßregeln der englischen Regierung geführt haben, und die ganze Sache naher aufgeklärt worden ist. Die Geschichte Neuseelands, so wie die Lage seiner höchst bildungsfähigen Einwohner, ist in hohem Grade interessant. In der Mitte des Seestrichs gelegen, wo der Wallfischfang am vortheilhaftesten ist, seit 1775 öfters, von dem Jahre 1794 an aber von den Wallfischfängern jährlich besucht, danken diese Inseln dem eben genannten Handelszweige ihre neue Bedeutung. Im J. 1814 erhielten sie zuerst bleibende europaische Bewohner, nämlich drei englische Missionarien, außer denen sich nur noch einige aus Neusüdwales entflohene Verbrecher auf den Inseln befanden. Letztere bildeten lange Zeit mit entlaufenen englischen und amerikanischen Matrosen den bedeutendsten Theil der europäischen Bevölkerung, vielleicht selbst jetzt noch. Da solche Entweichungen von Verbrechern gar nicht selten waren, so ertheilte der Gouverneur von Neusüdwales, der General Macquarie, im Jahre 1815 oder 1816 einem der in Neuseeland sich aufhaltenden Missionare friedensrichterliche Gewalt, theils um die entflohenen Verbrecher und entlaufenen Matrosen gefangen nehmen, theils um allenfallsige Verbrechen englischer Schiffscapitäne gegen die Eingebornen (welche nicht selten vorkamen) untersuchen zu können. Dieß war der erste englische Souveränetätsact. Indeß wuchs die europäische Bevölkerung, die gute wie die schlechte, fortdauernd an, und nahm die Aufmerksamkeit der englischen Behörden mehr und mehr in Anspruch. Diese unregelmäßige Colonisation eines so nahen Landes, dessen Lage für den Handel und die Schifffahrt der Südsee die größten Vortheile gewährt, diese entlaufenen Matrosen und flüchtigen Verbrecher, welche jeden Augenblick sich zu einer Seeräubergenossenschaft umbilden konnten, die Eingebornen Neuseelands selbst, welche für die Künste Europa's und die Schifffahrt namentlich eine so ungemeine Tauglichkeit und Anstelligkeit entfalteten, alles dieß, und der nicht unbedeutende Umstand, daß immer mehr Nordamerikaner, vielleicht nicht ganz absichtslos, nach Neuseeland strömten, machten allmählich einen Entschluß der englischen Regierung zu einer Sache dringender Nothwendigkeit, denn es konnte sich hier leicht ein ihr völlig fremdes, ja feindseliges Gemeinwesen bilden, welches alle flüchtigen Verbrecher mit Begierde bei sich aufnahm, nur um seine Zahl zu vermehren. Indeß scheint die englische Regierung doch nicht sehr eilig gewesen zu seyn, die ohnehin schon allzugroße Zahl seiner Colonien noch um eine weitere, und zwar keine unbedeutende, zu vermehren, und die Hinsendung eines Residenten, welcher eigentlich bei Niemand beglaubigt war noch beglaubigt werden konnte, und auch in der That sich so gut wie völlig unthätig verhielt, beweist am besten, daß es ihr eben nicht um Ausdehnung ihrer Herrschaft zu thun war.

An die Stelle der Regierung, welche fortdauernd zögerte, wollte endlich eine englische Colonisationsgesellschaft treten, und die Verwaltung der Inseln unter der Suzeränetät der englischen Regierung übernehmen. Männer, wie Lord Durham, Sir Fr. Baring, Sir G. Sinclair u. dgl. standen an der Spitze, und eine „Bill für die provisorische Verwaltung der brittischen Niederlassungen in Neuseeland" wurde im Jahre 1838 ins Parlament gebracht, fiel aber durch. Drei Gründe trugen hauptsächlich zu diesem Resultate bei: fürs erste war kein genügender Grund vorhanden, weßhalb die Regierung ihre Rechte einer Compagnie abtreten sollte, wenn sie dennoch stets die Aufsicht darüber zu führen, und sie gegen innere und äußere Feinde zu vertheidigen hatte. Fürs zweite forderte die Regierung, und vielleicht nicht ganz unbillig, daß die Compagnie, welche keine andern Grundlagen als die persönliche Ehrenhaftigkeit ihrer Vorstände hatte, sich als Actiencompagnie mit einem bestimmten Capital constituire, was sie anfangs nicht wollte. Zum Scheitern des ganzen Plans hatten indeß auch die Missionäre, deren Abgeordnete vor einer Committee des Lords vernommen

worden waren, nicht wenig beigetragen: sie waren einer Uebertragung der Regierungsgewalt an eine Compagnie, vielleicht überhaupt jeder Aenderung entschieden entgegen, aus Gründen, welche wohl nicht ganz die reinsten waren: die Furcht, daß der demoralisirende Einfluß einer bedeutenden europäischen Colonie auf die Eingebornen von sehr ungünstiger Wirkung seyn, und die Ausbreitung einer solchen Colonie die allmähliche Vernichtung der Eingebornen zur Folge haben werde, konnte sie unmöglich allein leiten, denn die europäische Bevölkerung nahm auch ohne eine solche leitende Compagnie mit schnellen Schritten zu, und zwar eine Bevölkerung der schlechtesten Art; sie fürchteten wohl hauptsächlich die Zerstörung ihres Einflusses und ihrer Macht, welche sie so fest zu begründen hofften, wie die amerikanischen Missionäre in einigen der größern Inseln des stillen Oceans. Wir haben oben schon Dr. Langs Briefe über Neuseeland (welche an Lord Durham, den Präsidenten der New Zealand Land Company, gerichtet waren) angeführt, welche über sehr selbstsüchtige und herrschbegierige Zwecke der Missionarien keinem Zweifel Raum lassen. Die Frage über die Rechtmäßigkeit der Landankäufe von den Eingebornen ist auch hier mit erneutem Eifer wieder angeregt worden; wir halten diese Frage, so sehr sie auch denen, die sie wieder zur Sprache brachten, Ehre machen mag, für ziemlich müßig, denn trotz aller schönen Worte, die schon so oft bei derlei Fällen erklungen sind, hat man bis jetzt doch noch immer den Eingebornen ihre Ländereien entweder mit Gewalt oder unter für sie unverständlichen Rechtsformen entrissen, so daß sie, wenn nicht gerade im Augenblicke, doch in der nächsten Zukunft darüber Klage führten. Wir wollen uns mit der Bemerkung begnügen, daß die neuseeländische Landcompagnie wenigstens darauf bedacht scheint, für die Eingebornen möglichst Sorge zu tragen. Bekanntlich ist sie in diesem Jahre mit ihren Anträgen bei der Regierung glücklicher gewesen, sie hat sich als Actiencompagnie constituirt mit einem bestimmten Capital, erhielt nun die Sanction der Regierung, und wird bald ans Werk schreiten. Ihr Plan ist, 110,000 Acres Land anzukaufen, und dieß in 1100 Sectionen zu theilen; der zehnte Theil derselben soll für die Eingebornen aufbewahrt werden, um sie, sobald sie es wünschen, regelmäßig darauf anzusiedeln, die übrigen 990 Sectionen sollen an Emigranten verkauft werden, zum Preise von Ein Pfd. Sterl. für den Acre, wovon jedoch nur ein Viertheil an die Compagnie für ihre Kosten fallen, das übrige aber im Interesse der Colonisten theils zu ihrem Transporte, theils zu ihrem ersten Unterhalte verwendet werden soll. Der Aufruf, welchen die Compagnie erließ, hat Anklang gefunden, und bald wird nun der Strom der Auswanderung dahin seine Richtung nehmen.

In Folge dieser Schritte beauftragte die englische Regierung den Capitän Hobson, welcher schon im Jahre 1833 von Neusüdwales aus dahin geschickt worden war, im Namen der Königin von England von Neuseeland Besitz zu nehmen, und hauptsächlich die Häuptlinge aufzufordern, künftig an Niemand als an die Krone von Großbritannien Land zu verkaufen; auch scheint es, daß man die früheren betrügerischen Landverkäufe einer Revision unterwerfen will. Wie die Verhältnisse der Eingebornen zu einander unter dem Schutze der Engländer sich gestalten werden, ob man ihnen erlauben wird, Krieg unter einander zu führen, wie man sich gegen fremde Schiffe benehmen wird, welche bisher die Inseln ganz frei und ungezwungen besuchten, namentlich die zahlreichen nordamerikanischen Wallfischfänger, das sind Fragen, welche erst später sich lösen werden, und welche um so wichtiger sind, als es kaum zu bezweifeln ist, daß die Rücksicht auf Nordamerika die Besitznahme beschleunigt hat, denn länger konnte die englische Regierung wohl nicht die bereits auf 2000 Menschen gestiegene europäische Bevölkerung sich selbst überlassen, da ein republicanisches Princip sich bald unter derselben entwickeln mußte, theils durch die Macht der der Umstände selbst, indem sie für ihre eigene Sicherheit und für innere Ordnung zu sorgen hatte (s. Nr. 189), theils aber auch durch die steigende Zahl der Amerikaner.

Noch erhebt sich in Betreff Neuseelands eine nicht ganz unwichtige Frage, nämlich die: wo wird die große englische Compagnie ihre Ansiedlungen hauptsächlich beginnen? An der Inselbay, wo jetzt die stärkste europäische Bevölkerung ist, oder gegenüber am Hokianga, welches die beiden von Schiffen am meisten besuchten Häfen sind? Die Franzosen, denen bei der Nachricht von einer Besitzergreifung in Neuseeland gleichfalls einige Colonialgelüste aufgestiegen sind, scheinen sich fast Hoffnung zu machen, die Engländer würden ihre Besitzergreifung auf die nördliche Insel beschränken, und es könnte ihnen gelingen, auf der südlichen Ansiedlungen zu machen. Allein abgesehen von dem Umstande, daß an der Südspitze der südlichen Insel, an der Duskybay, sich gleichfalls schon ein Kern europäischer Bevölkerung angesiedelt hat, und zwar eine noch zügellosere wie die an der Inselbay, dürfte diese Hoffnung wohl kaum in Erfüllung gehen, denn Ein Umstand läßt vermuthen, daß die Hauptansiedlung auf der bis jetzt wenig besuchten südlichen Insel geschehen wird. Die Cooks-Straße, welche beide Inseln, die nördliche und die südliche trennt, ist ein zu wichtiger Punkt, als daß man nicht ihn hauptsächlich als Ansiedlungsplatz wählen sollte. Durch diese Straße führt die directe Fahrt zwischen den australischen Colonien und den Westküsten Südamerika's, so wie nach dem Cap Horn. Die Straße hat zahlreiche Baien und Einfahrten, und zu allem Ueberfluß hat man auch an derselben kürzlich einen ziemlich bedeutenden Fluß entdeckt (s. Nr. 342), welcher tiefer in das Land hinein leitet, als man bisher irgend einen auf den neuseeländischen Inseln kennt.

(Fortsetzung folgt.)

Die europäischen Thiere in Columbien.

(Aus Wrights meteorologischen Beobachtungen über Columbien.)

Die wichtigsten Geschenke, welche die alte Welt der neuen gemacht hat, sind Vieh und Cerealien. Das einzige, den Indianern bekannte vierfüßige Hausthier war das Llama, welches gleich dem Schaf eine dicke Wolle hat, und ungern in die feuchtheißen Ebenen herabsteigt. Das Hornvieh Europa's hat sich dagegen fast gänzlich in den Ebenen und in den Paramos vermehrt. Auf einem Pachthofe des Antisana z. B., auf einer Höhe von 12 bis 16,000 Fuß, finden sich nicht weniger als 4000 Stück. Die Heerden auf den Ebenen von Venezuela, wie

auf den Pampas von Buenos-Ayres sind aber waren vor der Revolution fast zahllos. *) Das Pferd hat in den politischen Veränderungen der neuen Welt eine bedeutende Rolle gespielt. Sie haben sich in allen Theilen der neuen Welt, besonders aber in den Ebenen von Venezuela ins Unglaubliche vermehrt. Hier trotzten während des Unabhängigkeitskrieges Paez und andere Guerillaführer an der Spitze einer irregulären Reiterei, und genährt durch die Hornviehheerden, allen Anstrengungen der spanischen Infanterie. Die besten Pferde sind die, welche in den Niederungen gezogen und in einem Alter von vier Jahren nach den Bergen gebracht werden, wo sie durch den Einfluß des kältern Klima's abgehärtet werden, und ihre nur an weiche Weiden gewöhnten Hufe auf dem steinigen Boden eine große Härte erlangen. — Die Schafzucht beschränkt sich, wie die Llamazucht, auf die höhern Gegenden der Cordilleren, während die Ziegen leichter auf denjenigen Theilen des niedern Landes fortkommen, welche heiß und dürr sind, wie in der Provinz Coro, wo sie den Hauptreichthum der Einwohner bilden. — Dagegen scheint dem Fortkommen anderer Thiere eine unübersteigliche Schranke gesetzt. Der Hund theilt das Schicksal seines europäischen Herrn; seine Spürkraft und seine Stärke nehmen in einem heißen Klima ab, und die Zucht schwindet rasch dahin zu einem in seinen Anlagen und seiner Organisation ganz untergeordneten Thiere. Die Waldleute und die Indianer der Niederungen, welche an die Jagd des wilden Schweines gewöhnt sind, holen zu dem Endzweck Hunde aus den Gebirgen, wo, obgleich die Spanier nicht besonders darauf Acht haben, eine mehr oder minder entartete Gattung Jagdhunde sich findet, und in den Hochlanden zur Hirschjagd benutzt wird.

Zur Geschichte des Opiums und des Opiumhandels.

Die Verruchtheit des Opiumhandels in China.

(Fortsetzung.)

Obgleich Malva unter dem sogenannten Schutze der indischen Regierung steht, so haben doch die verschiedenen mediatisirten Häuptlinge und Grundbesitzer dieser großen und berühmten Provinz Indiens das Recht in ihrem Lande, auf ihrem Grund und Boden zu bauen, was ihnen beliebt, nur müssen sie sehr hohe Durchgangszölle davon entrichten; dieß ist aber keineswegs der Fall in Benares, in Bahar und in allen andern der Compagnie unmittelbar unterworfenen Ländern. Hier trat die Compagnie ganz an die Stelle der ehemaligen mohammedanischen Herren des Landes; sie hielt alle die vorhandenen Mißbräuche aufrecht, alle vortheilhaften Fiscalgesetze und Monopole, worunter auch der Salz- und Opiumhandel. Würde hier Jemand es sich herausnehmen, Mohn anzubauen, ohne zuvor mit der Regierung einen Contract zu schließen, in welchem er sich verpflichtet, ihr die ganze Ernte für einen bestimmten Preis zu überlassen, so würde alsbald sein ganzes Besitzthum mit Beschlag belegt werden, bis der arme Bauer entweder die Mohnstängel ausreißt, oder verspricht, sich dem Willen seines Herrn zu fügen. Ja der Bauer wird nicht selten zum Anbau des Mohns im eigentlichen Sinne des Wortes gezwungen. Die Regierung macht nämlich vermittelst ihrer einheimischen Beamten den Grundbesitzern gewöhnlich Vorschüsse auf die künftige Ernte. Wünscht sie, daß ein Landmann Mohn anbaue und er weigert sich dessen, so wird ihm eine Summe Geldes in das Haus gelegt, und dieß dann als ein gültiger Contract zwischen ihm und der Regierung betrachtet, den er bei Strafe vollziehen muß. Auf diese Weise brachte es die ostindische Compagnie dahin, daß jetzt in Indien große Strecken Landes mit Mohn angebaut sind, und zwar gerade die fruchtbarsten, indem der Mohn von guter Qualität einen trefflichen Boden erheischt. In dem Jahre 1857 auf 1858 wurde, wie bereits erwähnt, die außerordentliche Masse von 54,000 Kisten Opium in China eingeführt, welche nach der Berechnung des Hrn. Th. hinreichten, die Gesundheit von 2,978,000 Individuen zu untergraben und ihr Leben zu verkürzen. Jemand, der in seinem zwanzigsten Jahre anfängt, Opium zu rauchen, erreicht nämlich, vermöge einer allgemeinen Erfahrung, selten sein vierzigstes. Nach der gewöhnlichen statistischen Annahme stirbt von 60 gesunden Personen in dem Alter von zwanzig Jahren jährlich eine. Die erwähnten 2,978,000 würden demnach in dem ordentlichen Laufe der Dinge erst in 60 Jahren sämmtlich verstorben seyn. Durch den Gebrauch des Opiums wird aber die Sterblichkeit verdreifacht, und es werden demnach innerhalb 20 Jahren nicht weniger denn 1,986,000 durch den Gebrauch dieses tödtlichen Saftes hingerafft, oder 99,300 jährlich!

Wenn Jemand, heißt es in einer Denkschrift eines Censors, welche in der täglich zu Peking erscheinenden Staatszeitung abgedruckt wurde, einige Zeit lang gewöhnt ist, Opium zu rauchen, so ist es unmöglich, daß er sich desselben, obgleich er den schädlichen Einfluß wohl kennt, in Zukunft ganz enthalte. Seine körperlichen Kräfte schwinden dahin, der Athem wird schwach, das Gesicht gelblich, die Zähne schwarz, und die Person eilt dem Grabe zu vor ihrer Zeit. Wahrlich, es schweben jetzt die Seelen unserer Landsleute, fügt dieser ächte Sohn des Jao und Schun hinzu, im ganzen Reiche in großer Gefahr! Die Thörichten werden durch die Lehre einer falschen Religion verführt, und versinken in Aberglauben allerlei Art, aus welchem sie nur mit Mühe errettet werden können! Andere werden durch Opium vergiftet, und wie durch einen Wirbelwind hin in ihr Verderben geschleudert. Ich habe lange darüber nachgedacht, wie diese verschiedenen Individuen aus dem Abgrunde errettet werden möchten. Mein Nachdenken war aber leider vergebens. Heunkiroa, Censor im Kriegsministerium, kniet deßhalb nieder und überreicht Sr. Majestät diese Denkschrift, worin auseinandergesetzt wird, wie sich die Hinterlist und Gewinnsucht der Fremden jenseits der Meere täglich vermehrt, und wie dadurch die Hülfsquellen des Reiches erschöpft werden. Nach den Erkundigungen, die ich eingezogen habe, ist der Verkauf des Opiums das Hauptmittel, wodurch das Geld außerhalb des Landes und jenseits der Meere verführt wird. In dem ersten Jahre Kia kings (1796) wurden bloß einige hundert Kisten in Kuang tong eingeführt, jetzt beläuft sich deren Anzahl jährlich auf mehr denn 80,000, wofür sie gegen das ausdrückliche Verbot der Taitsing oder überaus reinen Dynastie feines Silber aus dem Lande führen.

(Schluß folgt.)

*) Sie sollen sich in den letztern neuerdings wieder ungeheuer vermehrt haben, namentlich durch den Verfall des Handels mit Häuten. A. d. U.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 141 u. 142** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Hugo Capet von Capefigue. — Giovanni da Procida. (Fortsetzung.) Sismondi's Abriß der französischen Geschichte.** (Schluß.)

Das Abonnement dieses dem Auslande bezogenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Monatheft des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 356.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

22 December 1839.

Wirkungen eines Tornado.

(Aus Silliman's Journal of Scienca. Julius 1839.)

Wir haben im vorigen Jahre der Theorie Reids über die Stürme erwähnt, und bemerkt, daß ein Amerikaner, Namens Redfield aus New-York, ſchon vorher auf eine ganz ähnliche Anſicht gekommen, daß nämlich der Sturm ein fortſchreitender Wirbelwind ſey. Das oben genannte Journal, das namentlich die Rechte Hrn. Redfields auf die erſte Entdeckung dieſer Idee vindicirte, theilt wiederholt Schilderungen einiger ſolchen Naturerſcheinungen mit, welche für dieſe Anſicht ſprechen, und in dem neueſten an uns gelangten Hefte finden wir nachſtehende intereſſante Darſtellung der Wirkungen eines Tornado.

Am Nachmittag des 25 Julius 1838 zog ein heftiger Tornado über einen Theil der Grafſchaft Alleghanny (New-York) hin, der in ſeinen zerſtörenden Wirkungen kaum ſeinesgleichen hatte, und einen höchſt auffallenden Beweis der eigenthümlichen Bewegungen des Windes in dieſen Luftſtrömungen bietet. Das erſte Anzeichen von heftigem Wind bemerkte man in der Stadt Rushford, etwa 15 (engl.) Meilen an dem eigentlichen Orte ſeiner zerſtörenden Wirkungen. Der Tag war heiß und dumpf, und der Zug des Windes ging von Nordweſten nach Südoſten. Bei ſeinem Anfang zu Rushford war er nur ein heftiger Gewitterſturm, wuchs aber bald ſo an, daß er Alles vor ſich niederriß. Indeß übte er nicht allenthalben dieſelbe Kraft aus: einige Stellen wurden ganz überſprungen, während in derſelben Richtung und nur in geringer Entfernung ganze Wälder zerſtört wurden. Mit Einem Worte, er ſchien gleichſam in Sprüngen fortzurücken. Er zog über den Geneſee-Fluß, in der Stadt Belfaſt, und übte hier ſeine Wuth an einer Strecke aus, die vielleicht eine bis anderthalb Meilen breit war. In dem Raume, den der mittlere Theil des Tornado einnahm, und der etwa drei Viertelmeilen betrug, konnte ſeiner Wuth nichts widerſtehen. Stark gebaute Häuſer und Scheunen wurden in einem Augenblick niedergeriſſen, und ihre Bruchſtücke nach allen Richtungen des Compaſſes zerſtreut, während außerhalb der directen Linie nur die Dächer abgehoben oder ſonſt mehr oder minder Schaden angerichtet wurde. Große Eichen und Ulmen wurden ganz wörtlich abgedreht, oder wie Rohr geknickt. Im Waldlande waren alle Bäume in der Höhe von 20 bis 30 Fuß abgebrochen, und nur zahlloſe Stumpen ſtanden da. Drang man jedoch durch einen mühſelig eröffneten Gang etwas tiefer ein, ſo fand man, daß bei weitem die Mehrzahl der Bäume mit den Wurzeln ausgeriſſen worden waren, und in der größten ſcheinenden Verwirrung durch einander lagen. Man hatte einige Tage, ehe wir die Stelle beſichtigten, Feuer angelegt, und bei dem ausnehmend trockenen Wetter war alles kleinere Holz rein ausgebrannt, ſo daß nur noch die geſchwärzten Baumſtämme dalagen, und man ihre Richtung ganz deutlich erkennen konnte. Dieſe beweiſt aufs einleuchtendſte die Thatſache, daß der Tornado eine Rotationsbewegung gegen die Sonne hatte.

Der erſte Baum, den wir trafen, eine große Fichte, lag mit dem Gipfel genau gegen Nordweſt, alſo völlig gegen den allgemeinen Gang des Sturms. Hunderte von andern lagen am äußern Theil des Wirbels ſo ziemlich in derſelben Richtung, aber kurz nachdem man den niedergeriſſenen Waldſtrich betreten hatte, nahmen die Wipfel der Baume eine Richtung gegen den Mittelpunkt der niedergeriſſenen Waldfläche; ſüdlich davon war die Richtung völlig die entgegengeſetzte, bis man die Außenſeite des Waldes erreichte, wo ſie alle mit dem Wipfel gegen Oſten lagen. Dieſe faſt regelmäßige Lagerung des gefallenen Holzes war namentlich in den niedern Strichen, oder denen, welche zuerſt niedergeriſſen wurden, ſehr deutlich; die welche am längſten widerſtanden, waren natürlich in allen möglichen Richtungen hingeſtreckt. Daß auch eine aufwärts gehende Spiralbewegung herrſchte, wird aus dem Umſtande klar, daß Bruchſtücke von Häuſern hoch in die Luft geführt, und dann, wie es ſcheint, aus dem Wirbel hinaus in die gewöhnliche Strömung geſchleudert wurden, ſo wie aus der Thatſache, daß die große Mehrzahl der Bäume ſüdlich und nördlich von dem Mittelpunkte des Sturmes, mit den Wipfeln nach dieſer Richtung hinlagen, während in der Mitte die größte denkbare Verwirrung herrſchte. Ein Diagramm aus einer Reihenfolge von Kreiſen, die ſich von Rechts nach Links bewegen, würde die Lage der zuerſt entwurzelten Bäume am beſten deutlich machen.

Flüchtige Reise durch Kleinrußland.

(Schluß.)

In Nikopol ward ich unwillkürlich an die Saporoger Kasaken erinnert; dieß Städtchen gehörte zu ihrer Sjetsch, und hieß damals „Nikitin rog" (Nikitashorn); hier unterhielten sie eine Fähre. In den unglücklichen Zeiten Rußlands von ihrem eigentlichen Vaterlande getrennt, gründeten sie hier eine besondere Regierung; wir sehen sie bald unter dem Schutze der polnischen Könige, bald als Verbündete der Khane der Krim, der Hospodare der Moldau und der Fürsten von Siebenbürgen, bald von den türkischen Sultanen geschmeichelt und unterstützt, aber stets blieb ihre Anhänglichkeit an die griechische Kirche, an ihr Heimathland und an ihre Freiheit unerschütterlich. Sie erfuhren unerhörte Bedrückungen von Seite Polens, und dennoch dienten sie ihm lange treu, bis endlich die Verfolgung ihres Glaubens und die Vernichtung ihrer Freiheit ihre Geduld erschöpfte. Es könnte seltsam scheinen, daß ein kleines, mitten in den Steppen lebendes, und auf allen Seiten von bedeutenden Mächten umgebenes Volk, in ewigem Kampfe bald mit dieser, bald mit jener Macht, sich halten konnte, und nicht völlig vernichtet wurde; aber zwischen Polen und die Krim gestellt, diente es dem ersteren als Schutzwehr und Vorhut gegen die letztere, und wenn es von seinen Gebietern allzu hart gedrückt wurde, stand es auf, und brach mit den Tataren in Polen ein, um es zu verheeren. Ihre Anführer hielten sich bald auf diese, bald auf jene Seite, sicher, immer Bundesgenossen zu finden; furchtlos schifften sie in ihren kleinen Fahrzeugen ins schwarze Meer hinab, verheerten Anatolien, nahmen und plünderten mehrmals Trapezunt, Sinope, sie schlugen sich sogar gegen die türkischen Schiffe, und wenn die Ueberlegenheit des Feindes sie zum Weichen zwang, kehrten sie an ihre Dnieprfälle zurück, wohin größere Schiffe ihnen nur schwer oder gar nicht folgen konnten. Eben diese Inseln dienten ihnen auch als Zufluchtsort gegen die Tataren. Jetzt sind um Nikopol und Berislaw sehr reiche Dörfer, von denen viele dem Fürsten Potemkin gehören, andere dem reichen Banquier Stieglitz. Von Nikopol kommt man nach Berislaw. Hier ist die Kathedrale bemerkenswerth: sie stand einst in der Sjetsch der Saporoger, und war ganz aus dicken Eichenbalken aufgeschlagen. Fürst Potemkin ließ sie abtragen und nach Berislaw bringen.

Berislaw hieß früher Milletopol, die Russen verwandelten den Namen in Bjela Wiesha (Weißenthurm), die Tataren nannten es Kisikermen. Es steht auf dem steilen, rechten Ufer des Dniepr, und gehörte den Saporogern; einige Schriftsteller glauben, die Stadt sey von den Milesiren gegründet worden und habe daher ihren Namen erhalten. Die Lage ist schön. Hier setzte ich über den Dniepr, ging durch Kachowka und schleppte mich auf einem sandigen, langweiligen Weg bis nach Perekop. Ueber die ganze Steppe von Jekaterinoslaw, Cherson und der Krim sind Kurgane zerstreut. Viele Schriftsteller nehmen an, sie seyen, wie die bei Kertsch, und diejenigen, welche sich in ziemlicher Anzahl in Kleinasien finden, nichts Anderes als Grabaufwürfe, andere halten sie für Warten; dieser letztern Meinung ist auch der Herzog von Ragusa. Ich kann indeß weder der einen noch der andern beistimmen. Auf Befehl des Fürsten Potemkin, und später von einigen Neugierigen, wurden mehrere dieser Kurgane aufgegraben, andere in die Kreuz und in die Quere durchschnitten, aber auch nicht in Einem fand man ein Grabmal und keine Spur, daß etwas darin verscharrt gewesen sey: weder Gebeine, noch Asche, noch sonst die mindeste Spur eines Begräbnisses. Man darf nur die unveränderlich gleiche Anlage dieser Kurgane betrachten, die immer zu drei stehen: zwei befinden sich in Einer Reihe, und die dritte bildet damit das Dreieck. Einer von den Dreien, und zwar einer der beiden, die in Einer Reihe stehen, ist immer größer und höher als die andern. Dieß scheint mir zu beweisen, daß diese Erdaufwürfe eine dauernde und stets gleichförmige Bestimmung hatten. Wären es Gräber gewesen, so würden sie manchmal in größerer Zahl, manchmal einzeln dastehen. Wozu hätte ihre dreieckige Anordnung gedient? Warum einer immer größer und höher als die andern? Auch für Warten kann man sie nicht wohl ausgeben, denn sie haben oft gar keine Beziehung zu einander. Warten müssen in einer fortlaufenden Kette angelegt seyn und von einem bestimmten Punkte zum andern sich erstrecken, was hier gar nicht der Fall ist. Uebrigens zeigen die ungestalteten, steinernen Götzenbilder, die auf fast allen Kurganen sich finden, und zum Theil ganz erhalten sind, trotz ihrer rohen, schlechten Arbeit, wobei man kaum den Willen des Künstlers, einen Menschen darzustellen, erkennen kann, doch die Gesichtszüge der wandernden skythischen Völker, oder ihrer Nachkommen der Polowzer und Petscheneger. Aber warum fand sich auf dem großen Kurgan immer ein männliches, auf dem zweiten in Einer Reihe mit dem größern stehenden ein weibliches, auf dem dritten durchaus nie ein Götzenbild? Ich vermuthe nach dem Wenigen, was uns von den Gewohnheiten der Skythen und Polowzen bekannt ist, daß die Kurgane diesen Nomadenstämmen als Standlager dienten, daß die Kibitken des Fürsten oder Khans auf dem großen aufgestellt waren, so daß derselbe mit Einem Blicke das umhergelagerte Volk übersehen konnte; auf dem zweiten Kurgan war seine Frau oder Frauen, auf dem dritten der Geistliche oder Oberpriester. Auf dem zwischenliegenden Platze trieb sich das Volk umher. Wenn die Horde von einem Platze zum andern zog, fand sie allenthalben Kurgane. Noch ist zu bemerken, daß sie stets, wenn irgend die Oertlichkeit es gestattete, am Wasser angelegt waren.

In der Steppe, ehe man nach Perekop kommt, bemerkte ich auch zum erstenmal in meinem Leben die Luftspiegelung. Früh Morgens, als die Sonnenstrahlen noch fast horizontal sich ergossen, sah ich scheinbar eine halbe Werst vor mir einen breiten Fluß. Meine geographischen Kenntnisse gingen mir im Kopfe herum, und ich begriff nicht, was dieß für ein Fluß seyn könne. Je mehr ich nachsann, desto mehr verwirrte ich mich. „Was ist das für ein Fluß?" fragte ich endlich. „Hier ist kein Fluß," antwortete kaltblütig der Postknecht. „Das ist ja wahrhaftig ein See!" „Es ist auch kein See hier." „Bist du blind? siehst du denn nicht das Wasser?" „Das ist die Einbildung, gnädiger Herr, das sehen wir oft." Wir fuhren

darauf los, und hätten das Waſſer ſchon lange erreichen müſſen, aber es blieb immer in derſelben Entfernung. Ich konnte meine Augen nicht abwenden von dem Phänomen, aber die Sonne ſtieg höher, und Fluß, Waſſer und meine Einbildung verſchwanden.

Rückblicke.

(Fortſetzung.)

Wenn die Beſitzergreifung von Neuſeeland ſich gewiſſermaßen den Engländern von ſelbſt anbot, und ſo zu ſagen nothwendig für ihre Sicherheit wurde, ſo zeigt ihr Benehmen doch anderwärts, daß ſie auch bei ungünſtigen Conjuncturen ſo leicht keine Gelegenheit vorbeilaſſen, wo es die Ausdehnung ihres Handels und ihres Einfluſſes gilt. In dieſer Hinſicht iſt ein Punkt des auſtraliſchen Continents merkwürdig, nämlich die Halbinſel Coburg, welche einen der erſten Häfen der Welt darbietet, und für die ſüdliche malayiſche Inſelwelt das werden kann, oder wenigſtens werden ſoll, was Singapur für die nördliche iſt. Wir haben ſchon in Nr. 149 dieſes Punktes und der wiederholten Bemühungen der Engländer gedacht, daſelbſt eine Niederlaſſung zu gründen. Jetzt iſt es endlich, wie es ſcheint, ſo ziemlich gelungen (ſ. Nr. 336); man hofft, daß die Niederlaſſung, welche nach dem Hafen von Eſſington genannt iſt, bald durch Zuſtrömen von Leuten aus dem indiſchen Archipel eine Menge freier Arbeiter erhalten wird, weil dieſelben nämlich, wenn ſie durch Unglück oder Unterdrückung ihrer Häuptlinge aus ihrer Heimath vertrieben werden, nirgends ein Aſyl finden, als wenn ſie die Sklaven derjenigen werden, welche ihnen eine Zuflucht gewähren. Wie nun manche Leute dieſer Art nach Singapur kommen, ſo hofft man, daß auch viele ſich nach der Niederlaſſung im Hafen von Eſſington wenden werden, um dort unter den Engländern Schutz zu finden. Man behauptet, daß die Zuflucht, welche viele Menſchen ſchon in Singapur gefunden, bereits die benachbarten Häuptlinge veranlaßt habe, ihre Unterthanen mit etwas mehr Milde zu behandeln.

Engländer und Holländer ſind, wie natürlich, gegenſeitig bemüht, den Handel des indiſchen Archipels in ihre Hände zu bekommen; beide haben es hier indeß mit einem kräftigen, wilden Volke, mit den malayiſchen Stämmen, zu thun, welche, obwohl mannichfach unter ſich verſchieden und im Kriege, dennoch gegen die Europäer eine gemeinſame Abneigung zu hegen ſcheinen. Wie es gegenwärtig mit den Molukken und ihrem Handel ſteht, davon haben wir eine ſehr unklare Kenntniß; bekannt ſind die Kämpfe zwiſchen Holland und Portugal um die Molukken, ſo wie die Eiferſucht, womit erſteres in ſpäterer Zeit die Molukken bewacht haben. Aber gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war die Wichtigkeit der Molukken ſo geſunken, daß die Holländer ihre Beſatzungen und Factoreien aus den ſüdlichen Inſeln ganz zurückzogen, und als die Engländer Java und Banda eroberten, ſchenkten ſie dieſen entlegenen Beſitzungen ſo wenig Aufmerkſamkeit, daß manche Inſeln gar nicht wußten, daß ſie ihre Herren gewechſelt hätten. Später, als England Java und die unabhängigen Beſitzungen an die Holländer zurückgab, ſuchte es durch die Gründung des Freihafens von Singapur den Handel des Archipels dahin zu ziehen, und durch die Niederlaſſung auf der Melville-Inſel und an der Raffles-Bay mit den ſüdlichen Molukken einen Verkehr zu eröffnen. Dieſe Verſuche veranlaßten die holländiſche Regierung, einen Hrn. Kolff in den Jahren 1825 und 1826 in der Brick Dourga abzuſenden, und die lange unterbrochene Verbindung mit den Molukken wieder anzuknüpfen. Aber die Haupthandelsleute ſind und bleiben die Malaien ſelbſt, namentlich die Cerameſen, welche den Handel mit Neuguinea z. B. wahrhaft monopoliſirt haben; ſie ſind die Hauptſklavenhändler im öſtlichen Archipel, und haben ſchlau genug den Papuas, den Bewohnern von Neuguinea, einen fanatiſchen Haß gegen alle Fremden eingepflanzt, aus guten Gründen, denn Neuguinea liefert die bekannte Maſſoy-Rinde, Muskatnüſſe, Tripang, Schildkrötenſchalen, Perlen, eßbare Vogelneſter und andere werthvolle Waaren in Menge; die Cerameſen erhalten ſie um einen Spottpreis und liefern ſie nach Bali und Singapur. Die Bewohner der Arru-Inſeln treiben namentlich die für den chineſiſchen Handel ſo wichtige Tripangfiſcherei, und verkaufen dieſe Waare meiſt an die Bugis von Celebes, welche ſie gleichfalls nach Singapur und andern Sammelplätzen der chineſiſchen Dſchonken führen. Welcher Art dieſe Völker ſeyen, können wir unter Anderm aus der kurzen Skizze eines franzöſiſchen Verfaſſers (ſ. die Weſtküſte von Sumatra Nr. 301, 303, 308) entnehmen. Die Bewohner, namentlich der kleinen Inſeln, ſind meiſt geborne Seeleute, treiben den wichtigſten Handel ſelbſt, und jedenfalls mit geringern Koſten, als ihn die Europäer treiben können, und ſomit wird der größte Theil des Handels immer in ihren Händen bleiben. Zudem iſt weder die Natur des Menſchen noch das Klima ſonderlich geeignet, die Europäer anzulocken. Beiſpiele verrätheriſcher Ermordungen der Schiffsmannſchaften ſind nicht ſelten, Seeräuberei iſt ein gewöhnlich mit dem Handel verbundenes Gewerbe, und die Räuber in ihre Schlupfwinkel zu verfolgen, hält ſchwer.

(Fortſetzung folgt.)

Zur Geſchichte des Opiums und des Opiumhandels.

Die Verruchtheit des Opiumhandels in China.

(Schluß.)

Ein chineſiſcher Maler in Kanton ſtellte in ſechs, auf ſogenanntem Reispapier ausgeführten Gemälden die Geſchichte und das unvermeidliche Elend eines Opiumrauchers dar, welche ein würdiges Seitenſtück bilden zu dem berühmten Stufengang eines Wüſtlings (Rake's Progress) von Hogarth. Der Maler Sunqua, den der Schreiber dieſes ſelbſt in Kanton kennen lernte, lieferte hievon, nach der Darſtellung im chineſiſchen Archiv (April 1837), folgende Beſchreibung, die urſprünglich wohl in chineſiſcher Sprache abgefaßt war.

Der Sohn eines reichen Mannes kommt nach dem Tode ſeines Vaters in jungen Jahren zu großem Vermögen. Der Jüngling hatte weder Neigung für ein Geſchäft, noch für die Wiſſenſchaften, und ergibt ſich aus Müßiggang dem Opiumrauchen und, in Folge davon,

einem liederlichen Leben. In kurzer Zeit iſt ſein ganzes Vermögen dahin; er iſt elend und ſchwach, Frau und Kinder müſſen ihn durch ihre Händearbeit ernähren. Der Maler hat nun den Uebergang von Reichthum zu Armuth, von Wohlleben zu Elend auf folgende Weiſe aufgefaßt und dargeſtellt.

1. Zeigt uns den jungen Mann in ſeinem Hauſe in reicher Kleidung, in vollkommener Geſundheit und Kraft der Jugend. Hinter ihm ſteht ein Tiſch von Marmor, auf welchem eine prächtige engliſche Uhr ſich befindet. Zu ſeiner Rechten ſieht man eine Kiſte voll Gold und Silber; an ſeiner Linken nahe bei ihm ſteht der Kammerdiener, und in einer kleinen Entfernung ein Mann, deſſen beſtändige Beſchäftigung es iſt, den Mohnſaft zum Rauchen zuzubereiten.

2. Hier liegt er auf einem prächtigen Sopha mit einer Pfeife im Munde, von Tänzerinnen und Sängerinnen umgeben, wovon zwei ſehr ſchön ſind. Das Geld wird in Maſſe verſchwendet.

3. Es iſt keine geraume Zeit vergangen, ſo iſt die Leidenſchaft des Opiumrauchens unerſättlich; der Mann iſt hager und blaßgelber Farbe. Die Schultern ragen hoch hervor; das Zahnfleiſch iſt abgefallen; die Zähne ſtehen nackt heraus; der Blick iſt gläſern, und vom Morgen bis Abends liegt der Raucher da zwiſchen Wachen und Schlafen, und iſt vollkommen unfähig etwas zu thun. Das prächtige Sopha iſt verſchwunden; er befindet ſich auf einem gewöhnlichen Lager, neben ihm mehrere Pfeifen und der ganze Rauchapparat. Es treten zwei Frauen herein; die Hauptfrau und die Nebenfrau. *) Die erſte ſieht hin auf die Geldkiſte, und wirft ihrem Manne, da ſie ſie leer findet, einen Blick zu, in welchem ſich Zorn und Erſtaunen malen; die andere ſieht mit Verwunderung und Mitleiden auf den Mann, der auf dem Lager ausgeſtreckt da liegt.

4. All ſein Beſitzthum, die Ländereien, die Häuſer und die fahrende Habe ſind dahin; ſein Lager beſteht in einigen ungehobelten Brettern und in einer zerriſſenen Matratze. Der Raucher iſt vorwärts gebückt, athmet ſehr ſchwer, hat verzerrte Geſichtszüge und keine Schuhe an den Füßen. Weib und Kind ſtehen hungernd vor ihm in ärmlicher Kleidung — ein Bild des Jammers. Die Frau nimmt in dem größten Zorn den ganzen Rauchapparat, wirft ihn auf den Boden, ſo daß er in Trümmer zerſpringt. Der kleine Knabe, ohne zu ahnen, was hier vorgeht, klatſcht in die Hände, freut ſich und lacht über den Spaß. Der Raucher nimmt aber weder an der Frau, noch an dem Kinde den geringſten Antheil.

5. Armuth und Elend ſind jetzt auf den höchſten Punkt geſtiegen, und die Sehnſucht des Mannes nach Opium iſt ſtärker denn jemals. Er rafft einiges Kupfergeld zuſammen, läuft hin in eines der Rauchhäuſer, um einige Ueberbleibſel aus der Pfeife eines andern zu kaufen, um nur einigermaßen ſeine unerſättliche Begierde zu ſtillen. Man ſieht ihn, wie er in einem Rauchhauſe die Ueberbleibſel aus fremden Pfeifen zuſammenträgt.

6. Es geht mit dem Raucher zu Ende; er iſt vollkommen geiſtesſchwach. Auf einem Bambusſtuhle ſitzend, verſchluckt er unaufhörlich die ſchmutzigen und ſtinkenden Ueberbleibſel des Mohnſaftes, und nimmt von Zeit zu Zeit Thee, um ſie nur hinunterzuſchwemmen. Weib und Kind ſitzen zur Seite, und haſpeln Cocons ab, um ſein und ihr Leben zu friſten.

Zu dieſen Gemälden ward von einem unbekannten Dichter ein Lied gedichtet, worin die unglückliche Frau ihren Mann ermahnt und bittet, von dem heilloſen Opiumrauchen abzuſtehen. Dieſes Gedicht, welches auf allen Straßen Cantons ausgerufen und um einige Heller verkauft wurde, war überſchrieben: Sin pen kien jong jen, d. h.: Ein neues Lied (wörtlich Schrift), um vom Opiumrauchen abzumahnen, und iſt folgenden Inhalts: Das jetzige Zeitalter, ſagt der Dichter, kann nicht verglichen werden mit den Zeiten, welche dahin ſind! Woher kommt es, daß vor kurzem das Opiumrauchen ſo allgemein wurde? Es iſt dieß ein ſchreckliches Unglück, das die Fremden uns brachten. Hingeopfert wurden die Söhne des Blumenlandes, tauſend und zehn tauſend! Theurer Mann, warum fällſt du, heute noch ſo rüſtig und heiter, in dieſe Schlinge, die man dir legte? Einige ſagen dir, daß es nun einmal ſo Sitte iſt, und daß man heimlicherweiſe in luſtiger Geſellſchaft ſich damit ergötzen könne. Wohlan, andere, die Freunde, ſagen dir, daß dieſer Saft das feinſte Gift iſt, beſtehend aus dem Miſt der Vögel und vierfüßigen Thiere, mit Arſenik untermiſcht. Dieſe Miſchung geſchieht in weiter Ferne, in einer andern Welt; ich ſah es nicht mit eigenen Augen. Ich weiß aber, daß es die Geſundheit untergräbt und das Geld dir entlockt. Viele haben all ihre Habe damit vergeudet, und ihr Anſehen dadurch ſo verändert, daß, bevor ſie noch dieſen irdiſchen Leib ablegten, ſie dem Geiſte Ki glichen mit dem Eiſenſtabe. Da ſieht man ſie einhergehen, das blaſſe Geſicht voller Bläschen, als wenn ſie Moskitos geſtochen hätten. Vergebens blicken Freunde und Verwandte zu ihnen empor; nur mit Anſtrengung können ſie ſich bewegen. Auf dich, mein theurer Gemahl, ſetzten Vater und Mutter alle ihre Hoffnungen; Weib und Kinder *blicken*, um Hülfe bittend, zu dir empor! Kannſt du das Opiumrauchen nicht ganz laſſen, ſo rauche doch wenigſtens ſeltener! Ach! es wird das Herz mir brechen! Könnte ich dadurch aus dem Laſter dich erlöſen, ſo würde ich, dein Weib, es mit Vergnügen ſehen, wenn mein Lebenslauf zu einer bloßen Spanne weit zuſammenſchwände.

*) Jeder Chineſe darf ſo viele Frauen heirathen, als er zu ernähren vermag; nur eine iſt aber die Hauptfrau, ihre Kinder ſind die einzigen Erben, und ſie gebietet, dem Rechte und der althergebrachten Sitte nach, über die andern Frauen, wie eine Herrin über ihre Mägde.

Miscellen.

Der Alexandrine-See. Dieſer an der Mündung des großen Darlingſtromes befindliche See iſt bekanntlich nicht ohne Ausfluß ins Meer, allein es findet ſich eine ſolche Brandung und zwiſchen den Meereswogen und dem tiefen Waſſer des Sees ein ſo langer Strich von Untiefen, daß es ganz hoffnungslos ſeyn ſoll, daß Segel- oder Dampfſchiffe einen Eingang in den Alexandrine-See erzwingen. Ein neuerer, von einem Hrn. M'Ghie geleiteter Verſuch iſt abermals verunglückt, und ſomit der große Darlingſtrom einer directen Verbindung mit dem Meere beraubt. (Asiatic Journal. November.)

Zoologie Auſtraliens. Ein Hr. Gould, der nach Auſtralien kam, um die Zoologie des Landes zu ſtudiren, hat etwa 300 Species Vögel, 70 Arten vierfüßiger Thiere, worunter mehrere neue, geſammelt; über 100 Species ſind ganz in Spiritus aufbewahrt zur Section, eben ſo die Neſter und Eier von mehr als 70 Vogelarten nebſt Skeletten von allen Hauptformen. (ibid.)

Die Ureinwohner auf Flinders Inſel. Die aus Vandiemensland auf dieſer Inſel geſammelten Ureinwohner ſchwinden raſch dahin, ſo daß dieſe Race bald ausgeſtorben ſeyn wird. Die Influenza wüthet dort auf eine furchtbare Weiſe. (ibid.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 357.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

23 December 1839.

Ueber die Spaltung unter den Bewohnern Columbia's.

(Aus Wrights meteorologiſchen Beobachtungen.)

Das Klima übt auf die Fortpflanzung der menſchlichen Race den mächtigſten Einfluß aus, bald als ein wohlthätiger Leiter, bald als eine feindliche Schranke, die durch Wiſſenſchaft und Betriebſamkeit ſelten überſtiegen wird. Die Spanier, welche dieſen Theil Südamerika's bevölkerten, ſcheinen, ſobald ſie die zur Erhaltung ihrer Verbindung mit dem Mutterlande nöthigen Niederlaſſungen an der Küſte gebildet hatten, raſch die fruchtbaren, aber ungeſunden Niederungen durchzogen zu haben, um an den Cordilleren eine ihren Gewohnheiten und ihrer Conſtitution angemeſſene Temperatur zu finden. Die Herrſchaft der Incas hatte ſich aus gleichen Gründen längs dieſer unermeßlichen Kette ausgedehnt, und die Abkömmlinge der Sieger und Beſiegten finden ſich bis auf dieſen Tag auf denſelben Höhen beiſammen, von denen die Bevölkerung allmählich bis in die Ebene herabſtieg, was noch viel langſamer geſchehen wäre ohne die Einfuhr von Negern, welche auf der ſandigen Küſte und der feuchtheißen Savanne ein ihrer Conſtitution angemeſſenes Klima fanden. Es iſt ein merkwürdiger Umſtand, daß derjenige Theil der *broncefarbigen Race*, welcher das Reich der Incas und Lipas bildete, ſich in ſeiner körperlichen Conſtitution ſtets ſo ſehr von den Stämmen derſelben Race unterſchied, welche jetzt dünn durch die Ebenen und Thäler zerſtreut ſind. Man kann kaum ſagen, daß die Herrſchaft der Incas ſich je in den Niederungen feſtſetzte. Mit Ausnahme des dürren ſchmalen Strichs an der peruaniſchen Küſte, war ihr Reich ausſchließlich in den Gebirgen, und Indianer, welche die Quichua- oder allgemeine Sprache der Incas reden, hegen noch dieſelbe Vorliebe für kalte und hohe Gegenden, und zeigen eine unüberwindliche Abneigung, in das heiße Land herabzuſteigen, wo ſie noch raſcher als ſelbſt die Europäer dem Klima zum Opfer fallen. Die letzteren wurden zwar durch ihre Handelsintereſſen veranlaßt, Niederlaſſungen an der Küſte, und namentlich an den großen Flüſſen, zu bilden, man kann aber ſagen, daß ſie in ewigem Kampfe mit dem Klima leben. Ihre Geſichtsfarbe wird ſchmutzig, ihr Körper ſchwach, und obwohl ſie an Orten, wo die Hitze mit großer Feuchtigkeit verbunden iſt, wie Cumana, Coro und Maracaybo, weniger heftigen Krankheiten unterworfen ſind, ſo wird ihre Kraft doch allmählich untergraben. Die afrikaniſche Race allein, welche über Kälte klagt, wenn die mittlere jährliche Temperatur nur 75° F. (19° R.) iſt, entwickelt in den heißen Niederungen der Küſte und des Innern allein ihre ganze phyſiſche Stärke und die Energie ihres Weſens. Bei der gemiſchten Race oder den Farbigen findet ſich mit der Körperkraft auch Unerſchrockenheit, Ehrgeiz und ein tödtlicher Haß gegen die *weißen* Abkömmlinge der Spanier vereinigt; auch bilden ſie, eine Miſchung von Afrikanern mit Weißen und Indianern, auf den Ebenen den kräftigſten und kriegeriſchſten Theil der Bevölkerung.

Auf den Bergabhängen von 3000 bis 7000 Fuß finden wir das unſern Begriffen von Geſundheit am meiſten entſprechende Klima. Erhaben über die ſchädlichen Miasmen der Küſte lebt man in ewigem Sommer mitten unter den reichſten Erzeugniſſen der Natur; nur in den unbetretenen Wäldern, namentlich am Weſtabhange der Anden, wo die Bevölkerung noch ſchwach iſt, wird der Boden oft von anhaltendem Regen überſchwemmt. Man ſollte glauben, hier werde der Europäer ſeine ganze Kraft und Stärke wieder finden; dieß iſt jedoch nicht ganz der Fall. Allerdings entgeht er den gallichten und Wechſelfiebern, die in den Niederungen herrſchen, aber er iſt dem Typhus, der Waſſerſucht, dem Kropfe und andern Krankheiten, die eine allgemeine Schwäche des Körpers erzeugt, ausgeſetzt, und man findet bei ihm weder die Muskelkraft, noch das lange Leben der Indianer und Neger. Sind vielleicht die täglichen Abwechſelungen der Temperatur der Geſundheit nachtheilig, oder liegt der Fehler in ſeinen häuslichen Gewohnheiten, welche eine ſeltſame Miſchung von Verweichlichung und Entbehrungen darbieten?

Betrachtet man die geſellſchaftlichen und politiſchen Wirkungen von Klima und Localität, ſo werden wir betroffen durch ihren mächtigen Einfluß auf frühere Kämpfe und den gegenwärtigen Zuſtand des Landes. Durch die Städte an der Küſte dringen europäiſche Producte und Ideen ein, und die letztern haben ſich verbreitet im Verhältniß zu den Localhinderniſſen,

d. h. je nach der größeren oder geringeren Leichtigkeit des Verkehrs. Dieser Umstand bezeichnet die Verschiedenheit zwischen Venezuela, dem Süden und dem mittleren Theil von Columbia. Der Zug der Anden, der Venezuela durchzieht, ist weit minder hoch, als die Ketten von Quito und Neugranada: sie gehören ganz zum heißen Lande oder zur gemäßigten Bergzone. Klima und Producte sind wenig verschieden, und bilden also zwischen den verschiedenen Theilen des Landes, zwischen der Küste und dem Innern, keine Schranke des gemeinsamen Verkehrs. Darum herrscht auch eine gewisse Amalgamation der Ideen, und eine Homogeneität der Gesinnungen und Ansichten, die in der Mitte und im Süden fehlen. Die Hauptkette der Anden steigt von den Gränzen Venezuela's an rasch empor, und entfernt durch seine Richtung von Norden nach Süden die Bevölkerung immer mehr von den atlantischen Seehäfen, während ihre größere Höhe ein anderes Klima und eine andere Temperatur erzeugt, und neue Gewohnheiten und eine gesonderte Nationalität hervorruft. Von diesen Höhen nach der Küste hinabzusteigen ist gefährlich und schwierig.

Die Linie zwischen den Llaneros und Serranos ist scharf gezogen, und der Unterschied des Charakters sehr markirt. Das Land von Cucuta bis Bogota über Pamplona und Tunja hat eine mittlere Höhe von 8 bis 10,000 Fuß, und eine mittlere Temperatur von etwa 59° F. (12° R.). Allerdings steht Bogota durch das Magdalenathal mit Europa in Verbindung, aber die Länge und die Unbequemlichkeit dieser Straße macht sie weniger zugänglich. Daher der Meinungskampf in Neugrenada, wo die Civilisation der höhern Classe mit der der Masse des Volks in keinem Verhältniß steht.

Mit den Anden von Quito ist es dasselbe; der Pässe, die nach der Küste der Südsee hinabführen, sind wenige, und diese sind fast ungangbar, und führen auch mit Ausnahme von Guayaquil zu keinem Seehafen von Bedeutung. Reisen dahin werden nur mit Besorgniß und Widerwillen unternommen, und der Charakter der Serranos zeigt daher alle die Züge der aus der Lage ihres Landes hervorgehenden Isolirung.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Der einzige europäische Staat, welcher in diesen Strichen eine bedeutende Macht besitzt, ist Holland. Wir haben über diese Besitzungen glücklicherweise dieses Jahr mehr Mittheilungen zu machen Gelegenheit gehabt, als sonst. Die Medicin auf der Insel Java (Nr. 46 bis 50), Wanderungen in Batavia (Nr. 78 bis 81), Ausflug von Surabaya nach Madura (Nr. 179 bis 182) sind Mittheilungen von einem Deutschen, welcher sich längere Jahre in Java aufhielt. Besonders interessant ist aber der schon früher erwähnte Artikel über die Colonialpolitik der Holländer auf Java (Nr. 276 bis 280), ein Auszug aus einem größern Werke, welches in kurzem erscheinen soll, und hauptsächlich die verschiedenen Systeme schildert, welche von Seite der Holländer nach und nach auf Java in Anwendung kamen. Die Ergebnisse des zuletzt eingeführten Agricultur-Systems sind bekannt und haben alle Erwartungen weit übertroffen. Auch die Javanen selbst scheinen sich dabei sehr gut zu stehen, und die Regierung beabsichtigt auch noch die letzten Schranken, welche von der alten Sperre der Molukken übrig geblieben sind, nämlich das Verbot des freien Anbaues der Gewürze in Java, aufzuheben, was ein wahrer Todesstreich für die Anstalten der Engländer auf Penang seyn wird, wo die Gewürze gleichfalls in größerem Umfang gezogen werden sollten. Man glaubt, wenn der Anbau der Gewürze in Java wieder einmal recht Wurzel gefaßt habe, so werde der Preis derselben wieder auf denselben Standpunkt herabsinken, wie er zur Zeit der ersten Reisen der Holländer zu Banda und Amboina stand, nämlich auf 8 bis 12 Piaster der Picol (125 Pf.) Auch die andern Erzeugnisse, namentlich Zucker und Kaffee, nehmen in einem unglaublichen Grade zu: wir verweisen unsere Leser in dieser Beziehung auf die Mittheilungen Nr. 280, wo die Angaben über den Ertrag in den Jahren 1830 und 1836 angegeben sind, aber in dem gegenwärtigen Jahre ist derselbe noch ungeheuer gestiegen. Wir führen in dieser Beziehung eine Stelle aus der Singapore Free Preß an, wo es in einem Schreiben aus Batavia also heißt: „die Aussicht auf alle Erzeugnisse ist im höchsten Grade günstig; der Gesammtertrag an Zucker wird in diesem Jahre auf eine Million Picols, und der an Kaffee auf 750,000 Picols geschätzt (der Kaffeeertrag ist also um die Hälfte, der Zuckerertrag doppelt so groß als im Jahre 1836). Hierin ist der Ertrag der Regierungs- und Privatpflanzungen zugleich mit inbegriffen; aber die Regierung soll die Absicht haben, ihren eigenen Ertrag an Zucker und Kaffee je auf eine Million Picols zu bringen, und man zweifelt nicht im geringsten, daß sie dieses Ziel erreichen werde, obwohl der Privatanbau sich nach allen Richtungen hin ausbreitet. Auch die Zimmtpflanzungen der Regierung haben einen guten Fortgang, man glaubt, daß sie dieses Jahr 40,000 Pf. gewinnen werde, und hofft den Ertrag im nächsten Jahre auf 300,000 Pf. zu bringen. Der Indigoertrag beläuft sich bereits auf 12,000 Maunds, *) und man denkt in allem Ernste an die Beförderung des Theebaues. Kurz Java braucht nur von den Fesseln eines drückenden Handelsmonopols befreit zu werden, um die Bahn zu einem fast unbeschränkten, auf Handel und Ackerbau gegründeten Reichthum zu eröffnen."

Diese in ungeheurer Progression steigende Erzeugung von Colonialwaaren durch die Holländer, oder doch wenigstens auf holländischem Gebiet, ist auch von großer Bedeutung für unsere europäischen Verhältnisse, und muß auf den Handel eine mächtige Rückwirkung äußern. Holland hat in seiner ostindischen Colonialpolitik einen großen Vortheil vor England voraus; es hat zwar an eben diesem England, so wie an den den Malayen selbst, einen Handels-, aber keinen politischen Rivalen; es hat sich oft mit widerspänstigen Häuptlingen, aber nie mit großen Reichen herum zu schlagen, wie England in Indien, und ein wichtiger Umstand erleichtert ihm seine Herr-

*) Wenigstens zu 30 Pf., also etwa eine Million Pfund, was dritthalbmal so viel ist, als der Indigoertrag im J. 1836 war.

ſchaft, nämlich die Anweſenheit von zahlreichen chineſiſchen Colonien in faſt allen ſeinen Beſitzungen. Dieſe, ſelbſt Fremdlinge auf dem Boden welchen ſie bewohnen, ohne politiſche Beſtrebungen, arbeitſam, an eine regelmäßige Regierung und Unterordnung gewöhnt, und von den Eingebornen durch eine weite Kluft, ja oft durch entſchiedenen Haß getrennt, ſind für die holländiſche Herrſchaft vortheilhafte Bundesgenoſſen. Die Holländer ſtehen an manchen Orten mehr wie die Schiedsrichter verſchiedenartiger Bevölkerungen da, welche ſich wahrſcheinlich unter einander bekämpfen und unterdrücken würden, wenn keine richtende Macht über ihnen ſtünde. China aber bekümmert ſich fortwährend um ſeine ausgewanderten Söhne gar nicht, ſo leicht es auch einer ehrgeizigen Regierung werden könnte, ihre Herrſchaft über einen großen Theil des indiſchen Archipels auszudehnen, was einigen dunklen Andeutungen zufolge in früherer Zeit der Fall geweſen zu ſeyn ſcheint. Aber die gegenwärtige Regierung China's, eiferſüchtig und ſchwach, weil ſie in ihrem eigenen Lande fremd iſt, hat dazu weder den Muth, noch die Kraft: ſie hat nur den Willen, die Fremden von ſich abzuhalten, welche immer heftiger an den Thoren ihres Reiches pochen, und gerade jetzt iſt durch die gewaltſame Unterbrechung des Opiumhandels ein höchſt kritiſcher Augenblick für ſie eingetreten.

Wir haben dieſem Gegenſtand mehrere Artikel gewidmet (ſiehe Nr. 226, 282, 353—356); der erſte betrifft die Wirkung der Unterbrechung dieſes Handels auf Indien und England, der zweite enthält die Anſicht eines Weltmannes über den Gebrauch des Opiums, der dritte die rigoriſtiſche Anſicht eines Miſſionärs, welcher völlig den Stab über Opiumgebrauch und Opiumhandel bricht. Die Regierungen von England und China ſtehen ſich in dieſer Sache auf eine wunderliche Weiſe gegenüber. Die chineſiſche hat den Opiumhandel zwar lange Zeit offen verboten, aber ſtillſchweigend geduldet, und niemand verſah ſich einer ſolchen plötzlich aufbrauſenden Strenge, wie ſie ſich in der Verhaftung der Opiumkaufleute und der Vernichtung des Opiums kund gab. Die engliſche Regierung kann nicht wohl einſchreiten, weil ſie ſonſt den Vorwurf auf ſich ladet, ſie beſchütze einen offenbar von der chineſiſchen Regierung verbotenen und mit ſtarken Strafen belegten Schmuggelhandel: ſoll ſie aber ihre eigenen Unterthanen und ſelbſt Bürger fremder Staaten, welche auf das Wort des engliſchen Handelsaufſehers ihr Opium auslieferten, unentſchädigt laſſen? Der Fall iſt ſchwierig. In China ſelbſt ſind hinſichtlich des Opiumgebrauchs zwei Parteien: eine, welche ſtreng gegen allen Gebrauch eifert, und denſelben mit Feuer und Schwert auszurotten wünſcht, und eine andere, welche die Nutzloſigkeit eines ſolchen Verfahrens einſieht und ſeit mehreren Jahren darauf hinwirkt, daß die Einfuhr des Opiums unter gewiſſen Beſchränkungen geſtattet, und ſomit auch der Gebrauch desſelben ſtillſchweigend erlaubt werde. Steht vielleicht hinter der erſtern Partei eine dritte politiſche, welche aus Eiferſucht über die umſichgreifende Macht der Engländer in Aſien handelt, und darin von einem europäiſchen Gegner Englands, von Rußland, unterſtützt wird, wie ſchon offen in engliſchen Zeitſchriften behauptet wurde? Die Sache iſt, wie wir weiter unten ſehen werden, nicht ganz unwahrſcheinlich und muß den Streit mit England nothwendig noch mehr verwirren. Daß derſelbe ſeine ſehr politiſche Seite habe, geht auch aus dem Umſtande hervor, daß ſelbſt Siam ſeinen höchſt unbedeutenden Opiumhandel eben ſo gewaltſam unterdrückt hat, und wenn wir recht unterrichtet ſind, ſo geſchahen in Tonkin und Cochinchina ähnliche Schritte; auch hat in dieſen beiden Ländern eine bisher unerhörte Chriſtenverfolgung gewüthet (ſ. Nr. 56, 213), was, ſo unähnlich auch eine Chriſtenverfolgung und die Unterdrückung des Opiumhandels einander ſeyn mögen, doch ſo ziemlich aus Einer Quelle fließt, nämlich aus dem Wunſche, ſich die Ausländer, d. h. die Europäer, vom Halſe zu ſchaffen. Dieſe Ausländer ſind nun, wenigſtens in China, namentlich die Engländer, und wenn dieſe nicht jetzt mit den Chineſen auf der See zuſammenſtoßen, das heißt, die chineſiſchen Küſten blokiren, und ſo den Krieg offen gegen China beginnen, ſo wird in nicht ſehr ferner Zeit ein Zuſammenſtoß in der hinterindiſchen Halbinſel ſtattfinden. Das Schickſal China's iſt ſomit beſiegelt: es wird in den Wirbel der europäiſchen Bewegung hinein geriſſen.

Daß dem ſo ſey, wird noch einleuchtender, wenn wir unſere Blicke nach dem Norden wenden, wo Rußland geſchäftig bemüht iſt, ſich einen Zugang zu dem alten Reiche zu eröffnen. Wir ſind, wie ſich erwarten läßt, über die Verhandlungen zwiſchen Rußland und China gar nicht unterrichtet; gehen wir aber hier, wie anderwärts, von der Anſicht aus, daß das wohl- oder übelverſtandene Intereſſe die Menſchen leitet, ſo werden wir kaum irre gehen. Der Handel zwiſchen Rußland und China geſchieht hauptſächlich in Kiachta und Maimatſchin, und ſcheint allen Angaben nach ſehr bedeutend; aber den ruſſiſchen Beſitzungen fehlt es an einer bequemen Verbindung mit den öſtlichen Meeren, Ochotsk und Kamtſchatka ſind zu entlegen, zu ſehr durch Gebirge von dem reichſten Theile Sibiriens, von dem Lande zwiſchen Jeniſeisk und Jakutsk getrennt, als daß dorthin ein bedeutender Handel ſich bilden könnte. Nur der Handel mit Pelzwerk geht nicht bloß über Kiachta, ſondern auch über Ochotsk und Kamtſchatka, weil dorthin das Pelzwerk der Tſchuktſchen und der kuriliſchen Inſeln zuſammenſtrömt, allein die Bemühungen der ruſſiſchen Regierung gingen dahin, den Norden von China, nämlich die Mongolei, Mandſchurei, und Korea, mit ihren Fabrikerzeugniſſen zu verſehen, wie die Engländer und Amerikaner den Süden des Landes von Canton aus verſorgen. Sollte aber dieß gelingen, ſo mußte noch ein anderer Handelsweg eröffnet werden, und dieſen konnte nur der Amurſtrom bieten, welchen die Ruſſen ſchon gegen Ende des 17ten Jahrhunderts beſetzt, aber, durch die Chineſen genöthigt, auch wieder verlaſſen hatten. Wenn man einigen abgebrochenen Nachrichten trauen darf, ſo iſt es Rußland gelungen, durch Unterhandlungen mit China die Erlaubniß zur Beſchiffung dieſes Stromes zu bewirken. Dieſe Erlaubniß, welche faſt ſo viel heißt, als daß man es Rußland überläßt, die Mandſchurei und Korea, ſo wie das nördliche China mit allen Waaren, welche Rußland nur irgend liefern kann, zum Nachtheil Englands zu verſorgen, würde ein bedeutendes Einverſtändniß zwiſchen der

russischen und chinesischen Regierung, wie ein solches in frühern Zeiten nie bestand, voraussetzen, und die Ansicht wahrscheinlich machen, daß Rußland und China nach einem gemeinsamen Plane gegen den englischen Einfluß in Asien handeln.

Dieß zeigt aufs deutlichste, wie sehr China bereits in die europäischen Verwicklungen verflochten ist, und es fragt sich nur, ob es mit seinen verknöcherten Einrichtungen eine solche Bewegung ertragen kann. Was wir über chinesische Verwaltung mitgetheilt (s. Nr. 19, 22, 56, 59, 92), spricht von keiner großen Lebenskraft, und die Regierung wird augenscheinlich von zwei Parteien hin und her gezerrt, deren oben schon gedacht wurde; in dem Werke des Hrn. Thelwall, aus welchem wir in Nr. 353—356 Einiges entnommen, finden sich zwei wichtige chinesische Actenstücke veröffentlicht, nämlich die Abhandlungen zweier Wortführer der beiden Parteien für und gegen den Opiumhandel; die erstere zeigt einen Grad von staatswirthschaftlichen Kenntnissen, wie man ihn kaum in China gesucht hätte, beide aber setzen den Streit über den Opiumhandel, in soweit er China selbst betrifft, völlig ins Klare. Man kann diese beiden Parteien auch, wenn man will, die englische und die russische nennen, oder noch richtiger, die erstere als diejenige bezeichnen, welche die Nothwendigkeit erkennt, allmählich in den allgemeinen Weltverkehr einzutreten, während die andere das starre Ausschließungssystem der frühern Zeit nicht nur aufrecht erhalten, sondern noch verschärfen will. Im jetzigen Augenblick hat die letztere Partei entschieden die Oberhand, und bei dem mächtigen Einfluß, welchen China auf alle indo-chinesischen Nationen ausübt, muß dieß von großer Bedeutung seyn und über das künftige Schicksal Hinterindiens entscheiden. Ueber dieses Land haben wir im letzten Jahre so gut wie gar nichts mitgetheilt, und müssen uns vorbehalten, die einzelnen Nachrichten, welche in ihrer Isolirtheit kaum verständlich sind, später mehr im Zusammenhange darzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Erziehung und Schulen für die Eingebornen im westlichen Indien.

(Aus Mrs. Postans Western India. 1838.)

Die Einrichtungen von Seite der Engländer für Erziehung und Unterricht der Eingebornen des westlichen Ostindiens sind noch in ihrer Kindheit. Das Gymnasium (College), das von Hrn. Elphinstone eingerichtet wurde, scheint durch die Uneinigkeit der Professoren in seiner Wirksamkeit aufgehalten worden zu seyn, da diese Herren sämmtlich die ersten seyn wollten. Daher sind die Lehrgegenstände, die in der ersten Classe Mathematik und Physik, in der zweiten Philosophie und Literatur umfassen sollten, noch nicht gehörig gelehrt worden. Diese höhere Lehranstalt ist jetzt getheilt worden in das eigentliche College und die Vorbereitungsschule (junior college school), welche letztere man einem Braminen, Bal-Schestri, einem sehr talentvollen Mann, anvertraut hat, und man erwartet jetzt bessere Früchte.

Obgleich in diesen genannten Anstalten auch viele Eingeborne ihre Bildung erhalten, so sind es doch die Schulen der Gesellschaft zur Erziehung der Eingebornen (Native Education Society's Schools), welche besonders für diesen Zweck errichtet wurden.

Die Zahl der Knaben, die in diesen Schulen unterrichtet werden beträgt 400, wozu noch 1500 in den von diesen abhängigen Neben- und Kleinkinderschulen (infant schools) kommen; die einzige Bedingung der Zulassung ist Kenntniß der Muttersprache. Die Gesellschaft vergibt eilf Freistellen, und jeder Knabe, der diese Auszeichnung genießt, erhält monatlich 10 Rupien auf eine Dauer von drei Jahren; doch kann die Zeit auch verlängert werden, oder die Schüler werden als Lehrer angestellt. Nach den Gesetzen treten jährlich vier Schüler aus und zwei werden neu aufgenommen.

Bei den jährlichen Prüfungen werden zwei goldene und sechs silberne Medaillen als Preise ausgetheilt, die erstern meistens nur für vorzügliche Kenntnisse in der Mathematik. Die Schüler, die vorzüglich aus Hindu- und Parsi-Knaben von 7 bis 20 Jahren bestehen, gehören den höhern Kasten an, die Söhne der Handwerker und Kaufleute sind nicht zulässig, da man fürchtet, die vornehmern und einflußreichern Kasten zurückzuscheuchen, wenn sie Befleckung ihres Standes fürchten müssen.

Sicherlich bestanden schon in den frühesten Zeiten von Hindustans Geschichte Seminarien und höhere Schulen zur Erziehung der Jugend. Die Viharas der Buddhisten waren ohne Zweifel mit diesen Zwecken verbunden, und die Braminen von Centralindien unterstützten gewiß alle Maaßregeln, die jüngern Mitglieder der Priesterkaste in eine Gelehrsamkeit einzuführen, die damals nur wenigen zugänglich war. Auch in den Schulen der Gesellschaft befinden sich viele aus der Kaste der Braminen, Abkömmlinge von Männern, deren Lehren, Religion und Moral die Unduldsamkeit predigte, und die sich für befleckt gehalten haben würden, wäre nur der Schatten eines Europäers auf ihren Pfad gefallen. Noch immer trägt der junge Bramine die dreifache Schnur, seine Kleider haben die Form, die seine Ahnen seit Jahrhunderten trugen, doch mit gefalteten Armen und mit vor Lernbegierde blitzenden Augen hört er auf seinen europäischen Lehrer, der ihn in die Geheimnisse der Wissenschaft einführt, an die seine Väter nicht im Traume dachten.

Der vorige Gouverneur, Sir Robert Grant, hat auch eine medicinische Schule in Bombay gestiftet, die sich sehr nützlich für die Eingebornen erweisen wird. Vorträge über Anatomie werden fleißig von den Eingebornen besucht: sie sind am besten geeignet, ihre Vorurtheile zu bekämpfen, womit sie z. B. mit Entsetzen schon vor dem Gedanken zurückschaudern, mit Todten in Berührung zu kommen.

Miscellen.

Der Obelisk von Luxor zu Paris. Das feuchte Klima Frankreichs scheint diesem an die trockene Luft Aegyptens gewöhnten Denkmale nicht sehr zu behagen: kaum steht der Obelisk seit 5 Jahren auf seinem Platze und schon zeigen sich zahlreiche Spuren des Verfalles; außer dem Dahinschwinden seiner frühern frischen Farbe bemerkt man auch einen Riß, der sich von der Grundlage bis zu einem Drittel der Höhe erstreckt. (Voleur vom 10 December.)

Processe in Paris. Die statistische Uebersicht der Arbeiten des Tribunals erster Instanz während des Gerichtsjahres 1838/39 ist erschienen, und zählt nicht weniger als 10,454 Urtheile in Civilsachen und 91,517 correctionelle Urtheile auf. Dieß sind von den erstern 1311, und von den letztern 1294 mehr als im vorhergehenden Jahre. (Par. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 358.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 December 1839.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Indien.

Das abgelaufene Jahr war für die Herrschaft der Engländer in Indien von der größten Bedeutung: der lange verschobene Plan, an den Indus vorzurücken, mußte in einem größern Umfange, als man selbst Willens gewesen war, ausgeführt werden, und da nun einmal diese Gränze überschritten worden, so ist gar kein Ziel abzusehen, wo die Bewegung wieder aufhören soll. Wir haben in mehrern Mittheilungen (siehe den Feldzug gegen Afghanistan Nr. 246—251, Randschit Singhs Tod Nr. 278, Einnahme von Kabul Nr. 333) die Lage der Dinge zu schildern gesucht: sie läßt sich in wenigen Worten folgendermaßen charakterisiren. Seit dem ersten großen Mahrattenkriege, 1803 bis 1806, war die nordwestliche Gränze der englischen Besitzungen in Indien dieselbe geblieben; das Ende jenes großen Krieges, welcher zuerst die Verbindung der englischen Besitzungen in Bengalen und auf der Westküste herstellte, d. h. von welcher Zeit sich die Ausdehnung ihrer Herrschaft über die ganze Halbinsel datirt, fällt gerade mit den bedeutenderen Unruhen im Königreiche Afghanistan zusammen, in deren Folge die Einfälle der Afghanen in Indien aufhörten, da diese mit sich selbst hinreichend beschäftigt waren. In dieser Zeit begann auch der Sikh-Häuptling, Randschit Singh, sein Reich zu gründen, und zwar auf den Trümmern der östlichen Besitzungen der Afghanen, somit in einer feindseligen Haltung gegen diese, mit deren Stämmen sich auch alsbald eine Religionsfehde entspann. Die anglo-indische Regierung, welche seit dem Jahre 1790 die Einfälle der Afghanen in Indien mit steigendem Mißtrauen betrachtet, und endlich mit Persien einen Vertrag geschlossen hatte, kraft dessen letzteres Afghanistan im Falle eines neuen Einbruches in Indien angreifen sollte, sah mit Vergnügen ein den Afghanen feindseliges Reich an ihren Gränzen sich erheben, und darum standen auch Randschit Singh und die Engländer stets in gutem Einverständniß. So blieb die Sache im Wesentlichen 30 Jahre lang sich gleich, während welcher Zeit die Herrschaft der Engländer in Indien sich bedeutend befestigte. Diese erkannten auch wohl die innere Haltlosigkeit des Reichs der Sikhs, welches für den Augenblick durch die Kraft Randschit Singhs zusammengehalten wurde, nach seinem Tode aber schwächer werden mußte, und ihres Beistandes nicht entbehren konnte. Nun aber drohte mit einemmale Rußland seinen Einfluß über Persien und Afghanistan auszudehnen; Herat war dem Falle nah, und von Herat aus stand es immer in der Macht Persiens und Rußlands, die Engländer in Indien, wenn auch nicht durch europäische Heere, doch durch Schaaren von wilden Reiterschwärmen zu beunruhigen, und den mohammedanischen Fanatismus gegen die Engländer in Bewegung zu setzen. Zu zögern war jetzt nicht mehr für diese, denn fiel Herat, so war dieß eine eiternde Wunde, welche ihnen in Indien keine ruhige Stunde mehr ließ.

Rasch wurde also ans Werk geschritten. Schah Schudscha, der vertriebene König von Afghanistan, hatte schon im J. 1832, als der verstorbene Abbas Mirza in Khorassan stand, den Plan der Russen und Perser gegen Herat gewittert, sich an Lord Bentinck, den damaligen Generalgouverneur, gewendet, und diesen gebeten, ihn im Interesse des anglo-indischen Reiches bei seinem Zuge zur Wiedererlangung seiner Krone zu unterstützen. Als jeder Beistand von diesem kurzsichtigen Staatsmann abgeschlagen worden war, unternahm Schah Schudscha den Zug mit seinen eigenen schwachen Kräften, aber mit schlechtem Erfolge, denn er kehrte im Jahre 1834 geschlagen und flüchtig in sein Asyl nach Ludianah zurück. Seit jener Zeit haben namentlich durch den Tod Abbas Mirza's und Feth Ali Schahs die Angelegenheiten Persiens geruht, aber sobald Mohammed Mirza fest auf dem persischen Thron saß, wurde der frühere Plan gegen Afghanistan wieder aufgenommen. Jetzt sahen die Engländer deutlich, daß schon der Zug Abbas Mirza's gegen Khorasan und Herat nicht zufällig gewesen sey; sie erkannten die ganze Größe der Gefahr, und nun war Schah Schudscha ein willkommenes Werkzeug; jetzt belohnte sich die vorschauende Politik, welche ihm und seinem Bruder Zeman, dem ehemaligen wilden Plünderer Hindostans, seit Jahren einen reichlichen Unterhalt ausgesetzt hatte, denn Schah Schudscha

wurde jetzt der legitime Vorwand, um dem nöthig gewordenen Angriffskriege einen guten Anstrich zu geben.

An der Nordwestgränze wurde ein Heer von Bengalen aus zusammengezogen, und von Bombay ein zweites nach den Mündungen des Indus entsendet; der mißtrauische Randschit Singh verweigerte zwar den Durchmarsch durch seine Staaten, verpflichtete sich aber, selbst ein Heer in Begleitung von Schah Schudscha's Sohn gegen Kabul zu senden. Ein geheimer Vertrag, welcher dem schwachen Sohne Randschit Singhs den Thron sicherte, scheint das Mittel gewesen zu seyn, um den „Löwen des Pendschab" ganz in das englische Interesse zu ziehen. Die Armee aus Bengalen marschirte am Setledsch hinab, und gelangte ohne Gefährde über den Indus und nach Schikarpur; aber die Bombayarmee sah sich durch die Amirs von Sind bedroht, mußte in schlimmer Lage Halt machen, bis Verstärkungen herangezogen waren, und erst dann erschien das englische Heer vor Heiderabad, um den Amirs die Bedingungen mit dem Schwerte vorzuzeichnen. Kein Theil wollte es indeß aufs Aeußerste ankommen lassen: die Amirs nicht, weil ihr lange gesammelter Schatz dann gewiß verloren war, und die englischen Befehlshaber nicht, weil sie dann diesen Schatz, statt einen Theil davon für die Regierung zu gewinnen, dem Heere als Prisengeld hätten überlassen müssen. So kam man endlich zu einer Uebereinkunft, welche der anglo-indischen Regierung einige Millionen Rupien Kriegskostenersatz und das Besatzungsrecht in Sind verschaffte. Aber dieser Widerstand, welcher durch die schwache Zahl der am Indus gelandeten Truppen hervorgerufen worden war, hatte die üble Folge, den Marsch der ganzen Armee um mehrere Wochen zu verzögern, so daß das Heer statt am ersten Februar, wie der Plan gewesen war, erst in der Mitte März von Schikarpur wieder aufbrechen konnte. Diese Verzögerung kostete bei der bereits großen Hitze der Armee die Hälfte ihres Gepäckes nebst einer Menge Menschen, und nur nach unerhörten Anstrengungen gelangte sie, obwohl von keinem Feinde, als von räuberischen Belutschen belästigt, endlich nach Kandahar, von wo der Barekzihäuptling mit seinen Brüdern entflohen war. Schah Schudscha wurde hier gekrönt, nach zweimonatlicher Rast der weitere Marsch angetreten, Ghisni, die starke Veste, erstürmt, und endlich Kabul besetzt, nachdem Dost Mohammed von seinen durch den Fall Ghisni's erschreckten Truppen größtentheils verlassen worden war. Schon von Kandahar aus gingen Officiere mit einiger Mannschaft nach Herat ab, um diese Stadt besser zu befestigen, und sie zu einem Bollwerk gegen Perser und Russen umzuschaffen; andere wollten sogar wissen, daß von Kabul aus anglo-indische Truppen in größerer Zahl nach Herat aufgebrochen seyen, doch ist dieß noch nicht durch bestimmte Nachrichten aus Indien bestätigt.

Der Sieg mit den Waffen war erfochten, allein ein glücklicher Feldzug gegen Feinde, die sich noch nicht mit europäischen Truppen gemessen haben, ist noch kein Unterpfand gänzlichen Siegs; bereits haben sich fatale Symptome ergeben, daß die Afghanen durch einzelne Mordthaten und hinterlistige Anschläge ihnen so viel möglich Abbruch thun werden; ihr Schützling Schah Schudscha, dessen Unfähigkeit und Aufgeblasenheit Burnes schon als den Grund seines frühern Unglücks bezeichnet hatte, scheint bereits diese Eigenschaften wieder in ziemlichem Umfang an den Tag gelegt zu haben. Das Schlimmste ist und bleibt aber, daß die militärische Gränzlinie jetzt nicht mehr, wie vor einem Jahre am Setledsch ist, sondern über diesen und den Indus hinaus bis gegen Herat hin reicht, daß der Pendschab jetzt auch nichts mehr als ein Tributärstaat der Engländer ist, und daß zur Sicherung dieses Landes zum mindesten eine kleine Armee, wenn auch nicht eine große, erfordert wird.

Die Engländer hatten indeß von Glück zu sagen, daß sie auf keine besser gerüsteten und entschlossenern Feinde stießen, und einen so raschen und unerwarteten Erfolg errangen, denn in den Radschputenstaaten Centralindiens und den ehemaligen Mahrattenstaaten war der Boden hohl unter ihnen, allenthalben ergaben sich Anzeichen von kleinern und größern Verschwörungen, die beim glücklichen Ausgang des Kampfes in Afghanistan so gut wie in Nichts sich auflösten, bei dem geringsten Unfall aber von großer Bedeutung geworden wären. Die Bombay-Zeitung vom 10 Junius enthält darüber folgende merkwürdige Aeußerung: „Obwohl wir vollkommen überzeugt sind, daß im ganzen Dekkan viel Unzufriedenheit herrscht und viele Intriguen und heimliche Cabalen angesponnen werden, so mag man doch die Befürchtungen übertrieben haben; indeß ist so viel sicher, daß die hie und da herumschweifenden Räuberschaaren von angesehenen, der englischen Herrschaft feindlich gesinnten Leuten gemiethet waren, und (unter andern Umständen) nur die Vorläufer einer großen Mahratta-Conföderation gewesen wären." Diese Besorgniß war bei dem allgemeinen Herabkommen des mahrattischen Adels (s. Nr. 130) gar nicht unbegründet, und leicht mochte sich einer dazu hergeben, mit dem Widerstand gegen die englische Macht den Anfang und gleichsam die Probe zu machen. Bei dem kleinen Fürsten von Kurnul, welche Veste am obern Kistnah liegt, fand man im Fort mehrere hundert Kanonen und eine solche Masse Kriegsvorräthe, daß sie augenscheinlich nicht aus seiner Casse allein hatten bestritten werden können; nur eine Menge einzelner Umstände bewies, daß ein einziger Unfall, in einem auswärtigen Kriege erlitten, ganz Centralindien und Dekkan in Flammen gesetzt hätte. Wir machen in dieser Beziehung auf zwei Mittheilungen in diesem Jahre aufmerksam, nämlich auf den Artikel: „die einheimischen Fürsten Indiens und die anglo-indische Regierung" (s. Nr. 80—90) und auf die „neuesten Kriege der Engländer in Indien (Nr. 24. 26. 29. 31 u. 75). Es sollte darin die Lage der Engländer im Innern Indiens geschildert, und an einigen praktischen Beispielen gezeigt werden, welche Schwierigkeiten sich ihnen allmählich entgegen stellen. Sie haben es jetzt nicht mehr mit einzelnen großen Staaten, deren Beherrscher sich meist unpopulär machten, sondern recht eigentlich mit einem ihnen feindlich gesinnten Volksgeiste zu thun.

Wir haben schon im vorigen Jahre bemerkt, daß häufig die Ansicht vorherrscht, die Engländer hätten sich wenigstens durch ihre Ordnungs- und Gerechtigkeitsliebe, und durch die Befreiung vom Druck der einheimischen Fürsten den Dank der

Waffen in Indien erworben, aber dieß iſt keineswegs der Fall, und Engländer ſelbſt (ſ. die Folgen der engliſchen Herrſchaft in Indien Nr. 63) haben den Schleier weggezogen. Es wäre freilich ungerecht, wenn man behaupten wollte, Indien habe von der Herrſchaft der Engländer gar keine Vortheile geerntet: ſchon die gewaltſam aufgenöthigte Ruhe iſt für viele Gegenden, welche in Folge der entſetzlichen Mahrattenkriege ſo verheert waren, daß mehr wilde Thiere als Menſchen darin hauſten, von unermeßlichem Vortheile geweſen. Aber man muß hier unterſcheiden zwiſchen den ſtets nur zahlenden Provinzen Bengalen und Behar, und den wilden Landſtrichen Mittelindiens: in den erſteren iſt die Compagnie eine harte Herrin geweſen, ſie hat keines der alten Herrſcherrechte der Mogolkaiſer aufgegeben, vielmehr dieſelben durch die in ihrer Verwaltung herrſchende Ordnung verſchärft; auch die Mogolkaiſer behandelten gewiſſe Erzeugniſſe, wie Salz und Opium, als Monopol, aber ſie zwangen wenigſtens die armen Bauern nicht, den Mohn gegen ihren Willen anzubauen, wie es die Compagnie bis zur Unterbrechung des Opiumhandels gethan hat, gleichſam um den Beweis zu liefern, daß ſie den engherzigen Kaufmann noch nicht ausgezogen habe. Aber die Vergeltung wird nicht ausbleiben: die Compagnie, bisher immer glücklich in ihren Kriegen, wird endlich unter der Laſt ihrer Siege und Eroberungen unterliegen, und im innern Indien keinen feſten Halt finden. Dem Siege in Afghaniſtan dürfte wohl ein zweiter über Nepal und ein dritter über Birma folgen, aber der Hauptvortheil, welchen die Compagnie ernten wird, werden vermehrte Ausgaben und ein zerrüttetes Finanzſyſtem ſeyn. Auch darf ſie ſolcher Schläge, wie die Unterbrechung des Opiumhandels (ſ. Nr. 236) nicht viele erleiden; ſchon dieſer traf ſie empfindlich genug.

Für die Kenntniß des innern Indiens haben wir in dieſem Jahre wenig Mittheilungen gemacht: Scheikh Dallu (ſiehe Nr. 1) mag als eine Probe des Freibeuterlebens dienen; die neue Art von Thags (ſ. Nr. 122 und 244) kann einen Blick in die Verworfenheit der niederen Stände thun laſſen, und charakteriſtiſch iſt in dieſer Beziehung auch ein kleiner Vorfall in der Nähe von Calcutta (ſ. kecke Räuberei Nr. 24), welche auf den Zuſtand des niederen Volkes in ſolcher Nähe der Hauptſtadt ein ſchlimmes Licht wirft: der ariſtokratiſche Hochmuth der Engländer, welcher noch durch den indiſchen Kaſtengeiſt genährt wird, trägt auch hier in der Verwilderung der niederen Claſſe ſeine Früchte.

Noch haben wir zweier geſchichtlich und geographiſch merkwürdigen Umſtände zu erwähnen: der eine iſt das Vorhandenſeyn von Mönchsorden in Cutſch nebſt Ueberreſten von Dſchains (Nr. 3 u. 7); der zweite ſind die Kriege der Engländer gegen die Khunds und Bhils. Daß in Cutſch ſich noch Mönchsorden finden, beſtätigt eine früher geäußerte Anſicht, daß die Buddhiſten nicht bloß ſüdlich nach Ceylon und öſtlich nach Birma verjagt, ſondern auch weſtwärts gedrängt wurden und zum Theil in Cutſch ſich behaupteten, denn buddhiſtiſch iſt gewiß der Urſprung dieſer Klöſter, da nur Buddhiſten Klöſter hatten, die Braminen aber ein eheloſes Leben als ſündhaft betrachteten. Dieſe Klöſter beweiſen auch, daß der Sieg des Bramanismus nicht ſo vollſtändig war, um ſo mehr als die Dſchains ſelbſt wohl nichts anders als buddhiſtiſche Ueberbleibſel ſind. Noch in eine ältere Zeit verweiſen die Bhils und Khunds. Die Bhils ſind eines der älteſten Völker Indiens, und wohl mit ihnen verwandt ſind die Khunds oder Goands, beides Stämme, welche ſich von der nordindiſchen und wohl auch von der ſüdindiſchen Race gänzlich unterſcheiden. Das Land der Bhils, im Weſten auf dem Wege von Centralindien gegen die großen Häfen gelegen, iſt mehr von Fremden durchzogen, auch bis zu einem gewiſſen Grade unterworfen worden, aber an den Khunds oder Goands iſt die Eroberung des Braminenſtammes wie die der Mohammedaner ſpurlos vorübergegangen. Die Engländer ſind jetzt gleichſam durch alle überlagernden Völkerſchichten hindurch auf die Urſtämme des Landes geſtoßen, und mit dieſen in Kampf verwickelt worden. Werden ſie beſſere Lorbeeren dabei ernten als ihre Vorgänger, der Braminenſtamm und die Mohammedaner?

(Fortſetzung folgt.)

Agamemnons Grab.

(Aus Thomas Knights Oriental Outlines.)

Als Arion von dem muſikliebenden Delphin ſicher nach Tänaros getragen wurde, kann er kaum mehr Freude empfunden haben, als wir beim Anblick des Vorgebirges Matapan fühlten, da wir es von dem Verdeck der kleinen Brigg, auf der wir uns nach Griechenland eingeſchifft hatten, zuerſt erblickten. Ich ſehnte mich nach dem Anbruch des Tages mit aller Heftigkeit eines jungen Reiſenden, um die claſſiſchen Gebirge Morea's zu erblicken. Endlich traten die koloſſalen Formen in der dunkeln Ferne heraus, und enthüllten mit dem nach und nach ſchwindenden Dunkel der Nacht die ernſte Majeſtät ihrer Umgebung in aller ihrer großartigen Schönheit. Griechenland lag vor uns. Navarin war zwar noch zu fern, um ſichtbar zu ſeyn, aber der Golf von Koron, auch Golf von Kalamata genannt, erinnerte uns an Byrons Corſaren, als den Ort, wo von Konrads Begleitern die Galeere des Paſcha's vernichtet wird. Doch mit dieſem Anblick des Landes ſchien uns auch ein Ziel geſetzt; der Wind, der uns bisher günſtig geweſen, ſchlug plötzlich um, und wurde ſo heftig, daß wir in die Straße von Cerigo einlaufen mußten.

Ein kindiſches Spiel vertrieb uns hier die Zeit, die wir müßig zubringen mußten. Drei Krähen waren durch den heftigen Windſtoß vom Lande entfernt worden, und arbeiteten ſich in vergeblichem Kampf ab, daſſelbe wieder zu gewinnen. Endlich flogen ſie auf die Brigg zu, doch waren ſie ſo ermattet, daß nur die eine ihr Ziel erreichte, die andern beiden fielen ins Meer, wurden aber durch das Geſchrei ihrer ſicher geborgenen Gefährtin ſo ermuthigt, daß auch ſie endlich an Bord kamen, wo ſogleich die Schiffsjungen Jagd auf ſie machten, und ſie nach kurzem Sträuben in einen leeren Hühnerkorb ſperrten, wo die drei ſchwarzen Burſchen eine ungeheure Menge Schweinefett und Zwieback verſchlangen. Wir hielten ihr Erſcheinen, nach altrömiſcher Weiſe, für ein gutes Zeichen, und hofften, ein günſtiger Wind würde ihnen bald folgen; doch dieß war erſt nach zwei Tagen der Fall. Indeſſen banden wir einen Streifen Pergament um den Hals unſerer Gefangenen, worauf wir den Namen der Brigg und andere Bemerkungen geſchrieben hatten, und gaben ihnen die Freiheit. Zwei eilten nach der lakoniſchen Küſte,

die dritte aber blieb auf dem Schiff unbeweglich sitzen, bis ein Schuß sie todt ins Meer sandte, nicht weit von dem Punkte, wo, nach Hesiod, Venus den schäumenden Wellen entstieg.

Cerigo gehört zu den jonischen Inseln, scheint aber wenig auf diesen Bund zu geben, und ihre Bewohner sind seit lange ihrer Seeräuberei wegen berüchtigt. Nur wenige Monate zuvor, ehe ich diese Meere besuchte, ereignete sich ein solcher Fall. Am 21 August 1837 segelte eine Saccoleva, von Stamati Cochina befehligt, von Canea in Candia ab, wo sie ihre hauptsächlich in Oel und Pech bestehende Ladung für die Summe von 20,000 Dollars verkauft hatte. Die nächste Bestimmung des Schiffes war Spezzia, zwischen Napoli di Romania und Hydra gelegen, und nach diesem Ort schifften sich in Canea fünf Passagiere ein. Als sie kurze Zeit in See gewesen, sagte einer von ihnen zu Cochina, es würde aus dem Hafen, den sie eben verlassen hätten, bald ein Boot kommen, von dem er etwas Seide als Contrebande mitnehmen möchte. Anfangs weigerte sich der Capitän, doch willigte er endlich ein, beizulegen, um die Waaren aufzunehmen. Mit Tagesanbruch rief ihn ein Boot mit vier bewaffneten Männern an, die, zu seinem großen Erstaunen, sich nicht Schmuggler, sondern Zollbeamte nannten. Sie an Bord zu lassen, konnte nicht verweigert werden, denn die Mannschaft der Saccoleva bestand nur aus vier Händen, die von den „Zollbeamten," ohne sich dessen zu versehen, plötzlich angegriffen und leicht überwältigt wurden.

Der Capitän und die fünf Passagiere wurden, wie die Mannschaft, gebunden und in den Schifferaum gebracht, die 20,000 Dollars gefunden und getheilt, die Ruder über Bord geworfen, die Segel und das Takelwerk zerschnitten, die Luken vernagelt und das Schiff durchlöchert. Einer der Leute am Bord war von den Piraten fürchterlich geschlagen worden, und während er bewußtlos da lag, verließen die Räuber das Schiff. Bald darauf kam er zu sich und bemerkte, daß die Saccoleva sank. In dieser verzweifelten Lage vergaß er seine Schwäche, und mit der äußersten Thätigkeit gelang es ihm glücklich die Stricke zu lösen, mit denen der Capitän und einige der Mannschaft geknebelt waren. Doch ehe Alle erledigt waren, ging das Fahrzeug unter, und der arme Mann, alle Passagiere und die Mannschaft, den Capitän und einen Matrosen ausgenommen, ertranken oder wurden von den Klephten ermordet, die sogleich zurückkamen, als sie sie mit den Wellen kämpfen sahen. Cochina und ein Matrose entkamen ihren Händen, erreichten das Ufer von Cerigo, das nicht weit entfernt war, und als der Vorfall einigen Consuln in Canea bekannt wurde, stellte man genaue Untersuchungen an, und entdeckte die Schuldigen in Cerigo; der eine war als Sanitätsbeamter an Bord der Saccoleva während ihres Aufenthaltes bei Canea geschickt worden. Sie wurden in Zante verurtheilt und am 27 November 1838 daselbst hingerichtet.

Mit günstigem Winde, den wir endlich erhielten, kamen wir bald nach Nauplia, der frühern Residenz des Königs, wo ich in dem sogenannten Cassino für die kurze Dauer meines Aufenthaltes meine Wohnung nahm.

Die interessantesten Gegenstände für den Reisenden in der unmittelbaren Nähe von Nauplia sind Argos und das immer noch erhaltene Grab des Agamemnon bei Mycenä. Die Entfernung zwischen Nauplia und Argos legt man zu Pferde oder Wagen bequem in einer Stunde zurück, von Argos sind dann noch zwei Stunden bis an das Grabmal. Gewöhnlich besucht man die Umgebungen Mycenä's zuerst und kehrt über Argos nach Nauplia zurück, da man so die ganze Reise in einem Tage machen kann. Man miethet sich dazu gewöhnlich Barutschen, für die man 20 Drachmen für einen Tag bezahlt, und die vier Personen im Wagen fassen; eine Person findet auch neben dem Kutscher noch Platz.

Auf solche Weise verließen wir nach 8 Uhr des Morgens die Porta di Terra, kamen an dem Hause vorbei, wo der vormalige Präsident Kapodistrias ermordet wurde, ließen links Neu-Tiryns liegen, das von bayerischen Soldaten errichtet wurde, und stiegen endlich bei einer einsamen Hütte, die unser Führer zum Gasthof erhob, aus dem Wagen, um zu Fuß zu dem alterthümlichen Denkmal zu pilgern.

Das Grabmal selbst liegt so im Gebirge, daß man es nicht eher sieht, als bis man davor steht. Ein weiter unbedeckter Gang führt zu dem eigentlichen Eingang, der 2½ Schritte breit und 6 Schritte lang und von zwei Marmorblöcken bedeckt ist, von denen der eine 5 Schritte maß. Zuerst kommt man in ein vollkommen kreisrundes Gemach von 14 Schritten im Durchmesser. Es besteht nur aus ungeheuren Marmorblöcken, und das ganze Gebäude ist noch trefflich erhalten. Seine Form ist kreisförmig, und nimmt stufenweise an Umfang ab, wie es an Höhe zunimmt. Das Licht erhält es bloß vom Eingang und einer kleinen Oeffnung in der Decke. Auf dem Boden, gleich unter dieser Oeffnung, wird stets von Bewohnern von Hahvali, dem nächsten Dorfe in der Gegend, ein Haufen Haidekraut gehalten, welchen der Führer, wenn Fremde den Ort besuchen, anzündet. Bei den auflodernden Flammen sieht man, daß die Wände nicht allein fürchterlich geschwärzt sind von frühern Feuern, sondern auch mit den Namen von Hunderten von Besuchern bedeckt, so daß es jetzt schwierig seyn möchte, einen leeren Fleck zu finden, um ihrem Beispiele zu folgen. Rechts vom Eingange befindet sich im ersten Gemache eine Thüröffnung, die in ein *zweites*, kleineres Gemach führt, unter dessen Boden Agamemnon begraben seyn soll. Hier wird ein zweites Feuer angezündet, und während es prasselt und verlöscht, wendet sich der Reisende, um in die frische Luft wieder hinauszukommen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Das Schloß von Rubens. Man stellt gegenwärtig Nachgrabungen zu Eeckeren in Flandern an, welche eine Menge Menschen herbeilocken. Es soll nämlich an jener Stelle ein Rubens gehöriges Schloß gestanden haben, und man fand auch Grundmauern, welche mit den alten Beschreibungen sehr gut übereinstimmen. Die aufgegrabenen Grundmauern deuten auf ein viereckiges, von vier Thürmen flankirtes Schloß mit ungeheuren Souterrains, in denen sich manches Merkwürdige gefunden haben soll. (Belg. Bl.)

Ueber das Bändigen wilder Thiere. Ein Pariser Arzt will das Geheimniß dieser Thierbändigung gefunden haben: er glaubt nämlich, es werde eine chirurgische Operation an der Wirbelsäule der Thiere vorgenommen, welche sie allmählich entnerve, und namentlich den Rückgrat und die Hinterbeine schwäche. Auch glaubt man wirklich zu bemerken, daß die Thiere, wie Martin, Van Amburgh und Carter sie zeigten, stets, wenn sie nicht ausgestreckt dalagen, einen Anlehnungspunkt suchten. Die Operation soll in der frühesten Jugend der Thiere vorgenommen werden, und diese in Folge davon nie lange leben. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 359.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 December 1839.

Ueber den Tauschhandel zu Wardehuus in Norwegen.

Die Anwohner des weißen Meeres im Gouvernement Archangel stehen schon seit alter Zeit in Handelsverkehr mit den benachbarten Norwegern, und besuchen namentlich jeden Sommer die am Ufer des Eismeeres gelegenen Städte und Dörfer. Bis jetzt hatte man nur eine sehr oberflächliche Kenntniß von diesem Handelsverkehr, aber ein unterrichteter Kaufmann, Namens Flegont Walnew, theilte der archangel'schen Gouvernementszeitung seine Beobachtungen über die von den Russen besuchten Orte mit, namentlich über Wardehuus, wo der Tauschhandel hauptsächlich von Kleinbürgern und Bauern betrieben wird. Wardehuus ist der erste norwegische Ort jenseits der Gränze des Kreises von Kola. Im Vergleich mit den Städten des Gouvernements Archangel könnte man Wardehuus nur ein Dorf nennen, obwohl es eine Stadt heißt, wahrscheinlich wegen der darin befindlichen Festung. Diese Stadt liegt 5 Werste vom festen Lande entfernt auf einer Insel, deren Ufer durch zwei noch etwas weiter vorliegende kleinere Inseln gegen den Andrang der stürmischen Wellen des Eismeeres geschützt wird. Der Raum zwischen den Inseln dient als Ankerplatz für die Schiffe, welche hier gegen widrige Winde Schutz suchen. Auf der Höhe der großen Insel ist die Festung angelegt; der etwa viertehalb Klafter hohe Wall ist aus Kieselerde aufgeführt und mit Rasen belegt, auf dem Wall befinden sich 17 Kanonen und die Garnison besteht aus 150 Mann; von den Gebäuden der Festung ist das Haus des Commandanten und die Caserne von Holz aufgeführt, und nur die kleine Kirche ist von Stein.

Südlich von der Veste ist an einem 30 Klafter weit ins Meer vorspringenden Damm ein ganz ordentlicher Hafen angelegt, in den die Schiffe hineinfahren und alle, größern Umfang einnehmenden Waaren ausladen können. Auf der Ostseite der Insel, in der Tiefe einer kleinen Bucht, ist am Meeresufer eine Anzahl Gebäude zerstreut, welche man wegen ihrer geringen Größe kaum Häuser nennen kann; nur zwei darunter zeichnen sich durch größern Umfang vor den übrigen aus, und diese gehören den beiden einzigen Kaufleuten von Wardehuus. Diese, die ersten Capitalisten in der Stadt, haben Handelshäuser in Wardehuus und in Drontheim, von welch letzterem Orte ihnen jeden Sommer gegen 20 Schaluppen und Yachten zukommen, meist mit starken Getränken, Roggen, Gerste, Zucker, Kaffee, Manufacturwaaren und Kartoffeln beladen. Die letztern gedeihen auch ziemlich gut in Wardehuus, wo sonst gar keine Früchte gezogen werden. Die eigentlichen Einwohner von Wardehuus betragen nicht viel über 100 Personen, aber im Sommer ist das Zuströmen aus den umliegenden Gegenden bedeutend. Die Hauptnahrung der Wardehuuser sind Kartoffeln, gesotten und gebraten. Aus dem Mehl, das aus Rußland herbeigeführt wird, backen sie kein Brod, sondern genießen es nach landesüblicher Weise, indem sie es mit Wasser vermischen, in Fladen aufkneten und diese auf eisernen Platten erhitzen; denn sie lassen solche nicht ganz ausbacken, und nehmen sie fast noch roh wieder herunter, legen dann eine Schichte frischer, mit Fett gekochter Fische dazwischen, und dieses schnell zubereitete Gericht bildet das Mahl des Wardehuusers, dem ein Glas Branntwein oder Rum vorangeht.

Die, welche schon seit längerer Zeit in Handelsverhältnissen mit den Russen stehen, haben bei ihren Häusern eine Art Kramladen, der auch zugleich Wirthshaus und Schenke ist: hier kann man Handel treiben und trinken; in einer Ecke steht das Buffet, in der andern verkauft man Thee, Kaffee, Zucker u. dgl.; hier mißt man Zitze und Tücher aus, schneidet Halstücher herunter, und die welche dem Käufer nicht gefallen, wirft man in eine Ecke des Zimmers auf den Boden, schleppt dann neue Waaren herbei, und legt dem Käufer zerknitterte, oft zerrissene und beschmutzte Sachen vor. Auch theure Waaren werden ebenfalls so nachlässig behandelt, und sind darum nur von mittelmäßigem Werthe. Beim Anfang des Handels um irgend eine Waare, deren Einfuhr in Rußland nicht verboten ist, bemüht sich der Norweger die Bedingung einzuschließen, daß irgend eine Waare, wie Thee, Zucker, Kaffee, Rum u. dgl., deren Einfuhr in Rußland nicht gestattet ist, zugleich genommen werden müsse. Der reichere Russe verwirft die Bedingung als den Ansichten eines ehrlichen Kaufmanns widersprechend, der Arme oder Minderbegüterte aber unterwirft sich ihr und nimmt zu wohlfeilem Preise Contrebandwaaren mit, ohne an die Folgen

zu denken. Namentlich wurde vor dem Jahre 1835 Pelzwerk wohlfeil eingetauscht, aber in den letzten Jahren, wo die Einfuhr gestattet wurde, ist dasselbe bedeutend im Preise gestiegen; große Mühe kostet es, solches gegen Getreide aus erster Hand einzutauschen. Die Norweger spioniren, so zu sagen, die Russen aus: kaum erscheint ein Schiff, wirft auf der Rhede Anker, und die Mannschaft nimmt den Weg nach irgend einem benachbarten Dörfchen, so sucht der kluge Norweger alsbald den Russen zuvorzukommen; ehe diese landen, befindet sich fast immer alles dem Russen nöthige Pelzwerk bereits in den Händen des Norwegers.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Mit dem Schicksal Indiens mannichfach verflochten ist der Zustand Persiens und die neuere Lage Arabiens. Ueber das erstere Land haben wir dieses Jahr weit mehr und umfassendere Mittheilungen, wie sonst, aufzuweisen. Abgesehen von dem Artikel Iran (s. Nr. 199—203 und 205—209), worin wir hauptsächlich darauf aufmerksam machten, wie alle die furchtbaren Umwandlungen, welche Persien seit dem Sturze der Sassaniden durch die mohammedanischen Araber erfahren, ihm doch seinen uralten Charakter nicht ganz entreißen konnten, wie es, fast auf allen Seiten von Gebirgen eingeschlossen, welche von lauter ächt persischen Stämmen bewohnt sind, immer von Neuem wieder an dem Amalgamationsprocesse arbeitet, und die eingedrungenen fremden Stämme zu assimiliren strebt. Noch zwar ziehen in einigen Strichen Persiens Araber als Nomaden umher, aber mehr und mehr entsagen sie ihrer Sprache, und werden zu Persern. Eine gleiche Umwandlung geht nach und nach mit den türkischen Stämmen vor, das persische Element ist sichtlich im Steigen, und wenn auch der Uebergang eine schlimme Periode von Schwäche für den persischen Staat ist, so wird das Reich im Ganzen an Einheit wieder gewinnen, was es jetzt an künstlicher Macht verliert. Noch ist es nicht viel über 300 Jahre, daß Ismail Sophi mit Hülfe turkomanischer Stämme den persischen Thron bestieg, und alle Gewalt längere Zeit in den Händen turkomanischer Häuptlinge war. Die Kluft zwischen Schiiten und Sunniten, welche Ismail Sophi erweiterte, und gewissermaßen zur Grundlage seines Staates machte, diente dazu, die Perser als Nation von den übrigen mohammedanischen Völkern zu scheiden, und wenn auch Westpersien dadurch schärfer von den sunnitisch gebliebenen ostpersischen Stämmen getrennt wurde, so ergab sich doch der Gewinn, daß in Westpersien Sunniten und Schiiten neben einander lebten, und die verschiedenen Religionsparteien sich nach und nach mit größerer Duldung behandeln lernten. Die natürliche Folge davon war eine gewisse Schlaffheit der Religionsansichten, welche von Vielen als ein Zeichen der Entkräftung des Staates genommen wird, in der That aber durch die daraus hervorgehende Toleranz das Mittel geworden ist, dereinst sämmtliche persische Stämme wieder unter Einem Haupte zu vereinigen.

In Persien muß man in allen Beziehungen einen Unterschied zwischen den ansässigen Bewohnern und den Wanderstämmen machen. Bei den ersteren hauptsächlich, welche von jeher das Opfer aller Tyranneien geworden sind, findet man jene Abgeriebenheit, jene Geschliffenheit, welche man so oft als einen Hauptzug im persischen Charakter angeführt hat. Die Gebirgs- und Nomadenstämme aber haben den alten persischen Charakter und ihre Eigenthümlichkeit viel treuer bewahrt. Was man von Religionsspaltungen sagt, gilt im Grunde nur von den ansässigen Persern, denn die Kurden, einer der trotzigsten persischen Stämme, waren stets wegen ihrer Gleichgültigkeit gegen das mohammedanische Gesetz bekannt; von den Luren (s. Nr. 350 f.) behauptet man, daß sie sehr wenig von Mohammed wüßten. In dem ganzen westlichen Theil der Persien rings umgebenden Gebirge ist also der Islam nur in sehr schwachem Maße eingedrungen, eine Erscheinung, welche keineswegs sonderlich verwundern darf, wenn man hört, daß selbst in der Nähe von Yemen, in geringer Entfernung von den heiligen Städten Mecca und Medina, der Stamm der Assir wohnt, welcher mit dem Islam, und zwar nur mit dem wahabitischen, erst seit 50 Jahren mehr bekannt wurde, und überhaupt muß man auch hier bemerken, daß die scheinbare Gleichförmigkeit, welche der Islam in den Augen des unkundigen Europäers über die Völker des Orients hin verbreitet hat, eine arge Täuschung ist. Im Gegensatze gegen die Luren und Kurden sollen die Belutschen sich als eifrige Mohammedaner zeigen, aber es liegt hierin bei weitem mehr Provincialhaß gegen die Westperser, als eigentlicher Religionseifer. In der Mitte Persiens, in der Oase Yezd und vielleicht auch noch an einigen andern Orten finden sich sogar noch Feueranbeter, zum sichern Zeichen, daß noch nicht alles; alte Leben aus dem einst so mächtigen Reich entflohen ist.

Die neueren Verhältnisse Persiens, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, die neue Idee einer persischen Herrschaft, schreibt sich von Nadir Schah her. Er, ein Khorasaner, aufgewachsen in den ewigen Fehden dieser Provinz, erkannte die ganze Nothwendigkeit, Persien im Osten zu sichern; er erkannte, daß Persien, und namentlich Khorasan, nie vor den Einfällen der Turkomanen am Orus sicher seyn würde, so lange nicht auch Afghanistan damit verbunden sey. Aber der wichtigste Theil Afghanistans war zu seiner Zeit in den Händen des Mogolkaisers von Indien; Ghisni und Kabul waren die erste Eroberung des großen Babers, des Stifters der neuen Mogolendynastie in Indien, gewesen; diese beiden Städte galten als die Vorhut seines Reiches gegen Westen, und wurden eifersüchtig bewacht, aber die Kraft der Mogolkaiser erschlaffte, und als Nadir Schah, der Sohn des Schwertes und der Enkel des Schwertes, sich gegen Afghanistan aufmachte, fiel das Land schnell in seine Gewalt, und Nadir Schah drang in Indien ein, wiewohl nicht aus blinder Eroberungslust. Bei seinem Zuge nach Indien war es ihm um Beute, nicht um Landerwerb zu thun: er plünderte den Mogolkaiser aus, aber er wollte keineswegs seine

politische Macht vernichten, und ertheilte ihm die weisesten Rathschläge über die zu beobachtende Politik, Rathschläge, zu deren Befolgung die Mogolkaiser freilich zu schwach und zu entnervt waren. Im Gefolge Nadir Schahs befand sich der Afghane Ahmed, aus dem Stamme der Duranier, welcher sich vor dem gewaltigen Geiste Nadirs gebeugt hatte, aber nach dessen Tode von dem zerrissenen Persien unabhängig machte, und die Duranidynastie in Afghanistan gründete. Er wiederholte mit seinen afghanischen Reiterschaaren mehrmals den Zug Nadirs nach Indien, er schlug die Mahratten im Jahre 1761 in jener bekannten Entscheidungsschlacht auf den Feldern von Panniput, und hätte er länger gelebt, so würde er sich, wie mancher Afghane vor ihm, den Weg zum Throne von Delhi gebahnt haben, aber der Tod übereilte ihn; sein Sohn Timur erbte nicht seinen Geist, und auf seinen Enkel Zeman, Schah Schudschahs Bruder, scheint nur sein kriegerischer Sinn, aber nicht seine Herrscherkraft übergegangen zu seyn. Mit Zeman und Schudscha zerfiel das afghanische Reich, im Jahre 1820 war die Dynastie der Duranier ganz vertrieben, und nur Mahmud, des bekannten Kamrans Vater, herrschte noch in Herat. Seit dem Beginne der Unruhen in diesem Staate erwachten wieder die Plane der Perser auf dieses Land, aber erst von Abbas Mirza an erhielten diese Ideen eine sichrere Gestaltung. Das Weitere ist bekannt. Die von den Engländern jetzt verjagten afghanischen Häuptlinge haben keine andere Wahl, als ruhig nach Bukhara zu gehen, oder sich Persien in die Arme zu werfen. Sind freilich die Nachrichten von den Zerrüttungen, welche in Persien ausgebrochen seyn sollen, richtig, so möchten sie wohl von dieser Seite wenig zu hoffen haben.

Allerdings steht Mohammed Schahs Thron nichts weniger als fest. Wir haben eine durch ihre Details höchst interessante Schilderung des letzten persischen Thronwechsels nach Baron Korffs Schrift mitgetheilt (s. Nr. 288 — 298, 312 — 319, 328 — 331), da sie einen sehr anschaulichen Blick in das dortige Treiben thun läßt. An Mitteln, Widerstand gegen den Schah zu erwecken, kann es nicht fehlen, und ein mächtiger Hebel gegen ihn liegt in den ächt persischen Wanderstämmen. Wildbraham, aus dessen Reise wir gleichfalls mehrere Auszüge gegeben haben (s. Nr. 252, 254, 302 u. s. w.), macht die scheinbar unbedeutende Bemerkung, daß die Truppen aus dem Norden und aus dem Süden in sehr schlechtem Vernehmen mit einander lebten. Der Grund dieser Erscheinung ist kein anderer, als der Stammeshaß der eigentlichen persischen Truppen gegen die Turkomanen, und wohl wahrscheinlich auch gegen den König, der selbst ein Turkomane ist. Wir wissen aus andern Quellen, namentlich aus Fraters Mittheilungen, daß die Häuptlinge der Bakhtijaris, also der lurischen Stämme, den Prinzen, welche vor dem anrückenden Heere des Schahs aus Schiras flohen, ihre Hülfe anboten; der jetzige Häuptling der Bakhtijaris, Mohammed Taki Khan, ist der Nachkomme eines Mannes, welcher, gleichfalls von den persischen Stämmen der Luren und der Zends unterstützt, eine Zeitlang über einen großen Theil Persiens herrschte. Die Saat des Unfriedens ist also, ganz abgesehen von der zahlreichen königlichen Familie, in reichlichem Maaße vorhanden, und kann leicht aufgehen. Die Engländer haben ein Interesse, die Saat zum Reifen zu bringen: Mohammed Schah hat sich als ein sehr williges Werkzeug in den Händen Rußlands bewiesen, und kann, von Rußland unterstützt, ein mächtiges Heer, je nach Rußlands Wünschen, entweder ostwärts senden, um Herat aufs neue zu bedrohen, oder westwärts, um in dem Streite zwischen Mehemed Ali und der Pforte auf irgend eine Weise zu interveniren. Das Gerücht hat beides verkündigt, bis jetzt aber hat weder der Zug nach Mesopotamien, noch der gegen Herat, eine sichere Bestätigung erhalten.

Nicht minder wichtig und ereignißreich hat sich dieses Jahr für Arabien bewiesen, und eine große Veränderung ist daselbst vorgegangen: was Mehemed Ali durch mehr als zwanzigjährige Bemühungen und unsägliche Opfer an Menschen und Geld nicht erreichte, das hat die Besetzung von Aden durch die Engländer mit einem Male für ihn zuwege gebracht. Der Imam von Sana hat sich ihm unterworfen, der Imam von Jahzeb, welcher sich immer noch gegen Mehemed Ali, den Vertheidiger des Islam, stemmte, unterlag mit einem Male seiner Macht, und Mehemed Ali ist nun der Nachbar der Engländer in Aden geworden; ob der kürzliche Angriff gegen diese Stadt auf seinen Befehl geschehen, ist unbekannt, doch nicht unwahrscheinlich. Aber noch weit wichtiger sind die Erfolge auf einer andern Seite. Von Mekka aus waren Mehemed Ali's Truppen ostwärts vorgedrungen gegen Derrayeh, die alte Wahabiten-Hauptstadt, aber, obwohl Sieger im offenen Felde, konnten sie doch nicht vorwärts kommen. Fresnel erklärt uns diesen Umstand in einem seiner Briefe (s. „Einige Stämme Arabiens" Nr. 348): die Bewohner des Landes wollten Mehemed Ali's Heerführern nicht die nöthigen Transportmittel an Kamelen und dergleichen geben, und so sahen diese sich stets gefesselt. Allen Umständen zufolge hat die Eroberung von Aden auch diese Schwierigkeit gelöst, denn in diesem Jahre ist Kurschid Pascha an dem persischen Golf erschienen, war also durch eben jene Stämme endlich in den Stand gesetzt worden, den Zug zu unternehmen. Mehemed Ali ist jetzt, so viel dieß überhaupt möglich ist, Herr Arabiens, nicht durch Waffengewalt, welche hier nicht ausreichen würde, sondern weil die Stämme aus Haß gegen die Fremden, die Ungläubigen, sich an ihn, den mächtigen Beschützer von Mekka und Medina angeschlossen haben. Erhandelt und besetzt haben die Engländer Aden allerdings, aber ob es ihnen sehr zum Frommen gereichen wird, ist zu bezweifeln: sie werden gezwungen seyn, eine ziemlich starke Besatzung in jenem keineswegs angenehmen und gesunden Orte (s. Nr. 285) zu unterhalten, und können nicht daran denken, sich den Weg ins innere Land zu eröffnen. Als Station für die Dampfschiffe und als Kohlendepot mag ihnen Aden dienen, aber die Hoffnung, an diesem Punkte die Kaffeausfuhr Arabiens und den Handel von der Somaliküste herüber zu vereinigen (s. die Schilderung von Aden Nr. 118 f.), ist wie ein trügerisches Irrlicht verschwunden, und es ist sehr zweifelhaft, ob dieselbe sich je verwirklichen wird. (Fortsetzung folgt.)

Die Steppen von Orenburg, Simbirsk und Saratow.

In der ruſſiſchen Zeitſchrift „Sohn des Vaterlandes“ findet ſich eine Arbeit von einem Hrn. Anorow über dieſe Steppen, worin er namentlich die Frage zu löſen ſucht, ob dieſe Steppen immer ſo holzlos geweſen ſeyen, wie ſie jetzt ſind, und wenn ſich nachweiſen läßt, daß ſie es keineswegs zu allen Zeiten geweſen, warum dieſe Wälder verſchwunden ſind? Wälder waren vorhanden, wie ſich aus der eine halbe Arſchine und darüber tiefen Dammerde entnehmen läßt, die nicht bloß von vermodertem Graſe herrühren kann; ferner ſieht man noch an mehrern Stellen, namentlich auf dem linken Ufer des Ural, Reſte von Wäldern, auch finden ſich an mehrern Orten dieſer drei Gouvernements noch wirkliche Wälder, die auf einem ganz ähnlichen Boden wachſen, wie der der waldloſen Steppe iſt. Wer verheerte nun dieſe Wälder? Der Verfaſſer antwortet: die Mongolen, welche nur Einen Weg nach Europa, nämlich durch die orenburgiſche Steppe nach der Wolga, hatten, und mehr Weiden als Wälder bedurften, brannten dieſe aus. Die Wälderreſte, die auch für die nomadiſchen Völker unentbehrlich waren, gingen endlich durch die barbariſche, zum Theil auch jetzt noch herrſchende Sitte zu Grunde, das Gras abzubrennen, um neues hervorzulocken. Mit den Wäldern verſchwand auch die Feuchtigkeit, die Steppen wurden trocken und waſſerlos, zum Anbau, ja theilweiſe ſelbſt zur Viehzucht untauglich. Die Regen, früher durch die Wälder angezogen, ſind jetzt ſeltener, und ein oder zwei trockene Sommer veranlaſſen Hungersnoth und Viehfall, weil die auf dem trockenen Boden wachſenden Kräuter durch die Sonnengluth leicht ausbrennen.

Agamemnons Grab.

(Schluß.)

Ehe wir dem Führer zu andern Gegenſtänden der Neugier in der Nähe folgten, konnten wir nicht umhin, einen Blick ſeewärts zu werfen. Zu unſern Füßen lag Nauplia, und ſeine Burg, Pronea, das Caſtell St. Theodor, Argos mit ſeiner Akropolis und die Ebene, die ſich von der See bis zu dem Thale erſtreckt, das der Reiſende eben verlaſſen hat, und bieten vereinigt einen Anblick, der es wohl werth iſt, ſeinetwegen zu verweilen. Der Führer leitete uns jetzt zu einem Punkte, wo mehrere Ueberreſte von Mauern, Steinhaufen, eilfertig aufeinandergehäuft, um Bruſtwehren und Wohnungen für den Augenblick zu bilden, die Stelle zeigten, wo in dem letzten Revolutionskriege 200 Griechen drei Tage lang ſich gegen eine bedeutende Anzahl Türken hielten. Ueber dieſem Fleck iſt eine kleine ſteinerne Kirche, der Santa Maria geweiht, und ein wenig weiter davon das Grabmal, in dem, wie man glaubt, der Leichnam der Klytemneſtra beigeſetzt wurde, da ihre Ueberreſte nicht für würdig gehalten wurden, im Grabe Agamemnons zu ruhen, ſondern ſie, wie Aegiſthus, außerhalb der Mauern von Mycenä beerdigt wurden. Wenn das Klytemneſtra's Grab iſt, ſo iſt es faſt ſelbſt begraben, denn der Eingang, der in einem Halbkreis aus Marmor gebaut iſt, wird faſt von der Erde, die hineingefallen und um ihn ſich aufgehäuft hat, verborgen. Es iſt zu hoffen, daß das Geſtrüpp jetzt entfernt werden wird. Rechts von dieſem Grabe ſind die Ruinen des Schloſſes von Mycenä. Zwei kriechende Löwen ohne Kopf ſind immer noch über dem Thore zu ſehen, und über ihnen iſt ein Stein, der einige griechiſche Buchſtaben enthält, die ich unglücklicherweiſe vergeſſen habe. Die ganze Höhe, auf der dieſe Ruinen ſtehen, iſt faſt mit Tabakspflanzen bedeckt. Noch deutete unſer Führer auf unſerem Rückwege ins Dorf auf manche entlegenere Ruinen links vom Wege ab, die wir aber nicht näher unterſuchten.

Nach einigen kleinen Erfriſchungen aus unſerem in Nauplia gefüllten Proviſionskorbe, der gar nicht überflüſſig war, die wir vor der Hütte im Schatten eines Baumes einnahmen, und wobei uns bald die Laute eines reiſenden Muſikers, bald verſchiedene Demonſtrationen zweier lärmender feigherziger Schäfer, die ſich zum Fauſtkampfe herausforderten, unterhielten, beſtiegen wir unſere Barutſche wieder, um uns nach Argos zu begeben. Die Straße war, wie man uns ſchon vorausgeſagt hatte, unbeſchreiblich ſchlecht, und drohte uns und unſerem leichtgebauten Fuhrwerk mehr als einmal den Untergang. Wir kamen über eine kleine Brücke mit einem Bogen, wenige Minuten darauf mußten wir durch das trockene Bett eines andern Fluſſes fahren, während zur Rechten ein Dorf ſichtbar wurde (die beiden Ströme, meinte unſer Führer, ſtänden mit dem Lyſus und Inachus, hier zuweilen Enakogenannt, in Verbindung), und erreichten nach Verlauf einer Stunde die Kirche des heiligen Nikolas, zwiſchen welcher und einem Cafeneh und Windmühlen auf der rechten Seite der Weg ſich hinzieht, und von hier an ſichtbar beſſer wird.

In Argos beſuchten wir das alte Theater der Argiver, das in einiger Entfernung von der Cavallerie-Caſerne auf dem Gipfel eines Berges liegt und augenſcheinlich in ein Marmorgebirge gehauen iſt. Ehe wir noch hinkamen, bemerkte ich auf dem Abhange des Berges einen Stein, der die Eindrücke dreier Figuren, einer Schlange, die zwiſchen einer Vaſe zur Linken und einem Mann zu Pferde zur Rechten hinkroch, trug. Die Figuren waren etwas verwiſcht, und ich konnte keine Inſchrift bemerken. Unſerem Führer war er vorher nicht bekannt geweſen. Das Theater iſt im Halbkreiſe gebaut, und enthält gegen 120 Sitzreihen, die ſich übereinander erheben, faſt vollkommen noch erhalten.

Während wir noch auf den Steinbänken ſaßen, ging unten auf der Straße langſam ein Leichenzug vorbei nach der Kirche St. Nikolas. Der Leichnam war der eines Kindes. Sein ſanftes, ſchönes Geſicht, der freien Luft ausgeſetzt, war mit Blumenkränzen umgeben; der leiſe Lufthauch trug die Geſänge der Prieſter laut und lauter zu uns herauf, bis ſie wieder abnehmend in der Ferne verhallten. Nach einer Weile kehrten wir nach Argos zurück, ſtärkten uns mit einer Schale Kaffee à la turque und eilten Nauplia zu erreichen, ehe die Thore geſchloſſen wurden. Der Weg war trefflich, Dörfer und Landhäuſer wechſelten mit wohlbebauten Feldern, und nachdem wir den Inachus an zwei Stellen überſchritten hatten, erreichten wir die Porta di Terra, über der immer noch der geflügelte Löwe des heiligen Markus zu ſehen iſt.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 143 u. 144** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ernſt, das Chartiſten-Epos.** Zweiter Artikel. — **Hugo Capet von Capefigue.** (Schluß.) — **Giovanni da Procida.** (Schluß.) — **Chor aus Aleſſandro Manzoni's Tragödie: Der Graf von Carmagnola.**

Zu das Abonnement dieſes dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich drei Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 360.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 December 1839.

Reise des Grafen v. Marmora in Sardinien.

(Aus dem Journal des Savans. October.)

Der Verfasser dieser Reise, von der bis jetzt ein Band erschienen ist, hat eine Art Encyklopadie über Sardinien unternommen, welche alles Mögliche umfassen soll, was auf diese so interessante und doch so wenig bekannte Insel Bezug hat. Mitten unter der Masse von Werken, an denen unsere Zeit so reich ist, wo Reisende den Charakter einer Nation, und die Natur eines Landes nach einigen Blicken aus der Postchaise zu kennen vermeinen, ist es erfreulich, einen wahren Beobachter zu finden, der das Land, über welches er schreiben will, gewissenhaft studirt, und erst nach langen Arbeiten seine Beobachtungen bekannt macht. Während zwanzig Jahren hat der Graf v. Marmora sich ausschließlich mit Sardinien beschäftigt, und neunzehn Reisen nach einander dahin gemacht. Alle Jahre entriß er sich zu derselben Zeit den Genüssen des Lebens, um sechs Monate lang in einem Lande zu leben, wo er oft auf dem Boden schlafen und die Mahlzeit der Bauern theilen mußte. Anfangs beschäftigten ihn Geschichte und Statistik, die Einwohner und ihre Sitten, hierauf studirte er mit großem Erfolge die Naturgeschichte und Geologie Sardiniens. Während er diese Insel in allen Richtungen durchzog, um ihre Erzeugnisse kennen zu lernen, stieß er natürlicherweise häufig auf die Nuraghi, jene geheimnißvollen Denkmäler, die man bis jetzt vergebens zu enträthseln suchte, und fühlte das Bedürfniß, den Boden eines Landes zu durchsuchen, auf dem sich in alter Zeit die Carthager und Römer folgten. Diese Nachforschungen waren glücklich, und lieferten eine außerordentlich merkwürdige Sammlung phönicischer Alterthümer. Endlich hat Hr. v. Marmora auf seine Kosten und fast allein eine ungeheure Arbeit unternommen und ausgeführt, nämlich die vollständige Triangulirung Sardiniens, und es ist ihm gelungen, zum erstenmal eine genaue geographische Karte dieser Insel zu liefern. Uebrigens haben ihn diese verschiedenen Arbeiten öfters genöthigt, über Sardinien hinauszugehen, und fast das ganze Bassin des Mittelmeeres zu untersuchen, um den Zusammenhang dieses Landes mit den benachbarten Küsten und Inseln nachzuweisen.

Der erste bis jetzt erschienene Band enthält die Statistik Sardiniens, eine Notiz über seine geodäsischen Arbeiten und einen Atlas. Die Statistik ist hier freilich im ausgedehntesten Sinne genommen, denn der Verfasser hat nach einander in verschiedenen Büchern die Geschichte, die physische Geographie, die Naturgeschichte, die Bevölkerung, Ackerbau, Industrie und Handel, und endlich auch die Verwaltung der Insel abgehandelt. Er gibt nur, was er selbst gesehen hat, und es ist fast unglaublich, welche Masse von wichtigen Thatsachen er zusammenbrachte.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Arabien ist nicht der einzige Punkt, wo sich die Interessen der Engländer und Mehemed Ali's begegnen; es ist Mehemed Ali's ganze Existenz als unabhängiger Fürst, welche den Engländern lastig und hinderlich ist. Hier liegt der Grund der halben, ja in gewisser Hinsicht sogar der ganzen orientalischen Frage, welche die politische Welt im verlaufenen Jahre so vielfach beschäftigt hat, und worüber so unendlich viel, und zum Theil so unverständiges Zeug geschwatzt worden ist. Noch immer ist die Frage im Wesentlichen asiatisch, und lange ist es der Diplomatie gelungen, ihr diesen Charakter zu bewahren, obwohl manches Eingreifen in dieselbe sehr geeignet war, sie zur europäischen zu machen. Wir haben nicht umhin gekonnt, dieser Frage einige Artikel zu widmen (s. die „Aphorismen über den Orient" Nr. 217, 219, 222, 224, 234, 241), und sehen uns deßhalb mit Rücksichtnahme auf dasjenige, was wir schon in den Rückblicken des vorigen Jahres bemerkt haben, veranlaßt, den Gang des Streites, wie er uns erscheint, in wenigen Zügen zu zeichnen.

Ursprünglich, nämlich bis gegen das Ende des Jahres 1836, war der Streit fast nur europäisch: Rußland und England stritten sich um ihren Einfluß in Konstantinopel, ersteres, um stets die Durchfahrt durch die Dardanellen sich offen zu halten und seinen Feinden verschließen zu können, da seine südlichen

Gränzen manchen angreifbaren Punkt darboten; England hauptsächlich, um seinen Handel über Trapezunt nach Persien zu sichern. Mit dem Zuge der Perser gegen Herat, nahm die Sache eine andere Wendung: man schrieb diesen Zug den Aufreizungen Rußlands zu, und von welcher Bedeutung Herat für die Engländer sey, haben wir oben schon bei Indien erwähnt. Diese Bewegungen in Persien machten es den Engländern zur dringendsten Nothwendigkeit, freien Weg nach Indien über Aegypten zu haben, weil, im Fall eines ernstlichen Angriffes gegen Indien, Truppen, welche man ums Cap der guten Hoffnung geschickt hätte, viel zu spät angelangt wären. Der Pascha von Aegypten scheint schon damals, wahrscheinlich bereits von Frankreich aufgemuntert, jedem Ansinnen, welches die Engländer an ihn stellten, widerstrebt zu haben, und daher der Entschluß, ihn zu stürzen oder wenigstens zu demüthigen. England war es, welches den gegen Mehemed Ali feindlichen Handelsvertrag aufs eifrigste betrieb und den Sultan zum Kampfe gegen Aegypten aufmunterte. Der Kampf brach aus, und die Türkei unterlag, Ibrahim aber rückte dießmal nicht gegen Konstantinopel an, weil dieß eine augenblickliche Einmischung europäischer Mächte zur Folge gehabt haben würde, und alle Mächte, auch das mit dem Pascha von Aegypten in so engem Einverständniß handelnde Frankreich, darauf bedacht waren, eine solche Einmischung, welche einen Bruch des allgemeinen Friedens zur Folge gehabt haben würde, so lange wie möglich zu verschieden. Man hatte den frühern Fehler erkannt, Mehemed Ali allzu mächtig werden zu lassen, wollte ihn wieder schwächen, und auf ein geringeres Gebiet beschränken, als er vor der Schlacht von Nisib besessen hatte, aber Frankreich gelang es, erst durch langsames Hinhalten, dann durch eine offene Erklärung Mehemed Ali zu schützen. Man wollte ihn anfangs auf Aegyppten beschränken, nachher aber gab England zu, daß er das Paschalik von St. Jean d'Acre erhalte, jedoch ohne die Festung (weßhalb diese kürzlich in aller Eile in einen vertheidigungsfähigen Zustand versetzt wurde), und jetzt wo der Winter herangekommen und die günstige Zeit zu Operationen vorüber ist, steht Mehemed Ali so mächtig da, als je; die Engländer, welche seit drei Jahren an seinem Sturze arbeiteten, sind um keinen Schritt weiter gerückt, und das verlaufene Jahr ist, obwohl der Streit noch nicht mit Kanonen geführt wurde, für sie so gut wie ein verlorener Feldzug. Sie haben in Afghanistan Lorbeeren errungen, aber was helfen diese weitschichtigen, schwer zu behauptenden Eroberungen, wenn die Schwierigkeit, ihnen nöthigen, falls zu Hülfe zu kommen, mit jedem Tage steigt. Gewonnen ist nur, daß die Verhältnisse sich viel deutlicher gestaltet haben, und kein Theil mehr über die Bestrebungen des andern irgend im Dunkel seyn kann.

Ueber dem eigenen Interesse hat man indeß das der Türkei gänzlich hintangesetzt: die Erklärung der Mächte, daß die Pforte keinen Separatfrieden mit Mehemed Ali schließen solle, da ein solcher ihr nur verderbliche Opfer auflegen könne, mochte zwar einerseits sehr nöthig seyn, um überspannte Forderungen und allzu rasches Nachgeben zu verhindern, andrerseits aber enthielt sie das Todesurtheil der Türkei, denn es war thatsächlich darin ausgesprochen, daß sie sich nicht mehr selbst helfen könne, sondern sich auf die christlichen Mächte verlassen müsse, was ihr in den Augen aller wahren Gläubigen mehr schadete, als der schlimmste Vertrag mit Mehemed Ali, der doch immer ein Türke war und um seines eigenen Vortheiles willen das Reich nicht ganz sinken lassen konnte. Wäre die Erklärung der Mächte nicht erfolgt, so war der Kampf zwischen der Pforte und Mehemed Ali ein Familienstreit, wie ihrer das türkische Reich schon viele gesehen. Jetzt ist der Streit ein europaischer geworden, dessen Ende noch in keiner Weise abzusehen ist. Es wäre ebenso nutzlos als unmöglich, den Schlangenkrümmungen der europäischen Diplomatie folgen zu wollen, so viel aber scheint kaum zu bezweifeln, daß England noch wie vor einem Jahre die Demüthigung Mehemed Ali's will, welcher ihm in Mesopotamien und Arabien, hauptsächlich aber in Aegypten selbst, im Wege steht; daß Frankreich dagegen Mehemed Ali auf alle Weise zu stärken sucht, um an ihm einen Bundesgenossen im Mittelmeere zu haben, vielleicht gar um ihn unter günstigen Umständen dereinst zu beerben, worauf auch einige Vorgänge in Abyssinien hindeuten, und daß endlich Rußland diesem Treiben mit großer Seelenruhe zusieht, da, wie es auch im Uebrigen gehen mag, eine gänzliche Zersetzung und Auflösung des türkischen Reiches die nothwendige Folge davon ist. Eine der Hauptsorgen Mehemed Ali's scheint gegenwärtig darauf zu gehen, seinen Einfluß in Kurdistan möglichst zu befestigen, da die Lage dieses noch von keinem Eroberer ganz bezwungenen Landes der Art ist, daß er von dort aus nicht nur Syrien wirksam schützen und Mesopotamien ohne allen Widerstand besetzen, sondern auch gegen Persien und das russische Asien, wie gegen die Türkei Fronte machen kann.

Nicht minder hoffnungslos als in Asien steht es in der europäischen Türkei aus. Hier stehen zwei Völker, welche einst zuletzt noch von allen Bewohnern des byzantinischen Reiches die Fahne des Kreuzes mit den Waffen schirmten, und zuerst wieder die sinkende Türkei ihre Kraft fühlen ließen, die Serben und die Albanesen. Einst standen diese Völker, beide als Christen, den eindringenden Türken entgegen, jetzt ist Albanien zwar großentheils mohammedanisch geworden, aber dieß bedeutet nur so viel, daß sich der Religionsfanatismus der Masse nicht gegen die Türken aufreizen läßt; unabhängig in gewissem Sinn ist Albanien so gut wie Serbien (s. Serbien Nr. 1—4, Albanien und die Albanesen Nr. 268—273). Wie die Albanesen seit Jahrhunderten über Griechenland hin sich ausgebreitet, wie sie allmählich immer tiefer in Macedonien eindringen, in welchem Zusammenhange sie mit den wandernden Wlachen stehen, das haben wir in dem letzten Artikel, wenn auch nicht ausgeführt, doch angedeutet, und verweisen hier darauf; wichtiger aber für den Augenblick ist der Zusammenhang des Zustandes von Albanien mit der Lage des türkischen Reichs überhaupt. Die albanesischen Häuptlinge und Söldner haben in dem griechischen Unabhängigkeitskampfe, dem sie mehr als einmal ein Ende hätten machen können, die Pforte recht bis aufs Blut ausgesogen, und als kein Geld mehr von ihr zu erholen war, sie im Stich gelassen, um ihre eigenen Unabhängigkeits-

und Eroberungsplane zu verfolgen. Ali Pascha von Janina, der einst so ziemlich Mehemed Ali's Rolle spielte, war todt, aber seine Plane und sein Werk nicht mit ihm gestorben: es unterliegt keinem Zweifel, daß die Verzweigungen des albanesischen Aufstandes im Anfange dieses Jahrzehents weit über Macedonien hinaus bis nach Thracien hin sich ausdehnten, und daß Mehemed Ali hiebei nicht unthätig war. Da gelang es Reschid Pascha, durch Muth, Klugheit, Hinterlist und Grausamkeit, die Albanesen wieder zu unterwerfen, und aus ihrem Lande, welches seit so langer Zeit den bedeutendsten Theil des türkischen Heeres geliefert hatte, wieder Truppen zu ziehen, um sich zu dem unvermeidlichen Kampfe gegen Mehemed Ali zu rüsten. Dieser aber erkannte den drohenden Sturm, kam ihm zuvor, und fiel in Syrien ein. So entwickelte sich aus dem griechischen und albanesischen Aufstand mit innerer Nothwendigkeit die Uebermacht Mehemed Ali's und die gänzliche Hülflosigkeit der Pforte, und diese Hülflosigkeit rief dann den albanesischen Aufstand wieder ins Leben. Noch ist kein offener Schritt gegen die Pforte geschehen, aber sie ist machtlos, und muß die albanesischen Häuptlinge gewähren lassen. In Prisrend sitzt der Rath der Verschwornen versammelt, und alle Umstände lassen vermuthen, daß die durch den Sieg Reschid Paschas gestörten Plane wieder aufgenommen worden sind: in einem Augenblick kann sich das Feuer des Aufruhrs von der albanesischen Küste im Westen bis zum thracischen Golfe ausbreiten, und dann ist das türkische Reich dieselbe Ruine, wie es das griechische vor 400 Jahren war.

Was können unter solchen Umständen, wo das Reich am Abgrunde des Verderbens steht, Reformen helfen! Wir sehen aus den Bemerkungen des sonst unwissenden, aber aufmerksamen d'Aubignosc (s. Nr. 228—230), daß sie, mit geringen Ausnahmen, ein eitler Wortschwall sind, und das in dem neuen Hatti-Scherif verkündigte Heil kann keinen blenden, welcher sehen will. Höchstens ist es eine Art Drohung, welche man Mehemed Ali hinwirft; aber auch diese Wirkung des europäisch-orientalischen Machwerks wird in kurzem spurlos vorübergehen. Wer, wie die Türkei, mit der Noth des täglichen Lebens kämpft, hat zu solchen weitaussehenden Planen und Einrichtungen keine Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Tauschhandel zu Wardehuus in Norwegen.

(Schluß.)

Von den beiden kleinen, völlig unbewohnten Inseln dient die eine den Fischern als temporärer Landungsplatz, die andere ist nicht bloß den Russen, sondern auch dem Norweger verboten: Niemand darf sich dem Ufer nähern, noch viel weniger etwas von der Insel nehmen; der aufmerksame Blick der Schildwache von dem Festungswall herab hütet den wichtigen Artikel des Einkommens, das ausschließlich dem Commandanten gehört, der Eiderdunen und Wallroßzähne (morosha) von dieser Insel bezieht. Auf der Festungsinsel hält man Schafe, Ziegen, Schweine und hornlose Kühe, jedoch in geringer Menge; diese nähren sich im Sommer von dem ärmlichen Gras, im Winter von Moos. Auf dieser Insel wächst nicht einmal Holz, so daß die Wohlhabendern das Klafter zu zehn Rubel von den Russen kaufen müssen, die Aermern brennen Mist, den sie für den Winter sorgsam in Backsteinform trocknen, und unter einem Schuppen in Haufen setzen.

Endlich muß auch noch des Tauschhandels und der Industrie der Russen gedacht werden. Wenn die Anwohner des weißen Meeres kommen, haben die Norweger bereits einen bedeutenden Vorrath von trockenen Stockfischen. Diese werden im April und bis zum 11 Mai hin gefangen, in Haufen gelegt und an freier Luft getrocknet; vom Junius an ist diese Art von Trocknung nicht mehr möglich, weil es zu warm wird, und die Insecten kommen; deßhalb wird der Fisch dann gesalzen. Im verflossenen Jahre (1838) tauschte man gegen ein Pud Mehl drei Pud frischen oder zwei Pud gesalzenen Stockfisch ein, von frischen Steinbutten Pud gegen Pud. Die beste Sorte getrockneten, runden Stockfisch, der an Ort und Stelle 12 Rubel S. das Pud kostet, behalten die Wardehuuser entweder selbst für ihren Jahresbedarf, oder schicken ihn nach Drontheim, von wo er nach dem Mittelmeere versendet und mit Vortheil verkauft wird. Die Russen tauschen den trockenen, runden Stockfisch nicht gern ein, weil er zu theuer ist, und sie ihn darum in Rußland nicht verkaufen zu können hoffen. Sie begnügen sich deßhalb mit den mittleren und geringeren Sorten dieses Fisches, den sie namentlich in Archangel und in Wologda absetzen. Einige Russen beschäftigen sich selbst mit dem Fange der verschiedenen Stockfischarten und der Steinbutten in der Nähe von Wardehuus, indem sie den Besitzern der Fischzugorte das Recht dazu mit dem von ihnen mitgebrachten Mehle bezahlen, und einen Sack Mehl von 10 Pud zu 20 Rubel S. rechnen. Etwa 50 Werste von Wardehuus gegen Norden werden diese Fische in bedeutender Menge durch Seilnetze gefangen, die sie auf eine Tiefe von 150 [illegible]stern ins Meer hinablassen, und welche eine Fläche von 480 Quadratklaftern einnehmen.

In den Jahren 1835 und 1837 trieb der russische Schiffer Iwan Paschin in der Nähe von Kola mit Erfolg den Fang von Haifischen, welche die Einwohner von Kola nie als Nahrungsmittel nehmen, obgleich sie manchmal an die Angel beißen; aber Paschin setzte sie mit Vortheil nach Petersburg ab, wohin er sie gesalzen oder frisch und gefroren sandte. Die Haifische sind zum Essen nur bei mittlerer Größe zu gebrauchen; größere fängt man selten bei Kola, aber an den Ufern von Wardehuus findet man sie von einer Größe, daß man von einem einzigen Haifisch gegen 20 Pud Fett erhält; bei solcher Größe aber haben die Haifische einen widerlichen Geschmack. Dem Erscheinen der Haifische geht ein Schwarm Dorsche (Saida) voraus, der sich augenscheinlich vor ihrem Heißhunger zu retten sucht. Bei stillem und hellem Wetter schwimmt der Dorsch auf eine bedeutende Strecke auf der Oberfläche des Meeres, dreht sich im Kreise und schnellt sich über das Wasser hervor. Die Fischer, welche aus Erfahrung die Eigenschaften dieses

Fisches kennen, der sich durch seine Dummheit auszeichnet, ersannen vor einigen Jahren eine besondere Fangweise, welche die auf den Fischfang verwendete Mühe und Kosten reichlich belohnte. Sobald die Fischer den Juro *) des Dorsch bemerkten, fahren sie in vier kleinen Schiffen hinaus ins Meer mit einem viereckigen Netze; zwei der Schiffe lassen zwei Enden davon ins Meer hinab, welche durch die Schwere des daran befestigten Senkbleies bald den Boden erreichen, über den das Netz hingleitet, da es durch Stricke in Bewegung gesetzt wird, welche am Hintertheil der beiden mit Hülfe der Ruder forteilenden Schiffe befestigt sind. Die zwei übrigen Schiffe lassen das Netz zu gleicher Zeit mit den ersten ins Meer, und folgen ihnen in der Entfernung, wie sie die Länge der an die zwei übrigen Enden des Netzes geknüpften Seile zulaßt. Der Erfolg des Fangs hängt von der Einheit der Bewegungen in allen vier Schiffen ab, so wie von der Beobachtung der Ruhe und Ordnung unter den Fischern, von denen der erfahrenste aus aufmerksamer Beobachtung leicht erkennt, ob das Netz gerade unter dem Mittelpunkt des Juro ist. In diesem Augenblick gibt er das verabredete Zeichen, das Netz empor zu ziehen: wenn man sich gehörig still verhalten hat, so stürzt der erschreckte Dorsch sich ins Netz, im entgegengesetzten Falle wirft man von allen Schiffen aus nach den Enden des Netzes hin Steine, wodurch die Fische gegen die Mitte desselben hingedrängt werden und sich ins Meer versenken; hierauf werden die Enden des Netzes emporgezogen. Ein solcher Fang, wobei man den Dorsch mit Haken besonderer Art in die Schiffe hereinzieht, beträgt oft 1000 Pud und darüber. Diese Art des Fanges, welche anfangs durch die Russen in Gebrauch kam, nahmen auch die Norweger an, gaben sie aber spater wieder auf, weil sie ihnen nicht die vortheilhaften Resultate gewährte, wie den Russen, welche dazu besondere, in Rußland verfertigte Netze haben, die den Norwegern zu hoch kommen, weßhalb diese sich an die alte Methode halten.

*) Juro ist das technische Wort der Fischer, womit sie eine Masse von Fischen bezeichnen, die sich auf irgend einer Strecke des Meeres sammelt, was man anderswo eine „Bank" nennt.

Die chinesischen Gefäße in den ägyptischen Gräbern und das Porcellan.

Deguignes, der Verfasser der Geschichte der Hunnen, unstreitig der größte Kenner der chinesischen Sprache in Europa, kam in einer unglücklichen Stunde auf den Gedanken, daß die Chinesen eine Colonie der Aegyptier seyen. Von diesem Moment an schien er nur einzig und allein für diesen Gedanken oder besser Einfall zu leben. Alle die mannichfachen, während seines langen, arbeitsamen Lebens erworbenen Kenntnisse wurden dazu angewendet, um dieß Unerweisliche zu erweisen. Bevor dieser Einfall seinen klaren Sinn trübte, war Deguignes der ruhigste, der wahrheitliebendste, der besonnenste, von aller Systemsucht entfernte Forscher. Er hatte zwar auch früher neue, unhaltbare Meinungen aufgestellt, wie daß die tunguſischen Jeonjen des nordwestlichen Asiens, von ihm Geougen genannt, die Avaren des Abendlandes wären; er hatte die von andern Gelehrten ausgesprochenen Behauptungen verfochten, wie die von Gaubil und Visdelou aufgestellte, daß die Hiong nu des Ostens die Hunnen seyen des Westens — was auch wirklich trotz der Widersprüche von Köhler und Klaproth der Fall ist —; niemals suchte er aber deßhalb irgend eine Thatsache zu verdrehen, oder gar gegen besseres Wissen ganze Perioden der Geschichte falsch darzustellen. Leider kann man dieß seinen Arbeiten seit dem Jahre 1758, wo er zuerst mit dieser neuen unerhörten Behauptung hervorgetreten ist, daß nämlich die Chinesen eine verhältnißmäßig ziemlich späte Colonie Aegyptens, daß die chinesischen Charaktere Monogramme ägyptischer und phönicischer Buchstaben, und daß endlich die ersten sogenannten Kaiser China's die alten Könige Thebens seyen, nicht mehr nachrühmen. Die Weltgeschichte sollte sich nun nach Hrn. Deguignes umgestalten. Die Chinesen mußten viel jünger seyn, als sie in der That sind; erst im Jahre 841 oder noch später beginne ihre beglaubigte Geschichte, während doch Deguignes selbst, in seiner Geschichte der Hunnen, einen chronologischen Abriß der chinesischen Geschichte seit dem 24sten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung mittheilt. Sollte doch das älteste geographische Document der Weltgeschichte, die Beschreibung des chinesischen Reiches zu den Zeiten der Ju (Ju kong) sich nicht auf China beziehen, sondern auf Aegypten! Und so ward Alles aufgeboten, um die in ihrer äußerlichen Gestalt, in Sprache und Schrift, in Religion und Staatsverfassung ganz eigenthümlichen, von den Aegyptiern durchaus verschiedenen Chinesen in eine ägyptische Colonie zu verwandeln. Die Chinesen kannten niemals die Beschneidung — dieß allein hätte Deguignes von seinem Irrthume zurückbringen sollen.

Die gelehrte Welt hatte der Hypothese des französischen Sinologen Gerechtigkeit widerfahren lassen und sie ganz vergessen. Siehe, da werden vor einigen Jahren mehrere chinesische Porcellanvasen in Aegypten gefunden; selbst in alten ägyptischen Gräbern, die seit den Tagen der Pharaonen nicht geöffnet wurden, so erzählte man nämlich, sollten dergleichen nach der Aussage unverdächtiger Zeugen gefunden worden seyn. Nun tauchte mit Einemmale die alte verschollene Meinung des französischen Akademikers wieder auf. Man beschrieb diese Vasen in das kleinste Detail, ließ eine derselben abbilden, und glaubte, daß die in Aegypten gefundenen chinesischen Porcellangeschirre Stoff zu endlosen Untersuchungen darbieten möchten. Dem ist aber keineswegs so. Es wird zuvörderst bestimmt widersprochen, daß diese porcellanenen Riechfläschchen in alten Gräbern, die wenigstens bis zu den Zeiten Psammetichs hinaufreichen, gefunden worden seyen. Ein reisender Engländer kaufte sie zu Koptos von einem Fellah. Wäre dieß aber auch nicht mit Sicherheit hergestellt, so könnten wir doch sowohl aus dem Inhalte der Inschrift, die sich auf einer dieser Vasen befindet, als auch aus der Form der Schrift selbst, in welcher die Inschrift geschrieben ist, die Unmöglichkeit dieses hohen Alterthums der Gefäße nachweisen. Die Charaktere sind nämlich in der Tsao- oder Graveschrift, die von dreien Gelehrten, Tschang tschi, Tu su und Tschui juen zu den Zeiten der Han-Dynastie erdacht wurde, und erst unter den Tsin, im dritten und vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, in allgemeinen Gebrauch gekommen sind. Die Gefäße können also über diese Zeit nicht hinaufreichen. Aber auch der Inhalt dieser Inschriften spricht gegen das hohe Alterthum dieser Gefäße.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 361.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 December 1839.

Einige Bemerkungen über das Eis in dem Polarmeere.

(Aus Wrangels Reise längs der Nordküste Sibiriens und auf dem Eismeere, bearbeitet von G. Engelhardt.)

Die Fischer und Jäger, welche alljährlich nach den Inseln Neu-Sibirien und Kotel'noj fahren und dort den Sommer verbringen, haben beobachtet, daß das Meer zwischen diesen Inseln und dem Festlande nie vor den letzten Tagen des Octobers völlig zufriert, obgleich es an den Küsten schon viel früher sich mit festem, stehendem Eise belegt. Dahingegen sind die Küsten im Frühling schon zu Ende des Junius ganz frei von Eis,*) während es auf dem Meere selbst noch einen ganzen Monat hält und vielleicht noch länger stehen würde, wenn es nicht durch die Menge von Spalten und Rissen geschwächt wäre, die sich dort im Frühling und selbst im Winter bilden. Aber das Aufgehen des Eises bringt nur eine geringe Verminderung desselben hervor, denn selbst im vollen hiesigen Sommer ist das Meer immer mit großen und kleinen Eisschollen bedeckt, die durch Winde und Strömungen hin- und hergetrieben werden, und bei etwas stärkern Stürmen ein Schauspiel geben, welches eigentlich nicht zu beschreiben ist. Man muß den ungeheuren Aufruhr des tobenden Elements, die durch dasselbe hoch in die Höhe geschleuderten riesigen Eismassen und die Schaumberge gesehen, man muß das donnerartige Getöse der aneinanderschlagenden Eisberge, das furchtbare Zischen derselben bei ihrem Sturze gehört haben, um sich einen Begriff von dem Ganzen machen zu können.

Das aus den großen Strömen jährlich ins Meer hinabkommende Eis schmilzt nie ganz, weder durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen, noch auch durch das Salz im Meerwasser, wahrscheinlich, da bei der Verwandlung des Eises in Wasser ein großer Theil Wärmestoff wieder verschluckt und dadurch die Temperatur des Wassers sowohl als der Luft bedeutend erkältet wird. Durch dieß alljährlich hinzukommende Flußeis muß die Quantität des Meereises immer vergrößert werden. Dieß bestätigen auch die Aussagen der Küstenbewohner am Nordcap, welche uns versicherten, daß vormals das Meer im Sommer frei von Eis gewesen sey, welches aber jetzt schon seit langer Zeit nicht mehr der Fall ist, außer im Jahre 1820, das aber als eine Seltenheit und Ausnahme bezeichnet wird.

Doch nicht allein das Flußeis ist es, das eine solche Vermehrung des Eises im Meere bewirkt; auch das sich in letzterem jährlich neu bildende Meereis, welches mit Salztheilen geschwängert ist, und also dadurch noch eher sich erhält als das Flußeis, trägt gewiß zu jener Vermehrung bei.

Im Winter gleicht das Eismeer, freilich in kleinem Maaßstabe, jenen unabsehbaren, waldleeren Schneesteppen, den Tundras der nördlichen Region Sibiriens. So wie diese von hohen Bergen begränzt sind, ebenso ziehen sich auch auf dem gefrorenen Meere berghohe Eisrücken dahin, welche große Thäler bilden, die mit wellenförmig festgefrorenem Schnee bedeckt sind. Die Stelle der Landseen und Bäche nehmen hier die breiten, offenen Stellen, Polynji, und die Eisspalten ein.

Die Refraction der Lichtstrahlen ist auf diesen Eisflächen ganz ungeheuer, sowohl im eigentlichen Winter durch die vom Frost verdickte Luft, als auch im März und April durch die aus dem Schnee aufsteigenden Dünste. Letztere besonders sind es, die jene Trugbilder hervorbringen, welche den Reisenden oft irre führen und zu manchen falschen Angaben von gesehenen Gegenständen Anlaß geben. Auch wir sind mehrfach durch diese nordischen Fata Morgana verleitet worden, da Land oder Felsen zu sehen, wo bei näherer Untersuchung nichts als Dampf und Strahlenbrechung war. Zuweilen nehmen diese Trugbilder ganz abenteuerliche Gestalten an, man sieht hoch in der Luft schwebende Felsenmassen, Waldpartien u. dgl. Eigentlich müßte diese Dunststrahlenbrechung die entferntesten Gegenstände dem Auge nähern, aber dieß wird wiederum durch das endlose, einförmige Weiß aufgehoben, welches über die ganze Natur ausgebreitet ist und durchaus alle Gegenstände so zu sagen ihrer Umrisse beraubt.

*) Hievon machen nur die seitwärts von den Mündungen größerer Ströme im Meere befindlichen Untiefen eine Ausnahme. Auf diesen steht das Eis auch in der Nähe der Küste unbeweglich, und es gibt Jahre, wo diese Massen bis zum nächsten Winter an ihrer Stelle bleiben.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Am tiefsten bei dem Schicksal des Orients betheiligt ist Rußland: von den Mündungen der Donau an bis zu denen des Araxes ist auch keine Stelle, wo das Schicksal der Türkei nicht ein gespanntes Interesse erweckte. Käme die Türkei wieder zu Kraft und Ansehen, oder setzte sich eine fremde, Rußland feindselige Macht an ihre Stelle, so würde der ganze Süden Rußlands in der bezeichneten Ausdehnung die Folgen augenblicklich fühlen: an eine Bezwingung der Tscherkessen wäre dann nicht mehr zu denken, die lesghischen Stämme würden in erneuter Wuth sich erheben, ganz Transkaukasien in kurzer Zeit für Rußland verloren, und wohl auch die Tataren im Aufstande seyn. Ein thätiger, namentlich mohammedanischer Feind könnte diese Folgen schnell herbeiführen, darum bewacht Rußland seinen Süden mit solcher Eifersucht. Einheit im Innern und möglichste Kraftentwicklung nach außen sind die Hauptmittel zu diesem Zwecke, und diese Mittel, eben weil sie für die Entwicklung Rußlands, besonders gegen Süden, unerläßlich sind, werden wieder selbst Zweck für die Regierung, welche sie mit einer außerordentlichen Consequenz verfolgt.

Was jene Einheit im Innern sagen will, ersehen wir aus dem ohne Umschweif dargelegten Unterrichtssystem (s. Uebersicht des russischen Unterrichtswesens in den letzten fünf Jahren Nr. 155 — 160). Das Streben geht dahin, alle im weiten Umkreise des Reiches wohnenden Stamme in Glauben, Sitten und Sprache zu Einem Volke zusammenzuschmelzen. Dieß ist in jenem Artikel mit den Worten ausgedrückt, daß das Unterrichtswesen im Geiste der Monarchie, der griechisch-russischen Kirche und der Nationalität geleitet werde. In den altrussischen Provinzen herrscht ohnehin, bis auf einige unbedeutende Secten, Einheit des Glaubens und der Einrichtungen; jene Worte beziehen sich also theils auf die deutschen und finnischen Völker im Umkreise des Reiches, theils aber und hauptsächlich auf die ehemals polnischen. Die Reiseskizzen aus Rußland von Glagoliew (s. den Monat Februar) können uns hier den richtigsten Fingerzeig geben, namentlich die Abhandlung über die Bewohner von Wolhynien und Podolien; das Volk jener Provinzen ist trotz aller Verfolgungen der frühern polnischen Regierung und der römischen Geistlichkeit in Glauben und Sprache russisch geblieben, der alte Adel aber ist polnisch und katholisch geworden, darum muß die Regierung jetzt das griechisch-russische Glaubensbekenntniß, welches während der polnischen Regierung in Armuth und Dürftigkeit versunken war, mit neuem Glanze umgeben, und darauf hinarbeiten, den Adel wieder russisch zu machen und zur griechischen Kirche zu bekehren. Die Mittel hiezu sind in jener Auseinandersetzung über die Grundsätze des Unterrichts offen dargelegt; man errichtet allenthalben Pensionen für adelige Jünglinge und Mädchen, worin diese, neben den andern Unterrichtsgegenständen, namentlich in der russischen Sprache und in dem Geiste der russisch-griechischen Kirche unterrichtet werden. Wie ehemals die Söhne des russischen Adels, in Podolien, Wolhynien und Weißrußland aus den Unterrichtsanstalten der Jesuiten, welche nach Vernichtung der russisch-griechischen allein noch übrig geblieben waren, als Polen und Katholiken hervorgingen, so sollen sie jetzt aus den neuern Anstalten, als Russen und Bekenner der russisch-griechischen Kirche hervorgehen, was allerdings, da die Volksmasse jener Länder russisch geblieben ist, leichter seyn mag, als es vor hundertfünfzig und zweihundert Jahren war, sie zu Polen und Katholiken umzugestalten.

In kirchlicher Beziehung hat Rußland in diesem Jahre ganz geräuschlos einen Schritt gethan, welcher zu den folgereichsten dieses Jahrhunderts gehört: die Union, welche einst die russisch-polnischen Provinzen ganz von dem alten Rußland losreißen sollte, ist aufgehoben worden, und die Heerde hat sich wiederum mit der alten griechisch-orientalischen Kirche vereinigt. Wir sind in Deutschland nur zu geneigt, solchen kirchlichen Erscheinungen eine zu geringe Bedeutung beizulegen, weil wir, durch blutige und harte Erfahrungen in unserer Geschichte belehrt, ein größeres Gewicht auf das Wesen als auf die Form der Religion zu legen gewohnt sind, und kirchliche Toleranz zu einer Art von Nothwendigkeit geworden ist. Der ganze romanische Süden ist wesentlich katholisch geblieben, in dem germanischen Norden hat sich eine reformirte Kirche an die Stelle der katholischen gesetzt, und nur in Deutschland stehen beide gleich berechtigt und fast in gleicher Zahl neben einander; weder im romanischen Süden, noch im protestantisch reformirten Norden hat kirchliche Spaltung die Einheit des Staates aufgehoben, weil immer auf einer Seite eine überwiegende Macht war und der andere Theil gewaltsam unterdrückt wurde. In Deutschland vollendete der Protestantismus die Auflösung des Reichs, aber die einzelnen Theile waren noch stark und lebenskräftig genug, um sich zu erhalten. Nicht so in Polen. Die Idee, daß die Einheit des Staates eine kirchliche Einheit zur Grundlage haben müsse, war hier noch zu stark. Das ganze eigentliche Polen war katholisch, und da man die östliche Hälfte des Reiches nicht mit einemmale katholisch machen konnte, und doch eine gewisse Einheit herstellen wollte, so verfiel man auf das Mittel der Union, welches mit Belassung der kirchlichen Ceremonien die Bekenner der griechischen Kirche gleichfalls dem Papste unterwarf. Diese Union sollte indeß nur zur Brücke dienen, um die Anhänger der griechischen Kirche nach und nach zur römischen herüberzuziehen. Dieser Plan stieß auf blutigen Widerstand, und wer die Geschichte der polnischen Republik in den letzten drei Jahrhunderten überblickt, wird finden, daß Polen an dem unseligen kirchlichen Streite, wie an einer ewig eiternden Wunde, verschieden ist. Einem solchen Schicksal will Rußland entgehen: noch stehen seine Völker zu tief, um den offenen Kampf widerstreitender Lehrsätze zu ertragen, und es sucht die äußere Einheit als ein Pfand der innern Ruhe des Staates. Die Wunden des zweihundertjährigen Kampfes mit Polen sind noch keineswegs vernarbt, und damit sie nicht wieder aufgerissen werden, ergreift Rußland umfassende, zum Theil sehr harte Maaßregeln; aber Maaßregeln, die wenigstens bis jetzt zum Ziele geführt haben, und vielleicht weit über die Gränzen des Reiches hinaus ihre Wirkung äußern.

Wie der Katholicismus im tiefern, romaniſchen Süden, ſo hat die griechiſch-ruſſiſche Kirche im Norden eine ganz eigenthümlich nationale und locale Färbung angenommen, Moskau mit ſeinen wunderlichen Kirchen (ſ. Nr. 152 f. 163 — 169. 172. 178. 298 ff.) ſo wie Kiew (Nr. 17) gelten den Ruſſen als Heiligthümer, und die griechiſche Kirche iſt mit der Nationalität aufs engſte verſchmolzen. Neben dieſem eigenthümlichen kirchlichen Sinne nimmt ſich freilich die europäiſche moderne Bildung höchſt ſonderbar aus, und ein Widerſtreit zwiſchen beiden iſt unvermeidlich. Bis jetzt hält die Oberflächlichkeit der letztern einen offenen Ausbruch zurück, eine Oberflächlichkeit, welche ſchon viel Stoff zu tadelnden Bemerkungen gegeben hat; wenn man indeß erwägt, daß es noch kaum 150 Jahre iſt, daß Peter der Große anfing ſein Volk aus der halbaſiatiſchen Rohheit — dieß iſt der eigene Ausdruck ruſſiſcher Schriftſteller — herauszureißen, ſo läßt ſich erwarten, daß die hineingebrachte Bildung trotz aller Bemühungen der Regierung noch nicht ſehr tief gegriffen haben kann: man vergleiche nur z. B. den Artikel Charkoff und die Ukraine (ſ. Nr. 335—343); aber ſelbſt dieſe Oberflächlichkeit verräth die Achtung vor der wirklichen Bildung, und der Schein wird endlich zur That werden. Alle Verhältniſſe weiſen indeß Rußland auf einen andern Bildungsgang hin, als Deutſchland ihn eingeſchlagen hat. Zwar nimmt man ſich letzteres vielfach zum Vorbild, die von der Regierung unterſtützten wiſſenſchaftlichen Anſtalten arbeiten in deutſcher Weiſe, die Sitzungen der Akademien, die geſchichtlichen Forſchungen, wie ſie aus den Protokollen der verſchiedenen Anſtalten im Journal des Miniſteriums der Volksaufklärung mitgetheilt werden, alles dieſes iſt mehr nach weſteuropäiſchem Zuſchnitt, aber doch möchten wir, trotz der unbeſtreitbaren Gründlichkeit Einzelner, alles dieß mehr ein Tünche nennen. Peters Reformen waren hauptſächlich auf praktiſche und materielle Dinge gerichtet: der Zweck war, die Macht und Stärke des Staates gegen außen zu vergrößern, und dieſer Richtung iſt Rußland hauptſächlich treu geblieben. Es ſcheint den Ruſſen vorbehalten, an Zahl und Mannichfaltigkeit zu gewinnen, was ihnen an Tiefe abgeht, und dazu bietet ihnen das weite Reich ein ungeheures Feld. Ueber das Land der Baſchkiren (ſ. Nr. 14), über Sibirien (ſ. Nr. 127 f., 150 f.), über die Kalmücken an der Wolga (ſ. Nr. 230—235) haben wir Mittheilungen aus ruſſiſchen Quellen; auch die Erinnerungen aus Eriwan (ſiehe Nr. 116 f.) und aus Armenien (ſ. Nr. 238 f., 242 f.) ſind von ruſſiſchen Schriftſtellern. Das Feld der Länderkunde wird mehr und mehr angebaut, und über manche Gegenden ſind Ruſſen die einzige, oder faſt die einzige Quelle. Wahrſcheinlich wird dieſe Bahn ſie früher zu einer allgemeineren gründlichen Bildung leiten, als die von außen hereingetragenen Formen des Wiſſens.

Mächtig wird dieſe Erweiterung der Kenntniſſe d rch die Stellung Rußlands in Aſien unterſtützt, welche mit ſeiner ganzen geſchichtlichen Entwicklung eng zuſammenhängt. Der eigentliche Sitz und Mittelpunkt Rußlands war in frühern Zeiten Kiew, weiter gegen Norden waren Nowgorod, Pſkow, Jsborsk und andere Städte nur ſlawiſche Colonien; alles Land vom 53° gegen Norden und vom 55° gegen Oſten kann als Eroberung über finniſche Völker betrachtet werden, und eben dieſe eroberten und von Ruſſen coloniſirten Länder wurden ſpäter der Hauptſitz der Herrſchaft, welche erſt ſeit zweihundert Jahren ſich wieder mehr gegen Süden auszubreiten anfängt. Dieſe Ausbreitung wurde in den letzten vier Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts über das ganze Nordufer des ſchwarzen Meeres ausgedehnt. Nicht ohne Grund nannte die große Katharina dieſes Land Neurußland: hier bildet ſich allerdings ein neues Rußland, und die Hauptkraft des Reiches dürfte ſich leicht, wie in den erſten Jahrhunderten ſeines Daſeyns, in dem Dnieprgebiet concentriren. Die Bedeutung, welcher dieſer Landſtrich bereits errungen hat, nöthigt Rußland, an den Ereigniſſen der Türkei den innigſten Antheil zu nehmen. Rußland ſah ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, alle die alten Reſte tatariſcher Völker, welche einſt Rußland beherrſcht und ausgeplündert hatten, ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen, und dieß führte Rußland frühzeitig nach Aſtrachan, brachte es in Verbindung mit Perſien und den Völkerſchaften des Kaukaſus, und verwickelte es aufs tiefſte in alle Angelegenheiten der Türkei. Wir haben dieſer Verhältniſſe bereits gedacht, und mag man nun annehmen, daß Rußland auf die Türkei wie auf eine Beute laure, oder daß ihm bloß darum zu thun ſey, ſeinen Einfluß in jenen Ländern dergeſtalt zu ſichern, daß der Beſitzer von Konſtantinopel factiſch nichts mehr als ſein Vaſall ſey; immerhin iſt das Streben da, ſich direct oder indirect über die europäiſche und aſiatiſche Türkei hin gegen das Mittelmeer auszubreiten. Hier ſteht es in einer höchſt ſonderbaren Stellung: wie in dem aſiatiſchen Streite zwiſchen Rußland und England Frankreich als unberufene dritte Macht dazwiſchen tritt, um die Rolle des Vermittlers zu ſpielen, ſo ſcheint Rußland ſich dieſelbe Rolle in dem Streite zwiſchen England und Frankreich um die Herrſchaft im Mittelmeere vorzubehalten. Auch gegen Mehemed Ali iſt ſeine Stellung eine gedoppelte: ſo lange Mehemed Ali der Feind der Türkei iſt und ihre Kräfte lähmt, ſo lange iſt Rußland ſein Freund, ſobald aber Mehemed Ali der Emir Al Omrah des türkiſchen Reichs werden will, wodurch dieſes wieder zur Kraft gelangen könnte, dann iſt Rußland ſein entſchiedener Gegner. Wie dieſer verwirrte Knoten ſich löſen ſoll, iſt einer wohl nicht ſehr fernen Zukunft vorbehalten.

(Fortſetzung folgt.)

Inſectenpflanze.

Der Dumfries Courier (ſ. Galignani's Observer. 5 Dec.) enthält ohne Quellenangabe Folgendes: Hr. Mackay, Mitglied des britiſchen Conſulats zu Maracaibo, beſchreibt eine Pflanze, die im Lande den Namen Protojoy führe und durch die ſeltſame Metamorphoſe eines Inſectes zur Pflanze werde. An dem beſchriebenen Inſecte hatten ſich ſchon einige der Beine in Wurzeln verwandelt, und in dieſem Zuſtand erhielt ſie Hr. Mackay. Ein ähnliches Inſect ſoll kürzlich in Nordcarolina entdeckt worden ſeyn. Wenn das Geſchöpf die Form eines Inſectes annimmt, iſt es etwa einen Zoll lang und gleicht ſo ziemlich einer Weſpe. Wenn das Inſect ſeine volle Länge erreicht hat, ver-

ſchwindet es unter dem Boden und ſtirbt; bald darauf ſproſſen die beiden Vorderfüße hervor, die Schößlinge ſteigen aufwärts, und bald hat die Pflanze die Höhe von 6 Zoll erreicht. Die Zweige und Blätter gleichen dem Klee, und an den Spitzen der erſtern ſind Knöpfe, die weder Blätter noch Blumen enthalten, ſondern ein Inſect, das, wie es herangewachſen iſt, auf den Boden fällt oder auch auf der Pflanze bleibt, und von den Blättern ſich nährt, bis die Pflanze erſchöpft iſt, wo das Inſect in die Erde zurückkehrt, und wieder als Pflanze aufſproßt.

Die chineſiſchen Gefäße in den ägyptiſchen Gräbern und das Porcellan.

(Fortſetzung.)

Bekannte Stellen der heiligen Schriften, liebliche und ſinnreiche Sätze der Dichter und Geſchichtſchreiber werden in China, wie in allen civiliſirten Ländern der Erde, zu Inſchriften an öffentlichen Gebäuden, an Thüren und Wänden, am Hausgeräthe und Gefäßen verwendet. Der Kundige wird deßhalb mit leichter Mühe ſolche Inſchriften verſtehen und ihre Quellen, woraus ſie geſchöpft ſind, nachweiſen können. Der proteſtantiſche Miſſionär Medhurſt, ein großer Kenner der chineſiſchen Literatur, erhielt zu Canton ein Facſimile der Inſchrift, welche ſich auf einem der in Aegypten gefundenen Porcellangefäße befindet, und erkannte alsbald, daß ein Theil derſelben aus einem von Su tong po verbeſſerten oder richtiger verdorbenen Diſtichon eines berühmten Staatsmannes, Gelehrten und Dichters zu den Zeiten der großen Song-Dynaſtie, beſtünde. Wang ngan ſchi, ſo hieß dieſer in vielfacher Beziehung ausgezeichnete Mann, war eine Zeit lang allgewaltiger Miniſter unter dem Kaiſer Schin tſong (regierte von 1067 bis 1085). Er ſuchte durch weiſe Anordnungen dem gemeinen Weſen aufzuhelfen, und ſo der Hab- und Herrſchſucht der Großen entgegenzuarbeiten. Deßhalb zerfiel er mit den meiſten Gelehrten und einflußreichen Männern ſeiner Zeit, ward durch ihre Intriguen abgeſetzt und ſtarb in der Verbannung. Die Geſchichte der Song wurde von ſeinen Feinden, den orthodoxen Gelehrten, geſchrieben, und ſie haben Alles aufgeboten, um das Andenken dieſes trefflichen Staatsmannes bei der Nachwelt anzuſchwärzen. Aber die Thatſachen, welche ſie ſelbſt von Wang berichten, ſprechen deutlich für dieſen verfolgten Neuerer.

Unter den vermiſchten Gedichten des Wang ngan ſchi befindet ſich nun ein Diſtichon, worin von dem Vogel Ming jue und dem Wurme Wang kiuen es heißt:

Ming jue song *kien* kiao
Wang kiuen hoa *ein* schui.

Ming jue ſingt zwiſchen den Tannen,
Wang kiuen ſchläft im Herz der Blume.

Su tong po, ein Literator und Kritiker, der einige Jahrzehnte nach Wang ngan ſchi blühte, wußte nicht, daß Ming jue (leuchtender Mond) und Wang kiuen (königlicher Hund) eigene Namen ſind; er faßte die Worte dem Sinn nach auf, und konnte demnach natürlich nicht begreifen, wie „der leuchtende Mond zwiſchen den Tannen ſingen und der königliche Hund im Herzen der Blume ſchlafen könne.“ Su tong po war von ſeinen Kenntniſſen und ſeiner Einſicht ſo ſehr überzeugt, daß er ſicher glaubte, etwas, was er nicht verſtünde, könnte überhaupt keinen Sinn haben. Der Kritiker half nun auf ſeine Weiſe dem Dichter nach, und ſchrieb bloß mit Veränderung zweier Charaktere, die, ſo dachte er, höchſt wahrſcheinlich von einem Abſchreiber oder Holzſchneider — der ſtereotype Holzdruck war ja ſchon ſeit einem Jahrhundert allgemein im Gebrauche — herrühren möchten.

Ming jue song *tschong* kiao
Wang kiao hoa *jin* schui.

Der leuchtende Mond ſcheint zwiſchen den Tannen,
Der königliche Hund ſchläft im Schatten der Blume.

Nachdem der Kritiker dieſe ſinnreichen Emendationen vorgenommen hatte, bereiſte er die ſüdlichen Provinzen des Reiches, und erfuhr zu ſeinem Verdruſſe, daß es hier Vögel gebe, die Ming jue, und Würmer, die Wang kiuen heißen. So tong po war redlich genug zu geſtehen, daß er ſich geirrt habe; doch war ſein Irrthum nicht mehr gut zu machen. Schon hatte ein Porcellanfabricant das ſo emendirte Diſtichon auf Riech- und Tabakflaſchen eingebrannt, die auf der großen Handelsſtraße zwiſchen Indien, dem rothen Meere und Cairo bereits ihren Weg nach Aegypten gefunden hatten. Denn wir leſen auf dem einen in Koptos angekauften Gefäße nicht, wie der Dichter ſchrieb:

Ming jue song *kien* kiao,

Ming jue ſingt zwiſchen den Tannen,

ſondern wie der Kritiker in ſeiner vermeintlichen Weisheit es verbeſſerte:

Ming jue song *tschong* kiao.

Der leuchtende Mond ſcheint zwiſchen den Tannen.

Es iſt wohl möglich, daß ſich ſelbſt in Europa, noch aus den Zeiten des Mittelalters her, namentlich in Venedig, Genua und Florenz, Gefäße dieſer Art mit denſelben Inſchriften vorfinden. Die Araber, welche ſeit den Zeiten des achten Jahrhunderts einen bedeutenden Handel mit China trieben — in Canton war ſchon im neunten Jahrhundert eine ſehr zahlreiche muſelmänniſche Gemeinde — haben neben andern chineſiſchen Waaren auch viel Porcellan nach Aegypten gebracht, was der ſogenannte nubiſche Geograph, Edriſi, der im zwölften Jahrhundert blühte, ausdrücklich bemerkt. Es traf ſich hie und da auch, daß die Chineſen ſelbſt, ſowohl Porcellan als andere natürliche und künſtliche Erzeugniſſe ihres Landes, bis hin nach Aegypten verführten. Dieß geſchah namentlich nach einer Nachricht des Makrizi im Jahre 1451. In dieſem Jahre kamen mehrere Dſchonken von China nach den Küſten Indiens, um daſelbſt Handel zu treiben; zwei derſelben, welche Porcellan, Seide, Moſchus und andere koſtbare Gegenſtände führten, ſegelten nach Aden oder Adana, dem berühmten Emporium an der Südweſtküſte Arabiens. Da ſie aber hier wegen der vielfachen Wirren, die damals in der Landſchaft Yemen ſtattfanden, ihre Waaren nicht verkaufen konnten, ſo wendete ſich der Befehlshaber der chineſiſchen Schiffe an den Emir von Mecca und an den Hafenaufſeher von Dſchiddah, um Erlaubniß bittend, dorthin ſegeln zu dürfen. Der Sultan von Aegypten gab alsbald den Befehl, daß die Chineſen mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen werden ſollen. Man hoffte, es würden in Zukunft mehrere Schiffe des Mittelreiches nach Dſchiddah kommen, wodurch dann die Hafenzölle eine bedeutende Vermehrung erfahren könnten.

(Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 362.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

28 December 1839.

Die aſiatiſche Geſellſchaft von Madras.

London, den 9ten Dec.

Vor etwa zehn Jahren vereinigten ſich auf den Vorſchlag von Sir Alexander Johnſtone die früher unabhängigen aſiatiſchen Geſellſchaften von Madras und Bombay unter dem Titel von Hülfsgeſellſchaften mit der von London. Es war ein abſurder Plan, der auch bald ſeine natürlichen Früchte trug. Die aſiatiſche Geſellſchaft in London gewann nichts dabei, indem die Hülfsgeſellſchaften in Indien ihr kein Geld ſchickten, da ſie ihre Einkünfte zur Erhaltung ihres Locals und ihrer Bibliotheken brauchten, ebenſo ſchickten ſie keine oder wenig literariſche Arbeiten, weil ſich Niemand gerne Mühe gibt, in der Ungewißheit, ob ein Comité, das bei den Antipoden reſidirt, die Arbeiten drucken würde, und da die Memoiren der beiden indiſchen Geſellſchaften aufhörten zu erſcheinen, ſo wurde aus dieſen nichts als eine Art von Leſegeſellſchaften, welche ihre Annehmlichkeiten für die reſidirenden Mitglieder haben mochten, von denen aber die gelehrte Welt nichts hörte. So iſt es mit der Geſellſchaft in Bombay geblieben, und ſie hat ſo gut als aufgehört zu exiſtiren. Die Geſellſchaft in Madras war in Folge dieſer Einrichtung ebenfalls eingeſchlafen, bis ſie nach einigen Jahren einen thätigen Secretär bekam, der verſuchte, ſie wieder zu erwecken, und unter dem Titel Madras Journal of Literature and Science, ein Journal gründete. Anfangs trug es alle Spuren des gänzlichen Mangels an literariſchem Leben an ſich, der damals in Madras herrſchte, und beſtand aus wenig mehr als Nachdrucken von Aufſätzen aus indiſchen und europäiſchen Journalen, aber nach und nach hat es ſich ſehr erweitert und gebeſſert, und bildet jetzt nach mannichfachen Aenderungen eine vierteljährige Zeitſchrift, welche ausſchließlich aus Originalaufſätzen beſteht, und das Organ der noch immer geringen literariſchen Thätigkeit der Präſidentſchaft Madras bildet. Das letzte Heft, das in Europa angekommen iſt, erſchien im März des laufenden Jahres, und trägt die Nummer 22. Das Journal fängt an, für europäiſche Bibliotheken von Intereſſe zu werden, aber die Schwierigkeit es zu bekommen, iſt ſehr groß, da man nach indiſchem Gebrauch nicht auf den Verkauf in Europa gerechnet hat, und es in ſo kleiner Zahl abzieht, daß mehrere Nummern vergriffen ſind; auch iſt der Preis viel zu hoch, drei Rupien das Heft, und iſt ſo berechnet, daß 125 Exemplare die Koſten decken. Man findet in ihm keine Arbeiten, wie die, welche im Aſiatiſchen Journal von Calcutta erſcheinen, und dieſes unentbehrlich für den Hiſtoriker und Naturhiſtoriker machen; aber dennoch kann, wer ſich mit Indien beſchäftigt, es kaum entbehren, da es doch eine Menge von Data über Südindien enthält, welche ſich ſonſt nirgends finden. Die Finanzen der Geſellſchaft ſind in guten Umſtänden, wie folgende Analyſe ihrer Einnahmen und Ausgaben vom letzten Jahre zeigt: ihre Einnahmen betrugen 9186 Rupien, ihre Ausgaben 7790, wovon 4800 für Bücher und Journale ausgegeben wurden; der Druck des Journals koſtete 1365 Rupien, die Ausgaben der Adminiſtration 2900, und in der Caſſe blieben 1595 Rupien. Der Ertrag der (außerhalb der Geſellſchaft) verkauften Exemplare des Journals trug 1265 R. ein, deckte alſo die Ausgaben faſt vollſtändig, ungerechnet, daß jedes Mitglied der Geſellſchaft das Journal gratis erhält. Aus dieſem geht hervor, daß die Geſellſchaft nach europäiſchen Begriffen viel zu viel Leſegeſellſchaft und Bibliothek iſt, und zu wenig auf Publicationen verwendet; dieß erklärt ſich zwar aus dem Mangel einer öffentlichen Bibliothek in Madras, und aus der Schwierigkeit, welche der Einzelne findet, ſich neue europäiſche Werke zu verſchaffen, allein es bleibt doch immer auffallend, wie wenig von jeher in Südindien von den Engländern für Wiſſenſchaft geſchehen iſt, im Verhältniß von dem, was in Bengalen und ſelbſt in dem kleinern Bombay geſchieht. Die wenigen ausgezeichneten Männer, welche der Dienſt der Compagnie in Madras gebildet hat, waren Militärs, wie Malcolm, Munro, Wilkes und Briggs; der einzige Civiliſt von Auszeichnung war Ellis, der aber zu früh ſtarb, um ſeine großen Arbeiten über das indiſche Recht zu vollenden. Der Grund dieſes Unterſchieds liegt wohl darin, daß die Adminiſtration von Madras mit weniger gebildeten Eingebornen zu thun hat, als die in den nördlichen Provinzen, wo die großen Centralpunkte ſowohl indiſcher als mohammedaniſcher Gelehrſamkeit liegen, und ein thätiger Geiſt, wie der von Jones, Celebrooke, Wilkins,

Wilson, Prinsep, Elphinstone, Fell u. s. w. seine Neugierde mehr angeregt und leichter befriedigt findet, als in den ungelehrten Provinzen von Canara und Mysore. Dieser Zustand ist jedoch ein großes Unglück für Südindien, und das Land leidet bei diesem Mangel an Geistesthätigkeit der regierenden Kaste sehr; nirgends ist so wenig für Ackerbau und Handel geschehen, als in Madras, nirgends sind die Transportmittel so schlecht, die Producte so unbekannt und so im Werth herabgedrückt, und nirgends ist das Steuerwesen so erbärmlich eingerichtet wie dort; es ist ein mit Blindheit geschlagenes Land, in dem das Talent nicht aufkommen kann.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Wir haben von dem Stande der Dinge im Orient eine kurze Digression nach Rußland gemacht, als nach demjenigen Lande, welches durch seine Nähe und mannichfachen Interessen bei dieser Frage am nächsten betheiligt ist, ja dessen Schicksal in großem Maaße davon abhängt, denn es handelt sich für Rußland darum, entweder ungeheuer an Macht und Einfluß zu gewinnen, und seine directe oder indirecte Herrschaft über ganz Vorderasien und über das südöstliche Europa, wo es Stammes- und Religionsgenossen in großer Anzahl findet, auszubreiten, oder aber auf fünfzig und mehrere Jahre zurückgeworfen zu werden, so wie es einer feindlichen Macht gelingt, sich in Konstantinopel festzusetzen. Eine größere Entscheidung stand seit dem Hereinbrechen der Türken in das östliche Europa nie mehr vor Augen: es handelt sich zum mindesten um das Schicksal aller Länder vom adriatischen bis zum caspischen Meere, und von den Südküsten Rußlands bis zu den Katarakten des Nils, ja noch tiefer hinein nach Afrika, und wie im 15ten Jahrhundert fast die ganze europäische Welt durch das Eindringen der Türken erschüttert wurde, so wird es wieder geschehen, wenn es sich darum handelt, ob sie den Platz, und wem sie ihn räumen sollen. Auch das Schicksal des Islams ist damit gewissermaßen verflochten, denn es fragt sich, ob der seit zwei Jahrzehnden ungeheuer gestiegene Einfluß der Europäer und europäischer Ideen im Orient noch immer zunehmen, oder durch einen Ausbruch moslemitischen Zornes für den Augenblick wieder vernichtet werden soll. Doch lassen wir die Speculation über die Zukunft, und wenden wir uns zu zwei andern, mit diesem Gegenstande in Verbindung stehenden Punkten, nach Nordafrika und Abyssinien.

Unsere Mittheilungen über Nordafrika sind in diesem Jahr auffallend sparsam gewesen; es hat sich aber auch bis gegen Ende desselben nichts besonders Merkwürdiges ereignet, und die Verhältnisse sind bis vor kurzem so ziemlich dieselben geblieben. Tripoli (s. Stand der Dinge daselbst Nr. 11) befand sich noch in den Händen der Türken, aber das offene Land gehört ihnen nicht, und hier werden die Araber mehr und mehr Meister. Der Bey von Tunis, offenbar zwischen zwei feindselige Interessen geklemmt, war ziemlich rathlos, doch ließ die Aufnahme des englischen Obristen Constidine zur Disciplinirung seiner Truppen allmählich ahnen, auf welche Seite er sich schlagen würde, um so mehr, als eine Zeit lang davon die Rede war, daß die Franzosen von Constantine aus eine Expedition nach Kess in dem Beylik Tunis unternehmen wollten. Zwischen Abdel-Kader und den Franzosen dauerte das alte Spiel fort, und es ist wirklich unbegreiflich, mit welcher Blindheit Frankreich in seinen nordafrikanischen Besitzungen gehandelt hat. Nachdem es in dem Vertrag von der Tafna Abdel-Kadern zum Oberhaupt der arabischen Nationalität gemacht, versah es ihn auch noch mit Waffen, mit Handwerksleuten, mit Instrumenten aller Art, was nur irgend die materiellen Fortschritte der Araber in den Künsten Europa's vermehren konnte, gleich als ahne es gar nicht, daß Abdel-Kader der natürliche Feind der Franzosen sey; zum Schlusse noch ließen sie sich von ihm so völlig überfallen, daß nach den neuesten Nachrichten alle Niederlassungen in der Ebene Metitscha verloren, und die Franzosen nahezu auf das Gebiet der Stadt Algier beschränkt sind. Was in Constantine und Oran geschehen wird, steht noch dahin. Man hat immer den Franzosen vorgeworfen, daß sie nicht zu colonisiren verstünden, dieß Wort jedoch nur auf ihre Ansiedelungen als Ackerbauer bezogen; daß sie sich aber in dem Maaße, als es hier geschah, von einem arabischen Emir würden übertölpeln lassen, — man kann kaum einen mildern Ausdruck gebrauchen — das hat Niemand erwartet. Es ist, als hätten sie in ihrem Eifer, sich in die orientalische Sache zu mengen, alles Andere aus den Augen verloren, und nicht beachtet, daß die Engländer, denen man diesen Ausbruch hauptsächlich Schuld gibt, ihnen hier eine schlimme Diversion machen könnten. Wie jetzt die Sachen stehen, haben die Franzosen gar keine Wahl mehr: sie müssen alle ihre Eroberungs- und Colonisationsplane aufgeben, was ihr Stolz nicht ertragen wird, oder sie müssen in römischer Weise militärisch colonisiren, Städte gründen, und diese Städte durch Postenlinien verbinden, wie dieß die Römer selbst noch nach zweihundertjähriger Herrschaft gethan zu haben scheinen, und wovon das Land tief hinein nach Süden und Westen die Spuren trägt (s. Ruinen in Nordafrika Nr. 337). Wird aber diese Colonisation nicht mit großer Methode und eiserner Consequenz durchgeführt, so ist Nordafrika ein Abgrund, in welchen Frankreich sein Gold und seine Menschen nutzlos hineinwirft; überhaupt wird aber eine solche Colonisation nicht gelingen können, als bis Frankreich sich an die Spitze der romanischen Nationen stellt, und, mit Italien und Spanien im Bunde, das ganze Küstenland, von der großen Syrte an bis zum atlantischen Meere, der europäischen Herrschaft unterwirft. Ein solcher Plan kann allein im Mittelmeere das Leben wieder hervorrufen, wie es zu Zeiten der Römer und im Mittelalter war.

Während die Franzosen mit ihrer nun bereits mehr als neunjährigen Eroberung so schweren Stand haben, suchen sie ihren Einfluß auch auf andere Punkte Afrika's auszudehnen. Seit einiger Zeit erscheinen sehr viele französische Reisende in Abyssinien. Den HH. Combes und Tamisier, von welchen der erstere neuerdings wieder die Reise dahin unternimmt, folgte

ein Hr. Lefebre, welchem Generalſtabsofficiere nachgeſchickt wurden, und die beiden HH. Abbadie, welche das Land in verſchiedenen Richtungen durchzogen zu haben ſcheinen. Die Reiſenden, welche überhaupt in der letzten Zeit nach Abyſſinien kamen, ſind in Nr. 320 f. aufgezählt, und eben daſelbſt auch angegeben, wie es den HH. Abbadie gelungen iſt, ſich von dem Verbannungsſpruche, welcher die übrigen Europäer traf, auszuſchließen. Es liegt dem Abgange ſo vieler Franzoſen nach Abyſſinien offenbar ein beſonderer Zweck zum Grunde, der indeß unſchwer zu errathen iſt. Man möchte gerne einen bleibenden Einfluß in Abyſſinien gewinnen, um von dort aus die Engländer im indiſchen Meere zu beobachten, um dem Schauplatz ihrer neueſten politiſch-commerciellen Beſtrebungen nahe zu ſeyn. Ob eine Abſicht auf Aegypten im Hintergrunde liegt für den Fall, daß Mehemed Ali ſtirbt, und ſeine Söhne ſich nicht halten können, müßte erſt der Verfolg zeigen; jedenfalls wäre die Poſition in Abyſſinien, wo man einerſeits auf Aegypten und das Mittelmeer, andrerſeits auf den indiſchen Ocean und Arabien einwirken könnte, vortrefflich gewählt, und der Verſuch allerdings einiger Mühe und Opfer werth. Auffallend iſt es, wie alles wiederkehrt: vor dreihundert Jahren war es Portugal, das, als es ſeine Herrſchaft im indiſchen Meere angegriffen ſah, Einfluß in Habeſch ſuchte, um ſeinen Beſitzungen in Oſtindien und an der afrikaniſchen Küſte einen Halt zu geben; jetzt ſucht Frankreich dort ſich feſtzuſetzen, um neuerdings Fuß in jenen Meeren zu faſſen, wo ihm von ſeinen früheren zahlreichen Beſitzungen ſo wenig übrig geblieben iſt. Man kann es wohl kaum einen Zufall nennen, daß Frankreich und England ſich mit Einemmal an ſo vielen Orten feindlich begegnen. Wie das Streben nach einer Feſtſetzung in Abyſſinien hauptſächlich nur gegen die Engländer gerichtet ſeyn kann, ſo gibt ſich auch in den Beſitzungen am Senegal ein feindſeliger Geiſt gegen die Engländer kund. Die Streitigkeiten über den dortigen Gummihandel ſind in dieſem Jahre ſehr lebhaft geworden, und die Engländer haben in ſofern den Kürzeren gezogen, als die Franzoſen den Platz behaupteten. Dagegen ſcheinen die erſten bemüht, auf einer andern Seite ſich zu entſchädigen, denn einer Nachricht zufolge ſoll eine neue Nigerfahrt im Werke ſeyn, wobei vielleicht der alte Plan, den Niger aufwärts bis Rabba vier oder fünf engliſche Handelspoſten anzulegen, wieder in Anregung und in Ausführung kommt. Der Sklavenhandel dauert zwar immer noch in einem ſehr bedeutenden Umfange fort (ſ. Nr. 154), doch macht ſich in dem Zuſtande der Weſtküſte in ſofern eine bedeutende Beſſerung bemerklich, als der Gummihandel (ſ. Nr. 129) eben ſo wie der Handel mit Palmöl ungemein ſteigt, zum Zeichen, daß eine friedlichere Induſtrie als die Sklavenjagd allmählich Platz greift; im Sennaar ſollen, wie behauptet wird, auf Befehl des Vicekönigs von Aegypten, die dortigen Sklavenjagden ganz eingeſtellt worden ſeyn (ſiehe Nr. 62). Indeß iſt der Zuſtand in manchen Negerländern doch der Art (ſ. Fort St. George d'Elmina Nr. 223 — 227, 251 — 265, 343 — 348, Unternehmung gegen den Häuptling von Hanta Nr. 305 — 310, 316 — 324), daß für viele Afrikaner die Fortſchaffung aus ihrem Vaterlande wirklich ein Glück zu nennen iſt. Die Art, wie die Holländer, deren Herrſchaft dort am ſicherſten gegründet ſcheint, aus dem Innern von Guinea Sklaven aufkaufen, und als Soldaten nach Java führen, kann man gewiß nicht tadeln, wenn man weiß, daß dieſe armen Geſchöpfe bei der unbedeutendſten Gelegenheit den Fetiſchen geopfert werden.

Ueber die ſüdlichern Theile Afrika's haben wir wenig mitzutheilen: eine umfaſſendere Zuſammenſtellung des Neueſten, was die portugieſiſche Literatur über Angola und Mozambique liefert (ſ. Nr. 54 — 58, 182 — 187, 195 — 212, 219 — 224), iſt das einzige Intereſſante; ſind die freilich etwas verwirrten und unvollſtändigen Angaben über einige Reiſen quer durch Afrika hindurch im Ganzen genommen richtig, ſo erhalten wir über das Land zwiſchen Angola und Mozambique doch wenigſtens einigen Aufſchluß (ſ. Nr. 61).

Noch beſchränkter ſind unſere Mittheilungen über die Südſpitze. Das wichtigſte Ereigniß iſt immer noch die Auswanderung der Boers; die von engliſchen Blättern gegebene Nachricht (ſ. Nr. 73), daß die Boers mit den engliſchen Truppen in Port Natal handgemein worden ſeyen, hat ſich ſpäter als unrichtig bewieſen, dagegen iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß die Boers durchaus nichts von den Engländern und engliſcher Herrſchaft hören wollen, obwohl der engliſche Gouverneur auf dem Cap Truppen nach Port Natal geſchickt hat, gleichſam um von dem Lande Beſitz zu nehmen. Bis jetzt ſcheint man nicht ohne guten Grund Anſtand genommen zu haben, gegen die Boers Gewalt zu brauchen, da aber dieſe entſchieden alle Unterwürfigkeit unter England durch eine offenkundige Erklärung von ſich gewieſen haben, ſo können feindſelige Berührungen allerdings in die Länge nicht ausbleiben.

(Fortſetzung folgt.)

Die chineſiſchen Gefäße in den ägyptiſchen Gräbern und das Porcellan.

(Schluß.)

Das Porcellan ward durch dieſe vielfachen Verbindungen im fünfzehnten Jahrhundert in Aegypten ſo häufig, daß die Gebieter dieſes Landes nicht ſelten porcellane Gefäße den europäiſchen Fürſten zum Geſchenke machten. So ſandte ein Sultan an den berühmten Mediceer Lorenzo unter andern Geſchenken auch ſo ſchöne porcellane Gefäße, wie man deren in Italien früher nicht geſehen hatte. Dieſe Geſandtſchaft des ägyptiſchen Sultans malte Andrea del Sarto. Man nannte aber dieſe ſeltenen Geſchirre Porcellan, weil man nicht wußte, daß ſie aus einer Art Thon beſtünden, ſondern glaubte, ſie würden aus Schalen der Konchylien, welche man in Italien Porcelletas nannte, verfertigt. Eine Stelle in der Reiſebeſchreibung des Marco Polo ſoll dieſen Irrthum veranlaßt haben. Nach andern Angaben nannte man dieſe Geſchirre deßhalb Porcellan, weil man wähnte, ſie erhielten ihren Glanz durch die Konchylien-Schalen, oder auch weil ſie wie dieſe glänzen. Es iſt dieß aber dieſelbe Gattung der Konchylien, die in Italien Porcelletas genannt wird, welche in Indien, namentlich auf den Maldiven, ehemals auch in China, als Scheidemünze diente; ſie

heißt in Indien Kori und in China Pei. In Europa ward sie deßhalb Porcellana oder Porcelleta genannt, weil sie gekrümmt ist, gleich wie der Rücken eines jungen Schweines (Porcella).

Die Chinesen nennen das Porcellan Tsseki, d. h. Thon- oder Steingeschirre — der Charakter Tsse wird bald mit dem Zeichen Thon, bald mit Stein zur Seite geschrieben — und berichten, daß man hiesigen Landes seit den Zeiten der Han-Dynastie Porcellan verfertigt habe. Doch scheint dem nicht so zu seyn, denn der älteste Lexikograph China's, Hiu schin, der zu den Zeiten dieser Dynastie sein Werk verfaßte, unterscheidet noch nicht zwischen Porcellan und Thongeschirre überhaupt. Der Name Tsseki erscheint erst zu den Zeiten der Tang-Dynastie, und mit dem Namen bekommen wir zugleich auch Kunde von der Sache selbst. Der erste Brenn- und Schmelzofen war zu Nan tschang, nicht Tschang nan, wie Morrison und Medhurst schreiben, in der Provinz Kiang si errichtet, und von hier aus ward zur Zeit des zweiten Kaisers der Tang-Dynastie gegen das Jahr 650 unserer Zeitrechnung das erste Porcellan als Abgabe an den Hof gesandt. Damit kein Unterschleif stattfände, waren hier immer zwei kaiserliche Beamte anwesend, welche die Aufsicht hatten und die Arbeiten controlirten. In dem trefflichen Berichte über das chinesische Porcellan des französischen Jesuiten P. d'Entrecolles, der am 2 Julius 1741 im 79sten Jahre seines Alters zu Peking gestorben ist, heißt es irrthümlicher Weise, es wären bereits im Jahre 442 Porcellangeschirre an den Hof gesandt worden — ein Versehen, das seitdem unzählige Mal wiederholt wurde. Die berühmtesten Porcellan-Manufacturen befinden sich heutigen Tages zu King te Tschin, oder in dem Orte glänzender Tugend, dreißig chinesische Li, d. i. zwei starke Stunden in südwestlicher Richtung von der Stadt dritten Ranges Feou leang entfernt, welche zum zweiten Bezirke Jao tscheou des Kreises Kiang si gehört. Dieser Flecken ward während der Regierung des Tschin Tsong (reg. 997 — 1022), östlich des lieblichen Sees Po jang, in den Jahren 1004 — 1008 angelegt. In Korea wird, nach chinesischen Angaben, beinahe eben so gutes Porcellan fabricirt, als in King te Tschin. King te Tschin hatte zu den Zeiten des P. d'Entrecolles eine Bevölkerung von einer Million Seelen, die großentheils bei den Manufacturen beschäftigt sind, denn man kann sich leicht denken, welch eine Masse Porcellan daselbst fabricirt werden muß, indem von hier aus der größte Theil des Reiches und die meisten Länder und Inseln Asiens mit Geschirren versehen werden.

Es gibt zwar in den andern Theilen des Reiches, namentlich in Kuang tong und Fo kien, andere Porcellan-Manufacturen, ihre Waare steht aber hinter der von King te Tschin weit zurück. Die beste Erde wird in Hoei tscheou des Kreises Kiang nan gewonnen; sie ist von schwärzlichen Streifen durchzogen. Sie wird vermittelst des klaren Wassers der Bergströme rein gewaschen und in Backsteinform gebracht. In diesem Zustande heißt sie Pe tun tze, d. h. weiße Porcellanerde. Dieß ist gemeinhin auch der allgemeine Name für alle Gattungen von Erden, aus welchen Porcellan fabricirt wird. Es gibt aber deren mehrere Gattungen in dem Bezirke von Jao tscheou, welche nach besondere Namen führen, wie Kao ling (hohe Bergkette), von dem Bergrücken bei King te Tschin, wo sie gewonnen wird, so genannt; Ju hong (kostbares Roth); Tsien tan (schnelles Blüschen) u. s. w. Man bereitet diese Erden ganz so zu, wie das Pe tun; sie werden aber entweder nur zur Mischung mit Pe tun, je oder allein zur Verfertigung groben Geschirres gebraucht.

Es gibt Alterthumsforscher, welche annehmen, daß die murrhinischen Gefäße der Alten aus chinesischem Porcellan bestanden; andere glauben, daß die ächten aus anderem Stoffe waren; nur die falschen murrhinischen Gefäße, welche von dem Verfasser des Periplus des erythräischen Meeres erwähnt werden, seyen von Porcellan gewesen. Ehe man aber hierüber überhaupt eine Untersuchung anstellt und Meinungen ausspricht, müßte man erst nachweisen, daß die Erfindung des Porcellans bei den Chinesen wirklich so hoch hinaufreiche, was, wie wir gesehen haben, sowohl nach P. d'Entrecolles, als nach unsern chinesischen Quellen nicht der Fall ist. Marco Polo ist der erste Europäer, welcher nicht bloß das chinesische Porcellan erwähnt, sondern auch die Art und Weise, wie zu seiner Zeit fabricirt wurde, genau beschreibt. Die Orientalen, so wie heutiges Tages noch die Russen, nennen es Fakfuri oder Forfor, nach dem Titel des Beherrschers des Mittelreiches, welcher eine wörtliche Uebersetzung ist des chinesischen Tien tse, und Himmelssohn bedeutet. In Europa hat man bereits in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts zu Florenz unter dem Großherzog Franz von Toscana das Geheimniß gefunden, ziemlich gutes Porcellan zu machen.

Miscellen.

Die Bewohner der nordwestlichen Ufer Amerika's. Unter diesem Titel theilte Baron Wrangell, welcher früher Gouverneur der russisch-amerikanischen Colonien gewesen war, einer russischen Zeitschrift, dem „Sohne des Vaterlandes," seine gesammelten Nachrichten über die Ugalinzen, Kolschanen, Kenaizen, Tschugatschen, Kadiaken und andere Völker mit, welche eine gemeinsame, der kadiakschen sehr ähnliche Sprache reden; die Nachrichten sind an Ort und Stelle gesammelt, und bei den bekannten Kenntnissen des Verfassers von nicht geringem Werthe. (Russisches Journal des Ministeriums der Volksaufklärung. Junius.)

Geschenke an die Gesellschaft der Alterthumsforscher in der Picardie. Der Abbé Solente, von St. Acheul, schenkte ihr einen bleiernen Sarg aus der gallorömischen Epoche, der neuerdings in der Nähe der Kirche entdeckt wurde. Er enthält das wohlerhaltene Skelett einer Frau, zwei Glasurnen, mehrere Nadeln von Holz und einige Reste von einem gestrickten Stoff. Ein Hr. Rose, Pfarrer von Tilloy-les-Conty, schenkte eine Medaille, welche die Stadt Konstantinopel zur Zeit Konstantins darstellt; sie wurde in einem Sumpf auf dem Gebiete dieser Gemeinde gefunden. (Echo du M. S. 14 Dec.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 145 u. 146** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Alchymist.** Metrisch bearbeitet nach A. Dumas. — **Ernst, das Chartisten-Epos.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für das Vierteljahr ganzjährig 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 363.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

29 December 1839.

Rückblicke.

(Fortſetzung.)

Amerika.

Je weiter man in der Kenntniß Amerika's fortſchreitet, deſtomehr findet man, daß einſt das ganze Land eine andere Geſtalt und andere Bewohner hatte. Die wenigen Bemerkungen, welche wir jetzt ſchon aus Darwins Forſchungen kennen, geben uns einen annaherunden Begriff von den unermeßlichen Revolutionen, welche einſt in den Cordilleren vor ſich gingen (ſ. Nr. 184); das ganze ungeheure Landergebiet zwiſchen den Cordilleren und dem atlantiſchen Ocean muß in einer vergleichungsweiſe neueren Epoche, nachdem es zuvor über dem Meeresniveau ſtand, wieder unter daſſelbe verſenkt worden ſeyen, eine Umwälzung, worin ſeine zahlreichen und merkwürdigen Thiergeſchlechter untergingen (ſ. Nr. 134. 180). Welche Kataſtrophe hat aber Nordamerika betroffen? wo ſind die zahlreichen Bewohner hingekommen, welche einſt das Thal des Miſſiſippi und der darein mundenden Fluſſe bewohnt haben müſſen (ſ. Alterthümer in Nordamerika Nr. 46)? Mancher iſt wahrſcheinlich ſchnell fertig mit der Antwort: ſie ſeyen im Laufe der letzten drei Jahrhunderte von den Europäern nach und nach ausgetilgt worden, aber dieß iſt ganzlich unrichtig, denn die Thaler des Miſſiſippi und ſeiner Nebenflüſſe ſind erſt ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts in größerem Umfange betreten worden, die erwahnten Alterthümer aber weiſen auf eine zahlreiche Bevölkerung zurück, welche vor mehr als tauſend Jahren daſelbſt wohnte, und von denen die jetzige indianiſche Bevölkerung auch nicht eine Sage hat. Mit Einem Wort, das alte Amerika mit ſeiner untergegangenen Thier- und Menſchenwelt iſt uns noch ein Buch mit ſieben Siegeln, und lange werden die Forſcher, Ameiſen gleich, die naheren Data zuſammenſuchen müſſen, ehe wir einigermaßen darüber zu einer klaren Anſicht werden kommen können. Daß Südamerika die neueſten und furchtbarſten Umwälzungen erlitten hat, iſt kein Zweifel, und beachtungswerth iſt der wohl nicht allein dem Klima zuzuſchreibende Umſtand, wie ſcharf, ſchon in alterer, wie wiederum in neuerer Zeit, der Cordilleren-Bewohner ſich von den Bewohnern der Ebenen ſcheidet. Wir haben in einer kürzlichen Mittheilung (ſ. die Spaltung der Bewohner Columbia's Nr. 353) bemerkt, daß das Reich der Inca's und Lipa's ſich im Weſentlichen ſtreng auf die Cordillerenkette beſchränkt, die politiſche Macht der Inca's ſich allerdings auch auf einige Niederungen, namentlich auf die Weſtküſte, hin ausgedehnt habe, daß aber jetzt, wo keine politiſchen Verhältniſſe dieſer Art mehr einwirken, der Quichua-Indianer in der Regel die Berge nicht verläßt. Auch kann es nicht fehlen daß, da die Zahl der Spanier, ſelbſt im Gebirge, keineswegs zu-, ſondern eher abnimmt, im Laufe einiger Jahrhunderte der Quichuaſtamm in den Anden entſchieden wieder vorherrſchen wird, vielleicht in einer nominellen Abhangigkeit von dieſer oder jener halbeuropäiſchen Hauptſtadt, aber im Weſentlichen durchaus frei und ungefeſſelt.

Dieß führt uns auf die alte, ſtets wiederholte Bemerkung, daß Amerika noch immer mit der Bildung ſeiner Racen und Stämme beſchäftigt iſt, und nach der furchtbaren Erſchütterung, welche die Eroberung durch die Europäer und die Einfuhr der Neger veranlaßt hat, ſich wieder neu zu geſtalten beginnt. Die Symptome dieſer fortſchreitenden Racenbildung ſind nicht leicht zuſammenzuſtellen, und man muß ſich gewiſſermaßen an Aeußerlichkeiten als an die Repräſentanten des innern Zuſtandes halten. In der Ebene von Venezuela hat die aus Negern, Indianern und Europäern gemiſchte gelbe Race ſich ſchon ziemlich conſtituirt (ſ. Nr. 25), daſſelbe iſt bekanntlich auch im Innern der argentiniſchen Republik der Fall, wo zwar die weiße Race vorherrſcht, doch immer mit ſtarker Beimiſchung von Neger- und Indianerblut. In Paraguay ſcheint der Guarani-Stamm zu überwiegen (ſ. das neue Guaranireich Nr. 38), wie im Nordweſten der Quichua-Indianer, denn das Spaniſche verſchwindet mehr und mehr, und die Häuſer, ſelbſt in der Hauptſtadt, laſſen ſich zahlen, wo die Frauen ein auch nur ertragliches Spaniſch ſprechen; das Guarani wird ſich hier ohne allen Zweifel zur herrſchenden Sprache erheben, eine Erſcheinung, welche man, wie es ſcheint, einzig dem Bekehrungs- und Regierungsſyſtem der Jeſuiten und dem Iſolirungsſyſtem Francia's dankt, ohne welche die Guaranis während der Revolution vermuthlich ganz vernichtet worden wären.

Was weiter im Norden im Innern Brasiliens vor sich geht, davon wissen wir so gut wie nichts, obgleich die fortdauernden Nachrichten von Eroberung und Plünderung einzelner Städte in den nördlichen Provinzen Brasiliens, also zunächst an der Linie, den Beweis liefern, daß dort nicht bloß weiße Herren und schwarze Sklaven den Boden bebauen: es scheint namentlich im Gebiete des Tocantin-Flusses ein Gemenge von Negern, Mulatten und Indianern zu hausen, welche da und dort in die Städte einbrechen, aber ohne einen andern Zweck als zu plündern, weßhalb, wenn endlich die Truppen der Regierung anlangen, diese immer wieder mit großer Tapferkeit die Städte erobern, besonders wenn die rohen Rauberschaaren sie schon geräumt haben. Gegen die noch immer im Aufstand befindlichen Bewohner von Rio Grande do Sul, welche meist weißer Abkunft sind, fallen freilich die Lorbeeren sehr mager aus, so nahe auch diese Provinz der Hauptstadt liegt. Alles dieses bietet nur weitere Symptome der Auflösung des so pomphaft angekündigten brasilianischen Kaiserreichs dar. Es ist auffallend, daß man in Zeitschriften so gar wenig über Brasilien findet; daß die brasilianische Litteratur selbst im höchsten Grade unbedeutend ist (s. Nr. 214, 215), das darf freilich Niemand sehr Wunder nehmen; in der Nähe der Linie sind die Geistesproductionen von jeher weder an Umfang, noch an Tiefe von Bedeutung gewesen, und die Denksprüche des Marquis v. Marica, die in der eben citirten Mittheilung geschildert sind, darf man eher als ein europäisches Erzeugniß betrachten. Aber eine leichte, tändelnde Poesie sollte man wenigstens erwarten, wenn sie auch unsern Begriffen von Anstand und Züchtigkeit nicht sonderlich entsprechen sollte; indeß auch hievon findet sich wenig. Die Weißen scheinen zu zügellos auf der einen, zu entnervt auf der andern Seite, und Mulatten und Neger sind zu roh. Aber nicht bloß das geistige Leben der Brasilianer scheint erschlafft, auch das industrielle und commercielle scheint immer tiefer zu sinken, und allen Andeutungen zufolge werden die Küstenstädte bald wenig anders mehr seyn, als englische Factoreien.

Ueber Westindien und Guiana haben wir fast nichts mehr beizufügen: der Emancipation ist schon im Eingang gedacht worden, und wir haben dort bereits die Mittheilungen über den Fortgang derselben (s. Neger auf Jamaica Nr. 156 f., Emancipation im englischen Guiana Nr. 295) angeführt, und hier nur noch nachträglich zu bemerken, daß die Pflanzer auf Jamaica, welche sich noch vor einem Jahre so überlegt böswillig gegen die Neger (s. Nr. 29) und so ungebärdig gegen die Regierung benommen haben, nach den neuesten Nachrichten viel gelindere Saiten aufzuziehen anfangen, daß sie endlich einzusehen scheinen, daß die Hoffnungen, welche sie auf die Vereinigten Staaten gesetzt hatten, sich nicht wohl verwirklichen werden. Eine gereizte Stimmung gegen die Emancipation war diesen Leuten freilich nicht zu verargen, denn die alten Culturmethoden lassen sich bei freier Negerarbeit trotz aller darauf verwendeten Mühe und Kosten vorerst nicht fortsetzen. Die englischen Blatter der letzten Tage haben wieder von einem abgeschlossenen Contract über die Stellung von einigen Hundert deutschen Arbeitern gesprochen, von welchen ein Theil schon nach Demarara unter Segel gegangen seyn soll. Es wäre an der Zeit, diesem schändlichen Menschenhandel, welcher ärger als die ehemalige Seelenverkäuferei ist, einmal Einhalt zu thun: europäische Constitutionen können unter dem Himmel Guiana's die anstrengende Arbeit des Landbaues nicht ertragen, und bekanntlich ist der Versuch, selbst Malteser und Portugiesen daselbst als Arbeiter anzusiedeln, bereits mißglückt, und muß, wie ein französischer Officier, welcher besonders zur Berichterstattung über diese Gegenstände nach Demarara geschickt wurde, ausdrücklich bemerkt, immer wieder und am meisten mit Nordeuropäern mißglücken. Aber die geldstolze Habsucht der Pflanzer kennt keine Rücksicht, und die englische Regierung kümmert sich nicht um den Handel, da es ja nur Deutsche sind, welche man verschachert. Dieselbe freundliche Gesinnung gegen unser Volk haben in neuerer Zeit auch die Nordamerikaner an den Tag gelegt, indem sie deutsche Truppen anwerben wollten, um den nie endenden Seminolenkrieg auszufechten, und in den ungesunden Sümpfen Florida's ein ruhmloses Grab zu finden.

Die Indianerbevölkerung von Nordamerika hat in neuerer Zeit wieder ein Lebenszeichen gegeben, und ein allgemeiner Indianerkrieg steht vielleicht nahe bevor. Bekanntlich hatte sich in einem Theile von Georgia und Alabama eine Anzahl Tschirokesen angesiedelt, civilisirte sich immer mehr, ein Mann ihres Stammes erfand ein Alphabet, und es erschien eine Zeitschrift in tschirokesischer Sprache: sie besaßen Sklaven zum Anbau ihrer Ländereien, lebten aber mit ihnen auf einem freundlichen Fuß, und ihre Anzahl, Sklaven, reine Indianer und Mischlinge von Weißen und Indianern, so wie von Indianern und Negern zusammengerechnet, stieg allmählich auf etwa 30,000 Köpfe. Die Habsucht der Weißen wollte sie ihres Besitzthums berauben, und die allgemeine Anordnung in Betreff der nur vom Ertrage der Jagd und des Fischfanges lebenden Indianer, daß sie nämlich jenseits des Missisippi entfernt werden sollten, wollte man auch auf sie anwenden. Lange widerstand die Centralregierung, endlich aber mußte sie nachgeben, und so wurde ein betrügerischer Vertrag über die Abtretung ihrer sehr werthvollen Ländereien abgeschlossen, kraft dessen sie das Land verlassen, und über den Missisippi wandern mußten. Widerstand war umsonst, und die Gewaltthat wurde ausgeführt; aber sobald sie außer dem Bereiche der Macht der Weißen waren, wurden die Unterhändler, welche ihre eigenen Landsleute verrathen und verkauft hatten, von dem erbitterten Volke ermordet, wie man sagt, auf Veranlassung eines gewissen Roß, eines halbblütigen Indianers. Man scheint nun die Absicht zu haben, diesen Roß vor Gericht zu ziehen, da der Mord noch auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten geschehen sey; allein Roß soll keineswegs gesonnen seyn, sich einem solchen Gerichte zu unterwerfen, und hinreichende Fähigkeiten und Ansehen besitzen, um nöthigenfalls sämmtliche über den Missisippi verjagte Indianerstämme zum gemeinsamen Kampfe gegen die „großen Messer" zu führen. Aber alles dieß hemmt nicht den Fortschritt des Handels und der „Civilisation," und somit kümmern sich auch die wenigsten Nordamerikaner darum.

Ein anderer Gegenstand aber, die ewig wiederkehrende Sklavenfrage, geht ihnen mehr zu Herzen, weil sie eine Lebensfrage für die Union, eine wahre „question brulante“ geworden ist, welche Niemand anfassen mag, und von der man sich kaum recht zu reden getraut. Sind indeß die Angaben eines Amerikaners über die Fortschritte der Abolitionistenpartei gegründet (s. die Gesellschaft für die Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten Nr. 198), dann kann die letzte Stunde für die Union bald schlagen. In jener Mittheilung, welche einem Briefe aus New-York entnommen ist, heißt es wörtlich: „Diese Frage beherrscht alle andern, aber die Leidenschaften, welche sie in Bewegung setzt, sind so furchtbar, daß man öffentlich weit weniger davon hört, als von einer Menge Fragen, welche ein nur sehr oberflächliches Interesse erregen, während diese die Eingeweide der Republik zernagt.“ Die ganze jetzige Gesellschaftsverfassung der südlichen Sklavenstaaten ist von Grund aus vernichtet, sobald man das Princip der Emancipation zuläßt; alles Besitzthum ist mit einemmal in Frage gestellt, die Amalgamation, welche bisher die Weißen mit instinctivem Abscheu zurückwiesen, ist dann eine nothwendige Folge, und die Bevölkerung erfahrt eine gänzliche Umwandlung. Diesen mit vollkommener Klarheit erkannten Folgen wollen die Sklavenbesitzer entgehen, aber das auflösende, nivellirende Princip der modernen europäischen Bildung macht sich mit unwiderstehlicher Gewalt geltend. Die Abschaffung der Sklaverei ist zugleich ein frommes Werk, welches John Bull freudig zu fördern bereit ist, um so mehr, als ihm Bruder Jonathan hinsichtlich seiner Besitzungen in Canada, wo auch noch eine alt eingebürgerte Nationalität dem neueindringenden sächsischen Stamm zum Opfer fallen soll (s. die Franzosen und Engländer in Canada Nr. 57), sehr viel Sorgen und Kosten verursacht hat.

Sollen wir noch eines andern Umstandes, nämlich der Anleihen der Nordamerikaner (s. Nr. 261) in Europa erwähnen? Es ist augenscheinlich, daß eine ächt amerikanische Partei es mit Vergnügen sehen würde, und so viel an ihr ist darauf hinarbeitet, daß diese Anleihen nie zurückgezahlt und davon Anlaß genommen wird, jede innigere Verbindung mit Europa abzubrechen, denn jene Partei erklärt geradezu, wenn es mit den Anleihen in Europa so fortgehe und alles gezahlt werden solle, so werde ganz Amerika an einige europäische Capitalisten verpfändet. Diese Worte, welcher einer amerikanischen Zeitschrift entlehnt sind, deuten darauf hin, wie sehr man selbst in Nordamerika die commercielle Abhängigkeit von dem creditreichen Europa fühlt, und wie sehr sich ein gewisser Trotz dagegen sträubt. Es ist dieß in Nordamerika dieselbe Erscheinung, wie in Merico und in Buenos-Ayres: die erstarkte Bevölkerung des Innern kümmert sich um die Verbindung mit dem alten Europa wenig, und wie die Gauchos mit Rosas an der Spitze dem Untergang des Handels von Buenos-Ayres mit Ruhe zusehen (s. Blokade von Buenos-Ayres Nr. 299), so betrachten die ächten Demokraten Nordamerika's den Sturz der Vereinigten-Staaten-Bank, welche diese innige Verbindung mit Europa in ihrer Weise repräsentirte, mit mehr als Schadenfreude, mit sichtlichem Vergnügen. Ob sie nicht in ihrer Art Recht haben, ist eine nicht hieher gehörige Frage, aber der Umstand ist zu beachten, daß allenthalben in Amerika, nur an verschiedenen Orten unter verschiedenen Formen, im Innern des Landes eine Partei existirt, welche die reichen Handelsstädte der Küste und die commercielle Abhängigkeit von Europa, deren Vermittlerinnen sie sind, von Herzen haßt, sich das Joch europäischer Credit- und Schuldengesetze nicht auflegen lassen will, und die Unsicherheit des Handels in den Seestädten vermehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Tino.

(Bruchstück aus Thomas Knights Oriental Outlines.)

Die Tschernik, die mich nach den Cykladen bringen sollte, segelte, wie die meisten Schiffe in Nauplia, in der Nacht ab, um den Landwind, der sich nach Sonnenuntergang erhebt, zu benutzen. Um Mitternacht kam ich auf dem Schiff an, und sogleich lichteten wir die Anker. Ein günstiger Wind begleitete uns aus dem Hafen, hörte aber schon nach einer Stunde wieder auf, und nöthigte die Schiffer zu den Rudern ihre Zuflucht zu nehmen, und so langsam ging die Fahrt, daß statt in 4 bis 5 Stunden, wie es gewöhnlich der Fall ist, wir erst am Abend des folgenden Tages Syezia erreichten. Schneller kamen wir nach Hydra, dieser unerschöpflichen Quelle der neuern griechischen Seemacht, und wenn wir auch zwischen Poros, dem alten Kalauzia, und St. Georg wieder von Windstille litten, so trieb uns doch zwischen Thermia und Zea ein heftiger, fast sturmähnlicher Wind weiter, und rechtfertigte so den alten Seemannsspruch:

Ein Regenbogen am Morgen,
Macht dem Schiffer Sorgen;
Ein Regenbogen bei Nacht,
Ihm Freude macht.

Denn wir hatten wirklich am Morgen einen Regenbogen gesehen. Zea war einst so unfruchtbar, daß ein Gesetz auf der Insel bestand, das allen Bewohnern über 60 Jahren auferlegte, sich mit Gift zu tödten, damit sie den jüngern Leuten nicht im Wege stehen und die Lebensmittel dürftiger machen möchten. Seine jetzige Bevölkerung soll sich auf 3 bis 4000 Menschen belaufen, und bei der Fruchtbarkeit des Bodens, dem Reichthum an Wasser und seinem guten Hafen wird es wahrscheinlich an Wichtigkeit gewinnen.

Nach Syra war die Tschernik bestimmt, das aber für den Fremden, wenn er nicht Kaufmann ist, keine Annehmlichkeit bietet, und nichts Merkwürdiges hat, als einen Wahnsinnigen, der, 1837 wenigstens, unbelästigt auf dem Hafendamm zu sehen war, wo er von den Fremden mit dem Anrufe in englischer Sprache: „Helft mir, ich bin ein König!“ sich sein kümmerliches Leben fristet. Er glaubte, von Constantin dem Großen abzustammen, und sprach stets davon, Stambul von den Türken wieder zu erobern. Unterdeß aber bettelte er, obgleich sein Bruder, wie mir gesagt wurde, ein wohlhabender Mann seyn soll. Von St. Georg, dem Hauptort der Insel, geht jeden Morgen ein Boot nach der nur 10 Meilen entfernten gegenüberliegenden Stadt St. Nikolas, der Hauptstadt von Tino. Ich verschaffte mir daher einen Paß, denn man ist sehr streng in dieser Hinsicht, wenn es auch am Ende nur Formalitäten sind, und ließ mich übersetzen, um die Insel zu besuchen. Der Preis der Ueberfahrt wechselt von 1 zu 2 Drachmen.

Kaum hatten wir den Hafen verlaſſen, ſo legte ſich der Wind und die Schiffer mußten zu den Rudern greifen, wobei wir den Weg, den ich auf meiner Rückreiſe in fünf Viertelſtunden zurücklegte, erſt nach fünf Stunden beendigten. Die Ausſicht, die ſich mitten auf dem Meere bietet, iſt entzückend. Die nächſten Inſeln, die man erblickt, ſind, links von Tino, Andros, rechts Mykoni und Delos, dazwiſchen die „fröhlichen Waſſer der tiefblauen See“ mit manchem ſchönem Fahrzeug, das kräftig die aufthürmenden Wellen durchſchneidet, oder mühſam und träg ſich in der Windſtille dahin ſchleppt. Delos iſt nur eine Maſſe nackter Felſen; um ſo fruchtbarer iſt Andros, einſt wegen ſeines Tempels des Bacchus berühmt, wo am 7 Januar das Waſſer wie Wein ſchmeckte. Vielleicht haben von dieſer Zeit her die Einwohner ihre entſchiedene Vorliebe für den Wein, denn obgleich die Inſel viel dieſes edeln Getränkes hervorbringt, ſo iſt doch faſt der ganze Ertrag zum eigenen Verbrauche beſtimmt.

So wie wir in der Nähe von Tino angekommen waren, wurde ein Anker ausgeworfen, und der Capitän begab ſich ans Land, um die gewöhnlichen Paßformalitäten zu beſtehen. Der Capitän des Bootes nämlich erhält einen Zettel, worauf die Zahl ſeiner Paſſagiere verzeichnet iſt. Trifft dieſe mit der Zahl der wirklich Anweſenden überein, ſo findet keine fernere Behutlichkeit ſtatt, das Schiff in den Hafen und die Reiſenden ans Land zu laſſen, doch variirt die Zahl auf dem Papiere mit dem im Boote, ſo iſt es ſchwierig Zutritt zu erhalten. In einem Falle wurden die unglücklichen Reiſenden einen ganzen Tag und eine Nacht im Boote zurückgehalten, ehe der Irrthum aufgeklärt war. Deßhalb hielten die Paſſagiere eines andern Bootes, worauf ich mich auch befand, und welches zufällig drei Paſſagiere mehr hatte, als in dem Verzeichniſſe ſtand, dieſe drei verſteckt, bis die Zählung vorüber war, und erklärt wurde, es ſey tout en regle, worauf wir ſämmtlich ungehindert ans Land kamen.

Dießmal fand kein Hinderniß ſtatt, und einer aus der Menge, der müßig auf dem Landungsplatze ſtand, nahm meinen Mantelſack auf die Schulter und führte mich durch das drängende Gewühl in eine kleine Straße links vom Hafen, wo das Haus des Dr. Ernſt Gelli lag, an welchen ich einen Brief hatte, und durch deſſen Hülfe ich mir bald Maulthiere und einen Führer verſchaffte, um einen Ausflug über die Berge nach dem andern Ende der Inſel zu machen. Ohne dieſen Brief hätte ich gewiß größere Schwierigkeiten gefunden, und wegen der hereinbrechenden Nacht erſt am folgenden Morgen St. Nikolas verlaſſen können. Auch eilte ich ſehr, die Stadt hinter mir zu haben, und, nachdem ich von des Doctors Tochter Kaffee und eingemachte Früchte angenommen hatte, beſtieg ich mein Maulthier, deſſen Sattel nicht ſehr einladend war, und verließ mit meinen Begleitern, deren Zahl durch die Eigenthümer der drei Maulthiere noch vergrößert wurde, die Stadt.

Eine kurze Strecke gingen wir am Ufer hin, dann beſtiegen wir die Berge gerade als die Sonne ſich ins Meer ſenkte, und nach kurzer Dämmerung folgte eine Nacht, dunkler als ich je eine in Griechenland ſah. Doch die Männer kannten die Berge recht gut, und wie eng, ſteil und felſig auch die Stege waren, ſo ſtrauchelten die Maulthiere doch während des ganzen Weges nur einmal, bei welchem Zufall mein Knie auf das heftigſte gegen eine der ſteinernen Mauern geklemmt wurde, durch welche die Felder auf dieſer Inſel abgetheilt ſind. Unglücklicher waren unſere Führer, die faſt alle zehn Minuten hinfielen. Doch trugen ſie alle Stöße mit Geduld und guter Laune. Auf dieſen rauhen Bergpfaden kamen wir früher an den Ort unſerer Beſtimmung, als es möglich geweſen wäre, wenn wir durch die Dörfer gegangen wären. Freilich hinderte die tiefe Finſterniß weiter als einige Schritte vor uns zu ſehen. Nur zuweilen erblickte ich den Leuchtthurm in Syra; wenn der Weg ſich über die ſteinigen Höhen hinzog, und dann und wann einen Schimmer von den Lampen aus einigen Hütten in den Dörfern über und unter uns. Niemand begegnete uns auf unſerem ganzen Wege: Alles, was ich mich während des vierſtündigen Rittes geſehen zu haben erinnere, ſind ſteinerne Mauern, eine einſame Kirche, ein Waſſerfall, vier bis fünf Windmühlen auf den mit Ginſter bewachſenen Höhen, und eine Maſſe Hütten, Wohnungen und Häuſer, als wir in Ekomaria eintritten.

Der Steig, der in das Dorf, das auch Pyrgo heißt, führt, iſt bei Nacht etwas ſchwierig. Endlich kamen wir in die engen Straßen, und in zehn Minuten war ich bei Mavromara, dem geachtetſten Popen des Kirchſpiels, der mir bald eine Wohnung ausfindig machte und ein Nachteſſen bereiten ließ, zu dem ich trefflichen Appetit mitbrachte. Auch die Treiber und ihre Thiere wurden nicht vergeſſen. Gegen Mitternacht zahlte ich ihnen drei Dollars für ihre Dienſte und begab mich zur Ruhe.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Segelſchifffahrt der Dampfboote. Die neulich zu Toulon auf dem Dampfboote der Styx angeſtellten Proben ſind vollkommen gelungen; wenn man die Räder außer der Verbindung mit der Maſchinerie ſetzt, drehen ſie ſich durch den Anſtoß des Waſſers, während der Wind das Schiff vorwärts treibt, und ſetzen der Strömung durchaus keinen Widerſtand entgegen. Die Dampfboote können alſo, wenn ihnen der Wind günſtig iſt, vermittelſt der Segel gehen, ohne durch den Widerſtand der Räder aufgehalten zu ſeyn. (Das Obige iſt aus dem Echo du Monde Savant vom 14 December entnommen. Der Tonnelonnais vom 15 December aber enthält noch einige andere Angaben, aus denen hervorgeht, daß dieſe Proben auf Kriegsmanöuvres berechnet ſind; es handelt ſich nämlich darum, das eine oder das andere Rad, oder beide auf einmal, nach Commando, von dem Wellbaum loszumachen und wieder anzuhängen. Bisher war dieß auf den engliſchen Schiffen, namentlich auf der Medea, wo dieß Syſtem der Segelfahrt zuerſt in Anwendung gekommen zu ſeyn ſcheint, eine ſehr langſame und gefährliche Arbeit, hier wurde ſie mit einer überraſchenden Schnelligkeit ausgeführt.)

Saurierknochen in Frankreich. Man hat im Nièvre-Departement beim Durchſtechen des Hügels von Pouilly in einer noch nicht beſtimmten Formation mehrere Wirbelknochen, ſo wie den Hüftknochen eines Thieres gefunden, das man für den Pleſioſaurus hält. (Echo du Monde Savant vom 14 December.)

Das Dampfboot der Präſident. Im Anfange dieſes Monats ließ man zu London dieſes Dampfboot von 2556 Tonnen vom Stapel laufen; ſeine Maſchinen ſollen von 600 Pferdekraft ſeyn. Es iſt etwas weniger lang als die Britiſh Queen, aber größer, da letztere nur 2015 Tonnen hat. Es iſt zur Fahrt zwiſchen London und New-York beſtimmt. (Engl. Bl.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 364.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

30 December 1839.

Die Melonengärten der Tataren und Kleinruſſen.

In dem ganzen Steppen-Süden Rußlands, von der Ukraine bis zum Pontus, findet man bei allen dortigen Bewohnern, Tataren, Kleinruſſen und Moldauern, eine eigenthümliche Art von Gärten verbreitet, welche die Landeskinder „Baſchtans“ *) nennen. Es ſind die Producte dieſer Baſchtans theils ſo innig mit dem Leben aller jener Völker verwebt, theils ſind ſie der Natur der Steppen ſo angemeſſen, und überhaupt ſo ſehr das in ſeiner Art Vollkommenſte, was die Steppen liefern, daß eine Darſtellung ihrer Cultur und ihrer Benutzungsweiſe als ein kleiner Beitrag für die Kenntniß der Natur und Bevölkerung jener Gegenden betrachtet werden mag.

Die Hauptgewächſe, die man in jenen Gärten pflegt, ſind Pflanzen, die zu den Cucurbitaceen gehören, Melonen, Arbuſen (Waſſermelonen), Gurken u. ſ. w., und auf ihre Erzielung, insbeſondere aber auf die der Waſſermelonen, die Lieblingsfrucht Süd-Rußlands, iſt es bei ihrer Anlage vorzugsweiſe abgeſehen, daher wir ſie denn auch Melonengärten nennen können. Außer ihnen erſcheinen aber in den Baſchtans auch noch folgende für einen Steppenhaushalt außerordentlich wichtige Pflanzen: Paradiesäpfel, Kürbiſſe, Pfeffer, Baklaſchan, Türkiſche Hirſe, Mais, Sonnenblumen, Zwiebeln, Rettig u. ſ. w.

Vor allen Dingen zunächſt von den Arbuſen (Waſſermelonen). Dieſe treffliche, ſaftreiche Frucht ſcheint die Natur faſt mit beſonderer Bezugnahme auf die Steppen geſchaffen zu haben. Denn, wie die Aloes in den Sandwüſten Afrika's und einige Cactusarten in den Llanos Südamerika's, welche ſorgſam koſtbares Naß für die dortigen Weſen hegen, ſo gedeihen die Arbuſen vorzugsweiſe ſchön in den wüſten trockenen Steppen, und ziehen gerade in den trockenſten Jahren vermittelſt ihrer magern und dünnen Stiele und Wurzeln ihre ſüßeſten und erquicklichſten Säfte zuſammen. Sie werden hier ſo groß, ſaftreich und ſüß, daß ſie als eine wahre Wohlthat für das Land betrachtet werden und als ein vortrefflicher Erſatz für gutes Quellwaſſer gelten können. Daß ſie auch vorzugsweiſe als Durſtlöſcher im Lande angeſehen werden, zeigt ſchon die Redensart der Tataren und Kleinruſſen, wenn ſie eine Arbuſe eſſen wollen. „Ach, ich bin erſtaunlich durſtig,“ ſagen ſie und verſpeiſen eine Arbuſe. Bei allem Frühſtücken und Mittagseſſen ſteht ihnen daher auch ſtatt der Waſſerflaſche eine Arbuſe zur Seite, deren kremeartig geronnenen Saft ſie zum Brode ſchlürfen. Sie haben eine eigene Weiſe, die Frucht anzuſchneiden, die ich beſchreiben würde, wenn es ohne Weitläufigkeit anginge. — Jedermann liebt und ißt dieſe erfriſchende Frucht, und ſie erſcheint regelmäßig auf der Tafel der Vornehmen, wie der Geringen. Viele Leute trinken ſo des Morgens Arbuſen, wie bei uns den Kaffee, und wenn Jemand über Land fährt, wird er gewiß nicht vergeſſen, ſich ein Paar Arbuſen in den Wagen werfen zu laſſen, die das vor den gläſernen Weinflaſchen voraus haben, daß ſie nie zerbrechen. Es gibt mehrere Orte in den Steppen, die ihrer guten Arbuſen wegen berühmt ſind, ſo in der Ukraine Tichwin, im Süden Akjerman u. a. Intereſſant iſt es, den Kennern beim Einkaufe auf dem Markte zuzuſehen. Sie wiſſen theils nach dem Aeußern jeder Frucht auf ihr Inneres zu ſchließen, theils nach dem Ton, welchen ſie gibt, wenn man mit dem Finger anklopft. Sie pochen daher überall an dem Haufen herum, bis ſie den rechten Klang treffen. Weil die Frucht zart iſt und leicht verdirbt, hat man natürlich auf Methoden gedacht, ſie zu conſerviren. Das Beſte ſoll ſeyn, ſie mit Thon zu umhüllen, und ſo im Keller aufzuſpeichern. Man kann ſie ſo bis in den Winter hinein friſch erhalten. Es gibt natürlich ſehr verſchiedene Arten von Arbuſen. Einige haben ein ganz weißes Fleiſch, einige ein gelbliches, einige ein roſenrothes.

Neben den ſüßen Saftquellen der Arbuſen ſind zunächſt die Melonen zu nennen, die auch in einer bei uns unerhörten Menge in den Steppengärten gezogen werden. Doch ſcheint es wohl, daß dieſe Frucht eine ſpeciellere Fürſorge und Pflege von Seiten des Gärtners verlangt, als ihr hier zu Theil wird, um einen gewiſſen Grad von Feinheit und Zartheit zu erlangen. Denn ſie gedeihen hier nicht zu der Güte, wie die Arbuſen.

Zahllos in den Baſchtans ſind die Varietäten der Kürbiſſe (tichwi). Nirgends ſieht man ſie weder von ſolcher Größe, noch

*) Wohl das verdorbene perſiſche „Boſtan.“

von so sonderbaren Formen. Einige sind aschgrau und so groß wie Mehlsacke. Einige haben bei einem Durchmesser von 1 bis 2 Zoll eine Länge von 2 Schuh. Einige zeichnen sich durch ihre Kleinheit aus, haben dabei ganz die Gestalt einer aus Holz gedrechselten Birne, andere sind rund und polirt wie Billardkugeln. Wieder andere, als wollte die Natur den Menschen zum Besten haben, haben aufs Härchen die Größe, Gestalt und Farbe der Apfelsinen. Die wunderbarste aber ist der Flaschen-Kürbiß, der in allen seinen Früchten die völlig genaue Nachahmung, oder besser gesagt, Vorbildung, eines gläsernen Riechfläschchens mit Stöpsel, Deckel, geschliffenen Buckeln, Fuß und sonstigem Zubehör zeigt. Die kleinen Spielarten der Kürbisse haben ein trockenes und holziges Fleisch, das nicht gegessen wird, und sie dienen daher nur zum Zierrath und Spielzeug. Die Apfelsinen-Kürbisse sieht man überall bei den geringen Leuten auf den Schränken zwischen Gläsern und Tassen stehen, wie in Holland die Meer-Konchylien. Die Flaschen-Kürbisse braucht man hie und da, wie die Kokosnüsse zu kleinen Geräthschaften.

Nach den Kürbissen kann man die Gurken nennen, die ebenfalls in den Steppenhaushaltungen, überhaupt in allen russischen Kellern und Küchen eine so bedeutende Rolle spielen, wie wir sie nicht kennen. Nichts ißt der Russe lieber, als Gurken, und selbst bei den Vornehmen wird häufig nichts als Gurken zum Braten präsentirt. Man sieht häufig Frauen und Mädchen, von welchem Stande es sey, im Garten Gurken pflücken und mit Lust wie Aepfel verspeisen. Wie sonderbar, daß solche speciellen Neigungen und Vorlieben sich oft so entschieden und constant zeigen.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Die hieraus entspringenden Geld- und Handelsfragen, so wichtig sie immerhin für den Einzelnen und für den Augenblick seyn mögen, haben in Vergleich mit den großen Fragen, welche unaufhörlich durch das Gegeneinanderstoßen der verschiedenartigen Bevölkerungen in Anregung gebracht werden, eine untergeordnete Bedeutung, und es ist nur merkwürdig, zu sehen, wie wenig Menschen die Bedeutung dieser Racenverhältnisse erkennen. Zwar in Nordamerika drangen sie sich mit jedem Augenblick auf, denn sie sind bereits zu praktisch geworden; aber auch hier fertigt man sie häufig mit vornehmem Wesen ab, und will mathematisch berechnet haben, daß die schwarze Bevölkerung Sklave und dienstbar bleiben müsse (s. Nr. 91), obwohl der Krieg in Florida, über welchen man durchaus keine Einzelnheiten, als hie und da eine blutige Mordgeschichte, mehr hört, die Furchtbarkeit der bevorstehenden Zukunft deutlich zeigen könnte. Dieser Krieg nimmt augenscheinlich den Charakter an, welchen auf Jamaica der Krieg der Engländer gegen die Marrons hatte: die Indianer und die zu ihnen geflüchteten Neger ziehen sich in unzugängliche Sümpfe und Wälder zurück, wohin die weißen Truppen, welche man gegen sie schickt, ihnen nicht folgen können. Die Amerikaner werden endlich genöthigt seyn, mit ihnen, wie die Engländer mit den Marrons, einen Frieden abzuschließen, und es kann eine freie, wilde Völkerschaft sich bilden, welche so leicht nicht durch die Ansiedlungen der Weißen ausgetilgt werden wird, weil hier die Weißen das Land nicht bauen können, die Verwendung der Neger aber, eben wegen der gefährlichen Nachbarschaft, sehr prekar bleiben muß. Werden die Bewohner der nördlichen Staaten stets gesonnen seyn, die Gefahren und Kosten welche der Zustand der Sklaverei in den südlichen Staaten hervorruft, fort und fort mitzutragen? Hier liegt die große Frage, an welcher die Union endlich scheitern kann, vielleicht scheitern muß. Die im Südwesten, jenseits des Missisippi in größerer Anzahl befindlichen Indianer, die zahlreichen Mischlinge, namentlich auch aus französischem und indischem Blut, die Mulatten und Neger des Süden, und endlich der Kern zu einer Marronbevölkerung im Südosten, in Florida, sind Symptome, welche wohl geeignet sind, die Aufmerksamkeit zu erwecken und den Glauben zu erschüttern, daß eine und dieselbe gleichartige Bevölkerung im Laufe des Jahrhunderts von der Hudsons-Bay bis zum mericanischen Golf und vom atlantischen bis zum stillen Ocean sich ausdehnen werde.

Eine andere Stelle, wo die Indianer in neuer Kraft aufzutauchen scheinen, ist Mittelamerika (s. Nr. 177): wir haben aus der Reise eines Hrn. Montgomery (Nr. 312 f.) einige Nachrichten über den oft erwähnten Carrera gegeben. Es ist ein Indianer, welcher im Dienste des Staats die Waffen führen lernte, und sie jetzt gegen den Staat selbst, im Interesse seines Stammes, freilich vor Allem im eigenen Plünderungsinteresse führt. Während des Revolutionskampfes sah man sich genöthigt, den Indianern die Waffen in die Hand zu geben, und gebrauchte sie gegen die Spanier; nun der Revolutionskampf vorüber ist, wollen die Creolen nach wie vor die mächtigen Herren spielen, und die Indianer in Unterwürfigkeit, ja zum Theil in Dienstbarkeit halten, ein Verfahren, dessen Lohn nicht ausbleiben kann. Vor einigen Jahren, als der Kampf zwischen den Centralisten und Föderalisten in Merico auf seiner Höhe stand, stellte der Staat von Zacatecas ein Heer von 6000 Mann, fast lauter Indianer, auf: sie zerstiebten vor der drei- oder vierfach schwächern Creolenarmee — aber hat die mericanische Revolution im Grito de Dolores einen andern Anfang genommen? Hat nicht damals auch das indianisch-kreolische Heer auf eine nur durch den Einfluß der Priester erklärbare Weise sich zerstreut, und doch haben am Ende die Spanier den Kürzeren gezogen. Wenn wir die etwas weitschweifige Reise nach der Südsee lesen (s. Ausflug nach der Südsee Nr. 91—95. 155—162. 169—173), so finden wir, wie dünn im Westen die Creolenbevölkerung ist, und wie die Indianer an Zahl und Bedeutung zunehmen. Dieses Mißverhältniß muß der Natur der Dinge nach steigen, und wenn gleich die reinen Indianer nicht so zahlreich wie die andern Racen sich fortpflanzen, so scheinen dagegen die Mischlingsracen desto lebenskräftiger.

Die Ansichten, wie wir sie hier über Amerika ausgesprochen, entscheiden großentheils über die Auswahl in den Mit-

theilungen, welche wir über die verschiedenen Theile zu machen haben. Von der eigentlich politischen Seite aufgefaßt, können nur die Vereinigten Staaten in Betracht kommen, und vielleicht noch Mexico, in den andern überragt das Racenverhältniß den Staatsverband, und sie verdienen mehr nur in geselliger Beziehung unsere Beachtung. Ja es möchte selbst hinsichtlich Nordamerika's keine so arge Ketzerei seyn, das Racenverhältniß über den Staatsverband zu setzen, denn, wenn in den Staaten südlich vom Potomak die Emancipation, unter was immer für einer Form sie wolle, Wurzel faßt, so haben in kurzer Zeit die Staaten nördlich von Potomak mehr Affinität mit den brittischen Colonien, als mit den Sklavenstaaten. Marryat spricht dieß sehr klar aus, wenn er die Unnationalität der Amerikaner (siehe Nr. 246) hervorhebt. Die verschiedenen Theile des Volks sind bekanntlich selbst in denjenigen Strichen, wo von Sklaven durchaus keine Rede ist, noch keineswegs zusammengeschmolzen, und man erkennt noch leicht den Holländer, den Deutschen, den Rundkopf und den Cavalier; der Grund ist einfach, die Menschen sind noch auf einem zu weiten Raume zerstreut, um sich gehörig an einander abzureiben und abzuschleifen. Diese Unnationalität thut natürlich auch der Einheit des Staates Eintrag, und wenn in einer vielleicht nicht allzufernen Zukunft die Sklavenfrage zur Entscheidung kommt, so wäre ein Anschließen der nördlichen Staaten an die brittischen Besitzungen, freilich nicht an den brittischen Scepter, im Gegensatze gegen die von Negern und Farbigen bewohnten Staaten, ein gar nicht so unwahrscheinliches Ereigniß, als es jetzt auf den ersten Anblick scheinen möchte.

Noch müssen wir des „fernen Westens" gedenken, der nach dem Ausspruch eines Amerikaners bald nicht mehr „ferne" seyn wird, und eines, wie die Amerikaner sagen, „riesenhaften Planes" zu einer kürzern und sichern Landverbindung mit Astoria, vermittelst des Missouri- und Columbiastromes, und einer Eisenbahn von etwa 100 (engl.) Meilen (s. Yankeebetriebsamkeit Nr. 168). Dieser „riesenhafte" Plan erscheint uns aber ein wenig chimärisch, denn abgesehen von der Schifffahrt, die auf den zahlreichen Fällen des Columbia etwas schwierig ausfallen möchte, müßte die Eisenbahn durch ein fast gänzlich unbewohntes, und zum größten Theil gar keines Anbaues fähiges Land geführt werden. Solche riesenhafte Unternehmungen mit der ungewissen Aussicht, den Chinesen — denn auf den Chinahandel ist es abgesehen — Baumwollenwaaren und dergl. für die 180,000 Kisten Thee und eben so viel Seide, die man von ihnen bezieht, zu liefern, möchten wohl ins Stocken kommen, ehe sie recht begonnen würden, um so mehr, als die Europäer keine Narren mehr seyn werden, den Amerikanern auf solche fabelhafte Unternehmungen hin noch 150 Millionen Dollars vorzuschießen. Die Phantasie der „Western-Men" hat bereits den weiten Raum der Prairieen mit Phantomen bevölkert (s. die gespenstischen Reiter Nr. 32—37), ob aber auch dieser glühende Trieb hinreichen wird, den Weg von Astoria nach dem obern Missouri mit solchen greifbaren Dingen, wie Eisenbahnen und chinesische Waarenladungen, zu versorgen, ist sehr ungewiß. Die Engländer scheinen eine solidere Bahn eingeschlagen zu haben mit ihrer Hudsonsbaygesellschaft, die inzwischen im Besitze von Astoria ist, und der es erst abgenommen werden müßte. Immer tiefer dringen die Niederlassungen und Factoreien dieser unternehmenden Gesellschaft in die Wälder Nordamerika's ein, und scheinen sich um die imaginäre Gränzlinie zwischen den Vereinigten Staaten und dem englischen Gebiete sehr wenig zu kümmern. Wir haben ein Bild von dem Leben und Treiben in jenen Factoreien und Ansiedlungen mitgetheilt (s. Jagdausflug in den fernen Westen Nr. 279—285), und wenn man gleich das Verfahren der Hudsonsbaycompagnie im tiefen Norden, wo sie die armen Indianer am Ende ihres mühseligen Jagdlebens in Hunger und Elend hinsiechen läßt, bitter tadeln muß, so sind sie doch weiter im Süden, wo die Natur ein reicheres Leben spendet, so gut „Pioneers" der Civilisation, als nur irgend die nach Westen vordringenden Yankee's. Letztere stehen gegen die Engländer in einem fühlbaren Nachtheil, denn auf dem zum Gebiete der Vereinigten Staaten gehörigen Theil der Felsengebirge ist ein breiter, ganz unfruchtbarer Gürtel, was weiter im Norden gar nicht, oder in viel minderem Grade der Fall zu seyn scheint: denn die Verbindung zwischen Astoria und Canada ist vergleichungsweise leicht, während alle uns bis jetzt zu Gesicht gekommenen Schilderungen des Wegs, den man von den Vereinigten Staaten nach dem Laufe des Columbia zurückzulegen hat, von sehr bedeutenden Schwierigkeiten reden, die jedenfalls zwischen den Ansiedlungen der Amerikaner diesseits und jenseits der Gebirge eine sehr große Kluft lassen, und letztere somit in hohem Grade isoliren müßten.

(Schluß folgt.)

Tino.

(Schluß.)

In geringer Entfernung vom Dorfe Pyrgo liegen in den Gebirgen einander gegenüber zwei Klöster. Das eine war 1837 ohne Bewohner, das andere, der heiligen Jungfrau geweiht, enthielt damals vier Nonnen, von denen zwei, Türkinnen aus Anatoli, die vor kurzem Christinnen geworden, im Begriffe standen, mit Erlaubniß des Patriarchen zu Konstantinopel das Kloster zu verlassen, um in den heiligen Ehestand zu treten; die dritte war alt und schwach, die vierte aber, Schwester Christina, von mittlerem Alter und recht hübsch. Ich besuchte das Kloster am Morgen nach meiner Ankunft im Dorfe in Gesellschaft des Michael Ekonomo Mavromara, den ich schon erwähnte, und der eine Taufhandlung vollziehen wollte, die erste, die ich in Griechenland sah.

Sobald die Gesellschaft ankam, fing die Ceremonie an. Ehe man die Capelle erreichte, wurde der Talisman, den das Kind bisher getragen hatte, nach dem Volksgebrauche von seinem Halse geschnitten. Die Taufpathe nahm dann das Kind in ihre Arme und blieb an der Thüre der Capelle stehen, indeß der Priester, der in der Kirche wenig Schritte vom Eingange entfernt stand, einige kurze Gebete las. Darauf trat er herzu, hauchte das Kind an und machte mit dem Daumen und zwei Fingern seiner rechten Hand, die er fest zusammendrückte, mehrmals das Zeichen des Kreuzes auf seinen Körper, nahm es dann in seine Arme und trug es an den Altar, wo, vielleicht erschrocken über seinen großen grauen Bart, das Kleine laut zu schreien anfing. Unter

fortdauerndem Gebete wurden dem Kinde seine Kleider ausgezogen, ein Gefäß war mit warmem Wasser angefüllt worden, und der Priester wusch es mit Seife von Kopf zu Fuß. Darauf machte er wieder mit einer Wachskerze das Zeichen des Kreuzes über den Körper des kleinen Mädchens, legte ihm wieder die Kleider an, schnitt ihm einige Haare ab und trug es drei verschiedene Male um den Taufstein, begleitet von der Taufzeugin, die zwei brennende Wachskerzen von ungeheurer Größe trug, und dem Taufzeugen, der eine dritte in der Hand hielt. Als dieß geschehen, wurden die Lippen des Kindes auf die Bildnisse des Heilandes und der Jungfrau gedrückt, und die Handlung war geschehen. Während der Ceremonien war der Vater nach dem Namen des Kindes befragt worden, und er hatte einen so langen genannt, daß er für eine Kaiserin gepaßt hätte, da die gewöhnliche Benennung Dutu, Papagai, ihm nicht anstand. Als die Versammlung die Capelle verließ, gingen sämmtliche Anwesende in ein oberes Zimmer des Klosters, um Kaffee zu trinken, den die Nonnen für uns gemacht hatten, und die Taufzeugin gab jedem der armen Weiber des Dorfes, die der Taufe beigewohnt hatten, 10 Leptas.

Am Abend gaben die Eltern einen Tanz in Okomaria, d. h. sie gaben das Zimmer her und hatten Spielleute bestellt, die von den Tänzern bezahlt wurden, wie denn auch jeder der Anwesenden sich mit den nöthigen Lebensmitteln versehen hatte. Die Nichttanzenden sahen anfangs zu, schliefen aber endlich ein trotz des Tumultes, der sie umgab, bis die Tänzer ihre Lust gebüßt hatten und sich zum Fortgehen rüsteten, worauf Kaffee gemacht wurde, und die Gesellschaft sich trennte.

Am Tage nach der Taufe durchstreifte ich ein wenig die Gegend, und trat in die kleine Kirche St. George, die einen Blick auf die Meerenge zwischen Tino und Andros eröffnet. Ich fand eine Gesellschaft Holzschlägerinnen darin, die eben eine Kerze vor dem Bilde des Schutzheiligen angezündet hatten. In den Bergen trifft man viele dieser kleinen Kirchen an, die stets offen stehen, doch nie beraubt werden. Oel und Lichter findet man in ihnen stets vorräthig, damit Niemand die Gelegenheit entschlüpfen zu lassen braucht, seinen Heiligen zu verehren, denn die Kirchen liegen oft weit von den Dörfern entfernt und werden nicht oft von den Priestern besucht. Als die Holzschlägerinnen (denn die Männer sind nur mit der Zucht der Heerden, oder als Kärrner, oder außer dem Hause als Handwerker und Handelsleute beschäftigt, und lassen die Sorge für die Wirthschaft in und außer dem Hause den Weibern) ihre Andacht verrichtet hatten, ging auch ich aus der Kirche, und als ich neben ihnen herschritt, riethen sie mir ab, in die Berge zu gehen, da jetzt eine ungeheure Schlange sie unsicher mache, die sie mir als höchst furchtbar beschrieben. Daß viele Schlangen in Tino sind und waren, kann nicht geläugnet werden; sie hieß ja eben deßhalb früher Ophiussa. Dessen ungeachtet ließ ich mich nicht abschrecken, und verfolgte meinen Weg nach der Quelle Kafi Skala, obgleich mir gesagt wurde, daß namentlich in der Nähe derselben die Riesenschlange häufig gesehen werde. Ich traf sie nicht. Unter den zahlreichen Quellen, die ihrer heilenden Kraft wegen in Tino berühmt sind, ist diese die berühmteste. Sie entspringt auf einer ziemlichen Anhöhe, eine Wegstunde von Pyrgo entfernt, wo sie aus einem Felsen hervorsprudelt. Doch braucht man ihr Wasser, außer in Krankheitsfällen, nur selten, da, wie schon gesagt, an trefflichem Wasser die Insel großen Reichthum hat.

Die Mädchen des Dorfes Pyrgo sind sehr thätig. Gewöhnlich stehen sie schon um 4 Uhr des Morgens auf, wo sie sich mit Handschuh- und Strümpfestricken beschäftigen, wenn sie aus der Kirche kommen; um 7 Uhr wird gefrühstückt; um 8 Uhr gehen sie aus Holz oder Wasser zu holen, und helfen, wenn sie zurückkommen, bei der Bereitung des Mittagessens, das gewöhnlich um 12 Uhr stattfindet, Nachmittags verrichten sie einige Geschäfte in der Wirthschaft, oder gehen mit der Wäsche des Hauses an die Waschplätze hinab, und kommen zeitig zum Nachtessen wieder, worauf getanzt oder zu einer Nachbarin gegangen wird, um zu schwatzen, und ehe sie sich niederlegen, wird Kaffee gebrannt und gemahlen, Brod gebacken und Anderes für den Morgen vorbereitet. Die Männer sind stets in den Werkstätten, oder arbeiten in den Gärten oder Steinbrüchen. Um Holz herbeizuschaffen, müssen sie in die Berge gehen, das meist drei Stunden erfordert. Gewöhnlich versammeln sich in dieser Absicht Gesellschaften von 8 bis 10 Mädchen, die zu ihrer Erquickung einige getrocknete Feigen hart wie Wallnüsse, zu sich stecken und ein wenig Brod, nur sehr selten Fleisch. Das Holz wird nur zum Kochen verbraucht, zum Heizen der Zimmer braucht man Holzkohlen in irdenen oder kupfernen Mangals.

Wegen der großen Menge von Fasttagen, die von den Griechen sehr strenge gehalten werden, trifft der Fremde höchst selten Fleischspeisen an, und hat er Appetit danach, so ist das einzige Mittel, sich ein ganzes Schaf zu kaufen und es schlachten zu lassen. Der Preis ist äußerst gering, denn ich bezahlte für eines von 12 Pfund Gewicht 10 Pence (30 Kreuzer); theurer waren die Seekrebse, trotz der Nähe der See. Wein ist sehr wohlfeil, doch trifft man selten Betrunkene an; Brod aber wird gar nicht öffentlich verkauft, obgleich Pyrgo 1857 5000 Einwohner zählte, weil jede Familie ihren Bedarf selbst bäckt, und zwar von trefflichem Geschmack. Butter und Käse sind herzlich schlecht, doch der Honig besser als irgendwo im Archipelagus.

Okomaria oder Pyrgo hat 15 Kirchen, doch nur eine hat einen Begräbnißplatz, die Kirche der Verklärung Christi am einen Ende des Dorfes, dicht bei dem großen Schulhause, worin nach dem Lancaster'schen System 150 Knaben und 20 Mädchen unterrichtet werden. Sie lernen nur Alt- und Neugriechisch, Schreiben und Rechnen. Die beiden Lehrer, welche diese Anstalt leiten, erhalten monatlich 80 Drachmen aus den Kirchenfonds, und von jedem Schüler 10, 15, auch 20 Leptas, je nach dem Vermögen der Eltern.

Die Marmorbrüche, die fast eben so geschätzt sind als die von Poros, liefern treffliche Grabsteine, auf denen gewöhnlich das Gewerbe des Todten in Figuren, die damit in Verbindung stehen, angezeigt wird. Nur eines ist verletzend für das Gefühl. Nahe beim Eingange in den Kirchhof sieht man zwei Gruben voll Gebeine von Männern, Weibern und Kindern bunt durcheinander geworfen. Denn alle 25 Jahre werden die Gräber geöffnet, und was man darinnen findet, in jene Gruben geworfen, das Grab aber für andere Todte verbraucht — ein Gebrauch, der nur in Neapel noch gefunden wird.

Seetiger. Ein ganz ungewöhnlicher Fisch wurde in der Nähe von Havre gefangen. Er hatte die Gestalt eines Seelöwen, die Haut hatte aber regelmäßige Flecken wie ein Tigerfell, weßhalb einige Personen ihn Seetiger nannten. Er wurde am 4 December nach Paris gesandt, um daselbst näher untersucht zu werden.

(Echo du M. S. 18 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 365.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

31 December 1839.

Rückblicke.

(Schluß.)

Unſere Mittheilungen über Europa haben immer einen höchſt fragmentariſchen Charakter getragen: wo das Leben einerſeits in ſo mannichfachen Richtungen ſich äußert, und doch wieder ein gemeinſamer Grundzug der Bildung durch alle weſteuropäiſchen Völker hindurch geht, andrerſeits aber eine Menge Gegenſtände dem Gebiete der Tagespolitik zufallen, da iſt die Auswahl deſſen, was mitgetheilt werden ſoll, ziemlich ſchwer, und wird es in immer höherem Grade, da eine Fluth von Zeitſchriften und Büchern heißhungrig über jeden auftauchenden Gegenſtand herfällt. Die gemeinſame Grundlage der weſteuropäiſchen Bildung hat das Verführeriſche, daß man allenthalben Aehnlichkeiten und Anklänge findet oder zu finden glaubt, und die noch aus dem 18ten Jahrhunderte herüberwirkende Philoſophie, welche den Menſchen zu einem Caput mortuum macht, das ſich in alle Formen gießen laſſe, hat zu jener Verkennung der nationellen Unterſchiede und zu der Syſtemſucht geführt, welche die Kraft alter Sitten und die eingebornen Stammeseigenthümlichkeiten verkennt. Daran leidet bekanntlich Frankreich am meiſten, und die dort herrſchende Uniformitätsſucht hat ſein Staatsleben trotz aller Preßfreiheit zu einer todten Maſchinerie gemacht. Indeß iſt doch auch Frankreich auf dem Wege, dieſem ſeelenloſen Treiben zu entſagen. Unſere Mittheilung über die Racenverſchiedenheit in Frankreich iſt einer franzöſiſchen Schrift entnommen, und was wir über die Departementalpreſſe (ſ. Nr. 213—220), ſo wie über Literatur und Kunſt in den Provinzen (ſ. Nr. 280—288) mitgetheilt, zeigt doch wenigſtens wieder einen erneuten Anfang des faſt erſtorbenen Provinciallebens. Dieſes iſt jedoch nur in den höheren und mittleren Claſſen in dieſer Art erloſchen, in den untern iſt noch mancher alte Reſt rege, wie die Skizzen aus den Pyrenäen (ſ. Nr. 4—9, 10, 38 f., 50—53, 60—63), Volksthümliches aus der Umgegend von Mantes (ſ. Nr. 20, 21), die Reiſen in der Bretagne (ſ. die Monate März und April) und die Briefe über die heutige Provence (ſ. Nr. 221 ff.) zeigen. Aber nur ſchwach ſind die Anfange, um ſie zu einem Leben der neueren Zeit, zur Thätigkeit in Wiſſenſchaft und Kunſt emporzubringen, und ſo lange dieß nicht geſchehen iſt, darf man ſich über das Herabkommen der Literatur (ſ. Buchhandel und Literatur in Frankreich Nr. 245 f.) nicht wundern.

Zudem geht in Frankreich allmählich eine eigenthümliche Veränderung vor. Wir haben oben der Racenverſchiedenheit gedacht, und in jenem Aufſatze erwähnt, daß der einheimiſche Stamm den eingedrungenen, wenn auch erſt im Laufe mehrerer Jahrhunderte, abſorbire, und dann faſt in ſeiner urſprünglichen Geſtalt wieder erſcheine; ſollte das mannichfach bemerkte Kleinerwerden der Race (ſ. Nr. 94) zum Theil auch darin ſeinen Grund haben, daß das gallo-römiſche Element das germaniſche mehr und mehr wieder ausmerzt? In anderer Beziehung iſt dieß entſchieden der Fall: die germaniſchen Einrichtungen begünſtigen mehr den Ackerbau und die Ackerbaubevölkerung, die gallo-römiſchen in weit höherem Grade das ſtädtiſche Leben. Indeß fangt man in Frankreich an, das Nachtheilige und Gefährliche dieſes Uebergewichts des ſtädtiſchen Lebens zu fühlen; ſo ſagt der Schriftſteller Guerouit: „die Anhäufung der Manufacturbevölkerung in den Städten iſt gegenwärtig die Quelle großer Nachtheile, abgeſehen von den Stadtauflagen auf die erſten Lebensbedürfniſſe, welche die Folgen haben, dem Arbeiter den Lebensunterhalt zu vertheuern und zu verſchlechtern, oder ohne Nutzen für ihn den Arbeitslohn zu erhöhen, was geſchieht dann, wenn eine unerwartete Kriſe plötzlich zu einer Suspendirung der Arbeiter nöthigt? Wie kann man 20, 30, 40,000 Menſchen plötzlich eine andere Arbeit verſchaffen? in rein menſchlicher und politiſcher Hinſicht iſt dieß ein arger Uebelſtand und eine Gefahr für die Geſellſchaft.“ In Frankreich iſt es nicht, wie in England, die Uebervölkerung, welche die Arbeiter vom Lande in die Stadt treibt, ſondern Verhältniſſe, welche dem Landmann das Leben in der Stadt vortheilhafter und angenehmer erſcheinen laſſen. In den Briefen über die heutige Provence (ſ. Nr. 221) heißt es ausdrücklich: „gegenwärtig wird der Ackerbau immer mehr vernachläſſigt; manche halten ihn für die niederſte aller Beſchäftigungen, und ſehen ihn über die Achſeln an.“ Auch der Finanzminiſter von Frankreich hat dieß offen auf der Tribune anerkannt. Wie ganz

anders ist dieß in England, und wie sehr muß diese Grundverschiedenheit auf das gesellschaftliche und auf das politische Leben einwirken.

Die Achtung, in welcher der Ackerbau in England steht, ist ein Hauptgrund, weßhalb dort die Centralisation nie in dem Maaße um sich greifen kann; man drängt sich nicht in gleichem Maaße zu dem Städteleben, also auch nicht zum Leben in der Hauptstadt, und England hat sich darum nicht bloß in weit höherem Grade seine Provincialeigenthümlichkeiten gerettet, sondern es herrscht auch ein ganz anderes wissenschaftliches und intellectuelles Leben daselbst. Versammlungen, wie die der Naturforscher in England, verdienen in der That die Bewunderung der Mitwelt, denn es ist wirklich erstaunlich, wie hier aus allen Theilen Englands sich wissenschaftliche Männer zusammen finden, und ihren Antheil zu dem großen Zwecke beitragen, alle intellectuellen Kräfte zur Vermehrung des Nationalreichthums und der Nationalmacht, so wie zur Förderung rein wissenschaftlicher Zwecke anzustrengen. Wir konnten uns nicht enthalten, aus den Verhandlungen dieser Gesellschaft (s. Nr. 264. 266 ff. 287. 292 f.) einzelne allgemeiner interessante Gegenstände mitzutheilen, um den Geist der Forschung und des materiellen wie geistigen Fortschritts zu zeigen, der sie belebt. Anerkennung verdient auch, daß sie — was in England nicht wenig sagen will — den Verketzerungen engherziger Frömmelei sich entgegen zu stellen wagt.

England ist es auch hauptsächlich, welches die Fortschritte der Dampfschifffahrt in größerem Maaßstabe in Anwendung bringt. Wir haben in diesem Jahre zwar keinen solchen Fortschritt anzuführen, wie ihn die Dampfschifffahrt im vorigen Jahre gethan, da sie zum erstenmal das atlantische Meer durchschnitt, aber doch ist Manches geschehen, was sie fördern muß. Die Regierung hat, aufmerksam durch die zahlreichen Unfälle (s. Nr. 18, 196), eine Commission niedergesetzt, um die Ursachen derselben zu untersuchen, und diese hat (s. Nr. 322) bis zur Evidenz herausgestellt, daß dieselben nicht in der Anwendung der Dampfkraft überhaupt ihren Grund haben, sondern fast allein aus Nachlässigkeit entspringen. Ueber die Mittel zur Abhülfe ist man freilich noch nicht einig, aber es wird wohl darauf hinauskommen, daß man Inspectoren anstellt, um jedes neue Dampfboot vor dem ersten Gebrauche, und überhaupt alle Dampfboote in gewissen Zwischenräumen einer genauen Untersuchung zu unterwerfen. Dieß wird um so nöthiger, als die Anwendung des Dampfes mit jedem Tage steigt. Abgesehen von den ungeheuren Dampfbooten, die brittische Königin (siehe Nr. 190) und der Präsident (s. Nr. 363), werden jetzt auch wieder eiserne Dampfboote (s. Nr. 53. 240) in größerem Maßstabe gebaut: man ist auf die Idee gekommen, statt der Räder eine in der Nähe des Steuerruders angebrachte mächtige Schraube (s. Nr. 302) anzuwenden, und geht stark mit dem Plane um, Dampfkraft und Segelkraft theils zugleich, theils abwechselnd zu gebrauchen, wovon namentlich die Absendung des Schiffes Vernon nach Indien (s. Nr. 266) ein merkwürdiges Beispiel liefert, indem hier die Dampfkraft nur zur Aushülfe bei Windstille oder conträrem Winde in Anwendung kommen soll, nicht aber continuirlich, da eine fortdauernde Anwendung desselben allzu viel Raum für Maschinen und Kohlen erfordert, als bei gewöhnlicher Ladung sich nutzbringend erweisen kann. Eine solche theilweise Anwendung der Dampfkraft beabsichtigt man auch bei Linienschiffen (s. Nr. 299), wie man denn überhaupt Anstalt macht, die Dampfkraft im nächsten Kriege in möglichstem Umfange anzuwenden (s. Nr. 91). Hieher gehört auch eine schon bei dem großen englischen Kriegsdampfboot Medea versuchte Einrichtung, die Räder wegheben zu können, und das Dampfboot als Segelschiff einzurichten; diese Einrichtung soll aber mit großer Mühe und Gefahr verbunden gewesen, auch nur sehr langsam vor sich gegangen seyn; jetzt aber hat ein französischer Marinelieutenant, Namens Janvier, eine andere Methode (s. Nr. 363) erfunden, wo sich das Abheben der Räder (und wahrscheinlich auch das Vertauschen mit andern, im Falle das eine zusammengeschossen würde) mit großer Leichtigkeit und Schnelligkeit nach dem Commando bewerkstelligen lasse; die Franzosen scheinen überhaupt äußerst bemüht, den Engländern es in der Dampfschifffahrt wo möglich gleich zu thun, da sie wohl erkennen, welch eine Ueberlegenheit eine Dampfflotte im nächsten Kriege haben wird. Merkwürdig ist, daß man bei allen ungemeinen Fortschritten der Dampfschifffahrt noch immer nicht im Klaren ist, welches Verhältniß der Dampfkraft zum Tonnengehalt am meisten Vortheile bietet, und in welchem Verhältnisse der Kohlenverbrauch zur größern oder geringern Geschwindigkeit des Dampfschiffes steht (s. Nr. 273).

Dem Streben der Engländer nach außen sind wir auf unserer Wanderung durch die verschiedenen Welttheile allenthalben begegnet, allenthalben haben sie Verbindungen angeknüpft, und ein unermeßlicher Handel ist ihnen zum Bedürfniß geworden. Nachdem sie fast überall, wohin sie mit ihren Schiffen dringen konnten, ihrem Einfluß nach und nach Zugang verschafft, hören wir in neuern Zeiten wieder mehr von Reisen im Innern der Länder; außer Vigne, der tief in Tibet eingedrungen (s. Nr. 331), Todd Holroyd, der in Sennaar einige Zeit sich aufhielt (s. Nr. 32), scheint in neuester Zeit namentlich Kleinasien und Kurdistan ein Hauptziel der Bestrebungen geworden zu seyn. Außer Th. Fellowes (s. Nr. 118) und Hamilton, dessen wir schon im vorigen Jahre gedacht, hat nun auch die Gesellschaft der HH. Ainsworth, Russell und Rassam (s. Nr. 162) sich nach Kurdistan aufgemacht, Wildraham hat einen Theil des Landes durchzogen (s. Nr. 309), Rawlinson hat die Zagroskette durchwandert (s. Nr. 57. 118.), James Brant hat mehrere noch unerforschte Gebirgsstriche untersucht (s. Nr. 35), und der Besuch der Sindscharberge von Mesopotamien her (s. Nr. 197) führte in dasselbe Gebiet. Der Grund aller dieser Reisen liegt nahe: man will das Gebiet kennen lernen, wo sich in einer nicht fernen Zukunft das Schicksal des Orients entscheiden muß. Man hat schon oft, und nicht ohne Grund, England mit Phönicien zur Zeit seiner größten Handelsmacht verglichen: Phönicien war allem Anschein nach übervölkert, wie England, und diese Uebervölkerung führte zu den zahllosen Unternehmungen in die Ferne, nur steht England gegen Phönicien in Einer Beziehung im Nachtheil, daß nämlich die benach-

Digitized by Google

Da in diesen Gärten kein perennirendes Gewächs vorkommt, sondern Alles darin nur vom Frühlinge bis zum Herbst dauert, so werden sie alle Jahre von neuem angelegt. Gewöhnlich bereitet sich jeder Steppenbewohner in der Nähe seines Hauses oder auch im Felde seinen eigenen kleinen Baschtan, in welchem er sich seine genannten Lieblingsfrüchte zieht. In der Nähe der Städte aber macht das Anlegen dieser Gärten und die Cultur ihrer Gewächse ein eigenes nicht unbedeutendes Gewerbe aus, mit dem sich bei Odessa namentlich die Bulgaren *) befassen. Diese Leute miethen ein Stück Landes von 6 bis 10 Morgen Größe, versehen sich mit den nöthigen Sämereien, bauen sich in der Nähe ihres Gartens eine Sommerhütte, und beginnen im Anfange Aprils ihre Arbeiten. Sie wählen gewöhnlich altes hartes Steppenland, weil in dem weichen mehr Unkraut wächst, brennen das Gras ab, außer dessen Asche aber sonst kein Dünger nöthig ist, und setzen die verschiedenen Samen einen jeden zu seiner Zeit ein. Das Ganze ist gewöhnlich nicht in Felder und Beete abgetheilt, daher denn ein Baschtan der bunteste Gemüsegarten von der Welt. Im Frühling umstellen sie das Ganze mit Fallen, der überall in den Steppen so häufigen Erdhäschen (Susstik; Citillus vulgaris) wegen, welche die Melonenkerne sehr lieben, bitten den Himmel anfangs um etwas Regen, und nachher um andauernde Trockenheit. Der Arbeiten sind dabei sehr wenige, und wenn sie in ihren Hütten nicht schlafen, so umwandeln die Baschtaniks (so nennt man diese Art von Gärtnern) ihre Gärten bloß zur Bewachung. Im Spätsommer beim Reifen der Melonen haben sie dieselben besonders gegen die überall in den Steppen herumstreifenden Hunde zu schützen, welche die Melonen mit Begierde fressen. Anfangs October ist Alles abgeerntet und dann geht schon wieder das Vieh auf dem Gartenboden. In guten Jahren, die im Ganzen trocken und zur rechten Zeit feucht sind, lohnt sich das Geschäft der Baschtaniks bedeutend. Doch geht es ihnen zuweilen auch schlimm, wenn die Ernte mißräth, weil ihre Auslagen für die Sämereien groß sind. Die Miethe des Landes kommt dabei weniger in Betracht, weil ihr Betrag äußerst gering ist. Selbst in der Nähe von Odessa pachtet man noch für einige wenige Rubel eine ganze Partie Morgen des besten Landes. — Natürlich erscheinen hie und da je nach der geographischen Lage und je nach den Sitten der Gegend noch einige Besonderheiten in der Cultur der Baschtans. Hier bleiben einige Pflanzen weg, dort werden einige hinzugefügt. Allein im Ganzen kann man annehmen, daß von den Gränzen des chinesischen Reiches bis zu denen Oesterreichs, bis zu den Karpathenländern im Wesentlichen diese Art von Gemüsegärten dieselbe bleibt.

(Berghaus Annalen. Oct. 1859.)

*) Es gibt im südlichen Rußland mehrere bulgarische Colonien.

Allan Cunningham.

Briefe von Australien melden den Tod des Hrn. Allan Cunningham am 27 Junius d. J. Er wurde durch fortdauernde Erkältungen in der Regenzeit während seinen letzten unglücklichen Reisen in Neuseeland herbeigeführt. Allan Cunningham stand in seinem 48sten Jahre, und hatte 25 Jahre in wissenschaftlichen Untersuchungen in Brasilien, Neuholland und den benachbarten Inseln zugebracht. Im Jahre 1814 erhielt er den Auftrag, für die königlichen botanischen Gärten in Kew zu sammeln, und verließ in Gesellschaft des Hrn. Bowin England, um sich nach Rio zu begeben, nachdem er durch den verstorbenen Sir Joseph Banks vom portugiesischen Gouvernement die Erlaubniß erlangt hatte, das Innere zu bereisen. Unterwegs hielten sich die Reisenden in St. Paul einige Zeit auf, und brachten schätzbare Sammlungen zusammen, die nach Kew überschickt wurden. Nach einem Aufenthalt von zwei Jahren in Brasilien trennte sich Cunningham von seinem Gefährten und schiffte sich nach Sydney ein, wo er 1817 ankam. Bald nachher schloß er sich dem Generallandmesser Hrn. Oxley auf seiner Reise nach dem Fluß Lachlan an, und bei seiner Rückkehr begleitete er den Capitän Philipp Parker King auf seinen vier Inspectionsreisen an den nördlichen und nordwestlichen Küsten von Neuholland. Diese Reisen dauerten bis 1822, worauf Hr. Cunningham eine Reihe von Reisen ins Innere unternahm, auf denen er reiche Sammlungen von Pflanzen machte. Später besuchte er Neuseeland, Vandiemensland und die Insel Norfolk, unternahm mehrere Reisen durch den District Liverpool Plain und das Land Moreton Bay, eben so fruchtbar für Botanik als Geographie, denn er entdeckte zuerst den Paß in die Liverpool Plains und den Zusammenhang der Moreton-Bay mit der Colonie Sydney.

Im Jahre 1850 kehrte Hr. Cunningham nach England zurück; als aber sein Bruder R. Cunningham von den Eingebornen erschlagen worden, während er den Major Sir T. L. Mitchell auf seinem Zuge nach dem Flusse Darling begleitete, erhielt er die Stelle eines Colonialbotanikers, die jener gehabt hatte, und kehrte 1857 nach Australien zurück. Da diese Stellung ihm in seinen Untersuchungen nicht günstig war, gab er sie noch in demselben Jahre auf, und schiffte sich im Mai 1858 nach Neuseeland ein, wo er bis zum October blieb, und mit einer zerrütteten Gesundheit nach Sydney zurückkehrte. Wenig Männer haben mehr für Botanik und Geographie gethan, und sein Verlust wird von Allen, die ihn kannten, schmerzlich betrauert werden.

Christenverfolgung in Cochinchina. Das Asiatic Journal vom November bringt den Auszug eines Briefes aus Ober-Cochinchina vom 5 Januar 1859, welcher nachfolgende Aufzählung der Opfer macht: 2 italienische Bischöfe, 5 Dominicaner-Priester und 7 eingeborne Priester wurden im Julius 1858 hingerichtet. Am 21 September 1858 wurden ein französischer Priester und ein cochinchinesischer Schüler strangulirt; am 24 November wurde ein französischer Priester in Tonkin enthauptet und zwei tonkinesische strangulirt; ein französischer Bischof starb vor Elend und ein anderer verhungerte in den Gebirgen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 147 u. 148** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Der Alchymist.** (Schluß.) — **Ernst, das Chartisten-Epos.** (Schluß.) — **Der Regenbogen.** Von Campbell. — **Schottisches Lied.** Von einem 20jährigen Bauernburschen, in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts.

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Umschlag zum Monat December und Jahresregister.)

Digitized by Google